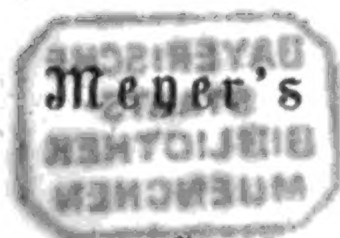


Conversations-Lexikon







Meyer's

Neues Konversations-Lexikon.

Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Buchhandel — Cronegk.



Neues

Konversations-Lexikon

für alle Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern

und unter der Redaktion der Herren Dr. L. Köhler und Dr. Krause

herausgegeben

von

H. J. Meyer.

Diesem Wörterbuch des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

120 Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, 123 Karten für alte und neue, geographische und physikalische Erdbeschreibung.

Vierter Band.

Buchhandel — Cronegk.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1858.

Meyer's Konversations-Lexikon.

B.

Buchhandel, der Handel mit den Erzeugnissen der Literatur. Er entsteht nur da, wo das Bedürfniß nach den schriftlichen Mitteln der Erkenntniß allgemeiner zu werden anfängt. Daher hatten die theokratischen Staaten des Alterthums keinen B.; alles Wissen war hier ausschließliches Eigenthum einer Kaste und erbte durch die in den Tempeln verwahrten schriftlichen Urkunden oder durch mündliche Tradition und Lehre in derselben fort; das Volk in absoluter Unwissenheit zu halten, war oberster politischer Grundsatz. Erst von der griechischen Kultur datirt das häufigere Vorhandenseyn von Büchern, und mithin auch der B. Athen und andere große griechische Städte hatten schon frühzeitig Manuskriptenhändler und Athen sogar einen eigenen Büchermarkt, wo die Verkäufer ihre Abschriften feil zu halten pflegten; sie werden schon um 400 v. Chr. erwähnt. Dieser Manuskriptenhandel fand bald auch in den griechischen Kolonialstädten Eingang, wo demselben ebenfalls besondere Plätze angewiesen wurden. In Rom bildeten die Buchhändler (Bibliopolae) ein angesehenes Gewerbe und unterhielten eine Menge Sklaven und Lohnschreiber zum Kopiren der Handschriften; letztere hießen Librarii und, wenn sie ältere Werke abschrieben, Antiquarii. Gegen das Ende der Republik artete das Geschäft in sofern aus, als die Librarii und Antiquarii häufig selbst die Bücher, welche sie abschrieben, verkauften und damit handelten, und daher kam es, daß schon zu Cicero's Zeit der Name Bibliopolae für Buchhändler zu verschwinden anfängt und der der Librarii für Buchhändler, die mit neuen Werken, und Antiquarii für solche, die mit alten Büchern handeln, an seine Stelle tritt. In Rom, dem Mittelpunkt der Literatur und des B.s des Weltreichs, war die Zahl der Buchhändler sehr groß. Sie unterhielten regelmäßige Verbindungen mit den Großstädten des ganzen Reichs und errichteten dort Niederlagen und Magazine. Lyon (Lugdunum) war schon frühzeitig nächst Rom als Sitz der unternehmendsten Buchhändler bekannt. Die Buchhändler der altrömischen Welt besaßen nicht nur Magazine, wo man alle neuern und alten Schriften der Römer und Griechen in Abschriften der verschiedensten Qualitäten und zu den verschiedensten Preisen vorräthig fand, sondern auch Lesekabinette und Salons, wo sich die Gelehrten des Orts treffen und unterhalten konnten. Neue Werke wurden durch Plakate an den Ladenthüren und Straßenecken angezeigt, oder wohl auch von dem Buchhändler (Verleger) durch öffentliche Ausrufer bekannt gemacht. Als nach dem Sturze des weströmischen Reichs die Sitze der Wissenschaft verödeten oder verwilderten, hörte der B. im Abendlande auf und die Klöster übernahmen die Funktionen der alten Librarii und Antiquarii, indem sie für den ganzen Bedarf an Büchern sorgten. Nur in Konstantinopel und Alexandrien hatte der B. noch einen Markt, und später begünstigte das arabische Khalifat den Bücherverkehr, und schon fand ein solcher in Bagdad, Kairo und Cordova Statt, als die ganze übrige Welt noch in tiefer Finsterniß begraben lag. Nachdem der Glanz des Khalifats erloschen war, fing es endlich wieder im Westen zu tagen an; es gab in Paris, in Rom, in den norditalienischen Freistaaten wieder Buch-, oder vielmehr Manuskriptenhändler, deren Geschäfte bald einen solchen Aufschwung nahmen, daß sie durch besondere Verordnungen geregelt werden mußten. Ein Statut der pariser Universität unterscheidet Stationarii, eigentliche Buchhändler, welche Bücher für eigene Rechnung kauften und abschreiben ließen u. wieder verkauften oder verliehen, und Librarii, bloße Büchermäkler, welche gegen gewisse Procente Bücher von jenen nahmen, um sie abzusetzen. Beider Gewerbe ward, da man sie als Angehörige der Universität betrachtete, von dieser beaufsichtigt. Auch in anderen, als Universitätsstädten, namentlich in Italien, kam ein solcher Manuskriptenhandel in Aufnahme, bis demselben durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, von der der eigentliche B. datirt, ein Ende gemacht ward. Die ersten Buchdrucker waren zugleich Buchhändler, indem sie für die Erzeugnisse ihrer Pressen Absatz suchen mußten. Sie besuchten die Messen fremder Länder, und die Unternehmendsten errichteten in weiter Ferne Niederlagen und Kommanditen. Einer der thätigsten und unternehmendsten Buchhändler seiner Zeit war Ant. Coburger (Koberger) in Nürnberg (1473—1513), welcher an 24 Pressen u. über 100 Arbeiter beschäftigte und offene Buchläden zu Frankfurt, Venedig u. a. O. für eigenen und fremden Verlag hielt. Die frankfurter Messen, wo viele Menschen aus allen Gegenden zusammenströmten, waren besonders dem Verkauf der Bücher günstig und wurden von dem schon genannten A. Coburger aus Nürnberg, Christian Plantin aus Antwerpen, Stephanus (Etienne) aus Paris u. A. besucht. Später kamen dazu auch die Buchhändler aus Basel. So schrieb 1526 der Buchhändler Christ. Froschauer aus Basel von Frankfurt aus an Ulrich Zwingli über den raschen Verkauf seiner Bücher. Auch Operin aus Basel, der Herausgeber der Klassiker, machte dort 1549 Geschäfte. Die vielen Wallfahrtsörter im Innern von Deutschland boten eben-

falls gute Gelegenheit zum Absatze religiöser Bücher, namentlich Gebetbücher, die man nun auf billiges Leinenpapier, statt des theuern Pergaments, druckte. Die Reformation fand damals ihre kräftigste Stütze in der Buchdruckerpresse. Von allen Seiten erschienen Flug- und Streitschriften und bald auch Luthers Bibelübersetzung, die in vielen tausend Exemplaren verbreitet wurde. Als sich Sachsen mit seinen Universitäten Wittenberg und Leipzig zum Centralpunkt freier theologischer Diskussion u. Untersuchung emporschwang, wurde auch schon die leipziger Messe von Buchhändlern besucht, denn dort konnte sich der B. frei und ungehindert bewegen, während er zu Frankfurt durch die Einsetzung einer kaiserlichen Bücherkommission sehr beschränkt und belästigt war. Dieselbe hatte den Auftrag, alle Buchläden in Frankfurt, die sich damals in einer Straße befanden (daher auch der Name Buchgasse) zu untersuchen, verbotene Bücher wegzunehmen und 7 Exemplare von jedem Werke zu reklamiren, kurz, eine höchst lästige Polizei auszuüben, wogegen die Buchhändler öfters und lebhaft, jedoch ohne Erfolg protestirten. Die unausbleibliche Folge war, daß sich der B. allmählig von Frankfurt weg und nach Leipzig zog. Das letzte sächsische Verlagsgeschäft von einiger Bedeutung, das die frankfurter Messen besuchte, war die weidmannsche Buchhandlung (1764). Ueber die leipziger Buchhändlermesse findet man zuerst eine genaue Nachricht von 1545; damals besuchten die Buchhändler Steiger und Boskopf aus Nürnberg diese Messe. Schon 1589 belief sich die Anzahl neuer Werke, welche auf die leipziger Messe gebracht wurden, auf 362; darunter waren 200 theologischen, 48 juristischen und 45 philosophischen und philologischen Inhalts, und 246 lateinisch geschrieben. Diese Zahl steigerte sich 1616 auf das Doppelte, 731, worunter 369 theologische, 67 juristische u. 95 philosophische u. philologische Werke; auch die historischen, geographischen und politischen Werke hatten sich von 25 auf 78 vermehrt und die medicinischen und physikalischen von 19 auf 40. Im Jahr 1616 zählte man zu Leipzig 14 Buchdrucker und Buchhändler. Diese figuriren im leipziger Ostermeßkatalog von demselben Jahre mit 153 neuen Werken. Die Zahl der Verleger in anderen deutschen Städten war in demselben Jahre in Frankfurt 8, Nürnberg 7, Jena 4, Ulm 3, Hamburg 3, Wittenberg 2, Straßburg 2, Gotha 2, Köln 2, Breslau 2, Lübeck 1, Goslar, Rostock, Lüneburg 1. Die auswärtigen Verleger sind in dem leipziger Meßkatalog nicht bemerkt, wohl aber die Zahl ihrer Verlagsartikel: aus Venedig kamen 57, aus Frankreich 47, aus Holland 38, aus der Schweiz 22 und aus England 4 neue Werke. Der 30jährige Krieg drückte den B. in Deutschland zu Boden. Auch nach hergestelltem Frieden konnte er seine alten Verhältnisse nicht sogleich wieder herstellen, denn seine Grundlagen waren zerstört oder verändert. Der B. zwischen Leipzig und den katholischen Ländern Deutschlands, Italiens und Frankreichs hörte fast ganz auf. Dagegen gewann er einen neuen Aufschwung mit den protestantischen Ländern, namentlich mit Holland (Leyden und Amsterdam) und dem nördlichen Deutschland. Im Jahr 1765 gab der Chef der weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, Philipp Erasmus Reich, den ersten Impuls zum deutschen Buchhändlerverein, dessen Begründung in demselben Jahre Statt fand. Die Statuten desselben wurden von 59 Buchhandlungen unterzeichnet, ein Sekretär ernannt und regelmäßige Versammlungen in Quandts Hof zu Leipzig gehalten. Der Hauptzweck dieses Vereins war gegen den Nachdruck gerichtet, besonders gegen den Hauptnachdrucker J. Thom. Edler von Trattner in Wien, der sein Geschäft bis in die entferntesten Gegenden Deutschlands betrieb. In wie weit dieser Verein zu dem raschen Aufschwung des deutschen B.s beitrug und in welchem Verhältniß diese Zunahme zu der zunehmenden Volksbildung, sowie zu der größeren Nachfrage nach literarischen und wissenschaftlichen Werken stand, läßt sich nicht genau ermitteln; allein die Zahl der neuen Werke, die 1789 zur leipziger Messe kamen, hatte sich gegen 1716 fast vervierfacht und gegen 1616 verdreifacht. Die theologischen Werke, obschon im Vergleich gegen andere Fächer in Abnahme, waren noch sehr zahlreich, die lateinischen minderten sich jährlich. Im Jahr 1789 werden zuerst philosophische und philologische Werke in deutscher Sprache erwähnt. Auch bemerkte man eine außerordentliche Zunahme der Literatur in besondern Zweigen, so über Naturwissenschaft und Ackerbau; auch Erziehungsschriften, Novellen, Theaterstücke und kritische Journale mehrten sich auffallend. Folgende Städte lieferten 1789 die meisten neuen Werke: Leipzig 355, Berlin 261, Trier 101, Frankfurt 100, Halle 61, Göttingen 56, Hamburg 56, Nürnberg 55, Augsburg 52, Breslau 48, Straßburg 41, Dresden 36, Hannover 30, Erlangen 35, Braunschweig 30, Gotha 29, Tübingen 27, Jena 24. Vom Auslande erschienen im leipziger Meßkatalog: die Schweiz (Basel, Zürich, Bern, St. Gallen und Winterthur) mit 91, Frankreich (Paris, Lyon, Straßburg) mit 52, Dänemark (Kopenhagen, Flensburg) mit 45, Polen (Warschau) mit 12, Ungarn (Preßburg, Pesth) mit 12; Livland (Riga) mit 9, Holland (Amsterdam, Leyden) mit 9, Italien (Turin, Pavia) mit 6 und England (London) mit 2 Werken. Die Zahl sämmtlicher Buch-, Kunst- und Musikalienhändler in Deutschland und den angrenzenden Ländern, die 1778 mit Leipzig in Verbindung standen, betrug 282, 1795 332, 1822 566, später über 700. Mit dem Ausgange des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts verbreitete sich die französische Herrschaft über Deutschland, die Freiheit des literarischen Verkehrs auf das Drückendste hemmend. Nach Napoleons Sturz, nach so heftigen und langdauernden Erschütterungen und Stürmen, die Deutschland betroffen hatten, wurden dem B. neue Kräfte zugeführt und seine Wirksamkeit erhielt eine viel größere Ausdehnung, als jemals in früheren Zeiträumen. Vergleicht man die neueste Zeit mit der Vergangenheit, so geht klar hervor, daß der deutsche B., den der Schweiz, Dänemarks, Ungarns und der deutsch-russischen Provinzen theilweise umfassend, seine Wurzeln in die Tiefe und in die Breite verzweigt und eine, obschon noch vieler Besserung fähige u. in vieler Hinsicht der Reform noch sehr bedürftige, Neugestaltung gewonnen hat. Unter Um-

ständen, die dem Streben nach Association nicht so günstig waren, wie die gegenwärtige Zeit, hatten Einzelne in Leipzig 1765 und 1792 vergeblich versucht, die sämmtlichen deutschen Buchhändler zu einem allgemeinen Verein, der die Rechte des Einzelnen wie der ganzen Korporation wahre, zu verbinden; aber nur der 1797 für die auswärtigen Buchhändler, welche die leipziger Buchhändlermesse bezogen, gestiftete Verein hielt sich bis 1825, in welchem Jahre der Börsenverein der deutschen Buchhändler in Leipzig gegründet wurde. Von der Zeit an bilden die unter gewissen Bedingungen, welche die Statuten vorschreiben, in die Gesellschaft aufgenommenen Buchhändler eine als besonderer Stand anerkannte Korporation, unter Leitung eines von den Mitgliedern gewählten Vorstandes und wiewohl ohne direktes Zwangsrecht, doch mit tief greifendem moralischen Einfluß auf die Einzelnen. Als äußeres Symbol der freien Verbindung und zur Erleichterung des jährlichen allgemeinen Abrechnungsgeschäftes baute der Verein in Leipzig ein Börsengebäude, das am 26. April 1836 eingeweiht wurde; zugleich revidirte er seine Statuten und sah sie am 14. März 1838 von der betreffenden Landesbehörde in Sachsen bestätigt. Im Wesentlichen ist durch diese Thatsachen im deutschen B. aber nichts verändert worden. Er blieb nach wie vor meist eine Art Kommissionshandel, nach welchem die Verleger ihre neuen Werke und Auflagen sämmtlichen Sortimentsbuchhändlern franco Leipzig in und außer der Messe in Kommission zum Verkauf senden, deshalb jährlich eine Abrechnung entgegennehmen und beim Abschluß derselben die Zahlung für die abgesetzten Bücher und die nicht abgesetzten franco Leipzig in Natura zurückempfangen. Was Leipzig seit 1765 für den B. herkömmlich war, das ist es auch jetzt noch, der Vereinigungspunkt des gesammten deutschen Bücherverkehrs, als solcher selbst von den Städten anerkannt, die, wie Berlin, Stuttgart, Augsburg, Frankfurt a. M. und Nürnberg, kleinere Kreise für Buchhändlerkommissionen gebildet haben. Durch die Erhebung zur Hauptstadt des gesammten deutschen B.s ist in dieser Hinsicht Leipzig ein Ersatz für den Mangel einer von der ganzen Nation anerkannten deutschen Hauptstadt, in welcher, wie es in Paris und London der Fall, sich Alles vereinigt, was B. heißt und ihn ausmacht. Ein weiterer Schritt zur Befestigung der Einheit war die von dem Verein gestiftete, ihm eigenthümlich zugehörige Buchhändlerzeitung, das „Börsenblatt für den deutschen B." (seit 1834), das der Korporation zum Organe sowohl ihrer Ansichten über den B. selbst, als auch ihrer Bekanntmachungen und bibliographischen Anzeigen dient. In demselben Jahre erschien eine andere Buchhändlerzeitung, das „Organ des deutschen B.s oder allgemeines Buchhändlerbörsenblatt", in Berlin, das weniger buchhändlerische Anzeigen, aber desto mehr gediegene Aufsätze über den B. darbietet. Mit beiden wetteifern die 1838 gegründete „Süddeutsche Buchhändlerzeitung" in Stuttgart und die „Leipziger Allgemeine Zeitung für B. und Bücherkunde". Uebersichten gibt das seit 1836 jährlich erscheinende „Bibliopolische Jahrbuch" von Weber in Leipzig. Im Jahre 1589 erschienen in Deutschland 362 Schriften, ihrer inneren und äußeren Beschaffenheit nach größtentheils noch sehr unvollkommene Produkte. Langsam wuchs die Produktion; je näher unserer Zeit, desto rascher stieg der Reichthum. Im Jahre 1614 weist die Bibliographie 731, hundert Jahre darauf 628, 1750 gegen 1000, 1780 schon 2115, 1814 über 2500, 1816 zum ersten Male 3000, 1822 über 4000 und 1827 über 5000 neu erschienene Werke auf. In den Jahren 1814—1831 producirte Deutschland 84,000 neue Werke, darunter 6000 Romane neuer Fabrikation, und von 1830—37 beträgt die Summe 55,418, davon kommen 5920 auf 1830, 6389 auf 1831, 6929 auf 1832, 6320 auf 1833, 7202 auf 1834, 7146 auf 1835, 7529 auf 1836 und auf 1837 kommen 7891, nämlich 7344 Bücher und Broschüren wissenschaftlichen und vermischten Inhalts, 315 Romane und 71 Schauspiele. Seitdem ist die Zahl fortwährend gestiegen, bis sie 1846 mit 11,086 ihre größte Höhe erreichte. Im Jahr 1847 fiel sie auf 10,934, 1848 auf 10,168, 1849 auf 8497; 1850 zählte man wieder 8737. Als Hülfsmittel des deutschen B.s sind noch die allgemeinen Bücherkataloge zu erwähnen. Der erste gedruckte Bücherkatalog von allen auf die frankfurter Messe gebrachten Werken erschien 1564, herausgegeben von Georg Willer von Augsburg. Dieses Verzeichniß wurde bis 1597 fortgesetzt und alsdann durch einen Meßkatalog, betitelt: „Allgemeines Meßverzeichniß aller Bücher, die zu Frankfurt a. M. verkauft werden", herausgegeben von Peter Kropf, bis 1604, ersetzt. Ein ähnlicher Katalog erschien zu Leipzig 1598 mit besonderem Staatsprivilegium, der seit 1600 jährlich ausgegeben wird (seit dem 18. Jahrhundert von der weidmännschen Buchhandlung), und zwar in 2 Theilen. Der erste Theil kommt zu Ostern heraus, unter dem Titel: „Allgemeines Verzeichniß der Bücher, welche von Michaelis (a. c.) bis Ostern (sq. a.) neu gedruckt und neu aufgelegt worden sind, mit Angabe der Verleger, Bogenzahl und Preise, nebst einem Anhang von Schriften, die künftig erscheinen sollen, Leipzig in der weidmannschen Buchhandlung"; der zweite Theil erscheint zu Michaelis. Ein anderes Bücherverzeichniß ist das von Hinrichs, das ebenfalls (seit 1797) zur Oster- und Herbstmesse erscheint und bloß die wirklich erschienenen Bücher enthält. Es führt den Titel: „Verzeichniß der Bücher und Landkarten, welche vom Januar a. c. (und vom Juli bis December) neu erschienen und neu aufgelegt worden sind, mit Angabe der Bogenzahl, der Verleger, der Preise und literärischen Nachweisungen und einer wissenschaftlichen Uebersicht."

Der deutsche B. zerfällt in das Verlagsgeschäft, den Sortimentshandel und das Kommissionsgeschäft. Die beiden ersteren sind häufig vereinigt, oft auch alle drei. Der gewöhnliche Gang eines deutschen Verlagsgeschäfts ist folgender. Der Verlagshändler kauft ein ihm angebotenes Manuskript von dem Schriftsteller, vermöge einer Uebereinkunft, die der Verlagskontrakt heißt. In demselben sind der Betrag der Kaufsumme, die Zahlungstermine, die Größe der Auflagen, oft auch das Format, Druck und äußere Ausstattung, die Zeit des Erscheinens und die Bedingungen angeführt, unter welchen der Käufer

auch für die möglichen künftigen Auflagen des Buchs das Verlagsrecht erwerben soll. Wird nichts hierüber und über die Stärke der Auflage erwähnt, so nimmt die Praxis an, daß der Autor für künftige Auflagen keine besondere Vergütung zu beanspruchen habe; wird aber die Stärke der Auflage benannt, und ist überhaupt nur von Einer Auflage im Kontrakt ausdrücklich die Rede, dann hat der Verfasser nach Verkauf dieser einen und ersten Auflage freie Hand, wegen der folgenden seine Bedingungen zu stellen und den Verleger zu wechseln. Ein Anderes ist es mit den Werken, welche der Verleger nach seiner eigenen Idee Schriftstellern im Auftrage gibt. Auf ein solches wird der Verfasser niemals die freie Verfügung über das Verlagsrecht ansprechen können, ohne ausdrückliche Zustimmung des Auftraggebers, und für solche Werke wird das Honorar auch in der Regel ein- für allemal, d. h. für alle Auflagen, gültig bestimmt, so daß der Verfasser bei weitern Auflagen nur Vergütung seiner Mühe für allenfallsige Revision, Verbesserungen, Nachträge zu fordern hat. Verlagsbestimmungen, nach welchen z. B. der aus dem Absatz eines Buchs sich ergebende Gewinn zwischen den Kontrahenten getheilt wird, oder wo zugleich Verleger u. Schriftsteller die Verlagskosten gemeinschaftlich bestreiten, sind in Deutschland selten. Häufiger aber gibt der Verleger gar kein Honorar, denn die Fälle kommen öfters vor, daß der Verfertiger eines Buchs das Erscheinen desselben aus besonderen, oder persönlichen Gründen wünscht, ohne daß der Verleger in die Absatzfähigkeit des Werks Vertrauen hat. Dann trägt wohl der Schriftsteller auch einen Theil der Kosten, oder er läßt es ganz auf eigene Kosten drucken und gibt es dem Verlagsbuchhändler zum Vertrieb in Kommission gegen Provision (gewöhnlich 50 Procent, wovon 33⅓ an die Sortimentsbuchhändler abgehen). Das daraus hervorgehende Geschäft heißt **Kommissionsgeschäft**; es bedingt von Zeit zu Zeit Abrechnung mit dem Autor über den gemachten Absatz und ist der unfruchtbarste, undankbarste Zweig des B.s, der fast niemals die darauf verwendete Mühe vergilt. Oder der Autor nimmt das Werk, dessen Herstellung er auf eigene Kosten besorgte, in **Selbstverlag** und Selbstvertrieb, was bei Schriften von bloßem Lokalinteresse, die einen kleinen, engen Kreis für ihren Debit haben, wohl angeht, dagegen aber bei Werken, die einer vielgliedrigen Thätigkeit in weiten Umkreisen bedürfen, einer der schlechtesten Wege ist, einem Buche Absatz zu verschaffen, und die gewagteste Spekulation, die ein Schriftsteller machen kann. Hat der Verlagsbuchhändler das Manuskript erworben, so akkordirt er mit dem Papierhändler über die Lieferung des zur bestimmten Auflage nöthigen Papiers und mit dem Drucker über die gewünschte typographische Herstellung. Oft besorgt letzterer auch das Papier und, wenn, wie es jetzt meist üblich ist, das Buch broschirt oder kartonirt ausgegeben werden soll, auch das Einbinden. Satz, Korrektur und Pressen oder Glätten und Kollationiren der gedruckten Bogen sind im Druckpreise einbegriffen, nicht aber das Verpacken, welches besonders berechnet werden kann. Im Druckkontrakt wird gewöhnlich noch eine Druckprobe erwähnt, nämlich eine gedruckte Seite, welche als Muster für die Herstellung des Werks gewählt wurde. Ist das Buch fertig, so geschieht der Versandt von einem Theil der Auflage an die **Sortimentsbuchhändler** (diejenigen Buchhändler, welche den Einzelnverkauf der Bücher in offenen Läden besorgen) als **Novität** (Neuigkeit), wobei jedem nach Verhältniß seines Wirkungskreises, oder seiner Thätigkeit, mehr oder weniger Exemplare zugetheilt werden. Solche Versendung geschieht an alle Sortimentsbuchhändler gleichzeitig, gemeiniglich über Leipzig, und so, daß die einzelnen, adressirten Pakete an die dortigen Kommissionäre der Adressaten an einem Tage abgegeben werden, welche sie der nächsten wöchentlichen Sendung an ihre Kommittenten beipacken. Hat das Buch bloß ephemeres Interesse, oder ist es von besonderer Wichtigkeit, oder vom Publikum mit Spannung erwartet, dann wird der Verlagsbuchhändler jedem Pakete die Bemerkung „mit Post" aufschreiben, damit es nicht mit dem gewöhnlichen Fuhrballen spedirt werde, sondern mit dem Postpaket, welches bedeutende und thätige Sortimentsbuchhandlungen wöchentlich mit den interessantesten Neuigkeiten und den Journalen von Leipzig zu empfangen pflegen. Fürs größere Publikum bestimmte Werke wird der Verleger bei dem Versandt mit Ankündigungen, Anzeigen zum Inseriren in die Tages- und Wochenschriften begleiten. Die Einrückungsgebühren muß er bezahlen, und diese Anzeigekosten nehmen in vielen Fällen, zumal bei Werken, die so kalkulirt sind, daß sie sehr große Auflagen und sehr zahlreiche Käufer erfordern, bedeutende Kapitale in Anspruch und erhöhen den Verlagsaufwand ungemein. Außer den öffentlichen Anzeigen bedient er sich für den Vertrieb der Werke letzterwähnter Gattung noch der Plakate (Mauer- und Fensteranschläge) und der Subskriptionssammlung, vermittelst Subskriptionslisten, mit meist unentgeltlicher Vertheilung von Probeheften. Die Kosten dieser Operationen trägt ebenfalls der Verleger in den meisten Fällen ganz, oder doch zum größern Theil, oder er veranlaßt durch außerordentlich angebotene Vortheile (Extraprovisionen, Freiexemplare, größern Rabatt) die Sortimentsbuchhändler, sich der Subskriptionsmühe u. Kosten auf eigene Gefahr zu unterziehen. Der Sortimentsbuchhändler bedient sich zur Subskriptionssammlung eigener Leute, der **Kolporteurs** (oder Sammler), welche für jede Unterzeichnung, od. für jedes Exemplar, das sie absetzen, einen Antheil von dem Gewinne beziehen, den der Verleger dem Sortimentsbuchhändler gewährt. Er wird endlich auch für die günstige Beurtheilung seines Werks in den Tageblättern, Journalen, Literaturzeitungen Sorge tragen, und leider ist das Selbstrecensiren der Verlagswerke, obschon ein schmachvoller Kniff, gleichwohl etwas so Alltägliches geworden, daß es in sehr häufigen Fällen förmlich zur Ordnung des Geschäftsbetriebs zu gehören scheint. Es ist einleuchtend, daß diese Manipulationen zusammengenommen große Geldmittel erfordern und oft ein enormes Kapital fressen. Aber dennoch ist durch alle zusammengenommen der Absatz nicht immer zu ermöglichen und ein Mißlingen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, ist bei den meisten Ver-

lagsunternehmungen mindestens eben so wahrscheinlich, als das Gegentheil.

Nachdem nun der Verleger das neue Werk als Novität versendet und die vorerwähnten Operationen zum Vertrieb gangbar gemacht hat, wartet er die Wirkung derselben ab, welche sich in den Nachbestellungen zu erkennen gibt. Diese macht der Sortimentsbuchhändler, nach Absatz der als Novität erhaltenen Exemplare, durch meist offene Verlangzettel, die denselben Weg über Leipzig u. durch die dortigen Kommissionäre zum Verleger nehmen, wie die Bücherpakete selbst, nur in verkehrter Richtung, entweder à condition, d. h. mit dem Beding, den unabgesetzten Theil der Bestellung wieder remittiren (an den Verleger zurückgeben) zu dürfen, oder für feste Rechnung, welcher Ausdruck den Willen des Bestellers kund thut, das Bestellte unbedingt zu behalten. Durch die Nachbestellungen, die er von Zeit zu Zeit durch erneuerte Anzeigen und Inserate, durch Wiederholung der Subskriptionssammlung ꝛc. beleben wird lernt er den Erfolg des Unternehmens im Allgemeinen kennen, doch durchaus nicht so vollständig und genau, um eine zuverlässige Abwurfsberechnung darauf gründen zu können. Dies ist erst oft nach vielen Jahren möglich; denn immer wird in der nächsten Ostermesse und zu andern Zeiten ein mehr oder minder großer Theil der versandten Exemplare als unverkauft wieder zurückkommen, oder er wird sie als Disponenden (unverkaufte und nicht zahlbare Waare) in den Magazinen der Sortimentsbuchhandlungen zum Verkaufe lassen, u. erst nachdem er letztere überall eingerufen u. von allwärts, aus den entferntesten Ländern, zurückempfangen hat, ist er im Stande, ein festes Geschäftsresultat zu ermitteln.

Die meisten deutschen Verleger lassen, theils um sich selbst das Geschäft bequemer zu machen, theils damit die Bestellungen rascher ausgeführt werden können, in Leipzig durch ihre Kommissionäre „ausliefern", das heißt, letztere effektuiren in ihrem Namen die Bestellungen sogleich von dem Lager der Verlagsartikel, welche sie zu dem Zwecke anvertraut erhalten. Wenn solches aber von großen Verlagshandlungen nicht geschieht, so finden sich in Leipzig Buchhändler, die sich ein Geschäft daraus machen, stets komplete Lager von den Verlagswerken jener Handlungen zu unterhalten, aus welchen sie dann pressante Bestellungen gegen eine geringe Provision effektuiren. Es geschieht Letzteres in der Regel gegen baare Zahlung. Es gibt auch Verleger (und ihre Zahl hat in neuerer Zeit sehr zugenommen), welche keine Novitäten verschicken; dagegen senden sie den Handlungen von Zeit zu Zeit von ihren neuen Verlagsartikeln sogenannte **Wahlzettel**, kurze Titelverzeichnisse, aus denen der Sortimentsbuchhändler das selbst wählt, wovon er Absatz zu machen hofft. Dieses Auskunftsmittel ist aber selten von Erfolg und kann das Novitätensenden nicht ganz ersetzen. Auch gibt es Verleger, die nichts à condition ausliefern, sondern nur für feste Rechnung; noch andere geben keinen Kredit, sondern nehmen den Betrag bei der Ausführung baar nach. Inzwischen ist es absolut gegen die Natur des Geschäfts, streng auf solche Normen zu halten, und der thätige, umsichtige Verleger wird, er mag auch die strengsten Geschäftsgrundsätze aufstellen, doch immer eine Menge Ausnahmen gestatten müssen, die vielleicht häufiger in Anwendung kommen, als die Regel selbst. Größere Verlagshandlungen führen Verzeichnisse ihrer Verlagsartikel (**Verlagskataloge**), die sie von Zeit zu Zeit erneuern. Sie versenden solche gratis an die Sortimentsbuchhandlungen in so viel Exemplaren, als sie verlangt werden, und diese vertheilen sie an ihre Kunden. Oft auch werden solche Verzeichnisse oder Auszüge des Wichtigsten oder Populärsten den Zeitschriften oder Journalen beigelegt, oder angeheftet. Der übliche **Kredit**, den der deutsche Verlagsbuchhändler den soliden Sortimentsbuchhändlern gewährt, ist so, daß Alles, was zwischen dem 1. Januar und 31. December verlangt und gesandt wird, in der nächsten leipziger Ostermesse, oder zur Zeit derselben in Abrechnung kommt oder saldirt werden soll. Doch hat die allerdings begründete Kreditlosigkeit sehr vieler Sortimentsbuchhandlungen Deutschlands diesen Geschäftsmodus in der Anwendung in neuerer Zeit sehr beeinträchtigt. Die bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen beziehen jetzt einen Theil ihrer Kontokorrentforderungen schon im Laufe des Jahrs durch Wechsel und Anweisungen auf ihre Schuldner, und sehr viele Handlungen genießen gar keinen Kredit, sondern müssen Alles, was sie bedürfen, durch ihren Kommissionär in Leipzig baar bezahlen lassen, der ihre Pakete bei dem Abgeber einlösen muß. Ein schöner Vorzug des deutschen B.s ist die Gleichmäßigkeit der Bücherpreise in ganz Deutschland, so daß ein Buch in einer Entfernung von 100 Meilen vom Erzeugungsorte eben so wohlfeil gekauft wird, als am Verlagsorte selbst. Dies wird durch den Rabatt auf die Normalpreise (sie heißen nun **Laden**- oder **Subskriptionspreise**) ermöglicht, den jeder Sortimentsbuchhändler vom Verleger erhält, u. der bei Subskriptionsartikeln jetzt meist in 25 Procent und gewissen Freiexemplaren, u. bei andern Werken in 33⅓ Procent (selten in 40 oder 50 Procent) besteht, ein Rabatt, der den Sortimentsbuchhandel zu einem sichern und untrüglichen Geschäfte machen würde, wenn er nicht in den meisten Fällen und Orten durch Konkurrenz genöthigt wäre, das mit dem Buchkäufer zu theilen, was ihm eigentlich allein gebührt; es ist nämlich die Gewohnheit ziemlich allgemein eingerissen, den Bücherkäufern auf Normalpreise 10—15, ja wohl 20 Procent Rabatt zu verwilligen. Viele Verleger des nördlichen Deutschlands haben auch Kommissionäre in Berlin, sowie der Verleger von Süddeutschland einen Kommissionär in Frankfurt, Stuttgart, Wien ꝛc. mit den nämlichen Funktionen hat, wie die leipziger. Doch behält Leipzig immer als Centralpunkt des deutschen B.s das Uebergewicht, und es wird keinen Bestrebungen gelingen, ihm dasselbe zu entziehen. Noch vor 50 Jahren wurden die neuen Verlagsartikel bloß zur Oster- und Herbstmesse (Jubilate- und Michaelismesse) nach Leipzig gesandt. Jetzt geschieht das Versenden stets sogleich nach Erscheinen.

Der **englische B.** datirt aus dem 15. Jahrhundert. Buchdrucker und Buchhändler waren in den ersten hundert Jahren nach Caxton (dem ersten Drucker Englands) Eine Person, und

erst später trennten sich allmählig beide Geschäfte. Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte der B. in England eine sehr einfache Form. Der Verleger (Spekulant) verwendete sein Kapital auf das Drucken von Büchern, die ihm Absatz versprachen, er behielt die Auflage, bis sie verkauft war; hatte er dazu keine Hoffnung, so verwerthete er sie ganz, oder theilweise, als Makulatur. Vom Werth des Buchs, von der Beurtheilungsfähigkeit des Verlegers, vom Glück und von der Geschmackslaune des Publikums hing bei dem Geschäft Alles ab; es gab keine künstlichen Mittel, den Absatz zu vermehren oder zu beschleunigen. Oft geschah es, daß bei bedeutenden Verlagsunternehmungen sich 10 und mehr Buchhändler vereinigten, um sie auf gemeinschaftliche Kosten zu machen, daher das bis vor 50 Jahren so gewöhnliche Vorkommen einer großen Menge Verleger auf dem Titel umfassender Werke. Dieser Modus veränderte sich mit dem neuen Jahrhundert. Der rasche Umschwung der Dinge in dieser Zeit, das Fieberhafte in der merkantilischen und gewerblichen Spekulation, welches alle Unternehmungen beherrschte, übte auch auf den B. seinen Einfluß. Die Ungeduld konnte nicht mehr Jahre lang auf das Resultat eines Verlagsunternehmens warten; Unternehmungen, die nicht schnellen Gewinn und Absatz machten, wurden schnell verlassen, rascher Vertrieb wurde im britischen B. ein Princip und das Mittel dazu war bald gefunden: die Auktionen. Der britische B. wurde zu einem wahren Börsenspiel, und erträgt diesen Charakter noch jetzt. Eine Menge spekulativer Kräfte wendeten sich dem B. zu, mit ihnen eine Menge Kapitalien. Eine Menge Zeitschriften wurden gegründet und die wissenschaftliche und Unterhaltungsliteratur wuchs in einem vorher für unmöglich gehaltenen Verhältniß. Die Honorare stiegen bei der großen Menge konkurrirender Verleger ins Unglaubliche. 40 Pfund Sterling für Einen Druckbogen wurden für einen beliebten Romanschreiber nicht für außerordentlich gehalten. Der Geschmack des reichen Publikums förderte diesen Geschäftsgang. Es wurde für Jedermann, der auf Bildung und guten Ton Anspruch machen wollte, die Anschaffung einer Büchersammlung unerläßlich, und aus dem Mutterlande verbreitete sich dieses Bedürfniß in die Kolonien über die britische Welt. Es wurde Ton unter dem fashionablen Theil der Gesellschaft, jedes durch seinen Verfasser oder seinen Inhalt reizende neue Buch zu kaufen und ihm auf dem Tische so lange einen Platz zu gönnen, bis es von neuen Erscheinungen verdrängt wurde. Ehe der eigentliche Werth des Buchs entschieden werden konnte, war es als Modeartikel des Tages der Neuheit wegen in Menge verkauft. Die reichen Familien, die Leseklubs und Lesekabinette nahmen Hunderte von Exemplaren in den ersten Tagen des Erscheinens. Der Verleger machte seinen Kalkül so, daß er für die Kosten der ganzen Auflage durch diesen Primärabsatz gedeckt wurde, und den Rest brachte er oft schon nach wenig Wochen unter den Hammer. War das Werk gut, so fand es auch da zu guten Preisen Absatz; war es schlecht und das Interesse dafür nicht nachhaltig im Publikum, so hatte doch der Verleger das Geschäft schnell rein abgethan; er machte zwar geringen Gewinn, hatte aber doch seine Thätigkeit und sein Kapital wieder frei und konnte auf andere Unternehmungen übergehen. Die so gemeiniglich in Partien von 10—20 Exemplaren versteigerten Bücher traten hierauf in einen eigenen Buchhändlerkreis ein, in den der Second Hand-Dealers oder Händler zweiter Hand, u. die Bücher selbst in die Klasse des Second-hand-books. Es bezeichnet dieser Name also keineswegs schon gebrauchte Bücher, sondern neue, die von ihren Eigenthümern in deren Cheap lists (den Preisverzeichnissen billiger Bücher) dem Publikum zu geringeren Preisen angeboten werden. Dieser Modus betrifft die schönwissenschaftliche Literatur Englands, sowie die Werke über Reisen, Geschichte &c. ohne Unterschied, seltener eigentlich wissenschaftliche Werke, gute Schulbücher, die einen beständigen, regelmäßigen Absatz haben, fast niemals. Für jene und letztere übernimmt in England der Antiquar häufig die Funktion der Auktionen und Second-Hand-Dealers; er kauft Partien für so und so viel Procent des Publikationspreises vom Verleger und rangirt sie dann in seine Kataloge als ständige Artikel ein. In London gibt es solche Antiquarbuchhändler, die Hunderttausende in ihrem Geschäft stecken haben und bei denen man von jedem guten wissenschaftlichen Werke mehre Exemplare zuverlässig und in den verschiedensten Ausstattungen vorfindet. Der bohnsche Katalog z. B. füllt 2500 Seiten u. umfaßt alle bedeutenden wissenschaftlichen Werke der britischen Literatur seit länger als hundert Jahren. Selten kauft der Antiquar vom Verleger zu höherem Preise als 25 Procent des Publikationspreises. Er kann daher niedrigere Preise setzen, als diese waren: sie sind meistens nur die Hälfte. Oft geschieht es aber auch, daß, wenn der Antiquar durch so herabgesetzte Preise dem wissenschaftlichen Buche einen neuen und großen Kreis von Käufern erwirbt, der Antiquarpreis sich allmählig wieder hebt und zuweilen selbst den ersten Preis übersteigt. Bei diesem eigenthümlichen Gange des Geschäfts in dem Kreise der Antiquare führt doch der Verleger für das Werk in seinen Katalogen den Erscheinungspreis unverändert fort, und daher geschieht es, daß der Fremde dem englischen Verleger so häufig ein Werk mit Pfunden bezahlen muß, welches er neu aus zweiter Hand beim nächsten Buchhändler oder Antiquar für eben so viel Schillinge hätte haben können, wenn ihm die Verhältnisse des britischen B.s bekannt gewesen wären. Der hohe Preis der englischen Bücher liegt einerseits in den enormen Abgaben, die der Staat unter vielfältigen Formen (als Stempel, Inseratssteuer &c.) bezieht, dann in den höhern Papierpreisen (hervorgebracht durch eine schwere Konsumtionssteuer), ferner in dem viel theurern Drucklohn und Honorar, ferner auch in der selbst für Schulbücher luxuriösen Ausstattung, endlich und meist in dem Reichthum eines großen Theils des Bücher kaufenden Publikums, welchen günstigen Umstand die Verleger benutzen. Uebrigens geht die Zeit der hohen Bücherpreise in England auch allmählig ihrem Ende entgegen. Die Unternehmungen für die sogenannte Pfen=

nigliteratur, welche dem Princip der äußersten Wohlfeilheit huldigen und in der Größe des Absatzes den Gewinn suchen, den bei theuern Preisen der kleine Absatz gewähren kann, vervielfältigen sich mit jedem Jahre, und obschon solche nur für die ärmere Masse des Volks berechnet sind, so liegt doch die Vergleichung zu nahe, als daß das wohlhabende Publikum nicht auch billigere Bücherpreise ansprechen sollte. Indeß macht sich die Reform langsamer und schwerer als anderwärts. Die großen Verleger haben ihren Vortheil zu sehr bei dem alten Regime gefunden, als daß sie nicht alle Mittel hervorsuchen sollten, es so lange, als nur immer möglich, aufrecht zu erhalten, und der Sortimentsbuchhändler ist der Pfennigliteratur auch nicht hold, sie macht ihm dieselbe Mühe, wie theure Bücher, er hat weniger davon und er wird sich immer lieber um den Absatz eines theuren Buches, an dem er Schillinge verdient, bewerben, als um solche, welche ihm Pence abwerfen. Beider Interesse ist also für die Aufrechterhaltung hoher Preise. Der Verleger kann überdies dem Sortimentsbuchhändler auf hochgestellte Preise mehr Procente als Rabatt bewilligen, denn der Kalkül ist reichlich; wogegen die engbemessene Berechnung bei wohlfeilen Büchern ihn nöthigt, auch den Rabatt zu verkleinern. Ein Rabatt von 50 Procent ist bei londoner Verlegern etwas sehr Gewöhnliches. Dadurch sahen sich namentlich die londoner Sortimentsbuchhändler in den Stand gesetzt, auch ihren Kunden Rabatt zu bewilligen; die Konkurrenz, das Bestreben, durch hohes Rabattgeben die Kundschaft zu erweitern, führte endlich zu einem Zustand, in welchem ein Beharren ohne völligen Ruin des Sortimentsbuchhandels unmöglich war. Es gab eine Menge Handlungen, die ihren Kunden mit 30 % Rabatt verkauften, so daß ihnen selbst in den meisten Fällen fast nichts übrig blieb. Viele Sortimentsbuchhandlungen gingen bei solcher Wirthschaft zu Grunde und die Verluste fielen auf die Kreditgebenden Verlagsbuchhandlungen zurück. Da traten die größten Verleger zusammen und schlossen, um dem Uebel zu steuern, einen Vertrag, in welchem sie sich anheischig machten, mit keinem Sortimentsbuchhändler unter keiner Bedingung ein Geschäft zu machen, der seinen Kunden mehr als 10 % Rabatt unter irgend einem Vorwande verwillige. Dieser Verbindung traten allmählig alle andern Verleger Großbritanniens bei, und sie nöthigten durch ein festes Zusammenhalten wirklich fast alle 2500 Sortimentsbuchhandlungen des Reichs, sich ihrer Forderung zu fügen. Wenige, die dieser heilsamen Maßregel widerstrebten, wurden geächtet, konnten kein neues Buch mehr aus des Verlegers Händen bekommen und wurden so gezwungen, ihr Geschäft aufzugeben. Freilich steht mit diesem Verfahren das System der Auktionsverkäufe und des Partienabsatzes an die Antiquare zu geringeren Preisen in Widerspruch, und das Ganze kommt eigentlich darauf hinaus, daß die Verleger sich selbst Rechte zusprechen, deren Genuß sie den Sortimentsbuchhändlern versagen. In England wie in Frankreich ist die Hauptstadt der Centralpunkt des B.s. Aus den londoner Pressen gehen jährlich weit mehr Bücher hervor, als aus sämmtlichen übrigen Ländern des britischen Reichs. Zwar sind seit den letzten 40 Jahren auch zu Edinburg eine große Anzahl wichtiger Werke erschienen, aber auch diese, sowie jene, welche in Glasgow, Cambridge und Oxford herauskommen, finden durch London ihren Vertrieb. Fast alle Buchhändler im Innern, in Schottland und in Irland, haben einen Kommissionär in London, der ihnen die verlangten Werke in der Regel monatlich (oft auch wöchentlich) überschickt. Umgekehrt haben die londoner Verleger in jeder bedeutenden Stadt der drei vereinigten Königreiche einen Agenten. Die zwei Universitätsstädte Oxford und Cambridge verlegen meist nur klassische oder theologische Werke; Oxford allein hat das Recht, die Bibel zu drucken. Auch in England ist die literarische Produktion, wegen der sehr rasch fortschreitenden Bildung der unteren Klassen, um mindestens fünfzig Procent gewachsen, und es dürfte der Wahrheit nahe kommen, den Werth der den eigentlichen B. angehenden, jährlich abgesetzten Schriften auf mindestens 1½ Millionen Pfund Sterling zu veranschlagen. Die Gesammtzahl der literarischen Produkte belief sich, ohne die neuen Auflagen und Pamphlete, 1828 auf 842, 1835 auf 1243, 1850 auf 4400. Wie bereits erwähnt, lassen die Hauptverleger in London die meisten neuen Werke, nachdem das erste Bedürfniß der Käufer befriedigt ist (gewöhnlich nach 4—6 Monaten von dem Erscheinungstage an), zu großen Partien in öffentlicher Versteigerung verkaufen. Diese Versteigerungen heißen „Trade Sales" und nur Buchhändler werden dabei zugelassen. Ehe die Versteigerung beginnt, wird von dem Verleger den Eingeladenen (nämlich allen Buchhändlern, die den Katalog erhielten) ein splendides Mittagsmahl gegeben. Die Schmäuse des Verlegers Murray in London (eines der größten der Welt) sind berühmt geworden und legen einen wirklich königlichen Luxus zur Schau. Oft beträgt aber auch der auf diese Weise in Einem Nachmittage gemachte Erlös jenes Verlegers 10—20,000 Pfund Sterling. Der Rabatt, den die englischen Verleger dem Sortimentsbuchhändler bewilligen, ist 25—40 % für Werke in Oktav u. 20—30 % für Werke in Quart. Sie geben 7—12 Monate Kredit oder 5 % Diskonto gegen baar; doch werden sehr häufig viel größere Rabatte bewilligt. Die Rechte der Verfasser u. Verleger sind durch Parlamentsakten geschützt. Die Dauer des ausschließlichen Verlagsrechts ist für Bücher, Musikwerke, Kupferstiche, Lithographien, Karten, Xylographien ꝛc. auf 28 Jahre, vom ersten Erscheinen des Buchs an gerechnet, bestimmt, doch mit der Klausel, daß, wenn der Verfasser nach Ablauf der 28 Jahre noch lebt, der Fortgenuß des Rechts bis zu seinem Todestage ihm bleibt. Um aber dieses Recht zu sichern, muß jede literarische Erscheinung in der Buchhändlerhalle (Stationers-Hall) in London ordnungsmäßig registrirt seyn. Geschieht dies nicht, so geht der Schutz des Gesetzes gegen Nachdrucke verloren und das Unterlassen wird noch besonders bestraft. Der Nachdrucker muß für jeden gedruckten Bogen 3 Pence an den rechtmäßigen

Verleger vergüten und außerdem allen Vorrath des Nachdrucks zum Einstampfen abliefern. Der Zoll auf fremde Bücher war sonst sehr drückend (5 Pfund Sterling vom Centner roher und 6½ Pfund Sterling vom Centner gebundener Bücher), ist aber nun herabgesetzt, obgleich noch immer hoch, nämlich: Nr. 1, was vor dem Jahre 1801 gedruckt ist, zahlt 1 Pfund Sterling vom Centner, Nr. 2, was seit 1801 gedruckt ist, zahlt 5 Pfund Sterling, und Nr. 3, Bücher in fremden lebenden Sprachen, oder englische Werke, die in englischen Kolonien gedruckt sind, 2½ Pfund Sterling vom Centner. Bücher, welche in England verfaßt, geschrieben und in den vereinigten Königreichen zuerst gedruckt u. verlegt, aber nachher im Auslande nachgedruckt worden sind, dürfen nicht zum Handel eingeführt werden. Dagegen ist Reisenden unverwehrt, ein Exemplar solcher Werke mitzubringen, wenn sie erforderlichen Falls eidlich erhärten, daß es nur zu ihrem eigenen Gebrauche bestimmt sey (Gesetz vom 29. Juni 1830).

Holland mit einer Literatur, die selten Liebhaber im Auslande findet, hat, zumal nach der Trennung von Belgien, ein so kleines Publikum, daß die Verleger im Durchschnitt nur auf einen Debit von 250 Exemplaren rechnen können. Die Zahl der holländischen Buchhandlungen beläuft sich auf 190, davon sind etwa 80 in Amsterdam, dem Mittelpunkte des holländischen Bücherverkehrs, von wo aus die Verleger an ihre Geschäftsfreunde à condition versenden. Die in Holland bestehende Gewerbefreiheit ertheilt Jedem das Patent zum B. u. befördert dadurch, ohne nach Lehrzeit, Kenntnissen und Vermögen des Bewerbenden zu fragen, die freieste Konkurrenz. Die Zahl der in Holland erschienenen neuen Werke betrug 1825 679, 1826 763, 1827 741, 1828 770, 1838 950. Seit der Zeit haben sie sich noch vermehrt, besonders in Bezug auf deutsche Uebersetzungen. Nach und nach haben, nach dem Vorgange der amsterdamer, auch andere holländische Verleger das deutsche System eingeführt, ihre Verlagswerke à condition zu versenden. Man gibt 25—33⅓ % Rabatt, Jahreskredit, rechnet ab und saldirt alljährlich vom April bis zum Juni. In Belgien ist Brüssel die wichtigste Stadt für Verlagswerke. Bei weitem das Meiste, was die belgischen Pressen liefern, sind aber Nachdrucke englischer und französischer Werke, die sich durch ihre Nettigkeit und Billigkeit auszeichnen und oft gleichzeitig mit dem Originalwerke erscheinen, was dadurch möglich wird, daß sich die brüsseler Drucker die Aushängebogen der pariser und londoner Ausgaben zu verschaffen wissen, wodurch sie namentlich den französischen Verlagsbuchhandel sehr beeinträchtigen und zu dessen Verfall mächtig beitragen. In Dänemark hat der B. seinen Hauptsitz in Kopenhagen und Kiel. Der dänische B. liefert jährlich gegen 300 neue Werke. In Schweden ist der B. ebenfalls meist auf Stockholm und die 2 Universitäten Upsala und Lund beschränkt, in Norwegen auf Christiania. Kalender, Bibeln und Gebetbücher waren fast die einzigen Verlagswerke im 17. und 18. Jahrhundert. Erst in neuerer Zeit hat sich im schwedischen Volke ein größeres Verlangen nach gutem Schulunterricht und Werken der Literatur, namentlich Uebersetzungen aus dem Deutschen kund gethan. Rußland mit Einschluß Polens producirte 1835 649, 1836 802 neue Schriften, nämlich 674 Originalwerke in russischer Sprache und 128 Uebersetzungen, 1837 über 866, darunter 740 Originalschriften auf 7871 und 126 Uebersetzungen. Gleich Oesterreich und Italien hat sich auch Rußland durch Verbote und Zölle gegen die Einfuhr ausländischer Druckschriften abzusondern gesucht, die Besteuerung hat aber nicht verhindern können, daß 1834 gegen und 1835 über 300,000, 1836 über 350,000 und 1837 über 400,000 Bände auswärtiger Druckschriften, meist aus Deutschland, eingebracht wurden.

Die Organisation des französischen B.s ist von der in Deutschland völlig verschieden. Paris ist das Emporium desselben; alle Buchhändler der Departements haben ihre Kommissionäre in Paris, stehen aber in keiner so regelmäßigen Verbindung mit denselben wie in Deutschland. Auch die Usanzen sind ganz verschieden. Die Verleger (editeurs libraires) senden selten ihre Verlagswerke à condition; die Sortimentsbuchhändler (marchands libraires) müssen solche auf feste Rechnung nehmen und gewöhnlich gleich bezahlen. Doch bewilligt man auch guten Häusern 3—4 und 6 Monate Kredit. Der gewöhnliche Rabatt ist 25—30 %, und von Novellen und Schulbüchern, Stereotypausgaben rc. 40—50 %. Der französische B. wurde in den älteren Zeiten unter den nämlichen Modalitäten wie der deutsche getrieben; der Verleger war gemeiniglich zugleich der Drucker, sehr häufig auch der Editor, oder der Schriftsteller. Erst später wurden Drucker, Verleger und Sortimentsbuchhändler getrennt; noch in Ludwigs XIV. Periode war es, zumal in den Provinzen, Regel, sie in derselben Firma vereinigt zu finden. Allmählig erlangte Paris das Monopol des größeren B.s durch das Centralisationssystem, welches jedes in der Literatur glänzende Talent nach der Hauptstadt zog. Den Provinzen blieb nichts als der Sortimentsbuchhandel und die Erzeugung des provinziellen Bedarfs an Gebetbüchern, Kalendern, Wochenblättern und Elementarschulbüchern übrig: der größere Verlagshandel wurde Eigenthum der Hauptstadt, welche die Departements mit ihren Erzeugnissen versorgte. Seit dem Sturze des Kaiserreichs ist die Thätigkeit der pariser Presse stets gestiegen; aber in demselben Maße ist dem Verlagsbuchhandel die Gefahr des Kapitalverlustes gewachsen, und die Thatsache ist ganz unleugbar, daß der Verlagsbuchhandel seit drei Jahrzehnten, trotz seiner fieberhaften Thätigkeit, jährlich eine Masse Vermögen verschlungen hat. Nach Daru's „Notions statistiques sur la librairie" war die Zahl der im J. 1816 von den französischen Pressen gedruckten Bogen (exklusive der Zeitungen und Wochenblätter) 66 Millionen. Im J. 1825 war sie schon auf 128 Millionen gestiegen; später schätzte man sie auf 240 Millionen, die sich in etwa 6500 Werke oder 18,000 Bände und Hefte vertheilen. Die Politik verschlingt ⅓ der ganzen Büchermasse; 10 % kommen auf Poesie, 8 % auf Geschichte, 7 % auf Theologie, 7 %,

auf Theater, 6 % auf Rechtswissenschaft, 5 % auf Medicin; die Kritik ist unter 4 %, die Kriegskunst mit 5 %, Biographie mit 4 %, Pädagogik mit 4 %, die Künste mit 2 %, Naturwissenschaften und Mathematik mit 5 %, Technologie mit 4 %, Reisebeschreibungen mit 2 %, die Romanliteratur mit 4 % betheiligt. Das Jahr 1829, der Vorgänger der Julirevolution, zeichnete sich durch eine Unzahl politischer Pamphlets zur Bearbeitung des Volksgeistes aus; daher die plötzliche große Steigerung der Werkezahl. Im J. 1850 stieg die Zahl der im Druck erschienenen Schriften auf 7208 (wovon 4711 in Paris, 2460 im übrigen Frankreich, 37 in Algerien erschienen). Der eigentliche Verlagsbuchhandel nährt sich jetzt größtentheils von den Werken, die für Lesekabinette bestimmt sind, von Schulbüchern, die eingeführt sind und einen regelmäßigen Verbrauch haben. Die Lesekabinette in Frankreich sind nämlich keineswegs, wie die Leihbibliotheken in Deutschland, bloß der Unterhaltungsliteratur gewidmet, sondern sie nehmen auch instruktive Werke auf, u. namentlich die neuen Werke über historische Wissenschaften, über Politik und Pädagogik, über populäre Naturkunde und Technologie, sobald sie allgemein lesbar sind, finden durch sie den Hauptabsatz. In der That sind die meisten Sortimentsbuchhandlungen in der Provinz nichts Anderes, als Lesekabinette; man liest da das neue Buch im Abonnement, man kauft es aber nicht. Für Bücher dieser Klasse rechnet man auf einen festen Absatz von 800—1500 Exemplaren, und die klügsten Verlagshandlungen machen gar keine anderen Unternehmungen, als solche, welche für diesen Absatz passen. Die Schriftsteller, welche für dieselben arbeiten, beziehen auch gegenwärtig selten das Honorar in runder Summe. Der Vertrag mit dem Verleger ist so, daß sie für jedes verkaufte Exemplar des Buchs ¼, ½, 1, 2 und mehr Franken, je nach Umfang und Preis, erhalten, und von Zeit zu Zeit wird über den gemachten Absatz zwischen Verleger und Schriftsteller abgerechnet. Für den Band Unterhaltungsliteratur (von 20 Bogen Stärke) zahlt man gemeiniglich 1 Franc; 1½ Francs setzt schon große Popularität voraus. Umfangreiche wissenschaftliche und gelehrte Werke werden im Allgemeinen ganz oder theilweise auf Kosten der Regierung, gelehrter Gesellschaften, der Akademien, oder der Verfasser gedruckt; denn das kaufende Publikum für solche ist viel zu klein in Frankreich, um, wären sie reine Verlagsunternehmungen, dem Verleger die Kosten zu ersetzen. Mit solchen Werken prangen die privilegirten großen Firmen, die Didots &c. in der Buchhändlerwelt, obschon öfters von denselben kein Franc eignes Vermögen dabei gewagt wird. Wie wenig übrigens das kaufende Publikum in Frankreich im Stande ist, die Verlagskosten eines rein wissenschaftlichen Werkes von großem Umfange zu decken, geht auch daraus hervor, daß sich nicht einmal ein gelehrtes Journal ohne Unterstützung der Regierung halten kann. Sogar das „Journal des Savans" bedarf ihrer, es kostet der Regierung jährlich 20,000 Francs. Große philologische Verlagsunternehmungen, z. B. neue kritische Ausgaben der alten Klassiker, wie sie in Deutschland jährlich erscheinen, sind in Frankreich ohne Unterstützung von oben (die man gemeiniglich durch Subskription auf ein paar hundert Exemplare gewährt) nicht möglich; so ist kein Beispiel vorhanden, daß ein französischer Buchhändler ein orientalisches Werk für eigne Rechnung ohne Zubuße vom Staat verlegt hätte, und doch ist Paris einer der berühmtesten Sitze der orientalischen Literatur. Auch Uebersetzungen aus neueren Sprachen finden selten Verleger; weltberühmte Werke, wie Ritters Erdkunde, Hammers Geschichte der Türkei &c., würden dem französischen Publikum gar nicht zugänglich geworden seyn, wenn die Minister nicht auf ein paar hundert Exemplare unterzeichnet hätten. Die literarische Subvention und Subskription kostet den Staat auf solche Weise jährlich über eine Million Francs; im Budget der Civilliste betrug die Subskription auf literarische Werke allein jährlich 60,000 Francs. Als die Enormität dieser Ausgaben in der Deputirtenkammer angefochten wurde, äußerte der damalige Minister Salvandy geradezu: ohne die Subskriptionen des Ministeriums würde die französische Literatur gerade diejenigen Zierden entbehren, welche ihr in der wissenschaftlichen Welt Achtung verschaffen, denn die berühmtesten Werke würden gar nicht erscheinen können. Er nannte eine lange Reihe der größten Werke der letzten Jahre, die keinen Verleger gefunden haben würden ohne die vom Staat erhaltene Unterstützung; unter andern großen Werken die Reisen von Dumont d'Urville, von d'Orbigny, Bellanger, Jacquemont, die Expedition von Morea &c. Dieses Subskribiren des Ministeriums auf 100, 200—300 Exemplare hat aber die schlimme Folge, daß die begünstigten Verlagsbuchhandlungen, eben weil sie durch die Subskription des Staats für die Kosten und Gefahr gedeckt sind, dergleichen Werke oft ins Unendliche ausspinnen, in unzählige Lieferungen zerspalten und so dem kaufenden Publikum den Preis des Werks ins Ungeheure vertheuern. Die vom Ministerium subskribirten Exemplare werden an die Bibliotheken des Reichs verschenkt, aber die Verbreitung des Werks im Publikum wird dadurch mehr gehindert als gefördert. Eine sehr ansehnliche Menge der französischen Literaturerzeugnisse erscheint aber auch ganz auf Staatskosten; bloß aus dem Fond der kaiserlichen Druckerei in Paris werden jährlich 70—100,000 Francs für unentgeltliche Drucke wissenschaftlicher Bücher verwendet. Dazu kommen die Sammlungen von Memoiren der Akademien und aller der gelehrten, industriellen und philosophischen Gesellschaften, welche, wiederum meist vom Staate unterstützt, den Druck aus ihren Fonds bestreiten. Es hat diese Masse von Druckschriften mit dem eigentlichen B. nichts zu thun, selten kommen welche kommissionsweise in den Verkehr. Sie werden in der Regel verschenkt, und dieses Schenksystem ist zu einem solchen Uebermaß gediehen, daß die dadurch verwöhnte gelehrte Welt keine Bücher mehr kaufen mag. Man sieht seine Breter mit schönen Büchern sich füllen, die nichts kosten, und was man außerdem braucht, um in seinem Fach au fait zu bleiben, das leiht man aus den öffentlichen Bibliotheken, denen der subskri-

birende Minister monatlich alles Neue zuschickt. Die ganze Ausfuhr Frankreichs an Buchhändlererzeugnissen ist gegenwärtig kaum 9000 Centner im Jahre; Belgien hingegen führt jährlich 90,000—120,000 Ctnr. französische Literatur als Nachdruck aus, im Werthe von 9—12 Millionen Franken. Der Verlagsbuchhandel in den Provinzen ist im Allgemeinen nicht der Rede werth und spielt gegen den pariser eine völlig untergeordnete Rolle. Die französische Gesetzgebung bestimmt die Dauer des ausschließlichen Verlagsrechts auf 20 Jahre nach dem Tode des Verfassers.

In Italien wird der B. im Großen insgemein auf dem Wege des Tausches betrieben; bei Geschäften für Baar ist 50% Rabatt üblich. Die Zerstückelung Italiens hemmt den Umlauf der Bücher eben so sehr, als die unverhältnißmäßig hohen Steuern, die auf die Büchereinfuhr gelegt sind, und der Nachdruck, der in Italien wie eine Pest grassirt. Italien ist in seiner Gesetzgebung über das literarische Eigenthum ein wahres Mosaikstück: so vielerlei Territorien, so vielerlei Gesetze! Seit Jahren beschäftigen sich die Landesregierungen mit der Gesetzgebung über literarisches Eigenthum, doch immer bleibt es dabei, daß das in einem Staate verlegte in allen übrigen nachgedruckt werden darf, wenn der Autor nicht so glücklich ist, Privilegien zu erlangen. Mit Frankreich hat Italien mehr Verkehr in Büchern als mit Deutschland. Hier ist Wien fast der einzige bedeutende Markt für die Erzeugnisse der italienischen Literatur. In Spanien u. Portugal haben kirchliche u. politische Despotie, Inquisition und Censur die literarische Thätigkeit lange Zeit gewaltsam niedergehalten und demzufolge auch den B. zu keiner höheren Entwickelung u. Bedeutung kommen lassen. In Nordamerika, wo bekanntlich die englische Literatur fast ebenso verbreitet ist wie in England selbst, ist in Folge davon auch der B. auf ähnliche Weise organisirt wie im Mutterlande. Die Amerikaner haben jetzt ähnliche Bücherversteigerungen (Trade Sales) in ihren großen Städten Newyork, Philadelphia, Boston &c. wie in London. In diesen 3 Städten und zu Hartford blüht gegenwärtig das Verlagsgeschäft am meisten. Indessen werden vier Fünftel der Pressen durch den Druck von Zeitungen beschäftigt, die in den Vereinigten Staaten zahlreicher sind, als in jedem anderen Lande. Im Jahr 1841 war die Zahl derselben auf 1600 gestiegen, wovon allein auf den Staat Newyork 280 und auf die Stadt Newyork 78 kamen. Im jungen Griechenland blüht die Literatur rasch auf. Im Jahr 1833 wurde die erste Buchhandlung in Athen gegründet. Nächst Athen, das regelmäßigen buchhändlerischen Verkehr mit Leipzig unterhält, ist Korfu der Hauptsitz der griechischen Literatur; letzterer Platz macht seine auswärtigen Geschäfte über London. Die Zahl der in Griechenland erschienenen Schriften war 1836 56; die Produktion ist seitdem um mehr als das Doppelte gestiegen. In der Türkei beschränkt sich der Verkehr mit Büchern auf den Manuskriptenhandel (bei dem die Koranabschriften und die persischen und arabischen Dichter die Hauptrolle spielen) und das, was die in Konstantinopel anwesenden oder wohnenden Christen der fremden europäischen Nationen an europäischer Literatur bedürfen. Mehre Versuche in neuester Zeit, in Konstantinopel ein regelmäßiges Buchhändlergeschäft zu gründen, schlugen fehl. Die christliche Bevölkerung in Pera kauft die meisten Bücher; besonders französische und italienische, wenig englische, noch weniger deutsche. In den Provinzen ist der B. fast null, mit Ausnahme der Donaufürstenthümer, wo sich in neuerer Zeit in Jassy und Bucharest Buchhandlungen, von Deutschen gegründet, etablirt haben, die aber bis jetzt kein rechtes Gedeihen fanden. In Alexandrien ist einiger Verkehr mit italienischer und französischer Literatur; es existiren 2 Buchhandlungen daselbst, die ihren Bedarf von Livorno u. Paris beziehen. Ihre Kunden sind die dort angesiedelten zahlreichen Franzosen und Italiener. Ein Hauptsitz des orientalischen Manuskriptenhandels ist Kairo, wo sich auch die vicekönigliche Druckerei befindet. Die Manuskriptenhändler machen bedeutende Unternehmungen. Sie lassen (in Kairo sind die Abschreiber zu Hunderten und zünftig) den Koran, die arabischen und persischen Klassiker in großen Massen abschreiben und versenden sie in Partien bis in die entferntesten Gegenden des muselmännischen Morgenlandes. Arabien hat in Mekka und Medina einen besonders während der Pilgerzeit sehr lebhaften Handel mit geschriebenen ascetischen Schriften. Auch in Bagdad ist der Manuskriptenhandel bedeutend und er wird von hier vorzüglich mit Persien und den Ländern am persischen Meerbusen geführt. Die Klasse der Abschreiber ist hier sehr zahlreich. Hauptsitz des persischen Buch- (Manuskripten-)handels ist jetzt Teheran; doch hat er unter den Wirren des Reichs und bei der Verwilderung des Volks von seiner ehemaligen Größe gar sehr verloren. In China und Japan ist der Bücherverkehr verhältnißmäßig klein und beschränkt sich fast ganz auf die eingeführten Schulbücher, welche, unveränderlichen Textes, die Wissenschaften an den Standpunkt fesseln, auf welchem sie dort vor ein Paar Jahrtausenden waren. Die Bücher sind von geschnittenen Holztafeln, die auch in Blei abgeklatscht werden, auf einfachen Handpressen gedruckt. Viel bedeutender als in den einheimischen Staaten ist der B. in den europäischen Kolonien des Orients; er blüht vornehmlich in dem britisch-indischen Reiche. Der Hauptsitz des hindostanischen B.s und der indischen Literatur ist Kalkutta; auch die britische Literatur hat hier, sowie in Bombay und Madras, Hauptabsatzquellen. Die Zahl der Buchhandlungen in Kalkutta war 1839 schon auf 46 gewachsen, die einen regelmäßigen und lebhaften Verkehr mit allen Großstädten der britisch-indischen Provinzen unterhielten. Im neuholländischen Reiche der Briten ist der B. ebenfalls lebendig und eine sehr thätige Journalliteratur unterstützt ihn. Auch in der Kapstadt sind mehre Buchhandlungen, holländische und englische; doch dominirt noch die holländische Literatur, und Amsterdam besorgt jährlich für 20—30,000 Gulden Bücher an die holländische Bevölkerung der Kapkolonie. Die britisch-westindischen Kolonien und Canada haben, die Journale ausgenommen, keine

eigenthümliche Literatur und beziehen ihren Bedarf von dem Mutterlande. Es existiren Buchhandlungen zu Kingston in Jamaika, zu Quebek und zu Montreal in Canada. Letztere beziehen für die altfranzösische Kolonialbevölkerung einige französische Literatur von Paris. Auf dem spanischen Cuba ist einiger literarischer Verkehr in der Havannah, doch verhältnißmäßig sehr wenig. Lebendiger äußert sich das literarische Bedürfniß in den ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien Südamerika's seit der Emancipation. Lima in Peru, Valparaiso in Chili, Buenos-Ayres und Montevideo in den Laplatastaaten, vornehmlich aber Rio Janeiro in Brasilien sind die Hauptplätze des südamerikanischen B.s und des in diesen Orten mit ihm eng verschwisterten Journalwesens, denn jeder Buchhändler macht dort den Vertrieb seines Journals zum Hauptgeschäft u. auf den eigentlichen B. kann dort zur Zeit noch keine Firma bestehen. Die meisten für Südamerika bestimmten Bücher werden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gedruckt, weil diese wohlfeiler produciren; auch sind bei vielen Buchhandlungen Nordamerikaner betheiligt oder stehen denselben als Disponenten vor. In Mexiko beschränkt sich der sehr geringfügige B. auf die Hauptstadt.

Buchholz (St. Katharinenberg im Buchholz), Stadt im königl. sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Sehma nur etwa 1000 Schritte von Annaberg gelegen, ist terrassenartig und unregelmäßig gebaut, hat eine in gothischem Styl großartig angelegte, aber unvollendete Hauptkirche und eine Hospitalkirche mit einem werthvollen Altargemälde, das man für ein Werk von Lucas Cranach hält, und 2800 Einwohner, welche etwas Bergbau am Schottenberge, Fabrikation von Band, Fransen, Posamentierwaaren, Spitzen, Spielkarten ꝛc. treiben.

Buchholz, Paul Ferdinand Friedrich, historischer Schriftsteller und Publicist, den 5. Febr. 1768 zu Altruppin geboren, studirte anfangs zu Halle Theologie, wandte sich aber bald der Philologie und dem Studium der neueren Sprachen zu und wurde, erst 19 Jahre alt, Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg. Als ihm nach zwölfjährigem Aufenthalt daselbst seine Stellung als Lehrer verleidet worden war, ging er nach Berlin, wo er seit 1800 als Schriftsteller lebte, immer bestrebt, in den Erscheinungen der sittlichen Welt die Einheit aufzufinden und darzustellen. Seine hierher gehörigen Schriften sind: „Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt" (Berlin 1802); „Der neue Machiavell" (Hamburg 1804); „Der neue Leviathan" (Berlin 1805); „Theorie der moralischen Welt" (Hamburg 1807); „Kleine Schriften historischen und politischen Inhalts" (2 Thle., das. 1808); „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreich Preußen bis zum 14. Okt. 1806" (Thl. 1, Berlin und Leipzig 1808); „Hermes oder über die Natur der Gesellschaft" (Tübingen 1810). Unter seinen übrigen Schriften ist zu erwähnen das „Historische Taschenbuch oder Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien" (22 Bde., Berlin 1814—37); „Philosophische Untersuchungen über die Geschichte der Römer" 3 Bde., das. 1819); „Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter" (das. 1819); „Geschichte Napoleon Bonaparte's" (3 Bde., das. 1827—30). Zu Girtanners „Historischen Nachrichten über die französische Revolution" lieferte er Bd. 14—17 (Berl. 1803). Auch hat er das „Journal für Deutschland" (Berl. 1815 bis 1819) gegründet, welches seit 1820 als „Neue Monatsschrift für Deutschland" (48 Bde., das. 1820—35) fortwährend unter seiner Redaktion erschienen ist. B. † zu Berlin den 24. Februar 1843.

Buchhorn, s. Friedrichshafen.

Buchlowitz, Marktflecken im österreichisch-mährischen Kreis Hradisch, am Fuße eines Berges, mit 1400 Einwohnern, einem Schwefelbad, Obstbau, Glashütte. Dabei die noch wohl erhaltene, uralte Felsenburg Buchlau, durch schöne Aussicht berühmt.

Buchner, Johann Andreas, Professor der Pharmacie und Vorstand des von ihm gegründeten pharmaceutischen Instituts zu München, einer der namhaftesten Förderer eines wissenschaftlichen Studiums der Pharmacie, geboren 1783 zu München, bildete sich seit 1805 zu Erfurt unter Trommsdorff, ward 1809 Oberapotheker bei der Centralstiftungsapotheke zu München, wo er 1814 den Entwurf zu den Satzungen des pharmaceutischen Vereins lieferte und in diesem wie in dem Jahre 1817 Vorlesungen über Chemie hielt. Von 1815—1818 gab er die Zeitschrift des polytechnischen Vereines für Bayern heraus, ward 1811 Assessor beim Medicinalkomité, 1818 Professor der Pharmacie in Landshut, 1822 Professor der Medicin daselbst, 1826 Kollegienrath und Vorstand des pharmaceutischen Instituts zu München. Er schrieb: „Erster Entwurf eines Systems der chemischen Wissenschaft u. Kunst" (München 1815); „Inbegriff der Pharmacie" (Nürnberg 1821 ff., 1. Thl. Pharmacie, 3. Aufl. 1827; 2. Thl. Physik, 2. Aufl. 1833; 3. Thl. Chemie, 2. Aufl. 1830—36; 4. Thl. Mineralogie von Glockner, 1831; 5. Thl. Richards Botanik und Pflanzenphysiologie, deutsch von Kittel, 2. Aufl. 1831; 6. Thl. Zoologie von Goldfuß, 2. Aufl. 1827; 7. Thl. Toxikologie, 1823, 2. Aufl. 1827); „Lehrbuch der analytischen Chemie und Stöchiometrie" (Nürnberg 1836). Auch war er seit 1815 Herausgeber des von Gehlen begonnenen „Repertoriums für Pharmacie" (erste Reihe bis 1835, zweite Reihe bis 1848, jede 50 Bde.). Er † den 7. Juni 1852 zu München. Sein Sohn u. Gehülfe, Ludwig Andreas, seit 1847 außerordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie bei der medicinischen Fakultät zu München und außerordentliches Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, ist bereits rühmlich bekannt durch verschiedene chemische und pharmaceutische Arbeiten, die sich ebenfalls im „Repertorium", an dessen Herausgabe er eifrigen Antheil nimmt, sowie auch in den „Münchener gelehrten Anzeigen" finden.

Buchon, Jean Alexandre, ausgezeichneter französischer Geschichtsforscher, geboren den 21. Mai 1791 zu Menetou-Salon im Departement Cher, nahm als Mitarbeiter am „Censeur euro-

péen" und 1820 an „La renommée" frühzeitig thätigen Antheil an der Bekämpfung der Restauration durch die liberale Partei u. ward in Folge eines in der Rechtsschule zu Paris ausgebrochenen Aufstandes am 7. Juni 1820 verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten, welches Schicksal ihm noch mehrmals widerfuhr, wie auch seine ersten Schriften, z. B. „Vie de Tasse" (Paris 1817), von der Regierung angefochten und verboten wurden. Im Jahr 1821 hielt er im Athenäum Vorlesungen über die Geschichte der dramatischen Kunst in England, und während der folgenden Jahre durchreiste er einen großen Theil Europa's, um historische Dokumente zum Behuf einer Sammlung der mittelalterlichen Quellenschriften zur Geschichte Frankreichs aufzusuchen. Die Veröffentlichung der „Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du XIII au XVI siècle" (47 Bde., Par. 1824—29) begann er alsbald nach seiner Rückkehr mit den „Chroniques de Froissart" (15 Bde., 1824—26). Viele Chroniken und andere Quellen für die Geschichte Frankreichs begleitete er mit literaturgeschichtlichen u. biographischen Erörterungen für das „Pantheon littéraire". Einen Theil dieser Sammlung bilden auch die „Chroniques étrangères relatives aux expéditions françaises pendant le XIII siècle" (das. 1840). Durch die „Esquisse des principaux faits de nos annales nationales du XIII au XVI siècle" (Par. 1840) suchte er das Studium u. die Benutzung der französischen Geschichtsquellen zu befördern. Das Ministerium Martignac betraute ihn 1828 mit der Inspektion der sämmtlichen Archive u. öffentlichen Bibliotheken Frankreichs und ernannte ihn 1829 zum Generalinspektor der Departemental- und Kommunalarchive, aber das Ministerium Polignac beseitigte ihn sofort wieder. Seitdem lebte B. ganz seinen Studien und literarischen Arbeiten in Paris, wo er am 29. April 1846 †. Außer einer „Histoire populaire des Français" (Par. 1832) berichtete er über seine im Interesse der Wissenschaft in die Schweiz u. Baden, sowie später 1840 nach Griechenland unternommenen Reisen in den Werken „Quelques souvenirs de courses en Suisse et dans le pays de Bade" (das. 1836) und „La Grèce continentale et la Morée" (das. 1843). Nach Griechenland führten ihn besonders seine speciellen Studien über die während und nach den Kreuzzügen von den Franzosen dorthin unternommenen Expeditionen, über welche er in den „Recherches et materiaux pour servir à une histoire de la domination française dans les provinces demembrées de l'empire grec" (Par. 1840), in den „Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée" (3. Aufl., 2 Bde., das. 1843 und 1844) u. besonders in der unvollendet gebliebenen „Histoire des conquêtes et de l'etablissement des Français dans les états de l'ancienne Grèce sous les Ville-Hardoin" (Bd. 1, das. 1846) gelehrte und gründliche Untersuchungen, sowie wichtige und meist noch ungedruckte Quellenschriften mittheilte. Die „Histoire universelle des religions, theogonies, symboles, mystères, dogmes etc." (Bd. 1 — 3, das. 1844) wurde unter B.s Leitung begonnen. B. bearbeitete auch noch eine große Anzahl von biographischen und literarisch-kritischen Beiträgen für Zeit- und Sammelschriften, wie z. B. für die „Biographie universelle", die „Revue independente" ꝛc.

Buchsäuerling, Mineralwasser in Böhmen, auch Gießhübler-Säuerling genannt, entspringt in der Herrschaft Gießhübel im Norden Böhmens, 2 Meilen von Karlsbad, und enthält Kohlensäure, kohlenstoffsaures und schwefelsaures Natron und kohlenstoffsauren Kalk; wird viel versendet.

Buchsbaum, Gewächs, s. Buxbaum.

Buchsbaum (Puchsbaum), Hans, einer von den Baumeistern des Stephansdomes zu Wien im 15. Jahrhundert, der 1429 den Ausbau des Domes übernahm, 1433 den Thurm an der Mittagsseite vollendete und auch an dem andern arbeitete, wie unter seiner Leitung auch die prächtige Kanzel ausgeführt wurde. Er soll nach Einigen 1454 gestorben seyn; unter der Kanzel u. am Peterpaulaltar sieht man noch sein Brustbild in Stein ausgehauen. Eine Sage läßt ihn als Lehrjungen durch seinen Meister Pilgram aus Neid, weil ihm auch die Leitung des zweiten Thurmbaues anvertraut worden, vom Gerüste herabgestürzt werden. Vergl. F. Tschischka, Der Stephansdom in Wien u. seine alten Denkmale der Kunst, Wien 1832.

Buchschulden, Schulden, für welche keine andere Beglaubigung vorhanden ist, als daß sie im Buch des Kaufmanns eingetragen sind. Vgl. Buchgläubiger.

Buchstaben, die wahrscheinlich aus Bildern entstandenen Zeichen der Schriftsprache, u. zwar in sofern sie einzelne Sprachlaute bezeichnen, daher Buchstabenschrift im Gegensatz zur Sylben-, Wort- und Bilderschrift oder Hieroglyphik jede aus Lautzeichen bestehende Schrift heißt. Alle Völker des semitischen u. indo-germanischen Stammes, sowie alle diejenigen, welche ihre Kultur von diesen überkommen haben, bedienen sich der Buchstabenschrift. Je genauer die Sprachlaute in der Schrift bezeichnet werden, desto vollkommener ist die Buchstabenschrift; da es jedoch nicht möglich ist, für alle Arten Sprachlaute entsprechende Zeichen zu geben, so wird meist nur die Lautgattung durch ein solches bezeichnet, indem die feineren Nüancen in der Aussprache dem Gebrauche überlassen werden. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die mannigfach verschiedene Aussprache des deutschen e, des englischen a ꝛc. Die Erfindung der Buchstabenschrift reicht in das unaufhellbare Dunkel des Alterthums zurück und wird in der Sage bald der ägyptischen Göttin Isis, bald dem griechischen Hermes, bald dem Phönicier Taauth zugeschrieben. Im uneigentlichen Sinne nennt man auch oft die Laute selbst B. und unterscheidet demgemäß Lippenbuchstaben, Zungenbuchstaben ꝛc. (s. Laute). Die Anordnung der B. nach bestimmten Gesetzen gibt das Alphabet (s. d.).

Buchstabenräthsel, s. Räthsel.

Buchstabenrechnung, der erste einleitende Theil der Algebra, welcher die allgemeine Bezeichnungsart der Größen, sowie die gemeinen Rechnungsoperationen der Addition, Subtrak-

tion, Multiplikation und Division in Buchstaben, also in allgemein gültigen Zeichen, statt in Zahlen ausführen lehrt und sich dabei der arithmetischen Zeichen (s. d.) bedient. Das ganze Gebiet der B. umfaßt die Gesetze der Addition, der Subtraktion, der Multiplikation, der Division in ganzen und gebrochenen Zahlen. Außerdem gehört hierher die Lehre von den Potenzen, den Wurzeln und die elementare Entwickelung der Logarithmen. Man bedient sich dabei gewöhnlich der Buchstaben des kleinen lateinischen Alphabets, u. zwar bezeichnen die letzten Buchstaben des Alphabets stets in Frage stehende, unbekannte Größen, die ersten aber bekannte, gegebene. Jede Verbindung von Buchstaben durch arithmetische Operationen heißt eine Buchstabenformel, auch schlechthin Formel, u. man sondert solche Formeln nach der Anzahl der Theile, aus welchen sie bestehen, in Mononome, Binome, Trinome, Quatrnome, Polynome ꝛc. Jede mit keinem Zeichen versehene Größe wird als positiv betrachtet. Jede durch sich selbst gemessene Zahl führt auf den Begriff der Eins, z. B. $^{5}/_{5} = 1$, $^{7}/_{7} = 1$. Ein Vielfaches der Eins ist ein Ganzes, eine ganze Zahl, Theile der Eins aber sind gebrochene Zahlen. Sowie nun die Zahlenrechenkunst sich mit diesen Zahlenarten beschäftigt, ebenso hat es auch die Arithmetik nur allein damit zu thun. Daneben stehen rationale und irrationale Zahlen, welche vorzugsweise bei den Wurzelauszügen erscheinen. Aus diesem Allen ergibt sich schon, daß dieser Theil der Mathematik, wegen seiner Allgemeinheit, gleichsam die Grammatik für das Ganze der arithmetischen Lehren werden muß, indem in ihr die Grundlage für alle höheren Gesetze zu suchen sind. Sie hebt mit $a = a$ oder jedes Ding ist sich selbst gleich, in ihren Axiomen an und basirt darauf alle die jetzt so ins Einzelne ausgesponnenen Lehren. Um gleichnamige Größen zu addiren, verbindet man die Größen, wenn sie ungleichartig sind, durch das Zeichen der Addition; sind sie aber gleichartig, so zählt man sie zusammen und setzt dann links die Summe der Koefficienten der Größe vor, die mehrmals vorhanden ist. Sind die Koefficienten der Buchstaben Brüche, so müssen solche erst unter einerlei Namen gebracht werden, um sie addiren zu können. Um ungleichnamige Größen zu addiren, setze man die gleichartigen unter einander, hebe die Koefficienten der entgegengesetzten Größen gegen einander auf u. gebe den Theilen der Summe jedes Mal das Zeichen des überwiegenderen, größeren Theiles, z. B. $-7a$ zu $+8a$ addirt gibt: $+a$, $6b$ zu $-5b$ addirt gibt: $+b$. Hinsichtlich der Bruchkoefficienten ist wie vorhin zu verfahren. Um gleichnamige Größen zu subtrahiren, deute man entweder die Subtraktion bloß an, oder hebe, wenn die zu subtrahirenden Theile Koefficienten haben, die Koefficienten der zusammengehörigen gleichartigen Größen gegenseitig auf, wobei den Gliedern des Restes das Zeichen des größeren Gliedes gegeben wird. Die Subtraktion geht in Addition über, sobald die zu subtrahirenden Größen ihre Zeichen ändern. Von $+10$ die $+8$ subtrahirt gibt $+2$, hingegen von $+10$ die -8 subtrahirt gibt $+18$. Soll man also eine negative Größe subtrahiren, so kehre man ihr Zeichen um und addire sie. Ebenso gilt die Regel: Soll eine positive Größe subtrahirt werden, so kehre man ebenfalls ihr Zeichen um u. addire sie dann. Um ungleichnamige einfache Größen zu subtrahiren, kehre man die Zeichen des Subtrahendus (der zu subtrahirenden Theile) um und addire sie sodann, worauf der Rest in seinen Theilen die Zeichen der überwiegenden Theile bekommt. Brüche, welche als Koefficienten vorkommen, sind erst unter einerlei Benennung zu bringen, bevor man subtrahirt. Um gleichnamige zusammengesetzte Größen zu addiren, ordne man die gleichartigen Produkte unter einander, addire die Koefficienten derselben und gebe den Theilen der Summe das Zeichen der überstehenden Theile. Um ungleichnamige zusammengesetzte Größen zu addiren, setze man Gleichartiges über einander und hebe dann, wie früher, die Koefficienten der ungleichnamigen Glieder gegen einander auf, gebe dann den einzelnen Gliedern in der Summe das Zeichen des überwiegenderen größeren Gliedes, wenn bloß zwei Theile zu addiren sind. Sollen mehre Theile addirt werden, so sehe man zu, ob die positiven oder negativen Glieder vorwaltend vorhanden sind, u. entscheide darnach das Zeichen der Glieder der Summen. Um gleichnamige zusammengesetzte Größen zu subtrahiren, setze man die gleichartigen Theile unter einander, kehre die Zeichen der abzuziehenden Theile (der Subtrahenden) um und addire wie vorhin. Um ungleichnamige zusammengesetzte Größen zu subtrahiren, setze man die gleichartigen Theile unter einander, kehre die Zeichen des Subtrahenden um und addire ihn zum Minuenden, wie vorhin. Hinsichtlich der Multiplikation gelten folgende Lehrsätze: Zwei positive Größen multiplicirt, geben ein positives Produkt; eine positive Größe mit einer negativen multiplicirt, gibt ein negatives Produkt; eine negative Größe mit einer andern negativen addirt, gibt ein positives Produkt. Um gleichnamige Größen zu multipliciren, verbinde man jeden Theil des Multiplikators mit jedem Theile des Multiplikandus durch das Zeichen der Multiplikation, den Punkt, oder schreibe die Buchstaben unmittelbar an einander, ordne entstehende gleichartige Produkte unter einander und addire solche nach den früheren Regeln. Um ungleichnamige Größen zu multipliciren, verbinde man jedes Glied des Multiplikators mit jedem Gliede des Multiplikandus durch das Zeichen der Multiplikation, ordne dann gleichartige Produkte unter einander und addire nach dem Obigen. Hierbei braucht nur noch erwähnt zu werden, daß, wenn ungleichnamige Theile verbunden werden, solche nothwendig ein negatives, im entgegengesetzten Fall ein positives Produkt geben. Um gleichnamige einfache Größen zu dividiren, setze man den Divisor unter den Dividendus, bilde somit eine Bruchform. Um ungleichnamige einfache Größen zu dividiren, verfahre man wie vorhin, beobachte aber, was oben über die Zeichen gesagt wurde. Um gleichnamige polynomische zusammengesetzte Größen zu dividiren, suche man den Theil des Quotienten, welcher, mit dem ersten Theil des Divisors multiplicirt, einen Theil des Dividendus bringt, multipli-

cire den gefundenen Theil des Quotienten mit jedem Theile des Divisors, ziehe die Produkte vom Dividendus ab. Man suche dann durch Vergleichung desselben Theiles des Divisors mit einem neuen Theil des Dividendus einen zweiten Theil des Quotienten u. multiplicire mit diesem abermals jeden Theil des Divisors, ziehe die so entstandenen Produkte ab, und setze dies Verfahren so lange fort, bis kein Theil des Quotienten mehr gefunden werden kann, der, in den Divisor multiplicirt, einen Theil des Dividendus bringt. Dadurch bleibt endlich Null, oder noch ein Theil oder eine Anzahl von Theilen, welche nun mit dem Divisor den Rest bringt. Die Divisionen, welche auf Reihen führen, fallen unter die Potenzrechnung. Die eben durchlaufenen Rechnungen stehen in einer solchen Verbindung zu einander, daß durch Subtraktion die Probe für die Richtigkeit der Addition gemacht werden kann, wie durch die Division die Probe für die Multiplikation. Aus Rest u. Minuendus bringt die Addition den Subtrahendus, und aus Rest u. Subtrahendus kommt durch Addition der Minuendus. Aus Summe und dem einen Theil gibt die Differenz stets den zweiten Theil. Oder nennt man den Minuendus M, den Subtrahendus S, den Rest R, so ist erst $M - S = R$, und umgekehrt: $M = R + S$, und $M - R = S$, ebenso für die Addition. Nennt man A und B die zwei zu addirenden Theile, S die Summe, kommt $A + B = S$, und $A = S - B$; oder $B = S - A$. Nennt man M Multiplikator, N Multiplikandus, P das Produkt, so kommt: $MN = P$, und umgekehrt: $M = \frac{P}{N}$ oder $N = \frac{P}{M}$. Man nennt daher auch Subtraktion und Division die der Addition und Multiplikation entgegengesetzten Rechnungsarten. Addirt man zu Gleichem Ungleiches, so kommt da das Kleinere, wo man das Kleinere addirte. Subtrahirt man aber von Gleichem Ungleiches, so bleibt da das Kleinere, wo man das Größere subtrahirte. Addirt man zu Ungleichem Gleiches, so kommt da das Kleinere, wo der kleinere Theil stand, ebenso, wenn man von Ungleichem Gleiches subtrahirte. Hat man aber nur ungleiche Theile zu addiren oder zu subtrahiren bei gegebenen ungleichen, so folgt nur Unbestimmtes. Multiplicirt man Ungleiches mit Gleichem, so folgt da das Kleinere, wo das Kleinere vorhin stand. Für die Division ergeben sich folgende Gesetze: 1) Ist $a < b$ und $m = n$, so kommt $\frac{a}{m} < \frac{b}{n}$. Durch Division mit Gleichem in Ungleiches kommt da das Kleinere, wo das Kleinere stand. Wird Ungleiches durch Ungleiches dividirt, so kommt da wieder Kleineres, wo im Divisor Größeres stand.

Sollen die obigen Rechnungen an mehren Größen, die zusammen ein Ganzes ausmachen, durchgeführt werden, so kommen Parenthesen oder Klammern sehr zu Statten. Die Bedeutung derselben nämlich ist die, daß das durch sie Zusammengefaßte als ein Ganzes, als ein Zusammengehöriges angesehen werden soll. Dadurch sind wir oft im Stande, durch bloße Andeutung der auszuführenden Rechnungsoperation für die Rechnung selbst einen kürzeren Weg der Ausführung aufzufinden. Für die Anwendung dieser Zeichen ergeben sich aber folgende Regeln: 1) Soll zu der Größe S ein Aggregat mehrer Theile addirt werden, so erleiden, nach dem Früheren, diese Theile selbst keine Aenderung in ihren Zeichen, sondern sie werden an S angereiht, sowie sie gegeben sind, indem man Gleichartiges unter Gleichartiges setzt. Es ist demnach gleichgültig, ob man mehre Theile als ein Ganzes betrachtet und sie so zu S addirt, oder ob man sie einzeln addirt. 2) Soll von S ein Aggregat von Theilen subtrahirt werden, so müssen wir, nach dem Obigen, die Zeichen des Subtrahendus umkehren und letztere dann addiren. Betrachtet man demnach mehre einzelne Theile als ein zusammengehöriges Ganzes, umklammert man sie, um dieses Ganze von S durch Hinwegnahme der Klammern in Abzug zu stellen, so sind die Zeichen der einzelnen Theile in die entgegengesetzten zu verwandeln, wenn die Klammer weggenommen wird. Soll z. B. von 20 erst 5, dann -4, dann $+3$, dann -1 subtrahirt werden, so gibt dieses nach dem Obigen: $20 - 5 + 4 - 3 + 1 = 20 - 4 = 16$, daher mit Anwendung von Klammern: $20 - (5 + 3 - 4 - 1)$, oder $20 - 5 - 3 + 4 + 1$. 3) Soll an mehren Theilen dieselbe Multiplikation durchgeführt werden, so läßt sich der gemeinschaftliche Multiplikator vor die Klammer setzen. Soll z. B. $4 . 10 + 8 . 13 - 12 . 15 + 24 . 6$ ausgeführt werden, so kann man schreiben: $4 (10 + 2 . 13 - 3 . 5 + 6 . 6)$, und weil in der Klammer sich nochmals gleiche Faktoren vorfinden, so läßt sich dieses wieder so schreiben: $4 (10 + 2 . 13 - 3 (5 - 2 . 6)) = 4 (10 + 2 . 13 + 21) = 4 . 58 = 232$. Oder $ka - kb + k^2c + kd - k^2 = k (a - b + kc + d - k) = k (a - b + d + k (c - 1))$; man erhält also eine um zwei Exponenten (2) und zwei Faktoren kürzere Formel. 4) Was von der Multiplikation gesagt wurde, gilt auch von einem gemeinschaftlichen Divisor mehrer Theile. Dieser läßt sich nämlich ebenfalls an eine, jene Theile umfassende Klammer anbringen und verkürzt so die Rechnung. Z. B. $^{10}/_3 + {}^7/_3 - {}^1/_3 + {}^5/_3 = {}^1/_3 (10 + 7 - 1 + 5) = {}^{21}/_3 = 7$. Ebenso ist: $\frac{a}{b} + \frac{c}{b} + \frac{d}{b} + \frac{m}{b} = \frac{1}{b} (a + c + d + m)$ und $\frac{a}{a^2 - b^2} + \frac{b}{a + b} = \left(\frac{a}{a + b}\right) \left(\frac{a}{a - b} + b\right)$. Oft vertreten auch andere Zeichen die Stelle der Klammern, wie z. B. bei Brüchen es der Horizontalstrich thut. So bedeutet $a - \frac{b + c}{n}$, ziehe von a den ganzen Bruch: $\frac{b + c}{n}$ ab. Brächte man a auf den Nenner n, so würde kommen: $\frac{na - b - c}{n}$ oder in Zahlen: $10 - {}^1/_3 - {}^2/_3$ ist $= 10 - \frac{1 + 2}{3}$, u. umgekehrt: $10 - {}^3/_5 = 10 - \frac{1 + 2}{5}$. Aehnliches bewirken die Zeichen für Wurzelauszüge, Logarithmen und die trigonometrischen Zeichen. Wie wir durch Ansetzung der Klam-

mern vorher nicht vorhandene Aggregate bilden können, so lassen sich auch gegebene Aggregate durch Entfernung der Klammern auflösen, wobei nur die angedeuteten Rechnungen wirklich auszuführen sind. Z. B. $10 - (3 + 2 - 1) = 10 - 3 - 2 + 1 = 6$; $10 - 2(5 - 2 - 1) = 10 - 10 + 4 + 2 = 6$; $12 - \frac{1}{2}(6-2-1) = 12 - 2 + \frac{2}{2} + \frac{1}{2} = 12 - 3 = 9$.

Buchstabenreim, s. Alliteration.

Buchstabenschlösser, künstliche Vorlegeschlösser, deren innere Vorrichtung so beschaffen ist, daß sie nur durch den Druck auf eine gewisse Reihe von Nägeln, welche sämmtlich mit Buchstaben bezeichnet sind, geschlossen und geöffnet werden können. Das Geheimniß besteht dann in irgend einem Worte, welches die Reihenfolge, in welcher der Druck auf die Nägel auszuüben ist, angibt. Schließen z. B. die Nägel P-a-r-o-l-e ein Schloß, so kann es, ohne Zertrümmerung, nicht anders, als durch den Druck auf dieselben Buchstaben geöffnet werden.

Buchstabenspiel, s. v. a. Akrostichon.

Buchstabiren, s. Lesemethoden.

Buchstein, Berg im österreichischen Herzogthum Steiermark, zu dem admonter Gebirge gehörig, neben dem Natterriegel der höchste desselben, ist wegen der ausgedehnten Fernsicht bis an die Donau hin und über das weite Hochland der Alpen ein vielbesuchter Punkt.

Buchsweiler, Stadt im französischen Departement Niederrhein, nordwestlich von Straßburg, am Fuße der Vogesen, mit Schloß, hat 4000 Einwohner, Fabriken für Leinwand, Baumwollen- und Wollenwaaren, Waffen, chemische Produkte, Bleichereien, Färbereien &c. In der Nähe Minen von Alaun und Vitriol. B. war ehedem die Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg und theilte später das Schicksal des ganzen Elsaß.

Bucht, wie Bai (s. d.), ein von einer Seite offener Meereseinschnitt, von jener nur durch die geringere Größe unterschieden, wie z. B. die zahlreichen Einschnitte an der norwegischen Küste B.en sind. In der Landwirthschaft ist B. eine geschützte Lagerstätte für das Vieh. In der botanischen Kunstsprache heißt buchtig ein Blatt mit rundlichen Einschnitten.

Buchweizen (Haidekorn), Name zweier Pflanzenarten aus der Gattung Polygonum (Knöterich), welche den Typus der Familie der Polygoneen bildet. Der gemeine B. (Polygonum fagopyrum *L.*, Haidekorn, Haidewegtritt, Franzweizen) ist ein aus Asien stammendes und seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts in Europa eingeführtes Sommergewächs mit ziemlich aufrechtem und glattem Stengel, fast pfeilförmigen Blättern, acht mit den Staubfäden abwechselnden Drüsen und einem mit drei scharfen Kanten versehenen Samenschlauch, daher der Same den Buchekern ähnlich ist, worauf auch der aus dem Griechischen stammende Name Fagopyrum, d. i. Buchweizen, hindeutet. Diese Art erreicht eine Höhe von 1½ Fuß u. trägt blaßrothe Blüthen. Der tatarische B. (Polygonum tataricum *L.*) stammt aus Sibirien u. ist dem vorigen ähnlich, nur etwas größer und außerdem durch die gezähnelten Kanten des Samenschlauchs und die grünlichweißen Blüthen unterschieden. Beide Pflanzen sind wegen ihres mehlreichen Samens und als grünes Viehfutter wichtige Gewächse der ökonomischen Botanik. Sie verlangen zum Gedeihen einen lockern, sandigen Boden, der jedoch nicht zu mager seyn darf. In magerem Erdreich geben sie einen geringen Ertrag. Auch in sandigem Lehmboden lassen sie sich mit Vortheil bauen, ein schwerer lehmiger, naßgründiger Boden sagt ihnen aber nicht zu. Sie saugen den Boden nicht aus und können daher in die Brache gesäet und als Vorfrucht für den Roggen benutzt werden. Es ist rathsam, von Ende Mai an verschiedene Saaten in einem Zwischenraum von 14 Tagen zu machen, damit, wenn die eine vom Frost leiden sollte, die andere Ertrag gebe. Trifft der Frost die Pflanze, wenn sie noch jung ist, so pflegt sie wohl wieder auszuschlagen; ist sie aber der Blüthe nahe, oder steht sie in derselben, so geht sie unfehlbar verloren und es bleibt dann weiter nichts übrig, als den Acker umzupflügen. Der Acker wird zur Saat des B.s ebenso, wie zur Gerstensaat, zweimal gepflügt u. der Same gleich auf die zweite Furche gesäet, auf magern Boden etwas dicker, als auf kräftigen, am dicksten, wenn man ihn zu Viehfutter oder zu grüner Düngung benutzen will. In der Mitte des Juli pflegt der B. in die Blüthe zu treten, welche dem Auge einen sehr schönen Anblick gewährt, die Luft mit dem wohlriechendsten Duft erfüllt und den Bienen die reichste Nahrung darbietet. Sie dauert 3—4 Wochen, hierauf werden die Blätter gelb und die Pflanzen fangen an abzusterben. Mit der Ernte, welche gewöhnlich in die Mitte des Augusts fällt, richtet man sich nach der Vollkommenheit der meisten Körner; auf die Reife aller Samenkörner darf man nicht warten, weil sonst die besten und vollkommensten ausfallen würden. Man mähet den B., wie die Gerste, mit der Sense und läßt ihn einige Tage in Schwaden liegen. Bei heißer und dürrer Witterung muß man ihn bald aufbinden und einbringen lassen, worauf er wie anderes Getreide ausgedroschen, gereinigt u. aufbewahrt wird. Der tatarische B. ist kräftiger, ausdauernder und einträglicher als der gemeine; auch wird er früher reif, doch fallen seine Körner bei der Reife leicht aus und das daraus gewonnene Mehl ist etwas schwärzer und bitterer als das vom gemeinen B. In einigen Gegenden wird auch der sogenannte perennirende B. (Polygonum dumetorum *L.*) gebaut, der mehre Jahre hinter einander aus seinen Wurzeln wieder ausschlägt, der Kälte trotzt, schwarzen, glatten, mehlreichen, wohlschmeckenden Samen trägt und auch als Futterkraut, wie die Esparsette, benutzt werden kann, indem das Vieh seine Halme und Blätter gern frißt. Für Haide- und Sandgegenden ist der B. eine wahre Wohlthat. Die Körner werden zur Nahrung für Menschen und Vieh benutzt; man bereitet daraus Grütze (Haidegrütze) und manche andere wohlschmeckende Speise. In der lüneburger Haide, im Bremischen und andern Geestländern nährt sich der Bauer vornehmlich von B. Man mischt auch die Körner unter das Malz zum Bierbrauen, ebenso gibt er mit etwas Malz vermischt einen trefflichen Branntwein. Das daraus bereitete Mehl kann aber nur mit andern Mehlarten vermischt zum Brodbacken be-

nutzt werden; unvermischt liefert es eine schöne Stärke. Vorzüglich braucht man den B. aber als Viehfutter. Grün abgemäht wird er vom Rindvieh sehr gern gefressen, welches davon viele und gute Milch gibt. Den Landwirthen leistet er auch deswegen treffliche Dienste, weil um die Zeit, wo er gemäht werden kann, anderes grünes Futter selten zu werden anfängt. Das Stroh kann im Winter, wenn es gut aufbewahrt und nicht mulstrig und schimmlig geworden ist, den Schafen zur Winterfütterung aufgesteckt werden, indessen gewährt es nur eine kärgliche Nahrung und wird daher besser zum Einstreuen benutzt. Wegen seines reichen Kaligehaltes eignet es sich auch zur Bereitung von Potasche. Die Körner sind ein gutes Mastfutter für die Schweine, welche davon sehr bald fett werden und ein wohlschmeckendes Fleisch bekommen. Auch das Federvieh aller Art frißt den B. gern und läßt sich damit mästen. Man pflegt den B. auch häufig, besonders in England, zur grünen Düngung anzuwenden u. ihn in dieser Absicht, zur Zeit, wenn er in die Blüthe tritt, niederzuwalzen und einzupflügen. Ueberhaupt dient der B. zur Auflockerung des Bodens und bereitet denselben sehr gut zu nachfolgenden Getreideernten vor. Die Grütze des B.s gibt eine röthliche Nankingfarbe; das Kraut, in Verbindung mit Krapp und der Rinde von der italienischen Pappel, liefert eine sehr schöne hochbraune Farbe. In den Apotheken führt man die Körner (fagopyri semina); das Mehl wird zu erweichenden und zertheilenden Umschlägen gebraucht.

Bucinarische Inseln, s. Buccinarische Inseln.

Buck, 1) kleine westindische Insel, in der St. James-Passage, südöstlich von St. Thomas unter 18° 15' Br., den Dänen gehörig. — 2) Stadt in der preußischen Provinz und Regierungsbezirk Posen, mit 2000 katholischen Einwohnern, mehren Kirchen u. Kapellen, Ackerbau, Brauerei, Branntweinbrennerei und Schuhmacherei. Hier in der Nacht vom 4. zum 5. Mai 1848 Niedermetzelung preußischer Truppen durch die polnischen Insurgenten.

Buckah, afrikanische Insel, der Küste von Abyssinien gegenüber, unter 15° nördl. Br. u. 58° 4' östl. L., aus großen Basaltmassen und Korallenkalk bestehend.

Buckarest, s. Bucharest.

Buckel, s. v. a. Rücken (lat. gibbositas), dann eine abnorme Erhöhung des Rückens, welche durch eine Mißbildung der Wirbelsäule, der Rippen und des Brustbeins gebildet wird, meist in Folge vorhergegangener Krankheiten der Wirbelsäule, vorzugsweise des Knochenfraßes und der Erweichung der Wirbelkörper. Je ausgebildeter diese Mißgestaltung ist und je länger sie bestanden hat, desto weniger vermag die Kunst gegen sie zu thun; im Entstehen, besonders bei jungen Subjekten, kann ein gutes, zweckmäßig geleitetes orthopädisches Verfahren noch von Erfolg seyn.

Buckingham, britische Grafschaft im Innern von England, 34¾ □Meilen groß, mit 147,000 Einwohnern, grenzt gegen Osten an die Grafschaften Hertford, Middlesex und Bedford, gegen Westen an Oxford, gegen Norden an Northampton und gegen Süden an Berk und Surrey und umfaßt 16 Städte und Marktflecken und 185 Kirchspiele. Der Norden ist ziemlich sandig, bergig und nicht sehr fruchtbar, die Mitte eben und äußerst fruchtbar, der Süden gleicht dem Norden. Der Boden ist kaum zur Hälfte bebaut, im Uebrigen als Weideland benutzt oder zu Wiesen gemacht. Hierzu eignet sich die Grafschaft auch vorzüglich, da sie von einer großen Menge von Flüssen (Themse, Ouse, Colne, Wikham, Thame, Loddon) u. a. bewässert wird. Vieh u. Korn waren von jeher die gesuchtesten Erzeugnisse der Grafschaft. Von Alters her weideten im Thale zu Aylesbury schöne Schafheerden, und die Rindviehzucht ist wegen der Nähe Londons, wohin auch wöchentlich große Lieferungen Butter gehen, außerordentlich einträglich. In dem nördlichen Distrikte ist wenig Artland, nicht viel mehr in den andern Theilen, ausgenommen die Chilterndistrikte, welche gewöhnlich mit Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und Esparsette bebaut werden. Die industrielle Thätigkeit der Bewohner ist nicht bedeutend; die einzigen Manufakturen von Bedeutung sind die in Garnspitzenweberei und Papier. Außerdem gibt es noch Kupfer- und Messingwerke, Drahtfabriken, Fingerhutfabriken und Oelmühlen. Die vorzüglichsten Märkte der Grafschaft sind die zu Aylesbury, Buckingham und Wycombe; zu Marlow ein berühmter Pferdemarkt. Ausgeführt werden: Korn, fettes Vieh, Butter, Wolle und andere Viehprodukte, Rüböl, Spitzen, Papier, Walkererde rc. B. gehört zur Diöcese Linkoln und stellt 560 Mann zur Nationalmiliz. Römische Straßen durchkreuzen den Landstrich, auch finden sich noch einige Ueberbleibsel von römischen Militärstationen. Ein ansehnlicher Wall, genannt Grimesdike, durchschneidet einen Theil des Landes in der Richtung von Osten nach Westen. Der Name B. soll von den vielen in der Vorzeit den Boden bedeckenden Buchen (Bocken, Bucken) herstammen und die Provinz denselben von der durch König Eduard den Aeltern (um 912—918) erbauten Feste Buckingham, die in den Bürgerkriegen eine wichtige Rolle spielte, angenommen haben. Die Familie Temple, die hier den schönen Landsitz Stowe besitzt, führt von dieser Grafschaft den Marquisentitel. Außer der gleichnamigen Hauptstadt sind hier noch folgende Ortschaften zu bemerken: Aylesbury, Stadt; Beaconsfield, Marktflecken; Newport (Newpagnel); Eaton, Dorf, mit der bekannten Eatonschule; Wycombe-Chitting, Marktflecken.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, an der Ise und der großen Straße von London nach Plymouth gelegen, hat 5000 Einwohner, eine Episkopalkirche in modernem Styl mit sehr schönem Thurme, mehre Bethäuser der Reformirten, Independenten, Methodisten und Quäker, ein Hospital, Armenhaus, Gefängniß, Stadthaus, und ist Hauptsitz der Spitzenklöppelei. Unfern der Stadt liegt das berühmte Schloß des Marquis von B., das wegen seiner Schönheit, seines 400 Morgen großen Parks, seiner Bildergallerie u. seiner Bibliothek häufig von Reisenden besucht wird. Als erster Graf von B. wird Walter Gifford erwähnt, der von Wilhelm dem




BUKAREST

Eroberer mit dieser Grafschaft belehnt ward, die aber, da Giffords Sohn ohne männliche Nachkommen starb, der Krone wieder zufiel. Im J. 1377 wurde König Eduards III. jüngster Sohn, Thomas von Woodstock, zum Grafen von B. erhoben. Als dieser, später Herzog von Glocester, 1397 zu Calais erdrosselt, nur einen Sohn Namens Humphred hinterließ, der aber sehr jung starb, ging die Grafschaft B. 1445 auf Edmund, Grafen von Stafford, den Gemahl der einzigen Tochter des Herzogs von Gloucester, über. Er war der erste Herzog von B. und vom König Heinrich VI. dazu ernannt worden. Da dessen Sohn Humphred mit ihm in der Schlacht bei Northampton fiel, so erbte sein Enkel Heinrich den Herzogstitel. Von Richard III. für seine treue Unterstützung bei der Eroberung des englischen Thrones schlecht belohnt, kehrte er seine Waffen gegen den König, um seine Erbansprüche auf das Haus Hertford geltend zu machen, mußte aber für diese fehlschlagende Unternehmung 1483 mit seinem Kopfe büßen. Doch setzte Heinrich VII. dessen Sohn Eduard wieder in die väterlichen Titel und Besitzungen ein und Heinrich VIII. erhob ihn überdies zum Großconnetable. Aber Kardinal Wolsey klagte ihn als einen Enkel Eduards III. des Hochverraths an, und er wurde, obgleich seine Unschuld nicht wohl bezweifelt werden konnte, zu London 1521 enthauptet. Sein Sohn Heinrich blieb bloß Graf von Stafford. So gab es ein Jahrhundert hindurch keine Herzöge von B., bis König Jakob I. den berüchtigten George Villiers, seinen 1617 zum Marquis erhobenen Liebling, 1623 zum Herzog von B. erhob. Jedoch erlosch schon 1688 durch den unbeerbten Tod seines gleichnamigen Sohns das Haus Villiers wieder. Darauf folgte das mit dem Sohne des durch die Königin Anna 1705 zum Herzog von B. erhobenen John Sheffield 1735 bereits erlöschende Haus Sheffield. Im Jahre 1784 wurde der Titel eines Marquis von B. an George, Grafen Temple (geb. 1753, † den 11. Febr. 1813) aus der Familie Grenville, verliehen. Von diesem vererbte der Titel auf seinen ältesten Sohn Richard, geb. den 20. März 1776, während der jüngere Sohn George den Titel Lord Nugent beibehielt. Richard, Marquis von B., Lordlieutenant u. Custos rotulorum der Grafschaft Bucks, vermählte sich den 10. April 1796 mit Anna Eliza, der einzigen Erbin James Brydges', des letzten Herzogs von Chandos, eines Sprößlings des königlichen Geschlechts der Plantagenet, wurde den 4. Februar 1822 zum Herzog von B. und Chandos erhoben und † auf seinem Schlosse Stowe den 17. Jan. 1839. Sein einziger Sohn, Richard Plantagenet, Herzog von B., erbte die Titel seines Vaters.

Buckingham, 1) **George Villiers**, Herzog von, der berüchtigte Günstling und Minister Jakobs I. und Karls I. von England, war den 20. Aug. 1592 auf seinem väterlichen Schlosse Brookesby geboren und stammt aus dem alten ritterlichen, mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie mit übersiedelten Geschlechte der Villiers von Leicestershire. Mit Schönheit und Geist von der Natur reich ausgestattet, mußte B. bei seinen übrigen Eigenschaften, einem glühenden Ehrgeiz und einer kein Hinderniß, aber auch kein Mittel scheuenden Unternehmungslust, in der Schule der Galanterie zu Paris, wohin ihn seine Mutter in seinem 18. Jahre schickte, bald zum vollendetsten Kavalier ausgebildet werden, so daß der 23jährige Jüngling als ein angestauntes Wunder in die Salons Londons zurückkehrte. Als kurz nachher Jakob I. ihn bei Gelegenheit des ihm von den Studenten von Cambridge gebrachten Divertissements erblickte, war B.s Glück entschieden. Sogleich zum Mundschenk des Königs ernannt, stieg er ebenso schnell zu den höchsten Ehrenstellen hinauf, als sein Vorgänger in der königlichen Gunst, Graf Somerset, vielfach verleumdet, sank. Er wurde Kammerherr, Oberstallmeister, Ritter vom Hosenband, Marquis von Buckingham, Großsiegelbewahrer &c. Die Empfehlung der Königin durch die Fürsprache des Erzbischofs von Canterbury, ohne welche der König keinen Liebling annahm, war die Basis, auf welcher B. sicher ruhete; auf ihr fußend, unterwarf er nach und nach den schwachen König ganz und gar seiner Herrschaft, so daß, während dieser oft in der drückendsten Geldverlegenheit war, B. durch Verkauf aller Aemter, Pfründen und Ehren unermeßliche Schätze aufhäufte und bei der Verwendung derselben nur Rücksicht auf seine Kreaturen nahm. So erfüllte sich denn die bange Ahnung der Königin, daß der, den sie gehoben, einst ihr Tyrann werden würde. Es konnte bei solcher Unverschämtheit B.s nicht fehlen, daß endlich die Nation darüber entrüstet wurde, sich selbst so niedergetreten, das Verdienst zurückgesetzt und selbst die Krone nebst dem ganzen Adel herabgewürdigt und zum Spielball der Launen eines übermüthigen Günstlings gemacht zu sehen. Aber gleichwohl wagte noch Niemand, sich öffentlich zu äußern. Wie verschmitzt B. selbstbegangene Fehler wieder zu seinen Gunsten wenden konnte, zeigt seine Bearbeitung des jungen Kronprinzen Karl, den er hinter dem Rücken des Königs zur persönlichen Werbung in Madrid um die Infantin Maria zu überreden wußte, obgleich B. nicht lange vorher im Zorn seine Hand gegen den Prinzen erhoben hatte. Selbst der erzürnte König willigte in die Reise und erhob B. zum Herzog von Buckingham, damit er als solcher den Prinzen begleite. Hierdurch räumte B. sein letztes Hinderniß zur Ministerwürde, den geschickten und rechtschaffenen Minister, Grafen von Bristol, der bis jetzt die Unterhandlungen in Madrid geleitet hatte, aber nach B.s Erklärung untauglich dazu war, vollends weg. Der Prinz und B. langten im März 1623 in Madrid an und nun zeigte sich B.s Treulosigkeit in ihrer ganzen Größe. Denn während Bristol bereits die Angelegenheit trefflich eingeleitet hatte und der Prinz durch seine Liebenswürdigkeit schnell die Herzen für sich gewann, untergrub B. durch freches und unsittliches Benehmen das gute Einverständniß, reiste mit dem Prinzen schnell ab und wußte in England seinen schlechten Handel als eine Heldenthat darzustellen, durch welche er den Kronprinzen den schrecklichsten Gefahren entrissen habe. Der Bruch zwischen beiden Reichen war die nächste Folge. Jakob I. kündigte Spanien den Krieg an. Als aber

nun das Haus der Gemeinen, obgleich es den Krieg selbst billigte, die dazu erforderlichen Summen standhaft abschlug, griff B. zu neuen Gewaltmitteln: er verband sich mit der Partei der Puritaner, wollte die bischöfliche Würde abschaffen u. aus den gelösten Kirchengeldern die Kriegskosten bestreiten. Da starb, mitten in der Verwirrung, 1625 Jakob I., nachdem er vorher noch die Freude gehabt hatte, seinen Sohn mit der französischen Prinzessin Henriette verlobt zu sehen. B. selbst soll seinen Tod beschleunigt haben. Kaum deckte den alten König die Gruft, so trat das ganze Parlament gegen B. auf und klagte den vor einem Jahre noch „Retter der Nation und des Prinzen" genannten Herzog als Feind des Volks und als Verräther des Vaterlandes an. B. stand jedoch zu sicher in der Gunst Karls, als daß die Anklage eine andere Folge, als die Auflösung des Parlaments, gehabt hätte. Die gewichtigsten Gegner des Herzogs wurden sogar verhaftet, dieser selbst aber zum Kanzler der Universität Cambridge erhoben. Man schritt nun zu gewaltthätiger Erhebung ungesetzlicher Steuern, Taxen und Anleihen, um die Expedition des Herzogs gegen Cadix ins Werk zu setzen. Wie offen nun diese auch durch den Erfolg die Untauglichkeit B.s zum Feldherrn an den Tag legte, so wußte er, um seinen selbstsüchtigen Leidenschaften zu fröhnen, es dennoch dahin zu bringen, daß auch an Frankreich der Krieg erklärt u. er zum Admiral und Oberfeldherrn ernannt wurde. Dieser Feldzug sollte B. für die ihm durch Ludwig XIII. angethane Schmach der Zurückweisung als englischer Gesandter rächen; er soll nämlich bei der Heimführung der Braut seines Königs seine Augen bis zur Königin Anna von Oesterreich erhoben haben. Seine Frechheit ging so weit, seiner Königin unter dem Vorwande gefährlicher Religionsverschiedenheit ihre französische Dienerschaft zu nehmen und ihr drohend zu bemerken, daß man in England auch Königinnen enthauptet habe. Der Krieg gegen Frankreich begann mit der ebenso schlecht angelegten als ausgeführten Belagerung von la Rochelle u. mit der ebenso zweck- als erfolglosen Landung auf der Insel Rhé im Juli 1627. Aber je mehr alle seine Pläne scheiterten, je deutlicher er durch die That den Beweis lieferte, daß er weder zum Minister noch zum Feldherrn geboren sey, desto übermüthiger und hartnäckiger wurde er. Er ging endlich so weit, selbst seinen König bis zur Mißhandlung zu tyrannisiren, und es bleibt daher um so mehr eine räthselhafte Erscheinung, wie er durch seine Künste und einnehmenden Eigenschaften die unerhörtesten Frechheiten und Unbesonnenheiten doch immer so vergessen machte, daß die beiden nur durch ihn unglücklichen Könige dennoch bis zum Tode an ihn gefesselt blieben. Nach seiner Rückkehr vom französischen Feldzuge eröffnete er das nun zusammengerufene Parlament mit folgender Rede: „der König hätte es zwar unterlassen können, die Herren zu berufen, doch will er es noch einmal mit Ihnen versuchen; verweigern Sie abermals die nöthigen Subsidien, so hat der König selbst die nöthigen Mittel." Das Parlament erklärte sich bereit zu den Subsidien, sobald die Rechte des Volks und des Parlaments wieder hergestellt und gesichert wären. Da aber B. die billigsten Forderungen verweigerte, so stieg die Erbitterung des Volks täglich mehr und die Redlichgesinnten bestürmten unablässig, aber immer vergeblich den König, diesen Feind des Volks, der als Feldherr bereits verachtet, als Minister von Protestanten wie Katholiken verabscheut und verflucht sey, als den Urheber alles Uebels und als den Verräther an der Krone selbst von sich zu entfernen. Und als nun endlich der öffentliche Unwille wirklich eine drohende Gestalt annahm, entschlüpfte der Herzog durch einen neuen Feldzug. Da jedoch die seinem feigen Schwager, dem Grafen von Denbigh, anvertraute Flotte nach einer bloßen Spazierfahrt in die englischen Häfen zurückkehrte, statt das bedrängte Rochelle zu entsetzen, so drang der König in den Herzog, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, weil Englands Augen auf ihn gerichtet seyen und er es so wolle. Der Herzog gehorchte, aber in seinem Hauptquartier zu Portsmouth von seinen Garden, Höflingen und Wachen umringt, fiel er den 23. August 1628 durch den Dolch des verabschiedeten Lieutenants John Felton, der sich für eine von B. ihm angethane Beleidigung rächen und zugleich sein Vaterland von einem Tyrannen befreien wollte. Der über seinen Tod tiefgebeugte König ließ den Leichnam zu London in der Kapelle Heinrichs VII. auf das Feierlichste und Glänzendste beisetzen. B. hinterließ von seiner Gemahlin, der reichsten Erbin Englands, der einzigen Tochter des Grafen von Newcastle, die er durch Verführung sich erzwungen hatte, zwei Söhne, Francis und George, auf welche die blinde Liebe des Königs überging.

2) George Villiers, Herzog von B., der Sohn und Erbe des Vorigen, zu London 1627 geboren, studirte mit seinem Bruder Francis zu Cambridge und bereiste dann mit ihm Frankreich. Als er 1648 nach England zurückkehrte, war Karl I. bereits auf der Insel Wight gefangen worden. Die Brüder stellten sich sogleich unter die Fahnen des in der Grafschaft Surrey die Anhänger des Königs versammelnden Grafen von Holland. Lord Fairfax vernichtete dieses Corps bei Nonsuch, nach welchem Treffen, worin Francis fiel, sich George durch schleunige Flucht nach St. Neots und von da nach den Dünen auf die Flotte des Prinzen von Wallis rettete. Mit diesem landete er nach vielen Schicksalen 1650 an der Küste von Schottland. Zu Scone empfing der Prinz nach der Hinrichtung seines Vaters 1651 die Krone von Schottland. Aus der Schlacht bei Worchester, die für diesmal Karls Hoffnungen vernichtete, entkam B. nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft und focht nun mit größter Tapferkeit als Freiwilliger bei den Belagerungen von Arras und Valenciennes. Unterdessen hatte Lord Fairfax als Anerkennung seiner Verdienste vom Parlament einen Theil der Güter des Herzogs von B. erhalten, aber der Lord war so edel, die Einkünfte der Mutter des Herzogs größtentheils zu überlassen. Dies erweckte in B. neue Hoffnungen, er begab sich, obgleich geächtet, nach England u. unter den Schutz des Lord Fairfax, dessen Tochter er allen Intriguen Cromwells zum Trotze zur Gemahlin be-

kam. Er lebte darauf mit ihr als Privatmann auf den Gütern seines Schwiegervaters. Aber eine Reise zu seiner Schwester kostete ihm seine Freiheit; er wurde, obgleich Fairfax Genugthuung vom Protektor forderte, in den Tower gesetzt und saß auch nach dem Tode des Protektors einige Zeit in Windsor, bis er nach der Abdankung Richard Cromwells auf seine Güter zurückkehren durfte, wo er bis zur Wiederherstellung des Königthums blieb. Der König ernannte ihn in rascher Folge zum Ritter des Hosenbandordens, Kammerherrn, Mitgliede des geheimen Rathes, Lordlieutenant der Grafschaft York, Großstallmeister rc. und setzte ihn in den Genuß seiner Güter und seines Herzogstitels von B. wieder ein. Als B., in hohem Grade ehrgeizig und eifersüchtig auf den Minister, Grafen von Clarendon, den Liebling Karls II., an dem 1666 entdeckten Komplot gegen diesen sich betheiligt hatte, gewann er nicht nur die Verzeihung des Königs, sondern stieg sogar in dessen Gunst und erhielt alle seine Ehrenstellen wieder. Es gelang ihm nach und nach, durch seine Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit selbst den Grafen von Clarendon zu stürzen. Er wurde 1671 Kanzler der Universität Cambridge und bekam den Auftrag, unter der Maske der Beileidsbezeugung als Gesandter in Paris die Tripleallianz aufzulösen. Hierauf wurde er Chef des nach den Anfangsbuchstaben seiner Mitglieder: Clifford, Ashley, Graf von Shaftesbury, Buckingham, Arlington und Lauderdale, Cabal benannten, so berüchtigten Ministeriums. Mit Lord Halifax und Arlington nach Holland gesandt, um mit den Generalstaaten und mit dem diese eben bekriegenden Ludwig XIV. zu Utrecht zu unterhandeln, schloß er daselbst mit Vorsatz einen für Englands Krone nachtheiligen Frieden, weshalb er, nachdem Shaftesbury vom Ministerium abgetreten war, vom Unterhaus angeklagt u. aufgefordert wurde, sich über die unheilvollen Erfolge seiner ministeriellen Handlungen, denen selbst der Schein der Staatsverrätherei nicht fehlte, zu verantworten. Er konnte nicht anders sich von der Anklage befreien, als durch das Zugeständniß einzelner Mißgriffe und durch Abwälzung des Uebrigen auf seinen Kollegen Arlington. Aber dieser Prozeß brachte ihn zu dem Entschlusse, der Partei des Hofes zu entsagen und im Parlamente auf die Seite der Opposition zu treten, wo er 1675 und 1676 nicht nur die Bill des Testeides, sondern auch die vom Könige angeordnete Parlamentsverlängerung so heftig bekämpfte, daß er mit seinen Mitkämpfern, dem Lord Wharton, den Grafen von Salisbury und Shaftesbury, in den Tower gesetzt wurde, bis er sich dem Willen des Königs fügte. Kaum hatte er aber die Freiheit erlangt, so erklärte er sich eben so bitter gegen das papistische Komplot u. griff alle Maßregeln der Regierung auf das Heftigste an. Alles dies konnte er wagen, so lange Karl II. noch lebte, dem eine grenzenlose Nachsicht gegen die Villiers von B. gleichsam erblich war. Als aber Karl todt war, hielt es B. für gerathener, sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Die gewonnene ländliche Muße benutzte er zur Abfassung mehrer Schriften, eines Lustspiels „The Rehearsal“ (London 1671), einer geistreichen Satyre gegen die dramatischen Modedichter seiner Zeit, und mehrer Gedichte und Reden. In der letzten Zeit seines Lebens zerrüttete er sein Vermögen noch durch alchemistische Experimente und astrologische Tollheiten. Die Jagd war ihm die einzige Erholung von seinen Studien; dieselbe ward durch eine Erkältung, die er sich 1688 auf einer Fuchsjagd zugezogen hatte, Ursache seines Todes. Mit ihm starb das alte Geschlecht der Villiers aus.

3) John Sheffield, Herzog von Normanby und B., sowohl als Dichter wie als tapferer Krieger und ehrgeiziger, witziger und intriguanter Hofmann bekannter Günstling Karls II. von England, war 1649 geboren als Sohn des Grafen Edmund von Mulgrave. Da dieser frühzeitig starb, so schickte ihn seine Mutter, um ihn den Unruhen in England zu entziehen, nach Paris. Obgleich hier seine Zeit durch den Kriegsdienst und die Zerstreuungen des Hoflebens sehr in Anspruch genommen wurde, so machte er doch auch große Fortschritte in den Wissenschaften. In seinem 17. Jahre trat er im Kriege gegen Holland als Freiwilliger unter die vaterländischen Fahnen, und sein Eifer wurde bald durch das ihm übertragene Kommando einer mit Vertheidigung der Küsten beauftragten Reiterabtheilung belohnt. Auch im zweiten holländischen Kriege zeichnete er sich, obgleich von Liebesbanden gefesselt, mehrfach aus. Auf den glänzenden Bericht des Admirals Lord Ossory über ihn wurde er bald zum Kommandanten eines Schiffs ernannt. Kurz darauf warb er selbst ein Reiterregiment an, so daß er, da ihm überdies noch ein solches anvertraut wurde, zugleich Oberst von zwei Regimentern war. Jetzt eröffnete sich ihm der Weg zu den höchsten Ehrenstellen. Er wurde Ritter des Hosenbandordens, dann Kammerherr; aber diese Friedenslorbeeren genügten ihm nicht. Er trat daher in französische Dienste, um sich unter Turenne vollends auszubilden. Eifersucht gegen den Herzog von Monmouth, der sich um das Kommando des ersten Gardekavallerieregiments bewarb, trieb ihn jedoch nach England zurück, wo er beim Herzog von York so lange intriguirte, bis Monmouth in Ungnade fiel u. er das Kommando erhielt. Zugleich wurde er Lordlieutenant von Yorkshire und Gouverneur von Hull. Trotz aller seiner Staats-, Hof- und Militärgeschäfte erwarb er sich auch als Gelehrter, als Schöngeist und Dichter einen geachteten Namen. Im Jahre 1680 befahl ihm plötzlich der König, das von den Mauren 1680 belagerte Tanger mit 2000 Mann zu entsetzen. Die Fahrt ward glücklich überstanden, der Entsatz gelang, u. durch diesen Zug scheint B. erst die vollkommenste Zuneigung des Königs gewonnen zu haben. Als Jakob II. den Thron bestieg, wurde B. sogleich zum Mitglied des geheimen Raths und zum Großkammerherrn ernannt, und obgleich er auch Sitz und Stimme in der Highkommission hatte, so vertrat er doch niemals die Tendenzen derselben. Da er in seinen moralischen Grundsätzen übrigens sehr locker und als Schüler von Hobbes in Sachen der Religion nicht besonders gewissenhaft war, so begleitete er den König in die Messe und kniete auch mit ihm; nur zum förmlichen Uebertritt zur katholischen

Religion konnte er nicht bewogen werden. Er betheiligte sich darauf weder an der Jakob II. stürzenden Revolution, noch war er Mitglied jener Partei, die den Prinzen Wilhelm von Oranien auf den Thron Englands zu erheben strebte, und war freimüthig genug, als dieser ihn später fragte, was er gethan haben würde, wenn man es gewagt hätte, ihn zum Vertrauten der Verschwörung zu machen, offen zu gestehen, daß er dem König, dem er diente, Alles entdeckt haben würde. Nur die Ueberzeugung, daß das Wohl des Vaterlands Jakobs Entthronung erheischte, bewog ihn endlich beizustimmen, daß die Herrschaft zwischen Wilhelm und seiner Gemahlin getheilt bleibe. Selbst nachdem ihn der König 1694 zum Marquis von Normanby ernannt und in seinen Kabinetsrath aufgenommen hatte, bewies B. niemals Achtung und Liebe für Wilhelm. Neue Hoffnungen für seinen Ehrgeiz eröffneten sich ihm, als Königin Anna den Thron bestieg. Schon vorher war er ihr geheimer Siegelbewahrer und Lordlieutenant des Norddistrikts von York. Später unterhandelte er mit den Schotten über die Vereinigung beider Königreiche und 1703 stieg er in rascher Folge zum Herzog von Normanby und B. empor. Aus Eifersucht gegen Marlborough gab er später das Amt des Großsiegelbewahrers auf und ging zur Partei der unzufriedenen Tories über, der er fortan in seinen Grundsätzen streng huldigte. Anna erhob ihn zum Großkanzler, um ihn wieder für sich zu gewinnen, aber er lehnte die Stelle ab, erbaute sich in dem Jamespark das bekannte Hotel und lebte hier von allen Geschäften zurückgezogen, bis er 1710 nach der Veränderung des Ministeriums das Amt eines Lordkammerherrn des königlichen Haushalts und die Präsidentschaft des Conseils übernahm. Nach Anna's Tod versah er bis zur Ankunft Georgs I. von Hannover als Mitglied des Kollegiums der Lords die Regierungsgeschäfte mit. Später nahm er nur als Opponent des Ministeriums noch an den Geschäften Theil und widmete seine Muße vorzüglich der Ausarbeitung seiner beiden Trauerspiele „Cäsar" u. „Brutus", unglücklicher Nachahmungen Shakespeare's; besser sind seine didaktischen Versuche über die Satyre u. Poesie. Seine Memoiren sind geistreich, unterhaltend und elegant geschrieben. Sein Hauptwerk, an welchem er unter Drydens Beihülfe bis an seinen Tod feilte, ist der Versuch über die Poesie („Essai on Poetry"), worin sich zwar viel Witz und Geschmack, aber keine originale Schöpferkraft zeigt. Seine gesammelten Werke erschienen zu London 1723 und 1729 (2 Bde.). Er † den 24. Februar 1720 in Buckinghamhouse, nachdem er mit 3 Wittwen verheirathet gewesen war, von denen nur die letzte, Jakobs natürliche Tochter, ihm Kinder gab. Von diesen überlebte ihn aber nur ein Sohn bis 1735, mit welchem das Haus Sheffield erlosch. Auf B.s Grab in der Westminsterabtei steht ein Monument mit einer von ihm selbst verfaßten Grabschrift.

4) **Richard Plantagenet Temple-Nugent-Brydges-Chandos Grenville**, Herzog von B., das Haupt der Familie Grenville, den 11. Febr. 1797 geboren, führte bis 1822 den Namen **Graf Temple**, von da an bis zum Tode seines Vaters, des am 17. Januar 1839 verstorbenen Richard B., ersten Herzogs von B., den eines **Marquis von Chandos**. Schon in früher Jugend als Vertreter der Grafschaft Buckingham ins Parlament gewählt, schloß er sich mit großem Eifer den Tories an, zu denen sein Vater von der Whigpartei übergegangen war, und machte sich namentlich die Vertheidigung der Korngesetze zur Aufgabe, sowie er angeblich im Interesse der Pächter, wohl mehr aber zu Gunsten der großen Grundbesitzer, die Abschaffung der Malzsteuer betrieb. In gleicher Absicht wußte er 1832 bei den Berathungen der Reformbill die Klausel durchzusetzen, daß die Zeitpächter, welche 50 Pfund Sterling und darüber Pacht zahlen, in den Grafschaften das Wahlrecht erhielten, wodurch, da diese Pächter von den großen Grundbesitzern ganz unabhängig sind, den Tories ein überwiegender Einfluß bei den Grafschaftswahlen gesichert ward. Bei der ländlichen Bevölkerung machte er sich durch ähnliche Bestrebungen, sowie durch seine verschwenderische Gastfreiheit höchst populär und erwarb sich den Namen „The farmer's friend" (der Pächterfreund). Die Betheiligung an dem ersten Ministerium Sir Robert Peels (November 1834 bis April 1835) wies er zurück, da dasselbe die Aufhebung der Malzsteuer verweigerte. Sein zu diesem Zweck gestellter Antrag ward im Unterhause verworfen. Im Jahre 1838 trat er mit dem Vorschlag hervor, das Unterhaus möge seine Mißbilligung über die kostspieligen Vorbereitungen der Regierung bei der Absendung Lord Durhams nach Canada zu erkennen geben, und fast hätte er dadurch, da der Antrag mit nur 2 Stimmen Majorität abgelehnt wurde, das Ministerium Melbourne zur Abdankung gezwungen. Nachdem er 1839 mit dem Tode seines Vaters als Herzog von B. ins Oberhaus getreten war, nahm er 1841 unter Sir Robert Peels neuem Ministerium die Stelle eines Großsiegelbewahrers an, die er jedoch 1845 wieder niederlegte, da er seine Zustimmung zur gänzlichen Abschaffung der Korngesetze nicht geben wollte. Von dieser Zeit an nahmen Privatverhältnisse seine ganze Sorgfalt in Anspruch. Schon durch die üppige Lebensweise des verstorbenen Herzogs war das großartige Vermögen des Hauses zerrüttet worden, und die Summen, die von B. zur Vermehrung seines parlamentarischen Einflusses verschwendet wurden, hatten seine finanziellen Hülfsmittel vollends erschöpft. So erfuhr denn 1848 die Welt zu ihrem Erstaunen, daß der Erbe der Temple, der Nugent und der Chandos bankerott sey u. seinen fürstlichen Landsitz zu Stowe verlassen müsse, wo nun die Kunstschätze, das kostbare Mobiliar, das herrliche Gestüt B.s unter den Hammer kamen, während der Palast selbst, da er als Familienmajorat nicht veräußert werden konnte, zum Besten der Gläubiger vermiethet ward. Dem Besitzer aller dieser Reichthümer blieb nur eine kleine Rente, die ihm sein Sohn, der Marquis von Chandos, aussetzte. Seit dieser Katastrophe hat B. sich fast ganz von dem politischen Schauplatz zurückgezogen und begnügt sich damit, seine Stimme im Oberhause auf protektionistischer Seite abzugeben.

Buckland, William, berühmter englischer

Geolog, geb. 1784 zu Arminster in Devonshire, erhielt seine erste Bildung in der Schule zu Winchester, studirte in Oxford Theologie, wandte sich aber mit Vorliebe naturwissenschaftlichen Studien zu und zeichnete sich darin bald so aus, daß er 1813 den an der oxforder Universität neu errichteten Lehrstuhl der Mineralogie und 1818 auch den der Geologie erhielt. Seine beiden Hauptwerke sind die „Reliquiae antediluvianae“ (2. Aufl., London 1824) und die „Geology and mineralogy considered with reference to natural theology“ (2 Bde., das. 1836, deutsch von Agassiz, Neufchatel 1838—39), zu den Bridgewaterbüchern gehörig. Obwohl letzteres Werk, von anerkannt klassischem Werth, die Resultate der neueren geologischen Forschungen, insbesondere die plutonistischen Lehren mit der biblischen Schöpfungsgeschichte in Einklang zu bringen sucht und überhaupt eine theologisch-teleologische Auslegung der geologischen Fakta sich zum Zwecke setzt, so gab es doch in der Sitzung der britischen Association zu Beförderung der Wissenschaften zu York 1844 dem Dechanten von York Veranlassung zu einem heftigen Angriff der geologischen Wissenschaft und ihrer Repräsentanten vom streng kirchlichen Standpunkte aus. Doch haben diese und ähnliche Bestrebungen der Hyperorthodoxen weder die weite Verbreitung jenes Werks hindern, noch das Studium der Geologie in Mißkredit bringen können, das vielmehr durch Murchison, Sedgwick, Lyell und Andere so ausgezeichnete Förderung fand, daß es vornehmlich in England in weiten Kreisen das lebhafteste Interesse weckte. Gediegene Abhandlungen B.s finden sich in mehren wissenschaftlichen Zeitschriften, z. B. dem „Edinburgh philosophical journal“, den „Transactions of the Geological society“ u. A. In den letztgenannten Sammelwerken (2. Reihe, 2. Bd.) befindet sich auch B.s Theorie „On the formation of valleys by elevation“. Seine 1825 erschienene „Description of the South-Western coal districts of England“ gilt noch jetzt als Autorität. Im Jahre 1845 wurde er zum Dechanten von Westminster ernannt; auf seine Hoffnung, ein Bisthum zu erhalten, mußte er jedoch verzichten, weil seine geologischen Lehren ihn mit der strenggläubigen Partei in der anglikanischen Kirche in Zwiespalt gebracht hatten. Er † den 14. August 1856 zu Clapham bei London, nachdem er seine letzten Lebensjahre in einem Zustande von Geistesabwesenheit verlebt hatte. Um seine Verdienste um die Wissenschaft zu ehren, hat man ein Mineral Bucklandit (s. d.) und eine Pflanze Bucklandia genannt.

Bucklandit, dem Epidot sich anschließendes Mineral, welches in sehr kleinen Krystallen in Hornblende u. vulkanischen Gesteinen vorkommt. Die Krystalle bilden vertikale Prismen mit einer hinteren schiefen Endfläche und einem schiefen rhombischen Prisma der vorderen u. einem zweiten der hintern Seite. Das specifische Gewicht ist 3,94, die Härte etwas größer als die des Augits. Es ist nicht durchsichtig, von dunkel-, fast schwärzlichbrauner Farbe und findet sich mit Kalkspath und Hornblende zu Arendal in Norwegen, am laacher See am Rhein in Blasenräumen vulkanischer Gesteine.

Buckowina, s. Bukowina.

Buckowine, 1) Dorf in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, mit Schloß und Vorwerk und gegen 250 Einwohnern. Im J. 1796 wurde hier eine Mineralquelle entdeckt, deren Bestandtheile, Eisenerde und fixe Luft, oder kohlensaures Eisen, Eisenvitriol und Alaun, bei Schwäche der Nerven und Fiebern, gichtischen und rheumatischen Leiden, Krämpfen, Hysterie, Hypochondrie, Bleichsucht und besonders bei schmerzhaften Lähmungen treffliche Wirkung gethan haben. — 2) Bergkolonie daselbst, $3^1/_4$ Meilen westnordwestlich von Glatz, von wenigen Köhlern, Holzschlägern und Webern bewohnt. Eine Stunde davon ist das wilde Loch, Miniaturseitenstück zu dem adersbacher Felsenlabyrinth. Ein Flächenraum von nahe an 94 □Morgen ist mit einer zahllosen Menge 20 bis 30 Fuß hoher Sandsteinsäulen bedeckt, deren Gipfel, wie nach dem Richtscheit abgeplattet, eine wagrechte Oberfläche bilden. Die Zwischenräume der einzelnen Blöcke sind durch den üppigsten Nadelholzwuchs so vollkommen gesperrt, daß sogar zum Ausroden der Raum fehlt, u., wie die vielen Knochen zeigen, viele Thiere, die sich in diesem Stein- und Waldlabyrinthe verirren, darin umkommen.

Buckskin (engl., aus buck, Bock, und skin, Haut, also wörtlich: Bockshaut), ein trillirtes, festes und elastisches wollenes Gewebe, welches sehr vielfach statt des gewöhnlichen Wollentuchs zu Bekleidungsstücken für Männer, insbesondere zu Beinkleidern verwendet wird. In neuester Zeit wird es auch mit Baumwolle vermischt. Man fabricirt geköperten und gezwirnten B., welcher letztere vorzüglicher und schöner ist, indem das gezwirnte Garn erhöhte Streifen gibt, welche den Stoff elastischer und ansehnlicher machen. Der B. wurde zuerst in England, und zwar schon seit geraumer Zeit verfertigt, erst in der neuern Zeit aber fand seine Fabrikation und Anwendung weitere Verbreitung. Jetzt liefern außer England besonders Frankreich (Sedan, Louviers ꝛc.), Belgien (Verviers, Lüttich), die preußischen Rheinlande (Aachen, Eupen, Burtscheid, Lennep ꝛc.), Sachsen (Krimmitzschau u. Werdau) gute und wohlfeile B.s. In England werden besonders zu Huddersfield, Leeds, Manchester und anderen Orten gute B.s verfertigt. B.s ist auch ein Name, den sich die nordamerikanischen Neuengländer im Gegensatz zu den Bewohnern des Westens beilegen.

Bucksport, Township im nordamerikanischen Staat Maine, Grafschaft Hancock, am östlichen Ufer des Penobscot River, blühendes, nett gebautes Städtchen, auf einer Anhöhe gelegen, mit gutem Hafen, der tief genug für die größten Schiffe und fast das ganze Jahr von Eis frei ist, bedeutender Schifffahrt und Holz- und anderem Handel, Gerbereien, Mahl- und Oelmühlen, 2 Akademien und mehren Schulen und 3420 Einw.

Bucland, norwegische kleine Insel an der Küste von Nord-Bergenhuus, südwestlich von der Insel Haltleöe.

Bucoli milites, eigentlich Hirtensoldaten, räuberische Soldaten in dem ägyptischen Bucolicum, welche zur Zeit des Kaisers Marcus Aure-

lius unter Isidorus in einen gefährlichen Aufruhr ausbrachen und eine gegen sie gesandte römische Armee besiegten. Aufidius Cassius, der sich ihnen nicht in offener Feldschlacht entgegenzustellen wagte, wurde endlich ihrer durch List Herr, indem er Zwiespalt unter sie säete und dann die Getrennten leicht wieder dem römischen Scepter unterwarf.

Bucquoi, s. Buquoi.

Budäus (eigentlich Budé), **Guillaume,** einer der bedeutendsten französischen Gelehrten seiner Zeit, geboren 1467 zu Paris als Sohn von Jean Budé, Herrn von Yeve u. Villiers, Oberprokurator beim Kanzleramte und Maître de Requêtes, sollte zu Paris und Orleans die Rechte studiren, widmete sich aber statt dessen ausschließlich dem Vergnügen und schlug erst in einem Alter von 24 Jahren eine andere würdigere Bahn ein. Er widmete sich jetzt mit Eifer schönwissenschaftlichen, mathematischen und griechischen Sprachstudien und lieferte zahlreiche gelehrte Werke, worunter besonders seine Abhandlung „De asse et partibus ejus" (Par. 1514) wegen darin gegebenen wichtigen Aufklärungen über die alte Münzkunde, sowie seine „Commentarii linguae graecae" (das. 1519), welche das Studium der griechischen Literatur in Frankreich ungemein gefördert haben, hervorzuheben sind. Sein lateinischer und französischer Styl ist kraftvoll, aber oft etwas hart und durch griechische Konstruktionen schwerfällig. Unter Ludwig XII. erhielt er eine Mission nach Rom und Franz I. brauchte ihn bei verschiedenen diplomatischen Verhandlungen; auch stiftete derselbe, von B. veranlaßt, das Collége de France und die Bibliothek zu Fontainebleau. Auch war es B., der den König von Erlassung des von der Sorbonne begehrten Verbots der Ausübung der Buchdruckerkunst in Frankreich abhielt. Er † als königlicher Bibliothekar den 23. August 1540. Seine sämmtlichen Werke erschienen Basel 1557 (4 Bde.); sein Leben beschrieb L. Regius (Paris 1540). Schon B. war der Hinneigung zum Calvinismus verdächtig gewesen, welcher Verdacht dadurch bestätigt zu werden schien, daß seine Wittwe in Genf offen zum Calvinismus übertrat und ihre Söhne in Frankreich der Sache der Reformation dienten. Bei der pariser Bluthochzeit mußten daher alle Mitglieder der Familie Budé flüchten. Einige wandten sich nach der Schweiz, wo sie den alten Namen fortführten und Voltaire's berühmten Sitz Ferney bis auf die neuere Zeit in ihrem Besitz war. Ein anderer Theil der Familie ließ sich unter dem Namen Budde (später Buddeus, s. d.) in Pommern nieder.

Buddenbrock, Wilhelm Dietrich von, ausgezeichneter preußischer Feldherr unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., war geboren 1672 auf dem väterlichen Gute Tilsewirschen im preußischen Litthauen, studirte seit 1688 in Königsberg und trat 1690, nachdem er durch seine Disputation „De ultimo fine hominis" bereits ein Zeugniß seiner Gelehrsamkeit abgelegt hatte, als Kornet bei dem Kürassierregiment Alt-Anhalt, dem er selbst später 33 Jahre lang als Chef vorstand, in preußische Kriegsdienste. In den nächsten Jahren nahm er Theil an mehren wichtigen Kriegsereignissen in den Niederlanden, namentlich an den Schlachten von Steenkerken (1692) und Landen (1693). Seit 1706 Rittmeister, kämpfte er bei Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) mit und wohnte den Eroberungen von Menin, Brüssel, Gent und Dornik bei, avancirte 1710 zum Major und nach der Einnahme der Insel Rügen (1715) zum Obersten und Regimentskommandeur, 1724 zum Regimentschef und 1728 zum Generalmajor. Als solcher war er der stete Begleiter Friedrich Wilhelms I. und einer der eifrigsten Fürbitter für den Kronprinzen nach dessen mißlungenem Fluchtversuch. Auch Friedrich II. schenkte dem durch Wissenschaft und Erfahrung hochgebildeten Manne seine volle Gunst. Im Jahr 1741 erhielt er den Oberbefehl über die zur Deckung von Preußen zurückgebliebenen Truppen, ward 1742 zur Armee nach Böhmen berufen und, nach der Schlacht bei Czaslau, in welcher er den rechten Flügel zum Siege führte, zum General der Kavalerie ernannt. Im zweiten schlesischen Kriege kommandirte B. in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr den rechten Flügel der Reiterei. Das letzte kriegerische Ereigniß, dem B. beiwohnte, war das Treffen bei Katholisch-Hennersdorf, 1745. Hierauf zog er sich, als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Breslau, in letztere Stadt zurück und † 1757.

Buddeus, Nachkommen des französischen Gelehrten Budäus: 1) **Johann Franz,** geboren den 25. Juni 1667 zu Anklam, wo sein Vater, Franz Budde, Superintendent war. Nachdem er einige Zeit Professor am Gymnasium zu Koburg, dann Professor der Moral zu Halle gewesen, lehrte er seit 1705 in Jena als ordentlicher Professor der Theologie, wurde 1713 Kirchenrath zu Gotha und † hier am 18. November 1729. Seine Wirksamkeit fiel in die Zeit, da die starre lutherische Orthodoxie mit der Philosophie der leibnitz-wolfischen Schule einerseits und mit dem Pietismus Speners andererseits in Kampf und Widerspruch gerieth. B., welcher gründliche theologische Gelehrsamkeit mit philosophischen Kenntnissen und wahrer Herzensfrömmigkeit in sich vereinigte, trug als akademischer Lehrer durch Wort und Schrift nicht wenig dazu bei, daß jene Kämpfe der protestantischen Kirche Gewinn und Fortschritt brachten. Durch die Anwendung seiner historischen Kenntniß der wolfischen Philosophie gab er der lutherischen Dogmatik eine wissenschaftlichere Gestalt und durch die Berücksichtigung des pietistischen Moments in der Religion führte er die Theologie aus dem Bereiche scholastischer Spitzfindigkeiten wiederum mehr dem Bedürfniß der Frömmigkeit und dem praktischen Leben zu. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten: „Historia juris naturae et synopsis juris naturae et gentium" (Jena 1695; Halle 1717); „Introductio ad philosophiam Ebraeorum" (Halle 1702 und 1720); „Institutiones theologiae moralis" (Leipzig 1711); „Historia ecclesiastica veteris testamenti" (Halle 1709 und 1720); „Institutiones theologiae dogmaticae" (Leipzig 1728 u. ö.); „Historia theologiae dogmaticae et moralis" (Frankfurt 1725).

2) **Karl Franz,** des Vorigen Sohn, 1695 zu

Halle geboren, war erst **Advokat** zu Weimar und Rudolstadt und wurde 1729 zum Mitglied der Regierung, 1735 zum Obervormundschaftsrath in Gotha ernannt. Bei dem wasunger Streit mit Meiningen (1746) fungirte er als kaiserlicher subdelegirter Kommissar, trat auch 1748 an die Spitze der Verwaltung von Weimar-Eisenach, nachdem er das Recht der vormundschaftlichen Besitznahme gegen die Agnaten dargethan hatte, und † 1753 zu Gotha als Vicekanzler. Er schrieb „Untersuchung des wahren Grundes der höchsten Gewalt des Fürsten über die Kirche" (Halle 1719).

3) **Johann Karl Immanuel**, des Vorigen Enkel, 1780 zu Buffleben bei Gotha, wo sein Vater Superintendent war, geboren, studirte die Rechte zu Jena, trat dann erst beim Stadtrathe zu Pößneck, später zu Altenburg in subalternen Staatsdienst und verband damit seit 1803 advokatische und patrimonialgerichtliche Geschäfte, bis er 1822 als Hof- und Justizrath nach Gera kam, wo er kurz nachher Steuer- und Polizeidirektor und endlich Regierungs- und Konsistorialrath wurde. In seinen Stellungen, besonders als Chef des Steuer- und Polizeiwesens, mußte er, selbst wo er mit dem besten Willen handelte, in vielfach widrige Berührung mit den unteren Volksklassen kommen, die 1830 vorzüglich gegen ihn, der eben abwesend war, zu den heftigsten Aeußerungen der Volkswuth führten. Er lebte seitdem zu Leipzig, wo er 1834—40 Mitglied und 3 Jahre lang Vorsteher des Kollegiums der Stadtverordneten war. Anonym schrieb er: „Die Ministerverantwortlichkeit in konstitutionellen Monarchien" (Leipz. 1833); außer dem „Repertorium der sächs. Verfassungsurkunde" (das. 1834); „Repertorium der sächs. Städteordnung" (das. 1834). Seit 1841 redigirte er das (1840 zu Jena zuerst erschienene) „Deutsche Staatsarchiv"; auch lieferte er viele Beiträge zu Sammelwerken, namentlich zu Ersch' und Grubers Encyklopädie. Sein „Deutsches Anwaltbuch ꝛc." (Leipzig 1847, vervollständigt 1848) war zum Theil schon ausgearbeitet, als er den 28. Februar 1844 zu Leipzig †.

4) **Arthur**, älterer Sohn des Vorigen, geboren zu Altenburg 1811, studirte seit 1830 in Leipzig und später in Heidelberg, bereiste Deutschland, Oberitalien, Frankreich und Belgien und ließ sich dann als Advokat in Leipzig nieder, wo er den 29. Januar 1847 †. Er vollendete das von seinem Vater begonnene Anwaltbuch und betheiligte sich bei vielen Sammelwerken.

5) **Aurelio**, des Vorigen Bruder, geboren in Altenburg 1817, studirte seit 1836 in Leipzig Medicin und begab sich dann auf Reisen. Bald ganz der Publicistik sich widmend, nahm er an vielen größeren Unternehmungen in diesem Fache Theil. Aufsehen erregten besonders seine zwei auf die russischen Zustände bezüglichen Schriften: „St. Petersburg im kranken Leben" (Stuttg. 1846) und „Halbrussisches" (Leipz. 1847). Eine Zeitlang war er an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" beschäftigt. Jetzt gibt er das „Gothaische geschichtliche Jahrbuch" heraus.

Buddhaismus, die neue Religionsform, die, vom nördlichen Indien, dem Ursitze des Brahmaismus, ausgehend, sich neben und aus diesem als Reform und Fortbildung erhob. Die Angaben über das Zeitalter Buddha's oder Sakyamuni's, des Stifters der buddhaischen Religion, sind unsicher und unter sich abweichend. Der in China und Tübet angenommenen Zeitrechnung nach wäre seine Erscheinung 1000—2000 Jahre vor Chr. zu setzen; richtiger jedoch scheint die Zeitrechnung der Cingalesen, Birmanen und Siamesen, der zufolge das Zeitalter jenes Religionsstifters in das 6. Jahrhundert v. Chr. fällt. Zu diesen Völkern nämlich, die Jahrhunderte hindurch in friedlichem und kriegerischem Verkehr mit den Bewohnern Vorderindiens standen und von daher ihre Bildung überhaupt empfingen, kamen schon früh die buddhaischen Sagen und Lehren, und zwar aus einer reineren und ursprünglicheren Quelle, als zu den Chinesen, unter denen die buddhaische Religion vor dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung keine festen Wurzeln faßte. Im Anfange des 5. Jahrhunderts n. Chr. fanden chinesische Reisende die buddhaische Glaubensform in den Ländern am Indus und westlich von diesem Flusse in Kandahar und Beludschistan herrschend. Die Erinnerungen aber über die Zeit ihrer Ausbreitung verloren sich in eine dunkle Vergangenheit. Manche Spuren machen es indeß wahrscheinlich, daß die buddhaische Lehre schon zu Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. hier geblüht habe. Aus allem diesen kann man nur das mit Gewißheit schließen, daß das alte Brahmanenthum mit seinen Ansprüchen und Satzungen bis in die Zeit, in welcher in Folge des Zugs Alexanders der Westen mit dem entfernteren Osten in Berührung kam, wenigstens äußerlich sich aufrecht erhalten hat. Die buddhaische Religiosität besteht im Allgemeinen in der Bändigung, Bezwingung und Ueberwindung der eigenen Selbstheit, in den Empfindungen des Mitleids, des Wohlwollens und der Barmherzigkeit, durch welche die Umwandlung und Erneuerung der belebten Wesen zu Stande gebracht werden soll. Wer diese Heiligkeit sich zu eigen gemacht hat, gelangt aus dem sturmbewegten Meere des Weltlebens hinüber an das gegenseitige Ufer der Ruhe; er ist befreit von der ferneren Seelenwanderung, von dem Wechsel der Geburt und des Todes und von den Fesseln des Leibes. Er erreicht Nirwana, einen Seelenzustand, dem nichts im weltlichen Daseyn entspricht, in welchem die aus dem Strome des Lebens gerettete Seele zu vollkommener Ruhe und Seligkeit gelangt. In der Erreichung dieses Zustandes, in der Führung der Seele auf diesen Weg des Heils besteht der Hauptzweck der Lehre Buddha's. Um sie zu begründen, erschien er auf Erden. Es gibt viele Erzählungen von seiner Lebensgeschichte, die indeß nur in unwesentlichen Punkten von einander abweichen. Das Wesentliche ist Folgendes: **Sakyamuni** verließ den hohen Göttersitz Damba Togar in der Gestalt des Königs der Elephanten Aradschawardan und ließ sich auf Dschambu-Dwipa in das Mittelreich Indiens herab. Hier bezog er den Mutterleib der Maha Maja, Gemahlin des Königs des Reichs der Mitte, in Gestalt eines fünffarbigen Strahls und wurde darauf von ihr geboren. Obschon alle Welt den Gott in ihm erblickte, so mußte er die eigentliche

Heiligkeit doch erst noch durch seinen Wandel auf Erden erringen. Zum Jünglinge herangewachsen, wandte er sich eifrig der Betrachtung des göttlichen Wesens und des Unheils zu, dem jedes belebte Wesen unterliege. Sein Mitgefühl wurde schmerzlich erregt bei der Wahrnehmung des allgemeinen Elends, und es reifte der Entschluß in ihm, der Welt zu entsagen und sich heiligen Büßungen zu widmen. Daher entfloh er, 29 Jahre alt, der glänzenden Gefangenschaft seiner Paläste und Lustgärten und den Wächtern seiner Aeltern mit Hülfe der vier großen Geisterkönige und ließ sich am Ufer des Flusses Narandsara nieder, um hier sein Büßer- und Einsiedlerleben zu beginnen. Schüler versammelten sich um ihn, und unter dem Namen Gautama lebte er so 6 Jahre in strengster Buße und Entsagung. Nach einiger Zeit zog er sich in eine noch einsamere und wildere Gegend zurück, nur von zweien seiner Schüler begleitet. Nach vollendeter Buße und Ueberwindung aller sinnlichen Versuchungen, die ihm entgegentraten, kehrte er in die Welt zurück, um als Heiliger seine Lehren zu verkünden. Da er aber noch Widerstand fand, so begab er sich nochmals in die Einsamkeit und kehrte erst nach 49tägiger Buße wieder, um seine Lehre von der Verachtung der Welt zu verkündigen. Vor seinem Tode, der in seinem 80. Lebensjahre erfolgte, verhieß er, daß sein Gesetz 5000 Jahre bestehen, alsdann aber ein anderer Buddha unter dem Namen Maitreja erscheinen werde. Andere Buddha's sollen ihm auch in früheren Weltperioden vorangegangen seyn; doch schwanken die Sagen über deren Zahl. Es sind diese Buddha's menschlich gewordene göttliche Wesen, die durch die sittliche Kraft ihres Gemüths das Weltübel überwunden haben und als vollendete Buddha's die Welt zu beseligen suchen. In jedem Zeitalter herrscht ein Buddha über diese; jedoch ist dieser, wenn auch der höchste, nicht der einzige Gegenstand der religiösen Verehrung. Neben ihm wird auch andern Heiligen, den Bodhisatua's, Verehrung gezollt, die durch ihre sittlichen Verdienste zwar aus dem wogenden Meere des Weltlebens erlöst und zum Range göttlicher Wesen erhoben sind, aber noch nicht den höchsten Zustand eines vollendeten Buddha erreicht haben. Obwohl sie in den höhern Himmeln der Seligen weilen, so sind sie doch noch nicht durchaus von der Seelenwanderung befreit, sondern kehren zu Zeiten wieder in die Welt zurück, um durch ihre thätige Frömmigkeit den weltlichen Wesen das Heil zu bringen. Die Buddha's dagegen als Vollendete kehren nie wieder. Das Erlösungswerk, welches in der Wiederherstellung der wahrhaften Lehre und darin besteht, daß die Buddha's und Bodhisatua's durch ihre Heilskraft und ihr Beispiel die belebten Geschöpfe fähig machen, der Lehre gemäß zu wandeln, wird demnach von den Buddha's in Gemeinschaft mit den Bodhisatua's vollbracht. In jedem einzelnen Zeitalter wird die Hauptverehrung dem demselben vorstehenden Buddha gezollt; in dem gegenwärtigen Zeitalter ist also Sakyamuni, der Weise aus dem Stamme Sakya, Gautama, der Hauptgegenstand der religiösen Verehrung.

Die Lehre Buddha's ist im Wesentlichen folgende: Aus dem Leeren entstand die Welt; die Weltschöpfung, sowie Weltzerstörung wird bewirkt durch Verdichtung und Verdünnung. Nicht ein ewiges, unerschaffenes, einiges göttliches Wesen, welches vor allen Zeiten war, ist es, welches die sichtbare und unsichtbare Welt geschaffen hat, sondern Alles entsteht und vergeht nach einer unbegreifbaren Nothwendigkeit durch Verkettung von Ursachen und Wirkungen, durch stets sich wiederholende Umwandlungen und Zerstörungen. Die Welt mit ihrer Eitelkeit und ihrem Elende ist als das eigentliche Grundübel, und die Befreiung aus dem Umkreise alles weltlichen Daseyns als das höchste Gut anzusehen. Ein Wissen davon, woher die geschaffenen Wesen kommen und wohin sie gehen, wie sie ursprünglich ins Daseyn gerufen sind und welches Ende ihrer wartet, liegt außer dem Bereiche menschlicher Erkenntniß. Ebenso unbegreiflich ist jene Verkettung von Ursachen und Wirkungen, in welcher in Folge der Handlungen der belebten Wesen die Welten vergehen und entstehen. Gute und schlechte Handlungen der belebten Wesen erhalten die Welt in ihrem Bestande und wirken zu ihrer Zerstörung. Anfangs war Alles Urlicht; aber plötzlich entstand ein Gedanke und erzeugte das falsche Licht. Hierauf trennten sich Leere und Dunkelheit und setzten einander Schranken. Die Welt ist also durch die Macht der den Geist und das Gemüth verdunkelnden Finsterniß entstanden und hat nur in dieser ihre Fortdauer. Im Anfang aber fehlte noch alle bestimmte Gestaltung, überall war noch Unruhe und Bewegtheit, wie der Wirbelwind, der die Welt umfaßt. Die lichtvolle Vernunft erst brachte Stetigkeit in das Daseyn; Feuer und Licht bewirkten bestimmte Formen und Gestaltungen. In zahllosen, großen Zeiträumen, Kalpa's genannt, wiederholten sich Weltschöpfungen und Weltzerstörungen; dies ihre stete Aufeinanderfolge. Innerlich begeistigt wird die Welt durch sechs Arten von belebten Wesen: nämlich von guten Geistern, Menschen, Asuren, Thieren, Ungeheuern der Unterwelt und Höllengeschöpfen. Die Vervollkommnung der belebten Wesen besteht in einer immer höher steigenden Vergeistigung bis zur gänzlichen Verflüchtigung. Alle Bewegung und alles Denken hört zuletzt auf, die Gestalten lösen sich in den höhern Himmeln in Luft auf; zuerst verschwindet das Gesicht, dann auch das Gehör und die übrigen Sinne und alles Bewußtseyn; endlich folgt die scheinbare Vernichtung der Wesen, die jedoch noch neuen Geburten und Umwandlungen unterworfen bleiben und noch nicht den höchsten Gegenstand der Wünsche wahrhafter Buddha's errungen haben. Nach der Verschiedenheit der drei Welten wird auch das Wesen ihrer Bewohner unterschieden, und so gibt es drei Ordnungen der belebten Wesen: die Chama's, zeugende Wesen, die Bewohner der Welt des Verlangens; die Rupa's, nicht zeugende und nicht gezeugte Wesen, die sichtbaren Bewohner der farbigen Welt; die Arupa's, unsichtbare und gestaltlose Wesen, die Bewohner der farb- und formlosen Welt. In den einzelnen Angaben und Bezeichnungen dieser Himmel und Welten kommen natürlich Abweichungen vor, während der Grundgedanke immer derselbe bleibt. Es liegen brahmai-

sche Lehren hierbei zu Grunde, sowie das ganze Bewußtseyn des B. sich aus der Bildung des alten Brahmanenthums entwickelt hat, indem es die alten brahmaischen Vorstellungen nur auf eine seltsame, phantastische Weise behandelt. Wie sich die Zeitmaße in diesen Anschauungen in schrankenlose Unendlichkeit ausdehnen, so genügt ihnen auch für die Unendlichkeit des Raumes nicht Eine Welt; millionenfach erheben sich stufenweise die Welten über einander in unendlicher Reihe. Aber über alle Welten erhaben ist der selige Zustand, der Zustand völliger Vernichtung, Nirwana genannt, dem der unterste Höllenzustand Naraka entgegengesetzt ist. Glücklich sind die belebten Wesen bis zur Menschenform herab, unglücklich von da an abwärts die Asuren, die Thiere, die Ungeheuer der Unterwelt und die Höllengeschöpfe. Eine besondere Art von Geisterwesen sind die Mara's oder Schimnu's, welche mächtige Feinde Buddha's und seiner Lehre sind, indem sie durch jedes Mittel die Menschen von der Bahn zu buddhaischer Heiligkeit abzulenken streben. Für diesen Zweck nehmen sie häufig menschliche Gestalt an und erscheinen in der Welt als ketzerische Philosophen, Verführer oder Tyrannen: jedoch sind sie nicht wirkliche Feinde Buddha's, sondern dienen eigentlich zur Verherrlichung desselben. Ihnen stehen die Dakini's, geisterhafte Wesen weiblichen Geschlechts, gegenüber, welche den Bodhisatua's in den Kämpfen gegen die wilden Mächte des Lebens hülfreich beistehen, die athmenden Wesen zähmen und beruhigen und die Ordnung der Welt aufrecht erhalten. Die letzten Ursachen der Zerstörung der Welten sind auf die Sünde und das Laster zurückzuführen, besonders auf Wollust, Haß und Unwissenheit, welchen drei sittlich bösen Mächten das Feuer, das Wasser und der Wind als weltzerstörende Elemente entsprechen. Nach ihrer Erschaffung neigt sich die Welt sogleich ihrem Untergang entgegen. Größe, Kraft und Lebensalter der Geschöpfe nehmen mit den Zeiträumen so lange ab, bis wieder erwachte Frömmigkeit und Bekehrung zur Sittlichkeit auch das physische Leben von Neuem kräftigt. Ein solcher Umschwung der Zeiten wiederholt sich 64mal. Der bevorstehende Weltuntergang wird vorher verkündigt theils durch Heilige und Geister, die aus den höhern Himmeln herabsteigen und zur Buße aufrufen, theils durch Zeichen in der äußern Natur. Auf sieben Zerstörungen durch das Feuer folgt eine durch das Wasser, und auf sieben Zerstörungen durch das Wasser eine durch den Sturmwind. Alles der Sinnenwelt Angehörige unterliegt dem Uebel, und für die lebenden Wesen ist das Heil nur in der Entweichung aus dieser Welt des Uebels zu suchen. Zu dem Ende müssen die Seelen in kräftiger Anstrengung die Macht der Sinne, der Lüste und Begierden, der Selbstsucht und der Leidenschaften bekämpfen. Nur wenn man der Welt, ihren Lüsten und Reizen entsagt, kann man zum Heile gelangen. Buddha und seine ersten gläubigen Anhänger wandelten daher als Bettler umher. Erst nach der weitern Ausbreitung der Lehre entstand ein in Vihars oder Klöstern lebender und auf Almosen angewiesener Priesterstand, dem Laienstande entgegengesetzt. Für Geistliche und Laien haben folgende fünf Gebote Geltung: kein belebtes Wesen zu tödten; nicht zu stehlen; nicht der Wollust zu fröhnen; nicht zu lügen; keine berauschenden Getränke zu genießen. Für die Geistlichkeit ausschließlich aber bestehen noch fünf andere Gebote: nicht Haar, Haupt oder Körper zu färben; nicht Theil zu nehmen an Gesang, Tanz, Musik und Schauspiel; nicht auf weichen, bequemen Ruhebetten zu sitzen oder zu liegen; nicht zu ungehöriger Zeit zu essen; kein Gold, Silber oder sonst werthvolle Sachen zu besitzen. Wer unter den Laien jene fünf ersten Gebote aufrichtig beobachtet und auch seine Umgebung dazu anzuhalten sucht, Almosen spendet, besonders an die Geistlichkeit, und in Demuth sich stets an das Elend des Lebens erinnert, der wird nach den Verheißungen des buddhaischen Glaubens nach dem Tode ein großer Geist, genießt eines langen Lebens und soll während seiner Wanderung in jeder neuen Gestalt an Tugend immer zunehmen, bis er zuletzt die vollkommene Glückseligkeit in Nirwana in dem Umgange der Götter und auf deren Worte lauschend erreicht, befreit von dem Wechsel der Geburt, des Alters, der Krankheit und des Todes. Wer aber jene Gebote verabsäumt und keine verdienstlichen Werke vollbringt, den erwarten auf seinen weiten Wanderungen die Strafen der Hölle in der Unterwelt. Weit strenger ist das Sittengesetz für die Geistlichen. Sie sind Bettler, leben in strenger, klösterlicher Zucht, müssen allem Besitze von weltlichen Gütern, aller Gemeinschaft mit dem weiblichen Geschlechte, überhaupt allem Weltlichen völlig entsagen und ihren Vorgesetzten unbedingten Gehorsam leisten. Keuschheit, geistliche Demuth, freiwillige Armuth, Versenkung in innere Beschaulichkeit und Heiligkeit der Gesinnung und des Wandels, dazu verpflichten sich Alle, die in den geistlichen Stand eintreten. Dafür aber werden sie auch als Heilige verehrt und als Mittler zwischen den Laien und der Gottheit. Von kirchlichen Dienstleistungen liegt ihnen die Besorgung der Todten und zu gewissen Zeiten das Predigen vor dem versammelten Volke ob. Gebete und Opfer bringt der Laie in den Tempeln selbst dar. Die Klöster dienen zugleich als Schulen für die Jugend des Landes. In Hinsicht auf die höhern und niedern Grade der Geistlichkeit finden sich in den buddhaistischen Ländern verschiedene Bestimmungen. Es sind fünf Seelenzustände oder Stufen der Heiligung mit Einschluß des Zustandes der höchsten Heiligung, den ein vollendeter Buddha erreicht hat. Diese kehren nicht wieder: jeder aber steht einem Weltalter vor. Nach diesem kommt der Zustand der Bodhisatua's, die den belebten Wesen Hülfe leisten, um sie den Leiden der Welt und des Wechsels zu entreißen und zu Buddha's Seligkeit zu führen. Dann folgt der Zustand der Pratyeka's, die durch ihr Forschen das Leere als den wahrhaften Zustand der Seele erkannt haben; ferner der der Srawaka's, die Buddha's Lehre aufgefaßt und sich dadurch dem Weltübel entzogen haben; endlich der der Geister und Menschen, der Zustand der Rechtfertigung, der durch Ausübung jener fünf Gebote erreicht wird und in welchem man zwar noch nicht von dem Weltübel, aber von den vier Zuständen der Unseligkeit nach dem Tode, nämlich von denen der Asuren, der bösen Geister, der

Thiere und Höllenungeheuer befreit ist. Doch finden auch in Beziehung auf diese Seelenzustände Abweichungen in der Lehre hie und da Statt. An und für sich zwar sind eigentlich alle belebten Wesen zu dem höchsten Zustande der Heiligkeit berufen; aber mitleidsvoll sah man auf die verschiedenen geistigen Fähigkeiten und Gemüthskräfte der Geschöpfe und setzte verschiedene Stufen der Heiligung fest. Nur zu der Form der kleinen Umwandlung, der niedern Stufe, sind auch die Laien berufen. Jedoch bestand wohl dieser Gegensatz zu Sakyamuni's Zeit noch nicht, denn unter seinen Anhängern fanden sich wohl verschiedene Stufen der Vollkommenheit, aber noch kein Unterschied von Geistlichen und Laien. Alle wandelten mit dem Bettlerstabe einher, Alle waren Geistliche und standen nur auf verschiedenen Stufen der Heiligkeit. Erst als der B. sich weiter ausbreitete und unter rohen Völkern, die nicht von brahmanischer Bildung ergriffen worden waren, manches Eigenthümliche annahm, entstand ein buddhaistisches Laienthum mit geringeren Forderungen der Heiligkeit. Für dasselbe besteht jene unterste Stufe, der Zustand der Rechtfertigung, in welchem man von den vier letzten Wanderungen durch die Gestalt der Asuren, der bösen Geister, der Thiere und der Höllenungeheuer erlöst ist. Die höhern Zustände der Heiligung gewähren die höchste Weisheit, in welcher alle Selbstheit aufhört, das All mit den in demselben sich bewegenden Wesen klar durchschaut und die Macht freier Herrschaft über Alles gewonnen wird. Dies ist der höchste Lohn verdienstlicher Werke. Um ihn zu erreichen, müssen die lebenden Wesen der Lehre Buddha's treu und dem Beispiel der Bodhisatua's nacheifernd nicht allein an ihrer eignen innern Heiligkeit, sondern in erbarmungsvoller Liebe auch für das Heil Anderer arbeiten. Wer von den Geboten Buddha's abweicht, dessen Seele sinkt immer tiefer hinab in den Abgrund, bis in die unterste Hölle, Naraka, wo sie den schrecklichen Qualen Jamantaga's und seiner Gehülfen anheimfällt.

Brahmaismus und B., von Anfang an wohl noch nicht im schroffen, feindlichen Gegensatz zu einander, strebten anfangs in gemeinsamer Thätigkeit ihre Satzungen und Lehren zu verbreiten, und es drang vom Ganges aus brahmanische und buddhaistische Lehre und Sage in die Länder am Indus, selbst in Pendschab und Kaschmir ein und siedelte sich in Nepal und Gurwal an. In reiner, ungemischter Form unterwarf sich der B. einen großen Theil der Völker Ostasiens, und in den letzten Jahrhunderten vor Christus gewannen allmählig die buddhaischen Bestrebungen und Reformen die Oberhand in ganz Vorderindien über die sich schärfer absondernde Hierarchie der Brahmanen. Aber schon seit dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung schwand ihr Einfluß auf das indische Geistesleben wenigstens auf der vorderindischen Halbinsel wieder dahin. Durch eine Rückwirkung der alten einst verdrängten Brahmanenhierarchie entwickelte sich im indischen Orient eine neue Zeit, in welcher zwar keine selbstständige Gestaltung des religiösen Geistes hervortrat, sondern die heiligen Lehren der uralten Offenbarung ihre Geltung behielten, jedoch bei den in verschiedenen Richtungen aus einander gehenden Bestrebungen und Bewegungen des geistigen Lebens eine feste Uebereinstimmung nicht mehr erhalten werden konnte; es entstanden die religiösen Sekten, die in so scharfer Trennung früherhin nicht hervorgetreten waren. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert macht sich in den Ansichten der Indier wieder eine neue Entwickelung bemerklich, indem von da an, nachdem schon früher griechisch-chaldäische Ansichten auf die mythischen Vorstellungen der Indier eingewirkt hatten, arabische Lehren ihren Einfluß äußern. Außerhalb der Grenzen Nordindiens erhielt sich der Buddhaismus länger. Nach China gelangte derselbe aus Turkestan seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr., faßte aber erst später feste Wurzeln. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. wandte sich der Bruder des regierenden Kaisers der Verehrung Buddha's zu, ließ Priester aus Indien kommen und von da an machte die buddhaische Lehre bald reißende Fortschritte im Lande. Heftige Kämpfe zwar entspannen sich zwischen der alten und neuen Priesterschaft; seitdem aber im 13. Jahrhundert die Mongolen sich der Herrschaft in China bemächtigt hatten, erklärte sich der Hof größtentheils für die schon früher von diesem Volke angenommene buddhaische Religion. Die Chinesen verehren seitdem Buddha unter dem Namen des Fo, und diese Glaubensform ist jetzt im Allgemeinen als die herrschende Volksreligion in China im Gegensatz gegen die alte Reichsreligion des Kong-fu-tse zu betrachten. In Japan faßte zugleich mit chinesischer Bildung der Buddhadienst seit der Mitte des 6. Jahrhunderts festen Fuß (um 552); in einzelne Landschaften war er jedoch schon früher eingedrungen. Manche suchten der alten Lehre zwar treu zu bleiben, aber durch Umdeutung derselben mit der buddhaischen eine Vereinigung zu vermitteln. Auch der Hof des Daïri scheint einem solchen Synkretismus zugethan zu seyn. In Tübet, sowie in den westlich von diesem gelegenen Ländern, in Kaschghar und Yerken, hatten schon in den ersten Jahrhunderten v. Chr. buddhaische Apostel diesen Glauben verkündigt, und zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. war die Bevölkerung auf dem ganzen südlichen Abfall des Hochlandes zum B. bekehrt. Im 7. Jahrhundert erfolgte ihre feste Begründung mit reißender Schnelligkeit und gab dem Geiste dieser Bergbewohner einen neuen Schwung. Im Anfang des 9. Jahrhunderts trat zwar von Seiten der Anhänger der alten Landesreligion eine Rückwirkung ein, die es im 10. Jahrhundert fast bis zur völligen Ausrottung der buddhaischen Lehre brachte; jedoch erhob sich letztere zu Anfang des 11. Jahrhunderts wieder, so daß sie schon am Ende desselben in erneuter Kraft blühete. Tübet wurde seitdem Sitz der lamaischen Hierarchie. Von hier aus verbreitete sich im 13. Jahrhundert die Buddhareligion unter die Mongolen, zu denen auch schon christliche und islamitische Lehren gedrungen waren. Durch einen Fürsten aus Dschingiskhans Stamme, der sich zum Buddhaismus bekannte, trug dieser um 1247 den Sieg davon. Im Jahre 1260 erhielt von Dschingiskhans Enkel Batu der Guru auf dem Berge

Pudala, wo sich einer der Haupttempel des B. befand, die Würde und Macht eines obersten Lama's für die gesammte lamaische Geistlichkeit. Nach dem 1368 erfolgten Sturz der mongolischen Herrschaft in China verfiel der buddhaische Dienst unter den Mongolen, die überhaupt von jetzt an wieder verwilderten und die alten blutigen Opfer von Pferden, Kameelen und selbst Menschen bei Begräbnissen, die der buddhaische Glaube aufgehoben hatte, wieder erneuerten. Nachdem aber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Dajan Chagban dem anarchischen Wesen unter ihnen Einhalt gethan hatte, erfolgte durch die buddhaische Geistlichkeit von Tübet die Wiederbekehrung der Mongolen zur buddhaischen Religion. Im Jahre 1578 trat der Chagban und sein Volk feierlich zum B. zurück. Seit dem 15. Jahrhundert spaltete sich die Geistlichkeit in diesen Gegenden in zwei Parteien, indem die Priester des nördlichen Tübet den Dalai Lama als Gegenpapst aufstellten und diesem über den ältern Großlama, den Bantschen Rinbotschi, zum Sieg verhalfen. Jedoch findet zwischen beiden in der neuern Zeit hinsichtlich ihrer geistlichen Würde, Hoheit und geglaubter Göttlichkeit kein Unterschied mehr Statt, indem sie gleicher Verehrung genießen und auf gleiche Weise die geistliche und weltliche Macht repräsentiren. Sie sollen verkörperte Bodhisatua's seyn, jener der verkörperte Chongschim, der sich um die Kultur des Volkes von Tübet verdient gemacht habe, dieser der verkörperte Amidawa, der geistliche Führer Chongschims. Die buddhaische Religion scheint übrigens für die Bewohner Tubets recht eigentlich gemacht zu seyn. Sie war es, welche die Viehhirten jenes Berglandes zuerst zu einem höhern geistigen Daseyn anregte, ihre Sitten milderte und alle Tugenden der Civilisation beförderte und verbreitete. Auf der Insel Ceylon und in Hinterindien hat der B. nach und nach eine etwas veränderte Gestalt angenommen. Die alten brahmanischen Götter erhielten sich neben den buddhaischen Lehren; friedlich bestehen dort beide Glaubensformen neben einander. Auch das Kastenwesen, gegen das sich der B. anderwärts in einen feindlichen Gegensatz stellte, und ein roher Geisterdienst bestand wenigstens unter der Masse des Volks fort, besonders in Ceylon. Wichtig für die Chronologie ist es, daß man mit ziemlicher Sicherheit das Jahr 307 vor unserer Zeitrechnung als das annehmen kann, in welchem der B. hier Eingang fand. Von Ceylon kam er nach Siam, wo er 638 unserer Zeitrechnung zur Herrschaft gelangte. Die Völker des birmanischen Reichs neigten sich seit dieser Zeit demselben ebenfalls zu. In der neuern Zeit schließen sich die Birmanen hinsichtlich ihrer religiösen Lehren an Ceylon an, wohin sie zur gemeinschaftlichen Berathung der religiösen Angelegenheiten von Zeit zu Zeit Gesandte schicken. In den östlichen Gegenden Hinterindiens zeigt sich in Sitte und Religion chinesischer Einfluß. Es herrscht hier die Lehre des Kong-fu-tse neben dem Dienste Buddha's, der auch hier unter dem chinesischen Namen Fo verehrt wird. Auch unter den Malayen auf den Inseln der indischen Gewässer fand der Buddhadienst Eingang. Nähere Nachrichten fehlen. Besonders scheint er auf Java, wo er jetzt nicht mehr zu finden ist, und zwar in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters geblüht zu haben.

Sakyamuni selbst soll keine geschriebenen Denkmäler seiner Lehre hinterlassen haben, sondern erst 10 Jahre nach seinem Tode soll von einer Versammlung seiner Anhänger und unter dem Vorsitze von dreien seiner vorzüglichsten Schüler eine Sammlung der Lehren des vergötterten Meisters veranstaltet worden seyn. Eine zweite Sammlung wurde 110 und eine dritte auf einem großen Koncil zu Dschalandari in Kaschmir bei Gelegenheit einer zu widerlegenden Ketzerei 300 Jahre nach Sakyamuni's Tode gemacht. Die heiligen Bücher der Brahmanen, Veda's und Purana's, wurden als blutige Opfer und einen todten äußern Kultus heischend u. das Kastenwesen begünstigend von den Buddhaisten verworfen. Ihre heiligen Bücher waren ursprünglich in reinem Sanskrit verfaßt und wurden nach weiterer Verbreitung der buddhaischen Lehre in die Sprache der Völker übertragen, welche sich zu ihr bekannten. Das bedeutendste Werk über den B. ist Bournoufs „Introduction à l'historie du Buddhisme indien" (Par. 1844), womit Lassens Darstellung in seiner „Indischen Alterthumskunde" (Bd. 2) zu verbinden ist. Vergl. auch: Sketch of Buddhism in den „Transact. of the royal asiat. soc." (II, 1, S. 232 ff.); P. F. Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, Berlin 1836. Werthvolle Beiträge zur näheren Kenntniß des B. lieferten aus sanskritischen Quellen Hodgson, Wilson, Colebrooke und Roth, nach javanischen Quellen W. von Humboldt, nach japanischen Kämpfer, nach birmanischen Buchanan und San-Germano, nach chinesischen Abel-Rémusat, Klaproth und Schott, nach tübetanisch-mongolischen J. J. Schmidt, Kowalewski und Foucaux.

Buddleia, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, dem englischen Botaniker Adam Buddle zu Ehren genannt, charakterisirt durch den vierspaltigen Kelch und die vierspaltige, röhrige, fast stiellose Blumenkrone. Die zahlreichen bekannten Arten sind meist wollige, aber dabei zierliche Sträucher und Bäumchen in heißen Ländern. B. americana *L.* ist ein strauchartiger, etwa 10 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, mit vierkantigen, filzigen Zweigen und traubenförmigen Blüthenähren, dessen Blätter zu erweichenden Bähungen und Bädern angewendet werden und der bei uns häufig in Gewächshäusern sich findet. B. sessiliflora *H. B.*, mit runden, glatten Zweigen und knäuelförmig in den Blattachseln stehenden Blüthen, ist in Mexiko einheimisch. B. globosa *Lam.* ist ein schöner Strauch mit runden Zweigen, hochgelben, honigartig riechenden Blüthen, der in Chili und Peru an feuchten Orten wächst, aber auch im südlichen Deutschland im Freien ausdauert und dessen unten filzige Blätter gepulvert zur Theilung von Geschwüren, außerdem auch, wie die des Wollkrautes, zu erweichenden Bähungen und Bädern benutzt werden. Zu demselben Gebrauch dient B. connata *R.* et *P.*, mit vierkantigen, wolligen Zweigen und gestielten Blüthenknöpfen, in Peru. Diese im-

mergrünen Ziersträucher lieben eine nahrhafte, mit etwas Sand gemischte, lockere Erde, geräumige Gefäße und im Sommer viel Wasser. Im Winter bedürfen sie 1—6° Wärme; ihre Vermehrung geschieht im Mistbeet durch Stecklinge.

Budé, s. Budäus.

Budget (v. Engl.), eigentlich ein Beutel, eine Tasche, dann das zur Aufbewahrung von Staatsrechnungen bestimmte Portefeuille; in England insbesondere das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben eines bestimmten Jahres nöthigen Auflagen oder Taxen, welches der Kanzler der Schatzkammer jährlich dem Hause der Gemeinen zur Bewilligung vorlegt; im Allgemeinen endlich jeder Anschlag eines Jahresbedarfs für Finanzverwaltungen, der einer (namentlich konstitutionellen) Behörde vorgelegt oder vom Staate gemacht wird, in welchem Sinne das Wort aus dem Englischen in andere europäische Sprachen und besonders in die Sprachen des konstitutionellen Staatsrechts übergegangen ist. Das Staatsbudget (Staatsgrundetat, Hauptfinanzetat) ist die Darstellung und der Voranschlag der Staatsausgaben und Staatseinnahmen für den ganzen Staat in einer bestimmten Periode. Es zerfällt daher in Einnahmebudget und Ausgabebudget. Jede dieser beiden Abtheilungen schließt wieder in Beziehung auf einzelne Hauptzweige der Verwaltung (z. B. Domänen, Bergwerke, Forste rc.) oder auf Verwaltungsbezirke (Provinzen, Departements, Kreise rc.) verschiedene Hauptetats in sich, die dann wieder so viele Specialetats enthalten, als es Elementarverwaltungen gibt. Die Resultate aller Special- und Individual- oder Elementaretats sind im Staatsbudget (Haupt- oder Generalgrundetat) zusammengefaßt. Dieses gibt die Gesammtsummen der Staatseinnahmen und Staatsausgaben nach den Hauptrubriken an, die sämmtliche Specialrubriken in sich begreifen. Alle darin vorkommenden Angaben finden ihre Rechtfertigung und Begründung in den Specialetats der einzelnen in ihnen enthaltenen Rubriken; diese wiederum in den Etats der Rubriken, welche sie in sich begreifen, und letztere werden gerechtfertigt durch die Thatsachen, welche die Individual- oder Elementaretats enthalten. Das ganze Etatswesen beruht daher am Ende auf diesen, als auf seiner Basis; von ihrer Richtigkeit hängt die Richtigkeit aller im Staatsbudget aufgeführten Etats ab. Bei allen allgemeinen und speciellen Etats ist demnach die Richtigkeit der Thatsachen zu prüfen. Der erste Haupttheil des B.s, das Einnahmebudget, umfaßt die Angabe aller vorhandenen Einnahmequellen und den Vorschlag der Mittel, durch welche das etwa noch Fehlende gedeckt werden soll, zugleich mit Angabe des wahrscheinlichen Ertrags beider. Das Ausgabebudget dagegen berechnet die wahrscheinlichen Bedürfnisse des Staates nach ihren einzelnen Rubriken, den Kapiteln des B.s. Hierher gehört namentlich die Civilliste, als der dem Regenten für seine persönlichen Bedürfnisse und die Kosten seines Hofstaats gebührende Betrag. Außerdem schließt das Ausgabebudget in den meisten europäischen Staaten an Hauptrubriken in sich: Staatsministerium; Rechtspflege; innere Landesverwaltung (zugleich in sich begreifend die Polizei, die Kirchenbehörden, die Medicinalbehörden, das Bauwesen, die Lehranstalten, die Hospitäler, Armen- und Krankenanstalten, die Straf- und Besserungsanstalten, die Kunstakademien, gelehrten Gesellschaften, Landesbibliotheken, das Staatsarchiv rc.); Finanzverwaltung (wohin die Verwaltung der direkten und indirekten Steuern, Domänen, Forste, Jagden, Fischereien, Berg- u. Salzwerke, das Schuldenwesen rc. gehören); das Kriegswesen; das Departement des Auswärtigen. Die Entwerfung des Einnahmebudgets ist wesentlich Sache des Finanzministers, u. nur in sofern hat er auf den Einspruch seiner Kollegen zu achten, als er nicht Mittel vorschlagen darf, die nachweislich den ihrer Pflege anvertrauten Staatszwecken einen fühlbaren Eintrag thun würden, weil sie vielleicht unrechtlich, unsittlich, oder den Wohlstand des Volkes vernichtend wären. Die Zusammenstellung des Ausgabebudgets ist zwar auch Sache des Finanzministers, aber die einzelnen Etats, aus denen es hervorgeht, werden, mit Ausnahme der seinem eigenen Geschäftskreise angehörigen, in den andern Ministerien gefertigt, und seine Kollegen haben nun in sofern auf seinen Einspruch zu achten, als sie nicht Kosten in Anspruch nehmen sollen, die nachweislich alle Kräfte des Staates übersteigen, oder für einen untergeordneten Zweck übertriebene Opfer verlangen. Das Ausgabebudget wird eher berathen, als das Einnahmebudget, denn die Einnahme des Staates muß sich, im Gegensatze zu dem Haushalte des Privatmannes, nach der Ausgabe, d. h. nach dem Bedürfnisse richten. Wenigstens gilt dies von den nothwendigen Zwekken des Staates, für welche die Mittel geschafft werden müssen, da die Nichtbefriedigung dieser Zwecke dem Volke größeren Nachtheil bringt, als ihre Kosten. Das B. ist übrigens nur ein Voranschlag, bei dem es an sich schon zweckmäßig ist, die Einnahmen etwas niedriger, die Ausgaben etwas höher anzusetzen, als man selbst glaubt, daß sie seyn werden. Dadurch läßt man nur für angenehme Irrthümer Raum. Aber auch sonst ist es nur als eine Wahrscheinlichkeitsberechnung anzusehen, und ein unverschuldeter Ausfall darin darf den Urhebern desselben nicht zur Last gelegt werden. Die Minister pflegen sich übrigens noch das Recht auszubedingen, in Bezug auf nahe verwandte Zweige des Ausgabebudgets in der Art Abweichungen von dem B. zu machen, daß sie Mittel, die sie bei dem einen Artikel ersparen, auf den andern verwenden, wenn nur der Etat des ganzen Zweiges der öffentlichen Thätigkeit, dessen Unterabtheilungen jene Artikel bilden, nicht überschritten wird. Dieses Verfahren ist allerdings in gewisser Hinsicht nothwendig, da man nie dafür stehen kann, daß nicht nach Festsetzung des B.s Umstände eintreten, die es möglich machen, auf den einen Zweig geringere und nöthigen Falls auf den andern größere Mittel zu verwenden. In England, Frankreich, Belgien und einigen andern Staaten kennt man nur einjährige B.s; in den meisten konstitutionellen Staaten Deutschlands zwei- und dreijährige. Natürlich ist es übrigens, daß in jedem B. sich einzelne Positionen finden werden, die sich über eine längere

Periode erstrecken, weil der Zweck, dem sie gewidmet sind, sich erst nach einem längeren Zeitraume erreichen läßt, z. B. die Kosten eines erst nach längeren Jahren zu vollendenden Kanalbaues, und ebenso natürlich, daß viele Positionen stehend werden und sich alljährlich im B. auf ungefähr gleiche Weise wiederholen. Man unterscheidet nicht selten zwischen einem ordinären und einem extraordinären B., und rechnet zu dem letztern alle diejenigen Ausgaben, von denen man glaubt, daß sie, nur durch vorübergehende Zeitumstände veranlaßt, nach deren Aufhören wieder wegfallen werden. Dabei erfolgt freilich zuweilen, daß im Laufe der Zeit Artikel des extraordinären B.s in das ordinäre übergehen. Verschieden von dem Entwurf des extraordinären B.s ist die Feststellung eines sogenannten Normaletats. Dieser umfaßt die Regel, welche sich die Staatsverwaltung selbst für alle Positionen ihres Ausgabebudgets vorzeichnet und von der sie nur im Einzelnen Abweichungen zuläßt, weil noch nicht alle Verhältnisse dem Ziele zugereift sind, von dem der Normaletat ausging. Das extraordinäre B. enthält Artikel, die wieder wegfallen sollen, z. B. Kriegsschulden, außerordentliche Bau- oder Armeekosten. Die Abweichungen vom Normaletat dagegen können bei allen Positionen vorkommen und drücken nur eine Verschiedenheit in den Kosten, die eine Position wirklich macht, von denen, die sie in der Regel machen soll, aus. Das erstere enthält stets ein Plus der Ausgaben; jene Abweichungen dagegen können sowohl in Erhöhung als in Verminderung der Posten bestehen. So z. B., wenn der Zweck einer Anstalt erweitert und ihr deshalb für die Zukunft eine größere Summe gewidmet werden soll, diese Erweiterung und mit ihr die Vermehrung des Bedarfs aber erst nach und nach erfolgen kann, dann bezeichnet der Normaletat die Summe, welche die Anstalt bei vollständiger Ausführung ihres Planes kosten wird, während sie vor der Hand dieselbe bei weitem noch nicht in Anspruch nimmt. Das Staatsbudget ist immer nur ein von der Staatsregierung den Landständen zur Prüfung, Begutachtung und Beschlußnahme vorgelegter Gesetzentwurf, der erst durch gegenseitige Vereinbarung Gesetzeskraft bekommen kann, und alsdann als Finanzgesetz für die laufende oder kommende Finanzperiode promulgirt wird. Die Anordnung und Leitung der Maßregeln zur Vollstreckung u. Vollziehung des nach geschehener Vereinbarung zwischen Staatsregierung und Ständeversammlung in das Finanzgesetz aufgenommenen Einnahmebudgets gehört zu der ausschließlichen Kompetenz des Finanzministers, der zugleich in Ansehung des im Finanzgesetze festgestellten Ausgabebudgets im Allgemeinen eine Kontrole darüber ausübt, daß die übrigen Ministerien den ihnen gewährten Kredit nicht überschreiten.

Schon Sully, der Minister Heinrichs IV., legte 1601 dem Könige fünf Generaletats vor, von denen der erste den Hauptfinanzetat in sich schloß, der zweite sich als Kassenetat auf die Verwaltung des königlichen Schatzes bezog und die übrigen theils den Militärhaushalt, theils die Verwaltung der öffentlichen Straßen und Brücken betrafen. Auch fuhr er fort, zu Anfang eines jeden Jahres dem Könige dergleichen Finanzetats als eine Art Staatsbudget anzulegen. Nekker hatte daher Unrecht, wenn er für sich das Verdienst in Anspruch nahm, zuerst die Etatisirung des gesammten Finanzhaushaltes und der einzelnen Zweige desselben eingeführt zu haben. Eine größere Vervollkommnung und Ausbildung des Etatswesens zum Behuf der regelmäßigen Aufstellung von förmlichen Staatsetats datirt erst aus den neuern Zeiten. Besonders hatte die Einführung geregelter Konstitutionen in vielen Staaten, unter Anerkennung eines ständischen Steuerverwilligungsrechts, die periodische Vorlegung von Einnahme- und Ausgabebudgets zur nothwendigen Folge, indem jenes den repräsentativen Versammlungen grundgesetzlich zustehende Recht nur unter dieser Voraussetzung verwirklicht werden konnte. Auch in absolut monarchischen Staaten ahmte man die Budgeteinrichtung nach, wie z. B. in Preußen und Rußland.

Budin (**Budina**), Stadt im österr.-böhm. Kreis Böhmisch-Leipa, an der kleinen Eger, aus der eigentlichen Stadt und einer Vorstadt bestehend, mit Dekanatkirche, Rathhaus und 1200 Einwohnern, worunter viele Juden. Hier grub man 1820 das sogenannte „königgrätzer Thier" aus, ein Steinbild mit einem Kopf und 4 Gesichtern, das man für ein Denkmal der Templer hielt u. seit 1821 im Nationalmuseum zu Prag aufbewahrt.

Budissin, s. v. a. Bautzen.

Budjadinger- und Stadlerland, Landstrich im oldenburgischen Kreis Ovelgönne, der nördlichste Theil des Großherzogthums, zwischen Weser- und Jahdemündung gelegen und in 7 Vogteien mit ungefähr 15,000 Einwohnern zerfallend. Das Ländchen muß seine Existenz nach 3 Seiten hin durch Deiche und Schlengenwerke dem Meere abringen, was in Jahren, wo die Fluth die Oberherrschaft behält, wie dies 1717, 1786 und 1792 der Fall war, oft sehr theuer zu stehen kommt. Von den Flüssen und Bächen, welche ehedem B. als Inselland durchflossen, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden; sie sind bei den Bedeichungen nach und nach zugeschlämmt worden. Der Boden, Marschboden, hat unter der oberen Kleilage eine unfruchtbare Erdschicht, Knick genannt, die kein Wasser durchläßt, darunter abermals sehr fruchtbare Kleierde, durch deren Vermischung mit der oberen Schicht das Land zwar mühsam, aber bedeutend verbessert wird. Moor und Holzungen fehlen ganz, das Trinkwasser ist schlecht, die Luft ungesund. Produkte sind Gartenfrüchte und Getreide aller Art, wenig Wild, viele Fische. Die Viehzucht ist sehr in Flor und bietet an Pferden, Hornvieh, Schafen, Schweinen Ueberfluß zur Ausfuhr. Dem Betrieb von Fabriken u. Manufakturen gebricht es an Händen, die alle der Landbau beschäftigt. Die Chauken sind geschichtlich die ältesten Bewohner des Budjadingerlandes, ihnen folgten die Friesen, unter denen es einen Theil des Gau's Rüstringen bildete und zu den 7 Seelanden gehörte. Später unterlag es der fränkischen Obermacht und mußte nach einander die stadinger, die ambrischen, dann die oldenburgischen Grafen als Herren anerkennen, bis es allgemach sich wieder zur Unabhän-

gigkeit emporarbeitete. Im Verein mit Friesland bildete es eine Republik, an deren Spitze freie Güterbesitzer standen, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit vom Volke erwählten Richtern leiteten und des Rechts pflegten. Nach der Auflösung der friesischen Verbindung war das B., mit welchem 1420 der Erzbischof von Bremen u. 1454 Graf Ulrich von Ostfriesland belehnt worden war, in beständigem Kampf mit diesen und den Grafen von Oldenburg begriffen, die sich um die Oberherrschaft stritten. In den Jahren 1513 und 1514 eroberten es die Herzöge von Braunschweig, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg und Heinrich von Celle, mit Hülfe des Grafen Johann XIV. von Oldenburg. Bei der Theilung kam an Oldenburg das Stadlerland als braunschweigsches Lehn. Nach und nach kaufte es auch die übrigen Antheile, Ostfriesland und Bremen gaben ihre Ansprüche auf. Im J. 1667 fiel es, nach dem Aussterben des oldenburgischen Grafenhauses, an Dänemark u. Holstein-Glückstadt; 1773 trat es Dänemark gegen Theile des jetzigen Holsteins wieder an Oldenburg ab. Vgl. Friesland.

Budoa, Seestadt im österreichisch-dalmatischen Kreis Cattaro, $1^1/_2$ Stunden davon, an der Straße nach Torre Boscovich, der dreifachen Grenzmarke zwischen der Türkei, Oesterreich und Montenegro, ist befestigt (Kastell St. Stephansschanze) und hat 500 Einwohner. Dabei der Felsen S. Niccolo, der nur von Grottentauben bewohnt ist. B., das alte Batna (Batua), war im Mittelalter Sitz eines Bischofs; 1571 wurde es durch den Kommandanten (Pasqualigo) an die Türken verrathen, später von den Venetianern erobert und stark befestigt. Ein Erdbeben zerstörte 1667 einen großen Theil desselben, doch konnte es schon 1686 einer Belagerung der Türken widerstehen.

Budosch (Büdös, d. i. Stinker), Schwefelberg in Siebenbürgen, 4 Stunden von dem Grenzort Felsö-Torya, in der Nähe von Neumark, ist konisch und ziemlich steil, kann aber in $1^1/_2$ Stunden erstiegen werden. In der Mitte des Bergs trifft man auf eine Ebene, das sogenannte Salzfeld, auf welchem sich eine versteinernde und eine schwefelige Quelle befinden. Weiter oben dringt aus drei Felsenspalten Schwefeldampf hervor. Die mittlere Spalte wird als Schwitzbad bei Augenschmerzen, Hautausschlägen und Rheumatismen mit Erfolg benutzt. Dem Berg entströmen über 30 schwefelhaltige kalte Quellen.

Budschak, der südlichste Theil Bessarabiens, wird im Osten von dem Dniestr und dem dniestrschen Liman, im Süden vom schwarzen Meer u. im Südwesten von den Mündungen der Donau bespült, so daß es eine ins Meer vorspringende Ecke bildet. Es umfaßt die Hälfte des Kreises von Bender, den ganzen akjermanschen Kreis und das Gebiet der Stadtkommandantschaft von Ismail. Im Kreise von Bender tauchen hie und da hügelige Striche auf, während der akjermansche Kreis eine unabsehbare, allmählig gegen das Meer sich senkende Ebene darbietet: 200 Werste weit sieht man keinen Baum, nicht die geringste Erhöhung. Alles ist flach und eben wie das Meer. Nur der trajanische Wall, ein riesenhaftes Werk, erstreckt sich in schwarzen Streifen auf der uferlosen Fläche hin. Der Boden von B. ist eine vorzügliche Dammerde und befindet sich noch in jungfräulichem Zustande, denn der Pflug des Landmanns hat ihn nie erschöpft. Dieser Landstrich diente bis zum Falle des oströmischen Kaiserthums als Heerstraße, auf der die Barbaren in das römische Gebiet eindrangen; deshalb fand der Ackerbau hier keine Hände. Wandernde Stämme, die einander ablösten, führten ein Hirtenleben. Auch unter der türkischen Herrschaft u. der Regierung der griechischen Hospodare konnte der Ackerbau nicht blühen u. erst seit der Vereinigung B.s mit Rußland wurde das Land zu einem civilisirten Leben angeregt. Hervorgerufen wird dies aber hauptsächlich durch das glückliche Zusammentreffen tüchtiger Kolonisten. Nach dem Abzuge der Tataren haben sich nämlich 6 verschiedene Stämme hier niedergelassen: Moldauer, Russen, Kleinrussen, Deutsche, Bulgaren und Zigeuner, die sich sämmtlich, trotz der nahen Nachbarschaft, in scharfen Zügen von einander unterscheiden.

Budschia (auch Bugia, Boujejah, eigentlich Bodschájah), Stadt in Algerien, Provinz Konstantine, 30 Meilen östlich von Algier, an der Mündung des Flusses Aduse ins Mittelmeer. Die Stadt liegt östlich von dem gleichnamigen Meerbusen amphitheatralisch am Abhange des über 2000 Fuß hohen Berges Gourayah, besitzt eine gute und geräumige Rhede, ist aber sehr schlecht gebaut. Die Umgegend bietet Wachs, Honig, Baumwolle, Oliven, Pomeranzen, Häute, Bauholz, Mineralien und Metalle in Ueberfluß dar. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Gewinnung und Verarbeitung des Eisens aus den benachbarten Bergen und mit der Ausfuhr der von den unwohnenden Kabylen gelieferten ebengenannten Produkte. Das Klima ist ungesund; der Gourayah stellt sich nämlich, vermöge seiner Höhe, so zwischen die Stadt und die erfrischenden Nordwinde, daß erstere gewöhnlich nur die verpesteten Lüfte der Wüste empfängt, die nicht selten Ursache gefährlicher Krankheiten werden. B.'s Befestigung war ehedem sehr bedeutend. Auf dem höchsten Punkt des Gourayah war ein Marabu gebaut, jetzt liegt ein französisches Fort darauf, das die Umgegend bewacht und bestreichen kann; die alte Stadt war zur Zeit ihres Glanzes, als ihre Könige das Küstenland des Mittelmeeres zittern machten und das nördliche Afrika unter ihrem Joche hielten, von einer 2 Stunden langen Mauer vertheidigt, die jetzt in Trümmern liegt; überhaupt trifft man nach allen Richtungen hin auf umgestürzte Säulen, Sockel, Kapitäler und Grabmonumente aus der Römerzeit. Gegenwärtig beherrschen drei französische Forts den Hafen und die Annäherung zu dem Platze. Seit die Franzosen im Besitz von B. sind, haben sie viele, zum Theil außerordentlich großartige Arbeiten vollendet. Die Straße über den Gourayah, fast durchgängig in Felsen gesprengt und gehauen, ist im verkleinerten Maßstabe ein Meisterstück, das der Montcenisstraße zur Seite gestellt werden darf. B. wird bald für Saldä, bald für Baya (Vaya), bald für Choba der Alten gehalten. Im 5. Jahrhundert

wurde es durch Genserich Hauptstadt des afrikanischen Vandalenreichs. Im 8. Jahrhundert setzten sich erst die Araber (708) und 762 die Marokkaner in B.'s Besitz und hielten sich darin bis ins 12. Jahrhundert. Damals hatte die Stadt durch ihren Handel und die daselbst herrschende Bildung und später noch als Sitz der Berberdynastie Hammad eine solche Bedeutung, daß man sie Klein-Mekka (Mekka es-sagerieh) nannte. Im J. 1510 nahm Graf Peter von Navarra B. für König Ferdinand den Katholischen von Aragonien in Besitz u. erbaute das Fort Moussa und die Kasbah. Die Befestigung war so wohl eingerichtet, daß die Spanier 1512 und 1514 heftige Belagerungen Haireddin Barbarossa's aushielten und siegreich zurückschlugen. Nachdem aber Kaiser Karls V. unglückliche Meerfahrt gegen Algier von 1541 die Folgen des glorreichen Zugs von 1535 verwischt und die Barbaresken mit neuem Muthe erfüllt hatte, begannen diese die Wiedereroberung der an Spanien und den Kaiser verlorenen Länder, und griffen auch B. mit Uebermacht an. Der spanische Gouverneur, Graf Alonzo de Peralta, mußte die Stadt 1555 den Mauren durch Kapitulation übergeben und wurde dafür, nach Madrid zurückgekehrt, auf Karls V. Befehl enthauptet. Seitdem blieb B. in der Gewalt der Barbaresken, bis es 1830 die Franzosen besetzten. Zwar wurde B. nach der Julirevolution wieder geräumt, aber am 29. Sept. 1833 von einer französischen Expedition, welche unter dem General Trezel von Toulon auslief, von Neuem in Besitz genommen. Seitdem kostete allerdings diese einzige Stadt den Franzosen unendliche Kämpfe, unter denen der berühmte Angriff der Kabylen in der Nacht vom 10.–11. Okt. 1834 fast sagenhafte Heldenthaten hervorrief; aber gleichwohl ist es, freilich nur mit einer Besatzung von 4—5000 Mann, bis jetzt der französischen Herrschaft erhalten worden.

Budweis, österreichisch-böhmischer Kreis, welcher mit einem Flächenraum von 166 □Meilen den südlichsten, aber zugleich den höchsten Theil von Böhmen ausmacht und sehr gebirgig ist, besonders in der südlichen Hälfte, wo sich die Berge Kum, Dreisessel, Habenstein, Peckenstein und Hochfürchtet durch Höhe u. herrliche Fernsichten auszeichnen. Hauptfluß ist die Moldau, welche sich durch das Gebirge windet u. den Kreis beinahe in zwei gleiche Theile theilt; in sie ergießen sich bei Budweis die Maltsch u. bei Moldautina die Luschnitz. Mittelst des schwarzenbergischen Kanals, welcher mit vieler Kunst mehre Meilen weit durch das hohe Gebirge geführt ist, wird das Brennholz aus den ausgedehnten Waldungen von den äußersten Grenzgegenden des Kreises bis nach Wien und Prag geschafft. Die Berge liefern Eisen, Steinkohlen; die Ebenen alle Getreidearten; die Jagd und Fischerei, sowie die Viehzucht sind sehr bedeutend. Die Einwohner, 600,000 an der Zahl, größtentheils Böhmen, treiben vornehmlich Ackerbau u. Viehzucht, daneben Leinenweberei, sowie Fabrikation von Holzwaaren; aber auch Schifferei und Schiffbau sind von Wichtigkeit; größere Industrieanstalten sind einige Eisenwerke, Glas-, Papier-, Tuch- und Kasimirfabriken. Der Handel, der jetzt sehr lebhaft ist, wird unter Anderm befördert durch die 1827 angelegte Eisenbahn von Budweis nach Linz und durch die schiffbare Moldau.

Die gleichnamige Hauptstadt (böhm. Ceské Budegowice) liegt am Zusammenfluß der Moldau u. Maltsch, in schöner, ebener, fruchtbarer Gegend. Die Gesammtstadt besteht aus der eigentlichen innern Stadt, die noch nach alter Befestigungsart mit Mauern u. Wachtthürmen umgeben, regelmäßig gebaut ist und einen schönen, von Bogengängen umgebenen Marktplatz mit schönem Springbrunnen besitzt, u. 3 Vorstädten. Hauptgebäude sind: der Dom, die Marienkirche, die bischöfliche Residenz, das Rathhaus u. das Theater. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Kreisgerichts und eines Landgerichts, einer Finanzbehörde und eines Hauptsalzbergamts, welches fast ganz Böhmen mit Salz versieht. Auch befindet sich daselbst ein ausgedehntes Artilleriedepot, das zu den großartigsten der österreichischen Monarchie gehört. Außer einer bischöflich-theologischen und einer philosophischen Lehranstalt besitzt die Stadt noch ein Gymnasium, eine Unterreal- und eine Hauptschule, ein Pfründlerspital, Krankenhaus, Siechenhaus und ein wohleingerichtetes Armeninstitut. Die Stadt zählt 11,000 Einwohner, welche ansehnlichen Handel mit Getreide u. Holz u. Fabrikation von Steingut und Bleistiften treiben. König Ottokar II. legte 1278 die Stadt an, Karl IV. ertheilte ihr 1358 die Stapelgerechtigkeit, Ferdinand I. bewilligte ihr 1547 nicht nur ein eigenes Berg- und Zehentamt, sondern auch eine Münzstatt, Ferdinand II. versetzte sie wegen der Anhänglichkeit an ihn unter die Zahl der privilegirten Städte und Joseph II. erhob sie 1783 zu einem Bisthum.

Büchenberg, Berg in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Magdeburg, Kreis Wernigerode, über welchen sich die Grenze von Hannover hinzieht, ist merkwürdig wegen seines großen Eisensteinlagers, das schon seit Jahrhunderten mit seinem Produkte die Hochöfen von Schierke und Ilsenburg versorgt, ohne daß bis jetzt eine mindere Ergiebigkeit von Material verspürt würde.

Bücherformat, s. Buchdruckerkunst.

Bücherlaus (Psocus *Latr.*, Termes *L.*), Insektengattung aus der Ordnung der Geradflügler oder Orthopteren, charakterisirt durch breiten Kopf, vorquellende Augen, borstenförmige, kurze Fühler und im Dreieck stehende Nebenaugen, den kurzen Hinterleib, die dünnen, langen Füße und die zweigliedrigen Tarsen. Die Flügel sind entweder groß, häutig, durchsichtig, mit netzartigen Adern durchzogen, oder fehlen ganz. Die Freßwerkzeuge sind schwach, die Kiefer hornig, die Kinnladenpalpen dick, cylindrisch, fünfgliederig, die Lippentaster sehr dünn. Es sind kleine, weiche, sehr lebhafte Thierchen, welche unter Baumrinde, im Holze, in altem Stroh rc. leben. Das Weibchen hat eine Legröhre, welche aus zwei Klappen besteht. Die gemeinste Art ist die klopfende B., auch Holzlaus (Psocus pulsatorius *Latr.*, Termes pulsatorius *L.*), welche am häufigsten ungeflügelt vorkommt, gelblichweiß und am Leibe mit kleinen röthlichen Flecken gezeichnet ist. Sie findet sich sehr häufig in Büchern, sowie in Insekten- und Pflanzensammlun-

gen, die sie mit der Zeit in Staub verwandelt. Den Namen erhielt sie von dem ihr zugeschriebenen Picken, welches man nicht selten des Nachts in Zimmern aus altem Geräthe und Büchern hervorschallen hört. Dasselbe wird jedoch von einem kleinen Holzkäfer mit gefiederten Fühlhörnern (Anobium) hervorgebracht, welcher sehr häufig in alten Bibliotheken die Deckel und Blätter der Bücher ganz durchbohrt.

Bücherprivilegium, das von der Obrigkeit Jemandem ausschließlich ertheilte Recht zum Verlag eines Buches, wodurch dem Nachdruck vorgebeugt werden soll. Die ältesten Bücherprivilegien kommen 1469 in der Republik Venedig vor; in Deutschland ertheilte zuerst Bischof Heinrich von Bamberg ein solches. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts folgen päpstliche, dann französische, seit 1510 auch kaiserliche, welche deshalb auch sehr gesucht waren, weil sie im Umfang des ganzen deutschen Reichs Geltung hatten. Später ertheilten einzelne deutsche Fürsten, besonders auch sächsische, dergleichen Privilegien, die gegenwärtig in Folge der verbesserten Gesetzgebung über literarisches Eigenthum entbehrlich geworden sind.

Bücherskorpion (Chelifer *Geoffr.*, Obisium *Ill.*), Gattung der krebsartigen Arachniden, enthaltend kleine Thierchen mit meist walzenförmigem, vielgliederig erscheinendem Körper und vier Paar gleichen Füßen, sowie einem Paar sehr langer Taster, deren viertes Glied in eine deutliche Scheere endigt. Auf der Seite der vorderen Abtheilung der Kopfbrust (Thorax) sind zwei od. vier Augen bemerklich. Die Freßwerkzeuge sind aus zwei kleinen, scheerenförmigen Kieferfühlern gebildet, welche nach vorn gerichtet zwischen den Scheerentastern stehen. Sie laufen schnell, oft vorwärts und zur Seite, wie die Krabben. Die Weibchen häufen die gelegten Eier zusammen. Der gemeine B. (Chelifer cancroides *Geoffr.*, Obisium cancroides *Ill.*, Phalangium cancroides *L.*) ist verkehrt-eirund, ungefähr 1½ — 2 Linien lang, oben rothbraun, an den Beinen heller, an den Seiten des Leibes sägeartig eingeschnitten und mit scheerenförmigen Kiefertastern versehen, die ohne die Scheeren so lang als der Körper sind. Er hält sich unter altem Papier, in Büchern, Schränken, in Ritzen alter Gebäude, auch unter Baumrinden, in ganz Europa, Winters u. Sommers auf, fängt daselbst kleine Insekten, besonders Milben und die sogenannten Bücherläuse, ist daher nützlich und verdient geschont zu werden. Man findet ihn auch öfters parasitisch an den Beinen von Fliegen.

Büchersprache, s. Schriftsprache.

Büchner, Georg, talentvoller Dichter, geboren den 17. Okt. 1813 zu Goddelau unweit Darmstadt, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studirte seit 1831 in Straßburg Naturwissenschaften, namentlich Zoologie und vergleichende Anatomie, mit welchem Studium er seit 1833 in Gießen das der Medicin verband. Bei den politischen Bewegungen von 1834 betheiligt und als Verfasser einer Flugschrift, betitelt „Der hessische Landbote" mit dem Motto: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen", wußte er sich der gegen ihn verhängten Untersuchung durch die Flucht zu entziehen und widmete sich darauf in Straßburg, wohin er sich begab, dem Studium der neueren Philosophie, besonders der des Cartesius und Spinoza. Im Okt. 1836 begab er sich nach Zürich, wo ihn den 19. Febr. 1837 ein Nervenfieber dahinraffte. Noch zu Darmstadt hatte er und zwar in wenig Wochen ein dramatisches Produkt, „Dantons Tod, dramatische Bilder aus der Schreckenszeit" (Frankfurt 1835), geliefert, einen Torso voll cynischer Nacktheit, aber auch voll erschütternder Wahrheit. In Straßburg übersetzte er Victor Hugo's Dramen „Lucrece Borgia" und „Marie Tudor". Als Manuskript hinterließ er ein zum Theil im „Telegraphen" abgedrucktes Lustspiel „Leonte und Lena", voll Geist, Witz und kecker Laune. Seine „Nachgelassenen Schriften" erschienen Frankfurt 1850 gesammelt.

Büchse, ein Feuergewehr mit gezogenem, d. h. inwendig gerieftem Laufe, im Gegensatz zum inwendig glatten od. der Flinte. Haupttheil der B., wie der Flinte, ist der Lauf. Derselbe muß aus dem härtesten Eisen verfertigt werden. Die Vortrefflichkeit der spanischen und englischen Läufe rührt von dem dort zur Bearbeitung der Flintenläufe gebrauchten Material her; man benutzt dazu nämlich alte Pferde- oder Maulthierbeschläge und alte Nägel, ja die spanischen Büchsenmacher sollen, noch nicht zufrieden mit der höheren Zähigkeit solchen alten Eisens, durch mühsames Bearbeiten auf dem Ambos Eisen von 40 bis 50 Pfund zu dem Gewicht einer Vogelflinte eingeschmiedet haben. Die damascener Läufe, welche, was die Schönheit der Arbeit betrifft, noch immer den ersten Rang behaupten, stehen an Härte und Dauerhaftigkeit den gedrehten Läufen nach. Sie bestehen aus einer Zusammensetzung von Stahl u. Eisen, das kreuzweise über einander liegt u. längs des ganzen Laufs in einander geschmeidet wird (s. Damasciren). Größe, Lage u. Verschiedenheit der zusammengesetzten Metallstücke kommt jedoch erst dann zum Vorschein, wenn die Brunirung entweder durch Kunst oder auch langen Gebrauch abgewischt ist. Die Fabrikation der Läufe geschieht auf folgende Weise. Sobald das Kaliber der B., und besonders die Weite der Seele und die Länge und Stärke des Rohrs mit möglichster Genauigkeit bestimmt ist, so gibt der Rohrschmied der für den Lauf bestimmten Metallmischung die Gestalt einer dünnen, biegsamen Stange, ähnlich einem Böttchersreif. Dieser Reif wird so glühend gemacht, daß er sich rund um eine Hohldocke oder Mandril drehen läßt, wobei die Seiten des Reifes ein wenig in einander übergreifen müssen, so daß sie überall fest und dauerhaft zusammengefügt werden können. Auf ähnliche Weise geschieht die Fabrikation der gedrehten Läufe, wobei nur der Unterschied Statt findet, daß, während bei den gewöhnlichen Gewehren die Reifen so breit sind, daß sie beträchtlich übergreifen und die fertigen Läufe ganz wie ein zusammenhängendes Stück gewöhnliches Eisen erscheinen, die Reifen gedrehter Läufe, die aus alten Nägeln gemacht werden, gewöhnlich nur ½ Zoll breit sind, und ihre Enden nicht ineinander übergreifen. Doch müssen auch letztere ganz geschlossen aneinanderliegen, und wenn sie so gedreht sind, werden sie auf den Ambos in horizon-

taler Richtung geschlagen, wodurch ihre Fugen in die Höhe gehen und aufschwellen. Diese werden dann wieder niedergehämmert, und so bilden sie dann eine kompakte und solide Masse. Das Bohren der Läufe geschieht durch eine Bohrmaschine (s. d.), deren Hauptrad gewöhnlich 3 Bohrer treibt. Der Bohrer wird in den Lauf hineingedreht, und zwar so rund herum, daß alle Unebenheit gleichsam weggeschliffen und die innere Seite ganz glatt und ein vollkommener Cylinder wird. Die Größe des Kalibers hängt von dem Diameter des Bohrers ab. Um die innere Seite des Laufs vollkommen fertig zu machen, werden Bohrer von verschiedener Größe gebraucht; der letzte Bohrer dient fast nur zum Poliren des Kalibers, so daß, wenn mit ihm der letzte Zug geschieht, der Lauf so glänzend und glatt erscheint wie ein Spiegel von polirtem Stahl. Dies gilt aber nur von den feinsten Läufen, denn die gewöhnlichen bekommen keine so genaue Politur. Ist die innere Seite fertig, so wird die äußere polirt, was mittelst des Schleifsteins und dann mit der Feile geschieht. Der Büchsenlauf ist immer mit 6—12 Vertiefungen (Zügen) versehen, welche in gleichförmiger Entfernung schneckenförmig in dieselben gefeilt sind. Die Anzahl der Züge ist gleichgültig, nur müssen dieselben auf der Cirkelrundung des Kalibers ganz gleichmäßig vertheilt und schmäler als die dazwischenliegenden Felder seyn, sie dürfen durchaus keine scharfen Ecken bilden, müssen überall genau parallel mit einander laufen, und die Windung derselben darf auf der ganzen Länge des Rohrs nicht mehr als einmal herumgehen. Diese gewundenen Züge nennt man den Drall. Die Seele muß durchgängig vollkommen kugelgleich, oder höchstens in der Länge einiger Zolle von der Pulverkammer aus unbedeutend weiter seyn. Daß Kugeln, welche aus spiralförmig gezogenen Gewehren geschossen werden, sicherer das Ziel treffen, kommt daher, weil die Kugel, auch wenn sie den Lauf verlassen hat, in ihrer Flugbahn die spiralförmige Drehung beibehält, wodurch der störende Einfluß der Luft bedeutend gemindert wird. Ueber die zweckmäßigste Tiefe der Züge sind die Meinungen noch getheilt. Jedoch spricht die Erfahrung lauter für den Vorzug der tiefen Züge. Denn wenn auch zu tiefe Züge die üble Folge haben, daß die Kugel sie nicht ausfüllt und daher ein Spielraum für die Luft bleibt, wodurch viele Kompressionskraft verloren geht, so ist doch klar, daß, je länger die Kugel Zeit bedarf, um den Lauf zu verlassen, ihr das sich nicht auf einmal entzündende Pulver auch desto mehr Kraft nachsendet und die Kugel dadurch nicht nur eine weitere Flugbahn, sondern diese auch in weit geraderer Richtung zurücklegt, während eine das Rohr schnell verlassende Kugel ohne jene Friktion einen großen Theil der erst nachfolgenden Pulverkraft verliert und daher viel eher sich senken wird. Jedoch darf andererseits, wenn auch lange Flinten, weil in ihnen die Kugel durch keine Züge Widerstand findet, den kurzen vorgezogen werden müssen, die B. nicht zu lang, sondern kurz seyn, damit die Kugel, nachdem alle Pulverkraft ihr mitgetheilt worden, nicht noch unnöthigerweise durch die Züge aufgehalten und ihre Kraft vermindert werde. Ein Hauptgegenstand der genauen Beachtung am Büchsenrohre ist ferner der Theil, welcher dasselbe hinten schließt u. die Schwanzschraube genannt wird. Diese Schraube muß mindestens 6 Umgänge haben und mit allen ihren Gewinden die Mutter im Rohre vollkommen ausfüllen, weil außerdem das Gewehr beim Losschießen stößt und man der Gefahr des Zerspringens des Rohrs leicht ausgesetzt ist. Die Schwanzschrauben werden auf verschiedene Art gefertigt; die gewöhnlichste ist die jetzt bei allen guten Gewehren angebrachte Patentkammerschraube, in welcher die Pulverkammer enthalten ist, wobei jedoch die Zündung durch den mit dem Rohre gleich starken Theil geleitet wird, so daß dieser Kanal mit dem Schraubengewinde in keine Berührung kommt und nach innen in der Tiefe der Pulverkammer einmündet. Bei jeder Kammerschraube darf die Höhlung nicht weiter seyn, als der Kaliber ohne die Vertiefung der Züge, und auch die kleinste zum Schuß nöthige Ladung Pulver muß sie vollkommen ausfüllen, damit die Kugel bis unmittelbar auf das Pulver gesetzt werde und kein leerer Raum entstehe. Die Schwanzschraube muß nicht nur mit dem äußern Theile sich auf das Genaueste an das Ende des Rohrs anschließen, sondern auch im Innern vollständig angepaßt seyn. Sie dient zugleich als Hauptverbindung des Rohrs mit dem Schafte, indem sie entweder eine Schiene, welche in den Schaft eingelassen, durch eine starke Schraube fest gehalten wird, oder mit dem sogenannten französischen Haken (bascule) versehen ist, welcher in die auf dem Schaft fest stehende Scheibe eingreift. Letztere Vorrichtung verdient bei schwächeren Rohren den Vorzug; denn sie erleichtert das Zerlegen des Gewehrs und gibt dem Schafte eine größere Dauerhaftigkeit. Bei schweren Standrohren ist jedoch das feste Einschrauben in sofern besser, als dabei das Rohr auch bei einer größern Last sich im Schafte nicht im geringsten verrücken kann, während das Holz an und für sich Halt genug hat. Dem Aeußern des Rohrs gibt man gern eine dunkle Farbe, indem ein blank polirtes leicht rostet und blendet (s. Bruniren). Der Schaft wird bei feinen Gewehren aus Nußbaumholz gefertigt. Das Rohr muß ganz genau in denselben eingepaßt seyn. Wenn man von der Mündung der B. über das Rohr hinsieht, so muß der Kolben genau dieselbe Richtung haben; eine abweichende Richtung des Kolbens nennt man windschief. Die Haupteigenschaft des Schaftes ist aber die bequeme Lage, das heißt, wenn der Schütze anschlägt, so muß er, ohne sich zu zwingen, das Korn gleich vollkommen in der Kerbe des Visirs sehen können. Diese Lage bestimmt sowohl die Kröpfung (Krümmung des Schaftes zum Kolben), als die Länge und Stärke des letzteren. Die gewöhnlichen Verhältnisse dürften folgende seyn: Länge der Kröpfung von der Schwanzschraube bis zum Kolben 6—$6^1/_2$ Zoll, Länge des Kolbens 10—$10^1/_2$ Zoll; die ganze Länge von der Schwanzschraube des Rohrs bis zum Ende des Kolbens 16—17 Zoll; Senkung beim Anfang des Kolbens $1^1/_2$ Zoll u. am Ende $2^1/_4$ Zoll. End-

lich bedarf das Schloß noch einer ganz besondern Beachtung, indem der rasche und doch gleichmäßige Gang desselben viel zur Sicherheit des Schusses beiträgt. Das jetzt gebräuchliche Perkussionsschloß besteht aus folgenden Theilen: der Nuß, an deren äußerer durch das Schloßblech reichenden Welle der Hahn befestigt ist, u. der Stange, welche vermittelst der Stangenfeder fest an die Nuß angedrückt wird und sich bei Aufziehen des Hahns in die, an letzterer angebrachten, Einschnitte als Widerhalt einlegt. Der erste von diesen Einschnitten der Nuß, welcher die Mittelruhe heißt, muß so eingerichtet seyn, daß er das Ende der Stange, den Stangenschnabel, umfaßt, damit auch beim stärksten Drucke diese nicht ausgehoben und der Hahn zum Niederschlagen gebracht werden kann. Beim Büchsenschloß befindet sich zwischen den Einschnitten der Nuß ein kleines bewegliches Stück, der Kegel genannt, welcher verhindert, daß beim Abdrücken die Stange in die Mittelruhe einfällt. Dieser Kegel ist nur da, wo das Losdrücken vermittelst des nachstehend beschriebenen Stechschlosses geschieht, nothwendig, indem beim gewöhnlichen Flintenschloß die Stange durch den Abzug so lange gehoben bleibt, bis beim schnellen Niederschlagen des Hahns beide Einschnitte daran vorübergegangen sind. Das Gehäuse, in welchem die inwendige Welle der Nuß sich bewegt und welches die Studel genannt wird, ist gewöhnlich durch 3 Schrauben an dem Schloßbleche befestigt, und eine dieser Schrauben dient zugleich der Stange als Welle. Jetzt fertigt man jedoch die feinen Schlosse so, daß die Studel mit 3 Füßen, durch welche Schrauben gehen, auf dem Schloßbleche steht und die Stange mit ihrer Welle aus einem Stück gearbeitet ist, was einen sicherern Gang zuläßt. Die Schlagfeder drückt mit ihrem gekrümmten Ende gewöhnlich unmittelbar auf einen Arm der Nuß; sie wird beim Aufziehen des Hahns aufgespannt und bewirkt so nach Ausheben der Stange das kräftige Niederschlagen desselben. Um jedoch die Friktion zu vermindern, ist die Schlagfeder bei bessern Schlossen durch ein bewegliches Glied, die Kette, an den verlängerten Arm der Nuß befestigt, wodurch nicht nur der Gang des Schlosses ruhiger, sondern auch das Aufziehen des Hahns erleichtert wird. Ein so gearbeitetes Schloß heißt Kettenschloß, und es wird bei diesem mit einer schwächern Feder mehr bewirkt, als bei dem gewöhnlichen mit einer bedeutend stärkern. Eine gut gearbeitete Schlagfeder darf auch in ihrer höchsten Spannung nicht auswärts gekrümmt erscheinen, sondern sich nur zu einer geraden Linie anspannen, weil eine überspannte Feder leicht springt. Ein Theil, der mit dem Schlosse in genauer Verbindung steht, ist der Cylinder (das Röhrchen, worauf das Zündhütchen gesteckt wird). Derselbe muß mit einer gut gearbeiteten Schraube im Rohre befestigt seyn: sein oberes, etwas verjüngt auslaufendes Röhrchen muß zur Aufnahme des Hütchens die gehörige Stärke haben, und der durchgehende Kanal, welcher sich nach unten erweitert, mit dem Gange der Pulverkammer so in Verbindung stehen, daß beim Laden das Pulver bis an die Mündung des Cylinders tritt. Das Stechschloß ist ein Mechanismus am Schloß, welcher das Abdrücken erleichtert, so daß man beim Abdrücken nicht wankt u. fehl schießt. Das deutsche oder Nadel-Stechschloß ist äußerlich unter dem Bügel mit einem starken Drücker zum Einstechen und etwas mehr nach vorn mit einer feinen runden Nadel zum Abdrücken versehen, so daß zwischen beiden sich die Stellschraube befindet. Wenn man den Drücker, auch Schneller genannt, anzieht, so wird die Schlagfeder angespannt und das Schlagstück greift in den Kopf der Nadel ein, welche durch eine schwache Feder dagegen gedrückt wird; zieht man nun die Nadel an, so wird das Schlagstück wieder frei und durch den Druck der Schlagfeder gegen den Arm der Stange geschnellt, wodurch diese aufgehoben und der Hahn zum Niederschlagen befreit wird. Ein an der Nadel angebrachter, rechtwinkeliger Arm ruht auf der Stellschraube, so daß durch das Anziehen derselben der Nadelkopf weiter zurücktritt und das Stechschloß leichter losgeht. Hieraus ergibt sich, daß Schneller und Nadel da, wo sie in einander greifen, aufmerksam gearbeitet und gut gehärtet seyn müssen, damit das Schloß auch bei der leisesten Stellung doch nicht ohne Berührung der Nadel losgeht. Kann man das eingestochene Schloß durch einen Schlag an den Schaft, oder durch leichtes Aufstampfen des Gewehrs zum Losschlagen bringen, so ist es mangelhaft und muß abgeändert werden. Das französische Stechschloß unterscheidet sich von dem vorigen nur dadurch, daß an der Stelle der Nadel ein Abzug steht, welcher, wie der Schneller, die Gestalt des Drückers an der Flinte hat und im Innern mit einem Arme versehen ist, womit man auch, ohne eingestochen zu haben, das Schloß abdrücken kann. Das englische Stechschloß aber hat nur einen Abzug, an welchem zugleich die Stellschraube angebracht ist. Wenn man diesen Abzug rückwärts, nach der Mündung der Röhre zu, drückt, so faßt das Schlagstück in einen Stechapparat, worin es durch 2 Federn so gehalten wird, daß es durch einen leichten Gegendruck wieder ausgelöst u. dann durch die Schnellfeder gegen die Stange geschleudert wird. Dieser Stecher kann nicht so fein gestellt werden, als die vorigen, und empfiehlt sich daher nur bei der Doppelbüchse, wo außer den beiden Drückern nicht noch 2 Stecher angebracht werden können. Zu bemerken ist hier noch, daß bei der Garnitur des Stechschlosses der Bügel so gebaut seyn muß, daß, wenn man ihn beim Anschlagen des Gewehrs umfaßt, der wenig gekrümmte Zeigefinger leicht den Abzug erreichen kann. Die am Ende des Kolbens befindliche Kappe muß sich bequem an die Schulter anlegen. Das forsyth'sche Schloß hat ein Magazin, welches das Perkussionspulver enthält und sich rund um eine Walze bewegt, deren Ende in die Schwanzschraube hineingeschraubt ist. In der Walze ist eine kleine Oeffnung, durch welche das Zündpulver läuft. Diese Oeffnung steht mit einem Kanal in Verbindung, der zur Zündkammer führt. Gerade über dem kleinen Loch in der Walze ist die Pulverpfanne. Das Magazin ist mit einem stählernen Cylinder versehen, dessen unteres Ende gerade über der Pfanne das Pulver entzündet,

sobald das obere Ende durch den Hahn den Schlag erhalten hat. Wenn das untere Ende des Cylinders in die Pfanne hinuntergedrückt worden ist, so erhebt er sich durch eine Spiralfeder sogleich wieder in seine frühere Stellung. Sobald das Gewehr abgefeuert ist, wird das Magazin so viel herumgedreht, daß frisches Zündpulver in die Pfanne gelangen kann. Dann wird es wieder rückwärts gedreht, und wenn die Versicherung vorgeschoben ist, steht der Cylinder wieder zum Abfeuern bereit. Diese sinnreiche Erfindung, sowie der Gebrauch des Perkussionspulvers ist zuerst von Forsyth, Prediger in Belhelvie, einem Pfarrdorfe in Aberdeenshire, gemacht worden. Beim sommerville'schen Sicherheitsschloß ist die Sicherheit entweder durch eine unter der Hemmplatte angebrachte Verhinderung, oder durch einen Schieber oder Fanghaken bewirkt. Diese werden in die Kerbe der Hemmplatte durch eine Feder an der Vorderseite der Versicherung vorwärtsgeschoben, was durch einen Schlüssel geschieht, der auf die Feder drückt, sobald das Gewehr abgefeuert ist. Eine andere Art der Versicherung ist die vermittelst eines schmalen cirkelförmigen Dorns von beweglichem Eisen, welcher durch eine schmale Oeffnung in der Schloßplatte in die Höhe steigt und so den Hahn verhindert, den Cylinder oder Zündstift zu erreichen, und sobald das Gewehr abgefeuert ist, wieder zurückgeschoben wird. Die dritte Methode ist die vermittelst eines kleinen Stücks Eisen, ähnlich einer kleinen Klappe oder einem Fächer, welcher unten an der vordern Brust des Hahns zusammengelegt erscheint, so lange das Gewehr im Zustand der Ruhe ist, aber wieder in die Höhe gerichtet wird, sobald das Gewehr abgefeuert werden soll. Diese kleine Klappe dreht sich an der Vorderseite der Schloßplatte vermittelst einer Angel. Diese beiden Versicherungsarten werden durch einen Schieber, Heber oder Kugelschlüssel bewirkt, ähnlich wie die erstgenannte.

Die gebräuchlichsten Arten der B. sind folgende. Die Standbüchse ist ein großes und starkes Gewehr, welches sich vermöge seiner Schwere nur zum Schießen auf festem Stande eignet. Der Lauf soll 30—36 Zoll lang und aus so starkem Eisen gearbeitet seyn, daß der Durchmesser der Seele $^1/_3$mal so groß ist, als der Durchmesser des ganzen Rohrs. Die Schwere der Standbüchse macht gutes Holz zum Schaft und dauerhafte Garnitur, lieber aus Metall als Holz, nothwendig. Zweckmäßig ist hier die Anwendung des sogenannten deutschen Stechschlosses. Die Bürschbüchse unterscheidet sich im Wesentlichen durch nichts weiter, als dadurch von der Standbüchse, daß bei ihrer Zusammenstellung mehr auf Leichtigkeit und bequeme Handhabung gesehen wird. Deshalb ist das Rohr gewöhnlich nur 26—28 Zoll lang, der Kaliber kleiner und die Wände schwächer, so daß es höchstens $4^1/_2$—5 Pfund wiegt. Man wählt oft zu Bügel und Kappe Ebenholz und nennt dieses Kapuzinermontirung, jedoch gibt aber der praktische Jäger der Messing- oder Eisengarnitur der größern Dauerhaftigkeit halber den Vorzug. Neuerlich wendet man bei diesem Gewehre gewöhnlich das sogenannte französische Stechschloß an. Bei der Bürschbüchse, welche jedoch nur auf 100 Schritte Weite jagdmäßig gebraucht werden darf, ist der Kernschuß ein Haupterforderniß, da zum Stellen des Visirs vor dem Schuß gewöhnlich nicht Zeit ist. Uebrigens ist das große Bürschrohr, wenn es sonst ohne Makel ist, eben so gut wie die längste B. zum weitesten Schusse geeignet. Da beim Bürschgange oft in der Morgen- und Abenddämmerung geschossen werden muß, so darf Visir und Korn nicht zu fein seyn, und letzteres wird am zweckmäßigsten aus Messing oder weißem Metall gemacht. Die Kugeln, wovon 22—26 Stück auf ein Pfund gehen, müssen zwar mit dem Pflaster die Züge vollkommen ausfüllen, dessen ungeachtet aber bequem mit dem Ladestock eingestoßen werden können; letzterer muß stark und fest seyn und sein oberes, am besten mit Horn oder Elfenbein versehenes Ende den Lauf ziemlich ausfüllen. Die Doppelflinte ist ein bloßes Jagdgewehr. Die, wie jetzt bei allen Doppelgewehren, neben einander liegenden Läufe sind zusammengelöthet, und außerdem noch oben durch eine glatte und unten durch eine, zur Aufnahme des Ladestockes, ausgehöhlte Schiene verbunden. Sie sind der Leichtigkeit wegen bedeutend schwächer im Eisen, als die der einfachen B., und beide auf das, auf der obern Schiene befindliche, gemeinschaftliche Visir und Korn eingeschossen. Der Bau dieser Gewehre ist wegen der richtigen Zusammenstellung der Rohre eine der schwierigsten Aufgaben für den Büchsenmacher. Eine größere Schußweite als 100—120 Schritte soll man der Doppelbüchse nicht zumuthen. Bei dieser B. ist das sogenannte englische Stechschloß anwendbar; auch müssen bei diesem Gewehre, der Sicherheit wegen, stets die Patentkammerschrauben angewendet werden. Eine eigenthümliche Gattung von B. ist der Tesching, auch Auerhahn oder Erbsbüchse genannt. Es gilt von diesem Gewehr Alles, was von der Bürschbüchse gesagt ist, nur ist es bedeutend leichter, indem der schwache Lauf ein Kaliber hält, wo 80—100 Kugeln ein Pfund wiegen, weshalb es sich besonders zu Uebungen im Freihandschießen eignet; weil jedoch der kleine Kaliber leichter Schmutz ansetzt, als der größere, so muß das Rohr je nach 10—15 Schüssen ausgewischt werden. Die Büchsflinte, auch Doppelzeug genannt, ist ein Gewehr, welches sich vorzugsweise zum Bürschgange eignet, indem es die Anwendung sowohl des Kugel- als Schrotschusses nach Erforderniß der Umstände möglich macht. Die Büchsflinte ist nach Art der Doppelbüchse gebaut, so daß das nach rechts liegende Büchsenrohr auf ein in der Mittellinie der Schiene befindliches Visir u. Korn eingeschossen ist. Der linke zum Schrotschuß bestimmte Lauf wird oft mit geraden Zügen versehen u. schießt dann die Kugel ebenfalls mit großer Sicherheit. Vgl. Gewehr.

Büchsenmacherkunst, zünftiges Handwerk, welches sich mit Verfertigung von Feuergewehren u. der Zusammensetzung der einzelnen Theile derselben beschäftigt. Das Verfertigen des Schafts und das Anschäften selbst besorgten ehedem die Büchsenschäfter als besondere Zunftgenossen; gegenwärtig werden nur in Gewehrfabriken diese Theile der Arbeit getrennt; jeder

Büchsenmacher muß zu schäften, zu graviren ꝛc., kurz die ganze Büchse selbst herzustellen verstehen. Die Lehrzeit der B. dauert gesetzlich 4—6 Jahre, die Wanderschaft 3 Jahre. S. Büchse.

Büchsenschützen, vor Zeiten alle mit Feuergewehren bewaffneten Soldaten, s. Schützen, Jäger, Tirailleurs.

Büchsenschuß, volksthümliche Bestimmung der Entfernung von einem Ort zum andern, von der Tragweite der Büchsen hergenommen und deshalb höchst unbestimmt, denn die Weite eines B.es mit einfachem Visir beträgt 100—150 Schritt, mit aufgeschlagenem Visir 150—300, mit Bogenschuß von 30—45 Grad, ohne die Absicht zu treffen, 1200—2000 Schritt.

Bückeburg, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schaumburg-Lippe, an der Aue u. am Fuße des Harrelsbergs gelegen, ist gut gebaut, mit breiten Straßen, ist Sitz der höchsten Landesbehörde und hat ein Residenzschloß mit Park, drei Kirchen (für Lutheraner, Reformirte und Katholiken), ein Gymnasium, Landschullehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Waisenhaus, eine Synagoge und 4500 Einwohner, welche sich vornehmlich mit Landwirthschaft und Leinweberei beschäftigen. ¾ Stunde von B. am Fuße desselben Bergs liegt das Bad Eilsen (s. d.), in der Umgebung die Arensburg mit fürstlichem Lustschloß und einer Gemäldegallerie.

Bückling (auch Bücking, Böckling, Pückling und Pickling), leicht gesalzener und dann geräucherter Häring. Die meisten B.e liefern die Ost- und Nordseeküsten. Man nimmt dazu die nach Bartholomäi gefangenen, an Güte bedeutend geringeren Häringe, salzt sie roh ein, d. h. man legt sie 24 Stunden in eine Lake, hängt sie dann, je 12 Stück an einen hölzernen Spieß, in eigene, durch Reisholz mit Rauch erfüllte Oefen, in denen sie 24 Stunden lang bleiben. Alsdann hinlänglich geräuchert, werden sie, entweder in Tonnen (Tonnenbücklinge) oder auch in Stroh verpackt (Strohbücklinge), verschickt. Die gesuchtesten B. sind die kieler, die Speckbücklinge (auch Flick- oder Flück-Häringe) und die holländischen.

Büderich, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, am Rhein, der Lippemündung gegenüber, mit einer katholischen und evangelischen Pfarrkirche und 1200 Einwohnern, welche Landbau, Viehzucht, Handel mit Mastvieh, Kleesamen ꝛc. treiben. B. ist berühmt durch den hier von Otto dem Großen 944 über die Lothringer erfochtenen Sieg. Seine Stadtprivilegien erhielt es 1366 durch Herzog Johann. Die ältere Stadt wurde schon 1598 vom spanischen Admiral Mendoza, 1630 von den Holländern erobert und 1672 von Turenne geschleift. Auch die Franzosen legten B. 1813 ganz in Asche, wofür später nur halbe Entschädigung geleistet wurde.

Büdingen, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, am Seemen, Residenz der Grafen von Isenburg-Büdingen, mit 2 Schlössern, einer „das große Dorf" genannten Vorstadt und 2800 Einwohnern, welche Tuch, Baumwollenwaaren u. Nadeln fabriciren; auch sind hier ein Eisenhammer und eine Saline in Betrieb. Hier war es, wo 1817 bei dem Reformationsjubiläum zuerst sich Reformirte und Lutheraner kirchlich vereinigten. In der Nähe ist der büdinger Wald.

Büffel, Name mehrer Arten aus der Gattung Rind, welche sich durch einen großen Kopf und weit aus einander stehende Hörner, sowie durch Stärke und Wildheit auszeichnen, aber im System keine geschlossene Gruppe bilden. Der gemeine (eigentliche) oder asiatische B. (Bos bubalus *L.*) ist größer als unser Ochse, hat einen dickeren und kürzeren Kopf, eine weit stärker gewölbte, kraushaarige Stirn, welche so lang als breit ist, ein breiteres Maul und am Grunde zusammengedrückte und runzlige, auf der Vorderseite mit stumpfem Längskiele versehene, erst nach hinten, gegen die Mitte aufwärts und mit den Spitzen nach vorn und außen gerichtete Hörner. Sein Haar ist meist schwarz, aschgrau oder schwärzlich, selten braun oder weiß. Seine Schulterhöhe beträgt 5 Fuß, seine Länge 8½ Fuß, sein Gewicht 800—1000 Pfund. Sein Vaterland ist Ostindien, wo er noch wild in großen Heerden sich findet. Gezähmt ist er in Indien das einzige Zugvieh. Im Jahr 596 n. Chr. wurde er nach Italien gebracht, wo er, wie in Ungarn, den untern Donauländern und Griechenland, jetzt sehr verbreitet ist und als Hausthier die Stelle des nordeuropäischen Ochsen vertritt. Sein struppiger Kopf, sein tückischer Blick und der gesenkte Hals geben ihm ein unheimliches Ansehen, u. er zeigt sich auch im zahmen Zustande noch wild und störrig genug, besonders in der Zeit des Rinderns. Er sucht gern das Wasser auf, schwimmt gut und wälzt sich gern im Schlamm, und gedeiht eigentlich nur in den sumpfigen Niederungen der wärmeren Länder, wie er sich bekanntlich in den wenig angebauten Gegenden Italiens, zumal in Kalabrien, den pontinischen Sümpfen u. der Maremme am zahlreichsten findet. Da er die Nässe wie kein anderer Wiederkäuer verträgt, so leistet er besonders bei der Bearbeitung des schlammigen Reisbodens und als Zugthier auf morastigem Boden treffliche Dienste. Man pflegt die B. mittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes zu leiten. Die Büffelkuh trägt 10 Monate und wirft nur ein Kalb. Das Fleisch riecht nach Moschus, ist grob und geschmacklos und wird deshalb nur von den Armen gegessen; die Milch gibt aber vortreffliche Butter und die Haut (s. Büffelhäute) gutes Sohlenleder. Eine in Ostindien einheimische Abart des gemeinen B.s ist der Arni (Bos bub. arni *Bloch*), auch Riesenbüffel genannt. Er ist etwas größer als jener, zeichnet sich aber besonders durch seine ungeheuren, halbmondförmigen, 4—5 Fuß langen, oben 10 Fuß von einander abstehenden Hörner aus. Er ist ungemein stark, kühn und wild, wird aber doch gezähmt und als Zugthier zum Fahren und zur Bearbeitung der Felder gebraucht. Der kapsche oder kafferische B. (Kafferochs, B. caffer *L.*) gleicht dem vorigen, ist aber noch stärker und unbändiger und auch etwas größer (Schulterhöhe 5½ Fuß). Seine sehr großen und breiten Hörner stehen dicht beisammen, krümmen sich hinter den Ohren und laufen gegen den Rücken zusammen. Die Stirn ist ebenfalls mit

krausen Haaren besetzt, die Farbe schwarzbraun, das Haar einen Zoll lang, straff, sehr dünn, vorn an den Knöcheln länger und Wirbel bildend. Die Augen liegen sehr tief und geben dem Thiere ein grimmiges tückisches Ansehn. Seine Heimath ist das Kaffernland; aus dem Kapland, wo er sich früherhin häufig fand, ist er durch die Kultur vertrieben worden. Er ist ein furchtbares, dem Menschen gefährliches und an Stärke dem Löwen und selbst dem Elephanten wenig nachstehendes Thier. Waldige, sumpfige Gegenden sind sein Lieblingsaufenthalt, u. er wälzt sich ebenfalls gern im Schlamme. Zwischen Gebüsch versteckt, lauert er zum Angriff, und wenn er seinen Gegner nahe genug sieht, stürzt er mit Ungestüm auf ihn los, wobei er das dickste Gebüsch wie Rohr zerknickt. Er durchbohrt Menschen und Thiere mit seinen Hörnern, wirft sie zu Boden und zertritt und zerfleischt sie mit Füßen und Hörnern. Die Jagd auf diese B. steht daher an Gefährlichkeit der auf Tiger nicht nach. Das verwundete Thier verfolgt häufig den Jäger, welcher sich dann nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes oder durch Klettern auf einen starkstämmigen Baum zu retten vermag. Sein Fleisch ist grob und nicht fett, wird aber in Südafrika gern gegessen. Die Haut ist sehr geschätzt und gibt das stärkste Sohlenleder. Alle Versuche, welche man gemacht hat, um dieses unbändige Thier zu zähmen, sind bis jetzt mißlungen. Ein junges, etwa 14 Tage altes Kalb war schon so stark und wild, daß ein Mann nicht im Stande war, es zu regieren. Daher bedienen sich die Bewohner von Südafrika des asiatischen B.s als Zugthieres. Der amerikanische B. oder Bison (B. bison *L.*, B. americanus *Gm.*), auch Buffalo genannt, ist ebenfalls ein großes, 8 Fuß langes, 5 Fuß hohes, starkes und unbändiges Thier mit mähnenartigen, krausen Haaren um Kopf, Hals und Schultern, gewölbter Stirn, kurzem Schwanz, kurzen Füßen und Hörnern und einem Buckel auf den Schultern. Er ist von dunkelbrauner Färbung und gleicht wegen seines langzottigen Vorderleibs auffallend dem Auerochsen, von dem er vielleicht nur eine Abart ist; doch ist er niedriger als jener und hat 15 Paar Rippen. Seine Heimath ist Nordamerika bis etwa 61° nördl. Br., wo man ihn nebst dem Bisamstier nur wild antrifft. Die Bisone wandern beständig in Heerden, oft von 20.000 Stück, und nähren sich von jungem Grase, das sie selbst unter dem Schnee aufsuchen. Stiere und Kühe leben in gesonderten Heerden, doch trifft man immer einen oder zwei alte Stiere in einer Kuhheerde an. Die Kühe sind bedeutend kleiner als die Ochsen. Im Winter kämpfen die Stiere mit einander und sind dann sehr gefährlich, während sie sonst scheu sind und die Flucht ergreifen, wenn sie einen Feind wittern. Verwundet verfolgen sie aber den Jäger und holen ihn leicht ein. Gewöhnlich jagt man sie zu Pferd und schießt sie, doch fängt man sie auch durch Umstellung. Das Fleisch ist schmackhaft, besonders gelten die Zunge und der Fleischklumpen zwischen den Schultern als Delikatessen. Die Felle sind im Winter weichhaarig und geben dann treffliche Decken. In Kentucky und Illinois hat man öfters Versuche gemacht, den Bison zum Hausthier zu machen, aber bis jetzt vergeblich. Doch hat man durch Kreuzung des Bisonochsen mit der gewöhnlichen Kuh eine brauchbare Abart ohne Höcker, aber mit Mähne erzielt. Besonders jagen die Indianer die Bisons, die ihre Existenz eigentlich begründen; daher ihrer bei der auffallenden Verminderung dieser Thiere eine prekäre Zukunft wartet.

Büffelfluß, afrikanischer Fluß im Kapland, Nebenfluß des Elephantenflusses.

Büffelhäute, die Häute der Büffel, welche als Gegenstand eines starken Handels in großen Quantitäten hauptsächlich aus Buenos-Ayres kommen, weshalb sie auch Buenos-Ayres-Häute genannt werden. Dort gibt es diese Thiere in so großer Menge, daß man sie todtschlägt, um nur die Häute zu erlangen. Auch von Rumelien, Bessarabien, der Moldau und der Walachei werden eine Menge B. nach Konstantinopel und von da nach Marseille ausgeführt. Einen besonders starken Handel treiben England, Holland, Hamburg und Bremen mit solchen Häuten, aus denen man hauptsächlich Schuhwerk, Gürtel, Patrontaschen, Reiterkollette, Handschuhe u. dergl. verfertigt. Sie wiegen 80 bis 100 Pfd. und darüber.

Büffelhörner, die Hörner der Büffelochsen, bilden wie die Büffelhäute einen starken Handelsartikel. Sie kommen hauptsächlich von Buenos-Ayres und Brasilien und sind weit stärker und schöner, als die europäischen Ochsenhörner. Man verfertigt allerlei Drechslerarbeiten daraus.

Bühl, Stadt und Amtsort im badischen Mittelrheinkreis, am westlichen Abhange des Unterbühlliotgebirgs, hat eine Kirche, ein Rathhaus, Amtshaus, eine Garnfabrik u. 2800 Einwohner. B. wurde erst 1835 zur Stadt erhoben. Bemerkenswerth ist die Narrenzunft, welche fast bis Ende des vorigen Jahrhunderts hier bestand und in besonderen Annalen alle Narrenstreiche aufbewahrte.

Bühler, Flüßchen im würtembergischen Jaxtkreis, entspringt bei Pommertsweiler, als der bedeutendste Nebenfluß des Kocher, in den er bei Geißlingen mündet. Diesem Flüßchen entlang findet man auffallend viele Kretinen.

Bühne, eigentlich Bret oder Stange, dann ein hölzernes mit Bretern belegtes Gerüst, welches in der Höhe angelegt wird, damit theils die auf der B. befindlichen Personen etwas, was unter ihnen geschieht, übersehen können, theils aber auch die darauf vorzunehmende Sache von Vielen gesehen werden kann; daher derjenige Theil eines Schauspielhauses, auf welchem sich die Schauspieler befinden und wo die eigentliche Handlung vor sich geht (s. Theater).

Bührlen, Friedrich Ludwig, deutscher Schriftsteller, geboren den 10. September 1777 zu Ulm, besuchte das dortige Gymnasium und dann die Universität Landshut, um Theologie zu studiren, welches Studium er aber 1804 zu Würzburg mit dem der Rechte vertauschte. Nachdem er zu Augsburg eine Zeitlang als Advokat prakticirt hatte, wurde er 1809 Landgerichtsassessor im Eichstädtischen, 1810 in Söfflingen bei Ulm und 1811 Registrator zu Stuttgart, später Kanzleirath bei der Rechnungskammer daselbst.

Als Schriftsteller versuchte er sich vorzugsweise in Novellen und Romanen, in welchen er wohl feine Beobachtungsgabe und gewandte Darstellung, aber wenig Originalität zeigt. Gehaltvoller sind seine aphoristisch-reflektirenden und mit witzigen Impromptüs reich ausgestatteten Schriften anderweiten Inhalts, Reisebeschreibungen 2c., wie die „Lebensansichten" (Stuttgart 1814), die „Bilder aus dem Schwarzwalde" (2 Bde., das. 1828—31), die „Ansichten von höheren Dingen" (das. 1829) und „Zeitansichten eines Süddeutschen" (das. 1833). Unter seinen Romanen und Novellen sind hervorzuheben: „Erzählungen und Miscellen" (2 Bde., Tübingen 1817—20); „Neue Erzählungen" (2 Bde., Frankf. 1823—25); „Neueste Erzählungen" (Stuttgart 1830); „Der Flüchtling" (2 Bde., Leipzig 1836), worin er die Verirrungen des damaligen süddeutschen Radikalismus novellistisch behandelte. Auch verfaßte er einen Theaterroman „Die Prima Donna" (2 Bde., Stuttgart 1844). Ein sehr brauchbarer Wegweiser ist seine Schrift: „Stuttgart und seine Umgebungen" (Stuttgart 1835).

Bülach, Stadt im schweizerischen Kanton Zürich, an der Landstraße zwischen Zürich und Schaffhausen, mit 3600 Einw. In der Nähe die bülacher Hard, einer der schönsten Eichenwälder der Schweiz. B., das 1384 durch Kauf an die österreichischen Herzöge gekommen war, stellte sich 1407 unter Zürichs Schutz, wurde 2 Jahre später von Oesterreich an Zürich verpfändet, nicht wieder eingelöst und zu einer züricher Obervogtei erhoben. Während der helvetischen Republik war B. Hauptort eines eigenen Bezirks von 22 □M. Berühmt beim Schweizervolk ist der tapfere Hans Keller von B., Hauptmann beim Entsatz von Novara, 1513, durch dessen einsichtiges Handeln der Lage der Dinge eine günstige Wendung für die Schweizer gegeben wurde.

Bülau, Friedrich, ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und Politik an der Universität zu Leipzig, geboren den 8. Oktober 1805 zu Freiberg, wo sein Vater Mitglied des Oberbergamts war, erhielt seine erste Bildung durch Privatunterricht, dann seit 1816 auf dem Gymnasium zu Freiberg und studirte von 1823—27 zu Leipzig die Rechte, indem er dabei auch geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien mit Eifer oblag. Darauf privatisirte er, in innigem Verkehr mit seinem Freunde, dem jetzigen Professor Jul. Weiske in Leipzig, bis 1827 in dem Dorfe Konnewitz bei Leipzig und fing Ostern 1828 an, in Leipzig Vorlesungen über sächsisches Staatsrecht zu halten, worauf er sich 1829 in der philosophischen Fakultät habilitirte. Mit Weiske und von Leutsch gab er eine Uebersetzung und Erläuterung der „Germania" des Tacitus heraus, und mit Ersterem übernahm er Ostern 1831 die Redaktion der Zeitschrift „Das Vaterland" (5 Jahrgänge, Leipzig 1831—35). Im Jahr 1833 wurde er außerordentlicher und 1836, nachdem er einen Ruf nach Kiel abgelehnt hatte, ordentlicher Professor. In den Jahren 1837—44 verwaltete er die Censur der periodischen Presse, 1838—49 die Redaktion der von Pölitz begründeten „Neuen Jahrbücher der Geschichte und Politik" und von Ostern 1843 bis Juni 1848 die der „Deutschen Allgemeinen Zeitung". Am 1. Oktober 1851 übernahm er die Redaktion der amtlichen „Leipziger Zeitung". Obwohl er eine umfassende journalistische und encyklopädische Thätigkeit bewies, fand er doch noch Muße zu Ausarbeitung selbstständiger Werke, unter denen besonders die „Encyklopädie der Staatswissenschaften" (Leipzig 1832, 2. Aufl. 1856), das „Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen" (das. 1833), „Der Staat und der Landbau" (das. 1833), „Der Staat und die Industrie" (das. 1834), das „Handbuch der Staatswirthschaftslehre" (das. 1835) und die Schrift: „Die Behörden in Staat und Gemeinde" (das. 1836) zu nennen sind. Als Geschichtschreiber machte er sich bekannt durch seine „Geschichte des europäischen Staatensystems" (3 Bde., Leipzig 1837—39), die „Allgemeine Geschichte der Jahre 1830—38" (das. 1838) und die für das heeren-ukertsche Geschichtswerk bearbeitete „Geschichte Deutschlands von 1806—1830" (Hamburg 1842). Durch Zeitverhältnisse hervorgerufen waren die Schriften „Zeitfragen aus Politik und Volkswirthschaft" (Leipzig 1846); „Wahlrecht u. Wahlverfahren" (das. 1849); „Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund" (das. 1851); „Erörterungen über die Grundsteuerfreiheit und deren Aufhebung in Sachsen-Altenburg" (das. 1855). Auch gab er eine Fortsetzung der pölitzschen Sammlung der „Europäischen Verfassungen" (Leipzig 1847) heraus. Im Jahr 1849 wurde er zum Rektor der Universität gewählt, stand bei den Verfassungswirren von 1850 auf Seite der Regierung und bekleidete in Folge jener Vorgänge das Rektorat auch noch 1851. Von seinen später verfaßten Schriften sind noch zu nennen: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" (Bd. 1—8, Leipzig 1850 ff.); „Das Jahr 1850" (das. 1851); „Das Jahr 1851" (das. 1852); „Die deutsche Geschichte in Bildern" (Bd. 1—3, Dresden 1855). Auch lieferte er eine Uebersetzung der Geschichte Englands von Macaulay und der kleineren Schriften desselben, die Fortsetzung der „Sächsischen Geschichte" von Gretschel und leitet die Herausgabe der „Historischen Hausbibliothek".

Bülbül, der persische Name der Nachtigall, der durch Göthe's „Westöstlichen Divan", sowie durch Rückert und Platen auch in die deutsche Poesie eingeführt worden ist. Die Nachtigall ist gleichsam die Muse des persischen Epikers, die dieser bei Beginn seiner Erzählung anzurufen pflegt. Auch dient sie mit ihrem süßen Gesange nicht nur als Symbol der Liebessehnsucht, sondern wird auch im mystischen Sinne gedeutet, so daß B. die nach der Vereinigung mit der Gottheit, die mit der stillblühenden Rose (pers. Gül) verglichen wird, strebende menschliche Seele darstellt. In dieser Weise behandelt den Gegenstand das romantische Gedicht Fasli's: „Gül und Bülbül" (türkisch und deutsch von J. von Hammer, Pesth 1834).

Bülffinger, s. Bilfinger.

Bülk, dänisch-schleswigsches Dorf, an der Ostsee, nördlich von Friedrichsort. Hier am 16. Aug. 1850 Seegefecht zwischen dem schleswig-holsteinischen Dampfboot Löwe nebst mehren Ka-

nonenbooten und dem dänischen Dampfschiffe Geyser und zwei dänischen Kanonenbooten.

Bülow, eine wendische alt-adelige Familie aus dem Mecklenburgischen, welche in Schenkungsurkunden schon im 13. Jahrhundert vorkommt, ihren Stammsitz zu Bülow bei Rehna hatte und sich mit der Zeit in vielen Linien in Ober- und Niedersachsen, hauptsächlich aber in Mecklenburg, Preußen, Dänemark, Schweden u. Kurland verzweigte. Mit dem jedesmaligen Besitze oder Verlust ihrer Güter veränderten sie auch ihre Beinamen, u. so entstanden wieder viele Unterabtheilungen. Zu erwähnen sind: 1) Friedrich Wilhelm, Freiherr von B., Graf von Dennewitz, preußischer General der Infanterie, einer der hervorragenden Helden der Befreiungskriege, wurde den 16. Febr. 1755 zu Falkenberg in der Altmark, dem Gute seines Vaters, geboren. In dem väterlichen begüterten Hause ward ihm und seinen 4 Brüdern eine liberale Erziehung zu Theil, und schon als 14jähriger Knabe kam er als Junker zum Regiment Graf Lottum, ward 1772 Fähndrich, 1777 Second-, 1786 Premierlieutenant und widmete seine Mußestunden dem tieferen Studium der Kriegskunst und der Musik, so daß er selbst Motetten, eine Messe und den 51. und 100. Psalm komponirte, die beifällig aufgenommen wurden. Im J. 1793 zum Stabskapitän befördert, wurde er Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, wohnte dem rheinischen Feldzug bei, zeichnete sich als Major bei der Belagerung von Mainz durch die Vereitlung des feindlichen Ueberfalls bei Marienborn aus, erstürmte die zahlbacher Schanze, weshalb er den Militärverdienstorden erhielt, und wurde 1797, da sein Dienst beim Prinzen zu Ende ging, Chef eines ostpreußischen Füsilierbataillons. Als Oberstlieutenant vertheidigte er 1806 unter General l'Estocq Thorn, zeichnete sich bei Waltersdorf aus und ward 1808 Generalmajor und Brigadegeneral. Im Jahr 1812 vertrat er als Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen die Stelle des Generals von York. Nach der Erhebung vom Frühjahr 1813 belagerte er als Generallieutenant Stettin, rückte, von Tauenzien abgelöst, mit den Generälen York u. Wittgenstein gegen Eugens Corps und schlug den 5. April die erste glückliche Schlacht bei Möckern, gewann am görschner Schlachttage Halle und zog sich über die Elbe zurück, um Berlin gegen Oudinot zu decken, was ihm auch durch die Schlacht bei Luckau den 4. Juni gelang. Nach dem Waffenstillstande führte er unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden das 3. preußische Armeecorps und rettete durch die Schlacht von Großbeeren, den 23. August, Berlin zum zweiten Male; dasselbe that er durch den Sieg bei Dennewitz, den 6. Sept., zum dritten Male u. ward dafür zum Großritter des eisernen Kreuzes ernannt. Nachdem er Wittenberg belagert, kämpfte er mit der Nordarmee in der Schlacht bei Leipzig und half diese Stadt erobern. Während die alliirten Armeen über den Rhein zogen, brach er in Holland ein, nahm Doesburg, Zütphen, Arnheim mit Sturm, schlug den 2. Dec. sein Hauptquartier in Utrecht auf und schloß Gorkum und Herzogenbusch ein. Zu Anfang 1814 brach er von Breda auf, siegte den 11. Jan. bei Hoogstraten, bombardirte Antwerpen, zog in Brüssel ein, nahm la Fère u. Soissons, schloß sich darauf an die schlesische Armee an und befehligte in der Schlacht bei Laon den 9. und 10. März das Centrum. In Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste ernannte ihn sein König zum Ritter des schwarzen Adlerordens und zum General der Infanterie u. versah ihn mit einer Dotation von Gütern im Werth von 200,000 Thalern. Auch ward er noch zu Paris in den erblichen Grafenstand (Graf von Dennewitz) erhoben. Nach dem Frieden erhielt er das Generalgouvernement von West- und Ostpreußen und beim Wiederausbruche des Kriegs 1815 den Oberbefehl über das 4. preußische Armeecorps. Wegen verspäteter Ordre war er zwar nicht bei der Schlacht von Ligny (15. Juni), trug aber nach seiner durch einen forcirten Marsch bewirkten Vereinigung mit Blücher zur Entscheidung der Schlacht von Belle-Alliance bei, wofür ihn der König zum Chef des so tapfer von ihm geführten 15. Linienregiments, das auch seinen Namen führen sollte, ernannte. Den 11. Jan. 1816 kehrte B. in sein Gouvernement zurück, † aber schon den 25. Febr. an einer Leberentzündung, zu Königsberg. Dem hochberühmten Krieger, der auch ein Liebling der Musen war, setzte sein König zu Berlin eine Marmorstatue.

2) Adam Heinrich, Freiherr von B., Bruder des Vorigen, geistreicher kritischer Schriftsteller über Kriegskunst und Staatsverhältnisse, der bei aller Selbstgefälligkeit und Excentricität über seiner Zeit stand. Um 1760 zu Falkenberg in der Altmark auf dem väterlichen Gute geboren, wo der lebhaft sich entwickelnde Knabe eine vorzügliche Erziehung genoß, kam er in die berliner Militärschule und 15 Jahre alt in ein preußisches Infanterieregiment nach Warschau. Da ihm hier der Dienst mißfiel, trat er 1780 in ein preußisches Kürassierregiment ein. Die Aversion gegen das unthätige Garnisonleben, welche sich je länger desto mehr seiner bemächtigte, führte ihn zum Studium des Polybius, Tacitus u. Rousseau. Bei dem Ausbruch des niederländischen Aufstands gegen Joseph II. gab er den preußischen Dienst auf, und sein unruhiger Geist führte ihn unter die Fahnen des niederländischen Generals von Schönfeld, bei dem er Offizier wurde. Da er sich aber unter dem talentlosen General nicht auszeichnen konnte, kehrte er nach Preußen zurück, gründete und stattete eine Schauspielergesellschaft aus, die er jedoch wegen eingetretener Schwierigkeiten bald wieder entließ. Im Jahr 1791 reiste er mit seinem Bruder Karl Ulrich nach Amerika, kehrte aber, da er seine Erwartungen getäuscht sah, 1792 wieder nach Europa zurück. Vom Handelsgeist erfaßt, verwandte er den letzten Rest seines väterlichen Erbes auf den Ankauf von Glaswaaren, um damit in Amerika, wohin er sich 1795 zum zweiten Male einschiffte, zu spekuliren. Aber durch den Betrug amerikanischer Kaufleute verarmt, verließ er 1796 voll Haß das Land der Freiheit u. machte seinem Unmuth Luft in der Schrift: „Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande" (2 Thle., Berlin 1797), welche er, deshalb heftig angegriffen, mit Kraft u. Erfolg ver-

theidigte in Archenholz' „Minerva" (1797, Decemberheft). Bärenhorsts Schriften über die Kriegskunst befeuerten ihn u. er schrieb anonym, nachdem er schon 1794 einen Aufsatz „Ueber den Operationsplan der Alliirten in Belgien im Feldzuge 1794" in der Minerva herausgegeben, ein Werk, betitelt „Geist des neuern Kriegssystems" (Hamburg 1799), worin er zuerst Taktik u. Strategie von einander schied und die Operationsweisen auf mathematische Berechnungen und Figuren zurückführte. Wegen dieses genialen Werkes bald bewundert, bald angegriffen, suchte er in Berlin um eine Anstellung bei dem Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten nach, ward jedoch, weil man einen gelehrten Offizier scheute, abgewiesen. Tief erbittert und geldlos lebte er nun ganz der Schriftstellerei, schrieb das Buch „Physisches Staatswohl oder eine Finanzeinrichtung, vermöge welcher Reichthum stets die Belohnung gemeinnütziger Tugend seyn würde" (Berlin 1800), worin er Regierung und Finanzwesen angriff, übersetzte Mungo Parks erste Reise nach Afrika (Hamburg 1799), schrieb 1801, bloß auf den unparteiischen Korrespondenten als Quelle beschränkt, eine Geschichte des Feldzugs von 1800, und gab dieselbe aufs Neue heraus in seinem zweiten großen Werke: „Lehrsätze des neuern Krieges" (Berlin 1805), das sogleich ins Französische übersetzt wurde. Von kleinlichen Seelen vielfach angefeindet, reiste er darauf nach England, redigirte hier eine Zeitschrift, die aber keinen Absatz fand, kam ins londoner Schuldgefängniß, woraus er auf eine unbekannte Weise wieder befreit wurde, begab sich nach Paris, von wo er nach einem 3jährigen Aufenthalt, des Umgangs mit Royalisten verdächtig, verwiesen wurde, und kehrte unerwartet 1804 nach Berlin zurück. Hier schrieb er die Broschüre „Napoleon Bonaparte", den er vertheidigte, obwohl er ihn haßte. Ohne Grund sah man damals in ihm einen französischen Spion. Neben den schon erwähnten Lehrsätzen des neuern Kriegs gab er noch heraus: „Neue Taktik der Neuern, wie sie seyn sollte" (2 Thle., Leipzig 1805); „Prinz Heinrich von Preußen &c." (2 Thle., Berlin 1805); „Annalen der Kriegs- und der Staatskunde" (das. 1806); „Blicke auf die zukünftigen Begebenheiten" (Leipz. 1806); „Militärische Monatsschrift" (Berlin 1805—7). Seine mit immer steigendem Interesse aufgenommenen Schriften verschafften ihm ein sorgenfreies Leben; aber höchst erbittert über seine Zurücksetzung von Seiten der Regierung ergab er sich endlich dem Trunk. Doch blieb sein Geist wach und er schrieb nach der Schlacht bei Austerlitz das Buch „Der Feldzug von 1805 militärisch und politisch beleuchtet" (Leipz. 1806), worin er die Mißgriffe der russischen und österreichischen Regierungen und ihrer Generäle auf das Schonungsloseste geißelte. Bei der preußischen Regierung deshalb verklagt, floh er, obgleich gewarnt, nicht und wurde im August 1806 in die Hausvogtei gesetzt, darauf, als von Aerzten bei vollkommenen Verstandeskräften befunden, in Kriminaluntersuchung gezogen u. nach der Schlacht bei Jena, deren Ausgang er vorhergesagt, nach Kolberg und von da nach Königsberg gebracht. Sein Schicksal nannte er das der alten Propheten. Den Entsprungenen fingen [...] Kurland Kosaken und brachten ihn unter Mi[...] handlungen nach Riga, wo er im Juli 1807 a[...] einem Nervenfieber †. Nach seinem Tod e[...] schienen: „Nunc permissum est. Coup d'oeil su[...] la doctrine de la nouvelle église chretienne o[...] le Swedenborgianisme. Oeuvr. posth. de [...] de Bulow" (Philadelphia [Berlin] 1809) un[...] „Gustav Adolf in Deutschland &c." (2 Thle., Be[...]lin 1808).

3) August Friedrich Wilhelm von B., ehe[...]maliger Oberpräsident der preuß. Provinz Sach[...]sen, geboren zu Börden in Westphalen am 23. Feb[...] 1762, studirte zu Göttingen Jura, wurde zu Han[...]nover und Celle Justiz-, Kanzlei- und Oberap[...]pellationsrath, ging 1805 in preußische Dienst[...] über, ward geheimer Regierungsrath zu Mün[...]ster, 1810 Oberlandesgerichtspräsident zu Soldi[...] später Staatsrath und vortragender Rath de[...] Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, 181[...] Generalsekretär des preußischen Gouvernement[...] zu Dresden, wo er zugleich der geheimen Poliz[...] vorstand, und 1816 Oberpräsident der Provin[...] Sachsen. Nach den karlsbader Beschlüssen wurd[...] er zur Untersuchung demagogischer Umtriebe na[...] Berlin beordert und hier 1820, als man scho[...] seine Erhebung zum Minister vermuthete, na[...] einer Audienz beim Großfürsten Nikolaus vo[...] Schlage gerührt, für öffentliche Geschäfte untaug[...]lich und † den 4. Sept. 1827 zu Potsdam. Mi[...] Hagemann gab er heraus: „Praktische Erörterun[...]gen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit" (5 Bde., Hannover 1798—1809, später bis 10 Bd[...] fortgesetzt); „Ueber die gegenwärtigen Verhält[...]nisse des christlich-evangelischen Kirchenwesen[...] in Deutschland, besonders im preußischen Staate" (Magdeburg 1819) u. A. m.

4) Ludwig Friedrich Victor Hans, Gra[...] von B., preuß. Staatsminister, geboren den 14[...] Juli 1774 auf dem väterlichen Stammgute E[...]senroda bei Braunschweig, Stiefbruder des Vo[...]rigen, besuchte, sorgfältig erzogen, die Ritteraka[...]demie zu Lüneburg, 1794 die Universität Göttin[...]gen und wurde durch Vermittelung seines Vet[...]ters, des späteren Fürsten von Hardenberg, Kam[...]merreferendar zu Baireuth u. 1796 Assessor da[...]selbst. Im Jahr 1801 wurde er als Kriegs- un[...] Domänenrath nach Berlin berufen, wo er sic[...] bald durch Fleiß und Geschäftsgewandtheit her[...]vorthat. Im Jahr 1804 als Kammerpräsiden[...] nach Magdeburg versetzt, wurde er bei Bildun[...] des Staatsraths im neuerrichteten Königreic[...] Westphalen als Mitglied desselben nach Kasse[...] berufen und bald nachher zum Finanz-, Handels[...] und Schatzminister ernannt, in welcher Stellun[...] er unter den schwierigsten Verhältnissen Bedeu[...]tendes leistete, in sofern er durch zweckmäßig[...] Organisirung der zu seinem Ressort gehörige[...] Verwaltungszweige und umsichtige Thätigkei[...] in die finanziellen Angelegenheiten Ordnung un[...] Festigkeit zu bringen wußte. In Anerkennun[...] dieser Verdienste erhob ihn der König Jérôme i[...] den Grafenstand, eine Auszeichnung, die der Köni[...] von Preußen später bestätigte. Dessenungeachte[...] gelang es der Intrigue seiner Feinde, worunter be[...]sonders der nachherige Finanzminister von Mal[...]chus, ihn beim König zu verdächtigen u., während

er auf einer Sendung in Paris abwesend war, zu stürzen. Am Tage seiner Rückkehr, den 7. April 1811, seines Amtes entlassen, zog er sich auf sein Gut Essenroda zurück, wo er, mit Landwirthschaft und staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt, lebte, bis ihn der König von Preußen 1813 auf Hardenbergs Vorschlag zum Staats- u. Finanzminister ernannte. Um wo möglich an Ort und Stelle die dringendsten Militärbedürfnisse zu befriedigen, war er während der Feldzüge stets in des Königs Umgebung, nahm jedoch nach dem Frieden 1817, da er sich durch Einrichtung des Schatzministeriums und der Staatskontrole in seiner ministeriellen Thätigkeit beschränkt sah, seine Entlassung, blieb dabei Mitglied des Staatsraths und übernahm zugleich das für ihn neuerrichtete Ministerium des Handels und der Gewerbe nebst dem Baudepartement. Als 1825 das Ministerium des Handels mit dem des Inneren vereinigt wurde, ernannte ihn der König zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien. Kaum hatte B. diesen Posten angetreten, als er den 25. August im Bade zu Landeck †.

5) Heinrich, Freiherr von B., preußischer Staatsmann, geboren 1799 zu Schwerin, wo sein Vater eine hohe Hofcharge bekleidete, wurde zuerst von Hauslehrern unterrichtet, besuchte dann das Gymnasium zu Schwerin und begann zu Heidelberg das Studium der Rechtswissenschaft. Auf den allgemeinen Aufruf gegen die Franzosen ergriff auch er die Waffen, wurde Lieutenant in dem Corps des Generals Grafen von Wallmoden und später Adjutant des russischen Obersten von Nostiz, bei dessen Streifzügen er sich durch Kühnheit und Gewandtheit auszeichnete. Nach dem ersten pariser Frieden ging er zur Beendigung seiner Studien wieder nach Heidelberg, focht aber beim Wiederausbruch des Krieges wieder in Frankreich mit. Nach dem zweiten pariser Frieden widmete er sich dem diplomatischen Fache, arbeitete unter dem Staatsminister Wilhelm von Humboldt, als dieser zu Frankfurt a. M. die Gebietsaustausche ordnete, heirathete 1816 dessen jüngste Tochter und folgte ihm 1817 als Gesandtschaftssekretär mit dem Titel Legationsrath nach London. Als Humboldt seinen Gesandtschaftsposten verließ, wurde B. Chargé d'affaires in London und zeichnete sich in dieser Stellung rühmlichst aus. Nach einigen Jahren ging er nach Berlin zurück, um als geheimer Legationsrath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten, wo ihm vornehmlich die kommerciellen Verhältnisse zufielen. Im J. 1827 wurde er zum Gesandten in London ernannt und nahm als solcher an den londoner Konferenzen über die holländisch-belgischen Angelegenheiten, sowie an dem zur Pacificirung des Orients abgeschlossenen Vertrag der vier Mächte vom 15. Juli 1840 und an dem Abschlusse des Handelsvertrags zwischen Großbritannien und dem deutschen Zollverein bedeutenden Antheil. Zu Anfang 1841 wurde er als Gesandter beim Bundestag zu Frankfurt a. M. ernannt, aber schon am 2. April 1842 an der Stelle des Grafen von Maltzan ins geheime Staats- und Kabinetsministerium berufen und mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Er und der Kriegsminister von Boyen vertraten zwar die liberalere Richtung im Ministerium, gewannen aber keinen besonders vorwiegenden Einfluß auf die leitende Politik; B. täuschte vielmehr die Erwartungen der Liberalen dadurch, daß er 1844 den mißliebigen Kartellvertrag mit Rußland erneuern half. Er trat 1845 aus dem Ministerium, zog sich nach Tegel zurück und † zu Berlin den 6. Febr. 1846.

6) Friedrich Rubech Heinrich von B., dänischer General im schleswig-holsteinischen Kriege, geboren den 4. Febr. 1791 zu Nustrup im Schleswigschen, befehligte 1848 bei Eröffnung der Feindseligkeiten in dem Gefecht bei Bau die Infanteriebrigade des Hauptcorps und zeichnete sich sodann in der Schlacht bei Dannewirke durch Bravour aus, wußte aber die dadurch erlangten Vortheile nicht gehörig zu benutzen. In dem Treffen bei Düppel den 28. Mai 1848 befehligte er das Centrum, ward 1849 Kommandirender auf Alsen und nach dem düppeler Gefechte (13. April) Höchstkommandirender der dänischen Armee. Als solcher schlug er die Schlachten bei Kolding (23. April) u. bei Fridericia (6. Juli) u. wurde in Folge der letzteren zum Generallieutenant ernannt.

7) Wilhelm Karl von B., Kammergerichtspräsident zu Berlin, Sohn von B. 3), den 20. Dec. 1790 zu Celle geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O. u. zu Berlin die Rechte, wurde im Frühjahr 1812 als Auskultator bei dem neumärkischen Oberlandesgericht zu Soldin angestellt und trat 1813 als Freiwilliger in das preußische Heer. In der Schlacht von Großgörschen verwundet, ward er bald darauf Offizier, wohnte den Schlachten von Dresden und Leipzig und der Erstürmung von Paris, wo ihn eine Kugel in die Schulter traf, bei und kehrte mit dem eisernen Kreuze geschmückt nach Soldin zurück. Er stieg von Stufe zu Stufe, ward 1818 Oberlandesgerichtsrath in Stettin, 1831 geheimer Obertribunalrath, in demselben Jahre Vicepräsident des Kammergerichts, 1836 Präsident des Instruktionssenats, 1842 wirklicher geheimer Oberjustizrath und † den 29. Nov. 1845.

8) Karl Eduard von B., deutscher Novellist, am 17. Nov. 1803 auf dem Gute seiner Aeltern, Berg vor Eilenburg im preußischen Herzogthum Sachsen, geboren, ward von letztern, weil ein Stiefsohn seiner Mutter in angesehener Stellung im holländischen Ostindien lebte, für den Kaufmannsstand bestimmt und arbeitete Jahre hindurch in mehren Bankierhäusern. Im J. 1826 versuchte B. durch Ankauf eines literarischen Geschäfts in Leipzig seine Handelsinteressen mit seiner früh erwachten Liebe für Kunst und Wissenschaft zu vereinigen, verzichtete aber bald auf diesen Versuch und besuchte nun mehre Jahre hindurch die Universität zu Leipzig, wo er ausschließlich dem Studium der alten Sprachen sich widmete. Nach seiner Verheirathung wählte er 1828 Dresden zum Aufenthalt, wo er erst mit dem Kreise Elisa's von der Recke, dann mit Tieck befreundet wurde. Im Jahr 1832 vom Herzog von Dessau zum Kammerherrn ernannt, aber eine weitere Anstellung im Staatsdienste ablehnend, blieb B. im Privatstande seit 1828 der Beschäftigung mit Literatur und Poesie getreu. Seit 1842 war

er viel auf Reisen in Italien, in Stuttgart und bei Tieck in Berlin, bis ihn die politische Wendung der deutschen Angelegenheiten 1849 bestimmte, Deutschland zu verlassen und sich nach dem von ihm erkauften alten Schlosse Oetlishausen im Thurgau überzusiedeln. Eine der ersten literarischen Arbeiten B.s war eine Uebersetzung von Manzoni's „Promessi sposi" (Leipzig 1828), welcher später eine zweite Bearbeitung (2 Thle., das. 1837) dieses klassischen Romans folgte. Nachdem er Schröters „Dramatische Werke" (4 Bde., Berlin 1830) veröffentlicht, begründete er seinen literarischen Ruf durch das „Novellenbuch" (Leipzig 1834—36, 4 Bde.), welches hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, englischen, lateinischen und deutschen bearbeitet, enthält und an das sich ein „Neues Novellenbuch" (Braunschweig 1841) anschließt. Vom J. 1839 an widmete sich B. der selbstständigen Produktion. Es erschienen seine eigenen „Novellen" (3 Bde., Stuttgart und Tübingen 1846—48); „Frühlingswanderungen durch das Harzgebirge" (Leipzig 1836); „Eine allerneueste Melusina" (Frankfurt 1849); „Jahrbuch der Novellen und Erzählungen" (Braunschweig 1840) und andere in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreute novellistische Arbeiten. Von mehren selten gewordenen Büchern, die B. wieder zugänglich machte, ist seine Bearbeitung des „Simplicissimus" (Leipzig 1836) hervorzuheben. Auch gab er zu den gesammelten Werken mehrer Romantiker werthvolle Beiträge, wie im Verein mit Tieck den 3. Theil von Novalis' Schriften (Berlin 1848), zu Kleists „Leben und Briefe" (das. 1848) und zu Schillers „Anthologie auf das Jahr 1782" (Heidelberg 1850) mit einer Einleitung u. einem Anhange. Sonst sind von seinen Arbeiten noch „Zur Nachfolge Christi", eine Legendensammlung (Leipzig 1842), „Griechische Gedichte" (Heidelberg 1850) und „Alemannische Gedichte" (Zürich 1851) zu nennen.

Bülow=Cummerow, Ernst von, mecklenburgischer Standes= und preußischer Kammerherr, den 13. April 1775 auf dem Familiengute Pritzau in Mecklenburg=Schwerin aus einem alten Geschlechte geb., wurde im 13. Jahre Lieutenant in dem hannöverschen Regiment der Königin, mit welcher Stelle zugleich die Bewilligung eines 6jährigen Urlaubs verbunden war. Nach Ablauf dieses Urlaubs und da ein Krieg mit dem revolutionären Frankreich drohte, forderte der Vater für den Sohn den Abschied, worauf der ausgeschiedene Offizier in den Kriegsjahren 1793 bis 1797 in Rostock und Jena studirte und die folgenden Jahre bis 1802 theils am Hofe, theils auf Reisen zubrachte. Nach seiner Rückkehr kaufte er sich in Pommern mit bedeutendem Grundbesitz an, war während der französischen Besetzung des Landes 1808 abwechselnd Mitglied des ständischen Ausschusses u. zeichnete sich durch patriotische Widersetzlichkeit gegen die Fremdherrschaft wie durch das Bestreben aus, die Verschuldung der Provinz zu verhindern. Von 1810 bis 1823 nahm er an allen Berathungen über die Reformen Theil, welche die Verfassung und die Steuerverhältnisse des Landes erfuhren, zu welcher Thätigkeit ihn bald das Vertrauen des Königs, bald die Wahl seiner Mitstände rief. Einen vorzüglichen Antheil nahm er an den Berathungen über das Gesetz vom 14. September 1811, die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe an deren zeitige Besitzer betreffend. Auch den Sitzungen der sogenannten interimistischen Nationalrepräsentation von 1812 wohnte er bei und war später Mitglied der Kommission, welcher unter dem Vorsitz des jetzigen Königs die Berathungen über die Organisation der Provinzialstände übertragen wurde. Seine politischen Ansichten dieser Periode, die sich übrigens immer gleich geblieben sind, hat er niedergelegt in zwei Flugschriften: „Der Punkt auf dem I" (Berlin 1823) und „Die Verwaltung des Staatskanzlers von Hardenberg" (das. 1823). Letztere Schrift erregte Aufsehen durch die darin ausgesprochene Behauptung, daß der Adel ceteris paribus unstreitig zur Führung höherer Aemter befähigter sey, als der Bürgerstand. Der pommersche Adel verdankt ihm die Gründung der ritterschaftlichen Bank in Stettin, sowie auch besonders durch seine Bemühungen die Kunststraße zu Stande kam, welche Vor= und Hinterpommern der Länge nach durchschneidet. Den ständischen Verhandlungen in Pommern wohnte er nur zu Anfang bei; nach dem zweiten Landtage zog er sich, durch die Erfolglosigkeit der Berathungen mißmuthig gemacht, zurück. Als nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Reformprojekte an die Tagesordnung kamen, ließ B., der lange Jahre sich mit der Verwaltung seiner umfangreichen Güter beschäftigt hatte und nahezu vergessen war, wieder seine Stimme vernehmen in dem Buch: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland" (Berlin 1842), worin er für das ständische Princip und gegen die konstitutionelle Theorie auftrat, besonders aber den Autoritätsglauben an die Vortrefflichkeit der preußischen Verwaltungsformen erschütterte, indem er den Nachweis führte, daß ungeachtet der hohen Bildung und Redlichkeit der Beamten, der Leistungen und Erfolge auf einem Punkt, doch im Ganzen Preußen noch nicht zu der Einheit der Staatshaushaltung durchgedrungen sey, welche die konstitutionellen Staaten Bayern, Würtenberg, Baden auszeichne, und daß es noch Vieles zu thun und zu verbessern habe, um Zusammenhang, Klarheit und Sicherheit im Ganzen und Einzelnen zu gewinnen. Auch auf den Staatshaushalt ließ der Verfasser kein günstiges Licht fallen. Man war ihm indeß für seine Enthüllungen so dankbar, daß man den positiven Theil des Buchs, die Vorschläge für die künftige Verfassung, übersah oder auf das Mildeste beurtheilte. Dieser Theil seiner Schrift würde ihn unter andern Umständen unpopulär gemacht haben, denn er wies darin der Entwickelung der öffentlichen Zustände sehr enge Grenzen an. Sein Thema ist, daß ein gutes Regiment allein mit den feudalistischen, nicht aber mit den konstitutionellen Formen möglich sey. Die Verfassungen der deutschen Staaten zweiten Ranges sind nach seinem Urtheil unreife Erzeugnisse moderner Theorien u. mit dem Keim innerer Zerwürfnisse behaftet. Eine zweite Schrift „Preußen und Deutschland" (2 Bde., Berl. 1843) war eine Fortsetzung der ersteren; man nahm

aber von ihr nur in sofern Notiz, als darin weitere Enthüllungen über die preußischen Finanzen gegeben waren. In derselben Zeit trat B. als entschiedener Reformator in einer Sphäre auf, in welcher man wohl mehr als in jeder andern hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben war. Seine Schrift „Ueber Preußens landwirthschaftliche Kreditvereine, die Reformen, deren sie bedürfen, und über ein richtiges System der Bodennutzung und Schätzung" (Berl. 1843) deckte die Mängel und Gebrechen, welche sich hier als Hemmung des wichtigsten und umfassendsten Fortschritts festgenistet hatten, mit großer Sachkenntniß und Klarheit auf. Von dem landwirthschaftlichen Gebiet, wo er heimisch war, ging B. in seiner nächsten Schrift „Ueber den Zollverein, sein System und seine Gegner" (Berlin 1849) auf das national-ökonomische Feld über und versuchte sich gleich an einer Widerlegung Friedrich Lists. Aber in seinen hier niedergelegten Ansichten blickt der Landedelmann zu sehr durch, dessen beschränkten Blick nicht vergönnt ist, die lebendige Rückwirkung zu überschauen, welche eine blühende Industrie auf die Interessen des Ackerbaues ausübt. Seine „Politischen und finanziellen Abhandlungen", die 1845 erschienen und mit der Censur einen harten Strauß auszufechten hatten, sind speciell auf die damaligen Verhältnisse berechnet. Eine kleinere Schrift: „Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen" (Berl. 1846) erlebte das Schicksal, daß drei verschiedene Parteien dagegen auftraten, die Regierungsmänner, für die jede von Kaufleuten geleitete Bank einen revolutionären Beigeschmack hatte, die Liberalen, die sich in diesem Falle, mit dem Bestehenden, einige Modifikationen vorausgesetzt, begnügen zu wollen erklärten, und die Radikalen. In der Schrift „Die europäischen Staaten nach ihren innern u. äußern Verhältnissen" (Altona 1845) entwickelte er ein Staatensystem, an dessen Spitze er den Grundsatz der Volkspolitik stellt. Unter Volkspolitik versteht er aber nicht eine solche, die direkt vom Volk ausgeht, sondern im Interesse des Volks geführt wird, eine Politik der Volkswohlfahrt, die eben deswegen auch keine andere, als eine konservative, eine Friedenspolitik seyn kann, im Gegensatz der Kabinetspolitik, bei welcher stets Vergrößerungssucht im Hintergrunde lauere, die statt wirklichen Frieden nur Waffenstillstände abschließt. Preußen soll die Friedenspolitik zunächst verwirklichen, was geschehen kann durch eine ständische Verfassung, die ohne die Gefahren des demokratischen Repräsentativsystems alle Vorzüge der Monarchie mit den Gewährschaften eines freien öffentlichen Rechtes zu verbinden weiß. Durch den deutschen Bund will B. die Initiative einer Friedenspolitik ergriffen wissen, ist indessen in einiger Verlegenheit, wie dabei zu verfahren sey. Doch zeichnet er in kecken Umrissen, was er als Bestimmung und Gebot der Zeit erkannt hat: Sicherung des allgemeinen und besondern Rechtszustandes, Verbreitung der Güter der Civilisation und der Segnungen des Friedens durch die Welt. Die Ausführung dieser These ist ein Kapitel idealer Politik, das in Manchem mit den Lehren der Friedensfreunde zusammenfällt. Die ideale Politik mußte schweigen, als das Patent vom 3. Febr. 1847 Preußen die Ausbildung seines ständischen Systems gönnte, welche B. seit Jahren mit Beharrlichkeit gefordert hatte. Er begleitete diese neue Phase mit einer Schrift: „Preußen im Jahr 1847 und das Patent vom 3. Febr." (Berlin 1847, neue Aufl. 1848) u. benutzte diese Zeit, um in einer Schrift: „Die Taxen und das Reglement der landwirthschaftlichen Kreditvereine nach ihren nothwendigen Reformen" (Berlin 1849), auf seine Lieblingsidee aufmerksam zu machen. Noch zwei andere Schriften fallen in die Uebergangszeit zur Revolution: „Die Lehnsverfassung in Pommern und ihre Reform" (Berlin 1848), und: „Ueber die gegenwärtige allgemeine Kreditlosigkeit und die Mittel, sie gründlich zu beseitigen" (das. 1848). In der Revolution, die ihn weniger überraschte, als Andere, zeigte er sich in besserem Lichte, als die meisten seiner Standesgenossen. Während diese sich scheu zurückzogen, oder gar mit der Revolution kokettirten, war B. der Einzige, welcher die Revolution offen bekämpfte. Mitten im ärgsten Toben stiftete er den „Verein zur Wahrung der Interessen der Grundbesitzer" und stritt in der Presse unermüdlich gegen die neue Richtung. In seinen Schriften von 1848—1851: „Die politische Gestaltung Deutschlands und die Reichsverfassung" (1848), „Preußen und seine politische Stellung zu Deutschland u. den europäischen Staaten", „Beleuchtung des preußischen Staatshaushalts und der in diesem vorzunehmenden Reformen", „Die Grundsteuer u. Vorschläge zu ihrer Ausgleichung" (1849), „Die Reaktion und ihre Fortschritte" (1850), „Die Revolution, ihre Früchte, die Politik, die Reform" (1851), finden wir ihn unverändert. Die berliner Bewegung ist ihm ein kläglicher Straßentumult, aus dem eine Revolution ward, weil man verblüfft ihn für eine solche hielt; regierungsfeindliche Beamte waren es zum Theil, welche zum Werden der Revolution halfen, ihre Schwächen, Fehlgriffe, Geistesverwirrungen haben das Unwesen zur Blüthe gelangen lassen rc. Durch seinen Tod, der den 26. April 1857 zu Berlin erfolgte, verlor die preußische Adelspartei unstreitig einen ihrer gewandtesten Verfechter.

Buena, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, dem spanischen Botaniker Cosmus Bueno zu Ehren genannt, nach Sprengel u. A. unter Cinchona, nach Ruiz u. Pavon Cosmibuena, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5- bis 6zähnigen, abfallenden Kelchsaum, die röhrig-trichterförmige, 5—6theilige Blumenkrone und die fast sitzenden, eingeschlossenen Antheren, südamerikanische Bäume enthaltend. B. hexandra *Pohl*, Cinchona hexandra *Dec.*, ist ein hoher $1\frac{1}{2}$ Fuß dicker Baum in Brasilien, besonders in der Provinz Rio Janeiro, mit ovalen, stumpfen, unten gelbhaarigen Blättern, schmutzig bräunlichrothen, gelbhaarigen Blüthen und dünner, bitterer, außen brauner, inwendig blutrother Rinde. Diese Rinde gehört zu den falschen Chinarinden und ist in neuern Zeiten unter dem Namen China de Rio Janeiro in den Handel gekommen, soll aber weder Cinchonin noch Chinin enthalten.

Bünau, Heinrich Graf von, evangelischer Reichshofrath, fürstlich sächsischer Premierminister, wurde den 2. Juni 1697 zu Weißenfels, wo

sein Vater Kanzler war, geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung zu Schulpforta u. Ansbach und besuchte dann die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Da sein Vater, bisher Regierungspräsident zu Ansbach, als Vicekanzler nach Dresden berufen worden war, wurde B. daselbst Assessor des Oberhofgerichts, wirklicher Hof- und Justizrath und erhielt die Erlaubniß zu einer Reise nach Paris. Nach einem Jahre nach Dresden zurückgerufen, wurde er Referendar im geheimen Rath und Hofrath in der Landesregierung, dann Appellationsrath, Kammerherr und 1721 Präsident des Oberkonsistoriums. Da er um diese Zeit vom Bischof von Osnabrück als Kanzler berufen ward, so beförderte ihn der Kurfürst, um ihn zu fesseln, 1730 zum wirklichen geheimen Rath, 1731 zum Präsidenten des Appellationsgerichts und zum Oberaufseher der Grafschaft Mannsfeld. Nach Kaiser Karls VI. Tod wurde er nach Mainz gesandt, wo er bei der Erwählung Kaiser Karls VII. zugegen war. Dieser erhob ihn zum ersten evangelischen Reichshofrath, zum wirklichen kaiserlichen geheimen Rath, zum Reichsgrafen und bevollmächtigten Minister an mehren deutschen Regierungen. Nach Sachsen nach des Kaisers Tod zurückgekehrt, wurde er mit neuen Ehren überhäuft und Statthalter der Fürstenthümer Weimar und Eisenach und zugleich fürstlich sächsischer Premierminister. Er † den 7. April 1762 auf seinem Gute Oßmannstädt im Weimarischen. B. glänzte nicht bloß als Staatsmann, sondern auch als Gelehrter. Seine Mußestunden waren ernsten Studien gewidmet. Seine Gelehrsamkeit hatte europäischen Ruf, so daß er sogar zu Rom der „berühmte" B. hieß. Ein wahrer Mäcen der Gelehrten, machte er Winckelmann, welcher damals Konrektor zu Seehausen war, zum Aufseher seiner ausgezeichneten Bibliothek von 42,000 Bänden, die 1764 um 40,000 Thaler für die kurfürstliche angekauft wurde (vergl. J. M. Francke, Catalogus bibliothecae Buenaviensis, 7 Bde., Leipzig 1750—1756). Er schrieb: „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie, aus den bewährtesten Geschichtschreibern und Urkunden zusammengezogen" (4 Thle., Leipzig 1728—1743), unvollendet, bis 918 reichend, aber durch umfassendes Quellenstudium und Sorgfalt in der Darstellung ausgezeichnet; „Historie des Kriegs zwischen Frankreich, England und Deutschland" (französisch und deutsch, Regensburg 1763—1767); „Leben Kaiser Friedrichs I." (Leipzig 1722). Nach seinem Tode gab 1769 Burscher seine „Betrachtungen über die Religion" heraus.

Buenavista, 1) kleine australische Insel, zu den Salomonsinseln gehörig, im Westen der Gruppe, südlich von der Arsacideninsel. — 2) Hacienda oder Meierei im mexikanischen Departement Cohahuila, 25 Meilen südlich von der Hauptstadt Cohahuila oder Monclova, 1 Meile westwärts von der Stadt Saltillo oder Leona-Vicario, ist merkwürdig geworden durch die letzten Kriegsereignisse. Der mexikanische General Lopez de Santa Ana forderte den 22. Februar 1847 den nordamerikanischen General Taylor, der bei B. sein Lager hatte, zur Uebergabe auf, da er von 20,000 Mann umzingelt sey. Er begann an demselben Tag den Angriff und erneuerte am folgenden das Treffen, mußte sich aber nach dem über 2 Meilen entfernt liegenden Orte Aguanueva zurückziehen.

Buen Ayre, westindische Insel, östlich von Curaçao, ist fruchtbar an Maniok, Mais, Yams, Bataten 2c., hat Ueberfluß an Salz, einen guten Hafen und eine holländische Kolonie.

Bünde, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, an der Else, mit 1250 Einwohnern, Gesundbrunnen, Garn- und Leinwandhandel.

Buendia, Flecken in der spanischen Provinz Madrid, südöstlich von Guadalaxara, mit warmer Mineralquelle.

Bündniß, s. Bund.

Bünni, schweiz. Matte, Kanton Zug, unweit des Hofes Deinikon; hier wurde der cappeler Friede zwischen den fünf Orten u. Zürich 1531 geschlossen.

Buenos-Ayres, 1) südamerikanische Provinz (Staat) im Bunde der Vereinigten Laplatastaaten, erstreckt sich auf der Südseite des Laplatastroms über einen Flächenraum von 1940 □Meilen, wird auf der ganzen Ostseite von dem atlantischen Meer begrenzt, im Süden durch den Rio Negro oder Cuse von Patagonien geschieden, im Norden von der Provinz Entre Rios, im Nordosten durch die Banda Oriental, im Nordwesten durch die Provinzen Cordova u. San Luiz begrenzt. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 250,000 (nach Andern 500,000). Die gleichnamige Hauptstadt (Ciudad de Nuestra Señora, Ciudad de la Trinidad), früher die Hauptstadt des gleichnamigen spanischen Vicekönigreichs, dann der argentinischen Republik und der gleichnamigen Provinz, sowie der Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata u. eine der wichtigsten Handelsstädte in Südamerika, liegt am rechten Ufer des hier 12 Stunden breiten, jedoch seichten la Plata, 40 Meilen von dessen Mündung entfernt. Die Stadt wird durch die Citadelle und mehre Forts geschützt und ist sehr regelmäßig gebaut, so daß alle Straßen sich in rechtem Winkel durchschneiden. Unter den Plätzen ist der merkwürdigste (außer der Plaza del Fuerto und der Plaza del 25 de Mayo mit einer Pyramide zum Andenken an die Revolution vom 25. Mai 1810) die durch ihre schöne Aussicht auf die Stadt ausgezeichnete Plaza de Toros. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind das Waisen- und Findelhaus und die Entbindungsanstalt zu nennen. Fünfzehn Kirchen, zum Theil groß und im Innern prachtvoll, zieren die Stadt; ihr Hauptschmuck ist aber die schöne Kathedrale, die, von einem Laienbruder der Jesuiten gebaut, sowohl in Plan als Ausführung u. Verzierung Bewunderung verdient. Auch die Indianer haben eine eigene Kirche. Prachtgebäude und zum Theil vortreffliche Anstalten sind ferner das Stadthaus, einige Klöster, mehre Kollegien, die Universität, eine der besten in Südamerika, eine Normalschule für den wechselseitigen Unterricht, die öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden, der Präsidentenpalast, das Bankgebäude, die Münze, das Repräsentantenhaus, das große Hospital 2c. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt die Stadt auch mehre lateinische Schulen, eine

literarisch-physikalisch-mathematische Gesellschaft, Militärakademie, Sternwarte, ein physikalisches und mineralogisches Kabinet. Wegen der Seichtheit des Flusses können nur kleinere Schiffe bis zur Stadt gelangen; größere dagegen müssen in der 2 Meilen davon entfernten Bai von Baragan (einem schönen Dorfe mit vielen Waarenlagern) vor Anker gehen und ihr Gut auf Lichterschiffe ausladen. Die Stadt zählt über 100,000 Einwohner, darunter 15—20,000 Franzosen u. Engländer. Die Bevölkerung treibt einen bedeutenden Handel und steht in Verbindung theils mit England und Frankreich, theils mit deutschen Seehandelsvereinen. Die Ausfuhr, welche besonders in Häuten von Rindern, Schafen, Ziegen, Rothwild und Fischottern, in Talg und in besonders nach Brasilien verhandeltem Getreide besteht, beträgt noch über 42,000,000 Francs. Die Einfuhr besteht vorzugsweise in Baumwolle, französischen Manufakturwaaren und Weinen. Jährlich kommen 6—800 Schiffe hier an; ebenso ist auch der Landhandel mit Paraguay u. Chili beträchtlich u. besteht hauptsächlich in der Einfuhr von Fabrikwaaren u. der Ausfuhr von Landesprodukten. Die Stadt wurde schon 1533 durch **Don Pedro de Mendoza** gegründet, doch durch die feindlichen Angriffe der Indianer so verödet, daß 1550 eine zweite Kolonisirung nöthig wurde. Durch ihre gute Lage, welche ihr den Namen („gute Lüfte") erworben, erhob sie sich bald. Im Jahr 1620 wurde die Stadt Bisthum und 1776 Hauptstadt des Vicekönigthums von la Plata. Zwei Jahre später gaben die Spanier den Handel frei. Im 19. Jahrhundert wurde die Stadt der Mittelpunkt der republikanischen Bewegungen. Ueber die argentinische Republik und die neueste Geschichte derselben s. **Plata, la**.

2) Westindische Insel, den Niederländern gehörig, südöstlich von Curaçao, unter 12° 13' nördl. Br. und 291° 43' L., ist schwach bevölkert, bringt Maniok, Mais, Yams, Bataten rc. hervor, hat einen Hafen an der Südwestseite und treibt Handel mit Curaçao.

Buen=Retiro, ein auf einer Anhöhe östlich von Madrid gelegenes königliches Lustschloß, im Viereck angelegt, an den Ecken mit Thürmen versehen, wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts vom Herzog von Olivarez, einem Günstling Philipps IV., erbaut und kam 1645 nach dessen Tode an die Krone, worauf es wegen seiner gesunden Lage der gewöhnliche Aufenthalt der königlichen Familie im Frühjahr war. Als die Franzosen 1808 Madrid räumten und die Spanier die Stadt in Vertheidigungsstand setzten, war B. als Schlüssel der Stadt beim Angriff der Franzosen am 5. December der Hauptgegenstand des Kampfes, und die Erstürmung des Schlosses durch die Division Vilatte hatte die Kapitulation Madrids zur Folge. Schon bei diesem Sturme war die frühere Pracht des Schlosses und namentlich der herrliche Park fast ganz vernichtet worden. Unter der französischen Herrschaft wurde es, da sich von hier aus die unruhige Stadt leicht im Zaume halten ließ, in eine Citadelle umgeschaffen, mit einem Wall umgeben und die etwa 2000 Schritte seitwärts gelegene Porzellanfabrik zur Deckung der Citadelle in ein detachirtes Fort verwandelt, in welches sich auch während der Schlacht von Talavera die Besatzung der Stadt zurückzog.

Buenos Jardines, australische Inselgruppe, in der Nähe der Karolinen; die Einwohner, Malayen, tättowiren sich.

Bürde, Samuel Gottlieb, deutscher Dichter und gewandter Uebersetzer, 1753 zu Breslau geboren, war zuerst Lehrer in seiner Vaterstadt, später Sekretär des Grafen von Haugwitz, den er auf einer Reise durch die Schweiz und Italien begleitete, dann geheimer Sekretär des schlesischen Generalfinanzdepartements und zuletzt Kammerdirektor zu Breslau, wo er 1831 †. Er schrieb: „Reise durch Italien und die Schweiz" (Breslau 1785, neue Auflage, Halberstadt 1795); Erzählungen, Operetten und ästhetische Werke rc.; übersetzte von Goldsmiths Gedichten das „Verlassene Dörfchen" und den „Reisenden", sowie Miltons „Verlornes Paradies" (Berlin 1793). Seine poetischen Werke erschienen gesammelt zu Breslau 1803, 2 Bde.

Büreideh Sehhmy, ein Mekkaner und eifriger Verfolger Mohammeds, der aber, vom Propheten einmal geistig überwunden, dessen feurigster Anhänger blieb. In der Begeisterung für das neue Licht, dem er so lange feindlich nachgestellt hatte, riß er sich den Turban vom Haupte, steckte den Mousselin desselben an seine Lanze und weihte diese erste Fahne des Islamismus dem Propheten. Nach B., dem ersten Fahnenträger des neuen Glaubens, hießen fortan alle Fahnenträger im Reiche Mohammeds bis diesen Tag Sebhmy.

Büren, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, am Zusammenfluß der Aliste und der Alme, hat ein Schloß, früher Jesuitenkollegium, eine sehr schöne Kirche, in welcher auch evangelischer Gottesdienst gehalten wird, ein katholisches Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt und 1700 Einwohner, welche besonders Weberei treiben.

Bürgel, Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Weimar, am Flusse Gleisse, hat eine Pfarrkirche, Bürger- und Mädchenschule und 1280 Einwohner, welche Obstbau, Töpferwaarenfabrikation u. Gypsbrüche betreiben.

Bürgenberg, Gebirge im schweizerischen Kanton Unterwalden, Nid dem Wald, bildet eine in den Vierwaldstättersee hineinragende Halbinsel, die nur in einer geringen Breite, von Bürgenstad bis Stansstad, mit dem Festlande zusammenhängt. Bis zum obersten Bergrücken angebaut und bevölkert, zeigt dieses Gebirge allenthalben die üppigste, ja hie und da eine ganz südliche Vegetation. Ein Theil des Berges gehört seit 1376 zu Luzern.

Bürgenstad, Häusergruppe am Fuß des Bürgenbergs, mit einer Schiffbrücke am Vierwaldstättersee, in freundlicher Lage Buochs gegenüber. Geschichtlich merkwürdig ist B. durch ein Gefecht (17. November 1315), in welchem die Sieger von Morgarten, 400 Mann stark, einen zweiten Sieg über 1300 Oesterreicher erfochten, die Nidwalden besetzen und dem Grafen von Straßberg, der bereits durch Obwalden eingebrochen war, den Weg sichern wollten. Mit großem Verlust wurden sie in die Schiffe zurückgeworfen. Von demselben

siegreichen und durch 2 Siege begeisterten Haufen wurde noch an demselben Tag der Graf von Straßberg selbst mit 4000 Mann am Pilatusberge geschlagen und zum Lande hinausgejagt, noch ehe die herbeieilenden Urner und Schwyzer am Kampfe hatten Theil nehmen können.

Bürger, im allgemeinsten Sinn jeder freie Staatsangehörige, jedes Mitglied eines politischen Gemeinwesens; dann nur diejenigen Mitglieder, welche als ursprüngliche Konstituenten eines solchen Gemeinwesens gedacht werden, indem vermöge ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ihr Wille sich zu einer Norm des Gesammtwillens qualificirt; sie bilden dann die stimmfähigen oder aktiven Staatsbürger, im Gegensatz der bloßen Staatsgenossen; auch der sogenannte dritte Stand, im Gegensatz zu Adel und Geistlichkeit, alsdann auch den Bauernstand umfassend; nach dem gegenwärtigen Rechtsbegriff diejenigen Stadtbewohner, welche als Hausbesitzer das Bürgerrecht genießen, Antheil an den städtischen Kommunalgerechtsamen, namentlich der Rathswahlfähigkeit haben, im Gegensatz zu den Schutzverwandten, Beisassen &c.; im gewöhnlichen Leben jeder Handwerktreibende, im Gegensatz zum Staatsdiener, Künstler, Gelehrten &c.; endlich Mitglied einer Korporation, z. B. einer Akademie, akademischer B.

Die Alten verbanden mit dem Begriffe B. immer die Pflicht u. Berechtigung zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, verknüpften aber zugleich mit der Ausübung des vollen Bürgerrechts viele und schwere Bedingungen. Geburt, Stand, Vermögen, die Fähigkeit am Kriege Theil zu nehmen, und auch das Alter der Individuen hatten großen Einfluß. Hauptsächlich unterschied sich der B. des Alterthums von dem der neuern Zeit dadurch, daß jener mit der Leitung des Staats unmittelbar in Verbindung stand und das, was den jetzigen B. ziert, tüchtige gewerbliche Thätigkeit, Fremden und freigewordenen Sklaven überließ. Zugleich tritt zwar auch im Alterthum ein meist bevorrechteter Adel hervor, doch ist sein Streben stets nur auf volle Ausübung des Bürgerrechts gerichtet, nicht aber auf die Bildung eines neben den B.n bestehenden besondern Standes über dem Bürgerrechte. Bei den Griechen erfolgte die Entwickelung eines gemeinfreien Standes mit Rechten auf die öffentlichen Geschäfte ziemlich langsam, schneller bei den Römern. Die epischen Dichter erwähnen eines solchen Standes nicht, und was sich in unbestimmten Umrissen davon zeigt, ist ohne innern Zusammenhang und kann fast nur im Gegensatze gegen die Gebietenden, Könige und Edlen einerseits und gegen Fremde und Sklaven andererseits aufgefaßt werden. Die so eingegrenzte freie Bevölkerung scheint aus Individuen zusammengesetzt gewesen zu seyn, welche mit den Gebietenden in den Krieg zu ziehen, im Frieden die angeordneten Opfer zu bringen, jene durch Geschenke zu ehren und ihren Anordnungen im Staatsleben sich zu fügen verpflichtet waren. So auch die römische Plebs in ältester Zeit. Doch treten schon bei diesen Gemeinfreien die Anfänge des Bürgerthums hervor. Die Edeln handeln nicht ohne Rücksicht auf sie, fürchten ihren Tadel, ehren ihr Lob und ihre Billigung, und Verachtung des Bürgerthums erscheint als Despotismus und findet allgemeinen Widerstand. Auch nimmt das Volk, die Zahl wehrhafter Männer, an der Versammlung der Edeln Theil, es hat Sitz, jedoch nicht Stimme; diese berathen, jenes hört die Beschlüsse und führt sie aus. Auch die Verpflichtung desselben gegen die Gebietenden tritt anfänglich nicht deutlich hervor. Theilnahme am Kriege, und zwar ohne Vergütung außer der Beute und ohne Ersatz der Waffen, möchte der wichtigste Punkt der Unterthänigkeit gewesen seyn. Das Bürgerthum bildete sich von unten hinauf, das Volk hob sich in gleichem Maße, wie die Gebieter sanken. Ihr Einfluß wurde durch den trojanischen Krieg, wie durch die kurz nachher erfolgenden Wanderungen, wenn nicht ganz vernichtet, doch sehr geschwächt. Durch blutige Fehden gingen die königlichen Häuser zu Grunde und als durch die Wanderungen die Macht von ihrem ursprünglichen Boden losgerissen war, fehlten ihr die Mittel, sich gegen eine zahlreiche und daher unruhige Menge zu halten. Jedoch ging die Entwickelung der neuern Verhältnisse in der Regel einen ruhigen, keinen gewaltsamen, stürmischen Gang, und die Achtung vor den durch die Tradition geheiligten Würden und Namen blieb im Volke, trotz aller demokratischen Richtungen, lebendig.

Mit der Ausbildung der Republik gewann neben dem Geburtsadel vorzüglich der Reichthum große Wichtigkeit im Staatsleben, weil die persönlichen Rechte nicht selten nach einer Schätzung abgemessen waren und Jeder so viel galt, als er für den Staat zu thun vermochte oder zu thun gezwungen war. Nach dem Vermögen wurden öfters die B. in Klassen eingetheilt, und bei den Griechen war Derjenige, welcher nicht ein bestimmtes Maß desselben besaß, in den meisten Staaten von den wichtigsten Rechten eines B.s ausgeschlossen. Zur Hebung des Bürgerthums trug besonders die Erbauung von Städten und die Vereinigung der Gemeinden bei. Hier sammelte sich der Reichthum und hier schwand bei der großen Anzahl der B. zunächst der Einfluß der Altbevorrechteten. Aber hier bildete sich wiederum auch zuerst ein Gegensatz gegen das gemeine Volk, das zwar frei, aber ohne Rechte war. Doch zeigt sich hier, je nach den Elementen desselben, große Mannigfaltigkeit. In Staaten, welche bei den Wanderungen eine bedeutende fremde Bevölkerung aufnehmen mußten, sanken die frühern Bewohner meist mit dem Verluste des größten Theils ihres Vermögens tief herab. So in Lakonien, wo die alten Achäer als Periöken nicht sehr von Hörigen verschieden waren. In andern Staaten entstand diese niedere Volksklasse aus Fremden, Freigelassenen und sonstigen Zukömmlingen, welche den Vollbürgern durch Handleistungen oder Steuern zu Dienst verpflichtet waren. Damit ward bezweckt, daß die eigentlichen B. ganz sorgenfrei Zeit und Kräfte nur dem Staate widmen konnten. Die Rechte und Pflichten eines solchen B.s bestanden hauptsächlich in der Sicherheit der Person und des Vermögens, der Befugniß zum Rechtsstande vor den Behörden des Staats, den Schutz gegen Willkür der Beamten, der Theilnahme an den Volksversammlungen, öffentlichen



BÜRGER

Festlichkeiten und Opfern, Vortheilen und Belustigungen, ferner in den gesetzlichen Leistungen für den Staat, nach Umständen in der Theilnahme an den öffentlichen Aemtern, den Wahlen der Beamten, Regierungskorporationen, an Gerichten als Richter und als Beklagte oft mit besondern Vorrechten, endlich in der Erwerbung von Grundeigenthum und Vererbung desselben, in dem Rechte der Waffenführung, und zwar in den geehrtern Heeresabtheilungen, Theilnahme an den Bauten, an ausgeführten Kolonien 2c. Der griechische B. mußte gewissen Eintheilungen der B. zugehören, in den meisten Staaten den Phylen (Tribus, Stämme), die wieder verschiedene Unterabtheilungen hatten, z. B. in Athen, Phratrien und Geschlechter. Wer bis in die letzte Abtheilung sein Bürgerthum nachweisen konnte, der galt für einen vollständigen B. Außerdem konnte man auf eine verhältnißmäßig neue Einbürgerung schließen. B. war Jemand durch Geburt, indem er als ein ehelich gebornes Kind von väterlicher und mütterlicher Seite von B.n abstammte. Sonst folgte bei ungleichen Ehen das Kind der ärgern Hand, wurde mitunter auch nicht einmal als ehelich geboren angesehen. Ferner wurde das Bürgerrecht durch einen allgemeinen Volksbeschluß Einzelnen oder ganzen Massen ertheilt, wie in Athen im peloponnesischen Kriege den Platäern, jedoch nicht das volle, um sie nicht auch zur Erlangung von Staatsämtern fähig zu machen. Aber auch als eine Auszeichnung erhielten Fremde das Bürgerrecht, und fast immer genossen diejenigen, welche fremde Staaten bei ihren Mitbürgern vertraten, in diesen Staaten bedeutende Bevorzugungen. Verlieren konnte Niemand sein Bürgerrecht, so lange er seine Pflichten als B. erfüllte und nicht gegen die Gesetze handelte. Auch der Ausgewanderte blieb in der Heimath B. Wurde er verbannt, oder gerieth er in Schulden an den Staat, in Gefangenschaft, in eine öffentliche Anklage, oder hatte er sich grober Laster und Vergehen schuldig gemacht, so erfolgte eine beschränktere Aufhebung des Bürgerrechts, die Atimie, welche ihn von den meisten bürgerlichen Rechten ausschloß und nicht selten auf seine Kinder überging. Mit der Aufhebung derselben trat das vorige Verhältniß wieder ein, ohne daß die frühere Berechtigung durch einen Volksbeschluß hätte erneut werden müssen. Nicht anders war es bei Leibesverpfändungen an Gläubiger, bei denen, die aus Kriegsgefangenschaft losgekauft waren, ehe sie das ausgelegte Geld ersetzten, bei Findlingen, die dem leibeigen waren, der sie auferzog, bis die bürgerliche Geburt erwiesen war (s. Athen, Sparta).

Das römische Bürgerrecht hatte weniger enge Grenzen, als das griechische, und sein bemerkenswerthes Institut in dieser Hinsicht, welches sich fast durch ganz Italien findet, ist die Sympolitie, jenes beschränktere Bürgerrecht, welches Jemand in einer fremden Stadt besaß und welches sich auf besondere Bündnisse gründete, welche zwischen zwei Staaten geschlossen waren. Dadurch trat die Möglichkeit der Wechselheirathen, der Erwerbung von Grundeigenthum in der andern Stadt, die Befugniß zu Kontrakten, zur Uebersiedelung, zu einem Gerichtsstande ein. Auf diese Weise nahm die Zahl der römischen Bürger außerordentlich zu und Rom gerieth bald in eine überlegene Stellung anderen Städten gegenüber, daß das Verhältniß der Sympolitie abkam; dagegen wurde das Bürgerrecht selbst an andere Städte ertheilt, jedoch nicht immer zugleich mit dem Rechte, an den römischen Volksversammlungen Theil nehmen zu dürfen (daher Municipia cum suffragio und sine suffragio). Der Bundesgenossenkrieg (90—88 v. Chr.) dehnte das Bürgerrecht über ganz Italien aus, und es genügte, nur in irgend einer italienischen Stadt unter die B. aufgenommen zu seyn, um auch auf die römische Civität Anspruch machen zu können. Cäsar verlieh das Bürgerrecht an die Bewohner der Gallia cisalpina und Caracalla an alle Bewohner des römischen Reichs. B. war, wer von Bürgern abstammte, oder gesetzlich aufgenommen war. Die ursprüngliche Leichtigkeit der Aufnahme schwand in den spätern Zeiten der Republik, bald wurden Massen nicht mehr zugelassen und Einzelne nur durch Senats- und Volksbeschlüsse. Das Erschleichen des Bürgerrechts war aber so an der Tagesordnung, daß der jüngere Scipio die Masse der Volksversammlung als aus solchen bestehend bezeichnen konnte, deren Stiefmutter Italien sey, d. h. die als Kriegsgefangene dorthin geführt in den Besitz des Bürgerrechts gelangt waren. Der Freigelassene wurde bei mehren Arten der Freilassung unmittelbar B., blieb jedoch Klient seines frühern Herrn, war deshalb zu manchen Diensten verpflichtet und wurde nur in die untersten Tribus, die städtischen (tribus urbanae) eingetragen. Unter den Kaisern war das Bürgerrecht auch für Geld feil. Wie groß die Zahl der römischen Bürger gewesen sey, zeigen die Schätzungen an, welche alle fünf Jahre vorgenommen wurden, und es ist dabei die außerordentliche Vermehrung oder Abnahme zu verschiedenen Zeiten auffallend. In ältester Zeit wurden sogar die Bewohner sympolitischer Städte mitgezählt, später alle, die das Bürgerrecht besaßen, und es war durchaus gleichgültig, wo sie wohnten. Das Bürgerrecht war unverlierbar, so lange man die römischen Gesetze befolgte. Es ging verloren, sowie Jemand sich nicht schätzen ließ, und wer sich dem Kriegsdienste entzog, wurde als Sklave verkauft. Nur eine temporäre Beeinträchtigung erlitt der Verbannte; doch da die Verbannung keine gesetzliche Strafe in Rom war, so schien derjenige, welcher in die Verbannung ging, die Rechte seiner Civität selbst aufzugeben. Die Ausübung des römischen Bürgerrechts beruhte auf dem Census. In alter Zeit gehörte Jemand nach seinem Vermögen einer höhern oder niedern Klasse und den damit verbundenen Centurien an; später kam diese Eintheilung ab, aber die Vermögenslisten blieben von Wichtigkeit, weil nur diejenigen, welche einen bestimmten Census besaßen, auf Aemter und öffentliche Auszeichnung Anspruch machen konnten. Das Vermögen eines Senators mußte wenigstens 800,000, nach Augustus 1,200,000 Sestertien betragen, das eines Ritters die Hälfte dieser Summe. Wo diese fehlte, gehörte Einer der großen Masse an. Aber auch trotz dem konnte Jemand von den ihm seinem Vermögen nach zustehenden Rechten aus-

geschlossen seyn. Dieses war die Versetzung unter die Aerarier oder Einschreibung in die cäritischen Tafeln durch die Censoren in Folge der Schätzung, wodurch man aller seiner öffentlichen Rechte verlustig ward. Es war für römische B. eine Art Atimie, obgleich ursprünglich alle diejenigen unter die Aerarier gehörten, welche sich nach Rom übersiedelten; ferner diejenigen, welche durch ihre Freilassung aus der Sklaverei das römische Bürgerrecht erhielten. Sie steuerten mit ihrer Habe doch höher als die Plebejer, da sie auch im Kriege eine nicht gleich kostbare Rüstung nöthig hatten. Diese Verpflichtungen dauerten zum Theil noch fort, als nach Beendigung des macedonischen Kriegs 168 v. Chr. den römischen Bürgern alle Steuern erlassen wurden.

Das römische Bürgerrecht (civitas) umfaßte mehre Abstufungen. In seiner weitesten Ausdehnung erscheint es als das Recht der Quiriten (jus Quiritium); doch sind genauere Bestimmungen des letztern in Beziehung auf die allgemeine Civität um so schwieriger, da man schon im Alterthum darüber ungewiß war und selbst Rechtsgelehrte die Ansicht hegten, daß zwischen der Civitas Romana und dem Jus Quiritium kein Unterschied Statt fände. Ulpian bezeichnet das Jus Quiritium als das Privatrecht der römischen Bürger, also vorzüglich mit Beziehung auf das Eigenthum, das Jemand im Staate besaß und die Ausübung seiner persönlichen Rechte (dominia et libertates), im Gegensatz zum öffentlichen Recht, das allein in Rücksicht auf den Staat dem Einzelnen zukam. Beide Arten des Bürgerrechtes konnten getrennt Statt finden, doch das erstere nicht leicht ohne das letztere. In dieser Ausdehnung nannte man das Quiritenrecht Civitas optima lege oder optimo jure, und begriff alsdann darunter theils öffentliche, theils Privatrechte. Das wichtigste unter den ersten war zunächst die persönliche Freiheit. Jeder römische Bürger wurde vom Staate aus als frei und unabhängig angesehen und diese Freiheit war durch Gesetze gegen Tyrannei eines Einzelnen sowohl, der sich die Herrschaft angemaßt hätte, als gegen die Beamten gesichert. Jedem stand in peinlichen Sachen eine Berufung auf das Volk zu, und später durfte kein römischer B. mehr gegeißelt werden. War der B. in die Tafeln der Censoren eingetragen, so durfte er im römischen Heere, d. h. in den Legionen oder unter den Rittern dienen, u. mußte einen Theil an der Beute erhalten. Ein wichtiges Recht war ferner das Jus suffragii, d. h. in den Komitien mitstimmen zu dürfen und auf diese Weise an der Ausübung der Souveränetät Theil zu nehmen; hieran schloß sich die Theilnahme an der richterlichen Gewalt. Dahingegen war das Recht, sich um die höhern Aemter zu bewerben, wie schon bemerkt, an den Census des Vermögens geknüpft. In der Kaiserzeit gestattete man indeß auch den Provinzialen, die höhern Aemter des Staates zu verwalten. Seit Augustus durften sich Römer auch mit Freigelassenen ohne Beeinträchtigung ihrer Rechte verheirathen, was früher nicht der Fall war. Der eigentliche römische B. hatte das Recht, den ungehindertsten Verkehr zu treiben und gesetzlich gültige Käufe über Grundeigenthum (quiritarisches Eigenthum) im Gegensatze zu dem bew[…] lichen (bonitarischen), das auch den Fremden [...] stattet war, abzuschließen. Zum Eigenthum [...] römischen B.s gehörten auch die leiblich[…] und adoptirten Kinder, über welche er nach Q[…] ritenrecht unumschränkt verfügen konnte. [...] Staat hatte kein Mittel, selbst denjenigen, w[…] cher ein hohes Amt bekleidete, von dieser Abhä[…] gigkeit zu befreien, bis der Vater selbst den So[…] emancipirte. Die Latinität war ein beschrän[…] tes Bürgerrecht, dem fast alle öffentlichen Rech[…] der Civität abgingen. Das wichtigste Re[…] derselben war die Befugniß, freien Verkehr [...] Rom treiben und Erbschaften von Römern [...] Folge eines Testaments antreten zu können; d[…] gegen fand ohne besondere Verträge kein He[…] rathsrecht Statt, welche Einschränkung um so n[…] thiger war, da diese latinischen B. sehr häu[…] fig nicht einmal Bewohner Italiens waren u[…] allgemein als Unterthanen angesehen u. unter de[…] Namen Socii oder Socii latini nominis begriffe[…] wurden. Der Uebergang zur vollen Civität w[…] indeß nicht schwer und geschah (nach Ulpian in de[…] Institutionen) durch Vergünstigung des Kaiser[…] durch Kinder, Kriegsdienst, Erbauung ein[…] Schiffs für den Handel, Errichtung eines Gebäu[…] des, Anlage einer Mühle, außerdem für die Fra[…] die dreimal geboren hatte. Dieses waren inde[…] nur die hauptsächlichsten Bedingungen zur Ka[…] serzeit. Früher erhielt der Latiner das Quiriten[…] recht, wenn er nach Rom zog und Kinder an se[…] nem frühern Wohnorte zurückließ, wenn er [...] seiner Heimath ein obrigkeitliches Amt bekleide[…] und zuletzt, wenn er einen Römer wegen Erpre[…] sungen in der Provinz angeklagt hatte und diese[…] verurtheilt worden war. Unter Tiberius entstan[…] noch eine 2. Klasse der Latiner, die Latini Junian[…] Diese Civität wurde Sklaven zu Theil, welch[…] nicht auf eine feierliche Weise freigelassen waren[…] Ihre Rechte erhielten noch größere Beschränkun[…] gen, als die der übrigen Latiner, da sie weder te[…] stamentarisch erben, noch ihr Eigenthum durc[…] Testament vererben konnten. Als tiefste Stuf[…] der römischen Civität wird häufig das italienisch[…] Recht oder das Jus italicum genommen; doch i[…] dieses nur ein italienisches Städterecht u. steht mi[…] dem römischen Bürgerrecht in keiner Beziehung.

Der B. der neuern Zeit, der christlich-ger[…] manischen Anschauungsweise entsprossen, mußt[…] im Verlauf der Jahrhunderte sehr verschieden[…] Bedeutungen erhalten, weil er mit der Entwicke[…] lung der Städte, des Gemeindewesens und mi[…] der Ausbildung der gesammten Staatsverhält[…] nisse eng zusammenhing. Sein Ursprung fäll[…] in das 9. Jahrhundert, wo die Streifereien de[…] vom Morgenlande hereinbrechenden wilden un[…] kriegerischen Völker und die beständigen innern[…] Unruhen in dem weiten u. an der Grenze schlech[…] geschützten Reiche dem Kaiser und seinem Ade[…] die Wichtigkeit der Burgen schätzen gelehrt hatten[…] und wo man endlich die größte Sicherheit i[…] ganzen befestigten Ortschaften sah, da diese von[…] ihren Einwohnern, jene nur von Dienstmannen[…] vertheidigt werden konnten. Daher schreibt sich der Unterschied zwischen castra und civitates, welche letztere befestigte Städte bedeuten. Die Vertheidiger der befestigten Orte nannte man,

wie die Dienstmannen der B., burgenses. Die Städte waren auf diese Weise im deutschen Reiche zwar noch nicht mit den Privilegien ausgestattet, die sie später auszeichneten, aber der Grund zum guten Bau war gelegt. Bald zeigte sich in den durch ihre Mauern gegen äußere Feinde gesicherten Städtebewohnern ein Geist der Einigkeit und Kraft, welcher durch zunehmenden Wohlstand, ja Reichthum, dem bisher allein mächtigen Adel gegenüber eine eigene selbstständige Macht schuf und den bisher nur auf den Arm des Adels beschränkten Kaisern einen neuen Haltpunkt gab sowohl gegen außen, wie insbesondere gegen jeden inneren Feind; hauptsächlich wurden aber bald diese Städter die Geldmänner der stets geldbedürftigen Herrscher, und damit war das Hauptmittel gefunden, um innerhalb der Mauern Raum zu gewinnen zu einem selbstständigen Ausbau eines freien Gemeindewesens. Die Grundverfassung gewann über der Feudalherrschaft festen Fuß, und seit dieser Zeit war **Bürger** der Ehrenname jedes Städtebewohners, welcher an allen städtischen Privilegien Antheil hatte. Sobald die Städtebewohner zu dieser Bedeutung gelangt waren, konnte es, nach dem Laufe menschlicher Dinge, nicht fehlen, daß innerhalb der Gemeinde selbst Versuche Einzelner geschahen, sich über Andere zu erheben; es entstanden Stufen in der Bürgerschaft selbst, die sich zunächst auf das Vermögen und die Art des Erwerbs bezogen, denen aber später amtliche und erbliche Autoritäten verschiedene Nuancirungen zubrachten. Zur ersten Klasse erhoben sich die sogenannten vollberechtigten Einwohner, die Rathsmänner, Handels- und Fabrikherren und die Mitglieder der höheren Zünfte. In dieser Zeit standen alle Städtebewohner, deren Erwerbszweig das Recht der Zunftfähigkeit noch nicht erworben hatte, den B.n als bloße **Handwerker** gegenüber. Aber auch noch nach der Zeit, wo diese zurückgesetzten Gewerbe nicht nur das Zunftrecht, sondern durch gewaltsame Schritte und offenen Aufruhr gegen die rathsfähigen Geschlechter im Mittelalter sich die Rathsfähigkeit verschafft hatten, hießen zwar alle berechtigten Mitglieder einer Stadtgemeinde B., aber es kommen gleichwohl noch engere Bedeutungen von B. vor. Zunächst unterschied man an einigen Orten B., als Hauseigenthümer, von den Handwerkern und zog den Gerechtsamen Beider strenge Linien; die Ersteren hatten vollkommene Handelsfreiheit mit eigenen und fremden Waaren, während den Letzteren nur der Vertrieb ihrer eigenen Fabrikate, oder wenigstens nur der aus ihrem Gewerbe hervorgehenden, gestattet war. Noch enger wurde der Begriff B. durch die Gegensätze der **Schutzverwandten**, **Beisitzer**, **Beisassen** oder bloßen Einwohner. In jenen Zeiten, wo die Städte als bevorrechtete Aufenthaltsorte galten, die Aufnahme in dieselben aber durch Bedingungen erschwert und Vielen unmöglich gemacht wurde, da man z. B. nicht nur ein bestimmtes Vermögen, sondern auch bestimmte Abstammung, freigeborenen Stand ꝛc. nachgewiesen verlangte, war es schon von großer Bedeutung für Personen von weniger Vermögen oder einem gewissen Geschäft oder Lebensverhältnisse, wenigstens einige Rechte des Aufenthalts und den städtischen Schutz zu genießen, und diese Bedeutung behielt auch noch in den spätern Zeiten ihr Gewicht, als z. B. Religionseigenschaft bei demjenigen, welcher B. werden wollte, in Betrachtung kam. Alle solche Schutzverwandte galten nur als unvollkommene B. und der eigentliche Begriff des B.s kam nur den vollberechtigten Mitgliedern der Stadtgemeinde zu (jus civitatis plenum im Gegensatz zum jus civitatis minus plenum). Solche Schutzverwandte stehen als solche unter städtischer Obrigkeit und Gerichtsbarkeit, haben aber kein Stimmrecht in städtischen Angelegenheiten, sind unfähig zu städtischen Aemtern, dürfen nicht die volle bürgerliche Nahrung, sondern nur gewisse Gewerbe treiben. Auch dadurch, daß gewisse Vorrechte, z. B. Besitz liegender Güter, Ausübung gewisser Gewerbe, nur von B.n in Städten behauptet werden konnten, erstand eine neue Veranlassung, daß Personen, die nach ihrem Stande der Aufnahme in der Stadt nicht bedurft hätten, um das Bürgerrecht nachsuchten. Auch diese hatten nur ein unvollkommenes Bürgerrecht und hießen **Aus-** oder **Pfahlbürger**; sie hielten sich in der Stadt bloß zu einzelnen Zwecken auf, besonders um städtische Grundstücke erwerben zu können. Sonst hatten zu solchen Zwecken auch zuweilen juristische Personen, geistliche Stifter und Klöster ein Aus- oder Pfahlbürgerrecht, und auch Adelige suchten, eines Besitzes wegen, nicht selten darum nach. Die in manchen Städten vorkommenden Frohn-, Frei- oder Kellerhöfe, welche Klöstern oder Adeligen gehörten, sind Ueberbleibsel dieses Ausbürgerrechts. Außerdem gab es noch **Gras-** oder **Feldbürger**, welche in Dörfern wohnten, die zu dem städtischen Territorium gehörten, und **Glevenbürger** (von gleve, Lanze, Spieß), welche das Bürgerrecht nur mit der Verpflichtung erhielten, der Stadt in Kriegsgefahr Kriegsdienste zu leisten. Seit dem 16. Jahrhundert bildete sich die Idee aus, die Unterthanen eines Staats als eine geschlossene Gemeinde zu betrachten und so gleichsam die städtische Verfassung auf den Staat zu übertragen, und seitdem nennt man auch alle berechtigten Unterthanen eines Staats B., **Staatsbürger**, die Mitglieder städtischer Gemeinden hingegen **Ortsbürger**. Letztere Bedeutung zerfällt abermals in zwei Glieder. Ist nämlich in einem Staate die alte Gemeindeverfassung beibehalten, nach welcher man die Municipalverfassung der Städte u. Marktflecken von der Verfassung der Dörfer trennt, wie in Hannover, Preußen, Sachsen, so bezeichnet B. nur das Mitglied einer Stadt- oder Marktfleckengemeinde, im Gegensatz von Bauern; ist dagegen, nach dem Streben der neuern Zeit, eine alle Gemeinden, also auch die Dorfgemeinden, umfassende Gemeindeverfassung gesetzlich eingeführt, wie in Würtemberg und Baden, so wird auch jedes Mitglied einer Gemeinde mit dem Namen B., **Gemeindebürger**, bezeichnet. Für diesen ist gegenwärtig eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen die vernunftrechtlich

anzuerkennende Unterscheidung der *ungleich berechtigten Klassen*, deren Entstehen wir oben in aller Kürze angedeutet haben. Die Unterscheidung in *vollbürtige* und *unvollbürtige* B. ist an sich eine ganz natürliche und bedarf nur einer genaueren Bestimmung durch positives Recht. Unvollbürtig können nur solche B. seyn, denen eine zur Ausübung des Bürgerrechts vernünftiger Weise erforderliche persönliche Eigenschaft zeitlich oder bleibend mangelt, also Unmündige, Frauen, Knechte und überhaupt solche Personen, die keinen selbstständigen Lebensunterhalt haben, von öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten unterstützt werden, ferner Blöd- oder Irrsinnige und wegen infamirender Verbrechen Verurtheilte; endlich können dazu auch solche kommen, die sich hartnäckig der Erfüllung ihrer Bürgerpflichten entziehen oder auf ihre Vollbürtigkeit freiwillig verzichten. Nach einer andern, auf den Begriff von Gemeinde als freier, nicht vom Staat geleiteter und beschränkter, sondern nur beschützter Anstalt, begründeten Eintheilung zerfallen alle Gemeindeangehörige in wirkliche B., in bloße staatsbürgerliche Einwohner und in Ausmärker. B. sind hiernach nur diejenigen, welche der Gemeinde als wirkliche Mitglieder (durch Geburt, förmlichen Bürgerrechtsantritt oder durch Aufnahme) angehören und an allen natürlichen und positiven, namentlich auch politischen Rechten Theil nehmen. *Staatsbürgerliche Einwohner* sind diejenigen, welche, vermöge Staatsgesetzes, das Wohnungsrecht in der Gemeinde haben und deshalb ihre staatsbürgerlichen, namentlich politischen Rechte auszuüben und die entsprechenden Pflichten zu erfüllen befugt und angewiesen sind. Dazu gehört in den meisten Fällen die Theilnahme an allen, nicht eigens oder ausschließlich für wirkliche B. errichteten Gemeindeanstalten; dagegen sind sie von den politischen Gemeinderechten ausgeschlossen, können jedoch in Angelegenheiten von gemischter Natur, die nämlich auf ihre besondern Interessen von Einfluß sind, mit berathender oder auch zählender Stimme begabt werden und vom Staate wohl auch einen Anspruch auf die Armuths- oder Versorgungsanstalten der Gemeinde zugewiesen erhalten. Solche Einwohner sind daher auch billiger Weise verpflichtet, von den allgemeinen Lasten ebenfalls ihren Theil zu tragen. *Ausmärker* sind diejenigen Staatsbürger od. Fremden, welche nicht in der Gemeinde domiciliren, aber ein bürgerschaftliches Besitzthum, auch Grundrecht oder Werkstätte &c. in der Gemeinde haben, wofür sie demnach den Schutz von Seiten der Gemeinde in Anspruch nehmen, deshalb Theil haben an allen Anstalten, welche mittel- oder unmittelbar ihrem Gute förderlich sind, u. aus demselben Grunde verhältnißmäßig zu den allgemeinen Lasten beisteuern. Wenn ein geschlossener Kreis von Familien, oder auch überhaupt die Gesammtheit der unter dem Namen der Ortsbürger in die Bürgerliste Eingetragenen von gewissen Leistungen, z. B. Gemeindefrohnden, befreit ist und dieselben ausschließend von den Tagelöhnern und Hintersassen zu tragen sind, oder wenn jene privilegirten Familien ausschließend oder vorzugsweise das Recht der Entscheidung in öffentlichen Angelegenheiten oder das aktive oder passive Wahlrecht zu den Gemeindestellen ausüben: so muß offenbar solcher Anspruch entweder bloß auf faktischer Ausübung beruhen, wonach er gar keinen Rechtsboden hat, oder auf einem Gemeindegesetze, d. h. ausdrücklich oder stillschweigend erklärten oder mindestens vorausgesetzten Gemeindebeschlusse, welcher demnach jeden Augenblick zurückgenommen oder geändert werden kann und auch fortwährend der durch die Staatsgesetzgebung anzuordnenden Reform untersteht. Es ist dies heut zu Tage so ziemlich allgemein anerkannt und die meisten neueren Gemeindeordnungen huldigen dem gewiß richtigen Grundsatze, daß historische Rechte solcher Art der freien Verfügung der Gesetzgebung unterworfen sind. Vgl. *Gemeinde* und *Bürgerrecht*.

Bürger, 1) *Gottfried August*, der Lieblingsdichter des deutschen Volks, gleich merkwürdig durch sein poetisches Wirken wie durch sein tragisches Geschick, wurde den 1. Jan. 1748 zu Molmerschwende im Halberstädtischen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, genoß den ersten Unterricht im väterlichen Hause und bei dem Hauslehrer eines benachbarten Pfarrers, dann seit 1760 auf der Stadtschule zu Aschersleben, wo sein Großvater sich seiner annahm. Schon hier waren poetische Versuche seine Lieblingsbeschäftigung; eine Satyre aber, worin er den Haarbeutel eines Primaners dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben hatte, gab Veranlassung zu einer Schlägerei, welche für B. eine harte Züchtigung und sogar Entlassung von der Anstalt herbeiführte. Er kam nun auf das Pädagogium zu Halle, wo er mit Göckingk zugleich an poetischen Uebungen Antheil nahm und die nöthige Reife zum Besuch der Universität erlangte. Gegen seine Neigung, aber auf ausdrückliches Verlangen seines Großvaters, begann er 1764 das Studium der Theologie auf der Universität Halle, und hier war es, wo sein mächtiger Hang zu rauschenden Vergnügungen, besonders durch seinen Umgang mit Klotz, die Oberhand gewann. Der wissenschaftliche Gewinn, den er aus diesem Umgang schöpfte, kam den ihm dadurch zugefügten moralischen Nachtheilen nicht gleich, und der Ruf seiner oft zügellosen Lebensweise erreichte endlich das Ohr seines Großvaters, der ihn sofort von Halle abrief. Erst Ostern 1768 durfte B. von Neuem die Universität, und zwar diesmal Göttingen, beziehen und sich nun dem Studium der Rechte widmen. Wille und erste Erfolge waren anfangs vortrefflich, aber bald kam B. auch hier wieder in gefährliche, durch Klotz herbeigeführte Verbindungen, die alten Ausschweifungen erneuerten sich, so daß sein Großvater sich endlich veranlaßt fand, ihm alle weitere Unterstützung zu entziehen. Aus diesem Zustande tiefer Gesunkenheit, in welchem B. damals den Blicken der Verachtung und des Mitleids ausgesetzt war, riß ihn die Hand der Freundschaft empor. Boie vorzüglich, so wie Sprengel, Biester u. A., die wohl sahen, daß B. in einer Lage war, wo man ihn kennen und schätzen mußte, um sich nicht seinem Umgange zu entziehen, nahmen sich seiner an, wußten die nie ganz erloschene Liebe zu den Studien von Neuem in ihm anzufachen und ihn sanf

und schonend auf die Bahn der Ordnung und Regelmäßigkeit zurückzuführen. Um ihn versammelt lasen die Freunde die besten Schriftsteller der Alten und Neuern, der alte Gleim widmete dem jungen, in so großer Gefahr schwebenden Talent seine eifrigste Sorge, nach und nach traten Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, K. F. Cramer, Hahn, Leisewitz und Sprickmann der rührig strebenden Genossenschaft bei und bildeten, kurz nachdem es Boie gelungen war, B. die Stelle eines Amtmanns bei den Herren von Uslar zu Alten-Gleichen zu verschaffen, den berühmten „göttinger Dichterbund", mit welchem B. durch Boie, Hölty und Cramer fortwährend als älterer Freund und Rathgeber in Verbindung stand. Die Stellung B.s als Beamter konnte in finanzieller und geschäftlicher Hinsicht nur wenig Erfreuliches bieten, führte aber die Versöhnung B.s mit seinem Großvater herbei, der nun, alles Vergangene vergessend, gern die nöthige Kautionssumme von 800 Thlrn. darbot. B. wohnte bei dem Hofrath Liste zu Gelliehausen und schien sich bald im Umgange mit dessen geistreicher Gattin äußerlich wohl zu befinden und poetisch angeregt zu fühlen; aber gerade dieser Hofrath Liste, dem er die ganze Kautionssumme anvertraut hatte, gerieth durch eigne Schuld in tiefes Elend, brachte B. um mehr als 700 Thaler jener Summe und versetzte damit B.s Vermögensverhältnissen den empfindlichsten Schlag. B. zog darauf nach Wölmershausen, einem Dorfe seines Gerichtssprengels, ging aber zu gleicher Zeit aus einer harten Prüfung einer noch härtern entgegen. Von den beiden Töchtern des hannöverschen Justizamtmanns Leonhart zu Niedeck heirathete er (Sept. 1774) die älteste, ohne sie zu lieben, während für die jüngere, die in seinen Liedern überschwänglich gefeierte „Molly", noch vor dem Schritt zum Altare bereits die heftigste Leidenschaft in ihm erwacht war. Die Angetraute entschloß sich, wie B. selbst schreibt, sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, die Geliebte, es wirklich zu seyn, aber zehn Jahre des nagendsten Jammers kamen mit diesem unbedachten Schritt über B.s Leben; geringe Einkünfte, große Verluste an seinen literarischen Unternehmungen durch die Diebereien der Nachdrucker verdoppelten die häuslichen Sorgen, und als nun nach seines Schwiegervaters Tode eine Erbschaft die drückendsten Lasten zu erleichtern schien, schwand wieder die eine Hälfte seiner Hoffnungen dadurch, daß ihm die einträgliche Stelle seines Schwiegervaters trotz vielfacher Versprechungen und Verwendungen nicht zu Theil wurde. Ueberdies ging auch der größte Theil der Erbschaft verloren, als B., um ihn zu retten und zu sichern, 1780 eine Pachtung zu Appenrode übernahm; denn nach 3 Jahren war es durch Unglücksfälle und eigene Unkenntniß der Landwirthschaft um die bedeutendsten Summen geschehen. Zugleich warf jener Hofrath Liste noch den letzten Stein auf den durch ihn ruinirten B., indem er ihn bei seinen Vorgesetzten wegen nachlässiger Geschäftsführung anklagte und wenn auch nicht B.s kräftiger Widerlegung zu Folge, dessen Absetzung, so doch dessen freiwillige Abdankung herbeiführte. Diese zehnjährigen Leiden schienen 1784 zu enden, in welchem Jahre B.s Gattin starb; der Dichter war jetzt wieder so frei und so arm als zuvor. Sein nächster Schritt war abermals ein verfehlter. In Göttingen, wo zwar sein Dichterruf von der jüngern Generation bereits anerkannt war, wo aber sein früheres akademisches Leben bei der vornehmen Gelehrtenzunft noch in üblem Andenken stand, wollte B. durch Privatvorlesungen über Aesthetik, deutschen Styl und ähnliche Gegenstände sich eine sichere Existenz begründen. Er begann damit noch im Jahr 1784 und verband sich im Oktober 1785 endlich mit seiner geliebten „Molly" auch am Altare. Er schien aus langen Stürmen endlich im Hafen der Ruhe angekommen zu seyn, als ihn der Tod der angebeteten Gattin (9. Jan. 1786) in das tiefste Seelenleid stürzte. Nur eine weitere Reise im Frühling desselben Jahres nach Brüssel stärkte ihn nach und nach, und eine Kur stellte im Jahr 1787 seine Gesundheit wieder her und gab ihm wieder neue Schaffe- und Strebelust. Die Universität ertheilte ihm zugleich bei ihrem 50jährigen Jubiläum die philosophische Doktorwürde u. ernannte ihn im Nov. 1789 zum außerordentlichen Professor, jedoch ohne Gehalt. Der Wunsch nach einem geordneten Hausstande führte zu einer dritten Heirath, einer ächten Dichterheirath und der unglücklichsten von allen: die Verbindung B.s mit seinem „Schwabenmädchen" [s. Bürger 2)] erfolgte im Oktober 1790. Aber kaum einige Wochen dauerte die poetische Illusion, die unglückseligste Zerrüttung des Familienlebens folgte darauf und wurde nur durch eine Ehescheidung (März 1792) beendigt. Gesundheit, Lebensmuth und alle Zukunftshoffnungen waren in B. zerstört und zerrüttet; einsam verbrachte er Wochen und Monate im Studirzimmer; die Freunde waren gestorben oder flohen den Unglücklichen, und das Einzige, was seine morsche Seele noch zusammenhielt, das Bewußtseyn seines Dichterwerths, wurde ihm von Schiller (s. u.) aus dem Herzen gerissen. Um nicht vor Hunger zu sterben, zehrte er an seiner letzten Geisteskraft: er lieferte Uebersetzungen für auswärtige Buchhändler. Erst als der schwindsüchtige B. auch die Arbeitsfähigkeit verloren hatte, ließ man ihm aus öffentlichen Mitteln eine Unterstützung zukommen, deren er sich jedoch nicht lange erfreute, denn er † den 8. Jan. 1794. Er hinterließ zwei Töchter u. zwei Söhne. Sein Nachlaß befriedigte seine Gläubiger nicht; ein Denkmal aber wurde ihm an einem Lieblingsplätzchen in einem öffentlichen Garten gesetzt. B.s Persönlichkeit gehörte nicht zu den schönen Erscheinungen. Er war klein u. hager, die Gesichtszüge waren zu groß für seine Gestalt, aber Stirn u. Nase kühn u. durch die schönen Augen schimmerte der im Innern schaffende Dichtergeist. Gesellige Gewandtheit ging ihm ganz ab u. seinem Charakter fehlte, bei einem hohen Grad von Herzensgüte, die Willensstärke, welche der Nachgiebigkeit gegen sich und Andere zur rechten Zeit feste Schranken zieht. Er war bescheiden und gerecht in seinem Urtheil gegen sich wie gegen Andere; auch sein moralischer Sinn war fein und zart, wie sein ästhetischer. Seine Grundsätze waren stets gut und wurden nur von allzu stark ausgebildeter Sinnlichkeit zuweilen über den Haufen

geworfen. B.s Dichtertalent gedieh nur langsam zur Entwickelung und auch später war die Produktion bei ihm nie leicht und mühlos. Von den spielenden Versuchen des Schulknaben bis zu seinem ersten gelungenen Gedicht war ein langer Weg; erst das Studium der alten und neuern Musterschriftsteller hatte die Schwingen seines Dichtergeistes gekräftigt, und hauptsächlich war es die unerbittliche kritische Strenge Boie's, welche für B. der Sporn zu einer feineren und korrekteren Abrundung seiner Gedichte wurde. Die Zurückforderung eines auf Sprengels Stube zurückgelassenen Ueberrocks in einer burlesken Epistel war der erste poetische Versuch, der sein Dichtertalent an den Tag legte, u. der 1770 von Gotter u. Boie gestiftete Musenalmanach blieb fortan das Organ für B.s zahlreiche Dichtungen. Das erste gedruckte Lied von B. war: „Herr Bacchus ist ein braver Mann", diesem folgte „Das Dörfchen", das „Lied an die Hoffnung", „Die Nachtfeier der Venus" und die muthwillige „Fabel von der Jungfrau Europa". Während seiner Amtsführung zu Alten-Gleichen, wo er Muße zu einem größeren Meisterwerke zu finden hoffte, wurde er durch ein Bruchstück einer alten, wahrscheinlich verloren gegangenen Volksdichtung auf seine berühmteste Ballade „Lenore" geführt. Keine deutsche Dichtung ist mit so allgemeiner Begeisterung begrüßt worden, als diese, und es ist B. nicht zu verdenken, daß er mit aufrichtiger Freude über die seinem Geiste gelungene Schöpfung in Briefen an seine Freunde dem allgemeinen Jubel selbst beistimmt. Diese Ballade, welche an Klang und Wohllaut noch nicht übertroffen und in der Volksmäßigkeit des Ausdrucks höchstens einigen Gedichten Göthe's nachsteht, erschien erst, nachdem sie gemäß der Kritik des göttinger Dichterbundes mannigfach umgearbeitet war, im Musenalmanach für 1774. Noch stammt aus jener Zeit das Gedicht „An Agathe", als ein reiner Erguß seiner Gefühle für die oben erwähnte Gattin Liste's, welche schon Zachariä und von Gemmingen unter dem Namen Luise und Lucinde besungen hatten. Der deutsche Musenalmanach von Boie und Dohm brachte 1776 B.s Uebersetzung von Homers Iliade in deutschen jambischen Versen, die er später auch in Hexametern versuchte, und um dieselbe Zeit erschien eine Uebersetzung der Herenscene in Macbeth. Im Jahr 1778 übernahm B. an Göckingks Statt die Redaktion des göttinger Musenalmanachs und gab die erste Sammlung seiner Gedichte heraus. Nach Molly's Tode sprudelte der poetische Quell noch einmal in seiner wildesten Kraft, aber die heiteren Saiten seiner Lyra waren zerrissen und in ihm selbst begann das Selbstvertrauen wie die Freude an der eigenen poetischen Vergangenheit zu verschwinden. So schrieb er kurz nach der Vollendung seines „Hohen Liedes" an Boie: „Du glaubst nicht, wie gleichgültig mir die meisten meiner Gedichte, etwa ein Dutzend ausgenommen, geworden sind. Ich hätte schon bei der zweiten Ausgabe ein unbarmherziges Gericht ergehen lassen, wenn es nicht auf Korpulenz abgesehen gewesen wäre und nicht auch manche Fürbitten dem strafenden Arme der kritischen Gerechtigkeit Einhalt gethan hätten." Es ist leicht begreiflich, welche unheilbare Wunde einem so kranken Gemüthe die Recension Schillers in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1791 schlagen mußte. Denn in B.s tiefer Niedergedrücktheit war sein Dichterruf noch das Einzige, was ihn oft sein Unglück vergessen ließ. Der hier viel zu einseitig und rücksichtslos streng richtende Schiller wirft B. vor, daß auch nicht eines seiner Gedichte einen durchaus reinen Genuß biete, daß ihm durchaus der ideale Begriff von Liebe und Schönheit fehle, daher seine Gedichte zu oft in die Gemeinheit des Volks hinabsänken, statt dieses zu sich zu erheben, daß überhaupt der Geist, der sich in seinen Gedichten ausspreche, kein gereifter sey, daß seinen Produkten nur deshalb die letzte Hand fehle, weil sie ihm wohl selbst fehle. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß B. mit seiner Gewalt über die Sprache, mit seiner genauen Kenntniß des Tons und Geschmacks der gemischten Mehrheit, mit seiner jugendlich frischen und kecken Darstellungsgabe, womit er in oft sehr glücklich vergegenwärtigte Kreise und Augenblicke des wirklichen Lebens unmittelbar einzugreifen wußte, endlich bei seinem reichen, warmen Gefühl einer unserer größten Dichter geworden wäre, wenn glücklichere Verhältnisse seiner Fortbildung freiere Bahn gebrochen hätten; aber so muß er, wenn auch immer einer unserer beliebtesten Dichter, soll er nicht von seiner Bedeutung verlieren, mehr nach Anlage und nach seinen Bestrebungen, als nach seinen wirklichen Leistungen beurtheilt werden. Diesen mangelt es besonders an wahrhaft edler Einfalt des Ausdrucks und an idealem Streben, zu welchem sich gerade, wenn der Geist durch großes Unglück in sich zurückgedrängt wird, edle Gemüther desto kräftiger erheben. Zwar hat B. Letzteres später selbst gefühlt, aber seinen darnach umgearbeiteten Gedichten, die einmal das in sich abgeschlossene Produkt der frühern Richtung waren, dadurch nur geschadet. Trotz aller dieser Ausstellungen und beklagenswerthen Verhältnisse muß man indeß anerkennen, daß B. das, was sich auf seinen höchsten Beruf, die Dichtkunst, bezog, mit voller Kraft und Ausdauer betrieb. Und dies allein macht es erklärlich, wie er unter so ungünstigen Umständen so viel auf dem Felde der Poesie hat leisten können. Wir haben von ihm Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme, und in keiner Gattung behauptet er einen niederen Rang, in einigen steht er unübertroffen da. Bei weitem die meisten seiner Gedichte zeigen eine Leichtigkeit der Darstellung, eine Gefügigkeit und Geschmeidigkeit der Erzählung, besonders aber einen Wohllaut der Sprache, einen Fluß der Verse, wie wir sie selbst in vielen Dichtungen unserer ersten Meister vergeblich suchen. Das Höchste leistete er in dieser Beziehung in seinen Balladen und Romanzen, zu denen er den Stoff meistens entlehnt hat: so den zum „Bruder Graurock", zu der nach dem Original zu grell gehaltenen „Entführung", zu der „Frau Schnipps", zum „Kaiser und Abt" und zu „Graf Walther" aus englischen Originalen in Percy's „Relicks of ancient english Poetry". Unter den Liedern sind viele vortreffliche, wenn auch wenige dem „Zechliede" von 1777 und dem „Preise der Männerkeuschheit" von 1778 an die Seite ge-

setzt werden können. Im Sonett, das er zuerst wieder kultivirte, ist er später übertroffen worden. An Fülle und blendender Pracht der Sprache hat er das Höchste erreicht in dem „Hohen Lied an die Einzige", nur hat unter diesem blendenden Schmuck, wenn auch nicht die Wahrheit, doch die Unmittelbarkeit und die Herzlichkeit der Empfindung verloren. Nicht gering zu achten ist auch der kräftige Mannessinn, mit dem der Dichter gegen jeglichen Despotismus ankämpft und namentlich auch gegen die wissenschaftliche Pedanterie, die „Quisquilien-Gelehrtheit", wie er sie nannte, in mehren prosaischen Aufsätzen zu Felde zieht. Von seinen Uebersetzungen sind die meisten in Noth und Drang und folglich flüchtig gearbeitet, so die des griechischen Romans „Anthia und Abrokomas" von Xenophon von Ephesus (Leipzig 1775) und einige aus neuern Sprachen, wovon die „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Land des Freiherrn von Münchhausen" das meiste Aufsehen gemacht haben. B. redigirte eine Zeit lang auch eine periodische Schrift „Akademie der redenden Künste", 1790 begonnen, und nahm Theil an dem „Journal von u. für Deutschland" (von Göckingk), an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und der „Allgemeinen Literaturzeitung", endlich an Wielands „Deutschem Merkur". Von B.s Gedichten erschienen die zwei ersten rechtmäßigen Ausgaben zu Göttingen 1778 und 1789 (mit Kupfern von Chodowiecki); eine Sammlung seiner sämmtlichen Schriften gab Karl von Reinhard (Göttingen 1796—98, 4 Bde., neueste Ausgabe 1844, 4 Bde.) heraus. Derselbe gab auch B.s „Lehrbuch der Aesthetik" (2 Bde., Berlin 1815) nach seinen in Göttingen gehaltenen Vorlesungen und als einen Supplementband zu allen Ausgaben von B.s Schriften dessen „Aesthetische Schriften" (Berlin 1832) heraus. Die von Bohtz besorgte „Gesammtausgabe" in Einem Bande (Gött. 1834) enthält auch alle bekannt gewordenen Briefe B.s und Althoffs treffliche, zuerst 1798 zu Göttingen unter dem Titel: „Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen ꝛc." erschienene Biographie des Dichters. Eine solche lieferte auch Döring in einem Supplementbande zu dem berliner Nachdruck der „Werke B.s" (7 Bde, 1824—25). Ueber des Dichters Leben sind noch zu vergl. „B.s Briefe an Mariane Ehrmann, ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters, mit einer historischen Einleitung", herausgegeben von Th. F. Ehrmann (Weimar 1802); „B.s Ehestandsgeschichte, die Geschichte der dritten Ehe B.s" (Berlin 1812); „B.s letztes Manuskript" (Leipzig 1846); „B. und Müller, ein Briefwechsel" (Jüterbogk 1833); Daniel, „B. auf der Schule" (Halle 1845). Retzsch illustrirte mehre von B.s Balladen, Ruhl seine Lenore in 12 Umrissen (Kassel 1827) u. Führich den „Wilden Jäger" (5 Blätter, mit kritischen Aufsätzen von A. Müller, Prag 1827). Die bedeutendsten Balladen B.s wurden in mehre europäische Sprachen übersetzt, namentlich „Lenore". Von O. Müller erschien (Frankfurt 1845) ein werthvoller Roman: „B., ein deutsches Dichterleben", welchen Mosenthal dramatisirte, und von E. Leonhard ein Gedicht „Gottfr. Aug. B." (Breslau 1851). Vgl. H. Pröhle, G. A. B., Leipzig 1856.

2) Marie Christiane Elisabeth, geb. Hahn, „das Schwabenmädchen", B.s dritte Frau, geboren zu Stuttgart am 19. November 1769, bot, begeistert von B.s Gedichten, diesem öffentlich ihre Hand in einem Gedichte an, welches in B.s Schriften (Bd. II, S. 211) zu finden ist. B. nahm anfangs die Sache für einen Scherz und achtete nicht weiter darauf. Von seinen Freunden aber aufgefordert, fand er sie der Erwägung werth, da er gerade damals seinen Kindern eine Mutter zu geben wünschte. Es erfolgte von ihm erst eine poetische Antwort; daran knüpfte sich eine Korrespondenz, in welcher B. in einem denkwürdigen Briefe seine ganzen früheren Lebensverhältnisse ohne Schleier hinstellte. B. erhielt von ihr dagegen ihr Porträt, reiste in den Osterferien 1790 nach Stuttgart und führte im Herbst sein „Schwabenmädchen" zum Altar. Trotz dieser gegenseitigen Erklärungen und Geständnisse fanden sich doch Beide bald in einander getäuscht, und B. entdeckte in kurzer Zeit die Folgen ihrer Zerstreuungssucht, ihrer Eitelkeit und offenbarer Untreue. Sie verließ im Februar 1792 B.s Haus und wurde am 31. März mit Verlust ihres Brautschatzes gerichtlich von ihm geschieden. Sie trat nun zuerst unter dem beibehaltenen Namen Elisa B. auf der Bühne zu Hamburg und Altona auf, dann zu Hannover und Dresden, reiste zuletzt als Deklamatrice und plastisch-mimische Darstellerin in Deutschland umher und † zu Frankfurt a. M. den 24. November 1833, nachdem sie in den letzten Jahren erblindet war. Man hat von ihr: „Gedichte" (Hamburg 1812), das Theaterstück „Gräfin von Teck" (das. 1799) und den Roman „Irrgänge des weiblichen Herzens" (Altona 1799).

Bürgeradel, s. Patriciat.

Bürger-Alpel, Berg im Erzherzogthum Oesterreich, nahe an der steierischen Grenze, dabei die Wallfahrtskirche Mariazell und die Höhle Hohlenstein. Ueber B. führt die Straße von Wien nach Grätz, und auf demselben öffnet sich die herrlichste Aussicht auf die steierischen Alpen, den Oetscher, Erlephsee und über die Vorgebirge bis Marie-Taferl an der Donau.

Bürgerbrief, s. Bürgerrecht; im Seewesen die Urkunde, daß Jemand das Bürgerrecht in irgend einem Staat erworben hat, welcher auf der See, wie der Paß beim Reisen zu Land, zur Legitimation der Schiffsführer dient. Wenn schon die Schiffspapiere über die Nationalität eines Schiffs die nöthige Auskunft geben, so hält man den B. in den meisten Fällen für überflüssig, und nur dänische Gesetze dringen darauf, daß jeder dänische Kapitän seinen B. besitze, weil man dadurch bessere Kontrole gegen die Scheinbürgerei führen und den Städten mehr bürgerliche Gewerbe zuwenden zu können glaubte. In Nordamerika gilt die sogenannte Protektion, d. h. obrigkeitliche Bescheinigung, daß Jemand das nordamerikanische Bürgerrecht habe, statt des B.s. Seerecht ist, daß, trotz des B.s, Kapitäne aus kriegführenden Ländern während des Kriegs aus neutralen Ländern keine Schiffsführung erlangen dürfen.

Bürgergarden, s. Volksbewaffnung.

Bürgergehorsam, städtisches Gefängniß für Bürger, die darin ein leichtes, nicht kriminelles Vergehen abbüßen, oder wegen Schulden ihren Gläubigern gesichert werden müssen, in früherer Zeit Burgerloch genannt.

Bürgergeld, s. Bürgerrecht.

Bürgerkrieg, Krieg, der unter den Gliedern eines und desselben Staats, und zwar in der Regel um öffentlicher Interessen willen geführt wird. Beispiele von B.en bietet vornehmlich die Geschichte des Alterthums und der neuern Zeit, wogegen die Geschichte des Mittelalters nur im Innern der Republiken oder in der Form von Bauernaufständen oder bei Erbfolgestreitigkeiten solche innere Zerwürfnisse aufweiset. Wenn im Mittelalter ganze große Länder durch Privatfehden zerrissen wurden, so waren dies faustrechtliche Zustände, nicht eigentliche B.e, theils weil jene Fehden nicht um öffentlicher Interessen willen ausgefochten zu werden pflegten, theils weil das Fehderecht damals in dem Waffenrecht mit einbegriffen war und also Jedem zustand, der letzteres hatte. B.e werden meistens mit großer Erbitterung und Hintansetzung der im neuern Kriegebrauch gültigen Humanitätsrücksichten geführt, weil in jenen Kriegen die kämpfenden Parteien einander als Verbrecher, nicht als bloße Feinde zu betrachten pflegen und in Folge davon in persönlichen Haß gegen einander entbrannt sind, während in anderen Kriegen die Kämpfenden nur dem Gebote der Pflicht Folge leisten; auch steht in B.en für die daran Betheiligten viel mehr auf dem Spiele, als in Kriegen gegen äußere Feinde. Große B.e führt besonders die römische Geschichte vor.

Bürgerkrone (Bürgerkranz), Auszeichnung für verdienstvolle Bürger. Schon in sehr frühen Zeiten waren kreisförmige Gewinde von grünen Zweigen und Blumen zum Schmucke des Hauptes Zeichen der Freude, der Liebe, der Achtung. Bei den Römern erhielt die B., wer einem Bürger das Leben gerettet, und zwar wurde sie feierlich von dem Geretteten selbst überreicht. Sie galt als eine große Auszeichnung, war aus Eichenlaub gewunden und hatte die Aufschrift: Ob civem servatum. Sie wurde an öffentlichen Festlichkeiten getragen, berechtigte im Theater zunächst den Senatoren zu sitzen, und die ganze Versammlung erhob sich ehrend vor dem Gekrönten. Später überreichten die Kaiser sie allein. August hatte eine B. zwischen Lorbeerzweigen auf dem Giebel seines Hauses; sie war ein Ehrengeschenk des Senats.

Bürgerlehn, ein Gut, dessen Besitzer nicht eben adelig zu seyn braucht, oder ein solches, dessen Besitzer durchaus Bürger einer bestimmten Stadt seyn muß; endlich ein Lehn, welches die Stadtobrigkeit vergibt, deshalb auch Amts- oder Rathsbürgerlehn genannt.

Bürgerliche Ehe, s. v. a. Civilehe, s. Ehe.

Bürgerliche Güter, solche Güter, welche der Gerichtsbarkeit und dem Abgabensystem des Magistrats unterworfen sind, in dessen Stadtbezirk sie liegen. Bürgerliche Stammgüter sind in mehren deutschen Ländern, besonders in Sachsen, solche Güter, die in bürgerlichen Familien vom Großvater oder von der Großmutter auf Enkel oder Enkelinnen vererbt worden sind und darum gesetzlich und nach dem Rechtsgrundsatz, daß das, was einmal im Erbgang ist, im Erbgang bleiben muß, außerhalb der Familie nicht verkauft werden dürfen.

Bürgerliche Nahrung, Inbegriff aller Gewerbe, welche vermöge städtischer Privilegien entweder nur in den Städten oder doch in diesen nur vermöge des Bürgerrechts getrieben werden können, wie es regelmäßig beim Handel, den zünftigen Gewerben und der Bierbrauerei der Fall ist. Vergl. Bürger und Bürgerrecht.

Bürgerlicher Tod, Verlust oder Verminderung der allgemeinen Rechtsfähigkeit. Im römischen Recht ist es die capitis deminutio maxima und media. Erstere, Verlust der Freiheit oder völlige Aufhebung der juristischen Persönlichkeit, traf Den, der in die Sklaverei fiel, oder den Freien durch Gefangenschaft im Kriege, ferner Den, der vom Staate in die Sklaverei verkauft wurde, zur Strafe, weil er sich dem Census oder dem Kriegsdienst entzog, sowie Solche, welche verurtheilt waren, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden, auch Den, der als Zwanzigjähriger sich als Sklave verkaufen ließ, um den Käufer um das Kaufgeld zu betrügen, einen Freigelassenen, der sich undankbar gegen seinen Patron betrug, ingleichen das Kind, das als ein freies ausgesetzt und von dem Ernährer als Sklave aufgezogen wurde, dann auch jede freie Frau, die mit einem fremden Sklaven wider Willen des Herrn in Contubernium lebte; auch wurde das Kind der Mutter, die während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft unfrei war, Sklave des Herrn derselben. Die capitis deminutio media war Verlust der Civität, des römischen Bürgerrechts, u. trat ein durch jeden Verlust der Freiheit, ohne Verlust der Freiheit durch Ueberlauf zum Feinde, wenn ein Bürger dem Feinde übergeben, oder für Staatsfeind erklärt wurde, beim Exil, bei der aquae et ignis interdictio und der Deportation, durch Annahme eines fremden Bürgerrechts und durch Theilnahme an einer Kolonie mit latinischem Rechte. Die capitis deminutio maxima nahm alle Rechte, die media nur die Civilrechte. Eine dritte capitis deminutio, die minima, hob das Familienrecht im engeren Sinn, das Agnationsrecht, auf, nicht aber die öffentlichen Rechte, u. gehört deshalb nicht hierher. Im deutschen Recht war der bürgerliche Tod mit der Achtserklärung verbunden, indem der Geächtete friedlos, d. h. alles Schutzes der Gesetze beraubt wurde, alle bürgerliche Ehre, alle Güter und Rechte verlor u. der willkürlichen Behandlung eines Jeden Preis gegeben war. Diese Acht veraltete allmählig in Deutschland, war am Ende nur Strafe der Verbrecher gegen Kaiser und Reich und verschwand mit der Aufhebung des deutschen Reichs völlig. Daher gibt es jetzt gemeinrechtlich keinen bürgerlichen Tod mehr, und erst neuere Partikulargesetzgebungen haben ihn wieder mit gewissen Verbrechen und Strafen verknüpft.

Bürgermeister, der von der Stadt oder dem Magistrat gewählte und an der Spitze derselben stehende Vorstand. Er hat die Direktion der Stadt, übt die städtische Polizei und Gerichts-

barkeit aus, vollzieht die Beschlüsse des Gemeinderathes, an dessen Konsens er überhaupt bei seinen meisten Handlungen gebunden ist. Bei seiner Wahl hat die Regierung gewöhnlich ein Bestätigungsrecht. B. entstanden (nach dem Vorbild der römischen Konsuln) im 13. Jahrhunderte, als die Städte die Vogtei schon sehr beschränkten, die Gerichtsbarkeit an sich zu bringen und sich durch Handel und Gewerbe den Kaisern und Landesherren sehr wichtig zu machen wußten. Sie gingen aus den magistris civium oder consulum hervor, und mit ihrer Entstehung hörte der Einfluß landesherrlicher Beamten in den Städten auf. Mit dem Rechte, einen B. zu wählen, hatten die Städte erlangt, was sie wollten, und damit ihre Verfassung vollendet, sie standen nun selbstständig da, frei vom Einfluß landesherrlicher Behörden, bis mit der Ausbildung der Landeshoheit in neuerer Zeit die Regierung wieder Einfluß gewann und den Stadtrath sammt B. als Unterbehörde sich subordinirte. Gewöhnlich haben die Städte zwei B., die neben einander regieren, oder von denen einer Ober-, der andere Unter-B. ist; ersterer leitet namentlich die eigentliche Verwaltung und die Polizei, letzterer die technischen Geschäfte. Zuweilen werden sie auf Lebenszeit gewählt, wie in Sachsen, gewöhnlich aber auf eine Reihe von Jahren, wie in Preußen, Bayern 2c., wo sodann nach Ablauf der Frist zu einer neuen Wahl geschritten wird, bei welcher sie aber von Neuem gewählt werden können. In den freien deutschen und in den Schweizerstädten üben die B. nicht bloß die städtischen Vorrechte, sondern auch die Ehrenrechte des Staats aus, vertreten nicht nur die Stadt, sondern auch den Staat, empfangen und schicken Gesandte und werden im diplomatischen Verkehr mit dem Titel „Excellenz" und dem Pluralis majestaticus angeredet.

Bürgerrecht, der Inbegriff der Rechte und Vortheile, welche den Mitgliedern der Bürgerschaft als solchen zustehen und in der Regel, soweit nicht Gesetze oder Gewohnheiten Ausnahmen begründet haben, für alle Bürger gleich sind. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie theils politischer, theils privatrechtlicher Natur. Zu den erstern gehört die aktive und passive Wahlfähigkeit zu allen städtischen Aemtern und das Recht der Mitwirkung bei der Wahl des städtischen Landstandes; privatrechtliche Befugnisse sind: das Recht, bürgerliche Nahrung (s. d.) zu treiben, welches städtische Vorrecht bald den Bewohnern des flachen Landes überhaupt, bald nur denen, die innerhalb der sogenannten Bannmeile der Stadt, d. h. innerhalb der Distanz einer Meile von der Stadt, ihren Wohnsitz hatten, die Verpflichtung auferlegte, jeden Betrieb eines zur bürgerlichen Nahrung gehörenden Gewerbes zu unterlassen; das Recht unter städtischer Gerichtsbarkeit zu stehen; der Mitgenuß an den Gemeindegütern und die Theilnahme an allen der Bürgerschaft zustehenden Privilegien; das Recht des Erwerbs städtischer Grundstücke; das Recht der Begründung einer Familie durch Heirath; das Recht zur Theilnahme an den städtischen Stiftungen und, im Falle der Verarmung, aus den Hülfsmitteln der Stadt Unterstützung verlangen zu können; das Recht des Bürgerretrakts oder der Marktloosung (tractus ex jure incolatus), vermöge dessen der Bürger in den Kauf eines Grundstücks, das an einen Fremden veräußert worden, gegen Erlegung des Kaufpreises eintreten kann. Dagegen legt das B. auch gewisse Bürgerpflichten, Bürgerdienste, bürgerliche Beschwerden auf. Jeder Bürger macht sich bei seiner Aufnahme verbindlich, für das Beste der Stadt möglichst mitzuwirken, sich der städtischen Obrigkeit zu unterwerfen, städtische Aemter zu übernehmen, gewisse Kommunaldienste zu leisten und die städtischen Abgaben, den Bürgerschoß, zu entrichten; diese sind entweder Pflichten eines jeden Bürgers (Personalschoß) und mit dem Besitz eines städtischen Grundstücks (Real- oder Erbschoß) oder mit dem Betrieb eines Gewerbes (Gewerbschoß) verbunden. Erworben wird das B. durch die Aufnahme zum Bürger; diese ertheilt der Rath der Stadt, doch bedarf er dazu bei Ausländern der Genehmigung von Seiten des Landesherrn oder landesherrlicher Kollegien, da die Erwerbung des Indigenats- und Staatsbürgerrechts vorhergehen muß. Demjenigen, der des B.s fähig ist, kann es der Rath auch nicht verweigern, u. dieser kann von den Oberaufsichtsbehörden des Staats über das städtische Gemeinwesen zur Ertheilung desselben gezwungen werden. Früher pflegten wohl auch Landesherren Bürger ohne Konkurrenz des Raths, sogenannte Gnadenbürger zu ernennen. Fähig zur Erlangung des B.s ist in der Regel Jeder, ausgeschlossen sind nur Ehrlose und Anrüchige. Zuweilen wird auch die Religion, wonach z. B. in manchen Ländern die Juden nicht Bürger werden können, sowie die Verbürgung, die Größe des Vermögens 2c. berücksichtigt. Bei der Aufnahme zum Bürger muß man noch Bürgerskinder von andern Personen unterscheiden: erstere sind geborne Bürger (cives originarii), wenn die Aeltern zur Zeit der Geburt das B. hatten. Uneheliche Kinder folgen dann ihrer Mutter, haben Anspruch aufs B., erlangen es aber erst, wenn sie die Erfordernisse, die das Gesetz vorschreibt, erfüllen, nämlich erlangte Mündigkeit, ein gewisses Vermögen, einen bestimmten Nahrungszweig 2c. nachweisen; andere Personen werden nur durch die Aufnahme Bürger (cives receptis. novi). Bei der Aufnahme wird der Name des neuen Bürgers in das Bürgerbuch (Bürgermatrikel, Bürgerrolle) eingetragen; derselbe leistet den Bürgereid, daß er den Bürgerpflichten nachkommen wolle, entrichtet an die Kämmerei der Stadt für seine Aufnahme das sogenannte Bürgergeld und empfängt dann den Bürgerbrief, eine Urkunde über seine Aufnahme. Personen, die sich ein besonderes Verdienst um eine Stadt erworben haben, oder die der Rath aus irgend einem Grunde auszeichnen will, ertheilt derselbe auch aus eigenem Antrieb das B., Ehrenbürgerrecht, u. zwar ohne denselben die Bürgerpflichten mit zu übertragen oder von ihnen Erlegung des Bürgergeldes zu verlangen. Verloren geht das B. durch ausdrückliche Aufgebung, durch Wegziehen von einem Orte, ohne daß man sich dasselbe an demselben vorbehält, durch Verheirathung einer Frauensperson mit einem

Bürger einer andern Stadt, durch Verlust des Staatsbürgerrechts, zur Strafe gewisser Verbrechen, welche Ehrlosigkeit zur Folge haben. Diese tilgt jedoch nicht die gemeinen B.e, sondern nur die politischen und Ehrenrechte.

Bürgerschule, allgemeine Benennung solcher städtischen Schulanstalten, worin die Kinder des Bürgerstandes eine ihrer vorauszusetzenden künftigen Stellung und Berufsthätigkeit entsprechende u. darauf vorbereitende Schulbildung empfangen. Man gebraucht aber den Namen B. von Schulen, die hinsichtlich des Umfangs und Charakters des in ihnen ertheilten Unterrichts sehr von einander abweichen; man begreift nämlich die B.n bald unter den Volksschulen mit, bald unterscheidet man sie von diesen als eine besondere Klasse von Unterrichtsanstalten und nennt sie in diesem Sinne wohl auch Mittelschulen. So verschieden aber auch diese B.n hinsichtlich ihrer Einrichtung und ihres Unterrichtsplanes seyn mögen, so unterscheiden sie sich doch in der Regel von den Dorf- oder gewöhnlichen Volksschulen dadurch, daß sie einestheils bei der größeren Anzahl der ihnen zu Gebote stehenden Lehrkräfte mehrfach abgestufte Klasseneintheilung haben und daß anderntheils die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände, namentlich auch die sogenannten Realien in einer größeren Ausdehnung in ihnen betrieben werden, als in jenen, sowie sie auch, wenigstens in bevölkerteren Orten, schon einzelne Fächer des höheren Unterrichts, z. B. Geometrie, Technologie, Latein und Französisch (auch wohl Englisch) und Zeichnen in ihren Lehrplan aufzunehmen pflegen. Man theilt die B.n in Rücksicht auf diese Auswahl ihrer Lehrgegenstände wohl auch in niedere, die sich wenig oder nicht von den gehobeneren Dorfschulen unterscheiden und zu denen daher auch die in vielen Städten bestehenden Armen- oder Freischulen gezählt werden, und mittlere, worin eine für den sogenannten mittlern Bürgerstand genügende Schulbildung erzielt wird. Man pflegt diese B.n dann einerseits den lateinischen Schulen und andererseits den Volksschulen entgegenzustellen, sie auch wohl, besonders wenn sie eine splendidere Ausstattung mit Lehrmitteln u. Lehrkräften haben, höhere B.n zu nennen. Doch wird letzterer Ausdruck auch oft gleichbedeutend mit Realschule (s. d.) gebraucht. B.n in dem angegebenen Sinne sind erst in der neuern Zeit aufgekommen und eingerichtet worden. Auf die Nothwendigkeit einer gediegeneren Schulbildung für den Bürgerstand, die man namentlich durch gründlichere und umfassendere Behandlung der Realien und der Muttersprache bewerkstelligen wollte, wurde zwar schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hingewiesen, wie ja auch bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts einzelne solcher B.n, z. B. die Realschule zu Berlin, ins Leben getreten sind; doch begnügte man sich in den meisten Städten, namentlich den kleineren, noch geraume Zeit mit Elementar-, also Volksschulen und lateinischen Trivialschulen, die an vielen Orten, wo Gymnasien bestanden, deren Vorbereitungsklassen umfaßten. Förderlich für das Bürgerschulwesen waren vor Allem die Bemühungen der Philanthropinisten im nördlichen Deutschland und die mit der Begeisterung für die kantische Philosophie zusammenhängenden Bestrebungen um weitere Ausbildung der pädagogischen Wissenschaft, und so geschah es, daß seit Anfang des 19. Jahrhunderts in den meisten Städten u. Städtchen Deutschlands durch Umwandlung der bisherigen lateinischen Trivialschulen in B.n oder durch Abtrennung der unteren Klassen der Gymnasien von diesen oder endlich durch ganz neue Stiftungen B.n von den angegebenen Abstufungen eingerichtet wurden, so daß es jetzt, wenigstens in Deutschland, wohl nur wenige Städte geben dürfte, wo für geeignete Schulbildung des heranwachsenden Bürgerstandes nicht durch solche Anstalten Sorge getragen wäre. Besonders anerkennenswerthen Eifer haben für diesen Zweig des öffentlichen Unterrichtswesens die Städte Leipzig, wo 1804 eine trefflich eingerichtete B. entstand, Magdeburg, Naumburg, Frankfurt an der Oder, Braunschweig, Mühlhausen, Nordhausen, Chemnitz, Zittau, Bremen, Lübeck, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Stuttgart u. v. a. bewiesen. Vergl. Natorp, Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen, Duisburg 1804; Harnisch, Die deutsche B., Halle 1830. Als Gegner der höheren B. traten besonders auf Niethammer in seiner Schrift: „Streit des Humanismus u. Philanthropinismus", Jena 1808; Bernhardi in „Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen", das. 1818, u. Thiersch, „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland &c.", 3 Bde., Stuttgart 1838. Vgl. Schule, insbesondere auch Volksschule, Realschule.

Bürgerretrakt, s. Bürgerrecht.

Bürgerrolle, s. Bürgerrecht.

Bürgerschaft, die Gesammtheit der Bürger als Gemeinde betrachtet.

Bürgerschoß, s. Bürgerrecht.

Bürgersprache, Name von Sammlungen von Rechtssprüchen der städtischen Gerichte, Aufzeichnungen des bei dem Schöffenstuhl der Stadt überhaupt üblichen Rechts, der Küren oder Willküren, welche bald von der ganzen Bürgerschaft, bald auch nur vom Rathe der Stadt und einem Bürgerausschuß ausgingen, gewöhnlich in Fragen und Antworten getheilt waren und den Bürgern zu gewissen Zeiten vorgelegt zu werden pflegten.

Bürglen, 1) ehemalige Propstei im badischen Dreisamkreis, Oberamt Müllheim, zur Pfarrgemeinde Obereggenen gehörig, liegt 2054 Fuß hoch und bietet eine prächtige Rundsicht dar, jetzt großes schönes Schloß mit Bildergallerie u. prachtvoller Kirche. Die Propstei wurde zu Anfang des 12. Jahrhunderts gestiftet, die Kirche 1139 erbaut, der ganze Bau zweimal, 1267 und 1345, durch Brand zerstört, aber stets geschmackvoller wieder hergestellt. — 2) Kirchspiel u. Dorf im schweizerischen Kanton Uri, nahe bei Altorf, 1450 Fuß über dem Meer, mit 1350 Einw. Dort wurde Tell geboren und fand in dem angeschwollenen Schächenbach seinen Tod 1354, als er ein Kind zu retten suchte. An der Stelle seines Wohnhauses steht eine Kapelle.

Bürgschaft, ursprünglich jedes Versprechen,

für eine Person zu haften, oder eine fremde Schuld zu bezahlen. Gegenwärtig bildet das römische Recht hierin, wie überhaupt in der Lehre von accessorischen Verträgen, die Entscheidungsquelle, und die Abweichungen, welche sich hie und da in Statuten finden, oder absichtliche Abänderungen der Praxis des römischen Rechts durch neuere Gesetzgebung, die namentlich bei den Intercessionen der Weiber häufig vorkommen, hängen von keinem allgemeinen Princip des deutschen Rechts ab. Die wichtigsten dieser Abänderungen geschehen im sächsischen, preußischen und österreichischen Landrecht und im Code civil. Nach dem sächsischen Landrecht kann Jeder eine B. eingehen, welchem vollkommen freie Disposition über sein Vermögen zusteht, ja, es kann die B. ohne Wissen und sogar gegen den Willen des Hauptschuldners abgeschlossen werden, nur hat in letzterem Falle der Bürge, wenn er statt seiner gezahlt hat, keinen Rückanspruch gegen ihn zu machen. Gegenstand der B. kann jede fremde Schuld seyn, die in Geld oder anderen Sachen abzutragen ist, sie mag schon vorhanden oder noch zukünftig und ihrem Umfange nach bestimmt seyn oder nicht, es mag ferner ihretwegen dem Gläubiger ein besonderes Klagrecht gegen den Schuldner zustehen oder nicht, nur darf der Grund der Verbindlichkeit überhaupt keiner gesetzlichen Bestimmung zuwider laufen, wie bei Spielschulden 2c. Die Verbindlichkeiten des Bürgen richten sich genau nach den Worten des abgeschlossenen Vertrags, und es kann von ihm nur gefordert werden, was aus der bestimmtesten und strengsten Erklärung des Vertrags hervorgeht; dafür kann der Bürge seiner Versprechungen sich vor Erfüllung aller Bedingungen nicht entledigen, selbst wenn schwankende Vermögensverhältnisse des Hauptschuldners ihn die Vereitelung seines Rückanspruchs befürchten ließen. Die Rechte des Bürgen gegen den Gläubiger bestehen in dem Gebrauch aller dem Hauptschuldner zuständigen Exceptionen gegen den Anspruch, in soweit dieselben nicht rein persönliche des Hauptschuldners sind, ferner in den Ausflüchten der Vorausklage, der Theilung und der Klagabtretung. Durch erstere (exceptio ordinis) erlangt er, daß der Hauptschuldner vor ihm in Anspruch genommen worden seyn muß und daß nur Dasjenige, was von diesem nicht erhalten werden kann, von ihm als Bürgen gefordert werde; die zweite (exceptio divisionis) hat derjenige unter mehren Bürgen, welcher vom Gläubiger belangt wird, und es kommt ihm dadurch zu Gute, daß, so lange seine Mitbürgen nicht zahlungsunfähig sind, der Gläubiger ihn nur auf seinen Antheil belangen kann; ist er jedoch zur Zeit der Klage der einzige Zahlungsfähige, so fällt ihm die ganze Schuld zu, weil Mitbürgen unter einander solidarisch verpflichtet sind. Die dritte Exception endlich (exceptio cedendarum actionum) bewirkt, daß der Gläubiger dem Bürgen gegen die Zahlung der fraglichen Schuld sein Klagrecht gegen den Schuldner und etwaige Mitbürgen abtreten muß. Letzteres ist jedoch dem Bürgen nur dann von Nutzen, wenn des Gläubigers Recht noch besonders, z. B. durch ein Pfandrecht, gesichert ist, weil dieses alsdann auf den zahlenden Bürgen mit übergeht. Mit der Hauptverbindlichkeit erlischt zugleich die B., z. B. durch Erlaß derselben, durch Zahlung oder Verjährung. Letztere fängt, wenn nicht der Exceptio ordinis ausdrücklich entsagt ist, in der Regel erst mit der Belangung des Hauptschuldners an zu laufen; die Zeit der Verbürgung selbst läuft, wie bei anderen Klagen, nach 31 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen ab. Hat eine Bürge in der B. sich nur bis zu einer festgesetzten Zahlungszeit verpflichtet, so verlängert sich seine Verpflichtung auch nur dann, wenn er in die Ertheilung einer Gestündung willigt, oder wenn der Gläubiger ihn oder den Hauptschuldner innerhalb dreier Monate vom Eintritt der Zahlungszeit gemahnt hat. Hinsichtlich der Verbürgung der Weiber herrscht in Sachsen zwischen unverehelichten und verehelichten der Unterschied, daß jene ohne besondere Förmlichkeiten, diese jedoch nur, wenn sie nicht für den Ehemann geschehen, gültig bewirkt werden können, beide aber nur unter Berücksichtigung der Vorschriften über die Zuziehung eines Geschlechtsvormundes. Die Verbürgung einer Ehefrau für ihren Mann kann in Sachsen nur dann Statt finden, wenn sie vor dem ordentlichen Richter der Frau unter Zuziehung ihres bestätigten Geschlechtsvormundes geschieht und der Richter die Frau zuvor über den durch die B. bevorstehenden Vermögensverlust belehrt hat; außerdem ist die B. ungültig, nur darf das, was in Folge derselben bereits gezahlt worden ist, nicht zurückgefordert werden. Nur bei Handelsfrauen bedarf es auch noch jetzt in Sachsen keiner Förmlichkeiten. Das preußische Landrecht verlangt: schriftlichen oder gerichtlich zu Protokoll erklärten Vertrag, während in Sachsen mündliche Erklärung genügt; Belehrung jeder, auch der nicht für den Ehemann intercedirenden Frauensperson über die Folgen der Bürgschaftsübernahme; ferner, daß der Bürge für eine gegen den Hauptschuldner nicht klagbare Forderung auch dann haftet, wenn ihm die Unfähigkeit des Hauptschuldners, sich zu verpflichten, unbekannt gewesen, und gestattet, daß der Bürge sich für die Leistung der B. vom Hauptschuldner eine Belohnung von 1 Procent des Kapitalbetrags ausbedingen darf. Der Bürge kann endlich auch gegen den Hauptschuldner auf Lösung der B. klagen, wenn die Zahlungsfrist verstrichen, das Vermögen desselben im Sinken oder derselbe Willens ist, sich aus Preußen zu entfernen. Das Verhältniß zum Gläubiger bleibt jedoch das alte. B.en von Ehefrauen für Fremde können nur mit Einwilligung des Ehemannes, gerichtlicher Belehrung und unter Bestellung eines rechtskundigen oder wenigstens geschäftsgewandten Beistandes geschehen. Das österreichische Recht stimmt mit dem sächsischen im Wesentlichen überein, nur verurtheilt es den Bürgen ebenfalls zur Schuldhaftung, auch wenn ihm die Verpflichtungsunfähigkeit des Schuldners unbekannt war. Die Exceptio ordinis gestattet es nur in soweit, als der Ausklagung des Bürgen die gerichtliche oder außergerichtliche Mahnung des Hauptschuldners erfolglos vorausgegangen seyn muß; die Exceptio divisionis ist ungültig. Des Gläubigers Recht erlischt 3 Jahre nach des Bürgen Tod, sobald der Gläubiger nicht innerhalb dieser Zeit die Erben

des Bürgen gerichtlich oder außergerichtlich hat mahnen lassen. Wie das österreichische Gesetzbuch stimmt auch der Code civil in der Hauptsache mit dem sächsischen Landrecht überein. Abweichend ist, daß der Bürge beim Gebrauch der Exceptio ordinis dem Gläubiger den Gegenstand, an welchen er sich beim Hauptschuldner halten kann, anzeigen und die Kosten zur Ausklagung derselben hergeben muß. Um gegen den Hauptschuldner wegen der verursachten Kosten den Regreß nehmen zu können, muß der Bürge ihn von der gegen ihn erhobenen Klage sofort in Kenntniß setzen, u. er verliert seinen ganzen Regreßanspruch, wenn er den Hauptschuldner nicht von der geschehenen Zahlung benachrichtigt. Man unterscheidet ferner Schadlosbürgschaft, d. h. eine solche, welche ein zweiter Bürge für Schuldner und Bürgen leistet, und Rückbürgschaft, welche Jemand beim Bürgen für den Schuldner auf sich nimmt. Verschieden von B. ist die Expromission, durch welche der bisherige Schuldner ganz entlassen u. seine Schuld von dem Expromissar übernommen wird. Im Wechselrecht ist B. gleichfalls ein zulässiges accessorisches Geschäft, und sie verbindet den Bürgen, sobald sie auf den Wechsel übernommen wird (per avallum, Avall). Ist sie durch Indossement oder Mitunterschrift eingegangen, so kann sie die gewöhnlichen Beneficien des Bürgen ausschließen, wiewohl dieser, sobald er sich als solchen kenntlich gemacht hat, doch immer nur subsidiarisch haftet. Die Cession der Klage des Gläubigers wenigstens verschafft dem Bürgen nach geleisteter Zahlung Wechselrecht gegen den Schuldner, für welchen er eintrat, und dessen Vormänner, gegen jenen freilich unter der Voraussetzung seiner Wechselfähigkeit.

Bürrstadt (Bürstadt), Marktflecken in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, zwischen Worms u. Heppenheim, in fruchtbarer Gegend (dem sogenannten Ried), schön gebaut, mit über 1800 Einw., einer Pfarrkirche u. Weinbau. Die Nähe des Klosters Lorsch machte B. frühzeitig durch mancherlei Reichshandlungen bekannt. Hier unterwarf sich 832 Ludwig der Deutsche seinem Vater, und die Söhne desselben Ludwigs söhnten sich 873 hier mit ihm aus.

Bürschen, beliebte Jagdmethode mit der Büchse auf Hochwild, wird gegen Abend oder in den frühesten Morgenstunden bis nach Sonnenaufgang, manchmal auch in den Mittagsstunden geübt, wenn das Wild auf jungen Schlägen, waldbekränzten Wiesen und Feldern Aesung sucht und von da wieder zum Holze geht, und besteht darin, daß der Jäger sich dem erspäheten Wild unter Vermeidung jeglichen Geräusches und indem er jeden irgend deckenden Gegenstand zu benutzen sucht, auf Schußweite zu nähern sucht (Bürschgang), oder so, daß zwei Jäger zusammengehen und laut mit einander reden, bis sie einen zum Verstecken geeigneten Ort finden, wo der eine dann fortgeht und sich vom Rudel beobachten läßt, während der andere sich schußfertig macht. Manchmal läßt sich auch das Wild beschleichen, indem man es durch Pfeifen und Gesang täuscht. Die Bürschzeit ist die Zeit, in welcher man, ohne Schaden für den Wildstand und mit dem größten Nutzen für die Küche, Hochwild schießt. Alte Thiere schießt man nur von Mitte August bis December, Hirsche vom Juli bis Mitte September, Schmalthiere, Spießer und Kälber von Pfingsten bis in den December, Rehböcke und Damwild das ganze Jahr hindurch.

Bürsten, Instrumente, welche sowohl zur Reinigung von Tuchwaaren und andern Stoffen, als auch zum Auftragen von Schleif- und Polirmitteln, überhaupt bei technischen Verrichtungen dienen. Außer den Schweinsborsten nimmt man auch Ziegen-, Pferd- und Dachshaare zur Verfertigung von B., ja sogar Reis- und gemeines Stroh zu sogenannten Scheuerbürsten. Gewöhnlich faßt man die B. in Holz (Bürstenholz) von der Rothbuche, vom Ahorn, Birn- und Zwetschenbaum, kleinere aber in Horn, Perlmutter, Elfenbein 2c. Da die Borsten in Länge und Stärke verschieden sind, so werden sie erst sortirt, dann durch den Ueberziehkamm (eine Reihe von starken stählernen, 6 Zoll langen, auf einem Bret senkrecht stehenden Stiften) mehrmals durchgezogen und gereinigt. Der Weiße wegen wäscht man die weißen mit Alaun- oder Kalkwasser, rothe färbt man mit Fernambuk u. Alaun, gelbe mit Safran oder Avignonkörnern, grüne mit Grünspan und Salmiak, violete mit Brasilienholz oder Hollunderbeeren. Die Fügung der Borsten in die Hölzer kann auf dreierlei Weise geschehen. Bei der Rauharbeit gehen die Löcher nicht durch das Holz. Die durch Aufstoßen auf den Tisch gleich gerichteten Wurzeln des Borstenbüschels werden mit ungebleichtem Garn festgebunden, in geschmolzenes, recht zähes, schwarzes Pech getaucht und in die Löcher gedreht und dann die so eingesetzten Borsten mit der Scheere gleich gemacht. Bei der eingezogenen Arbeit werden die Büschel in der Mitte zusammengebogen und daselbst durch Draht festgehalten, wozu sich Messingdraht am besten eignet. Die Löcher werden hier ganz durchgebohrt und sind unten etwas enger als oben. Man steckt den Draht durch ein Loch, legt das Bündel in der Mitte auf denselben, führt ihn durch dasselbe Loch wieder zurück, zieht stark an und fährt so fort, bis der Länge nach eine Reihe fertig ist. Ist das letzte Loch ausgefüllt, so schlingt man die Enden des fortlaufenden Drahts recht fest in einander. Wenn eine Reihe fertig ist, legt man sie flach auf den Haustock, der von Blei ist und unten auf einem starken Holz ruht, und haut mit dem Haumesser, einem Beil mit gerader Schneide, das Ueberflüssige der Borstenreihe auf einmal ab. Zur Verdeckung des Drahtes an der Oberseite leimt man eine dünne Holzplatte darüber. Kleine Beinbürstchen werden so eingezogen, daß die Fassung aus dem Ganzen besteht und die Löcher oben doch nicht sichtbar sind. Bei der gedrehten Arbeit werden die Borsten weder in Büschel getheilt, noch in Löcher gesteckt. Man schneidet sie an beiden Enden in gleiche Länge, steckt sie in einen in der Mitte zusammengelegten Draht u. dreht eine Kurbel, so daß sich mit dem Draht auch die zwischen ihm befindlichen Borsten winden. Diese Drahtbürsten dienen zum Reinigen von Flintenläufen, Pfeifenröhren, Krügen, Flaschen, Gläsern 2c. Noch erwähnen wir eine neue Bürstenfabrikation, die sich durch festeres Einsetzen der

Borsten empfiehlt. Hier werden nicht die Haarbüschel in einzelne Löcher eingesetzt, sondern die vordere Seite des hölzernen Rückens wird mit mehren koncentrischen ringförmigen Ruthen versehen, die sich nach innen schwalbenschwanzförmig erweitern, die Büschel in Pech getaucht und neben einander in die Ruthen eingesetzt und so platt gedrückt, daß sie in der Richtung des Radius breiter werden und sich fest einklemmen. Es gibt Kleider-, Schuh-, Pferde-, Kanonen-, Uhrmacher-, Juwelen-, Zahnbürsten, Borstwische, Haarbesen rc. Viele B. kommen aus Nürnberg, Fürth und Altenburg, wo gegenwärtig eine der blühendsten Bürstenfabriken Deutschlands ist.

Bürzel, der Endtheil des Rückgrats bei den Vögeln oder der Theil am Hinterleibe ihres Körpers, welcher dem Schwanz der Säugethiere analog ist, aus falschen Wirbelbeinen mit Muskeln, Drüsen und Fett besteht, eine große Beweglichkeit hat und auch die Schwanzfedern enthält; dann der kurze Schwanz gewisser Thiere, besonders in der Jägersprache der Schwanz der Hirsche und des Schwarzwildprets.

Büsch, Johann Georg, verdienstvoller Mathematiker und Schriftsteller über den Handel und damit in Beziehung stehende Fächer, auch Begründer der hamburger Handlungsakademie. Geboren zu Aldenweding im Lüneburgischen 1728, kam er mit seinem Vater, einem Geistlichen, frühzeitig nach Hamburg und studirte von 1748 an in Göttingen Theologie, widmete jedoch daneben den historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften eifriges Studium. Im J. 1756 wurde er Professor der Mathematik am Gymnasium zu Hamburg und blieb in dieser Stellung bis zum spätesten Abend seines Lebens, trotz einer höchst kärglichen Besoldung und selbst dann noch, als er durch die Gründung seiner Handelsakademie, welcher er mit Ebeling 30 Jahre vorstand und aus welcher er in dieser Zeit 366 Zöglinge in die Welt schickte, zu Selbstständigkeit u. Wohlhabenheit sich emporgearbeitet hatte. Im Interesse seiner gemeinnützigen Bestrebungen machte er mehre große Reisen. Er gebot über eine unermüdliche Arbeitskraft, und selbst eine im Alter ihn befallende Nerven- u. Gesichtsschwäche vermochte seiner dem Gemeinwohl gewidmeten Thätigkeit kein Ziel zu stecken. Er † den 5. Aug. 1800 zu Hamburg. B. ist einer von den Männern, die um so höher stehen, als sie durch die von ihnen ins Leben gerufenen Anstalten und großartigen Verbesserungen im Gemeindeleben weit nachwirkend fortleben. Er war es, der die hamburger Armenanstalt durch seine Orts- und Sachkunde zu der vorzüglichsten in Europa erhob. Er war die Triebfeder zur Gründung einer Handwerks- und Navigationsschule und der seit 1765 bestehenden Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Durch ihn wurde ferner jene Association zur Verbürgung hypothekarischer Anleihen auf sichere städtische Grundstücke errichtet, durch welche Hamburgs Wohlstand und dessen früher so sehr gesunkener hypothekarischer Kredit außerordentlich schnell stieg, während zugleich dem bisherigen verderblichen Geldwucher für immer gesteuert und der rechtmäßige Werth der Grundstücke wieder hergestellt wurde. Auch die hamburger Brandassekuranz verdankt ihm ihre Existenz, sowie die Rettungsanstalten für im Wasser oder durch Dampf Verunglückte; selbst das Straßenpflaster Hamburgs erhielt durch ihn erst seinen guten Zustand, sowie auch die Ueberströmungen der Elbe an seinen mit seltener hydraulischer Kenntniß geführten Wasserbauten ihre Grenzen fanden. Auch rief er eine Privatanstalt zur unentgeltlichen Heilung u. Verpflegung armer Kranken ins Leben. B. war überdies einer der gemeinnützigsten u. praktischsten Schriftsteller, und schon die Zahl seiner Schriften thut die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und Beobachtungen und die Gewandtheit seiner Feder dar. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die vorzüglichsten: „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel" (Hamburg 1781; fortgesetzt von Bredow, 4. Aufl., 2 Bde., das. 1810); „Handlungsbibliothek" (mit Ebeling herausgegeben, 3 Bde., das. 1784—97); „Erfahrungen" (5 Bde., das. 1790 — 1802); „Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaft" (3 Bde., Altona 1796—98; Bd. 3 auch unter dem Titel: „Praktischer hamburger Briefsteller für Kaufleute"; 7. Aufl. von Schleier, 1841); „Vom Geldumlauf" (2 Bde., 2. Aufl., Hamb. 1800). Seine „Sämmtlichen Schriften über Banken und Münzwesen" erschienen zu Hamburg (1801; neue Ausg. 1824); seine „Sämmtlichen Schriften" zu Zwickau (16 Bde., 1813—16); seine „Sämmtlichen Schriften über Handlung" zu Hamburg (8 Bde., 1824 bis 1827). Erwähnung verdienen noch sein „Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens", (1. Thl.: reine Mathematik, 4. Aufl. 1798; 2. Thl.: Hydrostatik und Hydraulik, 1790; 3. Thl.: 3 Bde., 1. Bd.: bürgerliche Baukunst, 1800; 2. Bd.: Wasserbaukunst, fortgesetzt von Wiebeking, 1802; 3. Bd.: Wasserbaukunst von Wiebeking, 1804, 4. Thl.: Optik, Dioptrik und Katoptrik, fortgesetzt von Brodhagen, 1802), sowie die „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften" (Hamburg 1795). Als England beim Ausbruch des französischen Kriegs den deutschen Seehandel so drückte, daß die neutrale Flagge ihrer Auflösung sichtlich entgegenging, schrieb B.: „Ueber die durch den jetzigen Krieg veranlaßte Zerrüttung des Seehandels" (Hamburg 1793; Nachtrag 1794; völlig umgearbeitet unter dem Titel: „Ueber das Bestreben der Völker neuerer Zeit, einander in ihrem Seehandel recht wehe zu thun", das. 1800). Einen nochmaligen Versuch, das Völkerseerecht für Deutschland zu retten, machte er 1795, bei Gelegenheit der baseler Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Frankreich. In einem Aufsatze über Völkerseerecht suchte er auf die deutschen, und in seiner Schrift: „Du droit des gens maritime consideré comme l'objet d'un traité de commerce à annexer à celui de pacification entre la France et Allemagne" (Par. 1796; deutsch „Das Völkerseerecht", Hamburg u. Altona 1801) auf die französischen Machthaber belehrend zu wirken. Er selbst schildert die mannigfachen Richtungen seiner Geistesthätigkeit in dem Schriftchen: „Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit" (1794). Das dankbare Hamburg ehrte seinen großen Bürger durch ein würdiges

Denkmal. Ueber B.' Leben und Wirken schrieben J. H. V. Nölting (Hamburg 1800), Thieß (Gelehrtengeschichte von Hamburg), J. J. Eschenburg (Braunschw. 1800), Woltmann (Geschichte u. Politik 1800), Baur (Gallerie historischer Gemälde) und Meusel.

Büschel (fasciculus), derjenige Blüthenstand, wenn am Ende des Stengels dicht beisammenstehende, kurz gestielte Blüthen befindlich sind. Davon die Bezeichnungen: büschelartig, büschelförmig, büschelig (fasciculatus, fascicularis), z. B. büschelförmige Blätter, folia fasciculata, wenn mehre Blätter fast aus einem Punkte entspringen und ziemlich an einander liegen, oder wenig von der Spitze entfernt fast dieselbe Richtung verfolgen.

Büschelkrankheit (auch Hörnerkrankheit), nach den Beobachtungen der Bienenfreunde ein Auswuchs oder feiner Saft auf dem Kopfe der Bienen, der die Gestalt gelber Büschel annimmt und in 2, 3 und mehr Aesten ausgeht; Grund u. Ursache dieser Krankheit ist noch nicht ermittelt, aber durch Erfahrung dargethan, daß sie keinen schädlichen Einfluß auf die Bienen äußert, da man in dem gesundesten Stock mit der B. behaftete sogenannte Hörnler findet, die so munter und fleißig sind, wie alle übrigen Bienen.

Büsching, 1) Anton Friedrich, der Begründer der neuern Geographie, geboren den 27. September 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippischen, wo sein Vater Advokat war. Dieser, ein Mann von heftigem Charakter und unordentlichem Leben, behandelte seinen Sohn hart und trieb ihn 1743 aus seinem Hause, obgleich derselbe bis dahin nur den Unterricht der Stadtschule genossen und ihm selbst durch nächtliches Abschreiben geholfen hatte. Von Wohlwollenden unterstützt, besuchte B. die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle und begann 1744 daselbst das Studium der Theologie, indem er sich seinen Unterhalt durch Korrigiren und Unterrichtgeben erwarb. Einen Freund und Gönner fand er an S. J. Baumgarten. Im J. 1743 wurde er Magister u. begann Vorlesungen über alttestamentliche Exegese, nahm aber 1748 eine Hauslehrerstelle bei dem Sohn des dänischen geheimen Raths von Lynnar an, mit dem er zu Köstritz lebte und 1749 nach Petersburg reiste, wobei er sich die Bekanntschaft und Freundschaft vieler berühmten Männer erwarb. Im Jahr 1750 kehrte er nach Itzehoe zurück und begann hier seine große Erdbeschreibung. Im Jahr 1752 gab er seine Lehrerstelle auf und beschäftigte sich bis 1754 in Kopenhagen mit seinem geographischen Werk, von Haubers, Grafen Berkenthie's und Barons von Korff Bibliotheken unterstützt. Im Jahr 1754 wurde er vom Minister von Münchhausen als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen berufen, wo er dann einen Ruf nach Dänemark ausschlug. Im Jahr 1755 heirathete er seine Verlobte, Christiane Dilthey, welche kaiserliche gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der göttinger gelehrten Gesellschaft war. Als Adjunkt der theologischen Fakultät schrieb er die Inauguraldissertation: „Epitome theologiae e solis sacris literis concinnatae et ab omnibus rebus et verbis scholasticis purgatae", und wurde 1756 Doktor der Theologie. Weil er aber in einem neuen vermehrten Abdruck jener Schrift von der gangbaren Schuldogmatik abweichende Sätze aufstellte, wurde er der Heterodoxie beschuldigt und ihm 1757 nicht nur untersagt, theologische Vorlesungen zu halten, sondern auch die Erlaubniß, dergleichen Schriften drucken zu lassen, verweigert. B. vertheidigte sich zwar, gab aber seinen theologischen Lehrstuhl auf und wurde 1759 ordentlicher Professor der Philosophie. Indeß bewogen ihn diese Mißverhältnisse doch, 1761 einem Ruf nach Petersburg als Pfarrer der lutherischen Gemeinde zu folgen. Anfangs gut aufgenommen, vom Feldmarschall Münnich selbst der Kaiserin empfohlen, mußte er doch bald von einer Partei, zu der auch Münnich übertrat, Kränkungen erleiden. Er nahm daher 1765 seine Entlassung, obgleich ihn seine Gemeinde zurückzuhalten und die Kaiserin für die petersburger Akademie zu gewinnen suchte, wo er sich seinen Gehalt selbst bestimmen sollte. Mit reichen Geschenken und vielen Beweisen von Liebe und Dankbarkeit, die ihm selbst nach Deutschland noch nachgesendet wurden, überschüttet, verließ B. Petersburg und ließ sich in Altona nieder. Ein Ruf nach Göttingen zerschlug sich wegen seiner zu hohen Forderungen; bald darauf aber wurde B. Direktor des Gymnasiums am grauen Kloster u. Oberkonsistorialrath zu Berlin, dessen Lehranstalten ihm bald viele Verbesserungen zu danken hatten. In geräuschloser, aber wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit lebte er hier fortan und † nach mehrjährigem Kränkeln den 23. Mai 1793. Aus seinen zahlreichen theologischen, pädagogischen, historisch-geographischen und biographischen Schriften heben wir heraus: „Erdbeschreibung" (1.—11. Thl., Hamburg 1754—1792, die ersten Theile in 8 Auflagen; 10 Theile, Europa, 11. Theil, Asien, von Sprengel und Wahl bis 1807 fortgesetzt; vom 12. Theil, Afrika, ist nur der 1. Band von Hartmann da, 1799, und vom 13. Theil, Amerika, 1799—1803, nur 6 Bände, von Ebeling); das Werk wurde als das erste, welches die Geographie wissenschaftlich und mit einiger Vollständigkeit behandelte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, ist aber jetzt in Folge der ganz veränderten politischen Verhältnisse unbrauchbar geworden; „Allgemeine Anmerkungen über die symbolischen Bücher etc." (Hamb. 1770, 2. Aufl. 1771); „Untersuchung, warum und durch wen der freien evangelisch-lutherischen Kirche die symbolischen Bücher zuerst auferlegt worden" (Berlin 1789); „Magazin für Historie und Geographie" (25 Bde., Hamburg 1767—1793); „Beiträge zur Lebensgeschichte merkwürdiger Personen" (6 Bde., das. 1783—1789); „Neueste Geschichte der evangelischen Brüderkonfessionen in Polen" (3 Bde., Halle 1784—1787).

2) Johann Gustav Gottlieb, ein um die altdeutsche Literatur, sowie um die deutsche Kunst und Alterthumskunde sehr verdienter Schriftsteller, Sohn des Vorigen aus zweiter Ehe mit der Tochter des Predigers Reinbeck, wurde den 19. September 1783 zu Berlin geboren, machte seine akademischen Studien zu Erlangen und Halle und wurde 1806 Referendär bei der Regierung zu Berlin. Als Kenner der deutschen Kunst und Alterthumskunde erhielt er 1810 den Auftrag, die

säkularisirten Stifter und Klöster zu bereisen, um die in denselben verborgenen wissenschaftlichen u. Kunstschätze ans Licht zu ziehen, wurde im folgenden Jahre königlicher Archivar in Breslau, habilitirte sich 1816 an der dortigen Universität und erhielt 1817 eine außerordentliche und 1823 die ordentliche Professur der Alterthumswissenschaften. Er † den 4. Mai 1829. An Allem, was ins Gebiet des mittelalterlich-germanischen Wesens einschlug, sich lebhaft betheiligend, war er der Begründer des Vereins für schlesische Geschichte und Alterthümer und entwickelte eine ungemeine schriftstellerische Fruchtbarkeit. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Sammlung deutscher Volkslieder" (mit Melodien, Berl. 1807); „Buch der Liebe" (Bd. 1, das. 1809); „Leben Götz' von Berlichingen" (Breslau 1813).

Büschingsinsel, ziemlich große australische Insel in dem neuholländischen Golf von Carpentaria, gegen 80 □Meilen groß, hoch und bewaldet, ist noch wenig bekannt.

Büse (**Häringsbüse** oder **Binse**), flütenartiges, besonders zum Häringsfang gebrauchtes Fahrzeug, das am Hintertheil über dem Wasser stark eingezogen und mit einem hohen, einfach übersetzten Hauptmaste versehen ist, an welchem man zwei breite Raasegel, und einem kleinen Hintermast, an welchem man ein Raasegel zu befestigen pflegt. Es hält ungefähr 60 Tonnen.

Büssel, Aloys Joseph, fruchtbarer Schriftsteller auf dem belletristischen Felde, geboren 1789 am Hochanger, Pfarrei St. Martin bei Lofer im Salzburgischen, widmete sich den Kameralwissenschaften u. versah, seit 1814 in Bayern angestellt, 28 Jahre lang seinen Dienst als Sekretär bei der Generaladministration der königlich bayerischen Posten zu München mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, während er jede freie Stunde auf literarische Arbeit und das Studium klassischer u. lebender Sprachen verwendete. Er † den 27. Mai 1842. Unter seinen Schriften sind als die bedeutendsten zu nennen: „Poetische Blüthen" (Amberg 1819); die Dramen: „San Pietro von Bastelica", „Hero und Leander", „Graf Albrecht von Altenburg", „Zapolyas", „Prokris und Kephalos", „Das St. Johanniskind" und „Winckelmann"; die Romane: „Die Hochalpe", „Die Pilgernächte des Meisters Tisotheus", „Irr- und Minnefahrten des Kyno-Noryr" und die in der Charitas für 1843 abgedruckte Novelle: „Stainer, der Geigenmacher". Im Jahr 1831 erschien sein „Sonettenkranz aus den norischen Alpen", 1833 der Romanencyklus: „Das Lebewohl Otto's I., Königs von Griechenland", und 1836 die klangvollen Canzonen: „Des Kaisers Schatten", die Gaudy's Kriegsliedern an die Seite gesetzt werden dürfen. Außerdem lieferte er reichliche Beiträge in verschiedene Zeitschriften: in Weichselbaumers Orpheus, die brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung, das Morgenblatt u. a.

Büßende, diejenigen Christen, welche wegen grober Vergehungen, durch die sie der Gemeinde ein Aergerniß gegeben haben, die von der Kirche vorgeschriebenen Strafen erleiden (s. **Kirchenzucht**). Schon im Judenthum bestanden für die Uebertreter des Gesetzes drei Arten von Buße: Absonderung, Verwünschung, völlige Ausschließung. Die Verwünschung (Anathema), welche eine temporäre Ausschließung von der Gemeinde zur Folge hatte, wurde als Strafmittel auch von den Aposteln beibehalten. Nach der apostolischen Zeit begnügte man sich, Mitglieder, welche sich gröblich vergangen hatten, ein öffentliches Bekenntniß vor der ganzen Gemeinde ablegen zu lassen, worauf sie dann wieder aufgenommen wurden. Als im 3. Jahrhundert der sittliche Eifer der Christen mehr und mehr erkaltete, wurde die Bußzucht geschärft. Denjenigen, welchen keine innere Gewalt zu Thränen trieb, wurde jetzt geboten, zu weinen, vor dem Priester zu knieen, sich in Sack und Asche zu hüllen, die ganze Gemeinde zur Fürbitte anzuflehen, zu fasten, zu beten und Almosen zu geben. Die Vergehungen, welche Ausschließung vom Abendmahl und vom Gottesdienst überhaupt nach sich zogen, waren Abfall vom Christenthum, Gotteslästerung, Mord, Ehebruch u. dergl. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts wurde die Bußzucht mehr geregelt. Die B.n wurden in vier Klassen eingetheilt, gemäß den vier Graden der Bußübung, die sie zu bestehen hatten. Im ersten Grade mußten sie vor der Kirchthüre im Vorhofe knieen und die Ein- und Ausgehenden um ihre Fürbitte anflehen: sie hießen die **Weinenden.** Im zweiten Grade wurde ihnen ein Raum innerhalb der Thüre in der Vorhalle der Kirche angewiesen, wo sie stehend der Predigt zuhören durften; sie hießen die **Hörenden.** Im dritten Grade befanden sie sich im Schiffe der Kirche, wo die Katechumenen standen, mußten aber während der Versammlung knieen und mit den Katechumenen vor der Abendmahlsfeier sich entfernen; sie hießen die **Knieenden.** Im vierten Grade endlich durften sie unter den Gläubigen stehend bis zum Ende der Kommunion dableiben; sie hießen die **Stehenden.** Der Uebergang aus einer Bußstufe zur andern geschah unter Handauflegung und Gebet des Priesters. Wenn der B. alle vier Stationen überstanden hatte, so wurde er absolvirt und wieder zum Abendmahl zugelassen. Wie lange der B. auf einer Stufe verharren mußte, das wurde vom Bischof bestimmt, der auch wohl ein oder zwei Stufen ganz erlassen durfte. Um indessen die B.n vor der Willkür der Bischöfe sicher zu stellen, wurde von der Kirchenversammlung von Elvira (305) und (318) von den Synoden zu Ancyra und Neucäsarea die Dauer der Bußzeit für jedes Vergehen festgesetzt. Todesgefahr beschleunigte die Wiederaufnahme. Im Morgenlande wurde durch den Patriarchen Nectarius (390) die Disciplin der B.n wieder der Willkür der Bischöfe anheimgegeben. In der abendländischen Kirche beschränkte man die öffentliche Buße auf wenige auffallende Vergehen und forderte bei geringern nur ein vor dem Priester abgelegtes Bekenntniß (confessio secreta). Für jene aber, die mit Exkommunikation bestraft wurden, waren die empfindlichsten Strafen ersonnen. Außer geringern Unannehmlichkeiten, als: stundenlangem Knieen, Abscheeren des Haupthaares, Anlegung eines Büßerhemdes, beschwerlichen Wallfahrten &c., wurde den B.n aufgegeben, auf alle gesellige Freuden zu verzichten, keine Bäder zu brauchen; die Weiber mußten beständig verschleiert gehen; Unverehelichte durften während der Bußzeit nicht

heirathen; die Verehelichten mußten den Eid der Enthaltsamkeit leisten. In Afrika mußten die B.n sogar die Todten begraben. Seit dem 9. Jahrhundert ward die bequeme Auskunft gebräuchlich, sich von beschwerlichen Büßungen durch ein der Kirche dargebrachtes Aequivalent an Geld loszukaufen, woraus dann der Ablaß entstand. Im 9. Jahrhundert kam auch anstatt der veralteten Bußstationen die Sitte auf, die B. während der Fastenzeit in einem Nebengebäude einzuschließen und durch besondere Uebungen der Absolution würdig zu machen. Der alte Rigorismus der Bußzucht besteht jetzt in keiner christlichen Kirche mehr. Wo jetzt noch Ehebrecher, gefallene Mädchen etc. als B. vorkommen, da ist nicht an ein wirkliches Büßen im alten Sinne, sondern an eine symbolische Ceremonie zur Beschämung und Abschreckung zu denken. Die katholische Kirche behauptet gegenwärtig zwar noch die Zweckmäßigkeit der Büßungen, beschränkt aber ihre Kirchenzucht auf Fasten, Almosen, Schenkungen und Wallfahrten. **B.** (**Büßer**, **pénitents**) ist auch der allgemeine Name einer großen Anzahl religiöser Brüderschaften und Mönchsorden für beide Geschlechter, deren Zweck strenge Ascese und Werke der Wohlthätigkeit, namentlich Krankenpflege war. S. **Bußorden**.

Büste (ital. busto), ein plastisches Kunstwerk in vollrunder Arbeit, welches einen menschlichen Kopf mit einem Theile der Brust (daher **Brustbild**) darstellt, unmittelbar auf einer runden oder viereckigen Basis ruht, sich dadurch von der Herme unterscheidet und aus Marmor, Gyps, Metall, Holz, Wachs verfertigt ist. B.n mit ganzem Oberleibe bis an die Hüften sind ungewöhnlich und unzweckmäßig, da es der Kopf, der Sitz des Denkens, der Spiegel des Geistes, die Brust, der Wohnort des Lebens und der beide vermittelnde Hals ist, die sie darstellen wollen. Sie werden in **Porträt**- und **Idealbüsten** eingetheilt. Die ersteren geben schon ihrem Namen nach die Bildung eines bestimmten, in der Natur vorhandenen Kopfes; die zweiten sind vom plastischen Künstler erfundene individuelle Bildungen, in welche derselbe einen idealen Charakter gelegt hat und die daher Götter, Heroen, Weise etc. darstellen. Als Mittelgattung führt man die **idealisirte Porträtbuste** an, welche aber nur einen Uebergang, keine besondere Gattung bezeichnet, weil eine jede B. (auch die Porträtbuste) Ideales, ein geistiges Interesse mit wohlgefälliger Wirkung, aussprechen muß, da sie sonst, wenn auch noch so meisterhaft gearbeitet, doch nur ein mechanisches Kunstwerk wäre. Aber auch die ideale Physiognomie ist ein Produkt in der Wirklichkeit wahrgenommener Bildungen. So ist die B. von Anacreon das Abbild eines lebensfrohen Greises, und nie kann sich der Künstler bei seinem Schaffen der Erinnerungen an wirkliche Individualitäten entschlagen. Gewand, Kopfschmuck, Attribute etc., wie bei Kaiserbüsten, können in Wahrheit niemals idealisiren. Da es nur ein ruhiges geistiges Gepräge ist, welches die B. auszudrücken hat, so ist es natürlich, daß die Arme fehlen, welche auf den handelnden Menschen deuten. Nach Böttiger sind die B.n, wie auch die Bildsäulen aus den Hermen, Steinpfeilern mit einem aufgesetzten Kopfe, männliche oder weibliche Gottheiten darstellend, entsprungen. In der griechischen Plastik findet man gar keine B.n, sie stellte bloß vollkommene Gestalten dar; erst später, als man porträtirte, kamen die B.n auf. Plinius sagt vom sicyoner Lysistratus, einem Zeitgenossen Alexanders des Großen, er habe Porträts in B.n dargestellt: vor ihm sey reine Schönheit der Zweck der Plastik gewesen. Auch soll er zuerst Abgüsse in Gesichtsabdrücke von Wachs und Gyps erfunden haben. Die B.n wurden gewöhnlich in Vorhallen, Begräbnissen, Bibliotheken, Tempeln, Gymnasien, Palästen aufgestellt. Bei den Römern waren die Ahnenbilder von Wachs, standen in den Atrien in verschlossenen Nischen und wurden bei feierlichen Prozessionen vorgetragen und bei öffentlichen Reden auf dem Markte aufgestellt. Dazu berechtigte aber nur das Jus imaginum, das Vorrecht, Bildnisse von Vorfahren zu haben, welche mit der Sella curulis verbundene obrigkeitliche Würden bekleidet hatten. Zur Kaiserzeit waren die B.n sehr in Schwung. In der Basis waren gewöhnlich Inschriften eingegraben. Viele antike B.n von Marmor oder Metall haben sich noch erhalten, Bildnisse von Homer, Socrates, Platon, Euripides, Cäsar etc., wie auch von Cäsaren und ihren Gemahlinnen. Doch muß man bei der Beurtheilung der Inschriften vorsichtig seyn, da sie oft spätern Ursprungs und nicht selten neue Köpfe auf Basen mit alten Inschriften gesetzt sind.

Buet, le, savoyische Alpenhöhe, nordwestlich vom Chamounythal, 9564 Fuß über dem Meer und 8412 Fuß über dem Genfersee erhaben, einer der schönsten u. merkwürdigsten Berge Savoyens, der eine Fernsicht bietet, welche ganz Wallis vom St. Gotthard ab, unzählige savoyische Thäler u. Berge bis in die Dauphiné und das große vom Jura begrenzte Thal umfaßt. Der Berg besteht bis zwei Dritttheile seiner Höhe aus Granit und Gneis, worauf Sand-, Thon- und Kalkflötze folgen. Trotzdem, daß er das ganze Jahr hindurch mit einer harten, dicken Schneelage überdeckt ist und im Nordost und Nordwest mächtige Gletscher sich bis an seine senkrechten Wände erstrecken, wird er doch, seit die Brüder de Lüc ihn am 20. September 1770 zum ersten Mal erstiegen, von Reisenden, besonders im Hochsommer, häufig besucht, denen dort das Erstaunenswürdige des Montblanc mit weniger Beschwerden und Gefahren und in nicht eben stark verjüngtem Maßstabe geboten wird. Ein beschwerlicher Pfad führt von Courteraie im Valorsinethal, ein weit bequemerer über Servoz, das Villythal und den Col de Salenton auf seinen Rücken. Beschrieben ist der B. in den Reisewerken von Saussure, Exchaquet, Bourrit, J. F. von Osterwald, Ebel etc.

Bütow, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, am gleichnamigen Fluß, hat eine katholische und eine evangelische Pfarrkirche, ist Sitz des Stabs vom 21. Landwehrregiment und zählt über 2000 Einwohner, welche Ackerbau, Viehzucht, Branntweinbrennerei, etwas Wollen- und Tuchweberei treiben. Nahe bei der Stadt ist ein altes Schloß mit Wall und Mauern, einst Sitz eines deutschen Ordenskomthurs, später eines herzoglichen pom-

merschen Landeshauptmanns, jetzt des königlichen Domänenbeamten. B., zuerst 1346 urkundlich erwähnt, gehörte bis 1460 dem deutschen Orden, dann den pommerschen Herzögen als Lehen u. kam nach Bogislaws XIV. Tode 1657 an Brandenburg.

Büttel (auch **Bütel** oder **Bobel**), s. v. a. Gerichtsdiener, wird gegenwärtig nur in verächtlichem Sinne gebraucht. In vielen Gegenden und noch bis ins vorige Jahrhundert erhielt der B. im Wirthshaus nur einen Krug ohne Deckel, sein Stuhl ohne Lehne stand zur Linken der Thüre; gleichwohl mußte der B. schon damals ein Pflegehafter (zinspflichtig) seyn und wenigstens eine halbe Hufe Grundeigenthum besitzen.

Büttner, s. Böttcher.

Büttner, Heinrich Christoph, deutscher Geschichtsforscher und Rechtsgelehrter, zu Ansbach 1766 geboren, ward 1794 Amtskastner in Kleinlarkheim, 1797, in Folge des Regierungswechsels, königlich preußischer erster Justizamtmann und Justizrath in seiner Vaterstadt. Als trefflicher Geschichtsforscher hat er sich ein Hauptverdienst um die genauere Kenntniß der fränkischen Geschichte, Geographie und Statistik erworben. Er schrieb, meist anonym: „Miscellaneen für Rechte und Gesetze rc. von Ansbach und Baireuth" (Ansbach 1788); „Fränkisches Archiv" (3 Bde., Ansbach und Schwab. 1790); „Fränkische Unterhaltungen" (5 Bde., Schwab. 1790—1796); „Frankenia, Beiträge zur Topographie, Literatur und Geschichte von Franken" (2 Bde., Ansbach 1813); „Fränkische Blätter" (2 Hefte, das. 1795). Mit K. H. Lang, Schulz und Knappe edirte er auch die „Historische und statistische Beschreibung des Rezatkreises" (2 Hefte, Nürnberg 1809), setzte mit J. B. Fischer und J. K. Knorl das fränkische Archiv unter dem Titel „Ansbachische Monatsschrift" (18 Hefte in 3 Bdn., Ansbach 1793 und 1794) fort u. † als Oberregierungsrath zu Stuttgart 1816.

Bützow, Stadt im mecklenburg-schwerinschen Fürstenthum Schwerin, am linken Ufer der Warnow und einem gleichnamigen See, ist regelmäßig gebaut, hat ein altes Schloß (jetzt Kriminalgefängniß), eine reformirte Kirche (die einzige im Lande), eine Spielkarten- und Seifefabrik, Buchdruckerei und lithographische Anstalt und 3700 Einwohner, welche Prahmschifffahrt nach Rostock, Blutegelzucht und Bierbrauerei betreiben. B. erscheint mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts als Stadt, wurde 1627 von den Kaiserlichen eingenommen, 1706 durch 80—90 französische Refugiés bevölkert und erlitt 1716 eine große Feuersbrunst. Es hatte von 1760—1789 eine Universität und ist Geburtsort des Mineralogen C. G. Karsten.

Buffalmaco, Buonamico di Christofane, angeblich alter florentinischer Maler und Schüler des Andrea Tafi, nach Andern des Taddeo Gaddi, nach den neuesten Untersuchungen nur aus Dichterwerken bekannt. Was Vasari von ihm berichtet, beruht auf einer Verschmelzung der Nachrichten des Ghiberti von einem Maler Buonamico mit jenem lustigen Charakter und seinem stehenden Beinamen B. in den Novellen des Boccaccio u. des Sacchetti; diesem ist der Beiname Buonamico, jenem der Beiname B. entnommen. Durch das Dichterische oder Mythische wird alles Geschichtliche über ihn so überfluthet, daß seine historische Existenz mehr als zweifelhaft und es wahrscheinlich wird, daß verschiedene Maler, Thatsachen und Erdichtungen in eine Person zusammengeworfen worden sind, welcher Vasari ihre Lebenszeit zu Ende des 13. u. Anfang des 14. Jahrhunderts anwies. Man schreibt B. die in großartig phantastischem Charakter ausgeführte Passion Christi in der Halle des Campo Santo zu Pisa zu.

Buffalo (engl.), Büffel, Auerochs.

Buffalo, Zollhafen und Hauptstadt der Grafschaft Erie im nordamerikanischen Staat Newyork, südsüdöstlich von den Niagarafällen, an der Mündung des Flüßchens gleichen Namens in den Eriesee, bei dem Beginne des Niagara River und dem Anfang des großen Eriekanals, der den Hudson bei Albany mit dem Eriesee verbindet. Die Lage der Stadt ist schön und gesund; der Grund, auf welchem dieselbe angelegt ist, steigt zu einer ziemlich bedeutenden Höhe und gewährt eine weite Aussicht auf den See, den Niagarafluß und das canadische Ufer. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, breit und gut unterhalten und schneiden sich meist in rechten Winkeln; unter ihnen zeichnet sich besonders die eine halbe Meile lange u. 120 Fuß breite Mainstreet mit ihren vielen Waarenlagern aus. Die Bevölkerung betrug 1810 1580, 1830 8653, 1840 18,213, u. 1850 42,261, jetzt über 60,000, worunter fast ein Drittel Deutsche, die sich auch in der Umgebung vielfach angesiedelt haben. Diese rasche Zunahme verdankt B. seiner äußerst vortheilhaften Situation in kommercieller Hinsicht, am Beginne der Kanal- und am östlichen Schlusse der Schifffahrt der großen Seen Erie, Huron und Michigan, die in Verbindung mit einem gut geschützten und geräumigen Hafen in dem östlichsten Winkel des Eriesees, der mehre hundert Schiffe zugleich in sich fassen kann, einem auf Kosten der Union erbauten Molo von 1500 Fuß Länge mit Leuchtthurm, sowie wichtigen Eisenbahnen und Kanälen, den Ort zu einem Hauptstapelplatz zwischen dem Osten und Westen der Union machen. Die Stadt hat mehre öffentliche Plätze, ein Gerichtshaus, 2 Markthäuser, an 40 Kirchen verschiedener Konfessionen (3 gehören den deutschen Protestanten an), 10 Banken, ein Waisenhaus, ein Lyceum mit Bibliothek und andere gut geleitete öffentliche Schulen, ein Theater und mehre treffliche Hotels. Neben dem Handel blühen Manufakturen und Fabriken aller Art auf. B. wurde 1801 von der holländischen Landcompany angelegt, 1812 ein militärischer Posten, 1814 von den Engländern bis auf 2 Häuser (von 200) niedergebrannt, später mit Unterstützung des Kongresses (derselbe bewilligte dazu eine Entschädigungssumme von 80,000 Dollars) so rasch wieder aufgebaut, daß 1817 schon wieder 100 Häuser standen, 1823 als Village privilegirt, 1832 als City chartirt und in 5 Wards eingetheilt. Im Jahr 1814 zählte es 200, jetzt 2000 Häuser.

Buffallo Bayou, Fluß im nordamerikanischen Staat Texas, geht über Houston, bis wohin er mit Dampfschiffen befahren wird, und mündet Lynchburg gegenüber in den San Jakinto.

Buffaloës, gezähmte Büffel, werden in Ruß-

land zum Ziehen und Milchgewinnen benutzt, sind aber stets schwer zu bändigen.

Buffbohne (auch **Saubohne**, Vicia Faba *L.*), Art der linnéischen Gattung Vicia, mit steifem und aufrechtem Stengel ohne Ranken, ovalen Blättchen, einseitigen, großen, wohlriechenden Blüthen, woran die sogenannten Flügel mit einem schwarzen Flecken versehen sind, und aufrechten, höckerigen, lederartigen, 3 Zoll langen Hülsen mit 3—4 großen weißen oder braunen Bohnen. Die B. ist ein ursprünglich am kaspischen Meer einheimisches Sommergewächs und wird häufig bei uns als Futtergewächs und Gemüse in Gärten und auf Feldern angebaut. Die Kultur hat mehre Spielarten hervorgebracht; die vorzüglichsten sind die Mazagan- und die Windsorbohne. Die Bohnen sind außerordentlich nährend u. daher für den landwirthschaftlichen Gebrauch, besonders zur Mastung der Schweine, zu empfehlen. Da sie leicht durch den Frost leiden, so dürfen sie nicht vor Ende des Mai auf die Felder gebracht werden; in gut gedüngtem Boden wachsen sie sehr üppig und erreichen eine Höhe von 3 Fuß. Sie werden ganz dünn gesäet, oder besser wie die gewöhnlichen Bohnen einzeln, in Zwischenräumen von 6—8 Zoll, gesteckt. Das Stroh dient zu nichts als zum Verbrennen; die Asche enthält viel Kali. Man führte sonst in den Apotheken: Fabae stipites, flores, semina; die Asche als Mittel gegen den Kropf, das destillirte Wasser der Blumen als Schönheitsmittel, das Mehl der Samen zu Breiumschlägen. Pythagoras verbot seinen Schülern den Genuß der B.n.

Buffet (franz.), Schauschrank für kostbare Trinkgefäße, auch ein mit reichen Geschirren besetzter Schenktisch; dann jeder Kredenztisch, besonders in einem Speisesaale, neuerlich besonders das Speise- u. Trinklokal in Schauspielhäusern, Tanzsälen rc.

Buffinseln, australische Inselgruppe von 11 Inseln, im Archipel la Pérouse; die Bewohner sind Malayen.

Buffon, Georg Ludwig Le Clerc, Graf von, berühmter französischer Naturforscher, war geboren den 7. September 1707 zu Montbard, einem Städtchen in Bourgogne, als Sohn Benjamin Le Clercs, Parlamentsraths zu Dijon, entschied sich frühzeitig für das Studium der Naturwissenschaften, indem seine Liebe zu diesem Fache im Umgange mit dem Sohne des Herzogs von Kingston, den er zu Dijon kennen lernte und dessen Führer ein äußerst gebildeter u. unterrichteter Mann war, angeregt ward. In Begleitung desselben bereisten die beiden jungen Leute Frankreich und Italien, wo B. von den Meisterwerken der Kunst, aber noch mehr von den Wunderwerken der Natur angezogen wurde. Er folgte darauf seinem Freunde nach England, wo er einige Zeit verweilte, um sich mit der Sprache der Briten vertraut zu machen. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit der Uebersetzung zweier englischen Werke: „Die Statik der Gewächse" von Hales (Paris 1735) und Newtons „Theorie der Fluxionen" (das. 1740). In eigenen Arbeiten zeigte er anfangs eine Vorliebe für die Geometrie, die Physik und die Landwirthschaft. Er legte der Akademie, die ihn schon 1733, in seinem 26. Jahre, zu ihrem Mitglied ernannt hatte, mehre in diese Fächer einschlagende Untersuchungen vor, z. B. eine, worin er zeigte, wie man durch das Schälen der Bäume vor dem Fällen die Holzrisse verhüten und die Dauerhaftigkeit des Holzes vermehren könne. In einer anderen rief er das Wunder des archimedischen Spiegels, das 20 Jahrhunderte lang vergessen war und dessen Wirklichkeit vielen Gelehrten problematisch vorkam, wieder ins Leben, indem er bewies, wie durch die Kombination von Spiegeln in einer parabolischen Kurve, vermittelst ihrer Koincidenz, die Sonnenstrahlen auf einen ziemlich weit entfernten Mittelpunkt reflektirt werden können, so daß man damit in der Ferne Gegenstände entzünden kann, bei welcher Gelegenheit Voltaire ein Schreiben an ihn mit den Worten: „A Archimède second!" richtete. Bald nachher (1739) wurde er auf den Vorschlag seines Freundes Dufay zum Intendanten des Jardin royal des Plantes ernannt. Diese Ernennung war für B.s künftige Studien entscheidend. Von nun an setzte er seinen ganzen Ruhm darein, die treffliche Anstalt zu erweitern, zu bereichern und in ihr die Erzeugnisse der Natur aller Weltgegenden zusammen zu bringen. Er errichtete ein Naturalienkabinet, Gallerien, Treibhäuser rc., und entwarf mitten unter so vielen Schätzen den großartigen Plan zu einer Naturgeschichte, welche die unzähligen Wesen der Schöpfung umfassen sollte. Erfüllt von der Lektüre des Aristoteles und des Plinius, nahm er sich vor, in diesem Werke die Genauigkeit der neuern Beobachtungen mit der Beredsamkeit des Letztern und den tiefen Einsichten des Erstern zu vereinigen. Obgleich er mit den meisten Erfordernissen zu einer solchen Arbeit ausgerüstet war, so fehlte ihm doch die Geduld und der scharfe Blick, um so zahlreiche und oft so kleinliche Gegenstände zu beobachten und zu beschreiben, und er verband sich deshalb mit seinem Landsmanne u. Jugendfreunde, dem Anatomen Daubenton, welcher die ihm abgehenden Eigenschaften besaß. B. übertrug diesem den anatomischen und beschreibenden Theil der Naturgeschichte der Vierfüßler, und nach einer zehnjährigen Arbeit lieferten die beiden Freunde 1749 die drei ersten Bände der „Naturgeschichte", denen sie bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde und die Naturgeschichte des Menschen und der Säugethiere umfassen. Der glänzendste Theil dieses Werks, die allgemeinen Theorien, die Schilderung der Lebensart und der Eigenthümlichkeiten der Thiere, sowie die Beschreibung der großen Naturerscheinungen sind von B.; Daubenton beschränkte sich auf die Beschreibung der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770—1783 erschienen, enthalten die Naturgeschichte der Vögel und sind ohne Daubentons Beihülfe gearbeitet. B. wählte andere Mitarbeiter und die Naturgeschichte, der nun die schätzbaren Details Daubentons abgingen, nahm eine andere Gestalt an, in sofern den historischen Artikeln, welche anfangs Guéneau von Montbeillard und nachher der Abbé Beron redigirte, weniger ausführliche Beschreibungen und fast gar nichts Anatomisches beigegeben ward. B. allein gab von 1783—1788 fünf Bände über die Mine-

ralien heraus. Von den sieben Supplementbänden, deren letzter erst nach seinem Tode 1789 erschien, bildete der fünfte ein abgesondertes Ganzes, das von allen Werken B.s das berühmteste ist. Dieser enthält seine „Epochen der Natur", in welchen der Verfasser mit dichterischen Farben eine Theorie der Erde aufstellt, welche von der in den ersten Bänden entworfenen ganz verschieden ist, obgleich er anfangs nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen scheint. Was B. in seiner Arbeit, die ihn volle 50 Jahre hindurch beschäftigte, geliefert hat, war indeß nur ein Theil des ungeheuern Planes, den er entworfen und der von Lacépède für die Naturgeschichte der Wallfischarten, der Schlangen und der Fische, von Latreille für die Thiere ohne Rückgrat und von Brisseau-Mirbel für die Pflanzen fortgesetzt wurde. In Betreff der Erhabenheit des Standpunktes, von welchem er ausgeht, in Ansehung seines gelehrten Ideenganges, der Majestät seiner Bilder, der Würde und des Adels seines Ausdrucks, der Harmonie seines Styls bei der Beschreibung der erhabenen Gegenstände, wird B. einstimmig und allgemein für noch unerreicht erklärt. Seine Gemälde großer Naturscenen sind von einer überraschenden Wahrheit und hinreißenden Schönheit, und einem jeden derselben ist der unvertilgbare Stempel der Originalität aufgedrückt. Seine Werke, die in alle Sprachen des gebildeten Europa's übersetzt worden sind, erweckten eine allgemeine Neigung zum Studium der Naturgeschichte und erwarben dieser Wissenschaft die Gunst und Unterstützung der Fürsten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfasser in den Grafenstand und d'Angivilliers ließ unter Ludwig XVI., noch zu B.s Lebzeiten, sein Standbild am Eingange des königlichen Naturalienkabinets mit der Inschrift errichten: Majestati naturae par ingenium. Doch das allgemeine Lob, welches B. als Naturhistoriker erntete, wurde ihm nicht auch so ungetheilt als Physiker gespendet. Seine Hypothese von der Formation der Planeten, die ihm in Hinsicht auf die darin enthaltenen Forschungen und Kombinationen Ehre macht, seine Theorie der Erde, in welcher er die Veränderungen, die sie erlitten hat, zu erklären suchte, erfuhren vielfältigen Widerspruch. Man konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Gebirge durch die Ebbe und Fluth entstanden seyen. Es schien im Gegentheil eine ausgemachte Sache, daß der Ocean sein von Natur ihm angewiesenes Bett nicht habe verlassen können, um, bis über die Wolken hinaus, die Felsen des Imaus und des Kaukasus aufzuthürmen. B., der die Unwahrscheinlichkeit seines Systems selbst einsah, änderte dasselbe in seinen „Epochen der Natur" und legte dem Feuer und der Wirkung der Vulkane das bei, was er früher den Gewässern des Meeres zugeschrieben hatte. Sein System über die Reproduktion der lebenden Wesen wurde nicht besser aufgenommen. Nach ihm besteht in allen animalischen und vegetabilischen Wesen der Natur eine gewisse Quantität organischer Körperchen (molécules organiques), die umgebildet werden können und aus welchen die verschiedenen organisirten Wesen, welche auf der Oberfläche des Erdballs leben, entstehen. Diese Körperchen, welche unzerstörbar sind, geben durch den Ernährungsprozeß von einem Körper in den andern über, wo alsdann, durch die Absonderungsorgane, die ausgebildetsten, die lebensvollsten derselben zur Bildung eines neuen Wesens in dem Sperma sich sammeln und durch die Zeugung fortgepflanzt werden. Diese Körperchen, die man mit Hülfe des Vergrößerungsglases in dem Samen erblickt, erhalten vermittelst einer innerlichen Form, welche sowohl die äußere als innere Gestaltung des zeugenden Geschlechts darstellt, dieselbe Gestalt wie die des hervorzubringenden Individuums. Die Mischung des Samens, wobei der männliche oder der weibliche vorherrscht, bestimmt das Geschlecht des erzeugten Individuums. Werden die organischen Körperchen außerhalb der Gebärmutter deponirt, so können sie von selbst Würmer oder andere unvollkommene Thiere erzeugen, wie dieses durch zufällige Vereinigung in unsern Eingeweiden geschieht. Löst sich im Tode das Thier oder die Pflanze durch die Fäulniß auf, so streben die organischen Körperchen, befreit von den Fesseln, die sie gefangen hielten, durch den Nahrungsprozeß in andere Wesen überzugehen, oder bilden sich selbst in verschiedene Wesen aus, wie z. B. die Schwämme, die Moose, die Würmer &c. Der vollkommenste Theil von B.s Werk ist seine Naturgeschichte der Vierfüßler. Vor ihm hatte man nur falsche und verworrene Kenntnisse von den ausländischen Vierfüßlern. Die Unordnung, in welcher B. die Geschichte dieser Thiergattung gefunden, war die Veranlassung zu dem Unwillen, mit welchem er öfters gegen die Methoden und die Nomenklaturen eiferte. Er kam aber bald wieder von diesem Vorurtheile zurück, und in seiner Naturgeschichte der Vögel gab er stillschweigend der Nothwendigkeit nach, die uns zwingt, unsere Ideen zu ordnen, wenn wir eine klare Vorstellung von deren Zusammenhange haben wollen. Daher bildet auch die Naturgeschichte der Vögel, obgleich man in ihr die Strenge der Kritik und die Genauigkeit der Details vermißt, die in der Naturgeschichte der Vierfüßler herrschen, ein viel leichter zu fassendes und angenehmer zu lesendes Ganzes. Sie wurde seitdem allen Werken, welche über denselben Gegenstand geschrieben worden, zu Grunde gelegt, und keines bietet, mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher es entstand, so viel kritische Schärfe und Genauigkeit, als das von B. Das schwächste seiner Werke ist seine Naturgeschichte der Metalle, weil er, verführt durch die häufigen Gelegenheiten, die sich darboten, seinem Sinne für Hypothesen nachzuhängen, die Chemie nicht genugsam zu Rathe zog und den raschen Fortschritten, welche die Mineralogie durch die Arbeiten eines Romé-de-Lisle, Bergmann, Saussure und Hauy machte, zu folgen vernachlässigte. Ohne Zweifel sind heut zu Tage diese, wenn auch noch so glänzenden Hypothesen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften verdrängt, und man betrachtet sie nur noch als höchst angenehme und interessante Phantasiebilder. Kann man auch nicht leugnen, daß B. weder in der Metaphysik, noch in der Physik sich auszeichnete, so muß man doch zugeben, daß er die Gren-

zen dieser beiden Wissenschaften durch die Forschungen und Entdeckungen, die er veranlaßte, bedeutend erweitert hat. Ungeachtet einiger, vielleicht scheelsüchtiger Beurtheilungen von Voltaire, die B. nur durch Hochachtungsbezeugungen erwiederte, ungeachtet des Tadels, den Condorcet und Andere gegen den Pomp seines Styls aussprachen, muß B. als einer der brillantesten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts angesehen werden. Kein anderer Naturgeschichtschreiber hat ihn übertroffen hinsichtlich der Pracht und des Glanzes seiner Gemälde. Auch hat wohl selten ein Schriftsteller so viel Fleiß und Aufmerksamkeit auf die Vollendung und den Wohllaut seiner Schreibart, auf die Abrundung seiner Perioden und die Wahl seiner Ausdrücke verwendet, wie es B. gethan hat. Mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer korrigirte und änderte er an seinen Schriften so lange, bis er das rechte Wort, die passende Wendung gefunden hatte. Man sagt, er habe seine „Epochen der Natur" elfmal abgeschrieben und dabei immer geändert, immer verbessert. Die besten Jahre seines Lebens wurden B. durch die Leiden einer Steinkrankheit getrübt; er schritt aber selbst in so trauriger Körperverfassung auf seinem geistigen Pfad unerschrocken weiter, bis endlich der Tod (am 16. April 1788 zu Paris) seinem Wirken ein Ziel steckte. B. hatte sich 1760 mit einem Fräulein von Saint-Belin, der Tochter aus einer sehr angesehenen adeligen Familie, vermählt. Ein Sohn aus dieser Ehe, Henri Le Clerc, Graf von B., geboren 1764, widmete sich dem Militärdienste und gehörte beim Ausbruch der Revolution zur Partei des Herzogs von Orleans, die er aber dann verließ, und starb unter dem Beile der Guillotine. Seine letzten Worte: „Citoyens, je me nomme Buffon", konnten ihn nicht retten. Die verschiedenen Originalausgaben von B.s großem Werke sind folgende: Die „Histoire naturelle générale et particulière" hat 36 Thle. (Par. 1749—1788); die 15 ersten Bde. (bis 1767) enthalten die Theorie der Erde, die Geschichte des Menschen und der Vierfüßler; die 7 folgenden (1774—1789) sind Supplemente, deren letzter ein besonderes Werk bildet: die Epochen der Natur; die folgenden 9 Bde. (1770—1783) enthalten die Vögel, und die letzten 5 die Mineralien. Die Schönheit der Kupfer macht diese Ausgabe vorzüglich schätzbar. Die Ausgabe von 1774 u. den folgenden Jahren, in 28 Bdn., ist wie die vorige aus der königlichen Druckerei hervorgegangen u. enthält die Supplemente an ihrem Orte eingereihet; der anatomische Theil der Beschreibungen von Daubenton, der sich aber nur auf die Vierfüßler erstreckte, ist weggeblieben und die Kupfer sind unvollkommener. Beiden Ausgaben aber dient Lacépède's „Histoire des Quadrupèdes ovipares et des serpents" (2 Bde., 1787 bis 1789), dessen „Histoire des Poissons" (5 Bde., 1799—1803) und „Histoire des Cétacées" (1804) als Ergänzung. Die Ausgabe von 1752 ff., ebenfalls aus der königlichen Druckerei hervorgegangen, hat 73 Bde. in 12., mit Inbegriff der anatomischen Darstellungen, und 54 Bde. ohne dieselben, die Fortsetzung von Lacépède in demselben Formate, 17 Bde. Die Ausgabe von Allemand, Professor zu Leyden, in 21 Bdn., Amsterdam 1766 bis 1779, enthält bloß die allgemeine Naturgeschichte u. die Vierfüßler, mit Zusätzen von Allemand, die B. anerkannt u. selbst für seine Supplemente benutzt hat. Die zweibrücker Ausgabe in 54 Bdn., 1785—1791, ist schlecht gedruckt, aber mit kolorirten Kupfern. In der Ausgabe, betitelt: Histoire naturelle générale et particulière, nouvelle édit. accompl. de notes etc.; ouvrage formant un Cours complet d'histoire naturelle, rédigé par Sonnini, 127 Bde. in 8., mit 1150 sorgfältig illuminirten Kupfertafeln, Paris 1798 bis 1807, befassen B.s Werke, mit Noten und Zusätzen, 64 Bde., der Rest aber: Reptiles von Daudin, 3 Bde.; les Molusques von Denys-Montfort, 6 Bde.; les Crustacées et les Insectes von Latreille, 14 Bde.; les Poissons von Sonnini, 13 Bde.; les Cétacées von demselben, 1 Bd.; les Plantes von Brisseau-Mirbel u. A., 18 Bde.; Tables générales von Sue, 3 Bde. Gut ist die pariser Ausgabe in 76 Bdn., 1799—1802, von Lacépède, in welcher die Dinge in eine neue Ordnung gebracht sind und von welcher die 20 letzten Bände die Fortsetzung enthalten. Der „Cours complet d'histoire naturelle", von Castel, enthält 80 Bde., Paris 1799—1802, und zwar die 26 ersten Bände von B.s Werken verkürzt u. nach Linné's System neu geordnet. Die „Histoire naturelle de Buffon, réduite à ce qu'elle contient de plus instructif et de plus intéressant, par Bernard", umfaßt 11 Bde., Paris 1799. Die „Oeuvres complètes de Buffon", von Bassieu herausgegeben, 34 Bde., Paris 1810 ff., sind vollständig, aber mit schlechten Kupfern versehen. Die „Oeuvres complètes de B., mises en ordre et précédées d'une notice historique, par A. Richard", sind die schönste, vollständigste u. die einzige Ausgabe, welche in gleicher Höhe mit der Wissenschaft steht; die kolorirten Abbildungen derselben sind vorzüglich. Uebersetzungen von B.s Naturgeschichte sind in englischer, italienischer, spanischer u. holländischer Sprache erschienen. In Deutschland erschienen B.s allgemeine Historie der Natur, 16 Bde. mit Kupfern, Leipzig 1750—1774; B.s allgemeine Naturgeschichte, übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von F. H. Martini, 7 Bde., Berlin 1771—75; B.s Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, von demselben, vom 6. Bd. an aber von B. Ch. Otto übersetzt, 23 Bde., das. 1772—1801; B.s Naturgeschichte der Vögel, bis zum 6. Band von Martini, von da an von Otto übersetzt, 35 Bde. und 2 Supplementbände, das. 1772—1810; B.s Naturgeschichte des Menschen, frei übersetzt von F. B. von Ulmenstein, 2 Theile, das. 1805—1807; B.s Naturgeschichte der Mineralien, von Ch. E. Wünsch übersetzt, Leipzig 1784; B.s Epochen der Natur, 2 Bde., Petersburg 1782. Das beste Werk über B. selbst ist: Voyage à Montbard, contenant des détails sur le caractère, la personne et les écrits de B., von Herault de Sechelles, Par. 1801.

Buffone (Buffo, ital., oder Bouffon, franz.), jeder Sänger, welcher in der komischen Oper (opera buffa) oder im italienischen Intermezzo die komischen Charaktere darstellt. Ohne Zweifel ist das Wort aus der niedern Latinität entnommen, wo buffo denjenigen bedeutete, welcher auf dem Theater die Narren und Schelme darstellte und das Gelächter der Zuschauer auf

jede mögliche Weise zu erregen suchte. In Italien unterscheidet man zwei Arten von B.n, einen für das Hoch- u. einen für das Niedrig-Komische; der erste muß guter Sänger (Buffo cantante) seyn; der letztere braucht nur eine leidliche Stimme zu haben, man fordert dagegen von ihm ein durchaus komisches Spiel und die Gabe der lustigen Karrikaturdarstellung; er wird daher pleonastisch Buffo comico genannt, auch Buffo burlesco oder assoluto. Als Beiwort bezeichnet das italienische Wort buffo den scherzhaften Charakter eines Tonstückes, z. B. duetto buffo, aria buffo. Hingegen wird eine nicht ganz ernsthafte tragische Oper (wie Don Juan) schon Opera buffa genannt, im Gegensatz der Opera seria und der später noch dazwischen geschobenen Opera semiseria. Der B. hat vorzüglich einen parlanten Gesang, d. h. seine Rede liegt mit ihrem Tone zwischen dem Singen und Sprechen, und jede Uebertreibung, wenn von Laune begleitet, ist erlaubt; selbst in ganz ernsthaften Scenen spielt er seine komische Rolle unabhängig fort. In Frankreich nannte man die 1752 nach Paris kommenden italienischen Intermezzospieler B.s, daher die Parteien der Bouffonisten u. Antibouffonisten, welche letztere die französische Musik vorzogen.

Bufoniten (Bufonitae), Krötensteine, versteinerte Zähne gewisser Fischarten, vielleicht vom Seewolf (anarrhichas) herstammend; in früherer Zeit wollte man sie in Köpfen von Kröten gefunden haben.

Bug, bei Thieren überhaupt der Theil eines Gelenkes, wohin es sich natürlich beugt; man unterscheidet deshalb Vorderbug, Hinterbug. Insbesondere ist B. der Theil des Pferdekörpers, welcher unmittelbar unter der Schulter, seitwärts neben der Brust liegt. Zur Grundlage hat der B. einen kurzen, starken Knochen, der das Bug- oder Querbein genannt wird. Das obere nach vorn hingekehrte Ende dieses Knochens hat einen nur sehr wenig erhabenen Gelenkkopf, der in eine flache Vertiefung am untern Ende des Schulterblattes aufgenommen wird, aus welcher Vereinigung das Schultergelenk entsteht. Dieses Gelenk ist ein sogenanntes Nußgelenk, welches dem B.e nach allen Seiten hin Bewegung verstattet, woher denn auch vielleicht der Name B. kommt. Die vorn liegende Vene wird die Bugader genannt. Im Seewesen ist B. die vordere Biegung des Schiffes vom Vorsteven bis an die Fockeruste; je nach der größeren oder geringeren Rundung und Länge desselben heißt er voller, breiter, scharfer, schmaler oder springender B.

Bug, 1) (Bog), europäisch-russischer schiffbarer Fluß, entspringt bei Mierzehobucz im österreichisch-galizischen Kreise Lemberg aus kleinen Seen und Bächen, fließt in ziemlicher Breite in Sümpfen hin, betritt bei Krzylov die Grenze von Rußland u. Polen, die er eine große Strecke begleitet, bis er sich westlich nach dem Innern von Polen wendet, und mündet bei Modlin in die Weichsel. Seine Nebenflüsse sind der Narew, Wka, Wieprz, Nurzek, Wlodawka, Bobr, Lewieck und die Machawika. Er wird bei Zakroczyn schiffbar. Ein anderer gleichnamiger europäisch-russischer Fluß entspringt im nordwestlichen Podolien und mündet unweit Otschakow in den Dniepr, nachdem er bei Wosnessensk schiffbar geworden. Sein Hauptnebenfluß ist der Ingul.

2) (Guadalaxara de Buga), Stadt im südamerik. Staat Neugranada, Hauptort einer Kolonie, in sehr schöner Lage, meist von reichen Gutsbesitzern bewohnt, welche den größten Theil des Jahres auf ihren Landgütern sich aufhalten, hat 6000 Einw., eine Lancasterschule, 2 Klöster. Die Stadt ist 1588 von Domingo Lozano gegründet, gut gebaut, hat aber sehr gelitten durch das Erdbeben von 1766.

Bugano (auch Engano), ostindische Insel in der Nähe von Sumatra, hat 10 Meilen im Umfange u. süßes Wasser.

Bugas, Landspitze in der europäisch-russischen Statthalterschaft Taurien, am Eingange des Kubenskoi Liman, im Gebiet der tschernomorskischen Kosaken, mit Hafen und kleiner Festung.

Bugeaud, Thomas Robert de la Piconnerie, Herzog von Isly, französischer Marschall, wurde den 15. Okt. 1784 zu Exideuil im Departement der Dordogne geboren, trat 18 Jahre alt als Volontär unter Napoleons Fahnen, that sich in mehren Schlachten rühmlich hervor, ward kurz vor dem Sturz Napoleons Oberst und kommandirte unter Marschall Suchet 1815 die Avantgarde des Armeecorps der Alpen mit größter Auszeichnung. Während der Restauration inaktiv, sorgte B. in seinem Departement für die Verbesserung des Volksunterrichts, vervollkommnete den Ackerbau, die Landwirthschaft u. machte sich überhaupt durch Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse eben so verdient als populär. Nach der Julirevolution erkannte in ihm die Dynastie Ludwig Philipps ihren eifrigsten Vertheidiger, u. zur Belohnung ward B. 1831 zum Maréchal de Camp befördert. Zugleich kam er, da er sich selbst auf die Wahllisten für die Deputirten seines Departements gestellt hatte, im August 1831 als Deputirter von Perigueux ins Parlament und hatte bald genug Gelegenheit, sich durch seine im scharfen, aufreizenden Tone zu Gunsten der Regierung entfaltete Beredsamkeit den Ruf zu erwerben, daß die reaktionären Principien des Julithrons in ihm den blindesten Protektor gefunden hätten. Mannigfache Händel mit der Opposition und eine temporäre Rückkehr nach Perigueux im Mai 1832 waren die Folge seiner parlamentarischen Haltung. Als zur genauen Prüfung des vorgeschlagenen holländisch-belgischen Systems der ackerbauenden Kolonien gegen Ende 1832 eine Kommission ernannt wurde, erwählte man auch B. zum Mitglied derselben, und gleich darauf erhielt er das Kommando einer Brigade der pariser Garnison. Noch größeres Vertrauen bewies ihm aber die Regierung durch Uebertragung der Oberkommandantur der Festung Blay unweit Bordeaux, wo seit November 1832 die Herzogin von Berry gefangen saß. Die Karlisten warfen ihm Härte und Gewaltthätigkeiten gegen die Herzogin vor; die Republikaner zeigten mit Fingern auf ihn, als auf einen erkauften Diener des Juste-Milieu, das ihn sogar vermocht habe, sich zum Kerkermeister herabzuwürdigen. Als aber ein junger Deputirter, Namens Dulong, in der Sitzung vom 25. Januar 1834 die Frage aufwarf: „ob der von B. als erste Pflicht des Soldaten er-

klärte militärische Gehorsam auch bis zur Schmach und so weit gehen dürfe, daß man sich zum Kerkermeister eines Staatsgefängnisses machen lassen müsse?" so entgegnete B. dem kühnen Frager statt der parlamentarischen Antwort mit einer Herausforderung und erschoß denselben im Zweikampfe. Zu Anfang des Sommers 1833 eskortirte B. die Herzogin von Berry nach Palermo. Als starrer Soldat des Julithrons erklärte sich B. auch aufs Entschiedenste gegen die Associationen und für das Gesetz über den unerlaubten Besitz von Waffen und Munition, sowie für die Aufrechthaltung eines großen Heeres und für die Zuschußkredite zum Budget des Kriegs. In seinem Departement nach Beendigung der Sitzungen mit Jubel empfangen, wurde er gleich darauf zum Deputirten von Exideuil ernannt und sprach sich nun mit seiner früheren Derbheit in der Sitzung von 1835 gegen das dem Systeme des Widerstandes widersprechende allgemeine Stimmrecht, gegen die Wahlreform und gegen die von ihm bei jeder Gelegenheit hart angegriffene Tyrannei des Journalismus aus. Ferner vertheidigte er mit gleicher Energie die Septembergesetze in Bezug auf die durch dieselben der Presse und der Willkür der Jury gesetzten Schranken. In der Sitzung von 1836 unterstützte er auch die Interessen der Landwirthschaft, der Industrie und abermals die des Departements des Kriegs. Um aber eine parlamentarische Kapacität vorzustellen, besaß er weder hinreichende politische Bildung, noch jene Ruhe des Geistes, welche zur Durchführung einer Debatte erforderlich ist. Er zeigte sich leidenschaftlich, ehrgeizig, empfindlich und so aufbrausend, daß ihm nicht selten die Wallungen des Bluts die Sprache raubten. Er war durchaus Soldat, und es war daher wohl seinen Gegnern wie ihm selbst gleich willkommen, daß ihm endlich wieder ein Ziel für seinen Degen gegeben wurde. Man nahm nämlich im Mai 1836 B.s militärische Talente in Afrika in Anspruch, wo Abd-el-Kader wieder in Oran die Oberhand gewonnen hatte. Sein vierteljähriger Feldzug, der sich durch die Entsetzung der von Abd-el-Kader an der Tafna eingeschlossenen Truppen, sowie durch die ersterem an dem Flusse Sika beigebrachte Niederlage am 6. Juli auszeichnete, war eine Waffenthat, welche ihm großen Ruhm eintrug. B. landete im August desselben Jahres wieder in Marseille und wurde nun zum Generallieutenant erhoben. Kaum hatte er aber hier, abermals zum Deputirten von Exideuil gewählt, den Degen wieder bei Seite gelegt, als die Nachricht anlangte, daß die durch B. errungenen Vortheile in Afrika durch die erste unglückliche Expedition gegen Konstantine, welche auch auf Oran zurückwirkte, meist wieder verloren gegangen seyen, und da man einen zweiten Zug gegen Konstantine nur dann mit Erfolg unternehmen konnte, wenn der plötzlich weit kühner gewordene Abd-el-Kader zugleich in Schach gehalten würde, so trat B. schon im Frühjahre 1837 sein zweites Kommando mit hinreichender Mannschaft und Vollmacht in der Provinz Oran an. Wirklich gelang es ihm nach einigen ernsten Demonstrationen, durch eine imposante Stellung, sowie durch seine Festigkeit während der durch Nationalität, Religionsfanatismus und Verschmitztheit der Araber erschwerten Unterhandlungen, am 15. Mai den Abd-el-Kader nach einer persönlichen Zusammenkunft zur Besiegelung des Traktats an der Tafna zu bestimmen. B. verblieb noch bis zu Anfang 1838 in der Provinz Oran und benutzte diese Zeit, um durch Vertrauen einflößendes Benehmen gegen die Eingebornen, durch zweckmäßigere Einrichtung der Verwaltung der Provinz Oran Frankreichs Herrschaft in diesem Gebiete zu sichern. Obwohl er nicht an die Zukunft Algeriens glaubte, so sah er doch die fortgesetzte Okkupation des Landes als ein nothwendiges Uebel an und setzte von diesem Standpunkte aus in seiner Broschüre von 1838: „Mémoire sur notre établissement dans la province d'Oran par suite de la paix", den zur wirklich dauernden Besetzung Algiers nöthigen Effektivbestand der Armee auf wenigstens 90,000 Mann fest. Außer einer andern Broschüre „De l'organisation unitaire de l'armée avec l'infanterie, partie détachée et partie cantonnée" (Paris 1835) schrieb er 1838 noch eine dritte, in welcher er eine durchgreifende und ausgedehnte Besitznahme des Landes nur durch Errichtung von Militärkolonnen als möglich bezeichnete. Im Febr. 1838 nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er, von Neuem zum Deputirten von Exideuil gewählt u. das Ministerium fortwährend vertretend, seinen Sitz im Centrum der Kammer wieder ein; aber wieder nicht auf lange Zeit. Trotz des üblen Eindrucks, welchen sein Vertrag an der Tafna, sein Plan einer beschränkten Okkupation Algiers und der brossardsche Prozeß in Frankreich gemacht hatte, wurde B. durch königliche Ordonnanz vom 29. December 1840 zum Gouverneur von Algier an Valée's Stelle ernannt, mit der Instruktion, dessen Zaudersysteme ein Ende zu machen, mit Abd-el-Kader wo möglich Frieden zu schließen, oder ihn um jeden Preis zu vernichten. Durch energische u. rastlose Thätigkeit, sowie durch das von ihm befolgte System der Kriegführung und Verwaltung gelang es ihm, selbst die Opposition zum Theil mit sich zu versöhnen. Nach Ausbruch der Feindseligkeiten mit Marokko drang B. in dieses Land ein und erfocht am 14. August 1844 den entscheidenden Sieg bei Isly, welcher ihm den Marschallsstab und den Titel eines Herzogs von Isly eintrug. Nachdem er in den folgenden Jahren im Innern Algeriens die Ruhe hergestellt u. die Kabylenstämme vollends unterworfen hatte, wurde er im Mai 1847 nach Frankreich zurückgerufen. Da der König, den Ausbruch eines neuen Revolutionssturms ahnend, vornehmlich auf B.s Ergebenheit und Energie rechnete, so sollte dieser schon vor den Februarereignissen von 1848 mit dem Oberbefehl über die Armee von Paris betraut werden; doch zögerte man damit, weil man bei der Unpopularität B.s den Volksunwillen nicht provociren wollte. So erhielt B. erst in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. das Kommando. Wiewohl jetzt rasches Handeln nothwendig war, entwarf doch B. einen umfassenden Operationsplan, den er mit Energie durchzuführen gedachte. Aber schon am Morgen des 24. Februars drangen Thiers, Odilon-Barrot, Rémusat u. A. in ihn, die Truppen aus den verschiedenen Theilen der Stadt zurückzuziehen, um

dadurch die Volkswuth etwas zu besänftigen. B. gab nur in sofern nach, als er den Rückzug der Truppen nach den Tuilerien anordnete, ward aber um 10 Uhr durch einen schriftlichen Befehl des Königs veranlaßt, die Truppen ganz zurückzuziehen, und bald darauf vom Oberkommando abberufen. Auch jetzt noch suchte er den König von Unterzeichnung der Abdankungsakte zurückzuhalten, und als ihm dies nicht gelang, begab er sich in Civilkleidung nach der Kammer, wo er jedoch zu spät eintraf, um den Gang der Dinge noch aufhalten zu können. Jedenfalls gebührt ihm aber der Ruhm, in Ludwig Philipps Umgebung der Einzige gewesen zu seyn, welcher während der verhängnißvollen Katastrophe Kopf und Muth nicht verlor. Nach der Proklamation der Republik unterwarf er sich derselben, zog sich aber auf sein Landgut nach Exideuil zurück. Durch eine Nachwahl ward er Mitglied der Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Rechten hielt und den Präsidenten Ludwig Bonaparte im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung unterstützte. Auch veröffentlichte er damals mehre gegen die Socialisten gerichtete Abhandlungen in der „Revue des deux mondes", unter denen besonders ein Bauerngespräch Beifall fand. Im Sommer 1849 von der Cholera befallen, † B. den 9. Juni zu Paris.

Bugenhagen, Johann, von seinen Zeitgenossen gewöhnlich Doctor Pomeranus, auch Dr. Pommer genannt, neben Luther und Melanchthon der einflußreichste Vertreter der deutschen Kirchenreformation, ward als der Sohn eines Rathsherrn zu Wollin, auf der gleichnam. Insel Vorpommern, am 4. Juni 1485 geb. Nachdem er zu Stettin u. auf der Universität Greifswald eine tüchtige wissenschaftliche Bildung erlangt hatte, wurde er 1503 Rektor der Schule zu Treptow. Als der Abt des Klosters Belbuck, Johann Bolduan, der zugleich Patron der treptower Schule war, 1517 für seine Mönche eine theologische Lehranstalt, Collegium presbyterorum genannt, gründete, übertrug er B. das Geschäft, in dieser Klosterschule die heilige Schrift zu erklären. Zu gleicher Zeit erhielt B. von dem Herzog Bogislaw X. den Auftrag, die Geschichte Pommerns zu schreiben, welcher Aufgabe er sich mit Eifer und Geschick unterzog. Das Manuskript seines, aus den verschiedenen Archiven Pommerns sorgfältig gesammelten, werthvollen Werkes übergab er dem Herzoge schon nach Jahresfrist. Es erschien aber erst lange nach des Verfassers Tode, 1728, unter dem Titel: Joh. Bugenhagii Pomerania in IV libros divisa etc. zu Greifswald im Druck. Sich selber noch unbewußt, war B. durch seine philologischen und biblischen Studien, durch sein Lehrgeschäft und durch seine historischen Arbeiten auf einen freieren Standpunkt geführt, als 1520 Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft" den reformatorischen Geist in ihm weckte. B.s Urtheil darüber fand im Kloster zu Belbuck, sowie unter den Geistlichen in Treptow vielfachen Anklang. Er selbst trat mit Luther in einen Briefwechsel, der bald zu einer dauernden Verbindung zwischen beiden Männern führte. Zur Zeit dieser beginnenden reformatorischen Bewegung in Pommern bestieg Erasmus Manduwel den bischöflichen Stuhl zu Kamin, ein Eiferer für das Papstthum, dessen Verfolgungen B. veranlaßten, nach Wittenberg auszuwandern. Im Frühjahre 1521, noch ehe Luther nach Worms aufbrach, traf B. bei ihm ein und ward sofort als Privatdocent, bald darauf als Professor bei der Universität angestellt. Sein Auftreten als akademischer Lehrer war von glänzendem Erfolge begleitet. Die Studenten, unter ihnen viele Pommern, die ihrem Landsmanne nachgezogen waren, drängten sich zu seinen Vorlesungen, von denen die Erklärung der Psalmen den größten Beifall fand. Auch Melanchthon war sein Zuhörer. Zur rechten Zeit war für die begonnene Kirchenverbesserung in B. ein neuer, kräftiger und besonnener Vertreter gewonnen. Denn Luthers Verborgenheit auf der Wartburg ermuthigte die Gegner u. Karlstadts bilderstürmender Eifer drohte selbst unter den Freunden Verwirrung anzurichten. Gegen diese zwiefachen Gefahren von außen und innen vertheidigte B. die Wahrheit in Luthers Sinne mit Festigkeit. Nach Luthers Rückkehr nach Wittenberg verheirathete sich B. am 10. Okt. 1522 und wurde im folgenden Jahre zum Pastor an die Pfarrkirche zu Wittenberg berufen, welchem neuen Amte er sich mit uneigennütziger Sorgfalt hingab. Als er 1524 einen Ruf nach Danzig empfing, konnte selbst Luthers Zureden ihn nicht bewegen, seine wittenberger Gemeinde zu verlassen. Mit derselben Standhaftigkeit lehnte er 1525 die Berufung an die Nikolaikirche zu Hamburg ab. Sein Verhältniß zu Luther war das der innigsten Freundschaft. B. erkannte Luthers geistige Ueberlegenheit bereitwillig an; aber bei aller Hingebung verleugnete er niemals den selbstständigen Charakter, durch welchen er Luthers besonderes Vertrauen erwarb. Keiner vermochte wie B. in bösen Tagen Luthern Rath und Trost zuzusprechen. Von ihm wurde am 13. Juni 1525 auch Luthers Ehebund mit Katharina von Bora eingesegnet. So wichtig aber die bisher erwähnte Thätigkeit B.s für den Fortgang der Reformation war, so trat er doch erst mit dem Jahre 1528 in die ihm vor Allen angemessene Sphäre des Wirkens ein. Er wurde der Gesetzgeber und Ordner des protestantischen Kirchenregiments. Mit Luther, Justus Jonas und Andern, die dazu vom Kurfürsten beauftragt waren, nahm er 1528 die Visitation der Kirchen u. Schulen in Kursachsen und Meißen vor. Noch in demselben Jahre folgte er einer Einladung nach Braunschweig, wo er die obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten schlichtete und eine Kirchenordnung entwarf, welche am 6. September 1528 vom Rathe zum Gesetz erhoben wurde. Einen Monat später nach flüchtigem Besuche in Wittenberg traf er in Hamburg ein, wohin er auf Bitten des Senats und mit Erlaubniß seines Kurfürsten sich begeben hatte, um auch hier die Reformation des Kirchen- und Schulwesens vorzunehmen. B. fand hier eine geschäftige Gegenpartei in den noch vorhandenen Mönchen, vollendete aber nichtsdestoweniger das begonnene Werk, so daß die von ihm aufgesetzte Kirchenordnung zu Pfingsten 1529 ins Leben treten konnte. Von hier aus besuchte B. auch das von Herzog Christian von Holstein zu Flensburg veranstaltete Kolloquium.

Wie Braunschweig und Hamburg, verlangte auch Lübeck die Hülfe B.s zur Einrichtung seines Kirchenwesens: am 28. Oktober 1530 kam er daselbst an. Auch hier galt es manchen schweren Kampf zu bestehen, bis Kirche, Schule, Armenwesen und Ehegericht nach protestantischen Grundsätzen hergestellt und die neuentworfene Kirchenordnung vom Rathe und der Bürgerschaft sanktionirt war. Erst im Mai 1531 verließ B. Lübeck, kehrte aber schon 1532 dahin zurück, um sein Werk noch fester zu begründen. Am 15. Juni 1533 empfing er auf Antrag des Kurfürsten Johann Friedrich die theologische Doktorwürde, nachdem er zu Wittenberg in der akademischen Aula, unter Luthers Vorsitz, mit Philipp Melanchthon, dem Schotten Alesius und dem Engländer Robert Barns disputirt hatte. Als 1534 die pommerschen Herzöge Barnim und Philipp zur Feststellung der kirchlichen Angelegenheiten ihrer Lande einen Landtag zu Treptow zusammenriefen, beschlossen sie sogleich, ihren Landsmann B., den Reformator der Hansestädte, zu Rathe zu ziehen. B. unterzog sich dieser Mission seiner angestammten Regenten mit gewissenhaftem Eifer u. brachte nach mühevoller Beseitigung der Einsprüche des Bischofs Mandüwel von Kamin, sowie des Adels und der Stralsunder, den Entwurf einer pommerschen Kirchenordnung 1535 zu Stande. Auf den Grund der neuen Statuten befahlen die Herzöge eine allgemeine Kirchenvisitation in Pommern, welches Geschäft B. unter Beihülfe Jostes von Dewitz und Nikolaus' von Klempzen 1535 durchführte. Auf dieser Visitationsreise wies er die nach der neuen Einrichtung gewählten Superintendenten ein u. überwand, als er mit seinen Begleitern nach Stralsund gelangte, vollends den Widerwillen der dortigen Bürgerschaft gegen die treptower Beschlüsse. Er erfreute sich in diesen wichtigen Verhandlungen der wirksamen Unterstützung des bekannten Johann Knipstrow, der damals Oberpfarrer zu Stralsund, später Generalsuperintendent zu Wolgast war. Die großen Verdienste B.s um die Ausbildung des Kirchenwesens in Norddeutschland fanden auch in Sachsen die gebührende Anerkennung. Im J. 1536 ernannte Johann Friedrich von Sachsen B. zum Generalsuperintendenten des ganzen Kurfürstenthums u. somit zum ersten Geistlichen seines Landes. Auf dem oben erwähnten Kolloquium zu Flensburg hatte Christian von Holstein B. kennen gelernt. Nachdem dieser Fürst als Christian III. den dänischen Thron eingenommen hatte, ersah er sich in B. den Mann, der die Kirchenverfassung Dänemarks reformiren und in ihr dem Throne eine feste Stütze gegen die Anmaßungen der katholischen Bischöfe schaffen sollte. B. reiste im Juli 1537 von Wittenberg ab und verweilte, einen kurzen Besuch auf dem Konvent zu Schmalkalden 1540 abgerechnet, bis zum Jahre 1541 in Dänemark. Christian III. hatte alle Bischöfe an einem Tage gefangen genommen und nicht eher frei gelassen, als bis sie versprochen hatten, auf ihre vorige Macht nie wieder Anspruch zu machen. Auf dem Reichstage zu Kopenhagen ließ er sich und seine Gemahlin Dorothea am 12. August 1537 von B. feierlich krönen. Diese erste protestantische Krönung schien aller Welt ein so unerhörtes Ereigniß, daß B. nicht nur von katholischen Stimmführern darob heftig geschmäht, sondern selbst von seinen Freunden getadelt wurde. Er ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen, im Namen des Königs die politische Geltung der Reformation praktisch zu beweisen. Die abgesetzten 7 Bischöfe wurden durch eben so viele evangelische Superintendenten ersetzt, welche letztere jedoch nach dem Tode ihrer Vorgänger gleichfalls den Bischofstitel annahmen. Eine dänische Kirchenordnung wurde eingeführt. Auch die Universität Kopenhagen erfuhr eine zeitgemäße Umgestaltung, und B., der die neue Konstitution der Hochschule entworfen hatte, übernahm selbst für einige Zeit das Rektorat und las Collegia an der Universität. Um B. zu belohnen, bot König Christian ihm das Bisthum Schleswig an. Der bescheidene Mann lehnte aber diese Ehre ab und begnügte sich mit einem Jahrgehalte, welchen ihm der König nebst andern Beweisen seiner fortwährenden Zuneigung zukommen ließ. Bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde B. wieder von den Braunschweigern in Anspruch genommen. Der katholische Herzog Heinrich der Jüngere war durch die Fürsten des schmalkaldischen Bundes aus seinem Lande vertrieben worden. Sein Gebiet wurde seinen Söhnen überlassen, jedoch im ganzen Lande nach dem Wunsche des Volks die Reformation eingeführt. Am 1. Sept. 1542 hielt B. die erste evangelische Predigt zu Hildesheim. Die braunschweig-wolfenbüttelschen Lande erhielten eine von B. und Corvinus ausgearbeitete Kirchenordnung. Noch einmal wurde B., und diesmal dringender als je, aufgefordert, sein Amt zu Wittenberg mit einem Bisthume zu vertauschen. B.s Gegner, der Bischof Mandüwel, war 1544 gestorben, und beide pommersche Herzöge ließen durch eine förmliche Gesandtschaft B. einladen, den erledigten Bischofssitz seines Vaterlandes einzunehmen. Anfangs sagte B. zu, unter der Bedingung, daß er das Bischofsamt, sobald es ihm gut schiene, niederlegen und sich selbst einen Nachfolger geben dürfe. Als aber zu Ende 1544 eine zweite pommersche Gesandtschaft in Wittenberg erschien, welche B. zu überreden suchte, auf diesen Bedingungen nicht zu bestehen, so erklärte B. am 1. Januar 1545, daß er die angebotene Würde ausschlagen müsse. Bei Luthers Beerdigung hielt er die Leichenpredigt, welche ein rührendes Denkmal seiner Freundestreue und Herzenstrauer ist. Die folgenden Jahre waren für B. eine Kette betrübender Ereignisse. Er war Augenzeuge des Elends, welches der schmalkaldische Krieg, die verlorne Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547), die Gefangenschaft des Kurfürsten, die Belagerung und Einnahme Wittenbergs über das Sachsenland brachte. Er selbst hat jene Begebenheiten in seiner „Wahrhaftigen Historia von dem, wie es uns zu Wittenberg in der Statt gegangen, 1547" geschildert. Zu diesen äußern Bedrängnissen gesellten sich bittere Zwiste wegen des Interims und allerlei Lehrstreitigkeiten mit den protestantischen Theologen Flacius, Amsdorf, Andreas Osiander u. A., welche in der Hitze B. des Widerspruchs, sogar des Abfalls vom ächten Lutherthum und des verrätherischen Undanks gegen seinen gefangenen Lan-

desherrn beschuldigten. Zunehmende Schwachheit des Leibes und Blindheit auf einem Auge drückte B. vollends nieder. Melanchthon, der die Anfeindungen und Verleumdungen der Gegner in gleichem Maße wie B. zu tragen hatte, stand ihm theilnehmend und tröstend bis ans Ende bei. B. † am 20. April 1558. Er hinterließ eine Witwe, einen Sohn und mehre Töchter. B.s Schriften sind zahlreich. Die theologischen erstrecken sich über alle Theile des großen Gebietes dieser Wissenschaft, die geschichtlichen sind oben erwähnt. Um Luthers Bibelübersetzung hatte er wesentliche Verdienste. Eine schätzbare Sammlung bugenhagenscher Briefe hat Andreas Schumacher in den „Briefen gelehrter Männer an die Könige von Dänemark" (Kopenh. 1758) geliefert. Aber B.s unsterblicher Ruhm lebt fort in den protestantischen Kirchengemeinden, die er, der Apostel der Reformation im deutschen Norden, gegründet hat. Vgl. Engelken, J. B. Pommer, Berlin und Stettin, 1817, und Zietz, Joh. B., Leipz. 1829, 2. Aufl. 1834.

Bugge, Thomas, neben Tycho Brahe der berühmteste dänische Astronom und gleich ausgezeichnet als Mathematiker und Geograph, den 12. Oktober 1740 zu Kopenhagen geboren, ging vom Studium der Theologie zu dem der Mathematik über, wurde 1762 geographischer Landmesser bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, 1777 Professor der Mathematik u. Astronomie an der Universität und, nachdem er seine Reise nach Deutschland, Holland, Frankreich und England vollendet, auch Professor bei der Marine und Astronom an der kopenhagener Sternwarte u. endlich 1807, nach dem englischen Bombardement, während dessen er sein ganzes Eigenthum den Flammen überlassen hatte, um die öffentlichen Schätze der Wissenschaft zu retten, wirklicher Etatsrath und Ritter des Danebrogordens. Glücklicher, als sein großer Vorgänger, † er, nach Würden geehrt, am 15. Juni 1815. Sein Wirken war eben so ausgebreitet als nachhaltig. Ihm gebührt die größere Hälfte des Verdienstes, das sich die kopenhagener Akademie der Wissenschaften durch Herausgabe der vortrefflichen Karten von Dänemark erwarb; die meisten dazu nöthigen trigonometrischen und astronomischen Beobachtungen geschahen durch ihn oder unter seiner Leitung. Noch mehr verdankt ihm die Astronomie u. Geographie insbesondere dadurch, daß Männer, wie Rich, die Gebrüder Wibe, Soeberg, d'Aubert, Pihl, Lievog, Ginge, Engelhart ꝛc., aus seiner Schule hervorgingen und daß eine Menge junger Offiziere der Marine u. der Landmacht durch seinen Unterricht befähigt wurden, die unzähligen, schätzbaren Beobachtungen aus Norwegen, Island, Grönland, Tranquebar, Ost- und Westindien zu sammeln, welche der bis dahin höchst dürftigen Geographie einen neuen großen Theil ihres unermeßlichen Gebiets erschlossen. Auch seine praktische Wirksamkeit war von der größten Bedeutung. Seine äußerst genauen trigonometrischen Vermessungen führten zu vielen Verbesserungen im Staatswesen; neue Katasterberechnungen, gleichmäßigere Besteuerung, genauere Besitzverhältnisse wurden durch ihn angeregt und zu Tage gefördert, und neben diesen festern Maßbestimmungen auf dem Lande wurden auch der Schifffahrt in allen dänischen Fahrwassern dadurch, daß man alle Küsten, Häfen, Inseln, Klippen, Sandbänke ꝛc. in beiden Belten u. im Kattegat mit großer Sorgfalt bestimmte, viele ihr zum Theil noch bis dahin unbekannte Gefahren angezeigt und dadurch aus dem Wege geräumt. Aber nicht bloß als guter Lehrer und Praktiker, sondern auch als Entdecker und Erfinder verdiente B. die Ehren, die sein Leben begleiteten; hierher gehören seine Beobachtungen des veränderlichen Fixsterns Algol im Perseus, des Planeten Saturn ꝛc., die Erfindung des Inklinationskompasses zur Bestimmung der Inklination der Magnetnadel, seines Nivellirungsinstruments mit Quecksilber, zum Gebrauch für geringere Entfernungen; auch an der Bestimmung der Fundamentaleinheit für Maß und Gewicht nahm er 1798 in Paris Theil und wurde deshalb Mitglied des Nationalinstituts. Von B.'s zahlreichen Schriften sind die verdienstvollsten: „Beschreibung der Ausmessungsmethode zum Behuf der dänischen geographischen Karten" (Dresden 1787); „Erste Gründe der sphärischen u. theoretischen Astronomie" (1796); „Erste Gründe der reinen und abstrakten Mathematik" (3 Bde., Altona 1797, neue Aufl. 1813—1814); viele Abhandlungen in den Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften, der skandinavischen Literaturgesellschaft, den „Mémoires de l'acad. royale de Paris", den „Philosophical Transactions" ꝛc.

Buggias (span. Isla de los Negros), ostindische Insel, zu den spanischen Philippinen gehörig, unter 9° 26'—11° 30' nördl. Br., 25 Stunden lang und 10 Stunden breit, von Bissayern und Negern bewohnt, ist fruchtbar an Reis u. reich an Bauholz u. Wildpret, gut bewässert u. sehr bergig. Hauptort ist Tagasan.

Bugia, Stadt, s. Budschia.

Bugian, die mittlere gelbe Rinde des Berberitzenstrauchs, dient jetzt noch zum Zahnfärben; ehedem galt sie, in Wasser oder Wein gesotten, als Zahnmittel.

Bugis (Buggisen), eine tapfere, stolze, außerordentlich thätige und gewandte Völkerschaft auf Celebes, unstreitig das ausgezeichnetste Glied des malayischen Stammes. Ihre zu beschränkte Urheimath ließ die B. nicht in ihr verbleiben, daher finden wir sie auf allen benachbarten Inseln als seefahrende Handelsleute. Dort überall durch die Macht ihrer überwiegenden Intelligenz, durch Reichthum u. als Priester oder Häuptlinge herrschend, sind sie Feinde der Europäer. Auf Borneo haben sie alle Bemühungen der Holländer u. Engländer vereitelt, ihnen das Monopol des Handels der europäischen, indischen und chinesischen Manufakturwaaren zu entreißen. Sie beherrschen den ganzen ungeheuren Archipel von Malakka bis Neuguinea in Australien u. sie sind es, durch deren Verrath so viele europäische Schiffe in der Straße von Makassar verschwinden oder zu Grunde gehen. Sie handeln mit den unter dem Namen Dayaks bekannten Völkerschaften des Innern allerhand Waaren gegen Kampher, Benzoe, Goldstaub, rohe Diamanten, Schildkrötschalen, Seeblasen und Vogelnester ein und kommen dann aus den innersten Winkeln gehei-

mer, nur ihnen bekannter Baien, wo sie vorerst ihre Schätze sammeln, mit Ladungen von oft 50,000 — 80,000 Piaster an Werth auf ihren schwachen Fahrzeugen nach Pinang, Singapur und Batavia. Man kann sie in vieler Hinsicht die heutigen Phönicier des Orients nennen. Sie wohnen in Städten und Dörfern an der Küste. Die Häuser sind auf Pfählen gebaut, das Hausgeräthe von Ebenholz. Sie führen Schwerter, Lanzen, Kriße (Dolche), schießen aus Blasröhren Giftpfeile, haben jedoch auch selbstverfertigte Flinten, erfreuen sich an Hahngefechten, Würfeln, Ballschlagen und Tanz mit Gesang. Die B. sind bei weitem nicht so dunkel, als die andern Malayen, röthlichgelb, wohlgebaut, mit schönen, würdevollen Zügen, und ihre Haltung u. Sprache (welche 22 Buchstaben, Gedichte und eine Auslegung des Koran hat) zeugen von gefühlter Ueberlegenheit über die andern Stämme. Die Weiber, welche den Ackerbau besorgen, ganz bekleidet gehen und sich die Zähne schwarz oder roth färben, werden als indische Schönheiten gepriesen. Die Männer tragen Beinkleider mit einem Baumwollenmantel verhüllt, der Oberkörper ist nackt.

Buglaso, Philippineninsel im chinesischen Meere, von den Spaniern nicht besetzt, ist 263 □Meilen groß, aber von den Europäern noch wenig besucht.

Buglehorn, ein sowohl in der Militär-, als Koncert- und Theatermusik gebräuchliches Tonwerkzeug, das wörtlich übersetzt Büffelhorn heißt und von den Engländern Jagdhorn, in Deutschland aber häufig und unrichtig Bügelhorn, in Bezug aber auf seinen militärischen Gebrauch und auf seine ehemals halbcirkelförmige Gestaltung öfters Flügelhorn, Signalhorn, Jägerhorn genannt wird, seiner Wesenheit nach der Trompete am ähnlichsten ist und auch mit einem trompetenartigen Mundstücke geblasen wird. Die Röhre des B.s ist nur halb so lang, als die der Trompete, weshalb der Ton des B.s um eine Oktave höher ist, als der von jener, und, weil es noch außerdem zu der unbedeutenden Länge auch größere Weite hat, sein Grundton leicht anspricht, während die Ausführung der höhern Töne schwerer ist. Dem Mangel des B.s an natürlichen Tönen hat man neuerdings abzuhelfen gesucht, theils dadurch, daß man dem Instrument einen posaunenartigen Auszugbogen anfügte, theils durch Tonlöcher. Es gibt Buglehörner von 6—9 Klappen, und der Klang vereint mit seiner natürlichen Fülle eine äußerst angenehme Weichheit und Biegsamkeit, weshalb das B. nicht nur für Musik im Freien, sondern auch für Theater- und Koncertmusik empfehlenswerth ist. Die Baßbuglehörner haben gewöhnlich 9 Klappen und reichen von dem C bis zum eingestrichenen e und f. Die Klappenhörner stehen meist in C u. B, können aber vermittelst eines Stiftes um ein Semitonium tiefer gestimmt werden. Die mit Auszügen stimmen in Es, D, C und B; ihre Behandlung ist aber unbequem.

Bugsiren, ein Schiff, das aus Wind- oder anderem Mangel nicht vorwärts kommt, vermittelst der Schaluppen und Boote fortziehen. Das Bugsirtau verbindet das Bugspriet des Schiffs mit dem Hintertheil des Boots. In der neueren Zeit werden Dampfboote (Remorqueurs, Schleppdampfboote) gebraucht, um Frachtschiffe stromaufwärts zu bugsiren.

Bugspriet, s. Mast.

Bugue, le, Flecken im französischen Departement Dordogne, an der Vezère, nahe an ihrem Einflusse in die Dordogne, mit 3000 Einw. und Fabriken für wollene Strumpfswaaren, Viehhandel, Weinniederlagen. In der Nähe, bei dem Dorfe Pivaset, ist die Stalaktitengrotte Trou de Granville, ein Seitenstück zur Baumannshöhle, von 13,050 Fuß im Umfang und einer Tiefe von 3300 Fuß.

Buhawalpur, Hauptstadt einer Provinz im Reiche Lahore, Residenz eines Khans, am Gharra, dem alten Hyphasis, mit Lehmmauern umgeben und aus Backsteinhäusern bestehend, hat ¼ Meile im Umfang und 20,000 Einw., Seiden- u. Baumwollenwaarenmanufakturen, Stückgießereien, Uhrenfabriken.

Buhlebrief, schriftliche Erklärung eines beabsichtigten Verhältnisses zwischen einer verheiratheten und einer andern Person. Die alten strengen Gesetze fanden in einem B. hinlänglichen Grund, um wegen Ehebruchs auf Tortur zu erkennen.

Buhlegeld, das Geld, welches ehedem Gesellen, wenn sie in Preußen Bürger werden wollten, bei der Obrigkeit niederlegen mußten, als Pfand, daß sie binnen Jahresfrist heirathen wollten.

Buhne (Sporen, Abweiser, Flügel, Krippe, Schlacht, Stake, Schlenge, Hund, Zunge, Haken), in der Wasserbaukunst ein in dem Strom aus Steinen, Pfahl- oder Faschinenwerk (Packwerk) aufgeführter Einbau, dessen Zweck es ist, der Strömung eine gewisse Richtung zu geben, um das Ufer vor Abbruch zu sichern und durch Anschwemmung Land zu gewinnen. Nach diesem Zwecke theilt man die B.n ein in Richtbuhnen, welche die Stromrichtung beherrschen, und in Bildungsbuhnen, welche die Bildung des Ufers bezwecken. Die Richtbuhnen sind entweder Treibbuhnen, welche errichtet werden, um durch sie den Angriff des Stromes so zu lenken, daß dadurch das gegenüberliegende Ufer, oder auch Inseln, Sandbänke 2c. weggerissen werden, oder Schöpfbuhnen, welche angelegt werden, um den Grund eines Stromes zu vertiefen, und besonders bei Reinigung oder Vertiefung von Kanälen Anwendung finden. Zwei einander gegenüberstehende Schöpfbuhnen, welche den Querschnitt des Stromes einengen und dadurch bei einem seichten Fahrwasser die Tiefe in der Mitte vermehren, nennt man auch Pauschbuhnen. Die Bildungsbuhnen sind entweder Fangbuhnen, welche dazu dienen, Vorland zu verschaffen oder den Anwuchs am Ufer zu befördern, und nur da errichtet werden können, wo die Ströme Sand und Schlamm mit sich führen, oder Schutzbuhnen, welche nur das diesseitige Ufer beschirmen sollen, ohne das gegenüberliegende anzugreifen. Außer der Wurzel (Sohle), der unteren Grundlage, und dem Kopfe, der gegen den Strom gekehrten vorderen halbrunden Fläche, unterscheidet man an einer B. noch die Krone (Kamm, Rücken), die oberste,

gewölbte Fläche; **ferner** die **Strichseite**, die gegen den Strom gerichtete Seitenfläche, und die **Rückseite**, die stromabwärts gerichtete Seitenfläche. Die Höhe der B.n muß der Höhe des Ufers gleich gemacht werden, damit das Wasser nicht über die B. hinwegströmen und hinterwärts auswühlen könne. Die obere Breite einer B. darf am Kopfe nicht weniger als 6—12 Fuß betragen und muß nach dem Ufer zu verstärkt werden; die untere Breite richtet sich nach der Heftigkeit und Tiefe des Stroms, bei sehr reißendem Strome wird sich die Breite zur Höhe wie 1 : 1, bei weniger reißendem Gewässer aber wie 1 : 2, auch 1 : 3 verhalten. Je nach dem Material, aus welchem die B.n erbaut werden, theilt man sie ein in **Erd**-, **Stein**-, **Pfahl**- und **Faschinenbuhnen**.

Buhnting, kleine hinterindische Insel an der Westküste der Straße von Malakka, nördlich von Prinz-Wales-Insel.

Buiden (**Bujiden**, **Buwaihiden**, **Beni Buje**, **Beni Buwaih**), persisch-mohammedanische Dynastie, die im 4. und 5. Jahrhundert der Hedschra (934—1055 nach Chr.) in Persien und Mesopotamien herrschte und auf das Schicksal des Khalifats bedeutenden Einfluß hatte. Unter dem Titel „Emir el Omara" oder Reichsverweser schwangen sich nämlich die B. an dem Hofe zu Bagdad (ähnlich den Majordomen im fränkischen Reiche) zu Oberherren des Reichs und der Khalifen empor und entzogen diesen nach und nach alle weltliche Macht. Stammvater des Geschlechts war **Buje** (**Buwaih**) **Abu Dschodscha**, ein Fischer in der persischen Provinz Dilem (Dallem) um das Jahr der Hedschra 300 (912 nach Chr.). Als seine Söhne sich bereits zur Fürstenwürde aufgeschwungen hatten, wurde Buje's Abstammung von den persischen Königen aus dem Geschlechte der Sassaniden abgeleitet. Buje hatte drei Söhne, **Ali**, **El Hassan**, **Ahmed**, welche sich unter und neben den Sijaden zu Beherrschern eines großen Theils von Persien aufschwangen u. der erstere (934 n. Chr.) von Schiras aus über das eigentliche Farsistan, der andere von Rei aus über das persische Irak und der dritte, sich zum Emir el Omara aufschwingend, über Ahwas und die gegen den Tigris hin gelegenen Landschaften geboten. Aehnliche, die Macht der Familie schwächende Theilungen, welche öfters Kriege zur Folge hatten, dauerten auch unter ihren Nachkommen fort, bis 1055 der letzte buidische Herrscher **Malek ar Rahim** (der barmherzige König) von dem Seldschucken Toghrul Beg gestürzt und damit der buidischen Herrschaft ein Ende gemacht wurde.

Bujalance, Stadt in der spanischen Provinz Cordova, 7 Stunden östlich von Cordova, mit Findelhaus, 3 Armenhäusern und 9000 Einwohnern, welche Manufakturen für Tuch und Leder betreiben.

Bujukdere (**Bojuckdereh**, d. h. großes Thal), europäisch-türkisches Dorf in der Nähe von Konstantinopel, am Ufer des Bosporus, höchst reizend gelegen, wiewohl die Gegend sumpfig und reich an Schlangen ist. Der Name kommt von dem großen Thale, in welchem B. liegt und welches eine (ungefähr eine Stunde landeinwärts sich erstreckende) Fortsetzung des tiefen sogenannten saronischen Busens ist, welchen der Bosporus in Halbkreisform bildet. Ehemals führte die Gegend den Namen „das schöne Land", und noch jetzt heißt der anmuthige Spaziergang, den sie bildet, „die Wiesen", auf deren (vorzugsweise die Wiese genanntem) untern Theile sich eine der herrlichsten Baumgruppen des Bosporus erhebt, die aus sieben Platanen besteht (Jedi kardasch, d. i. die sieben Brüder, genannt). Gottfried von Bouillon soll nach einer unverbürgten Sage 1096 mit dem Kreuzfahrerheere auf dieser Wiese gelagert haben. B. besteht aus zwei Theilen, dem untern und dem obern. Jener ist von Griechen, Armeniern und wenigen Türken bewohnt; in diesem befinden sich die Sommerwohnungen und Gärten der bei der hohen Pforte akkreditirten fränkischen Gesandten, und zwar seit dem 1832 in der konstantinopolitanischen Vorstadt Pera Statt gehabten großen Brande. Beim Ausbruch der Pest in Konstantinopel flüchten sich die höhern Stände allgemein hierher. Durch den Ort führt eine ziemlich lange Kunststraße, die auf beiden Seiten mit größtentheils in europäischem Geschmacke erbauten Häusern besetzt ist. Die Paläste liegen alle an dem, von den Bewohnern B.s als Spaziergang fleißig besuchten schönen Kai, der besonders in mondhellen Nächten ungemeine Reize darbietet. Im Frühjahre 1833 legte, um Konstantinopel gegen Ibrahim Pascha zu schützen, ein von dem Kontreadmiral Lasareff befehligtes und von russischen Landtruppen unterstütztes russisches Geschwader hier vor Anker.

Buk, Stadt, s. **Buck**.

Buka, eine zu der nordöstlichen Gruppe der Salomonsinseln gehörige Australinsel, nördlich von der Insel Bougainville.

Bukanier, s. **Buccanier**.

Bukarest, s. **Bucharest**.

Bukari, österreichische Seestadt, s. **Buccari**.

Bukaricza, s. **Buccari**.

Bukhara, s. **Buchara**.

Bukharei, s. **Bucharei**.

Bukharest, s. **Bucharest**.

Bukoliker, bukolischer Dichter, s. **Bukolische Poesie**.

Bukolische Poesie, eine aus den sicilisch-griechischen Hirtengesängen entstandene, in der Mitte zwischen dem Drama und dem Epos sich haltende Dichtungsart, welche poetische Gemälde der natürlichen Sitteneinfalt des Stadt- und Landlebens, der Empfindungen von Lust oder Unlust reiner Naturmenschen darstellt. Ungeachtet des Mimischen und der amöbäischen Gesänge in ihnen enthalten sie keine eigentliche Handlung und gehören mithin nicht völlig zum Drama, und obgleich die Erzählung in ihnen überwiegend ist und sie sich dem Epos auch im Versmaß nähern, so sind sie doch, weil sie nichts Erhabenes, keine Heldenthat, schildern, nicht völlig zu demselben zu rechnen. Ackerbauer u. Hirten, Fischer u. Jäger reden u. handeln, und darin liegt eben das Eigenthümliche dieser Dichtungsweise. Nach den schwachen Versuchen des **Stesichorus** und **Asclepiades** vervollkommnete die b. P. der Syracuser **Theocritus**, und ein unbekannter

Sammler nannte diese Gedichte Idyllen, kleine poetische Gemälde. Der Smyrnäer Bion und der Syracuser Moschus folgten ihm. P. Virgilius ahmte zuerst unter den Römern die theocritischen Hirtengesänge nach, gab aber nicht die Natureinfalt und die heitere Objektivität des Landlebens wieder, sondern kleidete idealisirend seine eigene Lage und Empfindungen in diese Dichtungsart. Ihm folgten Julius Calpurnius und Dec. Magn. Ausonius. Unter den Modernen sind in dieser Dichtungsart am glücklichsten die Deutschen (s. Idylle).

Bukow (Neu-B.), Stadt im mecklenburg-schwerinschen Kreis Mecklenburg (Herzogthum Schwerin), an einem Bache, der in das Salzhaff fließt, in fruchtbarer Gegend, mit 1600 Einwohnern, Standort einer Gensdarmeriebrigade; hat seit 1306 Stadtrecht u. ist seit 1775 landtagsfähig.

Bukowina (d. i. Buchenland), ein Theil des österreichischen Königreichs Galizien, ehemals zur Moldau gehörig. Die B. liegt zwischen dem 46.° und 48.° nördl. B., grenzt gegen Osten an die chotschimer Raja und Bessarabien, gegen Westen an die ungarische Gespannschaft Marmaros, gegen Süden an die Moldau und Siebenbürgen und gegen Norden an Galizien und enthält 181 □Meilen; die größte Länge in gerader Linie beträgt 31, die größte Breite 16 Meilen. Hinsichtlich der Gestalt ihrer Oberfläche gehört die B. zu den Gebirgsländern, denn mehr als zwei Dritttheile derselben bestehen aus Gebirgen und Waldungen. Das einzige Gebirge sind die Karpathen, deren Zweige das ganze Land durchkreuzen; die höchsten Punkte heißen Raruel, Drimaleu und Ozorsuthar im moldauisch-kimpolunger Okol (Bezirk), welche meist bis an die Gipfel mit Laub- und Nadelholzwäldern bewachsen sind. Viele u. zum Theil bedeutende Flüsse durchfurchen das Land nach allen Richtungen, meist aber nach Südosten strömend, die vorzüglichsten sind: der Dniestr, der in Galizien entspringt u. die B. im Norden begrenzt, der Pruth, der ebenfalls in Galizien entspringt u. die B. unterhalb Snyatin (wo sich der Czeremosk mit ihm vereinigt) berührt, der Sereth (kleine, mittlere u. große), die Suczawa, die Moldawa u. die Moldawitza, welche ihren Ursprung im Lande haben, die goldführende Bistritza, die Dorna 2c. Durch die Nähe der Karpathen und die meist vorherrschenden Nordwestwinde, welche frühzeitige Fröste herbeiführen und die Dauer des Winters verlängern, wird das Klima zuweilen rauh, ohne jedoch nachtheilig auf die Gesundheit einzuwirken, denn das Land ist frei von endemischen Krankheiten, und es ist nichts Seltenes (besonders in den Gebirgsgegenden), Leute von 100 Jahren und darüber zu finden. Die Flüsse bilden große und weite Thäler, worin alle nordeuropäischen Gattungen Feld-, Garten- und Obstfrüchte in Ueberfluß gedeihen. Ausnehmend fruchtbar ist der Boden zwischen dem Pruth und Dniestr und im Suczawathale, wo die edelsten Obstfrüchte auch Zucker- und Wassermelonen in vorzüglicher Güte gedeihen; Weinberge gibt es besonders gegen die Moldau hin. In den Gebirgsgegenden gedeihen wegen der früh eintretenden Fröste und der langen Dauer des Winters nur Erdäpfel, Hafer und Gerste; dagegen trifft man daselbst große, ausgedehnte und uppige Wiesen und Matten. Die gewöhnlich hier vorkommenden Holzgattungen sind Weiß- und Rothbuchen, Tannen, Fichten, Birken, Ahorn, Erlen, Eschen und Linden, hin und wieder findet man auch Taxus im Gebirge, und Eichen, die aber schon seltener werden, weil sie für die vielen Brücken und sonstigen Bauten ausgehauen worden sind. An Wildpret gibt es in den flachen Gegenden sehr viele Hasen, Rebhühner und Trappen, im Gebirge Rehe, Hasel-, Birk- und Auerhühner in ungeheurer Menge, im hohen Gebirge auch Hirsche und einiges Schwarzwild. Bären, die früher in großer Anzahl vorhanden waren, sind jetzt seltener; dagegen haben die Wölfe ihr hiesiges Heimathsrecht bis jetzt noch behauptet. Wichtig für die B. ist der Bergbau. Die Kupferbergwerke von Poschoritta und Tundul Moldawi liefern jährlich über 7000 Centner; das Eisenwerk in Jakobeny über 5000 Centner Roheisen; das silberhaltige Bergwerk in Kirlibaba auf der Herrschaft Kimpolung gegen 600 Mark Silber, 485 Centner Glätte und an 450 Centner Blei. Ziemlich ergiebige schwefelhaltige Erze findet man in Babin am Dniestr, Alabaster bei Pohorlutz und in Illtschetzin mächtige Granitlager; außerdem wird viel Schwefel, Torf und Quarz gewonnen. In Kaczika, zur Herrschaft Solka gehörig, wird Steinsalz gegraben und Kochsalz erzeugt. Auch mehre Mineralquellen gibt es, wovon bemerkt zu werden verdienen: die unweit Jakobeny am Bache Negrischora, welche alkalisch-erdiges Stahlwasser, und die bei Dornawadra, welche in mehren Quellen kohlensaures Eisenwasser führt. Salzbrunnen gibt es über 30, die jedoch nicht benutzt werden, weil die großen Gruben bei Kaczika so viel liefern, als die B. bedarf, u. es außerdem an Absatz fehlt. Die Zahl der Einwohner hat sich seit der Uebernahme durch Oesterreich 1776 um das Dreifache vermehrt. Damals betrug sie 79,613; 1824 war die Zahl der Civileinwohner mit Ausschluß des Militärs schon auf 244,532 und im Jahr 1834 auf mehr als 260,000 gestiegen. Ein solches Steigen findet man sonst nur in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Zahl der Wohnorte beläuft sich auf nicht mehr als 398, darunter 3 Städte, 4 Marktflecken, 314 Dörfer, 7 Prädien und 18 deutsche Kolonien, zusammen mit 38,940 Häusern oder vielmehr Hütten. Die Hauptmasse der Einwohner besteht in Walachen, unter welche späterhin Rusniaken, Armenier oder Eutychianer, Magyaren, Deutsche, Lipowaner oder Filiponen, Juden 2c. eingewandert sind. Der Moldau-Walache (Moldawani) steht als ursprünglich Eingeborner auf der untersten Stufe der Kultur, ist faul, abergläubisch, der Gebirgsbewohner sogar wild und roh, zum unsteten Leben und daher zur Viehzucht mehr als zum Ackerbau geneigt, liebt über Alles Branntwein, Tanz und Gesang, ist in seinem Anzug übrigens reinlich. Der Rusniake, obschon nicht minder dem Branntwein zugethan, ist bei weitem fleißiger, als sein walachischer Nachbar, dagegen mehr sklavisch, kriechend und nie freimüthigen Sinnes, auch minder reinlich. Der Armenier, größtentheils in den Städten sich aufhaltend, ist

spekulativ, hinterlistig, lebt schmutzig und eingezogen, übrigens getreu seinen Nationalsitten und Gebräuchen, und vermischt sich äußerst selten durch Heirath mit andern Nationen. Die (zwischen dem Pruth und dem Dniestr als Güterbesitzer oder Pächter sich aufhaltenden) katholischen Armenier unterscheiden sich hinsichtlich der Denk- und Handlungsweise zu ihrem Vortheil von den schismatischen. Die Ungarn haben sich in fünf Dörfern angesiedelt. Die in 18 verschiedenen Dörfern wohnenden Deutschen bekennen sich zur evangelischen Kirche und zeichnen sich vor allen übrigen in der B. wohnenden Völkern durch Fleiß, Unverdrossenheit und Arbeitsamkeit aus; sie beschäftigen sich größtentheils mit dem Ackerbau, sind aber zum Theil auch Professionisten, Glasarbeiter, Holzhauer ꝛc. Die Lipowaner oder Filiponen (christlich-altgriechische Dissenters mit eigenem Gottesdienst und besondern religiösen Gebräuchen), die 1783 vom schwarzen Meere nach der B. gekommen und unter Kaiser Joseph II. freie Religionsübung und Befreiung vom Militärstande erhalten haben, sind ruhige, friedfertige Menschen, dabei arbeitsam und thätig, betreiben den Ackerbau und die Obstpflege und nähren sich größtentheils vom Handel mit frischem und gedörrtem Obst, mit Fischen und selbstgefertigten Seilerwaaren. Dabei sind sie auch vorzüglich geschickt im Deich- und Kanalbauwesen, in Trockenlegung nasser und sumpfiger Gründe ꝛc. Sie leben ganz getrennt von der übrigen Bevölkerung und bewohnen drei besondere Dörfer, Klimoutz, Fontana Alba und Mitoka. Ihre Anzahl beträgt etwa 10,000 Seelen. Auch eine Anzahl von Zigeunern hält sich in der B. auf, die, seitdem sie den Dorfgemeinden einverleibt wurden, größtentheils von dem nomadisirenden Leben abgekommen sind; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, mehre sind auch Schmiede, und ein anderer Theil beschäftigt sich mit Verfertigung hölzerner Gefäße, Kannen, Mulden, Löffel ꝛc., woher sie den Namen Lingauras haben. Der Verkehr nach außen beschäftigt sich größtentheils mit Naturprodukten, wie Silber, Kupfer (sowohl Kupferplatten als Rosettenkupfer), Eisen (Roh- und Stabeisen), Blei, Steinsalz und anderen Mineralien, auch Goldkörnern (aus dem Flusse Bistritza gewonnen); Hauptgegenstände des Handels bieten jedoch die außerordentlich beträchtlichen Waldungen dar, durch welche an Bau- und Stabholz, sowie an Potasche und Holzasche viel gewonnen wird. Aermer ist die Provinz an zur Ausfuhr geeigneten Fabrikaten; doch wird über Czernowitz und Suczawa ein lebhafter Verkehr mit Tuch, Leinwand, Wagen, Möbeln, ausgearbeitetem Leder, musikalischen Instrumenten, Luxus- und andern Waaren, wovon viele in Czernowitz selbst oder in den Städten und andern Orten im Lande verfertigt werden, nach der Moldau getrieben. Nach den österreichischen Erblanden gehen außer den erwähnten Metallen auch andere meist rohe Produkte, als Häute, Honig, Wachs, Pferde, Hornvieh, Wolle. Der bedeutendste Artikel, für welchen baares Geld vom Auslande gezogen wird, besteht in Glaswaaren, welche in vier Fabriken zu Krasna erzeugt und als Hohl- und Tafelglas nach Bessarabien, in die Moldau und bis nach Konstantinopel abgesetzt werden. Das Aerarialkupferhammerwerk zu Poschoritta und die Privateisenhüttenwerke von Mariensee liefern verschiedene Gattungen Geschirr und Handwerkszeug, womit ziemlich nach außen verkehrt wird. Zur Erleichterung des Verkehrs durchkreuzen die B. drei Hauptstraßen, die gut chaussirt sind und nach Siebenbürgen und Galizien führen. Um das Eindringen der Pest aus der Moldau zu verhindern, sind nebst dem gewöhnlich bestehenden Pestkordon, welcher in 173 längs dieser Grenzlinie aufgestellten Czardaguen die Aufsicht hält und bei verdächtigen und gefahrdrohenden Zeiten vermehrt wird, auch zwei Kontumazämter unweit Bojan und Bossancze und zwei Rastelämter in Simoutz und Brajestie aufgestellt. Die B. hat ihre eigene landständische Verfassung. Die Haupt- und Kreisstadt ist Czernowitz, nach welcher auch die Provinz, seit sie unter der Administration des galizischen Gouverniums steht, der czernowitzer Kreis genannt wird. Sie ist der Sitz der Kreisbehörden und zählt 10,000 Einwohner. Sereth ist die älteste Stadt der B. Suczawa war einst die Residenzstadt des Hospodars. Den Namen B. erhielt die Provinz von den beträchtlichen Buchenwaldungen. Als nämlich Stephan VI., Fürst von der Moldau, in seinem Kriege gegen die Polen 1496 auf einem großen Felde zwischen dem Pruth und dem Dniestr bei Chotschim und Czernowitz 20,000 Polen zu Gefangenen machte, spannte er sie an den Pflug, ließ das ganze Schlachtfeld, das zwei Meilen in der Länge maß, von ihnen umpflügen, und besäete es mit Buchensamen. Die daraus gewachsenen schönen Buchenwaldungen nannten die Polen B. Im Jahre 1769 wurde dieser Theil der Moldau von den Russen erobert, nach geschlossenem Frieden der ottomanischen Pforte 1774 wieder zurückgegeben, dann im nämlichen Jahre von Oesterreich militärisch besetzt und durch die Konvention vom 12. Mai 1776 an Oesterreich förmlich abgetreten. In Folge dessen erhielt das Land eine eigene Militäradministration; diese wurde jedoch am 1. November 1786 aufgehoben, und die B. mit Beibehaltung ihrer eigenen landständischen Verfassung unter die Verwaltung des Königreichs Galizien gestellt, dessen 19. Kreis sie bildet.

Bukskin, Zeuch, s. v. a. Buckskin.

Bulak, ägyptischer Flecken, am Nil, als Vorstadt von Kairo zu betrachten, mit Flußhafen, treibt Handel mit Reis, Salz, Natrum ꝛc. und ist besonders berühmt durch die von Mehemed Ali 1822 daselbst angelegte Druckerei, aus der eine Reihe bedeutender Werke der arabischen, persischen und türkischen Literatur hervorgegangen sind.

Bulama (Bulam, Bullam), Insel auf der Westküste von Afrika, zwischen dem Gambia und Sierra Leone, an der Mündung des Rio Grande, die bekannteste unter den Bissagosinseln, ist ungefähr (von Ost nach West) 9 französische Meilen lang und 5 breit. Das Ufer erhebt sich allmählig bis zu einigen waldbewachsenen Hügeln in der Mitte derselben, von welchen zahlreiche Ströme herabstürzen. Man findet wild auf ihr Pferde,

Rindvieh, Büffel und Ziegen, wie auch Elephanten, Hyänen, Rothwild und Hunde. Ihre Lage an einigen schiffbaren Flüssen, welche weit ins Festland sich erstrecken, die daraus erwachsende Erleichterung des Handels in das Innere Afrika's, ihr höchst fruchtbarer, zu jeglichem Anbau geeigneter Boden empfiehlt zu einer Niederlassung auf ihr.

Bulbine, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Asphodeleen zunächst mit Anthericum verwandt, von dem sie sich durch behaarte Staubfäden unterscheidet. B. annua *Willd.*, Anthericum annuum *L.*, mit zahlreichen gelben Blüthen, die sich dachziegelförmig decken, ist ein Sommergewächs in Aethiopien und auf dem Kap. B. frutescens *W.*, Anthericum frutescens *L.*, mit fleischigen, rundlichen Blättern, aufrechtem, strauchartigem Stamm, bringt fast das ganze Jahr hindurch in 1—2 Fuß langen Aehren eine Menge schöner gelber Blüthen und läßt sich bei 3—5° R. Wärme leicht durchwintern und durch Stecklinge und Samen vermehren. B. planifolia *Spr.*, Anthericum planifolium *Brot.*, in Südeuropa und Nordafrika, dient in Frankreich als Purgirmittel. B. latifolia *Spr.*, auf dem Kap, hat langgespitzte, dreieckige Blätter und eine gelbe, sehr lange Blumentraube. Sämmtliche Arten werden in lockere mit $^1/_6$ Sand gemischte Mistbeeterde gepflanzt, im Winter wenig begossen und im Sommer an einem sonnigen Ort ins Freie gestellt. Man durchwintert sie bei 4—6° Wärme im Zimmer oder Glashause und vermehrt sie durch Sprößlinge, Stecklinge oder Samen.

Bulg, kleine britische Insel an der Nordwestküste von Schottland, Grafschaft Sutherland.

Bulgar (Bulghar, Bolgar), die alte Hauptstadt des Bulgarenreiches in Asien. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; die tatarischen Chroniken verlegen ihren Ursprung auf eine mährchenhafte Weise in das höchste Alterthum. In russischen Chroniken wird der Name der Stadt 1360 zum ersten Mal genannt, es ist aber gewiß, daß sie schon im 10. Jahrhundert bestand, wie aus den zu B. geschlagenen Münzen jener Zeit hervorgeht. Die Stadt war keineswegs groß u. soll nach einer 968 durch die Russen erlittenen Verheerung nur 10,000 Einwohner gehabt haben. B. behauptete seinen Ruhm auch nach der Eroberung durch die Mongolen; als aber die Khane ihre Residenz nach Sarai verlegten, gerieth B. allmählig in Verfall, trotz der Bemühungen einiger Khane, ihm seine frühere Bedeutung zu erhalten. Die Verwirrungen, die in der goldenen Horde ausbrachen, trugen noch mehr zu dem Sinken B.s bei; die Stadt ging unaufhörlich aus der Hand des einen mongolischen Fürsten in die des andern über, während die häufigen Einfälle der nowgorodschen Freibeuter und die Feldzüge der russischen Fürsten ihrem Handel mit dem Norden Rußlands ein Ende machten und allmählig ihren völligen Ruin herbeiführten. Den letzten Schlag erlitt B. durch Tamerlan, welcher es zur Zeit seines Feldzugs gegen Tochtamysch am Ende des 14. Jahrhunderts zerstörte. Uebrigens bestand B. noch einige Zeit nach dem Einbruche Tamerlans, wie aus den daselbst geschlagenen Münzen hervorgeht. Ohne Zweifel ward es mit dem Falle der goldenen Horde in das allgemeine Verderben verwickelt. Jetzt ist davon nur noch das Dorf Bulgarü (s. d.) mit berühmten Ruinen übrig.

Bulgarei (Bulgarien, Land der Bulgaren), 1) die große B. (asiatische B.), ehemaliges Königreich der Bulgaren, das im 5. Jahrhundert, wo nicht früher, am nordöstlichen Ufer der Wolga, ungefähr in der Nähe der Kamamündung od. etwas südlicher sich erhob u. in verschiedenen Zeiten seine Grenzen von den uralischen Bergen bis zur Sura und Oka, von der Wiätka und Kama bis zu den Quellen des Don, Choper und der Samara ausdehnte. Des Königreichs B. wird noch zu Peter des Großen Zeiten in dem Titel der Beherrscher von Rußland gedacht. Die alte Hauptstadt des Königreichs war Bulgar (s. d.). Jetzt ist das Land russische Provinz.

2) Die kleine B. (europäische B., Klein-Bulgarien, bei den Türken Bulgar-Ili, auch Bulgarek), europ.-türk. Provinz von 1740 □M., umfaßt alles Land zwischen der Donau, dem schwarzen Meer, dem Balkan und Serbien und ist ein von Natur schönes und gesegnetes Land. Die bis an die Donau in mäßigen Höhen sich herabziehenden, schön bewaldeten Zweige des Balkans bilden weite, gut bewässerte und höchst fruchtbare Thäler, denen nichts als der Anbau eines fleißigen Volkes fehlt, um zu den trefflichsten Ländern Europa's zu gehören. Der Süden ist fast ganz gebirgig. Die Westgrenze bildet der Timok und die ungarische Morawa der Serben, die Ostgrenze das schwarze Meer. Dies ist die gewöhnliche geographische Begrenzung der Provinz; doch besteht dieses Bulgarien eigentlich nur noch in einer willkürlichen Eintheilung, u. es ist schwer, sogar fast unmöglich, seine wahre Grenze anzugeben. Der größte Theil reiner Bulgaren wohnt im Süden des Balkans, in Macedonien bis nach Arkhida und Monastir hin, zu Kasanlük-Kasan, Rasloga, Scheltesnik, und selbst bis nach Rumelien hin, wenigstens von der Seite von Adrianopel her und auch über diese Stadt hinaus findet man ganze Striche von Bulgaren bevölkert. Nördlich hingegen vom Balkan, gegen die Donau zu, finden sich Bulgaren nur in der Umgegend von Widdin, Gabrow, Tyrnow, Wratschez und an einigen andern minder bedeutenden Orten. Man irrt daher, wenn man in den für Bulgarien gewöhnlich vorgezeichneten Grenzen das ganze Bulgarenvolk begriffen glaubt. Die alten Marken Bulgariens, als es noch eine politische Existenz hatte, waren weit ausgedehnter. Fast in allen Sandschaks der europäischen Türkei findet man Bulgaren (s. unten). Die Berge, die, von Westen nach Osten ziehend, die Südgrenze bilden, erreichen nirgends die Linie des ewigen Schnees; nur im Bergknoten des Skardus bleibt der letztere den größern Theil des Jahrs über liegen. Die ungeheuern Waldungen, die den Nordabhang des Balkans bedecken, der Mangel an Bevölkerung und Kultur, die vielen Sümpfe und stehenden Gewässer, sowie die Neigung des Landes gegen Norden vermehren die Rauhheit der Luft. Vom Balkan gehen viele Ausläufer nach der Donau, von welchen zwar kurze, aber sehr wasserreiche Zuflüsse dem letztgenannten Strome

zuellen. Hierher gehören der Reihe nach der Timok, Arzer, Lom, Dschibra, Agostul, Serdul, Isker, Sereskul, Asma, Jantra, Kara-Lom, Ak-Lom rc. Parallel mit der Donau erreicht das schwarze Meer der Karamtschik. Das Uferland der Donau ist in der Mitte eben, sumpfig, ja flach, der Südwesten u. Osten des Landes aber bergig u. steinig. Man könnte das ganze Land einem nach Süden gebogenen Amphitheater vergleichen, von dem aus man auf den Hauptstrom Europa's hinblickt. Die Küste springt am markirtesten mit dem Kap Gülgrad und Emineh in das schwarze Meer hervor. Das ganze Land erscheint als eine plateauartige Vorstufe des Balkans, welche von den zum Theil hohen und felsigen Südufern der Donau allmählig aufsteigt zu den dicht bewaldeten unwegsamen Vorbergen des großen Balkans im Westen und des kleinen Balkans im Osten. Die Natur des östlichen und westlichen Theils ist mehrfach von einander verschieden. Im Nordosten tritt wie eine Halbinsel zwischen Donau u. Meer die Dobrudscha als eine Hochfläche niederer Art auf, meist mit Gestrüpp und steppenartiger Vegetation, zum Theil aber auch mit ausgedehnten Getreidefluren bekleidet. Die Waldungen bedecken nur kleinere einzelne Räume und werden erst am kleinen Balkan dichter. Der Westen ist weniger einförmig und steppenartig, die Forste werden umfangreicher und viele Gegenden sind wohlangebaut. Die Frühlingsmonate bringen eine große Menge Regen, der die Kommunikation zwar kaum passirbar macht, alle Nahrungspflanzen und namentlich Futterkräuter aber üppig wuchern läßt. Die trockene Hitze des Sommers verwandelt das grünende Bild schnell in einen dürren Anger und trocknet oft Waldbäche und Brunnen aus. Wie die Jahreszeiten, so wechseln auch Tag und Nacht scharf in ihrer Temperatur, was oft üble Krankheiten befördert. Der Anbau des Landes ist zwar theilweise erschwert und vernachlässigt, die geringe Bevölkerung aber hat noch Ueberfluß an Manchem. Die Berg- und Thalweiden geben einen sehr reichen Ertrag, weshalb die Viehzucht in gutem Zustande ist u. vorzüglich Schafe und Rinder ausgeführt werden können. Andere Ausfuhrartikel sind Getreide, Wein, Eisen und die in den Vorbergen gewonnenen Erze, Holz, Honig und Wachs, Fische, Wild. Die Regierung der Provinz ist in den Händen des Beglerbeg von Rumelien, unter dem die 4 Sandschaks Sophia, Nikopoli, Silistria und Widdin stehen. Hauptstadt ist Sophia oder Triadiza; andere Hauptplätze dieses militärisch wichtigen Landes sind Silistria, Rustschuk, Varna, Schumla, Burgas, Widdin und Nikopoli, viel genannt in den häufigen Kriegen, deren Schauplatz dies Land war, von der römischen und byzantinischen Zeit an bis zu den neuesten russisch-türkischen Kämpfen. Das Volk seufzt unter dem fürchterlichsten Druck, der in der neuesten Zeit das Gefühl der Nationalität und Streben nach Freiheit erweckt hat.

Die **Bulgaren** (**Bolgaren**, **Wolgaren**, auch **Hunnen**, **Hunnoguri**, **Hunnobundobulgaren**, **Kotragen**, **Uturguren** u. **Kuturguren** genannt) zählen gegenwärtig etwa 500,000 Seelen. Die Tiefe ihres Landes steht mit der Küstenausdehnung im Verhältniß, u. das Volk dringt immer mehr ins Innere des Landes ein: in Thracien, welches eine den türkischen Hirten überlassene Wüste ist, baut es mit jedem Tag neuen Boden an; gegen Griechenland hin dehnt es sich bis ins Herz der hellenischen Provinzen aus, deren Eingeborne, in den Städten u. an den Küsten koncentrirt, seit langer Zeit die Thäler den Auswanderern des Gebirgs überlassen haben. Die Geographen haben ohne Rücksicht auf den Gang und die Wanderung der Racen die Provinzen Thracien, Macedonien und Albanien als Grenzen des Bulgarenlandes angenommen, obwohl die bulgarische Race dort in großer Anzahl sich findet und z. B. den eigentlichen Kern der macedonischen Bevölkerung bildet, denn man spricht serbisch und bulgarisch in allen südwestlichen Distrikten von der Linie der Berge zwischen Kailari, Chatiza, Ostrowo und Verria bis an die Thäler von Niausta und Vodena; nur im Süden dieser Linie spricht der macedonische Bauer griechisch. Die Zahl der Bulgaren in Salonichi ist so groß, daß man diese Stadt als gemeinsam von Griechen und Bulgaren bewohnt betrachten kann. In Thracien haben die Bulgaren gleichfalls wichtige Stellungen inne, und bis nahe an Konstantinopel bilden sie die Masse der Bevölkerung. Wendet man sich gegen Ostalbanien, so findet man ganze Distrikte, wo nur bulgarisch gesprochen wird. Endlich gehen die Bulgaren bis Livadien hinab, und man findet sie selbst in Morea. Die Infiltrationskraft dieses Volkes ist eine Folge seines geschmeidigen arbeitsamen Wesens. Da es aber die Dörfer den Städten vorzieht und diese gern den Griechen überläßt, so bleibt es unbemerkt, bildet aber nichtsdestoweniger die zahlreichste aller Racen, welche die europäische Türkei bewohnen, selbst die Griechen nicht ausgenommen. Das jetzige Bulgarien enthält nur etwa 8 — 900,000 Seelen, aber außerhalb dieses officiellen Bulgariens sprechen noch ganze Provinzen bulgarisch. Man kann zwei Bulgarien unterscheiden, eines im Norden, das andere im Süden des Balkans, ersteres gegen die Donau geneigt, letzteres gegen den an Griechenland grenzenden Theil des Mittelmeers, bei den Bulgaren Belo-more-to, das weiße Meer, genannt. Das eine bietet alle walachischen und ungarischen Produkte, letzteres alle griechischen. Man erkennt die nördlichen und südlichen Bulgaren an sehr unterscheidenden Zügen. Die des Nordens haben außer ihrem Dialekt, der sich stark dem russischen nähert, viel mehr Tatarisches in ihren Sitten beibehalten und somit dem Islam mehr Bekenner geliefert, als die fast ganz hellenisirten Bulgaren des Südens. Die ersteren, wild und roh, sind minder gastfrei gegen den Fremden, unterwürfiger gegen den Herrn und sprechen mit einer solchen Schnelligkeit, daß ihre Sprache fast unverständlich wird. Die Sprache der südlichen Bulgaren, stark mit serbischen und griechischen Wendungen gemischt, hat einen sanftern harmonischern Klang. Man hat deshalb Unrecht, Bulgarien als eine einzige Provinz zu betrachten, vielmehr ist es durch die Natur selbst in fünf oder sechs verschiedene Theile geschieden, wovon jeder eine Stadt von 30 — 60,000 Einwohnern als Hauptort hat.

Diese Theile sind 1) *Zagora*, oder das *transbalkanische* Bulgarien, welches eine ziemlich starke, mit den Christen untermischte ottomanische Bevölkerung enthält, mit der Hauptstadt Philippopel; 2) die *Dobrudscha*, die bulgarische Küste des schwarzen Meeres, wo noch jetzt nogaiische, aus der Krimm ausgewanderte Tataren umherziehen, mit der Hauptstadt Varna; 3) das *danubische* Bulgarien, mit der Hauptstadt Widdin; 4) *Ober-* oder *Mittelbulgarien*, wo sich in unzugänglichen Bergen die alte heilige Hauptstadt Sophia verbirgt, welche für die Nation dasselbe ist, was Moskau für Rußland; endlich 5) das *macedonische* Bulgarien, das gegen den Golf von Contessa u. den Athos-Berg ausläuft, mit der Hauptstadt Seres. Kein Theil des osmanischen Reichs ist so stark bevölkert wie Bulgarien; das Land ist voller Dörfer, die man aber an der Straße selten sieht, da sie wie die Hütten der Wilden versteckt sind. Meistens dehnt sich ein solches Dorf (Selo) längs einer Wiese oder am Rande eines Baches aus, welcher ihm als Graben und natürliches Schutzmittel dient. Diese Dörfer folgen sich fast von Stunde zu Stunde. Jedes Selo besteht aus vier oder fünf Höfen oder Häusergruppen, welche durch einen Grasplatz voneinander getrennt sind. Diese Höfe, von einer dicken Hecke umschlossen, erscheinen wie so viele Inseln im grünen Meere. Die Zahl der Hütten, welche einen solchen Hof bilden, ist gewöhnlich zehn bis zwölf; sie bestehen aus Weidengeflecht, so daß sie großen Körben gleichen, sind in die Erde eingesenkt und mit einem konischen Dach von Stroh oder übereinander geworfenen Baumzweigen gedeckt. Hier hat jedes Geschöpf seine besondere Wohnung, die Hühner, die Schafe, die Schweine, die Ochsen und die Pferde. Mitten unter diesen zahlreichen Anhängseln bewohnt der bulgarische Bauer eine Hütte, die ihm als Keller, Kornkammer, Küche und Schlafkammer dient. Man schläft an der Erde auf Fellen, die um den Herd, d. h. um ein rundes Loch, ausgestreckt sind. Diese dunkeln Wohnungen erheben sich nur mit dem Dach über den Boden, man muß, um durch die sehr niedrige Thür einzutreten, einige Stufen hinabsteigen. Nichtsdestoweniger sind diese ärmlichen Gebäude sehr reinlich. Seit 1752 hat sich eine große Anzahl Bulgaren in den neurussischen Gouvernements und in Bessarabien angesiedelt.

Geschichte. Die Bulgaren sind ein ursprünglich asiatisches Volk, das jenen Namen erhielt, weil es vom jenseitigen Ufer der Wolga (Bulga, Atel) nach Europa einwanderte. Aus ihrem ersten Wohnsitz (*Groß-Bulgarien* genannt), den Steppen zwischen der Wolga u. dem Kuban bis hinauf zu den Trümmern von Bulgar (s. d.) im Gouvernement Kasan, zogen sie sich zu der Zeit des byzantinischen Kaisers Anastasius Dicorus (um 502) nach dem Don u. Dniestr, unternahmen, besonders zu Justinians I. Zeiten, unter ihrem Khan Zamergan (539 und 559) verheerende Streifereien nach Byzanz, mußten jedoch bald nachher avarische Oberhoheit anerkennen. Der Versuch des Khans *Organes*, welcher 619 zu Konstantinopel Christ geworden war und den Patriciertitel erhalten hatte, zur Herstellung der Unabhängigkeit mißlang zwar; sein Neffe *Cuvrat* aber vertrieb (um 635) die avarischen Besatzungen und schloß ein Bündniß mit dem oströmischen Kaiser Heraclius. Der väterlichen Warnung uneingedenk, trennten sich die fünf Söhne desselben, von denen der eine, *Batbajas* (Basianus), in den eingenommenen Sizzen zwischen Don und Dniestr blieb, der zweite, *Kotrag*, nach Asien zurückging, wo seine Horde bald chazarischer Uebermacht erlag, der dritte, *Asparuch*, sich am Onelos (Pruth?) niederließ, der vierte, ungenannte, mit den Theiß-Bulgaren sich den Avaren wieder unterwarf, und der fünfte, *Alzek*, bei des Longobardenkönigs Grimoald Sohne, dem Herzoge Romuald von Benevent, Aufnahme fand. Asparuch eroberte (678) einen Theil des Landes zwischen der Donau und dem Hämus bis nach Varna hin, und seine Nachfolger, von denen wir insbesondere *Terbeles* (um 700) und *Kormastus* (um 716) kennen, blieben beschwerliche Nachbarn von Byzanz, obgleich oft Streit um die Nachfolge im Khanat und Widersetzlichkeiten der Großen (Bojaren) Statt gefunden zu haben scheinen. Die aufeinanderfolgenden Khane Tokt (765), Tzerig (773), Telerich (777) und Kardamus (791) kämpften unglücklich gegen die die Verrätherei der Bojaren benutzenden bilderstürmenden Kaiser, bis die Vereinigung der vor den Franken fliehenden Avaren mit den Bulgaren den Khan *Krumus* (Krem) zu einem mächtigen Herrscher erhob. Derselbe wurde jedoch (814) an Leo's Hügel geschlagen u. starb bald nachher. Unter seinem Nachfolger *Mortagon* (Omortag), welcher Frieden mit Byzanz zu erhalten strebte, dagegen (seit 824) mit dem abendländischen Kaiser Ludwig dem Frommen in Streit gerieth, begannen die Bekehrungsversuche, zunächst durch gefangene Griechen, und dauerten unter Krumus' Enkel *Wladimir* (um 836) fort, bis endlich der Mönch *Theodorus Kupharas* das Vertrauen des Khan *Bogoris* gewann. Dieser wurde (863) Christ, erlangte dafür die Abtretung Zagoriens, nahm den königlichen Titel und den Namen *Michael* I. an, besiegte seine sich widersetzenden Bojaren u. zwang das ganze Volk zur Annahme der Taufe. Der Papst Nikolaus I. und der Patriarch Photius geriethen in Streit um die kirchliche Herrschaft über die Neubekehrten. Michael bewarb sich um die Freundschaft des deutschen Königs Ludwig, erhielt (866) von dem Papste schriftliche Belehrung über die an denselben gerichteten, kirchliche und bürgerliche Angelegenheiten betreffenden Fragen und schwankte zwischen dem Anschließen an die eine oder die andere Kirche, bis der wieder eingesetzte Patriarch Ignatius (870) einen griechischen Erzbischof nach Bulgarien sendete, worauf dieser die Oberhand über die lateinischen Geistlichen erlangte. Dennoch suchten die spätern Könige, wenn ihr Vortheil es erheischte, mehrmals die Verbindung mit dem Papste wieder anzuknüpfen. Nach Michael I. wird *Presiam* erwähnt als ein Feind des Christenthums, welcher einen unglücklichen dreijährigen Krieg mit dem Serbier Wladimir führte. Nicht glücklicher war sein Sohn, *Michael II. Bogoris* (Borises), welcher die Theilung Serbiens unter Wladimirs drei Söhne, Muntimer, Stroemer und

Goinik, zu einem neuen Angriff benutzte, durch die Gefangenschaft seines eigenen Sohnes Wladimir aber zum Frieden genöthigt wurde. Goiniks Sohn, Peter, bemächtigte sich der Alleinherrschaft und hielt Frieden mit den Bulgaren, deren König Simeon um dieselbe Zeit (888) wegen gestörten Handels mit dem Kaiser Leo dem Philosophen in Krieg verwickelt und von den sich an seiner Nordgrenze niederlassenden Ungarn angegriffen wurde. Er behauptete sich jedoch in Verbindung mit den Petschenegen siegreich und fiel den Byzantinern geraume Zeit hindurch höchst beschwerlich, bis er endlich (27. Mai 927) von den Kroaten geschlagen wurde. Er † bald nachher und sein Sohn Peter schloß Frieden. In diese Kriege waren auch die serbischen Fürsten Paulus und Zacharias verwickelt, welchen Simeon den von Stroemers Sohn Klonimer mit einer Bulgarin erzeugten Tzeslav entgegensetzte. Zacharias mußte nach Kroatien fliehen und Serbien wurde mit Bulgarien vereinigt; aber sieben Jahre später entkam Tzeslav aus Perjeslawetz in sein Vaterland, stellte die Unabhängigkeit desselben wieder her und bewarb sich um den Schutz des Kaisers. Mit Peter, welcher auch nach dem Tode seiner griechischen Gemahlin Maria in gutem Einverständniß mit Byzanz blieb, unzufriedene Bojaren schlossen sich an des Königs Brüder, Joannes und Michael, an, von denen der erstere (933) gefangen genommen und nach Konstantinopel ausgeliefert wurde, der andere aber Streifereien bis nach Hellas hin wagte, welche seine Anhänger auch nach seinem Tode noch fortsetzten. Peters als Geißeln in Konstantinopel gewesene Söhne Bogoris und Simeon Romanus wurden nach dem Tode ihres Vaters (967?) entlassen, um den Thron gegen David, Moses, Aaron und Samuel, die Söhne eines Bojaren, zu behaupten. Der Kaiser Nicephorus Phokas forderte den Bulgarenkönig (967) vergebens auf, den Ungarn den Uebergang über die Donau zu wehren, und verbündete sich mit den Russen, deren Großfürst Sswjatosslav (968 und 969) in Bulgarien einbrach, jedoch von dem das Land (972) in eine Provinz umwandelnden Joannes Tzimisces wieder vertrieben wurde. Bogoris und der zuvor entmannte Romanus wurden gefangen nach Konstantinopel geführt u. entflohen nach Tzimisces' Tode ihrer Haft; doch wurde der erstere von einem ihn wegen der Kleidung für einen Griechen haltenden Bulgaren erschlagen, der andere zur Rückkehr in die Gefangenschaft genöthigt. Die 4 Bojarensöhne erregten (976) einen neuen Aufstand, in welchem David u. Moses umkamen, Samuel seinen Bruder Aaron ermordete und bis an seinen Tod (15. Sept. 1014) für die Unabhängigkeit seines Landes kämpfte, welches erst nach dem Untergange seines Sohnes Wladislaw (1018) sich den Byzantinern wieder unterwarf, nachdem Basilius II. die Hauptstadt Bulgariens, Ochrida (Lychnidus), erobert hatte. Die Bulgaren verhielten sich nun ruhig bis 1036, in welchem Jahre Dolian (Delean), ein aus Konstantinopel entflohener Sklave, nach Bulgarien kam, sich für einen Enkel Samuels ausgab u. von den Bulgaren, die nun wider den Kaiser Michael IV. aufstanden, zu ihrem Könige gewählt wurde. Dolian zog, nachdem er einen in Dyrrhachion gewählten Gegenkönig, Teichomer, hatte umbringen lassen, dem Kaiser entgegen und besiegte ihn. Alusian, Bruder des Wladislaw, gleichfalls aus Konstantinopel entflohen, kam zu Dolian, fand bei ihm scheinbar gute Aufnahme und Theil an der Regierung. Allein von gegenseitiger Eifersucht getrieben, suchte einer den andern zu stürzen. Der dem Dolian zuvorkommende Alusian ließ jenen blenden, unterwarf sich, weil er die Abneigung der B. gegen ihn fürchtete, dem Kaiser Michael (1040) und ging dann nach Bulgarien und ließ sich huldigen. Von nun an blieb Bulgarien geraume Zeit in Abhängigkeit von der byzantinischen Herrschaft. Fand feinere griechische Bildung auch nur unter den höhern Ständen einigen Eingang und verrieth sich der orientalische Ursprung der Bulgaren fortwährend in der Kleidertracht, so hatte doch das Christenthum auf Sitte u. Verfassung der Bulgaren großen Einfluß. Zwar blieb die Viehzucht Hauptbeschäftigung; doch wurden jetzt auch Ackerbau, Weinbau u. Handel betrieben. Der Umwandlung der meisten slavischen Bewohner des Landes in Hörige ungeachtet nahmen die Bulgaren selbst die Sprache derselben an. Das Land war in 10 Gaue, später 30 Starosteien, jede mit einem befestigten Schlosse, abgetheilt. Die Würde des Khans oder Königs (von den Griechen auch Archon oder Despot genannt) war erblich: die Bojaren aber hatten großen Einfluß auf die Regierung, indem die sechs großen Bojaren gleichsam den geheimen Rath des Königs bildeten und die Bojarenversammlung das Recht hatte, den König abzusetzen.

Bulgariens Unabhängigkeit wurde wieder hergestellt durch zwei Walachen, Peter und Asan. Von diesen beiden, durch versagte Anstellung im Heere beleidigten Brüdern aufgemuntert, empörten sich unter der Regierung des byzantinischen Kaisers Isaak II. Angelus 1186 die bulgarischen und walachischen Hirten, die darüber erbittert waren, daß man ihnen zur Beisteuer zu den Kosten der Hochzeit des Kaisers mit Maria (früher Margaretha), der Tochter des Ungarnkönigs Bela, sogar ihre Heerden wegtrieb. Isaak beachtete den Aufstand wenig. Peter hatte jedoch mittlerweile durch das Vorgeben, der Schutzheilige Demetrius sey ihm erschienen, allgemeine Begeisterung unter dem Hirtenvolke geweckt, sich ein goldenes Diadem aufgesetzt, die Purpurschuhe angezogen und war, als er an einem nebligen Tage von den Byzantinern überfallen worden, über die Donau zu den Komanen entflohen. Isaak traute dem Versprechen der um Frieden bittenden Komanen und zog sich, nachdem er die Getreidevorräthe angezündet hatte, zurück. Asan aber führte beträchtliche komanische Haufen herbei und brachte schnell (1187) das ganze Land wieder in Aufstand. Der Sebastokrator Joannes Angelus, des Kaisers Oheim, führte den Krieg vorsichtig, wurde aber aus Verdacht, er strebe nach der Herrschaft, abgerufen. Sein Nachfolger, der von Andronicus geblendete Cäsar Joannes Kantakuzenos, wurde überfallen und rettete sich mit Mühe aus der Niederlage. Endlich brach Isaak selbst gegen die Bulgaren auf, erlitt aber eine Niederlage und konnte auch in den folgenden Jahren den feindlichen Streifereien

nur schwachen Widerstand entgegensetzen. Die Bulgaren u. Walachen dehnten ihre verheerenden Streifzüge immer weiter aus, plünderten nach einem mißlungenen Zuge des Kaisers gegen sie Anchialos, Varna, Triadiza (Sardica) und andere Städte u. behaupteten, obgleich Isaak (1193) gegen sie u. den Supan von Serbien bis zur Sau vordrang, dennoch das Uebergewicht. Asan und Peter erschlugen (1194) den kaiserlichen Befehlshaber des Westens, Basilius Batazes, bei Arcadiopolis und trieben den des Ostens, Alexius Guido, in schimpfliche Flucht. Ein unter dem folgenden Kaiser Alexius III. den Bulgaren angebotener Friede kam wegen der hohen von denselben gestellten Bedingungen nicht zu Stande. Der Sebastokrator Isaak Comnenus, des Kaisers Schwiegersohn, wurde geschlagen (1196?) und starb in bulgarischer Haft. Bald darauf ermordete Ibankus (Ivan) den Fürsten Asan, entfloh nach Konstantinopel, stritt gegen seine Landsleute und eroberte sich ein Gebiet am Hämus. Auch Peter wurde meuchlerisch ermordet, und gegen den dritten Bruder Johann I. (Ivanco), der die Königskrone durch den Legaten Leo (8. Nov. 1203) empfing, empörte sich ein gewisser Chrysus; aber dieser innere Zwist wurde von den Byzantinern so wenig benutzt, daß die Bulgaren in Thracien plünderten. Johann entzweite sich bald nachher mit den lateinischen Kaisern Balduin I. u. Heinrich und starb (1207) eines räthselhaften Todes vor Thessalonich. Sein Schwestersohn Boris riß darauf die Herrschaft an sich, nöthigte Asans Söhne, Johann Asan und Alexander, zur Flucht an die russischen Grenzen und erlangte von dem Papste die Anerkennung. Am 3. Juli 1208 von den Lateinern bei Philippopolis geschlagen, schloß er Frieden mit dem Kaiser Heinrich (1209) und behauptete sich gegen den mit serbischer Hülfe angreifenden, den frühern Herrschern verwandten Stresa, wurde aber von Johann II. Asan sieben Jahre in Ternova belagert, zur Uebergabe genöthigt (1210) und geblendet. Der Sieger befreundete sich durch Heirath mit Anna (Maria), Königs Andreas II. von Ungarn Tochter, mit deren Stiefgroßvater, dem Kaiser Robert, entzweite sich aber wegen der Vormundschaft über Balduin II. mit Johann von Brienne und schloß sich darauf an den Nicäner Joannes II. Dukas Batazes an. Nachdem er mit diesem gemeinschaftlich Konstantinopel zweimal vergebens (1235 und 1236) belagert hatte, söhnte er sich (1237) mit den Lateinern aus und schwankte bis an seinen Tod (Juni 1241) zwischen beiden Parteien hin und her. Sein Sohn Kaloman I. (Kalmany) regierte nur kurze Zeit († 1243) und hatte seinen Stiefbruder, Michael I. Asan, zum Nachfolger, der (1258) durch Kaloman II., wahrscheinlich seines andern Bruders Alexander Sohn, ermordet wurde. Der Ban Rostilav von Machov vertrieb den Mörder und erhob Mytzes auf den Thron, welcher von Konstantin Tochus in Ternova belagert, zur Flucht nach Mesembria genöthigt wurde, diese Stadt (1264) an Michael VIII. Paläologus abtrat und dafür Güter in der Gegend von Troja erhielt. Konstantins Gemahlin, Maria, Michaels Schwestertochter, zwang, um die Thronfolge ihrem Sohn Michael zu sichern, ihren Schwager Swjatosslav, der ein besonderes Gebiet am Hämus besaß, sich von ihr adoptiren zu lassen und räumte denselben nachher aus dem Wege. Korbokubas, der bisher die Schweine gehütet und von Brod und Gemüse gelebt hatte, stellte sich nun an die Spitze eines um ihn zusammenströmenden Haufens, schlug die aus Rußland herüberstreifenden tataro-mongolischen Horden, ermordete Konstantin mit eignen Händen (1277), nahm Mariens Hand an und ließ sich zu Ternova krönen. Kaiser Michael vermählte dagegen Mytzes' Sohn, Johann III. Asan, mit seiner Tochter Irene und erklärte denselben zum König von Bulgarien. Korbokubas focht tapfer; aber während seiner Entfernung gegen die Tocharen empörten sich die Bewohner von Ternova, lieferten die schwangere Maria und deren Sohn erster Ehe an die Griechen aus und gestatteten Asan und Irene den Einzug. Der Kaiser bewog darauf den von vielen Bojaren zum König gewünschten Georg Terteres I. zur Verwandlung des königlichen Titels in den eines Despoten, Korbokubas aber schlug (1280) die Griechen, worauf Asan nach Konstantinopel entfloh und Terteres sich nach einem Siege über Korbokubas zum Könige aufschwang. Die beiden vertriebenen Könige wendeten sich zu gleicher Zeit an den Mongolenkhan Nogai; dieser ließ Korbokubas, der sich an seiner Tafel berauscht hatte, hinrichten und gab Asan frei. Terteres söhnte sich darauf mit Andronicus II. aus und erhielt seinen früher gefangen nach Nicäa gesendeten Sohn Swjatosslav zurück, vermochte sich aber gegen die (1285) von der Moldau aus einbrechenden Mongolen weder durch die Waffen, noch durch die Vermählung seiner Tochter mit Tzakas, des Khans Nogai Sohn, zu schützen und versteckte sich vor denselben in der Nähe von Adrianopel. Nogai setzte den mit dem griechischen Kaiserhause verschwägerten und den angesehensten Bojarengeschlechtern verwandten Schmiltzes zum abhängigen Herrscher ein, wurde aber bald nachher (1294) von dem Oberkhan Tokhta besiegt und erschlagen, worauf Tzakas nach Bulgarien zurückkehrte, die Herrschaft mit seinem Schwager Swjatosslav theilte und von demselben (1295) ermordet wurde. Swjatosslav († 1322) behauptete sich unter bald friedlichen, bald feindlichen Verhältnissen zu den Griechen auch gegen Michael und Radosslav; sein älterer Sohn Georg Terteres II. († 1323) regierte nur ein Jahr, und der jüngere, Woisslow, wurde (1323) durch den Bojaren Michael II. Straschimirowitsch verdrängt. Michael starb (20. Juli 1330) an in einer Schlacht gegen die Serbier erhaltenen Wunden, worauf die Bulgaren dessen Gemahlin, die Serbierin Neda, auf den Thron erhoben, bald darauf wieder vertrieben und (1331) Michaels Vatersbruderssohn Alexander zum Könige wählten, welcher durch Einmischung in die damaligen byzantinischen Thronstreitigkeiten die Herbeirufung der Osmanen, deren Festsetzung in Thracien und furchtbare Verheerungen Bulgariens (1345—1353) veranlaßte. Sein Sohn Schischman (Ischender Ogli) wurde der Schwiegervater des Sultans. Murad und des Kaisers Andronicus II., mußte jedoch osmanische Oberhoheit anerkennen. Deshalb von dem ungarischen Könige Ludwig dem Großen bekriegt (1365 bis

1369), verbündete er sich später mit dem Serbier Lazar Brankovics, erkaufte nach der Schlacht bei Kassovo durch demüthige Unterwerfung des Sultans Gnade, wurde (1392) in Nikopolis gefangen genommen und starb in Haft; seitdem blieb Bulgarien türkische Provinz.

Nachdem der Bulgarenkönig Bogoris zum Christenthum bekehrt worden war u. als er sich, aus Furcht, an die nahen Griechen seine Selbstständigkeit zu verlieren, um die Freundschaft des Papstes bewarb, erhielt er von Rom aus lateinische Lehrer. Dieses Verfahren erschien dem griechischen Patriarchen Photius als ein Eingriff Roms in die Rechte der morgenländischen Kirche. Er erließ ein Rundschreiben an die morgenländischen Patriarchen voll der bittersten Vorwürfe gegen die römische Kirche und sprach auf einer Synode zu Konstantinopel 867 das Verdammungsurtheil über den Papst aus. Rom vergalt Gleiches mit Gleichem, und der Streit um die kirchliche Verwaltung Bulgariens bildete einen dauernden Riß, der allmählig die gänzliche Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche herbeiführte. In der Folge wurde Bulgarien, welches bei dem unentschiedenen Einfluß der strittigen Kirchengewalt einer gewissen Unabhängigkeit in kirchlichen Dingen genoß, die Zufluchtsstätte der verfolgten ketzerischen Parteien. Namentlich siedelten Paulicianer (s. d.), eine manichäische Sekte, durch unkirchliche Lehren und unchristliche Sitten berüchtigt, im 10. Jahrhundert aus Syrien und Armenien nach Thracien und Bulgarien über. Seit dieser Zeit galt jenes Grenzland in der römischen Kirche als der Herd aller Ketzerei. Die Benennung Bulgar, im Französischen bougre, wurde ein Schandtitel für alle die, welche in Lehre und Leben das Ansehen der herrschenden Kirche verleugneten. Auch die Katharer, die im 13. Jahrhundert in Oberitalien auftraten, sowie die Albigenser und Waldenser in Frankreich wurden von ihren Gegnern mit dem Namen Bulgaren oder bougres belegt.

Während die europäischen Großmächte in Syrien und Aegypten für die Pforte gegen den Vicekönig von Aegypten einschritten, brachen gleichzeitig auf verschiedenen Punkten der europäischen Türkei bedeutende Unruhen unter der christlichen Bevölkerung aus, am bedeutendsten in Bulgarien. Zwei Monate lang vor dem Ausbruche waren die ansehnlichsten Bulgaren aus den Distrikten Nissa, Leskowaz, Pirat, Branja, Prokupacska u. Berkowaz, unter ihnen namentlich aber Miloje und Savra, zu verschiedenen Malen an der serbischen Grenze, namentlich in der Alerinezer-Kontumaz erschienen, um sich gegen die Bedrückung einiger türkischen Chefs bei dem dortigen Kreis-Naesalnik, Peter Radoicovich, und dem Distriktskapitän, Mladen Wukomanovich, zu beschweren und ihnen, als ihren Freunden und Nachbarn, ans Herz zu legen, wie sie nicht mehr im Stande seyen, die gerade seit der Veröffentlichung des Hattischerifs von Gülhane, der ihnen nach den wohlwollenden Absichten des Sultans Erleichterung verschaffen sollte, um Vieles vermehrten Abgaben und gesteigerten Bedrückungen und Gewaltthaten aller Art zu ertragen. Ihrer eigenen Mittellosigkeit und des Mangels an kriegerischem Muthe (die Bulgaren sind ein friedliches, arbeitsames Volk) sich bewußt, baten sie die serbische Regierung, ihnen zur Befreiung von dem drückenden Joche hülfreiche Hand zu leisten. Nachdem ihnen aber diese Hülfe wiederholt von den Serben abgeschlagen worden und sie sich aus Serbien 600 Oka Pulver und Waffen verschafft hatten, faßten sie den Entschluß, unter Leitung der oben genannten Miloje und Savra, ihr bisher zweimal mißlungenes Vorhaben durchzusetzen, nämlich Deputirte nach Konstantinopel zu schikken, um den Sultan um Erleichterung des auf ihnen lastenden Druckes zu bitten. Von der Munition und den Waffen waren sie erst dann Willens Gebrauch zu machen, wenn sie in dem erwähnten Vorhaben gehindert oder von den Arnauten angegriffen würden. Uebrigens hatten sich die Bulgaren zweimal vor dem Aufstande durch Deputirte an den Pascha von Nissa um Abhülfe gewendet, von welchem sie jedoch zurückgewiesen worden waren; auch hatte dieser Pascha gleich nach Bekanntmachung des Hattischerifs von Gülhane den Bulgaren alle Waffen wegnehmen lassen. Gleich am zweiten Tage ihres Aufstandes, der am 19. April 1841 ausbrach, zündeten die Bulgaren ein türkisches Blockhaus an der serbischen Grenze an, besetzten ein verwahrlostes, von sechs Arnauten bewacht gewesenes Fort, Akpalanka, und bemächtigten sich der darin befindlichen Kanonen. Der Pascha von Nissa begann nun den Kampf gegen Miloje, der sich endlich genöthigt sah, sich mit seiner geringen Mannschaft in einen ungefähr 800 bis 1000 Klafter weit von Nissa entfernten Thurm, Kamenitza genannt, einzuschließen. Hierauf schickte der Pascha von Nissa den dortigen bulgarischen Archidiakon nebst mehren Christen und Türken an ihn ab, mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Als Miloje aber dies verweigerte und bei Gelegenheit der Unterredung mit dem Archidiakon zwei Türken erschießen ließ, brach der Pascha am folgenden Tage (25. April) mit einer Batterie von 10 Kanonen und einigen hundert Arnauten gegen Kamenitza auf, umringte den Thurm, beschoß denselben scharf und bewirkte dadurch, daß Miloje, von einem Flintenschuß in den Fuß getroffen, in Verzweiflung sich erschoß, worauf ein Theil seiner Begleitung sich ergab, die übrigen aber in die nächstgelegenen Waldungen entflohen. Gleichzeitig mit dem Aufbruch des Pascha's aus der Festung gegen Miloje erhielten die aus Pirot und Leskowaz herbeigerufenen Arnauten Befehl, alle Dörfer in den aufgestandenen Distrikten zu verbrennen, ihre Bewohner niederzumachen oder als Gefangene nach Nissa zu bringen, ein Befehl, der von jenen zügellosen Truppen auf das Grausamste vollzogen wurde. Die Zahl der durch Feuer zerstörten Dörfer betrug nahe an 200. Aehnliche Excesse fanden auch in den an die insurgirten Distrikte angrenzenden Städten u. Dörfern Statt. Die Obrigkeiten antworteten auf die angestellten Klagen meist mit Spott und Hohn. Den Unwillen des Sultans wegen dieses Verfahrens gegen die Rajas fürchtend, warf der Pascha 17 der vornehmsten bulgarischen Handelsleute aus Nissa in den Ker-

ker, um sie zu zwingen, ihm ein Zeugniß darüber auszustellen, daß er zu der empörenden Behandlung der Christen nichts beigetragen habe. Angeblich war eine Insurrektion förmlich organisirt gewesen, die um Mitte Juni in Bulgarien, Albanien, Rumelien und Bosnien zugleich hätte ausbrechen sollen; zum Unglück aber hätten die Ereignisse bei Nissa den Ausbruch auf eine dem allgemeinen Plan nachtheilige Weise beschleunigt.

Die Geschichte der östlichen Bulgaren ist in großes Dunkel gehüllt. Nach Kuvrats Tode, als ein großer Theil derselben nach Europa auswanderte (s. oben), blieben viele in ihrer alten Heimath an der Kama (daher kamische Bulgaren) u. Wolga zurück. Man nannte sie „weiße Bulgaren". Die ersten Nachrichten über sie trifft man in arabischen Schriftstellern des 10. Jahrh., aus denen man ersieht, daß um diese Zeit die Bulgaren ein mächtiges Volk bildeten, Städte hatten, ausgebreiteten Handel trieben, mit Ausnahme weniger Christen sich (seit 922) zum Islam bekannten (weshalb sie, zum Unterschiede von den an der Donau wohnenden christlichen Bulgaren, als mohammedanische Bulgaren bezeichnet werden) und alle einem uneingeschränkten Herrscher gehorchten. Nach der Annahme des Islam findet man sie häufiger genannt, nicht bloß bei moslemitischen Schriftstellern, sondern auch in russischen Chroniken. Sie waren halb ein ansässiges u. ackerbauendes, halb ein nomadisches Volk, das im Winter in Dörfern und Städten lebte und im Sommer in das offene Land hinauszog. Den Grad ihrer Civilisation kann man daraus beurtheilen, daß sie zwar die Schrift kannten (wahrscheinlich schon vor der Annahme des Islam), aber in den Künsten keine großen Fortschritte gemacht hatten, da sie zur Erbauung ihrer ersten Moschee und der Mauern ihrer Hauptstadt Baumeister aus Bagdad kommen lassen mußten. Genauer sind wir mit den Erzeugnissen ihres Landes bekannt; diese waren hauptsächlich: Juchten (womit sie ihrem Herrn die Abgaben bezahlten), Nüsse, Honig, Wachs, Räucherwerk und zum Theil auch Mammuthknochen. Eine frühe Entwickelung der Civilisation bei den Bulgaren wurde durch den Handel befördert, wozu die Lage ihres Landes ihnen viele Vortheile bot. Sie standen in Verbindung mit den Russen, Wesen, Ingren, Chasaren, mit Chowaresmien u. Khorassan, und waren so die Hauptvermittler des Handels zwischen dem Norden, Süden und Osten. So ging z. B. das Pelzwerk aus dem Norden nach dem Osten durch ihre Hände, und die Ingren und Wesen erhielten Schwertklingen, die in moslemitischen Ländern gefertigt worden waren. Die Neigung zum Handel that indeß dem kriegerischen Geiste der Bulgaren keinen Eintrag. Mit den Russen lagen sie unaufhörlich im Kampfe, welcher Kampf, wenn auch oft durch Friedensverträge unterbrochen, mit gegenseitiger Erbitterung bis zum Einbruch der Mongolen fortdauerte u. auch später nicht eher aufhörte, als bis der Name der Bulgaren völlig verschwunden war. Die Mongolen ließen bei ihrem ersten Einbruch in Rußland die Bulgaren in Ruhe; als aber eine Abtheilung ihres Heeres unter der Anführung Subutai's 1236 die Stadt Bulgar (s. d.) einnahm, unterwarf sich ihnen das ganze Land ohne Widerstand. Bald nach dem Abzuge der Mongolen empörten sich die Bulgaren, aber Subutai kehrte zurück u. unterjochte das Land völlig. Diese von furchtbaren Blutvergießen und Verheerungen begleitete Unterjochung vernichtete die Unabhängigkeit der Bulgaren für immer. Seit dieser Zeit hörten sie als besondere Nation auf, bildeten einen Theil von Kiptschak, theilten das Schicksal der „goldenen Horde" bis zu deren Fall und verschmolzen mehr und mehr mit den Siegern, so daß sie endlich selbst ihren Volksnamen verloren. Da, wo sonst das handeltreibende und kriegerische Bulgarien blühte, sieht man jetzt nur noch armselige Wohnungen von Nogaiern, Tschuwaschen, Tschermissen und Mordwinen. Das Volk verschwand, ohne schriftliche Denkmäler seines Daseyns zu hinterlassen, so daß wir es nur aus gleichzeitigen fremden Schriftstellern kennen. Alles, was von ihm zurückblieb, besteht in einigen Münzen, Grabschriften und Städtetrümmern, wovon sich das Meiste im Gouvernement Kasan, namentlich in den Kreisen Spask und Tschistopol findet. In dem erstern liegt das Dorf Bulgarü (s. d.) mit zahlreichen Trümmern.

Bulgari, griechischer See in der griechischen Provinz Akarnanien, steht durch den gleichnamigen Fluß mit dem Busen von Demata und dem jonischen Meere in Verbindung.

Bulgarien, s. Bulgarei.

Bulgarin, Thaddäus, russischer Schriftsteller, 1789 in Litthauen geboren als Sohn eines unter Kosciuszko gefallenen Polen, kam 1798 ins Kadettenhaus nach Petersburg, verlernte seine Muttersprache, wurde Russe und trat 1805 in das Uhlanenregiment Großfürst Konstantin, in welchem er den Feldzug gegen Frankreich und Schweden mitmachte. Da er den russischen Kriegsdienst verlassen mußte, begab er sich nach Warschau und machte 1810 den Feldzug nach Spanien mit, wo er, gefangen, erschossen werden sollte, als ihn eine französische Reiterschwadron befreite. Im Jahr 1812 zog er mit der großen Armee nach Rußland, gerieth 1814 in preußische Gefangenschaft, aus der er bald wieder entlassen wurde, worauf er im französischen Hauptquartier blieb, bis Napoleon dem Thron entsagte. Nach Warschau wieder zurückgekehrt, schrieb er in polnischer Sprache, die er unter blutigen Kämpfen für sein Vaterland wieder gelernt, für Journale. In Petersburg, wohin ihn Familienangelegenheiten gezogen, studirte er, von seinem Freunde Gretsch unterstützt, die russische Sprache, um als Literat auftreten zu können, und schrieb russische Aufsätze in das Journal „Sohn des Vaterlandes". Im Jahre 1823 gab er das „Nordische Archiv" heraus, verband es 1825 mit dem „Sohn des Vaterlandes" und nannte es „Nordische Biene", ein Blatt voll interessanter Mittheilungen. Als der erste russische dramatische Almanach erschien von ihm „Ruskaja Talija" 1825. Seine „Gesammelten Schriften" (1827) enthalten Kritiken, satyrische Gemälde, humoristische Sittenschilderungen (deutsch von Oldekop, Lpz. 1828, 4 Bde.); ferner schrieb er: „Gemälde des Türkenkrieges im J. 1828" (deutsch von Oldekop, Petersburg 1828); „Iwan Wuishigin, oder der russische Gilblas" (1829, deutsch von Kaiser, Leipzig 1830, 4 Bde., von Oldekop, Petersburg 1830, 4 Bde.); die Fortsetzung dazu: „Peter

Iwanowitsch Wuishigin" (deutsch von Nork, Leipzig 1834, 3 Bde.); „Mazeppa" (Petersburg 1835, 2 Bde.); „Demetrius" (1835); „Rußland in geschichtlicher, statistischer, geographischer und literarischer Hinsicht" (Petersburg 1837, 4 Bde., deutsch von Brackel, Riga 1839, 1. Bd.). Neben der „Nordischen Biene" gab er noch einige periodische Schriften, wie das „Daguerreotyp", die „Mücken", heraus u. bewies sich darin als tüchtiger Redakteur u. scharfer, nicht selten, wenn gekränkte Eitelkeit ins Spiel kam, leidenschaftlicher Kritiker.

Bulgarische Sprache, slavische Sprache, welche zunächst mit der russischen und der illyroserbischen verwandt ist. Von den beiden Mundarten, in welche sie zerfällt, ist das Altbulgarische die Sprache der heiligen Bücher für die griechisch-slavische Kirche und drang als solche nicht bloß in alle Donauländer bis nach Serbien und Dalmatien, sondern auch in das großmährische Reich, ja bis nach Böhmen (im Kloster an der Sazawa) und Polen (Krakau) ein. Es ist in Hinsicht auf Formation wie Flexion der reichste slavische Dialekt und hat eine reiche Literatur, die älteste unter allen slavischen, von der sich werthvolle Dokumente in Klosterbibliotheken vorfinden; zu den wichtigsten und bekanntesten derselben gehören die Arbeiten Johanns, des Exarchen von Bulgarien, der im 10. Jahrhundert lebte und Auszüge aus den Werken des Griechen Johannes Chrysorrhoas aus Damascus, sowie eine griechische Grammatik lieferte; ferner der Nomokanon oder Kormtschaja kniga, eine Uebersetzung aus dem Griechischen, deren Anfang sogar noch ins 9. Jahrhundert gesetzt wird und die eine Sammlung aller Regeln der Heiligen und Kirchenväter enthält (kritisch beleuchtet in dem russischen Werke des Barons Rosenkampf: Obosränie Kormtschei knigi, d. i. Uebersicht des Nomokanon, Moskau 1829), u. A. m. Das Neubulgarische entstand erst nach dem Sturze des bulgarischen Reichs (1392) unter den vielfachen Stürmen, von welchen die Bulgaren heimgesucht wurden. Alle angrenzenden Sprachen, besonders aber die walachische und albanische, übten zerstörenden Einfluß auf dasselbe und gaben ihm allmählig eine Gestalt, in welcher man fast keine Spur mehr von dem Idiom des heiligen Cyrill vorfindet. Es hat, wie die walachische und albanesische Sprache, einen Artikel, der aber hinter dem Worte steht, welches er bezeichnet; von den sieben slavischen Casus hat es nur den Nominativ und Vokativ behalten, die übrigen werden durch Präpositionen bezeichnet; auch die Konjugation ist höchst unvollständig und unvollkommen. Eine Literatur des Neubulgarischen ist noch nicht vorhanden. Die wenigen religiösen, nur von den Priestern gebrauchten Werke liefert Rußland; der einzige Grund, weshalb diese unkultivirte Sprache überhaupt Interesse erregen könnte, liegt in den Volksliedern, die in Inhalt und Form sehr den serbischen gleichen. Eine Sammlung bulgarischer Volkslieder befindet sich in Czelakowsky's „Sammlung slavischer Volkslieder aller Stämme mit gegenüberstehender Uebersetzung" (3 Bde., Prag 1822—27). Seit 1806, wo Sofronj, Bischof von Wratscha, das erste bulgarische Erbauungsbuch herausgab, erschienen etwa 30 religiöse und einige Elementarwerke (unter andern die Evangelien von Sapurow u. eine Erziehungskunde von Neofyt), sämmtlich in auswärtigen Städten gedruckt, namentlich in Bucharest, Belgrad, Ofen, Krakau, Konstantinopel und Smyrna. In letzterer Stadt ließ die British and foreign bible society 1840 eine bulgarische Uebersezzung des Neuen Testaments drucken; auch erscheint daselbst seit 1844 die Monatsschrift „Philologia". Der Hauptstapelplatz der bulgarischen Geistesentwickelung scheint Odessa werden zu wollen; hier erscheint auch seit 1843 Aprilows Zeitschrift „Der bulgarische Morgenstern". Grammatiken über diese Sprache haben geliefert: Neofyt (1835), Christaki (1836), Wenelin (1837, in russischer Sprache) und E. Riggs, ein amerikanischer Missionär in Smyrna (in engl. Sprache). Lexika beabsichtigen Neofyt u. Stojanowicz herauszugeben.

Bulgarü (Bolgarü, auch Uspenskoje), Dorf im asiatisch-russischen Gouvernement Kasan, Kreis Spask, auf der Ostseite der 6 Werste davon entfernten Wolga, unterhalb der Einmündung der Kama, 145 Werste von Kasan. Dabei liegen die Ruinen von Bulgar (s. d.), die aber leider immer unbedeutender werden, da die Bauern sich der Bruchsteine aus den alten Mauern zu ihren Bauten bedienen u. auch die steinerne Kirche des Dorfes ganz von den Bausteinen der alten Stadt u. den in dieser Gegend gefundenen Grabsteinen aufgeführt ist. Letztere befinden sich in dem Fundament u. auf dem Boden der dadurch sehr interessanten Kirche. Indeß reichen diese Grabschriften in kein sehr hohes Alter hinauf, denn von 50, die man abgeschrieben und übersetzt hat, sind 47 in tatarischer und arabischer und 3 in armenischer Sprache. Aus einigen der Grabschriften ersieht man, daß in Bulgar Leute aus Samarkand, Schamachi, Schirwan und andern Städten sich aufhielten. In einem der Gebäude des alten Bulgar sollen mehre tatarische Heilige begraben liegen, weshalb von den Gläubigen noch zu diesen Ruinen gewallfahrtet wird. Unter dem Schutt findet man noch häufig silberne und kupferne Ringe, Ohrgehänge und andere Gegenstände. Die meisten hier gefundenen Münzen sind Mongolenmünzen, wie Frähn gezeigt hat, und stammen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert; selten finden sich ältere.

Bulienen (Boyleinen, Seitentaue), die Taue, welche an jeder Seite eines Raasegels ungefähr in der Mitte des stehenden Leiks befestigt werden, um die Segel steif bei dem Winde zu halten, damit sie denselben von der Seite besser fassen können, wenn er in einer schiefen oder dem Wege des Schiffs ungünstigen Richtung weht.

Bull, Stadt und Amtsort im schweizerischen Kanton Freiburg, in fruchtbarer und reizender Gegend, im Angesicht der schönen Alpen von Gruyère, hat ein Schloß, Kapuzinerhospiz, eine Pfarrkirche mit berühmter Orgel und gegen 1500 Einwohner, welche Tabaksfabriken und starken Handel mit Gruyèrekäse treiben. B. ist seit dem furchtbaren Brande, den 2. April 1805, geschmackvoll wieder aufgebaut.

Bull (engl.), Bulle, Stier. John Bull, deutsch: Hans Ochs, ist die humoristische Personifikation des englischen Nationalcharakters, von Swift herrührend, der diesen Engländer aller

Engländer als einen Tuchmacher in „The History of John Bull" zuerst vorgeführt hat. In der Umgangssprache der Engländer bedeutet B. eine Erzählung oder Aeußerung, deren lächerliche Pointe darin liegt, daß sie gegen den gesunden Menschenverstand verstößt. Besonders bürden die Engländer den Irländern unzählige B.s auf, und letztere sind in der That stark in dieser Art von Aeußerungen. Doch darf ein solcher B. nicht platte Dummheit seyn, sondern muß irgend eine witzige Eulenspiegelei oder sonst unerwartete überraschende Wendung enthalten, wie Lord Castlereaghs bekannter Ausspruch, daß, wenn er in einer gewissen Sache so und so handele, „er sich selbst den Rücken kehren werde". Bei den Debatten über die Title-Bill im Sommer 1851 machte sich besonders der ehemalige Lord-Mayor von Dublin, Reynolds, durch seine unvergleichlichen B.s bemerkbar. Diese B.s sind eine treffliche Fundgrube für das englische Lustspiel und den Roman und in zahlreichen Sammlungen zusammengestellt. Die Engländer bedienen sich derselben gern zur Entschuldigung für ihre eigenen Wunderlichkeiten u. Thorheiten. Vgl. Edgeworth, Essay on irish Bulls, Lond. 1803.

Bull, Ole Bornemann, gemeiniglich Ole-Bull genannt, berühmter Violinvirtuos, wurde geboren zu Bergen am 5. Februar 1810. Schon früh entwickelte sich sein musikalisches Talent, und bereits in seinem sechsten Jahre war er im Stande, in einem Quartett von Pleyel mitzuwirken. Von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt, mußte er die dahin einschlagenden Vorstudien machen und dieselben bis 1828 auf der Universität zu Christiania fortsetzen. Die Ausübung der Musik wurde ihm dabei, wenn nicht völlig untersagt, doch sehr erschwert. Dessen ungeachtet brachte er seine Fertigkeit im Violinspiel zu einem so hohen Grade, daß dieselbe allgemein bekannt wurde und als zu Christiania der Musikdirektor des Orchesters plötzlich erkrankte, man B. bat, ihn für den Abend zu ersetzen. Er that dies mit solchem Erfolg, daß ihm, als jener Direktor wenige Tage darauf starb, dessen Stelle übertragen wurde. Diese glückliche Wendung bestimmte ihn, sich ganz der Musik zu widmen. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trieb ihn die Begeisterung für Spohr nach Kassel, wo er jedoch einen äußerst kühlen Empfang fand. Die excentrische Lebhaftigkeit seines Charakters ließ ihn hier gleich einen äußersten Entschluß fassen, nämlich den, der Musik gänzlich zu entsagen und die Rechte zu studiren. Um dieses auszuführen, begab er sich nach Göttingen. Die Feindschaft gegen die Kunst, die ihm Spohrs abstoßende Weise eingeflößt hatte, war jedoch nicht von langer Dauer. Ein großes Koncert zum Besten der Armen, das zu Minden veranstaltet wurde, weckte den mächtigen Trieb aufs Neue. Er eilte dahin, um mit zu wirken, und spielte zum Staunen aller Zuhörer. Das stürmische Wesen seines Charakters beschränkte sich aber nicht auf künstlerische Verhältnisse allein, sondern er übertrug es auch auf die Beziehungen des Lebens. Zu Minden gerieth er mit einem Theilnehmer des Koncerts in Streit u. es erfolgte ein Duell; B. verwundete seinen Gegner tödtlich und sah sich zur Flucht genöthigt. Diese geschah aber in so übereilter Hast, daß er, ohne alle Geldmittel, nur durch die Hülfe einiger Reisenden, die er in dem Postwagen kennen lernte, über Hamburg nach Kopenhagen gelangen konnte. Hier fand er Freunde, die ihm in seiner bedrängten Lage beistanden, und wurde durch sie in den Stand gesetzt, nach Christiania zurückzukehren. Seine Vaterstadt nahm ihn mit großer Freude auf; seine Stelle im Orchester wurde ihm wieder übertragen, und lauter Jubel begrüßte ihn, als er zum ersten Male seinen Sitz wieder einnahm. Doch ließ es ihm nicht lange Ruhe; er durchreiste Norwegen, ließ sich überall hören und schiffte sich zuletzt von Drontheim nach Bergen ein. Hier blieb er ein Jahr, ging dann 1832 nach Paris, gerade zur Zeit, wo die Cholera auf das Furchtbarste wüthete. Der Sprache, der Sitten unkundig, mußte der einfache Norwege, der träumerische Künstler, bald die Beute niedriger Verschlagenheit werden. Er wollte ein Koncert geben und hatte mit allen jenen fast unübersteiglichen Hindernissen, welche Absicht und Zufall einem solchen Unternehmen entgegenzustellen pflegen, zu kämpfen. Als er eines Abends nach Hause kam, fand er seine Wohnung gänzlich ausgeplündert und sich so seiner Baarschaft und seines sämmtlichen Besitzthums beraubt, während der Wirth ihm erklärte, daß er die Wohnung anderweit vermiethet habe. Ohne alle Bekanntschaft sah sich B. durch dieses Verfahren in die äußerste Bedrängniß versetzt, und nachdem er drei Tage und drei Nächte die Straßen von Paris verzweiflungsvoll durchwandert hatte, faßte er den schrecklichen Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Er geht in der Frühdämmerung nach der Seine und stürzt sich hinab. Glücklicher Weise sehen es einige Frauen, die an den Waschbänken beschäftigt waren, und ziehen ihn heraus. Zum Bewußtseyn gekommen, rafft er sich auf, theilt blitzschnell die umstehende Menge und ist verschwunden. In der Rue St. Martyr steht er still, sieht sich um und entdeckt am Fenster eines bescheidenen Hauses einen Zettel, der zu vermiethende Wohnungen anzeigt; er öffnet die Thür u. findet eine trauernde Frau, die Wittwe des Grafen Faye, die bei seinem Anblick einen unwillkürlichen Ausruf der Ueberraschung ausstößt. B. entdeckt ihr schüchtern und in gebrochenem Französisch seine Lage. Sie empfängt ihn wohlwollend und gerührt; sie hatte vor Kurzem ihren einzigen Sohn begraben, dem B. merkwürdig ähnlich sieht. Dieses Spiel des Geschicks entscheidet sein Loos; er wird Monate lang gepflegt, unterstützt, wie ein Sohn behandelt. Inzwischen macht er Bekanntschaften und findet Gelegenheit, sein Talent zu zeigen. Ein Sonderling von Musikliebhaber, der eine eigenthümliche Erfindung gemacht zu haben glaubt, der Geige durch gewisse Parfüms einen schönern Ton zu geben, hält B.s wundervollen Ton für die Folge seiner Entdeckung und bietet, voll Freude darüber, dem Künstler die Mittel an, ein Koncert zu geben, in welchem dieser stürmischen Beifall erntet. Dieses Ereigniß, verbunden mit einem zweiten, rein künstlerischen, bildet die große Krisis seines Lebens, den Uebergang von unbekannter Dunkelheit des Daseyns zu

den höchsten, glänzendsten Gipfeln der Anerkennung und des Ruhms. B. hört Paganini und ist sprachlos vor Erstaunen und Entzücken. Er fühlt sich vernichtet, aber zugleich neu belebt, denn er fühlt die verwandte hehre Kraft in sich. So errang er sich eine hohe Stellung in der Künstlerwelt, und nach dem innern Entwickelungsmomente gestaltete sich äußerlich sein Leben zu einer glänzenden Kette von Triumphen. Er durchzog die Schweiz, Italien, Frankreich, England, Schottland und Irland. In England spielte er über 300mal öffentlich und erregte eine Begeisterung, die Paganini's Erfolge noch übertraf. Spätere Reisen nach Belgien, Holland, Rußland und Deutschland machte er in Begleitung seines Freundes Kellermann, welcher als einer der ausgezeichnetsten Schüler Merks durch sein treffliches Cellospiel damals Aufsehn erregte. Im Jahr 1841 machte er eine Kunstreise durch das östliche Europa über Leipzig, Prag, Warschau nach Petersburg und zog sich dann auf zwei Jahre nach Norwegen zurück, wo er auf seinem Gute zu Walstrand auf der Insel Osten Oen nur der Komposition lebte und unter Anderem auch an einer Violinschule arbeitete. Im Jahr 1843 trat er wieder öffentlich auf, spielte zu Kopenhagen und reiste Ende Mai nach Amerika ab, von wo er erst 1850, mit Geld und Ruhm beladen, zurückkehrte. In demselben Jahr gründete er in seiner Vaterstadt auf seine Kosten ein Theater. Im März 1851 spielte er wieder in Hamburg und andern großen Städten Deutschlands und ging zu Anfang 1852 abermals nach Nordamerika. Zu Western-Newyork gründete er eine norwegische, seitdem aber gescheiterte Kolonie, wo er sich später nach Beendigung seiner amerikanischen Kunstreise niederzulassen gedachte. B. spielte fast nur eigene Kompositionen, welche ihm allein Gelegenheit gaben, seine ganze künstlerische Individualität zu entfalten. Diese Kompositionen sind originell, manchmal wunderlich zu nennen. Die vorzüglichsten derselben sind: Allegro maestoso und Adagio cantabile; Norges Fjelde, Klänge aus der Heimath, mit ächt nordischem Charakter, ergreifenden elegischen Klängen und fremdartiger Lustigkeit in einzelnen Stellen; Polacca guerriera; Adagio religioso; Variazioni di bravura, mit dem Vogelruf; Cantabile doloroso e Rondo giocoso; Gran concerto, mit der Ueberschrift „Erinnerung an Prag"; Largo posato e Rondo capriccioso, mit der Ueberschrift „Gruß an die Ferne". Was die besondern Eigenthümlichkeiten des Spiels B.s betrifft, so ist zuerst die Zartheit und das Weiche seines Tones zu loben, obgleich man an demselben Großartigkeit und Kraft, zumal in der Tiefe, vermißt. Im Flageolet ist er auf allen Saiten außerordentlich sicher. Seine technische Fertigkeit, besonders in den weitesten Sprungen, Doppelgriffen, den schwierigsten Arpeggien und im mehrstimmigen Spiele ist außerordentlich, und die Sicherheit, mit welcher er z. B. Oktavengänge, sogar chromatische, mit großer Schnelligkeit ausführt, wirklich bewundernswürdig. Ganz meisterhaft ist auch seine Bogenführung; man kann sich ein schöneres Staccato (in einem Bogenstrich läßt er über 350 Noten hören), ein leichteres Springen, eine schönere, sicherere Beherrschung des Bogens fast nicht denken, als sie B. auch in den schwierigsten Passagen besitzt. Der Charakter seines Spiels im Ganzen ist mehr ruhig, fein, gemessen und geschmackvoll, als leidenschaftlich und großartig.

Bullant, Jean, berühmter franz. Baumeister des 16. Jahrh., einer der ersten, welche einem besseren Geschmack durch die Rückkehr zu den schönen Verhältnissen des Alterthums in Frankreich wieder Bahn zu brechen suchten, um 1540 bis 1573. Er baute das Hotel de la Reine, die Tuilerien, das Hotel Carnavalet, besonders aber das Schloß zu Ecouen. In seinem „Reigle générelle d'architecture des cinq manières" (Par. 1564) sucht er namentlich die Lehren des Vitruv auf die Baukunst anzuwenden.

Bullarium magnum romanum, die Sammlung der Bullen, Breven und anderer schriftlichen Verordnungen, welche von der päpstlichen Kurie seit Leo dem Großen in kirchlichen Angelegenheiten erlassen worden sind. Das Werk wurde von Laert. Cherubini und dessen Sohne Angel. Mar. Cherubini begonnen. Die römische Ausgabe vom Jahre 1634 enthält in vier Folianten die Bullen und Breven von Leo dem Großen bis auf Urban VIII.; eine vermehrte Ausgabe, welche Angelo a Lantusca u. Joannes Paulus a Roma (Rom 1670 in 5 Folianten) besorgten, geht bis auf Klemens X. Die neueste Ausgabe erschien zu Luxemburg (Genf) 1747—58 in 19 Theilen und 11 Folianten, geht bis Benedikt XIV. und ist noch unvollendet. Diese Urkundensammlung ist als treuer Abdruck der Originalverordnungen für den Geschichtsforscher von großem Werthe. Als Gesetzbuch des kanonischen Rechts kann dieselbe aber nicht anerkannt werden, weil viele der aufgenommenen Bullen nicht in allen katholischen Ländern publicirt worden sind.

Bullati doctores et magistri (Bullendoktoren, Bullenmagister), solche Graduirte, welche durch kein Universitätsdiplom, sondern durch einen Pfalzgrafenerlaß (bulla, Siegel) zu ihrer Würde gelangt sind, daher, besonders im medicinischen Fache, häufig ohne Ansehn und Bedeutung.

Bulldock (engl. bull-dog), s. Hund.

Bulle (bulla), eigentlich die Kapsel von Holz, Blei, Silber, oder Gold, welche das einer Urkunde zur Bestätigung angehängte Siegel enthält; dann das Siegel der Urkunde u. endlich die mit dem Siegel versehene Urkunde. Jetzt versteht man darunter ausschließlich Urkunden, welche vom Papste ausgefertigt und mit dessen Siegel versehen sind. Das den päpstlichen B.n angehängte Siegel besteht gewöhnlich aus Blei und zeigt in den B.n aus dem 7. bis 16. Jahrhundert auf dem Avers die Brustbilder der beiden Apostelfürsten (Petrus und Paulus), auf dem Revers den Namen des jedesmaligen Papstes. Seit dem 16. Jahrhundert trat an die Stelle der Brustbilder das Wappen des Papstes. Solche B.n, welche ein Papst in der Zeit zwischen seiner Wahl und Weihe ausfertigt, tragen auf dem Bleisiegel zwar den Namen des Papstes, aber die Wappenseite ist leer gelassen; sie heißen halbe B.n. Die bei den päpstlichen B.n herkömmliche Form ist fol-

gende. Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben und trägt als Ueberschrift den Namen des Papstes und Ort und Zeit der Ausfertigung. Hinter dem Namen des Papstes wird: ad perpetuam rei memoriam (zu immerwährendem Gedächtniß) eingeschaltet, zum Unterschiede von den Breven, welchen, als Verordnungen an eine Korporation, die Formel: ad futuram rei memoriam (zu künftigem Gedächtniß), oder, als Zuschriften an einzelne Personen, die Anrede: Dilecte fili (geliebter Sohn), oder, an einen Bischof: Venerabilis frater (verehrenswürdiger Bruder) vorgesetzt wird. Die Schnur, mit welcher das Pergament geheftet und das Siegel angehängt ist, besteht bei Gnadensachen, Dispensationen, Verleihung geistlicher Würden rc. aus gelber und rother Seide, bei Erlassen in Justizsachen aus grauem Hanf. Die B.n sowie die Breven werden in lateinischer Sprache abgefaßt, ausgenommen diejenigen, welche an die unirten Griechen gerichtet sind; diese sind in griechischer Sprache geschrieben. Eigenthümlich ist die Bezeichnung oder Benennung der einzelnen B.n. Sie werden nicht nach ihrem Inhalte, sondern nach ihren Anfangsworten citirt: z. B. die B. In Coena Domini etc., Unigenitus etc., Dominus ac Redemtor noster etc. Die Bekanntmachung der B.n geschieht in Rom durch Anheften an die Thüren der Hauptkirchen, wodurch dieselben für den Kirchenstaat gesetzliche Kraft erlangen. In andern Staaten ist zur Gesetzeskraft die Ertheilung des landesherrlichen Placet erforderlich. Unter denjenigen päpstlichen B.n, welche von bedeutendem Einfluß auf die Entwickelung der christlichen Nationen gewesen sind, steht die B. In Coena Domini obenan. Diese B. wird jeden Grundonnerstag zu Rom durch einen Kardinal, in Gegenwart des Papstes, der von den übrigen Kardinälen und Bischöfen umgeben ist, öffentlich vorgelesen. Sie enthält eine allgemeine Exkommunikation aller Ketzer, Lästerer und Verächter des heiligen Stuhls. Nach der Verlesung der B. wirft der Papst eine brennende Kerze mitten auf den öffentlichen Platz, als Zeichen des Bannfluches. Der älteste Text dieser aus dem 13. Jahrhundert stammenden B. steht unter dem Namen Pauls III. im Bullarium magnum. Dieser Papst spricht in 24 Paragraphen Exkommunikationen aus gegen die Ketzer, ihre Anhänger und Diejenigen, welche ihre Bücher lesen; gegen die Piraten, die gegen den heiligen Stuhl die Waffen führen; gegen Diejenigen, welche in ihren Ländern neue Zollabgaben einführen; gegen Die, welche auf irgend eine Weise die Vollziehung der apostolischen Briefe hindern, oder dieselben verfälschen; gegen die weltlichen Richter, die sich unterfangen, Geistliche zu verurtheilen und sie vor ihren Richterstuhl zu fordern, dieser Richterstuhl mag Gerichtsstube, Kanzlei, Rath, oder Parlament heißen; gegen Alle, die Edikte, Verordnungen erlassen, durch welche die Freiheit der Geistlichen, die Rechte des Papstes und die des heiligen Stuhls ausdrücklich oder stillschweigend verletzt oder beschränkt werden; gegen alle Magistratspersonen, von welchem Range sie auch seyen, welche die geistlichen Streitsachen an sich ziehen oder verhindern, daß die apostolischen Briefe vollzogen werden, wäre es auch unter dem Vorwande, irgend eine Gewaltthätigkeit zu verhindern. In denselben Paragraphen behält der Papst sich allein das Recht vor, die obrigkeitlichen Personen, welche den Bannstrahl auf sich gezogen haben, und die jedenfalls die Absolution nur durch Widerrufung ihrer Beschlüsse und durch Herausreißen derselben aus ihren Registern verdienen können, loszusprechen. Damit endlich nicht Unkenntniß vorgeschützt werden könne, befiehlt er, daß diese B. bekannt gemacht und an die Thüren der Basilika der Peterskirche und der des heiligen Johann von Lateran angeschlagen und von jedem Patriarchen, Primas, Erzbischof und Bischof jährlich wenigstens einmal bekannt gemacht werden soll. Man kennt noch 3 andere B.n unter der Benennung In Coena Domini, welche einige neue Verordnungen zu dieser hinzufügen, oder die alten bekräftigen. Die erste, von 1567, von Pius V., enthält eine neue Exkommunikation gegen die Fürsten, welche ohne Zustimmung des heil. Stuhls in ihren Ländern die Auflagen erhöhen. Im Jahr 1610 bestätigte Paul V. die Verordnungen der beiden ersten B.n durch eine dritte B. In Coena Domini. Die vierte u. letzte B. dieser Benennung ist die am 1. April 1627 von Urban VIII. erlassene. Sie enthält einen wichtigen Zusatz, nämlich die Exkommunikation Derjenigen, welche von dem Papste an ein zukünftiges Koncilium appelliren. Die Annahme dieser B. fand viele Schwierigkeiten, selbst in den Staaten, wo die B. In Coena Domini Geltung hatte. In Frankreich wurde die Nachtmahlsbulle niemals anerkannt, und das Koncil von Tours verwarf sie sogar feierlich, als den Rechten des Königs und den Freiheiten der Kirche widerstreitend. Aus dem 15. Jahrhundert ist die B. Pius' II. vom 18. Januar 1460 zu nennen, welche unter der Benennung Execrabilis bekannt ist und in welcher auf das Strengste verboten wird, an künftige Koncilien zu appelliren, was jedoch den Generalprokurator des Parlaments zu Paris, Dauvet, nicht hinderte, auf Befehl des Königs Karl VII. in Betreff dieser B. sogleich selbst an die zukünftige allgemeine Synode zu appelliren. Die Ausdrücke, deren sich der Papst bediente, indem er von der pragmatischen Sanktion (s. d.) sprach, waren die Veranlassung zu dieser Appellation. Das Jahr darauf aber brachte es Pius bei Ludwig XI., dem Nachfolger Karls VII., dahin, daß die pragmatische Sanktion zurückgenommen wurde, trotz des Parlaments und der Universität zu Paris, welche laut gegen die Ueberlistung des Königs protestirten. Unter den B.n des 16. Jahrhunderts ist die B. von Leo X., vom 15. Juni 1520, gegen die Lehrsätze Luthers erlassen, merkwürdig. Diese B., welche mit den Worten des Psalmisten: „Erhebe dich, Herr, u. vertheidige deine Sache!" beginnt, führt den Namen Exsurge Domine. In einer andern B., vom 5. Januar 1521, schleuderte derselbe Papst den Bannstrahl auf Luther und seine Anhänger. Ferner sind zu nennen: die B. vom 15. Juli 1530, durch welche, auf Ansuchen Karls V., die Ehescheidung Heinrichs VIII., Königs von England, und Katharina's von Aragon bestätigt wurde; die B. Pius' IV. vom 26. Januar 1564,

welche die Beschlüsse des trienter Konciliums bestätigte; die B. Gregors XIII. vom 14. Februar 1582, welche die Annahme des neuen, von Ludwig Lilios, einem Arzte aus Verona, verfaßten Kalenders, der dann gregorianischer Kalender genannt wurde, befahl. Unter den B.n des 17. Jahrhunderts verdienen vorzugsweise angeführt zu werden: die B., genannt Cum occasione, die Innocenz X. am 30. Mai 1653 gegen die fünf berühmten Sätze von Jansenius erließ, nachdem das Buch dieses Bischofs zwei Jahre lang der Gegenstand der genauesten und eifrigsten Untersuchungen gewesen war (vergl. Jansenismus); die Innocenz' XII. vom 28. Juni 1692, welche dem Nepotismus ein Ende machen wollte; eine andere von demselben Papste, datirt vom 12. März 1699, in welcher Fenelons Schrift: „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure", als nach Quietismus riechend, verdammt wurde. Als diese B. ankam, befahl Ludwig XIV. allen Erzbischöfen die Abhaltung von Provinzialsynoden und die Prüfung der B. Sie wurde einstimmig angenommen. Hierauf erließ der König, den 4. August 1699, einen Patentbrief, durch welchen die B. zum Staatsgesetz erhoben wurde, und der ehrwürdige Erzbischof von Cambray verbrannte, nachdem er selbst das Gesetz öffentlich vorgelesen hatte, sein Buch mit eigner Hand. Aus dem 18. Jahrhundert ist besonders die B. Unigenitus vom 8. September 1713 zu nennen, die Verdammungsbulle gegen den von Quesnel (s. d.) verfaßten Kommentar zum Neuen Testamente, die durch Intriguen des Jesuiten Letellier Klemens XI. abgenöthigt worden war und damals das Aergerniß besonders der französischen Nation erregte; dann die von Klemens XIII., welche Rousseau's Werke verdammte und ihre Lektüre bei Strafe der Exkommunikation verbot; die B. Klemens' XIV., Dominus ac Redemtor noster, vom 21. Juli 1773, durch welche er nach dreijährigem Prüfen aller Dokumente, die zur Beruhigung seines Gewissens beitragen konnten, endlich den dringenden Bitten der bedeutendsten europäischen Mächte nachgebend, die Abschaffung des Jesuitenordens verfügte; die B.n Pius' VI. von 1792 und 1793 gegen die Civilkonstitution des französischen Klerus und gegen die geschworenen Geistlichen; endlich die von Pius VII. erlassenen B.n: Post diurnas vom 30. November 1800, wodurch er eine neue Gerichtsordnung in dem Kirchenstaate einführte, und die von 1809, worin er es wagte, Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht in den Bann zu thun, und wodurch er sich den Verlust seiner Staaten und seine Verweisung nach Fontainebleau zuzog. Als Pius VII. nach dem Sturze Napoleons durch den Kongreß von Wien wieder in seine Staaten eingesetzt worden war, erließ er aus Erkenntlichkeit gegen die heilige Allianz den 7. August 1814 die B. Sollicitudo omnium, in welcher er den Jesuitenorden wieder ins Leben rief, und eine andere, welche Bannflüche gegen die Carbonaris, die Freimaurer und alle Mitglieder geheimer Gesellschaften schleuderte. Diese B. ist die letzte wichtige päpstliche B.

Bulle, goldene, Urkunde mit angehängtem, goldenem Majestätssiegel. Diesen Namen führt vorzugsweise das erste deutsche Reichsgrundgesetz, das vom Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg (Nov. 1355) vorbereitet und auf dem Reichstage zu Metz (Dec. 1356) vollendet und veröffentlicht wurde. Es umfaßt in dreißig Kapiteln zwei Hauptabschnitte, von denen der erste Bestimmungen über die Wahl eines Reichsoberhaupts und über die Wahl- oder Kurfürsten, die zweite einige Beschränkungen des Faustrechts aufstellt. Ihrem ganzen Umfang nach ist die g. B. abgedruckt in Olenschlagers „Neuen Erläuterungen der goldenen Bulle" (Frankfurt 1766); einen umständlichen und belehrenden Auszug aus derselben findet man in Püttners „Staatsverfassung des deutschen Reichs" (Göttingen 1788, Theil I, S. 239—260) und in Pfisters „Geschichte der Deutschen" (Hamburg 1831, Th. III, S. 229—234). Folgendes sind die Hauptpunkte derselben: Zur Wahl eines Reichsoberhaupts, die jedesmal zu Frankfurt, binnen drei Monaten nach Erledigung des kaiserlichen Thrones, unter Vorsitz des Erzbischofs von Mainz gehalten werden soll, sollen nur sieben Kurfürsten befugt seyn, nämlich von Seiten der Geistlichen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, und von Seiten der Weltlichen der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg. Jedem dieser sieben Kurfürsten wurde ein besonderes Erzamt (d. h. ein Ehrendienst bei feierlichen kaiserlichen Hoflagern) zuerkannt. Die drei geistlichen Kurfürsten sollten das Gebet bei der kaiserlichen Tafel verrichten und als Erzkanzler die Siegel führen, der König von Böhmen sollte als Erzschenk dem Kaiser einen silbernen Becher mit Wein reichen, der Kurfürst von der Pfalz als Erztruchseß vier silberne Schüsseln mit Speisen auf die kaiserliche Tafel setzen, der Kurfürst von Sachsen als Erzmarschall ein silbernes Maß voll Hafer herbeibringen, der Kurfürst von Brandenburg als Erzkämmerer dem Kaiser zum Waschen der Hände ein silbernes Waschbecken nebst einem feinen Handtuche darreichen. Außerdem wurden den Kurfürsten folgende Vorrechte zugestanden: sie sollten den Vorrang vor allen Reichsfürsten genießen und ihre Personen eben so unverletzlich seyn wie die Person des Kaisers; ihnen sollte das jus de non evocando zustehen (d. h. die ihren Gerichten unterworfenen Stände durften nicht, außer im Fall verweigerter Justiz, an den Kaiser appelliren); sie sollten berechtigt seyn, in ihren Ländern Berg- und Salzwerke zu betreiben, Münzen zu prägen, Zölle anzulegen, Juden in Schutz zu nehmen, was Alles von andern Fürsten erst nach einer vom Kaiser erbetenen Erlaubniß geschehen durfte. Alle Jahre, vier Wochen nach Ostern, sollten sie sich versammeln, um mit dem Kaiser über Reichsangelegenheiten zu berathschlagen. Während der Erledigung des kaiserlichen Thrones sollte der Kurfürst von der Pfalz im südlichen Deutschland (oder in den Landen am Rhein, in Schwaben und den Landen fränkischen Rechts), und der Kurfürst von Sachsen im nördlichen Deutschland (oder in den Landen sächsischen Rechts) Reichsverweser (provisores imperii) seyn; doch sollten beide als Reichsverweser nicht das Recht haben

Reichsgüter zu veräußern und Fahnenlehne (d. h. Belehnungen über ganze Fürstenthümer) zu ertheilen. Die Kurwürde selbst wurde auf den wirklichen Besitz des Kurlandes begründet, welches untheilbar und reichslehnbar seyn und (in den weltlichen Kurfürstenthümern) nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt werden sollte. Der zweite Haupttheil der g.n B., der das Faustrecht betraf, wurde weniger genau behandelt und gewährte keinen sichern Halt für die Ruhe und Ordnung, deren Deutschland bedurfte. Das Faustrecht wurde nicht abgeschafft, vielmehr blieb Selbsthülfe erlaubt; verboten wurden nur, wie schon früher geschehen war, die Befehdungen, die nicht drei Tage vorher angekündigt worden waren, ferner eigenmächtige, die öffentliche Ruhe störende Verbindungen der Städte und einzelner Personen. Als dieses, in lateinischer Sprache von des Kaisers Kanzlern, Rudolf von Friedberg und Bartolus von Perugia, ausgefertigte Reichsgesetz zu Metz am 25. März 1356 unter vielem Gepränge (welches Menzel, Geschichte der Deutschen, Th. V, 36 ff., ausführlich schildert) bekannt gemacht wurde, übergab Kaiser Karl IV. jedem Kurfürsten eine Abschrift desselben mit angehängter goldener Bulle, welche auf der einen Seite Karl IV. mit den Reichsinsignien auf dem Throne sitzend, mit Beifügung seiner Wappen und Titel darstellte, und auf der andern Seite das Bild der Stadt Rom mit den Worten: Aurea Roma, und der Umschrift: Roma caput mundi regit orbis frsena rotundi.

Bulletin (franz., ital. Bulletino, vom mittelalterlich-latein. Bulla), eine Bekanntmachung, durch welche in größeren od. kleineren Zwischenräumen, öfters täglich oder wohl auch stündlich über die Lage einer Angelegenheit Nachricht gegeben wird; insbesondere der tägliche Bericht von Aerzten über den Gesundheitszustand einer hohen Person, dann der zur Veröffentlichung bestimmte Bericht eines Generals an seine Regierung über den Ausgang einer Schlacht. Bekannt sind besonders die B.s der großen napoleonischen Armee, welche ihrer Zeit, obwohl sie oft bedeutend von der Wahrheit abwichen, in und außer Europa das größte Aufsehn erregten. Endlich führen auch die regelmäßigen Berichte über die Sitzungen der Akademien und gelehrten Gesellschaften, sowie die Sammlungen der von ihren Mitgliedern gelieferten wissenschaftlichen Abhandlungen den Titel B. Bekannt wegen des Reichthums ihres Inhalts sind z. B. die „Bulletins" der petersburger und belgischen Akademie, sowie das „Bulletino" des archäologischen Instituts zu Rom. Auch die officielle Sammlung der Gesetze und Verordnungen der französischen Regierung führte seit ihrem Beginn (14. Frimaire des J. II) den Titel „Bulletin des lois", und in noch umfassenderem Sinne wird das Wort als Aufschrift für Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts gebraucht. Berühmt ist das „Bulletin universel des sciences et de l'industrie", welches unter der Redaktion des Barons von Ferussac von 1824—30 erschien und als Kommunikationsmittel für die Gelehrten aller Länder die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens umfaßte. In Frankreich hießen früherhin auch die Zettel, auf welchen die Wähler in den Wahlversammlungen ihr Votum abgaben, B.s.

Bullinger, Heinrich, schweizer Reformator, Zwingli's Freund und Nachfolger als Antistes in Zürich, geboren zu Bremgarten in der Schweiz den 18. Juli 1504 als der uneheliche Sohn eines Priesters. Sein Vater, der Pfarrer und nachmalige Dekan zu Bremgarten, wies 1518 den Ablaßkrämer Samson aus seinem Kirchspiel zurück, trat bald darauf der Reformation offen bei, heirathete nachträglich 1529 seine bisherige Haushälterin, die Mutter seiner 5 Söhne, und starb 1533 bei seinem Sohne, dem Antistes in Zürich. Der junge B. wurde 1516 auf die Schule nach Emmerich im Kleve'schen geschickt, wo er (wie Luther in Eisenach) sein Brod vor den Hausthüren ersingen mußte. Darauf trat er 1520 in das Collegium bursae montis zu Köln. Das Treiben der Weltgeistlichen ward ihm bald zuwider, und schon war er fast entschlossen, Karthäusermönch zu werden, als er durch das Studium der Kirchengeschichte und der Werke Luthers zu den Ansichten der Reformatoren hinübergezogen ward. Er wurde 1523 Lehrer im Kloster Kappel im Kanton Zürich und las über die heilige Schrift, erklärte die theologischen Lehrbücher des Erasmus und Melanchthon und lehrte lateinische Sprache und Dialektik. Sein Eifer im Reformiren des Klosters Kappel machte ihn aber den strengkatholischen Nachbarn in Zug so verhaßt, daß er 1525 im Bade zu Lowerz in Gefahr war, von jenen erschlagen zu werden. B. pflog fleißigen Verkehr mit den Reformatoren in Zürich; 1527 war er 7 Monate lang Zwingli's Zuhörer. Er selbst schrieb über den Ursprung der Lehre von der Transsubstantiation (De origine erroris etc.), welche Schrift durch Oekolampadius dem Drucke übergeben wurde. Als Zwingli 1528 zu dem Religionsgespräche nach Bern reiste, ernannte die züricher Regierung B. zu seinem Begleiter. In demselben Jahre empfing B. die Weihe zum geistlichen Amte. Seine Predigt am Pfingstfeste 1529 bewog die Gemeinde zu Bremgarten, die Reformation anzunehmen u. den begeisterten Prediger selbst als ihren Pfarrer anzustellen. B. verheirathete sich in demselben Sommer mit Anna Adlischweiler, einer ehemaligen Nonne aus Artenbach, der er schon zwei Jahre zuvor seine Hand angeboten hatte. Als 1531 die 5 katholischen Orte bei Kappel und am zuger Berge über die Züricher den Sieg davontrugen und auch das nahe Bremgarten einnahmen, floh B. mit seiner Familie nach Zürich. Nach Zwingli's Tode konnten die Züricher keinen würdigern Nachfolger desselben finden, als B., der am 9. Dec. 1531 zum Pfarrer am großen Münster und Antistes gewählt wurde. B.s Thätigkeit war vielseitig und umfassend. Er predigte mehre Jahre hindurch alle Tage, wirkte für die Befestigung des Kirchenwesens, besuchte die akademischen Hörsäle und vertheidigte die Reformation in theologischen Streitschriften (z. B. gegen den wiener Bischof Johann Faber). Mit dem, von dem straßburger Bucer 1536 zu Wittenberg abgeschlossenen, Vergleiche, der die zwischen Luther und Zwingli streitigen Punkte durch allgemeine Ausdrücke zu umgehen suchte, war B. kei-

neswegs einverstanden. Er veranlaßte daher das zweite baselsche und erste helvetische Bekenntniß, an dessen Abfassung er wesentlichen Antheil hatte. In den Zerwürfnissen der Genfer und Neuenburger mit Calvin und Farel trat B. mit Glück als Friedensstifter und Versöhner auf. Mit Luther aber führte er eine heftige literarische Fehde. Luther fand nämlich in der 1543 erschienenen neuen Ausgabe der Werke Zwingli's nicht nur alle ihm widersprechenden Behauptungen Zwingli's wiederholt, sondern auch in einer Vorrede von den Herausgebern aufs Neue vertheidigt. Darauf kündigte Luther in seiner Schrift „Vom heiligen Abendmahle" ihnen den Frieden auf, der seit Bucers Vermittlungsversuchen scheinbar bestanden hatte. B. antwortete mit eben so großer Heftigkeit in seinem „Wahrhaftigen Bekanntnuß der Diener der Kirchen zu Zürich etc. 1545". B.s fernere reformatorische Thätigkeit wurde 1549 durch die Verhandlungen wegen des tridentiner Koncils, welches zu besuchen die Reformirten sich weigerten, sowie späterhin 1561 durch den dogmatischen Streit über die Allgegenwart Christi mit Brenz, und durch die Abfassung der zweiten helvetischen Konfession 1566 in Anspruch genommen. Sehr bezeichnend für B.s Charakter ist das Urtheil der züricher Synode von 1535, bei welcher B. selbst das Protokoll führte. Die Censur der Synode über B.s Amtsführung lautet: „Herr B. ist zu mült mit seinen Predigen, soll etwas tapferer, rücher, härter und räßer sein, insonders das die Händel des Rathes antrifft". B. liebte sein Vaterland als ein ächter Schweizer. Er eiferte zu verschiedenen Malen gegen das Reislaufen, d. h. gegen die Unsitte der freien Schweizer, für Geld sich in den Kriegsdienst fremder Fürsten zu verkaufen. Auch hielt er 1549 seine Regierung von dem Bündnisse mit Frankreich zurück. Er schrieb ein Werk in 4 Theilen: „Von den Tigurinern oder der Stadt Zürich Sagen". Noch im Tode hinterließ er eine Zuschrift an den großen Rath seiner Stadt, in welcher er mit ergreifenden Worten, herzlicher Bitte und ernster Ermahnung sein politisches Testament niedergelegt hat. Er † den 17. Sept. 1575. B.s Gastfreundschaft gegen bedrängte Glaubensgenossen verdient noch ruhmlicher Erwähnung. Er gewährte den ihres Glaubens wegen Vertriebenen aus Locarno eine Zuflucht. Auch die von der Königin Maria verbannten englischen Reformirten fanden bei ihm gastfreie Aufnahme. Ueberhaupt stand B. bei den Anhängern der Reformation in England in bedeutendem Ansehen. Heinrich VIII. bediente sich seines Rathes. Ihm widmete B. sein Buch: „De scripturae sacrae auctoritate deque episcoporum auctoritate et functione libri II" (Zürich 1538). B.s Briefwechsel mit der unglücklichen Johanna Gray wird auf der städtischen Bibliothek in der Wasserkirche zu Zürich nebst vielen Manuskripten B.s aufbewahrt. B.s Reformationsgeschichte erschien nach dem Autographon herausgegeben von J. J. Hottinger und H. Vögeli, Frauenfeld 1838, 3 Bde.

Bullion (engl.), Gold oder Silber in Barren (s. d.).

Bullom, afrikanisches Land an der Sierra-Leoneküste, nördlich vom Sierra-Leonefluß, zu welchem die Bananen und Pisanginseln gehören. Es wird von einem Negerstamme, den Bulloms oder Bullomern, bewohnt.

Bulwer-Lytton, 1) Edward Geoffrey, Earl Lytton, Baronet, berühmter englischer Romandichter, ward 1803 zu Heydon-Hall in der Grafschaft Norfolk als der dritte u. jüngste Sohn des Generals Bulwer geboren. Da Letzterer frühzeitig starb, so leitete B.s Mutter, die Tochter und Erbin Heinrich Warburton Lyttons, die Erziehung ihrer Kinder und wußte namentlich in ihrem jüngsten Sohne Geschmack an der schönen Literatur Englands, mit der sie selbst innig vertraut war, zu erwecken. Der junge B. besuchte mehre Privatschulen, hatte später zwei Hauslehrer und studirte dann zu Cambridge, wo er mit einem Gedicht über die Skulptur den Preis davontrug und durch einen Freund, der sich längere Zeit in Weimar aufgehalten hatte, mit der deutschen Literatur und besonders mit Göthe's Dichtungen bekannt gemacht wurde. Die Ferien benutzte er zu Fußwanderungen durch England und Schottland u. einen Theil Frankreichs, wodurch er den Kreis seiner Anschauungen erweiterte. Schon war sein schriftstellerischer Ruhm begründet, als er 1831 von dem Flecken St.-Yves, und als dieser in Folge der Parlamentsreform das Wahlrecht eingebüßt, von der Stadt Linkoln ins Unterhaus gewählt. Er spielte indeß hier keine hervorragende Rolle, ließ sich nur bei allgemeinen Diskussionen vernehmen und übte keinen Einfluß aus. Bei Gelegenheit der Krönungsfeier der Königin wurde er zum Baronet erhoben, bei den Wahlen von 1845 aber übergangen. Ueberhaupt genießt B. in seinem Vaterlande keines so bedeutenden schriftstellerischen Rufs, als in den Nachbarländern; während die Aristokratie an seinen Schilderungen aus dem High life Anstoß nahm, vermochte er auch in den niederen Kreisen keine Popularität zu gewinnen, da ihm alle jene Gaben abgehen, durch welche z. B. Boz eine so bedeutende Wirkung auszuüben weiß. Außerdem wirft man dem feinen und zierlichen Manne großen Eigendünkel und egoistische Abgeschlossenheit vor. Unter der Einwirkung günstiger socialer und politischer Verhältnisse entwickelte sich übrigens sein Talent sehr frühzeitig. Die Erstlingsfrüchte desselben waren Gedichte, betitelt: „Weeds and wild flowers" (Lond. 1826) und die poetische Erzählung „O' Neil the rebel" (das. 1827). Bald folgten die Romane „Falkland" (Lond. 1837) u. „Pelham or the adventures of a gentleman" (3 Bde., daselbst 1828). Letzteres Werk erregte zuerst allgemeinere Aufmerksamkeit, fand aber sehr verschiedene Beurtheilung; während es auf der einen Seite in den Himmel erhoben wurde, begegnete es auf der anderen herbem Tadel; weil nämlich der Held der Geschichte an unerträglicher Geckenhaftigkeit litt, glaubte man sich zu dem Schluß berechtigt, der Dichter habe, wie dies junge Autoren in ihren ersten Produkten gern thun, sich selbst gezeichnet, ein Urtheil, welches bei öffentlichen Aussprüchen über B.s Charakter lange maßgebend gewesen ist und sich nie ganz verloren hat. Sein nächster Roman, „The disowned" (3 Bde., London 1829), hat

eine romantischere Färbung und enthält manche poetische und leidenschaftliche Episoden, welche an Byron erinnern. Es folgten „Devereux" (London 1829) und „Paul Clifford" (das. 1830), welcher letztere Roman einen Straßenräuber als Helden vorführt und um so mehr Anstoß erregte, als er des Verfassers zunehmende Meisterschaft in der Schilderung der gewaltigsten Leidenschaften und der geheimsten Triebfedern des menschlichen Denkens und Handelns bekundete. In „Eugene Aram" (London 1832) agirte ebenfalls ein Verbrecher als Hauptheld; aber obwohl die Katastrophe im Publikum bereits bekannt war und von einer Spannung des Lesers mithin nicht die Rede seyn konnte, so war das Buch doch so geistreich geschrieben, und der Verfasser wußte ein so lebhaftes Mitgefühl für den einsiedlerischen Gelehrten, dessen Wissensdurst sich auf so merkwürdige Weise mit einem krankhaften Hange zum Verbrechen verband, zu erregen, daß B. eben so begeisterte Lobredner fand, als sich ein lautes Geschrei über die falsche Moral, die darin gepredigt werde, erhob. Von tiefgehenden Studien zeugt die Schrift „England and the English" (London 1833), worin er den Nationalcharakter der Engländer unparteiisch und streng analysiren wollte, aber fast unwillkürlich in einen kaustischen Ton verfiel, der ihm in England viele Feinde machte und den Vorwurf zuzog, daß er mehr eine Karrikatur, als ein Bild gegeben habe. Jugenderinnerungen enthält „The student" (Lond. 1835); Spuren deutschen Einflusses bemerkt man im Einzelnen wie im Ganzen in „The pilgrims of the Rhine" (das. 1834). Eins seiner bedeutendsten Werke ist unstreitig „The last days of Pompeji" (London 1834; deutsch von Förster, Potsd. 1837), das Ergebniß einer Reise, die er im Sommer 1834 nach Italien machte, und nicht nur von sehr anerkennenswerthen Studien des Alterthums, sondern auch von einer ungewöhnlichen Kraft, die fernste Vergangenheit aus dem Grabe heraufzubeschwören, zeugend. Entfaltet B. hier sein Talent vorzugsweise in der Entwickelung und Gruppirung der Ereignisse, so zeichnet sich sein folgender ebenfalls trefflicher Roman „Rienzi, the last of the tribunes" (3 Bde., London 1835; deutsch von Alvensleben, 3 Thle., Leipzig 1836) vornehmlich durch seine Charakterzeichnung aus; nur läßt er darin seine aus Chroniken und andern Werken geschöpften Kenntnisse zu störend hervortreten. Halb philosophischen, halb historischen Inhalts ist das bedeutende Werk „Athens, its rise and fall, with views of the arts, literature and social life" (2 Bde., London 1837; deutsch von Pfizer, 4 Thle., Stuttgart 1837 bis 1838). Der Roman „Ernest Maltravers" (3 Bde., London 1837) mit der Fortsetzung „Alice or the mysteries" (das. 1838), gewidmet „dem großen deutschen Volke, einer Nation von Denkern und Kritikern, einem fremden, aber vertrauten Publikum, von tiefem Urtheil, nachsichtig im Tadel, großmüthig im Anerkennen", gehört zu seinen schwächeren Produkten. Es folgten noch die Romane „Leila or the siege of Granada" (London 1840), „Night and morning" (das. 1841); „Zanoni" (3 Bde., das. 1842), „The last of the barons" (3 Bde., das. 1843) und einige andere Erzählungen. In einigen seiner Werke hat B. seine Kraft an unwürdige Gegenstände verschwendet und das Laster mit einem Humor umkleidet, der sich zuweilen in den verwegensten Sarkasmen gefällt oder seiner üppigen Phantasie zu viel Spielraum verstattet. Ausgezeichnet aber sind seine Romane vor allen anderen englischen durch reine und edle Schreibart, philosophische Durchdringung des Stoffs und das Streben, das gewählte Thema vollkommen zu erschöpfen u. dem Leser das Resultat bloß zu legen. Wenn ihnen feine Beobachtungsgabe und geistreicher Ausdruck nicht abzusprechen sind, so lassen sie dafür Fülle und Mannigfaltigkeit der Erfindung u. Charakteristik, sowie lebensvolle Abspiegelung der Wirklichkeit bei weitem mehr vermissen, als die Werke anderer Koryphäen der englischen Romanliteratur. B. ist ein mehr reflektirender, als schöpferischer Geist, mehr Künstler als Dichter. Daher fehlt die augenblickliche Inspiration, welche den Leser unwillkürlich mit fortreißt; wie er selbst stets besonnen bleibt, läßt er auch besonnen. Als dramatischer Dichter versuchte sich B. zuerst in dem von ihm mehre Jahre redigirten „New monthly magazine", worin er Bruchstücke eines dramatischen „Eugene Aram" mittheilte. Seine späteren dramatischen Arbeiten, wie „The Lady of Lyons, or love and pride" (London 1838; deutsch von Czarnowski, Aachen 1838), „Richelieu", „The duchesse of la Vallière" (deutsch von Czarnowski, Aachen 1837) und andere sind als Dramen ziemlich unbedeutend und machten, trotz des darin sich kund gebenden Haschens nach theatralischem Effekt, kein Glück. Seine Uebersetzung der schillerschen Gedichte „Poems and ballads of Schiller" (2 Bde., 1844) zeichnet sich nicht gerade durch große Treue aus. Obwohl er nach seiner eigenen Ankündigung mit dem „Letzten Baron" das Feld des Romans hatte verlassen wollen, so trat er doch bald wieder mit solchen an die Oeffentlichkeit; es sind dies „Lucretia, or the children of night" (3 Bde., London 1846, deutsch, 3 Bde., Berlin 1846), ein Werk, welches, als zu sehr ins Melodramatische hinüberspielend, von der Kritik so scharf angegriffen wurde, daß sich B. in einer eigenen Flugschrift „A word to the public" (London 1847; deutsch, Berlin 1847) es zu vertheidigen veranlaßt fand, und „Harald, the last of the Saxon kings" (3 Bde., das. 1848), worin man zwar Einzelnes als hochpoetisch und trefflich pries, aber dabei für einen Roman zu viel gelehrten Ballast und für eine Geschichte zu viele romantische Zuthaten fand. Anonym erschien sein satyrisches Gedicht „The new Timon, a romance of London" (Lond. 1846), worin er die socialen Zustände der britischen Hauptstadt und die ersten politischen Notabilitäten vorführt. Der Beifall, den er damit fand, ermunterte ihn, mit einem größeren Epos, „King Arthur" (London 1848), hervorzutreten, das unstreitig einen ehrenvollen Platz unter den neueren Erzeugnissen der englischen poetischen Literatur einnimmt, wiewohl die demselben von allen Seiten gespendeten Lobsprüche bei ruhiger Betrachtung übertrieben erscheinen mögen. Außerordentliches Glück, wie fast keins seiner früheren Werke, machte aber sein Roman „Caxtons" (zuerst in

„Blackwood's Magazin" 1848 und 49; dann 3 Bde., Lond. 1850), den er wieder anonym erscheinen ließ, theils um nicht sofort der Kritik zu verfallen, theils um das gegen den allzu fruchtbaren Schriftsteller kalt werdende Publikum zu täuschen. Hier sind bei einer im Ganzen ziemlich schwachen Verwickelung einzelne Charaktere trefflich gezeichnet und über das Ganze ist ein milder Humor und ein Geist des Wohlwollens ausgegossen, den man bisher in seinen Schriften vermißt hatte. Nachdem B. durch den Tod seiner Mutter Ende 1843 in den Besitz eines großen Vermögens gelangt war, nannte er sich Bulwer-Lytton. Lobend anzuerkennen ist die glänzende Liberalität, mit der er Kunst und Wissenschaft fördert. Im Winter 1850 veranstaltete er auf seinem prächtigen Landsitze Knebworth-Hall in Hertfordshire eine Reihe dramatischer Vorstellungen, an denen sich die hervorragendsten englischen Schriftsteller im Fache der Novellistik, Ch. Dickens, Douglas Jerrold u. A., thätig betheiligten. Als der Plan in Anregung gebracht ward, für altersschwache Literaten und Künstler einen Unterstützungsfond und eine Stiftung zu gründen, wies B. ein Stück Land als Bauplatz dazu an und schrieb zum Besten des Unternehmens ein 5aktiges Lustspiel: „Not so bad as we seem, or Many sides to a character", welches den 16. Mai 1851 auf dem Privattheater des Herzogs von Devonshire aufgeführt wurde. Was B.s politische Richtung anlangt, so scheint er, nach seinem „Letter to John Bull, Esq." (London 1850) zu urtheilen, seine früheren liberalen Ideen aufgegeben und eine konservativere Richtung eingeschlagen zu haben; wenigstens tritt er dort als Gegner des Freihandelsystems und als Vertheidiger der Rechte des Grundbesitzes auf. Eine ähnliche politische Tendenz verfolgt er in seinem neuesten Roman „My novel, by Pisistratus Caxton" (3 Bde., London 1851). B.s Romane wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Vollständige deutsche Uebersetzungen seiner „Sämmtlichen Werke" wurden mehre begonnen: Aachen 1833 ff.; Stuttgart 1835 ff., in mehren Ausgaben; von Bärmann, Zwickau und Leipzig 1836 ff.; von Pfizer, Bd. 1 bis 18, Stuttgart 1838 ff. Auch erschien eine „Gallerie zu B.s Romanen, nach englischen Originalen gestochen von Schuler" (Stuttgart 1841 bis 1843). Seine geschiedene Gattin, Lady B., ist Verfasserin eines etwas skandalösen Romans „Cleveley, or the man of honour" (3 Bde., London 1839; deutsch von Pfizer, 8 Bdchn., Stuttg. 1840), welcher, ein an sich unbedeutendes Produkt, nur durch die darin enthaltenen gegen ihren früheren Gemahl gerichteten gehässigen Persönlichkeiten eine Zeitlang die Neugierde reizte, aber bald vergessen ward. Noch werthloser sind „The budget of the bubble family" (3 Bde., London 1840) u. die „Memoirs of a Moscovite" (1844), welche nach einem französischen Original bearbeitet seyn sollen. Gelungene Schilderungen moderner gesellschaftlichen Zustände gibt „Miriam Sedley, a tale from real life" (3 Bde., London 1851), doch macht sich auch hier wieder unweibliche Leidenschaftlichkeit auf niedrige Weise geltend.

2) Sir Henry, Earl Lytton, Diplomat und Schriftsteller, 1801 geboren, älterer Bruder des Vorigen, widmete sich dem Staatsdienst und ward 1829 nach einander bei den englischen Gesandtschaften in Berlin, Brüssel und im Haag verwendet. Im Jahr 1830 ging er mit einer Specialmission nach Brüssel, um den Gang der belgischen Revolution zu überwachen, und trat in demselben Jahre als Abgeordneter für Wilton ins Parlament. In den Jahren 1831 und 1832 saß er für Coventry und von 1834 bis 1837 für Marylebone im Unterhause. Nachdem er 1835 als Legationssekretär und Chargé d'affaires in Brüssel und 1837 in derselben Eigenschaft in Konstantinopel fungirt und dort den Handelsvertrag zwischen England und der Pforte unterhandelt hatte, ging er 1839 als Gesandtschaftssekretär nach Paris und fungirte daselbst in diesem und dem folgenden Jahre während der Abwesenheit des Gesandten dreimal als Interimsgesandter. Im Jahr 1843 wurde er bevollmächtigter Minister am spanischen Hofe und vermittelte 1844 den Frieden zwischen Marokko und Spanien. Der französische Gesandte Bresson überholte ihn in der folgenden Zeit auf das Vollständigste, und die spanischen Heirathen wurden abgeschlossen, ohne daß B. ein der englischen Politik so nachtheiliges Ereigniß rechtzeitig, um noch dagegen operiren zu können, erfahren hätte. Im Jahr 1848 wurden ihm von Narvaez, der damals die Geschicke Spaniens leitete, seine Pässe zugeschickt, eine nach der englischen Darstellung ganz unmotivirte Beleidigung. B. sey, sagen die Engländer, häufig das Organ von Vorstellungen der englischen Regierung gewesen, daß Narvaez den Gesetzen und der Verfassung gemäß regieren möge. Deshalb habe der Ministerpräsident, über diese Rathschläge erbittert, einen Vorwand gesucht, B. zu entfernen, diesem eine Begünstigung republikanischer Aufstände zum Vorwurfe gemacht und die unerwiesene Anklage benutzt, den unbequemen Diplomaten zu entfernen. Dagegen behauptete man spanischer Seits, B. habe durch den Bruder seiner Geliebten mit Verschworenen Einverständnisse unterhalten, den Aufstand in jeder Weise gefördert und nach dem Fehlschlagen desselben den am meisten Bloßgestellten in seiner Ministerwohnung unter dem Schutz der englischen Flagge ein Asyl gewährt. Wie dem auch sey, B. mußte Madrid und Spanien verlassen, doch die englische Regierung desavouirte ihn nicht, und es verflossen zwei Jahre, ehe wieder ein englischer Gesandter für den spanischen Hof ernannt wurde. Das Unterhaus billigte B.s Benehmen und die Königin ernannte ihn zum Kommandeur des Bathordens. Später erkannte das spanische Kabinet in einer Note, die von Lord Palmerston diktirt wurde, seine Uebereilung an. B. ging darauf 1849 als englischer Gesandter nach Washington, wo er noch gegenwärtig verweilt. Auch als Schriftsteller hat er sich durch die geistvollen Schriften: „France, social, literary, political" (2 Bde., London 1833; deutsch, 2 Thle., 1835—36) u. „The monarchy of the middle classes" (2 Bde., Lond 1834; deutsch, 3 Thle., Aachen 1836) einen geachteten Namen erworben.

Bu-Maza (d. h. Vater der Gazelle, weil er stets in Begleitung einer zahmen Gazelle erschien), Anführer und Prophet der Kabylen, der,

um 1820 geboren, seit 1841 neben Abd-el-Kader agirte und, als sich 1845 die Kabylen aufs Neue zum Kampf gegen die Franzosen erhoben, in Dahra unter dem Namen Mohammed Ben Abdallah die Fahne des Propheten aufpflanzte. Es gelang ihm namentlich in dem neugegründeten Orleansville und dessen Umgegend, die arabische Bevölkerung zum Kampfe gegen die Franzosen zu fanatisiren. Zahlreiche Stämme schaarten sich um ihn, und er bewies eben so große Kühnheit als Umsicht. Obwohl mehrmals besiegt, wußte er sich stets den Verfolgungen von Seiten der Franzosen zu entziehen und begann seine Angriffe immer wieder. Sein Ansehn stieg in Folge davon in dem Grade, daß selbst Abd-el-Kader in ihm einen gefährlichen Rivalen erblickt haben soll. Zuletzt jedoch, wie dieser, überall besiegt und zurückgedrängt, mußte sich B. an St. Arnaud ergeben. Er wurde hierauf nach Frankreich gebracht, wo er anfangs in Ruhe lebte, aber nach einem mißlungenen Fluchtversuche während der Februarrevolution in Ham in engeren Gewahrsam kam, bis er 1854 nach der Türkei abging, um unter Yussuf den Oberbefehl über ein Corps Baschi-Bozuks zu übernehmen. Im August 1855 ging er mit dem Rang eines Obersten zum türkischen Heer in Asien ab.

Bumelia, Pflanzengattung aus der Familie der Sapoteen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch und die röhrige Korolle mit 5 Schuppen an der Basis der Fetzen, mit denen die Staubfäden abwechseln, milchende Bäume u. Sträucher Westindiens, Mexiko's und Carolina's. B. lycioides *W.*, Sideroxylon lycioides *L.*, ist ein bis 20 F. hoher Baum Nordamerika's mit pfriemenförmigen Dornen, der bei uns häufig in Anlagen vorkommt. Die rundlichen, süßlich herben Beeren enthalten einen nußartigen Kern und sind ein Mittel gegen Durchfall. B. nigra *Sw.*, Achras nigra *Poir.*, ist ein unbewaffneter Baum auf Jamaika, wo die bittere u. abstringirende Rinde gegen Wechselfieber gebraucht wird; dasselbe gilt von B. salicifolia *Sw.*, Achras salicifolia *L.*, einem Baum in Westindien. B. foetidissima *W.*, Sideroxylon foetidissimum *L.*, ist ein 12 F. hohes Bäumchen in Bergwäldern auf Domingo, dessen weiße Blüthen sehr übel riechen.

Bumicilen, mohammedanische Mönche, Seher und Bekämpfer der bösen Geister, treiben in Nordafrika, besonders in Aegypten, ihr Wesen. In der Vorspiegelung nämlich, die sie dem Volke machen, in einem beständigen Kämpfen und Ringen mit bösen Geistern zu leben, geberden sie sich vor den Augen der Menge auf das Unsinnigste mit allerlei Waffen, als wie im heftigsten Gefecht begriffen, bis sie vor Ermattung endlich hinsinken. Die Geschicktesten dieser B. zeigen dem Volke sogar Narben u. Wunden auf, die aus ihren Gefechten mit den bösen Geistern herrühren sollen.

Bumm, Stadt in der persischen Provinz Kerman, Distrikt Nurmanschir, liegt auf einer Anhöhe, welche eine weite Ebene beherrscht, ist die stärkste Festung in Iran, hat drei Moscheen, einen guten Bazar und lebhaften Handel. Im ganzen Orient berühmt sind die Granatäpfel von B.

Bums, s. v. a. Bimsstein.

Bun, kleine ostindische Insel, zu den Molukken gehörig, südöstlich von Banda.

Bunas, ein Athener, der, zum Schiedsrichter zwischen den Kalydoniern und Eleern erwählt, den Urtheilsspruch durch allerlei Kunstgriffe so lange hinauszuschieben wußte, daß er ihn nie that, daher Bunas judicat, s. v. a. der Urtheilsspruch wird auf die lange Gerichtsbank geschoben.

Bunchosia, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophyllaceen, sehr verwandt mit Malpighia, Bäume des mittlern und südlichen Amerika. B. armeniaca *Dec.*, Malpighia armeniaca *Cav.*, ist ein Baum in Peru mit 4 Zoll langen Blättern, gelben Blumen und Früchten von der Größe und Farbe der Aprikosen, die aber giftige Kerne enthalten sollen. Ein Zierstrauch ist B. polystachya *Dec.*, auf Trinidad, mit schönen gelben, in winkelständigen, rispenförmigen Trauben stehenden Blüthen. Kultur wie bei Malpighia.

Bund, Inbegriff mehrer zusammengefaßter oder zusammengebundener gleichartiger Gegenstände. Manche Materialien werden nach B.en verkauft, so das Stroh, Rohr, Glas 2c.

Bund, ein Verein von Personen, die sich entweder keiner gemeinschaftlichen souveränen Gesellschaftsgewalt unterwerfen, oder selbst Gesellschaften (Genossenschaften) oder Staaten mit einer souveränen Gesellschaftsgewalt bilden u. als solche Staatenvereine heißen. Zur dauernden Vereinigung von Völkern in einen Staatenbund sind unumgänglich nöthig gleiche Abstammung, gleiche Sprache, Civilisation und Kultur, gleicher Boden und gleiches Klima, gleichartige Kämpfe wider die Naturgewalten, verwandtes Empfinden und Denken. Ein solcher Staatenbund beruht auf der Gleichheit der Mitglieder und auf dem sie alle umschließenden Nationalbande. Ueberall, in der alten Welt, bei Hebräern, Phöniciern, Griechen, Italienern, Germanen, finden sich Bundesvereine, welche sich nach und nach in souveräne Staaten ausbildeten. Jene Vereine können aber wiederum dem monarchischen, dem aristokratischen, dem demokratischen oder dem repräsentativen Princip huldigen, wie dem letzteren Amerika, dem vorletzten das alte Griechenland. Die Bundesvereine können ferner nur ein Bündniß bilden, welches, ohne bleibende Verpflichtung, sich leicht wieder auflösen kann, wie die frühern Koalitionen gegen Frankreich (s. Allianz), oder, wie bemerkt, einen Staatenbund, wie Deutschland, oder einen Bundesstaat, wie Nordamerika. Ein Bundessystem ist aber für das Schicksal, die Freiheit, die Existenz und Kultur der Völker von entschiedenster Wichtigkeit. Von den drei Gattungen der Staatenvereine: Bundesstaat, Staatenbund und Staatenbündniß, gehört der Bundesstaat dem Staatsrecht, der Staatenbund und das Staatenbündniß dem Völkerrecht an. Der Bundesstaat hat nur staatsrechtlichen und personenrechtlichen, der Staatenbund völkerrechtlichen (realen), das Staatenbündniß völkerrechtlichen u. obligationenrechtlichen Charakter. Im Bundesstaat opfert das einzelne Glied einen Theil seiner Souveränetät der der Gesammtheit, und es vereinigen sich die mehren Glieder zu einer moralischen Einheit, unterwerfen sich dem gemeinschaft-

lichen Willen, welcher in der gemeinsamen Staatsverfassung ausgesprochen ist, und bilden dadurch ein staatsrechtliches Ganzes. Der Zweck des Bundesstaats ist natürlich der Vernunftzweck des Staates überhaupt: allgemeine Wohlfahrt und Veredlung, Erhaltung und Befestigung der Freiheit und Gerechtigkeit; die Grenzlinie aber, in wie weit sich die einzelnen Vereinsstaaten der gemeinschaftlichen Verfassung unterordnen, geht nur so weit, als eben jener Zweck von den einzelnen Vereinsstaaten nicht genügend erreicht und befördert werden kann. Da die Vereinigung eben sowohl eine innere als eine äußere ist, welche sich den höchsten natürlichen Zweck zur Aufgabe setzt, so muß sie den souveränen Gesammtwillen in sich fassen, welcher in den Aeußerungen jedes Staats, der gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt, hervortritt. Im Bundesstaat tritt die Regierung der einzelnen Vereinsstaaten nicht in die Mitte zwischen das höchste Organ und die Bürger, daher bedürfen die Bundesgesetze keiner Publikation durch die einzelnen Regierungen, der Verein aller Bürger ist ein unmittelbarer, das Bürgerrecht ein Bundesbürgerrecht, u. es begründet der Bundesstaat mithin Ein gemeinschaftliches Vaterland, welches entweder ein historisches ist, wo derselbe aus der Uebereinstimmung und dem Bedürfniß der ganzen Nation nach einer gemeinschaftlichen Entwickelung entstanden ist, oder ein erstrebtes, wo verschiedene Bestandtheile eine ausgleichende Entwickelung, eine Vereinigung zu nationaler Vervollkommnung suchen. Will aber der Bundesverein die Kräfte der Bürger für den gemeinschaftlichen Zweck äußerlich wie innerlich vereinigen, will er die allgemeine Nationalität wie die besonderen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Vereinsstaaten erhalten und kräftigen, so bedarf es der entsprechenden Organe. Das Organ für den ersteren Zweck, das Bundeshaupt, wird meist ein monarchisches, das für den zweiten, Nationalrepräsentation, ein demokratisches, und das für den dritten Zweck, Regierungsrepräsentation, ein aristokratisches seyn, und die beiden letzteren Organe werden einander immer zur Seite stehen müssen, da der Bürger im Bundesstaat zu jeder Beschränkung und Belastung eine freie Mitwirkung und Stimmrecht hat, und solche nicht in das Belieben der Regierung allein gestellt seyn kann. Despotie oder Anarchie würden die Folge des Mangels oder des Ueberwiegens eines dieser beiden Organe über das andere seyn, dagegen können dieselben auch nur in der Sonne der Oeffentlichkeit gedeihen. Daß es zweckmäßig sey, daß die einzelnen Vereinsstaaten auf das Recht, mit fremden Staaten Bündnisse einzugehen, eigene Kriegsmacht zu halten und ganz fremde Länder zu regieren, verzichten, davon gibt das deutsche Reich und dessen Verfall ein redendes Beispiel; ebenso naturgemäß ist es aber, daß die Verfassungen der einzelnen Vereinsstaaten in ihren wesentlichen Grundzügen übereinstimmen; so garantirt die amerikanische Konstitution, die vollkommenste bundesstaatliche, den Bürgern republikanische Regierungsform, Preßfreiheit, das Recht der Volksversammlungen und Petitionen, Ausschließung des Adels, Religionsfreiheit, Geschwornengerichte, das Recht, Waffen zu tragen, und das Recht gegen Haus- u. Papierdurchsuchung. Beim Staatenbund geht die Vereinigung mehrer souveränen Staaten nur dahin, einen Inbegriff ihrer äußeren Souveränetätsrechte unter sich gemeinschaftlich zu machen; ihr Princip ist nur Bewahrung der Rechte und gleiche Unverletzlichkeit für die realen Rechtsverhältnisse, oder, wie sich die deutsche Bundesakte ausdrückt: die Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit aller im B. begriffenen Staaten und Erhaltung der innern und äußeren Sicherheit (s. Staatenbund). Die Abstufungen zwischen den verschiedenen Formen des Bundesstaats u. des Staatenbundes sind sehr mannigfaltig und kommen in vollkommener Reinheit schwerlich vor (s. Föderativsystem).

Bund, im biblischen Sinne ein zu gegenseitigen Leistungen zwischen Zweien feierlich geschlossener Vertrag, daher insbesondere der Vertrag, welchen Jehovah mit dem Volke der Israeliten geschlossen hat. Auf der Voraussetzung eines solchen B.es beruht die gesammte Religionsverfassung des Alten Testaments. Der B. Gottes mit seinem auserwählten Volke ist aber der Zeitfolge nach ein dreifacher: Der B. der Verheißung (1. Mos. 17, 9—16) ist von Gott mit Abraham geschlossen: Gott verheißt dem Abraham eine zahlreiche und überaus gesegnete Nachkommenschaft, wogegen Abraham mit seinem ganzen Hause zu stetem Gehorsam und treuem Dienste sich verpflichtet. Als Zeichen dieses B.es der Verheißung galt in der Familie Abrahams die Beschneidung; daher heißt dieser B. Abrahams auch der B. der Beschneidung (Apostelgesch. 7, 8). Der zweite B. ist der, welcher durch Moses nach der Befreiung des israelitischen Volks aus der ägyptischen Knechtschaft mit Gott errichtet und vermittelst des blutigen Sühnopfers geweiht worden ist, daher auch der B. des Blutes genannt. In Gemäßheit dieses zweiten B.es versprachen die Israeliten die strenge Beobachtung des im Dekalog ihnen verkündigten göttlichen Gesetzes, wogegen Gott ihnen seinen Schutz und Segen für alle Zukunft zusicherte. Die mosaischen Gesetztafeln, als die Urkunde des Bündnisses Gottes mit dem israelitischen Volke, werden deshalb Buch des B.es oder schlechthin selbst B. genannt. Von dem Gesetze des Dekalogs wurde sodann der Name B. (d. i. Buch des B.es) auf die mosaischen Schriften übertragen, weil diese die Geschichte der Einführung des B.es enthalten. Bald wurde jedoch derselbe nicht mehr auf die Bücher Moses' beschränkt, sondern diente zur Bezeichnung des Inbegriffs sämmtlicher Religionsurkunden, theils der Israeliten, theils der Christen; letzteres in Folge des neuen B.es, d. h. der durch die Propheten (Jer. 31, 31 ff.) verheißenen Erneuerung und Vollendung des göttlichen Bündnisses, als deren Vermittler der Messias erwartet wurde. Die Schriftsteller des Neuen Testaments weisen vielfältig auf die mit Christus eingetretene Erfüllung jener Weissagung hin, u. Jesus selbst erklärt bei der Einsetzung des Abendmahls diese Feier als das Gedächtniß der Stiftung des neuen B.es. Zufolge dieses neuen B.es wird Allen, welche an die durch Christus vollbrachte Versöhnung glauben, die Vergebung ihrer Sünden und die ewige Seligkeit von Gott aus zugesichert.

Bundart, s. Art.

Bund der Beschneidung, s. v. a. Bund Gottes mit Abraham, s. Bund (im biblischen Sinne).

Bund der Gnade, s. Bundestheologie.

Bund der Jungen, politische Verbindung, 1821 von dem mecklenburgischen Studenten Sprewitz aus den Elementen der Burschenschaft gebildet.

Bund der obern deutschen Lande, in der diplomatischen Sprache des 15. bis 18. Jahrhunderts die schweizer Eidgenossenschaft; auch die Geschichtschreiber jener Zeit führen die Schweiz nur als B. oder großer B. d. o. d. L. an.

Bund der Schlegler (Bund der Martinsvögel), ein unter Wolf von Eberstein gegen den Grafen Eberhard III. (den Greiner oder Rauschebart) gebildeter Bund; s. Würtemberg.

Bund der Sechzehner (Faction des seize), eine fanatische Partei unter den Katholiken in Paris, welche sich 1585 bildete, als man fürchtete, Heinrich III. neige sich den Protestanten zu. Ihr Haupt war Larocheblond, ein reicher Bürger von Paris; ein Komité von 6 Mitgliedern stand ihm zur Seite. Der Bund war nach der Eintheilung von Paris in 16 Quartiere organisirt; daher der Name. Der Herzog von Guise benutzte denselben für seine Pläne gegen den König. Unter Heinrich IV. zerstreute sich der Bund wieder. Ein letzter unmächtiger Versuch gegen den König 1597 wurde entdeckt und von fünf der Verbündeten am Galgen gebüßt.

Bund der Verheißung, s. v. a. Bund Gottes mit Abraham, s. Bund (im biblischen Sinne).

Bund der Werke, s. Bundestheologie.

Bund des Blutes, s. Bund (im biblischen Sinne).

Bund des grimmen Löwen, rheinische Rittergesellschaft des 14. und 15. Jahrhunderts, s. Löwenbund.

Bund des Hohenpriesters, ein Theil der Amtstracht des jüdischen Hohenpriesters, war eine dem Turban der heutigen Orientalen ähnliche Kopfbedeckung. Der Turban des Hohenpriesters (miznepheth) war doppelt: er bestand aus dem Turban des gemeinen Priesters (migbaah) und einem darüber gewundenen purpurblauen Bande; an der Vorderseite war mittels einer purpurnen Schnur ein Goldblech befestigt, welches die Inschrift trug: Jehovah heilig.

Bundelahs, die Bewohner von Bundelkund.

Bundelkund, oder das Land der Bundelahs, Berglandschaft in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Allahabad, bildet eine Vorstufe des dem Vindhyagebirge nördlich anliegenden Plateaus von Gondwana und Omerkuntuk und also den Uebergang zu der Gangesebene und hat im Norden den Dschamnah-, im Westen den Betwa- und im Osten den Sonefluß in seinem oberen Lauf zu natürlichen Grenzen ohne daß sich feste politische Grenzen ziehen lassen. Man berechnet den Flächeninhalt des Distrikts auf 4780 □Meilen mit einer Bevölkerung von etwa 2½ Millionen Seelen. Die Bodenbeschaffenheit der Landschaft ist in sofern merkwürdig, als diese durch die durchbrechenden Flüsse, unter denen der Kona der ansehnlichste ist, in mehre von Westen nach Osten ziehende Parallelketten getheilt wird, welche nördlich in Stufen abfallen und sich dann in die Gangesebene verflachen. In Folge davon ist die Landschaft voller meist unzugänglicher Tafelberge, die ebenso viel natürliche Vesten bilden und dem Distrikt eine hohe strategische Wichtigkeit verleihen. Der Boden ist dabei sehr fruchtbar, besonders im Norden; aber auch, wo sich rauhe Felsen aufthürmen, zum Theil kahl, zum Theil mit lang herabhängenden kriechenden Pflanzen bedeckt, zeigen die dazwischenliegenden tief eingeschnittenen Thäler die üppigste Vegetation. Allenthalben aber bieten sich die pittoreskesten Ansichten dar, welche durch unzählige Vesten und Burgen, die in jedem Stadium des Zerfalls die Höhen krönen, an Interesse nicht wenig gewinnen. Hauptprodukte sind Weizen, Korn und Baumwolle, welche, ohne vieler Pflege zu bedürfen, überall gedeihen. Eisen und Diamanten, welche letztere namentlich in dem Distrikt von Panna in Menge gefunden werden und einen bedeutenden Handelsgegenstand bilden. Das Graben nach Diamanten, welche in einer Tiefe von 18 Zoll bis 6, manchmal bis 24 Fuß liegen, steht Jedermann frei; nur geschieht es unter Aufsicht der Wächter des Radschah, in dessen Kasse ¼ des Fundes und ¾ von allen Diamanten, welche über 30,000 Rupien Werth haben, fließen. Die Bundelahs, Radschputen, reden einen Sanskritdialekt u. sind von kriegerischem, fehdelustigem Charakter, daher mehr zu Raub und Wegelagerei, als zu friedlichen Geschäften geneigt. Ihr Charakter ist durch den Verkehr mit den Europäern verschlechtert worden; besonders hat die Trunksucht sich unter ihnen verbreitet. Die natürlichen, durch die Kunst noch stärker gemachten Festungen der Landschaft waren vor Alters die Schauplätze der wildesten und blutigsten Kämpfe zwischen den zahlreichen Häuptlingen vom Radschputengeschlechte, unter welche der Distrikt getheilt war. Erst den Begründern der Dynastie des Großmoguls, Baber, Homayun und Akbar, gelang es, die Landschaft zu unterwerfen. Doch geschah dies nicht auf die Dauer, und die tributpflichtig gemachten einheimischen Häuptlinge kamen selten ihren eingegangenen Verpflichtungen nach. Als Aurengzebs zelotische Verfolgungswuth auch in B. Empörungen hervorrief, entstand in Pama und Kalinjer ein einheimischer Föderativstaat der Radschputen-Radschahs, dessen berühmtestes Oberhaupt, der Radschah Chuttersal von Panna, unter dem Titel Hindupati von B. der Begründer einer Dynastie ward, die sich geraume Zeit erhielt und erst am Ende des 18. Jahrhunderts der Uebermacht der Mahratten unterlag. Als die Briten mit diesen in Krieg geriethen, verband sich im September 1803 der letzte Sprößling der Hindupatidynastie mit dem Oberst Powell und führte demselben ein Hülfscorps zu. Da aber bei diesem Bündniß die Abtretung eines Theils von B. an die Briten für einige Distrikte in Dekan ausbedungen war, so setzten sich die britischen Truppen bald in B. fest. List, Gewalt u. Verträge brachten nach Vernichtung der Mahrattenherrschaft nach und nach den ganzen Distrikt in die Gewalt der Engländer, die nach dem Tode des letzten rechtmäßigen Prätendenten aus dem Hindupatigeschlecht alle übrigen Landeseigen-

thümer von fürstlicher Abkunft durch Ertheilung von Territorien und Apanagen abfanden und einen freundlichen Verkehr B.s mit den Nachbarländern eröffneten. Nachdem aber die Ruhe schon zu wiederholten Malen gestört worden, brach 1842 ein weit verzweigter Aufstand aus. Obwohl derselbe in der That mehr gegen die Bedrückungen, die sich die einheimischen Fürsten erlaubten, als gegen die britische Oberherrschaft gerichtet war, so fanden sich doch die Engländer veranlaßt, ein starkes Truppencorps nach B. zu senden, welches den Frieden herstellte. Gegenwärtig steht ein Flächenraum von 1000 □Meilen mit etwa 700,000 Einwohnern unter unmittelbarer britischer Herrschaft; doch haben sich die Engländer das unbeschränkte Recht der Intervention vorbehalten, dem zufolge sie die einheimischen Fürsten ein- und absetzen, je nachdem dies ihr Vortheil oder das vorgeschützte Wohl der Unterthanen erheischt.

Bundesakte, deutsche, s. Deutschland.

Bundesfeste, die auf dem Bundesfeld während der ersten französischen Revolution jährlich vom 17.—21. (im Schaltjahre vom 16.—21.) September gefeierten republikanischen Nationalfeste.

Bundesfestungen, feste Plätze, welche zur gemeinschaftlichen Vertheidigung eines Bundesstaats oder Staatenbundes bestimmt sind. Als gemeinsame Waffenplätze der außerdem vereinzelten Bundesmächte sind sie sowohl wegen der Art ihrer Unterhaltung, wie wegen der gewöhnlichen Beschaffenheit aller Bundesheere für Land und Volk von der größten Wichtigkeit. Gegenwärtig erhalten und besetzen nur Nordamerika u. Deutschland ihre festen Grenzplätze gemeinschaftlich.

Bundesgenossen, im Allgemeinen Diejenigen, welche zur Erreichung irgend eines Zweckes sich zu gegenseitiger Unterstützung vereinigen; dann solche Völker, Fürsten oder Korporationen, welche sich zu gegenseitigem Schutze in Kriegsgefahren oder zu gegenseitiger Unterstützung für Kriegsunternehmungen verbindlich gemacht haben. Der Idee nach stellt man sich beim Abschluß einer Bundesgenossenschaft auf den Standpunkt gegenseitiger Gleichheit und Unabhängigkeit, obgleich der eine Theil mächtiger seyn kann als der andere. Verbindungen der Art finden sich schon im höchsten Alterthum und am meisten bei Völkern von freier Verfassung. Vor Troja ist auf beiden Seiten von B. die Rede. Aehnlich erscheint in gewisser Beziehung der Amphiktyonenbund; außerdem die uralte Verbindung der achäischen und der böotischen Städte. Sobald jedoch einige Städte sich allmählig eine Hegemonie über die übrigen verschafft hatten, nahmen diese Verbindungen einen anderen Charakter an; die frühere Freiheit und Gleichheit trat zurück und an ihre Stelle das Verhältniß einer größern oder geringern Abhängigkeit. Belege hierzu gibt besonders die Geschichte Griechenlands u. der beiden präponderirenden Staaten desselben, Athens und Sparta's. Auf gleiche Weise waren auch bei den Römern die B. (socii) nur in der ältesten Zeit nach dem Grundsatze der Gleichheit mit ihnen verbunden. Bei steigender Macht der Erstern erscheinen sie mehr und mehr abhängig und zum Theil als völlige Unterthanen. Als älteste B. werden die Latiner genannt, die schon unter den Königen sich mit ihnen vereinigten. Nach ihnen kamen die Socii Italici oder schlechthin Socii, d. h. diejenigen Völker Italiens, welche nicht zu den Latinern gehörten. Hatten sich diese freiwillig an Rom angeschlossen, so waren sie frei, in der Verwaltung der innern Angelegenheiten unabhängig und stellten bloß im Kriege die befohlene Anzahl Soldaten. Hatten die Römer sie aber durch Gewalt bezwungen, so waren sie meist tributpflichtig und erhielten auch wohl ihre obrigkeitlichen Personen von Rom. Gewöhnlich stellten die B. zu einem römischen Heere zwei Drittel der Gesammtzahl; doch hatten sie kein Recht, darüber zu bestimmen, ebenso wenig als sie an den Berathungen über Krieg und Frieden Theil nahmen; sie empfingen vielmehr alle Anordnungen von Rom und durften nicht einmal ihre Anführer ohne Einmischung des römischen Feldherrn wählen; auch dienten sie nicht in den Legionen und standen meist in den Schlachten auf den Flügeln. Unterschieden wurden sie aber von den Hülfsvölkern, die aus außeritalischen Staaten kamen. Neben ihnen werden noch Socii provinciales erwähnt, ein Name, der mehr eine Ehre für Diejenigen war, welche ihn von dem Senate erhielten. Auch wurden die Einwohner solcher Staaten außer Italien als Socii betrachtet, welche sich vor der Unterwerfung ihres Landes an die Römer angeschlossen hatten. Auswärtige Könige, welche den Titel eines römischen B. erhalten hatten, fanden damit in ihrem Verhältniß zu den Römern nichts geändert, außer daß man die Erfüllung aller Pflichten, welche sie den Römern zu leisten hatten, dann nur um so gewisser erwartete und strenger forderte.

Bundesgenossenkriege. Kriege unter Verbündeten könnten, dem Begriffe nach, nicht möglich seyn, wenn nicht das Wort Bundesgenosse in der antiken Bedeutung verstanden würde, wonach es alle Diejenigen begreift, welche von einem mächtigen Staate abhängig oder ihm ganz unterworfen sind. Die griechische Geschichte kennt dieser Kriege zwei und die römische drei.

Der erste Krieg dieser Art bei den Griechen brach 358 v. Chr. aus u. dauerte 3 Jahre. Athen hatte sich allmählig von seinen großen Unfällen erholt u. mit weiser Mäßigung die Umstände benutzt, um seine Macht wieder zu heben. Es war ihm gelungen, einige Inseln des ägäischen Meeres zu gewinnen und mehre Städte zu besetzen, die für den Handel sehr vortheilhaft gelegen waren, wie Chios, Rhodus, Cos auf den gleichnam. Inseln, Byzanz rc. Aber auch jetzt war es das Verhältniß der Abhängigkeit, in welcher Athen diese Inseln und Städte glaubte halten zu müssen und welches in den zersplitterten Griechenstaaten das Gefühl der Einheit und des Widerstandes wach rief. Denn als die Athener wegen Euböa in eine Fehde mit den Thebanern geriethen, so hielten die Bundesgenossen die Zeit für geeignet, sich von ihrem Druck zu befreien, zumal da Mausolus, Herrscher von Karien, ihnen sichere Hülfe zugesagt hatte. Die Athener, die Gefahr erkennend, machten schnell Frieden mit den Thebanern und rüsteten eine Flotte unter Chares und Chabrias gegen Chios, wo die Insurgenten ihre Flotte versammelt hatten. Chabrias suchte in den Hafen einzudrin-

gen, ging aber mit seinem Schiffe, das heftig an ein feindliches gestoßen war, zu Grunde, worauf Chares die Belagerung der Stadt aufgab. Im J. 357 v. Chr. setzten die Chier mit einer Flotte von mehr als 100 Schiffen den Krieg fort, verwüsteten, da Chares mit 60 Schiffen sich ihnen nicht entgegenzustellen wagte, Lesbos und fingen an, Samos zu belagern. Nun rüsteten die Athener noch 60 Schiffe unter Iphicrates, Timotheus und Menestheus, die dem Chares und Samos zu Hülfe eilen sollten. Statt aber nach Samos, segelten sie nach Byzanz, weil sie hofften, die Insurgenten würden die Belagerung von selbst aufgeben, um das mit ihnen verbündete Byzanz zu retten. Dies geschah zwar; als aber die genannten Anführer ohne Chares wegen ungünstigen Windes am Eingange der Propontis, wo sie auf die Feinde trafen, nicht schlagen wollten, so rief sie das Volk zurück und übertrug dem Chares allein den Oberbefehl für das folgende Jahr. Chares hatte sich indeß genöthigt gesehen, zur Befriedigung seiner Truppen zu plündern und sich an den aufrührerischen Satrapen von Bithynien, Artabazus, anzuschließen. Anfangs waren die Athener hiermit wohl zufrieden; als aber persische Gesandte in Athen drohten, die phönicische Flotte mit der der Bundesgenossen zu vereinigen, und als zugleich Philipp von Macedonien bedeutende Fortschritte machte, so schlossen sie mit den Gegnern einen Frieden, welchem gemäß sie alle Ansprüche auf die Oberhoheit über die Insurgenten aufgaben.

Der zweite griechische Bundesgenossenkrieg fällt 218 und 217 v. Chr. Nachdem Antigonus von Macedonien 221 v. Chr. gestorben war, bauten die Aetolier auf die Jugend seines Sohnes und Nachfolgers Philipp die Hoffnung, daß der Peloponnes fortan ihren Raubzügen schutzlos offen stehen würde. So begannen sie denn von Phigalea aus ihre Plünderungsfahrten zunächst gegen Messene. Um diesem Unfuge zu steuern, vereinigten sich die Achäer in Korinth, wohin auch die Messenier, die dem achäischen Bunde nicht angehörten, Abgeordnete gesendet hatten. Hier faßte man mit Philipp von Macedonien den Entschluß, die Aetoler aus allen Besitzungen, die sie seit der Zeit des Königs Demetrius, also seit 233 v. Chr. sich angemaßt hätten, zu vertreiben, eine Maßregel, welche die Quelle arger Verwirrung wurde. Die Akarnanen versprachen den Achäern Hülfe, und ebenso die Epiroten, wenn Philipp zum Kriege bereit sey; heimlich versicherten sie aber den Aetolern, daß sie den Frieden bewahren würden. Die Messenier verlangten vor ihrer Theilnahme erst, daß Phigalea den Aetolern entrissen würde. In Sparta waren die Ephoren für die Erhaltung des geschlossenen Bündnisses mit Macedonien, aber sie wurden von einer Faktion junger Männer ermordet und andere an ihre Stelle gestellt; die Eleer aber erklärten offen den Achäern den Krieg. Die Entscheidung schien ganz von Philipp von Macedonien abzuhängen. Dieser brach 218 mit einem Heere von 10,000 Schwerbewaffneten, 5000 Peltasten und 800 Reitern auf, belagerte aber, anstatt in Aetolien einzudringen, Ambracia, eroberte es und kehrte dann wieder in sein Land zurück, da die Aetoler und Dardaner mit einem Einfall droheten. Schon im Winter stand er aber mals mit etwa 6000 Mann im Peloponnes, schlug die Eleer und begann, durch die Achäer bis auf 10,000 verstärkt, die Belagerung derjenigen Städte der Halbinsel, welche mit den Aetolern im Bündnisse standen. Zu derselben Zeit schlug ein Versuch, Sparta zu den Achäern zu bringen, fehl, und ebenso wenig gelang es dem Apelles, einem von den Vormündern des jungen Königs von Macedonien, Achaja der macedonischen Herrschaft zu unterwerfen. Dagegen führte Philipp jetzt auch seine Flotte in den Kampf, belagerte Cephalonia, jedoch vergeblich, und fiel dann, auf den Rath des Aratus, des Vorstehers des achäischen Bundes, in Aetolien ein, während die Spartaner die Messenier angriffen. Mit dem jungen König war das Glück: sein Heer erreichte, mit ungeheuerer Beute beladen, die Stadt Ambracia; hier drang er von Neuem in den Peloponnes ein, um die Spartaner von Raubzügen gegen die Achäer abzuhalten. Lycurgus, der König der Spartaner, der ihm in Lakonien den Rückzug abschneiden wollte, ward geschlagen, und Philipp gelangte ohne bedeutende Verluste nach Tegea und hierauf nach Korinth. Da eben damals eine Meuterei in seinem Heere ausbrach, so machte er Friedensvorschläge, auf welche die Aetoler anfangs bereitwillig eingingen, bis sie von Philipps Lage hörten; denn nun zogen sie die Sache möglichst in die Länge. Aber gerade dadurch erhielt Philipp Zeit, das Heer zu beruhigen, einige persönliche Feinde zu bestrafen und Macedonien vor den Dardanern zu sichern. Als Philipp damals zugleich die Nachricht von der Niederlage der Römer am Trasimenus erhielt, glaubte er den Krieg mit Nachdruck fortsetzen zu müssen, indem er dafür hielt, daß ihm, dem Sieger in Griechenland, nun auch zu einem glücklichen Kriege in Italien der Weg geöffnet sey. Er ging daher selbst nach Naupactus und schloß, da auch die Aetoler den Frieden wünschten, denselben schnell ab (217), unter der kurzen Bedingung, daß Alles in statu quo verbleiben solle.

Der erste Bundesgenossenkrieg der Römer ist der latinische 340 v. Chr., welcher in Folge des ersten samnitischen Krieges ausbrach, weil die Latiner sich mit den Friedensbedingungen, unter welchen die Römer mit den Samniten abgeschlossen hatten, unzufrieden erklärten, den Plan der Römer ahnend, das Land sich nach und nach gänzlich zu unterwerfen. Sie traten daher zusammen und erklärten sich bereit, Rom eine gewisse Hegemonie zu gestatten, jedoch nur unter der Bedingung, daß Römer und Latiner zu Einer Nation vereinigt würden. Sie forderten deshalb, daß einer der Konsuln aus ihrer Mitte gewählt werden und der Senat zur Hälfte aus Latinern bestehen müsse. Rom wies dieses Verlangen um so mehr zurück, als die Samniten auf seiner Seite standen. Am Flusse Veseris, in der Nähe des Vesuvs, kam es zu einer entscheidenden Schlacht. P. Decius weihte sich für das Wohl des Vaterlandes dem Tode und die Römer errangen einen glänzenden Sieg, nachdem der größte Theil des latinischen Heeres umgekommen war. Ein zweites Heer der Latiner erfuhr kurze Zeit nachher dasselbe Schicksal, und als sie sich noch einmal erhoben, endigte 338 der Krieg mit Vernichtung der letzten Spur latinischer Selbstständigkeit.

Das Ackergesetz des ältern Gracchus traf nicht weniger die reichen Römer als die Bundesgenossen, und diese um so härter, weil die Ländereien den unterworfenen Städten gegen bestimmte Verpflichtungen und bedeutende Abtretungen zurückgegeben waren. Die gracchische Partei ging von dem Grundsatze aus, daß das eroberte Land Staatsländerei sey und niemals völlig in der Weise in den Besitz eines Privatmannes übergehen könne, daß es dem Staate nicht gestattet sey, dasselbe zurückzufordern. Die Kommission, welcher die Ausführung des gracchischen Gesetzes übertragen war, verlangte daher eine Menge Grundeigenthum zurück, welches seit Jahrhunderten als unbestrittener Besitz gegolten hatte. Diese Forderungen erregten die größte Gährung, doch nur die Einwohner von Fregellä griffen zu den Waffen. Gegen sie wurde der Prätor L. Opimius geschickt, welcher ihre Stadt belagerte und durch den Verrath des Q. Numitorius Pullus einnahm und zerstörte. Die Häupter der Insurgenten wurden hingerichtet. Opimius verlangte sogar einen Triumph, der ihm jedoch abgeschlagen wurde. Dieser Krieg fällt in das Jahr 126 v. Chr.

Bedeutender ist der vorzugsweise sogenannte **Bundesgenossenkrieg** oder **marsische Krieg**, welcher 90 v. Chr. begann und 2 Jahre lang Italien verwüstete. Die Bundesgenossen waren lange bedrückt worden und hatten am meisten dadurch zu leiden, daß sie die Kriege der Römer führen mußten. Sie würden indeß noch lange die auf ihnen ruhende Last geduldig ertragen haben, hätten nicht Diejenigen, welche in Rom ihre Absichten mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln durchsetzen zu können verzweifelten, ihnen wiederholt die glänzenden Versprechungen eines vollgültigen Bürgerrechts gemacht. Dieses that auch 90 v. Chr. der Tribun M. Livius Drusus, welcher die Absicht hatte, die Verfassung des Staats wieder auf den Zustand vor den Gracchen zurückzuführen, indem er die Richterstellen dem Senate wieder zuwenden, die Richter aber politisch vernichten wollte. Da sein Unternehmen an dem entschlossenen Widerstande der beiden populären Konsuln, welche diesen aristokratischen Absichten entgegentraten, scheiterte und auch das Volk und die andern Tribunen sich ihm widersetzten, so rief er die Bundesgenossen nach Rom und versprach ihnen gleiche Rechte mit den Römern. Die Folge davon war eine gewaltige Bewegung unter den italischen Völkerschaften. Diese vereinigten sich, u. beinahe wären an den latinischen Ferien auf dem albanischen Berge die Konsuln selbst von einer Schaar derselben erschlagen worden, wenn das Unternehmen nicht zu rechter Zeit noch verrathen worden wäre. Dazu kam, daß die Aristokraten diese Bewegung unterstützten u. selbst in Rom nahe daran waren, mit den Waffen über ihre Gegner herzufallen. Die Popularen waren jedoch nicht minder thätig. Ihr ganzer Haß traf Drusus und dieser fiel noch vor Ablauf seines Tribunats durch den Dolch des Q. Varius, eines Tribunen, und zwar in seinem eigenen Hause, da er in der letzten Zeit nicht mehr wagte, auf dem Forum mit der versammelten Menge zu verhandeln. Hierauf wurden alle Gesetze, die Drusus durchgesetzt hatte, abgeschafft, seine Freunde der Theilnahme an der Aufhetzung der Bundesgenossen beschuldigt und gegen sie mit der größten Strenge und zwar nach dem sogenannten varischen Gesetze, welches der Tribun Varius das Volk anzunehmen veranlaßt hatte, inquirirt. Die meisten mußten Rom verlassen. Der Tod des Drusus zeigte den Völkern Italiens, was zu hoffen sey. So lange er lebte, waren sie friedlicher Abmahnung zugänglich gewesen, und es gelang dem Cn. Domitius, den Pompädius Silo, welcher mit einer großen Schaar bewaffneter Marser nach Rom aufgebrochen war, von seinem Vorhaben abzubringen. Jetzt aber klagten sie, daß alle ihre Beschützer gewaltsam aus dem Wege geräumt würden und sie ihr Heil nur durch die Waffen finden könnten. Sie schlossen heimliche Bündnisse unter einander und gründeten einen Föderativstaat, welcher in der äußern Verwaltung der römischen Verfassung glich. Corfinium, die Hauptstadt der Peligner, welche, im Apenninus am Aternus gelegen, durch Kunst und Natur gleich stark befestigt war, wählten sie zur Hauptstadt und nannten sie Italica, weil alle Völker Italiens sich hier vereinigen sollten. Hierher brachten sie alle Kriegsbedürfnisse, auch die Geißeln der verbündeten Städte, die Getreidevorräthe für den Krieg und das Geld, welches die einzelnen Staaten zusammensteuerten. Die höchste Gewalt übergaben sie einem Rathe von 500 Männern, die aus allen am Aufstande theilnehmenden Völkern nach Verhältniß ihrer Seelenzahl erwählt waren. Dann beschlossen sie, aus ihrer Mitte jährlich zwei Konsuln zu erwählen und jedem derselben sechs Prätoren beizuordnen; ferner für die Dauer des Kriegs dem einen derselben das Land im Norden von Carcoli bis ans adriatische Meer, dem andern im Süden das übrige Italien als Verwaltungsdistrikt zu übergeben. Von allen diesen Vorgängen merkten lange Zeit die Römer gar nichts, da sie nur mit der Bestrafung der Aristokraten beschäftigt waren und das varische Gesetz alle Aufmerksamkeit derselben nur auf die innern Angelegenheiten hinlenkte, bis endlich, als aus Asculum, wohin die Geißeln vorläufig gebracht worden waren, einer derselben nach Corfinium geführt werden sollte, das Unternehmen dem römischen Befehlshaber jener Gegenden gemeldet wurde. Dieser behandelte die Einwohner von Asculum als Aufrührer, erregte dadurch einen Tumult und wurde mit allen Römern, die dort anwesend waren, erschlagen. Die Römer sahen nun die Schwierigkeit ihrer Lage wohl ein. Diejenigen, welche bisher für sie gestritten, hatten jetzt wider sie die Waffen erhoben, u. außerdem drohten ihnen zahlreiche Feinde zu Wasser und zu Lande. Man fing an, die Stadt hin und wieder zu befestigen, die Mauern zu bewachen und das Volk legte das Kriegskleid an. So begann dieser Kampf, welcher mehr als 300,000 Menschen hinwegraffte, den größten Theil Italiens verwüstete und die römische Verfassung so wesentlich änderte, daß Rom sich genöthigt sah, seine Herrschaft mit den übrigen Staaten Italiens zu theilen. Der Krieg aber wurde der **marsische** genannt, weil Pompädius Silo unter allen

die Marser zuerst zu den Waffen gerufen hatte. Nach jenen Vorfällen in Asculum wurde von dem römischen Senate Cn. Pompejus dorthin gesandt, um den entstehenden Krieg noch im Keime zu ersticken. Pompejus verlangte Unterwerfung und Auslieferung der Schuldigen. Beides wurde verweigert, worauf er die Belagerung der Stadt begann, die er durch einen plötzlichen Ueberfall kurz nachher aufzugeben genöthigt war. Hierauf übertrug der Senat den Krieg gegen die Marser dem Konsul P. Rutilius u. den gegen die Samniten dem andern Konsul L. Julius Cäsar. Diese beiden Völker galten als vorzüglich gefährlich. Mit ihnen vereinigt waren die Picenter, Vestiner, Peligner, Marruciner, Apulier, Frentaner, Hirpiner und alle, welche vom Liris zum adriatischen Meere wohnten. An der Spitze derselben standen als Konsuln Q. Pompädius Silo und C. Aponius Mutilus. Die Prätoren waren aus den verschiedenen Völkern gewählt; alle aber waren Männer von großer Kriegserfahrenheit und die meisten bereits mit Ruhm genannt. Doch gehorchte auch den Römern noch ein großer Theil Italiens, ganz Latium, die Etrusker, die Umbrer; ferner blieben ihnen in den insurgirten Ländern viele treu, wie es denn sogar gelang, eine Legion bei den Hirpinern zu werben. Endlich ließen sie Hülfstruppen aus den Provinzen, besonders aus Gallien und Afrika, kommen und brachten auf diese Weise ein Heer zusammen, welches an Zahl sehr bedeutend war und in sich selbst durch die Einheit des Kommando's einen großen Vortheil vor den Feinden voraus hatte. Nach den ersten Kriegsvorfällen versuchten die Bundesgenossen noch einmal durch friedliche Unterhandlung den Krieg abzuwenden; als aber die Römer die Erfüllung ihrer Forderungen verweigerten, so begann ein ziemlich allgemeines Blutbad der römischen Bürger, welche sich unter den Insurgenten befanden, und nur wenigen gelang es, zu entkommen. Im ersten Jahre des Kriegs fochten die Römer sehr unglücklich. Trotz dem, daß den Konsuln die kriegserfahrensten Männer als Legaten zur Seite gestellt waren, und Marius und Sulla, Metellus, Murena, Cosconius, Q. Pompejus unter ihnen befehligten, erlitten sie eine Niederlage nach der andern. So wurde der Konsul L. Julius Cäsar von den Samniten geschlagen und nach Aesernia zurückgeworfen. Hierauf eroberten die Samniten Venafrum am Vulturnus und, nachdem sie mehre kleinere Heeresabtheilungen vernichtet hatten, auch die wichtige Stadt Nola, wo der Prätor L. Postumnus mit 2000 Mann in ihre Hände fiel und getödtet wurde. Dieser Vorfall scheint das Ansehn der Samniten außerordentlich erhöht zu haben, indem eine große Anzahl kleiner Städte in Italien, welche bisher neutral geblieben war, sich nun an dieselben anschloß. Nicht geringer war ihr Erfolg in Apulien. Gleich unglücklich hatte in derselben Zeit der andere römische Konsul, P. Rutilius, gegen die Marser gestritten. Unter ihm kommandirte Marius, aber ohne Eintracht mit dem Konsul. Als dieser sah, daß alle seine Pläne den Feinden bekannt wurden, beschuldigte er sogar die Aristokraten des Verraths, bis man endlich fand, daß Marser sich unter seine eigenen Soldaten gemischt hatten. Rutilius trennte seine Truppen von denen des Marius, erlitt aber, als er sich wieder mit ihm vereinigen wollte, eine große Niederlage und starb kurze Zeit nachher an einer in der Schlacht empfangenen Wunde. Marius hatte, die günstige Gelegenheit benutzend, während der Schlacht das Lager der Feinde erobert und zwang nun dieselben, sich eiligst zurückzuziehen. Das Heer des gefallenen Konsuls kam sodann theils an ihn, theils an Q. Cäpio, einen ungestümen, unvorsichtigen Mann, der sich bisher nur durch seinen Widerstand gegen M. Drusus bemerklich gemacht hatte. Er gerieth bald darauf in einen Hinterhalt, den ihm Pompädius Silo gelegt hatte, und wurde mit dem größten Theile der Seinen niedergehauen. Der Ueberrest vereinigte sich auf Befehl des Senats mit den Truppen des Marius, und diesem gelang es nur mit Mühe, durch einige glückliche Unternehmungen gegen die Marser die erlittenen Verluste theilweise wieder gut zu machen. Am gewaltigsten war der Kampf in Kampanien, wo die Samniten unter C. Papius gegen den Konsul Julius Cäsar stritten. Zwar erfocht dieser einen Sieg über die Samniten, wobei sie 6000 Mann verloren haben sollen, aber gleichwohl gab Papius die Belagerung von Acerrä nicht auf, u. der Konsul erlitt sogleich wieder durch Egnatius, einen andern Anführer der Samniten, eine solche Niederlage, daß er sich in die Stadt Teanum zurückziehen mußte. So dauerten die Niederlagen der Römer fast auf allen Punkten fort, nur daß Marius und Sulla gegen die Marser und Cn. Pompejus gegen die Picenter wenigstens nicht ganz unglücklich stritten; einen entscheidenden Sieg trugen auch sie nicht davon. Die Noth aber war in Rom so groß, daß man damals zuerst die Freigelassenen zu den Waffen rief, zumal nachdem auch die Etrusker und Umbrer sich gegen die Römer erklärt hatten, die nur mit Mühe und nach einer blutigen Schlacht wieder zur Unterwerfung gebracht werden konnten. Da zu erwarten stand, daß nach den bisherigen Erfolgen alle noch Treugebliebenen sich den Insurgenten anschließen würden, so suchte man dieses durch einige Zugeständnisse zu verhindern, die man denselben machte. In Folge eines Senats- und Volksbeschlusses schlug der Konsul Julius Cäsar das Gesetz vor, daß alle diejenigen Völker, welche bis dahin den Römern treu geblieben wären, das römische Bürgerrecht erhalten sollten. Nach diesem Gesetze wurde dasselbe allen latinischen Staaten und theilweise den treugebliebenen Etruskern zu Theil. So endete das Jahr 90 v. Chr. Im folgenden Jahre traten Cn. Pompejus Strabo und L. Porcius Cato als Konsuln an die Spitze des Staates. Die alten Anführer blieben, außer Marius, den man mit Unrecht seines Alters wegen der Unfähigkeit für den Krieg beschuldigte; doch nahm der Krieg eine für die Römer günstigere Wendung, da auch L. Julius Cäsar jetzt glücklicher war. Besonders blutig wurde um Asculum gestritten, welches die Römer belagerten. Zum Entsatze eilten die Marser herbei, erlitten aber eine Niederlage u. sollen dabei 18,000 Mann mit ihrem Anführer verloren haben. Hierauf erlangte Sulla einen doppelten Sieg über die Samniten bei Nola, eroberte ihr Lager und

tödtete an 20,000 Menschen. Cn. Pompejus, der vor Asculum lag, fand Zeit, die Vestiner zu überwältigen und zur Unterwerfung zu zwingen. Dagegen fiel der Konsul L. Porcius Cato, welcher das Heer des Marius nach dessen Zurückberufung befehligte, im Kampfe mit den Marsern, während Cosconius die Samniten im südlichen Italien besiegte und Sulla die Hirpiner unterwarf, das eroberte Aeculanum plünderte, die Samniten noch einmal überfiel und schlug und Bovianum einnahm; letzteres wurde jedoch kurze Zeit darauf vom Pompädius Silo wieder erobert. Aber die glücklichen Erfolge der Römer dauerten fort, wenn auch A. Sabinius im Kampfe gegen die Lucaner fiel: Asculum war erobert und Pompädius Silo wurde in einem Gefechte bei Teanum von Servius Sulpicius geschlagen u. getödtet. Mit ihm waren die Bundesgenossen der Seele ihres Kriegs beraubt und schienen selbst an einem glücklichen Ausgange desselben zu verzweifeln. Sie schickten sogar an Mithridates, König von Pontus, Gesandte, um seine Hülfe anzurufen; indessen hatten die Römer die größere Anzahl der Bundesgenossen bereits gewonnen und den übrigen so günstige Bedingungen gestellt, daß die meisten lieber die Waffen niederlegten, als den Krieg fortsetzten. Die Vergünstigungen des julischen Gesetzes wurden allen denen zugestanden, welche sich den Römern ergaben, und nach einem Gesetze des A. Plautus selbst auf diejenigen Individuen ausgedehnt, welche nur in die Bürgerlisten der verbündeten Staaten eingetragen waren; doch mußten sie gerade damals in Italien ihren Wohnsitz haben und binnen 60 Tagen sich beim Prätor melden. Auf diese Weise erhielten alle Staaten in Italien das römische Bürgerrecht bis auf die Samniten und Lucaner, welche noch nicht geneigt waren, die Waffen niederzulegen. Doch wurden diese neu aufgenommenen Bürger nicht in alle Tribus vertheilt, sondern nur in acht oder in zehn derselben aufgenommen, so daß also die Römer noch immer die überwiegende Mehrzahl für sich behielten und die neuen Bürger so unbedeutend blieben wie zuvor. Die Samniten und Lucaner verschmäheten daher, unter diesen Bedingungen dem Frieden beizutreten. Doch betrachteten die Römer sie nicht mehr als furchtbar oder bedeutend und stellten nur ein Beobachtungsheer ihnen gegenüber auf, während sie ihre Aufmerksamkeit andern für den Augenblick wichtigern Angelegenheiten zuwandten. Da der Bürgerkrieg kurz darauf ausbrach, traten die Samniten zur marianischen und die Lucaner zur sullanischen Partei. Jene erhielten günstigere Bedingungen durch Marius, wurden aber durch Sulla bei seiner Rückkehr aus Asien vertilgt, indem derselbe die letzten Gefangenen niederhauen ließ. Die Lucaner theilten das Loos der übrigen Bundesgenossen, bis sämmtliche Bewohner Italiens 84 v. Chr. in alle Tribus aufgenommen und auf diese Weise des römischen Bürgerrechts seinem ganzen Umfange nach theilhaftig wurden.

Bundesgerichte, im Mittelalter freiwillig niedergesetzte Gerichte, welche Streitigkeiten zwischen dem hohen und niederen Adel zu untersuchen und zu schlichten hatten.

Bundeslade, die heilige Lade (Kiste) der Israeliten, in welcher die auf zwei steinernen Tafeln eingegrabenen zehn Gebote Moses' aufbewahrt wurden. Nach 1. Kön. 8, 9 enthielt die B. außer den beiden steinernen Tafeln weiter nichts; aber nach einer andern Angabe im Briefe an die Hebräer 9, 4 befand sich darin auch noch ein goldenes Gefäß mit Manna und der Stab Aarons, der gegrünt hatte (vergl. 4. Mos. 17, 10). Die B. hat ihren Namen von den Gesetztafeln, welche Buch, d. i. Urkunde des Bundes, genannt wurden. Die heilige Lade war 2½ Ellen lang und 1½ Ellen breit und hoch, von Akacienholz, mit feinem Golde inwendig und auswendig überzogen, oben ringsum mit einem goldenen Kranze eingefaßt, an den vier Ecken mit goldenen Ringen versehen. Zwei Tragstangen von Akacienholz, gleichfalls vergoldet, waren durch diese Ringe gesteckt und durften nie herausgenommen werden. Der Deckel der B. war von feinem Golde, von gleicher Länge und Breite wie der Kasten selbst; auf demselben waren zwei Cherubim von massivem Golde, deren Antlitze gegen einander gekehrt und deren Flügel über den Deckel ausgebreitet waren. Der Deckel der B. hieß der Gnadenstuhl, und zwischen den beiden Cherubim war der Ort, wo man Gott gegenwärtig dachte, um seine Gebote den Kindern Israels kund zu thun (vergl. 2. Mos. 25, 10—22). Der gewöhnliche Standort der B. war das Allerheiligste in der Stiftshütte, späterhin im Tempel. Sie wurde zuweilen als Reichspalladium mit in den Krieg getragen und bei solcher Gelegenheit einmal von den Philistern erobert (1. Sam. 5, 6), welche sie jedoch in Folge göttlicher Strafgerichte bald zurückbrachten (1. Sam. 6, 19—21). Kein Mensch durfte die B. ansehen oder unmittelbar berühren; auf dem Zuge durch die Wüste wurde sie verhüllt, bevor die Leviten sie aufhoben. Usa, der sie anrührte, starb plötzlich (2. Sam. 6, 6). Bei der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar, bei dem Tempelbrande, ging auch die B. zu Grunde. Doch berichtet eine spätere Sage (2. Makk. 2, 4 ff.), der Prophet Jeremias habe noch vor der Eroberung auf göttlichen Befehl die Lade in einer Höhle des Berges Pisga versteckt; die ihn begleitenden Priester haben aber den Ort später nicht wieder auffinden können. Das Allerheiligste des Tempels, welchen die Juden nach ihrer Heimkehr aus der babylonischen Gefangenschaft bauten, war leer und hatte an der Stelle, wo vordem die B. stand, einen Altarstein, auf welchen der Hohepriester am Versöhnungstage das Rauchfaß niedersetzte. Aehnliche heilige Kisten für Götterbilder und Heiligthümer finden sich auch bei andern alten Völkern, z. B. bei den Aegyptern und Etruskern.

Bundesmatrikel, s. Deutschland.

Bundesschiedsgericht, s. Austräge und Austrägalgericht.

Bundesstaat, s. Bund, vergl. Föderativsystem.

Bundestag, die Versammlung der Delegirten eines Staatenbundes; speciell versteht man darunter die Bundesversammlung zu Frankfurt, von welcher der Ausdruck zuerst im 8. Art. der Schlußakte gebraucht wird.

Bundestheologie (theologia foederalis), ein dogmatisches System, welches in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter den reformirten Theologen in den Niederlanden zahlreiche Anhänger fand und Anlaß zu heftigen Streitigkeiten gab. Der eigentliche Begründer dieser Lehre war Johann Coccejus, wiewohl schon vor ihm sein Lehrer und Freund, Johann Cloppenburg († zu Franecker 1654), ähnlichen Ansichten huldigte. Coccejus' Lehre gründet sich auf folgende Sätze: Religion ist ein zwischen Gott und Mensch abgeschlossener Bund (foedus). Die Religion hat sich geschichtlich entwickelt 1) als ein Bund der Natur oder der Werke (foedus naturae sive operum), der Zustand der Menschen vor dem Falle, wo die ersten Menschen noch im Stande waren, durch den Gebrauch der anerschaffenen Vollkommenheiten das göttliche Gesetz vollständig zu erfüllen und der Seligkeit im Paradiese zu genießen; 2) als ein Bund der Gnade (foedus gratiae s. fidei), der eintrat, nachdem durch den Sündenfall der Stammältern die menschliche Natur auf immer unter die Herrschaft der Sünde gerathen war und somit des ewigen Heils verlustig worden wäre, wenn Gott nicht aus freier Gnade die Rettung dargeboten hätte. Der göttliche Gnadenbund zeigt aber wiederum eine dreifache Entwickelung (oeconomia), nämlich: a) Oeconomia Patriarcharum, d. i. der Bund Gottes mit Abraham, Isaak und Jakob, b) Oeconomia legis, d. i. der Bund Gottes mit dem israelitischen Volke, zu dessen Heile das mosaische Gesetz eingeführt ward, u. c) Oeconomia evangelii, der neue Bund oder die durch Christus gestiftete Heilsordnung. Nach dieser Eintheilung handelte Coccejus die Dogmatik in lauter Bundesformeln ab und befolgte eine typische Auslegung der heil. Schrift. Die Geschichte des Alten Testaments galt ihm in allen Einzelnheiten für einen prophetischen Schattenriß der im Neuen Testament verwirklichten Ereignisse, und selbst in den geringsten Nebenumständen sah er Vorbilder und Weissagungen der Zukunft. Diese Bibelauslegung, durch welche Coccejus dem Wortsinn häufig Gewalt anthat, dazu seine Hinneigung zum philosophischen Sprachgebrauch des Cartesius, endlich die Aeußerung, daß die Sabbathsfeier als eine Verordnung des jüdischen Ceremonialgesetzes für die Christen keine verbindliche Kraft habe, bildeten die hauptsächlichen Streitpunkte zwischen den Coccejanern u. deren Widersachern, welche letztere nach ihrem Vorkämpfer Gisb. Voetius († 1676) Voetianer genannt wurden. Der ursprünglich bloß dogmatische Streit gewann zugleich eine politische Bedeutung, indem die Voetianer mit der Partei des Prinzen von Oranien für die erhöhte Macht des Statthalters stimmten, die föderalistischen Coccejaner dagegen die Partei der Generalstaaten unterstützten. Unter den Voetianern ist besonders Melchior Leidekker zu nennen, dessen „Fax veritatis" eine sehr ausführliche Erzählung der über die B. geführten Streitigkeiten enthält.

Bundesversammlung, s. Deutschland.

Bundesverwandte, ehedem mehre Theile der jetzigen Schweiz, welche, ohne unter der Zahl der Kantone zu stehen, doch zum eidgenössischen Bunde hielten, wie z. B. Neufchatel, Graubünden, Genf.

Bund, heiliger, s. Allianz, heilige.

Bundschuh, im Mittelalter eine Art großer bis über die Knöchel reichender Schuhe, die mit Riemen festgebunden wurden und, im Gegensatz zum Stiefel des Ritters, vornehmlich die Fußbekleidung des Bauernstandes waren. Deshalb erhoben die Bauern bei den Unruhen, die dem großen Bauernkriege vorausgingen, wahrscheinlich zuerst bei einem 1502 im Dorfe Untergrünbach im Bisthum Speyer ausgebrochenen Aufstande den B. zu ihrem Kriegs- und Wahrzeichen, worauf dieser Name auch auf die einzelnen Aufstände während des Bauernkriegs selbst übertragen ward. Ueber die Gestalt und Beschaffenheit dieses Bundeszeichens lauten die Angaben verschieden. Nach Einigen sollen die aufständischen Bauern einen Schuh gleichsam als Fahne vor sich hergetragen, nach Andern aber Fahnen geführt haben, worauf in der Mitte das Bild des gekreuzigten Heilandes, auf der einen Seite ein B., auf der andern Seite ein knieender Bauer, über dessen Haupt die Worte standen: „Nichts, denn die Gerechtigkeit Gottes", angebracht war.

Bunge, 1) Alexander von, russischer Staatsrath und Professor der Botanik zu Dorpat, geboren den 24. September 1703 zu Kiew, siedelte 1815 nach Dorpat über und widmete sich seit 1821 auf der dortigen Universität dem Studium der Medicin. Nachdem er 1825 die medicinische Doktorwürde erworben, begleitete er seinen Lehrer von Ledebour auf einer Reise nach Sibirien und dem östlichen Altai. Noch während der Reise zum Arzt für die kolywano-woskresenskischen Bergwerke ernannt, fand er Gelegenheit, erst von Burnaul, dann von Smeinogorsk aus die interessantesten Punkte jenes Gebirges zu besuchen. Er traf daselbst mit A. von Humboldt zusammen, auf dessen Empfehlung er von der petersburger Akademie aufgefordert ward, sich der 1830 nach Peking gehenden geistlichen Mission als Naturforscher anzuschließen. Ueber Irkutsk, den Baikalsee und Kiächta erreichte er den 30. August die chinesische Grenze und überschritt 2 Monate später nach einem beschwerlichen Marsche durch die Wüste Gobi die chinesische Mauer. Von einem achtmonatlichen Aufenthalte in Peking brachte er eine reichhaltige, in der „Enumeratio plantarum, quas in China boreali collegit" (Petersb. 1831) und der „Plantarum Mongolico-Chinensium decas I" (Kasan 1835) beschriebene botanische Ausbeute nach Irkutsk zurück. Nach Vollendung einer zweiten im Auftrag der petersburger Akademie im Sommer 1832 durch den östlichen Altai unternommenen Reise, deren botanische Ausbeute im „Verzeichniß der im Jahr 1832 im östlichen Altaigebirg gesammelten Pflanzen" (Petersb. 1836) verzeichnet ist, kehrte er im Januar 1833 nach Petersburg zurück und folgte im Frühjahre einem Ruf als außerordentlicher Professor der Botanik nach Kasan. Von hier aus bereiste er 1835 die Wolgasteppe bis in das astrachanische Gouvernement. Im J. 1836 ward er an Ledebours Stelle als ordentlicher Professor und Direktor des botanischen Gartens nach Dorpat berufen, wo er seit-

dem eine bedeutende literarische Thätigkeit entwickelt hat. Unter seinen Schriften ist, außer den bereits genannten, seine neue Bearbeitung von Decandolle's „Anleitung zum Studium der Botanik" (2. Aufl., Leipz. 1844) hervorzuheben.

2) Friedrich Georg von, Bruder des Vorigen, verdienter Forscher auf dem rechtsgeschichtlichen Gebiete, zu Kiew den 1. März 1802 geboren, kam ebenfalls 1815 nach Dorpat, wo er 1819 die Universität bezog, um die Rechte zu studiren, ward 1822 Lektor der russischen Sprache bei der Universität und habilitirte sich 1823 als Privatdocent der Rechte. Erst 1831 ward er zum außerordentlichen und bald darauf zum ordentlichen Professor ernannt. B. kann als Begründer des wissenschaftlichen Studiums der Provinzialrechte Liv-, Esth- und Kurlands betrachtet werden, und seine kleineren und größeren zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete sind als klassisch anerkannt. Die bedeutendsten derselben sind: „Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländischen Rechtsquellen" (Riga 1832); die „Darstellung der gegenwärtigen Verfassung der Stadt Dorpat" (das. 1827); die „Forschungen auf dem Gebiete der liv-, esth- und kurländischen Rechtsgeschichte" (Dorpat 1838); „Das römische Recht in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" (das. 1833); besonders aber sind „Das liv-, esth- u. kurländische Privatrecht" (2 Thle., das. 1838, 2. Aufl., Reval 1847—48); die „Einleitung in die liv-, esth- und kurländische Rechtsgeschichte" (Reval 1849), sowie die mit Madai veranstaltete „Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Kurlands" (Abth. 1, 2 Bde., Dorpat 1845—46) hervorzuheben. Mit Madai gab er auch „Theoretisch-praktische Erörterungen aus den in Liv-, Esth- und Kurland geltenden Rechten" (2 Bde., Dorpat 1839—41) heraus. Seine „Darstellung des heutigen russischen Handelsrechts" (Riga 1829) ist ebenfalls mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Ostseeprovinzen bearbeitet. Auch besorgt er mit Unterstützung der esthländischen literarischen Gesellschaft und seit einigen Jahren gemeinschaftlich mit Paucker das „Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands" (Bd. 1—6, Dorpat 1842—51). Ende 1842 wurde B. veranlaßt, seine Entlassung von der Universität zu nehmen. Er ging nach Reval, wo er jetzt als Bürgermeister und Syndikus der Stadt eine sehr geachtete Stellung einnimmt.

Bungener, Laurence Felix, reformirter Theolog, am 29. Sept. 1814 in Marseille von protestantischen Aeltern (sein Vater stammte aus Rheinpreußen, seine Mutter aus dem Waadtlande) geboren, studirte zu Genf und ward daselbst 1843 Direktor des Gymnasiums, von welcher Stelle ihn 1848 die neue radikale Regierung entfernte. Er widmete sich nun der Schriftstellerei und trat mit einer Reihenfolge von Werken auf, die in der Form des Romans dem Zwecke der Vertheidigung und Verherrlichung des protestantischen Glaubens zu dienen bestimmt waren und in Hunderttausenden von Exemplaren in der Schweiz, in Frankreich, Holland, England und Amerika verbreitet sind. Die erste dieser Schriften: „Un Sermon sous Louis XIV" (deutsch: „König und Prediger") erschien 1843; es folgten: „Le concile de Trente" (1846), „Trois sermons sous Louis XV" (deutsch: „Priester und Hugenott", 1848), „Voltaire et son tems" (1850) und „Julien ou la Fin d'un Siècle" (1853). Alle diese Schriften erinnern zugleich an den lebhaften, leicht erglühenden Provençalen, an den tiefsinnigen Deutschen und den Freiheit liebenden Schweizer, hoch über allen aber schwebt der Geist inniger Ueberzeugung von der Wahrheit und göttlichen Kraft des Protestantismus und der Geist ächter Poesie.

Bunias (Jackenschote), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, krautartige Pflanzen des südlichen Europa. Von B. erucago *L.*, in Südeuropa, einem Sommergewächs auf Aeckern und Weinbergen, mit fleischiger Frucht, gibt das scharfschmeckende Kraut ein Gemüse und war Frucht und Samen als Herba et Semen Erucaginis früher officinell. B. orientalis *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Osteuropa und Sibirien, mit eiförmigen, warzigen Früchten. Buniadis radix et semen ist die officinelle Bezeichnung für Brassica Napus *L.*

Bunik, Jan van, einer der geschicktesten holländischen Landschaftsmaler, 1654 zu Utrecht geboren, Schüler H. Saftlevens und G. Hoets, bereiste Deutschland und Italien, wurde in Rom Maratti's Freund, malte 8 Jahre für den Hof von Modena und später im Palast zu Loo für den König von England. Als Künstler glücklicher, wie als Vater, † er, nachdem seine Söhne den größten Theil seines selbsterworbenen Vermögens durchgebracht hatten, 1717 in ziemlicher Dürftigkeit.

Bunium (Nußkümmel), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Umbelliferen, mit Carum nahe verwandt, daher sie auch bei Reichenbach als Untergattung von Carum erscheint, ausdauernde Kräuter mit knolliger Wurzel, runden Stengeln und vielfach zerschnittenen Blättern. Von B. ferulaefolium *Desf.*, B. creticum *Mill.*, mit gabeligen Stengeln, dreizähligen, eingeschnittenen Blättern und weißen Blüthen, vornehmlich auf den griechischen Inseln einheimisch, wird die haselnußähnlich schmeckende Wurzel von den Türken unter dem Namen Topana gegessen. B. denudatum *Dec.*, B. Bulbocastanum *Huds.*, mit stiellosen Stengelblättern mit kurzer Scheide, wächst in Frankreich auf Bergwiesen und hat eine eßbare, knollige Wurzel.

Bunkershill, Hügel auf der nordamerikanischen Halbinsel Charlestown, nur nach der Landenge hin sanft abfallend, außerdem steil, beherrscht Boston, ist geschichtlich denkwürdig durch eine Schlacht, die hier zu Anfang des nordamerikanischen Freiheitskrieges geschlagen wurde. Ein 200 Fuß hoher Obelisk, auf B. errichtet, erinnert an jenen ruhmwürdigen Tag der ersten amerikanischen Freiheitskämpfe.

Bunkwa, Flüßchen im österreich.-mährischen Kreis Brünn, verschwindet bald, nachdem es aus mehren Bächen entstanden ist, in dem unterirdischen Kalkhöhlenzuge zwischen Slaux, Ostrow, Neuhof und Willimowitz, kommt, eine Stunde weiter, bedeutend verstärkt wieder hervor, durchfließt das groteske Bunkwathal und mündet endlich in die Zittawa.

Bunpur (**Bunpore**), asiatischer Steppenfluß im südlichen Theile der beludschistanischen Provinz Kuhistan, verliert sich in der gleichnam. Wüste daselbst. Die gleichnamige Festung daselbst auf einem 300 Fuß hohen Felsen, an dessen Fuß eine gleichnamige kleine und arme Stadt liegt, ist Sitz eines dem Khan der Baudschen tributpflichtigen Sirdars (Fürsten).

Bunsen, 1) **Christian Karl Josias**, **Ritter**, ausgezeichneter Diplomat und Gelehrter der Gegenwart, geboren den 25. August 1791 zu Korbach im Waldeckischen, widmete sich seit 1808 zu Marburg und von 1809—13 zu Göttingen unter Heyne philologischen Studien und machte sich schon damals durch eine gekrönte Preisschrift „De jure Atheniensium hereditario" (Göttingen 1813) in der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt. Auch war er seit 1811 am Gymnasium zu Göttingen als Lehrer thätig, nahm aber 1813 seine Entlassung und begab sich, um seine unter Benecke begonnenen alt- u. mittelhochdeutschen Studien auf die gesammten germanischen Sprachen auszudehnen, zuerst nach Holland und von da nach Kopenhagen, wo er unter Finn Magnussens Anleitung auch das Isländische trieb. Zu Ende 1815 hielt er sich in Berlin auf und trat daselbst mit Niebuhr in näheren Verkehr. Darauf ging er im Frühjahr 1816 nach Paris, um sich unter Sylvestre de Sacy orientalischen Sprachstudien zu widmen. Das Sanskrit weckte in ihm den Plan, die indische Literatur wegen ihrer großen Wichtigkeit für die Kenntniß der europäischen Sprachen an der Quelle auszubeuten. Um sich die Mittel zu einer Reise nach Indien zu sichern, wollte er einen Amerikaner auf einer Reise durch Europa begleiten. Da ihn aber derselbe in Florenz vergeblich warten ließ, begab er sich nach Rom, wo er sich verheirathete und seine Verbindung mit Niebuhr wieder anknüpfte. Dieser nahm nicht nur an B.s wissenschaftlichen Bestrebungen lebhaften Antheil, sondern bewirkte auch 1818 dessen Ernennung zum Gesandtschaftssekretär. Entscheidend für B.s Carrière wurde der Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Rom. Derselbe verlangte B.s Ansichten über die Agenden- und Gesangbuchsangelegenheit zu vernehmen, und obwohl dieselben mit dem, was der König bisher darüber gehört, wenig übereinstimmten, so nahm er sie doch mit Wohlwollen auf. Als Niebuhr von dem Gesandtschaftsposten zu Rom zurücktrat, übernahm B. die von ihm schon interimistisch verwalteten Geschäfte definitiv, wurde 1827 zum Ministerresidenten ernannt und mit Führung der schwierigen Unterhandlungen über die gemischten Ehen beauftragt, eine Angelegenheit, die ihn im Herbst desselben Jahres auf einige Zeit nach Berlin zurückführte. B.s gelehrte Studien waren damals sehr umfassender Art und eben sowohl auf das klassische Alterthum, namentlich auch auf die platonische Philosophie, als auf biblische, kirchenhistorische und liturgische Gegenstände gerichtet. Zu der von Cotta im Winter von 1817—18 veranlaßten umfassenden „Beschreibung der Stadt Rom" (3 Bde., Stuttg. 1830—43) lieferte er großentheils die topographischen Mittheilungen über das alte Rom und die Notizen über die ältere Geschichte des christlichen Roms. Als Champollion 1826 in Rom verweilte, war B. ein eifriger Zuhörer desselben; auch munterte er Lepsius zu hieroglyphischen Forschungen auf und wirkte ihm zu diesem Behufe von der berliner Akademie der Wissenschaften eine mehrjährige Unterstützung aus. Unter B.s Mitwirkung trat auch das archäologische Institut in Rom durch Gerhard ins Leben und fand an ihm, so lange er in Rom blieb, einen eifrigen Beförderer. Als er 1835 das protestantische Hospital auf dem tarpejischen Felsen gründete, ließ er neben dem preußischen Gesandtschaftshotel auf dem Kapitol einen Versammlungssaal für das genannte Institut herstellen. Auch dem protestantischen Kirchenwesen wendete er ein lebhaftes Interesse zu. So führte er in der preußischen Gesandtschaftskapelle zu Rom 1825 mit R. Rothe, dem damaligen Gesandtschaftsprediger, eine nach seinen eigenen Ansichten umgestaltete Liturgie ein, über deren Erfolge er 1828 dem König zu Berlin Rechenschaft ablegte. Das Wesentliche aus dieser nie in den Buchhandel gekommenen Arbeit ging in das 1846 anonym im rauhen Hause zu Hamburg gedruckte „Allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch" über, welches als die zweite Auflage des „Versuchs eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs" (Hamb. 1833) anzusehen ist. Inzwischen hatte B. auch eine bedeutende diplomatische Thätigkeit entwickelt und unter Anderm im Auftrag der in Rom zur Ordnung der Angelegenheiten des Kirchenstaats versammelten europäischen Konferenz den unter dem Titel „Memorandum del Maggio 1832" bekannten Entwurf ausgearbeitet, sowie auch 1832 das späterhin so folgenreich gewordene Breve Leo's XII. über die gemischten Ehen ausgewirkt. In Folge der kölner Wirren wurde aber seine Stellung eine sehr schwierige; da nach der Verhaftung des Erzbischofs von Köln im Nov. 1837 alle seine Versuche, den Papst zu einem friedlichen Vergleich zu bewegen, scheiterten, so kam er um seine Abberufung ein, die ihm 1838 unter der Form eines Urlaubs zu einer Reise nach England gewährt wurde. Nach Ablauf desselben ging er im Nov. 1839 als preußischer Gesandter bei der Eidgenossenschaft nach Bern. Von da ward er 1841 nach Berlin zurückberufen und wegen der beschlossenen Errichtung eines evangelischen englisch-preußischen Bisthums in Jerusalem mit einer außerordentlichen Mission nach England betraut, worauf bald seine Ernennung zum preußischen Gesandten in London erfolgte. In den damals obschwebenden Verfassungsfragen zu Rathe gezogen, soll er in einer Reihe von Denkschriften sich für die Berufung einer allgemeinen ständischen Versammlung mit deliberativen Rechten, bestehend aus einem Herren- und aus einem Volkshause, ausgesprochen und auch den vollständigen Entwurf einer der englischen nachgebildeten Verfassung für den preußischen Staat ausgearbeitet haben. Aus seiner sonstigen amtlichen Thätigkeit ist besonders der Eifer, den er in Vertheidigung der Rechte der Herzogthümer Schleswig und Holstein Dänemark gegenüber bewies, rühmenswerth. Bereits 1848 veröffentlichte er zu diesem Zwecke das „Memoir on the constitutional rights of

the dutchies of Schleswig and Holstein, presented to Viscount Palmerston 8th April 1848". Dann führte er während des Jahres 1849 als Bevollmächtigter Preußens die die Herzogthümer betreffenden Verhandlungen und protestirte 1850 gegen das londoner Protokoll, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Abfassung desselben zu verhindern. Da seine Thätigkeit in London mit dem am berliner Hofe angenommenen System in Widerspruch zu stehen schien, wurde er im Frühjahr 1854 von seinem Gesandtschaftsposten abberufen und siedelte mit seiner Familie nach Heidelberg über. Als er im September 1857 der Versammlung evangelischer Christen aller Länder beiwohnte, rief hier eine von einem Mitgliede abgegebene Erklärung über die auf dem Perron des königlichen Schlosses in Potsdam Statt gefundene Umarmung der Herren B. und Merle d'Aubigne aus Genf einen Mißklang hervor, der, durch die Zeitungen in die Oeffentlichkeit gelangt, durch die sich daran anknüpfenden Erörterungen noch verstärkt wurde. B. hatte sich nämlich in mehren Schriften entschieden gegen die exklusiv lutherische Richtung ausgesprochen, weshalb jene freundliche Begrüßung zwischen ihm und dem genannten genfer Pastor dem letzteren die Rügen seiner Parteigenossen zuzog. Während seiner diplomatischen Wirksamkeit war B. fortwährend auch als Schriftsteller thätig gewesen. Aus früherer Zeit sind noch zu erwähnen sein offenes Sendschreiben „Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschland" (Horn bei Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1843), die liturgisch-kritische Monographie „Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche" (2 Thle., Hamb. 1841) und die Schrift: „Die Verfassung der Kirche der Zukunft" (Hamb., Agentur des rauhen Hauses 1845; engl. London 1845), welche auf Aktenstücke über die Errichtung des Bisthums zu Jerusalem mittheilt. Darauf erschienen die beiden Werke: „Ignatius von Antiochien u. seine Zeit" (Hamb. 1847) u. „Die drei ächten u. die vier unächten Briefe des Ignatius von Antiochien" (das. 1847). In London begann B. auch die Ausarbeitung seines auf 5 Bände berechneten, in der Alterthumsforschung Epoche machenden historisch-philosophischen Werks: „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" (Bd. 1 und 2, Hamb. 1845, Bd. 3, 1849, Bd. 4, 1856), wovon die englische Uebersetzung (Bd. 1, London 1848) als eine zweite Auflage zu betrachten ist. Eine für die Kunstgeschichte äußerst willkommene Frucht von B.s Aufenthalt in Rom war seine Schrift über „Die Basiliken des christlichen Roms" (München 1843). Seine freiere, der katholischen wie protestantischen Exklusivität entgegenstehende kirchliche Richtung bezeichnen seine neuesten Schriften: „Hippolytus und seine Zeit, oder Leben und Lehre der römischen Kirche unter Commodus und Alexander Severus" (engl. Lond. 1851; deutsch Leipz. 1851), eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren theologischen Literatur, „Die Zeichen der Zeit, Briefe an Freunde" (Leipz. 1855), welche eine heftige Entgegnung von Seiten Stahls („Wider Bunsen", Berlin 1856) hervorriefen, und das umfangreichere religionsphilosophische Werk: „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung" (Thl. 1, Leipz. 1857).

2) Robert Wilhelm Eberhard, namhafter deutscher Chemiker, geboren den 30. März 1811 zu Göttingen, erhielt seine Schulbildung auf den Gymnasien zu Göttingen und Holzminden und bezog 1828 die Universität seiner Vaterstadt, um sich chemischen und physikalischen Studien zu widmen. Nachdem er dieselben in Paris, Berlin und Wien fortgesetzt, habilitirte er sich 1833 für Chemie an der göttinger Universität, übernahm 1836 den durch Wöhlers Abgang erledigten Lehrstuhl der Chemie am polytechnischen Institut zu Kassel und wurde 1838 zum außerordentlichen Professor der Chemie an die Universität Marburg berufen, wo er 1841 die ordentliche Professur in seinem Fache und die Direktion des chemischen Instituts erhielt. Im Jahr 1851 nahm er einen Ruf an die Universität Breslau an. Er hat die Wissenschaft durch viele neue Entdeckungen gefördert, die Resultate seiner Untersuchungen aber meist nur in Zeitschriften niedergelegt. Von selbstständigen Schriften gab er „Descriptio hygrometrorum" (Gött. 1830) und mit Berthold die wichtige Untersuchung über „Eisenoxydhydrat, das Gegengift des weißen Arseniks und der arsenigen Säure" (2. Aufl., das. 1837) heraus.

Bunter Affe (auch Nonnenaffe, Cercopithecus Mona *Erxl.*, Simia Mona oder Monacha *Schreb.*), Meerkatzenart, welche häufig aus Afrika nach Europa kommt, braun, mit schwarzen Füßen, unten und neben der Schwanzwurzel mit zwei weißen Flecken, gelblichem Scheitel und Backenbart, einem schwärzlichen Band um die Stirne und fleischfarbener Schnauze: $1^1/_2$ Fuß lang, Schwanz 2 Fuß. Die Färbung mahnt an die Tracht der Nonnen, daher der Name. Man kann diesen Affen, sowie den türkischen, jahrelang gesund und munter erhalten. Er frißt Früchte, Brod, gekochtes Fleisch, Insekten, besonders Spinnen und Ameisen. Uebrigens hat er einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen und sucht Taschen aus, macht Knoten auf, dreht die Schlüssel der Schränke leise um ꝛc. Seine Freude bezeugt er durch sanfte Laute, schneidet nie Gesichter, sondern sieht stets ruhig und selbst ernsthaft aus.

Bunter Sandstein (Vogesensandstein), besteht seiner Masse nach aus kleinen, mehr oder weniger abgerundeten Quarzkörnern, die durch eine in der Regel ganz schwache Hülle von eisenoxydhaltigem Thon zusammengehalten oder verkittet werden. In seltenen Fällen liefert Quarz das Bindemittel. Die Farbe ist fast überall roth, nur stellenweise durch gelbe, weiße, blaue Streifen und Flecken unterbrochen, woher der Name rührt. Der Glimmer ist in vielen Gegenden durch seine meist silberweiße Farbe eben so charakteristisch für diese Gesteinsart, als die sogenannten Thongallen, plattgedrückte, runde und scheibenförmige Stücke von rothen und weißen sandigen Thonen in verschiedener Größe. Ist der Glimmer häufig, welches namentlich in den untersten Lagen der Fall ist, so erlangt das Gestein ein schieferiges Gefüge. In den höheren

Abtheilungen dieser Ablagerung nehmen die Quarzkörner, namentlich da, wo plutonische Massen das Gestein durchbrechen, an Größe zu, wachsen zu Gesteinstrümmern an und erscheinen, jedoch nie ausgezeichnet, als Konglomerate. An den Grenzen mit dem Zechsteine einerseits und dem Muschelkalke andererseits, herrscht in den meisten Fällen das Bindemittel vor, das Gestein erscheint alsdann als sandiger, eisenschüssiger Thon, in schieferigen Lagen als sogenannter Mergelschiefer. Solche Anhäufungen treten auch zwischen den festen Sandsteinlagen der Mittelpartien auf. Das Bindemittel, sehr wechselnd, ist selbst in einer und derselben Schicht oft ungleichmäßig vertheilt, weshalb durch Einwirkung der Atmosphärilien oft einzelne bedeutend große und feste Kerne stehen geblieben sind, während die Umgebungen sämmtlich verschwanden. Die herrschende Farbe ist ein düsteres Roth, und nur nach den obersten Schichten hin erscheinen buntere Farben. Die Farbe der festen Sandsteinlager ist meist weiß, ins Gelbliche oder Gelbe fallend, dann fehlt das thonige Bindemittel entweder ganz, oder es steht doch sehr zurück. Zuweilen erscheinen Sandsteine auf ganze Strecken in höchst dünnen Schichten: liegen dieselben auf reinen Thonen, so findet sich eine Unzahl von den Würfeln sehr genäherten Rhomboedern. Auf Klüften und in einzelnen Massen tritt zuweilen Schwerspath auf. In Spalten und in kleineren und größeren Nieren findet sich Brauneisen- und Manganerz angeflogen und eingelagert. So sehr die festen Sande der Zerstörung widerstehen, so außerordentlich schnell geht die Zersetzung, namentlich bei den Mergeln von Statten, und jeder Regenschauer gräbt Furchen in das Gestein ein. Die Verbreitung des bunten Sandsteins ist in und außer Europa sehr bedeutend; in Deutschland allein nimmt er, jedoch nicht in ungetrenntem Zusammenhange, einen Flächenraum von mindestens 550 □Meilen ein, indem seine Stärke nicht selten zu mehr als 5000 Fuß ansteigt. Das durch Zerstörung desselben hervorgegangene Erdreich ist der Vegetation günstig; am meisten da, wo durch die Nähe der über und unter ihm lagernden Kalke diese in Mischung mit den Mergeln treten. Fehlt aber das thonige Bindemittel, so ist der Boden sehr steril. Sehr wichtig ist das Gestein für die Technik, wenn es, wie meistens, in starken festen Bänken ansteht. Bei leichter Bearbeitung und außerordentlicher Ausdauer benutzt man dasselbe für alle Zwecke der gewöhnlichen und der höhern Baukunst. Es bildet meist vereinzelte Gebirgszüge, die aus hohen, steilen, zuweilen kegelförmigen Bergen mit schroff abfallenden Felswänden bestehen. Die Bergrücken, stark ansteigend, sind durch schmale Thäler und tiefe Schluchten von einander getrennt. Bei geringer Mächtigkeit sind einzelne Höhen durch flache muldenförmige Thäler geschieden; dieselben fallen zu Hügeln mit gerundeten oder abgeplatteten Gipfeln und sanften Gehängen ab, welche zu weit ausgedehnten Thälern führen. Bei dieser Oberflächenbeschaffenheit zeigen sich nur ausnahmsweise scharf gebogene Engthäler mit abschüssiger Sohle. Die Wasser rauschen alsdann zwischen schroff abschließenden Wänden, welche schroffe Gesteinspartien in scharfen Winkeln vorschieben.

Buntkupfererz (oktaedrischer Kupferkies), dem Krystallsystem regulärer Krystallwürfel und dem Würfel mit Oktaederflächen angehöriges Mineral, unvollkommen nach den Oktaederflächen theilbar, metallglänzend, indem die Farbe das Mittel zwischen Bronze, Gelb und Kupferroth hält, wird auf den Klüften und an der Luft äußerst schnell bunt, indem es colombinroth, violblau, braun und blau anläuft; der Strich ist schwarz, die Härte = 3,0, das specifische Gewicht = 4,9 bis 5,1. Es besteht aus 58,20 Kupfer und 14,84 Eisen, 26,98 Schwefel, gibt beim Rösten vor dem Löthrohre schweflige Säure aus und ertheilt der Flamme keine Farbe, färbt Boraxglas grün u. gibt, wenn eine größere Menge des abgerösteten Minerals mit Borax einige Male u. hierauf mit kohlensaurem Natron umgeschmolzen wird, ein reines Kupferkorn. Es findet sich selten krystallisirt, viel häufiger derb; die Krystallverbindungen sind in der Regel klein und verschoben, zeigen sich hier einzeln aufgewachsen, dort in Gruppen und Drusen vereinigt. Am häufigsten findet es sich von körniger und dichter Zusammensetzung und kleinmuscheligem bis ebenem Bruche. Es kommt auf Lagern und Gängen in den verschiedensten Gebirgsformationen, in Begleitung anderer Kupfererze und einer Unzahl anderer Mineralien vor zu Annaberg, Gießhübel, Freiberg in Sachsen, Könitz, Kamsdorf und Saalfeld am Thüringerwalde, zu Goslar am Harz, zu Kupferberg in Schlesien, zu Schappach im Schwarzwalde, zu Leogang in Salzburg, zu Fahlun in Schweden, zu Hitterdallen und Arendal in Norwegen, zu Redruth in Cornwall. Seine Hauptbenutzung ist auf Kupfer.

Buntspecht, s. Specht.

Buntwut, ostindische Insel, zu den Philippinen gehörend, auf der Südwestküste von Mindanao, im Busen Illana, der Mündung des Mindanao gegenüber; 14 □Meilen groß mit 10,000 Einwohnern malayischen Stammes, ist stark bewaldet, ohne Fluß, aber mit fünf Quellen süßen Wassers, hat auf der Nordküste den Hafen Ubal, aus dessen cirkelrunder Gestalt man schließt, daß er aus dem Krater eines ausgebrannten Vulkans entstanden sey. Die Produkte wie auf Mindanao. B. wurde 1775 vom Sultan von Mindanao der britisch-ostindischen Kompagnie abgetreten, ist aber bis jetzt von den Engländern noch nicht besetzt worden.

Bunyan, John, englischer Sektirer, Verfasser der bekannten Schrift „Pilgrim's Progress", ward 1628 zu Elstov bei Bedford als der Sohn eines Kesselflickers geboren, trieb sich lange Zeit in der englischen Armee und später ziel- und planlos in der Welt herum, bis er durch die Lektüre der heiligen Schrift 1655 einer Baptistenkongregation in Bedford zugeführt wurde. Hier zeichnete er sich in kurzer Zeit so aus, daß die Gemeinde ihn zu ihrem Pastor ernannte. Im Jahre 1660 überlieferte man ihn, da er durch seine Predigten einen außerordentlichen Anhang gewonnen hatte, dem Gefängniß, und dieses lange Kerkerleben war es, was ihn zum Schriftsteller und zu einem der gelesensten jener Zeit

erhob: es entstand sein „Pilgrim's Progress“, ein Werk, das einige hundert Auflagen erlebte und in die meisten Sprachen Europa's übersetzt ward. Noch ein ähnliches Werk, „The Holy War“, ist, neben vielen Traktaten rc., ein Produkt seiner Gefangenschaft. Endlich, nach 12½ Jahren, öffnete die Fürsprache des Bischofs von Linkoln B.s Kerker, kurze Zeit nachher trat er auch sein geistliches Amt wieder an und † 1688 zu London. Seine Schriften erschienen gesammelt London 1736, 2 Bde.

Bunzen (auch Punzen oder Bunzeln), Stifte oder kleine Stempel, auf der einen Seite gut verstählt, rund, erhaben, hohl, eirund, eckig und krumm, mit Zahlen, Buchstaben oder Figuren versehen, die erhaben oder vertieft in Metall eingetrieben werden sollen; bisweilen will man auch geschnittenen oder gegossenen Figuren damit nachhelfen (bunzeniren). Nach ihrer Form heißen sie: Körner, Durchschläge, Rundbunzen, Hohlbunzen, halbe Monde rc.

Bunzlau, 1) Jung-Bunzlau (böhm. Mláda Boleslaw, lat. Neo-Boleslavia), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Prag, an der Iser, von Rudolf II. 1600 zur königlichen unterkammerlichen Freistadt erhoben, theilt sich in die höher liegende Alt- und Neu-, in die tiefere Judenstadt und 2 Vorstädte und zählt über 4000 Einwohner, hat ein Rathhaus, 6 Kirchen, eine Kaserne (ehedem Schloß, um 973 von Boleslaw II. gebaut) u. ein Militärhospital, ein Piaristenkloster mit einem Gymnasium und eine Hauptschule. B. ist eine der ältesten Städte Böhmens, gegründet von Boleslaw II. durch die Anlegung des alten Schlosses auf einem Sandsteinfelsen. Die Freiheit erkaufte sich die Stadt 1600 von Bohuslaw von Lobkowitz um 6000 Schock prager Groschen und wurde darauf zur königl. unterkammerlichen Freistadt erhoben. Während der Hussitenkriege war B. ein Hauptsitz der Pikarditen. — 2) Alt-Bunzlau (böhmisch Stara Boleslaw, lateinisch Boleslavia vetus), Marktflecken daselbst, am rechten Ufer der Elbe, durch eine Brücke mit Brandeis verbunden, in äußerst romantischer Lage an den Elb-Auen. Die dortige Marienkirche hat ein berühmtes Marienbild. Die ehemalige Jesuitenresidenz ist jetzt eine Kavaleriekaserne. Am Thore der bunzlauer Kollegiatkirche wurde auf Drahomira's Anstiften der heilige Wenzel von seinem Bruder Boleslaw erstochen.

3) B. (Boleslavia, Boleslavicz, Boleslawich), Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, am Bober, westlich von Liegnitz, noch mit Mauern, Bastionen und Gräben umgeben, zählt gegen 6700 Einwohner. Die Stadt hat eine katholische u. evangelische Pfarrkirche, eine Industrieschule, ein großes, gut eingerichtetes Waisenhaus, ein Schullehrerseminar und eine Synagoge. Auf dem Marktplatze steht ein 39 Fuß hoher, aus Eisen gegossener Obelisk, welchen König Friedrich Wilhelm III. 1819 dem am 28. April 1813 hier verstorbenen russischen Feldmarschall Kutusow errichten ließ. Hauptgewerbe der Einwohner sind: Tuch- u. Leinwandfabrikation, Cigarren- und Tabaksfabrikation, Töpferei, Getreidehandel, Bienen- u. Obstzucht. Bekannt ist das sogen. bunzlauer Gut, blau- u. weißglasirtes Thee- und Kaffeegeschirr. Der Verkehr, namentlich der hiesige Getreide-, Garn- und Viehmarkt, ist nicht ohne Bedeutung. B. ist Geburtsort der Dichter Martin Opitz u. Tscherning. Die Stadt scheint eine Gründung des 12. Jahrh. zu seyn, wenigstens war in jener Zeit die Umgegend wegen ihres Bergbaues (sogar auf Gold) schon bekannt und viel besucht; auch ging früh der Handelszug von Breslau aus durch diese Gegend. Ihren Namen hat die Stadt 1190 vom Herzog Boleslaw erhalten. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts scheinen sich die Bergleute außer der Ringmauer angesiedelt und 1202 die Nikolaikirche gebaut zu haben. An dem Kampfe des Herzogs Heinrich II. gegen die Mongolen (1241) nahmen die bunzlauer Bergknappen tapfern Antheil. Bei der ersten Theilung Schlesiens gehörte B. zum Herzogthum Glogau, später kam es zu Jauer. Im J. 1427 wurde es von den Hussiten erstürmt. Die Reformation fand schon 1524 in B. Eingang. Im 30jährigen Kriege stürmten und verheerten 1629 die Lichtensteiner, 1639 die Schweden B., und 1642 ging die ganze Stadt in Flammen auf.

Buol-Schauenstein, 1) Karl Rudolf, Graf von, österreichischer Diplomat, geboren 1763, ward 1790 Gesandter im Haag, 1792 zu Basel, 1794 Direktorialminister in Regensburg, später Gesandter am sächsischen Hofe und 1815 erster Präsident des Bundestags, fungirte als solcher bis 1822, wo er dem Grafen Münch-Bellinghausen Platz machte, ging als Gesandter nach Karlsruhe und wurde 1833 in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart versetzt; † 1834.

2) Karl Ferdinand, Graf von, ebenfalls Diplomat, Sohn des Vorigen, geboren den 17. Mai 1797, betrat nach Vollendung seiner akademischen Studien unter Leitung seines Vaters die diplomatische Laufbahn u. ward nach u. nach an den meisten europäischen Höfen beschäftigt. An die Spitze einer Gesandtschaft trat er zuerst in Stuttgart, von wo er 1844 als bevollmächtigter Minister nach Turin versetzt wurde. Zu Ende 1848 ging er als Gesandter nach Petersburg und wurde dann mit dem Fürsten Schwarzenberg und dem Baron Meyendorf zu den Konferenzen zu Olmütz beigezogen, durch welche die Differenzen zwischen Oesterreich u. Preußen ihre Erledigung fanden. Dann wohnte er als österreichischer Bevollmächtigter den dresdner Konferenzen bei, führte in der ersten Kommission für Bundesangelegenheiten den Vorsitz und erhielt 1851 noch während seines Aufenthalts in Dresden den Gesandtschaftsposten in London, wo er das in Folge der Ereignisse in der Lombardei gestörte freundliche Einvernehmen zwischen Oesterreich u. Großbritannien herstellte. Nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg wurde er den 11. April 1852 zum Minister des Auswärtigen und des kaiserlichen Hauses, sowie zum Präsidenten bei den Ministerkonferenzen ernannt. In dieser Stellung entwickelte er bei Ausgleichung der Differenzen sowohl mit der Schweiz als mit Sardinien eben so große Mäßigung als Festigkeit u. brachte, als schon der Bruch Oesterreichs mit Sardinien unabwendbar schien, einen Postvertrag und eine Uebereinkunft wegen des Anschlusses an das öster-

reichische Telegraphennetz mit letzterem Staate zu Stande. Mehr aber wurde seine Thätigkeit durch die Beziehungen Oesterreichs zu den Großmächten in Anspruch genommen. Die Anerkennung des Kaisers der Franzosen, die für die deutschen Handelsangelegenheiten so wichtige Einigung zwischen dem Zollverein und Oesterreich, die olmützer Zusammenkunft, die Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel, die Verhandlungen mit Rußland, sowie mit den Westmächten und der Pforte fallen sämmtlich in die Zeit seiner Geschäftsführung. Im Jahre 1855 führte er das Präsidium bei den Konferenzen, welche in Wien Statt fanden, um auf der Grundlage der sogenannten 4 Garantiepunkte den Frieden zwischen Rußland und den Alliirten zu verhandeln. Auch bei den pariser Konferenzen von 1856 zählte er zu den hervorragendsten Diplomaten und seine Thätigkeit war auf den Gang der Verhandlungen von großem Einfluß.

Buonaccorsi (auch **Bonacorsi**), berühmter italienischer Maler, 1500 zu Florenz geb., nannte sich nach den beiden ersten tüchtigen Meistern, welche ihn als Gehülfen zu sich nahmen, Vaga u. Perino, gewöhnlich **Perino del Vaga**. Später wurde er Raphaels Schüler und führte unter ihm u. mit Giulio Romano mehre große Werke (Sockelbilder in Chiaroscuro, durch die Kupferstiche des Santo Bartoli erhalten, historische und allegorische Malereien im großen Saale der Torre di Borgia rc.) aus. Bei der Plünderung Roms durch die Kaiserlichen (1527) gerieth er in Gefangenschaft und konnte nur gegen ein schweres Lösegeld die Freiheit wieder erhalten. Er hielt sich hierauf noch kurze Zeit in Pisa und Florenz auf und ließ sich dann in Genua nieder, wo die meisten und die besten Produkte seiner Thätigkeit vorhanden sind. Im Palast Doria befinden sich die großen Geschichtsstücke, die seinen Namen verewigen und in welchen er Raphael u. Michel Angelo zu Mustern genommen hatte, ohne sie jedoch zu erreichen. Sein Kolorit ist braun u. die Schattirung dunkel und undurchsichtig, aber groß und kühn ist er in seinen Entwürfen und trotz mancher Verzeichnungen als Zeichner berühmt. Zu den vielen vortrefflichen Gemälden und Zeichnungen, in denen er die heidnische Fabel behandelt, gehören besonders die ziemlich freien Liebesgeschichten der Götter, von Caraglio in Kupfer gestochen.

Buonarotti, 1) **Michel Angelo**, berühmter Architekt, Bildhauer und Maler, s. **Michel Angelo**.

2) **Filippo**, eifriger Anhänger der franz. Revolution, lange Zeit das geachtetste Haupt des Jakobinismus, ein Nachkomme Michel Angelo's, wurde den 11. Nov. 1761 zu Pisa in einer sehr angesehenen Familie geboren, studirte seit 1778 zu Pisa die Rechtswissenschaft, wurde 1782 Doktor der Rechte und begann in seiner Vaterstadt die advokatorische Praxis. Bald fand er sich jedoch von den Händeln der Juristenwelt abgestoßen, die Praxis behagte ihm nicht mehr, das öffentliche Staatsrecht zog ihn täglich mehr an, u. er wurde ein begeisterter Anhänger rousseau'scher Ideen, die er bald in Flugschriften u. Broschüren, sowie mittels ausgedehnter Korrespondenzen verkündigte. Opposition gegen den Hof, dessen Ungnade er sich durch seine Schriften zugezogen hatte, und schroffen Demokratismus verfolgte er seit 1787 als Redakteur eines italienischen Journals. Im Okt. 1789 ging er nach Korsika, wo er die Empörung gegen Königthum und Adel unterstützte und ein Journal redigirte, dessen gesteigert revolutionärer Inhalt ihm die förmliche Verbannung aus den toskanischen Staaten zuzog. In Korsika wurde er von der Adelspartei gefangen genommen und an Toskana ausgeliefert, wo der Pöbel von Livorno den „Franzosenfreund und Christenfeind" steinigen wollte; B. entkam jedoch glücklich und trat plötzlich als korsischer Emissär in Sardinien auf, auf welcher Insel er den Samen der Revolution ausstreuen u. das Volk für Frankreich gewinnen sollte. Seine Unternehmung hatte den glücklichsten Fortgang, die Sardinier nahmen den feurigen Freiheitsapostel mit offenen Armen auf, erbaten sich von ihm eine Konstitution und erhielten sie, denn B. ging sofort an die Ausarbeitung dieses Naturcodex, wie er ihn nannte. Nach Paris kam B. erst um die Mitte Mai's 1793 und suchte im Namen der Citoyens der Ile Saint-Pierre um die Vereinigung ihres Territoriums mit der französischen Republik nach. Die Bitte ward gewährt, und B. sah sich durch ein Dekret des Nationalkonvents vom 27. Mai 1793 zum französischen Bürger ernannt. Seine nächste Bestimmung wurde nun, die italienischen Staaten, namentlich Korsika, immer mehr für Frankreich zu gewinnen. Als die französische Armee die Alpen überstiegen hatte, schlug B. die Werkstätte seiner revolutionären Thätigkeit in dem Fürstenthum Oneglia auf. In Folge des Sturzes Robespierre's wurde er am 15. Ventose III verhaftet und verließ das Gefängniß erst am 13. Vendemiaire IV wieder. Kaum stand er aber auf freiem Fuß, so zettelte er eine neue Verschwörung an, deren nächstes Resultat die sogenannte Pantheonsgesellschaft und deren Hauptziel die Wiedereinsetzung der verstümmelten Konstitution von 1793 war. B. wurde Präsident dieser Gesellschaft, die jedoch nur einer kurzen Existenz genoß, da das Direktorium Bonaparte mit einem Haufen Soldaten gegen die Pantheonisten schickte, die, mit Gewalt auseinander getrieben, zu keiner Vereinigung mehr gediehen. Der ruhelose B. stiftete indeß eine neue Konföderation, die sogenannte babeufsche, deren Häupter Babeuf, Darthé und B. waren. Gegen sie trat das Direktorium mit aller Strenge auf: Babeuf und Darthé verfielen der Guillotine, B. und 6 andere Mitverschworene wurden vom Gerichtshof in Vendôme als Hochverräther zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. Der Transport der Gefangenen war für letztere, die man in eiserne Käfige eingesperrt hatte, von vielen Gefahren begleitet: an mehren Orten wollte das Volk sie steinigen. Dagegen wurden sie an andern, wie z. B. in Saint-Lô, mit großem Pomp, mit Musik und Reden von den Municipalkörperschaften bewillkommt und als Märtyrer der Freiheit gepriesen. B. wurde erst auf die Insel Oleron gebracht und von da, als Napoleon erster Konsul geworden war, von diesem, seinem ehemaligen Bett- und Stubenkameraden, als ein unschädlicher Träumer in eine kleine östliche Stadt Frank-



MICHEL ANGELO

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

reichs versetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Später begab sich B. nach Genf und von da nach Brüssel, wo er in der Mitte seiner alten Konventsmitglieder lebte und sein berühmtes Buch „Conspiration de Babeuf“ (Brüssel 1828) schrieb. Nach der Julirevolution fristete der 70jährige Greis wieder in Paris seine ärmliche Existenz damit, daß er unter dem Namen Rémond Musikunterricht ertheilte. Er † am 15. Sept. 1837. Seiner Leiche folgte ein langer Zug von Ouvriers nach dem Kirchhof Montmartre, wo Trélat, Redakteur des „National“, ihm die letzte Ehre erwies.

Buona Vista, portugiesische Insel des grünen Vorgebirges, an der Westküste von Senegambien, 20 englische Meilen lang, 12 Meilen breit, niedrig, nur mit einigen Sandbergen, ist arm an Wasser, reich an Indigo, Baumwolle, Salz, Fischen und Schildkröten. Die Einwohner treiben unbedeutende Industrie in Baumwollenwaaren.

Buoninsegna, Duccio di, italienischer Maler, einer der ersten Meister in und wohl auch aus Siena, wo er schon 1282 als berühmter Künstler genannt wird. B. ist mit Cimabue der bedeutendste unter denjenigen italienischen Malern, welche im 13. Jahrhundert die byzantinischen Werke sich zum Muster nahmen. Von seinen Lebensumständen ist nur wenig bekannt. Rumohr nimmt als seine Blüthezeit das erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts an, und die öffentlichen Bücher von Siena melden, daß er um 1340 †. Als B.'s größtes Werk wird die große Altartafel anerkannt, welche er 1308 — 1311 für den Dom in Siena malte. Sie stellt die Madonna mit dem Kinde dar, umgeben von Engeln und Heiligen und den vier Schutzpatronen der Stadt. In der Auffassung der Madonna behielt er den damals üblichen Typus bei, verlieh aber dadurch, daß er die übermenschliche, kolossale Größe auf das menschliche Maß zurückführte, den Zügen mehr Milde und den Augen mehr mütterliche Liebe. Von seinen übrigen Werken sind außer der Anbetung der Hirten und der drei Könige besonders seine kleineren Bilder hervorzuheben, in welchen er, was das Vermalen und Ausgleichen der Uebergänge und die Kraft der Schatten betrifft, an Luini's Kolorit erinnert. Von B.'s vielen Schülern erreichte keiner den Meister.

Buononcini, s. Bononcini.

Buonora (auch Bonora), Ferdinand Wilhelm, deutscher Komponist, geboren 1775 zu Weidenau in Schlesien, kam als Sängerknabe nach Johannisberg in die Kapelle des Fürstbischofs von Schaffgotsch, wo er unter dem Musikdirektor Dittersdorf den Generalbaß studirte und sich in der Komposition übte. Er verließ jedoch bald die Künstlerlaufbahn, um sich durch philosophische und juristische Studien zu Olmütz und Wien für den höhern Staatsdienst vorzubereiten, arbeitete dann in verschiedenen staatlichen Verwaltungsbranchen und kam zuletzt als Kanzleidirektor nach Padua, wo er 1825 †. Seine zahlreichen Kompositionen sind mehr, als Dilettantenwerk, und einzelne fanden allgemeinen Beifall. Man hat von ihm, außer einer über 100 Nummern starken Liedersammlung, 26 größere und kleinere Werke. Darunter befinden sich 3 Opern: „Rolands Knappen“, „Der Brief an sich selbst“ und „Das Weibchen am Schneeberg“, mehre Psalmen, Balladen, eine Ouverture, Gesänge aus Hebels alemannischen Gedichten, ein Kyrie, Variationen, 4stimmige Männerchöre, einzelne Opernscenen, Duette, Terzette, Quartette u. ein Oktett, eine Sinfonie für Singstimmen 2c.

Buphthalmum, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositeen, enthält, nachdem viele der linnéischen Arten zu andern Gattungen gezogen worden sind, noch 14 Arten, von denen die meisten als Zierpflanzen gezogen zu werden verdienen. B. salicifolium *L.*, mit länglich-lanzettförmigen, gesägten, fast glatten Blättern, stechenden Hüllen und gelben Blüthen, auf Bergen des südlichen Europa, findet sich bei uns häufig in Gärten. Das Kraut soll gegen den Biß der Schlangen u. tollen Hunde dienen. Buphthalmi s. Buphthalmi vulgaris flores ist die officinelle Bezeichnung der Blüthen von Anthemis tinctoria *L.*

Bupleurum (Hasenöhrchen, Durchwachs), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, zahlreiche Arten begreifend, glatte Kräuter und Sträucher mit zusammengesetzten, in verschiedenen Hüllen befindlichen Doldenblüthen, meist mit ganzen Blättern. Einen holzigen Stamm hat B. fruticosum *L.*, ein bis 6 Fuß hoher Strauch mit ungestielten, länglichen, stumpfen, am Rande knorpeligen und glatten Blättern, welcher an felsigen Meeresstriften Südeuropa's bis in die Gegend von Montpellier wächst und dessen Wurzel und Früchte gegen chronischen Husten, Menstruations- u. Harnverhärtungen gebraucht werden. Einen krautartigen Stamm haben folgende Arten: B. rotundifolium *L.*, gemeiner Durchwachs, mit aufrechtem Stamm, durchwachsenen, eirunden Blättern, kleiner gemeinsamer Hülle und eirunden, krautartig gestachelten Hüllblättchen, ein auf Aeckern unter der Saat, vorzüglich auf Kalkboden, durch ganz Europa u. das nördliche Asien gemeines Sommergewächs, wovon ehedem Blätter und Samen als Herba s. folia et semen perfoliatae s. Bupleuri und das aus letzterem gepreßte Oel, Oleum perfoliatae expressum, officinell waren, indem man das bitterlich schmeckende Kraut für ein gutes Wundmittel hielt u. Früchte und Oel zur Zertheilung bei Kröpfen und Brüchen anwendete. B. falcatum *L.*, mit länglichen, gestielten Wurzelblättern, linien-lanzettförmigen Stammblättern und fünfblätterigen Hüllen, auf sonnigen Bergen durch ganz Deutschland, bis 3 Fuß hoch, schlank, hin- und hergebogen, ausdauernd, diente ehemals ebenfalls als ein Wundkraut und die spindelförmige Wurzel als Fiebermittel (Herba et radix Bupleuri seu auriculae leporis).

Buquoi (Bucquoi), ursprünglich französisches, aus Artois stammendes Adelsgeschlecht, das nach Belgien und von da nach Oesterreich übersiedelte, wo es noch gegenwärtig blüht. Adrian, erster Graf von B., war Staats- u. Finanzrath Philipps II. von Spanien und blieb 1581 bei der Belagerung von Tournay. Sein Sohn, Karl Bonaventura de Longueval, Graf von B., erwarb sich in österreichischen

Kriegsdiensten hohen Ruhm. Geboren 1551, machte er unter Alexander Farnese's Oberbefehl die Feldzüge in Frankreich mit und wohnte dann unter dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich der Einnahme von Calais und Ardres (1596) bei. Der Verlust von Arras, wo B. befehligte, war durch Albrechts Fahrlässigkeit verschuldet worden, daher unterbrach derselbe B.'s Carrière nicht; vielmehr wurde dieser bald darauf zum General der Artillerie befördert. Als solcher nahm er an den Feldzügen am Rhein 1598 und 1599 rühmlichen Antheil, gerieth in holländische Gefangenschaft, ward aber wieder ausgelöst. In Folge einer bei Nieuport 1600 von Moritz von Nassau ihm beigebrachten Niederlage fiel er am Hofe in Ungnade, welcher aber seine Vermählung mit einer Hofdame Albrechts bald ein Ende machte. Aufs Neue bewährte er seine kriegerische Tüchtigkeit bei der Belagerung Ostende's unter Spinola und bei der Einnahme von Herzogenbusch. Darauf leitete er 1605 und 1606 die kriegerischen Operationen auf dem neutralen Gebiete des deutschen Reichs und erhielt 1613 die Würde eines Großbailli von Hennegau. Bei Gelegenheit des prager Reichstags von 1615 wurde er vom Kaiser Matthias zum Generalfeldzeugmeister ernannt, welche Stelle er jedoch erst 1618 definitiv übernahm. Obwohl er im Herbst desselben Jahres nach dem Ausbruch der böhmischen Unruhen als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen bei der Ueberlegenheit der böhmischen Streitkräfte und bei der mangelhaften militärischen Organisation seiner eignen kein Glück hatte, so behauptete er doch ruhmvoll die Stadt Budweis, nachdem Pilsen von Mannsfeld erobert worden war. Glücklicher war der Feldzug von 1619 für ihn, indem er Mannsfeld bei Nadelitz schlug und mehre böhmische Städte und Schlösser einnahm. Auf die Kunde von Bethlen Gabors Einfall in Ungarn (Sept. 1619) drang er mit 16,000 Mann an die Donau vor und machte dem Feinde den Uebergang über den Fluß mit Erfolg streitig. Nach dem Rückzuge der Böhmen und Ungarn warb er eine Armee von 20,000 Mann, vermochte aber trotz mehrer glücklichen Gefechte gegen Baron Fels den Herzog von Anhalt nicht aus seinem Lager bei Eggeburg zu vertreiben u. mußte daher vom Einfall in Böhmen abstehen. Erst nach der Schlacht von Zistendorf, wo Fels und Haugwitz blieben, durfte er wagen, den Böhmen die Spitze zu bieten. Nach der Vereinigung der kaiserlichen Truppen mit denen der Liga in Böhmen befehligte B. eine aus Spaniern, Belgiern, Italienern und Polen bestehende Heeresabtheilung und führte in der Schlacht auf dem weißen Berge das Kommando des rechten Flügels mit solchem Erfolg, daß Kaiser Ferdinand den Sieg vornehmlich seiner Tüchtigkeit zuschrieb. Nachdem er sich noch Karlsteins bemächtigt, Mähren unterworfen und gegen Bethlen Gabor an der ungarischen Grenze eine günstige Stellung eingenommen, bat er zu Anfang 1621 um seine Entlassung, blieb jedoch im Dienst, als ihm der Kaiser den Titel eines Grafen von Gratzen und die beträchtliche Herrschaft Rosenberg in Böhmen schenkte. Nachdem B. im Frühjahr 1621 in Ungarn eingefallen war, verbreitete er nach allen Seiten hin Schrecken und Verwüstung u. begann die Belagerung von Neuhäusel. Als hier Horvath mit einem ungarischen Corps von Haiducken und Husaren zum Entsatze angelangt, warf sich B. ihm an der Spitze einer Schaar entgegen, wurde aber von einem Schuß getroffen, vom Pferde gerissen und, nachdem er in wüthender Gegenwehr 16 Wunden empfangen, durch einen Lanzenstich getödtet. Sein Sohn, **Karl Albert**, der 1663 als Großbailli von Hennegau †, hinterließ 8 Kinder, von denen **Landelin** als k. k. Oberst 1691 bei Salankemen gegen die Türken fiel, **Karl Philipp** vom König von Spanien 1698 in den Fürstenstand erhoben ward, und **Albert**, k. k. Hof- u. Kriegsrath, den Mannesstamm des Geschlechts fortpflanzte. Ein Sprößling desselben war auch **Georg Franz August de Longueval, Freiherr von Vaux, Graf von B.**, k. k. Kämmerer, Herr der Herrschaften Gratzen und Rosenberg &c., geboren zu Brüssel den 7. Sept. 1781 und als Schriftsteller in den mathematischen, naturwissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Disciplinen rühmlichst bekannt. Er besuchte die Ritterakademie zu Wien und widmete sich dann ausschließlich mathematischen, physikalischen und chemischen Studien. Nachdem er 1803 durch den Tod eines Oheims als Fideikommißerbe zum Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangt war, bereiste er die Schweiz, Frankreich und Italien, vermählte sich nach seiner Rückkehr 1806 mit einer Gräfin von Rotenhan und lebte seitdem, ohne öffentliche Anstellung, auf seinen Gütern in Böhmen. Er ist Besitzer ansehnlicher Glashütten, die das schönste Krystallglas, das von ihm erfundene Hyalith und bunte Gläser in allen Farben liefern. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit der „Analytischen Bestimmung des Gesetzes der virtuellen Geschwindigkeiten in mechanischer und statischer Hinsicht" (Leipzig 1812), in der er noch die Korpuskulartheorie verfocht, während er sich späterhin zur schellingschen Naturphilosophie hinneigte. Von seinen weiteren Schriften sind hervorzuheben: „Ideelle Verherrlichung des empirisch erfaßten Naturlebens" (2. Aufl., 2 Bde., das. 1826); „Theorie der Nationalwirthschaft" (Leipz. 1815) nebst drei Nachträgen (das. 1816—19); „Auswahl des leichter Aufzufassenden aus meinen philosophisch-wissenschaftlichen Schriften u. kontemplativen Dichtungen" (3 Bde., Prag 1825 bis 1827); „Skizzen zu einem Gesetzbuche der Natur" (Leipz. 1826); „Anregungen für philosophisch-wissenschaftliche Forschungen und dichterische Begeisterung" (2. Aufl., das. 1828). Auch lieferte er viele Beiträge in Okens „Isis". Seine Schriften ließ er sämmtlich auf eigene Kosten drucken und sandte sie unentgeltlich an Männer, bei denen er ein Interesse für die darin behandelten Gegenstände voraussetzen durfte. Daß er ein origineller Denker war, bezeugte ihm selbst Herbart, der auf ihn aufmerksam machte. In Folge der prager Ereignisse traf ihn Untersuchungshaft. Er † den 19. April 1851 zu Prag und hinterließ einen Sohn, der seit 1847 mit einer Prinzessin von Oettingen-Wallerstein vermählt ist.

Bura, einst eine der bedeutendsten Zwölfstädte

Achaja's, auf einem Berge südlich von Helice, wurde mit dieser Stadt 373 v. Chr. durch ein Erdbeben zerstört. Die wenigen Einwohner, welche sich gerettet hatten, bauten den Ort wieder auf, konnten B. aber nicht mehr zur frühern Wichtigkeit emporbringen. In der Nähe der Stadt waren mehre Tempel, welche Ceres, Venus und Bacchus, Ilithyia, Isis ꝛc. gewidmet waren, und eine dem Hercules geweihte Grotte, mit welcher ein Orakel zusammenhing. Auf B.'s Trümmern steht jetzt Perritza.

Buräten (Burläten, russisch Bratzka), ein Nomadenvolk, das die südlichen Gegenden des russischen Gouvernements Irkutsk in Sibirien am Jenisei, längs der mongolisch-chinesischen Grenze u. die Angara und Tunguska, die obere Lena und das südliche Baikalufer entlang bis nach Taurien und bis zum Argum und seinen Nebenflüssen hin bewohnt. Ihre mongolische Abstammung ist sowohl durch ihre Geschichten und Traditionen, als auch durch ihre Sprache, Sitten und insbesondere durch ihre Gestalt dargethan. Sie sind seit 1644 dem russischen Scepter unterworfen. Klein von Wuchs, bartlos, schwächlich, zeigen sie sich durch ihre Gesichtsbildung als Stammverwandte der Kalmücken, nur daß bei diesen das Platte und Fleischige weit mehr vorherrscht. Sie stehen auf einer ziemlich niederen Kulturstufe; mißtrauisch, ungefällig und diebisch, sind sie zugleich als die einfältigsten und furchtsamsten von allen Mongolen, und nur in einem einzigen Industriezweig, in der Verfertigung mit Silber ausgelegter Eisenwaaren, haben sie es zu einiger Geschicklichkeit gebracht. Außerdem ist ihre Hauptbeschäftigung Viehzucht und Jagd; besonders erstere betreiben sie in großartiger Weise. Manche besitzen an 4000 Pferde, 1000 Kameele, 2—3000 Stück Hornvieh und Schafheerden von 7—8000 Stück. Ihre Religion ist eine bestimmt ausgeprägte Form des Buddhaismus, ihre Sprache ein rauher mongolischer Dialekt. Ihre Wohnungen oder Weideplätze verändern sie nur nach der Jahreszeit; im Winter richten sie sich in festen Dörfern ein, für die sie nur eine durch Wald oder Berge vor den Nordstürmen geschützte Lage suchen. Doch sind in den letzten Jahrzehnten schon verschiedene Stämme für den Ackerbau gewonnen worden und die Zahl der Nomaden verringert sich von Jahr zu Jahr. Ihren Tribut entrichten sie theils in Geld, theils in sibirischem Grauwerk. Ihre politische Einrichtung ist sehr einfach. Sie zerfallen in Stämme, die wiederum in Aimaki eingetheilt werden, 10—12 Aimaki bilden einen Chotton (oder Derewuschki), dem ein Aeltester (Sässul) vorsteht; mehre Chottone werden durch einen aus dem Adel oder fürstlichen Geschlecht gewählten Sai-Sang regiert.

Burail (franz., auch Ferrandine), französisches Zeuch, aus Seide mit Baumwolle, Wolle oder Ziegenhaaren gewebt, zerfällt in glatte, geköperte, einfache, doppelte, ganz seidene, halb seidene ꝛc. Sorten. Fabrikorte sind: Amiens, Abbeville, Rheims, viele flandrische Städte, Mailand, Genua, Bergamo, Neapel ꝛc. Zürich liefert Schweizerburail, eine Art Crepon.

Buran, Name von Schneestürmen in den russischen Steppen, welche gewöhnlich aus SW., seltener aus SO. und NO. wehen; die letzteren sind der Kälte wegen die gefährlichsten. Man unterscheidet zwei Arten: entweder wird bloß der lockere Schnee der Steppe zu dichten Wolken aufgewühlt, oder es entladen sich zugleich Schneewolken. Sie dauern von 24 Stunden bis 3 Tage an und gleichen in ihrer Gewalt eher einem Meersturm. Ohne einen Widerstand in diesen ungeheuren Ebenen zu finden, durchbrausen sie mit rasender Wuth die Einöde, alles Leichtere mit sich fortreißend, das Festere, Widerstand Leistende zerstörend; die dichten Schneemassen, welche den Tag verdunkeln und mit entsetzlicher Gewalt gepeitscht und fortgewirbelt werden, betäuben Menschen und Thiere und treiben sie in die Irre; der die stärksten Hüllen durchdringende Wind verursacht Erkältung, Ermattung, Tod. Ihm entgegen zu gehen, ist unmöglich, schon der Versuch versetzt durch die Anstrengung in Schweiß. Der B. ist ein gewaltiger Feind der kirgisischen Heerden, er zerstreut und vernichtet oft den ganzen Reichthum einer Horde. Selbst in Städten sind Menschen wegen des Schneegestöbers der Verirrung und Todesgefahr ausgesetzt. Die russischen Postanstalten haben den Befehl, bei den Anzeichen desselben in keinem Fall die Mittel zum Fortkommen zu gewähren. Für Solche, die auf der Reise vom B. überrascht werden, ist das beste Mittel, sich niederzulegen und ruhig einschneien zu lassen.

Burano, österreichisch-italienische Stadt auf der gleichnamigen Insel in den Lagunen von Venedig, mit 8000 Einwohnern, Festungswerken, einer Kathedrale mit dem Grabmal des heiligen Albano, Schiffswerften für Kauffahrer und einer großen Seilerwerkstätte. Die Stadt wurde schon im 15. Jahrhundert bei dem ersten Einbruch der Barbaren in Italien angelegt.

Burat (franz.), leichtes, aber dauerhaftes und werthvolles Zeuch, halb von Floretseide, halb von Wolle, etaminartig gewebt, zerfällt in B.s à gros grain, B.s grénés à petit grain, Petits-B.s, B.s doubles, B.s demidoubles, wird am meisten in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien verbraucht. Fabrikorte sind Rheims, Nimes, Bagnères ꝛc., einzelne deutsche Städte.

Burattini, italienischer Name der Marionetten (s. d.).

Burchanan, s. Lamaismus.

Burchania (Burchana, Burcharis, Burcharia), die ansehnlichste unter den vom Rhein bis an das cimbrische Vorgebirg liegenden 23 Inseln, in dem codonischen Meerbusen, im südlichen Germania, am Ausfluß der Ems, von Drusus erobert; jetzt Borkum.

Burchard, 1) aus dem Geschlechte Buzizi (von den lateinischen Chronologen aus Burchard, Buz, korrumpirt), Herzog in Thüringen, Großvater des Grafen Dietrich von Wettin und somit Stammvater der Markgrafen von Meißen und spätern Landgrafen von Thüringen und des jetzigen sächsischen Fürstenhauses, wurde 892 Herzog, griff kräftig in die Verwaltung des Landes ein und fiel 909 im Kampfe gegen die Ungarn.

2) B. (auch Buko, Bucco, Buggo), ein durch regen Geist und standhaften Charakter, aber auch durch hierarchische Herrschsucht merkwürdiger Bi-

schof zu Halberstadt, der zwölfte des Kapitels, stammte aus einer geringen Familie in Schwaben und war ein Schwestersohn Hanno's, Erzbischofs von Köln. Anfangs Propst des Stifts Simonis und Judä zu Goslar, ward er plötzlich, ohne Wahl des Domkapitels, zum Bischof von Halberstadt ernannt und mit dem Besuch des Kaisers beehrt. Im J. 1061 vom Kaiser wegen einer strittigen Papstwahl nach Rom geschickt, erklärte er sich für Alexander II., der ihn zum Danke zum geistlichen Sohne und die halberstädtische Kirche zur unmittelbaren Tochter der römischen ernannte; er erhielt das Pallium, durfte mit den Stiftsherren bei der Messe die Inful tragen, ein weißes Roß besteigen und bei Prozessionen das Kreuz vor sich hertragen lassen. Nach einem siegreichen Kampfe gegen die heidnischen Liuticier in der Mark und Pommern hielt er 1068 mit dem erbeuteten göttlich verehrten Pferde derselben einen feierlichen Einzug in Halberstadt. Obwohl von Heinrich bei Gelegenheit der Einweihung des neuerbauten Doms zu Halberstadt mit Gütern am Rhein beschenkt, trat er doch auf die Seite der gegen den Kaiser erbitterten Sachsen und bewies sich nicht als der unbedeutendste Feind desselben. Daher verwüstete der Kaiser nach seinem Sieg an der Unstrut 1075 das Halberstädtische, nahm B. gleich den andern widerspenstigen Fürsten gefangen und ließ ihn zuerst in den Gewahrsam des Bischofs Rupert von Bamberg und dann an seinen Hof bringen, wo B. die größten Erniedrigungen zu erdulden hatte. Als B. die Donau hinunterfuhr, um zu des Kaisers Schwester, der Königin von Ungarn, gebracht zu werden, entkam er mit Hülfe eines bayerischen Ritters und gelangte verkleidet in sein Bisthum, wo man ihn mit Jubel empfing. Nun bekämpfte er den Kaiser wieder auf jegliche Weise. Er unterstützte den Gegenkaiser Rudolf von Schwaben, nach dessen Tode Hermann von Luxemburg, und brachte es dahin, daß auf einer Synode zu Quedlinburg 1085, von B., dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg u. A. gehalten, der Kaiser und dessen Papst Guibert verdammt wurde. Dagegen erklärte Heinrich den Bischof und seine Anhänger für Reichsfeinde und nahm Halberstadt und Magdeburg ein. Mit dänischen und wendischen Schaaren kehrte B. zurück und eroberte sein Bisthum wieder. Nach dem Tode des Gegenkaisers Hermann suchte B. in Markgraf Eckbert von Braunschweig einen dritten Gegenkaiser aufzustellen. Doch dieser fiel selbst, um sich den Kaiser geneigt zu machen, ins Halberstädtische ein, und es kam endlich 1088 zu einer Zusammenkunft der sächsischen Fürsten zu Goslar. Hier aber erklärte B. bei der allgemeinen Stimmung zum Frieden, daß er, der 60jährige Greis, lieber ins Exil gehen, als mit dem geächteten Kaiser Frieden machen wolle, und seine Ritter und Knechte stimmten ihm bei. Diese Hartnäckigkeit erbitterte die Bürger zu Goslar, die dem Kaiser wohlwollten, es erhob sich ein Aufstand, B.s Wohnung wurde gestürmt, er selbst mit einem Pfeile in den Hals geschossen, mit Steinen geworfen und mit einem Spieß in die Brust gestoßen, daß das Eisen darin blieb. Mit Mühe brachten ihn seine Mannen, von welchen schon viele gefallen, in das Kloster Ilsenburg, wo er in der folgenden Nacht, zwischen dem grünen Donnerstag und Charfreitag 1088, verschied. Von ihm ist 1083 das Kollegiatstift zu St. Peter zu Halberstadt und 1084 das Kloster Huysburg im Huywalde gestiftet worden.

Burchardi, Georg Christian, namhafter deutscher Rechtsgelehrter, ordentlicher Professor an der Universität Kiel, ward zu Kettingen auf Alsen am 23. Oktober 1795 geboren, studirte in Kiel und Berlin die Rechtsgelehrsamkeit, erhielt 1819 nach der Vertheidigung seines Programms „De infamia“ die juristische Doktorwürde und wurde 1822 ordentlicher Professor zu Kiel. Außer seinen akademischen Vorlesungen zeichnete er sich durch große schriftstellerische Thätigkeit, die sich namentlich über das römische Recht verbreitet, aus. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Entwurf eines Systems des römisch-justinianischen Rechts“ (Bonn 1819); „System des römischen Rechts“ (das. 1823); „Bemerkungen über den Census der Römer“ (Kiel 1824); „Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand“ (Göttingen 1831); „Geschichte und Institutionen des römischen Rechts“ (Altona 1834). Treffliche Abhandlungen schrieb er auch in das „Archiv des Kriminalrechts“ von Konopack, Mittermaier und Roßhirt, und in das „Archiv für civilistische Praxis“ von Löhr, Mittermaier und Thibaut.

Burchellia, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen, bei Rafinesque Bubalina, charakterisirt durch die trichterförmigen, fünflappigen Blumen, welche gehäuft auf zottigem Boden stehen. B. capensis *R. Br.*, Cephaelis bubalina *Pers.*, Lonicera bubalina *L.*, ist ein Strauch mit spitzovalen, rauhen Blättern und hochrothen Blumen, der wegen der bedeutenden Härte des Holzes auch Büffelhorn heißt und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächst. Man pflanzt diesen schönen Zierstrauch in eine aus Lauberde, Lehm, Torferde und Sand zu gleichen Theilen gemischte Erde, gibt ihm eine Unterlage von grobem Kies und kleinen Steinchen oder Torfbrocken, durchwintert ihn bei 6—10° Wärme und vermehrt ihn durch Stecklinge oder durch Absenker im warmen Mistbeete.

Burchiello (eigentlich Domenico, nach seinem Vater Domenico di Giovanni genannt), italienischer burlesk-satyrischer Volksdichter, 1380 geboren, übernahm in Florenz, wahrscheinlich seinem Geburtsort, 1432 die Barbierbude seines Vaters in dem Quartier Calimala unfern vom alten Markt und zog später nach Rom, wo er sein Gewerbe fortsetzte und 1448 †. B., der diesen Namen von schnell (alla burchia, ins Gelag hinein) fabricirten Gedichten erhielt, war bei großer Schwatzhaftigkeit reich an witzigen tollen Einfällen und humoristisch-satyrischen Angriffen, welche er auf der Stelle in Verse zu gießen und mit einem mysteriösen Dunkel und seltsamen Ausdrucksweisen zu verhüllen wußte, so daß sie für seine Zeitgenossen anziehend wurden und doch Niemanden beleidigten. Die meisten seiner Gedichte sind freilich unzüchtig, schmuzzig, zügellos, nichts als Pasquille, aus Stadtanekdoten entstanden, manche auch voll tollen Unsinns (alla Burchiellesca); sie bestehen größtentheils

aus Sonetten mit einem Schweife von drei Versen, aus wenigen Canzonen und einer Novelle. Die Bude des originellen Barbiers war von Gelehrten und Laien, von Hohen und Niedrigen gleich stark besucht, und Cosmus von Medicis ließ dieselbe in einer Wölbung der florentinischen Gallerie malen. Sie ist in dem Gemälde in zwei Theile getheilt, in dem einen wird rasirt, in dem anderen gesungen und gespielt und über der Thür ist B.'s Porträt. Die erste Ausgabe der Sonette erschien zu Bologna 1475, eine andere zu Florenz 1568; die beste ist die in Lucca und Pisa besorgte mit der Ortsangabe, London 1557; die neueste erschien unter dem Titel „Rime“ zu Florenz 1760.

Burckhardt, 1) Johann Karl, einer der genauesten astronomischen Rechner, wurde am 30. April 1773 zu Leipzig geboren, studirte daselbst neuere Sprachen, Mathematik und Astronomie, beschäftigte sich mit der Berechnung der Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen für geographische Längenbestimmungen, schrieb auf Veranlassung des Professors Hindenburg zu Leipzig eine lateinische Abhandlung über die kombinatorisch-analytische Methode (Leipzig 1795) und wurde dadurch an Zach in Gotha empfohlen. Hier nahm er von 1795—97 Theil an der Beobachtung der Rektascension der Gestirne und studirte unter Zachs Leitung die Astronomie praktisch. Durch diesen seinen Lehrer 1797 an Lalande in Paris empfohlen, wohnte er in dessen Haus. Seine erste Arbeit war hier die Berechnung der Kometenbahnen, dann arbeitete er mit Lalande's Neffen, Lefrançois-Lalande, auf der Sternwarte der Ecole militaire und gab eine deutsche Uebersetzung von Laplace's „Mécanique céléste“ (Berl. 1800 f.) heraus. Fast zu gleicher Zeit wurde er Astronome adjoint bei dem Längenbureau und den 20. December 1799 als Franzose naturalisirt. Im J. 1800 wurde B.s Abhandlung über den Kometen von 1770, der alle 5—6 Jahre sich wieder zeigen sollte, aber von den Astronomen nicht gesehen wurde, von dem Institute gekrönt und 1806 in die „Mémoires de l'Institut“ aufgenommen. Nach Lalande's Tod erhielt er die Stelle eines Astronomen auf der Sternwarte der Ecole militaire und † am 21. Juni 1825. Seine 1812 herausgegebenen „Tables de la Lune“, wie auch seine Längenbestimmungen werden von allen Astronomen benutzt.

2) Johann Ludwig, ein durch Treue und Gründlichkeit seiner Forschungen und Berichte berühmter Reisender, wurde den 24. November 1784 zu Lausanne geboren und stammte aus einer Patricierfamilie in Basel, welche zum Unterschiede von anderen gleichen Namens nach ihrem Hause „Zum Kirchengarten“ heißt. Nachdem B. von Hauslehrern vorbereitet worden war, besuchte er zwei Jahre lang das Gymnasium zu Neufchatel und wurde 1800 von seinem Vater, der von der französischen Partei des Verraths angeklagt, geflüchtet u. als Oberst bei einem Schweizerregiment in englischen Sold eingetreten war, auf die Universität Leipzig gebracht. Hier blieb er 4 Jahre, zog 1804 nach Göttingen u. zeichnete sich gleich rühmlich durch Fleiß, Talente, Wißbegier u. feurige Jugendkraft aus. Nach Beendigung seiner akademischen Studien begab er sich 1805 auf einige Monate zu seiner Familie nach Basel. Eine ihm angetragene diplomatische Laufbahn schlug er aus, wollte, der von seinem Vater bestandenen Gefahren gedenkend, überhaupt nicht in einem dem französischen Einflusse offenen Lande dienen und reiste daher im Juli 1806 mit einem Empfehlungsschreiben von Blumenbach an Sir Joseph Banks und Hamilton, den damaligen Schatzmeister und Sekretär der afrikanischen Gesellschaft, nach London. Da eben diese Gesellschaft an Hornemanns Statt einen anderen Reisenden zur Erforschung des Innern von Afrika suchte, so erbot sich der wißbegierige Jüngling, ungeachtet aller vorgestellten Gefahren, zu diesem Unternehmen, härtete sich durch Hunger und Durst, durch öftere Nachtlager auf dem Straßenpflaster rc. ab, studirte mit dem brennendsten Eifer die arabische Sprache und die Naturwissenschaften zu London und Cambridge und erhielt am 25. Januar 1809 seine Instruktion, zufolge welcher er 2 Jahre in Syrien verweilen, um sich mit dem Arabischen und den Landessitten vertrauter zu machen, dann nach Kairo, von da mit der fezzanschen Karawane nach Murzuk reisen und ins Innere Afrika's eindringen sollte. Am 14. Februar 1809 schiffte er sich nach Malta ein, wo er orientalische Kleidung und den Namen Scheikh-Ibrahim annahm und seinen Bart wachsen ließ, und reiste, schon sehr bewandert in der arabischen Vulgärsprache, als indisch-arabischer Kaufmann mit Depeschen der ostindischen Kompagnie nach Aleppo. Während seines dritthalbjährigen Aufenthaltes in Syrien, theils zu Aleppo, wo er sich der Freundschaft des englischen Konsuls Barker zu erfreuen hatte, theils zu Damascus, studirte er aufs Eifrigste Sprache, Historie und Geographie der Araber und den Islam, bereiste im September und Oktober 1810 den Libanon und im November und December d. J. den Hauran (das alte Auranitis) jenseit des Jordans, südöstlich von Damask, wo er viele Ruinen alter Ortschaften und besonders griechische Inschriften aus Trajans und Marc Aurels Zeiten entdeckte. Die genaueren Berichte über eine neue 1811 unternommene Reise durch die Wüste nach Sukyen, unfern vom Euphrat, gingen auf der Ueberfahrt nach England verloren. Dagegen gab seine im Februar und März 1812 unternommene Wanderung durch das bisher wenig bekannte Thal des Orontes, durch den Libanon, wieder durch Hauran und die Gegend der alten Decapolis sehr interessante Aufschlüsse. In der Decapolis fand er herrliche Ruinen der Städte Dscherasch (Gerasa) und Gadara (jetzt Om Keis), besuchte Tiberias, Nazareth, zog jenseit des Jordans u. des todten Meeres, wo früher kaum ein Europäer gewesen war, hinab und fand die Ruinen von Amman (Rabbath, Ammon), Rabba (der alten moabitischen Hauptstadt), Hesbon, Medaba u. a. O. Was Seetzen einige Jahre vor ihm nicht gefunden, fand er, nämlich die Ruinen von Wadi Muse (Mosisthal) oder dem alten Petra; auch bestieg er den Berg Nebi Harun, den Hor der Hebräer, auf welchem Aaron verschieden, u. kam den 4. Sept. 1812 nach Kairo. Um sich mit dem afrikanischen Leben genauer bekannt zu machen, unternahm er vor seinen Haupt- einige Nebenreisen. Mit Em-

pfehlungen des Mohammed Ali Pascha reiste er im Februar 1813 von Syene bis nach Tinareh, dem Hauptort in der Provinz Mahaß in Nubien, von wo er aber als Spion des Pascha zurückgeschickt wurde. Auf seiner Rückreise das westliche Nilufer hinunter sah er viele Tempelruinen und griechische Kirchen und Kapellen, noch aus der Zeit stammend, wo Nubien christlich gewesen. Seine zweite, wichtigere Wanderung trat er 1814 als moslemischer Kaufmann mit einer Karawane an, welche jährlich von Oberägypten durch die nubische Wüste nach Sejendi und Sennaar geht. Ungeachtet seiner Maske und Kenntniß der arabischen Sprache und Gebräuche hatte er manche Mißhandlungen zu erdulden. Von Sejendi wandte er sich mit einer Karawane auf einem von Europäern bisher unbesuchten Weg über Berber nach Suakin am rothen Meere, wo er am 26. Juli 1814 ankam. Von da setzte er nach Dschidda über, wurde von dem die Wahabiten bekriegenden ägyptischen Pascha in Taif freundlich aufgenommen und bestand eine Prüfung von zwei sehr gelehrten arabischen Doktoren über das moslemische Gesetz, deren Resultat seine Anerkennung als ein gründlich unterrichteter Moslem war. Von da reiste er nach Mekka, blieb daselbst 4 Monate und schloß sich den 25. November einem Zuge von 80,000 Pilgern zu der heiligen Wallfahrt nach dem Berge Ararat an, wovon er den im Orient hochgeachteten Titel „Hadschi" (Pilger) führen durfte. Im Jan. 1815 besuchte er Medina, lag hier bis zum April am Fieber darnieder, schiffte dann von Jembo an den Sinai und reiste über Suez nach Kairo zurück, wo er den 19. Juni 1815 ankam. Seine letzte Wanderung trat er im Sommer 1816, während die Pest in Kairo wüthete, durch die Halbinsel des Sinai an. Nach Kairo zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit Ausarbeitung seiner Tagebücher, sowie mit mathematischen und naturhistorischen Studien. Seine Briefe aus dieser Zeit an Banks und Hamilton sind voll von Aeußerungen des Mißmuths über den langwierigen Aufschub seiner beabsichtigten neuen Reise. Am 4. Oktober 1817 wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, dem er den 17. desselben Monats unterlag, nachdem kurz vorher die lang ersehnte Fezzankarawane angekommen war und er endlich am Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubte. Er wurde mit allen Ehrenbezeugungen eines Scheikhs und Hadschi's auf dem mohammedanischen Friedhofe beerdigt. In seinem Testamente vermachte er seine orientalischen Handschriften, 350 Bände stark, der Universität Cambridge zum Dank für die dort genossene freundliche Aufnahme. Den kolossalen 300 Centner schweren Memnonskopf hatte er in Verbindung mit Salt und Belzoni früher schon nach England geschickt, wobei er die halben Ueberfahrtskosten getragen. Sein Charakter war gleich hochgeehrt bei den Morgen- und Abendländern, bei den Moslemen und Christen, da er Jedermann durch Edelmuth, Standhaftigkeit, Bescheidenheit, Klugheit, Wahrheitsliebe, überhaupt durch seine Geistes- und Seelenstärke im besten Lichte erscheinen mußte. Seine Reiseberichte, schlicht und ungeschmückt gegeben, übertreffen alle andern an Treue, Genauigkeit und tiefster Gründlichkeit. Keiner hat die arabische Schrift- und Volkssprache so genau gekannt wie B., und nur Seetzen dürfte ihn in Mathematik und Naturwissenschaften überragen. Von seinen geographischen Beobachtungen ist die wichtigste die Bildung des Meerbusens von Akaba. Seine Tagebücher sind im Besitz der afrikanischen Gesellschaft, und es erschienen aus ihnen durch Leake, Sekretär der Gesellschaft: „Travels in Nubia, by the late John Lewis Burckhardt" (London 1819. 2. Aufl. 1822) und „Travels in Syria and the holyland" (das. 1822, deutsch mit philologischen, antiquarischen und geographischen Anmerkungen von Gesenius, Weimar 1823, 2 Bde.); ferner „Travels in Arabia" (London 1829); „Notes on the Bedouins and Wahabys" (das. 1830); „Arabic proverbs, or the manners and customs of the modern Egyptions illustrated" (das. 1831; deutsch, Weimar 1834). Vgl. Beiträge zu B.s Leben und Charakter aus bisher noch unbenutzten Familiennachrichten, Basel 1828.

3) **Karl**, schweizerischer Staatsmann, den 29. Juni 1795 zu Basel geboren, studirte in Heidelberg und Göttingen die Rechte und kehrte, nachdem er noch Frankreich und England bereist, 1820 in seine Vaterstadt zurück. Im J. 1821 wurde er durch das Loos zum Präsidenten des damals neu organisirten Civilgerichts der Stadt Basel ernannt und im folgenden Jahre auch in den großen Rath berufen. Hier gewann er bald hervorragende Bedeutung und wurde als Haupt der jüngern Opposition angesehen, die auf größere Selbstständigkeit des großen Raths, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit &c. drang. Die französische Julirevolution unterbrach diese Bestrebungen. Anfangs Jan. 1831 erfolgte der Aufstand der Landschaft, der durch die großartige Erhebung der Stadt rasch gedämpft wurde. B. veröffentlichte bei dieser Gelegenheit die Schrift: „Basel unter seinen Miteidgenossen" (Basel 1831). Im Aug. 1831 brach der Aufstand wieder aus, dem im Aug. 1833 die Bewältigung von Basel folgte. Von Anfang der Wirrnisse an einflußreich durch seinen Rath, wurde er am 6. Febr. 1832 als Bürgermeister zur Leitung der Geschäfte berufen, die er mit Beharrlichkeit und Ausdauer, Ruhe und Umsicht, Energie und Muth führte. Die von Basel von da ab während 14 Jahren befolgte Politik hatte in B. ihren Mittelpunkt und Träger, besonders die sogenannte eidgenössische Politik. Bei der zunehmenden Spannung in der Eidgenossenschaft richtete sich aber der Haß der Revolutionspartei mehr und mehr gegen ihn. Der sogenannte Käppisturm 1845 war der erste Ausbruch des Gewitters; gefährlicher drohte der Sturm nach dem Falle Genfs im Okt. 1846, der ihn veranlaßte, von seiner Stelle zurückzutreten, worauf er zum Präsidenten des Appellationsgerichts ernannt wurde. Seit 1848 kränklich, ging er nach Pisa, um dort Heilung zu suchen, † aber daselbst am 1. Februar 1850. Von seinen Schriften nennen wir die „Geschichte der baslerischen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen" (Basel 1827) und „Bericht über die Strafanstalten in der Schweiz" (Zürich 1829).

Burdach, 1) **Karl Friedrich**, ausgezeichneter Physiolog der Neuzeit und einer der frucht-

kanten u. geachtetsten Schriftsteller auf dem medicinischen Gebiet, geboren den 12. Juni 1776 zu Leipzig, studirte das. Medicin, lebte dann einige Zeit als praktischer Arzt und Privatdocent daselbst u. beschäftigte sich eifrig mit schriftstellerischen Arbeiten. Im Jahr 1806 ward er außerordentlicher Professor der Medicin, folgte aber 1811 einem Rufe als Professor der Anatomie nach Dorpat und 1815 einem gleichen nach Königsberg, wo er später Senior der medicinischen Fakultät und geheimer Medicinalrath, sowie vorsitzender Rath im Medicinalkollegium wurde und den 16. Juli 1847 †. Hindurchgegangen durch die Schulen der Nervenpathologen, Brownianer, Naturphilosophen und Chemiatriker, verfolgte er eine durchaus selbstständige Richtung. Wohl vertraut mit den philosophischen Lehren Kants, Fichte's, Schellings und Hegels, wußte er seinen gediegenen Schriften ein eigenthümliches philosophisches Gepräge zu geben, wie sie sich auch durch Klarheit und Schärfe der Gedanken und Begriffe, streng logische Form und Gliederung und edle Darstellung auszeichnen. Anfangs nahmen die verschiedenartigsten Disciplinen seine schriftstellerische Thätigkeit in Anspruch, wie seine trefflichen Handbücher über medicinische Encyklopädie und Methodologie, Physiologie, Pathologie und Literatur der Heilkunde beweisen; später widmete er sich aber ausschließlich der Anatomie und Physiologie u. leistete in diesen Fächern Ausgezeichnetes. Unter seinen Schriften führen wir an: „Propädeutik zum Studium der gesammten Heilkunst" (Leipzig 1800); „Beiträge zur nähern Kenntniß des Gehirns" (2 Bde., das. 1806); „Die Lehre vom Schlagflusse" (das. 1806); „System der Arzneimittellehre" (3 Thle., das. 1807—9, 2. Ausgabe, 4 Bde., das. 1817—19); „Literatur der Heilwissenschaft" (2 Bde., Gotha 1810—11); „Encyklopädie der Heilwissenschaft" (2 Bde. und 3. Bds. I. Abtheilung, Lpz. 1810—12, n. Ausg. 1817—1819); „Berichte von der königl. anatomischen Anstalt zu Königsberg" (Königsb. 1818—23); „Vom Baue und Leben des Gehirns und Rückenmarks" (2 Bde., Leipzig 1819—25); „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft" (5 Bde., das. 1826—1835, n. Ausgabe 1839 ff.), ein sehr gediegenes inhaltreiches Werk, mit Beiträgen von K. E. von Baer, Rathke, Ernst Meyer, Joh. Müller, Rudolf Wagner, ein getreues und vollständiges Abbild aller neuern Leistungen auf dem Felde der Physiologie; „De foetu humano" (Leipzig 1828); „Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur" (5 Abth., Stuttgart 1836—1837), ein für das gebildete Publikum bestimmtes Werk; „Gerichtsärztliche Arbeiten" (Bd. 1, daselbst 1839); „Blicke ins Leben" (4 Bde., Leipzig 1842—48); „Umrisse einer Physiologie des Nervensystems" (das. 1844).

2) Ernst, Sohn des Vorigen, geboren 1801 zu Leipzig, studirte in Königsberg, wo er sich habilitirte und gegenwärtig Professor der Anatomie und Prosektor ist, machte sich ebenfalls durch mehre Schriften rühmlichst bekannt. Außer einem „Beitrag zur mikroskopischen Anatomie der Nerven" (Königsberg 1837) bearbeitete er unter dem Titel: „Anthropologie für das gebildete Publikum" (Stuttgart 1847) die nach ihrem anatomischen und physiologischen Theil ganz umgestaltete zweite Auflage von seines Vaters Werk: „Der Mensch 2c.", wie er auch bei dem 6. Bande von dessen „Physiologie" als Mitarbeiter sich betheiligte.

Burdegala (Burdigala), Stadt der Bituriges Vivisci, an der Garumna, in Gallia Aquitania, war schon früh ihres Handels wegen berühmt und Geburtsort des Eutropius, Ausonius u. A. Dieser schildert sie als ein längliches, mit Mauern und hohen Thürmen umgebenes Viereck, 270 Toisen lang, 240 breit, mit 14 Thoren und langen, geraden und rechtwinkligen Straßen. Unfern vom Hafen (Portus Lunae) befand sich eine von den Galliern unter dem Namen Divona verehrte Quelle. Zu B. waren, wie in Rom, Senat und Konsuln, und Sidonius Apollinaris und Auson nennen die Stadt den Sitz der Wissenschaften in Gallien. Wegen seiner Pracht war der Palast des Gallienus berühmt. Aber alle die herrlichen Bauwerke wurden ein Raub der Zerstörung durch die Gothen, Araber und Normänner; das jetzige Bordeaux zeigt nur noch wenig Ueberreste aus der Blüthenzeit des alten B.

Burdett, Sir Francis, Mitglied des englischen Parlaments, berühmter Redner der Opposition, geboren den 25. Jan. 1770, stammte aus einem seit der Zeit Wilhelms des Eroberers in der Grafschaft Derby ansässigen Adelsgeschlecht, studirte auf der Schule zu Westminster und zu Oxford und bereiste unter Leitung des Abbé Jean Baptiste le Chevalier während der französischen Revolution den Kontinent. Seit 1796 bewies er sich durch seine nachdrückliche Beredsamkeit als der furchtbarste Gegner der Minister und, anfangs Gegenstand des Hohns der Tories, nahm er später ihre volle Bewunderung in Anspruch. Seine schon von Walter Scott geschilderte Selbstsucht und sich selbst überschätzende Eitelkeit, der er durch seine eheliche Verbindung mit der Tochter des reichen Bankiers Coutts, wodurch er ein unermeßliches Vermögen bekam, nach Belieben fröhnen konnte, ließ ihn nicht eher ruhen, bis er 1802 in der wichtigen Grafschaft Middlesex ins Parlament gewählt wurde, was ihm 280,000 Thaler kostete. Aber damit noch lange nicht zufrieden, opferte er noch einmal eine gleiche Summe, um 1807 für Westminster gewählt zu werden, welche wichtige Stadt er nun 30 Jahre hindurch, zuletzt mit dem General Evans, einem eifrigen Anhänger des Liberalismus, im Unterhause vertheidigte. Obgleich ihm nur die Gemeinplätze der Reformer und die Geläufigkeit der Rede, keineswegs aber die Geistesgröße Pitts, Fox' und Cannings zu Gebote standen, so behauptete er doch stets die Opposition gegen sie, verlangte die Umgestaltung der Wahlgesetze, geheime Abstimmung, drei-, ja sogar einjährige Parlamente und überhaupt als Ultraradikaler die wichtigsten Reformen. Mit der Durchsetzung der Reformbill war auch seiner Wirksamkeit ein Ziel gesteckt, denn seine Kraft bestand nur im negativen Princip, der positive Aufbau war ihm unmöglich. Er war nur gewohnt, den Unzufriedenen mit der Regierung zu spielen, ein Mann des Volkes den

Ministeriellen gegenüber, aber nie selbst Ministerieller zu seyn. Die Reformpartei kam aber nun zur Regierung und seine Opposition, seine einzige Lebensluft, war am Ende. Da ihm überdies nicht einmal Theil an jenem Siege zugesprochen wurde, so trat er nun zu den Tories über und entsagte also äußerlich allen Grundsätzen seines früheren Liberalismus, bloß und allein, um nur wieder opponiren zu können. Von Seiten seiner frühern Konstituenten drang man in Erwägung seiner principlosen Repräsentation und seiner körperlichen Gebrechlichkeit darauf, daß er seinen Sitz im Parlament aufgebe. Sein heftigster Feind war der Radikalreformer Leader. Ein abermaliger Aufwand von 42,000 Thalern ließ ihn nochmals siegen. Aber da das von ihm angewandte Mittel allbekannt und somit seine Ehre kompromittirt war, so trat er bei der neuen Wahl beim Antritt der Regierung Victoria's freiwillig zurück (im Juli 1837). Sein Podagra mußte nur den Vorwand abgeben für seine Furcht vor einer Wahlniederlage, denn er ließ sich im August desselben Jahres schon wieder für Nordwiltshire wählen. Dies setzte er vermöge einer von ihm mit Knitteln und Fahnen versehenen völlig organisirten Bande durch, die er noch dazu, alle Pferde der Stadt und Umgegend miethend, damit seine Gegner mit ihren Anhängern nicht zur Wahl fahren oder reiten konnten, beritten machte. Auf den Trümmern der Hustings, die unter seinen Füßen zusammengestürzt waren, verkündigte er nun mit einer früher nicht gezeigten Energie den Torysmus. Er † zu London den 22. Jan. 1844; sein Titel u. seine Güter gingen auf seinen Sohn Sir Robert B. über. Seine Tochter, Angela, 1811 geboren, wurde von der 1837 verstorbenen Herzogin von Albans, der frühern Gattin des Bankiers Coutts, als Universalerbin eines Vermögens von 1,800,000 Pfd. Sterl. eingesetzt. Der Herzog erhielt bloß ein Legat und einen nach seinem Tode zur Hauptmasse zurückfallenden Jahrgehalt von 10,000 Pfd. St.

Burdwan, Stadt in der britisch-ostindischen Provinz Bengalen, mit 54,200 Einw. u. starken Baumwollenwebereien, ward im Kampfe der Afghanen und Mongolen um den Besitz Bengalens oft gewonnen und wieder verloren, war am Ende des 17. Jahrhunderts die Residenz des Fürsten Azeem Ooshan, Aurengzebs Enkels, des damaligen Gouverneurs von Bengalen, welcher die Stadt verschönerte u. daselbst eine Moschee baute. In ihr befindet sich das Grab des Ibrahim Sukka, eines berühmten mohammedanischen Heiligen.

Bure, in der nordischen Mythologie Vater Bors, Großvater Odins, Wile's und We's. Von dem Lecken der Kuh Audumbla an den mit Reif u. Salz belegten Steinen entstand am ersten Tage das Hauptbaar eines Mannes, am zweiten ein Haupt u. am dritten eine vollendete Gestalt, u. dies war B.

Bureau (franz.), Zähltisch, Schreibtisch, dann Geschäftsstube; besonders Gerichtsstube, namentlich der Theil eines Amtslokals, welcher durch die Schranken von den Parteien geschieden ist und wo gewöhnlich die Registratur ihren Platz hat. Auch heißt so jede den öffentlichen Verkehr befördernde Behörde, z. B. Zollbureau, Postbureau 2c.; vergl. Bureaukratie.

Bureauchef, in der französischen Behördenverfassung der Präsident einer Abtheilung des Ministeriums, s. v. a. bei andern Ministerien Sektionschef, Abtheilungsdirigent.

Bureau de commerce, Handelsbureau, hie u. da s. v. a. Handelsgericht; in Frankreich ein Handelskollegium, aus Sachverständigen zusammengesetzt, die das Wohl des franzöſ. Handels zu wahren haben.

Bureaukratie, neufranzösisches Wort von fehlerhafter Bildung, in sofern es aus dem französischen Wort bureau, d. i. Geschäftsstube, Expedition, und einem altgriechischen Worte, welches Herrschaft bedeutet, gebildet ist. Man versteht darunter im wissenschaftlichen Sinne etwas Anderes, als im gewöhnlichen Sprachgebrauch, nämlich eine Einrichtung im Staatsverwaltungssystem, nach welcher ein od. mehre Zweige der Administration von einem einzigen Staatsbeamten, lediglich nach seinem Gutdünken und unter seiner Verantwortlichkeit, in einem Bureau geleitet werden. Das Bureau ist alsdann, nach kaufmännischem Begriffe, das Kontor des Staatsbeamten. Der Bureauchef wählt, besoldet und entläßt nach seiner Ueberzeugung das unter ihm arbeitende Dienstpersonal, die nothwendige Folge von dem Grundsatz, daß er, nicht sie dem Staate für die Konsequenzen des eingeschlagenen Geschäftsganges verantwortlich ist. Nur die Sekretäre der Bureaux werden (in Frankreich von den Unterpräfekten) von Staatswegen ernannt, um wenigstens in Zeiten der Abwesenheit des Chefs Leitung und Verantwortlichkeit der Geschäfte übernehmen zu können. Die Ministerialbureaux zerfallen in so viele Haupttheile (Divisionen), als die Ministerialgeschäfte, und die Divisionen wieder in Unterabtheilungen, Bureaux im engeren Sinne. Der Vorstand des Bureaus trägt dem Vorstand seiner Division und dieser dem Minister vor, so daß auch die Divisionen als Unterbehörden des Ministeriums agiren. Die Bureaukosten trägt der Staat, und es werden dafür den Staatsbeamten neben ihren Gehalten noch bestimmte Summen angewiesen. In Frankreich, dem Vaterland der B., erhielt sie erst unter dem Kaiserreich ihre volle Ausdehnung. Vor der Revolution war zwar die Provinzialverwaltung ganz bureaumäßig organisirt, die Intendanten hatten umfassende Amtsgewalt; dagegen war das Steuerwesen in dem Cours des aides und den Chambres de comptes kollegialisch geordnet, ebenso die Rechtspflege in den höheren Instanzen. Die Revolution suchte eine kollegialische Selbstverwaltung über alle Provinzen auszudehnen. Napoleon ergriff das Gegentheil, und dazu hat dreierlei beigetragen: erstens das Eroberungssystem Napoleons, welches eine ungeheuere Thätigkeit in dem Verwaltungsfache nöthig machte; zweitens das Centralisationssystem, das überall an die Stelle des Ortsverwaltungssystems trat; drittens die Nothwendigkeit, in welcher sich die Regierung wähnte, allen Bedürfnissen und Exigenzen jener hinfälligen Aristokratien, die sie ererbt hatte, und die, während sie mit der einen Hand empfingen, beständig die andere ausstreckten, zu genügen. Napoleon, der alle ihre persönlichen Aussichten auf Vermögen

und Ehre zu seinem Nutzen wenden wollte, vermehrte die Einkünfte des Staates durch die Vermehrung der Abgaben und konnte dann die „Armee der Besoldeten", wie man sie nannte, in seinen Sold nehmen. Später, und während jener so raschen Aufeinanderfolge von Regierungen u. todtgebornen Ministerien, deren Liste mit jedem Tage zunahm, stürzte ein jedes von denen, die auftauchten, nach seinen Interessen und Leidenschaften das unzählige Personal von Angestellten um, das von der frühern Ordnung der Dinge einigermaßen verheimlicht wurde. Damals wurde der Ausdruck B. synonym mit Mißbrauch, Sinekure, Ueberzahl von Aemtern, und die Benennung Bureaukrat gleichbedeutend mit „verkäufliche Waare". Außer diesen Anklagen, deren Grund zunächst in einer fehlerhaften Anwendung und Ausdehnung des Bureausystems zu suchen ist, erhob man jedoch auch gegen das Wesen der B. folgende Einwendungen. Die Verwaltung, sagt man, ist eine Erfahrungswissenschaft, deren Grundsätze mühsam erworben und nach den Oertlichkeiten modificirt werden müssen; daher hat sie Behörden nöthig, in welchen sich die Grundsätze verewigen, und in keinem Falle können diese Resultate langjähriger Amtsbeobachtungen ohne allgemeinen und individuellen Nachtheil der Meinung eines einzigen Verwaltungschefs preisgegeben werden. Die Verwaltung, behaupten ferner diese Gegner der B., verlangt ein gründlich durchdachtes Verfahren, und nur in den seltensten Fällen ein rasches Durchfahren; auch sind sie der Meinung, daß eine der Hauptgefahren des Bureausystems darin bestehe, daß es Eigenmacht u. Willkür begünstige, den Rechtsgenuß und das Gefühl des Gesetzesschutzes bei den Bürgern gefährde, das Ehrgefühl der Staatsdienerschaft schmälere und ihr die Bedeutung von Hausbedienten gebe; daß es ferner die Staatsgeschäfte wie in öffentlicher Versteigerung an Diejenigen bringe, welche sich um den niedrigsten Preis zu dem Bureaudienst hergeben, und daß es deshalb zu handwerksmäßigem Betreiben der Geschäfte führe u. dgl. m. Das entgegengesetzte Verwaltungssystem, das kollegialische, unterliegt jedoch, wenn es in gleicher Einseitigkeit wie das Bureaukratische gehandhabt wird, nicht minder schweren Anklagen. Zunächst ist eine zu große Langsamkeit und Förmlichkeit in der Verwaltung unzertrennlich mit ihm verbunden; die Beschlüsse, welche aus den Abstimmungen hervorgehen, müssen nothwendig in den häufigsten Fällen Resultate einer Kombination verschiedenartiger Grundsätze, einer Mischung abweichender Systeme seyn und dadurch die Wirksamkeit der beschlossenen Maßregel gleich in der Wurzel zerstören. Derselbe Mangel der Einheit des Systems begünstigt eine fortdauernde Halbheit im ganzen Geschäftsgang und tritt namentlich einer nationalen Kraftentwickelung u. durch ihre Gleichmäßigkeit heilsamen Gesammtbildung störend entgegen ꝛc. Die schädlichsten Folgen des Kollegialsystems, besonders in großen Staaten, sind aber jene ansehnlichen und mächtigen Korporationen, welche daraus hervorgehen, wie z. B. im alten Frankreich die Parlamente, die dann durch eine beharrlich behauptete Opposition des Esprit de corps auch den besten Maßregeln der Regierung feindlich entgegentreten können. Welche Angriffe der kollegialischberathende u. beschließende Hofkriegsrath in Wien wegen seiner Verfügungen hat erfahren müssen, ist bekannt. Eine Vergleichung beider Systeme führt zu der Ueberzeugung, daß nur eine angemessene Vereinigung beider den Staatszweck möglichst fördern könne und daß nur eine vernünftige Preßfreiheit den Uebelständen und Ausartungen beider Systeme siegreich entgegenzutreten vermöge. In England arbeiten zwar alle Ministerien in Bureaux und die Sheriffs' stehen an der Spitze der Grafschaften; aber gleichwohl bildet die Preßfreiheit eine unbestechliche Kontrole und die Gemeindeverfassung hat eine solche Kraft in den einzelnen Gemeinden, in den Grafschaften durch die Quartalsessionen der Friedensrichter, in der Jury, sowie in der großen Reichsgemeinde, dem Parlamente, daß man die Nachtheile der B. nicht einmal bei den Gerichten stark empfindet. Mit dem Gerichtswesen muß aber die B. ihrer Natur nach unvereinbar bleiben.

Bu Regreg (Beregreb, Burargag), afrikanischer Fluß in Marokko, entspringt auf dem Atlas und fällt, von dem Vieroo und Concron verstärkt, zwischen Sake und Rabat in den atlantischen Ocean.

Buren, Martin van, ausgezeichneter Staatsmann, Redner u. Repräsentant des Volks der Vereinigten Staaten, welchen die Engländer wegen seiner Geschmeidigkeit in den Unterhandlungen und seines unerschöpflichen Fonds politischer Schlauheit den „amerikanischen Talleyrand", die Amerikaner selbst im Gegensatz gegen den „Old Hokery" (den Wallnußbaum), den rauhen strengen Jackson, die „Slippery-Elm" (die Schlüpfsulme) nannten, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, der nicht Krieger war, sondern ein Sohn des Friedens. Er wurde am 5. December 1782 zu Kinderhook, einer holländischen Kolonie am Hudsonflusse, als Sohn holländischer Emigranten geboren, die sich in Neu-Niederland, dem Kern des Staates Newyork, niedergelassen hatten. Sein früh gereiftes Talent wurde durch die beiden ausgezeichneten Advokaten Sylvester, dessen Schüler er schon in seinem 15. Jahre war, und P. W. van Neß in Newyork für das demokratische Princip gewonnen und so schnell ausgebildet, daß B. bereits 1803 in seiner Vaterstadt eine beträchtliche Advokatur erhielt. Im Jahre 1808 erhielt er sein erstes Staatsamt, verlor es aber durch den Sieg der Aristokraten über die Demokraten 1813, nachdem ihn 1812 die Wahl zum Mitglied des Senats des Staates Newyork getroffen hatte. Sein Talent zeigte sich in seinem wahren Glanze, als es sich 1813 um Krieg oder Frieden der Vereinigten Staaten mit dem Mutterlande handelte. Seine hinreißende Beredsamkeit brachte damals den Aristokraten die vollkommenste Niederlage bei; zum Lohne für diese in den zahlreichen Konferenzen der Abgeordneten beider Häuser der Legislatur bewährte Treue ernannte ihn seine Partei 1815 zum Generaladvokaten, 1816 zum Senator und 1821 zum Mitglied des Kongresses in der Bundesstadt Washington. B. ward von nun an der Brennpunkt aller demo-

kratischen Richtungen. Er war es auch, der die Wahl Jacksons zum Präsidenten durch die Macht seiner Beredsamkeit durchsetzte. Das Haus der Repräsentanten hatte sich in kurzer Zeit daran gewöhnt, ihn aus jedem parlamentarischen Kampf als Sieger hervorgehen zu sehen. Im Jahr 1827 wurde B. zum zweiten Male Mitglied des Kongresses, gegen Ende 1828 Gouverneur von Newyork. Im Frühjahr 1830 erhielt er von Jackson das Amt eines Staatssekretärs der innern und äußern Angelegenheiten und blieb auf diesem Posten bis zur Auflösung des Kabinets 1831, in welchem Jahre er, dessen freundschaftliches Verhältniß zum Präsidenten nicht die geringste Störung erlitten hatte, als Gesandter nach London ging. Seine Mission war jedoch von kurzer Dauer, denn da der Senat, in welchem die Whigs die Stimmenmehrheit besaßen, dieser Gesandtenwahl seine Genehmigung verweigerte, so erhielt B. kurz nach seiner Ankunft in England den Befehl zur Rückkehr. Er benutzte seine diplomatischen Ferien zu einem Besuch in seinem eigentlichen Stammlande, Holland, wo er vom König höchst ehrenvoll empfangen wurde. Nachdem Jackson im Frühjahr 1833 zum zweiten Male den Präsidentenstuhl bestiegen hatte, wurde B. mit einer Mehrzahl von 140 Stimmen zum Vicepräsidenten gewählt und trat nun als Präsident an die Spitze desselben Senats, der seine Zurückberufung von London bewirkt hatte. In dieser Zeit geschah es, daß die Föderalisten unter dem Namen der Nationalrepublikaner ihre aristokratischen Bestrebungen unter dem Mantel eines Nationalverbesserungssystems verbargen und, Henry Clay an der Spitze, Jackson entgegentraten. Es ward auf nichts weniger hingearbeitet, als den Demokratismus vollkommen zu vernichten und des Volks Souveränetät an die Kaufleute, Spekulanten und Bankaktionärs als Domäne zu verkaufen. Die Art und Weise, wie Henry Clay seinem Princip den Anschein des Nutzens für Gewerbe, Handel und Ackerbau zu geben wußte, verschaffte ihm vorzüglich im Westen viele Anhänger. Die Theorie war die des Centralisationssystems, durch Anlage von Straßen die verschiedenen Staaten mehr zu vereinigen. Diesmal ließ sich sogar der staatskluge B. von dem grellen Schein der „National Improvements" blenden und entlockte den Aristokraten bereits einen Schrei des Triumphs, als er selbst (1833) eine Summe von 300,000 Dollars aus der Staatskasse zu dem begonnenen Nationalstraßenbau durch Pennsylvanien, Ohio und Kentucky verwilligte. Jackson durchschaute jedoch augenblicklich die Absicht der Föderalisten, und durch seine offene Behauptung, daß weder die Regierung noch eine Partei das Recht habe, das Volk mit seinem eigenen Gelde zu bestechen, zerriß er mit einem Male das so geschickt und sicher gesponnene Lügennetz. Auch B. bekannte nun seine Täuschung, und die von ihm ausgesprochene Mißbilligung jener Theorie benahm fortan der föderalistischen Partei allen öffentlichen Einfluß. B. blieb ferner der treueste Anhänger des jacksonschen Systems, und die wichtigsten Gegner desselben, Henry Clay, Webster und Calhoun, scheiterten, als sie es unternahmen, B.s Ansehen in ihren öffentlichen Reden, besonders im Senate, zu untergraben, abermals mit ihrer List an der Gewandtheit B.s, und dieser, schon 1835 von Jackson vorgeschlagen, ward 1837 wirklich zum Präsidenten gewählt. Mit einer absoluten Mehrheit von 24 Stimmen siegte er über seine drei Mitbewerber Clay, Webster und Harrison und war der erste Präsident aus dem Staate Newyork. Er behielt streng das Princip seines Vorgängers bei, nur steckte er sich das Ziel, nicht durch Siege auf dem Schlachtfelde, sondern durch kluge Diplomatik und durch die Macht seines Civilismus Triumphe zu feiern. Eine seiner größten Maßregeln, die des Subtreasurysystems, welches seine Verwaltung vorzüglich auszeichnet, hat bittere Angriffe erlitten und wurde erst im Juli 1840 zum Gesetz erhoben. Man hatte nämlich früher einer oder mehren Banken die eingehenden Staatsgelder übergeben, welche nun von diesen nach eigner Willkür in Umlauf gebracht wurden, bis sie auf einmal sich für zahlungsunfähig erklärten und die Regierung, welche bereits 28 Millionen Dollars bei ihnen deponirt hatte, dadurch in die größte Verlegenheit stürzten. Jetzt wurde die Gefahr und Unklugheit solcher Einrichtung und somit die schon längst von B. geschehene Warnung klar, der nun jenes von den Banken unabhängige System der Erhebung, Aufbewahrung und Verausgabung der Einkünfte vorschlug, indem er zugleich in einer vom 4. Juli 1840 datirten Zuschrift an die demokratische Konvention von Kentucky auseinandersetzte, daß mit der Uebergabe der Gelder an die Banken für diese noch nicht die Erlaubniß mit eingeschlossen gewesen sey, sich jener zu bedienen, daß aber diese nach u. nach die Gelder der Regierung eben so behandelt hätten, wie die der Privaten. Durch B.s Festigkeit ward damals vielleicht ein Staatsbankerott abgewendet. Durch seine Maßregeln hob sich auch der Handel der Vereinigten Staaten wieder: man fühlte die Nothwendigkeit, vorerst die alten Schulden zu bezahlen, ehe man neue machte; auch betrug die Waareneinfuhr von 1840 fast 27 Millionen weniger, als die Ausfuhr. Jedoch war die Erschütterung zu gewaltig gewesen; auf B. fiel ein großer Theil des Hasses, der billigerweise allein auf die Banken hätte fallen sollen, und dem hat B. zu verdanken, daß er nicht wieder zum Präsidenten gewählt wurde. Als er bei der Präsidentenwahl von 1844 als Kandidat vorgeschlagen wurde, ward namentlich das Mißtrauen der Sklavenstaaten gegen ihn rege, so daß der in Baltimore zusammenberufene demokratische Kongreß mit Uebergehung B.s Polk zum Kandidaten der Partei ernannte, der auch wirklich zum Präsidenten erwählt wurde. Dadurch entstand eine Spaltung unter den nördlichen Demokraten, von denen ein Theil sich mit den Whigs vereinigte u. die Partei der Freibodenmänner (Freesoilers) bildete. Dieselbe berief einen Konvent zu Utica in Newyork, in dem B. einstimmig zum Präsidentschaftskandidaten für 1848 erklärt wurde. B. nahm die Wahl an, erlag aber dem Siegesruhm des Generals Taylor. Sein Sohn, John van B., bereiste 1838 England u. war bis 1844 einer der beliebtesten Redner der Demokraten im Staate Newyork, erklärte sich zuerst von dieser Partei für die

Freiheit des Bodens und scheint auch seinen Vater bewogen zu haben, sich der Freesoilagitation anzuschließen. Durch eine heftige Rede gegen das Sklavereisystem, die er in einem 1848 zu Cleveland in Ohio gehaltenen Meeting hielt, rief er im Süden eine große Erbitterung der Antiabolitionisten gegen sich hervor.

Burg (von bergen), ursprünglich jeder durch Wall, Graben und Mauer befestigte Platz, dann insbesondere ein solcher aus dem Mittelalter herrührender Bau, welcher als Wohnsitz eines adeligen Geschlechts diente. Diese B.en waren entweder Wasserburgen oder Höhenburgen. Jene lagen in der Ebene und waren geräumige, viereckige oder auch unregelmäßig angelegte Gebäude mit dicken Rundthürmen an den Ecken und rings von tiefen und breiten Wassergräben umgeben, über welche eine Zugbrücke in den Burgraum führte. Dergleichen Wasserburgen sind, da sie von Natur nicht sehr fest seyn konnten, entweder zerstört oder im Laufe der Zeit in Edelsitze umgestaltet worden. Sie fanden sich vornehmlich in der norddeutschen Ebene. Höhenburgen zeigt schon der Harz; besonders zahlreich aber sind sie am Rhein, sowie durch ganz Süddeutschland. Meist auf Bergkuppen oder steilen Vorsprüngen gelegen, sind sie von einem trockenen Graben umgeben, der den Burgfrieden bisweilen durch tiefen Spalt von der Umgebung scheidet. Diese Höhenburgen, welche man vornehmlich unter B.en versteht, theilten sich wieder in Hofburgen oder in Fürstensitze von umfassender Anlage und in Burgställe oder eng zusammengedrängte feste Wohnhäuser der Ritterschaft. Eine vollständige Hofburg hatte eine Umgebung von Mauerwerk oder Pfahlwerk, Zingeln (vom lat. cingere) genannt. Diese Zingeln waren in der Regel nicht mit Zinnen, sondern mit einfacher Brustwehr versehen und von einem oder mehren Thoreingängen durchbrochen, welche von zur Seite vorspringenden Thürmen vertheidigt wurden. Zwischen den Zingeln und der inneren Mauer war ein freier Raum, der Zwinger (Zwingelhof, Zwingolf) genannt, welcher zum Theil wohl auch mit Ställen und Wirthschaftsgebäuden umgeben war und den durch einzelne in der Umfassungsmauer angebrachte Thüren geschützten Viehhof enthielt, zum Theil aber auch den nöthigen Raum zu ritterlichen Uebungen darbot, immer aber nur als Vorhof der eigentlichen B. betrachtet ward, welche meist höher gelegen und stärker befestigt, auch durch einen Graben von dem Zwinger geschieden war. Eine Zugbrücke (Schiffbrücke) führte zu dem auf einem festen in den Graben vorspringenden Mauerwerk ruhenden, ein Steingewölbe bildenden Thor (Porte), über dem die Mauer mit Zinnen versehen war, hinter denen sich ein bedeckter, nach dem Innern der B. zu offener Gang (die Wer oder Letze) hinzog, von wo aus man durch Lucken mit Armbrusten schießen oder mit Steinen werfen konnte. Durch die Porte gelangte man entweder unmittelbar in den Burghof oder zuvor erst noch in einen zweiten Zwinger, welcher, häufig kaum wegbreit, auf der einen Seite von der Burgmauer, auf der andern von den im Burghof befindlichen Gebäuden gebildet ward. Von diesem inneren Zwinger, der manchmal nicht um die ganze B. herumlief, oder auch zum Theil in einen Baumgarten umgeschaffen war, gelangte man durch einen offenen, hallenartigen, mittelst Fallgittern (Siegetore) verschließbaren Durchgang in den inneren Burghof. Von den diesen umgebenden Gebäuden nahm der Palas als das Hauptgebäude in der Regel eine ganze Seite des Hofs ein; fürstliche und königliche B.en aber, welche fortwährend für Hunderte von Rittern hinreichenden Raum bieten mußten, hatten mehre solcher gewöhnlich zweistockigen Gebäude. Das gewölbte Parterre enthielt Vorrathskammern, Bier- und Weinkeller u. dergl., das obere Stock aber den Saal, das Hauptgemach der ganzen B., den Versammlungsort der Männer, worin sich nur bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Empfang von Fremden ꝛc. auch die Frauen einfanden. Eine Treppe (die Greden) führte aus dem Hofe zu dem Saale empor. An den beiden Längenseiten, deren eine zuweilen in die äußere Burgmauer eingefügt seyn mochte, war das starke Mauerwerk durch Fenster mit tiefen Nischen, welche Sitze enthielten, unterbrochen. Von der einen Fensterreihe sah man in den Burghof, von der andern auf den Reitplatz im Zwinger oder ins freie Land hinaus. Die Decke war durch quer übergelegte Balken gebildet, über denen sich alsbald das Dach erhob. Manchmal war der Saal auch gewölbt und von Holz- oder Steinsäulen unterstützt. Der Fußboden war wohl meist mit Estrich oder Steinplatten belegt, über welche man Teppiche breitete, oder Binsen und duftende Blumen streute. Bei kostbarer Ausschmückung waren auch die Wände mit Teppichen oder Tapeten (Stückelachen) beschlagen. An den Giebelseiten des Palas und mit demselben durch Thüren verbunden waren kleinere Gemächer, die Kemenaten, die öfters noch reicher ausgestattet waren, als der Saal selbst. Aeußerlich hob sich der Palas meist durch sein mit bunten Ziegeln belegtes Dach hervor. Einen prachtvollen Palasbau beschreibt Wolfram von Eschenbach im Parcival. Für die Frauen war meist ein eignes Gebäude des Burghofs bestimmt, das vorzugsweise die Kemenate genannt wird und wenigstens drei Abtheilungen, eine für die Herrin und deren nächste Angehörigen, eine für die Dienerinnen und eine dritte, gewöhnlich das Gadem genannt, für Besorgung der weiblichen Arbeiten enthielt. Das zweite Hauptgebäude einer jeden B., der sogen. Berchfrit (Berfrid, beffroi), war ein hoher runder oder viereckiger Thurm, der in der Regel freistehend auf einem kühnen Vorsprunge des Burgraums errichtet war. Derselbe hatte zu ebener Erde keinen Eingang, sondern im ersten Stock, wohin von außen eine Treppe führte, die hinweggenommen werden konnte. Der untere, von außen nicht zugängliche Raum enthielt einen Brunnen oder ein Gefängniß, das Burgverließ, in welches die Gefangenen von oben herabgelassen wurden. Die oberen Stockwerke enthielten Gemächer, welche als letzter Zufluchtsort der Belagerten dienten. Im Dachgeschoß wohnte der Thurmwart. Die Küche war in größeren B.en ein abgesonderter, geräumiger Bau, welcher zugleich auch als Wohnung des Küchengesindes diente. Außerdem um-

gaben den Burghof noch Vorrathsgebäude, Wohnungen für die oft zahlreich einsprechenden Gäste, Rüstkammern, das sogenannte Schnitzhaus zur Anfertigung von Waffen ꝛc. Den Blick in die Ferne boten die Zinnen, die in die starken Umfassungsmauern gebrochenen überwölbten Fensternischen oder Lauben, sowie auch künstlich angehängte Erker. Endlich befand sich wohl in jeder größern B. auch eine Kapelle, die, meist eng und klein, mit dem Chor nach Osten gerichtet und auch gewöhnlich an der Ostseite des Burghofs gelegen war. Jede B. hatte einen tiefen Ziehbrunnen, der oft bis zur Sohle des benachbarten Thals oder Flusses hinabging. Unter den Gebäuden zogen sich Keller hin, zuweilen von bedeutender Ausdehnung und mitunter auch zur Aufnahme Flüchtiger bestimmt. Die ältern Hofburgen zeigen naturgemäß den Rundbogen, dessen schwerere Formen zugleich dem Zwecke der Festigkeit und des Schmuckes entsprechen. Die leichter aufstrebenden Formen des gothischen Styls finden sich selten an Burgbauten, am prächtigsten an denen des Deutschherrenordens in Preußen. Nicht selten bildeten größere Hofburgen gleichsam die Citadelle einer Stadt und schlossen sich an die Befestigungen derselben an, wie unter andern die Kaiserpfalz zu Oppenheim, die B. zu Nürnberg ꝛc. Diese Kaiserpfalzen entsprechen wenig den phantastischen Bildern, welche die Dichter des Mittelalters davon entwerfen; abgesehen von der Schmucklosigkeit, fällt besonders die dürftige Enge derselben im Vergleich mit der Ausdehnung moderner Fürstenschlösser auf, was sich aber besonders daraus erklärt, daß diese Hofburgen als feste Bauten sich auf einen möglichst engen Raum, der meist durch die Lokalität geboten war, beschränken mußten. Unter dem Ausdruck Burgställe pflegte man die kleineren, lediglich auf Vertheidigung eingerichteten B.en zusammenzufassen, die zugleich als ständiger Wohnsitz des Besitzers dienten. Sie waren von weit beschränkterem Umfang nicht nur wegen der geringen Mittel der Besitzer, sondern auch wegen ihrer Lage auf dem engen Raum eines Felsens (daher das „Stein" in vielen Burgnamen). Aus fünf Stücken bestand aber auch die kleinste B., nämlich aus der Umfassungsmauer, welche jedoch ganz oder zum Theil durch steinerne Wohngebäude ersetzt werden konnte, dem Berchfrit, dem Palas für die Männer, der Kemenate für die Frauen und der Küche für das Familienleben überhaupt. Da nun diese drei letzteren Lokalitäten sich in den verschiedenen Geschossen des Berchfrits anbringen ließen, so war in der That zu der kleinsten B. nichts weiter nöthig, als eine Umfassungsmauer und der Berchfrit. Hatte dieser nicht zu ebener Erde, sondern einen Stock höher seinen Eingang, so trat man zuerst in die Küche; von da führte in den dicken Wänden eine schmale Treppe in das Obergeschoß, während an anderen Stellen tiefe Wandschränke und verschließbare Bettstellen für die Mägde angebracht waren. Noch eine Treppe höher war die Kemenate, welche einen großen Ofen, einen großen Bettstall und Wandschränke enthielt. Noch einen Stock höher war der Trinksaal oder Palas mit weniger dicken Wänden, einem Kamin und vielen Fenstern, hier und da wohl auch mit Erkern und einer hölzernen Treppe in den obersten Raum des Thurms, wo auch noch für Knappen und Wächter Platz war. Das Erdgeschoß des Thurmes enthielt gewöhnlich einen Brunnen u. ward außerdem als Keller, Speisegewölbe, wohl nach Umständen auch als Gefängniß benutzt. Eine außen angebrachte, leicht wegnehmbare hölzerne Treppe führte von dem Hofe in die Küche. Die nöthigen Ställe ꝛc. waren an der Umfassungsmauer angebracht. Dies die einfachsten, engsten, nur aus einem Thurme und aus einem Hofe bestehenden B.en. Verlangte die Gegend zu ihrer Uebersicht keine hohen Bauten, so dehnten sich solche Berchfrite wohl auch in die Breite aus und gestalteten sich zu thurmartigen Wohnhäusern. Zu größeren Wirthschaftsgebäuden, Viehhöfen, Reitplätzen, mangelte meistens der Raum. Manchmal aber findet sich in kleineren B.en noch ein zweiter Berchfrit für den Wächter und das Verließ. Einzelne Theile der B. waren auch öfters in den lebendigen Fels eingehauen. Bei vielen überrascht die Kühnheit, welche Gebäude auf Felsenspitzen zu gründen wagte, die nur dem Adler zugänglich erschienen, wie die in verschiedenen Gegenden Deutschlands vorkommenden B.en mit Namen Falkenstein ꝛc. andeuten. Kühne Burgbauten dieser Art sind die meisten Ruinen des Rheinthales von Bingen bis zum Drachenfels, der Rheingrafenstein bei Kreuznach, Altenahr bei Bonn, das „Schwalbennest" Landschaden bei Heidelberg u. A. Mit Vervollkommnung des Schießgewehrs und der Geschütze wurden die B.en wehrlos, und mit dem Ritterwesen schwanden allmählig auch diese Bauten, die durch die Bauernkriege und den dreißigjährigen Krieg in Masse zerstört wurden. Die Schlösser des Adels stiegen in die Ebenen herab und breiteten sich behaglich zu offenen Edelsitzen aus.

Burg, 1) Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, an der Mündung des Burbachs in die Wupper, zum Theil auf einem Berge liegend, mit altem Schlosse, hat 1500 Einwohner, welche namentlich baumwollene und wollene Decken verfertigen (jährlich 50—60,000 Stück), war ehemals Residenz der Grafen vom Berge. — 2) Kreisstadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I., an der Ihle, wichtiger Manufakturort, hat außer 5 Kirchen eine höhere und niedere Bürgerschule, ein Hospital, Armen- u. Waisenhaus ꝛc. u. gegen 17,000 Einwohner, die neben bedeutendem Wollenhandel, Zeuchdruckerei, Brauerei, Färberei und Leimsiederei ꝛc. hauptsächlich Tuchfabrikation (in mehr als 80 Fabriken) und Tabaksfabrikation, sowie ansehnlichen Ackerbau (hauptsächlich auf Hopfen, Eichorien, Tabak und Kardendisteln) und Viehzucht treiben. B. kommt schon im 12. Jahrhundert als ansehnliche Tuchniederlage vor u. scheint deshalb eine Gründung von Rheinländern und Holländern gewesen zu seyn. Später gehörte B. zum Markgrafenthum, wurde dann von den magdeburger Erzbischöfen behauptet, bis es 1635, in Folge des prager Friedens, an Kursachsen kam, von dem es 1687 gegen Abtretung anderer Aemter an Brandenburg kam. In Aufnahme kam die Stadt besonders durch die Einwanderungen

vertriebener Wallonen, Pfälzer und Franzosen (1688 ff.).

Burgau, Stadt in dem bayerischen Regierungsbezirk Schwaben u. Neuburg, an der Mindel, mit Schloß, Hospital und 2100 Einwohnern, welche Gerberei und Leimsiederei betreiben.

Burgbann, die Gerichtsbarkeit (Bann) eines Burgbesitzers in der Umgegend seiner Burg (s. Burgfriede), oder die einer Stadt über das Weichbild. Auch Klöster, Stifter, die ja auch meist mit Mauern umgeben waren, hatten eigene Gerichtsbarkeit unter dem Namen B.; s. Burgding.

Burgbernheim, Flecken im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, mit Schloß u. 1400 Einwohnern, welche Gartenbau, Gerbereien und Viehhandel treiben. In der Nähe ist das mineralische Wildbad mit 5 Quellen u. als Badeort schon von Karl dem Großen, Lothar II., Heinrich IV. mit Privilegien versehen. Die Quellen nähern sich den Kalksäuerlingen, enthalten schwefelsaure Talkerde, salzsaures Kali, kohlensauren Kalk, Kieselerde, Eisenoxyd u. viele Kohlensäure, und werden bei Gicht, Lähmungen, Kontrakturen, Steinbeschwerden, chronischen Hautausschlägen, Nervenschwäche 2c. gebraucht.

Burgding (Burggeding, Burding), die Ausübung der Gerichtsbarkeit in der Burg oder Stadt und ihrem Bezirk (s. Burgbann), wobei innerhalb der Burg (intra muros), auf Kirchhöfen, unter dem Rathhause der Städte Gericht gehalten ward, im Gegensatz zu den Grafen- und Landgerichten, die auf freiem Felde (unter Eichen) Statt fanden. Auch heißt so die durch Glockenschläge vom Bürgermeister und Rath auf das Rathhaus berufene Bürgerversammlung zur Besprechung des städtischen Interesse.

Burgdorf, 1) Amtsstadt in der hannöverischen Landdrostei Lüneburg, südwestlich von Celle, an der Aue, sonst mit Wall u. Graben, altem Schloß, jetzt Amthaus, und 2500 Einwohnern, welche Tuchweberei, Branntweinbrennerei und Handel treiben. Der Ort ist alt, wurde 1809 fast ganz eingeäschert und dann neu und regelmäßig wieder aufgebaut; die dortige Kirche ist die älteste der ganzen Gegend. — 2) Dorf im hannöverischen Fürstenthum Hildesheim, Amt Schladen, mit der kaiserlichen Pfalz Werla, wo die deutschen Kaiser von Heinrich I. bis auf Konrad III. Reichsversammlungen und die Billunger Landtage hielten. — 3) Stadt im schweizerischen Kanton Bern, an der Emme und am Ausgang des Emmenthals in romantischer Umgebung gelegen, hat ein auf einem Felsen errichtetes Schloß, worin Pestalozzi 1798 seine Erziehungsanstalt eröffnete, ein Schullehrerseminar und 2400 Einwohner, welche Seidenfabrikation und einigen Handel treiben. Namentlich sind hier Hauptniederlagen von emmenthaler Käse und Leinwand. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt das Bad Luc oder Sommerhausbad, welches gegen gichtische Uebel wirksam seyn soll. B., einst die Hauptstadt von Kleinburgund, soll der Sage nach sehr alt seyn, entstand aber erst aus dem Dorfe Holzbrunn, welches Berthold V. von Zähringen um 1200 mit Mauern umgab.

Burgemeister, s. Bürgermeister.

Burger, s. v. a. Bürger; in der Sprache des schweizerischen Staatswesens, namentlich in den Städten Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn, Biel und Luzern Name der Mitglieder der großen Räthe, welche im Verein mit denen des kleinen Raths die höchste Gewalt ausübten und in ihren öffentlichen Schriften sich „Räth und Burger" unterzeichneten.

Burger, Johann, ausgezeichneter Schriftsteller im Fache der Landwirthschaft und der mit ihr verwandten Fächer, den 5. August 1773 zu Wolfsberg in Kärnthen geboren, studirte, nachdem er sich auf dem Lyceum zu Klagenfurt für die Universität vorgebildet hatte, zu Wien und Freiburg im Breisgau Medicin und ließ sich, nach einer Reise durch die Schweiz, das Elsaß und einen großen Theil Deutschlands, als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Hier wurde bald Blumenzucht seine Lieblingsbeschäftigung in den berufsfreien Stunden, u. durch die in Oesterreich überhaupt mit feinem Sinn gepflegte Gartenkunst sah sich B. allmählig auch zur Landwirthschaft hingeführt. Aber erst, nachdem er Thaers Meisterwerk über die englische Landwirthschaft gelesen hatte, entschloß er sich selbst zum gründlichen Studium und praktischen Betrieb derselben. Zunächst kaufte er sich 1804 ein kleines Grundstück, pachtete kurz nachher ein größeres Landgut dazu und trat 1805 mit einer Uebersetzung von Sismondi's „Tableau de l'agriculture de Toscane" (Tübingen 1805) als Schriftsteller auf. Dieses Werk, und noch mehr seine Proben mit dem Exstirpator und der Pferdehacke und andern neuen oder verbesserten Ackergeräthen, sowie seine vortreffliche Monographie: „Vollständige Abhandlung über die Naturgeschichte, Kultur und Benutzung des Mais oder türkischen Weizens" (Wien 1808), lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn: B. wurde Professor der Landwirthschaft am Lyceum zu Klagenfurt. Aber schon im nächsten Jahr zerstörte der Krieg ihm Haus und Hof und alle Mittel und Erfolge seiner Thätigkeit. Als nach dem Friedensschluß die in Aussicht gestellte Musterwirthschaft, die seiner Leitung unterstellt werden sollte, nicht zu Stande kam, kaufte er das kleine Gut Harbach bei Klagenfurt. Hier lebte er seinen Berufspflichten als Lehrer der Landwirthschaft und Thierarzneikunde und eifriger schriftstellerischer Thätigkeit bis 1820, wo er mit dem Range eines Gubernialraths nach Triest gesandt wurde, um in dem österreichischen Küstenlande die Grundabschätzungen zum Behufe des Steuerkatasters zu leiten; ein gleicher Auftrag führte ihn 1825 nach Steiermark und 1828 nach dem lombardisch-venetianischen Königreich. Eine schätzbare Frucht seiner Beobachtungen in diesem Theile des Kaiserstaates war seine „Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft" (2 Bde., Wien 1831, 2. Aufl. 1843). Später leitete B. von Wien aus die Katastraloperation in Niederösterreich; er † den 24. Januar 1842. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Versuch über die Darstellung des Zuckers aus dem Safte inländischer Pflanzen" (Wien 1812); die Preisschrift „Ueber die Theilung der Gemeindeweiden" (Pesth 1816). Seine

Hauptwerke sind das „Lehrbuch der Landwirthschaft“ (2 Bde., 1819—20, 4. Aufl. 1838) und „Systematische Klassifikation u. Beschreibung der in den österreichischen Weingärten vorkommenden Traubenarten“ (Wien 1837).

Burgfeld, Anhöhe am linken Ufer des Niederrheins im preußischen Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Geldern, bei dem Dorfe Aeberg, nach von Alpen u. A. der Ort, wo das alte Asciburgium stand. Das B. zeigt noch viele Ruinen unter der Erde, und von den vielen dort ausgegrabenen Alterthümern besitzen Paris und Bonn das Werthvollste. Der Rhein, der ehedem in zwei starken Armen das B. umfloß, ist jetzt dort durch Dämme eingeschränkt und zieht in einem Bette durch fruchtbare Viehweiden.

Burgfesten, Handdienste und Frohnfuhren, welche die zu einer Burggerichtsbarkeit Gehörigen für oder ohne Beköstigung beim Baue der dem Herrschaftsgute nöthigen Wohnungen leisten müssen. Sie haben ihren Ursprung in der Entstehung der Burgen.

Burgfriede, eine Verabredung unter adeligen Stammverwandten, wodurch ein Bezirk um die Burg herum bestimmt wurde, der als zu ihr gehöriger Theil angesehen werden und wie sie selbst gemeinschaftlich bleiben sollte; dann auch ein solcher Bezirk selbst u. in späterer Zeit, namentlich auf Schlössern von landeshoheitlichen Reichsständen, eine Sammlung polizeilicher Verordnungen und Vorschriften, welche auf Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Schlosse und dessen nächster Umgebung abzweckten. Die Strafen für den Burgfriedensbruch waren hart, weil sich der Herr selbst durch denselben beleidigt fühlte. So wurde bei Thätlichkeiten dem Uebertreter die rechte Hand abgehauen; deshalb sah man häufig an den Wegen zu den Burgen und Schlössern Tafeln aufgestellt mit der Aufschrift „Burgfriede“ und Beil und Hand daneben gemalt.

Burggraf (im mittelalterlichen Latein Burcgravius, auch Praefectus, Comes urbis oder civitatis), ursprünglich Befehlshaber in einer kaiserlichen Burg, welcher dieselbe nicht nur gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen und zu diesem Behufe die zur Burg gehörige Mannschaft aufzubieten und anzuführen, sondern auch die Gerichtsbarkeit in der Burg und deren Gebiet auszuüben hatte. Auch in der späteren Zeit noch finden sich B.en mit solchen Obliegenheiten zu Friedberg in der Wetterau und an einigen anderen Orten. Da aber, wo diese kaiserlichen Burgen im Laufe der Zeit zu Städten erwuchsen, verwandelten sich die B.en in Stadtgrafen (Comites urbis) und übten als solche den Gerichts- und Heerbann über die Freisassen aus, beaufsichtigten den Kleinhandel und das städtische Bauwesen und bezogen dafür bestimmte Einkünfte. Obwohl die B.en gewöhnlich aus angesehenen Adelsgeschlechtern stammten, so sank doch ihr Ansehen schon seit dem 12. Jahrhundert, und zwar desto mehr, je mehr die Macht der Städte sich hob. Nur einige B.en, wie die zu Nürnberg, Meißen, Magdeburg &c., brachten die Burggrafschaft in den erblichen Besitz ihres Geschlechts und gelangten in Folge bedeutender Erwerbungen an Land und Leuten zu fürstlicher Stellung und Macht. Der Titel B. war auch erblich; daher ihn noch jetzt einige adelige Geschlechter führen. Amt, Sitz, später auch Besitz eines B.en hieß Burggrafenthum. In Böhmen führt der Gouverneur des Landes denselben Titel „oberster B.“. Auch führen in Böhmen und Mähren die ersten Oekonomiebeamten größerer Herrschaften den Titel B.

Burggraf, verwünschter, ein sehr alter Meteoreisenstein von 2 Centner und 18″, 9″ und 4′ in seinen Dimensionen, der früher auf dem Rathhaus zu Ellenbogen in Böhmen lag und in neuerer Zeit in 2 Stücke zersägt wurde, von denen das größere 1½ Centner schwere in das Naturalienkabinet nach Wien kam, das andere an Ort und Stelle blieb. Es ging die Sage, daß ein harter und unbarmherziger Burggraf in dem dortigen Distrikt mit der Glocke selbst zur Frohn gerufen habe und, vom Blitz getroffen, in diese Masse verwandelt worden sey.

Burghausen, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Salzach, hat ein Schloß, mehre Kirchen und Kapellen, ein Rathhaus, Spital, Kapuzinerkloster, englisches Fräuleinstift, eine lateinische Schule, Pulvermühle und Glockengießerei, treibt Hopfenbau, Salz- und Lederhandel und hat 2500 Einwohner, war ehemals befestigt. Ob B. das alte Abodiacum gewesen, ist nicht erwiesen. Um 1050 setzte sich hier ein Zweig der Grafen von Chiemgau fest. Nach dem Aussterben der eigenen Herren B.s (1156) zog Heinrich der Löwe das Gebiet ein, und B. wurde nun oft Residenz der Herzöge von Niederbayern, die es immer mehr befestigten, auch als Gefängniß vornehmer Gefangenen u. als Bewahrungsort ihrer reichsten Schätze benutzten. Damals bildete es auch eine sichere Vormauer gegen Salzburg. Eine Explosion eines Pulverthurms legte 1504 einen großen Theil der Stadt in Ruinen; 1705 hausten die aufrührerischen Bauern darin, kurz nachher die Kaiserlichen, die es 1742 abermals hart mitnahmen.

Burghelli, kleine Bucentoro's, beliebte Lustfahrzeuge in Venedig mit einer Gallerie in der Mitte.

Burghers und Antiburghers, Glieder zweier Sekten in Schottland, welche durch Trennung aus der Sekte der Seceders hervorgegangen sind. Die Seceders stimmen im Glauben mit den Presbyterianern völlig überein, weichen aber in ihren Ansichten über die Kirchenverfassung darin ab, daß sie jede Oberbehörde in kirchlichen Dingen verwerfen und allen Gemeindegliedern gleiches Recht auf den Synoden und bei den Predigerwahlen zugestehen. Das demokratische Princip der presbyterianischen Kirche im Gegensatz zur Episkopalkirche ist bei ihnen bis zum Extreme durchgeführt. Als den Seceders aufgegeben wurde, vor Mitgliedern der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche den Bürgereid zu leisten, zerfielen sie unter sich selbst in zwei Parteien (1746). Die Einen unter dem Prediger Erskine († 1755), welche den Eid leisteten, wurden Burghers, die Andern unter Gibb († 1788), welche ihn verweigerten, Antiburghers genannt. Beide Sekten sind nie zahlreich gewesen. Etwa 100 Kongregationen (kleine Gemeinden) sind in Schottland, Irland und Neuschottland zer-

streut. Am zahlreichsten sind sie in Stirling, wo gegen 1400 Burghers und 200 Antiburghers leben. Vergl. Bennet, History of dissenters, London 1812, 4. Th.

Burgkmair, Hans, berühmter deutscher Maler und Formschneider, 1473 zu Augsburg geboren, Sohn des Malers Thoman B., des Schwiegervaters des ältern Holbein, lernte zuerst bei seinem Vater und trat dann zu Nürnberg in ein intimes Verhältniß zu Dürer. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit war aber seine Vaterstadt, wo er 1559 †. Seine frühesten bekannten Gemälde, welche noch nicht den Einfluß Dürers zeigen, sind die Darstellungen der 3 Hauptkirchen Roms, der Lateran-, Peters- u. Sta.-Crocekirche, für das Katharinenkloster zu Augsburg gemalt und jetzt in der dortigen Bildergallerie, wo sich auch ein sehr reiches sogenanntes Rosenkranzbild von 1501 von ihm befindet. In der Moritzkapelle zu Nürnberg befindet sich ein heiliger Sebastian, mit einem Kaiser unter einem Portale stehend, von Engeln umgeben, von 1505, ein heiliger Christoph mit dem Jesuskinde und St. Veit, und Maria unter einem Baume sitzend und dem Kinde eine Traube reichend, von 1510. Auch die münchener Pinakothek besitzt mehre treffliche Werke B.s, namentlich ein großes Bild, Johannes auf der Insel Patmos darstellend und mit der südlichen Vegetation umher und mancherlei Thierformen ein reizendes Waldmährchen bildend, und einige treffliche Porträts. Wien besitzt eine schöne Altartafel und Miniaturen vom Triumphzuge Maximilians. Ausgezeichnete Werke sind aber die zwei kolossalen Flügelthüren der Orgel in der St. Annenkirche zu Augsburg von 1512, die Himmelfahrt Christi und der Maria darstellend. In derselben Kirche befindet sich eine Grabtafel von B., Christus in der Vorhölle, von 1533, unter dem Einfluß eines bereits manierirten italienischen Styls gemalt. B.s Gemälde zeigen eine treffliche Technik, ausgebildete Modellirung und ein schönes Helldunkel. Als Formschneider lieferte er eine große Anzahl von Holzschnitten. Für Kaiser Maximilian lieferte er den „Weißkunig“ in 237 Blättern, wovon die Platten, welche 1775 wieder abgedruckt wurden, sich noch in der wiener Hofbibliothek befinden. Er bediente sich dabei der Hülfe anderer Künstler, wie auch bei dem großen Triumphwagen Kaiser Maximilians, bestehend aus 135 trefflichen Holzschnitten, und bei den 150 Abbildungen der österreichischen Heiligen. Mit Dürer gab er den „Teurdank“ heraus.

Burgkunstadt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, am Einflusse des Weißmain in den Main, hat ein Schloß, eine Kapelle, eine Synagoge, eine Mainbrücke und 1300 Einwohner (darunter 420 Juden), welche Feld-, besonders Hopfenbau, Brauerei und Viehzucht betreiben, und bedeutende Viehmärkte. Im Jahr 1060 kam Stadt und Schloß durch Schenk- und Tauschvertrag an Bamberg, das verschiedene adelige Geschlechter und zuletzt die Schaumburge damit belehnte.

Burglengenfeld, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Naab, mit Bergschloß, Rentamt, Posterpedition, Hospital u. 1430 Einwohnern, welche Bierbrauerei und Handel mit Vieh treiben. In der Nähe ist ein Flintensteinbruch. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts kam B. aus den Händen seiner frühern Besitzer, der Ritter von Lengfeld, an die Herzöge von Bayern, ward unter Ludwig dem Strengen Vicedomamt, aus welchem bei der Theilung des wittelsbacher Hausguts (1329) ein eigener Nebenstaat der Rheinpfalz hervorging. Der Hussiten- wie der 30jährige Krieg waren für B. sehr verderblich; abwechselnd von den feindlichen Parteien erobert, geplündert und verbrannt, ging es nur in Trümmern aus denselben hervor. Nicht gelinder berührten es die Kriege des 18. Jahrhunderts.

Burgos, spanische Provinz in Altkastilien, grenzt nördlich an das Meer von Biscaya, östlich an Biscaya und Soria, südlich an Segovia, westlich an Valladolid, Palencia, Toro u. Asturia u. zählte 1849 auf 361 □Meilen 509,541 Einw. Das Land ist eine von Gebirgen eingeschlossene und durchzogene Hochebene, mit einzelnen Tiefthälern und fruchtbaren Flächen, im Uebrigen sandiger und steiniger Boden. Hauptgebirge sind: im Norden das cantabrische, in der Mitte die Sierra de Oca, im Westen die S. Regnosa, im Osten die S. de S. Lorenzo, S. Millau, S. Cruz u. a., meist holzlos, steil und rauh. Der Ebro und Duero sind die Hauptflüsse und nehmen zahlreiche kleine Flüsse auf, von denen die Pisuerga (Nebenfluß des Duero) der beträchtlichste ist; die Küste hat zahlreiche Buchten, in welche kleinere Küstenflüsse münden. Das Klima ist gemäßigt, an der Küste feucht. Die Einwohner treiben Acker-, Wein- und Oelbau u. Viehzucht in manchen Gegenden als Hauptgeschäft. Der Boden liefert die gewöhnlichen Getreidearten, Mais, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs; außer den gewöhnlichen Hausthieren, besonders Rindvieh und Schafen, hält man noch viele Ziegen. Die Fischerei ist bedeutend, weniger der Bergbau, welcher nur wenige Eisenwerke beschäftigt. Gleich niedrig steht der Kunstfleiß, aber wichtig ist die Gerberei. Seit 1833 ist die Provinz in 3 kleinere getheilt: Burgos mit 234,022 Einwohnern, Logroño mit 185,519 Einwohnern, Santander mit 190,000 Einwohnern.

Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt am Arlanzon, ist von Hügeln umgeben und in Form eines Halbmondes erbaut, befestigt und hat eine Citadelle, 9 Thore, 9 öffentliche Plätze (einen mit König Karls III. Statue), enge, aber reinliche und gepflasterte Straßen, alte geschmacklose Häuser mit Ausnahme der Vorstadt la Veja, eine durch Bauart und Pracht ausgezeichnete gothische Kathedrale, 400 Fuß lang, 250 Fuß breit, mit den Grabmälern vieler altkastilischen Herrscher, und zahlreiche andere zum Theil prächtige Kirchen und Klöster. Außerdem sind der erzbischöfliche Palast, das Rathhaus, der Triumphbogen von Fernando Gonzalez &c. sehenswerthe Gebäude. B. ist seit 1574 Sitz eines Erzbischofs u. hat ein Kollegium (vormals Universität), ein Seminar, eine chirurgische und Kunstschule, mehre Hospitäler und Armenhäuser und 12,000 Einwohner, welche sich mit Tuch- und Strumpfmanufaktur und mit Wollenhandel beschäftigen. Vormals war B. eine durch Industrie und Handel blühende Stadt, jetzt ist es durch die unaufhörli-

chen Bürgerkriege gänzlich herabgekommen. Bei B. liegt die Abtei Huelgas, von Alfons IX. für 150 adelige Nonnen gestiftet, deren Aebtissin Bischofsrechte und die Herrschaft über 17 Klöster, 14 Städte und 50 Dörfer hatte. B. ist der Geburtsort des spanischen Nationalhelden Cid, dessen steinernes Bild über einem der Thore angebracht ist und dessen Grab sich in dem einige Stunden entfernten ehemaligen Kloster San-Pedro-de-Cardeña befindet, und Fernando's Gonzalez, zu dessen Andenken der erwähnte Triumphbogen errichtet ist. B. wurde im 9. oder 10. Jahrhundert an der Stelle der zerstörten Stadt Cauca (Auca) oder des alten Deobrigula erbaut und die Residenz der Grafen und Könige von Altkastilien. In der neueren Kriegsgeschichte ist B. merkwürdig durch die Schlacht daselbst, in der Soult mit 40,000 Mann das 20,000 Mann starke spanische von dem Marquis von Belvedere befehligte Heer größtentheils aufrieb, und durch die erfolglose Belagerung, welche Wellington vom 19. September bis 21. Oktober 1812 unternahm.

Burgos, Francisco Javier de, spanischer Staatsmann und namhafter Schriftsteller, geboren zu Motel, einer Stadt in Granada, als Sprößling einer adeligen Familie, widmete sich anfangs theologischen Studien, gab diese aber auf und machte in Madrid die Bekanntschaft des Dichters und Rechtsgelehrten Melendez Valdés, der ihn für die juristischen Studien gewann, und wurde, nachdem seine Hoffnung, unter dem damaligen Justizminister Jovellanos eine Anstellung zu finden, durch den Sturz desselben vereitelt worden, in seiner Vaterstadt zum Regidor und Sekretär der ökonomischen Gesellschaft erwählt. Als sich die Franzosen 1810 auch Andalusien unterworfen hatten, übernahm B. die ihm angetragene Unterpräfektur von Almeria, wodurch er sich den Haß der liberalen Partei der Cortes von Cadix zuzog. Nach dem Ende der französischen Herrschaft mußte er daher gleich andern Afrancesados in Frankreich ein Asyl suchen. Hier arbeitete er eine Uebersetzung sämmtlicher Poesien des Horaz aus, die noch jetzt als unerreichtes Muster gilt und wozu er nach seiner Rückkehr ins Vaterland (1817) Kommentare und Noten fügte. Das ganze Werk umfaßt 4 Bände, wovon die zwei ersten 1820, die beiden letzten 1823 im Druck erschienen. Außerdem beschäftigte er sich nach seiner Rückkehr mit Herausgabe alterer Werke der heimischen Literatur, die unter dem Titel „Continuacion del Almacen de frutos literarios“ erschienen, sowie mit Ausarbeitung einer „Biografia universal“ und seit 1819 mit Herausgabe einer Zeitschrift: „Miscelanea de comercio, artes y literatura“, der er 1820 einen politischen Theil hinzufügte. Da er sich aber weder den Liberalen noch den Absolutisten anschließen mochte, so lud er den Haß beider Parteien auf sich. Doch war sein Ruf als Publicist schon so bedeutend, daß er die Redaktion des „Imparcial“ übertragen erhielt. Im Jahr 1824 wurde er von dem Gouvernement nach Paris gesandt, um daselbst eine Anleihe zu negociiren, welches Geschäft er mit dem Bankier Guebhard abschloß, aber nicht ohne deshalb später aufs Bitterste angefeindet zu werden. Von Paris aus richtete er eine Denkschrift an den König, worin er mit Freimuth die Mängel und Gebrechen der Regierung aufdeckte, zu mäßigem Gebrauch der Gewalt ermahnte und versöhnliche Maßregeln, namentlich allgemeine Amnestie, dringend anempfahl. Nachdem er 1827 von Paris abberufen worden, erhielt er eine Anstellung als Intendant beim Zollrath, dann als Oberfinanzrath u. wurde in die spanische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine damals aufgeführte, schon 10 Jahre früher verfaßte Komödie „Las tres iguales“ war ein Versuch, das alte spanische Lustspiel in klassischen Formen zu verjüngen, dem bald zwei andere Produkte derselben Art, „El baile de máscara“ und „El optimista y el pesimista“, folgten. In Granada, wohin er sich um diese Zeit zurückzog, gründete er mehre industrielle u. landwirthschaftliche Institute, ward aber schon 1833 nach Madrid zurückgerufen, wo ihn die Königin-Wittwe zum Minister des Innern ernannte. In dieser Stellung entwickelte er eine außerordentliche organisatorische Thätigkeit im administrativen Fache, übernahm nach dem Rücktritt des Antonio Martinez auch das Portefeuille der Finanzen und blieb nach dem bald darauf erfolgten Sturze des Premierministers Zea-Bermudez mit dem Kriegsminister Zarco del Valle allein an der Spitze der Regierung. Auch in dem neuen Ministerium Martinez de la Rosa behielt er seinen Platz und nahm, obwohl er sich wesentlichen Bestimmungen des Estatuto real widersetzt hatte, doch an dessen Abfassung Theil, dankte jedoch ab, als er sich deshalb aufs Heftigste angegriffen sah. Die Königin-Regentin ernannte ihn zum Procer, aber kaum hatte er seinen Sitz in der Kammer der Proceres eingenommen, als die spanische Schuld zur Diskussion kam. Man hatte die gesammte Staatsschuld in zwei Abtheilungen geschieden, in anerkannte und nichtanerkannte; zur letzteren gehörte, als nicht von den Cortes kontrahirt, auch die guebhardische Anleihe. Da nun zu gleicher Zeit immer glaubhafter das Gerücht in Umlauf kam, daß Ferdinand VII. von der guebhardischen Anleihe nicht weniger als 69,700,000 Francs an seine Kreaturen verschleudert und auch B. mit 3 Millionen bedacht habe, so fand sich der Graf las Navas am 18. Oktober 1834, als die Diskussion bei den Proceres eröffnet werden sollte, veranlaßt, über B.' Anwesenheit bei einer Verhandlung, in der er der Gegenstand vielfacher Beschuldigung werden müsse, sein Befremden auszudrücken. Sein Antrag, die Kammer möge B. auffordern, sich zu entfernen, fand die Unterstützung des Herzogs von Baylen (Castaños), und der Präsident, Herzog von Ahumada, wies B., trotz seiner Protestation, aus dem Versammlungssaal. Erst am 2. Januar 1836 wurde ihm notificirt, daß der Grund, wegen dessen er von den Cortesversammlungen ausgeschlossen worden, nunmehr beseitigt sey; B. aber, der sich sogleich nach jenem Auftritt in Frankreich niedergelassen hatte, kehrte erst 1839 nach Spanien zurück, wo er seitdem zurückgezogen auf seinen Besitzungen in Granada lebte. Von seiner in Paris geschriebenen „Geschichte der Regierung Isabella's II.“ sind nur Bruchstücke veröffentlicht worden. Auch der Poesie hatte er sich in seinem Exil wieder zugewendet und mehre Komödien und Ge-

dichte, worunter die berühmte „Oda á la razon", verfaßt.

Burgoyne, 1) John, englischer General, ein natürlicher Sohn des Lord Bingley, trat nach sorgfältiger Erziehung frühzeitig in die Armee, kommandirte 1762 ein Corps in Portugal gegen die Spanier und zeigte schon damals mehr persönliche Tapferkeit, als Feldherrntalent. Im J. 1775 nach Canada gegen die Amerikaner detaschirt, zeichnete er sich bei der Eroberung von Ticonderoga aus und erhielt 1777 den Oberbefehl über 10,000 Mann, an deren Spitze er die Amerikaner mit den erniedrigendsten Drohungen und schmählichsten Verdächtigungen der Revolutionshäupter, vornehmlich Washingtons, zu unbedingter Unterwerfung aufforderte. Als er jedoch eben einige erkämpfte Vortheile zu verfolgen im Begriff war, sah er sich bei Saratoga plötzlich von den Amerikanern eingeschlossen und mußte sich nach mehren unglücklichen Gefechten, von aller Zufuhr abgeschnitten, den 16. Oktober mit dem Rest seines ganzen Corps, 5550 Mann, unter der Bedingung, nach Europa übergeschifft zu werden, dem General Gates ergeben. Das britische Ministerium erkannte jedoch die geschlossene Konvention nicht an und die Folge davon war für die unglücklichen Engländer harte Gefangenschaft. Nach seiner Zurückkunft wurde B., weil er seinem Vertrage gemäß nicht nach Amerika zurückkehren wollte, aus dem Staatsdienste entlassen und ihm der Hof verboten. B. und die Opposition schoben dem Ministerium des Lord Germain Sackville den unglücklichen Ausgang jener Expedition zu. Die Königin, die ihm wohlwollte, verschaffte ihm wieder Zutritt zum Hof, er wurde Parlamentsmitglied für Preston und sprach als solches 1781 gegen die Möglichkeit der Bewältigung der amerikanischen Revolution. Er † 1792.

2) Sir John Fox, britischer Ingenieurgeneral, geboren 1779, trat 1798 als Secondlieutenant beim Ingenieurcorps ein, wirkte 1800 bei der Eroberung von Malta mit und stand 1806 bei der Division des Generals Stewart in Sicilien. Im folgenden Jahre nahm er an der Expedition des Generals Fraser nach Aegypten und der Einnahme von Alexandrien und Rosette Theil. Dann wohnte er den Feldzügen in Spanien und Portugal von Anfang bis zu Ende bei und erwarb sich die besondere Gunst Wellingtons, der ihm vor Burgos und später vor San-Sebastian die Leitung der Belagerungsoperationen anvertraute. Im amerikanischen Kriege war B. als Oberstlieutenant und Chef des Ingenieurcorps bei dem erfolglosen Angriff auf Neworleans am 8. Jan. 1815 zugegen. Im Jahr 1826 war er bei dem Truppencorps, das unter General Clinton nach Portugal gesandt wurde, und 1830 wurde ihm die Direktion der öffentlichen Bauten in Irland übertragen, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich um Verminderung des Nothstandes in diesem Lande verdient zu machen. Im Jahr 1845 wurde er zum Generalinspektor der Fortifikationen und 1851 zum Generallieutenant befördert. Während der Hungersnoth in Irland 1846—47 erhielt er den Auftrag, die Maßregeln zu organisiren u. zu überwachen, welche zur Linderung des unter der dortigen Bevölkerung herrschenden Elends getroffen wurden. Kurz vor dem Ausbruch des Kriegs gegen Rußland erhielt er eine Mission nach Konstantinopel, um sich mit der türkischen Regierung über die künftigen Operationen zu besprechen. Nachdem er Varna und Schumla besucht und eine Konferenz mit Omer Pascha gehabt hatte, kehrte er im April 1854 nach England zurück, begab sich aber bald darauf von Neuem nach dem Orient, da man seine Erfahrungen im Belagerungswesen bei dem beabsichtigten Angriff auf Sebastopol zu benutzen wünschte. Als Rathgeber Lord Raglans nahm er darauf ohne ein besonderes Kommando an den ersten Operationen des Krimmfeldzugs Theil, konnte aber mit seinem Vorschlag, die Belagerungsarbeiten zunächst gegen den Malachowthurm, worin er den Schlüssel der russischen Position erkannte, gegen den Widerspruch des französischen Ingenieurgenerals Bizot nicht durchdringen. Ehe man endlich seinem Rathe zu folgen sich entschloß, kehrte er im Frühjahr 1855 nach England zurück, wo er seinen früheren Posten als Generalinspektor der Fortifikationen wieder einnahm. Im Jahr 1856 erhielt er die Baronetswürde. Mehr autodidaktisch als schulmäßig gebildet, ist B. einer der ausgezeichnetsten Genieoffiziere des britischen Heeres.

Burgscheidungen, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, am rechten Ufer der Unstrut, mit Rittergut u. Schloß u. 330 Einw. Geschichtlich erscheint B. schon im 6. Jahrh. als Skidingi, später Scheiding, was wahrscheinlich ursprünglich die ganze Unstrut gegend bedeutete, die einem Theilungsvertrag zufolge das fränkische Thüringerland von dem sächsischen schied. Nach B. zog sich der 531 von dem ostfränkischen König Dietrich geschlagene König der Thüringer, Hermannfried, zurück. B. war damals befestigte Stadt u. Residenz der thüringischen Könige, soll sich auf dem linken Unstrutufer in ziemlichem Umfang ausgebreitet haben und von der Burg (Residenz) durch den Fluß getrennt gewesen seyn. Später verfiel B., war bis im 11. Jahrhundert kaiserliches Lehn, kam durch Kaiser Heinrich II. an Bamberg u. zuletzt an die Grafen von Schulenburg, welche von 1726—28 das heutige schöne Schloß bauten. Spuren der alten Größe und Wichtigkeit B.s sind nicht mehr vorhanden.

Burgschmiet, Daniel, Bildhauer u. Erzgießer zu Nürnberg, lernte als der Sohn eines Steinhauers zuerst als Drechsler und verband sich nachher mit dem Lithographen Buchner zur Herstellung mechanischer Figuren. Er schnitzte damals kleine Holzfiguren mit großer Porträttreue, lieferte mechanische Füße u. dergl. Sein Bildhauertalent bekundete er zunächst durch die drei fast lebensgroßen Figuren für das Waisenhaus und dann durch die unter Albrecht Reindls Leitung ausgeführten Arbeiten bei Wiederherstellung des schönen Brunnens zu Nürnberg. Auch begann er bald im Erzguß sich zu versuchen und brachte es darin zu Erfolgen, mit denen er selbst mit Stiglmaier sich messen durfte. Zu seinen ersten Gußwerken gehört die kolossale Büste des Königs Maximilian nach Stiglmaiers Gypsabguß; dann lieferte er mit Rotermund die mit vielem Geschick im altdeutschen Style ausgeführten

bronzirten Skulpturen des nach K. Heideloffs Komposition erneuerten Hochaltars der St. Jakobskirche zu Nürnberg. In drei Monaten vollendete er das lebensgroße steinerne Standbild Melanchthons, das die Stadt Nürnberg 1826 bei Gelegenheit der 300jährigen Feier der an jenen Reformator sich knüpfenden Gründung des Gymnasiums errichten ließ. Weitere Arbeiten von ihm sind die lebensgroße Bronzestatue des letzten Fürstbischofs von Bamberg u. Würzburg, Georg Karl von Fechenbach, an dessen im bamberger Dome befindlichen Grabmonumente, der meisterhafte Bronzeguß der von Chr. Rauch modellirten Dürerstatue zu Nürnberg, die Erzstatue Beethovens zu Bonn nach Hähnels Modell u. andere berühmte Erzgüsse, wie denn seine Gießerei in Nürnberg jetzt eine der bedeutendsten Deutschlands ist.

Burgsdorf, Friedrich August Ludwig von, namhafter Forscher und Schriftsteller im Fache der Forstwissenschaften, 1747 zu Leipzig geboren, ward 1787 königlich preußischer geheimer Forstrath, 1792 Oberforstmeister in der Kurmark Brandenburg, ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, Domherr zu Minden und † als Professor der Forstwissenschaft zu Berlin 1802. B. machte sich nicht bloß durch seine Schriften und mündlichen Vorträge, sondern auch durch die Anpflanzung von bedeutenden Forsten und durch die Verpflanzung amerikanischer Holzarten nach Deutschland um die deutsche Forstkultur sehr verdient. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Forsthandbuch" (Berlin, 1. Th. 1788, 4. Aufl. 1800; 2. Th. 1796, 5. Aufl. 1805); „Versuch einer vollständigen Geschichte der vorzüglichsten Holzarten ꝛc." (2 Thle., das. 1783—1800); „Geschichte der einheimischen und fremden Eichenarten" (2 Thle., das. 1787, 1800); „Geschichte der Buche" (das. 1783); „Anleitung zu einer sichern Erziehung und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimischen und fremden Holzarten" (2 Thle., das. 1787, 3. Aufl. 1805).

Burgstädt (Burgstädtel), Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, in der Herrschaft Schönburg-Rochsburg, mit 2700 Einwohnern, welche Ackerbau, Woll- u. Baumwollenweberei ꝛc. treiben. Im Jahr 1750 legte hier ein Hamburger, Wilhelm Schlüssel, die erste sächsische Kattunfabrik an.

Burgund (Bourgogne), vormalige französische Provinz, der centrale Landstrich des östlichen Frankreichs, welcher, im Gebiete der Seine, Loire und Rhone, im Norden von Lothringen u. der Champagne, im Westen von Bourbonnais, im Süden von Lyonnais und der Dauphiné und im Osten von Savoyen und der Franche-Comté umschlossen wird. Die Provinz, 400 □Meilen groß, mit über 2 Millionen Einwohnern, umfaßt die jetzigen Departements Ain, Saone-Loire, Cote-d'Or und Yonne, im weitern historischen und physikalischen Sinne gehören aber auch die Departements Ober-Saone, Ober-Marne u. Aube dazu. Die Saone theilt bis zu ihrer Mündung in die Rhone B. in einen westlichen und östlichen Theil; während der letztere im Norden durch die mehrfach gegliederten Terrassen von Hochburgund, welche zu dem Quelllande der Mosel aufsteigen, gebirgig ist, bildet er im Süden die ziemlich einförmige Platte von Niederburgund, welche, von allen Seiten hoch umschlossen, sich an die westlichen Vorketten des Jura legt und im Süden die an Teichen überaus reiche Landschaft Bresse enthält. Am rechten Ufer der Saone erheben sich in größerer oder minderer Annäherung die steilen Abfälle des Plateaus von Langres, der Cote-d'Or und der Gebirge von Charolais mit den anliegenden Höhen von Macon, welche durch tiefe Thalfurchen mit den Kanälen von B. und du Centre von einander geschieden werden und allmählig in breiten Terrassen zu den Centralebenen Frankreichs abfallen. Der südliche Theil weist die größten Erhebungen auf, indem westlich von der Bresse die Höhen von Macon u. Charolais bis gegen 3000 Fuß und östlich von derselben die Gipfel des Jura bis zu 5000 Fuß aufsteigen. Die Hauptgewässer von B. sind im Rhonegebiete die Rhone selbst an der Südgrenze mit dem Ain, und die Saone mit Doubs u. Dignon; vom Seinegebiete der obere Lauf dieses Hauptflusses und die Yonne mit dem Armençon, und im Gebiete der Loire außer dieser selbst, die B. auf eine kurze Strecke durchströmt, der Arroux. Die beiden genannten Kanäle stellen eine Verbindung zwischen diesen Flußgebieten her u. machen, indem noch der vom Doubs abgehende Elsaßkanals hinzukommt, B. zu einer wichtigen Passagelandschaft zwischen dem Mittelmeer, der Nordsee, dem Kanal u. dem offenen atlantischen Ocean. Der Boden von B. gehört mit wenig Ausnahmen zwei Hauptgebirgsgruppen an; die niederburgundische Platte gehört den tertiären Schichten der Molassegruppe und die umschließenden Höhen zu den Formationen des Jurakalks. Unter den mineralischen Schätzen finden sich Baumaterialien der verschiedensten Art, Brennstoffe aber fast nur in den bedeutenden Steinkohlenlagern des Departements Saone-Loire. Unter der metallischen Ausbeute verdient das Eisen der Departements Saone-Loire und Cote-d'Or hervorgehoben zu werden, woselbst dessen Verarbeitung auch eine sehr thätige Industrie beschäftigt. Im Schutze eines sehr gesunden und milden Klima's, das nur im Süden durch die Gebirgsnatur oder Nordsite weniger günstig ist, betreiben die Bewohner mit Vortheil eine ausgedehnte Forst- und Wiesenkultur, Acker- und Gartenbau und, fast überall mit glücklichem Erfolge, im Departement Cote-d'Or ausgezeichneten Weinbau. Auch die Rindviehzucht ist in gutem, die Schafzucht aber in noch besserem Zustande; dem Departement Cote-d'Or verdankt Frankreich den Anfang der Veredelung der französischen Schafe. Die arbeitsamen Bewohner liefern, mit Ausnahme des ärmern Südens, dem ziemlich lebhaften Handel nicht allein beträchtliche Ueberschüsse ihrer Rohprodukte und vorzüglich schöne Weinsorten, sondern auch die Erzeugnisse ihrer Industrie, besonders in Leinwand-, Wollen- und Metallwaaren. Die 4 Hauptstädte von B. sind Auxerre, Dijon, Macon und Bourg. Der eigentliche Burgunder ist charakterisirt durch Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit und Festigkeit; er verbindet Frohsinn und Witz

mit einer gewissen Warschheit, und sein rauhes schneidendes Patois paßt gut zu seinem satyrischen Tone. Die Schriftsteller, deren B. viele aufzuweisen hat, zeichnen sich durch einen bilderreichen, bisweilen kräftigen, aber auch oft schwülstigen Styl aus. Die Grundzüge des germanischen Charakters haben sich nicht ganz verwischt.

Geschichte. B. ist ein Name, welcher sich auf sehr verschiedene Länder bezieht. Im 5. Jahrhundert nach Chr., als die Burgunder zuerst feste Wohnsitze in Gallien nahmen, begriff B. die Länder zwischen den Alpen und den Cevennen bis zur Loire und von dem mittelländischen Meere bis zum Elsaß und der Champagne, im 6. Jahrh. wurden die südlichen Länder theilweise davon abgerissen; im 12. Jahrhundert versteht man unter B. die Hälfte der Schweiz, die Franche-Comté und Bourgogne im eigentlichen Sinne, und zwar erreicht dasselbe über Genf hinaus die Rhone nicht mehr. Noch einmal wuchs die Ausdehnung des burgundischen Reichs im 15. Jahrhundert, indem man damals die Franche-Comté, Bourgogne und die sämmtlichen Niederlande dazu rechnete. Die Geschichte kennt vier verschiedene Königreiche B., zwei Grafschaften und ein Herzogthum. Die Burgunder selbst sind trotz ihrer ursprünglichen Wildheit in ihrer Entwickelung allen deutschen Staaten vorangeeilt, haben am frühesten mit den unterworfenen Völkern sich zu vereinigen gesucht, nach einer feststehenden Staatsverfassung gestrebt, geschriebene Gesetze gehabt, die Lehnsverfassung ausgebildet, das römische Recht mit dem einheimischen vereinigt; aber sie sind auch zuerst von allen deutschen Völkern dem deutschen Charakter entartet, haben sich den Germanen entgegengestellt, fremde Sprache und Sitte angenommen und sind viel früher mit den romanischen Völkern verschmolzen, als ihr Land mit denselben vereinigt wurde. In den ersten Zeiten des Mittelalters hat die epische Poesie der Deutschen sie verherrlicht, später ihr Streben nach politischer und religiöser Freiheit bei der Entfernung des Kaisers und dem regen Geiste, welcher unter ihnen dem päpstlichen Einflusse entgegenwirkte, am Ende des Mittelalters der Glanz des Reichthums sie ausgezeichnet, bis das Reich, zuletzt ohne innerlich begründete Nationalität, wie Lothringen und Polen, eine Beute des stärkeren Volks geworden ist, dem es der Sprache, der Gesetzgebung u. Lebensweise nach am nächsten verwandt war. Zwei Stücke sind davon geblieben, die Schweiz im Süden und die Niederlande im Norden, welche bei der Zerstückelung des deutschen Reichs ihre Selbstständigkeit sich zu erringen wußten, nachdem sie immer schon integrirende Theile der burgundischen Reiche gebildet hatten.

Die Burgunder (Burgundii, Burgundiones) wohnten ursprünglich im nördlichen Deutschland zwischen der Weichsel und Oder und im Süden zunächst den Rugiern, deren Wohnsitze unmittelbar an die Ostsee grenzten. Wahrscheinlich haben sie schon im ersten Jahrhundert nach Chr. ihre alten Wohnsitze an der Weichsel verlassen und sind östlich über die alten Grenzen Germaniens hinausgerückt. Später erscheinen sie an der Donau. Erst im 3. Jahrhundert werden sie als Nachbarn der Gepiden genannt, deren König Fastida sie um 250 n. Chr. bis zur Vernichtung schlug. Seit dieser Zeit scheinen sie sich westlich gegen den Rhein hin ausgebreitet zu haben, ohne aber die Donau zu verlassen. Sie wurden nunmehr Nachbarn der Alemannen, mit denen sie sich lange Zeit um den Besitz der Salzquellen in Schwaben stritten. Unter Kaiser Probus geriethen sie 276 n. Chr. zuerst mit den Römern in Konflikt; der Kaiser ließ sie bis über die Donau vordringen, schlug sie aber dann in einer Schlacht zurück. Unter Diocletian (286) beunruhigten sie wiederum, und zwar diesmal in Verein mit den Alemannen, die gallischen Grenzen; ihre eigene Menge, Hunger und ansteckende Krankheiten richteten jedoch einen großen Theil des streitbaren Volks zu Grunde, und als sie zugleich verheerende Angriffe von Seiten der Gothen zu bestehen hatten, so konnten sie sich derselben nur mit Hülfe der Alemannen erwehren (289). Bald nachher finden wir die Burgunder im Kriege mit den letztern, denen sie das in schwerem Kampfe Abgewonnene jedoch bald wieder abtreten mußten. Um 370 n. Chr. gewann Valentinian, als er die Alemannen zur Sicherung der römischen Grenzen bekriegte, die Burgunder heimlich für sich. Mit ihrer Hülfsmacht von 80,000 Mann schlug er die Alemannen, aber seine trügerischen Versprechungen und die Folgen davon sind nicht bekannt. Als Rhadagaisus 405 n. Chr. in Italien einfiel, waren auch Burgunder in seinem ungeheuren Heere. Ihr damaliger König Gundicar täuschte den Empörer Jovinus in Gallien mit versprochener Hülfe; wenigstens hinderte er dessen Fall nicht. Constantius aber, der Feldherr des Honorius, überließ ihnen, nach friedlichem Vergleich, ein Stück Land auf dem linken Rheinufer in Germania prima, und so zogen sie denn endlich, u. zwar für immer, jenseits des Rheins ins Elsaß und in die Rheinpfalz. So lange die Burgunder diesseits des Rheins gehaust hatten, waren sie Heiden; erst als sie den Rhein überschritten, traten sie zur katholischen Kirche, schlossen sich an die Gallier an und versprachen, die römische Grenze zu schützen. Doch wurden sie in ihren Wohnsitzen am Rhein von den Römern abhängig und deshalb später, als diese ihre Treue bezweifeln mochten, in das verlassene Land der Allobroger (jetzt zuerst Sabaudia genannt), am Fuße der Alpen und im Jura, versetzt. Dies mochte um 435 oder 436 geschehen seyn, nachdem sie nebst vielen andern Völkern verwüstend in Belgien eingebrochen waren, aber eine schwere Niederlage durch Aëtius, den römischen Feldherrn, erlitten hatten. Dieser verglich sich alsdann mit ihnen, die bereits Bundesgenossen der Römer waren, als Attila mit seinen Hunnen in Gallien einfiel. Hier trat diesem der burgundische König Gundicar zuerst entgegen u. fand in einer großen Niederlage seinen Tod (450). Diesen Gundicar hält man für den König Günther des Nibelungenliedes. Mit ihm scheint sein ganzes Geschlecht untergegangen zu seyn, denn sein Nachfolger Gundioch oder Gundeucus wird nirgends sein Sohn genannt, vielmehr als vom König Athanarich der Gothen abstammend bezeichnet. Gundioch selbst soll Katholik gewesen seyn, aber unter dem Volke fand seit 460 der Aria-

nismus Eingang. Neben Gundioch wird sein Bruder Chilperich als König genannt. Beide nahmen römische Staatswürden an, anerkannten dadurch ihre Abhängigkeit von Rom und gewährten dem Avitus, der sich in Spanien im Vertrauen auf westgothische Hülfe zum Kaiser aufgeworfen hatte, Unterstützung im Kriege gegen die Sueven in Spanien. Gundioch hatte bei der allgemeinen Zerrüttung die beste Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht, so daß B. sich unter ihm über einen großen Theil der Schweiz, die Dauphiné bis zur Provence und zum Meere erstreckte. Das Land mußten die Römer zu zwei Dritttheilen nebst einem Dritttheil der Knechte an die Burgunder als Eroberer abtreten. Gundioch hinterließ bei seinem Tode (473) 4 Söhne, von denen der älteste, Chilperich II., zu Genf, Godegisil zu Besançon, Gundobald zu Lyon und Godomar zu Vienne König war, doch alle, wie es scheint, unter dem Supremat des ersten, der schon bei des Vaters Lebzeiten König von B. heißt. Eine schwere Zeit folgte für die Burgunder, als Eurich König der Westgothen wurde; er entriß ihnen die südliche Küste und verwüstete einen großen Theil des übrigen Reichs. Nach Eurichs Tode entstand ein Bruderkrieg. Gundobald war unter den Brüdern bei weitem der ausgezeichnetste und ehrgeizigste; sein Land lag in der Mitte zwischen denen seiner Brüder. Chilperich und Godomar begannen etwa um 477 den für sie unglücklichen Kampf, denn der erstere wurde gefangen und mit seinen Söhnen hingerichtet, seine Gemahlin in die Rhone gestürzt und Godomar in Vienne in einer Burg, wohin er sich geflüchtet hatte, verbrannt. Nach diesen entsetzlichen Triumphen benutzte Gundobald die Gelegenheit, die ihm der Krieg Odoakers und Theoderichs bot, zu einem Einfall in Italien. Er eroberte Turin, richtete furchtbare Verwüstungen an und schleppte unzählige Gefangene fort, die er jedoch 492 auf das Verlangen Theoderichs wieder entließ. Ein schwerer Kampf drohte ihm von den Franken, als Chlotilde, Chilperichs zweite Tochter, ihren Gemahl Chlodowig aufforderte, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder an Gundobald zu rächen. Es kam 499 zum Kriege; Gundobalds Bruder Godegisil, dem er Genf gab, ging bei Dijon zum Feinde über. Er selbst mußte nach Avignon fliehen und versprach im Frieden (500) den Franken Tribut zu zahlen u. im Kriege dienstpflichtig zu seyn. Godegisil erhielt nebst seinem Erbtheile auch Genf und Vienne. Aber schon im folgenden Jahre erneuerte sich der Bruderkrieg; Godegisil, der keine Hülfe von den Franken erhalten konnte, wurde in Vienne belagert und bei der Einnahme der Stadt erschlagen. Seitdem herrschte Gundobald allein und behauptete sich mit Kraft gegen die Franken, nachdem er ein Bündniß mit den Ostgothen in Italien geschlossen hatte. In diese Zeit mag auch die Verbesserung u. Aufzeichnung der burgundischen Gesetze fallen. Gundobalds Streben ging besonders dahin, die noch bestehende Ungleichheit zwischen Römern und Burgundern vor dem Gesetz zu beseitigen; aber gerade hierin war ihm das Volk entgegen. Weltliche und geistliche Herren versammelten sich demgemäß 502 in Genf und setzten seine Gesetze außer Geltung. Erst auf einem zweiten Landtage zu Ambieu, auf welchem eine neue Gesetzsammlung vorgelegt wurde, unterzeichneten 36 Große die Statuten. Dies ist die noch jetzt vorhandene Sammlung der burgundischen Gesetze (Lex Gundobalda), die von Gundobalds Sohne Sigismund noch viele Zusätze erhielt. Der größte Theil dieser Gesetze umfaßt die Privatverhältnisse; auch läßt sich der Einfluß des römischen Rechts auf die Abfassung derselben nicht verkennen. Indeß treten auch hier schon gewisse Lehnsverhältnisse hervor, indem den burgundischen Grafen für ihr Richteramt ein Lehngut gegeben wurde. Zahlreich waren Gundobalds Stiftungen. Genf wurde von ihm aufgebaut und befestigt, unter ihm wurde der Grund zu Lausanne und andern Städten und zu einer Menge von Klöstern gelegt, die später zu den ausgezeichnetsten jener Länder gehörten. Er selbst, obgleich Arianer, war den Katholiken nicht abhold; vielmehr erhielten die geistlichen Herren schon jetzt bei den Landtagen großen Einfluß. Nach fast 50jähriger Regierung ließ Gundobald 515 seinen Sohn Sigismund zum König wählen und starb kurz darauf (516). Sigismund, welcher schon bei seines Vaters Lebzeiten zur katholischen Kirche übergetreten war, herrschte nach ihm mit Ausschluß seines Bruders Godomar. Er war Schwiegersohn des ostgothischen Königs Theoderich und hatte von dessen Tochter einen Sohn Sigerich und eine Tochter Suavegotha, welche an den fränkischen König Theoderich verheirathet war. Nach dem Tode der ersten Gemahlin aber nahm er eine zweite von niederer Herkunft, die ihn durch Intriguen verleitete, seinen Sohn Sigerich zu tödten. Entrüstet über diese Unthat schloß Theoderich von Italien einen Bund mit den fränkischen Königen (außer Theoderich) zur Theilung B.s im Jahre 524. Sigismund, geschlagen, floh verkleidet nach St. Moritz in Wallis, wurde ausgeliefert und gefangen von dem Frankenkönige Chlodemir nach Orleans geschickt. Hierauf stellte sich Godomar an die Spitze der Burgunder u. eroberte das Verlorne wieder. Chlodemir aber ließ nun Sigismund sammt seiner Familie ermorden (524), unternahm einen zweiten Heereszug gegen B., fiel aber in der ersten Schlacht; seine Brüder setzten wegen eigener Streitigkeiten den Krieg nicht fort. Acht Jahre lang suchte sich Godomar im Königreiche B. zu befestigen; aber schon 532 überzogen die Frankenkönige Childebert u. Chlothar mit Uebermacht das Land, ließen den gefangenen König in einer Burg sein Leben beschließen u. machten das besiegte Volk tribut- u. kriegspflichtig (534). Im Uebrigen blieb die alte Verfassung in Geltung u. B. bildete seitdem einen in sich abgeschlossenen Theil des fränkischen Reichs.

B. war unter der fränkischen Herrschaft in drei Theile getheilt: ein Herzog verwaltete das niedere B., ein Patricius den gebirgigen Theil Savoyen, Hochburgund, von Genf bis Solothurn und Wallis, und abermals ein Herzog Alemannien u. Rhätien. Erst nach Chlothars I. Tode (561) fiel bei der Theilung des fränkischen Landes B. nebst Orleans dessen zweitem Sohne Guntram zu, der nun seine Resi-

denz zu Chalons an der Saone aufschlug. Im Allgemeinen erhielt er die frühern Zustände; nur suchte er die Macht der Heerführer dadurch zu brechen, daß er die niedern Lehen erhob und die Statthalterschaften theilte. Den vielen Fehden seiner Brüder wich er möglichst aus, veranstaltete aber doch nach kinderlosem Absterben seines ältesten Bruders Charibert eine Theilung seiner Lande, nach welcher Paris allen gemeinschaftlich blieb und B. im Norden ansehnliche Vergrößerungen erhielt. Er starb 593 u. sein Neffe Childebert II. von Austrasien, den er an Sohnes Statt angenommen hatte, schon 596 eines gewaltsamen Todes, worauf das Reich an Guntrams zweiten Sohn Theoderich kam. Dieser, anfangs unmündig und später schwach, überließ alle Gewalt einem Römer, Protadius, der das Amt eines Majordomus bekleidete, bis er endlich die Geduld der Großen erschöpft hatte und in einer ihrer Versammlungen erschlagen ward. An seine Stelle trat Warnachar, welcher nach anfänglichem Verluste (610) einen glücklichen Krieg (612) gegen Austrasien führte u. das Elsaß, den Sundgau, Thurgau und die Champagne mit B. vereinigte. Später gewann er noch ganz Austrasien, nachdem er seinen Bruder Theodebert von Austrasien bei Toul und Zülpich geschlagen und gefangen nach Chalons geführt hatte, wo dieser kurz nachher starb. Doch auch Theoderich † 613, nur 26 Jahre alt, und nun versuchte Brunhilde, König Sigeberts von Austrasien Gemahlin, Theoderichs Söhnen, ihren Urenkeln, Austrasien und B. gegen Chlothar II. zu erhalten; doch Warnachar und die burgundischen Großen gingen zu Chlothar II. von Soissons über, sie selbst, die sich der Ermordung von zehn Königen schuldig gemacht hatte und die man jetzt als die Schuld aller Leiden, welche B. trafen, ansah, wurde gefangen und grausam hingerichtet. Chlothar bemächtigte sich B.s und überlieferte auch zwei der jungen Prinzen dem Tode; der jüngste, Meroväus, entkam, aber sein Name verschwindet aus der Geschichte. Hierauf wurde B. wieder unter fränkischer Hoheit vom Majordomus u. hierauf von Herzögen verwaltet; doch behielt das Land fast während dieser ganzen Zeit seine eignen Gesetze u. althergebrachten Institutionen. Auch wurden die fränkischen Könige immer noch besonders als Könige von B. proklamirt u. meistens auch als solche gekrönt. Wir finden außerdem, daß sich die Großen des Reichs zur Majordomuswahl auf Landtagen versammelten, wozu sie gewöhnlich durch die Könige nach Orleans beschieden wurden. Erst die Karolinger betrachteten B. als zur fränkischen Krone gehörig. Durch die Theilungen unter Ludwig dem Frommen wurde das alte B. vielfach zerrissen und in seiner ganzen Ausdehnung niemals wieder vereinigt. Im Vertrage von Verdun erhielt Lothar alle südlichen Theile an der Rhone bis zu den Alpen, Karl der Kahle das Land jenseits der Rhone u. Saone, Lyon, Macon, Chalons, Autun, Langres, Auxerre, Avallon, Dijon, Nevers u. a. Lothar theilte 855 seinen Antheil von B. noch einmal und gab die nördlichen Länder, Genf, Lyon und das transjuranische B., an Lothar, die südlichen, die Provence, an seinen jüngsten Sohn Karl; wenige Jahre nachher trat Lothar abermals einige Distrikte an Karl, andere an den Kaiser Ludwig, welchem früher Italien zugefallen war, ab. Karl heißt in dieser Zeit König von der Provence, nicht König von B. Er † 863, nachdem er einen Versuch Karls des Kahlen, sich B.s zu bemächtigen, abgeschlagen hatte, u. seine Brüder theilten das Land noch einmal. Nach Lothars u. Ludwigs Tode kam die eine Hälfte von B. an Deutschland, die andere an Frankreich, so daß die Rhone die Grenze bildete. Später wurden auch noch Lyon, Besançon u. a. von Ludwig III. und Karlmann von Frankreich an Deutschland abgetreten, um Ludwig den Deutschen dadurch von der Annahme der ihm von den französischen Großen angetragenen Krone abzuhalten. Nach Ludwigs Tode begann mit Karl dem Dicken der Zerfall des Reichs Karls des Großen, und das cisjuranische B. wurde von allen Ländern zuerst von demselben abgerissen. Es geschah dieses durch Boso, Sohn des Grafen Bovin von Autun, einen kühnen Krieger, der die Gunst Karls des Kahlen seiner Schwester Richilde verdankt hatte, die erst dessen Konkubine und dann seine rechtmäßige Gemahlin geworden war. Karl hatte den Grafen Boso bei seiner Kaiserwahl zum Herzog von Pavia, sowie zu seinem Statthalter in Italien und in der Provence (876) erhoben. Als nun Boso's erste Gemahlin um diese Zeit starb, entführte er die Prinzessin Irmengard, Kaiser Ludwigs II. Tochter, welche sich gerade bei Berengar von Friaul befand, erhob sich 875 auf ihr Zureden mit Hülfe der burgundischen Prälaten zum Könige von dem cisjuranischen B. und wurde von Aurelian, Erzbischof von Lyon, gekrönt. Dieses neue Königreich hieß später nach der Hauptstadt desselben, Arles, das arelatensische Reich. Die Könige von Frankreich, Ludwig und Karlmann, suchten ihn anfänglich durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen; als dies mißlang, sollte der Krieg entscheiden. Sie verbanden sich deshalb mit Karl dem Dicken von Deutschland. Vor ihrem großen Heere mußte Boso zurückweichen, Vienne wurde erobert und Irmengard, Boso's Gemahlin, fiel mit ihrem Sohne in die Gewalt der Feinde. Um diese Zeit starben die Könige von Frankreich; Karl der Dicke machte Frieden, übergab Boso die burgundische Krone und erwarb sich dadurch wieder ein Lehnrecht über B. Damals umfaßte dieses neue Königreich alles Land von den Alpen bis über die Rhone hinaus, und von dem mittelländischen Meere gegen die Schweiz (mit Ausschluß von Genf) bis zur Saone nebst Lyon, also das Gebiet von Chalons und Macon in Bourgogne, Vienne, Lyon, einen Theil von Savoyen, die Provence und den südöstlichen Theil von Languedoc. Doch war bei der großen Zahl mächtiger Prälaten und weltlicher Herren die Macht des Königs sehr gering, und deshalb vermochte Boso sein Land nicht zu schützen, als Karl der Dicke den Normannen 886 gestattete, ihre Winterquartiere in B. zu nehmen. Boso † 887 den 11. Januar zu Vienne und hinterließ die schlechtgesicherte Herrschaft seinem Sohne Ludwig (Bosonides) unter der Vormundschaft seiner Mutter Irmengard. Diese stellte sich und ihr Kind unter den Schutz Arnulfs,

worauf Ludwig von den Großen des Reichs (nicht ohne Einfluß des Papstes) gewählt, im Jahre 890 als König anerkannt und zu Valence gekrönt wurde.

Nach Karls des Dicken Absetzung, als die Macht des Franken- und des Kaiserreichs wiederum getheilt war, und viele andere Große nach königlicher Ehre und Macht strebten und Frankreich selbst sich Odo unterwarf, entstand ein zweites burgundisches Königreich am Jura und in der Schweiz durch Rudolf, Sohn Konrads, aus welfischem Stamme, dessen Vater, nachdem er mit der Kaiserin Judith nach Frankreich gekommen war, schon längst jene Gegenden verwaltet hatte. Rudolf berief die geistlichen und weltlichen Vasallen zwischen dem Jura und den Grenzen Italiens zu einem Landtage nach St. Moritz in Wallis und wurde als König anerkannt. Hierauf sandte er Boten aus in die Nachbarländer, um sie zur Unterwerfung aufzufordern; doch trat ihm Arnulf, der deutsche König, entgegen u. hinderte die Erweiterung seiner Macht, die sich einstweilen von der Saone über die Schweiz bis zum Gotthard und von Basel bis Genf und Wallis erstreckte. Das von Rudolf gegründete Königreich erhielt den Namen transjuranisches B., auch Oberburgund, im Gegensatz von Niederburgund, worunter man das Herzogthum B., und Hochburgund, worunter man die innere Grafschaft versteht. Fast um dieselbe Zeit machte sich Richard, der Richter (Justicier), ein mächtiger Graf in Niederburgund, zum Herrscher dieses Landes. Er war Graf von Autun, Bruder Boso's und deshalb Schwager Karls des Kahlen, der ihm die Verwaltung jener Länder überlassen hatte. Feind seines Bruders Boso, begleitete er die französischen Könige Ludwig und Karlmann auf ihren Feldzügen gegen denselben, belagerte Vienne u. nahm Boso's Gemahlin und Sohn (Ludwig) daselbst gefangen. Später trat er in Verbindung mit Rudolf von Oberburgund; doch brachte er es nie zur vollkommenen Souveränetät. Sein Land umfaßte die Gebiete, welche westlich von der Saone bis Bourbon und Nevers liegen; im Norden bildete die Champagne die Grenze. Das getheilte B. hatte aber auch getheilte Gesinnungen in den Herrscherhäuptern zu beklagen und zu büßen. Rudolf sah sich genöthigt, von Kaiser Arnulf seine Krone als Lehen und den Frieden als freies Geschenk anzunehmen (890); aus Furcht jedoch vor Arnulfs feindlichen Absichten gegen ihn verband er sich mit Guido von Spoleto, und dies um so inniger, als Ludwig, König vom cisjuranischen B., sich an den deutschen König angeschlossen hatte. Rudolf reizte zuerst den Zorn des Kaisers, indem er dem deutschen Heere 894 die Pässe bei Ivrea sperrte, als dieses gegen Guido zog. Sogleich wandte sich dasselbe, unter Arnulfs eigner Führung, von den Alpen aus und unter dessen Sohne Zwentibold von Lothringen aus, mit siegreichen Waffen gegen Rudolf, worauf Ludwig vom cisjuranischen B. von Arnulf mit vielen Städten belehnt wurde, ohne daß aber einer von beiden im Stande gewesen wäre, dieselben lange zu behaupten. Seitdem blieb Rudolf im ruhigen Besitze des Landes und verwaltete dasselbe nach deutscher Weise durch Pfalzgrafen, Grafen und Schultheißen. Er † 912 und hinterließ sein Reich seinem Sohne Rudolf II. Weniger ruhig herrschte Ludwig in Arelat. Nach Lamberts Tode, welcher nach Guido die königliche Würde in Italien zu behaupten suchte, wurde er 898 von mehren Großen nach Italien gegen Berengar von Friaul gerufen. Doch fand er von diesem alle Alpenpässe besetzt, wurde umringt, gefangen genommen und konnte sich nur dadurch befreien, daß er allen Ansprüchen auf die Krone in Italien entsagte. Uneingedenk des gegebenen Wortes, ging er jedoch schon 900 zum zweiten Male nach Italien und diesmal mit besserem Erfolge. Berengar wurde in die Flucht geschlagen, Pavia erobert und Ludwig zum Könige von Italien ausgerufen. Berengar griff noch einmal zum Schwert, erlitt aber eine neue Niederlage, mußte Verona, wohin er sich geflüchtet hatte, verlassen und sich nach Friaul zurückziehen, während Ludwig 901 in Rom die Kaiserkrone erhielt. Doch des Letztern Glück war von kurzer Dauer; er wurde in Verona, wo er auf Anrathen des Bischofs Adelard und der Einwohner seine Leibwache entlassen hatte, von Berengar überfallen und, da Bischof und Bürger die Thore öffneten, gefangen genommen, vor Berengar geführt, des Augenlichts beraubt und dann als Geblendeter in seine Staaten zurückgeschickt. Hier starb er 923 nach 37jähriger Regierung. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Karl Konstantin, unter der Vormundschaft des Grafen Hugo von der Provence, eines Enkels des Königs Lothar. Hugo benutzte die Umstände und vertrieb seinen Mündel, der später Vienne von Rudolf von Oberburgund erhielt, nachdem dieser in den Besitz vom arelatensischen B. gekommen und Hugo endlich König von Italien geworden war. Rudolf von Oberburgund hatte nämlich nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung und nachdem er zu wiederholten Malen sein Land gegen die Ungarn, die Basel verbrannten, hatte vertheidigen müssen, den Aargau zu erobern gesucht, war 919 aber vom Herzog Burkard bei Kyburg geschlagen worden. Als jedoch der deutsche König Heinrich I. sie beide bedrohte, machten sie auf Veranlassung des Bischofs Wilhelm von Basel und Anselm von Genf Frieden und schlossen unter einander ein Bündniß, zu dessen Befestigung der Herzog Burkard seine Tochter Bertha dem Könige von B. vermählte. Doch blieb Rudolf nicht lange ruhig. Einige italienische Große, welche mit Berengars Herrschaft unzufrieden waren, wandten sich an ihn u. forderten ihn zur Eroberung der italienischen Krone auf. Im Augenblick zur That bereit, sammelte er in Genf sein Heer, zog nach Ivrea und schlug Berengar, der sich schwer verwundet nach Verona flüchtete und hier fast um dieselbe Zeit unter Flamberts Dolch verblutete, als Rudolf durch den Erzbischof von Mailand die königliche Krone empfing (923). Rudolf erntete aber von diesem Siege wenig Segen. Sein Land wurde weit und breit von den Ungarn, Berengars Bundesgenossen, verwüstet, und kaum war durch einen Sieg des Grafen von Toulouse das Land von dieser Plage befreit, als Rudolf selbst sich

von der Markgräfin von Jvrea durch Buhlerkünste verführen ließ und die Seinigen so lange mit Mißtrauen behandelte, bis die Italiener Hugo von der Provence, den Bruder der Markgräfin, der, nachdem er sich die Macht seines Mündels angemaßt hatte, zu Arles regierte, nach Italien einluden. Rudolf mußte, nach einigen schwachen Vertheidigungsversuchen, Italien seinem glücklichern Gegner überlassen und ging nach B. zurück. Seine Regierung war mild und nicht ohne Ehre; auch vergrößerte König Heinrich I. Rudolfs Land durch mehre Distrikte in der Schweiz. Da Hugo in Italien alle Greuel einer Gewaltherrschaft beging, so riefen die Italiener den milderen Rudolf noch einmal zu sich; aber Hugo, der diese größere Gefahr augenblicklich zu ermessen verstand, übergab seinem gefährlichen Nebenbuhler ganz Niederburgund unter der Bedingung, sich von aller Einmischung in die italienischen Angelegenheiten fern zu halten. Hugo blieb jedoch Graf von Arles. So war denn abermals der größte Theil des alten B.s, mit Ausnahme des Herzogthums und der nördlichen Gegenden an der Saone, in Einem Staat vereinigt, der sich von Schaffhausen und Basel bis zum Jura, gegen die Saone hin und bis fast an das Meer, und im Osten bis zu den höchsten Alpen ausbreitete.

Rudolf II. starb schon 937 und ihm folgte sein unmündiger Sohn Konrad unter der Vormundschaft des Kaisers Otto I. Konrad liebte, als er zur Regierung gelangte, den Krieg nicht, führte ihn aber mit Klugheit und Nachdruck, wenn er nöthig war; seine Regierung beglückte das Land und nie war B. in größerer Blüthe. Von dieser Zeit an findet sich der Name „arelatensisches Königreich" auch in alten Urkunden. Mit Otto I. von Deutschland, seinem Schwager, stand Konrad in dem besten Verhältnisse und unterstützte ihn in mehren Kriegen. Als später die Ungarn und Araber, die sich einiger Alpenpässe bemächtigt hatten, B. bis zum Jura hin plünderten, vernichtete Konrad beide durch den Sieg einer List: er versprach den Ungarn Hülfe gegen die Araber und warnte diese vor jenen, stellte sich selbst in einem Hinterhalte in den Alpenpässen auf, und als nun die beiden Völker in Streit u. Kampf geriethen, überfiel er sie und brach ihre Kraft auf lange Zeit (964). Der Landesgesetzgebung und der Ausstattung geistlicher Institute widmete er große Sorge. Mit dem ehrenden Beinamen „der Friedfertige" starb er, betrauert von seinen Unterthanen (993). Unter seinen Kindern sind Gisela, welche an Heinrich von Bayern, Bertha, die an den Grafen Odo von der Champagne, Gerburga, welche an Hermann II. von Schwaben verheirathet wurden, und Rudolf III., welcher ihm folgte, wegen der folgenden Schicksale B.s bemerkenswerth. Letzterer war seinem Vater in Allem unähnlich und nicht im Stande, die Großen zu bändigen, die schon während der letzten Regierungsjahre unruhig gewesen waren. Als er endlich den Versuch machte, das königliche Ansehn wieder herzustellen, trieben ihn die Vasallen mit Waffengewalt so in die Enge, daß er die Vermittelung der Kaiserin Adelheid ansprechen mußte. Der Schwäche seiner Stellung sich bewußt, suchte er sich einen mächtigen Beschützer. Von zwei Frauen kinderlos, bestimmte er König Heinrich II. von Deutschland, den Sohn seiner ältesten Schwester, zum Erben aller seiner Länder, rief aber damit einen neuen Sturm gegen sich wach: Otto II. von der Champagne und fast alle Großen des Reichs, die ihr uraltes Wahlrecht, nach deutscher Weise, in Anspruch nahmen, traten gegen diese Reichsvererbung in die Schranken und griffen, als Rudolf dennoch 1016 zu Straßburg sein ganzes Reich an Heinrich II. übergab, zu den Waffen. Des deutschen Kaisers Heer zwang jedoch die schlecht vereinigten und selbst durch Sprachverschiedenheit getrennten burgundischen Truppen bald zur Unterwerfung. Da Heinrich noch vor Rudolf starb, so ernannte dieser den deutschen König Konrad II., seinen Großneffen, mit Uebergehung Odo's von der Champagne, zu seinem Nachfolger, sandte, als er seinen Tod herannahen fühlte, seine Krone, die Lanze des heiligen Mauritius und die übrigen Insignien des arelatensischen Königthums an denselben und starb, der Letzte seines Stammes, den 6. September 1032.

B., welches kurz nach der Völkerwanderung sich rascher entwickelt hatte, als irgend ein anderes von Germanen gegründetes Reich, hielt unter der Herrschaft der fränkischen Könige nicht gleichen Schritt mit den benachbarten Ländern. Dazu mochte der Mangel einer festen Nationalität und einer eigenen Sprache, die geringe Größe der Königreiche und die Zersplitterung der Kraft in auswärtigen Kriegen wohl am meisten beitragen, und wenn sonst Berührung mit andern Nationen vortheilhaft auf die Entwickelung der eigenen Volksthümlichkeit einwirkt, so war dies bei der gegenseitigen Verachtung, die zwischen Burgundern und Italienern herrschte, durchaus nicht der Fall. Der Ackerbau stand in geringen Ehren, große Strecken lagen wüste, andere wurden nur wenig als Weiden benutzt, Gewerbe gediehen nur in den Städten u. der Handel hatte ein mühseliges Fortkommen, da auf unzähligen Burgen bewaffnete Räuber auf jede Beute lauerten. Ein bedeutender Fortschritt in der Kultur zeigt sich aber in B. seit der Vereinigung desselben mit Deutschland. Seit dieser Zeit hatte das Land Ruhe von außen und theilweise auch im Innern; die Freiheit wuchs bei der Entfernung der deutschen Könige u. geistiges Streben wurde durch die Verbindung B.s mit Italien und Spanien von der Provence aus vielfach angeregt. Auf diese Weise entwickelte sich das Ritterthum sehr früh in B. mit all dem Glanze, welcher dasselbe umgibt, und die provençalische Poesie entfaltete ihre Blüthe hier früher, als in irgend einem andern Lande. Aber gerade diese Blüthe ist wieder vorzugsweise Eigenthum des romanischen Theils von B. Von diesem Lande ging auch der erste Versuch aus, der Fehdesucht und Raublust durch den Gottesfrieden (Treuga dei) zu steuern. Auf Veranlassung Hugo's von Lausanne versammelten sich nämlich, in Folge einer

dreijährigen Hungersnoth, sämmtliche Bischöfe des Reichs (1033) und machten zum Gesetz, daß von Sonnenuntergang Mittwochs bis eine Stunde nach Sonnenaufgang Montags und vom ersten Advent bis Epiphania, sowie von Septuagesima bis nach dem Osterfeste, als durch unsern Herrn und Heiland Jesus Christus geheiligten Tagen, kein Christ den andern bei Strafe des Bannes befehden solle.

Dem deutschen Könige kostete es jedoch noch langwierige Kriege, ehe er B. unterwarf. Der oben genannte Odo II. von der Champagne zog mit einem Heere über den Jura, eroberte das romanische Helvetien und ließ sich zu Arles krönen. Dies bewog Konrad, im Herbst 1032 ebenfalls nach B. zu kommen; aber nicht im Stande, im Felde etwas auszurichten, ließ er von einem Theile der burgundischen Großen in Peterlingen sich zum Könige wählen und huldigen. Durch diese Erfolge erschreckt, begab sich Odo II. zum Könige, bat um Frieden und schwur, alle ihm auferlegten Bedingungen zu erfüllen und B. zu räumen. Kaum aber hatte Konrad sich entfernt, als Odo, der gegebenen Versprechungen uneingedenk, sich zu kräftigem Widerstand rüstete. Deswegen ging der König 1034 zum zweiten Male mit einem deutschen Heere nach B., während ein italienisches unter Bonifacius, Markgrafen von Tuscien, durch die Alpenpässe zog u. sich in Genf mit den Deutschen vereinigte. Hierauf unterwarf sich das ganze Land. Konrad nahm Geißeln und kehrte nach Deutschland zurück. Im J. 1038 versammelte er einen großen Landtag zu Solothurn, ordnete hier sämmtliche Verhältnisse in B. und ließ seinen Sohn Heinrich zum Könige wählen. Seitdem gehörte B. zu Deutschland; aber die Großen des Landes bewahrten ihre Rechte auch unter den kaiserlichen Statthaltern, welche das Land verwalteten. Da diese Rechte schon an und für sich bedeutend waren und bei der Verwirrung im deutschen Reiche sich nur zu häufig die Gelegenheit darbot, dieselben immer mehr auszubreiten, so entzog sich B. in der That auch immer mehr und mehr der deutschen Herrschaft, zumal da es derselben schon der Sprache wegen zum Theil entfremdet war. Die Städte wurden allmählig Reichsstädte und die Grafen und Statthalter gelangten fast zur Unabhängigkeit. Nur der deutsche Theil blieb dem Reiche treu.

Fast zu derselben Zeit, als die Oberhoheit des arelatensischen Königreichs an Deutschland kam, bildeten sich zwei Grafschaften in B., die Freigrafschaft (Hochburgund, auch Franche-Comté oder Pfalzgrafschaft B.) und Kleinburgund. Jene umfaßte die Länder vom Jura (dieses Gebirge einbegriffen) bis zum Herzogthume B., und nördlich, nach Lothringen hin, bis an die Flüsse Doubs u. Saone; dieses, Kleinburgund, reichte, nachdem die Länder östlich vom Jura von Hochburgund abgerissen waren, von da bis zum Gotthard u. vom Rhein bei Basel bis nach Wallis. Der Flächeninhalt des Landes, welches von der erstern Grafschaft übrig geblieben ist und vor der französischen Revolution die Franche-Comté bildete, betrug 277 □Meilen, die Bevölkerung damals etwas mehr als 800,000 Seelen. Schon vor der Gründung des arelatensischen Königreichs werden Grafen von B. erwähnt; doch sind darunter nur königliche Beamte zu verstehen, welche das Land verwalteten, und eine Erblichkeit der Grafenwürde ist in diesem Lande nicht nachzuweisen. Als nämlich B. von dem Königreich Lothringen getrennt wurde, bekam nicht Boso, welcher bei der Belagerung von St. Quentin umkam, die Verwaltung des Landes, sondern sein jüngerer Bruder Hugo, Sohn Richards, des Grafen von Autun, erhielt von Karl dem Einfältigen um 915 B. als französisches Lehn. Er erlangte auch den Titel eines Grafen von B. und außerdem vom französischen Könige ansehnliche Gebietsvergrößerungen. Die Residenz der Grafen von B. war Besançon. Der erste erbliche Graf war aber Otto Wilhelm, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea, ein Verwandter der burgundischen Könige durch seine Großmutter Willna, König Rudolfs I. Tochter, welche Berengars II., Königs von Italien, Gemahlin gewesen war. Nachdem er dem Kaiser Heinrich II. tapferen Widerstand geleistet und sich Rudolf III., welcher jenen herbeigerufen, nicht eher gefügt hatte, als bis er durch die Uebermacht der Deutschen bezwungen worden, starb er in hohem Alter, geachtet und geliebt, trotz dem, daß man ihm, dem Ausländer, den Beinamen „der Fremde" gegeben hatte. Er ist der Stammvater des Hauses Chalons, von welchem die Prinzen von Oranien abstammen. Seine Macht hinterließ er seinem Sohne, dem Erzgrafen Reinold I., einem mächtigen Herrn auf beiden Seiten des Jura. Er und Gerhard von Vienne widerstanden den Deutschen am längsten bei ihrer Besitznahme von B. und unterwarfen sich erst Kaiser Heinrich III., dessen Gemahlin Agnes von Poitiers eine Enkelin von Otto Wilhelm war, zu Solothurn 1047. Reinold † 1057 und ihm folgte sein Sohn Wilhelm der Große oder der Kühne (Tête hardie), welcher mit B. noch die Grafschaft Vienne, das Erbe von seinem Schwiegervater, vereinigte. Er † 1087; von seinen beiden Söhnen, Reinold II. († 1099) u. Stephan, führte letzterer das Geschlecht fort durch Wilhelm II., den, der Sage nach, 1107 der Teufel holte. Sein Sohn Wilhelm III. wurde 1127 zu Peterlingen ermordet, und da dieser keine Kinder hinterließ, so erhielt Reinold III., Stephans Sohn, der schon Graf zu Chalons und Macon war, die Erbschaft. Als um dieselbe Zeit das fränkische Kaiserhaus ausstarb, so sah Reinold die Krone B. für erledigt an und weigerte sich, dem zum König erwählten Lothar von Sachsen zu huldigen. Dafür traf ihn die Reichsacht, und Konrad von Zähringen erhielt den Auftrag, sie zu vollziehen. Nach hartem Kampfe nahm dieser ihn gefangen und führte ihn zum Kaiser. Sein Muth gewann die Fürsten beim deutschen Reichsgericht, vor das er in Straßburg gestellt wurde, und er erhielt die Franche-Comté, so genannt, weil die Grafschaft keinem Herzoge unterworfen war, zurück; das Land im Osten des Jura kam an Konrad von Zähringen u. bildete von nun an die Grafschaft Kleinburgund, welche bei dem zähringischen Hause bis zu Bertolds V. Tode blieb. Oberburgund vererbte Rei-

wold an seine Tochter Beatrix und diese behauptete es mit Hülfe ihres nachherigen Gemahls, des Kaisers Friedrich I., mit Erfolg gegen ihren Oheim Wilhelm, der die gesammte Grafschaft ansprach. Wilhelm mußte sich mit einigen Gütern an der Saone begnügen. Im Jahre 1175 übertrug Friedrich I. seinem vierten Sohne Otto B. und machte ihn zum Pfalzgrafen, und als 1185 Beatrix starb, hatte Otto nicht nur Hochburgund, sondern auch die allgemeine Verwaltung der kaiserlichen Herrschaft im arelatensischen Reiche. Er † 1200, worauf das Land mit seiner Tochter Beatrix an Otto II., Herzog von Meran, aus dem Hause Andechs, kam. Nach seines Nachfolgers, Otto's III., Tode fiel B. an Alix, Gemahlin Hugo's, Grafen von Chalons. Als Alix 1267 eine zweite Ehe mit Philipp von Savoyen einging, der, bis dahin Erzbischof von Lyon, eben dieser Ehe wegen allen seinen geistlichen Würden und Aemtern entsagt hatte, so machte derselbe gegen ihren Sohn Otto Ansprüche auf die Grafschaft, nahm auch den Titel davon an, ließ sich aber später mit Geld abfinden. Otto IV. führte eine ruhige Regierung und hielt sich besonders zu dem Herzoge Robert II. von B., dem er durch einen 1279 abgeschlossenen und 1281 abgeänderten Vertrag einen großen Theil seiner Lehen übergab. Außerdem wurde eine Erbverbrüderung zwischen ihnen festgesetzt und zu diesem Zwecke die älteste Tochter des Pfalzgrafen mit Johann, dem ältesten Sohne des Herzogs, verlobt. Hierauf erfolgte noch eine Schenkung unter Lebenden, wodurch Bracons, Salins, die ganze Erbschaft von Otto's Großvater, Johann von Chalons, Dole, Neblans, Rochefort, Pontarlier und eine große Menge anderer Lehen an das Herzogthum gegeben wurde. Auf Otto († 1303) folgte sein unmündiger Sohn Robert und auf diesen Johanna, die zweite Tochter Otto's IV., welche von ihrer Mutter auch Artois erbte. Sie war vermählt mit Philipp von Poitiers, dem zweiten Sohne König Philipps des Schönen, welcher 1316 König von Frankreich wurde. Als dieser schon 1321 †, regierte Johanna die Grafschaft bis zu ihrem Tode 1330. Darauf fiel dieselbe an ihre älteste Tochter Johanna, die sich schon 1316 mit dem Herzoge Otto IV. von B. verheirathet hatte. Auf diese Weise wurden die beiden Länder wieder vereinigt, nachdem sie 400 Jahre getrennt gewesen waren.

Konrad starb 1152 und ihm folgte Berchtold IV., der vergebens sich auf Kosten Hochburgunds zu vergrößern gedachte. Doch gewann er die Landgrafschaft in B., dann über Uechtland, Waraschken und Lausanne die Statthalterschaft und sicherte sein Land dadurch, daß er viele Städte befestigte, neue (Freiburg 1178) anlegte und die Bürgerschaften der Städte begünstigte. Als er 1191 starb und sein Sohn und Nachfolger gleiche Plane verfolgte, so erhoben sich die Großen des Landes gegen ihn, wurden aber geschlagen. Im Jahre 1192 gründete er Bern und hielt sich glücklich gegen einen Angriff, welchen Konrad von Schwaben, des Kaisers Bruder, gegen ihn unternahm. Nach Heinrichs VI. Tode wollten ihn seine Anhänger auf den deutschen Thron erheben; er aber begnügte sich mit einer Geldabfindung u. regierte ruhig im eigenen Lande und in Frieden mit der Freigrafschaft bis an seinen Tod 1218. Nach ihm zerfiel sein Erbe. Die Statthalterschaft in B. kam anfangs an Heinrich, Friedrichs II. Sohn, u. wurde nach diesem verschiedenen Männern reichsvogteiweise anvertraut. Unangefochten blieb sie unter dem deutschen Reiche bis zu Albrecht I., dann erhoben sich über sie lange Streitigkeiten, und im westphälischen Frieden wurde sie endlich gänzlich aufgegeben. Die südlichern Gegenden des arelatensischen Königreichs waren schon früher der deutschen Herrschaft entzogen. Die Provence hatte seit dem 10. Jahrhundert Grafen, unter denen nach Hugo von der Provence, dem nachmaligen Könige von Italien, Boso der erste war. Der Mannesstamm des Geschlechts erlosch mit Gillibert 1092, von dessen Töchtern Faydide an den Grafen von Toulouse und Douce an den Grafen von Barcelona vermählt war. Diese Verbindung mit Spanien wirkte äußerst günstig auf die Entwickelung der Provençalen ein, so daß seit dieser Zeit sich jene Blüthe in Kunst und Ritterthum derselben kund gibt, von welcher oben gesprochen ist. Hierauf beherrschten die Berengare, Grafen von Barcelona und später Könige von Aragonien, das Land bis 1245. Nach ihrem Aussterben folgte das Haus B., und als dieses erlosch, fiel die Provence 1481 an die Krone Frankreich.

Die Dauphiné, oder das Gebiet von Vienne, bildete bald einen abgesonderten Theil des arelatensischen Königreichs und erstreckte sich von der Rhone bis zu den Alpen und von Lyon bis zur Provence. Die Beherrscher dieser Gegenden standen zuerst unter den burgundischen Königen, dann unter den deutschen Kaisern, indem sie sich den von diesen eingesetzten Herzögen unterwerfen mußten. Guido V. erhielt indeß von Lothar II. die herzoglichen Rechte über sein Land für sich und seine Nachkommen zurück und Friedrich I. fügte noch bedeutende Regalien hinzu. Guido VII. nahm den Titel Dauphin an und König Rudolf von Deutschland verlieh Humbert I. die Schirmvogtei über Vienne und andere Orte. Der letzte Dauphin war Humbert II., welcher, nachdem er seinen einzigen Sohn aus dem Fenster in die vorbeiströmende Rhone hatte fallen lassen, 1349 sein Land gegen eine jährliche Rente von 130,000 Gulden an Frankreich abtrat.

Das Herzogthum B. begriff das Land zwischen der Saone und der Yonne und erstreckte sich zu Zeiten über diesen Fluß hinaus bis zur Loire; im Norden bildete die Champagne, im Süden Bresse und Beaujolais die Grenze. Es enthielt vor der französischen Revolution 483 □Meilen und über eine Million Einwohner. Der erste Herzog war um 877 der früher erwähnte Richard, der Richter (Justicior), welcher, als Boso sich zum Herrn des cisjuranischen B.s machte, gleiche Unabhängigkeit in seinem Lande in Anspruch nahm. Seine Macht beurkunden die Siege über die Normannen, die er 888 bei St. Florentin bis zur Vernichtung schlug und 911 zur Aufhebung der Belagerung von Chartres zwang. Nach seinem Tode (923) kam die Regierung B.s erst an Rudolf, der jedoch schon 924 König von Frankreich wurde, dann an dessen Schwager Gi-

selbert oder Guilbert, der jenem in den ersten Jahren seiner Regierung die wesentlichsten Dienste leistete, bis über den Besitz des Schlosses von Avallon ein Krieg zwischen beiden ausbrach. Als Rudolf 936 starb, machten Hugo der Große oder der Weiße, Herzog von Francien, und Markgraf Hugo der Schwarze, Bruder König Rudolfs, Ansprüche auf das Herzogthum B. und Giselbert mußte mit dem ersteren dasselbe theilen, so daß es jetzt zwei Herzöge von B. gab. Im Jahre 956 trat Giselbert seine sämmtlichen Besitzungen und Titel an Hugo den Großen ab, dessen Sohne Otto er seine Erbtochter Luitgard vermählte; Ludwig IV. Transmarinus bestätigte ihn im Besitze des Herzogthums. Giselbert behielt nur die Verwaltung der Güter und Hugo der Weiße überließ auch Hugo dem Schwarzen einen Theil des Landes. Letzterer starb 951, Giselbert 956 u. Hugo der Weiße kurz nachher. Dieser hatte bei weitem die größte Macht in Frankreich besessen und, ohne König zu seyn, das ganze Reich beherrscht. Er war Schwager eines Kaisers und zweier Könige, eines Königs Oheim u. Schwiegervater eines Herzogs. Den Namen der Große erwarb ihm eben sowohl sein imposantes Aeußeres als seine innere Größe; der Weiße hieß er wegen seiner weißen Gesichtsfarbe: wegen der vielen Abteien, welche er besaß, nannte man ihn auch den Abt. Ihm folgte 960, mit Bestätigung des Königs Lothar, sein zweiter Sohn Otto, Bruder von Hugo Capet, dessen Macht ihn hauptsächlich gegen die Ansprüche anderer Prätendenten geschützt hatte. Otto starb schon 965 ohne Kinder u. es folgte ihm sein Bruder Heinrich I., der Große. Auch dieser Herzog wurde von Lothar in seinem Besitze bestätigt und es bleibt dabei ungewiß, in wie weit er von seinem Bruder Hugo Capet, Herzog von Francien, abhängig war. Die Lehnsgewalt des Herzogs ging weit über B. hinaus, und nicht unbedeutende Grafschaften standen unter seiner Botmäßigkeit. Diesem Heinrich I. bestätigte zuerst König Hugo Capet die Erblichkeit der herzoglichen Würde. Er hinterließ bei seinem Tode 1001 nur einen natürlichen Sohn, Otto, und einen Adoptivsohn, Otto Wilhelm, von denen der letztere, als Graf von B., gestützt auf seine Macht, sich gegen den König Robert, Hugo Capets Sohn, im Besitze des Herzogthums zu erhalten versuchte. Nach einem 5jährigen Kriege unterwarf sich zwar der Graf; doch scheint Robert nicht vor 1015 zu dem vollen Genuß des Herzogthums gelangt zu seyn, obgleich die Angaben der alten Schriftsteller hierüber sehr verschieden lauten. Robert belehnte noch in demselben Jahre seinen zweiten Sohn Heinrich mit der herzoglichen Würde, und als dieser bei seines Vaters Tode (1032) König von Frankreich wurde, so übergab er B. seinem jüngern Bruder Robert. Die Regierung dieses Fürsten, welcher Mißbräuche jeder Art abstellte, würde durchaus lobenswerth gewesen seyn, wenn Robert die Geistlichen nicht auf Kosten der andern Stände begünstigt hätte. Er † 1075. Von seinen beiden Söhnen kam Hugo in einem Gefechte mit dem Grafen von Nevers um; der zweite, Heinrich, folgte seinem Bruder bald nach und das Herzogthum fiel an Hugo I., seinen ältesten Sohn, der sich ascetischen Uebungen widmete, endlich, nach dem Tode seiner Gemahlin, 1078, in das Kloster Clugny trat u. das Herzogthum seinem Bruder Otto I. Borel überließ. Von diesem stammen die folgenden Herzöge von B. in gerader Linie; sein jüngerer Bruder Heinrich, der vierte Sohn König Heinrichs I., zog mit einem Heere Kreuzfahrer 1096 nach Spanien, um für Alfonso VI. gegen die Ungläubigen zu fechten, eroberte das Land vom Duero bis zum Tajo, erhielt es bei seiner Verheirathung mit der Tochter Alfonso's als Leben und wurde durch seinen Sohn Alfonso der Begründer der ersten portugiesischen Dynastie, welche bis 1383 und in unächter Linie bis 1578 herrschte. Otto I. starb 1102 auf der Reise nach Jerusalem. Sein Nachfolger, Hugo II., der Friedfertige, verbesserte besonders die Rechtspflege und gründete geistliche Stiftungen. In seine Regierung fällt auch die Wirksamkeit des heiligen Bernhard, Abts von Clairvaux. Hugo II. † 1142; ihm folgte Otto II. Von diesem Herzoge an wird die Geschichte B.s, mit Ausnahme der Regierungszeit Hugo's III., außerordentlich einförmig und dürftig. Stiftungen von unbedeutenden geistlichen Pfründen, Verfügungen über unbedeutende Lehen sind fast die einzigen Gegenstände, welche sich aufgezeichnet finden. Bei Otto's Tode (1162) war sein Sohn Hugo III. noch minderjährig. Mündig geworden, gerieth er in vielfache Streitigkeiten mit den Geistlichen und weltlichen Großen, gegen deren Einfluß er sich manche Gewaltthätigkeit erlaubte. Er machte reiche geistliche Stiftungen und unternahm um 1171 einen Pilgerzug nach Jerusalem. Später, 1189, zog er mit Philipp August noch einmal nach dem heiligen Lande, führte hier nach der Heimkehr des Königs den Oberbefehl über das Kreuzheer und starb zu Tyrus. Schon 2 Jahre vor seinem Tode hatte er die Verwaltung B.s seinem Sohne Otto III. übergeben. Dieser wußte seine Lehnrechte wohl zu behaupten u. zwang sogar Otto, den Pfalzgrafen von B., ihm 1193 wegen Macon zu huldigen; nicht besser erging es Andern, die sich ihrer Pflicht nachzukommen weigerten. Auch mit den Geistlichen gerieth er in manche unangenehme Händel, welche ihm eine Exkommunikation zuzogen; doch nahm er an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil und, ungewarnt durch das Schicksal seines Vaters, wollte er 1218 auch nach dem heiligen Lande gehen, als ihn zu Lyon der Tod ereilte. Hugo IV., welcher ihm folgte, war nur 6 Jahre alt und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, welche mit Klugheit die Regierung führte und einige nicht unbedeutende Güter von der Dauphiné erwarb. Auch Hugo's Regierung war nicht ohne kriegerische Unternehmungen. Zuerst wurde er von Theobald von der Champagne als Lehnsherr gegen den Grafen von Nevers um Hülfe angerufen, dann durch die Liguisten, welche sich gegen die Königin Blanche und ihren jungen Sohn Ludwig IX. vereinigt hatten, bewogen, eben diesen Theobald 1227 auf eine empörende Weise zu bekriegen; doch wurde er später vom König Ludwig zum Ersatz alles verursachten Schadens gezwungen und mußte einige seiner Vasallen als Bürgen stellen. Angelegenheiten mit Bischöfen und Klöstern und Erwerbungen nicht un-

bedeutender Güter und Rechte, welche letztere er zum Theil um hohe Preise wieder veräußerte, nahmen seine übrige Regentenzeit weg. So mußte der Graf von B. und sogar der König Theobald von Navarra ihm den Lehnseid leisten. Eine zweite Heirath mit Beatrix von der Champagne (1258) vergrößerte ihm Güter und Macht, und ein mit dem Kaiser Balduin (1265) abgeschlossener Vertrag zur Wiedereroberung von Konstantinopel schien auch auswärts glänzende Aussichten für ihn zu eröffnen. Letzterer blieb jedoch erfolglos und brachte den Herzögen von B. nichts zu, als für einige Zeit den Titel „König von Thessalonich", den sie sich, auf den Vertrag pochend, angeeignet hatten. Durch die Verlobung seines ältesten Sohnes Otto mit Mathilde von Bourbon brachte Hugo auch die Grafschaft Nevers (1256) an sein Haus. Vor seinem Tode (1272) bestimmte er seinen Sohn Robert (da Otto schon vorher gestorben war) zu seinem Nachfolger, emancipirte ihn und übergab ihm das Herzogthum, welcher Thronvererbung die gewöhnlichen Lehnsformalitäten folgten. An seine übrigen Söhne vertheilte er die andern Besitzungen; die Töchter wurden mit baarem Vermögen abgefunden. Robert vermählte sich mit der Tochter Ludwigs IX. Aber wie sorgsam auch der greise Fürst den Familienfrieden glaubte begründet zu haben, so brach der Unfriede doch kurz nach seinem Tode aus, die fürstlichen Verwandten bestanden auf größere Erbschaftsportionen und die Streitigkeit konnte nur durch ein schiedsrichterliches Urtheil Philipps III. beendet werden, dessen Auseinandersetzung erst 1279 erfolgte. Streitigkeiten mit den Großen des Reichs, mit der Stadt Dijon, Erwerbungen und Veräußerungen von Gütern, Ausgleichungen, Verfügungen über das Münzrecht, eine kriegerische Unternehmung wegen der Vormundschaft über die Kinder des Dauphins Guido, welcher um 1271 starb, diese u. keine einzige denkwürdige That füllen den größten Theil von Roberts Regierung aus. Er starb 1305 gleichwohl mit dem Nachruhm, daß ihn an Macht, Reichthum, Größe und Ansehen kein Herzog vor ihm erreicht hatte. Hugo V., Roberts Sohn, stand anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes und verfolgte später genau die Pläne seines Vaters. Die Vergrößerung B.s schien sein einziger Gedanke, doch vor der That überraschte ihn 1315 der Tod. Sein testamentarischer Nachfolger, sein jüngerer Bruder Otto IV., mußte sich erst mit Ludwig, dem vierten Sohne des Herzogs Robert, abfinden. Otto brachte, wie schon oben erzählt ist, durch seine Vermählung mit der Tochter des Königs Philipp, gegen welchen er erst im Interesse seiner Nichte, der Gemahlin Ludwigs X., feindlich um den Besitz der französischen Krone zu rechten begonnen hatte, die Grafschaft B. zu dem Herzogthum B., mit dem er zugleich Artois für immer vereinigte. Da sein Sohn Philipp, vermählt mit Johanna von Boulogne, schon 3 Jahre vor ihm (1346) gestorben war, so kam das Herzogthum an seinen Enkel Philipp de Rouvre, Grafen von Boulogne und der Auvergne, der, erst 7 Jahre alt, seine Mutter zur Vormünderin erhielt. Sie regierte das Land, bis sie sich mit dem Kronprinzen von Frankreich vermählte und dieser Regent des Herzogthums wurde. Auch B. litt damals bedeutend durch den englischen Krieg, und obgleich es mit Nachdruck vertheidigt wurde, so mußte es sich dennoch zur Zahlung ungeheurer Summen für den Waffenstillstand verbindlich machen. Noch ehe diese Angelegenheit beseitigt war, starb Philipp auf seinem Schlosse Rouvre im November 1361, und zwar ohne Erben, worauf das Herzogthum von König Johann theils als ein eröffnetes Lehen, theils, weil er als Enkel von Robert II., dem Vater seiner Mutter, das nächste Erbschaftsrecht ansprach, in Besitz genommen wurde. Zwei Jahre lang verwaltete Johann der Gute B. selbst, doch konnte auch er es vor den Bedrängnissen des englischen Krieges nicht schützen. B. mußte an der Bezahlung der ungeheuern Summen Theil nehmen, welche den Engländern im Frieden zu Bretigny versprochen worden waren. Am 27. Juli 1363 übergab der König B. als erbliches Lehen seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, eine Belehnung, welche Kaiser Karl IV. bei seiner Vorliebe für Frankreich ohne Weiteres bestätigte; dasselbe geschah 1364 durch König Karl V., doch fiel Touraine an die Krone Frankreich zurück. Verwandte des letzten Herzogs von B. erhoben Ansprüche an einzelne Theile der Erbschaft, welche Herzog Philipp anerkennen und befriedigen mußte. So erhielt Margarethe von Flandern, als Erbin ihrer Großmutter, der Königin Johanna (Tochter Otto's IV. und der Mathilde von Artois), die Grafschaften B. und Artois, und Johann von Boulogne, Graf von Montfort, die Grafschaften Boulogne und Auvergne. Zu diesen häuslichen Kämpfen gesellten sich bald auch die öffentlichen Gefahren, welche bewaffnete Räuberbanden, aus Engländern, Gascognern und Franzosen bestehend, über das ganze Land brachten. Diese sogenannten „Kompagnien", die nach dem Frieden zu Bretigny durch zahlreiche Zuflüsse von Unzufriedenen aus der Grafschaft B. und durch Navarresen immer mächtiger wurden, widerstanden allen Anstrengungen Philipps noch 1367, wo derselbe sich mit Margarethe von Flandern verheirathete und die Grafschaft B. ihn nun als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannte. Neue von den Engländern angestiftete Unruhen brachen zu gleicher Zeit in den Niederlanden aus, noch ehe der Herzog in den Besitz von Flandern gekommen war. Schon 1380 erhoben sich die Genter und schlugen mit 5000 Mann unter Artevelle 40,000 Burgunder, so daß der Herzog sein Silbergeschirr in die Münze schickte, um den Krieg nur fortsetzen zu können. Erst nachdem er, durch französische Truppen unterstützt, bei Rosbecq einen großen Sieg errungen hatte, unterwarf sich fast ganz Flandern, und dadurch wurden beide B. wieder unter Einem Regenten vereinigt. Nur Gent widerstand und wurde erst 1383 in den allgemeinen Waffenstillstand mit eingeschlossen. Seit dieser Zeit war Philipp unausgesetzt auf die Vermehrung seiner Güter und seines Ansehens bedacht und durch die reiche Erbschaft Flanderns sowohl (1484), wie durch Rückkäufe und Heirathsverbindungen wußte er seine öffentliche Macht und den Glanz seines Hauses zu europäischer Wich-

tigkeit zu erheben. Die fortwährend von den Engländern unterhaltenen Empörungen in den neuerworbenen Ländern überwand er endlich durch seine Milde und wußte fortan Flandern bis zu seinem Tode ruhig zu erhalten. Zu Lille und Dijon errichtete er um diese Zeit Rechnungskammern nach dem Muster der pariser.

Nach Karls V. Tode übernahm er auch die Vormundschaft Karls VI., bis der junge König sich selbst zur Regierung für fähig erklärte. Beim Beginn des Kriegs in der Bretagne rüstete Philipp 1392 ein Heer, um dem König beizustehen. Da aber Karl VI. in Wahnsinn verfiel, so traten die Herzöge von B. und von Orleans an die Spitze der Regierung. Mit England wurde nun, auf Philipps Betreiben, der Waffenstillstand auf 4 Jahre verlängert. Bald brach im Innern der Hader aus, der durch die Zusammenstellungen der beiden mächtigsten Fürstenhäuser des damaligen Frankreichs ausgesäet worden war. Unterstützt von der Königin, hatte Orleans während einer Abwesenheit Philipps die Regentschaft allein an sich gerissen, und nun traten zwei Parteien, die burgundische (Bourguignons) u. die orleanssche, einander feindlich gegenüber und von allen Seiten strömten ihre Anhänger und Truppen kampfbereit herbei. Durch einen in aller Eile abgeschlossenen Vertrag suchte die Königin den drohenden Sturm zu beschwören: Orleans wurde für die Dauer des Wahnsinns Karls VI. zur Regierung berufen. Aber gerade diese Maßregel riß den Spalt zwischen den beiden Herzogshäusern noch tiefer. Philipps eigenes Haus war um diese Zeit nicht von Unglück frei, denn als er, dem Hülferuf König Sigismunds von Ungarn nachkommend, seinen Sohn Johann mit einem wohlgerüsteten Heer gegen die Türken sandte, ward dieser gefangen und nur um ungeheures Lösegeld freigegeben. Zugleich hoben die Engländer den Handelsvertrag mit Flandern auf und brachten dadurch den Wohlstand des Landes in die dringendste Gefahr. Als nun um dieselbe Zeit auch Brabant als Erbe an Philipp fiel u. für seinen zweiten Sohn Anton bestimmt wurde, so machte sich der alte Herzog selbst von Paris nach Brüssel auf, um seinem Sohn den Besitz des Landes zu sichern u. dem flandrischen Unheil zu steuern, wurde aber unterwegs krank u. starb zu Halle in Brabant, den 27. April 1404. Seine Schuldenlast war so groß, daß er mit geborgtem Geld begraben werden mußte. Da die Herzogin-Wittwe auf den Besitz von Flandern verzichtete, so folgte Johann der Unerschrockene ihm als Erbe sämmtlicher Länder und Schulden. Um letztere nur einigermaßen zu decken, mußten alle Kostbarkeiten, Möbel und Kleider seines Vaters verkauft werden. In den Krieg Frankreichs mit England verwickelt, hielt Johann zu Frankreich, gewann dadurch die Gunst des Hofs und kam an die Spitze der Regierung; die Leitung B.s überließ er seiner Gemahlin. Diese Bevorzugung B.s mußte nothwendig die alten Feindseligkeiten zwischen ihm und Orleans wieder ins Leben rufen und immer neue Kämpfe veranlassen, während Johann sich kaum der Einfälle, welche die Engländer von Calais aus unaufhörlich versuchten, erwehren konnte. Eine augenblickliche Versöhnung der beiden Todfeinde war gleichsam nur eine athemlose Pause, nach welcher die tiefste Leidenschaft zum Ausbruch kommen sollte; 1407 ließ Johann den Herzog von Orleans in Paris durch gedungene Mörder auf der Straße tödten und erklärte sich selbst für den Anstifter dieser That. Sie kostete ihm die Ruhe seiner Tage u. später sein Leben. Anfänglich verließ er Paris, dann kehrte er rasch dahin zurück u. bemächtigte sich der Stadt. Aber trotz dieser drohenden Stellung Johanns blieb seine durch Jean Petit in der Versammlung der königlichen Prinzen geführte Vertheidigung ohne Erfolg und die Glieder des königlichen Hauses forderten ihn auf, die Herzogin von Orleans fußfällig um Verzeihung zu bitten, eine Million Goldgulden für milde Stiftungen zu geben u. auf zwanzig Jahre Frankreich zu verlassen; außerdem sollten alle ihm eigenen Bauten im ganzen Reiche niedergerissen werden. Aber gerade damals hatte sich die Macht Johanns durch neue Siege gemehrt. Die Lütticher, die den ihnen zum Bischof aufgedrungenen Prinzen Johann von Bayern verjagt hatten, waren von ihm zur Unterwerfung und schwerer Geldbuße gezwungen worden. Mit Heer und Geld wohl versehen, trotzte Johann der königlichen Macht und wurde deshalb für einen Feind des Staats erklärt. Aber während man schon Truppen gegen ihn warb, starb die Herzogin von Orleans, seine erste Feindin (1408). Nun gelang es Johann, sich so gut mit dem Könige zu verständigen, daß ihm der Dauphin zur Erziehung übergeben wurde; im Frieden zu Chartres hatte er nur zu erklären, daß es ihm leid thue, durch die Ermordung des Herzogs von Orleans den König beleidigt zu haben. Dagegen bildete sich eine Ligue zu Gien aus den Prinzen des königlichen Hauses und aus allen Feinden des Herzogs, welche, nachdem ein zu Wincester abgeschlossener Friede ohne Erfolg geblieben war, den jungen Herzog von Orleans sogar zur Kriegserklärung gegen B. vermochten. Der König blieb jedoch auf der Seite Johanns, der bereits England um Hülfe angerufen und sich deshalb von Arras eiligst nach Paris begeben hatte. Schon war von den Liguisten St. Denis und St. Cloud besetzt und der Stadt Paris drohte eine Belagerung. Trotz dieser schlimmen Aussichten gewann der Herzog damals zugleich die Regierung über Beaujolais und Tonnerre; auch wurden ihm die Kinder des Herzogs von Bourbon anvertraut (1410). Dagegen blieb der Herzog von Berry feindlich und wurde in Bourges belagert, während die Herzogin von B. die Liguisten in Chateauchinon einschloß. Von allen Seiten bedrängt, suchten letztere 1412 eine Ausgleichung zu Auxerre. Man schloß einen Frieden ab, sicherte sich Freundschaft zu, verabredete Verheirathungen u. versprach die Truppen gegen die Engländer zu verwenden. Unter andern wurde damals Agnes von B. mit dem Herzoge von Bourbon verlobt.

Die Engländer hatten plündernd die Normandie verlassen, ohne daß man neue Einfälle hindern konnte; denn trotz der großen Geldsummen, welche man ihnen zahlte, kehrten sie immer bald wieder zurück. Dazu kam, daß viele französische Große, unter diesen der Graf von Armagnac, die

Engländer unterstützten und auch die Liguisten ihr Haupt wieder erhoben. Ein abermaliger Friede zwischen ihnen und dem Herzoge von B. zu Pontoise (1413) wurde nicht besser gehalten, als die früheren und hatte endlich für den Herzog noch schlimmere Folgen. Als die Liguisten sich Paris näherten, rief der Dauphin eilig den Herzog von B. aus den Niederlanden dorthin, u. der letztere trug kein Bedenken, sofort mit seinen Truppen aufzubrechen. Dies benutzten seine Feinde, um sein Benehmen bei dem Könige anzuschwärzen; er sah sich genöthigt, Paris wieder zu verlassen. Hierauf ließen sie, durch die ersten Erfolge ermuthigt, die Vertheidigung des Herzogs Johann wegen seiner am Herzog von Orleans begangenen Mordthat durch den Erzbischof von Paris verdammen. Johann appellirte nach Rom und schickte selbst Gesandte an das kostnitzer Koncil und erhielt wenigstens vom ersteren seine Lossprechung. Aber der Krieg, welchen diese Hofintriguen anfachten, wurde mit großer Erbitterung geführt. Der Herzog, den nun, nach ächter Hofsitte, mit der Gnade des Königs auch seine sämmtlichen ehemaligen Freunde, die Herzöge von Anjou, Bourbon ꝛc., verlassen hatten, machte die angestrengtesten Rüstungen, seinen Feinden zu begegnen. Alle nur zu erschwingenden Summen wurden für den Krieg bestimmt; dennoch stand das Glück bei seinen Feinden. Erst bei der Belagerung von Arras fanden sie größern Widerstand, als sie erwartet hatten. Als daher die Gräfin von Hennegau und Andere sich für den Herzog verwandten, so wurde den 14. März 1415 zwischen den Kriegführenden ein Friede geschlossen, in welchem dem Herzoge außer andern sehr harten Bedingungen auch vorgeschrieben war, das Herzogthum B. nicht zu verlassen, nicht einmal um nach alter Sitte das Heer anzuführen, welches er dem Könige von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe gesandt hatte. Die Schlacht von Azincourt (1415), in welcher zwei Brüder des Herzogs, die Herzöge von Brabant und Nevers, erschlagen wurden, während er selbst in Dijon rüstete, bewirkte jedoch eine große Aenderung in den Angelegenheiten und beraubte seine Gegner der Mittel, sich Gehorsam zu erzwingen. Zwar verbot der König allen Prinzen des Hauses, ohne ausdrückliche Erlaubniß nach Paris zu kommen, aber der Herzog schloß eine Verbindung mit den Engländern u. marschirte gerade auf die Hauptstadt los. Paris widerstand zwar seinen Angriffen, dafür gelang es ihm aber, die Königin Isabelle, welche in Folge sehr erheblicher Beschuldigungen als Gefangene in Tours bewacht wurde, zu befreien und sie enger an seine Sache zu fesseln. Johann war dadurch zum zweiten Male Regent des Königreichs geworden. Es erfolgte nunmehr der Friede zu Macon, durch welchen der alte Einfluß des Herzogs von Neuem um so mehr hergestellt wurde, als die Einwohner von Paris, welche er sich durch seine augenscheinliche Neigung zum Frieden gewonnen hatte, auf seiner Seite standen. Der Dauphin, diesem Frieden entgegen, verließ Paris, um sich nicht dem Herzoge unterwerfen zu müssen, und ein Versuch desselben, die Hauptstadt zu erobern, mißlang so, daß der größere Theil der Anhänger des Dauphins in die Hände der Burgunder fiel und von den Parisern in den Gefängnissen getödtet wurde. Unter Letzteren befand sich auch Graf Armagnac. Die Gefahr, welche dem an inneren Wunden blutenden Lande durch das steigende Kriegsglück der Engländer von außen drohte, schien endlich die trotzigen Gemüther zum Frieden hinzuneigen. Auch mochte des Mißgeschick, welches die meisten Unternehmungen des Dauphins und seiner Partei begleitete, diesen von der Nothwendigkeit anderer Maßregeln überzeugt haben. Er zeigte sich plötzlich geneigt, einen friedlichen Vertrag mit dem Herzog einzugehen, um die gesammte Kraft des Reichs ungesäumt dem gemeinsamen Feinde entgegenzustellen; man verabredete deshalb eine Zusammenkunft auf der Brücke von Montereau. Als aber hier der Herzog, an der Hand des Dauphins, zum Gefolge desselben trat, traf ihn der Dolch des Meuchelmörders. Mit Bewilligung des Dauphins von dessen Günstling, Tannaguy-Duchatel, und zwei Rittern angefallen, hauchte der Herzog auf der Stätte, die den Frieden begrüßen sollte, sein Leben aus, 1419. Die Aufregung, welche diese Unthat durch das Königreich und namentlich in Paris verbreitete, ließ das Aergste befürchten. Gleichwohl suchte der Dauphin die allgemeine Verwirrung nur zu benutzen, um B. in seine Gewalt zu bringen. Aber auch diese Unternehmung scheiterte an dem Heldenmuthe der Herzogin und der Treue ihrer Anhänger. Durch den am Herzog verübten Mord war nur eine persönliche Rache genommen, für Frankreich nichts gewonnen worden.

Philipp der Gute, der Sohn des Herzogs, folgte ihm, mit dem festen Entschluße, des Vaters Tod zu rächen. Nachdem er die Huldigung empfangen hatte, war sein erster Schritt eine Verbindung mit England, die auch zuerst zu Arras, später zu Troyes abgeschlossen wurde, und welcher sogar der König von Frankreich selbst durch Isabella von Bayern, diese unnatürliche Feindin ihres Sohnes, beitrat. Nach den Worten des Traktats sollte der Dauphin enterbt, Frankreich an Heinrich V. von England abgetreten u. Paris den Burgundern übergeben werden. Den Mördern des Herzogs ward mit der strengsten Bestrafung gedroht. Dieser Bund gegen Frankreich rief einen Krieg hervor, welcher länger als 20 Jahre verwüstend durch die Länder zog und die Völker aufs Härteste heimsuchte. Am schwersten litt das burgundische Herzogthum bei seinen ausgedehnten Grenzen, da in den Niederlanden der Geist des Aufruhrs fortwährend genährt wurde, während der Herzog selbst nur selten die eigene Vertheidigung seiner Besitzungen übernehmen konnte. Philipp schien den wirren Lauf dieses Krieges vorauszusehen und ernannte daher gleich beim Beginn desselben einen permanenten Rath (Conseil permanent) zu Dijon, dem er die Regierung des eigentlichen Herzogthums übertrug. Die Hauptschwierigkeit in der Stellung des Herzogs trat aber erst hervor, als Heinrich V. und kurz nach ihm (den 21. Okt. 1422) Karl VI. starb. Der Dauphin, schon vorher in Anjou mächtig und zu wiederholten Malen glücklich gegen die Engländer, sah nach seines Vaters Tode plötzlich die Nation auf seiner Seite, die in

ihm nun ihren rechtmäßigen Monarchen anerkannte. Der Herzog von Savoyen versuchte deshalb eine Friedensvermittelung zwischen Karl VII. und dem Herzoge von B. herbeizuführen, u. dies wäre ihm vielleicht gelungen, hätte nicht Karl VII. Anstand genommen, die Mörder zu bestrafen, und nicht Philipp selbst sich plötzlich wieder mit frischer Macht dadurch ausgerüstet gesehen, daß der Herzog von Bedford, welcher für den minderjährigen Heinrich VI. die Regierung in Frankreich führte, eingedenk der Vorschrift Heinrichs V., sich nicht mit B. zu verun einigen, die Verbindung mit dem Herzoge durch eine Heirath zwischen ihm und Anna von B. noch enger schloß. England überließ dem Herzog, welcher früher schon Namur erworben hatte, Macon, Auxerre und Bar sur Seine; eine neue Stütze gewann Philipp außerdem an dem Herzog von Bretagne, welcher sich mit ihm vereinigte, und endlich durch den Umstand, daß er nach seiner ersten Gemahlin Tode nun Bonna von Artois, Tochter Philipps von Artois und Wittwe Philipps von Nevers, der bei Azincourt gefallen war, heirathete. Im Kriege wankte sein Glück; der Dauphin konnte es sogar mehre Male wagen, B. und Charolais anzugreifen, besonders nachdem der Graf von Richemont, Bruder des Herzogs von Bretagne, welchem Bedford den Oberbefehl über das Heer verweigerte, zu demselben übergetreten war. Auch wurde die Verbindung mit England um dieselbe Zeit loser, als Philipps Base, Jacqueline von Hennegau aus dem bayerischen Hause, welche behauptete, durch ihre Mutter gegen ihren Willen zur Heirath mit dem Herzoge Johann IV. von Brabant gezwungen worden zu seyn, ihren Gemahl verließ und sich mit dem Herzoge Humphrey von Glocester, dem Regenten von England, verheirathete. Der Letztere suchte sich nun mit Waffengewalt in den Besitz von Hennegau zu setzen, wogegen sich Philipp um so mehr des Herzogs von Brabant annahm, als er der Verwandtschaft und testamentarischen Bestimmungen zufolge als dessen Erbe eingesetzt war. Bereits war es zu einem Kriege zwischen Glocester und B. gekommen, und hätte Karl VII. um diese Zeit sich weniger von seinen Günstlingen abhängig gemacht, so wäre die Verbindung B.s mit England zerrissen gewesen. Indessen gelang es dem Herzoge von Bedford noch einmal, Philipp zu gewinnen, und als nun Jacqueline selbst von ihm gefangen genommen wurde, so kam, obgleich sie bald wieder entfloh, ein Vertrag zu Stande, nach welchem die Staaten der Prinzessin in den Händen des Herzogs bleiben, sie ihn als ihren gesetzlichen Erben anerkennen und sich auch ohne seinen Willen nicht verheirathen sollte. Auf diese Weise breitete sich Philipps Macht in den Niederlanden bedeutend aus und erhielt nach dem Tode Johanns von Bayern (genannt sans pitié), der, ohne Priester zu seyn, das Bisthum Lüttich behauptete, und der, selbst kinderlos, Philipp zu seinem Erben eingesetzt hatte, an Holland und Seeland einen werthvollen Zuwachs. Auch gab der Herzog von Glocester, dessen Ehe mit Jacqueline vom Papst für ungültig erklärt worden war, seine Ansprüche auf und verheirathete sich anderweitig.

Die Engländer machten inzwischen bedeutende Fortschritte und hatten den größern Theil Frankreichs erobert. Sie belagerten Orleans, und Karl VII. war geneigt, diese Stadt B. in Verwahrung zu geben, als die Engländer, damit unzufrieden, den Abzug der Burgunder veranlaßten, 1429. Darüber wurde die Stadt durch Jeanne d'Arc gerettet und Karl VII. in Rheims gekrönt. Philipp ward jetzt von beiden Parteien sehr gesucht, doch verhinderten wiederum die Anhänger des Königs von Frankreich selbst jede Ausgleichung mit dem Herzoge. Dieser stand damals auf dem Gipfel seines Glücks und trug dies stolz vor aller Welt zur Schau bei seiner dritten Verheirathung mit **Isabella von Portugal**. Er feierte diesen Ehrentag seines Hauses mit unglaublicher Pracht und stiftete an ihm den **Orden des goldenen Vließes** (den 10. Januar 1430). Auch das Kriegsglück lächelte ihm wieder. Johanne d'Arc wurde von den Burgundern 1430 gefangen genommen und 1431 zu Rouen verbrannt, und wenn auch Barbazan, des Königs Feldherr, über ihn kurz darauf siegte, so waren die Vortheile, welche er durch die Schlacht bei Bullegneville 1431 erlangte, so bedeutend, daß der Friede in Frankreich dringend gewünscht wurde. Abermals hintertrieb ihn die königliche Partei, welche den Krieg um jeden Preis suchte, und zwar gerade um die Zeit, als Heinrich VI. im December 1431 in Paris gekrönt wurde. Selbst der Kaiser Sigismund hatte den Herzog zu einer Ausgleichung zu bewegen gesucht und ihm einen Absagebrief zugesandt, als dieselbe nicht zu Stande kam. Dazu wurde die Verbindung mit England loser, als Bedfords Gemahlin Anna von B. den 14. November 1432 starb, der Herzog aber den Zwecken der Engländer nicht mehr dienen wollte und unter den Burgundern selbst sich über die unaufhörlichen Kriege große Unzufriedenheit verbreitete. Philipp selbst endlich mochte des Kampfes nachgerade müde werden, denn kaum hatte er einen Aufstand in Gent und Lüttich unterdrückt, so rief ihn der Nothschrei seines Landes, das Karl von Bourbon (1433) mit seinem Kriegsvolk überfluthete, wieder nach B. und nur mit Mühe gelang es ihm, den schon bis in die Franche-Comté Vorgedrungenen endlich zur Vertheidigung seiner eigenen Besitzungen und zum Frieden zu zwingen. Am 1. Juli 1435 wurde daher ein Kongreß zu Arras eröffnet. Die übermäßigen Forderungen Englands an Frankreich trennten gleich am Anfang die Hauptmächte des Kriegs; dagegen wurde eine Ausgleichung mit B. nicht bloß unter Abschluß von 42 Artikeln zu Stande gebracht, sondern der Herzog vereinigte sich nach langem Zaudern sogar mit dem Könige gegen England. Karl VII. verpflichtete sich in dem Friedenspakt u. A., die Mörder Johanns des Kühnen zu bestrafen; dagegen anerkannte Philipp den König als seinen Lehnsherrn, doch sollten seine Staaten während seines Lebens von der Krone unabhängig bleiben und ihm Macon, Bar sur Seine und einige Herrschaften an der Grenze seines Gebiets abgetreten werden. Philipp bot nun seine Vermittlung zu einem Frieden zwischen Frankreich und England an, und als letzteres seinen Antrag höhnisch zurückwies, erklärte er selbst

an England den Krieg. Kaum war er aber vor Calais erschienen, so hoben zwei plötzliche Ereignisse die kaum begonnene Belagerung auf: seine Truppen, Flotte und Heer, verließen ihn und in Flandern brach ein Bürgerkrieg aus zwischen Brügge und Sluys. Die erstere Stadt wurde zu Lille geächtet und mußte später die Gnade des Herzogs suchen. Auch Antwerpen hatte sich empört und war kaum beruhigt, als die Genter die Waffen ergriffen. Die Herzogin und ihr Sohn wurden hier vom Pöbel beschimpft, ihre treuesten Diener vor ihren Augen ermordet und der Herzog selbst verwundet; erst die äußerste Strenge stellte die Ruhe her. Trotz dem daß Philipps Streitmacht schon durch diese Vorgänge sehr zersplittert war, sandte er doch dem König Schiffe und Krieger zu Hülfe und durch sein Bemühen trat 1438 die pragmatische Sanktion ins Leben. Eine förmliche Versöhnung zwischen Frankreich und England kam auch um diese Zeit, ungeachtet der Bemühungen der mit dem Hause Lancaster verwandten Herzogin, nicht zu Stande; doch wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Im Jahre 1443 übergab Johanns von Bayern Gemahlin auch das empörte Luxemburg dem Herzog Philipp. Um das Maß des Unglücks für das Volk voll zu machen, durchzogen um diese Zeit Raubbanden unter dem Namen der Ecorcheurs das Land in großen Schaaren und plünderten Städte und Dörfer, und während Frankreich 1449 und 1450 glücklich gegen England stritt, fingen die Genter wegen einer projektirten Salzauflage Meutereien an, die bald zu einem offenen Aufstande gediehen, so daß sie sich gegen alle Freunde des Herzogs erklärten und selbst Oudenarde belagerten. Sie wurden zwar durch des Herzogs Heer geschlagen, setzten aber den Krieg bis 1453 fort, wo sie sich endlich unterwarfen. Mehr als 20,000 Aufrührer waren in diesen genter Unruhen ums Leben gekommen und das Resultat des Kampfes war, daß die Uebriggebliebenen einen Theil ihrer Privilegien verloren, 20,000 Gulden Kriegskosten bezahlen und allen angerichteten Schaden ersetzen mußten.

Auch in Frankreich war ein Bürgerkrieg ausgebrochen. Der Dauphin empörte sich gegen seinen Vater und bat, von aller Welt verlassen, den Herzog von B. um Hülfe. Philipp versagte ihm zwar seinen Beistand, gewährte ihm aber in B. einen Zufluchtsort, bis derselbe 1461 als Ludwig XI. den französischen Thron bestieg. Ludwigs Herrsch- und Habsucht regte bald neue Unruhen auf, entfernte fast alle Prinzen des königlichen Hauses von ihm, veranlaßte die Stiftung der Ligue des öffentlichen Wohls (ligue du bien public) und später jenen Krieg, welcher fast seine ganze Regierungszeit ausfüllte. Auch Philipp, von dem er die ihm durch den Frieden von Arras verliehenen Städte und Herrschaften zurückverlangte, gerieth, nach langhingezogenen Mißhelligkeiten, endlich mit ihm in Kampf und trat der Ligue bei. Es kam zur Schlacht bei Montlhery, die zwar unentschieden blieb, aber doch die Folge hatte, daß der Uebertritt einer Menge Städte zu den Liguisten diese mächtig genug machte, um sogar Paris zu belagern. Ludwig schloß hierauf eilig den Frieden von Conflans, und Philipp ging gern auf denselben ein, da er sich damals auch mit den Lüttichern in einen Krieg verwickelt sah. Als er Letztere zum Gehorsam zurückgebracht hatte, starb er 1467 im 71. Jahre eines bewegten und thatenreichen Lebens, im 48. Jahre seiner Regierung, der erste Herzog der damaligen Christenheit. Er hinterließ das schönste und blühendste Land seinem einzigen ehelichen Sohne, dem 23jährigen Karl, genannt der Kühne, welcher schon zu des Vaters Lebzeiten den größten Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen, bei Montlhery gekämpft, den König zum Frieden von Conflans gezwungen, Dinant zerstört und Gents Widerstand gebrochen hatte.

Karls erster Kampf nach seinem Regierungsantritt ging gegen die Lütticher, denen er im Anfange des Aufstandes, gegen die Ansicht seiner Räthe, 50 Geißeln zurückgab, die sie seinem Vater als Pfand ihrer Treue und ihres Gehorsams hatten ausliefern müssen. Auch die Genter wurden unruhig; doch war der Widerstand beider Städte nur von kurzer Dauer. Mit dem Könige von Frankreich kam ein Friede zu Stande. Weil aber französischer Seits kein Mittel unterlassen wurde, um die Niederlande, besonders die Städte, gegen Philipp aufzuwiegeln, so benutzte der Herzog die Gelegenheit, zu Peronne, wo man sich vergleichen wollte, den König Ludwig gefangen zu nehmen und denselben zu zwingen, ihn auf seinem Zuge gegen Lüttich zu begleiten. Auch dieser Schritt führte nicht zu einem festen Frieden. Als Eduard IV. aus England hatte fliehen müssen, fand er beim Herzoge, seinem Schwager, eine sichere Zufluchtsstätte; das Haus Lancaster erhielt dagegen von Ludwig XI. Unterstützung. Der König schien mit Freuden diesen günstigen Umstand zu benutzen, um an B. den Krieg zu erklären. Karl scheint Ludwigs Absichten zeitig erkannt zu haben, denn er hatte schon 1468, nachdem der König von Frankreich alle Städte zwischen der Somme und Schelde und dem Meere nebst der Grafschaft Boulogne und Guines hatte abtreten müssen, mit den Städten Bern, Freiburg und Solothurn ein Bündniß eingegangen. Ludwig aber schloß 1470 ähnliche Verträge, durch welche die von Philipp erwarteten Vortheile zu nichte gemacht wurden, und der Herzog gerieth in nicht geringe Bedrängniß, indem man ihn nun eines Vergiftungsversuchs gegen den König beschuldigte, in Tours verurtheilte, die Städte aufreizte und Amiens und St. Quentin eroberte. Ludwig schloß sich hierauf noch enger an die Schweiz an und verpflichtete sich, keinen Frieden ohne seine Bundesgenossen einzugehen. Schreckliche Verwüstungen trafen B., die Schweizer drangen bis zu den Mauern von Besançon vor. Nachdem jedoch Karl den 10. April 1472 einen Waffenstillstand vom Könige erlangt hatte, benutzte er die nächste Zeit, um seinem Lande eine vortreffliche Heereseinrichtung zu geben, und weil der König von Frankreich ihn zum Ziel seiner Intriguen machte, so faßte er endlich den Entschluß, seine Länder von der französischen Monarchie ganz unabhängig zu machen. Er knüpfte, nachdem der Krieg wieder begonnen, er selbst einen glücklichen Einfall in die Normandie gethan und Geldern gewonnen hatte, zur Erlangung der

Königskrone Unterhandlungen mit Kaiser Friedrich III. an und kam deshalb 1473 zu Trier mit ihm zusammen. Karl entfaltete damals die außerordentlichste Pracht. Doch erreichte er seinen Zweck beim Kaiser nicht, obgleich er ihm mit dem Versprechen entgegenkam, seine Tochter Maria, die Erbin von B., mit Maximilian zu vermählen; der Kaiser befürchtete, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Verheirathung, nach der Erhebung des Herzogs zum Könige, nicht zu Stande kommen möchte, und reiste plötzlich von Trier ab. Karl riefen, so erbittert er auch auf den Kaiser war, neue Feindseligkeiten der Franzosen, welche die burgundischen Länder angegriffen, dann sich mit dem Herzoge von Lothringen verbunden hatten und selbst den Kaiser zu gewinnen suchten, in seine Länder zurück. Er verband sich hierauf mit König Eduard von England, und als zu derselben Zeit sein Verwandter, der Erzbischof Ruprecht von Köln, aus dem bayerischen Hause, welcher vom Papste abgesetzt war, sich durch Hermann von Hessen im Besitze des Erzbisthums gefährdet sah, so sandte er, um den Kaiser zu kränken, auch diesem ein Hülfsheer zu. Er belagerte Neuß am Rhein mit 60,000 Mann; der Kaiser kam mit einem Entsetzungsheere, wagte indeß keine Schlacht. Der päpstliche Gesandte, der sich im kaiserlichen Heere, welches vom Kurfürsten Albrecht von Brandenburg befehligt wurde, befand, vermittelte einen Waffenstillstand und kurz darauf wurde Friede geschlossen, den 17. Juni 1475, da Karl zu wichtigeren Angelegenheiten gerufen ward. Erzherzog Sigismund von Oesterreich, welcher durch die Kriege mit den Schweizern in große Schulden gerathen war, hatte dem Herzog von B. 1469 die vorderösterreichischen Besitzungen im Elsaß und Sundgau für 50,000 Gulden als Pfandschaft in der Erwartung angeboten, Karl werde die Schweizer bald dahin bringen, daß sie Oesterreich nicht mehr gefährlich seyen. Der Letztere nahm diesen Antrag gern an, zahlte das Geld und ließ sich noch 1469 huldigen. Mehre Jahre verstrichen, ehe er etwas gegen die Schweizer unternahm. Diese Verzögerung benutzte Ludwig XI. und suchte B. und Oesterreich zu entzweien. Der Plan gelang und nun wurde die Verbindung der Schweizer von allen gesucht, von Oesterreich, von Frankreich, mit dem sich der junge Herzog von Lothringen verband, und von B. Die Schweizer schlossen den 10. Januar 1474 mit Frankreich die sogenannte „obere Vereinigung", mit Oesterreich den 11. Juni desselben Jahres auf Ansuchen des Erzherzogs Sigismund die „ewige Richtung" und mit den elsässischen Städten die „niedere Vereinigung" gegen die Gewaltthätigkeiten der burgundischen Beamten. Unter letzteren zeichnete sich besonders **Hagenbach** aus, der, jede Sitte und jede Tugend verhöhnend, mit mehr als tyrannischer Grausamkeit das Land drückte. Die Klagen über diese Gewaltthätigkeiten, welche beim Herzog angebracht wurden, halfen nicht nur nichts, sondern erbitterten den burgundischen Landvogt noch mehr. Die Städte der niedern Vereinigung erboten sich daher, den an Sigismund gegebenen Pfandschilling zurückzuzahlen. Der Herzog aber weigerte sich, das Geld, welches in Basel niedergelegt war, anzunehmen, indem er es in Besançon verlangte, und zu gleicher Zeit befahl er seinem Landvogte Hagenbach, gegen jeden Gewaltschritt sich zu rüsten. Bald aber war das Maß der Tyrannei desselben erfüllt. Man nahm ihn zu Breisach gefangen, verdammte ihn förmlich zum Tode und richtete ihn hin. Karl, der damals mit Kriegsrüstungen gegen Frankreich beschäftigt war, schwur, das eigene Leben eher als die Rächung seines Beamten aufzugeben. Die sämmtlichen noch übrigen Städte im Elsaß traten nun in die niedere Vereinigung; diese verband sich mit der obern; auch der Herzog von Lothringen trat hinzu, um sich gegen Frankreich und B. auf gleiche Weise zu sichern, und der Kaiser befahl den Schweizern, Hochburgund anzugreifen. Sobald jedoch Karl nach dem deutschen Kriege wegen der kölner Angelegenheiten freie Hand erhalten hatte, fiel er sogleich in Lothringen ein, vertrieb den jungen Herzog, eroberte Nancy und bestimmte diesen Ort zur Hauptstadt seines neuen Reichs. Dann wandte er sich gegen die Schweiz, die zu erobern er für leicht und für seine Ausbreitung in Italien und Deutschland sehr vortheilhaft hielt. Er schlug daher die Friedensanträge der Schweizer zurück und schien sich bereits der Rache zu freuen, die er an den „Bergbauern" nehmen wollte. Bei **Granson** kam es den 2. März 1476 zur Schlacht; die Schweizer siegten und der Herzog verlor seine Schätze. Nun rüstete er um so mehr; aber Erzherzog Sigismund und die Städte der niedern Vereinigung zogen mit ihrer ganzen Macht den Schweizern zu Hülfe, und auch der Herzog René von Lothringen führte den Verbündeten eine kleine Reiterschaar zu. Es kam zur zweiten Schlacht bei **Murten** den 22. Juni 1476, und der Herzog erlitt eine neue Niederlage und verlor sein Heer. Neue Friedensvermittlungsversuche des Kaisers, des Papstes und des Königs von Ungarn waren vergeblich, weil Karl den Herzog von Lothringen von jedem Vergleiche ausgeschlossen wissen wollte. Dieser antwortete mit einem kühnen Streifzuge in sein Land und setzte sich sogar von Neuem und ohne besondere Mühe in den Besitz seiner Hauptstadt Nancy. Karl schickte sogleich zur Belagerung von Nancy ein Heer ab unter dem Grafen Campobasso (Oktober 1476), wogegen René eben so eilig seine Hülfsboten an die Schweizer sandte. Mit den zum Entsatz herbeieilenden 20,000 Schweizern und Lothringern kam es am 5. oder 6. Januar 1477 zu einer dritten Schlacht bei **Nancy**. Noch vor dem Beginn der Schlacht war sie für **Karl** schon halb verloren, denn der Verrath gesellte sich zu seinen Feinden. Graf Campobasso ging mit einem Theile des Heeres zu den Schweizern über. Dennoch wagte Karl mit den 40,000 Mann, die ihm treu geblieben waren, den Kampf, der sich kurz entschied. Karls Lager wurde erstürmt, sein Heer geschlagen; er selbst aber verlor in dieser dritten Schlacht sein Leben. Er stürzte in einen beeisten Graben und wurde unerkannt erschlagen. So endete dieser Fürst, einer der größten, den die Geschichte kennt und der bei geringerem Ungestüm das schönste Reich der Welt hätte gründen können, wie sein Hof der prächtigste und seine Städte die blühendsten in ganz Europa waren. Handel, Schifffahrt, Industrie, selbst Kunst und Wissen-

schaft blüheten hier wie nirgends, und die Einrichtungen, welche Karl für die Verwaltung traf, im Kriege wie im Frieden, waren im höchsten Grade ausgezeichnet. Sein Tod war ein großes Unglück für das Land, da es, von Feinden umringt, nun keinen Mann zum Herrn hatte.

Nach Karls Tode war Frankreich besonders thätig, die Früchte der Siege, welche die Schweizer errungen hatten, für sich zu benutzen. Ludwig XI. besetzte Hochburgund und alle in den Niederlanden an Frankreich lehnbare Orte, nicht als eröffnete, aber als vielfach verwirkte Lehen, und verlangte die Hand der Maria für den siebenjährigen Dauphin Karl. Die niederländischen Städte ertrotzten dagegen eine Freiheit nach der andern und verurtheilten sogar diejenigen Räthe der Maria, welche sich Frankreich geneigt zeigten, ungeachtet der Fürsprache der Herzogin, zum Tode. Da nahm endlich Maria in dieser großen Bedrängniß, und zwar jetzt sehr bereitwillig, die Bewerbung Maximilians von Oesterreich, dem sie schon früher zugesagt war, an. Die Vermählung wurde am 19. August 1477 in Gent mit großer Pracht vollzogen. Maximilian, nunmehriger Regent von B., suchte so viel als möglich zu retten und wandte sich an die Schweizer. Diese schlossen einen ewigen Frieden und redlichen Erbverein mit ihm und traten Hochburgund gegen Entschädigung von 150,000 Gulden Kriegskosten ab; dagegen bemächtigte sich Ludwig XI. fast aller der Städte wieder, welche in dem Frieden zu Arras und später an Karl den Kühnen abgetreten waren, auch des Herzogthums B. und der Grafschaft Charolais; Vieles verlor er jedoch wieder, da die Bewohner sich sehr bald in seinen Versprechungen getäuscht sahen und gern zu ihrer rechtmäßigen Fürstin zurücktraten. Der Krieg dauerte noch lange Zeit fort, wenn auch durch Waffenstillstände unterbrochen, und war noch nicht beendigt, als Maria in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde 1482 starb, nachdem sie einen Sohn Philipp und eine Tochter Margaretha geboren hatte. Ihr folgte ihr Sohn, Philipp der Schöne, unter Maximilians Vormundschaft; doch wurde der Letztere durch die Genter vielfach beeinträchtigt, die ihm nicht nur die Regierung streitig machten, sondern selbst eigenmächtig wegen der Verheirathung seiner jungen Tochter, die sich in ihrer Gewalt befand, mit dem Dauphin Karl, Gesandte an den König von Frankreich schickten. Maximilian wurde dadurch veranlaßt, den Frieden zu Arras 1482 abzuschließen, in welchem er sich genöthigt sah, in jene Heirath zu willigen, und seiner Tochter Artois, die Grafschaft B., Maconnais, Auxerrois, Charolais und andere nicht unwichtige Besitzungen in Frankreich als Mitgift zu bestimmen. Dieser Friede fand vielen Widerspruch bei den Großen des burgundischen Reichs; auch war Maximilian nicht damit zufrieden, während dagegen die französische Bevölkerung sich leicht und gern dem französischen Monarchen unterwarf. Aber von Neuem und heftiger als zuvor brach der Krieg aus, als Karl sich mit Anna, der Erbin der Bretagne, welche schon durch Prokuration mit Maximilian getraut war, vermählte und Margarethe von B. zurücksandte. Zugleich hatte dies zur Folge, daß ein großer Theil der Abtretungen, welche zu Arras zugesagt waren, nun nicht erfolgte; in dem zu Senlis später abgeschlossenen Vergleiche wurden Hochburgund, Artois, Charolais und Noyer zurückgegeben. Auch gegen Maximilian empörte sich der freie und widerspenstige Geist der niederländischen Städte; nur Brabant anerkannte seine Vormundschaft, Flandern und besonders die Hauptstadt Gent stemmten sich mit aller Macht dagegen und nahmen Max sogar gefangen. Seit 1494 trat Philipp selbst an die Spitze der Regierung. Als derselbe aber schon 1506 starb und seine Gemahlin Johanna, die Erbin der spanischen Monarchie, den Verstand verlor, so wurde dem edlen Maximilian von den Ständen noch einmal die Regierung für seine Enkel, Karl V. und Ferdinand I., übertragen. Seit dieser Zeit hat B. nie wieder einen eigenen Regenten gehabt, und es ist seitdem die Geschichte desselben mit der Geschichte anderer Länder verflochten. Die Niederlande verloren sogar den Namen B.; das Herzogthum B. wurde eine französische Provinz, mit welcher 1678 in Folge des Friedens zu Nymwegen auch die Grafschaft B. vereinigt worden ist, nachdem dieselbe bis dahin unter spanischer Herrschaft gestanden hatte.

B. erreichte seinen höchsten Glanz in der Zeit, als unter Philipp dem Guten die meisten niederländischen Provinzen mit demselben vereinigt wurden. Damals hob sich der Nationalwohlstand dieses Landes über alle Länder, die Hülfsquellen desselben, der Landbau, der Handel, die Schifffahrt blüheten; die Gewerbe gediehen hier mehr als irgendwo anders. Die Tuchmanufakturen, die Tapetenwebereien zu Arras waren die berühmtesten in ganz' Europa. Die Schifffahrt breitete sich über alle europäischen Meere aus und es wurden in Brügge und später in Antwerpen oft in Monaten mehr Geschäfte gemacht, als zu Venedig während der blühendsten Zeiten dieser Stadt in Jahren. So stieg die Bevölkerung und ihr Reichthum außerordentlich und die Entwickelung der Nation würde schneller erfolgt seyn, wenn nicht die Freiheit derselben nur zu oft in Zügellosigkeit ausgeartet wäre. Auch die Kunst nahm einen herrlichen Aufschwung. Die Baukunst schuf damals die prächtigen Monumente zu Dole, Dijon, Besançon, dann die unvergleichlich schönen Kathedralen in Antwerpen, Breda, Brüssel u. a. Van Eyck vervollkommete die Kunst in Oel zu malen, wenn er sie auch nicht erfand, Hans Hemmling, Rogier van Brügge und Andere eiferten ihm nach. Auch für die Wissenschaft geschah Vieles. Zu Dijon wurde eine Universität gegründet und in vielen Städten Bibliotheken angelegt. Der bekannte Lorenz Coster, welchem die Niederländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben, lebte unter der Regierung Philipps des Guten. Nachtheilig wirkte die Verschiedenheit der Sprachen, indem die deutsche Bevölkerung sich streng von der französischen schied und oft gegen dieselbe in den schärfsten Gegensatz trat. Außerdem theilte sich die deutsche Bevölkerung wieder in Wallonen, Flamländer und Niederdeutsche, deren innere Verschiedenheit hauptsächlich die niederländischen Freiheitskriege gegen Spanien dargethan haben.

Burgunderweine, vorzügliche französische Weine, deren meiste Sorten zu den Rothweinen gehören und deren Vaterland namentlich das Departement der Cote-d'Or im alten Burgund ist. Der Geschmack des nicht zu jungen Burgunderweins ist feinreizend, etwas zusammenziehend, der Gehalt schwer u. die Wirkung andauernder, als die des Champagners. Er taugt deshalb weniger zu gewöhnlichem Tischgebrauch, als zur Magenstärkung für alte oder schwächliche Personen. Sorgfältige Untersuchungen ergaben, daß der Burgunderwein $11,^{06}$ bis $13,^{34}$ Maßprocent absoluten Alkohol enthält, bei $12^{01}/_{2}$ R. Der weiße Burgunderwein, ein seltener, aber äußerst lieblicher Wein, ist als Damen- u. Dessertwein gesucht; neuerdings fabricirt man aus Burgunderwein auch schäumenden Wein, der, seines stärkenden Gehaltes wegen, dem Champagner vorgezogen wird. Der Flächenraum, welchen die ächten Burgunderweinstöcke einnehmen, wird auf 26,467 Hektaren geschätzt, die Quantität des jährlich erzielten Weins durchschnittlich auf 582,555 Hektoliter, der besteuerte Ertrag auf 2,250,784 Fr. 28 Cents. Die B. zerfallen in Ober- u. Niederburgunder, von denen besonders letztere durch ganz Europa verschickt werden. Die vorzüglichsten Sorten sind unter den rothen folgende: Clos de Vougeot (bei Beaune), kann, ächt und von einem guten Jahrgange, mit Fug der erste aller französischen Weine genannt werden, ist aber selten u. theuer u. wird nur in Flaschen versandt; er ist aromatisch, gewürzreich, geistreich, von schöner dunkler Farbe, meist ganz säurefrei: Romané folgt dem vorigen in der Güte; Chambertin ist vorzüglich in Deutschland wegen seiner eigenthümlichen, dem Magen sehr zusagenden, edlen Beschaffenheit beliebt; Volnay, Santenay, Richebourg, St. George und Vosnes werden zu derselben Klasse wie der vorige gerechnet, sind ebenfalls sämmtlich vortreffliche, angenehme edle Weine; Nuits, Bondot, Commeaux, Thorey, Lescailles, Porrey und Perrière zeichnen sich vorzüglich durch schöne, lebhafte Farbe aus, besitzen viel Annehmlichkeit und Aehnlichkeit mit dem Chambertin und sind ihrer geringern Geistigkeit wegen auch zum täglichen Genuß, als der Gesundheit zusagend, empfehlenswerth. Beaune, Pomard, Savigny, Aloxe sind ebenfalls angenehme gesunde Weine, vor andern Sorten ausgezeichnet durch einen eigenthümlichen veilchenartigen Geruch, der indeß manchem Kenner nicht behagen will. Unter den weißen B.n sind als die besten zu nennen: Montrachet, von vorzüglichem, eigenthümlich feinem und edlem (etwas nußähnlichem) Grundgeschmack, wonach er von jedem Kenner leicht von andern edeln französischen Weinen zu unterscheiden ist, dabei von viel Feingeruch, Geist und Arom, der haltbarste unter den weißen B.n; Merusault ist zwar auch sehr geistreich, fett und körperlich, allein in Hinsicht der edeln Beschaffenheit dem vorigen nicht gleich zu stellen, indem seine fetten und körperlichen Bestandtheile, welche in sehr reif gewordenen Jahrgängen oft durch die Gährung des Mostes nicht hinlänglich zersetzt werden, ihm manche unangenehme Eigenschaft ertheilen, z. B. daß er in Berührung mit atmosphärischer Luft seine frühere weißliche Farbe in Gelb umändert, bei längerer Dauer braun, später dunkelbraun wird, dabei einen strengen widerlichen Geschmack annimmt, was man besonders schon bei angeschenkten Flaschen wahrnimmt; Chablis oder Chably wird zur zweiten oder dritten Klasse gerechnet, ist aber auch ein feiner, sehr delikater, in Deutschland beliebter Wein, welcher seltner dieselbe unangenehme Eigenschaft als der vorige zeigt. Man bezieht ächten Burgunderwein nur im Frühjahre oder Herbst und am sichersten von einem bekannten Haus im Lande selbst, am besten zu Beaune oder Nuits, über Mainz oder Frankfurt. Der rothe, als der zarteste und empfindlichste aller französischen Weine, verlangt beim Lagern und Abziehen die sorgfältigste Behandlung. In trockner, gesunder Luft und, wenn er gehörig entwickelt ist, auf Flaschen hält er sich am besten. Die ausgezeichnetsten Gattungen dürfen höchstens 8—10 Jahre alt werden, einige Sorten sind schon im 3. oder 4. Jahre vollkommen entwickelt und dann auf Flaschen gefüllt am genießbarsten. Die weißen Sorten können in 12—18 Monaten auf Flaschen gefüllt werden und erhalten im Alter eine gelbliche Farbe; sie vertragen sämmtlich das Schwefeln nicht. Der Weinbau in Burgund war schon zur Zeit der römischen Herrschaft in Flor.

Burgundischer Kreis, der zweite Kreis des deutschen Reichs. Zu Maximilians I. Zeiten umfaßte derselbe die Freigrafschaft Burgund u. die 17 Provinzen der Niederlande, d. i. die vier Herzogthümer: Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die 7 Grafschaften: Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen, die Markgrafschaft Antwerpen und die 5 Herrlichkeiten: Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Groningen. Diese, wie der ganze burgundische Zwitterstaat überhaupt, aus sehr heterogenen Völkerschaften zusammengebrachte Verbindung lockerte sich schon unter Karl V., welcher auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 einen Vertrag einging, nach welchem dieser Kreis zwar der Oberherrschaft des deutschen Reichs entzogen wurde, das Reich sich aber zu fortwährendem Schutze desselben verpflichtete. Die Gegenverpflichtung lautete, daß der burgundische Kreis zu des Reiches Schutz an Reichsumlagen so viel als zwei und zu den Türkenkriegen so viel wie drei Kurfürsten geben solle. Daher haben seit 1556 auch die Könige von Spanien, als Herren der Niederlande, über hundert Jahre lang geborene Niederländer als Minister oder burgundische Gesandte auf den Reichstag geschickt und am Reichskammergericht erst einen, später zwei Advokaten oder Prokuratoren gehalten. Im Reichsfürstenrathe hatte der Gesandte von B. auf der geistlichen Bank gleich nach Oesterreich Sitz und Stimme. Das Zusammenschmelzen des großen burgundischen Kreises begann 1579, wo sich durch die Union von Utrecht sieben Provinzen, die nachmalige Republik der vereinigten Niederlande, von B. losrissen. Im westphälischen Frieden (1648) anerkannte Spanien nicht nur diese Unionsbeschlüsse und trat noch Stücke von Flandern und Brabant ab, sondern das deutsche Reich erklärte auch die Unabhängigkeit dieses Theils des burgundischen Kreises, als eines besonderen Staats. Eine abermalige Verminderung ergab hinfort

jeder Friedensschluß: der pyrenäische Friede von 1659 und der aachener Friede von 1678 rissen die später sogenannten französischen Niederlande ab; der nymweger Friede von 1678 brachte B. um Hochburgund und einige niederländische Orte; die Friedensbeschlüsse von Utrecht und Rastadt überlieferten den Rest der spanischen Niederlande, oder den burgundischen Kreis, mit Ausnahme der durch den sogenannten Barrièretraktat (s. d.) abgerissenen Stücke, an Oesterreich. Dem Plane Josephs II., die österreichischen Niederlande als ein „Königreich Burgund" dem Hause Pfalz für Bayern abzutreten, trat die Politik Friedrichs II. entgegen. Der burgundische Kreis blieb nun in der Ordnung der nächste nach Oesterreich und bestand aus 7 Provinzen, die von Brüssel aus durch einen Generalgouverneur regiert wurden. Sämmtliche Provinzen (der größte Theil des Herzogthums Brabant, mit Antwerpen und Mecheln; ein Theil des Herzogthums Luxemburg; ein Theil des Herzogthums Limburg; ein Theil des Herzogthums Geldern [das übrige Geldern gehörte theils zur Republik Holland, theils zu Preußen]; ein Theil der Grafschaft Flandern; ein Theil der Grafschaft Hennegau und die Grafschaft Namur) zählten auf 469 □Meilen 1,600,000 Einwohner und hatten 6 Millionen Gulden Einkünfte. Nachdem die Franzosen Burgund bereits 1794 in ihre Gewalt bekommen hatten, wurde es im lüneviller Frieden (1801) förmlich an Frankreich abgetreten. Gegen das Ende des Jahres 1813 besetzten die Alliirten diese Länderteile, der wiener Kongreß bildete daraus und aus dem größern Theil des Hochstifts Lüttich durch die Akte vom 21. Juli 1814 den Theil des Königreichs der Niederlande, welcher jetzt den größten Theil des Königreichs Belgien ausmacht.

Burgundisches Gesetz (Gundobalda, Lex Burgundionum, Loi Gombette), Rechtsbestimmungen der Burgunder, die vor der fränkischen Eroberung des Burgunderlandes, zwischen 466 und 516, unter den Herzögen Gundobald und Sigismund verfaßt und erweitert wurden.

Burgundisches Pech, fettes Pech vom Lärchenbaum, wird, von allem Unrath gesäubert, in Fässer oder Körbe von Lindenrinde gepackt und ist ein gesuchter Handelsartikel. Das burgundische Pech ist ein dichtes, weiches, gelbbraunes Harz, das wie Terpentin riecht und schmeckt. Der Satz, der nach dem Reinigen zurückbleibt, gibt das sogenannte Butterschwarz (noir de fumée).

Burgundius (Bourgogne, Burgoigne), Nikolaus, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten und Geschichtschreiber seiner Zeit, zugleich ausgezeichnet als Redner und lateinischer Dichter, 1586 zu Enghien im Hennegau geboren, Sohn eines Raths Heinrichs von Bourbon, des nachmaligen Königs von Frankreich, studirte zu Löwen, advocirte darauf in Gent und wurde 1627 vom Kurfürsten Maximilian von Bayern, bis zu welchem bereits der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Gewandtheit gedrungen war, als erster Professor der Rechte nach Ingolstadt berufen und vom Kaiser Ferdinand zum Comes Palatinus erhoben. Im Jahr 1639 kehrte B. nach Flandern zurück und † als Mitglied des großen Raths von Brabant 1646. B.' Rechtsaussprüche und Schriften standen nicht nur in den Niederlanden, sondern bei den meisten seiner Zeitgenossen des kultivirten Europa's in einem Ansehen, das auch nach seinem Tode noch lange fortwirkte. Als Geschichtschreiber bewährt er durchaus das sorgfältigste Quellenstudium; seine Darstellung leidet wohl mitunter an rhetorischer Ueberschwänglichkeit, aber seine Charakteristik ist treffend, freimüthig und, wo seine Neigung und Ueberzeugung den kritischen Blick lenkt, so offen und ehrlich, daß für die historische Treue dadurch kein Nachtheil entsteht. Seine juridischen Schriften erschienen gesammelt zu Brüssel 1674, 1700; seine „Historia Belgica ab a. 1558 ad a. 1567" zu Ingolstadt 1629, 1633, Halle 1708; die „Historia Bavarica, sive Ludovicus IV imperator etc., ab a. 1313 ad a. 1347" zu Ingolstadt 1636, Amsterdam 1645, Helmstädt 1701. Dieses Werk, zu welchem, nach Einigen, ein Jesuit, Andreas Brunner, die Materialien lieferte und für welches B., vor der Vollendung desselben, vom Kurfürsten Maximilian mit einer goldenen Kette beschenkt worden war, traf das Schicksal, sobald es die ingolstadter Pressen verlassen hatte, von demselben Kurfürsten augenblicklich mit Beschlag belegt und in sichere Verwahrung gebracht zu werden. Ein heimlich nach den Niederlanden befördertes Exemplar bemöglichte erst die weitere Verbreitung. B.' rhetorische und poetische Schriften „Exercitationes rhetoricae septem" erschienen zu Leuwarden 1615, die „Poemata" zu Antwerpen 1621.

Burgverließ, s. Burg.

Burgvogt, s. v. a. Burggraf; dann s. v. a. Aufseher über eine Burg, sowie Derjenige, welcher in den Diensten des Burggrafen die polizeilichen und Gerichtsgeschäfte zu besorgen hat; auch wohl s. v. a. Kastellan, Aufseher, Haushofmeister *rc.* von fürstlichen Residenzen.

Burgwald, großer Wald in Kurhessen, Provinz Oberhessen, zwischen Marburg, Kirchhayn und Frankenberg; auf dem Christenberg daselbst soll die älteste Kirche Deutschlands stehen.

Burgwart, Burgwärter, der Wächter auf der Warte, Thürmer; vgl. Burg.

Burgwarte, die Warte einer Burg (s. d.), insbesondere Thürme auf Anhöhen bei Städten und Dörfern zur Beobachtung hereinbrechender Feinde, hauptsächlich der Slaven. Sie kamen gegen 900 n. Chr. auf und verschwinden gegen das 13. Jahrhundert mit der Unterjochung der Slaven.

Burias, ostindische Insel, zu den Philippinen gehörig, südöstlich von Manilla, nordwestlich von Ticao, 3⅗ Meilen lang, 1⅘ Meilen breit, ist auf eine für die Schifffahrt höchst gefährliche Weise mit Felsen und Klippen umgeben, aber im Innern fruchtbar und wasserreich; bewohnt von Illanern, deren Seeräuberei dem Verkehr der Nachbarvölker oft schadet.

Buridan, Johann, französischer Schriftsteller und Philosoph, zu Bethune in der Grafschaft Artois gegen Ende des 13. Jahrhunderts geboren, † nach 1358. Er hatte unter Occam in

Paris die scholastische Philosophie studirt und lehrte sie nachher selbst als Professor an der dortigen Universität. B. war Anhänger des Nominalismus u. hat sich zu seiner Zeit durch seine Erklärungen der philosophischen Schriften des Aristoteles, zu denen er viele Kommentare schrieb, einen Namen erworben. Nach unverbürgten Nachrichten mußte er in der späteren Zeit Frankreich verlassen und nach Wien fliehen, wo er eine Schule gegründet und Veranlassung zur Stiftung der Universität gegeben haben soll. Am bekanntesten ist er durch das Beispiel geworden, welches den Namen des „buridanischen Esels" führt und durch welches er in der Freiheitslehre den Gegensatz des Determinismus zu gesetzloser Willkür deutlich zu machen, oder zu beweisen suchte, daß keine Handlung möglich sey, sobald nicht der Wille durch irgend etwas bestimmt werde. B. fragte nämlich: Was wird ein Esel thun, der, von Hunger gequält, sich zwischen zwei Bündeln Heu von gleicher Entfernung, Größe und Beschaffenheit befindet und von beiden gleich stark angezogen wird? Angenommen, daß der Esel einen freien Willen hat, der entweder nur durch Gründe oder auch ohne Gründe sich bestimmt, so wird er dem Determinismus zu Folge verhungern müssen, nach der Meinung der Anhänger des Begriffs der Willkür aber sich nichtsdestoweniger für den einen oder anderen Haufen Heu entscheiden können. Leibnitz, der eine solche gleichgültige Richtung des Willens (aequilibrium arbitrii, indifférence d'équilibre) überhaupt ableugnet, sagt: Man theile B.s Esel der Länge nach in zwei vollkommen gleiche Hälften und sehe, ob dann in den beiden Hälften Alles auf gleiche Weise beschaffen, geordnet und gerichtet sey. Dem B. wird auch eine Erfindung in der Logik, wahrscheinlich zur Auffindung der Mittelbegriffe, beigelegt, die später die „Eselsbrücke" genannt wurde, entweder weil sie zur Unterscheidung der fähigen und unfähigen Köpfe diente, oder weil sie von den Trägeren als eine Denkmaschine gebraucht wurde. B.s Schriften sind längst der Vergessenheit anheim gefallen.

Burier, eine zuerst von Tacitus neben den Marsignern, Gothinern, Osen erwähnte Völkerschaft, deren Wohnsitze im Rücken der Markomannen u. Quaden, zwischen der Oder, den Karpathen und der Weichsel gewesen seyn sollen. Sie standen in ewigem Kampfe mit den Quaden, halfen dem Trajan und dem Marc Aurel gegen die Dacier und galten, wie die Vandalen und Japygen, als Freunde der Römer. Tacitus zählte sie zu den Sueven, Ptolemäus zu dem großen lygischen Stamm.

Burka (**Baraque**), arabische Stadt und Hafen auf der Ostküste der Landschaft Oman, unter 23° 48' n. Br., Residenz des Imam von Maskate, mit reichem Fischfang.

Burkard, Waldis, ein im 16. Jahrhundert berühmter und jetzt noch lesbarer Fabeldichter, zu Allendorf an der Werra geboren, war in seiner Jugend Mönch, bereiste viele Länder, nahm die lutherische Lehre an, wurde Kaplan bei der Landgräfin Margaretha von Hessen und † 1555 als Pfarrer zu Abterode. In leichter, gefälliger Sprache und mit Laune schrieb er theils aus dem wirklichen Leben geschöpfte, theils nach Aesop, theils nach Novellen und eigener Erfindung gebildete 400 Fabeln, Erzählungen und Schwänke, die gesammelt sind in „Esopus, ganz new gemacht und in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newen Fabeln, vormals in Druck nicht gesehen, noch ausgegangen" (Frankf. a. M. 1548; 5. Aufl. 1584), ein Werk, welches nicht nur von älteren, wie Rollenhagen, sondern auch von mehren der besten neueren Fabeldichter, wie Gellert, Zachariä und Hagedorn, vielfach benutzt worden ist. Im Gefängniß, in welches er wegen seiner Satyre gekommen, verfaßte er eine Paraphrase der Psalmen. Er bearbeitete auch den „Theuerdank" (Frankf. 1553). Eine Auswahl seiner Fabeln gab Eschenburg (Braunsch. 1777) heraus.

Burke, 1) Edmund, einer der berühmtesten und geistvollsten Schriftsteller, Redner und Staatsmänner Englands, wurde den 1. Januar 1730 zu Dublin geboren, wo sein Vater Sachwalter war. Die Anfangsgründe seiner klassischen Bildung erhielt der Knabe zu Ballytore in der Grafschaft Kildare, unter der Leitung des Abraham Shackleton, eines angesehenen Quäkers. Hier widmete er sich mit großem Eifer und stetiger Ausdauer seinen Studien und legte den Grund zu den ausgebreiteten Kenntnissen, die seinen Namen berühmt machen. Schon hier schrieb er ein Trauerspiel, „König Alfred", voll der feurigsten Freiheitsbegeisterung. Sechszehn Jahre alt kam er auf das Trinitycollege in Dublin, wo er die Rechtsgelehrsamkeit studiren sollte. Hier beschäftigte er sich neben seiner Fakultätswissenschaft vorzüglich mit dem Studium der alten und neuern Sprachen, Philosophie, Geschichte und Mathematik. Da seine Familie nicht vermögend war und er nach Unabhängigkeit strebte, so bewarb er sich um die Professur der Logik auf der Universität Glasgow, jedoch ohne Erfolg. In dieser Periode seines Lebens zwang ihn Geldverlegenheit zum augenblicklichen Erwerb durch Uebernahme von Korrekturen für die londoner Buchdruckereien, Ausarbeitung von Aufsätzen (Theaterkritiken, Recensionen u. A.) für die Tagesblätter ꝛc. Wenn auch diese Beschäftigungen ihn von ernsteren Studien abzogen, so erlangte er doch dadurch jene Leichtigkeit im Arbeiten und jene Gewalt über Styl und Sprache, welche ihm in der Folge außerordentliche Dienste leisteten. Seine Gesundheit unterlag jedoch übergroßen Anstrengungen; ein Nervenfieber befiel ihn. Doktor Nugent, sein Arzt und Landsmann, ein Mann von wohlwollendem Herzen, erkannte bald die Quelle seiner Krankheit und nahm ihn, um ihn den Büchern und der Arbeit zu entziehen, in sein eigenes Haus auf, wo ihn seine milde und liebreiche Tochter, eine Katholikin, pflegte. Sie wurde seine Gattin, und durch eine lange Reihe von Jahren besänftigte sie seine stets heftigen u. oft stürmischen Leidenschaften. Im J. 1756 gab er ohne seinen Namen „Vindication of natural Society" heraus, ein Buch, in welchem er, Lord Bolingbroke's Schreibweise nachahmend, dessen Philosopheme über den Vorzug des Naturzustandes dem bürgerlichen gegenüber lächerlich zu machen suchte. Diese seine Parodie wurde jedoch damals nicht verstanden und das Werk fand wenig Ab-

satz. Sein „Philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful" (1757) machte in England und Deutschland (übersetzt von Garve, 1773) großes Aufsehen und verschaffte ihm, obgleich er sich nicht genannt hatte, einige mächtige Freunde. Der damals allgewaltige Kritiker Samuel Johnson überschüttete B. mit bewunderndem Lobe und nannte ihn den Größten seiner Zeit. Dessenungeachtet muß er in großer Verlegenheit gewesen seyn, da er gerade damals seine Bücher zu verkaufen genöthigt war. Eine periodische Schrift, „Annual Register", die er in Vereinigung mit dem Buchhändler Dodslei 1758 herausgab, von welcher er anfangs den politischen Theil bearbeitete, später die Redaktion besorgte, wurde für ihn eine bedeutende Hülfsquelle. Im Jahr 1761 begleitete er den sogenannten Single-Speech-Hamilton nach Irland, wohin dieser als Sekretär des dortigen Statthalters ging. Obgleich B. kein öffentliches Amt bekleidete, so leistete er dessen ungeachtet seinem Geburtslande so gute Dienste, daß er durch Hamilton eine Pension von 300 Pfund erhielt, die er jedoch, als er sich mit diesem nicht verstehen konnte, wieder aufgab. Einige Aufsätze, die er 1763 in den „Public Advertiser" schrieb, kamen Fitzherbert so ausgezeichnet vor, daß dieser ihn dem Marquis von Rockingham empfahl. Schon 1765 wurde er Sekretär bei dem Marquis, welcher erster Minister geworden war, und durch Lord Verney erhielt er im Parlament einen Sitz für Wendover, einen Burgflecken in Buckinghamshire. Er sparte keine Mühe, sich für den Posten, zu dem er berufen war, zu vervollkommnen, und studirte eifrigst die besten Redner, die Statuten und Verhandlungen der Parlamente, nahm Theil an den Redekämpfen der Robin-Hood-Gesellschaft und wandte allen Fleiß auf, um sein parlamentarisches Erscheinen so erfolgreich als möglich zu machen. Damals war die öffentliche Meinung getheilt über die Maßregeln der Regierung gegen Wilkens und die steigende Unzufriedenheit in Amerika. Pitt stand auf der Seite der Opposition, B. auf der des Ministeriums, auf welche ihn seine Verhältnisse und vielleicht auch eine ihm vom Marquis von Rockingham vorgestreckte Kaufsumme auf das Gut Beaconsfield hingeführt hatten. Die erste Rede B.'s betraf die berüchtigte Stempelakte und erregte großen Beifall, weil er die Nachtheile dieser Maßregel scharf hervorhob. Er rieth dem Marquis, die Akte zu widerrufen und zugleich das Recht zur Besteuerung Amerika's auszusprechen. Aber das in seiner Partei schwache und feige Ministerium erlag, und B. verließ seine Stelle. Damals gab er sein „Short Account of a Short Administration" heraus. Aber auch Pitt, später Graf Chatam, konnte sein Ministerium nicht behaupten, und ihm folgte der Herzog von Grafton. In dem Klub der Mrß. Montague und in dem zum Türkenkopf (Reinolds, Johnson) stand B. obenan. Von einer Reise von Irland zurückgekommen, trat er, 1768 abermals für Wendover gewählt, als erster Redner der Opposition auf und vertheidigte, als Wilkes aus dem Parlament ausgestoßen werden sollte, kühn die Unverletzlichkeit des Wahlrechts. In demselben Jahr erschien die Schrift „Thoughts on the cause of the present discontents", worin er seine Ansichten über die Beschaffenheit der englischen Konstitution vollständig niederlegte und talentvolle und reiche Männer aus dem Volke zu Ministern vorschlug. Er mochte damit auf den Marquis von Rockingham deuten, aber dessen ungeachtet bekam 1770 Lord North das Ministerium, und in dieses fällt die glänzendste Epoche von B.'s Leben. Mit der feurigsten, begeisterndsten Beredsamkeit sprach er, auf der Seite der Opposition stehend, (1774) für die Rechte der amerikanischen Kolonien und gegen den Krieg. Nach Aufhebung des Parlaments wurde er als Verfechter der bürgerlichen und religiösen Freiheit von Bristol zum Repräsentanten gewählt. Im Jahr 1773 war er in Paris gewesen; doch ekelte ihn das dortige öffentliche Leben so an, daß er, schon damals eine Revolution vorahnend, nach seiner Rückkehr im Parlament eine Rede hielt, in welcher er gegen die Verschwörung der Atheisten gegen Religion und Regierung auf der Hut zu seyn aufforderte. In der neuen Parlamentssitzung schloß sich Fox an ihn an. Unermüdlich kämpfte er gegen die falschen und ungerechten Regierungsmaximen Norths in Betreff des ausgebrochenen amerikanischen Krieges, und den 22. März 1775 legte er dem Parlamente die 13 berühmten Vorschläge vor, welche den unseligen Bruch schließen und die Zwistigkeiten zwischen dem Mutter- und Tochterland ausgleichen sollten, was aber durch die Majorität auf der Seite der Minister vereitelt ward. Pitts Bill einer Parlamentsreform erklärte er für eine die Revolution begünstigende, brachte aber eine andere vor über die „Economical reform", durch welche er sich bei den Sinekureninhabern eben so verhaßt machte, wie er es bereits bei dem Volke wegen seiner Fürsprache für Amerika war. Im Jahr 1780 wurde das Parlament aufgelöst und B. wurde von Bristol nicht wieder gewählt, weil er für die Irländer auf freien Handel u. für die Katholiken auf mildere Gesetze angetragen hatte; dafür nahm er als Repräsentant von Malton einen Platz im Unterhaus ein und legte gleich bei der Wahlversammlung Rechenschaft von seinem Betragen in einer meisterhaften Rede ab. Da die Opposition unabläßig das Ministerium angriff und auch das Volk, jetzt des unrühmlichen Krieges müde, sich ihr anschloß, so verkündete Lord North den 28. März 1782 im Haus der Gemeinen das Ende seiner Administration. Aus der siegreichen Opposition trat Rockingham wieder ans Staatsruder und der wackere Vorkämpfer B. wurde Geheimerath des Königs und erhielt das gewinnbringende Amt eines Kriegszahlmeisters der Armee. Nun konnte er die nach ihm benannte Bill der Regulirung des Staatshaushaltes durchsetzen, wie er vorher vergeblich versucht hatte. Aber schon nach 4 Monaten starb Rockingham, der Marquis von Landsdowne, späterer Graf Shelburne, übernahm die Zügel der Regierung, und B. trat, da jener in völlige Unabhängigkeit Amerika's nicht willigen wollte, mit Fox, Lord Cavendish u. A. wieder zur Opposition. Im J. 1783 bildete sich nach Shelburne's Sturz das Koalitionsministerium, welches B.

entworfen hatte und unter dem er auch wieder Kriegszahlmeister wurde. Doch die König und Volk mißfällige Bill von Fox, die Aufhebung der Mißbräuche der Kompagnieregierung in Ostindien betreffend, löste die Koalition schon am Ende des Jahres auf, worauf Pitt das Staatsruder ergriff. B., der 1784 Lord Rektor der Universität Glasgow geworden war, bestritt als solcher mit gewohnter Kraft Pitts Plan, das Parlament aufzulösen, und als der Generalgouverneur Warren Hastings aus Ostindien zurückgekehrt war, klagte B., ein zweiter Cicero gegen Verres, ihn den 17. Februar 1785 wegen Tyrannei und Erpressungen, an den indischen Fürsten ausgeübt, in einer feurigen Rede an. Nicht aus Privathaß, noch Parteisucht, kämpfte er auf die leidenschaftlichste, excentrischste Weise gegen Hastings, sondern aus innerer Ueberzeugung als gegen den Unterdrücker eines mißhandelten Volks; und als dennoch Warren Hastings gegen B.'s Erwartungen vom Oberhaus freigesprochen wurde, rief jener Gott zum Zeugen an, daß über die ungerechten Richter Hastings' Blutschuld kommen müsse. In der öffentlichen Achtung sank B. in Folge dieses Prozesses, da man in seiner Erbitterung gegen Warren Hastings persönliche Gereiztheit erblickte. In der Debatte über den Handelstraktat mit Frankreich, den 23. Jan. 1787, griff er Pitt mit scharfen Waffen des Spotts an, und als 1788 wegen der Krankheit des Königs eine eigne Regentschaft mit beschränkter Gewalt eingesetzt werden, dieselbe aber nicht erblich seyn, sondern von der Wahl des Volkes abhängen sollte, bekämpfte er auf eine äußerst schonungslose Weise diesen Antrag Pitts und äußerte sich selbst unehrerbietig gegen den alten kranken König, was den Sprecher in den Augen des Volkes sehr herabsetzte. B.'s Prophezeiungen über die französische Revolution und ihre schrecklichen Entwickelungen gingen inzwischen in Erfüllung, und da selbst in England die Ideen der Freiheit und Gleichheit die edelsten Gemüther begeisterten, so kämpfte B., dem Freiheitsschwindel und Pöbelherrschaft stets ein Greuel gewesen, nicht nur im Parlamente dagegen, sondern auch in seinem berühmtesten Werk „Reflections on the Revolution in France" (London 1790, deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1793), von welchem in wenigen Monaten 20,000 Exemplare abgingen und das in ganz Europa, selbst in Frankreich mit Begierde gelesen wurde und nicht nur die öffentliche Meinung in England, sondern auch die Maßregeln der Regierung bestimmte. Als Fox 1790 sich dahin aussprach, die französische Revolution sey eines der glorreichsten Ereignisse der menschlichen Geschichte, man solle das Heer vermindern und Frankreich Vertrauen zeigen, erklärte B., der im Nachbarlande nur Irreligion und Gesetzlosigkeit sah, sein ehrenwerther Freund und er seyen für immer in der Politik geschieden, und trat zu Pitt über. Im Jahr 1793 nahm er vom König eine Pension von 2500 Pfund an, vertheidigte sich aber energisch gegen den Vorwurf, daß er sich damit der Bestechung zugänglich gezeigt habe. Nächst dem noch fortdauernden Prozeß Hastings' nahm ihn damals die Versorgung der französischen Emigranten und ihrer Kinder, für die er eine Erziehungsanstalt errichtete, in Anspruch. Sobald Hastings losgesprochen war, trat er 1794 aus dem Parlament und zog sich auf seine Villa Beaconsfield zurück. Nachdem er in demselben Jahre seinen einzigen Sohn verloren, wandte er seine ganze Liebe den Emigrantenkindern zu und sprach seinen tödtlichen Haß in verschiedenen Broschüren fort und fort gegen die französischen Zustände aus. Die ihm vom König angebotene Pairschaft schlug er aus, und der berühmte Staatsmann, der sich vielfach hätte bereichern können, würde ohne jene Pension seine Tage in drückender Armuth beschlossen haben. Als eine Vertheidigung seines politischen Lebens schrieb B. 1796 ein „Sendschreiben an den Lord Fitzwilliam", welches in kurzer Zeit 16 Auflagen erlebte; die 1797 mit Frankreich eingeleiteten Friedensunterhandlungen beleuchtete er in dem „Thoughts on a regicide peace", einer Schrift voll der gewaltigsten Redekraft, die jedoch unvollendet blieb. Er †, von Alter und Kummer gebeugt, auf seinem Landsitz Beaconsfield den 8. Juli 1797. B. war von stattlicher Gestalt; seine Gesichtszüge waren angenehm und freundlich, nur wenn er sprach tiefsinnig. In seinem Privatleben war er wohlwollend und liebreich, ein zärtlicher und aufmerksamer Gatte, ein liebender und nachsichtsvoller Vater, ein aufrichtiger, warmer und thätiger Freund, ein freigebiger und gütiger Herr. Er war außerordentlich mäßig und unermüdlich in der Vermehrung seiner Kenntnisse. Eine vollständige Sammlung seiner zahlreichen Schriften erschien London 1830, 16 Bde. Vgl. Bissets, Life of Edmund Burke, London 1800, 1 Bde.; J. Prior, Memoirs on the Life of E. Burke, das. 1824, 2. Auflage 1827, 2 Bände. Eine Sammlung von B.'s Reden sind: Speeches of Edmund Burke, London 1816, 4 Bände.

2) William, berüchtigter Mörder und Leichenverkäufer, seinem Gewerbe nach ein Schuhmacher zu Edinburg, aus Irland gebürtig, wurde im December 1828 wegen dreier Mordthaten eingezogen, die er in demselben Jahr begangen hatte, bloß um die Leichen den Anatomen zu verkaufen. Die eine in B.'s Wohnung im Oktober an einem bejahrten Weibe begangene Mordthat hatte die Polizei auf die Spur der anderen gebracht. Sein Nachbar, Hare, wurde zugleich mit ihm gefangen gesetzt. Beide leugneten Alles; da aber das Zeugenverhör das letzte Verbrechen erwies, so wurde B. zum Tode verurtheilt. Kurz vor seiner Hinrichtung gestand er im Gefängniß vor den Behörden und einem katholischen Priester seine Missethaten. Aus seinen Bekenntnissen geht hervor, daß er vor dem im Monat Oktober entdeckten Verbrechen bis zu Anfang des Jahres 1828 15 Personen erstickt und sie an den Dr. Knox verkauft habe. Ein in Hare's Wohnung gegen das Ende des Jahres 1827 verstorbener alter Mann war die erste Veranlassung dazu gewesen. Hare, welcher an den Verstorbenen eine kleine Schuldforderung gehabt, hatte mit B.'s Hülfe den schon geschlossenen Sarg geöffnet und den Leichnam an Knox für 7 Pfd. 10 Sch. verkauft. Die erste Mordthat wurde an einem fremden Frauenzimmer, welches bei Hare, der Zimmer vermiethete, logirte, begangen; dieselbe ward im

Schlaf erdrosselt und ebenfalls an Knox verkauft. In den meisten Fällen machten sie aber ihre Opfer erst betrunken; Hare verstopfte ihnen dann Nase und Mund, während B. Arme und Beine hielt. Die Todten legten sie in Kästen, bis sie kalt und starr wurden. Der Arzt und seine Gehülfen wurden immer mit der Versicherung zufriedengestellt, daß sie die Kadaver von den Verwandten der Verstorbenen kauften. Burken heißt seitdem s. v. a. heimlich für den anatomischen Bedarf morden. Vgl. Auferstehungsmänner.

Burkhard, 1) St. B., Apostel, wurde von Bonifaz zur Bekehrung der Thüringer aus England berufen, 751 vom Papst Zacharias zum ersten Bischof von Würzburg geweiht u. war bei der Gesandtschaft an den Papst Zacharias, welche die Absetzung Childerichs und die Wahl Pipins zum König der Franken bezweckte. Er führte ein so frommes und gottesfürchtiges Leben, daß er allen Prunk mied und einen Bischofsstab von Hollunderholz trug; † 753. — 2) Bischof, s. Burchard.

Burkholz, bewaldete würtembergische Anhöhe, zwischen Kanstadt, Stuttgart und Zuffenhausen, mit einer prachtvollen Aussicht von dem Schwarzwald bis zu den Alpen und von Hohenstaufen bis in den Odenwald.

Burleigh, englischer Staatsmann, s. Cecil.

Burlesk (vom italienischen Worte burla, Scherz, Spott), das Niedrigkomische, Possenhafte. Im Komischen der höheren Art liegt immer ein unverborgener Ernst, der sich auf die ideale Forderung gründet, daß das Widersprechende in den Verhältnissen, welches wirklich vorhanden ist, doch nicht vorhanden seyn sollte. Das Thörichte, das Verkehrte, das Regellose wird anerkannt, u. man setzt sich mit anscheinender Gleichgültigkeit u. Leichtfertigkeit lachend darüber hinweg, wobei jedoch das Bewußtseyn, daß es anders seyn könnte, und der Gedanke, daß statt des Gegensatzes harmonische Uebereinstimmung Statt finden sollte, immer mehr oder weniger deutlich hindurchblickt. Das B.e dagegen scheint auf eine solche höhere Ansicht der Dinge Verzicht zu leisten. Es ist das Komische, beraubt seines idealen Bestandtheils. In burlesken Gedanken und Reden, Personen und Handlungen stellt sich das Lächerliche und Widersprechende gleichsam als Selbstzweck hin und so, als ob es vollkommen an seiner Stelle wäre. An eine mögliche Auflösung des Widerspruches wird nicht gedacht. Dabei werden alle Mittel, das Lächerliche hervorzubringen, in vergrößertem Maße angewendet, und besonders wird das Häßliche und Ekelhafte gesucht, um die beabsichtigte Wirkung herbeizuführen. Flögel hat in seiner „Geschichte des B.en“ (Leipz. 1794) mehre Arten der burlesken Darstellung unterschieden, welche aber im Grunde nichts als verschiedene Ausdrücke des Widerspruches sind, wie er sich auf die mannigfaltigste Weise, in den verschiedenartigsten Beziehungen kund geben kann, so daß sie für die komische Gattung überhaupt gelten. Unter den Italienern haben Francesco Berni und Carlo Gozzi im B.en Ausgezeichnetes geleistet. Scarron und Blumauer, Rabelais und Fischart haben in derselben Gattung gearbeitet. In Frankreich galten lange Zeit burlesker Styl und marotischer Styl (stile de Marot) für gleichbedeutend, und hier wie in Deutschland, wo Morhof den Ton angab, wurde im 17. Jahrhundert die burleske Darstellungsweise fast überall zurückgewiesen. Vavassors Werk „De ludicra dictione“ ist gegen das B.e gerichtet.

Burlington, 1) (Bridlington), Marktflecken im East Riding der englischen Grafschaft York, an der gleichnamigen Bai, mit einem durch einen Steindamm gebildeten und durch zwei Batterien geschützten Hafen, zu welchem eine schöne breite Straße führt, Fischerei, Schifffahrt mit Kohlenschiffen, Handel, Seebad und Mineralquellen und 4000 Einwohnern.

2) Handelsstadt und eigentliche Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Jowa, am Mississippi, ist schön gebaut und hat gegen 7000 Einwohner.

3) Stadt und Zollhafen im nordamerikanischen Freistaat New-Jersey, 20 Meilen nördlich von Philadelphia, am nördlichen Ufer des Delaware herrlich gelegen, regelmäßig angelegt und mit eleganten Gebäuden, von denen viele reichen Leuten aus Philadelphia zu Landsitzen dienen, ist Sitz des Bischofs von New-Jersey, hat 10 Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Rathhaus, Lyceum und mehre Schulen, eine Bank, Gerberei, Töpferei, mehre Mahl- und Sägemühlen, eine Druckerei und (1850) 4536 Einw. B. ward 1678 gegründet und 1784 als City inkorporirt.

4) Stadt im nordamerik. Staat Vermont, Zollhafen auf einer Landzunge, welche durch die Vereinigung des Winooski u. Onion River mit dem Champlainsee gebildet wird, malerisch gelegen, mit regelmäßigen Straßen u. eleganten Häusern, die meist mit hübschen Gärten umgeben sind, ist der bedeutendste Handelsplatz des Staats, hat Werfte, einen Leuchtthurm auf der Juniperinsel, 4 Banken, 6 Kirchen, eine Akademie, ein Mädchenseminar, die Universität von Vermont (1791 gegründet), mehre Schulen und (1850) 6110 Einw. Die erste Niederlassung wurde hier 1783 gegründet.

Burmann, holländische Gelehrtenfamilie mit folgenden namhaften Mitgliedern: 1) Franz, reformirter Theolog, 1628 zu Leyden geb., studirte unter Festus Hommius Theologie, wurde 1655 Prediger zu Hanau, 1661 Subrektor des Collegii Ordinum zu Leyden, darauf 1662 Professor der Theologie zu Utrecht und 1664 zugleich Prediger; † den 12. November 1679. Er schrieb „Syntagma theologicum seu synopsis theologiae“ (Utr. 1671, Amsterdam 1699, 2 Bde.) und einen Kommentar über das Alte Testament (Utrecht 1660—78). — 2) Peter, berühmter Philolog, des Vorigen ältester Sohn, den 6. Juli 1668 zu Utrecht geboren, in der Gelehrtenrepublik Peter B. der Aeltere genannt, verlor schon im 11. Jahre seinen Vater durch den Tod und erhielt den ersten Unterricht auf der Schule zu Utrecht, wo er in dem berühmten J. G. Grävius einen zweiten Vater fand. Obgleich B. unter Lucas van de Poll, Joh. van de Muyden u. Heinrich Cocceji Jurisprudenz studirte und 1688 durch die Vertheidigung seiner Dissertation „De transactionibus“ den juristischen Doktorgrad errang, so blieb er

doch dem Studium des Alterthums, gekräftigt durch die Vorlesungen Volders, Ryks, Gronovs zu Leyden und Grävius' Ermunterungen, getreu. Von einer gelehrten Reise durch Deutschland und die Schweiz zurückgekehrt, prakticirte er anfangs als Advokat mit Beifall und war einige Zeit Einnehmer der Episkopalsteuern, aber schon 1696 beförderte ihn eine Rede „De eloquentia et poesi“ zum Professor der Beredsamkeit und Geschichte in Utrecht. Auch bei dieser Berufung war Grävius' Einfluß vorwaltend gewesen. Kurz nachher eröffnete sich ihm auch der Lehrstuhl der griechischen Sprache und der Politik. Väterlich geleitet von Grävius, gewann B. in kurzer Zeit so weit verbreiteten Ruf, daß viele fremde Studenten, zumal Engländer, nach Utrecht in B.s Lehrsaal eilten. Montfaucon wußte ihn bei einem Besuche in Paris nicht hoch genug zu ehren. Bei dem Tode des Perizonius folgte B. 1715 dem Rufe zu einer Professur der Beredsamkeit und griechischen Sprache nach Leyden. Neben Jakob Gronov war er eine der größten Zierden der dortigen Universität, wurde Professor der belgischen Geschichte und Poesie und erster Bibliothekar. Der in Holland und der ganzen gelehrten Welt zu hohem Ansehen gestiegene Mann † nach langer Krankheit, noch mit der Herausgabe des Petronius beschäftigt, den 31. März 1741. Seine Heftigkeit und Unduldsamkeit, denen er in bissigen Pamphlets den Zügel schießen ließ, zogen ihm viele Gegner zu, unter denen besonders Clericus u. Bentley zu nennen sind. B. zeichnete sich weder als scharfer Kritiker, noch als ästhetischer Erklärer antiker Poesien aus; seine Stärke war die grammatikalische Worterklärung, vornehmlich der lateinischen Autoren, hinsichtlich deren ihm ein reiches Material zu Gebote stand. Er veranstaltete durch Schönheit des Drucks ausgezeichnete Ausgaben folgender römischen Klassiker: Petronius (Utr. 1709, Amsterdam 1743), Vellejus Paterculus (Leyden 1719, 1744), Quinctilianus (das. 1720), Valerius Flaccus (das. 1724), Phädrus (das. 1727), Ovidius (Amsterdam 1727), Poetae Minores (Leyden 1731), Suetonius (Amsterdam 1736), Lucanus (Leyden 1740); schrieb: „Oratio in studia humanitatis“ (das. 1720); „Oratio pro Grammaticis et Literatoribus“ (das. 1732); „Somnium seu iter in Arcadiam novam“ (Utrecht 1710); „Orationes“ (das. 1700). Auch gab er eine „Sylloge epistolarum“ (5 Bde., Leyden 1727), „Petri Cunaei Epistolae“ (das. 1725) heraus. Auch Gedichte schrieb er als Meister in der lateinischen Verskunst: „Poematum libri IV“ (Amsterdam 1746). Seine Bearbeitung des Virgil gab sein Neffe heraus, wie B. selbst früher den philologischen Nachlaß Daniel und Nikol. Heinse's edirt hatte. — 3) Kaspar, des Vorigen Sohn, Doktor der Jurisprudenz zu Utrecht, Senator und Schöppe daselbst, Deputirter der Generalstaaten, † 1755. Er schrieb: „Hadrianus VI seu Analecta historica de Hadr. VI“ (Utrecht 1727); „Trajectum eruditum“ (das. 1738) und „Utrechtsche Jaarboeken“ (3 Bde., das. 1750). — 4) Franz, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren den 15. Mai 1671 zu Utrecht, studirte unter Johann Georg Grävius' Leitung Philologie zu Utrecht, Philosophie zu Leyden und Theologie unter Vitringa zu Franecker und Gröningen. Im Jahr 1695 wurde er Pfarrer zu Coudum in Friesland, 1698 zu Briel, 1702 machte er als Gesandtschaftsprediger eine Reise nach England, ward dann Prediger zu Enkhuyzen, 1705 zu Amsterdam und † als Professor der Theologie zu Utrecht 1719. Er verfaßte Streitschriften über den Spinozismus gegen Philipp Limburg und Friedrich Leenhof: „Burmannorum pietas“ (Utr. 1701): der „Spinosisten hoogste goet“ (Enkhuyzen 1704). Auch ist von ihm „De Harmonie ofte overeen stemminge der vier h. evangelisten“ (Amsterdam 1713). — 5) Johann, des Vorigen ältester Sohn, geboren den 26. April 1706 zu Amsterdam, berühmter Botaniker, studirte Naturwissenschaften und Medicin zu Leyden, prakticirte dann in Amsterdam und beschäftigte sich in den Mußestunden eifrigst mit dem Studium der Botanik, durch die aus Afrika und Indien eingesendeten Pflanzenschätze begünstigt. Später wurde er Professor der Botanik bei dem Athenäum und Aufseher des botanischen Gartens u. † 1780. In seinem „Thesaurus Zeilanicus“ (Amsterdam 1737) beschrieb er höchst sorgfältig die von Paul Hermann von Ceylon und dem Kap gesammelten Pflanzen; ferner schrieb er: „Rariorum Africanarum plantarum Decas I—X“ (Amst. 1738, 1739), „Plantarum Americanarum Fasc. decem“ (das. 1755—60), „Flora Malabarica“ (das. 1769) und gab Rumphs „Herbarium Amboinense“ (das. 1741—51, 7 Bde.) heraus. — 6) Nikolaus Laurentius, des Vorigen Sohn, geboren zu Amsterdam 1734, wurde seines Vaters Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Botanik, † 1793 und erwarb sich um die Botanik namhafte Verdienste, theils durch eigne Schriften, theils durch Förderung fremder Unternehmungen. Er bestimmte Thunberg zu einer Reise nach dem Kap und nach Japan, welcher die Botanik bedeutende Bereicherungen verdankt. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Flora Indiae“ (Leyden 1768). — 7) Peter, Philolog, nannte sich selbst, zum Unterschied von seinem Oheime, Secundus oder der Jüngere und war der jüngste Sohn von B. 3), Neffe von Peter B. dem Aelteren, am 13. Oktober 1713 zu Amsterdam geboren. Er verlor seinen Vater frühzeitig und wurde von seinem Oheim zu Leyden erzogen, wo er Jurisprudenz und die Klassiker studirte. Zwanzig Jahre alt schrieb er: „De Sapientia Hyperboraeali“, wurde 1734 Doktor der Jurisprudenz und erhielt 1736, schon als lateinischer Dichter berühmt, nach Wesselings Abgang die Professur der Beredsamkeit und Geschichte zu Franecker, welche er durch die Rede „Pro Criticis“ (Franecker 1736) antrat. Im J. 1741 wurde er Professor der Dichtkunst. Als d'Orville 1742 das Gymnasium zu Amsterdam verließ, trat er mit der Rede „De enthusiasmo poetico“ (Amst. 1742; niederdeutsch von Friedr. Smits, Rotterd. 1743) als Professor der Beredsamkeit, Geschichte und griechischen Sprache an dessen Stelle und übernahm 1744 die Professur der Poesie. Im Jahr 1752 erhielt er die Oberaufsicht über die Bibliothek und die lateinischen Schulen. B., stolz und hochfahrend ob seiner Gelehrsamkeit und des Ruhms seiner Verwand-

ten, gerieth in viele heftige und ihn erniedrigende Streitigkeiten. So griff er Eberhard Otto an in: „De rebus ad Everh. Ottonem pertinentibus" (Genf 1746), schmähte Saxe, fand aber an Chr. Ad. Klotz einen derben, ihn unbarmherzig geißelnden Vertheidiger desselben in „Antiburmannus" (Jena 1761) und „Funus Petr. Burmanni" (Altenburg 1762). B. schrieb dagegen „Epistola ad fratrem" (Amst. 1761) und „Anti-Clotzius" (das. 1762), mit einem Karrikaturbild. Er † den 24. Juni 1778 auf seiner Villa Sandhorst bei Wassenaer. B., ausgezeichnet als Lehrer und angebetet von seinen Schülern, war bei großer Gelehrsamkeit nichts weniger als ein eleganter Humanist und bewies sich spitzfindig und schwankend in seinen Urtheilen. Er gab heraus: Lotichius' Gedichte (Amst. 1754), eine „Anthologia veterum Latinorum epigrammatum" (das. 1759), des Aristophanes Komödien (Leyden 1760), den Claudianus (Amst. 1760), Cicero's rhetorische Schriften (Leyden 1761); besorgte auch Ausgaben von H. Valesius' „Emendationes" (Amsterdam 1739), N. Heinsius' „Adversaria" (Harlingen 1740) u. seines Oheims Virgilius (Amst. 1746). Nach seinem Tode setzte sein Schüler Laurentius Santen mehre Arbeiten B.s fort, u. A. den Propertius (Utr. 1780).

Burmann (Bormann), Gottlob Wilhelm, deutscher Dichter, geb. den 18. Mai 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, besuchte die lateinische Schule zu Hirschberg u. veränderte daselbst seinen Namen in den der holländischen Philologen, als ein Lehrer ihn zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit seinen Arbeiten an diese Vorbilder erinnert hatte. Noch mehr, als durch seine poetischen Produkte, ist er durch seine mit mancherlei Sonderbarkeiten verbundenen vielseitigen Talente und besonders durch seine Improvisationsgabe, die ihn befähigte, ein Gespräch in Versen 4—5 Stunden nicht ohne überraschende und treffende Einfälle fortzuspinnen, bekannt geworden. Obwohl er ein erklärter Gegner der Karschin war, so ließ ihm diese doch Unterstützungen zufließen, deren er in seinen dürftigen Umständen dringend bedurfte. Vom Schlage gerührt, brachte er die letzten 10 Jahre seines Lebens elend hin. An seinem Todestage, den 5. Januar 1805, brachten die Zeitungen ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht, worin er sich als sterbend und vom äußersten Elend niedergedrückt schilderte. Trotz seiner Bizarrerien besaß er ein tiefes Gefühl für alles Edle und Schöne. Von seinen seltsamen Kapricen zeugen seine „Gedichte ohne den Buchstaben R" (Berlin 1788; neue Auflage 1796); außerdem schrieb er: „Fabeln und Erzählungen" (Dresden 1769; 3. Aufl., Berlin 1773), „Lieder in drei Büchern" (Berl. 1774) und kleinere Schriften. Auch gab er eine Zeitlang eine Wochenschrift „Für Literatur und Herz" heraus.

Burmeister, Hermann, einer der namhaftesten deutschen Naturforscher der Gegenwart, den 15. Januar 1807 zu Stralsund, wo sein Vater Hauptzollamtskontroleur war, geboren, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Vorbildung und studirte seit Anfang 1826 zu Greifswald, darauf von 1827—29 in Halle Medicin. Hier, wo er sich unter Nitzsch zoologischen, besonders entomologischen Studien widmete, erwarb er sich 1829 die medicinische Doktorwürde u. gab im folgenden Jahre ein „Lehrbuch der Naturgeschichte" (Halle 1830) heraus. Nachdem er hierauf zu Hamburg die bedeutende Insektensammlung des dortigen Kaufmanns Sommer, seines nachmaligen Schwiegervaters, geordnet, ging er nach Berlin, um sich daselbst an der Universität für das naturgeschichtliche Fach zu habilitiren. Gleichzeitig erhielt er eine Lehrerstelle für Naturgeschichte an dem kölnischen Realgymnasium. Seinem weit verbreiteten „Grundriß der Naturgeschichte" (Berlin 1833, 9. Aufl. 1857) ließ er für den Zweck akademischer Vorlesungen das größere, in der Zoologie bis in das kleinste Detail meisterhaft ausgearbeitete „Handbuch der Naturgeschichte" (das. 1837) folgen. Zur Erläuterung dieser Bücher ist sein „Zoologischer Handatlas" (7 Hefte, Berl. 1835—43) bestimmt. Daneben begann er zwei umfassendere Werke über Entomologie, das „Handbuch der Entomologie" (Bd. 1—5, Berlin 1832—44) und die „Genera insectorum" (Heft 1—9, das. 1833—46). Nach Nitzschs Tode erhielt er 1837 eine außerordentliche und 1842 eine ordentliche Professur der Zoologie an der Universität zu Halle, zu deren bedeutendsten Lehrern er gegenwärtig gehört. Seine Vorträge erstrecken sich auch über das Gebiet der Zoologie hinaus, wie denn seine unter den Gebildeten aller Stände mit dem größten Beifall aufgenommene „Geschichte der Schöpfung" (Leipzig 1843, 6. Aufl. 1856) aus geologischen Vorlesungen hervorgegangen ist. In derselben Weise entstanden seine „Geologischen Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner" (2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1855). Außer diesen Arbeiten veröffentlichte B. noch eine große Anzahl von kleinern Abhandlungen für wissenschaftliche Zeitschriften, sowie mehre Monographien über noch bestehende oder schon untergegangene Thiergeschlechter. Zu letzteren gehören die Schriften: „Zur Naturgeschichte der Gattung Calandra" (Berlin 1837), „Die Organisation der Trilobiten" (das. 1843), die „Beiträge zur neuern Kenntniß der Gattung Tarsius" (das. 1847), „Athlophorus Klugii" (Halle 1847), „Die Labyrinthodonten" (Thl. 1—3, Berlin 1849—50), „Der fossile Gavial von Boll" (Halle 1854). B. ist auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, der Zoologie, zu den ausgezeichnetsten Systematikern unserer Zeit zu zählen. Außerdem zeichnete er sich theils als Lehrer in seinen vielbesuchten Vorlesungen, theils als Redner bei Gelegenheit der Bewegungen des Jahres 1848 durch klare Auffassung und Präcision des Ausdrucks aus. Er ward darum 1848 zu Halle als Stellvertreter Dunckers in die deutsche Nationalversammlung, zu Liegnitz aber als Deputirter in die erste preußische Kammer nach Berlin gewählt, wo er mit der Linken unter Dohrn stimmte. Körperlich höchst angegriffen, erbat er sich nach dem Schlusse des Landtags einen längeren Urlaub, welchen er zu einer Reise nach Brasilien benutzte, die er am 12. Sept. 1850 antrat. Nach einem Aufenthalt von 19 Monaten kehrte er zurück. Die Frucht dieser Reise waren mehre Schriften: „Landschaftliche Bilder Brasiliens und Porträts einiger

Urvölker" (Berlin 1853), „Reise nach Brasilien" (das. 1853), „Systematische Uebersicht der Thiere Brasiliens, welche während einer Reise durch die Provinzen Rio Janeiro und Minas Geraes gesammelt oder beobachtet wurden" (das. 1854 ff.) und „Erläuterungen zur Fauna Brasiliens" (das. 1856). Seine neueste Schrift sind die „Zoonomischen Briefe, allgemeine Darstellung der thierischen Organisation" (2 Bde., Leipz. 1856). Nachdem er im Sommer 1854 zur Kräftigung seiner Gesundheit eine italienische Reise gemacht, trat er gegen Ende 1856 eine zweite Reise nach Südamerika an.

Burnes, Sir Alexander, politischer Agent der englischen Regierung in Kabul, bekannt durch seine Reisen nach Centralasien, wurde geboren den 16. Mai 1805 zu Montrose in Schottland. Ein ausgezeichneter Schüler der Schule von Montrose, welche damals in Schottland großen Ruf hatte, wurde der junge B. zum Kadetten in der Armee von Bombay ernannt, wo er am 31. Oktober 1821, kaum 16 Jahre alt, anlangte. Da er in der Hindusprache, sowie im Persischen bald bedeutende Fortschritte machte, so wurde er als Dolmetscher in der Provinz Surate angestellt, wo er bis 1825 blieb. Als um diese Zeit sein Regiment nach Kutsch geschickt ward, um die im April daselbst ausgebrochenen Insurrektionsversuche zu unterdrücken, folgte ihm B. dahin. Obgleich noch nicht volle 20 Jahre alt, galt er bereits für einen sehr ausgezeichneten Offizier u. wurde zum Lieutenant und Quartiermeister oder Stabschef seiner Brigade ernannt. In dieser Stellung, welche ihn in fortwährende Berührung mit den politischen Behörden brachte, entwickelte er Talente, die im Monat November desselben Jahres seine Ernennung zum ersten Dolmetscher der unter den Befehlen des Obersten Napier zur Eroberung von Sind zusammengezogenen Armee veranlaßten. Die Expedition fand nicht Statt; aber B. fand Gelegenheit, die Mündung des Indus zu besuchen und sich mit den geographischen und geschichtlichen Verhältnissen dieser Gegenden an Ort und Stelle zu beschäftigen. Zu Anfang 1828 suchte er bei der Regierung um die Ermächtigung u. die Mittel nach, den Lauf des Indus zu erforschen u. die Länder an der Westgrenze Hindostans, vom Indus bis nach Khiwa und Persien, zu bereisen. Die Genehmigung dieses Gesuchs wurde indessen aus Rücksicht auf die argwöhnische Stimmung der kleinen eingebornen Fürsten verschoben u. B. einstweilen zum Generalquartiermeister-Gehülfen der Armee von Bombay und Souschef des Generalstabes ernannt. Einige Monate nachher beauftragt, die Karte von Kutsch zu berichtigen, ging er in diese Provinz ab, wo der Oberstlieutenant Pottinger als politischer Agent der englischen Regierung thätig war. Erst 1830 erhielt er den Auftrag, den über Sind regierenden Fürsten für ihre zu wiederholten Malen den Briten geschickten Geschenke mehre nur zu Wasser fortzuschaffende Gegenstände als Gegengeschenk zu überbringen. Der glückliche Erfolg, womit, trotz der unzuverlässigen Haltung der dortigen Machthaber, das Unternehmen gekrönt war, bestimmte 1831 den Generalgouverneur, Lord Bentinck, zur Ertheilung der von B. gesuchten Erlaubniß zu einer Reise nach Centralasien u. in die noch so gut als ganz unbekannten Länder Balkh, Kunduz und Buchara. Anfangs 1832 reiste er ab, begleitet vom Doktor Gerard, welcher die naturwissenschaftlichen Beobachtungen übernommen hatte. B. hat diese Reise, wie die vorige, selbst beschrieben, und seine „Travels into Bokhara" (London 1834, deutsch, Weimar 1834—35, 2 Bde.) wurden eine Hauptquelle aller Nachrichten über die Zustände Afghanistans und der angrenzenden Länder. Nachdem er Khullum, Balkh und Buchara gesehen, kehrte er über Persien nach Indien zurück. Da das Direktorium in London ihn zu vernehmen wünschte, so begab sich B. zu Anfang des Oktobers 1833 nach England, wo er aufs Glänzendste empfangen ward. Noch mehr wurde B. gefeiert, als 1834 sein Reisewerk erschien, obgleich durch die politische und merkantilische Engherzigkeit der Direktoren vielfach verstümmelt und beschnitten. Nie hatte eine Reisebeschreibung solches Glück gemacht; Uebersetzungen erschienen bald darauf in allen gebildeten Sprachen Europa's. Während B. sich in Paris aufhielt, erkannte ihm die geographische Gesellschaft die goldene Medaille zu, und Ludwig Philipp ließ Lord Brougham ersuchen, ihm den jungen Lieutenant vorzustellen, damit er aus seiner Hand die Insignien der Ehrenlegion empfange. Bei seiner Rückkehr nach England bot ihm Lord Ellenborough, damals Präsident des Board of Control, den Grad eines Obersten, den Titel eines Ritters des vereinigten Königreichs und einen diplomatischen Posten am persischen Hofe an; für den Fall, daß Ellis sich zurückzöge, sollte B. selbst englischer Botschafter in Persien werden. Das waren ohne Zweifel glänzende Anerbietungen und wohl geeignet, einen Lieutenant von 29 Jahren zu verführen; aber er lehnte sie ab, da es ihn nach den Ufern des Indus hinzog, die bald der Schauplatz großer Ereignisse werden sollten. Nachdem er am 1. Juni in Bombay wieder angelangt war, begab er sich, zum Kapitän ernannt, wieder an seinen alten Posten zu Henry Pottinger nach Kutsch; aber schon im Oktober sandte man ihn nach Sind, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen und den englischen Erzeugnissen die Schifffahrt auf dem Indus zu öffnen. Noch war diese Unterhandlung nicht beendet, als er, im April 1836, nach Bombay zurückberufen wurde. Mohammed, Schah von Persien, zog damals ein Heer von 60,000 Mann mit 100 Kanonen zusammen, um Herat zu belagern. Diese Expedition rief in England große Unruhe hervor; man glaubte in der Belagerung von Herat den ersten Akt einer Konföderation erblicken zu müssen, welche durch die Intriguen Rußlands geleitet sey und den Zweck habe, alle Barbaren Centralasiens zur Verheerung der indischen Halbinsel aufzurufen. Entschlossen, kräftig aufzutreten, wollte die englische Regierung doch, bevor sie einen Schlag führte, einen Versuch machen, auf diplomatischem Wege die von Rußland aufgeregten Fürsten zu gewinnen. Während man Offiziere und Geld nach Herat schickte, erhielt der Kapitän B. den Auftrag, mit den Fürsten von Sind und den Souveränen von Kabul, Kandahar und Kelat eine Offensiv- und Defensivallianz

zu unterhandeln. Im Nov. 1836 reiste er ab; aber der Fürst, welcher hauptsächlich in das neue Bündniß hineingezogen werden mußte, Dost Mohammed von Kabul, verlangte als unerläßliche Bedingung seines Beitritts, daß England sich verpflichte, ihm Stadt und Provinz Peschawer, welche Rundschit Singh ihm genommen, wieder zu verschaffen. Da die Gewährung dieses Punktes ohne einen Krieg mit dem Könige von Lahore unmöglich war, so weigerte sich die englische Regierung peremtorisch und beschloß, den verbannten Schah Schudscha wieder auf den Thron von Kabul zu setzen. Genöthigt, im Frühjahre 1838 die Unterhandlungen abzubrechen, wurde B. nach Simla berufen, wo er den Generalgouverneur mit den Vorbereitungen zu der Expedition beschäftigt fand, welche über den Indus setzen sollte. Zum Oberstlieutenant, zum Ritter des vereinigten Königreichs u. zum politischen Agenten der engl. Regierung in Kabul ernannt, ging er dahin wieder ab, fand aber hier in einem Aufstande am 2. Nov. 1841 unter den Messern der Afghanen seinen Tod. Während seines Aufenthaltes in Kabul 1836—38 hatte er die Materialien zu seinem reichhaltigen Werke „Cabool: being a personal narrative of a journey to and residence in that city" (London 1842; deutsch von Oelckers, Leipz. 1843) gesammelt.

Burnet, Gilbert, berühmter Geschichtschreiber der Reformation in England, war 1643 in Edinburg geboren. Sein Vater, ein eifriger Anhänger Karls I., war von Karl II. zum Lord Cromont ernannt worden. Der Sohn erhielt die sorgfältigste Erziehung u. zeichnete sich frühzeitig durch lebendige Phantasie und ungewöhnliches Gedächtniß, sowie durch Lernbegier u. Ordnungsliebe aus. Er studirte Jurisprudenz, dann Theologie. Eine Reise nach Holland (1664) brachte ihn in die Nähe ausgezeichneter Männer verschiedener Konfessionen und trug zur Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises u. zur Ausbildung seines Charakters wesentlich bei. Im Jahr 1665 wurde er Pfarrer zu Saltoun in Schottland, in welcher Stellung er sich durch Wohlthätigkeit und Freundlichkeit eben so sehr die Liebe seiner Gemeinde erwarb, als er sich durch Freimüthigkeit das Mißfallen der schottischen Bischöfe zuzog. Seine Schrift: „Gespräche zwischen einem Konformisten und Nonkonformisten (1669) führte ihn in den Kampf der religiösen Parteien. Im Jahr 1669 auf den theologischen Lehrstuhl nach Glasgow berufen, vertheidigte er hier das Ansehen der Bischöfe gegen die Presbyterianer und die Duldung der Dissenters gegen die Episkopalen, und machte sich dadurch beiden Parteien verhaßt. B.s Behauptungen über die Rechtmäßigkeit der Ehescheidung wegen Unfruchtbarkeit, sowie seine Vertheidigung des Ansehens der bischöflichen Konstitution und der souveränen Macht der schottischen Krone (gegen Buchanans berühmtes Werk: De jure regni apud Scotos), waren dem Könige Karl II. angenehm und schienen B. zum Günstling des Hofes zu erheben. Aber sehr bald verscherzte er durch mißliebige Grundsätze dies königliche Wohlwollen. Da ihm der Aufenthalt in Schottland durch die gehässigen Umtriebe seiner Gegner verleidet war, so legte er sein Amt an der Universität zu Glasgow nieder (1673), begab sich nach London, erlangte daselbst die Anstellung als Prediger bei der Kapelle der Kanzlei und erwarb sich als entschiedener Gegner des katholischen Kultus bald einen Namen. Als nach Karls II. Tode (1685) Jakob II. folgte, dessen Vorliebe für den Katholicismus kein Geheimniß war u. dessen Successionsrechte B. früher öffentlich bestritten hatte, verließ er England und bereiste mehre Jahre den Kontinent. Er besuchte Frankreich und Italien und wurde in Rom von Innocenz XI. mit Auszeichnung behandelt. Seine unverhaltene Mißbilligung der katholischen Kirchengebräuche zog ihm aber eine plötzliche Wegweisung aus den päpstlichen Staaten zu. B. reiste darauf durch die Schweiz und Deutschland nach Holland, wo er an dem Prinzen Wilhelm von Oranien einen mächtigen Beschützer fand. Der Prinz erkannte in B. ein vortreffliches Werkzeug zur Förderung seiner Absichten auf die englische Krone. Während der Statthalter Heer und Flotte rüstete und die Generalstaaten und Kabinette für sein Unternehmen bearbeitete, bereitete ihm B. durch seine beredten Flugschriften den Sieg in der öffentlichen Meinung vor. B. war der Mittelpunkt u. das leitende Organ für alle mit den Stuarts unzufriedenen Engländer. Er wurde deshalb des Hochverraths angeklagt, wußte sich aber dem Urtheilsspruch der englischen Gerichte zu entziehen, indem er sich in Holland naturalisiren ließ. Als Holländer konnte er nun um so offener sich als Anhänger des Prinzen von Oranien zeigen. In Wilhelms Auftrag verfaßte er das Manifest, worin alle Beschwerden der englischen Nation gegen Jakob II. aufgezählt waren und Wilhelm als Anwalt des Volks angekündigt wurde, der da komme, ein freies Parlament zu berufen, die Freiheit u. Sicherheit der Nation herzustellen u. die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wales (Jakob III.) zu untersuchen. Als Wilhelm bei Torbay an der Westküste von England (5. Nov. 1688) landete, war B. in seinem Gefolge. Nach Wilhelms Thronbesteigung (21. April 1689) nahm B., der zweimal schon die bischöfliche Würde abgelehnt hatte, auf den Wunsch des Königs das Bisthum von Salisbury an (1689). Seine Thätigkeit im Kirchenamte und im Parlamente war seitdem vom größten Einflusse. Religiöse Duldung dem Volke und das Recht der Thronfolge dem Hause Hannover zu sichern, war sein eifrigstes Bemühen. Seine Anhänglichkeit an König Wilhelm III. führte ihn so weit, daß er in einem Hirtenbriefe die Ansprüche des Prinzen von Oranien auf das Recht der Eroberung zu gründen wagte. Dafür mußte aber der Bischof die bittere Kränkung erfahren, seinen Hirtenbrief auf Befehl des Parlaments durch Henkers Hand verbrennen zu sehen. Aus B.s Privatleben werden viele liebenswürdige Züge berichtet. Er war mit einer Tochter des Grafen von Cassiles verheirathet. Damit ihm Niemand den Vorwurf machen möchte, als ob diese Vermählung aus Habsucht geschlossen werde, verzichtete er vor der Hochzeit auf alle Ansprüche an das ansehnliche Vermögen seiner Gattin. Er hielt in Gegenwart seiner Kaplane die täglichen Morgen- und Abendandachten seiner

Familie, unterrichtete seine Kinder selbst im Christenthum und verwendete täglich 6—8 Stunden auf wissenschaftliche Studien. Als Freund war er eifrig, offenherzig und beständig, und seiner Feinde Beleidigungen vergalt er mit Dienstfertigkeit und Gefälligkeit. Aus seinen Einkünften verbesserte er die Pfründen armer Landpfarrer, unterstützte Wittwen und dürftige Studenten, gab ansehnliche Beiträge zur Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern und stiftete zu Salisbury eine Armenschule für 50 Kinder, welche er aus eigenen Mitteln erhielt. Seine Freigebigkeit machte keinen Unterschied der Nation, Sekte oder Partei, sondern sah allein auf die Noth und Würdigkeit des Bedürftigen. Bei seinem Tode (den 17. März 1715) reichte der Nachlaß aus seinen bischöflichen Einkünften eben hin, um seine Schulden zu bezahlen. Seine „History of the reform of the church of England" (5 Bde., Lond. 1679—1714), für welches Werk dem Verfasser vom Parlamente eine Danksagung votirt wurde, leidet an zu leidenschaftlicher Eingenommenheit gegen die katholische Partei. Seine „History of his own times" (von seinem Sohne Thomas B. herausgegeben, 2 Bde., London 1723—1724, deutsch, Hamburg 1735—1737, neue Ausgabe mit den unterdrückten Stellen in der ersten und Anmerk., 6 Bde., Oxford 1823) enthält ebenfalls schätzbare Beiträge zur Geschichte der englischen Revolution.

Burney, 1) Charles, berühmter englischer Geschichtschreiber über Musik, geboren 1726 zu Shrewsbury, studirte Musik unter der Leitung des damals in England sehr berühmten Arne zu London und wurde 1760 Organist zu Swaffham in Norfolk, kehrte aber auf Veranlassung des Herzogs von York kurze Zeit nachher nach London zurück, wo er durch seine Kompositionen bald so großen Ruf erlangte, daß die Universität Oxford ihn 1761 zum Doktor der Musik kreirte. Um Stoff zu einer ausführlichen Geschichte der Musik zu sammeln, unternahm er 1770 eine Reise über Frankreich nach Italien, deren Resultat sein Buch „The present state of music in France and Italy etc." (2 Bde., Lond. 1772; deutsch von Ebeling und von Bode, 2 Bde., Hamb. 1772—73) war, worin aber weder Scharfblick, noch gerechte Würdigung fremder Verdienste häufige Erscheinungen sind. Eine zweite große Kunstreise, und zwar durch Flandern, die Niederlande, Deutschland und Holland, vollendete er 1772 und schickte abermals sein unumwundenes Urtheil über die dortigen Kunstleistungen sofort in die Welt. Sein Hauptwerk aber ist die „General history of music from the earlist ages to the present period" (Lond. 1776—1789, 4 Bde.). Die vielfachen, besonders in der Tonkunst einseitigen Vorurtheile des Engländers, sein oft bis ins Seichte sich verlierendes Raisonnement, das gar zu Trockne und Prosaische seiner ganzen Ansicht von der Kunst, der er kaum etwas mehr als eine große Annehmlichkeit für das Ohr zuerkennt, lassen es durchaus nicht beklagen, daß das auf alle Fälle viel zu hoch angeschlagene Werk nicht vollständig ins Deutsche übersetzt worden ist. Im J. 1806 erhielt B. für seine Leistungen von der britischen Regierung eine Pension und † als Organist am Chelseahospital 1814.

2) Franciska, des vorigen Tochter, beliebte Romanschreiberin, entwickelte ihr Talent dadurch, daß sie ihrem alten Vater zur Erholung immer etwas Unterhaltendes vorlesen mußte. Sie war Kammerfrau bei der Gemahlin Georgs III., heirathete einen französischen Emigranten, d'Arblay, ging mit ihm 1802 nach Paris u. 1812 nach England zurück. Ihre Romane: „Evelina" (London 1773, 3 Bde., deutsch, Leipz. 1783, Berl. 1789), „Cecilia" (Lond. 1785, 5 Bde.), „Georgina" (das. 1789, deutsch, Tübing. 1790) und „Camilla" (Lond. 1797, 5 Bde., deutsch, Berlin 1798, 4 Bde.) waren ihrer Zeit Moderomane u. sind noch jetzt als lebendige Darstellungen der damaligen socialen Zustände in den höhern Kreisen nicht ohne Werth.

3) James, Kontreadmiral, 1739 geb., Sohn von B. 1), trat früh in den Seedienst und begleitete Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt. Von der Pike an dienend, stieg er erst nach langen Dienstjahren bis zum Rang eines Kontreadmirals hinauf. B. war auch tüchtiger Geograph, und seine „History of Voyages of Discovery" u. andere treffliche Schriften lassen einen scharfen Denker in ihm erkennen. Er † 1821.

Burning Spring, Heilquelle im nordamerikanischen Staat Newyork, an dem Rande des Niagara (in der Nähe der Fälle), wo Kohlenwasserstoff unter dem Wasser aus den Kalksteinen hervordringt. Die bituminöse Substanz, welche dieses Gas entwickelt, ist wahrscheinlich animalischen Ursprungs, da dieser Kalkstein mit Meermollusken und Korallen angefüllt ist. Das unsichtbare Gas dringt in zahllosen Blasen durch das klare, durchscheinende Wasser des Niagara hindurch. Bei der Annäherung einer Fackel entzündet es sich und brennt mit einer sich züngelnden, flackernden Flamme, welche selten das Wasser berührt, da das Gas im Anfang zu rein ist, um entzündbar zu seyn, und erst nach der Vermischung mit der Atmosphäre in der Höhe von mehren Zollen über der Oberfläche des Stroms den zu seiner Anbrennung nöthigen Sauerstoff erhält (s. Lyell).

Burnouf, 1) Jean Louis, französischer Philolog, geboren den 14. Sept. 1775 zu Urville im Departement Manche, brachte, da er frühzeitig seine Aeltern verlor, trotz erfolgreicher Studien im pariser Collège seine jüngeren Jahre in unbedeutenden Stellungen zu. Erst in einem Alter von 32 Jahren wurde er durch Vermittelung eines seiner Lehrer als Hülfsprofessor am Collège Charlemagne angestellt. Später an die Ecole normale versetzt, wurde er 1816 zum Professor der Beredsamkeit am Collège de France, 1828 zum Inspektor der Universität und 1830 zum Generalstudiendirektor befördert. Seit 1836 Mitglied der Akademie der Inschriften und seit 1840 Bibliothekar der Universität, † er den 8. Mai 1844 zu Paris. Um den Unterricht in den klassischen Sprachen hat er sich als Lehrer u. Schriftsteller großes Verdienst erworben. Seine „Methode pour étudier la langue grecque" (Paris 1813; 41. Aufl. 1844) hat das Studium des Griechischen den Franzosen wesentlich erleichtert, wie seine „Premiers principes de la grammaire latine" (9. Aufl., Paris 1844) die des Lateinischen. Noch

unübertroffen ist seine Uebersetzung der Werke des Tacitus (6 Bde., Paris 1827—33). Vom „Panegyricus" des Plinius gab er mehre Textrecensionen und eine französische Uebersetzung (Par. 1834; 2. Aufl. 1842) heraus. Kleinere Arbeiten von ihm finden sich in Zeitschriften, wie dem „Journal de l'instruction publique", dem „Journal Asiatique" u. a.

2) Eugène, Sohn des Vorigen, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten unserer Zeit, geboren den 1. April 1801 zu Paris, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, gab aber dasselbe auf, um sich dem Studium der orientalischen Sprachen, namentlich denen Indiens und Persiens zuzuwenden. In Verbindung mit seinem Freunde, dem Professor Lassen in Bonn, gab er das verdienstvolle Werk „Essai sur le Pali, ou la langue sacrée de la près-qu'île au-déla du Gange" (Paris 1826) und dann allein die „Observations grammaticales sur quelques passages de l'essai sur le Pali" heraus, wodurch in Europa zuerst ein helleres Licht über diese ihrer Mutter, dem Sanskrit, am verwandtesten gebliebene Tochtersprache verbreitet wurde. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf das Studium der in der Zendsprache erhaltenen Ueberreste der altpersischen heiligen Literatur, die noch gar nicht philologisch-kritisch bearbeitet worden waren. Er ließ zu diesem Zweck das Hauptwerk dieser Literatur, den „Vendidad-Sadé, l'un des livres de Zoroastre" (Paris 1830), nach Anquetils Manuskript sorgfältig lithographiren. Wie vertraut B. überhaupt mit der indischen Philologie und Sanskritsprache ist, ersieht man aus seiner vortrefflichen lateinischen Uebersetzung zu Chézy's „Yadjnadattabadha, ou la mort de Yadjnadatta, épisode extrait du Râmâyana, poëme épique sanscrit", aus dem erklärenden Text zu der „Inde française, ou Collection de dessins lithographiés représentant les divinités, temples, pagodes", und aus seinen werthvollen Aufsätzen im „Journal Asiatique", später im „Journal des Savants". Seine Kenntniß der bisher verwahrlosten Zendsprache bewies er in seinem „Commentaire sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses" (1835, Bd. 1). Seine Beschäftigung mit dem Altpersischen führte ihn im „Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes" (Paris 1836) zu einem Versuche der Entzifferung der persepolitanischen Keilinschriften. Für die „Collection orientale" gab er den Text und die französische Uebersetzung des „Bhâgavat-Purâna" (Bd. 1—3, Paris 1840—49), eines Systems der indischen Mythologie und Tradition, heraus. Eine Frucht seiner Studien der in der Sanskritsprache geschriebenen heiligen Werke der Buddhisten war seine „Introduction à l'histoire du buddhisme indien" (Bd. 1, Paris 1844, Bd. 2, 1852). Große Arbeiten über die Veda's hat er vorbereitet, aber nicht herausgegeben. Seit 1832 Mitglied der Akademie der Inschriften und zuletzt zum beständigen Sekretär derselben ernannt, † er den 28. Mai 1852 zu Paris. In seinem Nachlasse finden sich mehr oder minder vollständig ausgearbeitete zahlreiche Uebersetzungen orientalischer Werke in Sanskrit, Pali ꝛc., nebst Studien zu denselben.

Burns, Robert, ein wahrhaft origineller Volksliederdichter Schottlands, wurde den 25. Januar 1758 auf einem kleinen Pachtgute bei Ayr in der schottischen Grafschaft gleichen Namens geboren. Er war der Sohn eines Gärtners und mußte seinen armen Aeltern schon als Kind in der Feldarbeit beistehen. Dessen ungeachtet wurde seine Erziehung nicht vernachlässigt; so trieb er außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch etwas Französisch und Mathematik. Die Lektüre einiger englischen Dichter, mehr aber noch das Anhören der romantischen Sagen seiner Heimath weckten den in ihm schlummernden Dichtergenius, der durch seine sehr frühe Liebe zu einem hochschottischen Mädchen, Mary Campbell, zur Blüthe gedieh. Er setzte ihr ein Liedchen zu einem schottischen Nationalreigen zusammen, und damit war der erste Schritt auf einer Bahn gethan, die ihn fortan für immer festhielt. Das Mädchen, eine ächte Dichterliebe, starb bald, und ihr ist das schöne Gedicht „To Mary in Heaven" geweiht. Bald erregte der junge Bauernsänger die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn, und man ließ dem muntern Kopfe und Gesellschafter allenthalben Liebe, Freundschaft und Bevorzugungen aller Art zu Theil werden. Aber gerade dies wurde für sein ganzes späteres Leben verderblich. Denn in dem in Dürftigkeit und einsamer Hütte erzogenen Jünglinge regte sich nun die Sehnsucht nach städtischem Luxus und rauschendem Vergnügen; Tanzschulen und Schleichhändlergesellschaften, die den wohlfeil erworbenen Wein in Strömen fließen ließen, zogen ihn unwiderstehlich an, und bald erschien ihm dieses Treiben, seinem Leben voll Entbehrungen und den ihn immer mehr anekelnden Geschäften gegenüber, als einziges Ziel seiner Wünsche. Sein braver Vater, der mit Strenge dagegen vorschritt, trug viel dazu bei, ihm seinen Stand erst recht verhaßt zu machen. B. verließ das väterliche Haus und ergriff in Gesellschaft eines Webers das Geschäft eines Flachshändlers in Irvine. Er sollte jedoch sein Leben lang glücklicher mit Gedichten, als bürgerlichen Unternehmungen seyn. Sein Haus ging in Feuer auf und sein Kredit war dahin. Eine nach dem Tode des Vaters 1784 in Gesellschaft seines Bruders übernommene Pachtung mißlang ebenfalls. Inzwischen hatte er mit einem jungen Mädchen, Jane Armour, ein Liebesverhältniß angeknüpft, welches bald durch die Ehe vor den Augen der Welt gerechtfertigt werden mußte. B. war zur Ehe bereit, da aber die Aeltern des Mädchens ihm, seiner ungewissen Stellung wegen, ihre Einwilligung versagten, so beschloß er, sich als Plantagenaufseher nach Jamaika einzuschiffen. Da es ihm jedoch an dem nöthigen Gelde gebrach, so ließ er seine Gedichte, welche abgeschrieben bereits in der Umgegend bekannt und beliebt waren, 1786 zu Kilmarnock auf Subskription drucken. B. gewann 70 Pfund Sterling, und schon war er im Begriff, nach Jamaika überzufahren, als ein Brief von dem blinden Dichter Dr. Blacklock ihn dringend einlud, durch einen Besuch in Edinburg den Beifall einzuernten, welchen seine Gedichte in allen gut schottischen Herzen fänden. Er folgte diesem freundlichen Ruf und blieb länger als ein Jahr

in der Hauptstadt, bewundert und geschmeichelt von Vornehmen und Gelehrten, wie Mackenzie, Stewart, Blair, Robertson, Frazer=Tyler, Lord Monboddo u. A. B. bewegte sich nicht, wie man vielleicht erwartet hatte, betreten und scheu in dieser neuen Welt: man war erstaunt über den Schwung seines Geistes, über seine augenblicklichen Antworten und die Gewandtheit, mit welcher dieser Bauernsohn Spott und gefälliges Benehmen wechseln konnte. Hier gab er eine zweite Auflage seiner Gedichte heraus unter dem Titel: „Poems chiefly in the scottish dialect etc.“ (Edinburg 1787). Sie ging reißend ab und brachte ihm 500 Pfund Sterling ein. Im Jahr 1789 pachtete er ein großes Gut bei Dumfries und heirathete seine frühere Verlobte. Aber lustige Gesellschaften und Gelage entzogen ihn der gehörigen Bewirthschaftung seines Gutes, und nach $3\frac{1}{2}$ Jahren mußte er mit großem Verlust den Pacht aufgeben. Durch Verwendung seiner Gönner erhielt er eine Accißeinnehmerstelle zu Dumfries, welche ihm jährlich 50 Pfund Sterling eintrug. An diesem Ort dichtete er viele schöne Lieder und schrieb politische Aufsätze in die Blätter des Tages. Denn die ersten Ereignisse der französischen Revolution hatten auch ihn mächtig ergriffen, und seine unumwunden ausgesprochenen Meinungen zu Gunsten derselben ließen ihn bei Aristokraten und Leuten der Ruhe als Jakobiner erscheinen und verbitterten ihm das Leben. Auch beseelte ihn die wärmste Liebe für die verdrängte Dynastie der Stuarts, die er in Brief und Lied und Wort aushauchte. Nach seinem pünktlich erfüllten Amtsgeschäfte ruhte er in der nahen Schenke aus. Das Vergnügen an trinklustiger Gesellschaft artete allmählig in Trunksucht aus, und ein Fieberanfall, durch jenes eingewurzelte Uebel herbeigeführt, stürzte ihn den 21. Juli 1796 in ein frühes Grab. B., in Schottland vorzugsweise der „Ploughmann (Bauersmann) of Ayrshire“, in England der „schottische Dichter“ genannt, aber allgemein geliebt und verehrt, hatte in seinen Gesängen keinen andern Lehrer, als die Natur, keine andere Begeisterung, als die er aus der Tiefe seines Herzens und aus dem wirklichen Leben schöpfte. Er schrieb nicht, um den Ruhm eines Schriftstellers zu erringen. Er schrieb und sang, wie die Nachtigall, aus unwiderstehlichem Drang, aus einem gebieterischen Bedürfniß ausströmen zu lassen, was er in sich trug. Seine Gedichte sind seine Seele. Sie zeigen wechselweise seine Freuden und seine Schmerzen, seine Hoffnungen als Kind, seine Liebschaften als Jüngling, seine Träumereien und sein Murren gegen die civilen Bande. B. ist das treueste Abbild seines Landes, und wo er auch von Kummer, Trübsal und Noth singt, thut er es mit einem so stolzen und freien Selbstgefühl, daß er uns mit sich in seine Sphäre erhebt. Deshalb ist auch in ganz Schottland nach der Bibel das zweite Geschenk, welches eine Mutter ihrem Kinde gibt, immer Burns. Ein Theil seiner meist in schottischem Dialekt geschriebenen Dichtungen, wie „Gesicht“, „Verzweiflung“, „Wehklage“, „Winter“, „Grabgesang“, „Anruf ans Verderben“ 2c., sind erhaben, wild, bizarr; ein anderer, seine Lieder und Elegien, sind kraftvoll, frisch, zärtlich, hinreißend, warm und gesund keck. Sie sind nicht gemacht, in Musik gesetzt zu werden, sie sind Musik. Dazu gehört die Liederreihe, betitelt: „Mensch, was hilft das Klagen“, „Cotters Sonntagsnacht“, „Stanzen an ein Liebchen“, „Stanzen an ein Bergblümchen“ 2c. Von sich selbst gab B. ein treues Gemälde in dem Gedicht für sein Epitaphium: „Is there a whim inspired fool etc.“ Auch in der Prosa zeichnete sich B. aus. Seine Briefe und kleinen politischen Schriften zeigen eine Reinheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, eine Eleganz, Mannigfaltigkeit u. Kraft, welche den Mann von Genie beurkunden. Zum Besten seiner Wittwe und seiner Kinder veranstaltete sein Freund Currie eine Sammlung seiner Werke (4 Bde., London 1800), worin jedoch mehre seiner ausgezeichnetsten Dichtungen fehlen, die sich zum Theil in den von Cromell herausgegebenen „Reliquies of Robert B.“ (London 1808) vorfinden. Seitdem erschienen mehre Sammlungen, unter andern: Glasgow 1804, London 1812, eine Prachtausgabe mit B.' Leben veranstaltete 1835 Allan Cunningham (deutsch, Leipzig 1840). Vgl. Lockhardt, The Life of Rob. B. (Edinburg 1828). Gelungene deutsche Uebersetzungen lieferten Hebel, Ph. Kauffmann (Stuttgart 1840) u. Heintze (Braunschweig 1840).

Burnt=Coat=Islands, Inselgruppe, zum nordamerikanischen Staat Maine gehörig, an der Küste.

Burnt=Island, 1) nordamerikanische Insel, an der Südküste von Neufoundland, südöstlich von der Cape=Bai, im atlantischen Ocean, unter 47° 30' nördl. Br. u. 60° 10' westl. L.; — 2) ostindische Inselgruppe, nordwestl. von Goa, im indischen Meer, an der Westküste unter 15° 52' nördl. Br. und 91° 15' östl. L.

Burntisland, Städtchen in der schottischen Grafschaft Fife, auf einer Halbinsel des Frith of Forth, amphitheatralisch gebaut, im Norden von felsigen Hügeln umgeben, besteht bloß aus zwei parallelen Straßen und hat über 2000 Einw., einen trefflichen Hafen, bedeutenden Schiffbau; außerdem Vitriolwerke, eine Zuckerfabrik 2c. Von Cromwell wurde es vergeblich belagert und 1715 von den Anhängern des Prätendenten eingenommen.

Burnus, der aus einem dichten Wollenstoffe gearbeitete mantelkragenartige Ueberwurf der Beduinen, meist von weißer Farbe, mit einer Kapuze versehen, die bei Regenwetter über den Kopf gezogen wird. Neuerdings hat die Mode den B. auch nach Europa geführt, wo er, verziert u. verfeinert, immer allgemeiner in Aufnahme kam.

Buro (Buru), molukkische Insel zwischen 143° 33' — 144° 45' östl. L. und 3° 18' — 3° 50' südl. Br., südwestl. von Ceram, 9310 □Meilen groß, gebirgig, von vielen Flüssen bewässert, unter welchen der Way Abbo der stärkste, in der Mitte mit einem großen See. Produkte sind Bananen, Agrumen, Reis, Sago, Kokosnüsse, köstliches Kajeputöl, Eben= und Tiekholz, Rindvieh, Hirscheber, Paradiesvogel, Salanganen, Schildkröten, viel Butter. Die Einwohnerzahl gibt man zu 60 — 80,000 an. An der Küste, deren größte Bai die Katschellbai ist, wohnen Malayen, im Innern wilde Haraforen. Die

Chinesen betreiben den Handel mit edlem Holz, Salanganennestern von Dinding und liefern dafür Manufakturwaaren. Denselben Namen trägt eine Stadt darauf, an der Mündung des Way Abbo in die Katschelibai, mit Hafen, Handel.

Burra, britisch-shetländische Insel, $^{3}/_{4}$ Meile im Umfang, mit House durch eine hölzerne Brücke verbunden, hat Weideland u. ist wenig bewohnt.

Burremputer, s. Brahmaputra.

Burritt, Elihu, bekannter amerikanischer Friedensapostel, wurde um 1800 zu Berlin, einem Städtchen im Staate Massachusetts, geboren und lernte von seinem 14. Jahre an das Schmiedehandwerk, zu welchem er auch später, nachdem ihn sein außerordentlicher Bildungsdrang zu wissenschaftlichen Studien geführt hatte, eine Zeitlang immer wieder zurückkehrte. Von Jugend auf zeigte er eine schnelle Auffassungsgabe, und vorzüglich waren es linguistische Studien, zu denen er sich hingezogen fühlte. Er erlernte auf autodidaktischem Wege Lateinisch und Griechisch, dann Hebräisch, um die Bibel in der Ursprache lesen zu können, und Arabisch, ferner die romanischen und endlich auch die slavischen Sprachen und brachte es in den meisten, wenn auch nicht zum fertigen Sprechen, doch zum Verständniß derselben, wiewohl er inzwischen immer seinem Gewerbe fleißig oblag. Der „gelehrte Grobschmied" (the learned blacksmith) gewann bald einen Namen, der nicht nur in Neuengland, sondern im ganzen Bereich der Union mit Achtung genannt ward. Aber er erwarb sich denselben nicht sowohl durch seine schriftstellerischen Leistungen, sondern durch seine Bemühungen um Herstellung eines allgemeinen Weltfriedens. Schon als 20jähriger Jüngling hatte er, von tiefer, fast schwärmerischer Religiosität getrieben, einen Familiencirkel gebildet, dem er seine Ansichten vortrug. Bald lockten seine begeisterten Vorträge Andere an, und von diesem Erfolg ermuthigt, unternahm er eine Wanderung durch die Vereinigten Staaten, allenthalben den Frieden predigend und den Krieg als den Grundsätzen des Evangeliums und der Humanität widerstrebend und als Haupthinderniß aller gedeihlichen Entwickelung der Völkerwohlfahrt darstellend. Um einen größeren Wirkungskreis zu suchen, begab er sich erst nach England, dessen staatliche Institutionen er mit besonderer Liebe studirte, gab hier auch eine kleine Schrift „Sparks from the anvil" („Funken vom Ambos") heraus, welche vom Publikum beifällig aufgenommen ward, und nahm dann an den hauptsächlich von ihm in Anregung gebrachten, sogenannten Friedenskongressen zu Brüssel, Paris, Frankfurt (1850) und London (1851) eifrigen Antheil. Seine in viele Sprachen übersetzten „Oelblätter" (Olive leaves) wurden in Millionen Exemplaren über ganz Europa bis nach Rußland verbreitet. In England, das er zu seiner zweiten Heimath gewählt zu haben scheint, ist er noch gegenwärtig mit anerkennenswerther Ausdauer bemüht, die Lehren der christlichen Liebe und die ewig gültigen Grundsätze edler Humanität in Wort und Schrift zu verkündigen.

Bursa, im mittelalterlichen Latein ein lederner Beutel, Geldbeutel (daher das franz. bourse und das deutsche Börse); dann der gemeine Säckel, die gemeinschaftliche Kasse, aus welcher Mehre zugleich erhalten und verpflegt werden (wie z. B. die Almosenstiftungen für Deutsche im Kanton Waadt bourses allemandes genannt werden); ferner eine Zusammenkunft zum Schmausen und Trinken, ein Trinkgelag, wo auf gemeinschaftliche Kosten gezehrt wird. Daher kommt der Ausdruck bürsen (oder bürsten), d. h. auf gemeinschaftliche Rechnung trinken; und weil bei solchen Gelegenheiten, wo Keiner zu kurz kommen will, viel getrunken zu werden pflegt, entstand das Sprüchwort: „Er trinkt wie ein Bürstner!" was der Volkswitz verändert in „Bürstenbinder". Endlich heißt B. auch ein Haus, in welchem mehre Studenten Kost und Wohnung gemein haben, dergleichen sonst auf den meisten Universitäten bestanden.

Bursarius, der Verwalter einer gemeinschaftlichen Kasse, Säckelmeister, z. B. in einem Kloster; der Theilhaber an einer auf gemeinschaftliche Kosten lebenden Gesellschaft, z. B. ein Student, der mit Andern seines Gleichen Wohnung und Tisch gemein hat. Davon kommen die deutschen Worte Bursche, Burschenschaft &c.

Bursche, eigentlich ein aus der ehemaligen königl. französ. Bursa oder Kasse besoldeter Student, Stipendiat; dann jeder Mitgenoß an einer gemeinschaftlichen Wohnung, Stubenbursch, daher s. v. a. Student, weil diese (daher Bursales) früherhin ein Gebäude gemeinsam bewohnten. Um sich von den Handwerksburschen zu unterscheiden, schrieben sich die Studenten eine Zeit lang Pursche. In einem andern Sinne bezeichnet das Wort einen Aufwärter, Gehülfen, oder jungen Menschen im Allgemeinen.

Burscheid, s. v. a. Burtscheid.

Burschenschaft, s. Universitäten.

Burschikos, studentisch, renommistisch, flott, bisweilen auch s. v. a. roh und ungeschliffen; darnach bildete sich das Wort Burschikosität.

Bursera, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen, bei Kunth der Typus einer besonderen Gruppe (Burseraceae), dem Botaniker J. Burser zum Andenken genannt, birkenähnliche Bäume in Westindien u. Brasilien. B. gummifera *L.* ist ein 30 Fuß hoher Baum in Westindien u. Brasilien, mit in den Blattachseln stehenden Blüthentrauben, die aus kleinen, gelblichweißen Blüthen bestehen, abfälligen Blättern und beerenartigen erbsengroßen Früchten. Eine Menge Wurzeln sind über der Erde und der Stamm hat eine braune, glatte, häutige Rinde, die in Lappen abfällt wie bei der Birke. Die Rinde enthält einen balsamischen, dem cyprischen Terpentin ähnlichen, süßlich gewürzhaft schmeckenden Saft, welcher sowohl zu Salben und Pflastern (auch für die Wunden der Pferde), als auch innerlich bei Ruhr, Nieren- und Lungenleiden angewendet wird. Eingetrocknet gelangt er in den Handel, kommt aber nur selten nach Europa und wird Chibouharz oder Gomartgummi, Resina Chibou s. Cachibou s. de Gomart, genannt. B. acuminata *W.*, B. gummifera *Jacq.*, ist ein dem vorigen sehr ähnlicher Baum auf Portorico und St. Domingo, von dem nach Lindley das Carannaharz, Resina Caranna, stammt. B. leptophleos *Mart.*, ein

Baum in Brasilien, enthält in der Rinde einen Balsam, der dem der B. gummifera ähnlich ist.

Bursfelder Kongregation oder **Union**, ein Verein von 75 Benediktinerklöstern in Norddeutschland, welche die Statuten der Benediktinerabtei **Bursfelde** (jetzt hannoversche Klosterdomäne im Fürstenthum Göttingen, Amt Münden) gemeinschaftlich als Norm angenommen hatten. Die bursfelder Union wurde auf dem Koncil zu Basel 1440 und durch päpstliche Bullen 1451 u. 1461 bestätigt. Die Reformation im 16. Jahrhundert hob den Verein u. das bursfelder Kloster selbst auf, indem letzteres säkularisirt und ein lutherischer Titularabt eingesetzt wurde.

Bursirer, s. v. a. Bursarius.

Burslem, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, am Trent- und Merseykanal, welcher eine halbe Stunde davon unter einem Tunnel weggeht, ist der Mittelpunkt des britischen Töpferlandes, das sich 8 Meilen im Umkreise ausbreitet. Die hiesigen Steingutfabriken, Töpfereien und Kohlengruben beschäftigen die Mehrzahl der 9000 Einwohner.

Burtanger Moor, große Moorstrecke in Ostfriesland an der niederländ. Grenze, ist zur Regenzeit ganz ungangbar. Hier auch die burtanger Schanz, Fort in der niederländischen Provinz Gröningen, welches die durch das Moor führende Straße nach Emden vertheidigt.

Burtenbach, s. Schärtlin von Burtenbach.

Burton, Richard, britischer Reisender, geboren um 1820, trat in die Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie und machte später mehre größere Reisen nach Asien u. Afrika, namentlich auch nach Arabien, wo es ihm gelang, als Muselmann verkleidet Mekka und Medina zu besuchen, was seit Burckhardt keinem Nichtmohammedaner gestattet gewesen war. In neuester Zeit wurde er an die Spitze einer zu Erforschung des Somalilandes auf der Ostküste von Afrika ausgerüsteten Expedition gestellt und unternahm vor dem Abgang schon im Okt. 1854 einen Ausflug von Zeyla aus nach der im Innern des Landes gelegenen Hauptstadt Hurrur, die noch von keinem Europäer betreten worden war. Nachdem am 18. April 1855 jene Expedition abgegangen war, wurde B., der sich nach Süden hinwenden wollte, bei einem räuberischen Ueberfall der Somaulis verwundet und mußte sich zu seiner Herstellung erst nach Aden, dann nach England begeben. Er schrieb: „Goa and the Blue Mountains“ (Lond. 1851); „Personal narrative of a Pilgrinage to El Medinah and Mecca“ (das. 1855, 3 Bde.).

Burtscheid (Burscheid), blühende Fabrikstadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, am Wormfluß u. am Abhange eines steilen Hügels, $^1/_4$ Stunde südöstlich von Aachen und durch Anlagen beinahe mit dieser Stadt zusammenhängend, mit 5100 Einwohnern, welche bedeutende Fabriken für Nadeln, Fingerhüte, Tuch, Kasimir, Seife, Leder betreiben. Ueber die burtscheider Schwefel- und Mineralwasser, von welchen jene im Orte, diese außerhalb desselben entspringen, s. Aachen. Geschichtlich kommt B. erst 1351 als Stadt vor. Seine Entstehung verdankt es dem einst berühmten Bernhardinerkloster, welches der griechische Prinz Gregorius, der Bruder der Gemahlin Kaiser Otto's II., 953 hier an die Stelle eines früheren sehr starken Eichenwaldes setzte, in welchem viele wilde Schweine hausten und der daher Porcetum genannt wurde, was zu dem Namen B. geführt haben soll. Das Kloster, dessen Mönche nach und nach in die tiefste Liederlichkeit versunken waren, kam 1220 an Bernhardinernonnen vom St. Salvatorsberg bei Aachen und wurde später zu einem reichsfreien adeligen Frauenstift umgewandelt, welchem 1802 die Franzosen ein Ende machten. Durch Niederlassungen und Anbauten um dieses Kloster entstand die Stadt. Vergl. Quix, Historisch-topographische Beschreibung von B., Aachen 1832; Derselbe, Geschichte der ehemaligen Reichsabtei B., Aachen 1834.

Burum Stunker, in der Kasteneintheilung der Hindu's die Afterklassen, welche zwischen den oberen vier Kasten und den Paria's mitten inne stehen und aus ungesetzlicher Vermischung der vier Kasten entstanden sind. Vergl. Hindu.

Burutten, s. Kirgisen.

Bury (B. St. Edmunds), Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, nordwestlich von Ipswich, in sehr gesunder Lage und geschmückt mit den Trümmern einer der berühmtesten Abteien Englands, hat 11,500 Einwohner, welche Wollenspinnerei und Wollhandel treiben. Der Ort ist sehr alt und war schon eine Römerstation; seinen Namen soll B. von Edmund, König der Ostangeln, der hier begraben liegt, erhalten haben. Hier bildeten die Barone die bekannte Ligue gegen König Johann ohne Land; Heinrich II. und Eduard I. hielten hier Parlament.

Bury, 1) Baron de, französischer Schriftsteller, s. Blaze.

2) Marie Pauline Rose Stuart, franz. und englische Schriftstellerin, aus einer alten schottischen Familie, zu Oban in der Grafschaft Argyle geboren, kam als Kind von 9 Jahren nach Frankreich, wo sie ihre Erziehung erhielt, so daß sie ihre ersten Arbeiten in französischer Sprache erscheinen ließ. Achtzehn Jahre alt, begann sie unter dem Pseudonym von Arthur Dudley die Veröffentlichung einer Reihe von Novellen und kritischen Aufsätzen in der „Revue de Paris“ und der „Revue des deux mondes“, welche die allgemeine Aufmerksamkeit dem unbekannten Verfasser, dessen Gedanken und Styl eine weibliche Feder vermuthen ließen, bald zuwendeten. Durch einige politische Artikel und ein „Essai sur Lord Byron“ begründete sie ihren literarischen Ruf in Frankreich. Nach ihrer Verheirathung mit dem Baron de Bury kehrte sie jedoch zur Literatur ihres Geburtslandes zurück und schrieb in englischer Sprache die Romane „Mildred Vernon“ (3 Bde., 1848) u. „Germania“ (1850), von denen sie den letztern selbst ins Französische übertrug. Ihre während der Jahre 1848 und 1849 unternommenen „Voyages dans Allemagne, Autriche et Hongrie“ (Par. 1851) wurden von Alvensleben (Weimar 1851) deutsch bearbeitet.

Burzenland, siebenbürgischer Distrikt, s. Kronstadt.

Busacquino (Busachino), Stadt in Sici-

lien, Prov. Palermo, im Val di Mazzara, mit 8000 Einw., welche Weberei, Handel mit Getreide, Hanf u. Oel treiben.

Busan, großer Arm der Wolga, tritt 6 Meilen oberhalb Astrachan von der Wolga aus, nimmt die Achtuba auf und mündet ins kaspische Meer.

Busbecq, Augier Ghislen de, Staatsmann und Gelehrter, wurde als der natürliche Sohn von Aegidius Ghislen, Herrn von Busbecq, 1522 im flandrischen Flecken Comines geboren und, auf seines Vaters Wunsch, wegen seiner früh hervorstechenden Talente vom Kaiser Karl V. legitimirt. Nachdem er zu Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua gründliche Studien des Rechts gemacht hatte, begleitete er den Gesandten des römischen Königs Ferdinand, Peter Lassa, 1554 nach England u. wurde im folgenden Jahre mit einer Mission an den Sultan Soliman II. nach Amasia betraut, um den Frieden mit ihm zu vermitteln, was ihm aber nur in so weit gelang, daß er einen 6monatlichen Waffenstillstand zu Wege brachte. Wichtigere Dienste leistete er als kaiserlicher Gesandter bei der Pforte, in welcher Eigenschaft er 7 Jahre zu Konstantinopel zubrachte. Nach seiner Rückkehr wurde B. Erzieher der Söhne Maximilians II., und 1570 begleitete er die Erzherzogin Elisabeth, die Verlobte des Königs Karl IX., nach Frankreich. B. blieb dann als Haushofmeister bei Elisabeth, bis diese, nach des Königs Tode, Frankreich verließ u. B. als kaiserlicher Gesandter in Paris zurückblieb. Auf seiner Rückreise nach Flandern (1592) wurde er von einem Haufen Liguisten angefallen, die ihn zwar, nachdem sie aus seinen Papieren seinen Rang ersehen hatten, wieder in Freiheit setzten; auf B. hatte jedoch dieser Vorfall so entsetzlich gewirkt, daß ihn ein heftiges Fieber befiel, woran er am 28. Okt. 1592 auf dem Schlosse Maillot bei Rouen †. B. hat sich auf doppelte Weise um die Wissenschaft verdient gemacht: als Schriftsteller und als unermüdlicher Sammler antiquarischer und naturhistorischer Merkwürdigkeiten. Seine zwei wichtigsten Schriften sind: „Legationis turcicae epistolae IV“ (Antwerpen 1595, Basel 1740), worin er die osmanischen Zustände so offen darlegte, daß er dadurch nicht wenig dazu beitrug, den Schrecken des türkischen Namens im westlichen Europa zu vernichten, u. „Epistolae ad Rudolphum II Imp. e Gallia scriptae“ (herausgegeben von Houwaert, Löwen 1630, Brüssel 1740), für die Geschichte der damaligen Zeit wichtig. Gesammelt hat B. über 100 griechische Manuskripte (gegenwärtig Eigenthum der kaiserlichen Bibliothek in Wien), viele alte Münzen, Medaillen, griechische Inschriften; auch entdeckte er zu Ancyra das berühmte Monumentum Ancyranum (vgl. Angora) und brachte viele ausländische Gewächse und Thiere nach Deutschland, von denen manche, z. B. der Flieder, einheimisch geworden sind.

Busca, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Cuneo, am Maira, hat 8000 Einwohner, welche Seidenbau und Seidenwebereien, Fabriken für Leder u. Eisenwaaren, Weinbau, Marmor- u. Alabasterbrüche betreiben. In der Umgegend finden sich römische Alterthümer.

Busch, Dietrich Wilhelm Heinrich, namhafter Arzt und Schriftsteller der Gegenwart, wurde den 16. März 1788 zu Marburg geboren und begann seine Studien auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt, wurde jedoch schon im zweiten Jahre seines akademischen Studiums, im Herbst 1806, in den französischen Lazarethdienst gezogen. In einem geheimen Bund gegen die französische Usurpation verwickelt, entging er der Strafe durch die Flucht, erhielt zwar nach einem halben Jahre Amnestie, jedoch nur unter der Bedingung, seinen Geburtsort nicht zu verlassen. Im Jahr 1812 wurde er zum Chef eines westphälisch-französischen Lazareths ernannt. Als nach der Schlacht bei Leipzig der Kurfürst nach Hessen zurückkehrte, wurde B. Generalstabsarzt, wohnte als solcher den Feldzügen von 1813 und 1814, sowie, nachdem er schon einige Zeit als Professor in Marburg gewirkt hatte, dem von 1815 bei und kam erst im Dec. desselben Jahres wieder nach Marburg zurück, wurde 1816 außerordentlicher Professor der Chirurgie, 1817 ordentlicher Professor, 1820 auch Professor der Geburtshülfe u. 1829 als von Siebolds Nachfolger nach Berlin berufen. Unter seinen Schriften sind besonders das „Lehrbuch der Geburtskunde“ (1829, 3. Auflage 1836), die „Theoretisch-praktische Geburtskunde“ (1838) u. „Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht“ (4 Bde., Leipzig 1833—43) hervorzuheben. Außerdem ist B. Mitredakteur der „Gemeinen deutschen Zeitschrift für Geburtskunde“ mit Mende und Ritgen, der „Neuen Zeitschrift für Geburtskunde“ mit d'Outrepont und Ritgen, sowie Mitarbeiter an den bedeutendsten medicinischen Encyklopädien und Journalen.

Buschbad, Mineralbad bei Meißen im Königreich Sachsen, im romantischen Triebischthal, dessen Wasser, außer Kalien, Erden und Mittelsalzen, auch kohlensaures Eisen enthält und vorzüglich zum Baden bei rheumatischen, arthritischen und hysterischen Krankheiten benutzt wird.

Busche, Hermann von dem, lat. Buschius, geistreicher Dichter und Beförderer der römischen Literatur, 1468 auf dem Schlosse Sassenborg im Münsterschen geboren, studirte zu Deventer unter Hegius und zu Heidelberg unter Agricola, bereiste zu seiner weiteren Ausbildung Italien und Frankreich und wurde dann Lehrer der Philologie in Köln. Hier erfuhr er bald von dem berüchtigten Jakob Hoogstraten so harte Anfechtungen, daß er sein Lehramt aufgab und die meisten damaligen Hauptsitze der Gelehrsamkeit in Norddeutschland durchzog, durch glänzende Disputationen und gehaltvolle Erklärungen der alten Klassiker seinen Ruhm immer weiter verbreitend. Eine Berufung an die neu errichtete Universität zu Frankfurt an der Oder schlug er aus und ging 1510 nach Wittenberg. Doch verließ er es bald wieder. Aus Leipzig und Magdeburg wurde er wegen seiner Freisinnigkeit sogar vertrieben. Nachdem er hierauf kurze Zeit Rektor zu Wesel gewesen war, begab er sich wieder nach Wittenberg, wurde von den Reformatoren wegen seiner ungewöhnlichen Bildung und Kennt-

nisse hochgeschätzt und erhielt durch Luthers Vermittelung eine Professur zu Marburg, wo er sich 1529 verheirathete. Als die wiedertäuferischen Unruhen ausbrachen, eilte er, besorgt um seine Güter, nach Dulen im Münsterschen und disputirte um diese Zeit öfters zu Münster. Der Eifer und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er bei solchen Gelegenheiten seine Ansichten verfocht, griffen ihn selbst körperlich an und führten seinen Tod herbei (1534). B. stand mit Ulrich von Hutten, Reuchlin und andern hellsinnigen Vorkämpfern jener Zeit in Verbindung; ihm wird ein Theil der „Epistolae virorum obscurorum“ zugeschrieben. Er war ein großer Kenner des klassischen Alterthums, ungemein belesen und beredt. Unter seinen vielen Schriften sind zu erwähnen: „Vallum humanitatis“ (Köln 1518, Frankfurt a. M. 1719), „Epigrammata“ (Leipzig 1504) und Kommentare und Abhandlungen zu Silius Italicus, Martialis, Juvenalis, Petronius, Donatus, Claudianus, „De raptu Proserpinae“, Scholien zu Virgils Aeneis u. „Declinationes Plautinae“. Seine reiche Bibliothek kam durch seinen Bruder, den Domdechanten Burchard von dem B., ins Domstift zu Münster.

Buscheir (Buschavir), Hafenstadt in der persischen Provinz Fars, am persischen Meerbusen, liegt auf dem südlichen Ende einer Halbinsel und wird zuweilen bei hoher Fluth und Sturm gänzlich überschwemmt, ist gegen die Landseite durch einen mit 12 Kanonen besetzten Erdwall geschützt, leidet Mangel an Trinkwasser, das 2 (engl.) Meilen weit herbeigeschafft werden muß. Die Einwohner, 6000 an der Zahl, treiben ansehnlichen Handel, namentlich mit Teppichen, Schirasweln, Rosenwasser und Specereien. Die englisch-ostindische Kompagnie unterhält daselbst eine Faktorei.

Buschetto, nach seinem Geburtsort da Dulichio genannt, berühmter Architekt des 11. Jahrhunderts, der Erbauer des Domes von Pisa, führte zuerst die Principien der Alten wieder in die Baukunst ein und wird zugleich als Meister im Maschinenbau gerühmt. Er soll Maschinen erfunden haben, durch die es leicht wurde, ungeheuere Lasten zu heben. Dem Wetteifer, mit welchem B. die griechische Säulenordnung wieder hervorhob, verdanken die Dome zu Orvietto, Siena, das Campo Santo ꝛc. ihre Entstehung.

Buschholzbetrieb, ein Zweig des Niederwaldbetriebs in der Nutzung auf Reiser, anwendbar auf alle Laubholzarten, Eiche, Buche, Ulme, Esche, Ahorn, Hornbaum, Linde, Erle, Birke, auch Pappel und Weide, in 3—5—8jährigem Umtrieb. Schnellwüchsige Holzarten eignen sich am besten dazu, und zwar auf einem Boden, der durch Bloßliegen der Schlagfläche nicht an Kraft verliert, an Strömen und Flüssen, wo das Wasser periodisch austritt, eine Strecke in den Wald hinein den Boden überschwemmt und durch Düngung mit zurückgelassenem Schlamm den Wuchs befördert.

Buschhornfliegen (Atherocera), nach Latreille Insektenfamilie aus der Ordnung der Dipteren oder zweiflügeligen Insekten, die durch folgende Merkmale charakterisirt ist: Sauger in eine Scheide eingeschlossen; Fühler zwei- oder dreigliederig; Rüssel häutig, zweilippig, lang, geknickt, ein wenig unter dem Knie zwei Taster tragend, am häufigsten ganz in die Mundhöhle eingeschlossen, oder, wenn er vorstehend ist, nur zwei Theile am Sauger habend. Das letzte, stets von einem Dolch oder von einer Borste begleitete Fühlerglied ist nie in Ringel getheilt. Die Taster sind in der Ruhe verborgen. Die Larven sind weich, geringelt, vorn dünner, können sich zusammenziehen, haben vier Luftlöcher, verändern ihre Haut nicht. Die Haut der Larve wird nach und nach fester und gestaltet sich zu einer Art von Gehäuse für die Nymphe. Aus diesem Gehäuse kommt dann das vollkommene Insekt hervor, indem es das Vorderende wie einen Deckel absprengt. Die Fliegen leben auf Blumen, Blättern und thierischen Auswürfen. Die Familie ist sehr zahlreich und zerfällt in vier Abtheilungen.

Buschhornwespe (Lophyrus), Insektengattung aus der Familie der Blattwespen (s. d.), charakterisirt durch die bei den Männchen mit einer doppelten Reihe von langen Zähnen, welche einen großen dreieckigen Busch bilden (daher der deutsche Name), versehenen, bei den Weibchen sägezähnigen Fühler. Die Afterraupen haben 22 Füße und leben gesellig. Für die Forstkultur wichtig ist die Fichtenbuschhornwespe, Fichtenblattwespe (Lophyrus pini *Latr.*, Tenthredo pini *L.*). Dieselbe ist kurz und dick, 4 Linien lang, 2 breit, das Weibchen größer; das Männchen ist ganz schwarz, außer Schienbeinen und Zehen, welche bräunlichgelb sind. Die Flügel sind durchsichtig, mit einem braunen Flecken am äußern Rande, die untern schwarz am hintern Rande, die Fühlhörner mit schwarzem kammartigen Barte versehen. Das Weibchen ist anders gefärbt, so daß man es für eine andere Art halten könnte; Kopf, Hals und Mitte des Hinterleibes sind oben schwarz, Vorder- und Hintertheil desselben grünlichgrau, eben so die untere Fläche, aber mit dunkeln Querstrichen; der Hals zeigt gelbliche Nähte, die Füße sind gelblich, mit schwarzen Flecken, die Fühlhörner mit sehr kurzem Barte versehen. Sie legen viele längliche, etwas gekrümmte, blaßgelbe Eier in einen falzartigen Einschnitt auf der Oberfläche der Fichtenblätter, den sie sodann mit einer hellgrünen schleimigen Materie, mit Sägespänen vermischt, verkleistern. In diesem Falze liegen die Eier dicht neben einander. Die Raupen gehören zu den schädlichsten Waldinsekten, indem sie oft ganze Fichtenwälder zerstören. Sie leben gesellig, oft zu Hunderten sehr dicht beisammen, so daß im Juli, wenn sie auskriechen, fast auf jeder Nadel eine sitzt, und zwar längs des schmalen Randes, mit dem Kopfe nach der Blattspitze zugekehrt. Sie nagen unaufhörlich, so daß in kurzer Zeit keine Nadel mehr am Zweige steht, worauf sie ihn verlassen und einen andern besuchen. Sie sind ziemlich schlank, 15 Linien lang, grünlichweiß, an jeder Seite mit zwei Reihen schwarzer Flecken; der Kopf ist braungelb, der vierte Ringel fußlos. Nachdem sie gegen 3—4 Wochen lang die Fichten verheert haben, machen sie Gespinnste an den Zweigen. Ein solches Gespinnst ist 10 Linien lang, oval, bräunlich; die

Raupe liegt zusammengeschlagen darin und spinnt schnell fort, bis das Gespinnst dick wie Pergament und atlasglänzend wird. In demselben bringt die Raupe den Winter zu und verpuppt sich erst im Mai des folgenden Jahres, so daß sie also 9 Monate im Zustande der Nahrungslosigkeit lebt. Eine andere Art: die grüngestreifte B. (Lophyrus dorsatus *Latr.*, Tenthredo dorsata *L.*), lebt ebenfalls auf Fichten.

Buschir, Stadt, s. v. a. Abuschehr.

Buschklepper, ein Jäger, meist Wilddieb, der ohne Hund im Buschwerk und Vorholze das Wild zu erlegen sucht; dann auch s. v. a. Strauchdieb, Räuber. Vgl. Bushrangers.

Buschmänner (bei den Holländern Bosjesmans, bei den Eingebornen Saab genannt), ein wilder Volksstamm der Hottentotten im Innern Südafrika's, der unter allen Völkern dieses Erdtheils auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht und im größten Elend und von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, gleichsam geächtet, sein unglückliches Daseyn hinbringt. Die B. hausen in den großen Wildnissen im Norden der Kapkolonie bis zu dem Oranjefluß und in der großen Wüste, die sich auf der Nordseite dieses Stromes von den Ländern der Koranas u. Beetjuanen bis zu denen der Namaquas erstreckt, und sind also Nachbarn sowohl dieser erwähnten Völkerschaften, als der Kapkolonisten. Sie halten sich hier in den abgelegensten Gegenden, theils in Bergklüften und Höhlen, theils in den armseligsten Hütten auf, deren Inneres nur Ein Gemach bildet, in welchem die ganze Familie auf einer auf den Boden ausgebreiteten Haut ihre Lagerstätte hat. Vor dem Eingang einer solchen Hütte ist ein eingeschlossener Hof, in welchem sich des Nachts das wenige Vieh, das sie besitzen, befindet. Mehre solcher Hütten bilden einen **Kraal,** der gewöhnlich 20—30, selten 100 Menschen faßt u. immer an ganz kahlen Stellen, wo weder Baum noch Gebüsch ist, errichtet wird, damit sich kein Feind ungesehen nähern könne. Ein solcher Kraal steht unter einem Häuptling, dessen Würde erblich ist. Die B. werden als Menschen von einer häßlichen und widerwärtigen Körper- und Gesichtsbildung geschildert. Die hervorstehenden Backenknochen, die runden Augenlider, die platten Nasen der Hottentotten finden sich hier in einem hohlen Gesicht mit einem sehr vorstehenden Kinn und scharfen, rollenden Augen, wodurch das Ganze ein wildes Ansehen erhält. Sie haben kleine Füße und Hände, wie man diese gewöhnlich bei dem ganzen Hottentottenvolke findet, und sind überhaupt von kleiner Statur, vorzüglich die Weiber. Selten erreichen sie über 5 Fuß Höhe. Ihre Hautfarbe ist blaßbraun, jedoch durch Schmutz und Beschmieren mit Fett und Ocher noch verdunkelt, wie denn überhaupt der Schmutz, mit dem sie bedeckt sind, sowie ihr zusammengebackenes Haar das ekelhafteste Beispiel von Unreinlichkeit darstellt. Da die B. keinen Landbau und nur geringe Viehzucht treiben (sie haben nur wenige Rinder u. Schafe, am meisten noch Ziegen), so suchen sie verschiedene eßbare wilde Wurzeln u. knollige Gewächse auf und verzehren nicht allein das Fleisch der in ihrem Lande lebenden wilden Thiere, z. B. Rhinocerosse, Antilopen ꝛc., sondern auch Heuschrecken, Eidechsen, Schlangen, Ameiseneier; dabei ist Hunger oft ihr Loos. Einer ihrer Lieblingsgenüsse ist das Rauchen von Tabak oder Dakka (Hanf). Eben so armselig, wie die Nahrung, ist auch die Kleidung der B. Die Männer tragen einen Mantel von Schaffell (Karoß), oder gehen auch wohl nackt. Die Mitte des Leibes bedeckt ein sogenannter Schakal (ein Stück Leder, gewöhnlich von dem Felle dieses Thieres), der von dem ledernen, um die Lenden befestigten Gürtel herabhängt. Dabei tragen sie an einem über die Schulter geschlagenen Riemen einen ledernen, mit einer großen Anzahl von Schnüren gezierten Sack oder Ranzen, der ihnen die Stelle unserer Taschen vertritt. Die Weiber haben außer dem Mantel, der jedoch nur nach Gutdünken, je nachdem die Witterung ist, getragen wird, als beständige Bekleidung zwei Schurzfelle, wovon das eine (Vorderkaroß) weit kleiner ist, selten bis unter das Knie reicht und aus zwei bis drei kleinen in dünne Riemen zerschnittenen Fellen, das andere (Hinterkaroß) aber aus einem einzelnen, zuweilen doppelten, ungetheilten, beträchtlich weiteren und gewöhnlich bis zur Wade reichenden Schurzfell besteht. Die B. gehen selten unbewaffnet. Ihre Waffen sind Wurfspieße (Assagayen) mit vergifteten Pfeilen, Wurfkugeln (Kirri), Bogen und Pfeile. Den Bogen wissen sie sehr geschickt zu führen und treffen auf 100 Schritte genau. Die Assagayen verfertigen sie nicht selbst, sondern kaufen sie entweder von den Kaffern oder Beetjuanen. Die Pfeile dagegen wissen die B. so vorzüglich zu verfertigen, daß die umwohnenden Völker dieselben häufig von ihnen beziehen. Der Schaft besteht aus dem gewöhnlichen afrikanischen Rohr und die Spitze aus einem langen Stück Knochen. Die Pfeilspitze überziehen sie mit einer zähen, klebrigen, giftigen Masse, welche aus dem durch Einkochen verdickten milchigen Safte gewisser Gewächse bereitet wird, den man mit dem Gifte von Schlangen oder einer großen schwarzen Spinne vermischt. Ist das Gift noch frisch, so sind die mit diesen Pfeilen verursachten Wunden fast jedesmal tödtlich, und wegen dieser furchtbaren Waffe werden daher die B. von den übrigen Bewohnern Afrika's und besonders von den Kapkolonisten sehr gefürchtet. Gegen die Kapkolonisten haben die B. einen eingewurzelten und angeerbten Haß, und sie leben mit ihnen in steten feindlichen Verhältnissen, indem sie deren Wohnungen oft überfallen und ihr Vieh rauben. Früher waren die B. friedliche Viehhirten, allein da sie in der Folge durch die Kolonisten mittels eines betrüglichen Tauschhandels und auch wohl durch offenbare Gewalt ihrer Heerden beraubt wurden, so blieb den Beraubten und immer mehr in die nördlich von den Grenzen der Kolonie gelegenen Wildnisse und Einöden Zurückgedrängten keine andere Wahl übrig, als sich von der Jagd u. dem Raube zu nähren. Seit 1774 bis auf die neuesten Zeiten werden sie durch die sogenannten Kommando's, d. h. bewaffnete Aufgebote der Kolonisten, systematisch wie Raubthiere verfolgt, in der Absicht, sie gänzlich auszurotten. Um diese Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten zu beschönigen, wurden dann die B. als

das verworfenste Volk mit den abschreckendsten Farben geschildert. Allein der unglückliche Buschmann, gedrängt in die unwirthsamste Gegend der Erde, mißhandelt und aller Menschenrechte beraubt, ist in der That nicht schlimmer, als jeder andere Menschenstamm unter gleichen traurigen Verhältnissen seyn würde. Die B. stehen zwar noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur u. ihre Lebensart gleicht der der wilden Thiere, die mit ihnen zugleich das Land bewohnen, indem sie keine andere Sorge zu haben scheinen, als sich u. ihre Kinder zu erhalten; indeß bemerkt man an ihnen weder Stumpfheit noch Dummheit, sondern sie bezeigen sich im Gegentheil lebhaft und munter und legen häufig Schlauheit und Scharfsinn an den Tag. Unter einander üben sie Gastfreundschaft u. Großmuth in einem hohen Grade, und auch gegen reisende Europäer zeigten sie sich oft zutraulich u. freundlich. Die Sprache der B. klingt wegen des Schnalzens und der vorherrschenden krächzenden Kehllaute sehr widerlich und ist sehr arm an Worten u. Lauten. Sie weicht von der Hottentottensprache sehr ab, so daß beide Stämme sich nicht gut verstehen. Alle Civilisationsversuche mißglückten bis jetzt, und nur hie und da hat man dem Evangelium Eingang verschafft, womit die londoner Mission schon 1799 begonnen hat.

Buschnatter, tunesischer Ort, 7 Meilen von Porto Farino in der Bai von Tunis, das alte Utica, von dessen einstiger Größe noch Ueberreste einer breiten Wasserleitung, einige Cisternen und andere weit umher den Boden bedeckende Ruinen zeugen. Früher ging die See bis an diese Stadt, jetzt ist sie 7 (engl.) Meilen davon entfernt.

Buschneger, s. v. a. Maronneger.

Buschspinne (Mygale avicularia, Aranea avicularis *L.*, auch Vogelspinne), Art der Spinnengattung Mygale *Walk.*, ist etwa 1½ Zoll lang, fast schwarz, sehr haarig, das Ende der Palpen, der Füße und die unter dem Munde stehenden Haare rostroth. Das Geschlechtsorgan der Männchen ist hohl an der Basis und endigt in eine verlängerte scharfe Spitze. Diese Spinnenart findet sich im tropischen Amerika in ziemlicher Menge, in Felsenritzen, Baumlöchern, selbst in den Häusern, baut sich eine weiße und dichte spannenlange Röhre, fast wie von Mousselin, läuft Abends herum, um Ameisen und andere Insekten zu fangen, und soll selbst Kolibri's tödten. Die Menschen bekommen von ihrem Stich eine heftige Entzündung, die nach Umständen gefährlich werden kann.

Buschstreu (Nadelstreu, Laubstreu), das in den Forsten zusammengerechte Blätter- und Nadelwerk zum Unterstreuen fürs Vieh. In manchen Gegenden ist das Sammeln derselben untersagt, weil der Boden der Waldungen dadurch leidet, obgleich durch sie für die Landwirthschaft ein gutes Düngungsmittel gewonnen wird.

Buscht (Bauscht, Pauscht, Bust), ein Haufen von 181 Bogen Papier, welche sogleich nach Abfluß des Wassers zum Pressen zwischen Filze gelegt werden. Drei B.e (2 Bogen auf das Buch Druckpapier, à 25 Bogen, Ausschuß gerechnet) machen ein Ries.

Buschtfilz, viereckig, größer als ein Papierbogen geschnittene Stücke grobes Tuch, welche gut gewalkt und gegen die Fäulniß mit Beize von Baumrinde getränkt dazu dienen, beim Pressen zwischen die Papierbogen gelegt zu werden.

Busembaum, Hermann, ein durch seine spitzfindige Moral bekannter Jesuit, geboren 1600 zu Notteln in Westphalen, lehrte seit 1640 zu Köln Moral und wurde später Rektor des Jesuitenkollegiums zu Münster, wo er, als Beichtvater des kriegerischen Bischofs Christoph Bernhard von Galen, den 31. Januar 1668 †. Er ist Verfasser des Werks: „Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata", welches die Grundsätze der jesuitischen Moral in bequemer Uebersicht behandelt und bald in den Seminarien des Ordens in Gebrauch kam. Pater Lacroix schrieb einen Kommentar zu B.s „Medulla", welchen Pater Collendall, mit Zusätzen versehen, in zwei Folianten herausgab. Vermehrte Ausgaben erschienen 1729 zu Lyon, von Pater Montausan, und 1757 zu Köln. Als Damiens' Mordversuch auf Ludwig XV. den Jesuiten zur Last gelegt und die Anklage, daß der Orden Mord und Aufruhr im Dienste seiner Zwecke gutheiße, aus den Lehrbüchern desselben, namentlich aus B.s „Medulla", bewiesen wurde, ließ das Parlament zu Toulouse B.s Werk öffentlich verbrennen. Die Superioren der Jesuiten erklärten aber vor Gericht, daß ihr Orden weder mit dem Verfasser der „Medulla", noch mit dessen Grundsätzen etwas gemein habe. Auch das Parlament zu Paris verurtheilte das Buch, wogegen ein italienischer Jesuit, Pater Zacharia, die Vertheidigung B.s und Lacroix' übernahm, aber vergeblich, denn die Vertheidigung wurde vom pariser Parlament gleichfalls verdammt. Eine abermalige Apologie B.s versuchte der Jesuit Franzoia zu Padua (Bologna 1760).

Busen, die Höhlung, welche die Kleider an der Brust machen, auch die Brust selbst, besonders weibliche Brüste (s. d.); im alten deutschen Recht u. der biblischen Ausdrucksweise s. v. a. Frauensperson, wie: das Erbe geht nicht außer dem Busen, so lange ebenbürtiger Busen vorhanden; das Kind folgt dem Busen; dann s. v. a. Herz, der Sitz von Gefühlen, Leidenschaften, Affekten, Wünschen, Begierden.

Busento, Fluß in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, der Buxentius oder Pyxous der Alten, wird durch den Zusammenfluß der la Ferriera, die sich nicht weit von ihrer Quelle unter die Erde verliert und endlich wieder zum Vorschein kommt, um sich kurz nachher mit dem nordöstlich vom Berge Petraro herkommenden andern Quellflusse des B. zu vereinigen, gebildet, mündet in den Meerbusen von Policastro. Im Bette des B. ist das berühmte Grab des Westgothenkönigs Alarich (s. d.) u. seines Streitrosses.

Buseo, Stadt in der Walachei am gleichnamigen Flusse, mit 6000 Einwohnern, griechischer Bischofssitz mit einigem Handel.

Bushel, ein unserem Scheffel entsprechendes englisches Maß für trockene Waaren (Getreide, Mehl, Kartoffeln, Obst, Fische, Kohlen, Kalk 2c.), faßt in Großbritannien als gesetzliches Reichs- oder Imperialbushel (= ⅛ Quarter oder 8 Gallons) 2218,$_{191}$ englische Kubikzoll = 1832,$_{374}$ pa-

riser Kubikzoll = $36,_{346}$ Liter = $0,_{66133}$ preußische Scheffel, während in den Kolonien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch das kleinere alte oder Winchesterbushel von $2150,_{42}$ englischen Kubikzoll = $1776,_{391}$ pariser Kubikzoll = $35,_{237}$ Liter = $0,_{64112}$ preußische Scheffel gilt; 33 Winchesterbushels sind ziemlich genau = 32 Imperialbushels. Als Durchschnittsgewicht von 1 B. Getreide rechnet man Weizen 62, Roggen $54^1/_2$. Gerste 48, Hafer 39, Erbsen 66, Bohnen 65. Kleesaat 70 und Rapssaat 50 Pfund englisch Avoirdupoids. Bei Steinkohlen, Kalk, Kartoffeln, Obst 2c., welche nicht gestrichen verkauft werden, kann das B. mit Zurechnung der vorgeschriebenen Häufung nach Ebelius zu $232^1/_2$ pariser Kubikzoll angenommen werden. Das alte schottische B. betrug bei Weizen $^{2297}/_{2218}$, bei Gerste $^{3014}/$[illegible] des vorigen.

Bushmills, Dorf in der irischen Grafschaft Antrim, westlich von Ballycastle, in der Nähe des Riesendamms. Hier bricht man die schönsten Säulen jener krystallinischen Basaltgebilde, welche Irlands Nordküste bis zum Vorgebirge Fairhead zu einem staunenswerthen Naturwunderlande erheben. Große Lasten dieses Gesteins geben nach England, und kleinere Stücke dienen weit und breit zur unverwüstlichen Einfassung der Wege und zum Pflastern der Straßen.

Bushrangers (**Buschklepper**), in der britischen Kolonie Botanybai gewöhnlicher Ausdruck für Verbrecher, welche in die Wälder entlaufen und sich meist an die Wilden anschließen, um mit diesen gemeinschaftlich mordend und raubend über die Ansiedler herzufallen.

Businger, **Franz Joseph**, Landamman von Nidwalden, den 25. August 1767 zu Stans im Kanton Unterwalden nid den Wald geboren, wurde als frühzeitiger Waise von seinem Vormund in die Klosterschulen von Engelberg und Wettingen gebracht, um den Gymnasialkursus zu vollenden, und dann nach Pruntrut, um die französische, und nach Mailand, um die italienische Sprache zu erlernen. Nach der Rückkehr betraute den kaum 20jährigen Jüngling der Vaterort schon mit der Würde eines Gemeinderaths, wodurch er nach damaliger Verfassung zugleich Mitglied des Landraths wurde. Im J. 1794 erhob ihn die Landesgemeinde zum Landesfähndrich, in welcher Eigenschaft er in den Kreis der vorgesetzten Herren, d. i. der Regierung, trat. Aber der italienischen Sprache mächtig, ward er auch als Syndikator (Gesandtschaftsmitglied) in die italienischen Vogteien in Tessin ausersehen, sowie er als gewandter Redner Jahre lang die Stelle eines öffentlichen Anwalts und die eines Verhörrichters bekleidete. Indeß nahm die Gunst des Volkes gegen ihn ab, als er zur Zeit der Revolution 1798 von aller Gewaltthätigkeit abmahnte. Seine politische Gesinnung ward als die eines Franzosen verschrieen, obwohl er die neuen Ideen und Grundsätze für sein Vaterland keineswegs ersprießlich fand. Als Nidwalden, nachdem es schon Distrikt des neugestalteten Helvetiens geworden, bei Anlaß der geforderten Bürgereidesleistung sich empörte und sowohl das Direktorium, als die Franzosen zur militärischen Einschreitung nöthigte, mußte er die Heimath verlassen und in Luzern Schutz suchen. Doch schon am Abende des unglücklichen Schlachttages des 9. Sept. 1798 kehrte B. mit andern Ausgewanderten zurück, erst ins Hauptquartier des fränkischen Generals Schauenburg nach Hergiswyl und dann nach Stans, um wo möglich bei demselben die Schonung des Fleckens mit zu erwirken. Nachdem endlich die neue Ordnung mit Gewalt eingeführt war, erhielt er die Stelle eines helvetischen Statthalters des Distrikts Schwyz im neugebildeten Kanton Waldstätten, wo er an der Seite seines Landsmanns Aloys Vonmatt, der Kantonsstatthalter war, zwei Jahre verblieb. Als im April 1799 in Schwyz der „Hirthemlikrieg", d. i. die Ueberrumpelung u. Niedermetzelung der daselbst stationirten Franzosen durch die verschwornen Bauern, die sich durch weiße Hirthemden kenntlich machten, ausbrach, konnte er sein Leben nur durch ein geheimes Asyl sichern. Als aber nach dieser blutigen That die Einwohnerschaft von Schwyz die Ankunft der Franzosen mit Schrekken erwartete, die in verstärkter Anzahl den Tod ihrer Brüder zu rächen heranrückten, ward B. in den schwyzerischen Kriegsrath berufen, der berathen sollte, was zu thun sey, um den Flecken nicht den Flammen und die Einwohnerschaft dem Tode preiszugeben. Durch eine mündliche Unterredung mit dem General Soult gelang es ihm, eine unerwartete Amnestie des Geschehenen zu erringen. Doch schon im Herbste desselben Jahres, als sich die Franzosen, Oesterreicher u. Russen auf schwyzerischem Boden herumschlugen, ward B.s Familie genöthigt, ins Muottathal zu flüchten, während er selbst anderswo ein Asyl suchen mußte. Nach Ablauf seiner Amtszeit kehrte B. ins Vaterland zurück, wo er bald darauf zum Präsidenten der Municipalität Stans gewählt und mit andern Abgeordneten nach Bern gesandt wurde, das von der Centralregierung in Anspruch genommene Kantonalvermögen zu reklamiren. In der rückgängigen Bewegung der helvetischen Zustände, nachdem die Franzosen nach Stipulation des Friedens von Amiens 1802 die Schweiz verlassen hatten, ward B. durch die feindliche Stimmung seiner Landsleute abermals zur Flucht genöthigt und durfte erst wieder an seine Rückkehr denken, als die Franzosen neuerdings in die Schweiz einrückten und die helvetischen Zustände wieder zurückführten, bis die Vermittelungsurkunde 1803 aus Helvetien wieder eine Schweiz bildete. Weil dadurch die vor 1798 bestandene Verfassung fast ganz wieder ins Leben zurückgerufen ward, trat B. auch wieder in seiner frühern amtlichen Stellung als Landesfähndrich u. um 1810 als Landesseckelmeister in den Schooß der Regierung. Nachdem die Unruhen wegen Annahme des Zürcherbundes 1815 in Nidwalden durch militärische Besatzung von der Eidgenossenschaft beschwichtigt und neue Amtswahlen vorgenommen worden waren, erhob ihn die Landesgemeinde zum Statthalter, in welcher Eigenschaft er 1816 zur Begutachtung der bald darauf angenommenen Militärkapitulation mit dem Könige der Niederlande zur Konferenz nach Luzern u. 1818, nachdem abermals in Nidwalden gefährliche Unruhen wegen kirchlicher Angelegenheiten durch militärische Besatzung hatten gestillt werden müs-

sen, an die bischöflichen Konferenzen nach Gersau u. Luzern abgeordnet u. 1821 durch das Zutrauen, das ihm das Volk neuerdings schenkte, zur Würde eines Landammans erhoben wurde. Wegen seiner anerkannten politischen Unparteilichkeit ward er nach Auflösung der sarner Konferenz 1833 vom Landrathe als das geeignetste Mitglied bezeichnet, als Abgeordneter im Schooße der Tagsatzung zu Zürich den Wiederanschluß Nidwaldens an die Eidgenossenschaft durch seine Gegenwart zu beurkunden. Als er 1840 wieder zum Amt eines regierenden Landammans berufen ward, willigte die Landesgemeinde in sein Entlassungsbegehren, das er des vorgerückten Alters halber an sie that, mit Vorbehalt des Rathsplatzes. Allein wie 17 Jahre früher, warfen 1844 die friedliebenden Männer Nidwaldens, als die politischen Parteien einander schroff gegenüberstanden, abermals die Augen auf ihn, als den parteilosen Vermittler, und er, obwohl jetzt im 77. Jahre, ließ sich erbitten, die bereits einmal resignirte Stelle eines Landammans zur Beruhigung des Landes noch einmal zu übernehmen. In den Tagen der Freischaarenzüge und des Sonderbundskrieges blieb er ein ruhiger Zuschauer der Ereignisse. Er † den 30. Januar 1850.

Busiris, eine ägyptisch-griechische mythische Personalität, nach Apollodor Sohn des Aegyptus, der als Bräutigam von der Danaide Automate ermordet wurde, nach Diodor Statthalter des Osiris in den Grenzgebieten von Phönicien, oder auch nach demselben ein ägyptischer König, der erste nach der Dynastie des Menes, von dessen acht Nachkommen der letzte ebenfalls B. hieß. Von diesem, dem Erbauer der großen Stadt des Zeus, die von den Griechen Thebe genannt ward, wird erzählt, er sey ein Sohn des Poseidon und der Anippe, der Tochter des Nilus und der Libye oder des Poseidon und der Lysianassa, der Tochter des Epaphus, gewesen und habe der „Barbar" geheißen. Als einst Aegypten 9 Jahre lang unfruchtbar war, gab, so erzählen griechische Mythographen, der cyprische Seher Phrasius dem König B. den Rath, zur Abwendung des Uebels alljährlich dem Zeus einen Fremden zu schlachten, und der König begann mit dem Wahrsager selbst. Viele Fremde waren schon geopfert, als auch Hercules, der Griechen gefeiertster Held, nach Aegypten kam, sich binden, kränzen und bis zum Altar führen ließ. Da plötzlich riß er die Bande und erschlug den König, dessen Sohn Iphidamas, den Herold Chalbes und die Opferdiener. Auf einer griechischen Vase ist B. als König auf einem Thron in barbarischer Kleidung gemalt, vor ihm Hercules, von Dienern gehalten und eine Keule schwingend. Euripides stellt ihn tragisch, Epicharmus u. Mnesimachus komisch dar.

Busiris (Isidis oppidum), Hauptstadt des Nomos Busirites in Unterägypten, am busiritischen Strom, einem Arme des Nil, westlich von Alexandrien, mitten im Delta, hatte einen prächtigen Tempel der Isis, welcher zu Ehren man hier jährlich ein großes Fest feierte, wurde aber von Diocletian zerstört; jetzt Abusir, Busir, wo sich noch bedeutende Ueberbleibsel vom Tempel vorfinden und Mosaike, bunte Ziegeln und irdene Gefäße u. dergl. ausgegraben werden. In dem nahen Gebirge sind Cisternen und Grotten.

Busk, Stadt im Königreich Galizien, an der alten Straße von Lemberg nach Brody und an dem Bug, der erst hier schiffbar wird, hat drei griechische Kirchen und eine römisch-katholische und 3000 Einwohner, welche als Hauptgewerbe Gerbereien, Töpfereien, Eisenwerke, Papierfabriken und Fischfang betreiben.

Buß, Franz Joseph, einer der Hauptführer der ultramontanen Partei in Baden u. fruchtbarer Schriftsteller, geboren den 23. März 1803 zu Zell am Harmersbach, besuchte das Gymnasium zu Offenburg u. widmete sich dann zu Freiburg erst philologischen und, nachdem er durch eine Preisschrift über Pindar die philosophische Doktorwürde erworben, medicinischen Studien. Auch in der Medicin zum Doktor promovirt, widmete er sich noch dem Studium der Rechtswissenschaft, welches er nach einer italienischen Reise zu Heidelberg unter Thibaut und zu Göttingen unter Hugo vollendete. Durch umfassende Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen war er vornehmlich zu rechtsgeschichtlichen Studien befähigt. Nachdem er Doktor beider Rechte geworden, habilitirte er sich 1829 als Privatdocent in der juristischen Fakultät zu Freiburg und erhielt 1833 eine außerordentliche und 1836 die ordentliche Professur für Rechts- und Staatswissenschaften. Seine ersten schriftstellerischen Leistungen bestanden theils in Uebersetzungen, theils in selbstständigen Arbeiten über verschiedene Gebiete der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften. Unter jenen sind neben andern besonders die mit eignen Zuthaten ausgestatteten Uebertragungen von Maciejowski's „Slavischer Rechtsgeschichte" (4 Bde., Stuttg. 1835—39), Blanqui's „Geschichte der politischen Oekonomie in Europa" (2 Bde., Karlsruhe 1840—41), Gerando's „System der gesammten Armenpflege" (3 Bde., Stuttgart 1844—46) hervorzuheben; unter diesen war sein erstes Werk seine „Geschichte und System der Staatswissenschaft" (3 Bde., Karlsruhe 1839), der ein „Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Deutschland und der Schweiz" (Bd. 1, Karlsruhe 1844, unvollendet) folgte. Im J. 1837 wurde er in die zweite Kammer gewählt; da er aber seine zu Anfang der dreißiger Jahre in Schrift und Wort bekannte entschieden liberale Richtung inzwischen mit einer reaktionären und streng kirchlichen vertauscht hatte, so wurde seine Stellung in der Kammer eine sehr schwierige, was ihn bewog, sein Mandat niederzulegen. Im J. 1846 wieder in die Kammer gewählt, sah er sich bittern Angriffen ausgesetzt und schied, zum Theil von seinen Wählern veranlaßt, im April 1848 abermals freiwillig aus. Dagegen trat er im Dec. 1848, von einem westphälischen Bezirke gewählt, in die deutsche Nationalversammlung, in welcher er sich als eifriger und begabter Redner der großdeutsch-katholischen Richtung hervorthat. Außerdem bewährte er sich als thätiger, rastloser und gewandter Vertreter seiner Partei in einer großen Anzahl von Schriften, die, obgleich meist von ziemlichem Umfang, doch fast alle polemischer Natur sind und namentlich das Princip der Unabhängigkeit der Kirche vom

Staate verfechten. Schon in den Schriften: „Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht u. Staat" (Freib. 1841), „Die Methodologie des Kirchenrechts" (das. 1842) und in der unter dem Namen Dr. Eremites veröffentlichten Schrift „Der Orden der barmherzigen Schwestern" (Schaffh. 1844) kämpfte er für Befreiung der Kirche von der Staatspolizei. Auf einer Reise, welche er in Folge der zwischen der badischen Regierung und dem Erzbischof von Freiburg ausgebrochenen Differenz nach Wien zu Metternich unternahm, wußte B. die katholischen Theologen Süddeutschlands für die Herausgabe des freiburger „Kirchenlexikons" zu interessiren. Gegen den Deutschkatholicismus trat er vielfach in Zeitungen, Volksversammlungen u. Flugschriften auf. Als Professor Schreiber in Freiburg zu der neuen Kirche übergetreten und in Folge davon Angriffen wegen Beibehaltung seines Lehramts ausgesetzt war, schrieb B. die Schrift: „Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Universitäten Deutschlands" (Freib. 1846). Da aber der badische Landtag von 1846 die Duldung der Deutschkatholiken beschloß, verlangte B. nun um so entschiedener die Gewährung vollständiger Unabhängigkeit der Kirche, für die er in den Zeitschriften „Capistran" und „Praktische Zeitschrift für die Freiheit und Entwickelung der katholischen Kirche" in die Schranken trat, während er sich zugleich in dem Buche: „Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholicismus" (Schaffh. 1847—50, 2 Bde.) für die Unabhängigkeit der Schule erklärte. Der Gram über die Niederlage des schweizerischen Sonderbunds stürzte B. in eine schwere Krankheit. Die katholischen Vereine, deren er in Baden und dem Schwarzwald im Sommer 1848 über ein halbes Tausend gründete, wußte er zu Petitionen im Interesse der Unabhängigkeit der Kirche u. Schule zu stimmen, und bei der im Sept. 1848 zu Mainz gehaltenen Versammlung der Piusvereine ward B. zum Präsidenten gewählt. Während der badischen Revolution erbot er sich, die Fahne der Gegenrevolution auf dem obern Schwarzwald aufzupflanzen, ebensowohl um die revolutionäre Regierung niederzuwerfen, als der Okkupation des Landes durch die Preußen vorzubeugen. Nach der Rückkehr von einer Reise nach Belgien, wo er sich von den Zuständen der katholischen Universität zu Löwen behufs der Gründung einer solchen in Deutschland unterrichten wollte, trat er in den Schriften „Die deutsche Einheit und die Preußenliebe" (Stuttg. 1849) und „Der hohe und der niedere Radikalismus" (Schaffh. 1850) sehr heftig gegen das Principat und die Politik Preußens auf, während er zugleich mit der Schrift, „Die Volksmission, ein Bedürfniß unserer Zeit" (1850) dem Missionswerk der Jesuiten und Redemptoristen in Deutschland Bahn zu brechen suchte. Nachdem er über das Verhalten der Großdeutschen zu Erfurt in der „Ansprache der großdeutschen Abgeordneten Westphalens in Erfurt" (Paderb. 1850) Bericht erstattet u. dem reaktionären Theile der katholischen Partei gegenüber in dem Buche „Die katholische Politik von Donoso Cortes und Fr. J. B." (das. 1850) die wesentliche Politik des Katholicismus vorgezeichnet, unterwarf er das Verhalten der britischen Regierung in dem Streite über die Ernennung eines katholischen Primas in England in der „Geschichte der Bedrückung der katholischen Kirche in England" (Schaffh. 1851) einer scharfen Kritik. Den Plan einer katholischen Sittigung Deutschlands, zu welcher namentlich auch die katholischen Vereine wirken sollten, legte B. in der Schrift „Die Aufgabe des katholischen Theils deutscher Nation" (Regensb. 1851) nieder und in der „Urkundlichen Geschichte des National- und Territorialkirchenthums in der katholischen Kirche Deutschlands" (Schaffh. 1851) suchte er das geschichtliche Maß für die Ordnung der kirchlichen Freiheit zu geben, indem er das Zurückgehen auf die Beschlüsse des tridentiner Koncils und den engsten Anschluß an den apostolischen Stuhl empfahl. In den „Briefen an den General von Radowitz" (Augsb. 1851) bespricht B. unter Ertheilung praktischer Vorschläge die Entwickelung der deutschen Verfassungssache seit dem Unionsparlament. Die beiden Schriften: „Der Orden des guten Hirten" (Schaffh. 1851) und „Die freie katholische Universität Deutschlands" (das. 1851) sind praktischen Zwecken gewidmet. Wegen des letzteren Buchs ward er vom Senat der Universität Freiburg verurtheilt und von seinem Lehramte suspendirt.

Bussans, Flecken im französischen Departement der Vogesen, am Ursprung der Mosel, mit 1500 Einwohnern, hat 5 Mineralquellen, welche Kohlensäure, kohlen- und salzsaures Natron und kohlensaures Eisen enthalten und mit Wein vermischt werden, um ihn schäumend zu machen.

Bussard (Buteo), Untergattung der Raubvögelgattung der Falken, von Bechstein und Cuvier aufgestellt. Die hierher gehörigen Falken haben lange Schwingen, einen abgerundeten, von den Flügeln ganz bedeckten Schwanz, mit einzelnen Federborsten bedeckte Zügel, einen am Oberkieferrande mit abgerundetem oder fast unmerklichem Zahne versehenen und, im Verhältniß zu dem dicken runden Kopfe, schwachen Schnabel, befiederte oder nackte und dann geschildete Beine, mit Läufen, die länger als die Mittelzehe sind. Es sind plumpe Thiere, welche träg auf Bäumen und Steinen sitzen, einen langsamen Flug haben und daher schnelle Thiere nicht fangen können. Sie nähren sich von Mäusen, jungen Vögeln, Insekten, Würmern und Aas und nisten auf Bäumen. Der rauchfüßige B. oder Schneeaar (Buteo Lagopus, Falco Lagopus *L.*) hat bis zu den Zehen befiederte Läufe; sein Gefieder ist sehr unregelmäßig, mehr oder minder hellbraun mit weiß, ins Gelbliche ziehend, gescheckt, der Schwanz weiß mit schwarzbraunen Querbändern. Er ist 2 Fuß groß, hat eine Flugbreite von 4—4½ Fuß und findet sich in ganz Europa, in Deutschland ziemlich häufig in größern wasserreichen Wäldern. Er erhebt sich oft in kreisförmigen Schwenkungen hoch in die Luft, wo man ihn an seinem weißen Schwanz erkennt, fängt geschickter, als die übrigen Arten, Mäuse, Amphibien, aber auch Feldhühner und junge Hasen, nistet auf den höchsten Bäumen, legt (öfters sogar zweimal) vier weiße,

röthlich gewolkte Eier und ist in den Wäldern mehr nützlich als schädlich. Der gemeine B. (Mäusebussard, Mäusefalke, B. vulgaris, Falco buteo *L.*) ist oben dunkelbraun, am Bauch grau bis gelb mit mehren od. wenigern dunkelbraunen, herzförmigen Flecken oder Wellenlinien, die Schäfte der Schwanzfedern und Schwingen sind weiß, der Schwanz ist aschgrau und mit 8—14 dunkeln Querbändern gezeichnet; die Wachshaut am Schnabel und die hinten nackten, nur im obern Drittel befiederten Füße sind gelb. Er ist übrigens in der Färbung sehr veränderlich, gegen 2 Fuß lang, klaftert 2½ Fuß. Dieser träge, ungeschickte Vogel ist der gemeinste Raubvogel der ganzen nördlichen Welt und hält sich am liebsten in Vorhölzern auf; von hier fliegt er langsam auf die Felder und beschreibt hoch in der Luft Kreise. Auf Bäumen und Steinen sitzt er stundenlang zusammengekauert und lauert auf Amphibien, Schnecken, Heuschrecken und Regenwürmer, fängt jedoch auch fleißig Mäuse und Kreuzottern. Wenn er bisweilen auch Hasen, junge Feld- und Haushühner wegfängt, so ist er doch weit mehr nützlich als schädlich. Sein Nest baut er auf hohen Bäumen nachlässig aus Zweigen und Wolle und legt 4 grünlichweiße Eier mit braunen Flecken. Er ist in Deutschland Strich- und Standvogel. Außerdem gehören zu der Gattung noch mehre ausländische Arten, welche an lebhafter Färbung die europäischen weit übertreffen, in der Lebensart ihnen aber gleichen.

Bußbücher (libelli poenitentiales), kirchliche Schriften, die seit dem 6. Jahrhundert aufkamen und Anweisungen an die Geistlichen über die rechte Behandlung der Büßenden (s. d.) enthalten. Das älteste der im Orient gebräuchlichen B. ist von Johann dem Faster († 595) und das älteste in der abendländischen Kirche von Theodor, Bischof von Canterbury († 690), verfaßt. Sie stützten sich dabei auf den von der Kirche vorgeschriebenen Bußkanon.

Busche, Ludwig Friedrich August von dem, hannöv. General der Infanterie, geb. 1772 zu Osnabrück, besuchte von 1786—88 die Ritterakademie zu Lüneburg, trat dann in das Regiment seines Vaters ein und wohnte als dessen Adjutant dem Feldzug von 1793 in den Niederlanden bei. Im Jahr 1794 wurde er Kapitän und 1803 Major. Die Auflösung der hannöverschen Armee war der Grund seines Uebertritts in englische Kriegsdienste, wo er 1809 den Rang eines Oberstlieutenants erhielt und den portugiesisch-spanischen Feldzug unter den Befehlen von Moore und Wellesley mitmachte. Nach Beendigung des Kriegs auf der Halbinsel eilte er mit der englisch-deutschen Legion in sein Vaterland zurück, nahm an der Schlacht bei Waterloo wieder unter hannöverischen Fahnen Theil und avancirte nach dem zweiten pariser Frieden zum Generalmajor. Im Jahre 1830 befehligte er das wegen der damaligen Volksbewegungen in Kurhessen zwischen Kassel und Göttingen aufgestellte Observationscorps und 1831 das zur Unterdrückung der göttinger Unruhen mobil gemachte Corps. Die würdevolle Art, in welcher er diese letztere Mission erfüllte, erhob ihn zum Generallieutenant und Großkreuz des Guelphenordens; sein Kommando über das vom deutschen Bunde an die luxemburgische Grenze gegen Belgien beorderte hannöverische Observationscorps fiel noch in dasselbe Jahr. Im J. 1841 wurde er zum General der Infanterie und Generalinspektor dieser Waffengattung befördert. Seit 1848, wo ihm die nachgesuchte Entlassung zu Theil wurde, lebte er meist auf seinem Gute Lietha bei Hannover.

Buße, Reue über begangene Sünden und Besserung. Sie wird gefordert als erste Bedingung der Theilnahme an den Segnungen des Christenthums. Der Täufer Johannes und Jesus selbst beginnen die Verkündigung des neuen Heils mit dem Aufrufe: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe!" (Matth. 3, 2. 4, 17 u. a.). Der in der Kirche des Abendlandes gebrauchte lateinische Ausdruck Poenitentia, für B., schließt den Sinn einer Strafe in sich. Diese doppelte Bedeutung: Reue und Strafe für begangene Sünden, wurde in der kirchlichen Lehre festgehalten und ging auch auf das deutsche Wort B. über. Aber die Vermischung jener beiden Begriffe brachte große Verwirrung in die kirchlichen Lehrbestimmungen über die B. In den ersten Zeiten des Christenthums wurde das einfache Bekenntniß der Verwerfung früherer Irrthümer und der Sehnsucht nach dem christlichen Heile als Beweis der B., d. h. der erfolgten Sinnesänderung zum Guten, angesehen und darauf die Taufe als Zeichen der Aufnahme in die Kirche ertheilt. Aber als schwere Verfolgungen über die hie und da sich ausbreitenden christlichen Gemeinden verhängt wurden, zogen Viele eine feine Verleugnung ihres Glaubens dem Martyrthume vor und zeigten sich dadurch des christlichen Namens unwürdig. Manche dieser Abgefallenen (lapsi) bereuten später ihre Schwäche und baten, als die Verfolgung vorüber war, sie wieder als Glieder der Gemeinde aufzunehmen. Obwohl die Vorsteher der Gemeinden den Versicherungen der Gefallenen mißtrauten, so wollten sie doch den wahrhaft Gebesserten unter ihnen nicht jede Hoffnung abschneiden. Darum ordneten sie gewisse Prüfungen an, aus denen erkannt werden sollte, ob die Reue des um Wiederaufnahme flehenden Gefallenen ächt und dauerhaft sey. Dies der Ursprung der öffentlichen B. oder der Kirchenbuße. Die strafenden Prüfungen, denen sich reuige Sünder vor den Augen der Gemeinde zum Beweis ihrer Sinnesänderung unterwerfen mußten, wurden allmählig vermehrt und in ein förmliches System gebracht. Denn man fand für gut, das Institut der Kirchenbuße für die Folgezeit beizubehalten, nach dem Grundsatze, daß öffentliches Aergerniß durch öffentliche B. gesühnt werden müsse. Nach der Größe und Strafbarkeit der Vergehungen setzte man eine Stufenfolge von Büßungen fest (s. Bußstationen). Auch wurden schriftliche Anweisungen über die Behandlung der Büßenden, Bußbücher (s. d.), für die Geistlichen verfaßt. Wie bei der Kirchenbuße, so wurde nun bald auch im Allgemeinen an das Bekenntniß der Sünden von Seiten jedes einzelnen Christen die Forderung thatsächlicher Beweise seiner reumüthigen Gesinnung geknüpft. So erklärt schon Tertullian Fasten, Weinen und Seufzen für die rechten Zei-

chen einer aufrichtigen B., welche Sündenvergebung hoffen dürfe. Augustin aber unterscheidet drei Arten der B.: B. bei der Taufe, d. i. Bekenntniß der Reue über die Sünden des vorigen Lebens; B. während des ganzen Lebens, d. h. Schmerz über die noch nicht getilgten sittlichen Mängel und Unvollkommenheiten, welche mit Almosen, Fasten, Gebet abgebüßt werden sollen; B. über einzelne namhafte Sünden, vor welchen in den heiligen zehn Geboten gewarnt ist und welche durch die von der Kirche vorgeschriebenen öffentlichen Züchtigungen, zumeist durch Enthaltung vom Abendmahl gebüßt werden müssen. Die Dauer der auferlegten Züchtigung hat die Kirche zu bestimmen; sie kann kraft ihres Schlüsselamtes binden und lösen. So bildete sich allmählig eine Reihe von genugthuenden Werken, welche neben der Herzensverbesserung zur B. gefordert wurden als Sühnmittel. Als solche wurden angesehen: die christliche Wassertaufe, die Bluttaufe des Martyrthums, Almosen, Fasten, Kasteien. Origenes setzte hinzu: Versöhnlichkeit, Liebesbeweise, dem Priester abgelegtes reuiges Bekenntniß. Der Begriff der B. wurde demnach so zusammengefaßt, daß man drei Bestandtheile der B., entsprechend der Begehungsart der Sünde in Gedanken (corde), Worten (ore) und Werken (opere), unterschied, nämlich Zerknirschung (contritio cordis), d. i. Anerkenntniß der eigenen Sündhaftigkeit und wahre Reue, Sündenbekenntniß (confessio oris), nämlich vor der Gemeinde oder vor dem Priester, und Genugthuung (satisfactio operis), d. i. Uebernahme gewisser Strafen zur Genugthuung wegen begangener Sünden (poenae canonicae). Hierzu tritt die Forma, die Absolution des Priesters, bis zum 12. Jahrhundert mit dem Gebete um Lösung (forma deprecativa): dominus absolvat te, seitdem selbst die Lösung ertheilend (forma indicativa, imperativa): ego absolvo te, vermöge der Jurisdiktion des Geistlichen. Otto, Bischof von Bamberg (1124), setzte die B. in Verbindung mit der Absolution unter die Sakramente, und Petrus Lombardus, welcher die Siebenzahl der Sakramente abschloß, gab der B. unter diesen die vierte Stelle. Um die scholastische Bearbeitung der Lehre von der B. hat sich vor Allen Thomas von Aquino verdient gemacht. Er lehrt: Die B. ist ein Sakrament; denn der Priester spricht an Gottes Statt, auf Christi Befehl den reuigen Sünder von seiner Sündenschuld los. Die B. ist eine innerliche und eine äußerliche. Jene B. soll zeitlebens dauern; diese ist auf bestimmte Zeit beschränkt. Es gibt keine Sünde, die nicht durch B. getilgt werden kann. Ohne B. wird aber keine Sünde vergeben. Durch die B. werden nur die ewigen Strafen erlassen, nicht die zeitlichen. Die Contritio cordis (Schmerz über die Sünden mit dem Vorsatze der Besserung) ist nicht zu verwechseln mit der attritio (Schmerz über die Sünden aus Furcht vor der Strafe); letztere ist zur B. nicht hinreichend. Jeder Christ muß jährlich wenigstens einmal beichten, und zwar allein dem Priester im höchsten Vertrauen (Ohrenbeichte). Diese Beichte (confessio oris) ist ein unerläßliches Stück der B. Die Genugthuung durch gute Werke ist anzusehen als eine Erstattung dessen, was Gott durch die Sünden entzogen worden ist. Die Bußübungen und kanonischen Züchtigungen dienen also nicht bloß zur Abschreckung von den Sünden, sondern zugleich zur Loskaufung von den verdienten Strafen. Doch ist diese von Menschen geleistete Genugthuung nicht hinreichend, sondern erst durch Jesu Verdienst vollkommen gemacht. Diese scholastische Ausführung ist aus den Grundgedanken des Katholicismus hervorgegangen und als Lehre der katholischen Kirche auch von dem Koncilium zu Trident anerkannt worden. Die Reformatoren gingen von dem Grundgedanken aus, daß Sündenvergebung und ewige Seligkeit keineswegs durch menschliches Verdienst, sondern allein durch Gottes Erbarmung und den Glauben an die von Christus gestiftete Versöhnung erworben werde. Nach der protestantischen Lehre von der B. besteht letztere demgemäß darin, daß der Mensch seine aus Gottes Gesetz erkannten Sünden ernstlich bereut und im Glauben an Christum Vergebung hofft. Die wesentlichen Bestandtheile der B. sind also: die Anerkennung der begangenen Sünden und die ernstliche Reue über dieselben (contritio), und der seligmachende Glaube (fides salvifica), welcher den ernsten Entschluß der Besserung einschließt. Die protestantische Kirche verwirft die sogenannten guten Werke und mißt ihnen keine sündentilgende Kraft bei; jedoch billigt sie die Enthaltung von bisherigen Ausschweifungen, redliches Bekenntniß der Vergehungen und Bekämpfung sündlicher Neigungen als Kennzeichen wahrer Reue. Als Modifikationen der B. werden aufgeführt: die erste B., der Uebergang aus dem Leben in der Sünde zu einer Erneuerung des Sinnes und Wandels in der göttlichen Gnade; die fortgesetzte, tägliche B., der Schmerz des Bekehrten über die in ihm noch fortdauernde sündige Neigung und Fehlerhaftigkeit; die wiederholte B. der Gefallenen, welche noch einmal zur Besserung zurückkehren; die späte B., die Bekehrung in der Sterbestunde. Letztere Unterscheidungen sind an sich von geringem Belang und haben ihre Bedeutung nur im Gegensatz zu der Auffassung kleinerer pietistischer Parteien. Die fortgesetzte B. und Bekehrung wird gegen die Pietisten und Methodisten behauptet, welche als Zeichen der wahrhaften Bekehrung des Sünders eine plötzliche Umwandlung des innern Menschen unter heftigen Aeußerungen des Sündenschmerzes ein- für allemal annehmen (Bußkampf, Durchbruch der Gnade). Gegen die Behauptung der Pietisten (zu Anfang des 18. Jahrhunderts), daß noch während des Lebens jedes Menschen ein Gnadenziel (terminus gratiae peremtorius) eintrete, jenseit dessen der Mensch sich zu bekehren nicht vermöge, sondern der Verstockung anheimfalle, wurde von der protestantischen Kirche die Möglichkeit der späten B. vertheidigt, weil sie es für Vermessenheit achtete, der göttlichen Gnade Maß und Ziel zu setzen; dennoch wurde der Aufschub der B. allezeit für gefährlich und schädlich erklärt. Ueber das Verhältniß der B. zu den kirchlichen Sakramenten war die Meinung in der protestantischen Kirche anfangs schwankend. Die Apologie der augs-

burgischen Konfession verwirft die katholische Siebenzahl der Sakramente und hält Taufe, Abendmahl und Absolution (nebst B.) als die drei gültigen Sakramente fest. Ebenso spricht Luther in seiner Schrift von dem babylonischen Gefängnisse von drei Sakramenten. Nachher wurden stillschweigend nur zwei Sakramente beibehalten, wie denn Luther im großen Katechismus ausdrücklich nur die zwei Sakramente Taufe und Abendmahl aufführt.

Im juridischen Sinne ist B. die Ersetzung eines verursachten Schadens; daher die gerichtliche Genugthuung, welche der Beleidiger dem Beleidigten zu Theil werden lassen muß, im Gegensatz von Brüche und Wette (s. d.); dann jede Strafe für begangenes Unrecht, einerlei, ob sie in Geld besteht und ob der Beleidigte einen Theil davon erhält.

Busse, 1) Friedrich, Bevollmächtigter der leipzig-dresdner Eisenbahn, den 3. März 1774 zu Hattorf am Harz geboren, widmete sich dem Handelsstande und war 14 Jahre Kaufmann, als er 1837 nach Leipzig berufen wurde, um bei der damals neu unternommenen leipzig-dresdner Eisenbahn eine geschäftliche Stellung einzunehmen. Ein Schatz von technischen Kenntnissen und seine rastlose Thätigkeit zeichneten ihn in seinem neuen Wirkungskreise bald so sehr aus, daß man ihm den eben so schwierigen als ehrenvollen Posten eines Bevollmächtigten und Betriebsdirektors übertrug. Die Zahl seiner Erfindungen und Verbesserungen im Eisenbahnwesen ist nicht unbedeutend. Namentlich hat ihm die Wagenbauanstalt, welche er bei der leipzig-dresdener Bahn anlegte, Gelegenheit gegeben, hier bedeutende Verbesserungen einzuführen. Wir rechnen dahin die der adamsschen Bogenfedern, ein vortreffliches Bremssystem, die verbesserten Axen und die von ihm erfundenen Vorkehrungen, um den Axenbruch in allen Fällen unschädlich zu machen und ein besseres Befahren der Kurven zu gestatten, namentlich aber die Antivibrationsräder und die Axpfannen mit dem selbstthätigen Schmierapparate und die verbesserte Federstellung. Die bedeutendste seiner Erfindungen sind indeß die Terresinschwellen. Ueber diese und andere Erfindungen B.s s. Eisenbahnen.

2) Wilhelm Gustav, außerordentlicher Professor der Rechte an der Universität Leipzig, den 1. November 1807 zu Wurzen geboren, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, bezog 1826 die Universität Leipzig und ward 1834 Advokat und Docent. Er leitete anfänglich besonders Examinatorien, las dann Institutionen und Pandekten, in der neuern Zeit gewöhnlich Kriminalrecht und Kriminalprozeß. Im J. 1846 wurde ihm eine außerordentliche Professur verliehen. Mit dem zweiten Hefte übernahm er die Fortsetzung des von R. Schneider angefangenen „Index omnium rerum et sententiarum, quae in Corpore juris civilis continentur“, mit welcher er jedoch nur bis zur Vollendung des 3. Heftes (Leipzig 1839) gelangte. Seitdem beschäftigten ihn verschiedene literarische Pläne, zu deren Ausführung er emsig sammelte, ohne jedoch bereits einen sichtbaren Anfang mit der Ausarbeitung zu machen. Das Amt eines Kritikers übte er fortwährend fleißig, hauptsächlich in Gersdorfs „Repertorium“, zuweilen auch in den „Jahrbüchern für Rechtswissenschaft“. Er † den 1. November 1847.

Bußen, isolirt stehender Berg im würtembergischen Donaukreis, östlich von Riedlingen, südlich von der Donau, erhebt sich 2378 Fuß über die Meeresfläche und bietet eine weite Aussicht über Oberschwaben bis an den Bodensee dar. Die Römer schon hatten hier ein Kastell und später erhoben sich auf dessen Ruinen 2 Burgen. Hier war auch der Stammsitz des berühmten bertholdischen Grafengeschlechts (schon 724). Später brachte Rudolf von Habsburg die Herrschaft an sich und 1806 kam sie an Würtemberg.

Bußermahnung, s. Admonition.

Busseto, Stadt in Parma, am Fluß Ongina, mit festem Schlosse, Gymnasium, Kollegium, Bibliothek und 3000 Einwohnern.

Bußfertig, zu einer Geldstrafe verpflichtet (bußfällig); durch herzliche Reue über die begangenen Sünden zur Besserung, Buße, bereit.

Bußhard, Vogel, s. v. a. Bussard.

Bußkampf, s. Buße.

Bußkanon, in der älteren katholischen Kirche die Summe von Vorschriften über die Art und Dauer der Kirchenbuße. Der älteste Entwurf solcher Regeln wird dem Bischof Petrus von Alexandria (Anfang des 4. Jahrhunderts) zugeschrieben. Der in der Kirche gültige B. enthielt die von den Synoden zu Elvira (305), Ancyra (318), Nicäa (325), Neucäsarea u. s. f. über die Bußzucht verordneten Regeln.

Bußkapitel, die in den Ordensstatuten bestimmten Versammlungen aller Konventualen eines Klosters oder aller Glieder eines Ordenskapitels, um vor den Obern ihre Fehler zu beichten (Kapitelbeichte) und eine Buße dafür zu übernehmen.

Bussole, s. Boussole.

Bußorden, Name der sogenannten dritten oder Tertiarierorden. Es gibt solche nach der Regel des heiligen Franciskus u. des heiligen Augustin. Dieselben wurden gestiftet für Personen von beiden Geschlechtern, welche nicht auf die drei Klostergelübde verpflichtet wurden, auch nicht in Klöstern lebten, sondern in ihren weltlichen Verbindungen bleibend gewisse Regeln beobachteten. Der Ursprung des B.s ist folgender: Franciskus kam 1221 mit zwei Brüdern von Assisi in den zwei Meilen entfernten Flecken Carnerio und predigte dort dem zusammenlaufenden Volke so gewaltig, daß ganze Schaaren von Männern und Weibern verlangten, ihre Familien zu verlassen und in Einöden oder Klöstern Buße zu thun. Diesem Verlangen zu genügen, war nicht möglich. Doch versprach Franz ihnen eine Regel vorzuschreiben, nach welcher sie den Klosterleuten im Leben ähnlich werden könnten, ohne ihren irdischen Beruf und ihre Verbindungen mit der Welt zu verlassen. Er schuf einen Orden von Halbmönchen und Halbnonnen. Die schnelle Ausbreitung und Vermehrung der Tertiarier bewies, wie zeitgemäß ein Institut war, welches Ansprüche auf die Verdienste des Klosterlebens gab, ohne den Abschied aus der Welt zu fordern. Die Tertiarier bauten neben der Martinskirche zu Florenz ein Hospital, wo sie Arme und Kranke

verpflegten, und hießen hier die guten Leute zu St. Martin. Ein ähnlicher Verein bildete sich zu Giany. Die Kleidung, welche sie auf ihres Stifters Geheiß anlegten, war ein schlichter aschgrauer Rock mit einem knotigen Strick gegürtet. Die Schwestern des B.s trugen überdies einen weißen Schleier und vermieden alle seidenen Bänder. Die Regel, welche sie zu befolgen hatten, enthielt zwanzig Kapitel und verbot unter Anderem die leichtsinnigen Eide, Zänkerei, Schauspiele, üppige Gastmahle und unrechtmäßige Kriege. Diese Regel wurde von Honorius III. und Gregor IX. gebilligt und von Nikolaus IV. durch eine Bulle 1289 bestätigt. Die großen Privilegien dieses Ordens reizten unzählige Menschen aus allen Ständen zum Beitritt. Kaiser Karl IV., König Ludwig IX. von Frankreich nebst Mutter, Gemahlin und Schwester, der König von Ungarn, die Königin von Portugal und viele andere fürstliche und adelige Personen waren Mitglieder desselben. Peter von Vineis, der Kanzler Kaiser Friedrichs II., sagte schon 1227, daß Niemand in der Christenheit übrig bleibe, dessen Name nicht einem der drei Franciskanerorden beigeschrieben sey. Man suchte daher das aufwuchernde Wachsthum der Tertiarier aus Staatsgründen zu hindern; Viele verloren ihre Güter oder Staatsämter, es wurde sogar verboten, ihnen Lebensmittel und Obdach zu geben. Diese Verfolgung des B.s dauerte bis zum Tode Peters von Vineis (1250) und wurde später noch einmal erneuert zur Zeit der Päpste Klemens V. und Johannes XXII., zu Anfang des 14. Jahrhunderts, als die Tertiarier der Feindschaft gegen den apostolischen Stuhl beschuldigt wurden. Die ursprüngliche Einrichtung des B.s erfuhr mannigfache Veränderungen. So lange Franciskus lebte, blieben die Tertiarier ein weltlicher Verein. Aber schon am Ende des 13. Jahrhunderts schien einigen Mitgliedern die bestehende Form nicht heilig genug; sie legten die Ordensgelübde ab und wurden Religiosen. So entstanden die regulirten Tertiarier oder der regulirte B. Die Bestätigungsbulle Nikolaus' IV. von 1289 gedenkt eines solchen Ordens zu Toulouse. Diese regulirten Tertiarier zertheilten sich nach und nach in eine Menge von Kongregationen. Als solche sind zu nennen: Die der regulirten Büßer des dritten Ordens in Frankreich gründete ihr ältestes Kloster 1287 in Toulouse; die älteste Ordensregel ist von Nikolaus IV. 1289, eine verbesserte von Leo X. 1521. Eine neue Epoche beginnt für sie mit der Reformation ihres Ordens durch Vincent Mussart 1601. Dieser errichtete zwei neue Klöster für Mönche vom B., das eine in Franconville, das andere in der Vorstadt St. Antoine zu Paris, an einem Orte, welcher Picpuce hieß (wovon der Name Picpuces für die Mönche). Die Kongregation des B.s in Portugal ward von Lyon aus 1443 gestiftet und richtete sich nach der Regel Nikolaus' IV. und Leo's X. Die erste Niederlassung war im Flecken Caria (Diöcese Lamego); daher der Name: gute Leute von Caria. Ihr Kloster zu Lissabon, 1615 vom Erzbischof Dom Johann Immanuel, Vicekönig von Portugal, gebaut, ist eins der großartigsten Gebäude dieser Hauptstadt. Der regulirte B. in Spanien erhielt besondere Privilegien von den Päpsten Benedikt XIII. und Klemens VIII. und hat seinen eigenen General. Der regulirte B. in Italien wird gewöhnlich als Kongregation der Lombardei bezeichnet. Die alte Regel Papst Nikolaus' IV. wurde für sie mehrmals verbessert; die letzte Erneuerung ihrer Konstitutionen ist von dem Ordensgeneral Bonaventura von Vicenza, 1549. Der regulirte B. in Flandern hieß die Kongregation von Kloster Zepperen (1425 gebaut). Einige Mönche dieses Ordens nannten sich Begharden. Weil aber Klemens V. die Begharden, Beguinen und Fraticellen als Ketzer verdammte, so wurde die Verfolgung jener Schismatiker auch auf die Glieder des B.s erstreckt, bis sie Johann XXII. 1319 durch eine besondere Bulle in Schutz nahm. Die Kongregation von Sicilien hatte schon 1520 zwei Klöster. Pater Jakob von Gubbio reformirte den Orden und legte strenge Bußklöster am Eryxberge und in Trapani an. Die Klöster des regulirten B.s in Deutschland, England, Irland sind seit der Reformation verschwunden. Stifterin der regulirten Klosterfrauen vom B. soll die heilige Elisabeth, die Gemahlin des Landgrafen Ludwig V. von Thüringen, gewesen seyn, woher sie sich gern Klosterfrauen der heiligen Elisabeth nennen ließen. Elisabeth war aber nicht Stifterin, sondern nur in Denk- und Lebensart das Vorbild der nachmaligen Bußschwestern des Franciskanerordens. Die ältesten Klöster der Bußschwestern waren das zu S. Margaretha in Rom 1288, das zum heiligen Kreuz daselbst 1300, eins zu Neapel 1320 und eins zu Foligny 1348. Die Nonnen dieser Klöster durften noch frei herumgehen; Angelina von Corbaro führte 1397 zu Foligny die Klausur (Verschließung) ein. Franciska von Besançon stiftete die Bußschwestern von der strengen Observanz. Sie, die Gemahlin eines savoyischen Generals, und ihre Tochter Odilia bauten ein Kloster zu Vercelli, einem Dorfe bei Besançon, 1604. Weil aber nach den Beschlüssen des Koncils zu Trident Frauenklöster nur in Städten seyn sollten, zogen sie 1608 in die Stadt Salins, wo sie ein Kloster zur heiligen Elisabeth bauten. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstand eine neue Art von Bußschwestern nach der dritten Regel des heiligen Franciskus, welche sich Rekollektinnen nannten. Johanna von Neerich, mit dem Zunamen von Jesus, stiftete sie in ihrem Geburtsort Gent, indem sie in dem Kloster St. Jakob daselbst bei den Bußschwestern die strenge Klausur einführte. Aehnliche Institute entstanden in Spanien, wo der Kardinal Ximenes in Alcala ein Kloster für Bußschwestern unter dem Titel des heiligen Johann von der Buße 1504 stiftete, welchem ein Fräuleinstift, unter dem Namen der Gemeine der heiligen Elisabeth untergeben ward. Gleichen Zweck hatte das Frauenkloster zu Unsrer lieben Frauen von Bethleyem, welches ein Graf von Cifuentes in seiner Stadt Cifuentes 1525 stiftete. Die Bußbrüder und Bußschwestern vom dritten Orden des heiligen Franciskus nahmen sich frühzeitig der Kranken-

pflege in den Hospitälern an. Der Nutzen, den sie hier gewährten, führte auf den Gedanken, aus den Tertiariern besondere Gesellschaften zu bilden, welche sich lediglich der Spitalpflege widmen sollten. So entstanden die Kongregationen von Hospitalbrüdern und Hospitalschwestern. Zu jenen gehören die Obregonen in Spanien (von Bernhardin von Obregon 1540 gestiftet) und die Guten Söhne (Bons-fieux), welche 1615 zu Armentieres in Flandern entstanden. Zu den Hospitalschwestern gehören: die Hospitaliterinnen vom Hotel de Dieu zu Paris, wirkliche Nonnen mit lebenslänglichem Gelübde, und die Grauen Schwestern, auch Dienerinnen der armen Kranken genannt, welche Vincent von Paula 1617 stiftete und die sich durch ein einfaches Gelübde nur auf ein Jahr zur Krankenpflege in den Spitälern verpflichten.

Die Regel St. Augustins beobachten folgende B. Die Brüder der christlichen Liebe oder der Orden des heiligen Johannes von Gott wurden von Johann, einem Bauernsohne aus der Gegend von Evora in Portugal, gestiftet. Derselbe entlief 9 Jahre alt seinen Aeltern, um die prächtigen Kirchen in Madrid zu sehen, hütete dann lange Zeit die Schafe eines reichen Gutsbesitzers zu Oropasa in Kastilien, diente dann als Soldat und faßte im 30. Jahre (1536) den Entschluß, Buße zu thun. Er wanderte durch Spanien und handelte mit Heiligenbildern. In Granada hörte er einen Bußprediger, dessen Worte ihn so gewaltsam erschütterten, daß er als ein Verrückter in das Tollhaus gebracht werden mußte. Nachdem er hier seinen Verstand wieder erlangt hatte, trieb er allerlei Handarbeit, deren Ertrag er armen Kranken zuwandte. Abends zog er durch die Straßen mit einem Korbe u. rief unaufhörlich: „Thut Gutes, liebe Leute, um Gottes willen thut Gutes!" Sein Eifer war gesegnet. Er konnte 1540 ein Hospital für arme Kranke miethen. Der Bischof von Tuy nannte den Stifter „Johann von Gott". Er † 1550 und wurde 1690 unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt. König Philipp II. unterstützte das Hospital sehr freigebig. Pius V. bestätigte die Kongregation Johanns von Gott, als eine weltliche Brüderschaft unter der Aufsicht ordinirter Geistlichen, deren Oberhaupt den Titel Major führte. Viele Hospitäler wurden in Spanien und Italien nach dem Vorbilde des durch Johann von Gott gestifteten errichtet, das großartigste zu Mailand. Sixtus V. gab der Kongregation des heil. Johann von Gott einen Kardinal als Beschützer. Paul V. verstattete den Mitgliedern des Ordens die Ablegung der drei Gelübde, verbunden mit dem 4. Gelübde der Krankenpflege. Dadurch wurde die Kongregation ein wirklicher Klosterorden. Die Kleidung ist ein langer brauner Rock von grobem wollenen Zeuche, schwarzer lederner Gürtel, breites Skapulier, runde Kapuze. Die Brüder der christlichen Liebe Unsrer lieben Frauen (Frères de la Charité de la bienheureuse Marie) wurden von einem Herrn von Joinville gestiftet, der zu Ende des 13. Jahrhunderts ein Hospital zu Boucheraumont und ein anderes zu Paris (rue-aux-jardins) errichtete. Letzteres hieß aux-billets und war, gleichsam zur ewigen Sühne, an einer Stelle erbaut, wo eine gotteslästerliche Greuelthat (Juden hatten eine Hostie gekocht) verübt worden war. Büßende Brüder versahen den Spitaldienst. Sie befolgten anfangs die 3. Regel des heiligen Franz; später (1346) gab ihnen Klemens VI. die Regel St. Augustins. Hierher gehören ferner alle Orden, welche die Besserung der Unkeuschen zum Zweck haben und im Allgemeinen Orden der Maria Magdalena, Orden der bekehrten Unkeuschen, Büßerinnen, Bußschwestern heißen. Die ältesten Anstalten dieser Art waren in Neapel das Kloster der Maria Magdalena und das Kloster der heil. Maria der Aegypterin. Sie standen erst unter der Führung der Franciskaner, nahmen aber später Regel und Kleid der Augustinerinnen an und behielten nur den Knotenstrick des heiligen Franz bei. Ein Herzog von Orleans stiftete 1492 ein Kloster für gefallene Mädchen in seinem Palaste. Später wurde es in das Kloster des heiligen Maglorius (daher Büßerinnen von Magloire) in der Straße St. Denis verlegt. Die Novizen mußten durch einen Eid versichern, daß sie wirklich zur Kategorie derjenigen gehörten, für welche die Stiftung gemacht war. Als Besserungsmittel dienten strenge Einschließung, dreimaliges Bußkapitel in jeder Woche, Nachtwachen, Peitschenhiebe u. dgl. Im Jahre 1648 wurde der Orden St. Magloire total umgeändert. Es wurden nur reine Jungfrauen aufgenommen. Die Kleidung war seit 1648: dunkelgrauer Rock, Skapulier von gleicher Farbe, schwarzer Schleier über dem weißen. Im Jahr 1618 kamen zu Paris ein Kapuziner, ein Weinhändler und ein Gardeoffizier zugleich auf den Gedanken, unzüchtige Dirnen in einem Hause der Vorstadt St. Antoine zu sammeln, um sie zu bessern. So entstand der Magdelonettenorden. Er hatte drei Klassen: die Magdaleneklasse umfaßte die Gebesserten, welche für ihre Sünden lebenslängliche Buße thaten in klösterlicher Zucht; die Marthaklasse war für solche bestimmt, welche nach erlangter Besserung wieder austraten und heirathen durften; die Lazarusklasse war eine Art Zucht- und Korrektionsanstalt, in welche lasterhafte Personen wider ihren Willen eingesperrt und durch Hunger und Geißel zur Vernunft gebracht wurden. In diese letzte Klasse konnten auch Büßerinnen der beiden ersten Klassen zur Strafe auf einige Zeit versetzt werden. Die Kleidung der Magdalenenklasse war ein dunkelgrauer Rock und Skapulier, weißer Strick und Vortuch, schwarzer Schleier über dem weißen. Die zweite Klasse trug keinen schwarzen Schleier; die dritte hatte weltliche Tracht. Die Stifterin des Ordens Unsrer lieben Frauen von der Zuflucht war Elisabeth vom Kreuze zu Nancy 1624. Der Orden zerfiel in drei Klassen: Klosterfrauen, welche theils aus den vollständig gebesserten Büßerinnen der folgenden Klassen, theils als keusche Jungfrauen aufgenommen wurden (nur aus der Mitte der letztern durften die Klosterämter besetzt werden); Büßerinnen, d. h. bekehrte oder gebesserte Unzüchtige; Ungebesserte, die noch scharfer Zucht zur Reue über ihren unkeuschen Wandel

bedürfen. Auch Ehebrecherinnen wurden aufgenommen, wenn sie gerichtlich geschieden waren. Der Orden Unsrer lieben Frauen von der Liebe hat Jungfrauen zu Mitgliedern, welche zu den drei gewöhnlichen Gelübden noch das vierte hinzufügen, die Gefallenen ihres Geschlechts zu bekehren. Der Orden der Reuigen oder Büßerinnen in Sevilla (seit 1550) hat Professinnen, Novizen und Züchtlinge. Hierher gehören endlich die Zufluchtshäuser für reuige Unkeusche in Rom: die Klöster St. Maria Magdalena und St. Jakob de la Longera; welches letztere schöne Gebäude und beträchtliche Einkünfte besitzt, weil ihm gesetzlich die Hinterlassenschaft aller römischen Buhldirnen zufällt. Im Kloster zum heiligen Kreuz zu Longera leben die Büßerinnen ohne Klausur und beschäftigen sich mit der Erziehung armer Mädchen.

Bußpsalmen, diejenigen Psalmen, welche Reue über begangene Sünden und die Sehnsucht nach Versöhnung mit Gott zu ihrem Gegenstande haben. Hierher gehören nach Luthers Eintheilung der biblischen Psalmen: der 6., 32., 38., 51., 102., 130., 143., auch theilweise der 30., 77., 88. und 116.

Bußstationen (stationes poenitentiae), die vier Grade der öffentlichen Kirchenbuße, nämlich: fletus, das Weinen vor der Kirchenthüre; auditio, das Zuhören in der Vorhalle; substratio, das Niederknieen bei den Katechumenen; consistentia, das Stehenbleiben bis zur Beendigung des Gottesdienstes. Das Nähere s. Büßende.

Bußstrafen, s. Büßende.

Bußtage, solche dem Gottesdienst gewidmete Tage, welche den besondern Zweck haben, die Kirchengemeinden auf ihre sittlichen Gebrechen und die Nothwendigkeit ihrer Besserung aufmerksam zu machen. B., welche auf Anordnung der kirchlichen Oberbehörde in einem ganzen Lande zugleich gefeiert werden, heißen solenne Buß- und Bettage, früher auch wohl Buß-, Bet- und Fasttage, weil man (auch in protestantischen Gemeinden) an denselben fastete. Wahrscheinlich waren die christlichen B. anfangs eine Nachahmung des jüdischen Versöhnungsfestes, welches am 10. Tage nach dem jüdischen Neujahr (14. Sept.) als eine Nationalbußfeier begangen wird. In den ersten christlichen Jahrhunderten wurden B. nur bei außerordentlichen Unglücksfällen und allgemeiner Noth angeordnet, z. B. bei Verfolgungen, Erdbeben ꝛc. Mamertus, Bischof von Vienne (452), u. eine Synode zu Orleans im 6. Jahrhundert setzten eine jährliche Bußtagsfeier auf die drei Tage vor Himmelfahrt fest. In Spanien wurde diese Sitte gleichfalls eingeführt, aber der Bußtag nach Pfingsten verlegt, weil man nach altem Kirchenbrauch zwischen Ostern und Pfingsten nicht fastete. Gregor IV. und Martin I. im 7. Jahrhundert verordneten, daß in der ganzen Kirche zu bestimmten Zeiten des Jahres B. gehalten werden sollten. Daneben wurden außerordentliche B. in Zeiten allgemeiner Noth zur Abwendung der göttlichen Strafgerichte beibehalten. Die Reformatoren waren ungewiß, ob sie die B. für die protestantische Kirche beibehalten sollten. Bugenhagen nahm diese Feier in seine Kirchenordnungen auf. In Sachsen wurden die jährlichen B. durch Kurfürst Johann Georg II. aus Anlaß des Türkenkriegs 1664 eingeführt. Im Königreich Sachsen und in den sächsischen Herzogthumern werden jetzt jährlich zwei B., einer an einem Freitage zwischen Fastnacht und Ostern, der andere in der Adventszeit gehalten; in Preußen einer am Mittwoch nach Jubilate; in Bayern einer am Sonntag Invocavit; in Kurhessen einer am 1. November. Der allgemeine eidgenössische Bußtag in der Schweiz wird im September gefeiert. Von Alters her wählte man, mit Rücksicht auf den Todestag Christi, gern die Freitage zu B.n. Die Texte, über welche am Bußtage gepredigt werden soll (Bußtexte), pflegen von den Konsistorien den Pfarrern vorgeschrieben zu werden. Gewöhnlich werden an den B.n auch Sammlungen zu milden Zwecken veranstaltet. B. heißen auch die zur Bestrafung der Waldfrevler festgesetzten Tage.

Bußübungen, s. Büßende.

Bussy, afrikanische Insel im atlantischen Ocean, an der Küste von Senegambien, mit 2 guten Häfen, von den Papelnegern bewohnt; Produkte sind: Büffel, Federvieh, Wachs.

Bussy, Roger de Rabutin, Graf von, Generallieutenant der franz. Armee, Staatsrath u. Gouverneur in Nivernais, einer der ersten Schöngeister am Hofe Ludwigs XIV., geboren 1618, stammte aus einer altadligen berühmten Familie in Burgund. In seinem 12. Jahre trat er in das Regiment seines Vaters und zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit bei mehren Belagerungen und in mehren Schlachten vortheilhaft aus, besonders in dem Feldzug von 1658, vereitelte aber die Hoffnungen, die für sein Avancement daraus entsprungen waren, dadurch, daß er am Osterheiligabend in leichtfertiger Gesellschaft ein höchst obscönes Lied auf die Notabilitäten des Hofes, sogar auf Ludwig XIV., die Königin-Mutter und Mazarin, nach der Melodie des Halleluja verfertigte und dadurch seine Verbannung nach Bourgogne veranlaßte. Wegen einer Erzählung, die eine wenig verschleierte und sehr verletzende Schilderung der geistreichen Sevigné enthielt, deren leiblicher Vetter er war und die er früher die hübscheste Frau Frankreichs genannt, hob diese ihren Briefwechsel mit ihm auf. In seiner Verbannung schrieb er die galanten Abenteuer der vornehmsten pariser Damen unter erdichteten Namen, und war so unbesonnen, das Manuskript auf 24 Stunden zu verleihen. Man nahm eine Abschrift und es erschien bei Elzevir ohne Angabe des Jahres unter dem Titel: „l'Histoire amoureuse des Gaules“ (Lüttich). In dem vielgelesenen Werk, einem treuen Spiegel der damaligen Sitten, sehen wir den großen Alcandre (Ludwig XIV.) mit seinen königlichen Händen bei der Niederkunft der la Vallière geschäftig seyn, den Pachter Béchameil die Marschallin de la Ferté in Erbpacht nehmen u. dgl. Im Jahr 1666 erhielt B. einen Platz in der franz. Akademie, wurde aber schon 5 Wochen nachher in die Bastille gesteckt. Niemand ertrug mit mehr Ungeduld als er die Gefangenschaft. Er schickte Bittschreiben auf Bittschreiben ein, er beugte sich unter die Ruthe, er küßte die Hand, die ihn züchtigte. Aus Langeweile beschäftigte er sich mit

einer Geschichte Ludwigs XIV. (Histoire abrégée de Louis le Grand, Paris 1699), bei deren Zusammenstellung die kriechendste Schmeichelei ihm die Feder führte. Dessenungeachtet nöthigte ihn dieser, seiner militärischen Stelle zu entsagen. Seine Verzweiflung darüber brachte zuletzt sein Leben in Gefahr, er wurde freigelassen und zu dem berühmten Arzt Dalancé gebracht, wo seine Cousine ihn besuchte und durch ihre Verzeihung B.'s traurige Erinnerung an eine 13monatliche Gefangenschaft etwas milderte. B. wurde nun auf sein Landgut Chaseu in Bourgogne verbannt, konnte aber auch hier, ungeachtet seiner eifrigen Beschäftigungen mit der Religion und Philosophie, seine verlorenen Würden niemals vergessen. Vor seinem Tode ward ihm endlich noch die Freude, von dem Hofe Verzeihung und eine Pension von 4000 Livres zu erhalten. Er † 1693. Von seinen Schriften nennen wir: „Lettres avec les reponses" (5 Bde., Paris 1711); „Discours sur le bon usage des adversités" (das. 1694); „Une carte geographique de la cour et autres galanteries" (Köln 1668). Seine „Livres d'heures" (Horenbuch) sind eine Parodie der katholischen Horen, ein Buch, in welchem B. an der Stelle der Bilder der Heiligen die der schönsten Frauen der Hahnreihe am Hofe setzte und in welchem dem Gegenstande angemessene Gebete vorkommen.

Bußzucht, das von der Kirche gegen solche Mitglieder beobachtete Verfahren, welche durch grobe Vergehungen sich der christlichen Gemeinschaft unwürdig gemacht, aber ihre Sünden bereut haben und durch Uebernahme gewisser Entbehrungen und Demüthigungen ihre Besserung erproben und wieder aufgenommen seyn wollen. Die B. ist ein Theil der Kirchenzucht (s. d.).

Bustamente, Anastasio, erst columbischer General, dann merikanischer Präsident, ein amerikanischer Parteihäuptling der neueren Zeit, dessen politisches und militärisches Wirken mit den Geschichten von Columbia, Peru, Meriko u. Teras eng zusammenhängt, wurde am 26. Jan. 1827 von den empörten columbischen Truppen an Lara's Stelle zum General erwählt. Als er am 16. März nach Guayaquil geschickt wurde, verließen ihn die Seinigen, B. floh und ging später mit 20 Offizieren zu den Peruanern über, unter deren Fahnen er nun gegen Columbia focht. Nach dem Friedensschluß zwischen Peru und Columbia (1829) war auch hier seinem ehrgeizigen Streben ein Ziel gesetzt, und B. wandte sich nun nach Meriko, wohin ihm der Ruf, den er sich in den südamerikanischen Revolutionskriegen erworben hatte, vorausgegangen war. Schon am 26. Jan. 1829 wurde B. auf dem Kongreß zum Vicepräsidenten erwählt und ergriff sogleich Partei gegen Guerrero. Von der Erklärung, die er gegen Letzteren erließ, erhielten seine Anhänger den Namen Pronunciados. An ihrer Spitze bemächtigte er sich den 22. Dec. 1829 Meriko's, zwang den Präsidenten zur Niederlegung seines Amtes und wurde nun am 1. Jan. 1830 selbst zum Präsidenten von Meriko gewählt. Als Anhänger der Altspanier verfiel jedoch auch er bald in Unpopularität; es brach im September 1831 ein offener Aufstand gegen ihn aus, und schon zu Anfang des Jahres 1832 sah sich B. genöthigt, den Präsidentenstuhl an Padrazza abzutreten. Ein Dekret vom 24. Juli desselben Jahres verbannte ihn sammt der ganzen aristokratischen Partei aus dem Bereiche der Republik, worauf er nach Europa ging und sich längere Zeit in Paris aufhielt. Erst als Santa Anna ebenfalls gestürzt war, kehrte er im April 1836 nach Meriko zurück und wußte durch die bedeutende Majorität, die ihm immer noch zur Seite stand, sich den 25. Februar 1837 wieder der Präsidentschaft zu bemeistern. Bei den Unruhen von 1840 mußte er abermals fliehen und ward den 30. Sept. 1841 zur Abdankung gezwungen, worauf er am 5. Okt. Meriko verließ und nach Europa ging. Er lebte seitdem abwechselnd in London, Rom und Paris, kehrte nach Santa Anna's Sturz 1845 nach Amerika zurück und † zu Anfang 1853.

Busto, August, auch Bambaja, Zarabara und Zarabaglia genannt, ausgezeichneter italienischer Bildhauer, 1470 im Mailändischen geboren, lebte noch 1550 als eine Zierde seiner Kunst. Von ihm ist das großartige Monument des Kardinals Caracciolo im Dome zu Mailand; 12 historische Basreliefs am Monumente des Gaston de Foix sind mit unvergleichlicher Zartheit und Feinheit ausgeführt.

Bustrophedon, eine alte Schreibweise der Griechen, bei welcher die Zeilen, gleich den Ochsen (Bus) beim Pflügen, einmal von der Linken zur Rechten, dann von der Rechten zur Linken gehen, indem die zweite Zeile sich, am Ende der ersten beginnend, auf die entgegengesetzte Seite wendete. Die Gesetze Solons waren auch auf diese Weise geschrieben, wie sie bei den ältern Griechen überhaupt gebräuchlich war, besonders auf Münzen und Denkmalen.

Bustuarii, Gladiatoren, welche bei feierlichen Leichenbestattungen am Scheiterhaufen (bustum) angesehener Personen fochten, damit das vergossene Blut als Opfer den unterirdischen Göttern dienen und sie den Manen des Abgeschiedenen geneigter machen möchte. Dieser Gebrauch wurde 465 von Marcus und Decius Brutus bei der Bestattung ihres Vaters an die Stelle der früheren unmenschlichen Opfer von Gefangenen und Sklaven an den Gräbern der Krieger eingeführt. In noch späterer Zeit hielt man diese Kämpfe für die Todten auch im Cirkus oder Amphitheater.

Butan (Bhutan, Tangustan), chinesischer Schutzstaat, liegt zwischen 106° 10'—112° 50' L. und 26° 40'—29° 5' nördl. Br. und grenzt im Norden und Nordosten an Tübet, im Südosten und Süden an Assam, im Südwesten an Bengalen, im Westen an Sikkim. Das 3000 □Meilen große Land bildet eine Terrasse des Himalaya, von dem es sich allmählig nach Süden in das indische Flachland herabsenkt, aber doch in seinen Thälern immer noch 3000—4000 Fuß über dem Meere liegt. Seine nördlichen Grenzen umzieht der Himalaya, der hier Rimola heißt, den 26,000 Fuß hohen Tschamalari trägt und am äußersten Ende des Staats, da, wo der Brahmaputra seine räthselhafte, noch nicht erforschte Wendung macht, sein Ende zu erreichen scheint; die südlichen Grenzen machen die rauhen und unwegsamen Gebirge Duleh und Landa, die indeß gegen den Himalaya nur als unbedeutende Vorberge erscheinen. Ueber

diese Berge führt nur ein einziger Handelsweg, der Paß Dullunghe Ullar, nach Assam. Das sich zwischen beiden ausbreitende B. ist noch ein wahres Gebirgsland, nur im Westen, wo die Tistah es von Sikkim trennt und große Moräste es von Bengalen scheiden, tiefer abfallend. Der größte Fluß des Landes ist der Tebintschien, der in der Mitte desselben strömt; der Lopra Katscha strömt im Osten, die Tistah im Westen u. a.; alle scheinen Nebenflüsse des Brahmaputra zu seyn, oder sich in Seen und unterirdische Berggründe zu verlieren. Das **Klima** ist gemäßigt und bei weitem nicht so rauh, als auf der Hochebene von Tübet; die Agrumen und andere Südfrüchte gedeihen noch. Heftige Winde reinigen zu Zeiten die Luft, aber auch Typhone sind nicht selten, ebenso Erdbeben; an der Grenze Bengalens ist das Klima wegen der Moräste ungesund. Das Land **erzeugt** nicht allein so viel Weizen, Gerste, Hirse und in seinen westlichen Theilen Reis, als zu seinem eigenen Bedarf nöthig ist, sondern kann auch noch etwas davon an Tübet abgeben. Eine dem Lande eigenthümliche Feldfrucht ist eine Art Polygonum mit dreieckigen Körnern. Im Westen werden Baumwolle, Indigo und Tabak gezogen. Die Alpenthäler haben eine reiche Flora und bringen mehre Südfrüchte, jedoch weit später als in Bengalen, zur Reife. So liefert die Mango, deren Frucht in Bengalen schon im Mai abgenommen wird, hier dieselbe erst im August. Die Wälder liefern viele Arten Beeren, sowie eine Menge der verschiedenartigsten Forstbäume und mancherlei Arzneikräuter; aus der Schale des Deahbaumes verfertigen die Einwohner Papier. Wilde Thiere sieht man außer Affen wenig, von Hausthieren hält man das tangutische Pferd, den Yak oder Büffel mit dem Pferdeschweife, anderes Rindvieh, Schafe mit feiner Wolle, Schweine, Hühner und Bienen. Die Milchwirthschaft ist in B. von großer Wichtigkeit, da Milch und Butter die Hauptnahrung der Einwohner ausmacht. Wahrscheinlich sind in B. mancherlei Metalle und brauchbare Mineralien zu finden, doch mit Gewißheit weiß man bloß, daß die Butaner Eisen gewinnen. Die Zahl der **Einwohner** ist ungewiß. Das Land soll weit besser bevölkert seyn, als Tübet; doch kann es bei der Masse von Bergen, mit denen es bedeckt ist, und bei den wenigen Thälern, die sich zwischen diese eindrängen, wahrscheinlich keine Volksmenge ernähren, welche 1½ Millionen beträchtlich überstiege. Die **Butaner** (vielleicht mit den am Himalayagebirge wohnenden Bhutias ein und dasselbe Volk, obgleich der heutige Butaner gegen den Bhutia in einem ähnlichen Abstande stehen mag, wie der Malaye gegen den Haraforen) sind mongolischen Stammes, dem Tübeter verwandt, hohe, athletische Gestalten, mit breiten Gesichtern, schwarzen Haaren, schmalen scharfwinkligen Augen, lichtbrauner Haut; sie leben äußerst einfach, kleiden sich ärmlich, sind tüchtige Lastträger und überhaupt den größten Anstrengungen gewachsen, und muthige Leute, obgleich sie nichts weniger als ein kriegerisches Volk ausmachen. Doch wohnen noch andere unbekannte wilde Jagdstämme im Lande. Ihre **Sprache** ist ein Dialekt der tübetanischen. Die **Regierung** von B. liegt in den Händen des **Dharm Radschah** und des **Daib Radschah**, wovon der erstere das geistliche Oberhaupt (s. unten), der letztere, der weltliche Herrscher, aber dem Dharm untergeordnet und eigentlich nur dessen erster Minister ist. Sein Amt ist weder erblich, noch immer lebenslänglich. Es ist ihm nur von dem Dharm Radschah, der sich bloß mit geistlichen Dingen abgibt, übertragen, und er hat 3 Gehülfen zur Seite: den **Tasse Zumpum** (Schatzmeister), den **Zundonter** (Oberfeldherrn) und den **Zempi** (Ceremonienmeister). Die übrigen Civilbeamten werden **Zienkabs** genannt. Das Land zerfällt in Provinzen, die von **Subahs** (Statthaltern) verwaltet werden. Die Schutzherrlichkeit des chinesischen Kaisers besteht, wie es scheint, bloß dem Namen nach; er hält im Lande weder einen Tazin (Vicekönig), noch eine Garnison, wie in Tübet. Die **Religion** der Butaner ist der Lamaismus, an dessen Spitze hier der genannte Dharm Lama oder Dharm Radschah steht, der dritte der Großlamas, in dessen Körper ebenfalls ein großer Geist oder ein Gott wohnt, der, wie der des Dalai Lama und Bogdo Lama, sich bei seinem Tode immer von Neuem einen andern Körper wählt. Er ist das Haupt der **Ulan**, **Sallatà** oder **Rothquäste**, einer Sekte der Lamaiten, die sich über B. verbreitet hat, und erkennt übrigens in geistlichen Dingen das Supremat des Dalai Lama an. Außer ihm gibt es noch 2 andere Großlamas in B., den **Lama Rimbodscht** u. den **Lama Ghassatu**, die aber dem **Dharm Lama** untergeordnet sind. Die Priester heißen Gelums. Die **Baukunst** hat in B. noch keine großen Fortschritte gemacht; die Häuser sind mit Bretern bedeckt, über welche große Steine gelegt werden. Die schönsten Gebäude befinden sich in den Residenzen der Radschahs; sie sind sehr hoch und einige haben nicht weniger als sieben Stockwerke. Die Festungen sind nicht unansehnlich, sie haben Schießscharten und Kasematten, in denen eine ziemlich geschickt eingeübte Artillerie gedeckt ist. Das schönste Gebäude in B. ist der Tempel von Tassisudon, dessen vergoldete Kuppel einen sehr guten Effekt macht. Die **Musik** der Butaner beschränkt sich auf Blasinstrumente. **Malerei** und **Skulptur** sind sklavische Nachahmungen der Chinesen. Was aus B. in den **Handel** kommt, besteht in Reis und Korn, das man nach Tübet führt, in Ochsenschweifen, Tangutpferden, feiner Wolle, Honig und Wachs, wofür man in Bengalen und Assam Abnehmer findet. Der Handel von Indien aus mit B. ist gegenwärtig sehr unbedeutend, nicht sowohl weil es an Handelsgegenständen fehlt, sondern weil die Regierung und ihre Diener sich ein ausschließliches Privilegium desselben anmaßen und die Privaten ausschließen. Pferde sind der Hauptausfuhrartikel, aber Stuten dürfen nicht aus dem Lande gehen. Die gewöhnlichste Art des Handels ist Tauschhandel. Der Dharm Radschah residirt in **Wandipur**, aber die Hauptstädte des Landes sind: Tassisudon, Sommerresidenz des Daib Radschah, mit einer Citadelle, und **Punakha**, Winterresidenz des Daib Radschah, ebenfalls mit Citadelle. Andere Städte sind: Buredawar,

Sitz eines Statthalters (Subah), Festung; Paro, Handel, Götzenfabrik; Bijni (Bioni), mit einigen Tempeln und einer Citadelle.

Bute, britische Insel, zu Schottland gehörig, 2⅘ □M. groß, mit 6000 Einw. Der Boden geht von Norden nach Süden aus einem Gebirgslande allmählig in eine Sandebene über, welche von Bächen, Quellen und Weihern hinlänglich bewässert wird. Das Klima ist mild und feucht. Außer dem Ackerbau u. der Viehzucht ist Fischfang, besonders der Häringsfang, ein Haupterwerbszweig der Einwohner. Auf der Südküste von B. finden sich noch Trümmer eines alten Druidentempels. B. ist Heimath der Stuarte und gibt einer Linie des hamiltonschen Hauses den Grafentitel; von der Hauptstadt, Rothsay, führt der Prinz von Wales den Herzogstitel.

Bute, John Stuart, Graf von, britischer Staatsmann und Schriftsteller im Fache der Botanik, wurde 1713 als Sprößling einer schottischen, mit den alten Königen des Landes verwandten Familie geboren, welche 1703 zur Pairswürde erhoben worden war. B. neigte sich in seiner Jugend mehr zu einem freien und fröhlichen Leben, als zu den ernsten Geschäften der Politik hin, erschien aber 1737, wo er eine Stelle im Parlament erhielt, plötzlich wie in seinem ganzen Wesen umgewandelt und bildete die hartnäckigste Opposition gegen die Minister. Die gewöhnliche Folge davon war 1741 die Hintertreibung seiner Wahl, weshalb sich B. auf die Insel zurückzog, von welcher er den Namen führte. Hier blieb er, bis ihn die Nachricht von der Landung des Prätendenten (1745) traf. Er eilte nun nach London zurück, wußte durch sein gewandtes und anmuthiges Aeußeres seine frühere Opposition gegen die Minister bei Hofe vergessen zu machen, wurde insbesondere Günstling des Prinzen von Wales und nach dessen Tode von seiner Wittwe, der Mutter des nachmaligen Georgs III., diesem zum Kammerherrn und Erzieher gegeben. Mit dem Alter Georgs II. nahm des Prinzen und B.'s Einfluß zu; B. wußte einen Lehrer nach dem andern von dem Prinzen zu entfernen, und B., der Prinz und seine Mutter (eine Prinzessin von Sachsen-Gotha) führten, gegen alle Parteien verschlossen, schon jetzt das Regiment. Nachdem der alte König am 25. Oktober 1760 gestorben war, erhielt B. Sitz und Stimme im Staatsrath und die Verwaltung des Forstes von Richmond. Wie bei der Erziehung des Prinzen war nun auch bei der Leitung der Staatsgeschäfte sein erstes Augenmerk auf die Entfernung aller Personen gerichtet, die seinen ehrgeizigen Planen im Wege standen. Mit Lobpreisung und Versicherung der reinsten Vaterlandsliebe begann in der königlichen Rede sein Werk, die Auflösung des Parlaments (1761) war der zweite Schritt, der allmählige Umsturz des alten Kabinets der dritte. Nur Pitt vermochte sich bis zum Oktober 1761 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten. Die Posten eines Staatssekretärs und eines Lords der Schatzkammer nahm B. ein, der zugleich mit dem Orden des Hosenbandes geschmückt worden war. Als 1762 zwischen England gegen Spanien und Frankreich der Krieg ausbrach und die Erfolge desselben für England glänzend genug ausfielen, um das ganze Volk in einen Siegesjubel zu versetzen, fand es B. dennoch seinen Zwecken angemessen, einen Frieden einzuleiten, der, äußerst günstig für England und zum Nachtheil des verbündeten Preußens, zu Fontainebleau abgeschlossen und von beiden Häusern, freilich nach heftigen Debatten, genehmigt wurde. B.'s Macht schien nun auf festen Säulen zu ruhen; aber gerade der Grund, auf den er bauete, beförderte seinen Sturz: die Entfernung aller Whigs aus der Umgebung des Königs, die Begünstigung der Tories und der Schotten und endlich die Anordnung einer neuen Steuer zur Deckung der durch die Kriegsschulden veranlaßten Anleihe, die er vom Cyder erheben wollte, fachten endlich die Erbitterung des Volks so heftig an, daß B. für gut fand, sich, „nachdem er der Welt den Frieden geschenkt, alle Verpflichtungen erfüllt und ein kräftiges Ministerium gebildet habe, das seiner nicht mehr bedürfe", von den Staatsgeschäften zurückzuziehen. Dies geschah in der That wohl aber erst nach dem Tode der Mutter des Königs (1772), denn erst seit dieser Zeit ist auch sein Einfluß auf die Beschlüsse des Staatsraths nicht mehr zu bemerken. Er verbrachte den übrigen Theil seines Lebens auf seinem Schlosse Lutton in Berkshire, wo eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein botanischer Garten und ein reiches Kabinet physikalischer, mathematischer und astronomischer Instrumente ihn ganz in Anspruch nahmen, und †, in London fast vergessen, den 10. März 1792. Sein Lieblingsstudium war Botanik. Für die Königin von England verfaßte er das Prachtwerk „Botanical tables", 9 prachtvoll ausgestattete Quartbände, von denen nur 12 Exemplare gedruckt und verschenkt wurden. Sie enthalten die verschiedenen in Großbritannien einheimischen Pflanzenfamilien. Die Kosten des Werks schlägt man auf 10,000 Pfund Sterling an. Ein Exemplar (Buffons) ist jetzt Eigenthum der pariser kaiserlichen Bibliothek. B. besaß nicht die Befähigung zur Bekleidung eines so hohen Postens, wie er ihn eingenommen; der erforderlichen Umsicht und Klarheit des Blicks entbehrend, ergriff er oft falsche Maßregeln, welche innere Zerwürfnisse im Reiche zur Folge hatten. Rühmenswerth aber ist es, daß er es als Minister verschmähte, feile Federn in seinen Sold zu nehmen. Auch begünstigte er freigebig Künstler und Gelehrte und zeigte in seinem Privatleben eine löbliche Einfachheit.

Butea, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, dem Lord Bute zu Ehren genannt, charakterisirt durch die lanzettförmige offene Fahne und die gestielte, zusammengedrückte, häutige, nicht klaffende Hülse, die am Griffel nur einen großen, zusammengedrückten Samen enthält, Bäume in Ostindien und China mit Bohnenblättern und sehr schönen hochrothen großen Blumen in prächtigen Trauben. B. frondosa *Roxb.*, Erythrina monosperma *Lam.*, ist ein mäßiger, 18 Fuß hoher, 1 Fuß dicker Baum auf den Bergen Ostindiens, mit flaumigen Zweigen und rundlichen, etwas behaarten Blättern und hochrothen, mit hochgelbem und silberglänzendem Flaum schattirten Blüthen in fuß-

langen hängenden Trauben. Der blutrothe, stark zusammenziehende Saft, welcher theils freiwillig, theils nach Verwundungen aus der Rinde fließt, verhärtet an der Luft und wird als ostindisches Kino (Kino orientale s. asiaticum), das sich von dem ächten Kino durch den Gehalt an eisenbläuendem Gerbestoff unterscheidet, nach Europa gebracht, kommt aber nur selten vor. Die Samen sind wurmwidrig, die Blüthen färben schön gelb. B. superba *Roxb.*, Rudolphia superba *Poir.*, ist ein wahrer Prachtbaum, dessen glatte Zweige sich um große Bäume schlingen und ebenfalls Gummi liefern. Die Blumen sind zahlreicher, größer und in viel größern Trauben vereinigt, als bei voriger Art. Wenn der Baum in der Blüthe steht, so gewährt er eins der schönsten Schauspiele in der Pflanzenwelt. Er wächst in Ostindien auf Bergen.

Butler, 1) (auch Buttler), Wallensteins mittelbarer Mörder, ein Irländer von Geburt, war als gemeiner Soldat in kaiserliche Dienste getreten, ging später zu den Fahnen Wallensteins und stieg hier bis zum Obersten eines Dragonerregiments. Wallenstein zog ihn in den Kreis seiner Vertrauten und suchte ihn mit allen Mitteln an sich zu fesseln, ja endlich suchte er sogar B.s Trennung von ihm dadurch unmöglich zu machen, daß er ihn beim Kaiser in ein gehässiges Licht stellte. Als B. hinter dieses Geheimniß kam und Wallenstein mit seinem Plane, vom Kaiser abzufallen, deutlicher hervortrat, so verschwor sich B. mit Gordon und Leslie gegen Wallenstein und führte, nachdem er dessen Vertraute, Terzky, Illo, Kinsky und Neumann, auf dem Schlosse zu Eger hatte niederhauen lassen, auch des Feldherrn Ermordung herbei. Der Kaiser erhob ihn dafür zum Generalmajor.

2) Samuel, berühmter engl. Dichter, geboren im Febr. 1612 im Kirchspiel Strensham in Worcestershire, studirte zu Cambridge, arbeitete dann als Schreiber des Friedensrichters Jeffery von Earls-Croom, beschäftigte sich aber in seinen Mußestunden nicht nur sehr viel mit dem Studium der Dichter und Geschichtschreiber, sondern auch mit Musik und Malerei. Nachdem er darauf eine Zeit lang im Hause der Gräfin Elisabeth von Kent verweilt hatte, kam er zu Sir Samuel Luke, einem der vornehmsten Offiziere Cromwells und einem der fanatischsten Puritaner, bei welchem religiöse und politische Sekten ihr Unwesen trieben und B.s Aufmerksamkeit rege machten. Diese Umgebung erzeugte in ihm den Gedanken zu seinem „Hudibras" (London 1663 u. ö., 3 Bde. 1793; 2 Bde. 1806; mit Anmerk. von Nash, das. 1844; deutsch von Soltau, Königsberg 1798, und Eiselein, Freiburg 1845). Die Tendenz dieses Gedichts ist, die Schwärmerei und wilde Ausgelassenheit der religiösen Sekten und politischen Parteien, die kurz vor u. während der englischen Revolution ihr Wesen trieben, lächerlich zu machen. Dasselbe ist eigentlich eine Nachahmung Don Quixote's, indem sich Hudibras, der Hauptheld, ein presbyterianischer Friedensrichter, u. sein Begleiter, Ralph, ein hartköpfiger und zanksüchtiger Independent, nur als nationalisirte Kopien des Don Quixote und des Sancho Pansa darstellen. Der Inhalt umfaßt eine Reihe von Abenteuern, welche nur durch die gemeinschaftliche Tendenz, die Sekten der Presbyterianer, Puritaner, Independenten und anderer Dissenters zu verspotten, zusammengehalten werden. Der größte Theil des Gedichts besteht aus Dialogen, zu denen die Meinungsverschiedenheiten Hudibras' u. Ralphs Veranlassung und die Zeitverhältnisse Stoff genug darboten. Jetzt ist das Gedicht ohne Beihülfe gelehrter Kommentare nicht mehr durchweg verständlich, denn B. hat es zu einer Schatzkammer seiner gelehrten Kenntnisse gemacht, welche Alles umfaßt, was seine Zeit in theologischer, staatsrechtlicher, philosophischer und sogar astrologischer Weisheit und Afterweisheit zur Schau trug. Für B.s Umstände hatte das Glück seines Buchs keine andern Folgen, als daß man ihm glänzende Versprechungen machte, die aber nie erfüllt wurden. B. † 1580 zu London in ärmlichen Umständen. Sein literarischer Nachlaß wurde in 3 Bänden herausgegeben. Bessere Ausgaben sind von R. Thyer: B.s Genuine Remains in Verse and Prose (London 1759) und „B.s Remains" (das. 1823). Den Inhalt bilden größtentheils didaktische Satiren und einzelne Gedanken in Versen; die Zuchtruthe B.s traf aber jetzt nicht mehr bloß presbyterianische Thorheiten und Laster, sondern auch die schamlose Liederlichkeit des königlichen Hofs. Der Satyriker siegte über den Dichter, und sein Widerwille gegen die Sekte, die er brandmarken wollte, ließ ihn oft sein Interesse an der Poesie vergessen.

3) William Allen, amerikanischer Dichter, Sohn B. Butlers, des Generalanwalts der Vereinigten Staaten, geboren 1828 in Albany, empfing seine Ausbildung auf der Universität zu Newyork, reiste dann zwei Jahre lang in Europa und ist seit seiner Rückkehr bei seinem Vater in der Ausübung der Advokatur beschäftigt. Er schreibt viel für die „Democratic Review" und die „Litterary World". B. hat viel Witz und Humor, eine lebendige Phantasie, eine geschmeidige, biegsame Sprache und ist sehr glücklich in der Wahl des rechten Ausdrucks.

Buto, eine ägyptische Göttin aus dem Geschlecht der acht ersten Götter, die in der Stadt Butos in einem 40 Ellen hohen Tempel aus Einem Stein verehrt wurde. Jährlich wurde ihr zu Ehren eine Festversammlung gehalten und ihr Orakel war das gefeiertste in ganz Aegypten. B., welche den Griechen als ihre Leto (Latona) galt, war die Pflegemutter des Horus und der Bubastis (des Apollo und der Artemis), der Kinder von Osiris und Isis, und rettete den Horus vor dem Verderben drohenden Typhon auf die schwimmende Insel Chemmis in einem See bei dem Heiligthum der B. Die Göttersprößlinge genossen daher mit ihrer Erhalterin daselbst gleiche Verehrung. Eine Aehnlichkeit zwischen der ägyptischen B. und ihren Pflegebefohlenen und der griechischen Latona und ihren Kindern ist nicht abzuleugnen; nur ist zu bemerken, daß beide Völker, als sie seit Psammetich mehr in freundlichen Verkehr kamen, ihre verwandten Buto- u. Latona-Sagen gegenseitig durch Zusätze zu befreunden suchten.

Butomus (Wasserviole, Blumenbinse), Pflanzengattung der Juncaceen nach Jussieu oder

der Alismaceen nach Decandolle, deren charakteristische Merkmale folgende sind: Kelch und Blume dreiblätterig, beide gefärbt, dreimal drei Staubfäden auf dem Stiel, sechs langgeschnäbelte, inwendig klaffende Bälge mit vielen kleinen und geraden Samen. B. umbellatus *L.*, schirmblüthige Wasserviole, Wasserliesch, hat einen blattlosen Schaft, schmale und dreischneidige Wurzelblätter, röthliche Blumen und findet sich in Wassergräben und Teichen durch ganz Europa und Asien von 38—63° nördl. Breite. Die 2—3 Fuß langen schwertförmigen Blätter drehen sich oft schraubenähnlich. Die Wurzel und der Same dieser schönen Pflanze schmecken bitter und haben zusammenziehende Kräfte; sie wurden sonst in den Apotheken unter dem Namen Radix et Semen junci floridi gebraucht. Aus den Blättern verfertigt man Körbe und Matten. Die Wurzeln werden geröstet oder getrocknet von den Kalmücken, Ostiäken und andern benachbarten Völkern zur Nahrung gebraucht. Ihr Mehl soll sich beim Kneten wie Getreidemehl verhalten, der mit Hefen bereitete Teig sich sehr leicht heben und das daraus gebackene Brod nur in der Art vom Weizenbrode sich unterscheiden, daß es leichter bröckelt und etwas bitter schmeckt, übrigens, gleich diesem, gesund und nährend seyn. Die Pflanze verdient daher mit Recht unter die Getreidesurrogate aufgenommen zu werden.

Butong, asiatische Insel an der Südostspitze von Celebes, 17 Meilen lang, 4 breit. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Insel, besonders an Gewürzbäumen, hat sie durch die Handelsspekulation der Holländer zu einem Orte der Zerstörung gemacht. Der Radschah der Insel bezahlt nämlich sein Bundniß mit Holland durch gewissenhaftes Ausrotten aller Nelkenbäume und sonstigen Gewürze. Die ganze Insel steigt von der Küste aus langsam zu einem Gebirge an, das wie ein dichter Wald anzusehen ist. Die Bevölkerung von B. wird auf mehr als 100,000 Seelen angegeben. Der Radschah residirt zu Kalla-Susong. Der beste Hafen gegen die Westmussuhes ist auf der Ostküste die Bai Miastake oder Futsch Dwaal.

Butos (auch Buto), Hauptstadt eines unterägyptischen Nomos an der sebennitischen Mündung des Nil, unweit des butischen Sees, jenes Theils des Sees Brulos, in welchem die Insel Chemmis mit der Stadt Hermopolis liegt. In B. war ein berühmtes Heiligthum der Göttin Buto (s. d.) mit einem Orakel; auch wurde hier jährlich ein großes Fest zu Ehren der Göttin gefeiert. Jetzt sind nur noch Trümmer dort zu sehen.

Butrinto, das alte Buthrotum, Stadt u. Festung im türkischen Ejalet Rumelien, Sandschak Delonia, am Flusse Paolo mit der Etrizamündung, hat 1700 Einwohner, welche Fischfang u. Salzschlämmerei treiben. Cäsar nahm im Bürgerkriege das ganze Gebiet von B. in Beschlag, weil die Bewohner die Zahlung einer ihnen auferlegten Geldabgabe verweigerten. Atticus löste es für sein eigenes Geld den Bewohnern wieder ein. Bei den Kriegen der folgenden Jahrhunderte blieb es nur selten verschont. So wurde es im 16. Jahrhundert von den Türken zerstört, dann wurden die Venetianer vollkommen Herren desselben, bis es ihnen 1797 die Franzosen und diesen 1799 die verbündeten Russen und Türken wieder entrissen.

Butsets, Grenzgebirge zwischen Siebenbürgen und der Walachei, besteht eigentlich aus zwei Bergrücken, die durch ein tiefes Thal von einander getrennt sind; der nördliche gehört zum kronstadter Distrikt, der südliche Rücken, höher und steiler, zur Walachei.

Butt (Butte), s. v. a. Scholle, Pleuronectes, Fischgattung; dann eine besondere Art der Gattung Scholle (Pleuronectes flesus *L.*), auch Flunder genannt, welche der gemeinen Scholle gleicht, mit grünlichgelben und schwarzen Flecken; die Oberfläche fühlt sich durch eine Menge kleiner Spitzen rauh an, die Augen liegen zwar gewöhnlich rechts, nicht selten aber auch links. Sie ist gemein in der Nord- und Ostsee, auch im mittelländischen Meere, hält sich gern im Brackwasser auf und bleibt bei der Ebbe häufig auf dem Sande liegen, in den sie sich dann einwühlt, daß nur der Kopf heraussieht. Ihr Fleisch ist nicht so schmackhaft, als das der gemeinen Scholle; auch bleibt sie kleiner, denn sie wird selten über 6 Pfund schwer. Sie hat ein zähes Leben und läßt sich selbst im süßen Wasser einige Meilen weit führen.

Butte, ein hölzernes Gefäß überhaupt; insbesondere ein hohes, einem abgestumpften Kegel ähnelndes Gefäß mit Tragbändern, um damit auf dem Rücken Wasser zu tragen; auch ein großes Faß, in welchem in Schiffen unten im Raume das Trinkwasser aufbewahrt wird.

Buttelstädt, Stadt im sachsen-weimarischen Amt Buttstädt, nördlich von Weimar, an der Lache und am Fuße des Ettersbergs, mit 840 Einwohnern, welche starke Weberei und Strumpfwirkerei treiben; war früher einer der vier thüringischen Dingstühle.

Butten, auch Hagebutten, die Früchte des Weißdorns, Crataegus oxyacantha *L.*

Butter (lat. butyrum, franz. beurre), ein Bestandtheil der Milch der Säugethiere. Beim ruhigen Stehen der Milch scheiden sich die darin suspendirten kleinen Butterkügelchen, gemengt mit Käsestoff und etwas Milch, auf der Oberfläche in Form von Rahm oder Sahne ab. Durch anhaltendes Stampfen oder Schlagen des Rahms (Buttern) werden diese Fettkugelchen zu größeren Massen vereinigt und trennen sich von der im Rahm enthaltenen molkenartigen Flüssigkeit. Diese Flüssigkeit, in welcher die B. nach geschehenem Buttern schwimmt, nennt man Buttermilch. Die B., wie sie in Haushaltungen verbraucht wird, besteht der Hauptmasse nach aus reiner B. u. ungefähr 1/6 ihres Gewichts Buttermilch (s. d.). Durch Schmelzen in einem hohen Gefäß bei 60° C., Abgießen des sich oberhalb ansammelnden Fetts, Filtriren und Waschen desselben mit Wasser von 40° C., so lange als dieses noch etwas aufzunehmen vermag, befreit man die B. von der Buttermilch und ertheilt ihr dadurch mehr Haltbarkeit. Die so gereinigte Kuhbutter ist ein Gemenge von 68 Theilen margarinsaurem, 30 Theilen butterölsaurem und 2 Theilen butter-, caprin- und capronsaurem Glyceryloxyd, welche noch das von Chevreul dargestellte Butyrin mit einschlie-

ßen. Chevreul gibt noch als Bestandtheil der B. Stearin an, welches Andere nicht finden konnten. Außerdem enthält die B. noch einen zufälligen, von den Nahrungsmitteln der Thiere herrührenden Bestandtheil von meistentheils gelber Farbe. Die geschmolzene B. kann auf 26,5° abgekühlt werden, bevor sie erstarrt, ihre Temperatur steigt aber während des Festwerdens wieder auf 32°. Kochender Alkohol von 0,822 specifischem Gewicht löst 3,46 Procent B. auf, kalter Alkohol wirkt fast gar nicht ein. Die Konsistenz der B. wechselt sehr ab und wird von dem Gehalt an Margarin und den andern ihr eigenthümlichen flüssigen Fetten bedingen. Durch Alkalien wird die B. leicht verseift; die Kaliseife ist schmierig, die Natronseife wird hart und besitzt wegen der sich beim Verseifen bildenden Fettsäuren einen unangenehmen Geruch. Chevreul erhielt durch Zersetzung der Butterseife mittelst Weinsäure von 100 Theilen B. 88,5 Theile eines Gemisches aus Oel-, Margarin- und wenig Talgsäure und eine wässerige Auflösung, die neben der Buttersäure, Caprin- und Capronsäure, 11,85 Theile Glycerin enthielt. B. aus Frauenmilch ist der Kuhbutter ähnlich zusammengesetzt; die Ziegenbutter enthält, außer obigen Fetten, noch Hircinfett, und die B. aus Schaf-, Esel- und Stutenmilch, sowie die der Frauenmilch nach Braconnots Angaben mehr ölartiges Fett, als die B. der Kühe und Ziegen.

Die beste B. gewinnt man von gesunden, aromatische Kräuter fressenden Thieren, daher empfiehlt sich die Gebirgsbutter. Die Frühlings-, Gras- oder Maibutter ist gelb; weiß, hart u. kernicht ist die Herbst- oder Stoppelbutter, am schlechtesten die Winter- oder Strohbutter. Im Durchschnitt geben 18 Pfund Milch 1 Pfund B. Zur Bereitung der B. ist erforderlich, daß man die Milch gleich nach dem Melken abseiht, in kühle Näpfe gießt, worin sich der Rahm abscheidet, denselben abnimmt (abrahmt), in besondere Gefäße (Rahmtöpfe, Rahmständer) füllt, dieselben an einem kühlen Ort aufbewahrt, wo sich noch wässerige Theile absondern, und dann den in ein Butterfaß (s. d.) gegossenen Rahm schlägt (stößt, rührt). Die dadurch von der Milch geschiedene B. knetet man, daß die noch rückständige Milch heraustritt, salzt oder schmelzt sie, wenn man sie aufbewahren will, und gibt ihr Form. Da nur B., welche fest, von allen käsigen Theilen, Molken, Milch u. Lake frei ist, eine gleich schöne, hellgelbe Farbe hat, frisch und angenehm riecht, süß und lieblich schmeckt und einige Zeit sich so hält, auf Güte Anspruch machen kann, so ist hauptsächlich auf den Zeitpunkt zu achten, wenn bei der Milch Säure eintreten will; dann muß ungesäumt abgerahmt werden. Eine Temperatur von 10—12° R. eignet sich am besten dazu. Schon in 36 Stunden hat sich der Rahm abgesetzt. Bei wärmerer Temperatur entwickelt sich die Säure der Milch viel schneller und bei einer kühlern dauert die Rahmabsonderung länger, wodurch bei dem langen Stehen leicht keine so gute B. gewonnen wird. Daher seiht man im Winter zur Beförderung derselben zum Rahm eine Partie kuhwarmer Milch. Um gute und viel B. zu erhalten, muß der Zeitpunkt in Obacht genommen werden, wenn der Rahm hinreichend dick und säuerlich geworden. Ist dieses eingetreten, so schüttet man in das Butterfaß, welches im Sommer durch das kälteste Brunnenwasser ausgespült und abgekühlt, im Winter mit heißem Wasser erwärmt worden ist, den Rahm, beginnt zu buttern und schüttet zur Beförderung der Absonderung der B., sobald dieselbe sich abzusondern anfängt, im Sommer kaltes, im Winter warmes Wasser hinzu, wodurch die B. in größern Klumpen sich ansetzt. Dann fährt man mit dem Buttern langsamer und stoßweise fort, bis sich auch nicht das kleinste Stückchen B. mehr in der Milch befindet. Zucker, Alaun, Asche, Seife verhindern das Entstehen der B. Die herausgewonnene B. wird in eigene Gefäße und dann in einen Trog des Butterkellers gelegt. Da es an heißen Sommertagen, wenn Gewitter am Himmel stehen, kaum möglich ist, die B. fest aus dem Butterfasse zu nehmen, so buttert man nach Sonnenuntergang bei eingetretener Kühle, indem man das kälteste Brunnenwasser zugießt. Im Buttertroge wird die B. sogleich geknetet, um die Buttermilch zu entfernen, dann in vielen Gegenden pro Pfund mit 2 Loth Salz vermischt und wieder geknetet. Das Bearbeiten derselben geschieht am besten mit hölzernen Löffeln (Schleefen). In Holstein färbt man die weiße Winterbutter mit Orleans, in Holland mit dem Saft der Ringelblume, hie und da mit dem der Möhren. Neuerdings hat man verschiedene Verbesserungen in dem Buttern erfunden. Die hauptsächlichsten sind folgende. Das krommersche Verfahren gründet sich auf die Thatsache, daß, je mehr der Säuerungsprozeß der Milch hinausgeschoben werden kann, um so größer der Gewinn an Rahm und B. ist, zu welchem Zwecke man der Milch bei sehr heißem Wetter $1^1/_2$ Procent Soda zusetzt. Die Soda muß man vor ihrer Anwendung auf ihre Reinheit, namentlich auf Schwefelnatrium prüfen und sie, bevor sie der Milch zugesetzt wird, in der doppelten Menge Wasser auflösen. Um dem süßen Rahm die richtige Temperatur zum Buttern zu geben, bringt man ihn in ein flaches Gefäß über das Feuer oder auf einen warmen Ofen, setzt ein Thermometer in den Rahm und rührt diesen beständig. Sobald das Thermometer 12—13° Wärme zeigt, wird der Rahm gebuttert. In England erfand man ein Butterwasser, das nicht nur eine vollkommene Abscheidung des Rahms bewirkt, sondern auch dem Rahm, der B. und der abgeschöpften Milch einen bessern Geschmack und eine schönere Farbe ertheilt. Die Rahm- und Buttervermehrung beträgt 25 Procent. Zur Aufbewahrung und Versendung schlägt man die B. recht fest in Fässer von Weißbuchenholz ein, die in Salzwasser ausgekocht worden sind; doch empfehlen sich große steinerne Krüge am besten dazu. Man beschmiert vorher dieselben inwendig mit B., daß die Luft nicht eindringen, und streut viel Salz darauf, daß sich die B. nicht an die Stäbe festsetzen kann. Ist das Faß voll, so streut man oben darauf grobes Salz 2 Zoll dick und stellt es in einen kühlen, aber trockenen Keller, und soll es versendet werden, so nimmt man das Salz ab und schlägt den Deckel dicht zu. Man hält B. längere Zeit frisch, wenn man sie gut auswäscht, in ein irdenes Gefäß festdrückt, dieses umgekehrt auf einen mit Wasser gefüllten Teller setzt,

an einem kühlen Orte aufbewahrt und täglich das Wasser erneuert. Man nimmt der B. den ranzigen Geschmack, wenn man sie in einem Gefäß mit doppelt so viel Wasser schmelzt, mit einem Holzlöffel B. und Wasser tüchtig durcheinander rührt, das Gemisch kalt werden läßt, das Wasser abgießt und nach hinzugegossenem frischen mehre Male wieder so verfährt. Euraudau reinigte Oel und B., indem er zu 100 Theilen von jenen 10 Theile Wasser, welches mit einem Theil Mehl gequirlt war, that und nach u. nach so weit erhitzte, bis das Wasser verdunstet war. 80° R. darf die Temperatur nicht übersteigen. Auch frische B. kann man durch dieses Verfahren sehr lange gut erhalten, zumal wenn man sie wohlverschlossen in steingutenen Töpfen in kühlen Kellern aufbewahrt. Gut ausgewaschene, frische, ungesalzene B. eignet sich als die mildeste Fettart zur Einhüllung und Abstumpfung von scharfen Stoffen, vorzüglich ätzenden Giften, empfiehlt sich also als Speise für Arbeiter in Amalgamirhäusern, Arsenikhütten, für Metallarbeiter, Oelmaler, Giftfarbenreiber ꝛc., treibt geschmolzen die Würmer ab und dient zu Salben und Klystieren. Aeußerlich dient sie gegen wundgeriebene Haut, zur Erweichung von Verhärtungen ꝛc. Mehre wilde Völker reiben sich zur Geschmeidigmachung die Haut mit frischer B. ein. Auch soll sie ein durstlöschendes Mittel seyn. B. kommt entweder frisch oder gesalzen od. geschmolzen in Töpfen oder in **Butterhosen** (s. d.) in den Handel. Irland, Holland, Seeland, Ostfriesland, Brabant, Holstein, Dänemark, Frankreich liefern viel B. nach Hamburg, Lübeck und Bremen. Das Altenburgische versorgt damit die Provinz Sachsen, und die B. der Hochgebirge Süddeutschlands und der Schweiz lockt sogar Reisende an sich.

Nach Plinius ist die B. eine Erfindung der Deutschen. Griechen u. Römern diente sie nicht zu Speisen, sondern nur zu Salben im Bade u. als Arznei, u. auch jetzt noch ist sie in Griechenland, Italien und Spanien wenig im Gebrauch, desto mehr im Norden. In Deutschland sind die Holsteiner die besten Butterfabrikanten, nach ihnen kommen die Ostfriesen. Vorzüglich geschickt in der Butterbereitung sind außerdem die Schweizer, Holländer und Irländer. Man gewinnt auch B. aus öligen Pflanzenstoffen, welche eine gewisse Konsistenz erhalten haben, aber bei Wärme leicht flüssig sind, wie **Kakaobutter** aus den Kernen des Kakaobaums, **Kokosbutter** aus den Früchten der Kokospalme, **Bambuckbutter**, s. **Bassia**, **Wachsbutter** u. **Benzoebutter**, die bei der Destillation von Wachs und Benzoe gewonnen werden.

Butterbaum, s. Bassia.

Butterbirnen, Name verschiedener Birnarten, welche von zartem, wohlschmeckendem Fleische sind, aber sämmtlich erst durch das Liegen schmackhaft werden. Sie heißen auch Saft- oder Schmalzbirnen und gehören nach der okenschen Anordnung der Birnsorten zu den Mispelbirnen (Pyra mespilaria), nach der sicklerschen zu verschiedenen Klassen. Die **große graue Butterbirne** ist von bauchiger Gestalt, welche nach der Blume zu abfällt, um die große, offene, ziemlich tiefe Blume platt, grüngelb, dunkelgrün punktirt, an der Sonnenseite bisweilen roth, und hat ein sehr zartes und saftiges Fleisch von einem sehr angenehmen, süßsäuerlichen, feinen Geschmack, daher sie unter die Tafelbirnen ersten Ranges gehört. Sie wird in der Mitte Oktobers reif und dauert gegen 6 Wochen. Der Baum mit mittelmäßig starkem Stamm trägt fleißig und ziemlich viel. Die **kleine graue** B. ist gegen den Stiel zu ziemlich spitzig auslaufend, gelbgrün mit vielen grauen Punkten, welche sie ganz rauh machen, hat eine starke Schale und zartes, weißes, saftiges Fleisch von süßem und stärkendem Geschmack, reift gegen Ende Septembers und dauert 4 Wochen. Die **rothe** B. ist mehrentheils etwas schief, oder mit einem krummen Rücken, fast rund, an der Sonnenseite lebhaft hellroth, punktirt, hat eine etwas starke Schale und sehr zartes und saftiges Fleisch von süßem Geschmack, reift in der Mitte Oktobers und dauert 4 Wochen und ist eine der ersten Tafelbirnen. Die **weiße** B. (**Kaiserbirne**) ist eine bekannte vortreffliche Herbstbirne, bald ziemlich rund, bald länglich von Gestalt, oben sich flach wölbend, vom Baum genommen grünlich, wird auf dem Lager gelb und auf der Sonnenseite bisweilen sanft geröthet, hat eine dünne Schale und weißes, schmelzendes Fleisch mit vielem, sehr süßem Safte, wird Anfangs Oktober reif, dauert aber nicht über 4 Wochen.

Butterblume, s. v. a. Ranunculus *L.*; dann auch populäre Benennung mehrer anderer Pflanzen, besonders gelb blühender, denen man, wenn sie sich unter der Grasfütterung befinden, wiewohl mit Unrecht, die gelbe Farbe der Butter zuschreibt, z. B. der Caltha palustris, des Leontodon Taraxacum ꝛc.

Butterbrief, eine Urkunde vom Papst oder einem katholischen Geistlichen, durch welche die Erlaubniß, in den Fasten Butter zu essen, gegeben ist.

Butterfaß (**Butterkanne**, **Rührfaß**), ein Gefäß, in welchem durch Schlagen, Schwingen oder Schaukeln Butter bereitet wird. Das gewöhnliche B. ist ein rundes, ungefähr 3 Fuß hohes, aus Dauben zusammengesetztes, unten weites, oben enges u. offenes Gefäß, auf welches ein mit einem Boden und einem Loche in der Mitte versehener hölzerner Aufsatz gesetzt wird. In dem Loche bewegt sich der Butterstempel (Buttersterl), der unten eine runde durchlöcherte Scheibe hat, auf u. nieder. Durch den Stiel desselben wird noch eine hohlgedrechselte Halbkugel gezogen, damit der Rahm nicht ausspritzen kann. Statt des Butterfasses sind in neuerer Zeit Maschinen im Gebrauch, welche das Geschäft des Butterns besorgen. Bei der, vom Bischof von Derry erfundenen **atmosphärischen Buttermaschine** wird mittelst einer ausnehmend gut angebrachten Druckpumpe ein starker Strom atmosphärischer Luft in die Sahne getrieben. Die Luft tritt durch eine mit der Pumpe verbundene Glasröhre, welche fast bis auf den Boden des Butterfasses niedergeführt ist. Dieses selbst ist von Zinn und befindet sich innerhalb eines andern Zinncylinders, so daß zwischen beiden Cylindern Dampf eingelassen werden kann, um der Sahne den gehörigen Wärmegrad zu geben. Die Pumpe wird durch das Drehen einer Kurbel in Bewegung gesetzt. Obwohl die Milch hier nicht durch einen Rührer in Bewegung ge-

setzt wird, so wird doch der Sauerstoff der atmosphärischen Luft in innige Berührung mit der Sahne gebracht, so daß eine vollständige Ausscheidung der Buttertheile Statt findet und keine derselben in den Molken zurückbleiben. Bei einer Gelegenheit wurde die neue Vorrichtung während der Dauer einer Stunde und 45 Minuten in Umtrieb gesetzt, und 11 Gallonen = 50 Kannen Sahne zu 26 Pfund Butter verwandelt. **Robinsons Luftbutterfaß** ist verschlossen; in ihm muß Milch oder Rahm von der einen Seite der Scheibe zur andern durch einen überdeckten Theil des Verschlusses gehen, wo die Luft frei einwirken kann. In diesem offnen Theile wird die sich absondernde Butter durch eine Art Gitter zurückgehalten. **Barths B.** zeichnet sich unter Anderm auch dadurch aus, daß es sehr schnell und schöne Butter liefert, weil der eingefüllte Rahm auch im Sommer immer kühl bleibt und im Winter nicht erkaltet, und daß es verschlossen werden kann. Die **Butterwiege** ist wie eine hölzerne Kinderwiege geformt, deren beide Endwände in 3 gleiche Räume dadurch abgemessen sind, daß 2 Paar kleine Leisten von oben nach unten mit hölzernen Nägeln an die inwendige Seite eines jeden Endstückes angenagelt werden. Jedes Leistenpaar ist so weit von einander entfernt, daß ein hölzernes Gitter mit 1—2 Zoll von einander entfernten Sprossen zwischen diese Leisten hineingesetzt werden kann. Die beiden Gitter, welche von einem Ende bis zum andern reichen, werden in Falzen festgehalten und theilen den innern Raum in 3 gleichbreite Theile. Der obere Wiegenkasten ist mit einem Deckel verschlossen, in dem sich zur Herausnahme der Gitter eine Klappe befindet, durch welche zugleich auch der Rahm geschüttet wird. Die Wiege wird geschaukelt wie eine andere, wodurch die Butter sich sehr schnell entwickeln soll. Diese Vorrichtung wurde noch dadurch verbessert, daß man ihr eine wannen- oder kannenförmige Gestalt gab und das Innere so konstruirte, daß der Rahm durch bewegliche Schaufeln gegen andere feststehende Schaufeln getrieben wird, wodurch allen Theilen des Rahms bei jeder Umdrehung doppelte Berührungspunkte geboten werden.

Butterhose (**Buttertonne**), besonders im Erzgebirge zur Versendung der Butter gebräuchliches längliches Faß von Buchen-, am zweckmäßigsten von Lindenholz. In Holstein enthalten ganze Tonnen 300, halbe 150—160, drittel 100 bis 110 Pfund. Bei den ersten beträgt die Tara des Holzes (Gewicht) 40, bei den zweiten 20, bei den dritten 14 Pfund.

Buttermilch (serum butyri), die nach der Abscheidung der Butter zurückbleibende Substanz, ein Gemenge von noch nicht vollkommen zersetzter Milch, etwas Fett und Käsetheilen, hat einen säuerlichen Geruch, röthet Lackmus und liefert nach Chevreul bei der Destillation Buttersäure und im Rückstand Käse, Milchzucker und die übrigen Bestandtheile der Milch. Durchs Filtriren läßt sie sich klar erhalten; beim Stehen wird sie leicht sauer und bitterlich ranzig, ist dagegen frisch ein kühlendes, leicht verdauliches Getränk und besonders für Schwindsüchtige, Gelbsüchtige und Fieberkranke sehr zu empfehlen. Sie soll, äußerlich eingerieben, den Haarwuchs und das Wachsen der Schafwolle befördern. Mengt man sie mit Mehl ein, so ersetzt sie Hefe und Sauerteig. Aus Linnen nimmt sie Rothweinflecke weg und wurde auch früher zum Bleichen gebraucht.

Butterpfennige, Geldgaben an die katholische Kirche für die Erlaubniß, in den Fasten Butter essen zu dürfen. Sie wurden sonst in einem besondern Kasten, **Butterkasten**, aufbewahrt und zu kirchlichen Bauten verwendet; vgl. **Butterbrief**.

Buttersäure, in der Butter enthaltene Säure, die sich aber auch im Harn, in der Hautausdünstung an gewissen Stellen des Körpers, welche davon ihren Geruch hat, zumal in der Nähe der Genitalien und an den Füßen und im Magensafte vorfindet.

Buttersaure Salze, salzartige Verbindungen der Buttersäure mit Basen, sind im trocknen Zustande gewöhnlich geruchlos u. besitzen im feuchten den eigenthümlichen Geruch der Buttersäure, woran sie besonders kenntlich sind und der sogleich deutlich hervortritt, wenn eine ganz geringe Menge des Salzes mit koncentrirter Schwefelsäure befeuchtet wird. Der trocknen Destillation unterworfen geben sie ölbildendes und Kohlensäuregas, ein orangegelbes aromatisch riechendes, nicht saures Brandöl und lassen neben Kohle die Basis zurück.

Butterwoche (russ. **Maslìza**), die den achtwöchentlichen Osterfasten der griechisch-russischen Kirche vorhergehende Woche, das Karneval der Russen, so genannt, weil zwar der Genuß des Fleisches verboten, aber der von Butter, Milch und Eiern noch erlaubt ist.

Buttmann, **Philipp Karl**, ausgezeichneter Philolog., geboren den 7. Dec. 1764 zu Frankfurt a. M., besuchte das dortige Gymnasium und studirte seit 1782 zu Göttingen Philologie. Im Jahr 1786 übernahm er eine Lehrerstelle bei dem Erbprinzen von Dessau, hielt sich einige Zeit in Berlin und Frankfurt a. d. O. auf und wurde 1789 durch Biesters Empfehlung anfangs Gehülfe und 1796 Sekretär an der königlichen Bibliothek zu Berlin. Im Jahr 1800 erhielt er die Professur der griechischen Sprache am joachimsthalschen Gymnasium, legte 1808 diese Stelle nieder und wurde 1811 Bibliothekar, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Lehrer der alten Sprachen beim damaligen Kronprinzen, dem jetzigen König von Preußen. Von 1803 bis 1812 redigirte er die haude-spenersche politische Zeitung. Von 1824 litt er an apoplektischen Zufällen bis zu seinem Tode, der den 21. Juni 1829 erfolgte. B. hat sich hohe Verdienste um die griechische Sprachkunde erworben; seine Schriften zeichnen sich durch Gediegenheit des Inhalts, Klarheit und Scharfsinn aus, und mehre derselben wurden vielgebrauchte Schulbücher. In den weitesten Kreisen bekannt und gebraucht sind seine „Griechische Grammatik" (Berlin 1792, 18. Aufl., von seinem Sohn Alexander B. 1849) u. der Auszug daraus: „Griechische Schulgrammatik" (das. 1816; 11. Aufl. 1843). Sein „Lexilogus oder Beiträge zur griechischen Worterklärung, hauptsächlich für Homer u. Hesiod" (1. Bd., Berl. 1818, 3. Aufl. 1837; 2. Bd. 1825) u. seine „Ausführliche griechische Grammatik" (1. Bd., Berlin 1819; 2,

Aufl. 1830, 2. Bd. 1825—27, mit Zusätzen von K. A. Lobeck, 2. Aufl. 1839) enthalten tiefe Sprachstudien, welche mit philosophischem Geiste geordnet sind. Von 1807—11 gab B. mit Wolf das „Museum der Alterthumskunde" heraus. Eine Fortsetzung des spaldingschen Quinctilian erschien Leipzig 1816 und ein verbesserter Abdruck der von Mai aufgefundenen Scholien zur Odyssee Berlin 1821. Sein „Mythologus" (2 Bde., Berlin 1828 f.) ist eine Sammlung höchst geistreicher antiquarischer Forschungen, die früher schon in einzelnen Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften erschienen. Mit Bekker edirte B. Platonis Dialogi IV in mehren Ausgaben.

Button, ostindische kleine Insel und Inselgruppe bei Borneo an der südöstlichen Küste dieser Insel.

Buttstädt, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Lossa, nördlich von Weimar, ist Amtssitz, hat ein Rathhaus, eine schöne Kirche und 2120 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht, Wollmanufakturen betreiben. Es werden hier stark besuchte Vieh-, namentlich Pferdemärkte abgehalten.

Buturlin, Dmitri Petrowicz, der beste Kriegsschriftsteller Rußlands, 1790 in Petersburg geboren, trat schon 1808 in Militärdienste u. machte 1809 bei den Husaren den ersten Feldzug gegen Oesterreich mit, in dem er sich auszeichnete, wurde dann 1810 zur berittenen Garde versetzt und kam 1812 in den Generalstab. Hier diente er erst unter dem Fürsten Bagration, dann beim General Wasilczikow, dem er bei der Avantgarde treffliche Dienste leistete. Im Jahr 1819 wurde er Oberst, später General. Seine meisten Werke schrieb er in französischer Sprache, so die „Relation de la campagne en Italie 1799" (Petersburg 1810), „Tableau de la campagne de 1813 en Allemagne" (Paris 1815, 3. Aufl. 1820), das anonym erschien und lange Zeit einem ganz andern Verfasser zugeschrieben wurde, und „Precis des evenements militaires de la derniere guerre en Espagne" (Petersb. 1817, auch russisch). In russischer Sprache schrieb er die „Geschichte des Feldzugs Napoleons in Rußland" (Petersburg 1820), „Geschichte der Feldzüge der Russen im 18. Jahrhundert" (das. 1820, 4 Bde., mit vielen Karten und Plänen) und dann die „Geschichte der traurigen Zeit in Rußland im Anfange des 17. Jahrhunderts" (2 Bde., das. 1839), worin er mit vieler Umsicht die einzelnen Momente entwickelt, welche den gegenwärtigen Zustand des niedern Volks in Rußland herbeiführten. B. † als Senator und Direktor der kaiserlichen Bibliothek auf seinem Landgute bei Petersburg am 21. Okt. 1849.

Butyrum (lat.), Butter.

Butyrum antimonii (lat.), Spießglanzbutter, s. Antimon.

Butzbach, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, südlich von Gießen, an der Wetter, mit 2500 Einw., welche Fabriken in Leder, Flanell, Strümpfen, Hüten und Leinwand betreiben. B. hieß früher ein Landgerichtsbezirk in der fruchtbaren Wetterau und das Schloß des Orts wurde noch 1643 vom Landgrafen Philipp von Hessen bewohnt.

Butzkopf (Schwertfisch, Nordkaper, Widderwal, Phocaena Orca *Cuv.*, Delphinus Orca und Gladiator *L.*), Art aus der Gattung Delphin u. der Untergattung Meerschwein, ist gegen 20—25 Fuß lang, mithin der größte der Gattung, und mit dicken, kegelförmigen, etwas hakenförmigen Zähnen ausgerüstet (an Zahl überall 11, die hinteren quer abgeplattet). Der Körper ist oben schwarz, unten weiß, über dem Auge befindet sich ein weißlicher, halbmondförmiger Fleck. Die Rückenflossen sind hoch und spitz, daher der Name Schwertfisch; der Kopf ist stumpf, wie eine Schaluppe gestaltet, daher Bootskopf, B. Er findet sich im atlantischen Meere zwischen dem Aequator und dem Nordpol, im Norden häufiger als gegen Süden, und ist der grimmigste Feind des Wallfisches. Gewöhnlich fallen mehre derselben zugleich einen Wallfisch an und hetzen ihn, indem sie ihm Stücke aus dem Schwanze beißen, so lange, bis er matt wird und den Rachen öffnet. Alsdann fressen sie ihm die Zunge aus, auf die sie am gierigsten sind. An der englischen Küste, wo der B. nicht selten ist, heißt er auch Mörder (Killer) u. Drescher (Thrasher). Bei seiner blinden Verfolgung der Fische erscheint er auch an den Küsten von Frankreich und Italien. Er schwimmt pfeilgeschwind, so daß er nicht selten auf den Strand geräth, vorzüglich ist dies der Fall, wenn er den Häringen in engen Buchten nachsetzt. Den Fischern ist er dann eine willkommene Beute, da ein ausgewachsener B. gegen 15 Quarteelen oder Fässer Speck liefert. Schon die Alten erzählen viel von diesem furchtbaren Raubfisch (Aries, Widderwal, wegen des weißen, wie ein Horn gebogenen, Fleckens über jedem Auge).

Butzwal (Hyperoodon *Lacép.*, Uranodon *Illig.*), Untergattung der linnéschen Gattung Delphin. Körper und Schnauze sind äußerlich gebaut wie beim eigentlichen Delphin, aber der Schädel ist an den Seiten durch senkrechte Knochenscheidewände erhöht. Vorn in der Unterkinnlade befinden sich meist nur zwei kleine Zähne, die außen nicht immer sichtbar sind. Der Gaumen ist mit kleinen Knötchen besetzt. Man kennt nur eine Art: Hyperoodon retusus *Lac.*, Delphinus edentulus *Schreb.*, Balaena rostrata *Klein*, Schnabeldelphin, ausgezeichnet durch seinen plötzlich verdünnten und breiten Schnabel, fast von der Gestalt eines Entenschnabels. Die Färbung ist oben braun od. bleigrau, unten blaß; Rücken- und Brustfinnen sind klein, das Spritzloch ist mondförmig, mit den Hörnern nach hinten. Er wird gegen 20—25 F. lang und findet sich an den Küsten von Spitzbergen, Norwegen und Island, verirrt sich auch zuweilen an die Küsten von England und Frankreich. Sein Fleisch ist eßbar; sein Thran so fein und flüchtig, daß er sogleich durch alle hölzerne und thönerne Gefäße dringt; wird er genossen, so zieht er sich sogleich durch den ganzen Körper und erscheint in den Schweißlöchern, so daß die Kleider davon gelb werden. Man braucht ihn daher als ein schmerzstillendes und zertheilendes Mittel, besonders gegen Beulen u. Entzündung.

Buxar, Stadt im britisch-ostindischen Distrikt Shahabad, Provinz Bahar, am Ganges, mit gegen 20,000 Einwohnern, die bedeutende Baum-

wollenwebereien betreiben. Im Jahr 1764 siegten hier die Engländer über den Nabob von Bengalen und seine Bundesgenossen.

Burbaum (Buchsbaum, Buxus), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Euphorbiaceen nach Jussieu, kleine Bäume getrennten Geschlechts (männliche Blüthen mit 4theiligem Kelch und 4 Staubfäden, weibliche mit meist 6blättrigem Kelch und 3 kurzen Pistillen, die mit 3 Nektardrüsen abwechseln). Buxus sempervirens *L.*, gemeiner B., hat eiförmige, sehr zahlreiche, entgegengesetzte, ganzrandige, eingedrückte, lederartige, glänzende Blätter und gelbliche Blüthen in rundlichen, kleinen Achselknäueln (etwa ein Dutzend Staubblüthen um eine Samenblüthe, deren Kapsel ⅓ Zoll lang ist, elastisch aufspringt und schwarze Samen enthält) und ist ein niedriger, immergrüner, in ganz Südeuropa u. Persien einheimischer Baum von 12—16 Fuß Höhe mit gelblicher Rinde und feinem, schwerem, gelbem Holz. Der Stamm theilt sich in viele glatte Aeste und Zweige, die wegen der verlängerten Blattstiele vierkantig werden. Die ganze Pflanze riecht unangenehm aromatisch und hat einen bittern Geschmack. Nach der (jetzt veralteten) französischen Gartenkunst wurde der B. sonst allgemein in Gärten theils zur Einfassung der Beete, theils zum Bilden hoher, glattgeschnittener Wände gebraucht. Durch die Kultur sind verschiedene Abarten desselben entstanden: Buxus sempervirens arborescens *Mill.*, hochstämmiger B., diente zu Zäunen und unter der Scheere gehaltenen glatten Gartenwänden; Buxus s. myrtifolia *Mill.*, *Lam.*, mit elliptisch-länglich abgestumpften, den Myrtenblättern ähnlichen Blättern; Buxus s. angustifolia *Mill.*, mit lanzettförmigen Blättern; Buxus s. suffruticosa *Lam.*, Zwergburbaum, niedrig, kaum 1 Fuß hoch, blüht selten in den Gärten, wo er häufig zur Einfassung der Beete dient. Die Vermehrung des letztern geschieht dann durch Ableger. Zu diesem Ende werden die Büsche in kleine Zweige zerrissen, an deren jedem noch ein Stück Wurzel hängt, und diese nach der Schnur in Gräben gesetzt u. tüchtig angegossen. Im ersten Sommer wird er gar nicht, im zweiten und den folgenden aber im Frühling und Spätsommer mit der Scheere beschnitten. Solche Einfassungen dauern viele Jahre hindurch, sind aber deswegen nicht zu empfehlen, weil sie das Land sehr aussaugen. Vorzüglich geschätzt ist das Holz des B.s; es ist das schwerste unter allen europäischen Hölzern, zart, von schöner gelber Farbe, öfters mit Adern durchzogen und wird nach dem Gewicht verkauft. Das großstückige (die größten Stämme haben 6—8 Zoll Durchmesser) wird zu allerhand Bildhauer- und Bildschnitzerarbeit, zu Blasinstrumenten ꝛc. gebraucht; das kleinstückige verarbeiten die Drechsler zu Kämmen, Messergriffen, Löffeln, Gabeln, Zahnstochеretuis, Dosen, Büchsen und dergl. Die Tischler benutzen es besonders zum Fourniren. Durch Beizung mit Salpetersäure kann man demselben eine dem hellen Mahagonyholze ähnliche Färbung geben. Es kommt vorzüglich aus Spanien, Frankreich und der Levante in den Handel. Der B. war vorzüglich früher auch wegen seiner Arzneikräfte geschätzt. Die Blätter, Folia buxi s. Buxus sempervirae s. Buxus sempervirentis, sind purgirend und sollen den Haarwuchs befördern; sie werden auch statt Hopfen im Bier gebraucht. Das Holz, Lignum buxi s. B. arborescentis, wurde, statt Guajak, gegen verschiedene Krankheiten, besonders gegen Syphilis, Kolik, Wechselfieber angewandt. Fauré entdeckte darin ein krystallinisches Alkaloid und nannte es Burin. Der balearische B., Buxus balearica *Lam.*, hat längliche, auf der Unterseite deutlich geaderte, an der Spitze ausgerandete Blätter und in den Blattwinkeln stehende, längliche Köpfe bildende gelbe Blumen und ist ein ziemlich ansehnlicher, pyramidenförmiger Baum mit 4kantigen Zweigen, auf den balearischen Inseln, der sich durch Stecklinge leicht vermehren läßt, aber in unsern Gärten sehr empfindlich gegen die Kälte ist u. daher eine durchaus geschützte Lage erfordert.

Burhöwden, Friedrich Wilhelm, Graf von, ausgezeichneter russischer Feldherr, Sprößling einer alten livländischen Adelsfamilie, wurde den 14. Sept. 1750 auf dem Krongute Magnusdal (auf der Insel Moen bei Oesel) geboren, von seinem 10. Lebensjahre an im Kadettenhause zu Petersburg erzogen und machte bereits 1769 den Feldzug gegen die Türken mit, wo er namentlich bei Bender zuerst die Aufmerksamkeit der Kommandirenden durch tüchtige Beweise von Entschlossenheit und Muth auf sich lenkte. Der Generalfeldzeugmeister, Fürst Orlow, wählte ihn zu seinem Adjutanten und zum Begleiter auf einer Reise durch Deutschland und Italien in den Jahren 1774 und 1775, die auf den bildsamen Geist B.s sehr vortheilhaft einwirkte. Aber erst dessen Vermählung mit Natalia Alexejeff, dem Sprossen einer der vornehmsten russischen Familien, nationalisirte den Livländer und beschleunigte sein Avancement zu den höchsten militärischen Würden. Im Jahr 1783 Oberst, kurz nachher Flügeladjutant der Kaiserin, kommandirte er 1789 bereits als Generalmajor im russischen Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen von Nassau das schwedische Finnland angriff. Die Befreiung Wiborgs und die Rettung der russischen Galeerenflotte waren B.s wichtigste Thaten in diesem Kriege. Mit gleicher Auszeichnung diente er 1792 und 1794 gegen Polen und suchte beim Sturm auf Praga vergeblich der Wuth der Sieger Einhalt zu thun. Als B. im Jan. 1796 die Verwaltung Polens, die ihm die Kaiserin 1794 übertragen hatte, niederlegte, ließen die dankbaren Warschauer zum Ruhm seines Edelmuths und seiner Mäßigung eine Denkmünze prägen. Kaiser Paul I. ernannte den viel erprobten B. 1797 zum Militärgouverneur von St. Petersburg; aber nur zu bald fiel derselbe in Ungnade und lebte nun mit seiner Familie im Exil, und zwar in Deutschland, bis Alexander I. ihn zurückrief. Die Regulirung des Abgabensystems in der Hauptstadt war darauf seine erste Aufgabe; B. löste sie mit Ehren und wurde darauf zum Generalgouverneur von Livland, Esthland u. Kurland ernannt. Während des deutsch-französischen Kriegs von 1805 kommandirte er

das zweite russische Heer, das bei Austerlitz den linken Flügel bildete. Im Jahr 1806 stand er an der Spitze von 50,000 Mann in Neuostpreußen, während Bennigsen die Schlacht bei Pultusk verlor. Auf B. wurde damals, aber mit Unrecht, die Schuld dieser Niederlage gewälzt. Die letzte kriegerische That B.s war 1808 der Feld- und Siegeszug in Finnland. Mit ungefähr 40,000 Mann eroberte er binnen 10 Monaten, durch 27 Feld- und 6 Seeschlachten und 2 Belagerungen das ganze Land bis Torneå, ungeachtet das gesammte Volk mit Erbitterung gegen die russische Macht kämpfte. Erschöpft von so viel Anstrengungen begab sich B. 1810 nach Wien, kehrte im Juli 1811 nach Esthland zurück und † den 23. August desselben Jahres auf seinem Schlosse Lohd in Esthland.

Buxtehude, Stadt in der hannöverschen Landdrostei Stade, an der schiffbaren, hier in einen ummauerten Kanal (Fleet) verwandelten Oste, 1½ Meilen von deren Einfluß in die Elbe, südlich von Stade. Die Stadt hat 2300 Einw., welche Fabriken für Stärke, Tabak, Wolle, Seife, Lichter und Leder, sowie Bierbrauerei, Meerrettigbau und Zuckerraffinerie betreiben. Der Handel mit Krummholz, Torf, Eichenborke, Honig, Wachs etc., sowie Speditionshandel mit Getreide hat einen lebhaften Verkehr mit Hamburg zur Folge. In der fruchtbaren, besonders an Wieswachs reichen Umgegend und den nahen Marschen wird starke Viehzucht betrieben. B. gehörte zur Hansa, erhielt 1273 von dem Erzstifte Bremen Stadtgerechtsame, kam durch Handel rasch empor, nahm 1543 die Reformation an u. wurde 1552 vom Grafen Vollrad von Mannsfeld vergeblich belagert; im 30jährigen Kriege war es ein Zankapfel zwischen Dänen und Schweden.

Buxton, Marktflecken und berühmter Badeort in der englischen Grafschaft Derby. Der Ort, welcher in einem nur durch den Wyefluß geöffneten Thalkessel des Peakgebirgs 35 Meilen nordwestlich von London liegt, zeichnet sich durch seine Bäder und seine Baumwollenmanufaktur aus. Besonders bemerkenswerth ist das 1781 von dem Herzog von Devonshire errichtete Versammlungshaus, der sogenannte Crescentpalast. Die Heilquellen waren schon den Römern bekannt. Eine Heerstraße derselben, jetzt Bathgate genannt, zieht sich von hier nach Burgh, 7 englische Meilen weit. Auch fand man ein römisches Gebäude, alte Gefäße und Geräthe. Das Bad besteht aus 9 warmen Quellen, welche zu 6 Badeanstalten benutzt werden. Außer den heißen Quellen findet sich hier auch kaltes, stahlgeschwängertes Wasser von einem herben, eisenartigen Geschmack, welches an Gehalt dem Tunbridgewasser gleicht. Gegen 15,000 Personen suchen hier jährlich durch Trinken des Brunnens und Baden Hülfe. Die 2400 Einwohner des Ortes treiben einigen Handel mit allerlei Metallwaaren. Dicht neben dem Orte liegt der sogenannte Diamanthügel, so genannt wegen der vielen umhergestreuten Krystallstücke.

Buxton, Thomas Fowell, als Gegner der Negersklaverei rühmlichst bekannt, am 1. April 1786 in der Grafschaft Essex geboren, erhielt seine Ausbildung auf der Dreifaltigkeitshochschule von Dublin und trat darauf als Associé in ein großes londoner Handlungshaus, dem er mehre Jahre treu blieb. Durch seine Verheirathung mit einer Quäkerin, Hannah Gurney, einer Schwester der berühmten Mistreß Fry, wurde seine Aufmerksamkeit auf das Loos der Armen und Leidenden gelenkt. Die ersten Armen, denen er Unterstützung brachte, waren die Seidenweber von Spitalfields, für die er einen trefflich geordneten Hülfsverein begründete, während er sich mit seiner Schwägerin Fry an den Untersuchungen über den Zustand der Gefängnisse betheiligte. Seine erste Schrift: „Enquiry, whether crime and misery are produced or prevented by our present system of prison discipline" (London 1818) hatte die Bildung der „Gesellschaft für Verbesserung der Gefängnißzucht" zur Folge und ist als der Anstoß der großartigen Reformen im Gefängnißwesen zu betrachten, die gegenwärtig in allen Ländern Europa's theils durchgeführt sind, theils vorbereitet werden. Der Ruhm, den B. mit dieser Schrift gewann, verschaffte ihm die Parlamentsstelle für den Wahlflecken Weymouth. In seiner neuen Stellung konnte er für Entfernung eines mit der Gefängnißreform in wesentlicher Verbindung stehenden Uebelstandes wirken, für die Verbesserung des englischen peinlichen Gesetzbuches, das auf 223, häufig sehr geringfügige Verbrechen die Todesstrafe setzte. Seine Rede vom 23. Mai 1821 galt für die beste der damals gehaltenen u. trug zu dem Siege der Milde nicht wenig bei. Zwei Jahre später empfing er aus Wilberforce's ermattender Hand die Leitung der Arbeiten für Freilassung der Neger. Seit Wilberforce 1785 zuerst für die Neger zu wirken begonnen hatte, war es im Ganzen bei dem Gesetz von 1807 geblieben, das den Negerhandel abschaffte, die Negersklaverei aber fortbestehen ließ. Was noch geschah, bestand in Maßregeln gegen den Schmuggelhandel „mit Menschenfleisch", die begreiflich nicht sehr wirksam waren, da weder die Westküste Afrika's, noch die westindischen Gewässer eine durchgreifende Aufsicht gestatten. B. that den ersten Schritt weiter und erwirkte 1823 den Beschluß, daß die Sklaverei als der christlichen Religion und der britischen Verfassung widerstreitend abzuschaffen sey, sobald dies irgend mit der Sicherheit („und den Interessen", schaltete Canning ein) aller dabei Betheiligten verträglich sey. Ueber diesen Beschluß war anfangs nicht hinauszukommen, so angestrengt die Bemühungen von B., Wilberforce, Stephen, William Smith, Macaulay, Allen, Lushington und andern Negerfreunden auch waren. Jahr für Jahr erneuerten sie ihre Anträge, aber das Parlament verstand sie kaum und das Land blieb vollkommen theilnahmlos. Erst die Begeisterung für Freiheit, die 1830 den ganzen intelligenten Theil der Bevölkerung ergriff, verschaffte der guten Sache den Sieg. Im Jahr 1831 erklärte sich das Haus auf B.s Antrag für den Grundsatz der Negeremancipation, 1833 brachte Lord Althorp seine Bill ein. Die allmählige Befreiung der Neger mittelst einer mehrjährigen Lehrlingszeit wurde dann auch noch in eine definitive verwandelt. Damit schloß B.s parlamentarische Laufbahn. Weymouth, das ihn seit 1818 beständig

in das Parlament geschickt hatte, wählte 1837 einen andern Bewerber, und B. entsagte nun der politischen Laufbahn. Der Sache der Neger blieb er getreu, obwohl er in seiner Schrift „The african slave trade" (London 1839, deutsch von Julius, Leipzig 1841) die Unmöglichkeit, dem Sklavenhandel durch Aufsicht zur See zu steuern, einräumen mußte, wogegen es ihm nicht unthunlich erschien, auf der Küste selbst dem Unwesen entgegenzutreten. Gelang es, mit den kleinen Negerstaaten Verträge abzuschließen und an allen gelegenen Punkten des Landes Faktoreien zu errichten, so mußten die Negerfürsten nach und nach inne werden, daß es für sie vortheilhafter sey, ihre Landeserzeugnisse zu verkaufen, als fortwährend verheerende Kriege zu führen, um Sklaven zu erhalten. B. schlug daher vor, Afrika durch Ausrüstungen, die den Glauben, den Handel und den Ackerbau zugleich fördern sollten, für europäische Gesittung zu gewinnen. Eine zu diesem Zwecke gegründete Zeitschrift: „The African Coloniser", entwickelte den Plan, und es bildete sich ein Verein, dem Männer von den verschiedensten Parteien angehörten, neben Lord Russel ein Sir Robert Inglis. Die Negerexpedition, die mit der größten Sorgfalt ausgerüstet war, sollte die Ausführbarkeit des Planes zeigen. Das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Fehler der Führer, Uneinigkeit, Verrath der Schwarzen entmuthigten die Mannschaft, die den Fiebern fast insgesammt unterlag. Dies wurde der Keim von B.s Tode. Sein Lieblingsplan war hoffnungslos gescheitert, und es fehlte nicht an Stimmen, die ihn anklagten, durch eitle Ruhmsucht eine Menge braver Landsleute ins Verderben geführt zu haben. Seitdem kränkelte er bis zu seinem Tode, der am 19. Febr. 1845 zu Northrepps in der Grafschaft Norfolk erfolgte. Seine höchst interessanten Memoiren wurden 1848 von seinem Sohne, Sir Edward North B., herausgegeben.

Burtorf (ursprünglich Bockstrop oder **Bortrup**), Name einer westphälischen Familie, aus welcher mehre tüchtige Orientalisten hervorgingen. Johann B., den 15. Dec. 1564 zu Kamen in Westphalen geboren, studirte zu Marburg, Herborn, Heidelberg, Basel und Genf und war einer der gelehrtesten Kenner des Hebräischen, der ältern orientalischen Sprachen und der jüdischen Alterthümer. Die Universität Basel ernannte ihn 1590 zum Professor der hebräischen Sprache, und dieser Hochschule blieb er sammt seiner ganzen Nachkommenschaft, trotz der glänzendsten Anerbietungen von außen, fortwährend getreu. Er † den 13. Sept. 1629 an der Pest. Von seinen Schriften, die sich theils auf die Arbeiten der Rabbinen beziehen, theils in guten grammatischen und lexikographischen Werken bestehen, sind zu nennen: „Manuale Hebraicum et Chaldaicum" (Basel 1602, 7. Aufl. 1658); „Lexicon hebraicum et chaldaicum" (das. 1607, 1676); „Biblia hebraica cum paraphrasi chaldaica et commentariis Rabbinorum" (2 Bde., das. 1618); „Tiberias, s. commentarius Masorethicus" (das. 1620, 1665); „Concordantiae bibliorum hebraicorum" (von B.s Sohn Johann vollendet, das. 1632). Das „Lexicon chaldaico-talmudicum et rabbinicum", an welchem B. 20 Jahre lang gearbeitet hatte, vollendete ebenfalls sein Sohn Johann nach abermaliger 10jähriger Thätigkeit; es erschien Basel 1640. Johann B., der eben genannte, den 13. Aug. 1599 in Basel geboren, wurde frühzeitig in die Studien seines Vaters eingeweiht und folgte diesem 1630 auf dem Lehrstuhl der hebräischen Sprache zu Basel, wo er den 16. Aug. 1664 †. Er gab heraus des Maimonides „More Nevochim" (Basel 1629), dann viele Abhandlungen, Kommentare und Uebersetzungen, auch viele neue Ausgaben von den Werken seines Vaters. Sein Sohn, Johann Jakob B., den 4. Sept. 1645 geboren, war längere Zeit Stellvertreter, dann Nachfolger seines Vaters auf dem hebräischen Lehrstuhl und † den 4. April 1704. Seine Handschriften, meist Uebersetzungen rabbinischer Schriften, liegen auf der baseler Bibliothek. Sein Neffe, Johann B., geboren den 8. Januar 1663, war sein Nachfolger in der hebräischen Professur u. †, nachdem er in derselben Richtung schriftstellerisch thätig gewesen, den 19. Juni 1732.

Buzer, Martin, s. Bucer.

Buzerwiesen, großes würtembergisches Wiesenthal, unweit Hechingen, gegen Rottenburg hin. Hier entspringt die Buzerquelle, eine Schwefelquelle, die bis in den 30jährigen Krieg zum Baden benutzt wurde. Jetzt brauchen die umwohnenden Landleute das Wasser gegen die Krätze. Aus der Buzerquelle bildet sich der Buzersee in der Markung von Bodelshausen.

Buzot, Franz Leonhard Nikolaus, eines der Häupter der Gironde in der französischen Revolution, ein aufrichtiger, wenn gleich in seinem Eifer bisweilen überspannter Freund des Rechts und der Wahrheit. Im Jahr 1760 zu Evreux geboren, war er beim Ausbruch der Revolution Advokat und wurde schon 1789 zum Deputirten gewählt. Ein Zug von Schwermuth, der den eifrigen Republikaner nicht selten zu übereilten Verdächtigungen und düsteren Weissagungen verleitete, verschaffte ihm den Beinamen des „Unglücksprophheten". Allgemeines Aufsehen erregte B. jedoch erst, als er nach der Auflösung der konstituirenden Versammlung Vicepräsident des peinlichen Gerichts zu Paris und im Konvent entschiedener Anhänger der Gironde wurde. Als solcher war es sein Hauptbestreben, dem steigenden Uebergewicht Robespierre's, sowie dem Despotismus der Demagogen, die damals die Gemeinde von Paris am blutigen Gängelbande führten, entgegenzuarbeiten. Seine Versuche, wie die der ganzen Gironde, waren jedoch ohne Erfolg. Die Anklage des Royalismus und Moderantismus wurde, trotz dem daß B. (am 23. Oktober 1792) die Todesstrafe gegen die zurückkehrenden Emigrirten und gegen jeden, der die Wiederherstellung der Monarchie beantrage, dekretiren ließ und selbst für den Tod des Königs stimmte, immer mächtiger gegen ihn erhoben und endlich traf ihn und seine politischen Meinungsgenossen die Acht. B. entfloh zwar mit einigen Andern glücklich am 31. Mai 1793 und entkam in die Bretagne, während in Paris sein Haus niedergerissen und auf die wüste Stätte ein Galgen mit einer Lästerschrift gegen ihn errichtet wurde; aber hier, wie in Bordeaux, ohne Beistand ge-

lassen, wagte er endlich nicht mehr, sich Wohnungen und Menschen zu nähern und wurde, wahrscheinlich verhungert, von Wölfen angefressen mit seinem Freunde Petion in der Nähe von Castillon auf freiem Felde gefunden.

Buzzard-Bai, nordamerikanische große Bai im Staat Massachusetts, an der Südseite desselben, mit mehren Häfen, durch einen schmalen Isthmus, welcher die Halbinsel Barnstaple mit dem Festlande verbindet, von Cape Codsbai geschieden.

B. v., Abkürzung für: bene vale, lebe wohl; bene valeat, er lebe wohl: bene vixit, er hat wohl gelebt; bonus vir, guter Mann; beata virgo, gebenedeite Jungfrau Maria; balneum vaporis, Dampfbad, auf Recepten; benevole, günstig.

Byam Martin, nordamerikanische Insel, eine der Georgsinseln, im Nordpolarocean, zwischen 272° 49′—274° 5′ Länge und 74° 30′ nördlicher Breite, östlich von Melville, westlich von Bathurst; wird von Zeit zu Zeit von Eskimo's besucht; ward von Parry 1819 entdeckt.

Byblis (Biblis), Tochter des Miletus und der Idothea oder Cyane, faßte eine sündige Leidenschaft zu ihrem Bruder Caunus, kämpfte lange mit sich und verfolgte ihn, da er entfloh, von heißer Liebe getrieben, durch viele Lande, bis sie in Lycien ermattet niedersank und weinend in eine Quelle sich auflöste. Nach Andern stürzte sie sich nach langem Kampfe mit ihrer Liebe von einem Felsen ins Meer und wurde in eine Hamadryade verwandelt, von der jene Felsenquelle die der B. hieß; oder sie erhenkte sich an einer Eiche und aus ihren Thränen entstand ein Brunnen.

Byblus (hebr. Gebal), uralte Stadt in Phönicien, nördlich von Berytus, südlich von Tripolis unweit der Küste Trabolos, Residenz des Cinyras, mit einem berühmten Tempel der Venus; in der Nähe der Fluß Adonis. Jetzt Dschebail, Dschible, ein Hauptort der Drusen.

Byblus, griechische Benennung der berühmten Papyrusstaude der Alten, aus deren Bast sie Papier, Segel, Kleider und Matratzen verfertigten und deren zackige Wurzel als Nahrungsmittel benutzt wurde; s. Papyrus.

By Elf (Sikhälla), Fluß in der schwedischen Provinz Karlstadt, strömt, aus Norwegen kommend, durch die Seen Elga, Glaß, Fiolen u. fällt in den Wenersee.

Byer (Bwer), brit. Insel in England, Grafschaft Cornwallis, zu der Scillygruppe gehörig.

Byng, 1) George, Viscount Torrington, britischer Seeheld, 1663 geboren, trat schon in seinem 15. Jahre in den Dienst der britischen Marine, wurde 1688 erster Lieutenant bei der Flotte, welche die Landung des Prinzen von Oranien verhindern sollte, ging aber, von einem sichern Vorgefühl geleitet, zu der feindlichen Partei über und unterstützte die Erhebung des Prinzen auf den britischen Thron. Hierauf diente er unter den Admiralen Rooke und Russel, bis er 1703 zum Kontreadmiral der rothen Flagge erhoben und nach Algier gesandt wurde, um an der Spitze von fünf Kriegsschiffen einen neuen Frieden mit dem Raubstaat abzuschließen. Wichtige Dienste leistete er den Verbündeten im spanischen Erbfolgekriege, z. B. bei der Wegnahme der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars (1704) 2c. Im Jahr 1708 wurde er Admiral der blauen Flagge und vereitelte an der Spitze von 40 Kriegsschiffen und 16 Fregatten den projektirten Einfall des Prätendenten und der Jakobiten in Schottland. Für diese und mehre andere mit Muth und Glück durchgeführte Unternehmungen erhielt er 1710 den Rang eines Admirals der weißen Flagge; auch trat er für Plymouth ins Parlament und blieb bis 1717 in friedlicher Thätigkeit. Erst als 1717 König Karl XII. von Schweden feindliche Absichten gegen England zu Tag legte, trat B. wieder an die Spitze seiner Flotte und beobachtete das baltische Meer. Im folgenden Jahr verrichtete er seine glorreichste Waffenthat: mit seiner Flotte vereitelte er 1718—1720 die Unternehmungen des Kardinals Alberoni auf Sicilien und Neapel und zwang durch seinen klug ersonnenen und beharrlich durchgeführten Plan den König von Spanien zur Annahme der ihm von der Quadrupelallianz vorgeschriebenen Bedingungen. Nach seiner Rückkehr nach England erhob Georg I. ihn zum Schatzmeister der Admiralität, zum Kontreadmiral von Großbritannien, 1721 zum Pair mit dem Titel Viscount Torrington und Baron von Southill (in Devonshire), sowie zum Ritter des Bathordens, und Georg II. stellte ihn endlich an die Spitze der gesammten Admiralität. Auch auf diesem wichtigen Posten erwarb er sich um die englische Seemacht mancherlei Verdienste. Er verbesserte das Loos der Seeleute, sicherte die Zukunft ihrer Angehörigen durch die Errichtung einer Seeoffiziers-Wittwenkasse und durch Unterstützung des greenwicher Hospitals. Er † den 28. Januar 1730 zu London.

2) John, des Vorigen Sohn, geboren 1705, trat ebenfalls früh in den Seedienst u. erstieg, durch den Ruf seines Vaters gehoben, mit raschen Schritten Sprosse um Sprosse auf der Leiter der Kriegsehren, wurde 1742 Gouverneur von Neufoundland, 1745 Kontreadmiral der blauen, 1747 Viceadmiral der weißen, 1748 Viceadmiral der rothen und 1756 wirklicher Admiral der blauen Flagge. In diesem Jahr erhielt er den Befehl, mit einer Flotte von 13 Linienschiffen und 5 Fregatten die seit 1708 englische Insel Minorka, welche die Franzosen mit bedeutender Macht überfallen und bis auf das Fort St. Philipp erobert hatten, zu befreien, wenigstens zu unterstützen. Die Maßregeln, welche die Minister zur Rettung der Insel getroffen hatten, waren aber so unzulänglich, daß B., nachdem er sich mit dem französischen Admiral, Marquis de la Gallissonière, dessen Flotte um ein Linienschiff schwächer als die seinige war, in einem Seetreffen Angesichts des bedrängten Forts, aber ohne glücklichen Erfolg, gemessen hatte, das befohlene Unternehmen aufgab und sich nach Gibraltar zurückzog. Den Unwillen und die Entrüstung der britischen Nation über diese Befleckung der britischen Flagge benutzten die Minister, um ihre Schuld ganz und gar auf B. zu wälzen, und ihren Ränken und Umtrieben gelang es, den von einem William Pitt und Lord Anson öffentlich vertheidigten durch den Ausspruch eines Kriegsgerichts dem Tode zu überliefern. B. wurde am 14. März 1757 auf einem Kriegsschiffe im Hafen von Portsmouth erschossen. Er starb, im Be-

wußtseyn, vor der Nachwelt gerechtfertigt dazustehen, entschlossen und ruhig. Vergl. Testament politique de Byng, trad. de l'anglais, Portsmouth (Paris) 1759.

Byrgius, Justus, eigentlich Jost Bürgi, Verfertiger von Himmelsgloben und astronomischen Instrumenten, geboren den 28. Febr. 1552 zu Lichtensteig im schweizer Kanton St. Gallen, trat 1579 in die Dienste des gelehrten Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen und 1604 in die des Kaisers Rudolf II., kehrte aber 1622 nach Kassel zurück und † daselbst 1633. Sein berühmtestes Werk war ein mit Silberblech überzogener Himmelsglobus, worauf er die Sterne nach seinen eigenen Beobachtungen eingetragen hatte. Er ist Erfinder des Triangularinstruments; seinen Bericht darüber nebst Abbildungen gab sein Schwager Benj. Barmer (1648) heraus. Auch wird ihm die Erfindung der Logarithmen und des Proportionalcirkels zugeschrieben.

Byron, eine der Schifferinseln, zum Lord Mulgrave's-Archipel gehörig, 2½ Meilen lang, unter 1° 8' südl. Br., 176° 55' Länge, ist flach, niedrig, mit Kokospalmen bewachsen, u. vom Seefahrer Byron 1765 entdeckt worden.

Byron, 1) John, brittischer Kommodore, als Sprößling einer sehr alten, ursprünglich normannischen Familie, welche (anfangs Büron geschrieben) nach der Reformation in den Besitz der Augustinerabtei Newstead kam, die seit dieser Zeit der Stammsitz des Geschlechts geblieben ist, den 8. Nov. 1723 geboren, ging, 17 Jahre alt, als Midshipman zu der Flottille, mit welcher Lord Anson gegen die Spanier in der Südsee, namentlich an der Küste von Chile, agiren sollte. Der Wager, auf welchem B. sich befand, litt jedoch im Mai 1741 an einer der wüsten Inseln bei der Westküste von Patagonien Schiffbruch, und von den 145 Mann, die sich in den Booten retteten, starb in kurzer Zeit mehr als ein Dritttheil den Hungertod. B. wurde mit drei Anderen nach Jahre langem Hin- und Herrudern, zerlumpt und zum Skelet ausgehungert, durch indianische Kanots nach der Insel Chiloe gebracht, kam in spanische Kriegsgefangenschaft und gelangte erst gegen Ende des Jahres 1745, nachdem er von den Engländern ausgelöst worden war, über das Kap Horn nach Europa zurück. Die von ihm erduldeten unsäglichen Drangsale schilderte er in der „Narrative of J. Byron, containing an account of the great distresses sufferred by himself etc." (London 1748, deutsch Nürnberg 1769). Der Krieg gegen Frankreich von 1755—1763 gab B. aufs Neue Gelegenheit, sich erst im Kanal, dann in Amerika als Flottenführer auszuzeichnen. Als nach dem Friedensschluß Georg III. einen Theil des atlantischen Oceans zwischen dem Kap und der Südspitze von Amerika untersuchen lassen wollte, fand er keinen tauglicheren Mann dazu, als B., der auch im Juni 1764 mit 2 Fregatten die Expedition begann und sie nach einer besonders in wissenschaftlicher Beziehung wichtigen Reise um die Welt im Mai 1766 glücklich beendigte. Im Juli 1779 erhielt er, neben dem Viceadmiral Barrington, abermals das Kommando über eine bedeutende Flotte, die gegen die nordamerikanischen Kolonien gerichtet war. Ohne jedoch gegen Estaing, auf dessen Seite ein physisches und moralisches Uebergewicht war, etwas Erhebliches ausgerichtet zu haben, kehrte er nach London zurück, wo er 1786 †.

2) Georg Noel Gordon, Lord B., Enkel des Vorigen, der größte englische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, war geboren am 22. Jan. 1788 nach (der jetzt allgemein angenommenen) Angabe seiner Halbschwester zu London, nach Gordon dagegen auf dem Landgute seiner Mutter zu Rayne bei Aberdeen, und nach Dallas, seinem Jugendfreunde, in Dover u. verlebte seine Kindheit in Schottland. Das Vermögen der Mutter B.s war durch die Verschwendungen ihres Gemahls so sehr geschwächt, daß sie sich nach der Flucht desselben nach Aberdeen zurückziehen mußte, um in weiser Beschränkung nur der Erziehung ihres Sohnes zu leben. In Aberdeen besuchte B., seiner Schwächlichkeit wegen später als gewöhnlich andere Kinder, die Grammar-School. Nachdem ihn im 8. Jahre noch einmal ein Scharlachfieber schwer darniedergeworfen hatte, bewog endlich der Rath der Aerzte die Mutter, ihren Liebling aus ihrem Hause zu entfernen und ihn einige Sommer die stärkende Luft der Hochlande einathmen zu lassen. Während der ungebundene Aufenthalt in der romantischen Herrlichkeit der schottischen Berge den Knaben an Leib und Seele kräftigte, übte dagegen der schnelle Wechsel von mütterlicher übertrieben ängstlicher Obhut und selbstüberlassener Ungebundenheit einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter aus, in sofern Trotz, Eigensinn, Unlenksamkeit und Uebermuth in ihm geweckt wurden. Seit seiner Heimkehr aus dem Hochland hing er mit großer Gewissenhaftigkeit an den Sitten seiner Heimath, und die Sagen, Mährchen und Gesänge in dem Munde des Volks übten eine unwiderstehliche Gewalt über seinen Geist aus. Noch während seines Aufenthalts auf der Grammar-School zu Aberdeen, in einem Alter von 10 Jahren, erbte B. durch den Tod des Lord William, im Mai 1798, die Lordschaft und wurde nun der unmittelbaren Leitung seiner Mutter entzogen und unter die Vormundschaft seines Großoheims, des Grafen von Carlisle, Gemahls der Schwester des verstorbenen Lord William, Isabelle, gebracht. Er mußte nunmehr den hergebrachten Kursus der Bildung eines vornehmen Engländers durchlaufen, erhielt in dem Dr. Drury einen Tutor und bezog, ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Erhebung zum Lord B., die Schule zu Harrow, wo seine ersten poetischen Versuche entstanden und ihm, nur handschriftlich verbreitet, schon damals viele Freunde erwarben. Noch nicht 17 Jahre alt, bezog er die Universität Cambridge u. wurde im Trinitycollege aufgenommen, wo aber der mittelalterliche Klosterzwang seinem schon zu starken und freien Geiste widerwärtig entgegentrat und die revolutionäre Anlage seines Charakters täglich neue Nahrung erhielt. Neunzehn Jahre alt verließ er die Akademie und begab sich nach dem Sitze seiner Vorfahren, der Abtei Newstead, wo er die erste Sammlung seiner Gedichte veranstaltete. Diese „Hours of Idleness", 1806 zu Newark gedruckt, waren allerdings der Mehrzahl nach unreife Produkte, aber es lassen sich darin die Funken und Blitze

des großen und originellen Geistes nicht verkennen, welcher nach wenigen Jahren der Tyrann des englischen Parnasses werden sollte. Bis zum Antritt seiner ersten Reise lebte B. darauf abwechselnd in Newstead-Abtei und in der Hauptstadt. Aber hier wie dort zeigte seine Lebensweise das Excentrische, das ihm als sein Antheil von dem byronschen Familienblute sein ganzes Leben hindurch anhing u. alle seine Handlungen leitete. Als er damals seinen Sitz im Hause der Peers einnahm, mußte er sich gegen die Sitte selbst einführen; die eine Rede, die er hielt, war unbedeutend. Um der Erinnerung an eine vermählte Geliebte zu entrinnen, stürzte er sich in die verderblichsten Zerstreuungen, ohne jedoch in die Klasse roher Wüstlinge herabzusinken. Im J. seiner Mündigkeitserklärung (1809) schiffte er sich in Falmouth nach Lissabon ein und ging nach mehren Ausflügen in die benachbarten Provinzen Spaniens und von Cadix aus an Bord einer englischen Fregatte nach Albanien. Hierauf durchstreifte er Griechenland und begab sich nach kurzen Ausflügen nach Morea und Euböa nach Konstantinopel. Auf dieser Reise war es, wo er am 3. Mai 1810 mit dem Lieutenant Ekenhead in 1 Stunde 10 Minuten über den Hellespont von Europa nach Asien schwamm. Nachdem er längere Zeit in Athen verweilt hatte, kehrte er ins Vaterland (2. Juli 1811) zurück. Schon im folgenden Jahr erschienen die beiden ersten Gesänge von einer der herrlichsten seiner poetischen Schöpfungen, von „Childe Harolds Pilgerfahrt", im Druck. Der Eindruck, welchen diese Gesänge in England hervorbrachten, war in dem vollen Sinne des Worts ein gewaltiger zu nennen, denn mit Gewalt riß er auch Neider und Feinde zur Bewunderung hin. In rascher Folge erschienen nun: „The Giaour", „The Bride of Abydos", „The Corsair" (Jan. 1813), „Lara" (1814), „The Liege of Corinth" und „Parisina" (1815), zum größten Theil noch Früchte seiner Reisen. Auch die „Ode to Napoleon Buonaparte" und die vortrefflichen „Hebrew Melodies" (alten hebräischen Nationalmelodien angepaßt) entstanden um diese Zeit. Die wärmste Hand, die aber dem Dichter des Childe Harold entgegenkam, war eine durch Autorität in der Literaturwelt gewaltige, die Walter Scotts, der zuerst die poetische Eigenthümlichkeit B.s in einem kritischen Aufsatze über die beiden ersten Gesänge des genannten Epos im Quaterly Review würdig auffaßte und darstellte. Auch in der öffentlichen Gesellschaft, in den glänzenden Kreisen der Weltstadt fand die Dichtergröße des Lords nunmehr Anerkennung, nur verlangten diese Salonleute vom Lord mehr, als der Dichter ihnen zu geben Lust und Bestimmung hatte. Ist es auch nicht zu verkennen, daß B.s Trotz und Stolz die Ursache war, daß viele Bande wieder rissen, die ihn mit seiner Umgebung hätten wieder vereinen können, so steht dagegen auch fest, daß ein Geist, dessen innerste Gefühle man verspottete u. dessen heißeste Bestrebungen man mit Achselzucken ansah, endlich zu dem Entschluß kommen mußte, sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen. Er heirathete am 2. Jan. 1815 die einzige Tochter des reichen Baronets Ralph Milbanke Noel, Anna Isabella. Diese Verbindung war nicht glücklich u. von kurzer Dauer. Die Unzufriedenheit der Aeltern der Miß mit B.s gesellschaftlicher Stellung, das Mißbehagen der Gattin an dem Umgange B.s mit Schauspielern (damals ein amtlicher, denn B. war Theilnehmer an der Direktion des Drurylanetheaters) und endlich die zerrütteten Verhältnisse, in welchen sich B.s Vermögen befand, führten zunächst ihre Entfernung vom Hause des Gatten und nach kurzen Verhandlungen gegen des Letztern Willen die förmliche Trennung herbei. B. verkaufte darauf seinen und seiner Mutter Lieblingssitz und verließ England gegen Ende April 1816, und zwar mit der Absicht, es nie wiederzusehen. Er zog durch Frankreich und den Rhein entlang in die Schweiz und ließ sich im Juni 1816 an den Ufern des Genfersees, in der Kampagne Diodati nieder. Außer seiner Dienerschaft und seinen Freunden Hobhouse und Shelley ließ er Niemanden zu sich, fest verschloß er sich insbesondere vor seinen reisenden Landsleuten. Von Diodati aus machte er während des Sommers und Herbstes viele Reisen in die Gebirgsgegenden, wohin ihn meist nur Shelley begleitete. Erst als die Alpenstraßen vom Schnee verschlossen zu werden drohten, eilte er Italien zu. Die poetischen Arbeiten, welche er, wiederum als Früchte seiner Reise, am Genfersee vollendete, gehören zum Theil zu dem Besten, was seinem Dichtergeist entsprang; dazu gehören der dritte Gesang von „Childe Harold", das dramatische Gedicht „Manfred", sowie die beiden kleineren Gedichte: „The Prisoner of Chillon" und die „Monody of Sheridan". Nachdem B. den italienischen Boden betreten hatte, schien seine ganze Natur, angeweht von dem Zauber des südlichen Himmels, heller und milder zu werden. In Venedig verweilte er bis gegen Ende 1819 und unternahm von hier aus mehre größere Ausflüge nach dem südlichen Italien, namentlich nach Rom. Seine Lebensweise gewann in Venedig wieder die heitersten Farben, er machte sich einheimisch in der lustigen Stadt der Masken und Gondeln, spielte den Cavaliere serviente u. war überhaupt ein so guter Venetianer, als dies einem Engländer möglich ist. Bald ward er indessen der Genüsse der Lagunenstadt überdrüssig und zu diesem Ueberdruß kam noch eine dringendere Veranlassung, Venedig zu verlassen und Ravenna zu seinem Aufenthaltsort zu wählen. Die Ursache dazu gab B.s Verbindung mit dem gräflichen Hause Gamba, eine Verbindung, welche tief in das Schicksal des Dichters eingriff und bis an sein Lebensende dauerte. Therese, Gräfin Gamba, ein mit allen Gaben der Natur verschwenderisch ausgestattetes Wesen, stammte aus einer einst mächtigen, aber nun verarmten gräflichen Familie und war, nach italienischer Sitte, in ihrem 16. Jahre mit dem 60jährigen Grafen Guiccioli, dem Crösus der Romagna, vermählt worden. Dieses Weib, dem zugleich eine vortreffliche Erziehung den höchsten und edelsten Bildungsgang, durch die Einwirkung der großen vaterländischen Dichter, eröffnet hatte, lernte B. während eines Karnevals in Venedig kennen. Das Verhältniß eines Cavaliere serviente, in welches dadurch Lord B. trat, ist in Italien ein erlaubtes u. wurde anfänglich ohne alle Bedenklichkeiten geduldet; ja, Ba-



BYRON

ter und Bruder der jungen Frau knüpften gleichfalls mit B. ein vertrautes Band der Freundschaft an, und dieses, auf gegenseitige Achtung u. mannigfache Uebereinstimmung in Gesinnungen und Grundsätzen gestützt, hielt treu bis zu B.s Tod und noch darüber. Nachdem die Guiccioli's und Gamba's Venedig wieder verlassen hatten, war B.s Sonne dort untergegangen. Die Unmöglichkeit, den Umgang der Gräfin zu entbehren, trat jeden Tag mächtiger hervor, u. noch vor dem Anfang des Jahres 1820 finden wir B. in Ravenna. Hier verlebte B. ungefähr ein Jahr und nennt dies selbst seine glücklichste Zeit. Von den poetischen Arbeiten, welche B.s Aufenthalt in Venedig ihre Entstehung verdanken, sind die wichtigsten: der vierte Gesang des „Childe Harold", „The Lament of Tasso", die beiden venetianischen Trauerspiele „Marino Faliero" und „The two Foscari". B.s Muse glättete unter Italiens heiterem Himmel die melancholischen Falten ihrer Stirn immer mehr und mehr; diese kurze Zeit hatte bereits genügt, um den finstern Childe Harold in einen Don Juan umzuwandeln, denn schon in Venedig entstand der erste Entwurf zu diesem Epos. In Ravenna zogen die Grafen Gamba und andere italienische Freisinnige den Dichter mit in die revolutionäre Bewegung, die damals durch ganz Italien die Patrioten zusammenführte. Der alte, aber ewig wiederkehrende Gedanke der Befreiung u. Vereinigung Italiens ergriff auch B., und er sprach, von den glänzendsten Hoffnungen begeistert, sein Innerstes in der „Prophecy of Dante" aus. In der Nähe der Gräfin, im Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern der Romagna und umgeben von einer entzückenden Natur verlebte B. hier eine vollkommen glückliche Zeit, bis sich ihm endlich auch dieser Himmel mit schwarzen Wolken verhängte. Der alte Graf Guiccioli, erzählt B. selbst, hatte anfangs nichts dagegen, daß seine junge Frau sich der Vorrechte bediente, welche die Sitten des Landes ihr gaben; endlich aber machte er Einwendungen gegen den Fremden, der noch dazu den Liberalen spielte. Zum Skandal der ganzen Romagna wurde die Sache endlich vor den Papst gebracht, der der Guiccioli einen abgesonderten Unterhalt zu geben befahl, mit der Bedingung, daß sie unter ihres Vaters Dache leben sollte. Zuletzt aber fand sich B. bewogen, sie aus Ravenna wegzuschmuggeln, da er ein mit Genehmigung des Legaten angelegtes Komplot, sie auf Lebenszeit in ein Kloster zu sperren, entdeckt hatte. Warfen schon diese Scenen genug Schatten in B.s Leben, so mußte das unglückliche Ende der italienischen Revolution und die Stellung, die er deshalb nach und nach in Ravenna einnahm, um so sicherer die finsteren Geister in B. wieder heraufbeschwören. Die Proskription in der Romagna traf mit vielen der ersten Edelleute auch die Gamba's, u. B. selbst war der Regierung verdächtig geworden, und wenn man es auch nicht wagte, ihn der Freiheit zu berauben, so fehlte es doch nicht an Drohungen, Warnungen u. an Auftritten, welche die Gefahr seiner Lage deutlich an den Tag legten. Indeß hätte es solcher Mittel nicht bedurft; die Abreise der Gräfin genügte, um B. auch Ravenna zu verleiden. Im Herbste 1821 verließ er es und begab sich über Bologna und Florenz nach Pisa, wo die beiden Gamba's und die Gräfin bereits eine feste Wohnung aufgeschlagen hatten. B.s poetische Thätigkeit bis zu diesem Zeitpunkte war eine sehr fruchtbare. Außer der oben genannten „Prophecy of Dante" entstanden hier die dramatischen Werke „Sardanapalus" u. „Cain" und das unvollendete Epos „Don Juan". In diese Periode gehört auch ein kritischer Streit B.s mit dem Herausgeber des Pope, Bowles; noch mehr Aufsehen und heftige Parteikämpfe erregten aber die gegenseitigen Herausforderungen u. Angriffe, welche um dieselbe Zeit zwischen B. und dem gekrönten Poeten Robert Southey Statt fanden. Dieser hatte unter Anderem in der Vorrede zu seinem Gedicht „The Vision of Judgment" B.s Poesie als eine „satanische Schule" geschildert und einen förmlichen Bannspruch gegen dieselbe geschleudert. B. gerieth über die unwürdige Sprache des dünkelhaftesten Uebermuths in eine unbeschreibliche Wuth. Als aber der erste Sturm sich gelegt hatte, blieb noch der Dichterzorn zurück, der mit der spitzigen Waffe der Satire den Gegner niederschlug. Er schleuderte eine eben so giftige als witzige Parodie des albernsten Gedichts, welches aus Southey's Feder geflossen ist, eben jener „Vision of Judgment", gegen ihn. Freilich übersprang auch hier B. wieder die Schranken, indem er diese Apotheose Georgs III. vor dem himmlischen Richterstuhle nicht nur dazu benutzte, um den pomphaften Schwulst und die niedrige Schmeichelei des ehemaligen Demagogen zu züchtigen; sondern er ging in seinem Eifer so weit, auch den alten König, der schon wegen seines unglücklichen Endes unser Mitleid in Anspruch nimmt, noch einmal in allen seinen Schwächen u. Gebrechen bloß zu stellen. Den Verleger B.s, Hunt, traf für diesen übermüthigen Frevel des Autors die gesetzliche Strafe. Abgedruckt wurde diese Satire zuerst in dem Journal „The Liberal", später einzeln und endlich im 11. Bande der „Works of Lord Byron". In Pisa richtete sich B. wieder nach seiner Weise ein. Er bezog den Palast Lanfranchi. Sein täglicher Umgang beschränkte sich auf die Familie Gamba, seinen Landsmann und Freund, den schon genannten Dichter Shelley und Leigh Hunt, mit dem er das obenerwähnte Journal „The Liberal" herausgab. Jedoch war er hier im Allgemeinen weniger verschlossen gegen englische Besucher, als in Venedig und Ravenna, und manche seiner neuen Bekanntschaften, wie namentlich die mit dem Kapitän Medwin, steigerten sich allmählig zu Freundschaften. Aber auch hier durfte er sich des Glücks häuslicher Ruhe nicht lange erfreuen. Die italienische Polizei zeigte ihm bald auch hier ihren mißtrauischen und feindseligen Charakter, und die Art und Weise, wie B. auch von dieser Stadt scheiden mußte, konnte ihn wohl zu dem Entschluß bewegen, nach Nordamerika segeln und ein Bürger dieses freien Staats werden zu wollen. Im Juni 1822 war nämlich Lord B. mit Shelley und einigen anderen Freunden auf der Heimkehr von einem Spazierritte vor den Thoren von Pisa von einem toskanischen Husarenwachtmeister gröblich und fast thätlich beleidigt worden. Herbeigeeilte Wachtsoldaten steigerten den Streit bis zu wirk-

lichen Thätlichkeiten, und B., der nie gewohnt war, Beleidigungen ungerächt zu ertragen, mußte seinen Palast in eine Festung umwandeln, in welcher er sich mit seinen Freunden und seiner Dienerschaft gegen die Soldaten tapfer vertheidigte. Der Vorfall zog eine strenge Untersuchung und diese eine Strafe nach sich, die für B. nicht verletzender hätte seyn können: die beiden Grafen Gamba und B.s gesammte Dienerschaft wurden aus Toskana verwiesen, und B. selbst gab man zu verstehen, daß man nur auf höheren Befehl warte, um auch ihn aus Pisa zu entfernen. B. wartete diese Weisung nicht ab. Er brachte die Gamba's nach Livorno, dann nach Monte Nero und kehrte hierauf nach Pisa zurück, nur um sich von da nach Genua einzuschiffen. Während dieser Zeit traf ihn abermals ein harter Verlust. Shelley war im Juli 1822 auf einer Spazierfahrt zwischen Livorno und Lerici ertrunken; der Leichnam wurde erst 14 Tage nach dem Unglückstag ans Ufer gespült. Shelley hatte oft den Wunsch geäußert, in Rom neben der Pyramide des Cestius begraben zu werden, und B., getreu seinen Pflichten als Exekutor und Freund, ließ die Leiche auf einem Holzstoß verbrennen und schickte ihre Asche in einer antiken Urne nach dem Ruheplatz der in Rom verstorbenen Protestanten. Den Herbst u. Winter 1822 und den Frühling und Sommer 1823 brachte B. größtentheils in Genua zu. Hier endlich traf ihn die Stimme des zur Freiheit erwachten Griechenlands und rief ihn noch einmal und zum letzten Mal nach Osten. Aus Pisa u. Genua sind folgende schriftstellerische Arbeiten von B. aufzuführen. Zunächst nahm ihn „The Liberal“ in Anspruch, für den er, außer mehren kleineren Beiträgen und der „Vision of Judgment“, das „Mystery Heaven and Earth“, eine durch Moore's „Loves of the Angels“ veranlaßte Produktion, lieferte. Ferner schrieb er hier: „The Island or Christian and his Comrades“, eine durch Glanz und Frische in der wunderbaren Scenerie der Südsee u. ihrer Inseln ausgezeichnete Dichtung. Das unserem Göthe gewidmete Drama „Werner“ arbeitete B. in 28 Tagen aus. Auch entstand hier die mißlungene Faustnachahmung „The Deformed Transformed“ und „Don Juan“ wurde bis zum 61. Gesange vollendet. Nach Griechenland, der glorreichsten und letzten Periode seines Lebens entgegen, eilte der Dichter aus der reinsten Liebe, die er jemals im Herzen gehegt, aus Liebe zur Freiheit, aus dem Drang, mit zu zerbrechen die schmählichen Ketten, in welchen die Nachkommen des herrlichsten Volks der alten Welt schmachteten. Zu dieser inneren Aufforderung kam noch eine äußere, von seinem Freund Hobhouse und dem Ausschusse der englischen Philhellenen (The Greek Committee), welche ihrem Streben durch den Einfluß ihres berühmten Landsmannes eine frische Stütze verschaffen wollten. Wohl mit Entschlossenheit, Gut, Blut und Leben dem edlen Kampfe zu widmen, aber auch nicht ohne finstere Ahnungen, daß er Griechenland nicht lebend wieder verlassen werde, bestieg er gegen Ende Juli 1823 zu Livorno das englische Schiff Hercules, welches ihn und seine Freunde, darunter den jungen Grafen Gamba, zunächst nach Cephalonia bringen sollte. Nach einer stürmischen Fahrt langten sie im Anfang August am ersehnten Ziele an, und B. ließ, um die englischen Behörden in der Hauptstadt zu meiden, sein Gepäck nach dem Dorfe Metaxata bringen. Außer vielen Waffen brachte B. einen bedeutenden Vorrath von Medikamenten, Bandagen und anderen chirurgischen Bedürfnissen mit; seine Kasse enthielt noch 10,000 spanische Thaler baar und etwa 40,000 Thaler in Wechseln. Von Metaxata aus beobachtete nun B. den Gang der Ereignisse auf dem Festlande von Hellas und knüpfte mit den Machthabern und Parteihäuptern Verbindungen an. Poesie erklärte er fortan für einen Zeitvertreib für Müßiggänger und lebte bloß der praktisch thätigen Prosa. Bei B.s Ankunft in Griechenland, von der sich die Nachricht wie ein Lauffeuer über das ganze Land verbreitete und mit Jubel begrüßt wurde, befand sich besonders der westliche Theil in einer verzweifelten Lage. Mustapha, Pascha von Skutari, zog, zwar durch Bozzaris' Heldenkampf und Opfertod bei Karpenissi aufgehalten, aber durch neue Verstärkungen wieder mächtig, seine Schaaren um Missolunghi zusammen, und gleichzeitig begann eine türkische Flotte die Blokade der Stadt, während die Zwistigkeiten der griechischen Anführer unter einander fast alle Früchte der Anstrengungen des Volks zerstörten und allmählig in einen Bürgerkrieg auszubrechen drohten. B.s Stellung war daher, bei seinem Haß gegen alles Parteiwesen, sehr schwierig; aber er ließ sich in keinerlei Unterhandlungen und Verpflichtungen mit irgend einer Partei ein, sondern wandte sich durch zwei seiner Freunde, Trelawney und Hamilton Browne, unmittelbar an die Regierung, die eben damals von Tripolizza nach Salamis gezogen war. Sowohl in Tripolizza wie in Salamis ausgezeichnet empfangen und in die Zustände der Parteien wie des Staats eingeweiht und überzeugt, daß Missolunghi vor Allem gerettet werden müsse, rüstete er zwei jonische Schiffe aus, von welchen das eine vom Grafen Gamba, das andere von ihm selbst kommandirt wurde. Am 29. December fuhren sie von Argostoli ab, wurden aber zwischen Zante und Missolunghi von einer türkischen Fregatte angegriffen. B.s besserer Segler entkam, aber Gamba's Schiff, auf welchem sich die Pferde, Waffen und ein großer Theil des Gepäcks und der Kasse befanden, fiel in die Hände der Türken, die es sogleich zu dem blutdürstigen Jussuf Pascha nach Patras brachten. Dieser Schlag brachte jedoch den Grafen nicht außer Fassung, er verblüffte sogar den Pascha durch seine kühne Berufung auf die britische Neutralität, unter deren Schutz er als friedlicher Reisender nach Kalamata segeln wolle. Ohne weitere Untersuchung gab man das Schiff frei u. Gamba erreichte glücklich Missolunghi. Inzwischen schlug sich B. noch mit Sturm und Wellen herum und kam nach vielen Irrfahrten und harten Mühen erst am 5. Januar 1824 im Hafen von Missolunghi an, wo er wie ein Retter aus der tiefsten Noth, mit allgemeiner Liebe und Freude empfangen wurde. Einen großen Theil seiner Thätigkeit nahm darauf die englische Anleihe in Anspruch, für deren Abschließung er gleichzeitig durch seine Freunde in London und bei den uneinigen Oberhäuptern der Griechen zu arbeiten hatte; auch die Konstituirung der

Gesellschaft der englischen Philhellenen erfuhr seine eifrigste Theilnahme, und außerdem rieth und half er, wo er für Griechenlands Freiheit nur immer heilsam auftreten konnte. Namentlich suchte er die barbarisch wilde Art und Weise der türkischen wie der griechischen Kriegführung durch eklatante Beispiele von Mäßigung und Großmuth zu mildern, und es gelang durch mehrfache Befreiung und edelmüthige Behandlung türkischer Gefangenen seine Absicht so, daß türkische Befehlshaber ihm in Danksagungsschreiben versichern ließen, daß gleiche Behandlung künftig auch den gefangenen Griechen zu Theil werden solle. Mit nicht gleichem Erfolg arbeitete B. an der Beseitigung der Fehden und Zwistigkeiten, welche die Häupter der Griechen trennten und ihre Kraft zersplitterten. Die eifrigste Sorge aber widmete er kriegerischen Plänen. Ein zweiter Tyrtäus, wollte B. mit Leier und Schwert kämpfen. Er hatte vom 1. Januar 1824 an eine Schaar von 500 Sulioten in Sold genommen, an deren Spitze er das Schloß von Lepanto, die einzige, aber wichtigste Festung des westlichen Griechenlands, welche noch in der Gewalt der Türken war, zu erobern gedachte. 2500 Griechen und eine Batterie der englischen Philhellenen sollten das Unternehmen unterstützen. So träumte der lahme englische Dichter von griechischen Siegen, während die rüstigen griechischen Streiter die edle Zeit mit unnützen Streitigkeiten vergeudeten. Sogar in Missolunghi und unter B.s Brigade brachen Uneinigkeiten und Meutereien aus, die Lord B.s reizbares Gemüth mehr angriffen, als sein Körper ertragen konnte. Er bekam zu wiederholten Malen konvulsivische Anfälle und wurde durch die ärztlichen Mittel, Aderlässe und warme Bäder, so geschwächt, daß er kaum mehr gehen konnte. Freudige Nachrichten, namentlich die einer versöhnlichen Zusammenkunft aller Griechenhäupter zu Salona, waren jetzt die einzige Arznei, welche stärkend auf ihn einwirkte, und er fühlte sich schon am 22. März wieder so wohl, daß er seine gewohnten Bewegungen zu Pferde wieder unternehmen konnte. Aber gerade ein solcher Spazierritt war es, der ihn auf sein Todtenbett warf. Am 9. April kam er mit durchnäßten Kleidern nach Hause, ein Fieber befiel ihn, schon am 13. April wurde sein Zustand bedenklich, neue Aderlässe erschöpften seinen Körper vollständig, und nachdem man am 17. ihm noch dreimal Blut genommen hatte, stellte sich heftiges Phantasiren u. ohnmächtige Schwäche ein. In hellen Momenten klagte dann B. über das Verfahren seiner Aerzte, am meisten aber beschäftigte ihn seine Tochter, und auch seiner Gattin gedachte er mit zärtlicher Rührung. Am 18. April 1820 gegen 6 Uhr Abends sprach er die Worte — es waren seine letzten: I want to go to sleep now (ich muß nun schlafen gehn), und wenige Minuten später hatte eine aus dem rheumatischen Fieber hervorgegangene Gehirnentzündung seinem Leben ein Ende gemacht. Der Trauerruf von seinem Hinscheiden drang wie ein Donnerschlag durch die Straßen von Missolunghi und weiter durch Griechenland und die Welt. Und mit dem Todesengel zog der Engel der Versöhnung; der Lorbeer lag unangetastet und unbefleckt auf dem Sarge des Dichters. Die tiefste Trauer und innigste Verehrung fand B. in Griechenland. Der Fürst Maurokordato verordnete, am Morgen des 20. April, bei Sonnenaufgang, 37 Kanonen von der großen Batterie zu lösen, um die Zahl der Lebensjahre des Verstorbenen anzuzeigen, ferner wurde auf 3 Tage alles öffentliche Geschäftsleben geschlossen, auf 21 Tage allgemeine Trauer angelegt, in allen Kirchen wurden Todtengebete gehalten. Da B. keine Verfügung über seine irdischen Reste hinterlassen hatte, so erhoben sich Schwierigkeiten über die Bestimmung seines Begräbnißortes. Die Griechen wünschten die Hülle des Dichters im Tempel des Theseus oder im Parthenon zu Athen bestattet, ein B.s würdiger Gedanke, der jedoch von den Engländern verworfen wurde, weil B. ihrer Ansicht nach in der Westminsterabtei seine Ruhestätte finden müsse. So wurde denn der Leichnam einbalsamirt und nach England geschafft, aber das Herz in Griechenland gelassen. Hatte auch der Dichter durch seine letzten Bestrebungen und seinen Tod viele seiner erbittertsten Feinde mit sich versöhnt, so gab doch eine Koterie den Haß auch über das Grab hin nicht auf und versagte dem Todten die wohlverdiente letzte Ehre: die englische Geistlichkeit schloß vor ihm, den sie seiner irreligiösen Meinungen wegen im Leben verflucht hatte, auch jetzt die Pforten der Westminsterabtei zu; B. wurde daher in die Gruft seiner Ahnen zu Newstead beigesetzt. Lord B.s äußere Erscheinung mag uns sein Freund Medwin beschreiben. Er erzählt von ihrem ersten Zusammentreffen: „Ich sah einen Mann von etwa fünf Fuß sieben Zoll, anscheinend vierzigjährig; wie man von Milton sagt, er entschlupfte kaum dem Kurz- und Dicksein. Sein Gesicht war fein und der untere Theil regelmäßig geformt; Lippen und Kinn hatten jenen geschwungenen und bestimmten Umriß, welcher der griechischen Schönheit eigen ist. Seine Stirn war hoch und seine Schläfe breit; seine Farbe war blaß und ging fast ins Bleiche. Sein Haar, dünn und fein, war schon grau geworden und schwebte in natürlichen und anmuthigen Locken über seinem Haupte. Er ließ es länger wachsen, als man es damals gewöhnlich trug. Seine Augen waren von einem gräulichen Braun, aber von besonderer Klarheit und besaßen in der Belebung ein Feuer, das die Gedanken der Andern zu durchdringen schien, während es die Begeisterung seiner eigenen andeutete. Seine Zähne waren klein, regelmäßig und weiß. Ueberhaupt war seine Figur männlich und seine Züge schön, einnehmend und ausdrucksvoll." „Childe Harold" und „Don Juan", die eigenthümlichsten und umfassendsten Werke unseres Dichters, sind zwei Antipoden, welche jedoch einen Mittelpunkt haben, um den sie sich drehen und von dem sie gehalten werden, nämlich die geistige Individualität des Dichters, welche sich durch das Medium, hier eines misanthropischen Pilgers, dort eines lebenslustigen Weltlings, nach zwei verschiedenen Seiten hin ausspricht. In der Ausführung sind beide Gedichte in ihrem Charakter gleich gelungen: dort die tiefe, innige Kraft des Gemüths und die kühne Erhebung der Phantasie in

einer sich durch eine alterthümliche Form ringenden Sprache: hier ein behagliches Geschwätz, eine Poesie im leichtesten Negligé, die der Form gleichsam nur im Scherze huldigt und deren Devise ist: erlaubt ist, was gefällt. Von B.s dramatischen Werken haben „Manfred" u. „Cain" die meisten Freunde u. Feinde gefunden. Manfreds Verwandtschaft mit Faust ist nicht zu verkennen; gewiß aber verdankt B.s Drama dem Göthe's hier nicht viel, denn die alte Sage ist in England wie in Deutschland heimisch und hat dort schon vor Shakespeare in Chr. Marlow einen dramatischen Bearbeiter gefunden. Das Gedicht „Cain", welches B. ein Mystery (freilich nur in Bezug auf den biblischen Stoff) nannte, hat der Muse des Dichters den Namen einer „satanischen" zugezogen und ist in Bezug auf seine irreligiöse Tendenz selbst von den meisten Freunden B.s entschieden gemißbilligt worden. Gegenstand des Drama's ist der erste Mord auf Erden, als der zweite Sieg des Teufels über das Menschengeschlecht dargestellt, getreu nach den alten biblischen Urkunden. Das Irreligiöse liegt hier in dem poetischen und philosophischen Uebergewicht, welches B. dem bösen Princip über den göttlichen Geist und dessen Bekenner gegeben hat. Die beiden venetianischen Trauerspiele: „Marino Faliero" u. „The two Foscari", athmen venetianischen Geist u. die Eindrücke, Bilder, Empfindungen und Gesinnungen darin sind oft so lokal, daß man behaupten darf, nur in Venedig habe die Muse des vielgewanderten Dichters gerade so dichten können. Freilich findet sich daneben auch Manches, was eben so weit von jener Lokalität, wie überhaupt von der dramatischen Wahrheit der Charaktere abweicht, und auch diese Stücke bestätigen, daß B. nicht im Stande ist, sich selbst so weit zu vergessen, um einen fremden Charakter rein und fest darzustellen. Noch mehr lokale und nationale Wahrheit geht dem auf deutschem Grund und Boden spielenden Drama „Werner" ab. Das deformste Werk B.s ist aber sein Drama: „The Deformed Transformed", eine schlechte Nachahmung des Faust, in welcher B. seinem Faust sogar das Gebrechen anhängt, welches er selbst mit auf die Welt gebracht hat, einen Klumpfuß. Die vollständigste Ausgabe von B.s poetischen und prosaischen Werken in 17 Bänden mit biographischen und kritischen Anmerkungen von verschiedenen Verfassern und mit Kupfern von William und Edward Finden veranstaltete Murray in London 1832—1833. Andere Sammlungen sind: Poetical works, Lond. 1815, 6 Bde.; Leipz. 1818, 7 Bde.; in der zwickauer „Pocket edition of Engl. classics", und in 1 Bde., Frankf. 1825. Deutsche Uebersetzungen: von Adrian, Frankfurt 1830, 12 Bde.; von Ortlepp, Stuttg. 1839, 12 Bde.; von A. Böttger, Leipz. 1839, 1 Bd., und 1840, 12 Bde. Einzelnes übersetzten Bärmann, v. Loring, Th. Hell, A. Wagner u. A. Vergl. E. Gordon, Life and Genius of Lord B., Lond. 1824; E. Brydges, Letters on the Character etc. of Lord B., das. 1824; Th. Medwin, Conversations of Lord B., das. 1824; Dallas, Recollections of the Life of Lord B., from the year 1808 to the end of 1814 etc., das. 1824; Marquis de Salvo, Lord B. en Italie et en Grèce etc., das. 1825; Lord B.s private correspondence, including his letters to his mother etc., das. 1824; Millingen, Memoir on the affairs of Grece, das. 1831. Die autobiographischen Memoiren B.s soll der Erbe derselben, Thomas Moore, aus Familienrücksichten vernichtet haben; er selbst gab jedoch später „Memoirs of the Life of the Lord B., including his correspondence with his friends", Lond. 1829, neue Aufl., 3 Bde., 1833, heraus.

Byronsinsel, australische Insel in der Byronsstraße, zwischen Neu-Irland und Neu-Hannover, nördlich von Neu-Guinea.

Byrsonima, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, Bäume und Sträucher des tropischen Amerika mit endständigen Blüthentrauben. B. verbascifolia *Dec.*, Malpighia verbascifolia *L.*, ist ein krummer, knotiger, nur einige Fuß hoher Strauch, der in Cayenne mit filzigen Blättern, gelben Blüthen und grünlichen behaarten Beeren, welche dreieckige Nüsse einschließen, wächst. Holz und Rinde haben adstringirende Eigenschaften und sind in dem Vaterlande des Strauchs gebräuchliche Heilmittel bei Durchfällen, Wechselfiebern, Blut- und Schleimflüssen und ähnlichen Krankheiten. B. spicata *Dec.*, Malpighia spicata *Cav.*, ist ein 30—40 Fuß hoher Baum mit grauer Rinde, gelben kleinen wohlriechenden Blüthen und eben solchen Früchten in Südamerika. Holz und Rinde enthalten viel Gerbestoff und werden deshalb gegen verschiedene Krankheiten und besonders auch zum Gerben angewendet. Die unangenehm säuerlich schmeckenden Früchte werden zu Gurgelwasser in Halskrankheiten gebraucht, ein daraus bereiteter Brei wird bei Ruhren sehr geschätzt. B. coccolobaefolia *H. B.*, Malpighia coccolobaefolia *Spr.*, ein Baum in Cumana, liefert eine bitterliche Rinde, welche wahrscheinlich, weil der Baum in Cumana Alcornoque und Chabarro heißt, mit unter der Alcornocorinde vorkommt. B. laurifolia *H. B.* u. B. rhopalaefolia *H. B.*, Bäume in Cumana, liefern ebenfalls bittere, chinaähnliche Rinden. B. cotinifolia *H. B.*, Malpighia cotinifolia *Spr.*, ist ein Strauch in Mexiko mit adstringirenden Kräften. B. crassifolia *H. B.*, Malpighia crassifolia *L.* ist ein kleiner Baum von etwa 15 Fuß Höhe in Guyana und Cayenne, dessen Holz und Rinde wie bei B. verbascifolia wirken.

Byssus, ein aus dem Hebräischen oder Koptischen stammender, zwar im ganzen Alterthume gebräuchlicher, aber nicht scharf bestimmter, allgemeiner Name für den Stoff eines seiden- oder baumwollenartigen Zeuchs, überhaupt aller kostbareren Gewebe. Die alten Aegypter verfertigten solche theils von dem grünlich goldenen, feinen Haarbüschel des Seeseidenwurms (Pinna marina), der Steckmuschel (im Mittelmeer), theils von einer wegen ihrer Naturfarbe hochgeschätzten gelblichen oder röthlichen Baumwollengattung. Von dieser letzten Art waren wohl die meisten unter dieser Benennung gerühmten Zeuche. Der B. war gewöhnlich weiß, der kostbarste aber gelb, ähnlich dem Nanking, wurde in Griechenland nur in Elis gewonnen und stand äußerst hoch im Preise. Man verfertigte zu Paträ aus ihm

Kleider (bei Griechen und Römern Sindon genannt) und Haarnetze, womit auch die römischen Damen prunkten. Noch vorzüglicher, als der eleische, soll nach demselben Autor der hebräische (1. Mos. 41, 42; 2. Mos. 26, 1 u. anderwärts, Schesch genannt, von Luther „weiße Seide" übersetzt; in den spätern Büchern, 1. Chron. 15, 27, Esther 1, 6, Ezechiel 27, 7 „Buz" genannt; im N. T. von Luther „köstliche Leinwand" übersetzt) gewesen seyn, nicht an Feinheit und Weichheit, aber an mehr brennend gelber Farbe. Wann die Baumwolle bei den Griechen zu Kleidern gewebt wurde, ist nicht bestimmt anzugeben: Homer kennt bloß Schafwolle und Flachs, und Herodot erwähnt den B.-Sindon bei Asiaten und Aegyptern als etwas Seltenes. Bei den Römern kommt der Name des B. nicht oft vor; vielleicht wurde er anders genannt und die Gewande aus Cos waren von ihm.

Byssus (Muschelseide, Muschelfäden, Muschelbart), eine merkwürdige Bildung, welche bei vielen im Meere lebenden, zweischaligen, kopflosen Mantelthieren (*Acephala testacea Cuv.*) vorkommt und in einem Bündel biegsamer Fäden von hornartiger Substanz, aber sehr verschiedenen Graden der Stärke und Feinheit besteht. Dieses Fadenbündel kommt aus der Basis des Fußes oder dem Stumpfe des Thieres, oft mit einem kleinen ungetheilten Stiel, und theilt sich in mehr oder weniger, oft auch in eine große Menge Fäden, die gewöhnlich mittelst kleiner scheibenförmiger oder unregelmäßiger Ausbreitungen am Meeresgrunde, an Felsen, Konchylien oder andern fremden Körpern festsitzen und so das Thier halten, oft aber auch, wie bei den Steckmuscheln, welche senkrecht im Schlamm stecken, nur dazu dienen mögen, die Muschel in der senkrechten Stellung zu unterstützen. Bei manchen Gattungen sind diese Fäden sehr grob und hart, wie gespaltenes Horn oder Fischbein; bei einigen aber, und vor allen bei den Steckmuscheln (Pinna *L.*) gleichen sie an Feinheit und Glanz der ungezwirnten Seide. Bei manchen Muscheln, wie bei Pecten u. Perna, sind die Fäden deutlich platt, wie kleine Riemen, bei den Pinnen erscheinen sie unter dem Mikroskop in langen Strecken ganz gleich drehrund, in andern Strecken aber wieder breiter, und es ist möglich, daß sie da flach sind. Bei einigen Mytilusarten sind sie gleichfalls drehrund, bei Mytilus Modiolus von Abstand zu Abstand knotig oder etwas erweitert, wie die Tasthaare mancher Robben. Ihre Farbe ist braun, bräunlich, gelblich, olivenfarben, schwarz, grünlichschwarz, auch wohl bläulich. Die Länge der Fäden ist verschieden, gestattet daher den Bewegungen der damit versehenen Muscheln einen größern oder geringeren Spielraum; am beträchtlichsten ist sie bei den ohnehin sehr groß werdenden Pinnen. Einige der B. tragenden Muschelgattungen schließen die Schalklappen völlig an einander, ohne eine merkliche Lücke für den in diesem Falle wohl immer ziemlich feinfädigen Bart zu lassen, der folglich hier beim völligen Schluß der Klappen eingeklemmt werden muß; mehre aber, besonders Tridacna, Anonica, Meleagrina, Pecten, haben einen Ausschnitt in der einen oder in beiden Schalklappen, durch welchen eine stets offenstehende Lücke oder Oeffnung zum Austritt des Bartes gebildet wird. Ueber die Natur und Entstehung des Muschelbartes herrschen unter den Naturforschern verschiedene Ansichten. Nach Réaumurs Ansicht (Mémoires de l'acad. des sciences), welche die neuern französischen Naturforscher größtentheils angenommen haben, ist dieses Gebilde ein verhärtetes Gespinnst, welches erneuert und auch durch neue Fäden verstärkt werden kann. Der Stoff dazu soll in einer Drüse abgesondert werden, die sich an der Wurzel des Fußes befinde, und die Muschel soll mittelst des Fußes und in einer Furche desselben den klebrigen Spinnstoff in später verhärtende Fäden ziehen und diese an der Stelle, wo sie sich anheften will, befestigen. Poli hält den B. für eine Art Haargebilde, ähnlich den Säugethierhaaren. Heusinger meint, daß in dem Innern der Fäden eine zusammenziehbare Substanz sey und die Muschel sich durch Saugnäpfchen, mit denen die Fäden endigen, ansauge. Die Muschelseide (vorzüglich die feinen Fäden der Pinna nobilis) wird in Italien und im südlichen Frankreich zum Weben und Stricken benutzt. Die aus derselben verfertigten Kleidungsstücke (Handschuhe, Strümpfe ꝛc.) sind nicht nur von schönem Ansehen, sondern auch ziemlich dauerhaft und warm. In Tarent, Neapel und Sicilien sollen ansehnliche Fabriken gewesen seyn, welche sich allein mit der Verarbeitung der Muschelseide beschäftigten, wobei es nicht erst, wie bei den Seidenmanufakturen, kostbarer Färbereien bedurfte, weil man der Muschelseide ihre braune, olivengrüne, ins Goldgelbe fallende glänzende u. unnachahmliche Farbe ließ. Neuere Reisende schweigen über diesen Erwerbszweig. Es ist überhaupt sehr unwahrscheinlich, daß sich Manufakturen für einen Stoff, der im Ganzen so selten ist, sollten haben halten können. Die Muschelseidenzeuche sind daher auch nirgends sehr in Gebrauch gekommen und bis jetzt mehr ein Gegenstand der Kuriosität geblieben. Wenn es gelänge, die Steckmuscheln, so wie die Austern und Miesmuscheln, zu hegen, so könnte vielleicht eine größere Ausbeute zu hoffen seyn.

Byström, Johann Nikolaus, berühmter Bildhauer der Gegenwart, am 18. Dec. 1783 zu Philippstadt in Schweden geboren, war von seinen Aeltern zum Kaufmannsstande bestimmt, folgte aber nach dem Tode derselben in seinem 20. Jahre seiner Neigung und nahm in Stockholm bei dem als Bildhauer und ausgezeichneter Lehrer rühmlichst bekannten Sergell den ersten Unterricht. Schon nach drei Jahren hatte der durch körperliche Schönheit und geistige Anlagen sich empfehlende Jüngling so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er, von einem Reisestipendium unterstützt, zum Studium der Antiken nach Rom gehen konnte. Die erste Figur, die B. hier modellirte und bald darauf auch in Marmor ausführte, war eine liegende trunkene Bacchantin, halb lebensgroß, welche er dreimal wiederholen mußte und Carbonneau zu Paris in Bronze goß. Im Jahr 1816 kam der geniale Künstler nach Stockholm zurück und hatte bereits durch seine eigenen Leistungen, wie durch seine Sammlungen seinen

Künstlerruf begründet. Noch in demselben Jahre reiste er abermals nach Rom, wo er mehre Figuren für den jetzigen König u. A. modellirte und mit eigner Hand ausführte. Im Jahr 1821 kaum nach Schweden heimgekehrt, eilte er schon 1822 nach Rom zurück u. sah erst 1829 seine nordische Heimath wieder, wo er nun die prachtvolle Altardekoration für die Domkirche von Linköping vollendete. In der Darstellung von üppiger Grazie und Lebensfrische übertrifft ihn wohl kein neuerer Plastiker und daher werden seine weiblichen und kindlichen Figuren besonders geschätzt. Seine männlichen Gestalten könnten bedeutungsvoller aufgefaßt seyn. Sein Styl ist in der Gruppirung besonders rein, gefällig u. sinnreich. Die Natur mit den antiken Normen ist der Kreis, in dem sich nach seiner Ansicht allein das Treffliche und Vollendete in der Kunst sicher erreichen läßt, weil ihm das Wahre u. Schöne als festeste Unterlage für jeden Styl gilt. Seine Werke, frei von affektirter Naivetät und geschmücktem Liebreiz, sind reine Eingebungen seiner Phantasie. Von seinen zahlreichen, genialen Arbeiten erwähnen wir einen berauschten Amor, eine schlafende Juno, an deren Brust der junge Hercules saugt, eine Tänzerin, Bacchus, eine dem Bad entsteigende, ihre Haare aufbindende Venus, den Citherschläger Apollo, die Statue des Königs von Schweden, die kolossale Büste desselben, die Harmonie mit Hymen und Amor, zwei badende Jungfrauen, die Victoria, Karl XII. in kolossaler Größe, Karl XIII., Karl X., Karl XI., Pandora, Hygiea, Venus und Amor, Linné in einem Buche lesend, Gustav Adolf. B. † den 12. März 1848 zu Rom, wohin er sich 1835 wieder begeben hatte.

Byzantiner, alle diejenigen griechischen Schriftsteller, welche die Geschichte des byzantinischen Kaiserthums von Konstantin dem Großen bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, also bis zum Untergang desselben, schrieben. Es sind deren über 50, und so verschieden sie in Hinsicht ihrer Glaubwürdigkeit und Ausdrucksweise sind, so sind sie es auch nach dem Inhalt ihrer Schriften, wonach man sie eintheilen kann in Chronographen, oströmische Geschichtschreiber in größerem Umfange, Chronisten, welche einzelne Zeiträume, Regierungen und Begebenheiten melden, und in Schriftsteller über Verfassung, Alterthümer, Sitten und Gebräuche. Bei allem Mangel an Form und Darstellungsweise, wie an klassischem und ächt historischem Geist haben sie doch einen großen Werth für die Geschichte des byzantinischen Kaiserthums u. der allmähligen Auflösung desselben, für die genauere Bestimmung der Uebergangsperioden der alten und der mittelalterlichen in die neuere Zeit, für die Charakteristik der Neugriechen, selbst für die genauere Kunde des altgriechischen Alterthums, da sie dessen Klassiker noch vollständig in ihren reichen Bibliotheken benutzten. Ihre Sprachweise ist als eine von der altgriechischen wesentlich verschiedene anzusehen, als ein „byzantinisch-romanisches Griechisch", welches noch lange nicht genugend durchforscht worden ist. 1) Chronographen, welche kurze chronologische Abrisse lieferten, aber für das Alterthum durch manche seltene Bemerkungen wichtig sind: Georgius Syncellus aus Cypern schrieb um 800 eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 285 n. Chr.; Theophanes Isaacius, † 817, setzte jene fort bis 813; Joannes Scylitzes setzte sie fort bis 1057; Leo Grammaticus und Georgius Monachus schrieben von 813—949; Joannes Malalas von Antiochien, dessen Chronik von der Erschaffung der Welt nur noch von 753 v. Chr. bis 566 n. Chr. vorhanden ist; Nicephorus, † 828, von 603—764; Chronicon paschale, bis 1042, von verschiedenen unbekannten Verfassern; Georgius Cedrenus, von den ältesten Zeiten bis 1057; Simeon Metaphrastes, bis 1061; Michael Glycas, bis 1118; Joel, ein Regentenregister bis 1204 und einige andere von höchst geringem Werth. 2) Geschichtschreiber in größerm Umfange bis 1477: Zosimus, um 460 n. Chr., schrieb in reiner Sprache und nicht ohne historischen Geist eine Kaisergeschichte von Augustus bis Theodosius II.; Procopius aus Cäsarea, Belisars Freund (552), schrieb über die Kriege mit den Persern, Gothen, Vandalen, Mauren, verfaßte unter dem Titel „Anecdota" eine geheime Geschichte Justinians und „Ktismata"; Agathias aus Myrina in Aeolien, setzte von 552—559 die Arbeiten des Vorigen fort; Zonaras, ein hoher Staatsdiener, schrieb eine Geschichte der ältesten Zeit bis 1118; Nicetas Acominatus Choniates, † 1216, eine Geschichte von 1118—1206; Nicephorus Gregoras, um 1360, eine Geschichte von 1204—1359; Leon Diaconus, schrieb von 333—1453; Laonicus Chalcondylas, von 1297—1462; Joannes Ducas, von 1341—1462; Georgius Phranza, von 1401—1477. 3) Chronisten, welche einzelne Zeiträume, Regierungen, Kriege u. Begebenheiten schilderten: Priscus Panites, um 470, beschrieb eine Gesandtschaft an Attila; Georgius Pisides, um 630, schrieb eine Geschichte von 610—641; Joannes Genesius, von 823—867; Constantinus VI. Porphyrogeneta, † 959, schrieb einen Panegyricus auf Basilius und „De caeremoniis aulae byzant."; Joannes Cameniata, beschrieb die Eroberung von Thessalonich; Nicephorus Bryennius, † 1137, schrieb über den Komnenen Isaak und seine Nachfolger, von 1056—1081; Constantinus Manasses, schrieb in Jamben eine Geschichte von 1080—1118; Joannes Cinnamus, die Geschichte der Komnenen Joannes und Manuel, von 1143—1176; Georgius Acropolita, † 1282, von 1204—1261; Georgius Pachymeres, von 1258—1308; Joannes Cantacuzenus, um 1370, von 1320—1354; ferner Menander aus Konstantinopel, Leontinus von Byzanz, Theophylactus Simocatta, Anna Comnena u. A. 4) Schriftsteller über Verfassung, Verwaltung, Sitten u. Gebräuche: Hesychius aus Milet, um 520, schrieb über die Entstehung Konstantinopels; Joannes Laurentius Lydus, um 550, Abhandlungen: „de mensibus", „de magistratibus reipubl. rom."; Georgius Codinus, um 1450, „de officiis magn. ecclesiae et urb. Constantinop."; der schon erwähnte Constantinus Porphyrogeneta. Die erste große Sammlung byzantinischer Geschichtschreiber unter dem Titel „Historiae Byzantinae scriptores" wurde von Philipp Labbé (Paris 1645) begonnen und von Fabrotti du Fresne u. A. fort-

gesetzt bis 1711 (42 Bde., und vermehrt, Venedig 1729 ff., 27 Bde.). Dazu kamen Genesius (Venedig 1733), Constantinus Porphyrogeneta, von Reich u. J. J. Reiske (Leipzig 1751—54, 2 Bde.); Corp. histor. Byzant. nova appendix, von P. P. Foggini (Rom 1777); Anonymi (Julii Polluci) Historia, von Bianconi (Bologna 1779); Chronicum des Phranzes (Wien 1796); Leo Diaconus von K. H. Hase (1819). Eine neue Ausgabe der B. begann unter Niebuhrs Leitung, Corpus scriptorum byzant., Bonn 1828 ff., welche nach dessen Tode von der berliner Akademie der Wissenschaften fortgesetzt wurde. Ueber die Schriftsteller selbst vergl. M. Hanke, De byzantinarum rerum scriptoribus Graecis, Leipzig 1677.

Byzantinische Münzen, s. Byzantinus.

Byzantinischer Baustyl, s. Baukunst.

Byzantinisches Reich, s. Oströmisches Reich.

Byzantinus (Byzantins od. Bysteutius, franz. Besant d'or), Name von Goldmünzen der griechischen Kaiser, welche seit Konstantin dem Großen zu Byzanz oder Konstantinopel geprägt wurden. Da sie Aurei oder Solidi von gutem Dukatengolde, $^1/_6$ Unze schwer, waren, so betrug ihr Werth 4 Thlr. Kur. Auf dem Avers befindet sich das Brustbild des Kaisers mit Namen und Titel, der Revers ist verschieden. Bei denen aus dem 4. Jahrhundert liest man im Revers Conobs, welches, nach Heumanns Auslegung, Constantinopoli obsignata heißen soll und den damaligen Münzfuß andeutet. Im Mittelalter machten die Byzantiner in Deutschland wie in Frankreich die gangbarsten Goldmünzen aus, u. als man später anfing, eigne Goldmünzen zu prägen, wurde doch der byzantinische Münzfuß beibehalten und auch die Benennung blieb, obschon der Münzort durch: Aquil. Obs. (Aquileja), oder Col. Obs. (Köln), oder Nem. Obs. (Nemours) angegeben wurde. Dergleichen Besants d'or waren nicht nur die gewöhnlichen Goldmünzen unter Ludwig VII. 1148, unter Philipp August 1187, unter Heinrich dem Kühnen 1282, sondern auch noch unter Philipp dem Schönen 1297.

Byzantium (Byzanz), das heutige Konstantinopel, auf der Westseite des Bosporus Thracicus, war schon, ehe sie Residenz römischer Kaiser wurde, durch ihre Lage an der Grenzscheide Europa's u. Asiens, des schwarzen u. des Marmormeeres, durch ihren sichern und geräumigen Hafen und durch den Einfluß, den sie durch beides auf Handel und Schifffahrt hatte, eine der wichtigsten Städte der alten Welt. B. war ursprünglich eine griechische Kolonie, von Megarensern gegründet, welche nach der Propontis (das Meer von Marmora) Handel trieben. Ein thracischer Fürst Byzas soll bei der Gründung der Stadt betheiligt gewesen seyn und ihr den Namen gegeben haben. Früher stand an derselben Stelle eine Stadt, Namens Lygos. Der Mythus setzt ihre Gründung in die Zeit der Argonautenfahrt; sichern Nachrichten zufolge fällt sie in das Jahr 634 v. Chr. Ihre für den Handel höchst günstige Lage an der Mündung des thracischen Bosporus in die Propontis, eine 60 Stadien landeinwärts sich erstreckende Bucht, das Horn (Keras), wegen der Aehnlichkeit mit einem Hirschgeweihe genannt, welche einen sichern und geräumigen Hafen bildete, berechtigten zu großen Erwartungen hinsichtlich des Emporkommens der neuen Kolonie; ihnen entsprach jedoch bei dem sinkenden Handel der Mutterstadt der Erfolg nicht sogleich. Zwar hob sich B. bald durch eine Ansiedelung der Milesier, welche auf der Propontis bedeutenden Handel trieben; aber es war dies von kurzer Dauer. Denn bei dem Andrange der Perser gegen Griechenland wanderten die Bewohner von B., zu schwach, um jenen unzähligen Horden Widerstand leisten zu können, mit ihrer Habe aus und legten Mesembria am Pontus an. Die leere Stadt wurde hierauf von den Persern gänzlich verwüstet, so daß nur wenige Spuren von ihr sichtbar blieben. Aber bald nach der Niederlage des Xerxes erstand sie allmählig wieder aus den Trümmern. Besonders bemühte sich der spartanische Feldherr Pausanias, der sich häufig dort aufhielt, B. zu neuer Blüthe zu bringen. Er stellte die Befestigungen wieder her, gab der Stadt eine der spartanischen ähnliche Verfassung und wurde gewissermaßen ihr zweiter Gründer. Während Athens Hegemonie erhob sich B. zu immer blühenderem Wohlstande, den selbst der peloponnesische Krieg, in welchen es vielfach mit verwickelt wurde, nicht vernichten konnte. Die Wichtigkeit der Stadt als Sammelplatz der Kriegsflotten und Niederlage für Kriegsbedürfnisse entzog sie den Verwüstungen des Kampfes und nach geschlossenem Frieden stand sie als eine wohlbefestigte, von tapferen und kriegsgeübten Bürgern vertheidigte Stadt da. Während Sparta's Uebermacht mußte sie zwar einen spartanischen Harmosten (Gouverneur) anerkennen; allein nach dem Verfall der spartanischen Macht wurde sie völlig unabhängig. Ihr Handel wurde immer blühender, ohne den kriegerischen Sinn der Bewohner zu verweichlichen, welche durch fortwährende Kämpfe mit den räuberischen Thraciern und Galatern in beständiger Kriegsgewohnheit erhalten wurden. So vermochten sie selbst der um sich greifenden Macht eines Philipp von Macedonien glücklichen Widerstand entgegenzusetzen. Auch der mit größern Unternehmungen beschäftigte Alexander gefährdete ihre Freiheit nicht. Ihre glücklichste Periode begann aber unter der römischen Oberherrschaft, die sie während des Kampfes mit dem jüngeren Philipp von Macedonien freiwillig anerkannten. Indem die alten Gesetze und Einrichtungen, sowie die Privilegien und Freiheiten der Stadt fortbestanden, besaß sie in dieser Zeit bedeutende Gebiete am Pontus, u. im Besitz eines höchst gewinnreichen Handels theilte sie nur den von ihr erhobenen Sundzoll mit den Römern. An den Rand des Untergangs wurde sie zum zweiten Male gebracht in dem Kriege zwischen den beiden Thronbewerbern Pescennius Niger und Septimius Severus (197 n. Chr.). Sie erklärte sich für den Ersteren und wurde belagert. Die starken Befestigungen und der Muth der Besazzung hielten zwar eine dreijährige Belagerung aus, aber endlich zwang sie der Hunger zur Uebergabe, und Severus übte ein schreckliches Strafgericht aus; die Obrigkeiten und Soldaten wur-

den niedergemetzelt, die herrlichen Mauern der Erde gleich gemacht, die Privilegien aufgehoben, und die künftige Hauptstadt des Orients bestand nur noch als ein offener Flecken, der schmachvollen Jurisdiktion von Perinthus übergeben. So beraubte Severus das römische Reich des stärksten Bollwerks gegen die Barbaren des Nordens und Ostens. Zwar suchte sie derselbe Kaiser wieder herzustellen, aber die Blüthe und der Wohlstand von Byzanz waren für die nächste Zeit vernichtet. Eine neue Aera für B. begann, als Konstantin der Große dasselbe 330 n. Chr. zur Hauptstadt des römischen Reichs erhob; s. Konstantinopel.

Bzura, Fluß in Polen, entspringt bei Zgierc in der Woiwodschaft Masovien, nimmt die Rawka ꝛc. auf und mündet Kamionka Wyszogrod gegenüber in die Weichsel. Geschichtlich merkwürdig ist B. durch den Uebergang Dombrowski's im österreichisch-französischen Kriege von 1809.

C.

(Artikel, welche nicht unter C bearbeitet worden sind, findet der Leser unter K.)

C, C, c, c, der 3. Buchstabe unseres Alphabets, kam aus dem römischen Alphabet in das der romanischen Sprachen und der deutschen, vertritt das griechische Gamma, ist aus demselben entstanden und ward auch ursprünglich von den Römern wie g gesprochen. In den ältesten noch übrigen Inschriften hat das Schriftzeichen C bereits das K verdrängt und gilt zugleich für G und K. Der erste Elementarlehrer Roms, Sp. Carvilius, stellte 519 nach Erb. d. St. zuerst zur richtigen Unterscheidung im Lesen das Zeichen G auf, und C klang nur noch wie K; K aber blieb bloß in einigen Abbreviaturen und uralten Wörtern, wie Kaeso, Kalendae ꝛc., daher Cicero, Cäsar wie Kikero, Käsar. Selbst aus dem Lateinischen mit C in das Deutsche eingebürgerte Wörter schreiben und sprechen wir nicht mit Z, sondern mit K aus, wie Kaiser statt Caesar, Keller für cellarium, Kerker für carcer, Kiste für cista. Da zur Zeit der Völkerwanderung immer häufiger ci und ti (dieses zischelnd ausgesprochen) mit einander verwechselt wurden, so kam C vor den weichen Vokalen e, i, l, ä, ö, ü, y als Zischlaut in die romanischen Töchtersprachen u. von diesen durch die fränkische in die deutsche. Die Franzosen und Spanier sprechen es vor e und i wie ß, die Engländer wie s u. auch sch, die Italiener wie tsch und die Polen durchaus, es möge stehen, wo es will, wie z aus. Im Deutschen wird es vor a, o, u, ai, au und vor Konsonanten stets wie k ausgesprochen. Vor k bildet es ck und lautet wie k; vor h bildet es einen besondern Konsonanten ch, das im Deutschen wie ein harter Gutturlaut, im Italienischen wie k, im Französischen wie sch, im Englischen und Spanischen wie tsch klingt. Uebrigens wird das C im Deutschen meist nur noch in Fremdwörtern gebraucht. Als Zahlzeichen bedeutet C centum, 100, CCC, 300. Als Abbreviatur auf römischen Inschriften ist es s. v. a. Cajus, Centuria, Centurio, Civis, Civitas, Cohors, Collegium, Colonia, Comitialis dies, Condidit, Conjux, Curavit, Claudius, Caesar, Cassius, Conscriptus, Consul, Censor, Corona, Calendae; umgekehrt Ɔ s. v. a. Caja (Gaja, alter Name für Braut), Cajus (Bräutigam), dann s. v. a. Centuria, Centurio, Semis, der halbe Obolus (O) bei den Griechen, Semissis, halbes As, auf tuskischem Aes grave. Bei Abstimmungen im altrömischen Strafprozeß bedeutete das mit C beschriebene Stimmtäfelchen condemno, ich verdamme, daher C von Cicero litera tristis, der betrübende Buchstabe, genannt wird. In Handelsbüchern heißt C s. v. a. Centimes, Cents; Ctr. s. v. a. Centner; Cie., Comp. s. v. a. Compagnie; Ct. s. v. a. Corrent; Cto. Ct. s. v. a. Conto corrent, laufende, offene Rechnung; Cl. s. v. a. Conto toro, ihre Rechnung; Cm., meine Rechnung; Cn., unsere Rechnung; Cs., seine Rechnung; ca. s. v. a. circa, ungefähr; beim Modehändler s. v. a. Kastorhut; beim Juwelier s. v. a. Krystall; in der Arzneikunde s. v. a. Calx, Kalk; in der Logik s. v. a. contrapositio und celeritas. Auf neueren franz. Münzen zeigt C die ehemalige Münzstadt St. Loo, auf österreichischen Prag, auf preußischen Kleve an. In der Mathematik ist C das Zeichen für beständige Größe, in der Chemie für Carbonum (Kohlenstoff), in der Physik für die Centesimal- oder celsiusche Thermometer-Skale. In der Musik wird C als Grundton des Tonsystems angesehen (s. Ton u. Tonarten). Ferner bezeichnet man mit einem Halbcirkel oder lat. C den Vierviertel- oder ganzen, vollen, und wenn es durchstrichen den Zweizweitel- oder Allabrevetakt. Endlich bezeichnet es den Notenschlüssel für die tiefere Hälfte der Töne, den sogen. Baßschlüssel.

C, Name von zwei Schmetterlingen. Das weiße oder silberne C (Gamma, Papilio nymph., C album *L.*, Vanessa C album *Latr.*), Tagfalterart, zu den Eckflügelfaltern gehörig, ist oben dunkelgelblichroth mit verschiedenen schwarzen Flecken, hinten schwarz und weiß gesäumt, unten mit einer Menge dunkler Farben: schwarz, braun, purpurroth, gelb und weiß, in Bändern und Wellen, nebst grünen Flecken, hat mitten auf den Unterflügeln ein weißes C. Es fliegt gegen Ende Juni, ist in Deutschland sehr häufig, setzt sich gern auf weiße Kleider und weiße Wäsche und verursacht auch den sogenannten Blutregen durch den Saft, den es nach dem Auskriechen von sich gibt. Die Raupe, wegen ihrer bunten Färbung der Büttel oder die Büttelraupe genannt, ist eine der schönsten Dornraupen; sie lebt einsam auf Nesseln, Stachelbeeren und Rüstern. Der Leib ist gelblichbraun, schwarz gefleckt und gestreift. Die Verpuppung erfolgt Anfangs Juni; die Puppe ist bunt mit Silberflecken u. Goldschattirungen. Das schwarze C (Phalaena noctua C nigrum *L.*), mit braungrauen Flügeln, einem sehr schwarzen, außen weißen Fleck und weißer Linie an der Spitze, ist nicht sehr gemein.

Caamina (Caaminia), bei den Spaniern die feinste Sorte des Paraguaythee's (s. d.).

Cab (engl.), Maß von 2 Kannen; dann eine Art Kabriolet.

Cabadium, ein langer Oberrock der griechischen Weltgeistlichen, wird über der gewöhnlichen Kleidung wie ein Mantel getragen.

Cabal, J. M., geschickter Chemiker in Südamerika, bei der Regierung von Bogota angestellt, entdeckte den Käsestoff im menschlichen Harn. Im J. 1816 kam er bei der Einnahme St. Fé de Bogota's durch Morillo um.

Cabal, ein Akrostichon, entstanden aus den Anfangsbuchstaben der Männer des berüchtigten Ministeriums Karls II., Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale (1670—1674), die durch geheime Künste aller Art das Papstthum wieder einzuführen und die Königsmacht unbeschränkt zu machen suchten; s. Kabale.

Cabalcata (Cavalcata, vom lat. caballus, Roß), im Mittelalter Verpflichtung der Vasallen, dem Lehnsherrn Heeresfolge zu Pferde mit begleitenden Knechten zu leisten; überhaupt ein stattlicher Reiteraufzug.

Caballero, Don Fermin, spanischer Staatsmann, den 7. Juli 1800 zu Barajas de Melo in der Provinz Cuença geboren, studirte in Alcala de Henares die Rechtswissenschaft. Im J. 1823 übernahm er eine Advokatur bei dem Appellationsgericht zu Madrid, verließ aber seine Stelle und die Stadt, als noch in demselben Jahre die Konstitution gestürzt und alle von liberalen Ideen begeisterten Männer verfolgt wurden. Nach einer 10jährigen Zurückgezogenheit in der Provinz Estremadura kam er 1833 nach Madrid zurück, gründete das „Boletin de comercio" und bekämpfte darin, reich an den tiefsten Kenntnissen über die Verhältnisse des Handels, des Ackerbaues und der Gerichtspflege, den sich gegen den Liberalismus erhebenden centralisirenden Despotismus. Als der Minister Burgos das auch ihn nicht verschonende Blatt 1834 unterdrückte, ließ es C. sogleich unter dem Namen „Eco del comercio" erscheinen und es wurde bald eine der gelesensten Zeitungen Spaniens. Von der Provinz Cuença für 1834 zum Mitglied der Prokuratorenkammer und im letzteren Jahre unter der Präsidentschaft des Isturiz zu einem der Sekretäre der Prokuratoren gewählt, bestritt C. fest u. gründlich die Konstitution vom 16. April 1834, Estatuto real genannt, durch Aufsätze im „Eco del comercio" (das er nun nicht mehr redigirte) und durch seinen Rath, den er der Opposition bei allen wichtigen Angelegenheiten ertheilte. Von ihm rührt der 1835 von 40 Prokuratoren an die Kammer geschehene Antrag her, der Königin bemerklich zu machen, daß die bisherige Regierungsweise dem Vaterlande zum Verderben gereiche. Als wahrscheinlicher Verfasser einer Adresse der rebellischen Nationalgarde an die Königin konnte er einer Verhaftung nur dadurch entgehen, daß er sich bis zur Aufhebung des Belagerungszustandes von Madrid in strenger Verborgenheit hielt. Im J. 1836 trat er an die Spitze der revolutionären Junta von Cuença, ward Deputirter bei den konstituirenden Cortes, erklärte sich gegen die Verfassung vom 18. Juni 1837, welche der von 1812 gegenüber nur ein Scheinbild sey, und stimmte gegen die Bestätigung der Königin-Mutter als Regentin. Auch gegen die Ministerien Calatrava und Ofalia trat er als entschiedenster Gegner auf. Im Jahr 1838 wählte man ihn zum Mitglied der Provinzialdeputation von Madrid. C. nahm 1834 Antheil an der Eintheilung der alten Provinzen in 43 kleinere, verfertigte 1835 eine Nationalstatistik und 1836 ein neues Gemeindegesetz und die Einrichtung der Nationalmiliz in der Hauptstadt. Außer kleineren politischen Aufsätzen zeichnen sich aus seine „Fisonomia natural y politica de los diputados á cortes en 1834, 1835, 1836" (Madrid 1836), „El gobierno y los cortes del estatuto, materiales para su historia" (das. 1837) und „Manual geografico-administrativo de la monarquia española" (das. 1844).

Caballinus fons, die Hippocrene der Griechen.

Cabanis, Pierre Jean George, ausgezeichneter theoretischer Arzt und Philanthrop, 1757 zu Cosnac geboren, studirte zu Paris Humaniora, ging in früher Jugend als Sekretär eines polnischen Großen nach Warschau, widmete sich 1775 zu Paris 6 Jahre lang dem Studium der Medicin und prakticirte als Arzt in Auteuil, mit Turgot, Diderot, d'Alembert, Condillac, Thomas, Franklin &c. korrespondirend. Hier vollendete er seine schon früher begonnene Uebersetzung der Ilias, nahm aber 1783 in seinem „Serment d'un médecin" (Paris 1783) völlig von den schönen Wissenschaften Abschied. Die Revolution zählte ihn zu ihren Anhängern, und sein Freund Mirabeau, dessen Krankheit und Tod er beschrieb, verschied in seinen Armen. Während der Schreckensherrschaft lebte er in Zurückgezogenheit und wurde später nach und nach Professor der Gesundheitslehre, der Klinik an der medicinischen Schule zu Paris, Mitglied des Nationalinstituts, Kommandant der Ehrenlegion, Volksrepräsentant in dem Rath der 500 und Mitglied des Erhaltungssenates. Er † den 5. Mai 1808 mit dem Rufe eines scharfsinnigen, gelehrten, edeln Mannes, unfern Meulan. Sein Hauptwerk ist der „Traité du physique et du moral de l'homme" (Paris 1802, 2 Bde., 1824, 3 Bde., deutsch von L. H. Jakob, Halle 1804, 2 Bde.). Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1823—25, 5 Bde. In seiner „Lettre posthume et inédite sur les causes premières" (Paris 1824) ist ihm das Lebensprincip (Seele) eine Substanz, welche die Naturelemente der Organe verbindet und im Tode sich von diesen trennt. Seine durchaus sensualistische Ansicht ist: Les nerfs voilà tout l'homme (die Nerven, das ist der ganze Mensch).

Cabans, theils langhaarige, theils kahle wollene Regenröcke, zu Salonichi verfertigt und in Asien stark getragen; auch Kaputröcke für die Matrosen zu Marseille.

Cabarrus, François, Graf von, spanischer Finanzminister, 1752 zu Bayonne geboren, erhielt seine Schulbildung im Oratorium zu Toulouse, widmete sich dem Kaufmannsstand und wurde von seinem Vater zur weiteren Ausbildung zu einem Handelsfreunde, Galabert in Saragossa, geschickt. Hier heirathete er noch sehr jung und gegen den Willen der beiderseitigen Aeltern heim-

lich dessen Tochter und erhielt später von ihm die Aufsicht über eine Seifenfabrik zu Caravanchel bei Madrid. In der Hauptstadt entwickelte er im Umgange mit Gelehrten und Staatsmännern ungewöhnliche Finanzkenntnisse, weshalb man ihn in der damaligen großen Geldverlegenheit während des Krieges mit England besonders zu Rathe zog. Auf seinen Vorschlag wurde ein Interessen tragendes Papiergeld (Vales) in Umlauf gesetzt, 1782 die San Carlosbank errichtet, deren Direktor er wurde, und 1785 eine Handelskompagnie der Philippinen gegründet. C. trat ins Finanzministerium, verlor aber unter Karl IV. seinen Einfluß, mußte sogar das Direktorium der Bank niederlegen und ward 1790 in strenge Haft genommen. Im J. 1794 freigelassen und 1795 einer Veruntreuung öffentlicher Gelder feierlich für nichtschuldig erklärt, ward er bald darauf in den Grafenstand erhoben, mit einem Geschenk von 6 Millionen Realen entschädigt, zum Hofbankier, zum Generalintendanten der Wege und Kanäle und zum Generaldirektor der königl. Fabriken ernannt. Im J. 1798 wirkte er als spanischer Minister und Gesandter auf dem Friedenskongreß zu Rastadt, wurde aber als solcher in Frankreich selbst, weil er ein geborener Franzose sey, vom Direktorium nicht anerkannt. Der Friedensfürst, der daheim seine Talente fürchtete, sendete ihn hierauf in Staatsangelegenheiten nach Holland. Nach der Abdankung Karls IV. kehrte C. nach Spanien zurück, erhielt unter Ferdinand VII. das Portefeuille der Finanzen und begleitete diesen nach Bayonne. Nach der Okkupation Spaniens durch die Franzosen blieb er unter Joseph Minister und Direktor der San Carlosbank. Als solcher † er den 27. April 1810 zu Sevilla. Seine Tochter Therese vermählte sich mit dem Konventsdeputirten Tallien, später mit dem Fürsten Chimay.

Cabello (Puerto Cabello, auch Cavello), Hauptort des südamerikanischen Staats Venezuela, einer der wichtigsten Handelsplätze von ganz Kolumbien. Die Stadt, von holländischen Seeräubern auf einer Küsteninsel angelegt, die mit dem Festlande durch einen schmalen Damm verbunden war, zählt jetzt mehr als 15,000 Einwohner, ist der Sitz der obersten Behörden von Venezuela und auch hinsichtlich ihrer Befestigungen nächst Cartagena der zweite Platz an dieser ganzen Küste. Ein Kanal trennt die Insel vom Festland, über welchen eine Brücke von der eigentlichen Stadt zu einer Vorstadt führt, die durch ihre freiere Lage nach und nach den angesehensten Theil der Kaufmannswelt an sich gezogen hat und an Zahl und Pracht der Gebäude die Inselstadt schon jetzt übertrifft. Der nöthige Wasserbedarf wird C. durch einen Aquädukt von 5000 Varas Länge aus dem Rio Estevan zugeführt. Der Hafen von C. wird durch die Bai gebildet, welche vor allen Winden geschützt und räumlich genug ist, um auch die größten Kriegsschiffe aufzunehmen. Die Handelsmarine verkehrt nicht bloß mit Westindien u. Nordamerika, ihre Thätigkeit breitet sich auch über die alte Welt aus, und C. würde durch seine günstige Handelslage noch weit mehr Europäer an sich ziehen, wenn das Klima für diese nicht so äußerst ungesund und das Land nicht so häufig starken Erdbeben ausgesetzt wäre.

Cabestan (Cabestaing), **Wilhelm von**, provençalischer Dichter (Troubadour) des 13. Jahrhunderts, aus der Grafschaft Roussillon oder der Provence gebürtig, Stallmeister Margarethens, der Gemahlin des Grafen Raimund von Provence. C. sang, begeistert von den Reizen seiner Herrin, die zärtlichsten Liebeslieder, erweckte aber dadurch die Eifersucht des Grafen, der ihn morden und das ausgerissene Herz zugerichtet seiner Gattin vorsetzen ließ. Als sie diese Unthat erfuhr, rief sie aus: „Weil ich so edles Fleisch gegessen, begehr' ich nun kein anderes mehr", und stürzte sich, von ihrem Gemahl mit dem Degen verfolgt, von dem Balkon. Nach Einigen starb sie vor Gram freiwillig, nach Andern, von dem Grafen gezwungen, den Hungertod. Von C. sind noch 7 Gedichte übrig.

Cabet, Etienne, franz. Kommunist, 1788 zu Dijon geboren, Sohn eines Böttchers, wurde von dem Pädagogen Jacotot zum Lehrfache vorbereitet und war eine Zeit lang Studienaufseher und Gymnasiallehrer. Später studirte er Medicin, endlich die Rechte und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Unter der Restauration mehrmals von seiner Praxis suspendirt, ging er nach Paris, wo er sich am Carbonarismus betheiligte und Mitglied des obersten Ausschusses dieser geheimen Gesellschaft wurde. Nach der Julirevolution von 1830 ernannte ihn der Justizminister Dupont de l'Eure zum Generalprokurator in Korsika, welche Stelle er jedoch bald wieder niederlegen mußte, worauf er im Juli 1831 von einem Wahlbezirk im Departement Cote-d'Or in die Kammer gewählt wurde u. sich hier der äußersten Linken anschloß. Er veröffentlichte dann eine Geschichte der „Revolution de 1830" (Paris 1832), stiftete 1833 das radikale Sonntagsblatt „Le populaire", ward aber im März 1834 wegen eines Aufsatzes in dieser Zeitschrift zu zweijähriger Haft verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach London entzog. Von dort griff er die Juliregierung in heftigen Pamphleten an u. begann zugleich seine kommunistischen Studien in den Schriften von Morus, Campanella, Morelly, Mably ꝛc. In Folge der Amnestie von 1839 nach Frankreich zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Histoire populaire de la revolution française de 1789 à 1830" (Paris 1840, 4 Bde.), ward bei der Befestigungsfrage 1840 in einen heftigen Kampf mit den Republikanern des „National" verwickelt, welches Journal sich für die Befestigung von Paris erklärte, und brach durch seine gleichzeitig erscheinende „Voyage en Icarie, roman philosophique et social" (Paris 1840, 2. Aufl. 1842, deutsch von Wendel-Hippler, das. 1847) vollends mit dem politischen Republikanismus. Als Organ seiner kommunistischen Tendenzen, die er in dem letztgenannten Buche darlegte, ließ er den „Populaire" wieder erscheinen, gab jedoch demselben eine mehr gemäßigt kommunistische Färbung, wonach Ehe und Familie beibehalten, die Kulturfragen, als Religion, Wissenschaft, Kunst, bis zur Einführung des kommunistischen Systems vertagt, Gütergemeinschaft nur vorbereitend gepredigt und überhaupt die alten und neuen gesellschaftlichen Zu-

stände gütlich ausgeglichen werden sollten. Wegen dieser Halbheit gerieth C. mit den entschiedenen Kommunisten, den Babeufisten, in heftigen Streit, die ihrerseits den „Humanitaire" gründeten, während C. mit 150 Aktionären des „Populaire" den Namen „Communistes icariens" annahm. Diese gemäßigte Sekte des Kommunismus fand ihr Evangelium eben in C.s „Voyage en Icarie", die, ohne Fouriers energische Auffassungs- und Darstellungsweise, ohne St.-Simons Originalität, dennoch große Verbreitung in den niedern, mit socialem Mißbehagen und Verbesserungsplanen erfüllten Kreisen erlangte. Im J. 1847 veröffentlichte C. endlich im „Populaire" die Statuten eines Vereins zur Stiftung einer „ikarischen Kolonie", wollte in Texas, am rothen Flusse, eine Million Acker Landes verliehen erhalten haben und forderte zugleich seine Anhänger zur Auswanderung nach diesem Ikarien, sowie zum gemeinschaftlichen Zusammenlegen ihres Vermögens auf. Schon waren 69 Kolonisten unterwegs, als die Februarrevolution von 1848 ausbrach, die C. hoffen ließ, sein Staatsideal in Frankreich selbst verwirklicht zu sehen. Als nach dem großen pariser Junikampfe das Gegentheil sich herausstellte, schiffte er sich selbst mit 44 seiner Genossen nach Texas ein. Die Ankömmlinge fanden jedoch statt des vorgespiegelten Glückes Elend und Enttäuschung und überhäuften C. mit Verwünschungen. Mehre Kolonisten klagten sogar den Meister betrügerischer Prellerei in Bezug auf das zusammengeschossene Vermögen von mehr als 200,000 Franken an, und das Zuchtpolizeigericht der Seine verurtheilte ihn während seiner Abwesenheit am 30. September 1849 zu zweijähriger Haft und fünfjährigem Verlust des Bürgerrechts. C. kehrte indessen nach Frankreich zurück und brachte seine Sache vor das Appellationsgericht, das ihn am 26. Juli 1851 freisprach. Er versicherte in seiner Vertheidigung, daß der Kolonisationsversuch am rothen Flusse nur durch Kleinmuth und Ungestüm der Kolonisten gescheitert sey; eine von ihm selbst mit 300 Ikaristen gegründete Niederlassung zu Nauvoo am Mississippi sey im schönsten Aufblühen begriffen. Dennoch blieb C. bei seinen Freunden in Paris und hatte nichts Geringeres im Sinne, als bei der Präsidentenwahl der französischen Republik (1852) als Kandidat aufzutreten; doch kehrte er in die Mitte seiner Kolonie zurück. Von dort durch innere Zwistigkeiten vertrieben, † er am 9. November 1856 zu St. Louis. Von 1843 bis 1848 gab er den „Almanach icarien" heraus.

Cabeza de Vaca, Alvar Nuñez, Adelantado, Statthalter von Paraguay, kühner Eroberer im Innern von Südamerika. C. segelte am 9. Nov. 1540 auf Befehl des spanischen Hofes zur nähern Erforschung der entdeckten Länder mit 4 Schiffen und 500 Soldaten von S. Lucar ab, nahm Cananea in Besitz, durchstreifte von S. Catalina aus das Land und erforschte nach Verlust zweier Schiffe Paraguay längs des Platastroms. Nach einem 19tägigen Marsch unterwarf er sich 1541 die Länder der Guaranisindianer und nannte sie nach seinem Vater und Großvater die Provinz Vera. Weiter vordringend erreichte er 1542 die Stadt Assumpcion u. riß ungeachtet des Widerstandes der Kolonisten die Zügel der Regierung daselbst an sich. Ein Versuch, nach Peru vorzubringen, schlug fehl, und C. wurde bei seiner Rückkehr nach Assumpcion von den seiner Tyrannei müden Soldaten und Einwohnern 1544 mit seinem Sekretär Pedro Fernandez gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Während seines Prozesses schrieb er „Naufragios de Alfar Nuñez Cabeza de faca" u. sein Sekretär „Commentarios de Alvar Nuñez Adelantado y Gobernador de la provincia del Rio de la Plata" (beide zu Valladolid 1555, wieder abgedruckt in Barca's „Historiadores primitivos de las Indias occid.", Madrid 1749). Der Rath von Indien verurtheilte C. zur Deportation nach Afrika.

Cabira, Ort in Pontus, im Binnenlande, unweit des Paryadresgebirges, 156 Stadien südlich von dem Einflusse der Lycus in den Iris, mit einem gefeierten Heiligthum des Lunus, wo Mysterien der phönicisch-ägyptischen Kabiren (s. Kabiren) gehalten wurden. Mithridates der Große, der sich häufig hier aufhielt, verschönerte den Ort, Pompejus erhob ihn zu einer Stadt und nannte sie Diopolis, Pythodoris dagegen, dem Augustus zu Ehren, Sebaste, bei Ptolemäus heißt sie Sebastopolis. Hier schlug 71 v. Chr. Lucull den Mithridates. Jetzt Nigissar.

Cabiri, s. Kabiren.

Cabiria, Beiname des Ceres in einem böotischen, jedem Ungeweihten unzugänglichen Hain.

Cabo, afrikanisches Reich an einer südlichen Mündung des Gambia, östlich von Cacheo, ist reich an Gold, Silber und Elfenbein; war ehedem Hauptquelle des portugiesischen Sklavenhandels.

Cabochon (franz.), ein nach seiner natürlichen Form, ohne erst geschnitten zu seyn, geschliffener Edelstein, deshalb oft oval und krumm. Am häufigsten werden Rubine auf diese Weise behandelt.

Cabotage (franz.), s. v. a. Küstenfahrt, zuweilen aber auch zugleich den Küstenhandel begreifend. Dieser Schiffsverkehr erstreckt sich auf die Küsten eines bestimmten einzelnen Staates und ist mit seltener Ausnahme ein Vorrecht der Bürger des betreffenden Staats. Eine solche Ausnahme erlitt z. B. die C. in Chili 1849, als der Kongreß diese auf ein Jahr gänzlich freigab, weil der größte Theil der einheimischen Schiffe auf der Fahrt nach Kalifornien beschäftigt war und wegen der vielfachen Desertion der Bemannung nach den Goldbezirken für längere nicht Zeit zurückkehrte. Der unterm 7. Sept. 1851 zwischen Preußen und Hannover abgeschlossene Zollvertrag stipulirte die gegenseitige Zulassung der Schiffe beider Staaten zur C.

Caboto, 1) Giovanni, erster Entdecker des nördlichen Kontinents von Amerika, war ein geschickter venetianischer Schifffahrer, welcher sich des Handels wegen in Bristol aufhielt. Angefeuert durch die erfolgreichen Entdeckungsreisen des Columbus wirkte er 1495 für sich und seine 3 Söhne Sebastiano, Ludovico und Sanzio vom englischen König Heinrich VII. eine Vollmacht aus, unbekannte Länder zu entdecken, zu erobern

und zu kolonisiren, wofür er dem König den 5. Theil des Ertrags geben und verpflichtet seyn sollte, nach dem Hafen von Bristol zurückzukehren. C. segelte im Frühjahr 1497 mit einem königlichen Schiffe und 4 von Kaufleuten gelieferten Transportschiffen von Bristol ab und fand, sich nordwestwärts haltend, am 24. Juni eine Insel, die er Prima-vista nannte, das jetzige Neufundland; den südwestlichen Theil derselben hielt er für eine besondere Insel und nannte sie nach dem Tage der Entdeckung Johannisinsel. Hierauf segelte er längs der Küste des amerikanischen Kontinents bis zum Kap Florida und kehrte mit reicher Ladung und 3 Indianern nach England zurück, wo er als erster Entdecker des Festlandes mit Jubel empfangen wurde.

2) Sebastiano, Sohn des Vorigen, 1477 zu Bristol geboren, machte, kaum 20 Jahre alt, mit seinem Vater seine erste Entdeckungsreise und noch später einige andere allein, von denen jedoch nichts Sicheres bekannt ist. Im Jahre 1512 trat er in spanische Dienste und wurde Mitglied des Raths von Indien. Der Tod Ferdinands des Katholischen 1516 vereitelte seinen Plan, die nordwestliche Durchfahrt nach Asien zu suchen, worauf er wieder englische Dienste nahm, mit dem Viceadmiral Pert in Verbindung trat und 1517 ein Geschwader nach Brasilien führte, um südlich einen Weg nach Ostindien zu finden. Wegen Perts Furchtsamkeit mußte er jedoch umkehren, segelte nach Hispaniola und Portorico, trieb hier einträglichen Handel und kam von da glücklich nach England zurück. Bald darauf trat er abermals in spanische Dienste, wurde Oberpilot und Mitglied des Raths von Indien und hatte die vorgelegten unzähligen Entdeckungsplane zu prüfen. Sein großer Ruf veranlaßte mehre reiche Kaufleute, mit ihm wegen einer Reise nach den Molukken durch die magelhan'sche Straße in Unterhandlungen zu treten. Der Vertrag kam zu Stande, und im April 1526 segelte C. mit 4 Schiffen von Cadix ab und landete nach einander auf den Kanarien, kapverdischen Inseln, an St. Augustin und den Patosinseln. Da das Schiffsvolk Meutereien begann und durch die Straße zu fahren sich weigerte, gab er die Fahrt nach den Molukken auf, setzte den Viceadmiral und zwei Officiere als Haupträdelsführer auf einer öden Insel aus und segelte den La-Plata und Paraguay hinauf, nachdem er am Flusse San Salvador ein Fort und 30 Meilen höher hinauf ein anderes, von ihm Santi Spiritus genannt, erbaut hatte. Aus Mangel an Lebensmitteln, Munition, Handelsartikeln und Mannschaft kehrte C. 1531 nach einem 5jährigen Aufenthalt zurück. Als er sich hier kalt aufgenommen sah, von dem Hofe, weil er die Meuterer zu hart bestraft hatte, von den Kaufleuten, weil er nicht bis zu den Molukken gelangt war, so kehrte er gegen das Ende der Regierung Heinrichs VIII. nach Bristol zurück, wo der damalige Lord-Protektor, der Herzog von Somerset, ihn zum königlichen Oberpilot und Gouverneur einer Handelsgesellschaft zur Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt nach Ostindien ernannte. Diese Expedition nach dem östlichen Norden, geleitet von Sir Hugh Willoughby, legte den Grund zum Handel zwischen England und Rußland, und C. wurde der Gouverneur dieser Handelsgesellschaft. Der rüstige hochgeachtete Seefahrer † im hohen Alter gegen 1557. Er soll zuerst, fast gleichzeitig mit Columbus, die Abweichungen der Magnetnadel beobachtet haben; auch entwarf er eine große Karte, die in der Privatgallerie von Whitehall aufgehängt war. Ihm schreibt man das Werk: „Navigazione nelle parte settentrionali" (Venedig 1583) zu. C. zu Ehren wurde der Landstrich zwischen Canada, Neu-Wales, der Hudsonsbei und Labrador Cabotia genannt. Vgl. Memoir of Sepast. C., London 1831.

Cabral 1) (auch Cabrera), Pedro Alvarez, der Entdecker Brasiliens, stammte aus einer edlen portugiesischen Familie. Als nach Vasco de Gama's glücklicher Rückkehr die zweite portugiesische Flotte von 13 Fahrzeugen mit 1200 Mann zur Entdeckung eines Seewegs nach Indien ausgerüstet ward, wählte König Emanuel C. zum Admiral derselben. Als solcher empfing dieser in der Kirche zu Belem aus den Händen des Königs eine Standarte und der Bischof von Viseu setzte auf sein Haupt einen vom Papste geweiheten Hut. Am 9. März 1500 segelte er aus dem Hafen von Lissabon ab, nahm jedoch, um die Windstillen an der afrikanischen Küste zu vermeiden, eine etwas zu westliche Richtung und wurde nach einer monatlichen Fahrt durch Sturm an den Theil der Küste von Südamerika getrieben, welcher jetzt Brasilien heißt. Am 24. April landete er, nannte den Küstenstrich Terra-da-Santa-Cruz und nahm das Land für Portugal in Besitz. Auf der nun nach Ostindien gerichteten Fahrt hatte die Flotte durch viele Stürme zu leiden, und mit der Hälfte der Schiffe und deren Mannschaft ging auch der berühmte Bartholomäus Diaz zu Grunde. Mit dem Reste segelte C. die Ostküste von Afrika hinauf, landete zunächst auf Mozambique, für dessen Kenntniß er die ersten und bedeutendsten Data sammelte, traf am 27. August auf die Antschediveninseln, deren Lage er genau bestimmte, ging hierauf nach Kalikut, beschoß diese Stadt wegen einer erlittenen Beleidigung, schloß Handelsverträge mit den Fürsten von Cochin und Cananor und fuhr am 21. Juli 1501 mit reichen Ladungen wieder im Tajo ein. Bei den darauf folgenden Seeunternehmungen wird C.s Name nicht mehr genannt. C.s Reisen finden sich in Ramusio's „Navigazioni e viaggi" (Venedig 1563, 3 Bände, neuer Abdruck, daselbst 1835).

2) Antonio Bernardo da Costa C., Graf von Thomar, portugiesischer Staatsmann, 1803 zu Fornas de Algostra in der Provinz Ober-Beira geboren, begann in seinem 15. Jahre die höheren Studien an der Universität zu Coimbra und erhielt nach 5 Jahren die juristische Doktorwürde. Den Advokatenstand gab er nach kurzer Zeit auf Wunsch seiner Familie auf, um sich der Magistratur zu widmen; doch trieben ihn die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes von der ersten Stelle, die er bekleidete, in die Verbannung. Als die liberale Partei sich in Besitz der Azoren gesetzt hatte, wurde er eines der Mitglieder des in Terceira errichteten Gerichtshofes und während der Regentschaft daselbst als Beisitzer des obersten

Kriegsraths bestellt. Dom Pedro, der ihn später in Oporto als Sekretär des Generalauditors der Armee fand, gab ihm die königliche Prokuratur bei dem Obertribunal dieser Stadt, worauf er Richter des ersten Gerichtshofes der Azoren und dann des Obertribunals in Lissabon ward. Seit 1835 Mitglied des Parlaments, ging er zur Hofpartei über und benutzte die zerstreuten konservativen Elemente in den Maurerlogen, um diesen eine neue Organisation zu geben. Als am 7. März 1838 Soares Baldeira seiner Stelle entsetzt wurde, kam C. an die Spitze der Verwaltung, womit sich ihm eine glänzende Gelegenheit eröffnete, jene Energie zu entwickeln, von der er später so viele Beweise gegeben hat. Die Hauptstadt, den Excessen eines anarchischen Zustandes hingegeben, befand sich in völligster Unordnung; alle gesetzlichen Verhältnisse waren der Auflösung nahe, die Börse und alle Kaufmannsläden waren geschlossen, die ganze Bevölkerung stand unter den Waffen und verstärkte die 20 Bataillone der Nationalgarde, die größtentheils aus Exaltirten bestand. Da ergriff C. mit kräftiger Hand die Zügel der Verwaltung; 5 Tage darauf waren alle Meuterer endeckt und entwaffnet, und Lissabon sah den Tagen der Unordnung und Gesetzlosigkeit die vollkommenste Ruhe und Sicherheit folgen. Die damalige Verfassung, so neu wie sie war, nutzte sich in der öffentlichen Meinung rasch ab; die Ultraliberalen, denen sie ihr Daseyn verdankte, wurden in den Wahlen von 1840 geschlagen, und eine gesetzliche Revision des Staatsgrundgesetzes, welche die erste Kammer zu einer Pairie umgeschaffen hätte, würde sich unschwer haben durchsetzen lassen. Aber dieser Weg war den leidenschaftlichen Konservativen zu lang und unbequem, ein Umsturz der Verfassung erschien ihnen wünschenswerther, und C. bot sich als Werkzeug dazu dar. Plötzlich verschwand er aus Lissabon, und das Erste, was man wieder von ihm hörte, war, daß er in Oporto eine revolutionäre Junta gebildet und die Charte Dom Pedro's ausgerufen habe. Ein königliches Dekret vom 28. Januar 1842, welches ihn seiner Stelle entsetzte, täuschte Niemand über die wahren Gesinnungen des Hofes, der von der Bewegung vor deren Ausbruch unterrichtet war und sein Möglichstes zum Gelingen beitrug. Die Bewegung für die Charte erreichte in schnellem und blutlosem Verlauf ihr Ziel, triumphirend kehrte C. nach Lissabon zurück und nahm unter dem bescheideneren Titel eines Ministers des Innern Besitz von der unumschränkten Diktatur. Er erließ Gesetze über die Reform des Gerichtswesens, über das Verwaltungswesen und die Nationalgarde, stellte die diplomatischen Verbindungen mit den nordischen Mächten wieder her, knüpfte Unterhandlungen mit der römischen Kurie an, schloß Traktate über den Handel im Allgemeinen und den Sklavenhandel mit England und einen Handel und Schifffahrtsvertrag mit den nordamerikanischen Freistaaten. Aber er tastete auch die Unabhängigkeit der Richter und der Universitäten an, welche letztere selbst Dom Miguel geachtet hatte, setzte die Verschleuderung der öffentlichen Gelder fort, wobei er jede Rechnungsablage verweigerte, führte eine drückende Steuer nach der andern ein und entfremdete sich durch eine Menge von Willkürmaßregeln den besseren Theil seiner eigenen Partei. Was ihn hielt, war vorzüglich seine Organisation der Freimaurerlogen, deren zahlreiche Mitglieder er mit solcher Allgewalt lenkte, daß selbst die Konservativen Bedenken trugen, in seinen Händen eine unabhängige Macht zu sehen, die in Kollisionsfällen der Krone gefährlich werden konnte. Ein Aufstand, 1844 vom Grafen Bomfim unternommen, gab C. einen willkommenen Vorwand, die Zügel noch straffer zu ziehen. Dennoch würde er sich haben halten können, wenn er nicht das Landvolk gegen sich aufgebracht hätte, indem er das Einzige besteuerte, was in Portugal bisher noch frei geblieben war — die Beerdigung der Leichen! Der zweite gegen ihn ausbrechende Aufstand, bei dem so ziemlich das ganze Land sich erhob, war mit seinen gewöhnlichen Mitteln nicht zu besiegen. Im Gegentheil machte die willkürliche Strenge, welche sein Bruder Silva C. in Oporto übte, die Sache noch schlimmer; die zweite Stadt des Reichs, wo seine Politik bis dahin einen festen Stützpunkt gehabt hatte, erhob sich mit solcher Wuth, daß der Rückschlag ihn von seinem Diktatorsessel warf. Obgleich er in der Königin die feste Ueberzeugung erweckt hatte, daß er der einzige Staatsmann sey, welcher der Republik die Spitze bieten könne, erhielt er doch am 17. Mai 1846 seine Entlassung und benahm sich nun eben so zaghaft, als er bisher übermüthig gewesen war. Er floh von einem Schlupfwinkel in den andern, sich nirgends für sicher haltend, weder in dem durch das Völkerrecht geheiligten Palaste des spanischen Gesandten, noch am Bord eines französischen Kriegsschiffes, und gewann nicht früher seine Ruhe wieder, als bis er in Cadix den spanischen Boden betrat. Nach Besiegung der Revolution kehrte der Graf Thomar (welchen Titel ihm der Aufstand von Oporto eingebracht hatte) zurück, gelangte aber erst 1849 auf seinen alten Posten. Er debutirte mit einer starken Anleihe an die Bank und beschwichtigte die öffentliche Meinung mit dem Versprechen, daß das Geld zu dem Bau einer Eisenbahn von Lissabon an die spanische Grenze verwendet werden solle. Die tiefe Noth des Landes, noch erhöht durch eine gänzliche Handelsstockung, rief jedoch wieder eine Opposition ins Leben, die wenigstens unbequem wurde. In der Pairskammer leitete der Herzog Saldanha den Widerstand gegen das Ministerium, bei den Deputirten war es Costa's Bruder, Silva, der sich in Feindseligkeiten am meisten hervorthat. Dieser Bruderkrieg, dem in der Presse die Organe der beiden Feinde, „Lei" und „Estandarte", fortsetzten, trug dem Lande ein äußerst strenges Preßgesetz ein, das von den Pairs durch Entfernung der Schwurgerichte bei Preßvergehen noch verschärft und von den Deputirten gegen die 22 Stimmen der Partei Silva's angenommen wurde. Die Finanznoth dauerte ohne Unterbrechung fort, der Kredit des Ministeriums sank so tief, daß die Bank eine Anleihe von 700,000 Thalern verweigerte, welche unter dem Vorwande der Ausbesserung alter Landstraßen und der Anlegung neuer gefordert wurde, und dazu kamen 1850 noch Verwickelungen mit auswärtigen Staaten, mit China, Nord=

amerika und England, die sämmtlich zu Ungunsten Portugals ausgingen. C., dessen antibritische Politik sich bisher ganz auf Spanien gestützt hatte, wurde bei Narvaez' Sturz bedenklich, aber der englischen Politik nicht geneigter. Inzwischen bemühte sich Silva C., die Leiter der Septembristenpartei und die der chartistischen Opposition, welche die große Masse der royalistischen Partei hinter sich haben, zum Sturze seines Bruders politisch zu vereinigen. Am 5. Februar 1851 traten die Cortes mit der Anklage gegen ihn auf, er habe bei einer Sendung fremden Porzellans für sich das Zollamt um 300 Pfund Sterling betrogen, doch wurde diese Anklage niedergeschlagen. Als er aber am 18. Februar bei Abstimmung einer Klausel des neuen Wahlgesetzes eine Majorität von 52 Stimmen gegen sich hatte, mußte er seine Entlassung anbieten, welche die Königin indeß nicht annahm. Ein vom Grafen Saldanha erregter Aufstand beraubte ihn endlich am 26. April seines Ministerpostens und nöthigte ihn zur Flucht nach England. Er kehrte jedoch schon im Februar 1852 nach Lissabon zurück.

Cabrera, 1) die kleinste Insel der Balearen, in der spanischen Provinz Mallorca, südlich von Mallorca, $1^1/_2$ Legua breit, unbebaut, hat einen guten Hafen, ein verfallenes Schloß, jetzt Zuchthaus, viel Holz und Ziegen, einträglichen Fischfang; diente 1808—13 als Aufbewahrungsort von 4000 französischen Gefangenen. In der Nähe liegen die noch kleineren Inseln Conejera, Foradade und Planas. — 2) (Caprera), eine der buccinarischen Inseln, an der Küste von Sardinien, in der Meerenge von Bonifacio, mit vielen Kaninchen und wilden Ziegen; nicht mit Capraria (Capraja) an der toskanischen Küste zu verwechseln.

Cabrera, 1) Don Juan Thomas Henriquez de, Herzog von Medina del Rio Secco, Graf von Melgar, Admirante von Kastilien, spanischer Premierminister und gewandter Diplomat, stammte von den Königen von Kastilien ab. Als Jüngling verwaltete er die Statthalterschaft von Mailand zur großen Zufriedenheit des Landes, wurde Oberstallmeister, nach seines Vaters Tod Admirante und 1693 erster Minister Karls II. Im vollen Genusse der Gunst der Königin Maria Anna und bei der Geistesschwäche des Königs beherrschte er Spanien unumschränkt und bot alle diplomatischen Künste auf, dem Hause Oesterreich die spanische Erbfolge zu sichern. Im Jahre 1699 stürzte ihn der Kardinal Portocarrero; er mußte den Hof verlassen, wurde aber 1700 von Philipp V. zum spanischen Gesandten in Paris ernannt. C., welcher dies als eine Verbannung ansah, lehnte den Posten ab, begab sich nach Lissabon, gewann den portugiesischen König für die Koalition gegen Philipp V. und suchte durch die Versicherung, daß das Testament Karls II. unächt sey, den Papst für die Ansprüche Oesterreichs zu gewinnen. Der Rath von Kastilien sprach deshalb über ihn den Verlust aller seiner Güter und den Tod aus. Er † den 23. Juni 1705 zu Lissabon vor Gram, seine den Generalen der Koalition gegebenen Vorschläge nicht befolgt zu sehen.

2) Don Ramon C., Graf von Morella, nächst Zumala-Carreguy der tüchtigste General und Vertreter der spanischen Carlistenpartei, wurde am 31. August 1810 zu Tortosa in Katalonien von bürgerlichen Aeltern geboren. Schon in früher Jugend zeigte sein Charakter Leidenschaftlichkeit, Vergnügungssucht und Halsstarrigkeit; immer trieb er sich beim Spiel und in wüsten Händeln herum. Durch eine Tante, eine einflußreiche Nonne, erhielt er die Anwartschaft auf eine Pfründe in der Hermidoc de Nuestra-Señore-del-Camino bei Tortosa und lernte deshalb in seinem 17. Jahre Lateinisch. Im J. 1831 ertheilte ihm der Bischof von Tortosa, Don Victor Saez, die niederen Weihen, verweigerte ihm aber wegen seiner unaufhörlichen Ausschweifungen die höheren. Als nach dem Tode Ferdinands VII. der Krieg zwischen dem Liberalismus und Obskurantismus begann, ließ sich C. mit einigen Zöglingen des bischöflichen Seminars von einigen Geistlichen als Unterhändler für Don Carlos gebrauchen und wurde daher von dem Militärgouverneur aus Tortosa verwiesen. Er trat nun als Unteroffizier in das carlistische Corps zu La Cenia unter Carnicer und führte schon 1835 dasselbe als geschickter und kühner Parteigänger. Blut und Brand waren auf seinem Wege, und Ströme von Blut ließ er fließen, als auf einen Befehl des Generalkapitäns Mina am 16. Februar 1836 der Generalkommandant von Niederaragonien, Don Augustin Nogueras, C.'s 72jährige Mutter wegen geheimer Einverständnisse mit ihrem Sohne und als Helferin seines verbrecherischen Thuns in Tortosa erschießen und dessen 3 Schwestern, um den Bandenchef zu zügeln, verhaften ließ. Ein mit Blut geschriebenes Manifest ging ihm voraus, als er sengend und brennend in Verbindung mit Gomez bis Andalusien vordrang und, von diesem getrennt, durch die Provinzen Cuença, la Mancha nach Niederaragonien sich zurückzog. Bei Rancon geschlagen und schwer verwundet, wurde er durch zwei Hirten gerettet und bei dem Pfarrer Don Manoel Moron zu Almaden bis zu seiner Heilung verpflegt. Anfangs 1837 brachte der Todtgeglaubte sein Heer bis auf 40,000 Mann Infanterie, 2500 Pferde und 80 Kanonen, drang im März bis nach Valencia und Cuença vor, nahm die Bergveste Canta vieja, die er 1836 verloren, besiegte den christinischen General Oraa, erzwang dem Prätendenten den Uebergang über den Ebro und stand am 12. September Abends 5 Uhr vor den Thoren Madrids. Da überbrachte ihm ein Adjutant den Befehl zum Rückzug, und mit dem bekannten spanischen Fluche Carajo! schwang er sich auf seinen Andalusier und trat mit seinem Streifcorps den Rückzug an. Hierauf bedrängte er nach einigen Unfällen wieder den General Oraa, fiel plündernd in Valencia ein und zog sich beutebeladen bis Canta vieja zurück. Im Jahre 1838 nahm er im Februar die Festungen Morella und Benicarlo, hinderte Oraa an der Wiedereinnahme der ersteren und brachte ihm eine schwere Niederlage bei. Zum Danke ernannte ihn Don Carlos zum Grafen von Morella und Generallieutenant und bestätigte ihn als Generalgouverneur von Valencia, Murcia und Aragonien. Am 1. Okt. besiegte er zwischen Morella und Caspe den General Pardinas und metzelte die Gefangenen nieder. Sein Feldherrntalent bewährte er

aufs Neue 1839 durch die Einnahme Noguerra's und durch seinen Sieg über die belagernden Christinos. Nach Maroto's Treubruch und Uebergang sah sich C. bloß auf die Defensive angewiesen. Jeden Versuch, sich zu ergeben, strafte er mit dem Tode, selbst an dem treuesten Freund, und als Don Carlos Spanien verlassen, erklärte er, den Krieg auf eigene Faust fortsetzen zu wollen, wie er denn überhaupt mehr aus fanatischem Religionseifer und aus Rache gegen die konstitutionelle Regierung, als für die Rechte des Prätendenten kämpfte, von dem er sogar mehre Befehle mit gänzlicher Nichtachtung übergangen hatte. Eine Krankheit hemmte gegen Ende 1839 C.'s Operationen; mit Mühe hielt er sich in den Gebirgen Kataloniens und Aragoniens und trat, von Espartero bedrängt, am 6. Juli 1840 auf französisches Gebiet über. Hier verhaftet, wurde er einige Monate im Schlosse Ham gefangen gehalten, aber schon gegen das Ende des Jahres freigegeben. Er begab sich hierauf nach den hyerischen Inseln und 1841 nach Lyon. Während seines Aufenthaltes in Frankreich entfernte er sich mit vielen andern seiner Kriegsgenossen von der Fraktion seiner Partei, welche die eigentliche Umgebung des Prätendenten bildete, so daß er von Don Carlos im Mai 1842 als karlistischer Kriegschef förmlich abgesetzt wurde. Uebrigens hörte man in den französischen Depots wenig von ihm, außer daß er mehrmals nach den Bädern reisen mußte, um sich von seinen vielen Wunden herzustellen. Als Don Carlos zu Gunsten seines Sohnes, des Grafen von Montemolin, der Krone entsagte, erkannten C. und Genossen diesen Schritt nicht an, weil der König nicht frei sey, führten sogar den Beweis, daß er seit 7 Jahren nicht zurechnungsfähig sey. Da er hoffte, die spanischen Heirathen würden England bestimmen, um dem französischen Einflusse die Wage zu halten, die karlistische Sache zu begünstigen, näherte sich C. dem Grafen Montemolin und wurde bald dessen vertrautester Rathgeber. Er hatte einen großen Antheil an der Proklamation, worin der Thronprätendent seine Ansprüche auf den spanischen Thron verwirklichen zu wollen ankündigte und sich den Spaniern als den „Versöhner aller Parteien" darstellte. Im Sept. 1846 trafen Beide ihre Vorbereitungen zur Flucht. C. begab sich heimlich nach Rouen und fand auf dem Schlosse Quevilly des Fürsten von Robecy eine Zuflucht. Die Polizei erfuhr seine Ankunft und fahndete rührig nach ihm; während aber die Dampfschiffe genau untersucht wurden, bestieg C. ein kleines Segelschiff, auf dem er glücklich die englische Küste erreichte. In London traf er mit dem Grafen Montemolin zusammen, und es fanden Vorbereitungen zu einem Einfalle in Spanien Statt. In Katalonien, Valencia und Aragonien traten einzelne Banden auf, aber die Bevölkerung verhielt sich so theilnahmlos, daß man keine allgemeine Schilderhebung wagen mochte. Die Februarrevolution erweckte neue Hoffnungen der Partei. C. begab sich wieder nach Spanien, in die Provinzen, deren karlistische und republikanische Elemente sein Unternehmen zu erleichtern versprachen, und erhob die karlistische Fahne, mußte aber, nach einem Treffen bei Pasteral (27. Jan. 1849) schwer verwundet, nach Frankreich fliehen, wo er verhaftet, aber im August von der Regierung freigegeben ward. Er ging wieder nach London, wo er die reiche Miß Richards heirathete, reiste in Folge der Spannung zwischen den Höfen von Madrid und Neapel im Juli 1850 nach Neapel, um hier zu Gunsten des Grafen Montemolin zu wirken, wurde jedoch Anfang 1851 ausgewiesen. C. ist von kleiner Statur, gewandt und erstaunlich stark. Er schläft nur 4 Stunden, lebt sehr mäßig, ißt kein Fleisch, trinkt keinen Wein und war der kühnste Reiter Fechter, Springer, Läufer und Schwimmer seines Heeres. Im Kampfe war er immer voran. Vgl. Rahden, Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege, Frankfurt 1840, und Rosbella, Historia de C. y de la guerre civil en Aragon, Valencia y Murcia, Madrid 1844.

Caca, Schwester des Cacus, die, weil sie ihres Bruders Diebstahl verrathen, göttlich verehrt wurde und in deren Heiligthum, gleichwie bei dem der Vesta, immerwährendes Feuer brannte.

Cacagne, Stadt im afrikanischen Negerstaate Futa Dschialla in Senegambien, am Gambia, Hauptstapelplatz von Futa, liegt in einem von hohen Bergen umgebenen Thale, welches Tabak, Reis, Hirse, Mais und etwas Baumwolle hervorbringt.

Cacauhamilpa, Dorf im nordamerikanischen Staat Mexiko, im Thale von Cuernavaca, 30 Stunden südwestl. von Mexiko, von Indianern bewohnt, merkwürdig durch die eine halbe Stunde davon entfernte, 1832 von Don Manuel de la Pegna entdeckte und 1835 von Gros zum Theil untersuchte Höhle.

Caccia, Guglielmo, vortrefflicher italienischer Historienmaler, 1568 in Montabone geboren, zu Moncalvo erzogen und deshalb nach dieser Stadt genannt, † 1625. C.'s Hauptstärke war die Freskomalerei; seine vielen Bilder dieser Art haben bis auf unsere Zeit ihren Farbenglanz bewahrt. Besondere Erwähnung verdienen seine Madonna im königlichen Palaste zu Turin, die Engelglorie an der Kuppel von St. Paolo zu Novara, der heil. Petrus im päpstlichen Ornate in der Kreuzkirche zu Turin, die Kreuzabnahme in St. Gaudenzio zu Novara (C.'s Meisterstück) und das sonderbare Bild am Hochaltar der Dreieinigkeitskirche zu Turin, das Jesuskind darstellend, wie es auf Ermunterung der heil. Jungfrau und unter dem Beifall Josephs einen Pfeil in das Herz der heil. Theresia abschießt. C. war so außerordentlich fromm, daß er nie weltliche Dinge malte, zu Moncalvo ein Ursulinerinnenkloster stiftete und fünf seiner Töchter hineinsteckte. Zwei derselben, Ursula Maddalena und Francesca, zeichneten sich, als Gehülfinnen ihres Vaters, besonders durch Kabinetsstücke u. Altarbilder in C.'s Manier aus.

Caceres, Hauptort eines Partido in der spanischen Provinz Estremadura, am gleichnamigen Flusse, auf einer Anhöhe, südwestlich von Trurillo, hat 4 Kirchen, mehre (früher 7) Klöster und 1 Hospital. Die 10,000 Einwohner treiben bedeutende Gerberei, Fayencefabriken, Seilerei, Färberei und bedeutenden Handel mit vorzüglicher Wolle. Am Walde zwischen dieser Stadt und Berwick schlugen am 7. April 1706 die Alliirten die Arrièregarde des Herzogs von Berwick.

Cachao (Cacheu, Cacheo), Stadt im Lande

der Feluper in der afrikanischen Landschaft Senegambien, Niederlassung von schwarzen Portugiesen und Papels, am gleichnamigen Flusse, 13½ Meile von dessen Mündung, mit Mauern, Sümpfen und Reisfeldern umgeben, hat 15,000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit Sklaven, Gold, Elfenbein, Wachs treiben und unter einem Kommandanten mit einer Garnison von 30—40 Mann stehen. Schon 1462 hatten die Portugiesen daselbst eine Kolonie.

Caches (franz.), gleichbedeutend mit dem englischen Cash (Casch), dem dänischen Kas, dem tamulischen Kasa, dem malayischen Cas und Kaxas, dem japanischen Cassies, eine ostindische kupferne Scheidemünze. Die meisten Stücke von indischen Fürsten haben die Größe und Form plattgedrückter Erbsen und zeigen auf der einen Seite malabarische Schriftzüge, auf der andern ein Götzenbild oder unkenntliche Figuren. 80 davon gehen auf 1 Fano. In Tunkin machen die Cash die einzige Landesmünze aus und ihr Werh ist, je nachdem mehr oder weniger dergleichen in Umlauf sind, veränderlich. Durchschnittlich werden 1000 Stücke auf einen Speciesthaler gerechnet, so daß das Stück etwa ⅓ Pfennig oder 1 Heller gilt.

Cachexia lymphatica farciminosa, s. Rotzkrankheit.

Cachexia virginum, s. Bleichsucht.

Cachonde, mit Zucker und Gewürz versetzter Katechu, in Ostindien und China beliebtes Kauwerk, von steifem in beliebige Formen gebrachtem Teig, gilt als Herz und Mannheit stärkendes Mittel und gibt dem Athem einen süßen Geruch.

Cachot (fr.), dunkles Gefängniß, strenger Arrest.

Cachrys (Nußdolde), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, ausdauernde Kräuter mit zusammengesetzten Blättern. C. Libanotis *L.*, gemeine Nußdolde, mit glattem Stengel, zweimal gefiederten Blättern und ovaler Frucht, am Mittelmeer in Europa und Afrika auf Bergen, wird 3 Fuß hoch. Die dicke, fleischige, gewürzhafte Wurzel, sowie die Früchte wurden sonst als Reizmittel gebraucht. C. odontalgica *Pall.*, auf dürren, wüsten Stellen Nordasiens, wo die scharf gewürzhafte, Speichel erregende Wurzel, wie bei uns die Bertramwurzel, gegen Zahnschmerzen angewendet wird.

Cachucha, ein neuerer spanischer Tanz von üppigem Charakter, mit Begleitung der Kastagnetten und der Melodie eines spanischen Volkslieds, aus den Tanzschritten des Bolero und Fandango gemischt, gelangte durch Fanny Elsler zu europäischer Berühmtheit.

Cacongo (Melimbe, Malimbe), westafrikanisches Negerreich, auf der Küste von Guinea, durch den Fluß Zaire im Süden von Kongo u. im Norden von Loango getrennt, gebirgig, fruchtbar, mit einem den Europäern weniger nachtheiligen Klima. Ein beschränkter König beherrscht die, europäischen Waaren und Sitten zugethanen, Einwohner, deren Häuser sogar mit Betten, Stühlen, Tellern 2c. versehen sind. Die Hauptstadt ist Kinghele, der beste Hafen Malemba.

Cacoutia, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrobalanen oder nach Jussieu der Onagreen, charakterisirt durch den glockenförmigen, fünfzähnigen, abfälligen Kelchrand, fünf Blumenblätter, 10 — 14 lange Staubfäden und ovale, fünfeckige, dreisamige Frucht voll Mus. C. coccinea *Aubl.*, Schousboea coccin. *Willd.*, in Guyana, an Flüssen, ist ein Kletterstrauch, mit abwechselnden, länglich herzförmigen Blättern, unten 6 Zoll dick, treibt Ranken, die auf die Gipfel der höchsten Bäume laufen und die Zweige voll Blätter und Blüthen herunterhängen lassen. Die Blüthen sind roth, stehen in langen, schönen, paarigen Aehren am Ende, und haben hervorragende Staubfäden; die beerenartige Nuß ist größer als eine Wallnuß, oval, mit fünfeckiger, gelber, fast holziger Schale, mit einem Kern in weißer Hülse. Die Karaiben reiben den Hunden die Nase mit der Frucht, in der Meinung, sie bekämen dadurch einen schärferen Geruch.

Cactus (Fackeldistel), Pflanzengattung, deren Arten in den meisten natürlichen Pflanzensystemen eine besondere Familie (Kakteen) bilden, hat folgende charakteristische Merkmale. Der Kelch besteht aus mehren Blättchen, die an der Basis mit dem Fruchtknoten verwachsen sind und allmählig in eine größere oder geringere Anzahl von Blumenblättern übergehen, die entweder zu einer Röhre mit einander verwachsen und nur oben frei oder gleich frei entwickelt sind und dann eine radförmige Blume bilden. Die Staubfäden sind zahlreich, theils mit den Blumenblättern verwachsen; der Griffel ist einfach, dünn, mit einer sehr verschiedenen Anzahl von Narben, die Frucht glatt oder schuppig, einfach, viele Samen enthaltend. Die Samen sind anfangs seitlich angeheftet, später in dem Fleische der Frucht vertheilt, klein, länglich; die Samenblätter nach der Keimung bei den blättertragenden Arten flach, blattförmig, bei den übrigen klein, stumpf zugespitzt. Die Gattung begreift unförmliche Sträucher mit wässerigem und milchichtem Safte, holziger Wurzel, fleischigem, mit holzigen Fasern durchwobenem, einfachem und ästigem, rundem, rippigem, geflügeltem und flachem, durch verkümmerte Aeste oft warzigem Stengel, kümmerlichen und abfälligen, oft gar keinen Blättern, häufig voll Dornen, welche büschelweise beisammen stehen. Viele Arten erheben sich gleich dick und ganz steif, wie Kerzen oder Fackeln, andere zeigen eine dicke, runde Gestalt, wie gerippte Kürbise, andere haben ganz schlaffe Stengel, die schlangenartig auf dem Boden kriechen, noch andere bestehen aus verschieden geformten, meist flachen Gliedern, die oft kaum zusammenhängen. Die Blüthen stehen einzeln auf Höckern oder in Kerben und sind theils klein, theils sehr groß und wohlriechend. Die Früchte sind feigenartige, meist rothgefärbte Beeren, mit süßlichem, eßbarem Fleische, doch ohne großen Werth. Alle Arten sind im heißen Amerika einheimisch und von da zum Theil in die alte Welt verpflanzt. In Amerika, wo sie wesentlich zum Charakter der Pflanzenphysiognomie beitragen, bilden sie hier und da so dichtes Gesträuch, daß man ohne große Verletzung nicht durchkommen kann. Seitdem die Kakteen in den europäischen Gewächshäusern Modeblumen geworden sind, hat man eine große Menge von Arten kennen gelernt. Schon Linné fand sich bewogen, seine Gattung C. in vier Sektionen einzutheilen: runde, Echinomelocacti;

aufrechtstehende, gestreckte, Cerei erecti; kriechende gestreckte, Cerei repentes; gedrückt gliedrige, Opuntiae. Da bei der immer mehr wachsenden Zahl der Arten diese Sektionen nicht ausreichten, erhob sie Haworth zu Gattungen und fügte neue hinzu. Auch durch Hermann, Decandolle, Link, Otto, Pfeiffer wurden neue Gattungen aufgestellt, so daß jetzt die linnéische Gattung C. in 10 zerfällt: 1) Mammillaria *Haw.*, mit 72 Arten, meist in Mexiko einheimisch, einige von den westindischen Inseln; 2) Melocactus *Bauh.*, *Dec.*, mit 13 Arten, meist von den westindischen Inseln, einige aus Caracas und aus Brasilien, nur sehr wenige aus Mexiko; 3) Echinocactus *Lk.* et *Otto*, mit 42 Arten, meist aus Mexiko stammend, einige aus Brasilien und Chile, aus Westindien kaum eine Art (Echin. intortus); 4) Cereus *Mill.*, *Haw.*, Cactus *Aut.*, mit 113 Arten, zum Theil sehr schön, in allen Ländern, wo überhaupt Kakteen vorkommen; 5) Epiphyllum *Haw.*, *Pfeiffer*, mit 2 Arten, aus Brasilien; 6) Rhipsales *Haw.*, *Gärtn.*, mit 14 Arten, in Brasilien und Westindien; 7) Lepismium *Pfeiffer*, mit 4 Arten, aus Brasilien; 8) Hariota *Dec.*, mit einer Art aus Brasilien; 9) Opuntia *Tournef.*, mit 79 Arten, aus den Gebirgsgegenden der Länder Amerika's, in welchen überhaupt Kakteen vorkommen (Opuntia vulgaris in Südeuropa, bis Tyrol, verwildert); 10) Pereskia *Plum.*, mit 5 Arten, vollkommene Sträucher oder Bäume mit holzigem Stamme und dünneren Aesten, zum Theil aufgerichtet, zum Theil kriechend, in den schattigen Urwäldern Mexiko's und Peru's. Ueber die einzelnen Arten s. die besonderen Artikel. Die Kultur der Kakteen ist ziemlich einfach und wenig Mühe fordernd, ein Umstand, der sie in neuerer Zeit allgemein zu Modepflanzen der höhern Gartenkunst und der Blumenliebhaber gemacht hat. Die Ueberwinterung geschieht im Orangeriehause oder in einem hellen Zimmer, wo die Temperatur nicht unter + 2—3° Réaum. sinkt. Nur wenige verlangen eine etwas höhere Temperatur, mehre vertragen, wenn sie trocken gehalten werden, sogar eine vorübergehende Kälte von einigen Graden. Den ganzen Sommer hindurch müssen die Kakteen die freie Luft genießen, die härteren Arten kann man sogar ins freie Land pflanzen, doch dürfen sie hier nicht länger als bis Anfang September stehen bleiben. Eine leichte, gute Gartenerde mit dem dritten Theil Flußsand ist ihnen am zuträglichsten; das Umpflanzen ist nur nöthig, wenn die kleinen Töpfe — größere sind dem Wachsthum der Kakteen nicht förderlich — durchgewurzelt sind. Im Winter werden die C. nur selten, im Sommer, zur Zeit des Wachsthums häufig begossen. Die Fortpflanzung geschieht sehr leicht durch Sprößlinge, die entweder von selbst aus der Mutterpflanze hervortreiben oder mittelst des Durchschneidens dieser gewonnen werden. Bei jedem Sprößling oder Steckling muß die Wunde erst gehörig austrocknen, ehe man ihn in einen möglichst kleinen Topf einsetzt. Auch durch den Samen lassen sich viele Arten leicht vermehren; das Propfen der Kakteen ist nicht sehr schwierig, im Ganzen aber nichts als eine Spielerei. Den innern Bau der Kakteen beschrieb Schleiden; die mathematischen Gesetze der Stammbildung untersuchte zuletzt Naumann. Vgl. Pfeiffer, Enumeratio diagnostica Cactearum hucusque cognitarum, Berl. 1837; Derselbe, Beschreibung u. Synonymik der in deutschen Gärten vorkommenden Kakteen, das. 1837; Förster, Handbuch der Kakteenkunde, Leipzig 1845.

Cacus, italischer Hirt, raubte dem Hercules Rinder und fiel im Kampfe mit demselben. Als nämlich jener Heros die Rinder des Geryon durch das Gebiet der Aboriginer trieb, stahl C. einen Theil des Viehs und zog es, um den Beraubten in der Spur zu täuschen, rückwärts an den Schwänzen in seine Wohnung, eine geräumige Höhle, und verschloß deren Eingang mit einem Felsenblock, den 10 Paar Ochsen nicht fortzurücken vermochten. Dem lange suchenden Hercules verriethen endlich die Brüllenden ihren Aufenthalt, die Höhle wurde gesprengt und nach einem heißen Kampfe erlag C. der Keule des Helden. Evander und die Umwohnenden brachten dem Sieger Dankopfer und dieser weihte zum Gedächtniß dieser That die Ara maxima. Die Dichter machten den C. zu einem Sohn des Vulkan und einem gewaltigen, flammenspeienden Riesen. Nach Hartung (Religion der Römer, 1, 31) sind unter C. und seiner Schwester Caca (s. d.) altrömische Penaten zu verstehen.

Cadalso, Don Jose de, spanischer Dichter, den 8. Okt. 1741 zu Cadix aus einem altadeligen, begüterten biskayischen Geschlecht geboren, erhielt seine Ausbildung in Paris, wo er sich namentlich eine ausgebreitete Kenntniß der neuern Sprachen erwarb, in denen er sich später durch seine Reisen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Portugal noch mehr vervollkommnete. Im Jahr 1762 nahm er Militärdienste und zeichnete sich in dem Kriege gegen Portugal so aus, daß ihn der kommandirende General, Graf von Aranda, zu seinem Flügeladjutanten ernannte. Seit 1777 Eskadronchef, mußte er in dem 1779 mit England ausgebrochenen Kriege mit seinem Regimente zu dem Heere stoßen, das Gibraltar einschloß und blokirte. Hier ward er, nachdem er kurz zuvor zum Obersten befördert worden war, in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1782 in einer sehr weit vorgerückten Batterie von einer Granate getödtet. Unter seinen hinterlassenen Werken sind die bekanntesten die Tragödie „Sancho Garcia," noch ganz im französischen Geschmack, die er zuerst unter dem Namen Juan del Velle 1771 herausgab; ferner „Los eruditos à la violeta", eine feine Satyre auf seichte Vielwisserei, in Prosa (1772), und „Los ocios de mi juventud", die er beide, gleichwie seine „Poesias" (1773), unter dem Namen J. Vazquez erscheinen ließ. Nach seinem Tode erschienen noch „Las cartas marruecas", eine nicht ganz glückliche Nachahmung der „Lettres persanes" des Montesquieu. Gesammelt wurden seine Arbeiten in der „Coleccion de obras en prosa y en verso de Don Jose C." (beste Ausgabe mit einer Biographie des Verfassers von Don M. F. de Navarettee 3 Bde., Madrid 1818). Seine lyrischen Gedichte haben ihm eine bleibende Stelle in der spanischen Nationalliteratur gesichert, besonders seine anakreontischen Oden. Eine Auswahl enthält Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas." Die feine und doch gutmüthige Ironie,

die in seinen satyrischen Gedichten herrscht, charakterisirt auch seine prosaischen Werke, die in stylistischer Beziehung unter die besten der neuern spanischen Literatur gehören.

Cada Mosto (da Ca Da Mosto, Cademosto), Aloys, glücklicher Seefahrer, Entdecker eines bedeutenden Theils der Westküste von Afrika, wurde um 1432 zu Venedig geboren und machte, frühzeitig in nautischen Kenntnissen unterrichtet, mehre Handelsreisen im mittelländischen und atlantischen Meer. Auf einer Reise 1454, welche er mit dem Schiffe des Venetianers Marco Zeno nach Flandern angetreten hatte, nöthigten ihn widrige Winde, bei dem Kap St. Vincent anzulegen, wo eben der um Länderentdeckungen hochverdiente Prinz Heinrich sich mit eifrigen, auf Entdeckung der afrikanischen Westküste hinzielenden Studien beschäftigte. Der junge und kräftige C. ging auf die vom Sekretär des Prinzen ihm gemachten Anerbietungen ein und fuhr am 22. März 1455 in einem Fahrzeuge von 90 Tonnen von Lagos ab. Das Schiff berührte einige kanarische Inseln, das Kap Blanc, die Insel Arguin, wo seit 1445 eine portugiesische Niederlassung war, kam in den seit 5 Jahren entdeckten Senegal und segelte die Küste entlang weiter nach Süden. Hier handelte C. vom Fürsten Damel Sklaven und Gold ein, fuhr dann nach dem grünen Vorgebirg und drang mit zwei portugiesischen Schiffen, mit denen er hier zusammentraf, bis in die Mündung des durch seine Reichthümer berühmten Gambia vor. Feindseligkeiten mit den Einwohnern erschreckten jedoch hier die Mannschaft dergestalt, daß die Kapitäne nach Portugal umkehren mußten. Im Jahr 1456 fuhr C. mit 3 von ihm und Ant. Uso und einem andern Portugiesen befehligten Schiffen, aufs Neue aus, entdeckte die Inseln des grünen Vorgebirgs und segelte gegen 60 Meilen den Gambia hinauf. Diesmal war die Aufnahme von Seiten der Eingeborenen freundschaftlich, aber der Eintausch von Gold gering. Nachdem die Schiffe noch bis zum Kasamansafluß und Rio Grande vorgedrungen waren, kehrten sie nach Portugal zurück. Nach dem Tode Heinrichs 1463 begab sich C. nach Venedig. Sein Todesjahr ist unbekannt. Die von ihm selbst verfaßte Beschreibung seiner Reise, die älteste der neueren und musterhaft durch gute Ordnung, anziehende Erzählung, durch Klarheit und Genauigkeit, führt den Titel: „El libro de la prima navigazione per l'Oceano a le terri de' Negri della bassa Ethiopia di Aloyso da Ca da Mosto“ (Vicenza 1507, Mailand 1519, deutsch in Jobst Ruchamers Werke: „Unbekannte Leute und eine neue Welt in kurz vergangenen Zeiten erfunden“, Nürnb. 1508).

Cadaval, Nuño Gaetano Alvares Pereira de Mello, Herzog von, Präsident der potugiesischen Pairskammer von 1826, Premierminister Dom Miguels, wurde am 9. April 1799 aus einem alten Geschlechte des hohen portugiesischen Adels, welches den jüngern Zweig des Hauses Braganza bildet, geboren. Er war Mitglied des von König Johann VI. durch Dekret vom 6. März 1826 ernannten Regentschaftsraths und, nachdem der Nachfolger Johanns VI., Dom Pedro, als Kaiser von Brasilien die konstitutionelle Charte vom 23. April 1826 gegeben, erbliches Mitglied und Präsident der Pairskammer. Nach Verzichtleistung Dom Pedro's auf die Krone von Portugal zu Gunsten seiner noch unmündigen Tochter Donna Maria, leistete C. mit den übrigen Mitgliedern der Regentschaft den Eid auf die Charte und wurde am 31. Okt. 1826 von der Regentin zum lebenslänglichen Staatsrath ernannt. Im Parteikampfe zwischen den Konstitutionellen auf der einen und den Absolutisten und insbesondere den Anhängern der verwittweten Königin auf der andern Seite schwankte C., um den sich beide Theile eifrig bewarben, lange, bis er sich allmählig den Absolutisten anschloß, ohne jedoch seine passive Stellung völlig aufzugeben. Eine kleine Zahl Pairs und nicht wenige Mitglieder der Abgeordnetenkammer dachten sogar daran, ihm die Krone aufs Haupt zu setzen, ohne daß ihn diese Aussicht zur Entwickelung einer größern Energie anzuspornen vermochte. Als später unter Dom Miguels Regentschaft die Partei der Apostolischen und Absolutistischen immer kühner ihr Haupt erhob, schlug er zwar, von den Konstitutionellen gedrängt, den Cortes von 1828 die Niedersetzung einer Kommission zur Untersuchung etwaiger Verfassungsverletzungen vor; indeß ward kein Beschluß gefaßt, und C. trat von jetzt an mit den Anhängern der Königin Wittwe in nähere Verbindung. Im Einverständnisse mit dieser von Dom Miguel nach dessen Ankunft in Lissabon am 22. Februar 1828 an die Spitze des Ministeriums gestellt, warf er sich nun immer mehr den Apostolischen in die Arme, überließ sich gänzlich der Leitung des fanatischen Paters Joze Agostinho Macedo und gab dem neuen Regenten, der als solcher die Konstitution Dom Pedro's beschworen hatte, die heuchlerische Erklärung ein, daß er nicht ordentlich auf das Evangelium geschworen habe und darum an die Charte nicht gebunden sey. Fortan wurden unter C.s Mitwirkung alle Triebfedern zum Umsturze der Verfassung in Bewegung gesetzt, wie er denn bei der am 23. Juni eröffneten sogenannten Versammlung der drei Stände, durch welche Dom Miguel zum absoluten Beherrscher der portugiesischen Monarchie erklärt wurde, das Amt eines Connetable versah. Unter diesen Verwickelungen abermals schwankend, verlor C. während der nun beginnenden Schreckensherrschaft seinen frühern Einfluß auf Dom Miguel, trat jedoch später wieder hervor und bot im Bruderkriege (1833), in Gemeinschaft mit Tellez Jordao, alle Kräfte zum Widerstande gegen die aus Algarbien heranrückenden Konstitutionellen auf, mußte aber nach der Niederlage von Tellez Jordao am 22. Juli 1833 Lissabon verlassen und hielt sich später in Paris auf, wo er Anfang 1837 †.

Cade, Jakob, gewöhnlich Jack C. genannt, ein Engländer von niedriger Geburt, empörte sich 1450 auf Veranlassung Richards, Herzogs von York, gegen den König Heinrich VI. und zog mit einer großen Schaar Kenter gegen London. Der König flüchtete nach Killingword-Castle und C. zog in die Hauptstadt ein. Nachdem er den Lord Say und Sele, letzten Großschatzmeister von England und dessen Schwiegersohn, Sir James Crome,

Sheriff von Kent, hatte enthaupten lassen, begannen die Meuterer zu plündern, wurden aber aus der Stadt getrieben. Da allen Denen, welche zu ihrem Herd kehrten, Amnestie zugesichert wurde, stand C. bald allein. Er floh und seinen Schritten folgte der Aufruf, daß, wer ihn todt oder lebend bringe, 1000 Mark erhalten solle. Alexander Eden, ein Edelmann von Kent, fand ihn in einem Garten zu Hothfield in Sussex versteckt und durchbohrte ihn, da er Widerstand fand. Sein Leichnam wurde nach London gebracht.

Cadence (franz.), Tonschlußlauf, s. Kadenz.

Cades, Joseph, ausgezeichneter Maler, von Geburt Franzose, dessen zweite Vaterstadt aber Rom wurde. Der Hauptzug, durch welchen C. sich in seinem ganzen Leben und vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, war das außerordentliche Nachahmungstalent, das ihm nicht nur alle Züge und Schwünge der Buchstaben, gleich dem gewandtesten Schriftverfälscher, sondern allmählig und anfangs ihm selbst unbewußt, auch die Gesichter, das Nackte, die Bekleidung, den ganzen Charakter jedes anerkannten Zeichners in die Gewalt gab. Eine Zeichnung C.s nach Raphael soll noch jetzt als ächtes Werk die dresdener Gallerie schmücken. Auch in seinen großen Altarbildern herrscht die Nachahmung, und zwar bis auf die Fehler in Kolorit und Perspektive seiner Muster, vor. Auf manchem seiner Gemälde hat er so viele Meister nachgeahmt, als es Figuren enthält, und erst kurz vor seinem Tode (1801) soll er einen besseren Weg der Kunst betreten gehabt haben. Als sein schönstes Bild gilt: Graf Walter von Angers, als Bettler vor dem Hause seiner Tochter zu London um ein Almosen flehend.

Cadet de Vaux, Anton Alexis, berühmter französischer Chemiker und Landwirth, geboren den 13. September 1743 zu Paris, war anfangs Apotheker, gewann sodann durch das von ihm gegründete „Journal de Paris" eine vor Nahrungssorgen gesicherte Lage und lebte als glücklicher praktischer Landwirth, der sich vorzüglich um die Vervollkommnung der technischen Zweige des Landbaus und um den verbesserten Betrieb des Garten- und Weinbaues verdient gemacht hat, bis in das höchste Alter ununterbrochen thätig. In den Jahren 1791 und 1792 war er Präsident im Seine- und Oisedepartement, ward noch unter der Republik Inspektor der Wohlfahrtspolizei in Paris und von Bonaparte zum Inspektor des Hospitals „Val de Grace" ernannt. Seit 1803 war C. einer der Hauptredaktoren des „Journal d'économie rurale et domestique" und des „Cours complet d'Agriculture pratique." Er † zu Nogent-les-Vierges 1828. Von seinen Schriften, welche meist ins Deutsche übertragen wurden, nennen wir die: „Observations sur les fosses d'aisance," (Paris 1778), „Avis sur les moyens de diminuer l'insalubrite des habitations après les inondations" (das. 1784, 1802), „Mémoire sur la gélatine des os" (daselbst 1803). C. ist Erfinder des Milchmessers oder Galaktometers.

Cadière (Chaise, Chaise d'or, Masse, Masse d'or, Royal d'or), alte französische Goldmünze von der Größe eines Doppellouisd'ors. Sie wurde unter Philipp dem Schönen seit 1310 aus 22 karatigem Golde geprägt und ihr Werth war 18 Livres, nach unserem Gelde 8 Fl. 6 Kr. rhein. Unter Philipp von Valois wurde diese Goldmünze von 1330 an Masse, Masse d'or, Royal d'or genannt. Im Jahr 1423 ließ Karl VII. ähnliche Münzen schlagen, welche aber nur 16 Karat fein waren und deshalb die Benennung Royals durs erhielten.

Cadix (Cadiz), Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz in Andalusien, wichtige Seefestung und Handelsstadt, eine der reichsten und schönsten Städte Spaniens, liegt auf der westlichsten Spitze der Insel Leon (Isla de Leon) auf einem hohen, fast senkrechten Felsen, der Stadt Puerto de Santa Maria gegenüber. Der Felsenrand ist mit Bastionen befestigt, und Sandbänke und verborgene Klippen erschweren gegen Norden den Zugang. Im Süden befindet sich auf einem isolirten Felsenplateau das Fort S. Sebastian mit nach Westen vorgeschobener Batterie und einem Leuchtthurm; durch eine über eine tiefe Felsenspalte gebaute Brücke ist es mit der Stadt verbunden. In derselben Richtung an dem oberen Theile der Stadt liegt das Fort S. Catalina. Mit der Isla selbst hängt C. durch eine schöne, auf Grundmauern und querlaufenden Bögen ruhende, 2 Leguas lange Straße, welche der Ocean auf beiden Seiten bespült, zusammen. Hier, als an dem am meisten angreifbaren Punkte, sind orillonsförmige Bollwerke mit tiefem Graben, Kontregarden, ein Ravelin mit Reduit und Vorglacis angelegt. An den beiden Enden der Befestigung geben unersteigliche Felswände den sichersten Schutz. Das Fort Cortadura und die Redoute la Glorieta schirmen das auf der breiteren Erdzunge befindliche Dorf S. José. Der 3½ Stunden lange und 24 Fuß tiefe Kanal S. Pedro, dessen Ufer mit Batterien besetzt sind, trennt die Isla von dem Festland. Ueber ihn geht die eiserne Brücke del Suazo. Am Golf der Isla liegt die Stadt S. Fernando mit dem berühmten Arsenal Carracca, 3 Bassins und 12 Schiffswerften, und auf der Südseite auf einem mächtigen Felsblock schützt den S. Pedrokanal ein gleichnamiges Fort. Den 500 Klafter breiten Eingang in die Bucht der Isla vertheidigt das südwestlich auf einer sumpfigen Landzunge bei dem Dorfe Trocadero errichtete Fort Matagorda, und dicht am Gestade auf dem gemauerten Damme die Batterie Puntales. C. ist demnach eine Festung ersten Ranges. Die seit 1786 sehr erweiterte und verschönerte Stadt von mehr als ¾ Stunden im Umfang hat 17 Quartiere, 2 Thore, das See- und Landthor (vor dem letzteren die Vorstadt Lavina) u. gegen 8000 Häuser. Die Gebäude, 3—4 Stockwerke hoch, sind massiv und jedes einzelne von ihnen ist gleichsam als ein kleines zur Vertheidigung geschicktes Fort anzusehen. Sie haben platte Dächer mit kleinen Thürmen und Blumenparterren, jedes auch eine Cisterne, denn C. ist äußerst arm an Quellwasser. Das Trinkwasser muß von Puerto de S. Maria herbeigeschafft werden und wird in porösen Thonkrügen aufbewahrt. Mit Eis vom Rondagebirge versetzt bietet es ein wohlschmeckendes, kuh-

lendes Getränke. Um alle Stockwerke laufen Gallerien; die Zimmer sind groß, wie die geräumigen Höfe mit Backstein oder Marmor gepflastert, und haben kleine und nur wenige Fenster, welche meist in den kühlen, gepflasterten Hof gehen. Das Aussehen der Häuser ist also schon afrikanisch. Die Straßen sind eng, dunkel, zur Nachtzeit erleuchtet, die schönste ist die Calle ancha. Ihr durchgehends ausgezeichnetes Pflaster wird von keinem Wagen verdorben, denn Lastträger von Galicien, die in ganz Spanien zerstreuten Gallegos, übernehmen hier den Dienst der Pferde und Fuhrwerke. Von den 5 öffentlichen Plätzen ist der schönste der Plaza S. Antonio. Die alte Kathedrale besitzt viele Gemälde, Edelsteine, große silberne Leuchter u. Lampen, 3 Kustodien, von welchen die eine vom feinsten Silber (51 Arobas schwer), die andere von gediegenem Golde ist. Die prachtvolle, neue, marmorne, Kathedrale wurde 1722 zu bauen angefangen und ist noch nicht beendigt. Leider ist sie gegen die Seeseite von der feuchten Salzluft gebräunt. Ferner befinden sich hier 4 Pfarr- und 3 Filialkirchen, 13 Klöstergebäude, 15 Hospitäler, ein Hospital für See- und Landtruppen, welches 1500 Mann fassen kann, ein öffentliches Arbeitshaus für 800 Arme, welches Leuten jeder Nation und jeden Alters und Geschlechtes offen steht, ein schönes Gebäude mit dorischen Säulen, ein Zollhaus, eine Börse, ein Theater, vormaliges Opernhaus, die Plaza de Toros oder das Amphitheater für Stiergefechte, das für 12,000 Zuschauer Raum hat. Der öffentliche Spaziergang, Alameyda, auf dem westlichen Walle, besteht aus 5 Ulmenreihen, zu beiden Seiten mit Marmorsitzen. Doch auch die übrigen die Stadt umringenden Wälle bieten ein reizendes Panorama von der sich an den Felsen unten brechenden See, dem Wald von Masten mit den flatternden Flaggen und Wimpeln der verschiedensten Nationen, den großen und glänzend weißen Häusern, den prächtigen öffentlichen Gebäuden und den regelmäßigen Befestigungen. Das Klima ist durchweg gesund und bei einer Hitze, die nie über 70° Fahrenheit geht, sorgt allabendlich die reine Seeluft für erquickende Kühlung. Die Bai von C., welche am 21. Februar 1829 für einen Freihafen erklärt, dieses Rechts aber im September 1832 wieder beraubt wurde, gilt als einer der besten Häfen von Europa und zerfällt in 2 Abtheilungen. Die eine, der äußere Hafen zwischen der Stadt und dem Kastell S. Catalina, wird vorzugsweise Bai von C. (Bahia de C.) genannt, hat einen Eingang von 2000 Klaftern und ist der allgemeine Hafen für alle fremde Kauffahrteischiffe. Die andere, der innere Hafen, Bai von Puntales (Bahia de Puntales) genannt, ist von der Isla und dem festen Lande umgeben und dient nur für die Kriegsschiffe und die von Amerika kommenden und dahin gehenden spanischen Kauffahrteischiffe. Fremde Fahrzeuge dürfen hier nicht einlaufen. Die Einwohnerzahl schwankte in den letzten Jahren von 60—72,000, unter welchen viele Franzosen, Italiener, Holländer, Deutsche ꝛc. sind. Die Fabrikthätigkeit beschränkt sich vorzüglich auf Seide, Leder und Flinten. Auf der Landzunge bei der Stadt werden sehr wichtige Salzwerke, sowie ausgezeichneter Weinbau und in der Nähe beträchtliche Thunfischerei betrieben. C. ist der Sitz eines Kommandanten, eines Bischofs, welcher unter dem Erzbischof von Sevilla steht, eines der 3 spanischen Seedepartements mit einem großen Theil der Kriegsflotte, der indischen Rechnungskammer (Audiencia real de la tractacion à las Indias) als Oberbehörde für alle Rechts- und Finanzangelegenheiten in den Kolonien. Auch eine Akademie der schönen Künste, ein chirurgisches Institut, eine Zeichenschule, eine Seekadettenschule und eine trefflich eingerichtete Sternwarte befinden sich daselbst. Der Kolonialhandel, dessen Mittelpunkt C. ist, liegt fast gänzlich in den Händen der Fremden, welche unter dem Kommandanten stehen und von ihm an den Kriegsrath zu Madrid appelliren können. Alle europäische Staaten haben hier Konsuln und Agenten. Ausgefahren, meist in die Kolonien, werden Eisenwaaren, Leinwand, vorzüglich schlesische und irische, Wollenzeuche, Wein, Oel, Mandeln, Rosinen, Wachs, Zimmt, Papier, Bücher und Medicinalwaaren.

Die Stadt C. wurde von den Tyriern gegründet und Gadir, Gadis (auch Cotinussa), d. h. umzäunter Ort, genannt. Von ihnen soll hier ein Tempel des phönicischen Hercules gebaut worden seyn. Der schon in früher Zeit wegen ihres Handels berühmten Kolonie bemächtigten sich hierauf die Karthager und machten sie zum Hauptstapelplatz ihres europäischen Handels. Nach dem 2. punischen Krieg rissen die Römer die Stadt an sich und gaben ihr die Namen Gades, Tartessus. Unter der Herrschaft derselben wuchs durch ihren damaligen Welthandel die Stadt unendlich an Reichthum und Bevölkerung, so daß sich nach Rom wenig andere mit ihr messen durften. Hierauf geriethen nach und nach die Vandalen, Gothen und Araber in ihren Besitz, welchen letzteren sie 1262 von den Spaniern wieder genommen wurde. C. erhob sich wieder blühend aus seinem Ruin und erhielt nach Amerika's Entdeckung als Hafen der spanischen Silberflotte und aller amerikanischen Handelsschiffe abermals große Wichtigkeit. Einen schweren Schlag erhielt C. 1596 durch die Verbrennung der amerikanischen Flotte im Hafen durch die Engländer unter Essex, Howard und Raleigh; C. wurde erobert, verwüstet und geplündert. Ein neuer Angriff 5 Jahre darauf unter Lord Wimbleton mißglückte, sowie auch ein vom Herzog von Ormond und Sir Rook 1702 unternommener. Wegen der Verbindung Spaniens mit Frankreich wurde C. 1800 von den Engländern bombardirt und 1805 segelte aus dem Hafen von C. die vereinigte französisch-spanische Flotte zur verhängnißvollen Schlacht von Trafalgar. Am 14. Juni 1808 mußte sich hier der französische Admiral Rosilly, von der empörten Stadt von der Landseite und von der englische Flotte von der Seeseite blokirt, mit seiner Eskadre von 5 Linienschiffen und einer Fregatte an die Engländer ergeben. Auch hatte hier die spanische Centraljunta seit der französischen Invasion bis zur Rückkehr Ferdinands VII. ihren Sitz. Hier wurde die neue Konstitution der allgemeinen und außerordentlichen Cortes am 18. und 20. März 1812 beschworen und verkündigt. Eines

der merkwürdigsten Blätter in der neueren Kriegsgeschichte ist dasjenige, welches die **Belagerung von C.** durch die Franzosen vom 6. Febr. 1810 bis 25. Aug. 1812 schildert. Nachdem selbst Malaga in die Hände der Franzosen gefallen war, fehlte zur völligen Bewältigung von Spanien nur noch die Eroberung von dessen wichtigster Hafenstadt, C., die bei der dort herrschenden Uneinigkeit und Verwirrung als leichte Aufgabe erschien und durch einen Handstreich des heranziehenden Königs Joseph gewiß gelungen wäre, hätte sich der letztere in den eroberten Städten nicht erst den Weihrauch der Huldigung streuen lassen. Als am 5. Febr. 1810 das erste französische Armeecorps unter dem Herzog von Belluno durch die Besetzung von Medina Sidonia, San Lucar de Barrameda, Rota, Puerto de St. Maria, Puerto Regl und Chiclana C. von der Landseite vollständig eingeschlossen hatte, befand sich der Herzog von Albuquerque mit seinem Corps schon in der Stadt, und die Besatzung belief sich mit den Truppen unter Castaños, 4000 Engländern und 1200 M. von der britisch-portugies. Armee, auf 21,000 M. Ermuthigt durch deren Anwesenheit, beschlossen nun die Einwohner rastlos Hand mit an die Vertheidigung der Stadt zu legen. Die Brücke von S. Pedro wurde zerstört und C. somit von dem Festlande abgeschnitten. Alle Aufforderungen König Josephs, welcher den 16. Febr. zu Puerto de Santa Maria angekommen war, wurden entschieden abgewiesen. Eine englische Flotte beherrschte die See, 14 spanische Linienschiffe lagen im Hafen, die Zufuhr von Proviant und Munition war also vom Meere aus frei. Nachdem die Franzosen das mittelmäßig befestigte, aber von dem Hauptmann Maclaire tapfer vertheidigte Fort Matagorda mit 21 Geschützen am 21. April erobert hatten, bombardirten sie heftig, aber wegen der großen Entfernung wirkungslos, die Stadt. Gegen Ende des Mai wuchs durch eine Verstärkung von Alicante die Besatzung zu 24,000 M. an, und Graham schickte nun ein Detachement von 4000 M. in den Rücken der französischen Armee nach Algesiras, um hier den Feind anzugreifen. Immer enger schlossen die Franzosen die Belagerten mit neuen Werken ein, welche auf dem rechten Flügel von Rota aus sich über la Gallina, la Puntilla, los Canuelos bis nach Ciudad Vieja und Fort S. Catarina erstreckten und mit mehr als 300 Geschützen besetzt waren. Das französische Hauptquartier stand zu S. Maria, eine Stunde hinter Ciudad vieja ein Reservepark. Redouten, durch die Forts Matagorda und S. Louis geschützt, zogen sich längs der Küste der Landzunge von dem Hauptquartier aus hin und stützten sich südlich von Puerto Real ans Meer. Links von diesem letzten Punkte erstreckten sich zur Cernirung der Isla neue Werke über den Molo de Galvez bis ans Arsenal Carracca. Die Belagerten dagegen hatten, zur Verhinderung des Uebergangs über den Pedrofluß und die andern Kanäle mit Kanonierboten, bei der Puerta de Cabezuela, zwischen den Forts Matagorda und Louis, Batterien errichtet und am Zusammenhange der Isla mit der Erdzunge bei Torre Guarda zur Beschützung der Stadt bei etwaigem Verluste der Isla, starke Verschanzungen erbaut. Der französische Oberfeldheer hatte zu Sevilla Mörser von neuer Erfindung gießen lassen, und in der Nacht zum 1. Nov. legten sich 50 Penichen, 30 Kanonierschaluppen und 8 Bombardiergallioten vor S. Maria, bohrten 2 feindliche Kanonierboote in den Grund, vermochten aber den steinernen Häusern der Stadt keinen großen Schaden zuzufügen und keinen Brand anzurichten. Erst am 11. Dec., nachdem man mit unsäglichen Arbeiten die Fahrzeuge zum Theil zu Land herangeführt, vereinigten sich die sämmtlichen Kanonierboote in dem Trocaderokanal und legten das Fort Puntales in Trümmer. Aber auch dadurch waren Anfangs 1811 die Franzosen ihrem Ziele um nichts näher gekommen: in der Stadt war man nur um so entschlossener zum äußersten Widerstand. Eine am 21. Febr. 1811 von C. abgegangene Expedition von 5000 Engländern und 12,000 Spaniern, um dem auf 12,000 M. verminderten Belagerungscorps eine Diversion im Rücken zu machen, war fruchtlos. Zwar verloren im hartnäckigen Treffen bei Chiclana die Franzosen unter Victor 2000 Mann an Todten und Verwundeten, 6 Geschütze, einen Adler u. 429 Mann an Gefangenen u. räumten das Schlachtfeld, aber auch die Verbündeten hatten einen Verlust von 2040 Todten und Verwundeten, 3 Kanonen und 3 Obersten, 100 Offizieren, und 600 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Inzwischen hatte die Besatzung von Leon eine Floßbrücke über den S. Pedrokanal nach dem Festlande geworfen und am gegenseitigen Ufer einen Brückenkopf erbaut, um mit dem General Lake eine Verbindung anzuknüpfen. Aber schon am 8. März waren die Belagerten zurückgeworfen und die Einschließung von C. wieder vollständig. Bis Ende 1811 fiel nichts von Bedeutung vor. Die Belagerten erhielten allen Bedarf an Mannschaft und an Munition von der See; die Belagerer, an der Spitze den umsichtigen Marschall Victor, suchten sich in ihrer Stellung zu behaupten und wandten die größten Anstrengungen auf, die Versuche der Belagerten, den Insurgenten auf dem Festlande die Hand zu bieten, zu vereiteln. Als endlich Marschall Marmont von Lord Wellington bei Cabeza Velloza geschlagen und Madrid eingenommen war, rief der flüchtige König Joseph die andalusische Armee unter Marschall Soult, von welcher das Blokadecorps eine Abtheilung war, zu seinem Beistande zurück, worauf am 15. August nach Zerstörung der Munition, der schweren Artillerie, der Flotille und aller angelegten Werke die Belagerung aufgehoben ward. Eine **zweite denkwürdige Belagerung** hielt C. 1823 aus. Nachdem der Herzog von Angoulême als Befehlshaber der franz. Divisionsarmee vom 23. Mai Madrid in seine Gewalt gebracht, beorderte er ein 12,000 Mann starkes Corps, aus den Divisionen Bordesoulle und Bourmont bestehend, nach dem Süden, um den König von Spanien aus den Händen der Cortes zu befreien und den Fortgang der Insurrektion zu hemmen. Auf diese Nachricht begaben sich die Cortes mit dem König und dessen Familie nach C. Am 24. Juni stand Bordesoulle vor der Stadt, besetzte Rota, Puerto de Santa Maria, Puerto Real und Chi-

clana [und] suchte dadurch jede Verbindung mit dem Festlande zu vereiteln: 1 Linienschiff, 2 Fregatten und einige leichte Fahrzeuge unter dem Kontreadmiral Hamelin blokirten den Hafen. Die Besatzung bestand aus 14,000 Mann, worunter 5000 Mann Linientruppen. Beim Erscheinen der Franzosen hatte man sich schnell verproviantirt, und bei dem Dorfe Trocadro neue Verschanzungen angelegt. Ein am 16. Juli von 6000 Mann in 3 Kolonnen unternommenen Ausfall auf die Verschanzungen von Chiclana und die Muhle del Osio, um dem General Ballesteros die Ausführung einer Diversion im Rücken der Belagernden zu erleichtern, wurde von den Franzosen zurückgeschlagen und Ballesteros vom General Militor aufgehalten. Hierauf ließ der Herzog von Angoulême 6 Bataillone unter General Ordonneau zu dem bisher auf die Defensive beschränkten General Bordesoulle stoßen und kam am 16. Aug. selbst zu Puerto de Santa Maria an mit einer Verstärkung von 5 Gardebataillonen, einer Artillerie- u. einer Pionnierkompagnie, so daß nun 20,000 Mann Franzosen vor der Festung standen. Der französische Kriegsrath beschloß einen Angriff auf den wichtigen Trocadero, der mit 45 Stucken Geschütz und 1700 Mann Kerntruppen unter Oberst Garces besetzt war. Am 31. früh 2 Uhr durchwateten 14 Gardekompagnien, angeführt von den Generalen Obert, Gougeon und Escars, trotz des morderischen Kartätschenfeuers den Graben und erstürmten die Batterien. An demselben Tag früh 9 Uhr wurde auch das Fort S. Louis genommen. 700 Spanier fielen, 1000 wurden mit dem Kommandanten gefangen. Ein von den Belagerten angebotener Waffenstillstand wurde ausgeschlagen, denn unter dem Admiral Duperré stand nun eine Flotte von 3 Linienschiffen, 11 Fregatten, 5 Korvetten, 3 Briggs, 5 Goeletten und 6 Gabarren in dem Hafen. Um das Fort S. Pedro zu nehmen, wurde eine Batterie von 8 Vierundzwanzigpfündern in der Nacht vom 18. zum 19. August erbaut, am 1. Sept. eine neue vor jener von 4 Vierundzwanzigpfündern und 11 Mörsern, und zum Schutze derselben eine dritte mit Haubitzen. Am 14. wurden die Trancheen mit doppelt fliegenden Sappen und Querwällen eröffnet. Am 20. begann in geringer Entfernung vom Fort aus einem Linienschiffe, zugleich mit den Landbatterien das Feuer und Nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr flatterte die weiße Fahne auf dem Fort; 180 M., 27 Geschutze, reicher Proviant und Munition kamen in die Gewalt der Franzosen. Tags darauf wurden 3 neue Batterien tracirt und am 24. früh 7 Uhr warfen 10 Bombenboote und 5 Haubitzenschiffe 800 Klafter von dem Fort S. Catalina Anker. Bis Mittag 11 Uhr waren 150 Bomben in die Stadt geworfen und die Anstrengung von 24 Kanonierbooten der Belagerten war umsonst. Ungeachtet eines Aufstandes in C. selbst schlug man jede Aufforderung zur Uebergabe ab. Als aber hierauf die Franzosen eine 6., 7. und 8. Batterie am äußersten Ende der Landzunge bauten, eine Brücke über den Kanal schlugen und Anstalten trafen, auf der Insel Leon Truppen auszusetzen, kam am 27. aus der Festung eine Deputation und erklärte, daß Ferdinand VII. frei und bereit sey, sich an jeden dazu bestimmten Platz zu begeben. Statt des Königs jedoch erschien am 29. eine neue Deputation mit Vorschlägen. Der Herzog verwarf sie und gab Befehl zum Angriff. Aber noch spät Abends langte aus der Festung der General Alava im Hauptquartiere an mit der Versicherung, daß die Cortes und die Generale die Vertheidigung der Stadt aufgäben und der König sich am nächsten Tage in Santa Maria einfinden würde. Am 1. Okt. Mittags landete dort mit der königl. Familie Ferdinand VII. Die Cortes hatten sich aufgelöst, und so ward C., früher die Geburtsstätte, jetzo die Grabstätte der Konstitution. Auch der Burgerkrieg, welcher in neuerer und neuester Zeit die pyrenäische Halbinsel mit Blut u. Asche bedeckte, hat in C. eine Kampfstätte gefunden.

Cadmea, Burg von Theben, von **Cadmus** auf einer Anhöhe, einem Ausläufer des Cithäron, angelegt; war durch Natur und Kunst sehr fest.

Cadmia, bei den Griechen das Zink, zum Andenken an Cadmus, welcher ihnen den Gebrauch desselben zuerst lehrte.

Cadmia metallica, s. Kobalt.

Cadmische Schrift, die alten griechischen oder römischen Charaktere, wie sie von Cadmus aus Phönicien eingeführt worden waren, daher Herodot sie auch Phöniciſche Schrift nennt.

Cadmus, angeblich Thebens Erbauer und erster König, sowie Verbreiter des phöniciſchen Alphabets und des dionysischen Gottesdienstes in Griechenland. C. war der Sohn Agenors und der Telephassa, Bruder der Europa, des Phönix und des Cilix. Als Jupiter in Gestalt eines Stiers die Europa geraubt hatte, erhielt C. von seinem Vater den Befehl, mit seinem Bruder zur Ausforschung derselben das Land zu verlassen und nicht ohne die Schwester wiederzukehren. Nach Jahre lang vergeblichen Nachspürungen ließ sich endlich C. mit seiner Mutter in Thracien nieder, wo letztere starb. Als C. hierauf das Orakel zu Delphi befragte, an welchem Ort er sich niederlassen solle, erhielt er die Weisung, einer Kuh zu folgen und da, wo sie ermattet niedersinke, seine Wohnstätte zu bauen. In Phocis erschien diese Kuh vor C. und führte ihn in ein Land, das er Böotien nannte, weil sie daselbst niederfiel. C. sandte zwei seiner Leute nach Wasser aus, um die Kuh der Athene zu opfern. Die Quelle, zu der sie gelangten, war aber dem Mars geweiht und von einem Drachen vertheidigt, welcher beide verschlang. C. erlegte nun den Drachen mit Hülfe der Minerva, säete die Zähne desselben aus und warf, als daraus bewaffnete Männer hervorsproßten, einen Stein mitten unter sie, worauf sie sich gegenseitig bis auf fünf tödteten. Mit Hülfe derselben gründete C. die Stadt Theben. Den Drachenmord aber mußte C. mit einer (nach Anderen mit acht-) jähriger Gefangenschaft bei Mars büßen. Nach dieser Zeit gab ihm Athene die Herrschaft über Theben und Jupiter die Harmonia, die Tochter der Venus, zur Gemahlin. Mit ihr lebte er im zärtlichsten Glück, und sie gebar ihm die Autonoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Die Verfolgung aber, durch welche Juno das Glück dieser Kinder vernichtete, bewogen endlich C. und Harmonia, The-

den zu verlassen. Sie kamen zu den Encheleern, denen C., obgleich von Kummer und Sorgen niedergebeugt, auf den Spruch des Orakels hin den Sieg über ihre Feinde, die Illyrer, verschaffte. C. wurde darauf Herr Illyriens und zeugte noch einen Sohn, Illyrus. Endlich wurden C. und Harmonia in hohem Alter in Schlangen (Symbol hohen Alters) verwandelt und vom Jupiter nach Elysium gesandt. Nach Pindar trug Beide ein mit Drachen bespannter Wagen nach Elysium, wo C. fortan als Schattenrichter thront. Als Heimathland des C. nahm man bald Phönicien, bald Aegypten an. Der Name C. bedeutet wahrscheinlich Morgenländer (von kedem, Morgen), wie denn die ganze vielfach ausgeschmückte Geschichte des C. auf die Einwanderung eines phönicischen oder ägyptischen Stammes in Griechenland hinweist.

Cadogan (Catogan), Modename für die unter der Regentschaft Philipps von Orleans am französischen Hofe aufgekommene Art und Weise, das Haupthaar der Alongenperücke im Nacken zusammenzubinden; vergl. Perücke.

Cadore, Hauptort und Flecken eines gleichnamigen Bezirks in der österr.-venet. Delegat. Belluno, an der Piave, gewöhnlich Piave di Cadore genannt, nordöstlich von Belluno, von hohen Bergen umgeben, mit gegen 2000 Einwohnern, berühmt als Tizians Geburtsort. Hier erfochten 1797 die Franzosen einen Sieg über die Oesterreicher.

Cadore, Jean Baptiste Nompère de Champagny, Herzog von, s. Champagny.

Cadoudal, George, einer der ausgezeichnetsten Chefs der Chouans im franz. Revolutionskrieg, war als der Sohn eines Dorfmüllers unweit Auray in Morbihan, 1769 geboren. Als der Krieg gegen die Royalisten in der Vendée und zugleich in der Bretagne ausbrach, gesellte sich C. zu einer bretagneschen Reiterschaar, trat mit dieser zu den Vendeern über, nachdem sie die Loire überschritten hatten, und wurde bei der Belagerung von Grenville zum Offizier ernannt. Nach den Verlusten bei Mans und Savany flüchtete er in die Heimath zurück und stellte sich hier an die Spitze eines Haufens Bauern und Matrosen, mit denen er jedoch von einer republikanischen Kolonne überrascht und sammt seinem Vater nach Brest abgeführt wurde. In Matrosenkleidung entkam er und schwang sich nun, nach dem Unfall von Quiberon, zum Chef der Insurrektion in der Niederbretagne empor. Zwar unterwarf er sich 1796 scheinbar, aber nur, um frische Kraft zu neuen Angriffen zu sammeln, die schon im folgenden Jahre, aber besonders 1799 mit großen Erfolgen und mit bedeutenden Hülfsmitteln geschahen. Lange widersetzte er sich jedem Friedensantrag der Konsuln und erst als, durch die Treffen bei Grandchamp und Elven (am 25. und 26. Jan. 1800) gezwungen, sämmtliche Häuptlinge der Chouans, Frotte ausgenommen, sich den Gesetzen der Republik unterworfen hatten, schloß auch C. am 9. Febr. durch General Brune bei dem Dorfe Theix Friede mit den Konsuln und begab sich sogar nach Paris. Die Republik suchte den durch Körperkraft, Muth und Erfahrung ausgezeichneten Krieger durch ehrenvolle Anerbietungen an sich zu fesseln. Aber C. eilte plötzlich von Paris nach England, wo die französischen Prinzen und die englischen Minister ihn mit der größten Aufmerksamkeit empfingen, und erhielt zum Lohn für seine Treue gegen die Bourbonen das rothe Band und Generallieutenantsrang. Als die Macht des ersten Konsuls sich immer unbezweifelter der Region der monarchischen Gewalt näherte, kam C. nach Frankreich zurück, ohne jedoch durch irgend eine auffallende That die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, außer, daß er öffentlich dem Gerücht widersprach, welches ihn zum Theilnehmer an der Verschwörung der Höllenmaschine machen wollte. Gleichwohl landete er 1803 abermals an der französischen Küste, und zwar diesmal mit Pichegru und in der Absicht, dem Leben Napoleons ein Ende zu machen. Die Verschwörung wurde entdeckt, mehre Mitverschworne waren bereits verhaftet, aber C. lebte bereits im 6. Monat in Paris, ohne daß man sich seiner Person hätte versichern können. Endlich im März 1804 entdeckte man ihn, als er eben ausfahren wollte, in der Nähe des Palastes Luxembourg; aber erst nachdem er zwei Polizeidiener niedergeschossen hatte und, flüchtig, vom Volke umringt und festgehalten wurde, fand er seinen Platz im Temple. Im Kriminalprozeß eines Mordanschlags auf den ersten Konsul überwiesen, wurde C. am 11. Mai 1804 zum Tode verurtheilt und am 25. Juni durch die Guillotine hingerichtet. In seinen letzten und verhängnißvollsten Stunden zeigte er, daß seine Anhänglichkeit an die Bourbonen unerschütterlich und deshalb sein Ende ohne Schrecken war. Nach der Restauration wurde die Familie C.s geadelt. Sein Bruder, Joseph C., unter dem Namen Joyou bekannt, zeichnete sich ebenfalls als Bandenführer aus.

Cadoval (Cadualdus, Cadwald), britannischer König, 635—667 oder 668, blieb nach Einigen in einem Kriege gegen den Fürsten Oswald von Northumberland, ist aber nach Andern noch lange nach dieser Schlacht ein glücklicher und friedlicher Beherrscher des größten Theils von England gewesen. Sein Sohn und Nachfolger, Cadovalladrus (Cadwallader), wurde von Briten u. Sachsen aus England verjagt, sammelte zwar in der Bretagne Truppen, gab aber, in Folge einer prophetischen Erscheinung, den Eroberungsplan auf und † 687 in Rom.

Cadovius, Johann, ausgezeichneter ostfriesischer Sprachforscher, 1650 zu Hamburg, wo sein Vater damals Gymnasiarch war, geboren, † als Prediger zu Stadesdorf bei Esens in Ostfriesland 1725. Sein „Memoriale linguae frisicae antiquae, offte thi Gehögenisse van de ohle Freeske Mems-Tale etc.“ ist ein für die Geschichte der niedersächsischen Sprache wichtiges Werk, welches gleichwohl bis jetzt noch nur in einigen Handschriften existirt. Benutzt ist es in Wiarda's „Altfries. Wörterbuch“ (Aurich 1786).

Cadres (franz.), die zur richtigen taktischen Führung aller Unterabtheilungen der Regimenter erforderlichen Offiziere und Unteroffiziere. Sie bilden die eigentlichen Einfassungsrotten, weshalb sie eben C., d. i. Rahmen, genannt werden. Zählt man zu den C. jeder Kompagnie

noch eine kleine Anzahl alter und zuverlässiger Soldaten, so entstehen die „Stämme der Regimenter", die dann gleichsam das Muskelsystem des militärischen Körpers bilden, dessen Seele der Anführer ist. Der Mangel an C. ist es, was bisher der Volksbewaffnung ihre taktische Brauchbarkeit geraubt hat. Die C. sind die eigentlichen Führer der Truppen, die höheren Befehlshaber geben nur die Richtung und den taktischen Zweck der Handlung an. Stocken die C. in der Bewegung, so stockt auch die ganze taktische Maschine, während umgekehrt uns die Beispiele fehlen, daß die Mannschaft geflohen wäre, so lange die C. standhaft blieben. Auch die Alten legten den C. vielleicht einen höhern Werth bei. In den persischen, griechischen und römischen Heeren kamen auf je 4—5 Mann ein Unteranführer, den diese Mannschaft gewöhnlich selbst wählte. **Cadresystem** nennt man diejenige Heereseinrichtung, bei welcher im Frieden der größte Theil der gemeinen Mannschaft beurlaubt ist, die taktische Organisation der Regimenter aber wie im Kriege beibehalten wird, so daß beim Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß nur die Einstellung der Beurlaubten und Rekruten erforderlich ist.

Cadrusi, Volk am indischen Kaukasus (Paropamisus), in dessen Gebiet Alexandria ad Caucasum (j. Beghram) von Alexander dem Gr. gegründet wurde.

Caduceati (sc. nummi), Benennung derjenigen römischen Münzen, welche mit dem Schlangenstabe des Merkur (caduceus), bezeichnet sind. Man findet diesen Stab nicht nur auf vielen Kaisermünzen, sondern auch auf Münzen griechischer Städte, wo Merkur besonders verehrt wurde. Die C. kommen in jedem Metall vor, gehören aber dennoch zu den Seltenheiten.

Caduceus, ein, von zwei Schlangen mit sich zugekehrten Köpfen umwundener und mit Flügeln versehener Stab, der, nach einem vielleicht ursprünglich phönicischen Mythus, eine besondere Insignie des Hermes (Mercurius), der daher **Caducife** genannt wird, und ein Geschenk Apollo's dafür war, daß Hermes demselben die Ehre der Erfindung der Lyra abtrat. Die Schlangenköpfe erklärt man damit, daß Hermes einst in Arkadien zwei sich bekämpfende Schlangen mit diesem Stab beruhigt haben soll; daher auch die Bedeutung als Friedensstab. Hermes führt mit diesem Stab die Schatten in die Unterwelt, schläfert Wachende ein, weckt Schlafende auf, ermuntert Träge zur Thätigkeit, verwandelte damit Berührtes in Gold, und ergreift ihn, wenn er abgesandt wird, die Aufträge der Götter auszurichten. Dadurch wurde der C. auch zum Heroldsstab. Als Herolds- oder Friedens- (Lorbeer- oder Oliven-) stab war er bei Griechen und Römern deshalb ein Abzeichen der Friedensboten, um Frieden Bittenden oder sonst in friedlicher Absicht Nahenden.

Cadurci, gallisches Volk in Aquitanien, mit den Städten Caducum, Axellodunum, Varadete rc., sämmtlich berühmt durch Leinwandfabrikation und gewirkte Arbeiten, Polster u. dgl.

Caduracum (Caburcus, auch Caburr), die alte Hauptstadt der Cadurci, hieß ursprünglich **Divona** u. lag zwischen dem Oldus, der vom Norden, u. dem Tarnis, der vom Süden herbeiströmte und die beide in die Garumna (Garonne) fielen. Jetzt **Cahors**.

Cadus (lat.), bei den Römern ein größeres irdenes Gefäß, das bei übrigens gewiß mannichfachem Gebrauche hauptsächlich für drei Zwecke gedient zu haben scheint: als Brunneneimer, als Aufbewahrungsgefäß für Flüssigkeiten, namentl. für Wein, Honig rc. u. als Gefäß, in welchem bei Gerichtsverhandlungen die Stimmzettel oder Täfelchen gesammelt wurden. C. war auch Bezeichnung des größten griech. Maßes u. hielt meist 1 Metreta = 12 Chus = 72 Sextarii = 8842 Drachmen; die Römer, deren Amphora gerade ²/₃ (24 Sextarii) des griech. C. enthielt, sprachen daher stets bei griech. Weinen von C., bei italischen von Amphora. C. nannte man auch die Gefäße, in welche Asche u. Gebeine der Todten aufbewahrt wurden, doch hatten sie dann wahrscheinlich eine andere Form.

Cadusii, großes und kriegerisches Volk am kaspischen Meere, namentlich in den Gebirgen der Südwestküste desselben in Media Atropatene, scheinen auch Gelae genannt worden zu seyn. Wie ihr Land, rauh und unfruchtbar, lebten sie selbst in beständigem, verheerendem Kriege mit ihren Nachbarn, besonders mit den assyrischen, medischen und persischen Königen. Später werden sie nur noch als Hülfstruppen der syrischen Könige erwähnt.

Cäcias, der Nordostwind, von den Römern bisweilen mit dem Aquilo identificirt, gewöhnlich aber als ein besonderer Wind zwischen dem Boreas und Apeliotes oder Eurus gestellt.

Cäcilia, Heilige, angeblich Erfinderin der Orgel und deshalb Schutzpatronin der Tonkunst, lebte in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts zu Rom und erlitt den Märtyrertod 230. Ihre heidnischen Aeltern wollten sie an einen Jüngling Valerian, ebenfalls Heide, verloben; C. aber widerstrebte der Verbindung mit einem Ungläubigen und gelobte in ihrem Herzen dem Erlöser ewige Jungfrauschaft. Ihr Flehen fand, nach dem ferneren Bericht der Legende, beim Herrn Gehör, und die Macht ihres Glaubens äußerte sich so gewaltig, daß sie in der Brautnacht den Bräutigam noch vor dem Hochzeitsbett vermochte, zum Christenthum überzutreten. Der Engel, welcher C.s Unschuld schützte, trat sichtbar vor Valerians Augen und versprach ihm mit seinem Bruder Tiburtius, der, um dieses Wunders willen, ebenfalls ein eifriger Bekenner des christlichen Glaubens wurde, die Krone des Märtyrthums. Beide wurden auf Befehl des Präfekten von Rom, Almachius, enthauptet. Dies geschah auch C., als sie die Verehrung der alten Götter standhaft verweigert und nachdem ein siedendes Bad, in das man sie einschloß, ihren irdischen Theil unversehrt gelassen hatte. Nach drei gewaltigen Hieben, erzählt die Legende, war der Henker nicht im Stande, das Haupt vom Rumpfe zu trennen, und C. starb erst drei Tage darnach, den 22. November. Schon 500 gab es in Rom eine der heiligen C. gewidmete Kirche, in welcher Papst Symmachus ein Koncilium hielt und die Paschalis II. im 9. Jahrhundert wieder herstellen ließ. Der Leichnam der Heiligen soll

durch eine göttliche Offenbarung erst von diesem Papst in den Katakomben des heiligen Calixtus gefunden und 821 feierlich bestattet worden seyn. Noch jetzt steht in Rom jene Kirche der heil. C. Trastevere, ein Eigenthum der Benediktinerinnen. Die Annahme, daß sie Schutzpatronin der Tonkunst und Erfinderin der Orgel sey, haben der Poesie, der Musik und den bildenden Künsten nicht selten Stoff zu den vortrefflichsten Produktionen gegeben, wie z. B. in dem „Alexanderfest", gedichtet von Dryden und komponirt von Händel, in dem „Timotheus oder die Macht der Töne" von Winter, in vielen Oden und Gesängen von Yalden, Congrève, Addisson, und namentlich in einer Ode von Pope, in Oratorien von Haydn, Goßmann, Dittersdorf und Kotzeluch, in den berühmten Gemälden von Raphael, Dolce, Domenichino und Mignard ꝛc. Ehedem wurden zu London, Paris und in anderen großen Städten an dem jährlichen Namensfeste der C. große Musikaufführungen veranstaltet, die man Cäcilienfeste nannte. Eine andere heilige C., aus Afrika, starb unter Diocletian als Märtyrerin den Hungertod. Tag: 11. Februar.

Cäcilianus, Urheber des afrikanischen Kirchenstreits unter Konstantin dem Großen (312). C. stieg vom Diakonat, durch den Beschluß der Kirche von Karthago, damals nach der zu Rom der mächtigsten im Abendlande, bis zur bischöflichen Würde derselben empor, brachte aber gerade dadurch und auf den Grund hin, daß er von einem Traditor (einem, der die heilige Schrift an heidnische Machthaber auslieferte) ordinirt sey, die schismatische Partei der Donatisten (s. d.) in Nordafrika gegen sich auf. Der mit allen Waffen der Ränkesucht und Bestechung geführte Streit währte über drei Jahre, wurde vom Kaiser nach und nach fünf Gerichtshöfen zur Entscheidung übergeben und gewann endlich durch Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu Rom und Arles ein für C. günstiges Ende. In der afrikan. Kirche dauerte die dadurch herbeigeführte Spaltung fort bis zum Untergang des Christenthums auf jenem Erdtheil.

Cäcilius Statius, einer der besten Dichter Roms in dem kunstmäßigen, aus Griechenland dahin verpflanzten Lustspiel, ursprünglich Sklave aus dem Lande der Insubrer in Oberitalien, † um 168 v. Chr. C. bearbeitete vorzugsweise die komischen Stücke der neueren attischen Dichter, namentlich des Menander, und erntete für die geschickte Art, wie er diese kernhaften Komödien für die römische Bühne zuschnitt, ungemeinen Beifall. Cicero erklärte ihn sogar für den ersten Komiker Roms. Von seinen vielen Werken besitzen wir nur Fragmente, die jedoch auf wenigstens 40 Komödien schließen lassen. Gesammelt sind diese Fragmente in: „Fragmenta comicorum," (Amst. 1606), in der von Michael Maittaire veranstalteten Sammlung der lateinischen Dichter; ferner von Bothe in „Poetae scenici Latini." (6 Bde.). Die beste Ausgabe ist von Spengel, C. Caecilii Statii deperditarum fabularum fragmenta (München 1829).

Cäcubum (Ager Caecubus), sumpfige Ebene in Latium, am fundanischen See und cajetanischen Busen, beim jetzigen Kastell Vetere, berühmt durch den namentlich von Horaz und Martial so hoch gepriesenen Wein (Vinum Caecubum), dessen Rebe auf einem Raume von ungefähr einer halben Quadratmeile und zwar in dieser sumpfigen und niedrigen Gegend wuchs. Der Cäcuber hatte es mit dem falerner und anderen edlen Weinen Italiens gemein, durch Alter milder und süßer zu werden, ohne dadurch an seiner feurigen Kraft zu verlieren.

Cäculus, italischer Heros, aus einer alten Priesterfamilie entsprossen. Durch einen seiner am Herd sitzenden Mutter in den Schooß gefallenen Funken erzeugt, nach seiner Geburt ausgesetzt und von Jungfrauen gefunden, galt er für einen Sohn Vulkans. Herangewachsen trieb er lange Zeit Straßenräuberei, gründete dann die Stadt Präneste, vereinte die benachbarten Völker zu festlichen Spielen und sah sich bald von vielen Fremden umringt, als einst Vulkan selbst C. göttliche Abkunft dadurch bezeugte, daß er auf dessen Bitten durch ein Feuer die ganze Versammlung umleuchtete.

Caedmon (Ceadmon), sächsischer Geistlicher, soll um 680 im Kloster der Aebtissin Hilda gestorben seyn. Ihm wird eine Hymne, das älteste Denkmal angelsächsischer Dichtkunst, zugeschrieben, die unter dem Titel: „Caedmonische Paraphrase des alten Testaments" bekannt ist. Sie ist in Runenreimen abgefaßt und wurde von Junius (Amst. 1655) herausgegeben.

Caelatura (lat.), von caelum, der Grabstichel, die Skulptur in Metall, die Kunst des Ciselirens, die Toreutik (s. d.) der Griechen.

Cäment, natürliches oder künstliches Kalksteingemenge, welches die Eigenschaft besitzt, im Wasser zu einer festen Masse zu erhärten. Diese Eigenschaft macht es unentbehrlich als Mörtel zu allen Mauerungen unter Wasser und leistet in vielen andern Fällen, wo man überhaupt eine der Einwirkung von Wasser oder Feuchtigkeit widerstehende Bekleidung oder Verkittung nöthig hat, Ausgezeichnetes. Wesentliche Bestandtheile eines jeden C.s vor der Behandlung mit Wasser sind ätzende Kalkerde und Kieselerde. Die Ursache des Erhärtens unter dem Einfluß von Wasser besteht der Hauptsache nach in einer auf nassem Wege vor sich gehenden chemischen Verbindung der Kalkerde mit Kieselerde und unter gleichzeitiger Verbindung des Wassers, hat demnach die Bildung eines wasserhaltigen Kalkerdesilikats zur Folge. Die Kieselerde muß sich dabei in dem Zustande befinden, in welchem sie in denjenigen Silikaten enthalten ist, die bei der Zersetzung mit Säuren gelatiniren. Gewisse Silikate, welche die Kieselerde nicht in diesem Zustand enthalten, versetzt man in diesen, indem man sie einer sehr heftigen Hitze aussetzt, oder indem man das Silikat mit einem Alkali oder einer alkalischen Erde, namentlich Kalkerde, glüht. Durch diese Operation werden die vorher durch Säuren nicht zersetzbaren Silikate geeignet, sich unter Abscheidung der Kieselerde in gelatinöser Form, leicht aufzuschließen. Wird so erhaltene, oder durch Salmiak aus einer Lösung in Alkali gefällte Kieselerde nach dem Trocknen mit Kalkhydrat und Wasser zu einer steifen Masse innig gemischt und in Wasser gelegt, so geht allmählig

die Vereinigung zu einem Silikate vor sich, die Masse erhärtet wie C. und bildet nachher bei der Zersetzung mit Salzsäure eine gute Gallerte. Hat man hingegen solche Kieselerde geglüht oder nimmt man Pulver von Bergkrystall, Quarz oder Sand und vermischt sie mit Kalkhydrat, so findet keine Vereinigung Statt, es bildet sich kein C.; glüht man aber das Quarzpulver vorher mit Kalk, so gibt nachher die gepulverte Masse mit Kalk C. Ebenso verschieden verhalten sich die als Mineralien vorkommenden Silikate, denn Feldspath (kieselsaures Thonerde=Kali) wie Thon (kieselsaure Thonerde) bilden mit Kalkhydrat kein C.; werden sie aber, besonders unter Zusatz von wenig Kalk, heftig geglüht, so geben sie nachher C. Dagegen geben die vulkanischen Silikatmassen, wie Traß und Puzzolana, gleich dem gebrannten Thon ohne weitere Vorbereitung C. Von wesentlichem Einfluß bei der Cämentbereitung ist das Mengenverhältniß, in welchem die zur Cämentbildung dienenden Materialien zusammengebracht werden. Etwas ganz Bestimmtes läßt sich hierüber nicht angeben, jedoch ist ermittelt worden, daß zur Entstehung eines richtigen C.s ein ungefähres, bestimmtes relatives Verhältniß zwischen Kieselerde und Base oder Basen vorhanden seyn muß; man hat erfahren, daß besonders die Kieselerde nicht über einen gewissen Punkt mit Kalk gesättigt werden darf. Zur Bereitung des künstlichen C.s oder hydraulischen Mörtels versetzt man Kalkhydrat mit verschiedenen Zuschlägen, die entweder schon in der Berührung mit demselben C. bilden oder durchs Brennen für sich oder mit Kalk dahin gebracht werden. Solche Zuschläge sind theils Naturprodukte, wie Puzzolana, Traß, Bimsstein, Basalttuff, Pausilipptuff, Peperin, gebrannter Basalt, Wacke, Klingstein, Thonschiefer, theils Kunsterzeugnisse, wie gebranntes Töpfergeschirr, Porzellankapselscherben (Charmotten), Ziegelmehl, Hochofenschlacken, gebrannter Thon, Alaunschiefer &c. Am meisten angewendet werden die Puzzolane (Pozzolana, vulkanischer Tuff) und der Duckstein (gepocht und gemahlen Traß genannt). Sie werden fein gemahlen und im Allgemeinen auf zwei Theile mit einem Theile Kalkhydrat und einem Theile Sand vermischt. Aehnliche gute C.e können erhalten werden aus Kalkhydrat und gemahlenen Hochofenschlacken, sehr stark gebrannten Ziegel= und Töpferwaarenscherben &c. Bei Paris wird in einer sehr ausgedehnten Fabrik ein C. auf diese Weise gefertigt, daß Kreide und Thon (vier Theile auf einen Theil dem Maß nach) unter senkrecht auf einer Fläche laufenden Mühlsteinen mit Wasser zu einer homogenen Masse innig vermischt werden, die dann in Stücke geformt, getrocknet, in Kalköfen gebrannt und nachher wieder gemahlen wird. Ferner wird in Paris der künstliche hydraulische Kalk von St. Légere vielfältig angewendet, welcher in Meudon gefertigt wird. Er enthält gebrannt: 74,6 Kalk, 23,8 Thon, 1,6 Eisenoxyd. Natürliche C.e werden ganz einfach durch Brennen eines thonhaltigen Kalksteins (natürlichen hydraulischen Kalks) bereitet. Der römische C. (Roman Cement, Ciment romain) wurde zuerst in London von Parker verfertigt, der 1796 auf die Darstellung ein Patent nahm. Das Fossil, welches zur Bereitung desselben angewendet wird, nennt man in England gewöhnlich Cämentstein; es sind Kalksteinnieren, die einzeln in mächtigen Thonlagern liegen. Sie kommen meist in denjenigen Thonschichten vor, welche mit den Kalksteinbänken der Oolithenformation wechseln, und in derjenigen Thonschicht, die über der Kreide liegt und London clay heißt. Wo nicht besondere Umstände die Gewinnung dieser Nieren begünstigen, können sie nicht gewonnen werden, da sie einzeln zerstreut im Thon liegen; an der Meeresküste wird aber der Thon zerstört und die Nieren in großer Menge lose an den Strand getrieben, wo ihre Gewinnung sehr erleichtert wird. Man findet sie in Somersetshire, Derbyshire, Yorkshire, Glamorganshire, auf den Inseln Wight, Thanat, Sheppy, an den Ufern und im Bett der Themse. Aehnliche Kalksteinnieren kommen auch bei Neustadt=Eberswalde, auf Rügen am Abhang bei Arcona in Thon vor; auch bei Antwerpen, wo man sie benutzt, in Bayern bei Altdorf, Kulmbach. Diese Kalksteinnieren sind theils faustgroß, theils von der Größe eines Menschenkopfs, gelblich grau oder braun, mit Adern von Kalkspath durchzogen, nicht selten im Innern hohl und mit Kalkspathkrystallen drüsenartig ausgefüllt; das specifische Gewicht der englischen ist 2,69. Das Brennen der Cämentsteine geschieht in ähnlichen Oefen, wie sie zum Kalkbrennen angewendet werden. Die gebrannten Steine werden unter einem Pochwerk gepulvert oder unter vertikal laufenden Mühlsteinen gemahlen, das Pulver wird gesiebt und in luftdichten Tonnen aufbewahrt. Es bildet gewöhnlich ein gelbliches oder bräunliches feines Pulver, das durch Eisenoxyd gefärbt wird. Ein gutes C., wenn es mit Wasser zu einem Brei angerührt wird, fängt schon nach wenigen Minuten an, zu erhärten, ohne merklich an Volum zuzunehmen, und bildet mit der Zeit, besonders unter Wasser, einen wahren Stein. Es wird so fest, daß zwei damit zusammengekittete Steine, nach monatlangem Liegen im Wasser, eher zerbrechen, als von einander zu trennen sind. Ein auf die Masse gleichzeitig ausgeübter Druck, wodurch die Theilchen einander mehr genähert werden, befördert die verbindende und erhärtende Eigenschaft des C.s wesentlich; bei Mauerungen wird er gewöhnlich durch das Gewicht der auf einander liegenden Steinmassen von selbst hervorgebracht. Je nach seinen Anwendungen wird das C. entweder unvermischt, oder, wie der gewöhnliche Mörtel, mit einer gewissen, oft bedeutend großen Menge von Sand vermengt angewendet. Von ähnlicher Beschaffenheit ist der Plâtre-Ciment von Boulogne=sur=mer. Man fand dort einen thonhaltenden Kalkstein in losen Geschieben (galets de Boulogne) am Meeresufer in einer geringen Breite, von rostbrauner Farbe, hart, schwer zerbrechlich, von 2,16 specifischem Gewicht. Ciment de Pouilly wird aus einem dem Jurakalk angehörigen Kalkstein angefertigt, welcher 39 Procent Kiesel=, Thonerde, Magnesia, Eisenoxyd enthält; nach den in Paris und Ebersburg angestellten Versuchen zieht man diesen dem römischen C. vor. In neuerer Zeit hat man in manchen andern Ländern gleichfalls hydraulischen

Kalk entdeckt, in Rußland, Schweden, der Schweiz, Italien, Deutschland ꝛc. An diese Cämentarten schließen sich noch einige besondere Mörtelarten, welche zum Abputz bei feuchten Wänden, architektonischen Verzierungen ꝛc. gebraucht werden. Der Mastikcäment (pierre artificielle) ist eine Masse, welche in England, Frankreich und Belgien, gleichsam als ein künstlicher Sandstein, zu Bauten, architektonischen Verzierungen, selbst zu Anfertigung von Statuen und andern Kunstwerken in Anwendung gekommen ist. Nach Heeren ist es eine Mischung von Sand, Kalkstein und etwas Bleiglätte, welche mit Leinöl angemacht verarbeitet wird. Frisch bereitet hat sie wenig Zusammenhang, nach 24—48 Stunden erhärtet sie jedoch schon, nach einigen Wochen erlangt sie die Festigkeit eines gewöhnlichen Sandsteins und nach Verlauf eines halben Jahres, oft schon früher, ist sie so hart geworden, daß sie am Stahl Funken gibt. Die Festigkeit dieses C.s ist in der Verbindung des Bleioxyds mit dem Oel, welches schon an und für sich an der Luft austrocknet, begründet. Der Sand und Kalkstein wird durch diese gleichförmig durchdrungen und die einzelnen Körnchen verkittet. Der Kalkzusatz ist bei dieser Art C. nur nöthig, um vermöge seiner feinen Zertheilung die Zwischenräume zwischen den Sandkörnern auszufüllen; ein nur mit Sand bereitetes C. ist sehr porös. Flächen, welche man mit diesem C. bekleiden will, müssen zuvor gereinigt und mit Leinöl überstrichen werden. Auch zum Ausfugen und Ergänzen abgestoßener Stellen leistet dieses C. treffliche Dienste, wobei dessen Fähigkeit, den Zutritt des Wassers abzuhalten, welche außerordentlich groß ist, seinen Werth noch erhöht. Dihls Kitt (Mastic de Dihl) wird aus Porzellankapselscherben angefertigt, welche fein pulverisirt mit Leinölfirniß aufgetragen werden. Statt der Porzellankapselscherben kann man auch anderes gebranntes Töpfergeschirr, Scherben von Schwefelsäure-, Scheidewasserflaschen ꝛc. gebrauchen. Hamlins Mastik (Cithic paint) wird in England zum Abputz der Façaden, zu äußeren und inneren Verzierungen gebraucht, um feuchte und sapetrige Wände damit zu verkleiden; er haftet auf Stein, Ziegel, Holz, Metall und wird mit Oel aufgetragen und zwar auf einen Centner etwas über 4 Quart. Man fertigt denselben aus 50 Maß Kieselsand, 50 M. Kalkmergel (pierre tendre) u. 9 M. Bleiglätte. Ueber das Asphaltcäment (Mastic bitumineux) s. Asphalt. Neuere Cämentarten sind: Das lowitzsche C., das bei den mainzer Festungsbauten als Auftrag auf die Kasemattengewölbe und zum Schutz des Holzes gegen Feuchtigkeit benutzt und sehr bewährt befunden wurde, besteht aus 65 Theilen Kreide, 34 Th. Kolophonium oder 1 Th. Terpentinöl. Bei der Anwendung werden 60 Pfund dieses C.s in einem Kessel geschmolzen und 120 Pfund reiner trockner Sand nebst 5 Maß Steinkohlentheer darunter gerührt. Das tochische C. beruht auf der Anwendung des Princips, den an der Luft zerfallenen Kalk ohne abermaliges Brennen von Neuem zu beleben. Man vermischt ihn zu diesem Zweck mit frischgebranntem hydraulischem Kalk und erhält dadurch ein vorzügliches Mörtelcäment. Das C., welches bei Ausbesserungen und zur ferneren Erhaltung des weltbekannten antiken Amphitheaters in Verona und bei den neuen Fortifikationsarbeiten, namentlich bei den Parapetmauern und Gesimsen daselbst mit bestem Erfolg angewendet wurde, besteht aus 30 Theilen Schlichte (Abfall beim Schleifen verschiedener Metalle, besonders in Gewehrfabriken von Flintenläufen zu erlangen) u. einem Th. trockenem Salz, welches letztere mittelst siedenden Wassers gehörig aufgelöst und alsdann etwas Essig beigegeben wird. Zum Gebrauch werden sämmtliche Substanzen so lange durch einander gerührt, bis sie einen Teig liefern, wobei jedoch zu bemerken ist, daß man von demselben nur das Quantum bereitet, welches im Laufe des Tages verwendet werden kann. Das von Brian und Saint-Leger erfundene C. besteht aus 2 verschiedenen Mischungen, und zwar aus 6 Theilen reiner, völlig trockener Kreide, 4 Theilen bindendem Thon und 1—2 Theilen geglühtem pulverisirtem Feuerstein; oder aus 6 Theilen gelöschtem Kalk, in teigartigem Zustand (dem Volumen nach) aus 2—4 Theilen Thon und 1—2 Theilen geglühtem pulverisirtem Feuerstein, oder anstatt des letzteren sehr feinem Sand. Um das C. darzustellen, werden die Substanzen einer jeden Art zunächst gemischt, in teigartiger Masse zu künstlichem Stein geformt und bei einem schicklichen Hitzegrade, der etwas geringer seyn darf, als zum Brennen des hydraulischen Kalkes erforderlich ist, gebrannt, nach dem Brennen pulverisirt und dann als C. verwendet, welches für sich allein oder auch mit einem Zusatz von einer Quantität Sand vermischt benutzt wird. Das von dem Schweden Pasch erfundene C. besteht aus einem Theil Kalk, $^1/_8$—$^1/_4$ Th. pulverisirtem Alaunschiefer oder auch in Ermangelung dessen, gewöhnlichem Dachschiefer und $^1/_8$ Theil Sand.

Cämentation, der Prozeß der gegenseitigen Durchdringung zweier festen Körper unter Einfluß einer Temperatur, wobei, ohne daß ein oder der andere Körper flüssig wird, eine chemische Einwirkung oder Vereinigung oder auch Scheidung erfolgt. Man bedient sich hierzu im Kleinen irdener Büchsen (Cämentirbüchsen), eiserner oder irdener Kästen (Cämentirkästen), in welchen die zu bearbeitenden Körper entweder in hierzu eigens bestimmte Pulver (Cämentpulver) eingeschächtet oder mit diesen nur umgeben werden. Hauptsächlich findet dieser Prozeß behufs der Darstellung von Cämentstahl Anwendung. Ferner cämentirt man auch Kupfer durch Zink (Fabrikation des Knittergoldes), und der Mechaniker, Büchsenmacher ꝛc. überstählt eiserne Waaren beim Einsetzen mit thierischer Kohle, damit sie hart werden und schöne Politur annehmen. Hüttenmännisch wird die C. hauptsächlich angewandt zur Scheidung des Silbers vom Gold. Zu diesem Behuf bereitet man ein Pulver von klar gestoßenem Ziegelmehle, mischt vier Theile desselben mit einem Theile Kolkothar und einem Theile Kochsalz und feuchtet es mit so viel Wasser an, daß es sich eben ballen läßt. Von diesem Cämentpulver gibt man etwas auf den

Boden eines Tiegels, breitet es in der Weise aus, daß es überall einen halben Zoll hoch zu liegen kommt, belegt die Oberfläche mit dünnen Blechen der Legirung, deren Oberfläche durch Ausglühen gehörig gereinigt sind, gibt hierauf wieder eine Lage von Cämentpulver, dann wieder Metallbleche, und fährt auf diese Weise fort, bis der Tiegel voll ist. Nun wird derselbe mit einem aufgekitteten Deckel einem Glühfeuer übergeben, welches 12—20 Stunden anhalten muß. Nach dem Erkalten nimmt man die Masse heraus, kocht die Blechrückstände so lange aus, bis der salzige Geschmack verloren gegangen ist und erhält nunmehr das Gold so rein, daß man es verarbeiten kann. Ist dies noch nicht der Fall, so muß die C. wiederholt werden. Der Prozeß beruht darauf, daß sich das Chlor mit dem Silber zu Chlorsilber verbindet; das Ziegelmehl aber wird zugegeben, damit sich das Kochsalz durch Schmelzen und Zusammenfließen nicht in die untern Tiegelräume begeben kann.

Cämentstein, s. Cäment.

Caën, Hauptstadt des französischen Departements Calvados und der ehemaligen Nieder-Normandie, eine der bedeutendsten Städte Frankreichs, liegt in einem unabsehbaren Wiesenflur am Zusammenfluß des Odon mit der schiffbaren Orne und ist außerdem mit dem wenige Meilen entfernten Meere durch einen Kanal verbunden, welcher, von der Fluth unterstützt, Seeschiffe von 160 bis 200 Tonnen Last bis zu den Kaien der Stadt führt. Außer einer Citadelle, welche während der Revolutionskriege zum Theil zerstört wurde, ist die Stadt nach allen ihren sechs Thoren offen, zeichnet sich aber eben so durch breite, helle Straßen, wie durch sehenswerthe Gebäude aus. In Hufeisenform gebaut, zählt sie nahe an 8000 meist steinerne Häuser, darunter ein Schloß, der Donjon, 13 katholische Pfarrkirchen, eine reformirte Kirche, 2 Frauenklöster, 3 Hospitäler, mehre ehemalige Klosterkirchen und 44,000 Einwohner. Außerdem verdienen noch genannt zu werden: der Justizpalast, das Rathhaus, das Theater, die Börse. Unter den vier öffentlichen Plätzen ist der Königsplatz der schönste. Auch für Wissenschaft, Kunst, Industrie und Wohlthätigkeit ist gesorgt durch eine Akademie mit drei Fakultäten, durch ein königliches Kollegium, eine öffentliche Bibliothek (ungefähr 80,000 Bände), eine Gemäldegallerie, einen botanischen Garten, eine Gesellschaft für Handel und Ackerbau, eine medicinische Societät, mehre Unterrichtsinstitute und Pensionate. Die Hauptthätigkeit der Bewohner ist den Manufakturen gewidmet; die Spitzenklöppelei beschäftigt viele, namentlich weibliche Hände der Stadt und Umgegend; Blondes de fil (Zwirnspitzen) sowie Blondes de soie noires und Blondes de soie blanches gehen von hier in Masse in den Handel. Ferner verfertigt man viele Modeartikel, Schleier, Shawls, Baumwollen- und Leinenwaaren, Leder, Nägel rc.; ebenso bestehen Feilen-, Tabaks- und Porzellanfabriken. Auch die Blumisterei wirft durch den ausgebreiteten Handel mit Hyacinthen, Jonquillen und Ranunkeln reichlichen Gewinn ab. Diese industrielle Thätigkeit, sowie die emsig benutzte Fruchtbarkeit des Bodens und die Seefischerei bedingen einen lebhaften Handel, der durch die Rhede (la fosse de Coloville), eine Meile oberhalb der Stadt, sehr erleichtert wird. Daher sind auch die Wochen- und Jahrmärkte von C. die wichtigsten und besuchtesten des ganzen Departements. Als Hauptstadt ist C. der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktsautoritäten, eines königlichen Gerichtshofs, eines Handelsgerichts rc. C., in lateinischen Urkunden Cadomus genannt, ist eine Gründung Wilhelms des Eroberers und war stets die Hauptstadt der niedern Normandie; auch hielten hier die alten Herzöge von der Normandie häufig Hof. Als Zankapfel zwischen Franzosen und Engländern wurde C. mehrmals belagert und erobert und war von 1417 an 41 Jahre lang in der Gewalt der Engländer. Während dieser Zeit wurde die dasige Universität (1431) von Heinrich VI. gegründet. Zur Zeit der französischen Revolution, nach dem Sturze der Girondisten (1793), wurde vom General Wimpfen von C. aus ein Aufstand gegen die Jakobiner versucht. C. ist Vaterstadt vieler berühmten Männer, namentlich des Geschichtsforschers Hunt, des Dichters Franz Malherbe, des Chemikers Malouin, des Literators Massieu, des Orientalisten Morin, des lateinischen Dichters Savary, des englischen Dichters Bolingbroke, des französischen Dichters Segrais und des Mathematikers Varignon.

Cäneus, thessalischer Held, Sohn des Atrax, oder des Coronus, oder des Elatus. Ursprünglich eine Jungfrau, Cänis genannt und von Neptun geliebt, bat sie, nachdem ihr zuvor der Gott die Erfüllung jedes Wunsches zugesichert hatte, um Verwandlung in männliche Gestalt und um Unverwundbarkeit, und nun erscheint C. als kalydonischer Jäger, als Argonaut und zuletzt im Kampfe der Lapithen und Centauren auf der Hochzeit des Pirithous. Da er unverwundbar war, so wurde er endlich von den Centauren unter eine Masse von Bäumen begraben, oder in einen Vogel verwandelt; nach Hyginus tödtete er sich selbst. Sein Kampf gegen die Centauren war von Alcamenes abgebildet am Tempel des olympischen Jupiters in Elis.

Cänina, Stadt in Latium, deren König Acron den ersten Krieg gegen den neugegründeten römischen Staat führte. Nach seiner Besiegung zogen die Einwohner (Caeninenses) größtentheils mit Hab und Gut nach Rom und wurden der erste Zuwachs der römischen Macht. C. lag nicht weit von Corniculum auf dem Wege nach Tibur; genau ist die Stelle nicht mehr zu ermitteln.

Cäräsen (Cäresen, Ceröfen), altdeutscher Volksstamm in Gallia belgica prima, mit den Eburonen, Kondrusen und Pämanen die ersten Deutschen, welche der römischen Weltmacht erlagen. Nach Einigen soll Séré oder Serey (Dorf bei Lüttich), nach Andern Chiers oder Chiars (Flüßchen zwischen Mouson und Sedan) noch ein Nachklang des alten Namens der C. seyn.

Cäre, von den Griechen früher Agylla genannt, alte pelasgisch-tyrrhenische Stadt, in welcher sich früh auch Tusker niederließen; daher der Doppelname. Sie gehörte zu den etruskischen Zwölfstädten, war fest, mit Mauern au gewaltigen Steinblöcken umgeben und in alten

Zeiten reich und blühend, Hauptstadt des Königs Mezentius. Früher war C. mit den Römern eng verbunden und von diesen sehr geehrt. Als bei der Eroberung Roms durch die Gallier die Vestalinnen und Priester der Stadt hier gastfreundliche Aufnahme fanden, ertheilte Rom C. das Bürgerrecht; gleichwohl nahm es sich gegen Rom der Stadt Tarquinii an (352 v. Chr.), worauf ihm zwar ein 100jähriger Friede verwilligt, aber die Hälfte des Gebiets abgenommen wurde. Nach und nach verlor C. sogar seine eigene Gerichtsbarkeit und stand unter einem römischen Bezirksbeamten oder Präfekten, sank dann unter diesem Druck immer mehr u. ging wahrscheinlich unter Sulla ganz unter. Drusus verpflanzte zwar eine Kolonie seiner Soldaten und Klienten dorthin, doch blieb auch diese neue Anlage unbedeutend und ihre Stätte nimmt jetzt das elende Dorf Cervetro ein. Der frühere Wohlstand C.'s gründete sich auf Getreide- und Weinbau, und namentlich stand C. als Handelsstadt bei den Griechen in hoher Achtung, die Redlichkeit der Cäriten als Handelsleute war fast sprüchwörtlich, Seeraub verschmähten sie ganz. Für ihre Verbindung mit Griechenland, sowie für ihren Reichthum zeugt ihr Schatzhaus in Delphi; von C. sollen die heiligen Gebräuche den Namen Ceremoniae erhalten haben. Der Hafenort von C. war Pyrgi, jetzt San Severo. In der Nähe waren besuchte Warmbäder, jetzt das Dorf Ceci oder nach Andern Bagni del Sasso. Ueber den 1836 dort gemachten, sehr merkwürdigen Gräberfund aus der ältesten Tyrrhenerzeit vgl. Canina's „Descrizione di Cere antica etc." (Rom 1834).

Caerleon, Marktflecken in der englischen Grafschaft Monmouth, am Usk, über welchen hier eine schöne Brücke führt, besteht nur aus drei Straßen, hat eine Kirche, deren Alter bis zu den Zeiten der Normänner hinaufreicht, viele, zum Theil römische Alterthümer und gegen 1800 Einwohner. Die Ueberreste eines Amphitheaters werden noch jetzt vom Volk als „König Artus Tafelrunde" bezeichnet. Bei den Römern hieß C. Isca, Isca Colonia und Civitas Legionis II. Augustae und wurde später zum Unterschied von Exeter, welches ebenfalls Isca hieß, Isca Silurum genannt. In alter Zeit soll es eine Residenz der britischen Könige gewesen seyn und wurde durch viele geistliche und wissenschaftliche Stiftungen ausgezeichnet.

Caermarthen, s. Carmarthen.

Caernarvon, s. Carnarvon.

Caerphilly, Marktflecken in der englischen Grafschaft Glamorgan, berühmt durch sein altes Kastell, welches sich durch einen Saal von 70 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 17 Fuß Höhe und einen 70—80 Fuß hohen hängenden Thurm auszeichnet. Die Einwohner, gegen 1500, fertigen wollene Zeuche rc. In der Umgegend befinden sich Eisenwerke und Steinkohlengruben.

Caerwys, Marktflecken in der engl. Grafschaft Flint, mit gegen 1000 Einwohnern, berühmt als die alte Sänger- und Harfnerheimath Britanniens. Hier wurde vor Alters das Eisteddfod gehalten, ein Fest, auf welchem die waleser Barden um den Preis der Dichtkunst und Musik wetteiferten. Seit den Zeiten der Königin Elisabeth war diese Feier untergegangen; erst 1798 tauchte sie noch einmal aus der Vergangenheit auf: 20 Barden, 18 Sänger und 21 Harfner kämpften um den Preis, der in einer kleinen silbernen Harfe von 16 Zoll Länge bestand. Noch jetzt kommen aus C. die besten britischen Harfner.

Caesalpinia, Pflanzengattung aus der Familie der hülsenfrüchtigen Gewächse oder Leguminosen, bei einigen Botanikern mit mehren andern Gattungen eine besondere Gruppe der Leguminosen bildend, dem berühmten A. Cesalpini (s. d.) zu Ehren genannt, charakterisirt durch fünftheiligen Kelch, nagelförmige Blumenblätter, 10 Staubfäden, rautenförmige, zweiklappige, mehrsamige Hülse. Von den bis jetzt bekannten Arten, Bäume und Sträucher der Tropenländer, meist dornig, mit immergrünen, geradfiederigen Blättern und meist gelben Blumen in Rispen, enthalten mehre ausgezeichnete Färbestoffe, andere besitzen Heilkräfte. C. axillaris *Dec.*, ein stacheliger Baum der Wälder Malabars, hat bittere, in großer Menge Erbrechen erregende Samen, die besonders in Wechselfiebern heilsam sind. C. bahamensis *Lam.*, bahamische Cäsalpinie, auf den Bahamainseln, ein Strauch oder kleiner Baum mit stacheligen Zweigen und Blattstielen, dreipaarigen Blättern, verkehrt-eiförmigen Blättchen, weißlichen und wohlriechenden Blüthen, liefert zum Theil das sogenannte gelbe Brasilienholz (Lignum citrinum s. brasilienseluteum s. brasilianum luteum); die scharfe Rinde wird zum Blasenziehen gebraucht. C. bijuga *Sw.*, balsamische Cäsalpinie, ist ein niedriger Baum auf Jamaika, mit verkehrt-herzförmigen Blättchen. Das rothe Holz desselben kommt unter dem Fernambukholze mit vor, wird aber auch besonders als Brasilienholz (s. d.) bezeichnet. Alle Theile des Baumes geben beim Reiben einen starken balsamischen Geruch von sich, wie der Sevenbaum. C. brasiliensis *L.*, brasilische Cäsalpinie, ist ein 20—24 Fuß hoher Baum auf den Antillen und wahrscheinlich auch in Brasilien, der ganz ohne Dornen aber noch nicht vollständig bekannt ist. Die Blätter haben 7—9-paarige Fiedern und 15—16paarige, ovallängliche, stumpfe, kahle Blättchen auf weichhaarigen Blattstielen. Die kurzgestielten gelben Blüthen mit sammetartig-zottigen Kelchen stehen in fast rispigen Trauben. Von diesem Baume stammt das Brasilien- oder rothe Fernambukholz, auch Braunholz, ächtes Pernambukholz (Lignum brasilianum rubrum s. purpureum, Lignum brasiliense rubrum, Lignum Fernambuci, s. Brasilienholz), das man sonst gewöhnlich von der Guilandina echinata *Spreng.* herzuleiten pflegte. Die Abkochung desselben wurde früher gegen Wechselfieber angewendet, jetzt dient das Holz nur noch als Farbematerial und ist ein bedeutender Handelsartikel, weshalb unter das geraspelte Holz verschiedene andere Hölzer von Cäsalpinien, besonders der C. crispa gemischt werden; Viele halten deswegen auch diese letztgenannte C. für denselben Baum, von welchem das eigentliche Brasilienholz herstamme. Oft wird sogar schon ausgekochtes Fernambukholz unter das frische ge-

mischt, ohne daß dieser Betrug erkannt wird. Auf den Blöcken des ächten Fernambukholzes ist gewöhnlich ein F. eingebrannt. Es enthält einen rothen Farbestoff, das **Fernambukroth**. C. Coriaria *W.*, **Gerber-Cäsalpinie**, ist ein sehr ästiger, 12—15 Fuß hoher Strauch Westindiens und Südamerika's, mit schwärzlicher, punktirter Rinde, mit Rispen, die aus mehren dichten Trauben bestehen, gelblichen kleinen Blüthen, gegen drei Zoll langen, fingerbreiten, gekrümmten, braunen Hülsen und eiförmigen, zusammengedrückten, spitzigen Samen. Die Hülsen, **Libidibi-Bohnen**, **Libidibi-Schoten** (Fabae s. Siliquae Libidibi s. Dividibi), sind sehr reich an Tannin und dienen zum Gerben, nur selten als Arznei, als welche sie auch entbehrlich sind, da es an dergleichen Mitteln nicht mangelt. C. Crista *L.* ist ein kleiner Baum oder Strauch auf Jamaika, mit rothgelbem Holze, das nach einigen Angaben den Hauptbestandtheil des ächten Brasilienholzes ausmachen, nach andern das gelbe Brasilienholz, Gelbholz (Lignum citrinum) liefern soll. Nach noch andern Angaben soll das sogenannte Brasilettholz zum Theil von diesem Baume stammen. Die Rinde wird zum Blasenziehen und zur Verbesserung der Eiterung bei schlaffen Geschwüren gebraucht. C. echinata *Lam.*, **stachelige Cäsalpinie** ist ein großer, knorriger Baum Brasiliens, mit brauner Rinde und kurzen Stacheln, zweifach gefiederten Blättern, kleinen, gelb und roth gefleckten, sehr wohlriechenden Blüthen. Mit dem Kern des mannsdicken Stammes wird das ächte Brasilienholz verfälscht. C. Nuga *Ait.*, **ärgerliche Cäsalpinie**, ist einer der kleinsten Sträucher Ostindiens, aber einer der schlimmsten, den man sehr vermeiden muß. Er wächst überall in Büschen und am Strande, armsdick mit fingersdicken Zweigen, welche im Grase kriechen und den Vorübergehenden durch ihre Dornen Kleider und Haut zerreißen, daher bei den ältern Botanikern Nugae silvarum genannt. Aus dem Stamm fließt etwas Gummi, die Wurzel wirkt harntreibend und wird gegen Nieren- und Blasensteine angewendet. C. pulcherrima *Sw.*, **Pfauen- oder Paradiesblume**, ist ein 12—15 Fuß hohes Bäumchen Ostindiens, das daselbst seiner prächtigen Blüthen wegen häufig, sowie auch in Westindien und Südamerika, kultivirt wird. Die Blüthen sind ziemlich groß, anfangs goldgelb, dann mennigroth, mit fingerslangen, scharlachrothen Staubfäden, wie die Federn auf dem Kopf der Pfauen, und sind in schuhlangen, zierlich gewundenen Sträußern vereinigt. In China findet sich der Strauch überall auf Begräbnißplätzen; mit den Sträußern ziert man in Ostindien bei Hochzeiten die Thüren, Zimmer und Tische, auch dienen sie bei Begräbnissen lediger Personen. Die unangenehm bitter schmeckenden Blüthen sind in Amerika gegen chronische Lungenkatarrhe, Schleimschwindsucht, Wechselfieber, und wegen ihrer harntreibenden Eigenschaften auch bei Hautausschlägen in Anwendung. Der Same wird von den Negerinnen häufig als Abortivmittel genommen. C. Sappan *L.*, **Sappanholz**, schiefblätterige Färbekäse, ein 10—15 Fuß hohes, fast immer blühendes, gegen 100 Jahre grünendes Bäumchen auf den Molukken und in Ostindien, liefert das **Sappan-**, **Japan-**, auch **Bimasholz** (Lignum Sappan s. japanense, vergl. **Brasilienholz**), dessen Abkochung anfangs schwarz ist, aber durch Zusatz von Alaun schön roth wird und zum Färben dient. In Ostindien werden auch Schiffsnägel, Kisten, Schränke, Stühle &c. daraus verfertigt. Es kommt in 2 bis 3 Fuß langen, armsdicken Stücken vor und wird im Handel in mehre Sorten unterschieden. Das beste ist das Siam-Sappanholz, das geringste das Bimasholz, welches von der holländischen Niederlassung in Bima bezogen wird. Dieses Farbeholz war schon zu der Araber Zeiten bekannt; damals nannte man es **Bakam** oder Lignum presillum Unter dieser Benennung kommt es schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts im Matthäus Sylvaticus vor. Als nun Südamerika entdeckt und ein ähnliches Farbeholz (die C. bahamensis und brasiliensis) dort gefunden wurde, so gab man der Gegend, wo man es fand, den Namen von dem wichtigsten Erzeugnisse derselben. So verdankt Brasilien seinen Namen dem Lignum presillum der alten Kräuterbücher.

Cäsar, Cajus Julius, Sohn des römischen Prätors gleichen Namens und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta, der berühmteste Sprößling der Gens Julia, der selbst sein Geschlecht auf Ascanius oder Julius, Aeneas Sohn, zurückführte. Er wurde 100 v. Chr. (654 nach Roms Erbauung) geboren und war mithin sechs Jahre jünger, als Pompejus und Cicero. Der Monat seiner Geburt war der Quintilis, der eben deshalb später Julius genannt wurde, der Tag nach den zuverlässigsten Angaben der zwölfte. Seine Mutter Aurelia, die ihn unter ihren Kindern am meisten liebte, erzog ihn sorgfältig, und seine ausgezeichneten Anlagen entwickelten sich unter der Leitung des gelehrten gallischen Rhetors M. Antonius Gnipho äußerst glücklich. C. Marius, der mit der Schwester seines Vaters vermählt war, führte ihn dadurch in das öffentliche Leben ein, daß er ihn 87 v. Chr. zugleich mit dem Konsul L. Cinna zum Priester des Jupiter (flamen dialis) wählen ließ. C. war in den Kämpfen zwischen Volk und Optimaten anfangs neutral, und weder die Ermordung seiner Verwandten, die als Sulla's Freunde fielen, noch die Furcht vor Sulla schreckten ihn zurück. Schon jetzt entging es seinem Scharfsinne nicht, daß die Republik sich überlebt habe, und es erwachte bereits der Gedanke in ihm, eine Partei durch die andere zu stürzen. Im J. 83 heirathete er die Tochter des L. Cinna, des Marius Verbündeten, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Volkspartei, nach deren Gunst er nun trachtete. Aber diese Partei wurde von Sulla unterdrückt, welcher ihm befahl (82), sich von der Tochter seines Feindes zu scheiden. Da sich C. dessen weigerte, traf ihn die Aechtung. Seiner Würden und seines Vermögens verlustig erklärt, irrte er krank in den sabinischen Gebirgen umher und mußte von Cornelius Phagita, der ihn ergriffen hatte, seine Freilassung mit 2 Talenten erkaufen. Angesehene Männer erwirkten endlich seine Begnadigung von Sulla, der ihren Bitten nur ungern nachgab und ahnungsvoll weissagte: „in ihm sey mehr als ein Marius, man möge sich vor dem schlecht gegürteten Knaben



JULIUS CAESAR

hüten!" Da es für jetzt für C. in Rom nichts mehr zu thun gab und ihm von allen Seiten Gefahr drohte, ging er nach Asien, wo ihn der Proprätor M. Minucius Thermus nach Bithynien zum König Nicomedes III. schickte, um dessen Schiffe zur Belagerung des abgefallenen Mitylene herbeizuführen. Vor Mitylene focht C. (80) mit Auszeichnung. Im Jahre 78 begab er sich zur Flotte des Prokonsuls P. Servilius, welcher die asiatischen Meere von den Seeräubern reinigen sollte; kaum war aber der Feldzug begonnen, als ihn die Nachricht von Sulla's Tode nach Rom rief.

Mit scharfem Blicke erkannte C. hier sogleich, daß die Sache des Volks in schlechten Händen sey; aber noch fühlte er sich zu schwach, deren Vertheidigung selbst zu übernehmen, und Niemand ahnte in ihm den gefährlichen Feind der Republik, obgleich er sich durch Anklagen bedeutender Männer von Sulla's Partei bemerklich machte. Auf der Reise nach Rhodus im Winter 76, wo er sich unter der Leitung des berühmten Rhetor Molo in der Redekunst vervollkommnen wollte, ward er in der Nähe von Milet von Seeräubern gefangen, kaufte sich aber los und ward nach 40tägiger Gefangenschaft frei. Sogleich aber raffte er einige Schiffe zusammen, bemächtigte sich der Räuber und führte sie nach Pergamum, wo er sie kreuzigen ließ, wie er ihnen schon als Gefangener im Schiffe gedroht. Der dritte Krieg mit Mithridates rief ihn nach Kleinasien, wo er ohne Auftrag als Privatmann Truppen an sich zog und eine feindliche Schaar in die Flucht schlug. Nach dem Tode seines Oheims Aurelius Cotta, an dessen Stelle er zum Pontifex gewählt worden war, kehrte er jedoch nach Rom zurück. Durch reichliche Getreidespenden wußte er sich hier die Gunst der Menge zu verschaffen, und in dem Maße, als sein Ansehen beim Volke stieg, öffneten sich ihm die Kassen der Wucherer, denn die Aemter, das Gegengeschenk des Volks und die zur Verwaltung C. zu übertragenden Provinzen verbürgten die Rückzahlung. Er wurde zum Kriegstribun erwählt, fand aber in den nächsten drei Jahren keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Dagegen suchte er sein Werk im Stillen zu fördern. Im Jahre 70 trat er zum ersten Male in ein näheres Verhältniß zu Pompejus, der, in diesem Jahre mit M. Crassus zum Konsul ernannt, in C. einen nicht zu verschmähenden Beistand erkannte. Durch seinen Einfluß wurde C. Quästor, und als solcher scheute er sich nicht, bei Gelegenheit des Todes seiner Gemahlin Cornelia das Andenken des geächteten Marius öffentlich zu feiern. Das Beifallsgeschrei der Menge übertönte die Stimme der erbitterten Optimaten, und jener schmeichelte es, daß das julische Geschlecht, dessen Abstammung von Göttern und Königen ihr bei dieser Gelegenheit laut verkündigt wurde, sich mit Marius, einem im Staube Gebornen, verschwägert hatte, daß C. sich an sie anschloß und ihr das Bild der Zeiten vorführte, welche nicht mehr waren, aber zurückkehren sollten. Als Quästor begleitete C. den Antistius Vetus nach Spanien und besorgte im Auftrage desselben in einem Theile des Landes die Rechtspflege mit großer Redlichkeit und Thätigkeit. In Gades (Cadix) soll er im Tempel Alexanders Statue gesehen und beschämt über sein bisheriges ruhmloses Leben sogleich seine Entlassung gefordert haben, um in Rom einen Schauplatz zu Heldenthaten zu suchen. Hier vermählte er sich 67 mit Pompeja, einer Enkelin des Sulla, den Pompejus aber verband er sich durch wesentliche Dienste, die er ihm leistete. Auf seinen Betrieb wurde demselben der Krieg gegen die Seeräuber übertragen, gegen den Willen des Senats, der das wachsende Ansehen des Pompejus mit Mißtrauen ansah. C. selbst, der auf diese Weise und wegen seiner Beliebtheit beim Volke dem Pompejus immer unentbehrlicher ward, wurde kurulischer Aedil, welche Stellung er dazu benutzte, während Pompejus im Osten als König der Könige schaltete, die Macht der herrschenden Partei zu untergraben. Obgleich mit Schulden überhäuft, gab er fortwährend glänzende Spiele und Feste, verzierte öffentliche Plätze und Gebäude auf seine Kosten und spendete reichliche Gaben unter das Volk aus. Auch die von Sulla zerstörten Statuen des Marius, des Volkshelden, wurden auf seinen Betrieb restituirt, trotz des heftigsten Unwillens des Senats. Das Amt des Oberpontifex, welches er jetzt anstrebte, sollte die mächtigsten Hebel des Staats in seine Hände bringen und ihm den glänzendsten Sieg über die Optimaten verschaffen. Große Summen verschwendete er, um zu diesem Amte zu gelangen, und verpflichtete sich das Volk noch überdies durch Aufhebung des cornelischen Gesetzes, wodurch die Wahl der Priester wieder an das Volk kam. Wirklich siegte er über seine Nebenbuhler und ward am 6. März 63 zum Oberpontifex, bald nachher auch zum Prätor gewählt. Bei der Untersuchung über die Verschwörung des Catilina ward C., der die Angeklagten gegen Cicero vertheidigte, als Theilnehmer bezüchtigt, aus Scheu vor dem Volke dehnte man jedoch die Untersuchung nicht auf ihn selbst aus. In der That ist eine solche Theilnahme unwahrscheinlich, da C., dessen Plan auf ein langsames Reifen und Gedeihen hinging, wohl zu klug war, sich in eine Verbindung einzulassen, deren Entdeckung ihn seinen lauernden Feinden als Verbrecher überliefert haben würde, und überdies sich nicht eine Spur einer vertraulichen Annäherung zwischen ihm und Catilina findet. Im Jahre 62 verwaltete C. zugleich mit Bibulus, der schon früher sein Kollege in der Aedilität gewesen und als Optimat sein erbitterter Feind war, die Prätur. Da er den Tribun Q. Metellus Nepos, der Cicero's Verfahren gegen Catilina's Mitschuldige rügte und sogar mit dem Entwurf zu einem Gesetze auftrat, nach welchem Pompejus mit dem Heere zurückkommen sollte, um zu verhindern, daß Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet würden, öffentlich begünstigte, nahm ihm der Senat sein Amt; aber der vom Volke gewählte Prätor fuhr fort, sein Amt zu verwalten und Recht zu sprechen, bis man sich anschickte, ihn mit Gewalt vom Tribunal zu entfernen. Nun entließ C. eilig seine Liktoren, warf die Prätexta von sich und schlich in sein Haus. Das Volk, das ihm seinen Arm bot, beschwichtigte er und bewog dadurch den feigen Senat, seinen vermeintlichen Retter in die Kurie einzuladen, wo er mit Lobeserhebungen empfangen und in sein Amt wieder eingesetzt wurde.

Gegen Ende 62 kehrte Pompejus aus Asien nach Italien zurück und im folgenden erschien er vor Rom; C. ging nach dem jenseitigen Spanien, seiner Provinz, wo er bereits als Quästor gewesen war. Seine Gläubiger beschwichtigte er durch die Bürgschaft des M. Crassus, den er durch den Wink, daß er der Uebermacht seines Feindes Pompejus zu wehren gedenke, gewonnen. In Spanien vermehrte er aus eigener Macht das Heer, verfuhr in der Civilverwaltung nach Willkür, wiewohl zum Besten der Provinz, und bekriegte die Gebirgsvölker in Lusitanien, welche das Land umher beunruhigten und Gehorsam versprachen, wenn sie von den Römern bedrängt wurden, aber eben so leicht wieder abfielen. Ruhm und Beute belohnten ihn auf diesem seinem ersten Feldzuge; er bereicherte den Schatz, die Truppen und noch mehr sich selbst; das Heer begrüßte ihn als Imperator und der Senat ehrte ihn durch ein Dankfest, wodurch er die Anwartschaft auf den Triumph erhielt. Um das Konsulat zu erreichen, erschien er im Juni 60 vor Rom, als der Tag der Konsularkomitien schon festgesetzt war. Dem Herkommen gemäß mußte er sich persönlich melden, was sich mit dem Triumphe nicht wohl vereinigen ließ; als sein Gesuch, ihn von diesem Gesetze zu entbinden, durch Cato hintertrieben wurde, entsagte er dem letztern und kam in die Stadt. Als sein Kollege in der Konsulwürde ward sein alter Feind Bibulus gewählt. In dieser Zeit wurde der berühmte Bund zwischen C., Pompejus und Crassus, das erste Triumvirat, geschlossen, „ein Bund der Klugheit mit dem Ruhme und dem Reichthume, durch welchen der Eine steigen, der Andere behaupten und der Dritte gewinnen wollte.“ Trotz der heftigen Feinschaft, die Pompejus u. Crassus trennte, hatte C. sie zusammenzuführen gewußt und dadurch beide Parteien für sich gewonnen. Eine Zeit lang blieb der Bund geheim; als er endlich ans Licht trat, lärmte Cato und zürnte Cicero vergebens gegen die „Dynasten“, welche ohne Scheu die Freiheit der Republik antasteten. Man vermochte die Verbündeten nicht anzuklagen, da man sie nicht überführen konnte, und konnte sie nicht überführen, da man nichts von Rauben, Brennen und Morden, nichts von fluchwürdigen Anschlägen gegen Senat und Magistrate, gegen Verfassung und Gesetz vernahm. Als Konsul trat C. zuerst mit einem der Menge erwünschten Ackergesetz hervor, das darauf berechnet war, die Ehre des Pompejus durch Versorgung seiner Krieger zu retten, und den Riß zwischen diesem und den Optimaten vergrößerte. Als der Senat das Gesetz unbedingt verwarf, wandte sich C. damit an das Volk, und als der Widerstand der Optimaten hier die gesetzmäßige Abstimmung unmöglich machte, erhielt Pompejus das Wort, um zu richten zwischen den Konsuln, zwischen Senat und Volk. Von C. gefragt: „ob er das Gesetz billige?“ sprach er sein gewichtiges „Ja“ und unterstützte es mit Gründen, welche eben so lockend für das Volk, als demüthigend für den Senat und für ihn selbst schmeichelhaft waren. Aehnliches that Crassus; Andere wagten keinen Widerspruch. Um den Bund zu befestigen, vermählte C. seine Tochter Julia mit Pompejus; er selbst heirathete Calpurnia, deren Vater L. Piso im nächsten Jahre als Konsul über sein Gesetz wachen sollte. Noch wollte Bibulus die Abhaltung der Komitien durch das Vorgeben ungünstiger Himmelserscheinungen hindern; aber in der Nacht vor denselben besetzten bewaffnete Veteranen des Pompejus und ein Theil des Volks mit verborgenen Dolchen den Markt. Der Konsul begann zum Volke zu reden mit Tagesanbruch, als Bibulus erschien und C. durch seinen Einspruch unterbrach. Wortwechsel und Handgemenge war die Folge, in deren Verlauf Bibulus die Stufen hinunter geworfen, seine Fasces zerschlagen wurden; als er auch jetzt nicht wich, sondern seinen Hals entblößte, um für das Recht zu sterben, führten ihn seine Freunde mit Gewalt in den Tempel des Jupiter. Am längsten leistete Cato Widerstand. Er schwang sich auf die Rednerbühne, um sich Gehör zu verschaffen, wurde herabgerissen, stieg wieder hinauf und schmähte C., bis man ihn gänzlich vertrieb. Das Gesetz ging nun durch und die Senatoren beschwuren es, selbst Cato; 20,000 Veteranen des Pompejus erhielten durch dasselbe Ländereien in Kampanien. C. regierte von jetzt an allein; Bibulus äußerte seinen Unwillen bloß durch öffentliche Anschläge und durch Edikte, ohne selbst aufzutreten, und daher ohne Erfolg. Pompejus war vom Senate getrennt; dasselbe sollte nach C.s Plan jetzt mit den Rittern geschehen. C. gewann ihre Gunst, indem er es dahin brachte, daß ihnen ein Dritttheil der Pachtsumme für Einkünfte in Asien erlassen wurde. Dadurch, daß er des Pompejus Einrichtungen in Asien bestätigen ließ, verschaffte er diesem eitle Ehren, sich selbst aber den wesentlichen Vortheil, daß Pompejus die Gesetze und Einrichtungen des Konsuls, welche wegen Verachtung der Auspicien leicht umzustoßen waren, selbst mit aufrecht erhalten mußte. Für seine Verdienste gab ihm das Volk auf seines Günstlings Vatinius' Antrag, mit Uebergehung des Senats, das cisalpinische Gallien mit Illyricum auf 5 Jahre mit 3 Legionen zur Verwaltung, während Pompejus Prokonsul von Spanien wurde und vor Rom blieb; der Senat bewilligte dem C. das jenseitige Gallien, um noch höheren Forderungen zuvorzukommen, und zwar mit einer vierten Legion und auf 5 Jahre. Am nachdrücklichsten stimmte hierfür Pompejus in der Meinung, er überliste den Freund, wenn er ihn auf so viele Jahre entferne und indeß mit der Gewalt des Triumvirats über Kurie und Komitien gebiete.

Anfangs April 58 begab sich C. in die Provinz, und zwar um so eiliger, als die Helvetier, ein gallisches Volk, in das römische Gebiet einzubrechen drohten. Sein Sieg über sie nöthigte dieselben zur Rückkehr in ihr Vaterland und verbreitete C.s Ruhm über ganz Gallien, wo sein Sieg über Ariovist seine Herrschaft begründete und seinen Namen mit Ruhm krönte. Im nächsten Jahre (57) besiegte er die belgischen Völker, welche sich in einem großen Bunde gegen ihn vereinigt hatten. Während des Heldenkampfs der Belgier ruhten die Gallier; auch später waren ihre Anstrengungen vereinzelt und daher ohne Erfolg. In Gallien aber verlor C. mitten unter seinen Siegen Rom nicht aus den Augen, wo seine Feinde sich kühner gegen ihn erhoben. Um die Ausdehnung seiner bald ablaufenden Verwaltung

zu bewirken, bot er Alles auf, seinen Verbündeten Pompejus und Crassus das Konsulat zu verschaffen. Dies gelang und C.s Gewalt ward auf weitere 5 Jahre verlängert. Die Unterjochung Galliens war fast vollendet; nur noch wenige Stämme an der belgischen Grenze und am Fuße der Pyrenäen waren frei. Um seine Eroberungen in Gallien zu sichern, wollte er die Germanen in ihrem Lande aufsuchen und überschritt auf einer Brücke südlich von Bonn den Rhein. Die Germanen entwichen jedoch mit ihrer Habe in die Wälder, und C. konnte nur ihre Wohnungen und Aecker verwüsten. Nach 18 Tagen kehrte C. nach Gallien zurück, um bald darauf zwei noch abenteuerlichere Züge nach Britannien zu machen, und zwar zu keinem andern Zweck, als das Heer zu üben und einen günstigen Eindruck auf die öffentliche Meinung hervorzubringen. Während C. hierauf gegen die empörten gallischen Völkerschaften, gegen die Trevirer unter Induciomar und die Eburonen unter Ambiorix gefahrvolle Kämpfe bestand, weilte Pompejus in Rom und ließ seine Legionen und Provinzen unter dem Oberbefehl seiner Legaten; durch den Tod seiner Gattin Julia, C.s Tochter, welcher in dieser Zeit erfolgte, wurde seine Stellung zu Letzterem nicht wesentlich verändert, wie man oft annimmt. Die Gallier, die sich 53 zum allgemeinen Freiheitskampfe erhoben, entwaffnete C. einzeln, wie früher. Nachdem er noch einmal den Rhein, ohne weiteren Erfolg, überschritten, durchzog er verheerend das Gebiet der tapfern Eburonen. Inzwischen war Crassus im Kriege mit den Parthern gefallen (53), mit ihm gewissermassen der Vermittler zwischen C. und Pompejus. Letzterer streckte seine Hand dreister nach der Diktatur aus, und die ewigen Umtriebe und Kämpfe der Parteien brachten den geängsteten Senat wirklich dazu, dem Pompejus 52 allein das Konsulat zu übertragen. In diesem Momente entbrannte in der jenseitigen Provinz der Krieg von Neuem, der blutigste und gefahrvollste von allen. Die Gallier erhoben sich unter einem ihrer Edlen, Vercingetorix, erlagen jedoch abermals der überlegenen Kriegskunst C.s, der schnell und unerwartet in Gallien erschien. Während dieses Kriegs hatte sich Pompejus in Rom den Aristokraten wieder genähert und mit ihnen gemeinschaftlich den Kampf gegen C. begonnen. Ihm insbesondere galt die Erneuerung des Gesetzes, nach welchem Niemand abwesend sich um ein Amt bewerben sollte. Auf das Beispiel des Pompejus sich berufend, der noch als Statthalter in Spanien zum Konsul gewählt worden, verlangte C., daß man ihn als Statthalter unter die Kandidaten aufnehme. Da man dagegen einwandte, daß er erst Heer und Provinz abgeben müsse, ehe er sich um das Konsulat bewerben könne, forderte er, dasselbe möge auch der Prokonsul von Spanien thun. Der Senat verlängerte jedoch des Pompejus Statthalterschaft auf 5 Jahre, verstärkte die Truppen auf der Halbinsel um 2 Legionen und erneuerte überdies den Beschluß vom vorigen Jahre, nach welchem die Uebernahme von städtischen und Provinzialämtern durch einen Zwischenraum von 5 Jahren getrennt seyn mußte. Dagegen wußten C.s Freunde, besonders der Tribun M. Cölius 52 es durchzusetzen, daß eine Ausnahme vom Gesetze gemacht und dem Prokonsul die persönliche Bewerbung erlassen wurde. Als aber nun 49 die Statthalterschaft in Gallien ablief, stimmten die meisten Senatoren für die Abberufung C.s; auch der von C. gewonnene Tribun Curio erklärte sich beifällig, weil ein Bürger, welcher zu lange im Besitze von Heer und Provinzen sey, dem Staate gefährlich werde; daher müsse auch Pompejus Spanien entsagen, dessen Verwaltung ihm der Senat vor 2 Jahren auf 5 Jahre verlängert hatte. Den Optimaten blieb kein Ausweg; Curio's Gutachten war folgerichtig und gerecht, und so blieb C.s Befugniß, sich abwesend an die Kandidaten anzuschließen, gültig. Dieser versicherte sich der Treue der transpadanischen Städte, vermehrte durch die gewöhnlichen Mittel die Zahl seiner Anhänger in Rom und kettete seine Legionen, die mit Dank und Bewunderung auf ihren siegreichen Feldherrn sahen und deren Zukunft mit der seinigen eng verknüpft war, immer fester an sich. Noch aber zögerte er, den ersten feindlichen Schritt zu thun, ja er sandte ein Schreiben an den Senat, in welchem er seine Thaten aufzählte, die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegte und sich erbot, in den Privatstand zurückzutreten, wenn auch Pompejus sich dazu entschließe; wenn man aber noch ferner von ihm verlange, sich seinen Feinden in die Hände zu liefern, so werde er auf seine Sicherheit bedacht seyn. Die letztere Wendung betrachtete man in der Senatssitzung vom 1. Januar 49 als eine Kriegsankündigung, und das Schreiben wurde trotz der Gegenbestrebungen der Tribune durch die Tagesordnung beseitigt und kam nicht zur Verhandlung, die Konsuln veranlaßten vielmehr eine Berathung über den Zustand der Republik, L. Lentulus forderte zu kühnem und männlichem Entschlusse auf und Metellus Scipio, des Pompejus Schwiegervater, meinte, man müsse sich an Pompejus anschließen, C. befehlen, sein Heer zu entlassen, und, wenn er nicht gehorche, ihn als Feind der Republik behandeln. Umsonst thaten die Tribunen M. Antonius und Q. Cassius Einspruch; sie wurden aus dem Senate gewiesen, und dieser ermächtigte die in der Nähe der Stadt befindlichen Anführer, für die Sicherheit der Republik zu sorgen. Damit war geschehen, was C. wollte: die Aristokratie hatte den Krieg gegen ihn erklärt, und ihr erster Schritt war ein Verbrechen. Antonius und Cassius flohen verkleidet in C.s Lager, als ob sie, die unverletzlichen Tribunen, vor Senat und Konsuln Schutz suchen müßten bei C.s Legionen. Laut klagte C. über erfahrene Beleidigungen. Man erlaube ihm, sich abwesend um das Konsulat zu bewerben und widersetze sich, wenn er von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wolle; man verlängere ihm den Oberbefehl und die Verwaltung der Provinzen und fordere ihn doch zugleich auf, ihnen vor der abgelaufenen Zeit zu entsagen; man rufe zur Vertheidigung der Republik seine Soldaten ab und stelle sie unter die Fahnen seines Gegners; man bewillige diesem, was man ihm verweigere, und vertreibe die Tribunen, wenn sie die Ungebühr rügen; man verachte gültige Senats- und Volksbeschlüsse und setze andere, gegen welche die Tribu-

nen Einspruch erhoben, in Kraft. Seinen Truppen gegenüber beklagte er sich über die Ungerechtigkeit der Feinde, über des Pompejus Neid, über der Tribunen Beschimpfung und legte sein Schicksal und seine Ehre in ihre Hand. Nur die 13. Legion war um ihn geschaart, die übrigen standen noch jenseits der Alpen; aber mit Begeisterung erklärten sich die Anwesenden bereit, ihn und die Tribunen zu rächen. Trotz dieser geringen Macht überschritt er darauf sofort den kleinen Fluß Rubicon, die Grenze seiner Provinz und überrumpelte Ariminum, wo die Tribunen Antonius und Cassius mit kläglichem Geschrei als Vertriebene zu ihm kamen. Auch C. zerriß unter Thränen sein Kleid und beschwur die Soldaten, ihn und die Republik nicht zu verlassen, womit er zugleich Alles für ungültig erklärte, was seit dem Abgang der Tribunen in Rom verhandelt worden. Ein Theil der Truppen im jenseitigen Gallien erhielt Befehl, die Winterquartiere zu verlassen und zu ihm zu stoßen. Der Aufforderung des Pompejus, Italien zu räumen und seiner Verpflichtungen gegen den Staat eingedenk zu seyn, anwortete C., er wolle gern seine Provinz übergeben und in Rom sich unter den Kandidaten einfinden, wenn Pompejus in seine Provinz gehe und seine Rüstungen in Italien einstelle, damit Senat und Volk in freier Berathung über die streitigen Punkte entscheiden könnten. Wirklich genehmigten die Konsuln und Pompejus diese Anträge; doch sollte C. seine Besatzungen aus den italienischen Städten sogleich zurückziehen. Aber C. erhob neue Beschwerden; ihm gebiete man, in die Provinz zurückzukehren, und Pompejus bleibe in Italien, bestimme nicht einmal die Zeit seines Abgangs aus Spanien und fahre überdies fort sich zu rüsten.

Die Nachricht von C.s Einfalle hatte in Rom die größte Bestürzung verbreitet. Von den Konsuln mit falschen und übertriebenen Berichten von C.s Macht, mit verdienten u. unverdienten Vorwürfen bestürmt, veranlaßte Pompejus einen Senatsbeschluß, nach welchem der Sitz der Regierung nach Capua verlegt werden sollte; jeder Senator, Ritter u. Beamter sollte bei Strafe dahin folgen. Cicero's Warnung, Rom nicht Preis zu geben, fand kein Gehör, und der größte Theil der Senatoren und Optimaten verließ Rom. Schatz und Weihgeschenke in den Tempeln ließ man in der allgemeinen Verwirrung zurück, weil nach einem falschen Gerüchte die feindlichen Reiter sich schon vor den Thoren zeigen sollten. C.s Zug glich unterdessen einem Triumphzug; die italienischen Städte empfingen ihn als ihren ersehnten Befreier, und C.s Milde und Mäßigung, die er dabei bewies, bewog sogar viele Optimaten, von ihren Gütern noch Rom zurückzukehren, so daß C. den Senat versammeln konnte. Auch in Apulien, wohin er darauf vordrang, flohen die Besatzungen der Plätze oder sie schlossen sich an ihn an, und so schnell rückte C. vor, daß er schon am 9. März (49) vor Brundusium erschien, wo Pompejus in der Nacht mit vielen Optimaten und dem Reste seiner Truppen unter Segel ging. Nachdem C. auf diese Weise in zwei Monaten und in der rauhesten Jahreszeit fast ohne Schwertschlag Italien unterworfen hatte, beschloß er, um die zum Bau einer Flotte nöthige Zwischenzeit nicht zu verlieren, zunächst des Pompejus Legaten jenseits der Pyrenäen zu entwaffnen. Er legte Besatzungen in die wichtigsten Seeplätze Kalabriens und Apuliens, um des Pompejus Rückkehr zu verhindern, verstärkte sich durch neue Aushebungen und ging dann nach Rom, wo er 26,000 Barren Gold und 40 Millionen Sesterzien aus dem heiligen Schatze (sanctum aerarium) nahm. Die Hauptmacht des Feindes stand in Spanien; aber auch Sicilien, Sardinien und Afrika waren noch in dessen Gewalt, und nach C.s Plan sollte ihre Herrschaft vernichtet seyn, ehe er jenseits des Meeres fechten wollte. Curio wurde nach Sicilien gesandt, wo Cato auf Befehl der Konsuln mit der Aushebung für Pompejus beschäftigt war, aber nicht unnütz gegen die Uebermacht Blut vergießen wollte und den Siciliern Ruhe und Unterwerfung empfahl; er selbst schiffte über Corcyra zu Pompejus. Sardinien unterwarf sich gleichfalls und Curio ging darauf nach Afrika mit 2 Legionen und 500 Reitern, wo er jedoch, von dem numidischen König Juba in einen Hinterhalt gelockt, mit dem größten Theil seiner Legionen fiel. Durch diesen und einen andern Unfall in Illyrien wurde jedoch im Wesentlichen nichts geändert; nicht einmal auf die öffentliche Meinung konnten sie ungünstig wirken, da C. gleichzeitig und fast ohne Schwertschlag des Pompejus Legionen in Spanien entwaffnete. In Rom selbst, wo M. Antonius unterdessen kraftvoll in C.s Geiste regiert hatte, wurde der Sieger zum Diktator gewählt. Er eilte dahin, gewann die Gemüther durch seine Großmuth, half durch nützliche Maßregeln dem gesunkenen Kredit wieder auf und rief viele Verbannte zurück, reiche Getreidespenden gewannen ihm die Herzen der Menge. Zum Dank wählte das Volk ihn nebst P. Servilius Isauricus zu Konsuln und besetzte auch die übrigen Magistrate und die Provinzen mit seinen Anhängern, so daß C. es wagen konnte, die Diktatur niederzulegen und nach Brundusium zu eilen, um den wohlgerüsteten Feind im Osten zu überraschen. Des Pompejus Landmacht bestand aus 9 Legionen, mit vielen Hülfstruppen aus Griechenland und Asien. Unter seinen 7000 Reitern befanden sich viele römische Ritter und andere junge Männer aus den reichsten und angesehensten Familien; befreundete Fürsten, wie Dejotarus in Galatien, Ariobarzanes in Kappadocien, Antiochus in Commagene u. A. sandten ihm Hülfsvölker. Noch entschiedener war seine Uebermacht zur See, denn er hatte 600 Kriegsschiffe zur Verfügung, die ihm die Zufuhr sicherten und ein Bollwerk gegen C.s Legionen bildeten; Bibulus, der alte Feind C.s, kommandirte sie. Thessalonich war der Sitz der auswärtigen Republik, und man beobachtete alle Formen derselben; 200 Senatoren waren gegenwärtig und verlängerten den Oberbefehl ihres Hauptes den Gesetzen gemäß. Dagegen fehlte es auf des Pompejus Seite an Einheit und kräftigem Zusammenwirken, so daß C., von Brundusium aus Anfangs 48 mit 15,000 Mann zu Fuß und 600 Reitern in See gehend, im südlichen Illyrien am Vorgebirge Acroceraunia landen konnte, während der feindliche Oberbefehlshaber sorglos in Thessalien weilte und sein Heer zerstreut und fern war. Die Küstenstädte fielen, dem Glücke des Feindes vertrauend,

diesem schnell zu, und aus der ganzen Umgegend trafen Gesandte ein, ihm zu huldigen. Noch einmal willigte C. in Friedensanträge; aber während derselben drangen beide Gegner vorwärts. Pompejus erreichte zuerst Dyrrhachium, die Niederlage aller Kriegsbedürfnisse; C. verschanzte sich bei Apollonia, um dort seine übrigen Truppen aus Italien zu erwarten. Eine kurze Waffenruhe trat ein, um bald durch erbitterte Kämpfe unterbrochen zu werden. C. mußte sich in der Nähe der Küste halten, weil er sonst nicht die erwarteten Truppen an sich ziehen konnte, und ohne sie bedurfte es bei der Erschöpfung aller Vorräthe in diesen Gegenden von Pompejus' Seite der Waffen kaum, um ihn als unbesonnenen Abenteurer enden zu lassen. Aber M. Antonius konnte wegen der feindlichen Flotte mit den ersehnten Legionen nicht übersetzen, und schon hatte C., der die Ursache seines Zögerns nicht kannte, den verwegenen Entschluß gefaßt, selbst überzusetzen, an dessen Ausführung ihn nur ein Sturm hinderte, als 3 Legionen und 800 Reiter erschienen und C. aus seiner Bedrängniß erlösten. Sein Heer war nun vereinigt und bei Asparagium erwartete die Welt die Entscheidungsschlacht. Aber in der Gegend von Petra und Dyrrhachium verschanzten sich beide Heere und hier entspann sich zur Zeit der Ernte ein fast 4 Monate währender Einzelkampf. Ein größerer Kampf endete zum Nachtheile C.s, der einen sehr bedeutenden Verlust erlitt und sein ganzes Heer verloren hätte, wenn nicht durch die Verschanzungen des Pompejus Reiterei an nachdrücklicher Verfolgung gehindert worden wäre, und schon ließ Pompejus nach allen Seiten hin Siegesberichte abgehen, als die Dinge plötzlich eine andere Wendung nahmen. Bei Pharsalus trafen sich beide Feinde, Pompejus mit über 45,000 Mann zu Fuß und 7000 Reitern und einer großen Menge leichter Truppen, C. mit nur über 22,000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern, unter welchen viele Gallier und Germanen. Für beide Gegner war der Wahlplatz die Welt; wer ihn verlassen mußte, der fand keinen andern, nicht einmal einen Zufluchtsort. Der Cäsarianer Feldgeschrei war: Venus victrix, der Pompejaner: Hercules invictus. Der Kampf verzögerte sich nicht, die Erbitterung beschleunigte ihn; aber sein Ausgang entschied für C. Der Feldherrngeist verließ Pompejus schon im Beginn der Schlacht; wie betäubt ließ er das Schicksal walten. Seine verscheuchten und aufgelösten Legionen waren noch zu retten, die Reiterei konnte seinen Rückzug decken, eine neue Aufstellung möglich machen und die Schmach tilgen; aber C. stürmte das Lager und Pompejus entfloh mit Wenigen vom Schlachtfelde. Der Rest seiner Truppen, mehr als 24,000 Mann, streckte die Waffen. Der Sieger zeigte sich edel; er verschmähte nutzlose Rache. Des Pompejus Briefe vernichtete er, ohne sie zu lesen. In Rom wurde der Sieger zum Diktator auf ein Jahr erwählt; die tribunicische Gewalt wurde ihm auf Lebenszeit übertragen, sowie die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Befugniß, für die Provinzen Statthalter zu ernennen. Außerdem zeichnete man ihn durch Statuen, Ehrenkronen, sowie durch das Versprechen aus, bis zu seiner Rückkehr in den Gesetzen und Einrichtungen des Staats nichts zu ändern. Für Rom ordnete aber C. jetzt nur das Allgemeinste an. Schon am Tage nach der Schlacht war er in Larissa; Asien gewann er durch Milde und übergab es dem Konsular Cn. Domitius Calvinus, um mit 3200 Mann zu Fuß und 300 Reitern und 35 Schiffen nach Aegypten zu gehen. Auf der Höhe von Alexandrien erfuhr er des Pompejus Tod, den er beweinte, und glaubte als Sieger ohne Bedenken landen zu können. Aber ein neuer Krieg brach hier los, zwar ohne inneren Zusammenhang mit den Parteien in Rom, aber doch nicht ohne bedeutende Rückwirkung, der sogenannte alexandrinische. In Aegypten hatte nämlich C. bedeutende Geldforderungen zu machen; auch wollte er Cleopatra kennen lernen und benutzte jene Zeit dazu, den Streit zwischen ihr und ihrem jüngeren Bruder Ptolemäus, welcher schon in Krieg ausgebrochen war, zu entscheiden. Er gebot den Geschwistern, die Waffen niederzulegen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen, erregte aber durch seine Entscheidung, daß der Bruder die königlichen Rechte mit der Schwester theilen solle, einen Aufstand der Menge. C. hatte nur wenig Mannschaft bei sich; des Ptolemäus Feldherr Achillas trennte ihn von den aus Asien erwarteten Legionen, und so begann für ihn ein ungleicher Kampf, ein Straßen- und Häuserkrieg; erst nachdem er durch neue Hülfsvölker aus Cilicien, Syrien und den angrenzenden Ländern verstärkt worden war, konnte er die Alexandriner zur Unterwerfung bringen. Da der König im Kampfe umgekommen war, übertrug C. die Regierung der Cleopatra und ihrem Bruder Ptolemäus dem Jüngern, stellte 3 Legionen zu ihrer Verfügung und wandte sich mit einer Legion nach Asien, das durch die Bewegung des Pharnaces, des Sohnes des Mithridates, gefährdet war. Ueber Antiochien ging er zur See nach Cilicien und von da über den Taurus nach Kappadocien und Pontus, wo er an der Spitze von 4 Legionen erschien. Pharnaces bot Friede und Freundschaft an; C. aber verlangte augenblickliche Räumung von Pontus, rückte, die Ausflüchte und Bitten seines Gegners nicht beachtend, schnell vor und erfocht bei Zela einen so entscheidenden Sieg, daß er wegen der schnellen Beendigung des Feldzuges binnen fünf Tagen mit Recht einem Vertrauten in Rom schreiben konnte: „ich kam, sah und siegte." Ueber die eroberten Länder verfügte C. nach dem Grundsatze, welchen Rom als Weltbeherrscherin stets festgehalten hatte: er gab Befreundeten, was man schwer behaupten konnte und was jene nun im eignen Interesse vertheidigen mußten.

Jetzt erst kehrte der Diktator nach Rom zurück, wo seine lange Abwesenheit und die Ungewißheit über den Ausgang der Kriege im Osten stürmische Auftritte veranlaßt hatte. Der Volkstribun P. Dolabella hatte sie vermehrt, indem er gegen den Senatsbeschluß, nach welchem vor der Ankunft des Diktators in Gesetz und Verfassung nichts geändert werden sollte, auf die Tilgung der Schuldbücher angetragen und dadurch einen heftigen Kampf veranlaßt hatte, bis M. Antonius, der von Pharsalus zurückkehrte, mit der bewaffneten Macht die Ruhe herstellte. Hierzu kamen Meutereien der Legionen in Kampanien, die im Gefühle ihrer Unentbehrlichkeit Alles ertrotzen zu

können meinten und C.s Abgesandten Antonius und Crispus Salustius kein Gehör gaben. Dolabella's Unruhen rügte C. nicht einmal, treu seinem Grundsatze, seine mindergefährlichen Feinde durch Großmuth zu versöhnen; die aufrührerischen Legionen brachte er durch sein persönliches Ansehen zur Ordnung zurück. Da seine Diktatur im September entdete, ließ er sich von Neuem und wieder auf ein Jahr ernennen und zugleich auch zum Konsul auf das künftige; M. Aemilius Lepidus wurde zum Schein sein Kollege. Aechtungen und Proskriptionen erfolgten nicht; nur das Vermögen Derer wurde eingezogen, welche jetzt noch unter den Waffen blieben. Seine Anhänger beschwichtigte er durch Beförderung zu Ehrenstellen, die verödete Kurie besetzte er mit treuen Anhängern und schuf dadurch zwar einen ohnmächtigen, aber desto ergebenern Senat. Nach ähnlichen Grundsätzen verfuhr er in der Vertheilung der Provinzen. Neue Ereignisse riefen ihn wieder von Rom ab. Nach der Schlacht von Pharsalus hatten sich Labienus, Q. Metellus Scipio, Pompejus' Schwiegervater, L. Afranius, M. Petrejus und Andere von der Partei der Optimaten nach Corcyra zur Flotte begeben, wo sich nach und nach die ganze Seemacht des Pompejus, ungefähr 300 Schiffe, vereinigte; auch Cato fand sich ein, sowie Cn. Pompejus, der älteste Sohn des Triumvirs. Scipio ging nach Afrika, wo er sich mit dem König Juba und mit Attius Varus zu vereinigen gedachte, ebenso Labienus, und bald folgte ihnen Cato dahin, der vom Heere zum Anführer erwählt wurde, aber diese Würde auf Scipio übertrug, während er selbst sich nach Utica begab, um diesen wichtigen Platz seiner Partei zu erhalten. Scipio gebot über 10 Legionen, die numidischen Hülfsvölker nicht gerechnet, und 120 Elephanten und wurde an den Küsten durch eine ansehnliche Flotte gesichert und unterstützt. Diesem Feinde ging C. mit nicht mehr als 3000 Mann zu Fuß und 150 Reitern entgegen; erst nach und nach zog er seine übrigen Truppen an sich, so daß er zuletzt im Ganzen über 12 Legionen gebot. Als er bei Adrumetum ans Land stieg, strauchelte er, rief aber in demselben Augenblicke, als habe er sich absichtlich niedergeworfen: „nun, Afrika, gehörst du mir!" und beruhigte damit die abergläubischen Truppen. Bei Thapsus trafen die erbitterten Heere auf einander; C. erfocht einen vollständigen Sieg und brach darauf unverzüglich nach Utica auf, das sich, nachdem Cato, an der Sache seiner Partei verzweifelnd, sich selbst getödtet, an C. ergab und Verzeihung erhielt. Auch die übrigen Plätze fielen in C.s Hand; überall wurde er als der ersehnte Befreier empfangen, denn die Pompejaner hatten sich durch Gewaltthätigkeiten jeder Art bei den Einwohnern verhaßt gemacht. Von den namhaften Anführern der Partei entkamen nur wenige. Juba und Petrejus tödteten sich selbst, ebenso Metellus Scipio, als er seine Hoffnnug nach Spanien zu entkommen vereitelt sah; Afranius wurde von C.s Soldaten, in deren Hände er fiel, getödtet. Glücklicher waren T. Labienus, Attius Varus und Sextus Pompejus, welche mit Cn. Pompejus in Spanien den Krieg von Neuem begannen. C. hielt diese Feinde für so unbedeutend, daß er sie nicht selbst verfolgte, sondern einen Legaten mit einer Abtheilung des Heeres ihnen nachsandte. Mit den andern Truppen ging er selbst im Juni in See; aber widrige Winde verzögerten seine Fahrt, so daß er erst Ende Juli in Rom anlangte (46). Hier trat er wohl als Sieger, aber mit Milde und Versöhnlichkeit auf. Nachdem er das Volk durch glänzende Feste, Freuden und Genüsse berauscht, wozu ihm außer seinen Triumphen die Einweihung seines Marktes: (forum Caesaris) und des Tempels der Venus Genetrix, der Stammmutter seines Geschlechts, Gelegenheit bot, sorgte er für die Ruhe der Hauptstadt, indem er die Masse besitzlosen, meuterischen Gesindels, welche aus ganz Italien sich nach Rom gezogen hatte, verringerte, die Zünfte, welche Ehrgeizigen und Mißvergnügten oft zu Vereinigungspunkten dienten, aufhob und überhaupt alle Versammlungen ohne Genehmigung und Aufsicht der Regierung untersagte. Wichtig war die Verbesserung des Kalenders, welche C. jetzt als Oberpontifex unter Mitwirkung des alexandrinischen Mathematikers Sosigenes vornahm. Aber auch durch die nützlichsten Einrichtungen konnte er die Anhänger des Alten nicht mit seiner Regierung versöhnen. In der Beschränkung des Zutritts zu seiner Person, in den zu beobachtenden Förmlichkeiten, in seinem öffentlichen Auftreten argwöhnte man den werdenden Hof; besonders verletzte es Männer, wie Cicero, wenn sie sich an C.s Gefolge wenden mußten, um bis zu dem Gebieter durchzudringen.

Indessen ward im fernen Westen das Feuer des Bürgerkriegs von Neuem angefacht. C. hatte 49 das jenseitige Spanien dem Q. Cassius zur Verwaltung übergeben; dieser machte sich jedoch durch seine Härte und Raubsucht verhaßt, und auch sein Nachfolger seit 47, C. Trebonius, fand keinen willigen Gehorsam. Um so mehr Anhänger traten zu Cn. Pompejus über, als dieser vor dem afrikanischen Kriege sich mit 30 Schiffen näherte und die Balearen besetzte (47). Nach C.s Sieg in Afrika (46) verjagten die meuterischen Legionen den Trebonius und ganz Bätica griff zu den Waffen, so daß sich um Cn. Pompejus, welcher jetzt landete und zum Anführer gewählt wurde, bald 13 Legionen sammelten, zum Theil freilich raubsüchtiges Gesindel ohne Kriegszucht, welches er durch Versprechungen anlockte; mit ihm vereinigten sich die Trümmer des afrikanischen Heeres unter Sextus Pompejus, Attius Varus und T. Labienus. Die Verzweiflung stärkte diesen letzten Haufen der Pompejaner; den Ocean im Rücken und den Feind im Angesichte blieb ihnen nur die Wahl, zu siegen oder unterzugehen. Gegen Ende 46 zog C. mit seiner gewohnten Schnelligkeit nach Spanien ab. Mehre feste Plätze fielen bald in seine Hand und Cn. Pompejus, der durch seine wilde Grausamkeit den Wahn der Einwohner, welche ihn anfangs als ihren Befreier empfangen hatten, zerstörte, zog sich über Hispalis (Sevilla) nach Munda zurück, wo auch C. anlangte. Hier wurde am 17. März des Jahres 45 die Entscheidungsschlacht geschlagen, die schrecklichste im ganzen Bürgerkriege. In trüber Stimmung übersah C. das Gemetzel; seine Veteranen schwankten, das Glück schien ihn zu verlassen. Da stürzte er sich entblößten Hauptes, um erkannt zu werden, und mit dem Rufe: „wollt ihr mich den Knaben überliefern?", in die vordersten Reihen,

Viele sanken unter seinen Streichen; aber auch sein Schild war von mehr als 100 Geschossen durchbohrt. Seine getreue 10. Legion that Wunder der Tapferkeit und das Treffen wurde wieder hergestellt. Aber schon neigte sich der Tag, und noch war der verzweifelte Kampf seiner Entscheidung nicht näher gebracht; der größte Feldherr des Jahrhunderts sollte den Sieg einem Zufall, einem Fehler verdanken. Mauritanische Reiter fielen ohne C.s Befehl dem Feinde in den Rücken; einige Kohorten desselben wandten sich gegen sie, C. bemerkte es und sein Ruf: „sie fliehen", hallte in der ganzen Linie wieder. Der Pompejaner bemächtigte sich ein panischer Schrecken; sie wurden geschlagen, weil sie glaubten, geschlagen zu seyn. 33,000 der Ihrigen bedeckten den Wahlplatz, unter ihnen Labienus und Attius Varus. Cn. Pompejus entfloh verwundet in die Gebirge, wo er nach mehren Gefechten und nach hartnäckigem Widerstand mit seinen Begleitern erschlagen wurde. Sextus Pompejus, der sich in die iberischen Gebirge zurückzog, trieb sich dort eine Zeit lang als Freibeuter umher und trat nach C.s Tode in Sicilien wieder auf. Dem Sieger öffneten die Städte Corduba, Hispalis, Asta, Gades, Carteja u. a. bereitwillig ihre Thore; nur Munda, wo sich die Entschlossensten der Pompejaner gesammelt hatten, fiel erst nach hartnäckigem Kampfe in seine Hände. Den Provinzialen wurde ihr Abfall verziehen. In Rom ward ihm, als man die Nachricht von seinem Siege erhielt, ein Dankfest von 50 Tagen bewilligt. Aber man ging noch weiter: nachdem man im vorigen Jahre C. für einen Halbgott erklärt hatte, führte man jetzt seine elfenbeinerne Statue bei den circensischen Spielen auf einem Wagen mit den Bildern der Götter auf. Eine andere Statue des Diktators trug die Inschrift: „dem unüberwindlichen Gotte", und war für den Tempel des Quirinus bestimmt, um ihn auch dadurch als den zweiten Gründer der Stadt zu ehren. Um die Mitte des September 45 zog C. in Rom ein, im Triumph „über Spanien", als der ruhmgekrönte Sieger aller seiner Feinde. Von Neuem wurde der Schaulust der Menge Genüge geleistet, die unter Spielen, Festen und Genüssen aller Art das Ende der alten republikanischen Freiheit nicht bemerkte oder nicht bemerken mochte. Der knechtische Senat häufte auf den Sieger, der jetzt zum fünften Male Diktator wurde, immer größere Ehren. Derselbe ertheilte ihm nicht nur die Befugniß, bei allen feierlichen Gelegenheiten das Triumphalgewand und den Lorbeerkranz, die Zierden der Triumphirenden, zu tragen, sondern legte ihm auch den Titel Imperator, der, seinem Namen vorgesetzt, die höchste Gewalt bezeichnen sollte, auf Lebenszeit bei mit dem Rechte, ihn auf seine Nachkommen zu vererben. Es verstand sich von selbst, daß der Imperator über die bewaffnete Macht und über den Schatz verfügte; doch säumte man nicht, diese Rechte ihm auch noch ausdrücklich zu verleihen. Das Konsulat bestimmte man ihm, wie früher die Diktatur, auf zehn Jahre, und die letztere auf Lebenszeit; ebenso sollte er Sittenrichter (praefectus moribus) für immer seyn und seine Oberpriesterwürde auf seinen leiblichen oder Adoptivsohn übergehen. Man gab ihm die Beinamen Befreier und Vater des Vaterlandes und wollte ihm zu Ehren sogar einen Tempel der Freiheit erbauen; im Senat und beim Rechtsprechen sollte er sich, damit man den Herrscher in ihm erkenne, eines goldnen Stuhls und des Purpurs bedienen; überall in Tempeln und auf öffentlichen Plätzen errichtete man seine Statuen. Die höchste Anerkennung seiner Herrschaft lag aber darin, daß er nach einem Senatsbeschlusse von 45 sein Bild auf die Münzen setzen durfte, was vorher keinem Lebenden gestattet worden. Auch wurde die jährliche Feier seines Geburtstages angeordnet, jede Einrichtung, welche er in Zukunft machen werde, als gültig anerkannt und den Magistraten aufgegeben, bei dem Antritte ihres Amtes eidlich zu geloben, daß sie seine Gesetze beobachten wollten. Ihn selbst erklärte man für unverletzlich; man sollte für seine Erhaltung öffentliche Gelübde thun und eine Schaar von Senatoren und Rittern ihn als Ehrenwache umgeben. Sein Haus erhielt einen Giebel, wie die Tempel; die Priester und Vestalinnen sollten für den neuen Jupiter beten, dessen priesterlichen Dienst M. Antonius übernahm. Von dem Konsulat machte C. keinen Gebrauch; um seine Freunde zu belohnen und das Amt seines Glanzes zu berauben, entsagte er ihm zu Gunsten der erstern. Ueberhaupt verfuhr er in der Vertheilung der Ehrenämter ganz nach seiner Willkür, ohne die herkömmliche Ordnung zu beobachten. Der Senat erhielt durch gemeine Krieger, Söhne von Freigelassenen und selbst Fremde, Gallier und Transpadaner bedeutenden Zuwachs, so daß die Zahl seiner Mitglieder auf 900 stieg; auch das Patriciat verlieh er an seine Günstlinge und setzte dieses, wie jenen, dadurch herab. Die Krieger niedrigen Ranges erhielten Ländereien, wobei man selbst geweihete Aecker nicht verschonte. In seiner Milde blieb sich C. gleich, ja sie wurde in dem Maße größer, als seine Macht wuchs. Viele Verbannte begnadigte er und beförderte manchen seiner ehemaligen Gegner zu Ehrenstellen, selbst die vom Volke umgestürzten Statuen des Sulla und Pompejus ließ er wieder aufrichten. Viele seiner neuen Anordnungen dienten zum Wohle des Staats. Durch Anlegung von Kolonien entledigte er sich vielen besitzlosen Gesindels und belebte Handel und Verkehr; auch Karthago und Korinth sollten aus ihren Thrümmern wieder erstehen. Er selbst gab sich zwar das Ansehen, als strebe er nicht nach der erblichen Königskrone, aber er duldete es gern, daß man ihn vorerst im Bilde den Königen zugesellte, auch daß seine Freunde im Kreise der Vertrauten ihn König nannten, wiewohl er mit gelindem Tadel es ablehnte, und dann diesen Titel dem Volke zu entlocken suchten. Um die Stimmung zu erforschen, ließen sie an seiner Statue auf der Rednerbühne einen Lorbeerkranz mit dem Diadem befestigen; zwei Tribune entfernten die Binde und ließen den Menschen, welcher sich zu dem frevelhaften Werke hergeliehen hatte, verhaften. Jubelnd pries sie das Volk als Vertheidiger der Republik; C. bedauerte zwar anfangs, daß sie ihm zuvorgekommen seyen, bewies jedoch bald das Gegentheil. Am 26. Januar, am Latinerfeste, hielt er bei der Rückkehr vom albanischen Berge, einem Senatsbeschlusse gemäß, eine Ovation. Als die Römer ihn mit freudigem Zuruf, Einige als König begrüßten, das Volk aber murrend verstummte, er-

klärte C., sein Name sey Cäsar, nicht König; im Senat aber beschuldigte er jene beiden Tribune, daß sie mit Absicht solche Auftritte herbeiführten, um ihn zu verdächtigen, worauf der gehorsame Senat sie ihres Amtes entsetzte und aus der Kurie stieß; dennoch las man bei den nächsten Konsularkomitien ihre Namen auf mehren Tafeln. Auch ein anderes Possenspiel mißglückte. Am Tage der Luperkalien näherte sich der Konsul M. Antonius vor allem Volke mit einem Diademe in der Hand dem Diktator und versuchte mit den Worten: dies sendet dir das römische Volk durch mich, den Schmuck um C.s Stirne zu binden; aber ein lautes Wehklagen offenbarte die Stimmung der Menge, und C. nahm das Geschenk nicht an, worauf ein allgemeines Beifallsgeschrei ertönte. Dennoch beschwor der vorgebliche Abgesandte des Volkes im Namen des Vaterlandes den Diktator, dessen Willen zu erfüllen, bis jener das verwegene Spiel durch die Erklärung endigte: nur Jupiter sey König von Rom. Die Binde schickte er aufs Kapitol, und in den Fasten mußte man bei diesem Tage bemerken, sie sey ihm auf Befehl des Volks von Antonius angetragen und von ihm abgelehnt worden. Aber noch gaben C.s Kreaturen ihr Vorhaben nicht auf. Die Fünfzehnmänner, welche die sibyllinischen Bücher verwahrten, entdeckten darin, daß nach einem Spruche derselben Rom nur unter einem Könige über die Parther siegen werde, und C.s Anhänger verlangten nun, daß man ihm gestatte, außerhalb Italiens sich überall König zu nennen, damit der große Zweck seiner Rüstungen erreicht werde.

Aber schon waren die Würfel über dem Haupte des Diktators geworfen. Auf Veranlassung des C. Cassius Longinus, eines ehemaligen Pompejaners, war M. Brutus, ebenfalls ein früherer Pompejaner, aber von C. begnadigt und hochgeehrt, zum Sturze des Tyrannen gewonnen worden und mit Anfang des Jahres 44 hatte die Verschwörung einen Umfang erreicht, daß sie mehr als 60 Theilnehmer zählte. Noch war man über Ort und Zeit der That nicht einig, als die Berufung des Senats auf den 15. März in die Kurie des Pompejus die Entscheidung gab. Dem Diktator blieb die drohende Gefahr unbekannt, weil Keiner unter den Verschworenen das Geheimniß verrieth; nur M. Brutus entdeckte in der Nacht vor dem 15. März das ganze Vorhaben seiner Gemahlin Porcia, der Tochter Cato's, auf deren dringende Bitten. Gleichwohl fehlte es nicht an dunkeln Gerüchten, und die Geschichte gedenkt einer Menge warnender Anzeichen. So ertönten die Ancilien in der Nacht vor dem Morde; die Thür des Schlafzimmers, in welchem C. mit seiner Gemahlin sich befand, öffnete sich; in Capua fand man eine Tafel mit einer auf C.s Tod bezüglichen Inschrift; der Haruspex Spurinna bemerkte, daß der Diktator in Gefahr sey, weil man in einem Stiere das Herz vermißte. C.s Gattin, Calpurnia, in der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage von Träumen beunruhigt, beschwor ihn, an diesem Tage das Haus nicht zu verlassen, und da auch der Haruspex im Opfer ungünstige Anzeichen fand, erhielt Antonius den Auftrag, den Senat zu entlassen. D. Brutus, einer der Verschwornen, früher C.s Gefährte im gallischen und im Bürgerkriege, von den Verschwornen abgeschickt, reizte aber durch bittere Worte seinen Stolz, so daß er dem falschen Freunde folgte. Auch jetzt noch fehlte es nicht an Versuchen, ihn zu retten; sie waren fruchtlos, da er nicht an die geringste Gefahr glaubte. Artemidorus, ein cnidischer Philosoph, überreichte C. eine Schrift mit der Aufforderung sie sogleich zu lesen, da sie ihn selbst betreffe; aber C. beachtete sie nicht und folgte arglos den Verschwornen in die Kurie, wo er seinen goldenen Sessel einnahm, während die Verschwornen anfingen, ihn zu umkreisen. Tullius Cimber trat vor u. bat für seine verbannten Brüder; die Uebrigen ergriffen C.s Hände, als er die Entscheidung verschob, küßten ihm Stirne und Brust und überzeugten sich auf diese Weise, daß er keinen Harnisch trug. Darauf wurden sie ungestüm; C. wollte aufstehen, um sich ihrer Zudringlichkeit zu erwehren, aber Cimber riß ihm die Toga von der Schulter, das verabredete Zeichen. C. rief: „das heißt Gewalt brauchen," und als Casca ihn in demselben Augenblicke mit unsicherer Hand und deshalb nur leicht am Halse verwundete: „Verruchter, was beginnst du?" Ohne ein anderes Mittel zur Vertheidigung, als seinen Schreibgriffel, faßte er den Arm des Mörders und durchbohrte ihn. Aber nun folgte ein Streich dem andern; nach einem kurzen, fruchtlosen Widerstande verhüllte C. den Kopf und den untern Theil seines Körpers und sank mit 23 Wunden, unter welchen nach der Meinung des Arztes Antistius nur eine in der Brust tödtlich war, an der Statue des Pompejus nieder. Die Erzählung, nach welcher der Diktator, als er Brutus unter seinen Mördern erblickte, ausrief: „auch du, mein Sohn?" und vom Schmerz über dessen Ruchlosigkeit überwältigt sich nicht mehr vertheidigte, ist vielleicht zu Gunsten der Sage ersonnen, welche ihn zum Vater des Brutus macht. Die Verschworenen hatten beschlossen, den Körper des Tyrannen in die Tiber zu schleppen, sein Vermögen einzuziehen, seine Gesetze und Einrichtungen aufzuheben. Aber plötzlich sahen sie sich allein; der Senat entfloh, auch das Volk und selbst die Mörder suchten Sicherheit auf dem Kapitol, und ein Bürgerkrieg entbrannte, in dem der Glücksstern Roms auf immer unterging.

C. ist einer der größten Männer aller Zeiten und Völker. Nie der Sklave eines Andern, war er auch nie der Sklave seiner Leidenschaften; Ehrgeiz und Wollust, welcher letztern C. nur zu reichlich fröhnte, verdunkelten weder seinen Verstand, noch zerstörten sie den angebornen Adel seiner Seele. C. war von der Natur zu Allem befähigt; ihm blieb die Wahl, als Feldherr, Staatsmann, Gesetzgeber, Rechtsgelehrter, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Architekt zu glänzen. Nie gebrach es ihm an Kraft oder Zeit; er erhaschte im Fluge, was Andere mühsam sich aneignen, das Verworrene löste sich schnell vor seinem Adlerblicke, und selbst Verschiedenes zugleich zu bedenken, war ihm möglich und leicht. Den Gaben entsprach seine Empfänglichkeit; das Wissenswürdige, von welcher Art es seyn mochte, hatte Bedeutung und Werth für ihn. Der erste Soldat seines Heeres, war er der erste unter den römischen Feldherren, der nie wagte ohne die Wahrscheinlichkeit des Gelingens,

dessen Vorsicht aber doch zugleich den Stempel der Kühnheit trug. Von seinem richtigen Blick und Urtheil über Menschen zeugt die Wahl seiner Legaten, von seiner Macht über die Gemüther die Disciplin und Hingebung seiner Legionen, von seinem Rednertalent die hinreißende Gewalt seiner Worte in entscheidenden Momenten. Auch als Schriftsteller behauptet C. einen Ehrenplatz, wenn wir auch außer einigen Briefen und seinen Denkwürdigkeiten nichts mehr von ihm besitzen. Die letztern (Commentarii), sein bedeutendstes Werk, erzählen die Geschichte der ersten 7 Jahre des gallischen Kriegs und die Geschichte des Bürgerkriegs bis zum alexandrinischen und halten die Mitte zwischen den flüchtig hingeworfenen Bemerkungen des Tagebuchs und einem ausgearbeiteten historischen Werke. Es sind Memoiren, in denen man bei einer großen Klarheit des Ausdrucks alle die leichte Grazie findet, die nur ein so glückliches Genie, wie C. war, über ein ohne Zeitaufwand geschriebenes Werk verbreiten konnte; doch erregten gegen die Glaubwürdigkeit Männer, wie Asinius Pollio (Sueton., Caesar 56), nicht ungegründeten Zweifel. Von dem ersteren Werke besitzen wir noch die Fortsetzung des A. Hirtius, dem auch die Kommentarien über den alexandrinischen und afrikanischen Krieg beigelegt werden; die über den spanischen Krieg haben einen jüngern Verfasser. Die erste Ausgabe der Kommentarien erschien Rom 1469; die besten unter den spätern sind die von J. C. Grävius (Amsterd. 1697), Oudendorp (Leyden 1737, Stuttg. 1822, 2 Bde.), Baumstark (Auctores class., Bd. 5. V—VII), Herzog, Held, Seyffert und K. F. Chr. Schneider. Plutarch erwähnt noch Ephemeriden; doch sind diese mit den Kommentarien höchst wahrscheinlich ein und dasselbe Werk. C.s „Anticato" war eine Gegenschrift gegen Cicero's und Anderer Lobreden auf Cato, die übrigen: „Libri auspiciorum", „de astris", „de analogia" (de ratione latinae loquendi, Untersuchungen über die lateinische Sprache), „Apophthegmata" (s. Dicta collectanea, eine Sammlung von eignen und fremden Witzworten und sinnreichen Sprüchen) berühren seine Geschichte nicht und zeugen nur von dem Reichthume seines Geistes und seiner vielseitigen Bildung. In seiner Jugend verfaßte er auch lyrische und dramatische Gedichte, welche er jedoch später unterdrückte. Vgl. Söltl, Julius C., 1825; W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder: Pompejus, C., Cicero und ihre Zeitgenossen, Königsb. 1837, 3. Thl.

Cäsar, Name, den zu Ehren des großen Diktators auch die folgenden Imperatoren, gleichsam zu ihrer Verherrlichung, trugen. Octavian führte ihn als Adoptivsohn des Julius Cäsar; nach ihm aber nannten die regierenden Kaiser ihre Söhne oder die von ihnen bestimmten Regierungsnachfolger Caesares, auch wenn letztere nicht durch Adoption zum Cäsarengeschlechte gehörten. Seit Nero gehörte C. auch zum Titel des regierenden Kaisers, wo dann derselbe dem persönlichen Namen vorgesetzt ward, z. B. Imperator Caesar Vespasianus Augustus, während er bei dem Thronfolger gewöhnlich nachstand. Die Cäsaren waren Reichsgehülfen, geschmückt mit kaiserlichem Mantel, Purpur und Diadem; erst mit Alexius Comnenus, welcher den Nicephorus zum C. machte, seinen Bruder aber als Sebastocrator diesem vorsetzte, hörte die Cäsarenwürde auf, die zweite im Reiche zu seyn. Unter Philippus Arabs dem Jüngern (248 n. Chr.) nahmen die Cäsaren den Titel Nobilissimi und ihre Gemahlinnen den Nobilissimae an. Ein Senatsbeschluß nahm den C. in das Collegium pontificum auf; Pontifex maximus konnte er nicht seyn. Vgl. Kaiser.

Cäsarea, 1) Hauptstadt von Kappadocien, früher Mazaca oder Eusebia am Argäus in der Landschaft Cilicia, hatte Mangel an Trinkwasser und war schlecht befestigt, von Wüsten und Sümpfen umgeben; doch befanden sich nach Procop in der Nähe herrliche Weiden und Holz und Steine zum Bauen. C. war eine der Hauptmünzstätten des römischen Reichs in Asien, daher die Menge von Silbermünzen C.s aus der Kaiserzeit ohne den Namen der Stadt. Als unter Kaiser Valens die Provinz Kappadocien getheilt wurde, blieb C. Metropolis von Cappadocia prima, von den Kappadociern Urbium mater genannt. Justinian befestigte die Stadt mit neuen Mauern. Die Stadt ward durch ein Erdbeben zerstört.

2) C. Palaestinae, früher Stratonis turris, am Meere, an der Grenze von Galiläa und Samaria, wurde vom König Herodes 13 v. Chr. vergrößert und dem Augustus zur Ehre C. genannt. Herodes umgab die Stadt mit einer neuen Mauer, verschönerte sie durch mehre Paläste von weißem Marmor, erbaute hier dem Augustus einen Tempel und legte einen ausgezeichneten Hafen an. So wurde C. eine der größten Städte Judäa's, Metropolis der Provinz und Sitz der römischen Statthalter. Vespasian, hier zum Kaiser ausgerufen, erhob die Stadt zu einer römischen Kolonie, doch ohne Jus italicum. Titus verlieh ihr Immunität der Grundstücke. Daher führte sie auf Münzen den Namen Colonia Prima Flavia Augusta Felix C., Caesariensis Metropolis Provinciae Syriae Palaestinae. Sie war die Vaterstadt des Procopius. Jetzt Kaisarieh, in Ruinen und immer mehr versandend.

3) C. Mauretaniae, Hafen mit einem Inselchen im Eingange desselben, früher Jol, vom König Juba, der hier sich aufhielt, dem Augustus zu Ehren C. genannt. Vom Kaiser Claudius erhielt sie die Rechte einer Kolonie und ein Theil Mauretaniens wurde nach ihr Mauretania Caesariensis genannt. Unter Kaiser Valens von den Mauren zerstört, erhob sie sich unter Justinian wieder zu einer großen und volkreichen Stadt. Jetzt Tnitz oder Tenez, zwischen Mostagan und Tscherschel.

Cäsareopapismus (v. Lat.), das Eingreifen der weltlichen Macht in geistliche Rechte, namentlich der Kaiser und Könige in die vielumfassenden Rechtsansprüche der Hierarchie.

Cäsariner (Cäsarianer), eine Partei im Orden der Minoriten (1236—56), deren Anführer Cäsarius von Spira sich es angelegen seyn ließ, die strenge Beobachtung der ursprünglichen Regel des heiligen Franciskus festzuhalten gegen die laxen Neuerungen des Ordensgenerals Helias. Die C. wurden mit Peitschen und Ketten an den schuldigen Gehorsam erinnert; Cäsarius selbst saß zwei Jahre lang in einem furchtbaren Gefängniß

und † hier 1239 an den Schlägen, mit denen ihn sein Kerkermeister (auch ein Minorit) in den Kerker trieb. Erst unter dem General Johann von Parma (1247) und dessen berühmtem Nachfolger Bonaventura gelangten die C. zu Anerkennung und Frieden, hörten aber eben darum auf, Partei zu seyn, weil der ganze Orden zur strengen Observanz zurückkehrte.

Cäsariner-Nonnen, Nonnen des vom Bischof Cäsarius zu Arles gestifteten Klosters, nach der ersten Aebtissin Cäsaria so genannt; im 9. Jahrhundert wurden sie Benediktinerinnen.

Cäsarion, Sohn der Cleopatra, nach ihrer eigenen Aussage von Julius Cäsar, ward geboren 47 v. Chr., bald nachdem Cäsar Aegypten verlassen hatte. Cäsar selbst soll der Cleopatra, als sie 46 in Rom war, gestattet haben, ihn nach seinem Namen zu nennen; sein eigentlicher Name war Ptolemäus. M. Antonius fand es später seiner Politik angemessen, im Senate zu bezeugen, daß C. von Cäsar anerkannt sey; gegen ihn trat C. Oppius, ein enger Vertrauter des Diktators, in einer eigenen Schrift auf. Dessen ungeachtet ernannte Antonius (42 v. Chr.) C. zum König von Aegypten, Cypern, Lybien und Cölesyrien, erklärte ihn noch in seinem Testamente für den leiblichen Sohn Cäsars und kurz vor seinem Tode, nebst Antyllus, als etwaige Erben, für volljährig. Er hatte dadurch des Octavianus ganzen Haß auf ihn geladen; sein Tod war beschlossen und die Schlacht bei Actium sollte mit Cleopatra's und des ägyptischen Reichs auch sein Ende herbeiführen. Zwar glaubte Cleopatra ihn dadurch gerettet, daß sie ihn mit vielen Schätzen durch Aethiopien nach Indien sandte; aber sein bestochener Erzieher, Rhodon, überredete ihn zur Rückkehr, indem er ihm vorspiegelte, daß er von Octavian zum König bestimmt sey. In Alexandrien erwartete ihn statt des Throns der Kerker, und nach dem Tode der Cleopatra wurde C. von Octavianus hingerichtet.

Cäsar von Napoli, einer der berühmtesten kaiserlichen Generäle des 16. Jahrhunderts, 1486 geboren, war bei allen Hauptfeldzügen seiner Zeit thätig u. vollbrachte seine ausgezeichnetste Waffenthat 1525 in der Schlacht bei Pavia, wo er den französischen General Lautrec aufs Haupt schlug. Er wurde dafür vom Kaiser mit der Grafschaft Ducio im Mailändischen belohnt. Noch Bewundernswertheres leistete er 1536, indem er in einem einzigen Feldzug ganz Piemont bis auf Turin eroberte und das Meiste zu dem Siege am Scrivia über Peter Strozzi beitrug. Ebenso that er sich im Kriege gegen den schmalkaldischen Bund hervor. Er † zu Mailand 1568.

Caesia silva, Wald in Germanien (Tacitus, Annal. I, 50), nach Lipsius der jetzige Häserwald zwischen der Lippe und Yssel.

Caesim (lat.), schlag-, hiebweise, daher in der Rhetorik c. dicere, in gebrochenen Sätzen, kurzen Gliedern, nicht periodisch (membratim) sprechen, daher caesa oratio, eine in dieser Weise abgefaßte oder gehaltene Rede.

Cäso, d. i. der aus der Gebärmutter Geschnittene, gleichbedeutend mit Cäsar, röm. Vorname, z. B. in der duillischen, fabischen, quinctischen Gens.

Cäsonia, Geliebte des Caligula, die er als schwanger zu seiner Gemahlin erhob, um schon nach Verlauf eines Monats Vater zu seyn. Sie soll ihrem Gemahl einen Zaubertrank beigebracht haben, der ihn wahnsinnig gemacht habe. Kurz nach Caligula wurde auch sie und die Tochter, die sie hm geboren, ermordet.

Caestuarii (Cestuarii), Faustkämpfer mit dem Cästus, kommen vorzüglich in dem Gebiete der antiken plastischen Kunst vor.

Caestus (Cestus), die Faustbewehrung, das Riemenzeug der Hände, die Schutz- und Trutzwaffe, mit welcher der Faustkämpfer gerüstet seinem Gegner gegenüber in die Schranken trat. Das Wort C. ist ächt römisch, sein Ursprung ist aber mit dem des Faustkampfes im heroischen Zeitalter der Griechen zu suchen. Bei Homer kommen in dem Faustkampfe zwischen Epeius und Euryalus Faustgewinde als eine bekannte Sache vor. Sie mögen einfach gewesen seyn und hatten weder den scharfen, Wunden bringenden Riemen, noch waren sie mit Nägeln, Buckeln und Knoten versehen. Erst die spätere Zeit setzte immer mehr verstärkende Bestandtheile hinzu, bis endlich die schrecklichen Geflechte mit eingenähetem Eisen und Blei entstanden.

Cäsur, in der Poetik eigentlich nur der Einschnitt oder Ruhepunkt im Verse selbst, meist in der Mitte desselben, um die Einförmigkeit des Tonfalls zu vermeiden. Es gibt deren zwei Arten: diejenige C., welche das Metrum, und diejenige, welche der Sinn verlangt. Die Regeln für die erstere gibt die Metrik, für die zweite lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen, und der Dichter muß hier immer seinem Gefühle folgen, indem er gerade durch geschickt angebrachte Ruhepunkte das raschere oder langsamere Fortschreiten des Verses in Uebereinstimmung mit dessen Inhalt zu bringen sucht und durch sie den Wohlklang nicht wenig befördert. Es sey hier nur bemerkt, daß die C. lyrisch heißt, wenn sie auf das Ende einer metrischen Reihe oder Taktes, deklamatorisch, wenn sie in die Mitte fällt. Ferner heißt sie männlich, wenn sie gleich nach der Länge des Wortfußes, und weiblich, wenn sie nach der ersten Kürze desselben eintritt. In der Musik ist C. der Endpunkt einer musikalischen Figur, auf welche wieder eine andere folgt, oder einer musikalischen Periode von einigen Takten. Sie wird, wie die poetische C. und aus gleichen Ursachen, in männliche und weibliche unterschieden und ebenfalls nicht durch ein besonderes Zeichen in der Notenreihe angedeutet.

Cafarelli, Scipio, Neffe des Papstes Paul V., wurde von diesem zum Kardinal ernannt und mit der Besorgung der wichtigsten Regierungsgeschäfte beauftragt. Er war gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren, nahm als Kardinal, statt seines Familiennamens, den Pauls V., Borghese, an, und zeichnete sich vor den übrigen Borghesi besonders durch seine Liebe zur Kunst, seine großartigen Bauten (Villa Borghese) und prachtvolle Sammlungen aus. Er † in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Caffarelli, berühmter Sänger, s. Majorano.

Caffaro, 1) (C. Taschifellone), Genua's

ältester Geschichtschreiber, war 1080 geboren und widmete sich früh dem Dienste der Republik. Im J. 1100 kam er mit einer Kreuzfahrerflotte, welche die Genueser den Schaaren Gottfrieds von Bouillon zu Hülfe sandten, im heiligen Lande an und wohnte dem siegreichen Kampf um Cäsarea bei. Nach seiner Rückkehr in die Heimath begann er, dazu öffentlich aufgefordert, die Geschichte derselben zu schreiben und eröffnete sie mit dem eben mit erlebten Kriegszuge. Zugleich stieg er auf den Ehrenstufen der Republik immer höher und bekleidete zuerst 1122 und nachher öfter die höchste Staatswürde, das Konsulat. Nicht minder glücklich führte er das Schwert: die Pisaner besiegte er 1126 und 1146 eroberte er die Insel Minorka; auch war er 1154 Genua's Gesandter an Kaiser Friedrich I. Er † um 1166. C.'s genuesisches Geschichtswerk reicht von 1100 bis 1163, ist einfach, treuherzig, wenn auch hie und da von patriotischen Rücksichten geleitet, abgefaßt und kann als gute Quelle gelten für die so sehr verwickelte Geschichte Oberitaliens in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die Republik ließ dieselbe durch Oberto, Ottoboni, Lanfranco Pignoli, Guil. Multedo, Marino Usumare, den Markgrafen Enrico di Gavi, Jac. Doria u. A. bis 1293 fortsetzen und Muratori hat sie in seinen „Scriptores rer. Ital." (Bd. VI, 1725) zuerst durch den Druck veröffentlicht.

2) (Cafaro), Pascal, berühmter italienischer Musiker und Komponist, geboren 1708 zu San Pietro in Galatina, Schüler des Konservatoriums della Pieta zu Neapel, wurde 1750 Professor daselbst u. † 1787 als Kapellmeister dieses berühmten Instituts. C. war nicht nur ein vortrefflicher Lehrer der Tonkunst, sondern auch ein ausgezeichneter Komponist. Sein „Stabat mater" wird dem berühmten „Stabat mater" von Pergolesi zur Seite gestellt. Von seinen übrigen Kompositionen sind noch bekannt: der 106. Psalm „Confitemini Domini" ꝛc., koncertirend für Sopran, Alt und Tenor, mit Chor und Orchester; die Opera seria „Arianna e Teseo" ꝛc.

Cagayan (Cagayon, Caguayan, Cagnan), Provinz im spanischen Antheil der philippinischen Insel Manila, nimmt den nördlichen Theil der Insel ein, der von undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist und vom größten Flusse der Insel, dem Tago, durchströmt wird. Die Provinz zählt in 29 Dörfern und der Hauptstadt Neu-Segovia zusammen ungefähr 80,000 Einwohner katholischen Glaubens; außerdem leben noch viele unbezwungen ihrer väterlichen Religion getreu und frei. Die Cagayaner sind das kräftigste und schönste Malayenvolk auf Manila und haben in Sitten, Gebräuchen und Kleidung, nur nicht im Dialekte, Vieles mit dem Tagalenvolk gemein. Viehzucht, Reisbau, Baumwollenspinnerei, Weberei, Holzfällen und Handel mit Wachs sind Hauptbeschäftigungen derselben.

Cagliari, Hauptstadt der Insel Sardinien, der gleichnamigen Provinz und des Distrikts C., Sitz des Vicekönigs, eines Erzbischofs, der Udienza real und überhaupt aller hohen Centralbehörden, Bildungs- und anderer Anstalten der Insel, ist eine der ältesten Städte Italiens und durch seine Lage gleich trefflich zur festen See-, wie zur mächtigen Handelsstadt bestimmt. Um den weiten Meerbusen von C., der, durch eine südöstlich weit vorspringende Landspitze geschlossen, eine gute und sichere Rhede gewährt, und an der Mündung der Mulargia gebaut, steigt die Stadt an den hinter ihr sich erhebenden Bergen bis zu dem Kastell hinan, welches von seiner Höhe Stadt und Hafen beherrscht. Der Hafen selbst ist durch mehre Forts gedeckt, die Stadt mit Wällen umgeben. Die Stadt zerfällt in vier Theile: die obere Stadt oder das Bergviertel, das vom Kastell den Namen Castello führt, la Marina, am Meere gelegen, mit Festungswerken umgeben und meist von Kaufleuten bewohnt, Stampace (Estampache), zwischen Marina und Castello gegen Abend, und Villanova, gegen Morgen hin. Die Vorstadt San Avendres (Avandar) schließt sich in weiterer Entfernung an Stampace an. Die schönsten der ungefähr 3000 Gebäude C.'s findet man in der Marina und in dem Castello; dazu gehören: der Palast des Vicekönigs, die Kathedrale, mit Marmor überzogen, reich an Reliquien und Kunstschätzen, die Jesuitenkirche S. Michelo, das Theater, das Münzhaus, das prachtvolle Kornmagazin ꝛc. C. hat, außer der Kathedrale, 8 Pfarr-, 29 andere Kirchen, 15 Mönchs- und 5 Nonnenklöster. Die wichtigsten Gelehrten- und Unterrichtsanstalten sind: eine Universität, 1720 gestiftet, 1764 erneuert, mit gegen 20 Professoren und 300 Studenten, ferner ein erzbischöfliches Seminar, ein adeliges Erziehungsinstitut, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek von 18,000 Bänden, ein naturwissenschaftliches und ein Antiquitätenmuseum und die 1805 vom deutschen Baron Prunner hier gestiftete königliche Gesellschaft des Ackerbaues. Die Einwohner, gegen 30,000, sind im Fabrik- und Manufakturwesen noch weit zurück; nur was die Natur in ihre Hände liefert, Wein, Oel und Salz, Ziegen- und Schaffelle, ist als Ausfuhrartikel von Bedeutung, der Handel selbst aber liegt ganz und gar in den Händen der Fremden; Frankreich, Genua, Neapel und Korsika haben den größten Theil desselben an sich gerissen. Eben so wenig besitzt C., wie ganz Sardinien, eine eigene Marine. Der prächtige Hafen von C. zählt nicht mehr als 5—6 Schiffe verschiedener Größe; gleichwohl sieht man daselbst eine Schiffswerfte und ein Quarantänehaus. C. hat seit den Karthaginensern und Römern beinahe denselben Namen Jahrhunderte hindurch behalten, da die Verwandlung des r in l bei dem Uebergange aus dem phönicischen Karales oder Karalis in das italienische Calliari oder jetzt C., gewöhnlich war; auch die Römer schrieben bisweilen Caralis, gewöhnlich aber Carales. In der nordwestlichen Vorstadt St. Theresia und in der südöstlichen Vorstadt Bonaria erkennt man noch die Grenzen der alten Stadt; nur in die Ebene hinein erstreckte sich sonst die Stadt weiter westlich, wogegen der jetzige auf dem Berge gelegene Theil der Stadt, das Schloß, erst um 1217 erbaut wurde. Von der altrömischen Stadt hat sich noch das Amphitheater um so besser erhalten, da es zu 2 Dritteln in die Felsen eines durch dasselbe führenden Thales gehauen ist; es konnte nach den noch zu erkennenden Verhältnissen über zwanzigtausend Menschen fassen. Von einem vermeintlichen Tempel der Vesta erkennt man noch die runde Form der

Grundmauer. Sehr merkwürdig sind die Cisternen, große, unterirdische, auf Pfeilern ruhende Gewölbe, am besten in dem Garten der Kapuciner erhalten. Von der Akropole findet man keine Spur, wohl aber von den alten Straßen, welche von hier nach Tibula, Olbia und Torres führten. Neigebaur glaubt, daß sich die Karthaginenser 540 v. Chr. hier festsetzten und daß L. Cornelius Scipio nach seinem Siege bei Olbia 260 v. Chr. hierher vorgedrungen sey. Cäsar kam während des Bürgerkrieges aus Afrika hierher, und um jene Zeit erhielt C. Municipalrechte. Tiberius schickte 19 n. Chr. 4000 Juden hierher, welche sich stark vermehrten, bis sie von der spanischen Intoleranz 1492 förmlich vertrieben wurden. Nachdem 383 C. zu dem abendländischen Reiche geschlagen worden war, eroberte Genserich 455 die Stadt, welche 533 mit dem morgenländischen Reiche verbunden ward, bis 720 die Saracenen von Spanien aus hier einfielen und alle Bücher verbrannten. Da 785 Epiphanias als Erzbischof nach C. geschickt worden, glaubt Neigebaur, daß damals die Saracenen von den Einwohnern vertrieben wurden und daß damals schon die Richter von C. unabhängig von jedem fremden Einflusse zu regieren angefangen haben, von denen aber der erste nur seit 1002 namentlich (Hugo I.) bekannt ist. Doch schon im folgenden Jahre schlug der Saracenenfürst Musato hier seine Residenz auf, gegen den die Pisaner Kriege führten, in welchen er einen Theil der Stadt anzündete. Endlich wurden die Saracenen von den Genuesern und Pisanern mit Hülfe der Eingebornen vertrieben, so daß 1019 wieder ein Richter von C. unter dem Namen Wilhelm I. bekannt ist. Nach blutigen Kriegen gegen die anderen Richter und die Pisaner ward 1257 das Gericht getheilt, bis im folgenden Jahre die Richterwürde ganz abgeschafft wurde und die Stadt unmittelbar unter Pisa kam, dessen Verbündeter, Peter III. von Aragonien, von hier 1282 zur sicilianischen Vesper nach Sicilien schiffte. Nachdem durch die Schlacht von Melora 1286 die Macht der Pisaner gebrochen war, fingen blutige Bürgerkriege an, bis (1323) die Aragonesen landeten, welche 1326 C. nach tapferer Vertheidigung der Pisaner nahmen. Seitdem erhielt C. das Recht, seine eigenen Angelegenheiten unabhängig zu verwalten, indem diese Stadt dieselben Privilegien, wie Barcelona, hatte; doch wurde der Hafen 1350 von Ambrosio Doria blokirt. In der Seeschlacht bei C. am 29. August 1353, zwischen den Genuesen und den verbündeten Flotten der Venetianer und Aragonier, erlitten die ersteren eine vollständige Niederlage. Bei der Ankunft des Königs Peter von Aragonien ward hier das erste Parlament 1355 abgehalten, während der Krieg mit der Richterin Eleonora von Arborea fortdauerte. Im J. 1571 zeichneten sich die Schützen von C. in dem Kreuzzuge, den Don Juan d'Austria gegen die Türken führte, bei dem Siege von Curzolari aus; 1587 wurden die Festungswerke der Stadt vollendet, wobei zugleich die meisten Thürme zur Küstenvertheidigung gebaut wurden. Dennoch versuchte 1640 die türkische Flotte eine Landung in der Nähe und am 13. August 1708 wurde C. im spanischen Erbfolgekrieg durch eine englische Flotte unter Admiral Lake bombardirt. Nachdem Sardinien im Frieden von Utrecht 1713 an Oesterreich abgetreten war, landeten 1717 die Spanier und nahmen C., welches zwar 1720 an Oesterreich zurückgegeben, aber bald an das Haus Savoyen abgetreten wurde. Das Jahr 1779 brachte große Hungersnoth, 1782 Heuschrecken, 1793 erfolgte das französische Bombardement und 1794 ein Aufstand. Im J. 1799 war der König auf der Flucht aus seinen Staaten des festen Landes hier eingetroffen, und der Versuch zur Rückkehr lief so schlecht ab, daß er 1806 von Neapel zum zweiten Male nach C. flüchten mußte.

Cagliari (Calliari), Paolo, bekannter als Paul Veronese, berühmter italienischer Maler, geboren um 1530 zu Verona, wo sein Vater Bildhauer war. C. zeigte schon in früher Jugend entschiedenes Talent für bildende Kunst, aber erst nachdem sein Vater die größere Anlage zum Zeichnen in ihm entdeckte, kam er zu seinem Oheim Antonio Badile, einem geschickten Maler, in die Lehre. Trotz der Fortschritte, welche C. damals machte, konnte er es aber neben gleich ihm tüchtig strebenden Künstlern, wie Forbicini, Giolfino, Ligozzi, Brusasorci und Farinati, zu keinem Ansehen bringen, und endlich trieb ihn die Noth aus der Vaterstadt. Er wandte sich zunächst an den Kardinal Gonzaga, der ihn nach Mantua berief, wo er sich im Dome vor seinen Landsleuten vortheilhafter auszeichnen könne. Dies gelang ihm durch seine zweimalige Komposition der Versuchung des heiligen Antonius. Sein Ruf war begründet, und nachdem er hier und im Gebiete von Vicenza noch vieles Vortreffliche geleistet, begab er sich nach Venedig, um sogar gegen einen Tizian und Tintoretto in die Schranken zu treten. Ein eifriges Studium der nach Antiken geformten Gypsabdrücke, so wie der geätzten Blätter von Parmesan und Albrecht Dürer, waren damals in seinen Werken noch eben so wenig zu verkennen, als eine gewisse Aengstlichkeit des Pinselstrichs; letzteres ist namentlich mit seinem ersten großen Bilde in St. Sebastian zu Venedig der Fall. Gelungener war schon seine Freskodarstellung der Geschichte der Esther in derselben Kirche und ein Gemälde im Palaste des Dogen, welches den Kaiser Friedrich darstellt, wie er den Octavianus als Oberhirten der Kirche anerkennt. Der Hauptvorwurf, welcher Tizians Charakter gemacht wird, der, daß er jedes strebende Talent zu unterdrücken oder zu entfernen gesucht hätte, trifft ihn gegen C. nicht; denn gerade Tizian war es, der den Prokuratoren von St. Markus C. als einen der ersten von den jungen Künstlern vorschlug, welche die St. Markusbibliothek ausschmücken sollten. Das Glück, mit welchem er sich dieser Aufträge entledigte, hatte Einfluß auf seine ganze zukünftige Wirksamkeit: geschmückt mit einer goldenen Ehrenkette, dem Zeichen der vollkommensten Zufriedenheit der Prokuratoren, begleitete nun C. einen derselben, Gerolamo Grimano, Gesandten der Republik, nach Rom. Hier traten ihm die Prachtwerke der Alten und Neuern entgegen, hier stärkte sich seine Phantasie an Raphael und Michel Angelo, wie an der Antike, und verlieh seiner Muse die Schwingen, die gleich aus seinem nächsten Bilde hervorglänzten. Es war dies die Apotheose Venedigs, ein Werk, in wel-

dem C. Pracht mit Kunst in hohem Grade vereinigte und das ein wahrer Inbegriff jener Wunder ist, mit welchen Paolo das Auge bezauberte. Vortrefflicher noch sind seine verschiedenen Gastmähler, von denen allein in Venedig wenigstens sechs in den Refektorien der Klöster sich befinden. Am berühmtesten sind jedoch vier: Das erste für den Speisesaal im Kloster S. Giorgio Maggiore, die Hochzeit zu Kana, ist über 30 Fuß lang, mit 120 ganzen Figuren und 150 Köpfen. Das zweite, das Gastmahl Simeons, 1570 für die St. Sebastianskirche ausgeführt, stellt Magdalena dar, mit ihren Haaren dem Heiland die Füße trocknend. Das dritte, das Gastmahl im Hause des Levi, für die St. Johannes- und Paulskirche 1573 gemalt, hat durch Feuersbrunst gelitten. Das vierte, eine Wiederholung des zweiten, welches venediger Kunstrichter allen andern vorzogen, wurde häufig kopirt; das Original kam an Ludwig XIV. für Versailles. Eben so fleißig hat C. in Fresko gemalt und viele Paläste und Schlösser geschmückt. Er † den 19. April 1588. Die reiche Schöpfung seiner fruchtbaren Einbildungskraft, so urtheilt W. Müller, ist stets mit behaglicher Leichtigkeit behandelt, nichts ist drückend in dem wimmelnden Ueberfluß, Alles spricht uns hell und freundlich an, Alles glänzt und leuchtet in dem buntesten Farbenwechsel, aber ohne grelle Kontraste. Das Helldunkel ist absichtlich so viel als möglich vermieden, denn C. läßt lieber große und volle Lichtmassen mit ganzen Schatten zusammentreffen. Seine Draperien sind überaus mannigfaltig, und er wirft seine leichten und schweren Stoffe in die natürlichsten Falten, unter denen sich richtig und geschickt gebaute Körper bewegen. Das Nackte liebt er nicht sehr, obgleich es ihm weder an anatomischer Sicherheit der Umrisse, noch an blühendem Inkarnat fehlt; aber seinem Geschmacke sagt die bunte Kleiderhülle mehr zu, als die Eintönigkeit des Fleisches. In seinen Stellungen und Köpfen herrscht eine erstaunliche Abwechselung, ohne alle Gesuchtheit: denn er griff seine Gruppen, Figuren, Bewegungen, Physiognomien und Mienen aus dem Leben auf. Seine Farben sind so glänzend, daß seine Tadler ihn deshalb einen Miniaturmaler nannten, und die Patina seiner Oelbilder hat sich trefflich gehalten; dagegen haben seine Fresken in der venetianischen Luft bedeutend gelitten. Sein Auftrag ist leicht, keck und breit, und man pflegte von ihm zu sagen, er schreibe vielmehr mit seinen Farben, als daß er male. In der Darstellung höherer und ernsterer Gegenstände, wie z. B. in den geschichtlichen und allegorischen Bildern des Dogenpalastes und in seinen Märtyrern, verleugnet er zwar weder seine geistreiche Erfindungskraft, noch die Gewandtheit seines Pinsels, aber er ist in ihnen doch nicht in seinem Elemente. Es geht jenen Bildern die Tiefe und Kraft der großen Motive ab, welche wir in solchen Darstellungen suchen, und wo der Künstler irgend kann, zieht er uns durch episodische Ausschmückungen von den Hauptpersonen ab, gleichsam um uns für das schadlos zu halten, was diesen an Gewicht und Bedeutung mangelt. Einen großen Reichthum an Gemälden C.'s besitzt vor allen Venedig, namentlich die Gallerie der Akademie; zu den ausgezeichnetsten gehört auch die Familie des Darius vor Alexander im Hause Pisani, so wie der Raub der Europa im herzoglichen Palaste. Von Venedig waren viele Stücke nach Paris entführt, sind aber, bis auf die berühmte Hochzeit zu Kana, wieder zurückgebracht worden. Verona bewahrt noch unangetastete Bilder C.'s. Sein Hauptwerk, in S. Giorgio, stellt den Moment dar, wo der heil. Georg, von drohenden Kriegsknechten umringt, dem Priester die Anbetung des Idols verweigert. Nach Venedig zeigt Dresden die meisten (14) und schönsten Veroneses, unter andern: die Findung Mosis, die Kreuztragung, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Jünger in Emaus, die Hochzeit zu Kana ꝛc. Eines der herrlichsten Gemälde ist die Heilung des Kranken, in der Gallerie zu Wien. In München sind 8 Veroneses: Amor mit zwei Jagdhunden, eine heilige Familie, eine Mutter mit drei Kindern (Liebe, Gerechtigkeit und Klugheit), C.'s Brustbild, der Glaube an das Gebet, die Stärke und die Mäßigkeit, das Bildniß einer Frau. In der giustinianischen Sammlung zu Berlin befindet sich der von zwei Engeln unterstützte Leichnam Christi. Nachdem dem pariser Museum die gestohlenen Blüthen wieder abgepflückt sind, ist auch sein ehemaliger Reichthum an Veronesen sehr zusammengeschmolzen. Viele Gemälde C.'s sind auch nach Petersburg gewandert, unter andern: die Grablegung, die Ruhe in Aegypten, die Anbetung der Könige (zweimal), eine heilige Familie ꝛc. Was Spanien, namentlich das Eskurial und das Museo del Prado besaß, ist in den letzten unglücklichen Stürmen des Landes zum Theil in fremde Hände gekommen. Zu dem Schönsten, was Spanien besaß, gehörte: die Ehebrecherin, Christus und der Centurio, das Gastmahl des Pharisäers, ein Ecce homo, eine Verkündigung, ein Besuch Jesu bei seiner Mutter nach der Auferstehung. Englands Schätze von C.'s Meisterhand befinden sich in der Nationalgallerie (z. B. die Konsekration des heil. Nikolaus und ein Raub der Europa), in Yorkhouse (Christus mit den Jüngern zu Tische in Emaus), in Cambridge (Merkur, der die Aglaure in Stein verwandelt) und in mehren Privatsammlungen. Nach C. ist, besonders von den neueren Kupferstechern, nur sehr wenig gestochen worden, weshalb das, was H. R. Füßly's kritisches Verzeichniß der besten, nach den berühmtesten Malern aller Schulen vorhandenen Kupferstiche anführt, noch jetzt als ziemlich vollständig gelten kann. Als von C. selbst radirte Blätter werden aufgeführt: eine Anbetung der Weisen, groß Folio, und zwei schlafende Heilige, ein kleines Blatt ohne Zeichen. Am meisten u. besten stachen nach C.: Ph. And. Kilian und A. Carracci. Die berühmtesten Schüler C.'s sind: seine Söhne Carlo (geb. 1570 oder 1572, † 1596) und Gabriello (geb. 1568, † als Opfer seiner Menschlichkeit 1631 an der Pest), sein Bruder Benedetto (geb. 1538, † 1598), so wie Michel Parrasio, Naudi, Maffei Verona, Francesco Montemezzano.

Cagliostro, Alexander, Graf von, eigentlich Joseph Balsamo, ein weltbekannter geist-

reicher Betrüger des 18. Jahrhunderts, wurde den 2. Juni 1743 von armen Aeltern, Pietro Balsamo und Felicia Braconieri, zu Palermo geboren. Schon im zartesten Alter verlor er seinen Vater und erhielt einen zweiten an seinem mütterlichen Oheim. Außerordentliche Fähigkeiten, ausgezeichnete Auffassungsgabe und ein höchst sicheres Gedächtniß neben einem frühzeitig entwickelten Hang zu Ausschweifungen und Betrügereien ließen von dem Knaben Vieles hoffen und fürchten. Aus dem Seminar des heil. Rochus zu Palermo trat er in den Ordenskonvent der barmherzigen Brüder zu Cartagirone, woselbst er durch den Klosterapotheker Einiges von Chemie und Arzneikunst kennen lernte. Doch sein unruhiger Geist trieb ihn bald wieder aus dem Kloster, er laborirte nun in Palermo mit einem Quacksalber Walloto, trieb Schatzgräberei und ahmte Handschriften nach. Als die Polizei seinen Gaunereien auf die Spur gekommen, verschwand er aus Palermo und Sicilien und bereiste als Schriftenverfälscher, Taschenspieler, Adept, Wahrsager und Schatzgräber Sardinien, Genua, Griechenland, Aegypten, Persien und Rhodus. In Rom (nach Andern in Kalabrien) heirathete er die reizende Tochter eines Gürtlers (nach Andern eines Kupferschmieds), Lorenza Feliciani, deren Schönheit und gefällige Hingebung er zur Ausführung seiner Betrügereien und zur Füllung seiner Tasche benutzte. Mit ihr durcheilte er im Fluge, bald als Marquis Pellegrini, bald als Marquis d'Anna, bald als Graf Fennix, aber auch als Tischio, Melissa, Belmonte und Harat Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal; in Madrid, Lissabon, Paris, London u. a. O. wucherte die schöne Lorenza mit ihrem Leib und ihr Gemahl verkaufte verjüngende Lebenstinktur, Universalessenzen, Schönheitswasser, besonders an alte, runzelige Damen, lehrte Goldmacherei und die Auffindung des Steins der Weisen und gewann bedeutende Summen. Pomphafte Ankündigungen posaunten seine Anwesenheit aus. Bei seinem zweiten Aufenthalte in London, womit der wichtigste Abschnitt seines berühmten und berüchtigten Lebens beginnt und wo er auch den Titel Graf C., von seiner Tante und Taufpathin Vincente C., annahm, stiftete er die von ihm benannte erste ägyptische Maurerei, welche er von Henoch u. Elias entstehen ließ, ein phantastisches Gewebe von Träumen, Unsinn und Betrug. Er nannte sich den großen Kophta und versprach den Ordensbrüdern, sie physisch und moralisch wiedergeboren werden zu lassen und dann zur Vollkommenheit zu führen. Ersteres vermöge er durch die Materia prima oder den Stein der Weisen und den Gottendorn, Letzteres dadurch, daß er den Menschen wieder in den Stand der ersten, durch die Erbsünde verlorenen, Unschuld zurückbringe. Der Mensch, der nach physischer Wiedergeburt strebt, wird nach seiner Lehre ein Alter von 5557 Jahren erreichen. Nur ein Mann von vollen 50 und eine Frau oder ein Mädchen nach erreichtem 36. Lebensjahre kann physisch wiedergeboren werden. Dazu führende Mittel sind: 40tägige strenge Diät in einem entlegenen Landhause vom Vollmonde des Mai an, abführende Kräuter, Tropfen des Großkophta, am 32. Tage ein leichter Aderlaß, Eintritt von Konvulsionen, Transspiration, Fieber und Sinnesverwirrung, Verlust der Haut, der Haare, der Zähne, worauf nach einem Bade und der letzten Dosis der prima materia Haut, Haare und Zähne nur um so strahlender wieder zum Vorschein kommen. Mit dem 40. Tage tritt endlich die Wiedergeburt ein und muß von 50 zu 50 Jahren wiederholt werden. Auch die moralische Wiedergeburt entwickelt sich in 40 Tagen. Seinen wahren Ursprung, seinen Geburtsort und sein Alter verschwieg er stets. Heute versicherte er, der Hochzeit zu Kana beigewohnt zu haben, morgen behauptete er, er habe schon vor der Sündfluth gelebt und mit Noah die Arche betreten. Bald nannte er Mekka als seinen Geburtsort und die Tochter des dortigen Sherifs seine Mutter, bald sich den Sohn des Großmeisters von Malta, Pluto, und einer Fürstin von Trebisonde; ein andermal leitete er seine Geburt aus jener Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen (1. Mos. 6, 4 u. 6) her. Zu Medina von dem weisen Ulthotas erzogen, vollendete er seine Bildung in den unterirdischen Gemächern der größten Pyramide. Millionenreich, Oberpriester der ägyptischen Freimaurerei, war er, wie er vorgab, zur Wiedergeburt der Welt berufen. Durch Beschwörungen rief er die Todten aus ihren Gräbern und in der Zukunft las er noch heller, als in der alten Geschichte. Alle diese Behauptungen brachte er mit seltener Geläufigkeit und unerhörter Unverschämtheit vor, und die Leichtgläubigen strömten in Schaaren herbei. Der Signora Lorenza körperliche Reize unterstützten die magischen Geschäfte ihres Gemahls. So erhielt C. eine Macht und einen Einfluß bei der hohen Aristokratie der damaligen Zeit, wie jetzt kaum glaublich, und der Menge mußte ohnehin die Pracht und der Glanz, mit denen er sich umgab, imponiren. Sein Ansehen stieg dermaßen, daß Damen und Herren Fächer, Ringe, Souvenirs, Hüte, Knöpfe, Westen rc. à la Cagliostro trugen. In Mitau, wo ihn 1779 Elise von der Recke kennen lernte, betrog er als ein spanischer Graf und Obrist und spielte bei dem dortigen Adel eine so brillante Rolle, daß man ihm den kurländischen Fürstenhut zu bieten gesonnen war. In Petersburg glänzte seine Gattin als Prinzessin Santa Croce, sein Verjüngungswasser ging reißend ab und überschüttete ihn mit Gold. Katharina II. aber ließ ihn nicht vor sich; sie schrieb selbst über ihn drei Lustspiele, worin er als Betrüger derb russisch gegeißelt wird. Auch in Warschau wurde er von dem Adel fürstlich empfangen und in Straßburg (1780) würdigte ihn der Kardinal von Rohan seines genauesten Umgangs und vergoldete den Stab des abenteuerlichen Zauberers. Hier besuchte ihn der für ihn enthusiasmirte Lavater und erhielt auf seine Anfrage, woher seine Kenntnisse stammen, wie er sie erlangt und worin sie bestehen, die sinnlose Antwort: In verbis, in herbis, in lapidibus. In Paris, wohin er sich 1785 begab und wo er sein Spiel als Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei trieb, wurde er in die berüchtigte Halsbandgeschichte mit verwickelt, kam in die Bastille und wurde des Landes verwiesen. Hierauf erließ er von London aus die schmählichsten Sendschreiben gegen die französische Regierung und forderte das Volk zur Empörung auf.

Aber auch in England fing man jetzt an, den Betrüger zu durchschauen, besonders nachdem Morand in seinem Kurier von Europa C.'s Gaunereien aufgedeckt, und er wandte sich nach Basel und Biel. Auch Turin mußte er sogleich nach seiner Ankunft wieder verlassen, worauf er um 1789 auf Bitten seiner Gemahlin, nachdem er auch aus Roveredo und Trient hatte weichen müssen, nach Rom zurückkehrte. Hier der Freimaurerei und eines Betrugs an Pietro di Faloni angeklagt, wurde er am 27. December 1789 auf der Engelsburg eingekerkert und am 7. April 1791 von dem Inquisitionsgericht zum Scheiterhaufen verurtheilt. Pius VI. verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft. Seine Frau ward auf Lebenszeit in ein Kloster gebracht. Der von seinen frühern Verehrern gänzlich verlassene Wunderthäter † im Kerker zu St. Leo im Kirchenstaate im Sommer 1795, nach der Bemerkung Ludwig XVIII., eines gewaltsamen Todes. C.'s ganzes Aeußere schon verrieth den ungewöhnlichen Mann. Er war von Statur klein, dick, mit gewaltig breiten Schultern, hatte ein feuriges, durchdringendes Auge, eine volle, weittönende Stimme und sprach geläufig mehre Sprachen. Ausgezeichnete Geistesanlagen, große Menschenkenntniß und Gewandtheit sind ihm nicht abzusprechen; nur wandten sie sich leider bloß auf Taschenspielereien und Betrügereien. Vergl. über ihn Charl. Elisa von der Recke, Nachricht von des berüchtigten C. Aufenthalt in Mitau im J. 1779 ꝛc., Berlin 1787; C. in Warschau, oder Tagebuch über C.'s magische und alchemische Operationen daselbst im Jahre 1780, von einem Augenzeugen, aus dem Französischen (von J. F. Bertuch), Königsberg 1786; Lettre du Comte de Mirabeau à *** sur M. M. de Cagliostro et de Lavater, Berlin 1786, deutsch, das. 1786; Compendio della vita et della gesti di Giuseppe Balsamo, denominato il conte Cagliostro etc., Rom 1791, deutsch von C. J. Jagemann, Weimar 1791, Zürich 1791; Mémoires pour servir à l'histoire du comte de C., 1785.

Cagnola, Luigi, Marchese, einer der ausgezeichnetsten italienischen Architekten unseres Jahrhunderts, 1760 geboren, studirte im klementinischen Kollegium zu Rom und vervollkommnete sich später in Mailand durch das Studium von Palladio's Bauwerken und Schriften. Während der Herrschaft der Franzosen erhielt er mehrfache Aufträge, namentlich dirigirte er den Bau des Triumphbogens am Tessinerthore, den der Kapelle der heil. Marcellina in der Kirche des heil. Ambrosius und den des Simplonbogens, bis er am 12. August 1833 als Ritter der eisernen Krone und Kammerherr des Kaisers von Oesterreich am Schlagflusse †. Auch ein für die Kirche der Mutter Gottes zu Vercelli im Thale von Sesia bestimmtes Monument hinterließ er unvollendet.

Cagnoli, Antonio, berühmter italienischer Astronom, 1743 auf der Insel Zante geboren, wo sein Vater, ein geborner Veroneser, Kanzler des venetianischen Statthalters war. C. begleitete 1772 als Legationssekretär den Gesandten Marco Zeno nach Madrid und 1776 nach Paris. Hier begeisterte ihn ein zufälliger Besuch in der Sternwarte, wo man ihm den Ring des Saturnus zeigte, so für die Astronomie, daß er sofort beschloß, dieser Wissenschaft seine ganze Kraft zu weihen. Er begann die mathematischen und astronomischen Studien bei Lalande, machte sich einen vollständigen astronomischen Apparat zu eigen und siedelte damit 1785 nach Verona über, wo er bald ein förmliches Observatorium aufschlug. C. griff bald durch Beobachtungen, Studien und schriftstellerische Arbeiten äußerst heilsam und kräftig in die Entwickelung der Astronomie ein, wurde nach und nach Mitglied von 21 gelehrten Gesellschaften, schon 1786 Sekretär und 1796 Präsident der Academia agraria zu Verona, verlor aber ein Jahr später bei der Eroberung Verona's durch die Franzosen einen großen Theil seines Observatoriums. Obgleich für den Verlust entschädigt, verkaufte er dennoch seine sämmtlichen astronomischen Werkzeuge nach Brera in Mailand und ging bald darauf selbst als Astronom dorthin. Nachdem C. dann auch an der Militärschule zu Modena längere Zeit als Professor der Mathematik gewirkt hatte, kehrte er nach Verona zurück und † 1816. Von seinen Schriften nennen wir die „Trigonometria piana e sferica" (Paris 1786, Bologna 1804, mit Kupfern) und „Sezione coniche" (Modena 1802, mit Kupfern).

Cagots (Gahets), ein eigenthümlicher Volksstamm zu beiden Seiten der Pyrenäen, über den noch heute die gröbsten Irrthümer verbreitet sind, indem man sie häufig mit den Cretins verwechselt, während sie in der That meist hochgewachsene Leute von muskulösem Körperbau, wohlentwickeltem Schädel, langer, vorspringender Nase, stark gezeichneten Zügen, blauen Augen und schlichten blonden Haaren sind. Früher schrieb ihnen der Aberglaube einen beständigen Aussatz zu; später sollte sie ein eigenthümlicher widerlicher Geruch und der Mangel des Ohrläppchens auszeichnen. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden sie wie Verpestete betrachtet. Sie bewohnten armselige Hütten, die von den andern Häusern abgesondert waren, durften sich an demselben Tisch nicht niederlassen, wo Eingeborne des Landes saßen, in der Kirche nicht weiter vortreten, als bis zum Weihkessel, und auch hier nur das Abendmahl empfangen, u. dergl. mehr. In Frankreich hält nicht mehr das Gesetz, sondern die Sitte des Volkes die Schranken zwischen den C. und der übrigen Bevölkerung aufrecht, während dieselben an andern Orten gänzlich gefallen sind. Ein Ueberrest der alten Absonderung ist auch, daß an manchen Orten die C. fast ausschließlich Zimmerleute und Faßbinder sind, so daß beide Namen fast gleichbedeutend gebraucht werden. Der Name Cagot wird am wahrscheinlichsten von canis gothus (gothischer Hund) abgeleitet, was auf ihre Abstammung von den arianischen Gothen deutet. Außer den ehemals aquitanischen Ländern zu beiden Seiten der Pyrenäen, dem spanischen Obernavarra, dem französischen Niedernavarra, Bearn, Gascogne, Guyenne, finden sich C. auch in Unter-Poitou, der Bretagne und Marne; doch heißen sie hier Caqueux, Cacoas oder Caquins. Mit den C. verwandt und auch so genannt sind die Colliberts in Nieder-Poitou.

Cahi (Cahiz), spanisches Getreidemaß, = 12 Barsellas oder Fanegas, an verschiedenen Or-

ten verschiedenen Inhalts: in Alicante = 12,420 pariser Kubikzoll, = 4,48262 berliner Scheffel; in Kastilien (Madrid, Cadix) = 2881 par. Kubikzoll, = 1,03981 berl. Scheffel; in Valencia = 10,347 par. Kubikzoll, = 3,73443 berl. Scheffel.

Cahors, Hauptstadt des französischen Departements Lot, am Lot, liegt auf einer Halbinsel des Flusses, zum Theil auf einem steilen Felsen und hat gegen 14,000 Einwohner. C. ist der Sitz der Departementsbehörden, zweier Friedensgerichte, eines Bischofs, einer Akademie mit einer Bibliothek, eines Handelsgerichts, einer Ackerbaugesellschaft. Die alte Kathedralkirche ist gothischer Bauart. Die Manufakturthätigkeit erstreckt sich auf gewöhnliches Tuch, Spitzen, Papier, Leder, und der Handel auf Wein (Vin de Graves), Branntwein, Früchte, Trüffeln, Nußöl ꝛc. C. ist die Vaterstadt des Papstes Johann XXII. und des Dichters Cl. Marot. Früher hieß sie Divona, später Cadurcum (s. d.). In der Nähe finden sich Trümmer eines römischen Amphitheaters.

Cahorsweine, französische Weine, die besten Sorten der Pontakweine, von schöner dunkelrother Farbe, in der Jugend von vieler Lieblichkeit, die sie später verlieren; jedoch nehmen sie nach guter Behandlung und Pflege eine oft für den Magen wohlthätige und gelind zusammenziehende Kraft an. Den ersten Rang unter ihnen nimmt der Rogomme ein, ein schöner Likörwein von funkelnder dunkler Farbe, hoher Geistigkeit, viel Arom, besonders in der Jugend von koncentrirter Süßigkeit, welche sich auch gewöhnlich bis ins spätere Alter erhält. Diesem folgen nach der Güte: Cahors grand Constant, C. Duroc, C. Marquère, C. Haut Brion, C. Paraac und einige andere geringere blaßrothe Weine.

Caicos, britisch-westindische Inselgruppe, zu den Bahamainseln gehörig, unter 72° westl. L. und 21° nördl. Br., im atlantischen Ocean, zwischen St. Domingo und den eigentlichen Bahamas, an der Spitze einer der Bahamabänke. Nördlich von dieser Bank befinden sich vier oder fünf Eilande von ziemlicher Größe. Das größte heißt „große Caicos," liegt nördlich von St. Domingo und ungefähr 400 englische Meilen von Neu-Providence und ist 60 englische Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit. Daselbst befinden sich einige gute Ankerplätze, namentlich der von St. George-Key, wo ein Zollhafen und eine kleine Batterie ist. Keine von den andern Niederlassungen ist in gleich blühendem Zustand. Produkte sind Baumwolle, etwas Zucker; auch finden sich daselbst gute Weiden für europäisches Hausvieh.

Caignez, der beliebteste französische Melodramendichter unserer Zeit, von seinen Landsleuten „Racine du melodrame" genannt, ist 1780 zu Paris geboren. Vieles hat er, nach Art der pariser Dramenfabriken, mit Bernard und d'Aubigny gemeinschaftlich gearbeitet.

Caille, Nicolas Louis de la, gewöhnlich Lacaille genannt, einer der ausgezeichnetsten französischen Mathematiker und Astronomen, war zu Rumigny den 15. März 1713 geboren, studirte zu Paris alte Sprachen, Philosophie und Mathematik und widmete sich dann im College Lisieux der Theologie, beschäftigte sich aber zugleich heimlich, ohne Lehrer, ohne Instrumente und fast ohne die nöthigsten Hülfsquellen mit der Astronomie, in welcher er bald solche Fortschritte machte, daß Fouchy, als er ihn 1736 prüfte, über des 21jährigen Jünglings unter solchen Verhältnissen erworbene Kenntnisse in Staunen gerieth. Nachdem er einige Jahre Diakonus an der Kirche des College's Mazarin gewesen, entsagte C. der Theologie, machte durch Fouchy 1736 des berühmten Jakob Cassini Bekanntschaft und wohnte fortan auf dessen Sternwarte. Mit Maraldi, der sein Freund geworden, nahm er die Küsten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf, und seine bei diesen geodätischen Operationen bewiesenen Kenntnisse empfahlen ihn zur Berichtigung des Meridians von Paris, welche damals vorgenommen wurde. Am 30. April 1739 begann er seine mühsame Arbeit mit gewohnter Genauigkeit. Noch in demselben Jahre brachte er die Dreiecke von Paris bis Perpignan, die Messung der Basen von Bourges, Rhodez und Arles zu Stande, beobachtete die Azimuthe und Zenithdistanzen der Sterne von Bourges, Rhoddez und Perpignan und half bei der Messung des Längengrades, der am Hafen von Cette endigt. Im harten Winter von 1740 warf er sein Dreiecknetz über die höchsten Berge von Auvergne, um den Meridian an eine kurz vorher bei Riom gemessene neue Basis zu knüpfen. Während dieser beschwerlichen Beschäftigungen erhielt er im November d. J. den durch den berühmten Varignon erledigten Lehrstuhl der Mathematik am College Mazarin. Vorlesungen, neue Messungen und Berechnung derselben nahmen nun die ganze Thätigkeit des 26jährigen Mannes in Anspruch. Seine schriftstellerische Wirksamkeit um diese Zeit bezeugen seine schnell auf einander erschienenen Werke, seine zahlreichen und trefflichen Abhandlungen in den Memoiren der königlichen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er 1741 geworden, astronomische Ephemeriden in 3 Bänden, von 1745 — 1755, 1755 — 1765, 1765 — 1775, seine sorgfältig berechneten Sonnen- und Mondfinsternisse von Christi Geburt bis auf 1800, niedergelegt in seiner „l'Art de verifier les dates etc." (Paris 1750). Tag und Nacht beobachtete er zur Berichtigung der Sternkataloge und der astronomischen Tafeln nach der Methode der korrespondirenden Höhen die Sonne, die Planeten und besonders die Fixsterne, und seine später gedruckten Sonnentafeln sind die genauesten, die je erschienen. Er erhielt ein eigens für ihn eingerichtetes und mit den besten Instrumenten versehenes Observatorium in dem College Mazarin. Sein sehnlichster Wunsch, in der südlichen Halbkugel die Gestirne zu beobachten, ward auf Verwendung der Akademie erfüllt. Am 21. Nov. 1750 segelte C. mit einem Astronomen und einem Uhrmacher nach dem Kap der guten Hoffnung ab und kam am 19. April 1751 daselbst an. Sein Hauptzweck war, die Parallaxen des Mondes, der Venus und des Mars und die Refraktionen von Süden aus genauer zu bestimmen. In 127 Nächten bestimmte er unter den mannigfaltigsten Schwierigkeiten gegen 10,000 Sterne schnell und genau, maß einen Breitegrad der südlichen Halbkugel auf das Schärfste und verfaßte auf Befehl der Regierung eine sorgfältige Karte von Isle de France und Bourbon. Zur Lösung des

Längenproblems nahm er die Methode der Abstände des Mondes von der Sonne oder von den Fixsternen. Seine nautischen Almanache, die er damals entwarf, sind jetzt allgemein angenommen. Nach einer vierjährigen Abwesenheit langte er am 27. Sept. 1754 wieder zu Paris an, schlug eine Gratifikation von 100,000 Livres aus und legte vor den Agenten der königlichen Schatzkammer genaue Rechnung der Kosten seiner Unternehmung ab; sie beliefen sich bloß auf 9144 Livres 5 Sous. Sein Ruhm war nun gegründet und die Akademien zu London, Bologna, Petersburg, Berlin, Stockholm und Göttingen ernannten ihn zu ihrem Mitglied. Astronomische Beobachtungen, Berechnungen, sein Lehramt und schriftstellerische Produktionen nahmen ihn wieder in Anspruch. Damals erschienen: „Astronomiae fundamenta novissimis Solis et Stellarum observationibus stabilita“ (Paris 1757), ein ausgezeichnetes Werk, und die „Tables solaires“ (das. 1758). Aus Bouguers Nachlaß gab er „Traité de la gradation de la lumière“ heraus und arbeitete den „Traité de navigation“ dergestalt um, daß er an die Stelle der natürlichen Sinus derselben die Logarithmen der Sinus und Tangenten setzte, welche Abhandlung als „Tables des logarithmes pour les sinus et tangentes et toutes les minutes du quart de cercle etc.“ (Paris 1760, 1799) auch besonders erschien. Sein Plan, die „Ages de l'astronomie“ zu schreiben, in welchen er alle frühern Beobachtungen zu vergleichen und zu berechnen gedachte, ging nicht in Erfüllung. Seit 1760 von der Gicht befallen, lag er dennoch ganze Nächte auf dem kalten Fußboden seiner Sternwarte und bestimmte die Zodiakalsterne auf einer Karte. Aber Fieber, Nieren- und Kopfschmerzen erreichten endlich einen entsetzlichen Grad und er fühlte sich dem Tode nahe. Nachdem er alle ihm anvertraute Manuskripte zurückgegeben, die seinigen seinem Freunde Maraldi anvertraut hatte, verschied er am 21. März 1762. An außerordentlicher Sorgfalt, unausgesetzter Thätigkeit, Geschicklichkeit, Sicherheit und tiefer Kombinationsgabe kommt ihm nicht leicht ein Gelehrter seiner Zeit gleich. Lalande rühmt ihm nach, daß er allein mehr Beobachtungen und Rechnungen gemacht habe, als alle Astronomen seiner Zeit zusammen. Von C.'s Schriften nennen wir außer den angeführten noch: „Leçons élémentaires de mathématiques“ (Paris 1741, 1802); „Leçons de mécanique“ (das. 1743); „Leçons d'astronomie“ (das. 1746, herausgegeben von Lalande, 1780), ein ausgezeichnetes Werk; „Elémens d'optique“ (das. 1750. 1807, 1808); „Coelum australe stelliferum“ (das. 1763, von Maraldi herausgegeben); „Journal historique d'un voyage fait au cap de Bonne-Espérance“ (von Cortier herausgegeben, das. 1763, mit einer Karte); „Carte d'Isle de France dans la mer des Indes“ (von Vouage herausgegeben, Paris 1763).

Caillé, René, berühmter französischer Reisender, 1800 zu Mouzé in Poitou geboren, war der Sohn eines Bäckers und zeigte von Kindheit an unwiderstehlichen Drang zu Reisen und geographischen Entdeckungen. Sehr jung zur Waise geworden, ward er von einem Oheim in die Lehre gegeben; allein vergeblich. Ohne alle andern Vorkenntnisse, als Lesen und Schreiben, fand C. in einigen Reiseberichten die Losung zu seiner glänzenden Laufbahn, und namentlich wurden durch das Studium einer schlechten Karte von Afrika die unbekannten Länder, welche in den großen weißen Räumen verborgen seyn müßten, das Ziel seiner Sehnsucht u. bestimmten die Richtung seines Strebens. Fünfzehn Jahre alt begann C. die Ausführung seines Planes. Mit 60 Franken, seinem ganzen Vermögen, in der Tasche, ging er in Rochefort an Bord der Gabare „la Loire“, welche mit der Fregatte „la Méduse“ nach dem Senegal segelte. Von St. Louis, wohin ihn diese erste Schifffahrt führte, war er genöthigt, sich wieder nach Guadeloupe einzuschiffen, und kam erst 1818 mit einem kleinen Waarenvorrathe nach St. Louis zurück, wo ihn, nach eifrigen aber vergeblichen Versuchen, ins Innere des Landes einzudringen, ein heftiges Fieber zur Rückkehr nach Frankreich zwang. Erst 1824 finden wir ihn abermals am Senegal und sehen ihn dann die bis dahin noch keinem Europäer gelungene Reise nach Timbuktu und von da wieder in die Heimath glücklich vollenden. Die wiederholten fruchtlosen Versuche der Engländer lenkten nämlich um jene Zeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt Frankreichs auf die Ausforschung des innern Afrika's und besonders Timbuktu's. Die geographische Gesellschaft eröffnete eine Subskription in Paris, die 10,000 Fr. abwarf, und die von derselben denjenigen Reisenden bestimmt wurden, der, gleichviel auf welche Art, das Ziel erreichen würde, welches bis jetzt die englische Macht mit all ihren hartnäckigen Bemühungen und ihrer Verschwendung von Schätzen nicht hatte erreichen können. Die öffentliche Anzeige dieser Subskription kam zufällig C. zu Gesicht, und die Ehre, diesen Preis zu erringen, war fortan das Ziel seiner Bestrebungen. Zunächst erlernte C. die maurische Sprache, dann nahm er maurische Kleidung an und gab sich für einen Aegypter aus, welchen die Franzosen als Kind während der französischen Expedition entführt hätten; jetzt, wo es ihm gelungen sey, ihren Händen zu entfliehen, sey er in sein Vaterland zurückgekehrt, um wieder der Religion seiner Väter zu huldigen. Bald galt C. für einen der bravsten und eifrigsten Muselmänner, den namentlich die Sehnsucht nach der Wallfahrt nach Mekka ganz zu erfüllen schien. Mit dem kleinen Vermögen von 2000 Franken, die er mühsam sich erworben, ging er am 18. April 1827 von Kakondy ab und zog zu Fuß durch gänzlich unbekannte Länder. Nach allen nur erdenklichen Prüfungen erreichte er am 3. August den Flecken Time im südlichen Bambara, wo er sich einer Karawane anschloß. Aber eine Wunde am Fuß nöthigte ihn, sie ziehen zu lassen, und bald wurde er eine Beute des Skorbuts; er schwebte 6 Monate lang zwischen Leben und Tod, sein Gaumen wurde heftig angegriffen, alle seine Zähne fielen aus ihren Höhlen, und selbst die Kinnbackenknochen lösten sich los. Die Pflege einer guten alten Frau und seine gute Natur siegten endlich. Er verließ Time am 9. Jan. 1828, erreichte am 11. März Dschenne, schiffte sich auf dem Niger ein und kam endlich am 20. April nach Timbuktu. Sein Buch enthält die Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt, in so weit es ihm möglich war,

sie in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes kennen zu lernen, denn schon am 4. Mai war er genöthigt, sie zu verlassen, um sich einer Karawane anzuschließen, die nach Marokko ging. Nach namenlosen Entbehrungen erreichte man Fez, wo es C. gelang, durch sein geschicktes und vorsichtiges Benehmen, mitten unter dem argwöhnischen Despotismus des Kaisers von Marokko, sich gegen Westen zu wenden. Von Tanger, das er am 7. Aug., entblößt von Allem, mit Lumpen bedeckt, nach 528 Tagen unerhörter Leiden erreichte, kehrte er nach Paris zurück, wo ihm der ehrenvollste Empfang wurde. Die geographische Gesellschaft erkannte ihm den Preis der 10,000 Fr. zu und gab ihm eine jährliche Belohnung von 1000 Fr. Nach der Herausgabe seines Werkes zog sich C. in seine Provinz zurück, kaufte sich dort ein kleines Gut, verheirathete sich und widmete sich mit demselben Eifer dem Landbau, mit welchem er Alles erfaßte, was er unternahm. Seine Mitbürger bezeugten ihm dadurch ihre Achtung, daß sie ihn zum Maire der Gemeinde Lobaderre ernannten. Aber C.'s Gesundheit war zu tief erschüttert, um ihm ein langes Leben zu gewähren; er trug bereits den Keim des Uebels in sich, dem er am 17. Mai 1839 als ein Märtyrer der Wissenschaft erlag. Seine Reisebemerkungen wurden von dem Geographen Jomard geordnet und mit vielen eigenen Anmerkungen unter dem Titel: „Journal d'un voyage à Tembouctou et à Jenné dans l'Afrique centrale“ (Paris 1830, 3 Bde.) herausgegeben.

Cailliaud, Frederic, französischer Reisender, geboren den 10. März 1787 zu Nantes, studirte zu Paris Mineralogie, bereiste Holland, Italien, Sicilien und einen Theil Griechenlands und begab sich 1815 über Konstantinopel nach Alexandrien, wo er auf Drovetti's Empfehlung den Auftrag erhielt, den mineralischen Reichthum Aegyptens zu untersuchen. Auf seiner Wanderung von Edsu in Oberägypten nach dem rothen Meer entdeckte er sieben Stunden von der See die ungeheuren Smaragdgruben, die schon den Alten bekannt gewesen waren. Im J. 1819 nach Frankreich zurückgekehrt, ließ er das „Journal du premier voyage en Nubie“ und die „Recherches sur les oasis, sur les mines d'emeraudes et sur l'ancienne route du commerce entre le Nil et la mer Rouge“ drucken, welche Schriften in der von Jomard herausgegebenen „Voyage à l'oasis de Thebes et dans le desert, fait pendant les années 1815 — 18“ (2 Bde., Par. 1822) enthalten sind. Noch ehe aber dieses Werk in den Druck genommen war, unternahm er eine neue Reise nach Aegypten, als ihn der Pascha von Aegypten bewog, zur Auffindung neuer Smaragdgruben bis nach Nubien vorzudringen. C. wagte sich darauf im Gefolg Ismails, des Sohnes des Pascha, bis zum 10. Grade und machte in diesen ganz unbekannten Gegenden eine reiche Ernte astronomischer, archäologischer und naturhistorischer Beobachtungen. Im J. 1822 kam er wieder nach Paris, ordnete die unermeßlichen Sammlungen, die er für die öffentlichen Museen mitgebracht hatte, und ließ seine „Voyage à Meroe, au Fleuve blanc, au-delà de Fazoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans les cinq autres oasis, fait pendant les années 1819—22“ (Paris 1826—27, 4 Bde.) erscheinen, die eine Fortsetzung zu der vom Institute herausgegebenen „Description de l'Egypte“ bildet. Zur Belohnung für die wichtigen Entdeckungen, die ihm die Wissenschaft verdankt, ward er 1827 Konservator des naturhistorischen Museums in Nantes. Später veröffentlichte er die „Recherches sur les arts et métiers, les usages de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie et de l'Ethyopie“ (2 Bde., Paris 1831—37).

Cailux (früher Caylus), Stadt im französischen Departement Tarn-Garonne, Distrikt Montauban, an der Bonnette, mit 6000 Einwohnern. Geburtsort des Schriftstellers Anne Claude Phil. de Trebières.

Caincawurzel (Cahinca-, Chiococcawurzel, lat. Radix caincae), die Wurzel von Chiococca racemosa *L.*, eines auf den Antillen heimischen, zur Familie der Rubiaceen gehörigen Baumes, hat einen eigenthümlichen Geruch und scharf ekelhaften, viel Speichel erzeugenden Geschmack und enthält nach Santon Emetin, Gallussäure, Wachs, Kautschuck ꝛc.; François und Caventou entdeckten die Caincasäure in derselben. Von Chiococca anguifuga und C. densifolia stammt wahrscheinlich die im Handel vorkommende falsche C. von beiden letzteren Pflanzen.

Ça ira (franz.), d. i. das wird gehen, Anfangsworte eines mit Tanz verbundenen Revolutionsliedes, welches die Sansculotten sowohl zu Heldenthaten, wie zu den blutigsten Greueln entflammte. Einige sagen, daß Franklin beim Beginn des nordamerikanischen Befreiungskrieges stets diese Worte im Mund geführt und daß dieselben von den Franzosen angenommen worden seyen. Die Melodie, ursprünglich für einen andern Text bestimmt, soll eine Lieblingsmelodie der Königin Marie Antoinette gewesen seyn. Dieser Gesang wie die Marseillaise wurden später 1797 von dem Direktorium verboten.

Cairngorm, das blaue Gebirg, zum Grampian gehörig, in der schottischen Grafschaft Banff, dessen Spitze 4080 Fuß hoch, konisch geformt und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist. Seine Seitenwände sind mit Fichten bewachsen.

Cairo, Marktflecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Mondovi, am Bormida, mit 4200 Einwohnern und Schloß; berühmt durch 2 Schlachten von 1794 und 1796.

Caithneß, die nordöstlichste Grafschaft Schottlands, grenzt gegen Norden an den Pentland Frith, welcher, 2½ Meilen breit, sie von den Orkneysinseln trennt, und an das Nordmeer, gegen Osten an das deutsche Meer, gegen Süden und Südwest an Strathnaver und Sutherland, von welchen es durch das Ordegebirg geschieden ist. Ihr Flächenraum beträgt 687 englische □Meilen. Die Landschaft ist wild, gebirgig, am Ufer sandig und in viele Baien und hohe Vorgebirge zerrissen. Die bedeutendsten Vorgebirge sind: Sandside-Head, Orcas, Holborn-Head, Dunnet-Head, die größten Baien: Scribister-Bay, mit einem guten Hafen, Rice-Bay, wegen vieler Riffe gefährlich, dabei die Burgruinen Sinclair und Gernego (Sitze der alten Grafen von C.), Duncans-

Bay, auch Dunsky=Head genannt, die nordöstlichste Spitze von C. und das nördlichste Vorgebirg von Britannien. Hier ist die See gewaltig stürmisch wegen widriger Fluthen, Strömungen und Wirbeln. Der Hauptfluß ist der Thurso; er strömt aus Lochworn und fällt in den Pentland Frith; der Wick mündet ins deutsche Meer. Unter den mehr als 30 Seen sind zu nennen: der Wattin, Brualvel, Schurrevie, Aliarvel. Das Klima von C. ist ungeachtet der nördlichen Lage gemäßigt; am längsten Tage, welcher 18 Stunden dauert, herrscht bloß Dämmerung und das Nordlicht erhellt die langen Winternächte. Der West= und Nordwestwind weht den größten Theil des Jahres hindurch; unaufhörliche Regenströme verwandeln das Land in einen großen Morast, und doch ist die Luft gesund. Die Wälder von Moravins und Berridale sind reich an Rothwild und Rehen, die Ebenen an Hasen, Kaninchen, Auerhühnern, Birkhühnern, Kibitzen und anderem Wild. Auch kommt im Februar eine besondere Art Vögel, snow-fleets genannt, hier an, welche einen reichen und köstlichen Fang bieten und im April wieder abziehen. Die Hügel ernähren Schafe, schwarzes Rindvieh und Schweine in ungeheurer Menge. Auf den Felsen längs der Küste horsten Adler, Falken und Seevögel, deren Eier und Junge den Strandbewohnern zur Nahrung dienen. Die Flüsse und Seen haben Ueberfluß an Forellen, Salmen und Aalen. Zu Castle=Hill, Dunnet, Wick und Thurso ist der Salmenfang besonders reich. An der Küste erntet man Hafer und Gerste so reichlich, daß man davon noch ausführt. Früher fast ganz mit Wäldern bedeckt, ist C. jetzt ziemlich holzarm, und die Feuerung besteht in Torf, der in Ueberfluß vorhanden ist. Von Alterthümern finden sich hier verschiedene Obelisken und nebst andern Monumenten einige verlassene römische Kapellen. Die Einwohner, gegen 42,000, sind ein kühnes Völkchen und entwickeln nicht bloß in Fischerei, Viehzucht, Ackerbau und Handel mit Vieh, gepökeltem Fleisch, Fischen, Thran, Federn, Gänselebern, Wolle und Strohgeflechten eine große Thätigkeit, sondern beschäftigen sich auch mit Garnspinnerei, Bleichen, Gerbereien, Wollenweberei, Brauerei, Reeperbahnen und Korbflechterei. Sie tragen in Physiognomie und Gebräuchen alle Zeichen skandinavischen Ursprungs. Auf C. befinden sich 10 Kirchspiele, welche theils Burg= und theils Marktflecken heißen. Die Hauptstadt ist Wick. Die ganze Provinz ist das Eigenthum von 34 Grundherren, ein Umstand, der für den Wohlstand des Landes nicht förderlich ist. Zu dieser Provinz gehört noch das Eiland Stroma im Pentland Frith, 2 Meilen von dem Festland.

Cajanus, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch fünfspaltigen Kelch, längliche und wulstige Hülse mit rundlichen Samen, flaumige Sträucher in heißen Ländern, mit fiederig dreizähligen Blättern und gelben Blumen in Sträußern. C. bicolor *Wallich* (C. indicus *Spr.*, Cytisus Pseudo-Cajan *Jacq.*) ist ein strauchartiges, 6 Fuß hohes Bäumchen Ostindiens, das aber überall in heißen Ländern kultivirt wird. Die Blätter sind lanzetförmig, 2 Zoll lang, die Blumen gelb, die Fahne auswendig purpurroth, etwa 6 Blüthen in einer Traube, die Hülse 2 Zoll lang, 3 Linien breit, haarig, grünlich, roth gefärbt, enthält 4 Erbsen zwischen Querwänden, roth= oder blaßgelb, welche im Januar reifen, gut schmecken und überall zu Kauf stehen unter dem Namen Thora-Paerou, Angfouti, Pois d'Angole. Der Baum wird daher fleißig in fettem Boden angebaut, grünt immer, stirbt aber bald ab. Die Wurzel dient in Cochinchina gegen Bleichsucht, Bauchflüsse, Zahnschmerzen; die Blätter in Ostindien bei zu starken Hämorrhoidalblutflüssen. C. flavus *Dec.* (gelbe Wollbohne, C. indicus *Spr.*, Citisus Cajan *L.*) ist ein Strauch Ost= und Westindiens, 6 Fuß hoch, mit hängenden Zweigen, ganz gelben Blüthen, ungefleckten Hülsen, welche sammetartig und schwarzbraun sind. Die 3—4 der vorigen Art ähnlichen Bohnen werden vor der Reife ausgeleifelt und gegessen, kochen sich aber hart und sind schwer zu verdauen. Diese Art wird auf Balay und Makassar an Gartenzäunen und Reisfeldern kultivirt und hat dieselben medicinischen Kräfte, wie vorige Art.

Cajare, Stadt im französischen Departement Lot, am Lot, mit 2400 Einwohnern. In der Nähe sind die 4 Waiffriershöhlen, wo die Soldaten Pipins des Kurzen unter den Anhängern des Herzogs von Aquitanien, Waiffrier (auch Waifar), ein großes Blutbad anrichteten.

Cajeta, italiische Stadt, an der Grenze zwischen Latium und Kampanien, auf einer felsigen Landspitze von Latium, welche weit in die See hineinragte und einen ziemlich tief in das Land einbiegenden Busen (sinus Cajetanus) bildete, der Sage nach von der hier begrabenen Amme des frommen Aeneas benannt. C. war ein kleines Städtchen, aber mit einem trefflichen Hafen, lebhaftem Handel und Schifffahrt und fruchtbarer, reizender Umgegend mit vielen Landhäusern. Von Formiä war die Stadt 40 Stadien entfernt und in ihrer Nähe Cicero's Formianum, wo der Redner ermordet wurde. Jetzt Gaeta.

Cajetanus, 1) der Heilige, Stifter des Theatinerordens, stammte aus einem Grafengeschlechte im Venetianischen, studirte die Rechte und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch so flammenden Religionseifer aus, daß er der Heilige genannt wurde. Mit des Papstes Julius II. Bewilligung stiftete er in Rom Krankenhäuser und den Theatinerorden, dessen Aufgabe Unterricht und Krankenpflege seyn sollte. Wegen seiner unaufhörlichen Belehrungs= und Bekehrungssucht erhielt er den Namen Seelenjäger. C. † den 7. Aug. 1547 zu Neapel und ward von Klemens X. heilig gesprochen. Tag: 7. August.

2) C., eigentlich Thomas de Vio von Gaeta, General der Dominikaner und Kardinal, gelehrter Kanonist u. Scholastiker, 1469 zu Gaeta (Cajeta) geboren, trat frühzeitig (1484) in den Dominikanerorden, erwarb sich durch tiefe Gelehrsamkeit und strenge Sittlichkeit das Doktorat der Theologie in seinem 26. Jahre und nahm einen Lehrstuhl zu Brescia und Pavia ein. Im Jahr 1500 wurde er Generalprokurator und 1508 General der Dominikaner und erhielt 1517 von Leo X. den Kardinalshut. Von diesem Papst noch in demselben Jahre nach Deutschland gesandt, um den Beitritt der Reichsstände zum Türkenkrieg zu

vermitteln, Luthers vermeintliche Irrlehren zu unterdrücken und diesen selbst in gefängliche Haft zu bringen, berief er auf dem Reichstag zu Augsburg am 12. Okt. 1518 Luther vor sich und verlangte anfangs in milder Sprache von ihm, sich zu bessern und seine Irrthümer zu widerrufen, sich künftig derselben enthalten zu wollen und endlich nichts zu unternehmen, was die Ruhe der Kirche stören könne. Als aber Luther widerlegende Gründe aus der Bibel und den Kirchenvätern von ihm verlangte, sich von einem übel berichteten auf einen besser zu berichtenden Papst und endlich auf ein Koncilium berief, forderte C. unbedingte Unterwürfigkeit unter den Willen des Papstes. Die Unterhandlung zerschlug sich und C. verlangte vom Kurfürsten von Sachsen Luthers Auslieferung, jedoch vergeblich. C.' Verfahren mißfiel aber selbst dem römischen Stuhl, dessen Lage sich jetzt nur noch mißlicher gestaltet hatte. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt C. 1519 das Bisthum Gaeta, kam 1523 als Legat nach Ungarn und lebte dann in Zurückgezogenheit den Wissenschaften, vorzüglich dem Studium der heiligen Schrift, welche er seit der Unterredung mit Luther statt seiner frühern Beschäftigung mit der scholastischen Philosophie und Theologie eifriger durchforschte. Er † zu Rom am 9. August 1534. Sein Hauptwerk ist: „Commentarii in s. scripturam" (Lond. 1639, 5 Bde.), zu welchem er bei der Uebersetzung des alten Testaments die Hülfe eines Rabbiners u. Christen gebrauchte und in welchem er bei der Erklärung des Wortverstandes so bedeutend von der Vulgata abwich, daß die Sorbonne mehre Stellen sogar für ketzerisch erklärte.

Cajus, römischer Vorname, später vielleicht auch eigentlicher Name, z. B. des Rechtsgelehrten Titus C. oder vielmehr Gajus (s. d.). Die Römer bedienten sich der Namen C. und Sempronius, wenn sie ins Unbestimmte hin irgend zwei beliebige in eine gewisse Beziehung zu einander gesetzte Personen bezeichnen wollten.

Cajus, römischer Bischof von 283—296, Verwandter und lange Zeit Günstling des Kaisers Diocletian, dessen Gemahlin Serena er heimlich zum Christenthum bekehrte. Als er später seinen Einfluß in der kaiserlichen Familie auch so weit ausdehnte, daß er die Nichte Diocletians, Susanna (nachmals ebenfalls Heilige), beredete, die Hand des Mitkaisers Galerius auszuschlagen, soll er des Kaisers Haß entzündet und, nach den Berichten der alten Kirchenhistoriker, als Opfer desselben den Märtyrertod erlitten haben. Ihm wird die Verordnung zugeschrieben, daß kein Geistlicher die bischöfliche Würde erhalten solle, der sich nicht die zum Empfang der sieben Weihen nöthigen Kenntnisse angeeignet habe. Tag: 22. April.

Calabozo (Calabaza), Hauptstadt eines gleichnamigen Kantons der Provinz Caracas in der südamerikanischen Republik Venezuela, zwischen dem Quarico im Westen und Orituco im Osten, südwestlich vom Kap de la Vela, 156 englische Meilen südlich von Caracas, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts von einer Handelsgesellschaft zu Guipuzcoa gegründet. Häuser, Kirchen und Straßen bieten einen angenehmen Anblick. Von Wichtigkeit ist sie aber wegen der ringsumliegenden trefflichen Weiden, auf welchen Rinderheerden in zahlreicher Menge sich befinden, deren Felle, Talg und Zungen ein wichtiger Handelsartikel sind. Die Einwohnerzahl beläuft sich ungefähr auf 10,000, mit denen des Gebiets auf 18—20,000. Besonders berühmt ist C. wegen der hier von Bolivar gegen den spanischen General la Torre am 24. Juni 1824 gewonnenen Entscheidungsschlacht, in Folge deren Kolumbien von den Spaniern gänzlich geräumt wurde.

Calabrese, Mattia Petri de, berühmter Maler, s. Preti.

Caladium, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Aroideen, Knollengewächse, die in ihrem Vaterlande, Brasilien und andern Tropenländern, theils zur Nahrung, theils als Arzneimittel gebraucht werden. **C. esculentum** *Vent.*, **Arum esculentum** *L.*, **Colocasia esculenta** *Schott.*, Wasserbrodwurzel, ist im heißen Amerika, Ostindien und auf den Südseeinseln einheimisch und vegetirt meist im Wasser, wächst aber auch im Trockenen in den Dörfern, hinter den Häusern, in schmutzigen Gassen, an Ufern, unsern Seerosen ähnlich, und wird an mehren Orten auch sorgfältig kultivirt. Die knolligen Wurzeln sind etwas größer als Wallnüsse, schmecken scharf, werden aber gekocht und geröstet häufig gegessen. Die Hauptnahrung liefern aber die spannelangen Blätter auf 2 Fuß hohen Stielen; sie werden als Gemüse gekocht und heißen karaibischer Kohl, Choux caraibe. Die im Wasser wachsenden Pflanzen sind schmackhafter und saftiger als die auf dem Trockenen vorkommenden. Man legt die gequetschten Blätter auch auf Wunden und Geschwülste. **C. seguinum** *Vent.*, **Arum seguinum** *L.*, ist 5—6 Fuß hoch, wächst häufig auf Wiesen, an Flüssen und Bächen in Westindien. Der Saft des Krautes ist sehr scharf und giftig, man kann mit demselben Leinwand oder Wäsche unvertilgbar zeichnen. Aus dem Safte der Stengel soll eine scharfe Lauge bereitet werden, die zur Reinigung des Zuckers angewendet wird. Das Dekokt kommt in Westindien zu Bädern und Bähungen bei Wassersucht u. Obstruktionen und zu Fußbädern bei alter Gicht in Anwendung. Die Homöopathie wendet den aus der Wurzel und dem Kraute ausgepreßten Saft als Arznei an. **C. arborescens** *Vent.* **Arum arborescens** *L.* ist ein baumartiges, über 6 Fuß hohes Gewächs, in Brasilien und Westindien, wovon die armsdicke, sehr scharfe Wurzel durch Kochen süß und schmackhaft wird und daher, sowie der Stengel, als ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel dient. Die Blätter und die Frucht sind so brennend, daß sie Geschwülste und Speichelfluß erregen. Man legte daher, um die Neger zu bestrafen, denselben sonst etwas davon auf den Mund. **C. bicolor** *Vent.*, **Arum bicolor** *Ait.*, einheimisch in Brasilien, wo Knollen und Blätter gekocht zur Nahrung dienen, ist die einzige Art, welche in unsern Gewächshäusern gedeiht, deren Zierde sie wegen der schönen rosenrothen Blätter ist.

Calagurris (Calaguris, Calagurra, Calagbrina), mit den Beinamen **Fibulasensis** und **Julia**, Stadt der Vaskonen in **Hispania Tarraconensis**, am rechten Ufer des Iberus, von tapferen Männern bewohnt, welche, von Pompejus be-

lagert, aus Hungersnoth Weiber und Kinder schlachteten, einsalzten und verzehrten und sich endlich doch ergeben mußten, was zur Beendigung des sertorianischen Krieges führte. Die mannhaften Einwohner dienten, wie später die Schweizer, Fürsten als Leibwache. C. ist Quinctilians Geburtsort und soll nach Uckert das jetzige Loharre seyn.

Calais, Stadt im französischen Departement Pas-de-Calais, Arrondissement Boulogne, in der Picardie, am Kanal, wo er am schmalsten ist, durch starke Festungswerke, eine Citadelle, das Fort Nieulet und rings sie umgebende Moräste vertheidigt, hat 2 Kirchen, 2 Hospitäler, eine lateinische Schule, Schifffahrtsschule, Bibliothek, Gesellschaft für Ackerbau, Börse, ein Handelsgericht und 15,000 Einwohner. Desseins schönes Hotel mit einem englischen Theater, Bädern und Lesezimmer ist berühmt. Am seichten und nur kleine Schiffe fassenden Hafen, welcher durch 5 Forts geschützt ist und durch 2 Dämme geschlossen wird, steht eine zum Andenken an die Landung Ludwigs XVIII. (1814) errichtete Säule. In der an sich todten, aber von durchpassirenden Fremden zu Zeiten sehr belebten Stadt werden Tüll, Strümpfe, Seife, Oel, Leder verfertigt und Dampfböte erbaut. Der Handel beschränkt sich auf Getreide, Wein, Oel, Branntwein, Flachs, Holz und Fische. Mit Booten und einigen Seeschiffen wird eine beträchtliche Makrelen-, Häring- und Kabliaufischerei getrieben. Wöchentlich legen von hier viermal Packetboote den Weg nach Dover in 3 bis 4 Stunden zurück. Die Lage der Stadt selbst ist ungesund und gutes Quellwasser fehlt ganz. Bei C. endigt der Kanal von St. Omer. Die Frequenz der Reisenden ist ungemein groß; die Zahl derselben beläuft sich jährlich auf 25—30,000. C., das im Mittelalter zur Grafschaft Boulogne gehörte u. bis ins 13. Jahrhundert Scalus hieß, ist nach seiner Lage und Bestimmung als befestigte Seestadt der nationalfeindlichsten Küste gegenüber häufig der Schauplatz kriegerischer Unternehmungen gewesen. Nachdem Eduard III. von England in der Schlacht von Crecy den 26. und 27. Juli 1346 die Franzosen unter Philipp VI. geschlagen hatte, wandte er sich gegen C., um durch die Eroberung dieses wichtigen Hafens einen festen Punkt an der französischen Küste zu erlangen. Am 3. September begann die Belagerung und endete nach 11 Monaten, am 14. Aug. 1347, mit der Einnahme der Stadt. Nachdem Paris am 13. April 1436 in die Hände seines legitimen Herrschers Karl VII. zurückgekommen war, blieb C. der einzige Ort von Bedeutung, den die Engländer noch in Frankreich hatten. Um ihnen diesen letzten Stützpunkt zu entreißen, erschien der Herzog Philipp von Burgund im Juli 1436 mit einem zahlreichen Heere vor C., mußte aber schon am 26. Juli die Belagerung aufgeben. C. blieb nun im Besitz Englands bis zum 8. Januar 1558, wo der Herzog Franz von Guise die Stadt nahm. Seitdem erhielt das Gebiet der Stadt (Calaisis) oder die alte Grafschaft Oye nebst der angrenzenden Grafschaft Guines den Namen Pays reconquis u. bildete eine eigene Unterstatthalterschaft der Picardie. Auf der Höhe von C. ward am 29. Juli 1588 die spanische Armada unter dem Kommando des Herzogs von Medina Sidonia geschlagen und zerstreut. Unter dem Erzherzog Albert von Oesterreich eroberten zwar die Spanier 1595 das Gebiet von C., mußten es aber im Frieden von Vervins 1598 zurückgeben. Bei C. ward auch am 21. Oktober 1639 die spanische Silberflotte durch den holländischen Admiral Tromp fast gänzlich vernichtet. 20 Schiffe derselben scheiterten an der englischen Küste, 16 wurden genommen, 14 gingen bei C. und Boulogne unter. Die armseligen Ueberreste dieser stolzen Flotte retteten sich unter englischer Vermittelung in den Hafen von Dünkirchen. 8000 Spanier waren in dieser Seeschlacht umgekommen, während die Holländer nur 10 Schiffe verloren.

Calama, Stadt in Numidien, zwischen Hippo regius und Cirta, nach Dureau de la Malle das frühere Suthul, jetzt Guelme, woselbst sich noch ein Haus von einfacher Architektur mit einigen Säulen, ein Cirkus mit 5 innern Stufenreihen, eine viereckige Mauer mit viereckigen Thürmen, Steine mit zahlreichen Inschriften und ein kleines Denkmal aus weißem Marmor mit 2 eingegrabenen Urnen und mit Inschriften vorfinden.

Calame, 1) eine schweizerische Jungfrau, die sich um die Waisen und armen Kinder im Kanton Neufchatel ebenso hohes Verdienst erwarb, wie der edle Franke um die zu Halle und der Umgegend. Ohne Vermögen, nur von ihrer Hände Arbeit lebend, nahm sie 1814 fünf junge Mädchen zu sich, um sie dem bösen Beispiel der Verführung zu entziehen, zwei Jahre darauf hatte sie schon 16 um sich. Als in den Nothjahren 1817 u. 1818 die Personen, welche sie bisher unterstützt hatten, den Muth zu weiterer Mitwirkung zu ihrer Anstalt verloren, verdoppelte sie selbst ihre Anstrengungen und ihre Beharrlichkeit und brachte es dahin, daß die Kinder in einem größern Hause untergebracht werden konnten und ihre Zahl von nun an sich jährlich vermehrte. Im Jahr 1827 waren ihrer mehr denn 150, 1828: 190, 1829: 210, 1832: 250 und nach dem Tode der Gründerin fast 300. Kinder beiderlei Geschlechts und jeden Alters wurden aufgenommen, um sich da für ihren künftigen Stand vorzubereiten, sey es um einmal Dienstboten, Kindermädchen, Handwerker oder Erzieherinnen zu werden. Zur Erleichterung des Erlernens waren Werkstätten für Schuhmacher, Schneider, Drechsler &c. eingerichtet, alle Bedürfnisse für die Anstalt wurden in derselben selbst verfertigt. Jeder Zögling erhielt Unterricht und Pflege im Verhältniß seines Alters, von den Kleinsten an, die in einer Kleinkinderschule vereinigt waren, bis zu den Erwachsenen, die Unterricht in Geographie, Geschichte, Zeichnen &c. erhielten. Zum Unterhalt aller dieser Kinder hatte die edle C. keine anderen Hülfsquellen als die Industrie des Hauses, die geringen Pensionen einiger Zöglinge, die nur einen Theil der für sie aufgewendeten Kosten bezahlten, und besonders die Gaben christlicher Milde. In den theuren Jahren wußte sie mehrmals nicht, wo sie am folgenden Tage Brod für ihre Kinder hernehmen werde, immer kam aber eine unvorhergesehene Hülfe und am Jahresschluß waren sich gewöhnlich Einnahme und Ausgabe gleich. Die menschenfreundliche Stifterin der Anstalt † 1834 zu Billodes, nahe bei Locle im Kanton Neuenburg.

2) Alexandre, einer der genialsten und bedeutendsten Landschaftsmaler unserer Zeit und der vorzüglichste Schüler Diday's zu Genf, wurde in Neufchatel geboren, kam aber schon in seinen Knabenjahren nach Genf. Bald gelang es ihm, sich seinem Meister an die Seite zu stellen, und sind die Landschaften jenes genfer Salvator Rosa's herrliche Episoden aus dem mächtigen Epos der Alpen zu nennen, so ist bei C. dieses Epos zum Drama geworden. Seine Felsen, deren geologische Wahrheit der Mineralog und deren Großartigkeit der Dichter bewundert, seine Bäume, die unter der Macht des Sturmes ächzen, knarren und zersplittern, seine Alpenwälder, deren ruhige Tiefe wunderbar ein Lichtstrahl kund thut, die Nebel und Wolken, die von heftigem Sturme getrieben an den Felsenzacken oder über und untereinander wegziehen oder an den Felsen anprallen und oben noch helle Spitzen durchlassen, die furchtbaren Abgründe und dunkeln Schlünde und über ihnen eine schöne Granitwand im Sonnenlicht: alles dies sind Zauber, die C. eigenthümlich sind und deren Darstellbarkeit durch die Kunst man früher kaum geahnt hat. Ihnen mußten lange, mühsame und oft gefährliche Studien vorangehen; denn in Sturmeszeit auf jenen Höhen, 6000—7000 Fuß über der Meeresfläche, sich aufrecht zu halten und dabei die flüchtigste Skizze zu machen, dazu gehört nicht nur große Festigkeit, Gesundheit und Kraft, sondern auch Muth. C. aber ist schwächlich, bei ihm hat also die Macht der Kunstbegeisterung dem schwankenden Körper die Kraft gegeben. Im Jahr 1842 sah man von ihm auf der berliner Ausstellung zwei herrliche Ansichten des Montblanc und der Jungfrau, freilich in einem für solche Riesengegenstände gar zu kleinlichen Maßstabe, und 1843 zu Genf seine „Ansicht vom brienzer See, kurz vor Sonnenaufgang", ein wahres Gedicht von Licht und Frische, wie man es an jenen reizenden Ufern findet, eine Idylle voll Lieblichkeit. War er hiermit von der Darstellung der Hochalpen abgegangen und hatte er mit offenbar gleichem Erfolg einen neuen Weg eingeschlagen, so zeigte er sich wieder in zwei andern Gemälden (einer Ansicht aus dem Oberhaslithale und einem Alpensturme) als Meister des Großartigen und Furchtbaren in der Alpenwelt, besonders in den bewundernswürdig wahren Wolken- und Lichteffekten beim herannahenden Sturm und Gewitter. Ein ferneres Hauptwerk C.'s stellt die Schneekette des Monte Rosa und Mont Cervin im Rosenlichte des Abends dar, während auf dem Vorgrunde der Mittelalpen schon das Dunkel einbricht. Schwache Reflexe des scheidenden Tages fallen auf die großen Granitblöcke, auf den kleinen Alpensee und einen Hirtenknaben mit zwei Ziegen. Luft und Himmel, die sich vom Vordergrund weg über malerische Berghöhen bis zu den Gletschern ziehen, sind ganz heiter und haben die volle Durchsichtigkeit und Tiefe der Hochalpen. Das Ganze ist so ergreifend durch seine einfache Größe und Wahrheit, daß es schon manchem Beschauer Thränen entlockt hat. Besitzer dieses Werkes ist der reiche und kunstsinnige Professor Delarive, der es in seinem neuen Hotel zu Genf ausgestellt hat. Eine Alpengegend bei Abendbeleuchtung erwarb das städelsche Institut zu Frankfurt am Main um hohen Preis. Im Jahr 1845 ging C. auf einige Zeit mit mehren Schülern nach Rom. Hatte er vor dieser Reise durch seine trefflichen Alpengegenden, meisterlichen Tannenwälder ꝛc. seinem Talent einen weitverbreiteten Ruf verschafft, so vermehrte er denselben jetzt durch ein bedeutsames sicilianisches Stück, durch seine „Tempelruinen von Pästum," die man lieber ein historisches Bild, denn eine Landschaft nennen möchte, und worin er sich als denkender Künstler höher denn je gestellt hat. In einsamer flacher, von der untergehenden Sonne mit einem röthlichen Schleier überzogenen Haidegegend ruhen in einiger Entfernung die bekannten Ruinen von großartig einfachem Styl. Keine Menschen-, keine Thiergestalt belebt die Gegend, es ist die ausgestorbene Oede einer untergegangenen Zeit; ein Bild von ergreifender Wirkung. Dieses Bild ist im Besitz des Herrn Schletter zu Leipzig. Seine neueste höchst geniale Schöpfung ist die Darstellung der vier Jahres- und Tageszeiten in vier Landschaften, wo der Frühlingsmorgen eine südliche, der Sommermittag eine deutsche Flachgegend zeigt. Der Herbstabend ist den Gebirgsgegenden entnommen, und in der Winternacht hat er die Allseitigkeit seines landschaftlichen Talents dargelegt. Außerdem hat sich C. durch treffliche Steinzeichnungen und Radirungen ausgezeichnet; so durch 18 Ansichten des Thals von Lauterbrunnen und Meiringen, durch 24 Blätter Alpenlandschaften nach der Natur, durch Morgen und Abend, Einsamkeit und and.

Calamis, berühmter griechischer Bildhauer, nach den Angaben der Alten einer der größten Meister aus dem Zeitalter des Phidias. Da er (nach Paus.) dem Onatas am Siegeswagen für Hiero I. von Syracus († Ol. 78, 2) half und nach dem Aufhören der Pest in Athen (Ol. 87, 3) den Apollo Alexicacos fertigte, so fällt seine Blüthe in die Uebergangsperiode vom harten Styl der äginetischen Schule zu dem edleren und verfeinerten Styl, der durch Phidias, Polyclet und Myron eingeführt wurde. C.s Hauptstärke bestand in der Bildung von Pferden; das Alterthum erkannte ihm darin die größte Meisterschaft zu. Wahrscheinlich sind die drei Pferdeköpfe aus dem Giebelfelde des Tempels des Parthenon, welche sich gegenwärtig im britischen Museum zu London befinden, von C.' Hand. Außer diesen haben sich noch viele Werke als sicher von C. herrührend herausgestellt. Pausanias sah in Athen eine Venus von C. an den Thoren der Burg, und in dem Tempel der Furien waren zwei der Göttinnen von Scopas, die mittlere aber von C. Seine Sosandra, ebenfalls auf der Burg, wird von Lucian unter den ausgezeichnetsten Frauenstatuen aufgeführt. Zahlreiche Werke C.' waren im Peloponnes, in Mantinea ein Bacchus aus parischem Marmor und ein Merkur, in Sicyon ein Aeskulap aus Elfenbein und Gold, in Theben ein Jupiter Ammon ꝛc. Eine Nachbildnng des mantineischen Bacchus sieht man auf dem Grund einer Schale, welche in einem Grab von Chiusi gefunden wurde; eine unbeflügelte Victoria hatten die Mantineer in Olympia geweiht, und die Agrigentiner ebendaselbst aus der Beute von Motya eherne Knaben, welche mit aufgehobenen Händen dem

Jupiter ihre Gelübde darbringen und an den juvenis adorans im berliner Museum erinnern. Plinius erwähnt eine trefflich gearbeitete Alemene und einen Apollo in den servilianischen Gärten zu Rom. Ein kolossaler Apollo, ursprünglich für Apollonia in Illyricum bestimmt, wurde von Lucullus nach Rom geführt und auf dem Kapitol geweiht. Auch wird C.s Geschicklichkeit in kleinen Arbeiten in Silber und Gold als außerordentlich gerühmt. C. wetteiferte mit den großen Meistern seiner Zeit an Mannigfaltigkeit und hervorragender Eigenthümlichkeit seiner Werke, und obgleich in seinen Bildsäulen noch Andeutungen des alten Styls und seiner Härten vorkommen, so schreiben ihm dennoch alle alten Schriftsteller eigenthümliche Schönheiten mit vieler Bestimmtheit zu, so daß über die Großartigkeit seines Wirkens kein Zweifel mehr möglich ist.

Calamus, das Schreibrohr, dessen man sich im Alterthum statt der Schreibfeder bediente, wurde aus einer Schilfgattung gewonnen, welche am besten aus Aegypten, Cnidus und dem anaitischen See kam und mit dem Scalprum librarium zugeschnitten wurde. Noch jetzt schreiben die meisten orientalischen Völker mit dem Schreibrohr, welches die Araber Kalâm nennen.

Calamus (Rotang, Rottang), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, eine höchst merkwürdige Pflanzengattung, theils wegen der Eigenthümlichkeiten des Wuchses und des auffallend starken Wurzelvermögens, wodurch sie ein Wunder der Wälder Ostindiens wird, theils wegen des vielfachen Nutzens, den sie gewährt. Die Arten derselben sind ein Mittelding von Palmen und Binsen, seilförmige Palmen von dem Ansehen riesenhafter Gräser, die bis zu der fast unglaublichen Höhe von 500—600 Fuß emporschießen, mithin alle Höhen weit übertreffen, welche von Pflanzen in der gemäßigten Zone erreicht werden. Sie bilden zuerst einen großen, dornigen Strauch, wie ein junger Sagobusch, mit vielen geraden Aesten im Kreise; die Blätter stehen fiederartig gegenüber, wie bei dem Sago, oder auch wie beim Riedgras. Aus der Mitte dieses Strauches wächst ein 12 Fuß langes Horn, welches sich sodann in beblätterte Aeste theilt; daraus kommt der seilartige Stengel, meistens nur 1 Zoll dick, der, wie schon bemerkt, bis zu der Länge von 60—100 Klaftern fortläuft, seltener gerade in die Höhe, häufiger gebogen und Stützpunkte auf den Bäumen suchend; ja man hat bisweilen schon Stengel gefunden, welche 200—300 Klaftern lang waren. Nach und nach kommen aus einem Strauche 3—4 solcher Seile mit Gliedern von 1—3 Fuß Länge, je nach den Arten; an jedem Gelenk steht ein gefiedertes, unten mit Dornen besetztes Blatt. Das Ende des Seiles theilt sich in zwei lange Hörner, wie eine Zange; das kürzere dieser Hörner wächst zu einem neuen Blatt aus, das längere läuft in eine lange, schmale Binse aus, setzt das Seil fort, schlingt sich von einem Baume zum andern und flicht auf diese Art mehre Bäume zusammen, zwischen welchen es als große Bögen herabhängt. Gewöhnlich sind die Seile von mehren Sträuchern auf den Bäumen so mit einander verwickelt, daß es nicht möglich ist, durch solche Verkettungen hindurch zu dringen. Das Seil des Rotang ist vom Ursprung bis zur Länge von 15 Fuß mit einer einen halben Zoll dicken Rinde bekleidet und mit geraden, nadelförmigen Stacheln besetzt; von da an ist es kahl und trägt alle 3—4 Fuß ein Blatt. Unter der Rinde liegt der wahre Strang, welcher in Ostindien eigentlich Rotang heißt, daumensdick, sehr zäh, aber dennoch dicht voll kleiner Röhren, durch welche man Speichel blasen kann. Der frische Rotang greift sich klebrig an; schlägt man Jemanden damit auf den bloßen Leib, so schwillt die Haut auf, als wenn sie gebrannt wäre, und schwürt bisweilen. In Sand und Wasser abgerieben verliert sich dieser brennende Schleim. Den grünen Rotang kann man nach Belieben biegen; in Rauch getrocknet wird er aber steif und liefert dann auch die sogenannten spanischen Röhre. An diejenigen Stücke, die man zu Handstöcken bearbeiten will, hängt man Monate lang ein Gewicht oder bindet sie fest an eine Latte und räuchert sie. Der Rotang trägt selten Früchte, selbst alte Stöcke nicht in jedem Jahre. Aus den obern Blattachseln kommen Trauben, wie beim Pinang oder der Arecapalme; die Früchte sind runde, zierliche schuppige Knöpfe, woran die Schuppen gitterartig vertheilt sind. Aus dem abgeschnittenen Stamm läuft klares, trinkbares Wasser und dann bleibt ein röthliches Gummi zurück. Einige Arten haben officinelle Kräfte. Wir kennen bis jetzt 18 Arten. C. petraeus, *Lour.*, C. Rotang *α. Linné*, der gemeine Rotang, ist die größte Art, mit dem stärksten, bisweilen armsdicken Stamm; sie wächst in Ostindien, in Wäldern, an Flüssen, auch auf felsigem Boden. Von dieser Pflanze kommen die meisten Rotangstöcke. Früher fertigte man das sogenannte spanische Rohr von einem Schilf auf den kanarischen Inseln; jetzt ist der Gebrauch dieses Rohres in Indien so gemein und nothwendig, daß man es in solchen Gegenden, wo es fehlt, von auswärts kommen läßt. Es dient vorzüglich zu allerlei Band- und Flechtwerk. Die jungen Schösse werden geröstet und gesotten als Gemüse gegessen und der frische Kern statt Pinang gekaut. C. rudentum *Lour.*, C. albus *Pers.*, C. Rotang *γ. Linn.*, der weiße Rotang, die gemeinste und brauchbarste Art, überall an den Küsten Ostindiens. Die dornige Rinde fällt mit der Zeit ab und läßt den eigentlichen Rotang, welcher rund und leberbraun ist, mit zwei dunkleren Gräthen, bloß liegen. Das Seil läuft sehr weit, von einem Baum zum andern. Diese Art liefert den biegsamsten und zähesten Rotang zu Band- und Flechtwerk, zu Körben, Stühlen, Bettladen, zu kleinen Schiffstauen und besonders zu Handstöcken, auch zu Stielen von Pfeilen und Spießen, die man schön zu lackiren und zu bemalen pflegt. Die Stöcke sind dunkelgelb und nicht geringelt, springen aber leicht. Zwei Stöcke heftig an einander gerieben sprühen so viel Funken, daß man Werg daran anzünden kann. Diese Art hat auch noch das Besondere, daß mehre Stränge, ja oft 10 zugleich aus einem Strauche wachsen, während die andern höchstens 3—4 haben. Der Saft ist trinkbar, aber nicht gut; die Sprossen sind bitter und daher nicht eßbar. C. verus *Lour.*, C. Rotang *δ. Linn.*, der ächte Rotang, auf den Bergen und an den Flüssen Ostindiens, ist dünner als die andern Arten, sehr zäh und leicht zu drehen. Der Strauch wird kaum 8 Fuß hoch, der über die

Blättchen hinauslaufende Blattschaft ist voll Haken, woran man hängen bleibt. Er treibt nur einen kaum fingersdicken, 50—60 Klaftern langen, gegliederten Strang, mit 3—4 Blättern, welche 8 Fuß lang u. mit Widerhaken versehen sind; die Blättchen sind 1½ Fuß lang, 2 Finger breit. Er dient vorzüglich zu Schiffstauen, zu Netzen im Meer, zu Stöcken und zu Stuhlrohr; das beste Rohr wird aus Aracan, südlich von Bengalen, bezogen. Die Früchte sind säuerlich, schmackhaft, roh eßbar, werden auch eingemacht zum Thee gegessen und heißen in Ostindien **Fruita rottan.** C. **riminalis** *Willd.*, C. **Rotang** ε. *Linn.*, der ruthenförmige Rotang, nur federkieldick, mit kurzen Gliedern, voll Schuppen und Ringel, wie am Bauch der Schlangen. Die untern Glieder sind 8—9 Zoll lang, die obern 12—14, gelb und geschäckt. Er wächst in feuchten Wäldern Ostindiens, wird zu Flecht- und Bandwerk gebraucht, auch zu Matten, Körben, Dosen, Schildern, Stühlen, Bettladen, Fenstern, Ankertauen ꝛc. Zu Fenstern werden aus demselben sehr zierliche Sterne, Rosen ꝛc. geflochten. Wegen seiner vielfachen Anwendung wird er durch ganz Indien verführt. C. **equestris** *Willd.*, C. **Rotang** η. *Linn.*, der Peitschenrotang, besteht aus 8 — 10 hohen Blättern, aus deren Mitte ein Strang kommt, der auf der Erde fortläuft, überall Wurzeln schlägt, aber auch an Bäumen hinankriecht, nur von der Dicke einer Schwanenfeder. Die Wurzel ist ein dicker Knollen, von dem überall schwarze Zasern in die Erde gehen, so zäh, daß man nicht im Stande ist, sie auszureißen. Er wächst auf feuchtem, steinigem Boden durch ganz Ostindien. Man macht Peitschen aus demselben. C. **Draco** *Willd.*, C. **Rotang** ϑ. *Linn.* der Blutrotang, wächst vorzüglich auf Java und Sumatra, wo man schöne Stöcke daraus macht, deren Glieder 2½—3' lang sind, von der Dicke eines Fingers, gelb von Farbe. Der Strauch wird höchstens 18—20 Fuß hoch, armsdick, enthält im Gipfel ein eßbares Mark. Die Stränge werden gegen 300 Fuß lang. Aus jeder Blattachsel kommt eine Traube, 2½ Fuß lang, unten voll Haken; die Früchte sind mit rothbraunem, hartem Gummi bedeckt, was bei keiner andern Rotangfrucht vorkommt. Dieses ist das ächte Drachenblut (**Sanguis draconis**), welches im Handel nach Europa kommt. Der Kern ist von der Größe einer Stachelbeere, ohne eine Grube, voll des rothen Saftes, der als Gummi durch die Schale schwitzt. Die Bewohner von Sumatra tragen die abgefallenen Früchte in Körben nach Hause und rühren sie in besonderen Maschinen so lange um, bis das Gummi abfällt. Die kleinen Kugeln von der Größe einer Bohne fallen zuerst ab und sind das reinste Drachenblut (**Sanguis draconis in guttis s. lacrimis**), welches in Blättern von der Palme **Licuala** selbst in Indien sehr theuer verkauft wird. Dann werden die von dem rothen Safte strotzenden Früchte gestoßen und etwas gekocht; es schwimmt eine feine Substanz oben, welche in längliche Stangen geformt und in Palmblätter gewickelt wird. Es kommt unter dem Namen Drachenblut in Stangen (**Sanguis draconis in baculis**) in den Handel. Aus der übrigen dickeren Substanz macht man runde Kuchen; dieses ist das gemeine Drachenblut (**Sanguis draconis in placentis**), welches am häufigsten nach Europa gebracht wird. Man kennt auch noch andere Arten Drachenblut, welche aber nicht von dem Blutrotang gewonnen werden. Auf Kohlen riecht das ächte Drachenblut angenehm, fast wie Styrax calamita, und wird daher als Räucherwerk gebraucht. Die Maler bereiten daraus eine schöne rothe, dem florentiner Lack ähnliche Farbe, die sich aber nicht mit Oel mischen läßt. Das feinste Drachenblut in Thränen riecht nicht besonders und wird daher nur in der Medicin und zum Malen gebraucht. Die Chinesen färben ihr karmoisinrothes Papier damit, worauf sich die schwarzen Buchstaben so gut ausnehmen. Auch die Licualablätter färbt man damit purpurroth, um sie nachher um Cigarren zu wickeln. Schilder, Matten und anderes Geräthe wird ebenfalls damit gefärbt. In den Apotheken wird das Drachenblut jetzt nur noch zu Zahnpulvern gebraucht, sonst diente es gegen Durchfall und Blutflüsse.

Calandra, Johann Baptist, berühmter italienischer Mosaikarbeiter, geboren 1586 zu Vercelli, † nach Pascoli 1644, nach Vasari 1648. Die Mosaikmalerei wurde durch C. erst auf eine künstlerische Höhe erhoben und fand durch seine vortrefflichen Leistungen allgemeine Anerkennung. C. soll Schüler eines geschickten Mosaikmalers Marcello seyn, dessen Anleitung und dadurch gewecktes eigenes Nachdenken ihn nach und nach zu den Vortheilen gelangen ließen, welche der mühevollen Arbeit mehr Schönheit und Dauer verleihen. Namentlich war es die Erfindung eines bessern Kitts, was C.'s Bestrebungen außerordentlich förderte. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche, welche schon manches unschätzbare Gemälde dem Verderben entgegengeführt hatte, bestimmte Urban VIII. und nach ihm auch Innocenz X., viele Malereien in musivischer Arbeit verfertigen zu lassen, und so bewahrt denn noch jetzt die Peterskirche auch C.'s vorzüglichste Werke. Dazu gehören die 4 Kirchenväter, der Erzengel Michael, wie er den Drachen mit Füßen tritt, die Apostel Petrus und Paulus ꝛc. C. arbeitete auch Bildnisse und Kopien; eine Madonna nach Raphael wird besonders gerühmt.

Calandrone, ein Blasinstrument, dessen sich die italienischen Landleute theils zum Vortrage einfacher Tonstücke, theils auch zur Begleitung ihrer Volkslieder ꝛc. bedienen. Es hat Tonlöcher, wie unsere Flöte, und an der Mündung zwei Klappen, welche bei dem Niederdrücken den Ton durch zwei gerade, einander gegenüberstehende Oeffnungen durchlassen. Die Intonation des C. geschieht wie bei unsern gemeinen Pfeifen.

Calantica (Calvatica), eine Art Haube der griechischen und römischen Frauen, schon bei Homer erwähnt. Sie bestand in einem Netz, welches man des Nachts wie am Tage über den Haaren trug. Römische Haarnetze, **Reticula** genannt, findet man auf herkulanischen und pompejanischen Gemälden. Auf den pompejanischen scheinen sie aus Goldfäden verfertigt zu seyn. Auch aus Seide und dem kostbaren Byssus von Elis wurden sie geflochten. Von diesen Haarnetzen verschieden waren die **Mitrae**, womit C. gleichbedeutend, Hauben aus dichterem Zeuche, welche den ganzen Kopf bedeckten und in welchem die Haare, wie in einem Sacke, zum Nacken herabhingen. Solche Kopfbedeckung

war ebenfalls griechisch, nicht gerade phrygisch. Sie waren auch hinten offen, so daß das Haar in zwei Theilen heraushing. Nach Martial nahm man auch Blasen dazu; auch wand man oft bloß ein Tuch um den Kopf. Nach Böttiger (Archäologie der Malerei, S. 79) hießen auch die Kopfbedeckungen ägyptischer Götter, Könige, Priester und die der Löwen C.

Calanus, indischer Gymnosophist, begleitete, 83 Jahre alt, von Taxila aus Alexander den Großen und verbrannte sich, die Lasten des Alters fürchtend, vor dem Angesicht des ganzen macedonischen Heeres, wahrscheinlich zu Susa. Den 3 Monat nachher erfolgenden Tod Alexanders hatte er vorausgesagt. Nach Plutarch war des Weisen eigentlicher Name Sphinas.

Calas, Jean, ein Opfer fanatischen Religionshasses und leichtsinniger Rechtspflege des vorigen Jahrhunderts, war am 19. März 1698 zu Lucararede bei Chartres geboren und lebte als protestantischer Kaufmann zu Toulouse mit seiner Familie, welche aus seiner Gattin, 3 Söhnen und 3 Töchtern und einer Magd bestand, lange Zeit in unbescholtener Zurückgezogenheit. C. ältester Sohn, Anton, welcher Jurisprudenz studirt hatte und sich auf Einflüsterungen der katholischen Magd zur römischen Kirche neigte, wurde im Oktober 1761 im Laden an einem Querbalken der Flügelthür erhängt gefunden. Eine auffallende Melancholie war dem Selbstmord schon längere Zeit vorausgegangen. Der wüthende große Haufe jedoch, dem die protestantische Familie C. schon lange ein Gegenstand des Abscheues gewesen, behauptete, von Pfaffen aufgehetzt, daß der junge C. als ein Opfer des protestantischen Hasses von der Seinigen Hand gemordet worden sey. Die ganze Familie wurde eingezogen. Die Brüderschaft der weißen Feuer aber bemächtigte sich des Leichnams, bestattete ihn mit großem Gepränge und hielt dem Todten, wie einem Märtyrer, einen feierlichen Gottesdienst; dasselbe thaten die Franciskaner, und nun zweifelte Niemand mehr an der Schuld der ketzerischen Familie. Die Tortur sollte sie zum Geständniß zwingen; sie aber appellirte an das Parlament. Dieses, eben so niederträchtig als die niedere Justiz, fällte das Urtheil, C., den Vater, auf die gewöhnliche und ungewöhnliche Tortur zu bringen, dann zu rädern und zu Asche zu verbrennen. Dieses Urtheil wurde am 9. März 1762 vollzogen, Peter C. auf Lebenszeit verbannt. Die Familie des Gemordeten zog nach Genf, wo namentlich die unglückliche Wittwe, deren Verstandeskräfte dem fürchterlichen Schicksal erlagen, viele Freunde fand. Voltaire, welcher gerade damals zu Ferney lebte, brachte die Sache an den Staatsrath zu Versailles und erzwang eine Revision des ganzen Prozesses; die berühmten Advokaten El. de Beaumont und Loiseau de Mauleons übernahmen in öffentlichen Schriften C.' Vertheidigung, und ganz Frankreich war auf den Ausgang aufs Theilnehmendste gespannt. Nach Einsicht der vom Parlament zu Toulouse geforderten Akten annullirten 1765 König und Rath einstimmig das Urtheil, erklärten den alten C. wie seine Familie für unschuldig und gaben derselben außer beträchtlichen Geschenken ihre eingezogenen Güter zurück. Für die Bühne wurde C.'s traurige Geschichte oft bearbeitet und von Malern und Kupferstechern eben so häufig zum Gegenstand ihrer Darstellungen gewählt.

Calascione (Colascione), in Italien ein besonders bei den Landleuten übliches Saiteninstrument, welches die Gestalt einer kleinen Laute, aber längeren Hals und Griffbret hat. Es sind auf demselben, wie bei der Laute und unserer Guitarre, Bunde oder Griffe von feinen, schmalen Elfenbein- oder Messingleistchen eingelegt. Der Bezug besteht bloß in zwei Darmsaiten, deren Stimmung eine reine Quinte ausmacht und die von Einigen mit einem Plektrum aus elastischer Baumrinde, wie auf unsern Cithern, von Andern aber auch mit den bloßen Fingern, wie auf unsern Guitarren, angeschlagen werden. Bei Tänzen stimmt man auch wohl zwei oder mehre dieser Instrumente zusammen, so daß das eine zur Führung der Melodie, die andern aber zur harmonischen Begleitung dienen.

Calasio, Marius, Franciskaner und Professor der orientalischen Sprachen zu Rom, gab hier 1621 „Concordantiae sacrorum Bibliorum Hebraicorum" in 4 Foliobänden heraus, ein vollständiges Lexikon der hebräischen Sprache mit den verschiedenen verwandten Dialekten. Das werthvolle Werk erschien auch zu London 1747 durch W. Romaine unter dem Beistand von Rowe Mores und Lutzena, eines portugiesischen Juden. C. schrieb auch „Canones generales Linguae Hebraicae".

Calasiris, ein wallendes, leinenes Untergewand der Aegypter, unten mit Fransen besetzt, auch bei den Persern und Griechen gebräuchlich. Es ward gewöhnlich angelegt, wenn man die Tempel betrat, weil man in ihnen bloß in Linnengewändern erscheinen durfte.

Calàta (von calare), italienischer Tanz, durch dessen Melodien das Auf- und Niedertanzen der Reihen durch entsprechende Tonleitern und Läufe malerisch ausgedrückt wird. Das Tempo derselben ist rasch, lebhaft und etwas eilend; die Taktart gewöhnlich $^2/_4$, seltener $^3/_8$ Takt.

Calatanisetta, Hauptstadt der gleichnamigen sicilianischen Intendantur, hat ein Schloß und 18,000 Einw., die etwas Handel treiben. Die Gegend um C. ist in antiquarischer Hinsicht merkwürdig. Hierher ward unter Andern der Raub der Proserpina gesetzt; das alte Enna stand, wo jetzt Castro Giovanni liegt, und in der Nähe von Piazza ist die Palus Perausa oder das Perpun Ovids und Claudians zu sehen.

Calatayud, Hauptstadt der gleichnamigen Subdelegation in der span. Prov. Aragonien, am Xalon, südwestlich von Saragossa, mit Felsenschloß und 10,000 Einwohnern, die Wein-, Oel-, Obst- und Hanfbau treiben. C. erhielt seinen Namen vom arabischen Calat, Schloß, und dem maurischen Fürsten Ayub, welcher sie im 8. Jahrhundert aus den Ruinen von Bilbilis, der Vaterstadt Martials, bauen ließ. Im Sept. 1843 war C. das Lager der Truppen der madrider Regierung.

Calathus, der Korb, in welchem Spinnerinnen die Wolle, überhaupt ihre Arbeit aufhoben. Künstler bedienten sich desselben, um die Frauenwohnung anzudeuten, so in Reliefs mit Achilles unter den Töchtern des Lycomedes. Bei den Festen der Athene, vorzüglich aber bei denen der Demeter hatte der C. eine symbolische und mystische

Bedeutung. Er wurde am Abende des 4. Tages der Eleusinien in Prozession auf dem heiligen Wagen gefahren, wobei das Volk rief: „Heil dir, Demeter!" und diente hier zum Gedächtniß an Proserpina's Blumenpflücken und Entführung durch Poseidon.

Calator (von calare, rufen), ein öffentlicher Ausrufer, Stadtherold; besonders hießen bei den Römern C.en diejenigen Herolde, welche von den opfernden Priestern ausgeschickt wurden, um den im Freien arbeitenden Handwerkern anzuzeigen, daß sie aufhören sollten. Wer die Ruhe der festlichen Handlung störte, wurde streng bestraft.

Calatrava, Kloster, der Sitz des berühmten Calatravaordens (s. d.), südlich von Ciudad Real, in der Mitte mehrer Dörfer, von denen Bilbis das ansehnlichste.

Calatrava, Don José Maria, spanischer Staatsbeamter, wurde den 26. Febr. 1781 zu Merida in Estremadura geboren. Nachdem er zu Badajoz seine philosophischen Studien beendigt hatte, widmete er sich zu Sevilla der Jurisprudenz, prakticirte seit 1805 in der erstern Stadt als Advokat und verheirathete sich daselbst. Die allgemeine Achtung, welche ihm seine tiefen Kenntnisse in seiner Berufswissenschaft, seine Redlichkeit und seine Gewandtheit erwarben, rief ihn 1808 bei der Schilderhebung Spaniens gegen die französische Zwingherrschaft in die Junta von Estremadura und 1810 in die allgemeine Junta auf Isla de Leon, wo er anfangs schüchtern schwieg, aber bald als Redner in Angelegenheiten für seine Provinz mit einer ausgezeichneten Schärfe der Logik und mit so unerschrockenem Freiheitsinn auftrat, daß er in Kurzem als einer der ersten Sprecher der Versammlung glänzte. Aber Ferdinand VII. löste 1814 mit einem Federstrich die Cortes auf und verbannte, da ihm C. als eines der Hauptmitglieder derselben gefährlich schien, denselben nach Melilla an der Nordküste von Afrika im Marokkanischen. Die hier verlebten sechs herben Jahre des Exils erfüllten C. mit einer Bitterkeit, mit einer Heftigkeit und Unduldsamkeit, welche nach der Wiederherstellung der Konstitution, seiner Zurückberufung 1820 und seiner Wahl als Deputirter in die neuen Cortes entschieden hervortraten. Seine juristische Tüchtigkeit machte ihn zu einem der Koryphäen in der Versammlung, und er bekämpfte bei den Verhandlungen über die Aufhebung der Majorate und Herrenrechte den ersten Redner, Martinez de la Rosa, siegreich. Damals erhob sich die nie erlöschende Feindschaft zwischen Martinez de la Rosa, welcher zu den Moderados gehörte, und ihm, dem Exaltado, welcher in den heftigsten, bittersten Reden über die bestehenden Verhältnisse die Gegner seiner Ueberzeugung angriff. Seinen Entwurf des Kriminalgesetzbuchs nannten die Spanier ein mit Blut geschriebenes Werk. Nachdem er nach Auflösung der ersten Cortes in seiner Provinz zurückgezogen gelebt hatte, wurde er 1823 in Sevilla zum Minister des Innern und bald darauf zum Minister der Gnaden und Justiz ernannt. Jetzt war es hauptsächlich sein Werk, daß der König nach Sevilla und dann nach Cadix abgeführt wurde. In der letztern Stadt machte er, von den Franzosen bedrängt, der Versammlung der Cortes den Vorschlag, sich aufzulösen, sich dem Willen des Königs zu fügen und in ihm die volle Staatsgewalt anzuerkennen, womit die Krone bis zur Promulgation der Konstitution bekleidet gewesen. Zugleich verfaßte er ein Dekret, in welchem den Konstitutionellen im Namen des Königs Amnestie zugesichert wurde. Aber schon am andern Tage, den 30. Sept. 1823, stieß der König die von ihm unterzeichnete Schrift um, und C. floh über Gibraltar nach England. Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit, im vertrauten Umgang mit Arguelles, la Cuadra u. A., und beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und der britischen Geschichte und Gesetze. Seine Gegner aber überhäuften den betrogenen Mann mit unverdienten Schmähungen, man nannte ihn den Todtengräber der Konstitution. Nach der Julirevolution wurde C. Mitglied der dirigirenden Junta zu Bayonne, zog sich aber nach der mißlungenen Unternehmung Mina's nach Bordeaux zurück. Das von Martinez de la Rosa am 10. April 1834 eingeführte Estatuto Real rief ihn mit andern Auswanderern nach Spanien zurück und er trat als Beisitzer in den höchsten Gerichtshof für Spanien und Indien. Als Feind eines gemäßigten Systems verwickelte er sich in alle gegen das Estatuto Real gerichteten Angriffe und entging nach dem Aufstande der madrider Nationalgarde gegen das Ministerium Toreno 1835 nur durch Mendizabals Auftreten der Verhaftung. Doch bald erschien der Augenblick seiner öffentlichen Wirksamkeit. Ein Theil der Besatzung von Ildefonso (la Granja) bot in der Nacht vom 12. auf den 13. August 1836 der Königin die Konstitution von 1812 auf ihren Bayonnetspitzen: sie wurde angenommen, das Ministerium Isturiz aufgelöst, u. unter C.'s Präsidium ein neues gebildet. Aber C. war nicht der Mann, welcher in dieser schlimmen Zeit, wo die Hälfte der Monarchie sich im Zustande vollkommenster Auflösung befand, energisch und heilbringend einzuschreiten vermochte; Irrthümer, Fehlgriffe und Demüthigungen folgten in seiner Regierung rasch auf einander. Die Finanznoth wurde unter ihm, ungeachtet seiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, immer größer. Er verlor alles Vertrauen, selbst das seiner Freunde; er wirkte nicht auf den Krieg, obgleich derselbe die einzige Lebensfrage war, er übte vielmehr eine Art bürgerlicher Diktatur aus, der sich nicht nur die Nationallegislatur, sondern auch die Königin-Regentin fügen mußte, und so kam es, daß am 17. August 1837 aufrührerische Offiziere Espartero's eine Eingabe machten, worin die Entlassung des Ministeriums verlangt wurde. Die Prätorianermacht siegte und C. mußte abtreten. Später bei der Einberufung der neuen Cortes von mehren Provinzen als Senator vorgeschlagen, ward er als solcher für die Provinz Albacete von der Königin bestätigt; doch war seine öffentliche Stellung nicht mehr von Einfluß. Er † den 24. Jan. 1846 zu Madrid.

Calatravaorden (auch Orden von Salvatierra), spanischer geistlicher Ritterorden. Der Ort Calatrava kommt unter diesem Namen zuerst 1013 vor, wo Suleiman, der Feldherr des Maurenkönigs von Cordova, in seinem Empörungskriege gegen seinen Herrn, denselben mit

Sturm eroberte. Von 1082—1145 stand es unter den Königen von Sevilla, fiel dann, als die spanischen Besitzungen der Moraviden in drei Theile zersplitterten, an Cordova, dem es aber schon im Januar 1146 Alfons VIII. von Kastilien entriß und 1149 den Tempelherren zur Vertheidigung übergab. Auch dieser tapferen Schaar wurde schon nach acht Jahren das Wagniß, einen Kampf mit der in Andalusien immer mehr anschwellenden Macht der Mauren zu bestehen, zu gefährlich: sie gaben daher dem König Sancho III. 1157 den Ort zurück. Sancho, der die Behauptung dieses für die Mancha äußerst wichtigen Postens nicht aufgeben wollte, bot nun die Stadt Demjenigen, der sie zu vertheidigen bereit sey, als Eigenthum an. Aber so groß war die Furcht vor den Mauren, daß lange Zeit niemand die Tempelherren an Muth zu überbieten wagte, bis ein Cisterciensermönch, D. Diego Velasquez, aus der Abtei unsrer lieben Frau von Fitero in Navarra, ein Mann, der lange Zeit das Schwert tapfer geführt hatte, seinen Abt, Raimund, zur Uebernahme der Stadt zu bewegen wußte. Raimund wurde 1158 mit Calatrava belehnt, stiftete einen Ritterorden, bemächtigte sich, an der Spitze eines kleinen Heeres, der Stadt, befestigte sie so, daß die Mauren von jetzt an vor der Erstürmung derselben zurückschraken, und führte endlich, um die 20 Meilen im Umkreis um Calatrava ganz verödeten Besitzungen wieder nutzbar zu machen, binnen fünf Jahren über 20,000 Menschen mit vielen Heerden aus Fitero nach der Mancha. Als aber Raimund (1163 zu Ciruelos bei Toledo) gestorben war, verlangten die Ritter die Wahl eines Großmeisters und die Ausscheidung der Mönche aus dem Orden. Ein Vergleich erledigte den Streit dahin, daß die Ritter den Mönchen St. Pedro de Gumiel zur Gründung eines neuen Klosters abtraten; in demselben starb auch Diego Velasquez. Papst Alexander III. ertheilte dem Ritterorden 1164 seine Bestätigung; der erste Großmeister hieß Don Garcias († 1169). Unter dem Nachfolger desselben, Ferdinand Escaça, erweiterte der Orden seine Besitzungen wie seinen Kriegsruhm, und der Großmeister Martin Perez de Siones drang sogar bis in das Herz des Königreichs Jaen und bis zur Burg Almodovar del Campo vor. Seine strenge Maßregel, nach der Schlacht von Fuencalda am Eingang der Sierra Morena 1200 kriegsgefangene Mauren niederhauen zu lassen, statt sie zur Auslösung von Christensklaven zu verwenden, regte einen großen Theil der Ritter gegen ihn auf, die sogar seine Absetzung aussprachen und zur Wahl eines andern Großmeisters schritten; nur Martins rasches und energisches Eingreifen brachte die Ritter zum Gehorsam zurück. Auch dieser Großmeister vermehrte Macht und Ansehen des Ordens gegen außen. Kaum aber hatte sein Nachfolger (Nuño Perez de Quignonez den Orden durch engeres) Anschließen an den des heiligen Bernhard zu stärken und zu sichern gesucht, als das unglückliche Treffen bei Alarcon 1195 den Orden der tapfersten Streiter und der meisten Vortheile früherer Unternehmungen beraubte; der Sitz des Ordens selbst ging verloren und der Großmeister flüchtete mit wenigen Begleitern nach Ciruelos. Hier sagten sich auch die aragonischen Ritter, einen kastilianischen Großmeister von Alcaniz wählend, vom Orden los. Zwar bekehrte sich der Gewählte, Moventa, bald und trat mit allen seinen Rittern in den Orden zurück; als aber 1198 der Großkomthur Martin Martinez den Namen eines Großmeisters annahm und den Konvent in die von ihm eroberte Veste Salvatierra berief, legte Nuño seine Würde nieder. Unter dem nächsten Großmeister Roderich Diaz ging 1211 auch Salvatierra an den König von Marokko verloren und der Orden suchte zum vierten Male eine neue Zufluchtsstätte in Zurita. Erst im folgenden Jahre gelang es König Alfons III., durch einen glücklichen Sturm den alten Sitz an den Orden zurückzubringen. Roderich Garcias hatte neue Unabhängigkeitsbestrebungen der aragonischen Ritter zu bekämpfen und Martin Fernandez verlegte das Ordenshaus, wegen der ungesunden Lage von Calatrava, 1217 abermals in die Nähe von Salvatierra, wo es noch jetzt ist; auch unterwarf er die Ritter von Alcantara, denen er 1218 diese Stadt überwies, der Visitation, Korrektion und Reformation der Großmeister von Calatrava. Gonsalvo Yanez oder Ibagnez gründete 1219 ein Kloster für Nonnen seines Ordens zu Barrio de S. Felices, deren berühmter Sitz dann zu Almagro war und 1538 nach Burgos kam. Durch die tapfere Haltung Gonsalvo's im Schlosse von Baeza ward die Stadt selbst von Kastilien den Mauren wieder entrissen; dagegen erlag der Komthur Don Isidor bei Martos der Uebermacht des Königs Aben Alhama von Granada. Nach dem 22. Großmeister, Roderich Ponce, der in der siegreichen Schlacht bei Jaen 1295 den Tod fand, entbrannte eine vierjährige Fehde zwischen zwei Partei-Großmeistern, Garcias Lopez de Padilla und Walther Perez; endlich entschied der Papst u. das Generalkapitel von Cisterz für Padilla (1302). Unter u. durch diesen geschah auf Befehl Bonifacius VIII. die Einrichtung des Ordens von Montesa, der stets von dem C. abhängig blieb. Am Abend seines Lebens hatte Padilla noch das Unglück, auf einem seiner rastlos unternommenen Züge gegen die Mauren geschlagen und mit der großen Ordensfahne zur Flucht bewogen zu werden. Die Ritter wiegelten die Einwohner gegen ihn auf und zwangen ihn mit den Waffen in der Hand zur Abdankung. Perez hatte sich zugleich bereits der meisten Festungen bemächtigt, und so mußte sich Padilla, trotz des ihm günstigen Ausspruchs der Väter von Cisterz, 1329 mit den Ordenseinkünften aus Aragonien und der Komthurei Zorita abfinden lassen. Als aber kurz nachher Perez auch diesem Vertrag zuwider handelte, nahm Padilla abermals den Titel eines Großmeisters an und führte ihn bis zu seinem Tode 1336. Nachdem noch zwei Großmeister gewählt worden waren, gelang es Perez, sich in dieser so vielfach von ihm begehrten Würde festzusetzen, aber gerade jetzt nur, um seinem Untergang desto rascher entgegen zu gehen. Peter der Grausame von Kastilien, der dessen vertraute Verhältnisse mit dem Hofe von Aragonien längst mit Ingrimm beobachtet hatte, ließ ihn auf einer Reise in Almagro verhaften und 1354 zu Maqueda enthaupten. Kein besserer Stern leuchtete der Regierung Diego Garcias

de Padilla. Nach einem unglücklichen Treffen gegen den König von Granada kaum der Gefangenschaft entgangen, hatte er erst gegen einen Gegen-Großmeister und dann gegen die Intriguen Peters des Grausamen zu kämpfen, in dessen Netzen er sich endlich fing. Padilla starb nach zweijähriger Gefangenschaft im Schlosse Alcala 1369. Dasselbe grausame Spiel begann Peter, der durch die Schlacht bei Najera (3. April 1367) wieder Herr von Kastilien geworden war, gegen Martin Lopez de Cordova, welcher der Verfolgung desselben nur durch die Fürbitte des maurischen Königs von Granada entging. Martin, der beste Ritter in Kastilien und Leon, war der letzte Vertheidiger von Peters Kindern und büßte dies, nach tapferem Kampfe in Carmona, durch des Königs Heinrich Wortbruch mit dem Tod (1371). Von den beiden nächsten Großmeistern wurde Peter Muñiz de Godoy 1384 Großmeister von St. Jago und sein Nachfolger in Calatrava, Peter Alvarez Pereyra, noch in demselben Jahre ermordet. Gonsalvo Nuñez de Guzman, während der Minderjährigkeit Heinrichs III. einer der von Johann I. eingesetzten sechs Regenten von Kastilien, † 1404 und gab durch seinen Tod neuen Spaltungen und Intriguen Raum. Ein auf Heinrichs III. Betrieb gewählter Großmeister, Heinrich von Villena, wurde nach des Königs Tod (1406) von allen Rittern verlassen und 1414 vom Generalkapitel von Cisterz abgesetzt. Sein Gegen-Großmeister, Ludwig Guzman, Gonsalvo's Sohn, behauptete nun die Würde bis in sein hohes Alter. An dem berühmten Sieg bei Figueroas (24. Jun. 1331) gebührt ihm ein bedeutender Theil des Ruhms; auch soll er bereits für sich und seine Ritter die Erlaubniß zum Heirathen erwirkt, aber nur allein davon Gebrauch gemacht haben. Noch unglücklicher als sein Vater, mußte er noch vor seinem Tode, durch das bloße Gerücht desselben, 1442 seinen eigenen Sohn, den Großkomthur Johann Ramirez de Guzman, mit kastilianischen Truppen zur Besetzung der Festungen des Ordens heranrücken sehen. Zwar wurde dieser von dem Scepterträger Ferdinand de Padilla geschlagen und auf des Großmeisters Befehl in den Alcazar von Calatrava gefangen gesetzt, aber indem nun der König, um seinem Befehle, den jungen Guzman zu befreien, mehr Nachdruck zu geben, mit Kriegsmacht heranzog, starb 1443 der hochbetagte Großmeister wirklich und die Komthure erwählten den Scepterträger zum Großmeister, während Johann II. einen Don Alfons (natürlichen Sohn des Königs von Navarra) dazu bestimmt hatte. Der junge Guzman ward später von Padilla, nachdem er diesem gehuldigt hatte, frei gelassen. Um den Trotz der Ritter zu brechen, mußte der Infant Heinrich gegen den gewählten Komthur Padilla, der sich im Kloster Calatrava hartnäckig vertheidigte, eine förmliche Belagerung eröffnen, deren Ende ein Zufall beschleunigte. Padilla, von einem Schleuderstein getroffen, starb, seine Brüder öffneten die Thore und Alfons ward nun als Großmeister anerkannt. Nur Guzman hielt sich noch in den Burgen von Jaen und besiegte seine Feinde in der offenen Feldschlacht bei Ardon 1443. Zwei Jahre später war auch Alfons aus der Gnade des Königs gefallen, worauf die vom König angeordnete aber getheilte Wahl der versammelten Komthure auf Guzman und Peter Giron fiel. Ersterer trat jedoch zurück, indem er gegen den Besitz aller von ihm und seinem Sohn behaupteten Komthureien, gegen eine Rente von jährlich 300,000 Maravedis und gegen 300 kastilianische Vasallen Giron anerkannte; Alfons verzichtete 1454. Girons Ehrgeiz und Herrschsucht brachten so viel Unheil über Kastilien, seine Unersättlichkeit griff so um sich, daß der König, welcher kein Mittel unversucht gelassen hatte, um die inneren Kriege zu beseitigen, endlich zum äußersten griff: in einem Traktate von 1466 versprach er dem Großmeister die Hand seiner Schwester, der Prinzessin Isabella, wenn Giron und sein Anhang des Königs Feinde verlassen und bewältigen wollten. Zugleich entband der Papst (Pius II.) ihn seiner Gelübde und erlaubte sogar, daß er das Großmeisterthum seinem natürlichen achtjährigen Sohne, Rodrigo Tellez Giron, abtrete. Giron starb, als er eben seine widerspenstige Braut, nachmalige Isabella die Katholische von Spanien, heimführen wollte, 1466 zu Villa rubia de los Ojos de la Guadiana. Der neue Großmeister stand geraume Zeit unter der Vormundschaft seines Oheims, des Markgrafen von Villena, ergriff beim Ausbruch des Kriegs über die kastilianische Erbfolge die Partei des Königs von Portugal, versöhnte sich später mit Isabella von Kastilien und fiel im Gefecht gegen die Mauren bei Loja, 1482. Ihm folgte der bisherige Scepterträger Garcias Lopez de Padilla, der mit einem Theil der Ritter von Calatrava gleich beim Beginn des Krieges für Isabella gestritten hatte. Mit ihm † 1486 der letzte (29.) Großmeister. Die beiden nächsten Wahlen, die von Innocenz VIII. 1486 und die von Leo X. bestätigte letzte der Komthuren, fielen bereits auf die Könige Ferdinand und Karl von Spanien, und 1523 wurde das Großmeisterthum des Ordens vom Papst Hadrian VI. für immer mit der spanischen Krone vereinigt. Seitdem haben sich Besitzstand und Stellung des Ordens sehr geändert; aus dem C. ist ein gewöhnlicher Hoforden geworden, und die Güter desselben sind unter der Verwaltung königlicher Gunst und Laune arg zusammengeschmolzen. Den größten Theil des ehemaligen Klostergebiets nehmen jetzt die Herzogthümer Ossuna, Maqueda und Alcudia ein. Noch 1700 besaß der Orden in seinen fünf Bezirken (Almagro und Campo de Calatrava, Martos, Almonacid de Zorita, Almodavar del Campo und Almaden, die beiden erstern von Ordensrittern, die übrigen von Groß-Alcalden verwaltet) 54 Komthureien, 16 Priorate, 3 Nonnenklöster und im Ganzen 74 Flecken und Kirchdörfer. Sämmtliche Komthureien ertrugen damals 110,000 Silberdukaten, oder, nach einer Angabe von 1763, 1,073,576 Reales de Vellon, während noch 1758 der König nur aus den Ordensgütern in Jaen allein an 1,700,000 Reales de Vellon großmeisterliche Einkünfte bezog. Gegenwärtig zählt der Orden noch 24 Komthureien und 8 Priorate, die zusammen 122,495 Gulden einbringen. Die wichtigsten Komthureien sind zu Manzanares, Zorita, Martos, Herrera, Castella-

nos, Havanilla, Malagon, Moral, Niebla, Sevilla. Dignitarien sind: Großkomthur von Kastilien Scepterträger, Großkomthur von Alcagniz, Prior, Großsakristan und Baumeister. Das Ordenskleid besteht in einem weißen Mantel mit rothem Lilienkreuz auf der linken Seite. Die Ritter gelobten seit 1540 Armuth, Gehorsam, eheliche Keuschheit und seit 1652 (wo die Ordensregel zum letzten Mal revidirt worden ist) Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß. Die Ordensfrauen heißen Kommenthurinnen und müssen gleiche Ahnenprobe wie die Ritter ablegen. Ihre Ordenstracht gleicht der der Cistercienser-nonnen, nur tragen sie ein Ordenskreuz auf dem Skapulier und auf der linken Seite ihrer Kutte. Das Ordenswappen ist ein rothes Lilienkreuz im silbernen Felde, mit zwei schwarzen Balken am Fuße desselben. Gleich den übrigen spanischen Ritterorden steht auch der von Calatrava unter dem (1489 errichteten) Consejo real de las Ordenes, bei welchem er seinen eigenen Generalprokurator und Fiskal hat.

Calau, Benjamin, Maler und Erfinder des sogenannten eläodorischen oder punischen Wachses, mit welchem er die von Plinius beschriebene Wachsmalerei wieder bemöglichen zu können glaubte, ward 1724 zu Friedrichsstadt im Holsteinischen geboren, wurde zu Leipzig sächsischer Hofmaler u. ging 1771 nach Berlin, wo er königlichen Gehalt und ein Privilegium auf seine Erfindung erhielt und 1783, nach Andern 1785 †. Vergl. Wachsmalerei.

Calaurea (Calauria), griechische Insel im saronischen Meerbusen, der Stadt Trözene gegenüber, mit der Insel Sphäria, dem jetzigen Damala, durch eine Sandbank zusammenhängend, berühmt wegen seines Asyls in dem dortigen Poseidontempel. Hier nahm der geflüchtete Demosthenes Gift und wurde im Temenus des Tempels begraben. Es finden sich im heutigen Poro noch Spuren von Gebäuden und einem alten Walle vor. Der kleine Tempel mit dorischen Säulen ist jetzt ein unbeträchtlicher Ruinenhaufen.

Calbingos, noch sehr wenig bekanntes Volk an der afrikanischen Küste Benin, zwischen dem Rio del Rey, dem Kameronenflusse u. dem Kameronenberg.

Calcagni, Tiberius, italienischer Bildhauer aus Recanati, Lieblingsschüler von Michel Angelo und in vielen Arbeiten dessen Gehülfe. Er soll nach seines Meisters Angabe die St. Johanniskirche zu Florenz gebaut haben. Sein Bruder, Antonio, verfertigte die zwölf Apostel von Silber in der Kirche zu Loretto und die schöne Statue Sixtus' V. in Bronze.

Calcagnini, Cälius, berühmter italienischer Gelehrter und lateinischer Dichter, 1479 zu Ferrara geb., wurde, nachdem er unter Kaiser Maximilian und Papst Julius II. als Soldat gedient, am römischen Hofe Priester, begleitete 1518 und 1519 den Kardinal Hippolyt von Este nach Ungarn und erhielt hierauf ein Kanonikat und die Professur der Eloquenz an der Universität zu Ferrara. Hier lebte er, eine Gesandtschaft des Herzogs an den Papst Paul III. ausgenommen, ununterbrochen den Wissenschaften, der Poesie und der freundschaftlichen Korrespondenz mit Brasavola, Manardo, Leoniceno, Vida, Erasmus, Ziegler, Pollio, J. Cäs. Scaliger und vielen andern Gelehrten. Er † 1541. Außer seinen geschätzten lateinischen Gedichten „Carminum libri tres“ (Venedig 1533, wieder abgedruckt in Gruters „Dilitiae CC. Italorum poetarum etc.“, Frankfurt 1608) ist sein Aufsatz: „Quomodo coelum stet, terra moveatur, vel de perenni motu commentatio,“ worin er die Bewegung der Erde wissenschaftlich erklärt, von großer Wichtigkeit. Sein gelehrter Briefwechsel, wie seine Abhandlungen über fast alle Zweige der Wissenschaften sind enthalten in „Caelii C. Ferrariensis Opera aliquot“ (Basel 1544). In dem „Commentarius de rebus aegyptiacis“ sucht er darzuthun, daß die ägyptische Mythologie auf historische Thatsachen und Naturereignisse sich gründe, welche Behauptung neuere Mythologen wieder als eine neue aussprachen.

Calceolari, Franz, italienischer Botaniker, Apotheker zu Verona im 16. Jahrhundert, botanisirte auf dem Baldo, einem pflanzenreichen Gebirge bei Verona und östlich vom Gardasee, und legte seine Entdeckungen im „Iter Baldi montis“ (Venedig 1471) nieder. Ohne Beschreibung nennt er bloß die gefundenen Pflanzen. Sein ansehnliches Naturalienkabinet ist von Benj. Cerutti und A. Chiocco im „Museum Fr. Calceolarii“ (Venedig 1622) beschrieben worden.

Calceolaria (Pantoffelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, theils dem veronesischen Botaniker Calceolari zu Ehren, theils wegen der Aehnlichkeit der Blume mit einem Schuh oder Pantoffel (calceolus) so genannt. Der Kelch ist viertheilig, die Blume kurz, die Oberlippe ganz, die Unterlippe sehr groß und schuhförmig mit zwei Staubfäden, die Narbe spitz, die Kapsel zweifächerig u. zweiklappig. Die Gattung enthält gegen 86 Arten, alle ausländisch, meist in Südamerika und auf den Falklandsinseln einheimisch, sowohl strauchartig, als auch Schlingpflanzen und krautartig. Die bekanntesten sind: C. pinnata *L.*, gefiederte P., ein 2—4 Fuß hohes Sommergewächs mit gefiederten Blättern und gelben Blüthen, aus Peru und Chili; C. scabiosaefolia *Sims.*, skabiosenblätterige P., ein 3 Fuß hohes, saftiges, ästiges u. gefiedertes Kraut, mit kriechender Wurzel und gelben Blüthen, aus Peru; C. crenatiflora *Cav.*, gekerbtblüthige P., auf Chiloe, wird in zahlreichen Spielarten kultivirt, ebenso wie C. rugosa *R. P.*, runzliche P. aus Chili; C. floribunda *H. B.*, blüthenreiche P., vortrefflicher Zierstrauch aus Quito. Die Calceolarien gehören zu den Mode-Zierpflanzen der neuern Zeit. Sie ertragen weder viel Nässe u. Wärme, noch eingeschlossene Luft, lieben einen sandigen, jedoch nahrhaften und lockern Boden (Lauberde mit Sand, und für die strauchartigen eine Beimischung von etwas Torferde) und müssen vom Februar oder März an mit Schonung der Wurzeln so oft bis zur Blüthezeit in größere Töpfe versetzt werden, als es erforderlich wird. Nach der Blüthe oder Samenreife stutzt man die Stengel zurück und bringt etwas frische Erde über die Wurzeln. Den Boden der Töpfe belegt man mit zerstoßenen Scherben, um die Abwässerung zu befördern. Das Begießen

muß stets mäßig geschehen, niemals nahe am Stengel oder Herzen der Pflanze, am vorsichtigsten und spärlichsten im Winter und bei den perennirenden Arten. Im Winter müssen sie einen hellen, luftigen, trockenen Standort im Zimmer od. Orangeriehause erhalten, wo man besonders die krautartigen nahe unter oder nahe an den Fenstern hinstellt. Sie bedürfen nur 1—5° W., viele auch nur Schutz gegen Frost, und müssen Luft erhalten, so oft es nur die Witterung zuläßt. Alle härtern Arten lassen sich auch in einem frostfreien, mit Fenstern bedeckten Konservirkasten, woselbst man die Töpfe auf Kies stellt und mit trockenem Moos umgibt und bedeckt, durchwintern; selbst im Freien würde bei trockener Bedeckung die Durchwinterung mancher Arten gelingen. Im Frühling bringt man die Pflanzen bald ins Freie; doch kann man die schwächern und krautartigen Exemplare zuvor einige Wochen in einem nicht zu warmen Mistbeetkasten unter Glas stellen, damit sie nach dem Umpflanzen schneller heranwachsen. Im Freien stellt man sie auf Gestelle, die gegen die Mittagssonne und gegen Regen geschützt sind, oder senkt die Töpfe nach dem letzten Verpflanzen besser in ein erhöhetes, mit Bretern eingefaßtes, gegen Regen und Sonne gedecktes Kiesbeet. Die Vermehrung durch Stecklinge gelingt sehr leicht vom September bis zum April, doch minder gut in wärmerer Jahreszeit, es sey denn im Freien auf einer nörd lichen Rabatte. Man füllt die Stecklingstöpfe reichlich mit Scherben und mit einer sehr sandigen Lauberde. Ueber die Stecklinge stellt man Glocken oder Gläser und stellt die Töpfe an einen schattigen Ort des Glashauses oder Zimmers, woselbst man sie mäßig feucht hält und die Glocken austrocknet. Die perennirenden Arten und Varietäten vermehrt man durch Sprößlinge und Zertheilung. Der sehr feine Same wird in Töpfe gesäet und dünn oben aufgestreut. Man stellt ihn dann entweder ins Glashaus oder Zimmer nahe am Fenster hin, oder in ein lauwarmes Mistbeet, welches hinreichend gelüftet oder beschattet wird. Die jungen Pflanzen versetzt man zeitig in kleine Töpfchen, hält sie im kühlen Mistbeet unter Glas, bis sie hinreichend erstarkt sind, und verpflanzt sie so oft, als die Wurzeln den Topf ausgefüllt haben. Die wechselseitige Bestaubung zur Erlangung neuer Varietäten geschieht künstlich, oder natürlich, indem man die verschiedenen Sorten in der Blüthezeit nahe beisammen bringt.

Calceos mutare (lat.), die Schuhe wechseln, d. h. Senator werden. Die Senatoren trugen nämlich zur Auszeichnung schwarze (später auch andersfarbige) Stiefeln, welche bis an die Hälfte des Fußes reichten und mit dem Buchstaben C oder dem Zeichen des Halbmonds, von Silber, auf der Spitze des Fußes ausgeschmückt waren.

Calchas, Sohn des Thestor aus Mycene, berühmter Seher und Begleiter der Griechen nach Troja, weissagte schon vor der Abfahrt in Aulis die zehnjährige Dauer des Kriegs. Die ihm geschehene Weissagung eines plötzlichen Todes, wenn er mit einem bessern Seher zusammentreffe, ging durch Mopsus in Erfüllung, mit dem er nach Einigen im Haine des klarischen Apollo bei Colophon, nach Andern im grynäischen Haine zusammen kam. Im Wettkampf besiegt, soll er entweder aus Gram, oder durch Selbstmord gestorben seyn. Nach Strabo (284) hatte er ein eigenes Orakel in Daunien (Apulien). Wer es befragte, opferte einen schwarzen Widder und schlief auf dem Felle.

Calchi, Tristan, gründlicher italienischer Philolog und klassischer Historiker, um 1462 zu Mailand geb., † als Sekretär Ludwigs XII. von Frankreich im Anfang des 16. Jahrhunderts. Seine Geschichte Mailands, von der Gründung der Stadt bis 1322, erschien gedruckt als „Historiae patriae libr. XX. ad annum 1313“ (Mailand 1628, Fol., das. 1644, Fol.), auch in „Thesaur. hist. et antiq. Ital.“ (2. Bd.).

Calcinato, Marktflecken im lombard.-venet. Königreich, Provinz Brescia, südöstlich von Brescia, am Chiese, auf einem Hügel, mit 3700 Einw. Hier schlugen im spanischen Erbfolgekriege 1706 die Franzosen unter dem Herzog von Vendôme die Oesterreicher unter Reventlow.

Calcium, ein silberweißes Metall, das Radikal des gewöhnlichen Kalkes (Calx, daher sein Name), ist zuerst von Davy 1808 auf elektrochemischem Wege dargestellt worden. Man gewinnt es, indem man entweder angefeuchteten kohlensauren Kalk in Berührung mit Quecksilber durch die voltaische Säule zerlegt, oder Kaliumdämpfe über Kalk leitet, der in einer eisernen Röhre zum Rothglühen erhitzt ist. Das reducirte C. wird durch Quecksilber ausgezogen und das Amalgam in einer Retorte erhitzt, um das Quecksilber zu entfernen. An der Luft entzündet sich das C. leicht und verbrennt zu Kalkerde. Dieselbe findet sich im Mineralreiche an Kohlensäure gebunden als Kalkstein, Kreide, Marmor rc., an Schwefelsäure gebunden als Gyps, an Kieselerde gebunden in vielen Mineralien. Die Eierschalen, die Schalen der Schalthiere, die Knochen enthalten C. in großer Quantität. Das C. vereinigt sich mit sehr vielen andern Körpern zu verschiedenen Verbindungen.

Caldani, Leopold Marc-Anton, berühmter Anatom, den 21. Nov. 1725 zu Bologna geboren, studirte daselbst, wurde 1755 Professor der Medicin, ging aber später nach Venedig, von wo er als Professor der theoretischen Medicin nach Padua berufen ward. Nach Morgagni's Tode erhielt er 1771 dessen Stelle und † den 30. December 1813. Durch seine „Untersuchungen über die Irritabilität“ (Bologna 1757) erwarb er sich Hallers Freundschaft. Seine Lehrbücher über Pathologie (Padua 1772), Physiologie (das. 1773), Anatomie (Vened. 1787) und Semiotik (Pad. 1808) dienten lange Zeit als Grundlage zu Vorlesungen auf verschiedenen Universitäten. Sein Hauptwerk aber sind die mit seinem Neffen Florian herausgegebenen „Icones anatomicae“ (Vened. 1801—14, 4 Bde., n. Aufl. 1823), wozu sie gleichzeitig eine „Explicatio iconum anatomicarum“ (Vened. 1802—14, 5 Bde.) erscheinen ließen. Der genannte Neffe C.'s, Florian C., wurde 1800 Professor der Anatomie und Physiologie zu Padua, 1812 nach Bologna berufen, von wo er später nach Padua zurückkehrte. Hier † er als Rektor der Universität

den 11. April 1836. Er gab mehre selbstständige Schriften heraus über das Lymphsystem (Padua 1792), die Membrana tympanis (das. 1794), die Thymusdrüse (Vened. 1808), „Opuscula anatomica" (Turin 1803), „Elementi di anatomia" (Vened. 1824, n. Aufl., Bol. 1828), „Anatomia humana completa" (Vened. 1836) u. a.

Caldara, 1) **Polidoro,** berühmter italienischer Maler aus der Blüthezeit der Kunst, bekannter unter dem Namen seines Geburtsortes Caravaggio, war um 1495 geboren und kam in seinem 18. Jahre nach Rom, wo eben Raphaels Schüler unter des unsterblichen Meisters Aufsicht an den Freskomalereien im Vatikan arbeiteten. C. fand einen Platz unter den Handlangern, welche den Maurern den Mörtel zur Bereitung der Wände herbeitrugen, fühlte aber bald durch den Anblick der herrlichen Schöpfungen der Kunst, die ihm hier täglich vor Augen standen, sein schlummerndes Talent erwachen und fand einen freundlichen Pfleger an einem der eifrigsten Schüler Raphaels, Maturino, der ihm Unterricht gab. Durch unermüdlichen Fleiß gelang es C., in kurzer Zeit Raphaels Zuneigung und Maturino's Freundschaft zu erwerben. An Raphaels Malereien in Chiaroscuro soll der frühere Handlanger bereits mit Maturino als Gehülfe thätig gewesen seyn. Nach Raphaels Tod hatte C. durch sein eifriges Studium der Antike und des Basreliefs schon einen großen Styl in der Zeichnung sich zu eigen gemacht; da aber sein Kolorit noch wenig Reiz besaß, so malte er mit seinem Freunde gemeinschaftlich an den Façaden der Häuser in Rom meist grau in Grau, und beide ahmten dadurch die Darstellungen der besten Basreliefs mit der größten Vollkommenheit nach. Ausgezeichnetes leisteten sie in dieser Zeit auch in der Sgraffitomalerei (s. d.); doch sind von allen diesen Werken nur noch sehr wenige vorhanden und diese in sehr beschädigtem Zustande. Durch die Eroberung von Rom durch die Kaiserlichen unter Bourbon und Kurt v. Boyneburg 1527 wurden die Freunde auseinander gerissen und Maturino, auf der Flucht von der Pest ergriffen, ging zu Grunde. C. rettete sich nach Neapel und setzte von da, wo der noch namenlose Künstler dem Hunger Preis gegeben war, nach Messina über. Hier warf er sich mit solchem Eifer auf das von ihm bisher vernachlässigte Kolorit, daß sich die Aufträge zu Altarbildern und sonstigen Kirchengemälden von Tag zu Tag mehrten. Zu seinen besten dertigen Leistungen gehört sein „Christus, unter dem Kreuze erliegend," eine reiche Komposition mit ungewöhnlich warmem Kolorit, in der königlichen Sammlung zu Neapel. Die Achtung und der reiche Erwerb, die ihm in Messina zu Theil wurden, vermochten jedoch C.'s Sehnsucht nach Rom nicht zu unterdrücken; er bereitete sich zur Abreise vor. Der Diener aber, der C.'s Geld aus der Bank abgeholt hatte, ermordete ihn in der Nacht vor dem Morgen, wo er sich einschiffen wollte. So ruhen denn C.'s Gebeine seit 1543 in der Kathedrale von Messina.

2) **Antonio,** berühmter Komponist, von 1714—1763 Hof-Vicekapellmeister in Wien und Lehrmeister des Kaisers Karl VI. Einard um 1674 zu Venedig geboren und eröffnete seine musikalische Laufbahn bereits in seinem 19. Jahre mit mehren Opern, deren glückliche Erfolge seinen Namen bald in ganz Italien unter die gefeiertsten erhoben und ihm sogar den ehrenvollen Ruf an den glänzenden Kaiserhof erwarben. Seit seinem Aufenthalte daselbst findet man eine wesentliche Veränderung in seiner Kompositionsweise. Als er noch die Kirchen seines Vaterlandes mit Meisterwerken beschenkte, war seine Schreibart einfach und schmucklos, alle Stücke auf rein konsonirende Harmonie gebaut, kunstreich verschlungen und streng kontrapunktisch durchgeführt, doch immer kindlich fromm, erhaben, und ganz im Geiste Palestrina's. Nunmehr aber, vertraut geworden mit der kräftigen deutschen Schreibart, benutzte er auch die ihm zu Gebote stehenden Instrumentalmittel, und von jener Zeit an erscheinen seine Partituren, für die damalige Zeit wenigstens, sehr reich figurirt. Sein langes und ununterbrochen thätiges Leben (er wurde fast 90 Jahre alt) trug reichliche Früchte. Gerber führt in seinem Tonkünstler-Lexikon nicht weniger als 43 Opern von C. an, von denen keine ohne Werth ist, deren Aufzählung aber hier uns der Raum nicht gestattet.

Caldas da Rainha, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, östlich von Peniche, am Abhange eines Hügels, mit Kirche, 2 Hospitälern für 2000 Kranke und 1800 Einwohnern. C. hat sehr besuchte heiße Schwefelbäder, nach Link im Männerbade 26—27° R. mit einem Badehaus und einem Denkmal der Königin Leonore, welche 1495 das Bad eingerichtet. Johann V. ließ die Anstalt 1747 restauriren.

Calderari, d. h. Kesselschmiede, eine geheime politische Gesellschaft in Italien, die ihren Sitz vornehmlich im Königreich Neapel und zwar hier mehr in den Provinzen, als in der Hauptstadt hatte. Nach Graf Orlow (Mémoires sur le royaume de Naples) sollen die C. gegen Ende 1813 aus den Carbonari entstanden seyn und als erbitterte Feinde derselben nach der Rückkehr des Königs Ferdinand nach Neapel vom damaligen Polizeiminister, Graf Canosa, begünstigt und unterstützt worden seyn. Nach Canosa's Angaben in der anonymen Schrift „I pifferi di montagna" (Dublin 1820) entstanden dagegen die C. in Palermo. Als hier nämlich durch Lord Bentinck die Zünfte aufgehoben wurden, erregte dies große Unzufriedenheit, und namentlich waren es die Kesselschmiede, welche der Königin Karoline ihre Bereitwilligkeit erklären ließen, gegen die englische Herrschaft die Waffen zu ergreifen. Die neapolitanischen Flüchtlinge betheiligten sich sehr lebhaft an dieser Gährung und wurden zum Theil nach Neapel übergesetzt, wo sie sich den geheimen Verbindungen gegen Murat anschlossen. Nach 1816 sind die C. spurlos verschwunden. Vgl. Tonelli, Breve idea della carbonaria, sua origine nel regno di Napoli e causa che fe' nascere la setta de' C., Neapel 1820.

Calderari, Otto, Graf von, berühmter Baumeister, 1730 zu Vicenza geboren, studirte die in seiner Vaterstadt reichlich dargebotenen architektonischen Werke und fertigte Zeichnungen an,

nach welchen mehre Kirchen, Paläste und Schlösser in und um Vicenza aufgeführt wurden, in denen der Geschmack des Palladio vorherrschend ist. Als sein Meisterwerk wird das Seminario orchivescorile in Verona anerkannt. Sein architektonisches Hauptverdienst besteht in einer gleichsam vollendeten Vertheilung des Ebenmaßes, in reinen Formen und einer weisen Sparsamkeit in den Verzierungen. Auch als Lehrer seiner Kunst trat C. auf. Nach seinem 1804 erfolgten Tode erschien eine Prachtausgabe seiner Werke unter dem Titel: Disegni e scritti di Architettura di Ottone C., Vic. 1808—20, 3 Bde., Fol.

Calderino, Domitius, um 1447 zu Torri im Veronesischen geboren, † als Professor der humanistischen Wissenschaften und apostolischer Sekretär 1477 zu Rom. Außer der Uebersetzung von Pausanias Attica und Corinthiaca besorgte er vortreffliche Ausgaben von Martial, Suetonius, Juvenal, Virgil, Persius, Ptolemäus 2c. Mit Valla und Politianus gehört er zu den Triumviren, welche für das Wiederaufleben der philologischen Studien jener Zeit das Meiste gewirkt haben.

Calderon, 1) Don Pedro C. de la Barca Henao y Rianno, der große dramatische Dichter der Spanier, stammte aus einer altadeligen Familie und wurde am Neujahrstage 1601 zu Madrid geboren. Er ward in seinem 9. Jahre einem madrider Jesuitenkollegium übergeben und entwickelte hier so frühzeitig und rasch die ausgezeichnetsten Geistesgaben, daß man ihm schon im 13. Jahre die nöthige Reife zum Besuch der hohen Schule von Salamanca zutraute. Schon damals pflegte er neben den Studien der Rechte, der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, so wie der Philosophie und Mathematik, auch die poetischen Blüthen seines Geistes, und schon in seinem 14. Jahre konnte er die erste Frucht desselben, sein Schauspiel „el Carro de Cielo," darbieten. Ein Talent, welches für eine Gattung von Poesie, die damals die vollste Gunst des Hofs und des Volks besaß, so entschieden Vortreffliches zu leisten versprach, konnte nicht lange unbeachtet und nicht lange ohne Gönner und Förderer bleiben. Als daher C. 1619 von Salamanca nach Madrid zurückgekehrt war, um am dortigen Hofe zu einer glänzenden Laufbahn Fuß zu fassen, fand er bald theilnehmende Freunde und mächtige Hände, die ihn auf alle mögliche Weise zu heben suchten. Aber mitten aus dem Kreise der glänzendsten Hoffnungen riß er sich los, um 1625 seinem kriegerischen Hange nachzugeben und die Lorbeeren mit dem Schwert zu verdienen. Er ging unter die Fahnen des Königs und folgte ihnen zehn Jahre lang, namentlich in Mailand und in den Niederlanden, jedoch ohne sich einen allgemeinen Heldenruf erwerben zu können. Endlich rief ihn der König aus dem Felde zurück und öffnete seiner geistigen Thätigkeit die ihr gebührenden Bahnen. An Philipps IV. Hofe standen Künste und Wissenschaften in hoher Achtung, besonders aber wurden für die Pracht theatralischer Aufführungen ungeheure Summen verwendet. Dieser König zog nun C. an seinen Hof, vertraute ihm die Leitung des Theaters an und übergab ihm zugleich die Anordnung aller königlichen Feste und Lustbarkeiten. Im Jahre 1637 erhob er ihn auch zum Ritter von St. Jago. Drei Jahre später erhielten alle spanischen Ritterorden den Befehl, dem Feldzuge in Katalonien beizuwohnen, C. aber wurde, auf Befehl des Königs, von dieser Pflicht losgesprochen und dafür beauftragt, der königlichen Bühne ein dramatisches Werk zu liefern. Der Ritter gehorchte diesem Befehl und vollendete das Schauspiel „Certamen de amor y zelos," eilte aber dann zu dem Heere nach Katalonien und zeichnete sich unter der Kompagnie des Herzogs Gasparo de Guzman, Grafen von Olivarez, nun auch mit dem Schwert in der Hand aus. Nach der Rückkehr aus diesem Kriege kam ihm der König mit verdoppelter Gunst entgegen, überhäufte ihn eben so mit Auszeichnungen, wie mit kunstsinnigen Aufträgen und setzte ihm eine monatliche Pension von 30 Escudo's de oro (ungefähr 120 Konventionsgulden) aus. Aber nicht bloß durch solche Vergünstigungen, sondern auch dadurch ehrte er den Dichter, daß er alle seine Dramen mit allem möglichen Pomp aufführen ließ und dadurch der poetischen Fruchtbarkeit C.s immer neue Triebkraft verlieh. In seinem 50. Jahre bemächtigte sich des einst so kampfrüstigen und lebensfrohen C. ein allerdings in der ächten Frömmigkeit seines Gemüths wurzelnder, aber bald alle Freiheit des geistigen Blicks überwuchernder Mysticismus. C. trat 1651 mit Erlaubniß des Ordenskapitels in den geistlichen Stand, und 1653 verlieh ihm der König eine Kapellanstelle bei der Kapelle de los sennores Reyes Nuevas zu Toledo, die er auch beibehielt, als ihn Philipp IV., der ihn nicht von Madrid und sich so weit entfernt wissen wollte, zum Kapellan an der königlichen Hofkapelle ernannte. Zugleich vermehrte er C.s Gehalt durch eine neue Pension, die er auf die Einkünfte von Sicilien anwies. Noch ehe sich C. öffentlich aus dem weltlichen Stande entfernt und dem geistlichen angeschlossen hatte, war bereits seine poetische Liebe überwiegend nach den „Autos sacramentales" (Frohnleichnamsstücken s. Autos) hingerichtet gewesen; von jetzt an überließ sich C. ganz dieser Neigung und leistete in diesem Genre in der That so Ausgezeichnetes, daß er Alles verdunkelte, was die gerade darin sehr reiche spanische Literatur bisher aufzuweisen hatte. Und schneller, als sein weltlicher Dichterruf, verbreitete sich sein Ruf als Schöpfer der herrlichsten geistlichen Schauspiele über ganz Spanien; bald gelangten von den ersten Städten des Reichs, von Madrid, Toledo, von Sevilla, Granada 2c., Aufträge an ihn, allenthalben wollte man „Autos sacramentales" von C. aufführen, und die Belohnungen dafür waren reichlich genug, um seine Vermögensverhältnisse allmählig zu glänzenden zu erheben. Im Jahre 1663 wurde C. Mitglied der Kongregation des Apostels Petrus zu Madrid und 1666 Kapellan Mayor derselben. Diese Ehre hatte sein Herz so erfreut, daß er dem frommen Vereine sein ganzes Hab und Gut vermachte. Er † am 25. Mai 1687. Nachdem seine Asche über anderthalb Jahrhunderte in der Kirche de las Calatravas geruht hatte, wurde sie am 13. April 1841 feierlich nach dem Kirchhofe des Klosters St. Nikolaus gebracht, um später

im National-Pantheon beigesetzt zu werden. Zu beklagen ist, daß uns C.s Werke nicht in streng chronologischer Reihe geordnet zugekommen, ja, daß sie nicht einmal rein und vollständig vorhanden sind; zwar stehen dieselben als ausgeprägtestes Bildniß des spanischen Nationalcharakters auch jetzt vor uns, aber der chronologische Führer fehlt, der uns in den Zügen jenes Bildes auch immer sowohl Alter als Inhalt und Wahrheit des Ausdrucks zuverlässig darthun könnte. Die poetische Arbeit selbst betreffend, so offenbaren sich in C.s dramatischen Darstellungen religiöser, mythologischer und geschichtlicher Gegenstände und anziehender Auftritte aus dem wirklichen Leben eben so viel künstlerische Absichtlichkeit des berechnenden Verstandes, dem bei allem Anscheine eines allmächtigen Mysticismus die Phantasie untergeordnet ist, als tiefe Weltansicht und Erhebung des an starkem Gefühl und an selbstständiger Betrachtung unermeßlich reichen Gemüthes bis zur äußersten Grenze des Erscheinlichen. Die Sicherheit seines Strebens beherrscht den Stoff; er faßt in der besonderen Thatsache das Abbild allgemeiner Gesetze auf, die abstrakten Begriffe werden in mythologischen und allegorischen Gestalten versinnlicht. Mit tiefer, inniger Liebe steht er vor jedem Theilchen, wie vor der ganzen Schöpfung, und seine Poesie ist ein immer wiederkehrender Jubelhymnus auf dieselbe. Das Fernste stellt er zum Nahen, das Größte zum Kleinsten, Sterne zu Blumen, Diamanten zu Thautropfen, und wenn auch seine Lieblingsbilder oft wiederkehren, so erfreut man sich ihrer, wie man sich einer schönen Blume von Neuem erfreut, wenn man ihr in anderer Zusammenstellung mehrmals begegnet. Den Entwickelungsstufen seines Talents entsprechend, ist auch der Gehalt der dramatischen Werke C.s ungleich. Mehren, wie die Tochter der Luft, das Leben ein Traum, die Andacht zum Kreuze, der wunderthätige Magus, der standhafte Prinz ꝛc., wohnt der wundersamste Zauberreiz inne, andere ermüden durch rhetorisirende Dogmatik; viele im höheren Alter verfaßte weltliche Schauspiele zeugen von kalter Unlust am Leben; manche Jugendwerke mißfallen wegen Ueberladung mit Bilderschmuck und durch Prunk des Ausdrucks. C. selbst legte in seinem Alter das meiste Gewicht auf seine **Autos sacramentales** und zeigte gegen seine weltlichen Stücke um so mehr Gleichgültigkeit, je mehr man ihm fremde Stücke unterschob und seine eigenen bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Als nachweisbar ächt besitzen wir von C. 108 Komödien, 95 klassische **Autos sacramentales**, 200 **Loas** und 100 **Saynetes**; außerdem viele Lieder, Sonnette, Romanzen und andere kleine Gedichte, die zum größten Theil ungedruckt geblieben sind. Sein letztes Stück, im 81. Jahre geschrieben, ist „**Hado y Divisa**." Wie es zu jener Zeit allgemein üblich war, erschienen auch die Arbeiten C.s größtentheils einzeln; die erste Sammlung, von C.s Bruder unter dem Titel: „**Comedias de D. Pedro Calderon de la Barca, Cavallero de Santiago; recogidas por D. Joseph Calderon, su hermano**" (Madrid 1640 bis 1674) besorgt, gedieh nur bis zum 4. Band. Eine vollständigere erschien von D. Juan de Vera Tassis y Villareale (Madrid 1685—94, 9 Bde.), 107 Stücke enthaltend. Von C.s **Autos sacramentales** erschien die erste Ausgabe Madrid 1677, eine zweite in 6 Bänden von D. Pedro de Pando y Mier Madrid 1717. Als die vollständigsten Sammlungen gelten die von D. Juan Fernandez de la Barca besorgten: „**Comedias del celebre poeta etc.**" (Madrid 1760—63, 11 Bde., 4), 112 Stücke enthaltend: und „**Autos sacramentales alegoricos y historiales del Phenix de los Poetas, el Español etc.**" (Madrid 1759—60, 6 Bde., 4.), 73 Autos und eben so viele Loas enthaltend. In Deutschland erschienen Ausgaben des Originals von A. Norwich (Bremen 1809 und 1810, nur 2 Bde.) und von J. J. Keil (Leipzig 1820 ff.). Mit guten deutschen Uebersetzungen von C. haben uns A. W. Schlegel (Spanisches Theater, Berlin 1803 und 1806, 5 Stücke enthaltend), F. D. Gries (Berlin 1815—24, 7 Bde., neue Ausgabe, das. 1840 f., 8 Bde.), Malsburg (1819—25, 6 Bde.) beschenkt, neuerer mehr oder minder gelungener Nachahmungen nicht zu gedenken. Das Verdienst, die deutschen Bühnen dem Genius C.s geöffnet zu haben, gebührt Göthe und Schlegel. Schon 1810 (oder 1811) ging in Weimar „Der standhafte Prinz" über die Breter des Hoftheaters; ihm folgte die Schicksalstragödie „Das Leben ein Traum" in einer Uebersetzung des Herrn von Einsiedel, und später nach der Uebersetzung von Gries „Die große Zenobia". Berlin sah 1816 zuerst den standhaften Prinzen, jedoch ohne Empfänglichkeit für diese Erscheinung; in Wien brachte West (Schreyvogel) „Das Leben ein Traum" nach der griesschen Uebersetzung in bühnenmäßige Form und erntete dafür den Dank der meisten guten Theaterstädte Deutschlands. Das ängstliche Festhalten an der fremden, dem Deutschen nie mundgerecht zu machenden Form ist es, was bis jetzt gehindert hat, den kaum erschöpflichen Reichthum von ächt bühnenmäßigem Stoff in C.s Werken für das deutsche Theater auszubeuten. Die erste Biographie von C. lieferte sein Herausgeber D. Juan de Vera Tassis y Villareal, abgedruckt vor dem ersten Theile der Komödien, sowie in den Ausgaben von Apontes u. Keil. Vgl. Fr. W. Schmidt, die Schauspiele C.s, Elberfeld 1857.

2) Don Serafin, einer der neuesten spanischen Dichter, geboren zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu Malaga, zeichnete sich schon auf der Universität von Granada aus, wo er die Rechte studirte, wurde 1822 Professor der Poesie und Rhetorik zu Granada und erregte durch mehre Gedichte Aufmerksamkeit. Bald darauf ward er Advokat in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1830 begab sich C. nach Madrid und gab hier anonym seine „**Poesias del solitario**" (Mad. 1833) heraus, die sehr beifällig aufgenommen und von einem 1840 erschienenen 2. Bande noch übertroffen wurden. Auch schrieb er für die „**Cartas españolas**," das einzige damals erscheinende literarische Journal, mehre Artikel über andalusische Sitten voll Wahrheit und Laune, die seinen Namen noch bekannter machten, während er sich mit vielem Erfolge auf das Studium der arabischen Sprache legte. Im Auftrage der Re-

gierung schrieb er ein Lehrbuch der Staatsverwaltungsgrundsätze, „Principos de administracion," nach dem Französischen des J. C. Bonain. Anfangs 1834 wurde er Generalauditor bei der Nordarmee und 1836 Civilgouverneur von Logroño. Als ein Sturz vom Pferde ihn noch in demselben Jahre nöthigte, zur Wiederherstellung nach Madrid zu gehen, beschäftigte er sich vorzüglich damit, eine vollständige Sammlung der immer seltner werdenden Schätze der altspanischen Nationalliteratur, der handschriftlichen und gedruckten Cancioneros und Romanceros anzulegen und eine kritische Ausgabe derselben vorzubereiten. Auch schrieb er damals seine schöne Novelle „Christianos y moriscos," im Geiste und Style des Cervantes, gedruckt in der „Colleccion de novelas originales españolas" (Madr. 1838). Ende 1837 wurde er politischer Chef in Sevilla, mußte aber in Folge des Aufstandes im November 1838, um nicht ein Opfer des Parteihasses zu werden, flüchten und sich ins Privatleben zurückziehen, worauf er sich wieder ganz den Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Namentlich hat C. schätzbare Studien über die Literatur der Morisken gemacht. Sein letztes Werk sind die geistreichen Scenen aus dem andulusischen Volksleben: „Escenas andaluzas" Madr. 1847). Proben seiner prosaischen und metrischen Dichtungen enthalten Ochoa's „Apunsis para una biblioteca de escritores españoles contemporaneos" (Bd. 1, Par. 1840).

Calderwood, David, schottischer Geistlicher, widersprach lebhaft auf dem hohen Kommissionsgericht in der Stadt St. Andrews in Gegenwart des Königs Jakobs I. dem Verlangen desselben, die Presbyterianer mit der bischöflichen Kirche zu vereinigen, und wurde deshalb gefangen gesetzt und verbannt. Er wandte sich nun nach Holland und gab daselbst 1623 sein berühmtes „Altare Damascenum" heraus, in welchem er die englische Kirche mit großer Härte angriff. Später kehrte er nach Schottland zurück, sammelte die Denkwürdigkeiten der schottischen Kirche vom Anfang der Reformation bis zum Tode Jakobs I. (als Manuskript auf der Universitätsbibliothek zu Glasgow) und † zu Jedburg um 1652.

Caldiero, Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, Provinz Verona, am südlichen Abhang eines Gebirgszweiges der tyroler Grenzalpen, von der von Vincenza nach Verona führenden Straße links gelegen, mit 3000 Einwohnern und Mineralquellen. Diese letzteren, schon von den Römern gekannt, der Juno geweiht und sehr frühe als Bad benutzt und berühmt, entspringen in einer Ebene nahe an der großen Straße, welche von Verona nach Vincenza führt, nur eine Viertelstunde von C. entfernt. Ueber den chemischen Gehalt und die Wirkungen des Wassers waren früher die Ansichten der Aerzte sehr getheilt. Das Wasser ist klar, geruchlos, von einem schwachen säuerlichen Geschmack; seine Temperatur beträgt 21° R., seine spec. Schwere 10,014. Neuere Analysen nennen als feste Bestandtheile desselben: kohlensauren Kalk, Talk und Thonerde, salzsauren Kalk, Talk und Kochsalz, schwefelsauren Kalk, schwefelsaures Natron, Kieselerde, Alaun und Eisen. Als Bad hat man dasselbe empfohlen bei chronischen Hautausschlägen, veralteten Geschwüren, Schleimflüssen, chronischen Leiden der Harnwerkzeuge u. des Uterinsystems. Berühmt ist C. durch das siegreiche Gefecht der Oesterreicher gegen die Franzosen am 12. Nov. 1796, worin der zur Befreiung des in Mantua eingeschlossenen Feldmarschalls Wurmser vorrückende österreichische General Alvinczy die französischen Divisionen Augereau u. Massena schlug, die dadurch zum Rückzug nach Verona gezwungen wurden. Die Oesterreicher verloren in diesem blutigen Treffen 1250 Mann, die Franzosen ungefähr 1800 Mann. Hier eröffnete der französische Marschall Massena den Feldzug von 1805, worin er den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl am 29., 30. und 31. Oktober 1805 ein Reihe blutiger Gefechte lieferte, in denen die Franzosen gegen 7300 an Todten und 1700 an Gefangenen, die Oesterreicher gegen 5680 Mann verloren.

Cale, la, Strafe für französische Seesoldaten oder Matrosen, wenn sie Kameraden im Streit verwundet haben. Der Verurtheilte wird, mit einem Seile an den Ellenbogen gebunden, plötzlich in die See getaucht.

Calembourg, sinnreiches Spiel, entweder mit Wörtern von gleichem Laut, aber ungleicher Schreibart und Bedeutung, oder auch mit Wörtern von gleicher Schreibart und verschiedener Bedeutung, also eigentlich ein witziges Spiel mit Wortklängen und deshalb von Witz an sich verschieden. Denn wie der Witz im Allgemeinen im Auffinden von Aehnlichkeiten an unähnlichen Gegenständen besteht, so der C. im Besonderen eben nur in der Unähnlichkeit der Bedeutung bei gleichlautenden Wörtern oder Phrasen. Der Ursprung der Benennung wird verschieden erklärt. Nach Einigen soll sie von einem Franzosen herstammen, einem Apotheker Calembourg, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Paris lebte und durch seinen Reichthum an solchem Witz Aufsehen erregte. Nach Andern hat ein deutscher Edelmann oder westphälischer Graf v. Calemberg die Ehre, diesem Genre seinen Namen dadurch gegeben zu haben, daß er durch seine fehlerhafte Aussprache des Französischen am Hofe Ludwigs XV., nach Anderen an dem des Königs Stanislaus von Polen häufig die drolligsten Verwechselungen zum Vorschein brachte. Die Geliebte des Königs Stanislaus, die Herzogin von Boufflers, soll dieselben gesammelt haben, um die französische Königsfamilie damit zu belustigen. Nach Andern hat zuerst der Marquis de Bièvre diese heiteren Spielereien aufgegriffen, einen ganzen Almanach mit dergleichen angefüllt und dadurch Veranlassung gegeben, daß der Name C. bald, wie am Hof, auch in Paris und ganz Frankreich für dieses Genre angenommen wurde. Franzosen und Engländer waren bis jetzt am glücklichsten darin. Der Leser des Shakespeare-Originals wird manchen begegnen; der Beispiele im Französischen sind Legion. Die deutsche Sprache hielt man bis in neuerer Zeit solcher Gelenkigkeit nicht für fähig, bis endlich Saphir, Oettinger, Glaßbrenner und namentlich die berliner Komiker den Reichthum der deutschen Sprache an derlei Klangspielen, und zwar an sehr sinnreichen, genügend und bisweilen zum Ueberfluß darthaten. Allbekannt

ist die Definition: „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Der Improvisator Langenschwarz erklärte das Zahnweh eines Herrn von Wangenheim damit, daß das Zahnweh eben die Wangen heimsuche. Eine Sammlung deutscher C. ist von Langenschwarz (Schleus. 1842) erschienen.

Calendae, bei den Römern jeder erste Monatstag, indem in den ersten Zeiten Roms ein Unterpontifex das Volk an diesem Tage zur Curia Calabra berief, um ihm nach vollbrachtem Opfer des Rex sacrificulus den Beginn des neuen Monats und die Zahl der Tage bis zu den nächsten Nonen bekannt zu machen (calare, rufen, nennen). Diese Sitte hörte später auf, der Name C. aber behielt jene Bedeutung bei. An den Kalenden wurden die Zinsen entrichtet, daher bei Horaz (Satyr. 1, 3, 87) tristes Calendae. Die C. waren der Juno geweiht. Weil der griechische Kalender keine C. hat, so gebrauchte Augustus von Nichtbezahlern den sprichwörtlichen Ausdruck: ad graecas Calendas solvere, am St. Nimmermehrstag bezahlen.

Calendario, Philipp, berühmter italienischer Bildhauer u. Baumeister, blühte im 14. Jahrhundert zu Venedig, baute den Dogenpalast und die prächtige Gallerie, welche den Markusplatz umgibt. Nach dem Chronisten Sante Valentina ließ sich C. in eine Verschwörung gegen die Republik ein und verlor 1355 das Leben durch den Strang.

Calendula (Ringelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositeen, enthält 28 Arten, meist einjährige Kräuter, von denen viele am mittelländischen Meere vorkommen, fast alle mit einfachen Wurzelblättern, umfassenden, abwechselnden Stengelblättern und großen gelben Blumen am Ende. Die wichtigste ist: C. officinalis *L.*, gemeine Ringelblume (Goldblume, Todtenlume, Stinkblume, Caltha officinalis *Moench*), mit spatelförmigen und etwas fleischigen Blättern und großen gelben Blumen, Sommergewächs des südlichen Europa's und des Orients, auf Aeckern, Weinbergen und Schutthaufen, bei uns sehr gemein in Dorfgärten, wo sie sich selbst säet, 1 — 2 Fuß hoch. Sie findet sich schon bei Virgilius unter dem Namen Caltha lateola. Das Kraut und die Blüthen (Herba et flores Calendulae seu Calthae sativae, Gilkenkraut) haben im frischen Zustand einen eigenthümlichen, unangenehmen balsamisch-harzigen Geruch und bitterlich krautartigen, schwach salzigen Geschmack, was sich beim Trocknen mindert. Sie bestehen aus Extraktivstoff, einem eigenthümlichen, glutinösen, gallertartigen Stoff (Calendulin) und an Kalk und Kali gebundener Apfelsäure. Da sie tonisch-scharfe und etwas balsamische Kräfte haben, so sind sie bei Stockungen im Unterleibe, Skropheln rc., auch als Schutzmittel gegen Ansteckungen, sogar gegen die Pest, vorzüglich aber als Heilmittel beim Krebs in Anwendung gewesen und vielfach gepriesen, vergessen und wieder hervorgesucht worden. Die getrockneten Strahlenblüthchen werden ihres schönen Aussehens wegen Räucherpulvern zugesetzt und zuweilen zur Verfälschung des Safrans (und zwar der Sorte, welche Feminell genannt wird) und der Wohlverleiblüthen (flor. Arnicae montanae) gebraucht. Die Landleute pflegen die Butter und mehre Speisen mit denselben gelb zu färben. Mit Alaun gibt der Saft der Blüthen eine gute Malerfarbe; zum Färben auf Wolle sind sie untauglich. Aus den Blüthen gewinnt man auch einen Liquor (Liquor florum calendularum), der nach Schneider, auf blutende Wunden gegossen und mit Leinwand aufgelegt, ein vorzüglich blutstillendes Mittel seyn soll, auf folgende Weise: Die aufgeblühten frischen Blumenköpfe werden in einem langen, 4 — 8 Unzen haltenden, fest verkorkten und verbundenen Arzneiglase, das frei an einem Baumaste aufgehangen ist, den Sommer hindurch, bis Fröste zu besorgen sind, den Sonnenstrahlen ausgesetzt; die sich hierbei bildende, durch Abgießen und Ausdrücken der Blüthen gesammelte Flüssigkeit wird in wohlverstopften Gläsern aufbewahrt.

Calentura, eine fieberhafte Krankheit, welche durch übermäßige Hitze zumeist auf langen Seereisen, seltener bei warmer, dicker, feuchter Luft auch auf dem Lande, entsteht. Symptone dieser Krankheit sind: wildes Delirium, wobei die Kranken häufige und heftige Schmähungen, besonders gegen ihre Wärter ausstoßen; ihr Gesicht ist geröthet, die Augen irren wild und drohend umher, der Puls ist voll, stark, unregelmäßig, die Haut brennend heiß. Charakteristisch ist dem Delirium die Neigung der Kranken, sich in das Meer zu stürzen, sey es, daß die Phantasie sie täuscht und sie den grünlichen Meeresspiegel für Wiesen und Gärten halten, sey es, daß in der Einöde des Meeres sich die Ideen der Seeleute überhaupt so gerne an das Land knüpfen, immer aber wähnen diese Kranken von Wiesen und Kunstgärten umgeben zu seyn. Die Krankheitsursache ist in der heftigen Einwirkung der Sonnenstrahlen zu suchen, daher die Krankheit zumeist nach einem brennend heißen Tag plötzlich des Nachts oder gegen Morgen beginnt. Der Verlauf der Krankheit ist sehr akut, der Ausgang schon um deshalb häufig ungünstig, weil die Kranken oft, unwiderstehlich getrieben, den Tod im Meere suchen. Hieraus erklärt es sich wohl auch, warum in der heißen Zone oftmals Matrosen in der Nacht plötzlich verschwinden. So wenig diese Krankheit genau beschrieben ist, auch Sektionen fehlen, so läßt sich doch mit Grund vermuthen, daß sie ihrem Wesen nach eine Entzündung der Hirnhäute ist und mit dem Sonnenstich verglichen werden kann. Die Behandlung ist streng antiphlogistisch.

Calepino, Ambrosius, auch anagrammatisch Pellicanus genannt, gelehrter Augustiner und Linguist, zu Calepio am Oglio 1435 geb., † 1511 blind. Er schrieb ein lateinisches Lexikon, von ihm „Dictionum interpretamenta" genannt (Reggio 1502, Fol., von Passarat, la Cerda und A. vermehrt, vollst. Ausgabe, Basel 1590, 1627, in 11 Sprachen, bes. 1590 und 1627, Fol., neueste in 7 Sprachen, Padua 1772, 2 Bde., Fol.; abgekürzt, Leyden 1654, 2 Bde.).

Caletti, Joseph, italienischer Historienmaler, bekannter unter dem Namen il Cremonese, geboren zu Ferrara um 1600. Als strebender Schüler eines mittelmäßigen Meisters

mußte er bald sein eigener Bildner werden und that dies durch Studium und Nachahmung tüchtiger Muster, wie Dosso und Tizian. Seine Bilder sind häufig an dem rothbraunen Fleischton, kühnen Lichtern neben überladenen Schatten und schneeartigem Gewölk kenntlich, seine Kompositionen durch oft sehr ausschweifende Zusammenstellungen verunziert. Doch hat man von ihm auch einige sehr gelungene Kirchenbilder. Am bekanntesten ist sein wunderthätiger Markus in S. Benedetto zu Ferrara, eine große ausdrucksvolle Figur, malerisch mit einer Menge von Büchern umgeben, die er so wahr und natürlich malte, daß er der Büchermaler hieß. Nach der Vollendung dieses Bildes erscheint nichts mehr von ihm. C. † um 1660. Von seinen Kupferstichen verzeichnet Bartsch 24 Blätter, darunter 14 Blätter Herzöge von Ferrara.

Calhoun, John Caldwell, nordamerikanischer Staatsmann, war der Enkel eines Iren, James C., der nach Amerika auswanderte, sich 1733 in Pennsylvanien niederließ, später aber nach Südcarolina übersiedelte und hier die Niederlassung Calhouns Settlement gründete, wo auch John am 18. März 1782 geboren wurde. Nachdem er bis zum 13. Jahre ohne allen Unterricht im älterlichen Hause zugebracht, kam er auf eine Schule in Georgien, kehrte aber in Folge des Todes seines Vaters bald wieder in die Heimath zurück und führte hier vier Jahre hindurch das Leben eines Pflanzers; sein älterer Bruder, der seine großen Fähigkeiten erkannte, bewog ihn jedoch, sich auf dem Yale-College den Wissenschaften zu widmen. Nachdem er daselbst mit großem Erfolg studirt, besuchte er die Rechtsschule zu Litchfield und trat dann in die Geschäfte des Kanzlers de Saussure in Charleston, später in die eines Advokaten in Abbeville. Im Jahr 1807 wurde C. als Advokat vor die Schranken gelassen und erwarb sich bald eine ausgedehnte und einträgliche Praxis. Ein Angriff eines britischen Schiffs auf die Chesapeake gab C. die erste Gelegenheit, als Redner in einer Volksversammlung seines Distrikts aufzutreten, welcher Versuch so günstig ausfiel, daß er alsbald in das Repräsentantenhaus von Südcarolina gewählt wurde. Bald hatte C. seinen Ruf als Staatsmann in der Gesetzgebung so begründet, daß er 1811 in den Kongreß gesandt wurde, in dem er sofort in das Komité der auswärtigen Angelegenheiten gelangte und, obschon der Jüngste des Hauses, nach Porters Resignation dessen Vorsitzender ward. Obwohl sich der Präsident Madison für den Krieg mit England erklärte, schien doch jetzt die Kriegspartei zu unterliegen. Da trat C. mit seiner ersten Rede im Kongreß auf und feierte einen solchen Triumph, daß er fortan als Führer der Kriegspartei anerkannt wurde und sich der Regierung in Bezug auf das Embargo und die Organisation der Marine entschieden entgegen stellen konnte. Nach Beendigung des Kriegs trat C. im Kongresse gegen die Einführung der Zettelbanken und für die Nationalbank auf und nahm regen Antheil an der Tariffrage, wie an allen innern Angelegenheiten. Der Tarif von 1816, der die südlichen Staaten und vorzüglich das Interesse Südcarolina's begünstigte, war ganz sein Werk. Nachdem die Bank der Vereinigten Staaten zu Stande gekommen, bewirkte C., daß die Dividenden derselben für nationale Verbesserungen verwendet werden sollten, und wurde so der Schöpfer des Systems für die nationalen Anlagen. Nicht minderes Aufsehen erregte seine Rede über die Gewalt zum Friedensschluß. Im Jahr 1817 ernannte ihn der Präsident Monroe zum Kriegsminister. Als solcher entwarf er zuvörderst einen Geschäftscodex, der noch gegenwärtig gilt, und brachte während seiner siebenjährigen Verwaltung eine bewundernswerthe Ordnung in diesen gänzlich vernachlässigten Zweig des öffentlichen Wesens. Vierzig Millionen Dollars unerledigter Rechnungen, zum Theil bis zu den ersten Jahren der Union zurücklaufend, tilgte er bis auf etwa drei Millionen und reducirte die jährlich 451 Dollars für einen Mann betragenden Armeeausgaben, ohne zu geizen, auf 287 Dollars, so daß er dem Schatze jährlich 1,300,000 Dollars ersparte. Nach Ablauf der zweiten Präsidentschaft Monroe's hatte C. Aussicht auf den Präsidentenstuhl. In Folge der Erklärung Pennsylvaniens zu Gunsten des Generals Jackson wandten sich aber auch seine demokratischen Freunde diesem Kandidaten zu, und C. zog seinen Namen von der Kandidatenliste zurück. Indessen erhielt Adams die Präsidentschaft, während C. Vicepräsident wurde; auch unter Jackson behielt er dieses Amt, das er mit Würde und Festigkeit verwaltete. Zeigte sich C.s politischer Charakter bis dahin in voller Reinheit und war sein Patriotismus und sein staatsmännisches Talent unangetastet, so schlug er von nun an eine Richtung ein, die seinen Ruhm schmälerte und ihm die allgemeine Liebe der Nation entzog. Während der Zeit, daß C. exekutive Aemter bekleidete, erlitt die Banken- und Tarifpolitik eine gänzliche Umgestaltung. Ein dem Süden nicht besonders günstiges neues Tarifgesetz war 1828 durchgegangen. Noch hielt C. zur Regierung, weil er hoffte, Jackson werde sein Veto gegen das verhaßte Gesetz einlegen. Als er sich getäuscht sah, reiste er nach Südcarolina und veranlaßte jene berüchtigten Beschlüsse, nach denen jeder Staat der Union berechtigt seyn sollte, irgend einen Akt der Föderativregierung zu annulliren. Im Februar 1829 gingen diese Beschlüsse in der Gesetzgebung von Südcarolina durch, von der somit der verhängnißvolle Grundsatz der Nullifikation anerkannt wurde. Virginien, Georgien und Alabama schlossen sich Südcarolina an, und der Bürgerkrieg, sowie Auflösung der Union schienen unvermeidlich. Der Präsident Jackson erließ jedoch eine energische Proklamation gegen die Nullifikation, sendete eine Truppenmacht nach Südcarolina und drohte C. an einen Galgen zu hängen, „hoch wie der des Haman". Seit C. seine Nullifikationsdoktrin aufgestellt, verlor derselbe für immer die Aussicht auf die Präsidentschaft, denn er erschien nun als Gegner der Union und als ein Mann, dessen vorzugsweise Thätigkeit der Verfechtung der Sklavenhalterinteressen zugewendet war. Unter diesen Stürmen hatte C. den Vicepräsidentensitz verlassen, wurde jedoch kurz nachher wieder in den Senat gewählt. Ergreifend war der Moment, als in dem Senate, in dem er noch vor Kurzem so viele Freunde und

Verehrer gezählt, im Lichte eines Hochverräthers erschien. C. leistete mit gedämpfter Stimme den Eid auf die Konstitution der Union und nahm dann ruhig und würdevoll seinen Sitz ein. Alles war in ängstlicher Spannung, die Halle zum Erdrücken voll, als C. sich erhob und mit kühner Stirne und fester Haltung die Nullifikationsbeschlüsse vertheidigte. Es erfolgte hierauf eine Debatte, die kaum ihres Gleichen in der legislativen Geschichte hat. C. stritt mit einem Scharfsinn und einer Beredsamkeit, welche an die großen Redner des Alterthums erinnerte. Doch die Forcebill und damit die Maßregeln der Regierung siegten, und erst die Vereinbarungsvorschläge Clay's beseitigten für den Augenblick die Gefahr. C. nahm fortan eine vereinzelte, wenn auch nicht minder einflußreiche Stellung ein; er gehörte keiner Partei an und vereinigte sich nur mit den Leitern der einen oder der andern, wenn es galt, die Interessen des Südens zu vertreten. Jacksons administrative Schritte wurden fast ununterbrochen von C. bekämpft, und in dem nachmals aufs Heftigste entbrannten Streite über die Banken und Umlaufsmittel, durch welchen Jacksons Regierung so berühmt ward, befand sich C. an der Spitze der Opposition. Unter dem Präsidenten van Buren unterstützte er zum ersten Male wieder die Regierung, indem er sich für das Unterschatzsystem erklärte. Im Jahr 1838 hielt er seine berühmte Rede über den Abolitionismus. Bei der Einführung der Bankerottbill, dem Arrangement des Verkaufs der öffentlichen Ländereien war er nicht minder einer der hervorragendsten Sprecher. Während dieser ganzen Periode trat hauptsächlich Benton von Missouri, der Führer der demokratischen Linken, als sein heftigster Gegner auf. In dem letzten Jahre der Präsidentschaft Tylers übernahm C. das Ministerium des Innern und verblieb darauf ohne eine öffentliche Stelle. Im Jahr 1845 führte er den Vorsitz in der zu Memphis von den Sklavenstaaten abgehaltenen Konvention, in welcher der Süden seine Nullifikationsdoktrin wiederholte. C.s Zurückgezogenheit war nur von kurzer Dauer. Er nahm abermals seinen Sitz im Senate ein und verfolgte unerschütterlich seine Agitation für die Rechte des Südens. Mittlerweile hatten die Vereinigten Staaten in Folge des Friedensschlusses mit Mexiko abermals große Länderstrecken erworben, und die Sklavenangelegenheit, der Krebsschaden und Zankapfel der Union, rief aufs Neue Aufregung, Verwirrung und Kampf hervor, die das Föderativgebäude in seinen Grundfesten erschütterten. Der kranke und gebrochene C. faßte den Rest seiner Kräfte zusammen und hielt im Senat eine Rede, in der er für den Süden geradezu die Trennung von der Union forderte. Eine zweite, weit drohendere Rede arbeitete er schriftlich aus und ließ dieselbe verlesen. C. † indessen während dieser Kämpfe zu Washington am 31. Mai 1850. Der gemeinsamen Anstrengungen von Clay, Caß, Fonte und Andern gelang es nun um so eher, die gefährlichste aller Krisen vor der Hand zu beseitigen. C. war ein staatsmännisches Genie, in seinem Privatleben ein fleckenloser Charakter; aber er schleuderte unter die Theile der Union eine Brandfackel, die war zur Unterdrückung der Sklavenhalterei im Süden, aber auch zur Auflösung des Staatenbundes führen kann. Als Redner war C. durch Leidenschaftlosigkeit, logische Schärfe, Konsequenz und moralischen, nicht durch poetischen Schwung ausgezeichnet. Seine die Periode von 1811 bis 1843 umfassenden Reden erschienen 1844 im Druck. Die Veröffentlichung eines Werks an dem er sein Leben hindurch gearbeitet: „The philosophy of government", ward 1851 zu Newyork vorbereitet.

Calicos (**Calicoes**), gedruckte Kattune. Die aus den englischen Fabriken unterscheidet man in Yard Wide und in Elle Wide, wovon letztere 36 englische Zoll breit und 21 Yards lang, erstere 27 Zoll breit, 28 Yards lang sind. Die ostindischen Druckcalicos, welche jetzt über Hamburg nach Deutschland kommen, sind in Stücken von 38 brabanter Ellen Länge und $^3/_4$ oder $1^1/_8$ Ellen Breite. Die französischen C. sind 26 — 33 pariser Zoll breit. Unter den deutschen Fabrikaten dieser Art sind die vorzüglichsten die sächsischen.

Calidius, Marcus, berühmter Redner, stimmte als Prätor 57 v. Chr. für die Zurückberufung Cicero's aus dem Exil, sprach für die Freiheit der Tenedier, vertheidigte den M. Scaurus und den Gabinius und stand dem Milo nach Clodius Ermordung bei. Das Konsulat vermochte er nicht zu erlangen und wurde von den Gebrüdern Gallius de ambitu angeklagt. Im Jahr 49 v. Chr. stimmte er im Senat für den Abgang des Pompejus in seine Provinzen zur Verhütung eines Bürgerkriegs. Nach Cäsars Ueberschreitung des Rubico trat er auf dessen Seite und † als Prätor von Gallia togata in Placentia. Cicero rühmt in C.s Reden eine ungemeine Eleganz, Zartheit und Zierlichkeit, einen leichten und gefälligen Fluß, tadelt aber die allzugroße Künstelei, welche keinen Effekt machte.

Caligula, Cajus Cäsar Augustus Germanicus, römischer Kaiser, Sohn des Germanicus und der Agrippina, der Enkelin des Augustus, wurde 12 n. Chr. geboren, nach Plinius und Tacitus in Deutschland, nach Sueton in Antium. Seine früheste Jugend verlebte er unter den Legionen des Germanicus am Rhein, und weil der Knabe im Lager die Kleidung der gemeinen Soldaten und auch die Caliga, den Soldatenstiefel, trug, erhielt er den Beinamen C. Wie beliebt er bei den Soldaten gewesen, geht daraus hervor, daß, als nach dem Tode des Augustus unter den Legionen des Germanicus ein Aufruhr entstand und Agrippina unter Thränen und mit dem kleinen Cajus auf dem Arme aus dem Lager entfloh, dieser Anblick die Meuterer rührte und zur Besinnung zurückbrachte. Sie baten ihren Feldherrn, die Fliehenden zurückzuhalten, damit sie nicht die Schmach auf sich lüden, die Enkelin des Augustus aus dem römischen Lager zu Fremden entfliehen zu sehen. Der junge Cajus begleitete seinen Vater später nach Syrien und kehrte nach dessen Tode nach Rom zurück, wo er zuerst unter der Aufsicht seiner Mutter und nach deren Verbannung bei seiner Urgroßmutter Livia Augusta und seiner Großmutter Antonia, Wittwe des Drusus, erzogen wurde. Als er heranwuchs, wußte er sich bei Tiberius so einzuschmeicheln, daß er dem grausamen Geschicke

seiner Aeltern und Geschwister entging und vom Kaiser vielfach begünstigt wurde. Der Jüngling, der bei der Verurtheilung seiner Mutter und Brüder kein Mitgefühl zeigte, verbarg sein unmenschliches Gemüth unter tückischer Bescheidenheit; gleichwohl durchschaute ihn Tiberius und weissagte deshalb: in C. erziehe er dem römischen Volke eine Natter, dem Erdkreis einen Phaeton. Im Jahr 33 vermählte sich C. mit Claudilla, der Tochter des M. Silanus, eines angesehenen Senators, und wurde Augur und Pontifex. Tiberius setzte in seinem Testamente ihn und seinen Enkel (von seinem Sohne Drusus) zu Erben des Reichs ein, aber nach dem Tode des Kaisers (37), den C. in Verbindung mit Macro durch Gift und gewaltsame Erstickung unter Bettkissen herbeigeführt und beschleunigt haben soll, nahm er, ohne die Ansprüche des Knaben zu beachten, allein Besitz vom Throne und zwar ohne Widerspruch, weil man seinen Vater noch in gutem Andenken hatte und auch von ihm sich Großes versprach. Wirklich schien C. im Anfang seiner Regierung das allgemeine Vertrauen durch Gerechtigkeit, Milde und Klugheit rechtfertigen zu wollen. Nach des Tiberius feierlicher Bestattung ließ er es seine erste Sorge seyn, die Sohnes- und Bruderpflichten gegen seine unglückliche Mutter Agrippina und seine Brüder, Nero und Drusus, die als Opfer des finstern Argwohns Tibers gefallen waren, zu erfüllen, indem er die Asche derselben im Mausoleum des Augustus aufs Feierlichste beisetzen ließ. Mit gleichem Eifer für die noch lebenden Glieder seines Hauses ließ er seiner Großmutter Antonia alle Ehren zu Theil werden, die einst Augustus Gemahlin Livia empfangen hatte, erhob seines Vaters Bruder Claudius zu seinem Amtsgenossen im Konsulat und adoptirte den im Testamente bestimmten Miterben Tiberius. Seine Regierung hatte nichts von der finstern Strenge der vorigen. Die unter der letztern Verwiesenen und Verurtheilten wurden begnadigt und in ihre Rechte wieder eingesetzt, Vergehungen und Verbrechen verziehen, die unter Tiber verbotenen und vernichteten Schriften freisinniger Männer wieder hervorgesucht und zum Lesen verbreitet. Keine Klagen wegen Majestätsverbrechen sollten mehr Gehör finden und die obrigkeitlichen Personen freie vom Kaiser unabhängige Gerichtsbarkeit üben; auch das Volk sollte sein ihm von Tiber entzogenes Stimmrecht zurückerhalten und der Bestand der Staatsangelegenheiten, der unter der vorigen Regierung verheimlicht wurde, wieder zu öffentlicher Kunde gebracht werden. Gegen eingerissene Mißbräuche zeigte C. eine heilsame Strenge; so sprach er jedem römischen Ritter, auf welchen irgend eine Schmach lastete, seine Würde ab. Noch größere Neigung erweckte er für sich durch seine Freigebigkeit, die sich sowohl in glanzvollen Spielen und reichlichen Spenden an Volk und Soldaten, als auch darin äußerte, daß er die Vermächtnisse des Tiber ungeachtet der Nichtigkeitserklärung seines Testaments auszahlen ließ. Auch auswärtigen Königen wurde des neuen Kaisers Gunst zu Theil; Agrippa und Antiochus erhielten ihre väterlichen Reiche zurück, jener Judäa, dieser Commagene. In feierlicher Rede versicherte C. öffentlich vor Senat und Volk: er werde den Tugenden des Vaters und Großvaters, nicht dem finstern und tyrannischen Tiber nachstreben; unter den Heeren aufgewachsen und ein Schützling des Senats und römischen Volkes, wolle er nicht sich selbst, sondern dem Vaterlande leben und als Herrscher nur darauf bedacht seyn, die Heiligthümer der Götter, die Rechte der Bürger und die allgemeine Freiheit zu schützen; die unverletzte Hoheit des Reichs und das gesicherte Volksglück, dies sey das ruhmvolle Ziel, um das er sich einzig zu bemühen gedenke. Aber die allgemeine Freude, die diese Versicherungen erweckten, sollte nur zu bald ihr Ende finden. C., von Natur schlecht geartet, legte bald den erheuchelten Tugendschein ab und fing damit an, sich insgeheim unbegrenzter Schwelgerei und Ueppigkeit hinzugeben. Die Folge davon war eine schwere Krankheit, in die er verfiel und von der er sich wohl körperlich, aber nicht geistig wieder erholte, denn er stand als moralisches Scheusal vom Krankenlager auf. Sein erster Frevel erinnerte sogleich an die Unthaten der vorigen Regierung und übertraf sie noch. C. ließ den jungen Tiberius, seinen Bruder und Sohn (denn sowohl Germanicus als er selbst hatten ihn adoptirt), ermorden unter dem Vorgeben, daß er frevlerischen Anschlägen nachsinne. Der Despot, durch dieses insgeheim verübte Verbrechen kühn gemacht, schritt nun öffentlich zu Greueln jeder Art. Als eines der ersten Opfer fiel sein Schwiegervater M. Silanus, der die gefährliche Stelle des Warners spielen wollte, indem er C. daran erinnerte, daß Tugenden des Volkes Liebe, Laster und Unthaten seinen Haß erwürben. Unter dem Vorgeben, daß Silanus ihm, dem Kaiser, als er das unruhige Meer befahren, nicht gefolgt wäre, um, wenn ihm im Sturme ein Unglück widerführe, sich der Stadt zu bemächtigen, ward er genöthigt, Hand an sich selbst zu legen. Dennoch erhielt sich der Wütherich durch seine fortdauernde Freigebigkeit die Neigung des Volks. Reichliche Spenden, Steuernachlässe und prachtvolle Spiele aller Art umnebelten die Sinne der nach rauschender Lust begierigen Menge; sie bemerkte nicht, wie die letzten Funken des gesunden Verstandes und der Menschenwürde in dem Tyrannen erloschen, der von jetzt an, der Leitung zweier zur Entehrung und zum Verderben des Reichs gebornen Scheusale, Helico und Apelles, folgend, Ruf, Leben und Glücksgüter der Bürger für nichts achtete, ohne Scheu sich den schändlichsten Lüsten überließ, Heiliges und Gemeines mit schrecklicher Willkür umkehrte und den höchsten Gipfel der Verworfenheit erreichte. Auf eine lächerliche Weise hatten seine Ausschweifungen begonnen, Tänzer- und Schauspielerkünsten nachhängend hatte er die Regierungsgeschäfte verachtungsvoll von sich gewiesen; aber der Senatoren niedrige Schmeichelei und der Beifall, mit welchem das Volk seinen Kaiser ununterbrochen mit Gladiatoren- und Thierkämpfen beschäftigt und selbst in Wettkämpfen auftreten sah, steigerte das Verächtliche seines Treibens zum Schändlichen. In den Fechterspielen, die in der bisherigen Weise seiner Blutgier nicht genügten, sollte von jetzt an nicht in Einzelnkämpfen, sondern wie in der Schlacht in dichtgeschlossenen

Reihen unter Blut und Tod gestritten werden, und ohne Ausnahme forderte der verwilderte Tyrann Alle und Jeden zum Mordgefechte auf und zwang die sich Sträubenden. 26 Ritter tödtete er selbst bei einem Leichenspiele, und als einst die Zahl der Verurtheilten zum Thierkampfe nicht zureichte, befahl er die Zuschauer zu greifen, ihnen die Zungen auszuschneiden, damit ihre Klagen nicht das Mitleid der Menge erregen könnten, und sie den wilden Thieren vorzuwerfen. Macro, der dem Despoten zur Regierung verholfen hatte und ihm jetzt als früherer Genosse seiner Verbrechen verdächtig schien, wurde nebst seiner ganzen Familie getödtet. Um seinen erschöpften Schatz wieder zu füllen, wüthete der Tyrann von nun an gegen Alle ohne Unterschied. Die Senatoren beschuldigte er, sie seyen Anhänger des Sejan, des Günstlings des Tiber gewesen und hätten durch ihre Angebereien seiner Mutter und seinen Brüdern den Untergang gebracht, ob er gleich beim Antritt seiner Regierung die darauf bezüglichen Schriften mit der Versicherung, sie nicht gelesen zu haben, öffentlich verbrannt hatte. Selbst seine letzte Krankheit machte er Vielen zum Verbrechen. Ueberhaupt gab es keine Ordnung und Regel der Untersuchung, Verurtheilte und Nichtverurtheilte bluteten auf gleiche Weise unter den Händen der fortwährend beschäftigten Henker und ihre eingezogenen Güter mußten den Schatz des Despoten füllen. Der Tod seiner Schwester Drusilla, die er ihrem Verlobten entrissen und nach dem Beispiele asiatischer Könige zu seiner Gemahlin gemacht hatte und leidenschaftlich liebte, vollendete seine Raserei. Mit langem Barte und Haar irrte er an den Küsten Siciliens und Italiens umher, und dann erstickte er seinen Schmerz in grenzenloser Schwelgerei und neuem Blutvergießen. Wie unwürdig aber Volk und Senat eines bessern Looses war, erkennt man aus den unsinnigen Schmeicheleien, die der Abgeschiedenen zu Theil wurden. Ein Senator schwur unter den heiligsten Betheuerungen, er habe sie in den Himmel emporsteigen sehen. Aber selbst die Verehrung der Schwester war todbringend; denn wer fröhlich die Vergötterte ehrte, wurde bestraft, weil er sich über ihren Tod freue; wer Traurigkeit zeigte, büßte als der Gottheit wenig ergeben. Bald entbrannte der Lüstling in neuer Liebe zu Lollia Paullina, die ihr Gemahl ihm selbst aus der Provinz überbringen mußte; die Vermählungsfeier wurde mit großem Gepränge und unter Vergeudung der durch Raub, Mord und Aechtung zusammengescharrten Schätze begangen. Antonia, die Großmutter des C., starb um diese Zeit vor Gram, nach andern Nachrichten vergiftet, aber mit dem Ruhme einer edeln Frau. Umsonst hatte sie ihren Enkel gewarnt; bedenke, daß mir Alles und gegen Alle freisteht, hatte der Unmensch ihr geantwortet. Durch so viel Greuel mußte sich der Wütherich endlich auch die Herzen des Volkes entfremden, welches allmählig anfing, die mit Bürgerblut befleckten Spiele zu verabscheuen. Aber dessen ungeachtet häufte er Schandthaten auf Schandthaten. Nach den Gütern Aller gierig, zwang er durch Senatsbeschlüsse die Reichen, ihn zum Erben einzusetzen, und ließ die, welche nach Aufsetzung ihres letzten Willens noch zu leben sich erdreisteten, vergiften; Konsuln und Prätoren und überhaupt Begüterte und Angesehene mußten ihm zu hohen Preisen, ja oft mit ihrem ganzen Vermögen seine Fechter abkaufen, und als einst bei einer solchen Versteigerung ein gewisser Saturnius im Schlafe mit dem Haupte nickte, ließ er ihm beim Erwachen 13 Gladiatoren um eine ungeheure Kaufsumme zuschlagen. Aber solche Maßregeln befriedigten seine Raubsucht noch nicht, sondern er ließ die verkauften Fechter, Pferde und Wagenlenker durch Gift tödten, damit von Neuem gekauft werden müsse. Seine Ausschweifungen arteten in lächerlichen Wahnwitz aus; sein Roß, Schnellläufer genannt, erhob er zu den höchsten Staatsämtern, verlieh ihm Haus und Dienerschaft, lud es zu Gaste, wobei dem Thiere vergoldete Gerste und Wein aus goldenen Bechern gereicht ward. Dem Xerxes nacheifernd baute er zwischen Bajä und Puteoli eine große Brücke, die er nach Art einer Landstraße mit Erde bestreuen ließ; mit einem großen Heere überschritt er sie darauf, belagerte und eroberte zum Schein Puteoli und rühmte sich dann, mehr als Darius und Alexander zu seyn, da er das Meer in Ketten gelegt und betreten, Städte erobert und Völker besiegt habe. Aber in seinem lächerlichen Treiben ergriff ihn plötzlich die Wuth gegen die umherstehende Menge in solchem Grade, daß er sie theils von der Brücke hinabstoßen, theils versenken und die den Schiffen und dem Gestade zu Schwimmenden mit Rudern und Stangen zurückstoßen ließ, während er unter dem Schall von Siegesgesängen umhersegelte. Auch die Auswanderung gab keine Sicherheit vor dem entmenschten Tyrannen; er sandte auf den Inseln Mörder umher, die Entflohenen zu morden, weil sie ihm den Tod wünschten. In kurzer Zeit lag Italien erschöpft und ausgesogen vor den Füßen des blut- und habgierigen Despoten, der seine Augen nun auf Gallien und Spanien richtete. Ein Zug gegen die Germanen mußte den Vorwand abgeben. Nach großen Zurüstungen und mit einem zahlreichen Heere gelangte er auch an den Rhein und überschritt ihn; aber eilig bestieg der Feigling, da er im Gedränge einherfahrend Jemanden sagen hörte, es würde bei Annährung des Feindes große Verwirrung entstehen, ein Roß, kehrte zu der Rheinbrücke zurück und ließ sich in banger Eile über die Köpfe der dichtgedrängten Menge hinwegheben. Um sich aber doch des Sieges rühmen zu können, sandte er Einige von der deutschen Leibwache hinüber und verbarg sie im Gebusche; dann eilte er als muthiger Kämpfer mit wenigem Gefolge hinüber und schalt, als Sieger über die Barbaren zurückkehrend, die Feigheit Derer, welche ihm nicht gefolgt waren. Er ließ sich darauf Imperator nennen und in Rom große Siegesnachrichten verbreiten und zur Siegesfeier auffordern. Zwar wuchs mit der allgemeinen Verachtung, die den Tyrannen traf, auch die Kühnheit einiger unternehmenden Männer. Aber je mehr er Anlaß zur Unzufriedenheit gab, desto mehr war er auf seine Sicherheit bedacht, und mehre Verschwörungen wurden unterdrückt. Seine eignen Schwestern, mit denen er Buhlschaft trieb, waren ihm verdächtig und wurden verbannt. Lollia verstieß er und nahm Cäsonia zur Frau, die, an Sitten

ihm ähnlich, durch einen Liebestrank ihn vollends rasend gemacht haben soll. Aber der knechtische Senat, zitternd vor Furcht, fuhr fort, seinen Unterdrücker demüthig zu ehren, und beschloß selbst den Tag, an welchem er von ihm einen Verweis empfangen hatte, feierlich zu begehen. Gallien litt fürchterlich unter dem despotischen Drucke, der auf dem Lande lastete. Den Schmuck, die Geräthe, die Sklaven und selbst die Freigelassenen der verbannten Schwestern des Kaisers mußten die begüterten Gallier zu den höchsten Preisen kaufen, und als dies Mittel nicht mehr anschlug, riß der Despot fremdes Gut, die Beraubten noch höhnend, geradezu an sich. Im Wahnsinn veranstaltete er auch nach Britannien einen Feldzug, erneuerte die am Rheine aufgeführten Gaukelspiele und ließ die zum Kampfe gerüsteten Soldaten plötzlich Muscheln sammeln, die als dem Ocean entrissene Beute in den Tempeln niedergelegt werden sollten. Als Sieger zog er darauf in Rom ein, wo sich bald die alten Blutscenen erneuerten. Der Senat wurde beschuldigt, er habe seinen Untergang gewünscht und beneide ihn jetzt um seinen Ruhm, mißgönne ihm den Triumph, während die Provinzen in göttlicher Verehrung seiner Person wetteiferten. Eine Verschwörung des Sextus Papinius, die ihm verrathen wurde, steigerte seinen Grimm, der in fortwährenden und martervollen Hinrichtungen und in Ausrottung ganzer Familien Sättigung suchte. Die stete Furcht machte den Wütherich immer mißtrauischer und argwöhnischer; durch Angst und Unruhe gemartert, traute er Keinem, fürchtete er Alle, tobte und wünschte er im wüthenden Wahnwitze, das römische Volk möchte nur Einen Nacken haben. Bald wieder aus Feigheit muthlos, verzweifelte er, suchte den Tod und fürchtete ihn zugleich. Die Senatoren fuhren dabei fort, sich mit der ärgsten Schmach zu beflecken; den Scribonius Proclus mordeten und zerfleischten sie selbst, weil er des Herrschers Feind sey, und priesen ihren Quäler als den, der die Höhe menschlicher Tugend überstiegen habe und den Heroen beigezählt werden müsse. Sie erklärten ihn selbst für einen Gott, und der Vergötterte nahm im maßlosen Unsinne das Aeußere, Haltung und Gestalt der Götter an, und selbst das Geschlecht nicht achtend, wollte er Götter wie Göttinnen darstellen und gab vor, den ganzen Himmel in seiner Person zu umfassen. Oft sah man ihn zwischen den Statuen Castors und Pollux stehen und die Vorübergehenden zu göttlicher Verehrung auffordern. Er nannte sich Jupiter von Latium und errichtete seiner Gottheit einen eignen Tempel, ordnete die Darbringung der ausgesuchtesten Opferthiere, Flamingo's, Pfauen, Auerhähne und Fasane, an und machte seinen Oheim Claudius und die Reichsten zu seinen Priestern, indem er sie zwang, ihm diese Würde um die höchsten Summen abzukaufen. Er erklärte sich sogar zu seinem eignen Priester und wählte seine Gattin und sein Roß zu seinen Amtsgenossen. Aber sich seiner Göttlichkeit freuend und auf Goldhaufen sich wälzend, vergaß er auch des Mordens nicht und spielte höhnend mit Glück und Leben der Menschen. Die mußten ihm noch danken, deren Güter er geraubt und deren Kinder er getödtet hatte. Selbst gegen die Götter brach er in Schmähungen und Spott aus; bald vertrieb er sie von ihren Altären und berief sie zum Dienste seines Tempels, bald hieb er ihnen die Köpfe ab, um den seinigen ihnen aufzusetzen. Jupiter, den Donnerer, forderte er zum Kampfe auf und rühmte sich, ihn besiegen zu können. Alle Greuel vermochten seinen wahnwitzigen Blutdurst nicht zu stillen, so daß er das Mißgeschick seiner Zeit beklagte, die nicht durch Hunger, Pest, Erdbeben, große Niederlagen, Feuersbrünste und anderes Unheil berühmt geworden sey. Aber endlich traf das Unglück, das er den Völkern gewünscht, sein eignes Haupt. Cassius Chärea, der Tribun der Leibwache, war, während er den Tyrannen in Sicherheit wiegte, der Anstifter einer Verschwörung gegen sein Leben. Sein Muth belebte auch den Muth seiner Mitverschwornen; das Losungswort des Tages fordernd, näherte er sich an dem zur Ausführung bestimmten Tage mit seinen Genossen dem Tyrannen, als dieser von den Spielen heimkehrte, und stieß ihm das Schwert zwischen Schulter und Hals. Der Verwundete versuchte zu entfliehen, aber Corn. Sabinus warf ihn nieder, worauf der Elende durch 30 Wunden den Tod empfing. So endete im 29. Jahr seines Lebens und im 4. einer greuelvollen Regierung (41 n. Chr.) C., den seine Aeltern zur Tugend erzogen haben würden, wenn ihn nicht Anlage und üble Verhältnisse in entsetzliche Laster und Schandthaten gestürzt hätten. Er war, was sein körperliches Aussehen betrifft, von hohem Wuchse; aber die Natur hatte ihm den Stempel seines Geistes auch im Aeußern aufgedrückt. Die Blässe des Gesichts, die wild und starr blickenden hohlen Augen, das häßlich gestaltete Haupt mit spärlichen Haaren u. einer Glatze, der borstige Nacken, die dünnen Beine u. übergroßen Füße flößten Widerwillen u. Abscheu ein, den er noch dadurch vermehrte, daß er seine an sich schaudererregende Miene mit Absicht und vor dem Spiegel zu entsetzlicher Wildheit verunstaltete.

Calinipara, indische Stadt am Ganges, nördlich vom Einfluß des Jomanes in denselben, von Seleucus Nicator auf seinem Eroberungszug berührt, jetzt Callinjer, nach Andern Kanudsch.

Calingä, bedeutendes indisches Volk im Gangesgebiet, zerfällt in die Maccocalingä, welche am obern Ganges, in die Gangari des Calingä, welche an der Mündung dieses Flusses, und in die Modocalingä, die auf einer großen Insel des Ganges wohnten. Die Gangariden hatten nach Plinius zur Hauptstadt Parthalis. In der zur Präsidentschaft Madras gehörigen nördlichen Circars heißt jetzt noch eine Stadt Kalingapatnam.

Calisaya, alle Chinasorten, die im Handel unter der gelben oder (Königs-) China vorkommen; s. Chinarinde, vgl. Cinchona.

Calixtus, 1) drei Päpste: a) C. I., Bischof von Rom von 219—223, zur Zeit des Kaisers Alexander Severus, welcher den Christen manche Beweise seiner milden Gesinnung gegen sie gab. Die ihm zugeschriebenen Dekretalen sind untergeschoben und selbst sein Märtyrertod wird in Zweifel gezogen, obgleich C. kanonisirt worden ist. — b) C. II., hieß erst als Erzbischof von Vienne, Guido, war ein Sohn Wilhelms des Großen, Grafen von Burgund, und mit dem Könige Ludwig VI. von Frankreich verwandt u. wurde nach Ge-

lasius II. Tode und auf dessen Empfehlung am 1. Februar 1119 von den im Kloster Clugny versammelten Kardinälen einstimmig zum Papst gewählt. Als Gegenpapst stand ihm der von der kaiserlichen Partei gewählte Erzbischof Burdinus von Braga unter dem Namen Gregorius VIII. gegenüber. Des Unglücks müde, das durch den 50jährigen Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst (Investiturstreit) über das Reich gekommen war, forderten die Völker den Frieden, und dieser sollte durch die große Synode zu Rheims 1119 zu Stande gebracht werden. Aber die Verwickelung der politischen und kirchlichen Verhältnisse war so groß, daß auch bei dem redlichsten Willen eine Versöhnung zwischen den beiden Häuptern nicht so bald zu hoffen stand. Daher zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen, indem der Papst ebenso beharrlich die Abtretung des Rechtes der Investitur vom Kaiser verlangte, als dieser (Heinrich V.) an ihr als an einem alten Rechte des Thrones festhielt. Die gegenseitige Erbitterung wurde durch die fehlgeschlagenen Friedensversuche noch gesteigert, und der erzürnte Papst sprach von Neuem einen heftigen Bannfluch über Heinrich V. aus, durch welchen er dessen Unterthanen vom Eide der Treue und des Gehorsams entband. In Deutschland brachte er auch wirklich den Erzbischof Adalbert von Mainz auf seine Seite, der, einst des Kaisers Rathgeber zu den gewalthätigsten Maßregeln gegen den Papst, jetzt, vom Geiste der Hierarchie ergriffen, den Bürgerkrieg zu erneuern suchte. Volk und Fürsten hielten jedoch fest am Kaiser, und eben so wenig gelang es dem Papste, den König Heinrich I. von England, der in ihm mit Recht ein Werkzeug der Eroberungspläne des französischen Königs sah, und die englischen Bischöfe für sich zu stimmen. In Rom, wohin er sich 1120 begab, war er glücklicher, denn er stürzte mit Hülfe der normannischen Fürsten, denen er ihre alten Vorrechte und Freiheiten bestätigte, seinen Nebenbuhler Gregor VIII., der in Sutri belagert und, von den Einwohnern ausgeliefert und vom römischen Volke beschimpft und mißhandelt, in den päpstlichen Kerkern starb. Nachdem C. auf diese Weise die Spaltung der Kirche, die 4 Jahre gedauert hatte, ausgeglichen und sich seines nächsten Gegners entledigt hatte, dachte er ernstlich auf die friedliche Beilegung des unseligen Investiturstreits. Auf dem Reichstage zu Worms (1122) wurde endlich nach Berathung der beiderseitigen Rechte und Forderungen das bekannte wormser Konkordat abgeschlossen und auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran (1123) bestätigt. Nach Herstellung des Friedens im Abendlande zogen besonders die morgenländischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit C.' auf sich. Dort hatten sich die Verhältnisse so gestaltet, daß nachdrückliche Hülfe aus dem Abendland dringend nöthig war. Obgleich Viele, besonders die Venetianer, den päpstlichen Ermahnungen Folge leisteten, so erlebte doch C., der schon am 13. December 1124 †, keine erfreulichen Erfolge seiner Bestrebungen. Seine Zeitgenossen rühmen ihn in Rücksicht seines Charakters und besonders wegen seines Verdienstes um Herstellung des Friedens in der Kirche. Er hinterließ mehre Schriften, z. B. ein Leben Karls des Großen, Biographien verschiedener Heiligen &c. — c) C. III., vorher **Alfonso de Borgia**, von Geburt ein Katalonier, wurde auf Empfehlung des Königs Alfonso V. von Aragonien, dessen Rath er war, zum Erzbischof von Valencia erhoben und war thätiger Theilnehmer an den Streitigkeiten der Gegenpäpste zur Zeit Martins V. und an vielen politischen Verhandlungen. Eugenius IV. erhob ihn zum Kardinal, und als solcher wurde er im hohen Alter am 8. April 1455 zum Papst erwählt. In dieser Stellung bot er Alles auf, um den Gefahr drohenden Fortgang der türkischen Waffen zu hemmen. Er ließ im Abendlande von Neuem das Kreuz predigen mit der Verheißung reicher Indulgenzen und kirchlichen Segnungen und richtete selbst ein kleines Geschwader aus, welches der Kardinal Ludwig von Aquileja den Rhodiserrittern zuführte. Dennoch vermochte der Papst die Fürsten des Abendlandes nicht zu nachdrücklichen Bestrebungen anzuregen. Ueberdies gerieth er mit seinem früheren Gönner, Alfons von Aragonien, in einen heftigen Streit, dessen Ursachen zum Theil wohl in der Stellung Beider, zum Theil und ganz besonders jedoch darin liegen mochten, daß C. seinen Neffen, Peter de Borgia, Herzog von Spoleto, auf den Thron von Neapel, welches ein Lehnreich des apostolischen Stuhles war, zu erheben suchte, während Alfons dies Königreich an seinen außerehelichen, aber von Eugenius IV. für rechtmäßig erklärten Sohn Ferdinand vererben wollte. Schon richtete sich Alfons zu einem Einfall in den Kirchenstaat, um den Papst durch Waffengewalt zur Belehnung seines Sohnes zu zwingen, und achtete nicht des päpstlichen Bannfluchs, als sein Tod (27. Juni 1458) den Papst von seinem gefährlichen Gegner befreite und ihn mit großen Hoffnungen erfüllte. Aber unter fortwährenden Bemühungen, zum Besten seines Nepoten neue Feinde gegen Ferdinand aufzustellen, übereilte C. der Tod schon am 6. August 1458. Ungeachtet seines Nepotismus und seiner Habsucht rühmen seine Zeitgenossen seinen Charakter, seine Rechtschaffenheit, seine Klugheit, Erfahrung und Gelehrsamkeit.

2) **Georg**, hell denkender Theolog des 17. Jahrhunderts, hieß eigentlich **Callisen** und war 1586 in Holstein geboren. Auf gelehrten und kirchlichen Zwecken gewidmeten Reisen erlangte er eine vielseitige Bildung und legte auf verschiedenen deutschen Universitäten, ehe er ein öffentliches Amt annahm, Proben seiner Tüchtigkeit ab. Seine Reisen führten ihn nach Helmstädt, von wo er 1614 nach Hemmelschenburg berufen wurde, um mit dem Jesuiten Augustin Turrianus aus Hildesheim zu disputiren. Das Gespräch sollte 6 Tage dauern; aber schon am ersten Tage fühlte sich C.' Gegner so sehr in die Enge getrieben, daß er in der Nacht heimlich entwich und selbst auf öffentliches Ausschreiben nicht wieder zu erscheinen Lust hatte. Dieser glänzende Sieg bewirkte C.' Berufung als Professor der Theologie an die Universität Helmstädt, wo er fast ein halbes Jahrhundert durch Lehre und Leben höchst verdienstvoll wirkte und als Kirchenrath und Abt von Königslutter am 19. März 1656 †. C., ebenso vertraut mit der Wissenschaft seiner Zeit als mit dem christlichen Alterthum, drang auf eine mildere Fassung der kirchlichen Unterscheidungslehre, sicherte der

kritisch geprüften Ueberlieferung der kirchlichen Vorzeit ihr gutes historisches Recht, beleuchtete die allmählige Entwickelung der göttlichen Offenbarung im Alten und Neuen Testamente u. begründete somit eine gesunde biblische Theologie; auch versuchte er zuerst eine selbstständige Behandlung der christlichen Moral in ihrer Trennung von der Dogmatik und zeigte so der theologischen Wissenschaft eine Bahn des Fortschritts, deren hohe Bedeutung erst die neuere Zeit vollständig begriffen hat. C. war unter den Katholiken als ihr scharfsinnigster Gegner bekannt; dennoch ward er von den Protestanten als ein Verräther an der Wahrheit, als ein Ungläubiger schonungslos verketzert. Buscher in Hannover erhob sogar 1639 die Anklage auf heimlichen Papismus gegen ihn, die Wittenberger, Calov an der Spitze, nannten sein Unternehmen Synkretismus (s. d.). Die Anregung, welche von diesem geistvollen Theologen des Jahrhunderts ausgegangen war, dauerte in einer Reihe freisinniger Schüler (Calixtiner genannt) fort. Doch war die Mehrzahl der Mitlebenden noch zu befangen, um die von C. eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen, und erst einem spätern Jahrhundert war es vorbehalten, C.' hohes Verdienst zu würdigen und in ihm einen Propheten des Lichts zu erkennen, dessen reiner Glanz erst aufgehen konnte, nachdem die dunkle Periode der Calove und Quenstädte glücklich überwunden war. C.' zahlreiche Schriften verdanken meist augenblicklichen Veranlassungen ihre schnelle Entstehung und erscheinen oft in der Ausführung mangelhaft. Sein dogmatisches System ist niedergelegt in „Epitome Theologiae" (Goslar, 1619, Helmstädt 1661) und in vielen Streitschriften. Vergleiche Henke, Georg C. und seine Zeit, Abth. 1., Halle 1833, der auch seinen „Briefwechsel" (Halle 1833) herausgab. Sein Sohn und Nachfolger in Helmstädt, Friedrich Ulrich, den 8. März 1622 geboren, ein wackerer Vertheidiger der Meinungen seines Vaters, namentlich in den synkretistischen Streitigkeiten, bekannt auch als Kontroversist und durch viele kirchenhistorische und dogmatische Schriften, † den 13. Jan. 1701.

Calla (Schlangenkraut, Drachenwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, ist mit Arum nahe verwandt und hat folgende charakteristische Merkmale: Beeren mit wenig Samen und von 4—8 Staubfäden umgeben; meist halbgetrennten Geschlechts; die Beeren bedecken ganz den walzigen Kolben; die Scheide ist groß, offen, unten nicht eingerollt, gefärbt. Die Gattung hat gegen 12 Arten, schöne Sumpfpflanzen mit großen Blättern und blumenartigen Scheiden; in jeder Beere stehen 3—8 Samen auf einem kurzen Säulchen in gallertartiger Substanz. C. palustris *L.*, gemeines Schlangenkraut, (Sumpfschlangenkraut, rother Wasserpfeffer), in Sümpfen und auf nassen Wiesen des nördlichen Europa, in Deutschland nur hier und da, wird gegen 1 Fuß hoch, blüht im Juni, reift im September. Die Wurzel (Radix Dracunculi aquatici s. palustris) schmeckt anfangs fad, brennt aber nachher sehr heftig, wurde sonst gegen den Biß der Schlangen und als Schweißmittel angewendet. Der scharfe Stoff ist sehr flüchtig, daher macht man in Lappland und Schweden, zur Zeit des Getreidemangels, Mehl und, mit anderm Mehl vermischt, Brod daraus; der Nutzen ist aber nicht von Bedeutung. C. aethiopica *L.* (Zantedeschia aethiopica *Spr.*), afrikanisches Schlangenkraut, am Vorgebirg der guten Hoffnung heimisch, ist bei uns fast allgemeine Zierpflanze in den Zimmern, die sich sehr leicht kultiviren läßt und immer feucht stehen will, wird gegen 2—3 Fuß hoch. Die Wurzel (Radix ari aethiopici) wurde ehemals wie die Aronswurzel gebraucht.

Callao (C. de Lima, Bon Vista), Hauptstadt der zum peruanischen Departemente Anchas gehörigen Provincia litoral Callao, eine der wichtigsten Handels- und Hafenstädte am stillen Ocean, liegt am gleichnamigen kleinen Flusse drei Stunden westlich von Lima. C., welches als der Hafen von Lima angesehen werden kann, hat nur eine Hauptstraße mit wenig ansehnlichen Gebäuden, wovon die meisten außer dem Parterre nur noch ein Stockwerk haben und nach der Straße mit einer Gallerie und mit flachen Dächern versehen sind. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6—7000, von welchen die Hafenagenten der verschienen Handelshäuser von Lima, der Hafenmeister und die Beamten des Zollhauses den höhern Stand bilden. Der Hafen wird durch 3, mit 180 Kanonen besetzte Forts vertheidigt, von denen das größte, Real Felipe, auf der äußersten Spitze der westlich von der Stadt sich hinstreckenden Landzunge liegt. Das zweite befindet sich noch auf derselben Landzunge und beide bestreichen die Rhede und das nördliche und südliche Fahrwasser. Das dritte Fort, San Fernando, nördlich von den zwei ersten, so daß dazwischen die Mouille, der Landungsplatz liegt, ist mehr zur unmittelbaren Vertheidigung der Stadt bestimmt. Sämmtliche Forts sind aus Felsstücken gebaut, mit breitem Graben und einem bedeckten Wege versehen und rund um durch Pallisadirungen geschützt. Alle haben bombenfeste Gewölbe im Kastell Real Felip, befindet sich eine Kirche und die bedeutendsten Magazine. Der Landungsplatz ist sehr bequem und das Ufer fest und mit kleinen Kieselsteinen bedeckt. Aus einer Quelle der Stadt wird durch eiserne Röhren das Trinkwasser bis ans Ufer geleitet, so daß die Schaluppen gleich das frische Wasser einnehmen können. Als die spanische Macht in Amerika allenthalben ihrem Untergange entgegen ging, vertheidigte der General Robil diese Festung für die spanische Krone auf das Aeußerste, mußte sie jedoch, als bereits alle Lebensmittel aufgezehrt waren, so daß man sich sogar von den Leichnamen der Gefallenen sättigte, an den General Sucre übergeben. C. erlebte mehre Erdbeben, von denen das von 1746 das schrecklichste, nicht allein für C., sondern auch für Lima, Lavallo, Guanappa, Chancay, Quara und mehre andere Städte und Dörfer Peru's war. Ganz C. wurde dabei von der See begraben, und beinahe alle Einwohner fanden ihren Tod. Von 23 Schiffen auf der Rhede verunglückten 19. Gegen 200 Mann sollen ihr Leben dadurch gerettet haben, daß sie während des Unglücks bis auf die Mauer des Forts Santa Cruz flüchteten, von der ein Theil, aus schweren Felsstücken erbaut, stehen blieb. In den revolutionären Kämpfen der neueren Zeit spielte C. immer eine bedeutende Rolle.

Callcot, August Wall, berühmter englischer Landschaftsmaler, um 1776 zu Kensington geboren. Nach Poussin und Cuyp gebildet, gab C. seine Meisterschaft in der Darstellung der belebten Natur in trefflichen Landschaften und Seestükken kund. Der Tower von der Wasserseite (1821) und eine Ansicht von Trient (1831) machten in Ausstellungen Aufsehen, ebenso eine holländische Küste, an welcher Fischweiber mit einigen Männern stehen, eine Stadt im Hintergrunde. Unter seinen Landschaften finden sich viele italienische, englische, belgische und deutsche Gegenden, alle mit dem Ganzen aufs Genaueste entsprechenden Figuren staffirt. Besonders gut gelingen ihm Schleichhändler. Auch in seinen Genrebildern äußern die Gestalten nirgends Affektation und die Handlung tritt klar hervor, wie er denn überhaupt in allen seinen Bildern nicht, nach englischer Weise, nach gewaltsamer Wirkung hascht. Die Färbung ist allenthalben schön und glänzend, denn C. liebt die Heiterkeit, daher der Zauber, den er in seinen Himmel und in den Silberton seiner Gewässer zu legen weiß. Bekannt sind auch C.s Zeichnungen für illustrirte englische Werke. C. † zu Kensington am 25. November 1844.

Callenberg, Johann Heinrich, der Gründer des nach ihm benannten „callenbergischen Instituts", einer Missionsanstalt zur Bekehrung von Juden und Mohammedanern, war 1694 im Gothaischen geboren, studirte zu Halle Theologie und betrat hier 1727 den philosophischen und 1739 den theologischen Lehrstuhl. Als ein gothaischer Prediger J. Müller mehre im Judendeutsch verfaßte Schriften zu dem Zwecke veröffentlichte, durch eindringliche Darlegung der christlichen Religionswahrheiten überzeugend und bekehrend auf die große Masse der deutschen Israeliten zu wirken, griff C. diesen Gedanken auf, spann ihn weiter aus und begann schon 1728 mit Missionen an die Juden. In einer eigens dazu hergerichteten Druckerei wurden jüdisch-deutsche und bald auch türkische und arabische Schriften, namentlich Exemplare des Neuen Testaments gedruckt, Schüler wurden herangezogen und zur Vertheilung und Auslegung jener Bücher ausgesandt, und bald war nicht bloß ganz Deutschland, sondern zum Theil auch Holland, England, die Schweiz, Italien und die nordischen Reiche in den Kreis der Bestrebungen des callenbergischen Instituts mit aufgenommen. Die ausgezeichnetsten Mitglieder desselben waren: Wiedemann aus Würtemberg, Manutius, Stephan Schulz, nach C.s Tod Direktor des Instituts, ferner Ol. Gerh. Tychsen und O. D. Beyer. Unter des Letzteren Direktorat wurde das Institut durch ein königliches Reskript aufgehoben und das geringe Vermögen desselben mit den frankischen Stiftungen vereinigt. Bietet auch die Wirksamkeit der Anstalt nirgends glänzende Resultate, so nimmt doch das redliche und ächtchristliche Bestreben C.s und seiner Schüler und Nachfolger eine ehrenwerthe Stelle in der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts ein.

Calliano, freundlich gelegener Ort in Tyrol, am linken Ufer der Etsch und am stark befestigten Bergpasse Castell-della-Pietra, ist historisch merkwürdig durch den Sieg der Oesterreicher über die Venetianer 1487 und Bonaparte's über die Oesterreicher 1796.

Callias, eine reiche und angesehene attische Eupatridenfamilie, welche ihr Geschlecht von Triptolemus herleitete, die hohe Würde eines Fackelträgers bei den Eleusinien erblich besaß und vom Vater zum Sohn mit dem Namen Hipponicus und C. wechselte. Ein C. soll entweder bei Marathon, oder bei Salamis durch einen Perser, der da sein Leben retten wollte, aber doch von dem wortbrüchigen C. getödtet wurde, eine Menge in einer Grube verborgenes Geld gefunden haben. Deshalb seyen die Mitglieder der Familie von den Komikern Grubenreiche genannt worden. Wahrscheinlich war der Reichthum der Familie zur Zeit der Perserkriege durch Erzgrubenbau bedeutend gestiegen, denn als Besitzer von 200 Talenten galt C. als der reichste Athener und sein Reichthum wurde sprüchwörtlich. Von den Athenern als Haupt einer Gesandtschaft nach Susa zu Artaxerxes geschickt, soll er 449 vor Chr. den glorreichen cimonischen Frieden abgeschlossen haben. Ein anderer C. verschwendete mit Dirnen und Schmarotzern sein großes Vermögen dergestalt, daß von demselben um Olymp. 98 höchstens noch 2 Talente übrig waren und er gegen sein Lebensende Mangel litt. Im Jahr 392 befehligte er die attischen Hopliten, vertheidigte mit Iphicrates Korinth gegen Agesilaus und ging dreimal als Haupt einer Gesandtschaft nach Sparta zur Vermittelung des Friedens. Nach Aelian soll er sich durch einen Schierlingstrank den Tod gegeben haben. Der Komiker Eupolis dichtete auf ihn und seine Schmeichler seine „Kolakes". Die Scenen des platonischen Dialogs Protagoras und von Xenophons „Symposium" sind in C.' prächtiges Haus verlegt. Ein dritter C., Zwingherrscher von Chalcis, bekämpfte die 350 vor Chr. bei Tamirä eingeschlossenen Athener und erhielt in dem Frieden von 349 seine Tyrannis von jenen anerkannt. Da er für seinen Plan, ganz Euböa zu vereinigen und Chalcis zur Hauptstadt zu machen, den macedonischen König Philipp nicht gewinnen konnte, schloß er durch Demosthenes Hülfe ein Bündniß mit Athen (343 vor Chr.). Durch seine spätere persönliche Anwesenheit zu Athen und, wie Aeschines sagt, durch Bestechung des Demosthenes bewirkte er, daß der Tribut, den Eretria und Oreos bisher an Athen entrichten mußten, jetzt ihm zugewiesen wurde. Aber C.' Bestreben, alle Euböer zu vereinigen, wurde durch die zu Eretria und Oreos von Philippus eingesetzten Tyrannen vereitelt. Als daher Philippus in Thracien beschäftigt war, benutzten die Athener, wahrscheinlich in Verbindung mit C., diese passende Gelegenheit und vertrieben 341 jene Tyrannen. Ein C. aus Syrakus, Geschichtschreiber des Tyrannen Agathocles, lebte 317—289 vor Chr. Sein großes Werk, von welchem noch unbedeutende Fragmente übrig sind, bestand in 22 Büchern und erstreckte sich über den Tod des Tyrannen. Ein C. aus Aradus, zur Zeit des Demetrius Polioreetes, war besonders als Maschinenbauer berühmt und stach bei der Belagerung, welche die Rhodier, Demetrius gegenüber, auszustehen hatten, sogar den Baumeister Diognetus in ihrer Gunst aus: er zog nämlich die Sturmthürme

der Belagerer vermittelst einer Maschine über die Mauer. Da ihm dies aber nur bei kleineren gelang, während Diognetus endlich ein Mittel erfand, auch einen großen sehr gefährlichen Thurm zu beseitigen, so war plötzlich sein Ruhm wieder erloschen.

Callicarpa (Schönbeere, Wirbelbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Verbeneen, meist tropische, mit ästigen und sternförmigen Haaren und sitzenden Drüsen besetzte Sträucher mit ganzen Blättern und kleinen, in achselständigen Trugdolden befindlichen Blüthen. C. americana *L.*, amerikanische Schönbeere, ist ein schöner, fast mannshoher Strauch in Virginien und Carolina, mit gelbwolligen Zweigen. Die gehäuften Beeren sehen wie purpurrothe Perlen aus. Er kommt bei uns selten zur Blüthe und muß im Winter wohl verwahrt werden. Die Blätter (Folia Callicarpae) werden in Nordamerika mit gutem Erfolge gegen die Wassersucht angewendet.

Callicratidas, einer der tüchtigsten spartanischen Feldherren, folgte 406 noch sehr jung dem Lysander im Oberbefehl über die Flotte, eroberte Methymna auf Lesbos, nahm dem athenischen Flottenführer Conon 30 Schiffe ab und schloß diesen selbst mit dem Rest der Flotte bei Mitylene ein. Ein Hülfsheer, das unter Diomedon die Umzingelten zu befreien suchte, wurde geschlagen: von 12 Schiffen brachte Conon nur 2 nach Athen zurück. Die Athener rafften nach diesem Unglück ihre letzte Kraft zusammen und rüsteten eine mehr als 150 Schiffe starke Flotte aus, mit welcher sie nach den arginusischen Inseln, zwischen Lesbos und dem Festlande, segelten. C. beschloß, indem er mit 50 Fahrzeugen den Conon beobachten ließ, mit 120 Schiffen die athenische Flotte Nachts zu überfallen. Aber ein heftiger Sturm verhinderte den Angriff, und am folgenden Morgen segelten ihm die Athener selbst zum Kampfe entgegen. Obgleich von seinem Steuermann zum Rückzug aufgefordert, nahm C. die gebotene Schlacht an. Lange schwankte der Sieg, bis C. beim Anprallen seines Schiffes an ein feindliches häuptlings über Bord stürzte und ertrank; da gewann der rechte athenische Flügel über den linken lacedämonischen die Oberhand, und bald befand sich die ganze peloponnesische Flotte auf wilder Flucht, 405 vor Chr.

Callimachus, 1) tapferer Athener aus dem Demos Aphidnä, entschied als Polemarch in der schwankenden Berathung der Heerführer, ob auf dem marathonischen Gefilde die Schlacht gegen die Perser geliefert werden sollte, sich für den Kampf und gab dadurch dem Vorschlage des Miltiades den Ausschlag, fiel aber als Führer des rechten Flügels im Kampfe.

2) C., gelehrter Grammatiker, Mytholog, Historiker und Dichter zu Alexandria, berühmt als Koryphäe der alexandrinischen Schule, mehr durch Gelehrsamkeit, Kunstfleiß und sprachliche Korrektheit, als durch frei schaffende Begeisterung ausgezeichnet, Mitglied und Lehrer des alexandr. Museums und nach Zenodotus erster Vorsteher der dortigen Bibliothek, wurde im 3. Jahrhundert v. Chr. zu Cyrene geboren und stammte als Sohn des Battus und der Mesatma aus dem edlen Geschlechte der Battiaden. Vom Grammatiker Hermocrates gebildet, eröffnete er später zu Eleusis, einer Vorstadt von Alexandria, eine Schule. Ptolemäus Philadelphus berief ihn an das dortige Museum, und auch Evergetes schätzte den großen Polyhistor hoch. C. † um 230 v. Chr. und hinterließ als hochgelehrte Schüler Eratosthenes, Philostephanus, den Kritiker Aristophanes, Apollonius von Rhodus u. Andere. Dem außerordentlich thätigen Manne legt Suidas gegen 800 Schriften bei. Den Namen und einzelnen Fragmenten nach sind über 40 Werke auf uns gekommen und lassen allerdings auf eine überschwängliche Fruchtbarkeit schließen. Aber gerade dadurch, daß von seinen alle Gebiete der Wissenschaft und Dichtkunst umfassenden Werken nur Poesien auf uns gekommen sind, hat unsere literarhistorische Kenntniß des Alterthums einen entsetzlichen Verlust erlitten. Wir besitzen von C.: 6 gelehrte und für mythologische Studien ergiebige, durch elegante Korrektheit ausgezeichnete, bis auf das dorisch und in Distichen geschriebene „Bad der Pallas" in jonischer Sprache abgefaßte Hymnen in Hexametern, von mehr epischem als lyrischem Gepräge, ohne poetischen Schwung und innere Begeisterung, aber von alterthümlichen Kenntnissen überströmend und daher Philologen von großem Werth; Elegien, nur in Bruchstücken, bei den Römern hochgepriesen und vorzüglich von Catullus und Propertius nachgeahmt; Epigramme, schon gerühmt im Alterthum und vortrefflich, mit einem später geschriebenen Kommentar vom Grammatiker Archibius und von Marianus in Jamben metaphrasirt, meist in der griech. Anthologie. Von den Ausgaben seiner noch übrigen Gedichte nennen wir: Editio prima (Florenz 1489, Fol.), die von J. Laskaris (Florenz 1495—96), von H. Stephanus, mit Scholien und Epigrammen (Genf 1577), von Anna Fabri (Par. 1675), von Th. Grävius (Utrecht 1697, 2 Bde.), von J. A. Ernesti (Leyden 1761, 2 Bde.), von C. J. Blomfield (London 1815), griech. u. franz. mit Anmerkungen von de la Porte du Theil (Par. 1775), von Petit-Radel (das. 1808), italienisch von D. Strocchi (Meiland 1808) und engl. mit Anmerkungen von H. W. Tytler (London 1793); die Hymnen deutsch von Ch. V. Ahlwardt (Berlin 1794), die Epigramme deutsch von Fr. Passow (in Eunomia, 1805, Bd. 2, St. 1), von Schwenk (Bonn 1821), das Bad der Pallas, deutsch in Schlegels Athenäum (1798, I. Bd. 1). Was C.' prosaische Werke, welche sich über griech. Literatur, Religion, Geschichte ꝛc. verbreiteten, betrifft, so besitzen wir auch von ihnen nichts, als einige Fragmente. Großes Aufsehen machte eine Art Literaturgeschichte in 120 Büchern, gegen welche Aristophanes von Byzanz eine Schrift verfaßte.

3) C., griechischer Bildhauer, Baumeister u. Maler, welchem Einige Athen, Andere Korinth als Vaterstadt anweisen und der um die 92. Olympiade gelebt haben soll. C. wird als einer der einflußreichsten Fortbildner der Kunst genannt, namentlich wird ihm die Erfindung des korinthischen Säulenkapitäls und der für die Skulptur so wichtigen Kunst, den Marmor zu bohren, zugeschrieben. Gepriesen wird C. von den Alten besonders als Erzgießer. Seine berühmtesten Werke

sind: Tanzende Spartanerinnen, eine Juno in ihrem Tempel zu Platää die goldene Lampe, welche Tag und Nacht im Tempel der Minerva auf der Akropolis zu Athen brannte. Neben ihr erhob sich ein eherner Palmbaum bis unter die Decke, der mittelst einer Röhre den Oeldampf ableitete. C.' Namen trägt auch ein Relief im kapitolinischen Museum, einen Satyr auf den drei Horen darstellend. C. zog sich durch den außerordentlichen Fleiß, mit welchem er die Hand an die letzte Vollendung seiner Werke legte, durch den er aber, nach dem Urtheile der Alten, seinen Gebilden erst viel von ihrer künstlerischen Anmuth und Natur raubte, bei den Athenern den Namen „Kunstverschlimmerer" zu.

Callinus, aus Ephesus, Schöpfer der politischen Elegie, lebte um 730 v. Chr., also vor Archilochus, welchen Einige fälschlich zu dem Erfinder der Elegie machen wollten. Nach dem geringen Ueberrest und den kärglichen Nachrichten der Alten über sie waren des C. Elegien hervorgegangen aus der episch-heroischen Poesie, von ihm in kunstmäßigere Form gebrachte und unter musikal. Begleitung der Flöten vorgetragene Volksgesänge politischer Natur. Sie waren, wie die des Tyrtäus, Kriegslieder in elegischem Versmaß, zu heldenmüthigem Kampfe befeuernd. So begeistert er in dem noch übrigen Bruchstück die Epheser zum ausdauernden Kampf gegen die Magnesier. Dieses Fragment befindet sich in Brunks „Poet. gnomic. Graec." (1784), eine Ausgabe ist von Schäfer (Leipzig 1817), eine vortreffliche deutsche Uebersetzung von Fr. Passow in Büschings und Kannegießers „Pantheon" (II., S. [illegible] ff.)

Calliope, früher Muse der Poesie überhaupt, später Muse des Epos, begabte Könige mit Wohllaut und Gesang. Dem Oeagrus, König von Thracien, gebar sie den Orpheus und Linus, dem Strymon den Theseus, dem Apollo den Jalemus und Hymenäus und dem Achelous die Sirenen. Sie wird mit einer Tuba abgebildet.

Calliope, von J. R. Hind in London am 16. Dec. 1852 zwischen dem Widder und Stier entdeckter Planetoid, s. Planeten.

Calliopsis (Schönauge), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, deren Arten zu den beliebtesten Zierpflanzen gehören. Besonders bekannt ist: C. bicolor *Rchb.*, C. tinctoria *Dec.*, Coreopsis tinctoria *Nutt.*, Sommergewächs am rothen Fluß in Arkansas in Nordamerika, kam 1820 in die deutschen Gärten und ist seitdem allgemein verbreitet, so daß sie bei ihrer leichten Vermehrung durch Samen nicht wieder ausgehen wird. Auf fettem Boden wird sie ein paar Fuß hoch und trägt dann eine große Menge Blüthen, deren breiter, drei- bis fünfzähniger Strahl hochgelb, an der Basis mit dunkelbraunen, sammetartigen Flecken geziert ist. Sie kommt in den Samenverzeichnissen der Handelsgärtner gewöhnlich unter dem Namen C. oder Coreopsis atropurpurea in mehren Farbenverschiedenheiten vor. Eine neue vortreffliche Zierpflanze ist C. Drummondii *Don*, Coreopsis basalis *Otto et Dietr.*, einjährig, aus Nordamerika, sowohl für das freie Land, als zum Zimmerflor im Topfe, mit prächtigen, glänzend goldgelben, 2—2½" breiten Blumen. Man säet den Samen am besten im März oder Anfang Aprils ins lauwarme Mistbeet oder in daselbst eingesenkte Töpfe und hält ihn stets feucht. Zu Ende Aprils kann man ihn auch an guter Stelle ins Land säen. Die jungen Pflanzen kann man theils an bestimmter Stelle ins freie Land (auf eine warme, lockere, sonnige Rabatte), theils in Töpfe verpflanzen. Letztere stellt man einige Zeit ins kalte Mistbeet; wenn die kleinen Töpfe fast vollgewurzelt sind, versetzt man die Exemplare mit sorgsamer Schonung des Wurzelballens in größere Töpfe und stellt sie dann ins Zimmer, Glashaus, oder wo sie zieren sollen. Man kann auch etwas Samen später aussäen, um bis in den Winter diese schöne Zierpflanze blühend zu haben.

Callippica periodus, die Periode des Callippus. Callippus (s. Dion) berechnete nämlich, daß Metons Annahme des Jahres zu $365\frac{5}{19}$ Tagen das Jahr um den 76. Theil eines Tages zu groß mache, wenn man seine Dauer zu $365\frac{1}{4}$ Tagen annimmt. Er setzte daher statt eines Cyklus von 19 Jahren einen von 76 Jahren, indem man nach Verlauf derselben zur Erlangung einer bessern Uebereinstimmung zwischen den Umläufen des Mondes und der Sonne einen Tag unterdrücken müsse. So kommt es, daß diese Periode 940 Monate und 27759 Tage enthält. Man setzt allgemein den Anfang der C. p. in Olymp. 112, 3 oder 330 v. Chr.; Scaliger nimmt den 28. Juni, Petavius den 29. Juni, Dodwell den 1. Juli als Anfangstag dieser Periode an.

Callisen, 1) Heinrich, erster Professor der Chirurgie und Generaldirektor der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, war am 11. Mai 1740 zu Preetz im Holsteinischen, wo sein Vater Johann Bernhard C., Prediger war, geboren und erhielt den ersten Unterricht im älterlichen Hause, worauf er die Domschule zu Schleswig besuchte. Dann ward er Lehrling in einer Barbierstube zu Kopenhagen, später Assistent bei einem Amtschirurgen, hierauf als Kompagniefeldscheer zu Kopenhagen und nach einiger Zeit als Reservechirurg beim Friedrichshospitale zu Kopenhagen angestellt. Fleiß und Talent erwarben ihm hier das Reisestipendium. Er ging nach Frankreich und England und wurde 1771 zum Oberchirurg der dänischen Flotte ernannt. Im J. 1772 erwarb er sich die medicinische Doktorwürde und hielt hierauf an der Universität zu Kopenhagen chirurgische Vorlesungen als Professor der Chirurgie. Seit 1791 Generaldirektor bei der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, legte er 1805 diese Stelle nieder und † den 5. Febr. 1824. Die Wissenschaft förderte er durch scharfsichtige Beobachtungen und zweckmäßige systematische Bearbeitung des Beobachteten. Seine „Institutiones chirurgiae hodiernae" (Kopenh. 1777, 2. Aufl. unter dem Titel: Principia systematis chirurgiae hod., daselbst 1798—1800, 2 Bde., die folgenden als Systema chirurgiae hod., 4. Aufl., das. 1815 bis 1817, 2 Bde., deutsch von Kühn, das. 1798—1800 und von seinem Neffen A. K. P. C., das. 1822 bis 1824) erlangten europäischen Ruf.

2) Adolf Karl Peter, ebenfalls ausgezeichne-

ter Wundarzt, Neffe des Vorigen, den 8. April 1786 zu Glückstadt geboren, studirte seit 1803 zu Kiel und seit 1804 zu Kopenhagen Medicin, worauf er 1808 als Militärarzt angestellt wurde. Seit 1809 machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und Holland, ward nach seiner Rückkehr 1812 Reservechirurg am Friedrichshospitale, 1813 Regimentschirurg, 1816 außerordentlicher und 1829 ordentlicher Professor an der chirurgischen Akademie zu Kopenhagen, 1830 Bibliothekar bei derselben und 1839 wirklicher Staatsrath. Im Jahr 1842 ward er ordentlicher Professor an der Universität, nahm aber schon 1843 wegen Kränklichkeit seinen Abschied und privatisirt seitdem in Altona. Sein Hauptwerk ist das „Medicinische Schriftstellerlexikon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker und Naturforscher aller gebildeten Völker" (Kopenh. 1829—37, 25 Bde., Nachträge, das. 1838—45, 8 Bde.)

3) Georg, s. Calixtus 2).

Callistemon, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, mit fünfspaltigem Kelch, 5 Blumenblättern und vielen langen schöngefärbten Staubfäden, drei- bis fünffächeriger Kapsel mit vielen Samen, neuholländische Sträucher mit steifen Wechselblättern und stiellosen Blüthen in Aehren über den Zweiggruben. Die bekanntesten Arten sind: C. lanceolatum *Dec.*, mit lanzetförmigen, stiftigen Blättern und gedrängten, pflaumigen Blüthen, ein schöner Strauch, den seine zahlreichen langen scharlachrothen Staubfäden sehr zieren; C. lineare *Dec.*, häufig als prächtige Zierpflanze in Gewächshäusern, ausgezeichnet durch den hochrothen Staubfadenbüschel u. die runden glänzenden Samenkapseln, welche, wie die Blätter Jahre lang stehen bleiben; C. speciosum *Dec.*, ein schöner Strauch, der auch in den Gewächshäusern gegen 12 Fuß hoch wird, mit prächtigen Blüthen, die sich vorzüglich durch die zahlreichen hochrothen und weit hervorragenden Staubfäden auszeichnen u. ebenfalls mit Jahre lang stehenbleibenden Kapseln, über welche die Zweige hinauswachsen. Man pflanzt diese Ziersträucher in sandige, mit $1/4$ Torferde gemischte Haideerde, in nicht zu große Töpfe, durchwintert sie bei 4—6° W. im Glashause oder Zimmer, allenfalls auch im Orangeriehause bei einer geringern Temperatur, und begießt sie im Winter mäßig, im Sommer (während dessen sie am besten an etwas schattiger Stelle in ein Kiesbeet gesenkt werden) reichlich. Die langen Stengel und Zweige muß man zeitig und wiederholt einstutzen, um etwas buschige Exemplare zu ziehen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen; erstere steckt man in sehr feinsandige Haideerde, und zwar am besten im September und Oktober, deckt Glocken darüber und durchwintert sie im Lauwarmhause oder im warmen Zimmer zwischen Doppelfenstern. Stecklinge, im Frühjahre gemacht, senkt man in ein lauwarmes, beschattetes Beet. Der feine Same wird am besten in sehr sandige Torferde gesäet, nur angedrückt und im Glashause, Zimmer oder lauwarmem Mistbeet feucht gehalten.

Callisthenes, Naturkundiger und Historiker aus Olynth, um 365 v. Chr. (104—105. Olymp.) geboren, des Aristoteles Schwestersohn oder Enkel, war gleichzeitig mit Alexander von Macedonien Schüler von jenem, hielt sich wegen historischer und naturwissenschaftlicher Studien in Athen auf, wo er innige Freundschaft mit Theophrast schloß, und begleitete hierauf auf Aristoteles' Betrieb den jungen macedonischen König auf seinem Zuge nach Asien. Der strengsittliche, unumwunden offenherzige Mann, ein unerbittlicher Widersacher jeglicher Schmeichelei, kam bald durch freimüthige Aeußerungen über Alexanders libysche Vergötterung mit demselben in ein gespanntes Verhältniß und, da Schmeichler, besonders Anaxarchus, den Zwist unaufhörlich zu nähren wußten, so brach bei des Königs Gebot, nach Art der Perser vor ihm niederzufallen, und bei C.' Auftreten als Vertheidiger der öffentlichen Freiheit die gegenseitige Feindschaft in helle Flammen aus. Alexander wußte ihn als Theilnehmer an der Verschwörung des Hermolaus gegen ihn zu verdächtigen und ließ ihn auf irgend eine Weise aus dem Wege räumen. Diese Ermordung lieh den späteren Philosophen und Rhetoren einen oft behandelten Stoff. C. schrieb hauptsächlich über Gegenstände der Natur und Geschichte. So verfaßte er nach Chalcidius ein Werk über das Auge u. ein anderes über die Natur der Pflanzen. Was seine historischen Schriften betrifft, so erwähnt Cicero von ihm ein „Troicum bellum", nach Westermann „Phocicum bellum" zu lesen. Während des asiatischen Feldzugs schrieb er die „Hellenica" in 10 Büchern. In Verbindung mit Alexander und Anaxarchus verfertigte er eine neue Recension der Ilias, welche Plutarch dem Aristoteles zuschreibt. Seine Schriften waren sämmtlich in rhetorischem Styl abgefaßt. Von ihm ist ein Pseudo-Callisthenes zu unterscheiden, welcher eine noch im Manuskript auf der pariser Bibliothek befindliche Geschichte Alexanders des Großen schrieb. Sie ist ein aus orientalischen Sagen hervorgegangener Roman von Simeon Seth, einem Arzte des 12. Jahrhunderts. Letronne glaubt, das in barbarischem Griechisch verfaßte Werk sey im 7. oder 8. Jahrhundert entstanden; Friedländer dagegen führt den Ursprung desselben bis in das Zeitalter der Ptolemäer zurück.

Callisto, Jagdgefährtin der Diana, nach Einigen Tochter des arkadischen Königs Lycaon, nach Andern des Nycteus, des Ceteus oder auch eine Nymphe, wurde von Jupiter entehrt und, damit Juno die That nicht merke, in eine Bärin verwandelt. Die List der eifersüchtigen Göttin wußte es jedoch so anzustellen, daß C. von der Diana auf der Jagd erlegt wurde. Jupiter versetzte sie als Arctus unter die Gestirne, ihren Sohn gab er der Maja zur Erziehung. Hyginus läßt die C., weil sie ihre Jungfräulichkeit nicht bewahrt, durch die Diana, und Ovid durch die Juno verwandelt werden. Nach Letzterem versetzte sie Jupiter unter die Gestirne, als eben ihr Sohn Arcas sie tödten wollte. C.'s Grab befand sich in Arkadien, 30 Stadien von der Quelle Cruni, und war ein mit Bäumen bepflanzter Hügel mit einem Tempel der Diana. Auf ihren Abbildungen (zu Delphi eine Statue und in der Lesche daselbst ein von Polygnot gemaltes Bild) trägt

sie ein Bärenfell. Nach Ottfried Müller (Dorier I, 372) war C. die alte arkadische Gottheit Artemis Callisto, was daraus erhelle, daß ihr Grab im Tempel der Göttin sich befand und sie selbst in eine Bärin verwandelt seyn sollte, unter welchem Sinnbild die arkadische Göttin dargestellt wurde.

Callistratus, 1) einflußreicher athenischer Redner u. talentvoller, tapfrer Feldherr neben Timotheus, Chabrias und Iphicrates, Sohn des Callicrates aus Ophidna, um 380 v. Chr. C. kam 372 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Sparta und sprach daselbst mit Erfolg für die Vereinigung Sparta's mit Athen. Seine Rede, in welcher er seinen Landsleuten zu einem Vergleiche mit den Thebanern wegen der Stadt Oropus gerathen, soll den Demosthenes zuerst zum Studium der Beredsamkeit entflammt haben. Um 363, man weiß nicht aus welchem Grund, zum Tode verurtheilt, floh C. aus Athen nach Macedonien, verbesserte daselbst das Zollwesen und gründete Daton an der thracischen Küste. Weil er ohne Erlaubniß aus der Verbannung nach Athen zurückgekehrt war, wurde er hingerichtet. — 2) Heiliger des 1. Jahrh. aus Karthago, wurde nach der Legende unter Diocletian ins Meer geworfen, aber von zwei Delphinen dem Tode entrissen. Durch dieses Wunder von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt, ließen sich sogleich 49 römische Soldaten taufen, und als auch sie bei gleicher Strafe gleiche Rettung erfuhren, traten 135 ihrer Kameraden zum Christenthum über. Der erzürnte Landpfleger ließ nun C. und die 49 Bekehrten während der Nacht im Kerker in Stücke hauen. Tag: 27. Septbr.

Callitris, Pflanzengattung, s. Sandarak.

Callon, aus Aegina, berühmter Bildner in Erz, Holz ꝛc., Schüler des Tectäus und Angelion, blühte um Olymp. 60 ꝛc., verfertigte einen ehernen, von Aenetus geweihten Dreifuß für Amiclä, zwischen dessen Füßen ein Bild der Proserpina stand, und eine Statue der Athene Stenias für die Burg von Korinth. Nach Quinctilians Urtheil gehörte er der ältesten äginetischen Schule an und verfertigte vielleicht die neuerlich zu Aegina gefundenen Kunstwerke.

Callot, Jacques, einer der berühmtesten Zeichner, Kupferstecher und Radirer seiner Zeit, einer der geistreichsten Männer seiner Nation und ein Künstler, der in seinem Leben nicht weniger kühn und keck, fest und kräftig auftrat, als er noch jetzt in seinen Bildern erscheint, war 1592 zu Nancy geboren. Die Familie des Künstlers zählte seit 1584, wo C.s Großvater, Claude C., in den Adelstand aufgenommen worden war, unter die vornehmsten Geschlechter von Nancy und hatte sich im Dienste der Herzöge von Lothringen und Burgund sowohl bei Hof als im Felde stets hervorgethan. C.s Vater war Wappenherold von Lothringen und Bar. Da aber bei der zahlreichen Familie desselben für Jacques, eines der jüngsten Kinder, auf keine glänzende Ausstattung zu rechnen war, so gingen des Vaters Aussichten für den Sohn lediglich auf eine Hof- oder Staatsanstellung hin, und des Vaters Strenge verdoppelte sich bei ihm in Beaufsichtigung des Schul- und Privatfleißes. Mit dem Bücherwesen gerieth aber frühzeitig C.s geheimer Drang nach ungestörtem Kunstleben in Konflikte. Das Talent, das er später so großartig beherrschte, hatte sich des ganzen Knaben bemächtigt, Schreibe- und Schulbücher mußten ihre weißen Stellen und Blätter für C.s Skizzen öffnen, das Atelier des vortrefflichen Glasmalers Claude Henriet, das Kunstleben, welches an dem glänzenden Hoflager von Nancy einen goldenen Boden fand, das Anstaunen fremder, namentlich italienischer Kunstwerke trugen zum Wachsthum der Schwingen des jugendlichen Genies kräftig bei, und der väterliche Zwang, der Pinsel und Grabstichel, als unadelige Werkzeuge, dem Sohne entreißen wollte, führte endlich den ersten Ausbruch des Ungestüms herbei, mit welchem C. sein Ziel verfolgte. Kaum zwölf Jahre alt entfloh er, fast von allem Nothwendigsten entblößt, dem Vaterhause, schlug den ersten besten Weg nach Italien ein und schloß sich einer Zigeunerbande an, die derselben Straße folgte. Die Eindrücke, welche die abenteuerlichen Gestalten und die ganz eigenthümliche Haltung dieser nomadischen Horden auf C. hervorbrachten, haben sich später in vielen Darstellungen desselben abgeprägt und haben ihm insbesondere den Stoff zu den berühmten vier Blättern geboten, auf welchen er seine „Bohémiens" auf so ergötzliche und geistreiche Weise verewigte. In Florenz verließ er die Bande, ohne daß, wie er in späteren Jahren mit Freuden erzählte, ihn in den Höhlen des Lasters je die schützende Hand Gottes verlassen hätte. Hier nahm sich ein Offizier des wohlgebildeten und offenherzigen Knaben an, gab ihn zu Remy Canta-Gallina in die Lehre, der, als gewandter Federzeichner, ihn besonders die Radirnadel zu beherrschen lehrte, und steuerte, als C.s Sehnsucht nach Rom nicht mehr zu hemmen war, auch das nöthige Reisegeld dazu bei. Kaum hatte der Jüngling hier einige Straßen wie träumend durchschwärmt, als Kaufleute aus Nancy auf ihn stießen, ihn packten und ihn durch die Vorstellung von dem Kummer und der Angst der Seinigen zur Heimkehr bewogen. Aber wie froh und freundlich auch hier die Aufnahme war, des Vaters Ansicht war die alte geblieben, der Stift mußte der Feder, die Zeichnung dem Buche weichen, und es vergingen kaum zwei Jahre, so enteilte C. abermals dem unerträglichen Zwang dem alten Ziele zu. Der Zufall führte ihn jedoch schon in Turin einem seiner älteren Brüder entgegen. Grollend kehrte er dieses Mal zurück, aber er fand versöhnliche Herzen. Endlich vom Kunstdrang des Sohnes überzeugt, führte ihn der alte C. selbst auf eine ehrenvolle Weise auf die neue Laufbahn. Er schickte ihn im Gefolge einer Gesandtschaft nach Rom, wo der achtzehnjährige Jüngling, gut ausgestattet und wohl empfohlen, alle Thore zu den Schätzen der Kunst sich geöffnet fand. Seine Studien begann er hier bei dem Maler Julius Parigi, bei dem er fleißig zeichnete, bis er einen stärkeren Beruf zum Kupferstecher als zum Maler in sich fühlte und endlich von Philipp Thomassin aus Troyes als Schüler aufgenommen wurde. Unter Thomassins Anleitung bildete er berühmte Gemälde, besonders große Altarblätter, mit dem Grabstichel nach; 18 Blätter, die er ungefähr bis zum 20. Lebensjahre vollen-

det hatte, zeugen von rascher Ausbildung des Talents, obgleich sie noch ohne eigenthümlichen Werth sind. C. schritt unter Thomassins und der Sadeler Leitung rüstig vorwärts, bis die Eifersucht des Meisters, dessen schöne junge Frau den blühenden jungen Mann mit besondern Augen ansehen mochte, C. aus der Werkstatt und aus dem Hause trieb. Damit war für C. alle Freude in Rom dahin und er ging nach Florenz, um „sein Heil in der Selbstständigkeit seines Talents zu zu suchen." Cosmus' II. Mutter, Katharina, war aus dem Lothringischen Fürstenhause, und dies war wohl die gelegentliche Veranlassung, daß C., als er, wie alle ankommende Fremde, dem Großherzog gemeldet wurde, dessen besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. C. wurde sogleich in die Reihe der Künstler aufgenommen, welche bei einem Jahrgehalte und anderen Vortheilen (la parte genannt) in dem Galleriegebäude freie Wohnung hatten und im Genusse einer glücklichen Lage sich ganz ihren Kunstbestrebungen widmen konnten. Hier knüpfte C. auch die alte Bekanntschaft mit Canta=Gallina wieder an und machte nun die Werke der großen Meister Andrea del Sarto, Perino del Vaga u. A. zu Aufgaben für seinen Grabstichel. Zu den besten Leistungen des jungen Künstlers aus dieser Zeit gehören: eine Madonna nach A. del Sarto, gegen 50 Stücke aus größeren Gemälden, vorzüglich aber 20 Stiche, Schlachten und Siege der Medicis darstellend, und die sieben Todsünden, nach Bernardino Barbatello, gen. Poccetti, in 4 Blättern. Wie oft auch darauf hingeleitet, hatte gleichwohl C. das Feld, auf dem allein sein Ruhm gedeihen konnte, noch nicht zu dem seinigen gemacht. Zum raschen und allezeit fertigen Hinstellen seiner Phantasiegebilde taugte ihm weder der Pinsel noch der Grabstichel, und die großen Formate vergrößerten vergeblich die Mühe, ohne dem Geist mehr Spielraum zu gönnen. Einer raschen und durchaus selbstständigen Produktion zu Liebe griff C. erst jetzt bloß und allein zur Radirnadel und der Aetzkunst. Das Wunder des heil. Mansuetus, der, als Bischof von Toul, einen beim Ballspiel plötzlich gestorbenen Prinzen vom Tode auferweckt, war sein erster Versuch. Dieser war glücklich, und neue Aufträge befeuerten C. zu neuem Ringen und zum endlichen Sieg. Die prachtvollen Rittermummereien, Turniere, Karussels rc., die er am glänzenden Hofe von Florenz sah, veranlaßten in rascher Folge die Entstehung von 4 Blättern Hoffeste und 6 Blättern Schauspiele und Ballete, denen gleich schnell die Schiffe und Galeeren des Herzogs, 4 Blätter, ein Skizzenbuch für junge Maler und mehre größere Werke, wie der Märtyrtod der unschuldigen Kinder, der Markt bei dem Bilde der Madonna del Imprunetta (Messe von Florenz gen.), die Versuchung des heiligen Antonius rc. folgten. Nach Cosmus' II. Tode kehrte C., der die Gönnerschaft seines unwürdigen Nachfolgers verachtete, nach Nancy zurück und fand dort bei Herzog Heinrich, wie bei den Seinen den freundlichsten Empfang. Er trat in seiner Vaterstadt in dieselbe Stellung, die er in Florenz verlassen hatte. Hier heirathete er 1625 ein Fräulein Katharina Kuttinger, mit der er in der glücklichsten, wenn gleich kinderloser Ehe lebte. Von der Unzahl Blätter, mit welcher er in dieser Zeit glücklicher Weise die Welt überraschte, erwähnen wir nur: 392 Heiligenbilder, ein Martyrologium für den Kardinal Richelieu, eine zweite Bearbeitung des schon in Florenz erschienenen Skizzenbuchs, viele kleine Blätter aus dem Leben der heiligen Familie, die Passion, in zwei verschiedenen Reihenfolgen, Kapricen= und Maskendarstellungen; besonders aber wird das große Karussel und die große Straße, in welcher dasselbe vorging, 10 Blätter, als eins seiner schönsten Werke gerühmt werden. In seinen späteren Werken wird ein erheblicher Unterschied im Gebrauche der Radirnadel und eine größere Verbindung derselben mit dem Grabstichel sichtbar. In kleinen Figuren pflegte C. nämlich jetzt alle Schraffirungen und Kreuzstriche so viel als möglich zu vermeiden und die Schatten durch einfache, mehr oder weniger mit dem Grabstichel vertiefte oder verbreitete geschwungene Linien darzustellen, wodurch sich seine Schattenpartien durch größere Helligkeit und Bestimmtheit auszeichnen. Werke dieser Art sind seine Bettler, Zigeuner rc., eine Sammlung von 25 Blättern, die er unter dem Titel: „Capitano de Baroni" herausgab; ferner 18 große und 7 kleine Blätter, „Misères de la guerre", seine Phantasien rc. Wie der lothringische Hof suchten nun auch andere Höfe die Verherrlichung und Verewigung ihrer Hoffeste oder Kriegsthaten durch C.s Nadel bewerkstelligen zu lassen. Für die Statthalterin der spanischen Niederlande, Klara Eugenia Isabella, Philipps II. Tochter und Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, stach er die Belagerung von Breda; Ludwig XIII. berief ihn an seinen Hof und übertrug ihm die Ausführung der Befreiung der Insel Ré (18. Nov. 1627) und der berühmten Belagerung und Eroberung von Rochelle (31. Okt. 1629). C. wurde in Paris mit Ehren und Reichthümern überschüttet; aber die glänzendsten Anerbietungen schlug er aus, als er den „noble Lorrain", wie ihn Hussons „Eloge historique" bezeichnet, durch Frankreich in sich verletzt sah. Als nämlich der König einen Familienzwist mit seinem Bruder Gaston von Orleans und dessen Verbindung mit der lothringischen Fürstenfamilie dazu benutzte, um das Herzogthum mit Krieg zu überziehen, 1633 Nancy zu erobern, den Herzog Karl verrätherisch gefangen zu nehmen und das ganze Land dem französischen Reiche einzuverleiben, war es C., der, vom König zu Hof geladen und aufgefordert, die Eroberung von Nancy, wie jene von Rochelle, zum Gegenstand seiner geistvollen Darstellungen zu machen, unumwunden bat, ihn mit so entehrenden Aufträgen zu verschonen, denn er sey ein Lothringer und werde nie zur Abbildung der Schmach seines Fürsten und Vaterlandes die Hand anlegen. Eben so wenig nahm er das Anerbieten eines ansehnlichen Jahrgehaltes an, wenn er sich in Paris niederlassen wolle; er blieb in Nancy. Aber auch die Liebe zu seiner Heimath mußte dem fortwährenden Kriegselend erliegen. Zudem hatte sein zu anhaltendes Sitzen in gebeugter Körperhaltung den Organismus seines Magens und der Eingeweide geschwächt, und er mußte zu seinem patriotischen Grame auch noch die Körperleiden tragen. In diesem Zustande kam ihm wieder eine Sehn=

sucht nach Italien an: nach Florenz wollte er dem Unglück der Heimath entfliehen. Aber während der Vorbereitungen zu dieser Reise überraschte ihn am 28. März 1635 der Tod. Die Familiengruft in der Franciskanerkirche zu Nancy bewahrte seine Gebeine; sein schönes Denkmal fiel unter den Streichen der französischen Revolution. Ein Hauptzug in C.s edlem Charakter war sein warmes Gefühl für Freundschaft; es war ihm Bedürfniß, täglich einige Stunden im Kreise der Freunde zu verweilen, und gerade da schien zugleich seine Phantasie in den geistreichsten Bildern auszuströmen, sein Griffel war da unermüdlich im Skizziren. C.s Einfluß auf die Kunstentwickelung seiner Zeit und sein Standpunkt in der Kunstgeschichte ist in mehrfacher Beziehung von eigenthümlichem Interesse. Das Leben C.s fiel in eine Zeit, in welcher in Frankreich, wo die Kunst überhaupt weit später zur Blüthe kam, als in Italien und Deutschland, endlich die italienische Kunst Wurzeln zu treiben begann, und namentlich in eine Zeit, wo das wilde und flüchtige Skizziren mit der Radirnadel, bei dem alle übrigen Anforderungen der Kunst dem geistreichen, schnell hingeworfenen Gedanken geopfert wurden, alle wahre Kunst aufzuheben und zu verdrängen drohte. Dieses Kunsttreiben brachte nun C. in seinem Vaterlande auf eine Höhe, wie sie nach ihm nicht wieder erreicht worden ist, und gerade dadurch bewirkte er, daß seine Zeitgenossen und die Nachkommen, weil sie eben C.s Meisterschaft als unerreichbar anerkannten, sich dem Grabstichel wieder zuwandten und dadurch die Kupferstecherkunst selbst einer neuen Blüthe entgegenführten. „C.s Kunststreben war ohne allen Aufschwung zum Idealen, lediglich der treuen Auffassung der Natur zugewendet. Diese suchte er wiederzugeben, wie er sie fand und um sich sah, aber eben so durch überraschende Wahrheit und Innigkeit zur Kunst erhoben, wie wir sie in den reizenden Meisterstücken der niederländischen Schule, in den Schöpfungen eines Dow, Mieris, Metzu, Ostade u. A. erblicken. Darum sind auch diejenigen seiner Schöpfungen, welche der heiligen Geschichte angehören, z. B. Passion, Kindermord &c., von geringerem Kunstwerthe, als alle diejenigen, welche sich in dem profanen Gebiete bewegen. Hier aber ist er ganz eigentlich zu Hause, und das Charakteristische seines Genius, Humor, Keckheit, Spott, Ironie, selbst ein reichlicher Zusatz von Bizarrerie und vom Gespenster- und Dämonenartigen leuchten überall hervor." C.s vorzüglichste Stärke lag aber in der gewandten Bewältigung der Massen. In der Anordnung, Komposition und Ausführung des Lichts wird ihm weniger Lob zu Theil; indeß geht seine Kunst auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder vielmehr, seine Zeichnungen sind nur Reflexe aller der phantastischen, wunderlichen Erscheinungen, die der Zauber seiner überreichen Phantasie hervorrief. Aber frisch und eigenthümlich ist er immer, sowohl in seinen Phantasien, als in seinen aus dem Leben genommenen Darstellungen; selbst das Gemeinste im Alltagsleben umgibt er mit einem romantischen Schimmer und spricht kräftig und wunderbar zu jedem für phantastische Gebilde empfänglichen Gemüth. Die Gesammtzahl der Blätter C.s ist nicht mehr zu ermitteln; die vollständigste Sammlung im königlichen Kupferstichkabinet zu Dresden zählt 1800 Stücke; nach dieser besitzt die Kunstkammer zu Braunschweig die größte Sammlung von C.s. Ein kritisch genaues Verzeichniß hat sich unmöglich gemacht durch die vielen später erschienenen, nach seinen Zeichnungen in seiner Manier gearbeiteten Blätter, die meist ebenfalls mit seinem Namen bezeichnet sind.

Callot-Hoffmann, s. v. a. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Calluna, Pflanzengattung, s. Haidekraut.

Callus, die sich natürlich bildende Masse, durch welche gebrochene Knochen organisch verbunden werden. Die Knochenmasse des C. ist von weniger faseriger, als vielmehr netzförmiger, ein dichtes Gewebe bildender Struktur mit rauh anzufühlender Oberfläche und solcher Festigkeit, daß sie die natürliche Knochenmasse an Härte und Haltbarkeit übertrifft; Gefäße durchziehen den C., wie den normalen Knochen. Nach den chemischen Bestandtheilen unterscheidet sich der C. von dem gesunden Knochen, dem er dem Wesen nach gleichbedeutend ist, auch nur durch ein Uebergewicht von Kalktheilen und einen dafür etwas geringeren Gehalt animalischer Stoffe. Die Callusbildung ist ein von der Natur eingeleiteter Prozeß, eine wahre organische Bildung. Der Weg, welchen die Heilkraft einschlägt, um diese Bildung hervorzubringen, war lange Zeit unerforscht und unerkannt, und als man ihn zu verfolgen sich bemühte, wurden verschiedene Meinungen ausgesprochen, vertheidigt und widerlegt. Nach den neuesten Versuchen, welche theils in Frankreich, theils in Deutschland angestellt wurden, hat man einstimmig folgendes Resultat gewonnen. Die Callusbildung ist ein organisch-lebendiger Bildungsprozeß, bestehend in folgenden Hauptveränderungen: Erguß von etwas Blut zwischen die Knochenenden; Entstehung einer Entzündung und Geschwulst der Knochenenden, der Knochenhaut und der umgebenden Weichtheile; Absonderung eines organischen Bildungsstoffes welcher von der Knochenhaut, von den Bruchflächen und den umgebenden Gebilden ausgeht, anfangs eine etwas blutig gefärbte, plastische Lymphe, später eine reine Lymphe darstellt, welche sich mehr und mehr verdickt; Rückbildung und Erweichung der Knochenenden, mit Ausgleichung der Unebenheiten durch Absorption; Anschwellung und Entzündung, Bildung von neuen Blutgefäßen in der abgesonderten Lymphe zwischen Knochenhaut und Knochen, so wie im Markkanale; Bildung von einem netzförmigen Knochengewebe an der innern Fläche der Kortikal- und Marksubstanz, mit Verschließung der Markröhre, sowie Bildung desselben Gewebes an der äußern Fläche der Rindensubstanz (diese Knochengewebebildung geht zuerst an der Außenseite der Bruchenden vor u. ist die sogenannte zeitige oder provisorische Callusbildung, als Gegensatz der späteren Verknöcherung, welche die Knochen auch in ihrem Mittelpunkte verbindet); Rückkehr der umgebenden Weichtheile zu ihrem früheren Normalzustande, nachdem durch einen neu eingeleiteten Resorptionsprozeß die Markröhre sich wieder gebil-

det hat, wobei der provisorische oft gänzlich verschwindet. Was die Dauer, welche die Callusbildung bis zu ihrer völligen Entwickelung bedarf, anlangt, so ist sie bei verschiedenen Brüchen sehr verschieden; die Art des Bruches so wie die des Knochens, das Alter, die Konstitution des Kranken &c. üben hierauf ihren Einfluß. Als allgemeine Richtschnur nimmt man an, daß ein Finger 10, eine Rippe 15, ein Schlüsselbein 20, ein Vorderarmknochen 30, ein Oberarm 40, ein Schienbein 50, ein Oberschenkel 60 Tage zur Verheilung bedarf; oft sind 5—6 Monate zur wirklichen Verknöcherung nöthig. Ein physiologischer Grundsatz ist: je eher bei der Entwickelung des Fötus ein Knochen sich vollkommen ausbildet, desto eher vollendet sich auch bei dem Bruche desselben der C., und umgekehrt. Auch die Hautschwiele, d. h. die durch fortgesetzten Druck herbeigeführte Verdickung der Oberhaut nennt man C. oder Kallosität. In der botanischen Terminologie heißt C. Schwiele, eine glänzende, harte, wulstige Erhabenheit auf gewissen Pflanzentheilen, besonders auf Blättern, Samen, Beeren &c.

Calmet, Augustin, exegetischer und historischer Schriftsteller, den 25. Febr. 1672 zu Mesnil-la-Horgue bei Commercy in der Diöcese von Toul geboren, trat seit 1689 in den Benediktinerorden von der Kongregation des heiligen Vannus u. studirte in dem Kloster desselben. In der Abtei Moyen-Moulier lehrte er seit 1698 Philosophie und Theologie und kam 1704 als Subprior und Vorsteher einer gelehrten Mönchsgesellschaft in die Abtei Münster im Elsaß. Wegen der Herausgabe seines Kommentars über die heilige Schrift ging er 1706 nach Paris, hielt dann in mehren Klöstern seiner Kongregation Vorlesungen, wurde 1715 Prior zu Lay, 1718 Abt zu St. Leopold zu Nancy und 1719 Visitator seiner Kongregation. Seit 1728 Abt von Senones in Lothringen, † er den 25. Okt. 1757 zu Paris. In seinem „Commentaire sur tous les livres de l'ancien et du nouveau testament“ (Paris 1707—16, 23 Bde.) entwickelt er den Wortverstand mit großer Unbefangenheit und Vermeidung mystischer und allegorischer Erklärungen. Das „Dictionnaire historique et critique de la bible“ (Paris 1722—28, 4 Bde.) wurde ins Englische, Holländische und Deutsche (von Glöckner, Liegnitz 1751—54, 4 Bde.) übersetzt und auch von den Protestanten häufig benutzt. Als selbstständiger Forscher bewährte er sich in der „Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine“ (Nancy 1728, 4 Bde., 1745—47, 7 Bde.). Sein Leben beschrieb sein Neffe Fangé (Paris 1763).

Calmia (Löffelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rhododendreen, schöne immergrüne Sträucher in Nordamerika, mit ganzen Blättern und Blüthen in Endsträuchern, besonders als Zierpflanzen gebräuchlich. C. angustifolia, 2—3' hoch, hat längliche, unten rostfarbene Blätter und tief rosenrothe Blüthen, findet sich in den Gärten in verschiedenen Abänderungen. Die Pflanze soll giftig auf die Schafe wirken, auch der Honig von den Blüthen giftig seyn. C. latifolia hat lederartige glatte Blätter u. schön rosenrothe Blüthen. Das Holz ist gelb und geadert und wird in der Heimath zu verschiedenen Dingen, besonders zu Löffeln verarbeitet. Die Blätter sind hart und betäubend und daher dem Vieh schädlich, werden aber in Nordamerika gegen Durchfall, Ausschläge und ansteckende Krankheiten gebraucht. Der Honig erregt Schwindel, Erbrechen u. Krämpfe. Die Calmien dauern in milden Gegenden Deutschlands an geschützten Orten im Freien aus; in nördlichen Gegenden durchwintert man sie besser in Töpfen an einem frostfreien, luftigen Ort.

Calne, Flecken in der englischen Grafschaft Wilt, an einem Arme des Wilt- und Berkshirekanals und dem gleichnamigen Fluß, mit gegen 5000 Einwohnern, berühmt wegen eines alten Palastes der Könige von Westsachsen.

Calochortus, Pflanzengattung aus der Familie der Junceen, mit sechstheiliger, offen stehender Blumenkrone, kurzen, auf der Basis der Blumenkrone eingefügten Staubfäden und dreifächeriger Kapsel, schöne, zierliche, krautartige Gewächse in Louisiana, Mexiko und Kalifornien. Die kleinen Zwiebeln dieser seltenen Zierpflanzen kann man, je 4 — 6 in einem Topf, in sandige, nahrhafte Damm- oder Rasenerde pflanzen, und zwar mit einer Unterlage zerschlagener Topfscherben. Uebrigens durchwintert man sie an frostfreiem Orte (unter trockener Bedeckung und an guter Stelle auch im freien Lande), begießt sie in der Vegetationszeit mäßig, in der Ruhezeit gar nicht, und vermehrt sie durch Nebenzwiebeln. Man kann sie auch jährlich im Frühling ins Land pflanzen und im Herbst ausheben, dann trocken aufbewahren und im December oder Januar, wenn sie wieder treiben, bis zur Zeit, da man sie wieder ins Land setzen darf, in Töpfe pflanzen.

Calomarde, Don Francisco Tadeo, spanischer Staatsmann, wurde 1775 in dem Flecken Villel in Aragonien von armen Aeltern geboren u. mußte sich in der Schule zu Teruel auf die kümmerlichste Weise durchhelfen, bis ihn endlich eine der angesehensten Damen der Stadt als Pagen in ihr Haus nahm und ihm dabei fortwährend den Besuch der Schule gestattete. Von da begab sich C. nach Saragossa, um Jurisprudenz zu studiren; eine Hauslehrerstelle, die sich ihm hier eröffnete, machte die Ausführung seines Wunsches möglich, und C. lag mit solchem Eifer seiner Wissenschaft ob, daß er sich bald den Doktorgrad erwerben konnte und zugleich als Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Aragonien fungirte. Ein Empfehlungsschreiben an den Leibarzt des Königs und des Friedensfürsten Berga, ebenfalls einen Aragonier, eröffnete C. das gastfreundliche Haus desselben. Berga aber hatte eine Nichte, deren Häßlichkeit ihre ganze Zukunft zu verderben drohte; es war daher ein wichtiger Akt in der Familie, als C. sich um dieselbe bewarb und als Mitgift weiter nichts verlangte, als daß des Oheims Einfluß ihm eine Anstellung, wo möglich im Ministerium der Justiz, verschaffen möge. Zur eigenen Empfehlung trug C. aus verschiedenen Schriften eine Art Abhandlung über den Getreidebau in Aragonien zusammen, deren Dedikation ihre Wirkung gleichfalls nicht verfehlte. C. kam auf diesem krummen, aber leichten Wege zu einer Anstellung im Justizministerium. Desto schwerer drückte ihn aber nun

die Erfüllung seines Eheversprechens, er zog sich immer mehr von seiner Braut zurück, und es würde eine Trennung noch vor der Verbindung erfolgt seyn, wenn nicht der Einfluß des Arztes seine Wirksamkeit auch gegen C. bewiesen hätte: auf Godoys Betrieb ließ der König C. vor sich rufen und ihn zwischen augenblicklichen Abschluß der Ehe, oder den Galeeren wählen. Die Ehe wurde geschlossen, konnte aber bis 1808, wo C., die allgemeine Verwirrung benutzend, seine Gattin dennoch verließ, für eine Galeerenstrafe der Unglücklichen gelten. Die Wechselfälle, welche nun über Spanien hereinbrachen, eröffneten seinem Ehrgeize ein Feld der Thätigkeit. C. folgte zunächst der Centraljunta von Aranjuez, zu deren Chef er als Anhänger der Konstitution gewählt worden war, nach Sevilla und Cadix, war aber nach der Rückkehr Ferdinands VII. der Erste, welcher in Valencia dem unumschränkten König huldigte. Sein Lohn war die Ernennung zum obersten Beamten der Secretaria general de Indias. Weil er bald darauf ein amerikanisches Bisthum für eine bedeutende Summe Geldes verkaufte, ward er nach Toledo, und nachdem er sich 1816 versteckt im Gefolge der portugiesischen Infantin Donna Isabella de Braganza in Madrid wieder eingeschlichen hatte, bis 1820 nach Pampelona verbannt. In diesem Jahre der Wiederherstellung der spanischen Konstitution suchte C. unter den Fahnen der Liberalen neuen Spielraum, ohne indeß Einfluß zu gewinnen. Seine Glanzzeit sollte erst wieder erscheinen, als 1823 die Konstitution durch französische Waffen abermals zertrümmert worden war. Die absolutmonarchische Partei, die in ihm ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannte, bewirkte seine Ernennung zum Sekretär der Camera del real patronato, und die apostolische Partei spielte ihm 1824 auch das Portefeuille der Justiz in die Hände, wodurch C. die zwei einflußreichsten Aemter Spaniens vereinte. In dieser Stellung behauptete sich C. acht Jahre lang: acht Jahre lang gingen die wichtigsten Staatsgeschäfte durch seine Hände, herrschte er unumschränkt durch die Gunst des schwachen Königs, dessen sinnliche Bedürfnisse er nur befriedigen durfte, um die Edelsten des Volks, ja, das ganze Volk beliebig in den Staub treten zu können. Die Erwerbung von Civil- und Militärstellen, so wie die Verleihung von Orden und anderen höfischen Vergünstigungen war nur durch ihn möglich. Dazu durchspürte eine geheime Polizei jeden Winkel, wo sich ein freier Gedanke hätte verbergen können, die Jesuiten überflutheten das Land, Kloster um Kloster erhob sich, während man die Universitäten schloß und, die längst entwaffneten Liberalen aufs Grausamste verfolgend, in den sogenannten royalistischen Freiwilligen ein servilles Söldnerheer heranzog. Dabei war C.'s Blick spähend nach allen Seiten und Parteien hingewandt, da er wohl einsah, daß die damaligen Zustände nicht von langer Dauer seyn und mit des Königs Tod ihn mit in ihren Umsturz reißen könnten. Aber gerade diese Vorsicht war es, welche ihn wirklich von seiner Höhe herabstürzte. Die Stärke der karlistischen Partei erwägend, uchte er sich der Gunst des Don Carlos im Voraus zu versichern, täuschte aber vorzüglich das Auge der Oeffentlichkeit dadurch, daß er jeden mißlungenen karlistischen Aufstand mit unerhörter Strenge bestrafte. Als plötzlich im September 1832 König Ferdinand VII. in La Granja einem so heftigen Gichtanfall erlag, daß der Leibarzt Castello ihn für todt erklärte, begrüßte C. sogleich und zuerst den Infanten Don Carlos als König. Aber Ferdinand lebte noch, und um nun der einmal begonnenen Rolle treu zu bleiben und keinen Rückweg erkennend, unterstützte er aufs Eifrigste den bekannten, vom Grafen Alordia geleiteten Versuch, den schon ganz schwachen König zur Zurücknahme seines Dekrets und Testaments zu vermögen, in welchem die Königin zur Regentin des Reichs erklärt war; C. selbst verfaßte das neue Dekret, durch welches das salische Gesetz in seinem ganzen Umfange wiederhergestellt wurde. Auch dieses Spiel war glücklich durchgeführt; aber auf C. lastete der allgemeine Haß wegen dieser That, und Rache und Strafe folgten ihm auf dem Fuße. Die Infantin Donna Luise Charlotte (Gemahlin des Infanten Don Francisco de Paula und Schwester der Königin Christine) eilte sofort nach La Granja, ließ hier an C. allen Zorn eines wüthenden spanischen Weibes aus, ja, sie soll ihn sogar ins Gesicht geschlagen haben, und auf ihr energisches Einschreiten nahm der König das Dekret vom 29. März 1830 zurück und erklärte die Umänderung seines Testaments am 31. December 1832 für erschlichen. C. wurde auf seine Güter in Aragonien verwiesen und sollte 3 Monate später sogar verhaftet werden, entkam aber, zeitig davon unterrichtet, verkleidet nach Frankreich. Hier lebte er zurückgezogen, anfangs zu Orleans, dann zu Toulouse, wo er 1842 †.

Calonne, Charles Alexandre de, französischer Finanzminister bis zum Ausbruch der Revolution, war am 30. Januar 1734 zu Douai, wo sein Vater die Stelle eines ersten Präsidenten des Provinzialparlaments für das französische Flandern verwaltete, geboren. Nachdem er zu Paris die Rechte studirt, wurde er Advokat zu Artois, dann Generalprokurator in seiner Vaterstadt und 1763 Maître des Requêtes. In letzterer Stellung ließ sich C. gebrauchen, indem er im Einverständnisse mit dem Herzog von Aiguillon und den Jesuiten gegen den freisinnigen und allgemein geachteten Generalprokurator La Chalotais, die Verhaftung des letzteren unter dem Vorgeben einleitete, in einem untergeschobenen Pasquille gegen den König Chalotais' Handschrift erkannt zu haben. C. erhielt dafür den einträglichen Posten eines Intendanten von Metz, dann von Lille. Sein Ehrgeiz strebte jedoch nach einem höheren Ziele, dem Portefeuille der Finanzen des Reichs, und es gelang ihm endlich mit Hülfe des Grafen von Artois, des Ministers des Auswärtigen, Vergennes, und durch die Herzogin von Polignac, 1783 auf den Posten zu gelangen, auf welchem vor ihm Turgot, Necker, Fleury und Ormesson nach einander gestanden hatten. Die Höflinge von Versailles jauchzten dem neuen Minister hoffnungsvoll entgegen, denn der Ruf, den er selbst seiner Verwaltung vorausgeschickt hatte, berechtigte sie dazu, in den Räumen der kö-

niglichen Schlösser neue goldene Tage aufgehen zu sehen, die Neckers verhaßte Sparsamkeit so arg geschmälert hatte; nur die Königin war durch ihren Vertrauten, Abbé Vermont, mit einer weniger günstigen Meinung für C. erfüllt worden. In der That hatte C. in wenigen Jahren die zerrütteten Finanzen so völlig umgestaltet, daß er jetzt die unmäßigen Bedürfnisse des Hofs ohne Anstoß befriedigte, Gehalte und Pensionen willfährig vermehrte, die Schulden der Prinzen bezahlte, sowie die Rückstände, zu deren Abtragung die öffentlichen Kassen verpflichtet waren, vollständig abtrug. Alles, was Necker mit entsetzlicher Arbeit und mit dem bittersten Ernst nur höchst unvollkommen ins Leben geführt hatte, das vollbrachte C. mit aller Ruhe und Heiterkeit. Die Zuversicht, mit welcher C. festen Schrittes seines Weges ging, konnte indeß, wenn auch den König, doch nicht die Korporationen, die Parlamente, am allerwenigsten einen Necker, Turgot &c. auf längere Zeit täuschen. Die Mittel, mit welchen C. auf Augenblicke für Alles Rath zu schaffen wußte, Anleihen auf Anleihen, Vorausnahme zukünftiger Zahlungen und Verschiebung fälliger Ausgaben, konnten in solcher Weise nicht fortwährend ungerügt zur Anwendung kommen, und so rief denn auch die Stimme, mit welcher Necker in seinem Werke: „Ueber die Finanzverwaltung" die Schäden und Gebrechen des Staatshaushalts vor die Oeffentlichkeit brachte, in allen Kreisen der Gesellschaft Staunen, Besorgniß und Furcht hervor. Auch den König ergriff diese Beängstigung; nur waren die Mittel zu deren Beseitigung die am wenigsten klug gewählten: um dem drohenden Brande zu entgehen, vertrieb er den Wächter, welcher Feuer rief. Necker durfte die Hauptstadt nicht wieder betreten; im Uebrigen bliebs beim Alten, ja der König hielt, als noch 1785 das Parlament zum ersten Mal der Regierung entgegentrat, die eine neue Anleihe C.'s von 80,000,000 Franken genehmigt und eine Fortdauer der erhöheten Grundsteuer registrirt wissen wollte, der Volksstimme wie der allgemeinen Noth, die er eben nicht kannte, zum Trotz, ein Lit de justice, bestand auf seinem königlichen Befehl und brachte die Parlamente zum Schweigen. C. triumphirte; aber Ludwig XVI. schien weniger geneigt, mit sich und diesem öffentlichen Vorfall zufrieden zu seyn, und verlangte die Darlegung eines geregelten Finanzplans, durch welchen künftigen Verlegenheiten und despotischen Maßregeln vorgebeugt werden könnte, vor Allem wollte der König neue Anleihen, neue Auflagen und neuen Widerspruch der Parlamente vermieden wissen. So schwierig auch diese Aufgabe war, so wenig konnte gleichwohl ein C. dadurch in Verlegenheit gebracht werden. Mit unbefangener Offenheit that er das vieljährige steigende Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben dar, gestand, daß er dies bisher verheimlicht habe und ferner verheimlichen werde, um den öffentlichen Kredit zu erhalten, und daß er deshalb auch allen Verpflichtungen des königlichen Schatzes pünktlich zu genügen getrachtet habe. Darauf setzte er auseinander, daß bei dem blühenden Zustand der Kolonien, des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues, dem bedeutenden Geldumlauf und genügendem Verdienste der Hof im ungestörtem Glanze hätte fortleben müssen, damit man, von der Menge unbeachtet und ungehemmt, das Uebel übermäßiger Staatsschuld heilen könne. Für die beiden Hauptrettungsanker erklärte er Geistlichkeit und Adel; sie würden das Eingehen auf ein gleichmäßiges Abgabesystem dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer bringen, die Geistlichkeit, wegen der Wohlthaten, welche sie unter einem frommen Könige, im Besitz so großer Reichthümer, genieße, und der Adel, weil er in Nordamerika den wahren Werth des Staatsbürgerrechts kennen gelernt habe. Namentlich führte er als zu dem patriotischen und hochherzigen Opfer geneigt den Grafen von Artois, das Haus Condé und Vergennes, sowie die Erzbischöfe von Toulouse, Aix und Bordeaux an. Die Regulirung der neuen Finanzordnung sollte zunächst der Versammlung der Notablen überlassen werden, da eine Reichsversammlung den widerspenstigen Kastengeist und seine unangenehmen Folgen heraufbeschwören möchte. Diesem Plane, dessen Durchführung C. binnen Jahresfrist versprochen hatte, gab der König seinen Beifall, wiederum aus Unkenntniß der Sache, seiner Umgebung und seiner eigenen Lage; denn daß die Ausführung dieses Plans mehre Menschenalter erfordere, daß C. dazu das Nöthigste, Gewissenhaftigkeit, Ernst, Beharrlichkeit, abgehe und daß die königliche Autorität, besonders durch die bekannte Halsbandgeschichte, in raschem Zusammenschwinden begriffen sey, davon ahnte der Monarch nichts. Desto erschütternder wirkte die Nachricht von der Einberufung der Notablen auf den 27. Dec. 1786 auf die Gemüther in ganz Frankreich, am niedergeschlagendsten aber auf den Hof, dem bis zu dieser Stunde noch das „L'état c'est moi" als das höchste Staatsgesetz gegolten hatte. Die nächste Möglichkeit, die auch dem Kurzsichtigen einleuchtete, war aber der Sturz des Ministers C., der um diese Zeit (13. Febr.) seine feste Stütze, den Minister Vergennes, durch den Tod verloren hatte. Für C. selbst entsprang aus dem genannten Restaurationsplan der Finanzen eine Reihe von Anfeindungen und Komplotten, die mit seiner Entlassung endigten. C. sah plötzlich die früheren Finanzminister, die Geistlichkeit, den Adel, die Parlamente und die Königin sich kampfgerüstet gegenüber, und alle Stimmen, selbst die ihn früher vergöttert hatten, kamen darin überein, daß zur Durchführung so wichtiger Restaurationspläne nur ein Mann tauge, welcher C. an Leichtsinn, Hoffährtigkeit und Verschwendung möglichst unähnlich sey! Noch kräftiger trat man gegen C. auf, als er in der auf den 12. März 1787 ausgeschriebenen Generalversammlung der Notablen mit der königlichen Autorität zu imponiren versuchte. Ein Ausschuß der Notablen erklärte, C. täusche den König, ganz Frankreich und Europa, indem er behaupte, die Notablen billigten die Grundzüge seines Plans, und Ludwig XVI. gab C. am 9. April seine Entlassung. C. ging, nach kurzem Aufenthalte auf seinem Landgute Haronville, nach England und heirathete in London eine 60jährige, verwittwete,

mehre Millionen reiche Engländerin, die seinem eigenen, durch immer bereitwillige Verschwendung sehr heruntergekommenen Haushalt wieder aufhalf. Eine Einladung der Kaiserin Katharina II. von Rußland ließ er unbefolgt, weil ihm jetzt vor Allem die Zurückweisung der in Frankreich gegen ihn erhobenen Anklagen in Anspruch nahm. Seine Aussicht, je wieder nach Frankreich oder gar ins Ministerium zurückkehren zu können, schwand immer mehr, und alle seine Briefe an den König &c. waren vergeblich. Gleich eifrig kämpfte er für die Sache der Prinzen, als diese das „auswärtige Frankreich" bildeten, und unternahm zu ihren Gunsten große Reisen nach Deutschland, Italien und Rußland, ohne besonderen Dank von ihnen zu verdienen. Als der Glücksstern Bonaparte's aufgegangen war, zog sich C. immer mehr in die Verborgenheit seiner Studirstube zurück. Erst 1802 sah er Paris wieder, † aber wenige Wochen nachher, den 30. Oktober, seine Gattin in ziemlich dürftiger Lage hinterlassend. Von seinen Schriften hat nur das „Tableau de l'Europe en Novembre 1795" allgemeines Interesse.

Calophyllum (Schönblatt, Gummiapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, tropische Bäume mit lederartigen Blättern. C. Inophyllum *L.*, ostindischer Gummiapfel, ein ungeheurer Baum von vorzüglicher Schönheit mit sehr großen Blättern, in Sandboden des südlichen Ostindiens und auf den Inseln, wird gegen 90 Fuß hoch, der Stamm 12 Fuß im Umfang. Die schönen, weißen, wohlriechenden Blumen sind im Lande sehr geschätzt. Die Frucht ist 1½ Zoll dick, röthlich mit dicker Leifel, die säuerlich u. bitter ist, wie bei der Wallnuß; der Kern ist gelblich, anfangs süß, dann sehr bitter. Der Baum trägt zweimal, im März und September, gegen 300 Jahr lang. Aus den durchschnittenen Früchten wird ein gelblicher Saft gewonnen, das Tacamahacöl, welches zum Erbrechen und Abführen, auch zum Brennen und zu Salben gegen Hautausschläge gebraucht wird. Aus der dicken, rauhen, schwärzlichen, innen purpurröthlichen Rinde des Stammes fließt ein gelber balsamischer Saft, welcher zu einem gelbbraunen Harze erhärtet und das ostindische Tacamahaca (Tacamahaca orientalis) ist, welches sonst als schweißtreibendes Mittel gebraucht wurde, jetzt aber kaum noch im Handel vorkommt. Die Blätter benutzt man in Ostindien gegen Augenentzündungen und auch zum Blaufärben. Das Holz des Stammes ist hart und voll Masern, gut zu Axen, Rädern, Schiffsrippen, Bretern, Kriegsmaschinen &c. C. Tacamahaca *Willd.*, madagaskarischer Gummiapfel, Tacamaque de Bourbon, ist ein dem vorigen gleichender, schöner, sich aber durch spitzovale Blätter u. längliche Früchte unterscheidender Baum auf Madagaskar und Mauritius, der nach Einschnitten einen dunkelgrünen Saft liefert, welcher als grüner oder Marienbalsam oder bourbonisches Tacamahac bekannt ist, in seiner Heimath äußerlich bei Geschwüren und Wunden angewendet wird, aber nicht nach Europa gelangt. Der Baum gibt gutes Bauholz. C. Calaba *Jacq.*, westindischer Gummiapfel, wird 20—30 Fuß hoch treibt sogleich über der Erde Aeste und ist daher gut zu Zäunen und Schattengängen. Durch Einschnitte in die Rinde erhält man einen angenehm aromatischen, dunkelgrün werdenden Balsam, der auf den Antillen dem Kopaiv- und selbst oft dem Perubalsam vorgezogen wird und ebenso wie die Rinde als reizendes, Schweiß und Auswurf beförderndes Mittel in veralteten Lungenkatarrhen, Gonorrhöen und Leukorrhöen dient. Das Holz ist sehr biegsam und dauerhaft. Auch die übrigen Arten liefern Gummi. C. spectabile *Willd.*, C. acuminatum *Lam.*, schöner Gummiapfel, und C. pulcherrimum *Wall.*, schönster Gummiapfel, sind Zierden jedes großen Treibhauses.

Caloric engine (engl.), s. Ericsson.

Calorimeter, eine von Lavoisier und Laplace erfundene Vorrichtung, theils die specifische Wärme der Körper, theils aber auch die relative Menge Wärmestoff zu messen, welche bei der Veränderung des Aggregatzustandes der Körper, also beim Uebergang aus dem festen in den flüssigen und von da in den dampfförmigen Zustand, oder auch beim Verbrennen frei wird. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß wenn man 4° C. Wasser mit 12° C. warmem Wasser mischt, und wenn jedesmal gleichgroße Quantitäten dazu verwendet werden, die entstehende Mischung 8° C. hat. Taucht man aber ein Stück Eisen von 1 Pfund Schwere und 36° C. in ein Pfund Wasser von 0° C., so erhalten beide zusammen eine Wärme von 4° C.; das Eisen hat somit 32° C. geopfert, um dem Wasser eine Wärme von 4° C. mitzutheilen. Das Verhältniß von 1 : 8 nennt man nun die specifische Wärme des Eisens in Bezug auf Wasser, und sagt, weil das Wasser 8 Mal mehr Wärme aufnehmen muß, um seine Temperatur um 1° zu erhöhen, das Eisen habe eine 8 Mal kleinere specifische Wärme oder auch eine 8 Mal geringere Wärmekapacität als Wasser. Diese Wärme zu messen, liegt in dem Zweck obengenannter Vorrichtung. Man sucht aus der Menge des durch die specifische Wärme eines Körpers geschmolzenen Eises seine Wärme zu bestimmen und bedient sich dazu folgender Vorrichtung. Zwei Kasten von Blech und ungleicher Größe können so in einander gestellt werden, daß zwischen den Wänden ein Zwischenraum bleibt; in den inneren wird ein Korb von Eisendraht gehangen, dessen Wände von dem ihn umgebenden Blechkasten ebenfalls abstehen und einen zweiten Zwischenraum bilden. Der Drahtkorb ist zur Aufnahme des zu untersuchenden Körpers, die beiden Zwischenräume aber zu der von Eis bestimmt, welches in Stücke von etwa einen halben Zoll Dicke hineingebracht wird. Beide Zwischenräume haben Ausflußröhren mit Hähnen, um das durch die Wirkung des Körpers geschmolzene Wasser ausfließen und auffangen zu lassen. Die Menge nun des aus dem ersten Zwischenraume ausfließenden Wassers ist das Maß für die spec. Wärme des zu untersuchenden Körpers. Es wird aber der eingesenkte Körper desto mehr Eis schmelzen, je wärmer, ferner je größer er ist und je mehr er selbst Wärmekapacität oder specifische Wärme hat, und es wächst demnach die Menge (W) des ausfließenden

Wassers (geschmolzenen Eises) im Verhältniß der thermometrischen (T) und der specifischen (C) Wärme, sowie der Masse (M) des Körpers, und wir können sagen: W sey = MTC, oder C sey $= \frac{W}{MT}$. Für zwei Körper verschiedener materieller Beschaffenheit gilt demnach: $C : c = \frac{W}{MT} : \frac{w}{mt}$. Da man bei diesen Versuchen immer nur verhältnißmäßige Bestimmungen, nie absolute Maße für die specifischen Wärmen der Körper erhält, nimmt man die specifische Wärme irgend eines Körpers als Einheit an und bezieht darauf diejenige anderer Körper. Zu einem solchen Grundmaß ist aber am tauglichsten so weit erwärmtes Wasser, daß es ein ihm gleichgroßes Gewicht Eis zu schmelzen vermag; dies tritt nach Versuchen ein, wenn man Wasser von 60° R. oder von 75° C. anwendet. Gesetzt, man habe 7,707 Pfund Eisenblech von der Temperatur = 78° R., und es sey 1,102 Pfund Wasser geschmolzen worden, so findet sich die specifische Wärme des Eisenbleches $= \frac{60.1,102}{7,707.78} = 0,10999$. Sollen flüssige Materien untersucht werden, so bringt man solche in Kolben, deren Oeffnungen mit Kork verschlossen sind, welcher Letztere ein Thermometer trägt, dessen Kugel in die Flüssigkeit hineinreicht. Setzt man ein solches Gefäß in heißes Wasser, so läßt sich am Thermometer der für die zu untersuchende Flüssigkeit nöthige Grad Wärme ablesen. Darauf wird der Kolben in den Korb des C.s gebracht und beobachtet, wobei aber stets die specifische Wirksamkeit des Kolbens mit in Rechnung genommen werden muß. Die dadurch entstehende Wassermenge ist dann von der ganzen Quantität des ausgeflossenen Wassers abzuziehen. Dieses C. läßt sich nicht allein anwenden, die specifische Wärme fester und flüssiger Körper, sondern auch diejenige zu bestimmen, die sich bei der Vermischung von Flüssigkeiten, beim Respirations- und Verbrennungsprozeß kundgibt, wo die Wärme durch Röhren in das Innere des C.s geleitet wird. Das Wassercalorimeter von Rumford bietet zu dem letzten Zweck noch mehr Bequemlichkeit dar. Es besteht dasselbe aus einem Kästchen von Kupfer oder Weißblech, von etwa 8 Zoll Länge, 4½ Zoll Breite und derselben Höhe. In diesem befindet sich ein Thermometer, welches bis in die Mitte des Kästchens hineinreicht und an dessen oben herausragender Skale man den jedesmaligen Stand desselben beobachten kann. Letzterer hängt aber ab von dem in dem Kasten befindlichen Wasser, welches erwärmt wird. Eine schlangenförmige Röhre nämlich läuft im Innern des Kastens in mehren Windungen hin und her, endet nach unten in einem Trichter und geht zur Seite desselben in die atmosphärische Luft aus. Wird unter dem Trichter irgend ein Verbrennungs- oder Respirationsprozeß eingeleitet, so theilt sich die Wärme des durch jene Schlangenröhre streichenden Gases dem im Kasten befindlichen Wasser mit, deren Größe dann das eingesenkte Thermometer angibt. Es ist nicht schwer, die Angaben dieser Art C. auf jene des von Lavoisier zurückzuführen. Nach dem Obigen ist 60° R. warmes Wasser nöthig, um ein gleiches Quantum Eis zu schmelzen. Vergleicht man damit die durch den Verbrennungsprozeß bewirkte Wärme des Wassers, so ist ersichtlich, daß das Wasser im C. mit seiner Wärme so viel betragen muß, als ein zu bestimmendes Quantum (X) Wasser von 60° R.

Calotropis (Kielkrone), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, sonst unter Asclepias. Die bekannteste Art: C. gigantea *R. Br.*, Asclepias gigantea *L.*, ist ein dichter, 6—10 Fuß hoher aufrechter, in Ostindien sehr gemeiner, auf alten Mauern und Sandboden wachsender, auch häufig angebauter Strauch, der sich gleich über der Wurzel in mehre armsdicke und krumme Stengel theilt; die Blüthen stehen in Afterdolden, sind purpurroth, geruchlos. Er ist in allen Theilen voll von einer scharfen, bittern, opiumartig riechenden Milch und seit sehr langer Zeit schon in Ostindien als Heilmittel in Anwendung und sehr geschätzt. Die braunrothe, innen weiße Rinde der Wurzel ist auch in Europa unter dem Namen Mudar (Radix Mudarii) bekannt und gegen krampfartige und Lähmungsleiden, häufiger noch gegen Hautausschläge (Elephantiasis), Syphilis und Wurmbeschwerden angewendet worden. Das Holz ist weich, mit Mark, wie beim Hollunder, sehr nutzbar, besonders zu Schießpulver. Mit der Samenwolle, die feiner als Baumwolle ist, füllt man Kopfkissen aus; aus der faserigen Rinde gewinnt man Fäden zu Geweben. Die trockenen Zweige werden im südlichen Arabien unter dem Namen Oschr zum Anmachen des Feuers benutzt. C. procera *R. Br.*, Asclepias gigantea *Andr.*, Ascl. procera *Ait.*, gestreckte Kielkrone, ist ein dem vorigen sehr ähnlicher Strauch in Persien und Aegypten, nur mit spitzeren Blättern. Der scharfe Milchsaft ist innerlich ein sehr gefährliches Purgirmittel, äußerlich als Salbe ein gutes Heilmittel bei Hautausschlägen. Aus der Samenwolle macht man Zunder und stopft Matratzen damit aus. Die Blätter sollen in Persien einen zuckerartigen Stoff ausschwitzen, den man Ocharzucker nennt.

Calotte (franz.), eine glatte, schwarze, anliegende Mütze, besonders die schwarze Mütze der katholischen Geistlichen, die ihre Tonsur bedeckt. Danach benannt sind die Calottisten oder le Régiment de la Calotte, eine französische Gesellschaft, die gegen das Ende der Regierungszeit Ludwigs XIV. entstanden war und einem scherzhaften Einfall ihre Entstehung verdankte. Jemandem, der über Kopfweh klagte, hatte man nämlich gerathen, eine C. aufzusetzen. Diesen Gedanken griffen Andere auf und errichteten ein „Regiment der Plattmütze" für alle Diejenigen, welche durch irgend eine allgemein auffallende Lächerlichkeit in Thaten, Worten, Eigenschaften ꝛc. sich in der Oeffentlichkeit bloß gestellt hatten, also eine Art Narrenzunft, der jedoch die Harmlosigkeit ähnlicher Erscheinungen in Deutschland abging. Die Calottisten geißelten durch sehr scharfe Spottgedichte, Calottines, die Gebre-

chen der großen Welt; die schärfste Geißel waren aber die Patente selbst, durch deren Uebersendung sie jeden ihrer Würdigen, „weß Ranges und Standes er seyn mochte, unter die Ihrigen aufnahmen. Die Calottisten hatten eigene Wappen, in welchen das Scepter des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern und dergl. figurirten; die Hauptfahne trug die Inschrift: „Pavet Momus, Luna influit“. Lange Zeit übte diese Gesellschaft ihr sittenrichterliches Amt mit solcher Strenge aus, daß selbst mächtige Personen ihr nicht zu trotzen wagten. So erzählt man, daß, als nach dem Tode des Obersten des Calottistenregiments, Torsac, die Leichenrede an ihn, eine sinnreiche Kritik des akademischen Styls, konfiscirt wurde, aber der Gardeoberst Simon sich beim Marschall von Villars sogleich deshalb beklagt und seiner Beschwerde schließlich die Versicherung beigefügt habe, daß „seit Alexanders und Cäsars Tode die Calottisten keinen andern Beschützer, als ihn“ hätten, die Konfiskation der Leichenrede sogleich aufgehoben worden sey. Solche Vorgänge stachelten jedoch den Uebermuth der Mitglieder so sehr, daß sie endlich auch Ministern und auswärtigen Königen Patente zuschickten, was die Auflösung des Regiments zur Folge hatte. Vgl. Mémoires pour servir à l'histoire de la calotte, Bas. 1725.

Calovius, Abraham, gelehrter Theolog des 17. Jahrhunderts, war zu Morungen am 16. April 1612 geboren, habilitirte sich nach vollendeten Studien 1639 zu Königsberg, ging dann 1643 als Rektor und Prediger nach Danzig und von da 1650 als Generalsuperintendent und Professor nach Wittenberg, wo er den 25. Februar 1686 †. C. ist der Repräsentant jenes scholastischen und zelotischen Lutherthums, wie es sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu Wittenberg und Jena hervorthat. Er gebietet in seinem 12 Quartbände füllenden dogmatischen Hauptwerke, sowie in seinen polemischen Schriften, unbedingte Unterwerfung unter den Buchstaben der Kirchenlehre, wie dieselbe im lutherischen Konkordienbuche enthalten ist. Mit ungemessener Heftigkeit stritt er gegen den ehrwürdigen G. Calixtus, der eine freiere, wissenschaftliche und dadurch versöhnende Gestaltung der Theologie anstrebte und deshalb des Synkretismus, d. h. einer leichtsinnigen oder böswilligen Glaubensmengerei, einer feigen Liebe zum Frieden um jeden Preis, beschuldigt wurde. Zur Abwehr gegen die Synkretisten verfaßte C. unter Beistand und Mitwirkung seiner wittenberger Kollegen 1655 eine orthodoxe Erklärung, welche unter dem Titel: „Consensus repetitus fidei vere Lutheranae etc.“, der gesammten lutherischen Kirche als ein neues Symbol aufgedrungen werden sollte. Um seiner Partei den Schutz des weltlichen Arms zu sichern, scheute sich C. nicht, in dieser Schrift die Behauptung auszusprechen, daß die bürgerliche Obrigkeit das Recht habe, unbedingte Glaubensregeln aufzustellen. Es gereicht der leipziger theologischen Fakultät und dem kursächsischen Hofe zur Ehre, daß sie dem anmaßenden Beginnen der wittenberger Zionswächter durch wissenschaftlichen Widerspruch und obrigkeitlichen Verweis gebührende Schranken setzten. C.' voluminöse Werke haben für unsere Zeit nur noch geringen geschichtlichen Werth. Wir erwähnen nur das „Systema locorum theologicorum“ (Wittenb. 1665—77, 12 Bde.), die „Biblia illustrata“ (1672, 5 Bde.) und „Historia syncretistica“ (1682).

Calprenède, Claude Walther de Costes, Herr de la C., eine in der Geschichte der französischen Nationalpoesie, sowie des europäischen Romans denkwürdige Erscheinung, war zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf dem Schlosse Tolgon in Gascogne geboren, studirte bis 1632 zu Toulouse, ging dann als Kadet ins Garderegiment nach Paris, wurde Offizier, 1650 königlicher Kammerherr und † 1663 in Folge eines Schlags von seinem Pferde. C. trat zuerst mit dramatischen Werken auf, mit denen er jedoch, einem Corneille gegenüber, nicht aufkommen konnte. Erst mit seinen Romanen gewann er einen auch die französischen Grenzen überspringenden Ruf. Sie zeichnen sich sämmtlich durch gewandte und reine Sprache, nicht selten geschickte Verwickelungen, hauptsächlich aber durch Darstellung hochherziger Charaktere vortheilhaft aus. Hauptfehler ist die Dickleibigkeit derselben. So zählt die Cassandra (1642 und 1781) 10 Bände, die Cleopatra 12 Theile in 23 Bänden, Faramond mit der Fortsetzung von P. D. de Vaumorière 12 Bände. C.'s abenteuerreichster Roman ist: „Les Nouvelles, ou les Divertissements de la princesse Alcidiane“ (1661), der von Einigen seiner Gattin zugeschrieben wird.

Calpurnia, Cäsars Gemahlin, Tochter des L. Calpurnius Piso Cäsonius.

Calpurnia gens, plebejisches Geschlecht, das seinen Ursprung auf Calpus, Calpur, den dritten Sohn des Numa, zurückführte und zu Rom in hohem Ansehen stand. Es zerfiel in mehre Familien, welche sich durch die Beinamen Flamma, Asprenas, Piso, Bestia und Bibulus unterschieden. Aus letzterer ist besonders bekannt: Marcus Calpurnius Bibulus, Gemahl der Porcia, Schwiegersohn des Cato von Utica, Cäsars Mitkonsul, der vergeblich dessen Ackergesetz zu verhindern suchte und ihn fruchtlos durch konsularische Edikte bekämpfte, sowie er der Wiedereinsetzung des Ptolemäus Auletes in Aegypten durch Pompejus entgegen trat. Später wurde auf seinen Vorschlag Pompejus Konsul. Als Prätor verwaltete er Syrien rühmlich. Als Befehlshaber der Flotte des Pompejus vermochte er weder Cäsars Ueberfahrt nach Griechenland, noch die seines Heeres zu hindern und † vor der Schlacht von Dyrrhachium. Sein jüngster Sohn erhielt an Brutus einen Stiefvater, begleitete denselben in die Schlacht bei Philippi, wurde von Antonius gefangen, trat in dessen Dienste und starb als dessen Legat in Syrien. Er gab noch Plutarch Memoiren des Brutus heraus.

Calpurnius, Titus Junius, nach seinem Vaterlande oder seiner Dichtungsart, der bukolischen, Siculus genannt, römischer Dichter im 3. Jahrhundert nach Chr., Verfasser von 11 Eklogen, die sich durch angenehme Darstellung in virgilischer Sprache, aber auch durch Servilismus auszeichnen und manche, mehrfacher Ausle-

gung fähige Beziehungen auf Zeitverhältnisse enthalten; auch fehlt ihnen inneres Leben. Die vier letzten Eklogen wurden sonst dem Nemesianus beigelegt. Daß mehre Verfasser an dieser Sammlung Antheil haben, ist höchst wahrscheinlich. Ausgaben: zuerst mit Silius Italicus, Rom 1471, mit Ausonius, Venedig 1472, mit Nemesianus, Parma 1490, in Wernsdorfs „Poet. lat. min." von Beck, (Leipzig 1803), mit Virgils „Eclogae" von Grauff (Bern 1836), am besten von Gläser (Göttingen 1842); Uebersetzungen von Adelung (Petersburg 1804), von Wiß (Leipzig 1805), von Klausen (Altona 1807).

Calpus, s. Calpurnia gens.

Calque (franz.), Abdruck einer kalkirten Zeichnung, s. Kalkiren.

Caltagirone, Stadt und Distriktsort in der sicilianischen Intendanz Catania, im südwestlichen Theile derselben, auf einem Hügel, an dessen Fuß der Terranova fließt, ist Bischofssitz und hat eine Academia reale (ein Mittelding zwischen Trivialschule und Universität). Das Erdbeben von 1693 verschlang über die Hälfte der Stadt; nur langsam hat sie sich wieder erholt, zählt aber doch jetzt über 20,000 Einwohner. Die Umgegend ist äußerst fruchtbar, Getreide, Seide, Süßholz ꝛc. gedeihen im Ueberfluß, daher der Landbau viele Hände beschäftigt; außerdem viele Töpfereien und lebhafter Kleinhandel. In der Nähe die romantisch gelegene Einsiedelei Il Paradiso di Judica. C. hat einen eigenen Geschichtsschreiber: Pater Marius Pace, Antiquitates Caltageronis, urbis pulcherrimae Siciliae, Neapel 1631, deutsch von S. Havercamp.

Caltha (Dotterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculeen, ausdauernde Kräuter mit breiten, glatten, glänzenden Blättern, die alle in nordischen, arktischen, oder südlichen, antarktischen, Gegenden wachsen. Am bekanntesten ist: C. palustris *L.*, Populago palustris *Dec.*, gemeine Dotterblume, Kuh-, Wiesen-, Bach-, Moosblume, große Butter- oder Schmalzblume, mit rundlichen, herzförmigen, gekerbten Blättern, einzelnen goldgelben Blüthen, findet sich überall, durch ganz Europa, Westasien und Nordamerika, besonders im nördlichen Deutschland, auf sumpfigen Wiesen, die oft davon ganz gelb aussehen, während des ganzen Frühlings blühend. Das Gewächs, besonders die Wurzel, enthält Schärfe und ist früher für giftig gehalten worden. Neuerdings empfiehlt man es als gutes Viehfutter, die Blumen sollen die Butter gelb machen. Sonst waren Herba, Flores u. Gemmae Calthae palustris s. Populaginis officinell. Die jungen Blüthenknospen werden in Salzwasser geweicht und dann mit Essig eingemacht, um sie wie Kapern zu genießen. Die Blüthen mit Alaun abgekocht geben eine gelbe Farbe und eine dergl. Dinte.

Calumniator (lat.), Verleumder, falscher Ankläger, s. Verleumdung.

Calusidius, deutscher Krieger im römischen Heere des Germanicus. Als dieser sich mit dem Schwerte durchbohren wollte und von seinem Gefolge nur mit Mühe davon abgehalten ward, reichte ihm C. sein Schwert mit den Worten: „dieses ist schärfer!"

Calva (lat.), der Hirnschädel.

Calvados, Departement im nordwestlichen Frankreich, grenzt im Norden an den Kanal, im Osten an das Departement Eure, im Süden an das Depart. Orne und im Westen an das Depart. Manche und hat 101¼ □Meilen oder 552,072 Hektaren hügeligen Landes, 1851 mit 400,000 Einwohnern. Der Boden besteht aus einer Mischung von Thon und Kalk, mit einer fetten, vegetabilischen Kruste bedeckt, und ist in den Thälern besser zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet. Die Flüsse sind unbedeutend. Die Orne, Toucques, Vire, Dives, Seule u. Dromme (mit Aure) haben sämmtlich einen ganz kurzen Lauf. Von Caen zum Meer führt ein Kanal. Das Klima, mehr feucht als trocken, ist der Gesundheit nicht nachtheilig. Herrschende Winde sind der West, der die Küstenschifffahrt gefährlich macht, auf dem Lande häufig Orkane und fast immer Regen herbeiführt, ferner der Nord, Nordwest und Süd. An Produkten gibt das Mineralreich nur etwas Steinkohlen und Salz; reich ist das Land an Torf. Der fruchtbare Boden erzeugt Getreide, nicht zum Bedarf hinlänglich, Flachs und Hanf gut und genügend, Obst in Menge, besonders Aepfel und Birnen, mit denen fast alle Felder umgrenzt sind, daher die Aecker wie Fruchtgärten erscheinen. Wein geräth nicht, daher Cider das allgemeine Getränk. Das Thierreich hat für die Viehzucht reichlich gesorgt. Die normannischen Pferde sind berühmt; das Rindvieh ist durch holländisches noch verbessert worden und liefert Ochsen von 1400 Pfund Gewicht. Die Butter von Isigny und Trevier es und die Käse von Livarot und Pont l'Evêque sind in ganz Frankreich bekannt. Weniger Fleiß wird auf die Schafzucht gewandt; Merino's sind noch nicht in gehöriger Menge eingeführt und die einheimische Wolle ist schlecht. In der Schweinezucht zeichnen sich Bocage und Ange, in der Hühner- und Kapaunenzucht Caumont und Crevecoeur aus. Bedeutend ist auch die Bienenzucht (Honig von Crevecoeur). Die Seefischerei liefert viele Schaalthiere und Hummern; auch nimmt man starken Antheil an der Häringsfischerei und versendet jährlich gegen 25 Millionen Austern. Die Industrie steht in C. auf einer hohen Stufe: den ersten Rang nehmen die Leinwandweber (ihr Fabrikat sind die bekannten Toiles cretonnes) ein; dann verfertigt man viele Baumwollenwaaren, Spitzen, Papier, Leder ꝛc. Im J. 1820 zählte man allein 40,000 Weber hier. Auch Kunst und Wissenschaft finden in den Städten freundliche Pflege. Dem Handel öffnen sich 7 Häfen: Tourques, Trouville, la Fosse de Colleville, Courseule, Isigny, Honfleur und Caen, doch sind nur beide letztere von Bedeutung. Die Einwohner, unter denen gegen 5000 Protestanten, sind ein wohlgebildeter Menschenschlag, namentlich zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch feinen und üppigen Körperbau aus. Das Departement ist eingetheilt in sechs Bezirke: Caen, Falaise, Bayeux, Vire, Pont l'Evêque und Lisieux, welche wiederum in 37 Kantone und 896 Gemeinden zerfallen. Die Hauptstadt ist Caen. C., ehedem ein Theil der Normandie, wurde aus

den Ländchen Bessin, Boccage, Caen, Auge und Lieurin zusammengesetzt. Die Römer fanden hier Viducassen und Lexovier, die, von Crassus unterworfen, in der Folge der zweiten Provinz von Lyon zugetheilt wurden. Im 3. Jahrhundert kam die christliche Religion ins Land. Später theilte das Land alle Schicksale der Normandie.

Calvaire, Klosterfrauen des Ordens U. L. Fr. von (Religieuses de Notre Dame du C.), eine Kongregation von Nonnen, 1617 von Antoinette von Orleans, der Tochter des Herzogs von Longueville, gestiftet. Der Orden, welcher von Gregor XV. bestätigt wurde, hat das Eigenthümliche, daß in ihm die Satzungen des heil. Benedikt, welche zu Fontevraud gelten, verschmolzen erscheinen mit den Vorschriften des heil. Franciskus, wie sie die Kapuziner zu befolgen pflegten. Die Kleidung der Klosterfrauen besteht in einem braunen Rocke, einem schwarzen, sehr breiten Skapuliere und einem schwarzen Mantel. Vom 1. Mai bis 14. September gehen sie unbeschuhet. Im Winter dürfen sie Holzschuhe tragen. Calvaristen, Prêtres Missionaires du C., nennt sich eine 1630 von Hubert Charpentier auf dem Berge Bethasan gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung des wahren Glaubens durch Missionen. Im J. 1638 wurden sie mit den Vätern der Missionen des Glaubens vereinigt, 1650 wieder getrennt, 1666 reformirt und mit den Vätern von St. Sulpice vereinigt. Im J. 1790 waren sie ganz untergegangen und sind erst seit 1826 wieder aufgetaucht.

Calvaert, Dionysius, genannt Dionisio Flammingo, berühmter Historien- und Landschaftsmaler, 1555 zu Antwerpen geboren, ging als Jüngling nach Bologna, um sich, bereits geschickter Landschafter, in der Figurenmalerei auszubilden; Prosp. Fontana und L. Sabbatini wurden seine Lehrer, Correggio, Parmesano und Tibaldi seine Muster. Nachdem er längere Zeit auch in Rom fleißig studirt hatte, kehrte er nach Bologna zurück und gründete hier eine Schule, in welcher auch Guido Reni, Albani, Dominichino ihre Studien begannen. C. meinte es sehr ernst mit der Kunst und ist vielen guten italienischen Meistern gleich zu stellen. Er blieb seiner Ueberzeugung von dem Gründlichen und Seelenvollen in der Malerei treu, wies seine Schüler auf Albrecht Dürer und lehrte, wie ein ruhiger Blick tief eindringen müsse in das geheime Wirken und Schaffen der Natur, aller Oberflächlichkeit und dem täuschenden Schein ein strenger Gegner. Dadurch bildete er lange Zeit eine Gegenpartei gegen den neu hereinbrechenden Geschmack und erschien den Bolognesern in seinem gediegenen niederländischen Kolorit als der Wiederhersteller ihrer Schule, die gerade in diesem Theile der Malerei gesunken war. Endlich aber, als Caracci durch die Lebendigkeit der Gefühle und den Reichthum einer schwärmerischen Phantasie, der sich in seinen Werken und Bestrebungen überwiegend herausstellte, zur Herrschaft gelangt war, wurde auch C. von allen seinen Schülern verlassen. Er † zu Bologna 1619. C. malte viele kleine biblische Bilder auf Kupfer; von seinen großen Werken sind am berühmtesten sein St. Petronio und das Fegefeuer alle Grazie, an denen die besten Caracciſten viel gelernt zu haben gestehen. Gestochen haben nach C.: E. Sadeler, A. Carracci, J. Curti, J. Matham, Wierx &c.

Calvertsinseln, Gruppe von 15 australischen Inseln, zu den Mulgravesinseln gehörig, unter 8° 58, n. Br. u. 189° 10′ L., wurden 1788 von Gibbert entdeckt, aber damals nicht untersucht. Die Bewohner sind kupferfarben.

Calvi, Bisthum und Ueberrest einer Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, hat nur noch 4 Gebäude: die Kathedrale, das bischöfliche Schloß, ein Seminar und ein Wirthshaus. Hier stand das alte ausonische Cales (Cales, Calium, nur in der Mehrzahl gebräuchlich), das die Mythe von einem Sohn des Boreas, Cala, gegründet worden seyn läßt. Als die Römer Herren von Kampanien geworden waren, schickten sie hieher eine Kolonie. Das Municipium Calenum, welches auf dem östlichsten Endpunkte der Berge lag, von denen die stellatischen und falernischen Ebenen beherrscht sind, und daher den Römern einen festen Standpunkt bot, als Hannibal Kampaniens Herr geworden war, erhielt später das römische Bürgerrecht. Auf dem nahen Campus salernum wuchs der treffliche, oft dem Cäcuber an die Seite gesetzte Vinum Calenum. Von Cales sind noch sehr schöne Münzen vorhanden. Auf den Trümmern von Cales erstand 879 das heutige C. unter dem Grafen Atenulf von Capua. Die Türken belagerten es 1555 vergeblich. Hier am 9. December 1798 Sieg der Franzosen über die Neapolitaner und am 10. Januar 1799 Vertrag zwischen denselben.

Calvi, Lazaro und **Pantaleone**, ein berühmtes Brüderpaar zu Genua, Söhne und Zöglinge eines leidlichen Malers im alten Styl, eines der ersten in Genua, welcher die Goldgründe verbannte und Farbengründe malte. Pantaleon war mehr der Gehülfe seines berühmteren Bruders. Beider Arbeiten werden häufig in Italien in Kirchen und Palästen angetroffen; vortrefflich ist „Scipio's Enthaltsamkeit" im Palaste Pallavicini del Zerbino. Lazaro war von Charakter voll Neid und Ehrgeiz. Den Maler Giacomo Bargone vergiftete er, als er seinem Ruhm und Vortheil gefährlich wurde, und als endlich Cambioso den Glanz seines Namens verdunkelte, warf er aus Aerger den Pinsel weg, ergab sich der Fechtkunst und Schifffahrt und blieb der Kunst zwanzig Jahre lang fremd. Als er dann zurückkehrte, lieferte er meist nur kalte, mühselige Arbeit und † 1607, 105 Jahre alt.

Calvill (Erdbeerapfel, Schlotterapfel), s. Apfel.

Calvinus, Johannes, eigentlich Jean Caulvin oder Gauvin, der große Reformator in Genf, war zu Noyon in der Picardie am 10. Juli 1509 geboren. Frühzeitig zum geistlichen Stand bestimmt, wurde er mit den Kindern eines Herrn von Mommor erzogen und zugleich mit diesen in dem Kollegium de la Marche zu Paris, dem damals der gelehrte Mathurin Cordier vorstand, trefflich unterrichtet. Er zeichnete sich durch Fleiß und Frömmigkeit vor allen seinen Mitschülern aus und erregte so außerordentliche Hoffnungen für die Kirche, daß man ihm schon in seinem

12. Jahre eine Pfründe verlieh. Kaum hatte er das 8. Jahr erreicht, als bereits seine Gelehrsamkeit, seine Gewandtheit im Disputiren, seine hinreißende Beredsamkeit ihm nicht nur allgemeine Bewunderung, sondern auch eine Pfarrstelle zu Pont l'Evêque erwarb. Dennoch sah er sich sehr bald gezwungen, die glänzend begonnene Laufbahn zu verlassen. Das Studium der vollständigen heil. Schrift, mit der ihn sein Verwandter, Robert Olivetanus bekannt machte, die Einsicht in die Lehren und Grundsätze der deutschen und schweizerischen Reformatoren, welche ihm durch deren Schriften und Anhänger nahe gebracht ward, erschütterte seinen bisherigen Glauben. Die Zweifel an der Wahrheit des Katholicismus befestigten sich in seiner klaren Seele mit solch überzeugender Macht, daß er sich in seinem Gewissen gedrungen fühlte, sein Kirchenamt freiwillig niederzulegen. Er ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren, und verfolgte mit eiserner Beharrlichkeit sein neues Ziel. In kurzer Zeit war er im Besitz so außerordentlicher juristischer Kenntnisse, daß seine Lehrer ihm, zum Zeichen ihrer bewundernden Anerkennung, die Doktorwürde unentgeltlich anboten. Sie waren nicht wenig überrascht, als der Jüngling die ihm zugedachte Ehre mit den bescheidenen Worten ablehnte, er wolle sich erst noch weiter ausbilden. C. begab sich von Orleans nach Bourges, wo damals der aus Italien berufene, berühmte Rechtskundige Andreas Alciatus lehrte. Außer ihm lernte aber C. in Bourges den deutschen Humanisten, Melchior Volmar, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, kennen, welcher an derselben Akademie als Lehrer der griechischen Sprache angestellt war. Volmar weckte und nährte in C. die Liebe für die klassischen Sprachen und namentlich das griechische neue Testament. Durch diese Studien wurde C. auf das theologische Gebiet zurückgeführt, und seine von keinem Amtseid mehr gebundene Stellung gestattete ihm die unbefangenste Freiheit der Forschung und des Urtheils. Gern hätten ihn seine Bekannten in Bourges für immer der dortigen Akademie gewonnen; aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon. Von dort kam er 1532 nach Paris, wo er Viele fand, welche den kirchlichen Neuerungen heimlich zugethan waren. Im Umgang mit ihnen entschied sich C. nunmehr unverhohlen für die Lehren der Reformation. Er entsagte der Rechtswissenschaft und weihte alle seine Kräfte der Ausbreitung der Kirchenverbesserung. In vertrauten Zusammenkünften sammelte er die zerstreuten Glaubensgenossen, durch seine begeisterten Reden wurden Alle mächtig erbaut. Selbst die Schwester des Königs, Margaretha von Navarra, ließ ihn mehrmals zu sich kommen, um mit ihm über Glaubenssachen sich zu unterreden. Der König Franz I. ließ aus Gründen der Politik der Verfolgung der Ketzer in seinem Reiche freien Lauf. Dieser Verfolgung konnte auch C. nicht entgehen. Sein Freund Michael Cop, Rektor der Sorbonne, gab dazu den Anlaß durch eine Rede, in welcher er die neue Lehre freimüthig besprach und in deren Folge er in Untersuchung gerieth. Die öffentliche Stimme bezeichnet C. als die eigentliche Quelle dieser neuen gefährlichen Ansichten. Er flüchtete von Paris und begab sich zu du Tillet, Kanonikus zu Angoulême, bei dem er ungestört studirte, predigte und Materialien zu seinen später erschienenen Werken sammelte. Noch einmal 1534 erschien er in Paris, allein die Gefahr war drohender als je; er entfloh mit Mühe aus der Hauptstadt und aus seinem geliebten Frankreich, das er so ungern verließ. „Mag es drum seyn!" schrieb er damals, „verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger. Gern will ich das beklagenswerthe Schicksal, das sie hat, auch mir gefallen lassen." Jetzt ging er nach Basel, wo er Zwingli's Lehren allgemein angenommen fand. Er war Vielen willkommen und freute sich, Freunde und Gönner, auch Lehrer zu finden, die ihn weiter fördern konnten. In Basel erlernte C. die hebräische Sprache, und sein gewöhnlicher Eifer bemächtigte sich derselben in kurzer Zeit. Hier in Basel schrieb er auch (1535) sein Meisterwerk: „Unterweisung in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis). Dem Buche setzte er jene mit Recht bewunderte Dediktion an den König Franz I. voran (Praefatio ad Christianissimum Regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur), in welcher er sein Werk als ein offenes Bekenntniß der evangelischen Wahrheit darbietet und als eine Widerlegung jener lügenhaften Behauptungen, als seyen die in Frankreich ihres Glaubens wegen hingerichteten Reformirten als Wiedertäufer und unruhige Köpfe, die Religion und Staat umstürzen wollen, anzusehen. Franz I. mag das Buch vielleicht nie zu Gesicht bekommen haben; die Reformirten begrüßten es aber freudig als die gelungene Darstellung und wissenschaftliche Rechtfertigung ihres Glaubens. Dieses Werk, welches 1535 zuerst lateinisch, später in oft wiederholten theils lateinischen, theils französischen Ausgaben, am vollständigsten durch Robert Stephanus besorgt, 1559 erschien, enthält ein vollständiges System des christlichen Glaubens, gegründet auf das protestantische Princip, daß die heilige Schrift die alleinige Quelle christlicher Wahrheit sey. Den Inhalt seiner Lehre im Einzelnen anzudeuten, überlassen wir dem Art. Reformirte Kirche. Für C.' Biographie mag es genügen, daran zu erinnern, daß er, abweichend von Luther, im Abendmahl einen bloß geistigen Genuß des Leibes Christi durch den Glauben statuirte, in der Lehre von der Gnade und dem freiem Willen eine absolute Vorherbestimmung der Gläubigen zur Seligkeit, der Ungläubigen zur Verdammniß annahm, in Ansehung der kirchlichen Gebräuche auf gänzliche Abschaffung aller Ceremonien drang, die nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift begründet sind. Er bestritt nicht nur den Primat des Papstes, sondern auch das Ansehen der allgemeinen Koncilien. Die katholische Messe und die Verehrung der Heiligen erklärte er für Götzendienst. Kein anderes Gelübde, als das bei der Taufe abgelegte, hält er für zulässig. Von Basel aus unternahm C. 1536 eine Reise nach Italien, um seine durch angestrengtes Studiren zerrüttete Gesundheit herzustellen. Er fand bei der Herzogin Renata, der Gemahlin Herkules von Este, welche der reformirten Lehre nicht abgeneigt war, freundliche Aufnahme. Aber in Italien drohte ihm von vielen

Seiten Nachstellung und Verrath. In Aosta, wo man ihn entdeckte, rettete er sich nur durch schleunige Flucht vor den Kerkern der Inquisition. Sein Herz trieb ihn wieder nach Frankreich; er kam noch ein Mal nach Paris (Juli 1536). Doch die Scheiterhaufen, welche er für die Reformirten errichten sah, mahnten ihn daran, was ihn in seinem Vaterlande erwartete. So nahm er seinen Weg wieder gen Basel und kam auf dieser Reise, im August 1536, durch Genf, wo die neue Lehre seit einem Jahre durch einen Regierungsbeschluß förmlich eingeführt war. Die Verkündiger derselben waren dort die beiden Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret. Farel lud C. ein, in Genf zu bleiben und mitzuarbeiten am gemeinsamen Werke des Evangeliums. Als C. sich weigerte, drohte ihm Farel mit dem Fluche Gottes, wenn er sich dem an ihn ergangenen Rufe widersetze. C. blieb nun und predigte unter großem Zulauf des Volkes, das ihn aus der Kirche in seine Wohnung begleitete, um ihn zu bitten, daß er morgen wieder predige. Er nahm die Stelle als Prediger und Lehrer der Theologie in Genf an und lebte seinem Amte mit der angestrengtesten Thätigkeit. Er lehrte auf der Kanzel und dem Katheder, reiste in den benachbarten Gemeinden umher und richtete ihr Kirchenwesen ein, führte ihnen Lehrer zu und schlichtete Streitigkeiten, schrieb außer vielen andern Schriften einen großen und einen kleinen Katechismus und verfocht in häufigen Disputationen seine Meinungen gegen jeden Angriff mit Hartnäckigkeit und überlegenem Geiste. Ein Streit über einige kirchliche Ceremonien nahm einen heftigern Charakter an und hatte C.' Entfernung aus Genf zur Folge. Die Waadtländer wünschten sich hinsichtlich der Kirchengebräuche mit den Bernern zu einigen. Die Genfer aber bedienten sich des gesäuerten Brodes beim Abendmahle, hatten auch die Taufsteine und, außer den Sonntagen, alle Festtage abgeschafft. Die Synode zu Lausanne beschloß und der Rath zu Genf war es zufrieden, daß die genfer Kirche die von den Bernern abweichenden Gebräuche aufgeben sollte. C., Farel, so wie auch der Prediger Corauld wollten sich jedoch diesen Beschlüssen nicht unterwerfen, sie erklärten vielmehr das Unternehmen des Magistrats für Abfall von der Reformation und die Bürger, die solches duldeten, für exkommunicirt. Der Magistrat befahl den widersetzlichen Predigern, welche ohnedies durch ihre Sittenstrenge vielen angesehenen Bürgern des reichen Genfs verhaßt waren, binnen drei Tagen die Stadt und deren Gebiet zu verlassen. Dies geschah im April 1538; sie gingen nach Bern. Die Berner und Züricher bemühten sich, ihre Zurückberufung zu vermitteln. Da dies vergeblich war, begab sich C. über Basel nach Straßburg. In Straßburg, wo Martin Bucer schon seit zehn Jahren die Reformation befestigt hatte, fand C. ehrenvolle Aufnahme und ausgebreitete Wirksamkeit. Er hielt theol. Vorlesungen an der Universität und gründete eine französische reformirte Gemeinde, welche durch die große Zahl evangelischer Flüchtlinge aus Frankreich rasch aufblühte und bedeutenden Umfang gewann. C. stand in so hoher Achtung, daß sein Wort in allen Dingen den Ausschlag gab. Dennoch waren seine Blicke fortwährend nach Genf gerichtet. Als der Kardinal Sadolet die Genfer zur Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche einlud, ermahnte C. die ihm so theure Gemeinde in zwei feurigen Sendschreiben zur standhaften Treue. Im J. 1539 verheirathete er sich mit einer Wittwe Idelette von Büres. Er führte mit ihr neun Jahre lang eine glückliche Ehe. In Straßburg gab C. die Schrift über das Abendmahl (1540) heraus, in welcher er eine von Luther sowohl, als von Zwingli abweichende Erklärung aufstellte. In Genf hatten unterdessen C.' Anhänger die Oberhand im Rathe erlangt. Das Volk war im Herzen den vertriebenen Pfarrern immer hold geblieben und sprach jetzt das Verlangen nach ihrer Zurückberufung laut und dringend aus. Schriftliche Einladungen an C. führten nicht zum Ziele. Die Straßburger wollten ihn nicht von sich lassen. Im Mai 1541 erschien eine feierliche Gesandtschaft des genfer Raths und der Bürgerschaft in Straßburg mit der Bitte, den ersehnten Lehrer seiner verlassenen Heerde wiederzugeben. C. trennte sich von Straßburg, besuchte aber noch zuvor, als Abgeordneter jener Reichsstadt, den Reichstag zu Frankfurt und das Religionsgespräch zu Regensburg. Im September 1541 kam C. in Genf an und wurde von allen Klassen der Bevölkerung mit Jubel und Liebesbeweisen empfangen. Die Stimmen Derer, welche sein Exil veranlaßt hatten, waren verstummt; Niemand wollte daran Schuld seyn. „Wenn ich den Genfern glauben soll (schreibt C. scherzend in einem Briefe), so müssen mich die Häuser und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben." Jetzt legte er dem Rathe von Genf seinen Plan über die Verbesserung der Kirchendisciplin vor, der sogleich ohne Widerspruch angenommen und schon im November publicirt wurde. Das Princip der gemäßigten Demokratie, wie es der genfer Staatseinrichtung zu Grunde lag und durch einen aus den Bürgern gewählten Ausschuß geübt ward, wandte C. auch auf das kirchliche Regiment an. Die Gemeinde wählt Vorsteher (Presbyter), welche die kirchlichen Angelegenheiten ordnen und leiten sollten. Diese Presbyterialverfassung C.' hat in der reformirten Kirche allgemeine Geltung erlangt. In Genf errichtete er außerdem ein aus 6 weltlichen und 6 geistlichen Gliedern zusammengesetztes Konsistorium, welches über die Erhaltung der reinen Lehre und christlichen Sitten wachen sollte. Dieses Konsistorium, in welchem C., so lange er lebte, fast unausgesetzt den Vorsitz führte, bildete durch sein persönliches Ansehen faktisch die höchste Macht im Staate. Als oberstes Sittengericht zog es Jedermann über Handlungen und Reden zur Rechenschaft, welche nach den weltlichen Gesetzen kaum geahndet worden wären. Lässiger Kirchenbesuch, Zanksucht, Unmäßigkeit wurden mit Kirchenbußen belegt und, wo diese nicht ausreichten, der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. C. fand es schon strafwürdig, wenn Jemand Geld auf Zinsen lieh oder Waaren mit außergewöhnlichem Gewinn verkaufte. Sein Eifer u. seine Anstalten für Sittenreinheit waren einer Partei in Genf, den sog. Libertinern, vorzugsweise lästig. Diese sahen sich durch das neue hierarchische Joch nicht nur in ihren re-

ligiösen und allgemein menschlichen, sondern auch in ihren politischen Rechten beeinträchtigt, weil auf C.' Geheiß viele flüchtige französische Protestanten in Genf als Bürger und sogar in den Rath fortwährend aufgenommen wurden. Dabei war C.' moralischer Rigorismus hauptsächlich gegen die Stimmführer der Libertiner gerichtet. Als einst ein Haupt dieser Partei, Ami Perrin, Senator und Generalkapitän, bei einer Kindtaufe als Pathe erschien, erklärte C., daß Personen von notorischer Unsittlichkeit zu solch heiliger Handlung nicht zugelassen werden könnten. Seine Weigerung erregte gewaltigen Lärm; aber er beharrte auf seinem Willen. Perrin, der im Zorn sich an C.' Person vergriffen hatte, wurde seiner Amtswürden entsetzt und aus der Kirchengemeinschaft gestoßen. Ein anderer Libertiner, Namens Bertelier, Gerichtsschreiber, wurde wegen ausschweifenden Lebens von dem Konsistorium mit dem Kirchenbann belegt. Er appellirte an den Rath, und dieser gestattete ihm nach einem halben Jahre wieder den Genuß des heil. Abendmahls. C. protestirte gegen die Wiederaufnahme des ungebesserten Sünders. Der Rath aber wollte diesmal nicht nachgeben. Bertelier erschien der Erlaubniß des Raths zufolge in der Kirche. Aber C. bestieg die Kanzel; in ergreifender Rede schilderte er die Gefahren, welche der Kirche durch die Verächter der Sakramente droheten, und schloß mit dem Donnerworte: „Eher will ich das Leben verlieren, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reichen soll." C. war des Beistands der ihm ergebenen Gemeinde gewiß. Der Aufruhr wäre an heiliger Stätte losgebrochen, wenn Bertelier von seinen Freunden nicht schleunig weggeführt worden wäre. Aber damit nicht zufrieden, forderte und erhielt C. vom Rathe das Versprechen, daß die weltliche Behörde nie mehr sich in Angelegenheiten des geistlichen Gerichts mischen wolle. Mit gleicher Strenge wurden Schriften und Meinungen, die das geistliche Tribunal verdammte, gerichtet. Jakob Grüet wurde enthauptet, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben, auch die kirchliche Ordnung umzustürzen versucht habe. Das berühmteste Beispiel der Glaubenstyrannei, dem nur die schauderhaftesten Thaten der Inquisition an die Seite gestellt werden können, ist die Hinrichtung des Spaniers Michael Servet (s. d.). Diese greuelhafte Mordscene fällt nicht dem C. allein, auch nicht bloß den schweizer Reformirten, sondern den Vorurtheilen des ganzen Zeitalters zur Last; auch die Lutheraner, sogar der sanfte Melanchthon, haben die Hinrichtung des Gotteslästerers eine wohlverdiente That der Gerechtigkeit genannt. C.' wahrhaft unermeßliche Thätigkeit erhielt durch die 1558 von ihm bewirkte Stiftung einer theologischen Akademie in Genf, der ersten reformirten Universität, einen neuen bedeutenden Zuwachs. Dem Theodor Beza, seinem ihm mit Sohnesliebe ergebenen Schüler, übertrug er das Rektorat, er selbst wollte nur Professor der Theologie seyn. Aus dieser Pflanzschule gingen die kühnen und geistvollen Männer hervor, welche die reformirte Lehre den kommenden Geschlechtern bewahrten und in andere Länder, zum Theil in weite Ferne trugen. Seit 1549 schon hatte sich C. mit den Zürichern über die Abendmahlslehre vereinigt; man war übereingekommen, daß Zwinglianer und Kalvinisten nur eine Kirche, die reformirte, ausmachen und daß alle Parteinamen, außer diesem vermieden werden sollten. In Frankreich wurden die Anhänger C.' 1559 durch das Edikt von Ecouen noch als Lutheraner mit verdammt. Sie selbst aber sagten sich bei dem Kolloquium zu Poissy 1561 durch die Verwerfung des X. Artikels der augsburger Konfession gänzlich vom Lutherthume los. C.' schwächlicher Körper erlag den ununterbrochenen Anstrengungen und der zunehmenden Kränklichkeit. Von Arbeit ermüdet, kannte er keine andere Erholung, als neue Arbeit. Er sagt selbst: „Ich habe nicht Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meines Hauses zu betrachten; am Ende vergesse ich noch, wie sie aussieht." Er † an der Schwindsucht, am 27. Mai 1564, in seinem 55. Lebensjahre. Rathsherren und Geistliche umstanden sein Sterbelager; in und außerhalb Genf wurde er von Tausenden beweint. Seine Gattin war 1549, sein einziger Sohn noch früher gestorben. C.' bleiche und magere Gesichtszüge, mit dem langen schlichten Barte, waren die eines kränklichen Mannes, der das Gepräge eines gelehrten, feinen und festen Geistes an der hohen reinen Stirn und um die ernst- und scharfblickenden Augen trägt. Er war nüchtern und streng, wie gegen sich, so gegen Andere. Seine Uneigennützigkeit ist bewundernswerth. Sein Gehalt belief sich jährlich auf 150 Franken, 12 Maß Getreide und 2 Tonnen Wein. Als ihm in der Theuerung der Rath eine Zulage anbot, wies er sie mit Entrüstung zurück: „Ich arbeite, sprach er, nicht um des Gewinnstes willen, den ich von euch haben will, sondern den ihr von mir haben sollet." Er drohte, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm solche Zumuthungen wiederhole, und gab von seiner bisherigen Einnahme noch 60 Franken an die Armen ab. Die Menge seiner Geschäfte, die er alle pünktlich und tüchtig besorgte, ist bereits oben angedeutet. Er predigte beinahe täglich, hielt drei theologische Kollegien wöchentlich, versäumte keine Sitzung des Konsistoriums, leitete die Verhandlungen der Predigergesellschaft, erließ juristische und theologische Gutachten, führte die wichtigsten politischen Verhandlungen, verfaßte seine gediegenen Werke, darunter die vortrefflichen Bibelkommentare, und neben diesem Allem erstreckte sich sein Briefwechsel nach allen Ländern Europa's. Außer seinen gedruckten Werken bewahren die genfer und züricher Bibliotheken als Zeugnisse seiner Thätigkeit an 3000 handschriftliche Predigten, Abhandlungen 2c. 2c. C. schrieb, so lange er noch die Feder halten konnte, und als die Krankheit dieses ihm nicht mehr erlaubte, diktirte er von seinem Lager aus. An Kenntniß der klassischen Literatur, an Darstellungsgabe und Feinheit des Geistes war C. (nach Spittlers Urtheil) allen andern Reformatoren weit überlegen. Er war als Theolog, Rechtsgelehrter und Staatsmann gleich groß. Seine Gemüthsstimmung war meist melancholisch und finster; selbst seine Scherze lächeln wehmüthig ernst. Sein harter und unbeugsamer Sinn steigerte sich, durch Widerspruch gereizt, bis zum bittern Hohne und stolzer Verachtung gegen Diejenigen, welche

sein Scharfsinn durchschaute und sein Geist beherrschte. „Ich habe, schrieb er an Bucer, unter meinen zahlreichen Fehlern am härtesten die Ungeduld zu bekämpfen; dieses reißenden Thieres bin ich noch nicht Herr geworden.“ C.' Werke, namentlich seine „Institutio rel. chr.“ und seine „Commentarii in libr. N. T.“ sind noch heute für die theologische Wissenschaft von hoher Bedeutung. Neue Ausgaben hat 1833 ff. Tholuck besorgt. Vgl. Henry, das Leben Calvins, des großen Reformators, Hamburg 1835—38, 2 Bde.; Weber, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich, Heidelberg 1836; Mignet, die Einführung der Reformation 2c. 2c. in Genf, deutsch von J. J. Stolz, Leipzig 1843.

Calvisius, Sethus, eigentlich Kalwitz, ausgezeichneter Chronolog und Musiker, den 21. Febr. 1556 zu Gorschleben in Thüringen geboren, war der Sohn eines armen Taglöhners und besuchte die Schulen zu Frankenhausen und Magdeburg, dann die Universitäten zu Helmstädt und Leipzig. In letzterer Stadt wurde er 1580 Musikdirektor, kam im November 1582 als Kantor nach Schulpforte, 1594 aber als Kantor an die Thomasschule in Leipzig, wo er den 24. Nov. 1615 †. Sein berühmtestes Werk ist sein „Opus chronologicum“ (Leipz. 1605, n. Aufl., Frankf. 1650 u. 1685), das lange Zeit bei chronologischen Untersuchungen als Norm diente und noch jetzt von Wichtigkeit ist. Er hat auch viele Motetten, Hymnen, Psalmen 2c. komponirt.

Calvomontensis pagus, lothringischer Gau, am westlichen Abhange der Vogesen, zwischen dem Albigau (s. Alpgau) und Elsaß, im Flußgebiet der Meurte und Mosel. Der C. p. kommt schon im 7. Jahrhundert mehrmals vor und wurde in dem Theilungsentwurfe von 839 zu dem östlichen Bund geschlagen, in der Theilung von 870 kam er an Ludwig den Deutschen.

Calvus, Familienname der Licinia gens.

Calvus (lat.), Kahlkopf, bei den alten Dialektikern ein Trugschluß, welcher die Frage aufwirft, wie viel oder wie wenig Haare nöthig seyen, um Jemanden einen Kahlkopf zu nennen. Vgl. Sorites.

Calydon, Hauptstadt von Aetolien, zwischen den Flüssen Achelous und Evenus, im Lande der Kureten, ehedem eine Zierde Griechenlands, zu Strabo's Zeit jedoch ganz heruntergekommen. Die Umgegend war reich an Wein, Oel, Gemüse und Getreide, mit Fischerei, Viehzucht, Jagd. In der Nähe stand ein Tempel des laphräischen Apollo, und die laphräische Diana wurde daselbst hoch verehrt. Dodwell sah sie in Trümmern; nach Reichard ist sie das jetzige Aitun. Die danach benannte calydonische Jagd, eine gegen einen wilden Eber in der Umgegend von C. gehaltene Jagd, ward von griechischen und römischen Dichtern, vornehmlich Dramatikern, oft behandelt. Oeneus, König von C., brachte einst allen Göttern ein Opfer dar, ausgenommen der Artemis. Diese, darüber in Zorn entbrannt, sandte den calydonischen Eber, der groß wie ein Stier war, zur Verwüstung des königlichen Gebiets. Meleager, Oeneus Sohn, rief zur Erlegung dieser Bestie die berühmtesten hellenischen Heroen zusammen, Echion, Jason, Mopsus, Eupalamus, Pelagon, Nestor, Theseus, die Jungfrau Atalante und A. Atalante verwundete den Eber zuerst, Meleager mit dem Wurfspieß denselben tödtlich, die Uebrigen erlegten ihn völlig. Hauer und Haut des Ebers wurden der Jagdgöttin zu Tegea geweiht. Augustus soll diese Jagdbeute mit nach Rom genommen und im Tempel des Bacchus aufgehängt haben.

Calypso, Tochter des Atlas, oder des Oceanus und der Thetis (nach Hesiod), oder des Nereus und der Doris, nahm den schiffbrüchigen Odysseus auf ihre Insel Ogygia auf und entbrannte so in Liebe zu demselben, daß sie ihm ewige Jugend und Unsterblichkeit verhieß, wenn er sie nie verlasse. Den Widerstrebenden behielt sie sieben Jahre als Gatten bei sich und entließ ihn erst, von den Göttern dazu genöthigt. Sie gebar ihm den Nausithous und Nausinous.

Calza, Orden del, venetianischer Orden, welcher 1332 von einigen Edelleuten in der patriotischen Absicht gestiftet wurde, um den kriegerischen Muth der Jugend anzufeuern und ihnen militärische Gewandtheit beizubringen. Der Orden, welcher 1562 erneuert wurde und um 1680 wieder erlosch, war für 20 Personen gestiftet, deren jede 50 Dukaten für den Eintritt erlegen mußte. Das Ordenszeichen war ein von Gold gestickter und mit Edelsteinen besetzter Stiefel (Calza), den man bald am rechten, bald am linken Fuß trug, nach Anderen ein von der halben Lende bis über den Fuß hinabgehendes, innen scharlachrothes, außen violet und grau gestreiftes Beinkleid, mit einem Schweizerpuff an der Hüfte und mit gestickten Schlitzen, ein karmoisinfarbiger Rock und eine Stola.

Calzabigi, Ranieri di, italienischer Dichter des 18. Jahrhunderts, aus Florenz gebürtig, lebte zu Wien, und ist Verfasser der von Gluck komponirten Opern, Alceste, Orpheus, Helena und Paris 2c.

Camacan Monjoyos, südamerikanischer Indianerstamm im Kaiserthum Brasilien, Provinz Matto Grosso, am Pardo und nördlich davon, mit eigenthümlicher Sprache, wohlgebildet, kräftig, von brauner Farbe, nicht ganz ohne Civilisation.

Camaïeu (Camayeu, Camahuja, d. h. Onyx, weil dieser Stein von den Alten vorzüglich zu Kameen geschnitten wurde), ursprünglich Bezeichnung der erhaben oder vertieft geschnittenen Onyxe, Sardonyxe u. dergl. Steine. Die Verschiedenheit der Steinlagen in denselben gab Veranlassung, daß C. auch Name wurde für helldunkle Malerei, oder für Gemälde von einerlei Farbe, wie Grau in Grau, oder auch für solche, die mit Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind. Erstere nannte man auch Cirage oder Grisaille, je nachdem die Grundfarbe braun oder grau war. Die der pariser Börse bestehen aus Weiß und Schwarz; die in den Sälen des Vatikans und der Gallerie zu Versailles aus verschiedenen Farben auf Goldgrund und ahmen Basreliefs in Bronze, Porphyre und Lapislazuli nach. Camaïeu-Arbeiten waren vornehmlich im 16. Jahrhundert sehr beliebt. Franz Mazzuoli, bekannt unter dem Namen „der Parmesaner“, verfertigte eine Menge Gemälde

dieser Art. Andere, wie Andreani, Hugo von Carpi, Anton von Trente und andere Holzgravirer, ahmten jene Gemälde nach. Ihre Arbeiten sind sehr selten und theuer.

Camail, ein neuerdings beliebt gewordenes Kleidungsstück, bestehend in einem vom Halse bis ein wenig über den Gürtel herabhangenden Mäntelchen mit Armlöchern, war ursprünglich ein Theil der Ordenstracht der regulirten Chorherren zu St. Johann von den Weinbergen in Soissons. Es wurde auch Mozetto genannt und war eine Art Kapuze von schwarzem Zeuche, welche den Hinterkopf und die Schultern bedeckte.

Camaldoli, berühmtes Kloster in Toskana, s. Kamaldulenser Einsiedler.

Camanches (Camanchen, Kamantsches, Comanches), nordamerikanisches Indianervolk im innern Texas, das, nach der Schilderung des ehemaligen Präsidenten David G. Burnet, der namentlich in den Jahren 1818 und 1819 viel mit den C. zusammenlebte und verkehrte, in drei Banden, nämlich die eigentlichen C. (Comanches), die Yamparacks und die Tenawa, zerfällt. Die erstern haben die Region inne zwischen dem Rio Colorado in Texas und dem Louisiana Red River; sie reichen von den Quellen des Colorado und dessen westlichen Nebenflüssen bis zum Llano Bayou hinab und von ihren Nachbarn, den Pahnis (Pawnees) am Red River bis zu den amerikanischen Ansiedelungen an diesem Strome. Mit den Pahnis liegen sie oft in Fehde, unternehmen auch zuweilen Raubzüge in das Land der Osagen. Die Yamparacks leben nördlich und westlich von den C. und die Tenawa noch weiter ins Innere hinein. Alle drei sind aber wesentlich ein und dasselbe Volk u. haben einerlei Stammesinteressen. Im Jahre 1818 zählten diese Banden etwa 10 bis 12,000 Köpfe und unter diesen 2000—2500 Krieger, doch haben sie in den letzten dreißig Jahren wohl eher ab-, als zugenommen. Die C. führen ein Nomadenleben; ihre Pferde und Maulthierheerden rauben sie den Mexikanern, welche vor diesen Indianern in steter Furcht schweben. Die Autorität der Häuptlinge beruht mehr auf gutem Rath und Aufmunterung, als auf Zwang, und weit mehr auf persönlichem Ansehen, als auf Amtswürde. Die freigewählten Häuptlinge sind allemal Leute, die sich im Kriege ausgezeichnet haben, oder im Pferdestehlen und Skalpholen es den Anderen zuvorthun. Von einem eigentlichen planmäßigen Zusammenhalten des Volkes ist keine Rede; je nach Belieben oder Bedürfniß thun sich Familien etwa von zwanzig bis hundert zusammen und ziehen auf Jagd oder Raub aus. Entsteht innerhalb dieser Gesellschaft ein Unfrieden, so tritt ein aus den Häuptlingen und den Aeltesten jeder Zelthütte gebildeter Rath zusammen, dessen Entscheidung insgemein den Streit ausgleicht; Familienstreitigkeiten und persönliche Fehden kennt man kaum. Von einem Rechtssysteme haben sie eben so wenig einen Begriff, wie von nationaler Politik. Während ein Häuptling auf Raub und Mord auszieht, steht vielleicht ein anderer mit den Leuten, welche von jenem überfallen werden, im besten Einvernehmen. Deshalb helfen auch alle Verträge, welche man mit diesen Wilden abschließt, zu gar nichts, wenn man ihnen nicht den gehörigen Nachdruck durch Furcht, und zwar bei jedem einzelnen Stamme, zu geben weiß. Die C. halten sich für das mächtigste Volk auf Erden. Das Gebiet, welches sie innehaben, und das innerhalb desselben umherstreifende Wild wird für Gemeingut des ganzen Stammes erachtet; wer ein Thier fängt oder erschießt, dem gehört es auch. Den Pferden und Maulthieren widmen sie nicht geringe Sorgfalt; manche Männer haben deren bis zu 300 Stück. Sie treiben einen ausgedehnten Handel mit Pferden; durch denselben verschaffen sie sich alle Waaren, deren sie bedürfen. Auch verkaufen sie Büffelhäute, welche von den Frauen sehr sorgfältig zubereitet und hübsch bemalt werden. Der Kriegsgefangene gehört dem, welcher ihn gefangen genommen hat; er kann mit demselben ganz nach Gutdünken verfahren und ihn freilassen oder verkaufen. Jagdrecht und Jagdgesetze kennt man nicht, doch werden fremde Jäger auf dem Jagdgrunde, welchen jeder Stamm als seinen eigenen betrachtet, nicht gelitten. Im Handel und Verkehr zeigen sie auf ihre Weise einen nicht geringen Grad von Schlauheit; von Geld, als einem Tauschmittel, weiß der Kamantsche nichts. Hieroglyphen oder Denkzeichen irgend einer Art haben sie nicht; sie verlassen sich völlig auf ihr Gedächtniß. Auch von Arzneikunde und dem pathologischen Verlauf der Krankheiten verstehen sie so gut wie nichts. Ihre Kranken suchen sie durch Amulete und geheimnißvolle Einflüsse, besonders durch Singen, gesund zu machen. Ihre Nahrungsmittel und ihre ganze Lebensweise sind übrigens sehr einfach, und sie haben einen großen Vorzug vor andern Indianern darin, daß sie kein „Feuerwasser" trinken. Die Tracht der C. ist sehr einfach und besteht gewöhnlich in einem gefärbten, auch wohl mit Glasperlen verzierten Büffelfell, dessen Haar sie bei kühlem Wetter nach einwärts tragen. Ein weiter Mantel von scharlachrother oder blauer Farbe, oder halb roth und halb blau, ist ein sehr geschätztes Kleidungsstück. Das Beinkleid ist meist blau und reicht bis auf das Knie hinab. Die übrige Beinbekleidung (die Leggings) hängt lang hinab, besteht aus gegerbter Hirschhaut, auch wohl aus blauem oder rothem Tuche und ist mit Glasperlen und anderm Zierrath reichlich versehen. Der Kopfputz ist immer so bunt und mannigfaltig, wie irgend möglich. Die jungen Krieger bemalen ihr Gesicht mit verschiedenen Farben, doch so, daß roth, weiß und schwarz am meisten hervorstechen. Das Haar wird oft mit dunkelrothem Thon beschmiert, u. an den Büschel, den sie oben auf dem Kopfe zusammenbinden, befestigen sie auch einen Roßschweif oder einen Kuhschwanz, der dann bis auf die Fersen hinabhängt. Sie tragen bis zu zehn und mehr Armringe an jedem Arme, alle von der Dicke eines Gänsefederkiels; auch stecken sie Muscheln, Knochen oder silberne Stäbe durch die Nase und lieben Ohrringe, in welche sie allerlei Zierrathen hängen. Im Kriege gehen sie beinahe nackt, denn wenn sie sich zum Angriffe vorbereiten, werfen sie alle Kleider ab und behalten nur Hosen und Fußbekleidung. Das Weib besorgt dem stolzen und trägen Herrn und Gebieter Feuerung und Wasser, wie dies auch bei anderen Indianerstämmen Nordamerika's ge-

schieht. Mädchen und Frauen legen weit weniger Werth auf Putz und Schmuck, als die Männer. Sie sind schmutzig am Körper, wilder u. grausamer gegen die Gefangenen, als die Männer, unter denen man oft Leute von Wohlwollen und Theilnahme findet. Einem alten Brauche gemäß werden die Gefangenen bei den C. während der ersten drei Tage den Frauen zur Tortur übergeben; erst nach 72 Stunden werden die Unglücklichen in die Zelthütte des Gebieters geführt, welchem sie nun Sklavendienste leisten müssen. Erwachsene Gefangene werden zuweilen mit Vorbedacht unter langen Martern getödtet, wenn die Kriegshorde im Kampfe viele der Ihrigen verloren hat. Unter solchen Umständen verzehren die C. auch wohl Fleisch, welches sie dem Hingeopferten ausschneiden, aber nur aus Rachsucht, nicht etwa, um sich daran zu sättigen. Gefangene Knaben und Mädchen werden keiner systematischen Marter unterworfen, sondern sogleich in die Familie ihres Gebieters aufgenommen und, wenn sie folgsam sind, eben nicht allzu grausam behandelt. Sie müssen allerlei Arbeiten verrichten, werden später auch wohl freigelassen, heirathen nachher ein indianisches Mädchen und werden faktisch selber C. Der Kamantsche mag so viele Weiber nehmen, als ihm gefällt und als er ernähren kann. Ist der Mann einer Frau überdrüssig, so scheidet er sich von ihr ohne weitere Umstände. Wird eine Frau dem Manne ungetreu, so schneidet er ihr die Nase ab. Es fehlt dem Kamantschen nicht an persönlichem Muthe; doch nur zu Pferd und mit seinen Waffen, Bogen und Wurfspeer, ist er ein zu fürchtender Gegner. Als Schutzwaffe bedient man sich auch wohl eines Schildes, den man aus Büffelhaut bereitet, die am Feuer gehärtet wird; derselbe ist kreisrund oder länglich rund und wird am linken Arme getragen. Von der Länderkunde weiß der Kamantsche nicht mehr, als was er selbst gesehen hat; was darüber hinaus liegt, ist für ihn nicht da. Von der Gestalt und Beschaffenheit der Erde hat er eben so wenig einen Begriff, wie von unserm Planetensystem. Den Polarstern weiß er übrigens zu unterscheiden; er dient ihm auf den nächtlichen Wanderungen zum Führer und heißt Karmeadtadscheno, d. h. der sich nicht bewegende Stern. Kurze Zeitabschnitte, vergangene wie zukünftige, berechnen sie von einem Vollmond zum andern, und die Tageszeit bezeichnen sie nach dem Stande der Sonne am Himmel. Die religiösen Begriffe sind nicht minder roh, beschränkt u. dürftig, als ihre Vorstellungen von der Erde und vom Sternenhimmel. Sie haben eine unbestimmte, überkommene Vorstellung von einem großen Geiste; man hat aber niemals eine irgend bestimmte Art und Weise der Verehrung desselben unter ihnen bemerkt. Sie glauben an Zauberei, welche auch durch Menschen ausgeübt wird, und verabscheuen namentlich die Kitschies, einen kleinen Stamm am Trinidadflusse, weil sie meinen, daß dieselben hexen können. Die guten Menschen, das heißt alle, welche sich durch Skalpnehmen und Pferdediebstahl auszeichnen, kommen nach ihrem Ableben auf herrliche Jagdgründe, wo stets fette Büffel in Menge weiden, während die Bösen an einen andern Ort kommen, wo diese Herrlichkeit mangelt. Für den verstorbenen Krieger, der auch in jenem Leben bleibt, was er hier auf Erden war, schlachten sie einige seiner besten Pferde an seinem Grabe, in welches sie auch Jagdgeräthschaften hineinlegen, damit sie ihm stets zur Hand seyen. Eine eigentliche und bestimmte Vorstellung von ihrem Jagdparadiese geht ihnen aber ab. Priester oder etwas dergleichen hat man unter ihnen nicht bemerkt. Sie haben nicht einmal religiöse Fabeln, so abergläubisch sie auch sind u. so leicht sie sich auch die abgeschmacktesten Behauptungen aufbinden lassen, vorausgesetzt, daß dadurch ihre Eitelkeit nicht verletzt wird.

Das Land, welches die C. inne haben, bietet besonders in den vom Colorado und dessen Nebenflüssen bewässerten Theilen eine mannichfache bewässerte Oberfläche dar; es ist ein Hügelland, keineswegs ein Gebirgsland. Die Thäler sind meist klein, manche davon auch bewaldet, andere Strecken sind Prairieland; hier wie dort wächst vortreffliches Gras und bietet eine üppige Weide dar. Der Boden ist an sich ungemein fruchtbar, aber für den Ackerbau ist er viel zu dürr, wenn nicht künstliche Bewässerung nachhilft. Die Luft ist außerordentlich trocken, und im Sommer zieht die langandauernde Hitze alle Flüssigkeit aus der Luft und Erde; selbst der Thau fällt in den heißen Monaten nur spärlich. Am Ufer des Colorado und der kleineren Flüsse wachsen verschiedene Holzarten, z. B. Lebenseichen, die man insbesondere in hübschen Hainen und auf flachen Anhöhen findet. Holz, das sich zum Häuserbau eignete, ist selten, aber Steine sind in Menge vorhanden. Kein anderes Land eignet sich besser zur Viehzucht, namentlich für Pferde, und Estremadura bietet für die Schafzucht gewiß keine größeren Vortheile, als das Land der C. Von wilden Thieren finden sich in demselben: Büffel, Bär, Hirsch, einige Antilopenarten, verschiedene Wölfe, Panther und Mustangs oder wilde Pferde, die weit besser sind, als jene in den flachen Küstenprairien. Auch Hasen und die sogenannten Prairiehunde kommen häufig vor. Die Geier dienen dem Reisenden als Führer zu dem Lager der Indianer, das sie in Erwartung einer guten Mahlzeit umkreisen. Puter sieht man zuweilen in großen Heerden; Enten sind häufig, kleinere Vögel seltener. Vogelgesang vernimmt man kaum in diesen abgelegenen Gegenden. Das Land am San Saba, einem westlichen Zufluß des Colorado, ist reich an Metallen, wenigstens deuten viele Anzeichen auf Eisen, Blei und Silber. Auf jeden Fall ist mehr Eisenerz vorhanden, als Holz, dasselbe zu schmelzen, und genug, um Schienen zu verfertigen, die für den ganzen Erdball ausreichen würden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß man auch Steinkohlen findet. Man hat nie etwas von alten Gebäuden oder von Menschenhänden gemachten Hügeln, Tumuli, im Lande gesehen, welche andeuten könnten, daß in demselben einst sein Volk von höherer Gesittung gewohnt hätte. Sehr hübsch aus Flintenstein gearbeitete Pfeilspitzen findet man in ganz Texas häufig, einige unter der Erde, andere über derselben, und zwar von verschiedener Größe. Burnet hält die Entfernung der Indianer aus Texas, namentlich der C., für eine unbedingte Nothwendigkeit und meint, daß schon nach wenigen Jahren, sobald die Zahl der weißen Ansiedler in den oberen Theilen

des Landes sich mehrt, mit Waffengewalt gegen sie eingeschritten werden müsse.

Camarae (lat.), leichte Barken, mit einem gewölbten Breterdach gegen die hochgehende See, ohne Eisen gebaut, mit einem Steuer vorn und hinten, so daß man ohne Wendung nach jeder Seite hin sich bewegen konnte; waren im Bosporus und Pontus im Gebrauch.

Camarès, kleine Stadt im franz. Dep. Aveyron, am Dourden, mit 3000 Einw., die Wollspinnerei, Tuch- und Tricotweberei treiben, berühmt durch zwei Mineralquellen, die schon seit 1662 bekannt sind und zu der Klasse der eisenhaltigen Säuerlinge gehören. Das Wasser beider ist klar, von einem salzig-prickelnd-eisenhaften Geschmack und reich an kohlensaurem Gas. Nach der Analyse von Coulet beträgt die Temperatur des Mineralwassers 12° R.; die Menge des kohlensauren Gases ist fast gleich der des Volumen Wassers. 10,000 Grammen enthalten an festen Bestandtheilen: kohlensauren Kalk 2,051 Gr., kohlensaure Talkerde 1,526 Gr., kohlensaures Eisen 0,595 Gr., schwefelsaures Natron 6,954 Gr., salzsaures Natron 0,820 Gr., kohlensaures Natron 8,735 Gr. Man benutzt dasselbe bloß als Getränk zu einer halben bis zu zwei oder drei Pinten. Kontraindicirt bei fieberhaften Beschwerden, Wassersucht, bei schwacher Brust und während der Schwangerschaft, wird es namentlich bei Stokkungen im Unterleibe, Hypochondrie, Schwäche des Magens, Fluor albus, Suppression der monatlichen Reinigung und Krankheiten der Urinwerkzeuge empfohlen. Sehr vortheilhaft wird der Gebrauch der Heilquellen zu Sylvanez mit dem der Fontaine d'Andabre, von welcher man täglich wohl verkorkte Krüge nach dem nahe gelegenen Kurort von Sylvanez bringt, verbunden.

Camaret, Dorf im franz. Dep. Finisterre, südwestl. von Brest, auf einer gleichnamigen Halbinsel, zwischen der Rhede von Brest und dem Busen von Douarnenez, hat 1000 Einw., die Fischerei treiben u. einen kleinen Hafen. In der Nähe befindet sich eine Kette von 60 Felsstücken in einer Strecke von 1800', daneben zwei 12' lange Felsenreihen, vielleicht ein celtisches Denkmal.

Camargue, la, Insel im franz. Dep. Rhonemündungen, in der Provence, umflossen von den beiden Hauptmündungsarmen der Rhone, reicht von unterhalb Arles, wo sich dieselben trennen, in Dreiecksgestalt (daher auch le Delta de la France genannt) bis zum Meere, $5\frac{1}{2}$ M. weit, und mißt gegen 10 □M. Der niedrige, durchaus steinlose, sumpfige, von Lachen und todten Flußarmen durchschnittene Boden ist durch Eindeichungen gegen die Ueberschwemmungen des Stroms geschützt und so, aber nur geringerntheils (etwa 2 □M.), in fettes, an Getreide ergiebiges Marschland verwandelt. Gegen die Küsten hin, wo die niedrigen Sanddünen den Ueberfluthungen des Meeres einen nur unvollkommenen Damm entgegensetzen und die Strandseen oder Etangs, namentlich der Valcarès mit seinen zahlreichen Verzweigungen, 2—3 □M. einnehmen, zeigt sich der Boden theils morastig, theils sandig, salzig, jeder Kultur unfähig und wird nur zur Salz- und Sodagewinnung benutzt. Dieser Beschaffenheit zufolge gibt diese Deltainsel größtentheils ein feuchtes, morastiges Weideland für zahlreiche Heerden von Schafen, halb verwilderten Rindern und Pferden ab. Letztere werden mit großer Mühe von ihren Eigenthümern eingefangen und mittelst glühender Eisen gezeichnet, wobei man das Hirtenfest Ferrabou feiert. Die Insel gehört zu den Kantonen von Arles und von Saintes-Maries, einem dorfähnlichen Städtchen an der Mündung des westlichen Rhonearms, welches als Hauptort von C. gilt und eine sehr alte, von außen einer Citadelle ähnliche Kirche hat. Unter den zahlreichen Meiereien ist besonders die Stammschäferei Armillère hervorzuheben. Eine besondere Merkwürdigkeit der Insel ist eine sehr große Hunderace mit langen Haaren. Im Osten von C., jenseits des Hauptmündungsarms (le grand Rhône), breitet sich die Ebene von la Crau aus.

Camarilla (v. Span., d. i. Kämmerchen, Kabinet), Name, mit welchem man seit Ferdinand VII. von Spanien jene Günstlings- u. Hofpartei, welche zu allen Zeiten an den Höfen absoluter Regenten ihr einflußreiches Spiel trieb, bezeichnete, von dem Kabinet, welches gewöhnlich an die königlichen Säle zu stoßen pflegt und in welchem von dem Fürsten die vertraulichen Unterhaltungen mit Günstlingen, Maitressen und Hofgesinde gepflogen werden, die dann zu den Entschließungen u. Handlungen führen, welche außer und über den verfassungsmäßigen Organen der Staatsgewalt in die öffentlichen Geschäfte und in die Privatverhältnisse der Staatsbürger eingreifen.

Camarina, Stadt auf der Südküste Siciliens, an der Mündung des Hipparis, von Syrakus zerstört, von dem Tyrannen von Gela, Hippocrates, wieder aufgebaut, wurde in der Folge abwechselnd von Gela, Syrakus, den Römern und Karthagern in Trümmer gelegt und blieb stets unbedeutend. Als die Bewohner einen in der Nähe liegenden Sumpf gleichen Namens austrocknen wollten, erhielten sie auf ihre Anfrage beim Orakel die Antwort: Rühr' nicht C. auf (den Sumpf), denn das Unaufgerührte ist besser. Dessen ungeachtet trockneten die Camariner den Sumpf aus und bahnten so den Belagerern einen Weg in ihre Stadt. Daher entstand das bei den Griechen gebräuchliche Sprüchwort: Rühr' nicht C. auf; d. i. laß dich nicht in unangenehme Dinge ein, laß das Alte vergessen seyn.

Cambacérès, Jean Jacques Régis de, Herzog von Parma, Prinz und Erzkanzler des französischen Reichs unter Napoleon, stammte aus einer unbegüterten Familie angesehener Rechtsgelehrten in Montpellier, wo er am 18. Okt. 1753 geboren war. Er sollte 1771 in eines der Parlamente treten, als dies durch die zeitweilige Aufhebung derselben vereitelt wurde. Statt dessen trat er in die Stelle seines Vaters als Steuerrath zu Montpellier ein und wurde, als man ihn der Revolution geneigt fand, vom Adel seines Bezirks zum zweiten Deputirten bei den allgemeinen Ständen erwählt. Da man aber diesen zweiten Deputirten nicht annahm, so übernahm er zunächst einige Verwaltungsposten, bis er endlich 1791 Präsident des Kriminalgerichts des Departements Hérault (zu Montpellier) ward. In dieser Eigenschaft führte er zuerst die Geschwornengerichte im

Departement ein. Seine öffentliche Laufbahn, die ihn zu den höchsten Ehren führte, begann mit 1792, wo er in den Konvent gewählt wurde. Hier charakterisirte sein Auftreten die gemessene Behutsamkeit des prüfenden Beamten; entfernt von allem Vordrängen, wo politische Gezänke an der Tagesordnung waren, sprach er nur, aber mit Einsicht und Würde, wenn er zur Verbesserung der bürgerlichen Gesetze und der Rechtspflege mitwirken zu können glaubte. Diese richterliche Mäßigung behielt er auch, nachdem er am 24. Januar zum Sekretär des Konvents ernannt worden war, und während des Prozesses des Königs bei. Seinen Bemühungen verdankte es der König, daß er, auch als sein Loos noch nicht entschieden war, frei mit den Seinigen und den Ministern verkehren und sich endlich einen Beichtvater wählen durfte, wie es seiner Glaubensfrömmigkeit Bedürfniß war. Auch widerrieth er die Hinrichtung des Königs, sprach, obwohl er das Schuldig über Ludwig XVI. mit aussprach, dennoch dem Konvent das Recht ab, ihn zu richten, und stimmte für dessen Gefangenschaft und nur für den Fall auch für seinen Tod, wenn das Ausland seine Befreiung mit Waffengewalt durchzusetzen versuche. Auf seinen Vorschlag vom 10. März 1793 wurde die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt bis zum Eintritt der Wirksamkeit der Konstitution vereinigt und der sogenannte Wohlfahrtsausschuß gebildet, in dessen Namen er alsdann einen neuen Beweis eines unbestechlichen und ehrgeizlosen Rechtsgefühls dadurch gab, daß er denselben Dumouriez, den er, so lange er von seiner Unschuld überzeugt war, vertheidigt hatte, am 20. März, als er das Gegentheil für wahr anerkennen mußte, selbst als Hochverräther anklagte, ohne den Vorwurf der Inkonsequenz oder der Untreue gegen sich selbst zu fürchten. Daß er gerade in jenen Tagen, wo das öffentliche Recht in Frankreich mit jeder Handlung der bestehenden Gewalten mehr und mehr erschüttert wurde, zuerst den Plan zu seinem „Projet de Code civil" legte, das später als Grundlage zum „Code Napoléon" dienen mußte, ist ein Verdienst, welches ihn zu den größten Wohlthätern seines Vaterlandes erhebt und seinen Ruhm weit über manchen so laut gepriesenen Schlachtenruhm setzt. Den ersten Plan zu diesem bürgerlichen Gesetzbuche legte er im August und Oktober 1793 vor; die demokratischen Ideen der Zeit waren darin niedergelegt, man mußte auch C.' Befähigung zu einer solchen Würde anerkennen, und so erhielt er denn mit Merlin aus Douai den Auftrag, alle in Frankreich bestehenden Gesetze zu revidiren und sie in Ein Gesetzbuch zu vereinigen. Aber erst nach den Stürmen des 9. Thermidor, denen sich C. beharrlich entzogen hatte, gewann, wie sein Einfluß, auch das Segensreiche seines Wirkens wieder an Umfang. Er wurde Präsident des Konvents und verfaßte in dieser Eigenschaft eine Adresse an die französische Nation, in welcher er Wünsche und Hoffnungen zur Wiederherstellung des inneren und äußeren Friedens aussprach; auch hielt er die Lobrede auf J. J. Rousseau, als dessen Reste im Pantheon niedergelegt wurden, und verkündigte in einer anderen Rede auf dem Marsfeld die Räumung des französischen Bodens von den äußeren Feinden. Nachdem er das Präsidium des Konvents mit dem des Wohlfahrtsausschusses vertauscht hatte, beschleunigte er die Friedensschlüsse mit Preußen und Spanien; aber gerade sein Geschäftseifer ward jetzt seinen Feinden zur schärfsten Waffe gegen ihn. War schon seit seiner Mäßigung gegen den König und dessen Familie und durch seine Abneigung gegen gewaltsame Maßregeln und extreme Mittel das Vertrauen der Republikaner zu ihm wankend geworden, so mußte eben jetzt, wo er alle öffentlichen Schriften zu unterzeichnen hatte und somit als Oberhaupt der Regierung erschien, die Verdächtigung, daß er die Monarchie wiederherstellen oder doch wenigstens der Republik einen Präsidenten geben wolle, leichtgläubige Ohren in Menge finden. Aber obwohl C. diesen Vorwurf siegreich zurückwarf, so wußten es dennoch seine Gegner dahin zu bringen, daß C. aus dem Direktorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewiesen wurde. Er trat nun in den Rath der Fünfhundert. In dieser Zeit beschäftigte er sich fortwährend mit der bürgerlichen Gesetzgebung, sprach mehrmals im Rathe über das Geschwornengericht, über ein Gesetz zur Unterdrückung der Verleumdung, über den Gerichtszwang rc. und legte zum dritten Male seinen neuen Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch vor. Am 22. Oktober 1796 wurde C. Präsident des Raths der Fünfhundert, aber nur auf kurze Zeit. Das Direktorium verlangte seinen Rücktritt, und erst als Sieyes im Direktorium Platz genommen hatte, bestimmte er C. wieder zum öffentlichen Dienst, und zwar als Justizminister. Der 18. Brumaire versetzte endlich C. in die Stellung, die seinem Charakter, seiner Lebensweise, Beschäftigung und Neigung mehr und mehr zusagte: C. wurde erst zweiter Konsul der Republik, dann, nach Napoleons Thronbesteigung, Erzkanzler des Reichs, Herzog von Parma (1808), Prinz rc. Vergeblich mahnte er den Kaiser von dem russischen Feldzug ab; obwohl mit seinem Rath zurückgewiesen, blieb er dem Kaiser doch bis zur letzten Minute seiner Herrschaft getreu: als Napoleon 1813 gegen die Verbündeten zog, gehörte C. zu den geheimen Räthen der Regentschaft der Kaiserin; 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois und sandte von dort aus seine Zustimmung zur Abdankung des Kaisers. Während der „hundert Tage" war er von Neuem Erzkanzler, Justizminister und zuletzt Präsident der Pairskammer bis zum Untergang des französischen Kaiserreichs durch Napoleons Sturz. Er kehrte nun nach Paris zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis die bourbonische Reaktion auch ihn traf. Als Königsmörder 1816 des Landes verwiesen lebte er zu Amsterdam und Brüssel, bis die französische Regierung ihn am 13. Mai 1818 in alle bürgerlichen und politischen Rechte wieder einsetzte. C. begab sich nun abermals nach Paris und † hier am 8. März 1824. Außer dem genannten „Projet de Code civil et discours préliminaire" (Paris 1796) erschien von C. noch: „Code français ou collection par ordre de matières des lois de la république" (das. 1797).

Cambay (Cambaya, Cambai), Seehafenstadt der vorderindischen Provinz Guzurate, das Cumanes des Ptolemäus, liegt an einem gleichnamigen Golf, unter 21° 21' Br. und 90° 22' L. Eine un-

gefähr 5 (engl.) Meilen lange Backsteinmauer mit 52 Thürmen umgibt die Stadt, welche 31,000 Einw. faßt. Merkwürdig sind der Palast des Nabob, eine Menge unterirdischer Hindutempel, der Tempel Dschumma Musja und vornehmlich der unterirdische Dschaintempel mit 2 Götzenbildern von beträchtlicher Größe. Das eine ist von weißem Stein und die Inschrift darauf gibt an, daß es den Parswanatha vorstellt und 1602 geweiht worden ist. Das andere von schwarzem Stein führt die Jahrszahl 1651 mit den Namen zweier Banianen, die es hierher brachten. Die vormals hochblühende Handelsstadt ist in Verfall, theils weil sich die See beträchtlich von der Küste zurückgezogen, theils wegen der gefährlichen Beschiffung des Golfs. Die Einwohner sind in ganz Hindostan als geschickte Achatschneider, Pflasterer und Maurer berühmt. Der Handel besteht in Getreide, Karneolen und Baumwollenwaaren nach Bombay, in etwas Elfenbein und in Karneolen nach China. Im 5. Jahrhundert war C. die Hauptstadt der Baleyras und die Residenz der westlichen Hindukaiser. Im 13. Jahrh. eroberten die Mohammedaner dieselbe und machten unermeßliche Beute. Drei Jahrhunderte darauf sahen die Portugiesen dieselbe in prächtigen Ruinen, mehr gegen Süden von der jetzigen Stadt gelegen. Im Jahr 1780 nahmen die Briten diesen Platz, überließen ihn aber 3 Jahre darauf wieder den Mahratten. In dem letzten Mahrattenkrieg kam er wieder in die Gewalt der Kompagnie, der er auch im Frieden von 1803 verblieb. Jetzt beherrscht seit 1813 das Ländchen ein den Briten unterthäniger Nabob. Auch befindet sich hier ein britischer Konsul.

Cambert, um die Mitte des 17. Jahrhunderts Organist an der Honoriuskirche zu Paris und Koncertmeister der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, ist als der erste französische Opernkomponist in der Geschichte der Musik höchst merkwürdig. Zwar waren vor ihm schon sogenannte Sinngedichte und kleinere dramatische Dichtungen unter Begleitung irgend einer Musik und von französischen Meistern komponirt auf den Theatern zu Paris aufgeführt worden; allein ein eigentliches musikalisches Drama, woraus nach und nach die jetzige Oper hervorging, hatte die französische Bühne noch nicht, und nichts war daher wohl natürlicher, als daß das Schäferspiel, welches C. 1659 zuerst in Paris zur Aufführung brachte, außerordentliche Theilnahme fand, und noch mehr seine „Ariadne“ ein zweites Schäferspiel, das er 1661 veröffentlichte. Im J. 1669 verband er sich förmlich als Opernkomponist mit dem Abt Perrin, der ein königliches Privilegium auf Opernvorstellungen erlangt hatte, und widmete von da an alle seine Mußezeit der dramatischen Komposition. Unter den nächstfolgenden seiner Arbeiten werden als die vorzüglichsten genannt: „**Pomona**“, ein Schäferspiel, welches 1671, und „**Les peines et les plaisirs de l'amour**“, welches 1672 aufgeführt wurde. In demselben Jahre aber war das oben erwähnte Privilegium abgelaufen, und Lully, der schon einige Jahre früher als ein gefährlicher Nebenbuhler aufgetreten war, wußte sich in den Besitz desselben zu setzen. Somit endete C.s Epoche in Frankreich. Aus Verdruß darüber ging er 1673 nach England und fand hier so viel Beifall am Hof und beim Volk, daß er dem musikalischen Drama auch in England Eingang verschaffen konnte. König Karl II. ernannte ihn 1674 zum Oberkapellmeister an seinem Hofe. Dies erregte aber den Neid der aus Italien verschriebenen Sänger und Musiker, und kein Mittel blieb unbenutzt, um auch das italienische Melodrama nach England zu verpflanzen. Die Offenheit u. Biederkeit seines Charakters, der aller Intrigue fremd war, gaben C. nicht Mittel u. Wege, den Kabalen, die von allen Seiten gegen ihn gespielt wurden, zu widerstehen, und die Bitterkeit, womit man ihn verfolgte, zerrüttete seine Gesundheitszustände so sehr, daß er 1677, im 60. Jahre seines thätigen und ruhmvollen Lebens, zu London †.

Cambiaso, 1) Giovanni, italienischer Maler, auch gewandter Arbeiter in Stukko und angeblich Erfinder der Regel, beim Zeichnen den menschlichen Körper in Würfel einzutheilen, um dadurch einen sicheren Anhaltspunkt in der Beobachtung der Verhältnisse und zur richtigen Verkürzung zu gewinnen, war 1495 im Thale von Polcevera geboren, Schüler Semini's und Nachahmer Pordenone's, sowie ganz besonders der Werke des Pierin del Vaga im Palaste Doria zu Genua. Er lebte noch 1570. 2) Luca, auch Luchette da Genova genannt, Sohn des Vorigen, der glückliche Nachahmer Correggio's, war 1527 in Genua geboren. Er begann bei seinem Vater die ersten Studien, zeichnete sich schon im frühen Jünglingsalter durch mechanische Fertigkeit, Fruchtbarkeit an Ideen und einen gigantischen Styl aus und führte später in Rom durch eifriges Studium von Raphaels und Mich. Angelo's Werken sein Talent einer gediegenen Reife entgegen. Besonders suchte er durch fleißigeres Studium der Natur und durch mehr Grazie und gefälligeres Kolorit die Palme der Kunst zu erringen und lieferte in der That während eines Zeitraums von 12 Jahren mehre Meisterwerke, die noch jetzt seinen Namen zu einem geachteten in der Kunstwelt erheben. Namentlich werden die Marter des heil. Georg, das Märtyrthum des heil. Bartholomäus u. sein Sabinerraub zu den gelungenen Werken dieser Periode gezählt. Als aber nach dem Tode seiner Gattin der Papst (Gregor XIII.) ihm die Erlaubniß zur Vermählung mit seiner Schwägerin verweigerte, verfiel C. in so tiefe Traurigkeit, daß nun auch seine Kunstleistungen nicht ohne Spuren seines niedergedrückten Geistes blieben. Ein Ruf nach Spanien, wo er die Arbeiten seines dort verstorbenen Mitschülers Castello fortführen und vollenden sollte, schien durch die Hoffnung, die ihm für die Erfüllung seines Herzenswunsches aufging, seine Lebensgeister wieder zu erwecken; aber kaum sah er auch hier seine Erwartungen vereitelt, so versank er in noch tiefere Schwermuth und wurde 1580 oder 1585, nach Anderen 1588 deren Raub. C.'s technische Fertigkeit war in so hohem Grade ausgebildet, daß er mit beiden Händen zugleich und mit unglaublicher Schnelligkeit malte, ohne vorher durch Skizzen oder Zeichnungen die Ausführung seiner Ideen immer geprüft zu haben. Er lieferte deshalb sehr viele Werke, von denen

jedoch auch nicht wenige unter dieser Flüchtigkeit des Schaffens litten und Opfer einer ausgearteten Manier wurden. Zwei vortreffliche Bilder C.'s, Venus und Adonis, besitzt das königliche Museum in Neapel; gleichen Werth hat das Paradies neben vielen anderen im Eskurial. Auch in Holz soll C. geschnitten haben.

Cambioso, Johann Baptista, Doge von Genua seit 1771, machte sich um sein Land hochverdient durch den Bau einer Brücke über den Lemno und einer Heerstraße von Genua nach Marone, die er auf eigene Kosten herstellen ließ. Er † 1772. Die dankbaren Bürger setzten ihm im Saale des hohen Raths zu Genua eine marmorne Statue.

Cambium, gallertartige Flüssigkeit, welche sich zwischen den Rindenschichten und der Markhülle des Stengels der Dikotyledonen findet und die ersten Anlagen der Organisation enthält; s. Holz.

Cambo, Dorf im franz. Departement Niederpyrenäen, an der hier schiffbaren Nive, mit 1500 Einwohnern, bekannt durch eine kalte, stahlhaltige und 2 warme schwefelhaltige Heilquellen.

Cambodscha (Cambodja), Provinz im asiatisch-hinterindischen Reiche Anam, im Südwesten des Kaiserreichs, grenzt im Norden an Lao, im Nordosten an Sudanam, im Südosten an Binh Tuam, im Südwesten an den Golf von Siam, im Westen an Siam und hat einen Flächeninhalt von etwa 2800 □Meilen u. eine Million Einwohner. Der Boden ist niedrig, fruchtbar und gut bevölkert. Das Land wird vom Meinam-kom, einem großen, in Tübet entspringenden Flusse, durchströmt, der durch zwei Mündungsarme in das Meer geht. An seinen Ufern und bis dahin, wo die Kanäle desselben reichen, ist das Land angebaut; der Rest des letztern ist entweder Gebirge oder undurchdringlicher Wald, worin sich der Mensch nur sparsam zeigt. Die Produkte sind fast dieselben, die sich in Anam und auf der ganzen hinterindischen Halbinsel finden. Die Eingebornen von C. (Kamehs) sind, je nach den Umständen, kriechend, grob, engherzig, übermüthig und dienstfertig, doch für Belehrung empfänglich und der Ausbildung fähig. Die Männer sind meist wohlgebildet, die Weiber aber sehen sehr gemein aus. Sie treiben fast gar keinen andern Handel, als mit Seidenzeuchen, die sie selbst verfertigen. Die Sprache C.'s weicht wesentlich von der siamesischen ab und ist rauher, zugleich aber auch reichhaltiger. Die Literatur der Kamehs ist sehr umfassend, und ihre Bücher sind mit einer, Khom genannten, Schrift geschrieben, deren die Siamesen sich nur zu ihren heiligen Bali-Büchern bedienen. Die meisten ihrer Werke, mit Ausnahme der Nationalgesetze und Geschichte, vielleicht alle, sind poetische Produkte. C. zerfällt in sechs Provinzen (Yateng, Pengfong, Fonan, Wintscheng, Hosin und Tengtschon). Die Hauptstadt ist Saigun. Die Stadt C. (Louwek, Lowaik, Pontalpret), ehemalige Königsstadt, auf einer großen Insel, die der Meinam-kom macht, wird von mehren Kanälen mit Palmenalleen durchschnitten, hat regelmäßige Straßen, einen großen Palast, mehre Pagoden, hölzerne Häuser und eine ziemlich starke Bevölkerung, die theils aus Eingebornen, theils aus schwarzen Portugiesen (hier Topossen genannt), theils aus Chinesen besteht, welche letztern den Handel in Händen haben. In der Nähe finden sich prächtige Trümmer einer alten Stadt. C. ist ohne Zweifel von höherm Alter, als irgend einer seiner indischen Nachbarstaaten; der Name C. kommt im Ramayana und andern alten hindu'schen Gedichten und in den frühesten Nachrichten über das Land vor. Im Jahr 616 n. Chr. zahlte dieses Reich unter dem Namen Tschinla Tribut an China; damals hieß die Residenz des Königs Pi-che-na. Im 8. Jahrhundert war das Land in den Land- und Seedistrikt eingetheilt, wovon jeder einen eigenen König hatte. Mit dem Ende des 11. Jahrhunderts begann die Blüthezeit des Reichs; damals eroberte es Cochinchina und Tonkin und erhielt den Namen Tschanla. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts war C. der siamesischen Herrschaft unterworfen, welcher sich einzelne Theile im 17. Jahrhundert wieder entzogen. Im Jahre 1717 erlitten die Siamesen, die C. wieder erobern wollten, eine völlige Niederlage und C. wurde frei; doch kam es 1786 wieder unter die Herrschaft Siams. Im J. 1809 bemächtigte sich ein Neffe des Königs Ongtong mit Hülfe der Cochinchinesen eines Theiles von C., das daher in zwei Theile getheilt ward. Durch einen Traktat von 1822 kam der größte Theil des Landes wieder an Siam; doch blieben Titularkönige in C.

Cambon, Joseph, Deputirter zur Zeit der französischen Revolution, wurde den 17. Juni 1756 zu Montpellier geboren und führte nach dem Tode seines Vaters mit 2 Brüdern dessen Fabrikgeschäfte fort. Von seinen Mitbürgern als Deputirter in die gesetzgebende Versammlung und in den Konvent gewählt, widmete er sich vornehmlich dem Finanzwesen und veranlaßte das große Buch der öffentlichen Schuld. Obgleich er als Finanzmann kühn mit Necker in die Schranken treten durfte, so war er doch auch wieder der Urheber der Vermehrung der Assignaten. Ein Feind der Ausgewanderten und der den Eid verweigernden Priester vertheidigte er dessen ungeachtet kühn und furchtlos die königlichen Rechte Ludwigs XVI. Er war es, der als Präsident der gesetzgebenden Versammlung die in den Tuilerien gefundenen geheimen Papiere vorlegte, zum Verkauf der Kronkleinodien aufforderte, aber auch gegen Marats und Robespierre's Unwesen sprach. Mehre Minister klagte er öffentlich der Veruntreuung an und stimmte für die Hinrichtung des Königs ohne Appellation an das Volk. Vom Revolutionstribunal und von der Verfolgung der Girondisten war er stets ein Gegner. Als Anstifter des Aufstandes vom 1. April 1795 angeklagt, entging er einer Verhaftung durch Tallien nur dadurch, daß er sich verborgen hielt. Als ihm das Amnestiegesetz vom 4. Brumaire endlich wieder öffentlich zu erscheinen erlaubte, trat er mit seiner „Lettre à ses concitoyens sur les Finances" (1795) hervor. Von jetzt an und während des Kaiserreichs lebte er zurückgezogen auf seinem Landgut bei Montpellier und kam erst 1815 wieder als Mitglied in die Deputirtenkammer. Hier sprach er für die Kriegsrequisitionen und über das Budget mit vieler Einsicht und gutem Erfolge. Als heftiger Gegner der bourbonischen Familie erklärte er sich noch am 30. April dahin, dieselbe niemals

wieder auf den Thron gelangen zu lassen. Daher wurden nach der 2. Restauration von den Bourbonisten seine Güter verwüstet und er selbst kam in dem Dekrete vom 12. Januar 1816 mit auf die Liste der Königsmörder. Als solcher verbannt, † er den 2. Februar 1820 zu St. Josse en Node bei Brüssel. C.s Anordnungen im Staatsschuldenwesen Frankreichs haben zum Theil noch jetzt Geltung.

Cambray (deutsch Kammerik), Hauptstadt eines gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Nord, an der Schelde, welche die Stadt in 2 Theile scheidet. Sie hat eine Festung nach alter Art mit einer ziemlich starken Citadelle und einem Fort auf einer Anhöhe, 5 Thore, mehre öffentliche Plätze (der größte der Paradeplatz), breite, aber unregelmäßige Straßen, eine schöne Esplanade zwischen Stadt u. Citadelle, einen bischöflichen Palast, eine Kathedrale (durch ihren Glockenthurm und eine ausgezeichnete Orgel bemerkenswerth) mit Fenelons Denkmal, 10 andere Kirchen, 2 Hospitäler und 20,000 Einwohner. C. ist der Sitz eines Bischofs und eines Handelsgerichts, hat Kasernen, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Collège, theologisches Seminar, eine Zeichenschule, ein Theater u. viele Fabriken in Battist, Linon, Gaze (Artikel, die hier zuerst verfertigt sind und von den Engländern gewöhnlich Cambric, bei den Deutschen meist Kammertuch genannt werden), Seife, Oel, Tüchern, Tapeten, Töpfergeschirr, Zwirn, Twistspinnereien u. andere Baumwollenmanufakturen, Brauereien, Gerbereien, Salzraffinerien, eine Salpetersiederei und große Leinwandbleichen. Der Handel mit diesen Fabrikaten und den Produkten der umliegenden reichen Landschaft ist sehr bedeutend. C. ist Geburtsort des Anatomen Aimé Bourdon, des Geschichtschreibers Monstrelet, des Architekten Frear und der Bildhauer Balthasar und Kaspar Marsi, sowie Sterbeort des Erzbischofs Fenelon. C. war das Camaracum der Alten, eine Stadt der Nervier in Gallia belgica, und erscheint zuerst unsicher auf der peutingerschen Tafel und deutlicher in den Itinerarien, wie in der Provinzeintheilung Galliens aus dem Zeitalter des Honorius. Nachdem es römische Kolonie geworden war und ausgezeichnete Privilegien erhalten hatte, wurde es bald eine der vornehmsten und schönsten Städte Galliens. Die Prokonsuln, die hier ihren Sitz hatten, legten Paläste, Wasserleitungen, Amphitheater 2c. an. Der Usurpator Maximus zerstörte es 370; später wurde es von den Vandalen und Alanen erobert. Nachdem es dann die Gothen genommen und zur Hauptstadt des dortigen Landes gemacht hatten, wurde es später von den Römern wieder erobert. Im Jahre 437 (444) kam C. unter Chlodio an die Franken, und Chlodio, der es zu seiner Residenz machte, nannte sich darnach König von C.; nach Andern hätte er es wieder verloren und wäre es erst unter Chlodwig mit dem fränkischen Reiche vereinigt worden. C. gehörte zu Austrasien, und Chilperich fand hier, als in einem sehr festen Ort, Zuflucht gegen seine Brüder. Mit Austrasien kam es nach Ludwig dem Frommen an Lothringen. Im Jahre 880 eroberten und verbrannten es die Normänner. Inzwischen war C. u. sein Gebiet (Cambresis, Theil des jetzigen Departements Nord) eine Grafschaft geworden. Als erster Graf wird Isaak genannt; die Grafen von C. starben aber mit Arnulf aus, worauf Kaiser Heinrich I. die Grafschaft den Bischöfen von C. gab. Die Herren von Crèvecoeur waren erbliche Kastellane von C., welche Würde nach dem Aussterben der Herren von Crèvecoeur (1309) durch Hugo's (des Letzten aus diesem Geschlechte) Schwester Hildegard an die Herren von Montmirail kam. Hildegards Enkelin, Marie, verkaufte Crèvecoeur nebst der Kastellanei von C. an Otto von Dampierre. Nachdem Philipp von Valois sie 1340 durch Kauf an sich gebracht hatte, wurden gewöhnlich die Dauphins Kastellane von C. Ludwig IX. zog die von Karl VII. an Burgund verpfändete Kastellanei von C. und Crèvecoeur wieder ein, worüber ein langer Streit entstand, bis Kaiser Karl V. 1543 die streitigen Güter den rechtmäßigen Erben, den Herren von Beures, gab. Im Jahre 1581 trat C. der Sache der sich von Spanien losreißenden Niederländer bei, weshalb es von den Spaniern belagert, aber wieder entsetzt wurde. Johann von Monluc, Herr zu Baligny, der zum Gouverneur eingesetzt worden war, machte sich zum unabhängigen Herrn von C., doch eroberten die Spanier 1595 die Stadt. Die Franzosen nahmen C. 1677 den Spaniern wieder ab, die es im nymweger Frieden förmlich an Frankreich abtraten. Karl VI. und Philipp V. ließen zu C. 1724 einen Friedenskongreß eröffnen, der aber durch den Vergleich vom 30. April 1725 sich erledigte. Die Engländer erstürmten die Stadt am 25. Juni 1815, worauf die Besatzung sich in die Citadelle zog und am 26. Juni kapitulirte. C. war die erste französische Stadt, welche Ludwig XVIII. 1815 empfing. Nach dem deutschen Befreiungskriege war C. 1815—1818 das Hauptquartier Wellingtons und der englischen Okkupationsarmee. Vorzüglich berühmt ist C. durch den hier 1529 geschlossenen Frieden zwischen Frankreich und Spanien, worin Frankreich auf alle Hoheit über Artois und Flandern verzichtete und dafür den Besitz des Herzogthums Burgund u. der dazu gehörigen Grafschaften wieder erhielt und der auch den Namen Traité des dames (Damenfriede) führt, weil der Friedenstraktat von Seiten Spaniens durch Margaretha, verwittwete Herzogin von Savoyen, Statthalterin der Niederlande, Karls V. Vaterschwester, und von Seiten Frankreichs durch Louise, verwittwete Herzogin von Angoulème, Mutter Franz I., abgeschlossen worden war, und durch die Ligue von C., das Bündniß, welches der König von Frankreich, Ludwig XII., am 10. Dec. 1508 mit dem deutschen Kaiser Maximilian und dem König Ferdinand dem Katholischen von Aragonien hauptsächlich zur Demüthigung Venedigs schloß und welchem sich 1509 der Papst Julius II. beigesellte (s. Ligue).

Cambrays (Cambriks), locker gewebte dünne Battistleinwand, auch Kammertuch und in Frankreich Claires genannt, wird am schönsten zu Cambray verfertigt, doch auch an mehren Plätzen der Niederlande, in Westphalen, zu Bielefeld sehr gut nachgeahmt. England führte früher manches Jahr von dieser Leinwand aus Frankreich für 200,000 Pfd. St. ein, sodaß das britische Parlament Gesetze

dagegen erlassen mußte. Jetzt finden sich auch in Schottland und Irland Manufakturen für C.

Cambresines, feine levantische Leinwand, vorzüglich in Aegypten verfertigt, den Cambrays ähnlich.

Cambridge, 1) englische Grafschaft, grenzt im Nordwesten an die Grafschaft Lincoln, im Nordosten an Norfolk, im Osten an Suffolk, im Südwesten an Essex, im Süden an Hertford, im Westen an Huntington und Northampton und hat auf 40½ □Meilen 1 City, 1 Borough, 8 andere Marktflecken, 163 Kirchspiele und 160,000 Einwohner. Die Ouse geht von Huntington nach Suffolk quer durch das Land und theilt dasselbe in zwei fast gleiche Theile. Der nördliche Theil ist die von der Ouse, Nine und deren Kanälen gebildete Insel Ely, wovon ein Theil die Bedfordebene ausmacht und welche eigentlich nur ein Morast ist, den man zwar durch Eindeichung in Marschland verwandelt hat, der aber doch so niedrig liegt, daß die auf den Horsten angelegten Wohnplätze wie Inseln im Meere schwimmen; der Südosten bietet eine ungeheuere Sandhaide dar, durch welche die Hügel von Gogmagog ziehen. Diese Ebene setzt sich auch im Südwesten fort, aber der Sand verliert sich hier, und an seine Stelle tritt ein fruchtbarer Lehm. Die Ouse betritt im Osten von St. Ives die Grafschaft und geht bei Welmy nach Norfolk über; sie empfängt hier den Nen oder die Nine, den Cam mit der Granta und das Wasser der unzähligen Kanäle und Abzugsgräben, wodurch die Insel Ely trocken gelegt ist und wovon einige (wie der Mortons Leam von Peterborough bis Wisbeach) befahren werden. Die bedeutendsten Teiche sind das Whitlesey- und das Soham-Meer. Das Klima ist äußerst feucht, im Norden wegen der Ausdünstungen der Gewässer ungesund, im Süden dem von ganz England ähnlich. Hauptnahrungszweig ist Viehzucht; in den Haiden herrscht Bienen- u. Schafzucht. Auf den Lehmäckern im Südwesten werden Gerste, Garten- und Hülsenfrüchte, Rübsamen, Safran und Obst gezogen; Korn muß zugefahren werden, namentlich auch wegen der beträchtlichen Malzereien. Eine Manufakturprovinz ist C. nicht; die Industrie beschränkt sich auf einige Papiermühlen, Brau- und Brennereien. Ausfuhrartikel sind Vieh, Butter, Käse, andere Viehprodukte und etwas Safran. Die Grafschaft C. gehört größtentheils unter die Diöcese von Ely, nur einige Kirchspiele unter die von Norwich. C. hat einige römische Alterthümer, da eine Römerstraße durch den Südwesten führte; auch sieht man noch Ueberreste von den Wällen und Gräben, die unter der Heptarchie zur Abhaltung der Einfälle der Mercianer hergestellt wurden, z. B. den Brent-, den Flems-, den Seven-Mile und den Devils-Dike.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, die zweite Universitätsstadt Englands, im bessern Südwesten der Grafschaft, am Cam, über welchen eine schöne eiserne Brücke führt, ist im Vergleich mit der ersten Universitätsstadt Oxford offen, freundlich und weniger geräuschvoll, hat schöne Plätze, darunter der Marktplatz mit Rathhaus und schönem Brunnen (1614 auf Kosten Thomas Hobsons erbaut) und der Universitätsbibliothek, 14 Pfarrkirchen, wovon St. Marys, die geräumigste und schönste, mit hohem Thurm, und St. Sepulchre als Rotunde (Round Church), nach dem Modell der heiligen Grabkirche zu Jerusalem, vielleicht von den Templern unter Heinrich I. gebaut, 4 Bethäuser der Dissenters, ein Bethaus der Quäker, eine Synagoge, ein Grafschafts- und ein Stadthaus, ein Krankenhaus (1766 erbaut), ein howardsches Gefängniß und 25,000 Einwohner. Industrie und Manufaktur gibt es, außer den Arbeiten für die Universität, in C. fast gar nicht. Die Universität besteht seit alter Zeit. Schon Sigbert, König der Ostangeln, soll 630 Unterrichtsanstalten hier gegründet haben, die 871 bei der Zerstörung C.'s durch die Dänen ins Stocken kamen, aber später wieder aufgenommen wurden; die älteste Stiftungsurkunde, welche die Universität aufweisen kann, ist von 1229 aus der Regierungszeit Heinrichs III. Die meist neuen und geschmackvollen Hauptgebäude der Universität sind durch Gärten in Verbindung gebracht und bilden auf diese Weise ein Ganzes. Es sind deren 17, nämlich 13 Colleges und 4 Halls, deren Aufeinanderfolge das Jahr der Stiftung bestimmt: das St. Peterscollege, ein altes Gebäude aus Backsteinen, gestiftet 1256 oder 1284; Clarehall 1326 mit einer Kapelle; Pembrokehall 1343; Corpus-Christi-College 1356, mit einer Bibliothek, welche die größte Manuskriptensammlung enthält; Trinityhall 1350; Gonvile- und Cajuscollege, mit vier auf einanderfolgenden Thoren, welche die Aufschriften: Demuth, Tugend, Weisheit, Ehre, führen, 1348 und 1357; Kingscollege 1441, ein prachtvolles Gebäude mit einer der schönsten Kapellen in Europa, welche mit herrlichen Glasmalereien geschmückt ist und in welcher man, unter vielen alterthümlichen Bildwerken auch das vereinigte Wappen Heinrichs VIII. u. der unglücklichen Anna Boleyn erblickt; Queenscollege 1448, eines der prachtvollsten von ganz England (der Palast wurde von Wren verschönert, und beschämt bei weitem den königlichen Palast in London); Katharinahall 1475, mit prachtvollem Portikus; Jesuscollege 1496, vorher ein Mönchskloster; Christuscollege 1506; St. Johnscollege 1509, das geräumigste unter allen diesen Colleges; Maria-Magdalenencollege 1542; Trinitycollege 1540, mit einer Bibliothek von 30—40,000 Bänden, die hinsichtlich der alten Drucke, Handschriften und Kupferwerke keiner in England nachsteht (das Lokal, worin sie aufgestellt ist, ist von Wren aufgeführt und 200' lang, 40' breit und 38' hoch) und einem Denkmal Newtons, der ein Schüler dieses Kollegiums war, 1540; Emanuelcollege nur für Theologen bestimmt, 1584; Sidney-Sussexcollege 1593; Downingcollege, 1807 gestiftet, aber erst 1821 eröffnet, für Juristen und Mediciner bestimmt, vor der Stadt. Ein jedes dieser Gebäude enthält außer den Wohnungen für die Lehrer und Studenten eine besondere Bibliothek, eine Kapelle, einen Speisesaal und einen Garten. Ungefähr 2000 Studenten wohnen in diesen Kollegien und Halls beisammen. Mit ihnen zählt die Universität 4000—5500 Mitglieder, von denen jedoch ein großer Theil gar nicht anwesend ist und unter welchen über 1600 Baccalaureen, Magister und Doktoren sich befinden. Während des Gottesdienstes in der Kathedrale tragen die Studenten weiße Chorhemden. Das Senathaus ist seit 1722 aus Portland-

steinen aufgeführt; die Hörsäle nehmen 3 Seiten eines schmalen Hofes ein und sind von 1442—1470 erbaut. Der Universität steht ein Kanzler (oft ein königlicher Prinz) vor, dann ein Obersteward, ein Vicekanzler, der für immer gewählt ist, und ein jährlich neuerwählter Ausschuß (Caput). Der akademische Senat besteht aus sämmtlichen Doktoren und Magistern der Universität. Nachdem man 4 Jahre studirt und 2 große Examen durchgemacht hat, kann man den Grad eines Baccalaureus erlangen, 7 Jahre braucht man, um Magister, 8, um Doktor der Rechte und der Medicin, 12, um Doktor der Theologie zu werden. Es gibt 24 Lehrstühle für Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Physik, Anatomie, Chemie, Botanik, Mathematik, Geologie, Mineralogie, Astronomie, Politik, Musik, neue Geschichte, Hebräisch, Griechisch und Arabisch. Die Universität sendet ebenso, wie die Stadt, zwei Deputirte ins Parlament. Eine besondere Zierde der Universität ist die große Bibliothek von 180,000 Bänden und 4000 Handschriften; sie steht am Markte, und ihr Eingang ist mit der Statue der Diana von Eleusis und mehren antiken Monumenten geschmückt, die von Dr. Clarke hierher geschenkt wurden. Außerdem ist ein an exotischen Gewächsen reicher botanischer Garten, eine Sternwarte (in der Stadt, mit einem kupfernen Himmelsglobus von 18 Fuß Durchmesser), ein neuerbautes Observatorium (vor der Stadt, 1801 gebaut, unter dem Professor der Astronomie und 2 Assistenten stehend), ein chemisches Laboratorium, ein Mineralienkabinet und ein anatomisches Theater vorhanden. Das Museum Fitz William, das 1806 (1815) von dem Viscount Fitz William der Universität legirt ward, enthält eine öffentliche Bibliothek von 60,000 Bänden, ein prächtiges Kupferstichkabinet und eine auserlesene Gemäldegallerie. Vergl. A history of the university of C., London 1805, 2 Bde. C. ist eine der ältesten Städte des Reichs, das (angeblich 75 vor Christus gegründete) Camboricum der Alten; es war eine Stadt der Icenes im römischen Britannien, lag aber wahrscheinlich etwas mehr nördlich, als das heutige C. Es war eine Römerstation, wie man denn noch heut zu Tage in der Nähe von C. römische Alterthümer findet. Im Jahre 871 wurde die Stadt von den Dänen zerstört. Unter Wilhelm dem Eroberer hieß sie (nach dem damaligen Namen des Flusses Cam, Grant) Grantbridge. Von einem damals gebauten Schlosse ist gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden.

2) Stadt im nordamerikan. Freistaat Massachusetts, Halbhauptstadt der Grafschaft Middlesex, liegt 3 englische Meilen nordwestlich von Boston, 437 Meilen von Washington, ist eine der ältesten Städte in Neuengland, 1631 unter dem Namen Newtown angesiedelt, in freundlicher Gegend. Sie besteht aus 3 gesonderten Theilen: Old-C., mit der Universität, C.-Port, zwischen der Universität und der nach Boston führenden Brücke, und East-C., dem nördlichen Theil von Boston gegenüber. C. ist Sitz der Harvard-Universität, die eine Bibliothek von 60,000 Bänden, ein physikalisches, chemisches und Mineralienkabinet, ein anatomisches Museum, einen botanischen Garten in mehren Gebäulichkeiten, worunter die ausgezeichnetsten die University-Hall, die Harvard-Hall, die Divinity-Hall für die theologischen Studenten, besitzt. Das medicinische College in Boston, ein theologisches Seminar und eine Juristenschule sind der Universität affiliirt. Die Harvard-Universität ist die am reichsten dotirte in den Vereinigten Staaten. Außerdem hat C. ein Gerichtshaus, Gefängniß, eine Post, 3 Banken, 15 Kirchen, 2 Akademien, 16 Schulen und über 9000 Einwohner.

Cambridge, Adolphus Frederic, Herzog von, Graf von Tipperary, Baron von Culloden, früher Generalstatthalter von Hannover, Kanzler der Universität von St. Andrews und Feldmarschall, Sohn Georgs III., den 24. Februar 1774 geboren, trat in einem Alter von 16 Jahren als Fähndrich in die Armee und studirte hierauf zu Göttingen. Der Hof Friedrich Wilhelm II. fesselte ihn einen Winter lang, worauf er nach London zurückkehrte. Im Feldzug 1793 wurde er als Führer des britischen Vortrabs am 8. September auf dem Rückzuge von der Schlacht bei Hondscoote nach tapferer Gegenwehr verwundet und gefangen, aber alsbald durch eine englische Patrouille wieder befreit. Als er 1794 volljährig geworden, erhielt er den Rang eines Obersten, den Titel Herzog von C. u. die Peerswürde. Seine politische Thätigkeit im Oberhause war von wenig Belang, da er immer in seinen Gesinnungen zwischen den Parteien des Lord Sidmouth, Granville und der Opposition schwankte. Früher nämlich war er schon von der Opposition unter Fox zu Granville's Partei gegen Pitt übergetreten. Im Jahr 1803 ging er mit der Armee nach Hannover, um die Vertheidigung desselben zu leiten, trat aber den Oberbefehl bald an Walmoden ab und kehrte nach England zurück. Im J. 1816 wurde er nach Napoleons Sturz Generalstatthalter von Hannover und am 22. Februar 1831 bei den Unruhen Vicekönig daselbst. Schon 1818 hatte er sich mit Auguste, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, vermählt, welche ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. In Hannover gewann er durch die Pracht seiner königlichen Hofhaltung, durch Milde und Leutseligkeit, wie durch die Begünstigung, welche er den Künsten, besonders der Musik und der Schauspielkunst, angedeihen ließ, die Liebe des Volks. Ueber seine Verwaltung s. Hannover. Als 1837 sein Bruder, der König Wilhelm von Großbritannien, starb und der Herzog von Cumberland den hannöverischen Thron bestieg, kehrte der Herzog von C. nach England zurück, wo ihn besonders die Beschützung der vielen wohlthätigen Vereine in Anspruch nahm, deren Präsident er war und die er zum Theil mit begründen half, wie das deutsche Hospital zu London. Er † den 8. Juli 1850. Sein Sohn, George Frederic William Charles, den 26. März 1819 geboren, Generalmajor in der britischen Armee, erhielt durch Parlamentsbeschluß im August 1850 eine Apanage von jährlich 12,000 Pf. St., trotz der Bemühungen der Opposition, sie auf 8—10,000 Pfd. herabzusetzen zu lassen. Er nahm an den Schlachten an der Alma und bei Inkerman in der Krimm Theil, kehrte aber Krankheit halber 1855 nach London zurück.

Cambronne, Pierre Jacques Etienne, Baron de, französischer General, den 26. Decem-



CAMBRIDGE IN ENGLAND

der 1770 zu St. Sebastian bei Nantes von wohlhabenden Aeltern geboren, erhielt eine vorzügliche Erziehung und warf sich mit jugendlicher Begeisterung der Revolution in die Arme. Als Nationalgardist der nantesischen Legion diente er in der Vendée, trat 1795 in die Linie unter Masséna und zeichnete sich 1799 bei Zürich als Kapitän dadurch aus, daß seiner Kompagnie 1500 Feinde das Gewehr strecken mußten. Ueberhaupt erwarb er sich bei dem Heere durch persönliche Tapferkeit ein solches Ansehen, daß dasselbe ihn an des im Gefecht bei Neuburg gefallenen Latour-d'Auvergne's Statt zum „ersten Grenadier der Republik" ernennen wollte, was er aber mit der Bemerkung ausschlug, allen französischen Kriegern gebühre jene Ehre. Nach und nach stieg er zum Bataillonschef und Oberst des 16. Regiments der Linieninfanterie und bewährte seine Tapferkeit wiederum in der Schlacht bei Jena und im Kriege gegen Oesterreich (1809). Als Kommandant des 3. Gardevoltigeurregiments nahm er gewohnten thätigen Antheil an den Feldzügen von 1812 und 1813, deckte mit Bertrand nach der Schlacht bei Hanau den Rückzug und erhielt eine schwere Wunde in dem Gefechte bei Craone und zum zweiten Mal bei der Vertheidigung von Paris. Nach der Abdankung Napoleons begleitete er als Chef der Division von der alten Garde den Kaiser auf die Insel Elba und kehrte im März 1815 mit demselben wieder zurück. Von ihm war die Proklamation des Kaisers an die französische Armee unterzeichnet. Zu Paris ernannte ihn Napoleon zum Großkreuz der Ehrenlegion und Generallieutenant und bald darauf zum Pair. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er eine Division der alten Garde, welche das Quarré bildete, in das sich Napoleon mit den Marschällen geflüchtet. Hier, auf dem Plateau bei Papelotte, soll er dem von allen Seiten in Masse hereinbrechenden Feinde, auf die Aufforderung sich zu ergeben, geantwortet haben: **La garde meurt et ne se rend pas** (die Garde stirbt und ergibt sich nicht)! C. versicherte officiell, nicht der Urheber dieser berühmt gewordenen Aeußerung zu seyn; nach Einigen stammt sie vom Oberst Michael Maret. Durch eine Kartätschenkugel vom Pferde geworfen, mit Blut und Wunden bedeckt, umringt von den Leichen seiner Grenadiere, gerieth er in englische Gefangenschaft und wurde nach Brüssel und von da nach England gebracht. Als nach der Restauration auch C.'s Name mit auf die Proskriptionsliste kam, reiste er 1815 selbst nach Paris, um sich vor dem Kriegsrath zu vertheidigen, und wurde 1816 von zwei Kriegsgerichten völlig freigesprochen, da er den Bourbonen keinen Eid der Treue geleistet hatte. Seinen Aufenthalt nahm er hierauf zu St. Sebastian, seinem Geburtsort. Ludwig XVIII. ernannte ihn später zum Maréchal de Camp und 1820 zum Kommandanten von Lille. Er legte jedoch seiner zerrütteten Gesundheit wegen 1824 diesen Posten nieder und † den 5. März 1826.

Cambyses, Sohn des Cyrus und der Cassandane, Tochter des Achämeniden Pharnaspes, bestieg nach dem Tode seines Vaters (530 v. Chr.) den persischen Thron und rüstete sich alsbald gewaltig zu einem Heereszug nach Aegypten. Er unterwarf sich durch Verrätherei des Phanes dieses Land, ließ sich von den Griechen in Cyrene und Barca und von den Libyern huldigen, mußte jedoch seine Unterjochungspläne gegen Karthago aufgeben, weil die Tyrier, welche seine Seemacht bildeten, gegen ihre Pflanzstadt zu ziehen sich weigerten. Eine Expedition gegen den Tempelstaat des Jupiter Ammon kam in den glühenden Sandwüsten um. Durch Spott von dem König der Aethiopier gereizt, zog C., ohne sich erst genügend mit Lebensmitteln zu versehen, gegen denselben, sah sich aber durch eine entsetzliche Hungersnoth zum Rückzug genöthigt und kam mit Verlust eines großen Theils seines Heeres nach Memphis, wo die Aegypter eben Jubeltage über die Erscheinung des Apis feierten. Schadenfreude derselben über seinen mißlungenen Zug argwöhnend, ließ C. die Behörden der Stadt hinrichten, die Priester geißeln und verwundete tödtlich den Apis. Wegen dieses Frevels gegen Menschen und Götter ward nach der ägyptischen Sage der schon vorher so verwirrte Großkönig rasend, und Wahnsinn und Trunkwuth trieben ihn, seinen Bruder Smerdes, seine Schwester und Gattin Meroe und viele treue Freunde und Diener hinrichten zu lassen. Deshalb entspann sich gegen ihn eine von den Magiern angezettelte, gefährliche Verschwörung. Ein vornehmer Magier gab sich für den gemordeten Smerdes aus und erhielt zahlreichen Anhang. Auf dem Zuge gegen ihn gab sich C. beim Besteigen seines Pferdes mit seinem eigenen Schwert eine Wunde in die Hüfte, an welcher er 523 v. Chr. zu Ecbatana †. In der Bibel heißt er Ahasveros. Mit ihm starb die Dynastie der Achämeniden aus.

Camden, Stadt im nordamerikanischen Freistaat Südcarolina, Hauptort des gleichnamigen Distrikts, liegt in der Kershawlandschaft, 120 Meilen nordwestlich von Charleston, hat eine Poststation, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, eine Episkopalkirche und gegen 1400 Einwohner. Am 16. August 1780 besiegten hier die Generale Gates und Cornwallis die Amerikaner und am 25. April 1791 war hier ein neues Gefecht zwischen Lord Rawdon und General Greene, worin die Amerikaner 126 Todte u. 100 Gefangene, die Engländer ungefähr 100 Todte verloren. Am 13. Mai plünderten u. verbrannten die Engländer den Ort.

Camden, William, großer englischer Alterthums- und Geschichtsforscher, 1551 zu London geboren, verlor schon als Kind seinen Vater, einen armen Maler, und wurde im Christhospitale und in der St. Paulsschule erzogen. Im Jahre 1566 kam er, von Gönnern unterstützt, auf die Universität Oxford, erhielt 1575 eine Konrektor- und 1593 eine Rektorstelle an der Westminsterschule zu London und 1597 das Amt eines Wappenkönigs von der Königin Elisabeth. Er heirathete nie und † 1623 zu Chislehurst in Kentshire. C. war nicht bloß wegen seiner tiefen Kenntnisse, sondern auch wegen seines hohen sittlichen Werthes Gegenstand allgemeiner Hochachtung; man ehrte sein Andenken durch ein Denkmal von weißem Marmor in der Westminsterabtei zwischen Casaubonus und Chaucer. Aus dankbarer Erinnerung hatte er zu Oxford einen Lehrstuhl der Geschichte fundirt. Ausgerüstet mit einem klaren, umsichtigen Forschungsgeist und einem seltenem Fleiße und eiser-

ner Beharrlichkeit, machte er sich hauptsächlich um die Erforschung der Alterthümer und der Geschichte seines Vaterlandes verdient. Sein Hauptwerk ist: „Britannia sive florentissimorum Regnorum Angliae, Scotiae, Hiberniae et Insularum adjacentium ex intima antiquitate, chirographica descriptio“ (London 1586, 1607, mit Kupfern und Karten, englisch, London 1806, 4 Bände). Außerdem sind bemerkenswerth: „Remarks of a greater work concerning Britain (London 1605, 7. Auflage, das. 1674); „Annales rerum „Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha“ (das. 1615—1627, 2 Bände, herausg. von Th. Hearne, Oxford 1717, 3 Bände, höchst seltene Ausgabe); „Anglica, Normannica, Cambrica a veteribus scripta: plerique nunc primum in lucem editi“ (Frankfurt 1602 und 1603) u. A.

Camelauchion, schwarze Kopfbedeckung der griechischen Mönche, aus zwei Hauben von Kameelhaar bestehend, die auf beiden Seiten bis auf die Achseln herabhängen.

Camelford, Stadt in England, am Camel, mit ungefähr 1500 Einwohnern, bekannt durch zwei Schlachten: zwischen den Sachsen und Briten und zwischen König Arthur und seinem Neffen Mordwed, in welcher Ersterer tödtlich verwundet wurde.

Camelina (Leindotter), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, einjährige Kräuter mit blaßgelben in endständigen Trauben befindlichen Blüthen und ölreichen Samen. Die bekannteste Art: C. sativa *Crantz*, Myagrum sativum *L.*, gemeiner Leindotter, Flachsdotter, Dotter, durch ganz Europa u. Nordasien, als Unkraut auf den Feldern, besonders unter dem Lein, dem er nachtheilig ist, wird häufig als Oelpflanze angebaut, gibt ein gutes, mildes Oel, das sich aber nicht lange hält; der Samen ist zur Mästung des Geflügels sehr brauchbar. Kraut und Samen waren sonst als Herba Semen Sesami vulgaris seu Camelinae officinell, ersteres vorzüglich gegen Augenentzündungen, letzteres als ein erweichendes, einhüllendes Mittel, auch bei Hautkrankheiten. Die Pflanze leidet wenig von Insekten und gedeiht auf jedem Boden, der nicht zu streng, naß und mager ist. Eine frische Düngung sagt ihr sehr gut zu. Die Vorbereitung der Ackerbestellung zur Einsaat geschieht vor Winter. Da sie vom Froste nicht Noth leidet, so kann sie im Frühling zeitig gesäet werden. Nach gehöriger Abtrocknung wird das Feld durch Eggen und Schleifen zur Aufnahme der Saat, welche entweder breitwürfig oder gedrillt vorgenommen werden kann, zugerichtet. Die Bedeckung der Saat wird vermittelst der Egge oder Walze bewerkstelligt. Auf ¼ Morgen rechnet man 1½—2 Pfund Samen. Bei der Reihensaat wird der Acker einige Male mit dem Feldpfluge bearbeitet. Die Ernte beginnt in der Regel im August, wo der Dotter mit der Sichel geschnitten und auf Haufen mit Strohbedeckung getrocknet wird. Die gewöhnlichere, wiewohl weniger empfehlungswürdige Methode ist jedoch die, ihn auf dem Lande liegend nachreifen zu lassen. Der Samen wird in der Scheuer ausgedroschen und hierauf zur völligen Abtrocknung gebracht. Der Ertrag von ¼ Morgen hat sich in Hohenheim schon öfters auf 1 Scheffel gestellt, wovon das Simri zu 2 fl. bis 2 fl. 30 kr. verkauft wurde. In der Gegend von Bruchsal wird der Leindotter als Nebenprodukt zwischen den Kartoffeln erzeugt.

Camellia (Kamellie), Pflanzengattung aus der Familie der Theaceen, bei Decandolle eine eigene Gruppe (Camelieen) bildend, bei Linné zur Klasse Monadelphia gehörig, benannt nach dem Jesuiten G. J. Kamel (Camellius), einem guten Botaniker, welcher die philippinischen Inseln bereiste (17. Jahrhundert). Der Kelch besteht aus 5—7 dachziegelförmig übereinander liegenden Blättern, die Blumenkrone ist 5—9blätterig, die Staubgefäße sind am Grunde in einen, bisweilen in mehre Bündel verwachsen, die Kapsel ist holzig, dreiklappig, dreifächerig, die 3 Samen dick, groß, an der Mittelaxe der Kapsel befestigt. Die Kamellie ist ein der Theestaude ähnlicher Strauch in Japan, China, Ostindien, mit glänzenden Blättern und schönen Blüthen, daher als Zierpflanze sehr beliebt. Die prächtigste Art ist: C. japonica *L.*, Thea Camellia *Hoffmsg.*, japanische Kamellie, japanische Rose, mit eirunden, mehr oder minder langgespitzten, lederartigen, immergrünen, glänzenden, scharfgesägten, mehr oder minder mit dem Rande zurückgebogenen Blättern und großen, rothen, endständigen, stiellosen Blüthen, im Frühling und Herbst blühend, in Japan überall in Hecken und Zäunen, in China als Zierpflanze angebaut. Aus dem braunen Kern wird Oel gepreßt. Die Schönheit des Baues, die glänzende Farbe der Blätter, die Schönheit der Blüthen, welche leicht ins Gefüllte fallen und überaus reichlich erscheinen, haben die japanische Kamellie seit länger als 50 Jahren zu einer der beliebtesten Zierpflanzen der europäischen Kunstgärten gemacht. Man findet nicht selten 10—18 Fuß hohe Exemplare, welche in der Blüthenzeit einen prachtvollen Anblick gewähren. In Ansehung der Mannigfaltigkeit der Varietäten, welche durch die Kultur erzeugt werden können, wird die Kamellie nur von wenigen anderen Pflanzen übertroffen. Abbé Berlèse (Kultur und Beschreibung der schönsten, bis jetzt bekannten Kamellien, deutsch von G. P. von Gemünden, Weißensee 1838) führt nur die schönsten und beständigen Varietäten an und zählt deren 188. In dem Verzeichnisse des Handelsgärtners Makoy in Lüttich von 1839 werden über 280 Varietäten genannt, von welchem viele noch sehr hoch im Preise stehen. Andere große verkäufliche Sammlungen findet man bei den Gebrüdern Baumann zu Bollweiler (Departement des Oberrheins), in Flottbeck bei Altona, in Erfurt bei dem Handelsgärtner Haag, in Elisensruhe bei Dresden. Denjenigen Blumenfreunden, welche nur eine kleine Sammlung dieser schönen Modepflanzen zu besitzen wünschen, sind folgende ausgezeichnete Varietäten zu empfehlen: Alba plena, althaeiflora, anemoniflora, atrorubens, aucubaefolia, belle Henriette, carnea Chandleri, coccinea, conchiflora, Dorsettii, texpansa, fimbriata, florida, fulgentissima, imbricata incarnata, myrtifolia, nivea, paeoniae flora, papaveracea, picterata, pomponia, punctata, pulcherrima, Rosa mundi, superba, rubra plena, variegata, Welbankiana. Die Kamellien sind ursprünglich Waldpflanzen und lieben eine weder zu schwere, noch zu leichte, jedoch nahrhafte und lockere Erde, die

aus Laub, verfaultem Holze, ausgewitterter Torferde, Rasen und andern vegetabilischen Substanzen bereitet und oft mit etwas animalischer Düngererde und dem 6. oder 7. Theile Fluß- oder feinem Kiessand vermischt werden kann. Das öftere Verpflanzen lieben sie nicht; man verpflanze sie nicht eher, als bis das Wurzelgeflecht den Rand des Topfes erreicht hat, was bei jüngeren Pflanzen alle zwei Jahre, bei älteren alle 4—5 Jahre der Fall seyn wird. Das Verpflanzen geschieht im Frühling, gleich nach der Blüthe. Das Begießen muß im Allgemeinen mäßig seyn; nur von der Zeit an, wo die jungen Triebe erscheinen, bis zur Ausbildung der Knospen verlangen die Kamellien reichliches Wasser. Vorzüglich zuträglich ist ihnen das öftere Bespritzen. Am besten gedeihen die Kamellien an einem schattigen, nur von der frühen Morgen- oder Abendsonne ausgesetzten Standorte. Im Sommer stehen sie im Freien, im Winter in einem Gewächshaus oder Zimmer, das hell, luftig und trocken ist und eine Temperatur von 5—8° hat. Im Zimmer gedeihen die Kamellien meist nur deshalb nicht und werfen leicht die Knospen ab, weil die Temperatur am Tage zu warm und des Nachts zu kalt ist, auch Staub, Ofenrauch und Mangel an Luft ihnen daselbst oft nachtheilig ist. Hat man neben dem Wohnzimmer eine helle Stube oder Kammer, so stelle man die Kamellien hinein und lasse vom Zimmer aus nur so viel Wärme zu, als nöthig ist, den Frost abzuhalten. Am besten stehen sie zwischen Doppelfenstern, wo sie durch Oeffnen des äußern Fensters bei mildem Wetter Luft und durch Oeffnen des innern Fensters vom Zimmer aus mehr oder minder Wärme erhalten können, auch gegen Staub gesichert sind. Wenn die Kälte strenger wird, stellt man sie während der Nacht vom Fenster weg. Sind die Knospen dem Aufbrechen nahe, so läßt man ihnen etwas mehr Wärme zukommen; auch verlangen sie zur Ausbildung des ersten Triebes mehr Wärme, aber dann auch Schatten gegen heiße Sonnenstrahlen und mehr Wasser. Nach Ausbildung des ersten Triebes (welcher oft durch vermindertes Lüften beschleunigt wird), Ende Juni bis gegen Mitte Juli, bringt man die Kamellien ins Freie, und zwar an einen ruhigen beschatteten Platz (am besten gegen eine Nordwand), woselbst sie nur Früh- und Abendsonne genießen; denn obgleich die erhärteten Blätter die volle Sonne ertragen, so bekommen sie doch darin leicht Brandflecken, wenn sie naß oder mit Wassertropfen bedeckt sind. Auch erhitzt die Mittagssonne die Erde zu sehr, wodurch die Wurzeln leiden. Hat man indeß eine große Sammlung Kamellien und kann sie nicht alle schattig stellen, so rangire man sie so, daß die niedrigeren von den höheren beschattet werden; niemals lasse man aber die noch weichen Blätter und Triebe von zu warmen Sonnenstrahlen berühren. Kann man die Zimmerkamellien nicht während des Sommers ins Freie stellen, so gebe man ihnen wenigstens so oft und reichlich, als möglich ist, atmosphärische Luft, befeuchte sie fleißig von oben, und stelle sie bei einem sanften und warmen Regen hinaus. Die Kamellie kann durch den Schnitt gleich dem Orangenbaume zu hochstämmigen Bäumchen und Pyramiden [oder buschigen Sträuchern verschiedener Form herangezogen werden. Man beschneidet sie am besten im Frühling, gleich nach der Blüthe, beim Umpflanzen; doch kann dasselbe auch im August geschehen, wiewohl mit Aufopferung der Blüthen; dann werden aber im andern Jahre die Triebe desto kräftiger und reicher an Blüthenknospen. Im letzten Falle bedürfen sie des Antreibens nicht, sondern bleiben im Freien. Kranke oder schwache Exemplare werden von faulen Wurzeln befreit, stark zurückgeschnitten und dann in feuchter Wärme eines Lohkastens, oder im warmen Zimmer (woselbst man sie oft mit lauwarmem Wasser oben befeuchtet) angetrieben. Die Schnittwunden verklebt man mit Baumwachs. Die Vermehrung der Kamellien geschieht durch Stecklinge, durch das Ablegen, durch Pfropfen und Ablaktiren auf die einfach blühenden und durch den Samen. Zu Stecklingen nimmt man die jungen gereiften Triebe und schneidet sie dicht unter einem Auge oder im Ansatzringe ab. Das Stecken kann zeitig, im März, besser noch im August geschehen, in flache Töpfe entweder in reinen, gewaschenen, sehr feinen Sand, oder in feingesiebte, mit 4 Theilen feinen Sandes gemischte Torferde. Man läßt an jedem Steckling nur 2—3 Blätter und steckt sie ziemlich flach ein, doch so, daß sie fest stehen und sich nicht einander drängen. Nachdem man sie gesteckt, stark befeuchtet und mit Glocken bedeckt hat, läßt man sie im Glashause oder Zimmer 4—6 Wochen schattig und kühl stehen und bringt sie dann in ein temperirtes Warmbeet; die im August gemachten Stecklinge kann man auch im Zimmer, Glashause oder Lauwarmhause durchwintern und erst im März in ein Warmbeet stellen, wonach sie um so sicherer gute Wurzeln bilden. Sie gleich nach dem Einstecken sehr warm zu stellen, ist nicht rathsam, indem sie dann oft eine starke Verknorpelung bilden, ohne Wurzeln zu machen. Man kann am temperirten Orte in Kästchen, die mit passenden Gläsern bedeckt werden, Stecklinge machen; desgleichen in ein dafür zubereitetes, gegen Norden gerichtetes und mit einem dicht schließenden Fenster bedecktes Mistbeet. Da die gefüllt blühenden Kamellien in der Regel später und minder leicht Wurzeln bilden, als die einfach blühenden, so pflegt man in vielen Gärten, besonders in England und Frankreich nur die einfache rothblühende durch Stecklinge zu vermehren, welche in 4—6 Wochen sich bewurzeln, und die andern Sorten darauf zu pfropfen oder zu ablaktiren. Die Anzucht durch Ableger ist langwierig und steht den andern Vermehrungsmethoden weit nach. Es geschieht am besten, wenn man die abzulegenden Exemplare in einen Ablegerkasten dergestalt schräg in die volle Erde pflanzt, daß die Zweige der Erde möglichst nahe gebracht werden. Das Pfropfen und Ablaktiren auf die einfache rothe Kamellie geschieht im Frühjahre, sobald die Pflanzen zu treiben anfangen. Nach dem Veredeln hält man sie in einer etwas feuchten Wärme, stets beschattet, bis sie völlig angewachsen sind. Diese Methode wird vielfältig angewandt, ist sehr empfehlenswerth und liefert am schnellsten blühbare, starke Exemplare. Man kann auch verschiedene Varietäten auf einen Stamm, der hinreichend starke Zweige hat, ablaktiren; doch wähle man dazu solche, die

zu gleicher Zeit blühen. Der Samen wird gleich nach der Reife oder im Frühling in ein warmes Mistbeet gesäet (oder in Töpfe, die man ins Warmbeet senkt). Haben die Pflänzchen einige Blätter, so versetzt man sie einzeln in Töpfe und hält sie im mäßig warmen Mistbeet schattig, bis sie hinreichend herangewachsen sind. Durch Aussaat gewinnt man entweder neue Varietäten, oder schöne Stämmchen zum Veredeln. Vgl. Ueber die Pflege der Kamellien, Dresden 1828; Reider, Kultur der Azaleen, Cactus, Kamellien und Calla, Ulm 1834; Berleſe, Monographia di genre C., 2. Auflage, Paris 1840, deutsch, Berlin 1838.; Cotta, Camelliographia, Turin 1843.

Camelo (**Gambello**), **Vittoria**, italienischer Bildhauer und einer der ausgezeichnetsten Stempelschneider der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in Venedig oder Vicenza geboren, Erfinder der Kunst, Stempel in Stahl zu schlagen. Eine besondere Fertigkeit besaß er im Nachahmen antiker Medaillen, wobei er jedoch nicht selten gegen die Gesetze der Rechtlichkeit gesündigt haben soll. Sehr selten ist die Medaille mit dem Motto: Favo Fortuna, ferner auf Agostino Barbarigo ꝛc., auf den Kardinal Dom. Grimani, V. C. F. und 1493 bezeichnet; ihm werden auch die Bronze-Basreliefs am Monumente der Barbarighi, Meisterwerke in Komposition, Korrektheit, und technischer Ausführung, zugeschrieben.

Camelot (franz.), dichtes Zeuch, wie die Leinwand, gewebt aus Wolle, Ziegenhaar und Seide, entweder glatt oder gestreift, oder gewässert, auch gestreift und changeant. Oft ist der Einschlag Wolle und die Kette Linnengarn, oft aber auch die Kette Ziegenhaar und der Einschlag Halbseide und Ziegenhaar, oft beides Ziegenhaar oder Wolle. Vor dem Weben werden entweder die Fäden oder die Zeuchstücke gefärbt. Der ächte oder orientalische C. ist aus purem Angoraziegenhaar gewebt. In Europa ist der feinste der von Brüssel und Leyden, ihm steht am nächsten der englische und französische (Lille); auch der zu Göttingen, Magdeburg und Berlin verfertigte empfiehlt sich durch Güte. Schriftsteller des Mittelalters gedenken des C. unter dem Namen Cameletum u. Camelinum als eines Gewebes aus Kameelhaaren.

Camera (lat.), Gemach, Kammer, besonders Stube in welcher man das Privatvermögen eines Fürsten aufbewahrt; daher C. comptorum (chambre des comptes), die Behörde, welche alle Privateinkünfte des Fürsten zu verwalten hat (s. **Kammer**).

Camenä, Name altitalischer Göttinnen, unter denen Egeria die berühmteste ist und mit denen jedenfalls die Carmenta (s. d.) zusammenfällt. Die römischen Dichter trugen den Namen häufig auf die Musen über.

Camera clara } s. Camera obscura.
Camera lucida }

Cameraenuntii, Provinzaufseher, Statthalter im fränkischen Reich, welche nicht, wie die Herzoge und Grafen, in den Provinzen selbst ihr Amt übten, sondern sie nur bereisten, sonst aber am Hofe lebten, und also in strengerer Abhängigkeit von demselben sich befanden.

Camera obscura (lat., d. i. finstere Kammer), eine um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem neapolitanischen Gelehrten Giovanni Battista Porta erfundene optische Vorrichtung, die in ihrer einfachsten Gestalt in einem eingeschlossenen dunklen Raume besteht, in welchen die von den äußern Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen nur durch eine einzige sehr kleine Oeffnung gelangen können. Dadurch nun, daß so von jedem Punkte eines Gegenstandes nur ein sehr dünner Lichtkegel auf eine gegenüberstehende Wand oder eine mit weißem Papier überzogene Tafel gelangt, wird auf dieser weißen Fläche ein mit den natürlichen Farben versehenes, aber nur matt erleuchtetes Bild des äußern Gegenstandes hervorgebracht. Um das durch die Oeffnung im Fensterladen fallende Licht zu verstärken und doch auf jeden Punkt der weißen Tafel nur die von einem jeden Punkte des Gegenstandes ausgegangenen Strahlen wieder zu vereinigen, setzt man in die 2—3 Zoll weite Oeffnung eine Linse mit nicht zu kurzer Brennweite ein, wo dann die weiße Tafel in der der Entfernung des äußern Gegenstandes von der Tafel entsprechenden Brennweite aufgestellt wird. In beiden Fällen ist das entstehende Bild verkehrt, da die eindringenden Lichtstrahlen sich auf ihren Wegen durchkreuzen. Bequemer ist die tragbare C. o., ein inwendig geschwärzter viereckiger Kasten, in welchen der Beobachter von der Seite hineinsieht, während die Lichtstrahlen von einem um 45° geneigten, an der obern horizontalen Wand des Kastens außerhalb desselben angebrachten ebenen Spiegel zurückgeworfen werden, dann durch eine mit einer konvexen Glaslinse verschlossene Oeffnung derselben Wand auf die untere horizontale weiße Fläche des Kastens fallen und hier ein Bild hervorbringen. Noch bequemer für manche Zwecke ist die Camera clara, d. h. helle Kammer, eine von dem Optiker Reinthaler in Augsburg erfundene Einrichtung der tragbaren C. o., bei welcher die Lichtstrahlen unmittelbar durch ein in einer vertikalen Wand des Kastens angebrachtes Linsenglas fallen, dann erst durch einen unter 45° geneigten, im Innern des Kastens befindlichen Spiegel aufwärts reflektirt werden und auf der obersten, zum Theil von einem halb durchsichtigen, nicht geschliffenen Glase, oder einem geölten Papiere, am besten aber von einer großen konvexen Glaslinse gebildeten horizontalen Fläche des Kastens ein von außen und obenher sichtbares Bild der äußeren Gegenstände hervorbringen. Aehnlich ist die C. o. im daguerreotypischen Apparat eingerichtet, nur daß hier an der Stelle der eckiggeschliffenen Glasfläche die durch Jod- und Bromdämpfe empfindlich gemachte Silberplatte gesetzt wird. Die 1807 von Wollaston erfundene Camera lucida, die für den Gebrauch beim Landschaftszeichnen wenigstens in England die C. o. auf längere Zeit fast völlig verdrängte, besteht aus keinem eingeschlossenen Raume, sondern aus einem kleinen vierseitigen Glasprisma, dessen Winkel nach der Reihe 90°, 67½°, 134° und 67½° betragen. Hält man dieses Prisma so, daß von den beiden einen rechten Winkel mit einander bildenden Flächen die eine oben ist und eine horizontale Lage hat, die andere aber vertikal und den abzubildenden Gegenständen zugekehrt ist, und sieht senkrecht hinunter auf den hintersten Theil der obersten Fläche, indem man das Auge derselben sehr nahe hält, so erblickt man die Bilder der Gegenstände auf einem

unter dem Prisma befindlichen Papier in aufrechter Lage, zugleich aber auch, neben dem Prisma vorbeisehend, das Papier selbst, so daß man jene mit einem Bleistift nachzeichnen kann. Kurzsichtige müssen sich dabei eines konkaven, vor die vertikale vordere, den Gegenständen zugewendete Fläche bestellten, Fernsichtige eines konvexen, unterhalb des Prisma's an der Fassung desselben angebrachten Glases bedienen. Mittelst seiner Fassung ist das Prisma an einem horizontalen Arm befestigt, der von einer kleinen vertikalen Säule ausgeht. Eine Schraubenzwinge dient dazu, das Instrument an den Tisch festzuschrauben. Will man sich der Camera lucida bedienen, um die durch Mikroskope und Fernröhre vergrößert gesehenen Gegenstände nachzuzeichnen, so nimmt man ein rechtwinkelig gleichschenkeliges Prisma von sehr geringer Länge und Breite, wo dann die Spiegelung auf der hintern Hypothenusenfläche geschieht.

Camerarius (lat.), Aufseher des Schatzes der fränkischen Könige, erster Palastbeamter; in Schottland ehedem ein umherreisender Gerichts- und Polizeivisitator.

Camerarius, Joachim, eigentlich Liebhard, welchen Namen er, weil seine Vorfahren am Hofe des Bischofs Eberhard von Bamberg Kammermeister gewesen waren, in C. verwandelte, einer der größten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, der vertrauteste Freund Melanchthons, war am 12. April 1500 zu Bamberg geboren. Sein Geist entwickelte sich frühzeitig so außerordentlich, daß dem 13jährigen Knaben sein Lehrer versicherte, ihm nichts weiter lehren zu können. Der Vater schickte ihn nach Leipzig, wo C. fünf Jahre verweilte und unter Richard Crocus den Grund zu seiner ausgezeichneten Kenntniß der griechischen Sprache legte. In seinem 18. Jahre kam er nach Erfurt, schloß Freundschaft mit Eobanus Hessus u. verließ, als die Pest ausbrach, 1521 diese Stadt, um sich nach Wittenberg zu begeben. Hier knüpfte er bald den innigsten Freundschaftsbund mit Philipp Melanchthon, mit welchem er, auch nachdem er 1525 Wittenberg verlassen hatte, im Briefwechsel blieb. Nach einer Reise in Preußen trat C. ein Lehramt der griechischen und lateinischen Sprache in Nürnberg an und erschien als Abgeordneter dieser Stadt 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er als Freund und Rathgeber des vorsichtig bessernden Melanchthons großen Antheil an der Abfassung der augsburgischen Konfession hatte. Vom Herzog Ulrich von Würtemberg berufen, begründete er das Studium der Philologie auf der Universität Tübingen. Hierauf unternahm er, auf Befehl der Herzöge Heinrich und Moritz von Sachsen, die Reorganisation der Universität Leipzig, deren Rektor er längere Zeit hindurch war. Im Jahre 1555 traf er nochmals als Deputirter des Reichstags zu Augsburg mit Melanchthon zusammen und begleitete diesen zum Religionsgespräch in Nürnberg, so wie auch 1556 auf den Reichstag zu Regensburg. Maximilian II. berief 1568 C. nach Wien, um ihn über kirchliche Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Kaiserlich beschenkt kehrte C. nach Leipzig zurück, wo er, an Steinschmerzen leidend, am 17. April 1574 †. Seine Werke (gegen 150) zur Philologie, Rhetorik, Mathematik rc. sind zahlreich und auch noch jetzt zum Theil geschätzt. Er beschäftigte sich auch, nach dem Geschmacke seiner Zeit, mit Nativitätsstellerei. Seine Zeitgenossen erkannten ihm den Ruhm eines ausgezeichneten Universitätslehrers, eines gründlichen und praktischen Gelehrten und des vorzüglichsten Kenners der griechischen Sprache zu. Für die allgemeinere wissenschaftliche Bildung, sagt H. A. Erhard in Ersch und Grubers „Allg. Encyklopädie", und besonders für die philologischen Wissenschaften, ist ohne Zweifel in Deutschland, nächst Melanchthon, C. der verdienteste Mann seines ganzen Jahrhunderts. Niemand hatte vor ihm die alte Literatur gleichzeitig so allgemein aufgefaßt und so tief durchdrungen; Niemand in der Bearbeitung der Klassiker eine so genaue Kritik des Textes mit gründlicher und geschmackvoller Erklärung, so weit es nur irgend das damalige Zeitalter zuließ, vereinigt; Niemand sich gleichzeitig so tiefe Sprachkenntniß mit so ausgebreiteten Sachkenntnissen zu eigen gemacht; denn es ist fast keine Wissenschaft zu nennen, in welcher C. ganz fremd gewesen wäre, wenn er auch in Ansehung seiner eigenen Arbeiten sich vorzugsweise der alten Literatur widmete. Genie und Studium, Gedächtniß und Urtheilskraft hatten sich dazu bei ihm ausgezeichnet glücklich vereinigt. Besonders rühmen auch seine gleichzeitigen Freunde, daß die Güte seines Herzens der Größe seines Verstandes gleich kam und daß er durch seinen Charakter eben so liebenswürdig, als durch seine Kenntnisse achtungswerth war. Von seinen Schriften sind vor Allem erwähnungswerth seine vortrefflichen und noch jetzt gesuchten und geschätzten Ausgaben griechischer Klassiker, des Homer, Sophocles, Theokrit und der gnomischen Dichter, ferner des Herodot, Thucydides, Theophrast, Ptolemäus, Theon und einiger griechischen Kirchenväter. Unter seinen Uebersetzungen griechischer Autoren ist die lateinische Bearbeitung der äsopischen Fabeln am weitesten verbreitet. Werthvoll für die Geschichte der Philosophie ist seine Ausgabe der „Decem praedicamenta Archytae etc." (Leipzig 1564). Vorzügliche latein. Ausgaben sind: Cicero, Macrobius, Virgil, Plautus und Terenz. Er selbst beschrieb mehre seiner Reisen in lateinischen Versen, die Nic. Reusner in seinem „Hodoeporicon" (Basel 1580) aufbewahrt hat. Von gleichem Interesse sind C.' Reden und Briefe, wovon besonders letztere viele schätzbare Beiträge zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte jener Zeit liefern. Seine „Historica narratio de fratrum orthodoxorum ecclesiis in Bohemia, Moravia et Polonia etc." erschien erst 1605 zu Heidelberg. Das Beste aber, was von C.' Geistesthaten auf uns gekommen und der Nachwelt aufbewahrt worden ist, sind seine drei biographischen Werke: „Narratio de H. Eobano Hesso, comprehendens mentionem de compluribus illius aetatis doctis et eruditis viris etc." (Nürnberg 1553), „De Philippi Melanchthonis ortu, totius vitae curriculo et morte, implicata rerum memorabilium temporis illius hominumque mentione narratio" (Leipzig 1566) und „Narratio de Georgio, Principe Anhaltino etc." (das. 1555). Von allen dreien erschien ein neuer Abdruck zu Leipzig 1696; Me-

lanchthons Leben ist von G. Th. Strombek (Halle 1777) besonders herausgegeben worden. Von seinen 5 Söhnen ist besonders **Joachim**, den 5. Nov. 1534 zu Nürnberg geboren, als Arzt, Chemiker und Botaniker berühmt geworden. Seit 1564 praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, veranlaßte er den dortigen Magistrat 1592 zur Stiftung eines medicinischen Kollegiums und blieb dessen Dekan bis zu seinem Tod 1598. Von seinen Schriften ist die werthvollste: „De plantis epitome utilissima P. H. Matthioli, novis iconibus et descriptionibus aucta" (Frankfurt 1586, deutsch von Handsch unter dem Titel: „Kräuterbuch", das. 1586). Er benutzte dazu die Holzschnitte, welche er in Geßners Bibliothek aufgefunden und mit dieser käuflich an sich gebracht hatte, und fügte diesen noch eine kleine Anzahl Abbildungen seltener, von ihm zuerst beschriebener Pflanzen hinzu. Von seinen übrigen Werken nennen wir: „De re rustica opuscula nonnulla" (Nürnberg 1577, das. 1596), „Hortus medicus et philosophicus" (Frankfurt 1588, 1654), „Symbolorum et emblematum centuriae tres" (Nürnberg 1590 bis 1597) 2c. Ein **Rudolf Jakob C.**, ebenfalls berühmter Mediciner und Botaniker, 1665 zu Tübingen geboren, † daselbst 1721 als Professor und Direktor des botanischen Gartens, hat zuerst die beiderlei Befruchtungsorgane der Pflanzen richtig erkannt und den eigentlichen Grund zur Sexualtheorie gelegt (Epistolae de sexu plantarum, Tübingen 1694, neue Ausgabe 1749).

Camera stellata, Sternkammer, englischer Gerichtshof, welcher, aus dem Lordkanzler und königlichen Räthen bestehend, über Staatsverbrechen von angesehenen Männern richtete. Sterne zierten die Decke des Sitzungssaals, daher der Name. Sie ward unter Karl I. aufgelöst.

Camerata, s. Bonaparte.

Cameria, uralte Stadt der Aborigines, in der Ebene von Anio in Latium, lange vor Roms Erbauung von Alba Longa zur Kolonie gemacht. Romulus soll die ihm stets feindlichen Bewohner von C. besiegt und unterjocht haben. Unter dem ältern Tarquinius verband sich C. mit einigen andern lateinischen Pflanzstädten gegen Rom. Als der jüngere Tarquinius vertrieben worden war, schloß sich C. sogleich mit Fidenä der königlichen Partei an und wurde dafür schwer gezüchtigt. Es wurde dem Boden gleich gemacht u. die Bürgerschaft theils hingerichtet, theils in die Sklaverei geführt.

Camerino, Stadt in der gleichnamigen Delegation des Kirchenstaats, die auf $15^1/_2$ □Meilen 1855 42,991 Einwohner zählt, auf einem Berge, unweit der ersten von Rom über Foligno nach Ancona führenden Straße, ist Sitz eines Erzbisthums u. einer kleinen 1727 gestifteten Universität, eines Seminars, 19 Klöster und der Provinzialbehörden. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind der erzbischöfliche Palast und die Kathedrale. Auf dem Hauptplatze befindet sich eine Broncestatue des Papstes Sixtus V. Die 7500 Einwohner betreiben Seidenspinnerei und Landwirthschaft. C. ist das alte **Camernium**, hieß früher **Camers** und war eine wichtige Stadt in Umbrien an der picentischen Grenze. Die Einwohner, ehedem Camertes genannt, standen bei den Römern in großem Ansehen und bildeten mit diesen einen starken Bund gegen die Etrusker und auch gegen die Karthager. Das Christenthum wurde schon 248 hier eingeführt und C. ist einer der ältesten Bischofssitze. Im Mittelalter war C. eine Mark des Herzogthums Spoleto. In der Mitte des 13. Jahrhunderts kam es an die Varani, von denen Johann Maria 1520 vom Papst Leo den Herzogstitel erhielt. Im Jahr 1589 kam C. an Ottavio Farnese und, nachdem dieser Herzog von Parma geworden war, an die päpstliche Kammer.

Camerlengo (ital.), das deutsche Kämmerling (Camerarius), am römischen Hofe der Kardinal, welcher die Justiz und den Schatz zu verwalten hat. Unter ihm steht ein Großschatzmeister, ein Generalauditeur und die Kammer der Finanzen, welche aus 12 Prälaten, Kammerschreiber genannt, besteht. Außer diesen schon so wichtigen Funktionen hat der Kardinal-C., so lange der päpstliche Stuhl leer steht, das Steuer der Regierung in den Händen. Er läßt Edikte ergehen, Geld von seinem Gepräge schlagen, und die Schweizergarde und Palastoffiziere umgeben ihn bei seinem öffentlichen Auftreten.

Camerloher, Placidus von, gewöhnlich **Don Placido de C.**, auch **Camerlocher** genannt, berühmter Musiker und Komponist, war 1730 bis ungefähr 1750 Kammermusikus und Domherr zu München, wurde um 1750 Chorherr und Domkapellmeister in Freisingen, später auch Rath. Er schrieb mehre Sinfonien für Orchester, die Oper „Melissa tradita", vortreffliche Meditationen 2c. und soll auch ein vorzüglicher Orgel-, Lauten- und Violinspieler gewesen seyn. Für die Laute komponirte er 18 Trio's in 3 Lieferungen, für die Violine 24 dgl. in 4 Lieferungen. Sein letztes gedrucktes Werk waren 6 Sinfonien für 4 Bogeninstrumente, 2 Hörner und 2 Trompeten, die zu Lüttich erschienen. In seinem Alter widmete er sich hauptsächlich dem Unterrichte, und aus seiner Schule sind mehre der nachmals beliebtesten Komponisten hervorgegangen.

Cameron, Richard oder **Archibald**, berühmter schottischer Prediger und Stifter der Sekte der Cameronianer, trennte sich von den übrigen Presbyterianern, weil diese eine von Karl II. zur Bestätigung des Supremats in Kirchensachen erlassene Indulgenz angenommen, fand einen großen Anhang, exkommunicirte den König, als dieser C.s Partei zu verfolgen begann, ja er forderte sogar zu dessen Absetzung auf, und fiel 1682 in dem Gefecht bei Airs-Moß mit seinem Bruder, Rücken gegen Rücken gekehrt, gegen die königlichen Reiter fechtend. Die nach ihm benannten **Cameronianer** (**Cameronier**) blieben dem alten Presbyterianismus treu, hielten ihren Gottesdienst unter freiem Himmel und haßten ihre dem König und dem schottischen Parlament nachgebenden Glaubensgenossen noch mehr, als die Episkopalen. Dem König, welcher willkürliche Glaubensverordnungen erließ, sprachen sie das Recht auf den Thron ab. Verfolgungen und Hinrichtungen machten sie nur um so halsstarriger, und sie setzten sich gegen die Gewalt mit außerordentlicher Tapferkeit zur Wehr. Die Regierung wüthete mit Grausamkeit gegen sie fort, und darum halfen sie auch, ihrer geopferten Mär-

tyrer gedenkend, Wilhelm III. zur Verjagung Jakobs II. Im Jahr 1690 wurden die C. auf einer Generalsynode mit den übrigen Presbyterianern scheinbar vereinigt, blieben aber stets unter strenger Aufsicht der Regierung. Erbittert über Verordnungen, die ihnen mit neuem Gewissenszwang drohten, und aufgereizt durch fanatische Prediger, rotteten sie sich 1709 bei Edinburg militärisch zusammen und mußten durch Waffengewalt zerstreut werden. Die Toleranz der neuern Zeit machte auch sie toleranter und milder. Jetzt bestehen sie aus nicht mehr als 14 bis 15 Kongregationen, und auch diese sind schwach. Nach einem ihrer Prediger heißen sie auch Cargilliten.

Cameroniten, eine calvinistische Sekte in Frankreich, von Johann Cameron († als Professor der Theologie zu Montauban 1625) gestiftet, lehrte, daß der Wille des Menschen einzig durch das praktische Urtheil des Verstandes bestimmt sey, daß die Ursache guter und schlechter Handlungen in der Erkenntniß, die von Gott kommt, ihren Grund habe, daß Gott nicht physisch, sondern moralisch den Willen wecke ꝛc. Man nannte sie auch Universalisten, Amyraldisten.

Camers, Johann, eigentlich Giovanni Ricuzzi Vellini, geboren 1448 zu Camerino (daher der Name) in Umbrien, gelehrter Minorit, Konventregens seines Ordens, berühmter Lehrer der Philosophie und Theologie, sowie der Humaniora zu Padua, Verona und 24 Jahre zu Wien, woselbst er 1546 oder 1556 †. C. erwarb sich zu seiner Zeit großen Ruf durch seine philosophischen Vorlesungen nach Duns Scotus und durch seinen rastlosen Eifer um das Wiederaufblühen der klassischen Literatur. Mit dem großen Marcus Musurus, Erzbischof von Malvasia auf Morea, unterhielt er in griechischer Sprache einen gelehrten Briefwechsel. Gegen Paul. Speratus, welcher Luthers Lehre in Wien predigte, trat er 1524, auf Verlangen der theologischen Fakultät, mit einer Glaubensstreitschrift auf. Von vielen Klassikern, die er herausgab, sind am bekanntesten geworden: Claudianus (Wien 1510), Dionysius' „Geographia" (das. 1512), Florus und Sextus Rufus (das. 1518), C. Jul. Solinus (das. 1520). Außerdem schrieb er auch Kommentare zu Justin, Eutrop, Pompon. Mela, Plinius' „Historia Naturalis", Cebes, Lucan ꝛc.

Camille, Theatername der berühmten italienischen Schauspielerin Jacqueline Antoinette Veronese (s. d.).

Camilli und **Camillä**, blühende und kräftige Knaben und Mädchen von Freigeborenen in Rom, welche den Opferdienst besorgten. Nach Macrobius und Varro sollen die C. mit dem pelasgisch-tyrrhenischen Gott Cadmilus verwandt seyn. Hartung, Müller u. andere neuere Forscher sehen jedoch in dieser Erklärungsweise nur ein eitles Bestreben der damaligen römischen Autoren, einheimische Gebräuche aus griechischen Mythen erklären zu wollen.

Camillo, Francesco, geschickter spanischer Historienmaler des 17. Jahrhunderts, Halbbruder des Eugenio de las Cuevas und Schüler seines Stiefvaters Pedro de las Cuevas, † 1671 in der Blüthe der Jahre. Von seinen Bildern, die sich durch Korrektheit der Zeichnung, sowie durch Leichtigkeit und pastosen Farbenauftrag auszeichnen, sind mehre zu Alcala, Segovia, Salamanca; seine Madonna in S. Juan de Dios zu Madrid ist ein bewunderungswürdiges Gemälde. In Petersburg (Eremitage) befindet sich eine Himmelfahrt Mariä von C.

Camillus, Beiname des römischen Patriciergeschlechts der Furier (gens Furia). Am bekanntesten ist: Marcus Furius C., hochherziger Patriot und einer der ruhmvollsten Helden der alten Republik, war der Sohn des Lucius Furius Medullinus und that sich frühzeitig in den Kriegen seiner Vaterstadt hervor. Noch sehr jung wurde er Kriegstribun, welche Würde er überhaupt siebenmal bekleidete, und belagerte als Diktator von 404—395 Veji, eine der mächtigsten Städte Etruriens. Nachdem er diese Stadt, welche Roms aufstrebende Macht fast hundert Jahre darniedergedrückt, endlich bewältigt hatte, hielt er einen Triumphzug mit vier weißen Rossen, wie er nur zu Ehren der Götter gehalten zu werden pflegte, was, sowie sein entschiedenes Widerstreben gegen die Ansiedelung der Plebejer in Veji, den Unwillen des Volkes gegen ihn erregte. Bald darauf belagerte er als Kriegstribun das sich tapfer vertheidigende Falerii, schickte einen Lehrer, welcher die vornehmsten Kinder der Stadt an ihn verrathen wollte, gebunden und unter Ruthenstreichen zurück und bewog durch diesen Edelsinn die Einwohner, sich auf Kapitulation zu ergeben. Nach seiner Rückkehr wurde er Interrex, da die Konsuln von einer ansteckenden Krankheit befallen waren. Den Plebejern verhaßt und von den Volkstribunen der Veruntreuung der Beute von Veji, des Stolzes und der Herrschsucht, wie einer zu gelinden Behandlung von Falerii angeklagt, ging er freiwillig nach Ardea ins Exil, obgleich seine Freunde sich erboten hatten, für ihn die Straffumme zu bezahlen. Aber Roms Reue über die Verbannung seines besten Feldherrn kam schnell. Als der Gallier Brennus Rom bis auf das Capitolium erobert hatte, sammelte C. zuerst die Bewohner von Ardea, schlug die streifenden Gallier und erhielt nun vom Senate Ehrenerklärung, Zurückberufung und die Diktatur auf ein Jahr. Hierauf erschien er mit 40,000 gesammelten Römern in dem Augenblick vor Rom, als die kapitolinische Besatzung den Abzug der Gallier erkaufen wollte. „Mit Eisen, nicht mit Gold, kauft sich Rom los!" rief er, und die Gallier wurden geschlagen. Nach Polybius traf C.' Erscheinen mit dem Abzug der Gallier zusammen, und dies ist wahrscheinlicher. Mit Frohlocken und dem Zuruf des wankelmüthigen Volkes als Romulus, zweiter Gründer der Stadt und Vater des Vaterlandes begrüßt, zog C. in Rom ein, widersetzte sich aber auch jetzt wiederum der Absicht der Plebejer, das eingeäscherte Rom zu verlassen und die öden, geräumigen Wohnungen Veji's zu beziehen. Der Senat trat auf die Seite des C. und die Stadt wurde wieder aufgebaut. So rettete er Rom durch Klugheit, wie er es vorher durch die Waffen gerettet. Auch für das folgende Jahr Diktator, focht er siegreich gegen den furchtbaren Bund der Aequer, Volsker, Herniker, Latiner und Etrusker und zog zum dritten Male als Trium-

phator in Rom ein. Als Kriegstribun nahm er an dem feindlichen Antium schwere Rache und hielt, als solcher mit konsularischer Gewalt ausgerüstet, das tödtliche Gericht über den meuterischen Manlius Capitolinus. Schon hochbejahrt, sah er sich genöthigt, den Oberbefehl gegen die Volsker zu übernehmen, und besiegte sie bei Satricum. In dem hierauf folgenden äußeren Frieden erhoben sich innerliche zehnjährige Zwistigkeiten, als die Volkstribunen Licinius und Sextius Gleichstellung mit den Patriciern bei den Konsulatswahlen für die Plebejer in Anspruch nahmen. Der bedrängte Senat ernannte den C. zum vierten Male zum Diktator, und dieser widersetzte sich den Anforderungen der Plebejer eine Zeit lang auf das Hartnäckigste. Nicht weil er von den Tribunen mit Gefängniß bedroht worden, sondern in Erkennung der plebejischen Uebermacht und des endlichen Sieges bewog er den Senat, dem Volke nachzugeben, und entsagte der Diktatur. Bereits 80 Jahre alt, erhielt er zum fünften Male die Diktatur gegen die wieder einbrechenden Gallier und nach errungenem Siege zog er zum vierten Male im Triumph ein, gegen welche Angabe des Livius ebenfalls Polybius spricht. Er baute hierauf neben dem Kapitol einen Tempel der Concordia, trat ins Privatleben zurück und wurde 365 v. Chr. von einer Seuche dahingerafft. C. hat sich in jenen Zeiten Roms, wo die Anarchie mit dem Freiheitsstreben der Plebejer zugleich in die Thore der alten Weltstadt einzog, durch Energie, aber auch durch Thaten des Friedens und durch treffliche innere Einrichtungen um seine Vaterstadt hochverdient gemacht. Er verbesserte die römischen Waffen (führte eiserne Helme, Schilde mit ehernem Rande und lange Speere ein), erhöhte den Kriegern den Sold und somit die Kampflust, ermunterte als Censor zur Ehe Unverheiratheter mit den zahlreichen Kriegerwittwen und sorgte dadurch für die wachsende Bevölkerung. Nach den altrömischen Annalen war Rom durch ihn Alles, ohne ihn Nichts, und dies ist sein Preis. Sein älterer Sohn, Spurius Furius C., war erster Prätor in Rom. Der zweite, Lucius Furius C., erster Aedilis curulis, erhielt zur Haltung der Komitien, während die Konsuln Popilius Länas und Cornelius Scipio krank waren, die Diktatur und brachte es dahin, daß zwei Patricier das Konsulat erhielten, worunter er sich selbst befand. Als solcher schlug er einen Schwarm Gallier im pontinischen Gebiet und, wiederum zum Diktator ernannt, die Aurunker.

Caminatzin, merikanischer Held, Herrscher von Tezcuco, einem Lehen des Kaiserthums Meriko, war der Neffe des Kaisers Montezuma und dessen vermuthlicher Nachfolger. Voll tiefen Unwillens über das drückende spanische Joch bildete er eine umfassende Verschwörung, wurde aber, gerade als dieselbe ausbrechen sollte, von Cortez gefangen genommen. Montezuma sah sich genöthigt, ihm unter der Anklage des Hochverraths die Herrschaft zu nehmen; die Merikaner griffen aber zu den Waffen und befreiten den tapfern Fürsten. C. fiel 1521 in der Vertheidigung von Meriko.

Camirus, Stadt auf der Westküste von Rhodus, von den Doriern gegründet, vor der Gründung der Stadt Rhodus die angesehenste der drei Städte der Insel, verehrte den Apollo Epimelius, schlug noch vorhandene Münzen und war der Geburtsort des Dichters Pisander.

Camisade (franz.), im 13. und 14. Jahrhundert der nächtliche Ueberfall des Feindes. Die Krieger trugen nämlich bei einem solchen, um sich einander in der Finsterniß zu erkennen, Hemden (camises) über den Harnischen. So überfielen 1525 die Kaiserlichen das französische Lager bei Pavia; auch im niederländischen Kriege kommen solche Ueberfälle vor.

Camisards, die ketzerischen Bewohner der Cevennen, deren Name von dem languedocschen Worte Camise (Chemise, Hemd) abgeleitet wird, entweder weil die armen Bewohner in den cevennischen Gebirgen fast weiter nichts auf dem Leibe hatten, oder weil die Bauern, um unerkannt zu bleiben, bei ihren Kriegszügen im bloßen Hemde gingen. Sie stammten von den alten Waldensern ab, standen diesen auch in ihrem Glauben näher, als den Reformirten, und waren ein ruhiges, armes, aber tapferes und auf der Wahrheit seiner Religionsmeinungen mit unbeugsamer Gewalt beharrendes Gebirgsvölkchen. Wie ihre Vorfahren waren auch sie, trotz aller Verfolgungen, welche Könige und Päpste über sie verhängt hatten, trotz der Kreuzzüge, die gegen sie gepredigt worden, dem alten Glauben treu geblieben; nur konnte es nicht fehlen, daß bei dem lange dauernden Mangel an Kirchen und Schulen, an Seelsorgern und Lehrern, dem man sie aussetzte, ihre Religionsliebe in eine Schwärmerei und einen Fanatismus überging, der an Stärke der Bigotterie ihrer Gegner vollkommen gleich kam. Nachdem die Reformation in der Schweiz Eingang gefunden hatte, wagten sich auch diese armen, scheuen, in Gebirgsschluchten ihrem Gott dienenden Christen wieder offener an den Tag. Sie erhielten bedeutenden Zuwachs, und endlich schien das Edikt von Nantes dem Jahrhunderte dauernden Elend der südfranzösischen Akatholiken eine Grenze zu setzen. Aber schon Ludwig XIV. hob Heinrichs IV. Schutzbrief auf, und nach dem ryswicker Frieden (1697) begann man die Bekehrung der C. Als die Missionen der Mönche und die Predigten der Pfaffen in keinem protestantischen Thale der Cevennen Eingang fanden, griffen König und Geistlichkeit zu einem wirksameren Mittel: man gab den Mönchen Dragoner bei, trieb die C. heerdenweise mit Schlägen in die katholischen Kirchen, entriß den Aeltern die Kinder, um sie katholischen Erziehern zu überliefern, steckte die widerspenstigen Männer auf die Galeeren, die Frauen in die Zuchthäuser und knüpfte die protestantischen Prediger an den Thüren ihrer niedergebrannten Kirchen auf. Wer Vermögen und Leben jenseits der Grenzen, in die Schweiz, nach Deutschland und Holland retten konnte, hatte das glücklichste Loos, und dieses wurde vielen der angesehensten, reichsten und kunstfleißigsten Cevennenbewohner zu Theil; die Nachkommen dieser C. bilden noch jetzt in vielen deutschen protestantischen Staaten einen sehr ehrenwerthen Theil der bürgerlichen Gesellschaft. Diejenigen der Zurückbleibenden, welche, nicht in die Gebirgsschluchten flüchtend, dem königlichen Ge-

setz sich fügten, waren die beklagenswerthesten. Verdächtig, dem verfolgten Glauben noch im Stillen zu huldigen, verfielen diese Unglücklichen, kaum durch die Unterwerfung vor der Peinigung der Dragoner und Mönche gesichert, nun den Erpressungen der Steuereinnehmer, welche alle der Art Verdächtige so unerbittlich streng zur Abtragung der Gefälle und Lasten anhielten, bis endlich auch sie bis an die Schwelle des Aufruhrs hingestoßen waren. So weit hatte die entsetzliche Verfolgung die Gemüther und Geister des Volks erhitzt, daß unter ihnen Propheten und Wunderthäter aufstanden, selbst Hirtenweiber die Stimmen der tröstenden Engel in der Luft hörten und jedes solcher Worte wie ein Trostspruch Gottes selbst von den armen Bedrängten aufgenommen wurde. Die erste Wuth des Volkes richtete sich gegen die Steuereinnehmer, viele wurden ermordet und ihre Häuser niedergerissen. Bei diesen Rachezügen sollen die Cevennenbewohner in bloßen Hemden gegangen seyn, eben um unerkannt zu bleiben, und aus dieser Zeit stammt der Name C., der dann auf alle Reformirten in Frankreich übergegangen ist.

Auf diesen Raubzügen lernte das Volk den Kampf, dessen Ausbruch durch die Verfolger selbst plötzlich herbeigeführt wurde. Der eifrigste derselben, Abbé du Chaila, war 1702 mit einem Haufen Bewaffneter und Mönche über die C. hergefallen, hatte die heimlichsten Zufluchtsörter derselben ausgespürt, sich sogar in ihre gottesdienstlichen Versammlungen geschlichen und hauste nun mit barbarischer Wildheit im Lande. Im Jahr 1703 überfiel er bei Pont de Montvert in den Ober-Cevennen eine Versammlung der Reformirten, von denen er die meisten auf der Stelle hängen und die übrigen in die Kerker seines Schlosses abführen ließ. Unter den Letzteren befand sich auch die Braut eines gewissen Perrier, und dieser war es, der mit der Erstürmung des Schlosses an der Spitze einer beherzten Schaar von Jünglingen und Männern den offenen Religions- und Bürgerkrieg begann; der Abbé wurde mit all den Seinigen erschlagen, das Thor allen Gefangenen geöffnet und sogleich allenthalben die Flamme des Aufruhrs auf den Bergen entzündet. Bald schwoll die Kämpferschaar zu Tausenden an, die angeborne Tapferkeit wurde noch gesteigert durch wachsende Ausbrüche der gröbsten Schwärmerei, und gewohnt, in ihren Gebirgen zu fechten und jeden geringsten Vortheil des Terrains zu benutzen, standen bald die C. als gefährliche, anscheinlich unüberwindliche Feinde Ludwig XIV. gegenüber. Dem König kam ein solcher Krieg in diesem Augenblick um so ungelegener, als eben der spanische Erbfolgekrieg seine Kräfte an allen Seiten des Reichs in Anspruch nahm. Auch benutzten die Feinde Frankreichs das innere Feuer, sowohl Marlborough als der Herzog von Savoyen schürten mit Eifer, sandten kleine Unterstützungen, versprachen größere ꝛc., und reizten dadurch die C. zu immer strengerer Wiedervergeltung der erlittenen Verfolgungen. Bereits hatten sie mehre königliche Heere geschlagen und zum Theil vernichtet, als der König endlich 1703 den Marschall Montreval mit 20,000 Mann gegen sie sandte. Dieser, der eben glaubensabtrünnig geworden war und schon dadurch den Haß des Volks haben mußte, verdiente ihn auch noch durch die schamlose Art, wie er gegen die C. verfuhr. Nicht im freien Kampf gegen die Männer, sondern durch Hinschlachten der Wehrlosen suchte er dem Befehl des Königs nachzukommen. So ließ er bei Nismes von seinen Dragonern eine Mühle anzünden, in welcher sich einige hundert Greise, Weiber und Kinder verborgen hatten, und was glücklich aus den brennenden Gebäuden sich gerettet hatte, wurde niedergeschossen oder in die Flammen zurückgeworfen. Es waren bis zu dieser Zeit über 40,000 C. gerädert, geschunden, verbrannt und gehangen worden. Böses mit Bösem vergeltend, erwürgten nun auch die C. allein in der Diöces Nismes 84 Priester und brannten gegen 200 Kirchen nieder. An der Spitze der C. stand ein mit entschiedenem Feldherrntalent begabter Führer, ein Bauernsohn aus Ribaute bei Anduse, Jean Cavalier. Die Kühnheit und Geistesgegenwart dieses Führers, die Art des Kampfes, das rauhe Gebirg mit seinen tausend verborgenen Schlupfwinkeln, aus deren jedem den Soldaten der Tod drohte, und endlich die Allgemeinheit und immer weitere Verbreitung des Aufstandes, dies brachte die Truppen jeden Augenblick in die Gefahr, abgeschnitten und überfallen, oder von Kälte und Hunger aufgerieben zu werden. Dazu kam noch eine andere, weit drohendere Gefahr. Die Rüstungen, Züge und Anstalten Cavaliers ließen deutlich den Plan erkennen, sich mit dem Herzog von Savoyen in der Dauphiné zu vereinigen. Bereits war das ganze Land von der Küste bis auf den höchsten Kamm der Berge in der Gewalt der C., und die Einwohner von Nismes, Montpellier, Oranges, Uzès ꝛc. standen mit ihnen in Verbindung und unterstützten sie mit Brod, Waffen, Munition und anderem Nothwendigen; mit Geschütz waren sie vortrefflich versehen, denn alle Glocken der sämmtlichen zerstörten Kirchen waren zu Kanonen ꝛc. umgegossen worden. Furcht und Schrecken beherrschten das Land, u. da die katholischen Landleute der weiten Umgegend weder das Feld zu bestellen, noch Lebensmittel in die Städte zu bringen wagten, so stieg die Noth allenthalben aufs Höchste. Da rief Ludwig XIV. im April 1704 den unfähigen Montreval ab und beorderte den Marschall Villars von der Rheinarmee an seinen Posten, der am 21. in Nismes seinen Einzug hielt. Der Anblick des Landes und der Leute brachte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß dieser Krieg mit den Waffen schwerlich zu einem baldigen Ende zu führen sey; er versuchte daher den Weg der Güte und des Friedens. Nachdem er sich über die Ursachen des Kriegs und den bisherigen Verlauf desselben, sowie über Charakter und Forderungen der Einwohner sorgfältig belehrt hatte, verkündigte er nicht nur für Alle, welche die Waffen niederlegen würden, eine allgemeine Amnestie, sondern setzte selbst Gefangene, welche Treue gelobten, in Freiheit. Dagegen zeigte er allen Widerspenstigen und Untreuen die unerbittlichste Strenge, ließ jeden, den er mit den Waffen in der Hand gefangen nahm, entweder auf der Stelle tödten, oder in Nismes, Alais oder St. Hippolyte hängen, rädern ꝛc. Um mit seiner Armee gegen den tausendgliederigen Feind allenthalben

gleich rasch und nachdrücklich operiren zu können, hatte er eine neue Kriegsweise eingeführt; er hatte sogenannte bewegliche Kolonnen gebildet, die nach jeder Richtung von einem gegebenen Punkte auszogen, auf welchem wieder ein Kern stehen blieb, der als Rückhalt jenen Unterstützungen nachsenden oder im freien Felde einem Feind die Spitze bieten konnte. Durch diese Maßregeln gelang es ihm in der That, eine Gemeinde nach der andern dem allgemeinen Kriegshaufen zu entziehen und dadurch sogar Cavalier zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Sache der C. verloren sey. Jean Cavalier ging unter solchen Umständen endlich in den Antrag einer Unterredung mit Villars ein, die am 10. Mai 1704 zu Nismes gehalten wurde. Das Resultat derselben war ein Vergleich, abgeschlossen unter folgenden Bedingungen: daß der gesammten reformirten Partei völlige Gewissensfreiheit und die Erlaubniß, religiöse Versammlungen zu halten, zugestanden würde, jedoch ohne Kirchen und nur außerhalb der Festungen und gemauerten Städte; ferner, daß alle der Religion wegen Gefangene in Freiheit gesetzt, die um derselben Ursache willen Ausgewanderten zurückgerufen und beiden ihre Güter und Freiheiten zurückgegeben würden, und daß endlich Diejenigen, deren Häuser während des Kriegs zerstört worden wären, sieben Jahre lang von allen Abgaben befreit seyn sollten. Cavalier sollte es noch außerdem gestattet seyn, mit seinen Anhängern außer Landes zu gehen. Cavaliers Corps zählte höchstens noch 1600, nach Andern nur 800 Mann. Schon am 22. Mai traf die königliche Bestätigung des Vergleichs und zugleich für Cavalier die Erlaubniß ein, aus seinem Anhang ein Regiment zu bilden, damit, wahrscheinlich auf Villars' Rath, so viele tapfere Krieger dem Vaterlande erhalten werden möchten. Ein so frühes und für Ludwig XIV. günstiges Ende des Kriegs lag jedoch nicht in den Plänen des Auslandes. Während Cavalier in Anglade, einem Flecken unweit Nismes, mit der Organisirung seines Regiments beschäftigt war, waren holländische Emissäre bei den C. eingetroffen, hatten Cavaliers Lieutenant, sowie die in hohem Ansehen stehenden Propheten für die Fortdauer des Kriegs gewonnen, versprachen die Hülfe der Republik und belebten aufs Neue den Haß und das Mißtrauen gegen den König und alle seine Vertreter. Nur Wenige konnten dem neuen Ruf zu den Waffen widerstehen, und die wilden Bauern eilten abermals in Schaaren ihren Bergen und Wäldern zu, indem sie fest darauf bestanden: es könne von ihrer Sicherheit und folglich vom Frieden keine Rede seyn, so lange das Edikt von Nantes nicht wieder in Kraft gesetzt sey. Zugleich kamen wirklich Geld und Waffen von Holland an. Allein die Kraft der C. war durch Cavaliers Rücktritt gebrochen; Villars' System, seine Beharrlichkeit im Ausführen gefaßter Entschlüsse und die Milde, die er den Reuigen so oft wie möglich zeigte, besiegten endlich einen großen Theil der C.; sie zogen unter Cavaliers Anführung nach Katalonien, wo die meisten in der Schlacht bei Almança am 25. April 1707 unter dem Marschall Berwick den Untergang fanden. Cavalier starb als Generalmajor ꝛc. 1740 zu Chelsea.

Noch war aber der letzte Funke des Kampfes nicht erloschen. Trotz der großen Menschenzahl, welche der Krieg verschlungen oder das Ausland aufgenommen hatte, traten immer wieder neue Haufen und frische Häuptlinge auf, die den Rachekrieg nach ihrer aufs Höchste gereizten Weise fortsetzten; vor Allen zeichnete sich ein gewisser Roland aus. Aber auch seiner Wirksamkeit machte der Tod (er wurde bei seiner Gefangennehmung von einem Dragoner erschossen) bald ein Ende, worauf sich die übrigen Anführer sammt ihrem Anhang durch Billets de sureté en blanche, die ihnen der Marschall ausstellte, vor jeder politischen oder religiösen Verfolgung sicher stellten. Viele wanderten auch jetzt noch nach Genf, Holland und Deutschland aus. Ehe aber der menschenfreundliche Villars auch die Schaaren, welche noch in ungeschwächtem Fanatismus in den Thälern der Ober-Cevennen herumirrten, entwaffnen und beruhigen konnte, wurde er abgerufen und Marschall Berwick, der Sieger von Almança, erhielt das Kommando in den Cevennen. Berwick weckte durch seinen Ungestüm die Flamme dieses Krieges zu einem letzten Aufflackern. Zu Montpellier hatte er viele Häupter der C. überrumpelt und gefangen und die alte Henkerarbeit des Räderns, Verbrennens, Viertheilens, sowie alle Greuel des rachsüchtigsten Verwüstens von Neuem begonnen. Da erhoben sich abermals die Propheten und Wunderthäter; sie an der Spitze, eilte das Volk aus allen Bergschluchten zum letzten Todeskampf hervor. Vergl. Histoire des Camisards, où l'on voit, par quelles fausses maximes de politique et de religion la France a risqué sa ruine sous le règne de Louis XIV., London 1744, 2 Bde.; Le patriote françois et impartial, Villefranche 1753, 2 Bde.; Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards, das. 1760, 3 Bde. Nach letzteren beiden Werken von dem reformirten Prediger Court de Gebelin zu Nismes bearbeitete Friedrich Schulz seine „Geschichte der C." (Weimar 1790), und C. D. Voß dieselbe in seiner Fortsetzung von D. H. Stövers „18. Jahrhundert" (V, 415—83). Ein Werk von katholischem Standpunkt und parteiischer Ausführung ist: (Bruyes) Histoire du fanatisme de notre temps, Utrecht 1757. Novellistisch behandelte den Stoff L. Tieck in seinem „Aufruhr in den Cevennen" (Berlin 1826 f.).

Camoens, Luis de, der größte und berühmteste Dichter der Portugiesen, war zu Lissabon um 1524 geboren, doch nehmen auch Coimbra und Santarem die Ehre in Anspruch, die Geburtsstätte des Dichters der „Lusiade" zu seyn. Die Familie der C. stammt ursprünglich aus Spanien und stand dort in hohem Ansehen, ein älterer Zweig derselben hatte sich sogar mit dem königlichen Blut von Portugal vermischt; dem jüngern Zweig wurde dagegen die höhere Ehre zu Theil, den berühmten Dichter zu erzeugen. Sein Vater, Simon Vaz de C., ein portugiesischer Schiffskapitän, litt an der Küste von Goa Schiffbruch und verlor mit dem Leben den größten Theil des Vermögens der Familie. Gleichwohl sorgte die Mutter, Donna Anna de Sá, aus Santarem gebürtig, auf das Eifrigste für die Erziehung des Sohnes u. machte ihm auch den Besuch der damals vom Kö-

nig Johann III. neu errichteten Universität Coimbra möglich. Die klassischen Studien nahmen ihn hier besonders in Anspruch; auch Philosophie und Geschichte trieb er mit Vorliebe und erwarb sich zugleich eine Menge mythologischer Kenntnisse. C. verließ die Hochschule als ein an Leib und Seele ausgezeichneter Jüngling; seine schönen Gesichtsformen, sein glänzender, sprechender Blick, seine Gewandtheit, das für alles Schöne glühende Jugendfeuer machten ihn zu einer liebenswürdigen Erscheinung in der Hauptstadt, an deren Hof er sich nun begab. Hier entspann sich zwischen ihm und einer Dame des Palastes, Donna Katharina de Attayde, eine Liebschaft, deren Entdeckung den König so erzürnte, daß er die Liebenden augenblicklich auseinanderriß und C. vom Hof verbannte. C. begab sich nach Santarem zu seinen mütterlichen Verwandten und Freunden, suchte in ernsten Studien Trost für seinen Liebesschmerz, der in mehren herrlichen Elegien (namentlich der 3.) ausströmte, und entwarf hier schon den Plan zu seinem großen Epos. Um diese Zeit rüstete Johann III. eine Flotte und ein Heer gegen Marokko, und C. war nun einer der Ersten, die als Freiwillige sich diesem Zuge anschlossen. C. gewann den Ruhm, einer der Tapfersten im Heere zu seyn, aber er trug auch zugleich eine schwere Wunde davon; in einem Seegefecht raubte ihm ein Metallstück aus einer feindlichen Kanone das rechte Auge. Er mußte längere Zeit in Afrika verweilen und benutzte die Stunden seiner ihm durch die Verwundung aufgedrungenen Muße zu rüstiger Fortsetzung seiner „Lusiade". Auch entstanden in jenen Tagen, „wo die eine Hand das Schwert, die andere die Leier führte", mehre seiner schönsten Sonette. Sein militärischer Ruf war nach Lissabon gelangt und hatte den Hof vermocht, die Verbannung aufzuheben. C. eilte in der frohen Hoffnung zurück, die Anerkennung, die man dem Dichter versagt hatte, nun dem verdienten und verwundeten Krieger zu Theil werden zu sehen. Allein auch diese Hoffnung trog. Kaum war es in den höheren Kreisen Lissabons bekannt geworden, daß C. sich um eine seinen Verdiensten angemessene Stelle bewerbe, als sich augenblicklich die boshaften Zungen gegen ihn erhoben; mehre der vornehmsten Adeligen, in deren Familien C. vor dem Ausbruch der königlichen Ungnade freundliche Aufnahme gefunden hatte, fanden seine Gegenwart jetzt unbequem, und sogar die Eifersucht, die nirgends mächtiger als im spanischen und portugiesischen Charakter tobt, waffnete sich gegen ihn, dessen Schönheit unter der afrikanischen Sonne und durch die entstellende Verwundung dahingeschwunden war. Unter diesen Umständen erkannte C., daß seines Bleibens in Portugal nicht länger seyn könne. Er schrieb den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, einem Freunde mit den Worten der Grabschrift des Scipio Africanus: Ingrata patria, non possidebis ossa mea (undankbares Vaterland, du sollst meine Gebeine nicht besitzen). Eine Flotte von vier Schiffen ging im März 1553 nach Ostindien unter Segel, drei der Schiffe fanden unterwegs ihren Untergang, aber das vierte, welches auch C. am Bord hatte, landete im September desselben Jahres in Goa. Kaum hatte er einen Monat hier verlebt, so schiffte er sich als Freiwilliger mit auf einer Flotte ein, welche der Vicekönig in Indien, Dom Affonso de Noranha, dem König von Cochin, und Porca, einem Bundesgenossen Portugals, gegen den König von Chembé, der jenem einige Inseln entrissen hatte, zu Hülfe sandte. Aus diesem Zuge, bei welchem er der Eroberung der Alagadainseln beigewohnt hatte, kam C. glücklich nach Goa zurück. Hier erschütterten ihn aber die Nachrichten von dem Tode des Prinzen Dom Joao, Vaters des Königs Sebastian, und dem seines Freundes und Beschützers Dom Antonio de Noranha, der in einem Gefecht gegen die Mauren in Afrika geblieben war; ihnen folgte kurz hernach auch der Vicekönig Dom A. de Noranha nach. Sein Nachfolger, Dom Pedro Mascarenhas, schickte im Februar 1555 eine Flotte unter dem Kommando des Dom Manoel de Vasconcellos ins rothe Meer, welches damals von den maurischen Korsaren für den portugiesischen Handel nahezu gesperrt wurde. C. begleitete auch diesen Zug und mußte auf der Insel Ormuz mit überwintern. Auch diese Muße benutzte C. zur Fortsetzung seines Heldengedichts, besuchte den Felixberg und die umliegenden öden afrikanischen Gegenden, von denen er dann in der „Lusiade" ein so ausgezeichnetes Bild entwarf, und richtete von dieser Einsamkeit aus sinnige und rührende Klageworte an seine ferne Geliebte. Seine Rückkehr nach Goa erfolgte erst im Oktober desselben Jahres. Hier schienen sich die Verhältnisse freundlich für ihn gestalten und poetische Muße für längere Zeit seinen trüben Himmel aufklären zu wollen; aber ihn selbst stürzte rücksichtslose Wahrheitsliebe in neues Elend. Der Vicekönig Dom P. Mascarenhas war gestorben. Dom Francisco Baretto an dessen Stelle getreten und C. über diese Wahl so ungehalten, daß er seiner satyrischen Aufwallung den Zügel schießen ließ und in mehren sehr bitteren Gedichten (eines führt die Ueberschrift „Disparates na India", Tollheiten in Indien) den Vicekönig und seine nächste Umgebung scharf geißelte. Der Vicekönig ließ C. dafür verhaften und verbannte ihn 1556 nach China. Aber auch in der Verbannung verschafften die ausgezeichneten Eigenschaften C.' ihm allenthalben Theilnahme und Freundschaft. C. begab sich mit einem Sklaven, den er aus Java mitgebracht hatte und der ihm in allen Lagen des Lebens treu blieb, nach Macao, wo man ihm das Amt eines Oberverwalters der Gelder der Verstorbenen (Provedor mor dos defuntos) übertrug. Hier waltete C. fünf Jahre in ziemlich ungestörter Ruhe und förderte das Werk seines Lebens mit außerordentlicher Thätigkeit. Während dieser Zeit war Dom Konstantin de Braganza Vicekönig von Indien geworden, und es regte sich nun in C. der Wunsch zur Rückkehr nach Goa. Er legte sein Amt nieder, rüstete selbst ein Schiff aus und schied von Macao. Aber auf dem Schiffe fand ihn sein Unglück wieder; er litt an der chinesischen Küste bei der Mündung des Flusses Mecon Schiffbruch. Alles Erworbene ward ein Raub der Wellen, C. rettete nichts, als seinen treuen Sklaven und den größten Schatz seines Lebens, seine „Lusiade". Als das Schiff sank, hatte sich C. in die Wellen gestürzt, und mit der Rechten rüstig dem Ufer zuru-

dernd, hielt er mit der Linken die Handschrift des Gedichtes hoch über die Wogen empor. So stand er denn wieder arm und verlassen an der fremden Küste. Aber auch hier fand der Dichter und sein Unglück Theilnahme; die Eingeborenen empfingen ihn freundlich und erzeigten ihm großartige Gastfreundschaft. Diese Scenen seiner Lebenstragödie schildert C. im 10. Gesang der „Lusiade", die er zum Theil hier geschrieben hat; auch sollen hier die berühmten „Quintilhas" entstanden seyn, eine Paraphrase auf den 130. Psalm, in welchem die Juden ihre Harfen an den Weiden bei Babylons Wasser aufhängen und über die Verbannung vom Lande der Heimath weinen. C. verweilte hier, bis sich eine Gelegenheit fand, die ihn 1561 nach Goa zurückbrachte. Der Vicekönig schloß mit C., der ihn in den schönen Stanzen, welche in seinen Gedichten unter der Aufschrift „Epistola III" aufbewahrt sind, begrüßte, ein Verhältniß, wie es das liebekranke Dichterherz so lange entbehrt hatte, ein Verhältniß inniger Freundschaft, und C. verlebte nun eine kurze Zeit wahrer Glückseligkeit. Dies währte bis in den Oktober 1561, wo Dom Francisco Contucho, Graf von Redondo, Vicekönig wurde. Alle Diejenigen, welche unter Barreto zu C.' Verbannung mitgewirkt hatten, erhoben sich jetzt in vereinten Massen gegen ihn, so daß selbst der neue Vicekönig, der anfangs C. freundlich zugethan schien, in die Verhaftung desselben willigen mußte. C. wurde beschuldigt, während seiner Amtsführung in Macao Veruntreuungen begangen zu haben. Zwar rechtfertigte sich C. aufs Glänzendste und warf die ganze Schmach der Anklage auf seine Gegner zurück, aber eben, als man ihm die Gefängnißthür öffnen wollte, trat ihm ein Gläubiger entgegen und bestimmte für den Dichter die Schuldhaft. In C. regte dieses neue Mißgeschick eine heitere Saite seines Innern an; er schrieb an den Vicekönig ein scherzhaftes Gedicht mit dem Anfang: „Que Diabo ha tao danado etc.", und dies verschaffte ihm die Freiheit. C. wandte sich nun wieder dem Waffendienste zu, diente aber dabei eifriger als je den Musen; denn außer vielen kleinen Gedichten, die in jener Zeit entstanden, vollendete er auch hier seine „Lusiade". Auf die Wirkung, welche dieses Gedicht im Vaterlande hervorbringen mußte, baute C. neue Pläne der Zukunft, und es entstand in ihm der Wunsch, nach Portugal heimzukehren, um sein Buch selbst dem König zu überreichen. Während er mit diesem Entschluß umging, erhielt er von Francisco Barreto, der eben Gouverneur des Fort Sofala geworden war, die Einladung, ihn dorthin zu begleiten. C. schlug ein, in der Hoffnung, dort früher ein Schiff zu finden, das ihn nach Europa mitnehmen könne, und Barreto streckte dem armen Dichter die Reisekosten bis nach Sofala, 200 Krusaden, vor. Bald erkannte jedoch C., welche Rolle ihm Barreto in seinem Hause zugedacht habe: C. sollte den Tischgesprächen und Unterhaltungen des Gouverneurs durch die Blitze seines Geistes immer neues Interesse verleihen. Das Gefühl dieser unwürdigen Abhängigkeit lastete schwer auf C., und seine Sehnsucht nach der Heimath wuchs von Tag zu Tag. Da legte endlich ein auf der Rückreise nach Portugal begriffenes Schiff bei Sofala an, dessen Passagiere stolz darauf waren, C. zum Reisegefährten zu bekommen. Um aber C. an der Abreise zu verhindern und seinen Gesellschaften die geistreiche Unterhaltung desselben zu sichern, forderte der Gouverneur von dem armen Dichter die sofortige Rückzahlung der 200 Krusaden. Der unedle Plan des Gouverneurs scheiterte jedoch an dem Edelmuth einiger Passagiere, namentlich Hectors da Sulveira, Duarte's de Abreu und anderer Freunde und Verehrer des Dichters; diese schossen die Schuldsumme zusammen und zerbrachen damit die Bande, in welchen der Gouverneur C. gefesselt halten wollte. Auf dem Schiffe traf zu C. auch der berühmte Geschichtschreiber Indiens, Dom Diego do Couto, und schloß mit ihm ein inniges Freundschaftsbündniß; von diesem Couto existirt noch die Handschrift eines vortrefflichen Kommentars zur „Lusiade". Mit diesem einzigen Schatze stieg C. nach 16jähriger Abwesenheit 1569 zu Lissabon ans Land, begleitet von den Einzigen, die ihm stets treu blieben, seinem schwarzen Sklaven und seinem Unglück. Jetzt, wo er seinem langen Elend durch die Veröffentlichung eines Werkes, das 30 Jahre lang seinen Geist beschäftigt hatte, ein Ende zu setzen hoffte, begrüßte ihn auch in Lissabon der Schrei allgemeiner Angst und Noth; die Pest wüthete in der Bevölkerung, und die Verwirrung und Trauer, welche sie in alle Kreise der Gesellschaft gebracht hatte, trat dem Druck des Gedichts noch 3 Jahre hindernd entgegen. Erst 1572 erschien die erste Ausgabe, in geschmackvoller Ausstattung und mit der Dedikation an den damaligen jungen König Dom Sebastian. Dieser Pfaffenzögling setzte dem Dichter zur Belohnung eine Pension von jährlich 15,000 Reis, d. h. fünfundzwanzig Thalern, aus, wozu ihm noch die außerordentliche Erlaubniß zu Theil wurde, überall in Begleitung des Hofes erscheinen zu dürfen. Nach Anderen hatte sich der König allerdings zu einem Jahrgehalt von 4000 Realen für den Dichter verstanden; sein Nachfolger, der Kardinal Heinrich, soll sie ihm jedoch sogleich bei seiner Thronbesteigung entzogen haben. So viel ist gewiß, daß C. die letzten Jahre seines Lebens nichts hatte, daß er hungerte und daß sein treuer Diener das Leben seines Herrn nur dadurch fristete, daß er des Nachts für ihn betteln ging. C.' Körper siechte langsam hin; erst als auch sein Geist durch das nach der Schlacht von Alcazar plötzlich über Portugal einbrechende Unglück die tiefste Wunde erhalten hatte, die dem Sänger der „Lusiade" geschlagen werden konnte, eilte C. rasch seiner Auflösung entgegen. Zurückgezogen von aller Welt, lebte er nur noch von der treuen Fürsorge seines alten Dieners, verließ seine Einsamkeit nur, wenn seine eigene Seele zu schwach wurde, um sein großes Leid zu bekämpfen und er des Beistands der Religion bedurfte, und † endlich unter der ruhmlosen Regierung des letzten Königs vor der Vereinigung Portugals mit Spanien, wie die Sage geht und wohl zu glauben ist, im tiefsten Jammer der Armuth in einem lissaboner Spital. Man setzt das Jahr seines Todes auf 1579. Das Ende seines treuen Dieners ist nicht bekannt. Man begrub den Dichter, wie man ihn hatte leben lassen, ohne besondere Beachtung seines irdischen Theils, und so kam es denn, daß, als 16 Jahre

nach seinem Tode Dom Gonzalo Coutinho dem großen Manne „eine würdigere Ruhestätte" errichten wollte, sein Grab nur mit Mühe (wenn überhaupt) aufgefunden wurde.

C. bildet den großen Schlußstein der Blüthezeit der portugiesischen Poesie. Wie in der kastilianischen herrschte auch in der portugiesischen Nationalpoesie das lyrische Element vor und verschmolz mit dem idealisirten Hirtenleben, welches in heimathlicher Erfahrung der Phantasie gegeben war. Lieder der Liebe und romantische Eklogen machten die Hauptbestandtheile des dichterischen Vorraths aus. Das goldene Zeitalter der Poesie beschränkte sich in Portugal aber nur auf Ein Menschenalter und endete mit der Selbstständigkeit des Staats; diese Zeit umfaßt und schließt unser Dichter. Was nach ihm in dichterischen Versuchen geleistet wurde, ist im glücklichern Erfolge Nachklang der in demüthigenden Erinnerungen fortlebenden glänzenden Vergangenheit. C., dem die dankbare Nachwelt den königlichen Beinamen des Großen gegeben hat, steht an Adel u. Kraft des Gemüths eben so groß als Held wie als Dichter seiner Nation da, und vor Allem sichert ihm sein Epos die Unsterblichkeit seines Ruhms. Entdeckt auch der strenge Kunstrichter in der Zusammensetzung des Ganzen manches Fehlerhafte, ist z. B. die durchgängige Beibehaltung der griechischen Mythologie und ihre Vermischung mit der christlichen als Gebrechen des Zeitgeschmackes hinzustellen rc., so belebt doch ein ächt dichterischer und wahrhaft epischer Geist die ganze Ausführung, und die Kraft der Vaterlandsliebe, das volle Gefühl für Natur und Menschheit, die Empfänglichkeit für kühne nationale Bestrebungen, die allenthalben in den sprechendsten Zügen hervortreten, sowie die vollendete Sprache und der bezaubernde Wohlklang in den schön gebauten Ottaven geben dem Werke im Original einen unwiderstehlichen Reiz. Dazu kommt noch die Neuheit der Scenen und Charaktere, besonders der Völkerschaften an der afrikanischen Küste, dazu kommen die herrlichen malerischen Schilderungen der Natur und Sitten, anziehende Erzählungen und reichhaltige Einschaltungen, unter welchen letzteren die im 3. Gesange künstlich eingewebte Geschichte von Portugal die erste Stelle einnimmt und unter denen die Erzählung von dem Tode der Inez de Castro wie eine Thränenperle hervorblickt. Ebenso vortrefflich ausgeführt ist die Beschreibung der glücklichen Inseln im 9. Gesang. Das patriotische Gewicht, mit welchem dieses Heldengedicht in die Wagschale der öffentlichen Meinung fiel, hat es zum Gemeingut der ganzen Nation gemacht; wie der Gebildete ergriff es auch der Ungebildete mit Ehrfurcht und Liebe als den Spiegel einer großen entschwundenen Zeit, man lernte die Lieblingsstellen auswendig, und noch jetzt ertönen Gesänge aus demselben in dem Munde des Volks. C. nannte sein Gedicht „os Lusiados", die Lusitanier, d. i. Portugiesen, und erst spätere Herausgeber haben daraus „Lusiada" gemacht. Es besteht aus 10 Gesängen, die zusammen 1102 achtzeilige Stanzen enthalten. Die erste Ausgabe erschien 1572 bei Antonio Gonsalvez zu Lissabon; spätere Ausgaben: 1597, 1607, 1609, 1633, 1651; Interpretation nebst Text, von Manuel Corrée Montenegro, 1613; Ausgabe mit den Argumenten jedes Gesangs und Eigennamenregister, von Joh. Franz Barreto, 1669; Kommentar in spanischer Sprache, jedoch mit willkürlichen Textabänderungen, von dem Geschichtschreiber und Dichter Manoel de Faria y Sousa, Madrid 1639, 2 Bde.; Ausgabe mit Anmerkungen, von Ign. Garcez Ferreira, 2 Theile, Neapel 1731, Rom 1732. Die beste, eleganteste und zugleich korrekteste, aber sehr seltene Handausgabe druckte Didot in Paris, 1817; zweiter Abdruck bei Didot, das. 1819, von Goze Maria de Souza-Botelho besorgt. Eine gute Ausgabe in Deutschland besorgte K. D. Winterfeld, Berlin 1810. Ins Lateinische ward das Gedicht übersetzt von Dom Thomé de Faria, Bischof von Targa: „Lusiadum Libri X. Olysiopone" (Wien 1622), in Hexametern; außerdem von Dom André Boyao, von Ant. Mendez u. von dem berühmten Francisco de Santo Apostinho Macedo; ins Spanische von Luis Gomez de Tapia zu Salamanca (1580), von Benito Caldera zu Alcala de Henares (1588) und von Enriquez de Garzez (Madrid 1591); ins Italienische von Carlo Antonio Paggi (Lissabon 1659, Turin 1772); ins Französische von Du Perron de Castera, in Prosa (Paris 1735, 3 Bde.), von d'Hermilly und Laharpe (das. 1776, 2 Bde.); ins Englische von Richard Fanshaw (London 1655), von Wil. Jul. Musle (Oxford 1776, London 1809, 3 Bde.); ins Polnische von Jak. Przybylski (Krakau 1790); ins Deutsche zuerst von Meinhard (nur einige Gesänge in den gelehrten Beiträgen zu dem braunschw. Anzeiger 1762); dann von Sigmund Freihrn. von Seckendorff (in Bertuchs Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur), zuerst vollständig von Heise (Hamburg 1806—7, 2 Bde.), gelungener von Fr. Ad. Kuhn und Karl Theodor Winkler (Leipzig 1807, 1 Bd.) und von Donner (Stuttgart 1834). Wie bemerkt, hat C. auch eine bedeutende Anzahl kleinerer Gedichte hinterlassen, die seinem großen Werke an Werth nicht nachstehen. Es sind Sonette, Canzonen, Oden, Elegien, poetische Episteln, Eklogen, viele kleinere Gedichte vermischten Inhalts, 3 Komödien (el Rey Seleuco, os Anfitrioens u. Filodemo) u. ein allegorisches Lehrgedicht: „Da Creçaõ e composisaõ do Homem" in drei Gesängen; zusammen abgedruckt unter dem Titel: „Rimas de Luis de C." (Lissabon 1593), zugleich mit der „Lusiade" in „Obras de L. de C." (Paris 1815, 5 Bde., beste Ausgabe von Barreto, Feio und Monteiro (Hamburg 1834, 3 Bde.). Vgl. John Adanson, Memoirs of the life and writings of L. de C., London 1820, 2 Bde., und Mordani, Elogio storico de Luigi C., Bologna 1841. Almeida Garreblio wählte den Dichter selbst zum Helden eines epischen Gedichts, das zu Paris 1825 anonym erschien; L. Tieck zu dem der Novelle: „Tod des Dichters"; Holtei zu dem eines Drama's: „Lorbeerbaum u. Bettelstab".

Camonica, Val di, Thal im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Mailand, das ausgedehnteste der Provinz, an der Grenze von Tyrol, zieht sich 50 (ital.) Meilen am Oglio hin, hat in 55 Gemeinden gegen 46,000 Einwohner, vortreffliche Weiden mit gutem Vieh, Eisenminen, Obstbau, aber wenig Getreide. Mühlen und Hammerwerke beleben den Landstrich

Die Einwohner wollen von den rhätischen Camuni abstammen und für die edelsten und ältesten Brescianer angesehen seyn; sie hatten lange republikanische Verfassung. Hauptorte: Breno, Pisogne, Civedate. Das Val di C. stand lange Zeit unter mailändischer Herrschaft, bis es sich 1426 an Venedig ergab. Durch Ludwig XII. ward es 1509 den Venetianern wieder abgenommen und kam in die Gewalt des Kaisers Maximilian; Karl V. trat es an Franz I. von Frankreich und dieser an Venedig wieder ab.

Campagna, 1) **Pietro** (el maese Pedro Campanna), berühmter ursprünglich niederländischer Maler, der ein Anhänger der römischen Schule wurde und in Spanien seine Blüthezeit erlebte. Geboren zu Brüssel 1503, ging C. frühzeitig nach Italien, studirte dort viele Jahre lang Raphael und Michel Angelo, malte auf seiner Reise nach Rom in Bologna den für die Krönung Karls V. bestimmten Triumphbogen und wandte sich später nach Sevilla, wo er schon 1548 ansässig war. Am Abend seines Lebens kehrte er in seine Vaterstadt zurück und † das. 1570 oder 1580. C. gehört zu den ausgezeichnetsten fremden Künstlern, deren Werke sich in Spanien erhalten haben. Er malte gewöhnlich auf Holz, hinterließ aber auch viele Kreidezeichnungen und vortreffliche Porträts. Verständniß der Anatomie und Richtigkeit der Zeichnung, Ausdruck in den Gestalten, Kraft der Tinten und gute Komposition waren seine Hauptverdienste; dabei blieb ihm immer Einiges aus der niederländischen Schule, insbesondere wohl in der Farbengebung, eigen, woher sich auch sein Verdienst in der Darstellung der weißen Gewänder schreiben mag. Erhalten haben sich die meisten Werke von ihm in Sevilla, wo namentlich die Gemälde an der Altarwand der Mariscalkapelle von großem Werth sind.

2) **Girolamo**, genannt da **Vergna**, berühmter italienischer Bildhauer, 1552 zu Verona geboren, Schüler und lange Zeit Gehülfe des Danese Cataneo, dessen Werke er auch nach dem Tode desselben vollendete, schmückte während seines langen Lebens Padua, Venedig und Verona mit vortrefflichen Kunstschöpfungen und † kurze Zeit, nachdem er 1623 in Venedig die Zeichnungen zu dem Grabmale des Paul Sarpi geliefert hatte. Seine berühmtesten Werke sind der Altar del Rosario in S. Johann und Paul, ein gleicher der Mönche des heil. Lorenz, die Bronzestatue des heil. Anton in S. Jacopo di Rialto, des Hercules und der heil. Justina am Frontispice der Pforte des Arsenals. Berühmt ist auch das Basrelief im Santo zu Padua.

Campagna di Roma, die große Ebene im Kirchenstaate, westlich vom Apennin, unter dem 41. Breitengrade, in deren Mittelpunkt etwa Rom liegt. Der Sprachgebrauch begrenzt die C. im Norden mit Civitavecchia, im Süden mit Cisterna; der natürlichen Bodenbeschaffenheit und deren Wirkungen nach könnte man mehr oder weniger das ganze Ufergebiet bis nach Lucca einerseits und bis nach den Ruinen von Pästum andererseits, also eine Strecke von cirka 60 geographischen Meilen, dazu rechnen, indem nur bei Terracina und Sorrent, oder eigentlich nur an letzterer Stelle, das Gebirg bis unmittelbar an das Meer herantritt, während der ganze übrige Uferstrich eine mehre (oft 10—15) Meilen breite, meist sumpfige Niederung zwischen dem Meere und dem Gebirgsbrücken Italiens bildet, hier mehr, dort weniger wüst und ungesund. Die C., mit einem Radius von etwa fünf Meilen beschrieben, im engsten Sinne die Fläche zwischen Rom und den Gebirgen, bietet ein auffallendes Seitenstück zu den südrussischen Steppen dar, wie sie von neueren Reisenden geschildert werden. Ihr Grundcharakter ist Flachheit und Ebenheit des Bodens, Trockenheit, Unangebautheit, Baumlosigkeit, üppiger Graswuchs und Viehzucht in den kälteren, Verdorren aller Vegetation und ungesunde Ausdünstungen in den heißen Monaten. Südwestlich von Rom und östlich bis Tivoli ist eine Bodenerhebung kaum zu bemerken; im Norden der Stadt dagegen breitet sich die C. in anmuthigen Wellenlinien aus, ja hie und da passirt man wohl eher einen kleinen Hohlweg, und nicht ganz fern der Stadt (die ja selbst schon auf „sieben Hügeln" liegt) erhebt sich der Mons sacer, dem sich in nordöstlicher Richtung bald die Sabinergebirge, in nordwestlicher die erloschenen Vulkane bei Bracciano anschließen. Die Trockenheit der C. rührt weniger von Wasserarmuth, als von der Wirkungslosigkeit des vorhandenen Wassers her, indem die Bodenbeschaffenheit der Verbreitung und Einsaugung desselben nicht günstig ist. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß nicht wenige Flüsse und Bäche dies Terrain durchschneiden; aber theils fließen alle diese Gewässer in tiefen Flußbetten, so daß sie mit der anliegenden Bodenoberfläche, außer bei nur selten in solchem Maße eintretenden Ueberschwemmungen, gar nicht in Berührung kommen; theils setzt der vulkanische Boden durch Lavaströme und dgl. jedem Eindringen und Verbreiten des Wassers unüberwindliche Hindernisse entgegen, theils endlich versiegen bei der Sonnenhitze die unbedeutenderen Bäche fast oder gänzlich, weil die durch Verdunstung entweichenden Wassertheilchen durch keinen Regen wieder ersetzt werden. Natürlich ist hier abgesehen von den sumpfigen Gegenden der C., die, wenn man von Rom nach Unteritalien mit der Meeresküste eine Parallellinie zieht, sämmtlich zwischen dieser und dem Meere, meist unmittelbar am flachen Strande desselben liegen und ihre größte Ausdehnung außerhalb der eigentlichen C. in den pontinischen Sümpfen und den toskanischen Maremmen haben. Die größte Monotonie und Oede wird dadurch in der C. hervorgebracht, daß fast aller Anbau fehlt, was nicht nur von Ansiedelungen der Menschen, sondern auch vom Ackerbau und überhaupt jeder Bodenkultur gilt. Kein Städtchen, kein Dorf ist jetzt mehre Meilen um Rom zu erblicken, kaum daß man hie und da auf ein einzelnes Wirthshaus oder Oekonomiegebäude (meist nur zur Aufnahme der Schnitter und Hirten bestimmt) trifft, während auf derselben entvölkerten Ebene noch in den ersten Zeiten der Republik bedeutende Städte, wie Gabii, Fidenä, Veji, unzählige kleine Ortschaften aber bis tief ins Mittelalter hinein standen. Mit den Wohnungen der Menschen sind auch die Spuren ihrer Arbeit aus der Gegend verschwunden. Oestlich von Rom erblickt man fast

keine Spur von Bodenkultur; dagegen erscheint das Land nach dem Meere zu und überhaupt in den Niederungen, namentlich der Uferstrich zwischen Albano und dem Meere, wenn man von ersterem aus darüber hinblickt, dem Auge wie ein üppiger Garten. Wie der Anbau im Allgemeinen, so fehlt auch jeder Baumwuchs dieser verödeten, schutzlos den Sonnenstrahlen preisgegebenen Fläche. Nicht nur daß keine Wälder oder größere Baumpartien die C. schmücken, kein einziger Stamm breitet auf meilengroßen Flächen seine Krone aus, um dem sonnenverbrannten Wanderer oder Arbeiter oder dem lechzenden Vieh Schatten, oder einem erfrischenden Quell in demselben seine Existenz zu gewähren; selbst die „Wälder" an der Meeresküste (Selva di Ostia und di Ardia) scheinen nur einem Euphemismus ihren Namen zu verdanken, wenigstens hindern sie den Blick aufs freie Meer vom Binnenlande aus nicht im geringsten. Im Mai beginnt das Gras unter der Gluth der Sonnenstrahlen zu verdorren, da die letzten Regenschauer im April zu fallen und vor dem Herbste nicht wiederzukehren pflegen. Im Juli und August ist fast kein grünes Hälmchen mehr zu sehen; Alles nimmt eine gelbliche oder bräunliche Farbe an und ist neben den Wegen weithin von einem weißen Staube bedeckt und ertödtet. Kaum aber haben die ersten Herbstregen ihr befruchtendes Naß auf den lechzenden Erdboden ausgeschüttet, so beginnt wieder Alles zu keimen und zu grünen, mit den Gräsern und Kräutern blüht ein ganz neues Leben in der C. auf. Unzählige Schaf- und Rinderheerden steigen vom Apennin herab, wohin sie die Dürre, Hitze und Ungesundigkeit der C. im Sommer gejagt hatte, und verbreiten sich malerisch über die grüne Fläche; wer ein Stückchen Land urbar gemacht hat, beackert, bepflanzt und pflegt es jetzt. Zahllose Wagen und Fußgänger durcheilen nun die Wege der C. in jeder Richtung, rückkehrende Römer, welche ihren Sommeraufenthalt (Villeggiatura) in kühlern, gesünderen Gegenden genommen hatten, und die Bewohner der Umgegend, deren Verkehr mit der Hauptstadt halb unterbrochen oder doch auf das Nothwendigste beschränkt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings nimmt die C. vollends einen freundlichen Charakter an. Das dem Auge wohlthuende Grün bildet durch die geringen Bodenungleichheiten sanft anschwellende Hügel, die sich anmuthig wechselnd hinter einander gruppiren und auf denen das frischgrüne Gras, welches schon wegen der bessern Bewirthschaftung eine bei uns unbekannte Höhe erreicht, in sanften Wellen wogt, wie in Deutschland die Kornfelder. Ueber dem nächsten Umkreis um Rom hinaus, z. B. zwischen Civitavecchia und Monterone, wo Gebüsch in nicht geringer Menge auftritt, prangt dies dann in höchster Blüthenfülle, namentlich das weißblühende Viburnum, Cytisus und der Ginster mit gelben Schmetterlingsblüthen, ja hie und da knospt schon ein Granatbaum zwischen dem dunkeln Grün der Myrte. Die nächste Umgebung Roms hat dafür einen andern Ersatz: die malerischen Reste antiker Baudenkmale, welche, von Epheu umrankt, im Sommer den traurigen Eindruck der C. durch ihr ruinenartiges Aeußeres noch erhöhen, im grünen Bilde des Frühlings aber die herrlichsten, imposantesten Unterhaltungspunkte für den weitausschweifenden Blick gewähren. Viele der berühmten antiken Baudenkmale Roms liegen in der C. zerstreut, z. B. das Grabmal der Cäcilia Metella, der Circus des Caracalla, der Torre degli Schiavi und unzählige andere, minder bedeutende. Aber sie gehören als einzelne Bauwerke zu den Merkwürdigkeiten Roms, der Stadt, nicht zu einem Bilde der C.; nur die Aquädukte gehören ganz der C. an und drücken ihr ein eigenthümliches Gepräge auf. In unabsehbaren Linien durchziehen diese Wunderwerke der alten Baukunst die flache C., aus weiter Ferne wie einförmige Mauern oder Erdwälle erscheinend, in der Nähe aber die mannigfachsten, großartigsten und lieblichsten Bilder gewährend. An den höhern Stellen des Bodens genügen einfache Bögen, um das Wasser in der erforderlichen Höhe fortzuleiten, in den Niederungen dagegen ruhen oft 2 bis 3 Bögen über einander, die oft eine Höhe von 60 Fuß haben und aus den herrlichsten Quadern zusammengefügt sind. Zwischen Rom und dem Albanergebirge vorzüglich ist diese Welt der Aquädukte; hier erblickt man noch die Ueberreste der Aqua Tepula, Julia, Virgo, Claudia und des Anio Novus, bald parallel neben einander hinlaufend, bald eine plötzliche Wendung machend, bald sich vereinigend, bald in abgerissenen Fragmenten dastehend. Nicht weniger als 14 solcher Wasserleitungen führten dem alten Rom seinen Bedarf an Wasser zu, und wenn man bedenkt, wie reichlich die drei jetzt allein noch thätigen die Stadt mit Wasser versehen, so weiß man kaum, was man mehr bewundern soll, jene unabsehbaren Bauwerke, oder diese ungeheure Wassermasse, deren Bedarf und Verbrauch in der Vorzeit nur die Naumachien einigermaßen zu erklären scheinen. Die drei erhaltenen Aquädukte sind die der Aqua Virgo (jetzt Acqua Vergine oder Fontana di Trevi), der Aqua Claudia (jetzt Acqua felice oder di Termini) und der Aqua Trajana (jetzt Acqua Paola genannt). Letztere fließt unterirdisch, die Leitungen der beiden ersteren haben durch die moderne Restauration an ihrer Schönheit viel verloren; desto herrlicher erscheinen die Ueberreste der zerstörten. Sie laufen oft mehre hundert Schritte vollkommen erhalten hin; dann folgen einige einzeln stehende Bögen, oder hie und da sind sie halb eingestürzt. Ueberall ranken Epheu und andere Schlingpflanzen durch die Spalten des alten Gemäuers, auf dessen obern Theilen hohe Doldenpflanzen schwanken, während ein alter Feigenbaum oder sonstiges Gebüsch, namentlich die schöne Cercis siliquastrum, den Fuß verdeckt. Die schönste Zierde der Landschaft aber, das, was ihr den südländischen Zauber aufdrückt, bilden die Gebirge nach Osten, die sogenannten Sabiner- und Albanergebirge, die man natürlich ihrer Höhe wegen von fast jedem Punkte der C., am schönsten aber von den Hügeln Roms aus sieht, an ihrem südlichen Endpunkte vom Monte cavo, am nördlichen vom alten horazischen Soracte begrenzt. So viel Reize, der mit Blumen durchwirkte, üppige Grasteppich der C. selbst, mit der ausgesuchtesten Staffage an Heer-

den und Hirten, Landfuhrwerken und Albanermädchen, die schönen Bergformen, die wunderbaren Lichteffekte, die malerischen Wasserleitungen, die einsamen Ruinen haben von jeher die Maler aller Nationen angelockt, mit ihrer Mappe und ihren Riesenschirmen die C. zu durchstreifen, um einzelne pittoreske Partien oder die ganze Landschaft auf die Leinwand zu bringen. Außer diesen unermüdlichen Kunstjüngern trifft der einsame Wanderer in den heißen Monaten nur noch auf eine Art lebender Wesen, die Eidechsen, die fast alle den beiden schönen Arten Lacerta ocellata und viridis angehören; vorzüglich die letztere Art zeichnet sich durch ihre intensive, saftgrüne Farbe aus und dient den Bronzearbeitern in Rom häufig zum Modell. Andere Thiere hat man in der C., Insekten ausgenommen, nirgends bemerkt, nicht einmal Vögel. Hinsichtlich der Menschen ist es nicht allein der Hitzegrad, welcher die Einsamkeit und unheimliche Oede dieses Landstrichs bewirkt, sondern anerkannt die Beschaffenheit des Bodens und der darüber schwebenden Atmosphäre, d. h. die schlechten Ausdünstungen des erstern. Die Thatsache steht fest, daß in der heißen Jahreszeit der Aufenthalt in der C., namentlich an gewissen Stellen, höchst ungesund ist, daß dies einen Hauptgrund ihrer Unangebautheit abgibt und daß man noch kein Mittel entdeckt hat, dem Uebel abzuhelfen; so wurde namentlich unter französischer Herrschaft einmal der Versuch gemacht, durch Anpflanzung von Bäumen die Luft zu verbessern, aber ohne allen Erfolg. Ueberhaupt möchte allen derartigen Vorschlägen und Versuchen der doppelte Vorwurf entgegenstehen, daß sie einestheils nur eine mitwirkende Ursache, nicht die vielen zusammenwirkenden auf einmal zu beseitigen streben, andererseits aber das Uebel überhaupt nicht bei der Wurzel angreifen, d. h. die schlechte Gesetzgebung in national-ökonomischer Beziehung und namentlich über bäuerliche Verhältnisse verbessern. Fast die ganze C. gehört nämlich wenigen großen Grundeigenthümern, die ihre Theile entweder verpachten, oder sie für sich verwalten lassen, wo sie dann zufrieden sind, wenn die ungeheuren Flächen einige Schafe ernähren. Kaum der Anfang ist jetzt gemacht, und zwar von der überhaupt so liberalen und weiterstrebenden Familie Borghese, den Boden der C. zu parcelliren und in Erbpacht zu geben, und der Erfolg soll ein höchst glücklicher seyn. Eine hinreichend sichere Beurtheilung würde auch hier erst möglich werden, wenn die ganze C. auf diese Art kultivirt oder respektive mit Waldungen bepflanzt, an den feuchten Stellen aber ausgetrocknet würde. Woher die schlechten Ausdünstungen kommen, ist in der That fast unbegreiflich; denn während dergleichen Miasmen gewöhnlich aus Sümpfen aufsteigen, ist es hier gerade das Gegentheil, eine trockene, verbrannte Ebene, welche die Luft darüber verdirbt. Zwar sind in der Nähe, nämlich am ganzen Meeresstrande hinunter, auch Sümpfe, denen man jene Wirkung allenfalls zuschreiben könnte; allein dann könnte doch die Atmosphäre über den trocknen, mehr landeinwärts gelegenen Stellen nicht fortwährend gleich ungesund seyn, sondern nur, wenn der Wind von jener Seite her wehte, auch müßte dieser dann das Miasma weiter nach den Bergen zu tragen. Von der erstern Unterscheidung weiß man aber an Ort und Stelle nichts, und gerade die Berge, welche der Wind, wenn er die schlechte Luft der C. erst aus den Sümpfen zuführte, nicht weniger damit versorgen müßte, die Sabiner- und Albanergebirge nämlich, kennen die Aria cattiva so wenig, daß sie vielmehr den vor dem Fieber aus Rom Fliehenden beständig im Sommer zum Aufenthalte dienen. Das sogenannte klimatische (eine Art Wechsel-) Fieber, welches von dieser Aria cattiva (auch mal'aria, ungesunde Luft) erzeugt wird, ist eine furchtbare Plage: Alles, was sich länger in solchen Gegenden aufhält, verfällt ihm. In der Erntezeit, wo die Leute aus der Umgegend, und oft von weit her, sich zum Mähen des Grases und des wenigen Getreides in der C. verdingen, weil ein hoher Tagelohn der auseinander gesetzten Umstände halber gezahlt wird, wüthet die Krankheit entsetzlich unter ihnen, und mancher trägt den schönen Verdienst nicht wieder in die Heimath. Nicht besser ergeht es den armen Hirten, die etwa während des Sommers in der C. weiden; sie entgehen der Krankheit selten und siechen elend dahin. Einen wahrhaft grausenerregenden Anblick aber gewährt ein Ort, wo sich trotz der Aria cattiva Menschen bleibend angesiedelt haben: diese, die eigentlich nie vom Fieber gänzlich genesen, schleichen wie Gespenster umher, abgemagert, kraftlos und bleich, ein bemitleidenswerthes Bild des Jammers. Uebrigens ist diese Aria cattiva keineswegs auf die C., oder auch nur auf die Küstengegenden beschränkt; sie kommt hie und da auch im Innern des Landes vor, oft wo man sie am wenigsten erwartet. Die allgemeine, wenngleich noch nicht hinreichend aufgeklärte Ursache sowohl des zuletzt erwähnten Umstandes, als auch der Trockenheit, Unbebautheit und theilweisen Unfruchtbarkeit der C. möchte aus der geologisch-geognostischen Beschaffenheit derselben herzuleiten seyn. Wahrscheinlich hat sich der Boden der C. theilweise durch Niederschläge vulkanischer Bestandtheile unter dem Meere (als sogenannter Peperino) gebildet und wurde dann, sey es mit einer abermaligen Hebung des Apennins als Fuß desselben, oder durch die an dem ganzen Küstenstriche bemerkbare Thätigkeit der Vulkane gehoben, theilweise durch spätere Alluvionen des Meeres, wie dies am äußersten Strande noch jetzt in sehr bedeutendem Maße zu bemerken ist. Später aber haben Vulkane bei ihrer jetzigen Oberflächengestaltung die Hauptrolle gespielt. Die beiden bedeutendsten Zeugen hiefür sind an den beiden Endpunkten der C. die Gebirge um den See Bracciano und die Albanergebirge, zwei unverkennbare große Kraterkegel, deren Spitzen wie gewöhnlich eingestürzt sind und deren ringförmige Umwallungen jetzt zum Theil kleine Seen einschließen. Mitten in der flachsten Niederung der C. haben sich die Hügel, auf denen Rom liegt, erhoben, die man merkwürdigerweise so selten als Ausnahme von der Flachheit der C. betrachtet, obwohl man immer von der Stadt der sieben Hügel spricht und die inselförmige

Erhebung des Albanergebirges nicht genug bewundern kann. Daß die Hügel Roms einer örtlichen vulkanischen Kraft, nicht der frühern allgemeinen plutonischen Thätigkeit ihre Entstehung verdanken, ist wahrscheinlich, eben ihrer völlig isolirten Erhebung wegen, und weil auf dem Monte Mario sonderbar genug Tertiärformationen vorkommen. Diesen Bergerhebungen entsprechen in umgekehrter Weise die vielen kleinen Seen der C., deren Charakter und Eigenschaften ihren Ursprung nicht im Zweifel lassen. So liegt der bekannte See Regillus unfern des Dorfes Colonna an der palästrinischen Straße in einem Kratertrichter von schwarzer, kahler Lava. Zwischen Tivoli und dem auf einem Vorsprunge der Sabinergebirge liegenden S. Antonio liegen die kleinen, schon durch ihre ominösen Namen ihre Beschaffenheit anzeigenden Seen: **Lago d'acqua sulfurea di Tartaro** und **di S. Giovanni**. Der erstere wird von heißen Schwefelquellen gebildet und entsendet einen kleinen Fluß in den Teverone, der gleichfalls Schwefeldämpfe ausstößt und deshalb von den alten Römern (die ihn Albula nannten) zu Schwefelbädern benutzt wurde. Der Lago di Tartaro bietet das merkwürdige Phänomen schwimmender Inseln dar, indem er zufällig hineingerathene Gegenstände mit einer Kalkschale inkrustirt, aneinanderfügt und so größere Schollen auf seiner Oberfläche trägt, die dann auch wohl von Vegetation überzogen werden. Ganz besonders zeugen aber die Lavaströme, die in der C. häufig vorkommen, von der einst hier Statt gehabten vulkanischen Thätigkeit, und zwar zu einer Zeit, wo der Boden der C. schon trocken lag, indem ihre Oberfläche ziemlich eben, oder doch keineswegs so schlackig und blasig ist, wie man es erwarten dürfte, wenn die heiße Masse unter dem Wasser geflossen und durch die ungeheure Gasentwickelung aufgeblasen und zerklüftet wäre. Der angegebene, generelle Charakter der C. gilt, wie gesagt, namentlich für die nächste Umgebung Roms und ausnahmslos für die Fläche zwischen der Stadt und den Gebirgen; eine desto eminentere Ausnahme bildet die Gegend bei dem alten Veji, nördlich von Rom. Während fast überall unmittelbar hinter den Mauern Roms die C. in ihrer ganzen Flachheit und Oede beginnt und nur im Westen die Berge Mario und Janiculus einerseits, bei den Thoren del Popolo und S. Sebastiano die zu beiden Seiten des Weges hinlaufenden Gärten andererseits eine Ausnahme machen, bietet Isola Veji oder Isola Farnese einen Wechsel von üppiger Vegetation und wildem, kahlem Gestein. Vgl. W e s t p h a l, Die römische Campagna topographisch und antiquarisch dargestellt, Berl. 1829; D i d i e r, **La Campagne de Rome**, Paris 1842.

Campagnola, 1) G i u l i o, italien. Kupferstecher mit dem Grabstichel und der Punze, nach Einigen sogar Erfinder der Punzenmanier, die man gewöhnlich dem Lutma zuschreibt, 1481 zu Padua geboren, † ? Bartsch beschreibt 8 Blätter dieses Künstlers: die Geburt Christi, Christus und die Samariterin, Johannes der Täufer, Saturn, Ganymed vom Adler entführt, ein junger Hirt auf einem Hügel sitzend, in der linken Hand zwei Flöten, ein alter Hirt auf der Erde ruhend rc. und der Astrolog vor dem Himmelsglobus, neben ihm ein Drache, vor ihm ein Menschenschädel mit zwei Knochen. — 2) D o m e n i c o, nach Einigen des Vorigen Sohn, berühmter Maler, Kupferstecher und Formschneider, dessen Thätigkeit zwischen die Jahre 1517 und 1543 fällt, wo nach Morelli der Künstler noch lebte. C., in Padua geboren, wurde Tizians Schüler und schmückte seine Vaterstadt mit vielen vortrefflichen Werken, wozu besonders die Fresken in der Schule Santo's und die Oelbilder in der Schule der S. M. del Parto gehören. Geschätzt sind auch seine Zeichnungen, welche landschaftliche Gegenstände rc. enthalten; auch hat man Holzschnitte von ihm.

Campan, J e a n n e L o u i s e H e n r i e t t e, geb. G e n e t, die treueste Dienerin der Königin Marie Antoinette, wurde geboren zu Paris am 6. Okt. 1752. Sorgfältig erzogen, wurde sie schon im 14. Jahre Vorleserin der Töchter Ludwigs XV. und, nachdem 1770 Marie Antoinette dem Dauphin ihre Hand gereicht hatte, deren innige Vertraute. Sie heirathete den Sohn des Kabinetssekretärs der Dauphine, C., und trat selbst als erste Kammerfrau in deren Dienste. Von diesem Augenblicke an war sie die unentbehrliche Gefährtin und Rathgeberin der königlichen Familie in allen möglichen Angelegenheiten; das Geheimste wurde ihr eröffnet, ja sie selbst mußte häufig die geheimen Korrespondenzen aufsetzen oder kopiren. Bei der beschlossenen Flucht hatte sie außerordentliche Thätigkeit gezeigt. Sie war es, welche den König für die Feier des Jahrestags der Föderation (14. Juli 1792) mit einem Brustharnisch von italienischem Atlas versah, der jedem Mordversuch widerstanden haben würde. Aber der öffentliche Verdacht hatte sie auch zum Gegenstand des Hasses gemacht und bei der Bestürmung der Tuilerien am 10. August schwebte ihr Leben in der größten Gefahr. Nach dem Untergang der königlichen Familie ging sie mit ihrem kranken Mann, ihrer siebzigjährigen Mutter und einem neunjährigen Sohn nach Courbertent im Thal von Chevreuse, wo sie in ziemlich kümmerlichen Umständen lebte, bis sie es nach dem Sturz Robespierre's wieder für gerathen fand, nach Paris zurückzukehren und sich hier eine Nahrungsquelle zu eröffnen. Sie gründete eine weibliche Pensionsanstalt in St. Germain, die schon nach Jahresfrist im Ruf noch nie dagewesener Vollkommenheit stand und welcher die berühmtesten Personen jener Zeit Vertrauen schenkten: die nachmalige kaiserliche Familie zählte mehre Zöglinge dieser Anstalt, darunter die Nichte der nachmaligen Kaiserin Josephine; auch Bonaparte kam, nach der Rückkehr von den italienischen Feldzügen, der ausgezeichneten Frau mit hoher Achtung entgegen. Nach seiner Thronbesteigung trug er ihr die Einrichtung der von ihm gegründeten Erziehungsanstalt für Töchter, Schwestern und Verwandte der Mitglieder der Ehrenlegion zu Ecouen auf, die unter der Leitung der C. bis zu Napoleons Fall blühte. Nach der Restauration hob man die Anstalt auf und gab ihrer Vorsteherin die Entlassung; man suchte sie sogar mit dem Schandflecken der Treulosigkeit und des Verraths zu beschmutzen. Sie † nach harten

Körperleiden zu Mantes am 16. Mai 1822. Ihre „Mémoires sur la vie de la reine Marie Antoinette" (4 Bde., 5. Aufl., Par. 1823) eröffnen tiefe Blicke in das Innerste des Hoflebens und geben ein lebendiges Gemälde alles seines Glanzes und alles seines Jammers. Die C. schrieb auch „De l'éducation", ferner Briefe zweier jungen Freundinnen und ein „Journal anecdotique" (Par. 1824), das reich an pikanten Zügen von Napoleon, Alexander I. und anderen hervorragenden Häuptern jener Zeit ist.

Campana, 1) Dorf im lombard.-venet. Königreich, Deleg. Verona, bekannt durch das Gefecht am 21. Nov. 1796 zwischen den Oesterreichern u. den Franzosen, welche letztere unter Bonaparte siegreich. — 2) Stadt in der neapolitan. Prov. Calabria citeriore, in einem Thale des Silawaldes, am Aquanite, berühmt wegen des lebhaften Mannahandels. Hier und in Bochigliero sammelt man jährlich gegen 30,000 Pfd.

Campana, Giov. Pietro, Kunstschriftsteller, lebt mit dem Titel eines sachsen-weimarischen Hofraths zu Rom. Begeistert von dem Ruhm, den sein italienisches Vaterland durch die Pflege der schönen Künste in alter und neuer Zeit gewonnen hat, und beseelt von dem Wunsche und Streben, die neuere Kunst durch das Studium der antiken zu vervollkommnen, richtete er seit einer Reihe von Jahren sein Augenmerk hauptsächlich auf die bis jetzt zu wenig beachteten Ueberreste antiker Plastik und zog aus den Gräbern von Vulkanen, den Ruinen von Latium und dem an Kunstschätzen unerschöpflich reichen Boden der ewigen Weltstadt eine Menge der elegantesten Verzierungen, Friese, Statuen, kleinen Figuren und Basreliefs vom reinsten und gewähltesten Style ans Tageslicht, woraus er eine noch in stetem Wachsen begriffene Sammlung gebildet hat, die namentlich in Betreff der schönsten und seltensten goldenen Ornamente und Terracotten wohl nirgends ihres Gleichen haben dürfte. Lithographische Abbildungen dieser Schätze mit archäologischem Text publicirt C. unter dem Titel: „Antiche Opere in Plastica della collezione del Cavaliere Giov. Pietro C." (Rom). Zu den bedeutendsten Entdeckungen C.'s gehören 2 Kolumbarien in der Nähe der Porta Latina zu Rom, über welche 1840 entdeckten Gräber er eine Schrift unter dem Titel „Di due Sepolcri Romani del secolo di Augusto scoperti fra la Via latina e l'Appia presso la tomba degli Scipioni dal Cav. G. P. C." (Rom 1841, Fol.) drucken ließ. Sowohl die allgemeine und künstlerische Beschreibung der Grabstätten, wie die Erläuterung der zahlreichen Inschriften, wobei vieles Dahingehörige aus den Klassikern und manches Vergleichende anderer Denkmale auf geschmackvolle Weise angereiht wird, machen dies mit 14 guten Kupfertafeln ausgestattete Werk zu einem schätzbaren Beitrage zur archäologischen Literatur.

Campanella, Thomas, italienischer Philosoph, ein durch seinen Geist wie durch seine Lebens- und Leidensgeschichte denkwürdiger Mann, den 5. Sept. 1568 zu Stillo, einem Flecken in Kalabrien, geboren, galt schon frühzeitig durch die überraschenden Gedankenblitze und Beweise eines außerordentlichen Gedächtnisses für eine seltene Erscheinung, weshalb Baillet ihn unter den berühmten Kindern mit aufführt. Nachdem er, seit seinem 15. Jahre Dominikanermönch, das Studium der Theologie für den damaligen Klosterbedarf in kurzer Zeit beendigt hatte, durchzog er ganz Kalabrien und soll auf diesen Wanderungen von einem Rabbiner binnen 14 Tagen in die lullische Kunst (s. d.) und die Elemente aller Wissenschaften eingeweiht worden seyn. Schon in dieser frühen Zeit mußten in C. Zweifel erwacht seyn über die damals als einziger Born philosophischer Wahrheiten verehrte aristotelische Lehre; denn als er einst unverhohlen die Resultate seines Selbstdenkens in einer Disputation offen kund gab, jubelte man ihm einstimmig als einem zweiten Telesius entgegen. Die Schriften dieses ersten Bekämpfers des Aristoteles in Italien, mit dem ein Petrus Ramus gleichzeitig von Frankreich aus dieselbe Bahn verfolgte, waren bis dahin C. unbekannt gewesen; das Studium derselben bestimmte den neuen Weg seiner künftigen Forschungen, aber auch den Dornenweg seiner jahrelangen Leiden. Durch eine Schrift, „Philosophia sensibus demonstrata" (Neapel 1591), in welcher er Telesius gegen die Angriffe des Arztes Antonio Marta vertheidigte, brachte er einen förmlichen Sturm der damals noch allgewaltigen aristotelischen Partei gegen sich zum Ausbruch; je deutlicher man die Schwere seines Uebergewichts erkannte, desto gehässiger wurden die Angriffe der Gegner und endlich beschuldigte man ihn geradezu der Zauberei. C. mußte aus seiner Heimath fliehen und lebte nun längere Zeit in Rom, Florenz, Venedig, Padua und Bologna. In letzterer Stadt bemächtigte man sich heimlich seiner Papiere und brachte sie in die Inquisition zu Rom, wo sie C. später wieder vor Augen kamen. Im Jahre 1599 kehrte er nach Neapel und bald darauf in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er plötzlich auch in politischer Hinsicht der spanischen Regierung verdächtig, und man schleppte ihn, ohne daß je die wirklichen Gründe seiner Verhaftung zu Tage gekommen wären, nach Neapel ins Gefängniß, in dem er nun 26 Jahre schmachtete. Man beschuldigte C. eines beabsichtigten Majestätsverbrechens; nach Einigen sollte er der Verfasser des berüchtigten Buchs „De tribus impostoribus" seyn, nach Andern soll er sich zum König von Oberkalabrien haben aufwerfen wollen, ja, man behauptete, er habe sich den Namen eines Messias beigelegt, habe sich mit Mönchen, Priestern, Banditen und sogar mit den Türken in ein Bündniß eingelassen, das die Bildung einer Republik zum Ziele gehabt hätte 2c. Siebenmal brachte man C. auf die Folter; allein keine Qual vermochte ihn, solche Beschuldigungen für wahr anzuerkennen. Gleichwohl behielt man ihn, allen Verwendungen des Papstes, der Fugger und anderer einflußreicher Fürsten ungeachtet, in strenger Haft und erst im Mai 1626 erwirkte Papst Urban VIII. seine Loslassung durch das Erbieten, er wolle ihn als Ketzer richten. C. wurde nun, aber nur zum Schein und zum Schutz gegen fernere Verfolgungen, in die Gefängnisse der Inquisition nach Rom abgeführt. Während dieser langen Zeit seiner neapolitanischen Gefan-

genschaft wurde C. kein Buch zugelassen, nur schreiben durfte er, und es bewährte sich nun sein tiefes Gemüth, sein Kenntnißreichthum und seine schöpferische Kraft als die Quelle des erhabensten Trostes. In diesem Zustande hat C. gegen 40 verschiedene Schriften philosophischen, mathematischen, physikalischen, medicinischen, astrologischen, theologischen und politischen Inhalts und viele Gedichte verfaßt, von denen jedoch Vieles in ungetreue Hände gerieth und nie wieder zum Vorschein kam. In den Gefängnissen der Inquisition lebte C. in ungestörter Muße bis 1629, wo Urban VIII. ihn mit einem ansehnlichen Jahrgehalt freiließ und eines vertrauteren Umganges würdigte. Mehre Werke C.'s erklären diese Gunst des Papstes; doch war er kein blinder Anbeter der apostolischen Heiligkeit, was aus seiner Abhandlung: „De eligendo summo Pontifice semper optimo" hervorgeht. Aber selbst in Rom und unter dem Schutze des Papstes war C. vor den Nachstellungen der Spanier nicht sicher; er flüchtete deshalb, als Minimermönch verkleidet, im Wagen des französischen Gesandten über Marseille und Aix, wo er längere Zeit bei dem berühmten Mäcenas und Polyhistor Peiresc verweilte, nach Paris. Ludwig XIII. und Richelieu nahmen ihn freundlich auf, gaben ihm ein Jahrgehalt von 2000 Livres und bedienten sich, besonders in italienischen Angelegenheiten, oft seines Raths. Lebensmüde und von langem Leiden entkräftet, suchte C. endlich die Einsamkeit eines Klosters seines Ordens in der Straße St. Honoré, wo er am 21. Mai 1639 †. Die Urtheile der Zeitgenossen und Späterer über C.'s Charakter mußten der Natur der Standpunkte nach eben so verschieden ausfallen, als die über seine Schriften: wo die Einen den höchsten Mannesmuth, sahen die Anderen teuflische Verstocktheit, wo jene den Märtyrer der Wahrheit, diese den noch lange nicht genug gepeinigten Ketzer; so lasen die Einen in seinen Schriften alle Autoritäten ableugnende Verstandesfrechheit, wo Andere den Strahl eines besseren, höheren Lichtes erkannten. Es war dies nothwendige Folge seiner hohen Stellung über seiner Zeit und ihren erstarrten Begriffen und seines Eifers für die Wahrheit, die er nicht immer da fand, wo seine Zeit es verlangte. Die Zahl aller seiner Schriften ist nicht mehr zu bestimmen, eben weil viele der im Gefängniß entstandenen verloren gegangen oder vernichtet sind. Ihn selbst überraschte der Tod, ehe er die nach einem encyklopädischen Plan geordnete Sammlung seiner Werke, wovon nur die vier ersten Bände (Paris 1630) erschienen waren, vollendet hatte. Außer den angeführten erwähnen wir noch: „De sensu rerum et magia" (Frankf. 1620, 2. Aufl., Paris 1636); „Astrologicorum libri VII" (Frankfurt 1617, Lyon 1629); „Philosophia epilogistica realis" (Frankf. 1623); „Universalis philosophiae seu metaphysicarum rerum juxta propria dogmata partes III" (Par. 1638); „Philosophiae rationalis et realis part. V" (das. 1638). Während seiner Gefangenschaft entstanden, außer mehren der bereits angeführten und durch die Jahrzahl als solche bestimmten Werken: „Civitas solis" (Frankf. 1623), eine Art platonischer Republik; „Atheismus triumphatus s. contra Antichristianismum" (Rom 1631), eine Rechtfertigung der geoffenbarten Religion und der römischen Kirchenlehre. Der Katholicismus und Papismus werden vertreten in „Monarchia Messiae" (Aix 1633) und in „Della libertà e della felice suggezzione allo stato ecclesiastico" (das. 1633), welche beide Schriften ihm die Gunst des römischen Stuhls sicherten. Von seinen Gedichten besorgte Tobias Adami eine Ausgabe unter dem Titel: „Scelta d'alcune Poesie filosofiche de Settimontano Squilla" (Frankfurt 1622), von welcher Herder in der „Adrastea" (Bd. 3) unter dem Titel „Prometheus aus seiner Kaukasushöhle" mehre Proben übersetzt hat. Ueber seine eigenen Schriften gibt C. Nachricht in: „De propriis libris et recta ratione studendi syntagma" (beste Ausgabe von Naudé, Paris 1642). Schon diese Büchertitel geben eine Andeutung von der Universalität der Bestrebungen und Kenntnisse C.'s; ihr Inhalt, namentlich der der rein philosophischen Schriften, zeigt jedoch, daß sein umfassender Geist zwar kräftig genug war, um der Last des Vielwissens nicht zu unterliegen, daß aber C. nicht zu der Klarheit sich durchkämpfen konnte, um in das methodische Denken eine bis zur Selbstständigkeit fördernde Bewegung bringen zu können. Bei unverkennbarer Vorliebe für den Neuplatonismus war er doch auch durch die Naturlehre des Telesius, ferner durch die natürliche Religion des Raymund von Sabunde und andere zum Empirismus sich hinneigende Lehren angezogen worden. Daneben übte die Kirchenlehre eine große Gewalt auf ihn aus und endlich wirkte der Einfluß seiner Schicksale auf seine Geistesthätigkeit fort und fort störend ein. Die größte Thätigkeit widmete er der Ausbildung seines philosophischen Systems, und C. nimmt eine bedeutende Stelle in der Periode der Geschichte der Philosophie ein, welche den Uebergang von der Scholastik zu der selbstständigen neueren Philosophie (mit Descartes beginnend) begreift. Der Mittelpunkt seiner spekulativen Ansichten ist seine Lehre von den Urgründen aller Dinge, die er Primalitäten nannte und durch die Worte potentia (Kraft und Möglichkeit), sapientia (Wissen) und amor (Liebe) bezeichnete. Vgl. E. S. Cyprian, De vita et philosophia Th. Campanellae syntagma, Amst. 1722; Rixner und Siber, Thomas C., Sulzb. 1826; Baldachim, Vita di Tommaso C., Neapel 1847.

Campanula (Glockenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, charakterisirt durch den fünftheiligen Kelch, meist mit sackförmigen Lappen, die glockenförmige, fünfspaltige Blume, die dreitheilige Narbe u. die drei- bis fünffächerige, vielsamige Kapsel mit Seitenlöchern, enthält nach den neuesten Bestimmungen gegen 200 Arten, einjährige, zweijährige oder ausdauernde Stauden und Halbsträucher mit verschiedenen Wurzel- und Stengelblättern und ansehnlichen, meist blauen Blüthen, meist in der nördlichen Erdhälfte einheimisch. Die bekanntesten sind: C. caespitosa *Scop.*, rasenbildende Glockenblume, C. pumila *Curt.*, mit hellblauen Blumen, überhängend in Rispen, in Kärnthen auf Alpen, im Juni, Juli

blühend, eignet sich zur Verschönerung künstlicher Felsenpartien und zu Einfassungen; C. pusilla *Haenk.*, C. rotundifolia β *L.*, kleine Glockenblume, eine sehr niedrige Zierpflanze mit glockenförmigen, hellblauen, überhängenden Blumen, liebt einen sonnigen Standort, paßt zur Einfassung der Blumenbeete u. zur Ausschmückung künstlicher Felsenpartien, C. rotundifolia *L.*; rundblättrige Glockenblume, mit hellblauen oder dunkelblauen, auch weißen Blüthen, eine durch ganz Europa u. das nördliche Amerika verbreitete Art; der Saft der Blüthen gibt eine blaue Farbe zum Malen, mit Alaun vermischt eine grüne; C. Rapunculus *L.*, Rüben-Glockenblume, hier und da in europäischen Wäldern und in Nordafrika, zweijährig, mit fleischiger u. wohlschmeckender Wurzel, die für ein eröffnendes, kühlendes Mittel gilt u. die Milch Säugender vermehren soll, wird in Frankreich u. England häufig gebaut u. gegessen; C. persicifolia *L.*, pfirsichblättrige Glockenblume, mit wenigen, aber schönen, großen, blauen Blüthen, in europäischen Bergwäldern, mehr südlich und östlich, auch als Zierpflanze in Gärten und dann oft gefüllt, sich findend; C. pyramidalis *L.*, pyramidenförmige Glockenblume, 6—8 Fuß hoch mit kurzen Aesten, blauen oder weißen, eine sehr große, prächtige, straußförmige, pyramidalisch-konische Rispe bildenden Blüthen, zweijährig und ausdauernd, in Oberitalien, am Mittelmeer auf Schutt und Mauern, eine der schönsten Zierpflanzen, die eine fette Düngererde u. viel Wasser verlangt; C. latifolia *L.*, breitblätterige Glockenblume, Blumen gestielt, einzeln u. aufrecht in einer traubenartigen Aehre, in schattigen Gebirgswäldern in ganz Mitteleuropa, eine schöne Zierpflanze, deren fleischige Wurzel eßbar ist; C. Trachelium *L.*, gemeine Glockenblume, Blüthen blau u. weiß, zu dreien, gestielt in schlaffer Traube mit behaartem Kelch und aufrechten Lappen, in Laubwäldern, an Hecken und Zäunen durch ganz Europa, auch in Gärten gefüllt; die Wurzel ist eßbar, die Blätter waren ehemals gebräuchlich bei Halsentzündungen zu Gurgelwasser unter dem Namen Folia Cervicariae majoris; C. Medium *L.*, grasblüthige Glockenblume, Marietten, Marienveilchen, mit großen, blauen, aufrecht in einer schlaffen, pyramidenförmigen Traube stehenden Blumen, zweijähriges Gewächs in Italien u. Deutschland, häufig als Zierpflanze kultivirt, verlangt einen nahrhaften, feuchten Boden u. in strengen Wintern eine leichte Bedeckung; die Wurzel ist eßbar; C. glomerata *L.*, knäuelblüthige Glockenblume, Blüthen blau in Knäueln, am Ende und in den Achseln, fast durch ganz Europa auf trockenen Wiesen, 1—2 Fuß hoch, wird vom Vieh nicht gefressen; sonst waren die Blätter bei Halsentzündungen zu Gurgelwasser gebräuchlich unter dem Namen Klein-Halskraut, Folia Cervicariae minoris; C. suaveolens *Schrad.*, Adenophora suaveolens *Fisch.*, wohlriechende Glockenblume, über 4 Fuß hoch, mit einer großen steifen Blüthenpyramide, kleinen an der Basis weißen Blüthenglocken, die Abends sehr wohlriechend sind; C. liliifolia *L.*, lilienblätterige Glockenblume, Adenophora liliifolia *Fisch.*, 3—4 Fuß hoch, mit weißen oder blauen, einen Zoll langen, rispenständigen, schönen Blüthen, mit hervorragendem Griffel, in Sibirien; die Wurzel hat einen süßen, sehr angenehmen Geschmack und wird in Sibirien vor Austrieb der Blätter wie Rüben gekocht; C. glauca *Thunb.*, graugrüne Glockenblume, Halbstrauch in Japan, der wegen seiner fleischigen, starkmilchenden Wurzel daselbst häufig gebaut wird.

Campanus, 1) (Campano und Campani), Johann Anton, geachteter latein. Dichter u. Redner, um 1425 in dem Dorfe Cavelli in Kampanien von unangesehenen Aeltern geboren, so daß man ihn später nach seiner Provinz benannte. Ein Pfarrer nahm den geistig begabten Knaben von der Heerde weg, gab ihm selbst Unterricht und sandte ihn dann nach Neapel, wo damals Laurentius Valla lehrte. Auf der Reise nach Florenz von Räubern ausgeplündert, blieb er in Perugia, wo er unter Demetrius Chalcondylas der griechischen Sprache und Literatur mit solchem Erfolg oblag, daß er daselbst eine Professur der Beredsamkeit erhielt. Im Jahr 1459 lernte ihn Papst Pius II. kennen und schätzen und verlieh ihm die Bisthümer von Crotona und von Teramo. Paul II. sandte ihn 1471 auf den Reichstag nach Regensburg, um die dort versammelten Fürsten zu einem Türkenkrieg zu bewegen. Unter Sixtus IV., seinem frühern Schüler, erhielt er die Statthalterschaft von Todi, Foligno und Citta di Castello, ward jedoch wegen eines freimüthigen Briefes an den Papst für die ungehorsamen Bürger der letzteren Stadt aller seiner Würden entsetzt und aus dem Kirchenstaat verbannt. Vom neapolitanischen Hofe gegen Erwartung schlecht aufgenommen, zog er sich in sein Bisthum Teramo zurück und † daselbst 1477. C. schrieb philosophische Abhandlungen, Gespräche und Reden, mehre Sammlungen für die Zeitgeschichte interessanter Briefe, Lebensbeschreibungen des Papstes Pius II. und des Feldherrn Braccio von Perugia, Elegien und Epigramme. In der Geschichte verband er Wahrheit und Dichtung romanhaft. So verfaßte er eine Geschichte der türkischen Kaiser bis auf Muhamed III. in heroischen und noch einmal in elegischen Versen. Um das Studium der alten Literatur, wie um die Kritik mehrer Klassiker (Livius, Suetonius &c.) erwarb er sich große Verdienste. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Rom 1495, Venedig, ohne Jahreszahl, die Episteln und Gedichte von Mencke, Leipzig 1707, „Opera selectiora“ daselbst 1734.

2) Johann, Stifter der nach ihm benannten Sekte der Campanisten, im Jülichschen zu Anfang des 16. Jahrh. geboren, studirte zu Köln, wurde jedoch 1520 von dort vertrieben und hielt seit 1528 Privatvorlesungen zu Wittenberg. Seine von denen der Reformatoren abweichenden Meinungen wurden erst 1529 offenbar, als er, zu Marburg mit Luther disputirend, behauptete, daß im Abendmahl nicht der lebendige, sondern der todte Leib Christi dargereicht würde. Ins Jülichsche 1531 zurückgekehrt, schrieb er: „Wider die ganze Welt nach den Aposteln“, eine sonst nicht bekannte Schrift; kurz nachher erschien das höchst seltene Werk: „Göttlicher und heil. Schrift, vor vielen Jahren verdunkelt, u. durch unheilsame Lehr und Lehrer (aus Gottes Zulassung) verfinstert Restitution und Besserung durch

den hochgelehrten Ioannem Campanum" (1532), worin er, die Reformatoren angreifend, die Gottheit des heiligen Geistes leugnet, ihn mit dem Wesen und den Wirkungen des Vaters und des Sohnes für einerlei hält ꝛc. Auch soll er die Bauern im Jülich- und Kleveschen überredet haben, der jüngste Tag sey da, weshalb sie ihre Güter verkauften und nichts mehr arbeiten wollten. In Kleve von den Katholiken 1555 ins Gefängniß gesetzt, † er in demselben um 1580. Vergl. Trechsel, Servet und seine Vorgänger, Heidelberg, 1839.

Campanus pons, Brücke über den Savo, bildete den Eingang nach Kampanien (s. d.).

Campaspe, Geliebte Alexanders des Großen, auf dessen Geheiß von Apelles nackt gemalt, flößte dem Künstler eine heftige Liebe ein u. wurde deshalb von dem König demselben zum Geschenk gemacht.

Campbell, ursprünglich O'Duinhm, einer der ältesten Klans in Schottland, der in Bardengesängen schon um 400, wo Fergus II. regierte, erwähnt und für dessen ersten Sitz eine kleine Insel des Loch-Ow, auf welcher später Schloß Kilchurn stand, gehalten wird. Duncan O'Duinhm, Lord von Lochow, brachte durch Heirath die normannische Baronie Bellus Campus, oder Beauchamp, an sich und nannte sich seitdem C. Dieses Haus theilte sich, nachdem es zu bedeutendem Güterbesitz gekommen war, in mehre Zweige, von denen der von Argyle zum Herzogsrang emporstieg und mehre in der schottischen und englischen Geschichte hervorragende Persönlichkeiten aufweist. Die Besitzungen dieses herzoglichen Zweigs der C. umfassen, außer Argyle, sehr wichtige Güter in Lennoxshire, die Insel Jura, die Hälfte der Insel Mull ꝛc., mit einem jährlichen Einkommen von 50,000 Pfd. St. Zugleich gehört diesem Zweige der C. das Erbhaushofmeisteramt von Schottland. Diesem an Reichthum und Macht am nächsten steht der Zweig der Grafen von Breadalbane. Gegenwärtig erstreckt sich diese Grafschaft in einem Zusammenhange von Taymouth bis an die Westküste an 100 englische Meilen weit und bringt jährlich über 40,000 Pfd. Sterl. ein. Außer diesen sind noch zu nennen die C. von Loudon (Graf), von Ardre (Lord), von Ardkinlaß, von Dunstaffnage, von Sunbridge, von Glenlion und besonders von Shawfield.

Campbell, 1) Duncan, der berüchtigte Wahrsager, dessen Second Sight in W. Scotts Romanen eine Rolle spielt, war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Lappland geboren, wo sein Vater, Archibald C., ein schottischer Edelmann, die Tochter des Statthalters von Uwo-Lappmark geheirathet hatte. C. selbst war taubstumm; aber er hatte von seiner Mutter, die schon in seinem zweiten Lebensjahre starb, eine im schottischen Norden und in Lappland unschätzbare Eigenschaft geerbt: die des zweiten Gesichts (second sight). Diese Gabe, in der Zukunft des Menschen zu lesen, kam bei ihm in derselben Zeit zur Erscheinung, wo er seine Gedanken durch Schrift- und Zeichensprache geläufig auszudrücken gelernt hatte, ungefähr im 10. Jahr. Mit den Jahren wuchs bei C. die Kraft dieses zweiten Gesichts und bei Vornehm und Gering der Glaube an die Wahrhaftigkeit desselben. Bald strömte man in Schaaren herbei, jeder Stand schickte seine Unzufriedenen, Hoffnungsvollen, Zweifelnden und Neugierigen, der tollkühne Spekulant wie die lebenssatte Matrone wollten bei C. einen Blick in ihre Zukunft werfen, die Zeitungen berichteten, beglaubigten und bestritten das neue Wunder und jede seiner Wirkungen, und endlich verbreitete sich bei und durch den unaufhörlichen Lärm um C. ein solcher Nimbus, daß seine Rückkehr von einer abenteuerlichen Reise oder Flucht nach Holland in allen britischen Journalen mit einer Wichtigkeit referirt wurde, als kehrte mit ihm eine hohe Gewährschaft für die Wohlfahrt des gesammten Staats nach London zurück. Trotz des außerordentlichen Ansehens, in welchem seine Aussprüche standen, schien ihm seine eigene Zukunft doch ganz und gar verschlossen zu seyn, denn als er einst bei Gelegenheit der Liebesbewerbung eines Offiziers und eines Kaufmanns um Ein Mädchen sein Orakel zu Gunsten des Letztern entscheiden ließ, lockte ihn jener in ein Weinhaus und prügelte ihn so unbarmherzig durch, daß C. blutig und am ganzen Körper übel zugerichtet zu seinen Verehrern zurückkam. Unter letzteren bildeten die Mehrzahl die Frauen, und eine derselben kam einstmals zu C. mit dem Wunsch, er möge im anderen Gesicht sehen, daß sie seine Gattin werden müsse. C. schlug ein, lebte von der Zeit an zurückgezogen, heilte dagegen sehr eifrig Hexen und Besessene. Ob C. ein Betrogener oder Betrüger oder mit der Zeit Beides war, wird wohl unentschieden bleiben.

2) John, berühmter englischer Historiker und Biograph, 1708 zu Edinburg geboren, studirte in England die Rechte, fühlte sich aber durch das historische Studium so angezogen, daß er ihm sein ganzes Leben widmete. C.s Kenntnisse überstiegen aber weit sein historisches Feld, und seine Sprachkenntnisse erstreckten sich, neben dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, auch über das Französische, Sardinische, Portugiesische, Spanische und Holländische. C. † den 28. December 1775. C.s werthvollste Schriften sind: „Military History of Prince Eugene and the Duke of Marlborough etc." (1736, 2 Bde.); „Lives of the english Admirals and other eminent british Seamen" (2 Thle., 1742, 1744, 4. Aufl. von Berkenhout); „Voyages and Travels", von Columbus bis Lord Anson reichend, nach Harris' Plan (2 Bde., 1744 und 1749), welches wichtige Werk nach der letzten Ausgabe eine vollständige Geschichte Ostindiens, der verschiedenen Versuche zur Entdeckung der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt, die Handelsgeschichte von Korea und Japan, die Entdeckungen der Reisen zu Land und zu Wasser, eine Uebersicht der Niederlassungen der verschiedenen europäischen Nationen in Amerika ꝛc. umfaßte. Die „Biographia britannica" begann er 1745 in wöchentlichen Lieferungen; zu seinen großartigsten Unternehmungen gehört aber die „Neue Universalgeschichte" (16 Bde.), wozu er allein die Geschichte der Niederlassungen der Portugiesen, Holländer, Spanier, Franzosen, Schweden, Dänen in Ostindien, sowie die Geschichte von Spanien, Portugal, Algarbien, Navarra und Frankreich

lieferte. Sein letztes großes Werk war: „A political Survey of Britain etc." (1774, 2 Bde.).

3) Archibald, einer der ausgezeichnetsten Generäle des britischen Heeres, begann seine militärische Laufbahn im 77. Regiment in Indien, wo er die Feldzüge unter R. Abercrombie und dem Marquis Cornwallis mitmachte und der Vertreibung der Holländer aus Cochin, von der Küste von Malabar und aus Ceylon, desgleichen den Gefechten mit Tippo-Saib und der Erstürmung Seringapatams beiwohnte. Später machte er unter Wellington den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel mit, ward 1821 Oberst des 38. Regiments, kehrte nach Indien zurück und ward 1824 beim Ausbruche des Kriegs gegen Birma mit dem wichtigen und schwierigen Kommando der dahin beorderten britischen Streitmacht betraut. C. hatte 10 europäische Regimenter unter seinem Befehl, welche aber durch Klima, Strapazen und Entbehrungen bald gelichtet wurden. Mit dieser Streitmacht drang er ins Innere vor und nach 3 bedeutenden Schlachten mit den ungefähr 70,000 Mann starken Birmanen, nach einem zweijährigen Kriege bahnte er sich den Weg bis auf 30 englische Meilen von der Hauptstadt Umerapura, 700 englische Meilen von seinem Ausgangspunkte Ranaun, und hier baten die Birmanen um Frieden unter Bedingungen, wie sie der britische Anführer diktiren würde. Beide Parlamentshäuser votirten ihm dafür eine Danksagung, und der König verlieh ihm den Bathorden und damit die höchste militärische Auszeichnung Großbritanniens und den Baronetstitel. C. schloß seine militärische Laufbahn als Statthalter und Befehlshaber der Truppen in Neubraunschweig, welchen Aemtern er in einem sehr kritischen Zeitpunkte, während der canadischen Empörung, zur völligen Zufriedenheit der Regierung vorstand. Er † 1843 zu Edinburg.

4) Thomas, berühmter englischer Dichter, den 27. Juli 1777 zu Glasgow geboren, besuchte seit seinem 13. Jahre die Hochschule seiner Vaterstadt und hielt sich dann einige Zeit in Argyleshire, der Stammprovinz seiner Familie, auf. Der Beifall, mit dem einige seiner kleineren Gedichte aufgenommen wurden, veranlaßte ihn, die juristische Laufbahn aufzugeben und nach Edinburg zu gehen, wo er sein berühmtes Gedicht „The pleasures of hope" (Edinburg 1799, deutsch von Lackmann, Hamburg 1838) veröffentlichte, das sich durch Melodie der Sprache und Adel der Gesinnung auszeichnet und in einem Jahre vier Auflagen erlebte. Bald darauf unternahm er eine Reise nach Deutschland, wo er in Göttingen unter Heyne griechische Literatur studirte und später Augenzeuge der Schlacht von Hohenlinden (1800) war, die er durch eine meisterhafte Elegie verherrlichte. Im Jahr 1801 über Hamburg nach Edinburg zurückgekehrt, ließ er sich in Sydenham bei London nieder und veröffentlichte eine Reihe von literarischen Arbeiten, besonders für die „Edinburgh encyclopedia". Als 1806 die Whigs zur Regierung kamen, erhielt C. eine Pension. Seinen kompilatorischen „Annals of Great Britain from the accession of George III to the peace of Amiens" (London 1808, 3 Bde.) ließ er die poetische Erzählung „Gertrude of Wyoming" (London 1809) folgen, mit der jedoch seine Dichterkraft erschöpft schien. Seine späteren Gedichte, wie „Theodoric" (Lond. 1824), und sein letztes Gedicht „The Pilgrim of Glencoe" (das. 1842) waren untergeordneter Natur. Die besten Gedichte dieser Periode enthält das 1821 von ihm begründete „New monthty magazine". Von einer zweiten Reise nach Deutschland zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Specimens of the british poets" (London 1819—21, 7 Bde., 2. Aufl. in 1 Bd., 1841), mit biographischen und kritischen Anmerkungen, eines der besten Handbücher der englischen Poesie. Im Jahr 1820 hielt er sehr besuchte Vorlesungen über Poesie in der Surrey Institution und 1825 entwarf er den Plan zur londoner Universität. Die Hochschule seiner Vaterstadt erwählte ihn 1827 und in den beiden folgenden Jahren zu ihrem Lordrektor. Die Früchte eines Ausfluges nach Algier legte er in dem seit 1831 unter seiner Leitung begonnenen „Metropolitan magazine" nieder und ließ sie später als „Letters from the South" (London 1837, 2 Bde.) gesammelt erscheinen. Weniger glücklich war er als Biograph in seinem „Life of Mrs. Siddons" (Lond. 1837, 2 Bde.) u. „Life of Petrarch" (das. 1841, 2 Bde., 2. Aufl. 1843). Ein warmer Freund der Sache der Polen, gehörte er zu den Mitgliedern des in London gegründeten polnischen literarischen Vereins. C. † nach längerer Kränklichkeit den 15. Juni 1844 zu Boulogne und wurde in der Westminsterabtei zu London und im sogenannten „Dichterwinkel", neben Chaucer, Spenser ꝛc. beigesetzt. Seine Dichtungen, die zu dem Besten gehören, was die englische Literatur hervorgebracht, erschienen unter dem Titel „Poetical works" mehrmals gesammelt (von Turner, London 1828, 2 Bde., 2 Aufl., das. 1834).

5) John, Lord, britischer Rechtsgelehrter und Staatsmann, den 15. Sept. 1778 zu Cupar bei Edinburg, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte in Edinburg und begab sich sodann nach London, wo er längere Zeit als Reporter (Berichterstatter) für das „Morning chronicle" lebte. Auf Veranlassung mehrer tüchtiger Rechtsgelehrten verließ er diese literarische Laufbahn und widmete sich der englischen Bar. Den Ruf, welchen er sich seit 1807 erwarb, und den Einfluß einer glänzenden Praxis vermehrte er noch durch Veröffentlichung genauer Berichte über die wichtigsten Fälle, welche in den Gerichtshöfen der Kingsbench und Commonpleas zur Entscheidung gekommen waren, eine besonders deswegen für die englische Rechtsliteratur werthvolle Mittheilung, weil die Richter stets nach früheren ähnlichen Urtheilen zu entscheiden pflegen. Als Redner ist C. weniger ausgezeichnet, wenigstens stößt er durch seine, jeder künstlerischen Form entbehrende Redeweise und den mit Zähigkeit festgehaltenen schottischen Idiotismus sehr an; gleichwohl wurde er, nach seiner Verheirathung mit der Tochter des torystischen Lords Abinger (1822), ins Parlament gewählt, in welchem er, aus Ueberzeugung den Whigs zugethan, bei Diskussionen über Rechtsverhältnisse ein einflußreiches Wort führt. Unter dem Whigministerium traf ihn die Wahl zum Kronanwalt (Attorney general), ein Amt, das ihm jährlich

der 10,000 Pfund Sterling einbringt. In der Krisis von 1835 trug er durch seine Rede, die plötzlich mit außerordentlicher Gewalt auftrat, zu dem Sieg über die torystischen Mitbewerber das Meiste bei. Im Juni 1841, als die Whigregierung ihrem Ende nahte, ward C. zum Lordkanzler von Irland mit der Peerswürde ernannt, mußte aber nach einigen Wochen seinem torystischen Nachfolger weichen. Bei der Rekonstituirung des Whigministeriums 1846 erhielt er den Posten eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster mit einem Sitz im Kabinet und im März 1850 ward er zum hohen Amte eines Lord-Oberrichters der Queensbench befördert. Er schrieb auch: „Lives of the Lord Chancellors of England" (London 1845—1847, 7 Bde.) und „Lives of the Chief-Justices of England" (das. 1849).

6) **Sir Colin**, britischer General, 1791 in Schottland geboren, nahm 1808 Militärdienste und machte sogleich den ersten Feldzug auf der pyrenäischen Halbinsel, der mit der Wiedereinschiffung in Coruña endete, dann 1809 die Expedition nach Walcheren mit. Dem spanischen Corps des Generals Ballesteros zugetheilt, focht er in vielen Hauptschlachten des Peninsularkriegs und wurde beim Sturm von San-Sebastian verwundet. Im nordamerikanischen Kriege unterdrückte er als Brigademajor einen Aufstand in Demerara. Im Jahre 1832 ward er Oberstlieutenant, 1841 Oberst, diente mit großer Auszeichnung im Kriege gegen China, führte in Indien 1848 und 1849 eine Division im Pendschab und bei Guzerate und wurde hier abermals verwundet. In den Jahren 1851 und 1852 führte er das schwierige und wichtige Kommando im Peschawerdistrikt und leitete die Operationen gegen die benachbarten unruhigen Bergvölker mit Umsicht und Glück. Im J. 1854 befand er sich bei der Armee Lord Raglans als Chef der Hochländerbrigade, mit der er in der Schlacht an der Alma dem General Brown zu Hülfe eilte, die Russen zurückwarf und die Höhen erstürmte. Er wurde darauf Generalmajor. Noch wichtigere Dienste leistete er am 25. Okt., wo er den Angriff der russischen Kavalerie abschlug und das Vordringen Liprandi's gegen Balaklava vereitelte. Im Feldzuge von 1855 hatte er weniger Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da er mit seinen Truppen die Reserve bildete. Nach der erfolglosen Bestürmung des Redan am 8. Sept. sollte er am folgenden Morgen mit den Hochländern den Angriff erneuern; als er sich jedoch dem Fort näherte, fand er Sebastopol in Flammen und die Russen in vollem Rückzuge. Bald nachher schiffte er sich nach Eupatoria ein, um an der beabsichtigten Expedition im Innern der Krimm Theil zu nehmen, die jedoch wegen der vorgerückten Jahreszeit aufgegeben werden mußte. Im Jahre 1856 wurde er zum Generalinspektor der Infanterie ernannt. Auch ist er jetzt Generallieutenant und Inhaber des 67. Infanterieregiments.

Campbelltown, Marktflecken in der schott. Provinz Argyle, im östlichen Theile des Distrikts Kintyre, am See Kilkerran, mit gutem Hafen. Vor ungefähr 30 Jahren noch ein kleiner Fischerort, ist C. durch den Fleiß seiner Einwohner, glückliche Lage und die bedeutenden Märkte, welche hier gehalten werden, so gewachsen, daß es jetzt über 10,000 Einwohner zählt, die Whiskybrennerei, Baumwollenwaaren- u. Mousselinmanufakturen, Häringsfang ꝛc. treiben. In der Nähe sind Steinkohlen- und Walkererdgruben.

Campe, 1) **Joachim Heinrich**, vielseitig thätiger Pädagog und vielgelesener Schriftsteller, stammte aus einer Nebenlinie des altadeligen Geschlechts von Campe und war 1746 zu Deensen im Braunschweigschen geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzminden und widmete sich darauf zu Halle philosophischen und theologischen Studien. Schon 1773 wurde er bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen in Potsdam als Feldprediger angestellt. Bald aber lockten Basedows Bemühungen, dem Unterrichts- und Erziehungswesen eine erfreulichere Gestaltung zu geben, den regen, für Menschenwohl und Menschenwehe tief empfänglichen Geist an, und ergriffen von den neuen Ideen nahm er 1777 den Ruf des für Jugendbildung und ihre Zwecke begeisterten Fürsten Franz von Dessau als Edukationsrath und Lehrer an dem dortigen neu gegründeten Philanthropin an. Basedow, der Begründer dieser Anstalt, legte kurz darauf ihre Direktion nieder und C. trat an seine Stelle. Aber er fand sich in seinen hohen Erwartungen von der segensreichen Wirksamkeit dieser Anstalt nur zu bald getäuscht und wurde theils hierdurch, theils durch Zwistigkeiten unter den zum Theil exaltirten jüngern Lehrern veranlaßt, nach einiger Zeit seine Stelle niederzulegen und in selbstständiger Art zu Trittow, in der Nähe von Hamburg, ein Erziehungsinstitut zu gründen. Obgleich dieses einen erfreulichen Fortgang hatte, so bewog ihn doch schon 1786 abnehmende Körper- und Geistesfrische, die Leitung der Anstalt dem Professor Trapp zu übergeben und sich als Privatmann literarischen Beschäftigungen zu widmen. Aber schon 1787 folgte er einem ehrenvollen Rufe des Herzogs Karl von Braunschweig, der das mangelhafte Schulwesen seines Landes durch eine neue Organisation gründlich zum Bessern umgestalten wollte und dies durch einige Männer, die in der damaligen philanthropischen Richtung des Erziehungswesens sich Ruf und Namen erworben hatten, zu bewerkstelligen hoffte. Zugleich mit Trapp und Stuve übernahm C. als Schulrath die Oberaufsicht über das braunschweigsche Schulwesen. Manche ehrende Anerkennung wurde ihm zu Theil; sein Fürst erhob ihn zum Kanonikus und später (1805) zum Dechanten des St. Cyriakstifts, und die theologische Fakultät zu Helmstädt verlieh ihm (1809) ihr Doktordiplom. Jedoch fanden sich Viele in den großen Erwartungen, die sie von der Schulreform hegten, getäuscht, und hierüber, sowie über mannigfachen Widerstand von Seiten der älteren Schulmänner des Landes mißmuthig, zog sich C. bald von allen öffentlichen Geschäften zurück und widmete sich, als sehr begüterter Mann und Eigenthümer der Waisenhaus-Schulbuchhandlung zu Braunschweig, literarischen Beschäftigungen, besonders der Ausarbeitung seines „Wörterbuchs der deutschen Sprache" (5 Bde., 1807—1811) und des damit verbundenen „Verdeutschungswörter-

buchs" (1815). Einige Reisen nach England, Frankreich und Dänemark, sowie seine Anwesenheit als Deputirter in Kassel 1808 unterbrachen seine stille Zurückgezogenheit. Bekümmert über das Schicksal Deutschlands, besonders seitdem seine letzten Hoffnungen, die er auf den König von Westphalen nach seiner Vermählung mit einer Enkelin des Herzogs von Braunschweig gesetzt hatte, durch Alles, was er in Kassel gehört und gesehen, entschwunden waren, beschränkte er seinen Umgang außer seiner Familie auf wenige Freunde. Mit der Beendigung seines großen Wörterbuchs war seine große Geisteskraft erschöpft und bald verfiel er in eine gänzliche Abspannung. Körperlich gesund sank er in eine solche geistige Schwäche, daß er mehr einem Kinde glich und, aller Willens- nnd Thatkraft, über die er früher in reichem Maße geboten hatte, baar und verlustig, sich völlig passiv verhielt und selbst die Gabe einer deutlichen Sprache, die ihm ehedem in herrlicher Fülle zu Gebote stand, verlor. Er † am 22. Oktober 1818. In praktischer, wie in literarischer Hinsicht hat er sich unstreitig den ausgezeichnetsten Pädagogen an die Seite gestellt. Eine warme Liebe zur Jugend, ein von der auf dem Gebiete des Erziehungs- und Schulwesens damals herrschenden Pedanterie freier Sinn, aber auch eine gewisse angeborene Würde in seiner äußern Haltung machten ihn zum Erzieher, Lehrer und Vorsteher von Erziehungsanstalten ganz besonders geschickt. Ein väterlicher Freund seiner Zöglinge, gewann er ihre ganze Liebe und Anhänglichkeit, und selbst seine Gegner können ihm nicht absprechen, daß viele der thätigsten und in Geschäften gewandtesten Männer aus seiner Schule hervorgegangen sind. Zu der Sentimentalität, wie sie durch die damalige schöngeistige Literatur vielfach angeregt wurde, stellte sich C. in einen schroffen Gegensatz, der bis zu einer solchen einseitigen Rücksichtslosigkeit stieg, daß er die Poesie unter die brodlosen Künste zählte, die höchstens im Zeitalter der Barbarei ein kümmerliches Surrogat für das Licht der Vernunft gewesen, aber jetzt einer Laterne am hellen Tage oder gar dem Laternenstock zu vergleichen seyen, vor dem kein vernünftiger Mensch den Hut ziehe („Theophron", 2 Aufl., Wolfenb. 1786). Mit einem sittlichen Rigorismus, der dem puritanischen gleich kommt, verbietet er in seinem „Väterlichen Rath an seine Tochter" jeden Umgang mit Schöngeistern, in denen er fast ohne Unterschied Verführer der Tugend sieht. Der brauchbare Mensch, der in allen Lagen des Lebens sich zu helfen weiß, war sein Ideal, das er durch die Erziehung zu verwirklichen strebte. Er theilte hierin die Einseitigkeit der Philanthropen oder ging ihr vielmehr voran, indem er den Werth des Wissens nur nach dem, was dadurch unmittelbar für das Leben geschafft werde und gleichsam kaufmännisch zu verwerthen sey, abschätzte und daher das Verdienst dessen, der den Kartoffelbau bei uns einheimisch gemacht oder das Spinnrad erfunden habe, höher anschlug, als das des Dichters der Ilias und Odyssee. Industrie zu befördern, den Menschen zu industrieller Thätigkeit anzuregen und zu befähigen, das sollte seiner Ansicht nach die Haupttendenz bei aller Erziehung seyn, und im Geiste dieses Utilitarismus sind seine „Fragmente über mehre noch unbenutzte Beförderungsmittel der Industrie" geschrieben. Auch sein weithin, selbst über Deutschlands Grenzen hinaus verbreiteter „Robinson Crusoe", eine ungeachtet der Veränderung des Geschmacks noch immer vielgelesene Lieblingsschrift unserer Jugend und wirklich auch noch nicht übertroffen, hat eine ähnliche Tendenz, indem er das Thema durchführt: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen". Aber hervorzuheben ist es, daß dieser Glaube, dieses Vertrauen auf Gottes Hülfe nicht etwa bloß äußere Redensart, sondern in der That festes, inneres Lebensprincip bei C. war. Denn so sehr auch C. ein Gegner der protestantischen Kirchenlehre war und so bitter und ungerecht er sie in ihren einzelnen Theilen beurtheilte, so aufrichtig und unerschütterlich war doch seine Ueberzeugung von einer ins Einzelne sich erstreckenden göttlichen Leitung unserer Schicksale. Und dies Festhalten am Religiösen bei aller Polemik gegen das kirchliche System, sowie sein streng sittlicher Ernst und sein Dringen auf Selbstüberwindung und Beherrschung der Sinnlichkeit ist die von Vielen in unserer Zeit nicht genug geschätzte Seite an C., sowie an dem damaligen bessern Rationalismus überhaupt. Als Schriftsteller bewährte C. sein pädagogisches Talent besonders durch die Abfassung zahlreicher Kinder- und Jugendschriften. Eine vollständige Sammlung derselben veranstaltete er unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften" (Braunschweig 1817, 30 Bdchn.). Viele derselben sind in mehre ausländische Sprachen übersetzt und der obengenannte Robinson, die Geschichte der Entdeckung von Amerika u. a. bieten noch immer eine sehr empfehlenswerthe Lektüre für die frühere Jugend. Ihr leichter, ansprechender Ton, die lebendige Mannigfaltigkeit ihres Inhalts, die seltener, als in den weiße'schen Jugendschriften, durch trockene, moralische Erörterungen unterbrochen wird, ihr Reichthum an gelegentlich mitgetheilten nützlichen Kenntnissen aller Art sichert ihnen einen bleibenden Werth. Von Bedeutung für ihre Zeit waren auch C.'s theoretische Schriften pädagogischen, sprachlichen und populär-philosophischen Inhalts. Die pädagogischen, welche in den „Pädagogischen Unterhaltungen" u. in dem von C. mit Stuve u. Heusinger gemeinschaftlich herausgegebenen „Braunschweiger Journal" (1788 ff.) sich finden, bestreiten im Geiste Rousseau's und Locke's viele der damals auf dem Gebiete der Pädagogik herrschenden Vorurtheile und sind besonders auf das deutsche Unterrichts- und Erziehungswesen berechnet. Sie sind gesammelt erschienen, Braunschweig 1807 ff., 30 Bändchen. Manche seiner schriftstellerischen Unternehmungen gediehen nicht zur Vollendung, so seine „Schulencyklopädie" und das von 1785 bis 1791 als „Revision des gesammten Erziehungswesens" in 15 Bänden erschienene Werk, welches außer guten Kritiken namhafter Schulmänner auch die vollständigen Uebersetzungen der pädagogischen Schriften Locke's und Rousseau's enthält. Die philosophischen Schriften C.'s schlagen in das Gebiet der Psychologie, Moral und Religionsphilosophie ein. Die vorzüglichsten sind: „Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben" (Berlin 1773),

„Philos. Kommentar über die Worte Plutarchs: die Tugend ist eine lange Gewohnheit, oder über die Entstehungsart der tugendhaften Neigungen" (das. 1774), „Die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele" (Leipzig 1776), „Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei" (Hamburg 1779), „Kleine Seelenlehre für Kinder" (das. 1780), „Moritz, ein Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde" (Braunschw. 1789). Sie sind größtentheils im Geiste des damals viele Anhänger zählenden vulgären Rationalismus geschrieben und vertreten daher innerhalb der Sphäre der Religions- und Sittenlehre die Rechte des gesunden Menschenverstandes. C.'s reformatorische Bestrebungen erstreckten sich endlich auch auf das Gebiet der deutschen Sprache, die er von den vielen fremdartigen Auswüchsen, die seit der politischen Uebermacht Frankreichs immer mehr um sich griffen und die Reinheit der deutschen Sprache wirklich gefährdeten, befreien wollte. Er ging jedoch auch hier zu rationalistisch zu Werke, d. h. die abstrakte Theorie war seine alleinige Richtschnur, er beachtete die geschichtlich lebendige Entwickelung der Sprache zu wenig oder gar nicht und vergaß, daß sich in der Studirstube mühsam Erfundenes und Herausgeklaubtes durch ein willkürliches Machtgebot dem Geiste der Zeit nicht aufdringen läßt. Dessen ungeachtet bleibt C.'s großes Wörterbuch immer ein höchst bedeutendes Werk.

2) August, berühmter deutscher Buchhändler, Neffe des Vorigen, 1773 zu Deensen geboren, lernte in seines Oheims Schulbuchhandlung das Geschäft, arbeitete dann bei Vieweg in Berlin, später auch in Braunschweig und Paris und gründete 1800 mit seinem Bruder Friedrich C. eine Buchhandlung in Hamburg. Nach kurzem geschäftlichen Zusammenwirken trennte er sich von seinem Bruder und übernahm 1810 die Buchhandlung seines Schwiegervaters Hoffmann, die, 1777 gegründet, nunmehr unter der Firma „Hoffmann und Campe" ihre bereits bedeutenden Geschäfte immer mehr ausdehnte und namentlich im deutschen, französischen und englischen Sortiment viel machte. Im Jahre 1823 trat er diese Handlung an seinen Bruder Julius ab, behielt sich jedoch sämmtlichen Verlag vor, den er unter seinem Namen debitirte, und † 1836. Sein Bruder, Friedrich, 1777 zu Deensen geboren, lernte ebenfalls in Braunschweig den Buchhandel, studirte dann in Königsberg und etablirte sich mit Julius C. 1800 in Hamburg. Hier gründete er für eigene Rechnung das Museum für Literatur und Kunst, gab aber später auch dieses, wie seine Geschäftsverbindung mit seinem Bruder auf und wandte sich wieder der Wissenschaft zu. Er wurde Doktor der Philosophie und machte eine Reise durch Europa. Auf dieser Tour gefiel es ihm in Nürnberg dergestalt, daß er sich sogleich daselbst niederließ und aus mehren zusammengekauften Kunst- und Buchhandlungen eine große Buch- und Kunsthandlung bildete. Die Zeitverhältnisse klug benutzend, brachte er den damals gesunkenen nürnberger Bilder- und Landkartenhandel in neuen Schwung und kaufte während der Kriegsdrangsale viele werthvolle Gemälde auf, die, trotz der vielen Verkäufe, noch jetzt eine Zierde Nürnbergs sind. Um seinem Verlage eine festere Grundlage zu geben, brachte er eine Druckerei an sich und richtete sie nach englischen und französischen Mustern zweckmäßig ein. Im Jahr 1825 gab er den ersten Anstoß zur Stiftung des Buchhändlervereins in Leipzig, dessen Vorsteher er wurde. C. † 1846. Er schrieb „Reliquien von Albrecht Dürer" (Nürnberg 1827) und „Malerlexikon" (daselbst 1833). Der dritte Bruder, Julius, um 1794 geboren, lernte bei seinem Oheim, seinem Bruder Friedrich und Vieweg den Buchhandel und übernahm, nachdem er den deutschen Befreiungskrieg mitgekämpft und dann bei seinem Bruder August gearbeitet hatte, 1823 die Sortimentshandlung Hoffmann und Campe, mit der er einen tüchtigen Verlag vereinigte. Die Werke der ersten belletristisch-politisch-satyrischen Talente, wie diese Talente selbst, waren es vorzüglich, denen er seine Thätigkeit widmete, ein Heine, Wienbarg, Gutzkow, Börne &c. fanden an ihm einen unerschrockenen Verleger, und auch Drohungen und Maßregeln von benachbarten Regierungen, wie das Verbot Preußens gegen den gesammten hoffmann-campe'schen Verlag &c., haben C. nicht schwach zu machen und auf unverfänglichere Bahnen ganz zu bannen vermocht, obgleich auch strengwissenschaftliche Werke unter seiner Firma erscheinen.

Campeche (eigentlich San Francisco de C., bei den Eingeborenen Kimpesch), Stadt an der Westküste der zum merikanischen Staatenbunde gehörigen Halbinsel Yucatan, liegt an der Mündung des Rio de San-Francisco in die nach der Stadt benannte Bai (Campechebai) des merikanischen Golfs. Sie ist rings von Hügeln umgeben, durch 4 Thürme befestigt, hat 2 schöne Kirchen, 2 Klöster, ein Hospital u. niedliche Häuser welche einen freundlichen Anblick vom Hafen aus gewähren. Letzterer ist der beste der ganzen Küste, durch einen 150 Fuß langen Damm geschützt, aber nicht hinlänglich eingerichtet und zu flach, so daß größere Schiffe außerhalb auf der Rhede ankern müssen. Die Einwohnerzahl beträgt nach den neuesten Angaben: 26,000. Die Gewerbthätigkeit ist ziemlich gering: einiger Kattun wird fabricirt. Dagegen ist der Handel bedeutender, besonders in Campecheholz und Wachs. Um die Stadt führen prächtige Promenaden und Gartenanlagen. Das ihr gänzlich fehlende Trinkwasser muß auf Maulthieren herbeigeschafft werden. Der Distrikt, dessen Hauptort C. ist, zählt auf einem Flächenraum von 590 □Meilen 113,000 Einwohner und producirt Reis, Zucker, Campecheholz, Marmor, Salz. Die Stadt C. wurde 1540 gegründet, aber 1659 von den Engländern, 1678 und 1685 von den Seeräubern erobert und theilweise zerstört. Bei dem neuesten Revolutionszustande Yucatans gegen Meriko wurde C. Hauptsitz der im November 1842 eröffneten Feindseligkeiten. Unter den Wällen der Stadt fand am 18. November 1842 ein harter Kampf zwischen den Yucatanern und Merikanern Statt, in welchem letztere zwar einen Verlust von 200 Mann erlitten, der aber ohne Entscheidung blieb, wie die Blokade von der See aus ebenfalls ohne Wirkung war. Heftiger stritten die Merikaner am 24. November um den Besitz der Höhen von C., die sie nach hartnäckiger Gegenwehr behaupteten, von denen sie aber im Januar 1843

wieder verdrängt wurden. Nachdem die Merikaner am 1. Februar von Chica Besitz genommen hatten und sich unter Befehl des Generals Andrade zu einem Angriff auf C. anschickten, rückte ihnen von dort aus am 4. Februar General Llergo entgegen und erfocht einen so entscheidenden Sieg, daß die Yucataner sofort beschlossen, ihre Unabhängigkeit zu erklären, unter Annahme einer eigenen Nationalflagge.

Campecheholzbaum (Haematoxylon campechianum *L.*, auch **Blauholz-**, **Blutholzbaum**), einzige Art der zur Familie der Kassieen gehörigen Gattung Haematoxylon, charakterisirt durch den kurzröhrigen Kelch mit fünf abfälligen Lappen, kurze Blume mit 10 unten behaarten Staubfäden und lanzettförmige, ein- bis zweisamige Hülse, die in der Mitte der Klappen reißt. Der C. wird gegen 36 Fuß hoch, hat dornige Zweige, gerade gefiederte Blätter, fast herzförmige, zwei- bis vierpaarige, kleine Blättchen und kleine hochgelbe Blüthen in langen, ährenförmigen Endtrauben, mit 3 rothen Kelchlappen. Die Samen der $1^1/_2$ Zoll langen Hülse werden vom Geflügel gern gefressen. Aus dem Stamm des Baumes fließt ein dem arabischen ähnliches Gummi. Er wächst sehr schnell, so daß der Stamm 4 Jahre nach Legung des Samens bereits seinen größten Umfang, gegen 2 Fuß, erhält. Sein eigentliches Vaterland ist die Honduras- und Campechebai in Mittelamerika; in ganz Westindien ist er angepflanzt, auf St. Domingo dient er zu Zäunen. Das von der weißen Rinde befreite Holz dieses Baumes, welches unter den Namen **Campecheholz**, **Blauholz**, **Blutholz**, **Jamaikaholz**, **indisches Holz**, im Englischen **Stammholz** (Logwood), Lignum campechianum, campescanum, französ. Bois de Campeche, Bois d'Indes, ital. Campeggio, bekannt ist, liefert einen vortrefflichen Färbestoff und ist auch durch seine medicinischen Kräfte wichtig. Ein gutes Campecheholz muß eine röthlichbraune Farbe haben, hart, dicht und schwer seyn, eine schöne, beinahe unzerstörbare Politur annehmen, anfangs süßlich, später zusammenziehend und bitter schmekken, den Speichel schön violet färben und einen aromatischen Geruch besitzen. Ganz frisch und von guter Beschaffenheit liefert es immer den 15.—20. Theil seines Gewichts reinen anwendbaren Färbestoff. Das beste kommt aus seinem eigentlichen Vaterlande, von Campeche und Honduras. Die Ursache der verschiedenen, im Handel vorkommenden, schlechteren Sorten liegt in der absichtlichen Verfälschung durch Fuhrleute, Schiffer und Handelsleute. In den Raspel- und Mahlmühlen auf dem Kontinente (insbesondere zu Lissabon, in England und Holland), wo das Campecheholz geraspelt, gemahlen, gepackt und zur Versendung verwahrt wird, unterliegt es schon dadurch mannigfacher Verfälschung, daß es beim Zerkleinern mit der äußern Rinde vermischt und durch Zusatz von Wasser im Gewicht vermehrt wird. Daher ist es weit vortheilhafter, das Holz in Blöcken aus Amerika zu beziehen und es selbst durch Schneidemaschinen verkleinern zu lassen. Das Campecheholz in Blöcken oder Scheiten wird am besten in dunkeln Gewölben oder trockenen Kellern aufbewahrt; wenn es den Einwirkungen der atmosphärischen Luft, des Lichtes und der Sonne unterworfen ist, zersetzt sich das Pigment desselben und die färbende Eigenschaft wird dadurch vermindert. Die Qualität des Campecheholzes soll dadurch am besten erforscht werden, daß man in ein mit frischem, klarem Wasser angefülltes Glas ungefähr so viel von demselben, nachdem es gehörig verkleinert ist, bringt, als man mit zwei Fingerspitzen fassen kann. Je schöner und intensiver die Farbe des Aufgusses erscheint, um so vorzüglicher und reichhaltiger ist das Pigment in dem Holze enthalten; zieht aber das Wasser eine schmutzige Farbe aus, so ist das Holz von geringer Güte und wenig zum Färben brauchbar. Vergl. **Jenker**, Waarenkunde, Taf. 10. Das Pigment des Campecheholzes ist im reinen Wasser und im Alkohol lösbar. Sechs Quart destillirtes siedendes Wasser ziehen den Färbestoff aus einem Pfund geschnittenem Campecheholzes. Der Guß ist gelb, von süßlichem Geschmacke und enthält außer dem reinen Färbestoff (**Hämatoxylin**) ein flüchtiges Oel mit etwas Kalk und Kali in Verbindung von Essigsäure, ohne der andern Stoffe zu gedenken, die in Rücksicht ihrer Wirkung beim Färben nicht von Bedeutung sind. Gerbestoff findet sich nicht. Der Absud mit gemeinem Fluß- oder Brunnenwasser erscheint von violeter oder dunkler Farbe, welches eine Wirkung des im Wasser enthaltenen Selenits oder der Kalkerde ist. Alkohol nimmt mehr Färbestoff auf als Wasser, welches beweist, daß die größere Menge des Pigments in Harztheile eingehüllt ist. Die Alkalien machen die gelbe und violete Tinktur dunkelviolet. Säuren bilden verschieden gefärbte Niederschläge: Schwefelsäure einen gelben, Salzsäure hingegen einen hellrothen Niederschlag, letztere läßt eine dunkelrothe und durchsichtige Flüssigkeit zurück. Die Niederschläge durch Kleesäure, Weinsteinsäure und Essigsäure sind kastanienbraun. Schwefelsaure Thonerde (Alaun) färbt das Pigment violet, schwefelsaures Eisen blauschwarz, schwefelsaures Kupfer braunschwarz, essigsaures Blei rothschwarz, salzsaures, schwefelsaures, salpetersaures, salpetersalzsaures, schwefelsalzsaures, essigsaures und weinsteinsaures Zinn mehr oder weniger glänzend purpurfarben. Alaun und Weinstein, gemeinschaftlich zum Fällen angewendet, liefern den schönsten, rothbraunen Niederschlag. Chevreul fand folgende Bestandtheile im Campecheholz: Hämatoxylin, d. h. reines Pigment; ein zweites, im Alkohol lösliches, im Wasser unauflösliches Pigment, welches den Adstringentien verwandt ist; in Alkohol auflösbare, animalisch-vegetabilische Substanz; in Wasser gar nicht, in Alkohol wenig auflösbare, braune Substanz; kleesauren Kalk; essigsaures Kali, Kalk und Ammonium; freie Essigsäure; salz- und schwefelsaures Kali; schwefelsauren Kalk; Alaunerde; Eisen- und Manganoxyd; holzige Theile. Das Pigment des Campecheholzes läßt sich durch folgendes, von Chevreul erfundenes Verfahren leicht von allen übrigen, damit verbundenen Substanzen ausscheiden: Man läßt das gepulverte Campecheholz einige Stunden lang mit Wasser von 40 — 45° Réaum. digeriren, filtrirt hierauf die Auflösung und dampft sie bis zur Trockenheit ab. Dieses Produkt behandelt man mit Weingeist von 36 Grad; nach 24 Stunden filtrirt man

die Auflösung und dampft sie bis zur Konsistenz eines dicken Syrups ein, hierauf setzt man etwas Wasser zu und dampft wieder bei gelinder Wärme ab, um den Alkohol zu entfernen, worauf man das Ganze abkühlen läßt. Das Hämatoxylin erscheint nun als feine, gelbrothe, sehr glänzende Schuppen und Kügelchen. Langsam krystallisirt ist es blaß rosenfarben mit einem Anflug von Gelb; mit einem Glasstabe auf einer glatten Fläche zerdrückt, erscheint es, je nachdem das Licht reflektirt oder gebrochen wird, röthlichgelb oder schimmernd weiß, mit Alkohol benetzt karminroth und nach dessen Verdunstung goldgelb. Es hat einen langsam sich entwickelnden, etwas zusammenziehenden, scharfen, bittern Geschmack und erfordert zu seiner Lösung 1000 Theile Wasser. Die warme wässerige Auflösung ist purpurroth, wird aber nach dem Erkalten gelb. Säuren fällen den Farbestoff aus dieser Auflösung erst gelb, dann roth, Alkalien purpurroth, bei einem Ueberschusse aber erst violetblau, dann rothbraun, zuletzt gelblichbraun. In diesem Zustande ist das Hämatoxylin zersetzt und kann durch Säuren nicht wieder hergestellt werden. Mit Metalloxyden verbunden erscheint es mehr oder weniger violetblau. Das Zinndeuteroxyd wirkt wie die Säuren mit einfacher Grundlage. Thierische Gallerte schlägt nach einiger Zeit rothe Flocken daraus nieder. In der Färbekunst wird das reine Hämatoxylin nicht gebraucht; weil es aber im Campecheholzauszug enthalten ist, so kommt es natürlich in allen Farben vor, welche man mit diesem Auszuge bereitet. In der Färbekunst und in der Kunst, Zeuche zu drucken, nimmt das Campecheholz durch ganz Europa eine sehr wichtige Rolle ein; es ist insbesondere zur Erzielung vielfältiger Farbenschattirungen ganz unentbehrlich. In der Medicin wendet man das Campecheholz in Absud (2—4 Drachmen mit 16 Unzen Wasser bis zur Hälfte eingekocht) alle 2 Stunden 1 Eßlöffel, oder besser in Extraktform an: bei chronischen Durchfällen und Ruhren von Schwäche der Därme, beim Fluxus coeliacus, und wenn damit Hämorrhoidalbeschwerden verbunden sind, zugleich gereinigten Schwefel. Das Extractum ligni campesc. *Bor.* von rothbrauner Glanzfarbe und süßlich zusammenziehendem Geschmacke, in seiner wässerigen Auflösung fast kirschroth, stark verdünnt mehr violet, räth man zu 10 — 15 Gran in den angegebenen Krankheitsformen, noch besonders auch bei den schmelzenden Schweißen Lungensüchtiger an, ebenso den Syrupus ligni Campechensis. Nach A. Vogel werden die mit Campecheholz gefärbten Rothweine durch essigsaures Blei indigblau gefällt und durch etwas Aetzlauge rothbraun gefärbt. Nach Sloane brachte 1715 zuerst ein gewisser Braham Samen des C.s nach Jamaika, wo nun große Plantagen, besonders in der Nähe von Savanna la mer, entstanden und noch jetzt angetroffen werden. Die Spanier waren die Ersten, die das Campecheholz kennen lernten; sie nannten es Palo campechio, woraus der spätere Name entstanden ist. Bald nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth scheint das erste Campecheholz nach England gekommen zu seyn. Es hielt anfangs schwer, dauerhafte Farben mit dem Pigmente desselben darzustellen; die Chemie war noch nicht in die Färberwerkstätte gedrungen. In der Folge schritt die Anwendung desselben immer weiter, so daß es seit etwa 70 Jahren einen beträchtlichen Handelsartikel ausmacht. Die vorzüglichsten Bezugsorte des Campecheholzes sind London, Cadix, Bordeaux und Hamburg.

Campecia, Pflanzengattung, s. v. a. Cäsalpinia.

Campeggi, Lorenzo, römischer Legat und Kardinal, 1474 zu Padua geboren, studirte die Rechtswissenschaft, trat nach dem Tode seiner Gattin in den geistlichen Stand über und gewann die Gunst des Papstes so, daß er in kurzer Zeit zu den höchsten geistlichen Würden zum Bischof und Kardinal emporstieg und zu den wichtigsten Missionen seiner Zeit gebraucht wurde. Im Jahr 1519 kam er als Legat nach England, wo man ihn zum Bischof von Salisbury ernannte; auf den Reichstagen zu Nürnberg, Regensburg und Augsburg focht er mit Glück gegen die Sache des Protestantismus. Als Heinrich VIII. von England sich von Katharina von Aragonien scheiden wollte, ging C. abermals nach England und traf hier mit dem König hart zusammen, ohne eben der Königin Hülfe zu gewähren. Er † 1539.

Campen (Camper), Stadt in der niederländischen Provinz Overyssel, links von der Yssel, unweit von deren Mündung in die Zuydersee und von der Deltainsel Camper-Eiland gelegen, in einer Gegend, welche ganz unter Wasser gesetzt werden kann, ist mit Gräben und verfallenen Festungswerken umgeben, hat eine schöne, 728 Fuß lange Brücke über die Yssel, ein bemerkenswerthes Stadthaus, eine lateinische Schule und 9000—10,000 Einwohner, welche Schiffswerfte und Kalkbrennereien unterhalten. C. wurde 1286 gegründet und war ehemals eine freie Reichs- und Hansestadt mit beträchtlichem Handel, der aber mit der zunehmenden Versandung der Yssel mündung oder des Camper-Dieps immer mehr gesunken und jetzt fast nur auf Matten- und Binsenflechtwerk beschränkt ist. Die Stadt wurde 1578 von den Holländern erobert und mußte sich 1672 an die französischen und münsterschen Truppen ergeben, welche hier übel hausten und die Brückenschanze an dem rechten Ysselufer zerstörten.

Campen, 1) Jakob van, Wiedertäufer, stand in Deutschland bei dieser Sekte in hohem Ansehen und wurde, als er bei der Vertreibung und Verfolgung derselben in die Niederlande geflüchtet war, 1534 von Johann Bockhold zum Bischof von Amsterdam ernannt. Die Stadt fügte sich jedoch dem neuen unerwarteten Hirten nicht, C., auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, fiel in die Hände der Häscher u. † noch in demselben Jahre auf dem Hochgericht. — 2) Thomas van C., s. Thomas a Kempis. — 3) Nikolaus Gottfried van C., niederländischer Geschichtschreiber, 1776 zu Harlem geboren, ward 1816 Lehrer der deutschen Sprache und 1829 Professor der Geschichte am Athenäum zu Amsterdam, wo er 1839 †. Von seinen Schriften nennen wir: „Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa" (Leyden 1815—23, 8 Bde.); „Beschrijving van het Koningrijk der Nederlanden" (n. Aufl., Harl. 1827); „Vaterlandsche karakterkunde" (das. 1826); „Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de

Nederl." (Haag 1821—26, 3 Bde.); „Geschiedenis der kruistogen naar het orient" (das. 1822—26, 4 Bde.); „Geschiedenis der Nederl. buiten Europa" (das. 1831 — 33, 3 Bde.); „Handboek der hoyduitsche letterkunde" (Harl. 1823—30, 4 Bde.). Zu Heerens und Ukerts Geschichte der europäischen Staaten lieferte er die Geschichte der Niederlande (Hamburg 1831—33, 3 Bde.); mit Tijdeman gab er die Zeitschrift „Mnemosyne" (1815 — 21, 10 Bde.) heraus.

Camper, **Peter**, berühmter Anatom und Chirurg, zu Leyden am 11. Mai 1722 geboren, studirte daselbst, ward 1746 Doktor der Medicin und Philosophie, 1750 Professor der Medicin und Chirurgie zu Franecker. Im Jahr 1755 als Professor der Anatomie und Chirurgie nach Amsterdam an das Athenäum berufen, vertauschte er 1763 diese Stelle mit der Professur der Chirurgie, Anatomie und Botanik zu Gröningen und gab auch diese Stelle auf, um wieder in Franecker zu leben. Er † zu Haag am 7. April 1789. C.s Verdienste sind, obgleich derselbe sich um fast alle Zweige der Naturwissenschaften Verdienste erwarb, am größten in der Chirurgie. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Demonstrationes anatomico-pathologicae" (Haag 1760—62, 2 Theile, jeder mit 4 großen Kupfertafeln); „De claudicatione" (Gröningen 1763); „Dissertatio de callo ossium" (das. 1765); „Aanmerkinge, afbeelding en beschrijving van ein gehalt verloorene maar door konst herstelde neus" (Amst. 1771). Viele einzelne Schriften von C. sind gesammelt in: „Dissertationes quibus ab illustrissimis Europae praecipue Galliae Academicis palma adjudicata fuit". Auch in der Geschichte der Kunst nimmt C. eine würdige Stelle ein. Er versuchte sich früh im Zeichnen und Malen mit Oelfarben, ätzte viele kleine Blätter und versuchte sich in der Schwarzkunst. Ein Hauptverdienst erwarb er sich jedoch durch seine anatomischen und osteologischen Zeichnungen, von denen noch viele in ziemlicher Größe vorhanden und in Waschmanier ausgeführt sind. Gleichen Fleiß widmete C. der theoretischen und praktischen Baukunst, ja er versuchte sich sogar noch in dem Alter von 50 Jahren in der Bildhauerei.

Camperduin (schlechthin **Kamp**), Dorf in der niederländischen Provinz Nordholland, an den Dünen der Westküste, zwischen Alkmar und Helder, ist durch die große Seeschlacht bekannt, in welcher der englische Viceadmiral Duncan am 11. Okt. 1797 über den batavischen Admiral De Winter den Sieg davontrug, von welcher er den Titel Viscount von Camperdown erhielt. Dieselbe Seeschlacht wird auch nach dem südwestlich von Alkmar an den Dünen gelegenen Dorfe Egmond op Zee benannt.

Campestre (sc. subligar), eine leichte, schurzähnliche Lendenbekleidung, von römischen Jünglingen gebraucht, wenn sie auf dem Marsfelde nackt sich im Ringen ꝛc. übten, wurde aber auch an heißen Sommertagen statt der Tunica unter der Toga getragen. Diejenigen, welche das C. trugen, hießen Campestrati.

Camphausen, 1) **Ludolf**, preuß. Staatsmann, den 10. Januar 1803 in Hünshoven im Regierungsbezirk Aachen geboren, erhielt auf dem Gymnasium zu Weilburg und auf den Handelsschulen zu Rheydt und Burg die Grundlage seiner kaufmännischen und wissenschaftlichen Ausbildung und vervollständigte sein Wissen durch eigene Studien. Im Jahr 1825 begründete er in Gemeinschaft mit einem älteren Bruder in Köln ein noch jetzt daselbst blühendes Handlungs- und Bankierhaus. Als der große Erfolg, den die Eisenbahnen in England hatten, zunächst in Belgien Nacheiferung erweckte und in den nahen Rheinlanden zu ähnlichen Unternehmungen aufmunterte, war C. unter den Eifrigsten, die eine Verbindung von Rhein und Schelde bezweckten, er trat an die Spitze des Unternehmens und übernahm die Leitung der Vorarbeiten für den von Köln nach Eupen projektirten Bahnzug. Seine Stellung war eine eben so glänzende als vortheilhafte; aber er schwankte keinen Augenblick, sie aufzugeben, als über die Richtung der Bahn ein Beschluß gefaßt wurde, den er für ganz nachtheilig hielt. Da C. nicht mehr praktisch für die Eisenbahnen wirken konnte, so wollte er wenigstens theoretisch für die Idee thätig seyn, und so erschien im nächsten Jahr (1838) sein „Versuch eines Beitrags zur Eisenbahngesetzgebung". In diesem Werke ging er von der Behauptung aus, daß das Recht, Eigenthumsabtretungen zum Behuf des Baues von Eisenbahnen zu erzwingen, auf dem Bedürfniß und dem Rechtsanspruch Aller an öffentliche Wege beruhe, und forderte die Gleichstellung der Eisenbahnen mit allen übrigen öffentlichen Land- und Poststraßen. Sie sollten diesen gleichgestellt werden rücksichtlich des Gebrauchs, des Eigenthums, der Besteuerung. Er forderte daher, daß die Monopolisirung der Benutzung der Bahnen durch eine Korporation aufgehoben werde, erklärte dieselben für das mit einem Zollerhebungsrechte zu Gunsten der Unternehmer belastete Eigenthum der Nation und wollte endlich, daß es für die Eisenbahngesellschaften keine andere Steuer gebe, als die Erniedrigung des Lohngeldes. Seit dem ersten Auftreten C.s kam in Köln kein öffentliches Werk ohne ihn zu Stande. Die rheinische Dampfschleppschifffahrt ist ausschließlich seine Schöpfung, die er mit großer Vorliebe pflegte. Ferner war er thätig bei der Ausführung der köln-mindener und bonn-kölner Eisenbahn, bei der Assekuranzgesellschaft Colonia, bei der rheinischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, endlich bei der Gründung der „Rheinischen Zeitung", mit deren Herausgebern ihn ein inniges Freundschaftsband verknüpfte. So vielfach thätig, bekleidete er eine Menge von bürgerlichen Ehrenstellen und war zu gleicher Zeit Mitglied des Gemeinderaths, Vorsitzender der Handelskammer, des Verwaltungsraths der köln-mindener Eisenbahn und der Direktion der Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft, Mitglied des Verwaltungsraths der rheinischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, der bonn-kölner Eisenbahn und der Assekuranzgesellschaft Colonia. In der Handelskammer zog er sich die meisten Angriffe zu und wurde einmal sogar aus derselben ausgeschlossen. Er wollte nämlich den kölner Stapelzwang abgeschafft wissen, weil er die Ueberzeugung hegte, daß die hereinbrechende freie Konkurrenz durch kein Monopol bekämpft werden könne, daß Vorrechte vielmehr schädlich seyen, da das Vertrauen auf sie

die Energie schwäche. Im Jahr 1837 trat er wieder in die Handelskammer ein, welcher er bis auf die letzte Zeit ununterbrochen angehörte. Bekannt ist sein Vortrag, den er am 8. Juli 1845 gegen Erhöhung der Schutzzölle hielt, ebenso die von ihm verfaßte Denkschrift über die Beförderung der Schifffahrt des Zollvereins. In der letzteren Schrift gab er dem Prämiensystem den Vorzug vor den Differenzialzöllen. In die rheinischen Provinziallandtage trat C. 1843 gleichzeitig mit seinem Freunde v. Beckerath ein. Er gehörte zur liberalen Mehrheit, trennte sich aber in mehren Fragen von ihr, da der beschränkt bürgerliche Liberalismus, zu dem sich die Meisten bekannten, nicht sein Standpunkt war. In der ersten Sitzung trat er hauptsächlich als Verfechter der Preßfreiheit auf. Da er gegen Erhöhung der Eisenzölle und weitere Begünstigung der Runkelrübenzuckerproduktion gestimmt hatte, so wurde er von den in Berlin zusammentretenden Ausschüssen ausgeschlossen. Auf dem vereinigten Landtage gehörte er zu den gefährlichsten Gegnern der Regierung, obgleich er nur selten auf der Rednerbühne erschien. Die Erklärung, die er als Mitglied des ständischen Ausschusses in der ersten Sitzung gegen die Krone machte, gab zu einer heftigen Scene Veranlassung, namentlich mißfielen der Rechten seine Worte, daß der Landtag bis zu den äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit vorgegangen sey, die Krone aber die dargebotene Hand mit Verachtung abgewiesen habe. Als die Ausschußsitzungen geschlossen wurden, war die pariser Katastrophe in Berlin bereits bekannt und der König machte nun eins der Zugeständnisse, die er bis dahin immer verweigert hatte, indem er eine periodische Berufung des vereinigten Landtags zusagte. C. eilte nach Köln zurück, wo ihn bei seiner Ankunft eine große Anzahl von Bürgern begrüßte. Unmittelbar nach der berliner Märzrevolution in das Ministerium berufen, lehnte er ab, weil er dem Staate in nichtamtlicher Stellung bessere Dienste erweisen könne, trat erst ein, als das erste Ministerium Arnim-Boitzenburg nach kurzer Dauer aufgelöst war, und übernahm im neuen Kabinet den Vorsitz. Der Schimmer von Volksbeliebtheit, der sich um C. verbreitete, erlosch jedoch sehr bald. C. war kein unbedingter Anhänger der Märzverheißungen mit ihren demokratischen Grundlagen; die Bewegung war ihm, wie der altliberalen Partei überhaupt, zu weit gegangen. Er hatte den vereinigten Landtag noch einmal berufen müssen, um mit ihm das neue Wahlgesetz zu bearbeiten. Inzwischen fanden sich dringende Arbeiten, die mit der eben versammelten Landesvertretung erledigt werden mußten; aber nichtsdestoweniger wurde C. bitter getadelt, daß er mit diesen Abgeordneten des aristokratischen Theils der Nation die Geschäfte fortführe, statt die konstituirende Versammlung sofort einzuberufen. Unerschöpflichen Stoff zum Hohn gab der Erlaß, worin das Ministerium bat, man möge es doch in seinen wichtigen Arbeiten nicht stören, keine Petitionen mehr schicken, mit den Abordnungen innehalten, da es am Verfassungsentwurf zu schaffen habe und dabei um keinen Preis gestört werden dürfe. Der neue Reichstag zeigte sich dem Ministerium nicht feindselig. In den ersten Sitzungen kamen nur zwei Kabinetsfragen vor: der berendssche Antrag über die Anerkennung der Revolution und der wachsmuth-waldecksche Antrag über den Verfassungsentwurf. In der ersten Debatte siegten die Minister mit 19 Stimmen, in der zweiten ward mit einer Mehrheit von 46 Stimmen ein Beschluß gefaßt, der bei der Mehrzahl durchaus nicht den Sinn einer Opposition gegen das Ministerium hatte, sondern nur im Interesse einer Beschleunigung der ganzen Verfassungsfrage ergangen war. Dennoch führte diese letzte Abstimmung zu einer Auflösung des Ministeriums. Die Minister, welche dem alten System noch am nächsten standen, der Kriegsminister von Kanitz und der Minister des Auswärtigen, von Arnim, erklärten zuerst ihren Rücktritt, demnächst folgte der Kultusminister, Graf von Schwerin. Die beiden ersten Lücken gelang es durch den Legationsrath von Schleinitz und den Generallieutenant von Schreckenstein aus Trier zu ergänzen. Schwieriger gestaltete es sich mit dem Grafen Schwerin; Auerswald sollte an seine Stelle treten. Für das von diesem abzugebende Ministerium des Innern war zuerst der Landschaftsrath v. Robbertus-Jagetzow aus Pommern bestimmt, später der Bürgermeister Grabow aus Prenzlau in der Provinz Brandenburg. Beide Männer von entschieden liberaler Gesinnung, konnten sie sich aber mit den camphausenschen Grundsätzen nicht einverstanden erklären und lehnten darauf hin alle ministeriellen Anerbieten ab. C. selbst hatte ein dunkles Vorgefühl, daß die Mehrheit ihm entschlüpfen werde, und trat daher ebenfalls zurück. Den ihm Anfangs Juli vom deutschen Reichsverweser gemachten Antrag zur Uebernahme des Reichsministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, eventuell des Vorsitzes im Reichsministerium, lehnte er ab. Schon in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident war er den Souveränetätsansprüchen der deutschen Nationalversammlung entgegengetreten; eben so zeigte er sich als entschiedener Gegner des Aufgehens Preußens in Deutschland, womit er die völlige Mediatisirung Preußens besorgte. Somit ward C. vielleicht mehr, als er wünschte, der Bundesgenosse der sogenannten specifisch preußischen Partei, die im Laufe des Sommers 1848 in den höchsten Kreisen zu Berlin überwiegenden Einfluß gewann. Ende Juli wurde C. mit dem Titel eines wirklichen geheimen Raths zum Bevollmächtigten Preußens bei der deutschen Centralgewalt ernannt, wo er sich die schwere Aufgabe stellte, der deutschen Nationalversammlung gegenüber die volle Souveränetät Preußens zu wahren, andererseits aber Preußen in den Wegen einer aufrichtigen deutschen Politik zu erhalten. C. bekämpfte nicht nur die Kaiseridee, sondern verwarf auch die in erster Lesung beschlossene Reichsverfassung als zu demokratisch und rief eine gemeinschaftliche Erklärung von 31 Regierungen gegen dieselbe hervor. Er war auch der Urheber der wichtigen Cirkularnote vom 23. Januar 1849, worin Preußen zuerst mit der Idee eines unter seiner Leitung zu errichtenden engern Bundesstaats hervortrat. Er mochte hiermit mehr eine Annäherung an das gagernsche Programm beabsichtigen, während das Ministerium

Brandenburg im Laufe des April den völligen Bruch mit der gagernschen Partei herbeiführte. C. gab darauf Ende April seine Entlassung. Seit dieser Zeit nahm C. an den verschiedenen legislativen Versammlungen in Preußen, sowie am Unionsparlamente in Erfurt Theil. In der Session der ersten preußischen Kammer von 1849 — 1850 machte er noch einmal seine vermittelnde Politik mit Erfolg geltend, indem er im Interesse des Unionswerks und um das Zustandekommen der preußischen Verfassung zu sichern, das er gefährdet sah, wenn das Ministerium Brandenburg-Manteuffel abträte und die königlichen Propositionen vom 9. Januar 1850 abgelehnt würden, eine von der konstitutionellen Opposition theilweise abgesonderte Haltung einnahm. Im Volkshause zu Erfurt (1850) war er Referent des Verfassungsausschusses und vertheidigte die Annahme der Verfassung en bloc. Während der Session der preußischen ersten Kammer von 1850—51 befand sich C. in den Reihen der damaligen Opposition. Nach dem Austritt aus dem Staatsdienst trat C. in seinen Wirkungskreis als Associé des Bankhauses A. und L. Camphausen zurück. Er ist der erste wirkliche geheime Rath in Preußen, der zugleich dem kaufmännischen Geschäftsleben angehört.

2) Otto, preußischer Finanzmann, Bruder des Vorigen, am 21. Oktober 1812 zu Hünshoven geboren, studirte in Bonn, Heidelberg, München und Berlin Jurisprudenz und Kameralwissenschaften und trat im Herbste 1834 als Regierungsreferendarius in die Bezirksregierung zu Köln ein, worauf er sich, angeregt durch seinen Bruder Ludolf, den Handels- und industriellen Unternehmungen mit eifriger Theilnahme zuwandte. Nachdem er von 1837 — 1840 als Regierungsassessor bei der Regierung zu Magdeburg gearbeitet, wurde er nach Berlin berufen, um in dem Finanzministerium bei der Abtheilung für Etats- und Kassenwesen Aushülfe zu leisten. Im December 1840 ward er an die Regierung zu Koblenz, im Februar 1842 an die Regierung zu Trier versetzt und bei letzterer 1844 zum Regierungsrath ernannt. Bald berief man ihn wiederum in das Finanzministerium, wo er hauptsächlich die Bearbeitung der auf die Grundsteuer bezüglichen Angelegenheiten übernahm. Im Jahr 1845 ward er zum geheimen Finanzrath ernannt. C. ist der Verfasser des 1847 dem vereinigten Landtage vorgelegten Gesetzentwurfs wegen Einführung einer Einkommensteuer, sowie der dem Entwurfe beigefügten ausführlichen Denkschrift, welche letztere sich namentlich durch eine allgemein verständliche Darstellung der schwierigsten Fragen auszeichnet. Seit 1849 gehörte C. nach einander der aufgelösten zweiten Kammer von 1849, der späteren zweiten Kammer von 1849 — 1850, endlich dem erfurter Volkshause von 1850 als Mitglied an. Gleich seinem Bruder Ludolf saß er hier in den Reihen der gemäßigtliberalen Partei und fungirte namentlich bei finanziellen Fragen häufig als ausgezeichneter Berichterstatter.

3) Wilhelm, ausgezeichneter Schlachtenmaler der düsseldorfer Schule, wurde am 8. Februar 1818 zu Düsseldorf geboren, wo sein Vater als Kaufmann lebte, in der Freude über die Geburt dieses ersten lebenden Kindes aber kaum zwei Stunden nachher, vom Schlage getroffen, seinen Geist aufgab. Schon früh entwickelte sich in dem Knaben eine besondere Gabe der Darstellung empfangener Eindrücke. Nachdem er das Gymnasium in seiner Vaterstadt besucht, wurde er, von Alfred Rethel vorbereitet, Schüler der düsseldorfer Akademie. Er wandte sich bald mit großer Vorliebe dem Studium der Pferde und des Kriegswesens zu, nahm daher auch seinen Dienst als Freiwilliger in einem Husarenregimente und leistete bei dieser Gelegenheit seiner Ausbildung zum Schlachtenmaler wesentlichen Vorschub. Zu den ersten größern Bildern, mit denen er auftrat, gehören Tilly bei Breitenfeld und Prinz Eugen bei Belgrad, sehr lebendige Kompositionen. Darauf machte er mehre Kunstreisen nach Holland, Belgien, der Schweiz und Oberitalien, sowie einige Jahre später eine größere Tour durch Deutschland, mit längerem Aufenthalt in den Hauptstädten. Nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf malte er die größere historische Komposition: Gottfried von Bouillon bei Askalon, wandte sich dann aber entschieden wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, den eigentlichen Schlachtenbildern, zu und lieferte nach einander: Puritaner, die den Feind beobachten (bei Konsul Wagner in Berlin, eine Wiederholung im Besitz des Königs von Hannover); Transport gefangener Anhänger Cromwells (im Besitz König Ludwigs I. von Bayern); Erstürmung eines englischen Schlosses durch cromwellsche Soldaten; Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht bei Worcester 2c. 2c. Die letztern Bilder gingen nach Amerika. Eines seiner neuesten Bilder ist Karl I. bei Naseby. Ein anderes Bild stellt in drei Abtheilungen den Austritt, den Tod und die Bestattung eines kräftigen Kriegers dar, nach dem Volksliede: „Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod!" Man rühmt hier die schön vertheilte abwechselnde Beleuchtung. Besonders sind zwei Rosse, die auf allen drei Bildern wiederkehren und das Menschengeschick mitleben und mitempfinden, mit schöner Symbolik behandelt. Noch ist C. als sehr tüchtiger und thätiger Illustrator zu nennen, der sich auch an den „Düsseldorfer Monatsheften" betheiligt.

Camphora, s. Kampherbaum.

Camphorosma (Kampherkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, deren bekannteste Art ist: C. monspeliacum L., gemeines Kampherkraut, in Südfrankreich, Italien, im Littorale, strauchartig, 1—2 Fuß hoch, mit zahlreichen, halbzolllangen schmalen, zottigen Blättern und kleinen Blüthenknäueln mit rothen Griffeln. Die ganze Pflanze besitzt einen schwach kampherartigen Geruch, schmeckt scharf, kampherartig und wurde sonst als Herba Camphoratae in der Medicin als ein auflösendes, harn- und schweißtreibendes Mittel gegen Wassersucht, Asthma u. dergl. angewendet.

Camphuisen, Dirk Rafelsz, niederländischer Dichter, 1586 zu Gorkum geboren, wurde, früh verwaist, von einem ältern Bruder erzogen, der ihn zu einem Maler in die Lehre that. C. machte treffliche Fortschritte, studirte aber später in Leyden Theologie, wurde als Prediger in dem

stiftischen Dorfe Bleuten in die allgemeine Verfolgung der Arminianer mit hineingerissen und gewaltsam aus seinem Amte vertrieben. Er lebte von nun an fast immer auf der Flucht in Elend und Noth, bis er zu Dokkum in Friesland ein Asyl fand, wo er den 9. Juli 1626 †. Seine größtentheils erbaulichen Gedichte zeichnen sich durch Originalität und Gefühlstiefe aus. Vgl. Koopman, Redevoering over C. als mensch en dichter, Amsterdam 1804.

Campi, Künstlerfamilie, welche in der Mitte und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zu Cremona lebte. Galeazzo, 1475 zu Cremona geboren, angeblich Schüler des Boccaccino, stand auf dem Uebergang von der alten in die neue Manier, zeigte sich als guter und wahrer Kolorist, der aber matt im Helldunkel, winzig in der Zeichnung, kalt im Ausdruck ist. Er † 1536. Berühmter sind seine drei Söhne: Giulio, Antonio u. Vincenzo. Giulio, der ältere, gleichsam der Ludovico Carracci seiner Schule, um 1500 geboren, war schon 1522 Schüler des G. Romano, damals in Mantua, von dem er, außer der Malerei, auch Plastik und Baukunst, die Großheit der Zeichnung, das Verständniß des Nackten, die Mannigfaltigkeit und Fülle der Ideen, die Pracht in Bauwerken und die allseitige Fertigkeit, jede Aufgabe zu bearbeiten, lernte. Diese Meisterschaft stieg, als er Rom sah, dort Raphael und die alten Kunstwerke studirte und die trajanische Säule mit wunderbarer Genauigkeit zeichnete. Auch Tizian achtete er sehr, eben so Pordenone und Sojaro, in dessen Styl er, wie Vasari berichtet, malte, ehe er Giulio kennen lernte und nachahmte. Sein Styl hat demnach etwas von vielen Künstlern, so daß man in seinen Werken bald die Nachahmung des einen, bald die des andern seiner großen Meister erkennt. Gemischt ist der Styl in seinen Arbeiten der Margarethenkirche zu Cremona. Im heiligen Hieronymus im Dom zu Mantua, im Pfingstfeste zu St. Gismonde in Cremona ist ganz Giulio Romano's Rüstigkeit, aber mehr als irgendwo in der Burg Soragno im Parmesanischen, wo er in einem großen Saale die Heldenthaten des Hercules malte, welche man eine große Schule des Nackten nennen könnte. C. † 1572. Sein Bruder Antonio, Maler u. Baumeister, Cremonese genannt, war gewandter Nachahmer von Correggio, den er in den Tinten erreichte, seltener in der Zeichnung. Er hatte die Gewohnheit, selbst in heilige Gegenstände Zerrbilder einzuführen. Papst Gregor XIII. bediente sich seiner als Baumeister. Außerdem war er auch Plastiker, sowie auch Kupferstecher und nach Einigen auch Formschneider. Berühmt ist er auch als Geschichtschreiber seiner Vaterstadt. Seine Chronik erschien 1582 unter dem Titel: „Cremona fidelissima citta etc." (1547 und öfter). Nach seinen Werken ist viel gestochen worden, unter Andern von A. Carracci (die Erweckung der heiligen Eutycha durch den heiligen Paulus), M. Piccioni (die Aussetzung des Moses ꝛc.) u. m. A. Er † nach 1591. Der dritte Bruder, Vincenzo, war ein unermüdeter Gefährte seiner Brüder, denen er im Kolorit fast gleicht, jedoch in der Zeichnung nachsteht. Zu Cremona sieht man von seiner Hand vier Abnehmungen vom Kreuze, unter denen Baldinucci besonders die im Dome lobt. In kleinen Figuren war Vincenzo besser, als in großen, und auch seine Bildnisse und Früchte werden geschätzt, die er sehr natürlich in häufigen Zimmerbildern wiedergab. Viele seiner Kabinetsstücke waren auf Schiefer gemalt. C. † 1591. Bernardino, Maler zu Cremona, vielleicht ein Verwandter der Vorigen, verlegte sich anfangs, nach seines Vaters Wahl, auf die Goldschmiedekunst, ergab sich nachher der Malerei unter Giulio C. und studirte später zu Mantua bei Ippolito Costa. Er wußte sich viel von Tizians Manier so zu eigen zu machen, daß man selten die Kopien von den Originalen unterscheiden konnte. Auch Correggio und besonders Raphael schwebten ihm vor Augen, dessen Einfalt und Natürlichkeit man in seinen Werken bewundert. Dessen ungeachtet ist seine Manier neu; nirgends erblickt man den Nachahmer. Die meisten Werke C.'s befinden sich in Cremona; außerdem besitzt auch Mantua Vortreffliches. Seine berühmtesten Schüler sind Sofonisba Anguisciola und G. B. Trotto. Als Schriftsteller trat C. auf mit einem Werke: „Pater sulla pittura" (1584). C. † um 1590.

Campian, Edmund, englischer Geistlicher, anfangs eben so eifriger Verfechter wie später Bekämpfer des Protestantismus und eines der wichtigsten Häupter der Jesuiten, 1540 in London von armen Aeltern geboren. C. studirte in Oxford, glänzte dann als bewunderter geistlicher Redner bei den festlichsten Angelegenheiten, worauf er Professor und Prorektor an der Universität Oxford wurde. Im Jahr 1569 ging er nach Irland, schrieb daselbst die Geschichte dieses Königreichs und trat zum Papismus über. Da er zugleich mit seiner Glaubensänderung als unermüdlicher Bekehrer zum alten Glauben gefährlich in das Gebiet der anglikanischen Kirche eingriff, so steckte man ihn ins Gefängniß, aus dem er jedoch entfloh. Er entkam glücklich in die Niederlande und begab sich sodann nach Rom, wo er in die Gesellschaft Jesu aufgenommen wurde. Von Rom begab er sich nach Wien und Prag, schrieb in ersterer Stadt seine berühmte Tragödie „Nektar u. Ambrosia" und lebte und wirkte in letzterer sechs Jahre lang. Nach seiner Rückkehr nach Rom übertrug Papst Gregor XIII. ihm, Pater Parsons und einigen andern Jesuiten die Ketzerbekehrung in England. Nachdem C. hier von seinen öffentlichen und heimlichen Glaubensgenossen mit Jubel empfangen worden war, wurde er von den englischen Gerichten ergriffen, nach London in den Tower gebracht und des Hochverraths beschuldigt und mit dreien seiner Brüderschaft 1581 zu Tyburn hingerichtet. Von seinen Schriften verdient namentlich die „Chronologia universalis" Erwähnung.

Campiglia, Flecken im Großherzogthum Toskana, Bez. Florenz, nordöstl. von Piombino, auf einem Hügel, auf welchem vortrefflicher Wein wächst, mit 1800 Einwohnern, welche Getreide- und Süßholzbau treiben. In der Nähe wird der berühmte Marmor Brocatello di Gherardesca gebrochen.

Campi macri, die langen Felder, große Thalebene zwischen Parma und Modena, gab

feinwolligen Schafen reichliche Weide und diente noch zu Strabo's Zeit zu Volksversammlungen; jetzt Val di Montirone mit Magrada.

Campio, im Mittelalter Fußkämpfer in den Ordalien (s. d.).

Campione, Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, am südöstlichen Ufer des Lavisersees, Lugano gegenüber. Die Umgegend ist merkwürdig wegen häufiger und außerordentlicher starker Wasserausbrüche, welche die Bevölkerung oft in Furcht und Schrecken setzen; der stärkste brach 1528 aus einem Berge oberhalb C. hervor. C. ist Geburtsort vieler berühmter Künstler (auch des Ritters Isidorus Bianchi).

Campi Raudii, eine Ebene bei Vercellä in Oberitalien, denkwürdig durch des Marius Sieg über die Cimbern 99 v. Chr.; s. Cimbern und Teutonen.

Campistron, Jean Galbert de, französischer Dichter, um 1656 zu Toulouse aus einer altadeligen Familie geboren, ward in Folge eines Duells, das er in seinem 17. Jahre hatte und bei dem er gefährlich verwundet ward, von seinen Aeltern nach Paris gebracht, wo der Trieb zur Dichtkunst in ihm erwachte. Er kam mit Racine in Berührung, dessen Rath ihm namentlich bei seiner ersten Tragödie „Virginie" von großem Werthe war. Sein bedeutendstes Werk ist unstreitig „Tiridate", das bei der ersten Aufführung enthusiastischen Beifall fand und sich ziemlich lange auf der Bühne hielt. Außerdem verdient sein „Andronic" hervorgehoben zu werden, welchem Trauerspiele ganz derselbe Gegenstand zum Grunde liegt, den Schiller im „Don Carlos" behandelt hat. C.s übrige Stücke, gesammelt in seinen „Oeuvres" (3 Bde., Paris 1750), wurden sämmtlich ihrer Zeit mit der größten Begeisterung aufgenommen, sind aber jetzt ohne Interesse. Nachdem C. als Sekretär des Herzogs von Vendôme 30 Jahre hindurch demselben, oft mitten im Schlachtengewühl, zur Seite gestanden, zog er sich, mit Ehren aller Art überschüttet, zurück und † am 11. Mai 1723 zu Toulouse. Sein Bruder, Louis de C., der, früher Jesuit, bei dem Herzoge von Vendôme ebenfalls in Gunst stand und zu Toulouse 1737 †, hat gute lateinische und französische Gedichte hinterlassen.

Campitä, Beiname der Donatisten, welche in Ermangelung von Kirchen ihre gottesdienstlichen Versammlungen auf freiem Felde hielten.

Campli, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo, am Tordina, ist Bischofssitz und hat 6500 Einwohner.

Compo (ital.), Feld, Grundstück, ebene Gegend, Lager, Schlachtfeld.

Campobasso, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Molise, amphitheatralisch auf einen Berg gebaut, ummauert, mit gegen 8000 Einwohnern, die namentlich Stahlarbeiten, Handel, besonders mit Getreide treiben. C. hat zwei Schulen und ein Mädchenkonservatorium.

Campo Formio, Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, Provinz Friaul, mit einem Schlosse, in welchem der Friede vom 17. Oktober 1797 zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen wurde. Dieser Friede, ein Schandfleck der deutschen Geschichte, für Frankreich der Sieg der Revolution, überlieferte letzterem nicht nur einen ansehnlichen Theil des deutschen Bundesgebietes, darunter den Schlüssel zum Herzen Deutschlands, die Festung Mainz, sondern verschaffte ihm auch die Anerkennung der neuen republikanischen Staatsform von Seiten des deutschen Kaisers; vergl. Frankreich.

Campomanes, Don Pedro Rodriguez, Graf von, spanischer Staatsmann, Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher und nationalökonomischer Schriftsteller, am 1. Juli 1723 zu Santa Eulalia de Sorriba in Asturien geboren, übersetzte schon im 10. Jahre den Ovid in kastilianische Verse und verfaßte lateinische Reden; im 11. Jahre begann er den philosophischen Kursus unter dem gelehrten Froylan, ward aber bald der künstlichen Gebäude unfruchtbaren Gedankenspiels, wie man es ihm in scholastischer Weise vorbrachte, müde und wandte sich dem Rechtsstudium zu. Nachdem er in Sevilla Baccalaureus beider Rechte geworden war, bereitete er sich bei einem madrider Advokaten für die praktische Laufbahn vor und betrat sie selbst im 23. Jahre. Neun Jahre blieb er dem Sachwalterberufe getreu, setzte aber in seinen Mußestunden seine gelehrten Studien fort und betrieb namentlich Griechisch, Arabisch und Geschichte, damals vorzüglich die der Tempelherren, des spanischen Seewesens, Karthago's und der in Spanien angesiedelten fremden Völker. Die schriftstellerischen Erzeugnisse, welche als Resultate dieser Studien um diese Zeit erschienen, veranlaßten die königliche französische Akademie der Inschriften, C. zu ihrem auswärtigen Mitgliede zu ernennen. Als Karl III. (1759) den Thron bestiegen hatte, ernannte er C. zum Beisitzer im Postdepartement und forderte ihn zu einer statistischen Beschreibung dieses Zweigs der Verwaltung auf. Sein Abriß einer neuen Erdbeschreibung von Portugal war das Ergebniß dieser Arbeit, die zugleich Basis und Veranlassung einer neuen wurde. Die Anhäufung der Landgüter in todter Hand erkannte C. zuerst als ein Haupthinderniß des Fortschritts der Landeskultur, des Wohlstandes und der Bevölkerung Spaniens. Er unterwarf seine Bemerkung einer sorgsamen Prüfung und bewies hierauf in einem „Tratado de la regalia de la amortizacion etc." (Madrid 1765, italien., Venedig 1777, 2 Bde., und Mailand, 3 Bde.), daß der spanischen Regierung das Recht zustehe, die Veräußerungen zur todten Hand zu beschränken. Das von ihm vorgeschlagene Amortisationsgesetz rief natürlich den gesammten Klerus gegen ihn in die Schranken, die römische Kurie erließ sogar ein Abmahnungsbreve gegen die Ausübung der weltlichen Hoheitsrechte in Ansehung der Kirche, gegen welche wiederum C. ein „Juicio imparcial" richtete, das aber, auf Betreiben der Geistlichkeit, erst 1769, und zwar in veränderter Gestalt, im Druck erschien. An diese für Spaniens Wohlfahrt so bedeutsamen Untersuchungen über Bodenkultur und deren Nutzung reihete C. Untersuchungen über die Beförderungsmittel des Gewerbs- und Kunstfleißes und lieferte in seinem „Discurso sobre el fomento de

la industria popular" (Madrid 1774, deutsch von Göriz, Stuttg. 1778) das erste gute Werk in Spanien über Nationalökonomie, das auf Karls III. Befehl an alle weltliche und geistliche Behörden im ganzen Reiche vertheilt wurde. C. knüpfte augenblicklich an diesen anscheinlich gelungenen Plan den über Verbesserung der Volkserziehung. Zuerst erschien seine Abhandlung über die volksmäßige Erziehung der Handwerker, „Discurso sobre la educacion popular de los artesannos, y su fomento" (Madrid 1775), worin er vorzüglich das „barbarische und schimpfliche Vorurtheil der Kunst- und Handarbeiten" bestritt. Dieses Vorurtheil war in Spanien so tief gewurzelt, daß die Regierung sich genöthigt sah, die Verträglichkeit der Handwerksarbeiten mit dem Nationaladel ausdrücklich zu erklären. Diese großartige Lieblingsidee verfolgte C. in vier Abhandlungen historisch, statistisch und juridisch und hatte die Genugthuung, zu sehen, wie diese Bemühungen anerkannt und von Karls III. Ministern mit Ernst aufgefaßt und ihrer Verwirklichung entgegengeführt wurden, namentlich die Befreiung des amerikanischen Handels, die Ausdehnung desselben auf andere Häfen, als bloß auf Cadix, die freie Einfuhr gewisser Rohstoffe, die Errichtung einer Nationalbank, die Stiftung volkswirthschaftlicher Gesellschaften rc. Aus diesen Forschungen erwuchs C.' genaue Bekanntschaft mit den ältesten Gesetzen der spanischen Monarchie und der Chronologie der gothischen Könige, über die er mehre Aufsätze und Sammlungen herausgab. Von der Volkserziehung wandte C. sein Auge auf die Schulbildung und insbesondere auf Verbesserung der Lehrbücher und schrieb selbst eine Abhandlung über die Bildung der Buchstaben und über die Schreibkunst. Neben dieser vielfachen literarischen Wirksamkeit stand C. noch an der Spitze mehrer wissenschaftlichen Institute: er war Direktor der Real Academia de Jurisprudencia practica (titulada de la concepcion) und der Real Academia de la historia rc. Im Jahre 1762 war C. zum Fiskal des hohen Raths von Kastilien ernannt und später an die Spitze der Geschäftsführung bei dieser Behörde gestellt worden. Neben diesem wichtigen Posten, den er 21 Jahre verwaltete, führte er noch die Geschäfte der königlichen Kammer, seit 1768 als Camarista oder königlicher Rath, hatte seit 1783 den Vorsitz als Gobernador interino und seit 1789 als wirklicher Präsident, bis er 1791 von Karl IV. zum Staatsrath erhoben wurde. In dieser Stellung bewährte der von gleichgesinnten Amtsgenossen unterstützte und eben so entschlossene als vorsichtige Mann die vollkommene Fähigkeit zu so hohem Beruf; die Reihe der Anordnungen, die er glücklich durchführte, stellt ihn unter die ersten Wohlthäter seines Vaterlandes. Er unterwarf z. B. die Zigeuner und Landstreicher, von denen Spanien wimmelte, einer strengen Polizei, gewöhnte sie an bürgerliche Lebensart, bewog sie, sich beim Heere, beim Seewesen oder bei öffentlichen Arbeiten anstellen zu lassen. Durch weise Anstalten minderte er den ungeheuren Preis der Lebensmittel in Madrid; er verbesserte Ackerbau und Viehzucht, vorzüglich in Estremadura, wo die Mesta, deren Nachtheile er in einem besonderen Gutachten gezeigt hatte, den Anbau großer Landstrecken verhinderte. Kaum hatte die Geistlichkeit diese Neuerungen bemerkt, als sie abermals gegen C. operirte. Der Beichtvater des Königs wurde gewonnen, das Gewissen Karls über so großes Unrecht, als der Kirche widerfahren, zu beunruhigen. Das königliche Gewissen regte sich in der That, C. wußte es aber durch eine, auf Befehl des hohen Raths verfaßte Denkschrift wieder zu beruhigen und wurde selbst an die Spitze des Raths der Mesta gestellt. In dieser Eigenschaft setzte er es durch, daß die Grundeigenthümer ihre Brachfelder umpflügen, ihre Pflanzungen und Saatäcker einzäunen, Wege, Brücken und Dämme bauen durften; so wußte C. die drückenden Vorrechte der Mesta in Ansehung der Wanderheerden allmählig mit den Bedürfnissen der Feldwirthschaft in Uebereinstimmung zu bringen, und wurde dadurch der eigentliche Anbauer der Sierra Morena. Gleiche Sorgfalt widmete er dem Armenwesen, der Hospitälereinrichtung, der Erleichterung des Steuerwesens (durch die berühmte Pragmation vom 11. Juli 1765 wurde sogar der Getreidehandel frei gegeben), dem Postwesen, den Universitäten, der Rechtsverwaltung. Die Gunst des Königs wußte sich C. zu erhalten; 1780 erhielt er von ihm den Titel de Castilla, verschiedene Großkreuze, und auch durch Geschenke auswärtiger gekrönter Häupter sah C. sein Streben anerkannt. Endlich aber gelang es den vielseitigen Bemühungen der Feinde alles Besseren, C. einen noch Begünstigteren gegenüberzustellen. Der Graf von Florida Blanca gab sich zu dieser Rolle her, und C.' Stern sank. Er zog sich nun vom Hofe zurück, lebte noch 11 Jahre der Literatur, seinen Freundeskreisen und seiner Familie und † am 3. Februar 1802. C.' Werke in Literatur und Staat zeigen, daß Staatsrecht, Geschichte, Nationalökonomie und Vaterlandskunde fortwährend die Gegenstände seiner Forschungen waren und daß er zu den wenigen Geistern gehört, die sich durch sich selbst in einem Zeitalter bildeten, wo Spanien den Lichtstrahlen des Auslandes verschlossen und mit den Schriften eines Newton, Locke, Malebranche, Descartes, Galilei, Leibnitz, Kepler rc. unbekannt geblieben war. Erst mit C. begann in der Geschichte der spanischen Literatur das höhere und lebendigere Studium der Staatswissenschaft. Außer den bereits genannten Schriften müssen noch angeführt werden: Uebersetzungen aus dem Arabischen des Abu Zacaria Jahia Aben Mohamed Ben Ahmed Ebn el Awam, in Verbindung mit Casiri, fortgesetzt von Jose Ant. Banquert (Madrid 1802); „Disertaciones historicas del orden y caballeria de los templarios etc." (das. 1747); „Antiguedad maritima de la republica de Carthago etc." (das. 1756); „Noticia geografica del regno y camiros de Portugal" (das. 1762); „Apendice a la educacion popular" (das. 1755 ff.); „Avisos al maestro de escribir sobre el corte y formacion de las letras que seran comprehensibles a los ninnos" (das. 1778), eine bibliographische Seltenheit, weil C. nur gegen 40 Exemplare drucken ließ;

endlich: „Prevenciones y reglas que se deben observar en las funciones y rejocijas que celebra Madrid", eine Schrift, welche noch jetzt zu Rathe gezogen wird.

Campomayor, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, starke Festung gegen Spanien, aus den Forts St. Joao und Schomberg bestehend, mit 5500 Einwohnern. Die Explosion eines Pulvermagazins 1732 legte fast die ganze Stadt in Trümmer. Hier gewannen 1709 die Spanier eine Schlacht gegen die vereinigten Briten und Portugiesen; 1712 wurde C. von dem Marquis de Bay fruchtlos belagert. Von ihr führt der englische Marschall Beresford den Titel Marquis von C.

Campo Santo, Dorf im Herzogthum Modena, am Panaro, merkwürdig durch eine den 8. Februar 1743 zwischen den Spaniern und Oesterreichern hier gelieferte Schlacht, in welcher die ersteren unter dem Grafen Gages 1755 Todte, 1397 Verwundete und 824 Gefangene, die (siegenden) Oesterreicher und Piemontesen unter dem Feldmarschall Traun 1709 Todte, Verwundete und Vermißte verloren.

Campo Santo (heiliges Feld), die italienische Bezeichnung für Friedhof, Gottesacker, besonders die Grabstätte ausgezeichneter Männer, welche von einer gegen außen geschlossenen, nach innen aber durch Arkaden offenen Halle umgeben ist. Das berühmteste C. S. befindet sich zu Pisa neben dem Dome. Es wurde dem Gedächtnisse der um die Republik besonders verdienten Männer gewidmet, angeblich erbaut von Giovanni Pisano (1283), ein Raum von ungefähr 400 Fuß Länge und 118 Fuß Breite, mit hohen Mauern umgeben, an deren innerer Seite eine breite, offene Bogenhalle umherläuft. Andere neue Campi Santi in Italien finden sich zu Bologna und Neapel; zu Mailand ist ein großartiges unter dem Architekten Aluisetti im Entstehen. Auch in Deutschland ist in neuerer Zeit der Entwurf zu einem C. S. entstanden, und zwar soll der 1845 im Bau begonnene neue Dom zu Berlin an der einen Seite durch die Begräbnißstätte der königlichen Familie begrenzt werden. Die ganze Anlage erschien im Stich unter dem Titel: „Entwürfe zu den Fresken der Friedhofshalle zu Berlin" (Leipzig 1848).

Campra, André, berühmter Tonkünstler und Komponist, geboren 1660 zu Aix in der Provence, wurde 1679 Musikmeister an der Kathedralkirche zu Toulon, 1681 Kapellmeister zu Arles, 1683 Kapell- und Musikmeister an der Kirche Notre-Dame zu Paris, legte aber 1700 seine Stelle nieder und wandte seine Thätigkeit ausschließlich der Opernkomposition zu. Er † 1738 zu Paris. Seine beiden Opern, „L'Europe galante" und „Le Carneval de Venise", die er anonym aufs Theater brachte, wurden mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Von seinen übrigen Werken sind, außer noch 15 Opern, besonders bemerkenswerth: „Les Sérénades et les joueurs mis en musique" (Paris 1710); „Le Bal, nouvelle Entrée, mis en musique" (das. 1710); „L'Amour Sattim banque" (das. 1710); ferner die allgemein berühmt gewordene Arie: „La Furstenberg".

Campremoldo di Sopra, Marktflecken im Herzogthum Parma, am Rinazzo. In der Nähe soll die Schlacht an der Trebia zwischen Hannibal und den Römern geschlagen worden seyn.

Campus (lat.), Fläche, Feld, Acker; besonders eine freie, unbebaute Ebene vor oder in einer Stadt, zu Leibes- und Waffenübungen, Volksversammlungen, Festspielen geeignet.

Camp volant (franz.), fliegendes Corps, welches, das Land durchziehend, bald hier, bald dort den Feind beunruhigt.

Campyle, krummer Stab, dann scenischer Apparat eines Schauspielers, soll von Sophocles erfunden worden seyn.

Camuccini, Vincenzo, berühmter Historienmaler, 1773 zu Rom geboren, machte schon in früher Jugend die eifrigsten Studien nach der Antike und fand sich besonders zu Raphael, Domenichino und Andrea del Sarto hingezogen. Das erste Gemälde, mit welchem er vor das Publikum trat, war der Tod Cäsars, und bald darauf erschien sein Tod der Virginia, welche beiden Bilder, jetzt im königlichen Schlosse zu Neapel, dem Künstler sowohl hinsichtlich der Komposition, als der Ausführung Ruhm erwarben. Die Italiener glaubten fast durchgehends, daß C. mit diesen Gemälden der römischen Schule eine neue Bahn zur alten klassischen Musterhaftigkeit gebrochen habe, und erkannten in der Eleganz und Reinheit der Zeichnung, im Faltenwurfe, in der Gruppirung und in der Wahrheit des Ausdruckes einen Künstler von hohem Talente. Die Meisterschaft hat C. allerdings errungen, und immerhin verdient die freie und sichere Zeichnung, das Studium und die Kenntniß des plastischen Alterthums, das in seinen Werken sich offenbart, volle Bewunderung; aber er besitzt nicht Overbecks ungekünstelte Natur und jene bis in jeden einzelnen Theil eindringende Wahrheit. Sein Kolorit hat neuerer Zeit sehr gewonnen, aber es zeigt sich in seinen Bildern noch immer französische Nuancirung. Am meisten gefällt er in seinen Kartons und in den gemalten kleineren Skizzen. In den ersteren ist er Nebenbuhler der größten Meister, ja, Kenner glaubten hier selbst Raphaels Kunst wieder zu finden und bedauern nur, daß die Ausführung in Farben nicht gleichen Schritt mit ihnen halte. Ein berühmtes Werk C.'s, das später als die beiden oben erwähnten erschien, ist der ungläubige Thomas, der für würdig gehalten wurde, für die St. Peterskirche in Mosaik der Zeit zu trotzen. Ein anderes Gemälde in St. Giovanni zu Piacenza stellt Jesu erstes Auftreten im Tempel vor, ein Werk, in welchem die Italiener die Hoffnung erfüllt sahen, die sie von dem Künstler hegten. Von dieser Zeit an malte er mit großer Vorliebe Darstellungen aus der römischen Geschichte. Er zog seinen Stoff aus dem Leben des Lentulus, des Regulus, des Scipio, der Cornelia &c. Sein Horatius Cocles ist ein Meisterwerk, trefflich auch Romulus und Remus als Kinder, in der Gallerie des Grafen Schönborn zu Reichershausen. Sein Tod der Magdalena ist ein höchst ausdrucksvolles Bild, und seine Vermählung der Psyche, wie das erste in lebensgroßen Figuren, zeichnet sich durch Schönheit der Kompo-

stiren, durch Grazie und Hoheit aus. Die Grablegung Christi, die er für Karl IV. von Spanien malte, ist ebenfalls wegen der lebendigen Harmonie der Theile zu bewundern. Nicht minder trefflich ist die Erscheinung des Herrn in der Vorhölle, ein Bild, welches 1829 die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag bestellte; ebenso schön ist die Bekehrung Sauls, ein kolossales Gemälde, welches C. 1834 für die Kirche der Apostel zu Rom malte, und prächtig ist jene Darstellung von 1833 zu nennen, welche die Sendung der Benediktiner nach England als Verkünder des wahren Glaubens schildert. Besonders zu erwähnen sind auch die Gemälde am Plafond im Palast Torlonia, die er mit Landi ausführte. C. ist auch im Porträt ausgezeichnet; einige seiner Bildnisse stehen neben denen eines Rubens und Tintoretto. Er malte den König und die Königin von Neapel und Pius VII. Das ausgezeichnete Bild dieses Papstes ist in der k. k. Gallerie zu Wien. Einen bleibenden Werth besitzt auch sein Porträt der Gräfin von Dietrichstein, 1829 gemalt. Mehre seiner Werke hat Bettelini gestochen, und 1829 ff. erschienen zu Rom Steinzeichnungen von ihm, in monatlichen Heften zu vier Blättern mit französischem und italienischem Texte unter dem Titel: „I fatti principali della vita de Gesu Cristo, espressi in litografia dal Cav. Vincenzo C." Ihm verdanken wir auch die Fortsetzung des Museo Capitolino. C. war ein gelehrter Künstler und ein Mann von unbescholtenem Charakter. Mehre Akademien zählten ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder. Der Papst ernannte ihn zum Oberaufseher der Gemälde Roms und zum Ritter, und auch der Kaiser Franz ertheilte ihm 1819 den Orden der eisernen Krone. Er † den 2. September 1844, vom Schlaggetroffen. Obgleich bereits in vorgerückten Jahren, war C. noch von seltener Rüstigkeit und Frische und hatte noch kurz vor seinem Tode ein großes Oelgemälde, die Grablegung, vollendet.

Camulogenus, Aulercus, ein Gallier, welcher unter Cäsar die Kriegskunst geübt hatte und zu hohen Ehren befördert worden war. Als die Römer unter Labienus, Cäsars Legaten in Gallien, in diesem Lande siegreich vordrangen, stellten die Gallier den schon hochbetagten C. an ihre Spitze, und er fiel als tapferer Kämpfer in den vordersten Reihen.

Camus, 1) Jean Pierre, auch Canaye genannt, Bischof von Belley, geistreicher, aber flüchtiger Schriftsteller, wurde den 3. November 1582 zu Paris aus einem altadeligen Geschlechte geboren und erhielt schon in seinem 26. Jahre das Bisthum Belley. Die reichen Bisthümer Amiens und Arras ausschlagend, blieb er 20 Jahre Generalvikar des Erzbischofs Harley von Rouen, ging dann nach Paris und † daselbst am 26. April 1652 als Vorsteher des Hospitals der Unheilbaren. C. war ein rastloser Bekämpfer der Verderbniß der damaligen Zeit, besonders des Mönchswesens, ein sorgsamer Freund der Armen, ein unermüdlich thätiger Mann in der Erfüllung seiner Amtspflichten. Trotz seiner vielen Amtsgeschäfte schrieb er über 200 Werke, unter welchen sich auch viele geistreiche, zur damaligen Zeit häufig gelesene Romane (Dorothée, Spiridion, Daphnide 2c.) befinden. Obgleich seine Schriften von Eile zeugen, so sind sie doch reich an Witz, Metaphern und Bildern. Zu den gelungensten gehören: „Diversités" (Par. 1609—14, 10 Bde.), „Moyens de réunir les protestans avec l'église romaine" (Par. 1703).

2) Armand Gaston, scharfsinniger Rechtsgelehrter und Politiker, war den 2. April 1740 zu Paris geboren. Er widmete sich mit großem Eifer der Jurisprudenz, ward wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse des kanonischen Rechts Advokat der französischen Geistlichkeit im Parlament, dann Rath des Kurfürsten von Trier und des Fürsten von Salm-Salm. Daneben studirte er so eifrig die alten Klassiker, daß seine treffliche Uebersetzung der Naturgeschichte des Aristoteles (Histoire des animaux d'Aristote, avec la traduction française, Par. 1783, 2 Bde., die erste in französischer Sprache) ihm den Eintritt in die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften eröffnete. Als Mann von freisinnigen Grundsätzen bekannt, ward er 1789 als Deputirter des dritten Standes der Stadt Paris in die Generalständeversammlung berufen und war einer der Ersten, welche den Eid ablegten, sich nicht eher zu trennen, als bis die Konstitution errungen sey. C. entwickelte hier eine große Thätigkeit in der Umbildung der bisherigen Staatszustände, sprach sich besonders für die bürgerliche Konstitution der Geistlichkeit aus und bewies sich bei jeder Gelegenheit als heftiger Gegner des römischen Hofes. Durch ihn vorzüglich wurden dem Papste das Comtat Venaissin und die Annaten genommen. Er war mit ganzer Seele Jansenist und verband mit politischem Enthusiasmus eine aufrichtige Religionsliebe, eine große Seltenheit zu dieser Zeit. Als Archivar der konstituirenden Versammlung verhütete er die Zerstreuung wichtiger Papiere und als Deputirter der obern Loire beim Konvent und später als Mitglied des Komité's für das öffentliche Wohl entwickelte er redlichen Willen, ächten Patriotismus und streng republikanische Grundsätze. Er stimmte für den Tod Ludwigs XVI. Am 30. März 1793 versetzte er Dumouriez in Anklagestand und wurde nebst 5 anderen Kommissären an ihn nach Flandern abgeschickt, um den verdächtigen General zu überwachen. Dieser aber ließ ihn nebst seinen Kollegen gefangen nehmen und lieferte sie den Oesterreichern aus. Während seiner zweijährigen Gefangenschaft zu Mastricht, Koblenz, Spielberg, Königgrätz und Olmütz beschäftigte er sich mit der Uebersetzung des Epictet und Cebes (Manuel d'Epictète et tableau de Cébes, présent d'un père à ses enfants, Paris 1796, 1803, 2 Bde.). Erst am 25. December 1795 wurde er gegen die Tochter Ludwigs XVI. (spätere Herzogin von Angoulème) ausgewechselt, kam hierauf in den Rath der 500 und ward dessen Präsident. Nach 2 Jahren trat er aus demselben und widmete sich als Mitglied des Nationalinstituts und Nationalarchivar ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten und der Verwaltung der milden Stiftungen. Gegen die Einführung der Konsularregierung und Bonaparte's Streben nach unbeschränkter Macht eiferte er als Patriot ohne irgend eine Rücksicht, erhielt

aber dessen ungeachtet 1800 vom Nationalinstitut den Auftrag, zur Sammlung alter Chroniken die neuen Departements Frankreichs zu bereisen. Er † den 2. November 1804. Seine Schriften zeugen sämmtlich von Vielseitigkeit der Bildung und gründlichem Forschungsgeist. Außer den schon angeführten nennen wir: „Code matrimonial“ (Par. 1770); „Lettres sur la profession d'avocat, avec une bibliothèque choisie des livres de droits“ (das. 1772, 1805, 2 Bde.), ein höchst nützliches, treffliches Buch; „Notice d'un libre imprimé en Bamberg en 1462 lue à l'institute nationale“ (das. 1799; vermehrt von Dupin, 5. Aufl. 1832, 2 Bde.). Auch stehen viele Abhandlungen von C. im „Journal des Savans“, in den „Notices de la bibliothèque national“, den „Memoires de l'institut national“, dem „Journal de l'école polytechnique“.

3) C., einer der großen Flötenvirtuosen Frankreichs, erster Flötist an der k. Kapelle und Mitglied der Akademie der Musik zu Paris. Er schrieb viele größere und kleinere Kompositionen für die Flöte. Die in Deutschland bekannteste darunter ist sein Opus 24: Trois Fantasies et Variations pour la Flûte seule sur les plus jolis motifs d'Emméline de Hérold, Leipzig, 3 Lieferungen.

Cam-wood (engl.), Holz der Raphia nitida, wird häufig aus Sierra Leone nach England gebracht und dient wie Fernambuk zum Färben, wird auch zu Messerheften verarbeitet.

Canachus, aus Sicyon, Bildner des griechischen Alterthums, Bruder des Aristocles, blühte zwischen Ol. 60—68 und ist demnach ein Zeitgenosse des Callon aus Aegis und des Ageladas aus Argos. Eines der berühmtesten Werke dieses Meisters ist der in Bronze gegossene kolossale Apollo der Branchiden im Heiligthume bei Milet. Ein anderes diesem ähnliches Bild, aus Cedernholz, war zu Theben. Ein drittes Werk von ihm war zu Sicyon im Tempel der Aphrodite das Bild dieser Göttin aus Gold und Elfenbein.

Canada, die südlichste und angebauteste britische Besitzung in Nordamerika, nördlich von den Vereinigten Staaten gelegen und zum Gebiete des Lorenzostroms gehörig, erstreckt sich von 42°—52° nördlicher Breite und von 289°—312° östlicher Länge und grenzt im Norden an das Gebiet der Hudsonsbaigesellschaft, Labrador, die Hudsonsbai und Neu-Wales, im Osten an die St. Lorenzobai, gegen Westen an Neu-Wales und die großen, bis zum stillen Meere sich ausdehnenden unkultivirten Landstriche, im Süden an den Huron-, Erie- u. Ontariosee mit ihren Ausflüssen, an den Lorenzostrom und jenseits desselben an die nordamerikanischen Freistaaten Michigan, Ohio, Pennsylvanien, Newyork, New-Hampshire, Vermont, Maine und das britische Gouvernement Neu-Braunschweig. Südlich machen die canadischen Seen und das Alleghanygebirg die Naturgrenze aus, während sich nördlich die Landeshöhe und deren Fortsetzung gegen Westen hinzieht. Der Flächeninhalt beträgt 19,300 □ Meilen, wovon 7000 □ Meilen auf Obercanada und 12,000 □ Meilen auf Untercanada kommen. Die Gebirge C.'s sind die Landeshöhe, das Alleghanygebirg und ihre beiderseitigen Zweige; Flüsse: St. Lorenzostrom, der in die St. Lorenzobai mündet, nebst seinen Nebenflüssen Ouse (zum Eriesee), Michpicoten (Mechipicoten, zum Obersee), Thames (zum St. Clair), Ottawa (zum Lorenzostrom, welcher die Grenze zwischen Ober- und Untercanada bildet). An Seen besitzt C. außer den 6 vorzugsweise sogenannten canadischen Seen den Ober-, Huron-, Erie-, Ontario-, Michigan- und Clairsee, den Annasee, der seinen Ausfluß zum Obersee gibt, den Nipissing, der den Weg für die Pelzhändler abgibt und durch den French-River mit dem Huronsee in Verbindung steht, den Shallow- und Simcoesee, in Obercanada: den St. Jean, Champlain (zum Theil), Timmiskamin, Gloucester, welcher in den Huronsee fällt, und Chaudère, mit einer Länge von 6 Meilen. Unter den Kanälen sind der Welland und Rideau zu nennen, welcher letztere die Verbindung zwischen dem Ontario und dem Ottawas herstellt; viele sind noch im Bau begriffen, wie auch die übrigen Kommunikationswege, wie Straßen und Chausseen, noch viel zu wünschen übrig lassen. Die Einwohner, größtentheils französische Abkömmlinge, betrugen 1851 1,833,950, wovon 953,689 auf Obercanada, 890,261 auf Untercanada kamen. Zu den französischen Einwanderern gesellten sich seit der Beschlagnahme des Landes durch die Briten viele britische, die nunmehr in Obercanada die Mehrzahl der Bevölkerung bilden; das Verhältniß der beiden Bevölkerungselemente stellt sich hier wie 3 : 1 heraus, während es in Untercanada wie 1 : 3 steht. Zwischen beiden, Franzosen und Briten, herrscht die größte Gespanntheit, so daß sie sich höchst selten durch Heirathen oder sonst auf gesellige Weise verbinden. Die Engländer finden sich in Townships (den westphälischen Bürgermeistereien vergleichbar), die Franzosen in Seigneuries (den deutschen Lehnsherrschaften ähnlich) vereinigt. Im Nordosten ist die Bevölkerung am dünnsten; am dichtesten ist sie am Lorenzostrom. Ackerbau wird, besonders in Untercanada, sehr wenig getrieben, dagegen beschäftigen sich die Einwohner viel mit Viehzucht, Jagd und Fischerei. Während die Gewerbe und das Fabrikwesen noch sehr unentwickelt sind, ist der Handel zu einer ziemlichen Bedeutung gelangt. Der Handel über See allein bringt dem Lande gegen 18 Millionen Thaler Gewinn. Die Hauptmittelpunkte für ihn bilden Montreal und Quebek; bis jetzt verhindert nur der Mangel an Kredit und Kapital einen unzweifelhaft größern Aufschwung. Die Ausfuhr besteht in Pelzwerk (welches indessen in der letzten Zeit verloren hat), Bau- und Nutzholz, Getreide (das auch eingeführt wird, weil der Anbau noch zurücksteht), Mehl, Fischen, Pökelfleisch, Potasche und Butter; die Einfuhr in Zucker, Tabak, Thee, Kaffee, Wein, Branntwein, Eisen, Glas- und Töpferwaaren, getrockneten Früchten und Delen. Der Handel wird durch viele Dampfboote auf den Seen, durch Flüsse und künstliche Straßen befördert. Um die Erziehung steht es übel; die Religion ist unbeschränkt. An der Spitze des öffentlichen Wesens steht ein zu Quebek residirender Generalgouverneur, welcher über die in Ober- und Untercanada befindlichen zwei Untergouverneurs die Oberaufsicht führt; auch leitet er die Geschäfte in Neu-Braunschweig.

auf der Prinz-Edwardsinsel, Neuschottland, Neu-Wales und in den Handelsfaktoreien. Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber haben die Gouverneurs nicht; sie stehen in dieser Beziehung unter der englischen Krone. Neben dem Generalgouverneur steht noch das Parlament und ein Rath der Deputirten, in welchen jeder Einwohner, der 21 Jahre zählt (nur die Geistlichkeit ist von diesem Rechte ausgeschlossen), gewählt werden kann. Auch die Frauen haben Stimme, sind aber nicht wählbar. Der Richterstand ist unabhängig; in Untercanada sind die alten französischen Gewohnheitsrechte gewährleistet.

C. zerfällt, wie oben angedeutet, in zwei Provinzen oder Untergouvernements: Ober- und Untercanada. Obercanada, früher York genannt, bildet die Umgebung der vier großen Seen Ontario-, Erie-, Huron- und Obersee, welche zusammen einen Flächenraum von 2700 □Meilen einnehmen. Es wird größtentheils von Engländern bewohnt, daher die vorherrschende Religion des Landes die anglikanische ist. Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima angenehmer und milder, als in Untercanada. Zu Anfang Septembers tritt die angenehmste Jahreszeit ein; sie heißt bei den Einwohnern der indianische Sommer und dauert nur wenige Wochen. Während ihrer Dauer herrscht ununterbrochener Sonnenschein und vollkommene Windstille, verbunden mit einem eigenthümlichen Duft in der Atmosphäre, welcher an den Reiz italienischer Landschaften erinnert. Obercanada zerfällt in folgende Bezirke: Eastern (Ostdistrikt), Johnstown, Middland, nur gering angebaut, New-Castle, am Ontario und Trent, Niagara, am gleichnamigen Flusse mit dem Niagarafall und dem Strudel Whirpool, Western (Westdistrikt), Ottawa, Goré, London, am Huron- und Eriesee, Home. Für die beiden letzten Distrikte geben neuere Angaben den Distrikt Bathurst an, wie überhaupt Quellen und Karten über die Eintheilung Obercanada's sehr abweichen. Es gehören zu Obercanada noch die Inseln: Maurepas, Caribon, Michpicoten, die Manatolingruppe mit der langen Insel Manatolin im Huronsee &c. Untercanada (sonst Quebek), von meist katholischen Franzosen bewohnt, grenzt östlich und südlich an die Vereinigten Staaten, südwestlich an Obercanada, nordöstlich an Labrador und Braunschweig und nordöstlich an Neu-Wales und umfaßt, so weit es angebaut ist, das Tiefthal des Lorenzostromes. Es hat ein sehr rauhes Klima, äußerst kalte Winter und ungemein heiße Sommer, sowohl Ueberfluß an Strömen, Seen und Gebirgen, wie an Morästen und unwegsamen Wäldern. Im Handel dieser Gegend nimmt die Hudsonsgesellschaft (s. d.) die erste Stelle ein. Die zu Untercanada gehörigen Distrikte sind: Montreal, les trois Rivières (Three Rivers), Gaspe (Gespe), an der Chaleurbai, früher von den Gaspesierindianern bewohnt, St. Francis, Quebek.

Geschichte. Die Entdeckung C.'s muß den Engländern zugeschrieben werden, da sie den uns zustehenden Nachrichten zufolge unter den Völkern Europa's zuerst 1497 unter Tabotto an der canadischen Küste erschienen. Sie sowohl, als die bald nach ihnen nach C. gelangenden Spanier legten keinen Werth auf dieses rauhe Land, daher auch der Name C. entweder von dem spanischen cabo de nada (ödes Land), oder von aca nada (hier [d. h. im Norden] ist nichts!) herkommen soll. Dagegen leiten Andere den Namen vom schippewäischen canata (Annäherung von Hütten, großes Dorf) oder von canadoe (span., Kanal) her. Noch das ganze folgende Jahrhundert nach der Entdeckung kamen nur selten fremde Seefahrer zu anderem Behufe nach C., als des Robbenfangs halber, welcher sich mit leichter Mühe an der Küste abthun ließ. Das Innere des Landes blieb deshalb verwahrlost. Umsonst machte der Franzose Cartier, von welchem noch ein kleines Dorf den Namen führt, 1534 auf die Bedeutung dieses Landes aufmerksam: alle seine Mahnungen wurden überhört; erst 1608 begann Frankreich die Kolonisation C.'s. Der erste Gouverneur hieß Champlain, dessen Andenken auch der gleichnamige See bewahrt. C. war damals besonders durch den Pelzhandel wichtig, der hier um so eifriger getrieben wurde, je mehr die Indianer, den großen Stämmen der Huronen und Irokesen angehörend, mit dem europäischen Luxus bekannt wurden. Doch wurde durch die allzu starke Betreibung der Jagd die Zahl des Wildes in kurzer Zeit so sehr vermindert, daß sich die Einwohner durch die Noth auf den Ackerbau hingewiesen sahen, der bis dahin in der Nähe der Seen und an den Ufern der Flüsse zu blühen begonnen hatte. Unter diesen Umständen würde sich C. schnell gehoben haben, wäre nicht die französische Verwaltung äußerst tyranisch gewesen. Die Kämpfe mit England nahmen ihren Anfang in der Mitte des 17. Jahrhunderts und währten hundert Jahre. Der erste Streit entbrannte um Akadien (jetzt Neuschottland und Neubraunschweig); er wurde durch den Frieden von Breda (31. Juli 1667) für Frankreich günstig entschieden. Aber die Feindseligkeiten hatten damit nicht ihr Ende erreicht, und mit geringen Unterbrechungen bekämpften sich die Truppen Englands u. Frankreichs an den obern Seen fort, zum größten Nachtheil der armen Rothhäute, die beiden Parteien dienen und sich für beide todtschlagen lassen mußten. Endlich rief das System der Franzosen, von C. bis nach Louisiana eine Reihe von Blockhäusern und Forts im Rücken der englischen Niederlassungen zu ziehen, den Krieg von 1757 hervor, welcher das Land ganz in die Hände der Briten spielte. Die beiden entscheidenden Schläge für Frankreich waren die Eroberung von Kap Breton (Juli 1758) und die Schlacht in der Nähe von Quebek, die am 13. September 1759 der General Wolff gewann. An die Stelle französischer Willkür trat nun eine mehr geordnete und gesetzlichere Regierung und Verwaltung des Landes. Zunächst wurde das französische Kriminalrecht durch das englische ersetzt; dagegen ließ man den Einwohnern ihre bisherigen Gesetze und Gewohnheiten, und selbst die französische Lehnsverfassung, welche die Bevölkerung in Soignours und Censitaires (Lehnspflichtige) schied, blieb in Kraft. Aber trotz der Vortheile, welche die neue Regierung für die Canadier mit sich führte, erzeugte dieselbe auch einen großen Uebelstand, indem sie den Grund zu einer tiefen Spaltung der Nation legte. Die in C. ein-

geführte Religionsfreiheit nämlich bewirkte ein starkes Herbeiströmen von englischen Dissenters, welche nach englischen Gesetzen lebten, auch auf den erkauften Staatsländereien von der Lehnsherrschaft frei blieben und daher einen auffallenden Gegensatz zu den am Alten hängenden französischen Kolonisten bildeten. Wenn unter derartigen Verhältnissen der nordamerikanische Freiheitskrieg nicht auch nach C. übergriff, so kam dies daher, daß weniger die noch zu rechter Zeit gemachten Koncessionen der englischen Regierung, als vielmehr die Unwegsamkeit des Landes den Abfall von England fern hielt. England suchte die Bewohner C.'s an seine Regierung dadurch zu fesseln, daß die Habeas-Corpus-Akte auf C. ausgedehnt, die drückendsten Steuern abgeschafft wurden und daß nach dem Friedensschlusse mit den Vereinigten Staaten Pitt die Provinz durch neue Verbesserungen zu gewinnen Sorge trug. Die sogenannte Konstitution von 1791 schuf eine völlige Umwandlung der bisherigen staatlichen Verhältnisse, denn C., welches bis jetzt unter dem Namen Quebek nur eine Provinz ausgemacht hatte, zerfiel nun in zwei Bezirke, Ober- und Niedercanada. Die Grenzlinie der beiden Bezirke wurde so gezogen, daß Nieder- oder Untercanada den größten Theil der französischen Bevölkerung enthielt, während Obercanada besonders die englischen Kolonisten in sich schloß. Die gesetzgebende Gewalt wurde durch die Konstitution einem Ober- und einem Unterhause (council and assembly), die vollziehende Gewalt in jeder Provinz einem Gouverneur übertragen. Dem Gouverneur stand es demnach zu, auf Lebenszeit die Mitglieder des Oberhauses, und zwar 7 in Ober- und 15 in Untercanada, zu ernennen. Die Assembly ward aus 16 Mitgliedern in der obern und 50 in der untern Provinz gebildet. Eine von beiden Häusern und dem Gouverneur genehmigte Bill ward Gesetz, sobald nicht der König sein Veto einlegte, wozu er freilich die lange Frist von zwei Jahren hatte. Dem Gouverneur war ein Vollziehungsrath beigegeben, welcher Niemandem, als der Regierung in England, verantwortlich war. Die Personen der Gouverneurs waren einem häufigen Wechsel unterworfen, wie daraus ersichtlich ist, daß in der kurzen Zeit von 1810 bis zum Ausbruche des großen Aufstandes folgende Gouverneurs im Amte waren: 1810—1812 Sir James Craig, 1812—1815 Sir Georg Prevorst, 1815—1816 Sir Gordon Drummont, 1816—1818 Sir James Sherbrooke, 1818—1820 Herzog von Richmond, 1820—1828 Herzog von Dalhousie, 1828—1834 Sir James Kempt und Lord Aylmer, 1834—1836 Lord Gosford, 1836—1838 Sir Francis Head und Sir John Colborne, 1838 Lord Durham. Aus diesem schnellen Wechsel ging der Uebelstand hervor, daß die Gouverneurs in gänzliche Abhängigkeit von ihrem Vollziehungsrathe geriethen, welcher außerdem durch die Besetzung des Council und der ersten Richterstellen mit seinen Mitgliedern seine Macht zur Allgewalt zu steigern sich bemühte. Diese Mängel entsprangen dem Bestreben Englands, der Demokratie Schranken zu setzen und auch in der Kolonie die Aristokratie des Mutterlandes heimisch zu machen. Da man in Untercanada das Council und den Richterstand ausschließlich mit Engländern besetzte, so machte man hier jede politische Opposition zugleich zu einer nationalen und rief dadurch Stimmen der Presse wach, welche unabläßig bemüht waren, Oel ins Feuer zu gießen. Die erste oppositionelle französische Zeitung erschien 1810 unter dem Titel: „Le canadien“. Sie führte eine an das Revolutionäre streifende Sprache; aber trotzdem brachen sich die Wogen der benachbarten Unruhen, welchen der Friede von Gent ein Ziel setzte, in der Loyalität der Canadier, eine Loyalität, die ihnen indeß schlecht belohnt wurde. Denn alle Mißbräuche und alle Klagen von C. blieben von England unbeachtet; die Unterhäuser dagegen wurden bei der geringsten Opposition aufgelöst. Die Finanzverwirrung wurde unter dem Generalgouverneur Dalhousie so groß, daß derselbe das Geständniß ablegen mußte, die Kassen seyen vollständig erschöpft und es fehlten noch obendrein 100,000 Pfund Sterling, über deren Verwendung der Generaleinnehmer Rechenschaft abzulegen nicht im Stande sey. Obgleich nun der Generalgouverneur nicht die Einleitung eines Prozesses gegen den Generaleinnehmer Sir Cadwell verhindern konnte, so besaß er doch die Macht, die eingeleitete Untersuchung zu keinem Resultate gelangen zu lassen; daher kam es auch nie zu einem Straferkenntnisse gegen Cadwell. Die Canadier legten nun 1828 ihre Beschwerden dem Parlament vor; aber obgleich die von demselben niedergesetzte Kommission die Rechtmäßigkeit derselben erkannte, so kam es doch durch die Bemühungen des Ministeriums abermals dahin, daß eine Entscheidung der Angelegenheit unterblieb. Besonders thätig in diesen Streitigkeiten war der Abgeordnete Joseph Ludwig Papineau, der in der Assembly von Untercanada an der Spitze der Opposition gegen die Regierung stand, ein Mann, welcher später den größten Einfluß auf sein Vaterland übte. Im Jahre 1834 begannen die Parlamentsverhandlungen über C. von Neuem, veranlaßt durch 92 Beschwerdepunkte der französischen Einwohnerschaft, welche der Radikale Roebuck vorlegte. Die Absendung dreier Kommissäre in die Kolonie hatte keinen Erfolg. Ihr Vorschlag, die Canadier sollten dem König eine feste Civilliste bewilligen und alle Rückstände bezahlen, wogegen die Krone auf alle Einkünfte, mit Ausnahme der aus dem Verkauf der Staatsländereien fließenden, verzichten wolle, wurde verworfen; Untercanada verlangte vielmehr eine gänzliche Umänderung der Verfassung, namentlich das Recht, daß das Volk auch die Mitglieder des Council zu wählen habe. Es kam keine Einigung zu Stande; die gegenseitige Erbitterung wuchs. Das Council verwarf die Gesetzesvorschläge der Assembly, und diese bewilligte keine Steuern. In Obercanada scheiterten die Bemühungen der Kommissäre an der Opposition der im Unterhause seit 1815 stark vertretenen liberalen Partei. Diese legte vielmehr neue Beschwerden vor: daß die Aemter nur nach Gunst besetzt, hohe Pensionen verwilligt, die Anhänger der anglikanischen Kirche vorgezogen, die öffentlichen Rechnungen vorenthalten wurden; daß die Vollziehungsgewalt unverantwortlich sey und eine Beaufsichtigung über die Verwendung

der Kroneinkünfte gänzlich fehle. Als jedoch auf den Antrag des W. L. Mackenzie, der an der Spitze der Opposition stand, die Assembly der Regierung zu allen ihren Ausgaben nicht mehr als 7000 Pfund bewilligte, was einer Steuerverweigerung ziemlich ähnlich sah, wurde sie aufgelöst. In der neugewählten Versammlung gewannen die Konservativen die Majorität; die republikanische Partei unter Papineau machte jedoch solche Fortschritte, daß der Gouverneur nach England berichtete, man habe nur die Wahl, entweder die Partei niederzuwerfen, oder selbst niedergeworfen zu werden. In Folge hiervon legte Lord John Russel dem Unterhause zehn Resolutionen vor, in welchen die Canadier mit allen ihren Forderungen abgewiesen, jene Vorschläge der Kommissäre erneuert und die Zahlung von 142,160 Pfund Sterling zur Deckung der rückständigen und der laufenden Ausgaben der Regierung befohlen wurde. Als die Resolutionen bekannt wurden, konstituirten sich sogleich sogenannte „Vereine der Gegengewalt", deren Mitglieder bewaffnet zu den Versammlungen kamen; die am 18. August 1837 zusammentretende Assembly erklärte die Resolutionen für einen Mißbrauch der Gewalt des englischen Parlaments, für eine Verfassungsverletzung und verweigerte die Steuerverwilligung. Der Gouverneur vertagte die Versammlung auf unbestimmte Zeit. Nun aber entfaltete die Volkspartei ihre ganze Thätigkeit; der Verein der „Söhne der Freiheit", der seinen Centralausschuß in Montreal hatte, erließ Aufrufe an die jungen Männer des freien Nordamerika's. Auf der andern Seite traten die Loyalen im „dorischen Klub" zusammen und erregten die ersten Unruhen in Montreal und Theerivers, während die „Söhne der Freiheit" in den Grafschaften Akadien, Shambly, Vercheres, Rourille, Richelieu und St. Hyacinth die Oberhand gewannen, eine Konföderation bildeten und eine Erklärung der Menschenrechte erließen. Ein Kampf in der Stadt Montreal, der sich zwischen Loyalen und Söhnen der Freiheit entspann und bei dem es Todte und Verwundete gab, war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Brown, Nelson, O'Callaghan stellten sich an die Spitze von bewaffneten Insurgentenhaufen. Aber obwohl sie den englischen Truppen bei dem Dorfe St. Denis und bei St. Charles siegreiche Treffen lieferten, so gaben doch die Anführer ihre Sache verloren. Papineau war in den Kämpfen unthätig geblieben, die Geistlichkeit hatte gegen den Aufstand Partei genommen, die Anführer selbst waren unter sich nicht einig, und so geschah es, daß Brown und Nelson nach den Vereinigten Staaten flohen und die ihrer Führer beraubten Insurgenten am 14. Dec. bei St. Eustach und Grand-Brulé völlig besiegt wurden. Gegen die Gefangenen verfuhren die Sieger mit Härte und Grausamkeit; 200 wanderten in die Staatsgefängnisse. Nicht glücklicher war der Aufstand in Obercanada. Mackenzie und van Egmont, ein ehemaliger napoleonischer Offizier, hatten die Unzufriedenen gesammelt und rückten am 4. Dec., 500 Mann stark (nach andern Angaben sogar 3000), vor die Stadt Toronto, welche sie durch Ueberfall zu nehmen gedachten. Das Läuten der Sturmglocke sagte ihnen, daß ihr Plan verrathen sey, und sie zogen sich nach der Montgomery-Tavern zurück, wo sie am 7. Dec. von dem Obersten M'Nab angegriffen und in die Flucht geschlagen wurden. So war Anfangs 1838 der Aufstand zwar bewältigt, aber die Ruhe noch nicht hergestellt, und bald brach der Kampf von Neuem aus. Im ersten Aufstande hatten die Unzufriedenen auf die Unterstützung der Kriegspartei in den Vereinigten Staaten gerechnet, und nur der übereilte Ausbruch der Unruhen hatte dieselbe vereitelt; jetzt wollte man die Loyalen schwächen, indem man England in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu verwickeln suchte. Mackenzie, der nach Newyork geflüchtet war, forderte die Einwohner dieses Staates zur Unterstützung auf, und dies gelang ihm so gut, daß von überall die Haufen zusammenströmten und sich mit den in Buffalo und andern Orten liegenden Waffenvorräthen der Regierung armirten; 550 Mann und 12 Geschütze wurden zusammengebracht, mit denen Mackenzie und van Resselaer, ein Nordamerikaner aus Albany, die Insel Mary besetzten. Von hier aus erließen die beiden Anführer Aufrufe im Namen der „Republik" C. und versprachen Jedem, der am Kampfe Theil nehmen würde, 300 Acker des besten Landes und 100 Dollars an baarem Gelde. Das canadische Ufer des Eriesees der Insel gegenüber besetzte der Oberst M'Nab mit 4000 bewaffneten Loyalen. Aber er beschränkte sich darauf, den Feinden die Zufuhr an Menschen, Lebensmitteln und Waffen abzuschneiden, welche denselben durch das amerikanische Dampfboot „Karoline" geleistet wurde. In der Nacht vom 29. auf den 30. December nahm der Kapitän Drew das Boot, steckte es in Brand und ließ es den Niagarafällen zutreiben, wo es vollends zerschmetterte. Der Verlust des Schiffes schmerzte die Amerikaner; noch mehr aber waren sie entrüstet über die Grausamkeit der Engländer, welche in jener Nacht 10 lebende Personen auf dem Schiffe zurückgelassen hatten, die theils in den Flammen, theils im Wassersturz den schrecklichsten Tod fanden. Es fehlte nicht viel, daß die Union an England den Krieg erklärte; der Staat Newyork rüstete offen. Doch gelang es endlich dem Präsidenten van Buren und dem vom Kongreß mit besondern Vollmachten versehenen General Scott, die Ruhe herzustellen. Die Waffen wurden wieder abgeliefert, Mackenzie verließ die Insel Mary. Obwohl ein nochmaliger Versuch, Krieg zu provociren, fehlschlug, indem 1838 canadische Insurgenten zwei zu Amerika gehörige Inseln im Eriesee besetzten, aber bald wieder durch Oberst Maitland vertrieben wurden, so waren doch diese Plänkeleien nicht ganz ohne Erfolg. Die Nordamerikaner zerstörten als Repressalie für die „Karoline" das englische Dampfboot „Robert Peel"; die loyalen Canadier machten darauf wieder einen Angriff auf ein nordamerikanisches Schiff u. dergl. Große Aufregung verursachte 1840 die Verhaftung eines englischen Beamten, M'Leod, auf amerikanischem Gebiet; derselbe sollte bei Zerstörung der „Karoline" hauptsächlich thätig gewesen seyn. Die Einsprache des englischen Gesandten in Washington fruchtete nichts; M'Leod wurde in Newyork

vor Gericht gestellt, jedoch freigesprochen. In der Union herrschte die größte Aufregung; man wartete mit Sehnsucht auf die Kriegserklärung, um in C. einfallen zu können. Durch die strengen Maßregeln des Präsidenten Tyler jedoch wurden die erbitterten Gemüther zur Ruhe gebracht, und im nächsten Jahre 1842 kam durch die Nachgiebigkeit Englands auch der Friede zu Stande. Nach England war die Nachricht vom Aufstande der Canadier Ende 1837 gekommen und hatte noch vor Beendigung der Weihnachtsferien den Wiederzusammentritt des Parlaments veranlaßt; die Verhandlungen über diese Angelegenheit dauerten vom 21. Januar 1838 bis zum 8. Februar in beiden Häusern. Roebucks Antrag, man solle das Oberhoheitsrecht über C. aufgeben, sich dagegen mit demselben durch einen Handelsvertrag verbinden, fiel, dagegen ward eine von Lord John Russel eingebrachte Bill, nach welcher die Verfassung C.'s bis zum 1. November 1840 außer Wirksamkeit treten und die gesetzgebende Gewalt einem Generalgouverneur übertragen werden sollte, der zugleich die Macht hätte, Steuern zu erheben und zu verwenden, mit 110 Stimmen gegen 8 angenommen. Zum Generalgouverneur wurde sofort Joh George Lambton, Graf von Durham, gewählt, ein gemäßigter liberaler Staatsmann, der in C. mit Freuden begrüßt wurde u. durch Einführung eines besseren Systems in der Verwaltung und durch sein mildes Verfahren gegen die Aufständischen die Ruhe schnell wieder herstellte; die englischen Tories brachten es aber dahin, daß Durham seine Entlassung nahm und im November 1838 nach England zurückkehrte. Hier öffnete er dem Parlamente die Augen über die canadischen Zustände, zeigte, daß alles Unheil durch den Widerstreit der Racen in C. herbeigeführt werde, und schlug vor, die beiden Vertretungen in eine einzige zu verschmelzen und überhaupt eine versöhnliche Politik zu beobachten. Durhams Vorschläge gingen durch; die Verbannten wurden zurückgerufen, einige am Aufstand Betheiligte sogar zu höheren Regierungsstellen befördert. Die hochtorystische Partei war freilich damit sehr unzufrieden, namentlich glaubte Sir Allan M'Nab, weil er den Aufstand von 1837—1838 besiegt hatte, nun auch das Recht zu haben, jeder Reform auf das Hartnäckigste widerstreben zu dürfen. Er that dies mit Erfolg, als die Minister den Gouverneur zu einem konstitutionellen Vicekönig mit verantwortlichen Ministern und einer parlamentarischen Regierung machen wollten; dagegen widersetzte er sich vergebens der Vereinigung beider C.'s, die zur Freude der großen Mehrheit eingeführt wurde, jedoch der Keim zu großen Mißhelligkeiten und Unruhen in C. werden sollte. Die Franzosen in Untercanada und die Radikalen in Obercanada hielten zu einander; die Tories bildeten die Minorität. Ein Anlaß zum Ausbruch des Kampfs fand sich bald. Es war nämlich in dem letzten Parlament Obercanada's ein Gesetz durchgegangen, durch welches denen, die während der Unruhen von 1837 und 1838 Verluste erlitten, eine Entschädigung zugesprochen wurde, die die englische Schatzkammer zu leisten habe, weil der Aufstand in Obercanada als ein auswärtiger Krieg Englands anzusehen sey, in welchem Nordamerikaner den englischen Loyalen gegenübergestanden hätten. Das erste vereinigte Parlament trat diesem Beschlusse des Parlaments von Obercanada bei und schickte die Bill nach England, wo das Wighministerium Alles genehmigte, nur nicht die Zahlung der Entschädigungssummen aus der englischen Schatzkammer. Als darauf das Council C.'s den Antrag stellte, die Entschädigungen aus einem Theil der konsolidirten Fonds der vereinigten Provinzen zu bezahlen, protestirten dagegen die französischen Canadier, an deren Spitze Papineau stand, und in Folge ihrer Vorstellungen beschloß das Parlament einstimmig, den Gouverneur zu ersuchen, er wolle geeignete Maßregeln treffen, daß auch die Bewohner vom früheren Untercanada für die 1837—1838 erlittenen Verluste angemessene Entschädigung erhielten, wogegen Niemand berechtigt seyn solle, Anspruch auf Entschädigung zu machen, der seit dem 1. November in Untercanada des Hochverraths überführt, oder der auf die Anklage wegen Hochverrath dem Gewahrsam des Sheriffs in dem Gefängniß von Montreal übergeben, oder endlich sich dem Willen und der beliebigen Verfügung Ihrer Majestät unterstellt und darauf nach den Bermudainseln verbannt worden sey. Nach diesen Grundsätzen wurde denn auch verfahren. Die Bewohner von Untercanada forderten 241,965 Pfund Sterling Entschädigung; die Kommissäre kürzten dieselbe bis auf 100,000 Pfund, die im Verlauf von 20 Jahren vollständig ausgezahlt seyn sollten. Alles dies geschah unter der Statthalterschaft des Lord Metkalfe und seinem konservativen Ministerium. Als derselbe 1846 wegen seiner geschwächten Gesundheit seine Entlassung nahm und nach England zurückkehrte, folgte ihm Lord Elgin, der 1847 auf den Rath der Minister das Parlament auflöste, weil man durch die Neuwahlen die konservative Partei zu verstärken hoffte. Das Ergebniß dieser Maßregel war jedoch ein den Hoffnungen der Minister ganz entgegengesetztes, und schon in Folge der ersten Sitzungen mußte das Ministerium seine Entlassung nehmen. Das neue Ministerium brachte die untercanadische Entschädigungssache nochmals vor das Haus und erhielt dessen Beistimmung; nur der Partei M'Nab war die Bill ein Greuel. Schon, als das liberale Ministerium eingetreten war, fanden in Toronto und Montreal Ruhestörungen Statt, als nun aber die Entschädigungsbill durch Lord Elgin bestätigt wurde, war das Signal zu einem furchtbaren Ausbruch gegeben. Am 25. April 1849 verübten die Loyalen, die sich seit einiger Zeit in einer British american League unter M'Nab vereinigt hatten, die ersten Gewaltthätigkeiten, bewarfen den Lord Elgin und einen andern Liberalen mit faulen Eiern, fügten mehreren Häusern ihrer Gegner Beschädigungen zu, erstürmten das Parlamentshaus und übergaben es den Flammen; mit ihm verbrannte auch die Bibliothek der Legislatur von C., unschätzbar für die canadische Geschichte und auch für Deutsche von besonderm Interesse, weil sie vielfache Notizen über die deutschen Truppen im amerikanischen Befreiungskriege enthielt. Daß dieser Aufstand nichts als ein Racenkampf war, ließ sich schon daraus ersehen, daß die 3000 Mann

starke englische Garnison in Montreal die 2000 Aufrührer ruhig gewähren und es sogar geschehen ließ, daß durch dieselben die von Elgin beeidigten 800 Specialkonstabler französischer Abkunft entwaffnet wurden. Das Parlament votirte am 28. April dem Gouverneur eine Vertrauensadresse mit 46 Stimmen (22 Franzosen aus Untercanada, 6 Engländer aus Unter- und 18 aus Obercanada) gegen 17 (11 Engländer aus Obercanada, 5 aus Untercanada, und 1 Franzose: der Republikaner Papineau), die Loyalen dagegen appellirten nach England, dessen Parlament jedoch dem Statthalter die vollste Billigung seines Verfahrens aussprach. In C. dauerten indeß die Unruhen fort, und namentlich wiederholten sich in Toronto und Montreal die Gewaltthätigkeiten, nicht selten mit Blutvergießen und Verlust von Menschenleben endend. Unter den mit der Regierung Unzufriedenen lassen sich drei Parteien unterscheiden. Voran stehen die „Loyalen", deren Haupt M'Nab ist. Die zweite, vielleicht die gefährlichste Partei bilden die „Politiker", ehemalige Minister und Beamte, die ihre frühern Stellen wieder erlangen möchten. Die dritte Partei besteht aus den Franzosen Untercanada's, die sich durch die Vereinigung der beiden Provinzen benachtheiligt glauben. Letztere wollen **Repeal of the union**, was eben so gut Trennung der beiden Provinzen, als Aufhebung der Verbindung mit dem Mutterland bedeuten kann, die Politiker wollen ein einiges Britisch-Amerika, also Vereinigung C.'s mit Neuschottland, Neubraunschweig und Neufundland, die Loyalen verlangen Trennung vom undankbaren Vaterlande. Zwischen diesen drei Parteien steht die alte nordamerikanische als Vermittlerin. Durch ihre in Montreal erscheinenden Blätter „Herald" und „Courier" wirbt sie für die Idee einer freien, friedlichen Annexation (Anschluß an die Vereinigten Staaten).

Canadische Kompagnie (Castorkompagnie), eine Handelsgesellschaft in Frankreich, die sich besonders mit dem Biberhandel auf Canada beschäftigte und bis 1717 allein bestand, sodann aber sich mit der neuen westlichen Kompagnie vereinigte.

Canadische Krankheit (morbus canadensis), ein Syphiloid, welches zuerst bei den Bewohnern der Bai von St. Paul in Canada beobachtet wurde. Die Symptome dieser Krankheit haben große Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit denen der wahren Syphilis: Pusteln und Geschwüre im Munde und der äußern Haut, Bubonen der Achsel- und Leistengegend, Ausfallen der Haare, nächtliche Knochenschmerzen und Knochenfraß, vorzugsweise in den Knochen der Nase, des Gaumens, des Schädels, aber selbst auch der Extremitäten. Dabei ist das Allgemeinbefinden sehr gestört; es treten Brustbeschwerden, Störungen der Sinnesfunktionen und Auszehrung ein. Der Verlauf der Krankheit ist sehr verschieden, indem sie in günstigern Fällen selbst ohne Kunsthülfe heilt, in andern Fällen Jahre andauert, in schlimmern Fällen rasch dem Tode entgegenführt.

Canadischer Balsam oder **Terpentin** (Balsamum canadense s. de Canada), natürlicher, aus der Balsamfichte (Pinus balsamea, Pinus canadensis) ausfließender Balsam von weißer, durchsichtiger, im Alter gelber Farbe, zähe, von angenehmem Geschmack, ist als die feinste Terpentinsorte zu betrachten und wird wie gewöhnliche Balsame gebraucht, besonders als harntreibendes Mittel u. bei Geschwüren in der Blase.

Canadisches Cercisholz, Holz des canadischen Judasbaums (Cercis canadensis), ist sehr fest, grün geadert, zu Schreinerarbeiten tauglich.

Canaille (franz., vom lat. canis, Hund), zu deutsch Hundepack, ein Ausdruck der Verachtung, s. v. a. gemeines Volk, das alle schlechten Eigenschaften eines Hundes hat, hündisch kriecht, stiehlt, duldet, sich hundemäßig behandeln läßt und so behandelt wird. Die Aristokratie bediente sich u. bedient sich bisweilen wohl noch jetzt dieses Wortes, um damit alle Diejenigen zu bezeichnen, welche arbeiten müssen zur Befriedigung sowohl ihrer Bedürfnisse, als hauptsächlich der Genußsucht der vornehmen Welt.

Canakya, Minister des Königs Candragupta in Indien, Muster eines weisen Staatsmannes, unter dessen Namen eine Sammlung von 6000 Sentenzen existirte, ein Abriß der Politik und Staatsklugheit. Nach ihm ist auch genannt das Canajakataka, eine Sammlung ethischer Sprüche, herausgegeben von Kali Krischna (Serampore 1831, griech. von Dem. Galanos, Athen 1845).

Canale, 1) Antonio, auch Canaletto u. il Tonino genannt, Sohn und Schüler eines Theatermalers, Namens Bernardo, war als Ruinen-, Perspektiv- und Landschaftsmaler berühmt. Vorzüglich geachtet sind seine venetianischen Ansichten, die häufig kopirt wurden; die geistvollen Figuren in seinen Bildern sind von Tiepolo gemalt. C. arbeitete auch einige Zeit in London, wo er die schönsten Gegenden zeichnete und Ruhm und Vermögen erwarb. Mehre dieser englischen Prospekte, so wie auch italienische, wurden gestochen. Er brachte auch selbst eine Folge venetianischer Ansichten in Kupfer.

2) Giuseppe, berühmter italienischer Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Rom 1725 (nach Einigen 1721 oder 1728), Schüler Frey's u. der Akademie des Cav. Benefiale, ward 1751 als Hofkupferstecher und Zeichenmeister der sächsischen Prinzen und Prinzessinen nach Dresden berufen, besonders aber um für das große Galleriewerk zu zeichnen. Bei Gründung der Akademie 1765 wurde er zum Professor ernannt, zog mehre gute Schüler und † 1802. C.'s Arbeiten sind zahlreich und einige sehr schätzbar. Nach verschiedenen Meistern ätzte er eine Folge unter dem Titel: „**One hundred and ninet een Etchings after the Original Designs of Raffael Parmegiano, Guido Reni and other great mastres**" (London 1775). C. schrieb auch eine Anweisung zur Zeichenkunst (**Principes de dessins etc.**, 1805, mit 52 Kupfern).

Canarina (Kanarine), Pflanzengattung der natürlichen Familie der Campanulaceen, deren bekannteste Art, **C. Campanula L.**, mit einzeln hängenden, großen, prachtvollen, blaßgelben oder bläulich gelben Blumen mit purpurbraunen Nerven und Adern, als Zierpflanze dient. Man durchwintert sie im Zimmer oder Glashaus am hellen trockenen Standorte, bei 5—8° W. und begießt

sie daselbst nur mäßig. Im August oder Anfang September fängt die Knolle an zu treiben; dann pflanzt man sie in frische Erde, indem man die alte, trockene Erde zwischen den Wurzeln herausschüttelt und diese gegen Verwundungen bewahrt. Eine blühbare, starke Pflanze verlangt einen 8—9" weiten Topf. Man pflanzt sie nur 1" tief unter die Erde und macht eine gute Unterlage von zerschlagenen Scherben zur Beförderung des Wasserabzuges. In gleichen Theilen Laub- und fetter Mistbeeterde mit $^1/_6$ Sand gemischt, wächst sie sehr üppig; sie wird dann darin bis zu 8' Höhe gezogen und blüht sehr zahlreich. Während der Blüthezeit muß sie etwas warm, sonnig und nahe unter den Fenstern stehen, auch reichlich Wasser haben; nach dem Abblühen begießt man sie nach und nach weniger, und wenn die Blätter gelb werden, läßt man die Pflanze auf einem Brete an der Hinterwand des Glashauses trocken stehen, bis die Knollwurzel von selbst wieder zu treiben beginnt. Während des Wachsthums bleibt sie stets im Hause, verlangt dann aber bei guter, heiterer Witterung hinreichende Luft. Die Vermehrung geschieht durch Theilung der Knolle beim Umpflanzen; allein bevor man sie wieder pflanzt, lasse man die Wunden an der Luft trocknen, sonst entsteht leicht Fäulniß.

Canarium (sc. festum), das Hundefest, an welchem die Römer im Juttus dem Sirius (Hundsstern) zur Abwendung von Gefahren für die Feldfrüchte an der Porta catularia röthliche Hunde opferten.

Canarium (Kanariennuß), Pflanzengattung aus der Famile der Amyrideen, indische Balsambäume, mit abwechselnden, ungeraden Fiederblättern und Blüthen in Endtrauben. Die bekannteste und nützlichste Art ist: C. commune *L.*, C. zephyricum *Willd.*, Calophonia mauritiana *Dec.*, gemeine Kanariennuß, ein hoher schöner Baum, ursprünglich auf den Molukken, jetzt in ganz Indien angepflanzt. Der Kern der wallnußähnlichen Frucht ist dreieckig, wie die Mandel, aber noch einmal so groß, besteht aus 6 Stücken und einem kleineren, schmeckt fast wie Haselnüsse, aber fader, u. macht die tägliche Nahrung der Einwohner aus. Wenn die Früchte schwarz werden, so schlägt man sie von den Bäumen und ißt die Kerne entweder roh oder geröstet mit Salz als Gemüse und zum Thee; allzu häufiger Genuß erregt Durchfall. Man verfertigt auch aus ihnen das leckere Brod, welches Baggea oder Mangea heißt. Auch eine Art Milch wird aus den Kernen verfertigt, um das Gemüse damit zu schmelzen; der daraus mit Kokosnuß und Zucker bereitete Kuchen ist sehr beliebt. Das Kanariennußöl ist schmackhaft, und gut zum Brennen. Alle Bäume liefern stark riechendes Harz, das, mit Blättern umwickelt, zu Fakkeln gebraucht wird. Im Handel heißt dieses Harz Kanarienharz, auch Harz aus Neu-Guinea (Resina Guineae novae), u. ist eine weißgelbe, mit einem weißen Anfluge bedeckte, feste, zwischen den Fingern erweichende, erwärmt dem Elemi ähnlich riechende Masse. Das Holz ist zum Schiffbau und zum Brennen sehr brauchbar. Alle Bäume sind gewöhnlich voll von Schmarotzerpflanzen, die von Vögeln darauf gebracht werden, von Misteln, Orchideen, Farrenkräutern und Ficus benjamina, welche den Baum fast erstickt. C. microcarpum *Willd.*, Amyris oleosa *Lam.*, kleine Kanariennuß, ist ein Baum von der Größe eines Apfelbaums, in Ostindien und Cochinchina. Aus dem über der Wurzel ausgehöhlten Stamm fließt viel gelbliches, wohlriechendes Oel, das man gegen Wunden und zum Anstreichen benutzt; mit Dammarharz und etwas Kalk vermischt, liefert es eine Mischung, um die Ritzen der Schiffe zu verstopfen, welche steinhart wird. Das harte und braune Holz wird von Tischlern verarbeitet. C. album *Raensch.*, Pimela alba *Lour.*, weiße Kanariennuß, ist ein großer Baum in China u. Cochinchina, mit aufrechten Aesten und 10—13 oval-lanzettförmigen, rauhen Blättchen. Die Pflaumen, fünfeckig, grünlich gelb, herb, sauer, werden dennoch roh und eingemacht genossen; sie sind durstlöschend und die Verdauung befördernd, werden daher auch als Medicin gebraucht. C. bengalense *Roxb.* ist ein Baum in Ostindien, aus dessen Rinde ein klares, lichtbernsteingelbes, bald hart u. brüchig werdendes Harz in reichlicher Menge ausfließt, das als Kopal nach Kalkutta gebracht wird und sehr wahrscheinlich einen Theil des nach Europa kommenden ostindischen oder afrikanischen Kopals, der auch Copal tener heißt, ausmacht.

Canatha, die östlichste unter den zur Decapolis gehörigen Städten von Peräa, später zu Trachonitis und dann zur Provinz Arabia gezählt, nördlich von Bostro.

Canavalia (Kanavalie, Krimpbohne), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, windende, zum Theil strauchartige Pflanzen mit großen Blumen. C. gladiata *Dec.*, Dolchos gladiatus *Jacq.*, säbelförmige Kanavalie, wächst strauchartig in Ostindien. Die Blätter sind dreizählig, eirund, zugespitzt, die Blumen hängend, weiß, mit Roth unterlaufen. Die spannenlangen Hülsen enthalten sechs große, platte, rothe Bohnen, welche in Ostindien vor der Reife ausgemacht und genossen werden. In deutschen Gewächshäusern ist sie Zierpflanze. Auch C. obtusifolia *Dec.* dient als Zierpflanze. Die reifen Bohnen sind giftig und enthalten Kathartin.

Canavese (im Mittelalter Caugrensis ager, Canapitium), ein im Norden der sardinischen Provinz Turin gelegener Landstrich zwischen dem Po, der Dora Baltea und der Stura, mit 200 jetzt meist verfallenen Burgen und Schlössern, jedoch ohne eine einzige Stadt. Im J. 1435 kam dieser reiche Landstrich an Amadeus VIII. von Savoyen, und im Frieden von Cherasco wurde der ganze Besitz dem Fürsten von Savoyen definitiv zugesichert. Als Hauptstadt diente das benachbarte Jvrea.

Cancale, Flecken u. Hauptort eines Kantons des Arrondissements St. Malo im französischen Departement Ile u. Villaine, an einem Busen des Oceans, östlich von St Malo, mit 3100 Einw., sicherem Hafen und Rhede. C. ist berühmt durch seine köstlichen Austern, die hier um den in der Nähe gelegenen Rocher de C. in großer Menge gefangen und als Huitres de C. theils frisch, theils marinirt besonders nach Paris verschickt werden. Deshalb führt eines der besten Speisehäuser zu Paris, das besonders wegen der Austern besucht

wird, den Namen Rocher de C. Bei C. verbrannten 1758 die Engländer eine Menge französischer Schiffe und zogen sich ohne Verlust zurück.

Cancan (Chahut), berüchtigter franz. Tanz, von frechen Geberden begleitet, ward von der Polizei oft vergebens verboten.

Cancar (Cancao, Ponthiamas), kleiner hinterindischer Staat, zwischen Südcambodscha und Siam, zu Cambodscha gehörig, dem Kaiser von Anam tributpflichtig, soll in der Mitte des 18. Jahrhunderts von einem chinesischen Kaufmann, Kiang-Tse, gestiftet worden seyn. Dieser ließ Wälder ausrotten, das Land urbar machen, bevölkerte es mit Chinesen und gab ihm eine republikanische Verfassung. Die gleichnamige Hauptstadt ist stark befestigt, von Chinesen bewohnt, welche Betel, Hölzer, Baumwolle, Zinn und Elfenbein ausführen, und Thee und Waffen einbringen, und hat einen Hafen.

Cance, Nebenfluß der Rhone, entspringt im franz. Kanton Satillieu, strömt bei Annonay vorbei, nimmt die Deume auf und mündet nach einem Laufe von 18 Lieues bei St. Vallier.

Cancella, s. Orgel.

Cancion, lyrische Reimversart der Spanier, besteht meist aus 12 trochäischen Versen, deren 4 erste und 4 letzte, gewöhnlich jedoch mit Variationen auf den Grundreim, übereintreffen und wo die 4 letzten eine feine Auflösung des in den 4 ersten entsponnenen, in den 4 mittlern zart gewendeten Gedankens enthalten.

Cancionero (v. Span., portug. Cancioneiro, d. i. Liederbuch), überhaupt eine Sammlung von Gedichten, besonders lyrischen, aber kunstmäßigen, von einem oder mehren Verfassern, ursprünglich aber Bezeichnung der eigentlichen höfischen Liederbücher, welche die Produkte einer geschlossenen poetischen Gesellschaft an einem bestimmten Hofe enthalten und einen gemeinsammen konversationellen Charakter tragen. Von solchen höfischen Liederbüchern im strengern Sinne sind auf uns gekommen: die galizisch-portugiesischen Cancioneiros der poetischen Gesellschaften an dem Hofe des Königs Dom Diniz, von dem de Mouro den Theil herausgab, welcher die dem König Diniz selbst zugeschriebenen Lieder enthält, und zwar unter dem Titel: „Cancioneiro d'el rei Dom Diniz" (Paris 1847). Ferner ist aus dieser Kategorie erhalten die Liedersammlung vom Hofe der Könige Johann II. und Emanuel von Portugal, bekannt als „Cancioneiro geral de Resende" und von diesem zuerst 1516 zu Almeiria und Lissabon herausgegeben (neuer Abdruck, Stuttgart 1850—51, 3 Bde.). Von der poetischen Gesellschaft am Hofe von Aragonien seit Ferdinand I. haben sich nur handschriftlich erhalten der „Cançoner d'amor" auf der pariser Nationalbibliothek und ein ähnliches auf der Universitätsbibliothek zu Saragossa, beide in katalonischer Sprache. Der ebenfalls nur handschriftlich vorhandene „Cancionero de Lope de Stuñiga", von den Hofdichtern, die den König Alfons V. von Aragonien nach Italien begleiteten, ist durchaus in kastilischer Sprache abgefaßt. Das älteste kastilische und einzig eigentlich höfische Liederbuch Kastiliens ist der „Cancionero de Baena", der die Produkte der poetischen Gesellschaft am Hofe der Könige Johann I., Heinrich III. und vorzüglich Johann II. enthält und in neuester Zeit in zwei fast gleichzeitigen Ausgaben, eine zu Madrid von Gayangos und Pidal (1851), die andere zu Leipzig von Michel (1852) erschien. Als sich später diese Art Kunstpoesie in immer weiteren Kreisen verbreitete, begannen Liebhaber derselben ähnliche Sammlungen anzulegen, die sich aber nicht auf einen bestimmten poetischen Kreis, ja nicht einmal auf eine strenger abgegrenzte Periode beschränkten, sondern Altes und Neues ohne strenge Sonderung aufnahmen. Eine solche Mischsammlung ist der seit dem Ende des 15. Jahrhunderts oft gedruckte und allgemein bekannte „Cancionero general". Derselbe wurde zuerst angelegt von Juan Fernandez de Constantina, führt den Titel: „Cancionero llamado Guirnalda esmaldata de galanes y eloquentes dezires de diversos autores", und erschien ohne Angabe des Orts und des Jahrs, wahrscheinlich aber zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Druck. Vermehrt und weitergeführt von Fernando del Castillo erschien dieses Liederbuch zu Valencia 1511 in Folio. Außerdem sind noch 6 in Spanien gedruckte Folioausgaben und zwei zu Antwerpen gedruckte Quartausgaben (die letzte 1573) bekannt. Von einer kleinern Ausgabe kennt man nur Ein Exemplar der „Segunda parte" (Saragossa 1552), auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Zuweilen nennt man C. auch Sammlungen von Kunstliedern Mehrer über einen bestimmten Gegenstand, wie die „Vita Christi" (Saragossa 1492), der „Cancionero de Ramon Dellavia" (das. 1480). Ganz uneigentlich aber nennt sich eine der ältesten Romanzensammlungen „Cancionero de romances" (s. Romancero). Vgl. Bellermann, die alten Liederbücher der Portugiesen, Berlin 1840, und Wolf, Ueber die Liederbücher der Spanier, im Anhang zu Ticknors „Geschichte der spanischen Literatur" (Bd. 2, Leipzig 1852). Die besten bibliographischen Notizen finden sich bei Duran, Romancero general, Madrid 1851, 2. Bd.

Cancrin, Georg, Graf, russischer General und Finanzminister, ward den 8. Dec. 1773 zu Hanau geboren. Sein Vater, Franz Ludwig C., 1738 geboren, ein sehr fruchtbarer und namentlich durch seine „Grundzüge der Berg- und Salzwerkskunde" (1773—91, 13 Bde.) bekannter Schriftsteller, stand damals in Diensten des Erbprinzen, nachmaligen Kurfürsten von Hessen, trat 1782 als Regierungsdirektor der Grafschaft Sayn in die Dienste des Markgrafen von Ansbach, übernahm aber, einem Rufe der Kaiserin Katharina II. folgend, 1783 in Rußland die oberste Leitung der von ihm ins Leben gerufenen Salzwerke Staraja-Russa im Gouvernement Nowogorod u. starb 1816. Der Sohn besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 1790—94 die Universitäten zu Gießen und Marburg, wo er die Rechte und Staatswissenschaften studirte. Da seine Hoffnung, im hessischen Staatsdienste eine Anstellung zu erhalten, scheiterte und eine Anstellung als anhalt-bernburgischer Regierungsrath ihm nicht gefiel, folgte er 1796 seinem Vater nach Rußland, als dessen Gehülfe er bei der Verwaltung der Salzwerke zu Staraja-Russa Anstellung erhielt. Schon nach drei Jahren in das Ministerium des Innern als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie be-

rufen, bewies er in diesem Departement so große Geschicklichkeit, daß er die specielle Oberaufsicht über die deutschen Kolonien des petersburger Gouvernements erhielt. Ein Werk über die Verpflegung der Truppen ward hierauf nächste Veranlassung seiner Beförderung (1811) zum wirklichen Staatsrath und Gehülfen des Generalproviantmeisters, worauf schon 1812 seine Ernennung zum Generalintendanten der Westarmee erfolgte. Sein 1812 erschienenes wahrhaft klassisches Werk: „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege und über ihr Wechselverhältniß zu den Operationen" (3 Bde., Petersburg 1822—23) war um so wichtiger, da in der That C.s Administration der Generalintendantur der Westarmee als praktische Durchführung der in diesem Werke aufgestellten Grundsätze auftrat. Im J. 1813 erhielt endlich C. den Posten eines Generalintendanten sämmtlicher aktiven Armeecorps, und wirklich waren die russischen Heeresmassen noch niemals so gut verpflegt gewesen, als unter C.s Leitung. Nach der Rückkehr der Truppen nach Rußland nahm C. den thätigsten Antheil an den Verhandlungen mit Frankreich wegen der sogenannten Montirungsentschädigung im Betrage von 30 Millionen Francs. Das günstige Resultat brachte ihm 1815 den Rang eines Generallieutenants; doch verwickelte ihn zugleich die Intrigue der altrussischen Partei in eine Untersuchung. Seine Rechtfertigung war indessen so glänzend, daß er 1820 die erbetene Entlassung vom Posten eines Generalindendanten unter vielen Beweisen kaiserlicher Gnade zugestanden erhielt und interimistisch zum Mitglied des Konseils des Kriegsministeriums, nachher zum wirklichen Mitgliede des Reichsraths ernannt wurde. In diese Zeit (1821) fällt die Herausgabe seines Werks über „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft". Im J. 1823 übernahm er als Finanzminister die Verwaltung des durch Camphausens und Gurieffs Mißgriffe gänzlich entleerten Schatzes, in welcher Stellung er 21 Jahre lang, unter Alexander und Nikolaus, die einmal aufgestellten Grundsätze mit dem größten äußern Erfolge durchführte. Die Grundlage seines nationalökonomischen Systems beruht auf der Schwächung des Privatkredits zu Gunsten des Staatskredits, auf der Entwerthung der Privatarbeit zu Gunsten der industriellen Staatsunternehmungen. Nach außen gab sich sein Princip namentlich in einer peinlichen Durchführung des Prohibitivzollsystems kund; im Innern erhob es die Benutzung der Kreditanstalten des Reichs für Staatsfinanzoperationen zum Grundsatz. Sein unbestrittenes Verdienst ist die Wiederherstellung des russischen Staatskredits, die Normirung der Valutenverhältnisse, überhaupt eine wenigstens äußerliche Ordnung der russischen Finanzen. Die Mittel die er anwendete, setzten ihn nicht nur in Widerspruch mit dem Volke und dem allgemeinen Interesse, sondern auch mit den speciellen Wünschen der Staatsregierung, des Czaren und der hohen Aristokratie. C. besiegte oder beschwichtigte aber den Widerspruch durch die eiserne Konsequenz seines Princips und nicht minder durch die hohe moralische Achtung, welche er sich persönlich allerwärts erworben hatte. Auf sein mehrmaliges Nachsuchen ward ihm seine Entlassung im April 1844 mit der Bedingung zugestanden, daß er als Reichsrath auch ferner an der Staatsverwaltung Theil nehmen möge. Noch im Mai desselben Jahres reiste C. zur Wiedererlangung seiner Gesundheit in ein deutsches Bad und verbrachte den folgenden Winter in Paris. Hier schrieb er „Die Oekonomie der Gesellschaft" ein Werk, dessen Grundsätze die außerrussische Welt bereits weit überholt hatte. Bald nach seiner Rückkehr nach Petersburg † C. den 22. Sept. 1845. Sein definitiver Nachfolger im Amt und in der Ausführung seines Princips ward seit April 1845 Wrontschenko. Er hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. In seiner Jugend versuchte sich C. auch im Fache der Belletristik. Ein Roman: „Dagobert, Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" (Altona 1796), gab sogar später seinen Feinden öfter Gelegenheit, ihn versteckter demokratischer Gesinnung zu beschuldigen.

Candaulos (bei den Griechen Myrsilos), letzter König von Lydien, ungefähr 716 vor Chr., ließ dem ungläubigen Gyges die Reize seiner Gemahlin im Bade bewundern. Diese, höchlich erzürnt über die ihrer Schamhaftigkeit zugefügte Schmach, ließ Gyges zu sich kommen und stellte ihm die Alternative, entweder den an ihrer Frauenehre frevelnden König zu morden, oder augenblicklich erdrosselt zu werden. Gyges tödtete darauf den König. Hebbel wählte den Stoff zum Gegenstand seines Drama's „Der Ring des Gyges."

Candax, Heerführer der Alanen, nahm in Kleinscythien und Niedermösien Wohnsitze, nachdem nach Attila's Tod (453) die Macht der Hunnen gebrochen war.

Candidatus, eigentlich der in eine glänzend weiße Toga (*Candida toga*) Gekleidete, besonders im alten Rom zur Zeit der völlig entwickelten Verfassung Derjenige, welcher, bloß mit jener angethan, ohne Tunica, bei den Bürgern sich um ein öffentliches Amt (Quästur, Aedilität, Prätur, Konsulat) bewarb. Ein solcher trug die Toga allein, entweder um zu zeigen, daß er kein Geld zur Bestechung bei sich führen oder daß er seine Wunden sehen lassen konnte, oder um dadurch seine Demuth gegen das Volk an den Tag zu legen. Der Bewerber meldete sich, was profiteri nomen suum heißt, innerhalb drei Nundinen (17 Tage) dreimal bei dem Konsul oder Prätor, welche die Volksversammlung zu leiten hatten, und bat, ihn in die Zahl der gesetzlichen Bewerber (Candidati), aufzunehmen. Meist verging ein Jahr (annus professionis), bis die Konsuln dem Senat Bericht abgestattet und dieser über die Aufnahme in die Kandidatenreihe entschieden hatte. Billigte der Senat nach Untersuchung über den Werth des Kandidaten die Aufnahme, so sagte der Konsul: Rationem habebo; und bestätigte die Volksversammlung dieselbe, so begann der Beschluß mit den Anfangsworten: Rationem illius habe. Nun erst durfte der Römer sich um ein Amt bewerben (profiteri ad populum), die Toga candida tragen, er war C. Doch verweigerte auch öfter der Senat, oder, wenn auch dieser bestätigte, der Volkstribun die Bewerbung, entweder wegen Mangels

des gesetzmäßigen Alters, oder wegen unsittlichen Wandels, oder wegen Ueberspringens eines vorher zu bekleidenden Amtes, oder anderer gesetzwidriger Handlungen wegen. Dann lautete der Beschluß: Rationem non habebo, non renuntiabo. Nach der Bestätigung begann der Ambitus (s. d.). Alle Künste und Mittel wurden dabei aufgeboten, sich der Stimme der wahlfähigen Bürger zu versichern. Keine Schmeichelei, keine Liebkosung, nicht Geld noch Versprechungen, bei Reichen sowohl wie bei Armen, wurden zur Erreichung dieses Zweckes gespart. Häufig miethete sich der Kandidat einen Nomenclator, welcher ihm die Namen aller stimmfähigen Bürger zu nennen wußte, und wo er ihnen nun begegnete, auf dem Forum, den Straßen, in den Häusern, ging er sie schmeichelnd um ihre Stimme an. Leute (interpretes) gingen für ihn herum und suchten durch Geldversprechungen der Bürger Zustimmung zu erhandeln; oder um den Bürger um so eher günstig zu stimmen, wurden bei sicheren Personen (sequestres) Geldsummen für ihn deponirt. Noch Andere (divisores) zahlten das bedungene Geld sogleich aus. Ein weniger bemittelter Bewerber vertheilte Gemüse, Feldfrüchte und Oel unter das Volk. Am Tage der Wahl (comitia) zog der C., umgeben von seinen Freunden (deductores), welche ebenfalls in der Toga candida erschienen, an den 3. Nundinen auf den am Marsfelde (campus Martius) sich erhebenden Hügel, den Quirinalis oder Collis hortulorum, um sein Andenken dem Volke recht deutlich wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Hierauf bestieg der Konsul ein hölzernes Gerüst (Tribunal), opferte und erinnerte die Volksversammlung an die Wichtigkeit der Wahl. Bis 140 v. Chr. stimmte jeder Bürger mit lauter Stimme für irgend einen Kandidaten, später schrieb er den Namen desselben auf ein von einem Diener dargereichtes, wachsüberzogenes Täfelchen (tabella). Die Mehrzahl der Stimmen entschied natürlich die Wahl des Bewerbers. Diese verkündete nun der Konsul laut von der Bühne und der Herold schrie sie unter dem Volke aus. Der Gewählte (designatus) bestieg hierauf das Tribunal, schwor in die Hand des Konsuls, die Gesetze aufrecht zu erhalten, dankte der Versammlung, erhielt die Glückwünsche derselben und eilte, umringt von seinen Freunden, auf das Kapitol, den Göttern zu danken. Der Designatus bereitete sich noch einige Monate auf sein Amt vor und trat dasselbe zu Anfang des Jahres an. Nur der Censor begann das seinige sogleich. Die Wahl von Abwesenden (Absentes) erfolgte entweder, wenn sich Niemand bewarb, oder wenn der sich Bewerbende vom Senat und von dem Volke die Vergünstigung erhalten hatte, absens anzuhalten. Bei der Priesterwahl scheint die Abwesenheit keine Schwierigkeit in den Weg gelegt zu haben. C hieß auch eine Soldatencharge, unter Kaiser Gordianus dem Aeltern daraus entstanden, daß dieser aus den körperlich und geistig Ausgezeichnetsten eine besondere Kohorte (schola) bildete, deren Abzeichen wohl ein weißes Gewand gewesen. Vielleicht sollten mit dem Namen C. (von candidus, seelenrein) ihre Vorzüge angedeutet werden. Gordianus der Jüngere bildete eine zweite Kohorte, daher Candidati seniores und Candidati juniores. In den ersten Zeiten des Christenthums hieß C. der Neugetaufte, weil er acht Tage lang ein wallendes weißes Gewand trug, welches ein Gürtel zusammenhielt.

Candish (Cavendish), **Thomas**, kühner englischer Seefahrer, in Suffolkshire aus einer adeligen Familie geboren, kämpfte frühzeitig in mehren Seeschlachten mit Ruhm und segelte 1586 mit drei Schiffen um die Erde. Nach zwei Jahren kehrte er nur mit einem Fahrzeuge zurück: das zweite hatte er verloren, das dritte wegen Mangels an Matrosen verbrennen müssen. Auf einer zweiten Reise verlor er 1591 an der brasilischen Küste vier Schiffe und kam mit einem einzigen in die Bai von St. Vincent, wo von seiner Bemannung 30 Leute, welche Lebensmittel suchten, von den Portugiesen erschlagen wurden. Er selbst † auf der Heimfahrt.

Candy (cingalesisch Mahamura, d. i. große Stadt), Hauptstadt des vormaligen Reichs C., im gebirgigen Innern der Insel Ceylon, 7—8 Meilen nördlich vom Adamspik am Ufer eines künstlichen See's und bei der Bank des Flusses Mahavali-gangâ, im obern Theile der Insel, 1700 Fuß über dem Meeresspiegel, ungesund gelegen, hat gegen 3000 Einwohner. Der Anblick, welchen die Stadt jetzt bietet, hat bedeutend durch die große Anzahl neuer, unlängst erst aufgerichteter Gebäude gewonnen; der Pavillon, den der Gouverneur bewohnt, ist ein Prachtpalast, und das Schloß der letzten Könige von C. ist zur Wohnung für die Civilbeamten eingerichtet worden. Die Kasernen haben eine kühle, luftige Lage. Ein vormaliges Serail wurde in ein Spital verwandelt, in welchem die Aerzte nebst dem übrigen Personal wohnen; es hat in seinen Ringmauern schattige Spaziergänge für die Genesenden, eine Bibliothek und ein geräumiges Lokal zu gesellschaftlichen Versammlungen. Außerdem sind sehenswerth der berühmte Tempel Dalada Malegawa mit einem Zahn des Buddha, der heilige Tempel Malwatte und ein Kollegium, von 40 Priestern bewohnt, mit der schönen Bildsäule des Buddha. Zur Sicherung der britischen Herrschaft sind in der Stadt und auf den Höhen Festungswerke angelegt. C. ist auch die wichtigste Missionsstation auf Ceylon. Die nächsten Umgebungen von C. bestehen aus steilen Gebirgen, die herrliche Aussichten bieten. Der Fluß kann nur von kleinen Fahrzeugen befahren werden; eine Kunststraße führt nach dem 14 Meilen entfernten Colombo. Vier Meilen von C. befindet sich der botanische Garten, wo ein Gasthaus nach europäischer Art die Besuchenden aufnimmt. Die Bewohner haben in Sitte, Wesen und Sprache manches von den übrigen Singalesen Abweichende. Der König von C. war seit uralter Zeit Herr über die ganze Insel, bis ihm die Portugiesen und Holländer die Küsten entrissen. Die Letztern nahmen 1796 selbst die Hauptstadt C., verloren sie aber schon nach neun Monaten wieder. Im Jahr 1802 war wieder ein Krieg ausgebrochen und C. von einer englischen Armee von 3000 Mann unter Major Mendarval erobert, welcher hier den Major Davie mit einer Garnison zurück ließ. Die kleine und von dem Klima

mitgenommene Garnison mußte sich bald ergeben und erhielt die Zusage, nach Trinkomali übergeschifft zu werden. Verrätherisch aber ermordeten die Cingalesen mit kaltem Blute den größten Theil der Besatzung. Auch eine zweite Expedition 1804 schlug fehl, aber eine dritte glückte und eine Armee von 3000 Mann bemächtigte sich am 14. Febr. 1815 der Hauptstadt. Der König Sir-Vikrema selbst wurde mit Hülfe seiner Unterthanen am 18. gefangen, am 2. März förmlich entthront, mit seiner Familie nach dem Festlande abgeführt und das Königreich zu den britischen Besitzungen geschlagen.

Canea, Hauptstadt eines gleichnamigen Sandschaks auf der Insel Kandia, Residenz des Pascha's und eines griechischen Bischofs, ist befestigt, hat einen Hafen mit Leuchtthurm und 12,000 Einwohner, welche starken Handel mit Oel, Wachs u. Seife treiben. Die Umgegend ist reich an Olivenbäumen. C. ist das alte Cydonia, wurde 1645 von den Türken erobert und 1692 von den Venetianern vergeblich belagert.

Canella (Kanellbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, gewürzreiche Bäume in Südamerika. Am bekanntesten ist: C. alba *Murr.*, C. Winterana *Gaertn.*, Winterana Canella *L.*, weißer Kanellbaum, weißer Zimmtbaum, in den Wäldern Westindiens, mit abwechselnden und verkehrt ovalen Blättern, schenkelsdickem Stamm und vielen Zweigen, die eine schöne Krone bilden, wird 20 bis 30 Fuß hoch. Die Rinde, besonders von den Aesten, welche mit eisernen Instrumenten abgeschält, im Schatten getrocknet und von der grauweißen Oberhaut getrennt wird, ist unter folgenden Namen officinell: Cortex Canellae albae, Cortex Costi, Cortex Winteranus spurius, Canella alba, Canella dulcis, Costus corticosus, Costus dulcis, weißer Zimmt, weiße Kanellrinde, falsche Wintersrinde. Sie ist schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt und kommt in 2—3 Fuß langen Röhren oder kurzgebrochenen Stücken vor. Sie hat eine Färbung in allen Nüancen zwischen Röthlichgelb bis Gelblichweiß und innen gelblich weißen Bast. Auf dem gleichen Bruche erscheint sie nach außen körnig, nach innen glatt und fest. Der Geruch ist gewürzhaft, zimmt- und nelkenartig, der Geschmack gewürzhaft, schwach bitter, zuletzt scharf. Durch diese Eigenschaften unterscheidet sich der weiße Zimmt hinlänglich vom Costus verus, welcher oft statt jenes von Hamburg und Lübeck zu uns kommt, desgleichen von Cortex Winteranus verus, die oft noch mit dem spurius verwechselt wird. Nach Henry gibt es im Handel zwei Varietäten der weißen Kanellrinde, von denen diejenige vorzuziehen ist, die eine dunklere Farbe und einen sehr reizenden Geschmack besitzt. Ihre wirksamsten Bestandtheile sind Bitterstoff und etwas goldgelbes, schweres Aetheröl. Petroz und Robinet entdeckten darin 1824 das Kanellin, das sich jedoch nicht in allen Sorten findet. Henry fand in einer Sorte, außer Bitterstoff und einem flüchtigen Oel, Harz, Farbestoff, Gummi, Stärkmehl, vielen Eiweißstoff, essigsaures Kali und Kalk, salzsaures Kali und Talkerde nebst opalsaurem Kalk, aber nur mit Mühe einige Krystalle, dagegen in einer dunklern Sorte von reizendem Geschmacke desto mehr krystallinische Substanz. Bei Magen- und Darmschwäche und der daher rührenden Flatulenz, anhaltender Diarrhöe und Kolik, in Verbindung mit reinbittern Arzneimitteln und mit Eisen, in Gaben zu 10—20 Gran, oder in einem Aufgusse mit Wein zu 1—2 Drachmen, leistet die weiße Kanellrinde treffliche Dienste. Englische Aerzte empfehlen sie zur Verstärkung der China in Wechselfiebern. Auch als Zusatz zu andern Magenmitteln wird sie angewendet. In Amerika ist sie Küchengewürz. Die Rinde von C. axillaris *Nees*, einem Baum Brasiliens, heißt in ihrem Vaterlande Paratudorinde (Cortex Paratudo s. Paratodo) und ist seit 1827 im Handel. Die Stücke sind 4—6 Zoll lang, 1—3 Zoll breit, außen mit tiefen Längs- und seichten Querrissen versehen, graubraun, inwendig schmutzigbraun, auf dem Bruche sehr körnig, geruchlos, schwach bitterlich und später brennend gewürzhaft schmeckend. C. laurifolia *Lodd.*, lorbeerblättriger Kanellbaum, im tropischen Amerika, ist der C. alba sehr ähnlich, aber durch mehr längliche, oben dunkelgrüne unten blässere Blätter und sehr stark moschusartig riechende, violete Blüthen mit 20 Staubgefäßen unterschieden. Dieser Baum besitzt eine sehr kräftige Rinde, die häufig unter Cortex Canellae albae in den Handel kommt.

Canephoren, zu Athen Jungfrauen, welche bei den Festzügen der Athene (Panathenäen), der Demeter und des Dionysus und bei anderen Feierlichkeiten Körbe mit zum Opfer gehörigen Gegenständen auf dem Haupte trugen. Nur Mädchen von Stande und Unbescholtenheit wurden mit dieser Auszeichnung beglückt. Den C. trugen die Töchter der Metöken Sonnenschirm und Stuhl nach. Nach Harpocrates ging diese Sitte bis zu Erichthonius zurück. Die Jungfrauen begaben sich Nachts vor dem Feste in den Tempel der Athene und erhielten von der Priesterin derselben die Körbe. Viele Künstler des Alterthums nahmen zum Vorbild ihrer Darstellung die reizende Haltung dieser mit gehobenem Arme dahin schreitenden Gestalten.

Canes, Franz, großer Kenner der arabischen Sprache, zu Valencia geboren, † 1795 zu Madrid. C. gab nach einem 16jährigen Aufenthalt als Missionär zu Damaskus das sehr geschätzte Werk heraus: „Grammatica arabigo-espagnola" (Madrid 1775). Von ihm ist auch das für die Erlernung der arabischen Konversationssprache nicht minder wichtige Werk: „Diccionario espanollatino-arabigo" (Madrid 1787, 3 Bde.).

Caneto, Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouv. Mailand, am Oglio, hat gegen 4000 Einw.. C. ist das alte Bedriacum.

Canga-Arguelles, Don José, spanischer Staatsmann, um 1770 in Asturien geboren, trat zuerst 1812 als Abgeordneter von Valencia in die Cortes und lenkte schon damals eben so durch die Bestimmtheit und Klarheit seiner Gedanken, wie durch die Wärme, mit welcher er das konstitutionelle System verfocht, die Blicke der Liberalen und den Argwohn ihrer Gegner auf sich. Nachdem 1814 Ferdinand VII. auf den spanischen Thron gesetzt worden war, wurde auch C. mit der

königlichen Ungnade überschüttet; man verbannte ihn nach Penniscola, einer Landzunge in der Provinz Valencia. Erst 1816 berief man ihn zurück und stellte ihn in Valencia an. Die ausgedehnteste Wirksamkeit wartete seiner 1820, wo er, nach der Wiederherstellung der Konstitution von 1812, das Portefeuille der Finanzen erhielt. Damals war es, wo er den Cortes eine Uebersicht aller Staats- und Kirchengüter in Spanien vorlegte, welche darthat, daß letztere die ersteren um ein Drittheil überstiegen. Zugleich veröffentlichte er sein „Memoria sobre el credito publico" (Madrid 1820) und bewies darin, daß die jährlichen Einnahmen des Staats zu der Zeit, wo der König die Konstitution beschwor, bis auf 320,066,000 Realen gesunken, die Ausgaben dagegen bis auf 660,116,231 Realen gestiegen waren, daß folglich das jährliche Deficit mehr als die gesammte Einnahme betrug. C.'s Hülfsvorschläge gingen nun dahin, durch direkte Steuern 140 Millionen aufzubringen, $^{1}/_{7}$ der Kirchen- und Klostergüter zu veräußern, die kleinern Besitzungen an der Nordküste von Afrika zu verkaufen und eine Anleihe von 200 Millionen zu eröffnen; zugleich sollte die Ueberzahl der Beamten und Privilegien in vernünftige Schranken zurückgewiesen werden. Diese Vorschläge fanden jedoch heftigen Widerstand und wurden so fragmentarisch beobachtet und ausgeführt, daß noch 1822 das Budget ein Deficit von 198 Millionen Realen aufwies. Als sich der König in seiner Rede bei der Eröffnung der Cortes am 1. März 1821, ohne vorgängige Berathung mit den Ministern, über die Schwäche der exekutiven Macht beklagte, nahm das ganze Ministerium seine Entlassung. In den Cortes von 1822 stand er wieder auf der Seite der Liberalen und trug auf Befestigung der Konstitution und Verbesserung der Finanzen an. Als der Konstitutionsbau 1823 eingestürzt worden war, floh er nach England, von wo er erst 1830 mit Augustin Arguelles zurückkehrte. Später trat er wieder in die Cortes, ohne sich besonders bemerklich zu machen. Er † 1843. Die „Elementas de la ciencia de hacienda" (London 1825) waren der Vorläufer seines umfangreichen Werkes: „Diccionario de hacienda para el uso de la suprema direccion de ella" (das. 1827—28, 5 Bde.).

Cangrande, s. v. a. Cane II. di Scala, s. Scala.

Canhador (Canador), in Portugal ein Maß für Flüssigkeiten, nicht ganz $1^{1}/_{4}$ berl. Quart, in Lissabon $71^{2}/_{3}$, in Porto 94 par. Kubikzoll.

Canicatti (Canigatti), Parlamentsstadt in der sicilianischen Intendantur Calatanisetta, mit 17000 Einwohnern, welche Getreide, Feigen, Oel, Mandeln und Aloe bauen.

Canicula (lat.), der Hundsstern, Sirius (s. d.).

Canidius, P. C. Crassus, war 43 v. Chr. Unterfeldherr des Lepidus in Gallien und bewog mit Anderen denselben, sich mit Antonius zu verbinden. Er besiegte später als Legat des Antonius die Armenier, die Iberer und Albaner und drang bis an den Kaukasus vor. Dagegen war er im Kampfe gegen die Parther wie die übrigen Heerführer unglücklich. Beim Beginn des Kampfes zwischen Antonius und Octavian um die Weltherrschaft führte er das Heer aus Armenien an die Seeküste, mußte aber müßiger Zuschauer der Schlacht bei Actium seyn und brachte dem Antonius die Nachricht von dessen Unglück. Nach dem Tode des Antonius ließ ihn Octavianus hinrichten.

Canigou, hohe Pyrenäenkette im französischen Departement Ostpyrenäen, südlich von Villefranche, 8646' hoch, hat 4 Spitzen, auf der höchsten ein Eisenkreuz, und kann auf 15 Meilen in der Runde gesehen werden. Sie ist 7 Monate mit Schnee bedeckt und von Wölfen, Bären und wilden Schweinen bewohnt. An seinem Fuß öffnen sich Schwefelquellen und stand sonst die Abtei St. Martin de C.

Canina, Luigi, Ritter, italienischer Alterthumsforscher, war Professor der Architektur an der Akademie zu Turin, als er seine erste bedeutende Arbeit über die antike Baukunst unter dem Titel: „L'architettura antica descritta e dimonstrata coi monumenti" (2. Aufl., 9 Bde. Text und 3 Bde. Kupfer, Rom 1844) veröffentlichte. Seitdem meist als Architekt zu Rom lebend, bearbeitete er die Topographie des alten Roms in der „Indicazione topografica di Roma antica" (Rom 1831, 3. Auflage 1841), sowie in der „Esposizione storica e topografica del foro romano" (daselbst 1834, 2. Aufl. 1845), deren Angaben durch spätere Ausgrabungen wiederholt bestätigt wurden. Im J. 1839 wurde C. die Leitung der Nachgrabungen von Tusculum übertragen, welche Arbeit er aufs Beste zu Ende führte. Die damalige Besitzerin der Rufinella oder tuskulanischen Villa, die verwittwete Königin von Sardinien, veranlaßte ihn, die „Descrizione dell' antico Tusculo" (Rom 1841) auszuarbeiten, welche auf ihre Kosten in prächtiger Ausstattung erschien. Diesem trefflichen Werke, das ihm die Aufnahme in mehre Akademien und 1843 von der Universität Tübingen die philosophische Doktorwürde einbrachte, folgten die Untersuchungen „Sull' architetture, più propria dei tempi cristiani" (Rom 1843, 2. Aufl. 1846, mit 145 Kupfern). Durch die Liberalität der Königin von Sardinien, welche den Grund und Boden des alten Veji fast gänzlich besitzt, ward C. auch in den Stand gesetzt, sein Werk über „L' antica città di Veji" (Rom 1847, mit 44 Kupfern), erscheinen zu lassen. Um dieselbe Zeit gab er auch ein Werk „Sull' Etruria maritima" (Rom 1847) heraus, dessen 80 Kupfertafeln alte Bauwerke der Falisker, Vejenter und Euretaner darstellen. Er war für alle Künstler und Fremde von Bedeutung ein unermüdlicher und zuverlässiger Führer durch die Merkwürdigkeiten der Weltstadt. C. † den 3. Dec. 1855.

Caninefates (Canninefates, Cannenufates, Canninefi), batavischer Stamm germanischen Ursprungs, auf dem nordwestlichen Theile der batavischen Insel, mit der Hauptstadt Lugdunum Batavorum. Im Jahre 4 n. Chr. von Tiberius bezwungen, nahmen sie Kriegsdienste in den römischen Heeren. Unter Caligula empörten sie sich, verbanden sich 70 n. Chr. unter Brinno mit Civilis gegen die Römer, zerstörten 71 n. Chr. die römische Flotte und schlugen die den Römern hülfreichen Nervier.

Canino, Flecken im Kirchenstaat, Delegat.

Viterbo, nordwestl. von Viterbo, nicht weit vom Lago di Bracciono, gab einem Fürstenthum den Namen, welches Pius VII. zu Gunsten Lucian Bonaparte's 1814 errichtete. C. ist die Vaterstadt Pauls III.

Canino, Charles Lucien Jules Laurent, Fürst von, s. Bonaparte.

Canis, zwei Sternbilder, s. Hund.

Canisius, Peter, eigentlich de Hondt, der erste Jesuit deutscher Nation und der erste Provinzial der Gesellschaft Jesu in Deutschland, ein unermüdlicher und glücklicher Ketzerbekehrer, war am 8. Mai 1524 zu Nimwegen geboren. Er trat 1543 zu Köln in den Jesuitenorden und lehrte hier und in Ingolstadt, wo er Rektor und Vicekanzler der Universität war, Theologie. Im Jahr 1553 berief ihn Kaiser Ferdinand zur Visitation der Universität nach Wien, und hier begann erst seine eigentliche Bekehrungsthätigkeit. Die Ausrottung des Protestantismus in Oesterreich war hauptsächlich sein Werk; die Protestanten nannten ihn deshalb, auf seinen Namen anspielend, den österreichischen Spürhund und machten, als er, nach Prag versetzt, sein Bekehrungswerk mit doppeltem Eifer begann, den Vers auf ihn: Hinc procul esto canis, pro nobis excubat anser (d. i. Huß). Für die großen Verdienste um den Katholicismus wollte Kaiser Ferdinand C. zum Bischof von Wien ernennen, wurde jedoch durch den Ausspruch des Ordensstifters Ignatius Loyola in der Ausführung dieses Vorsatzes gehindert. C. verwaltete das Bisthum nur ein Jahr, wurde dann kaiserlicher Hofprediger, wohnte der tridentinischen Kirchenversammlung bei und schrieb auf kaiserlichen Befehl seinen berühmten großen und kleinen Katechismus, der, vom heil. Ignatius und den berühmtesten katholischen Theologen jener Zeit geprüft, in alle katholische Länder sich ausbreitete und für die Katholiken das wurde, was Luthers gleichnamige Schriften für die Protestanten sind. Nachdem er als Provinzial der deutschen Jesuiten Kollegien zu Wien, Prag, Augsburg, Dillingen und Freiburg in der Schweiz angelegt hatte, † er am letzteren Orte am 21. November 1597. In seinem Katechismus trägt C. die ganze christliche Lehre, dem Lehrbegriff seiner Kirche getreu, unter die beiden Rubriken der Weisheit und Gerechtigkeit geordnet, mit großer Klarheit vor, verleugnet aber nirgends den jesuitischen Geist, der ihn beseelte. Das Buch erschien unter den Titeln: „Summa doctrinae et institutionis christianae sive catechismus major" (Wien 1554, beste Ausg. Antw. 1688, neue Ausg., Landsh. 1842), sehr weitläufig kommentirt von dem Jesuiten Petrus Busäus (Köln 1586, Augsb. 1833, 4 Bde.) und „Institutiones christianae pietatis seu parvus catechismus catholicorum" (1566, beste Ausgabe, Prag 1585, später noch viele hundert Male und in allen Sprachen Europa's, deutsch zuletzt Landshut 1833 u. Mainz 1840, latein. von Irenäus Hain, Augsb. 1833—34, 4 Bde.). Außerdem schrieb C. „Manuale catholicorum in usum pie precandi collectum" (Antw. 1530, Augsb. 1841, deutsch, Landsh. 1829) u. „Commentaria de verbi divini corruptelis" (Ingolst. 1583, 2 Bde.) und edirte mehre Kirchenväter. Sein Neffe, Heinrich, gelehrter Kanonist, fleißiger Schriftsteller und Sammler schätzbarer historischer Denkmäler, 1562 zu Nimwegen geboren, † als Lehrer des kanonischen Rechts in Ingolstadt 1610. Schrieb: „Antiquae lectionis T. I, in quo XVI antiqua monumenta ad histor. mediae aetatis illustranda etc." (Ingolst. 1601, 6 Bde., neue Ausgabe von Basnage) u. „Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum" (7 Bde., Antw. 1721).

Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig, Freiherr von, preußischer Diplomat und deutscher Dichter, aus einer alten preußischen Adelsfamilie den 27. Nov. 1654 zu Berlin geboren, studirte zu Leyden und Leipzig die Rechte, bereiste dann Italien, Frankreich, England und Holland und wurde hierauf 1677 Kammerjunker des großen Kurfürsten. Unter diesem Monarchen erhielt C. später mehre diplomatische Missionen, so nach Frankfurt a. M., Hamburg, Wien ꝛc. Unter dem nachherigen König Friedrich I. ward er 1697 zum geh. Staatsrath und dann zum wirklichen geh. Rath ernannt, durch den Kaiser aber um 1698 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Auf einer Gesandtschaft im Haag erkrankt, kehrte C. 1699 nach Berlin zurück u. † hier am 16. August. Von C.s Gedichten kam nichts durch C. selbst in die Oeffentlichkeit; erst ein Jahr nach seinem Tode (1700) erschienen, abermals ohne den Namen des Verfassers, besorgt von Joachim Lange, bevorwortet vom Freiherrn von Canstein, 6½ Bogen unter dem Titel: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" (erste Ausgabe mit dem Namen des Verfassers 1719, vollständige Ausgabe mit der Biographie C.s und historischen Erklärungen von Joh. Ulr. König, Leipz. u. Berl. 1727, 14. Aufl. 1765, übersetzt ins Italienische von Leonard Riccio, Florenz 1757). Eine Auswahl findet sich in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 14, Leipz. 1838). C. war zwar frei von dem Schwulst und der Unnatur, womit damals die schlesischen Dichterschulen sich in Deutschland breit machten; aber Dichter war er nicht, und nur in einer so poesiearmen Zeit, wie die seine war, konnten die Spielereien seiner Muse Bewunderung erregen.

Canitz und Dallwitz, 1) Karl, Freiherr von, preußischer General und Gesandter in Hannover, Nachkomme einer Adelsfamilie, die schon im 12. Jahrhundert in meißnischen Urkunden genannt wird und von der sich viele Glieder in Staat und Feld einen Namen erwarben, ward 1787 geboren. Nachdem er zu Kassel und Marburg Rechtswissenschaft studirt, trat er erst in kurhessische, später in preußische Kriegsdienste und wohnte den Kämpfen von 1806 und 1807 bei, bis der Friede von Tilsit seiner Thätigkeit ein Ende machte. Erst 1812, als Preußen auf Napoleons Befehl mit dem Kern seiner Truppen sich der russischen Expedition anschließen mußte, ward C. in Yorks Generalstab versetzt, und er war der Erste, welcher nach Yorks berühmter Uebereinkunft mit Rußland der Unthätigkeit der preußischen Truppen dadurch entwich, daß er sich den russischen Waffen anschloß; unter dem General von Tettenborn unternahm er den Zug nach Berlin und Hamburg, der für das bewaffnete Auftreten Norddeutschlands so wirksam war. Während des Waffenstillstands im Sommer 1813 ging er in den preußischen Dienst und in seine vorige Stellung als Generalstabsoffizier unter Yorks Armee-

corps zurück und wohnte allen Feldzügen bis zum zweiten pariser Frieden bei. Zum Major avancirt kam er in den Generalstab zu Breslau, wurde 1821 Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, und zu gleicher Zeit Lehrer der Kriegsgeschichte an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin. Von hier ging er 1828 in diplomatischen Aufträgen nach Konstantinopel, von wo er 1829 zurückkehrte. Zum Obersten und Befehlshaber eines zu Danzig garnisonirenden Husarenregiments erhoben, hatte C. bereits seine kriegswissenschaftlichen und historischen Studien wieder hervorgesucht, als ein königlicher Befehl ihm die Bestimmung brachte, dem von Rußland gegen Polen begonnenen Feldzuge als preußischer Abgeordneter im Hauptquartiere des Feldmarschalls Diebitsch beizuwohnen und die verschiedenen Inkonvenienzen zu beseitigen, die sich aus dem Ueberschreiten der preußischen Grenze von verschlagenen größeren Abtheilungen des polnischen Heeres ergaben. Im J. 1833 wurde C. Generalmajor und, nachdem Ernst August den Thron von Hannover bestiegen hatte, preußischer Gesandter bei den Höfen in Hannover und Braunschweig. Im J. 1842 ward er zum Gesandten am wiener Hofe ernannt und trat nach dem Tode des Ministers von Bülow 1846 als Minister des Auswärtigen in das Ministerium ein, welche Stellung er bis zum März 1848 bekleidete. Die äußere Politik Preußens schloß sich unter C.s Verwaltung noch enger an die österreichisch-russische an, so wie er auch auf den Gang der innern Politik durch seine streng-kirchliche Richtung bedeutend einwirkte. Am 17. März 1848 nahm C. mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Bodelschwingh seine Entlassung und lebte darauf in Zurückgezogenheit, bis ihm im Mai 1849 vom Ministerium Brandenburg die Mission ertheilt wurde, in Wien die Zustimmung Oesterreichs zu dem von Preußen projektirten engern Bundesstaate zu erwirken. Nach 14tägiger Unterhandlung kehrte er jedoch unverrichteter Sache nach Berlin zurück, wo er am 25. April 1850 †. Von dem Gedanken- und Erfahrungsreichthum C.s zeugen seine „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in der neuern Zeit" (Berlin 1823, 2 Bde.). Mit vieler Wahrscheinlichkeit wird er als der Verfasser der „Betrachtungen eines Laien über das Leben Jesu von Strauß" (Göttingen 1837) bezeichnet.

2) Rudolf Friedrich, Freiherr von C., bekannt als Mitglied der preußischen zweiten Kammer, Neffe des Vorigen, am 24. Februar 1809 auf dem väterlichen Gute in Schlesien geboren, erhielt seine erste Ausbildung in Hannover und Kassel, trat dann als Pensionär in das Kadettenhaus zu Berlin und wurde, 17 Jahre alt, dem Garde-Reserve-Infanterieregiment einverleibt. Im J. 1829 besuchte er die königliche Kriegsschule und studirte hier besonders eifrig die mathematischen Wissenschaften unter Leitung des damaligen Hauptmanns, dann hessischen Generals Gerland. Nachdem er 1835—1841 im topographischen Bureau des großen Generalstabs und bei der Aufnahme zur Generalstabskarte beschäftigt gewesen, nahm er 1842 seinen Abschied und ließ sich auf seinem Gute in Schlesien nieder. Im J. 1849 in die zweite Kammer gewählt, nahm er hier seinen Platz auf der konstitutionellen Linken. Eine Rede, die er in der Sitzung vom 23. Oktober gegen die erbliche Pairie hielt und in der er mit sarkastischer Schärfe den Mangel an historischer Berechtigung dieses Instituts in Preußen nachwies, ward von seinen Standesgenossen sehr übel aufgenommen.

Canje, schiffbarer Fluß im britischen Guyana, strömt in den Ocean.

Canna, Insel in Schottland, eine der Hebriden, nordwestlich von Rum, 4 (engl.) Meilen lang, 1 breit, theils hügelig, theils eben, mit trefflichen Weiden und gegen 400 Einwohnern, welche Stock- und Wallfischfang treiben. Hier steht der bekannte Kompaßfelsen, welcher auf die Magnetnadel einwirkt.

Canna (Blumenrohr), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, ausdauernde schilfartige Pflanzen in Ostindien, Nord- und Südamerika, mit blattreichem Stengel und dicker knolliger Wurzel, ziemlich großen und schön gefärbten Blüthen, meist gepaart in langen Deckblättern und lockeren Endähren; C. angustifolia *L.*, schmalblätteriges Blumenrohr, in Brasilien, wo die knolligen Wurzeln gegessen werden, wird daselbst auch als schweißtreibendes und excitirendes Mittel besonders bei rheumatischen Anfällen gebraucht. Eine prächtige Art ist C. discolor *Lindl.*, mit schönen, großen, länglich eirunden, rothbraun gerandeten Blättern und scharlachrothen Blüthen, auf Trinidad, wird an 8 Fuß hoch, gedeihet am besten in einem Erdbeete oder in einem weiten Topfe, den man in das Lohbeet des Warmhauses einsenkt. C. heliconiaefolia, *Hort. Ber.*, mit an 3 Fuß langen, länglichen, lanzettförmigen, langgespitzten Blättern und fast mennigrothen Blüthen, 7—8 Fuß hoch, ist an Wuchs die schönste Art. C. indica *L.*, C. variabilis *Willd.*, mit eirunden, langgespitzten Blättern und purpurrothen Blüthen, in Ostindien und Westindien, wächst wild in sumpfigen Gegenden, wird aber der schönen Blumen wegen auch in Gärten, bei uns häufig als Zierpflanze im Zimmer kultivirt. Das Elemiharz kommt gewöhnlich in die Blätter des indischen Blumenrohrs gewickelt zu uns. Die Wurzel dient in Westindien als harntreibendes Mittel und bei Hautkrankheiten. Eine der schönsten Arten, wo nicht die schönste, ist C. iridiflora *R. et Pav.*, mit großen, länglichen, lanzettförmigen, langgespitzten Blättern mit sehr kurzen borstenförmigen Endspitzchen, unten mit abfallendem, wolligem Flaum bekleidet, und sehr großen, prächtigen, herabhängenden, trompetenförmigen, über 4 Zoll langen, karmin- oder purpurrothen Blumen, in Peru. C. limbata *Rosc.*, C. aureovittata *Lodd.*, 4—5 Fuß hoch, mit lanzettförmigen, zugespitzten Blättern und sehr schönen, gegen 2 Zoll langen Blumen, deren Einschnitte der Oberlippe feurig scharlachroth, goldgelb gesäumt, die Unterlippe hängend, hochgelb, scharlachroth gefleckt sind, in Brasilien, blüht fast das ganze Jahr hindurch, sowohl im Topf, als auch im Sommer im freien Lande. C. nepalensis *Wall.*, mit purpurrothen Blumen, ist eine schöne, 5—6 Fuß hohe Art, im Sommer auch für das freie Land. C. orientalis *Rosc.*, C. indica *Roxb.*, mit feurigen, scharlachrothen Blu-

men, wird 4—6 Fuß hoch, blüht zu allen Jahreszeiten. Der Saft der Wurzelknollen soll gegen die üblen Nachwirkungen des Sublimats und der Saft der Früchte gegen Ohrenschmerz wirksam seyn. C. speciosa *Rosc.*, C. bifida *Herb.*, mit scharlachrothen Blumen, blüht den größten Theil des Jahres hindurch und ist eine sehr schöne, 5—6 Fuß hohe Pflanze. Alle Arten dieser Zierpflanzen lieben eine fette, lockere, mit 1/6 Flußsand vermischte Mistbeeterde, einen hellen Standort im Warmhause nahe am Fenster und im Winter 10—15° Wärme. Die meisten verlangen ziemlich große Töpfe, alle eine Unterlage von Scherben, während der Wachsthumszeit reichlich, außer derselben und im Winter sehr wenig Wasser. Das Versetzen und Zertheilen der Wurzelknollen geschieht stets nach der Blüthezeit, wenn die Pflanzen in Ruhe stehen. Von den härteren Arten kann man an warmen, ruhigen, sonnigen Stellen im freien Lande prächtige Gruppen pflanzen, die den Sommer hindurch bis in den Herbst reichlich blühen und einen herrlichen Anblick geben. Man gibt ihnen dann eine Unterlage von 1 Fuß hoch Laub- oder Pferdedünger, bringt 2 Fuß gute Erde darauf und pflanzt im Juni die Pflanzen mit vollen Ballen aus den Töpfen hinein. Im Herbst werden sie wieder in die Töpfe gepflanzt. Die Vermehrung geschieht durch Theilung u. durch Samen, dessen harte Schale, damit er nicht zu lang liegt, an einer Stelle, wo man den Keim nicht trifft, angefeilt wird. Von den Malayen werden die glänzend schwarzen Samen zu Rosenkränzen aufgereiht; auch bedient man sich derselben statt des Schrotes im Schießgewehr.

Canna (ital.), Längenmaß in Italien, Frankreich, Spanien 2c.; s. Canne.

Cannabich, Johann Günther Friedrich, geographischer Schriftsteller, 1777 zu Sondershausen geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich 1794—97 zu Jena dem Studium der Theologie. Im J. 1807 ward er Rektor an der Stadtschule zu Greußen, wurde von da 1819 als Pfarrer nach Niederbösa und 1835 nach Bendeleben versetzt und lebt seit 1848 emeritirt zu Sondershausen. Er war der Erste, welcher in seinem „Lehrbuch der Geographie" (Sondersh. 1816, 16. Aufl., 1847) die durch den Friedensschluß von 1815 in der Abgrenzung der Staatengebiete eingetretenen Veränderungen berücksichtigte. Seine „kleine Schulgeographie" (Sonderh. 1818) erlebte 1851 die 17. Auflage. Für das „vollständige Handbuch der Erdbeschreibung" (Weimar 1819—27, 23 Bde.), das er mit Gaspari, Hassel, Guths-Muths und Ukert herausgab, lieferte er Frankreich, die Niederlande und Westindien, für die „Neueste Länder- und Völkerkunde" den 6. Bd. (Weimar 1821), die Niederlande, die jonischen Inseln und Krakau, und den 23. Bd. (das. 1827), Baden, Nassau und mehre kleinere Staaten Deutschlands enthaltend. Mit Streit begann er die geographische Zeitschrift „Globus" (Weim. 1822—26, 2 Bde.); von Galletti's „Allgemeiner Weltkunde" besorgte er die 8., 9. und im Verein mit Meynert und Straßnitzky (Pesth 1847) die 10. Ausgabe. Von seinen übrigen geographischen Arbeiten erwähnen wir: „Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen" (Dresden 1827—28, 6 Bde., neue Ausg., 1835), „Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg" (das. 1828, 2 Bde.), „Neuestes Gemälde von Frankreich" (1831—32, 2 Bde.), „Neuestes Gemälde des europ. Rußland und des Königreichs Polen" (1833, 2 Bde.), das „Hülfsbuch beim Unterricht in der Geographie" (Eisl. 1833—38, 3 Bde., 2. Aufl., 1838—40) und den „Leitfaden zum methodischen Unterricht in der Geographie" (2. Aufl., Eisl. 1836).

Cannabis, Pflanzengattung, s. Hanf.

Cannä, Stadt im daunischen Apulien, breitete sich da, wo noch jetzt der Römer das Campo del sanguine (Blutfeld) in der neapolitanischen Provinz Molise sucht und in dessen Nähe der Flecken Cannä liegt, über sieben Hügeln aus, beherrschte wie Rom in Latium eine Völkerschaft und hatte wie die alten Städte Griechenlands, Siciliens und Etruriens eine befestigte Burg, eine Acropolis und ein Kapitol, worin die Priester ein Palladium bewahrten. C. gehörte zu den wenigen Orten Großgriechenlands (Unteritalien), in welchen die ersten historischen Lichtstreifen uns Ureinwohner erkennen lassen, welche bereits feste Wohnsitze hatten. In C. könnte die neapolitanische Regierung eine ganz alte, fast 3000jährige Veste ausgraben. Die Trümmer haben allmählig den Berg mit einer neuen Kruste bedeckt; aber 20 Fuß tief in der Erde fand man beim Nachgraben herrliche Säulen und eingehauene Mauerreste. Besonders berühmt ist C. wegen der furchtbaren Niederlage, welche die Römer durch Hannibal 216 v. Chr. erlitten. Nach dem Siege am trasimenischen See zog Hannibal, um seinem durch einen zwiefachen Feldzug mitgenommenen Heere Ruhe u. Erholung zu verschaffen, in die Landschaft Ancona, wo er auch im folgenden Jahre noch unthätig verharren mußte, da die Römer ängstlich eine Schlacht vermieden, dagegen den punischen Feldherrn bei jeder Gelegenheit zu beunruhigen suchten. Inzwischen hatte Hannibal erkundschaftet, daß die Römer ihre Hauptmagazine zu C. oder oder vielmehr in der dortigen Veste hatten. Um diesen Waffenplatz an sich zu reißen und so den Schauplatz der Operationen zu verändern, suchte er ihnen einige Tagemärsche zuvorzukommen, was ihm auch glückte. Die Veste mit allen Magazinen kam in seine Gewalt. Dadurch hatte er den Krieg mitten nach Apulien verlegt, und die Römer mußten ihm dahin folgen, wenn ihnen der schlaue Punier nicht auch Canusium und die anderen Magazine entreißen sollte. Die Römer hatten sich bei dem jetzigen Fortore gegen Serra Capriola gelagert u. besetzten, an das Gebirg sich lehnend, das rechte Ufer des Aufidus (Ofanto), um Venusium (Venosa) und Canusium (Canosa) zu decken. Hier stieß unter den neuerwählten Konsuln, L. Aemilius Paulus und Terentius Varro, ein zweites Heer zu ihnen, so daß die Macht der Römer nun aus 8 eigenen und 8 Legionen der Bundesgenossen, zusammen 80,000 Mann zu Fuß und 7000 Mann zu Pferd, bestand. Am folgenden Tag setzte sich dieses Heer in Marsch und näherte sich auf 2 Stunden den Puniern, deren Lager sich an die Burg von C. und das rechte Ufer des Aufidus

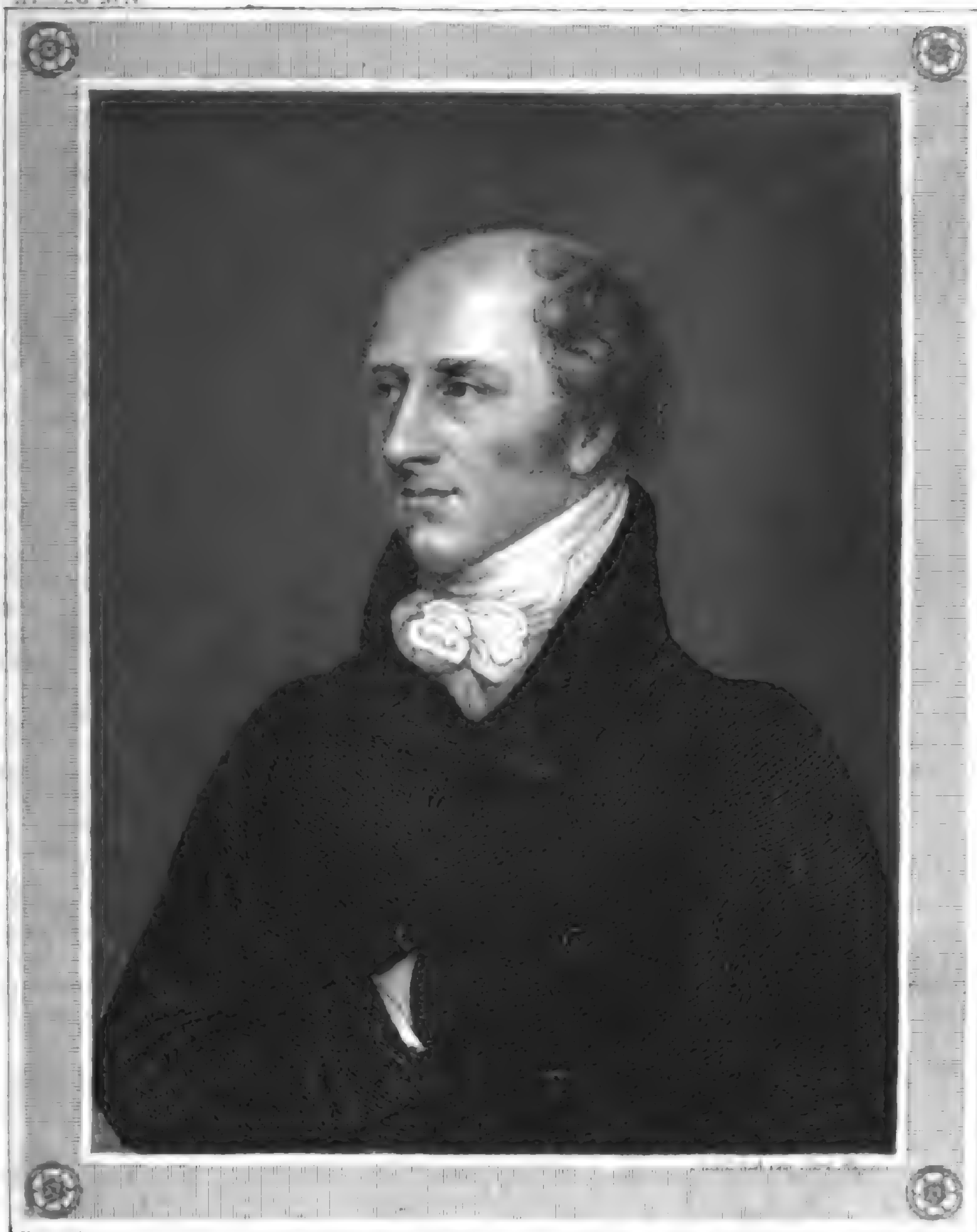
stützte. Aemilius, erfahren im Felde und vorsichtig im Handeln, wollte durch langes Hinhalten den Feind aufreiben, welcher Meinung der Prokonsul Servilius beitrat. Aber Terentius Varro, eitel, unwissend und um die Volksgunst buhlend, ließ, als er am folgenden Tag den Oberbefehl hatte, das Heer gegen den Feind vorrücken. Ihm stimmten alle anwesenden Senatsglieder und Ritter, dem ihnen in Rom gegebenen Auftrage zufolge, eine Hauptschlacht zu wagen, bei. Sobald Hannibal diese Bewegung merkte, stellte er sich an die Spitze seiner leichten Infanterie und Reiterei, und sein erster Stoß brachte einige Verwirrung in die Reihen des Feindes. Aemilius, welcher am folgenden Tag das Kommando führte, vermied allen Kampf, wollte aber, da es gefährlich war, seine Stellung am Ufer des Aufidus, so nahe dem Feinde, zu verlassen, das Fouragiren desselben auf den apulischen Gefilden verhindern, ließ deshalb eine Brücke über den Fluß schlagen, ungefähr den dritten Theil seines Heeres auf das linke Ufer übersetzen und ein verschanztes Lager beziehen. Erst am dritten Tage rückte Hannibal aus und bot den Römern unter Aemilius vergebens eine Schlacht an. Als diese sich ruhig im Lager hielten, versuchte der punische Feldherr durch Neckereien die Geduld der Römer zu erproben. Er ließ seine Numidier über den Aufidus setzen, das kleine römische Lager umringen und sie bis zu den Befestigungen so ausbreiten, daß die Römer selbst Wasser ohne Gefahr nicht holen konnten. Varro, über diese Art von Blokade ärgerlich, wußte seinen Wunsch, eine Schlacht zu liefern, auch dem Heere mitzutheilen, ließ am folgenden Tage die Truppen des großen Lagers über den Fluß setzen und stellte dieselben nach der Vereinigung mit der Besatzung des kleinen Lagers auf der Ebene von Cerignola in Schlachtordnung auf. Auf beiden Flügeln stand die Reiterei, auf dem rechten, welcher sich an den Fluß lehnte, die römische, ungefähr 2000 Pferde stark, die der Verbündeten, 4800 Pferde stark, auf dem linken, zunächst der Ebene. Hannibal stellte sich so, daß er den berüchtigten Südostwind, von den Einwohnern Volturnus (Sirocco) genannt, und den in diesen brennend dürren Ebenen aufgewirbelten Staub im Rücken hatte. Sobald er erkundschaftet, daß die Römer den Aufidus passirt, setzte er gleichfalls mit den leichten Truppen über den Fluß, ließ dieselben sich in einer Linie dem Feinde gegenüber entwickeln, um die Stellung, die er nehmen wollte, zu maskiren, folgte bald darauf mit seinem ganzen Heere, welches gegen 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Reiter zählte, und ließ dasselbe auf der bis Cerignola sich erstreckenden Ebene aufstellen. Auf seinen linken Flügel postirte er seine beste Reiterei, die gallische und spanische, der römischen gegenüber. Auf dem rechten Flügel stellte er der Reiterei der römischen Bundesgenossen seine eigene leichte entgegen, an Zahl der der Feinde gleich. Hier konnte er keinen Sieg erwarten, aber es genügte ihm, den Feind aufzuhalten und zu beschäftigen, bis die römische Reiterei geschlagen war und die gallische und spanische dem anderen Flügel zu Hülfe eilen konnte. Was das Fußvolk betrifft, so standen an den beiden äußersten Punkten der Linie die Afrikaner, nach römischer Weise mit Wurfspieß und Schwert bewaffnet, in Phalanxabtheilungen, die Hälfte zur Rechten, die Hälfte zur Linken. Im Centrum befand sich das gallische und spanische Fußvolk, die Gallier fast nackt, mit Schilden und Säbeln, die nur zum Hauen dienten, die Spanier in rothen Röcken, mit Schild und kurzem Schwert bewaffnet. Die Abtheilungen beider Völker wechselten zur Ausgleichung der Bewaffnung mit einander ab. Den linken Flügel der Punier befehligte Hasdrubal, den rechten Hanno, Hannibal das Centrum. Bei den Römern stand Aemilius auf dem rechten, Varro auf dem linken Flügel und die 2 Prokonsuln im Centrum. Hannibal ließ sein Centrum vorrücken und die Abtheilungen, welche an die Afrikaner stießen, stufenweise folgen, so daß das Centrum eine Hervorragung, einen halben Mond bildete, dessen konvexe Seite gegen den Feind gewendet war. Die Schlacht begann mit einem hartnäckigen Gefecht der leichten Truppen. Sobald aber Hannibal sein Heer in völliger Schlachtordnung stehen sah, ließ er seine auf dem linken Flügel stehende Reiterei die der Römer angreifen. Die leichten Truppen beider Theile zogen sich hinter die Linie zurück und das Reitergefecht längs des Aufidus war lang und mörderisch. Die Römer, um die Hälfte schwächer, hielten den Angriff mit außerordentlicher Tapferkeit aus, und die Erbitterung der Kämpfenden war so groß, daß bald alle Ordnung sich auflöste und in ein wirres Handgemenge überging. Da die Römer sich in die Enge getrieben sahen, sprangen sie in großer Zahl von ihren Rossen, um zu Fuße zu kämpfen, wurden aber von der Mehrzahl überwältigt, an das Ufer gedrängt und beinahe alle niedergehauen. Während dem waren die römischen Legionen an den Feind gerathen. Ihr Centrum griff mit Wuth die feindliche Spitze an, während ihre Flügel noch entfernt standen. Die Gallier und Spanier hielten einige Zeit den Angriff aus, zogen sich aber endlich zurück, und das römische Centrum verlängerte sich im Feuer der Schlacht zu ihrer Verfolgung. Der Stoß war zu stark gewesen, als daß die Rückbewegung der Gallier und Spanier in der Ordnung geschehen wäre, wie es Hannibal für einen glücklichen Ausgang wünschte. Ein größerer Widerstand mußte dem römischen Centrum entgegengesetzt werden. Daher erhielten die äußersten Abtheilungen der konvexen Seite Befehl vorzurücken und sich an die des Centrums anzuschließen, welche sich gegen sie zurückzogen. Die natürliche Folge war, daß auch die Römer ihr Centrum verstärkten. Die römische Linie löste sich auf, das Centrum, einen stumpfen Winkel bildend, nahm immer mehr an Breite ab, als sich die Bewegung vorwärts verlängerte. Als die Gallier und Spanier auf ihrem Rückzug die Linie der beiden Flügel überschritten hatten, bildeten sie eine konkave Linie und hielten Stand, so daß die Römer sich wie in eine Zange eingeschlossen befanden. Die leichten punischen Truppen, welche die Fronte deckten und sich auf die Reserve zurückgezogen hatten, erhielten Befehl, vorzurücken und den Galliern und Spaniern Beistand zu leisten. Zu gleicher Zeit griffen rechts und links die beiden afrikanischen Flügel die Flanken

der römischen Linie an und durchbrachen sie an mehren Orten. Von diesem Augenblick an stieg die Verwirrung aufs Höchste und jegliche Rettung war unmöglich. Die Reiterei der Verbündeten auf dem linken römischen Flügel hatte ohne Erfolg gegen die Numidier gekämpft, welche allen Frontangriffen auszuweichen wußten, und stand, als sie sich vom siegreichen Hasdrubal bedroht sah, vom Kampfe ab. Varro, der auf diesem Flügel kommandirte, floh, ohne sich um den anderen zu bekümmern, mit ungefähr 300 Reitern nach Venusium. Aemilius, nachdem er auf dem rechten Flügel an der Spitze seiner Reiterei tapfer gekämpft hatte, schloß sich an das Fußvolk an, welches ganz in die Gewalt des Feindes gegeben dastand. Aber sein Muth und seine Thätigkeit vermochten das Gefecht nicht wieder herzustellen. Er starb als Held mitten unter seinen um ihn gefallenen Kriegern. Die, welche dem Blutbad entrannen, flüchteten sich in die Lager und ein Theil von ihnen Nachts nach Canusium und Venusium. Die Zurückgebliebenen lieferten am folgenden Tage ihre Waffen aus. Die nach Venusium Geflüchteten bildeten ein Corps von ungefähr 10,000 Mann. Der Rest war entweder gefangen oder lag auf dem Schlachtfeld. Der Konsul Aemilius, ein Prokonsul, die beiden Quästoren, 21 Kriegstribunen und 80 Senatoren waren geblieben, und der Sieger schickte als Zeichen des Sieges 3 Scheffel Goldringe von den gebliebenen Rittern nach Karthago. Apulien, Samnium, fast ganz Italien kam damit in die Hände des Siegers und der Weg nach Rom stand ihm offen.

Canne, Klafter, große Elle, Längenmaß in Italien, Frankreich, Spanien, sowie auf einigen zwischenliegenden Inseln und den gegenüber befindlichen nordafrikanischen Küsten des Mittelmeers.

Cannes, Stadt im französischen Departement Var, südöstlich von Grasse, am nordöstl. Ende des Golfs von Napoule, am Mittelmeer, hat ein Schloß, einen kleinen seichten Golf und über 4000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit Sardellen (jährlich 2000 Ctnr.), Anchovis, Oel, Wein, Südfrüchten treiben. C. ist nach Einigen das Aegitna oder ad Horrea im Oxybierland. Zwischen C. u. Antibes ist die Bucht St. Juan, wo Napoleon nach der Rückkehr von Elba landete.

Canning, George, einer der größten Redner und Staatsmänner Großbritanniens, wurde am 11. April 1770 zu London geboren u. stammte aus einer unangesehenen Familie. Sein Vater, ein geborner Irländer, war ein Mann von Kenntnissen und Fähigkeiten und hat auch als Dichter Einiges geleistet; er hatte jedoch das Unglück, mit seiner Familie zu zerfallen und enterbt zu werden, weil er ein schönes, aber armes Mädchen heirathete. Um mit eigenem Kraftaufwande sich und sein liebenswürdiges Weib zu ernähren, war C.s Vater nach London gezogen und hatte sich dem Rechtsgeschäfte gewidmet. Aber nur kurze Zeit entsprach die trockene Arbeit seiner Neigung, er verließ sie und wandte sich ausschließlich der Literatur zu; indessen stellte sich bei dem neuen Unternehmen bald der Mangel ein, ein sicherer Nahrungszweig mußte ergriffen werden, und nun eröffnete C.s Vater einen Weinschank. Aber auch hier ereilte ihn bald wieder sein Mißgeschick, die Sorge um seine Familie drückte ihn an Leib und Seele darnieder, und er starb mit gebrochenem Herzen an demselben Tage, an welchem George C. ein Jahr alt war. Die unglückliche Wittwe trieb die Noth endlich auf die Bühne. Sie heirathete einen Schauspieler, der jedoch ebenfalls bald starb, worauf sie die Gattin eines gewissen Hunn, eines Tuchhändlers in Exeter, wurde. Freunde und Verwandte seines Vaters, namentlich ein Oheim, nahmen sich indeß des jungen C. an und sorgten für Unterricht und Erziehung, würdig der Geistesgaben, deren Vortrefflichkeit so früh zu Tage kam. Schon im Eton-College trat C., kaum 15 Jahre alt, als Schriftsteller auf; seine Beiträge in ein von den ältern Schülern redigirtes, nach Einigen von C. selbst, den Brüdern J. u. X. Smith, Lord Spencer und Frere begründetes Journal, „The microcosm“, besonders einige Gedichte über die Sklaverei Griechenlands erwarben ihm viele Gönner und Freunde; überhaupt schloß C. schon hier viele Bekanntschaften, die im spätern Leben für ihn von großer Bedeutung waren. In Oxford, wohin er sich im 18. Jahre begab, trat er mit Lord Liverpool in ein freundschaftliches Verhältniß, und hier lernte ihn bei einem Besuche auch Pitt kennen, der ihm bald nachher die ersten Schritte zu seiner neuen Laufbahn zeigte. Nachdem nämlich C. die Universität verlassen hatte, war er nach London gegangen, um als Anwalt sein Glück zu machen. Auf Pitts Betrieb trat C. 1793 als Vertreter des verfallenen Fleckens Newport (auf der Insel Wight) ins Parlament. Ein ganzes Jahr lang vernahm man hier von ihm keinen Laut, aber seine erste Rede (1794) behandelte sogleich Pitts Lieblingsthema: Krieg gegen Frankreich und seine politische Gestaltung. Der Redner hatte zur vollkommensten Zufriedenheit seiner Partei debütirt; sein Lohn war die Stelle eines Unterstaatssekretärs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, auf welchem Posten C. nun, als eine der Hauptstützen der pittschen Verwaltung bis 1801 blieb. Seine Reden zeichneten sich durch geistvolle Behandlung des Gegenstandes, blühenden Ausdruck und durch die sinnreiche Anführung von Stellen aus alten Klassikern aus; aber der oft sehr gelehrte Anstrich seiner Vorträge veranlaßte auch zu dem Spott, daß sein Talent etwas nach Schimmel und Oellampe rieche, und die Anmaßung, mit welcher er die wichtigsten Interessen des Kontinents behandelte und in tiefster Demuth gegen das Ministerium fortwährend mit dem bittersten Spott die geballte Faust gegen Frankreich und die dortigen Vertreter freisinniger Gedanken kehrte, konnte ihm bei dem besseren und helleren Theil der Nation wenig Zuneigung erwerben. Uebrigens diente C. nicht bloß im Parlament und in der Aktenstube, sondern auch als Schriftsteller u. Dichter seiner Partei. Mit Lord Liverpool, George Ellis (später Lord Seaford) und Frere gründete er 1797 die Zeitschrift „The Anti-Jacobin, or weekly examiner“, die bis in den Juli 1796 dauerte und aus C.s Feder viele, oft mit boshaftem Witz ausgerüstete Satyren gegen Frankreich ꝛc. enthielt. Als 1801 Addington an Pitts Stelle trat, verließ auch C. seinen Posten und



CANNING

begann plötzlich einen scharfen Kampf gegen das friedliche System des neuen Ministeriums. Mit Pitt trat 1804 C. abermals an die Spitze der Geschäfte, verlor aber schon 1806 durch den Tod seinen Gönner und seinen Einfluß und trat nun gegen das Wighministerium Fox in die Schranken. Schon im nächsten Jahr starb auch der edle Fox, die Whigs hatten ihr bestes Haupt verloren, und die Tories erhoben das ihre. Lord Liverpool, Lord Castlereagh und C. bildeten die ganze Kraft des Ministeriums; C. fiel das Portefeuille des Auswärtigen zu. In dieser Eigenschaft zeigte er den unerbittlichen Starrsinn des englischen Charakters und seines Franzosenhasses in dem Bombardement von Kopenhagen, das, sowie die Wegnahme der dänischen Flotte mitten im Frieden, sein Werk war. Zugleich suchte er Napoleons Macht bei ihrer verwundbarsten Stelle anzugreifen: Spaniens Junta, die im Namen Ferdinands VII. regierte, trotzte selbst dem unüberwindlichen Kaiser Achtung ab, und mit ihr schloß C. am 14. Januar 1809 einen Allianztraktat. In seinem Eifer für den Krieg stand aber gerade der Kriegsminister Castlereagh ihm hemmend entgegen. Der Zwiespalt der Meinungen riß bald immer weiter, u. als endlich Castlereagh die von C. vorgeschlagene Expedition nach Walcheren geradezu mißbilligte, so kam es zwischen den beiden Ministern zu einem Zweikampfe, in welchem C. in Hydepark einen Schuß in den Schenkel erhielt. Beide traten nun aus dem Ministerium. An C.s Stelle kam der Marquis von Wellesley, an die seines Gegners Perceval. Diese Gestaltung der Dinge war für C.s Charakterentwickelung, wie für den Verlauf der folgenden Kriegsjahre von der größten Wichtigkeit. Mit Wellesley einerlei kriegerische Pläne und gleiche Beharrlichkeit für die Befreiung Spaniens theilend, trat er in keine entschiedene Opposition mit dem neuen Ministerium und konnte, als er nach Percivals Ermordung (am 11. Mai 1812) mit Wellesley zur Bildung eines neuen Ministeriums aufgefordert wurde, wegen der Abneigung, die sowohl Tories als Whigs gegen eine gemischte Verwaltung an den Tag legten, auch nicht selbst wieder in den Besitz eines Portefeuilles gelangen. C. erhielt dadurch Muße, von der Hast seines bisherigen Handelns zu einer sorgsamen und gewissenhaften Prüfung der politischen Hauptfragen der Zeit überzugehen, und die erste, die er entschieden beantwortete, war die: ob Monopolenwirthschaft oder Handelsfreiheit seinem Vaterlande zum Heile gereichen werde. C. entschied sich für die letztere. Wohl in Anerkennung dieses Gesinnungswechsels wurde C., der bis jetzt nur Repräsentant eines faulen Fleckens gewesen war, noch 1812 von der großen Handelsstadt Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt. Die Jahre 1813 — 1815 brachte C. als Gesandter zu Lissabon zu, eine Stelle, die nur als Sinekure gelten konnte, weil dort in dieser ganzen Zeit nicht einmal ein Hof war. Erst mit Anfang 1816 kehrte er über Frankreich, wo man ihn zu Bordeaux mit der größten Auszeichnung empfing, nach England zurück, trat noch im Juni d. J. nach einer höchst stürmischen Wahl, wobei er im Kampfe mit dem Kandidaten der Volkspartei sogar in Lebensgefahr gerieth, für Liverpool ins Parlament und kurz nachher als Präsident des indischen Departements (Board of control) ins Ministerium. Als jedoch nach dem Tode Georgs III. dessen Sohn den englischen Thron bestieg u. die von Gerüchten und Verleumdungen vielfach verfolgte Gemahlin des Königs, Karoline, geborne Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, zum Schrecken der Regierung und aller gegen sie gewonnenen Zeugen nach London kam, um dem berüchtigten Ehebruchsprozeß gegen sie selbst beizuwohnen, verließ C., der aus früherer Zeit mit der Fürstin befreundet war und weder für, noch viel weniger gegen sie auftreten mochte, England, bereiste Frankreich u. Italien, war später noch einige Zeit außerordentlicher Gesandter bei der eidgenössischen Tagsatzung und kehrte erst nach der Beilegung des Prozesses, im November 1820, nach London und in seine frühere Stellung zurück. Zu den Gewaltmaßregeln, durch die man auch in Großbritannien seit 1818 die edelsten Früchte bürgerlicher Befreiungskämpfe mit Füßen zu treten suchte, wirkte C. kräftig mit. Unbekümmert um die glücklich unterdrückte Stimme der Oeffentlichkeit, trat er auch im Parlamente Anträgen zum Wohle des Volks mit Spott entgegen. Sogar Creevey's einfacher Vorschlag, die Geschäftsführung des ostindischen Board of control, das nach Pitts, seines Stifters, Angabe weder dem Lande, noch der ostindischen Kompagnie etwas kosten solle und das nunmehr jährlich 26,000 Pfund Sterl. verschlinge, einer Untersuchung zu unterwerfen, veranlaßte zwar gelehrte, statistische, aber außerdem sehr heitere Debatten und verhalf C. höchstens zu dem Namen eines großen Marktschreiers, der den ersten Spaßvogel im Lande spiele. Auch der Parlamentsreform, dem einzigen Mittel, mit welchem die Freunde des Vaterlandes der Allmacht der Aristokratie Schranken setzen konnten, trat C. schroff entgegen, und nur der Emancipation der Katholiken blieb er auch jetzt noch mit Wärme zugethan. In Folge dieser, der Aristokratie geleisteten Dienste, ward er an die Stelle des Marquis von Hastings zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, und schon lag das Schiff bereit, auf welchem C. Europa verlassen sollte, als Castlereagh durch eigene Hand starb und „der Schnitt eines Federmessers die Lage C.s, Englands, der Welt änderte". C. erhielt durch die Bemühung Lord Liverpools, damaligen ersten Ministers, abermals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Die aristokratischen und absolutistischen Umtriebe in Europa hatten nach gerade ihre Spitze erreicht und waren selbst England bedenklich geworden, das durch die Invasion Frankreichs in Spanien, die Vernichtung der Cortes und Wiederherstellung des absoluten Königthums seine Würde verletzt und seinen früheren Einfluß auf die Entscheidung der Angelegenheiten des Kontinents bedroht sah. Der Nationalstolz in England erwachte, mit ihm bewaffnet trat die Opposition, Graf Grey an der Spitze, dem Ministerium entgegen und überschüttete namentlich C. mit Vorwürfen, daß er für eine solche Beleidigung an Frankreich nicht den Krieg erkläre. Da öffnete endlich C. England,

ja Europa die Augen über die Politik, die er bisher verfolgt hatte und nun öffentlich zu vertreten beschloß. „Ich kann den Krieg nicht fürchten", sprach er in seiner weltgeschichtlichen Rede vom 12. December 1826, „wenn ich an die unermeßliche Macht dieses Landes und daran denke, daß die Unzufriedenen aller Nationen von Europa bereit sind, sich an England anzuschließen. Statt einen Krieg mit Frankreich wegen Spaniens zu führen, war ich darauf bedacht, den Besitz dieses Landes nebenbuhlerischen Händen unnütz, ja noch mehr als unnütz, dem Besitzer selbst nachtheilig zu machen. Ich habe das letztere Mittel ergriffen; glauben Sie nicht, daß England darin eine Ausgleichung für das fand, was es zu empfinden hatte, als es die französische Armee in Spanien einziehen und Cadix blokiren sehen mußte? Ich habe Spanien unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet; ich sah auf Spanien und Südamerika zugleich; ich habe in letztern Ländern eine neue Welt ins Daseyn gerufen und das Gleichgewicht geordnet. Ich habe Frankreich allen Folgen seines Einfalls überlassen. Ich habe eine Ausgleichung für den Einfall in Spanien gefunden, während ich Frankreich seine Last überlasse, eine Last, der es sich gern entledigen möchte und die es nicht, ohne sich zu beschweren, tragen kann; damit antworte ich auf das, was man über die Besetzung Spaniens sagt. Ich weiß, sage ich, daß unser Land unter seinem Panier alle Unzufriedenen und alle unruhigen Geister des Jahrhunderts schlagfertig sehen wird, alle Menschen, die aus gerechten und ungerechten Gründen die gegenwärtige Lage ihres Vaterlandes mit Mißmuth betrachten. Der Gedanke an eine solche Lage regt alle Besorgnisse auf, denn er zeigt das Daseyn einer Macht in den Händen von Großbritannien, die vielleicht furchtbarer ist, als irgend eine, von der die Geschichte des Menschengeschlechts bis jetzt Kunde gegeben". Vergeblich bot die Aristokratie alle Mittel auf, um den ungeheuren Einfluß dieser Rede zu verwischen, zu vernichten. Die entschiedenen Aristokraten sagten sich schon öffentlich von C. los, und je häufiger solche Fälle eintraten, desto mehr umgab sich C. mit Gleichgesinnten u. Gleichgerüsteten. Huskisson wurde Handelsminister, u. nachdem Liverpool durch einen Schlaganfall am 17. Sept. 1827 für den öffentlichen Dienst unfähig geworden und C., mit der Wahl eines ersten Ministers beauftragt, nach mancherlei Parteikämpfen selbst dazu ernannt worden war, traten Whigmänner, wie Lord Landsdown, Lord Holland, Brougham und Burdet für einen Wellington, Peel, Lord Eldon und dergleichen ins Ministerium. Dieser plötzliche Wechsel der Dinge führte für England die Morgenröthe einer gesegneten Zukunft herauf, für C. aber Tage unaufhörlichen Kampfes mit unversöhnlichen Gegnern, welche die Waffen der gemeinsten Art gegen den Mann nicht scheuten, der als Minister plötzlich ein Freund des Volks, ja der Völker geworden war. Dennoch drang C. mit seinem System durch. Die britische Politik bewahrte von nun an ihre Unabhängigkeit vor der Kabinetspolitik der heiligen Allianz; der Welthandel erhielt neue Lebenskraft und neue Richtungen durch die allmählige Beseitigung des Prohibitivsystems; die Verhältnisse Brasiliens und Portugals wurden von C. geordnet; der londoner Traktat vom 6. Juli 1827, mit Rußland u. Frankreich zu Gunsten Griechenlands geschlossen, sicherte zugleich die Erhaltung des europäischen Friedens; 1827 schützte C. Portugal vor einer spanischen Invasion, und in derselben Zeit erklärte er sich für die Emancipation der Katholiken in Großbritannien u. leitete die Aufhebung der britischen Korngesetze ein. Peels Widerspruch kurz vor dessen Austritt aus dem Ministerium unterdrückte damals die Emancipation, und Wellington sorgte durch einen Zusatz, den er im Oberhaus zu dieser Bill vorschlug, dafür, daß sie C. zurücknehmen mußte. Ueberhaupt versäumte man nichts, um seine kränkelnde Gesundheit zu vergiften; alle Vorschläge, die von ihm ausgingen, wurden entstellt, bekämpft, getadelt, verworfen, selbst diejenigen, denen man früher seine Zustimmung gegeben hatte; im ganzen Oberhaus erhob sich auch nicht Eine Stimme zu seiner Unterstützung. So kam es denn, daß C., schon drei Monate, nachdem er erster Minister geworden war, an Leib und Seele todtmüde, sich von den Staatsgeschäften zurückziehen mußte. In demselben Landhause und in demselben Gemache, in welchem Fox gestorben war, in Chiswick bei London, † am 8. August 1827 auch C. Wir können C. nicht besser charakterisiren, als mit dem Urtheil, das sein gerechter Feind Brougham (Edinburgh review, April 1838) über ihn fällt: „C. war in jedem Betracht einer der bemerkenswerthesten Männer, welche in unserer Zeit gelebt haben. Mit Talenten der höchsten Ordnung begabt, hatte er dieselben mit einem Fleiß und einem Erfolge ausgebildet, welche ihm in der vordersten Reihe der Gelehrten seiner Zeit seinen Platz anwiesen. Er stand zwar in wissenschaftlicher Hinsicht deshalb hinter andern zurück, weil er sich vorzugsweise nur mit den klassischen Studien beschäftigt hatte, die damals zu Oxford am meisten in Ansehen standen. Aber er war mehr, als ein bloßer Gelehrter. Es vereinigten sich in ihm in reichster Fülle die lebhafteste originelle Einbildungskraft mit einem glücklichen und stets bereiten Gedächtniß, ein außerordentlicher Reichthum seltener Ansichten mit dem nöthigen Witz in allen seinen Spiegelungen, der bald beißend und sarkastisch auftrat, um den Gegner zu überwältigen, bald scharf und beweisführend, bald nur zur bloßen Unterhaltung spielend, um einer langweiligen Rede aufzuhelfen, oder den trockenen Folgerungen eines Raisonnements einigen Reiz zu verleihen. Oberflächliche Beobachter, von diesem Glanz geblendet und durch ihn zu nachsichtig gestimmt, begingen den gewöhnlichen Irrthum: sie nahmen an, daß Derjenige, welcher seinen Gegenstand auf solche Weise auszuschmücken verstehe, nur ein unterhaltender Redner sey, während C. doch die Beweisführung bei jedem Schritt förderte, oft den Verstand walten ließ, indem er gewandte Bemerkungen machte, und noch öfter nur witzig zu seyn schien, wenn er die Schwäche der feindlichen Stellung entblößte und sie auf diese Weise durch die Artillerie seines Witzes einnahm. Aber wahrlich, die Gewalt seines gewöhnlichen Raisonnements

war hohen Ranges und konnte nicht von den in der Dialektik gewandtesten Meistern übertroffen werden. Nur in der tiefen und vollen Haltung einer leidenschaftlichen Darstellung, mit hinreißender Beweisführung verbunden — die höchste Stufe der Redekunst — fehlte er, und er vermied deshalb eine solche Probe". In Gesellschaft war C. in hohem Grade liebenswürdig und anziehend, obgleich er, wenige Jahre seiner frühesten Jugend ausgenommen, gesellige Kreise nur selten besuchte und seinen Umgang auf eine sehr kleine Anzahl ihm innig ergebener Freunde beschränkte. In allen Verhältnissen seines häuslichen Lebens war er tadellos, die Wonne seiner Familie, in der auch er nur seine Freude wiederfand. Sein Temperament, obgleich von Natur reizbar und empfindlich, hatte nichts Kleinliches und Feindseliges; und wie Keiner besser wußte, wie und wann sich beleidigt zu finden, so verstand auch Keiner bereitwilliger und gütiger zu verzeihen. Für seine großartige Uneigennützigkeit spricht die Thatsache, daß C., trotz der hohen und sehr einträglichen Stellen, die er bekleidete, so arm starb, daß sich das Parlament entschloß, der Wittwe C.s, als sie im Januar 1838 die Peerswürde erhielt, eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling zu bewilligen. C.s „Speeches" (Reden, die C. seit 1812 gehalten) erschienen Liverpool 1825. R. Therry gab C.s „Speeches with a memoir of his life" (6 Bde., London 1828) heraus. Eine authentische Darstellung der Politik C.s in Beziehung auf Portugal publicirte im Februar 1830 C.s Wittwe. Mehre Gedichte und prosaische Aufsätze aus dem „Microcosm" und „Anti-Jacobin" stehen in Rede's „Memoirs of the life of G. C." (2 Bde., London 1828). Vergl. auch Stapleton, The political life of C., Lond. 1831, 3 Bde., 2. Aufl. 1832. — Sein ältester Sohn, William C., welcher Seekapitän war, ertrank am 24. April 1828 auf der Insel Madeira beim Baden, worauf die Peerswürde auf den zweiten Sohn, Charles John, den 5. Dec. 1812 geboren, überging. Derselbe folgte 1837 seiner Mutter als Viscount C. Unter dem Ministerium Peel war er von 1842—46 Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, dann einige Monate Oberkommissär der Wälder u. Forste. Den Eintritt in das von Lord Stanley zu bildende Kabinet (Febr. 1851) lehnte er als Gegner der protektionistischen Ideen ab. Im Oberhause hielt er sich zur Partei Aberdeens, sprach gegen die Titelbill und war unter den 17 Peers, welche gegen die Annahme dieser Maßregel am 29. Juli 1851 protestirten. Bei der Weltindustrieausstellung fungirte C. als Präsident des Geschworenenraths und erstattete als solcher beim Schlusse derselben, am 15. Okt. 1851, Bericht über die Preisvertheilung. Als im Dec. 1852 das Ministerium Aberdeen sich neu gestaltete, übernahm er das Amt des Generalpostmeisters, trat im Febr. 1855 als Ausschußmitglied in den Geheimenrath für Volksunterricht und ward im Juli zum General-Gouverneur von Britisch-Indien ernannt. — Ein Verwandter des großen C. ist der als Diplomat ebenfalls berühmte Sir Stratford-Canning (s. d.).

Cano, 1) Jakob, portugiesischer Seefahrer des 15. Jahrhunderts, entdeckte das Königreich Kongo und später noch eine Strecke Landes 200 Meilen jenseits des Zaire, kehrte 1487 nach Lissabon zurück und † bald nachher.

2) Sebastiano del C., Weltumsegler, 1510 zu Guetaria in Guipuzcoa geboren, erreichte nach dem Tode Magelhans glücklich die Sundainseln. Zur Belohnung schmückte Kaiser Karl V. sein Wappen mit einer Erdkugel u. den Worten: „Primus me circumvexisti". C. begleitete auch die Flotte, welche unter Loaysa eine neue Reise begann, u. † während der Fahrt auf der Südsee.

3) Alonso, berühmter spanischer Maler, Bildhauer und Architekt, 1601 zu Granada geboren, erwarb sich durch die Mannigfaltigkeit und den Umfang seiner Talente und Fertigkeiten so hohen Ruhm, daß man ihn den Michel Angelo Spaniens nannte. In der Baukunst seines Vaters, in der Bildhauerkunst Juan Martinez' und in der Malerei Francisco Pacheco's, nach Anderen auch Castillo's Schüler, hatte C. schon im 24. Jahre in allen diesen drei Fächern Ausgezeichnetes geleistet und sich einen berühmten Namen erworben. In Granada wurde C. 1637 mit einem seiner Kunstgenossen in Händel verwickelt, die mit einem Zweikampf endeten, in dessen Folge C. sich nach Madrid begab. Hier fand er an dem Herzog von Olivarez einen Gönner, durch welchen er nicht nur sehr ehrenvoll für den Hof beschäftigt, sondern auch zum Lehrer des Don Baltasar d'Austria und zugleich zum Oberaufseher über alle königlichen Gebäude, sowie zum Hofmaler des Königs ernannt wurde. Da brach plötzlich ein fürchterliches Unheil über ihn herein. Als er eines Tages sein Haus betrat, fand er sein Weib ermordet am Boden liegen und die Wohnung ausgeraubt. Sein Diener, ein Italiener, war entflohen. Während der Untersuchung erhielten die Richter die Kunde, daß C. auf den Italiener eifersüchtig gewesen sey und mit einem andern Weib im Einverständniß gelebt habe, und auf diese Nachricht hin sprachen sie den Flüchtling von allem Verdacht frei und warfen die Schuld auf den Gatten. C. entzog sich nun dem Gericht durch die Flucht, eilte nach Valencia, wo er in einem Karthäuserkloster Aufnahme fand, und trat hier in den geistlichen Stand, während er in Madrid das Gerücht hatte verbreiten lassen, daß er nach Portugal entflohen sey. Endlich aber der Einsamkeit müde, ging er nach Madrid zurück und stellte sich, nachdem er hier noch einige Zeit verborgen gewesen war, freiwillig dem Gericht mit dem stolzen Trostspruch: „Excellens in arte non debet mori". Man unterwarf ihn der Folter, von der man jedoch, aus Achtung für sein Talent, den rechten Arm ausschloß. Aber alle Martern konnten ihm kein Geständniß erpressen, das seine Verurtheilung hätte begründen können. Als der König davon Kunde erhielt, schenkte er dem Künstler seine Gnade wieder und ernannte ihn zum Racionero (geistlichen Residenten) von Granada. Hier gründete C. eine Malerschule, lebte mit musterhafter Frömmigkeit und † 1667. Obgleich C. nie in Italien gewesen war, so hatte er sich doch an antiken Meistern emporgebildet. In seinen Gemälden zeigt er den großartigen Styl, das schöne Kolorit, sowie die Zartheit und

Anmuth Albani's. Gleich bewunderungswürdig war seine Fertigkeit im Zeichnen; seine Blätter wurden Almosen für Bettler, denn sprach ihn ein solcher an, und es mangelte ihm an Geld, so entwarf er im Augenblick eine Zeichnung und wies auch dem Bettler einen Käufer an. Ebenso erzählt man, daß sein Schönheitssinn so mächtig gewesen seyn soll, als sein Haß gegen die Juden; von einem Priester, der das Abendmahl auch einem bekehrten Juden gereicht hatte, nahm er es nicht an, und ein ungestaltetes Krucifix, das man ihm auf seinem Sterbebette zum Küssen hinreichte, stieß er mit Unwillen zurück und ergriff dafür ein einfaches Kreuz. Von C.'s Werken besitzt Sevilla die meisten; außerdem findet sich Mehres im Museo del Prado zu Madrid.

Canobiothal (Valle Canobina), Thal im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Novara, zieht sich vom Finero nach dem Lago Maggiore hin und bildete ehemals einen Freistaat. Der Flecken Canobio, an der Westküste des Lago Maggiore, hat 2000 Einwohner.

Canobus, nach dem griechischen Mythus der Pilot des von Troja heimfahrenden Menelaus, † in Aegypten an dem Bisse einer Schlange. Menelaus begrub ihn und soll die Stadt Canobus nach ihm genannt haben. Nach den spätern Schriftstellern erhielt er von den Aegyptern in Gestalt eines Krugs göttliche Verehrung. Aristides bestreitet die Sage von dem griechischen Steuermann C., sowie die Benennung der ägyptischen Stadt nach ihm, die nach dem Zeugniß eines ägyptischen Priesters schon viele Jahrhunderte, bevor Menelaus in Aegypten gelandet, den Namen geführt habe und im Griechischen goldener Boden bedeute.

Canobus, ägyptische Stadt unweit der westlichen Mündung des Nil, Ostium canobicum oder heracleoticum, Hauptstadt des Nomos Menelaites, 120 Stadien von Alexandria, war mit dem See Marea und Alexandria durch den kanobischen Kanal verbunden. Sie bildete die Grenze zwischen Afrika und Asia und hatte angeblich ihren Namen von dem hier begrabenen Piloten des Königs Menelaus. Die Einwohner hatten im Alterthum den Ruf der ausgelassensten Ueppigkeit und den Ruhm, die beste Cyprussalbe, das Hennap der Araber, zu verfertigen. Daselbst befand sich ein Tempel des Poseidon Canobus und ein hochverehrtes Heiligthum des Serapis mit einem berühmten Orakel. Früher war C. der Sitz einer mathematisch-astronomischen Schule und später einer solchen der magischen Kunst. Die Heiden verehrten den Ort als Quelle und Ursprung der Dämonen in so hohem Maße, daß sich eine noch größere Berühmtheit an ihn knüpfte, als an Alexandria. Mit der Einführung des Christenthums in Aegypten verschwindet die Stadt. Der Tempel und mit ihm der Kultus wurde 391 n. Chr. unter Theodosius d. Gr. zerstört. Ruinen der alten Stadt finden sich eine halbe Stunde westlich von Abukir vor. C. war der Geburtsort des Dichters Claudian.

Canongate, eine der Vorstädte von Edinburg (s. d.), steht unter einem Baron-Baillie u. zwei von dem edinburger Stadtrath gewählten Magistratspersonen.

Canonica, in der epikurischen Schule die Logik oder Dialektik, in der Musik die mathematische Klanglehre, welche die Töne als bestimmte Größen betrachtet und gegen einander abmißt. Diese Wissenschaft soll von Pythagoras ausgegangen seyn, deshalb hießen seine Anhänger in Bezug auf diese Theorie Canonici, im Gegensatz der Harmonici, deren Lehrer Aristoxenus war.

Canonica, Luigi, italienischer Baumeister, 1767 zu Tesserete bei Lugano geboren, Schüler Pirmarini's zu Mailand, erlangte schon 1783 einen außerordentlichen Preis für einen Kirchenplan und ward später zuerst Architetto del Governo, dann Architetto della casa reale (Hofbaumeister), letzteres bis 1821, wo er in Folge großer Leiden sich vom Dienste zurückzog. Von ihm sind die k. k. Paläste zu Mailand u. Monza im Innern verschönert, der Park und die Gärten mit Bauwerken verziert, die Porta Vercellina neu errichtet, das ungeheure Amphitheater (für 30,000 Zuschauer) in Mailand, die Theater von Brescia, Cremona, Mantua und drei zu Mailand (darunter das Teatro Carcano) erbaut. C. † am 7. Februar 1844 zu Mailand und hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen, wovon er testamentlich 40,000 Lire für die mailänder Kunstakademie zum Behuf eines jährlich abwechselnd an Maler, Bildhauer und Architekten zu vertheilenden Preises aussetzte.

Canonicae virgines, s. Kanonissinnen.

Canonici (Kanoniker), diejenigen Priester, welche nach der Anordnung des heil. Augustinus, Bischofs von Hippo (um 400 n. Chr.), in des Bischofs Hause in Gemeinschaft und ohne besonderes Eigenthum lebten. Der Name kam daher, entweder weil die Matrikel, in welche sämmtliche Kirchendiener eingeschrieben waren, Kanon hieß, oder weil Jeder aus den gemeinsamen Einkünften der Kirche seinen Kanon, d. i. seinen Antheil oder seine Pfründe, erhielt. Diese Collegia Canonicorum hatten aber in den folgenden Jahrhunderten an Zucht und Ordnung verloren, so daß Chrodegang von Metz für nöthig fand, das kanonische Zusammenleben durch Gesetze zu regeln (742), welche das Koncilium zu Aachen (816) bestätigte. Spätere Koncilien und Päpste vermehrten diese Vorschriften, und Alexander II. ließ für sämmtliche C. eine schriftliche Regel verfassen, welche aus Augustinus' Schriften zusammengestellt war und die Regel des heil. Augustinus genannt wurde. Da die wenigsten Geistlichen geneigt waren, sich an diese strenge Regel zu binden, erfolgte endlich 1139 auf der lateranischen Kirchenversammlung unter Innocenz II. die wiederholte Verordnung, daß alle regulirten Chorherren sich der Regel des heil. Augustin unterwerfen müßten. So entstanden die C. regulares. Sie sammelten sich in verschiedene Kongregationen und erhielten durch die Konstitutionen Benedikts XII. 1339 Vorschriften über gleichförmige Kleidung, Observanzen und Uebungen. Dadurch wurden die C. regulares ausgeschieden von den C. saeculares, oder Domherren, welche das Wahlkollegium des Bischofs bilden. Die C. regulares bildeten seitdem eine neue Klasse von Mönchen, zu deren reichen Pfründen und Pfar-

reten sich Viele aus dem Adel wetteifernd zudrängten, um auf diesem Wege zu den höhern Kirchenwürden aufzusteigen. Bei keinem geistlichen Orden war aber auch Stolz und Eitelkeit, Weltlust und Zügellosigkeit so im Schwange wie unter diesen, das kanonische Leben häufig vernachlässigenden Canonicis. Einzelne ernstere Gemüther unter ihnen fanden sich daher berufen, zu verschiedenen Zeiten Reformen vorzunehmen u. die alte Zucht und Einfalt zurückzuführen. Zu diesen Reformatoren des kanonischen Lebens gehört Norbert aus Xanten, der zu Anfang des 12. Jahrhunderts zu Prémontré die C. praemonstratenses einführte. Andere Kongregationen der regulirten Chorherren sind die von St. Johann von den Weinbergen in Soissons, so genannt von den dreißig Hufen Rebland, welche sie daselbst besaßen; ferner: der Orden des heil. Anton von Viennois, sowie die regulirten Chorherren von S. Genevieve, welche seit 1148 den Dienst an der Kirche der heil. Genovefa zu Paris versehen, und manche andere. Die Kleidung der C. war im 12. Jahrhundert ein langer Leibrock, darüber das leinene Chorhemd (Alba); dann das Almutium, eine Mütze von Schaffell, welche Kopf, Hals und Schultern bedeckte; dazu ein schwarzer Mantel ohne Kragen u. die Calotte (Käppchen). Die späteren, prachtliebenden Chorherren haben diese Tracht verändert. Sie gaben dem Mantel eine lange Schleppe, verwandelten das Almutium in einen zierlichen Kragen von Pelz oder Seide, Camail genannt, welchen sie oft wie einen Shawl auf dem linken Arme trugen, das Chorhemd (Rocchetto) kürzten sie ab, und statt des Käppchens nahmen sie das viereckige Barett an, woran man jetzt die Chorherren zu erkennen pflegt. Ueber die C. in protestantischen Stiftern s. Domherr.

Canonici praemonstratenses, s. Prämonstratenser.

Canonicus, in der alten römisch-katholischen Kirche, nach der vom römischen Stuhle angeordneten Gesangsweise des Chorals, der Vorsänger, weil dieser die Singweise, die Regel (canon) oder Melodie des Gesanges genau kennen mußte, also was in der protestantischen Kirche der Kantor ist.

Canopus (Canobus), Stern erster Größe im südlichen Sternbild des Schiffes, bei Eratosthenes unter dem Sternbild des Eridanus, ist nur in dem südlichen Europa (nach Eustathius noch auf Rhodus) sichtbar und wurde von Eudoxus beobachtet.

Canosa, kleine Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, auf einem Hügel, am rechten Ufer des Ofanto, südwestlich von Barletta, mit 4500 Einwohnern u. vortrefflichem Weizenbau. C. ist das alte Canusium, wohin sich die Trümmer der römischen Armee nach der Schlacht bei Cannä flüchteten. In der Nähe befindet sich ein ganz mit alten Gräbern bedeckter Hügel. Die Gräber sind in den Felsen eingehauen und nur mit wenig Erde bedeckt. Man fand in denselben einige Gefäße von grober weißlicher Erde, von welchen mehre mit mittelmäßigen Gemälden verziert sind, und Intaglios ohne Werth. Ein Landbesitzer ließ 1812 nicht weit von der Gräberstätte in den Tuff graben und entdeckte ein sehr schönes Grabgewölbe, dessen Eingang nach Westen liegt. Man stieg 6 Stufen hinunter in ein kleines von 2 viereckigen Pfeilern getragenes Vorgewölbe. Eine dem Eingang gegenüberstehende Thür führte in die Kammer, wo der Sarkophag lag. Die Thür war auf beiden Seiten mit einem dreieckigen Giebel verziert. Eine Lyra befand sich daselbst in dem Tympanum. In der Mitte der Kammer bemerkt man eine Erhöhung, auf welcher ein $2^{1}/_{2}$ Palmen hohes Lager in Form eines Parallelepipedons stand. Es war in Tuff gearbeitet und ein Krieger mit gegen Morgen gekehrtem Haupte lag darauf. Er trug einen Harnisch, einen Helm und eine Pike lag neben ihm. Sobald er mit der atmosphärischen Luft in Berührung kam, zerfiel er in Staub. Auf der Vorderseite der Mauer war ein schönes Basrelief in Tuff, ein Seepferd und einen Fuchs darstellend, vermuthlich Sinnbilder eines Jägers. Auch fand man eine kupferne Lampe u. eine Menge kostbarer Vasen. Vgl. Millin, Description des tombeaux de C., Paris 1813.

Canossa, ein im Mittelalter berühmtes Bergschloß in dem gleichnamigen Flecken unweit Reggio im Herzogthum Modena, auf einem nackten, einzelnstehenden Felsen, ist nur noch in seinen Trümmern vorhanden. Historisch ist sein Name durch die Demüthigung des deutschen Kaisers Heinrich IV. vor Papst Gregor VII. (1077) geworden. Azzo, der zweite Sohn Siegfrieds, eines Grafen von Lucca, erbaute die Burg u. stiftete das mächtige Haus C. Bald darauf belagerte Berengar I., der sich König von Italien nannte, mit seinem Sohne vergeblich das durch Lage u. Befestigung starke Schloß. Auch gegen Berengar II., welcher sich der hierher geflüchteten Königin Adelheid, Lothars Wittwe, wieder mit Waffengewalt bemächtigen wollte, hielt sich unter der tapferen Vertheidigung Azzo's bis 951 die Bergveste, wo dann Kaiser Otto der Große dieselbe entsetzte u. die königl. Wittwe zur Gemahlin nahm. Auf Azzo folgte sein dritter Sohn, Thedald, welcher von Königen und Fürsten hochgeachtet und vom Papst Johann XVI. mit Ferrara belehnt wurde. Er führte als Herr großer Besitzungen den Markgrafentitel. Sein dritter Sohn Bonifacius gewann durch seine Unterstützungen im Kriege die Gunst der deutschen Kaiser Konrad II. u. Heinrich III. im hohen Grade und erweiterte seine Herrschaft bedeutend. Er war der Vater der Markgräfin Mathilde von C. oder Toskana u. der Gemahl von Beatrix von Lothringen, welche sich nach dem Tode ihres Gatten zum Schutze ihrer Besitzungen mit dem Feinde des Kaisers, dem Herzog Gottfried von Lothringen, vermählte. Heinrich III. bekam Beatrix als Geißel in seine Gewalt, und Mathilde hegte daher auch den Haß gegen Heinrich IV. fort und neigte sich dem Papst zu, den sie ihren Freund u. Vater nannte. Heinrich IV., von Gregor VII. in den Bann gethan und seines Reiches entsetzt, bat Mathilde um ihre Vermittelung, und so ward dem Kaiser der Deutschen die Demüthigung, in den Mauern von C. 3 Tage lang, im härenen Gewande bei strenger Winterkälte unter freiem Himmel Buße thun zu müssen. Bald darauf vermachte Mathilde hier dem päpstlichen Stuhle Ligurien und Toskana. Nach Mathildens Tode aber (1116) bemächtigte

sich Heinrich V. der hinterlassenen Besitzungen als eines dem Reiche anheimgefallenen Lehns. So entstand der lange Streit der Päpste und Kaiser über dieses Land. Später kamen die Reichslehen an das welfische Haus, und C. erhielt als kaiserliches Lehn einen eigenen Herrn. Otto IV. mußte vor seiner Thronbesteigung die Länder der Markgräfin Mathilde dem Papst Innocenz III. 1209 durch einen Eid förmlich abtreten.

Canova, Antonio, der größte unter den neuern Bildhauern Italiens, wurde am 1. Nov. 1757 zu Possagno, einem unbedeutenden Dorf im Trevisanischen, geboren. Ein von ihm für die Tafel des Gutsherrn aus Butter gemachter Löwe gab die Veranlassung zur Entwickelung seiner herrlichen Talente, denn dieser Löwe erwarb dem damals 12jährigen Knaben die Gunst u. Unterstützung eines Gönners. Kaum 17 Jahre alt bildete C. aus weichem Stein eine Eurydice in halber Lebensgröße, die, obgleich zierlich geformt, den Keim zum großen Künstler noch nicht verkündet. Dieses Werk führte er in Venedig aus, wo er mehre Kunstpreise gewann, bis er endlich nach Rom zog, wohin ihn der Senat mit einer Pension von 300 Ducati schickte, theils um den jungen Künstler aufzumuntern, theils um ihn damit für eine von ihm gefertigte Gruppe des Icarus u. Dädalus zu belohnen. In Rom schuf er seinen Centaurenbesieger Theseus, der wie ein heller Stern aus dem Dunkel des damaligen Kunsthimmels hervorleuchtete. Die Kunst befand sich zu jener Zeit durch den verderblichen Einfluß der berninischen Schule im Zustande des Verfalles, kein leuchtendes Gestirn war mehr zu schauen, und C. war der Einzige, der mit diesem seinem Werke die gegründete Hoffnung erweckte, die Bildnerei auf den wahren Weg zurückzuführen. Diese berühmte Gruppe ist jetzt eine Zierde Wiens. C. hatte sie schon 1805 begonnen, aber spätere wichtige Arbeiten verzögerten die Vollendung, welche endlich 1819 erfolgte. Das Werk ist in carrarischem Marmor ausgeführt und gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen des unsterblichen Meisters. Leider verfolgte er den mit seinem Theseus betretenen Weg nicht lange. Bald darauf gab er in der Psyche mit dem fliegenden Amor das Beispiel einer malerischen Vorstellung in Marmor, entfernte sich wieder vom Geschmacke der Alten und bewies, daß sein Genie mehr für die Malerei, als für die Plastik geeignet war. Von dieser Zeit an steht er schon nicht mehr neben Thorwaldsen, den er übrigens im Basrelief nie erreichte. Gleichwohl trug man kein Bedenken, ihn nicht nur über alle Bildhauer der Neueren zu erheben, sondern ihn sogar mit den größten Meistern der Alten zu vergleichen. Er genoß daher die Ehre, seine Arbeiten neben den Denkmälern des Alterthums im vatikanischen Museum aufgestellt zu sehen, und man glaubte in der That, durch seinen Perseus den Verlust des von den Franzosen weggenommenen Apollo von Belvedere zu ersetzen. Im Jahre 1799 reiste C. nach Oesterreich und Preußen, und 1802 rief ihn der erste Konsul nach Frankreich. Schon damals nahm ihn die pariser Akademie der Künste zum Mitglied auf. Im Jahre 1815 kam er zum zweiten Male als päpstlicher Gesandter nach Paris, um die reklamirten Kunstschätze abzuholen. Nach Vollendung seines Geschäftes begab er sich nach England. Bei seiner Rückkunft nach Rom veranstaltete die Akademie von St. Lucas einen feierlichen Empfang; der Papst gab ihm den Titel eines Präfekten der schönen Künste und ernannte ihn zum Marquis von Ischia mit einem jährlichen Ehrengehalte von 1000 römischen Thalern. Im Jahre 1816 wurde sein Name in das goldene Buch vom Kapitol eingetragen, eine höchst seltene Auszeichnung, die nur um die Stadt Rom hochverdienten Männern zu Theil wird. Aber so hoch auch C. als Künstler steht, so ragt er doch durch seine edlen Handlungen noch mehr als Mensch hervor. Er verschaffte in Rom einer beträchtlichen Zahl von Familien Beschäftigung, oder ließ ihnen Unterstützung zufließen. Von seiner glänzenden Einnahme ging ein beträchtlicher Theil auf die Zöglinge der Akademie über, und auch andern Anstalten ließ er nicht unbedeutende Unterstützungen zukommen. Dürftige Künstler erfreuten sich in seiner Person eines Beschützers und Trösters. Durch den Tempel, welchen er in Possagno gründete, brachte er der Religion, dem Vaterlande und der Kunst die Früchte der Arbeiten seines ganzen Lebens dar, während er sich selbst seit mehren Jahren die strengsten Entbehrungen auflegte. Die Veranlassung zu diesem Baue war folgende. Er verfertigte in kolossaler Größe die Statue der Religion mit Kreuz und Schild, auf welchem im Relief die Apostel Petrus und Paulus angebracht waren, u. bot sie dem Papste als Beweis seiner unbegrenzten Ehrfurcht und Dankbarkeit an, um sie in einem der ersten Tempel Roms aufzustellen; allein die Kardinäle waren dagegen. Entrüstet darüber verkaufte er alle seine liegenden Güter im römischen Gebiete und ließ aus eignen Mitteln in seinem Vaterorte einen herrlichen Tempel bauen, eine Rotunde, deren Frontispiz genau nach dem Parthenon zu Athen gebildet ist. Hier ließ er die erwähnte Statue aufstellen. Den Hauptaltar sollte von seiner Hand eine Marmorgruppe mit dem Erlöser zieren; allein der Künstler hinterließ die Pietà bloß in Gyps, das einzige Werk, welches von ihm selbst nicht in Marmor ausgeführt zu sehen ist. Bazuzzi hat es für den Altar gemeißelt. Zu Venedig, wo C. in den letzten Zeiten mit seinem Bruder, dem berühmten Hellenisten Abbé C., in innigster Eintracht lebte und wo er am 13. Oktober 1822 †, wurde ihm in der Kirche al Frari ein Denkmal gesetzt, welches er selbst für Tizian entworfen hatte und das seine Schüler nur wenig als Ehrendenkmal des Meisters änderten.

C. hinterließ eine große Anzahl plastischer Werke, aber auch in der Malerei hat er sich mit Glück versucht. Seine Gemälde, meist in oder ein wenig unter Lebensgröße, sind leicht und wie alla prima hingemalt und dem Farbenton und selbst der Karnation nach reizend und wahr. In diesen Pinsel, durch dieses venetianische Auge für Farbe geleitet, wären vielleicht Tizians Kraft des Kolorits und Correggio's Reiz zusammengeflossen, wenn nicht der frühere Trieb zur Plastik vorgewaltet hätte, und so ward aus dem von der Natur hochbegünstigten Maler der große, aber nur zu oft malende Bildhauer. C.'s Gemälde

Meyers Conv. Lex. N°81



stellen Venus und Amor, die Grazien, Helden ꝛc. vor. Auch eine Kreuzabnahme malte er. Unter den Skulpturen C.'s sind die, welche in das Bereich der christlichen Darstellungen fallen, zu seinen schwächsten Leistungen zu rechnen. C. lebte in dem Elemente antiker Poesie, das seiner Neigung zum Weichen und Zierlichen vielfältigen Stoff bot, selbst um ihn auf seine eigenthümliche Art zu behandeln, und deshalb sind auch Werke, wie die Grabmäler zweier Päpste, Klemens XIV. (Ganganelli) in der Apostelkirche und Klemens XIII. (Rezzonico) in St. Peter zu Rom, sowie das der Erzherzogin Christina in der Augustinerkirche zu Wien nach der herkömmlichen Weise nur mit allgemeinen christlichen Emblemen ausgestattet, und selbst das figurenreichste, die Grabpyramide der Erzherzogin, zeigt nur einen Trauerzug von allegorischen Gestalten, keinen der Charaktere, die in der christlichen Mythe gegeben und unserm Glauben Gegenstände der Anbetung und Verehrung sind. Ein Werk, das C. zwischen jenen größeren gearbeitet, die reuige Magdalena, im Besitz des Grafen Sommariva, ohne Zweifel eine seiner besten Leistungen, die ihm auch besonders am Herzen lag, zeigte doch, daß er in die Figuren der christlichen Glaubenshelden mehr seine individuelle Empfindung, als den geforderten Idealcharakter zu legen wußte. Aus jener Zeit ist sonst kein bedeutendes Werk der Skulptur bekannt, das zu den christlichen Darstellungen zu rechnen wäre. C. folgte fortwährend seiner Neigung zum Bilden poetischer Gestalten, und erst in seiner letzten Zeit (1817) sah man ihn einen Johannes den Täufer als Kind, noch eine Magdalena (1819), im Besitz des Herzogs von Leuchtenberg in München, und endlich (1822) für seine Kirche zu Possagno eine Pietà und Basreliefs aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte modelliren. Diese letzten Werke tragen aber auch keinen entschiedenen Styl, ja in den Basreliefs hat sich der Künstler so sehr in das Gebiet des Malerischen verirrt, daß sie wohl zu seinen schwächsten Werken gehören mögen. Unter den übrigen Leistungen sind zu erwähnen: ein liegender Amor und Psyche, nach der Fabel des Appulejus; Psyche, stehend in natürlicher Größe, die höchste Anmuth; Venus und Adonis, in Neapel; Amor und Psyche, stehend in natürlicher Größe; Perseus, das abgehauene Medusenhaupt haltend (vom Papst Pius VII. gekauft); zwei Athleten, dem Kardinal Consalvi gewidmet, im vatikanischen Museum; Hebe, die Nektarschenkende, in natürlicher Größe, im Besitz des Kaisers von Rußland; Hercules, den Lycas an einen Felsen schleudernd; Napoleon mit Scepter und Reichsapfel und einem Genius, der einen Palmzweig und die Krone trägt, Eigenthum des Herzogs von Wellington; das bereits erwähnte Mausoleum der Maria Christina, Erzherzogin von Oesterreich, in der Augustinerkirche zu Wien, unstreitig eines der vortrefflichsten Werke des Künstlers; Napoleons Mutter, Nachahmung der Agrippina im Kapitol; die siegende Venus; Venus aus dem Bade kommend, in Charakter und Haltung der mediceischen ähnlich; die drei Grazien, reizende Gestalten von anmuthigen, flüssig runden Formen; die drei Musen, Euphrosyne, Aglaja u. Thalia, eine ungemein reizende Gruppe, in der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg in München; der Friede, für den König von England ausgeführt; Hector, Ajax, Terpsichore, die sitzende Polyhymnia, St. Johann, neben der Magdalena, im Besitz des Grafen Sommariva; die geflügelte Statue des Friedens in Lebensgröße, für den Grafen Romanzoff in Petersburg; die Concordia, Porträt der Kaiserin Marie Luise, sitzend vorgestellt, mit dem Scepter und Discus; Paris, lebensgroße Statue aus carrarischem Marmor, in der königlichen Glyptothek zu München, wo sich neben der Venus auch die Büste des Paris und jene der Elisa Bacciochi befindet; die Hebe, im königlichen Museum zu Berlin; Psyche, in der königlichen Residenz zu München, ein Geschenk Napoleons an die Königin bei ihrem Aufenthalte in Venedig 1807; die Statue Washingtons, welche C. der amerikanischen Nation widmete, ging durch Brand zu Grunde; das Denkmal der Gräfin von Santa Cruz; die Statue des Marchese Polent, auf dem Platze Prato della Valle zu Padua; das Monument des Ritters Angelo Emo, im Arsenal zu Venedig; die Statuen der zwei Faustkämpfer, im vatikanischen Museum; die Marmorbüste Kaiser Franz' I., in Wien; die Statue der Polyhymnia, daselbst; Alfieri's Denkmal mit der trauernden Italia, in der Heiligen-Kreuzkirche zu Florenz; das Monument des Grafen Souza; das Denkmal Volpato's, in der Apostelkirche zu Rom; die kolossale Büste des Malers Giuseppe Bossi, für das diesem Künstler in der Brera zu Mailand errichtete Monument des Ritters Trento zu Vicenza; das Denkmal des Dom. Manzoni zu Forli; die Bildsäule Pius' VI. in der St. Peterskirche zu Rom, der Konfession gegenüber; das Grabmal des Prätendenten von England, in Rom; das Grabmonument des Prinzen Friedrich von Oranien; die kolossale Büste Nelsons, dessen Monument C. ebenfalls modellirt hatte; das Pferd, welches bestimmt war, Napoleons Statue zu tragen. Ein vollständiges Verzeichniß von C.'s Werken findet man in den „Notizie intorno alla vita di Antonio C.", die A. Paravia 1823 zu Rom herausgab. Abgebildet sind viele von C.'s Skulpturen in Cicognara's „Storia dell' scultura". Heinrich Moses hat 1828 zu London unter dem Titel „The works of C." seine Werke in 3 Bänden gestochen. In Stuttgart gab F. Schulz C.'s Werke in lithographirten Umrissen mit einem erklärenden Texte nach den Urtheilen der Gräfin Albrizzi und der besten Kritiker, nebst dem Leben des Künstlers von H. Delatouche heraus. Die Gräfin Albrizzi besorgte nämlich die Herausgabe von C.'s Werken und stattete jede Tafel mit einer Erklärung aus. Diese „Opere di Scultura" sind mit dem in zwei Abtheilungen dazu besonders ausgegebenen „Saggio sulla vita di A. C." 1825 in 5 Bdn. geschlossen worden. Vgl. auch Quatremère de Quincy, C. et ses ouvrages, Paris 1834. Biographien von ihm haben geliefert Missirini (Prato 1824, 4 Bde.), Cicognara (Venedig 1823) und Rosini (Pisa 1825).

C. gebührt unstreitig das Verdienst, die Bildnerei nach langer und schwerer Verirrung zur Erkenntniß des Schönen zurückgeführt zu haben.

Zwar wollen ihm die strengeren Kunstrichter, darunter Schorn, das Verdienst der vollendeten Bearbeitung des Marmors und den Vorzug, daß in seinen Gestalten Natürlichkeit und Anmuth Hand in Hand gehen, nicht in jedem Werke zugestehen; denn wo er Kraft und Großartigkeit zu erreichen suche, zeige er Uebertreibung der Motive und aufgedunsene Behandlung der Formen, wo er nach Schönheit strebe, eine Weichlichkeit und Affektation, welche sowohl den Gedanken als der Ausführung eine falsche Richtung gegeben habe: nicht der reinmenschliche Geist, sondern ein Anhauch des modischen Zeitgeistes sey es, der uns aus seinen Werken entgegenwehte. Dennoch ist er ein wahrhaft genialer Künstler, dem sich in Lebendigkeit der Komposition und in Heiterkeit der Ausführung wenige Neuere an die Seite stellen können. Mit Thorwaldsen kann er jedoch nicht verglichen werden. Er ist sinnlich und weichlich, den heiligen Ernst der Kunst kennt er nicht. Nur bei der Zusammenstellung der Werke beider Meister, was leider nur im Kupferstiche geschehen kann, empfindet man das Hochwürdige in den Werken Thorwaldsens; rein und heilig, voll göttlicher Stille schreitet seine Hebe durch alle verlockenden und wesenlosen Tänzerinnen C.'s. Eine Vergleichung dieser Art gewähren besonders die „Illustrations of modern sculpture" (London 1832).

Canrobert, François Certain, französischer General, 1809 im Departement Lot in der Bretagne geboren, bildete sich seit 1826 in der Militärschule zu St.-Cyr und wurde 1828 Unterlieutenant im 17. Linienregiment. Als Lieutenant ging er 1835 nach Algier und zeichnete sich hier in den Kämpfen gegen Abd-el-Kader, namentlich während der Expedition nach Maskara, dann auf den Zügen in der Provinz Oran vielfach aus. Als Hauptmann 1837 dem Obersten Comtes als Ordonnanzoffizier zugetheilt, nahm er an der Erstürmung von Konstantine Theil. Im Jahr 1837 kehrte er nach Frankreich zurück, um an der spanischen Grenze aus versprengten Theilen der Streitkräfte Cabrera's ein Bataillon für die Fremdenlegion zu bilden, und ward im folgenden Jahr in das Lager von St. Omer berufen, wo er auf Befehl des Herzogs von Orleans die theilweise Bearbeitung eines Handbuchs für den Dienst der leichten Truppen übernahm. Zu den Chasseurs zu Fuß versetzt, ging C. 1841 wieder nach Algerien, zeichnete sich in den Gefechten an den Pässen von Muzaia und Gontas und mit den Beni-Manasser aus, rückte 1842 zum Bataillonschef auf, focht unter Cavaignac, Bourjolly und St. Arnaud und ward 1845 nach Tenes versetzt, wo er das Land unterwarf u. dafür zum Obersten ernannt wurde. Als Kommandeur des 2. Regiments der Fremdenlegion ward er 1848 dem General Herbillon zugetheilt und gegen die Bergbewohner des Aures verwendet. Nachdem er den Feind am Dschebel-Schelia geschlagen, drang er bis Kabasch vor und zwang den Anführer, Bey Achmed, sich ihm zu ergeben. An der Spitze eines Zuavenregiments lieferte er darauf den Kabylen eine Reihe siegreicher Gefechte, unternahm 1849 den Zug nach der Zaatcha, welche er erstürmte, und entschied das Gefecht bei Narah zu Gunsten der Franzosen. Im Jahr 1850 als Brigadier nach Paris berufen, ward er Adjutant des Prinzpräsidenten, rückte 1852 zum Divisionsgeneral auf und übernahm als solcher den Befehl über die 1. Infanteriedivision der unter St. Arnaud stehenden orientalischen Armee. Durch die Erstürmung der steilen Höhen bei dem Dorfe Almatamak trug er wesentlich zum Siege an der Alma bei. Nach dem bald darauf erfolgenden Tode St. Arnauds übernahm er den Oberbefehl der französischen Truppen vor Sebastopol, richtete aber nichts aus u. ward 1855 durch den General Pelissier ersetzt, unter dem er den Befehl über ein Armeecorps übernahm. Bald darauf nach Frankreich zurückberufen, ward er unter Anderm mit einer Sendung nach Stockholm betraut, um den Anschluß Schwedens an die Alliirten zu vermitteln.

Canstatt, Karl Friedrich, Professor der Medicin u. Direktor des Krankenhauses zu Erlangen, den 11. Juli 1807 in Regensburg geboren, besuchte die dortigen Schulen, dann das Gymnasium zu München und begab sich in seinem 16. Jahre nach Wien, um Medicin zu studiren, und von da nach Würzburg, um Schönlein zu hören. Die nächsten Jahre hielt er sich theils in Würzburg und Heidelberg, theils in Regensburg auf, wo er sich 1831 als praktischer Arzt niederließ. Im Jahr 1832 ging er nach Paris, um dort die Cholera gründlich zu studiren, und begab sich dann über die Schweiz nach Brüssel. Er fand auch hier die Cholera, erwarb sich durch ihre Behandlung in einer Menge von Fällen den größten Ruf und errichtete auf Antrag der Regierung ein selbstständiges Choleraspital in Houlay. In Brüssel verheirathete er sich und verweilte 5 Jahre als praktischer Arzt daselbst. Nachdem er darauf im väterlichen Hause zu Regensburg verweilt, ward er 1838 als Gerichtsarzt und Mitglied des Medicinalausschusses in Ansbach angestellt und 1843 an Henke's Stelle nach Erlangen berufen. Er † den 10. März 1850. Der größeren Anzahl der praktischen Aerzte Deutschlands diente sein größeres Werk: „Die specielle Pathologie und Therapie vom klinischen Standpunkt aus bearbeitet" (Erlangen 1841—42, 4 Bde., 2. Aufl. 1843—48), als erprobter Führer. Allen aber, die sich für Medicin interessiren, boten seine „Jahresberichte über die Fortschritte der Studien" (Erlangen 1842 ff., seit 1843 von Eisenmann herausgegeben) die umfassendste Uebersicht über das ganze Gebiet dieser Wissenschaft.

Canstein, Karl Hildebrand, Freiherr von, der edle Stifter der cansteinischen Bibelanstalt, war am 4. Aug. 1667 zu Lindenberg unweit Storkow geboren, studirte zu Frankfurt a. d. O., ward Page am Hofe des Kurfürsten von Brandenburg u. that Kriegsdienste in den Niederlanden, die er aber aufgeben mußte, als er in Brüssel von einer schweren Krankheit befallen wurde. Er begab sich nach Halle, schloß sich an Spener an und widmete in frommer Hingebung sein Leben u. sein ganzes Vermögen dem Wohle der Menschheit. Um die Bibel zum Eigenthum auch der Aermsten im Volke zu machen, schaffte er mit Hülfe einer Subskription Typen u. Pressen an und brachte es dahin, daß Luthers deutsche

Bibel in verschiedenen Formaten mit Stereotypen gedruckt, somit um sehr billigen Preis verkauft werden konnte. Dem halleschen Waisenhause übertrug er die Ausführung dieses gemeinnützigen Werkes. Der Anfang wurde 1712 gemacht mit dem Abzug von 5000 Neuen Testamenten. Verschiedene Auflagen der ganzen Bibel sowohl, als des Psalters und des Neuen Testaments besonders erschienen in rascher Folge. C. hatte durch reiche Vermächtnisse die Dauer seines Werkes über seinen Tod hinaus gesichert. Die franke'sche Stiftung in Halle, welche außer bedeutenden Geldlegaten auch C.s Bibliothek, sein Wohnhaus in Berlin u. seinen Antheil an einem Kupferbergwerke erbte, erhielt 1735 von Friedrich Wilhelm I. neue Privilegien für ihre Druckerei. Seit Gründung der Anstalt bis Ende 1850 wurden 4,799,327 Exemplare gedruckt, darunter 1,178,635 Neue Testamente mit Psalter, sowie 10,350 Bibeln und 15,250 Neue Testamente in böhmischer Sprache. Der Absatz kann jährlich auf 55,000 Bibeln u. 5000 Neue Testamente veranschlagt werden. C. † den 19. Aug. 1719. Er war auch Schriftsteller. Wir besitzen von ihm eine Konkordanz der 4 Evangelien (1718) u. das Leben Speners (1729).

Cantabile (ital.), s. v. a. sangbar, bezeichnet im Allgemeinen sowohl in der Instrumental- als Vokalmusik diejenigen Stellen, welche sich vor andern figurirten Sätzen durch eine leicht faßliche und fließende Melodie auszeichnen. Im Gesange werden vorzugsweise solche Melodien mit dem C. bezeichnet, welche der ausgebildeten menschlichen Stimme vollkommen angemessen sind, sich fast ausschließlich in der mittlern Lage der Töne bewegen und sich von leidenschaftlichem Ausdruck und größerer Kraftanstrengung fern halten. Das C. als Ueberschrift von Gesangstükken deutet auf einen mehr langsamen als schnellen Vertrag hin.

Cantabrum, eine bei den späteren Römern bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragene Prachtfahne, ausgezeichnet durch Größe, Farbe u. Inschriften. Der Träger derselben hieß Cantabrarius.

Cantal, mittleres Departement des südlichen Frankreich, im Norden vom Departement Puy-de-Dôme, im Osten vom Departement Haute-Loire, im Südwesten vom Departement Lozère, im Westen von den Departements Lot und Corrèze und im Süden von dem Departement Aveyron begrenzt, hat seinen Namen von seinem höchsten Gebirg und ist gebildet aus einem Theil von Haute-Auvergne u. von Velai. Es zerfällt in die Arrondissements Aurillac, Mauriac, Murat und St. Flour und hatte 1851 auf 106¼ □Meilen 253,329 Einwohner. Hohe Gebirge u. tiefe Thäler bilden das Land. Die höchsten Gebirgsspitzen sind der Plomb-du-Cantal (1857 Mètres über der Meeresfläche), der Col-de-Cabre (1689 Mètres), der Puy-Mary (1659 M.) u. der Puy-Vialent (1594 M.). Alle diese Berge, aus Porphyr, Basalt, Lava, Schlacken und Bimsstein bestehend, sind den heftigsten Stürmen ausgesetzt u. ihre Spitzen 8 Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Zahlreiche Gießbäche stürzen von ihnen herunter, beleben mit dem saftigsten Grün die Weiden und bilden viele Flüsse und Teiche. So entstehen die Rue, die Maronne und die Cère, welche in die Dordogne fallen; ferner die Truyère und der Alagnon. Ungeachtet der Feuersteine, des Schwefels, Alauns, Antimoniums, ungeachtet der warmen, schwefel- u. eisenhaltigen Quellen, welche sich beinahe allenthalben vorfinden und auf das Daseyn von Metallen deuten, weiß man nicht nur bis heute nichts von einer Mine in C., sondern man vermochte nicht einmal mit Erfolg auf Torf und Steinkohlen zu graben, die im Ueberfluß, besonders in Mauriac, anzutreffen sind, und wußte keinen Nutzen aus den vielfarbigen Kieselsteinen, den mannigfachen Quarzarten, dem Talk, dem Gyps, Granit, Marmor, Porphyr, Tuff, Bimsstein und Amianth zu ziehen. Nur mittelmäßige Pflastersteine werden gebrochen. Um so mehr Nutzen und Wohlstand verbreiten die zahlreichen und stark besuchten Heilquellen. Es gibt deren gegen 142. Am berühmtesten sind die kalten, alkalischen Quellen von Vic, die von Perrochès, von Bastide, von Foulhour, von St. Martin-Valmeroux, von Tessières lès Boulie, von Prades ꝛc. Die warmen Quellen von Chaudesaigues dienen zu Bädern. Die warme Quelle Bardouire in der Gemeine Trizac, Kanton Apchon, fließt im Jahre nur zwei oder drei Male und bleibt oft mehre Jahre aus. Der sonst große Wälderreichthum ist verschwunden u. das Holz wird in allen Bezirken immer seltener. Dessen ungeachtet ist das Departement immer noch reich an Wildpret: wilde Schweine, Rehe und Hasen gibt es in Ueberfluß, aber auch Dachse, Marder, Füchse u. vornehmlich Wölfe, welche oft große Verheerungen anrichten. Adler u. Falken nisten auf den Felsen und rothe und graue Rebhühner, Wachteln, Kibitze, Enten u. Schnepfen bevölkern die Thäler. Die Bäche und Flüsse liefern gute Salme, Barben, Aeschen, Aale, Gründlinge, Schmerlen, Krebse und vorzüglich köstliche Forellen. Die Ackerkrume ist nirgends sehr tief, der Boden oft steinig. Man baut Roggen, Hafer, Buchweizen, Gerste, Hanf und Lein, hie und da gewinnt man auch Weizen, im Allgemeinen aber nicht so viel Getreide, daß die Zufuhr aus den benachbarten Departements überflüssig wäre. Der Weinbau ist gering und das Erzeugniß schlecht. Desto zahlreicher und herrlicher sind die Weiden und Viehheerden, und der in großer Menge gewonnene Käse geht in den Handel als Käse von Auvergne. Die Pferde sind schnell, kraftvoll und nicht leicht zu ermüden, aber von kleinem Wuchs und nicht im Zuge, aber in der leichten Kavalerie von Nutzen. Die sehr kleinen Maulesel gehen stark in die anliegenden Departements. Eigentliche Manufakturen und Fabriken gibt es wenige: eine jede Familie verfertigt sich selbst ihren Bedarf. Die Hauptstadt des Departements ist Aurillac; außerdem sind bemerkenswerth: Laroquebron, Maurs, Montsalvy, Vic, St. Flour, Chaudesaigues, Pierrefort, Mauriac, Pléaux, Salers, Allanche, Murat. Vor der Revolution wanderten jährlich viele Auvergnaten in die verschiedenen Provinzen Frankreichs u. besonders nach Spanien aus, um in begünstigteren Landschaften Arbeit und Brod zu finden. Als Bretschneider, Schanzgrä-

der, Schornsteinfeger, Schuhputzer, Lastträger rc. verließen sie im Oktober ihre Heimath u. kehrten im Frühling wieder zurück. Noch jetzt ziehen viele Auvergnaten nach Spanien und suchen sich mit den mühseligsten Arbeiten ihr Brod. Vgl. Auvergne.

Cantar, Oelmaß in Portugal, 430 par. Kubikzoll.

Cantarini, Simon, berühmter italienischer Maler, genannt Pesarese oder Simone da Pesaro, von seiner Vaterstadt, wo er 1612 geboren wurde, machte die ersten Studien bei Pandolfi und Cl. Ridolfi u. wurde später Guido Reni's eifrigster Schüler und gewandtester Nachahmer und hat den Meister oft an Genauigkeit und Grazie noch übertroffen. Je mehr er sich aber der Meisterschaft näherte, desto höher schwoll seine eigene hohe Meinung von seiner Kunst, er hielt sich namentlich im Kolorit und im Kupferätzen für unübertrefflich und trat endlich beleidigend, übermüthig und unartig sogar gegen seinen Lehrer auf, so daß dieser sich genöthigt sah, ihn aus seinem Hause, in welches er ihn aufs Freundlichste aufgenommen hatte, zu entfernen. C. verließ nun Bologna und ging nach Rom. Nachdem er hier Raphael und die Antike mit Eifer und Erfolg für seine Kunst studirt hatte, kehrte er nach Bologna zurück, errichtete eine Schule u. führte hier viele vortreffliche Gemälde aus. Der Ruf seiner Geschicklichkeit bewog den Herzog von Mantua, ihn in seine Dienste zu nehmen. Allein wohin C. seine Kunst trug, dahin brachte er auch das Gehässige seines Wesens mit, die Selbstüberschätzung ließ ihm nirgends Ruhe und Niemand fand vor ihm Anerkennung. Dieser Trotz brachte ihn auch in mancherlei Mißverhältnisse mit dem Herzog, und als er einst ein Porträt desselben nicht bis zur Aehnlichkeit bringen konnte, packte dies seinen Ehrgeiz so, daß er in eine Krankheit verfiel, sich nach Verona begab und 1648 im 36. Jahr seines Alters †, nicht ohne den Verdacht, daß Gift ihm das Leben abgekürzt habe. Zu seinen berühmtesten Gemälden gehören die heilige Familie in der Kirche zu Barbaziano, Lot mit seinen Töchtern daselbst, außerdem viele Altarblätter in Pesaro, Bologna, Rom, ein heiliger Anton zu Cagli, der heilige Jakob zu Rimini, die Transfiguration in der Pinakothek zu Mailand rc. C. hat auch 37 Blätter geätzt, die von denen G. Reni's schwer zu unterscheiden sind.

Cantaro (Kantar), in Nordafrika, der Türkei u. Italien Name eines Handelsgewichts, in Spanien der eines Weinmaßes. Als Handelsgewicht und als solches gewöhnlich durch Centner übersetzt hat es verschiedene Schwere in Aleppo, Tripolis, Alexandrien, Algier, Kandia, Smyrna; in Konstantinopel, entweder zu 44 oder zu 45 Okas gerechnet, ist es ersten Falls = $100,^{198}$ bayerische Pfund = $120,^{740}$ berl. Pfund = $56,^{448}$ Kilogramm = $100,^{777}$ wiener Pfund; letzteren Falls hat man bloß noch das Gewicht von 1 Oka (= $1,^{2820}$ Kilogr.) hinzuzurechnen. — In Rom hat man mehre Arten C., wovon am gebräuchlichsten der C. von 100 Lire ist, = $60,^{557}$ bayer. Pfd. = $72,^{641}$ berl. Pfd. = $33,^{913}$ Kilogr. = $60,^{845}$ wiener Pfd. Dieser C. wird Cantaro sottile genannt, und 10 solche Cantari geben einen Cantaro grosso. In Sicilien sind zwei Cantari in Gebrauch, der Cantaro grosso (zu 100 Rotoli grossi) = $186,^{84}$ berliner Pfd. = $87,^{861}$ Grammen = $106,^{89}$ leipziger Pfd. = $155,^{94}$ wiener Pfd., und der Cantaro sottile (zu 100 Rotoli sottilli) = $169,^{86}$ berl. Pfd. = $79,^{409}$ Grammen = $169,^{84}$ leipziger Pfund = $141,^{77}$ wiener Pfd. Als spanisches Weinmaß ist der C. in Bilbao, Madrid u. an andern Orten = 1 Arroba mayor.

Cantelmi, Name eines angesehenen neapolitanischen Fürstenhauses, angeblich gestiftet vom jüngsten Sohn des schottischen Königs Duncan I., Eberhard, wegen seines gewandten Geistes Canclam (Guiscard), Schlaukopf genannt, der vor dem Mörder Macbeth in die Normandie geflohen seyn, den ersten Kreuzzug mitgemacht, dann sich in der Provence niedergelassen haben soll. Sein Sohn nannte sich nach dem väterlichen Beinamen Cantelmus, und sein Enkel Rostaing führte zuerst diese Benennung als Geschlechtsnamen. Das Haus wuchs durch Kriegsleistungen und Heirathen, und seine Baronie Bovino wurde zu einer Grafschaft erhoben. Berühmt ist unter seinen Mitgliedern besonders Andreas C., 1598 zu Pettorano geb. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, widmete sich aber, von einem mächtigen Drange zu kühnen Thaten getrieben, der Kriegskunst, diente zuerst im veltlinischen Kriege, sodann dem Kaiser in Deutschland und gegen Bethlen Gabor und war in den Belagerungen von Casale, Nizza della Paglia u. Ponte Stura. Als Maestro di Campo kommandirte er 1631 ein Regiment Neapolitaner in den Niederlanden und half 1632 Speyer erobern und Frankenthal entsetzen. Im Jahr 1634 vertheidigte er Stevenswerth und das von ihm daselbst angelegte Fort Cantelmo gegen die Holländer, deckte das klevesche Land und schlug ein von der Infantin, der Regentin der Niederlande, dafür ihm angebotenes Geschenk von 20 000 Thalern hochherzig aus. Im folgenden Jahr behauptete er die Schenkenschanze 8 Monate lang gegen Prinz Friedrich Heinrich und die Holländer und zwang die vereinigten Holländer und Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Löwen. Zum Gouverneur der Provinz Luxemburg ernannt, mußte er (1637) erst 12,000 Mann Franzosen unter dem Marschall Chatillon daraus vertreiben. Im Jahr 1638 vertrieb er die Holländer, welche sich der Forts Kaloo und Verrebroeck auf dem westlichen Ufer der Schelde bemeistert und nur eine Stunde von Amsterdam eine fast unüberwindliche Stellung bezogen hatten, durch wohlberechnete und kräftige Angriffe aus allen ihren Verschanzungen und nahm ihnen an Gefangenen 2000 Mann ab, worauf Kaloo geräumt wurde. Im Jahr 1640 wurde er Maestro di campo generale, 1641 Mitglied der Regierungsjunta der Niederlande. Im Jahr 1843 fiel er als Maestro di campo generale der Provinz Flandern in die Picardie ein, wurde 1644 an den spanischen Hof berufen, Vicekönig und Generalkapitän von Katalonien. Die Folge dieser Ernennung war, daß er den französischen Marschall de la Mothe zur Aufhebung der Belagerung von Tarragona zwang, Balaguer mit Sturm eroberte, mit bloß 5000

Mann eine Zeitlang den Grafen von Harcourt an dem Uebergang über den Segre hinderte und 4 Monate Balaguer gegen das ausgesuchte französische Heer vertheidigte. Als sich C. mit seinem erschöpften Häuflein nicht mehr halten konnte, führte er es durch die feindlichen Linien u. brachte es durch künstliche Märsche in Sicherheit. Die außerordentlichen Anstrengungen und sein Gram über den Mangel an Soldaten und jeglichem Kriegsbedarf zogen ihm ein schleichendes Fieber zu, und der heldenmüthige Feldherr † den 6. Nov. 1645 zu Alcuvieres. C. hinterließ Mannskripte über kriegswissenschaftliche Gegenstände, welche der Prinz von Asturien erhielt. Sein Neffe, Fabricius, wurde von Philipp V. zum Fürsten von Pettorano ernannt.

Canter, Wilhelm, ausgezeichneter Linguist, Philolog und Kritiker, den 24. Juli 1542 zu Utrecht geboren, studirte zu Löwen und Paris, besuchte dann die deutschen und italienischen Universitäten und ließ sich zur Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten dauernd in Löwen nieder. Er lebte so ganz den Wissenschaften, daß er weder ein öffentliches Amt, noch eine Gattin nahm und selbst Gelehrten nur selten Zutritt gestattete. Auszehrung war die Folge seiner angestrengten Thätigkeit, und er † den 16. Mai 1575. C. war ein scharfsinniger, richtig und tiefblickender Kritiker, und außer seiner Muttersprache Meister von 6 Sprachen. Von seinen Schriften führen wir an: „Novae lectiones" (Basel 1564, 4 Bücher, 2. Ausg., das. 1566, 7 Bücher, 3. Ausgabe, Antwerpen 1571, 8 Bücher); „Syntagma de ratione emendandi graecos autores" (2. Ausgabe, das. 1571) u. A. Er gab heraus: Aeschylus (Antwerpen 1580), Sophocles (daselbst 1579), Euripides (das. 1571) u. „Aristotelis Pepli fragmentum s. Heroum Homericorum Epitaphia" (Basel 1566, Antwerpen 1571), lieferte Anmerkungen zu Cicero's Briefen, zu Propertius und Arnobius, „Variae lectiones" zur griechischen Bibel (im 6. Band der antwerpner Polyglotte) u. übersetzte außer Aristides auch den Lycophron, Stobäus, Mehres von Synesius u. A. Sein Bruder, Theodor, 1545 zu Utrecht geboren, verwaltete ein obrigkeitliches Amt zu Utrecht, wurde aber 1611 der Begünstigung der Katholiken angeklagt, seines Vermögens beraubt u. verbannt. Er hielt sich eine Zeit lang zu Antwerpen auf und † zu Leuwarden. Schon vor seinem 20. Jahre gab er „Variae lectiones" (Antw. 1574 und in Gruters „Thesaurus", III) heraus. Mit kurzen Anmerkungen erschien (Antwerpen 1582) Arnobius von ihm.

Canterbury (Cantelberg, lat. Cantuaria), die Hauptstadt der englischen Grafschaft Kent u. erster Bischofssitz von Britannien, liegt auf den Bänken des Flusses Stour, 55 (engl.) Meilen östlich von London, an der Hochstraße nach Dover. Unter ihren vielen schönen Bauten zeichnet sich die Kathedrale aus, welche unter Heinrich II. gegründet und unter Heinrich V. beendigt wurde. Sie hat die Gestalt eines doppelten Kreuzes, ihre Länge beträgt 514, die Höhe des Schiffs 80, die des Thurms 235 Fuß; die Fenster sind zum Theil mit schönen Glasmalereien geschmückt. Ferner sind sehenswerth die Christkirche, ein Theater, Generalhospital, eine Bibliothek, Synagoge. Die ehemaligen Festungswälle sind in Terrassen und angenehme Spaziergänge umgewandelt. Die Einwohner, gegen 16,000, betreiben Manufakturen in Seide (jetzt gesunken), Baumwolle und vorzüglich starken Hopfenbau in der sehr fruchtbaren Umgegend. Daher ist hier der erste Hopfenmarkt in England; auch der Handel mit Vieh und Pökelfleisch ist beträchtlich. Da die Stadt an den Straßen nach London, Dover, Deal, Ramsgate und Margate liegt, so ist der Zwischenhandel daselbst sehr bedeutend und die Zahl der Durchreisenden stets sehr groß. In der Nähe befinden sich zwei von Schwefel und Stahl geschwängerte Heilquellen, welche stark besucht werden. Der Erzbischof von C., welcher gewöhnlich zu Lambethouse residirt, ist Primas von Großbritannien, erster Peer des Königreichs, krönt das regierende Haupt, hat die 4 Prälaten von London (Provinzialdekan), von Rochester (Kapellan), von Winchester (Kanzler), von Linkoln und 21 Suffraganbischöfe unter sich und schreibt die Nationalsynoden aus. Die Stadtbehörde bilden ein Mayor, 12 Aldermänner und 24 Gemeinderathsmitglieder. C. ist eine sehr alte Stadt und soll der Sage nach 900 v. Chr. von Rudillbas angelegt und von den alten Briten Caerther oder Caerkent (Stadt von Kent) genannt worden seyn; bei den Römern hieß sie Durovernum. Ethelbert, der 5. König von Kent, welcher 568 die Regierung antrat, machte C. zu seiner Residenz u. nach der normannischen Eroberung Wilhelm Rufus zum ersten Bischofssitz von England. In den ersten Jahrhunderten der Kanonisation des Thomas Becket, welcher an einem der 38 Altäre der Kathedrale 1170 ermordet worden war, geschahen zu seinem Grabe unzählige Wallfahrten aus allen Theilen Englands und Europa's, und das Heiligthum des Märtyrers war bald eines der reichsten der Christenheit. Heinrich VIII. wußte diese Schätze zu eigenem Gebrauche wohl zu benutzen. Am Anfang dieses Jahrhunderts hatte die Bevölkerung sehr abgenommen, ist aber seitdem wieder im Steigen.

Canticum, auf dem röm. Theater eine Art von Monolog, ward gesangartig unter Begleitung der Flöte vorgetragen. Der Schauspieler agirte bloß das C., überließ aber die Recitation u. den Gesang einem Andern, welchen der Tibicen mit der Flöte begleitete. Nach Wolf waltete in dem C. heftige Leidenschaft und starker Affekt mit einer großen Lebendigkeit der Rhythmen und einem häufigen Wechsel der Metra vor. Auch die von einem Musiker zum C. komponirte und von dem Tibicen vorgespielte Melodie wurde bisweilen verändert und mit M. M. C. bezeichnet. Natürlich gab es auch in den Tragödien u. Atellanen Cantica, welche in späterer Zeit auch allein, ohne Drama, gesungen wurden.

Cantilena (ital.), ehedem in Italien die Benennung aller weltlichen Lieder, jetzt überhaupt jedes fröhliche, heitere Lied, besonders aber eine kleine Kantate, wenn dieselbe nur für eine Singstimme mit Begleitung eines oder mehrer Instrumente gesetzt ist.

Cantilena Rolandi (ital.), Rolandslied, zu Zeiten Karls des Großen ein weit ver-

breiteter Gesang, der damals bei allen kriegerischen Nationen sehr beliebt war, gewöhnlich von dem Kriegsheere vor der Schlacht angestimmt wurde und auf den Muth der Soldaten einen mächtigen Einfluß gehabt haben soll. Der in der französischen Revolution von 1792 so vielfach gesungene Chant de Roland, unstreitig eine der schönsten und kräftigsten Kriegshymnen, die jene Zeit des Muths und der Begeisterung hervorgebracht hat, dürfte Aehnlichkeit mit der C. R. haben.

Canto (ital.), Gesang, besonders der Diskant als einzelne Stimme, weil derselbe beim vollstimmigen Gesange den Hauptgesang führt.

Canton, 1) John, berühmter engl. Naturforscher, Erfinder des Elektrometers und einer Methode, künstliche Magnete ohne Beihülfe natürlicher herzustellen, ward 1718 zu Stroud in Glocestershire geboren. C. erhielt seinen ersten Unterricht vom Mathematiker Davis, welcher ihm auch eine unbesiegbare Lust zur Astronomie einflößte, mit der er sich, auch nachdem ihn sein Vater zu seinem Tuchweberhandwerke gezogen und ihm seine früheren Beschäftigungen untersagt hatte, heimlich beschäftigte. Er verfertigte unter Anderem mit einem Brodmesser eine große Sonnenuhr aus Stein, welche außer der Tagesstunde zugleich die Zeit des Sonnenaufgangs für jeden Tag, die jedesmalige Stelle der Sonne in der Ekliptik rc. angab. Dieses Werk, das mit seines Vaters Erlaubniß vor seinem Haus aufgestellt wurde, erwarb ihm die Gönnerschaft einzelner Gelehrten und eröffnete ihm deren Bibliotheken. Auf die Wendung seiner künftigen Beschäftigungen hatte besonders seine Bekanntschaft mit Dr. Henry Miles, einem Dissenterpfarrer zu Tooting bei London, entscheidenden Einfluß. Dieser, selbst Physiker und Mitglied der königlichen Societät zu London, bestimmte C.s Vater 1737, den hoffnungsreichen Sohn seiner Leitung ganz und gar zu übergeben. Hier wurde C. schon 1738 Lehrer an der Privatanstalt des Samuel Watkins in Spital-Square, bald nachher dessen Mitdirektor und endlich dessen Nachfolger auf Lebenszeit. Im Jahr 1745 beschäftigte er sich vorzüglich mit der Elektricitätslehre u. erfand eine Methode, die Menge der in der leydener Flasche aufgehäuften Elektricität zu bestimmen. Mit seinem Freunde Benjamin Robins stellte er 1749 Untersuchungen über die Höhe an, welche Raketen erreichen, u. über die Entfernung, bis zu welcher sie noch gesehen werden können. Sein 1750 der königlichen Societät vorgelegter Aufsatz über die Methode, künstliche Magnete ohne Hülfe natürlicher und doch stärker, als diese, zu verfertigen, verschaffte ihm den Eintritt in diese Societät, eine goldene Preismedaille und von der Universität zu Aberdeen die Würde eines Magister artium. Schon im folgenden Jahre wurde er Mitglied des leitenden Ausschusses der Gesellschaft, eine Ehre, die er später noch zweimal genoß. Bei Einführung des neuen gregorianischen Kalenders in England verfertigte C. eine Sammlung leicht zu behaltender Regeln zur Berechnung des Schaltjahrs, des Sonntagsbuchstaben, der Epakten rc., welche von Dr. Jennings in seine „Introduction to the use of the globes" aufgenommen wurden. Durch seine 1753 erschienene Abhandlung „Electrical experiments, with an attempt to account for their several phenomena" that er gleichzeitig mit Franklin dar, daß einige Wolken sich positiv, andere sich negativ verhalten, und entdeckte die elektrischen Wirkungskreise und den Korkkugelelektrometer. Ueberhaupt trug er viel zur Verbreitung der franklinschen Entdeckungen in England bei, und so kam es, daß Franklin bei seiner Anwesenheit in jenem Lande mit dem verwandten Geiste dauernde Freundschaft schloß. In einer 1754 der Societät vorgelegten Schrift bewies er, daß manche Körper sich zugleich positiv oder negativ elektrisch verhalten, je nachdem sie mit dem einen oder dem anderen Körper gerieben würden. Die Lösung einer Preisfrage über die Natur und Entstehung der Sternschnuppen legte er 1756 in dem „Ladies Diary" nieder. Das „Gentlemans Magazine" (Septemberheft 1759) enthält einen Bericht C.s über die elektrischen Eigenschaften des Turmalins, und noch in demselben Jahr gab er der Societät seine wichtige Abhandlung „An attempt to account for the regular diurnal variation of the horizontal magnetic needle; and also for its irregular variation at the time of an Aurora borealis" und 1761 seine Beobachtung des Venusdurchganges am 6. Juni. In den beiden folgenden Jahren erschienen seine „Experiments to prove that water is not incompressible", worin er zuerst die Elasticität des Wassers darthat, indem er bewies, daß das Wasser durch das doppelte Gewicht der Atmosphäre um $^1/_{10870}$ seines Raums zusammengepreßt werde, und „Experiments and observations on the compressibility of water and some other fluids", welche letzte Abhandlung ihm zum andern Male die goldene Preismedaille der Societät verschaffte. Außerdem lieferte C. Abhandlungen über Mondfinsterniß, Thermometer, Elektricität in „Ladies Diary", „Gentlemans Magazine" rc. C. † den 22. März 1772 an der Brustwassersucht.

2) Gustav, Landschaftsmaler, 1813 zu Mainz geboren, erhielt seine künstlerische Bildung zu Düsseldorf. Er liebt es, wie der mit ihm strebensverwandte Rudolf von Normann, die Motive zu seinen Gemälden in der Schweiz zu suchen. Beide haben der Schweizernatur ihre Eigenthümlichkeiten gut abgelauscht und geben die malerischen Gebirge treu und charakteristisch wieder. Während Normann es vornehmlich auf die Gletscher und deren magische Lichteffekte absieht, neigt sich C. mehr zu Alpengemälden, in denen sich lieblich arkadische Situationen und gefällige Staffirungen einflechten lassen. Besonders geschickt ist C. in der Darstellung des Alpenviehs, der Kühe, Ziegen rc.

Cantu, 1) Giovanni, berühmter ital. Tenorist, 1799 zu Mailand geboren, Schüler Bandarelli's u. Gentili's, ward 1818 durch Kapellmeister Morlanhi für die italienische Oper zu Dresden geworben. Hauptrollen, in denen er dem dresdener Publikum unvergeßliche Stunden bereitete, waren Loredano in Paers Camilla, Lindoro in der „Italiana in Algeri", Giacomo in der „Donna del Lago", Rodrigo im Othello, besonders aber Sargino. C. † am 9. Mai 1822.

2) Cesare, einer der gefeiertsten Gelehrten und Schriftsteller Italiens, geboren den 5. September 1805 auf dem Schlosse Milanese zu Brivio im Mailändischen, der Sohn bürgerlicher und armer Aeltern, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Sondrio, wo er bereits in seinem 18. Jahre eine Professur der schönen Wissenschaften übernahm. Von hier wandte er sich nach Como und später nach Mailand, wo er bis zum Ausbruch der Revolution von 1848 lebte. Eine seiner ersten Schriften, die „Ragionamenti sulla storia Lombarda nel secolo XVII" (2. Aufl., Mailand 1842–44), zog C. wegen der freisinnigen Auffassung einen Tendenzprozeß zu, dem zufolge er eine einjährige Haft erdulden mußte. Gleich Silvio Pellico beschrieb auch C. die Leiden seiner Gefangenschaft, jedoch in der Form eines historisch-politischen Romans unter dem Titel „Margherita Pusterla" (Flor. 1845), ein Werk, das den „Promessi Sposi" Manzoni's zur Seite gestellt wird. Seine religiösen Hymnen und Gesänge erlangten zum Theil wohl wegen ihrer politischen Beimischung eine große Popularität. Ein patriotisches Gedicht in vier Gesängen über die lombardische Ligue: „Algiso o la lega Lombarda" (neue Aufl., Mailand 1846), mehr noch aber seine der Volksbildung gewidmeten „Letture giovanile" (4 Bde.), die in Italien über dreißig Auflagen erlebt haben und in mehre Sprachen übertragen wurden, machten seinen Namen im In- und Auslande berühmt und beliebt. Als Volksschriftsteller, Dichter und Historiker huldigte C. jener romantischen Schule, die in Manzoni ihren Hauptvertreter fand und eifrig bestrebt ist, den Staat mit der Kirche, die Politik mit der Religion zu verschmelzen. Als Historiker trat er auf mit der „Storia di Como", welche eigentlich die allgemeine Geschichte der Lombardei in sich schließt. Später bearbeitete er den historischen Theil der bei Gelegenheit des italienischen Gelehrtenkongresses zu Mailand 1847 veröffentlichten Beschreibung letzterer Stadt (2 Bde., Mailand 1847). Seine „Studj sull' Italia nel medio evo", die er in dem mailänder „L'indicatore" mittheilte, ließ er wegen Censurschwierigkeiten unvollendet. Sein historisches Hauptwerk, die „Storia universale" (Turin 1837 ff., 35 Bde.), das umfangreichste italienische Geschichtswerk des gegenwärtigen Jahrhunderts, welches Bianchi Giovini in der Schrift „Sulla storia universale di Ces. Cantù studi critici" (Theil 1—2, Mailand 1846) einer ausführlichen Kritik unterworfen hat, war trotz seines Umfangs und der starken Auflage in wenigen Monaten vergriffen, und Ende 1842 kündigte der Verleger (Pomba) bereits die 7. Auflage an, während gleichzeitig zwei Ausgaben im Nachdruck zu Palermo und Neapel veranstaltet wurden und außerdem Uebersetzungen in französischer, deutscher (von Brühl, Schaffhausen 1848 fg.), spanischer und englischer Sprache erschienen. Wissenschaftliche Klarheit und Gründlichkeit, scharfsinniges Urtheil, frische Schilderung und eine seltene Vollendung in Form und Sprache sind die unbestrittenen Verdienste dieses Werks, das in seiner neuesten Auflage von den ältesten Zeiten bis zur Thronbesteigung Pius' IX. herabreicht und von den Italienern mit Recht ihren klassischen Werken beigezählt wird. Während C. auf den wissenschaftlichen Kongressen zu Genua (1846) und Venedig (1847) die wärmsten Huldigungen der italienischen Gelehrten empfing, sah er sich mannigfach wegen seiner politischen Gesinnung von Seiten der Regierung angefeindet. Beim Beginn des Aufstandes zu Mailand (1848) entging C. der Verhaftung nur durch eilige Flucht nach Piemont. Nach der Revolution, die ihn nicht theilnahmlos ließ, kehrte er nach Mailand zurück, wo er seitdem in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebt. Die neuesten Früchte seiner Muse sind eine „Geschichte der italienischen Literatur" und die „Geschichte der letzten hundert Jahre" (Florenz 1851). Das letztere Werk enthält am Schluß in flüchtigen Umrissen die Geschichte der Revolution und der Restauration in Italien. Sein Bruder, Ignazio C., den 5. December 1810 geboren, lange Zeit hindurch Erzieher der Kinder des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, hat sich ebenfalls namentlich als Geschichtschreiber einen geachteten Namen erworben.

Cantus durus (lat.), s. Solmisation.

Cantus firmus (lat.), s. Choral.

Canus (Cano), Melchior, spanischer Dominikaner und berühmter Professor der Theologie zu Salamanca, zu Tarançon bei Toledo 1523 geboren, befand sich unter Paul III. auf dem tridentiner Koncilium, wurde 1552 Bischof der kanarischen Inseln und † 1560 zu Toledo als Provincial von Kastilien. Einen großen Namen erwarben ihm seine „Locorum theologicorum libri XII" (Salamanca 1563, neueste Ausgabe, 2 Bde., Wien 1754). Seine sämmtlichen Werke erschienen lateinisch Köln 1605, neueste Ausgaben Lyon 1704 und Venedig 1759. C. bekämpfte mit Scharfsinn, Gewandtheit und Freimüthigkeit in klarem und geschmackvollem Vortrag sowohl die damalige Lehrmethode, als auch die Gebrechen seiner Kirche. Er nannte es eine elende Kunst, mit verwickelten Syllogismen über göttliche Dinge zu disputiren und daneben das Ansehen der heiligen Schrift herabzusetzen. Auch der neuentstandene Jesuitenorden fand an ihm einen erklärten Gegner: er nannte dessen Mitglieder Vorläufer des Antichrist und warnte vor dem Blendwerk ihrer falschen Frömmigkeit. Sogar Päpsten und Kirchenvätern warf er Irrthümer vor u. widersprach ebenso unumwunden dem heiligen Augustinus wie dem heiligen Thomas.

Canusium, Stadt in Apulien, 2 geographische Meilen vom Meer, an dem schiffbaren Aufidus (Ofanto) und einer Seitenstraße nach Brundusium, daher von Handel belebt und einst reich und blühend durch denselben, verlor ihren Wohlstand im 2. punischen Kriege. Hierher flohen die bei Cannä geschlagenen Römer. Berühmt waren ihre trefflichen Maulesel und ihre Wollenwebereien von röthlicher Farbe. An der Mündung des Aufidus lag das Emporium, der jetzige Torre del Ofanto. C. soll von Diomedes gegründet worden seyn; daher hieß die Gegend Campi Diomedis. Als griechische Kolonie bezeichnet sie Horaz mit dem Ausdruck more bilinguis, indem die griechische Sprache mit der latei-

nischen im Gebrauch war. Jetzt heißt C. Canosa (s. d.).

Canuti, Domenik Maria, berühmter Historienmaler, aus Bologna, Schüler Guido Reni's, gründete in Bologna eine Schule, die sehr besucht war, bis C. nach Rom zog; seine meisten Schüler gingen alsdann zu Pasinelli über. C.'s Meisterwerke in der Wandmalerei finden sich besonders in den Klöstern der Olivetaner zu Rom, Padua und Bologna; außerdem sind noch große Bilder im Palaste Pepoli, in der Gallerie Colonna zu Rom, im herzoglichen Palast zu Mantua, die großen Fresken in der Liberia zu Bologna rc. C. † 1684 im 64. oder 1677 im 55. Jahre. Von C. sind auch geätzte Blätter vorhanden.

Canz, Israel Gottlieb, Professor der Theologie zu Tübingen, 1690 zu Grünthal im Würtembergischen geboren, wurde, nachdem er zu Tübingen seine theologischen Studien vollendet, 1714 Repetent daselbst, 1720 Diakonus zu Nürtingen, kam 1721 als Klosterpräceptor nach Bebenhausen und 1733 als Dekan und Stadtpfarrer wieder nach Nürtingen. Aber schon im folgenden Jahre nahm er den Lehrstuhl der Beredsamkeit, Poesie und Theologie zu Tübingen ein, wurde 1739 Professor der Logik und Metaphysik und 1747 der Theologie. Er † den 28. Jan. 1753. Anfangs ein Gegner, ward er später ein eifriger Anhänger der wolfischen Philosophie und schrieb eine Dogmatik nach leibnitzisch-wolfischen Begriffen: „Philosophiae Leibnitzianae et Wolfianae usus in theologia per praecipua fidei capita" (Frankfurt und Leipzig 1728—1739, 4 Bde.). Mit Bilfinger bildete er die wolfische Philosophie weiter aus.

Canzone (ital.), eine lyrische Dichtart provenzalischen Ursprungs, die aber in Italien erst ausgebildet wurde. Sie hat die unmittelbare Aeußerung des Gefühls, die ernste, schwermüthige Betrachtung zum Vorwurf und unterscheidet sich dadurch, wie durch die eigenthümliche, sehr mannigfaltige Form von jeder andern Dichtart. Ihren Ursprung verdankt sie der schwärmerischen Liebe, welche sie als Minnelied durch reiche üppige Wortfülle am reizendsten zeichnet. Zwischen dem Liede und der Ode gleichsam in der Mitte stehend, nähert sie sich oft der Elegie. Sie zerfällt in mehre Stanzen von unbestimmter Zahl; Reim und Versart sind in jeder Stanze gleichförmig, jedoch ist die Anzahl der Verse nicht bestimmt. Es gibt Stanzen von 9—20 Versen, und eben so verschieden ist die Vertheilung dieser Verse und die Stellung der Reime, wobei jedoch die bestimmte, regelmäßige Form herrscht, welche Petrarca ausgebildet hat. Diese Art der Canzoni heißt C. Petrarchesca oder Toscana, und es darf keine derselben unter 5 und über 10 Stanzen, und keine Stanze unter 9 und über 20 Verse haben. Jede Strophe hat 3 Abtheilungen, die beiden ersten, welche gleichförmige Hälften ausmachen und entweder aus 2, 3 oder 4 (binario, ternario, quadernario) Versen bestehen, heißen piedi (Füße); die dritte (sirima oder coda, Schweif) hat keine bestimmte Anzahl von Versen und in ihrem Baue mit den ersten nichts gemein. Alle drei reimen sich nun verschlungen unter einander nach verschiedenen Regeln. Die Schlußstanze ist gewöhnlich kleiner als die übrigen und heißt ripresa (Wiederaufnahme), congedo (Abschied), commiato (Geleit), licenza (Entlassung), tornata (Wiederkehr) oder auch bloß chiuva (Schluß), weil sie meist eine Apostrophe des Dichters an seinen Gesang enthält, von dem er scheidet. Die Verse sind gewöhnlich elf- oder siebensylbig. Durchaus strengen Gesetzen ist weder die Anzahl der Strophen, noch die Verszahl und Stellung des Reims unterworfen. Seltsam und verwerflich ist jedoch, weil ihr einziges Verdienst eben nur in ihrer Schwierigkeit besteht, jene Form derselben, wo die Reime von Stanze zu Stanze wiederkehren, so daß die Verse der ersten Stanze gar keine Reime haben, alle folgenden aber auf die Endsylben der ersten Stanze reimen, die bei einem Zwischenraume von 7—8 Versen bereits vergessen sind. Man nannte diese Form distesa (ausgedehnte) oder distanza continua, sie ward aber bald aufgegeben. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts fing man an, von der strengen Form der C. Petrarchesca abzuweichen. Schon Torquato Tasso brachte zur Verbindung der Strophen verschiedene Spielereien an, die er catene (Ketten) und monili (Halsbänder) nannte. Noch willkürlicher ging Chiabrera zu Werke. Die meisten canzonenartigen Gedichte des Letzteren, die er Canzonette nennt, sind in kürzeren Versen und kürzeren Strophen, mit vollkommen willkürlicher Reimstellung geschrieben und bahnen den Weg zur sogenannten C. Anacreontica, die von der alten strengen Form durchaus nichts beibehielt. Die C. Pindarica oder alla Greca wurde von Luigi Alamanni im 16. Jahrhundert zuerst eingeführt und von Chiabrera ausgebildet. Sie besteht aus der einmaligen oder noch gewöhnlicher mehrmaligen Kombination dreier Strophen: strofa, antistrofa und epodo, wovon die beiden ersten in der Reimstellung übereinstimmen, die dritte ein eigenes System bildet. Die C. a ballo oder Ballata war bestimmt, beim Tanze gesungen zu werden, so daß die ersten Verse (ripresa) im Chor, die darauf folgenden Strophen von einer Stimme gesungen wurden, worauf dann wieder der Chor einfiel. Die Strophe schloß jedesmal mit dem Endreim der ripresa. Besonderes Verdienst um die C. hat sich der italienische Dichter Vinc. Filicaja (zu Florenz 1642 geboren, † 1707) erworben. In Deutschland haben A. W. Schlegel, K. Förster, Freiherr von Zedlitz in seinen „Todtenkränzen", Platen, Rückert u. A. treffliche Canzonen geliefert.

Canzonetta (ital.), in der alten Poesie eine kleine Canzone, eine Art Lieder mit dem Ausdruck zärtlicher Empfindung, bei den Dichtern des 15. Jahrhunderts sehr gebräuchlich; in der Musik theils Gesang und Melodie überhaupt, theils Melodien, die ohne Text mit Variationen gesungen werden; auch ein leichtes Gesangstück scherzhaften Inhalts mit italienischem Text.

Canzoni villanesche (ital.), ländliche Lieder, die, den Volkston nachahmend, um 1540 gleichzeitig mit dem Madrigal in Oberitalien entstanden. Zu ihrer Komposition bediente sich der Musiker eines einfacheren Kontrapunkts, als

beim Madrigal. Sie hießen auch Villanelle alla Napoletana.

Caorcini (Caturcini, Caursini, Corsini), italienische Kaufleute, im 13. Jahrhundert, durch ihre Wuchergeschäfte in Frankreich, England, den Niederlanden und in Sicilien berüchtigt. Einige Schriftsteller leiten ihren Namen von Cahors, der Hauptstadt von Quercy, ab, wo sie große Geschäfte machten; andere von einer Großhändlerfamilie von Florenz, den Corsini. Gegen das unsolide, wucherische Treiben der C. schritten mehre Regierungen ein. Heinrich III. vertrieb sie 1240 aus England. Doch kehrten sie, als der Papst sich für sie ins Mittel legte, zurück und wurden zum zweiten Male 1251, ein Jahr nach ihrer Zurückkunft, wieder verjagt. Im J. 1260 vertrieb sie der Herzog von Brabant durch sein Testament aus seinen Ländern. Endlich verwies der heilige Ludwig von Frankreich 1268 sie des Landes.

Capaccio, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, unfern vom mittelländischen Meer, im alten pästanischen Meerbusen, zwischen den Flüssen Sele u. Solofone, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale und ungefähr 2500 Einwohner. C. besteht aus den Ortschaften C. vecchia, auf einer Anhöhe, und C. nuova, in der Ebene, beide in fruchtbarer Gegend liegend. In der Nähe gegen das Meer hin sind die berühmten Ruinen von Pästum: eine Ringmauer, zwei Tempel, ein Amphitheater &c.

Capaneus, einer der sieben Fürsten von Theben, Sohn des Hipponous und der Astynome oder der Laodice, Gemahl der Evadne, des Iphis Tochter. Er hatte am ogygischen Thore, den Göttern selbst trotzend, mittels einer Leiter schon die Mauern erstiegen, als ihn Zeus durch einen Blitzstrahl erschlug. Als sein Leichnam auf dem lodernden Scheiterhaufen stand, stürzte sich seine Gattin aus Liebe hinein. Nach Apollodor rief ihn Aeskulap wieder in das Leben zurück. Sein Sohn war Sthenelus, der mit Diomedes gegen Ilion zog.

Capasion (Capellos), Kopfbedeckung des griechischen Patriarchen, ein violetfarbiger, mit einem lichtblauen Kreuze geschmückter Hut ohne Krempen, an dessen beiden Seiten blaue Bänder herabhängen.

Capax (lat.), derjenige Malteserritter, welcher, nachdem er 4 Feldzüge gegen die Türken gemacht und sich fünf Jahre zu Malta aufgehalten hatte, fähig war, eine Komthurei zu erhalten.

Capdenac, Stadt im franz. Departement Lot, auf einem von dem Lot umgebenen Felsen, mit 350 Einwohnern, ist in Frankreich deshalb berühmt, weil die Engländer, welche Herren aller umliegenden Provinzen gewesen waren, nur diese Stadt unbezwungen ließen.

Capdueil, Pons, Baron von Puy-Sainte-Marie, einer der ausgezeichnetsten Troubadours des 12. Jahrhunderts. Als seine Geliebte, die schöne Azalaïs von Mercoeur, Gemahlin eines mächtigen Grafen von Auvergne, gestorben war, forderte er durch Reden und Lieder zu einem neuen Kreuzzuge auf, trat dann 1190 in die Reihen des Kreuzheeres und † den Heldentod im heiligen Lande. Außer seinen Liedern der Liebe (gegen 20) haben wir von ihm drei Gesänge voll religiöser Begeisterung und all der gläubigen Einfalt seiner Zeit. Seine Poesien finden sich in den vatikanischen Manuskripten 3204, 5—7 und 8, in denen der laurentinischen Bibliothek zu Florenz und in der pariser Bibliothek 7225—6, 7614 und 7698.

Capece, in den Chroniken häufig Caciapece, ein italienisches Adelsgeschlecht, in Neapel heimisch und seit den Tagen der Hohenstaufen und ihres Untergangs durch viele in Künsten des Kriegs und des Friedens bewährte Glieder ausgezeichnet. Die Familie stammt von den Normannen ab und war lange Zeit im Besitz von Trani; später bewohnte sie Sorrento. Marino C. war Kaiser Konrads IV. u. seiner unglücklichen Nachkommen getreuer Anhänger und Rathgeber. Nach des Kaisers Tode übernahm C. die Leitung des Baues von Manfredonia, focht bei Benevento in den vordersten Reihen, brach sich, als endlich dem schreiendsten Unrecht der Sieg zu Theil wurde, mit einer kleinen Schaar mitten durch die Massen der Feinde Bahn und entkam nach Sicilien, wo er den Kampf für den gefangenen Konradin rastlos fortsetzte. Als Konradins Haupt gefallen war, wurde auch C. von den Franzosen überwältigt, gefangen und hingerichtet. Um die C.'s mit seiner ganzen Tigerwuth zu züchtigen, raubte Karl von Anjou nicht nur vielen Gliedern dieser hochsinnigen Familie Güter und Leben, sondern wollte auch den ganzen Stamm für ewige Zeiten dadurch mit Schmach bedecken, daß er die den Mörderhänden Entgangenen zwang, schimpfliche Zunamen, wie Latro, Galeotta, Piscicelli, Zuroto, Minutolo, Tomacelli &c., anzunehmen, die aber in der Folge die Geschichte in ehrenvolle Benennungen der verschiedenen Linien des Hauses verwandelte. Joseph Capecelatro, Erzbischof von Tarent, eines der edelsten Glieder der C., wurde um 1745 geboren und erhielt noch sehr jung das Erzbisthum Tarent mit Titel und Würden eines Primas des Königreichs. Ein treuer Diener der katholischen Kirche, bekämpfte er die hierarchischen Anmaßungen des Papstes und Alles, was der gesunden Vernunft und dem Rechte zuwider ging. So schrieb er in früher Jugend gegen den unrechtmäßigen Tribut des Königreichs Neapel an den römischen Stuhl und ein Werk über das Priestercölibat, das er als ein Verbrechen gegen Natur und Moral und als die vorzüglichste Ursache des Abfalls der Lutheraner von der römischen Kirche bezeichnete. Als die französische Revolution ihre Ideen auch nach Italien schleuderte, machte er vergeblich die Königin Karoline auf die elende Staatsverwaltung und die gemißbrauchte Gewalt der Minister aufmerksam. Beim Ausbruch der Revolution sah sich der von dem Volke wie ein Vater verehrte Mann auf dessen Wunsch genöthigt, mit an das Ruder des Staats zu treten. Nach der Restauration ließ ihn der berüchtigte Kardinal Ruffo einkerkern; aber seinen Plan, ihn auch auf das Schaffot zu bringen, vernichtete die Theilnahme, mit welcher ganz Neapel für ihn aufstand. Als die Regierung alle Parteien zu seiner Rettung sich vereinigen sah, machte sie aus seiner Freisprechung einen

Gnadenakt. Der sich keiner Schuld gegen sein Vaterland bewußte Ehrenmann verließ jedoch das Gefängniß nicht und forderte Gerechtigkeit, und so fand sich denn endlich der König gemüßigt, sich wegen seiner Verhaftung bei ihm zu entschuldigen. Unter Joseph und unter Murat war er Minister des Innern; alles Gute, das unter der französischen Regierung Neapel zu Theil wurde, findet seine Quelle lediglich in der patriotischen Gesinnung C.'s. Nach Murats Fall nahm man ihm sein Erzbisthum; er zog sich nun gänzlich ins Privatleben zurück und machte sein Haus zum Aufenthalt aller durch Rang und Gelehrsamkeit angesehenen Männer und Frauen. Er † bald nach seiner Amtsentsetzung. Sein „Elogio di Federigo II Re di Prussia" (Berlin 1832), nach dem Französischen von Guibert, gehört zu den gelungensten italienischen Uebersetzungen.

Cape-Coast-Castle, Fort nebst Stadt in Guinea, die Hauptniederlassung der Engländer auf der Goldküste, ist auf einer niedrigen, in die See hineinragenden Bank von Gneis und Glimmerschiefer erbaut, die einen natürlichen Molo gegen die an der ganzen Küste oft sehr heftige und gefährliche Brandung bildet. Hinter dem großen, aber schlechtbesetzten Schlosse liegt die Stadt, welche von der See her im Ganzen wegen der vielen weiß übertünchten Häuser einen freundlichen Anblick gewährt, aber in einer wunderlichen Mischung von dicht zusammengehäuften, aus Lehm erbauten und mit Binsen gedeckten Negerhütten und in mehr oder minder europäischem Styl gebauten Häusern besteht. In dem von Europäern und reichen Eingebornen bewohnten Theil sind die Häuser aus Backstein aufgeführt, haben flache Dächer und bilden zwei breite, luftige, hier und da mit sogenannten Regenschirmbäumen verzierte Hauptstraßen. Auch befindet sich hier eine wesleyanische Kapelle und ein hübsches Missionshaus. Die 10,000 Bewohner sind Neger, Mulatten, Europäer. Erstere gehören, mit Ausnahme einer Kolonie von Krus, die sich des Verdienstes halber hier aufhalten, zum Stamm der Fantis, welcher zwar unter dem Schutze der Engländer steht, aber auch an den Fürsten der Aschantees Tribut zahlt. Die Fantis der Küste treiben neben etwas Ackerbau für das eigene Bedürfniß auf eine höchst industriöse Weise besonders Fischfang oder beschäftigen sich mit dem sehr wenig einträglichen Goldsuchen, während landeinwärts die Bodenerzeugnisse, wie Mais, Bananen ꝛc., nach einem gewissen landwirthschaftlichen Wechselsystem als Handelsartikel gezogen, nach dem Meeresufer gebracht und hier gegen europäische Waaren (Tuch, Messer, Rum, Tabak, eingesalzene Fische) eingetauscht werden. Das Schloß C.-C.-C. wurde von den Portugiesen gegründet u. von diesen geraume Zeit hindurch nur als Sklavenzwinger benutzt. Hierauf kam es an die Holländer, denen es 1661 die Engländer entrissen. Obgleich sich 1663 die Holländer desselben wieder zu bemächtigen suchten und es 1757 die Franzosen angriffen, blieb es doch in dem Besitz der Engländer. Seit 1672 befand es sich in den Händen mehrer britisch-afrikanischen Kompagnien, bis es 1844 ganz von der britischen Regierung übernommen ward, welche die Stadt zum Sitz der Regierung für alle englische Niederlassungen an der Goldküste, wozu auch die 1850 durch Kauf erworbenen dänischen Forts gekommen sind, erhob. Der Vicegouverneur von C.-C.-C. ist dem Gouverneur von Sierra Leone untergeordnet.

Capefigue, Baptiste Honoré Raymond, französischer Schriftsteller der Gegenwart, 1799 zu Marseille geboren, erhielt die erste Bildung in seiner Vaterstadt und kam um 1820, fast gleichzeitig mit Thiers und Mignet nach Paris, wo er alsbald sein Heil unter der Fahne der Restauration erkannte und im Dienste der Royalisten an der Redaktion der „Quotidienne" mitarbeitete. Zum Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, verlor er diese Stelle durch die Julirevolution und widmete sich nun ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit. C., so urtheilt eine deutsche Kritik, ist ein wenig Historiker, ein wenig Antiquar, ein wenig Politiker, aber mehr als alles das romantischer Dichter. Seine quasihistorischen Werke folgen mit einer Schnelligkeit auf einander, die an das Wunderbare zu grenzen scheint, so lange man dieselben nur aus Zeitungsannoncen kennt; es ist für C. ein Spiel, im Laufe eines Jahres ein halbes Dutzend geschichtliche Bände ans Licht zu fördern, in denen meist die dunkelsten und verworrensten Perioden des Mittelalters behandelt werden und die also eine Menge höchst schwieriger Studien vorauszusetzen scheinen. Aber schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Methode des Verfassers reicht hin, um seine unerhörte Fruchtbarkeit erklärlich zu machen. C. behandelt die Geschichte wie ein schöner Geist, dem es nicht an allgemeinen Kenntnissen und an einer gewissen Belesenheit fehlt, der einige hervorstechende und namentlich die poetischen Charaktere der Geschichtsperiode, mit der er sich eben beschäftigt, lebendig aufgefaßt hat und dem endlich ein gewisser Reichthum des Ausdrucks und des Styls zu Gebote steht, mit denen er seine magere Gelehrsamkeit kunstgerecht zu drapiren weiß. Er möchte die ihm fehlenden Eigenschaften des Geschichtschreibers durch eine dichterische Darstellung ersetzen, dem Verstande und der Wißbegierde des Lesers dadurch eine Diversion machen, daß er dessen Einbildungskraft beschäftigt. Unglücklicherweise ist indessen das heutige Publikum wenig empfänglich für den Reiz dichterischer Blumen. Dieses Urtheil hat sich auch in der Weise bestätigt, wie das Publikum C.'s Schriften zuerst aufgenommen hat und wie es ihnen jetzt begegnet. C. hat, außer den genannten Eigenschaften, keine von den Tugenden aufzuweisen, welche uns den Historiker ehrwürdig und sein Werk glaubwürdig machen. Seine historische Methode ist, wie sie uns der deutsche Kritiker geschildert hat, eine geschmückte, bunt und geschickt aufgeputzte Spielpuppe aus historischen Quellen aller Art. Er legt die Schichten Stoffs auf einander und bringt sie, ohne vernünftige und geschmackvolle Auswahl, ohne geistige Durchdringung, ohne leitenden Faden, nach einander aufs Papier. Noch trauriger steht es mit

der Art und Weise, wie C. die Geschichte auffaßt. Ein Weltgericht ist sie ihm nicht, wenigstens kein gerechtes: denn C. richtet Lebendige und Todte vom niedrigsten, engherzigsten und beschränktesten Standpunkt aus, vom Standpunkt des blinden Glaubens an die Autorität des unbedingten Gehorsams gegen Papst und König, der urtheilslosen Bewunderung alles Gekrönten und vom Abglanz der Krone Beschimmerten. Finden vor einem solchen Tribunal weder Sully noch Colligny, weder die Bartholomäusnacht, noch Inquisition und Dragonaden das ihnen gebührende Urtheil, so kann man um so weniger Anerkennung verlangen für das Große und Gerechte in der Entwickelung der Reformation wie der Revolution. Religion und Politik sind ihm nicht die Lebensluft, in welcher die Völker Glück und Frieden athmen sollen, sondern Mittel in des Monarchen Hand, dieselben zu brauchen nach seiner Ueberzeugung. So bleibt er denn auch in seiner gesammten Geschichtsauffassung nichts, als der jedesmalige Redakteur der jedesmaligen „Quotidienne" des Gekrönten und Gesalbten, für dessen Zeitgeschichte seine Feder eben beschäftigt ist. Von seinen Schriften sind die bekanntesten: „Recueil des opérations de l'armée française en Espagne, sous les ordres du duc d'Angoulême" (Paris 1823—24); „Essai sur les invasions des Normands dans les Gaules, suivi d'un aperçu des effets que les établissements des hommes du Nord ont eu sur la langue, la littérature, les moeurs, les institutions sociales etc." (das. 1823); „Vie de St. Vincent de Paule" (das. 1827); „Histoire de Philippe Auguste" (4 Bände, das. 1827—29); „Histoire constitutionelle et administrative de la France depuis la mort de Philippe Auguste" (4 Bde., das. 1831); „Histoire de la réforme de la ligue et du règne de Henri IV" (4 Bde., 1834); „Richelieu, Mazarin et la Fronde" (das. 1835); „Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe" (2 Bde., das. 1837); „Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chûte de la branche ainée des Bourbons" (8 Bde., das. 1831); „Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques" (2 Bde., das. 1836), ein Pasquill auf die Julirevolution; „Philipp d'Orléans régent de France" (2 Bde., 1838); „Hugues Capet et la troisième race jusqu'à Philippe Auguste, première periode, dixième et onzième siècles" (das. 1839); „Les cent jours" (das. 1841); „L'Europe depuis l'avénement de Louis Philippe" (das. 1849, 10 Bde.); „La société et les gouvernements de l'Europe depuis la chûte de Louis Philippe jusq'à la présidence de Louis Napoleon Bonaparte" (das. 1849, 4 Bde.); „Quatre premiers siècles de l'eglise chrétienne" (das. 1850—51, 4 Bde.). Auch seine diplomatischen Gelegenheitsschriften: „La diplomatie de la France et de l'Espagne depuis l'avénement de la maison de Bourbon" (Paris 1846); „Le congrès de Vienne dans ses rapports avec la circonstance actuelle" (das. 1847, deutsch, Grimma 1847), sowie die „Diplomates européens" (Paris 1843—47, 4 Bde.), 46 Charakteristiken von Staatsmännern enthaltend, sind noch zu bemerken.

Capella (lat.), Ziege, ein Stern erster Größe im Sternbild des Fuhrmanns, dessen Versetzung an das Himmelsgewölbe Eratosthenes also erzählt: Zeus wurde gleich nach seiner Geburt von der Rhea der Themis und dann der Amalthea zur Auferziehung übergeben. Die letztere säugte den jungen Gott mit einer Ziege, der Tochter der Sonne, von so grauenerregendem Anblick, daß die Titanen, Saturns Begleiter, die Erde ersuchten, dieselbe in einer Höhle auf Kreta zu verbergen. Es geschah. Als nun der von Amalthea aufgezogene Zeus keine Waffen zur Bekämpfung der Titanen hatte, ward ihm der Rath, das undurchdringliche und fürchterliche Fell der Ziege als Schild zu gebrauchen. Der dankbare Gott gab ihr hierauf ein anderes Fell, machte sie unsterblich und setzte sie unter die Sterne.

Capella (ital.), s. A capella u. Kapelle.

Capella, 1) Marcianus Mineus Felix, Prokonsular, lateinischer Dichter, Philolog und Encyklopädist aus Karthago (daher nennt er sich beatae alumnum urbis Elissae), soll nach Einigen gegen das Ende des 5., nach Andern im 3. Jahrhundert gelebt haben. Seine Lebensverhältnisse sind unbekannt. Er trug eine Encyklopädie der 7 freien Künste (Satyricon, 9 Bücher) zusammen, in welcher Prosa und Verse abwechseln, schwülstig, gesucht und schwärmerisch geschrieben und daher uns, besonders in den Versen, wovon auch die Abschreiber die Schuld tragen mögen, oft unverständlich. Die ersten 2 Bücher stellen die Hochzeit der Philologie und des Mercurius allegorisch dar. Die erste Ausgabe erschien Vicenza 1499, wiederholt Mutina 1500, Basel 1532, London 1539, Wien 1516, Basel 1577, Leyden 1599, Bern 1763, Nürnberg 1794, von Kopp, Frankfurt 1836. Da C.'s Werk im Mittelalter als Lehrbuch gebraucht wurde, so schrieb man frühzeitig Erklärungen darüber; so J. Scotus, Alex. Neckam, Remigius Antissiodorensis.

2) Galeazzo Flavio Capra, öfter auch nur Galeazzo genannt, einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller und rechtschaffensten Staatsmänner seiner Zeit, den 7. Mai 1487 zu Mailand geboren, war geheimer Sekretär des berühmten Girolamo Morone, Ministers des Herzogs von Mailand, Franz Sforza, später bei diesem selbst Staatssekretär und diente demselben bei mehren Gesandtschaften u. Unterhandlungen mit vorzüglicher Gewandtheit und Treue. Wegen der damaligen drückenden Kriegsunruhen in der Lombardei verließ er sein Vaterland auf einige Zeit und wurde, als 1536 Mailand an Karl V. kam, von diesem in seinem alten Posten bestätigt. Durch einen Fall vom Pferde geschwächt, † er den 23. Februar 1737. Da er in Folge seiner Stellung von den wichtigsten politischen Verhältnissen seiner Zeit genau unterrichtet war, so sind seine geschichtlichen Werke von hohem Interesse und von Wichtigkeit. Er schrieb: „De Rebus in Italia gestis et de bello mediolanensi pro restitutione Francisci Sfortiae II ab anno 1521 usque ad annum 1530" (Venedig 1532, Nürnberg 1532, Antwerpen 1533, italienisch von Fr. Philippopoli, Venedig 1539). Eine Fortsetzung davon ist „Historia belli Mussiani", zuerst in Puteani's „Historia Cisalpina", ferner „Viennae Austriae a

Sultano Solimanno obsessae historia" (Augsburg 1530).

Capellen, 1) Theodorus Frederik, Baron van, verdienstvoller holländischer Seeoffizier, zu Nimwegen 1762 von deutschen Aeltern geboren, trat 1772 in den holländischen Seedienst und wurde wegen seiner Tapferkeit und Umsicht in Gefechten 1783 Kapitän. Als 1792 die Franzosen Holland bedrohten, hatte er mehre Kanonenboote gegen dieselben unter seinem Kommando, und als er 1799 gegen die englische Flotte fechten sollte, ging er mit einem Theil der holländischen, den er befehligte, zu jener über. Die Folge war, daß er vor ein Kriegsgericht gefordert und, als er nicht erschien, in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde. Er blieb bis zum November 1813 in England, ward nach der Rückkehr des Prinzen von Oranien 1814 zum Viceadmiral ernannt und erhielt den Auftrag, die holländischen Kolonien in Ostindien von den Engländern zu übernehmen. Gegen Algier, das die niederländische Flagge beleidigt hatte, wurde C. zum Admiral der niederländischen, in dem mittelländischen Meere stationirten Flotte ernannt und übernahm im Juni 1816 eine Rekognoscirung des algierischen Hafens; im August vereinte sich diese Flotte mit der englischen unter Lord Exmouth. An dem Brande der Stadt, der Verbrennung der algierischen Flotte und der Befreiung der christlichen Gefangenen hatte C. vorzüglichen Antheil. C. † als Hofmarschall des Prinzen und der Prinzessin von Oranien den 15. April 1824 zu Brüssel.

2) Godrad Alexander Gerard Philipp, Baron van C., Generalstatthalter der niederländisch-ostindischen Kolonien, ein Staatsmann von dem geläutertsten Patriotismus, den 15. December 1778 geboren, war der Sohn jenes C., welcher als einer der heftigsten Gegner der Oranier und ächter Patriot die Festung Gorkum 1787, wiewohl fruchtlos, gegen die Preußen vertheidigte. C. trat in den Staatsdienst als Präfektursekretär in Utrecht und wurde 1808 unter König Ludwig Präfekt in Ostfriesland, wo er sich durch seine milde und gerechte Regierungsweise allgemeine Liebe erwarb. Bald darauf ernannte ihn Ludwig zum Minister des Innern und zum Staatsrath. Zum großen Theil auf C.s Rath geschah es, daß der König 1810 zu Gunsten seines ältesten Sohnes die Regierung niederlegte. Unter Napoleon nahm C., durch sein Privatvermögen unabhängig, keine Dienste und besuchte öfter den zu Grätz privatisirenden Exkönig. Wilhelm, König der Niederlande, ernannte ihn zum Kolonialminister und sandte ihn, als Belgien mit Holland vereinigt wurde, als außerordentlichen Staatssekretär nach Brüssel, wo er die Gemüther der Belgier der neuen Regierung geneigt machen sollte. Im Jahr 1815 ging er als Generalgouverneur und Kommandant der Truppen zu Wasser und zu Land nach Batavia ab, mit dem Auftrage, den Handel zu heben, die Vertheidigungsmittel zu verstärken und zu sichern und die Verwaltung für das Mutterland weniger kostspielig zu machen. Er hatte dort mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen: allenthalben Aufruhr der Eingeborenen, drückender Geldmangel, fehlgeschlagene Spekulationen, besonders das mißglückte Unternehmen auf Borneo. C., dem man einen Theil der Schuld an dem schlechten Zustande der niederländischen Angelegenheiten in Indien zuschrieb, wurde 1825 zurückberufen. Im Jahr 1828 zum Präsidenten des Kuratoriums der Universität zu Utrecht ernannt, ging er 1838 als außerordentlicher Gesandter zur Krönung der Königin Victoria nach London und wurde dann Oberkammerherr des Königs Wilhelm II. Später privatisirte er auf seinem Landgut Vollenhoven bei Utrecht, wo er den 10. April 1848 †.

Capelleti (ital.), vormals die in Dalmatien, Slavonien, überhaupt jenseits des adriatischen Meeres geworbenen venetianischen Soldtruppen, die wegen ihrer Tapferkeit gesucht u. meist in feste Plätze verlegt wurde.

Capello, Beiname eines der edelsten venetianischen Geschlechter, stammte aus Capua und ließ sich im 9. Jahrhundert aus Furcht vor den Saracenen in Venedig nieder. Berühmt durch ihre Schönheit wie durch ihre Verbrechen wurde Bianca C., zweite Gemahlin Franz' II. von Medici, Großherzogs von Toskana, um 1548 geboren. Sie knüpfte mit einem jungen Florentiner, Pietro Buonaventuri, der in dem ihm verwandten Handelshause Salviati Kommis war, ein Verhältniß an, welches bald, da sich Buonaventuri als Kompagnon des Hauses angekündigt hatte, so innig wurde, daß Beide, aus Furcht, von den Verwandten getrennt zu werden, noch 1563 mit den kostbaren Juwelen des Hauses C. aus Venedig entwichen. Die gekränkte Familie wirkte von der Signoria einen Aechtungsbefehl gegen Buonaventuri aus und sandte ihm Meuchelmörder bis nach Florenz nach, wohin er sich mit seiner Geliebten begeben hatte. Buonaventuri begab sich in den Schutz des Herzogs Franz von Medici und legte dessen heftiger Liebe zu Bianca, die nun seine Gattin geworden, kein Hinderniß in den Weg. Franz hielt, da eben seine Vermählung mit der stolzen und kalten Erzherzogin Johanna von Oesterreich bevorstand, zu der er keine Neigung fühlen konnte, sein Einverständniß mit Bianca geheim, führte aber dieselbe, nachdem die Vermählung mit Johanna 1565 gefeiert war, in seinen Palast ein und machte ihren Gatten zum Intendanten desselben. Letzterer, der mit seiner Schande bis zur unerträglichsten Anmaßung zu wuchern begann, wurde 1570 auf des Großherzogs Veranstaltung ermordet. Die Buhlerin wußte durch alle möglichen Künste Franz zu fesseln, und sein Entzücken stieg aufs Höchste, als sie ihm, der mit der Erzherzogin nur Töchter hatte, als ihr Kind ein untergeschobenes Knäblein darbrachte. Fast alle Mitwisser dieses Betrugs ließ Bianca tödten. Aber im folgenden Jahr gebar auch die Herzogin ihrem Gemahl einen Sohn und 1578 noch ein Kind, wobei sie verschied. Dieser Verlust und das Zureden seiner Brüder bewogen den Großherzog, Florenz mit dem Entschlusse zu verlassen, mit Bianca zu brechen. Sie aber bot nun alle möglichen Mittel der Verführung auf, ihn wieder an sich zu ziehen, gewann des Großherzogs Beichtvater, und schon nach 2 Monaten war sie mit ihm heimlich getraut. Diese geheime Ehe befriedigte jedoch ebenso wenig Bianca's Ehrgeiz, als des Großherzogs Wünsche, welcher

nach dem frühen Tode des Sohnes von Johanna von seiner jetzigen Gattin wieder einen Erben erwartete. Franz ließ daher Philipp II. von Spanien von seiner Verbindung benachrichtigen, und als derselbe sie billigte, zugleich der Republik Venedig seinen Willen zukommen, sich mit einer Tochter des heiligen Marcus zu vermählen. In Folge dieser Erklärung ernannten die Mitglieder des hohen Rathes (Pregadi) Bianca zur wahren und eigentlichen Tochter der Republik und sandten zu dem Zwecke zwei Gesandte in Begleitung von 90 Nobili nach Florenz, welche der im Oktober 1579 vollzogenen Vermählung beiwohnten. Da Bianca weder ihren untergeschobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch ein neues Knäblein unterschieben konnte und sich durch den Stolz und die eigennützigste Herrschaft ihres Bruders, welcher eine Zeit lang Günstling und Minister war, bei dem Volke tief gehaßt sah, so wünschte sie, zur Sicherung ihrer Zukunft, mit dem Kardinal Ferdinand von Medici, dem nächsten Thronerben, sich und ihren Gemahl auszusöhnen, und veranstaltete daher 1587 auf dem Poggio von Cajano eine Zusammenkunft. Freundlich war der gegenseitige Empfang, aber nach wenigen Tagen erkrankten plötzlich der Großherzog und seine Gemahlin und beide starben den 19. Oktober 1587. Ferdinand legte seine geistlichen Würden nieder und übernahm die Regierung. Wie sehr er sich aber auch vor der Welt von dem Verdacht der Vergiftung zu reinigen bemühte: er konnte die That nie ganz von sich abwälzen.

Capeluche, berüchtigter Günstling Johanns des Unerschrockenen (1404—1419), Herzogs von Burgund. Während der Kriege der orleans-armagnacschen Partei gegen die burgundische war C. stets an des Herzogs Seite und ihm wird ein großer Theil der damals verübten entsetzlichen Grausamkeiten zugeschoben. C. wurde daher nach seines Gönners Tode verhaftet, verurtheilt und durch seinen eigenen Henkersknecht enthauptet. Vor der Exekution theilte C. demselben noch das Geheimniß mit, wie man am geschicktesten einen Kopf abschlage.

Capena, Stadt in Etrurien, zwischen Veji und dem Tibris, wahrscheinlich Kolonie der Vejenter, zu denen die Capenates später wenigstens in freundlichem Verhältnisse standen. Der Uebermacht der Römer leisteten sie lange und meist in Verbindung mit den Faliskern heldenmüthigen Widerstand, scheinen aber dennoch schon um 390 unterlegen zu seyn; C. ward römisches Municipium und verschwindet bald nachher ganz und gar aus der Geschichte. C. ist nach Cluver und Mannert das heutige Fiano an der Tiber; nach Richard lag es bei dem kleinen See di Straccia Cappa. Im Gebiete von C. lag auch der berühmte Hain der Feronia.

Capet, Hugo, Stifter der fränkischen Königsdynastie der Kapetinger, s. Hugo, vergl. Frankreich.

Capillares tubi (lat.), Haarröhrchen, s. Kapillarität.

Capio mortis causa, jede Erwerbung einer Sache, die vom Tode eines Dritten abhängig gemacht wird, die jedoch weder eine Art der Beerbung oder eines Vermächtnisses, noch der Schenkung auf den Todesfall ist; sie unterscheidet sich daher von der Donatio mortis causa dadurch, daß diese durch den Todesfall des Schenkers bedingt, jene aber eine Schenkung unter Lebendigen ist, die der Tod eines Dritten bedingt.

Capistranus, Johannes, Franciskaner, unermüdlicher Kreuzprediger gegen andersgläubige Christen und die den Occident bedrohenden Türken, ein heldenmüthiger geistlicher Feldherr, von flammender Beredsamkeit, aber blutiger That, wurde den 24. Juni 1386 zu Capistrano im Neapolitanischen, nach Einigen aus einer bürgerlichen, nach Andern aus einer adeligen Familie geboren. Nachdem C. seine juristischen Studien beendigt hatte, wurde er Administrator in mehren Städten, dann Assessor des Kriminalhofs zu Neapel und nahm auch an den bürgerlichen Unruhen zu Perugia Theil. In seinem 30. Jahre trat er, durch eine angeblich himmlische Erscheinung vor der Weltlust zurückgeschreckt, zu Samnio in der Grafschaft Molise in den Franciskanerorden. Sein glühender Eifer für die katholische Kirche und gegen die damals zahlreichen Sekten in Italien empfahl ihn den Päpsten Martin V., Eugen IV. und Felix V., und er wurde von denselben als Legat und Inquisitor zur Unterdrückung der vorzüglich in Neapel und dem Kirchenstaat verbreiteten Sekte der Fraticellen (Fratres de opinione) verwendet. Dreißig Jahre lang war er für diesen Zweck thätig und erreichte ihn vollkommen. Als der heilige Bernhardin von Siena einen Nebenzweig des Franciskanerordens von der strengen Observanz stiftete, bot C. ihm bereitwillig hülfreiche Hand und begründete sich dadurch einen Ruf, den der bitterste Haß der Mönche nicht zu schmälern vermochte. Zweimal war C. Generalvikar der italischen Observanten und wirkte auf dem Koncilium zu Florenz für die Vereinigung der griechischen Kirche mit der katholischen. Als damals die hussitische Lehre immer weiter um sich griff, schickte ihn der Papst Nikolaus V. als seinen Legaten, als Bekehrer, Bußprediger und Herold eines Türkenkrieges nach Deutschland. Hier wurde er wie ein Heiliger allenthalben mit Prozessionen, Glockenklang und Vortragen der Reliquien empfangen, und Kranke brachte man herbei, damit sie durch Händeauflegen von ihm Heilung erhielten. In Wienerisch-Neustadt hörte 1450 König Friedrich III. den gewaltigen Redner und wies ihm einen Wirkungskreis in Wien an. Hier predigte C. auf Straßen und Märkten vor einer ungeheuern Menge Volks; er sprach zwar, weil er nicht Deutsch verstand, lateinisch, wußte aber durch die lebhafteste Geberdensprache, unterstützt von einem Dolmetscher, sich verständlich zu machen. In Mähren, wohin er sich von Wien aus begeben, vermochte er 1451 den Magnaten Wenceslaus von Baskowicz, mit 2000 seiner Leibeigenen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren; überhaupt soll C. gegen 16,000 Hussiten bekehrt haben. Gleichwohl schlug er ein von dem hussitischen Erzbischof Rokyzana in Prag ihm angebotenes Religionsgespräch, wahrscheinlich die Ueberlegenheit seines Gegners fürchtend, aus. Ueberall, wo er in Mähren u. Oesterreich erschien,

predigte er Buße und Bekehrung zur Sittenreinheit; in seinem Eifer gegen Sittenverderbniß ging er so weit, daß er Gegenstände des Spieles und Luxus öffentlich verbrannte. In Breslau, wo er 1453 wie ein Gesandter des Herrn empfangen worden war, begann er als päpstlicher Großinquisitor eine Untersuchung gegen die Juden, die man der Entweihung der Hostie beschuldigt hatte. C. ließ die unter den Qualen der Folter Bekennenden, 40 an der Zahl, den Scheiterhaufen besteigen und die anderen aus der Stadt jagen. Dem Nachrichter gab er dabei noch Unterricht im Martern, wie ein Zeitgenosse berichtet. Auch in Schweidnitz, Löwenberg und Liegnitz sättigte sich sein Fanatismus mit blutigen Opfern. Im Jahr 1454 predigte C. zu Krakau, heilte Kranke und stiftete hier, wie in Breslau, ein Franciskanerkloster von der strengen Observanz. Seinen Predigten zum Kreuzzuge gegen die Türken, wozu ihn Calixtus III. aufgefordert, schenkten die deutschen Fürsten wenig Gehör, desto mehr die große Menge, von welcher sich Viele als reuige Sünder anwerben ließen, um gegen die unter Mohammed II. heranrückenden Türken zu fechten. Aber die so gewonnenen Schaaren liefen aus Furcht bald wieder auseinander, und Belgrad, die Schutzmauer von Ungarn, war von einem türkischen Heer von 150,000 Mann hart bedrängt. Da wendete er seine begeisternden Reden voll Bitten, Ermahnungen und Drohungen an die Ungarn, und dies wirkte: in kurzer Zeit konnte er dem Helden Joh. Corv. Hunyades ein Heer von 60 000 Streitern zuführen. Auf seinen Rath geschah es, daß die türkische Flotte auf der Donau zerstört und somit die Festung mit Lebensmitteln und frischer Besatzung versehen wurde. Bei diesem Unternehmen führte er unter steten Ermahnungen, standhaft für die Sache Christi und der gesammten Christenheit zu kämpfen, mit dem Crucifix in der Hand den linken Flügel, während Hunyades mit dem Schwerte den rechten befehligte. C.' außerordentliche geistige Gewalt über das Kreuzheer erregt die höchste Bewunderung, wenn man bedenkt, daß es, größtentheils aus Gesindel zusammengesetzt, dennoch ruhmwürdige Heldenthaten verrichtete und die strengste militärische Ordnung hielt. C.' Ruhm stieg aber noch höher, als er in Belgrad mit seiner begeisterten Schaar einen allgemeinen Sturm der wüthenden Türken nicht nur siegreich abschlug, sondern auch ausfallend, in Verbindung mit Hunyades, das ganze feindliche Heer in wilde Flucht jagte. Der Rettungstag für Ungarn und Deutschland war der 6. August von 1456 und der Papst setzte das Fest der Verklärung Christi zu seinem Gedächtniß ein. Diese Anstrengungen und die durch die unbegrabenen Leichname um Belgrad verpestete Luft warfen den Helden aufs Krankenlager. Hier besuchte ihn König Ladislaus und hier soll C. ihm das unglückliche Schicksal Ungarns prophezeit haben. C. † den 23. Oktober 1456 im Franciskanerkloster zu Illok. Er war von Statur klein, hager und durch strenges Fasten zu Haut und Knochen abgezehrt. Er aß nie Fleisch, trank nie Wein und schlief erst, wenn ihn die äußerste Erschöpfung dazu nöthigte. Aber in dieser elenden Hülle flammte ein Geist der Rede, des Heldenmuthes, der Ausdauer in allen Beschwerlichkeiten, ein Eifer für die Religion und für sittlich reinen Wandel, der ihn so Unglaubliches verrichten ließ, daß er in ganz Europa hochgepriesen, in dem von ihm geretteten Ungarn als ein Heiliger und Wunderthäter verehrt wurde. Schon Leo X., Paul V. und Gregor XV. sprachen ihn selig und 1690 wurde er von Alexander VIII. kanonisirt und der 23. Oktober zu seinem Festtage bestimmt. Außer einer Schrift gegen Rokyzana hinterließ er: „Speculum clericorum"; „De potestate Papae et Conciliis"; „De poenis inferni et purgatorii". Ueber Slavonien, Kroatien und Niederungarn erstreckt sich eine nach ihm genannte capistraner Provinz des Franciskanerordens.

Capita aut navim, beliebtes Spiel der römischen Jugend: man warf ein Geldstück, gewöhnlich einen As sextantarius, dessen Gepräge auf einer Seite den Doppelkopf des Janus, auf der andern einen Schiffsschnabel zeigte, in die Höhe, worauf die Seite, auf welche die Münze fiel, Gewinn und Verlust entschied.

Capitanata, eine der 3 Provinzen (C., Terra di Bari und Terra d'Otranto), in welche jetzt die neapolitanische Landschaft Apulien eingetheilt wird. Die Provinz C., welche das alte Daunia in sich begreift, grenzt gegen Norden an die Provinz Molise, gegen Osten an das adriatische Meer, gegen Süden an den Fluß Ofanto, welcher sie von den Provinzen Terra di Bari und Basilicata, und gegen Westen an einen Zweig der unteren Apenninen, der sie von Molise und von Principato ulteriore scheidet. Zwischen dem Biferno und dem Ofanto, den Apenninen und dem adriatischen Meere liegt in sanfter, beinahe unmerklicher Senkung gegen die See hin das Becken dieser Provinz, welches die bedeutendste Ebene des Königreichs Neapel, das berühmte Schachbret von Apulien (tavoliere di Puglia), bildet. In der Mitte dieses Beckens erhebt sich das reiche Vorgebirge Gargano, beinahe getrennt von der Apenninenkette, und ragt in großartigen Formen in das Meer hinaus. Zwischen dem Biferno und dem Gebirg Gargano fließt, aus den untern Apenninen herabkommend, der Fortore und eilt, von vielen Zuflüssen geschwellt, ins adriatische Meer. Auf denselben Bergen entspringend, stürzen Driolo, Salsola, Volgano und Celone, nachdem sie die Ebene durchschnitten haben, in den Candelaro und mit diesem in den Lago Salso. Ebenso durchschneiden die beiden Flüsse Cervaro und Carapella als Parallellinien die Ebene und ergießen sich, der erste in den Lago Salso, der andere in das Meer. Am Ufer des adriatischen Meeres liegt nördlich vom Gargano der Lago di Lesina und der Lago di Varano, südlich der Lago Salso und der Lago Salpi, neben welchen sich die Laguna di Versentino ausdehnt. Alle diese Seen müssen ehemals Meerbusen gewesen seyn, welche sich in die Küste einbogen und nachher von Sandbänken eingeschlossen wurden, wovon die Beweglichkeit des Sandes an der Küste ein treues Zeugniß ablegt. Ein anderer kleiner Sumpf befindet sich noch auf dem Gargano bei St. Giovanni Rotondo. Der Fortore bildet verschiedene Sümpfe westlich von Celenza bei Ponterotto, andere bedeutendere aber da, wo sein alter Lauf war. Der Candelaro mit seinen Zuflüssen theilt seine Wasser so, daß die

eine Hälfte die berüchtigten sipontinischen Sümpfe verursacht, die andere im Lago Versentino stagnirt. Diese, wie alle übrigen kleineren Flüsse und Bäche, trocknen im Sommer völlig aus, oder fließen nur mit wenigem Wasser einher: im Winter aber stürzen sie, gewaltig angeschwollen, von den Bergen herab, durchbrechen auf weiten Strecken die Ufer und hinterlassen so viel Wasserpfuhle, daß mit Anbruch des Frühlings überall faule Ausdünstungen aufsteigen und die Gegend des Anbaues unfähig machen. Daher die langsame Zunahme der Bevölkerung, daher jene Fieber, die unter dem Namen der apulischen Fieber bekannt sind, daher die Viehseuchen u. zunehmende Sterblichkeit bei Menschen und Thieren. Jahrhunderte lang hatte der Verfall mit steigendem Erfolg an diesem herrlichen Garten Italiens gearbeitet, bis sich endlich die neapolitanische Regierung zu dem Entschluß ermannte, durch Eindämmung der Gewässer und Austrocknung der Sümpfe Land und Menschen zu schützen und zu retten. Im Jahre 1819 begann die Generaldirektion der Brücken u. Straßen dieses Werk und bereits sind bedeutende Resultate gewonnen. Durch die Eindämmung des Candelaro (1833 beendigt) wurden 1900 Moggien Land und durch die des Celone (1834 beendigt) über 3000 Moggien dem Ackerbau wiedergegeben. Da, wo ehemals das blühende Sipontum stand, hat man an den sipontinischen Sümpfen 1830 einen Kanal begonnen, dessen Durchschnitt 15 Quadratpalmen beträgt und in welchen Seitenkanäle das stagnirende Wasser führen; eine ausgedehnte Pflanzung von Pappeln schmückt die Seiten der Kanäle und befestigt sie. Auch dieser Kanal legte 3000 Moggien Land trocken. Der Lago Salpi, von dessen Ufern einst die Bewohner des Salapias flohen und wo jetzt noch die Gemeinden von Salpi und von Casaltrinita ein trauriges Leben führen, setzt eine Fläche von 25 □Miglien unter Wasser und außerdem könnten noch über 50 □Miglien von Wasser befreit werden, und zwar ohne großen Kraft- und Geldaufwand, weil diese Ebenen eine beständige Senkung von 8 Palmen auf die Miglie gegen das Meer hin haben. Die ganze Provinz enthält 64 □Meilen, auf welchen 1851 318,415 Menschen lebten. Vom gesammten Flächenraum ist $^1/_5$ mit Bäumen besetzt; die Waldungen allein nehmen 274,000 Moggien ein, werden aber übel verwaltet und werfen den Einwohnern nur kärglichen Gewinn ab. Ueber die Produkte der Provinz s. Apulien. Die Beschäftigung der Einwohner beschränkt sich zwar nur auf Ackerbau und Schäferei; aber gleichwohl befinden sich beide in einem traurigen Zustande. Das Warum? erklären außer dem Druck, welcher besonders auf den Bewohnern des Tavoliere im Allgemeinen lastet, noch die Thatsachen, daß 1822 Hagel u. Frost gegen 3000 Eigenthümer zu Bettlern machten, daß die Weideplätze jährlich 346,000 Ducati als Steuer, die Aecker 500,000 Ducati abtragen müssen, die Gemeindeabgaben mit 64,000 Ducati nicht dazu gerechnet, und daß endlich die Bewohner noch eine Schuld von mehr als einer Mill. Ducati drückt. Betrachtet man diese Zahlen, die Armuth, zu welcher die Steuerpflichtigen herabgesunken sind, u. die schlechten Ernten seit mehren Jahren, so erklärt sich der entsetzliche Zustand der Nationalökonomie in dieser Provinz. Nur Eine Verbesserung ist bei allem Druck dennoch gelungen: die der Schafheerden u. der Pferderacen. Die Merinoschafe, schon unter Karl III. eingeführt und neuerdings wieder aus Spanien vermehrt, sind jetzt unter verschiedenen Heerden vertheilt und geben bereits eine Wolle, deren Preis schon 1834 auf der Messe zu Foggia beinahe auf 100 Ducati für den Cantaro stieg. Die edlen und feurigen Pferderacen erhalten schönere Formen durch Kreuzung mit ausländischen Hengsten; am meisten gesucht sind jetzt die von Cerignola. Gleichwohl fehlt es noch immer an landwirthschaftlichen Bildungsanstalten. Der Straßenbau hat ebenfalls erst begonnen; doch entwikkelt sich hierin mehr Thätigkeit. Die Provinz hat eine vortreffliche Handelslage. In der Nähe von Triest, dem Stapelort von Deutschland und der Levante, in der Nähe von Ancona, dem Hafenplatz für die Romagna, und nicht fern von dem mehr und mehr sich hebenden Venedig, würde die Provinz ihren Produktenreichthum auf das Vortheilhafteste vertreiben können: aber ganz C. hat nicht mehr als 24 Schiffe, die zusammen nur 650 Tonnen fassen und wovon 12 zur Küstenfahrt bestimmt und kaum die andere Hälfte zur Fahrt in die hohe See tauglich ist, und so bleibt denn auch dieser Erwerbszweig in den Händen der Ausländer. Ein Gleiches gilt vom Manufakturbetrieb. In Cerignola verfertigt man feine Leinwand, Strümpfe und Tafeltücher und in Monte St. Angelo kleine Alabasterarbeiten; das ist in dieser Hinsicht das Bedeutendste. Auf gleicher Stufe steht der geistige Zustand der Bewohner. Vom Landvolk ganz zu schweigen, finden wir auch in den Städten nur wenig Erhebendes. Die Foggianer leben mehr dem Vergnügen und der bequemen Muße, als Wissenschaften und Künsten; Lucera hat einige wissenschaftliche Anstalten, aber es fehlt an Lehrern wie an Zöglingen. In dem alten Troja, dem bevölkerten Cerignola, sowie in dem freundlichen Manfredonia herrscht durch alle Stände eine krasse Unwissenheit. Nur in San Severo nähren eine medicinische Schule und ein stark besuchtes bischöfliches Seminar noch einigen Sinn für Wissenschaft. Die Erscheinung bedeutender wissenschaftlicher Werke gehört daher zu den Seltenheiten: Topographien, die bloß einen lokalen Werth haben, Vorschläge zur Verbesserung der Schäferei und des Ackerbaues, Uebersetzungen lateinischer Schriften u. einige Poëmetten, das ist Alles, was die C. aufzuweisen hat. Der Schulunterricht liegt völlig im Argen, und nur die bischöflichen Seminare, die sich in mehr oder weniger erträglichem Zustande in den größeren Städten finden, mahnen schwach daran, daß die Wissenschaften nicht völlig erstorben sind, obgleich auch in diesen Anstalten der Gebildete nur sehr bescheidenen Forderungen entsprochen sieht.

Capitani, im Mittelalter in Italien die größeren Lehnsleute der Bischöfe, denen die Gerichtsbarkeit über kleinere Bezirke übertragen war (die kleineren hießen Valvassores); in Griechenland die Anführer der Miliz der Armatolen, Palikaren u. Klephten, deren Würde erblich war. Seit dem Freiheitskriege nannten sie sich Strategoi u. seit der Errichtung des griechischen Königreichs erhalten sie Patente von verschiedenen Graden.

Capitano (ital.), eine alte Theaterfigur, deren Ursprung schon in den Raufbolden u. Maulhelden aus Kleinasien zu suchen ist, die von Terenz und Plautus aufgestellt werden. Italiener und Spanier gaben diesem Charakter auf der Bühne die größte Ausdehnung. Der Matamore, C. Spezzafer und Spavento sind Abarten desselben, und auch der deutsche Hauptmann Daradoridatumtorides des Gryphus ist aus ihm entstanden. Immer ist der C. ein Ausländer, in Italien ein Spanier, in Frankreich ein Italiener, und das Prahlerisch-Lügnerische sein immer wiederkehrender Charakter. Sein Kostüm war sehr verschieden; ein überlanger spanischer Stoßdegen, ein großer Schnurrbart, weite große Stiefeln u. ungeheure Sporen durften jedoch nie fehlen. Vergebens suchte ihn Wolf in der Preciosa, Raupach in den Brautführern und Bauernfeld in dem Musikus von Augsburg wieder einzuführen: er wurzelt nicht mehr im Leben des Volks.

Capite censi, diejenigen römischen Bürger, welche die sechste Klasse ausmachten, wegen Mangels an Vermögen nur ihre Person zu versteuern u. keine Kriegsdienste zu thun brauchten.

Capitis deminutio, s. Bürgerlicher Tod.

Capitolinus, Manlius, 392 Konsul, leitete die Vertheidigung des Capitoliums gegen Brennus, dessen Schaaren er, von den Gänsen geweckt, zuerst zurückschlug. Zur Belohnung wurde ihm ein Haus auf dem Capitolium u. der Beiname C. verliehen. Als er aber nach der Tyrannei strebte, stürzte man ihn vom tarpejischen Felsen herunter.

Capitolium, die Burg des alten Roms, lag auf dem kapitolinischen Berge (Capitolinus mons), dem kleinsten der sieben Hügel, in der 8. Region der alten Weltstadt. Er hieß ursprünglich, als Wohnsitz der ältesten italischen Gottheit, der saturnische Berg, später der tarpejische, von Tarpejus, dem Vater der schönen Tarpeja, die noch jetzt als Bella Tarpeja im Munde des Volks sagenhaft fortlebt. Ueber den Ursprung des Namens C. sind die Meinungen verschieden. Nach der gewöhnlichen Annahme erstand er erst unter Tarquinius Priscus, als man die Area für den Tempel des kapitolinischen Jupiters ebnete und ein frischblutendes Menschenhaupt beim Hinwegräumen der Erde fand. Die herbeigerufenen Wahrsager erklärten dies sogleich für ein Zeichen, durch welches die Götter der Stadt eine ewige Dauer und die Weltherrschaft von diesem Berge aus verkündeten. Spätere gelehrte Römer gebrauchten ihre frostige Kunst des Etymologisirens, um den Namen aus den Worten Caput u. Olus oder Tolus, also etwa Olushaupt oder Tolushaupt, zusammenzusetzen.

Die alten Schriftsteller verstehen unter C. bald den Berg mit allen Tempeln u. Gebäuden, bald die Burg auf dem einen Ende des Berges, bald den Tempel des Jupiter allein. Der Berg hat im Laufe der Zeiten bedeutende Aenderungen erlitten, so daß man nicht immer mit Bestimmtheit die Orte wiederfindet, welche die alten Schriftsteller bezeichnen; im Allgemeinen bietet jedoch die Oberfläche dem Auge noch immer dasselbe Bild dar, welches der alte Römer sah. Er bildet ein Oval mit erhöhten Endspitzen, von denen die eine gegen die Tiber hin gewendet ist, wo der Berg im Alterthume abschüssiger als jetzt gewesen war. Hier ist auch der tarpejische Felsen (s. d.). Der Abhang nach Südosten, nach dem alten Forum hin, ist dagegen jetzt bedeutender, als an der entgegengesetzten Seite, und dies war im Alterthum schwerlich schon der Fall, denn hier hatten die alten Römer nicht nur eine Fahrstraße vom Forum auf den Berg, sondern es versorgte auch ein Aquädukt (Capitolina aqua) den Tempel des Jupiter mit dem für die Opfernden nöthigen Wasser. Der Umfang des ganzen Bergs beträgt 4400 römische Fuß und die Höhe 150 Fuß über dem Meere. Die Entfernung von der Tiber gibt Dionysius etwas zu klein auf nicht ganz ein Stadium (600 Fuß) an. Der Tiber gegenüber erblickte man vom Kapitol aus den Quirinalis und etwas weiter den Viminalis, im Südosten den Palatinus; zwischen diesem und dem Capitolinus lag das Forum romanum (Campo vaccino). In den ältesten Zeiten, als Romulus mit Färse und Stier den Umfang der ewigen Stadt durch eine aufgeworfene Furche bestimmte, deckte den kapitolinischen Berg ein dichtes Gesträuch. Romulus wollte hier, allem Anschein nach, nur eine Festung, keinen Sitz der Götter gründen. Als der Cap. mons nun durch Verrath in die Hände der Sabiner fiel, schlug Titus Tatius, ihr König, daselbst seine Wohnung auf, und zwar an derselben Stelle, wo nachher das Haus des Manlius Capitolinus und später der Tempel der Juno Moneta stand. Aber auch Romulus hatte hier ein Haus (casa Romuli), wiewohl er auf dem Palatinus wohnte. Als Sabiner und Römer verschmolzen waren, errichteten auch die Patricier prachtvolle Wohnungen, und daraus entstand allmählig eine gewaltige Burg, von welcher herab sie ihre Mitbürger jeden Augenblick unter tyrannische Herrschaft beugen konnten. Diese Gefahr beseitigte jedoch bald ein Gesetz, welches alle Privatgebäude vom Umkreis des Mons capit. ausschloß. Von da an füllten sich die leergewordenen Räume mit Tempeln aller Art, bald zählte man hier über 60 Heiligthümer, so daß fortan die Römer das C. Domicilium deorum, die Wohnung der Götter, nannten. Das C. blieb eine Wohnung der verschiedenartigsten römischen Gottheiten, bis der ältere Tarquinius 614 v. Chr. im sabinischen Kriege dem Jupiter einen Tempel gelobte. Zwar konnte er sein Gelübde nicht selbst erfüllen, aber sein Sohn, der stolze Tarquinius, übernahm diese Schuld und begann den Bau, freilich erst, nachdem er bei der Zerstörung von Suessa Pometia, der reichsten Stadt der Volsker, die Mittel dazu gefunden hatte: der Zehnte von der ganzen Beute sollte nämlich auf den Bau verwandt werden. Wie groß aber auch diese Beute war, sie reichte kaum für die ungeheuern Substruktionen hin, welche an Umfang und Stärke mit den größten Gebäuden der republikanischen Zeit wetteiferten. Aber noch ein ganz anderes Hemmniß schien dem Bau gleich von allem Anfang entgegentreten zu wollen: die vielen Heiligthümer der andern Götter konnten ohne Auspicien nicht entfernt werden. Nun gaben zwar alle Götter ihre Einwilligung zum Zu-

pitertempelbau, nur Juventas und Terminus nicht. Indeß endeten diese Zweifel mit allgemeinem Jubel, als die Augurn gerade in der abschlägigen Antwort dieser beiden Gottheiten ein neues Zeichen erkannten, daß die Jugend der aufblühenden Stadt nie schwinden und die Grenzen ihres Gebiets niemals zurückgehen würden. Tarquinius vollendete den Tempel nicht ganz, u. erst von M. Horatius, einem der Konsuln des ersten Jahres der Republik, wurde er eingeweiht. Der Umfang des Tempels betrug an 800 Fuß bei 200 Fuß Länge und 185 Fuß Breite. Die Fronte ging nach Süden, wo ein dreifacher Säulengang das Gebäude schmückte; auf den Seiten waren zwei Säulenreihen. Zum Eingang des Tempels selbst führte eine Treppe von breiten Stufen. Nach Niebuhr bestanden die Haupttheile des ursprünglichen Tempels aus Peperin, die Säulen aus großen Blöcken, ohne Stuckverkleidungen, ohne Marmor, doch erhaben in ungekünstelter Größe; nach demselben Forscher soll das Werk von etruscischen Bauleuten aufgeführt worden, aber die altitalische Sitte, die keine Bilder geduldet, schon damals griechischem Einflusse gewichen seyn. Die Ausschmückung des Gebäudes gehört den folgenden Zeiten an. Das Gebälk wurde 145 v. Chr. vergoldet. Im sullanischen Bürgerkriege brannte der Tempel aus Fahrlässigkeit der Tempelwärter ab und wurde nun um so prächtiger und erhabener wieder aufgebaut. Sulla schaffte zum neuen Baue Säulen von penteliſchem Marmor aus Athen vom Tempel des Jupiter Olympius, der Konsul Catulus ehernen Ziegel herbei und ließ eine neue Quadriga aus Erz mit dem Aufwande von 1200 Talenten (29 Millionen Gulden) vergolden. Die Pracht war so groß, daß das Gebäude wohl das goldene genannt werden konnte. Doch auch dieses wurde im vitellischen Kriege ein Raub der Flammen. Vespasian stellte es zwar nicht weniger glänzend wieder her; aber schon bei seinem Tode brannte der ganze Bau abermals ab und wurde nun erst von Domitian, aber mit ungeheurer Pracht, wieder aufgebaut. Das Innere des Tempels war drei Gottheiten gemeinsam. Das Heiligthum des Jupiter befand sich in der Mitte, das der Minerva rechts und das der Juno auf der linken Seite; den Namen aber erhielt der Tempel vom Jupiter, der hier als Capitolinus, als erste Gottheit der Römer, als Optimus Maximus, der Beste, der Größte, verehrt wurde. Die Statue Jupiters war sitzend dargestellt, ursprünglich aus Thon von Turanius aus Fregellä verfertigt und mit Mennig roth angestrichen. In der Hand hielt sie einen Blitz, daher Jupiter auch Fulminans, der Blitzende, hieß; der Blitz bestand später aus Gold. In den Schooß der Bildsäule pflegten die Triumphirenden die Laurea oder den Lorbeerzweig, welchen sie beim Triumphzuge in der Hand hielten, niederzulegen und sodann dem Jupiter selbst das übliche Opfer darzubringen. Im ersten Brande des Kapitols ging diese Säule unter; doch wurde sie kostbarer aus Gold und Elfenbein hergestellt, und als ein zweiter Brand auch diese vernichtete, so erfolgte unter Trajan eine Erneuerung derselben aus bloßem Golde. Sie erhielt auch einen goldenen Eichenkranz und einen Mantel von dem köstlichsten Purpur. Die Wichtigkeit, welche die Römer auf diesen Tempel legten, beurkundet sich auch dadurch, daß sie ihn zu ihrer Jahresrechnung gebrauchten, indem an der rechten Seite desselben, wo sich der Tempel der Minerva befand, jährlich vom Konsul oder Diktator ein Nagel (clavus annalis) eingeschlagen wurde. Die alten Verträge der Römer mit den Karthagern, auf ehernen Tafeln eingegraben, ein Theil der Gesetze der sibyllinischen Bücher, die alten wie die neuen, welche man, nach dem Untergang jener, aus allen Gegenden Italiens zusammensuchte, sowie endlich viele Geschenke, welche auswärtige Könige und Völker dem Jupiter sandten, wurden in dem Tempel aufbewahrt, und ihr Werth, besonders der Geschenke und Beute, war so bedeutend, daß er an das Unglaubliche stieg. Nur beispielsweise erwähnen wir eine Krone von 25 Pfund Gold an Werth (pondo), andere von Attalus von Pergamus von 246 Pfd., von Philipp von Macedonien von 100 Pfd., von den Alabensern von 50, von Lampsacus von 80 Pfd. Gold an Werth, anderer, wie von den Karthagern, nicht zu gedenken. Augustus gab dem Tempel in einer Schenkung 16,000 Pfund Gold und in Perlen und Edelsteinen den Werth von 50 Millionen Sesterzien. Auch im höhern Alterthume mußten sich große Schätze in dem Tempel befinden, da schon Manlius den Abzug der Gallier um 1000 Pfund Gold erkaufen konnte. Nach altitalischem Gebrauche wurde die doppelte Summe dafür wieder niedergelegt, aber von dem reichen Crassus in den letzten Zeiten der Republik gestohlen. Selbst werthvolle Gemälde hing man im Tempel auf, und unter diesen wird ein Raub der Proserpina von Nicomachus mit Auszeichnung genannt. Die Heiligthümer der Juno und Minerva theilten denselben Glanz, ohne ihn selbst zu besitzen; auch sind von denselben weniger Einzelheiten bekannt. Die Statuen der Letzteren scheinen stehend gewesen zu seyn; auch sie hielten Blitze, die anfänglich aus Thon, dann aus Silber und zuletzt aus Gold gemacht waren. In der Vorhalle des Heiligthums der Minerva befand sich der Altar der Juventas und unmittelbar an der Mauer der Altar des Terminus, ein ziemlich roher Stein. Die Wasserleitung, welche auf das C. führte, endete in diesem dreifachen Tempel. Vor der Zelle der Minerva standen die Nixi, drei Bildsäulen von Gottheiten, auf die Kniee gestützt, gleichsam als Obwalter der Geburten. Einige behaupteten, sie seyen aus Asien nach Besiegung des Antiochus durch Glabrio hier aufgestellt, Andere, sie seyen von Korinth hieher gebracht worden. Dem C. gegenüber lag die eigentliche Burg (Arx), von welcher jedoch, bei dem Mangel an Berichten der Alten hierüber, keine genaue Beschreibung mehr möglich ist. Sie war rings umher durch Mauern u. Thürme befestigt, selbst an der Stelle, wo sie mit dem übrigen Theile des C. zusammenhing. Auf der Burg, oder doch wenigstens in größter Nähe, lag der Tempel der Juno Moneta, an derselben Stelle, wo das Haus des Sabinerkönigs Titus Tatius gestanden hatte; ferner der Tempel der Fortuna, welche verschiedentlich Primogenia, Obsequens, Privata, Viscosa ge-

nannt wird, und unfern davon der Tempel des Jupiter Feretrius, das älteste Heiligthum des kapitolinischen Berges, in welchem der römische Feldherr die Spolia opima, d. i. die Beute des von ihm selbst erschlagenen feindlichen Anführers, niederlegte. Es geschah nur dreimal: von Romulus, von Cornelius Cossus und von Claudius Marcellus. Weniger bestimmt läßt sich die Lage der übrigen Tempel und Heiligthümer angeben. In der Vertiefung zwischen Kapitol und Burg ist das alte Asyl zu suchen, welches der Grammatiker Servius einen Tempel des Mitleids (misericordiae templum) genannt hat. Es lag zwischen den beiden Hainen aus der alten Zeit (inter duos lucos), war mit einer Mauer umschlossen und dem Jupiter geweiht, der hier in einem Tempel vor den beiden Hainen als Vejovis oder kleiner Jupiter verehrt wurde. Seine Bildsäule stellte ihn jung und unbewaffnet und neben ihm eine Ziege dar, welche ihn mit ihrer Milch genährt haben sollte. In geringer Entfernung zeigte man auch in später Zeit die Strohhütte des Romulus (casa Romuli) mit der Curia Calabra, in welche der niedere Priester (Pontifex minor) das Volk berief, um demselben, ehe die Fasten bekannt waren, die Bestimmungen des römischen Kalenders anzuzeigen. Groß war außerdem die Zahl der Altäre und Heiligthümer: Jupiter besaß noch zwei; außerdem werden Tempel der Mens, der Venus Erycina, der Ops, der Isis und des Serapis, des Hercules und andere genannt; sodann befanden sich daselbst Triumphbögen, die Trophäen des Nero, die letztern in der Mitte des kapitolinischen Berges, eine mit Schiffsschnäbeln gezierte Säule des Duilius aus dem ersten punischen Kriege, ferner eine Menge Statuen der alten Könige, des Attius Nävius, des Sulla, eine Schaar vergoldeter Reissiger, die Metellus hieher gebracht hatte. Domitianus erlaubte bei der Restauration des C. nur goldene und silberne Bildsäulen daselbst aufzustellen. Unter den übrigen Kunstwerken war die kapitolinische Wölfin mit Romulus und Remus das vorzüglichste. Uebrigens war die Zahl derselben so groß, daß man sich genöthigt sah, sie an andere Orte zu verlegen, ja, sie wurden auch wohl zur Vertheidigung gebraucht, indem man sie den andringenden Feinden entgegenwarf. Der mittlere Theil des Kapitols erhielt noch mehre Säulengänge, unter welchen derjenige, den Scipio Nasica erbaute, der bekannteste ist. Hier befand sich das Tabularium, ein Gebäude, welches Q. Catulus zur Aufbewahrung der Senatsbeschlüsse und öffentlicher Dokumente errichtete. Einen schönen Ueberrest von dem Säulengange desselben hat man unterhalb des Palastes des römischen Senators gegen das Forum zu, ebendaselbst noch die alten Substruktionen entdeckt. Die Säulen bestanden aus Blöcken von einer Art Peperin, die Kapitäler aus Travertin, die Façade war gegen das Forum gerichtet. Im Mittelalter diente das Gebäude zum Salzmagazin. Dem Domitian, nach Andern dem Hadrian, wird die Anlage der kapitolinischen Bibliothek zugeschrieben, von welcher weiter nichts bekannt ist, als daß sie unter Commodus abbrannte; derselbe Kaiser erbaute das Athenäum, ein Gebäude, welches er zur Vorlesung von Schriften und zu öffentlichen Vorträgen bestimmte. Unter Theodosius II. lehrten daselbst drei Rhetoren, zehn Grammatiker und fünf Philosophen. Das Kapitol erhielt sich noch lange unversehrt, nur daß man zuweilen, wie schon bemerkt ist, von der Menge der Bildsäulen einige an andere Orte versetzte. Unter Honorius im Anfange des 5. Jahrhunderts begann zuerst Stilicho den Tempel des Jupiter zu berauben, sodann nahm Genserich 455 bei der allgemeinen Plünderung Roms die Hälfte der vergoldeten Ziegeln hinweg; die übrigen kamen durch Papst Honorius († 625) auf die alte Kirche des heiligen Petrus. Im 8. Jahrhundert war das C. nur noch in Ruinen vorhanden, und im 9. verschwand auch von diesen eine Spur nach der andern.

Das neuere C. ist in jeder Hinsicht von dem alten verschieden, da die Lokalitäten, die Gebäude und zuletzt der Zweck und die Bedeutung des Ganzen gewechselt haben. Jetzt befindet sich der hauptsächlichste Zugang an der nordwestlichsten Seite und gerade der Stelle gegenüber, an welcher man im Alterthume hinaufzusteigen pflegte. Die Oberfläche ist mit einer ziemlichen Anzahl der schönsten Gebäude bedeckt, welche größtentheils unter Paul III., unter Leitung Michel Angelo's und nach dessen Plänen errichtet wurden. Aber während in alter Zeit der ganze Berg mit Tempeln und andern Heiligthümern bedeckt war, so befindet sich jetzt daselbst nur noch Eine Kirche und selbst diese stammt aus der frühern Zeit des Mittelalters. Drei Zugänge führen jetzt von der bezeichneten Seite hinauf, links nach der Kirche Araceli eine hohe Treppe, welche 1348, ein Jahr nach den Unruhen des Rienzi, gebaut wurde; eine zweite von 1536, als Karl V. Rom besuchte, führt nach dem freien Platze des C., auf welchem sich die Reiterstatue von M. Aurelius Antoninus (s. unten) befindet; ein dritter zum Fahren geeigneter Weg, rechts von dieser Treppe, zum Palaste der Konservatoren führend, ist von Innocenz XII. († 1691) angelegt worden. Unten am Anfange der Balustraden der mittleren Treppe erblickt man zwei schöne ägyptische Löwen von schwarzem ägyptischen Granit, gleichsam die Hüter dieses Aufgangs zum Kapitol. Ein Springbrunnen ergießt sich aus ihrem Rachen. Sie sind antik und von der Kirche St. Stephan del Cocco, wo sie gefunden wurden, auf Befehl des Papstes Pius IV. hierher gebracht. Oben am andern Ende der beiden Balustraden stehen zwei kolossale Statuen, Castor und Pollux mit ihren Rossen, aus pentelischem Marmor u. ebenfalls auf Befehl Pius' IV. hier aufgestellt. Hier bilden die Balustraden einen Winkel und verlängern sich dann nach der rechten und linken Seite. Auf dieser Verlängerung befinden sich zwei schöne Trophäen aus Marmor, gewöhnlich die Trophäen des Marius genannt, wiewohl sie aus einer spätern Zeit stammen und erst dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehören. Neben ihnen auf derselben Balustrade stehen zwei Bildsäulen, Konstantin der Große u. sein Sohn. Beide wurden in den Thermen Konstantins auf dem Quirinal entdeckt. Ihnen zur Seite, am Ende der Balustraden, erheben sich abermals zwei

Säulen, von denen die eine rechts das alte Milliarium aureum ist, welches anfänglich am Ende der appischen Straße stand und daselbst 1584 aufgefunden wurde. Eine Kugel auf derselben ist neuern Ursprungs. Am Ende der andern Balustrade links hat man als Gegenstück eine moderne Säule errichtet. Hat man die obersten Stufen erstiegen, so tritt man auf den großen, viereckigen Platz des Kapitols, der auf drei Seiten fast ganz von großen, prächtigen Gebäuden umgeben ist, dem kapitolinischen Museum auf der rechten Seite, dem Senatspalast gegenüber, und dem Palaste der Konservatoren; links erscheint noch die Kirche Araceli und rechts weiter zurück hinter den andern Gebäuden der caffarellische Palast. Die Mitte des Platzes schmückt eine außerordentlich schöne Reiterstatue des M. Aurelius Antoninus von vergoldeter Bronze, die einzige eherne Reiterstatue des Kapitols, welche aus dem Alterthume herübergerettet worden ist. Sie stand früher vor S. Johann di Laterano, wurde auf Befehl Pauls III. hierher gebracht und auf einem Piedestal aus einem einzigen Stück Marmor, welches man auf dem Forum Trajanum gefunden hatte, von Michel Angelo aufgerichtet. Weiterhin, vor dem Senatspalaste, erblickt man eine sehr prachtvolle Fontaine, mit drei antiken Bildsäulen verziert. Die schönste, in der Mitte befindliche, stellt, nach dem Urtheile einiger Archäologen, eine sitzende Minerva, nach andern eine Roma dar, besteht aus weißem Marmor und ist mit Porphyr bekleidet; zwei kolossale Gestalten neben ihr sind die Bilder des Nils und der Tiber. Das erste Kunstwerk wurde in Cori, die andern beiden in den Trümmern des Tempels des Serapis entdeckt. Weiter zurück liegt der Palast des römischen Senators oder Bürgermeisters der 1390 von Bonifacius IX. daselbst angelegt und befestigt wurde. Er steht zum Theil auf den Ueberresten des alten Tabulariums. Michel Angelo schmückte die Façade desselben mit Pilastern der korinthischen Ordnung und das Dach mit Statuen, und Sixtus V. legte die erwähnte schöne Fontaine vor demselben an. In dem Gebäude selbst ist der große prächtige Sitzungssaal sehenswerth; noch sehenswerther ist aber von dem Thurme des Gebäudes, la torre del Campidoglio, die Aussicht, welche dem entzückten Auge hier über Rom u. seine Umgebungen offen steht. Links vom Senatspalaste liegt das kapitolinische Museum. Klemens XII. hat es begonnen, fortgesetzt wurde es unter Benedikt XIV., Klemens XIII., Pius VI., Pius VII., und unter Leo XII. vollendet. Es ist ein prächtiges Gebäude, großartig und reich ausgeschmückt mit korinthischen Pilastern und Statuen vom Eingang bis zum Dach hinauf. Mit dem ersten Schritt ins Haus fällt das Auge auf die ausgezeichnetsten Kunstwerke, selbst Hof und Säulengänge sind mit Statuen ausgeschmückt. Das Gebäude enthält zehn Säle und Gallerien, die von einzeln hervorstechenden Kunstwerken besondere Namen erhalten haben. Hier nur einen Blick auf die allermerkwürdigsten Gegenstände. Im Grunde des Hofs steht die kolossale Statue des Oceans, unter dem Namen Marforio bekannt, früher mit dem Triumphbogen des Septimius Severus zusammengestellt. Dem kapitolinischen Museum gegenüber liegt der Palast der Konservatoren, welcher nach dem Plane des Michel Angelo in ganz ähnlichem Style, wie die beiden genannten Paläste, erbaut wurde. Auch dieses Gebäude ist reich an alten u. neuern Kunstwerken, die durch eine große Anzahl Säle vertheilt sind. Unter diesen ist besonders merkwürdig die sogenannte Protomotheca, welche Pius VII. für die Brustbilder berühmter Gelehrten und Künstler aller Nationen bestimmte, ohne Unterschied der Zeit, nur mit der Bestimmung, daß nie ein Lebender aufgenommen werde. In einem der Vorzimmer zum Saale der Konservatoren bemerkt man, in der Wand befestigt, die berühmten Fasti Capitolini, welche auf einer Marmortafel enthalten sind, unter Paul III. bei der Kirche Sta. Maria Liberatrice gefunden und hierher gebracht wurden. Mit diesem Gebäude steht die Gemäldegallerie des Kapitols in Verbindung, welche Benedikt XIV. erbaute und zur Erleichterung des Studiums in zwei Säle vertheilte. Im caffarellischen Palast sind die Sammlungen des archäologischen Instituts. Auf der Nordwestküste des Kapitols steht die Kirche Sta. Maria di Araceli, ein Gebäude von mäßiger Größe, doch eigenthümlicher Bauart und ohne Thurm. Sie stammt spätestens aus dem 11. Jahrhundert und wurde anfänglich Sta. Maria del Capitolio genannt, weil man als gewiß annahm, daß sie auf den Ruinen des alten kapitolinischen Tempels erbaut sey. Bis zum Jahr 1252 war sie eine Benediktiner-Abtei; Innocenz IV. übergab sie den Franciskanern, Eugenius IV. aber den Observantinern, welche sie noch jetzt besitzen. Da sie zu verfallen anfing, so ließ der Kardinal Oliviero Caraffa sie 1564 restauriren, und in diesem Zustande ist sie bis jetzt geblieben, mit Ausnahme einer Kapelle des heiligen Franz, an welcher 1727 eine bedeutende Ausbesserung vorgenommen wurde. Die Kirche theilt sich in drei Schiffe durch 22 kolossale Säulen von ägyptischem Granit, mit Ausnahme zweier, welche aus proconnesischem Marmor bestehen und von denen man fälschlich geglaubt hat, daß sie vom Tempel des kapitolinischen Jupiter herrührten. Sie stimmen weder im Material noch in der Weise der Arbeit mit einander ganz überein. Die Kirche enthält an den Seiten eine nicht unbedeutende Anzahl Kapellen, welche verschiedenen Heiligen geweiht sind und fast sämmtlich Gegenstände der Kunst nebst Grabmälern von Männern enthalten, die sich um die Kunst verdient gemacht haben.

Der Name C. ist schon im Alterthum nicht auf das eben geschilderte C. allein beschränkt gewesen. Eine alte Burg auf dem Quirinal trug denselben Namen, eben so die Burgen in Capua, Pompeji und Narbo Martius (jetzt Narbonne), Epidaurus, Beneventum, Byzantium, Hierosolyma, Karthago, Mediolanum, Ravenna, Florentia, Verona, Augusta Vindelicorum 2c.; auch ist in neuerer Zeit der Palast, in welchem sich die Abgeordneten versammeln, mit demselben Namen benannt worden.

Capitolo (ital.), eine Reihe von terze rime

welche einerlei Gegenstand behandeln, besonders jedes Gedicht scherzhaften, satyrischen, auch schlüpfrigen oder gar schmutzigen Inhalts und in terze rime, namentlich im 16. Jahrhundert in Italien gepflegt.

Capitoul (franz.), ehemals die ersten Magistratspersonen zu Toulouse, welche die Verwaltung der Stadtjustiz und Polizei unter sich hatten und ungefähr den Konsuln, Bailiffs, Bürgermeistern, Maires in anderen Städten gleich standen. In alten Urkunden heißen sie Consulares capitularii oder Capitolini und ihre Versammlung Capitulum. Sie hatten die Aufsicht über das Stadthaus, welches vordem auch Capitolium genannt wurde. Ihr Dienst dauerte nur ein Jahr. Sie hatten auch das Jus imaginum, d. h. das Recht, ihre Bilder im Stadthause aufzuhängen.

Capitula (Capitularia, lat.), die Bücher, worin die Kirchengesetze (canones ecclesiasticorum) und die Gesetze und Dekrete der Könige verzeichnet wurden, und zwar in Kapitel eingetheilt; ferner die kurzen Auszüge aus den Lektionen, welche in der Kirche statt der Lektionen selbst verlesen werden, und die Gesetze der Mönche, Chorherren ꝛc.

Capitula extraordinaria (lat.), ein Zusatz zu dem longobardischen Lehnrechtsbuch, Collectio librorum Feudalium, erwachsen aus den neuern Verordnungen der Kaiser und aus den Urtheilssprüchen der italienischen Lehnshöfe.

Capitulare (Capitularia, lat.), eine in Kapitel eingetheilte Schrift, besonders eine solche, welche fürstliche Verordnungen enthält. Solche Schriften wurden seit Karl dem Großen von den Reichsständen oder Bischöfen entworfen und von dem Könige bestätigt, nach Andern von dem König entworfen und von den Reichsständen bestätigt. Durch diese Art der Entstehung unterscheiden sie sich von den Gesetzen. Sehr viele Verordnungen beziehen sich auf das deutsche Privatrecht, auf das Lehn-, Polizei- oder auch auf das Kameralwesen (Caroli M. capitulare de villis suis), andere betreffen das fränkische Kirchenrecht, da die Karolinger die Kirchenregierung noch nicht an den Papst verloren hatten. Aber auch Beschlüsse von Kirchenversammlungen befanden sich in Kapitularien. Die Capitularia standen unter der Obhut des Kanzlers in der Reichskanzlei und waren auch in den Gerichtsbüchern der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte gesammelt. Capitularia Caroli Magni hieß eine Sammlung von Edikten und Gesetzen, welche unter Karl dem Großen gegeben wurden. Ansegisus sammelte sie mit denen Ludwigs des Frommen bis zu dessen 13. Regierungsjahre in 4 Büchern und Diaconus Benedictus Levita ergänzte sie. Ein Unbekannter fügte dazu 4 Bücher Zusätze und gab den Kapitularien diejenige Gestalt, in der sie auf uns gekommen sind. Ausgabe: Paris 1548.

Capitulum (lat.), kleiner Kopf, besonders der obere Theil einer Säule (s. Kapital), sowie die Hauptabtheilung einer Schrift, Dissertation ꝛc. (s. Kapitel) und die Versammlung von Klostergeistlichen und Ordensgliedern) s. Kapitel); ferner eine Gleichung bei den alten Algebraisten, der Form und den Vorzeichen nach bestimmt, z. B. Capitulum cubi et rerum numero aequalium, unser $x^3 + a\,x = b$; in der botanischen Terminologie derjenige Blüthenstand, welchen die Alten uneigentlich durch die Benennung zusammengesetzte Blüthen, Flores compositi, bezeichneten, bei den Disteln, Artischocken, Skorzoneren, Skabiosen ꝛc., gebildet durch eine größere oder kleinere Anzahl kleiner Blüthen, welche auf einem gemeinschaftlichen Hälter vereinigt sind, der aufgetriebener und breiter ist, als das Ende des ihn tragenden Blüthenstiels.

Capmany, Don Antonio de C. y de Montpalau, einer der gründlichsten Sprach- u. Alterthumsforscher Spaniens, am 24. Nov. 1742 zu Barcelona geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem dortigen Kollegium, wählte die militärische Laufbahn und machte den Feldzug von 1762 gegen Portugal mit. Im Jahr 1770 entsagte er dem Militärdienste und erhielt nun den Auftrag, eine Kolonie katalonischer Handwerker und Gärtner nach der Sierra-Morena zu führen und als Kommissar zu beaufsichtigen, welchem Amte er unter der Oberleitung des Gründers dieser Kolonien, Don Pablo Olavide, bis zu dessen Absetzung vorstand. Nach Madrid zurückgekehrt, wurde er sogleich zum Mitgliede der königlichen Akademie der Geschichte aufgenommen, die ihn 1790 zum beständigen Sekretär erwählte. Bei Besetzung der Residenz durch das französische Invasionsheer 1808 flüchtete er als eifriger Patriot nach Sevilla. Während des Befreiungskriegs spielte er eine glänzende Rolle, bald durch seine Reden die Vaterlandsvertheidiger ermuthigend, bald als Deputirter in den Cortes von 1812 und 1813 die Rechte der Nation vertheidigend, bis auch er der damals in Cadix grassirenden Epidemie erlag und dort am 14. Nov. 1813 †. Von seinen historischen Werken sind die vorzüglichsten: „Memorias historicas sobre la marina comercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona“ (4 Bde, Madrid 1779—1792) u. „Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona“ (2 Bde., das. 1791), welche nicht bloß für die Geschichte von Barcelona, sondern für die Geschichte des Handels, der Industrie und des Seerechts im Mittelalter überhaupt von höchster Wichtigkeit sind. Ferner sind zu nennen die von ihm herausgegebenen und erläuterten „Ordonanzas de las armadas navales de la corona de Aragon“ (Madrid 1787) und die „Antiguos tratados de paces y alianzas entre algunos reyes de Aragon“ (das. 1786), so wie die „Cuestiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica y militar“ (das. 1807). Fast noch größern Ruf erwarb er sich durch seine philologisch-literarischen Werke, die „Filosofia de la elocuencia“ (Madrid 1777, neue verbesserte Auflage, London 1812, Gerona 1826 u. öfter) u. „Teatro historico-critico de la elocuencia castellana“ (5 Bde., Madrid 1786—1794), wieder abgedruckt unter dem Titel „Tesoro de prosadóres españoles“ (5 Bde., Paris 1841). Insbesondere machte er sich um die komparative und lexikalische Darstellung der spanischen und französischen Sprache verdient durch die „Arte de traducir del idioma frances al castellano“ (Madrid 1776, neue Ausgabe von Ga-

liano und Salvá, Paris 1835) und des „Diccionario frances-español" (Madrid 1805). Die Schriften C.'s gelten als Muster der Sprachreinheit und ächt kastilischen Styls.

Capo d'Istria, Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, sowie des gesammten istrier Kreises im Königreich Illyrien, am Valle Stagnon, einem Busen des adriatischen Meeres, und in der Nähe der Mündung und des Risanobachs gelegen, hat über 1000 Häuser, aber nur gegen 6000 Einwohner. Die Stadt ist auf einer felsigen Insel gebaut und durch eine 2800 Fuß lange steinerne Brücke mit dem Festland verbunden, hat ein Schloß, ein im alterthümlichen Styl erbautes Rathhaus, ein Gymnasium, ein Lyceum, eine schöne Kathedral- und mehre andere Kirchen, ein Theater, mehre Hospitäler und ein Zuchthaus für das ganze Küstenland und ist Sitz eines Bischofs und eines Piaristenkollegiums. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel, Gerberei, Salzschlämmerei, Seefischerei, Oel- und Weinbau, Schiffbau, Leder- und Seifenfabrikation ꝛc. Eine künstliche Wasserleitung versorgt die Stadt mit Trinkwasser, auch sind zu diesem Behufe viele Cisternen gegraben, da der felsige Boden kein Quellwasser gewährt. Die Stadt hieß im Alterthum Aegida, nach der Eroberung durch den Kaiser Justinian I. im 6. Jahrhundert wurde sie zu Ehren des Oheims desselben Justinopolis genannt. Später machte sie sich unabhängig vom griechischen Kaiserreiche und bildete einen Freistaat, bis sie im 10. Jahrhundert unter die Herrschaft Venedigs kam. Im 14. Jahrhundert kam sie unter die Genueser, bis diese 1478 von den Venetianern wieder vertrieben wurden, die nun die Stadt zur Hauptstadt von Istrien erhoben. Mit Istrien kam sie dann an Oesterreich.

Capo d'Istrias, drei Brüder, berühmte Staatsmänner Griechenlands in der neuesten Zeit, s. Kapo d'Istrias.

Caporali, Cesare, burlesker italienischer Dichter, der berühmteste Nachahmer Berni's, den er in Hinsicht auf Geschmack und Sittlichkeit übertraf, wurde 1531 zu Perugia geboren. Der Verlust seines Vermögens durch einen unredlichen Vormund, durch Krankheiten unterbrochene Studien u. dergl. nöthigten ihn, sich nur auf sein früh erwachtes poetisches Talent und zugleich auf die Gunst fürstlicher Mäcenate zu stützen. Durch diese erhielt er ein Kanonikat, dann die Gouverneurstelle von Atri, bis er abermals, ein geschäftsloses Leben vorziehend, sich unter den Schutz eines Marquis de Cornea begab. Er † 1601 zu Castiglione bei Perugia an einer schmerzlichen Steinkrankheit. In seinen Satyren: „Capitoli, Viaggio di Parnaso, Vita de Mecenate" (12 Bücher, eine Verspottung der neueren literarischen Gunstbezeugungen), herrschen Anmuth, Lebhaftigkeit und keuscher Sinn. Sie erschienen vollständig als „Rime etc." (Perugia 1770).

Cappa (Capa, Caracalla), Regenkappe, eine Art Mantel oder weiter Ueberrock mit weiten Aermeln und einer das Haupt verhüllenden Bedeckung (Caputium), bei Laien beiderlei Geschlechts und Geistlichen gebräuchlich, beim Ausgehen gegen schlechtes Wetter und auf Reisen über den andern Kleidern getragen. Die Geistlichen tragen die C. auch zum Staate im Chor (Chorcappa), oft mit ziemlich langer Schleppe, die über den Arm gehängt wird (C. magna). Die weiten Aermel der C. bei den Benediktinern hießen Flocken.

Capparis, s. Kapernstrauch.

Cappellus, Ludwig, berühmter Orientalist, namentlich ausgezeichneter Hebraist, 1585 zu Saumur geboren, studirte zu London und Saumur und wurde Prediger und Professor der Theologie in seiner Vaterstadt, wo er am 18. Juni 1658 †. C. ist einer von den wenigen Männern des 17. Jahrhunderts, die mit tiefer Gelehrsamkeit und scharfer Kritik in der Beurtheilung biblischer Bücher rationalistisch zu Werke gingen und daher von ihrem Zeitalter mannigfach verkannt und angefeindet wurden. So verwarf er die Göttlichkeit der hebräischen Vokalzeichen, die Authenticität des hebräischen Textes und suchte darzuthun, daß die jetzigen hebräischen Buchstaben nach der babylonischen Gefangenschaft von den Chaldäern entlehnt worden seyen und daß man vorher sich der samaritanischen Schriftzeichen bedient habe. Seine diesen Gegenstand betreffende Schrift gab ohne des Verfassers Namen Erpenius heraus: „Arcanum punctationis revelatum, sive de punctorum, vocalium et accentuum apud Hebraeos vera et germana aetate diatriba" (Leyden 1624, vermehrt in „Cappelli commentar. et not. crit. in Vet. Test." Amsterdam 1689). Sein Hauptwerk, seine berühmte Untersuchung des alttestamentlichen Textes, erschien unter dem Titel: „Critica sacra, sive de variis, quae in sacris V. T. libris occurrunt, lectionibus, libri VI" (Paris 1650, Fol., von G. J. L. Vogel und J. G. Scharfenberg, Halle 1775—86, 3 Bde.), wogegen J. Burtorf seine „Anticritica" (Basel 1653) erscheinen ließ, worin er die völlige Fehlerlosigkeit und Heiligkeit des hebräischen Textes und sogar die Göttlichkeit der Punkte anerkannt wissen wollte. Von C.' übrigen Schriften nennen wir noch: „Chronologia sacra" (Paris 1655).

Capperonnier, Claude, berühmter Philolog, zu Mont-Didier in der Picardie den 1. Mai 1671 geboren, studirte zu Amiens u. Paris u. wurde 1722 Professor der griechischen Sprache am königlichen Kollegium zu Paris, wo er den 24. Juli 1744 †. Außer seinen vielen und sehr werthvollen Beiträgen zu den Schriften der gelehrtesten Alterthumsforscher nennen wir die wegen der Erklärungen noch jetzt gesuchte Ausgabe von: „Quintiliani de oratoria institutione libri XII" (Paris 1725, Fol.), ferner „Rhetores antiqui" (Straßburg 1756). Sein Neffe, Jean C., den 9. März 1719 zu Mont-Didier geboren, war Professor der griechischen Sprache am königlichen Kollegium zu Paris, königlicher Bibliothekar, Mitglied der Akademie der Inschriften und † den 30. Mai 1775. Von Nutzen sind seine Ausgaben des Anacreon (Paris 1748), Cäsar (das. 1754, 2 Bde.), Plautus (das. 1759, 3 Bde.), Sophocles (nach seinem Nachlasse von J. F. Vauvilliers, das. 1781, 2 Bde.), Justinus (das. 1770).

Capponi, florentinisches Adelsgeschlecht, welches seit dem 13. Jahrhundert blühte und sich ebenso durch Tapferkeit und Kriegskenntnisse wie durch Gelehrsamkeit auszeichnete. Gino, der Aeltere, diente der Republik Florenz in mehren

Gesandtschaften, bemächtigte sich sodann mit Pietro degli Albizzi 1382 der Herrschaft seiner Vaterstadt und verwaltete unter dem Titel Kommissarius der Republik und Kriegsdecemvir (Gonfaloniere) die Militärangelegenheiten derselben. Vorzüglich durch seine Bemühungen gelang die Eroberung von Pisa 1406. C. † 1420 von seinen Mitbürgern allgemein betrauert. Er beschrieb in einfacher Weise den Aufstand der Ciompi, Wollkämmer, und den pisanischen Krieg von 1406 (in Muratori's „Script. Ital." Bd. XVIII). Sein Sohn, Neri, war während der Belagerung von Lucca 1429—1430 Kommissarius der Republik und trug am meisten in der Schlacht von Anghieri 1440 zum Siege über Nicolo Piccinino bei. Er diente, in Verbindung mit Cosmo de Medici, 40 Jahre lang der Republik mit dem günstigsten Erfolg und † den 21. Nov. 1457. C. hinterließ in italienischer Sprache Kommentarien über seine Verwaltung von 1419—1456, voll hoher, kraftvoller, patriotischer Gesinnung (in Muratori's „Script. Ital." Bd. XX). Pietro, Sohn, nach andern Enkel des Vorigen, verwaltete ebenfalls die wichtigsten Aemter der Republik und zeichnete sich vorzüglich als Gesandter bei dem französischen König Karl VIII. durch seine unerschrockene Geradheit aus, als derselbe auf seinem Zuge nach Neapel das Gebiet der Republik bedrohte. C. fiel 1496 bei einem Angriffe des Schlosses Sciano unweit Pisa durch eine Kugel. Alessandro Gregorio, Marchese C., ausgezeichneter Archäolog und Bibliograph, 1683 zu Rom geboren, stand mit Ruhm dem Museum Capitolinum vor und vermachte seine an seltenen Werken reiche Bibliothek der vatikanischen; † 1746. Nach seinem Tode erschien der für die italienische Literatur wichtige „Catologo della libraria Capponi, con annotazioni in diversi luoghi" (Rom 1747).

Capra (lat.), Ziege, Stern im Fuhrmann, s. v. a. Capella.

Capraja (Copraja), kleine Insel des tyrrhenischen Meers im Königreich Sardinien, östlich von Korsika's Nordspitze, unfern der toskanischen Küste, hat 15 italienische Meilen im Umfang, ist vulkanischen Ursprungs, gebirgig, schwer zugänglich und trocken. Früher befand sich daselbst eines der ersten Klöster. Die 2000 Einwohner nähren sich von Fischfang, Ziegenzucht, Gemüsebau und von dem Handel mit dem daselbst erzielten köstlichen Wein und Honig. Hauptort: Traroggio mit 1800 Einwohnern. Bei den Römern hieß die Insel Capraria, Caprasia, bei den Griechen Aegilon, Zieheninsel. In der ersten Zeit des Christenthums war sie mehrmals der Zufluchtsort verfolgter Gläubiger, später diente sie öfters Anachoreten zum Aufenthalt. Im Jahre 1507 entrissen sie die Genueser dem damaligen Besitzer Jacopo di Maro. Mit Genua fiel sie dem Königreich Sardinien zu.

Caprara, 1) Aeneas Sylvius, Graf von, Herr von Siklos, kaiserlicher Generalfeldmarschall, Nachkomme eines angesehenen Geschlechts in Bologna, wo er 1631 geboren wurde. C. war der Neffe des berühmten Piccolomini und ein naher Anverwandter Montecuculi's, den er nicht nur auf seinen Reisen durch Schweden, Deutschland und Italien, sondern auch auf seinen schwedischen, ungarischen und französischen Feldzügen begleitete. An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand er zum ersten Male 1674, mußte jedoch seinen Plan, in Elsaß einzufallen, aufgeben und sich unter den Kanonen von Heidelberg lagern. Bei den Versuchen zum Vorrücken, die er und Herzog Karl IV. von Lothringen unternahmen, ward er am 16. Juni von Turenne bei Sinzheim geschlagen, vereinigte sich dann mit dem Hauptheer, besetzte die Schanze am Rheinzolle vor Straßburg und erwarb sich bedeutenden Ruhm in dem Treffen bei Ensheim, wo er als Kommandant des rechten Flügels mit den kaiserlichen Kürassieren kühn in die feindlichen Reihen drang. Bei Mühlhausen soll C. in französische Gefangenschaft gerathen seyn; doch geschieht seiner schon 1675 im Treffen von Sasbach wieder Erwähnung. In den darauf folgenden Gefechten führte er die Reiterei. Er stand mit vor Philippsburg, versah 1676 Freiburg und Offenburg mit Kriegsbedürfnissen, ging 1677 mit dem Belagerungsgeschütz nach Thionville und nahm 1678 thätigen Antheil an dem Entsatz von Offenburg. Im Jahr 1683 diente C. als Befehlshaber der Reiterei gegen die Insurgenten in Ungarn und vertrieb dann beim Entsatze von Wien den Feind aus dem stark verschanzten Nußdorf. Bei der Belagerung von Ofen 1684 war er dem Kurfürsten von Bayern zugegeben. Im folgenden Jahre nahm er die Festung Neuhäusel mit Sturm und drang 1686 bis an die Grenzen von Siebenbürgen vor. Im dritten Feldzug des französischen Kriegs 1691 befehligte C. am Rhein, 1692 aber fiel er mit dem Herzoge von Savoyen in der Dauphiné ein und eroberte dort Gap und Embrun. Im Treffen von Marsaglia (1693) führte er den rechten Flügel, der zwar manche Vortheile erfocht, das Schicksal des Tages aber doch nicht günstig wenden konnte. Im Jahr 1694 kommandirte er wieder in Ungarn und schlug dort alle Angriffe der Türken auf seine Stellung bei Peterwardein zurück. Er führte den Oberbefehl bis zur Ankunft des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen und nach dessen Entfernung wieder so lange, bis Prinz Eugen an die Spitze der kaiserlichen Heere trat. C. nahm sodann, nachdem er in 44 Feldzügen mitgefochten hatte, seine Stelle im Hofkriegsrathe ein, diente dem Kaiser noch bei mehren diplomatischen Verhandlungen und † 1701.

2) Albrecht, Graf von C., des Vorigen Bruder, ebenfalls kaiserlicher General, machte sich bekannt durch mehre wichtige Gesandtschaften, unter Anderem 1682 nach Konstantinopel, durch welche Kaiser Leopold den Wiederausbruch des Türkenkriegs abwenden wollte. Man hat von ihm vortreffliche Uebersetzungen ins Italienische.

3) Alexander, der Vorigen Bruder, Geistlicher, 1626 zu Bologna geboren, war lange Zeit Auditor Rotae, dann Agent Jakobs II. von England, Bevollmächtigter des Kardinals von Este, als dieser Herzog von Modena wurde, ward 1706 Kardinal und † den 8. Juni 1711. Sein bedeutendes Vermögen ging an den ältesten Sohn seiner Schwester über, der dafür den Namen C. fortführen mußte. Der männliche Stamm dieses Geschlechts erlosch 1724.

4) Johann Baptist, Kardinal, Erzbischof

von Mailand, Graf und Senator des Königreichs Italien, aus einer Nebenlinie des Geschlechts, geboren den 29. Mai 1733 zu Bologna, ward bereits im 25. Jahre Vicelegat von Ravenna, erhielt später wichtige Missionen in Köln, Luzern und Wien, wo er allenthalben die Interessen des römischen Stuhls mit deren weltlichen und reformatorischen Bestrebungen friedlich in Einklang zu bringen und sogar einen Joseph II. und Fürsten Kaunitz für sich zu gewinnen wußte. Pius VII. ernannte ihn zum Bischof von Jesi und im September 1801 zum Legaten a latere bei der französischen Republik. Am Osterfeste 1802 hielt C. in der Kirche Notre-Dame wieder die erste Messe und das Te Deum. Als Erzbischof von Mailand weihete er am 28. Mai 1805 den Kaiser Napoleon zum König von Italien. Erblindet und in hoher Achtung † er am 21. Juni 1810 zu Paris. Das Hospital zu Mailand war sein Universalerbe.

Capraria, Insel, s. Capraja.

Capri, reizende Insel im Golf von Neapel, durch ihre geschützte Lage an der Punta della Campanella für Neapel von hoher militärischer Bedeutsamkeit. Die von allen Seiten schroff in das Meer abfallenden, unersteiglichen Felsen sichern sie besser als die 11 Batterien, welche rings um die Insel vertheilt sind und von denen die stärkste auf der Spitze Santa Maria del Soccorso liegt. Das Eiland selbst, dessen Formation das Capo Circello bei Terracina im kleinen, der Monte Pellegrino bei Palermo im großen Maßstabe wiederholen, ist ungefähr eine □Meile groß und zerfällt in die zwei Hälften C. und Anacapri; letztere ist die höhere, unfruchtbare. Der einzige Verbindungsweg zwischen beiden ist ein schmaler, steiler, in den Felsen gehauener Fußpfad von 533 Stufen. Die einzigen Ortschaften der Insel sind Capri und Anacapri auf den gleichnamigen Felsenhälften und die große Marina am Landungspunkt, ein ärmliches Fischerdorf von einigen 20 Hütten und groß nur genannt im Gegensatz zu der kleinen Marina, einem einzelnen Hause auf der südlichen Küste. Früher war die Insel noch der Sitz eines Bischofs, welcher von seiner Hauptrevenue, dem Abwurf des Wachtelfangs, der Wachtelbischof genannt wurde. Neuerdings ist das Bisthum mit dem sorrentiner vereinigt. Die Einwohner, gegen 4000, leben von Oel- und Weinbau, versinken aber, durch die verkehrte neapolitanische Verwaltung vernachlässigt und gedrückt, trotz allen Fleißes in immer tiefere Verarmung. Der einzige Stapelplatz ihrer Waaren ist Neapel; C. und Ischia werden jedoch wie zu einem fremden Lande gehörig betrachtet und müssen demzufolge ihre Produkte verzollen. Drückender noch für die Capritaner ist es, daß ihre Stadt zum neapolitanischen Sibirien erkoren worden ist und jederzeit einige 30 Soldaten, Räuber, oft sogar Mörder dort ihre Strafzeit, nicht etwa im Kerker, sondern als dienstthuendes Militär absitzen. Weder die eingeschüchterte Einwohnerschaft, noch die der Brutalität ihrer Untergebenen bloßgestellten Offiziere vermögen den täglichen Freveln dieser uniformirten Räuberbande zu steuern, und die in Neapel angebrachten Klagen verhallen ungehört. Getreide wird auf der Insel gar nicht gebaut, und der wenige Bedarf an Schlachtvieh von Neapel herübergeschafft. Sogar das bei dem salzgeschwängerten tyrrhenischen Meer so häufig in den Vertiefungen sich ansetzende Seesalz zu sammeln ist bei Galeerenstrafe verboten. Die Einwohner sind ein schöner kräftiger Menschenschlag; unter den Frauen sind wahrhaft reizende Gesichtsbildungen keine Seltenheit. Weniger ist das auf Anacapri der Fall, wo man häufig afrikanischen Physiognomien mit aufgeworfenen Lippen und hervorstehenden Backenknochen begegnet. Die Wohnhäuser sind gleichförmig 1 Stock hoch, die Dächer nicht flach, wie die neapolitanischen, sondern kuppelartig-abgeplattete Wölbungen, deren jedes Zimmer eine besondere bildet. Einigermaßen ausgedehnte Häuser gewinnen dadurch ein moscheenartiges Aussehen. Eine Miglie von der großen Marina liegt die viel besuchte blaue Grotte (grotta azzura, oder gewöhnlicher blua). Der Eingang in dieselbe ist bei ruhiger See etwa 4 Fuß über dem Spiegel; die Höhle selbst ist über 100 Fuß lang und 50 Fuß breit. Die hintern Wände sind mit Tropfstein von nicht besonders ausgezeichneter Formation bekleidet. Der größte Reiz aber besteht in jener unbeschreiblich schönen glänzenden Atlasbläue des Wassers, in seiner Durchsichtigkeit, in der öligen Schwere, mit der es sich an den schwimmenden Körper hängt und den Badenden von lichter blauer Farbe umschlossen zeigt, besonders aber in dem Abglanz der Wasserfarbe an der Felswölbung. Auf dem östlichen Vorgebirge der Insel liegen die Trümmer des Tiberius-Palastes, die von geringem Kunstinteresse sind. Hinter denselben fällt der Fels senkrecht ins Meer, und hier ist die Stelle, an welcher Tiberius die Opfer seiner Tyrannenlaune in die Wogen stürzen ließ. Von dem Palaste selber stehen nur noch einige größere, rothe Gewölbe und mehre kleine Gemächer, deren Fußböden mit schwarz und weißer Mosaik verziert sind. Auf den Ruinen ist eine kleine Kapelle erbaut, neben welcher ein Einsiedler wohnt. Ein anderer, nicht minder romantischer Punkt ist die Grotta del Matrimonio, eine räumige, regelmäßig gebildete Höhle, auf der südöstlichen Küste. Aehnliche weitläufige, augenscheinlich vom Meer ausgespülte Grotten hegt die Insel noch mehr; die größte nächst der genannten ist die Grotta del Arco, die hoch am Felsabsturz liegt, unweit der kleinen Marina. Die westlichen Abhänge der Insel tragen spärlich gesäete Olivenwaldungen und einige jener melancholischen verwitterten Warten, deren sich mehre längs der Küsten von Italien und Sicilien hinziehn. Nur vom Meer aus gesehen machen sie einigen Effekt, weshalb Jedem, der C. besucht, zu rathen ist, die Insel zu umschiffen und die großartigen Felsmassen, die phantastischen Klippen, die alten Vesten vom Meer aus zu betrachten. C., das Capreä der Alten, soll zuerst von Teleborn bewohnt gewesen seyn. Später war es Eigenthum der Stadt Neapolis, von welcher sie Augustus durch Kauf und Tausch an sich brachte. Die entzückende Lage der Insel vermochte ihn, sie mit einem prächtigen Palaste zu schmücken und zu seinem Lieblingsaufenthalte zu erwählen. Noch verschwenderischer

wurde sie von Tiberius bedacht, der hier 12 Villen mit Prachtgebäuden errichtete (die größte war die Villa Jovis), aber auch allen Gelüsten seiner gemeinen Seele hier freien Lauf ließ. Im ganzen Mittelalter war C. nur ein offenes Gewahrsam für Staatsverbrecher. Das letzte und wichtigste Ereigniß in dem Schicksale von C. ist jene in der Kriegsgeschichte merkwürdige Expedition der Franzosen im Oktober 1807 unter dem General Lamarque, der sich in den Besitz des westlichen Theils der Insel setzte und endlich die Engländer unter Hudson Lowe, der sich noch 16 Tage lang auf der Ostküste vertheidigte, zur Kapitulation zwang.

Capriccio (ital., franz. caprice), Laune, Grille, in der Malerei ein Gemälde von launenhafter, doch geistreicher Erfindung und Ausführung, in der Musik ein Tonstück, welches, die Phantasie überbietend, die gebräuchlichen Regeln nicht beachtet und in das Sonderbare, Wunderliche, Barocke abschweift. Mit dieser Benennung seines Musikstückes bezeichnet schon der Komponist, daß er, sich an keine Form bindend, der Einbildung die Zügel und sich ganz dem Feuer der Komposition überläßt. Locatelli war auf der Geige im C. Meister. In neuester Zeit nennt man C. mit Unrecht auch eine Menge leichter, alle nach einem Muster gemachter Kompositionen, in welchen keine einzige neue Erfindung, kein einziger springender Zug, der diesen Titel rechtfertigen könnte, sich vorfindet. Früher hat man mit C. auch eine freie, fugirte Komposition für das Klavier bezeichnet; auch haben ältere Komponisten Tonstücke, in welchen schwierige Notenfiguren, Passagen &c. zur Uebung der Lernenden vorkommen, also genannt.

Caprificatio (lat., Kaprifikation), eine in Griechenland von jeher gebräuchliche Operation, wodurch man das Reifen der Feigen und den Ertrag derselben befördert; s. Feige.

Capsarii (lat.), Sklaven, welche in öffentlichen u. Privatbädern gegen eine kleine Belohnung die Kleider der Badenden in einer Capsa (Kasten, Kiste) verwahrten, dann solche, welche dem in die Schule gehenden Knaben Bücher, Schreibzeug, Rechentafel &c. in der Capsa nachtrugen, und endlich solche, welche dem Herrn die Capsa, das Scrinium (s. d.), nachtrugen, oder überhaupt Custodes scriniorum waren.

Capsella (Täschelkraut, Hirtentäschlein), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen. Das gemeine Täschelkraut, C. bursa pastoris *Moench*, Thlaspi bursa pastoris *L.*, ist ein Sommergewächs in Europa, Asien, Afrika und Amerika, wächst in Deutschland überall als Unkraut auf den Feldern während des ganzen Sommers, schmeckt etwas scharf u. ist ein gutes Schaffutter. Das Kraut war sonst gegen Blutflüsse, Ruhr, Wunden, Krebsgeschwüre häufig im Gebrauch; jetzt wird es nur hier und da noch als Hausmittel angewendet, doch ist es neuerdings von Geßling u. A. wieder empfohlen worden. Es ist das schon von Hippocrates und Dioscorides unter dem Namen Thlaspi erwähnte Kraut.

Capsicum (Beißbeere, spanischer Pfeffer), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, Stauden und Sträucher in heißen Ländern, mit eckigem Stengel, paarigen, einfachen Blättern und einzelnen Blüthen. C. annuum *L.*, jährige Beißbeere, gemeiner spanischer Pfeffer, Sommergewächs in Brasilien u. Meriko, auch in Ostindien, wird 1—2 Fuß hoch. Die Blätter sind eirund und eirund-lanzettförmig, zugespitzt, gestielt, glatt; die weißen Blumen liefern schöne, glänzende, scharlachrothe, orangenfarbene oder gelbe, auch wohl zweifarbige Früchte, welche länglich, rund oder eiförmig sind. Obgleich die ganze Pflanze viel Schärfe enthält, so findet sich diese doch besonders in den Früchten, die unter dem Namen spanischer, indianischer, brasilianischer, türkischer, Taschen- oder Schotenpfeffer, Brasilienpfeffer im Handel und in den Apotheken vorkommen. Sie sind im getrockneten Zustande geruchlos, entwickeln aber beim Zerreiben einen sehr scharfen, heftiges Niesen und Entzündung des Gesichts erregenden Staub und haben einen brennend scharfen, lange anhaltenden Geschmack. Buchholz entdeckte in ihnen ein eigenes harziges Princip, das Kapsicin. Außerdem enthalten die Früchte des spanischen Pfeffers einen bittern, etwas gewürzhaften und einen gummösen Extraktivstoff, eine eiweißartige Substanz, Gummi, Wachs und einige Salze. Sie wirken scharf und kräftig reizend auf die Verdauungsorgane, in großen Gaben Entzündungen erregend, äußerlich die Haut röthend und Blasen ziehend. Man wendet sie an bei leichten, örtlichen Lähmungen der Zunge und der Mundhöhle, bei torpiden Zuständen des Darmkanals und der Verdauung u. dergl. In Ostindien dienen sie als Pulver und Gurgelwasser bei fauligen Halsentzündungen und chronischen Anschwellungen der Mandeln, bei Faulfiebern und veralteten Wechselfiebern. Am besten nimmt sich das Pulver zu 2—6 Gran, mit einem Schleime zu Pillen gemacht, die aber wegen ihres brennenden Geschmacks noch in Oblate eingewickelt seyn müssen. Außerdem dienen sie zu einem sehr gemeinen Gewürz in allen heißen Ländern und sogar in den wärmern Gegenden Europa's, z. B. in Spanien, Portugal, Süditalien, Ungarn. Eine einzige Pflanze gibt einer Haushaltung Gewürz für das ganze Jahr. In Deutschland hat man sie als sehr giftig verschrieen, nur in einzelnen Haushaltungen benutzt man sie zum Einmachen der Pfeffergurken. Unerlaubter Weise werden sie aber häufig zur Schärfung des Essigs, Branntweins und anderer Spirituosen angewendet. Auch die Homöopathie macht Gebrauch von diesem kräftigen Arzneikörper. Alle übrigen Arten der Gattung haben gleiche, zum Theil noch kräftigere Eigenschaften. C. frutescens *L.*, strauchartige Beißbeere, strauchartiger spanischer Pfeffer, ist ein 3—5 Fuß hoher Strauch mit vielen Blüthen, länglichen, hängenden, rothen, höckerigen, sehr scharfen Früchten. Beim Zerbrechen derselben spritzt ein Saft heraus, der heftige Entzündung erregt, wenn er in die Augen kommt; legt man Früchte auf Kohlen, so verbreiten sie einen so betäubenden Dampf, daß man es im Zimmer nicht aushalten kann. In Ostindien, wo dieses Gewürz schon seit den ältesten Zeiten gefunden wird, gibt es kein Haus, in welchem es nicht täglich gebraucht würde.

Eine Varietät, C. baccatum *L.*, hat kleine, rothe Früchte von der Größe einer Spargelbeere, welche sehr scharf sind und einen Hauptbestandtheil des Cayenne- oder Vogelpfeffers ausmachen. C. sinense *Jacq.*, *L.*, chinesische Beißbeere, Strauch in Asien, Afrika u. Südamerika, kommt in mehren Varietäten vor. Eine derselben, C. microcarpum *Dec.*, C. ciliare *Willd.*, hat kleine, kugelrund-eiförmige, sehr scharfe Früchte, welche deshalb **Piment enragé** heißen und zur Bereitung des in Amerika beliebten Gewürzes Pepper-poto dienen. Eine andere, C. luteum *Lam.*, in Ostindien kultivirt, hat federkieldicke, einen halben Finger lange, anfangs grüne, dann bleifarbene, schwarzgrüne, endlich gelbe Früchte, die sehr scharf sind und als Gewürz, Piment de Mozambique, benutzt werden. Der Samen des spanischen Pfeffers wird im April ins lauwarme Mistbeet oder in den Topf gesäet; im Mai versetzt man die Pflanzen theils auf ein Laubbeet, oder auch auf eine warme Rabatte in lockere, fette Erde, theils zur Zierde für das Gewächshaus in Töpfe.

Captatio (lat.), das Trachten, eifrige Haschen nach Etwas, daher Captatio benevolentiae, das Trachten nach der Gewogenheit Anderer, Bestechung durch Schmeichelei in Rede und Schrift, besonders in Dedikationen und Vorreden häufig zu finden.

Captatoria institutio (sc. heredis, lat.), im römischen Recht eine erbschafterlauernde Testamentsabfassung, besonders die gegenseitige Einsetzung zweier Personen als Erben. Da oft die größten Betrügereien bei derlei gegenseitigen Erbeinsetzungen vorfielen, so verboten schon die Römer dies Verfahren. Vergl. Kaptatorisch.

Capua, einst die üppige Hauptstadt des gesegneten Kampaniens, nach den Lobpreisungen der Alten an Größe und Pracht Nebenbuhlerin von Karthago und Rom, lag in dem nördlichen Theile Kampaniens, am Fuß der Berge Tifata und Callicola, zwischen den Flüssen Volturnus und Liternus. Auf der einen Seite breitete sich vor ihr eine herrliche, von Pinien, Platanen, Lärchen, Myrten, Thuja-, Orangen- und Oelbäumen beschattete und mit köstlichen Rosen, Nelken, Jasmin u. andern wohlriechenden Pflanzen übersäete Ebene aus, welche zur Bereitung von aromatischen Salben, einem bedeutenden Handelsartikel der Capuaner, dienten. Auf der andern Seite senkten sich mit fettem Grün und herrlichen Pflanzungen bedeckte Abhänge zu ihr hernieder, an deren Fuß in weiten Wiesengründen zahlreiche Viehheerden weideten. Reben, Getreide und Früchte allerlei Art wurden hier im Ueberfluß gebaut: die hiesigen Weine galten für die besten Italiens und die Getreideernten C.'s versahen das ganze Land. Aber in C. herrschte auch eine ungewöhnliche Industrie und ein umfassender Handel. In der Bereitung und Färbung von Leder that es ihr keine andere Stadt gleich, und weithin berühmt waren die schönen und guten Tücher ihrer Manufakturen. In der Kunst, in Scharlach zu färben und Purpurstoffe zu bereiten, übertrafen die Einwohner, wie es heißt, selbst die Tyrier; die Fußbekleidungen und Prachtgewänder der römischen Kaiser kamen aus ihren Werkstätten. Auch galten sie als Erfinder jener Gefäße von röthlicher Thonerde, die unter dem Namen etruscischer Vasen bekannt sind und wegen ihrer schönen Form und herrlichen Zeichnungen hochgeschätzt wurden. Bedeutend war der Handel mit Wolle, Oel, Wein, Getreide, Parfümerien, Töpferwaaren, Rindern und Pferden, welche letztere wegen ihrer Schönheit in ganz Italien gesucht wurden. Den lebhaften Betrieb beförderte die mit Grabmälern, Pyramiden und öffentlichen Monumenten geschmückte appische Straße, welche von Rom nach Beneventum hier vorbeiführte. Das Innere der Stadt war von weitem Umfang und bot einen höchst imposanten Anblick. Schön und bequem waren die Häuser, breit und lang die Straßen. Springbrunnen, welche ihr Wasser vom Volturnus und Liternus erhielten, kühlten in allen Quartieren die Hitze des Tages und prachtvolle Wasserleitungen und Kanäle sorgten für den täglichen Bedarf und für die Thermen, an welchen Marmor und Granit, Stukkatur- und Skulpturverzierungen nicht gespart waren. In allen Straßen und auf den vielen öffentlichen Plätzen stieß man auf reiche Kaufläden, und die Straße Seplasia, wo nur Duftsalben feil waren, übertraf alle anderen an Schönheit und üppigem Schmuck. Aber auch edlere Künste fanden daselbst sorgsame Pflege und Nahrung: von ihren Meisterwerken sind höchst wenige, aber merkwürdige Ueberbleibsel bis auf uns gekommen. Das Amphitheater war von ungeheurem Umfang und prächtigem Skulpturreichthum und stand dem römischen Colosseum nicht nach. Die Tempel des Apollo, Jupiter, Mercurius, der Juno und Diana, die Säulengänge, Pyramiden, Grabmäler, Wasserleitungen, Gymnasien, Gladiatorenschulen und Arenen waren von gleichem architektonischen Glanz. Die Stadt hatte, wie Rom, einen Senat, Konsuln, eine besondere Regierungsform und Gesetze, von welchen einige Fragmente auf uns gelangt sind. Lange Zeit stand C. in volkreicher Blüthe, zu der sie sich aus Zerstörung und Asche, wie ein Phönix, mehrmals erhob, denn der Ueberfluß an allen Lebensgenüssen, welche der Reichthum einer üppigen Landschaft bot, lockte stets eine Menge Fremder nach C. Daher nannte Cicero sie den Aufenthalt des Ehrgeizes und der Ergötzungen. Von dieser bewunderten Stadt erkennt der Wanderer jetzt nur noch die ungeheure Baustätte und wenige Trümmer der alten Prachtgebäude; so haben z. B. von dem kampanischen Amphitheater noch Mauerreste den Stürmen der Zeit getrotzt, zwei aus Backsteinen ausgeführte Bögen einer Brücke stehen noch am linken Ufer des Volturno, wo jetzt die Fähre de Formicola (Name des nächsten Dorfs) ist. Es war dies eine von den drei Brücken, welche einst C.'s Bewohner über den Volturnus angelegt hatten und von denen jetzt nur noch eine bei dem neuen (eine Stunde von dem alten entfernten) C. vorhanden ist. Dieses neue C., oder Santa Maria di C., die Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro u. Sitz eines Kriminalhofs, Civiltribunals und Erzbisthums, ist eine zwar mit breiten und geraden Straßen angelegte, mit Kirchen, Klöstern u. geistlichen Stiftungen überreich bedachte, aber gleichwohl ärmliche und schmutzige Stadt

von ungefähr 8000 Einw. Schon seiner ungesunden Lage wegen kann C. schwerlich an Größe und Volkszahl zunehmen; während die Luft durch die vielen Sümpfe im Sommer verpestet wird, ist das Trinkwasser zu keiner Zeit des Jahres genießbar. Die Straßen der Stadt sind mit Lava gepflastert. In der Nähe einige Mineralquellen.

Capys, der Schwestersohn des Aeneas oder der Sohn des Mars, war nach Virgilius, Suetonius, Plinius und Silius Italicus der Gründer von C., eine Fabel, welche etymologischen Träumereien und der Sucht, künstliche Genealogien zu fertigen, ihre Entstehung verdankt. Richtiger leitet man mit Strabo, Vellejus Paterculus, Florus u. Festus den Namen der Stadt von caput ab, weil sie, durch Fruchtbarkeit des Bodens, blühenden Handel und Gewerbsthätigkeit reich und mächtig geworden, sich bald zum Haupt der andern kampanischen Städte emporschwang. Früher Volturnum genannt, verdankt sie ihre Entstehung ungefähr 50 Jahre vor Roms Erbauung von Norden her einwandernden Etruskern. Die Stadt hob sich schnell zu Reichthum und Ansehen empor und reizte mit der zu ihrer Mark gehörigen Ebene, welche nach Plinius drei Ernten und mehr Rosensalbe und Olivenöl als ganze Landschaften lieferte, bald die kriegerischen Samniten des nördlichen Gebirgs zu räuberischen Einfällen. Die bedrängten, in der Fülle der Naturgaben verweichlichten Einwohner sahen sich endlich genöthigt (420 v. Chr.), eine samnitische Söldnerkolonie als Bürger in ihre Stadt aufzunehmen und ihnen einen Theil der Ländereien abzutreten. Diese wilden Fremdlinge aber fielen an einem Festtage über die Bevölkerung her, hieben einen Theil derselben zusammen, heiratheten die Wittwen und herrschten von nun an als Equites Campani in C. Die oberste Regierungsbehörde hieß damals Meddix tuticus. So entstand das kampanische Volk, ein Gemisch von ausonischen und oscischen Ureinwohnern, von hellenischen und etruscischen Kolonisten und von Samniten, und das Weichbild der Stadt hieß daher Campanus ager. Aber diese verschiedenartigen Elemente flossen nie zu einem organischen Ganzen zusammen und legten den Keim zu der dauernden innern Zerrüttung. Auch dieser kriegerische Zuwachs versank bald in üppige Weichlichkeit, ohne seine alte Grausamkeit zu verlieren. So war es z. B. den kampanischen Edeln eine Wonne, an Festgelagen das Blut von Gladiatoren strömen zu sehen. Als die Samniten die Stadt Sidicinum bedrängten und mit dem Fall derselben auch die Lage der Capuaner gefährdet war, so zogen sie ihr zu Hülfe, wurden aber zweimal geschlagen. Hierauf richteten sie ihre Bitte um Hülfe an Rom, mit dem Versprechen, sich ganz seinem Schutz unterwerfen zu wollen. Die bereitwilligen Römer besiegten die Samniten (343 v. Chr.) am Berge Gaurus, verliehen den patricischen Geschlechtern C.'s das Jus connubii mit ihnen und legten eine Besatzung nach C. Die von dieser beabsichtigte Ermordung der Einwohner und der Entschluß, sich hier einen dauernden Aufenthalt zu gründen, wurde von Rom noch zu rechter Zeit vereitelt. Dessen ungeachtet verbanden sich die Capuaner, mit Ausnahme der Ritter, (330 v. Chr.) mit den aufgestandenen Latinern und kämpften gegen die Römer. Diese aber, nun mit den Samniten ausgesöhnt und verbunden, besiegten ihre Feinde am Flusse Veseris, am Fuße des Vesuvs, gaben den kampanischen Rittern zur Belohnung ihrer Treue das römische Bürgerrecht ohne Stimme und gestatteten ihnen, von der Gemeinde eine jährliche Steuer zu erheben. Ihre Gesetze, Privilegien und besondere Regierungsform behielt die Stadt, mußte aber von 318 v. Chr. an einen römischen Präfekten aufnehmen. Die Gemeinde konnte jedoch auch jetzt ihre Abhängigkeit von Rom noch nicht verwinden und öffnete, vom kampanischen Ritter Pacuvius Calarius dazu bewogen, nach Vernichtung des römischen Heeres bei Cannä, dem siegreichen Feldherrn, welcher ihr das Versprechen gegeben, C. zur Hauptstadt von ganz Italien zu erheben, die Thore. Hannibal machte diese üppige und verführerische Stadt zu seinem Winterquartier und sie wurde für ihn ein Cannä. Denn seine hier in schwelgerischen Lüsten entartenden Schaaren mußten vor den neugekräftigten Römern nach Unteritalien weichen und diese belagerten nun C. (212 v. Chr.). Alle Versuche des punischen Feldherrn, die Stadt zu entsetzen, waren fruchtlos, und endlich mußte C., nachdem sich 28 Senatoren, unter ihnen Vibius Virrius, vergiftet hatten, sich den rachedürstenden Römern übergeben. Der Eroberer Fulvius ließ 70 Senatoren grausam hinrichten: 300 Patricier wurden auf den Beschluß des römischen Senats eingekerkert und die übrigen Bürger, nach dem Maße ihrer Schuld an dem Abfall, entweder in die Städte des latinischen Bundes als Gefangene abgeführt, oder als Sklaven verkauft. In der Stadt durften nur noch den Römern zinsbare Insassen, Freigelassene, Krämer und Handwerker wohnen und die reiche Feldmark wurde ihr genommen. Ein römischer Präfekt hielt jährlich daselbst Gericht. C. bildete kein Gemeinwesen mehr. Gleichwohl ging hauptsächlich von C. jener Gladiatorenaufstand aus, dessen Haupt Spartacus war. Julius Cäsar suchte die gesunkene Stadt dadurch wieder zu heben, daß er (lex Julia) eine Kolonie von 20,000 römischen Bürgern dahin sandte und die Kolonie mit alten Gesetzen u. Privilegien C.'s beschenkte. Dadurch wuchs C. noch einmal so rasch empor, daß es Cicero das zweite Rom nennen durfte. Unter Augustus und Nero gewann C. durch Veteranenkolonien neuen Zuwachs. Wegen seiner Treue gegen Vitellius hart bestraft, behauptete es doch seinen Glanz u. seine Macht bis zur Völkerwanderung. Im Jahre 389 wurde hier das capuanische Koncil gehalten, welches die Spaltungen in der antiochischen Kirche zu beseitigen berufen worden war. Die Vandalen verwüsteten die Stadt 456; ihnen folgten die Ostgothen, denen C. von Narses wieder entrissen wurde, welcher sodann für die Wiederherstellung C.'s das Möglichste that. Nach u. nach raffte es sich auch wieder empor, während das römische Weltreich zusammensank. Nach dem Untergang desselben kam C. als Guastaldat an das Herzogthum Benevent. Als solches umfaßte es alles Land zwischen dem Garigliano, Arpino, Volturno und dem Meere. Im Jahre 840, wo das Herzogthum

Benevent unter Radelchis getheilt wurde, fiel C. dem Fürstenthum Salerno zu. Gleichwohl behauptete sich in C. der Guastald Landulf als selbstständiger Graf von C. Da legten noch 840 die Saracenen die ganze Stadt in Asche und Landulf zog nun mit der ganzen Einwohnerschaft auf den Hügel Trifliseo, wo die neue Stadt gegründet wurde: sie erhielt den Namen Sicopolis. Landulf folgte 842 sein Sohn Lando I. in der Grafenwürde, und er war es, der, als auch diese neue Stadt nach kaum 15 Jahren ein Raub der Flammen wurde, 857 Neucapua an der Stelle gründete, wo die jetzige Stadt noch steht, nämlich an der Stelle des alten Casilinum, dem Hafenplatz des großen C. der alten Zeit. Durch die Wahl des Grafen Athenulf zum Fürsten von Benevent (900) wurde C. Fürstenthum, und die Geschichte von C. verschmilzt nun mit der von Benevent (s. d.). Residenz des Fürstenthums wurde C.; auch erhielt C. schon unter Pandulf I. (943—981) 968 ein Erzbisthum. Durch diesen Zusammenfluß von Glanz und Macht erhob sich C. wieder zu einer blühenden Stadt. Nach langen Kämpfen ward das Fürstenthum C. 1156 integrirender Theil des normannischen Königreichs, und von nun an bilden nur die Schicksale der Stadt C. noch eine selbstständige Geschichte, die sich jedoch eben der sinkenden Bedeutung der Stadt genau anschließt. Kaiser Konrad III. eroberte C. 1250 und riß die Mauern nieder, weil es sich für die Neapolitaner und gegen ihn gerüstet hatte. Die Zeit des Hinsiechens der Stadt ging ohne bedeutende äußere Erscheinung dahin. Erst im 18. Jahrhundert wird sie wieder genannt. Am 3. Juli 1707 im spanischen Erbfolgekrieg besetzte sie der kaiserliche General Daun; erst am 24. November 1734 erhielten sie die Spanier in Folge der Kapitulation des Kommandanten, Grafen von Traun, zurück. Die Franzosen besetzten C. im Januar 1799; im Juli bemächtigte sich Nelson der Stadt. Im Uebrigen theilte diese seit der Zeit die Schicksale des Königreichs Neapel.

Capuchon (franz., lat. cucullus), Kapuze, ein kegelförmig oder am Zipfel rund geschnittenes Stück Tuch, welches Mönchen zur Kopfbedeckung dient. Die Benediktiner und Bernhardiner hatten zwei Arten von C., die eine schwarz für die gewöhnlichen Tage, die andere weiß und sehr weit an Festen.

Caputiati (Caputiani), eine vom Zimmermann Durand in der Auvergne 1182 gestiftete Sekte, trug weiße Mützen (Caputia, Kapuzen), mit Marienbildern von Blei, wollte angeblich zur Bewahrung des Kirchenfriedens wirken, hatte aber mehr den Zweck, auf eine gewaltsame Weise sich von der Kirche vollkommen unabhängig zu machen. Die C. wurden von Hugo, Bischof von Auxerre, mit Waffengewalt unterdrückt.

Caputium (Capitium), Kapuze, eine Hauptbedeckung, an der Cappa oben am Kragen befestigt, zum Vor- und Rückschlagen gegen Sonnenbrand und Stürme gebraucht. Davon erhielten die Kapuziner (s. d.) ihren Namen.

Caput mortuum (lat.), Todtenkopf, bei den alten Chemikern üblicher Name für den trockenen Rückstand, welcher bei Destillationen namentlich mineralogischer Produkte in den Retorten verbleibt. Im Allgemeinen aber versteht man darunter die unreine Eisenoxydmasse, welche bei der Bereitung der nordhäuser Schwefelsäure in der Retorte zurückbleibt, eine gelblichrothe und rothe Farbe besitzt, zu gröberen Bestrichen und zum Poliren der Metalle und Gläser benutzt und auch mit dem Namen Kolkothar belegt wird. In neuerer Zeit begreift man unter dem Namen C. m. auch die geglühten Rückstände, welche sich in den Pfannen bei der Alaun- und Vitriolbereitung absetzen und vor dem Glühen aus Eisenoxydhydrat bestehen.

Cap Verd, s. Grünes Vorgebirg.

Capverdische Inseln, s. Grünen Vorgebirgs, Inseln des.

Cappere, Weiler im franz. Dep. Oberpyrenäen, in einem reizenden Thale, berühmt als Badeort. Die dortige Mineralquelle ist ungemein wasserreich, farblos u. klar, geruchlos, von einem faden Geschmack und hat nach Alibert die Temperatur von 25° R. Früher zählte man sie zu der Klasse der Eisenwasser, sie enthält aber nach Save's Analyse kein Eisen. Innerlich gebraucht wirkt sie eröffnend.

Caque (franz.), Tönnchen, in welches Anschoven, Sardellen oder Häringe gelegt werden. Es enthält gewöhnlich 500 Häringe oder 1000 Sardellen.

Caqueta, mächtiger Strom im südamerikan. Staat Kolumbien, Provinz Quito, entspringt in dem Distrikte Sucum Bios, unfern der alten Stadt Macao, an dem westlichen Abhang der Andes und strömt ostsüdöstlich gegen den Aequator. Bevor er diesen durchkreuzt, theilt er sich in einen andern Strom, welcher gegen Nordost fließt und Negro heißt. Man vermuthet, daß dieser mit dem Orinoco in Verbindung steht, während sein Hauptarm gegen Südost dem Amazonenstrom zufließt, in welchen er 4° südl. Breite fällt. Dieser Arm führt den Namen Japura Yupina, und einige portugiesische Abenteurer sagten 1744 aus, daß sie von dem Amazonenstrom aus auf diesem Fluß und dem Negro den Orinoco erreicht hätten. Nach A. v. Humboldt läßt sich an der Möglichkeit einer solchen Fahrt nicht mehr zweifeln, wonach also die berühmte Vereinigung der beiden mächtigen Flüsse gefunden wäre.

Carabaya, Provinz des südamerikan. Freistaats Peru, in der Nähe von Arica liegend, mit 12—15,000 Einw., stößt gegen Osten an ungeheure Ebenen, die von wilden Indianern bewohnt sind, nördlich an die Provinz Paucartambo, westlich an die von Azangara und Lampa, südlich an die von Canches und Bolivia. Ihre Ausdehnung beträgt etwa 200 Kilometer von Süden gegen Norden und 240—250 von Westen nach Osten. Sie ist in dieser Richtung von der Cordillerenkette durchzogen, deren Abhänge prächtige Wiesen für die zahlreichen Heerden von Rindvieh, Schafen, Lamas, Vicunnas, Alpacas und Paco-Vicunnas liefern. Dieser Abhang der Cordilleren ist gesund, aber wegen seiner Höhe sehr kalt, und der Boden erzeugt nur Gras. Gegen Osten wechselt der Anblick des Landes vollständig, und die reichsten Erzeugnisse

der tropischen Vegetation wachsen in Fülle in den zahlreichen Schluchten, welche die Cordillerenkette zu brechen beginnen. Es ist dies nur noch eine Reihe bewaldeter Höhen (Montanas) und mehr oder minder breiter Thäler, deren Flüsse alle nach dem Amazonenstrom hinlaufen. Das Klima ist heiß und feucht; die Hitze und die Sturzregen, die vom November bis Mai fallen, unterhalten eine reiche Vegetation. Die Ceder, der Acajou, Jacaranda, Subayo rc. wachsen hier in Menge, aber die Schwierigkeit des Transports verhinderte bis jetzt die Ausbeutung. In diesen fast undurchdringlichen Wäldern wächst der Baum, der die Quinquina liefert; nach dieser ist die Coca das Haupterzeugniß der Provinz C., deren Anbau noch mehr Hände erfordert, obgleich die großen Plantagen, Cocales genannt, verschwunden sind. Der Kaffee des Landes ist vorzüglich, kann aber wegen der Kostspieligkeit des Transports nicht nach Europa ausgeführt werden. Die andern Erzeugnisse der Provinz sind der Kakao, vortrefflicher Qualität, Zuckerrohr, Tabak, Wein, Mais, Weizen und eine Menge anderer Vegetabilien und Früchte, die fast ohne allen Anbau wachsen.

Carabiniers (franz.), ursprünglich Truppen zu Pferde, bestanden aus der auserlesensten Mannschaft und bildeten einen Theil der gewöhnlichen Kompagnien, oder formirten selbst Kernkompagnien, oder machten endlich die ausgewähltesten Regimenter aus. Unter Heinrich IV. waren in Frankreich in den Kompagnien der schweren Reiterei oder der Gensdarmerie je 2 C. Ludwig XIV. formirte zuerst Kompagnien aus ihnen, von denen jedem Reiterregiment eine einverleibt wurde. Diese Kompagnien, 100 Mann stark, bildeten seit 1695 das Karabinerregiment, welches wenigstens 5 gewöhnlichen Regimentern gleich galt. Von den Zeiten der Regentschaft an bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienen C. wieder einzeln in den Kavalerie-Regimentern: sie waren Kernmänner, je 4 in jeder Kompagnie, beinahe wie zur Zeit Heinrichs IV. Diese Einrichtung dauerte nicht lange und bald nahm ein Karabinerregiment wieder die erste Stelle in der franz. Kavalerie ein. Das Gesetz vom 23. Fruct. VII gestattete die Errichtung von 2 Karabinerregimentern; unter Napoleon waren sie von den Kürassieren nur durch gelbe Harnische und Helme und rothe Helmraupen verschieden, die Restauration setzte sie wieder auf 1 Regiment herab. Clermont-Tonnerre fügte abermals ein zweites hinzu. Die jetzigen franz. Karabinerregimenter unterscheiden sich von den alten dadurch, daß sie keine Carabines oder Mousquetons mehr haben, daß ihre Uniform nicht mehr dieselbe ist, daß sie Küraß und Helm tragen und daß ihre Offiziere durch Epaulettes mit kleinen Torsaden ausgezeichnet sind. Mit der gegenwärtigen Bedeutung der franz. C. steht ihr Name in keinem Zusammenhang mehr. Die Ordonnanz vom 19. Febr. 1831 hat 2 Karabinerregimenter in die Reservekavalerie einrangirt. Bei den Truppen einiger anderer Staaten, namentlich bei der österreichischen Armee kommt eine ähnliche Waffengattung vor, die jedoch noch jetzt an die ursprünglichen französischen C. erinnert: die Tirailleurs. Ueber die ältere Einrichtung der C. zu Fuß s. Voltigeur.

Carabobo, Provinz des südamerikan. Freistaats Venezuela, zählt auf 678 □Leguas 100,000 Einwohner. Bei dem von der Hauptstadt Valencia 2 Meilen südwestlich gelegenen Dorfe C. besiegte Bolivar den 28. Mai 1814 den spanischen General Salomon und am 24. Juni 1821 ward hier die Entscheidungsschlacht gegen die Generäle La Torre und Morales geschlagen, wodurch das Land vom Feinde befreit wurde.

Carabus (lat.), Kahn, dessen man sich ehedem in Italien, namentlich auf dem Po, bediente. Die Carabi waren von so einfacher Bauart, daß Cäsars Soldaten deren eine Menge für das römische Heer verfertigten. Kiel und Rippen waren von leichtem Holz, diese flocht man mit Weiden aus und überzog sie mit Leder. Aehnliche Fahrzeuge baute man in Irland; Rippen von Fischgräten und Ueberzüge von Seehundsfellen waren die ganzen Bestandtheile.

Caracalla, römischer Kaiser von 211—217 n. Chr., hieß eigentlich Bassianus M. Aurelius Antoninus C. und war der älteste Sohn des Imperators Septimius Severus und der Julia Domna, während des Ersteren Präfektur über das lugdunensische Gallien am 4. April 188 zu Lyon geboren, wurde vom Volke spottweise C. genannt, von der gallischen Benennung seiner Lieblingstracht. Nachdem er als Cäsar und 197, nach der Besiegung des Albinus, als Imperator anerkannt worden war, ertheilte ihm sein Vater Severus im folgenden Jahre auf dem Zuge gegen die Perser die tribunicische Gewalt und erhob ihn im April desselben Jahres zum Augustus. Der Senat, zu einer feilen Schaar von Miethlingen herabgesunken, bestätigte nicht nur diese neue kaiserliche Ernennung, sondern erkannte dem neuen Augustus einen Triumph über die Juden zu, weil sein Vater einen glücklichen Krieg in Syrien geführt hatte. Im Jahr 201 gab ihm Sever die männliche Toga, designirte ihn für 202 zum Konsul und vermählte ihn 203, nach der Rückkehr aus dem Orient, mit Plautilla, der Tochter des Plautian, die von ihrem Vater eine so ungeheure Aussteuer mit bekam, daß sich wohl fünfzig Königinnen damit hätten begnügen können. Die Ehe war gleichwohl eine gezwungene: C. hatte nur dem väterlichen Wunsche gehorcht, hegte aber gegen Gattin und Schwiegervater den tiefsten Groll, besonders gegen letzteren, vor dessen bewachendem Auge seine Ausschweifungen sich scheu verbergen mußten. Sein plötzlicher Tod (204) war C.'s Werk. Er hatte sich durch einen Mord von einer drückenden Last befreit und erging sich nun, in ehrlosem Wetteifer mit seinem Bruder Geta in den abscheulichsten Lüsten und Verschwendungen. Die gegenseitige Abneigung der beiden Brüder hatte bereits eine Höhe erreicht, die endlich auch Sever besorgt machte, der, um ihnen die Ursachen ihres Hasses durch die Gelegenheit kriegerischer Auszeichnung aus dem Auge zu rücken, beide mit sich in den Feldzug gegen die Kaledonier, welche eben Brittannia verheerten, nahm. Die Hinfälligkeit des Vaters reizte den unnatürlichen Sohn nur zu um so ra-

scherer Betreibung seiner Absicht, sich die Alleinherrschaft zu sichern. Während Severus ihm in Schottland den Oberbefehl über einen Theil des Heeres überließ, war er nur darauf bedacht, den Namen seines Bruders zu beschmutzen und lächerlich zu machen, ja endlich versuchte er nicht nur die Armee gegen seinen Vater zum Aufruhr zu bewegen, sondern unternahm selbst mehre Mordversuche gegen ihn, denen dieser nur die Schwäche eines verzweifelnden Schmerzes und einer unbedingten Verzeihung entgegensetzen konnte. Endlich machte der Gram, man sagt, von C.'s Gift unterstützt, im Februar 211 zu Eboracum (York) seinen Leiden ein Ende. Noch auf dem Todtenbette hatte Sever die letzten Athemzüge verschwendet, um beide Söhne zu überzeugen, wie brüderliche Eintracht allein sie auf ihrer gefährlichen Höhe vor dem tiefen Sturz sichern könne. Des Vaters letzte Worte waren kaum verhallt und seine Augen geschlossen, so ließ C. sämmtliche Freunde und Hausgenossen desselben ermorden und trat, nachdem er sich von dieser Seite gesichert glaubte, vor die Truppen mit dem Antrag, ihn zum Alleinherrscher auszurufen. In der Armee aber war das Andenken an Sever noch zu lebendig, und sie beharrte darauf, ihre Treue beiden Brüdern zu bewahren und Geta neben C. als Imperator zu begrüßen. C. sah sein Ziel abermals weiter hinausgeschoben und erkannte, daß er zunächst die List der Gewalt müsse Bahn brechen lassen. Er schloß sofort Frieden mit den Barbaren, zog die Armee aus ihrem Lande und räumte die von Severus angelegten Kastelle. Darauf begab er sich zu seinem Bruder und zu seiner Mutter, versöhnte sich zum Scheine mit allen, denen er bisher offen eine feindliche Gesinnung bewiesen, und trat mit Mutter und Bruder die gemeinschaftliche Reise nach Rom an, wohin sie die Asche Severs mit sich nahmen. In Rom theilten sie sich sogleich in den kaiserlichen Palast, dessen ungeheuerer Umfang ihnen gestattete, durch gesperrte Thore und kriegerische Wachen sich gegen einander zu schützen. Julia, die noch immer auf eine friedliche Beilegung der Zwietracht hoffte, trat dem Plane einer Theilung des Reichs entschieden entgegen, während beide Brüder alle Mittel zu geheimer gegenseitiger Vernichtung erschöpften. Bei einem Versöhnungsfeste, zu welchem der heuchlerische C. die Mutter zu veranlassen wußte, ward endlich Geta von einigen von C. gedungenen Centurionen in den Armen seiner Mutter und unter dem aufmunternden Zuruf C.'s ermordet, worauf C. sofort in das prätorianische Lager eilte, sich hier vor den Adlern und geheiligten Feldzeichen niederwarf, von Gefahren stammelte, die seinem Leben droheten und bereits das seines Bruders gefordert hätten, und die Soldaten um ihren Schutz anflehte, indem er zugleich alle Schätze seines Vaters für ihre Treue anbot. Die durch den letzteren Antrag bestochenen Truppen riefen ihn alsbald zum Kaiser aus und bewaffnete Soldatenhaufen begleiteten ihn am andern Morgen in den Senat, wo es nunmehr nicht vieler Worte bedurfte, um die Bluthat des gestrigen Tags zu beschönigen, ja zu rechtfertigen. Geta's Freunde, Diener, Soldaten und sonstige Anhänger, gegen 20,000 Menschen, wurden darauf geächtet und hingerichtet; alle treuen Räthe, Anhänger und Diener seines Vaters traf dasselbe Loos, ja, seine eigene Mutter ward mit dem Tode bedroht, weil sie C. gegenüber Thränen über Geta's Tod blikken ließ. Man brauchte nur durch Würde, Tugend und Reichthum einen günstigen Blick des Volks auf sich zu ziehen, so fiel man als Feind des Staats der Blut- und Raubgier des Kaisers zum Opfer. Selbst Männer, wie Papinianus, konnten diesem Schicksal nicht entgehen; er verfiel dem Henker, weil er sich weigerte, dem Brudermord C.'s eine Schutzrede zu widmen. Aber nicht bloß gegen Reiche und Edle wüthete C., er trotzte auch dem Volk und dem gemeinen Haufen; als man einst im Cirkus einen Wagenrenner verlachte, der in C.'s Gunst stand, ließ der Tyrann seine Leibwache über die Menge herfallen und einen großen Theil derselben niedermetzeln. C.'s bloß auf die Gunst der Truppen basirte Macht war eine der kostspieligsten, welche Rom erlebt hatte. Als die ungeheuren Schätze Severs vergeudet waren, begann eine Art der Erpressung, die das Reich zusehens erschöpfte; Konfiskationen, Steuererhöhung, Erfindung immer neuer Auflagen waren an der Tagesordnung, sogar von allen Vermächtnissen und Erbschaften nahm C. 10 Procent für sich in Anspruch, und endlich ertheilte er allen Bewohnern des römischen Reichs das römische Bürgerrecht, um von allen, auch den Provincialen, gleich hohe Abgaben fordern zu können. Aber all diese Verschwendung, Spiel und Mord genügten zuletzt weder den Forderungen des Heeres, noch verschaffte sie des Kaisers Gewissen die nöthige Zerstreuung; der Aufenthalt in Rom ward ihm zuwider und er rüstete sich zu einem Zug in die Provinzen des Reichs. Zuerst führte er in Gallien gegen Alemannen und Sevennen einen unrühmlichen Krieg, was ihn aber gar nicht hinderte, die Siegernamen **Alemannicus** und **Germanicus** anzunehmen. Hierauf zog er nach Dacien, kämpfte daselbst mit Sarmaten und Gothen (Geten), überließ aber bald die Provinz ihrem Schicksal und eilte nach Thracien. Hier zeigte sich sein dünkelhafter Eigensinn in einer neuen Gestalt; er fing hier an, Alexander den Großen zu spielen, mit dem er sich von jeher gern verglich, äffte ihn nicht nur in Tracht, Stellung und Geberden auf das Lächerlichste nach, sondern versuchte auch die Wiederherstellung seiner kriegerischen Einrichtungen: nur in Einem übertraf er ihn, in der Erneuerung seiner Fehler und Flecken. Von Thracien setzte er nach Asien über und ging zuerst nach Pergamus, wo ihn Aeskulap von seiner Krankheit heilen sollte, dann nach Ilium, wo er den Achilles feierte, und von da nach Nikomedien, wo er überwinterte. Hier rüstete er sich zu einem Kriege gegen die Armenier und Parther. Der Krieg gegen letztere, zu dem er leicht einen Vorwand gefunden hatte, wurde durch die Nachgiebigkeit des Partherkönigs für den Augenblick beseitigt. Dagegen nahm er Angorus, den König der Osroener, verrätherisch gefangen und bemächtigte sich seines Reichs. Auf gleiche Weise

wollte er mit dem König von Armenien verfahren, den er nebst seinen Söhnen zu sich berief; die Armenier aber griffen zu den Waffen und eine Armee C.'s, die er unter Theocritus gegen sie sandte, wurde geschlagen. Nachdem C. noch längere Zeit in Antiochien verweilt hatte, ging er nach Alexandrien, dessen Bewohner durch Spott über seinen Brudermord seinen Zorn entflammt hatten. Das schrecklichste Blutbad wurde über die Stadt verhängt, Strafe auf Strafe erfolgte, und zuletzt ließ er auch die Kollegien der Philosophen niederreißen. Nach Antiochien zurückgekehrt, um den Krieg mit den Parthern von Neuem zu beginnen, forderte er von dem König Artabanus seine Tochter zur Gemahlin, und als derselbe sie verweigerte, fiel er in Medien ein, verwüstete alles Land, eroberte die Stadt Arbela, riß hier die parthischen Könige aus ihrer Gruft und zerstreute ihre Gebeine. Nach Herodot verstand sich Artabanus endlich zur Vermählung seiner Tochter mit C., worauf dieser als Freund in das parthische Gebiet einrückte. Artabanus kam ihm mit glänzendem Geleite entgegen und die Parther wandten sich sorglos zu den Freuden des Festes, als C. plötzlich den Befehl gab, die Barbaren zu überfallen und niederzumachen. Der König rettete sich mit Wenigen durch die Flucht; C. aber durchzog nun ganz Parthien und kehrte erst dann zurück, als die Soldaten von Rauben und Morden erschöpft waren. Zur Verherrlichung seiner Thaten nahm er den Namen Parthicus an und stellte sich der Welt als den unüberwindlichen Besieger des ganzen Morgenlandes dar. Die Parther aber hatten sich nur zurückgezogen und rüsteten jetzt mit Macht, um einen Rachekrieg zu beginnen. Ihrem Angriffe hätte C. nicht zu widerstehen vermocht, denn seine Soldaten waren durch Schwelgerei entnervt, und wenn er früher durch verschwenderische Geschenke, sowie dadurch, daß er selbst den gemeinen Soldaten spielte, ihre Gunst gewonnen hatte, so fingen sie allmählig an, selbst gegen seine Gunst gleichgültig zu werden, und entzogen ihm ihre Gunst, weil er Scythen und Celten ihnen vorzog. Indeß sollte er den Ausbruch des Kriegs selbst nicht erleben. Das Gewissen forderte endlich seine Rechte. Tyrannenfurcht im Bunde mit seinem Aberglauben trieb den von blutigen Dolchen umgebenen Wütherich zu einer Zuflucht über der Erde: er suchte Schutz und Beistand in den Sternen. Alle Statthalter des Reiches hatten längst strengen Befehl, auf jede irgendwo auftauchende Wahrsagung zu achten und sie dem Kaiser zu berichten. Da gelangte plötzlich vom Stadtpräfekten zu Rom ein Schreiben an C. nach Syrien, in welchem die Wahrsagung eines Afrikaners dem Kaiser die Kunde brachte, daß dem Macrinus, einem der beiden prätorianischen Präfekten und Günstlinge des Imperators, und seinem Sohn die Herrschaft des römischen Reichs zufallen werde. Der Zufall fügte es, daß dieses Schreiben in Macrinus' Hand gerieth, ehe C. die gefährliche Sage erfahren hatte. Da Macrinus erkannte, daß sie für ihn das Todesurtheil sey, so faßte er rasch den entscheidenden Entschluß, sich durch des Kaisers Tod zu retten. Die Unzufriedenheit in den einzelnen Heerhaufen und namentlich unter den Anführern erleichterte das Unternehmen und er gewann einen der Hauptleute seines Corps, Martialis, zur Ausführung des Wagestücks. Auf einer Pilgerfahrt von Edessa nach dem berühmten Mondtempel von Carrhä begriffen, wurde C., als er sich eben, durch ein natürliches Bedürfniß gedrungen, auf freiem Felde von seinem Gefolge entfernt hatte, vom Dolche des Martialis tödtlich in den Hals getroffen. Der Pfeil eines Bogenschützen streckte neben dem Gemordeten auch den Mörder nieder (am 8. April 217). Der feile römische Senat dekretirte dem Scheusal die Vergötterung.

Caracalla, gallisches Kriegskleid, der römischen Lacerna ähnlich, mit Aermeln und Kappe; es reichte bis auf die Schenkel. Kaiser Caracalla (s. d.) hat davon den Namen, den er in der Geschichte führt; er ließ die C. bis auf die Füße herabgehen.

Caracara, südamerikanische Benennung von zwei Vögeln aus der Raubvögelfamilie der Falken (Falco *L.*). Der gemeine schwarzscheitelige C. (brasilianischer Adler, Cheriway, Falco brasiliensis *L.*, Polyborus vulgaris *Vieill.*), aus der Gattung der Schlangenadler, ist von der Größe des Fischadlers, quer weiß und schwarz gestreift, mit geschlitzten, weißen Kehlfedern, schwarzem Scheitel, der in einen kleinen Schopf ausgeht. Die Deckfedern der Schwingen, Hosen und Schwanzspitze sind schwärzlich; der Schnabel ist stark, hoch und gestreckt. Wachshaut und Zügel sind bräunlichgelb, die Beine orangegelb. Er ist schlank, hochbeinig, von langen Schwingen, das Auge groß und feurig. Der C. ist der gemeinste Raubvogel Paraguay's und Brasiliens. Er schreitet stolz in Menge auf den Triften in der Nähe der Seen umher, oder fliegt niedrig von einem Busch zum andern, stellt allen kleinen Thieren, Vögeln, Mäusen, Heuschrecken und dergleichen nach u. ist besonders den Hühnern gefährlich. Er legt vom August bis zum Oktober zwei spitzige, braune, blutroth gefleckte Eier auf solche Bäume, die mit Schlingpflanzen bedeckt sind, woraus sie ihr Nest machen. Die Jungen bleiben lange bei den Alten. Größere Thiere werden von C.'s gemeinschaftlich verfolgt. Der weiße C. (der Chimachima oder Chimango des Azara, Falco degener *Ill.*), Art aus der Gattung der Fischadler oder Seeadler, ist ockergelb, der Scheitel braun, gestrichelt; Flügel, Rücken, Schwanz und ein Streif vom Auge nach dem Hinterkopf sind dunkelbraun, Wachshaut und nackte Augenumgebung orangegelb, die Füße bläulich. Der Schnabel ist gestreckt und schwach. Er haust in ganz Südamerika, zumal in der Nähe des weidenden Viehes, dem er die Holzböcke vom Rücken absucht.

Caraccas, Provinz in der südamerikanischen Republik Venezuela, zwischen 7° 38' bis 10° 40' nördl. Br. u. 47° 17' bis 50° 22' westl. L., grenzt gegen Norden an das Antillenmeer, von der Mündung des Unare bis zur Punta de Aroa, zwischen Cuyagua und Choroni, gegen Osten an Barcelona, gegen Süden an Apure und Guyana und gegen Westen an Carabobo und Barinas (Varinas) und enthält 2829 □Meilen. Die

Landschaft hat zum Theil Gebirge, zum Theil Llanos. Jene bilden die Küste mit vorzüglichen Häfen, z. B. den von Carupano, Cumana, die Laguna del Opisbo, den Hafen von Mochima, Barcelona, la Guayra, Burburata, Puerto Cabello, Coro, Maracaybo, Angostura, la Vela, Juan Griego, Pampatar, Maturin, Guiria, Rio Caribe, Higuerote, Choroni, Cumarebo, Adicora, Javana, und mehre Rheden und Ankerplätze, sowie reiche und fruchtbare Thäler. An dieser Küste ist das Meer beständig ruhig, denn die Stürme des Antillenmeeres erreichen das Festland nicht. Das Klima ist in diesem Verhältniß der Naturbeschaffenheit des Landes sowohl heiß, als gemäßigt und kalt. Die Provinz ist in 16 Kantone getheilt und der Sitz der Landwirthschaft und des Verkehrs in Venezuela. C. hat etwa 500,000 Einwohner, welche verhältnißmäßig geringe Bevölkerung ihre Ursache in der großen Ausdehnung der Llanos gegen Süden hat, die sehr dünn bevölkert sind. Der Kanton C. ist der bevölkertste der ganzen Republik, während das Gegentheil im Kanton S. Fernando de Atabapo, auf 576 □Meilen 20,980 Einwohner, Statt findet. Die Zahl der Sklaven in C. beträgt 34,430, also 12,1 auf der □Meile. Das eigenthümliche und vorzüglichste Produkt der Provinz ist der Kakao, der beste von allem, der in den europäischen Handel kommt. Dieser steht überhaupt an Güte nur dem von Soconusco in Guatemala nach. In C. wächst der beste zu Orituco, diesem folgt der von Cuique am See von Valencia, Caucagua und Cupira. Außerdem erzeugt die Provinz viel Kaffee, guten Indigo, Vanille, Rindvieh ꝛc.

Die gleichnamige Hauptstadt des Freistaats Venezuela, eigentlich San Jago de Leon de C., der wichtigste Handelsplatz an Südamerika's nördlicher Küste, 3 Meilen vom und 2760 Fuß über dem Meere, liegt am Fuße des 8000 Fuß hohen Silla und in der Nähe des Guayraflusses, an dessen Mündung ihr Hafen, die Stadt Laguayra, liegt. Drei kleine Flüsse, Onanco, Carauco und Catucha, durchfließen die Stadt von Norden nach Süden und speisen mit dem Guayra den Kanal, welcher C. mit seinem Hafen verbindet. Die hohe Lage C.' bewirkt ein Klima, von dem man wohl sagen kann, daß es ein immerwährender Frühling ist. Die Temperatur übersteigt am Tage selten 26° und fällt höchst selten unter 20°, bei Nacht hat man gewöhnlich 16—18°. Dieses im Allgemeinen so milde Klima unterliegt jedoch auch bedeutenden Fluktuationen in der Witterung. C. ist nicht nur eine angenehme, sondern auch eine hübsche Stadt. Die Straßen sind gerade, geschmackvoll angelegt und die meisten Häuser gut gebaut. Unter den öffentlichen Plätzen sind einige ziemlich unregelmäßig, die Plaça major u. der große Stadtmarkt bilden dagegen regelmäßige Vierecke von sehr ansehnlichen öffentlichen und Privatgebäuden. Im östlichen Theile der Stadt ragt über alle die Kathedrale hervor, ein Prachtbau von 250 Fuß Länge, 75 Fuß Breite, dessen Schiff von 24 Säulen getragen wird. Auch die St. Paulskirche ist sehenswerth, weniger die übrigen 7 Kirchen und die 6 Klöster. Zu den geschmackvollen Gebäuden C.' gehören auch die Kasernen, für 2000 Mann des Linienmilitärs eingerichtet u. auf einer Stelle errichtet, von der aus man eine entzückende Fernsicht genießt. Die Kasernen der Milizen stehen am entgegengesetzten Theile der Stadt. Mit Trinkwasser wird C. aus dem Flusse Catucha versehen. C. ist der Sitz eines Erzbischofs und eines Kollegiums, welches 1778 gegründet u. 1792 in eine Universität umgewandelt worden ist. Auch unterhält man ein gutes Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt über 50,000; Weiße und Neger bilden die Mehrzahl davon, die Indianer sind sehr schwach vertreten. Die Ersteren sind meist Kaufleute, Pflanzer, Professionisten oder Soldaten. Der Fabrik- und Gewerbfleiß ist weniger bedeutend, als der Handel mit den Erzeugnissen der Manufaktur und Bodenkultur; so sind die Hauptartikel auf der großen Messe, welche hier jährlich gehalten wird, Zucker, Kakao und Tabak.

Columbus entdeckte die Küste von C. 1498 auf seiner dritten Reise nach der westlichen Erdhälfte und legte die erste Hand an die Gründung von C., oder, wie es genannt wurde, San Jago de Leon de C., in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts. Die Kolonie nahm guten Fortgang, denn schon 1526 konnte Kaiser Karl V. Stadt u. Gebiet C. als ein Vicekönigreich und Lehen der Krone Kastilien dem Handelsherrn Welser zu Augsburg als Entschädigung für eine Anleihe erblich übergeben. Die Welser behielten die ferne Besitzung nur bis 1546 u. gaben dieselbe auf, weil die dorthin geschickten deutschen Soldaten durch ihre Goldgier u. die Grausamkeit gegen die Eingebornen die Kolonie zu Grunde richteten und den ehrlichen Patriciern in Augsburg das Herz empörten. Die spanische Regierung setzte 1552 einen neuen Vicekönig ein, dem 1636 auch ein Erzbischof beigefügt wurde. Die Schicksale der Kolonie von da an bis in die neueste Zeit gleichen denen aller andern überseeischen Besitzungen der Mächte der pyrenäischen Halbinsel. Die europäischen Verhältnisse fanden ein durchdringendes Echo in C. zum ersten Mal 1808, wo in dem Aufstand zu Gunsten Ferdinands VII. gegen Joseph Napoleon in der Bevölkerung sich ein Zeichen von eigenem Willen, von Selbstgefühl und eine Ahnung von Selbstständigkeit offenbarte. Schon 2 Jahre später, am 19. April 1810, ergriff man im ganzen Generalkapitanat die Waffen gegen die spanische Regierung, und am 1. Juli 1811 konnte bereits eine Versammlung der verbündeten Staaten gehalten werden, in welcher man Ferdinand VII. den Gehorsam aufkündigte. Die Stadt wurde aber schon am 29. Juli von den Spaniern wieder genommen und erlebte, nachdem sie am 4. August 1813 von Bolivar befreit worden war, im Juli des folgenden Jahres abermals eine spanische Eroberung. Ein großer Theil der Einwohner verließ damals C. Erst 1821 erfolgte die abermalige Befreiung, und C. bildete von da an bis 1831 einen Bestandtheil des Freistaats Kolumbien, bis es am 17. Nov. 1831 die Republik Venezuela bilden half. Eine Schilderung des großen Erdbebens von 1812, welches die Stadt C. zerstörte, gab Alexander von Humboldt. Die ganze Nordküste von Südamerika, sagt derselbe, ist häufigen Erdbeben ausgesetzt, und

schon manchmal haben die zahlreichen Vulkane, welche sich auf den westindischen Inseln befinden, ihren verderblichen Einfluß bis nach der Küste des festen Landes ausgedehnt. Die Stadt C., nur einige Meilen von der Küste des Antillenmeeres gelegen, hatte schon in frühern Jahren heftige Erderschütterungen erlitten: doch lebten ihre Bewohner in Sicherheit dahin, bis sie im December 1811 aus dieser Sorglosigkeit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt wurden. Drei volle Monate gingen hin, ohne daß hier eine neue Erschütterung erfolgt wäre. Aber am 26. März, am grünen Donnerstage 1812, sollte die Stadt den Untergang der Sonne nicht mehr sehen. Das Volk, welches am Morgen noch zu den Gotteshäusern geeilt war, ahnte nicht das schreckliche u. nahe Ende, als um 4 Uhr Nachmittags plötzlich und von selbst die Glocken ertönten. Eine 10—12 Sekunden lange Erschütterung schreckte das Volk auf. Bald glaubte man, die Gefahr sey vorüber, als sich plötzlich ein unterirdischer Donner stärker und anhaltender, als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit, hören ließ. Stöße erfolgten auf Stöße in sich durchkreuzenden Richtungen, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, von unten nach oben. Diesen gleichzeitigen, sich durchkreuzenden Bewegungen konnte nichts widerstehen. In einer Viertelminute war C. ein Schutthaufen, der 9—10,000 seiner Bewohner begraben hatte. Zwei Kirchen, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten und deren Schiff durch 12—15 Fuß dicke Pfeiler getragen wurde, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, und von den Pfeilern und Säulen war kein Stück mehr kenntlich. Das Hinströmen der Menge zur Kirche war so groß gewesen, daß 4—5000 Personen unter ihrem eingestürzten Gewölbe begraben lagen. Eine Kaserne war beinahe vom Erdboden verschwunden; es stand ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich zur Prozession begeben wollte; nur Einzelne retteten sich, die Andern wurden unter den Trümmern begraben. Neun Zehntheile der Stadt wurden zerstört, und die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Furchtbar war das Loos derer, die so plötzlich u. unvermuthet vom Tode überfallen wurden; noch furchtbarer aber war das der Menge von Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, die Ihrigen überleben mußten u. dann aus Mangel an Pflege u. Nahrung dennoch umkamen. Eine finstere dicke Staubwolke, die sich anfangs über die Stadt erhoben und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verdunkelt hatte, schlug sich gegen Abend zur Erde nieder; die Luft wurde rein, die Erde ruhig u. die Nacht still und schön. Der fast volle Mond beleuchtete die Schreckensscene, die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Unglücklichen. Dreißig Tage nach der Zerstörung dieser schönen Stadt erfolgte der Ausbruch des lange ruhenden Vulkans von St. Vincent in den nahen Antillen (30. April 1812), und zugleich mit diesem Ausbruche wurde, etwa 160 geographische Meilen von diesem Vulkane entfernt, am Rio Apure, einem Zuflusse des Orinoco, ein schreckenerregendes unterirdisches Getöse in einem Landstriche von 2200 geographischen □Meilen vernommen.

Caraccas-Gesellschaft, eine spanische Handelsgesellschaft, seit 1728, mit dem Monopol des Kakaohandels, machte bedeutende Geschäfte; mit ihr wurde seit 1784 die philippinische oder manilische Kompagnie und die 1732 gestiftete ostindische Handelsgesellschaft verbunden.

Caracci, ital. Maler, s. Carracci.

Caraccioli, eine der ältesten Adelsfamilien Neapels, soll im 9. Jahrhundert aus Griechenland eingewandert seyn. Sie zerfällt in 2 Linien: C. Rossi u. C. d'al Leone od Pisquiti; ihr gesammtes Besitzthum soll aus 12 Fürstenthümern, 27 Herzogthümern, 26 Marquisaten u. 52 Grafschaften bestehen. Ser Gianni C., der Begründer des Ansehens und Reichthums der C., ward, ein armer Edelmann, 1415 Sekretär der Königin Johanna II. von Neapel, die ihm ihre Liebe schenkte. Als er, bereits im Besitz des Herzogthums Melfi und mit der Würde eines Connetable und Großseneschalls und dem Titel Herzog von Vicenza, Graf von Avellino u. Herr zu Capua begünstigt, noch das Herzogthum Amalfi und das Fürstenthum Salerno begehrte und die Königin diese Bitte abzuschlagen wagte, erfuhr sie von dem überraschten Liebhaber eine ihres Standes so unwürdige Behandlung, daß sie einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ, bei dessen Vollziehung C. das Leben verlor (1432). Die Mörder wurden von der Königin begnadigt, C.'s Güter konfiscirt. Giovanni C., Fürst zu Melfi, Herzog von Venose, Ascoli u. Soria, war Großseneschall von Neapel und Marschall von Frankreich. Marino C., 1468 zu Neapel geboren, ward von Leo X., der ihn 1515 auf einem lateranischen Koncilium kennen gelernt hatte, wo C. im Auftrage des Herzogs von Mailand erschienen war, zum apostolischen Protonotar ernannt. Im Jahr 1518 kam C. nach Deutschland, um Karl V. zu dessen Thronbesteigung Glück zu wünschen und den Kurfürsten von Sachsen zur Auslieferung Luthers zu bewegen. Wie früher des Papstes, gewann C. nun auch des Kaisers Gunst u. trat in seine Dienste. Karl V. gebrauchte ihn zu wichtigen Sendungen nach Venedig, England und besonders nach Mailand, wo er 1529 einen Frieden zwischen dem Herzog und dem Kaiser zu Stande brachte, in Folge dessen C. von Ersterem zum Grafen ernannt wurde; der Kaiser, der ihm schon 1524 das Bisthum Catanea verliehen hatte, verschaffte ihm auch den Kardinalshut und erhob ihn nach dem Tode des letzten Herzogs von Mailand zum Statthalter daselbst. Er † 1538. Ein Marquis de C., 1711 geboren, war gegen die Mitte des 18. Jahrh. neapolitanischer Gesandter in Paris und London, Freund Marmontels u. d'Alemberts, u. † als Vicekönig von Sicilien 1789 zu Palermo. Sein Name figurirt in allen Memoiren aus jener Zeit. Francesco, Marchese C., verdienstvoller neapolitanischer Admiral, trat früh in die Marine, diente dann längere Zeit auf der englischen Flotte u. hatte 1793 an der Eroberung Toulons großen Antheil. Als 1798 der Hof von Neapel nach

Palermo übersiedelte, begab sich die königliche Familie nicht auf die neapolitanischen Schiffe, welche C. führte, sondern wählte die englische Flotte zur Ueberfahrt. Dies und die übermüthige Behandlung, welche ihm von den Hofkreaturen deshalb zu Theil wurde, bewogen ihn, nach Neapel zurückzukehren und in die Dienste der parthenopeischen Republik zu treten. Bald fand er Gelegenheit, seine militärische Tüchtigkeit auch gegen die neapolitanische Regierung zu beweisen, indem er mit nur wenigen Schiffen einen Landungsversuch der sicilianisch-englischen Flotte vereitelte. Als 1799 Ruffo sich Neapels wieder bemächtigte, wurde C. mit mehren andern Patrioten kapitulationswidrig verhaftet und von der Junta, unter Speziale's Vorsitz, zum Tode verurtheilt. Man knüpfte C. an den Mastbaum seiner Fregatte auf und warf den Leichnam ins Meer.

Caraccioli, Louis Antoine de, franz. Schriftsteller, 1721 zu Mons geb., erhielt eine gute Schulbildung und wurde nach mehren Reisen in Italien und Deutschland Hofmeister des Fürsten Rzewuski in Polen, eine Stelle, die ihm eine bedeutende Pension verschaffte. Er ließ sich später in Tours, dann in Paris nieder, wo er von seiner polnischen u. einer österreichischen Pension ruhig den Wissenschaften lebte, bis der Ausbruch der polnischen Revolution ihn beider beraubte. Er mußte nun durch Schriftstellern, besonders durch Uebersetzungen in mehre Sprachen sein Leben fristen und † endlich den 29. Mai 1803 so arm, daß er seinem treuen Bedienten nur 24 Francs hinterlassen konnte. Von seinen Schriften, die zum Theil in einer Sammlung erschienen (Paris 1761, 10 Bde.), sind die vorzüglichsten: „Le livre à la mode" (1760), zuerst mit rothen, dann mit grünen Lettern gedruckt; „Lettres et récréations morales" (4 Bde., 1767); „Dictionnaire pittoresque et sentencieux" (3 Bde., 1768); „La petite Lutèce devenue grande fille" (2 Bde.); „Lettres intéressantes du pape Clément XIV" (4 Bde., ital. 1777).

Caracena, Ludovico de Benavides, Carillo y Toledo, Marquis von, gewandter und tapferer Feldherr in der Mitte des 17. Jahrhunderts, ein Italiener von Geburt, trat in den spanischen Kriegsdienst unter dem Kardinal von Albornoz und dem Marquis von Leganez gegen Frankreich, Savoyen und Parma, half unter dem Prinzen Thomas von Savoyen Turin mit entsetzen, wurde 1640 General der Kavalerie und als solcher in der Schlacht von Casale verwundet. Kaum geheilt, wohnte er auch der Schlacht von Ivrea bei, vertheidigte sodann Tortona gegen die Franzosen und erhielt wegen der wichtigen Dienste, welche er dem König in Flandern geleistet hatte, die Statthalterschaft von Mailand, welches damals gerade von den Franzosen und Modenesern hart bedrängt wurde. C. zwang 1648 jene Feinde zur Aufhebung der Belagerung von Cremona, gewann Pomponesco u. nöthigte, nun selbst ins Modenesische einfallend, den Herzog von Modena zum Frieden. Nicht so gelang ihm sein 1650 unternommener Einfall in Piemont; aber 1652 nahm er Trino, Crescentino und Casale ein. In der Folge diente er unter Juan d'Austria in den Niederlanden, befehligte die spanische Armee gegen Portugal, verlor aber 1665, vornehmlich durch die Uneinigkeit seiner Unterfeldherren, die Schlacht bei Villaviciosa. Er † 1668.

Caracoli, Name eines Metalls, nach Einigen eine Mischung von gleichen Theilen Gold, Silber und Kupfer, zu Ringen, Bändern, Platten und Ohrringen, von den amerikanischen Wilden, vornehmlich den Karaiben, sehr gesucht; nach Anderen ein einfaches, sprödes, brüchiges und körniges Metall, welches man nur mit etwas Gold mischt, um es weicher u. der Bearbeitung fähiger zu machen. Die gewöhnlichste Putzwaare aus diesem Metall ist ein seine Enden in die Höhe tragender Halbmond, welcher entweder in die Ohren oder Nase oder Unterlippe gesteckt wird. Der größte Halbmond mit einer Oeffnung von 6—7 Zoll wird auf dem Magen getragen.

Caractacus, König der Siluren (in Südwales) in Britannien, zur Zeit des Kaisers Claudius einer der gefürchtetsten Gegner der Römer auf jener Insel. Oft geschlagen, aber niemals ganz besiegt, unterhielt er gegen die fremden Bedrücker einen 9jährigen harten Kampf, bis der Prätor Publius Ostorius den Oberbefehl über die römischen Legionen erhielt. Dieser stürmte das durch einen Fluß und einen Steinwall befestigte Lager des C. und nahm dessen Gattin, Kinder und Brüder gefangen. Der König selbst entkam zu Cartismandua, Königin der Briganten, wurde aber von der Verrätherin der Gastfreundschaft dem Prätor ausgeliefert. Der hochherzige Held wurde mit seiner ganzen Familie von den prätorianischen Kohorten im Triumph in Rom aufgeführt, u. den Römern war dieser Fang so wichtig, daß sie ihn mit denen des Syphax und Perseus verglichen. Vor Claudius geführt, sprach er mit einer solchen Seelenruhe und Freimüthigkeit, daß der Kaiser ihn entfesseln ließ u. ihm die Freiheit gab. Nachdem C. vom Senat, dem Volke u. der Armee viele Ehrenbezeugungen erhalten, durfte er in sein Reich zurückkehren u. blieb nun ein treuer Bundesgenosse der Römer. Er † 2 Jahre nach seiner Rückkehr, 54 n. Chr.

Caraffa, großes altadeliges Geschlecht im Königreich Neapel, dessen Ursprung verschieden erzählt wird. Einige leiten es von den Caraccioli's ab, indem sie sich auf die Behauptung stützen, daß es vor 1300 in keiner Urkunde zu finden sey; nach einer andern Sage gab Folgendes dem Namen C. seinen Ursprung. Ein neapolitanischer Ritter aus der Familie Caraccioli, welcher bei dem deutschen Kaiser Otto (im 10. Jahrhundert) in hoher Gunst stand, habe in der Schlacht seinem Fürsten das Leben gerettet, indem er sich zwischen ihn und die auf denselben eindringenden Feinde warf und sie durch seine gewaltigen Streiche so lange aufhielt, bis verstärkte Hülfe herbeikam; der Ritter aber sey in diesem Augenblick erschöpft und tödtlich verwundet zu des Kaisers Füßen niedergesunken. Der Kaiser, über eine solche edle Treue gerührt, habe sich zu der Leiche niedergebeugt, mit drei Fingern das Blut von dem Panzer des Ritters gewischt und ausgerufen: O cara fe! Aus diesem Ausrufe habe sich die Familie des Verblichenen ihren neuen Familiennamen Carafa

oder C. gebildet und die drei lichten Streifen, die durch das Abwischen des Blutes auf dem Panzer entstanden waren, in ihre Familienwappen aufgenommen. Biagio Aldimari (Historia genealogica della familia C.) leitet die C. von den pisanischen Sismondi's her. Einer der kleinen sardinischen Könige aus diesem Hause, so erzählt er, habe aus Liebe zu seiner Mutter Cara den Beinamen Carefil (Carae filius) angenommen. Der Sohn desselben, Richard, flüchtete um 1047 vor den Saracenen nach Neapel, wo nun er und seine Nachkommen lange Zeit als Admirale, Herzöge in hohem Ansehen standen. Herzog Sergius VI. gab die Veranlassung zu dem Zuge Kaiser Lothars II. nach Neapel. Ein Sohn desselben, Philipp, erhielt vom König Roger, der den neapolitanischen Staat mediatisirt hatte, einen Jahrgehalt von 100 Unzen Gold; † 1220. Die Gemahlin seines Sohnes Bartholomäus, eine geborene Deltia Caraccioli, gab die Veranlassung zu der obigen Behauptung, daß die C. aus den Caraccioli's hervorgegangen seyen. Unter Bartholomäus Urenkeln, Andreas und Thomas, zerfiel das Geschlecht in zwei Hauptstämme, die sich nach ihren Wappen „della Spina" (mit dem Dorn) und „della Statera" (mit der Wage) genannt haben. Die Zahl der aus ihnen hervorgegangenen einzelnen Glieder ist, ihrer Menge wegen, nicht zu bestimmen. Nach gewöhnlicher Annahme zertheilten sich obige beiden Stämme in nicht weniger als siebzehn Linien. Olivio, geboren 1406, Kardinal, Erzbischof von Neapel, Bischof von Ostia ꝛc., war der Sohn von Franz C. und Neffe von Daniel, Grafen von Mantalona, der bei Alfons von Aragonien und bei Ferdinand, König von Neapel, in hoher Gunst stand. Paul II. ernannte ihn 1467 zum Kardinal; Sixtus IV. schickte ihn als Legaten a latere an den König Alfons von Neapel und ernannte ihn 1472 zum Admiral über eine gegen die Türken ausgerüstete Flotte, mit welcher er Smyrna und den Hafen von Satalia in Afrika eroberte. Nach seiner Rückkehr ging er als Gesandter nach Neapel, um die Braut von Matthias Corvinus, Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien, zur Königin von Ungarn zu salben. Im Jahre 1482 stiftete er Frieden zwischen Sixtus IV. und dem Könige Ferdinand, als sich die spanischen Truppen schon dem päpstlichen Gebiete näherten. Er wurde nach und nach Kardinalbischof von Alba, Sabina, Ostia und Veletri und † zu Rom den 20. Jan. 1511. Giovanni Pietro ward als Paul IV. (s. d.) Papst. Carlo, Kardinal, Neffe des Papstes Paul IV. und dritter Sohn des Johann Alfons, Graf von Montorio, wurde geb. zu Neapel den 29. März 1517, war erst im Dienste des Kardinals Pompeo Colonna und des Peter Ludwig Farnese, Herzogs von Castro, dann Soldat unter dem Marquis von Guast in Piemont und unter dem Herzoge von Parma in den Niederlanden, trat aber, von der spanischen Regierung beleidigt, in den Malteserorden. Sein Oheim, Paul IV., ernannte ihn zum Kardinal und verwendete ihn zu verschiedenen Missionen. Als er aber seinen anderen Neffen, Giovanni C., zum Generalissimus der päpstlichen Truppen machte, zu dessen Gunsten die Besitzung Palliano nebst einigen andern zu Herzogthümern erhob und die Familie Colonna ihrer Güter beraubte, um sie ebenfalls den Neffen zuzuwenden, entbrannte ein Krieg zwischen Philipp II., König von Spanien, und dem Papste, welcher, da Heinrich II., um dem Papste beizustehen, den Waffenstillstand brach, sich bald über ganz Europa verbreitete. C. ging 1557 als Gesandter an den Hof Philipps II. nach Brüssel und brachte den Frieden zu Gunsten der C. zu Stande. Nach Rom zurückgekehrt, fuhr er fort, die Angelegenheiten nach Belieben zu leiten, ja er unterstand sich sogar, ohne Vorwissen des Papstes neue Steuern und Auflagen auszuschreiben, bis endlich der Papst seine Neffen 1559 verbannte und sie aller Würden beraubte. Pius IV., Pauls IV. Nachfolger, ein erbitterter Feind der C.'s, ließ die Brüder gefangen nehmen und den Kardinal 1561 im Gefängnisse erdrosseln. Dagegen ließ Pius V., Nachfolger Pius' IV., 1566 den Prozeß der Brüder revidiren und sie für unschuldig erklären. Derselbe Bruder Carlo's, Giovanni, Graf von Montorio, wurde des Mordes seiner Gattin Violanta Discarsona, die er fälschlicher Weise des Ehebruchs beschuldigte, angeklagt, von Pius V. zum Tode verurtheilt und 1561 enthauptet. Antonio C., geboren zu Neapel 1538, kam in seiner frühesten Jugend nach Rom und wurde bei seinem Großonkel, Paul IV., erzogen, der ihm die Stelle eines Kämmerers und Kanonikus an der Peterskirche ertheilte und die tüchtigsten Männer, unter andern den gelehrten Sarlet, zu Lehrern gab. Später studirte er die Rechtswissenschaft zu Padua, und in seiner Verbannung beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Kirchengeschichte. Pius V. rief ihn aus seiner Verbannung zurück, ertheilte ihm den Kardinalshut und übergab ihm die Aufsicht über die Kongregation zur Verbesserung der Bibel und Erklärung des tridentinischen Konciliums. Gregor XIII. ernannte ihn zu seinem Bibliothekar. Er † 1591 und hinterließ mehre Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische. Auch sammelte er die päpstlichen Dekretalien und besorgte eine verbesserte Ausgabe der Septuaginta mit Vorrede und Scholien von Pietro Morin (Rom 1587; lateinisch von Flaminius Nobilius, das. 1588; guter Abdruck von J. Morin, griechisch und lateinisch mit dem N. T., Paris 1628, 3 Bde.). Pietro Luigi C., geboren zu Neapel den 18. Juli 1581, Sohn des Don Ottavio, Marquis von Anza, studirte zu Venedig und Neapel die Rechte und Theologie und ging unter Paul V. um 1607 nach Rom, wo er wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Frömmigkeit hochgeachtet wurde. Paul V. schickte ihn als Legaten nach Ferrara, Gregor XV. ernannte ihn 1621 zum Kardinal und Urban VIII., dessen Nachfolger, übergab ihm 1623 das Bisthum Tricarico und schickte ihn als Nuntius in die Niederlande u. nach Deutschland, wo er während seines Aufenthaltes zu Köln die Gunst des Königs von Schweden, des Prinzen von Oranien und mehrer anderen protestantischen Fürsten erlangte. Nach seiner Rückkehr wurde ihm das Erzbisthum von Capua angeboten; er schlug es aber aus, indem er sagte: „er begnüge sich mit der Gemahlin, die ihm Gott gegeben habe, obgleich sie arm sey". C. zog sich in sein Bisthum zurück und gründete hier ein

Seminarium. Innocenz X. bekleidete ihn mit dem Purpur u. schickte ihn als Legaten nach Bologna. Er † 1665. **Geronimo C.**, Generallieutenant bei dem spanischen Heere, geboren zu Neapel 1564, Marquis von Montenegro im Königreiche Neapel, war der Sohn von Rinaldo C. u. Neffe des Kardinals Antonio C., welcher ihn zu Rom in Sprachen und Wissenschaften unterrichten ließ. Seit 1587 diente er in den Niederlanden unter dem Herzoge von Parma, zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus und befand sich 1590 bei der Bestürmung von Lagni, 1597 bei der Eroberung von Amiens, das er gegen Heinrich IV. vertheidigte. Später diente er unter dem Erzherzog Albert und focht 1620 in der Schlacht am weißen Berge bei Prag und 1621 im Mailändischen. Wegen seiner vielen Verdienste ernannte ihn der Kaiser zum Reichsfürsten, sowie der König von Spanien zum Vicekönig und Generalkapitän von Aragonien. Er † zu Genua als spanischer Generallieutenant 1638. Vgl. Reumont, Die C. von Maddaloni, Berlin 1851, 2 Bde. **Antonio, Graf von C.**, zur Linie der Herren und (seit 1610) Herzöge von Forli gehörend, k. k. Feldmarschall, kam auf Verwendung seines Vetters, des Kardinals und Bischofs von Aversa, an den wiener Hof, wurde 1665 Kämmerer, bald darauf Oberst und Inhaber eines Kavalerieregiments, sodann wirklicher geheimer Rath, Hofkriegsrath und General-Feldkriegskommissarius. Im Jahr 1683 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Warschau, um die polnische Hülfe für das bedrängte Wien zu beschleunigen, und 1687 entriß er den Türken die Hauptfestung Erlau. In demselben Jahre befleckte C. aber den kaum gewonnenen Soldatenruhm dadurch, daß er an der Spitze des in Eperies versammelten delegirten Gerichts, welches Tékely's Anhänger zur Rechenschaft ziehen sollte, sich gemeiner Grausamkeit, Parteilichkeit und der unverschämtesten Bestechlichkeit schuldig machte. Während auf die Aussagen einer liederlichen Dirne aus Sator-Ujhely das edelste Blut floß, während die „eperieser Schlachtbank (Macellum Eperiessiense)“ ganze Geschlechter fraß und den Nationalfluch der Ungarn: Beste leiek Caraffa! aus dem empörten Volke hervorrief, wälzte C. dadurch, daß er sich vom Adel des zempliner Komitats die Untersuchung um 24 Fäßchen Ausbruch und 400 Dukaten abkaufen ließ, auch noch die Verachtung des Volks auf sich. Er wurde nun zwar abberufen, erhielt aber doch vom Hofe die große Herrschaft Wuesin im veröczer Komitat und das goldene Vließ. Später kämpfte er unter dem Herzog Karl von Lothringen gegen die Franzosen und † den 9. März 1693.

Caraffa (Carafa), **Michele**, Kapellmeister zu Neapel, geboren daselbst 1787 und gebildet in dem dortigen Konservatorium der Musik, schrieb mehre Opern, sämmtlich im rossini'schen Style, ohne jedoch dessen ganze Charakterfülle zu erreichen. Seine Melodien sind angenehm und fließend und sein Akkompagnement ist stets einfach. Alles, was in seinen Opern vorkommt, ist hinsichtlich der Noten leicht zu singen und zu spielen; aber es will mit vielem Gefühl, mit Seele und Geschmack vorgetragen seyn, und daher verlangen C.'s Werke fast durchgängig eine ausgewählte Besetzung. Seine besten Opern sind: „Gabriele“ (1818); „Le Solitaire“ (der Einsiedler), „Masaniello“; „Il Paria“; „La Violette“ (das Veilchen, 1827); „La Fiancée de Lammermoore“ (1829). Außerdem schrieb er Vieles für Orchester, noch im Manuskript.

Caragana (Karagane, Erbsenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, bei Linné unter Robinia, von der sie sich aber durch den schief abgestutzten, nicht zweilippigen Kelch und die mehr walzige Hülse unterscheidet, hohe Sträucher mit abgebrochen gefiederten Blättern, an der Spitze borstenartigen oder dornigen Blattstielen, stachelspitzigen Blättchen und einblumigen, winkelständigen, oft gebüschelten Blütenstielen; die Blumen sind alle gelb, nur bei C. jubata weiß. Die meisten von den bis jetzt bekannten Arten sind Ziersträucher, welche zur Verschönerung der Strauchgruppen in Lustgärten dienen. Die Samen von C. arborescens *Lam.*, Robinia Caragana *L.*, baumartiger sibirischer Erbsenstrauch, sind eßbar, besonders ein gutes Futter für das Geflügel, daher auch Taubenerbsen genannt; die Blätter geben Futter für das Rindvieh, auch eine blaue Farbe zum Färben, die Wurzel riecht angenehm und schmeckt süß, das Holz ist brauchbar. Alle Arten lieben einen lockern, nahrhaften, etwas sandigen, tief gegrabenen, nur mäßig feuchten Boden und werden durch Samen oder Wurzelsprößlinge vermehrt.

Caraglio (Caralio und Caralius), **Giovanni Jacopo**, berühmter italienischer Kupferstecher, Zeichner, Stein- und Medaillenschneider, nach Einigen 1500 zu Parma, nach Ticozzi 1512 zu Verona geboren. C., der sich in Rom nach Marc-Antons und Rosso's Werken bildete, stand bereits unter den großen Kupferstechern Italiens im ersten Range, als er sich plötzlich ganz der Stein- und Medaillenschneidekunst zuwandte. Auch hierin erlangte er bald so großen Ruhm, daß Sigismund I. ihn nach Polen berief und ihm viele kostbare Arbeiten auftrug. Reich beschenkt kehrte er nach Italien zurück und † 1570 auf seinem Landgute in Parma. Seine Blätter zeigen zwar sämmtlich, daß C. sein Muster nicht ganz erreichte; die korrekte Zeichnung, die Köpfe voll Geist und Feuer und die sprechende Charakteristik haben ihm gleichwohl verdiente Bewunderung erworben.

Caraman, 1) **Joseph Franz**, s. Chimay. — 2) **Victor Miguel Riquet, Graf von C.**, französischer Diplomat, Nachkomme von Riquet, dem Erbauer des Languedockanals, wanderte in der französischen Revolution aus und bewährte seine Anhänglichkeit und seinen Eifer für das alte Regime als bourbonischer Agent in Deutschland und Rußland. Erst 1814 kehrte er nach Frankreich zurück, ging 1815 als Gesandter nach Berlin, 1816 nach Wien und war als solcher auf dem Kongreß zu Troppau. Die Julirevolution entfernte ihn abermals aus dem Staatsdienst und er † im Dec. 1839 zu Montpellier. — 3) **Victor, Graf von C.**, Sohn des Vorigen, diente von 1803 an in der preuß. Artillerie, machte die Kampagne von 1806 mit, worauf er in französischen Kriegsdienst übertrat. Er wurde Caulincourts Adjutant, dann Napoleons Ordonnanzoffizier und bewies

seinen kriegerischen Muth 1814 bei Craonne. Unter Karl X. bekleidete er die Stelle eines Obersten der Gardeartillerie, ward nach der Julirevolution General und Generallieutenant und focht in Algier mit. C. † 1837 zu Konstantine an der Cholera.

Caramuel von Lobkowitz, Juan, spanischer Geistlicher, ausgezeichnet durch seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse und durch schriftstellerische Produktivität, 1606 zu Madrid geboren, trat in den Cistercienserorden, lehrte anfangs Theologie auf der Universität Alcala, erhielt später die Abtei Melrose in Schottland, von Philipp IV. die Abtei zu Disembourg, das Bisthum Missy, von Kaiser Ferdinand VI. die Benediktinerabtei zu Wien und das Vikariat des Erzbisthums Prag. Später nahm er kaiserliche Kriegsdienste und wurde Ingenieur der böhmischen Festungen. Im Jahr 1669 übergab ihm Papst Alexander VII. die Bisthümer Campagna und Satriano im Neapolitanischen und das Bisthum Vigevano im Mailändischen. C.s Schriften, historischen, mathematischen und astrologischen Inhalts, belaufen sich auf 262 und füllen 27 Folio- und 10 Quartbände.

Caranna (Carannaharz, Resina Caranna, Gummi Caranna), ein balsamisches Schleimharz, welches gewöhnlich von Meriko in kleinen, in Schilfblätter gewickelten Massen oder Stangen nach Europa gebracht wird. Es ist äußerlich schwärzlichgrau, innerlich röthlichbraun, frisch zähe, älter hart und zerbrechlich, von stark balsamischem, angenehmem Geruche und harzig bitterlichem Geschmacke. Bei der Destillation liefert es ein rothes, sehr wohlriechendes Oel und verbrennt mit Wohlgeruch. Nach Decandolle kommt es von Bursera acuminata *W.*, nach Anderen von Icica Caranna oder Amyris Caranna *Humb.*

Caranus, dorischer Häuptling und Stammvater des macedonischen Königsgeschlechts, war nach Derippus und Eusebius ein Nachkomme des Herakliden Temenus, Sohn des Aristodemidas, Bruder des Phidon, Fürsten von Argos. Auf Abenteuer und Eroberungen ausgehend, sammelte er eine Schaar thatenlustiger Jünglinge im Peloponnes und führte sie gegen das macedonische Gebiet. Der König der Orester bediente sich seines Beistandes gegen die Eordanen und überließ ihm zur Belohnung die Hälfte seines Gebietes. C. beherrschte dasselbe 30 Jahre, worauf die Regierung seinem Sohne Cönus zufiel. Nach Justin dagegen ward ihm der Orakelspruch, daß er sich, von einer Ziegenheerde geführt, ein Reich suchen sollte. Als er nun in die Landschaft Emathia gekommen, brachte er, durch starke Regengüsse und einen dicken Nebel begünstigt, von den Einwohnern, welche einer Ziegenheerde ein Thor geöffnet hatten, vorher unbemerkt, die Stadt Edessa in seine Gewalt und nannte sie zum Gedächtniß dieses glücklichen Ereignisses Aegeä (Ziegenstadt). Sie wurde seine Residenz u. blieb später noch, als Pella der Sitz der macedonischen Könige geworden war, die Grabstätte derselben. Nachdem C. noch mehre umliegende Fürstenthümer an sich gebracht, stiftete er das macedonische Reich. C. lebte um 757 v. Chr.

Caranusca, Stadt der Mediomatriker in Gallia belgica, zwischen Divodurum und Ricciacum, nach Einigen Saarburg, nach Andern Hakenberg, oder Garsch, oder Busendorf.

Carapa, Pflanzengattung aus der Familie der Cedreleen, tropische Bäume mit paarig-gefiederten Blättern. C. guianensis *Aubl.*, Xylocarpus Carapa *Spr.*, guyanaische C., ist einer der größten Bäume Guyana's u. Brasiliens, mit einem 60 bis 80 Fuß hohen und 3—4 Fuß dicken Stamme. Die Blätter sind gegen 3 Fuß lang, kahl, die Blättchen kurzgestielt, groß, die Blüthen klein, weißlich. Die Kapsel, an 4 Zoll im Durchmesser, ist vierfurchig, die Samen sind von einem schwammig-lederigen, röthlichen Mantel umgeben. Die rothbraune bittere Rinde ist in Guyana als Magenmittel und gegen Spulwürmer, und eine Abkochung der Blätter äußerlich gegen Hautausschläge im Gebrauch. Aus dem Samen gewinnt man das Carapaöl (Huile de Carapa). Die guten, frisch geschälten Samen werden in einem Mörser gestoßen und der so erhaltene Teig wird auf einem schief gestellten Brete der Sonne ausgesetzt, worauf das Oel herausfließt. Da man aber auf diese Weise nicht alles Oel erhält, so kocht man gewöhnlich die Samen mit Wasser, nimmt sie dann heraus, läßt sie einige Zeit liegen, damit sie abtrocknen, schält sie, stößt sie in einem großen Mörser und setzt den erhaltenen Teig der Sonne aus, oder preßt ihn aus, welches Letztere besser ist. Das so gewonnene Oel ist aber nicht so schön und rein, als das auf die erste Weise erhaltene. Dieses nämlich ist farblos, dick, oft beinahe konkret, schmeckt sehr bitter u. wird in nicht gut verschlossenen Gefäßen gelblich und ranzig, doch ohne Verlust seiner sonstigen Eigenschaften. In Europa kommt es gewöhnlich in butterartiger Konsistenz an. In der Gabe von 1—4 Drachmen ist es ein vorzügliches wurmwidriges Mittel, wird aber in Guyana, mit Orlean (Rocou) vermischt, auch äußerlich zu Einreibungen, um sich gegen Insektenstiche zu sichern, und bei Wunden und Geschwüren der Hausthiere, sowie zu technischen Zwecken angewendet. C. guineensis *Don*, C. toulouconna *Guill.* et *Perottet*, guineische C., ist ein großer Baum am Senegal und in Guinea, mit sehr langen, zurückgeschlagen hängenden Aesten, 6—12paarigen, 2—4 Fuß langen Blättern, oval-länglichen, 8—12 Zoll langen u. 2—3 Z. breiten Blättchen, achsel- und endständigen Rispen, weißlich-rosenrothen Blüthen und großen, rundlich 5eckigen Kapseln mit schwarzrothen Samen. Man stößt die Samen u. wirft sie in siedendes Wasser, wodurch sie reichlich ein Oel von sich geben, das gelbroth wie Orlean ist, beim Erkalten eine butterartige Konsistenz erhält, bitter schmeckt, ranzig riecht und Brechen erregt. Bei 40—50 Grad C. wird es flüssig und bis auf den obenauf schwimmenden Schaum wasserhell. Die Neger am Senegal brauchen dieses Tulucunaöl nie innerlich, aber äußerlich als Universalmittel, ganz so, wie das Carapaöl in Guyana gebraucht wird. C. moluccensis *Lam.*, Xylocarpus Granatum *König*, gemeine C., ist ein 30 Fuß hoher, krummer Baum am Strande auf den Molukken, mit vierzähligen, kleinen gelblichen Blüthen in hängenden Rispen, dreipaarigen, spannelangen Blättern u. 4 Zoll langen Blättchen. Die Früchte

sind wie Granatäpfel, aber viel größer, wie ein Kinderkopf, mit Längsfurchen, springen auf und sind mit braunen, eckigen Samen angefüllt, größer als Kastanien. Das Holz ist knorrig, röthlich und schön geadert, kann aber nicht zu Bauholz gebraucht werden; man macht Schiffsnägel daraus. Die bittere Wurzel und Rinde werden gegen Durchfall und Ruhr, die herben Fruchtschalen gegen Magenschwäche oder Hautausschläge, der sehr bittere Samen gegen Kolik angewendet. Die getrocknete Fruchtschale kommt auch unter die Wohlgeruche und wird in Kistchen verkauft.

Carara (ital.), italienisches Gewicht für Seefische und Wolle, ungefähr unser Centner.

Carascosa, Michele, Baron, neapolitanischer General, ergriff, als König Ferdinand vor den Franzosen nach Sicilien geflüchtet war, die republikanische Partei und war glücklich genug, der Aechtung zu entgehen, welche 1797, nach der Wiedereinnahme Neapels unter Ruffo, über alle Republikaner ausgesprochen wurde. Nach der Rückkehr der Franzosen 1806 trat er unter die Fahnen Joseph Napoleons und machte unter demselben als Bataillonschef den Krieg in Spanien mit. Im Jahre 1814 mußte auch C. als Divisionschef im österreichisch-neapolitanischen Heere gegen die Franzosen fechten; schon im nächsten Jahre zog er mit seiner Division gegen die Oesterreicher und unterschrieb mit anderen neapolitanischen Generälen die Militärkonvention von Casalanza, welcher gemäß die neapolitanische Armee die Waffen niederlegte. Unter der Restauration fungirte C. eben als Kriegsminister, als sich ein großer Theil des Militärs der allgemeinen Unzufriedenheit anschloß und die Insurrektion begann. C. sollte mit dem treu gebliebenen Theile der königlichen Truppen die abgefallenen angreifen, zögerte damit aber so lange bis er plötzlich auch seine Heeresabtheilung mit den Insurgenten fraternisiren und zugleich sich genöthigt sah, abermals der Revolution seine Dienste zu weihen. Als die Oesterreicher die Grenzen Neapels überschritten hatten, erhielt C. das Kommando über eine bedeutende Truppenmacht, mit welcher er den Oesterreichern die Straße von Terracina auf Neapel versperren sollte; von diesen aber über Sulmona umgangen, wurde er eingeschlossen und sein Corps zerstreut. Als einer der vorzüglichsten Begünstiger der Revolution sollte C. festgenommen werden, entkam aber glücklich nach Barcelona und von da nach England, wo er sich mit seinem früheren Waffengefährten, dem General Pepe, duellirte. In Neapel wurde er in contumaciam zum Tode verurtheilt. Er schrieb: „Mémoires hist., polit. et milit. sur la révolution du royaume de Naples en 1820" (London 1823).

Caraunus, Heiliger, Römer im 5. Jahrh., trat, durch die paulinischen Briefe bekehrt, zum Christenthum über, gab sein Vermögen den Armen, ging in ein Kloster und wurde unfern Chartres von den Heiden erschlagen. Sein Grab war, der vielen Wunder wegen, ein besuchter Wallfahrtsort. Tag: 28. Mai.

Carausius (Charausio), M. Aurelius Valerius, Feldherr unter Diocletian u. Maximinian und Usurpator von Britannien, war ein Menapier (Bewohner des nördlichen Brabants) von Geburt und von niederem Herkommen, that sich aber im Kriege gegen die Bagauden (285 n. Chr.) durch kühne und tapfere Thaten hervor. Maximinian vertraute ihm das Kommando über die zu Gesoriacum (Boulogne sur Mer) zum Schutz der Küste von Belgien und Armorica gegen die seeräuberischen Franken u. Sachsen ausgerüstete Flotte an. C. entsprach jedoch dem ihm geschenkten Zutrauen nicht, indem er den deutschen Piraten absichtlich den Zugang in die Gegenden, die er beschützen sollte, zu gestatten schien, um sich mit ihrem Raube zu bereichern; denn wollten sie, mit Beute belastet, entfliehen, so nahm er sie in den meisten Fällen gefangen und bemächtigte sich der aufgehäuften Vorräthe, stellte letztere jedoch weder den Eigenthümern noch der Regierung zu. Maximinian ertheilte deshalb Befehl, ihn aus dem Wege zu räumen. C., der den Sturm vorausgesehen hatte, bestach aber durch Geschenke die Offiziere der Flotte, schiffte mit derselben nach Britannien, gewann die dortige römische Legion und die Hülfsvölker, welche die Insel zu schützen hatten, und erklärte sich 286 n. Chr. zum Augustus. Während der 7 Jahre seiner fast ungestörten Regierung vertheidigte er die Grenzen seines Reichs gegen die Kaledonier des Nordens, zog vom Festlande eine Menge ausgezeichneter Künstler herbei, suchte die Freundschaft der Franken, reihete ihre Jünglinge in seine Land- und Seetruppen ein u. lehrte sie Kriegskunst und Schifffahrt. Auch Gesoriacum und dessen Gebiet befand sich in seiner Gewalt. Seine Flotten beherrschten den Kanal u. die Mündungen des Rheins und der Seine, beraubten die Küsten des Oceans und verbreiteten den Schrecken seines Namens bis zu den Säulen des Hercules. Maximinian, für den Augenblick ohne Flotte im Norden und beschäftigt mit Kriegen in Gallien und Germanien, konnte erst 291 und nachdem er mit Diocletian zu Mailand sich verständigt hatte, gegen C. eine Flotte ausrüsten. Constantius wurde zum Cäsar ausgerufen und übernahm die Führung der Expedition; er eroberte zwar Gesoriacum nach hartem Kampfe, verlor aber seine Flotte durch einen Sturm. Während man nun im Bau einer neuen Flotte begriffen war, schlossen die Kaiser mit C. ein Bündniß zur Säuberung Bataviens von den Franken und andern Seeräubern und anerkannten ihn in der von ihm behaupteten Würde. Aber schon ein Jahr nach dem Friedensschluß wurde C. von seinem ersten Minister Allectus ermordet, 293 n. Chr.

Caravaggio, Marktflecken im lombardisch-venetianischen Königreich, Delegat. Bergamo, in der Ghiera d'Adda, mit einer schönen Kirche der Madonna di C., Wallfahrtsort. C. ist berühmt als Geburtsort des Malers Michel Angelo Amerighi da C. und durch die Schlacht daselbst zwischen den siegreichen Mailändern unter Sforza und den Venetianern, den 15. Sept. 1448.

Caravaggio, Beinamen zweier berühmter italienischer Maler; s. Caldara u. Merighi.

Carbonari (d. i. Köhler), Name einer politischen geheimen Gesellschaft in Italien, die zuerst

1820 aus ihrer Verborgenheit hervortrat, wahrscheinlich aber aus der Zeit der jüngsten französischen Herrschaft über Neapel datirt. Nach Bottas „Storia d'Italia“ flüchteten sich unter Murats Herrschaft die Republikaner in die unzugänglichen Schluchten der Abruzzen, schlossen hier einen geheimen Bund und nannten sich Köhler. Ihr Haupt, Capobianco, war ein ausgezeichneter Redner. Ihren Zweck drückten sie aus durch den Ruf: „Rache des durch den Wolf erdrückten Lammes!“ König Ferdinand und seine Gemahlin suchten ihren Beistand gegen die Franzosen, weshalb Prinz Moliterni, der im Herzen selbst Republikaner war, an sie gesandt wurde. Auch Graf Orlow in seinen „Mémoires sur le royaume de Naples“ schreibt die Stiftung oder neue Belebung der C. der Königin Karoline von Sicilien zu; Andere behaupten, der vormalige Polizeiminister Maghella habe dieser Verbindung ihre Bedeutung gegeben. Das Rituale der C. war vom Kohlenbrennen hergenommen. Reinigung des Waldes von Wölfen, d. h. Kampf gegen Tyrannei, war die Grundlage ihrer Symbole. Obschon sie früher darunter nur die Befreiung von ausländischer Herrschaft verstanden, so bildeten sich daraus doch später, nach der Restauration der vertriebenen Königsfamilie, demokratische und republikanische Grundsätze, welche besonders in den höhern Graden mitgetheilt wurden. Unter einander nannten sie sich gute Vettern. Eine allgemeine Verbindung und Leitung des Ordens scheint nicht zu Stande gekommen zu seyn, indem die Vereine der einzelnen Orte allerdings unter einander in Verbindung standen, aber nur nach den Provinzen. Der Versammlungsort hieß Hütte (baracca), die äußere Umgebung der Wald, das Innere der Hütte der Kohlenverkauf (vendita). Der Verein der sämmtlichen Hütten einer Provinz nannte sich eine Republik. Solche Republiken waren die von Westlukanien in Principato citer., die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die von Ostlukanien in Basilicata zu Potenza, die Republiken Hirpinien, Daunien ꝛc. Die Oberhütten (alte vendite) zu Neapel und Salerno suchten eine allgemeine Direktion des Ordens, wenigstens für das Königreich, zu Stande zu bringen; wie es scheint, ist aber auch diese nicht recht ausgebildet worden. Wie sehr indeß der Sinn des Volks für die Sache vorbereitet war, erhellt daraus, daß der Verein gleich nach der neueren Stiftung 24—30,000 Mitglieder hatte und sich dergestalt durch ganz Italien verbreitete, daß allein im März 1820 gegen 650,000 neue Mitglieder aufgenommen worden seyn sollen. Namentlich drängte sich der geistliche Stand und das Militär in den Verein. Der religiös-protestantische Charakter desselben ergibt sich aus seinen Statuten, wo es heißt: „Jeder Carbonaro hat das natürliche und unveräußerliche Recht, den Allmächtigen nach seiner eigenen Einsicht und Ueberzeugung zu verehren“, offenbar die kulturgeschichtlich wichtigste Richtung des Bundes. Von der Freimaurerei hat die Carbonaria manche Form entlehnt, ohne jedoch daraus entstanden zu seyn. Den C. nachgebildete Vereine, die aber zum Theil ausarteten, waren in Italien die Calderari (s. d.), die europäischen Patrioten und die Decisi, d. h. Entschlossenen, an deren Spitze ein ehemaliger Geistlicher, Ciro Annichiarico, stand, die aber, nachdem der General Church 1817 Annichiarico hatte gefangen nehmen und hinrichten lassen, sich gänzlich auflösten. Seit der Restauration der Bourbonen hatten sich auch in Frankreich zahlreiche geheime Gesellschaften gebildet, und da 1820 die Carbonaria hervorgetreten war, so verbrüderten sich mit dieser die französischen Vereine und verschmolzen sich bald darauf zu Paris. Nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont, als sämmtliche Regierungen die Theilnahme an der Verbindung als Hochverrath verpönten, wurde Paris der Mittelpunkt der Charbonnerie, die von jetzt einen vorherrschenden französischen Charakter annahm. Eine Venta überschritt nie die Zahl von 20 „bons cousins“, wie sich auch in Frankreich die Eingeweihten nannten, im Gegensatze der Nichtcarbonari, der pagani oder „Heiden“. Die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Centralventa, die durch einen Deputirten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ließ durch Emissäre den hohen Venten ihre Befehle zukommen. Es galt bei ihr der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, die ganze Verbindung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe. Gewöhnlich kannte jeder Carbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach ihren Statuten sollte der Meineid, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruche eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Loos bestimmten bon cousin mit dem Tode bestraft werden. Seit der Verpflanzung der Charbonnerie nach Frankreich bis zum Ende des französisch-spanischen Krieges und dem Umsturze der Cortesverfassung war die Verbindung sehr thätig. Paris allein soll mehre hundert Venten gehabt haben, und aus den Departements machten 1821 nicht weniger als 25 Präfekten Anzeige über das Bestehen solcher Vereine. Vom Sept. 1820 bis zum 16. März 1821 bestand ein eigenes Komité für militärische Wirksamkeit, und auch im Linienmilitär hatte die Verbindung Eingang gefunden. Im Ganzen soll damals die Zahl der C. in Frankreich mehr als 60,000 betragen haben. Nach dem Siege der Restauration in Spanien und bei der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Frankreich beschränkte sich aber die Verbindung mehr auf eine revolutionäre Bearbeitung des Geistes der Nation, als auf direkte Versuche der Umwälzung. Der Verein bestand bis 1830 fort und zählte selbst Männer in seiner Mitte, die unter der orleansschen Dynastie eine bedeutende Rolle spielten. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, und die frühere Verbindung verschwand seitdem völlig. Dagegen bildete sich unter den Republikanern eine neue sogenannte Charbonnerie démocratique, welche direkt auf Gründung einer republikanischen Verfassung ausging, ihre Formen aber aus der alten Carbonaria entlehnte. Die Grundsätze dieser neuen

Charbonnerie, die Teste in dem „Projet d'une constitution republicaine" entwickelte, sind Baboeufs Ideen und Ansichten von einer absoluten Gleichheit, die jedoch Teste nicht bis in ihre äußersten Konsequenzen, sondern nur so weit verfolgte, als er an die Möglichkeit ihrer baldigen Verwirklichung glaubte, od. zur Zeit der Veröffentlichung seiner Schrift auszusprechen wagte. An der Spitze der Verbindung stand Buonarotti (s. d.), ein früherer Mitverschworener Baboeufs; nächst ihm waren Teste u. der Deputirte d'Argenson die hauptsächlichsten Leiter. Das ausschließende Streben dieser Männer, Alles von Paris abhängig zu machen, war später mit die Veranlassung, daß zuerst mehre italienische Flüchtlinge von der Gesellschaft sich lossagten, um das junge Italien zu gründen, was zu vielfachen Kämpfen dieser Verbindungen und zu gegenseitigen Anklagen führte. Noch 1841 wurde in Südfrankreich eine als reformirte Carbonaria bezeichnete Verbindung entdeckt. Damit verschwinden jedoch ihre Spuren, wenigstens ist die Verbindung als solche ohne allen Einfluß auf die Umwälzung im Februar 1848 geblieben.

Carbonianum edictum (Carbonium edictum, lat.), interimistisches Rechtsmittel eines Erben, ursprünglich ein Edikt von Enejus Papirius Carbo, später von den Kaisern zum Gesetz erhoben, verordnete, daß einem Unmündigen, dessen Kindschaft bestritten wird, unter Aufschiebung dieses Prozesses bis zur erlangten Pubertät, mittelst eines Dekrets eine Immission in die Erbschaftsgüter, unter Bestellung eines Kurators, ertheilt werden soll, wodurch dem impubis (Unmündigen) die Detention der Bona und Alimente, die er unter keinen Umständen zu restituiren braucht, gewährt wird. Dieses Rechtsmittel ist auch auf den Fall ausgedehnt, wo von einem Kinde als solchem eine secundum tabulas bonorum possessio in Anspruch genommen wird.

Carbonne, Stadt im französischen Departement Obergaronne, nicht weit vom Einfluß der Ariza in die Garonne, mit 2000 Einwohnern, Manufakturen für Tuch, Färbereien, Handel mit Oel und Wolle.

Carbunculus, s. Karfunkel.

Carburi, Marino, Graf von, auf Cephalonia geboren, begab sich, um den Folgen einer Kriminaluntersuchung, in die er in seiner Heimath verwickelt war, zu entgehen, nach Rußland, wo er als Ritter Laskary eine Anstellung als Direktor des adeligen Landkadettencorps mit Oberstlieutenantsrang erhielt. Hier wurde unter seiner Leitung der ungeheuere Granitblock, welcher jetzt der berühmten Reiterstatue Peters des Großen zum Fußgestell dient, nach St. Petersburg geschafft. Mit einer Belohnung von 7000 Rubel kehrte er später in sein Vaterland zurück. Um hier den Bau der Indigopflanze, des Zuckerrohrs und des Kaffeebaums einheimisch und für seine Landsleute ins Großartige nutzbar zu machen, hatte er Arbeiter aus Martinique herbeikommen lassen, von denen er jedoch in einer Zänkerei erschlagen wurde (1782). Sein Prachtwerk: „Monument élevé à la gloire de Pierre le Grand ou relation des travaux etc.", erschien Paris 1737, mit Kupfern.

Carcano, Schloß im Mailändischen, in romantischer Lage am Comersee. Die Mailänder belagerten 1160 die kaiserliche Besatzung, wurden aber von Kaiser Friedrich I. zurückgeschlagen; später siegten hier die Mailänder wieder.

Carcassonne, Hauptstadt des französischen Departements Aude und des gleichnamigen Bezirks, an der Aude und unweit des Kanals von Languedoc. Die Stadt, die mit Mauern umgeben ist, wird durch den Fluß in 2 Theile getheilt, von welchen der eine, die Cité, auf einer Anhöhe am rechten Ufer liegt und unter den alterthümlichen, finsteren und winkeligen Gebäuden nur 2 ausgezeichnete hat, die Kathedrale und ein altes Bergschloß; die Unterstadt, durch eine Brücke mit jener verbunden, ist dagegen gut gebaut, mit regelmäßigen Straßen, schönen öffentlichen Gebäuden (6 Kirchen, Stadthaus, Theater rc.), Markthallen, großem Markt mit Springbrunnen (Neptunsäule), 4 Thoren rc. C. ist Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Distriktsbehörden, eines Bischofs und eines Handelsgerichts; auch hat C. eine Börse, Tuchschauanstalt und Handelskammer. Die Einwohner, über 20,000, sind ein industriöses Völkchen. Die Tuchmanufaktur, die, durch Colberts Begünstigung gehoben, vor der Revolution über 50,000 Stück lieferte, ist seit dem 17. Jahrhundert ein Eigenthum der Stadt und bringt noch jetzt jährlich über 25,000 Stück in den Handel. Auch verfertigt man Kattune, Strümpfe, Mützen, Leinwand, Seife, Leder, Papier, Nägel und Draht, und treibt Korn-, Wein- und Obsthandel. In der Nähe Marmorbrüche. C. ist Geburtsort des Theaterdichters Fabre d'Eglantine. C., im Alterthum Carcaso (Carcaso, Carcassum, Carcusum), soll seinen Namen von dem Eunuchen des Königs Ahasverus, Karkes, erhalten haben. Sie lag in Gallia Narbonnensis, und ihre Bewohner, die Tektosagen, hatten unter römischer Herrschaft das Jus Latii. Cäsar hatte hier einen Waffenplatz und Kriegsmagazine errichtet. Der erste Bischof kam um 300 n. Chr. Später als das übrige Gallien fiel C. in die Gewalt der Westgothen, welche um 440 die Befestigung der Stadt begannen und das Bergschloß bauten. Die alten Thürme, welche über die Ringmauern hervorragen, sind werthvolle Denkmäler der alten Festungsbaukunst, erliegen jedoch mehr und mehr als Opfer der Mißachtung oder Gleichgültigkeit, mit welcher man in Frankreich solche Trümmer der Vergangenheit betrachtet. Bei C. schlug König Reccared 586 und 589 die Franken; die Gothen hielten sich im Besitz der Stadt, bis 724 die Saracenen aus Spanien herüberkamen und die Westgothen verdrängten. Indeß dauerte die arabische Herrschaft nur bis 759, wo Pipin der Kurze ganz Septimanien unterwarf und mit dem Frankenreich vereinigte. Im 9. Jahrhundert wurde C. Sitz von Grafen und Vicegrafen (Vicomten); der erste bekannte war 970 Arnald. Als dessen Stamm um 1060 mit Raimund ausstarb, kam C. an die Grafen von Barcelona und durch diese, mit Ausnahme der Stadt C., als Lehen an den Grafen von Bezières. Während der Albigenserkriege war C. oft Schauplatz blutiger Greuel und Verwüstungen. Lu-

wig VIII. entriß ihnen die Stadt und 1247 übergab sie der letzte Graf von C., Raimund von Trencavel, mit allen Gerechtsamen an Ludwig IX. Seitdem theilt sie die Schicksale des gesammten Frankreichs.

Carcassonnes (carcassonnische Tücher), leichte französische Tücher, Fabrikat von Carcassonne, die viel in den Orient, nach Afrika und Westindien gehen.

Carcer (lat.), Gefängniß, Kerker, Gefängnißstrafe; daher bei Schulen u. Akademien eine solche Strafe für schwere Vergehen gegen die Disciplin.

Carcerarius (lat.), Gefangenwärter.

Carceres (lat.), Schranken, gewölbte Zellen im Cirkus, wo die zum Wettrennen bestimmten Gespanne ꝛc. zurückgehalten wurden, bis das Zeichen zum Beginn des Spiels gegeben worden war; bei akademischen Disputationen der Bereich, innerhalb dessen die ordentlichen Disputatoren sitzen, im Gegensatz zu den Zuhörern (corona), aus welchen außerordentliche Disputanten auftreten können; daher intra und extra carceres disputiren.

Carceris effractio (crimen violati carceris, lat.), die widerrechtliche Befreiung aus dem Gefängniß, entweder unter Begünstigung des Gefängnißwärters (dann trat sonst bei diesem die Strafe der Talio ein), oder durch eine andere Person, oder durch den Gefangenen selbst.

Carchesium, der dem Bacchus attribuirte und bei seinem Kult (bacchische Thiasen und Symposien) gebräuchliche Becher, steht auf niedrigem Fuße, ist gewöhnlich mehr weit als tief, nach der Mitte eingezogen und mit sich hoch über den Rand erhebenden und bis zum Boden reichenden Henkeln versehen. Das C. gehört zu den ältesten Trinkgeschirren. C. hieß auch eine krahnartige Maschine zum Bauen, zur Beladung und Ausladung der Schiffe, die auch bei Belagerungen angewendet ward.

Cardamine (Schaumkraut, Wiesenkresse, Gauchblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, meist ausdauernde, krautartige Gewächse in allen Zonen mit schwachen antiskorbutischen Kräften. C. amara *L.*, bitteres Schaumkraut, bittere Kresse, wächst an feuchten und schattigen Stellen, an Bächen und Gräben im mittlern Europa und nördlichen Asien, ist ausdauernd und wird gegen 1½ Fuß hoch. Die Blüthen sind ziemlich groß, weiß, auf schlanken Stielchen in lockeren Doldentrauben; die Antheren blau- oder violet, später schwärzlich. Das Kraut ist antiskorbutisch und hat einen der Brunnenkresse (Nasturtium officinale *Rich. Br.*) ähnlichen, aber bittern Geschmack, wird aber nur aus Verwechselung mit dieser noch in der Medicin angewendet; es gibt im Frühjahr einen gesunden Salat. Die ächte Brunnenkresse läßt sich leicht unterscheiden durch den niederliegenden, an den untersten Enden wurzelnden Stengel, durch die kleineren Blumenblätter, die gelben Antheren und durch die zwei langen spitzigen Oehrchen am Grunde des Blattstiels. C. pratensis *L.*, gemeines Schaumkraut, gemeine Wiesenkresse, wächst überall in allen Welttheilen auf feuchten Wiesen im Mai, ist fußhoch, glatt, meist unverzweigt. Öfters hängt am Stengel Schaum von der Schaumcikade, daher der deutsche Name. Kraut und Blätter, welche einen etwas widrigen, bitterlich scharfen Geschmack haben, hat man, und zwar vorzugsweise die Blumen, täglich zweimal zu 20—30 Gr. wider Krämpfe der Muskeln, der Respirationsorgane und des Darmkanals, ja selbst im Veitstanze mit Nutzen angewendet. Sie dienen auch zu Frühlingskräutersäften.

Cardamomum, s. Kardamomen.

Cardanus, Hieronymus, berühmter italienischer Mathematiker, Arzt, Naturforscher und Philosoph, zugleich aber auch einer der leidenschaftlichsten und sonderbarsten Menschen des 16. Jahrhunderts, war am 24. September 1501 zu Pavia geboren und erhielt den ersten Unterricht im Hause seines Vaters, Facius C., eines Rechtsgelehrten, der seit 1505 in Mailand wohnte. Im Jahr 1522 ging C. nach Pavia, wo er seine Studien vollendete und schon nach 2 Jahren als Erklärer des Euklid am Gymnasium auftrat. Von seinem 26. Jahre an bis 1534 lebte er in Sacco, einem Städtchen unweit Pavia, wohin er sich vor der Pest und Hungersnoth, die seine Vaterstadt verheerte, geflüchtet hatte. Hier erhielt er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Mailand, wo er sich bald als Lehrer und praktischer Arzt großen Ruhm erwarb und 1539 zum Mitglied des Collegii medici ernannt wurde. Im Jahr 1547 hielt er längere Zeit medicinische Vorlesungen in Pavia. Eine Einladung des Königs von Dänemark, der ihm eine Professur in Kopenhagen antrug, schlug er aus, weil Klima und Religion des Landes ihm zuwider sey. Dagegen folgte er 1552 einem Rufe nach London, wo Hamilton, Erzbischof von St. Andrews und Primas von Schottland, der am Asthma litt, von ihm Heilung erwartete. Wirklich stellte C. die Gesundheit des geistlichen Herrn, der umsonst die Leibärzte des Königs von Frankreich und des deutschen Kaisers konsulirt hatte, wieder her, und reich belohnt kehrte er nach 10 Monaten durch die Niederlande und die Rheingegenden nach Mailand zurück. Hier blieb C. noch bis zum Oktober 1559, war dann bis 1562 Professor der Medicin zu Pavia und bis 1570 zu Bologna. In diesem Jahr warf man ihn, in Folge einer Anklage, die sich später als ungegründet erwies, ins Gefängniß, verwandelte dies später in Stubenarrest und gab ihm erst im September 1571 seine völlige Freiheit wieder. C. begab sich nun nach Rom, erhielt hier, ohne ein öffentliches Amt zu verwalten, vom Papste eine Pension und † daselbst am 21. September 1576, wie man vielfach behauptet hat, durch freiwilligen Hungertod, weil er nach dem Ausspruch des Horoskops, das er sich selbst gestellt, in diesem Jahre sterben mußte, wenn seine Kunst, die schon mehrmals getäuscht hatte, nicht zum öffentlichen Gelächter werden sollte. Als Mathematiker hat sich C. bleibendes Verdienst erworben, wenn auch die Art und Weise, wie er sich den Haupthebel seiner Wirksamkeit verschaffte, strengen Tadel verdient. Die Algebra, seit ihrer Erfindung am meisten in Italien gepflegt, spornte die Mathematiker dieses Landes zu einem kaum glaublichen Wetteifer an. Wie unsere Virtuosen zogen sie von Stadt zu Stadt, um öffentliche Produktionen und Wett-

kämpfe zu zeigen und mit ihren Erfindungen zu siegen und zu glänzen. Bei Gelegenheit einer solchen Herausforderung hatte Tartaglia (oder Tartalea) die Auflösung der Gleichungen des dritten Grades gefunden. Die Kunde davon erregte in C. die heftigste Begierde, diese wichtige Erfindung mitgetheilt zu erhalten; aber alle Bitten und Anträge, Aufforderungen und Versprechungen prallten an dem Erfinderstolz Tartaglia's ab. Da erhielt derselbe von C. einen Brief, der ihn benachrichtigte, daß der Marchese del Vasto ihn kennen zu lernen und sich mit ihm über seine Entdeckung zu unterhalten wünsche. Tartaglia kam in Mailand an, traf aber im Hause des Marchese Niemanden als C., der ihm mit allen möglichen Betheuerungen und Schwüren versicherte, sein Geheimniß auf das Gewissenhafteste bewahren zu wollen. Durch so viel Bitten erweicht, lehrte Tartaglia am 25. März 1539 dem C. seine Methoden kennen, und schon 1545 erschienen sie, mit einigen neuen Entdeckungen C.' bereichert, in der „Ars magna", C.' berühmtestem Werke. Der Streit, der sich hierüber zwischen C. und Tartaglia erhob und der auf beiden Seiten Parteien in die Schranken rief, dauerte bis zu C.' Tod. Der Erfinder selbst hatte aber dasselbe Schicksal, wie der Entdecker Amerika's: der zuerst darüber schrieb, gab auch der Erfindung selbst den Namen (cardanische Regel). Diese Regel, zur Lösung der kubischen Gleichung von der Form: $x^3 - Px - Q = 0$, wurde von den damaligen Mathematikern mit großer Freude begrüßt; doch fand man sehr bald, daß dieselbe dem Rechner gerade da ihre Dienste versagte, wo jene Gleichung lauter mögliche Wurzeln enthält, also gar keine Schwierigkeiten bieten sollte. Die cardanische Formel hat nämlich als Lösung der Gleichung $x^3 + Px - Q = 0$ die Gestalt:

$$x = \sqrt[3]{\frac{Q}{2} + \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}} + \sqrt[3]{\frac{Q}{2} - \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}},$$

welche für alle Zahlengleichungen mit den obigen Zeichen keine Schwierigkeit erkennen läßt. Sobald jedoch obige Form in $x^3 - Px - Q = 0$ übergeht, wo die cardanische Formel

$$x = \sqrt[3]{\frac{Q}{2} + \sqrt{\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}}} + \sqrt[3]{\frac{Q}{2} - \sqrt{\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}}}$$

gilt, tritt der sogenannte Casus irreducibilis ein, und das Unbrauchbare der Formel zeigt sich sogleich, wofern $\frac{Q^2}{4} < \frac{P^3}{27}$ ausfällt, denn das Quadratwurzelzeichen hat dann einen negativen Radikanden. Vergeblich versuchten die bedeutendsten Mathematiker, wie Newton, Lagrange, Euler u. A., dies Problem zu lösen, bis es dem Professor Büchner in Hildburghausen gelang, das Geheimniß zu enthüllen, indem er auf die inneren Gründe der nothwendigen Unbrauchbarkeit der cardanischen Formel hinwies, sodann eine in derselben liegende allgemeine, in algebraischen Zeichen ausgesprochene Form der Wurzeln der kubischen Gleichung, endlich eine nothwendige Umwandlung des Radikanden der cardanischen Formel gab für den Fall, daß man auf algebraischem Wege die Wurzeln einer kubischen Zahlengleichung aus ihr errathen will. Vgl. E. Büchner, C.' Formel, deren Verwandlung zur Berechnung der Wurzeln von Zahlengleichungen von der Gestalt: $x^3 - Px - Q = 0$ ꝛc., Hildburghausen 1857. In seiner literarischen und praktischen Wirksamkeit als Arzt steht C., für den Stand der medicinischen Wissenschaft im 16. Jahrhundert, ziemlich selbstständig und frei von den Fesseln des galenischen Systems da. Seine naturwissenschaftlichen u. philosophischen Leistungen hat er hauptsächlich in zwei Schriften niedergelegt: „De subtilitate" und „De rerum varietate". Aber gerade in diesen Zweigen verleitet ihn seine Sucht, immer Neues und Ueberraschendes vorzubringen, zu durchaus zusammenhangslosen, ja sich vielfach widersprechenden Behauptungen. Bald erklärt er die Astrologie, Chiromantie, Alchemie und Magie für trügerische Künste, tadelt es, daß man in Worten und Charakteren übernatürliche Kräfte suche, nennt die Gespenster Geschöpfe der Einbildungskraft; bald lehrt er selbst magische Charaktere zeichnen, vertheidigt den Glauben an Hexen, schreibt sich einen Spiritus familiaris zu, leitet alle Schicksale und Fehler der Menschen aus der bei ihrer Geburt Statt findenden Konstellation her, gibt sich selbst für einen Propheten und Thaumaturgen aus u. dgl. Merkwürdig bleibt seine Beobachtung der aus den Haaren des Menschen hervorbrechenden elektrischen Flamme, sein Pyrophor aus getrocknetem Menschenblut und seine Kenntniß der Kimmung (s. d.) und des optischen Betrugs, vermöge dessen man ein scheinbares Meer auf offenem Lande erblickt. Von einem philosophischen System kann natürlich bei C. nicht die Rede seyn und die Geschichte der Philosophie kann ihn nur beiläufig unter den Männern aufzählen, die sich im 16. Jahrhundert als Anhänger des Neuplatonismus, der Kabbalistik, Magie und Theosophie vorzugsweise bekannt gemacht haben. C.' Schriften füllen in der Ausgabe von Dr. Karl Spon (Lyon 1663) zehn Foliobände. Sein ältester Sohn, Johann Baptist, Arzt und Schriftsteller von Talent, wurde im 26. Jahre zu Pavia im Kerker enthauptet, weil er seine ungetreue Gattin durch Gift zu tödten versucht hatte. Sein Vater behauptete, daß ihm auch dieser Tod vorher angezeigt worden sey; 33 Tage hindurch seit der Einkerkerung des Verbrechers sey am Ringfinger seiner rechten Hand das Bild eines blutigen Schwertes sichtbar geworden, das am Todestage feuerroth erschienen und dann verschwunden sey. Von seinem handschriftlichen Nachlaß verbrannte der Vater Mehres und nahm nur 2 Abhandlungen, „De fulgure" und „Abstinentia ciborum foetidorum", in die Sammlung seiner eigenen Werke mit auf.

Cardea, römische Göttin, welche über das Oeffnen und Verschließen der Thüre wachte, hatte von Janus für ihre Hingebung an denselben diese Schutzherrschaft über die Thürangeln erhalten. Auch hemmte sie die Wirkungen böser Dämonen vermittelst des Weißdorns.

Cardi, Ludwig, genannt Cigoli oder Civoli, berühmter italienischer Maler und Bau-

meister, 1556 zu Empoli geboren, war A. Allori's und S. Titi's Schüler, bildete sich auch nach A. del Sarto u. Correggio, führte aber erst den entscheidenden Augenblick für die Entwickelung seines Talents herbei, als er sich mit Gregorio Pagani zu gemeinschaftlichen Studien verband und beide die sinn- und gemüthvollen Darstellungen Baroccio's zu Florenz sich zum Muster nahmen. Aber wie C. im Kolorit und in der Beachtung des Naturgemäßen sich von sklavischer Nachahmung frei zu erhalten wußte, so betrat er auch seinen eigenen Weg im Studium der Anatomie und der Perspektive. In seinen Werken der Baukunst erkennt man häufig die Weise Michel Angelo's wieder; doch ist er auch darin nicht ohne alle Selbstständigkeit. C. genoß in hohem Grade die Achtung seiner Zeitgenossen, namentlich der damaligen Päpste u. des Großherzogs von Toskana. Letzterer ernannte ihn zum Ritter des St. Stephansordens, u. der Großmeister von Malta überschickte ihm noch kurz vor seinem 1613 erfolgten Tode das Breve eines Ordensritters. Von den Werken C.'s sind am berühmtesten geworden in der Malerei: die Geschichte des geheilten Lahmen, in der St. Peterskirche, von A. Sacchi nach Raphaels Verklärung und Dominichino's heil. Hieronymus für das schönste Werk in Rom gehalten; die Marter des heiligen Stephan, 1587 für die Nonnen zu Monte Domini ausgeführt; der alte Tobias, der den Engel beschenken will, während auch der junge Tobias demselben Perlenschnüre anbietet, ein Bild voll des wahrsten und innigsten Ausdrucks, gegenwärtig in der Eremitage von St. Petersburg. In der Baukunst hat C. nicht minder großen Ruf erworben. Er vollendete den Palast Pitti in Florenz, baute das Thor und die Treppe des Gartens der Gaddi, die Loggia der Tornequinci, das Portal des Klosters St. Felicita, den schönen Hof des Palastes Strozzi und den Palast Ranuccini. Von ihm ist auch die Zeichnung zum Palaste der Mediceer auf dem Platze Madama zu Rom. Unter seinem handschriftlichen Nachlaß fand sich ein Traktat über die 5 Säulenordnungen. Die besten Stiche nach C. lieferten Lorenzini, Cecchini und Dorigny.

Cardia (lat.), s. Magenmund.

Cardia, Stadt auf der Westseite des thracischen Chersones, am Meerbusen Melas, eine Kolonie der Milesier und Klazomenier und später durch die Athener unter Miltiades kolonisirt, eine mächtige Stadt in den Zeiten von Griechenlands Herrlichkeit. Sie wurde von Lysimachus zerstört, der aus ihren Trümmern Lysimachia erbaute. C. war der Geburtsort des Königs Eumenes und des Geschichtschreibers Hieronymus.

Cardialgia (lat.), Kardialgie, Magenschmerz.

Cardianastrophe (griech.), Umkehrung des Herzens, so daß die Spitze oben liegt, Bildungsfehler.

Cardianastegnosis, Verengerung des Herzens.

Cardianektasis, s. v. a. Herzerweiterung.

Cardianelcosis, Herzgeschwür, Folge der Herzentzündung.

Cardieurysma, krankhafte Erweiterung des Herzens.

Cardiff (Caerdiff, Caerdidd), Stadt in der engl. Grafschaft Glamorgan in Südwales, auf dem östlichen Ufer des Tawe, über den eine schöne Brücke führt, hat mehre schöne Gebäude, unter denen sich die St. Johanneskirche auszeichnet, und 12,000 Einwohner, die sich vorzugsweise mit Handel beschäftigen. Der Glamorganshire-Kanal und eine Eisenbahn verbinden die Stadt mit den umgebenden Eisenwerken von Merthyr-Tydvil und ein Kanal führt nach dem $^{1}/_{2}$ Meile weiter unten liegenden Hafen Pinnarth.

Cardigan, Grafschaft im Süden des englischen Fürstenthums Wales, am irischen Meere, erstreckt sich ungefähr 50 (engl.) Meilen längs der Küste des St. Georgekanals (von dem Fluß Tivy, welcher sie im Süden von Pembroke und Carmarthenshire trennt, bis zum Dovey, welcher sie im Norden von Merionethshire scheidet) und nahe an 30 (engl.) Meilen in die Breite; im Osten begrenzen sie die Grafschaften Montgomery, Radnor und Brecknock. Der Flächeninhalt beträgt 43,26 □M. Der Rheidol und einige andere Flüsse durchschneiden die Grafschaft von Osten nach Westen. Mehre Gegenden, reich an fruchtbarem Ackerboden und trefflichen Weiden, erzeugen mehr Getreide, als die Bewohner verbrauchen können, und dienen einer Art kleinen schwarzen Rindviehes u. Schafen zur Hut. Mit diesen wie mit dem gewonnenen Kupfer und Blei treibt man einen ziemlich lebhaften Handel. Zahmes und wildes Federvieh gibt es in Ueberfluß und die Häringsfischerei wurde in den letzten Jahren mit außerordentlichem Erfolg betrieben. Die Grafschaft enthält 65 Kirchspiele u. zählt gegen 650,000 Einwohner. Außer dem Hauptorte C. sind die vorzüglichsten Plätze: Aberystwith und Llanbeder. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Tivy, über welchen eine schöne Brücke von 7 Bögen führt, in der südwestlichen Grenze der Grafschaft, hatte vormals ein festes und umfangreiches Kastell, von welchem nur noch wenig Spuren übrig sind. Der Ort hat eine Kirche, eine 1848 eröffnete Nationalschule und 4000 Einwohner. Der Seehandel beschränkt sich auf die Küste, beschäftigt aber eine beträchtliche Menge Schiffe, vorzüglich zum Transport. Von hier aus landeten die Engländer zuerst in Irland; auch wurde hier 1136 eine Schlacht zwischen den Engländern und Wallisern geliefert. In der neuesten Zeit (1843) war C. einer der Hauptsitze der Rebekkaunruhen und sollte sogar mit Carmarthen unter das Martialgesetz gestellt werden.

Cardinal, Peter, berühmter Troubadour, blühte gegen Ende des 13. Jahrhunderts und ward zu Puy en Velay geboren. C. ist der Juvenal der romanischen Poesie, seine Sirventes, bittere Satyren gegen die Gewaltsucht und Ungerechtigkeit der Fürsten, gegen die Habsucht und Verschwendung des Adels, gegen die Ordnungswidrigkeiten im Bürgerleben und gegen die fanatischen Excesse der Pfaffen und Mönche ꝛc., sind Stimmen eines zürnenden Gewissens, das für die Ehre und das Glück der sich selbst vergessenden Nation wacht. Vor C.s Tribunal fand keine befleckte Autorität Gnade, und er besaß den edlen Muth, mitten im wildesten Getriebe priesterischer

Verfolgungssucht gegen Andersglaubende die Geißel gegen das beschützte und belohnte Unrecht zu schwingen. Aber schon bei seinen Zeitgenossen brachte das Gewand, in welchem er die Wahrheit auftreten ließ, eine sie und den Dichter ehrende Wirkung hervor. C. blieb nicht nur von jeder Verfolgung frei, sondern stand, wo er auch eintreten mochte, an den Höfen der Fürsten wie in den Schlössern des Adels, in hoher Achtung; König Jakob I. von Aragonien war ihm besonders geneigt. Seine Lebensverhältnisse sind nicht näher bekannt. Von seinen Gedichten enthält eine gute Auswahl die „Choix des poésies originales des troubadours", Bd. IV.

Cardiospermum (**Herzsamen, Blasenerbse**), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, kletternde Stauden mit rankenförmigen Blüthenstielen und Blüthen in Trauben. Die bekannteste Art: C. Halicacabum *L.*, Corindum Halicacabum *Moench*, gemeiner Herzsamen, Herz- oder Wundererbse, schwarze Schlutten, ist ein Sommergewächs in Ostindien, jetzt auch auf den Antillen. Die schleimige Wurzel gilt als ein eröffnendes, schweiß- und harntreibendes, auch steinzerstörendes Mittel, wird bei Blasenkrankheiten und Gichtschmerzen gebraucht. Die Blätter dienen zum Waschen, werden als Gemüse gegessen, auch gegen Husten angewandt. Die runden schwarzen Samen werden häufig durchbohrt von Frauen und Kindern um den Hals getragen, auch in Europa.

Cardiostenosis, Verengerung des Herzens.

Cardisco, Marcus, nach seiner Heimath Kalabrien **Calabrese** genannt, angeblich Schüler des Polidor da Caldara, weil er zu Neapel Vieles nach den Zeichnungen dieses Meisters gemalt hat. Von C.'s Werken, die an Geschmack in der Anordnung und an Trefflichkeit des Kolorits von Vasari über alle Werke von C.'s Landsleuten seiner Zeit gesetzt werden, ist das Meiste untergegangen. C. † 1542, 74 Jahre alt.

Cardona, Stadt in dem spanischen Fürstenthum Katalonien, am Cardonero, ist mit Mauern umgeben, hat einen schönen Marktplatz, große Kathedrale, 5—6 Klöster, über 3000 Einwohner, guten, äußerst wohlfeilen Wein, viel Wildpret, bedeutende Ziegen- und Schafzucht, starke Fischereien in den benachbarten Gewässern, trefflichen Obst- u. Gemüsebau; Haselnüsse u. Pinien werden in Menge ausgefahren. Viele Einwohner ernähren sich von der Anfertigung von allerhand niedlichen Gegenständen aus Salzsteinen; außerdem betreibt man Seidenzeuch-, Stahl- u. Messerfabriken. C. ist so von steilen Bergen eingeschlossen, daß bis jetzt keine fahrbare Straße dahin führt. Auf einem Berge westlich von der Stadt liegt das Fort, einer Halbmondschanze mehr, als einer Festung ähnlich und ein im Krieg wie im Frieden gleich unnützes Bauwerk, da es im Innern nur salziges Wasser hat und noch außerdem von zwei Nachbarbergen beherrscht wird. Von höchstem Interesse aber sind die **Salzminen** von C. Das Steinsalz in C. wird aus einer Mine gebrochen, die drei Viertelstunden östlich von der Stadt, ähnlich einem ungeheuern Quadersteinbruche, daliegt und drei volle Stunden im Umfange hat. Mitten durch die Mine rauscht der Cardonero, ein Gebirgsbach von ungefähr 20 Fuß Breite, dessen Bett einem durch Menschenhände ausgehauenen Salzkanal gleicht. In seinem Laufe wirft er zu den beiden Ufern mehre Stunden weit reines Salz aus; das Wasser selbst wird auf dem ganzen Wege von den Landleuten zum Kochen benutzt und Niemand hat hier nöthig, seine Speisen noch besonders zu salzen. Unter der Regierung König Karls III. wurde in der Mine eine große Cisterne gegraben, um die Tiefe des Salzlagers zu ergründen. Nachdem man über 150 Fuß tief eingeschlagen hatte, war man noch auf keinen andern Gegenstand als auf Salz gekommen. Das offen zu Tage daliegende Salz besteht aus einer ungeheuern Steinmasse von blendender Weiße, aus welcher die Salzblöcke in der Größe der Quadratsteine gesprengt werden. Wirft die Sonne ihre Strahlen auf einen Theil der Mine, die von 3 Bergen eingeschlossen ist, so vermag das Auge so wenig darauf zu verweilen, als auf der Sonne selbst; aber auch diese vielen und hohen Berge sind nichts als Salzsteinlager und, nach der Versicherung der Bewohner, noch um Vieles bedeutender, als die offen daliegenden in der großen Ebene. Das in den Bergen verdeckte Salz ist jedoch nicht weiß. Man trifft es von allen Farben: rosen- und feuerroth, blau, grün, violet, gelb und braun, in verschiedenen Schattirungen, marmorartig mit Adern, ja, es gibt sogar welches, das mit einem Silberglanze schimmert. Wird ein solcher Stein gestoßen, so verliert er seine Farbe, ohne daß irgend eine Spur derselben zurückbleibt, das Salz wird dann weiß und glänzend, wie das in der Mine. Auch in Naturalienkabinetten verbleichen die Steine in wenigen Jahren und zerfallen endlich ganz; nur wenn sie stets dem Wechsel der Witterung ausgesetzt sind, halten sie sich länger. In der Mine arbeiten ungefähr 200 Menschen und wählen dazu gewöhnlich die Plätze, welche von den sie umgebenden Bergen beschattet werden. Eine Hand voll gestoßenes Salz aus C. hat mehr Kraft beim Kochen, als das Doppelte von dem Salze, welches man in Iviza und bei Cadix aus dem Meere gewinnt. Dennoch kaufen die Bewohner von Estremadura, Leon, Galicien, Asturien, Biscaya, Navarra und Altkastilien ihren Bedarf an Salz in Portugal, ja sogar den englischen Schiffen ab, die es aus den Pythiusen bringen, und dies, weil die Regierung noch nie auf den Gedanken gekommen ist, C. für Lastwagen zugänglich zu machen. Die bis jetzt benutzten Salzminen sind Eigenthum des herzoglichen Hauses von Medina-Celi, welches dafür eine starke Abgabe an das königliche Aerar zu entrichten hat; königlich sind dagegen sämmtliche umliegende u. noch unberührte Salzberge. C., bei den Alten **Udura**, war ein, den Alten ebenfalls schon wegen der Salzfelsen wohlbekannter Ort der Jaccetani in Hispania Tarraconensis; es ging bei den Alten sogar das Gerücht, daß der Salzfelsen beim stärksten Gebrauche nie abnehme, sondern sich stets wieder ersetze. Lange Zeit waren die Mauren im Besitz von C.; Ludwig der Fromme nahm es ihnen zwar noch bei seines Vaters Lebzeiten ab, aber es ging bald darauf wieder verloren. Erst 880 bemächtigte sich Graf Wifrid II. von Barcelona des

Platzes abermals und machte ihn zu einer Grenzfestung gegen die Ungläubigen, deren Bewachung er Burggrafen (Vizcondes) anvertraute. Der 12. in der Reihe dieser Burggrafen, Hugo II., wurde am 4. Dec. 1375 vom König Peter IV. von Aragonien in den Grafenstand und damit C. zur Grafschaft erhoben. Mit seinen Söhnen theilte sich dieses neue gräfliche Haus 1400 gleich in drei Linien: C., Belpueg und Solesano. Johann Raimund Folch IV., 5. Graf von C., wurde von Ferdinand dem Katholischen zum Connetable von Aragonien und 1491 zum Herzog von C. erhoben und erhielt noch weitläufige Besitzungen an der spanischen Grenze. Mit der Erbtochter des 6. Herzogs von C., Katharina Antonia, fiel C. durch Heirath an Franz Thomas de la Cerda, 8. Herzog von Medina-Celi, und seit dieser Zeit ist dieses herzogliche Haus in den Besitz aller zu C. gehörigen Länder gekommen und bis jetzt geblieben. Philipp V. eroberte 1711 die Stadt mit Sturm; 1712 und 1714 belagerten es die Franzosen vergeblich, und C. ergab sich erst, nachdem Barcelona gefallen war.

Cardonne, Denis Dominique, berühmter Orientalist, 1720 zu Paris geboren, kam in früher Jugend nach Konstantinopel, verbrachte 20 Jahre in der Türkei, Arabien und Persien u. sammelte gediegene Kenntnisse der Sprachen, Sitten und literarischen Schätze dieser Länder. Im Jahre 1750 wurde er Professor der türkischen u. persischen Sprache am königlichen Kollegium in Paris, später Dolmetscher des Königs und † 1783. Von seinen Schriften nennen wir die „Histoire de l'Afrique et de l'Espagne sous la domination des Arabes" (3 Bde., Paris 1765, deutsch von Ch. G. von Murr, Nürnberg 1768, 3 Thle., u. von J. K. Fäsi, Zürich 1770); „Mélanges de littérature orientale, traduits de différents manuscrits turcs, arabes et persans de la bibliothèque du roi" (1770 ff., deutsch, Dessau 1781); „Contes et fables indiennes de Bidpai et de Lockmann etc." (3 Bde., 1778).

Carduchi, Volk in Großarmenien an der assyrischen Grenze und dem linken Ufer des Tigris, wild u. räuberisch. Die daselbst hausenden Kurden sind vielleicht ihre Nachkommen.

Carducho (Carducci), 1) Bartolomeo, berühmter italienischer Maler, 1560 zu Florenz geboren, studirte zu Rom unter F. Zucchero und folgte diesem nach Spanien, wo er bald den Meister übertraf und unter Philipp III. in hohem Ansehen stand. Als 1606 der Hof nach Madrid zog, mußte C. ihn begleiten und erhielt den Auftrag, die Gallerie in dem neuen Palaste gegen Mittag mit Gemälden zu zieren, welche die Thaten Karls V. verewigen sollten. Mitten in diesem Werke überraschte ihn der Tod 1608, nach Andern 1610. Hauptwerke C.'s sind: Die Stigmatisation des heiligen Franciskus im Kloster des heil. Hieronymus, die Abnehmung vom Kreuze zu S. Felipe el Real in Madrid, die Anbetung der Könige im Alcazar zu Segovia u. einige andere Blätter im Escurial, zu Valladolid u. zu Miraflores.

2) Vincenzo, des Vorigen Bruder, Schüler und Nachfolger in der Ausbildung seiner Schule, war noch als Kind in der Begleitung seines Bruders nach Spanien gekommen u. am Hofe zu Madrid erzogen worden. Im J. 1606 ging auch er mit dem Hofe nach Madrid, half zur Verzierung der königlichen Kapelle im Palast des Pardo u. wurde nach seines Bruders Tod Hofmaler mit dessen Gehalt. C. wirkte aber nicht bloß als ausübender Künstler, sondern auch als Gelehrter und Schriftsteller heilsam für seine Kunst. Er † 1638. Von C.'s Kunstwerken sind viele in den französischen wie in den letzten Bürgerkriegen zu Grunde gegangen; einige bewahrt noch das königliche Museum. Die berühmtesten sind: die Gallerie im neuen Palast zu Madrid, Legendenscenen im Kreuzgange der Karthause del Paular, die Marter des heiligen Andreas, ein Freskobild in der Kathedrale zu Toledo, der Prediger Johannes, die Bataillen im Palaste Buen Retiro, der heilige Hieronymus in Alcala de Henares; die Eremitage zu Petersburg besitzt von C. einen lebensgroßen Georg von Compostella.

Carduus, Pflanzengattung, s. Distel.

Carew, John, ausgezeichneter englischer Bildhauer, arbeitete in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit nur für Richard Westmacott, bis ihn 1823 Graf Egremont engagirte u. fast ausschließlich beschäftigte. Mit diesem wohlwollenden Kunstfreund hielt er sich bis 1831 in London auf, bis 1835 in Brighton, bis 1837 zu Petworth, dem Landsitze des Grafen, der daselbst um diese Zeit starb. Ein Prozeß mit dem Erben, in welchem er nicht in günstigem Lichte erscheint, wurde durch vollständige Zurückweisung seiner Klage von Seiten des Gerichtshofs entschieden. Seine erste Arbeit von Bedeutung war eine Arethusa mit dem Hunde, in Marmor. Ferner fertigte er für die Westminsterhalle das Denkmal des Schauspielers Kean, als Hamlet Yoricks Schädel betrachtend. Auf der Ausstellung von 1845 sah man seinen Falkenjäger, ein sehr ansprechendes Stück. Unter seinen Reliefs zeichnen sich das mit dem barmherzigen Samariter, sowie diejenigen aus, welche er für das Denkmal Nelsons fertigen mußte. Auch seine Büsten wurden geschätzt. Einige von seinen Arbeiten finden sich abgebildet in den „illustrations of modern sculpture" (London 1834 f.).

Carey, 1) Henry, Dichter und Komponist des bekannten englischen Volksliedes „God save the King", welches ursprünglich zu einer Kantate auf das Geburtsfest Georgs II. bestimmt war u. daher eigentlich anfing: „God save great George, our King". C. war ein unehelicher Sohn des George Savile, Herzogs von Halifax, geboren zu London um 1696. Von seinen vortrefflichen musikalischen Anlagen und seinem Reichthum in Erfindung von immer neuen, gefälligen und oft tief ergreifenden Melodien zu den Liedern, Balladen und kleinern Kantaten, zu welchen er zu gleicher Zeit den Text zu dichten pflegte, zeugen, außer jenem „God save the King", noch das Zwischenspiel „Nancy or the parting Lovers", welches in dem spanischen Kriege den Enthusiasmus aller Seeleute u. Soldaten bis zum höchsten Grade erregte und nachher auf dem Coventgardentheater zu London unter dem Titel „True Blue" zur Aufführung kam, u. das schöne Lied: „Von allen schmucken Mädchen", das wegen seiner originellen Schönheiten fast in alle euro-

päischen Sprachen übersetzt und in allen Ländern mit Liebe gesungen worden ist. Voll Witz und Genie sind seine „Tragon of Wantley“, sein „Honest Yorkshire Man“. Im Jahre 1720 gab er eine Sammlung kleiner Lieder und 1732 6 Kantaten heraus. Zu den Opern „Amalia“, komponirt von Friedrich Campe, und „Teraminta“, von J. Chr. Smith, hat er den Text geliefert. Der Mangel, womit er Zeit seines Lebens zu kämpfen hatte, brachte ihn 1744 endlich so weit, daß er in einem Anfalle von Verzweiflung sich tödtete. Seine sämmtlichen Lieder erschienen gedruckt in mehren Lieferungen 1740, seine sämmtlichen dramatischen Dichtungen 1743 zu London.

2) William, berühmter englischer Missionär und Orientalist, zu Paulerspury in Nordhamptonshire am 17. Aug. 1761 geboren, erhielt von seinem Vater, einem armen Schulmeister, den ersten Unterricht und kam im 14. Jahre zu einem Schuhmacher in die Lehre. Wie bei vielen Mitgliedern dieser Profession erwachte auch in C. eine heftige Neigung für theologische Untersuchungen. C. benutzte zugleich seine Feierabendstunden zur Erlernung der lateinischen, griechischen u. hebräischen Sprache u. wurde, obwohl er in der anglikanischen Kirche getauft und erzogen worden war, bei der Dissentergemeinde, zu welcher sein Meister gehörte, Prediger; auch heirathete er sehr früh, gerieth aber, da ihn sein Schuhmacherhandwerk nicht zu ernähren vermochte, bald in sehr dürftige Umstände. In Moulton, wohin er später zog, kam er mit mehren ausgezeichneten Predigern der baptistischen Sekte in Berührung und leitete bis 1789 eine kleine Schule, siedelte aber dann nach Leicester über, wo ihm endlich die Möglichkeit gegeben wurde, sowohl für seinen Wissensdurst, als für seine ökonomischen Verhältnisse Befriedigung und Besserung zu finden. Im Frühling 1793 ging C. als Missionär mit seiner Familie nach Kalkutta, wo er am 11. Nov. 1793 ankam, gerieth aber bald, da die Hülfsmittel sich erschöpften, in die äußerste Noth und ward Aufseher einer Indigofaktorei zu Malta. C. setzte dabei sein Studium der orientalischen Sprachen fort, erlangte eine gründliche Kenntniß des Sanskrit und lernte den Dialekt der Provinz, in welcher er sich befand, durch den täglichen Verkehr mit den Eingebornen kennen; auch seine Missionsarbeiten setzte er eifrig fort, fand aber nach 3jähriger Arbeit, daß, „statt Erfolgs die Aussichten immer ungünstiger wurden“. In dieser Zeit war seine Uebersetzung der Bibel in der bengalischen Sprache nahe vollendet und C. erbat sich von der Gesellschaft in England die Mittel zum Druck derselben. Anfangs 1797 machte C. eine Missionsreise nach Butan, gründete dann, als die Indigofaktorei fallirte, in Kidderpur selbst ein Geschäft und errichtete in Erwartung anderer Missionäre Gebäude. Als nun aber Ward, Marshman und andere Missionäre Ende 1799 ankamen und sich, da ihnen die Niederlassung im englischen Gebiete nicht gestattet wurde, nach der kleinen dänischen Niederlassung zu Serampur begaben, vereinigte sich C. mit ihnen und gab sein Geschäft zu Kidderpur mit bedeutendem Verlust auf. In Serampur wurde darauf der Grund zu dem Institut gelegt, welches später unter der klugen Leitung der Missionäre zu so unerwarteter Wichtigkeit gelangte. C. ward bei Errichtung des College Fort William in Kalkutta Professor des Sanskrit, ohne daß er jedoch seine Residenz in Serampur oder seine Missionsarbeiten aufgegeben hätte, ja, seine unglaubliche Thätigkeit erlaubte ihm, die neuen Hülfsmittel, welche ihm das Kollegium und die darin gebildete Vereinigung gelehrter Eingeborenen aus allen Theilen von Indien darboten, in weiterem Maße zu benutzen, als vorher irgend Jemand gethan hatte. Er gab 1806 die erste Sanskritgrammatik heraus, die je erschienen war, und begann in demselben Jahre die Herausgabe des Ramayana, die er jedoch nicht vollendete, obgleich die Kompagnie das Unternehmen mit Liberalität unterstützte. Während dieser Zeit organisirte u. leitete er auch das Institut für Bibelübersetzungen in die verschiedenen indischen Dialekte, welches in wenigen Jahren eine unglaubliche Menge von Uebersetzungen herausgab. Dazu mußten bedeutende Druckereien, Papiermühlen, kurz das ganze Material geschafft werden; die Missionsanstalt unterhielt 24 Missionsstationen, viele Schulen und war außer dieser so enormen Geschäftsthätigkeit noch in lange und schwierige Streitigkeiten mit der schottischen Missionsgesellschaft und in eine bittere Polemik über ihre Bibelübersetzungen verwickelt. Bei allen diesen Geschäften und Geschäftsstörungen fand C. noch Zeit, Grammatiken von verschiedenen indischen Dialekten zu schreiben, ein bengalisches Lexikon in 3 Bänden, ein kleineres in 2 Bänden herauszugeben, den Druck des tübetanischen Lexikons des deutschen Missionärs Schröder zu leiten, seine Stelle in Kalkutta zu versehen u. noch wenige Jahre vor seinem Tode thätigen Antheil an der Errichtung und Leitung des Kollegiums von Serampur für Erziehung der Söhne von Europäern in Indien zu nehmen. Im Jahr 1823 stürzte C. zu Serampur beim Anlanden aus dem Boot ins Wasser; ein heftiges Fieber u. spätere Kränklichkeit, von der er nie ganz genas, war die Folge. Er † am 9. Juni 1834. C.'s berühmteste Schriften (außer den neuen Ausgaben der oben angeführten) sind: „Bengalische Grammatik“ (2. Aufl. 1805), Ausgabe der Hittpadesha und des Ramayana de Valmecki mit Anmerkungen u. englischer Uebersetzung (3 Bde., 1806 — 10), Grammatiken des Sanskrit, der Mahrattensprache (2. Auflage 1808), des Pendschab (1812), der telingschen u. karnatschen Sprachen, ein Lexikon der Mahrattensprache, ein Lexikon des Bengalischen, 3 Bde. Sein Sohn, Felix C., behandelte zuerst unter den Europäern die birmanische Sprache wissenschaftlich in der „Grammar of the Birman language!“ (Serampur 1814).

Cargo (ital. und engl.), Last, Ladung, im Seewesen vorzüglich die Schiffsladung, die Gesammtheit der auf einem Schiffe geladenen Güter, auch wohl das Verzeichniß dieser Güter mit Angabe der Absender, Empfänger rc., und dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Cargador (Cargadeur) oder Supercargo heißt derjenige Bevollmächtigte, welcher eine Schiffsladung im Auftrage ihrer Absender und Eigenthümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rück-

fracht einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder werthvoll, so wird zuweilen dem Cargador noch ein Untercargador beigegeben. Der Cargador, gewöhnlich ein Gehülfe des die Unternehmung machenden Handelshauses, erhält entweder einen festen Gehalt, oder eine procentweise Provision, oder einen Antheil am Gewinn. Besonders wichtig ist die Stellung derjenigen Cargadoren, welche im Auftrag der großen Handelsgesellschaften operiren und auf einzelnen transatlantischen Plätzen förmlich ansässig sind, so daß sie dann die Reisen selbst nicht mitzumachen brauchen. In Holland wird auch der Schiffsmäkler Cargador genannt.

Cargo, spanisches Handelsgewicht: zu Alicante in Valencia = $2^1/_2$ Quintales = 10 Arrobas = 240 schwere Pfund = 360 leichte Pfund = 265,^{56} berliner Pfund = 124,^{1496} Kilogramme = 221,^{645} wiener Pfund; zu Majorca und Minorca = 3 Quintales = 266,^{973} preußische Pfund = 222,^{927} wiener Pfund.

Carhaix (K e r a h e s), Stadt im französischen Departement Finisterre, auf einem Berge, an welchem die Hiere vorüberfließt, altväterisch gebaut, mit 2 Kirchen, Ursulinernonnenkloster, Hospital und 2000 Einwohnern, die Papierfabrikation, Gerberei, Wollen- und Hutmanufaktur und starken Viehhandel treiben. Nicht weit von der Stadt ist die reiche Bleimine von Poullaouen, welche jährlich 8000 Centner liefert. Hier wurde 1197 Richard III. von den bretagnischen Baronen geschlagen. C. ist Geburtsort des ersten französischen Grenadiers la Tour d'Auverne.

Cariati, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, am Meerbusen von Tarent, Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein Seminar und 8300 Einwohner. Die Stadt führt den Titel eines Fürstenthums. In der Nähe lag das alte Paternum. Im 11. Jahrhundert kam C. in die Gewalt des Herzogs Unfredo; später litt es viel von türkischen Gewaltstreichen.

Carica (M e l o n e n b a u m), Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, Bäume mit bitterem Milchsaft und leichtem, schwammigem Holze, meist ohne Aeste, gedrängten, langgestielten und handförmigen Blättern, Blüthen in Achseln, Staubblüthen in langen Trauben, Samenblüthen stiellos in großen, kürbisartigen Früchten. Der g e m e i n e M e l o n e n b a u m (C. Papaya *L.*, Papaya Carica *Gärtn.*, in Brasilien Papay oder Mamaoeira), mit handförmigen, siebenlappigen Blättern und länglicher und gefurchter Frucht, von der Gestalt einer Melone, oft gegen 15 Pfund schwer, im heißen Amerika, Brasilien, Surinam, Westindien, Mexiko und Ostindien, wird 20 Fuß hoch, 2 Fuß dick, ist ohne Aeste und findet sich überall in Wäldern und auch in Gärten. Die Rinde ist glatt und grau wie beim Nußbaum; die Blüthen sind blaßgelb und weiß, wohlriechend. Der Baum hat das Besondere, daß er noch hastiger aus dem Samen aufschießt, als der Pisang; im 6. Monat ist er schon mannshoch und trägt Früchte, im 3. Jahr ist er fußdick, im 4. fängt der Gipfel an zu faulen und abzusterben. Er blüht und trägt das ganze Jahr hindurch. Das Holz strotzt von gelbem Milchsaft, der sehr leicht ausfließt und einen bittern, doch nicht scharfen Geschmack hat. Mit Honig vermischt ist dieser Saft ein gutes Wurmmittel, allein genommen bewirkt er leicht Darmentzündung, äußerlich dient er gegen Hautausschläge. Er bewirkt auch, daß das zäheste Thierfleisch bald mürbe wird, weshalb man solches in die saftigen Blätter einwickelt, wodurch es in einigen Stunden sehr zart werden soll. Die Blüthen schmecken wie Brunnenkresse und werden in Suppen genossen. Die alle Monate reifen Früchte, welche anfänglich grün sind, führen ebenfalls einen milchigen Saft bei sich, der (nach Hunter) mit Salpetersäure ein gelbes Gerinnsel gibt, welches ins Braune übergeht und klebrig wird; Vauquelin bemerkte in diesem Safte eine dem thierischen Eiweißstoff in mehrer Hinsicht ähnliche Substanz. Nach Humboldt soll er gleich der Milch des Kuhbaums Wachs, Faserstoff, wenig Zucker, Bittererde, Salz und Wasser enthalten. Reif färben sich die Früchte wachs- oder pomeranzengelb und enthalten ein saftiges, goldgelbes, sehr zuckerreiches, wohlschmeckendes Fleisch mit vielen Samen. Sie werden von den Eingebornen theils roh und frisch zur Abkühlung, theils wie Melonen mit Zucker oder Salz und Essig genossen. Die unreifen salzt man entweder wie bei uns die Gurken ein, oder kocht sie, in Stücke geschnitten, wo sie dann wie die besten Rüben schmecken sollen. In größern Gärten Deutschlands sind die Melonenbäume keine Seltenheit. Sie werden sämmtlich in etwas große Töpfe, in fette, lockere, mit $^1/_4$ Flußsand vermischte Dammerde gepflanzt, im Warmhause (in der Jugend im Lohbette oder Lohkasten) unterhalten, im Sommer viel, im Winter sehr wenig begossen und durch Samen oder durch Stecklinge vermehrt. Einige Arten können sogar an geschützten, warmen Stellen als starke Stämme ins freie Land gepflanzt werden, wo sie einen kräftigen Wuchs zeigen und durch ihre Blüthen einen schönen Anblick gewähren. Im September werden sie wieder in Töpfe gebracht, bis in den Oktober ins Glashaus und dann ins Warmhaus gestellt.

Caries (lat.), s. K n o c h e n f r a ß.

Carignano, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, südlich von Turin, am Po, in sehr fruchtbarer, aber feuchter Gegend, klein, hübsch gebaut, mit einem von prächtigen Hallen umschlossenen Markt, Gymnasium, schöner Pfarrkirche mit herrlichen Malereien und Bildhauereien von Molineri und Bernero, 2 Hospitälern und 8000 Einwohnern, welche starken Handel mit Seide treiben. C. soll von C a r i n u s erbaut worden seyn. Später ging das ganze Gebiet durch Kauf an die Grafen Susa und dann durch Erbschaft an das Haus Savoyen über. Die Franzosen eroberten C. 1544 mit Sturm und schleiften den größten Theil der Befestigungswerke. Die jüngere Linie des Hauses Savoyen nahm 1630 nach C. den Namen S a v o y e n - C a r i g n a n an.

Carillon (franz.), s. G l o c k e n s p i e l.

Carimata (C o r e m a t a), ostindische Inseln, westlich von der Insel Borneo, zum Reiche Suckadana auf Borneo gehörend. Die Natur hat diese kleine Inselgruppe mit verschwenderischer Pracht und mit Ueberfluß an allen möglichen natürlichen Quellen des Nutzens und der Freude ausgestattet.

Die Zahl sämmtlicher Inseln beläuft sich auf einige hundert. Sie liegen zwischen 1° 11' — 1° 46' südl. Br. und 108° 49' — 109° 58' östl. L. Außer den Naturprodukten, welche der ganzen Küste von Borneo eigenthümlich sind, findet man hier eine große Menge von Schildkröten, vorzüglichen Fischen, Austern ꝛc., im Innern gedeihen ausnehmend viele Hülsen- und andere Früchte ohne besonders ängstliche Pflege. Für die Gründung eines Stapelplatzes ist die Lage dieser Inseln die günstigste. Die größten Inseln der Gruppe sind:, die eigentliche Carimatainsel, die Insel Panumbangan, die Insel Surutu. Die eigentliche Carimatainsel besteht aus einem einzigen Berg, der sich 2400 Fuß über die Meeresfläche erhebt und den man auf 10 deutsche Meilen leicht unterscheiden kann. Der Gipfel desselben ragt majestätisch über die Wolken, die den Berg in der Regel umhüllen. Unterhalb der Hügelspitze sieht man mehre steile 200—300 Fuß hohe Felsen aufsteigen, zwischen denen klare Bäche in die Thäler stürzen. Der große Berg von Carimata ist bis an seinen Gipfel mit schönen Bäumen und lieblichem Grün bedeckt. Er liegt unter 1° 33½' südl. Br. und 108° 49' östl. L. v. Gr. Der Umfang der Insel mag ungefähr 7½ deutsche Meilen seyn. Nördlich und westlich sind die Küsten mit steilen Felsen besetzt. Die südlichen und südöstlichen Ufer sind mit Sand bedeckt; am Fuße der Berge und Hügel sieht man mehre ganz zum Feldbau geeignete Thäler. Von den 5 Flüssen der Insel sind zu erwähnen: Songui Radscha (Königsfluß), im Norden der Insel, 60—70 Fuß breit, für indische Fahrzeuge von 2—4 Tonnen schiffbar; Songui Packu (so genannt von der Menge Packubäume, die seine Ufer schmücken); Songui Palimbang, der größte der 5 Flüsse, fließt von Norden nach Süden, ist schiffbar während der Ebbe für Schiffe von 4 Tonnen, bei der Fluth für Schiffe von 10—12 Tonnen, bei seiner Mündung 80 Fuß breit, meist 4—5 Klaftern tief. Links vor der Mündung des Flusses trifft man auf einer großen sandigen Strecke die meisten Schildkröten mit ihren Eiern an. An der Mündung jedes Flusses lag ehedem ein blühendes Dorf, in welchem Eingeborene glücklich lebten und meist ein sehr hohes Alter erreichten. Jetzt steht von allen diesen Dörfern nur noch das am letztgenannten Fluß, das Dorf Palimbang, wo noch 1805 gegen 80 chinesische Familien wohnten, die sich vom Fischfang nährten, seitdem aber meist auf die Küste von Borneo gezogen sind. Neben dem verlassenen Dorfe steht eine ungeheuere Vase von chinesischem Porzellan, die 6 Klaftern im Umfang und 12 Fuß in der Tiefe mißt. Der Boden producirt noch jetzt eine Art schwarzen Thee, den die Chinesen ehedem hier bauten, aber in der einst so volkreichen Gegend sieht man kaum noch eine Spur menschlicher Thätigkeit. Die üppige Vegetation beschattet ungefähr zehn elende Hütten, deren Bewohner noch die freiwilligen Erzeugnisse dieser schönen Einöde, Honig, Wachs, Früchte, Vogelnester ꝛc. sammeln, verhandeln und aus dem Erlöse das Leben fristen.

Carinas, Feldherr des Kaisers Augustus, besiegte 29 v. Chr. die Moriner und deren Bundesgenossen in Gallien und trieb die Sueven über den Rhein zurück. Rom gestattete ihm dafür einen dreitägigen Triumph.

Carini, Parlamentsstadt in der sicilianischen Intendantur Palermo, an einem Busen des tyrrhenischen Meers, hat ein altes gothisches Schloß und 7500 Einwohner.

Carion (Cario), Johann, deutscher Mathematiker und Chronolog, 1489 zu Bietigheim im Würtembergischen geboren, Professor der Mathematik zu Frankfurt a. d. O., später kurbrandenburgischer Hofastronom, † zu Berlin 1538. C.s Name ist besonders bekannt geworden durch das sogenannte „Carionis Chronicon". C. hatte das Manuskript seiner bis auf Karl V. reichenden Chronik an seinen ehemaligen Schüler Melanchthon geschickt, der sie in deutscher Sprache umarbeitete und unter C.s Namen und dem Titel „Chronika meniglik nützlich zu lesen" (Wittenberg 1532) herausgab. Eine Fortsetzung von Peucer erschien 1532, eine lateinische Uebersetzung des melanchthonschen Textes von Herm. Bonn (Hall in Schwaben 1537), eine neue Fortsetzung und Bereicherung durch Melanchthon 1558, eine Fortsetzung bis 1546 von Joh. Funk. C.s eigenes Werk erschien später gleichfalls u. wurde (Paris 1556) von Jean Leblond ins Französische übersetzt.

Cariowalda, Heerführer der batavischen Hülfsvölker des Germanicus, setzte mit einer tapferen Schaar 16 n. Chr. zuerst über die Weser, jenseits welcher die Cherusker standen, ward aber von diesen mit dem größten Theil der Seinigen getödtet.

Caripe, kleiner Fluß im kolumbischen Freistaat Venezuela, entsteht aus zwei Bächen, wovon der eine vom Berge Purgatorio herabkommt, der andere aber aus der Ostseite des Eingangsgewölbes der berühmten Höhle von Caripe (s. unten) hervorbricht; er vereinigt sich später mit dem San Juan, der dann in den Golfo Triste fällt. Das freundliche und laubreiche Thal desselben wird von Nachkommen der Chaymasindianer bewohnt, die aus angeborenem Hang zur Trägheit in der ärmlichsten Lage leben. Der gleichnamige Flecken, gegen 960 Varas hoch gelegen, ist eine Gründung von aragonischen Kapuzinern, doch jetzt ganz in Verfall. Aber berühmt und von allen Freunden großartiger Naturerscheinungen stets besucht bleiben die Höhlen von C. Das Innere der gesammten Höhlen, die nicht nur die größte Merkwürdigkeit Venezuela's sind, sondern an Umfang alle bekannten unterirdischen Gewölbe der Kalkgebirge übertreffen, zerfällt in 3 große Aeste. Der erste mißt 975 Varas in der Länge, enthält nur ältere Tropfsteinbildungen und wird von dem Guacharo (Steatornis caripensis) bewohnt; der zweite, 25 Varas von dem ersten entfernt, besteht nur aus thoniger Kreide und ist 225 Varas lang; der dritte Raum, ebenfalls 25 Varas vom zweiten entfernt, der schönste und merkwürdigste Theil der Höhle, ist von Eidechsen bewohnt und dehnt sich über eine Fläche von 35 Varas aus. Die ganze Länge der Höhle beträgt demnach 1285 Varas. Alexander von Humboldt hat zuerst (deutsche Ausgabe seiner Reise, Bd. III, S. 125 ff.) eine genaue Untersuchung derselben geschildert; tiefer als er drang im Febr. 1836 Don Au-

gustin Codazzi in diese unterirdische Welt, und aus seiner Beschreibung hat das „Ausland" (1839, Nr. 174—176) ein anschauliches und der Beachtung werthes Bild zusammengestellt.

Caripoux, südamerikanische Indianerstämme, nördlich von Brasilien und dem Amazonenfluß, 15 Meilen vom Lande der Karaiben, mit welchen sie im steten Kriege begriffen sind; sie sind aufgeweckt, kühn, sanft, ehrlich und gastfrei.

Carisbrook, Dorf in der englischen Grafschaft Hamt, Insel Wight, südwestlich von Newport, merkwürdig durch seine alte Kirche (1071 erbaut), welche zu einer Cistercienserpriorei gehörte, und durch sein altes auf einer Anhöhe stehendes pittoreskes Kastell, wo 1647 Karl I. gefangen saß. Das Letztere, in Form eines unregelmäßigen Pentagon, ist von einem tiefen Graben umringt, hat 2 Brunnen und einen festen Thurm mit 72 Stufen. Früher lag hier eine kleine Besatzung. C. ist noch der Sitz des Gouverneurs der Insel Wight.

Carissa, Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, Sträucher und Bäume mit Gabelzweigen, zwischen denen sich zwei Blüthenstiele in Dornen verwandeln; einige auch dornlos. Die wichtigste Art ist: C. Carandas *L.*, Capparis Carandas *Gmel.*, gemeine Karisse, dornig, mit ovalen und netzrippigen Blättern, 3—4 Blüthen am Ende, wie Jasmin, weiß, mit schwachem Geruche, gelblichen, reif schwarzen Beeren von der Größe kleiner Flintenkugeln, ein kleiner 12—18 Fuß hoher Baum in Ostindien. Aus dem gequetschten Stamm und den Früchten fließt Milchsaft. Die letztern werden reif allgemein zur Erfrischung gegessen, auch mit Essig eingemacht, wozu sie besser sind, als irgend eine Frucht, selbst die Mango nicht ausgenommen; man ißt sie dann wie Oliven oder Kapern. Wegen der Dornen gibt dieser Strauch eine treffliche Einfriedigung der Gärten und Aecker; man flicht die Zweige jung zusammen, läßt aber hier und da, um Früchte zu bekommen, einen Stamm aufschießen.

Carissimi, Giovanni Giacomo, berühmter italienischer Tonsetzer, um 1600 zu Venedig (oder zu Padua) geboren, war seit 1649 Kapellmeister an der Kirche St. Apollinare zu Rom. C.'s Streben war vorzugsweise dahin gerichtet, der damaligen Musik das Steife und Unbeholfene jeder Art zu benehmen, ohne jedoch das grammatikalisch Regelrechte dabei zu vernachlässigen, so daß er natürlich dadurch auch auf die Verbesserung der Oper einwirkte, ohne daß er selbst je eine Oper komponirt hatte. Alle Formen des Musikalischen seiner Zeit wurden durch ihn fließender, runder und faßlicher gemacht. C. ist der Verbesserer des Recitativs, das er dem natürlichen Redeaccente näher brachte, sowie er überhaupt das Melodische der Gesangsweise mehr hervorhob. Auch den schwerfälligen Bässen gab er mehr Leben und Bewegung, indem er ihnen manche Figuren zutheilte, die man dem Basse nie zugemuthet hatte. Er soll auch der Erfinder der Kantate und der Erste gewesen seyn, der zu seinen Motetten Instrumente setzte und diese Begleitung in die Kirchen einführte. Besonders gerühmt werden unter seinen Oratorien: „Jephta" und „Salomons Urtheil". Auch durch ausgezeichnete Schüler hat C. sich die Welt verpflichtet. Die berühmtesten waren: Bassani, Buonomini, Cesti und der ältere Scarlatti. C. † nach 1672, über 90 Jahre alt.

Carità (ital., vom lat. caritas), Liebe, besonders Mutterliebe, in der Malerei die Darstellung dieser Liebe. Andrea del Sarto u. A. stellten sie als ernste, holde Mutter dar, die ihre Kinder nährt, pflegt und liebevoll bewacht und beschirmt. So hat die C. des genannten Malers einen Knaben an der Brust, ein anderer labt sich an Früchten, die sie ihm reicht, und ein dritter schlummert unter ihren Augen. Aus dem Alterthum ist nichts Aehnliches bekannt.

Caritatis poculum (Gnadenbecher), die Spende von Wein oder anderen Getränken, welche die Mönche zum Gedächtniß ihrer Stifter und Wohlthäter genossen.

Carlén, Emilie, schwedische Romanschriftstellerin, s. Flygare-Carlén.

Carleton, William, einer der populärsten Sittenmaler Irlands, 1798 zu Prilliek in der Grafschaft Tyrone geboren, der Sohn eines Landmanns, wurde, nachdem er in einer Winkelschule den nothdürftigsten Unterricht empfangen, in seinem 17. Jahre von einem entfernten Verwandten, einem Priester, der eine Art von Akademie in Glaslough eröffnet hatte, in dieses Institut aufgenommen, wo er zwei Jahre blieb. Eine Pilgerreise nach Lough-Dery, dem sogenannten „Fegefeuer des heiligen Patrik", veranlaßte ihn zu seinem ersten literarischen Versuch. Er beschloß, sich nach Dublin zu begeben, wo er mit nur einigen Schillingen in der Tasche eintraf. Seine „Traits and stories of the Irish peasantry" (2 Bde., Dublin 1830) erhielten durch Neuheit des Inhalts und Frische der Schreibart den Beifall der Kritik sowohl als des Publikums. Eine Fortsetzung dieser Erzählungen, welche 1832 herauskam, wurde eben so gut aufgenommen. In seinem Roman „Fardorougha the miser" (Dublin 1839) artet der Humor mitunter in Extravaganz aus; der Charakter des Geizigen ist jedoch mit kräftigem Pinsel gezeichnet. Später gab C. eine Sammlung von Erzählungen (3 Bde., Dublin 1841), meist pathetischen Inhalts, heraus, von denen jedoch die launige Skizze „The misfortunes of Barney Branagon" sogleich ein Liebling des Publikums wurde. Die Erzählung „Valentine M'Clutchy" (3 Bde., Dublin 1845) hat einen halb politischen, halb religiösen Zweck, indem dieses Werk zur Beförderung der Repeal und zur Vertheidigung der katholischen Geistlichkeit bestimmt war. Auch „Rody the rover" (Dublin 1846), „The black prophet, a tale of Irish famine" (das. 1847, deutsch von Gerstäcker, 2 Thle., Leipzig 1848) und „Tithe Proctor" (Dublin 1849) sind mehr oder minder als Parteischriften zu betrachten, in denen sich jedoch das glänzende Talent des Verfassers keineswegs verleugnete. C. ist der wahre Geschichtschreiber des irischen Volks, dessen Leiden und Freuden er mit großer Wahrheit darzustellen weiß.

Carli, Ort in der vorderindischen (britischen) Provinz Aurengabad, merkwürdig durch seine in Felsen gehauenen Höhlen. Sie liegen, etwa

$^3/_4$ Meile von der Festung Loghar entfernt, in einer mit Gebüschen bedeckten Hügelreihe, gegen 6000 Fuß über der Meeresfläche, und hängen gallerieartig zusammen. Die größte Höhle im Westen ist ein gewölbter, von Pfeilern gestützter Tempel, 126 Fuß lang, 46 breit, ohne Götzenbild, aber mit Buddha-, Menschen-, Elephanten- und andern Thierfiguren auf dem hölzernen Getäfel der Vorhalle. In einer Höhle weiter nach Norden steht ein Buddhabild. Diese Höhlen mögen entstanden seyn, als der Brahmadienst den des Buddha aus diesen Gegenden noch nicht verdrängt hatte.

Carli, Gian Rinaldo, Graf von, berühmter italienischer Gelehrter und Schriftsteller, nach seiner Gemahlin auch häufig Carli-Rubbi genannt, aus einer altadeligen Familie 1720 zu Capo d'Istria geboren, schrieb schon als 12jähriger Knabe ein Drama und ließ im 18. Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht drucken. C. studirte zu Padua besonders Mathematik, alte Literatur und Kunst und machte sich auch mit dem Hebräischen bekannt. Kaum 20 Jahre alt, wurde er Mitglied der Ricovrati und im 24. Jahr Lehrer der Astronomie und der Seewissenschaften zu Venedig; zugleich trug er hier zur Verbesserung der Arbeiten im Arsenal bei und ließ mit Genehmigung des Senats eine neue Art Kriegsschiffe bauen. Auch war er jetzt Präsident der Ricovrati. Nach dem Tode seiner Gemahlin war er genöthigt, den Lehrstuhl zu verlassen, um 1749 in Istrien die Verwaltung seiner großen Güter zu übernehmen. Aber auch hier waren seine Mußestunden antiquarischen Forschungen gewidmet, namentlich beschäftigte ihn sein Werk über die italienische Münzkunde, das Resultat vieljähriger Untersuchungen, die viele Reisen und bedeutende Kosten in Anspruch nahmen. Unglücklicher war C. mit einem industriellen Unternehmen. Unter seinen Gütern befand sich auch eine große, aber sehr verfallene Wollenmanufaktur in Venedig; diese verpflanzte er jetzt ebenfalls nach Istrien, verwendete auf die Wiederherstellung derselben einen großen Theil seines Vermögens und seiner Thätigkeit, sah aber nach mehren Jahren beides verloren gehen. Als eine Art Entschädigung war es zu betrachten, daß der wiener Hof, der um diese Zeit ein höchstes Staatswirthschafts- und Handlungskollegium und einen Oberstudienrath errichtet hatte, C. zum Präsidenten beider Institute ernannte. Eine Reise nach Wien, die deshalb 1765 nöthig wurde, belohnte den ausgezeichneten Mann mit dem Vertrauen der Kaiserin und der Hochachtung ihres Ministers Kaunitz. Ein Gleiches geschah ihm, als 1769 Kaiser Joseph nach Mailand kam; er wohnte 13 Sitzungen des Handelskollegiums bei, in welchem Graf C. Berichte erstattete, Plane entwickelte, Vorschläge machte &c., und ernannte ihn zum geheimen Staatsrath und 1771 zum Präsidenten des neuerrichteten Finanzkollegiums. Ungeachtet der vielfachen und wichtigen Staatsgeschäfte gingen seine philosophischen Studien u. gelehrten Untersuchungen ihren Gang rüstig weiter, ja, sie breiteten sich noch aus über thierische Physik und Physiologie; die meiste Zeit nahmen aber seine Untersuchungen über die Alterthümer Italiens in Anspruch. Die Präsidentenstelle im Handelskollegium legte er, als seine Gesundheit sich unter den vielen Anstrengungen dem heranrückenden Alter zu beugen begann, nieder, blieb aber unausgesetzt thätig, bis er endlich den vielen körperlichen Leiden erlag; er † den 22. Febr. 1795. Zu C.'s vorzüglichsten Schriften gehören: „Della moneta, et dell' istituzione delle Zecche d'Italia, dell' antico e presente sistema di asse etc.“ (3 Bde., Venedig 1754—1760, u. ö.), ein Werk, gleich schätzbar für die Gelehrten wie für die Regierungen, die bei gerichtlichen Verhandlungen in Münzsachen fortan von den Erörterungen des Grafen officiellen Gebrauch machten und sich in ihren Entscheidungen darnach richteten; „Delle antichità italiche T. IV. con appendice de documenti“ (5 Bde., Mailand 1788—1791, neue Aufl. 1793), eine sehr reichhaltige Sammlung alles auf italienische Alterthümer und Geschichte Bezüglichen; „Storia di Verona fino al 1517“ (7 Bde., Verona 1796). Eine von ihm selbst besorgte Gesammtausgabe seiner Werke führt den Titel: „Delle opere del Sign. commendatore D. Gian. Rin. conte C.“ (18 Bde., Mailand 1784—1794) und enthält neben sämmtlichen historischen, antiquarischen, philologischen &c. Abhandlungen auch seine „Lettere americane“ (zuerst Cosmopoli, d. i. Florenz, 1780, 2 Bde., deutsch von C. G. Hennig, Gera 1785), worin er unter Anderm seine Hypothese begründet, daß Amerika von der Insel Atlantis aus bevölkert worden sey. Sehr wichtig für die Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seiner Zeit ist auch sein literarischer Briefwechsel mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, der einen Zeitraum von 50 Jahren umfaßt.

Carlin, Charles Antoine, s. v. a. Bertinazzi.

Carlina (Eberwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist stengellose, distelartige, dornige Kräuter mit großen Blüthen. C. acaulis *L.*, stengellose Eberwurz (Roßwurzel, englische Distel, Karlsdistel, wilde Artischocke), wächst ausdauernd auf trocknen und sonnigen Hügeln und Bergen durch ganz Mitteleuropa. Die senkrechte, lange, ziemlich starke, oben einfache, unten ästige, weißlich-ockergelbe, runzelige Wurzel ist officinell und hat einen aromatisch-harzigen, etwas widerlichen, gepulvert Niesen erregenden Geruch und süßlichen, beißend gewürzhaften Geschmack. Durch Destillation liefert sie ätherisches Oel, die Abkochung röthet Lackmus. Im Mittelalter war sie sehr berühmt; man fabelte, ein Engel habe sie dem Kaiser Karl dem Großen als das wahre Heilmittel gegen die Pest im Traume gezeigt, daher der Name Carlina, Karlsdistel. Sie kommt in ganzen fingersdicken oder gespaltenen graubraunen, sehr runzeligen, innen schmutzigweißen, gegen die Rinde hin mit gelblichen oder röthlichen harzigen Stellen versehenen Stücken im Handel vor. Vorwaltende Bestandtheile sind ein bitteres, brennend gewürzhaftes, schweres ätherisches Oel und etwas Harz. Sie wirkt flüchtig erregend auf das Nerven- und Gefäßsystem, tonisch auf die Verdauungsorgane und Schleimhäute, die Absonderungen befördernd, und wird bei Krankheiten, die auf Atonie des Darmkanals und Adynamie der Nerven beruhen,

doch jetzt nur noch selten, häufig aber in der Thierheilkunde (wo sie einen vorzüglichen Bestandtheil des Pferdepulvers, Pulvis equorum, ausmacht) angewendet.

Carlino, italienische Silbermünze von verschiedenem Werthe. Ihr Ursprung ist, da sie zuerst unter der Regierung von Karl VI. um 1730 geprägt wurde, neapolitanisch. Die neapolitanischen Carlini sind von der Größe eines Zweigroschenstückes u. führen auf dem Avers das Brustbild des Königs u. dessen Namen in der Umschrift, auf dem Revers das gekrönte Wappen mit dem Titel, zuweilen ein Kreuz mit: In hoc signo vinces, unten 10 (Grani). Man hat auch halbe mit 5, doppelte mit 20, 6fache mit 60 und 12fache mit 120 bezeichnete Stücke. Sie sind von gutem Silber u. $10\frac{3}{4}$ Kreuzer rhein. werth. Die sicilianischen führen auf der Kehrseite einen Adler u. sind von derselben Größe und gleichem Gehalte. Etwas weniger geschätzt sind die maltesischen u. römischen. Uebrigens rechnete man 10 Carlini auf 1 Scudo, 26 auf 1 Zechine, 45 auf 1 Pistole. C. heißt auch eine sardinische Goldmünze von Karl Emanuel 1755 in der Größe eines Doppellouisd'ors, am Werthe 23 Gulden 6 Kreuzer rhein., sowie eine piemontesische u. savoyische Goldmünze zu 5 Doppien oder 120 Lire = 38 Thaler 24 Groschen 8 Pfennige bis 41 Thaler $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen nach den verschiedenen Jahren.

Carlino, s. v. a. Bertinazzi.

Carlisle, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, Hauptstadt und Bischofssitz, auf einer Anhöhe, am Zusammenfluß des Eden und Calder, seit 1823 durch einen Kanal mit der Solwaybai verbunden, zum Theil mit Mauern umgeben, hat 3 Thore, 3 Vorstädte, eine Citadelle und ein festes Schloß, welches als Zeughaus u. Pulvermagazin dient u. aus welchem 10,000 Mann bewaffnet werden können, eine Kathedrale von sächsischer und gothischer Bauart, 2 Kirchen, 5 Bethäuser der Presbyterianer, Anabaptisten, Methodisten, Quäker, Katholiken, Grammatikal-, Industrie-, 2 Lancasterschulen, 2 Armenarbeitshäuser, ein Stadt- und Grafschaftshaus, Gefängniß, eine schöne Brücke über den Eden, ein Theater, einen Gesellschaftssaal, einen neuen Vieh- und Roßmarkt und 37,000 Einwohner, welche Mousselinwebereien, Kattundruckereien, Hutmanufakturen, Chamoisgerbereien, Linnenwebereien, Seifensiedereien, Fischangeln- und Peitschenfabriken, Brauereien und Liqueurbrennereien betreiben. Die beiden Wochenmärkte am Mittwoch und Sonnabend sorgen reichlich für alle Bedürfnisse des Unterhaltes und der Bequemlichkeit, und überhaupt treiben zwei Drittheile der Bevölkerung Handel, welcher, durch den Kanal in die Solwaybai bedeutend erleichtert, sich in alle Theile Schottlands, Englands u. Irlands erstreckt. Außerdem hat die schöne und wohlhabende Stadt einen Magistrat unter einem Mayor u. 12 Aldermännern, einen Bischof u. eine Bibliothek von 3000 Bänden. C. hatte in jeder Periode der britischen Geschichte einen ausgezeichneten Rang unter den englischen Städten; es soll vom Britannier Luil lange vor dem Einfall der Römer in England gegründet worden seyn. Später errichteten die Römer, um die Einfälle der nahen Skoten zu verhindern, eine Mauer von der Solwaybai bis zum deutschen Meere, welche auf der einen Seite C. und auf der andern Newcastle innerhalb ihrer südlichen Grenzen einschloß. Als eine solche feste Station der Römer hieß sie Luguvallum. Nachdem diese England verlassen, setzten die Skoten und Pikten ihre Einfälle fort und verwandelten die Stadt in einen Steinhaufen. Egbert, König von Northumberland, umgab sie 680 wieder mit einer Mauer und baute eine Kirche. Damals hieß sie auf Sassisch Caer lice (nahe an dem großen Wall), woraus das spätere C. entstanden. Der Normanne Wilhelm Rufus schützte die Stadt durch eine Citadelle und ein Kastell; doch fiel sie bald darauf in die Gewalt der Schotten, welche sie mit den Engländern abwechselnd bis zur Zeit Heinrichs VII. besaßen. Im Jahr 1568 saß im Kastell als Gefangene die unglückliche Maria Stuart, deren Zimmer u. Spaziergänge man noch zeigt. Im Jahr 1645 übergab es sich, durch Hunger bezwungen, den Parlamentstruppen und 1745 fiel es in die Gewalt der Parteigänger des Prätendenten, wurde aber bald darauf vom Herzog von Cumberland wieder genommen und zum Theil geschleift. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts wurde die Stadt sehr verschönert und gewann an Lebhaftigkeit des Handels. In der Nähe von C. befindet sich ein altes, schön erhaltenes Druidendenkmal, die „große Meg und ihre Töchter" genannt.

2) Stadt im nordamerikan. Freistaat Pennsylvanien, Hauptort der Grafschaft Cumberland, 15 englische Meilen westlich von Harrisburg, 103 Meilen von Washington; eine nett und regelmäßig gebaute Stadt mit schönen Häusern, im Cumberlandthal, an der Cumberland-Valley-Eisenbahn, die von Harrisburg nach Chambersburg führt, $\frac{1}{2}$ Meile von den Baraken der Vereinigten Staaten, welche, 1777 gebaut, im Stande sind, 2000 Mann aufzunehmen, und mit denen eine Kavalerieschule verbunden ist. Die Stadt ist eine der ältern der Vereinigten Staaten und wurde 1751 gegründet. Das Dickinsoncollege, 1783 von den Presbyterianern gestiftet, später aber in die Hände der Methodisten übergegangen, befindet sich in einem 4 Stockwerk hohen und 140 Fuß langen Gebäude und hat eine Bibliothek von 11,000 Bänden. C. hat ein Gerichtshaus, eine Stadthalle, 11 Kirchen, ein Markthaus, eine Bank, ein Seminar für Mädchen *rc.* und 6000 Einwohner.

Carlisle, 1) George Howard, Graf von, 1773 geboren, erhielt Erziehung und Bildung zu Eton und Oxford, ward dann bei der Gesandtschaft angestellt, welche Lord Malmesbury 1795—1796 auf dem Festlande beschäftigte, und trat nach seiner Rückkehr ins Parlament. Hier zeichnete er sich namentlich bei den Verhandlungen über die Angelegenheiten Ostindiens aus. Im Jahr 1827 trat er ins Kabinet unter Canning und war bis 1828 Siegelbewahrer. Seit Jahren von den Geschäften zurückgezogen, † er den 7. Oktober 1848 auf seinem Sitz Castle Howard.

2) George William Frederic, Sohn des Vorigen, den 11. April 1802 geboren, erst als Mr. Howard, dann als Lord Morpeth bekannt, war eine Zeit lang als Attaché bei der Gesandtschaft in Petersburg angestellt, saß dann für

Yorkshire im Parlament und war unter dem Ministerium Melbourne bis 1841 Staatssekretär für Irland. Als 1846 die Whigs wieder ans Ruder kamen, ward er zum Oberkommissär der Wälder und Forsten ernannt und folgte 1850 Lord Campbell als Kanzler des Herzogthums Lancaster. In den Jahren 1853 und 1854 machte er eine Reise nach Griechenland und der Türkei. C. versuchte sich in seiner Jugend auch als Dichter. Sein Stammschloß Howard in Schottland, auf dem er im August 1850 die Königin Victoria und deren Gemahl bewirthete, enthält eine treffliche Sammlung älterer und neuerer Gemälde.

Carlisle-Springs, Badeort im nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, Grafschaft Cumberland, 19 englische Meilen westlich zu Süden von Harrisburg, 107 Meilen von Washington, 4 Meilen nördlich von Carlisle. Hier befinden sich Schwefelquellen, unter dem Namen Carlisle Sulphur Springs bekannt, in einem abgeschlossenen Thale der blauen Berge, in reizender Landschaft; geschmackvoll angelegt, bieten sie den Gästen alle gewünschten Bequemlichkeiten.

Carlone, Name einer berühmten italienischen Künstlerfamilie, die im 17. und 18. Jahrhunderte Ausgezeichnetes leistete. Taddeo, Bildhauer aus der Lombardei, der Ahne des berühmten Geschlechts, arbeitete gemeinschaftlich mit seinem Bruder Joseph für die Höfe von England, Spanien und Mantua; † 1613. Sein ältester Sohn, Giovanni C., 1590 zu Genua geboren, berühmter Maler, seines Vaters und Peter Sorri's Schüler, ging nach Rom und Florenz, wo er unter Passignani's Leitung noch bedeutende Fortschritte machte und zugleich die Freskomalerei übte. Nach seiner Rückkehr malte er in Genua die Gewölbe der Kirche della Nunziata und del Gesu, und eben sollte er auch die Kirche der Theatiner in Mailand malen, als ihn ein früher Tod wegraffte (1630). C. ist groß in der Auffassung geschichtlicher Handlungen, genau und anmuthig in der Zeichnung, tief und erwägsam im Ausdruck, aber am vorzüglichsten im Kolorit von Wandgemälden. Giovanni Battista, sein Bruder, 1592 zu Genua geboren, ebenfalls Schüler Passignani's zu Florenz, malte meistens mit jenem gemeinschaftlich und glich ihm so sehr, daß selbst Kenner bei vielen ihrer Bilder keinen Unterschied finden können. C. trat später in die Dienste des Herzogs von Savoyen und † 1659. C.'s Werke zeichnen sich aus durch gedankenreiche und neue Zusammenstellung, mannigfaltige und beseelte Köpfe, entschieden umrissene und von ihrem Grunde sich ablösende Gestalten, liebliche, leuchtende und noch jetzt frische Farben. Er trug, wenn er Wände und Zimmerdecken malte, seine Tinten auf trockenem Grund auf, nachdem er darunter einen Tintenüberzug gelegt hatte, der sie vor Kalk schützte. Sie waren mit höchst zarten Pinselzügen u. wunderbarer Gleichförmigkeit aufgetragen, daher seine Kalkmalereien wie Oelgemälde aussehen. Die meisten Werke von C. finden sich in Savoyen. Sein Sohn, Andrea oder Giovanni Andrea, 1627 geboren, war Schüler Sorri's und eifriger Nacheiferer eines Tizian, Veronese u. Tintoretto. Er bildete sich einen eigenen, aus dem venetianischen und dem römischen zusammengesetzten Styl, in welchem er in Oelbildern Gutes leistete. Das Beste sind seine Scenen aus dem Leben des heiligen Xaverius in der Jesuitenkirche zu Rom und Vieles in Genua. In Perugia ist eine vortreffliche Darstellung des Apostels Paul von C.; auch hat er hier eine Malerschule gestiftet. C. † 1697.

Carlos, 1) San C., Stadt in der südamerik. Republik Venezuela, südwestlich von Caraccas, am Fluß Aguire, der in den Apure fällt, mit 16,000 Einwohnern, welche von Kolonisten aus den kanarischen Inseln herstammen und sich durch Fleiß und Betriebsamkeit vor den von Altspanien auszeichnen. — 2) San C. de Monterey, Präsidio und Ort im nordamerikanischen Staat Mexiko, auf der Westküste, an der Bahia de los Pinos des stillen Meeres und am Fuße der Cordillera de S. Lucia, in einer herrlichen, zuerst 1542 von Cabrillo entdeckten Gegend, von Fichten- und Eichenwäldern umgeben. Später kam hierher der Graf von Monterey und gab der Niederlassung seinen Namen. Die Jesuiten gründeten nicht weit davon am Flusse S. Felipe ein Missionsdorf von 700 Indianern. Die Bai hat guten Ankergrund und schöne Halleten.

Carlos, s. Karl.

Carlovicze, freie Militärgemeinde in der slavonischen Militärgrenze, im peterwardeiner Bezirk, am rechten Ufer der Donau, gerade unter Peterwardein, ist Sitz eines Erzbischofs nichtunirter Griechen, hat eine griechische Kathedrale, ein Seminar, ein Gymnasium, eine illyrische Normalschule, Klerikalschule und katholische Hauptschule u. 6000 Einw., welche vorzüglichen rothen Tropfwermuthwein bauen und ansehnlichen Hausenfang betreiben. C. war in den Revolutionsjahren 1848—49 ein Hauptherd des serbischen Aufstandes gegen Ungarn. Historisch berühmt ist die Stadt durch den hier am 26. Januar 1699 auf 25 Jahre abgeschlossenen carloviczer Frieden zwischen Oesterreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte andererseits. Rußland blieb im Besitz von Asow und dem dazu gehörigen Gebiete, Polen erhielt Kaminiek, Podolien und die Ukraine zurück und trat dagegen seine Eroberungen in der Moldau ab, Oesterreich behielt Siebenbürgen, wie es Michael Apafi besessen, und die Landschaft Baczka zwischen der Theiß und der Donau, während die Pforte im Besitz der Festung Temesvar verbleiben sollte, Ungarns Grenze wurde gegen Morgen in einer geraden Linie von dem Ausfluß des Marosch bis an die Mündung der Bossut in die Sau bestimmt. Andere Artikel betrafen die Auswechselung der Gefangenen, die Einstellung der bisher immer noch dauernden Streifereien von Parteigängern, die freie Ausübung des Handels und der katholischen Religion in dem türkischen Reiche. Auch wurde für die christlichen Gesandten die Erlaubniß ausgewirkt, am türkischen Hofe in fränkischer Kleidung erscheinen zu dürfen. Venedig, mit dem der Friede noch etwas später zu Stande kam, behielt ganz Morea bis an den Isthmus, St. Maura und Engina, gab aber Lepanto, Rumili und Prevesa, nachdem diese Plätze geschleift worden waren, an die Pforte zurück; in Dalmatien behielt es sechs eroberte Festungen, im Archipel die Inseln, welche es vor dem Kriege besessen hatte, und zwar tri-

butfrei. Ragusa sollte von Venedig unabhängig bleiben. Oesterreich erhielt in diesem Frieden fast Alles zurück, was die Pforte in 2 Jahrhunderten erobert hatte, und der carloviczer Friedensschluß bildete später größtentheils die Grundlage in den Verträgen zwischen Oesterreich und der Türkei.

Carlow (irisch Catherlough), Grafschaft im südöstlichen Theil von Irland, im Innern der Provinz Leinster, im Westen durch den Barrowfluß, welcher sie von der Grafschaft Kilkenny trennt und dann hinter Newroß vorbeiströmend in den Waterfordhafen fällt, im Osten durch den Slaneyfluß, welcher in den Wexfordhafen fällt, begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von nahe an 16 □Meilen mit 88,000 Einwohnern. Ein kleiner Theil der Grafschaft liegt westlich von dem Barrow, der Theil östlich vom Slaney grenzt an die Grafschaft Wicklow; beide gewähren ihres hügeligen Charakters wegen zwar kein großartiges, aber ein anmuthiges Bild. Die Gegend zwischen den beiden schiffbaren Flüssen Barrow und Slaney hat ein gemäßigtes, gesundes Klima und einen wellenförmigen höchst fruchtbaren Boden; daher wird vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht getrieben, und beide begründen den Wohlstand der Grafschaft, welcher sich noch mehr heben würde, wenn die Pächter auf den Gütern sich selbstständiger bewegen könnten. Man baut Weizen, Gerste, Kartoffeln, Flachs in Ueberfluß, die reichen Weiden nähren eine große Menge Rindvieh und Schafe. Die in dieser Landschaft gewonnene Butter ist die beste von ganz Irland. Auch befinden sich daselbst unerschöpfliche Gruben von vortrefflichem Kalk, Mergel und Thonschichten und in den Bergen Eisenerze und Braunsteine. Die technische Industrie liegt fast ganz darnieder. Der Barrow und eine Kanalverbindung mit Dublin befördern die Ausfuhr. Die Einwohner sind meist Katholiken. Die Grafschaft zerfällt in 6 Baronien, 1 Borough, 3 Marktflecken und 46 Kirchsprengel: außer der Hauptstadt der Grafschaft (s. unten) sind noch zu nennen Tullow u. Hacketstown; in dem westlichen Theil liegt das Bisthum Leighlin, jetzt mit Feras in der Grafschaft Wexford vereinigt.

Die gleichnamige Hauptstadt, an der nordwestlichen Grenze der Grafschaft, an die Queens- und Kildaregrafschaften stoßend, am Einfluß des Burrin in den Barrow, ist sehr angenehm gelegen. Sehenswerth sind die Ueberbleibsel des Kastells, die Ruinen der einst prächtigen Abtei, ein Kloster und ein römisch-katholisches Kollegium. Außerdem hat C. ein ansehnliches Rathhaus, Grafschaftshaus, Gefängniß und eine Kavaleriekaserne, Wollenzeuchmanufakturen und 10,000 Einwohner. C. liegt 18 (englische) Meilen nordöstlich von der Stadt Kilkenny und 39 südwestlich von Dublin. Das Kastell, von König Johann errichtet, galt lange Zeit für eine höchst wichtige Festung. Unter der Regierung Richards II. von Donald M'Art d' Cavanagh, König von Leinster, erobert, blieb es lange in dem Besitz der Iren. Im Jahr 1577 ergab es sich nach einer langen u. verzweifelten Belagerung an Rory Oge O'Moore, welcher ein grausames Blutbad anrichtete. Im Jahr 1642 befreite eine Abtheilung der Armee des Herzogs Ormond 500 daselbst gefangen gehaltene Engländer und 1650 ergab sich das Kastell den Parlamentstruppen. Seit jener Zeit zerfiel es in einen Trümmerhaufen. Am 27. Mai 1798 wurde die Stadt von einem starken Corps Irländer wüthend bestürmt, der Angriff jedoch nach einem blutigen Kampfe durch die Kavalerie der Kasernen u. durch die herbeieilenden Freisassen abgeschlagen.

Carlowitz, ein altes, in Italien, Ungarn, Kroatien, Slavonien und Deutschland viel verbreitetes Adelsgeschlecht, gleich ausgezeichnet durch die Hoheit seiner Abkunft, durch die Zahl seiner Glieder, wie durch Tapferkeit, Kriegskunst und, zumal in der neuesten Zeit, durch tiefe, segenbringende Wirksamkeit für das Staats- und Völkerleben. Das hohe Alter und der Ruhm dieses Geschlechtes, wie die Sucht, bei Aufstellungen von Genealogien selbst in die Zeiten vor Christi Geburt zurückzugehen, tragen wohl die Schuld, daß ungarische Schriftsteller (Isthuanfi und Rattkai de Nagit) den Ursprung der C. vom römischen Feldherrn Manlius Torquatus (um 350 v. Chr.) ableiteten. Mit mehr Grund u. Gewicht nimmt man Ludwig VIII., König von Frankreich (1223 n. Chr.), als Urahnherrn dieser Familie an. Ein Sohn desselben nämlich, der Graf von Anjou und Maine, wurde 1266 als Karl I. König von Neapel und Sicilien und 1277 König von Jerusalem. Die erste Gattin desselben, Beatrix, Erbin der Provence, gebar Karl II., König von Neapel und Jerusalem, und diesem Maria, Stephans V. von Ungarn Tochter, außer mehren Söhnen, den Prinzen von Achaja, Johann, Herzog von Durazzo u. Grafen von Gravina († 1335). Von dessen vier Söhnen starb Ludwig, Herzog von Durazzo u. Graf von Gravina 1362, durch Johanna I., Königin von Neapel, an Gift und hinterließ, außer Karl dem Kleinen, König von Neapel und Ungarn, welcher 1386 durch Meuchelmord fiel, Johann, Horwath beibenannt, Ban von Kroatien. Dieser wurde 1391 wegen vollführter Blutrache für seinen gemordeten Bruder vor dem slavonischen Schlosse Dobor in Stücke gehauen; er hinterließ einen Sohn, Karl, welcher, obgleich Durazzo nicht mehr der Familie gehörte, doch den Titel eines Prinzen desselben führte. Nach dem Tode (1392) der seiner Familie feindselig gesinnten Königin Maria kämpfte er, von König Sigismund begnadigt, in dessen Fehden gegen die Polen mit solchem Eifer und Erfolg, daß er von diesem mit Gütern in Kroatien belehnt wurde. Von einem Schloß und Dorf, welches er sich hierauf in der slavonischen Grafschaft Sirmien, zwischen Scherwich u. Griechisch-Weißenburg erbaute und das er nach seinem Namen Caroli vicus, Carlowez, Carlowitz, Karlsflecken, nannte, führt seine große Nachkommenschaft den Geschlechtsnamen von C. Sein ältester Sohn, Johann, stiftete die slavonische oder illyrische Linie, welche 1531 mit Johann von C., Ban von Kroatien, ausstarb. Sein jüngerer Sohn, Christoph, ist Gründer der deutschen Linie. Dieser kam mit seinen Söhnen zum Kampf für Kaiser Sigismund gegen die Hussiten nach Deutschland und fiel wahrscheinlich 1426 in der Schlacht bei Aussig. Von seinen Söhnen gründete Friedrich die Hauptlinie zu Hermsdorf, die einzige noch

jetzt blühende, und Kaspar auf Zschäckwitz bei Kreyscha die zuschendorfer Hauptlinie, welche 1759 erlosch. Die Hauptlinie zu Hermsdorf zerfällt wieder in die zu Kriebenstein, welche mit zwei Seitenlinien im 17. Jahrhundert erlosch, und in die zu Kreyscha. Letztere theilt sich wieder in die zu Kreyscha und zu Rabenstein. Die Linie zu Kreyscha zerfällt in drei Zweige: die zu Kreyscha, welche umfaßt die Linien: zu Großhartmannsdorf und die daraus entsprungenen zu Großhartmannsdorf, zu Oberschöna u. zu Falkenhain, u. zu Rauenstein, welche unlängst erlosch, in die österreichische und die zu Ottendorf, welche die Nebenlinien zu Ottendorf, zu Röhrsdorf und zu Kleinbautzen hat. Die Linie zu Rabenstein theilt sich in die zu Rabenstein und Altschönfels. Die zu Rabenstein zerfällt wieder in die ältere rabensteiner, die neutaubenheimer, 1745 erloschen, u. die jüngere rabensteiner auf Kolmnitz, die zu Altschönfels in die Nebenlinien: die rösitzer, 1783 erloschen, die schwarzbacher oder preußische, die altschönfelser, erloschen, die bodelwitzer Linie, erloschen.

Aus der kriebensteiner Linie ist bemerkenswerth: Christoph II., der Berühmte, Erbritter des heiligen römischen Reichs, kaiserlicher u. kurfürstlich sächsischer erster geheimer Rath, Amtshauptmann zu Leipzig und Zörbig, Oberhauptmann zu St. Joachimsthal, zu Hermsdorf bei Dresden 1507 geb. Zu seiner Zeit ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Staatskunst und diplomatische Gewandtheit, ward er vielfach gebraucht in den damaligen politischen u. religiösen Angelegenheiten, erhielt vom Kaiser Karl V. 1552 für sich und das ganze carlowitzische Geschlecht den Stand der vier Erbritter des h. römischen Reichs, welche Würde der jedesmalige Geschlechtsälteste zu bekleiden hatte. Er † den 8. Jan. 1578. Der großhartmannsdorfer Linie gehört an: Karl Adolf, preuß. Generallieutenant der Infanterie, Gouverneur von Breslau, gewesener Vicegouverneur der deutschen Bundesfestung Mainz, geboren den 21. Juli 1771 zu Großhartmannsdorf, war Rittmeister in der Garde du Corps des kursächsischen Heeres, als er durch den 1793 erfolgten Tod seines Vaters veranlaßt wurde, die Majoratsgüter Großhartmannsdorf und Liebstadt zu übernehmen. Beim Ausbruch des französisch-preußischen Krieges trat er wieder als Rittmeister in die sächsische Armee ein, wurde Adjutant des Generals von Zezschwitz und 1809 Major. Später kommandirte er als Oberst ein von ihm gebildetes Jägercorps. Nach dem furchtbaren Unglück der französischen Waffen in Rußland schloß er sich an die Verbündeten an, wurde russischer Generalmajor und erhielt während der russischen Verwaltung des Königreichs Sachsen das Kriegsdepartement. Während des Kongresses zu Wien berief ihn Kaiser Alexander, an den dortigen Verhandlungen Theil zu nehmen. Hierauf trat er als Generalmajor in preußische Dienste, befand sich in dem Hauptquartier der österreichischen Armee unter Frimond als preußischer Bevollmächtigter und nahm an dem Feldzuge von 1815 im südlichen Frankreich Theil. Der ungemein thätige Mann wurde 1815 Inspektor der thüringischen Landwehr, 1821 Kommandant von Magdeburg, 1822 Generallieutenant, 1824 Vicegouverneur von Mainz u. 1829 Gouverneur von Breslau, als welcher er den 20. Jan. 1837 †. Sein Bruder, Hans Georg, auf Oberschöna, königlich sächsischer Staatsminister und Chef des Departements für den Kultus und öffentlichen Unterricht, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner Sachsens, ward den 11. Dec. 1772 zu Großhartmannsdorf bei Freiberg geboren. Er erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht im älterlichen Hause und zu Leipzig, studirte dann auf der dortigen Universität und wurde im Mai 1794 Oberhofgerichtsassessor zu Leipzig. Nachdem er sich daselbst rastlos gediegene Kenntnisse gesammelt, zog er 1795 als Amtshauptmann auf sein Gut Oberschöna. Im Jahr 1805 trat er als geheimer Finanzrath in das geheime Finanzkollegium zu Dresden und erwarb sich durch sein anspruchsloses und besonnenes Wirken nicht bloß in den höheren Kreisen, sondern auch bei dem größeren Publikum Anerkennung. Aber auch sein gefürchteter heller Blick, seine ruhige Kraft sollen die damaligen Gewalthaber veranlaßt haben, ihn 1821 als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister auf den deutschen Bundestag zu Frankfurt a. M. zu senden. Hier bezeigte sich C. als würdiger Vertreter der gemäßigten und gerechten Politik des sächsischen Staates und interessirte sich vorzüglich für die damals vielfach besprochene Herstellung der deutschen Handelsfreiheit. Im Jahr 1827 zurückberufen, wurde er Mitglied des Geheimerathskollegiums in Dresden mit dem Titel eines wirklichen geheimen Rathes und eines Direktors der Oberrechnungsdeputation. In Folge der Septemberunruhen ging er 1830 zu Erhaltung der Ruhe nach Leipzig, später wirkte er in den Landtagsangelegenheiten bei der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde kräftigst mit. Auch der Vertrag mit den Ständen der Oberlausitz, die Einverleibung derselben in den Gesammtstaat betreffend, ging durch seine Vermittelung. Selbst anspruchslos, verwarf er die thörichten Ansprüche eines auf die Geburt sich stützenden Adels und bewies sich mit ruhiger Mäßigung in allen seinen Funktionen als Freund und Verbreiter der modernen Civilisation. Als 1831 der geheime Rath aufgehoben wurde, erhielt C. den Beisitz im Gesammtministerium u. an Lindenau's Stelle 1834 das geschäftsreiche Ministerium des Innern, das er 1836, nach dem Tode des ersten sächsischen Kultusministers, Chr. Gottl. Müller, mit dem des Kultus und des öffentlichen Unterrichts vertauschte. In dieser Stellung wandte er alle seine Thätigkeit und Geisteskraft auf die Radikalreform des sächsischen Kirchen- und Schulwesens. So legte er schon 1836 den neuen Kammern Gesetzentwürfe vor über Vertheilung der Parochiallasten, über die Begründung einer Wittwen- und Waisenkasse für die Angehörigen von Kirchen- und Schuldienern, über die Rechtsverhältnisse der Studirenden, über die Ressortverhältnisse des Kultusministers zu den in Evangelicis beauftragten Staatsministern und über die Ausführung des dem Staate zustehenden Jus circa sacra über die katholische Kirche. Vorzüglich verdankt ihm

das Volksschulwesen unendlich viel. Auf seine Veranlassungen wurden neue Pflanzschulen zur Bildung von Schullehrern angelegt und durch ein Ministerialreskript vom Jan. 1839 die Predigtamtskandidaten aufgefordert, für eine jährliche Remuneration von 150 Thlrn. u. freie Wohnung interimsweise auf dem Lande den Unterricht zu übernehmen. Er † den 18. März 1840 an mehrjährigen Kopfleiden. Seine Gemahlin, Jeannette Karoline, geborne von Schönberg, gebar ihm 6 Kinder, darunter: Albert von C., am 1. April 1802 zu Freiberg geb. Er erhielt erst im älterlichen Hause, dann seit 1817 auf den Fürstenschulen zu Meißen und Grimma eine sorgfältige Erziehung und bezog 1820 die Universität Leipzig, um sich hier juristischen Studien zu widmen, nach deren Vollendung er 1824 nach Dresden zurückkehrte. Hier erhielt er 1826 das Accessoriat in der damaligen Landesregierung und wurde im Juli 1828 zum Regierungsreferendar befördert. Der Landtag von 1830, für den C. als Kondirektor der meißnischen allgemeinen Ritterschaft gewählt wurde, führte C. zu einem neuen Wirkungskreis. Bei Berathung der neuen Verfassung in der sogenannten Referentendeputation und in der ritterschaftlichen Kurie wahrte er sowohl der Krone wie dem Volke gegenüber die Interessen und Unabhängigkeit der Aristokratie, was er auch bei Gelegenheit der Verhandlung über das Ablösungswerk that. Durch seine Opposition mit den damaligen Machthabern zerfallen, nahm er seinen Abschied und trat im November 1831 als Regierungsrath in koburg-gothaischen Staatsdienst, in dem er eine Zeit lang als Mitglied der Regierung des Fürstenthums Lichtenberg zu St. Wendel fungirte. Unterdessen ward er aber 1833 vom Hause Schönburg, in dessen Gebiet seine Besitzung lag, als Abgeordneter auf den ersten konstitutionellen Landtag Sachsens berufen, auf welchem er der aristokratischen Fraktion angehörte, ohne, namentlich in finanziellen Fragen, der Regierung gegenüber seine unabhängige Stellung aufzugeben. Wieder den Angelegenheiten seines engern Vaterlandes sich hingebend, nahm er 1834 in Gotha seinen Abschied und übernahm im Februar 1836 eine Anstellung als Regierungsrath bei der neuerrichteten Kreisdirektion zu Zwickau, bekleidete aber diesen Posten nur bis zum Oktober 1837, wo er von dem Hause Schönburg abermals auf den Landtag abgeordnet ward. Auf dieselbe Veranlassung wohnte er auch den Landtagen von 1839 bis 1840 und 1842—1843 bei. Wie früher, so zeigte er sich auch hier als eifriger Vertheidiger der Rechte seiner Standesgenossen und seiner Machtgeber, der Fürsten und Grafen von Schönburg. Seine Muße benutzte C. theils zur Fortsetzung seiner schon von Jugend auf mit Eifer betriebenen klassischen Studien, als deren Frucht eine gereimte Uebersetzung der Ilias (2 Bde., Leipzig 1844) erschien, theils zur Bewirthschaftung seines Guts Naundorf. Durch Uebernahme des väterlichen Guts Oberschöna erlangte C. den Census von 4000 Thalern und hiermit die Eintrittsfähigkeit in die erste sächsische Kammer. Als der Landtag von 1845 unter Aussichten begann, die für die Regierung nicht eben günstig waren, wurde er vom König zum Mitglied der ersten Kammer ernannt und ihm gleich beim Beginn des Landtags die Funktion eines Präsidenten übertragen. Als solcher bemühte er sich besonders, durch persönliches Einwirken die Mißstimmung zwischen beiden Kammern, die bereits einen hohen Grad erreicht hatte, zu mildern. Nach dem darauf erfolgten Rücktritt des Justizministers von Könneritz wurde C. im Herbst 1846 zum Nachfolger desselben berufen. Nach Ablauf des kurzen außerordentlichen Landtags von 1847 widmete er sich vorzugsweise dem Studium des auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirten Strafprozesses, wohnte zu diesem Behufe dem Polenprozesse in Berlin bei und beabsichtigte, dem nächsten Landtage einen für Sachsen berechneten, in einer eigens dazu niedergesetzten Kommission berathenen Strafprozeßentwurf vorzulegen, was jedoch durch die Bewegungen von 1848 vereitelt wurde. C. trat im März 1848 mit dem gesammten Ministerium ab, zog sich eine Zeit lang völlig von dem politischen Felde zurück und ließ sich im August 1848 auf den von ihm erkauften Rittergütern Altscherbitz und Schkeuditz häuslich nieder. Unterdessen hatte ihn die Stadt Dresden auf Grund des neuen Wahlgesetzes für den im Herbst 1849 zusammenberufenen Landtag gewählt. Ohne bei seinen rein konstitutionellen Grundsätzen der Linken sich anzuschließen, war er doch auch nicht geneigt, die Regierung zu unterstützen, seit diese sich von dem Bündniß vom 26. Mai 1849, das nach C.' Ansicht allein noch die Möglichkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse gewährte, losgesagt hatte; als daher seine Ansicht nach einem heißen Kampfe unterlag, schied C. aus der Kammer, in welcher er die Regierung zu einer bestimmten Erklärung über jene Frage gedrängt hatte, aus. Ganz unerwartet aber erhielt C. den Auftrag, neben Radowitz die preußische Regierung im Verwaltungsrathe der preußischen Union zu vertreten, u. ward zugleich durch den Verwaltungsrath angewiesen, die Funktion eines Kommissars der verbündeten Regierungen beim Reichstag zu Erfurt zu übernehmen. Da jedoch C. nur zu bald an dem ernsten Willen der preußischen Regierung, das deutsche Verfassungswerk auf dem betretenen Wege zum Ziele zu führen, zu zweifeln begann, ward ihm seine Stellung so verleidet, daß er nach dem Schlusse des Reichstags sich erst nach Altscherbitz, später nach Ebersbach bei Görlitz zurückzog.

Der Stifter der schwarzbacher oder preußischen Linie: Georg Karl, auf Raußlitz, Gallschütz und Ottenbach, zu Altschönfels 1658 geboren, königlich polnischer und kursächsischer Generalkriegskommissär u. Generalmajor, studirte von 1676—1679 auf der Universität Leipzig und bereiste bis 1682 zu seiner militärischen Ausbildung Deutschland, Holland, England und Frankreich. Hierauf trat er in kaiserliche Kriegsdienste und zeigte bei jedem Gefecht gegen die Türken, besonders als Generaladjutant des Grafen von Stahremberg bei der Einnahme von Barcan, seine Unerschrockenheit und Bravour. In kursächsischen Diensten focht er auf Morea und in Ungarn gegen die Türken und am Rhein und in den spanischen Niederlanden gegen die Franzosen. Hierauf wurde er Generaladjutant des Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Johann Georg IV.,

Oberstlieutenant der Gardegrenadiere zu Pferde und diente unter dem Kurfürsten und König von Polen, August II., von 1694—1698 am Rhein und in Ungarn wieder gegen die Franzosen und Türken. Aber nicht nur im Kriege, sondern auch in den Kabinetsverhandlungen war er ausgezeichnet. So gebrauchte ihn sein Landesfürst als Gesandten bei wichtigen Angelegenheiten zu Wien, an einigen andern Höfen und vorzüglich zu Petersburg, wo ihn Peter der Große unter den glänzendsten Anerbietungen vergeblich in seinen Dienst zu locken suchte. C. fiel in dem Kriege gegen Karl XII. von Schweden bei der Einnahme der dünamünder Schanze in der Nacht des 22. März 1700.

Carlyle, 1) Joseph Dacre, berühmter Orientalist, 1759 zu Carlisle geboren, wo sein Vater Arzt war, begann seine Studien im Christcollege zu Cambridge, von dem er zwei Jahre später in das Queenscollege überging, wo er zunächst das Arabische und später mit Hülfe David Zabio's, eines geborenen Bagdaders, der sich damals in Cambridge niedergelassen hatte, auch andere orientalische Sprachen erlernte. Von da begab sich C. nach Carlisle zurück, heirathete und privatisirte hier, bis er 1794 an Dr. Cravens Stelle Professor des Arabischen wurde. Als 1799 Lord Elgin als Gesandter nach Konstantinopel ging, nahm er C. mit sich, eröffnete ihm die dortigen Bibliotheken und gab ihm Gelegenheit, werthvolle Verzeichnisse und Manuskripte anzusammeln. C. machte von Konstantinopel aus Ausflüge nach Kleinasien, Syrien, Palästina u. Aegypten und kehrte über Italien und Deutschland im September 1801 nach England zurück. Hier wurde er kurze Zeit nachher Pfarrer zu Newcastle an der Tyne und † daselbst den 12. April 1804. Berühmteste Schriften: „Maurad Alatofat Jemaleddini filii Togri Bardii hist. Aegypt., seu rerum Aegyptiacarum annales, ab anno Christi 971 usque ad annum 1453" (Cambridge 1792); eine ägyptische Chronik mit lateinischer Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen; „Specimen of arabian poetry, from the earliest time to the extinction of the Khalifat, whit some account of the authors" (arabisch und engl., Cambridge 1796, auf Kosten der Universität prachtvoll ausgestattet).

2) Thomas, englischer Schriftsteller, den 4. Dec. 1795 in dem Dorfe Ecclesham in Dumfriesshire in Schottland geboren, war der Sohn eines Pächters, eines strengen und gottesfürchtigen Mannes, der von den Bewohnern der Gegend so allgemein geachtet wurde, daß die Nachbarn ihm die Schlichtung und Entscheidung ihrer Rechtshändel anzuvertrauen pflegten. Außer der Erziehung im väterlichen Hause empfing C. Belehrung auf der Schule zu Annan, wo Eduard Irving, der merkwürdige Stifter der Irvingianer, sein Schulgenosse war, und bezog darauf die edinburger Hochschule, wo er zwei Jahre blieb. Die Richtung seines Geistes war zugleich eine spekulative und poetische; während er Mathematik trieb, machte er sich gleich eifrig mit der deutschen Philosophie und Dichtkunst bekannt. Nachdem er die Lehrschule verlassen, ertheilte er zwei Jahre lang Unterricht in der Mathematik und widmete sich darauf ausschließlich der Literatur. Eine schottische Encyklopädie erhielt seine ersten Arbeiten, die sich unter den hergebrachten Titeln von „Aufsätzen" (Essays) mit Montesquieu, Montaigne, Norfolk, Nelson und den beiden Pitt beschäftigten. Das „London Magazine", an dem damals Hazlit und Charles Lamb mitarbeiteten, brachte in fortlaufenden Nummern sein „Leben Schillers" (Life of Schiller, an examination of his works), an dem er zu derselben Zeit schrieb, als seine Uebersetzungen von Legendre's Mathematik und von Göthe's Wilhelm Meister (William Meister's apprenticeship) erschienen. Dem Studium deutschen Geisteslebens gab er sich immer mehr hin, ja er zog sich von der Gesellschaft zurück in die wilde Einsamkeit einer ausgedehnten Haide, wo er geraume Zeit mit seiner liebenswürdigen Gattin, einer Abkömmlingin des Reformators Knox, zubrachte. In dieser Einsamkeit sind seine Aufsätze über deutsche Literatur, über Göthe, Jean Paul, Fouqué, Musäus und Hoffmann geschrieben, die zuerst im „Edinburgh Review" und im „Foreign Review" erschienen. Gesammelt und mit größern Uebersetzungen und Auszügen bereichert, bilden diese Aufsätze vier Bände (German Romances). Minder gelungen als dieses Werk ist die Uebertragung von Fragmenten aus Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans, worin Coleridge ihn übertroffen hat. Die bisher genannten Werke gehören alle der ersten Periode seines künstlerischen Schaffens an. Mit einem Werke, dessen Inhalt ebenso sonderbar ist, als der Titel: „Sartorresartus", beginnt die zweite Periode. Auch äußerlich wird diese Periode bezeichnet, indem C., der bis dahin nur einmal (1826) auf eine kurze Zeit London besucht hatte, nach der Hauptstadt übersiedelte. Mit seinem einsiedlerischen Leben war es vorbei, sein jetziger wesentlicher Wohnsitz Chelsea, obgleich damals noch nicht die geräuschvolle Vorstadt von London, die es seitdem geworden, hielt ihn doch in fortwährender Berührung mit den Fluthungen des großen Lebens. Jetzt begannen zugleich die mehrmonatlichen Wanderungen, die er seit dieser Zeit jährlich durch alle Theile der drei vereinigten Königreiche zu machen pflegt, um sich von allen Lebensverhältnissen genau zu unterrichten. Der „Sartorresartus" erschien 1830 im „Fraser's Magazine", dessen ständiger Mitarbeiter C. wurde, was eben den Anlaß für ihn gab, seine schottische Haide mit der lärmenden Hauptstadt zu vertauschen. Der „Sartorresartus" ist ein wunderliches Buch, eine Art Selbstbiographie, in der sich der Verfasser unter dem Namen des Herrn Teufelsdreck aufführt. Schonungslos deckt er die moralischen Krankheiten der Zeit auf; aber weder in den zahlreichen und geistvollen Glaubensbekenntnissen des Buchs, noch in dem, was er über die Aufgabe der Religion, der staatlichen Einrichtungen u. der Aristokratie sagt, macht er uns recht klar, welche Heilmittel er dem siechenden Jahrhundert darreichen will. Mit dem „Sartorresartus" macht C. den ersten Schritt ins wirkliche Leben, in die Realität; aber wie geistreich das Buch auch ist, so schadet ihm doch eine unklare Mischung von Idealität und Realität, es wird darin zu viel jeanpaulisirt,

Vergleicht man diese und seine spätern Produktionen mit den frühern, so gewahrt man einen Unterschied wie zwischen einer italienischen Campagna und der Landschaftsscenerie tropischer Klimate. Er malt uns einen mit Wolken beladenen Gewitterhimmel, aus dem die Blitze niederzucken; allein plötzlich zerreißt der schwere Wolkenschleier, und im reinsten Blau erscheint ein freundlich blinkender Stern. Während zu unsern Häuptern der Orkan tost, fühlen wir uns von linden Lüften angefächelt, die uns zuflüstern, daß die entfesselten Kräfte der Natur uns nicht schaden dürfen. Dieses Bild paßt vorzugsweise auf seine Geschichte der französischen Revolution (French revolution, a history, 3 Bde.), das Buch, in dem seine Vorzüge wie seine Mängel am reinsten sich wiedergeben. Er hat zu diesem Werke die umfassendsten Vorstudien gemacht, mit größter Gewissenhaftigkeit die Quellen studirt, u. zwar mit einer Kritik und in einem Umfange, die für ein rein geschichtliches Werk vollkommen genügt hätten. Kaum mit diesem Werke fertig, begann er Studien der englischen Revolution, die er noch heutigen Tags fortsetzt und die bis jetzt nur in einer Frucht, in seiner „Sammlung aller Reden und Briefe Oliver Cromwells" (zwei starke Bde.) ans Licht getreten sind. Mit diesen historischen Studien hat es bei ihm eine eigene Bewandniß. Die Vergangenheit an sich hat für ihn kein Interesse; gern würde er die Todten ruhen lassen, wenn sie nicht Manches zu erzählen hätten, was der Gegenwart eine Lehre seyn kann, und darum aus dem Schlafe geweckt werden müßten. Der Gegenwart weiht sich C. ausschließlich, mit ihr beschäftigen sich auch alle Schriften, die er nach seinen beiden geschichtlichen Arbeiten noch veröffentlicht hat. Nimmt man sein neuestes Werk aus, das „Leben John Stirlings", so findet man nur Schriften, welche die socialen Fragen zum Gegenstande haben; die Titel sind: „Der Chartismus", „Vergangenheit und Gegenwart" und „Flugschriften vom jüngsten Tage" (Latter day pamphlets). „Vergangenheit und Gegenwart" (Post and present) ist von allen sein Hauptwerk, worin wir seine Ansichten über das menschliche Leben und die Gesellschaft niedergelegt finden. Der „Flugschriften vom jüngsten Tage" sind acht, sämmtlich in der Aufregung geschrieben, welche die Februarrevolution in England und in dem Verfasser hervorrief. Der Inhalt handelt über Alles, über den Verfall der englischen Verfassung und des öffentlichen Geistes, über Protestantismus und Jesuitismus, über die Häuptlinge der Arbeit und die Regelung der Industrie. So verlacht und verketzert diese Schriften bei ihrem Erscheinen wurden, so sind doch mehre Prophezeiungen derselben bereits eingetroffen. Seine letzte Arbeit, das „Leben Stirlings" (London 1851), erinnert durch die saubere Arbeit an die Biographien, die ihn zuerst berühmt gemacht haben. Kein neuerer Schriftsteller hat so auf die Literatur seines Vaterlandes eingewirkt, als C. Nicht bloß die Schriftsteller, die man als seine Schule betrachten kann, wie Kingsley, Maurice, Thackeray, Currer Bell (Bronte), haben von ihm die lebhaftesten Eindrücke empfangen, sondern auch unabhängige Geister, wie D'Israeli u. Bulwer, sind mehr oder weniger von ihm inficirt. Selbst die revolutionäre und socialistische Literatur verdankt ihm ihre besten Schriften. In Amerika, wo Emerson ihn eingeführt hat, ist sein Einfluß ebenfalls sehr groß. Seinem ganzen Wesen nach kann seine Einwirkung nur eine unmittelbare seyn, seine prophetischen Worte sind keine Blitze, die in den Parteien und Massen zünden, vielstimmiges Beifallsgeschrei begleitet keines seiner Werke, eher das Gegentheil, wenn er einmal einer der politischen Gruppen eine der herben Wahrheiten sagt, die er für Jedermann in Bereitschaft hält. Seine Stelle ist bei der konservativen Partei, aber er achtet überall den sittlichen Kern, wo er einen solchen findet, und jeder Zukunftskeim, wäre er auch zur Zeit in der Pflege von Weltenstürmern, ist seiner liebevollen Aufmerksamkeit sicher. Die Parteischeidungen, die so oft mitten durch das lebendige Fleisch gehen, sind für ihn nicht da; wie er überall der sittlichen Wahrheit zum Siege verhelfen, die konventionelle Heuchelei, die Lüge zerstören will, so möchte er das naturgemäß Zusammengehörende einander zuführen. Mehrmals hat C., seine stille Zurückgezogenheit verlassend, öffentliche Vorlesungen gehalten, so 1838 über die Geschichte der Literatur, 1840 über den Kultus der Heroen, worunter er wie unser Strauß versteht, daß nur genialen Menschen im Leben Berechtigung zuzugestehen sey, Menschen, in denen die Kraft mit der Neigung, die That mit dem Willen zusammenfalle, und daß diese Menschen die neue Aristokratie auszumachen berufen seyen. Als er sich 1850 um die Rektorstelle der Universität Aberdeen bewarb, fiel er gegen einen ziemlich unbekannten Rivalen, den Sheriff Gordon, durch. Seit einer Reihe von Jahren lebt C. zu Chelsea.

3) Thomas, schottischer Rechtsgelehrter, der sich, wie der Vorige, mit deutscher Literatur und Wissenschaft beschäftigt und von dem 1845 ein Werk „Moral Phenomena of Germany" erschien, in welchem der sittliche Zustand Deutschlands mit sehr schwarzen Farben geschildert und über den Verfall der Religiosität und die Ueberhandnahme des Rationalismus geklagt wird.

Carmagnola, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, an einem Nebenfluß des Po, ist ummauert, hat 2 Vorstädte, 5 Pfarrkirchen, mehre Klöster, ein Hospital und 12,500 Einw., welche Wein-, Getreide-, Flachs- und vorzüglich Seidenbau treiben. Die Seidenmesse daselbst wird von Savoyen und der Dauphiné aus stark besucht und bestimmt den Preis dieses Erzeugnisses in weiter Umgegend. C. war ehedem eine Grafschaft und machte einen Theil der weitläufigen Besitzungen des Hauses Saluzzo aus. Die Franzosen verwandelten C. während des 16. Jahrhunderts in einen starken Waffenplatz; gleichwohl wurde die Stadt 1588 von den Savoyern erobert und blieb, dem Friedensschluß von 1601 gemäß, in ihrem Besitz.

Carmagnola, eigentlich Francesco di Bartolomeo Bussone, berühmter venetianischer und mailändischer Feldherr, war der Sohn eines Bauern zu Carmagnola, wo er um 1390 geboren wurde, trat, Anfangs selbst Hirte, zuerst in den Sold des Facino Cane, eines

mächtigen Bandenführers jener Zeit und Herrn von Alessandria, der die Regentschaft von Mailand an sich gerissen hatte. Nach dem Tode desselben (16. Mai 1412) ging C. mit Cane's sämmtlichen Truppen zu Philipp Maria Visconti, nunmehrigem Herzog von Mailand, über und kämpfte unter ihm im Sommer 1414 bei der Belagerung von Piacenza und 1415 im Kriege gegen Pandolfo Malatesta von Brescia. Als damals, mitten im Frieden, der Markgraf Theodor von Montferrat Alessandria an sich riß, schloß der Herzog von Mailand mit dem Herrn von Brescia einen zweijährigen Waffenstillstand und sandte C. mit dem Heere gegen Alessandria. C. setzte sich mit leichter Mühe wieder in die Gewalt der Stadt und wurde in Anerkennung dieses wichtigen Dienstes zum Grafen von Castelnuovo ernannt; außerdem gestattete ihm der Herzog auch, seinem Namen den der Visconti hinzuzufügen, und vermählte ihn, um ihn ganz an sein Interesse zu fesseln, mit seiner natürlichen Tochter Antonia. Während Lodi und Como 1416 durch Vertrag und List unter die Herrschaft Philipp Maria's kamen, pflanzte in Piacenza Philipp Arcello schon am 25. Oktober 1415 die Fahne des Aufruhrs auf und erklärte sich für den Herrn dieser Stadt. C. mußte einen Theil des Winters von 1416—17 vor der kleinen Festung Trezzo an der Adda zubringen, bemächtigte sich jedoch derselben am 11. Januar und zog nun vor Piacenza, das er bald wieder unterwarf und aus dem er alle Einwohner verjagte, da die Citadelle sich nicht ergeben wollte, so daß ein ganzes Jahr diese große Stadt unbewohnt blieb. Pizzighetone und Castiglione widerstanden C.'s Waffen. Auch Cremona, das Gabrino Hondolo vertheidigte, fiel nur nach mehrjähriger, oft unterbrochener Belagerung im Frühjahr 1420, nachdem die Versuche der Gebrüder Malatesta von Bergamo und Brescia, diese Stadt zu befreien, oft abgeschlagen, ja Bergamo selbst am 24. Juli 1419 dem Herzoge von Mailand unterworfen worden war. C. wandte nun seine gesammte Waffenmacht gegen die Gebrüder Pandolfo und Karl Malatesta, schlug beide am 8. Oktober 1420 im Brescianischen und schloß sie in Brescia selbst ein, bis sie sich am 16. März 1421 aus Mangel an Lebensmitteln übergeben mußten. Das Besitzthum des Herzogs von Mailand hatte sich nun bereits über Cremona, Bergamo, Brescia und Parma (das ihm der Markgraf Este abgetreten hatte) ausgebreitet, aber das Glück hatte ihn ungenügsam gemacht, und nun sollte auch Genua das Ländergebiet desselben vergrößern helfen. Nachdem der Herzog schon 1418 mehre Schlösser am Giorgio erobert und 1419 den Dogen Campofregoso zu einem nachtheiligen Friedensschluß genöthigt hatte, bemächtigte sich C. im Sommer 1421 der noch übrigen Schlösser Liguriens und schloß Genua eng ein. Vom Meere aus unterstützte ihn eine katalonische Flotte. Genua, von inneren Parteiungen zerrüttet, konnte an keinen ernstlichen Widerstand denken, und so erhielt der Doge Campofregoso 30,000 Goldgülden und den Besitz von Sarsana, wofür C. am 2. Nov. 1421 seinen Einzug in Genua hielt. Ganz Oberitalien, mit wenigen Ausnahmen, gehorchte nun dem Herzoge von Mailand, der aber jetzt daran dachte, seinen Staat nach allen Seiten hin noch mehr abzurunden. Zuerst geschah dies gegen die Schweizer hin; er besetzte im März 1422 Bellinzona und das liviner Thal, welches die Urner zu bewachen hatten, bis zum St. Gotthardt. Die Schweizer brachen nun, 3400 Mann stark, aus Uri, Luzern, Zug und Unterwalden unter dem Schultheiß Walker aus ihren Bergen hervor u. lieferten bei Arbedo gegen 14.000 Lombarden unter C. und Pergola eine siegreiche Schlacht; aber vergeblich, das besetzte Land blieb in des Herzogs Gewalt und die Schweizer mußten, obgleich Sieger, unverrichteter Sache wieder heimkehren. Aber eine andere wichtige Folge hatte ihr Sieg auf das Schicksal C.'s. C.'s Gunst hatte durch diese Niederlage bei dem Herzog sehr gelitten. Zwar wurde er noch im December 1422 als Statthalter nach Genua geschickt, erhielt jedoch bei der Expedition, die gegen Florenz beschlossen war, kein Kommando und mußte 1424 sogar die Kränkung erfahren, daß er auch auf seinem Statthalterposten von dem Kardinal Giac. Isolani abgelöst wurde. Um nun mit dem mißtrauischen Philipp Maria Aug' gegen Aug' das alte Einverständniß herbeizuführen, begab er sich nach Abbiate, wurde aber hier nicht einmal vorgelassen. Entrüstet über solchen Schimpf zog er sich nach Ivrea in Piemont zurück und unterhandelte von da aus mit der Republik Venedig. Gern nahm der Senat seine Dienste an. Am 27. Februar 1425 erschien er vor demselben und enthüllte die ländersüchtigen Entwürfe des Herzogs von Mailand; am 27. Januar 1426 übergab der Doge Foscari am Altar des heil. Marcus C. als Oberfeldherrn Stab und Fahne; und im Vertrauen auf C.'s Feldherrntalent vereinigten sich jetzt Florenz, Neapel, Aragonien, Savoyen ꝛc. mit Venedig, um den übermüthigen Visconti zu unterdrücken. C. rechtfertigte das Vertrauen der Venetianer. Er zog vor Brescia, das er von seinen frühern Kriegen her kannte, u. eroberte es nach kurzer Berennung, am 14. März. Nur die Bergseite und die Citadelle widerstanden, bis endlich, nach einer der denkwürdigsten Belagerungen des Mittelalters, beide Theile der Befestigung am 20. November in seiner Gewalt waren. Visconti mußte den durch päpstliche Vermittelung angebotenen Frieden annehmen, wodurch Brescia für immer den Venetianern zufiel. Aber schon im nächsten Jahre begann ein neuer Feldzug. Visconti hatte fünf der berühmtesten Bandenführer an die Spitze seiner Truppen gestellt, aber nicht bedacht, daß gerade diese Ueberzahl der Befehlenden im mailändischen Heere für die Venetianer, die dem Einen C. gehorchten, nur ersprießlich werden konnte. Die Vortheile, welche die Mailänder anfänglich bei Casalmaggiore und bei Gottolengo errangen, wogen die Verluste der mailändischen Flotte auf dem Po und die Niederlage bei Maccalo am Oglio, 11. Oktober 1427, lange nicht auf. Gegen 8000 mailändische Kürassiere wurden bei dieser Gelegenheit in einem Sumpfe gefangen genommen, aber, nach der Sitte der damaligen Kriegführung, fast alle schnell ihrer Gefangenschaft wieder entlassen. Dies verdachten die vornehmen Venetianer ih-

rem Oberfeldherrn gar sehr und rechneten es ihm später schwer an, obschon er siegreich mehr als 80 brescianische und bergamessische Orte dem Löwen des heiligen Marcus unterworfen hatte. Ein zweiter Vertrag, abermals vom Papste vermittelt u. Friede genannt, endete wieder auf kurze Zeit diese Kämpfe, am 18. April 1428. Venedig verdankte diesmal C.'s Siegen Bergamo und einen bedeutenden Theil des Gebiets von Cremona; er selbst erhielt die ihm vom Herzog von Mailand entzogenen Güter u. seine Familie zurück, die bis dahin in mailändischer Gefangenschaft zurückgehalten worden war. Wie vorher der Herzog, wurde jetzt die Signoria im Glück übermüthig. Schon 1431 schloß sie wieder ein Bündniß mit Florenz: aber in diesem dritten Feldzuge war auch C. unglücklich. Er traf bei Soncino auf einen Ebenbürtigen, Francesco Sforza, und wurde am 11. Mai geschlagen, und als am 22. und 23. Mai die venetianische Flottille unter Nicolo Trivigi dem mit genuesischen Seeleuten und Sforza's Kürassieren bemannten mailändischen Geschwader unterlag, war C. durch falsche Gerüchte von nahenden Landtruppen abgehalten worden, ihr Hülfe zu leisten. Diese beiden Vorfälle genügten, um C. Vertrauen und Ansehen der Venetianer zu entreißen und den Verdacht zu nähren, C. neige sich wieder zu Visconti's Partei. Man ließ den Rest des Jahres u. den Winter über den Krieg noch ohne besonderen Nachdruck fortsetzen; im Frühjahr 1432 beorderten ihn die Zehnmänner nach Venedig, angeblich, um sich mit ihm wegen des Friedens zu berathen. C. gehorchte, wurde am 26. April mit den größten Ehrenbezeugungen in dem Palaste des Dogen empfangen; kaum aber hatte er dort seine Begleiter entlassen, so fiel die Maske der Verstellung. C. wurde verhaftet, Tags darauf, ohne Rücksicht auf seine Verwundungen, gefoltert, gewippt, dann verurtheilt und mit einem Knebel im Munde am 5. Mai zwischen den beiden Säulen des Marcusplatzes durch drei Beilschläge enthauptet. Diese wilde Regellosigkeit des blutdürstigen Urtheils der Signoria ist einer der häßlichsten Schandflecke in der Geschichte Venedigs. Das tragische Ende C.'s ist von Dichtern und Geschichtschreibern gewürdigt worden, am gelungensten in Aless. Manzoni's Trauerspiel „Il conte di Carmagnola" (1820).

Carmagnole (franz.), ursprünglich Name der Savoyardenknaben in Paris, die sich als Schuhputzer, Schornsteinfegerjungen, Kleiderreiniger ꝛc. ernähren, wahrscheinlich so benannt nach der sardinischen Stadt Carmagnola; dann besonders ein Volksgesang aus der französischen Revolutionszeit, der mit den Worten anfing: „Madam' Veto avait promis", und in welchem jede Strophe mit dem Refrain schloß:

„Dansons la Carmagnole!
Vive le son
Du canon!"

Gewiß ist, daß die C. 1792 herauskam und lange Zeit mit dem Carillon „Ça ira!" rivalisirte. Diese beiden Gesänge wurden durch die Militärmusiken als Märsche und von den Orchestermusiken während der Zwischenakte im Theater gespielt; sie hielten sich, neben der Marseillaise und dem Chant du départ, bis zum 18. Brumaire 1799, abgerechnet die Zwischenzeit der Reaktion vom 9. Thermidor 1794 bis zum 13. Vendemiaire 1795, wo der Réveil du peuple gesungen wurde. Bonaparte, welcher in Italien und Aegypten mit dem „Ça ira!", der „Carmagnole" u. der „Marseillaise" die Franzosen zum Siege geführt hatte, verwarf diese Revolutionslieder, als er Konsul wurde.

Carmarthen (Caermarthen), Grafschaft im Süden des englischen Fürstenthums Wales, im Norden von der Grafschaft Cardigan, im Osten von Brecon, im Westen von Pembroke und im Süden von der Grafschaft Glamorgan und dem Bristolkanal begrenzt, enthält $45^1/_2$ $(37^1/_4)$ □Meilen und 115,000 Einwohner. Die Oberfläche ist im Allgemeinen wellenförmig, bisweilen sehr hügelig und bis zum Gebirg ansteigend. Die Grafschaft zerfällt in acht Distrikte: Carnwallon, Cathinog, Caeo, Derllys, Elvet, Iskennen, Cidwelly und Perfedd; Städte: C., Llandovery, Cidwelly, Llandeilo, Llanelly, Newcastle-in-Emlyn und Langadoc. Die 87 Kirchsprengel der Grafschaft stehen sämmtlich unter der Kontrole der Diöcese St. David. Die Manufakturen beschäftigen sich vornehmlich mit der Produktion von Zinnplatten und Wollenstrümpfen, von welchen die ersten hauptsächlich von Llanelly aus verführt werden. Im Alterthum hieß der Landstrich Dimetia und mehre Plätze desselben sind durch Geschichte und Poesie verherrlicht. Grongarhügel besitzt einen klassischen Namen und Llandeilo bezeugt den Fall der kambrischen Freiheit im Entscheidungskampfe zwischen Llewellyn und König Eduard I. von England. Spuren einer altrömischen Straße zeigen sich bei Llandovery und römische Münzen wurden in der Nachbarschaft von Whitland und anderswo gefunden. Llanegwabsprengel ist reich an alten, sowohl römischen als britischen Ueberresten. Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, 218 (englische) Meilen westlich von London, am nördlichen Ufer des Towy, über welchen eine Brücke von 7 Bögen führt, zählt über 11,000 Einwohner. Der Handel besteht vorzüglich in Manufakturwaaren und in der Ausfuhr von Zinn, Kohlen und Eisen. Der Verkehr zwischen dieser Stadt und Bristol ist bedeutend. Der Towy ist bis zur Stadt für Fahrzeuge von 300 Tonnen Last schiffbar und der Kai geräumig und bequem gelegen. Das wichtigste Gebäude ist die St. Peterskirche. In der Nähe der Stadt befindet sich ein schönes, dem tapfern Sir Thomas Picton errichtetes Denkmal. Früher befand sich daselbst die Kanzlei und Schatzkammer für Südwales und hielten die alten Britannier ihre Patriarchalsynoden. Heinrich VIII. verlieh ihr das Recht, einen Repräsentanten in das Parlament zu schicken. Die Stadt ist angeblich der Geburtsort des Propheten Merddyn oder Merlin (480), welcher ihr den Namen Caer-merddyn (Caermarthen), d. i. Stadt des Merlin, gegeben haben soll. Der Herzog von Leeds führt den Titel eines Marquis von C. C. war in neuester Zeit der Hauptsitz der Rebekkaunruhen.

Carmelus (Karmel), Gebirgskette in Niedergaliläa, Ausläufer des Antilibanon, an der Südseite der Bucht von Ptolemais, voll reizender Thäler und fruchtbarer Abhänge, besonders

reich an Reben und Oliven, hatte einen Altar für eine phönicische Gottheit und war der Aufenthalt der Propheten Elia und Elisa. Im Mittelalter hatten Mönche hier mehre Klöster (s. Karmeliter). Das Vorgebirg Carmelum schneidet weit in das Meer ein; an demselben trieben die Phönicier Purpurfischerei. C. hieß auch eine ziemlich hohe Gebirgskette bei Hebron im Stamme Juda, zwischen Ake und Stratonsthurm, inmitten eines reich bevölkerten Landes.

Carmen (el C.), spanische Niederlassung in Patagonien (s. d.).

Carmenta (Carmentis), bei den Römern eine weissagende und heilende Göttin, welche am Fuß des kapitolinischen Berges einen Tempel und am karmentalischen Thore Altäre hatte und der am 11. u. 15. Jan. das vorzüglich von den Frauen gefeierte Fest der Carmentalia gewidmet war. Hier wurde die segenbringende altitalische Nymphe als Postvorta (in die Zukunft blickend) und als Antevorta (Porrima, Prosa in die Vergangenheit schauend) angerufen. Sie fällt mit der Camenae zusammen, welcher von Numa ein Hain und eine Quelle bei Rom geweiht waren. Die Sucht, sie von der griechischen Mythologie abzuleiten, setzte sie mit Faunus in Verbindung, machte sie zur Mutter des Arkadiers Evander und leitete ihre Verehrung von diesem her.

Carmentalis porta, ein Thor Roms zwischen dem Tiberis und dem Kapitol, am Tempel der Carmenta. Durch dasselbe zogen die Fabier in den Todeskampf, weshalb es später Porta scelerata genannt und sein Durchgang als unheilbringend vermieden ward.

Carmer, Johann Heinrich Kasimir, Graf von, berühmter Staatsmann, den 29. December 1721 in der damals kurpfälzischen Oberamtsstadt Kreuznach geboren, trat 1749 aus dem pfälzischen in den preußischen Staatsdienst und wurde 1750 Regierungsrath in Oppeln, 1751 Direktor und 1763 Präsident der Regierung in Breslau, 1768 Justizminister und Chefpräsident sämmtlicher Regierungen in Schlesien. Im Jahr 1779 berief ihn der König an die Stelle des Freiherrn von Fürst zum Großkanzler und Chef de justice und übertrug ihm die Reform des Justizwesens. Unter seiner Verwaltung ward das Hypothekenwesen geordnet, ein landschaftliches Kreditsystem in Schlesien gestiftet, der Geschäftsgang vereinfacht und eine ökonomische Gesellschaft errichtet. Das größte und nachhaltigste Verdienst erwarb er sich durch die gründliche und zeitgemäße Reform, die er dem auf Friedrichs II. Befehl von Cocceji 1750 angefertigten Codex Fridericianus zu Theil werden ließ. Nach vieljährigen Studien und Berathungen mit den gelehrtesten und erfahrensten Männern der Monarchie begann er 1781 mit der neuen Prozeßordnung die Umgestaltung der Rechtsinstitute Preußens und kam 1791 damit zu Stande. In diesem Jahre vollendete er das allgemeine preußische Gesetzbuch, welches durch König Friedrich Wilhelms II. Bekanntmachung vom 1. Juni 1794 unter dem Namen „Allgemeines Landrecht" Gesetzeskraft erhielt. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde C. zum königlichen Kommissär bei den pommerschen, ost- und westpreußischen Landschaften ernannt u. endlich zum Grafen erhoben. Erst 1798 zog er sich auf sein Gut Rätzen bei Glogau zurück, wo er den 23. Mai 1801 †.

Carmichael, Richard, berühmter britischer Wundarzt zu Dublin, Lehrer am Richmond-Hospital, am Industriehaus und am St. George's Dispensary, Präsident des königlich irländischen Kollegiums der Wundärzte, † den 3. Juni 1849 in der Nähe von Dublin. Er machte besonders die dyskrasischen Krankheiten zum Gegenstand seines Forschens, dessen Resultate er niederlegte in den Schriften: „On the effects of carbonate of iron upon cancer" (Dublin 1806, 2. Ausgabe 1812); (mit Henning u. Goodlad:) „On the nature of the scrophula" (London 1810, deutsch von Choulant, Leipzig 1818) und „An essay on the origin and nature of tuberculous and cancerous diseases" (Dublin 1836). Vorzugsweise jedoch suchte er das Studium der Lustseuche zu fördern, wobei er dem Mißbrauch des Quecksilbers bei Behandlung derselben entgegenzuwirken suchte. Dahin gehören die Schriften: „On the venereal diseases which have confounded with syphilis" (Dublin 1814—15, 2 Thle., 2. Ausgabe, das. 1825); „On venereal diseases and the uses and abuses of mercury in their treatment" (London 1814, 2 Thle., 2 Aufl. 1825); „On the symptoms and specific distinctions of venereal diseases" (London 1825, deutsch von Kühn, Leipzig 1819); „Clinical lectures on venereal diseases" (Dublin 1842, deutsch, Leipzig 1843).

Carminativa (lat.), s. Blähung.

Carmon (Carmona), Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, auf einer Anhöhe, an deren Fuß der Carbones fließt, hat ein altes Schloß, 7 Kirchen, 10 Klostergebäude und 14,000 Einwohner. C. ist das alte Carmo. Die alten Mauern C.s wurden später zerstört, und C. mußte sich von Philipp IV. den Namen einer Stadt erst um ein Geschenk von 40,000 Dukaten wieder erkaufen.

Carmontelle, französischer Dichter, geboren zu Paris den 25. August 1717, Vorleser und Ordonnateur des fêtes bei dem Herzoge von Orleans, † den 26. Dec. 1806. C. verdankt seine literarische Berühmtheit vorzugsweise seinen „Proverbes dramatiques" (Paris 1768—1811, 10 Bde., beste Ausgabe, Paris 1822, 4 Bde.), welche nach der Krisis der französischen Revolution in jedem Stadtviertel, in jeder Straße auf den errichteten Liebhabertheatern aufgeführt wurden. Ferner erschienen von ihm: „Théâtre du prince Clanerzou, traduit en français par le baron de Blening" (1771, 2 Bde.), „Théâtre de campagne" (1775, 5 Bde.), die Romane: „Le Duc d'Arnay" und „Le Triomphe de l'Amour sur les moeurs de ce siècle", „Conversations des gens du monde dans tous les temps de l'année" (1786), endlich das Lustspiel: „l'Abbé de plâtre" (1779), welches mit großem Beifall auf dem Théâtre italien aufgeführt wurde. Außerdem soll er noch eine solche Menge Manuskripte hinterlassen haben, daß seine sämmtlichen Werke über 100 Bände füllen würden.

Carn (Cairn), Name von Steinhaufen, welche sich hie und da in Britannien, vorzüglich in Schottland und Wales, vorfinden. Sie bestehen aus Steinen von verschiedener Größe und von

konischer Gestalt; ein platter Stein krönt stets die Spitze. Man glaubt, daß sich von hier herab der erwählte Häuptling dem Volke zeigte, oder daß von hier aus Recht gesprochen wurde, oder daß sie auf der Straßenseite dem Mercurius zu Ehren, oder daß sie zum Gedächtniß feierlicher Verträge errichtet worden sind, besonders wo man sie von steinernen Pfeilern umgeben findet, oder daß sie zur Ausübung gewisser religiöser Gebräuche dienten. Steinerne Kisten und Urnen werden häufig dabei vorgefunden und lassen wohl auch auf Grabdenkmäler hindeuten. Nach Toland wurden auf dem platten Steine in gewissen Jahreszeiten, besonders am 1. Mai und 1. November, Feuer angezündet, von welchem das ganze Volk, nachdem es das Feuer seines Herdes gelöscht, neues, geheiligtes Feuer abholte. Einige von den C.'s sind von bedeutendem Umfang. Sie finden sich auf allen britischen Inseln, in Cornwall, Wales u. überall im nördlichen Britannien. In Wales heißen sie **Carneddau**.

Carna, römische Göttin, Beschützerin der edleren Eingeweide des Menschen, um solche frisch und gesund zu erhalten. Ihr Fest wurde den 1. Juni nach der Stiftung von Junius Brutus gefeiert und ein Muß von Bohnenmehl und Speck ihr geopfert.

Carnabon, König der Geten, empfing anfangs den Triptolemus, welcher auf Ceres' Gebot den Menschen den Ackerbau lehrte, gastfreundlich, stellte ihm aber hierauf heimlich nach und tödtete von dessen Gespann einen Drachen. C. wurde durch die Göttin toll, tödtete sich selbst und ward sammt dem Drachen an den Himmel als Ophiuchos, Anguitenens, Serpentarius gesetzt.

Carnac, Dorf im französischen Departement Morbihan in der Nieder-Bretagne, 4 Meilen südöstlich von l'Orient u. ¾ Meilen südwestlich vom Fort Ponthièvre auf einer Anhöhe in der Nähe des Meeres gelegen, ist merkwürdig durch ein in der großen Ebene daselbst befindliches celtisches Denkmal der Druiden (les pierres debout de Carnac genannt), dessen Bedeutung räthselhaft ist. Es besteht aus mehren Tausenden roher Granitobelisken, die mit der Spitze in der Erde ruhen, 10—15 Fuß über dieselbe emporragen und in mehre der Küste parallel von Westen nach Osten gerichtete Kolonnaden geordnet sind. Ein ähnliches Denkmal von kleinerem Umfange befindet sich bei dem Dorfe Camares. Bei C. landeten am 27. Juni 1795 die Emigranten unter dem Grafen Puisaye.

Carnarvon (**Caernarvon**), britische Grafschaft im Norden von Wales, grenzt im Norden an das irische Meer, im Osten an die Grafschaft Denbigh, im Süden an die Grafschaft Marioneth und an die See und im Westen an die Menaistraße und die irische See und umfaßt 24 (22) □Meilen mit 70,000 Einwohnern. Sie zerfällt in die zehn Gaue: Commitmaen, Creuddyn, Dinllaen, Effionydd, Gafflagian, Isaf, Is-gorfai, Nant-Conway, Uchaf, Uwchgorfai und den getrennten Gerichtsbezirk Stadt Bangor, und enthält die Städte C., Pwllheli und Nevin und 71 Kirchsprengel, welche unter der Kontrole des Bischofs von Bangor stehen. C. ist einer der gebirgigsten und romantischsten Distrikte des vereinigten Königreichs, und hier erreicht die große Gebirgskette, welche aus dem See bei Penmaenmawr und Rifaels sich zu erheben scheint, ihre höchste Höhe, 3759 Fuß über die höchste Spitze des Snowdon, den höchsten Punkt des kambrischen Gebirgs. Die Berge von C. bestehen aus Thonschiefer, welcher Kupfer und Bleierz enthält. Die Hauptminen davon liegen in Llanberis, Nantle-pooies und Beddgelert und die von reinem Schiefer in Llandegai, Llanberis, Llanllyfni ꝛc. Der Haupthandel besteht in der Ausfuhr von Schiefer, Erzen, Rind- und Schafvieh. Mehre Flüsse und Bäche stürzen von den Gebirgen und münden nach kurzem Laufe in die See oder winden sich durch die benachbarten Grafschaften. Der Conway ist der bedeutendste; nach ihm sind der Ogwen, Llugwy, Lleder, Seiont und Colwyn zu nennen. Von den zahlreichen Seen sind der Llanberis- und Nantgwynantsee wegen ihrer herrlichen Lage berühmt und Llyn Idwal, Ogwren und Crafnant stehen ihnen nicht nach. Alterthümer trifft man in mannigfaltiger Menge. Dazu gehören der Carn (s. d.), Cromlech und das römische Lager, die altbritischen Kastelle zu Dolwydellan, Nant Francon, Criccieth und Dolbadarn; die herrlichen Ruinen der Kastelle von C. und Conway zeugen von der Macht des britischen Fürsten, welcher sich Kambrien unterwarf.

Die gleichnamige **Hauptstadt**, im Gau Isgorfai, ist an der Mündung des Seiont in die Straße Menai schön gelegen. Die öffentlichen Gebäude bieten nur wenig architektonische Schönheiten, sind aber bequem; so die englische Kapelle für die Jumpers, der Gerichtshof, das Markthaus, Gefängniß, Zollhaus. Das Stadthaus ließ Sir Watkyn William Wynne auf eigene Kosten restauriren. Das feste Kastell, der Geburtsort Eduards II., ist das geräumigste und herrlichste von Eduards I. militärischen Gebäuden u. diente zum Aufenthalt der königlichen Familie. Die 9000 Einwohner treiben vorzüglich Handel in Schiefer, Kupfer, Flanell und Strümpfen. Nahe bei Eduards I. Festungswerken stand das alte **Segontium**, von welchem nur noch wenig Ueberreste stehen. Von jener römischen Stadt aus griff Suetonius Paulinus die gegenüber liegende Insel Mona an. Die früher feste Stadt war der Sitz der Regierung von Nordwales. Die Familie Herbert führt von ihr den Grafentitel.

Carnea, großes, dem Apollo zu Ehren gefeiertes Nationalfest der Spartaner, ein Kriegerfest, den Boëdromien der Athener ähnlich. Die Feier hob am 7. Tage des Monats Carneus an und währte neun Tage. Der dabei den Dienst verrichtende Priester hieß Agetes. Ihm standen aus jedem spartanischen Stamme fünf Diener, Karneaten genannt, bei, welche während der vierjährigen Verwaltung ihres Amtes nicht heirathen durften. Während der neuntägigen Dauer des Festes standen im Freien zeltähnliche Hütten, in deren jeder neun Mann, je drei aus einem Stamme, sich aufhielten und die, gleich als ob sie zu Felde lägen, einem Herold zu gehorchen hatten. Auch stellte man zum Gedächtniß der Ueberfahrt der Herakliden von Naupactus ein Floß auf und errichtete auf demselben eine Bildsäule des Apollo Carneus, als des geleitenden Gottes, mit Lustrationsbinden geschmückt. Die Feier bestand in

Stieropfern, kriegerischen Tänzen und seit der 26. Olympiade in musischen Wettkämpfen, in welchen Terpander den ersten Sieg davontrug; während derselben ruhten alle Fehden. Außer Sparta wurden die C. auch zu Cyrene, Thera, Gythion, Messene, Sicyon und Sybaris gefeiert.

Carneades, berühmter und einflußreicher griechischer Philosoph, Nachfolger des Hegesinus in der Akademie zu Athen und nach Cicero Gründer der dritten Akademie, war im 3. Jahre der 141. Olympiade (214 v. Chr.) zu Cyrene in Afrika geboren und † im 4. Jahre der 162. Olympiade (129 v. Chr.). Nachdem er die stoischen Werke, vorzüglich die des Chrysippus, studirt hatte, trat er zu Athen als Lehrer auf und erwarb sich in hohem Maße Achtung und Ruhm durch seinen ungemeinen Scharfsinn und durch die eben so große Beredsamkeit, die seinen Vortrag auszeichnete. Deshalb sandten ihn 156 v. Chr. die Athener, welche von den Römern wegen der Plünderung der Stadt Oropus zu einer Geldstrafe von 500 Talenten verurtheilt worden waren, mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Critolaus nach Rom, um daselbst eine Milderung der Buße zu bewirken. Bevor die Gesandten vor dem Senat auftraten, haranguirten sie an öffentlichen Plätzen das Volk. C. glänzte durch seine heftige und hinreißende, Critolaus durch seine korrekte und elegante und Diogenes durch seine einfache und bescheidene Beredsamkeit. Aber nicht nur auf die römische Jugend machte das glänzende Rednertalent des C. den gewaltigsten Eindruck; auch Cato, der Censor, wurde von dessen scharfsinnigen Argumenten dergestalt ergriffen und bestürzt, daß er darauf antrug, diesen Philosophen, als einen dem Rechte gefährlichen Menschen, aus der Stadt zu entfernen. Doch begann seit jener Zeit in Rom das Studium der griechischen Philosophie, Dialektik und Rhetorik. C., dessen Hauptthätigkeit in mündlichen Vorträgen nach sokratischer Weise bestand, hinterließ wenig oder keine Schriften. Sein Schüler und Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Akademie, Clitomachus aus Karthago, hatte das philosophische System seines Meisters niedergeschrieben, aber auch davon ist kein Fragment bis auf uns gekommen. Daher kennen wir seine Lehre nur durch Diogenes von Laerte, Cicero u. A. Wenn die Philosophen der mittleren und neueren Akademie seit Arcesilaus ihr Zweifelsystem besonders gegen die stoische Dialektik richteten und auf bescheidene Einschränkung der Endurtheile der Vernunft drangen, welche doch nur Wahrscheinlichkeit angeben könne, so bestimmte C. die Gesetze und drei Stufen der Wahrscheinlichkeit genauer. Die stoische Lehre von der Gottheit bekämpfte C. eifrig, wie er denn überhaupt mit seiner außerordentlichen Geistesgewandtheit gegen den Anthropomorphismus stritt. In der Moral stellte er gegen die Stoiker den Satz auf, daß das höchste Gut in der Befriedigung des unmittelbaren natürlichen Triebes liege, u. leugnete gegen dieselben ein eigentliches Naturrecht. Auch setzte er der bürgerlichen Gerechtigkeit (Klugheit) die natürliche (Sittlichkeit) entgegen, bewährte sich dadurch als ein tiefer Kenner des Wesens des Handelns, brachte aber auch die sittliche Ueberzeugung und die Moral, da er den Widerstreit beider nicht auflöste, in ein mißliches Verhältniß.

Carnhawl, Stadt in der ostindischen Provinz Delhi, an der Vereinigung des Hissarkanals mit der Dschumna, 80 (englische) Meilen nordwestlich von Delhi. Hier gewann 1739 Kuli Khan eine Schlacht über den Großmogul und schlugen 1761 die Sikhs unter Abdallah die Mahratten.

Carnier, celtisches Volk, von den Japoden, Rhätern, Norikern und Pannoniern umgeben, nördlich von den Venetern, in den karnischen Alpen (Alpes carnicae). Ihr Land hieß Carnia, ein Theil von dem jetzigen Krain, Kärnthen und Friaul.

Carnicer, Don Ramon, berühmter spanischer Tonkünstler, 1789 zu Tarrego in Katalonien geboren, bildete sich in der Musik zu Seo de Urgel, seit 1806 in Barcelona und von 1808—1814 auf den balearischen Inseln. Von Barcelona aus wurde er 1816 nach Italien gesandt, um dort einen Kapellmeister für das Theater zu engagiren; Pietro Generaly nahm den Antrag an, C. selbst wurde zweiter und 1818 erster Kapellmeister und blieb in Barcelona, bis er 1828 dem Ruf als erster Kapellmeister der königlichen Oper nach Madrid folgte. C.s Opern, mit denen er 1818 zuerst auftrat, fanden in Spanien lebhafte Aufnahme, obgleich sie in Form und Wesen nur an Rossini erinnern und kein tieferes Produktionsvermögen verrathen. Seiner ersten Oper „Adela de Lusignan" folgten: „Elena y Constantino"; „Don Juan Tenorio"; „Elena y Malvina"; „El Calon"; „El Eufemio di Messina". Außerdem schrieb C. Kirchenstücke, Todtenmessen und gute spanische Volkslieder.

Carnifex, bei den Römern der, welcher die verurtheilten Sklaven und Fremden ans Kreuz schlug und dem das Foltern und die Bewahrung der Folterwerkzeuge (tormenta) oblag. Er war kein römischer Bürger, galt als ehrlos und wohnte nicht in der Stadt, sondern vor der porta Media (Esquilina) jenseits des Cölius in der Subura.

Carniprivium (Carnisprivium) **novum et vetus**, die Sonntage Estomihi u. Invocavit, da vor dem 9. Jahrhundert das Fasten erst mit diesen und nicht mit der Aschermittwoch begann.

Carnis delicta (lat.), fleischliche Vergehen, s. Unzuchtsverbrechen.

Carnivora (Fleischfresser), Ordnung der Säugethiere oder der Raubthiere, Ferae, ausgezeichnet durch vier starke und lange Eckzähne, zwischen denen sich in jeder Kinnlade sechs Schneidezähne befinden, deren zweites Paar in der untern die Wurzeln etwas mehr nach innen stehen hat, als die andern; die Backenzähne sind entweder ganz schneidend, oder doch nur mit stumpfen Höckern vermischt und wie mit kegelförmigen Spitzen gezackt. Alle Zähne sind vollkommen schneidend gebaut, die vordern Backenzähne sind die schneidendsten, hierauf kommt ein Backenzahn (Reißzahn), dicker als die übrigen, welcher gewöhnlich einen höckerigen Absatz von mehr oder minderer Breite zeigt, hinter diesem findet man einen oder zwei ganz platte Zähne (Höckerzähne). Die C. zerfallen in 3 Abtheilungen: Plantigrada, Soh-

lenläufer, mit den Gattungen: Ursus *L.* (Bär), Procyon *Storr* (Waschbär), Ailurus *Cuv.* (Panda), Ictides *Cuv.* (Benturong), Nasua *Storr.* (Cuati, Coati), Cercoleptes *Ill.* (Potto), Meles *Storr.* (Dachs), Gulo *Storr.* (Vielfraß; Digitigrada, Fingerläufer, die wieder in drei Unterabtheilungen zerfallen: Schlangenartige, mit der Gattung: Mustela *L.* (Wiesel), Hundeartige, mit den Gattungen: Canis *L.* (Hund) und Viverra *L.* (Zibethkatze), Katzenartige, mit den Gattungen: Hyaena *Cuv.* (Hyäne) und Felis *L.* (Katze); Amphibia, Schwimmfüßer, mit den Gattungen: Phoca *L.* (Robbe) u. Trichechus *L.* (Wallroß). Einige Zoologen bezeichnen durch C. die ganze dritte Ordnung der Säugethiere nach Cuvier, welche in drei Abtheilungen: Cheiroptera (Flederthiere), Insectivora (Insektenfresser) und eigentliche C. (s. oben) zerfällt.

Carnot, 1) Lazare Nicolas Marguérite, Graf, der Cato der französischen Revolution, war den 13. Mai 1753 zu Nolay im Departement Cote-d'Or geboren. Er war der Sohn eines angesehenen Advokaten, der bei einem sehr mäßigen Vermögen einen Reichthum von 18 Kindern besaß, und erhielt seine Bildung in der Klosterschule zu Autun und seit 1769 in der Ingenieurbildungsanstalt zu Paris, trat dann in das Ingenieurcorps und die demselben gewidmete höhere Bildungsanstalt zu Mezières und beendigte den letzten Kursus, und zwar den praktischen in den militärisch-hydraulischen Arbeiten, zu Calais. Schon damals regten sich in ihm die ersten Ideen zur bessern Vertheidigung fester Plätze; doch fanden seine Pläne und Vorschläge nirgends Gehör, und auch sein „Essai sur les machines en général" (1783) hatte sich keiner größeren Aufmerksamkeit zu erfreuen. Mehr Glück machte seine Lobrede auf Vauban vor der Akademie zu Dijon; er gewann den Preis und wurde Mitglied jener Akademie. C. war zum Kapitän aufgerückt, als die Revolution ausbrach. Das Departement Calais wählte ihn 1791 zum Deputirten bei der ersten gesetzgebenden Versammlung, aus welcher er am 21. Sept. 1792 in den Nationalkonvent übertrat. Als Mitglied des letzteren stimmte er für den Tod des Königs. Er erhielt darauf wichtige Sendungen zur Rheinarmee und zum linken Flügel der Nordarmee, wo er, das Gewehr in der Hand, sich an die Spitze der Truppen stellte und Furnes im Sturm wegnahm. Hierauf leitete er die Aushebungen von 300,000 Mann in den Norddepartements und eilte von da zu Dumouriez' Armee, um das Betragen dieses Generals zu untersuchen und ihn zu verhaften. Sein Glück wollte, daß er erst ankam, nachdem Dumouriez die übrigen Kommissarien bereits den Oesterreichern ausgeliefert und sich selbst zu ihnen begeben hatte, so daß ihm nur übrig blieb, den Folgen dieser Vorgänge bei den Truppen eine ungefährliche Richtung für den damaligen Stand der Republik zu geben, worauf er nach Paris zurückgerufen wurde. Am 14. August 1793 trat C. in den Wohlfahrtsausschuß, in welchem nun die höchste Leitung der Kriegsführung ganz in seine Hände gegeben ward. Er machte sogleich den kühnen Antrag, der österreichischen Armee, welche unter dem Prinzen Friedrich Josias von Koburg Maubeuge einschloß, eine entscheidende Schlacht zu liefern, um dem dort nachtheiligen Stand der Dinge eine andere Wendung zu geben. Die Ausführung ward mit ausgedehnter Vollmacht ihm und einigen Kommissarien übertragen, mit denen er sich in das Hauptquartier des Generals Jourdan begab, den Angriffsplan diesem entwickelte und dessen Annahme durchsetzte. Er war es auch, der den Franzosen im entscheidenden Moment den Sieg dadurch verschaffte, daß er die wankenden Truppen ins Feuer führte und den feigen General Gratien auf dem Schlachtfelde absetzte. Von nun an entwickelte sich C.s großer Einfluß auf alle Kriegsoperationen der Republik unaufhaltsam: er stand mit sämmtlichen 14 Armeen in fortwährender Korrespondenz, und allen Heerführern ertheilte er die ausführlichsten, scharfsinnigsten, sowohl die großen Operationen, als das Detail und die Verwaltung umfassenden Instruktionen, von welchen die Geschichte mehre als Muster und Meisterstücke aufbewahrt. Vor Allem klar und genial ist der Plan zum Feldzuge von 1794, welchen C. in einem eigenhändigen Schreiben vom 11. März (21. Ventôse II) an Pichegru entwickelte. Sein Scharfblick wußte nicht nur die talentvollen Führer aufzusuchen und ihnen ihre Stellen anzuweisen, sondern er wachte auch so unermüdlich und mit solcher Strenge über dieselben, daß die verschiedensten Charaktere und einander oft feindlich gegenüberstehende Männer dennoch übereinstimmend zum Ruhme der französischen Waffen handelten. Dennoch würde in der Schreckenszeit dies Alles seinen Kopf nicht vor der Guillotine gesichert haben, zumal er es ausschlug, Jakobiner zu werden, keinen Antheil an den Blutthaten Robespierre's und seiner Genossen nahm und ihnen seine Verachtung unverhohlen ins Angesicht äußerte, wenn er sich nicht ausschließlich den Militärangelegenheiten gewidmet und den durch ganz Frankreich tönenden Ruf für sich gehabt hätte: „C. hat den Sieg organisirt!" Dennoch wurden nach Robespierre's Tod, wo C. für kurze Zeit aus dem Wohlfahrtsausschusse schied, mehre Klagen gegen ihn erhoben, die er jedoch im Nationalkonvent, zu dessen Präsidenten man ihn zweimal ernannte, siegreich niederschlug. Einen Beweis, mit welcher Klugheit er die damals verbannte Menschenliebe bisweilen wieder in die Beschlüsse der Regierenden zurückführte, zeigte er 1795, wo auf seinen Vorschlag den Schlächtereien in der Vendée dadurch ein Ende gemacht wurde, daß man die Vendéer als Verirrte behandelte, denen Vergebung des Vergangenen zu Theil werden sollte. Der Friede zu Nantes war Folge dieses Beschlusses. Auch gründete C. mitten in den Stürmen der Schreckenstage das polytechnische Institut zu Paris und fand noch außerdem Zeit, auch zur Gründung des Nationalinstituts mit zu helfen und mehre wissenschaftliche Werke zu Tage zu bringen. C. erkannte zwar die Mängel der damaligen Staatsverfassung, aber wohl ohne daß ihm die rechten Mittel zur Abstellung der Gebrechen klar waren; deshalb, und weil er bei dem aufgeregten Zustand der

Nation in jeder Aenderung ein neues Unheil befürchtete, widersetzte er sich anfangs auch der Einführung der Direktorialregierung. Als diese aber dennoch zur Herrschaft gelangt war, so unterwarf er sich, seinem Grundsatze gemäß, gehorsam der neuen Ordnung der Dinge und nahm selbst, von 14 Departementen gewählt, seinen Sitz im Rathe der Alten ein. Das Kriegsministerium, das man ihm antrug, schlug er aus; dafür trat er an Sieyes' Statt ins Direktorium, leitete hier mit Reubell einige Zeit die auswärtigen Angelegenheiten und später mit Letourneur die des Kriegs. Auch jetzt war abermals C. die Seele aller militärischen Unternehmungen, allenthalben wirkten seine Pläne und seine Befehle: auch war es C., der Bonaparte zum Oberfeldherrn der italienischen Armee vorschlug. Mitten im glänzendsten Kriegsglück vergaß C. jedoch weder das Maß des Ruhmes, noch der Macht, die zur Befestigung der Republik nöthig waren; als er beide erfüllt sah, neigte er sich dem Frieden zu, um das verwilderte Innere des Reichs zu zähmen und zu ordnen. Aber gerade hierin war das Triumvirat, Barras, Reubell und Lareveillère, sein entschiedener Gegner. Dies und die Offenheit, mit welcher C. ihren sonstigen Ränken entgegentrat, machte sie zu seinen unversöhnlichsten und gefährlichsten Feinden. Die Triumvirn hatten Bonaparte für sich gewonnen und bereiteten nun so sichtbar den 18. Fructidor vor, daß C. ihre immer drohenderen Anstalten nicht entgingen; er verschmähte indeß jedes Mittel, durch seine Macht den Sturm zu bannen, sondern ging ihm ruhig entgegen. Als in der berüchtigten Nacht vom 3. zum 4. Sept. Augereau auf Befehl Napoleons alle Gegner des Triumvirats gefangen nahm, worauf sie nach Cayenne verbannt wurden, entging C. diesem Schicksal und dem Dolch eines gedungenen Mörders nur durch die Flucht. Er begab sich nach Augsburg und Nürnberg und verfaßte hier die berühmte „Reponse de L. N. M. Carnot, citoyen français, l'un des fondateurs de la république et membre constitutionel du directoire exécutif: au rapport fait sur sa conjuration du 18 Fructidor an V au conseil des cinq cents par Bailleul, au nom d'une commission spéciale" (London 1799), welche die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen royalistischer Umtriebe, verrätherischer Begünstigung der Feinde Frankreichs rc. schlagend widerlegt und, von den Feinden des Direktoriums mit Begierde gelesen, zu dessen Sturz (18. Juni 1799) unstreitig beitrug. Nach der Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799) rief der erste Konsul Bonaparte fast alle Verbannten des 18. Fructidor und auch C. zurück. Letzterer wurde sogleich Direktor des Kriegsmaterials und im Mai 1800 an Berthiers Stelle Kriegsminister. In dieser Eigenschaft unternahm er mehre Reisen zu den verschiedenen Armeen und führte Ordnung und Sparsamkeit in die Administration zurück; auch wurde auf seine Veranlassung Turenne's Asche in den Tempel des Mars gebracht und Latour d'Auvergne-Corret zum ersten Grenadier Frankreichs ernannt. Als die Pläne der neuen Regierung immer offener hervortraten, bat C. um seine Entlassung, blieb zwar auf Bonaparte's schriftliche Bitte noch kurze Zeit an seinem Posten, reichte aber schon am 16. Vendemiaire IX (Sept. 1800) erneuert das Abschiedsgesuch ein und begab sich, ohne die Antwort abzuwarten, nach St. Omer, wo er seiner Familie und den Wissenschaften lebte. Doch schon am 9. März 1802 ernannte ihn der Erhaltungssenat zum Mitglied des Tribunats, in welchem er, zwar in minder glänzenden Verhältnissen, aber unabhängiger, seinen Grundsätzen treu bleiben und gegen alle die freie republikanische Verfassung bedrohenden Vorschläge und Einrichtungen unumwunden hervortreten konnte. So widersetzte er sich der Errichtung des Ordens der Ehrenlegion, stimmte gegen das beantragte lebenslängliche Konsulat und sprach ganz allein gegen Bonaparte's Erhebung auf den erblichen Kaiserthron. Trotz des markigen Ausdrucks seiner republikanischen Gesinnung blieb er, als Napoleon die Kaiserwürde angenommen hatte, furchtlos im Tribunat, bis auch diese letzte Schutzwehr gegen die allmächtige kaiserliche Willkür aufgehoben wurde. C. kehrte nun in seine Heimath zurück und lebte hier einfach und eingezogen, theils aus Neigung, theils durch seine sehr beschränkten Vermögensumstände dazu genöthigt; denn C., der die höchsten Stellen in der Armee vergeben und über den öffentlichen Schatz mit verfügt hatte, war selbst nie weiter als zum Bataillonschef in seiner Anciennetät gestiegen und hatte, statt Reichthümer zu erwerben, kaum sein kleines väterliches Erbtheil ungeschmälert aus den Stürmen retten können. Vergeblich rief sein Nachfolger im Kriegsministerium durch einen Bericht vom 30. Oktober 1802 C.s bedeutende Verdienste um den Staat dem Konsul ins Gedächtniß zurück und trug auf dessen Ernennung zum Divisionsgeneral an. Es erfolgte gar keine Antwort; erst nach siebenjähriger Vergessenheit dekretirte ihm Napoleon wegen des Entsatzes von Maubeuge eine jährliche Pension von 10,000 Francs. Das Departement Cote-d'Or wählte ihn um diese Zeit, trotz seines Widerstrebens, zum Deputirten beim Erhaltungssenat. Napoleon näherte er sich nicht wieder, und erst als dessen Glücksstern zu erblassen begann, als zahlreiche Heere Frankreich bedrohten, bot er dem Vaterlande seine Dienste an, indem er sein Schreiben an den Kaiser (vom 24. Januar 1814) mit den Worten schloß: „Noch ist es Zeit, Sire, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen und die Liebe einer edlen Nation wieder zu erwerben." Napoleon ernannte ihn darauf zum Gouverneur von Antwerpen, damals dem wichtigsten festen Platz seines Reichs. C. fand die Festung bereits von feindlichen Streifcorps umschwärmt, erreichte aber glücklich die Thore, bereitete hier sogleich die tapferste Vertheidigung vor, schlug die Aufforderung der feindlichen Heerführer, „die Sache Napoleons von der Frankreichs zu trennen u. die Festung zu übergeben", ab u. kam auch den wiederholten Aufforderungen von Seiten der provisorischen französischen Regierung erst dann nach, als die Dokumente über des Kaisers Abdankung und die Wiedereinsetzung der bourbonischen Familie eintrafen. C. war dabei mit solcher Schonung gegen die Stadt verfahren, daß

die Bürger der Vorstadt Borgerhout von Antwerpen, welche er von der bei seiner Ankunft begonnenen Schleifung gerettet hatte, ihm ein Denkmal errichteten und ihre Hauptstraße nach seinem Namen nannten. Vom Hofe Ludwigs XVIII. kalt empfangen, zog er sich zurück, verfaßte jedoch eine Denkschrift, die allein in des Königs Hände kommen sollte, aber wider C.s Wissen und Willen auf Veranstaltung der Ultraroyalisten plötzlich unter dem Titel: „Mémoire adressé au roi en Juillet 1814 etc." erschien, so daß der Verdacht höchst unziemlicher Indiskretion auf ihn fiel. Die Polizei ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen, und nach Napoleons Landung wurde diese Bewachung so streng und gefahrdrohend, daß sich C. zur Wahrung seiner persönlichen Sicherheit bei Freunden in Paris verbarg. Napoleon ernannte ihn alsbald nach seiner Ankunft in Paris zum Grafen und Pair des Reichs und bald darauf zum Kommandeur und endlich zum Großoffizier der Ehrenlegion, doch erhielt er weder ein seiner Pairschaft entsprechendes Majorat, noch erlaubte ihm sein fester Republikanersinn, von dem Grafentitel je Gebrauch zu machen. Trotz der stürmischen Zeit brachte C. möglichste Ordnung und Einschränkung in seine Verwaltung, beschützte Ackerbau, Wissenschaft und Künste, suchte den Elementarunterricht durch Einführung der gegenseitigen Lehrart zu heben, befahl die Achtung des Briefgeheimnisses und war der Schutz der Unterdrückten. Die Schlacht bei Waterloo warf seine letzten Hoffnungen auf ein großes und ruhmvolles Frankreich über den Haufen. Vergeblich kämpfte er gegen des Kaisers Abdankung an und zwang selbst Napoleon zu dem Bekenntniß: „C., ich habe Sie zu spät erkannt". Er überbrachte darauf der Kammer die von Napoleon unterschriebene Abdankung und wurde unmittelbar von dieser zum Mitglied der provisorischen Regierung erwählt. Hier trat er den Ränken des feigen u. verrätherischen Fouché männlich entgegen, hatte aber dennoch nicht die Mittel, diesen gefährlichsten Menschen aus der Revolutionszeit unschädlich zu machen. Sobald Ludwig XVIII. die Regierung wieder übernommen hatte, zog sich C. 12 Stunden von Paris, nach Cerny, zurück, und hier erfuhr er, daß er von allen Ministern des Exkaisers, von allen Mitgliedern der Regierungskommission der Einzige sey, den die königliche Proskriptionsordonnanz vom 24. Juli aufführte. Entrüstet darüber schrieb C. seinen „Exposé de la conduit de C. etc.", worin er Vorwurfe und Verleumdungen seiner Feinde Schlag auf Schlag widerlegte. Dennoch hatte die Schrift keine andere Folge, als daß er die Weisung erhielt, sich nach Blois unter polizeiliche Aufsicht zu begeben. Unter angenommenem Namen eilte er nun durch Frankreich nach den Niederlanden und von da durch Deutschland nach Warschau, wo er bei Behörden und Einwohnern die freundlichste Aufnahme fand. Als aber durch die Kammern seine Verbannung ausgesprochen war, erhielt er die Weisung, sich nach Preußen zu begeben, und wählte nun Magdeburg zum bleibenden Aufenthaltsort, wo er meist in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und der höheren Ausbildung seiner Söhne lebte und am 2. Aug. 1823 †. Als Schriftsteller war C. im historisch-politischen und im mathematisch-militärischen Fach vorzugsweise und außerdem als Dichter thätig. Seine berühmtesten Werke sind: „Eloge de Vauban" (Lyon 1783); „Essai sur les machines en général" (das. 1784, neue Aufl. 1810); „Oeuvres mathématiques" (Basel 1796); „Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimale" (Paris 1796, 2. Aufl. 1813, deutsch von Hauff, Frankfurt a. M. 1800); „Traité de la corrélation de figures de géométrie" (Paris 1801); „Géométrie de position" (das. 1801, deutsch von Schumacher, 2 Thle., Altona 1808—10); „De la défense des places fortes" (3 Bde., Paris 1809, 3. Aufl., das. 1812, engl. von Montalembert, London 1814), wozu nachträglich erschien: „Mémoire sur la fortification primitive, pour servir de suite au traité de la défense des places fortes" (Paris 1823). Als Dichter zeigte er sich besonders glücklich in seinem komischen Heldengedicht „Don Quichote" (Leipz. 1820). Nach seinem Tode erschienen: „Mémoires hist. et milit. sur Carnot, rédigés d'après ses manuscrits, sa correspondance inédite et ses écrits, par P. F. Tissot" (Paris 1824). Vergl. Rioust, Vie de C., Gent 1817, deutsch bearbeitet von Körte als „Leben C.s", Leipzig 1820; Correspondance de Napoléon Buonaparte avec le Cte. C., pendant les 100 jours, Paris 1819; Arago, Biographie de C., Paris 1850.

2) Lazare Hippolyte, einer der Hauptführer der französischen Demokratie, Sohn des Vorigen, den 6. April 1801 zu Saint-Omer geboren, begleitete den Vater während dessen Verbannung nach Belgien, Bayern, Polen und verweilte mit ihm 7 Jahre in Magdeburg, wo er deutsche Sprache und Literatur studirte. Im J. 1823 nach Frankreich zurückgekehrt, betrat er die juristische Laufbahn, wurde einer der eifrigsten Anhänger des St. Simonismus und bethätigte sich als Mitarbeiter am „Producteur", am „Organisateur" und am „Globe", trennte sich aber mit Bazard, Leroux und A. von der Schule, als Enfantin der neuen Kirche eine laxe Moral zur Unterlage geben wollte und in Bezug auf das Verhältniß zu den Frauen Theorien entwickelte, welche C. in öffentlicher Sitzung als eine „Verordnung des Ehebruchs" bezeichnete. C. ward nun Mitarbeiter und Redakteur der „Revue encyclopédique". Nachdem er Holland, England und die Schweiz bereist, nahm er seine Studien wieder auf, ward 1839 bei der antiministeriellen Koalition Präsident des Centralausschusses der pariser Wähler, gelangte im März in die Deputirtenkammer, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm, und ging auch aus den Wahlen von 1842 und 1846 siegreich hervor. Im J. 1847 veröffentlichte er die Schrift: „Les radicaux et la charte" (Paris), in der er sich offen als Republikaner bekannte, aber seine politischen Freunde ermahnte, die Ausführung ihrer Ansichten auf dem Wege der Reform zu verfolgen. Diese Broschüre trug wesentlich dazu bei, die Vereinigung der verschiedenen Fraktionen der Opposition durch die demokratischen Bankette zu bewerkstelligen. Nach der Februarrevolution wurde

C. Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus (vom 24. Febr. bis 5. Juli 1848), während er auch als Abgeordneter des Seinedepartements in die Nationalversammlung trat. Bei den allgemeinen Wahlen zur legislativen Versammlung ward C., wie andere Republikaner alten Datums, anfangs nicht wiedergewählt, bis ihm endlich eine Nachwahl vom 10. März 1850 als Kandidat des demokratisch-socialistischen Komité's im Seinedepartement Sitz in der Kammer verschaffte, wo er sich zur Bergpartei hielt. Außer zahlreichen Aufsätzen in Journalen und Sammelwerken veröffentlichte C. eine Uebersetzung von W. Müllers Griechenliedern (Paris 1828), einen „Exposé de la doctrine Sainte-Simonienne" (das. 1830), historische und kritisch-biographische Abhandlungen über Müllner (das. 1830), Grégoire (das. 1837), Barrère (das. 1842), Lacanal (das. 1845). Ferner besorgte er die Herausgabe der „Mémoires de Grégoire" (2 Bde., Paris 1837) und des 6. Bandes der „Histoire des sectes religieuses", der sich unter Grégoire's Nachlasse vorfand. Auch wurden von C. und dem Bildhauer David die „Mémoires de Bertrand Barrère" (4 Bde., Paris 1842 bis 1843) herausgegeben. Nach seinem Austritt aus dem Unterrichtsministerium schrieb C. unter dem Titel: „Le ministère de l'instruction publique et de cultes depuis le 24 février jusqu'au 5 juillet" (Paris 1848) eine Vertheidigung seiner vielfach angefochtenen Amtsverwaltung. Nach dem Staatsstreich ward er zwar in die am 29. März 1852 zusammentretende Kammer gewählt, verweigerte aber den vorgeschriebenen Eid, weil die Befugniß des gesetzgebenden Körpers nicht so weit gehe, die Rechtsverletzungen gut zu machen. Sein Bruder, Sadi, hat sich durch ein gediegenes Werk über die Theorie des Dampfes bekannt gemacht, † aber frühe an der Cholera.

Carnuntum (Carnutum), alte celtische Stadt in Pannonien, an der Donau, ein für die Römer militärisch höchst wichtig gelegener Ort, war nach Plinius das gewöhnliche pannonische Winterquartier (Pannonica hiberna) der römischen Truppen, das Standlager der legio XIV gemina und die Station der Donauflottille. Von hier aus unternahm Kaiser Marcus Antonius seine Züge gegen die Markomannen, hier wurde Severus zum Kaiser ausgerufen und schrieb Marcus Aurelius einen Theil seiner Selbstgespräche. Im 4. Jahrhundert durch die Deutschen zerstört, wurde C. bald wieder aufgebaut und blieb Standquartier der legio XIV. Bei dem Einfall der Ungarn fand es seinen Untergang. C. lag zwischen Petronell und Altenburg in Niederösterreich, wo sich noch jetzt bedeutende Ruinen vorfinden und Sarkophage, römische Münzen rc. ausgegraben werden.

Carnutes, gallisches Volk in Gallia media, zwischen Liger und Sequana, Schutzgenossen der Remi, mit der Hauptstadt Genabum, jetzt Orleans. Sie waren tapfere, muthige Krieger, freiheitsliebend und unter den Ersten, welche dem allgemeinen Bunde gegen Cäsar beitraten. Nach Livius (V, 34) gehörten sie zu den Völkerschaften, welche nach Italien zogen.

Caro, Annibale, italienischer Schriftsteller und Dichter, geboren 1507 zu Cita-Nova in der Stadt Ancona, war Lehrer in der Familie Lodovico Gaddi's, eines reichen Florentiners, dann Sekretär bei dessen Bruder Giovanni, der ihn mit nach Rom nahm und ihm ansehnliche Pfründen verschaffte. Nach Gaddi's Tode 1543 trat er in die Dienste des Herzogs Pietro Luigi Farnese von Parma u. Piacenza, der ihm mehre Botschaften an Kaiser Karl V. übertrug. Nach des Herzogs Ermordung floh er nach Parma u. ward von dem neuen Herzog, Ottavio Farnese, wohlwollend aufgenommen. Hierauf war er Sekretär bei den beiden Kardinälen Ranuccio und Alessandro, den Brüdern Ottavio's, und † zu Rom 1566. C.'s bedeutendste Studien und Arbeiten bezogen sich auf die toskanische Sprache; in ihr erlangt er die größte Meisterschaft und seine Werke gehören, die Vollendung der Form anlangend, zu den klassischen. Am berühmtesten sind seine „Uebersetzung von Virgils Aeneide" (Venedig 1581, Paris 1760, 2 Bde.), ein Lob der Feigen (La Ficheide) und eine scherzhafte Rede auf die große Nase des Leoni von Ancona, Präsidenten der Akademie della Virtù (Diceria de' nasi). Nach seinem Tode erschienen noch außer einer Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles „Lettere familiari" (Venedig 1572—75, 2 Bde., neueste Auflage, Mailand 1807, 6 Bände), ein Lustspiel: „Gli Straccioni" (das. 1582) und seine „Rime" (das. 1569). Seine Sonette werden denen des Petrarca und Bembo gleichgestellt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke nebst seiner Biographie erschien zu Venedig 1757 in 7 Bdn.

Caroascus pagus (Carosgau), deutscher Gau in Lothringen, nach der kirchlichen Geographie das Hügelland, welches die Quellen der Prüm, des Nim, Kill, Salm rc. umfaßt. Nach sichern Nachrichten lag der Gau zwischen der obern Prüm und obern Kill, zwischen den Ardennen und dem Bit- und Eifelgau.

Carocha (Caroza, span.), spanischer und portugiesischer Name einer hohen spitzen, mit Heiligenbildern und geistlichen Emblemen verzierten Mütze, welche die zum Feuertod von der Inquisition Verurtheilten während der Feier eines Auto da Fé trugen; nach Einigen war sie mit Flammen und Teufelsgestalten bemalt.

Carole (mittelalt. carola, von carrus), ehemals der Reihen- und Rundtanz, bei dem die Tanzenden, sich bei den Händen haltend, einen Kreis bildeten und mehr herumgingen, als eigentlich tanzten. Die Liedchen, die man dabei sang, hießen ebenfalls Caroles oder Chansons de carole. In England nannte man anfangs ähnliche Tänze und Tanzlieder Carols, und erst später gebrauchte man dieses Wort für Gesang überhaupt und insbesondere für geistliche Jubelgesänge. Auch in Italien hieß diese Tanzweise la Carola. Vergl. Wolf, Ueber die Lais, Leiche und Sequenzen, Heidelb. 1841.

Carolina, abgekürzt für Constitutio Carolina criminalis, Kaiser Karls V. Halsgerichtsordnung (s. d.).

Carolina, Landschaft im östlichen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde schon 1497 von Sebastiano Gabotto entdeckt,

aber von diesem Seefahrer weiter nicht beachtet; erst 1512 nahm es der spanische Statthalter Ponce de Leon im Namen Kaiser Karls V. in Besitz und nannte es Florida. Die Spanier verließen das Land, als mehre Kolonisationsversuche mißlungen waren, worauf sich die Franzosen daselbst festsetzten und es nach ihrem damaligen König Carolana nannten. Bald darauf wurden sie von den Spaniern wieder vertrieben, allein das Land blieb nach wie vor ohne Niederlassung, denn auch die Pflanzer, welche 1584 Walter Raleigh auf das Eiland Roanoke brachte, mußten sich aus Mangel an Unterstützung bald wieder zerstreuen. Endlich gab König Karl II. durch ein Patent vom 24. März 1660 alles Land zwischen 34 bis 36° Br. als ein Lehn vom königlichen Schlosse Greenwich an acht Briten, welche nun 1662 Pflanzer aus Narsemond in Virginien dahin führten und auf der Ostseite des Chowan den Ort Albemarle gründeten. Das Land erhielt nun den Namen C. Die erste Konstitution erhielt die Kolonie 1667, nachdem die vom Philosophen Locke für dieselbe aufgestellten Gesetze sich bald als unpraktisch erwiesen und einen Pflanzeraufstand hervorgerufen hatten. Ein neuer Aufstand brach 1677 zu Albemarle aus, der erst nach zwei Jahren vollkommen gestillt wurde. Im Jahr 1682 wurde C. in drei Grafschaften, zwei für das nördliche und eine für das südliche C., abgetheilt. Im Jahr 1717 theilte die Legislation die Grafschaften in Kirchspiele ein und 1729 nahm die Krone von den Eigenthümern ihr Patent gegen eine Remuneration von 17,500 Pfund Sterling zurück und theilte das Land in zwei Kolonien, Nord- und Südcarolina, ein, wovon jede einen besondern Statthalter und Rath erhielt. Volksmenge und Wohlstand nahmen hier so glücklich zu, daß beide Kolonien 1769 sich zuerst mit gegen die Regierung auflehnen und nach dem Sieg der Revolution als besondere Staaten in die Union eintreten konnten. S. Nordcarolina u. Südcarolina.

Carolinea, Pflanzengattung aus der Familie der Bombaceen, große Bäume mit fingerförmigen Blättern und sehr großen prächtigen Achselblumen, die bei uns nur in Erdbeeten großer Gewächshäuser zu ihrer vollkommenen Ausbildung gelangen. Die bekannteste Art: C. princeps *L.*, prächtige C., hat 3- u. 5zählige, gefingerte Blätter, prachtvolle Blüthen mit oben gelben, unten grünlichen Kronblättern u. rothen Staubfäden u. röthlichen, bohnenähnlichen Samen, der von den Karaiben geröstet u. gegessen wird. Der Baum, in Guyana u. am Orinoco, wird gegen 20 Fuß hoch u. hat weißes, weiches u. schwammiges Holz. Die jungen Blätter u. Blüthen dienen als Gemüse. Die Carolineen lieben eine lockere, nahrhafte Erde, aus gleichen Theilen Laub-, Mistbeet- und fetter Rasenerde mit etwas Sand. Nur in der Jugend bedürfen sie eines warmen Lohbeetes; übrigens muß man ihnen eine feuchtwarme Atmosphäre, im Sommer viel Wasser und bei warmem Sonnenschein Schatten geben. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und durch Samen, den sie aber nur in ihrer Heimath tragen.

Carolini libri (karolinische Bücher), vier nicht von Karl dem Großen selbst, sondern auf dessen Veranlassung um 790 geschriebene Bücher, welche, gegen die Anbetung der Bilder ankämpfend, während der großen Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. dem Papste Hadrian zugesendet wurden. Wahrscheinlich von Alcuin verfaßt, suchen sie die Beschlüsse der nicänischen Synode, freilich auf eine ungenügende u. weitschweifige Weise, zu widerlegen. Ausgaben derselben: von Johann du Tillet (1549), neueste von Heumann unter dem Titel: „Augusta Concilii Nicaeni II censura, hoc est Caroli M. de impio imaginum cultu libri IV" (Hannover 1731).

Carolomannus (lat.), Karlmann.

Carolus (lat.), Karl.

Carolus Magnus (lat.), Karl der Große.

Carolusd'or (Karoliner), englische, sehr dünn geschlagene Goldmünze, von Karl I. seit 1625, in der Größe eines Doppelloutsd'or geschlagen. Das Gold war 22 Karat fein und der Werth 24—26 Schilling od. 6 Rthlr. 12 Gr. Konvention. Weil nach des Königs Enthauptung 1649 die Karoliner eingeschmolzen wurden, so kommen sie nur noch selten vor.

Carolusthaler, ein Thaler der Reichsstadt Aachen aus dem 16. Jahrhundert, der auf der einen Seite das Bild Kaiser Karls des Großen auf dem Throne führt.

Caromb, Stadt im französischen Departement Vaucluse, nordöstlich von Carpentras, mit festem Schlosse, 3 Kirchen, Hospital und 3000 Einwohnern, Kadisweberei, Seidenspinnerei, Handel mit Wein, Branntwein und Oel.

Caron, 1) (Charon, Charondas), Loys le, ausgezeichneter Jurist, bekannter Dichter, Redner und Philosoph, 1536 zu Paris geboren, Parlamentsadvokat zu Paris, † als Lieutenant au baillage zu Clermont en Beauvais 1617. Großen Ruhm erwarb er sich aber durch seine „Pandectes du droit français", „Réponses du droit français" und eine treffliche Ausgabe des Corpus juris mit zahlreichen Noten. Seine Werke erschienen, Paris 1637, 2 Bde.

2) Augustin Joseph, französischer Oberstlieutenant bei der Kavalerie, bekannt als Opfer einer mißlungenen Verschwörung gegen die Restaurationsregierung. Nachdem er bereits in die Augustverschwörung von 1820 verflochten gewesen, jedoch von dem Pairshofe freigesprochen worden war, verließ er den Dienst und begab sich nach Kolmar. Als nun im Januar 1821 eine neue Verschwörung zu Béfort entdeckt wurde u. einige Haupttheilnehmer ins Gefängniß kamen, spann C. mit Hülfe mehrer Offiziere ein Komplot zur Befreiung der Gefangenen an. Der Plan ward jedoch durch zwei Unteroffiziere, Gérard u. Magnien, verrathen. Der Baron von Létang, Eskadronschef bei einem Dragonerregiment, gab scheinbar seine Einwilligung zu dem Komplot, unterrichtete aber die Polizei von Allem, was vorging, u. wurde dafür Oberstlieutenant seines Regiments. An dem Tage, an welchem man die Gefangenen befreien wollte (2. Juli 1822), marschirten die Eskadronsoffiziere, welche in die That eingewilligt zu haben schienen, mit den Unteroffizieren Gérard und Magnien und der gewonnenen Mannschaft von Neu-Breisach ab. Kaum in dem

Walde, wo sie zu Roger stoßen sollten, angekommen, machten die Unteroffiziere die Schaar mit den geheimen Befehlen bekannt, welche sie von ihrem Oberst erhalten hatten, und man marschirte vorwärts. Bei Meyenheim stellte sich ihnen C. in der Uniform eines Oberstlieutenants vor. Man machte Halt und C. haranguirte die Schaar, welche mit dem Geschrei: Vive l'empereur (es lebe der Kaiser)! antwortete. Bei Ensisheim widersetzten sich jedoch die Unteroffiziere dem Einzug der Schaar in die Stadt und in C. stieg der Argwohn auf, daß er verrathen sey. Indeß zeigte er nicht die geringste Unruhe und marschirte, die Stadt umgehend, nach Battenheim, wo er sich sogleich wegen der Einquartierung zum Maire begeben wollte. In diesem Augenblick umringten ihn die verrätherischen Unteroffiziere in Begleitung von reitenden Jägern, nahmen ihn gefangen und brachten ihn nach Kolmar ins Gefängniß. Hier wurde er von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und am 13. September zu Straßburg erschossen. Er starb muthig und kommandirte selbst mit fester Stimme Feuer.

Carora, Stadt in der südamerikanischen Republik Venezuela, ungefähr 45 (engl.) Meilen von der Straße, welche den Golf vom See Maracaybo trennt, u. 150 Meilen westlich von Valencia, von der Morera durchflossen, ist gut gebaut, hat eine Pfarrkirche, ein Franciskanerkloster und über 10,000 Einwohner, welche starke Rindvieh- und Maulthierzucht und starken Handel damit nach den westindischen Inseln treiben.

Carotto, Gian Francesco, berühmter italienischer Maler, 1470 zu Verona geboren, war Schüler des Liberale in Verona und des Andrea Montegna zu Mantua, vermied aber in der Nachahmung seines Meisters dessen Fehler, namentlich das Harte und die etwas manierirten Formen desselben. Sein Kolorit ist warm und verschmolzen und kontrastirt daher auf eigenthümliche Weise mit der strengen Zeichnung seiner Formen. C's bestes Bild ist ein Erzengel Michael auf einem Bilde mit mehren Heiligen in S. Eufemia, eine Figur voll jugendlicher Anmuth und himmlischer Reinheit und voll jener edlen Ruhe und Würde, die allein den Gestalten unserer christlichen Mythologie dauernde Wirkung auf das Gemüth verleiht. Zu Pommersfelden (gräflich Schönburgsche Gallerie) ist von C. eine Maria mit dem Kinde zwischen der heiligen Katharina und dem heiligen Antonius. C. † 1546. Sein Bruder, Giovanni, 1490 geboren, war besonders als Architekturmaler ausgezeichnet; auch werden seine Kopien alter Ueberreste der Baukunst gerühmt. Er war der Lehrer des großen Paul Veronese und † 1555.

Carové, Friedrich Wilhelm, deutscher philosophischer Schriftsteller, den 20. Juni 1789 zu Koblenz, wo sein Vater kurtrierischer Hofrath war, geboren, studirte auf der Rechtsschule zu Trier und wurde 1809 Licentié en droit, advocirte einige Zeit und ward 1811 als Conseiller-auditeur beim Appellationshof angestellt, welchen Posten er auf den Wunsch seines Vaters mit einem andern in der Verwaltung der Rheinschifffahrtsoctroi vertauschte. Im Jahr 1816 wurde jedoch dieser Verwaltungszweig aufgehoben, worauf C. die ihm endlich gebotene Freiheit benutzte, um in Heidelberg noch einige Jahre gründlichen Studien zu widmen. Hier erhielt er 1818 die philosophische Doktorwürde, lebte dann ein Jahr in Berlin und ließ sich 1819 als Privatdocent in Breslau nieder. Als ihm der Aufenthalt in Breslau verleidet wurde, ging er wieder nach Heidelberg und schlug 1822 seinen Wohnsitz zu Frankfurt a. M. auf, besuchte jedoch 1827 und 1828 England und Frankreich, sowie 1846 Italien. Im Jahre 1847 siedelte er wieder nach Heidelberg über, betheiligte sich 1848 an den Verhandlungen des Vorparlaments und 1849 an denen des Friedenskongresses zu Paris, von dem er zum Vicepräsidenten für Deutschland erwählt wurde. Doch trat er 1850 aus dieser Gesellschaft aus, weil sein Vorschlag, die Forderung des Friedens nicht auf die gerechte Selbstvertheidigung auszudehnen, von dem vorbereitenden Ausschuß des nach Frankfurt berufenen Friedenskongresses verworfen wurde. C. † zu Heidelberg den 18. März 1852. C.'s erstes öffentliches Werk war das mit Eberhard de Groote besorgte „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816". Ihm folgten: „Romantische Blätter" (Eisenach 1818) und der „Entwurf einer Burschenschaftsordnung und Versuche einer Begründung derselben" (das. 1818). Eine andere Schrift, in welcher C. seinen schriftstellerischen Ruf als Jurist beurkundete, handelt „Ueber das Recht und die wichtigsten Gegenstände der öffentlichen Beurtheilungen" (Frankf. 1825) Von ungleich größerer Bedeutung sind aber C.'s Leistungen auf dem Gebiete der philosophischen und historischen Wissenschaft. Vor Allem beschäftigten ihn die Fragen, welche die neueste Zeit über das Verhältniß zwischen Philosophie, Kirche, Protestantismus und Katholicismus bewegten, und in dieser Sphäre verfolgte sein Denken ein hohes Ziel, das Ideal einer alle Zeiten und alle Völker gleich befriedigenden Menschheitsreligion, in der alle Zersplitterung aufgehen und die Kirche, von Hierarchie und menschlicher Satzung befreit, realisirte Idee, oder wahres, reines, ungetrübtes Christenthum werden sollte. In allen seinen Schriften weist C. darauf hin, daß dem Buchstaben nach von dem Augenblicke an, wo die Menschheit zum Bewußtseyn ihres geistigen Seyns gekommen ist, durch alle die Jahrtausende der Weltgeschichte hindurch eine alleinseligmachende Kirche gemeint und erstrebt wurde, daß dies aber nie eine Alleinseligmacherei gewesen sey, die sich nur durch Ketzerrichter, Großinquisitoren, Heiligenbilder, Peitschenhiebe, Scheiterhaufen, Bannstrahlen, überrechtgläubige und verfolgungssüchtige Theologen habe erhalten können. C. wollte, daß „die Natur wieder zum Tempel der Gottheit eingeweiht werde", und sah in dem gegenwärtigen Streben, in dem Gewirr scheinbar unvereinbarer Gegensätze auf dem Grunde der gewaltigen Zeitgährung das „Bedürfniß der Harmonisirung", den Drang nach Alles umfassender Einheit. Die hauptsächlichsten der hierher bezüglichen Schriften C.'s sind: „Ueber alleinseligmachende Kirche" (2 Bde., Frankfurt 1826, 2. Aufl. 1835); „Ueber Religion und Philosophie" (Göttingen 1827); „Was heißt römisch-katholische

Kirche?" (Altenburg 1828, 2. Aufl. 1847); „Kosmorama" (Frankfurt 1831); „Der St. Simonismus und die neuere französische Philosophie" (Leipzig 1831); „Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien" (das. 1834); „Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland" (das. 1832); „Ueber das Cölibat des römisch-katholischen Klerus" (Frankfurt 1832); „Ueber kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche" (Leipzig 1835); „Papismus und Humanität" (das. 1838); „Römischer Katholicismus in der Papststadt" (das. 1831). Auf historisch-politischem Gebiet bewegen sich: „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer welthistorischen Bestimmung" (Hanau 1834); „Genesis der Julirevolution" (Siegen 1841); „Ueber das sogenannte germanische u. das sogenannte christliche Staatsprincip" (das. 1843); „Ueber Emancipation der Juden" (das. 1845); „Souveränetät der deutschen Nation und Kompetenz ihrer konstituirenden Versammlung" (Berlin 1848). Vortreffliche kritisch-philosophische Aufsätze gab er in „Neorama. Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte" (3 Bde., Leipzig 1838). Dahin gehören noch „Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte" (Leipzig 1838); „Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung" (Siegen und Weilburg 1843). Seine „Moosrosen zum Christgeschenk, Gedichte und Erzählungen" (1831) haben in Sarah Austins fragmentarischer Uebersetzung ins Englische auch jenseits des Kanals bereits mehre Auflagen erlebt.

Carpaccio, Vittore, einer der besten Meister der ältern venetianischen Schule, Nebenbuhler der Bellini und des letzten Vivarino, † um 1525, über 70 Jahre alt. Seine Werke zeichnen sich aus durch Natürlichkeit und Ausdruck, durch neue phantasievolle Erfindung, gute Anordnung, reiche Mannigfaltigkeit der Gesichter und Trachten, geschickte Architektur- und Landschaftsmalerei. Zu den berühmtesten gehören: 8 Bilder aus dem Leben der heil. Ursula und ihrer Gefährtinnen, im Sprachzimmer des Klosters dieser Heiligen zu Venedig (Stich von Baratti); die Reinigung, zu S. Giobbe in Venedig; die Krönung der heil. Jungfrau, in der Kirche des heil. Giovanni und Paolo. Ein Sohn oder Enkel desselben, Benedetto, lebte um 1540. Die Rotunda zu Capo d'Istria bewahrt von ihm eine Krönung U. L. Frau, die sich durch klare Anschaulichkeit der Gesichter und wirksames Helldunkel auszeichnet.

Carpäa, eine Art mimischen Kriegstanzes, in Thessalien bei den Aenianen und Magneten in Gebrauch. Es tritt darin zuerst einer als Landmann auf und beschäftigt sich, nachdem er die Waffen abgelegt hat, mit Ackern und Säen, wobei er aber scheu, als befürchte er einen Ueberfall, umherschaut. Hierauf naht ein Anderer als Räuber; der Erstere greift nun zur Vertheidigung seines Gespanns die Waffen und es beginnt ein Zweikampf nach dem Takte begleitender Flöten. Erhält der Räuber über den Bauer die Oberhand, so fesselt er diesen und entführt ihn mit dem Gespann; im entgegengesetzten Falle bindet der Bauer dem Besiegten die Hände auf den Rücken, spannt ihn neben die Stiere an den Pflug und treibt ihn so vor sich her.

Carpenedolo, Marktflecken im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Mailand, an der Seriola, mit Waisen- und Krankenhaus und 5000 Einwohnern. Hier erfochten im Januar 1797 die französischen Republikaner unter General Menard einen Sieg über die Oesterreicher.

Carpentaria, die Nordküste von Neuholland und Halbinsel, den mächtigen Carpentariabusen umfassend, erstreckt sich von Kap Wilson bis Kap Arnhem, 154° 10' — 160° L. und von 20 — 10° 40' südl. Breite und enthält ungefähr 7000 Quadratmeilen. Zunächst am Meere ist das Land sandig, flach und unfruchtbar; tiefer im Innern finden sich Waldungen und Graswuchs mit hinreichender Bewässerung. Die blüthenreiche, noch lange nicht nach Gebühr genügend untersuchte Küste ist von Papuas bewohnt, deren Sprache, in viele Idiome zerfallend, mit keiner bekannten australischen Verwandtschaft hat. Ueberhaupt findet sich diese Race nicht zahlreich vor und steht auf der niedrigsten Stufe menschlicher Kultur. Das Land wurde vielleicht schon 1600 gesehen und soll 1618 von einem holländischen Seefahrer Carpenter seinen Namen erhalten haben. Auch Cook steuerte längs seiner Küsten. Der gleichnamige Meerbusen daselbst ist regelmäßig gebildet, hat einen Küstenumfang von 1200 M. und ist von den Vorgebirgen Wilson und Arnhem begrenzt. Er dringt über 100 Meilen in das Land ein und enthält viele Baien und Inseln, von welchen letzteren wir Groote Eiland (die größte), Pellew, Wanderlin, Nord-, Central- und Westinsel, Observation, Wellesleygruppe (Sweers, Mornington) anführen. Chinesische Dschonken fahren hierher häufig zum Fang des köstlichen Fisches Berche-le-Ma.

Carpentras, Hauptstadt eines gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Vaucluse, auf einer Anhöhe am Azon, über den hier eine Brücke führt, bildet ein Dreieck, das von hohen Mauern und Alleen umgeben ist. C. hat 4 Thore, breite Straßen und unter den 2500 Häusern sind sehenswerthe Gebäude: die Kathedrale, 6 andere Kirchen, Synagoge, der vormalige bischöfliche Palast, das Stadthaus, die Hallen und das Bibliotheksgebäude, welches 60,000 Bände und 6000 Münzen und Medaillen enthält. Zu den neueren Prachtbauten gehört noch die Wasserleitung von 48 Bögen, deren größter 40 Fuß hoch und 70 Fuß weit ist. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl (darunter 2000 Juden), betreiben Gerbereien, Wachsbleichen, Färbereien, Seidenmühlen, Kadiswebereien, Branntweinbrennereien, Licht-, Scheidewasser- u. Bijouteriefabriken, sowie lebhaften Handel mit ihren Fabrikaten und einigen Naturprodukten, namentlich Obst. C. hat außerdem 2 Friedensgerichte, 2 Hospitäler. C., das alte Carpentoracte, erhielt durch Cäsar eine Kolonie, bewahrt von der Römerzeit noch jetzt die Ueberreste eines Triumphbogens des Dom. Ahenobarbus und hieß eine Zeit lang Forum Neronis. Im Alterthum war C.

wegen seines vortrefflichen Weizenbaues berühmt. Bischöfe erhielt die Stadt sehr früh, verlor sie aber unter der merovingischen Herrschaft, wo sie ihren Sitz nach Vendasque verlegten, das $1\frac{1}{2}$ Stunden östlich von C. liegt, aber dennoch nicht selten mit C. verwechselt worden ist, weil die Bischöfe ihren alten Titel von C. beibehielten. Im Mittelalter war C. Hauptstadt der Grafschaft Venaissin und als solche häufig der Aufenthaltsort der Päpste von Avignon. In der neuesten Zeit machte sich die Stadt durch ihre tapfere Vertheidigung gegen den Revolutionsgeneral Jourdan (1793) bekannt.

Carpentum, ein zweirädriger, mit einer reichgeschmückten, gewölbten Decke versehener und gewöhnlich von Maulthieren gezogener Staatswagen römischer Matronen, welche für die Aufopferung ihres Schmuckes das Recht erhalten hatten, sich desselben zu bedienen, eine bedeutende Vergünstigung, da der Gebrauch der Wagen in Rom bis in späte Zeiten streng untersagt war. Aber auch Römer von hohen Ehren oder priesterlicher Würde, wie die Kaiser als Pontifices maximi, Konsularen, Praefecti Praetorii und Vicarii urbis, bedienten sich desselben. Die Gestalt des C. finden wir auf den zu Ehren der Julia und Agrippina geprägten Münzen. Carpentarius hieß der Verfertiger, nicht der Lenker derselben.

Carpetani (Carpentani, Carpesti), Völkerschaft in Hispania Tarraconensis, mit dem höchst fruchtbaren Gebiet Carpetania am Anas und Tagus, von den Vettonen, Celtiberiern, Oretanern und Turditanern umgeben, nach Einigen celtischen Ursprungs, blühte durch Ackerbau und Künste und war so mächtig und zahlreich, daß sie dem Hannibal ein Heer von 100,000 Kriegern entgegensetzen konnte. Ihre Hauptstadt war Toletum. Die C. wohnten im jetzigen Kastilien und Estremadura.

Carpets (englisch), englisches Wollenzeuch zu Fußdecken und Teppichen. Wilton-C., in Wiltshire verfertigt, das schönste und stärkste, aus blendendem, weichem Farbengarn, zur Zierde in englischen Besuchzimmern dienend, heißt nach den Plätzen, wo es verfertigt wird, Kidderminster-, Shaa-, Pile-, Arminster- und Worchester-C. Das türkische, weniger fein, aber im buntesten Farbenwechsel und höchst dauerhaft, zu Worchester, London ꝛc. vorzüglich gewebt, dient zu Teppichen in Bibliotheken, Speisezimmern ꝛc. Scotch common C., bunt gemustert und ordinär, hauptsächlich in London verfertigt, dient zum Belegen der Treppen.

Carpi (Carpiani), altgermanische Völkerschaft zwischen der Donau und den Karpathen in Dacien, Verbündete, oder Stammverwandte der Gothen, von Aurelian und Galerius besiegt, von Diocletian über die Donau nach Pannonien versetzt; ihr Hauptort hieß vicus Carporum.

Carpi, 1) kleine Stadt im Herzogthum Modena, nördlich von Modena, an einem Kanal der Secchia, mit Bischofssitz, Kathedrale, Schloß, Seminar, 6000 Einwohnern, die Seidenbau und Handel treiben. C. war früher Hauptort des Fürstenthums Pico, dessen erster Fürst beim Beginn des 14. Jahrhunderts Manfred war; 1530 wurde C. an Modena verkauft. Ein Astrolog soll hier dem französischen Feldherrn Gaston de Foix seinen nahen Tod in der Schlacht bei Ravenna vorausgesagt haben. — 2) Ort im lombardisch-venetianischen Königreich, Gouvernement Venedig, südöstlich von Legnano, an der Etsch, mit 1500 Einwohnern. Hier siegten den 7. Juli 1701 die Kaiserlichen unter Eugen über die Franzosen unter Catinat und zwangen diese, hinter den Mincio und Oglio zurückzugehen.

Carpi, Hugo da, italienischer Maler und Formschneider in Helldunkel, nach italienischen Kunsthistorikern der Erfinder des Helldunkels, dessen Erfindung aber wohl den Deutschen gebührt, soll der Sohn des Pfalzgrafen u. Notars Astolfo da Panicho gewesen und um 1486 nach Einigen zu Rom, nach Andern zu Carpi geboren worden seyn und noch 1532 gelebt haben. Man zählt ihn zu den Schülern Raphaels und Vasari nennt ihn einen mittelmäßigen Maler, der jedoch zu allen möglichen Künsteleien Geschick gehabt habe. Uebrigens war C. ein vortrefflicher Zeichner, der in seinen Blättern den tiefsten innern Gehalt, den ganzen frischen Hinwurf der Idee des Vorbildes auf das Lebendigste reproducirt und den Charakter der Formen, den Sinn der Bewegungen, den vollen pikanten Effekt der Lichter und Schatten gleichsam auf die Platte hingezaubert hat.

Carpinus, Pflanzengattung, s. Hainbuche.

Carpocrates (Carpocras), Alexandriner und Gnostiker, in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr., nahm Simon Magus, Menander, Saturninus und andere Gnostiker zu seinen Vorbildern und stellte aus platonischen, gnostischen und christlichen Lehren ein neues, dem Christenthum völlig fremdes Lehrsystem auf, voll von kontemplativem Mysticismus, theosophischen Phantasien und Verachtung des äußeren Gottesdienstes. Seine Anhänger, Carpokratianer, leugneten die Göttlichkeit Christi, hielten ihn als Sohn Josephs von der Maria für einen hochbegabten Menschen u. die Seele des Menschen für ein höheres, aus Gott geflossenes Wesen. Auch sollen sie die Befriedigung jeglichen Naturtriebs für erlaubt gehalten und der schnödesten Weibergemeinschaft und schandbaren Lüsten gefröhnt haben. Nach C.' Tode war sein Sohn Epiphanes Haupt dieser Sekte.

Carpov, Jakob, Theolog, 1699 zu Goslar geboren, studirte 1721 Philosophie zu Halle und später Theologie zu Jena, wo er seit 1725 philosophische und theologische Vorlesungen hielt. In der Anwendung der wolfischen Philosophie auf die Dogmatik ging er noch weiter als Canz und suchte die Dogmen selbst mathematisch zu demonstriren. Die Lehre von der Dreieinigkeit, die Zurechnung der Sünde Adams, die Nothwendigkeit der Offenbarung suchte er aus philosophischen Gründen zu erweisen und die übernatürliche Empfängniß Mariä theologisch-physiologisch zu erklären. Alle diese Ansichten legte er nieder in dem Hauptwerke: „Oeconomia salutis novi Testamenti" (Jena, 1737, 5 Bde.). C. gewann viele Anhänger unter den Studirenden, sah sich aber endlich durch die theologische Fakultät als Verbreiter gefährlicher Lehren von seinem Amte verdrängt und begab sich 1736 nach Weimar, wo er 1768 als Direktor des Gymnasiums †.

Carptor (Carpus, Scissor), Vorschneider, bei den römischen Gastmählern derjenige Sklave, welcher mit außerordentlicher Kunstfertigkeit die aufgetragenen Speisen zerlegte.

Carpzov, Name einer im Gebiete der juristischen und theologischen Wissenschaft ausgezeichneten Familie, die ursprünglich aus Spanien (Carpezano) stammte, aber schon in einer Urkunde von 1282 als Besitzer des brandenburgischen adeligen Gutes C. unweit Tremmen genannt wird. Stammvater der Gelehrten dieses Namens in Deutschland, wohin die Familie wegen Religionsverfolgungen ausgewandert seyn soll, ist Simon C., der um die Mitte des 16. Jahrhunderts Bürgermeister in der Neustadt Brandenburg in der Mittelmark war. Sein älterer Sohn, Joachim von C., auch Carpezan oder Carpensonius, zeichnete sich im 30jährigen Kriege aus. Er trat 1618 als Offizier in die Dienste des Grafen Ernst von Mannsfeld, wohnte der Belagerung von Pilsen bei und ward 1620 von den Kaiserlichen gefangen. Wieder befreit, begleitete er Mannsfeld auf seinen Zügen in Deutschland, in den Niederlanden und zu Bethlen Gabor, übernahm, nach dessen Abreise, den Oberbefehl über die Truppen, führte sie durch den Jablonkapaß nach Schlesien und bemächtigte sich Kosels, das ihm aber die Oesterreicher wieder entrissen. Hierauf wurde er Generalfeldzeugmeister König Christians IV. von Dänemark und † 1628 zu Glückstadt in Holstein. Benedikt C., berühmter Rechtsgelehrter, war 1595 zu Wittenberg geboren, begann daselbst seine Studien und setzte sie zu Leipzig und Jena fort. Nachdem er hierauf Italien, Frankreich, England und die Niederlande bereist hatte, wurde er 1620 Assessor im Schöppenstuhl und Oberhofgericht zu Leipzig, 1639 Appellationsgerichtsrath zu Dresden, 1645 erster Professor der Rechte in Leipzig, 1653 kursächsischer geheimer Rath in Dresden, von wo er jedoch am Abend seines Lebens wieder nach Leipzig zurückkehrte; † den 30. Aug. 1666. C. allein hat (nach dem Thesaur. rerum publ. IV, 816) 20,000 Missethäter zum Tode verurtheilt, u. dabei verfuhr er im Hexenprozeß nach dem Grundsatz, daß selbst die Leugnung der Wirklichkeit teuflischer Besitzungen und Bündnisse schwer bestraft werden müsse. Seine Schriften haben keinen Werth mehr und werden nur noch in Literaturhistorien aufgeführt. August C., den 4. Juni 1612 zu Kolditz geboren, seit 1651 Kanzler und Konsistorialpräsident zu Koburg, seit 1675 gothaischer geheimer Rath, † zu Koburg den 19. Nov. 1683. Seine Schriften sind von geringerer Bedeutung, als sein Wirken als Staatsmann es war. Bei den westphälischen Friedensverhandlungen, sowie auf verschiedenen andern Gesandtschaften entfaltete er eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit. Charakteristisch für die Zeit, in der er lebte, ist die Frömmigkeit, die sich im möglichst vielmaligen Durchlesen der Bibel kund gab: sein Bruder Benedikt hatte die Bibel 53mal und August C. 24mal vollständig durchgelesen. Letzterer hinterließ auch eine ascetische Schrift: „Der gekreuzigte Jesus" (Koburg 1679, 1713). Johann Benedikt C., den 22. Juni 1607 zu Rochlitz geboren, 1633 Pastor zu Meuselwitz, † als Professor der Theologie zu Leipzig den 22. Okt. 1657. Er erwarb sich als Schriftsteller großen Ruf, besonders durch sein „Systema theolog." (Leipzig 1653) und „Isagoge in libros ecclesiarum Lutheranarum symbolicos etc." (das. 1665, 1725). Er war Vater von 5 Söhnen. David Benedikt C. war Verfasser von „De pontificum Hebraeorum vestitu sacro" (Jena 1655). Johann Benedikt C., Theolog und Orientalist, den 22. April 1639 zu Leipzig geboren, ward 1662 Sonnabendsprediger daselbst, 1665 Professor der Moral, 1668 der orientalischen Sprachen, 1684 der Theologie und Prediger an der Thomaskirche, † den 23. März 1699. Seine werthvollsten Schriften sind: „Introductio in theologiam Judaicam et lectionem Raymundi aliorumque id genus autorum" vor seiner Ausgabe von Raymund Martins „Pugio fidei" (Leipzig und Frankfurt 1687, Fol.); „Collegium rabbinico-biblicum in libellum Ruth" (Leipzig 1703); viele Dissertationen, gesammelt von Samuel Benedikt C. 1699. C. ist jedoch für seine Zeit weniger durch diese Schriften, als durch seinen Kampf gegen die Pietisten und hauptsächlich dadurch bekannt, daß er, einer der gefährlichsten Feinde Speners, die Collegia philobiblica unterdrückte und Francke, Anton u. Schade aus Leipzig vertrieb. August Benedikt C., den 2. Nov. 1644 zu Leipzig geboren, † als Professor daselbst den 4. März 1708. Man hat von ihm zahlreiche akademische Schriften über einzelne Materien aus dem Civilrecht. Samuel Benedikt C., Theolog, den 17. Jan. 1647 zu Leipzig geboren, 1671 Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, † als Oberhofprediger zu Dresden den 31. Aug. 1707. C. stand auf Seite seines Bruders gegen Spener u. die Pietisten. Friedrich Benedikt C., den 2. Jan. 1649 zu Leipzig geboren, anfangs Jurist, später Kaufmann, Senator, Baumeister, ein durch den Einfluß großer Reisen und eine ausgebreitete Korrespondenz mit europäischen Gelehrten gehobener Geist, eine wichtige Stütze für viele literarische Unternehmungen damaliger Zeit, † den 20. Mai 1699. Er schrieb u. A. viele Beiträge zu Otto Mencke's „Acta eruditorum", 1682 ff. Von den Nachkommen dieser 5 Brüder zeichneten sich aus: Johann Gottlob C., Sohn des Oberhofpredigers Samuel Benedikt, den 20. Sept. 1679 zu Dresden geboren, ein für seine Zeit ausgezeichneter Theolog, Prediger und Orientalist. C. studirte zu Wittenberg, Leipzig und Altorf, wurde dann Reiseprediger des polnisch-sächsischen Gesandten in England und Holland und 1704 Prediger zu Dresden, von wo er 1708 nach Leipzig übersiedelte. Hier lehrte er bis 1730 orientalische Sprachen, hebräische Alterthümer, dogmatische, polemische, homiletische und Pastoraltheologie, ward dann Superintendent zu Lübeck u. † den 7. April 1767. C. machte sich besonders um biblische Philologie, Kritik und Alterthümer verdient u. legte, trotz der Mängel und Beschränktheiten, die ihm noch anhingen, den Grund zu manchen späteren und die Wissenschaft außerordentlich fördernden Untersuchungen. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind die „Introductio in libros canonicos bibliorum Vet. Test. omnes" (Leipzig 1721, 1731, 1757) und „Critica sacra Vet. Test." (3 Thle.,

das. 1728, englisch unter dem Titel „A defence of the hebrew bible, with some remarks of Moses Marcus", Lond. 1729). Johann Benedikt C., des Vorigen Bruder, 1675 zu Dresden geboren, † als Kreisamtmann zu Wittenberg 1739, ist bekannt als Herausgeber des „Neueröffneten Ehrentempels merkwürdiger Antiquitäten der Oberlausitz" (Bautzen 1719). Sein Sohn, Friedrich Benedikt C., 1702 zu Zittau geb., † als Professor des Natur- und Völkerrechts 1744 zu Wittenberg, ist Herausgeber und Hauptverfasser der „Acta jureconsultorum etc." (8 Thle., Wittenberg 1734—37) und „Nova acta jureconsultorum" (9 Thle., 1738—39). Johann Benedikt C., der Enkel des Professors der Theologie, Johann Benedikt, den 20. Mai 1720 zu Leipzig geboren, Theolog und ausgezeichneter Philolog, bestieg schon im 22. Jahre den Lehrstuhl der griechischen und römischen Literatur zu Leipzig und lieferte in seiner Schrift über den Stoiker Ariston Chius (Leipzig 1742) ein klassisches Werk an Belesenheit, Kritik und Darstellung. Von Leipzig ging C. 1748 als Professor der griechischen Sprache nach Helmstädt, wo er im folgenden Jahre auch einen theologischen Lehrstuhl übernahm. Später erhielt C. noch die Würden eines Abts zu Königslutter u. Landstandes des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel und † den 28. April 1803, nachdem er, wegen großer Schwäche der Füße, bereits 15 Jahre sein Studirzimmer nicht mehr verlassen hatte. Verdient machte er sich als grammatischer Ausleger der Bibel, durch seine vortrefflichen Programme und Vorlesungen in klassischem Latein.

Carracci, berühmte italienische Malerfamilie aus Bologna, Begründer einer Malerschule, welche die in Italien seit 50 Jahren immer tiefer von ihrer Höhe herabgesunkene Kunst wieder auf den Weg des Fortschritts führte. 1) Ludwig, 1555 zu Bologna geboren, eines Fleischers Sohn, hatte Neigung und Beruf zur Kunst, war aber im Denken und Thun langsam und bedächtig, weshalb Fontana, sein erster Lehrer, wie nachher Tintoretto in Venedig, ihm von einem Wege abriethen, auf welchem er sich zum Spott aller Künstler mache; C. aber blieb standhaft u. ging in seiner Weise langsam, aber immer vorwärts, getreu seinem Grundsatze, daß ein Jüngling nur gut arbeiten müsse, bis die Gewohnheit von selbst zur Schnelligkeit führe. Von Venedig, wo er besonders Tizian und Tintoretto studirt hatte, ging er nach Florenz, wo Andrea u. Passignano seine Muster wurden, und nun erst kehrte er als anerkannt guter Maler nach Bologna zurück. Aber ungeachtet seiner eigenthümlichen, durchgebildeten Kunstfertigkeit sah er sich doch von jedem großartigeren Wirkungskreis ausgeschlossen, der mächtigen Schule des Correggio gegenüber, und mußte sich einen Anhang zu gewinnen suchen, um im Kampfe gegen die herrschende Manier einem Verein von Kräften gebieten zu können. Er zog deshalb seine beiden Vettern, Augustin und Annibale C., die bereits eines ziemlichen Rufs genossen, an sich. Auch jetzt war der Kampf noch lange schwankend, ja, Ludwig und Augustin waren schon matt geworden u. wollten dem allgemeinen Strome folgen, als Annibale sie mit neuen Plänen vorwärts führte. Sie errichteten eine Malerakademie in ihrem Hause u. lockten dadurch die Kunstbeflissenen bald in solchen Schaaren an sich, daß die meisten übrigen Kunstlehrer, namentlich Calvaert, des größten Theils ihrer Schüler beraubt wurden. Ludwigs Bilder charakterisirt Stärke und Wahrheit im Ausdruck der Leidenschaften, fast immer geschmackvolle Gewandung, aber eben so häufig unangenehmes Kolorit. Seine besten Werke sind: die Vorstellungen aus der Geschichte des heiligen Benedikt und der Legende der heiligen Cäcilie, 7 Freskogemälde in dem berühmten Portikus von St. Michele in Bosco bei Bologna; die Verkündigung Mariä, ein großer Halbbogen in der Kathedrale zu Bologna. In letzterem Bilde sind einige unrecht gelegte Falten an dem durchsichtigen Gewande des übergroßen Erzengels Ursache, daß eine Verwechselung der Füße Statt findet; Ludwig C., der den Fehler zu spät entdeckte, als das Gerüst schon weggenommen war, soll sich darüber zu Tode gegrämt haben. Große Anerkennung fanden seine vielen Werke in der Gallerie zu Bologna; besonders schön gedacht, einfach u. glücklich durchgeführt ist seine Kreuzigung der heiligen Margaretha in St. Maurizio zu Mantua. Gutes besitzen von ihm die Museen zu Berlin, München, Wien, die Eremitage von St. Petersburg und englische Sammlungen. Die Gemälde in St. Michele zu Bosco sind durch den Stich verbreitet erschienen unter dem Titel: „Il claustro di S. Michele in Bosco, descritto de C. Malvasia ed. intagl. da G. Giovanni" (Bologna 1696, 2. Ausg. von Zanotti 1776). C. war auch Kupferstecher und seine Blätter sind wegen der meisterhaften Zeichnung und des sicheren Stichs von Werth, doch stehen sie denen seiner Vettern nach. Er † 1619.

2) Augustin, Maler und Kupferstecher, eines Schneiders Sohn, 1557 oder 1558 zu Bologna geboren, war zum Goldschmied bestimmt u. widmete sich erst später ganz der Kunst, beschränkte sich aber nicht bloß auf die Malerei, sondern war auch in den gelehrten Wissenschaften bewandert, namentlich galt er für einen tüchtigen Mathematiker, Philosophen und Dichter. Er u. sein Bruder Annibale, der in Beziehung auf Kenntnisse und Bildung sein Gegenbild war, standen stets in gereizter Stimmung einander gegenüber, ja, Augustin gab, vom Spott des Bruders tief gekränkt, einige Zeit die Malerei auf u. legte sich ganz auf den Grabstichel. Als nun aber Annibale nach Parma ging, um dort sein Glück zu versuchen, erwachte durch die Trennung die brüderliche Liebe wieder und Annibale bot die Hand zur Versöhnung. Als aber nicht lange nachher die Karthäuser zu Bologna einem Bilde C.'s, „die Kommunion des heiligen Hieronymus", den Vorzug vor den Leistungen aller übrigen Mitbewerber, worunter auch Annibale, zusprachen, entbrannte die kaum gestillte Eifersucht aufs Neue, u. zwar auf so feindliche Weise, daß ihr eine neue Trennung folgen mußte. Aber auch diesmal führte gegenseitiges Bedürfniß die Brüder wieder zusammen. Annibale, der in Rom in der Farnesina arbeitete, zog den Bruder wieder zu sich. Beide und Agucchi wirkten nun gemeinschaftlich

an der berühmten Gallerie, die dem Namen C. einen neuen Lorbeer zubrachte. Augustin malte hier auch die Fabel von Cephalus und der Galathea, höchst anmuthige Bilder, die den Beschauern das Urtheil abzwangen, daß sich in der Farnesina der Kupferstecher als ein trefflicherer Maler, als Annibale, gezeigt habe. Des Letzteren leidenschaftliche Ausbrüche erreichten nun den höchsten Grad, Augustin verließ Rom und wendete sich nach Parma. Als ihm auch hier ein noch heftigerer Gegner in dem Bildhauer Moschino entgegentrat, verzehrte den unglücklichen Künstler der Gram. Er † 1602 (n. And. 1605), als er eben im Begriff war, nach Genua zu reisen, wo sich freundlichere Aussichten für ihn eröffnet hatten. In der von Ludwig gestifteten Malerschule übernahm Augustin den Unterricht über Perspektive und Baukunst. Man hat von Augustin C. nur wenige Gemälde, und auch von diesen athmen nur wenige den poetischen Geist, den er sonst in sich trug. Sein bestes Werk ist die angeführte Kommunion, die als Opfer französischen Kunstraubs nach Paris zog. Gute Farbenbilder besitzt auch die Gallerie des Grafen von Thurn zu Wien. Außerdem befindet sich Mehres in Berlin, München (Pinakothek), London, St. Petersberg (Eremitage). Einen wichtigen Abschnitt macht C. in der Geschichte der Kupferstecherei in Italien. Er strebte zuerst auf ein geregeltes Schraffiren hin und bildete die Technik des Stiches aus. Auch hat man es ihm zu verdanken, daß sich durch die Ausbildung des Schraffirens, der Strichlagenverbindungen und durch die Uebung, die Striche selbst auf das Mannigfaltigste nach den Erfordernissen des Gegenstandes, welcher gestochen werden soll, zu beugen und zu schwingen, der Kreis der Wirksamkeit u. Aufgaben für die Kupferstecherkunst außerordentlich erweiterte. Unter C.'s Stichen muß man aber diejenigen unterscheiden, auf welche sein früherer Meister, Dom. Tibaldi, Einfluß hatte, und wieder diejenigen, welche in der niederländischen Stichmethode ausgeführt und mehr C.'s freie Wahl sind. Seine besten Blätter sind nach Tintoretto, Correggio und nach seinen eigenen Erfindungen gestochen. Augustin C. gab auch ein Zeichenbuch heraus, in 81 Blättern, die der freien Ausführung wegen von Gori und Andern dem Augustin selbst beigelegt wurden; allein der Stich derselben gehört größtentheils dem Ciamberlano und einige auch dem F. Bricci an.

3) Annibale, des Vorigen Bruder, kann als Hauptstifter der Schule angesehen werden, da er sowohl durch seine Energie bei ihrem ersten Auftreten, wie durch seine Meisterwerke das Gedeihen und Ansehen derselben schuf und befestigte. C. ist 1560 zu Bologna geboren u. trieb anfangs das Handwerk seines Vaters. Im Verkehr mit der untersten Volksklasse aufgewachsen, war ihm der Sinn für die edleren Genüsse der Gesellschaft, für feinen Umgang, ja sogar der Sinn für Wissenschaft und Poesie verloren gegangen; in keiner Weise, ausgenommen in seiner Kunst, konnte er sich je über seine Herkunft erheben. Der unedlen Kämpfe mit seinem Bruder ist bereits gedacht; auch sie waren ein Ausfluß dieser bedauernswerthen Seite seines reichbegabten Naturells. Annibale begann seine künstlerischen Studien unter der Leitung seines Vetters Ludwig, studirte dann seit 1580 in Parma drei Jahre lang die Meisterwerke Correggio's und machte sich dessen Styl so zu eigen, daß selbst Tizian, den er später zu Venedig studirte, nur wenig Einfluß auf ihn ausüben konnte. Mehr wirkten die Gemälde des Paul Veronese auf ihn ein, denn ihre Farbenpracht drang begeisternd in sein durch Correggio musikalisch gestimmtes Gemüth; aber Allegri's Tiefe behauptete auch über den Glanz des Paolo die Oberhand. Als C. auf die Einladung des Kardinals Farnese 1600 nach Rom kam, war sein Styl bereits so ausgebildet, daß er nur der Zugabe eines durch das Studium der Antike geläuterten Geschmacks bedurfte. C. studirte sie, wurde aber bald von Michel Angelo und Raphael mehr und zwar so hingerissen, daß sogar Correggio u. Paolo vor ihnen sanken. Ein neues Studium begann, und es mag allerdings, wie Kunstkenner behaupten, in den Gemälden, welche in dieser Zeit des Schwankens und Uebergangs entstanden, scheinen, als ob er durch den neuen Fortschritt im Malerischen selbst verloren habe. In jüngern Werken wußte er aber seine früheren Studien mit den späteren herrlich zu vereinigen. Uebrigens erreichte C. keines seiner Vorbilder, aber durch die gewandte eklektische Weise, mit welcher er ihre einzelnen hervorragendsten Vorzüge in seinen Bildern vereinigte, leistete er mehr, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Auch im Zeichnen brachte er es bis zur Meisterschaft; sämmtliche Zöglinge der carracci'schen Schule, welche in Rom unter Annibale arbeiteten, thun sich auch hierin vor Ludwigs Schülern auffallend hervor. In der Richtigkeit der Zeichnung übertraf er sogar Raphael; nur in der höheren, positiven Vollkommenheit der Zeichnung bleibt er weit unter ihm stehen. Auch an C.'s Figuren erkennt man gar zu oft das akademische Modell. Im Nackten gibt C. ebenfalls mehr einen richtigen Kanon der menschlichen Gestalt, als einen wahrhaft lebendigen Begriff derselben: es mangelt seinen Bildern das feinere gefällige Spiel der Muskeln, welches man in der Natur bemerkt u. wodurch sich das inwohnende Leben vornehmlich kund gibt. Ebenso zeigen seine Figuren weder großartigen Charakter, noch Grazie. Den höchsten Begriff von dem Kunstverdienst der C.'s geben die für das Haus Farnese vollendeten Werke Annibale's, seines Bruders u. ihrer Schüler. Die Aufgabe in dem farnesischen Saale war groß, u. Annibale arbeitete, trotz seiner ungewöhnlichen technischen Fertigkeit, 7 Jahre daran. An den gewölbten Decken und in den beiden großen Bogenfeldern erblickt man den Triumph des Bacchus mit Ariadne, die Geschichte der Galathea und des Cephalus, Aurora, dann Juno mit dem Gürtel der Venus, Diana und Endymion, Hercules bei Jole, Venus mit Anchises; dazwischen noch eine Menge kleiner Gemälde, zum Theil einförmig, u. meist eben so fröhliche, nackte, üppige Darstellungen aus Ovid u. anderen Mythologen, Vorstellungen, von denen viele klassische Vollendung tragen. Das Werk fand ungemessenen Beifall, und insbesondere fand C. übertriebene Anerkennung. Die geringste Anerken-

nung erhielt C. jedoch von den Farnese's selbst. Ein Spanier, Juan de Castro, ein Günstling des Kardinals Odoardo Farnese, überredete diesen, daß 500 Thaler für die Arbeit genügten. C. fühlte sich dadurch so beleidigt, daß er die Werkzeuge seiner Kunst weit von sich schleuderte und 1609 zu Rom in der Blüthe seiner Jahre †. Außer dem genannten großen Werke hinterließ C. viele Oelbilder. Zur Zeit Napoleons kamen an 30 carracci'sche Gemälde aus Italien nach Frankreich, darunter auch die Himmelfahrt Mariä; nach der Zurückgabe der entführten Kunstschätze 1817 befanden sich noch 24 Gemälde von den C.'s in dem pariser Museum. Dresden besitzt, außer dem heiligen Rochus, noch mehre andere Werke von unserem Künstler. Viel Vortreffliches ist in den Gallerien Wiens u. in Berlin, wo besonders die 4 Apostel geschätzt werden; mehre Gemälde Annibale's sind in England zerstreut. Etliche schöne Werke von ihm findet man auch in der Eremitage zu St. Petersburg, darunter Christus u. die Samariterin, welches Bild dem größeren in Gotha gleichen dürfte; auch 3 Landschaften sind in der Eremitage. Mehre andere seiner Bilder findet man noch in verschiedenen Kirchen und Gallerien des In- und Auslandes. Schließlich erwähnen wir der herrlichen Fresken im Palaste Farnese zu Parma, welche, von einem vormaligen Herzog des anstößigen Gegenstandes wegen übertüncht, vor einigen Jahren abgedeckt wurden. Diese Gemälde, von deren Daseyn man zufällig Kenntniß erhielt, stehen den berühmten Bildern der Farnesina in Rom an Verdienst nicht nach. Auch sind die Gegenstände nicht so unmoralisch, daß sie ihre Vernichtung rechtfertigen könnten. Annibale C. hat auch in Kupfer gearbeitet. Die ersten Arbeiten von 1581—82 sind sorgfältig gestochen und denen des Augustin ähnlich, weswegen man sie lange für Werke des Letzteren hielt. Gegen 1592 hat er sich der Radirnadel bedient und des Stichels nur zur Vollendung der Platten. Sie sind mit A. C. oder dem Namen des Künstlers bezeichnet. Auch sind sie der verständigen und geschmackvollen Behandlung wegen sehr gesucht, nur muß man sie nicht mit jenen des Bellavia verwechseln. Von C. finden sich auch mehre Zeichnungen, u. A. ein männlicher Kopf in Rothstein. Annibale's farnesische Gallerie ist auch durch Kupferstiche bekannt, unter dem Titel: „Galeria nello palazzo del duca di Parma in Roma, dipinta da An. Carracci, intagliato da C. Cesio" (Rom 1657, 30 Blätter außer dem Titel); dem Werke ist gewöhnlich die „Galeria del palazzo Panfilo" beigebunden. Diese Gallerie hat auch J. Belly in 32 Blättern radirt. Basan veranstaltete davon eine Sammlung von 37 Blättern, die F. Poilly gestochen, u. N. Mignard zeichnete und stach 7 Blätter nach Annibale's Gemälden im Palaste Farnese. Ein anderes Werk führt den Titel: „Galeriae Farnesianae icones Romae in aedibus ducis Parmensis ab An. Carracci coloribus expressae a P. Aquila del. et inc." (Rom, 21 Blätter ohne die 3 Titelkupfer). Diesem Werke sind gewöhnlich die „Imagines Farnesini cubiculi", 13 Blätter, nach C. von P. Aquila, beigebunden. Die neue Ausgabe der „Galeriae Farnes. icones" ist von 1753, in 33 Blättern. Le Fevre hat die farnesische Gallerie auf 20 Bl., Volpato und Bettelini dieselbe auf 6 Bl. gegeben. Andere Sammlungen nach Annibale's Werken sind: „Diverse figure al numera diottanta, disegnate di penna nell' hore di ricreazione da An. Carracci, intagl. da S. Guilino" (Rom 1646); „Le Arte di Bologna originali, disegnate da lui, intagl. da S. Guilino, e public. da C. Ant. Fosarelli" (das. 1646).

4) Franz, Maler und Kupferstecher, Augustins u. Annibale's jüngerer Bruder, genannt Franceschino, lernte bei seinem Vetter Ludwig und hatte ein treffliches Talent zum Zeichnen und Malen, doch desto weniger Bescheidenheit. Er wagte es, seinem Meister eine Schule entgegenzustellen, und schrieb über die Thür: „Questa è la vera scuola dei Carracci" (dies ist die wahre Schule der C.). Später ging er nach Rom, wo er anfangs beifällig aufgenommen wurde. Er † im Siechhause 1622 in einem Alter von 27 Jahren. Seine Blätter sind mit F. C. und F. C. S. bezeichnet.

5) Anton C., Maler, Augustins natürlicher Sohn, zu Venedig 1583 geboren, widmete sich unter Leitung seines Vaters der Kunst und ward nach dessen Tode von Ludwig C. nach Rom berufen. Er † schon 1618, und daher sind seine Werke nicht zahlreich. Einige sind im päpstlichen Palaste und in S. Bartolomeo; etliche bewahrt man als Seltenheiten in Gallerien.

Carrä (Carrhä), Stadt in Mesopotamien, südöstlich von Edessa, mit einem uralten Tempel des Mondes; hier erlitt 53 v. Chr. Crassus jene totale Niederlage durch die Parther. C. ist das Charan oder Haran der Bibel (1. Mos. 11, 31), von wo Abraham nach Palästina zog; jetzt Haran.

Carragaheen (auch Caraghaen, engl. Sphaerococcus crispus *Ag.*, ein Seetang (Fucus *L.*) der in der Nordsee sehr häufig vorkommt und spannenlange, braunrothe, flache, gabelige u. sehr krause Stengel mit schmalen, keilförmigen Einschnitten und halbrunden, stiellosen Kapseln auf der Scheibe gegen das Ende bildet. Getrocknet ist er gelblichweiß, biegsam, fast hornartig. Er gibt beim Kochen sehr reichlich eine dicke Gallerte und dient den Küstenbewohnern in Irland schon längst als Nahrung. In neuerer Zeit wird er als Arzneimittel, in Abkochung, besonders bei Tuberkelschwindsuchten der Lunge häufig angewendet. Vergl. Algen.

Carrago, s. Wagenburg.

Carrara, Stadt in dem seit 1829 zu Modena gehörigen Herzogthum Massa-Carrara, unweit des Meers in einem fruchtbaren, fast kesselförmigen, rings von den zackigen Marmorbergen des apuanischen Apennins (Alpi apuane) umgebenen Thale, ist besonders durch seine Marmorbrüche berühmt. Der Reichthum an Marmor ist so groß, daß Fenstereinfassungen, Thürpfosten, Schwellen und Treppensteine der Häuser aus gewöhnlichem weißen Marmor bestehen. Mehre Hauptgebäude der Stadt sind ganz aus Marmor aufgeführt oder doch damit bekleidet, wie die reiche Kirche der Madonna, delle Grazie und S.-An-

drea. Unter den öffentlichen Plätzen ist der Piazzo Alberigo mit einem schönen Brunnen zu nennen. C. ist Sitz einer von Napoleon gestifteten Bildhauerakademie, deren erster Direktor der Florentiner Bartolini war. Außerdem befinden sich die Ateliers einer Menge auswärtiger Künstler hier, die die Marmorblöcke hier punktiren lassen, oft wohl auch ganz ausführen. Die 8000 Einwohner beschäftigen sich, außer mit Landbau, nur mit dem Brechen, Bearbeiten und Transportiren des bald feinen, weißen (statuarischen), bald schwarzen, gelben und grünlich aderigen Marmors, der, seit 2000 Jahren bekannt, in alle Länder Europa's, nach Asien, Afrika und Amerika verschickt wird und als der beste zu Bildhauerarbeiten sich bewährt. Der weiße Marmor (bei den Römern Marmor Junense) wird besonders bei dem Dorfe Torano und weiter in den cave de Polvaccio gebrochen. Die jährliche Ausfuhr aus dem kleinen Hafen Lavenza beträgt etwa 100,000 Centner im Werthe von mindestens 200,000 Thalern. C. ist Geburtsort der Bildhauer Pietro Tacca und des noch lebenden P. Tenerani in Rom.

Carreau (franz.), ein Gegenstand in Form eines Vierecks, besonders in der französischen Karte, s. Spielkarten.

Carrel, Armand, französischer Publicist u. Haupt der republikanischen Partei, war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Rouen und 1800 geboren. Er sollte nach gutem alten Herkommen in des Vaters Fußstapfen treten, verließ aber gegen den Willen desselben das älterliche Haus und trat als Freiwilliger in den Kriegsdienst. Der Oberst seines Regiments erkannte in C. den vielversprechenden Jüngling aus guter Familie, versöhnte ihn mit seinem Vater und eröffnete ihm die Militärschule von St. Cyr. Hier fand sein ernster Sinn die gewünschte Nahrung, aber schon hier konnten die militärischen Wissenschaften allein seinen Drang nach ausgebreiteter Thätigkeit nicht befriedigen; geheime politische Vereine, die mit der Restauration u. Napoleons gänzlichem Fall wie Pilze aufschossen, fanden an ihm ein feuriges Mitglied. Gegen Ende 1819 wurde C. aus der Kriegsschule entlassen und als Unterlieutenant zu dem 29. Infanterieregiment versetzt, das in Béfort und Breisach in Besatzung lag. In ersterem Ort kam 1820 eine Verschwörung zum Ausbruch, in welche C. mit verwickelt war. Unterdrückung und Strafe traf Unternehmung und Unternehmer, und nur C. kam, seiner Jugend wegen, mit leichter Ahndung davon, wurde aber mit dem Regimente nach Marseille verlegt. Er verließ nach einiger Zeit dasselbe u. trat zu Barcelona in das von Mina aus italienischen und französischen Flüchtlingen gebildete Freicorps. Mina's Corps mußte jedoch in Folge einer Kapitulation zu Lleos die Waffen strecken und C. gehörte zu den Kriegsgefangenen, welche nach Frankreich abgeführt wurden, denen aber der französische General Damas durch seine Kapitulationsunterschrift das Leben gesichert hatte. Dennoch ward C. zu Toulon vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, weil er die Waffen gegen sein Vaterland getragen habe. Ein Formfehler im Urtheil rettete ihn, ein zweites Kriegsgericht beging denselben Fehler, u. erst ein drittes sprach ihn, nachdem er ein Jahr im strengsten Gewahrsam gehalten worden war, frei. C. begab sich nun nach Paris, kam in nähere Bekanntschaft mit Thiers, Mignet und Augustin Thierry, schloß sich besonders Letzterem an und schrieb auf dessen Rath ein beifällig aufgenommenes Resumé der Geschichte von Schottland, dem er 1827 eine Darstellung der Kontrerevolution in England unter Karl II. und Jakob II. folgen ließ, ein Werk, das, wie Guizots Geschichte der britischen Revolution, nur im entgegengesetzten Sinn, Parallelen zog zwischen französischen und britischen Zuständen und eine Parteifahne aufsteckte. Mit Mignet und Thiers verband er sich 1830 zur Herausgabe des „National“, der in kurzer Zeit an der Spitze aller Oppositionsjournale stand und bestimmt war, nicht lange nachher auch an der Spitze einer Revolution zu stehen. Als in Folge der Juliordonnanzen Thiers und Mignet sich zurückzogen, trat C. allein an die Spitze des „National“ und bei ihm und auf seine Veranlassung wurde am 26. Juli die Protestation der Herausgeber und Redaktoren der Journale unterzeichnet, die der erste Anfang des Widerstandes war, und noch als der Kampf bereits in den Straßen wüthete, fand C. Mittel und Wege auf, seinen „National“ unter das Volk zu bringen, der die Bürger zum Kampf aufrief. Nach dem Siege ward C. zunächst in die Bretagne geschickt, wo er seinen durch Familienverbindungen gehobenen Einfluß geltend machen sollte, und nach seiner Rückkunft nach Paris bot man ihm die Präfektur im Departement Cantal in der Auvergne an, die C. jedoch ausschlug. Er blieb Redakteur des „National“, in dem er nun mit eiserner Folgerichtigkeit die Konsequenzen des durch die Revolution zur Herrschaft erhobenen Grundsatzes der Volkssouveränetät entwickelte u. die Gewalthaber Schritt für Schritt auf jeder Abweichung begleitete, die sie sich von den Grundsätzen der Revolution erlaubten. Diesen, auch seinen, Grundsätzen getreu anerkannte er nur das Volk als Souverän von Frankreich, schlug deshalb die Ehrenstelle eines Offiziers der Nationalgarde aus und wies die Julidekoration zurück, weil keinem Könige von Frankreich er einen Eid leisten und sich verbinden wollte. C.s politisches Glaubensbekenntniß lautete: die Republik im Innern und eine republikanische Propaganda nach außen. C. war der gefährlichste Gegner der Regierung durch die Wärme des Gefühls und die Gluth der Empfindungen, die seinen Darstellungen, weil sie aus dem Innersten quollen, durchaus zu eigen war. Mit siegendem, unerbittlichem Scharfsinn deckte er Tag vor Tag die Inkonsequenzen und Mißgriffe der Machthaber auf, keine neue oder alte Ordnung der Dinge entging seinem rastlos spürenden Verstande, und die Art und Weise, wie er sie mit grellem Lichte von den wirksamsten Stellen beleuchtete, mußte auch dem Blödsinn die Augen öffnen. Dabei hielt er sich fern von allem geheimen Treiben und Verschwörungen, der durchaus unbescholtene Ruf seiner Ehrenhaftigkeit war seine sichere Veste; u. gerade die Unangreifbarkeit seiner Stellung war es, die die Männer der Staatsgewalt mit dem grimmigsten Haß ge-

gen ihn erfüllte: denn gerade diese rührende Treue C.s zu dem Panier, dem er einmal geschworen, war ein ewiger Vorwurf für ihre eigene Treulosigkeit. Hinlänglicher Kampf für einen ganzen Mann zog ihm fortwährend die Redaktion des „National" zu, und nie war die Gefahr, in der C. schwebte, drohender, als nach den Juniunruhen von 1832, wo man Paris in Belagerungszustand versetzte, um alle Feinde der Regierung mit Einem Schlage zu vernichten; der erste Schlag geschah nach C. Die Ordonnanz war kaum erschienen, so umzingelten Agenten der Polizei seine Wohnung und das Bureau des „National", um ihn in den Kerker zu führen, u. dieser Befehl, C. vor ein Kriegsgericht zu stellen, wurde gegeben, als Thiers, C.s alter Freund und Mitredakteur am „National", eben Minister war. Ein Zufall rettete C. vor dem Kerker und vor dem Urtheil des Kriegsgerichts; in sicherer Verborgenheit arbeitete er in seiner gewohnten Weise an seinem Blatte fort, bis er endlich in Folge der durch den Kassationshof ausgesprochenen Aufhebung des Belagerungszustandes zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurückkehren konnte. Nicht dem Kriegs=, sondern dem ordentlichen Gerichte sich zu stellen war C. bereit; aber dieselbe Behörde, die den Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen hatte, die ihn vor einem Kriegsgericht haben wollte, gab jetzt, aus mangelndem Grund zu einem gerichtlichen Verfahren, die Anklage völlig auf: nur den Geranten des Journals zog man wegen mehrer, angeblich straffälliger Aufsätze zur Rechenschaft, aber das Geschwornengericht sprach am 29. Aug. 1832 auch diesen frei. Von geringerem Belang, obgleich auch politischen Ursprungs, waren damals verschiedene Ehrenhändel, welche Legitimisten und Republikaner mit den Waffen an einander hetzten, und schwerlich würden sie weiter beachtet worden seyn, wenn nicht C. selbst sich bewogen gefunden hätte, für einen verwundeten und aufs Neue geforderten Kollegen den Handschuh aufzunehmen. C. erhielt in dem Degenduell, am 2. Febr. 1833, eine gefährliche Wunde in den Unterleib. Sein Edelmuth verließ ihn auch in den größten körperlichen Leiden nicht, denn kaum hatte er erfahren, daß man seinen Gegner verhaftet habe, so wandte er sich an den Minister Thiers, um von ihm, als die erste und die letzte Gunst, die er ihm erzeigen könne, die Freilassung des Verhafteten zu erbitten. Für C. aber sprach sich die allgemeine Theilnahme so unzweideutig aus, daß die angesehensten Männer aller Parteien persönlich Erkundigungen über seinen Zustand einzogen, daß Bulletins ausgegeben werden mußten, um den Zudrang der Fragenden zu befriedigen, ja, daß man die Gefahr, in der sein Leben schwebte, für ein Nationalunglück erklärte. Im folgenden Jahre erhoben sich neue Verfolgungen der Regierung gegen den „National", die auch gegen das in einen „National de 1834" umgetaufte Blatt fortgesetzt wurden. Drei von den Herausgebern des „National" saßen bereits im Gefängnisse; C., der zuletzt selbst die Verantwortlichkeit übernommen hatte, fühlte sich krank, als der Spruch des obersten Gerichtshofes ihn gleichfalls zu 6monatlicher Gefängnißstrafe verurtheilte; unter diesen Umständen schien es erlaubt, der Vollziehung des Urtheils durch seine Entfernung auszuweichen. Er ging nach London, erklärte aber zugleich, daß er, sobald er wieder hergestellt seyn würde, nach Paris zurückkehren und sich der über ihn verhängten Strafe unterwerfen wolle. In den ersten Tagen des Oktobers war er wieder in Paris und setzte sogleich die Polizei von seiner Ankunft in Kenntniß. Seine Verhaftung, obwohl dieselbe vorherzusehen war, machte großes Aufsehen, weil man bei der hohen Achtung, in der sein Name stand, es sich nicht denken konnte, daß die Behörden gegen ihn dieselben Formen anwenden würden, wie gegen jeden gewöhnlichen Verbrecher. Den unglücklichen Ausgang der republikanischen Schilderhebung im April 1834 sah C. voraus; als aber die Schlacht geschlagen und, wie er es vorhergesagt, verloren war, trat er muthig in die Bresche und vertheidigte, was von den Freiheiten der Nation noch übrig war, mit unerschütterlicher Ausdauer und mit heldenmüthiger Kühnheit. Die Pairskammer wurde damit beauftragt, die gefangenen Republikaner zu richten. Der „National" erhob sich gegen die Ungerechtigkeit und Gesetzwidrigkeit eines solchen Verfahrens mit einer Kraft, vor der „die alten Senatoren Bonaparte's, seine übel berüchtigten Marschälle und Generalprokuratoren, die neuen Adeligen der Restauration, ihre drei oder vier Generationen von Ministern" auf ihren Sitzen erbebten. C.s Freund, Rouen, der die Verantwortung für den Aufsatz übernommen hatte, wurde vor die Schranken der Pairskammer geladen. Der Angeklagte wählte C. zu seinem Sachwalter, und dieser, der in Folge seiner früheren Verurtheilung sich noch im Gefängnisse von St.=Pelagie befand, erhielt die Erlaubniß, seinen Freund zu vertheidigen. Aber C. erschien am 16. December 1834 vor der Pairskammer nicht als Vertheidiger eines Angeklagten, sondern als Ankläger; die Richter wurden durch ihn in die Lage von Angeklagten versetzt, und er selbst nahm die Stelle des Richters ein. Er sprach von der Pairskammer seit der Zeit ihrer Errichtung, von den Veränderungen, die sie erfahren, von dem politischen Charakter, den sie von Anfang gehabt habe, und verweilte bei dem Tode des Marschalls Ney, der diesen Charakter bezeichne. „Ich kenne Euch", rief er aus, „Ihr seyd die Richter des Marschalls Ney! die Restauration hat nicht alle Schuld dieses blutdürstigen Erkenntnisses mit sich hinweggenommen!" Als ihn der Präsident hier unterbrach und ihm drohte, die Strenge der Gesetze gegen ihn anzurufen, wenn er fortfahre, die Mitglieder der Pairskammer zu beleidigen, entgegnete er mit erhobener Stimme: „Wenn in diesem Umkreise Männer sitzen, die das Todesurtheil gegen den Marschall Ney unterzeichnet haben, so mögen sie als Kläger gegen mich auftreten. Ich werde mich der Verantwortung meiner Worte nicht entziehen. Ich bin stolz darauf, der Erste zu seyn, der hier im Namen Frankreichs gegen jenen verabscheuungswürdigen Mord protestirt". Lauter Beifall erscholl von den Tribünen; der Präsident entzog dem Vertheidiger das Recht, weiter zu sprechen: aber mitten unter den Pairs erhob sich einer der Waffenbrüder des Marschalls, der General Ex=

celmans, der 1815 der letzte unter Frankreichs Heerführern die Waffen niedergelegt hatte: „Ich theile die Ansicht des Vertheidigers. Ja, die Verurtheilung des Marschalls Ney war ein gesetzloser Meuchelmord!" Ein ungeheurer Tumult folgte auf diese Erklärung; die Vertheidigung wurde unterbrochen, und die Pairskammer, ohne dieselbe bis zum Schlusse anzuhören, verurtheilte den Geranten des „National" zu einer Geldstrafe von 10.000 Franken und zu 2 Jahren Gefängniß. Man kann wohl sagen, daß in dieser Sache der „National" ganz Frankreich auf seiner Seite hatte. Die Journale aller Farben, die legitimistischen wie die liberalen, sprachen sich in den bittersten Ausdrücken über das Urtheil der Pairskammer aus. Die Geldbuße von 10,000 Franken war in wenigen Tagen durch öffentliche Unterzeichnungen gedeckt, u. der „National" machte mit gerechtem Stolze die Liste bekannt, welche die ersten Namen Frankreichs enthielt. Die Anklagen gegen den „National", bald vor den Geschwornengerichten, bald vor den Gerichtshöfen ohne Geschworene, folgten so unablässig auf einander, daß die Absicht der Verfolgung keinen Zweifel zuließ. Von den Gerichtshöfen wurde eine Verurtheilung nach der andern ausgesprochen; die Geschworenen erwiesen sich jedoch weniger gefällig. Nur ein einziges Mal, im Juli 1834, hatte das Geschwornengericht den „National" wegen eines Aufsatzes über die Wahlen zu Rouen einer Ueberschreitung der gesetzlichen Schranken der Preßfreiheit schuldig erklärt, und der damalige Gerant Scheffer mußte deshalb auf 6 Monate ins Gefängniß wandern. In den meisten andern Fällen war eine Anklage vor dem Geschwornengerichte ein sicherer Triumph für den „National", und nicht selten eine wahre Niederlage für die Regierung. Eine empfindliche Lehre wenigstens für die Regierung war die Freisprechung des „National" in dem Prozesse, der am 25. Februar 1835 dem republikanischen Blatte wegen eines Aufsatzes gemacht war, welcher die bekannte konstitutionelle Ansicht entwickelte, daß dem Fürsten zwar die Regierung, aber nicht die persönliche Leitung der Staatsgeschäfte zustehe. C., der als Vertheidiger des „National" auftrat, machte mit vielem Glücke die Thatsache geltend, daß der Minister Thiers unter der Restauration dieselbe Ansicht im „National" mit ungleich größerer Schärfe und Bitterkeit durchgeführt habe, ohne daß es deshalb irgend Jemandem eingefallen wäre, ihn gerichtlich zu verfolgen. Der Mordanschlag des Korsen Fieschi gab zu neuen Verfolgungen und auf völlig leere Verdachtsgründe hin sogar zu einer achttägigen Verhaftung C.s Veranlassung. Vergeblich kämpfte er mit aufopfernder Kühnheit gegen die Ausführung der berüchtigten Septembergesetze, die die Regierung in den Stand setzten, Alles, was in Frankreich von Freiheit noch übrig war, zu vernichten. C. sah sich dadurch genöthigt, die Polemik des „National" auf jenen engen Kreis zu beschränken, in dem alle übrigen liberalen Blätter sich hielten, weil ihr Blick über die gegebenen Formen der bestehenden Ordnung nicht hinausreichte. Der kühne Zorn seiner Rede verstummte; statt dessen wurde der Grundton seiner Darstellungen eine kalte Verachtung, die alle Kräfte seiner Seele lähmte. In Folge unwürdiger Angriffe des Publicisten Emil de Girardin gegen den „National" und C.s Person kam es zwischen beiden zu einem Duell, das am 22. Juli 1836, Morgens um 8 Uhr, in dem Gehölz von Vincennes Statt fand. C. feuerte zuerst u. verwundete seinen Gegner leicht in den Schenkel. Girardin, der mehr durch den Schrecken als durch die Wirkung der Kugel niedergestürzt war, erhob sich, um seinerseits zu feuern, und seine Kugel traf C. tödtlich in den Unterleib. Zwei Tage lang lag der Schwerverwundete in furchtbarem Todeskampfe, bis er endlich am 24. Juli in einem Landhause zu St.-Mandé, wohin seine Freunde ihn gleich nach seiner Verwundung gebracht hatten, verschied. Seine letzten Worte waren: „Frankreich, Freunde, die Republik, Freiheit!" Am 25. Juli wurde seine Leiche auf dem Kirchhofe von St.-Mandé zur Erde bestattet. Ungeachtet des ungünstigen Wetters hatten sich über 10,000 Menschen aus Paris zu seinem Leichenbegängniß herangedrängt. Männer aller Meinungen ehrten in C., wenn sie auch seine Ansichten nicht theilten, den edlen Charakter, das seltene überlegene Talent. Chateaubriand stürzte am Grabe weinend dem hochbejahrten Vater in die Arme, dessen wankende Schritte von einem seiner jüngern Söhne unterstützt wurden. Die in Paris anwesenden liberalen Deputirten, Laffitte, Arago, Cormenin, Garnier-Pagès und viele Andere folgten der Leiche. Ueber dem Grabe sprachen seine Freunde Scheffer und Graf Thibaudeau, die mit ihm den „National" herausgegeben, wenige herzliche Worte, die durch ihre eigenen Thränen und durch die Thränen der Umstehenden unterbrochen wurden. Ein Denkmal von David, dem Gleichgesinnten, schmückt jetzt seine Ruhestätte.

Carrer, Luigi, einer der beliebtesten neuern Dichter Italiens, geboren zu Venedig 1801, verlebte seine erste Jugend an den Ufern der Piave, deren Naturschönheiten auf sein schon früh hervortretendes Dichtertalent glücklich einwirkten. Seine ersten Dichtungen (Clotaldo ꝛc.) gehörten der romantischen Richtung an, namentlich waren es Schillers dichterische Schöpfungen, die er mit großem Eifer studirte und nachzuahmen suchte. Im Jahre 1830 wurde er Professor der Philosophie zu Padua, wo er gesammelte Sonette, Oden und Balladen unter dem Titel „Poesie" (Padua 1832, 8. Aufl. 1845) herausgab. Von 1833—42 redigirte C. das literarische Journal „Il Gondoliere" zu Venedig, wo das Municipium ihn gleichzeitig zum Professor an der technischen Schule und zum Direktor des Museums ernannt hatte. Im J. 1837 erschienen von ihm „Prose e poesie" (4 Bde., Venedig 1837); dann gab er außer den „Apologhi" (das. 1841) sein gelesenstes Werk „L'Anello di sette Gemme" (der Ring der sieben Edelgesteine) heraus (das. 1838), worin er im dichterischen Gewande die Geschichte und die Sitten Venedigs schilderte. Außerdem erwarb sich C. noch besondere Verdienste theils durch das Sammelwerk „Il novelliste contemporaneo italiano e straniero" (Padua 1836—38), theils durch die Veranstaltung des „Dizionario di conversazion e della letteratura" (Venedig

1837 fg.), sowie nicht minder durch Herausgabe einiger Werke der ältern italienischen Literatur. Zu letztern gehören außer den „Poesie edite ed inedite di Ugo Foscolo" (Venedig 1840) die „Rime" des Petrarca (2 Bde., Padua 1826—27 und 1837) mit Anmerkungen; ferner die „Lirici italiani del secolo XVI" (Venedig 1836), Bojardo's „L'Orlando innamorato" (2 Bde., das. 1842), Giov. della Casa's „Prose e poesie scelte" (das. 1844), des Kardinals Bembo „Lettere scelte" (das. 1845), die „Satire" Michel Angelo Buonarotti's (das. 1845) und andere. Auch veröffentlichte er einen geschätzten „Saggio sulla vita e sulle opere di C. Goldoni" (3 Bde., Ven. 1824). C. † am 23. December 1850 nach mehrjährigem Leiden. C. ist ein moderner Dichter in der vollen, aber zugleich in der guten Bedeutung des Worts. Mit entschiedenem Glück hat er sich in mehren Gattungen versucht, im Hymnus nach Manzone, in der Ballade und Romanze nach Bennet, in der poetischen Erzählung nach Grossi. In keiner Gattung ist er Nachahmer, obgleich der Einfluß seiner Vorgänger, wie der für die ganze neuere Literaturepoche so bestimmende Einfluß Foscolo's, bei ihm nicht zu verkennen ist, obgleich man auch fremde Vorbilder durchfühlt, so daß man bisweilen sagen möchte, C. stehe zwischen Lamartine und Byron, überwöge nicht die italienische Individualität. Sein poetisches Glaubensbekenntniß ist ausgesprochen in der Ode: „La poesia dei Secoli Cristiani", die wohl das Beste ist, was er gedichtet hat. Am gelesensten sind seine Balladen, in denen große Mannigfaltigkeit nach Gegenstand, Land, Metrum herrscht. Die vortrefflichste ist die, welche Alessandro Stradella's Geschichte erzählt, ein tragisches Thema, neuerdings mehr denn einmal behandelt. C. hat sich durch das neue Genre nicht zu Sünden wider den guten Geschmack, wider die Sitte, wider den Genius der Sprache hinreißen lassen. Inmitten aller lebendigen Bewegung, phantastischen Ausschmückung, blendenden Bilder- u. Farbenpracht hat er, voll Takt und Feinheit, Licenz und Uebertreibung vermieden und die ewigen Gesetze der Poesie nicht verletzt, was sich nicht von allen sagen läßt, die diesen Weg eingeschlagen haben. Auch als Prosaiker ist C. nicht nur wegen seiner ausgebreiteten historischen u. namentlich literargeschichtlichen Kenntnisse zu beachten, sondern gleichfalls wegen seiner anmuthigen Darstellungsweise, Reinheit des Styls, Sicherheit des Geschmacks.

Carrera, drei Brüder, die sich in den chilesischen Revolutionskämpfen hervorthaten. Voll Ehrgeiz und bei den Truppen durch einnehmendes Wesen und demokratische Gesinnungen beliebt, gewannen sie eine Partei im Volke und stellten sich am 2. December 1811 an die Spitze des Staates Chili, nachdem sie eine von Jose C. geleitete Junta gebildet. Da dieselbe sich aber höchst unpolitisch benahm und zwischen den Brüdern selbst Zwietracht ausbrach, so legte Jose sein Amt nieder, trat es aber am 12. Oktober 1812 wieder an. Bauend auf die Unzufriedenheit mit des Präsidenten Regierung, schickte der peruanische Vicekönig Abascal den General Pareja gegen Chili. Aber Jose Miguel C. schlug am 31. März 1813 das royalistische Heer bei Yerbas Buenas und bei St. Carlos und warf es nach Chillan zurück. Als sich bald darauf die royalistische Armee wieder gegen die Republikaner in Vortheil befand, so entsetzte die Junta im Nov. die Brüder ihrer Würden. Auf der Rückkehr nach St. Jago begriffen, wurden dieselben von einer spanischen Streifpartei gefangen genommen und nach Chillan gebracht, aber bald nachher aus der spanischen Gefangenschaft wieder entlassen. Obgleich nun die Brüder vor einem Kriegsgericht gestanden hatten, so wußten sie doch auch hier die Besatzung für sich zu gewinnen, stürzten den 23. August 1814 den Direktor Lustra u. stellten Jose Miguel C. an die Spitze einer Regierungsjunta. Aber bald darauf von den Spaniern bedrängt u. von ihren Landsleuten verlassen, mußten sie mit 600 Chilenos über die Anden nach Mendoza fliehen, wo sie von dem General St. Martin gastfreundlich aufgenommen wurden. Da sie sich aber auch hier in die Kämpfe der Royalisten und Patrioten mischten, so wurden die 2 jüngeren Brüder am 8. April 1817 enthauptet. Racheschnaubend kämpfte nun Jose Miguel C. mit einer Indianerschaar für die Royalisten, verwüstete Salte, Cordova, Mendoza und St. Jago, fiel aber, von den Seinigen verrathen, in Gefangenschaft u. endigte zu Mendoza am 1. September 1821 auf derselben Stelle, wo seine Brüder starben, auf dem Schaffot.

Carretto, Franz Xaver, Marchese del, ehemaliger neapolitanischer Polizeiminister, war von dunkler Herkunft, schwang sich aber durch Eifer und Talent bald zu den höheren militärischen Graden auf. Obgleich Carbonaro, nahm er doch an der Revolution von 1820 keinen so hervorragenden Antheil, um seine künftige Laufbahn dadurch zu kompromittiren, und ward einige Jahre später von König Franz I. zum Generalinspektor der Gensdarmerie ernannt, in welcher Stellung sein Name zuerst eine traurige Berühmtheit erhielt. Als nämlich 1828 in Cilento (Provinz Salerno) ein Aufstand ausgebrochen war, der die französische Charte verlangte, unterdrückte C., mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet, von 6000 Mann gefolgt, denselben fast ohne Widerstand und ließ dann als Strafe das Städtchen Bosco, den Mittelpunkt der Empörung, in einen Aschenhaufen zusammenschießen, an dessen Stelle eine Schandsäule errichten und 20 Personen, darunter einen 80jährigen Greis, hinrichten. Diese teuflische That zog ihm eben so sehr den Haß des Volkes zu, wie sie ihn in der Gunst des Hofes befestigte. Ferdinand II. ernannte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung (1831) zum Polizeiminister. In kurzer Zeit organisirte nun C. die Polizei aufs Beste, blieb aber dabei nicht stehen, sondern erwarb sich, indem er den Schwächen des Königs schmeichelte und dessen natürliches Mißtrauen steigerte, einen so bedeutenden Einfluß, daß sein Ministerium fast allumfassend und die Regierung des Königreichs zu einer bloßen Polizeiregierung ward. Die von C. hergestellte und geleitete Gensdarmerie war allmächtig, ein ausgebildetes Spionirsystem säete das Mißtrauen unter alle Stände, ja in das Innere der Familien,

und schlimmer noch war die Bestechlichkeit von C.'s Unterbeamten. Gegen die sich fortwährend erneuernden Unruhen und Aufstände verfuhr C. mit blutigster Strenge. Als 1837 in Sicilien die Cholera, von der das Volk behauptete, die Regierung habe sie absichtlich vom Festlande herübergebracht, an mehren Orten Aufstände hervorgerufen, ward C. abermals mit dem Alterego bekleidet und nach der Insel gesandt. Zwar war bei seiner Ankunft die provisorische Regierung von Catania durch eine freiwillige Reaktion der Bürger schon gefallen und die Hauptanstifter waren geflohen; dennoch ließ er mehr als hundert Personen zum Tode verurtheilen und hinrichten. Mehr aber noch schändete er seinen Namen dadurch, daß er sogar polizeimäßig und ohne Zuthun der Gerichte die längst abgeschaffte Folter und Stockschläge gegen die Angeschuldigten verhängte. Um sich den Beichtvater des Königs, den Jesuiten Monsignore Cocle, geneigt zu machen, überließ er diesem die geistige Leitung der äußerst verwahrlosten Gefängnisse. Gegen den Justizminister Parisio richtete C. eine anonyme Broschüre voll der gehässigsten Anklagen, die 1836 in Livorno unter dem Titel „Sedici anni" (Sechzehn Jahre) erschien und einen tiefen Blick in die damaligen Verwaltungszustände des Königreichs thun ließ. Als 1846 mit Pius' IX. Thronbesteigung die italienische Reformperiode begann, trat C. anfangs als entschiedenster Gegner der neuen Ideen auf, suchte sich aber Ende 1847 nach der Revolution in Kalabrien mit den Liberalen zu versöhnen, indem er seinen Kollegen und dem Könige zum Vorwurf machte, daß der Reformweg noch nicht betreten sey. Dagegen weigerte er sich standhaft, dem ihm von mehren Seiten gegebenen Rathe einer freiwilligen Abdankung zu folgen. Als nach der gelungenen Revolution von Palermo und der Volksdemonstrationen des 27. Januar 1848 die Feinde C.'s in den Monarchen drangen, zuvörderst den verhaßten Polizeiminister fortzuschaffen, gab der König nach, ließ den blutigen Wächter seiner königlichen Macht in der Nacht vom 27. auf den 28. vom General Filangieri plötzlich verhaften und auf einem Dampfschiffe nach Frankreich in die Verbannung führen. In Livorno verweigerte man dem Schiffe die Kohlen zur Weiterfahrt; in Genua erlaubte man ihm nicht, ans Land zu steigen. Nicht ohne Gefahr langte er endlich in Marseille an. Seit jener Zeit ist er von der politischen Bühne abgetreten, obwohl er seit der Kontrerevolution wieder in Neapel lebt.

Carrickfergus (Cragfergus, auch Krockfergus), Hauptstadt der gleichnamigen Baronie in der irischen Grafschaft Antrim, breitet sich an der gleichnamigen Bai (jetzt jedoch auch Belfast-Lough genannt) aus und zählt gegen 9000 Einwohner, die sich mit Baumwollenspinnerei, Weberei und Fischerei nähren; der einst ziemlich starke Handel hat verloren, seitdem das nachbarliche Belfast zu immer größerer Blüthe gelangt ist. Vorzügliche Gebäude sind: das Stadthaus, in welchem die Assissen der Grafschaft gehalten werden, eine alte Kirche, ein Hospital, ein guter Hafen und Kastell, mit Besatzung, der Hauptwaffenplatz der Grafschaft.

Carrier, Jean Baptiste, Mitglied des französischen Nationalkonvents, 1756 in dem Dorfe Yolai bei Aurillac in Ober-Auvergne geboren, lebte als Prokurator in ruhigen und einfachen Verhältnissen, als er 1792 zum Deputirten für den Konvent gewählt ward. Als solcher stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., drang aber ebenso entschieden auf die Verhaftung des Herzogs Egalité und war einer der furchtbarsten Feinde der Gironde, als am 31. Mai der Berg den Sieg erhielt. Kurz nachher wurde C. als strafender Richter in die Normandie gesandt, wo er diesmal mit ziemlicher Mäßigung zu Werke gegangen zu seyn scheint. Dagegen wüthete er in Nantes, wohin er im Oktober 1793 gesendet ward, gegen die zahlreichen Kriegsgefangenen u. politisch Verdächtigen mit unersättlichem Blutdurst. Anfangs hatte er noch mit einem Anstrich von Gesetzlichkeit Untersuchungen, Verurtheilungen und Hinrichtungen vorgenommen; endlich aber wurde ihm dieser blutige Geschäftsgang zu langweilig, und er schlug daher den Stadtbehörden vor, die Gefangenen fortan ohne vorherige Untersuchung und ohne Urtheil in Masse hinzurichten. Sein Vorschlag war natürlich Gesetz, und so begannen vom 15. Nov. an die schrecklichen „Mariages republicains". Auf ein Fahrzeug, dessen Boden sich öffnen ließ, brachte man alle Abende die Schlachtopfer, zuerst 94 Priester, und dann täglich Hunderte von Unglücklichen, unter dem Vorwande, sie zu transportiren. Nachts empfing sie das nasse Grab: „déportations verticales", oder „baignades" nannte dies C. Mit der Zahl der Opfer verlor sich die Scheu des Mordens und wuchs der Kitzel an der Qual der Unglücklichen. Bald wurden jeden Abend die dem Tod Geweiheten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, auf Barken gebracht, entkleidet, je zwei und zwei zusammengebunden und unter Säbelhieben und Bayonnetstichen ins Wasser gestürzt; ja, um diesen republikanischen Hochzeiten den ärgsten Stempel der Fluchwürdigkeit aufzuprägen, weideten sich die Ungeheuer an dem Anblick, je einen Jüngling und eine Jungfrau dieses Schicksal theilen zu lassen. Aber auch diese „Noyades" beschleunigten die Henkerarbeit nicht genug; man trieb deshalb täglich gegen 500 Gefangene aus dem „Entrepot" in die nahen Steinbrüche und schoß sie zusammen. Die Mordwuth erreichte eine solche Höhe, daß man blind zugriff und sogar fremde Kriegsgefangene hier mit hinschlachtete. Außerdem starben viele Gefangene in den Kerkern vor Hunger und Elend; man versäumte sogar das Wegräumen der Leichen, die Ufer der Loire waren damit bedeckt, ein Pestgeruch vergiftete die Luft, und das Wasser des Flusses war so verdorben, daß man die Benutzung desselben verbieten mußte. So waren 16,000 Menschen ohne Ansehung des Alters, Geschlechts und Standes binnen Monatsfrist durch C.s Wink umgekommen. Robespierre, der, wie im Vorgefühl seines nahen Endes, gerade damals aus dem Blutstrom der Bahn der Menschlichkeit zusteuern wollte, rief C. zurück; noch herrschte aber der Schrecken, und C. konnte im Konvent mit frecher Stirn seine Maßregeln rechtfertigen und sogar zur Nacheiferung auffordern. Erst mit dem

9. Thermidor sank auch er. Die Gefangenen aus Nantes, die er selbst nach Paris gesandt hatte, konnten nun aus Angeklagten Kläger werden; die öffentliche Stimme verlangte C.s Kopf. Noch zauderte der Konvent und es fehlte noch ein schriftliches Zeugniß gegen ihn: da wurden in Nantes zwei von ihm unterschriebene Befehle gefunden, 50—60 Individuen ohne Urtheil zu guillotiniren. C. bestieg am 16. December 1794 die Guillotine, auch da noch versichernd, daß er nach Vorschrift und Pflicht gehandelt habe und jetzt unschuldig sterben müsse, weil auch die Gegenrevolution ihre Opfer verlange.

Carriera (Cariera), Rosalba, berühmte italienische Malerin, 1675 zu Venedig geboren, übte bei J. A. Lazzari, Diamantini und zuletzt bei A. Balestra Oel- und Miniaturmalerei, warf sich dann auf die Darstellung von Pastellbildnissen und brachte es darin zu solcher Meisterschaft, daß ihre Gemälde, obwohl mit Leichtigkeit ausgeführt, dennoch Kraft und Anmuth von Oelgemälden fast erreichten. Ihr Ruf verbreitete sich sehr schnell, sie wurde nach Wien und Paris geladen, um die dortigen Höfe zu malen. Die Akademien von Rom, Bologna und Paris ernannten sie zum Mitglied, der König von Polen, der Kurfürst von Bayern u. andere hohe Personen suchten sie in Venedig auf, und überall wurde ihr und ihren Werken der glänzendste Empfang zu Theil. Erblindet, † sie 1757. Ein Theil ihres Tagebuchs erschien unter dem Titel: „Diario degli anni 1720 e 21, scritto da Ros. Carriera" (Venedig 1793), mit Anmerkungen von Dom. Giov. Bianelli. Von ihren Bildern besitzt die dresdener Gallerie allein 157 Stücke.

Carrière (franz.), der schnellste Lauf des Pferdes, wobei es, weit ausgreifend, die beiden Vorderfüße abwechselnd mit den Hinterfüßen zugleich fortsetzt; bildlich s. v. a. Laufbahn, Dienstbahn.

Carriere, Moritz, deutscher philosophischer Schriftsteller, am 5. März 1817 zu Griedel im Großherzogthum Hessen geboren, studirte zu Gießen, Göttingen und Berlin und lebte, nachdem er zu Berlin mit der Schrift: „De Aristotele Platonis amico" (Göttingen 1837) die philosophische Doktorwürde erworben, einige Jahre, namentlich mit Kunststudien beschäftigt, auf Reisen in Italien. Im Jahre 1842 habilitirte er sich als Docent der Philosophie zu Gießen, wo er auch 1849 eine Professur erhielt. Die Schriften „Vom Geist, Schwert und Handschlag für Franz Baader" (Weilburg 1841) und „Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung" (das. 1841) bewegten sich theilweise noch in hegelschen Gedankenkreisen, hoben aber bereits das Princip der Individualität entschieden und selbstständig hervor. In dem Werkchen „Der kölner Dom als freie deutsche Kirche" (Stuttgart 1843) sprach er eine Reihe von Ideen über Nationalität, Kunst und Religion aus, welche die Wiederaufnahme des Baues in ihm angeregt. Das Buch „Abälard und Heloise" (Gießen 1844) ist eine Uebersetzung der Briefe und der Leidensgeschichte jener Liebenden, eingeleitet durch eine Charakteristik von Abälards Lehre und von seinen Kämpfen mit der Kirche. In dem Werke „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" (Stuttgart 1847) ist die Uebergangsperiode von der Scholastik zu Descartes nach den Quellen ausführlich geschildert, während zugleich die Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in der Anschauung eines sowohl selbstbewußten als unendlichen, in Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottes als der Gedanke hervortritt, dessen Durchführung C. für die Aufgabe der Gegenwart hält. In diesem Sinne erschienen auch anonym die „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen" (Leipzig 1850), welche die christliche Idee in freier Form als übereinstimmend mit den Naturwissenschaften, der Kunst und der Geschichte darstellen. Die Unsterblichkeitsfrage behandelt C. in dem Gedicht „Die letzte Nacht der Girondisten" (Gießen 1849). Das Charakterbild Cromwells, das er im „Historischen Taschenbuch" (1851) entwarf, kann als C.'s politisches Glaubensbekenntniß gelten. Außerdem erschienen von C. noch mehre kleinere Schriften, sowie zahlreiche poetische Beiträge, Recensionen u. Aufsätze philosophischen und literargeschichtlichen Inhalts in vielen Zeitschriften. Im Jahre 1853 ward er als Professor nach München berufen.

Carro, Jean, Ritter de, ein um die Verbreitung der Kuhpockenimpfung im östlichen Europa hochverdienter Arzt, den 8. August 1770 zu Genf geboren, studirte in seiner Geburtsstadt und zu Edinburg Medicin, begab sich 1794 zur weiteren Ausbildung nach Wien und versuchte 1799 daselbst an seinen eigenen Kindern zuerst das von Jenner empfohlene Schutzmittel gegen die Pokken mit solchem Erfolg, daß seine 1803 darüber herausgegebenen Bemerkungen in der ganzen österreichischen Monarchie zur Befolgung von der Regierung aufgestellt wurden. Selbst über Bagdad bis nach Indien hin wußte er durch das von ihm entdeckte Mittel den Impfstoff zu verbreiten. Auch hielt er denselben für ein Schutzmittel gegen die Pest. Um 1825 verlegte er seinen Wohnsitz nach Karlsbad, wo er als hochgeachteter Badearzt den 12. März 1857 †. Von seinen Werken nennen wir: „Observations et expériences sur la vaccination" (Wien 1801, 1802, deutsch von Portenschlag); „Histoire de la vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes orient." (das. 1803, deutsch von Friese, Liegnitz 1804); „Instruction pour l'établissement d'une fumigatoire et l'emploi des fumigations sulphureuses" (Wien 1817, deutsch von Wächter); „Observations sur les fumigations sulphureuses" (das. 1819, deutsch von Wächter, 1819); „Sur l'ode de Lobkowitz in thermas Caroli IV" (Prag 1829); „Carlsbad, ses eaux minérales et ses nouveaux bains à vapeurs" (Karlsbad 1827, 2. Ausg., Leipz. 1829); „Vingt-huit ans d'observation et d'expèriance à Carlsbad" (das. 1853). Außerdem übersetzte er den österreichischen Plutarch.

Carrocio (ital., im mittelalt. Lat. Carrocium, Carrocerum), ein Wagen, eine Art bespannter Bundeslade in den italienischen Feldzügen des Mittelalters. Als Mailand mit Kaiser Konrad und dessen Anhängern in der Lombardei im Kriege lag, ersann der mailander Erzbischof Heribert dieses Mittel, um die Streitenden

wie zu doppelter Tapferkeit anzuspornen. Der C. bestand nämlich aus einem großen, vierräderigen, rothgefärbten Wagen, der von 2—4 Stieren gezogen wurde. Auf der Mitte desselben war ein rothbemalter Baumstamm errichtet, an dessen Spitze sich ein goldener Apfel befand. Zunächst unter dem Knopf hin zwischen zwei weißen Tüchern stand die Fahne der Gemeinde, deren Eigenthum der C. war. Auf der Mitte des Baumstammes war ein Christusbild in segnender Stellung angebracht. Eine Glocke daran läutete zum Früh- und Abendgebet; auch wurde der C. bei Prozessionen mit aufgeführt. Den vorderen Theil des Wagens nahm eine kleine Anzahl bewährter Streiter ein, und vom hinteren Theile herab gaben die Trompeter die Kriegszeichen. Außerdem waren die Spielleute und eine Schaar der tapfersten Krieger beständig um den Wagen, der während des Gefechts gewöhnlich in der Mitte der Schlachtordnung stand. Bevor das Heer mit dem C. auszog, wurde ein Hochamt darauf gehalten, ein Kaplan begleitete ihn. Mit Stieren war der C. bespannt, um jede übereilte Flucht, auch im Fall einer verlorenen Schlacht, zu hindern, denn um den C. entspann sich jederzeit der heftigste Kampf, weil der Verlust desselben für eine unauslöschliche Schmach galt. Dies geschah z. B. dem mailändischen C., welcher 1237 in die Gewalt Kaiser Friedrichs II. fiel. Mailand hatte dieses Kriegszeichen schon einige Zeit geführt, ehe es bei den übrigen italienischen Staaten Nachahmung fand.

Carron, 1) Fluß in Schottland, entspringt in der Mitte des Isthmus zwischen dem Frith of Forth und Clyde und theilt die Grafschaft in fast gleiche Theile. Er läuft von Westen nach Osten, ungefähr 14 (engl.) Meilen und fällt bei Stonehaven in den Frith of Forth. Zur Zeit der Römer bildete der C. die Grenzlinie zwischen der römischen Herrschaft u. den unabhängigen Kaledoniern, indem der Wall des Antonio mit ihm parallel lief. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts ward hier eine blutige Schlacht zwischen den Römern und den verbündeten Pikten und Skoten gefochten, und bei dem nahen Flecken Falkirk 1298 William Wallace von den Engländern geschlagen und sein Freund John Graham getödtet. — 2) Dorf in der schottischen Grafschaft Stirling, nicht weit vom Einfluß des C. in den Forth, in einer steinkohlenreichen Gegend. Hier befindet sich eins der ausgedehntesten Eisenwerke von Europa, the Carron Iron works oder Carron works genannt. Eine Sorte hier gewonnenen Eisens, dem russischen Zobeleisen nahe kommend, wird zu kleineren Waaren, eine andere zum Guß von Kanonen (jährlich 5000 Stück) verwendet. Vorzüglich werden hier die vom General Melville 1752 im Hafen von Corre erfundenen Karronaden gegossen. Aber auch Amboße, Anker u. andere Eisenwaaren, grobe und feine, werden hier gefertigt. Im J. 1760 wurde dieses Eisenwerk von einer oktroyirten Gesellschaft mit einem Kapital von 1½ Millionen Gulden eingerichtet.

Carrossa, Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Delegation Adda, Piacenza gegenüber am Po. Am 7. Mai 1796 ging hier Bonaparte über den Fluß, ohne von Seiten der Oesterreicher den geringsten Widerstand zu finden.

Carruca (Carrucha), im alten Rom ein vierräderiger Prachtwagen, in der Kaiserzeit an die Stelle des Carpentum gekommen, zur Klasse der Rhedae, den schwerern Reisewagen, gehörig, häufig mit bronzenen, silbernen und goldenen kunstreich cälirten Platten und mit Elfenbein verziert. Maulesel, vorzüglich aber Mauleselinnen waren das Gespann dazu.

Carstairs, William, ausgezeichneter schottischer Gelehrter, in einem Dorfe bei Glasgow 1649 geboren, studirte Theologie und begab sich, da er von der Regierung die bürgerliche und religiöse Freiheit verfolgt sah, nach Utrecht, wo er den Pensionär Fagel kennen lernte und bald mit dem größten Eifer in das Interesse des Prinzen von Oranien einging. Nach Schottland zurückgekehrt, begab er sich bald wieder, von dem Uebermuthe des Erzbischofs Sharp gekränkt, nach Holland, wo ihn seine Klugheit, bescheidene Zurückhaltung und politische Geschicklichkeit dem Prinzen von Oranien empfahlen, der ihm Unterhandlungen in Holland, England und Schottland anvertraute. Nach der Erhebung seines Herrn auf den britischen Thron ward er königlicher Kaplan für Schottland und erhielt den Auftrag, die Angelegenheiten dieses Königreichs zu ordnen. Besorgt, die bischöfliche Kirche möchte in seinem Vaterlande die Oberhand gewinnen, und das Unthunliche und Gefährliche ihrer Einführung recht gut einsehend, wußte er durch Gründe, Warnungen und Bitten bei dem Könige die Ausführung jenes Projekts zu verhindern, und Schottland verdankt C. die politische Begründung seiner Kirche. Unter der Königin Anna behielt er nicht bloß sein Amt, sondern wurde auch Rektor der Universität Edinburg. Wissenschaften u. Künste fanden an ihm einen eifrigen Beförderer. Als durch den fanatischen Bischof von London, Laud, die englische Liturgie gewaltsam in Schottland eingeführt werden sollte und die Schotten sich im Covenant dagegen setzten, kam auch C. vor dem heimlichen Rath auf die Tortur, um ihm anvertraute Geheimnisse zu offenbaren. Er blieb jedoch standhaft, und nach der Revolution wurden ihm von dem Rath die Daumschrauben zum Geschenk gemacht. C. † 1715. Im Jahre 1754 gab M'Cormik C.' politische Schriften u. Briefe mit einem Lebensabriß heraus.

Carstens, Asmus Jakob, deutscher Historienmaler, der eigentliche Wiedererwecker der Kunst in Deutschland, den 10. Mai 1754 zu St. Jürgen, einem Dorfe bei Schleswig, geboren. C., eines Müllers Sohn, zeigte frühzeitig eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst. Da ihm aber sein einsames Dorf nichts gewährte, als die schlechten Holzschnitte einiger Bücher, so zeichnete er eben diese so lange nach, bis er endlich einmal Gelegenheit fand, den Dom von Schleswig zu sehen. Der Anblick dieses Baues u. seiner Kunstwerke hinterließ in dem bildsamen Geiste C.' unauslöschliche Eindrücke und wirkte nachhaltig auf sein künstlerisches Streben. Nach dem Tode seiner Mutter mußte C. auf 3 Jahre als Lehrling in eine Weinhandlung eintreten. Kaum war indeß die Lehrzeit vorüber, so eilte er (1776) zu

einem Jugendfreunde, dem Maler Ipsen nach Kopenhagen, wo er, zum Behufe der Geschichtsmalerei, das Studium der Anatomie begann. Bald aber mit der Akademie und der Art und Weise des akademischen Unterrichts zerfallen, beschloß er sich geradewegs nach Italien zu begeben (1783). Mit den dürftigsten Reisemitteln gelangte C. bis nach Mailand, wo ihn aber Unkenntniß der Sprache und noch mehr Mangel an Geld zur Umkehr nöthigten. Ueber Zürich, wo er Geßner und Lavater kennen lernte, kam er endlich nach Lübeck, und hier erwarb er sich nun 5 Jahre lang seinen Unterhalt mit Porträtiren und benutzte, obgleich fast beständig von Kränklichkeit und Dürftigkeit niedergedrückt, jeden errungenen Augenblick der Muße zum Komponiren. In dieser Lage lernte ihn sein späterer Biograph, L. Fernow, kennen und schloß mit ihm das innigste Freundschaftsbündniß; hier, in seinem ärmlichen Stübchen, das aber voll hing von den Erzeugnissen seines Talents, besuchte ihn auch Overbeck, auf dessen Empfehlung C. die Mittel zur Reise nach Berlin gereicht wurden. Auch hier war, während eines Aufenthalts von 2 Jahren, Wasser u. Brod nicht selten seine einzige Nahrung; aber Anerkennung und Lohn wurden ihm sogleich, als seine große Komposition, „der Sturz der Engel", eine mit Eifer ausgeführte Federzeichnung, zur Ausstellung kam: er wurde Professor an der Akademie, erhielt vom Minister von Heinitz Aufträge zur Dekoration eines Saals und erlangte dadurch auf 2 Jahre einen Gehalt von je 450 Thalern zu einer Reise nach Rom. Im Jahr 1792 kam er, nach längerem Aufenthalt zu Florenz, in der Weltstadt an. C. wählte Michel Angelo und Raphael zu seinen Vorbildern, neigte sich aber in der Folge mehr zu dem Letzteren. Auch in Rom konnte ihm keine Rose ohne Dornen blühen; der Kunstschlendrian seiner Landsleute erregte seinen aufrichtigen und derben Tadel und dieser dagegen ihre Empfindlichkeit und Feindschaft, weshalb sie, die C. vor allen Anderen in Rom hätten achten sollen, ihm nur mit absprechenden Urtheilen entgegenkamen. Desto ehrenvolleren Beifall zollten ihm römische und andere Künstler. Das Höchste, was C. in Rom erreichte, war eine Kunstausstellung eigener Werke im April 1795, zu welcher er, auf eine in Rom bis dahin ungewöhnliche Art, das Publikum durch eine öffentliche Anzeige eingeladen hatte. Das Urtheil der Kunstverständigen über diese in ihrer Art merkwürdige Ausstellung fiel für den Künstler über alle Erwartung günstig aus, so daß C. seinen Lieblingsplan, sich unabhängig von der berliner Akademie, mit deren Kuratoren er zerfallen war, in Rom für immer niederzulassen, im Geiste bereits realisirt sah. Aber so nahe am Ziele seiner Laufbahn ereilte ihn, nach einem langwierigen Krankenlager, der Tod am 26. Mai 1798. Neben der Pyramide des Cestius (dem Begräbnißplatze der Protestanten) hielt ihm Fernow die Grabrede. Was ihn vor seinen Zeitgenossen und insbesondere vor allen seinen Landsleuten auszeichnete, ist dies: Während das Hauptverdienst der meisten damaligen Kunstwerke in der Vermeidung einzelner Fehler und in sorgfältiger Ausführung einzelner Theile nach dem Modell und Gliedermann bestand, so waren C.' Werke durch bedeutende Auffassung des dargestellten Gegenstandes und durch einen schönen Sinn des Ganzen ausgezeichnet. Besonders bei seinen Darstellungen aus dem griechischen Alterthum zeigte C., daß er den Unterschied zwischen Malerei und Plastik wohl kenne, und er konnte daher nie das Bestreben haben, die in der Natur der Basreliefs liegenden Schranken der Anordnung in die malerische Komposition überzutragen. Die Oelmalerei hat C. zu spät begonnen, um etwas Vorzügliches zu Stande zu bringen, u. zur Ausübung der Freskomalerei, die seinem Geiste wohl am angemessensten gewesen wäre, bot sich ihm nie Gelegenheit. Daher kann er nur nach seinen Zeichnungen und Aquarellbildern beurtheilt werden. Darin aber offenbart sich, selbst bei dem Mangel an Korrektheit, außerordentliches Leben, Bewegung und ein schöner, großer Sinn, und daher muß er, tiefer betrachtet, immer noch auch als ein weit größerer Zeichner erscheinen, als die in dieser Eigenschaft so gepriesenen Akademiker der damaligen und der gegenwärtigen Zeit, deren Hauptverdienst nur in negativer Korrektheit besteht, und die weder Leben noch Sinn für Styl und Schönheit zeigen. Ja, trotz all der Gegner, die der arme C. bis zum traurigen Ende seines traurigen Lebens fand, fing doch erst durch seine Anregung ein lebendigerer Geist unter den deutschen Künstlern in Rom an, Wurzel zu fassen, und der Erste, der die bessere Bahn mit Erfolg betrat, war Gottlieb Schick aus Stuttgart. Aber C. widerlegt auch, mit Thorwaldsen, der sich an ihm heranbildete, einen Vorwurf, der dem Protestantismus gemacht wird: daß er der Kunst nachtheilig sey; denn gerade beide Männer, Protestanten mit Leib und Seele, bewirkten die Wiederherstellung aller Kunst in unseren Tagen. Diejenigen Dichter, aus welchen C. die meisten Stoffe schöpfte, sind Homer, Pindar, Sophocles, Aeschylus, Shakespeare u. Ossian. Eine seiner größten Kompositionen ist die Schlacht der Centauren und Lapithen, zu Florenz vollendet; ebenso tragen das Gepräge eines hohen, schöpferischen Geistes, eines feingestaltenden Genius: die Barke Charons, das Gastmahl Plato's und besonders seine Argonauten, welche nach C.' Tode, von dem berühmten Landschafter Koch gestochen, unter dem Titel erschienen: „Les Argonautes selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhodus en XXIV planches inventées et dessinées par. Asm. Jacques Carstens et gravées par Jos. Koch" (Rom 1799). Viele seiner Zeichnungen besitzt Weimar. Vgl. L. Fernow, Leben des Künstlers A. J. C., Leipzig 1806.

Cartagena, 1) sehr alte, befestigte Stadt im spanischen Königreich Murcia, auf einer Halbinsel an der Ostküste von Spanien, zu dessen wichtigsten Hafen- und Handelsplätzen es gehört. Der Hafen von C. ist einer der drei großen Kriegshäfen von Spanien und gehört zu den vorzüglichsten am ganzen mittelländischen Meere, da er, von steilen Hügeln und einer Insel (Makreleninsel, früher Insula Herculis) umgeben, gegen alle Winde Schutz gewährt. Daher befinden sich auch hier eine Schiffswerfte, Docken, ein Seearsenal, eine Seekadettenschule, ein Seehospital, so-

wie viele andere, mit dem Seewesen in Verbindung stehende Anstalten. Im Hafen liegt ein Theil von den Resten der spanischen Flotte. Die Einwohner, gegen 38,000, beschäftigen sich ebenfalls hauptsächlich mit Seewesen und Handel. Man verfertigt in C. jährlich an 12 500 Centner Hanf zu Segeltuch, außerdem viel Leder und gesuchte Seidenwaaren; der Handel umfaßt vorzüglich Schiffsbedürfnisse, ferner Barille, Seide, Edelsteine, Korn und andere Landesprodukte. Die Stadt selbst, sicher in dem hufeisenförmigen Bassin des mit Forts und Batterien versehenen Hafens liegend, ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat 8 Thore, 6 öffentliche Plätze, 6 öffentliche Brunnen, 26 Hauptstraßen, 2 Vorstädte (St. Lucia und St. Antonio), eine Pfarr- und 2 Sukkursalkirchen und 9 ehemalige Klostergebäude. Sie ist der Sitz eines Bischofs und der Behörden eines Seedepardements. Die Sümpfe und Moräste, deren Ausdünstung ehedem häufige Wechsel- und Faulfieber erzeugte, sind zum großen Theil ausgetrocknet, daher die Luft jetzt angenehmer u. der Aufenthalt gesünder ist. In der Nähe von C. findet man Alaun, Diamanten, Rubine, Amethyste rc.; 3 Meilen davon sind die Salzwerke Pinates und einige Meilen östlicher 4 heiße Quellen, die sogenannten Bäder von Archena. C. ist der Sage nach eine Gründung von Teucer und hieß später Contestania, der Geschichte nach eine der Karthager, u. zwar des Feldherrn Hasdrubal. In der Tiefe eines Meerbusens, der einen sichern Hafen gewährte und vor welchem die Insel Scombraria (Insula Herculis) lag, gründete dieser 242 v. Chr. Carthago nova. Auf einer hohen Landzunge liegend, hing es durch einen 2 Stunden breiten Damm mit dem Festlande zusammen. Geschützt war die Stadt gegen Norden durch einen in Verbindung mit dem Meere stehenden See und gedeckt durch die Hügel des Vulkan, des Aletes und des Saturnus, gegen Osten durch den Tempel des Aeskulap und gegen Westen durch den Palast des Hasdrubal. Starke Mauern und eine Citadelle vertheidigten sie u. ihr Umfang betrug an 20 Stadien. Unter der Herrschaft der Karthager erhob sich C., der Hauptwaffenplatz dieses mächtigen Volks, zum Mittelpunkt des Handels zwischen Afrika und Spanien, und die Fischerei, Pökelei, besonders aber die Ausbeutung der nahen Silberbergwerke, die so ergiebig waren, daß Hasdrubal seinen ganzen Römerzug (über die Alpen) vom Ertrage bestreiten konnte, machten C. zu einer immer blühenderen Stadt. Auch nachdem es durch Scipio 210 der römischen Herrschaft unterworfen und eines großen Theils der aufgehäuften Reichthümer beraubt worden war, blieb es noch wohlhabend genug, um sich in kurzer Zeit wieder zu einer der ersten Städte des Mittelmeers emporzuschwingen, u. dies um so mehr, da auch die Römer darauf bedacht waren, C. durch äußeren Glanz wieder emporzuheben, und es zur Hauptstadt der Halbinsel u. (nebst Tarraco) zum Sitz des Präfekten von Hispania Tarraconensis u. eines Obergerichtshofs machten. Cäsar sandte eine Kolonie nach C., daher C., namentlich auf Münzen, auch Colonia Victrix Julia Nova Carthago genannt wird. In der Gegend umher wucherte in Menge das Spartum (Esparto-, Ginster- oder Pfriemenkraut), woher C. auch den Beinamen Spartaria und der benachbarte ausgedehnte Distrikt den Namen Campus spartarius führte. C. blieb eine blühende Stadt, bis auch sie den Stürmen der Völkerwanderung und ihren Folgen erlag. Alanen und Vandalen drangen verwüstend in dieselbe ein u. ließen von dem bereits im Glanz eines Erzbisthums blühenden Sitz des Reichthums, der Kunst und Wissenschaft nur wenige elende Hütten übrig, so daß jetzt auch das Erzbisthum nach Murcia verlegt werden mußte. Nur langsam erholte sie sich wieder. Im spanischen Erbfolgekriege erlag sie 1706 einer alliirten Flotte, wurde aber schon am 18. Nov. d. J. von Berwick wieder zur Uebergabe gezwungen. Am 20. Juni 1815 siegte hier der nordamerikanische Kommodore Decatur über die algiersche Flotte. Im Febr. 1844 erhob sich C. in den Wirren des Bürgerkriegs u. bei dem Drohen einer neuen Reaktion zugleich mit Alicante gegen die Regierung.

2) C. de las Indias oder C. la nueva, Hauptstadt des Departements Magdalena im südamerikanischen Freistaate Neugranada, auf einer Landspitze an der Mündung eines Arms des Magdalenenflusses, ist stark befestigt und wird vom Festlande aus durch ein hochgelegenes Fort beherrscht. Eine hölzerne Brücke verbindet C. mit der ihm an Größe ziemlich gleichkommenden Vorstadt Ximani, welche auf einer Insel liegt und vorzugsweise von Indianern bewohnt wird. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, mehre andere Kirchen, 7 Klöster, eine Universität, Marineschule u. einen ganz vortrefflichen Hafen, der für den besten an der ganzen Nordküste Südamerika's gilt. Derselbe wird durch die beiden Inseln Tierra-Bamba und Baru gebildet, hat 3 Eingänge, die Boca Grande, welche die Spanier 1741 gesperrt haben, die südlichere Boca Chica, die 2 Kastelle decken u. die allein größere Schiffe aufnehmen kann, und den Estero de Pasacaballos, den nur kleine Fahrzeuge passiren. Der Handel, den die 25,000 Einwohner, von denen nur der 10. Theil Weiße seyn sollen, treiben, ist in neuester Zeit sehr gesunken durch die Anlage des Hafens von Savanilla, welcher etwa 15 Meilen von C. entfernt und 12 Meilen unterhalb Santa-Marta an der Ausmündung des Hauptarmes des Magdalenenflusses liegt. Schon jetzt wird fast nur eingeführt, was C. und sein Distrikt eben verbrauchen, und wenig geht davon ins Innere. Auch die volle Steuerfreiheit, welche die hier einlaufenden Schiffe aller Nationen bis 1852 zum Ersatz der Leiden der Stadt während der Belagerung von 1842 hatten, trug wenig dazu bei, dem Verfall des Handels zu hindern. Hierzu kommt noch, daß das Klima von C. ungesund und das Wasser sehr schlecht ist, daß das gelbe Fieber hier bisweilen furchtbar herrscht und die wohlhabenderen Einwohner sich genöthigt sehen, ihren Sommeraufenthalt in den höher gelegenen Ortschaften, besonders in dem 6 Meilen entfernten Indianerdorfe Turbaco zu nehmen. Die Gründung C.'s fällt in das Jahr 1562, wo der Spanier Pietro de Heredia sich daselbst niederließ; Franz Drake eroberte 1585 die bereits zur Stadt herangewachsene Kolonie und verbrannte sie. Indeß

erstand sie bald wieder und raffte sich, trotz der vielen Kämpfe, die sie mit den Piraten zu bestehen hatte, wieder zu ziemlicher Blüthe empor, als 1697 die Franzosen vor ihr erschienen. C. mußte sich ergeben, wurde aber von den Franzosen wieder geräumt, nachdem sie die Festungswerke gesprengt hatten. Ein Angriff der Engländer unter Admiral Werner (1741) wurde tapfer zurückgeschlagen, u. dieselbe Bravour bewies die Stadt 1815 gegen Bolivar. Nachdem sich C. freiwillig von der spanischen Krone losgesagt u. den Insurgenten sich angeschlossen hatte, zog General Morillo im August 1815 vor die Stadt, worauf die hartnäckigste Vertheidigung u. eine eben so standhafte Belagerung begann. Erst als die Hungersnoth aufs Aeußerste gestiegen war, ergab sich die Stadt, im Januar 1816. Im Juli 1820 zogen die Republikaner unter Montillo heran; auch diese Blokade war höchst langwierig, führte aber am 26. Sept. 1821 die Uebergabe und die Befreiung der Stadt von der spanischen Herrschaft herbei.

Cartago, ehemalige Hauptstadt des Staates Costarica in Mittelamerika, auf dem Isthmus von Panama, auf einer Anhöhe des Andenrückens u. am Flusse u. am Vulkan gleichen Namens, hat eine Pfarrkirche, ein Franciskanerkloster, Heiligthum mit einem Gnadenbilde, 2 Oratorien u. 9000 (nach Andern 26,000) Einw., die bedeutenden Handel treiben. In der Nähe sind Mineralquellen. C. wurde 1522 gegründet u. 1565 zur Stadt erhoben.

Carte, Thomas, englischer Historiker, Sohn eines Geistlichen, 1686 zu Dusmoor in Warwickshire geboren, studirte in Oxford und Cambridge u. wurde Vorleser der Abteikirche zu Bath. Nach Georgs I. Thronbesteigung verließ C. den geistlichen Stand, um einem neuen König nicht einen neuen Eid zu schwören. Der Theilnahme an der Rebellion von 1715 verdächtig, mußte er sich einige Zeit verborgen halten, und als die Verschwörung des Bischofs Atterbury, dessen Sekretär er war, entdeckt ward, entfloh er nach Frankreich, wo er unter dem Namen Philipp an einer Sammlung von Materialien zu einer englischen Ausgabe von de Thou's historischen Werken (später in Buckley's Prachtausgabe, 1733, benutzt) arbeitete, bis ihm die Königin Karoline die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland verschaffte. Hier schrieb er seine „History of the life of James duke of Ormonde“ (1733—35, 3 Bde.), in welcher er unverhohlen seine Anhänglichkeit an die Grundsätze willkürlicher Herrschaft kundgab, und schritt dann an sein Hauptwerk, seine unvollendete „Geschichte Englands“. Nachdem er 1744 abermals in einen Prozeß wegen Theilnahme an den Unternehmungen des Prätendenten verwickelt, aber freigesprochen worden war, † er 1754.

Carteja, Stadt in Hispania Baetica, am Fretum Herculis, von den Phöniciern gegründet, 172 v. Chr. von 4000 römischen Soldaten kolonisirt, deren Mütter spanischer Abkunft waren. In ihrer Nähe besiegte Cäsar den Enejus und Sextus Pompejus. Die Umgegend war reich an großen Trompeten- und Purpurschnecken.

Carteret, Philipp, englischer Seemann, durch geographische Entdeckungen berühmt, war Kapitän des Schiffes „Swallow“, als die Südpolexpedition unter dem Kommando Wallis' am 22. August 1766 von England abfuhr. In der magelhanschen Meerenge mußte Wallis die „Swallow“, einen schlechten Segler, im Stiche lassen u. C. segelte nun allein. Nach großen Gefahren und nachdem er südlich die Osterinsel umschifft hatte, entdeckte er die Insel Pitcairn, dann, eine nördliche Richtung verfolgend, einige Inseln südlich von den Gesellschaftsinseln und, zwischen diesen u. zwischen den beiden Gruppen der Freundschafts- und Fischerinseln durchsegelnd, den Archipel Santa Cruz de Mondanna, den er die Königin-Charlotteninseln nannte. Von da aus wandte er sich nordwestlich, wo er zwei zu den Salomonsinseln gehörige Eilande fand und sie Gowen und Carteret nannte. Von hier gelangte er, zuerst von allen Seefahrern, in den Kanal von St. Georg, der Neubritannien von Neuirland scheidet und von Dampier nur für den Eingang einer großen Bucht erklärt wurde, landete in einer Bai von Neuirland, der er ebenfalls seinen Namen gab, und segelte an den Portlands- und Admiralitätsinseln vorbei nach Batavia und von da nach England zurück, wo er am 20. Febr. 1769 landete. Seine ferneren Lebensumstände sind unbekannt; eine Beschreibung seiner Reise lieferte Hawkesworth (zugleich mit den Reisen Byrons u. Cooks).

Cartesianische Philosophie, s. Descartes.

Cartesianische Teufel (cartesianische Männchen, Taucher, Diaboli Cartesiani), kleine, aus buntem Glase geblasene Puppen, welche hohl und am Schwanze mit einer kleinen Oeffnung versehen sind. Die Figur muß um etwas leichter seyn, als ein gleiches Volumen Wasser, muß also noch schwimmen. Verschließt man eine solche Puppe in eine ganz mit Wasser gefüllte gläserne Flasche mit engem Halse und bindet diese mit einer Blase fest zu, so senkt sich die Figur, sobald man mit dem Finger auf die Blase druckt, zu Boden, weil sich mit dem Druck ein Theil des gedrückten Wassers durch die kleine Oeffnung in die hohle Puppe eindrängt, die darin befindliche Luft zusammendrückt und dadurch die Puppe specifisch schwerer macht. Hebt man den Druck auf die Blase auf, so drängt die Luft das Wasser wieder aus der Höhlung der Figur, die alsdann ihre vorige geringere specifische Schwere wieder annimmt u. sich wieder an die Oberfläche des Wassers erhebt. Nach Descartes, der dieses Experiment erfand, erhielt es seinen Namen.

Cartesius, Renatus, latinisirter Name des französischen Philosophen Descartes (s. d.).

Carthada, s. Karthago.

Carthamin, s. Saflorroth.

Carthamus, Pflanzengattung, s. Saflor.

Cartismandua, Königin der Briganten in Britannien, berüchtigte Verrätherin des Caractacus, verstieß ihren Gemahl Venutius und gab dessen Waffenträger Vellocatus Hand und Reich. Venutius war anfangs im Kampfe gegen seine von den Römern unterstützte frühere Gattin unglücklich (53 n. Chr.), gewann aber später das Reich ohne C., welche von den Römern gerettet wurde (69 n. Chr.).

Carton (franz.), Pappe, Pappendeckel &c., s. Karton.

Cartouche (franz.), eigentlich Rolle, dann

die Randverzierung, zierliche Einfassung (Schönleiste, Schnitzwerk) auf Plänen, Wappen, Landkarten rc., welche die Aufschrift, Titel rc. enthält, oft in der Form einer halb aufgerollten Rolle. Vor Zeiten wandte man auf diese Verzierung erstaunlich viel Mühe und Kunst und die C.s stellten oft ganze Landschaften und allegorische Figuren dar; neuerdings scheint diese Sitte sich wieder Bahn brechen zu wollen. Auch heißt so auf Münzen die mit allerlei Schnörkeln, besonders mit Laubwerk verzierte Einfassung um einen Schild, einen Namenszug, eine Inschrift. C. nennt man auch die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Kanonen, besonders die Hülse der Ladung, gewöhnlich ein Beutel von Etamin, an den, wenn er gefüllt ist, die Kugel obenan zu sitzen kommt und ein Spiegel befestigt wird, auf dem die Kugel durch 2 Blechstreifen feststeht; ferner die kleine Patrontasche der Grenadiere, vornehmlich der Kavaleristen, auch das Kästchen von starkem Leder, mit einem ledernen, gut zuzuschnallenden Deckel, der an einem Riemen so um den Leib des Jägers geschnallt wird, daß er vorn sitzt; innen sind 3 — 4 Reihen pfeifenartiger Röhren zum Einstecken der Patronenhülsen.

Cartouche, Louis Dominique, einer der gewandtesten und kühnsten Diebe Frankreichs, war um 1693 zu Paris in dem Quartier la Courtille geboren, wo sein Vater Weinschenk war. C. zeigte schon in früher Jugend so entschiedenen Hang zu Diebereien, daß er aus dem Jesuitenkollegium Ludwigs XIV., in welchem sich damals auch Voltaire befand, wegen unaufhörlicher Bestehlungen seiner Kameraden entfernt werden mußte. Einige Monate wohnte er nun bei seinem Vater, bestahl dann aber auch diesen, kam der Einsperrung in St. Lazare nur durch die schleunigste Flucht zuvor und gerieth endlich unter eine Zigeunerbande, die, nachdem sie ihn selbst seiner Habseligkeiten beraubt hatte, in ihm ihren gelehrigsten Schüler fand und in Kurzem zu einem Meister in Diebskniffen u. Gaunereien heranzog. Nachdem er sich dann eine Zeit lang in der Normandie an der Spitze einer Gaunerbande in vielen kühnen Unternehmungen ausgezeichnet hatte, lockte ihn das reiche Paris an. Er sammelte hier eine Zahl gemeiner Soldaten und Unteroffiziere, die der Friede ohne Beschäftigung u. Brod ließ, um sich, wurde ihr Oberhaupt u. arbeitete (travailla) mit ihnen Tag und Nacht auf dem Pflaster der Hauptstadt. Die erstaunliche Gewandtheit seiner Hand und seines Geistes, sein kaltes Blut, sein oft bewährter Muth verschafften ihm bald ein unwiderstehliches Uebergewicht über alle seine Untergeordneten. Leute aus dem Militär- wie dem Gerichtsstand, Diener vom Bürgerstand wie vom Hofe und selbst Adelige gehörten zu seiner Bande, sogar in den Provinzen hatte er seine dienstbaren Geister. Die strengsten Gesetze und schwersten Eide banden das Corps, und mit dem Rechte über Leben und Tod übte er volle despotische Gewalt. So ließ er auf die Kunde, daß ein Gardist damit umgehe, ihn zu verrathen, um Mitternacht die ganze Gesellschaft auf eine Ebene zusammenkommen und den Angeschuldigten, nachdem er ihm sein Verbrechen vorgehalten hatte, vor aller Augen erwürgen. Seine äußerliche Erscheinung athmete Ruhe und eine gewisse, ihm zu seinen Streichen äußerst behülfliche Heiterkeit. Er war klein, aber stark und von angenehmer Gestalt. Kühn trotzte er der Polizei, zeigte sich allein auf allen öffentlichen Plätzen, besuchte die Schauspiele und selbst vornehme Gesellschaften. Die Macht seines Blicks und die unwiderstehlichsten Argumente, seine zwei vortrefflichen Taschenpistolen, gewährten ihm lange Zeit öffentliche Sicherheit; denn kam es auch öfter zum Kampf, so ging er doch stets als Sieger daraus hervor. Diebstähle und Mordthaten nahmen endlich so überhand, daß das Parlament und der Kriegsminister Leblanc im Verein mit der Polizei Alles zu C.'s Verhaftung aufboten. Da verließ er Paris, und obgleich alle Maréchaussées (Landpolizeireiter) sein Signalement hatten, kam er doch unangehalten nach Orleans und Bourgogne. Zu Bar sur Seine schlich er sich unter dem Namen Karl Bourgignon in eine vornehme und reiche Familie als deren einziger Sohn, der abwesend war, ein und wurde mit voller Liebe aufgenommen. Sein Hang zu Gaunereien zog ihn jedoch bald aus dem ehrbaren Bürgerleben nach Paris an die Spitze seiner Bande zurück, und unter seiner Spitzbubenherrschaft nahm das schmachvolle Gewerbe neuen Aufschwung. Von jener Zeit sagte er selbst, er habe als wirklicher König geherrscht, habe Mätressen, Schmeichler, Reichthümer und Unterthanen gehabt. Aber das Ziel seiner Schandthaten war gekommen. Einer seiner innigsten Vertrauten, Duchatelet, ein Gardist, verrieth ihn, und C. wurde am 6. Oktober 1721 in einer Schenke, Namens le Pistolet, als er eben zu Bette lag, gefangen genommen und ins große Châtelet eingekerkert. Als er hier einen Versuch zur Flucht machte, brachte man ihn in die Conciergerie unter strengere Aufsicht. Sein Prozeß wurde durch das Parlament vor die Kammer von Tournelle gezogen. Im Gefängniß wie vor seinen Richtern zeigte er kaltes Blut und eine unzerstörbare Ruhe und Munterkeit. Die vornehmsten Personen besuchten ihn, sogar Damen ersten Ranges von Paris. Noch während seiner Gefangenschaft brachte Le Grand die Komödie „Cartouche ou les Voleurs“ und Riccoboni, der Vater, „Arlequin Cartouche“ zugleich an einem Tage auf die Bühne. Während des Prozesses wurden C. seine dutzendweis eingefangenen Mitschuldigen vorgestellt: er kannte sie ebenso wenig, wie sie ihn. Zuerst gab er sich für Karl Bourgignon, dann für einen gewissen Jean Petit aus. Obgleich sein jüngster Bruder und sogar seine Mutter gegen ihn zeugten und die Qualen der Folter über ihn kamen, so gestand er weder seinen Namen, noch Verbrechen oder Mitschuldige ein. Endlich verurtheilte ihn ein Parlamentsurtheil zum Tod durch das Rad. Als aber C. auf dem Schaffot mit scharfem Blick nach allen Seiten des Grèveplatzes hinspürte und nur Henkersknechte und Soldaten, statt einer Bewegung seiner Genossen zu seiner Befreiung, wie er gehofft hatte und wie ihm versprochen worden war, wahrnahm, da ließ er sich in das Stadthaus zurückführen, gestand Alles ein und entdeckte eine Unzahl von Mitschuldigen und darunter viele Damen und bekannte Edelleute. Hierauf nahm

er die Tröstungen der Religion, welche er bisher anzunehmen verweigert, und erlitt mit kaltem Muthe die Strafe des Rades. Seinen Leichnam kauften die Chirurgen von St. Côme. Maler, Kupferstecher, Bänkelsänger wetteiferten, seinen Namen zu verewigen. Außer einer von unbekannter Hand verfaßten Biographie handeln von ihm: Histoire des amours de C.; La Caverne des brigands, Paris 1802; Cartouche ou Le Vice puni, das. 1725, von dem Schauspieler Grandval; ein höchst mittelmäßiges Gedicht, das. 1758, mit geistvollen Zeichnungen von Bonnart.

Cartwright, 1) John, englischer Publicist, als Politiker das eifrigste Mitglied der Oppositionspartei und ein feuriger Vertheidiger der Parlamentsreform, 1740 zu Marabam in Notinghamshire geboren, war ursprünglich zum Landwirth bestimmt, ging jedoch in den Seedienst, focht rühmlich im Kriege gegen Frankreich und stieg bis zum Lieutenant. Vor dem Ausbruch des amerikanischen Kriegs verließ er diesen Posten und wurde Major bei der Miliz der Grafschaft Nottingham. Im Jahr 1775 erschien von ihm „American Independence the Glory and Interest of Great Britain". Die Anhänglichkeit, die er sowohl in dieser Schrift, wie in vielen andern Flugschriften für die amerikanische Sache an den Tag legte, entzweite ihn mit seinem Freunde, dem Admiral Howe, der ihn vergeblich zum Wiedereintritt in den Staatsdienst zu bewegen versucht hatte. Im J. 1780 gründete C. mit Dr. John Jebb, Granville, Sharpe &c. die Society for Constitutional Information (Gesellschaft für konstitutionelle Belehrung), und die französische Revolution gab ihm Veranlassung, in dem „Common wealth in Danger" (1795) seine politischen Meinungen entschieden auszusprechen. Eine große Reihe von Schriften erweckte sein Streben nach der Parlamentsreform; sein Antheil an den damaligen Volksversammlungen wurde aber so auffällig, daß man ihn 1793 von seinem Majorsposten entfernte. Indeß behielt er im Volke den Titel fort und er selbst wirkte fortan nur mit doppeltem Eifer für die von ihm für gut erkannte Sache, ja, er machte in jedem Sommer Reisen durch einen Theil Englands, um allenthalben auch mündlich seine Grundsätze zu verkündigen und seinen politischen Lehren Anhänger zu verschaffen. Ebenso energisch trat er gegen den Sklavenhandel auf; er verlangte in seinen Briefen, daß man ihn für Seeräuberei erklärte, und drang damit später auch durch. Im Jahr 1810 ließ er sich in London nieder und setzte seine politisch literarischen Kämpfe rüstig fort. Nach dem Aufstande in Manchester nahm er an einer Volksversammlung in Birmingham Antheil u. wurde 1821 deshalb der Theilnahme an einer Verschwörung für schuldig erklärt, kam jedoch mit einer Geldbuße von 100 Pfd. Sterling davon. C. † am 13. Sept. 1824. Seine politischen Schriften füllen 52 Bände; aus allen spricht ein edler Geist, dem man nur ein weniger unbehilfliches Gewand hätte wünschen mögen. Vergl. The life and correspondence of Major Cartwright, 2 Bde., London 1826.

2) Edmund, berühmter englischer Mechaniker, des Vorigen Bruder, 1743 geboren, bildete sich in Oxford zum geistlichen Stand, wurde Rektor zu Boadly Merwood in Leicestershire und später Präbendarius zu Linkoln, wo er 1824 †. Seinem Erfindungsgeiste verdankt das Maschinenwesen vielfache Verbesserungen. So stellte er 1786 eine sehr sinnreiche Webemaschine auf, für die er ein Patent erhielt; das Manufakturgebäude wurde jedoch ein Raub der Flammen, ehe er die Erfindung selbst gehörig ausbeuten konnte. Im Jahr 1790 stellte er eine Wollkrämpelmaschine her, die der Wollfabrikation in England allein ein Ersparniß von 2 Mill. Pfd. St. zubrachte. Wegen verschiedener von ihm angegebener Färbungsmittel trugen die Manufakturbesitzer von Manchester darauf an, ihm eine Gratifikation zu ertheilen, und das Parlament bewilligte ihm 10,000 Pfd. St. Ebenso erfand er eine Maschine, die, von 2 Menschen getreten, bedeutende Lasten schnell fortschafft, und die man ihm zu Ehren C.s Centaur nannte. Viele Jahre lang beschäftigte sich C. auch mit der Bewegung der Wagen u. Schiffe durch Dämpfe, und er soll sogar den Plan eines Dampfschiffs angefertigt und einem amerikanischen Kapitän zur Ausführung mitgetheilt haben. Als Schriftsteller und Dichter erwarb er sich Ruf durch die poetische Erzählung „Armyne and Elvira" und seine Theilnahme an der Redaktion des „Monthly review".

Caruba di Giudea (Schote von Judäa), gewisse, durch den Stich einer Gallwespe hervorgebrachte Auswüchse des Pistacienbaums, welche sehr balsamisch sind und daher als Rauchtabak für Asthmatiker, sowie zur Darstellung einer Tinktur (Henriettenbalsam) gegen Schmerz in hohlen Zähnen, wunde Brustwarzen &c. empfohlen werden. Vgl. Hofmann von Hofmannsthal, die C. d. G., Wien 1843.

Carum, Pflanzengattung, s. Kümmel.

Carus, M. Aurelius, oder nach einem Briefe von ihm selbst Manlius Aurelianus, römischer Kaiser 282 nach Chr., aus Narbo in Gallien, nach Anderen aus Rom von illyrischen oder aus Illyrien von punischen Aeltern oder aus Mailand gebürtig, war unter Kaiser Probus Praefectus praetorio (Oberster der Leibwache) und wurde nach Ermordung seines Herrn zum Kaiser erhoben. Nachdem er seine Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren ernannt und die Sarmaten gedemüthigt hatte, zog er mit Numerianus gegen die Perser, unterwarf Mesopotamien und gewann Coche und Ctesiphon. Aber schon 283 (nach Eckhel im Sept.) † er in seinem Lager jenseit des Tigris, nach Einigen während eines Gewitters an einer Krankheit, nach Andern vom Blitze getödtet.

Carus, Karl Gustav, berühmter Arzt und geistreicher Maler, wurde am 3. Juni 1789 zu Leipzig geboren, erhielt unter der Aufsicht seines Vaters, eines Färbereibesitzers, den ersten Unterricht und bezog dann die Thomasschule und 1804 die Universität seiner Vaterstadt. In dem Plane seines Vaters lag es, daß C. durch ein tieferes Eindringen in die Grundsätze der Chemie nur die Mittel zu einem großartigeren Betriebe des Färbereigeschäfts sich erwerben sollte; er wurde jedoch durch die anatomischen Vorlesungen ganz

und gar für die medicinischen Wissenschaften gewonnen. Im Jahr 1811 hielt C. als Privatdocent die ersten Vorlesungen und damit zugleich in Leipzig die ersten über vergleichende Anatomie. Später wandte er besondere Aufmerksamkeit der Entbindungskunst, sowie der Geschichte und Behandlung der Frauenkrankheiten zu. Im Kriege von 1813 übernahm er die Direktion des französischen Spitals zu Pfaffendorf bei Leipzig, nach der Reorganisation der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden folgte er 1815 dem Rufe dahin als Professor der Entbindungskunst und Direktor der geburtshülflichen Klinik, bis er 1827 königlicher Leibarzt wurde und den Titel eines Hof- und Medicinalraths erhielt. In demselben Jahr hielt er in Dresden vor einem ausgewählten Kreise der gebildetsten Männer Vorträge über Anthropologie und 1829 über Psychologie. Im Jahr 1828 hatte er als Begleiter des damaligen Prinzen, nachherigen Königs Friedrich August, die Schweiz und Italien bereist oder vielmehr durchflogen; 1835 besuchte er Paris und die Rheingegenden. Im Jahr 1843 wurde er zum geheimen Medicinalrath ernannt. Seine wichtigsten Schriften sind: „Versuch einer Darstellung des Nervensystems“ (Leipzig 1814); „Lehrbuch der Zootomie“ (das. 1818, 2. Aufl. 1834); „Lehrbuch der Gynäkologie“ (das. 1820, 3. Aufl. 1839, 2 Bde.); „Die Lehre von Schwangerschaft und Geburt“ (das. 1822—24, 2 Thle.); „Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Thiere“ (das. 1824); „Sammlung kleiner geburtshülflicher Abhandlungen“ (1826, 2 Bde.); „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie“ (1826—35, 4 Hefte); „Ueber den Blutkreislauf der Insekten“ (das. 1827); „Grundzüge zur vergleichenden Anatomie“ (Dresden 1828, 3 Bde.); „Ueber die Ur-Theile des Knochen- und Schalgerüstes“ (Leipzig 1828); „Analekten zur Natur- und Heilkunde“ (Dresden 1829); „Vorlesung über Psychologie“ (Leipzig 1831); „Neue Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte unserer Flußmuschel“ (das. 1832); „System der Physiologie“ (Dresden und Leipzig 1838—40, 3 Theile, 2. Auflage, Leipzig 1847—49, 2 Theile). Seine beiden größeren Ausflüge in die Hauptstädte Italiens, der Schweiz, Frankreichs und Belgiens beschreibt er in: „Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828“ (Leipzig 1835) und „Paris und die Rheingegenden, Tagebuch einer Reise im Jahre 1835“ (2 Theile, daselbst 1836). Seinem freundschaftlichen Verkehr mit Göthe entsprangen: „Göthe. Zu dessen näherem Verständniß“ (Leipzig 1843) und „Briefe über Göthe's Faust“ (1. Heft, Vorwort und 3 Briefe enthaltend, daselbst 1835). „Göthe und seine Bedeutung für diese und die künftige Zeit“ (Dresden 1849) &c. Außerdem sind zu nennen: „Erdenleben“ (Leipzig 1842); „System der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen“ (3 Theile, daselbst 1838—40); „Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie“ (Stuttgart 1841); „Atlas der Kranioskopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen“ (1. Heft, enthaltend auf 10 lithographirten Tafeln die Abbildungen der Kopfformen Schillers, Talleyrands, eines Grönländers, eines Kretins, Napoleons, eines alten Skandinaviers, eines Kaffern und eines Bali, sowie 2 Tafeln über einander gezeichneter Kontouren dieser Köpfe, Leipzig 1843). Zu den beiden letztgenannten Schriften stellt C. ein von Gall mannigfaltig abweichendes System der Schädellehre auf. Nach ihm erscheint nämlich in den 3 Schädelwirbeln eine bestimmte Andeutung des individuellen Verhältnisses der 3 urwesentlichen Richtungen der Seele, Wollen, Fühlen und Denken, und zwar so, daß Willenskraft und Trieb im ersten oder Hinterhauptswirbel, Gemüth und Bildungsleben im zweiten oder Mittelhauptswirbel, und Intelligenz und Sinnesschärfe im dritten oder Vorderhauptswirbel sich, vermöge der Beziehung jeder dieser Wirbelgegenden auf eine gewisse ursprüngliche Abtheilung der Gehirnmasse, deutlich bezeichnet finden. Ebenso fand er die Berücksichtigung der Entwickelung der Nasenwirbelknochen, der Augenhöhlen und des Ohrwirbels in Bezug auf die verschiedene Energie dieser großen Sinnesorgane überall bedeutungsvoll. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch: „Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen“ (Stuttgart 1846); „Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung“ (Leipzig 1849); „England und Schottland“ (Berlin 1845, 2 Bände), die Frucht einer 1844 im Gefolge des Königs von Sachsen unternommenen Reise; dann insbesondere das an die Stelle der früheren „Vorlesungen über Psychologie“ getretene Werk: „Psyche, zur Entwickelungsgeschichte der Seele“ (Pforzheim 1846, 2. Auflage, Stuttgart 1851), dem alsbald „Physis, zur Geschichte des leiblichen Lebens“ gegenübergestellt wurde. Als Künstler hat C. im Felde der Landschaftsmalerei des Ausgezeichneten viel geleistet. Seine Bilder tragen alle den Stempel der technischen Vollendung und zeigen den genialen Künstler. Er hat mit Vorliebe die allegorische Landschaft ausgebildet. Die Ausführung ist durchaus geistreich und von ungemeiner Leichtigkeit und Schönheit. Viele seiner Bilder sind in München, Dresden, Berlin und St. Petersburg. Auch hat C. die 6 Tafeln zur Darstellung des Nervensystems gestochen und die 20 Tafeln zum Lehrbuch der Zootomie radirt. Als Kunstschriftsteller hat er sich hervorgethan durch seine „Briefe über die Landschaftsmalerei“ (Leipzig 1831, 2. Auflage 1835).

Carvajal, 1) Franz, spanischer Kriegsheld, geboren 1464, zeichnete sich zuerst unter dem Großkapitän Gonzalo Hernandez de Cordova in den italienischen Kriegen, namentlich in der Schlacht bei Pavia aus. Die Sucht nach Reichthümern trieb ihn nach Mexiko und Peru. Im Jahre 1542 zum Generalmajor der königlichen Armee ernannt, trug er viel zu dem wichtigen Siege von Chuzas gegen den jungen Almagro bei. Hierauf trat er in ein sehr vertrautes Verhältniß mit Gonzalez Pizarro, dem er nicht nur zur Statthalterwürde von Peru verhalf, sondern der, nach seinem Plane, sich sogar zum unabhän-

gigen König dieses Reichs erheben sollte. Zwar konnte Pizarro zu einer solchen That nicht die nöthige Energie aufbieten; C. blieb ihm aber getreu und hielt zu ihm in allen damaligen Parteikämpfen. In einem derselben geriethen Beide in die Gefangenschaft des Pedro de la Gasca, der Pizarro enthaupten, den 84jährigen C. aber henken ließ. Von C.s 20,000 indianischen Sklaven sollen die meisten unter der unmenschlichen Last von Arbeiten und Strafen, die er ihnen unaufhörlich auferlegte, erlegen seyn. Juan C., sein Verwandter, that sich ebenfalls in den amerikanischen Kämpfen hervor, riß endlich die Statthalterwürde von Venezuela an sich und ließ den Generallieutenant Philipp von Ure hinrichten. Er gründete die Stadt Tecuyo. Als aber Karl V. den Juan Perez von Toloza als Statthalter nach Venezuela sandte, erlag C. der Macht desselben und wurde 1546 erhenkt.

2) Thomas José Gonzalez, spanischer Staatsmann und Schriftsteller, am 21. Dec. 1753 zu Sevilla geboren, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte und begab sich 1785 nach Madrid, um eine Anstellung im spanischen Amerika zu erlangen. Seine Verbindungen mit mehren gelehrten Körperschaften der Residenz fesselten ihn jedoch an diese, und nachdem er sich durch einige Arbeiten im Verwaltungsfach und in der Philologie auch in größeren Kreisen einen Namen gemacht, wurde er 1790 in dem Finanzsekretariat für Indien und dann als Official in dem für Spanien angestellt. Im Jahre 1795 ward er zum Intendanten der in der Sierra Morena und in Andalusien neu angelegten Kolonien ernannt und erwarb sich dort in hohem Grade die Achtung und Liebe der Kolonisten. Da aber C. das Klima von Carolina nicht vertragen konnte, wurde er auf seine Bitten von seiner Stelle abberufen und zog sich 1807 einstweilen nach Sevilla zurück. Als 1808 die Nationalerhebung gegen die napoleonische Usurpation auf allen Punkten der Halbinsel ausbrach, entfloh C. mit Lebensgefahr nach Sevilla und trat 1809 als Intendant in das Patriotenheer, zuerst bei der Armee von Mallorca, 1810 bei der von Valencia und 1811 bei der vereinigten Armee der vier Königreiche von Andalusien. Sein Eifer und seine Thätigkeit verschafften ihm die Ernennung zum Präsidenten der Finanzjunta 1812, sowie 1813 zum Staatssekretär des Finanzministeriums. Aus Liebe zu den Wissenschaften erbat er sich jedoch als eine Gunst, von seinem hohen Posten enthoben und zum Direktor der Studien von San-Isidro ernannt zu werden. Unter der Restauration ward er indessen sogleich verfolgt, abgesetzt und verhaftet, indem man es ihm zum Verbrechen anrechnete, an der unter seiner Leitung stehenden Studienanstalt eine Kanzel für konstitutionelles Recht errichtet zu haben. Im Jahre 1815 nach Sevilla abgeführt und dort konfinirt, lebte er hier bloß seinen Studien, bis er durch die Revolution von 1820 auf seinen früheren Posten eines Studiendirektors nach Madrid zurückberufen wurde. Noch in demselben Jahre ward er zum Mitglied der Censurjunta, 1821 zum Staatsrath ernannt. Durch die Gegenrevolution von 1823 sah er sich gezwungen, Madrid wieder zu verlassen, und erst 1827 war es ihm vergönnt, dahin zurückzukehren. Im Jahre 1829 übertrug man ihm die Zusammenstellung der Verordnungen im Militärverpflegungsfach. Dann wurde er 1833 zum Mitglied des obersten Kriegsraths und 1834 zu dem des Raths von Spanien und Indien in der Abtheilung des Kriegs, bald darauf zum Procer des Reichs ernannt. Er † jedoch schon am 9. November 1834. Als Schriftsteller zeichnete sich C. nicht nur durch mehre Abhandlungen in seinem Berufsfache, der Militärökonomie, aus, sondern erwarb sich auch einen europäischen Ruf durch seine meisterhafte metrische Uebersetzung der poetischen Bücher der Bibel. Erst im 54. Lebensjahre (1807) unternahm er dieses Werk und begann zu diesem Zwecke die Erlernung des Hebräischen. Auch als Originaldichter hat sich C. versucht und sich dabei vorzüglich den süßen Luis de Leon zum Vorbilde genommen. Es erschienen von ihm: „Los salmos“ (5 Bände, Valencia 1819 u. ö.), „Los libros poeticos de la Santa Biblia“ (6 Bände, daselbst 1827) und „Opusculos ineditos en prosa y verso“ (13 Bände, Madrid 1847).

Carvalho, 1) Jozé da Silva, früher Minister in Portugal, einer der eifrigsten Vertheidiger der Charte Dom Pedro's, wurde in einem Städtchen der Provinz Beira am 19. Dec. 1782 geboren und von seinem Vater, einem Gutsbesitzer, für die juristische Laufbahn bestimmt. Er studirte zu Coimbra, zuerst in dem bischöflichen Seminar und seit 1800 in den Hörsälen der dasigen Universität, ward aber frühzeitig von der Polizei und Inquisition verfolgt und erhielt erst 1810, als Masséna Lissabon bedrohte, eine Anstellung als Juiz de fora (Richter der ersten Instanz) der kleinen Villa Recordaens, wo er trotz seiner unbedeutenden Stellung dem Staate und der Armee sehr wichtige Dienste leistete. In Anerkennung derselben erwählte man ihn 1814 zum Juiz das orphaos (Patron der Waisenkinder) in Porto, während er zu gleicher Zeit Berichterstatter bei den Kriegsgerichten der Provinz war. Hiermit begann seine politische Laufbahn. Der traurige Zustand des Landes nämlich veranlaßte ihn, in Verbindung mit seinem Freunde Fernandez Thomas, der 1820 einer der vorzüglichsten Deputirten der Cortes war, den Plan zur Befreiung des Vaterlandes vom drückenden Joche zu entwerfen. Die erste Zusammenkunft der Verschworenen fand am 27. Dec. 1817 Statt, und nach und nach vereinigten sich mit ihnen Alle, in deren Adern reines portugiesisches Blut floß, unter ihnen auch Jozé Ferreira Borges und C. Gomes de Silva. Nach dreijährigen Vorarbeiten, die freilich manches Opfer kosteten und den General Gomes Freira d'Andrade an den Galgen brachten, schlugen endlich am 24. August 1820 die Flammen der Revolution in Porto auf. C. wurde zum Mitglied und Sekretär der an diesem Tage proklamirten provisorischen Regenz ernannt, und der Ruf der Revolution an den Ufern des Duero hallte bald auch an den Ufern des Tajo wieder. Die konstituirenden Cortes, die sich 1821 versammelten, um sich mit dem Entwurfe einer auf demokratische Principien gegründeten Konstitution zu beschäftigen, ernannten zunächst definitiv eine

Regenz, deren Mitglied auch C. wurde. Sie regierte das Reich bis zur Ankunft des Königs Johann VI., welcher im Juni 1821, nachdem er die Konstitution beschworen hatte, die Zügel der Regierung übernahm. Johann VI. vertraute C. die Präsidenz der lissaboner Municipalität an und ernannte ihn bald darauf zum Justizminister, welche Stelle er bis zur Kontrerevolution 1823 bekleidete. Letztere hatte C. vorhergesehen und prophezeite sie in der stürmischen Sitzung der Cortes am 11. Februar 1823; allein der Geist des Absolutismus hatte in der Versammlung schon zu starke Wurzel gefaßt, und seine Stimme wurde nicht gehört. Durch sie sah sich C. gezwungen, auszuwandern; er ging nach England und lebte hier in kümmerlichen Umständen, aber unermüdlich mit Politik und Staatswirthschaft beschäftigt. Als nach dem Tode Johanns VI. Dom Pedro die konstitutionelle Charte gegeben hatte, legte C. seinen Schwur auf dieselbe in die Hände des Herzogs von Palmella und kehrte nun nach Portugal zurück, wo er jedoch ohne Anstellung blieb. Durch die Vernichtung der Charte und die Usurpation des Thrones durch den Regenten Dom Miguel 1828 war zum zweiten Male seine Freiheit bedroht; indessen entkam er in der Verkleidung eines Maulthiertreibers über die Grenze. In England angelangt, wurde er vom Herzog von Palmella bei der Kommission zur Unterstützung der Emigrirten in London angestellt. Nach Dom Pedro's Rückkehr nach Europa sandte Gomes de Silva (früherer Privatsekretär des Kaisers und dessen Vertrauter) C. und den tapferen Dom Thomas de Mascarenhas, der 1833 in einem Gefechte vor den Linien von Lissabon fiel, am 3. Juni 1831 nach Cherbourg, wohin sich der Exkaiser begeben hatte. Hier entwickelte C., von schriftlichen Belegen unterstützt, ein Bild von den damaligen Zuständen Portugals und zeigte auf den Ruhm hin, der des Befreiers Lohn sey. Schon acht Tage nachher war Dom Pedro in London, und in der ersten Audienz, welche C. bei ihm erhielt, begrüßte er ihn mit den Worten: „Hier bin ich, laßt uns das Werk beginnen". C. wurde Mitglied des von Dom Pedro eingesetzten Vormundschaftraths für die Königin, und während Dom Pedro selbst nach Paris eilte, um hier die projektirte Expedition zu organisiren, übernahmen C., der Chevalier Lima und Dom Thomas de Mascarenhas in England die Aufbringung der zum Unternehmen nöthigen Hülfsmittel. Besonders durch C.'s Bemühungen kam in London die erste Anleihe bei Ardoin und Kompagnie noch im September zu Stande und erst dadurch erhielt Dom Pedro die nöthigen Mittel, um nach den azorischen Inseln abgehen und die Expedition kräftig organisiren zu können. Auf Dom Pedro's Einladung begleitete C. denselben nach der Insel Terceira; das Portefeuille, das er ihm bei dieser Gelegenheit antrug, lehnte er jedoch ab. Hierauf ernannte ihn Dom Pedro zum Generalauditeur der Armee und kurze Zeit nach der Landung in Portugal zum Direktor der Civilverwaltung bei derselben, sowie zum Präsidenten des Tribunals der Justiz und des Krieges. Unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm C. im Dec. 1832 das Finanzministerium. Sein erster Schritt war die Veranstaltung einer Versammlung der ersten Kaufleute und Bankiers der Stadt, in welcher alsdann aus den Chefs der bedeutendsten Häuser eine Kommission des öffentlichen Schatzes bestellt wurde, die nun zu energischen Maßregeln griff, um zunächst einen regelmäßigen Sold für die Armee zu erzielen. Als in der verzweifeltsten Lage des Staates die Expedition unter dem Herzoge von Terceira nach Algerien in Vorschlag gebracht wurde, war es C., der in dem deshalb von Dom Pedro versammelten Kriegsrathe die Opposition so kräftig bekämpfte, daß endlich der Vorschlag durchging. Auf seinen Rath übergab Dom Pedro das Kommando der Expeditionsflotte dem Kapitän Napier. Die Expedition gelang, und als die Thore der Hauptstadt dem Dom Pedro sich öffneten, begleitete ihn C. dahin. Durch die von ihm herbeigeschafften Mittel konnte das Heer bis auf 62,000 M. vermehrt werden, so daß Dom Pedro sich in den Stand gesetzt sah, das ganze Reich von dem Joche Dom Miguels zu befreien. Die Finanzen Portugals C. gänzlich anvertrauend, ernannte ihn Dom Pedro auch noch zum Staatsrath und Präsidenten des obersten Tribunals der Justiz, und C. beschäftigte sich nun ohne Unterlaß mit den Mitteln, Portugals Wunden zu heilen, welche der Bürgerkrieg und Dom Miguels Tyrannei geschlagen. Das Papiergeld wurde vernichtet und das Monopol der Weinkompagnie von Porto, in deren Händen einzig der Handel mit dem besten Weine des Landes war, aufgehoben. C. sicherte die regelmäßige Bezahlung aller Gehalte und Solde der Staatsdiener und der Armee, bewirkte eine völlige Reform in der Verwaltung der Douanen, so daß deren Revenüen augenblicklich sich verdoppelten, reorganisirte die Verwaltung des öffentlichen Schatzes u. stellte durch Reduktion der Staatsschuld den öffentlichen Kredit wieder her. Auch wurde er Stifter des Freihafens von Lissabon. Wie in die Finanzverhältnisse griff er auch in die Justizverwaltung, Schlechtes beseitigend, Besseres schaffend, ein. So bewirkte er die Aufhebung der alten Tribunale, die im Widerstreite mit der Charte waren, und die Stiftung neuer an deren Stelle, und beförderte die Reform der bisherigen Gesetzgebung, welche der Willkür die Thore öffnete und sich oft selbst widersprach. Auch verdankte man ihm die abermalige Vertreibung der Jesuiten, die sich unter Dom Miguel unter dem Namen der Redemptoristen wieder eingeschlichen hatten. Das Budget, welches er den Cortes von 1835 vorlegte, fand wegen der Klarheit in der Aufstellung den ungetheilten Beifall aller Financiers und ist unstreitig das merkwürdigste Dokument jener Zeitepoche. Von dem Grundsatze ausgehend, daß des Staates Wohl und Wehe einzig und allein von dem Kredit abhänge, brachte er diesen 1835 zu einer in Portugal seit langer Zeit unerhörten Höhe. Als er mitten im glücklichen Streben für das Wiederaufblühen von Portugals Volkswohlstand in Folge klug angesponnener Intriguen genöthigt wurde, im Nov. 1835 zugleich mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Saldanha, seine Stelle niederzulegen, verminderte sich sofort der Staatskredit, die Fonds sanken, und man sah sich wenige Monate nachher (am

20. April 1836) gezwungen, C. abermals ins Ministerium zu rufen und ihm die Finanzen zu übergeben. Nach seinem abermaligen Eintritte bildete sich die Kompagnie zum Ankaufe der großen Staatsgüter, der sogenannten Leziriaß, jener fruchtbaren Marschländer, welche von dem Tajo und Sado bewässert werden, und deren Verkauf die Summe von 2000 Contos baares Geld einbrachte. Allein die Unbeständigkeit des Ministeriums, die fortwährenden Intriguen gegen dasselbe von Seiten einer Opposition, die nach Macht und Stellen strebte, sowie die Erhebung von Personen zu wichtigen Staatsämtern, die nicht das Vertrauen der Kapitalisten besaßen, wirkte äußerst nachtheilig auf den Verkauf dieser Güter, der unter andern Verhältnissen vielleicht über das Doppelte eingebracht haben würde. Am 10. Sept. 1836 brach die so berüchtigte Revolution zu Gunsten der Konstitution von 1820 aus, die so vieles Unglück über Portugal gebracht hat. Die nächste Absicht der Opposition war, C. und seine Anhänger aus dem Ministerium zu entfernen; die Vernichtung der Charte Dom Pedro's folgte unmittelbar darauf. C. zog sich nun von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück und legte alle seine Staatsämter nieder. Dagegen war er einer der Ersten, die bei der Gegenrevolution am 4. Nov. 1836 zu Gunsten der Charte eine Rolle in Belem spielten. Als dies mißglückte, floh er wieder nach England und blieb hier, bis die von der Königin ausgesprochene Amnestie für ihn das Losungswort wurde, sofort nach Portugal zurückzukehren. Hier empfingen ihn seine Freunde mit offenen Armen; aber die Feinde der Chartisten wandten sich mit ihren Verleumdungen an den großen Haufen und wußten diesen mit der blindesten Wuth gegen C. zu erfüllen. So geschah es, daß bei Gelegenheit der Prozession am Frohnleichnamsfeste (am 14. Juni 1838), welcher C. als Ritter aller hohen Orden beiwohnte, mehre Stimmen von Aufwieglern unter dem Volke und den Nationalgarden sich erhoben, daß man „Morra Carvalho!" schrie, seinen Wagen verfolgte und steinigte und gewiß ihn sammt seinem Begleiter, dem Generaladministrator der Stadt, Costa Cabral, ermordet haben würde, wenn dieser nicht eine Pistole ergriffen und unter die Angreifenden geschossen hätte. Dadurch einen Augenblick erschreckt, ließ man dem Kutscher Zeit, einen sichern Ort zu erreichen. Gleichwohl hielt C. furchtlos in Portugal aus, nahm an dem jüngsten Umschwunge der portugiesischen Zustände, namentlich an der Herstellung der pedristischen Charte durch die Empörung zu Porto 1842 Antheil und trat wieder in den Staatsrath. Er † am 3. Febr. 1845. C. war einer der schönsten Männer Portugals, von übergewöhnlicher Größe, blendend weißer Haut und blühender Farbe.

Carver, Jonathan, englischer Reisender, 1732 zu Stittwater geboren, wo sein Vater Friedensrichter war, trat, 18 Jahre alt, als Fähndrich in das Regiment von Connecticut, wohnte bis 1762 allen Kriegsbegebenheiten bei, welche Canada's Schicksal entschieden, und nahm als Hauptmann seinen Abschied, um von Boston aus die im pariser Frieden an England abgetretenen canadischen Landstriche zu bereisen. Er hoffte, bis ans stille Meer vordringen zu können, gelangte aber nur bis an die Mündung des Antonyflusses in den Mississippi, nachdem er bereits die ungeheure Strecke von 700 deutschen Meilen zurückgelegt hatte. Mit seinen vollständig ausgearbeiteten Tagebüchern eilte er nach London, um für seine Verdienste den wohlverdienten Lohn des Vaterlandes einzuernten, erntete aber nur Undank und † verkannt und vergessen zu London am 31. Januar 1780 in Armuth. Seine Reisebeschreibung erschien unter dem Titel: „Travels through the interior parts of North-America in the years 1766—68" (London 1778, 3. Aufl., das. 1779, deutsch, Hamburg 1788, für die Jugend bearbeitet von Campe in „Sammlung von Reisebeschreibungen", 4 Thle.), ein für die Kunde der amerikanischen Länder und Volksstämme sehr wichtiges Werk und nicht weniger reich an Beiträgen zur physikalischen Geographie.

Carvilius, 1) Spurius Cajus Maximus, Konsul mit L. Papirius Cursor 295 v. Chr., eroberte in Verein mit seinem Kollegen die samnitischen Städte Amiternum, Cominium, Volana, Palumbinum und Herculanum. Als auch die Etrusker sich gegen die Römer erhoben, blieb Papirius den Samniten gegenüber stehen, aber C. zog gegen Rom, feierte hier einen Triumph, lieferte 380,000 schwere As in den Staatsschatz, erbaute von seinem Beutetheil einen Tempel der Fors Fortuna und machte jedem gemeinen Krieger 102 As und den Hauptleuten und Reitern das Doppelte zum Geschenk. Von den Harnischen und Helmen der besiegten Feinde errichtete er einen Koloß des Jupiter auf dem Kapitol und zu dessen Füßen seine eigene Statue. Von den Etruskern eroberte er die Stadt Troilum und 5 Vesten und zwang die Falisker, um Frieden zu bitten.

2) Spurius C. Maximus Rugas, Konsul 234 v. Chr., besiegte in den Kämpfen gegen die Korsen und Sarden die letzteren in einer großen Schlacht und erhielt einen Triumph. Im J. 228 abermals Konsul, entzog er dem Widerstand seines Kollegen Q. Fabius Maximus gegen den Gesetzesvorschlag auf Vertheilung gallischer Ländereien seine Unterstützung. C. soll der erste Römer gewesen seyn, welcher sich wegen Unfruchtbarkeit seiner Frau scheiden ließ, nachdem er vor den Censoren hatte schwören müssen, der Kindererzeugung halber sich verehelicht zu haben. Im J. 228 soll er den Antrag gestellt haben, den römischen Senat durch Aufnahme von je 2 Senatoren aus den Latinern zu ergänzen. C. † als Augur 212 v. Chr.

Carya, s. Hickorynuß.

Caryocar, s. Mandelahorn.

Caryophyllus, s. Gewürznelkenbaum.

Caryota, s. v. a. Brennpalme, s. Palmen.

Carystus, Stadt auf der Südküste von Euböa, am Fuß des hohen Berges Oche, von Dryopern und Joniern gegründet und nach Carystus, Chirons Sohn, benannt, war berühmt durch ihren sehr geschätzten, weitverführten Marmor von grünlicher Farbe, durch den Lapis Carystius (Asbest), ein faseriges Gestein, aus welchem man unverbrennliche Gewande für die Todten verfertigte, sowie endlich durch ihren vorzüglichen

Wein. C. stand unter Athens und dann unter Roms Herrschaft.

Casa, Giovanni della, einer der ausgezeichnetsten Prosaiker, Redner und Lyriker in lateinischer und italienischer Sprache, wurde den 28. Juni 1503 in dem Mugellothale bei Florenz aus einer altadeligen Familie geboren. Er widmete sich zu Bologna und Padua der schönen Literatur und dem Studium der Rechtswissenschaft, genoß zu Florenz, wohin er 1524 wieder zurückkehrte, Bandinelli's Unterricht in der Dichtkunst, begab sich dann nach Rom und erwarb sich vorzüglich hier seine reichen philologischen Kenntnisse. Nachdem er 1538 Weltgeistlicher geworden, ging er als apostolischer Kommissär nach Florenz und trat in die dort eben erst gestiftete Akademie. Papst Paul III. ernannte ihn zum Clerico der apostolischen Kammer und bald darauf zum Erzbischof von Benevent und sandte ihn als Nuntius nach Venedig, um die stolze Republik zu bewegen, dem Bündniß des Papstes, der Schweizer und Heinrichs II. von Frankreich gegen Kaiser Karl V. beizutreten. C. schrieb zu diesem Zweck 2 Reden per la lega, die jedoch ohne Wirkung blieben. Unter Papst Julius III. lebte C., nachdem er sein Kammerklerikat verkauft hatte, im Venetianischen den Wissenschaften und der Dichtkunst. Erst Paul IV. berief ihn wieder nach Rom und ernannte ihn zum geheimen Staatssekretär. Er † am 14. Nov. 1556. C. vereinte in seinen dichterischen Erzeugnissen schwelgerische Bilderfülle, rücksichtslose Keckheit und komische Volksthümlichkeit mit künstlerischer Anmuth und strenger Korrektheit, und auch seine lateinische und italienische Prosa ist eine der elegantesten und korrektesten. Sein Hauptwerk ist sein Sittenbüchlein: „Galateo, Trattato de Costumi" (herausgegeben von Tommaseo, Mailand 1825) zum Unterricht eines jungen Herrn von Stand. Diesem schließt sich an: „Trattato degli uffícj communi tra gli amici superiori e inferiori", ursprünglich lateinisch geschrieben. In den Reden war ihm Cicero, in den Briefen Plinius der Jüngere Vorbild. Ferner schrieb er das Leben der Kardinäle Bembo und Contarini und lieferte Uebersetzungen aus Plato und Thucydides. Seine sämmtlichen Werke erschienen als „Opere con copiosa giunta di scritturo non più stampate" (Florenz 1707, 3 Bde., Venedig 1728 — 1729, 4 Bde., Neapel 1733, 6 Bde., Venedig 1752, am vollständigsten mit kurzen Anmerkungen von Forcellini).

Casabianca, François Xavier, Comte de, französischer Staatsmann, 1796 zu Nizza, wohin seine Aeltern während der englischen Belagerung Korsika's geflüchtet waren, geboren, studirte die Rechte und ward Advokat am Appellationshofe zu Bastia. Im J. 1836 vom Departement der Rhonemündungen in die Deputirtenkammer gewählt, hielt er sich als Verwandter der Familie Bonaparte zur Opposition und 1848 war er einer der fünf Stellvertreter, welche Korsika in die Nationalversammlung wählte. Hier trat er in das Komité für die Marine und zeigte sich anfangs als gemäßigter Republikaner, nahm aber später als Bonapartist im Centrum Platz. Im Kabinet vom 26. Okt. 1851 ward er Handels- und Ackerbau- und nach vier Wochen Finanzminister, billigte den Staatsstreich vom 2. December, ward Mitglied der konsultativen Kommission u. bei der Ministerveränderung vom 22. Jan. 1852 Ministerpräsident ohne Portefeuille, als welcher er sogleich das Deportationsgesetz beantragte, im Juli 1852 Graf, dann Senatsmitglied und später Auditeur dieses Staatskörpers.

Casale (Casal), Hauptstadt des ehemaligen, dem Markgrafen von Montferrat gehörigen, gleichnamigen Marquisats, jetzt eines Bezirks der sardinischen Division Alessandria, einst als Festung und Residenz der Montferrat berühmt, liegt in einer üppigen Ebene, am Fuße einer Hügelkette, hat ein gutes Theater, zum Theil prächtige Kirchen und mehre Klöster, ist Sitz eines Bischofs und eines Präfekturtribunals und zählt 22,000 Einwohner, die lebhafte Seidenindustrie unterhalten. Von den Festungswerken sind noch Ueberreste vorhanden. C. ward 730 von dem longobardischen König Luitprant an der Stelle des alten Bodincomagus erbaut, und Kaiser Otto II. erhob die Landschaft zu einem Marquisat. Im J. 1474 wurde C. Bisthum und Sitz der Grafen von Montferrat und kam nach deren Aussterben an Mantua. Graf Vincenz baute 1590 die Citadelle. In den Jahren 1629, 1630 und 1640 belagerten es die Spanier vergeblich und gewannen es erst 1652, gaben es jedoch bald wieder an Savoyen zurück; 1681 wurde es an Frankreich verkauft und 1695 von den Alliirten erobert und geschleift. Nachdem die Franzosen es 1703 wieder befestigt hatten, verloren sie es schon 1706 abermals an Savoyen. Auch in dem österreichischen Erbfolgekrieg wie in dem französischen Revolutionskrieg wird C. oft erwähnt.

Casalanza, Dorf in der neapolitanischen Provinz Neapel, merkwürdig durch die 1815 hier abgeschlossene Konvention, in Folge welcher Neapel den Oesterreichern übergeben wurde und der österreichische General Bianchi den Titel Herzog von C. erhielt.

Casali, Villa, überhaupt Name der Nebenortschaften größerer italienischer Städte, besonders Neapels, die, obwohl abgesondert liegend, zur Hauptstadt mitgerechnet werden. In der Campagna di Roma hießen C. eine Art Meiereien, d. h. einzelne jämmerliche, an eine alte Ruine gelehnte oder aus den Trümmern irgend eines alten Tempels konstruirte Hütten.

Casalmaggiore, Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, südöstlich von Cremona, am Po, mit 5000 Einwohnern. Das ehemalige Fürstenthum gleichen Namens war im Besitz der Marchesen von Salvaterra. Fr. Sforza besiegte hier 1448 die venetianische Flottille.

Casamanza, afrikanischer Fluß in Senegambien, südwestlich vom Gambia, mit dem man ihn früher im Zusammenhang glaubte, bildet den See Jacque und fällt durch drei Mündungen in den Ocean. Die an seinem Ausflusse liegende gleichnamige Insel hat eine portugiesische Niederlassung und erzeugt Reis, Pfeffer, Wachs rc.

Casanova, Johann Jakob de Seingalt, ein höchst geistreicher Abenteurer, ein Odysseus der modernen Welt, in dessen buntem Leben und

Irrfahrten sich das Zeitalter Ludwigs XV. mit all seiner ceremoniellen Frivolität und Sittenlosigkeit ungetrübt wiederspiegelt, wurde 1725 zu Venedig geboren. C.'s Vater, aus einer vornehmen ursprünglich spanischen Familie entsprossen, war aus Liebe zu einer Tänzerin, der reizenden Zanella Faruzi, Schauspieler geworden, hatte sie geheirathet und ein Künstlerwanderleben mit ihr geführt. Nach seinem Tode gab die Mutter den neunjährigen Knaben in Pension nach Padua. Hier machte er in Kurzem vor seinen Mitschülern in der lateinischen Sprache und in andern Kenntnissen empfehlende Fortschritte, wurde aber auch durch sein heißes Temperament in eine unzeitige Liebschaft gezogen, die für sein ganzes Leben die Folge hatte, daß er den Glauben an weibliche Treue und Sittenreinheit verlor. Kaum ins Jünglingsalter getreten, bezog er die Universität, um die Rechte zu studiren, und schrieb in seinem 16. Jahre zur Erlangung der Doktorwürde die beiden Dissertationen: „De testamentis“ und „Utrum Hebraei possint construere novas synagogas“. Der Stand seiner Mutter, wie sein freies gefälliges Auftreten verschafften ihm Zutritt in den gesellschaftlichen Cirkel eines alten Senators, Malpieri, wo nach der Mode der Zeit Zügellosigkeit, Esprit und die Sucht, den Becher der Lust bis auf den Grund zu leeren, die Herrschaft führten. Seine Salonberedsamkeit schien ihn der Gesellschaft zum Geistlichen zu empfehlen, und nachdem der Patriarch ihm die niedern Weihen ertheilt, predigte der junge Abbate an einem 2. Weihnachtstage mit allgemeinem Beifall; aber eine zweite Predigt, in welcher er wegen leichtsinnigen Memorirens stecken blieb, verleidete ihm auf immer die Kanzel. Der ungebundene Geistliche schwärmte nun von Liebschaft zu Liebschaft. Nachdem er wegen toller Streiche aus einem Seminar entfernt u. einige Tage im Fort St. André gefangen gesetzt worden war, reiste er mit einem Empfehlungsbriefe seiner Mutter, damals Sängerin in Warschau, zum Bischof Bernardis von Morterano in Kalabrien, einem Freunde derselben, welcher dem Sohne den Weg zu höheren geistlichen Würden bahnen sollte. Dieser aber war selbst der Unterstützung und Beförderung höchst bedürftig, und C. fand erst nach manchen Kreuz- und Querzügen in Rom bei dem angesehenen Kardinal Aguaviva ein Unterkommen als Sekretär. Hier selbst von dem Papst Benedikt XIV. nicht unbemerkt gelassen, zerstörte er das Gebäude seines Glückes und seiner Hoffnungen durch eine aus allzu großer Gutmüthigkeit entsprungene Unbesonnenheit. Er bot nämlich einem jungen Menschen zur Entführung eines Mädchens hülfreiche Hand, und die Marquise Gabrielli, des Kardinals Geliebte und des klagenden Vaters Beschützerin, forderte C.'s augenblickliche Entlassung. Doch blieb ihm der Kardinal gewogen, und auf seine theilnehmende Frage, wohin er sich zu begeben gedenke, antwortete C. rasch: nach Konstantinopel. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir nicht Ispahan genannt haben“, erwiederte lächelnd der Kardinal, „Sie hätten mir dann wahrlich neue Verlegenheit bereitet“, und er gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Renegaten Achmet Pascha von Karamanien, früheren Grafen Bonneval. Aber schon in Ancona fesselten ihn Liebschaften mit Sängerinnen, und bald darauf gerieth er mehrmals in Gefangenschaft von Spaniern und Oesterreichern, welche sich damals in Italien bekriegten. Endlich nahm er als Fähndrich venetianische Kriegsdienste und begleitete 1743 den Gesandten Venier nach Konstantinopel. Hier bewunderte er Bonnevals Harem, unterhielt sich höchst sinnreich über das Daseyn Gottes und die platonische Philosophie mit dem edlen und weisen Jussuf Ali u. gewann dessen Zuneigung dergestalt, daß derselbe ihm seine reizende Tochter Zelmi zur Gattin anbot. Aber in dem feurigen Jüngling brauste Reise- und Abenteuerlust, wohnte nicht die stille Freude an dem Familienherd. Er segelte reich beschenkt nach Korfu, wo sein Regiment lag, und spielte daselbst eine glänzende Rolle. Doch auch hier war sein Glück nicht von Dauer. Ein augenblicklicher Verkehr mit einem verworfenen Geschöpf warf ihn auf das Siechbett, und als er wieder genesen war, mußte er sich in den Cirkeln, wo er früher geglänzt hatte, gemieden sehen; voll Schulden und ohne Geld reiste er nach Venedig zurück. Daselbst erhielt er den gesuchten Abschied mit 100 Zechinen Sold und spielte arm und unbeachtet die Geige im Theater St. Samuel. Als er einst nach Mitternacht (im April 1746) von einer Hochzeit, wo er aufgefiedelt hatte, heimkehren wollte, bemerkte er, wie einem in eine Gondel steigenden Senator ein Brief aus der Tasche fiel. C. hob ihn auf und stellte ihn dem Eigenthümer wieder zu. Der erkenntliche Senator ließ den jungen Menschen zu sich setzen, um ihn in seine Wohnung zu fahren. Aber kaum war C. eingestiegen, so trifft den Herrn der Schlag. Jener eilt im Flug zu einem Chirurgen, und ein Aderlaß rettet den Kranken. Bagradio, so hieß der Senator, hielt nun seinen Retter für einen von höheren Wesen Begünstigten und zu seinem Heile Gesandten, und da sich C. den Anschein kabbalistischer Kenntnisse zu geben wußte, so ward er Bagradio's und dessen Freundes Dandolo Orakel und Adoptivsohn. Ein neues Daseyn des Glanzes und des Wohllebens ging ihm nun bei dem Reichthum seiner Gönner auf; aber C. war durch die erlittenen Schicksale nicht besonnener geworden. Neue Thorheiten trieben ihn aus Venedig und Mailand, Mantua und Cesena wurden nun die Tummelplätze seiner Leidenschaften. Mit einer reichen und vornehmen Französin, welche er einem schmachvollen Verhältniß entrissen, lebte er zu Parma in einem gegenseitig zarten Verhältniß, bis die Verwandten das liebliche Geschöpf wieder aus seiner Nähe entfernten; in Genf schieden Beide. Da inzwischen seine Streiche zu Venedig in Vergessenheit gerathen waren, kehrte er dahin zurück, besuchte auf kurze Zeit Paris und begab sich dann wieder in die Lagunenstadt. Nun häuften sich wieder Liebschaften auf Liebschaften, welche nur mit dem grünen Tisch wechselten. Sophistische Scheingründe versicherten ihn, daß seine Lebensweise die rechte sey, und eines seiner Principien war: einen Dummkopf zu betrügen sey die That eines Mannes von Geist. Mitten

aus diesem schnöden Treiben riß ihn der Rath der Zehner, indem er ihn unangedeuteter Vergehen halber in das Gefängniß der Bleikammern warf. Thatkräftig u. stark erwartete er hier Rettung weder von Gott nach von Menschen, sondern nur von der Kraft, die er in sich trug. Er ward frei nach 15 Monaten der furchtbarsten Leiden; 1756 trug ihn die Post nach Paris. Mit neuem Lebensmuthe warf C. sich in alle Zerstreuungen und Lüste dieses modernen Babels. Finanzielle und magische Künste erwarben ihm Reichthümer und Ansehen, doch die Verschwendung hielt mit jenen gleichen Schritt. Aber hier war es auch, wo er während seines langen Aufenthaltes im Umgange mit den angesehensten Männern und Frauen des Tages (Herzog von Choiseul, Crebillon, Pompadour rc.) jenen freien Blick in das Getriebe des Staats und der Politiker und Diplomaten gewann, von dem seine Schriften zeugen. Von hieraus unternahm er seine große Abenteurerfahrt über Stuttgart, Zürich, Solothurn, Bern, Lausanne, wo er Haller und Voltaire besuchte, durch Savoyen, über Grenoble, Avignon nach Marseille, Toulon, Nizza, Genua, Livorno, Pisa, Florenz, wo man ihn aus den Thoren wies, dann nach Rom, wo ihn der Papst zum Ritter vom goldenen Sporn schlug, nachdem er sich selbst früher schon zum Herrn von Seingalt erhoben hatte, und endlich weiter nach Neapel. Hier hielt er sich längere Zeit auf und kehrte dann über Florenz, Bologna, Parma, Turin rc. nach Paris zurück. Abwechselnd lebte er hierauf in Paris, Süddeutschland, der Schweiz und London, in welcher Stadt jedoch sehr bald sein prachtvolles und üppiges Leben ein Ende nahm. Er ging nun nach Berlin, wurde von dem Grafen Schwerin Friedrich II. vorgestellt, fand jedoch keineswegs Behagen an der ihm zugedachten Gouverneurstelle bei der Kadettenanstalt und reiste eilig über Riga nach Petersburg ab. In der russischen Hauptstadt wußte er Katharina II. bemerkbar zu werden, und die Vermuthung ist nicht zu kühn, daß der hochgewachsene, männlich schöne Mann mit der dunkeln Gesichtsfarbe und dem Feuergeiste Eindruck auf die Kaiserin und dadurch sein Glück zu machen hoffte. Doch darin getäuscht, begab er sich nach Warschau, lernte König Poniatowski persönlich kennen und konnte nun mit Zuversicht einer glänzenden Stellung entgegensehen, als sein berühmtes Pistolenduell mit dem Kronmarschall Branicki alle seine Hoffnungen vernichtete. Nach einem kurzen Aufenthalt bei seiner Mutter in Dresden reiste er über Prag nach Wien, und da ihm hier die strenge Sittenpolizei ein längeres Verweilen untersagte, über München, Augsburg, Ludwigsburg, Aachen rc. nach Paris zurück. Kaum hier angekommen, nöthigte ihn eine Lettre de cachet zur eiligsten Flucht, und Spanien war nun das Land, welches er 1767 besuchte. Auch in Madrid warteten höchst anziehende Abenteuer und merkwürdige Bekanntschaften seiner. Aber auch von hier verwiesen, begab er sich über Barcelona und Montpellier nach Aix, wo er den Marquis d'Argens und Cagliostro kennen lernte, in welch Letzterem er schon damals den vollkommenen Betrüger durchschaute. Aufs Neue wurden Rom und Neapel das Ziel seines Besuchs, und der an Jahren schon vorgerückte, geistreiche Epikuräer blickte bei einigen neuen zärtlichen Verbindungen mit Wehmuth auf die verflossene und genossene Jugendzeit zurück. Im Jahre 1774, nachdem er schon einige Zeit vorher, wohl in Folge seiner Widerlegung des Buches von Amelot de la Houssaie über die Verfassung Venedigs und wohl wegen seiner im Geheimen der Republik erwiesenen Dienste, mit der Signoria versöhnt war, sah er endlich nach langer Verbannung seine Vaterstadt wieder. Doch auch hier duldete ihn sein unruhiger Geist nicht lange, und Paris, welches er stets mit Vorliebe zum Mittelpunkt seines abenteuernden Treibens machte, war abermals die Stadt seiner Wahl. Hier schließen seine Memoiren, aber des Prinzen Karl de Ligne Mittheilungen geben die nöthigen Ergänzungen. C., der überall sich geltend zu machen, aber nirgends ein dauerndes Verhältniß zu knüpfen vermochte, befand sich einst zu Paris an der Tafel des venetianischen Gesandten und sprach über Kabbala und Alchemie mit einer so empfehlenden Sicherheit, daß der anwesende Graf von Waldstein aus Dux in Böhmen, voll Bewunderung über so große Kenntniß in geheimnißvollen Dingen, C. den Antrag machte, mit ihm zur gemeinschaftlichen Betreibung dieser Wissenschaft auf seine Güter nach Böhmen zu gehen. C., alt und ohne Aussicht auf fernere Existenzmittel, nahm den Vorschlag an und lebte seit 1788 auf dem Schlosse Dux als Bibliothekar. Hier widmete er seine Muße dem Niederschreiben seiner Memoiren, konnte aber dennoch keine Ruhe finden. Er † zu Wien im Juni 1803. C. war ein Mann von vielem Geist, scharf gezeichnetem Charakter und umfassenden Kenntnissen. Seine Memoiren, französisch geschrieben und im Originalmanuskript 600 Foliobogen stark, erschienen französisch Leipzig 1825—38, 12 Bde., und deutsch im Auszuge, das. 1822—28, 12 Bde., franz. Ausgabe, 1826—28, 12 Bde., neue deutsche Ausgabe 1855 ff. Sie sind voll von dramatischem Interesse, schnell, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexionen erfüllt. Der Cynismus derselben schmälert allerdings ihren künstlerischen Werth, er ist für jeden sittlichen Menschen grenzenlos. Dessen ungeachtet bleiben sie für den, welcher Welt- und Menschenkenntniß erlangen will, und für die Kenntniß der Sitten jener Zeit von großer Wichtigkeit. Was seine übrigen Schriften betrifft, so zeugen auch sie von dem glücklichsten Gedächtniß, dem kräftigsten Verstand und den vielseitigsten Kenntnissen. Wir nennen: „Confutazione della storia del goberno veneto d'Amelot de la Houssaie, divisa in tre parti“ (Amsterdam 1769); „Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabeta Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta ottomana“ (Grätz 1774 3 Theile); „Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime“ (Venedig 1778, 4 Bde.); „Histoire de ma fuite des prisons de la republique de Venise, qu'on appelle les plombs“ (Prag 1788); „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Megameikes“ (Prag

1788—1800. 5 Bde.); „Solution du problème déliaque demontrée" (Dresden 1790); „Corollaire à la duplication de l'Hexaèdre, donné à Dux en Bohème" (das. 1790). Vgl. Barthold, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in C.'s Memoiren, Berlin 1845, 2 Bde.

2) Johann oder Johann Baptist, bekannter Maler, Bruder des Vorigen, geboren zu Venedig 1722, kam jung nach Dresden und studirte unter L. von Sylvester und nachher unter Dietrich die Malerei. Im Jahre 1752 reiste er mit dem berühmten Mengs nach Rom und bildete sich zum guten Künstler, so daß Reiffenstein, Angelika Kaufmann und Winckelmann sich Unterricht von ihm geben ließen. Letzterem zeichnete er alle Platten zu seinen „Monumenti antichi" und verfertigte auch noch andere Zeichnungen, von denen sich viele in Deutschland und England befinden. C. wurde 1764 als Professor und Direktor der Akademie nach Dresden berufen, wo er den 10. Dec. 1795 †. Er schrieb auch einen Versuch über die Antiken der dresdner Gallerie und einen vollständigen Kursus der theoretischen Malerei in italienischer Sprache.

3) Franz, berühmt als Schlachten-, Landschafts- und Marinemaler, Bruder der beiden Vorigen, geboren zu London 1727, nach Andern 1732, lernte die Historienmalerei von Simoni zu Florenz, legte sich aber in der Folge ausschließend auf die Darstellung von Schlachten, worin er Bourguignon zum Muster nahm, aber nur zu oft ganze Gruppen von ihm entlehnte. In der Landschaft ahmte er Wouwermans nach. Für die Landschafts- und Schlachtenmalerei entschied er sich vornehmlich in Paris, wo er Mitglied der Akademie wurde und einige Schüler bildete. Diderot vertrieb ihn durch seine strenge Kritik aus Paris und nun begab er sich nach Dresden, wo ihm ein großes Gemälde, das er für die Gallerie verfertigte, viele Bestellungen verschaffte. Später wählte er Wien zu seinem Aufenthalt. Daselbst malte er für die Kaiserin Katharina die Siege der Russen über die Türken, Bilder, welche die Monarchin in ihrem Palaste aufstellen ließ. Von innerer Unruhe weniger herumgeworfen, als seine Brüder, blieb C. fortwährend seiner Kunst getreu und † 1805 in der Briel bei Wien in philosophischer Ruhe. In C.'s Schlachtgemälden ist die nackte Wirklichkeit erste und höchste Bedingung; aus keinem derselben spricht ideale Bedeutung, und die Einheit des Ganzen geht im Gewühle der Schlacht verloren. In der Bestürmung von Oczakow, die er während seines Aufenthaltes zu Paris malte, einem seiner Hauptgemälde, fühlt der Beschauer alle Schrecknisse des Gräßlichen auf eine Weise, bei welcher das Wohlgefallen nimmermehr bestehen kann. Dennoch gefiel er, besonders in England, durch sein wildes Feuer und den magischen Effekt großer entgegengesetzter Massen von Licht und Schatten. Ein anderes Hauptwerk, das er 1767 zu London ausstellte, ist der Uebergang Hannibals über die Alpen. Das lebhafte Gewühl der Menschen und Pferde, die schroffen Felsen und die Nebelwolken, welche sich in die Thäler hinabsenken, sind meisterhaft behandelt. Er hat auch verschiedene Stücke radirt, besonders beträchtlich ist aber die Anzahl der nach seinen Zeichnungen und Gemälden von andern Künstlern gestochenen Blätter, und unter diesen ist das berühmteste der erwähnte Sturm von Oczakow, von Adam von Bartsch (1792) höchst geistreich geätzt. Ein Reitergefecht hat er selbst gestochen.

Casa Romuli, eine alte, mit Stroh bedeckte Hütte am Abhange des kapitolinischen Berges, nach Andern am palatinischen Hügel, wurde als des Romulus angebliche Wohnung wie ein Heiligthum bewahrt, ging jedoch unter Augustus in Flammen auf.

Casas, Bartolommeo de las, s. Las Casas.

Casas Grandes (d. i. große Häuser), jene durch ihre Massen imponirenden, seltsamen Bauwerke, die man auf dem nördlichen Ufer des Gila vom mittlern Laufe des Stroms an nordöstlich bis über Santa Fé in Neumexiko hinaus, weit über das ganze Land zerstreut, findet, die überall denselben Charakter tragen und offenbar von Volksstämmen gleichartiger Civilisation, vielleicht von den Azteken, herrühren.

Casati, Gabrio, Graf, einer der hervorragendsten Charaktere der lombardischen Revolution von 1848, aus einer altadeligen lombardischen Familie am 2. August 1798 zu Mailand geboren, studirte zu Pavia, wo er sich 1821 den Grad eines Doktors der Rechte und der Mathematik erwarb. Zwar nahm er an der revolutionären Bewegung Norditaliens 1821 keinen Antheil, bemühte sich aber später, einigen seiner verurtheilten Landsleute zur Flucht zu verhelfen. Im Jahr 1824 begab er sich nach Wien, um die Verwandlung der Todesstrafe, die über seinen Schwager, den Gonfaloniere von Mailand, Grafen Verese, verhängt worden war, in eine mildere Strafe zu erlangen. Obgleich in den folgenden Jahren in tiefer Zurückgezogenheit ganz den Studien lebend, erwarb er sich doch den Ruf eines aufgeklärten Patrioten und wurde auf den Vorschlag des Kommunalraths von Mailand 1837 zum Podestà ernannt, in welcher Stelle er durch dreimalige Wahl bis zum Ausbruch der Revolution blieb. Wiederholt übersandte er der Staatsregierung Denkschriften und Vorstellungen über die Nothwendigkeit von Administrativreformen und begab sich 1844 selbst zu diesem Zweck nach Wien. Noch mehr Popularität erlangte C., als er 1846 nach dem Tode des deutschen Erzbischofs von Mailand, Gaysruck, die Einsetzung eines italienischen Erzbischofs, des Prälaten Romilli, bewirkte, bei welcher Gelegenheit C. das Andenken Galdino's, der Seele der ehemaligen lombardischen Ligue, aus der Vergessenheit hervorzog. Schon waren die Festlichkeiten zu Ehren dieses verstorbenen Patrioten und Romilli's in größter Ordnung vorübergegangen, als die Polizei am 8. September 1847 gegen die unbewaffnete Bevölkerung mit bewaffneter Hand einschritt. C. protestirte direkt an die Regierung zu Wien und verlangte Entfernung der verhaßtesten Oberbeamten von Mailand, und gleiche Schritte that er bei dem Grafen Ficquelmont, der nach Mailand geschickt worden war, um die nationale Bewegung in der Lombardei zu er-

sicken. Bei den Metzeleien, welche Soldaten u. Polizeibeamte an den Abenden des 2. und 3. Jan. 1848 in den Straßen Mailands anrichteten, setzte C. sich den augenscheinlichsten Gefahren aus, um die Soldaten von weiterem Blutvergießen abzuhalten. Als im März 1848, nach der französischen Februarrevolution und den Ereignissen zu Wien, auch in Mailand u. der ganzen Lombardei der Sturm ernstlich losbrach, mahnte C. zwar zur Ruhe, konnte aber durch seinen Einfluß die tief aufgeregte Stadt nicht mehr beherrschen. Am Morgen des 18. März gelang es ihm, das Einschreiten der Militärgewalt gegen die Bevölkerung zu verhindern, indem er die Befehle des Vicegouverneurs O'Donnel suspendirte. Mitten in dem darauf folgenden 5tägigen Kampfe, am 20. März, trat C. als Präsident an die Spitze der provisorischen Regierung und behauptete diesen schweren Posten im Widerstand gegen die Republikaner, indem er auf das Glück Karl Alberts und die Vereinigung der Lombardei mit Piemont hoffte. Am 11. Juni in finanziellen Angelegenheiten nach Turin berufen, erhielt C. vom Könige die Einladung, mit dem General Collegno ein neues Ministerium zu bilden, welchem er bis zur Schlacht bei Custozza (25. Juli) angehörte. Nach der Unterwerfung Mailands und der Lombardei durch die Oesterreicher (6. August) lud er die Mitglieder der ehemaligen provisorischen Regierung ein, sich in Turin als lombardische Consulta zu konstituiren, wie dies durch das sogenannte Fusionsgesetz beschlossen worden war. Diese Consulta ernannte nun C. aufs Neue zu ihrem Präsidenten. Im Mai 1849, nach der Schlacht bei Novara, war auch seine öffentliche und officielle Wirksamkeit zu Ende. Er lebte fortan zu Turin in Zurückgezogenheit, unterlag aber von Seiten der radikalen Partei dem Vorwurf, daß er durch Mangel an Energie und blindes Vertrauen in König Karl Albert den unglücklichen Ausgang der lombardischen Erhebung herbeigeführt habe.

Casaubon (Casaubonus), 1) **Isaak**, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, als Theolog und Philolog von unschätzbarem Verdienst, wurde den 18. Februar 1559 zu Genf geboren, wo seine Familie vor Heinrichs II. Religionsverfolgungen eine Zuflucht gefunden hatte. Bis zum 19. Jahre genoß C., mitten unter Verfolgungen und Drangsalen, den Unterricht seines Vaters, eines reformirten Predigers, und setzte seit 1578 seine Studien in Genf fort. Der dortige Lehrer der griechischen Sprache, Fr. Portus aus Kandia, fand C., als dieser kaum 23 Jahre alt war, der Nachfolge in seinem Amte für würdig, und C. trat 1583 diese Stelle an, während er zugleich mit theologischen und juridischen Studien eifrig beschäftigt war. Im Jahr 1585 heirathete er eine Tochter des berühmten, aus Paris nach Genf geflohenen Druckers Henri Etienne, die ihm 20 Kinder geboren haben soll. Nach 14jähriger Amtsführung in Genf nahm C. eine Professur der griechischen Sprache und Humaniora zu Montpellier an, legte sie aber, wahrscheinlich, weil die damit verbundenen Versprechungen schlecht gehalten wurden, schon nach 2 Jahren (1598) nieder und ging nach Lyon, um dort seine Ausgabe des Athenäus drukken zu lassen. Hier erhielt er eine Einladung des Königs Heinrich IV., eilte nach Paris, um eine Professur an der dortigen Universität anzutreten, stieß aber hier sogleich auf so viel Mißgunst und Religionshaß, daß er seinen Entschluß bitter bereute. Man gestattete ihm nicht einmal öffentliche Vorlesungen. Ein Religionsgespräch, das er damals gegen Jacques Davy du Perron für du Plessis Mornay zu Fontainebleau führte, brachte ihn bei seinen Glaubensgenossen in den Verdacht lauer Religionstreue, ja des Hinüberneigens zum Katholicismus, ein Umstand, der ihm vielen Kummer verursachte. Für die Unannehmlichkeiten in Paris, die selbst der König von ihm nicht abzuwenden vermochte, entschädigte ihn derselbe durch die Bibliothekarstelle, die er ihm mit erhöhtem Gehalt 1603 anvertraute. Nach der Ermordung Heinrichs fühlte sich C. in Paris so unsicher, daß er eine Einladung des Königs Jakob I. von England gern annahm. In London wurde er mit allen Ehren empfangen und sah sich bald in den Besitz ansehnlicher Pfründen und dadurch in so sorgenfreie Lage versetzt, daß er Rufe nach Nismes und Heidelberg ausschlug und mit allem Eifer seine oft unterbrochene literarische Wirksamkeit fortsetzte bis an seinen Tod, den 1. Juli 1644. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur seine „Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Libri XV“ (Lyon 1600, 1612, 1654), seinen reichhaltigen Kommentar zu den „Scriptoribus Historiae Augustae“ (Paris 1603), die gründliche Untersuchung „De Satyrica Graecorum poesi et Romanorum Satyra Libri II“ (das. 1605), die Schrift „De libertate ecclesiastica“ (unvollendet, auf Befehl Heinrichs IV. bei Gelegenheit des zwischen der Republik Venedig und Paul V. ausgebrochenen Streites gegen die päpstlichen Anmaßungen geschrieben, aber, nachdem der Zwist geschlichtet war, verboten) und die „Exercitationes de rebus sacris et ecclesiasticis contra Baronium“, die ihrer Zeit großes Aufsehen erregten. Von dauerndem Werthe sind seine ausgezeichneten Ausgaben des Diogenes Laërtius, Aristoteles, Theophrast, Sueton, Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halikarnaß u. Athenäus. Seine zahlreichen Briefe, von J. Fr. Gronov gesammelt zuerst Haag 1638, vermehrt Magdeburg oder Helmstädt 1656, gab am besten Janson ab Almeloveen (Rotterdam 1709) heraus. Vgl. **Wolf**, Casauboniana, Hamb. 1710.

2) **Mericus**, Sohn des Vorigen, zu Genf den 14. August 1599 geboren, besuchte die Schule von Sedan bis 1610, kam dann nach England und studirte von 1614 auf dem Christchurchcollege in Oxford, wo er 1621 den Doktorgrad der Philosophie erwarb. Später erhielt er mehre Pfründen u. wurde Präbendar von Canterbury und Rektor von Ickham. Beim Ausbruch der Revolution gegen Karl I. verlor C., der hoch in des Königs Gunst gestanden hatte, sämmtliche geistliche Einkünfte und zog sich nun ganz von aller Oeffentlichkeit zurück. Oliver Cromwell, der Obergeneral der Parlamentstruppen, ließ ihn auffordern, die Geschichte des letzten Krieges zu schreiben; C. lehnte es jedoch ab, mit der Bemerkung, daß ihn dieser Gegenstand nothwendig zu Reflexionen führen müsse, die höchst unangenehm, wenn nicht gar beleidigend für Se. Lordschaft ausfallen möch-

ten. Dessen ungeachtet wies ihm Cromwell eine Summe von 300 oder 400 Pfund Sterling an; aber selbst diese schlug C., obwohl damals in ziemlicher Dürftigkeit lebend, aus. Wie außerordentlich viel C. dem Protektor galt, mag ein dritter Versuch beweisen, ihn für sich zu gewinnen. Die Bibliothek seines Vaters war von Jakob I. für die königliche Bibliothek angekauft worden: diese kostbare, für jeden Gelehrten, insbesondere aber für den Sohn des ehemaligen Besitzers unschätzbare Sammlung sollte ihm zurückgegeben u. seiner Familie eine jährliche Pension von 300 Pfund Sterling zugesichert werden, so lange das jüngste Kind C.s lebe, wenn C. sich in Cromwells Willen füge; auch diesen Antrag verwarf er. Ebenso schlug er sehr lockende Anträge der Königin Christine aus. Nach der Restauration trat er in alle Würden wieder ein, zog sich später, krank und einsam, nach Canterbury zurück und † den 14. Juli 1671. Von C.s Schriften, die zum Theil lateinisch und dann ziemlich gewandt, zum Theil englisch und dann äußerst unbeholfen abgefaßt sind, haben die meisten ihre Wichtigkeit für unsere Zeit verloren. Auch er gab mehre alte Autoren, wie Marc. Aurel. Antonius, Terenz, Epictet, Cebes, Florus und Polybius, heraus.

Cascarilla (d. i. Rindchen), in Südamerika Bezeichnung vieler bitterer, als Medicin in den Handel kommender Rinden, bei den europäischen Apothekern und Aerzten eine meist zusammengerollte oder rinnenförmig getrocknete Rinde in Stücken von 3–4 Zoll Länge und $1/4$–$1/2$ Zoll Breite, von außen aschgrau, innen bräunlich-rostfarben oder braunschwarz, gewöhnlich mit runzeliger Oberhaut, die oft schwarz gefleckt ist, Querstreifen zeigt und hier und da mit Flechten bewachsen ist. Im Bruche ist sie eben und glänzt etwas; zeigt sie dabei Harztheilchen, deren Daseyn sich durch ihr Flimmern verräth, so wird sie höher geschätzt. Der Geschmack ist anfangs bitter, dann scharf, der Geruch dem Moschus und der Ambra ähnlich, angenehm, schwach, wird aber stärker, wenn man die Rinde pulvert oder auf glühende Kohlen legt. Dabei ist sie schwer und fest, indem sie durchs Trocknen häufig hornartig wird; gepulvert hat sie eine bräunlichgraue Farbe. Nach Trommsdorff enthalten 8 Unzen davon 1 Unze 4 Drachmen Bitterstoff mit Schleim, sauerkleesauren Kalk und eine Spur Digestivsalz, 1 Unze 5 Skrupel Harzstoff u. 1 Drachme 8 Gran Aetheröl von bald gelber, bald grüner, bald blauer Farbe von 0,938 specifischem Gewicht, eigenem vanillenartigen Wohlgeruch und etwas stechendem Geschmack, das nicht mit Weingeist überdestillirt u. mit rauchender Salpetersäure, ohne sich zu entzünden, ein gelbes, wohlriechendes Harz liefert. Medicinisch dient die Cascarillarinde als Abkochung, Extrakt, Tinktur und in Pulverform und verdankt ihre heilende Kraft besonders dem in ihr enthaltenen ätherischen Oele. Sie wirkt tonisch und flüchtig erregend auf die Verdauungsorgane. Darum wird sie in vielen Unterleibskrankheiten aus Atonie angewendet, besonders bei Dyspepsie (Mangel an Verdauung), Durchfällen, Verschleimung, Würmern, Magensäure und bei asthmischen Fiebern, doch meist zur Unterstützung der Chinarinde. Außerdem benutzt man sie zu Räucherpulvern und zu Tabaksaucen, um dem Tabak einen angenehmen Geruch zu geben; jedoch darf, wenn der Tabak nicht betäuben soll, nicht zu viel C. verwendet werden. Sie liefert auch eine schwarze Farbe, wird aber nicht benutzt; sie ist, wie man früher glaubte, nicht der Grundstoff der chinesischen Tusche, denn beide haben ein verschiedenes Vaterland. Obgleich die C. schon seit 1694 in Gebrauch ist, so ist man doch jetzt noch nicht in vollständiger Gewißheit über den Baum, von welchem sie herrührt. Früher leitete man sie von Croton Cascarilla *L.* her; in neuerer Zeit nahm man fast allgemein Croton Eluteria *Sw.* für die Mutterpflanze an. Gegen diese Annahme lassen sich jedoch mehre Gründe erheben, unter denen besonders der zu beachten ist, daß fast alle C. des Handels aus Paraguay, wo Croton Cascarilla, und nicht aus Jamaika, wo Croton Eluteria wächst, zu uns kommt. Auch Schlechtendal hat sich neuerlichst für die frühere Annahme erklärt; nach Nees soll auch von Croton micans *Sw.* C. gesammelt werden.

Casco (ital.), Rumpf eines Schiffes, im Assekuranzwesen das Schiff selbst mit allem Zubehör an Masten, Segeln, Tauwerk, Ankern und Munition.

Casearia (Granatpflaume), Pflanzengattung aus der Familie der Amygdaleen, Sträucher oder Bäume in Ost- und Westindien, deren bekannteste Art: C. ovata *Willd.* (C. Anavinga *Pers.*), eirunde Granatpflaume, ein mäßiger Baum Ostindiens, 20 Fuß hoch, 2 Fuß dick, mit ausgebreiteten Aesten, ist. Die Blätter stehen abwechselnd, zweireihig u. sind spitzoval, gezähnt, die Blüthen einzeln, gestielt, in den Achseln, grün, geruchlos, bitter, die Staubfäden reizbar; die Frucht, einer Kirsche gleichend, ist grün, saftig, bitter, behält den Griffel, enthält viel braune Samen, wie im Granatapfel vertheilt. Alle Theile des Baumes sind bitter. Die Blätter werden zu Bädern gegen Gliederschmerzen gebraucht, der Fruchtsaft als schweißtreibendes und purgirendes Mittel in bösartigen Fiebern.

Caserta, zwei Städte in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. C. vecchia, auf einem Hügel, hat eine Kathedrale, ein Seminar und ist Sitz eines Bischofs. Die Stadt, die ihren Namen von ihrem alten Schlosse, Casa erta, erhielt, ist sehr in Verfall gerathen wegen der gefährlichen Nähe von C. nuova, bekannt durch ein von König Karl III. erbautes prachtvolles Schloß, dessen Bau 1752 unter der Leitung des römischen Architekten Vanvitelli begonnen wurde. Es hat die Form eines länglichen Vierecks, dessen Vorder- und Hinterseite 746, die anderen 576 Fuß messen. Die Höhe der 5 Stockwerke, wovon 2 dem Erdgeschoß angehören, beträgt 113 Fuß. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich eine Kuppel und zu beiden Seiten steigen Pavillons in die Höhe. Das große Thor des Haupteingangs führt in einen Portikus von sicilischem Marmor, welcher, auf 98 Säulen ruhend, in einer Länge von 507 Fuß das Gebäude durchschneidet. In der Mitte kreuzt ihn ein Mittelflügel mit 2 anderen Säulenburchgängen, so daß auf diese Weise 4 Höfe gebildet werden. Der ganze Marmorreichthum Neapels und Siciliens ist in diesem

Riesengebäude mit königlicher Pracht vergeudet, namentlich auch in der gedoppelten Haupttreppe der Kapelle und dem Theater. Das ganze Schloß mit seinen Gärten nimmt gegen 85 Acker, jeden zu 900 Klaftern, ein. Gleich großartig und der alten Aquädukte nicht unwürdig ist die Wasserleitung Fizzo, welche die Springbrunnen und das Schloß versorgt. Aus einer Entfernung von 12 italienischen Meilen, die der Aquädukt auf einem Umwege von 27 Meilen zurücklegt, aus dem Berge Taburno, wird das Wasser erst durch eine Brücke von 3 Bögen über die Faenza, dann vermittelst 3 hoher, über einander gesetzter Bogenreihen durch das Thal Durazzo und endlich von dem Berge Longano wiederum in 3 Bogenreihen von mehr als 1600 Schritten zum Berge Tifata geführt; die größte Höhe des Werks beträgt 178 Fuß. In der Nähe liegt das Schlößchen Belvedere mit Militärschule. C. nuova hat mit C. vecchia 18,000 Einwohner. Merkwürdig ist noch die Kolonie San-Leucia mit einer königlichen Seidenfabrik. C. war ehedem Hauptort eines gleichnamigen Fürstenthums der Familie Gaëtani, an das königliche Haus wurde es 1749 verkauft; 1805 litt C. viel durch ein Erdbeben. Am 11. December 1843 wurde die Eisenbahn eingeweiht, welche C. und Capua mit Neapel verbindet.

Cases, Emanuel August Dieudonné, Graf de las C., s. Las-Cases.

Cashel (Cashell), Hauptstadt der irischen Grafschaft Tipperary, etwa ⅖ Meile vom Flusse Suir entfernt, in angenehmer und fruchtbarer Gegend, ist Metropolitansitz eines Episkopal- u. eines katholischen Erzbischofs, von denen der erstere Titel und Würde eines Primas von Munster hat. Sehenswerth sind: die neue Kathedrale in griechischem Styl, der erzbischöfliche Palast mit einer an Handschriften sehr reichen Bibliothek, das Markthaus, das Sessionshaus für die Assisen der Grafschaft. Die Stadt hat eine Freischule, ein Krankenhaus, Kasernen und gegen 7000 Einw., welche grobe Wollenzeuche, Whisky 2c. in den Handel bringen. C. ist ein durch die wichtigsten und großartigsten Denkmäler der irischen Geschichte geweiheter Ort. Von dem Palast, in welchem einst die Könige von Munster hier Hof hielten, ist zwar keine Spur mehr vorhanden; dagegen prangt noch mit den bewunderungswürdigen Trümmern der alten Herrlichkeit St. Patriks Kathedrale, der erste Christentempel Irlands. Malerisch thront sie auf einem mächtigen Felsen und über ihr steht noch das Monument, das 901 auf dem Grabe Cormac M'Culinans errichtet worden ist. Auf der Ostseite der ungeheuren Steinmasse ist ein runder Thurm, 5 Stockwerk hoch, von 54 Fuß Umfang, der mit der Kirche in unterirdischer Verbindung steht, hauptsächlich wegen seines Daches eine architektonische Merkwürdigkeit; die Steine des letzteren sind nämlich so außerordentlich genau aneinander gefügt, daß das Ganze wie Eine mit dem feinsten Cäment überzogene Masse erscheint. Die ehemalige Abtei liegt gleichfalls in Trümmern; aus letzteren soll der Krönungsstein von Schottland hervorgezogen worden seyn, der jetzt in Westminsterhall aufbewahrt wird.

Casilda (Cassilda), Heilige, Tochter eines maurischen Königs, der gegen die Christen ein eben so unerbittlicher Verfolger war, wie seine Tochter eine milde Retterin und Pflegerin derselben. Als sie an einem unheilbaren Blutflusse erkrankte, ließ sie sich nach St. Vincentii im Gebiet von Burgos bringen, wo sie von ihrer Krankheit genas. Hier blieb sie, fortwährend im Umgang mit Christen u. selbst Christin, bis zu ihrem Tode. Tag: 9. April.

Casilinum, Stadt in Kampanien, auf beiden Ufern des Volturnus, wo dieser eine starke Biegung macht, bildete den Hafenplatz des alten mächtigen Capua. Außerdem ist C. berühmt durch die ruhmvolle Vertheidigung der 570 Pränestiner gegen Hannibal. In der Nähe täuschte Hannibal den Fabius durch die List mit den Rindern. Die im punischen Kriege arg mitgenommene Stadt erhielt durch die Lex Julia eine römische Kolonie, war aber schon zu Plinius' Zeit dergestalt gesunken, daß er sie Reliquiae morientis Casilini nennen konnte. Auf ihrer Stätte ist das heutige Capua seit 856 erbaut.

Casine (ital.), Landgüter in Italien, die, mit starken Hecken oder Mauern, nicht selten auch mit Gräben umgeben, im Kriege oft Punkte des hartnäckigsten Kampfes wurden.

Casino (ital.), kleines Haus oder auch kleines Zimmer, jetzt durch ganz Europa allgemein gewordener Name geschlossener Gesellschaften. Letztere Bedeutung leitet man davon ab, daß in Italien mehre Familien, die zu arm waren, um jede für sich ein besonderes Landhaus zu miethen, zu diesem Zweck zusammentraten und in dem gemeinschaftlich gemietheten Hause nun geschlossene Gesellschaften bildeten. Daraus seyen dann diese Gesellschaftshäuser entstanden, die, mit Tanz-, Speise- und Koncertsälen, Spielzimmern, sowie Küche, Keller, Vorrathskammer und vollständiger Wirthschaft zur Bedienung höherer geselliger Klassen eingerichtet sind. Nach Andern stammt diese Bedeutung von den kleinen Zimmern (Casini) über den Kaffeehäusern des Marcusplatzes in Venedig, in welchen ehedem die Nobili, frei vom häuslichen Standeszwang, Gesellschaft zu empfangen und zu bewirthen pflegten. Noch Andere behaupten, die zahlreichen vornehmen Wallfahrer, welche ehedem in der berühmten neapolitanischen Benediktinerabtei Monte Casino, durch den Ruf der Heilkunde ihrer Bewohner, gleichsam wie jetzt zur Badesaison, zusammengekommen wären, hätten nach ihrer Heimkehr zur Erinnerung an die geselligen Ergötzlichkeiten des Monte Casino ihren geschlossenen Zusammenkünften ebenfalls den Namen C. beigelegt.

Casino, Kloster, s. Monte Casino.

Casinum, Stadt mit Burg in Latium, an der Grenze und dem Flusse Casinus, in höchst fruchtbarer Gegend, von den Römern gegen die Samniter angelegt und mit Soldaten bevölkert, später Municipium; Hannibal lagerte sich bei ihr. Auf der Burg, wo sich jetzt das berühmte Kloster Monte Casino erhebt, stand ein Tempel des Apollo. In dem Ager Casinus wuchs treffliches Oel und stand Varro's prächtiges Landhaus. Von der früher umfangreichen Stadt finden sich Trümmer beim jetzigen St. Germano.

Casius, sehr hohes Gebirg in der gleichnam.

syrischen Landschaft, im Süden der Orontesmündung, stieg nach Plinius' übertriebener Angabe 4 Millien senkrecht empor, und man sah darauf die Sonne 3 Stunden vor der gewöhnlichen Aufgangszeit. Es verband den Libanon mit dem Taurus und machte den Anfang des erstern. Auf seinem Gipfel stand ein berühmter Tempel des Zeus Casius; jetzt Dschebel Okrab (das kahle Gebirg). Ein mit ihm parallel laufender niederer Gebirgszug hieß Anticasius.

Caslon, William, berühmter engl. Schriftgießer, 1692 zu Hales Owen in Shropshire geboren, war anfangs Lehrling bei einem Graveur, der die Verzierungen an die Flintenläufe besorgte, wurde dann mit Bowyer, Bettenham und Watts bekannt und gründete mit ihrem Gelde eine Schriftgießerei, der er in kurzer Zeit europäischen Ruf verschaffte. Zu seinen berühmtesten Werken gehören die arabischen Lettern zu dem Neuen Testament und den Psalmen, die er im Auftrag der Society for promoting Christian Knowledge 1720 goß; seine Schriftmassen verdrängten nicht nur die holländischen aus England, sondern brachen sich sogar durch Europa Bahn.

Caspari, 1) Karl Friedrich Leberecht, land- und forstwissenschaftlicher Schriftsteller, geboren 1791 in Riegersleben im Braunschweigschen, studirte die Rechte in Göttingen und Berlin, machte 1813—15 die Befreiungskriege mit, erlernte dann die Landwirthschaft, pachtete 1818 die Domäne Petersberg bei Halle, privatisirte 1826—1833 in Magdeburg u. wurde dann Lehrer an der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Braunschweig. Im J. 1835 trat er von diesem Posten zurück und arbeitete seitdem als Kommissar der braunschweigschen Kammer in Dominialsachen. Er gab die Verhandlungen des Vereins für Forst- und Landwirthschaft in Braunschweig, (Braunschweig 1818) heraus.

2) Karl Paul, einer der gelehrtesten Exegeten, am 14. Februar 1814 zu Dessau geboren, studirte zu Leipzig und Berlin, ward 1844 von der theologischen Fakultät zu Königsberg zum Licentiaten der Theologie ernannt und folgte 1847, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Leipzig, einem Rufe als Lektor und Fakultätsmitglied an die Universität zu Christiania. In Verbindung mit Delitzsch begann er ein „Exegetisches Handbuch zu den Propheten des Alten Bundes" und „Biblisch-theologische und apologetisch-kritische Studien". Zu dem erstern Werke lieferte C. die „Auslegung des Propheten Obadja" (Leipz. 1842), zu letzterem „Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaias und zur Geschichte der jesaianischen Zeit" (das. 1848). Die von Rudelbach und Guerike geleitete „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche" enthält mehre umfängliche und ihren Gegenstand erschöpfende Abhandlungen C.'s, meist den Jesaias und die Propheten überhaupt betreffend. Seit seinem Abgang nach Christiania veröffentlichte er die inhaltreichen Untersuchungen „Ueber den syrisch-ephraimitischen Krieg unter Jotham und Ahas" (Christiania 1849) und „Ueber Micha und seine prophetische Schrift" (das. 1851). In allen diesen Schriften ist positiv-christliche Gesinnung mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit tief eindringenden Forschens gepaart. Neuerdings ward C., einer der tüchtigsten Vertreter deutscher Theologie im germanischen Norden und der Landessprache bereits vollkommen mächtig, in das Revisionskomité der norwegischen Bibelübersetzung gewählt, welches als Probefrucht seiner Arbeit das „Psalmernes Bog" (Christiania 1851) erscheinen ließ. Neben diesen biblischen Arbeiten liegen auch noch in seiner mit Uebersetzung, Kommentar und Glossar versehenen Ausgabe von Borhan-ed-dins „Enchiridion studiosi" (Leipzig 1838) und seiner „Grammatica Arabica" (das. 1848) höchst verdienstvolle Schriften vor, in denen er sich als Schüler Fleischers bewährt und die als akademische Lehrbücher fast überall Eingang gefunden haben.

Casparini, Eugenius, der größte Meister seiner Zeit in der Orgelbaukunst, geboren 1624 zu Sorau in der Niederlausitz, erlernte seine Kunst zuerst von seinem Vater, ging 1644 nach Italien, wo er, größtentheils in Padua, gegen 50 Jahre ruhmvoll zubrachte, und folgte dann dem Rufe als kaiserlicher Hoforgelbauer nach Wien. Hierauf ging C. abermals nach Italien und erhielt noch in einem Alter von 73 Jahren (1697) vom Rathe der Stadt Görlitz den Auftrag, ein großes Orgelwerk für die neu aufgebaute Kirche der Apostel Petrus und Paulus zu verfertigen, das er auch mit Hülfe seines Sohnes Adam Horatius innerhalb 6 Jahren vollendete und 1704 aufstellte. Er † den 12. September 1706 zu Neuenwiese bei Görlitz. Die vorzüglichsten seiner Werke sind: das herrliche Werk zu Trient in der Kirche Santa Maria maggiore, mit 32 klingenden Stimmen; das durch ganz Italien berühmte Werk der Kirche Santa Giustina zu Padua, mit 42 klingenden Stimmen und Principal, 16 Fuß im Prospekt; das große Werk in San Giorgio maggiore zu Venedig, welches im Pedalprincipal 32 Fuß im Prospekt hat; das große Werk in der Kirche des heiligen Paulus zu Epan in Tyrol, mit einer künstlichen Windlade, worin nirgends der Wind durchstechen kann, und zwei 16füßigen Registern im Hauptmanual; die Orgel im neuen Stift zu Brixen; die oben genannte schöne Orgel zu Görlitz, mit 3 Manualen, 57 klingenden Stimmen und 3270 Pfeifen. Sein Sohn, Adam Horatius, in Italien geboren, verfertigte, außer den großen Werken, welche er mit seinem Vater gemeinschaftlich erbaute, die Orgel in St. Bernhard zu Breslau mit 31 Stimmen und 4 Bälgen, die sogenannte Elftausend-Jungfrauenorgel daselbst und die dasige Adalbertsorgel mit 22 Stimmen. Er † um 1745.

Caspe, Stadt in der spanischen Provinz Aragonien, am Guadeloupe u. Ebro, hat ein Schloß, 3 Klostergebäude, eine Kirche, mehre Armenhäuser und 9000 Einwohner. C. war lange Zeit in der Gewalt der Saracenen, welche das dortige Schloß außerordentlich befestigten; erst 1168 gelang es König Alfons II., sich desselben zu bemächtigen, und es wurde seitdem Eigenthum des Johanniterordens. Im Jahr 1412 wurde hier Ferdinand von Kastilien zum König von Aragonien ausgerufen.

Casper, Johann Ludwig, medicinischer Schriftsteller, wurde den 11. März 1796 zu Berlin geboren und studirte daselbst, zu Göttingen u.

Halle. Nachdem er in Halle promovirt, machte er 1820 eine wissenschaftliche Reise durch England und Frankreich, habilitirte sich dann in Berlin u. wurde hier 1825 außerordentlicher Professor der Medicin und zugleich Medicinalrath u. Mitglied des Medicinalkollegiums für die Provinz Brandenburg und 1834 geheimer Medicinalrath und Mitglied der obersten medicinisch-wissenschaftlichen Behörde, der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium. Seit 1841 bekleidet er auch die Stelle als Gerichtsarzt von Berlin und Direktor der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde an der Universität. Als literarisches Ergebniß aus diesem Amtskreise erschienen von ihm die mit dem größten Beifall aufgenommenen „Gerichtlichen Leichenöffnungen, 1. Hundert" (Berlin 1851). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Charakteristik der französischen Medicin, mit vergleichendem Hinblick auf die englische" (Leipzig 1822); „Ueber Verletzungen des Rückenmarks in Hinsicht auf ihr Lethalitätsverhältniß" (Berlin 1823); „Beiträge zur medicinischen Statistik u. Staatsarzneikunde" (2 Bde., das. 1825—1837); „Ueber die Hundswuth" (1829); „Die Behandlung der asiatischen Cholera durch Anwendung der Kälte" (Berl. 1832); „Berliner Cholera-Zeitung" (1831 ff.). Mit Rust redigirte er das „Kritische Repertorium für die gesammte Heilkunde" (23 Bde., Berl. 1823—1833) und später die „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde" (1838 ff.). Von ihm ist auch das romantische Trauerspiel: „Die Karfunkelweihe" (Leipz. 1817), das er als Till Ballistorius herausgab.

Caspiae portae (Caspiae pilae, kaspische Pforten, Pässe), berühmter Engpaß im Grenzgebirge gegen Parthien hin, der jetzige Paß Chawar und Firuz-Koh, zwischen Harka-Koh und Siah-Koh, führte aus Medien nach Hyrkanien und Parthien, war 8 Millien lang, durch ein Erdbeben in die Felsen gerissen und von Menschenhänden zu einer Straße von eines Wagens Breite umgeschaffen. Links und rechts erhob sich senkrecht das kahle, ausgebrannte Gebirg. Die Perser hielten ihn mit eisernen Thoren versperrt und mit Mannschaft besetzt. Da diese enge Felsenspalte für die Grenzscheide sowohl des nördlichen und südlichen als des westlichen und östlichen Asiens galt, so berechneten die griechischen Geographen auch von diesem Punkte aus die Linien.

Caspii (Caspiani), im Allgemeinen Umwohner des kaspischen Sees; Strabo setzt sie an die Westseite desselben und nennt ihr Land, einen Theil Albaniens, Caspiane. Die Greise pflegte man hier dem Hungertode zu überliefern. Nach Herodot hieß so ein Volk im östlichen Medien, nach Parthien hin und in den nördlicheren Gegenden des Kaukasus, das den Caspiae portae (s. d.) den Namen gab.

Caspii montes, im Allgemeinen der ganze Gebirgszug, welcher vom Kaukasus aus südwärts um das kaspische Meer herum zwischen Medien, Hyrkanien und Parthien sich durchzieht; insbesondere aber der Theil des Kaukasus zwischen Kolchis und dem kaspischen Meere. Nach Ptolomäus war es das Grenzgebirge zwischen Armenien und Medien und nach Parthien hin, von welchem ein Theil gegen das letztere Land jetzt Siah-Koh (schwarzes Gebirg) heißt. Hier befanden sich die Caspiae portae (s. d.).

Casquet (franz.), Helm, helmartige Kopfbedeckung, auch zwei übers Kreuz gelegte eiserne Reifen, welche ehedem in den Hüten der Soldaten zum Schutz vor dem Kopfhieb angebracht waren.

Caß, Lewis, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner der nordamerikanischen Union, geboren zu Exeter im Staate Newhampshire, wo seine Familie zu den ältesten und geachtetsten gehörte. Nachdem C. kaum dem Knabenalter entwachsen war, siedelte die Familie nach Ohio über, und hier begann C. mit allem Eifer das Rechtsstudium. Im Jahr 1802 trat er zum ersten Mal als Anwalt auf, und schon 4 Jahre später hielt man ihn für würdig, in die Legislatur des Staats gewählt zu werden. Es geschah dies gerade zu der Zeit, wo Aaron Burr zur Ausführung seines Planes schreiten wollte, die Staaten jenseits der alleghanischen Gebirge von den Vereinigten Staaten zu trennen und Mexiko zu erobern. Der Staat Ohio warf durch sein energisches Auftreten das Werk des Verraths zu Boden, und namentlich verdankt man es C., den man zum Mitglied des Komité's gewählt hatte, welches dem Präsidenten Jefferson den Verhaftungsantrag gegen den Aufrührer in die Hände gab, daß jener furchtbare Schlag gegen die wichtigste Säule der Republik, die Einigkeit, nicht geschah. Weniger glücklich war C. beim Ausbruch des Kriegs von 1812. Als Oberst des 3. Regiments der Ohiofreiwilligen hatte er sich der Expedition des aus jener Kriegsperiode berüchtigten Generals Hull angeschlossen u. mußte, ungeachtet aller persönlichen Anstrengung und Aufopferung, die Schmach, welche damals die Waffen der Union traf, theilen. Nach der Kapitulation von Malden und in Folge derselben mußte sich C. mit seinem Regimente den Engländern ergeben. Bei der nächsten Auswechselung der Gefangenen, in welcher auch C. mit begriffen war, wurde er zum Chef des 2. Infanterieregiments u. kurz nachher zum Brigadegeneral befördert. Als solcher hatte er die Grenze der Union zu vertheidigen; sein Hauptquartier war Detroit. Den Ruhm des Sieges an der Themse über den englischen General Practor theilte er als Aide de camp des kommandirenden Generals Harrison, worauf er die damals wichtige Stelle eines Gouverneurs des Territoriums von Muhigar erhielt. Hier traf er während des Krieges die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten, stellte nach dem Friedensschluß (1818) im Lande eine nach liberalen Grundsätzen geregelte Verwaltung her, schloß mit den Indianern, denen er durch muthiges und entschlossenes, aber zugleich mildes und berechnetes Auftreten imponirte, für die Union äußerst günstige Verträge ab, brachte auf diese Weise nach u. nach der Republik mehr als 3 Millionen Acker Landes zu und wußte zwischen den Indianern am Mississippistrom und den Ansiedlern des Westens Feindseligkeiten beizulegen, deren Ausbruch den letzteren damals zum vollkommenen Verderben hätte gereichen müssen. Dabei vermied er während der ganzen Dauer seines Gouvernements Demonstrationen für die Fahne irgend einer Partei, obgleich in seinen öffentlichen Anordnungen die demokra-

tische Tendenz nicht zu verkennen war. Im Jahr 1831 wurde C. vom General Jackson zum Kriegsminister ernannt. Es war dies dieselbe Zeit, in welcher zwischen der Union und Frankreich die Unterhandlungen über die von ersterer beanspruchte Entschädigungssumme von 25 Millionen ziemlich scharf geführt wurden und ein Bruch zwischen beiden Staaten zu befürchten war. Nachdem aber die französische Kammer die bezeichnete Summe votirt hatte, ging C. als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten nach Paris. Hier wurde er zwar vom Könige stets mit der größten Auszeichnung behandelt, gerieth aber wegen des von England behaupteten Untersuchungsrechts mit Guizot in eine politisch-literarische Fehde und legte, als derselbe Gegenstand, namentlich aber der zwischen Lord Ashburton und D. Webster abgeschlossene Vertrag, eine feindselige Korrespondenz auch zwischen ihm und dem Staatssekretär in Washington hervorrief, seinen Gesandtschaftsposten nieder und kehrte 1843 nach Amerika zurück, wo er überall mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Die demokratische Partei wollte C. damals schon zum Präsidentschaftskandidaten aufstellen, entschied sich aber später für Polk, da C. dem Süden etwas anstößig war. Der Staat Michigan wählte ihn dafür in den Senat, wo er namentlich Polks Administration während der Dauer des mexikanischen Krieges gegen die Angriffe der Whigs vertheidigte. Als er für die nächste Präsidentenwahl von den Demokraten definitiv zum Kandidaten aufgestellt wurde, gab er seine Stelle im Senat auf und bereiste mehre Staaten zur Unterstützung seiner Kandidatur. Weniger Taylors noch frischer Kriegsruhm, als der durch van Buren in der Demokratie verursachte Riß veranlaßte indessen C.' Niederlage. Schon im nächsten Kongreß nahm er seinen Sitz im Senat wieder ein u. trat hier den Kompromißmaßregeln Henry Clay's entschieden bei. Auch das Sklavenauslieferungsgesetz fand in der nächsten Sitzung seine Billigung, obschon er früher in dieser Sache mehr die Ansicht der nördlichen Staaten vertreten hatte.

Cassander, ältester Sohn des Antipater, welcher nach des Perdiccas Tode die Verweserschaft des ungeheueren macedonischen Reichs übernommen hatte, wurde um 355 v. Chr. geboren. C. nahm keinen Theil an Alexanders des Großen Zug nach Asien, sondern kam erst kurz vor dessen Tode nach Babylon, um seinen bei dem Könige angeklagten Vater zu rechtfertigen. Nach Alexanders Tode ernannte ihn der Reichsverweser Perdiccas 323 zum Führer der Edelschaar und gab ihn 321 dem Antigonus, Strateg in Westasien, als Chiliarchen bei; doch entfremdete ihn diesem sein Ungestüm und sein Uebermuth, und er kehrte bald nach Macedonien zurück, wo er mit dem Verdacht empfangen wurde, der Mörder des von den Athenern an Antipater gesandten Redners Demades und seines Sohnes gewesen zu seyn. Als sein Vater auf dem Todtenbette (319) durch eine letztwillige Verfügung die Reichsverweserwürde nicht auf ihn, dessen leidenschaftliche Gemüthsart er scheute, sondern seinen Waffenbruder Polysperchon übertrug und ihm selbst nur die Chiliarchie anvertraute, verließ er Macedonien, erklärte sich als Feind Polysperchons, erhielt Schiffe und Truppen von seinem vorigen Feinde Antigonus, schloß mit dem ägyptischen Ptolemäus ein Bündniß und bemächtigte sich 318 Athens und vieler anderen griechischen Städte. Von der Königin Eurydice und ihrem Gemahl Arrhidäus dem Polysperchon u. der mit diesem verbündeten Olympias gegenüber zum Reichsverweser ernannt, eilte er zur Befestigung seines Ansehens nach Macedonien, war aber kaum wieder nach Griechenland zurückgekehrt, als Polysperchon, Olympias und der epirotische König Aracides Arrhidäus und Eurydice besiegten, gefangen nahmen und den ersteren im Gefängniß erschossen, die zweite zur Selbstentleibung zwangen, C.s Bruder Nicanor mit 100 Macedoniern hinrichteten und selbst das Grab eines andern Bruders, Jollas, welcher Alexander vergiftet haben sollte, entweihten. Auf diese empörende Kunde drang C. unaufhaltsam nach Macedonien vor, schloß Olympias, den jungen König Alexander, dessen Mutter Roxane und Alexanders des Großen Halbschwester, Thessalonice, in Pydna ein u. bemächtigte sich der Stadt. Olympias wurde, obgleich ihr Sicherheit ihrer Person versprochen worden war, von einer macedonischen Volksversammlung zum Tode verdammt und Roxane u. der junge Alexander nach Amphipolis ins Gefängniß geschickt. Um die Schuld, die auf Olympias geworfen werden sollte, desto haftender zu machen, verhalf man ihr zur Flucht; C. selbst vermählte sich mit Thessalonice, um Glied der königlichen Familie zu werden. Der ungeschmälerten Herrschaft in Macedonien sicher, stritt er hierauf gegen Polysperchons Sohn, Alexander, in Griechenland, als er des Antigonus Uebergriffe zur Vergrößerung seiner Macht erfuhr. Alsbald trat er dem von Ptolemäus, Lysimachus, Seleucus und Assander gegen jenen geschlossenen Bunde bei, und es entbrannte ein neuer, für C. nicht glücklicher Kampf. Er verlor nämlich Epirus und den ganzen Peloponnes, behielt aber Macedonien und Thessalien und sollte nach dem Friedenstraktat (311), bis der junge Alexander regierungsfähig seyn würde, Strateg in Europa bleiben. Da ließ C. den jungen Thronfolger u. dessen Mutter aus dem Wege räumen. Doch Polysperchon setzte ihm den Hercules, Alexanders des Großen Sohn von der Barsine, entgegen u. zog, mit den Anatoliern verbündet, gegen Macedonien. C., auf das Aeußerste gebracht, wußte jedoch den Polysperchon durch Geld und Versprechungen zu gewinnen, daß dieser seinen 17jährigen Schützling vergiftete (309 v. Chr.). Sein eifrigstes Bestreben ging nun dahin, in Griechenland wieder festen Fuß zu gewinnen, und schon war Athen seinem Falle nahe, als Demetrius Polyorcetes, des Antigonus Sohn, erschien und ihn zu einem höchst verderblichen Rückzug durch die Thermopylen nöthigte (303). Im Jahr 302 drang Demetrius siegreich durch Thessalien gegen Macedonien, und der bedrängte C. sandte zu Antigonus um Frieden. Doch dieser forderte unbedingte Unterwerfung, und nun bat C. den Lysimachus, Ptolemäus und Seleucus um Hülfe u. es kam gegen den mächtigen Feind ein gewaltiges Bündniß zu Stande. Antigonus rief sogleich

seinen Sohn nach Asien und C. bemächtigte sich wieder der genommenen thessalischen Städte und sandte 12,000 M. Fußvolk und 500 Reiter nach Asien, von welchen jedoch der größte Theil, bevor sie zum Heere der Verbündeten stießen, umkam. In dem nach der Schlacht bei Ipsus, wo Antigonus besiegt worden war, geschlossenen Frieden erhielt C.'s Bruder Plistarchus Cilicien. Als später C. die Insel Corcyra angriff, kam er mit Agathocles von Syracus in Kampf und verlor seine Schiffe. Seine erneuten Versuche, Griechenland zu unterwerfen, waren eben so fruchtlos. Er † 297 v. Chr. an einer häßlichen Krankheit. Von seinen drei Söhnen, Philipp, Antipater und Alexander, starb der Erstere, sein Nachfolger, bald nach ihm. Die beiden anderen stritten sich um den Besitz des Reichs, bis Demetrius die Oberhand behielt.

Cassander, Georg, berühmter katholischer Theolog, ein Märtyrer seines aufrichtigen Strebens nach kirchlicher Versöhnung und Vereinigung zwischen den feindlichen Christenparteien, um 1515, angeblich auf der Insel Kassand (oder Kadzand), unfern Brügge, geboren. C. war Lehrer der Humaniora und Theologie zu Brügge, Gent &c., brachte längere Zeit in Duisburg zu, um, dem Wunsche des Herzogs Wilhelm von Kleve gemäß, die anabaptistischen Streitigkeiten beizulegen, lebte aber hier, wie später in Trier und Köln, seiner Kränklichkeit wegen ohne öffentliches Amt und † in letzterer Stadt am 3. Februar 1566. C.s Schrift: „Judicium de officio pii ac publicae tranquillitatis vere amantis viri in hoc religionis dissidio" (Basel 1561), ein Zeugniß eben so seiner gründlichen Gelehrsamkeit wie seiner Redlichkeit, Leidenschaftslosigkeit und seines Scharfsinns, regte von allen Seiten den heftigsten Widerspruch gegen ihn auf. Selbst die Ueberzeugungstreue, die aus jeder Zeile seiner Schrift spricht, wurde verkannt. Kaiser Ferdinand I. glaubte in C. ein passendes Werkzeug zur Bekehrung der Protestanten gefunden zu haben, und forderte, da C. seiner Aufforderung, selbst nach Wien zu kommen, wegen seiner Körperschwäche nicht entsprechen konnte, von ihm ein schriftliches Gutachten über die unterscheidenden Glaubenslehren. Dies veranlaßte seine „Consulatio de articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis" (Köln 1565 ff.), worin er als kürzesten Versöhnungsweg vorschlug: Abschaffung des Bilder- und Reliquiendienstes, Freiheit in Kirchengebräuchen, Bewilligung des Kelchs den Laien und der Priesterehe, sowie Beibehaltung des Papstthums, der Hierarchie, der Transsubstantiationslehre u. der Kraft der Sakramente. Eine Sammlung von C.s Werken veranstaltete Johann Cordesius (Decordes), Paris 1616.

Cassandra (Alexandra), die schönste Tochter des Priamus von der Hecuba, des Helenus Zwillingsschwester. Sie war die Geliebte Apolls und verhieß diesem ihre Gunst, wenn er ihr die Gabe der Weissagung verleihen würde. Sie erhielt diese Gabe, brach aber dann das gegebene Wort, weshalb der zürnende Gott es so fügte, daß ihren Weissagungen Niemand Glauben schenkte. So wird sie bei der Belagerung und Eroberung Troja's eine höchst tragische Person, indem sie alles hereinbrechende Unheil vorher verkündigt u. von aller Welt als eine Thörin verlacht wird. Nach dem Kriege fiel sie Agamemnon als Beute zu und wurde nach der Heimkehr mit diesem von Clytämnestra ermordet. Eine andere von Dichtern und Künstlern behandelte Seite der Sage ist, daß nach Iliums Eroberung C. den Altar der Athene umklammert habe. Aber Ajax, der Lokrer, riß sie los, entehrte sie und schleppte sie zu dem andern Sklavenhaufen. Ueber den Besitz ihres Grabes stritten sich Mycene und Amyclä. In einem zu Leuctra in Lakonien ihr gewidmeten Tempel wurde sie als Alexandra verehrt.

Cassandrino, eine komische Figur, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts aus dem italienischen Lustspiel in das französische überging und als Cassandre oculiste, C. mécanicien, C. astrologe, C. le pleureur &c., besonders in den Stücken von dem Chevalier de Piis und Barré ungemeinen Beifall fand. C., gewöhnlich ein Greis und mit dem Pantalon verwandt, klebt an den alten einfachen Sitten, ist öfters zänkisch, mürrisch und bis zum Geize sparsam, bald wieder ein altkluger, unaufhörlich Moral predigender Spießbürger, ein standhafter Beförderer von Vernunftheirathen. Meist lebt er mit einem ebenso alten Freund von gleichem Gepräge, dem er seine Tochter zur Gattin versprochen hat. Auch hat er eine Nichte oder eine Mündel, heißt dann auch oft Bartolo und hält das Mädchen, neidisch vor der Welt, hinter Schloß u. Riegel. Früher wurde diese Rolle besonders in Rom häufig benutzt, um der politischen Satyre den Weg ins Volk zu bahnen: der C. sprach es aus, was alle Welt dachte, und er büßte dafür nicht selten im Gefängniß, was seine Beliebtheit im Volke nur steigern konnte.

Cassano, 1) Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, Sitz eines Bischofs, hat 6000 Einw., welche bedeutenden Oelbau treiben; darunter viele Arnauten. — 2) C. d'Adda, Marktflecken in der Delegation Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs, an der Adda, in der Nähe von Mailand, mit einer schönen Brücke über die Adda, welche die Straße von Mailand nach Brescia verbindet. In der Umgegend wurde 1259 Ezzelino da Romano von den Guelfen geschlagen und verlor das Leben. Historisch merkwürdig ist C. durch zwei Schlachten. In der ersten, am 16. Aug. 1705, siegten die Oesterreicher unter dem Prinzen Eugen über die Franzosen unter Vendôme, in der zweiten, am 27. April 1799, die Oesterreicher und Russen unter Suwarow über die Franzosen unter Moreau, welche letztere hierauf die Lombardei räumen mußten.

Cassard, Jacques, franz. Seeheld, 1672 zu Nantes geboren, wo sein Vater ein armer Schiffer war, galt beim Ausbruch des spanischen Successionskriegs für einen der besten Steuerleute der französischen Kauffahrteiflotte, wurde beim Beginn des Kriegs Kapitän eines Kaperschiffs und that als dieser besonders bei Pontini's Unternehmung auf Cartagena den Feinden seines Vaterlandes so großen Schaden, daß die Regierung ihn zum Fregattenkapitän ernannte. Von

nun an war er der Schrecken der Engländer, Holländer und Portugiesen, deren überseeische Besitzungen er brandschatzte und verheerte; mit geringer Macht eroberte er sogar Surinam, und der Werth der Beute, die er in Martinique aufgehäuft hatte, belief sich auf 9 Millionen. Nach dem utrechter Frieden bot man ihm eine Pension, und als er diese ausschlug, dagegen darauf bestand, daß man ihm die dem Staate vorgeschossenen 3 Millionen zurückerstatten solle, und als er diese Forderung dem Minister Kardinal Fleury in derben Seemannsausdrücken vortrug, wurde er in die Bastille u. von da auf das Schloß Ham gebracht, wo er 1740 †.

Cassas, Louis François, französischer Landschaftsmaler und Architekt, geboren zu Azay de Ferron den 3. Juni 1756, Schüler Lagrenées und le Prince's, kam sehr jung nach Italien u. brachte eine kostbare Sammlung von Ansichten nach der Natur zusammen, die er später mit jenen von Dalmatien und Sicilien vermehrte. Hierauf begleitete er den Gesandten Choiseul Gouffier nach Konstantinopel, verglich mit Lechevalier die Topographie von Troas mit den Nachrichten der Alten, zeichnete die Monumente u. Gegenden und durchreiste sodann Kleinasien, Palästina, Syrien und einen Theil von Aegypten. Nach seiner Rückkehr wurde er 1816 Inspektor und Professor der Zeichenkunst an der Gobelinenmanufaktur zu Paris und † zu Versailles den 1. November 1827. Aus seinem reichen Materialienschatz bereitete C. eine mit Text von de la Porte du Theil begleitete „Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte“ vor, von der 1799 ff. nur 30 Lieferungen erschienen sind, weil der Gesandte, Graf Gouffier, ihm auf gerichtlichem Wege die Fortsetzung des Werkes untersagen ließ. Die Originalzeichnungen, nach welchen die Kupfertafeln dazu, wie zu seiner „Voyage historique et pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie“ (Paris 1802), gestochen wurden, vortreffliche Oelgemälde, sind jetzt Eigenthum der Nationalbibliothek. In dem Magazin des Instituts ist seine Modellsammlung der schönsten architektonischen Monumente.

Cassel (Montcassel), Stadt im franz. Departement Nord, auf einer Höhe, von welcher man das Meer bis zu den Küsten Englands überblickt, hat 4 Kirchen und 5000 Einwohner, welche Hut-, Spitzen-, Strumpf-, Irdengeschirr- 2c. Fabriken, Salz-, Leinwand-, Tabakshandel, Stärkebrauereien unterhalten u. starken Viehhandel treiben. In der Nähe finden sich die Ueberreste einer Römerstraße. C. ist Geburtsort Vendôme's. C., das alte Castellum Morinorum, ist in späterer Zeit als Kampfplatz von 1071, 1328, 1677 und 1814 bekannt.

Casselius (Ceselius, auch Cascellius und Cäsellius), Aulus, berühmter römischer Rechtsgelehrter zu Cäsars u. Augustus' Zeit, wegen seiner Kenntnisse, Gewandtheit und wegen seines strengen Republikanersinns u. Freimuths gerühmt, trat offen gegen Cäsars Diktatur auf u. schlug ein von Augustus ihm angetragenes Konsulat aus.

Casserio (Casserius), Julius, berühmter Anatom, geboren 1545 zu Piacenza, daher Placentinus genannt, Famulus, Schüler und endlich Nachfolger des berühmten Fabricius de Aquapendente zu Padua, † 1606. C. machte sich verdient um die Kenntniß des Baues des Gehirns und der Nerven des Gehörorgans. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten: „De vocis auditusque organis hist. anat.“ (Ferrara u. Venedig, 1600); „Pentaestheseion“ (Venedig 1609, Frankfurt 1609 ff., zuletzt 1622); „Tabulae anatomicae“ (Venedig, 1627, Frankfurt 1632, 1656, 1707); „Tabulae de formato foetu“ (Amsterdam 1645). Nach C. sind benannt: die hinteren Fontanellen, Fonticuli Casserii, der kleine erschlaffende Muskel des Paukenfells, Musculus Casserii, u. der äußere Hautnerv des Arms, Nervus Casserius.

Casses (franz.), feine, baumwollene, nesseltuchartige, ostindische Gewebe, vornehmlich aus Bengalen. Die Einschlag- und Kettenfäden sind nicht rund und gedreht, sondern glatt oder locker, deshalb sehr weich und dünn; doch kommt die Dichtigkeit der des Mousselins gleich. Größe und Sorten sind verschieden.

Cassia, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen od. Schmetterlingsblumen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch fünfblättrig, etwas ungleich, abfallend; Blumenblätter fünf, ungleich, die beiden untern größer, abwärts geneigt; Staubgefäße zehn, ungleich, die drei untern u. längsten abwärts geneigt, die vier mittleren kürzern gerade, die drei oberen kürzesten nur mit verkümmerten Antheren; die Antheren der übrigen sieben an der Spitze in Löchern aufspringend; Fruchtknoten auf einem stielartigen Träger; Hülse verschieden geformt, weniger oder mehr in falsche Fächer getheilt. Die Gattung umfaßt Kräuter, Sträucher und Bäume mit einfachen und geraden Fiederblättern, Blüthen in Rispen. Viele der zahlreichen Arten, sämmtlich in den heißen Ländern der alten und neuen Welt wachsend, sind als Arznei- und als Zierpflanzen gebräuchlich. C. absus *L.*, ägyptische Kassie, Chichmkassie, ist ein fußhohes Sommergewächs in Aegypten und auf Ceylon, hat zweipaarige Blätter, gelbe Blüthen mit rothen Adern in einfacher, endständiger Traube, rundliche, zusammengedrückte, glänzende, schwarzbraune Samen, die als Chichm-Samen, Tschichs-Samen, Semen Cismaes, Cassiae Absus, officinell und in Aegypten, am Senegal und in der Türkei als ein Specificum gegen die sogenannte ägyptische Augenentzündung bekannt sind. Sie riechen etwas gewürzhaft, schmecken widerlich, sehr bitter und schleimig. Man streut das Pulver ins Auge oder läßt daraus eine Salbe mit Schweinefett bereiten. C. acutifolia *Dec.*, spitzblättrige Kassie, ist ein Strauch in Oberägypten u. im glücklichen Arabien, der Cassia lanceolata *Forsk.* sehr ähnlich. Die Blätter sind als Sennesblätter gebräuchlich. C. alata *L.*, geflügelte Kassie, ist ein etwa 9 Fuß hoher Strauch in Westindien und Südamerika, dessen Blätter zur Heilung von Flechten und flechtenartigen Hautausschlägen angewendet werden. C. Fistula *L.*, Cathartocarpus Fistula *Pers.*, Röhrenkassie, Baum von 20 bis 40 Fuß Höhe und kurzem Stamme, dessen Holz dem Maha-

gony fast gleichkommt, gleicht unserm Nußbaum und kommt ursprünglich in Indien und Aegypten vor, ist aber jetzt auch im tropischen Amerika angepflanzt. Die 1—2 Fuß langen, ½—1 Zoll dicken Früchte, Röhrenkassie, Purgir-, Fistelkassie, Kassienpfeifen, Kassienröhrlein, spanische Mettwurst, sind des in ihnen enthaltenen Marks Kassienmark, Pulpa Cassiae) wegen officinell. Man unterscheidet mehre, nach ihrem Vaterlande genannte Sorten, von denen die ostindische oder levantische der ägyptischen oder alexandrinischen, der westindischen, brasilianischen rc. vorgezogen wird. Gute Röhrenkassie muß schwer, glatt und ganz seyn. Sie darf beim Schütteln nicht klappern, das Mark darf nicht trocken oder verschimmelt seyn, welches ein Zeichen von verlegener Waare ist; ist aber das Mark noch flüssig und schmeckt es zu herbe, so sind die Früchte unreif abgenommen worden. Das Kassienmark, welches nach Vauquelin aus Gluten, Pflanzeneiweißstoff, Extraktivstoff, Gummi, etwas Katechustoff und etwas Zucker besteht, wird jetzt nur noch selten als ein gelind purgirendes Mittel angewendet; es wird durch unser Pflaumenmuß fast ganz ersetzt. In Ostindien macht man die grünen Hülsen mit Zucker ein und benutzt sie nebst den Blüthen und einem Dekokt der Samen als gelindes Abführmittel. Das Mehl der Samen dient zu erweichenden Umschlägen und die sehr adstringirende Rinde zum Gerben und zur Bereitung einer Art Katechu. Das Kassienmark wurde durch die Araber in die Apotheken eingeführt. Der Baum wird seiner Schönheit wegen hier und da in deutschen Warmhäusern gefunden. Von C. lanceolata *Forsk.*, lanzettblättrige Kassie, Strauch in Oberägypten u. Nubien, im Lande der Barabras, erhält man Sennesblätter u. Sennesbälge. C. occidentalis *L.*, amerikanische Kassie, ist ein gegen 6 Fuß hohes Sommergewächs des tropischen Amerika, das sich auch als Baum in Ostindien finden soll, aber hier wahrscheinlich mit einer andern perennirenden Art verwechselt wird. In Brasilien dient die Wurzel gegen Unterleibsstockungen und dadurch entstehende Wassersucht. Die Rinde, welche in Brasilien als Fiebermittel angewendet wird, soll unter dem Namen Fedegoso- oder Fedogosorinde nach Europa gebracht werden. Sie ist außen grau, runzlig, mit Querrissen gefurcht, innen hochgelb, faserig, geruchlos, schwach bitter, ekelhaft schmeckend. Die Blätter sind purgirend und werden gegen herpetische und hysterische Leiden, aber auch zu erweichenden Umschlägen angewendet. Die Brechen erregenden Samen dienen in Brasilien gegen Hautausschläge. In gleicher Weise braucht man Cassia falcata u. Cassia hirsuta *L. fil.* C. marylandica *L.*, maryländische Kassie, krautartiges Gewächs mit mehren Stengeln, bisweilen fast mannshoch, in Virginien und Maryland, findet sich häufig in deutschen Gärten wegen seiner zierlich gelben Blüthen in vielblumigen, winkelständigen Trauben, welche kürzer als die Blätter sind. Die Blätter werden im Vaterlande wie bei uns die Sennesblätter benutzt, enthalten einen eigenen, von dem Kathartin der ächten verschiedenen, wirksamen Bestandtheil, Kassin genannt. Daß die Pflanze auch Röhrenkassie liefere, ist nicht ausgemacht. Die Kassien wachsen gut in jeder fetten, lockeren Erde, am besten aber in einer Mischung von 4 Theilen Lauberde, 1 Theil Torferde, 1 Theil lockerem Lehm und 1½ Theilen Flußsand. Die ostindischen Arten verlangen im Warmhause eine Wärme von 10—15 Grad und im Sommer viel Luft, reichlich Wasser und bei heißem Sonnenschein etwas Schatten. Die nordamerikanischen Arten werden im Sommer ins Freie gestellt. Die Vermehrung geschieht durch Samen und Stecklinge. Vgl. Colladon, Histoire des Casses, Genf 1816; Vogel, Synopsis generis Cassiae, Berlin 1837.

Cassia caryophyllata (Nelkenkassie, Nelkenholz, Nelkenrinde, Nelkenzimmet), Name einer Rinde, die in 2 Sorten in den Handel kommt. Die lange oder ächte (amerikanische) Nelkenkassie kommt in 2½ Fuß langen, aus mehren Rinden bestehenden Rollen zu uns. Sie ist zimmetbraun, glatt, auf der Außenseite oft noch mit dem grauen Oberhäutchen bedeckt, im Bruch glatt, stark nach Gewürznelken riechend, besonders beim Erwärmen, scharf, aber angenehm gewürzhaft schmeckend und hierin zwischen Piment und Gewürznelken stehend. Sie enthält 4 Procent ätherisches Oel, 9 bis 10 Procent Hartharz, 8—9 Procent Weichharz, 8 Procent Gerbestoff, 10 Procent Gummi, 56—60 holzige Theile und stammt vom Kravobaum, Cicypellium caryophyllatum *Nees ab Esenb.*, Persea caryophyllata *Mart.* Die Indianer schälen vorzüglich zu Ende der Regenzeit, weil sich dann die Rinde am leichtesten ablösen läßt, den ziemlich starken Stamm, rollen dann mehre Rinden über gelindem Feuer und binden den Stab mit dem braunen Baste einer Schlingpflanze zusammen. Zwanzig oder mehre solcher Rollen werden mit demselben Bast zu einem Bündel gebunden, das 10—15 Pfund wiegt. Die Bündel (Feixes) packt man in Säcke oder Körbe zwischen Palmblätter und bringt sie so in den Handel. Da der Baum einzeln wächst, so ist das Sammeln der Rinde mühsam, wozu noch kommt, daß die Indianer dabei vor Raubthieren auf ihrer Hut seyn müssen. Die zweite Sorte oder unächte (ostindische) Nelkenkassie besteht aus 2 Zoll langen, dünnen Stücken von der Farbe der ersten Sorte, ist ohne Geruch und hat nur einen schwach gewürzhaften Geschmack. Die Stammpflanze ist das auf Ceylon wachsende Syzygium caryophyllaceum *Gaertn.*, Myrtus caryophyllata *L.*, gewürzreiche Mützenblume. Die ostindische Nelkenkassie kommt jetzt nicht mehr nach Europa; nur auf Ceylon wird sie noch als Gewürz u. als Heilmittel gebraucht. Auch die ächte oder amerikanische Nelkenkassie wird jetzt nur noch als Gewürz benutzt; in der Arzneikunst, wo man sie sonst bei Magenschwäche u. Flatulenz brauchte, sind jetzt beide Sorten außer Gebrauch gekommen.

Cassia cinnamomea (Cassia chinensis, Zimmtkassie, Zimmtkassienrinde, französischer, chinesischer, indischer Zimmt), der Bast und die Unterrinde des gewürzreichen Zimmtbaums, Cinnamomum aromaticum *Nees ab Esenb.*, Persea Cassia *Spr.*, welcher

in China, Cochinchina und Japan wächst. Obwohl überhaupt nicht dick, ist die Zimmtkassie doch dicker als der ächte Zimmet, d. h. über eine Linie; sie ist ganz oder halb gerollt, im letzteren Falle 5—6 Linien breit, von außen und innen dunkel zimmtbraun, häufig ins Braunröthliche fallend, oft mit schmutzig gelbgrauen Flecken; nach außen gebrochen zeigen sich weiße, zähe Fäden. Sie riecht u. schmeckt süßlich zimmtartig u. behält ihren Geruch und Geschmack länger als der ächte Zimmt, läßt sich aber nicht so fein wie dieser pulvern. Man erhält die Zimmtkassie von Kanton, größtentheils in ellenlangen, 1—3 Pfd. schweren Bündeln, in deren Mitte sich gespaltenes Rohr befindet und die an beiden Enden zusammengeschnürt sind. Diese Bündel werden größeren vorgezogen, weil sich in diesen letzteren viel Grus und Bruchstücke befinden. Die Bündel werden theils in Kisten von verschiedener Größe, theils in sogenannte Gonjas, d. h. bast- oder binsenartige Geflechte, verpackt. Die Verfälschungen sind leicht zu erkennen. Die Zimmtkassie wird in der Arzneikunde und als Gewürz gerade so, wie der ächte ceylanische Zimmt, und wegen ihrer größeren Wohlfeilheit weit häufiger, als dieser, gebraucht. In den meisten Fällen, wo man in der Medicin eines allgemeinen, flüchtigen Erregungsmittels bedarf, ist aber der ächte Zimmt bei weitem vorzuziehen, und sein Gebrauch dürfte sich wegen seines größeren Schleimes und Harzgehaltes mehr auf die Unterleibsorgane beschränken. Beim Zollwesen und häufig auch im Handel werden Holzkassie, Mutterzimmt und Zimmtkassie unter dem Namen Kassie begriffen. Den Hauptvertrieb der Kassie in Europa hat England; aber die dortige Einfuhr ist, wie beim ächten Zimmt, sehr schwankend, denn sie beträgt jährlich zwischen 400,000 und 800,000 Pfund und darüber. Das Zimmtkassienöl wird im Mutterlande aus der Zimmtkassie destillirt, ist anfangs weißer als Zimmtöl, wird später gelblich, aber nicht so goldgelb wie dieses. Der Geruch ist ebenso, aber nicht so fein; der Geschmack auch brennend scharf, aber von einer andern Art der Süßigkeit. Sechs Pfund Kassienzimmt geben 4—5 Quentchen weißes Oel, welches mit der Zeit Benzoësäure absetzt. Es kommt mit Zimmttinktur verfälscht vor, ist dann sehr dunkel braunroth und wird von einem Zusatze einer gleichen Masse Wassers milchig, wobei das Wasser den Weingeist aufnimmt. Der Gebrauch ist wie Zimmtöl, auch zur Verfälschung desselben.

Cassiae calyces (Zimmtkelche, Zimmtnägelein), s. Zimmtbaum.

Cassia lignea (Cassia malabarica s. glutinosa, Xylocassia, Holzkassie, holzige Kassienrinde, malabarischer Zimmt, Kassienholz, auch bisweilen Mutterzimmt), die Rinde von den Zweigen des malabarischen Zimmtbaums, Laurus Cassia *L.*, der aber wahrscheinlich bloß eine verwilderte und schlechtere Varietät von Cinnamomum zeylanicum *Breyn.* ist und in Malabar, auf Penang und in Silhet wächst. Es sind ganz oder halb zugerollte, oft auch etwas gewundene Röhren, bis ½ Zoll breit, höchstens ½ Linie dick, dunkelbraun, dunkler als die ächte Zimmtrinde, oft auch braunroth. Der Geruch ist schwach, der Geschmack schwach nach Zimmt, etwas zusammenziehend. Behält man sie lange im Munde, so gibt sie Schleim; Letzteres geschieht auch nach ihrer Abkochung beim Erkalten; sie wird aber, wie man glaubt, dann nicht gallertartig. Destillirt liefert sie ein milchiges Wasser, kein Oel, weil der ätherische Stoff zu sehr vom Schleime eingehüllt ist. Man verwirft sie deshalb fast allgemein in den europäischen Apotheken und wendet sie nur hier und da bei chronischen Durchfällen und beim weißen Flusse in Pulvern zu 20—30 Gran an; desto stärker wird sie ihres weit wohlfeileren Preises wegen statt des wirklichen Zimmts als Gewürz gebraucht; in Ostindien benutzen sie vorzüglich die Mohammedaner zum Würzen. Im Handel kommen mehre Sorten vor, in Bündel gebunden wird sie selten nach Europa gebracht. Eigentlicher Mutterzimmt, d. h. die Rinde von Cinnamomum Tamala *Nees*, in den Officinen Cortex Malabathri, wird schwerlich dafür ausgegeben, da dieser viel stärker, dicker u. seltener ist, auch weit stärker als die Holzkassie riecht und schmeckt. Zimmtkassie, der man durch Destillation das flüchtige Oel genommen hat, pflegt man fälschlich für Holzkassie auszugeben.

Cassianus, 1) Julius, Stifter einer enkratitischen Sekte, um 174, wahrscheinlich alexandrinischer Jude, betrachtete den Adam als Symbol der aus einem himmlischen Zustande in die Körperwelt herabgesunkenen Seele, machte daher Entäußerung von der Materie durch Ascese zur Hauptsache und ließ eben daher keine Erscheinung Christi in der Körperwelt gelten. Vergl. Doketen und Enkratiten.

2) C., Heiliger, wahrscheinlich Bischof von Brixen in der Mitte des 4. Jahrhunderts, fiel in Imola, wo er zuletzt als Lehrer lebte, bei einer Christenverfolgung in die Hände seiner Feinde, die ihn, entkleidet und mit auf dem Rücken gebundenen Händen, den Mißhandlungen seiner erbitterten Schüler bloßstellten. Diese sollen ihn mit ihren Griffeln und Stiften so lange gestochen haben, bis er den Geist aufgab. Tag: 13. Aug.

3) Johannes Massiliensis, einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Semipelagianismus, scheint ein Abendländer gewesen zu seyn, empfing den ersten Religionsunterricht im Kloster zu Bethlehem, durchzog dann (390—397) mit dem Mönch Germanus Aegypten und die thebaische und scetische Wüste und kam erst nach 7 Jahren nach Bethlehem zurück. Nachdem er diese Wüsten, welche damals von Einsiedlern u. Mönchen bewohnt waren, noch einmal besucht hatte, ging er zu dem berühmten, wegen seiner Beredsamkeit Chrysostomus genannten Bischof Johannes von Konstantinopel, der ihn zum Diakonus ordinirte. Kurze Zeit nachher wurde Chrysostomus, in Folge tückischer Intriguen, vom bischöflichen Stuhle entfernt, worauf die ihm treu gebliebene Geistlichkeit C. u. Germanus nach Rom sandte. Hier machte er des Pelagius persönliche Bekanntschaft. Um 415 schlug C. seinen Wirkungskreis zu Massilia auf, wo er als Presbyter rastlos thätig war bis zu seinem Tode, der unter der Regierung des Theodosius und Valentinianus erfolgte (um 448). Nach seinen Mustern von Kloster- und Ordenseinrichtungen wurden

damals in Gallien und Spanien viele Stiftungen gegründet und seine Bücher „De Institutis Coenobiorum" erlangten das Ansehen einer Mönchsregel. Die Grundansicht des C. und der eigentliche Grundton des von ihm entwickelten Semipelagianismus ist: Der Mensch ist seinem gegenwärtigen sittlichen Zustande nach zwar nicht todt, aber auch nicht gesund, er ist sittlich-krank und bedarf daher des Arztes. Er muß aber mit seinem guten Willen dem Arzt entgegenkommen, um geheilt zu werden. Dabei gab C. zu, daß gleichwohl Einige, bei welchen sich dieser gute Wille nicht fände, durch die zuvorkommende Gnade gebessert würden. Das Vermögen des freien Willens wird aber auch bei diesen nicht aufgehoben, da sie durch eigene Kraft den Wunsch der Besserung, das fromme Verlangen der Gnade hätten entgegenbringen können, obgleich die göttliche Gnade auf unerforschliche Weise ihrem Verlangen zuvorkam. Die beste Ausgabe seiner Schriften besorgte Alard Gazet (Gazäus) zu Douay 1616 und zu Arras 1628, Frankfurt 1722, Leipzig 1763. Für die Kenntniß des cassianischen Lehrbegriffs ist von den „24 Collationes Patrum etc." die 13. die wichtigste. Vgl. Wiggers, De Ioanni C., Rostock 1824 — 1825, 3 Thle.

Cassini, 1) Giovanni Domenico, berühmter Astronom und Geognost, den 8. Juni 1625 in der Grafschaft Nizza geboren, studirte im Jesuitenkollegium zu Genua, wo der Zufall, der ihm einige astrologische Bücher in die Hände führte, ihn auf das Studium der Astronomie leitete. In Bologna, wohin er 1644 kam, machte er darin so rasche Fortschritte, daß er 1650, also in seinem 25. Jahre, vom Senat zu Bologna für würdig befunden wurde, Cavallieri's Nachfolger auf dem astronom. Lehrstuhle der Universität zu werden. Da die Mittagslinie, welche Peter Ignazio Dante in der Kirche des heil. Petronius zum Behufe der Berechnung der Aequinoktien u. Solstitien 1575 gezogen, ihm nicht genau schien, stellte C., als um 1653 diese Kirche erweitert wurde, dort eine längere u. genauere Mittagslinie, als die des Dante, her, um hinsichtlich der astronomischen Refraktionen und überhaupt in den Elementen der Theorie der Sonne alle Ungewißheiten zu entfernen. Es war dies ein Werk von 2 Jahren; zur Prüfung der Linie und zur Beobachtung des Wintersolstitiums von 1655 lud er alle Astronomen durch eine öffentliche Bekanntmachung ein. Vollkommnere Sonnentafeln, eine sehr genäherte Messung der Parallaxe der Sonne u. sehr verbesserte Refraktionstafeln waren die ersten Früchte der neuen Saat. Um diese Zeit sandte der Senat von Bologna C. nach Rom, um das Interesse der Stadt in Bezug auf die Gewässer des Po zu vertreten. Er schrieb deshalb ein Werkchen über den äußerst veränderlichen und gefährlichen Lauf des Flusses, das, sowie seine Persönlichkeit, ihm in Rom hohe Gönner erwarb. Er erhielt die Direktion des Festungsbaues am Fort Urbino und wurde, nachdem er seinen Auftrag erfüllt hatte, vom Papst Alexander VII. mit der Untersuchung der Gewässer der Chiana beauftragt; er schlichtete einen deshalb zwischen dem Papst und dem Großherzog von Toskana ausgebrochenen Streit zu Beider Zufriedenheit. Während dieser vielfachen öffentlichen Geschäfte beobachtete C. 1664 u. 1665 zu Rom zwei Kometen mit einer für seine Landsleute, denen freilich Keplers Forschungen unbekannt geblieben waren, überraschenden Genauigkeit. Im Jahr 1665 fand er auf der Jupiterscheibe die Schatten der Trabanten desselben, wenn sie zwischen ihm u. der Sonne durchgehen, und berichtigte darnach sowohl die Theorie der Bewegungen der Trabanten, als auch die Art u. Zeit der Rotation des Planeten um seine Axe. Aehnliche Beobachtungen stellte er mit Mars u. Venus an. Seine Staatsgeschäfte vermehrten sich damals noch dadurch, daß der Senat von Bologna, in Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt, ihn zum Oberintendanten der Gewässer des bolognesischen Gebiets ernannte, und daß er auch die Inspektion über die Bauten an der Festung Perugia und der Brücke Felix annahm. Dennoch konnte er noch Beobachtungen über die Insekten und die Transfusion des Blutes anstellen und werthvolle Bemerkungen darüber veröffentlichen. Der Ruhm seines Namens verbreitete sich jedoch über Europa erst dann, als er 1668 seine Ephemeriden der Jupiterstrabanten herausgab. Sie waren die Veranlassung, daß die französische Regierung (Ludwig XIV.) C. nach Frankreich einladen ließ und mit dem Papst Klemens IX. und dem Senat von Bologna deshalb förmlich in Verhandlungen trat. C., dem man endlich einen 6jährigen Aufenthalt in Paris gestattete, wurde hier vom Hofe wie von der Akademie der Wissenschaften mit so hohen Ehren empfangen u. seine Stellung gestaltete sich hier so günstig für seinen Forschertrieb, daß er sich 1673 in Frankreich nationalisiren ließ. Seine Wohnung hatte er auf der 1668 — 71 von Perrault erbauten Sternwarte, deren Leitung er übernahm, jedoch ohne den Titel eines königlichen Direktors zu erhalten. Die astronomischen Wissenschaften erhielten von dieser Zeit an von C. sehr wichtige Bereicherungen. In den Jahren 1671 und 1672 entdeckte er zwei neue Saturntrabanten, zwei andere 1684, nannte sie dem König zu Ehren Sidera Ludovicea und stellte somit die Zahl derselben auf 5 fest. Das Zodiakallicht, das schon von Kepler beobachtet worden war, bestimmte C. 1654 genauer; er selbst, der Keplers Schriften nie sorgfältig gelesen zu haben scheint, stand in der Meinung, es zuerst entdeckt zu haben. Im Dec. 1680 bestimmte er die Bahn des Kometen, der damals so großes Aufsehen erregte; ebenso verbreitete er über die Rotation des Mondes neue Ansichten. Nicht geringer ist das Verdienst, das sich C. durch Verbreitung der Liebe zur Astronomie und durch Anspornen zu großartigeren astronomischen Beobachtungen erwarb. So war die Expedition von 1672 nach Cayenne, um über verschiedene wichtige Punkte, besonders die Parallaxe der Sonne u. des Mondes und die Gestalt der Erde, bestimmtere Kenntnisse zu gewinnen, C.'s Werk. Von wissenschaftlichem Interesse sind auch die Untersuchungen über den indischen Kalender, durch welche er die Grundlagen der empirischen zu Siam üblichen Methoden, mittelst deren man dort die Bewegungen der Sonne und des Mondes berechnet, kennen lehrte.

Eine neue genauere Bearbeitung der Jupiterstrabanten erschien 1693. Im Jahr 1695 machte C. einen Besuch in Italien und stellte die verfallene Mittagslinie in der Kirche des heiligen Petronius zu Bologna wieder her. Nach seiner Heimkehr begann er die Weiterführung der 1669 von Picard begonnenen, seit 1683 von Lahire im Norden von Paris fortgesetzten Mittagslinie; er verlängerte sie bis an das äußerste Ende von Roussillon (1700). Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in trauriger Blindheit zu. C. † den 14. Sept. 1712. Die wichtigsten Schriften C.'s, außer den erwähnten, sind: „De cometa ann. 1652 et 1653 (Mant. 1658); „Opera astronomica" (Rom 1666). C.'s Selbstbiographie gab sein Urenkel C. de Thury in den „Mémoires pour servir à l'histoire des sciences etc." (1810) heraus.

2) Jacques, Sohn des Vorigen, den 18. Februar 1677 zu Paris geboren, machte unter seines Vaters Leitung und im Collège Mazarin unter Varignon so gute Studien, daß er schon im 17. Jahre zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Nachdem er mit seinem Vater Italien besucht und Theil an der Verifikation der bologneser Mittagslinie genommen hatte, durchreiste er Holland und England, schloß mit Newton, Halley, Flamstead u. A. Freundschaft und wurde 1696 Mitglied der königlichen Societät zu London. Nach seines Vaters Tode übernahm er die Direktion der Sternwarte zu Paris. Auch er war, wie sein Vater, bloß der praktischen Astronomie, dem eigentlichen Beobachten, zugethan, hatte sich jedoch mit der Theorie näher bekannt zu machen gesucht. Seine wichtigsten Arbeiten sind die folgenden: Bestimmung der Entfernung der Fixsterne und der Neigung der Planeten überhaupt und insbesondere die der Bahnen der Saturnustrabanten und des Saturnusringes, 1717; Bestimmung der Ursache von der Libration des Mondes, 1725; Bestimmung der Beschleunigung in der Bewegung des Jupiter (auf $^1/_3$ Sekunde jährlich) und der Geschwindigkeitsabnahme des Saturn (auf 2 Minuten jährlich; dabei berechnete er, daß diese Größen 2000 Jahre lang zu-, dann aber wieder abnehmen werden); Bestimmung der Gestalt der Erde. Aus C.'s Messungen ergab sich eine Verlängerung der Erde gegen die Pole zu, was den allgemeinen Widerspruch der Anhänger des newtonschen Systems erregte und die berühmten Gradmessungen unter dem Aequator und am Polarkreise veranlaßte. Eine direkte Lösung des Problems suchte man dadurch zu gewinnen, daß man 1733 den ganz Frankreich durchschneidenden Meridian und einen darauf senkrechten größeren Kreis der Erdkugel von Brest bis Straßburg messen ließ. Aber auch bei dieser Messung kam C., der sie leitete, zu seinem vorigen Resultat, weil, wie man ihm vorwarf, er sich dazu alter, mit unbehülflichen Instrumenten gemachter Beobachtungen der Jupiterstrabanten bedient hatte. Auch C. wollte sich dem kopernikanischen Systeme noch nicht fügen und schien mit Newtons Theorie noch ganz unbekannt zu seyn. Als bloßer Beobachter aber hat er sich ausgezeichnete Verdienste erworben. C. † an einem Fall aus dem Wagen, auf seinem Landgute Thury den 16. April 1756. Von seinen Schriften nennen wir: „De la grandeur et de la figure de la terre" (Paris 1720); „Eléments d'astronomie" (das. 1740, lat. vom Pater Hell, Professor zu Wien), wozu die „Tables astron. du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles et des satellites" (das. 1740) als Fortsetzung gehören.

3) Cäsar François C. de Thury, des Vorigen Sohn, geboren den 17. Juni 1714, wurde, kaum 22 Jahre alt, Adjoint surnuméraire in der Akademie der Wissenschaften u. nach seines Vaters Tod dessen Nachfolger in der Direktion der Sternwarte und Maître des comptes; † den 7. Sept. 1784 an den Pocken. Sein berühmtestes Werk ist die große trigonometrische Vermessung Frankreichs, die erst von C.'s Sohn Jacques Dominique vollendet wurde u. in 182 Blättern mit Einschluß der Dreieckskarte unter dem Titel „Carte de la France" (Paris 1744—93) erschien. Dieses größte bekannte topographische Künstlerwerk (aneinander gehängt nimmt die Gesammtkarte einen Raum von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite ein) ist nach Art der Plankarten entworfen u. im $^1/_{86400}$ der wahren Größe. Von seinen Schriften nennen wir: „Relation de deux voyages faits en 1761 et 1762 en Allemagne" (2 Bde., 1763 bis 1775); „Description géométrique de la terre" (1775); „Description géom. de la France" (1784).

4) Jacques Dominique, Graf von C., des Vorigen Sohn, den 30. Juni 1748 zu Paris geboren, wurde ebenfalls sehr bald Mitglied der Akademie, dann erst Gehülfe und endlich Nachfolger seines Vaters in der Direktion der Sternwarte. Die Vollendung der großen Karte von Frankreich ist sein Hauptverdienst: außerdem arbeitete er 1787 mit Mechain und Legendre an der astronomisch-trigonometrischen Verbindung von London und Paris. Die Revolution warf auch die C., als eine Erbschaft aus der Zeit des Königthums, aus ihrem Kreise heraus. Im Jahr 1793 beschloß der Nationalkonvent, der in C. einen Gegner der Republik erkannte, daß fortan die Verwaltung der Sternwarte 4 Direktoren übergeben werden solle. C., darüber entrüstet, resignirte (6. Sept.) u. erhielt darauf den Befehl, binnen 24 Stunden die Sternwarte zu verlassen: kurz nachher kam er sogar ins Gefängniß, das er erst nach 7 Monaten wieder verließ. C. zog sich nun von aller Oeffentlichkeit auf sein Landgut zurück. Napoleon ernannte ihn 1804 zum Ritter der Ehrenlegion; auch wurde er Mitglied des Instituts von Frankreich und behielt seine Stelle in seiner Sektion auch nach der königlichen Ordonnanz vom 21. März 1816. Längere Zeit Mitglied des Conseil général des Departements de l'Oise, bewies er in dieser Stellung tüchtige Geschäftsgewandtheit. Später lebte er zurückgezogen zu Thury sous-Clermont und † daselbst den 18. Okt. 1845.

5) Alexandre Henri Gabriel, des Vorigen Sohn, den 9. Mai 1781 zu Paris geboren, studirte anfangs Astronomie, später Rechtswissenschaft u. machte sich auch als Botaniker bekannt. Er wurde 1827 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1829 Rath am Kassationshofe, 1831 Mitglied der Pairskammer; † den 16. April 1832. Seine „Opuscules phytologiques" erschienen zu Paris 1826—34, 3 Bde.

Cassinia, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, nach dem französischen Botaniker Cassini benannt, Kräuter und Sträucher in Neuholland u. auf Neuseeland, deren bekannteste Art ist: C. spectabilis *R. Br.*, Apalochlamys Billardieri *Dec.*, zierliche krautartige Immortellenpflanze mit aufrechtem filzigen Stengel, herablaufenden, langgespitzten, lanzettförmigen, oben glatten, unten filzigen Blättern, sehr ästiger, vielfach zusammengesetzter Rispe und sehr zahlreichen, blaßbräunlichen oder weißlichgelben glänzenden Blüthenknöpfchen. Die Kultur dieser neuen schönen Zierpflanze besteht darin, daß man den Samen in Töpfe mit etwas sandiger Lauberde säet, die jungen Pflänzchen mehrmals in größere Aesche versetzt u. im Sommer im Freien, im Winter im Orangeriehause oder Zimmer bei 1—5° Wärme hält, dann aber nur sehr sparsam begießt. Im Mai des folgenden Jahres werden sie an sonnige Stellen ins freie Land verpflanzt.

Cassinische Kurve, eine Linie vom 4. Grade, bei welcher das Produkt oder Rechteck je zweier von irgend einem Punkte der Kurve nach zwei gegebenen Punkten gezogenen Geraden unveränderlich ist. Sie ist nach Cassini 1) benannt, welcher, die keplerische Hypothese von der elliptischen Bahn der Planeten mißverstehend, ihre Bewegung um die Sonne genauer durch diese Linie darzustellen vermeinte. Schon wegen der sehr von einander verschiedenen Gestalten, die sie annehmen kann, vermag sie nicht durch eine regelmäßige Kraft beschrieben zu werden und blieb daher von den folgenden Astronomen unberücksichtigt. Die Benennung Cassinoide ist unrichtig gebildet.

Cassiodorus, Magnus Aurelius, auch Cassiodorius genannt, gewandter italischer Staatsmann unter der Herrschaft der Gothen, Geschichtschreiber derselben, wurde zwischen 460 und 465 zu Scyllacium (Squillace) in Kalabrien geboren u., aus einer angesehenen Familie stammend, am Hofe des mit dem Prunke des untergegangenen Kaiserthums sich umgebenden Odoacer zum Comes rerum privatarum, geheimen Sekretär, und bald darauf zum Comes sacrarum largitionum, Finanzminister, ernannt. Als Odoacer 490 gegen den ostgothischen König Theodorich die beiden Schlachten am Isonzo und bei Verona verloren hatte, trat C. zum Sieger über, der den rechtskundigen Ueberläufer zum Präfekten von Unteritalien und bald darauf zum Quästor einsetzte. Als solcher verfaßte C. alle öffentlichen Ausschreiben und Reden im Namen des Königs, und deren deklamatorischer, mit Gelehrsamkeit prunkender Styl blieb lange Zeit für dergleichen Edikte Muster. Als Praefectus praetorio oder Staatsminister gewann er den größten Einfluß auf die Verwaltung der Staatsgeschäfte und wurde von dem König mit Ehrenbezeugungen überschüttet; so wurde er unter Anderem zum lebenslänglichen Patricius und 514 zum Konsul ernannt, eine Würde, die er sich durch Unterwürfigkeit u. unermüdliche Thätigkeit wohl zu sichern verstand. Nach Theodorichs Tod wußte er auch unter Amalasuntha, Theodat und Vitiges seine bei der Uneinigkeit der Gothen allerdings höchst schwierige Stellung zu behaupten, und bei dem Einfalle Belisars in Italien ging nach seinen eigenen Worten all sein Bemühen dahin, die Italiener vom Abfalle und Aufstande zurückzuhalten. Aber die Sache der Gothen sank und C. zog sich hochbetagt 538 nach Unteritalien in das von ihm bei Scyllacium gestiftete Kloster Vivarium (Vivarese) zurück. Hier lebte er einem frommen Stillleben, besonders aber den Wissenschaften und der Beförderung einer gelehrten Thätigkeit. Er betrachtete nämlich das Klosterleben als einen Verein wissenschaftlich gebildeter Männer, und wenn früher die Mönche mit dem Anbau des Feldes sich beschäftigten, so hielt er sie jetzt zum Abschreiben der Schriften der Alten an. C. machte sich dadurch unsäglich verdient um die Erhaltung und das Studium der alten Manuskripte; denn seinem Beispiele folgten nicht bloß alle Klöster Italiens, sondern auch die der nordischen Länder. C. † um 577, fast 100 Jahre alt. Unter seinen vielen Schriften nehmen die „Variarum epistolarum libri XII“, eine Sammlung von Verordnungen und andern staatsgeschäftlichen Schreiben, von ihm im Namen Theodorichs und der folgenden Könige aufgesetzt, die erste Stelle ein; sie sind eine ergiebige Quelle zur Zeitgeschichte und erschienen zu Augsburg 1533. In seiner Zurückgezogenheit und im 93. Lebensjahre schrieb er: „De orthographia liber“, einen Aufsatz zur genaueren Berichtigung der Bücherabschriften; „De arte grammatica, ad Donati mentem“, ein Fragment; „De artibus ac disciplinis liberalium artium“, ein für den Unterricht im Mittelalter gebräuchliches, die 7 Schulwissenschaften in ebenso vielen Abschnitten enthaltend. Für den König Theodorich kompilirte er aus Hieronymus, Prosper rc. ein „Chronicon“, welches von der Erschaffung der Welt bis auf Justinus den Aeltern geht, ein dürftiges und ungenaues Werk. Aus seinen „Libri XII de rebus gestis Gothorum“ machte Jornandes einen Auszug; sonst ist uns nichts davon übrig. Seine „Historiae ecclesiasticae tripartitae libri XII“ bearbeitete er nach Sozomenus, Socrates und Theodoretus (Augsburg 1472). Der „Computus Paschalis s. de indictionibus, cyclis Solis et Lunae etc.“ ist für die Mönche zur Berechnung des Eintritts des Osterfestes bestimmt. Seine „Opera omnia“ erschienen Paris 1588, 1589, Venedig 1729. C. wird als Heiliger verehrt; Tag: 17. März.

Cassiope, Hafenstadt auf der Insel Corcyra, am gleichnamigen Vorgebirg, mit einem Tempel des Zeus Cassius.

Cassiopeja (Cassiepeja, Cassiope), Sternbild am nördlichen Himmel zwischen Cepheus, Schwan, Pferde, Andromeda, Perseus und Kamelopard, ausgezeichnet durch 5 Sterne 3. Größe, die ein unregelmäßiges W oder Y bilden. Die Gesammtzahl der Sterne bestimmt Flamsteed auf 55. Nach der Mythe war C. Mutter der Andromeda und soll die Schönheit derselben, nach Andern ihre eigene der der Nereiden vorgezogen haben. Diesen Uebermuth zu rächen, sandte Neptun einen das Land verwüstenden Wallfisch, welchem zur Sühne Andromeda vorgeworfen wurde. Perseus wurde der Retter derselben.

Cassiphone, Tochter des Odysseus und der

Circe, des Telemachus Gattin und Mörderin, weil derselbe ihre Mutter getödtet.

Cassiterides insulae, die Zinninseln, von Herodot bezweifelt, aber von P. Licinius Crassus zu Cäsars Zeit gefunden und untersucht, sollen nach Einigen Britannien, nach Andern die westlich gelegenen Scilly- und Surlinginseln bei Cornwallis seyn. Sie hatten reiche Zinngruben. Die C. i. sind des Dionysius Periegetes Hesperiden. A. Vogel hält die C. i. für eine reine Fiktion der Phönicier, versteht im Allgemeinen nur Zinngegenden, Zinnländer darunter und deutet auf Hispanien als das früheste und wichtigste Zinnland und dann auf Britannien und wohl auch einige Inseln, auf dem Zwischenwege dieser Länder gelegen, als auf die zweite Zinngrube des Alterthums.

Cassius, Name eines alten römischen Geschlechts, welches ursprünglich patricisch war, aber später plebejisch wurde. Spurius C. Viscellinus, Urheber des ersten Ackergesetzes im 1. Jahrhundert der Republik und Märtyrer desselben, war zum ersten Male Konsul 502 v. Chr. und siegte als solcher gegen die Sabiner, weshalb ihm die Ehre des Triumphs zuerkannt wurde. Nachdem er darauf unter dem neuen Diktator T. Larcius Magister equitum gewesen, wurde er 493 zum zweiten Male Konsul und machte sich verdient bei der Einigung mit dem Volke, das auf den heiligen Berg ausgezogen war. Als er zum dritten Male das Konsulat bekleidete, 486, brachte er das erste Ackergesetz in Vorschlag, wurde aber deshalb im folgenden Jahre verurtheilt und hingerichtet. Nach einem andern Berichte soll des C. eigner Vater, nachdem er sich von der Gefahr, die in seinem Sohne die öffentliche Freiheit bedrohe, überzeugt, denselben vor dem Senate angeklagt und, nachdem dieser ihn verurtheilt, selbst in seinem Hause getödtet haben. Nach Plinius wurde Spurius 596 die Bildsäule des C. von den Censoren eingeschmolzen, weil derselbe nach der königl. Herrschaft gestrebt habe. Spurius C. war Patricier; die späteren Cassier gehören dem plebejischen Stande an, entweder weil die Patricier das ganze Geschlecht aus ihrer Mitte stießen, oder weil sie selbst den Stand verließen, der das Blut ihres Ahnen vergossen hatte. Lucius C. Longinus war Prätor 111 v. Chr., führte als solcher den Jugurtha nach Rom, mit seinem Worte für dessen Sicherheit bürgend. Er war Konsul 107 v. Chr. zugleich mit C. Marius, erhielt darauf das narbonnensische Gallien zur Provinz und die Führung des cimbrischen Kriegs, wurde aber noch in demselben Jahre von den Tiruginern im Gebiete der Allobroger geschlagen und getödtet. Cajus C. Longinus, das thätigste Mitglied der Verschwörung gegen Cäsar, war um 55 v. Chr. Quästor des M. Crassus in Syrien und rieth dem Prokonsul von dem unglücklichen Feldzuge gegen die Parther ab. Nach Syrien entkommen, sammelte er hier die Trümmer des Heeres und behauptete mit Glück die Provinz gegen die Parther, welche sogleich im nächsten Jahre (54) einen Raubzug über den Euphrat machten, aber von ihm zurückgeschlagen wurden. Bei einem zweiten Einfall derselben zog sich C. hinter die festen Mauern Antiochiens zurück und erfocht über die abziehenden Barbaren einen glänzenden Sieg, so daß sie ihr Heil in eiliger Flucht suchen mußten. Nach des Prokonsuls M. Bibulus Ankunft ging C. nach Italien zurück, wo man ihn nicht ohne Grund der Erpressungen beschuldigte u. C. einer förmlichen Anklage nur durch die damaligen Gährungen in Rom entging, welche die Aufmerksamkeit ablenkten. Als Volkstribun schloß er sich (49) der Partei der Aristokraten an, wurde aber mit ihr schon im Anfange des Jahres aus Rom verscheucht. Noch in demselben Jahre von Pompejus zum Flottenbefehlshaber ernannt, segelte er im folgenden Jahre mit syrischen, phönicischen und cilicischen Schiffen nach Sicilien, wo er dem Cäsarianer M. Pomponius bei Messana 35 Schiffe und dem P. Sulpicius bei Vibo 5 Schiffe verbrannte. Auch beunruhigte er die Küsten Siciliens und Italiens. Nach der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus führte er ein Geschwader nach dem Hellespont und traf hier mit Cäsar zusammen, an den er sich, obgleich er der Stärkere war und sich seines Gegners ohne Mühe hätte bemächtigen können, in der Bestürzung des Augenblicks ergab. Cäsar begnadigte ihn nicht nur, sondern ernannte ihn auch zu seinem Legaten. Am alexandrinischen Kriege nahm er keinen Antheil, sondern lag gemeinschaftlich mit Cicero den Studien ob. Im Jahre 45 ging er nach Brundusium ab, um dort den Ausgang des Kampfes in Spanien abzuwarten, wurde im folgenden Jahre (44) durch Cäsars Begünstigung zugleich mit M. Brutus Prätor und sollte im nächsten Jahre Syrien verwalten. Als aber Brutus vor dem älteren C. den Vorrang in der Prätur erhielt, reizte diese öffentliche Zurücksetzung den ehrgeizigen C. zur Rache auf. In ihm reifte der Plan der Verschwörung gegen das Leben des Diktators, für welchen auch Brutus, von reinem, obwohl befangenem Eifer für Roms Freiheit getrieben, sich gewinnen ließ. Nach vollbrachter That war es C., der in der Kurie den Ruf erschallen ließ: „Das Ungeheuer ist gefallen." Er und seine Mitverschworenen hatten auf den entschiedenen Beifall des Senats gerechnet; aber als dieser bestürzt verstummte und auch das Volk in ungewissem Schweigen verharrte, sahen sich die Verschworenen genöthigt, auf dem Kapitol Sicherheit zu suchen. Ihre Unthätigkeit und ihre Mißgriffe unterstützten die Ränke des Antonius und Octavianus, und so blieb ihnen nur übrig, Rom zu verlassen. Bald nach ihrem Abgange wurden ihnen ihre noch von Cäsar angewiesenen prokonsularischen Provinzen Syrien und Macedonien entzogen und den Konsuln Dolabella und Antonius zugetheilt. Ein Beschluß des Senats beauftragte sie, in Sicilien und Asien Getreide aufzukaufen; aber unwillig wies C. diesen wenig ehrenvollen Auftrag, der den Schein der Flucht von ihnen entfernen sollte, von sich. Auch die Provinzen Cyrene und Kreta, die ihnen jetzt angewiesen wurden, waren ein schlechter Ersatz für die entzogenen. Daher verließen sie endlich, als sie auch das Volk für ihre Sache nicht zu gewinnen vermochten, Italien, wie sie sagten, um die Eintracht im Staate zu erhalten. Sie wandten sich nach den ihnen früher

bestimmten Provinzen, Brutus nach Macedonien, C. nach Syrien. Der Letztere eilte dem Dolabella in der Besitznahme der Provinz zuvorzukommen. Wirklich gelang es ihm, in Syrien und Judäa solchen Anhang zu gewinnen und eine solche Macht an sich ziehen, daß der Senat, den damals Cicero leitete, nach der Niederlage des Antonius bei Mutina, ihn in seinem Prokonsulat bestätigte und ihm den Krieg gegen Dolabella, der für einen Feind der Republik erklärt wurde, auftrug. Ihm gegenüber rüstete sich der Geächtete und warf sich in Laodicea in Syrien, wo er, von C. belagert und von den Einwohnern verrathen, freiwillig sich den Tod geben ließ. Die eroberte Stadt wurde schwer gebrandschatzt, des Dolabella Anhänger hingerichtet. Schon lockten den C. die Schätze der Cleopatra, als die Ereignisse im Westen und das Bündniß der Triumvirn seine Vereinigung mit Brutus nothwendig machten, mit dem er in Smyrna zusammentraf. Brutus gestand dem älteren C. den Vorrang im Oberbefehl zu, und dieser rieth, da ein Angriff für jetzt noch nicht zu befürchten sey, die Gährung in Vorderasien zu ersticken, Heer und Flotte zu verstärken und die Kasse zu füllen. So wurde der Raubzug gegen die Provincialen beschlossen, denen ihre Vorliebe für Cäsar zum Verbrechen angerechnet wurde. Während Brutus Lycien plünderte, eroberte C. Rhodus, welches ihm die Hülfe versagt und den Dolabella unterstützt hatte, wofür es jetzt schwer büßen mußte. Im Anfang des folgenden Jahres (42) traf er mit Brutus in Sardes zusammen, wo Beide von ihren Legionen als Imperatoren begrüßt wurden. Die Mißverhältnisse, welche zwischen ihnen entstanden, wurden ausgeglichen, und bald konnten sie ihre vereinigte Macht über den Hellespont führen. Auf dem kürzesten Wege brachen sie darauf nach Macedonien auf und langten, von dem thracischen Häuptling Rhascupolis geführt und die von den Feinden besetzten sapäischen Pässe umgehend, mit 17 Legionen und 20,000 Reitern glücklich bei Philippi an. Unterdeß hatten auch Antonius und Octavian ihre Truppen nach Epirus übergeführt und standen bald mit einer nur an Reiterei geringeren Macht den Republikanern gegenüber. Während die Triumvirn eifrig eine schnelle Entscheidung herbeizuführen wünschten, da sie hinsichtlich der Zufuhr in Bedrängniß waren, suchten Brutus und C. den Kampf möglichst in die Länge zu ziehen, vermieden daher die Schlacht und beschlossen, ihre Gegner durch Mangel aufzureiben. Antonius, welcher dem C. gegenüberstand, faßte den kühnen Entwurf, ungeachtet eines Morastes, welcher seinen Gegner deckte, ihn im Rücken anzugreifen und dadurch vom Meere abzuschneiden. Als C. dies zu vereiteln suchte, entspann sich ein Gefecht unter den leichten Truppen; aber im Ungestüm drangen die Republikaner aus ihrem Lager hervor, worauf ein allgemeiner Kampf begann. Während C. aus seiner festen Stellung auf den Anhöhen vertrieben wurde und seine Truppen in unordentlicher Flucht das Lager dem Antonius preisgaben, war Brutus glücklicher und brachte des Octavianus Heeresabtheilung zum Weichen. Aber von der Niederlage seines Genossen benachrichtigt, verfolgte er den errungenen Vortheil nicht und zog sich in sein Lager zurück. Da auch Antonius, von des Octavianus Mißgeschick benachrichtigt, ein Gleiches that, so war die Schlacht eigentlich noch ganz unentschieden. Aber C., der sich bei der Zerstreuung seiner Truppen mit wenigen Begleitern auf eine Anhöhe gerettet hatte, verzweifelte, über die wahre Lage der Dinge ungewiß und getäuscht, an seiner Sache. Als er des Brutus Reiter, die ihm die Siegesbotschaft bringen sollten, erblickte, schickte er, zweifelhaft, welchem Heere sie angehörten, ihnen einen gewissen Titinius entgegen; dieser aber verlor unter freudigen Glückwünschen die Zeit, und C. hielt ihn daher für todt oder gefangen. Da er ein gleiches Schicksal fürchtete, befahl er seinem Freigelassenen Pindarus, ihn zu tödten. Brutus beweinte seinen unglücklichen Freund als den letzten „Römer" und ließ ihn in Thasus beerdigen. C. schrieb und sprach das Griechische mit Fertigkeit und war ein Freund der epikureischen Philosophie. So wenig er den sinkenden Staat umzuformen und die sinkende Freiheit zu retten vermochte, so übertraf er doch die anderen Verschwornen und insbesondere Brutus an Klugheit, Gewandtheit und Willenskraft. Die Feldzüge gegen die Parther hatten seinen kriegerischen Ruhm gegründet. Auf strenge Mannszucht in seinem Heere haltend, lebte er selbst sehr mäßig. Aber unfähig, etwas Anderes zu wollen, als Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Habsucht, ordnete er Gesetz und Pflicht dieser Rücksicht unter. **Lucius C. Longinus**, Bruder des Vorigen und im Bürgerkriege dessen Gegner, ging als Cäsars Legat 48 v. Chr. nach Thessalien, um den Metellus Scipio zu beobachten, welcher dem Pompejus aus Asien Verstärkungen zuführte, und vor der Schlacht bei Pharsalus mit Fufius Calenus in das südliche Griechenland, um die feindlichen Besatzungen von dort zu vertreiben. Obgleich 44 v. Chr. als Volkstribun Gegner des Antonius, war er gleichwohl nicht unter den Verschwornen, suchte sogar zu verhindern, daß sein Bruder den Oberbefehl gegen Dolabella in Asien erhielt. Als nach der Aussöhnung zwischen Antonius und Octavian auch die Verwandten der Verschwornen verfolgt wurden, floh er nach Asien, ohne jedoch an den Feldzügen seines Bruders Theil zu nehmen. Nach der Schlacht bei Philippi wurde er 41 zu Ephesus von Antonius begnadigt. Sein Sohn, **Quintus C. Longinus**, ging als Quästor des Pompejus 54 v. Chr. nach Spanien, machte sich aber hier durch Raubsucht und Härte so verhaßt, daß man seinem Leben nachstellte. Im Jahr 49 war er wieder in Rom und als Volkstribun auf Cäsars Seite, dem er wesentliche Dienste leistete. Er und sein Kollege M. Antonius widersetzten sich den Beschlüssen des Staats gegen Cäsar und flohen, von den Konsuln aus der Kurie vertrieben, zu ihm. Nach der Ankunft Cäsars in Rom beriefen sie diesen in den Senat u. C. ging darauf mit ihm nach Spanien. Hier blieb er als Statthalter; aber schon von der frühern Zeit her den Einwohnern verhaßt, erregte er durch schamlose Expressungen bald allgemeine Unzufriedenheit und vermochte sich nur durch Gewaltherrschaft zu behaup-

ten. Gerade als er nach Afrika übersetzen wollte, um im Auftrage Cäsars Juba, König von Numidien, zu bekämpfen, kam eine Verschwörung gegen sein Leben zum Ausbruch. Aber der Anschlag mißlang; auf dem Markte von Corduba von den Verschwornen angegriffen, kam er mit einigen leichten Wunden davon und nahm blutige Rache an den Schuldigen. Noch härtere Bedrückung der Provincialen waren die Folge des verfehlten Attentats. Endlich empörten sich zwei seiner Legionen, die früher unter Varro, dem Legaten des Pompejus, gedient hatten, und in Corduba brach eine neue Meuterei aus, an deren Spitze sich der Quästor M. Marcellus stellte. C., dem nur 2 Legionen und die Reiterei treu blieben, bat Bogud, König von Mauritanien, und M. Lepidus, welcher das diesseitige Spanien verwaltete, durch Eilboten um Hülfe und lagerte sich auf einer Höhe, 4000 Schritte von Corduba, mußte jedoch vor dem an Truppenzahl ihm überlegenen Marcellus sich nach der Bergstadt Ulia zurückziehen, wo ihn sein Gegner einschloß. Obwohl der unterdeß herbeigekommene Bogud diesen von außen bedrängte und auch Lepidus in der Absicht erschien, die Feindseligkeiten beizulegen, begehrte und erhielt C., der Verrath fürchtete, freien Abzug mit seinen ihm treugebliebenen Legionen und eilte mit seinen erpreßten Schätzen davon. Trotz des stürmischen Meeres ging er bei Malaca in die See, lief aber bald in die Mündung des Iberus ein, um vor dem Sturme gesichert zu seyn, ging aber dennoch durch die entgegengesetzten Strömungen des Flusses und des Meeres hier mit seinem Schiffe zu Grunde. **C. Parmensis**, so genannt von seinem Geburtsorte Parma, Cäsars entschiedener Gegner und, obwohl von ihm begnadigt, einer von dessen Mördern, befehligte 43 v. Chr. eine Abtheilung der Flotte, welche den Cassius in Syrien gegen Dolabella verstärken sollte, und blieb, als Brutus u. Cajus Cassius nach Europa gingen, mit einer Flotte und einem Heere an der Küste von Asien zurück, um Gelder einzutreiben. Nachdem er den Tod des Cassius vernommen, ging er mit seinen Schiffen in See, um Brutus zu unterstützen. Bald stießen noch andere Republikaner zu ihm, mit welchen sich C. nach Sicilien zu Sextus Pompejus wandte. Diesen begleitete er 36 nach Asien, ging aber hier mit vielen Anderen zu Antonius über. Nach der Schlacht bei Actium entfloh er nach Athen und wurde (31) auf Befehl des Octavian, den er persönlich durch einen Schmähbrief beleidigt hatte, durch Q. Varus getödtet. Er hatte sich auch als Dichter einen ehrenvollen Namen erworben. **C. Chärea**, der Mörder des Caligula, ward deshalb auf Claudius' Befehl hingerichtet. **Cajus C. Longinus**, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, unter Claudius Statthalter in Syrien (50 n. Chr.), begleitete als solcher den durch die Gesandten der Parther zum Könige begehrten Meherdates, der zu Rom erzogen worden, in sein Reich, genoß später in Rom bedeutendes Ansehen, ward aber von Nero aus der Stadt verbannt, weil er unter den Bildern seiner Ahnen auch das des C. Cassius, des Mörders Cäsars, aufgestellt habe. C. ging nach Sardinien (66 n. Chr.) und wurde erst vom Kaiser Vespasian wieder zurückgerufen.

Cassius, 1) **Avidius C.**, Usurpator unter Marc Aurel, von syrischer Abkunft, Sohn eines gewissen Heliodorus, der sich zur Statthalterschaft von Aegypten aufgeschwungen. Obwohl ein strenger Republikaner, galt er doch den Kaisern des antoninischen Geschlechts als einer ihrer erprobtesten Feldherren und bewährte diesen Ruf in Aegypten, Armenien und Parthien, wie an den Grenzen Germaniens. Besonders zeichnete er sich im parthischen Kriege aus als Eroberer von Edessa, Babylon, Seleucia und Ctesiphon. Im Kriege gegen die Sarmaten an der Donau gab er ein Beispiel altrömischer Strenge, indem er die Hauptleute, welche ohne sein Wissen und Geheiß gekämpft und gesiegt hatten, kreuzigen ließ. Ueberhaupt war er durch seine strenge Mannszucht und durch die Gewalt, die er über die Soldaten ausübte, berühmt. Endlich, als ihm die Zeit gelegen schien, trat er mit seinen Absichten, die schon Marc Aurels Mitregent Lucius Verus geahnt und jenem entdeckt hatte, offen hervor, und ließ sich, wie Einige sagen, auf geheimen Antrieb der Kaiserin Faustina, die ihm nach Marc Aurels Tode ihre Hand zusicherte, in Syrien als Kaiser ausrufen, nahm in kurzer Zeit ganz Asien diesseits des Taurus in Besitz u. machte Anstalten, sich mit Waffengewalt hier zu behaupten. Der Senat in Rom erklärte ihn für einen Feind des Reichs, wiewohl der Kaiser auch jetzt noch ihn achtete. Doch rüstete er gegen ihn und war eben auf dem Zuge durch Illyricum begriffen, als der Usurpator nach einer Herrschaft von drei Monaten seinen Tod durch den Centurio Antonius fand. Der Kaiser bedauerte sein Schicksal und nahm keine Rache an C. Mitschuldigen.

2) **Titus C. Severus**, römischer Redner aus den Zeiten des Augustus und Tiberius, einer der ersten Redner in Rom, die eine veränderte Richtung einschlugen und auf die spätere Gestaltung der Redekunst dadurch bedeutend einwirkten. Seine beißende Satyre, die Niemanden verschonte, zog ihm unter Augustus Verbannung nach Kreta zu, unter Tiberius Konfiskation seiner Güter und Verweisung nach Seriphus, einem Eilande unter den Cykladen, wo er noch 20 Jahre hindurch in Dürftigkeit schmachtete und im Elend †.

Cassius-Purpur, s. Gold.

Cassivelaunus, brittischer Fürst im Lande nördlich von der Themse, war 54 v. Chr., als Julius Cäsar seinen zweiten Feldzug in Britannien unternahm, Oberanführer der gegen die Römer vereinigten Stämme. Nachdem mehre Schlachten unentschieden geblieben waren, vermieden die Briten neues Zusammentreffen, weshalb Cäsar sie jenseits der Themse aufsuchte. Er schlug sie hier, wurde aber durch ihre Ausfälle aus den Wäldern noch oft beunruhigt. Nachdem sie endlich die Trinobanten und andere Völkerschaften unterworfen hatten, griff Cäsar den C. in seinem zwischen Wäldern und Sümpfen gelegenen Lager an und eroberte es. Als den Briten auch ein Angriff auf das römische Schiffslager mißglückt war, erhielt C. Frieden unter der Bedingung, einen jährlichen Tribut zu entrichten und Geißeln zu stellen.

Cassotis, Nymphe am Parnassus, verlieh

mit ihrer Quelle im Heiligthum des Apollo zu Delphi den Priesterinnen die Gabe der Weissagung. Vgl. Kastalischer Quell.

Castagnara, Dorf in der Delegation Rovigo des lombard.-venet. Königreichs, bei Trecento. Hier wurden am 7. Juli 1704 die Franzosen unter Catinat von den Oesterreichern unter dem Prinzen Eugen geschlagen.

Castagno, Andrea del, italienischer Geschichtsmaler, 1406 oder 1409 zu Mugello geboren, ermordete, nachdem er dem Dominico Veneziano das Geheimniß der Oelmalerei entlockt, denselben und galt nun selbst für den Erfinder der neuen Kunst. Erst auf dem Todtenbette gestand er sein Verbrechen; C. † um 1477. Seine besten Werke sind untergegangen. Von dem Gemälde, das die Hinrichtung der gegen die Mediceer verschworenen Florentiner darstellt, erhielt er den Beinamen dagli Impiccati; Mehres besitzt das Museum in Berlin.

Castaldi, Pamfilo, angeblicher Erfinder der beweglichen Lettern in Italien, widmete sich in der Jugend, jedoch ohne Erfolg, der Dichtkunst, später mit mehr Glück der Jurisprudenz. Eine Schule der schönen Wissenschaften, die er zu Feltre gründete, zog viele Fremde dahin, besonders aus Deutschland, wo damals des Handelszugs wegen die italienische Sprache sehr in Aufnahme war. Auf diesem Wege soll 1454 Johann Faust (Fust), genannt Fausto Comesburgo, mit C. in nähere Verbindung gekommen seyn und von diesem den Gebrauch der beweglichen Lettern gelernt haben, wie dies noch in der neuesten Zeit Federici behauptete. C. † zu Feltre 1470.

Castalia, Quellnymphe, Tochter des Achelous, nach And. des Delphiers Castalius, stürzte sich, um Apollo's Verfolgungen zu entfliehen, in eine Quelle am Parnaß und zerfloß darin; s. Kastalischer Quell.

Castanheda (Castagneda), Fernando Lopez de, portugiesischer Geschichtschreiber, geboren im Anfang des 16. Jahrhunderts, begleitete als Jüngling seinen Vater nach Ostindien und sammelte dort Materialien zu einer Geschichte der Thaten seiner Landsleute in jenen Ländern. Nach seiner Rückkehr zum Archivar der Universität zu Coimbra ernannt, suchte er auf Reisen durch Erkundigungen bei Denen, die an jenen Unternehmungen selbst Theil genommen, den gesammelten Stoff zu vervollständigen und gab sein Werk heraus unter dem Titel: „Historia do descobrimento e conquista da India per los Portuguezes" (Coimbra 1552 — 1561, Lissabon 1797, 2 Bde., französisch von Grouchy, Paris 1553, italienisch, Venedig 1577, 7 Bde.).

Castaños, Don Francisco Xaver, Herzog von Baylen, Graf von, spanischer General und Staatsmann, 1753 in einer angesehenen biscayischen Familie geboren, trat unter Leitung seines Schwagers, des Generals Grafen Orelly, in den Kriegsdienst und begleitete denselben, um sich tüchtige militärische Kenntnisse zu erwerben, nach Preußen, dessen Kriegsruhm unter Friedrichs II. Regierung damals in seinem hellsten Glanze stand. Im Feldzuge von 1794 zeichnete er sich als Oberst in der Armee von Navarra unter Caro aus, wurde 1796 Generalmajor, 1798 Generallieutenant, ging aber bald darauf, durch Godoy's Haß gezwungen, in die Verbannung. Später trat er wieder in den Staatsdienst und erhielt 1808 das Kommando über die im Lager von St. Roch vor Gibraltar stehende Division. Von der Junta von Sevilla zum Oberbefehlshaber der Armee von Andalusien ernannt, erntete er als solcher den Ruhm, die französischen Generäle Dupont und Wedel bei Baylen zur Kapitulation genöthigt zu haben; doch gebührte das ganze Verdienst seinem Untergeneral Reding. Bald darauf verlor er die Schlacht bei Tudela und war überhaupt in einzelnen Unternehmungen nicht glücklich. Im Jahr 1811 diente er als General en chef des 4. spanischen Armeecorps unter Wellington und dieser empfahl der Regentschaft rühmend C.' Umsicht und Tapferkeit in der Schlacht bei Vittoria. Dessen ungeachtet berief ihn die Regierung vom Heere nach Madrid in den Staatsrath. Nach Ferdinands VII. Rückkehr erhielt er das Generalkapitanat von Katalonien und 1815 den Oberbefehl der zum Einrücken nach Frankreich bestimmten Armee. Im Jahr 1816 legte C. alle seine Stellen nieder, um sein Leben fern von den Staatsgeschäften in Ruhe zu verbringen. Während dieser Ruhezeit war auch über ihn der Verdacht gekommen, daß er konstitutionsmäßige Gesinnungen hege; er bemühte sich aber so aufrichtig, einen solchen Makel von sich abzuwaschen, daß ihn 1824 der König aus eigener Machtvollkommenheit davon reinigte und ihn 1825 von Neuem in den Staatsrath berief. Hier unterstützte er das System der Mäßigung gegen die Karlisten. Zu Anfang des dritten Decenniums Präsident des Raths von Kastilien u. 1833 zum Grand von Spanien mit dem Titel Herzog von Baylen erhoben, trat er bei der Bestimmung Ferdinands VII. über die Erbfolge der Infantin und des Don Carlos als Gegner des Ministers Zea Bermudez auf und zog sich deshalb vom Hofe zurück. Nach Espartero's Sturz 1843 kam auch C. wieder zum Vorschein und wurde, an Arguelles' Stelle, Vormund der Königin. Im J. 1845 wurde er Senator und † den 24. Sept. 1852.

Casteggio, Marktflecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, mit 3000 Einwohnern u. römischen Alterthümern, bekannt durch die Schlacht am 9. Juni 1800, das Vorspiel zu der Entscheidungsschlacht bei Marengo.

Castel Buono, Parlamentsstadt in der sicilianischen Intendantur Palermo, südlich von Cefalu, mit 7500 Einwohnern, Mineralquellen und wichtigem Mannahandel.

Castelcicala, Don Fabricio Ruffo, Fürst von, neapolitanischer Diplomat, stammte aus einer alten neapolitanischen Familie, begann seine Laufbahn als Advokat, schloß sich aber an den damals sehr mächtigen Minister Acton an, der ihm eine Sendung nach London anvertraute. Nach seiner Rückkehr trat er an die Spitze der von Acton unterdeß errichteten sogenannten Giunta di stato (Staatsjunta, Staatspolizei, einer Art Kontrerevolutionstribunal), bis der Sieg der Franzosen und die Entrüstung des Volks den Hof u. seine Kreaturen aus dem Lande jagte. Als nicht lange nachher Acton aus dem Staats-

dienste trat, nahm C. seine Stelle ein, und er war es insbesondere, welcher den König von Neapel zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich bewog. Später war er Gesandter in London und nach der Restauration in Paris, wo er 1816 im Namen Siciliens einen für England höchst vortheilhaften Handelstraktat abschloß. Nach der Revolution von 1820 ward er zum Botschafter des Königs Ferdinand in Madrid ernannt, blieb aber beharrlich auf seinem Posten in Paris u. erklärte, daß der König unter dem Einfluß der Insurrektion an freien Entschließungen behindert gewesen sey; auch bestätigte der König, nach dem blutigen Siege der Restauration, C. auf seinem Posten. C. † zu Paris an der Cholera den 13. April 1832.

Castel Delfino, s. Château Dauphin.

Castel della Pietra, Marktflecken in Tyrol, 4 Stunden von Trient, mit Pfarrkirche und Poststation. Dabei ein Gebirgspaß, in welchem 1487 das Heer der Republik Venedig von dem österreichischen Erzherzog Sigmund gänzlich aufgerieben und ihr Feldherr Roberto Sanseverino getödtet wurde.

Castel Fiorentino, Flecken im Großherzogthum Toskana, am Fluß Elsa, südwestlich von Florenz, mit 3500 Einwohnern, die Wein-, Oel- und Seidenbau treiben; merkwürdig durch die Zelle der heiligen Verdiana.

Castel Franco, Stadt im Gouvernement Venedig des lombardisch-venetianischen Königreichs, am Musone, mit Dom, Kastell u. 4000 Einwohnern, die Handel mit Seide und Wollenzeuchen treiben. In der Nähe ist der prächtige Palast Soranzo. Im Jahr 1179 als Kastell gegen Padua angelegt, wurde C. den 12. Januar 1801 von den Franzosen erobert, welche hier am 23. November 1805 unter St. Cyr die Oesterreicher unter Prinz Rohan besiegten. C. ist Geburtsort des berühmten Malers Giorgione und des Orazio da C., genannt dal Paradiso, eines vortrefflichen Malers, Tizians Zeitgenossen und Nachahmers, dessen beste Bilder, besonders Wandgemälde, zu Venedig und im Dome zu Capo d'Istria zu finden sind.

Castel Gandolfo, Stadt im Kirchenstaat, in der Comarca Rom, am albanischen See, mit einem schönen päpstlichen Lustschloß mit herrlicher Aussicht auf Rom, die Tiber und das Mittelmeer, Sommeraufenthalt des Papstes. In der Nähe liegt die schöne Villa Barberini.

Castel Guelfo, Flecken im Herzogthum Parma, nordwestlich von Parma, mit einem im Mittelalter wichtigen Schloß. In der Nähe ließ die Erzherzogin Marie Luise eine große Brücke von 22 ungeheuren Bögen über den Taro führen, um die im Winter gewöhnlich ganz unterbrochene Verbindung mit Piacenza zu sichern. Bei C. besiegte am 13. April 1814 Murat die Franzosen unter Maucune.

Castell, deutsches Grafengeschlecht, stammt aus Franken und blühte früher in zwei Linien, von denen die zu Rüdenhausen 1803 erlosch; dagegen hat sich die zu Remlingen seit 1803 wieder in zwei Aeste getheilt: den friedrich-karlschen zu Castell und den christian-friedrichschen zu Rüdenhausen. Die Grafen stehen unter bayerischer Oberhoheit und haben seit dem 26. Mai 1818 die Reichsrathswürde; die Häupter der beiden Linien regieren gemeinschaftlich u. haben das Erstgeburtsrecht eingeführt. **Edmund C.,** berühmter engl. Orientalist, geb. zu Halley in Cambridgeshire 1606, studirte zu Cambridge, wurde daselbst Lehrer der arabischen Sprache am Katharinakollegium, später Kaplan Karls II.; † 1685 als Kanonikus zu Canterbury. C. opferte Gesundheit und Vermögen seinem an Korrektheit und Vollständigkeit unübertroffenen morgenländischen Wörterbuch: „Lexicon heptaglotton, hebraicum, chaldaicum, syricum, samaritanicum, aethiopicum, arabicum et persicum" (London 1669, 2 Bde.), auf das er 17 volle Jahre lang täglich 18 Stunden und an Kosten eine Summe von 12,000 Pfd. Sterling verwandte. Auch an der londoner Polyglottenbibel hatte er bedeutenden Antheil. Unter dem Titel „Sol Angliae oriens auspiciis Caroli II." (London 1666) gab er eine Sammlung von sieben hebräisch, chaldäisch, syrisch, samaritanisch, äthiopisch, arabisch, persisch und griechisch verfaßten Oden mit lateinischer Uebersetzung heraus. Alle seine orientalischen Manuskripte vermachte er der Universität Cambridge.

Castellamare, 1) s. Castello a Mare di Stabia. — 2) Hafenstadt an der Nordküste Siciliens zwischen Palermo und Trapani, mit 6000 Einw., welche Thunfischfang und Handel mit Getreide, Wein, Oel und besonders mit Anschovis treiben. C. ist das alte Emporium Egestae oder der Hafen der alten Stadt Segesta, deren Ruinen landeinwärts gegen Alcamo hin liegen.

Castellamonte, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, auf einem Hügel, am Malesina, mit Schloß u. 6000 Einwohnern, die Handel mit Wein, Butter, Käse, Töpfergeschirr und Schmelztiegeln treiben.

Castellan, Madame, gefeierte Sängerin, geboren 1818, hat einen ausgezeichneten Sopran, machte große Reisen in Amerika, Rußland, London, Paris, war 1850 in Berlin engagirt, sang 1851 wieder in London, 1852 in Brüssel rc. und machte durch ihre große Virtuosität und Schönheit überall Furore.

Castellaneta, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Otranto, an der Lieta, an der Grenze von Basilicata, Bischofssitz, hat eine Kathedrale und 5000 Einwohner, welche Handel mit Früchten treiben. C. wurde 1080 vom Herzog Robert erobert und zum Bischofssitz erhoben.

Castelletto d'Obra, Dorf im sardinischen Fürstenthum Piemont, mit berühmten Mineralquellen, die unter dem Namen Acqua minerale di Castelletto-Adorno bekannt sind und der chemischen Analyse zufolge zu der Klasse der kalten salinischen Schwefelquellen gehören. Sie enthalten nach Brézé an flüchtigen Bestandtheilen: Schwefelwasserstoffgas und kohlensaures Gas, an festen als vorwaltende: salzsaures Natron, salzsauren, kohlensauren u. schwefelsauren Kalk; ferner in geringerer Menge Schwefel-, Kiesel- und Thonerde.

Castelli, 1) Guido, Familienname des Papstes Cölestin II. (s. d.).

2) Benedikt, einer der berühmtesten Schüler

Galilei's, geboren zu Brescia 1577, erst Abt zu Monte Casino, dann Lehrer der Mathematik an der Universität zu Pisa und später am Collegio della Sapienza zu Rom; † 1644. Schrieb außer kleineren Abhandlungen: „Della misura dell' acque correnti" (Rom 1628). Als Praktiker zeichnete er sich durch seine Wasserbauten am trasimenischen See und an dem von Bacca aus. Er hat das Verdienst, zuerst ein Verfahren entdeckt zu haben, die Bewegung des Wassers mittelst Vergleichung seiner Höhe zu bestimmen. Auch bediente er sich zur Abmessung der Zeit bei seinen Versuchen schon des Pendels.

3) Ignaz Vincenz Franz, deutscher Dichter voll Frohsinn und Naivetät, am 6. März 1781 zu Wien geboren, studirte unter mancherlei Entbehrungen und unter dem Geräusch der Waffen, die er selbst 1797 als Freiwilliger auf kurze Zeit trug, um einen Feldzug gegen Frankreich mitzumachen, die Rechtswissenschaft. Lange fruchtlos blieben seine Bemühungen um eine Anstellung und um die Erlaubniß zur Advokatur, bis er 1801 ein Unterkommen in der niederösterreichischen landschaftlichen Buchhaltung fand. Darauf ward er 1805 Lieferungskommissär und 1815 folgte er als Sekretär dem nachmals in den Grafenstand erhobenen Joachim Eduard von Münch-Bellinghausen nach Frankreich. In der Folge sind ihm mehre kleine Aemter übertragen worden; unter Anderem ist er Agent des niederösterreichischen Herrenstandes, ständischer Häuserrevident und Beisitzer der kaiserlich königlichen Hauszinskommission, so wie Ausschußmitglied der wechselseitigen Brandversicherungsanstalt und des Vereins für Versorgung erwachsener Blinden. In allen diesen höchst prosaischen Aemtern, die ihn mit den Gemeinheiten des Tages in unvermeidlichen Rapport setzten, erhielt C. seinen Geist in der naiven und leicht spielenden humoristischen Stimmung, die wir an dem Wiener überhaupt als eigenthümliches Geschenk der Natur achten. Schon im 12. Jahre versuchte er sich in Reimen und kleinen lyrischen Stücken, dann wandte er sich zur dramatischen Dichtkunst, hatte aber auch hier anfangs so wenig Glück, als in seinen Bemühungen um eine Amtsanstellung. Einen Wendepunkt in seiner dramatischen Laufbahn bezeichnet sein Lustspiel „Todt und lebendig", das mit Beifall auf dem Theater an der Wien 1803 gegeben wurde. Mehr Aufsehen erregten seine „Patriotischen Kriegslieder für die österreichische Armee", die bei dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich der französischen Partei so gefährlich schienen, daß sie durch ein Dekret befahl, der Dichter C. solle, wo er gefunden würde, vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne Umstände verurtheilt werden. So als patriotischer Märtyrer von dem Feinde geächtet, stieg er in der Achtung des Volks, und die Regierung nahm sich seiner mit mehr Sorgfalt an. Sie sandte ihn, als die Franzosen Wien bedrohten, mit mehren Kostbarkeiten nach Ungarn, von wo er erst nach dem Frieden von Wien zurückkehrte. Seine nur auf kurze Zeit unterbrochene Schriftstellerthätigkeit setzte er in Wien mit gutem Erfolge fort u. wurde 1811, nachdem seine „Schweizerfamilie" den Beifall des Publikums erhalten hatte, von dem Fürsten Lobkowitz zum Hoftheaterdichter der Kärthnerthorbühne mit 1500 Gulden Gehalt ernannt. Von dem Rivalen, den C. um diese Zeit an dem zum kaiserlichen Hoftheaterdichter ernannten Theodor Körner erhielt und an dessen jugendlichem Feuer, an der muthigen überwogenden Kraft die leichte Schaumwelle des wiener Humors zu brechen drohte, befreite ihn das Schicksal, und so konnte er seine proteusartige Wienernatur ungehemmt entwickeln und sich für eine kurze Zeit zum Repräsentanten des Praterhumors gleichsam emporschreiben. In eigenen und fremden belletristischen Zeitschriften, in eigenen und Anderer Taschenbüchern und Almanachen bot er alljährlich der Lesewelt zahlreiche Früchte seiner poetischen Muse, u. daneben ließ er eigene, zum Theil dicke Bände mit Gedichten, Anekdoten, Erzählungen, Lustspielen, Schaustücken und Operntexten erscheinen. Wir führen nur das Wichtigste kurz an: „Bären, eine Sammlung wiener Anekdoten" (12 Lief., Wien 1825—1832); „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" (das. 1828); „Poetische Kleinigkeiten" (5 Bde., das. 1816—25); „Lebensklugheit in Haselnüssen" (1825); „Wiener Lebensbilder" (1828, 2. Aufl. 1835); „Dramatisches Sträußchen" (23 Bde., 1826—39); „Huldigung der Frauen", ein Taschenbuch (seit 1822); „Gedichte" (6 Bde., Berlin 1835); „Erzählungen von allen Farben" (6 Bde., Wien 1840). Als Theaterschriftsteller hat er über 170 Stücke, theils Nachahmungen, theils Bearbeitungen französischer Vorbilder, geliefert. Seine ausgebreitete lukrative literarische Thätigkeit, in Verbindung mit seinen Aemtern, machte ihn zum wohlhabenden Bürger, der, unverheirathet, einen Theil seines Ueberflusses seinen Launen zum Opfer bringen kann. Er besitzt ansehnliche Sammlungen Porträts, Handschriften, Dosen und andere Kuriositäten, die er seinen Gästen und Freunden mit der heitersten Laune zu zeigen pflegt. Von theatralischen Manuskripten soll er gegen 12,000 gesammelt haben. Tiefe und das ächte Feuer der Poesie kann man in seinen Werken nicht suchen. Seine eigenthümlichen Geistesgaben, seine Behaglichkeit, seine Gewandtheit, sein allerliebster komfortabler Witz, seine Allerweltsmoralphilosophie, seine Naivetät und Nettigkeit berühren nur die Oberfläche des Lebens; die Blitze seines Geistes schlagen nicht ein. Seine Ideen sind klar u. verständlich, aber es sind herausgeputzte, an allen Gliedern zappelnde kleine Marionettenpuppen; seine Begeisterung trägt stets das Kleid eines artigen Straußermädchens, höchstens eines arkadischen Hirtenmädchens, aber nie das Gewand Siona's oder der delphischen Pythia. Als Theaterdichter ist er Sklave des Tagesgeschmacks, in dem Beifall der Menge findet er den Maßstab für die eigentliche Kunst, und in dieser Richtung hat er als Nachahmer oder Nachbildner der schlechten französischen Literatur dazu beigetragen, den deutschen Geschmack zu verwahrlosen. Das Jahr 1848 drängte ihn auf das Gebiet der Politik. Mehre seiner Flugschriften, wie „Was ist denn jetzt in Wien geschehen?", „Der Bauer kommt vom Reichstage zurück", erlebten in wenig Tagen Auflagen von 16,000, ja selbst von 100,000 Exem-

platen. Den Kern seiner belletristischen Schriften stellte er in „Sämmtliche Werke, Ausgabe letzter Hand und strenger Auswahl" (15 Bde., Wien 1844; 2. Aufl. 1848) zusammen, denen sich ein „Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Ens" (Wien 1847) als 16. Bändchen anschloß.

Castellio (Chastillon, auch Castalio), Sebastian, berühmter und fruchtbarer theologischer Schriftsteller im Reformationszeitalter, geboren zu Chatillon 1515, widmete sich trotz der ärmlichen Verhältnisse, in denen er geboren wurde, den Studien. Zu Straßburg wurde er 1540 mit Calvin bekannt, welcher den gründlichen Kenner der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur als Rektor an die genfer Schule brachte. Abweichende Meinungen C.'s in Bezug auf das Hohelied, welches er als eine unanständige Dichtung aus dem Kanon verbannt wissen wollte, sowie auf Christi Höllenfahrt und die Prädestination störten jedoch bald das gute Vernehmen zwischen ihm und dem genfer Reformator und bewogen ihn, seine Schulstelle aufzugeben und Genf zu verlassen. Er ging über Bern, wo man ihm die Aufnahme verweigerte, nach Basel und wurde dort 1552 zum Professor der griechischen Sprache ernannt. Hier vollendete er sein Hauptwerk, seine lateinische Bibelübersetzung mit Noten, an welcher er seit 1542 gearbeitet hatte und der er eine französische Uebersetzung (Basel 1555) folgen ließ. Aber diese verdienstlichen Werke, sowie eine kurz nach Servets Tode 1553 unter eines gewissen Martinus Ballius Namen erschienene Sammlung kleinerer Abhandlungen von verschiedenen Verfassern, in denen die Toleranz empfohlen und die Bestrafung der Ketzer gemißbilligt wurde (De haereticis quid sit cum eis agendum variorum sententiae, 1554) und für deren Verfasser man allgemein C., seines Widerspruchs ungeachtet, hielt, vermehrten die Mißhelligkeiten C.'s mit den genfer Theologen. Beza richtete gegen ihn seine Schrift: „De haereticis a civili magistratu puniendis" (1554), worin er es gottlos nannte, daß C. behaupte, der heilige Geist habe den Aposteln nur die Sachen, nicht die Worte eingegeben, und die Hebraismen im Neuen Testament von der hebräischen Abkunft und Bildung der Apostel herleite; ja die Genfer scheuten sich nicht, in der Vorrede zur genfer Ausgabe des Neuen Testaments von 1560 C. ein „instrument choisi de Satan" zu nennen. Mit nicht geringerer Erbitterung griffen ihn auch die Katholiken, besonders die Jesuiten, an, nannten seine Bibelübersetzung ein heidnisches Werk und wollten in der französischen gemeine Ausdrücke finden, wobei sie selbst fälschliche Angaben sich zu Schulden kommen ließen. Vergeblich war es, daß C. in einer neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung von 1556 seinen Gegnern in manchen Stücken zu Willen war, z. B. in dem Gebrauch der Worte angelus und baptisma statt der früheren genius und lotio; man schrieb ihm die lateinische Uebersetzung des älteren mystischen Buches: „Deutsche Theologie" (Basel 1557, französisch unter dem Titel: „Traité du vieil et nouvel homme") zu, sowie die ketzerischen Lehren des Antitrinitariers Ocellus (Ochin) und der Socinianer, und verunglimpfte ihn deshalb auch als gefährlichen Schwärmer u. Ketzer. Selbst Schmähungen und Verleumdungen seines persönlichen Charakters ließen sich Calvin und Beza zu Schulden kommen. Sein unbescholtener Wandel und seine Gelehrsamkeit ließen ihn indeß in der öffentlichen Meinung nicht sinken, und die Bemühungen seiner Feinde, ihn aus Basel zu vertreiben, blieben fruchtlos. Obgleich er schon 1563 † und mit einer starken Familie in einer solchen Dürftigkeit lebte, daß er ein kleines Grundstück selbst zu bearbeiten genöthigt war und sogar öfters gesehen wurde, wie er, gleich andern Armen, das spärliche Holz im Rhein auffischte, weswegen ihm seine Feinde Holzdiebstahl vorwarfen, so verfaßte er doch viele und bedeutende Schriften. Drei seiner Schüler, polnische Edelleute, setzten ihm in der Hauptkirche ein Grabmal. Aber selbst sein Leichnam fand noch keine Ruhe, sondern wurde aus der Gruft der Familie Grynaus, in die man ihn gelegt, wieder herausgeschafft. C. gehörte der Richtung Zwingli's an und folgte, unbekümmert um die von der kirchlichen Orthodoxie gesteckten Schranken, rücksichtslos seinen ihm aus dem gründlichen Studium der heiligen Schrift erwachsenden Ueberzeugungen. Daher der Haß, der ihn in jener streitsüchtigen und befangenen Zeit von allen Seiten traf. Vgl. Füßlin, Seb. C., Frankf. 1775.

Castello, 1) Dorf in Toskana, ¾ Meile nordöstlich von Florenz, mit der Villa Ambroziana, von Cosimo I. und Leopold ausgebaut und erweitert, berühmt durch seinen trefflichen weißen Muskatwein. — 2) Dorf in Tyrol, am Grigno. Von hier, wie von den nahen Dörfern Cinte und la Pieve aus wandern jährlich viele Handelsleute mit Kupferstichen, Landkarten ꝛc. durch ganz Europa.

Castello a Mare di Stabia, Festung in der neapolitanischen Provinz Neapel, in reizender Gegend, am südöstlichen Gestade des Golfs von Neapel, durch zwei Kastelle befestigt, ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, einen von einem Molo gesicherten guten Hafen, Schiffswerfte, ein Arsenal u. ein Bagno, das 800 Galerensklaven fassen kann. Die 15,000 Einwohner betreiben bedeutenden Handel, Schifffahrt, Fischerei und Maccaronifabrikation. C. wird wegen der herrlichen Fernsicht und gesunden Luft, wie wegen der in der Nähe gelegenen Sauerbrunnen und Schwefelquellen von den Neapolitanern viel besucht u. ist deshalb in neuester Zeit mit dem drei Meilen entfernten Neapel durch eine Eisenbahn verbunden worden. Das königliche Lustschloß Quisana steht auf der Spitze des mit Reben, Kastanien und Villen bedeckten Monte Auro und bietet einen prächtigen Blick auf den Golf, den Vesuv, die Ruinen von Pompeji und den Küstenstrich von Sorrento bis zum Vorgebirg Campanella. Die Stadt ist auf dem alten Stabiä, welches 79 n. Chr. durch einen Ausbruch des Vesuvs zerstört wurde, erbaut. Im Jahr 1654 wurde sie von den Franzosen unter dem Herzog von Guise erobert.

Castello Branco, feste, durch eine Citadelle geschützte Stadt in der portugiesischen Provinz Ober-Beira, ist Sitz eines Bischofs, hat eine

rhetorische und philosophische Schule und 6000 Einwohner.

Castello de la Plana (Castellon de la Plana), Handels- und Seestadt und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des spanischen Königreichs Valencia, ist schön gebaut, mit Mauern und Thürmen umgeben und mit einer künstlichen Wasserleitung versehen. Die 16,000 Einwohner treiben Segeltuch- und andere Leinweberei, sowie bedeutenden Handel mit Hanf. Gegenüber liegen die Columbresesinseln.

Castello de Vide, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, östlich von Abrantes, mit Kastell, Zeughaus und 6000 Einwohnern, die Wollenweberei treiben.

Castelnau, Francis, Graf von, berühmter Reisender und Naturforscher der neuesten Zeit, aus Frankreich gebürtig, begann seine Reisen ziemlich jung und hat sich große Verdienste um die Erforschung des Kontinents von Amerika erworben. Im Herbst und Winter 1837 durchzog er Pennsylvanien, Virginien, die beiden Carolinas, Georgien, Florida und Alabama. In Florida, das er trotz des damals dort wüthenden Krieges zwischen den Seminolen und Amerikanern besuchte, fand er unter Anderem die merkwürdige Quelle des Flusses Wakulla. Im Frühjahr 1838 unternahm er eine Expedition nach Nordwesten an die großen Seen. Er umkreiste die Seen Michigan und Huron, erforschte den kleinen Archipel der Manitualin und begab sich an den obern See, kehrte hierauf nach Canada zurück, fuhr den St. Lorenzostrom bis Quebek hinauf u. erreichte auf dem Champlainsee den Staat Newyork. Von hier schickte er an die französische Regierung einen Plan zu einer großen wissenschaftlichen Reise durch den nordamerikanischen Kontinent, der von allen diplomatischen Behörden, sowie den französischen Konsuln, besonders aber vom Herzog von Orleans unterstützt wurde. Der Plan ging im Wesentlichen auf eine zweifache Durchwanderung der Centralgebiete des südlichen Amerika in seinen ausgedehntesten Breiten. Zum Hauptgesichtspunkte war das gewaltige Bassin des Amazonenstromes ersehen, u. namentlich erschien eine neue Erforschung der südlichen Zuflüsse und ihrer Ländergebiete als ein nahe liegendes Erforderniß der Gegenwart. Die merkwürdigen Höhenzüge der Wasserscheide zwischen diesen südlichen Zuflüssen des Amazonenstroms einerseits und den zahlreichen Gewässern, welche sich von dort aus unter den mannigfaltigsten Namen in dem Bett des La-Platastroms sammeln, andererseits sollten auf dem Wege von Rio Janeiro zum stillen Meer untersucht und die Cordilleren in der Gegend des Titicacasees überstiegen werden, um den Weg zur Hauptstadt des Freistaats Peru zu gewinnen. Für den Rückweg war die Aufgabe einer abermaligen Ueberschreitung der Cordillerenreihe gestellt; es galt dann weiter den Anfang der Schiffbarkeit des Ucayale zu erforschen, sofort zu Wasser das Bett des „königlichen Stroms Maranhon" zu erreichen und diesen bis zu seinem Delta am atlantischen Ocean zu befahren. C. trat am 22. April 1843 in Begleitung dreier junger Gelehrten, des Bergamtsingenieurs d'Osery und zweier Adjunkten beim naturgeschichtlichen Museum zu Paris, Weddell und Deville, seine Abreise von der französischen Hauptstadt an. Acht Tage später schiffte er sich mit seinen Gefährten im Hafen von Brest auf der Brigg Dupetit-Thouars ein, so daß am 13. Mai Teneriffa, am 19. Gorea erreicht wurde. Von hier ab wurden ein Paar Tage auf den Besuch des „Königreichs" Dakkar verwendet. In Rio Janeiro verweilten die Reisenden vom 17. Juni bis gegen Mitte Oktobers, worauf dann zunächst das Höhengebiet der sogenannten Orgelberge nicht ohne Mühsal, Hindernisse u. Verdrießlichkeiten tausendfacher Art erstiegen wurde; am 5. Dec. kam die Expedition in Ouro Preto oder Villa Rica an, von welcher Provinzialhauptstadt aus die berühmten Bergwerke von Minas Geraes besucht wurden. Von dort wandte sich C. der brasilischen Binnenprovinz Goyas zu, für deren Kenntniß er durch eine 5monatliche Erkundigungsdigression einen wichtigen und anziehenden Beitrag geliefert hat. Am 10. Dec. 1844 traf die Expedition in der Hauptstadt der brasilischen Provinz Matto Grosso, in Cuyaba ein, von wo aus eine Exkursion nach den Diamantgruben von Diamantino unternommen wurde. Kaum nach Cuyaba zurückgekehrt, entschloß sich C. zu einem Seitengang in den bekanntlich seit den letzten Jahrzehnten wenig zugänglichen Freistaat Paraguay. Der Weg dahin, am 27. Jan. 1845 angetreten, führte durch die merkwürdigen Gegenden des Quellen- und obern Entwicklungsgebiets der östlichen Zuflüsse zum Paraguaystrom. Indeß ward der gewünschte Eintritt in den Freistaat Paraguay der Expedition nicht zu Theil, und die Reisenden sahen sich genöthigt, nach fast 2wöchentlichem Harren sich auf den Rückweg zu machen. Vom 9. bis 17. Juni verweilten die Reisenden in Matto Grosso (früher Hauptstadt der brasilischen Provinz gleichen Namens) oder Villa Bella, und am 7. Juli waren endlich die Grenzen der Republik Bolivia überschritten. Im August verweilte die Expedition in der bolivianischen Stadt Santa Cruz de la Sierra und schon am 3. Tage nach ihrer Abreise von hier, am 6. Sept., kam sie vor den Cordilleren an, die sie mit neuem Muth bestieg. Am 6. Dec. überschritten die Reisenden von dem wunderreichen Titicacasee aus die Grenzen Peru's, in dessen Hauptstadt Lima sie sich eine 4monatliche Rast gestatteten. Auf der Weiterreise folgte C. zunächst zwar meist dem schon 12 Jahre zuvor vom Lieutenant Smith und seinen Gefährten beschrittenen Wege; aber gar bald zeigten sich die zu überwindenden Schwierigkeiten größer, als man geahnt. Anfangs ging Alles leidlich gut; der Col de la Viuda (Portachuela de la Viuda) wurde glücklich zurückgelegt und die Goldminen von Cerro de Pasco besucht und ein mehr als 3wöchentlicher Aufenthalt in Cuzco gab Gelegenheit zu antiquarischen und ethnographischen Untersuchungen. Am 14. August schiffte sich die Expedition mit den ihr zum Schutz beigegebenen peruanischen Soldaten auf dem Urubamba ein; aber schon nach wenigen Tagen gingen die Lebensmittel zu Ende, und man sah sich genöthigt, d'Osery mit den wichtigsten Papieren, die man zu retten wünschte, über Cuzco nach Lima zurückzu-

schicken. D'Osery kam glücklich nach Lima, ward aber auf der Rückreise von Fährleuten, mit denen er sich nach Nauta eingeschifft, grausam ermordet. Nach vielen Beschwerden und Fährlichkeiten kam die eigentliche Expedition unterdessen nach der merkwürdigen Mission Sarayacu, wo die Reisenden vom 26. Sept. bis Mitte Oktobers verweilten. Am 6. November wurde der Punkt erreicht, wo der Maranhon und Ucayale sich im rechten Winkel vereinigen; in dem hier belegenen Dorf Nauta, das zum Zusammentreffen mit d'Osery bestimmt war, verweilte die Expedition bis zum 14. Nov. und setzte dann langsam die Fahrt auf dem Amazonenstrom fort, um von dem sehnsuchtsvoll erwarteten Gefährten, im Fall dieser sich verspätet hätte, eingeholt werden zu können. Erst Mitte Mai's erhielt C. zu Cayenne die Kunde von dem traurigen Schicksal d'Osery's; er nahm seinen Weg durch das französische, holländische und englische Guyana nach St. Lucia. Auf Martinique verweilte er etwa einen Monat, schiffte sich zu St. Thomas auf dem englischen Dampfboot Forth nach Southampton ein und erreichte am 25. Juli glücklich Paris, wo er bei den damaligen Ministern Guizot und Salvandy der wohlwollendsten Aufnahme sich erfreute. C. begann nun, die Bearbeitung u. Herausgabe sowohl des Reiseberichts, als der erlangten wissenschaftlichen Ausbeute zu betreiben, und schon hatte sich das damalige Ministerium entschieden, bei den Kammern behufs der dazu erforderlichen Geldsummen geeignete Anträge zu machen, als die Februarrevolution den Plan durchkreuzte. C. wurde demnächst eine Anstellung im Dienste der französischen Republik als Konsul zu Bahia zu Theil, wo er die bis jetzt erschienenen ersten 6 Bände seines Reisewerks niederschrieb. Dasselbe, die eigentliche Reisebeschreibung enthaltend, ist trotz einzelner Mängel und Ungenauigkeiten ein Werk von bleibendem Werth. Für die Gegenwart hat es noch ein besonderes Interesse dadurch, daß der Verfasser, neben eigenen Begegnissen, Erfahrungen, Eindrücken und Anschauungen, so manche Resultate authentischer Dokumente, die nicht allgemein zugänglich sind, einwebt. Der letzte (6.) Band ist nicht von C., sondern von Weddell verfaßt, der sich am 24. Mai 1845 von der Expedition getrennt und 15 Monate auf die Bereisung des südlichen Bolivia rc. verwendet hatte.

Castelnaudary (Castelnaudarry, Chatel-Naudarry), sehr belebte Handelsstadt und Hauptort eines Arrondissements des südfranzösischen Departements Aude in Languedoc, auf einer Anhöhe in einer fruchtbaren Ebene, am Südkanal und dem Fresquel, hat ein Tribunal erster Instanz, zwei Friedensgerichte, ein Handelsgericht, Börse und 10,000 Einwohner, die Fabriken für Seide, Tuch, Baumwollengarn, Leder, Brauereien, bedeutenden Handel mit Getreide, Federvieh und köstlichen Melonen und Arbusen betreiben. In der Nähe ist das Becken von St. Ferréol, vom Südkanal gebildet. C. war die feste Hauptstadt der Grafschaft Lauragais. Hier lieferten Raimund von Toulouse und Simon von Montfort 1212 eine blutige Schlacht. Im Jahr 1355 wurde C. vom schwarzen Prinzen eingenommen und verbrannt, 1366 wieder erbaut. Den 1. Sept. 1632 kam es hier zur Schlacht zwischen den königlichen Truppen unter Marschall Schomberg und der Partei des Herzogs von Orleans, Bruders Ludwigs XIII. Die Rath- und Thatlosigkeit des Herzogs von Orleans führte für sein 12,000 Mann starkes Heer die schmachvollste Niederlage herbei, denn die Gegner zählten nur 4000 Mann. Im hitzigsten Gefecht wurde der Herzog von Montmorency schwer verwundet und gefangen und trotz aller Bitten zahlreicher und mächtiger Verwandten am 30. Okt. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse hingerichtet.

Castelnovo (Castelnuovo), Festung in Dalmatien, mit Lazareth, Kontumazhaus, Schifffahrt, Handlung und 600 Einw. Die Seeseite ist durch das Fort Sulimanega gedeckt. C., 1373 vom bosnischen König Twarko gegründet, wurde den 27. Oktober 1538 von der spanisch-venetianischen Armee unter Gonzaga erobert, aber schon den 10. Aug. 1539 nach 47tägiger Beschießung an Haireddin Barbarossa wieder verloren. Im J. 1572 von den Venetianern vergeblich belagert, kam C. erst am 1. Okt. 1687 wieder in ihre Gewalt.

Castelnuovo d'Asti, Flecken im Königreich Sardinien, nordöstlich von Alessandria, mit 3000 Einw., berühmt durch seine Mineralquelle, die unfern der Straße, welche von C. nach Moncucco und Cinzano führt, entspringt. Ihr Wasser ist klar, von einem bitterlichen, schwefeligen Geschmack und einem so starken und durchdringenden Schwefelgeruch, daß man letzteren in einer Entfernung von 120 Meter wahrnehmen soll; ihre Temperatur beträgt 10° R. bei 15° R. der Atmosphäre. Unter dem Volk ist es unter dem Namen der Schwefelquelle (L'acqua di solfo) bekannt. Nach einer von Cantu 1822 unternommenen Analyse enthält dieses Mineralwasser: Schwefelwasserstoffgas, kohlensaures Gas, salzsaures und schwefelsaures Natron, kohlensauren Kalk, salzsaure Talkerde und kohlensaures Eisenoxyd; bei der 1823 wiederholten Analyse fand derselbe Chemiker außerdem noch Stickgas, Sauerstoffgas, schwefelsauren Kalk, kohlensaure Talkerde, Kieselerde, vegetabilisch-animalischen Extraktivstoff, Spuren von salzsaurem Kalk und Jodine. Unfern dieser Mineralquelle findet sich eine zweite, deren vorwaltender und Hauptbestandtheil salzsaures Natron ist. Empfohlen wird die erwähnte Schwefelquelle in allen den Krankheiten, in welchen überhaupt salinische Schwefelquellen angewendet werden, namentlich bei chronischen Hautkrankheiten, Gicht und Skropheln.

Castel Rosso, Insel an der Küste von Natolien, mit 650 Einw. u. einem Johanniterschloß.

Castel Sarrasin, Hauptstadt eines gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Tarn-Garonne, am Sanguine u. am rechten Garonneufer, in getreidereicher Gegend, mit 3 Kirchen u. 7500 Einw., die Wollenzeug- u. Leinwebereien, Gerbereien, Hutfabriken betreiben und Safran bauen. C. ist Geburtsort des Kirchenhistorikers Johann Martin de Prades († 1782).

Castel Vetrano, Parlamentsstadt in der sicilianischen Provinz Trapani, östlich von Mazzara, auf einem Felsen, mit 13,500 Einw., welche

Oel- und Weinhandel, Reisbau und Viehzucht treiben. Südlich von C. zeigen die Ruinen von Selinus und Pintia noch drei Tempelreste. C. B. wird auch die Palmenstadt genannt.

Casti, Giambattista, italienischer Dichter, geboren 1721 zu Prato in Toskana, machte seine ersten Studien im Seminar zu Montefiascone und erhielt in der Folge eine Professur bei derselben Anstalt und ein Kanonikat an der Kathedrale. In Florenz machte er die Bekanntschaft des Großherzogs und nachmaligen Kaisers Leopold, der ihn nach Wien brachte, wo Joseph II. dem lebhaften, geistreichen und freimüthigen Manne seine Gunst schenkte. Er begleitete darauf mehre kaiserliche Gesandtschaften nach Petersburg, wo ihm schmeichelhafte Auszeichnungen von Seiten Katharina's II. zu Theil wurden, später nach Berlin und Madrid. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er an Metastasio's Stelle zum kaiserlichen Hofdichter befördert. Als solcher verfaßte er zwei komische Opern: „La Grotta di Trofonio" (eine Satyre gegen die anmaßlichen Schulphilosophen) und „Ré Theodoro"; burlesker Art ist seine Oper „Cicerone". Nach Josephs Tode ließ er sich in Florenz nieder, wo er den größten Theil seiner Gedichte schrieb. Um seine „Animali parlanti" zum Druck zu bringen, begab sich der rüstige Greis, den das Feuer der Jugend noch nicht verlassen, 1798 nach Paris, wo ihn am 6. Febr. 1803 der Tod überraschte. Seine Hauptwerke, die ihm einen Platz in der Reihe der vorzüglichsten italienischen Dichter sichern, sind die „Novelle galanti" und die „Animali parlanti", erstere nachgedruckt Paris 1793, vermehrt das. 1804, 3 Bde., letztere Paris 1802, 3 Bde., Amsterdam 1814, 4 Bde., Italia 1811, 4 Bde., französisch, Lüttich 1818, 3 Bde., in Versen von Marechal, Paris 1819, 2 Bde., deutsch im Versmaß des Originals, Bremen 1817, 3 Bde. Die ersteren sind in Oktavreimen geschrieben u. ganz des Dichters eigene Erfindung, voll Laune, Naivetät und Grazie, aber auch scharfer Satyre, besonders gegen die Geistlichkeit, mitunter sehr obscön. Die letzteren sind ein politisches Lehr- und Spottgedicht im Gewande der Thierfabel, in 6zeiligen Strophen und 5füßigen Jamben geschrieben, welches unter scherzhafter Form eine tiefe u. reiche Weltkenntniß und politische Weisheit birgt, das Treiben u. die Etikette der Höfe in treffenden Zügen unter der Thiermaske charakterisirt und an Leichtigkeit, Witz und Glanz der Diktion den Novellen nicht nachsteht. Weniger bekannt ist das „Poema Tartaro", eine Schilderung des petersburger Hofes, in welcher besonders Katharina II. scharf gegeißelt wird. Seine sämmtlichen Werke erschienen Mailand 1803, 2 Bde., Genua 1804, 1 Bd. Seine lyrischen Gedichte, größtentheils anacreontischer Art, erschienen öfter, z. B. „Poesie liriche" (Florenz 1769).

Castiglione, 1) Baldassare, Graf von, einer der berühmtesten und gelehrtesten Staatsmänner Italiens, geboren den 6. Dec. 1478 zu Casatico im Mantuanischen, erhielt seine erste gelehrte Bildung von namhaften Gelehrten und zog damals schon die Aufmerksamkeit des Herzogs von Mailand, Luigi Sforza, auf sich, nach dessen Sturz er sich dem Markgrafen von Mantua, Francesco Gonzaga, anschloß. Später trat er in die Dienste des Herzogs Guidobaldo di Montefeltro von Urbino, in dessen Auftrag er 1506 an den Hof Heinrichs VII. von England u. bald darauf zu Ludwig XII. von Frankreich nach Mailand ging. Den Nachfolger Guidobaldo's, Francesco Maria della Rovere, begleitete er auf seinen Feldzügen gegen die Franzosen und erhielt 1513 den Grafentitel. Nachdem er darauf eine kurze Zeit von öffentlichen Geschäften zurückgezogen auf seinen Gütern gelebt hatte, trieb ihn der Gram über den Tod seiner Gattin und das Bedürfniß der Zerstreuung von Neuem in das Treiben des großen Lebens. Sein Aufenthalt zu Rom, wo er für Francesco's Sohn und Nachfolger, Federigo, am Hofe Leo's X. wirkte, brachte ihn mit den größten Geistern des damaligen Italiens in Berührung, und bei einem zweiten Aufenthalte daselbst wußte er sich bei Papst Klemens VII. so in Gunst zu setzen, daß ihn dieser in sehr wichtigen Angelegenheiten an Karl V. nach Spanien sandte. Wiewohl C. hier mit dem größten Eifer und Geschick das Interesse seines Herrn zu wahren suchte, so traf ihn doch dessen Ungunst, besonders seit der Einnahme und Plünderung Roms 1527. Dafür überhäufte ihn Karl V. mit seinen Gunstbezeugungen und gab ihm, um ihn in Spanien festzuhalten, das reiche Bisthum Avila. C. † den 8. Febr. 1529 zu Toledo. Sein berühmtestes Werk ist sein „Cortigiano", eine in Gesprächsform abgefaßte Darstellung des Ideals eines Hofmannes (Venedig 1528), lange Zeit eine Lieblingslektüre der höheren Stände auch über Italiens Grenzen hinaus, musterhaft hinsichtlich der Diktion, ein Meisterwerk italienischer Prosa und selbst von den strengsten toskanischen Kunstrichtern nicht angefochten. Einiger freieren Aeußerungen wegen wurde dies Buch unter Pius V. durch das tridentinische Koncil mit dem Anathema belegt, und die Italiener durften ihr Lieblingsbuch nur verstümmelt lesen: „Il Cortigiano del C. B. C. riveduto e corretto da A. Cicarelli" (Venedig 1593, Padua 1733). Auch C.'s Briefe sind hinsichtlich ihres Inhalts und ihrer Form schätzenswerth und geben manchen Aufschluß über politische Ereignisse, bei denen C. thätig war. Sie sind herausgegeben von Serassi, Padua 1769 und 71, 2 Bde.

2) Giovanni Benedetto, genannt il Benedetto u. il Grechetto, berühmter italienischer Maler und Kupferätzer, geboren zu Genua 1616, Paggi's, Andrea's de Ferrari und Van Dycks vortrefflichster Schüler, bildete sich noch durch Reisen nach Rom, Florenz, Parma und Venedig u. hatte sich bald einen so berühmten Namen erworben, daß ihn Herzog Karl I. nach Mantua berief, wo er eine beträchtliche Anzahl von Gemälden, historische Darstellungen, Thierstücke und Landschaften fertigte. Namentlich sind es die Thierstücke, welche C.'s großen Ruf begründeten. Er stellt entweder Thiere allein oder in historischen Aufgaben dar und entwickelte dabei eine so geschmackvolle und mannigfaltige Komposition, einen so wahren und lebendigen Charakter der Thiere und so heiteres Kolorit, daß ihn einige Kunstrichter neben, andere noch über Bassano

stellen. Dies ist hauptsächlich bei allen Bildern der Fall, welche in kleinerem Verhältnisse gemalt sind. Werke dieser Art sind zahlreich in Italien, Deutschland und England verbreitet und stehen in hoher Achtung. C. † 1670 zu Mantua. Von C.'s großen Stucken sind am bekanntesten die Schöpfung der Thiere, ihr Einzug in die Arche u. Jakobs Ruckkehr mit einer großen Menge von Dienern und Vieh, sämmtlich im Palaste Brignole; außerdem Fabeln (Circe 2c.) Jagden, Heerden 2c. zu Florenz und Genua. Als Kupferstecher hat man ihn den zweiten Rembrandt genannt. Zu den vorzüglichsten Stichen gehören: der Genius des B. Castiglione, ein Blatt in Folio, welches seinen Arbeiten zum Titel dient; der Einzug der Thiere in die Arche Noahs; Laban durchsucht das Gepäck des Jakob, um seine Götzen zu finden; die Erweckung des Lazarus, ein sehr schönes Nachtstück; die Findung der Leichname der Heiligen Peter und Paul, ein treffliches Nachtstück; Diogenes mit der Laterne, eines der schönsten Stücke des Künstlers, aber unvollendet; die Melancholie, ein meisterhaftes Blatt, nach Einigen das Hauptwerk C.'s; die 4 Thiere (ein Pferd, eine Kuh, eine Ziege u. ein Hund) in einer Landschaft mit einem Monogramm und dem Worte Genovese bezeichnet, ein seltenes Blatt; die drei Kühe mit einem jungen Hirten, sehr selten. Man findet von C. auch manchmal Blätter nach Art der Aquatinta; allein dieses Verfahren ist spätern Ursprungs, und daher muß sich der Künstler hierbei anderer Mittel bedient haben. Im Jahr 1736 erschien zu Venedig eine Folge von 12 Blättern unter dem Titel: „Varie caprici e paesi, inventati e disegnati dal celebre Gio. Benedetto C. Genovese".

3) **Carlo Ottavio, Graf C.**, einer der bedeutendsten italienischen Sprachforscher, um 1795 zu Mailand geboren, zeigte schon in seiner Beschreibung der kufischen Münzen im Kabinet der Brera zu Mailand, welche er auf Veranlassung Cattaneo's unter dem Titel: „Monete cufiche dell' Museo di Milano" (Mailand 1819) veröffentlichte, eine große Kenntniß der orientalischen Sprachen und Geschichte. Ein Plagiat, welches Schiepati in seiner „Descrizione di alcune monete cufiche dell' Museo di Stefano Mainoni" (Mailand 1820) an C. begangen, rügte der letztere in den gelehrten „Osservazioni" (das. 1821) über die Schrift des Erstern. C.'s Hauptwerk auf dem Gebiete der orientalischen Literatur ist das „Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie appelée Afrikiah par les Arabes, suivi de recherches sur le Berbères atlantiques" (Mailand 1826), worin er mit gründlicher Genauigkeit den Ursprung und die Geschichte der in der Berberei liegenden Städte zu ermitteln suchte, deren Namen auf arabischen Münzen sich finden. Am bekanntesten in Deutschland ist C. jedoch durch die Herausgabe von Bruchstücken der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas geworden, welche Mai 1817 unter den Palimpsesten der ambrosianischen Bibliothek entdeckt hatte. Zuerst veröffentlichte er im Verein mit Mai in der „Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis repertarum editio" (Mailand 1819) Proben von Theilen des Alten Testaments (Esra und Nehemia), von einigen paulinischen Briefen, sowie das Fragment eines gothischen Kalenders und einer Homilie. Diesem Werke folgten, von C. allein besorgt: „Ulphilae Gothica versio epistolae Pauli ad Corinthios secundae" (Mailand 1829); „Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios quae supersunt" (das. 1834); „Gothicae versionis epistolae Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae quae supersunt" (das. 1835); „Gothicae versionis epistolarum Pauli ad Thessalonicenses secundae, ad Timotheum, ad Titum, ad Philemonem quae supersunt" (das. 1839).

Castiglione delle Stiviere, Städtchen in der Delegation Mantua des lombardisch-venetianischen Königreichs, nordwestlich von Mantua, mit Schloß und 5500 Einwohnern, war sonst der befestigte Hauptort eines kleinen Fürstenthums und gehörte zum Herzogthum Mantua. Später übernahm es die jüngste Linie des Hauses Gonzaga und die Stadt wurde Residenz. Im Jahre 1702 eroberten es die Oesterreicher und 1773 kam es für 300,000 Gulden an die habsburgische Dynastie. Bei C. siegte am 9. Sept. 1706 der französische General Graf Medavi über die Oesterreicher unter dem Prinzen von Hessen, der 7600 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen nebst 20 Kanonen, 4 Mörsern u. vieler Munition verlor und sich mit dem Rest seines Corps, 3400 Mann, nach dem Po zurückzog. Bonaparte schlug hier am 5. Aug. 1796 die Oesterreicher unter Wurmser, der versucht hatte, das von jenem belagerte Mantua zu entsetzen. Der Marschall Augereau, der den Ort nachher nahm, erhielt davon den Titel eines Herzogs von C.

Castilho, Antonio Feliciano, einer der größten unter den neueren portugiesischen Dichtern, am 26. Nov. 1800 zu Lissabon geboren, erblindete in Folge einer Masernkrankheit, kaum 6 Jahre alt, auf dem rechten Auge, während das linke so geschwächt war, daß er erst nach sehr langer Zeit wieder die nächsten Gegenstände damit erkennen konnte. Dennoch trieb eine unbezwingliche Wißbegierde den unglücklichen Knaben zu rastlosen Studien an. Er wohnte allen Unterrichtsstunden seiner Brüder bei und zeigte sich bald mit einer Fassungsgabe ausgerüstet, die ihm das Licht der Augen ersetzte, denn er überflügelte an grammatischen, philologischen und mathematischen Kenntnissen bald seine gesunden Brüder. Im Jahr 1816 bezog C. die Universität Coimbra, um, nach des Vaters Wunsch, die Rechte zu studiren; doch blieben auch hier Naturgeschichte, Physik und vorzüglich schöne Literatur, namentlich auch französische und italienische, seine Lieblingsstudien. Noch als Student veröffentlichte er seine „Cartas de Echo e Narciso", ein Gedicht, das in kurzer Zeit 4 Auflagen u. einen pariser Nachdruck (1836) erlebte; diesem folgte „A Primavera, colleçao de poemetos" (Liss. 1822, 2. Aufl. 1837). Ersteres wendete ihm die Liebe einer vornehmen Dame zu, die er aber erst 1834 persönlich kennen lernte und nach zwei Jahren einer glücklichen Ehe wieder verlor. Ein Amt, das ihm König Johann VI. zur Belohnung sei-

nes wissenschaftlichen Eifers verliehen hatte, wurde später aufgehoben; unter Dom Miguels Herrschaft mußte er mit seinem Bruder Augusto Federigo, trotz ihres zurückgezogenen Lebens, flüchten. Sie hielten sich zu Porto verborgen, während Dom Pedro in Lissabon zu landen beabsichtigte. Später lebten beide Brüder in Lissabon, wo C. jetzt Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist. C. schrieb noch: eine Uebersetzung der Metamorphosen des Ovid (Lissabon 1841), der Amores desselben und einiger Tragödien von Ducis; das Originalgedicht „A Noite de Castelho" (Lissabon 1836), eine Erzählung in Versen, nach der Art der Tausend und Einen Nacht; ferner: „Amor e melancolia, o a novissima Heloisa" (Coimbra 1828); eine Uebersetzung von Lamennais' „Paroles d'un croyant", u. A. Der Grundton seiner Poesie ist Bewunderung und Genuß der Schönheiten der Natur und des Landlebens; der innere wie der äußere Bau der Gedichte ist vortrefflich. Sein jüngerer Bruder, **Augusto Federigo**, † 1841 als Landpfarrer im Bisthum Aveiron. Unter Dom Miguel war er mit seinem älteren Bruder nach Porto geflohen. Er übersetzte Lucans „Pharsalia" u. gab mit Ant. Fel. C. „Quadros historicos do Portugal" (8 Liefg., Liss. 1831—41) heraus, ein auch in typographischer Hinsicht merkwürdiges Werk. Der dritte Bruder, **José Feliciano**, 1810 zu Lissabon geboren, studirte zu Coimbra, mußte 1829 ebenfalls auswandern und begab sich nach Paris, wo er sich als Doktor in die Fakultät aufnehmen ließ. Hier gab er in Verein mit seinem jüngsten Bruder, **Alexander**, den „Traité de mnémonique", das „Dictionnaire de mnémonique" und den „Traité de sténographie" heraus. Später ging er nach Portugal zurück, bekleidete mehre Aemter, redigirte als Anhänger der gemäßigten liberalen Partei ein vielgelesenes Journal, mußte aber schon 1835 Portugal abermals verlassen, lebte längere Zeit in Hamburg und kehrte von da nach Portugal zurück.

Castillanos, spanische Goldmünze mit dem kastilischen Wappen, 27 Realen od. 3 Thlr. 20 Gr.

Castillejo, **Cristoval**, berühmter spanischer Dichter, der letzte Repräsentant der altspanischen Hofpoesie, wurde um 1494 zu Ciudad-Rodrigo geb. u. kam, kaum 15 Jahre alt, als Page an den Hof des Infanten Don Fernando, des nachmaligen römischen Kaisers Ferdinand I. Nachdem er dessen Großvater, den König Ferdinand den Katholischen, auf dessen Reisen nach Cordova (1508) und nach Estremadura (1516) begleitet, wurde er Sekretär des Infanten und folgte 1531 seinem Herrn nach Deutschland. Zu einer unabhängigen Existenz scheint er es nie gebracht zu haben; die Unzufriedenheit mit seiner Lage macht sich öfters in seinen Gedichten Luft. C. † den 12. Juni 1556 zu Wien, wo sein Grabmal neuerdings in der Neuklosterkirche aufgefunden wurde. C. bekämpfte den klassisch-italienischen Styl in der Poesie, dessen Nachahmung durch Boscan und Garcilaso den nationalen zu verdrängen begann. Schon in sofern von Bedeutung, zeugen seine Gedichte außerdem von einer großen Sprachgewandtheit und technischen Fertigkeit in der Versifikation und bekunden einen ächt dichterischen Geist, dessen eigentliches Element das Scherzhafte und Satyrische ist. Sie scheinen erst nach seinem Tode gesammelt worden zu seyn, anfangs aber Hindernisse von Seiten der Inquisition gefunden zu haben; zuerst erschienen sie zu Madrid 1573, zuletzt in Ramon Fernandez' Sammlung (Bd. 11 und 12, das. 1792). In der Bibliothek zu Wien befindet sich ein Manuskript von C.'s „Gesprächen des Verfassers mit seiner Feder" und Uebersetzungen von Cicero's Schriften „De amicitia" und „De senectute".

Castillo, 1) **Diego Enriquez de**, Kaplan und Chronist Heinrichs IV. von Kastilien, zu Segovia geboren, ward von jenem König zu wichtigen Unterhandlungen verwendet. Seine Chronik erzählt die Begebenheiten der ganzen Regierungszeit Heinrichs IV. (1454—74) in einem einfachen, fast trockenen Styl; sie wurde herausgegeben von Miguel de Flores in der von der königlichen Akademie der Geschichte veranstalteten Sammlung der spanischen Chroniken (Madrid 1787). Außerdem hat man von ihm ein allegorisches Gedicht, eine Vision auf den Tod Alfons' V. von Aragonien, herausgegeben von Ochoa (mit den Gedichten des Marquis de Santillana, Madrid 1844). — 2) **Alfonso Solorzano de C.**, fruchtbarer spanischer Novellen- u. Komödiendichter, blühte zwischen 1624 und 1649. Seine Schelmenromane „El Bachiller Trasgana" und "Garduña de Sevilla" sind so beliebt, daß noch in neuester Zeit (Madr. 1846—48) illustrirte Ausgaben davon veranstaltet u. sie in mehre Sprachen übersetzt wurden. Unter seinen übrigen zahlreichen Novellen sind die bekanntesten unter dem Titel: „Quinta de Laura" (1625) und „Alivios de Casandra" (1640) erschienen. — 3) **André del C.**, spanischer Novellendichter, Zeitgenosse des Vorigen, schrieb 6 Novellen, die unter dem Titel „La Mogiganga del gusto" (Saragossa 1691, Madrid 1734) erschienen. — 4) **Fernando del C.**, spanischer Dichter, s. **Cancionero**. — 5) **Juan Ignacio Gonzalez del C.**, spanischer Dichter, der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch jene Gattung witziger Zwischenstücke, welche die Spanier Lainetes nennen, bekannt machte. Eine Sammlung derselben gab Adolfo de Castro (2 Bde., Cadix 1845) heraus.

Castillon, Stadt im französischen Departement Gironde, an der Dordogne, mit 3000 Einwohnern, die Weinbau und Wollenweberei treiben. C. ist merkwürdig durch den Sieg der Franzosen über die Engländer unter Talbot, welcher mit seinem Sohne fiel.

Castlebar, Stadt in der irischen Provinz Connaught, Hauptort der Grafschaft Mayo, am See Lanach, mit 6000 Einwohnern, die Brauereien, Gerbereien, Leinwebereien und lebhaften Handel mit Linnen treiben. Im J. 1798 war C. Hauptquartier des General Lake, welches er, von den Irländern und 800 Franzosen angegriffen, unter Verlust von 6 Kanonen verlassen mußte, jedoch nach 20 Tagen wiedernahm.

Castle Cary, merkwürdige Römerstation in Schottland, an der Grenze der Grafschaft Stirling, 4 (engl.) Meilen westlich von Falkirk, ein Mauerviereck, welches sich 8—10 Fuß über den

Boden erhebt und in welchem man noch Reste von Gemächern und römischen Geräthschaften findet.

Castlereagh, Henry Robert Stewart, Marquis von Londonderry, Viscount, englischer Staatsmann, geboren den 18. Juli 1769 zu Mount Stewart in Irland, zeigte früh einen willensstarken, feurigen und strebsamen Geist, der dem durch Reichthum und mächtige Familienverbindungen begünstigten Jünglinge eine glänzende Laufbahn verhieß. Schon in seinem 21. Jahre that er sich in dem irischen Parlamente durch Scharfsinn, Gewandtheit und Beredsamkeit hervor und wurde bald erster Staatssekretär unter dem Vicekönig von Irland, Lord Camden, seinem nahen Anverwandten. In dieser Stellung gab er in seinem öffentlichen politischen Wirken zwar auf der einen Seite eine schätzenswerthe Klarheit des Geistes und Gewalt über sich selbst, auf der andern aber auch schon jene Härte und Unbeugsamkeit des Charakters, jene Nichtachtung der Volksrechte und Volksstimme kund, die später für das gesammte Großbritannien, ja für ganz Europa vom verhängnißvollsten Einfluß seyn sollten. Er war es, der Pitts Unterdrückungssystem gegen seine unglücklichen, durch Verachtung und Mißhandlung zur Empörung und durch geheime Agenten zu wildem Fanatismus aufgeregten Landsleute mit unerbittlicher Strenge durchzuführen beflissen war und nachmals desselben Ministers Unionsplan eifrigst unterstützte, durch welchen das irische Volk, zumal der katholische Theil desselben, unter dem Schein einer Theilnahme an dem gesammten Staatsleben Großbritanniens und der Repräsentation im Parlamente der drückenden Macht der englischen Hochkirche u. der Raubsucht der weltlichen Grundherren preisgegeben wurde. Nach vollbrachtem Unionswerke trat er in das britische Parlament, wo er, ein heftiger Gegner Frankreichs und seiner politischen Gestaltung, sowie der liberalen Opposition, bald von Stufe zu Stufe stieg. Er wurde Präsident des Board of Control u. Kriegsminister im Ministerium Pitts, trat nach dessen Tode (1806) mit seinen Kollegen zwar ab, kam aber schon 1807 mit Liverpool und Canning wieder in die Verwaltung und nahm als Kriegsminister und von tiefgewurzeltem Widerwillen gegen den französischen Liberalismus und durch persönlichen Haß gegen Napoleon gestachelt sein früheres Frankreich feindseliges System wieder auf, jedoch im Ganzen mit wenig Glück u. Ruhm für England. Die fehlgeschlagene Expedition gegen Walcheren führte zu heftigen Auftritten unter den Ministern und selbst zum Zweikampf zwischen C. und Canning, welcher den Austritt beider Minister zur Folge hatte. Schon 1809 trat jedoch C. wieder ins Ministerium und erhielt das Departement des Auswärtigen. In dieser Stellung entwickelte er nach der Katastrophe von 1812 eine außerordentliche Thätigkeit. Er nahm Theil an den Friedensverhandlungen zu Chatillon (4. Febr. bis 19. März 1814), sofern er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sie zu hintertreiben suchte und sie auch wirklich hintertrieb; der Vertrag von Chaumont (1. März) war besonders sein Werk, und als endlich die Thronentsetzung Napoleons und die Restauration im Rathe der Allirten ausgesprochen worden, war es C., der dem Gestürzten nicht das Asyl auf Elba und den gelassenen leeren Kaisertitel gönnte, indem ihn nur die völlige Vernichtung des Feindes beruhigen konnte. Sein blinder Haß gegen Alles, was aus dem Geiste der französischen Revolution hervorzugehen schien, verwickelte ihn in mannigfache Widersprüche. Auf der einen Seite schien er sich in dem Eifer, mit welchem er für die Herstellung der Bourbonen wirkte, unbedingt für das Alte, durch die geschichtliche Entwickelung Gegebene zu erklären und damit selbst die englische Revolution von 1688, auf der doch die Rechtmäßigkeit der in England herrschenden Dynastie beruhte, zu verdammen; auf der andern Seite aber huldigte er doch wieder den durch die Revolution hervorgegangenen Neuerungen, indem er auf dem wiener Kongresse in die Abtretung Sachsens an Preußen, Polens an Rußland, Genua's an Sardinien, Belgiens an Holland, in die Bestätigung der durch Napoleon bewirkten Mediatisirungen deutscher Fürstenhäuser und in die Unterdrückung der geistlichen Fürstenhäuser einwilligte. In England ward er deshalb vom Unterhause mit lautem Tadel empfangen, den aber die Rückkehr Napoleons zum Schweigen brachte. C. bot nun wieder Alles auf, um den Feind Englands noch einmal zu stürzen, schmälerte aber das Verdienst durch die freiheitsfeindliche Politik, die er nach dem von ihm unterhandelten zweiten pariser Frieden verfolgte. Seine Absicht, der heiligen Allianz beizutreten, scheiterte an dem festen Willen seiner Kollegen und des Prinzregenten. Bei den Kongressen in Aachen, Troppau u. Laibach war er gegenwärtig. Seine Achtung beim britischen Volke büßte er besonders durch das Betragen im Prozeß gegen die Königin Karoline, noch mehr aber durch die harten Maßregeln ein, die er der Noth und der Unzufriedenheit der niedern Volksklassen entgegensetzte. Als er nach Verona zum Kongresse gehen wollte, um Englands Interesse bei der Frage der Intervention in Spanien von Seite Frankreichs zu wahren, befiel ihn eine Gemüthskrankheit, und in einem heftigen Anfalle derselben schnitt er sich auf seinem Landgute North-Cray den 12. August 1822 mit einem Federmesser die Pulsadern des Halses durch und sank dem herbeieilenden Arzte mit den Worten in die Arme: „Es ist Alles unnütz!“ Als sein Tod bekannt wurde, erhob das Volk ein Freudengeschrei. Auf einer Kirche zu London wurden sogar die Glocken geläutet, und als man die Anstifter vor Gericht stellte, sprach sie die Jury frei. In seinem Privatleben war C. ein heiterer und feingebildeter Hofmann. Seine Reden leiden an Wortreichthum und dunkler Weitläufigkeit. Seine „Correspondence, despatches and other papers“ gab sein Bruder Ch. W. Vane, Marquis von Londonderry, heraus (Bd. 1—4, Lond. 1847, Bd. 5—8, das. 1851).

Castle Rising, Kirchspiel und Flecken in der englischen Grafschaft Norfolk, nordöstlich von Lynn Regis, sonst eine wichtige Hafenstadt, hat seinen Namen von einem alten Kastell, in welchem Isabelle von Frankreich, Gemahlin Eduards II., Mutter Eduards III., nach der Ermordung ihres Gemahls 27 Jahre lang gefangen saß.

Castletown, sonst **Liddletown**, Dorf in der schottischen Grafschaft Roxburgh, am Liddle, mit 2000 Einwohnern u. stark besuchten Bädern. In der Nähe befindet sich eine merkwürdige Höhle, Devil's arse, Teufelsloch, genannt. Sie ist 2742 Fuß lang und enthält in ihren Gewölben einige bewohnte Häuser, wie weiter unten einen See und ein Flüßchen, welches sich in die Tiefe stürzt und noch tiefer unten wieder zum Vorschein kommt.

Castor, s. Biber.

Castor und Pollux, s. Dioskuren.

Castrationis poena (lat.), bei den Römern Entmannung eines Ehebrechers; bei den Hindu's Ausschneidung der Eierstöcke (Ovaria) eines ehebrecherischen Weibes vor der Hinrichtung. Vgl. Kastration.

Castrén, Matthias Alexander, der ausgezeichnetste Kenner der finnischen Völker und Sprachen, 1813 unweit der lappländischen Grenze Finnlands im Norden von Tornea geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in letzterer Stadt und studirte hierauf zu Helsingfors. Um die zerstreuten Phänomene des finnischen Volksgeistes bei den von äußern Umständen auseinander gesprengten Volksstämmen zu sammeln und zu verbinden, unternahm er bereits 1838 eine Fußreise nach dem finnischen Lappland, sowie 1840 eine solche durch Karelien, wo er die karelische Mundart, in welcher die Kalevala gesungen ist, zum Zweck einer Uebersetzung dieses Volksepos in das Schwedische genauer kennen lernen wollte. Unterstützt von der finnischen Regierung stellte er 1841—44 unter den finnischen, norwegischen und russischen Lappländern, sowie unter den europäischen und sibirischen Samojeden Forschungen an. Zum Linguisten und Ethnographen bei der petersburger Akademie ernannt, unternahm C. mit Unterstützung der Universität Helsingfors 1845—49 seine an Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art ebenso wie durch ihre wissenschaftlichen Ergebnisse reichste Forschungsreise durch die sämmtlichen Gouvernements Sibiriens von den Grenzen China's bis zu den Küsten des arktischen Oceans und sendete von dort nicht nur zahlreiche ethnographische und linguistische Arbeiten in die Heimath, sondern auch eine Menge Briefe und Berichte, von denen viele in periodischen Blättern, wie der finnischen Zeitschrift „Suomi“ und den „Bulletins“ der petersburger Akademie, enthalten sind. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland ward C. als der erste Professor für finnische Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors angestellt und war seitdem damit beschäftigt, die während seiner Reise gesammelten Materialien über die von ihm unter dem Namen der altaischen zusammengefaßten Völker und Sprachen zu ordnen und zur Veröffentlichung vorzubereiten. Es erschien der „Versuch einer ostjakischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniß“ als erster Theil seiner „Nordischen Reisen und Forschungen“ (Petersburg 1849). Er † jedoch schon den 7. Mai 1852. Von seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen die „Elementa grammatices Syrjaenae“ (Helsingfors 1844); „Elementa grammatices Tscheremissae“ (Kuopio 1845); „Vom Einfluß des Accents in der lappländischen Sprache“ (Petersburg 1845); „De affixis personalibus linguarum Altaicarum“ (Helsingfors 1850).

Castrensis, St., Bischof in Afrika, wurde mit andern standhaften Gläubigen von den barbarischen Vandalen nackt auf einem morschen Schiffe den Wellen des Meeres Preis gegeben, landete aber glücklich bei Sessa in Kampanien. Noch lange Jahre war er ein unermüdlicher Verbreiter der christlichen Religion, und als er sich endlich dem Tode nahe fühlte, legte er sich selbst in das Grab, um 450 n. Chr. Tag: 11. Februar.

Castres, Hauptstadt eines gleichnamigen Arrondissements im französischen Departement Tarn, in dem frühern Languedoc, in einem reizenden Thale, am schiffbaren Agout, ist Sitz eines Bischofs, hat eine ansehnliche Kathedrale, Börse, ein großes u. kleines Seminar, eine Bibliothek, Gesellschaft für Ackerbau, ein Handelsgericht und 20,000 Einw., die bedeutende Fabrikation von feinen Tüchern, Kasimir, Seidenstoffen, wollenen Decken, Strumpfwaaren, Leinwand, Leim, schwarzer Seife, Leder, Bleichen, Färbereien, Kupferhämmer unterhalten und starken Handel mit diesen Produkten treiben. C. ist Geburtsort von Rapin da Thoyras, Abel Boyer, Andreas Dacier. In der Nähe liegt der Hügel Puytalos mit den Steinen Priapolithes, Pisterà Petrà und dem zitternden Felsen la Roquette. Der letztere ist ein eirunder, 11 Fuß hoher, auf der Spitze stehender Stein, welcher, stark angestoßen, einige Male sich bewegt und dann wieder ruht. Auch eine Höhle mit einem Bache befindet sich daselbst, nach der Sage der Zufluchtsort des heiligen Dominikus. In der Umgegend gräbt man auf Türkise. C. verdankt seinen Ursprung einer hier errichteten Benediktinerabtei, hatte sich aber schon im 12. Jahrhundert unter der Herrschaft der Aebte zu einer bedeutenden Stadt erhoben. In den albigensischen Kriegen kam sie in die Gewalt Simons von Montfort, durch dessen Enkelin an die Grafen von Vendôme und später an die Grafen von Mark und wurde 1356 selbst Grafschaft. Im Jahr 1317 hatte sie einen Bischof erhalten. Franz I. brachte sie 1519 zur Krone und 1567 wurde C., welches die reformirte Religion eingeführt hatte, zur Vertheidigung derselben befestigt und gab sich eine Art von republikanischer Verfassung. Ludwig XIII. brachte jedoch 1629 die Stadt unter französische Botmäßigkeit zurück und demolirte ihre Werke.

Castriota, Georg, epirotischer Held im Kampfe gegen die Türken, bekannter unter dem Namen Skanderbeg (s. d.).

Castro, 1) Inez de C., die unglückliche Gemahlin des Prinzen Peter von Portugal, durch ihr tragisches Geschick ein Lieblingsgegenstand künstlerischer Auffassung geworden. Ihr Vater, Petro Fernandez de C., hatte sie an den Hof Konstanzens, der Gemahlin Peters, des Prinzen von Portugal, gebracht, der durch ihre Schönheit so bezaubert wurde, daß er sich nach dem frühen Tode Konstanzens heimlich mit ihr vermählte (1344). Ein solches Verbrechen gegen die Reinheit des königlichen Blutes konnte Alfons IV., Peters Vater, nicht lange verborgen bleiben, namentlich waren es drei Höflinge, Alvaro Gonsalvez,

Pacheco und Coelho, welche den Ehrgeiz des Königs unermüdlich zu stacheln und Besorgnisse für die Zukunft seines Hauses in ihm aufzuregen wußten. Endlich entschloß sich der König, nach Coimbra zu reisen, wo Inez mit ihren Kindern wohnte, und sie dort „höheren politischen Pflichten" zu opfern. Aber wie „die schöne Welserin", bezwang auch Inez des Schwiegervaters Herz, ihr und ihrer Kinder Anblick versöhnte ihn mit des Sohnes Wahl. Nur die Höflinge waren unversöhnt geblieben, ihre unaufhörlichen Prophezeiungen von Portugals unglücklicher Zukunft, dem Einfluß von Inez' Bruder auf die Regierung, die Gefährdung der Thronfolge für Konstanzens Sohn 2c. entlockten dem zaudernden König ein zweideutiges Wort, einen halben Befehl, und in der Mitte ihrer Frauen fiel Inez mit ihren Kindern unter den Dolchen der drei Mörder. Durch dieses blutige Verbrechen zur furchtbarsten Wuth entflammt, griff Peter zum Racheschwert gegen den Vater, und nur das unablässige Flehen seiner Mutter vermochte eine schreckliche That des Augenblicks zu verhüten. Sobald aber 1357 Alfons IV. gestorben und Peter auf den Thron gelangt war, verfolgte er, trotz seines Schwurs, die Mörder ungestraft zu lassen, Alle, welche nur auf das Entfernteste an der blutigen That Theil genommen hatten, mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Gonsalvez und Coelho waren nach Kastilien entflohen, aber Peter der Grausame von Kastilien ließ ihm beide Mörder überantworten, worauf sie unter den furchtbarsten Martern hingerichtet wurden. Inez' Leiche aber setzte er, königlich geschmückt, auf einen Thron, ließ ihr königliche Ehre, wie einer Lebenden, erweisen und sie dann prachtvoll bestatten. Die Geschichte der unglücklichen Inez hat mehre Dichter begeistert. Trauerspiele lieferten der Portugiese Gomez, der Deutsche Graf von Soden, der Holländer Fritz. In Camoens' „Lusiade" bildet die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden. Eine vergleichende Kritik der Inez-Tragödien hat Wittich in seiner Uebersetzung des Trauerspiels von Gomez (Leipzig 1841) beigefügt. Vergl. Raumer, Historisches Taschenbuch von 1850.

2) Paul von C., Paulus Castrensis, berühmter Jurist des 15. Jahrhunderts, zu Castro im Neapolitanischen von armen Aeltern geboren. C. war in seiner Jugend des berühmten Baldus Kopist; ausgezeichnete Talente und Privatfleiß verhalfen ihm jedoch zu so tüchtiger Kenntniß des Rechts, daß er zu Avignon Doktor werden konnte. Mit ungetheiltem Beifall trat er dann zu Padua, Florenz, Bologna und Ferrara als Lehrer auf und wurde später, obgleich verheirathet, Vikar des heiligen Stuhls zu Florenz, wo er 1447 (nach Andern 1457) zu Padua †. Seine sämmtlichen Werke erschienen London 1583.

3) Alonso de C., berühmter spanischer Theolog und eifriger Ketzerbekehrer, 1485 zu Zamora geboren, trat zu Salamanca in den Franciskanerorden, begleitete Philipp II. als Rathgeber in kirchlichen Angelegenheiten nach England, wurde von demselben zum Erzbischof von Campostella ernannt und † 1558 zu Brüssel. Sein Hauptwerk sind die „Libri XIV adversus omnes haereses etc." (Paris 1534, sehr oft in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland wieder abgedruckt, am vollständigsten Antwerpen 1556, am schönsten das. 1568, vermehrt von Feuardent, Paris 1578, 2 Bde., franz., Rouen 1712, 3 Thle., vom Spanier Andreas de Olmos sogar versificirt). Seine Werke erschienen zu Paris 1565, 4 Bde.

4) Joao de C., tapferer portugiesischer Feldherr und Seefahrer, wurde den 7. Februar 1500 zu Lissabon zu einer Zeit geboren, wo ein kühner Unternehmungsgeist Portugals Blüthe zu entwickeln begann. Nachdem er mit dem Infanten Dom Ludwig von Pedro Nunez in der Mathematik unterrichtet worden war, machte er, noch sehr jung, einen Feldzug nach Tanger gegen die Mauren mit und folgte später thatenlustig auch Kaiser Karl V. nach Tunis. Von seiner in nautischer Hinsicht sehr wichtigen Beschreibung des rothen Meeres, die Frucht seiner Theilnahme an einer Expedition (1540) dahin, haben sich Fragmente in Purcha's „Pilgrimes" (London 1625) erhalten und sind auch in das Lateinische, Französische und Holländische übersetzt worden. Im Jahr 1545 begab sich C. als Statthalter nach Ostindien, wo er sich großen Ruhm durch seine heldenmüthige Vertheidigung Diu's gegen die Mohammedaner erwarb, die er zu einem sehr verlustvollen Rückzuge zwang. Während er den Länderbesitz der Portugiesen zu erweitern und zugleich die unter dem aufgehäuften Ueberfluß gesunkene altritterliche Tapferkeit u. Großherzigkeit seiner Landsleute zu heben suchte, überraschte ihn am 6. Juni 1548 zu Ormus der Tod. Noch auf dem Todtenbette hatte er das Diplom als Vicekönig von Indien erhalten und auf das Evangelium den Schwur abgelegt, er habe nie das Geld des Königs oder irgend einer Privatperson für sich selbst verwendet und gehe deshalb arm aus der Welt. Sein Nachlaß enthielt bloß 3 Realen. Außer jener Beschreibung des rothen Meeres und mehren Entwürfen zu Karten sind höchst interessant seine aus Indien an den portugiesischen König geschriebenen Briefe. Sie befinden sich auf der Bibliothek zu Lissabon. Vergl. Hyacinth Freyre de Andrada, Vida de Dom Joao de C., Lissabon 1651.

5) Alvarez Gomez de C., lateinischer Dichter und Prosaiker, 1514 zu Eulalien im Toledanischen geboren, † als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache zu Toledo 1580 an der Pest. Sein Hauptwerk ist: „De rebus gestis a Francisco Ximenio Cisnerio, libri VIII" (Compluti 1569), in welchem er mit ächt historischer Kunst und mit kritischer Benutzung der zuverlässigsten Quellen das thatenreiche Leben des berühmten Kardinals Ximenes schildert; oftmals wiedergedruckt, z. B. Frankfurt 1603.

Castrocaro, Badeort in Toskana, jenseits der Apenninen, am linken Ufer des Montone, in gesunder und reizender Gegend, an der von Florenz nach Forli führenden Straße, 2—3 Stunden von letzterer Stadt gelegen, ist wohlgebaut und zählt 1200 Einwohner. Eine Viertelstunde entfernt, in einem kleinen Seitenthale, dem Valle dell rupo de' Cozzi, sowie in den weiteren Umgebungen entspringen mehre Salzquellen, deren verhältnißmäßig großen Jodgehalt erst 1830 Terzioni Tozzetti entdeckte. Ihr Wasser ist, sowohl frisch geschöpft, als auch nach längerer Aufbewahrung in

gut verkorkten Gefäßen wasserklar; selbst bei Luftzutritt bleibt es ungetrübt. Die Temperatur ist wie jene der umgebenden Atmosphäre veränderlich, nur im Winter ist die des Wassers etwas höher u. im Sommer etwas niedriger, als die der atmosphärischen Luft. Das specifische Gewicht beträgt 1,0488. Der Geruch an der Quelle ist jenem des Meerwassers ähnlich, wobei jedoch ein Nebengeruch nach Jod unverkennbar ist, der aber keineswegs lästig wird. Der Geschmack ist salzig und nur der Natrongeschmack nach Jod bemerkbar. Die chemische Analyse ergab in einem Pfunde österreichischen Medicinalgewichts nachstehende Bestandtheile: Chlornatrium 303,2731 Gran, Jodnatrium 0,8877 Gran, Bromnatrium 0,0586 Gran, schwefelsaures Natron 15,9221 Gran, kohlensauren Kalk 4,2552 Gran, kohlensaure Magnesia 2,0706 Gran, Kieselerde, Eisenoxydul, organische Stoffe 1,8716 Gran, zusammen 328,3069 Gran österreichischen Medicinalgewichts. Die therapeutische Anwendung ergibt sich aus der Analyse und ist im Allgemeinen die der Jodquellen; die Kontraindikationen ergeben sich von selbst. Das Wasser wird auch versendet. Vergl. Raspi, Die jod- und bromhaltigen Heilquellen von C., Wien 1847.

Castro Giovanni, Parlamentsstadt in der sicilianischen Intendanz Calatanisetta, auf einem steilen Berg, von tiefen Thälern umgeben, befestigt, hat mehre Kirchen und Klöster und 12,000 arme Einwohner. In der Nähe befinden sich Steinsalzgruben. C. ist das alte Enna u. wurde wegen seiner Lage Umbilicus Siciliae genannt.

Castro Verdo, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, am Corbes, hat gegen 3000 Einwohner. Hier 1134 Sieg des Königs Alfons über die Mauren.

Castruccio (**Castracani**), Herzog von Lucca, berühmtes italienisches Ghibellinenhaupt, zu Castruccio bei Lucca 1281 aus einer edlen Familie entsprossen, verließ, als die Schwarzen oder Guelfen sich der Herrschaft bemächtigt hatten, mit seinem Vater, einem entschiedenen Ghibellinen, in einem Alter von 19 Jahren seine Vaterstadt und zog nach Ancona. Bald darauf verwaist, erwarb er sich als abenteuernder Soldat in England (1301), Frankreich, vorzüglich aber in der Lombardei Kriegsruhm und reiche Beute. Als die Luccheser, von den Pisanern hart bedrängt, ihre Verbannten zurückriefen, wählten die zurückgekehrten Ghibellinen C. zu ihrem Oberhaupt. Er befehdete nun 1314 die Guelfen und leistete in den folgenden Fehden dem Zwingherrn von Pisa, Uguccione de la Faggiula, welchen er zur Hülfe herbeigerufen, vortreffliche Dienste und stieg dergestalt in Ansehn, daß Neri, Uguccione's Sohn, 1316 aus Eifersucht auf den Einfluß, den er allenthalben ausübte, ihn festnehmen ließ und ihn auf das Schaffot bringen wollte. Aber Lucca und Pisa erhoben sich für C.'s Freiheit, und seine Anhänger trugen in Triumph die Ketten herum, welche man ihm von Händen und Füßen genommen hatte. Die Luccheser verjagten Neri sammt seinem Anhang und ernannten C. zum Hauptmann ihrer Soldateska, ein Posten, den er drei Jahre hinter einander bekleidete. Im Jahr 1320 vertrieb er die noch übrigen Guelfen aus Lucca und die Bürger erhoben ihn zum Herrn der Stadt. Von nun an ging sein Bestreben dahin, alle Ghibellinen Toskana's seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen und sie mit denen der Lombardei zu vereinigen. Tapfer, mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstet, grausam und selbstsüchtig, wußte er sich zugleich beliebt und gefürchtet bei all den Abenteurern zu machen, welche sich unter seine Fahnen sammelten, und während einer 15jährigen Herrschaft blieb ihm beständig der Sieg getreu. Den Florentinern nahm er 1320 viele Besitzungen weg, unter anderen Pistoja. König Ludwig der Bayer, der 1327 auf seinem Römerzug von den Ghibellinen mit Freuden empfangen und in seinen Unternehmungen bereitwillig unterstützt wurde, erhob C. zum Herzog von Lucca und in Rom, wo er sich von 2 Bischöfen zum Kaiser krönen ließ, zum Ritter, Pfalzgrafen und römischen Senator. Dafur traf ihn jedoch vom päpstlichen Legaten der Bannfluch, während er zugleich erfuhr, daß die Guelfen Pistoja wieder genommen hatten. Er eilte 1328 zur Belagerung dieser Stadt herbei, eroberte sie wieder trotz allen Widerstands der Florentiner, † aber in demselben Jahr im rüstigsten Alter. Das Leben C.'s hat Machiavelli romanhaft dargestellt.

Castrum (lat.), s. Lager.

Castrum doloris (lat., franz. Chapelle ardente), eigentlich Schmerzenslager, eine zur Ehre einer verstorbenen fürstlichen oder vornehmen Person entweder in einer Kirche oder Kapelle oder in einem Saale aufgerichtete Trauerbühne; s. Katafalk.

Castulo, Stadt der Oretaner in Hispania Tarraconensis, am oberen Bätis und an der Grenze von Baetica, vormals groß und mächtig und ein Municipium mit dem Jus Latii antiqui, im Gerichtsbezirk von Karthago. Ihre Einwohner, Caesari Venales genannt, bearbeiteten die reichen Silberminen in der am Bätis nördlich hinziehenden Bergkette (mons argentarius) und gruben auf Blei. Da sich ein doppelgipfliger Berg vor der Stadt erhebt, in einem engen Thale dazwischen der Guadalimar fließt und an dem Abhange des Berges eine Quelle sprudelt, so verglichen die Alten die Lage und Umgegend der Stadt mit der des Parnassus, ließen die Einwohner aus Phocis stammen und Silius nannte die Stadt Parnassia. In den punischen Kriegen war sie stets auf der Seite der Karthager, auch soll Hannibals Gattin aus ihr gewesen seyn. Scipio Africanus besiegte daselbst den Hasdrubal. Jetzt Cazlona.

Casturis, römische Stadt in Pannonien, woselbst der heilige Severinus kurz vor Attila's Tod ein Kloster baute, um die vernachlässigten römischen Besatzungen im christlichen Glauben zu erhalten und die umwohnenden Arianer und Heiden zu bekehren; jetzt Stockerau in Niederösterreich.

Casualia (lat.), zufällige Umstände, Sachen rc.; daher bei Geistlichen zufällige, außergewöhnliche Amtsverrichtungen, wie Taufen, Trauungen, Begräbnisse.

Casuarina (**Keulenbaum**, **Streitkolbenbaum**), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, höchst sonderbar und merkwürdig gebildete Bäume von etwa 30 Fuß Höhe, auf der

südlichen Erdhälfte, besonders in Neuholland und auf den Inseln des stillen Meeres, einige Arten in Ostindien und im östlichen Afrika, bilden große Wälder und liefern ein sehr hartes Holz zu Streitkolben und andern Geräthschaften. Die gegliederten blattlosen Aeste sehen aus wie ungeheure Schachtelhalme, sie theilen sich immer und immer, bis sie sich in borstenförmige, hängende Zweige auflösen. Sie bestehen aus sehr vielen eingezapften Gliedern, welche um die Gelenke eine kurze, gezähnte Scheide haben, aus der sie sich wie beim Schachtelhalme ziehen lassen. Die meisten der bis jetzt bekannten Arten sind nicht selten in größern Gewächshäusern. Sie verlangen sandige Haide- oder mit 1/4 Flußsand gemischte Lauberde, mit einer Unterlage zerstoßener Scherben. Zu große Töpfe und viel Nässe sind ihnen schädlich; im Winter dürfen sie nur sehr mäßig begossen werden. Im hellen Glashaus oder Zimmer bei 5—6° Wärme lassen sie sich leicht durchwintern; im Sommer werden sie an eine geschützte Stelle ins Freie gebracht. Nur C. muricata verlangt im Winter 10—12° Wärme, im Sommer einen Standort im Glashaus. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge unter Glocken in mäßiger Wärme, desgleichen durch Samen im warmen Loh- oder Mistbeete. In der freien Erde des Winterhauses gedeihen die härteren Arten vortrefflich und erlangen bald eine beträchtliche Größe.

Casula (Casubula, Planeta, die Kasel), das oberste Kleid der katholischen Priester beim Messelesen, war sonst so lang und breit, daß es vom Halse bis zum Fuße reichte und den Priester wie ein kleines Haus (casula) einschloß. Jetzt besteht die C. aus einem breiten Streifen von Seide, auch von Wolle, welcher durch eine Oeffnung in der Mitte dem Priester um den Hals gehängt wird und vorn etwa bis an die Kniee, hinten etwas tiefer hinabhängt. Sie ist oft sehr kostbar und reich geschmückt, auf dem Rückentheile mit einem Kreuze so groß, wie die halbe C., geziert und muß nach Vorschrift zu verschiedenen Zeiten und Festen weiß (Ostern und bei den Festen jungfräulicher Heiligen), roth (bei Märtyrerfesten), schwarz (bei der Trauer) und violet (in Fasten und Advent) seyn. Knaben, welche beim Abendmahl den Kommunikanten das Tuch vorhalten, tragen ebenfalls die C. und heißen daher Kaselknaben.

Casus (lat.), in der Grammatik Beugungsfall, Endfall, die Verhältnißform, unter welcher ein deklinirbarer Redetheil vorkommen kann. Nach den verschiedenen Sprachen an Zahl verschieden, sind die gewöhnlichsten: Nominativus, Nennfall, gibt das Subjekt des Satzes an und benennt eine Sache überhaupt ohne ihre Beziehung; Genitivus, Beschränkungs-, Besitz-, Gattungsfall, gibt ein den Hauptbegriff beschränkendes, genauer bestimmendes Merkmal, oder auch die höhere Gattung desselben; Dativus, Gebe-, Zweckfall, drückt die Beziehung aus, in welcher ein Substantiv zu einer Handlung steht, z. B. wem, für wen, wozu? Accusativus, Anklage-, Zielfall, zeigt das Objekt oder Ziel einer Handlung an; Vocativus, Ruffall, bezeichnet eine Anrede oder einen Zuruf; Ablativus, Beschaffenheits- Bestimmungs-, Nehmfall, bestimmt bloß das Verhältniß der Trennung und Absonderung zweier Gegenstände, im Lateinischen die Zeit, den Ort, das Mittel oder sonst ein Verhältniß eines Gegenstandes zu dem andern. Die alten Grammatiker haben den Nominativ und Vokativ unter der Benennung C. recti zusammengefaßt und ihnen die übrigen als C. obliqui entgegengesetzt. Man sieht aber leicht, daß, wenn der Deutsche eben so die Fälle in gerade oder abhängige theilt, hierunter etwas ganz Anderes verstanden werde. Denn wie sich das Wort Fall nicht bloß auf die äußere Veränderung der Wortform, sondern auf den verschiedenen Gebrauch des Nennwortes zu Folge seiner innern Bedeutung bezieht, so soll auch die Unterscheidung gerader und abhängiger Fälle auf zwei verschiedene Arten der Verhältnisse deuten, in welchen ein Nennwort gebraucht wird. Auf diese Weise bezeichnet der gerade Fall den unabhängigen Gebrauch eines Nennworts oder dessen subjektives Verhältniß; der abhängige Fall dagegen die Art seiner Abhängigkeit von irgend einem andern Begriffe oder dessen objektives Verhältniß. Die grammatischen Unterschiede des Subjekts werden Personen genannt, deren erste den sprechenden, die zweite den angesprochenen, die dritte den besprochenen Gegenstand bezeichnet. Wenn man vom Nominativ oder Nennfall, welcher den besprochenen Gegenstand nennt, noch den Vokativ oder Ruffall unterscheidet, mit welchem man einen Gegenstand anredet, so sollte man auch einen C. locativus oder Sprechfall erwarten, der bloß deshalb in den Sprachen fehlt, weil eigentlich die Personbezeichnungen durch besondere Wörter: ich, du, er, wir, ihr, sie, oder durch besondere Verbalendungen alle Unterscheidungen der geraden Fälle überflüssig machen und der Vokativ nur um der sogenannten Apostrophe willen aufgekommen ist. So oft eine Apostrophe die Stelle einer Apposition vertritt, so oft steht das gebrauchte Nennwort im Ruffalle, möge er vom Nominativ verschieden oder ihm gleich lauten, z. B. Dir, mein lieber Freund! statt: Dir, meinem lieben Freund, zu Gefallen. Daß das objektive Verhältniß oder die Beziehung eines betheiligten Gegenstandes ebenfalls dreifach sey, lehrt die Vergleichung folgender Sätze: der Arzt heilt den Krieger; der Arzt heilt dem Krieger den Arm, oder auch der Arzt heilt des Kriegers Arm; der Arzt heilt dem Arme des Kriegers die Wunden, oder der Arzt heilt dem Krieger des Armes Wunden. Hier sind dreierlei Objekte: Krieger, Arm und Wunden, wovon das letztere nur in einerlei, das mittlere und erstere aber in dreierlei Beziehungen vorkommt. Hierdurch lernen wir den Akkusativ als das eigentliche Objekt oder den Zielfall kennen, worauf sich eine Handlung zunächst bezieht. Sind mehre betheiligte Gegenstände angegeben, so deutet der Dativ oder Zweckfall das entferntere oder mittelbare Objekt an, der Genitiv oder Ergänzfall dagegen, was mit dem näheren oder entfernteren Objekte in irgend einer Beziehung steht. Wenn nun schon der Zielfall auch gebraucht wird, jede Beziehung auf Etwas, die Richtung wohin, das Maß und die

Dauer zu bezeichnen, und ebenso der Zweckfall auch das Bezweckte oder auch das Mittel zum Zweck, wie die Bestimmung nach Raum und Zeit andeuten muß, so läßt es sich leicht denken, daß des Ergänzfalles Gebrauch noch weit vielfacher sey. Dieser kann jede Beziehung auf irgend ein Nennwort bezeichnen, sie sey subjektiv oder objektiv, und vertritt daher auch die Stelle des Adjektivs, besonders des Possessivs. Er deutet den Theil eines Ganzen oder auch das Ganze eines Theiles an und steht in sofern elliptisch; er gibt endlich den Gesichtspunkt an, von welchem aus etwas betrachtet wird, u. kann in sofern die Richtung woher und jede adverbiale Bestimmung der Art und Weise bezeichnen. Die lappische und finnische Sprache hat eine große Anzahl C. (10—15). Unter ihnen bezeichnet der **Penetrativus** Bewegung an einen Ort oder Versetzung in einen Zustand und der **Locativus** die Frage wo oder wann? Auch die lateinische Sprache hatte einen **Locativus**, im Singular auf i, im Plural auf is endigend. Die baskische Sprache besitzt ein eigenes Casuszeichen für den Fall, wenn das Substantiv im Handeln begriffen ist, und der in Handlung gesetzte Nominativ, welcher nicht bloß als grammatisches, sondern auch als reales Subjekt eines Transitivs steht, lautet dem Nominativ der Mehrzahl gleich und wirft nur den Ton von der vorletzten Sylbe auf die letzte, z. B. guizónac, die Menschen, guizonác, der im Handeln begriffene Mensch. In den indischen und andern verwandten Sprachen gibt es auch einen **C. instrumentalis**, welcher das Mittel, und einen **C. locativus**, welcher den Ort anzeigt. In der armenischen Sprache findet sich auch ein **Narrativus** vor, welcher die Person und Sache anzeigt, über welche etwas erzählt wird. Vgl. Artikel und Deklination.

Casus belli (lat.), Fälle, in welchen nach Verträgen oder angewendeten Kriegsmaximen der Krieg eintritt.

Casus reservatus (lat.), Vorbehaltungsfall, besonders ein Fall, wo das Urtheil dem Papste vorbehalten wird. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Bischöfe, mit Ausschluß aller untergeordneten Priester, allein das Recht, von schweren Sünden loszusprechen. Seitdem sie aber vom 12. Jahrhundert an schwere Verbrecher zur Lossprechung nach Rom an den Papst sandten, begann der päpstliche Stuhl mehr dergleichen Fälle vor seine Jurisdiktion zu fordern. Nur bei nahem Tode (in articulo mortis) kann jeder Priester von allen und jeden Sünden absolviren.

Catabolum (Catabulum), bei den Römern der Ort, wo wilde Thiere zur Zeichnung oder zu öffentlichen Kämpfen aufbewahrt wurden. Die ersten Christen wurden öfter verurtheilt, in den Catabolis Thierwärter zu seyn. Im Mittelalter war C. ein Stall, wo auf öffentliche Kosten für den öffentlichen Dienst Lastthiere, besonders Transportmaulthiere standen, Poststall, Poststation. Diejenigen, welche diese Thiere in den Catabolis warteten, von einer Station (Catabolum) zur andern fuhren, Getreide in die Mühlen und Mehl aus denselben schafften, hießen Catabolenses. Sie waren meist Freigelassene und kommen im Codex des Theodosius im Verein mit den Bäckern vor.

Catachresis (griech.), Gebrauch eines Wortes im uneigentlichen Sinne, starker Tropus, Metapher, wie: Mein Herz ist eine Glocke u. die Zunge ist der Schwengel daran; was mein Herz denkt, läutet die Zunge aus.

Cataetix (lat.), bei den Römern ein niedriger, den Kopf eng umschließender Helm aus Leder, ohne Busch, wurde mit einem Riemen unter dem Halse befestigt, Stirnhaube.

Catalani, Angelika, die berühmteste Sängerin der neueren Zeit, wurde geboren 1784 zu Sinigaglia im Kirchenstaate, kam als Pensionärin in das Kloster Santa Lucia, nicht weit von Rom, und da die Gesangsbildung dort einen wesentlichen Theil der religiösen Erziehung ausmachte, so nahm auch die C. an dieser Uebung Theil und sang als kleines Mädchen im Chore mit. Aber schon damals übertönte ihre Stimme alle anderen in einem solchen Grade und erfüllte die Kirche mit solchem Wohllaute, daß bei den Feiertagsmessen die Neugierigen von Nah und Ferne dem Kloster zuströmten, um den wunderbaren Gesang zu hören und das Kind zu sehen, das diese außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Dadurch entstanden oft wegen des Gedränges an der Klosterpforte und in der Kirche selbst störende Unordnungen, so daß von Seiten der höheren geistlichen Behörde dem Kloster untersagt wurde, die kleine C. ferner mitsingen zu lassen. Aber die Thränen des Kindes einerseits und der eigene Vortheil des Klosters, welches bald an der verminderten Einnahme bemerkte, welchen großen Vortheil ihm die Stimme der kleinen C. gebracht hatte, bewirkten, daß das Verbot nicht allzu streng beobachtet wurde. In ihrem 14. Jahre war ihre Stimme, bei der früheren Reife, die das Klima von Italien hervorbringt, schon vollkommen ausgebildet, und Niemand zweifelte, daß dieselbe allgemeines Aufsehen erregen würde. Von eigener, damals fast noch kindischer Lust getrieben, welche ihr Musiklehrer, der ausgezeichnete Boselli, und mehre von ihren Verwandten von Einfluß begünstigten, verließ sie das Kloster, um sich für das Theater vorzubereiten. In ihrem 15. Jahre ging sie nach Venedig und betrat dort zum ersten Mal die Bühne mit einem in Italien unerhörten Erfolge. Dazu hatte indessen ein Vorfall beigetragen, der zugleich den Beweis liefert, wie selbst die größten Naturanlagen der angestrengten Kraft des Willens nicht entbehren können, um zu einer großen Kunsterscheinung zu werden. Als nämlich C. in der Zwischenzeit, welche nach ihrem klösterlichen Aufenthalt und vor ihre theatralische Laufbahn fiel, sich zu Florenz auf diese letztere vorbereitete, kam eine der größten Sängerinnen jener Zeit durch diese Stadt und ließ sich öffentlich hören. Die junge C. befand sich unter den Zuhörerinnen und wurde von der reizenden Kunst der fremden Sängerin so hingerissen, daß sie, an ihrem eigenen Talente verzweifelnd, in die bittersten Thränen ausbrach und sich mehre Tage lang nicht beruhigen konnte. Die fremde Künstlerin hörte von dem Mädchen, auf welche ihre Kunst einen solchen Eindruck gemacht hatte, und lud sie freundlich zu sich. C. ging zu

ihr, und nachdem sie auf die Bitte der Fremden, ihr eine Probe ihres Talentes zu geben, Etwas gesungen hatte, umarmte die Künstlerin sie mit leidenschaftlicher Bewunderung und sagte zu ihr: „Füge du zu deinem Talente den Fleiß, so wird es nicht lange dauern, daß ich dich ebenso beneiden werde, wie du jetzt mich." „Diese wenigen Worte", erzählt die C. selber, „gaben mir Trost und Muth wieder, und ich beschloß nun, unabläſsig fortzustudiren, bis ich mein Vorbild erreicht haben würde." Bald verbreitete sich ihr Ruf durch ganz Italien. Sie sang rasch hinter einander auf allen großen Theatern dieses Landes: zu Mailand, Florenz, Triest, Rom und Neapel, und ihr Name erscholl schnell durch ihr ganzes schönes Vaterland von den Alpen bis zur südlichen Spitze von Kalabrien. Damals verwandte der Hof zu Lissabon sehr viel auf die Unterhaltung einer großen italienischen Oper. Der Ruf der C. hatte sich schon über das Meer verbreitet, und sie erhielt daher 1801 eine sehr vortheilhafte Einladung von der dortigen Bühne, die bereits den berühmten Crescentini und die vortreffliche Gafforini zu ihren Mitgliedern zählte. Eine solche künstlerische Gemeinschaft konnte bei dem eifrigen Studium der C. nur vortheilhaft für ihre Ausbildung seyn, und besonders mußte sie durch Crescentini's Kunst des Vortrags und des dramatischen Ausdruckes gewinnen. Sie blieb fünf Jahre in Lissabon, und diese ganze Zeit war, da sie neben ihrer Kunstfertigkeit und bewundesrungswürdigen Stimme auch eine edle, anmuthige Körperschönheit besaß, eine Reihe der glänzendsten Triumphe. Im Jahr 1806 ging sie, nachdem sie sich mit einem Herrn von Valabrègue, einem ehemaligen französischen Kapitän, welcher bei der französischen Gesandtschaft in Lissabon angestellt war, vermählt hatte, über Madrid und Paris nach London. Auch diese Reise glich einem Triumphzug, allenthalben empfing sie der freudigste Jubel, Alles drängte sich zu ihren Koncerten, und die Einnahmen, welche sie dabei hatte, waren ungeheuer. Zu Madrid gewann sie in einem einzigen Koncerte 12,000 schwere Piaster (15,000 Thaler). In einem ähnlichen Maßstabe ging dies in Paris fort, wo sie das Publikum in einer Reihe von Koncerten in einen wahren Schwindel des Entzückens versetzte. So kam sie nach London. Der Eindruck, den sie hier machte, ist ganz unbeschreiblich, denn er ging über Alles, was man bisher von einer künstlerischen Wirkung des Augenblicks erlebt hatte, hinaus. Von dem Könige und den Personen des Hofes an bis zu der untersten Hefe des John Bull und John Theer hinab riß die wunderbare Sängerin Alles mit gleichem Sturm der Begeisterung fort. Ja noch mehr: in diesen kriegbewegten Tagen wurde die C. förmlich zu einer politischen Macht, denn man gebrauchte sie, um bei unglücklichen Ereignissen den sinkenden Muth durch vaterländische Anregungen neu zu beleben. Vor Allem mächtig war sie nämlich durch den großartigen Vortrag von Volksliedern, wie z. B. des God save the King und des Rule Britannia, wobei sie nicht nur durch die Gewalt ihrer Stimme, die mächtig wie mit Adlerschwingen selbst über den begeisterten Chor einer englischen Volksmasse u. über die Fülle eines ganzen Orchesters emporschwebte, sondern auch durch ihre edle Körperlichkeit unterstützt wurde. Denn gleich einer Königin, gleich einer Juno, stand sie majestätisch aufgerichtet vor der staunenden Menge da, u. wenn sie bei den Worten „Send him victorious, happy and glorious" beide Hände erhob u. zu dem Herrscher emporbeutete, dann brach der Beifallssturm so gewaltig aus, daß das ganze Haus davon erbebte und die Herzen von einem patriotischen Hochgefühl entzündet wurden, welches sich kühn über jeden Unfall des Augenblicks erhob. So oft daher die Nachricht von einem Siege Napoleons oder einem andern für England niederschlagenden Ereignisse eingetroffen war, so sandte der Premierminister zum Theaterdirektor und bestimmte diesen, ihm die C., welche mit ihm einen Vertrag abgeschlossen hatte, zu überlassen. Dann wurde angekündigt, Madame C. werde im Drurylanetheater um 7 Uhr, in Coventgarden um 8 Uhr *ec.* Rule Britannia und God save the King singen. Sofort füllten sich die Schauspielhäuser Londons bis auf den letzten Platz, und die C. wurde von einem zum andern gefahren und sang den Briten überall Muth und neue Begeisterung ins Herz. Nach einem 8jährigen Aufenthalt in London, während welches sie sich ungeheuere Summen Geldes erworben hatte, ging sie wieder nach Paris, wo sie eine Zeit lang die Direktion der italienischen Oper übernahm, wobei sie bedeutende Summen verlor, theils durch ihre Unerfahrenheit in der Führung der Geschäfte, theils durch die kleinliche intriguirende Eifersucht ihres Mannes, der durchaus kein vorzügliches Mitglied neben seiner Gattin dulden wollte. Während der 100 Tage verließ sie Paris und bereiste indessen Belgien. Nach dieser Zeit kehrte sie abermals nach der Hauptstadt Frankreichs zurück und übernahm zum zweiten Male die Leitung des italienischen Theaters, allein nur auf kurze Zeit, indem sie sich mit den ihr vorgesetzten Behörden, muthmaßlich durch die Schuld Valabrègue's, nicht vereinigen konnte. Im J. 1816 trat sie eine Kunstreise an, besuchte die Hauptstädte Deutschlands und ging nach Dänemark, Schweden und Italien. Ueberall, wo sie sich zeigte, erregte sie einen Enthusiasmus, wie man ihn noch nicht gehört hatte, was in Ländern, wie Deutschland, wo sie nicht als dramatische Darstellerin, sondern nur als Koncertsängerin auftreten konnte, doppeltes Erstaunen verursachte. In Berlin gab sie 7 Koncerte zu den Eintrittspreisen von 3 Thalern, das Dreifache der gewöhnlichen Preise, und doch waren alle sieben überfüllt. Das achte Koncert gab sie in der Kirche für die Armen zu 1½ Thaler Eintrittsgeld, und dennoch war die Kirche so überfüllt, daß kein Platz unbesetzt blieb und die Armenkasse einen Ertrag von 5000 Thalern hatte. Ein französischer Schriftsteller hat die Summen, welche diese Sängerin auf diese Art den Armen zugewendet hat, auf mehr als zwei Millionen Franken berechnet. Im Jahr 1818 durchreiste sie von Neuem Europa. Diesmal hatte sie aber schon bedeutend von der Macht ihrer Stimme verloren und schwächte den Eindruck,

den ihr erstes Erscheinen gemacht hatte. Vier Jahre später sang sie wieder ganz mit dem alten Erfolge zu London, wo sie in ihrer glänzendsten Zeit sich aufgehalten hatte, und inzwischen erntete sie auch Gold und Ruhm in gleichem Maße auf einer Reise in Polen und Rußland. Im J. 1826 unternahm sie die letzte Kunstreise durch Europa und kam im Sommer 1827 nach Berlin, wo sich damals die bedeutendsten Sängerinnen Deutschlands, die Schechner und die Sonntag, beisammen fanden. Im Jahre 1828 kehrte sie von dieser letzten Reise zurück und ließ sich seitdem nicht wieder öffentlich hören, ausgenommen einmal in Nancy, wo sie für die Armen sang. Seitdem lebte sie theils zu Paris, theils auf ihrem Gute bei Florenz, wo sie auch eine Gesangschule gestiftet hat, in der sie jungen Mädchen unentgeltlichen Unterricht ertheilte, bloß unter der Bedingung, daß dieselben, nach einer in Italien gebräuchlichen Sitte, ihrem Namen den Namen Catalani beifügten. Im Sommer 1849 wandte sie sich mit ihren Töchtern auf einige Zeit nach Paris, erlag aber hier der Cholera am 13. Juni 1849. Was ihren Gesang betrifft, so war sie es, die zuerst zeigte, welch einer Geläufigkeit die menschliche Stimme fähig ist; von ihr wurden zuerst die Violinvariationen von Rode gesungen. Sie war es ferner, welche die chromatische Tonleiter mit beispielloser Volubilität und Klarheit ausführte, u. in sofern kann man sagen, daß sie der ganzen neueren Gesangschule den Impuls gegeben hat.

Catalauni (Catelauni), gallischer Volksstamm zwischen den Remi, Verodunenses, Leuci, Tricasses und Suessiones in Gallia Lugdunensis. C. (Catelauni, Durocatalauni, Catalaunum) hieß auch die Hauptstadt desselben, jetzt Chalons sur Marne. Die Umgegend hieß Campi Catalaunici (katalaunische Felder), berühmt durch den blutigen Sieg des Aëtius über die Hunnen unter Attila.

Catalpa (Trompetenbaum, Catalpabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, ziemlich hohe Bäume mit großen Blättern in Brasilien, Nordamerika und Westindien, auch in Japan und China. C. syringaefolia *Sims.*, Bignonia Catalpa *L.*, gemeiner Trompetenbaum, ein schöner, 10—20 Fuß hoher Baum, hat gestielte, große, herzförmige, ganzrandige, 6—10 Zoll breite, unbehaarte Blätter und große, schöne, schmutzig-weiße, inwendig purpurroth gefleckte Blumen in Endrispen. Die Abkochung der Früchte wird in Japan gegen krampfhaftes Asthma gebraucht und ist neuerdings auch in Europa dagegen empfohlen worden. Die widerlich riechende und bitter schmeckende Wurzel soll giftig seyn; der kalt ausgepreßte Saft derselben wirkt vortheilhaft gegen skrophulöse Augenentzündung mit Pannus und Augenliderkrampf. Die weingeistige Tinktur, mit Wasser verdünnt und ins Auge getropft, empfehlen v. Ammon und Fischer bei skrophulösen Augenlieden. Der Baum findet sich häufig als Zierpflanze in deutschen Parkanlagen, wo er einen warmen, geschützten, nicht von hohen Bäumen überdeckten Platz und einen nahrhaften Sand- oder sandigen Lehmboden verlangt. In der Jugend müssen die Stämmchen gegen Winterfrost durch Laub, Haidekraut und dergl. geschützt werden. Die Vermehrung geschieht durch frischen nordamerikanischen Samen, den man in Kästen in lockere Dammerde säet und gegen Frost schützt.

Catamaran, ein eigenthümliches Fahrzeug der eingebornen Fischer von Madras, das aus drei Planken mittelst Stricken aus Kokosnußfaser zusammengebunden ist. Auf der 8 Fuß langen Mittelplanke sitzt der Fischer und steuert mittelst seines Ruders die Spitze desselben gerade gegen die sich aufbäumende Welle und gibt dem C. einen solchen Schub mit dem Ruder, daß er die Welle zu durchfahren vermag. In diesem Augenblicke taucht der Schiffer unter und kommt auf der andern Seite der Welle in ruhigem Wasser wieder empor. Darauf hat man in neuester Zeit die Catamaranpetarde gegründet. Man schießt die Petarde, befestigt an einem Holzschwanz von 2' Länge, durch das Wasser gegen das Schiff.

Catamarca, der nordwestliche der 14 Staaten oder Provinzen der argentinischen Republik (La-Plata-Staaten), begrenzt im Osten von Tucuman, im Süden und Südwesten von Rioja, im Westen von Chili, im Norden von Bolivia, hat eine Größe von 1800 englischen □ Meilen und 105,000 Einwohner. Sein Gebiet wird von den östlichen Ausläufern der Anden vielfach durchzogen, unter denen ein Höhenzug am Westende des Catamarcathales Golderz enthalten soll. C. ist reich an herrlichen Thalbildungen, die, durch ein gutes Klima begünstigt, schöne Viehweiden und eine reiche Vegetation gewähren. Unter den Flüssen ist besonders der tucumanische Steppenfluß Catamarca oder Rio del Valle zu erwähnen, welcher sich in einem See verliert. Baumwolle und Pfeffer gedeihen in unvergleichlicher Güte, so daß sie exportirt werden, desgleichen Getreide. Die Hauptstadt des Landes ist San Fernando de C., auch kurzweg Catamarca, in dem gleichnamigen fruchtbaren Thale, mit 4500 Einwohnern und einem Fort gegen die Indianer. Der Hauptort dieser Gegend wurde 1558 eigentlich im Valle de Conando gegründet und nach einigen Namensveränderungen endlich 1685 an die jetzige Stelle verlegt.

Catana (Catina, Catena), Stadt in Sicilien, auf der Ostküste, am südöstlichen Fuße des Aetna, unfern vom Fluß Ammanus, welcher aus der Lava des Aetna hervordrang und die Wasserleitungen der Stadt versah. In der Nähe lag auch der Campus Piorum mit dem Denkmale der Brüder Amphinomus und Anapis. C. hob sich durch die außerordentliche Fruchtbarkeit und durch die Betriebsamkeit ihrer Bewohner im Alterthum zu einer der bedeutendsten Städte Siciliens. Die Münzen von C. führen das Bild des Apollo, auf der Kehrseite eine Quadriga. C. wurde 704 v. Chr. von Chalcidiern unter Evarchus gegründet und erhob sich bald zu Selbstständigkeit u. Wohlstand. Da die Stadt aber nicht reich an Bevölkerung war, so konnte Hiero von Syracus 476 ohne Anstrengung ihre Bewohner nach Leontium verpflanzen. Er versetzte dagegen 5000 Syrakuser und ebensoviel Peloponnesier hieher. Den Namen C. änderte er in den von Aetna um und ließ diese neue

Kolonie von Pindar besingen. Doch bald nach Hiero's Tod bemächtigten sich die vertriebenen Catanäer, von den Sikulern unter Ducetius unterstützt, ihrer Stadt wieder und der Name Aetna ging auf das Städtchen Inessa über, wohin die syrakusischen Eindringlinge sich geflüchtet hatten. In der Folge kamen die Athener auf kurze Zeit in den Besitz von C. und dann bemächtigte sich ihrer Dionysius der Aeltere von Syracus durch Verrath. Hier verlor 394 v. Chr. dieser Tyrann, ein erbitterter Feind der Karthager, eine Seeschlacht gegen dieselben. Kampanische Söldner hielten unter Dionysius die Stadt besetzt. Hierauf herrschten daselbst einheimische Tyrannen, der Syrakuser Agathocles, die Karthager und seit dem ersten punischen Krieg die Römer. Im zweiten punischen Kriege wurde sie vom M. Valerius Messala eingenommen. Augustus siedelte hier römische Veteranen an und C. erhob sich wieder zu neuer Blüthe, so daß Strabo sie nächst Messana eine der bevölkertsten Städte Siciliens nennen konnte. S. Catania.

Cataneo, 1) Pietro, italienischer Architekt zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Siena geboren, als Schriftsteller in seinem Fache berühmt. Sein Hauptwerk ist: „Architettura di Pietro C." (Venedig 1554—67, mit Kupfern). — 2) Girolamo, Architekt u. Ingenieur zu Novara, ebenfalls in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts als Schriftsteller berühmt. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Opera nuova di Fortificare" (Brescia 1564, 1584, 1608, französisch von Jean de Tournes, Lyon 1564, lateinisch, Genf 1600); „Opera del misurare" (das. 1572) ꝛc. — 3) Danese, s. Cattaneo.

Catania (Catanea), sicilianische Intendanz, am jonischen Meere, zwischen Messina, Palermo, Calatanisetta und Siragosa, besteht aus Theilen des Val di Demona, Val di Mazzara und dem ganzen Aetna, enthält 84⅓ □ Meilen mit (1851) 379,991 Einwohnern und zerfällt in die Distrikte Catania, Caltagirone und Nicosia. Im nordöstlichen Theil schließt sich der Aetna an die westlichen Nettunilberge an, im Süden liegt an der Grenze der Monte Laura, dessen Verzweigungen in die Intendanz sich erstrecken, zwischen beiden liegt die höchst fruchtbare Ebene von C. Hauptflüsse sind der Giaretta, Chrisas, Dittaino, Trachino und Gabello. C. hat vor allen anderen Intendanzen Siciliens den fettesten Boden, ein Produkt der ausgeworfenen Asche des Aetna, und die Thätigkeit der Einwohner gewinnt Getreide und Südfrüchte in großer Menge. Die gleichnamige Hauptstadt, am südöstlichen Fuße des Aetna und dem Einfluß des Giaretta ins Meer, ist eine sehr freundliche und schöngebaute und mit Palermo und Messina die wichtigste und volkreichste Stadt Siciliens; sie führt den Beinamen la bella. Erdbeben und Lavaströme verschütteten den früher vortrefflichen Hafen, zerstörten zum Theil den Molo, und C. besitzt jetzt bloß eine durch ein Kastell geschützte Rhede. Es ist mit Mauern umgeben. Die breiten, geraden Straßen, worunter die Hauptstraße della Colonna sehenswerth, sind mit Lava gepflastert und unter den vielen herrlichen Plätzen zeichnen sich der Marktplatz, ein regelmäßiges Viereck mit prächtigen Palästen und marmornen Säulengängen und der Domplatz mit einem Obelisken aus ägyptischem Granit und einem aus Lava gehauenen Elephanten (daher auch Elephantenplatz genannt) aus. Unter den Gebäuden sind sehenswerth: das Schloß, die blendendweiße Kathedrale mit den Reliquien der heiligen Agatha das Benediktinerkloster S. Nicolo mit einer großen Marmortreppe, einer Kirche, in welcher sich eine ausgezeichnete Orgel und herrliche Gemälde befinden, mit einer Bibliothek und einem Museum von Lavastücken, das Rathhaus (Palazzo del Senato) und der Palast des Fürsten Biscari mit einem reichen Museum. Außerdem hat C. 24 Klöster, viele Kirchen, mehre Hospitäler, Konservatorien, Waisenhäuser, 5 große Kornmagazine, eine Universität mit 4 Kollegien, eine Bibliothek ꝛc., ein abeliges Kollegium, Kollegium der schönen Künste, Naturalienkabinet, eine Akademie der Aetnäer, ein Theater ꝛc. Auch ist C. der Sitz eines Erzbischofs, dessen Einkünfte meist im Verkauf des Schnees vom Aetna bestehen, eines Appellationshofs, Handelsgerichts u. des Priors des Johanniterordens. Die Zahl der meist zweistöckigen und oft mit Pilastern und Säulen geschmückten Häuser beläuft sich auf 4200 und die Zahl der Einwohner auf 60,000, die vor allen Süditalienern wegen ihrer Thätigkeit und Betriebsamkeit zu rühmen sind. Man verfertigt hier Seiden- und Linnenzeuche, kleinere und größere Waaren aus Bernstein, Lava, Marmor u. Holz u. hat große Wachsbleichen, Lakritzensaftsiedereien und Olivenölpressen. Haupthandelsgegenstände sind: Getreide (vorzüglich Gerste), Wein, Oel, Reis, Süßholz, Potasche, Seide und die erwähnten Schnitzwaaren. C. liegt an der Stelle der alten, ganz mit Lava bedeckten Stadt Catana (s. d.), von welcher Reste eines großen Amphitheaters, größer als das Kolosseum zu Rom, eines Odeums, eines Cerestempels, Thermen, eines Theaters u. viele Gräber sich erhalten haben. Nach einigen Ausgrabungen, welche 1837 Seb. Ittar in dem alten Theater veranstaltete, hat man Grund zu vermuthen, daß dieses ursprünglich ein griechisches Theater und von den Römern mit einigen Veränderungen wieder aufgebaut worden war. Auch ist erwiesen, daß man Seegefechte (Naumachien) wirklich auf dem Wasser darstellte, da die Stellen zur Ein- und Ausfahrt der Boote noch vorhanden sind und noch ersichtlich ist, auf welche Weise man sie mit Wasser füllte. Der Boden bestand aus einem Mosaik von Marmor, Granit und Rosso-Antico. Auch fand man den Torso eines Faun, einen Theil von einem Delphin und andere Skulpturen. C. wurde oftmals von den Ausbrüchen des Aetna und von Erdbeben heimgesucht. Im Jahre 254 n. Chr. wandte bei einem fürchterlichen Ausbruch des Vulkans der Sage nach nur die wundervolle Macht der unlängst gestorbenen S. Agatha das Verderben ab. Aber 1169 zerstörte ein furchtbares Erdbeben fast die ganze Stadt, und gegen 14,000 Menschen kamen dabei um. Zugleich versengte ein Lavastrom die Umgegend. Im Jahr 1669 drang ein solcher über die Mauern der Stadt und ein anderer begrub den Canale del Duca. Das Erdbeben von 1693 zerstörte die Stadt abermals

und gegen 110,000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Auch litt sie viel durch den Ausbruch des Aetna 1819. Die Geschichte des neuen C. beginnt 1070 mit der Vertreibung der Saracenen durch den Normannenfürsten Roger I., welcher hier einen Bischof einsetzte und demselben die Stadt und den Berg Aetna für den jährlichen Tribut eines Bechers Wein und eines Brodes schenkte. Auch stiftete er das Benediktinerkloster. Kaiser Friedrich II. machte die abtrünnige Stadt dem Boden gleich und erbaute daselbst ein Kastell. Viel verdankt C. dem Kaiser Karl V.; dieser vergrößerte sie und gab ihr Mauern und zur Hebung des Wohlstandes viele Privilegien, und wenn sie auch in der Folge durch unterirdisches Feuer öfters zerstört wurde, so erhob sie sich stets wie ein Phönix um desto regelmäßiger und schöner aus der Asche.

Catanzaro, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore, auf einem Berge zwischen den Flüssen Alli und Corace, unfern vom Meerbusen von Squillace, ist befestigt, Sitz eines Bischofs, Civiltribunals, Kriminalhofs und Appellationsgerichts, hat ein Lyceum, ein adeliges Erziehungsinstitut und ein Findelhaus und gegen 12,000 Einwohner, die Fabriken und Manufakturen auf Seiden- und Sammetzeuche und Handel damit und mit Wein und Oel treiben. Calabria ulteriore heißt nach C. auch Provincia di Catanzaro.

Cataphracti, bei den Römern schwere Reiterei, bei welcher Roß und Mann am ganzen Körper gepanzert waren, die Kürassiere unserer Zeit. Kleine in ein längliches Viereck geschnittene Eisenschuppen waren an Bändern auf Leinwand so aufgereiht, daß immer, wie bei dem Gefieder der Vögel, eine Reihe unter der andern hervorragte. Nach Livius hatte Antiochus 3000 Mann von dieser schweren Kavalerie auf dem rechten Flügel seiner Phalanx stehen. Die Griechen und Römer bedienten sich ihrer vorzugsweise gegen die Elephanten, und zu diesem Zwecke waren die Rüstungen derselben an den Schultern u. der Brust mit starken eisernen Stacheln versehen. Auch die Parther, Syrer und Sarmaten hatten also bewaffnete Reiter.

Cataracatus, s. Caractacus.

Cataracta, grauer Staar (s. d.).

Catarina, San, Provinz im Kaiserthum Brasilien, zwischen Sao Paulo, Rio grande do Sul und dem Meere, besteht aus der Insel C., welche von dem Festlande durch den gleichnamigen Sund getrennt ist, und einer Landschaft des Kontinents und enthält auf 720 □Meilen gegen 105,000 Einwohner. Das Land ist von der Sierra do Mar durchzogen, waldreich und fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Mantok, Zucker, Kaffee und Südfrüchten. Die Insel S. C., 5 Meilen lang und 1½ breit, enthält die Stadt Nostra Señora do Destero, mit Hafen, Fort, dessen Kommandant früher stets aus der Familie des Vasco de Gama war, und 6000 Einwohner, die einträglichen Wallfischfang betreiben. In der Nähe liegt die Villa Santo Antonio mit dem Hafen Armaçao und 4000 Einwohnern. Der Ort S. Miguel, am gleichnamigen Busen, ist stark besucht von Wallfischfängern und hat eine Thransiederei. Der Ort Laguna liegt am gleichnamigen See auf dem Kontinent.

Catasetum, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, brasilianische Orchideen, welche in neuester Zeit häufig als Zierpflanzen gezogen werden. Die schönsten Arten sind: C. barbatum *Hort. Berol.*, bärtiges C., mit länglich-lanzettförmigen, wellenförmigen Blättern, 9—10blumiger Traube; C. Claveringii *Lindl.*, claveringische C., trägt einige länglich-lanzettförmige, gerippt-gestreifte, zugespitzte Blätter, welche länger sind, als die Blüthenähre, u. hat große, hängende Blüthen mit eirunden, inwendig dunkelpurpurroth gefleckten, auswendig grünen Kronenblättern, eine prächtige Pflanze aus Brasilien und Bahia, wo sie auf Baumstämmen wächst; C. cristatum *Lindl.*, kammförmiges C., aus Brasilien, mit länglich-lanzettförmigen, vielfältigen Blättern u. vielblumigen Trauben; C. floribundum *Hook.*, blüthenreiches C., an Bäumen auf Trinidad, mit sehr großen hängenden Blumen in einer Aehre, die kürzer ist, als die lanzettförmigen, gerippten Blätter; C. luridum *Lindl.*, grüngelbliches C., aus Brasilien, 2—3 Fuß hoch, mit 1—2 Fuß langen, 3—6 Zoll breiten, gerippten, lanzettförmigen, zugespitzten Blättern, einem Schaft mit überhängender, vielblumiger Aehre und grünlichen Blumen mit braunen Streifen und Punkten, von geringer Schönheit, aber starkem, weitduftendem Wohlgeruche; C. maculatum *Kunth*, geflecktes C., mit großen, prächtigen, hängenden Blumen, deren äußere Kronblätter schmal, gelb, grünlich, die innern eiförmig, gelblichgrün, am Rande braun gefleckt sind; C. purum *Nees*, reines C., mit sehr großen, gelblichgrünen Blumen in einer langen dichten Aehre, inwendig auf der Lippe purpurbraun. Diese auf Bäumen der Tropenwälder wachsenden, in deutschen Handelsgärten noch theuern Orchideen verlangen stets eine feuchte, sehr warme Atmosphäre u. Schatten. Man pflanzt sie am besten in Kästchen von porösem Kork od. durchlöcherter Baumrinde, in eine Mischung von verfaulten Sägespänen, etwas Loherde, Rinden u. Scherbenstückchen, mit etwas Moos untermengt, hängt diese Kästchen mittelst Metalldrahtes an schattigen Stellen des Warmhauses auf und bespritzt sie häufig mit Wasser, das im Hause erwärmt ist. Sie lieben 14 bis 18° Wärme (im Sommer noch mehr, selbst bis zu 24—30°) und werden, wiewohl spärlich, durch gelegentliche Theilung der Wurzeln vermehrt.

Catauxis, Indianerstamm in Brasilien, im südlichen Theile der Provinz Rio Negro, zwischen Hyuruhu u. Hyutahy.

Catawissa (Hughesburg), Stadt im nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, Grafschaft Northumberland, an dem gleichnamigen Flusse, einem der östlichen Arme des Susquehannah.

Cateau (le Câteau Cambresis), Stadt im franz. Departement Nord, am Selles, mit 5000 Einwohnern. C. hat Manufakturen in Leder, Battist, Spitzen und Zwirn, letzterer so fein, daß ein Pfund oft 100 Louisd'or kostet. Früher ein offener Ort, erhielt C. 1001 mit Bewilligung des Kaisers Otto III. von dem Bischof Herluin Mauern und die Rechte einer Stadt. Hier wurde

den 2. April 1559 zwischen Frankreich und England, Schottland und England und den 3. April zwischen Frankreich u. Spanien Friede geschlossen. Alle gegenseitig seit 1551 gemachten Eroberungen (von Seite Frankreichs nicht weniger als 198 feste Plätze und das ganze Herzogthum Savoyen) wurden wieder herausgegeben und der Königin Elisabeth von England die Rückgabe von Calais binnen 8 Jahren versprochen. Auch sollte sich des französischen Königs Heinrich Tochter, Elisabeth, mit Philipp von Spanien und seine Schwester Margaretha mit dem Herzoge von Savoyen vermählen. Hier am 26. April 1794 Gefecht zwischen den Oesterreichern und Franzosen.

Cateja, eine Art schwerer Wurfspieße, bei den Galliern und Deutschen gebräuchlich, hatte die Länge einer Elle, war stark mit Nägeln beschlagen und an einen Riemen befestigt, mittelst dessen der Streiter es nach dem Wurfe, der aus freier Hand geschah, wieder an sich zog.

Catel, 1) Charles Simon, französischer Schriftsteller und Komponist, 1773 zu Aigle im Waadtland geboren, kam jung nach Paris, widmete sich ausschließlich der Musik, wurde Lehrer der Komposition am neubegründeten Konservatorium und † den 29. November 1830. Seine Abhandlungen über die Elementarlehre der Musik (Traité de l'harmonie, Paris 1796, später zu Leipzig franz. u. deutsch) diente ihm als Grundlage in seinen Vorträgen u. erwarb ihm vielen Ruhm. Er selbst komponirte mehre Opern: „Sémiramis", „Les bayadères", „L'auberge de Bagnères", „Les artistes par occasion", „Wallace", „L'officier enlevé" ꝛc., die sich, wie sein Ballet „Alexandre chez Apelle", durch reinen Styl, reiche Melodiosität und Anmuth der Gesänge auszeichnen.

2) Ludwig Friedrich, Architekt, 1776 zu Berlin aus einer französischen Emigrantenfamilie geboren, ging nach der Schweiz, dann (1798) mit seinem jüngeren Bruder Franz nach Paris, kehrte 1799 nach Berlin zurück und errichtete hier 1801 eine Fabrik für in Stuck musivisch eingelegte Arbeiten, worauf er von der Regierung ein Patent für 10 Jahre erhielt. Von 1804—1806 leitete er bei Posen den Bau eines Schlosses und entwarf den Plan zu dem nachmaligen Luisenstift, begann 1808 den Aufbau des abgebrannten Dorfes Löwenberg, lieferte 1809 zur innern Ausschmückung des braunschweiger Schlosses die Stuckarbeiten und reiste 1811 durch die Schweiz nach Italien. Seit 1812 zurückgekehrt, ward er 1814 Mitbegründer des berliner Künstlervereins, erhielt nach dem Frieden die Ausführung der Stuckarbeiten in den königlichen Schlössern und entwarf den Plan des Badehauses an der Friedrichsbrücke in Berlin. C. † 1819 in Geisteszerrüttung. Von seinen Schriften nennen wir: „Versuch zur Verbesserung der Schauspielhäuser" (Berlin 1802); „Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen" (das. 1815); „Umriß eines Systems der Vertheidigungs- und Befestigungskunst eines Landes" (das. 1818); „Guter Rath für denjenigen Landmann, welcher durch die Folgen des Kriegs sein Wohnhaus, Ställe und Scheunen eingebüßt hat, wie er mit ansehnlicher Kostenersparniß ꝛc. dieselben wieder aufbauen könne" (das. 1808).

3) Franz, berühmter Zeichner und Maler, Bruder des Vorigen, zu Berlin um 1789 geboren, lebte seit 1809 zu Rom und ließ sich 1830 auf seinem Gute bei Macerata in der Mark Ancona nieder. C. ist ein universeller Maler, denn er stellt Historien, Landschaften und Genrestücke mit gleichem Erfolge dar. Scenerie, Perspektive und Figuren verkünden durchgehends einen Meister von höchster Reife, dem jedes Mittel zu Gebote steht. Aus seinen Bildern spricht ein tiefes Studium der Natur und poetische Auffassung derselben, ein reiner Farbensinn, Korrektheit der Zeichnung und Virtuosität in Führung des Pinsels. Er gibt die zauberische Harmonie des italienischen Himmels und Wasserspiegels unter dem sonnigen Duft noch immer mit der längst anerkannten Sicherheit und Leichtigkeit des Pinsels. Er malt Seestücke von ungemeinem Effekt, geistreiche Genrebilder, Interioren mit täuschender Wirkung der Perspektive, und seine mannigfaltigen Ansichten bilden einen ganzen Cyklus, wozu ihm Neapel und die Umgegend, Sorrento, Salerno und Sicilien reichlich Gegenstände boten. Seine Studien, die er auf einer Reise in Sicilien im Sommer 1818 mit dem Fürsten Galyczin machte, sind interessant. Den poetischen Aetna, die üppige Pflanzenwelt dieser zauberischen Gegenden, die malerische Poesie, sowohl der natürlichen Grotten, Berg- und Felsschluchten und der Meeresufer, als die Gebäude, von Pomeranzen und Reben umrankt, oder von Ruinen und Säulen getragen, stellt er mit der größten Treue und dichterischer Wahrheit dar. Ausgezeichnet ist seine Kolonnade von St. Peter im Mondscheine, ein Bild von überraschendem Lichteffekte, worin überhaupt dieser Künstler große Stärke besitzt; ferner: der Sturm am Aetna; die Säulenhalle des Kamaldulenserklosters bei Salerno; das Innere des Pantheons; des Kolosseums mit passender Staffage, die bei ihm immer trefflich ist; die Straße in Palermo, welche das Gegenstück zum vorigen Gemälde bildet; der Seesturm, im Besitze des Herrn von Quandt ꝛc. Viele seiner kleinen Bilder stellen das häusliche Leben, die ländlichen Freuden und Beschäftigungen jener blühenden Gegenden dar, Scenen voll Leben und Bewegung. Die eigentlich historischen Bilder C.s bilden die geringere Anzahl; wir erwähnen darunter Kaiser Rudolf, der den Priester mit dem Hochwürdigen auf seinem Pferde führt, und die Auferstehung Christi, ein großes Gemälde, vom Prinzen Heinrich von Preußen in die Luisenkirche von Charlottenburg gestiftet, 1834 zu Rom vollendet. C. war Mitglied u. Professor der Akademie zu Berlin u. † den 19. Dec. 1856.

Catelinotypie, ein von Catelin erfundenes Stereotypirverfahren, welches nach des Erfinders Angabe im „Moniteur de la librairie" das leichteste, raschesre, sicherste und billigste Verfahren des Stereotypirens seyn soll.

Catesbäa, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher mit kleinen Büschelblättern und Achselblüthen, zum Theil schöne Zierpflanzen. Die bekannteste Art ist: C. spinosa *L.*, dornige C., Liliendorn, ein 6 Fuß hoher Prachtstrauch auf den Bahamainseln, dessen Rinde tonisch, fiebervertreibend wirken soll u. sonst als Cortex Chinae spinosae nach Europa kam. Die Catesbäen verlangen sandige Laub-

oder Walderde mit ⅓ Lehm vermischt, werden im Warmhause bei 8—12° Wärme durchwintert, erhalten bei warmer Sommerwitterung ihre Stelle im offenen Glashause oder im Freien auf einer warmen bedeckten Stellage und lassen sich durch Stecklinge, Ableger, Sprößlinge und Samen vermehren. Im Winter begießt man sie nur wenig. Catesbaea spinosa ist eine Zierde jedes Gewächshauses.

Catesby, Marcus, berühmter englischer Naturforscher, um 1680 geboren, reiste 1712 nach Virginien und kehrte 1719 mit einem bedeutenden Schatz von Naturmerkwürdigkeiten zurück. Eine zweite Reise unternahm er 1722, durchforschte diesmal Carolina, Florida und die Bahamainseln und kam erst 1726 nach London zurück, wo er seine Reichthümer zu sichten und zu veröffentlichen begann; hier † er 1750 als Mitglied der königlichen Societät. Von C. erschien das Prachtwerk: „The natural history of Carolina, Florida and the Bahama Islands, containing the figures of birds, beasts etc.“ (2 Bde., London 1731 bis 1743; Appendix dazu, das. 1748, mit 220 von C. selbst geätzten und prachtvoll illuminirten Kupfertafeln; 2. Ausgabe von G. Edwards, 2 Bde., London 1754, 1771, Paris 1764; deutsch im Auszug und ohne Kupfer von J. Chr. Huth, Nürnberg 1756). Von den Abbildungen stachen zwei nürnberger Kupferstecher, N. F. Eisenberger und G. Lichtenberger, mehre Folgen (Nürnberg 1750 ff.).

Cathcart, 1) William Shaw, Graf, britischer General und Diplomat, den 17. September 1755 aus einem alten schottischen Geschlechte, das seinen Ursprung auf Sir Allan von C., den Waffengefährten von Bruce, zurückführt, geboren, Sohn des Charles Lord C., der 1768 als Gesandter nach Petersburg ging, wohin ihn der damals 15jährige William begleitete. Dieser studirte anfangs auf der Universität Glasgow die Rechte, trat aber nach dem Tode seines Vaters 1777 in die Armee und that sich im amerikanischen Revolutionskriege rühmlich hervor. Im Jahr 1786 ward er zum Repräsentativpeer für Schottland gewählt, welche Stellung er in fünf auf einander folgenden Parlamenten bekleidete. Zum Brigadier befördert, machte er den Feldzug von 1793 in Flandern mit, half Ostende entsetzen, bewies im Gefecht von Brommel große Tapferkeit und ward dafür 1794 zum Generalmajor befördert. Nachdem er am 8. Januar 1795 den Franzosen das blutige Treffen bei Büren geliefert, blieb er nach dem Abzuge der Hauptarmee unter dem Herzoge von York bis zum December in Norddeutschland, worauf er sich mit der Kavalerie zu Kurhaven nach England einschiffte. Georg III., der ihn sehr hoch schätzte, ernannte ihn 1797 zum Chef des 2. Leibgarderegiments, 1801 zum Generallieutenant und 1803 zum Oberbefehlshaber in Irland. Im Jahr 1805 erhielt er eine diplomatische Mission an den Kaiser Alexander, indem er eine britisch-hannöverische Truppenabtheilung kommandiren sollte, die sich dem an der Elbe operirenden russischen Corps unter Tolstoy anschließen würde. Nachdem die Schlacht von Austerlitz diesen Plan beseitigt, kehrte C. nach England zurück. Im Juli 1807 erhielt er das Kommando der Landtruppen bei der Expedition nach Kopenhagen, für deren glücklichen Ausgang er durch die Erhebung zum Peer von Großbritannien mit dem Titel als Viscount belohnt wurde. Auch wurde ihm am 28. Januar 1808 der Dank beider Häuser des Parlaments votirt. Im Jahr 1812 ging er abermals als Gesandter nach Rußland, machte an der Seite des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und nahm an den Kongressen von Chatillon und Wien Theil. Am 18. Juni 1814 erhielt er den Grafentitel. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er auf seinem Landsitze Cartside bei Glasgow, wo er den 17. Juni 1843 †.

2) Charles Murray, Lord C., früher unter dem Namen Lord Greenock bekannt, ältester Sohn des Vorigen, den 21. December 1783 geboren, diente in Spanien und bei Waterloo unter Wellington, erhielt später den Posten eines Gouverneurs von Edinburgh-Castle, ward 1830 Generalmajor, fungirte 1851 als Generallieutenant und Oberbefehlshaber in Canada und erhielt nach seiner Rückkehr das Kommando des westlichen Militärdistrikts in England.

3) George, Bruder des Vorigen, geboren 1794, studirte zu Edinburg, trat 1810 in die Armee, begleitete seinen Vater 1812 nach Rußland und wohnte an seiner Seite den Feldzügen bis zur Kapitulation von Paris bei. Die während dieser Zeit gemachten Beobachtungen hat er in den höchst interessanten „Commentaries on the war in Russia and Germany in 1812 and 1813“ (Lond. 1850) niedergelegt. Nach der Einnahme von Paris ging er mit seinem Vater zum Kongresse nach Wien und nahm später als Adjutant Wellingtons an den Schlachten von Quatrebras und Waterloo Theil. Im Jahr 1818 rückte er zum Kapitän auf, begleitete Wellington zum Kongresse nach Aachen, 1826 nach Preußen, erhielt 1828 das Kommando eines Infanterieregiments, mit dem er in Neuschottland, dann auf den Bermudasinseln und zuletzt auf Jamaika war, zog sich aber 1834 aus dem aktiven Staatsdienst zurück und lebte auf Halbsold, bis 1837 die Revolution in Canada ausbrach und er das Kommando einer Kavaleriebrigade daselbst erhielt. Bald darauf zum Oberbefehlshaber über die südlich vom St. Lorenzstrome operirenden Regierungstruppen ernannt, unterdrückte er den Aufstand völlig, kehrte 1844 nach England zurück, ward 1846 Deputylieutenant des Tower und übernahm 1852 den Oberbefehl gegen die Kaffern am Kap der guten Hoffnung, wo er bald den Frieden wiederherstellte. Im russisch-türkischen Kriege erhielt er das Kommando der 4. Division der englischen Truppen und fiel am 5. November 1854 in der Schlacht bei Inkerman.

Cathartica (lat., v. Griech.), ausleerende Mittel.

Cathelineau, Jacques, der erste Häuptling der Vendéer im Kampfe gegen das republikanische Frankreich, am 5. Januar 1759 im Flekken Pin-en-Mauge geboren, war beim Ausbruch der Revolution ein armer Leinwandhändler, der nur mühsam seine zahlreiche Familie nährte. Als bei der vom Nationalkonvent im Frühjahr 1793 dekretirten Truppenaushebung in der Vendée unter den widerspenstigen Rekruten ein Aufstand ausbrach, stellte er sich an die Spitze derselben u.

errang schon am ersten Tage, den 10. März 1793, zwei wichtige Siege. Mit dem Schloß Jallais kam der mit Stöcken, Heugabeln und Pflugschaaren bewaffnete Haufe in den Besitz einer Kanone und mit ihr in den Besitz der Stadt Chemillé, wo sich Waffen aller Art fanden. Der Ruf dieser Thaten ging wie ein Lauffeuer über das Land, entflammte die Unterdrückten und erfüllte die Republikaner mit Schrecken. Forét, einer der eifrigsten Prediger des Aufstandes zu St. Florent, vereinigte sich mit C., die Bewohner von Chanzeaur erhoben sich, Stofflet führte eine neue Schaar herbei, und schon am 15. März fühlten sich die Vendéer stark genug, Chollet, das von 500 Mann Besatzung und einer starken Artillerie vertheidigt wurde, zu belagern: der erste Schuß brach die Reihen der Blauen, die Anführer der Royalisten verfolgten ihren Vortheil und Chollet fiel mit allen Kriegsvorräthen in ihre Hände. C., der sich zum Anführer nicht gebildet genug hielt, stellte sich nun unter das Kommando Bonchamps und d'Elbée's, ohne deshalb an Achtung und Einfluß zu verlieren. Als man jedoch nach der Einnahme von Saumur, am 12. Juni 1793, das Bedürfniß einer vereinten Leitung fühlte, wurde C. durch einmüthigen Beschluß aller Führer zum „Oberbefehlshaber der katholischen und königlichen Heere" ernannt. C. stand jetzt an der Spitze von 80,000 Mann; gleichwohl blieb die verhängnißvolle Belagerung von Nantes, welche am 29. Juni 1793 begann, von wechselndem Erfolg begleitet. Bei einem letzten verzweifelten Sturm auf die gut vertheidigte Stadt ward C. von einer Flintenkugel verwundet. Er wurde nach St. Florent geschafft, wo er den 11. Juli 1793 †. Im Laufe des Kriegs fraß das Schwert fast seine ganze außerordentlich zahlreiche Familie; die wenigen noch vorhandenen Kinder C.'s wurden von der Restaurationsregierung mit großen Pensionen bedacht.

Catherwood, englischer Maler, bereiste 1839 bis 1841 Centralamerika und hielt sich namentlich länger in Yucatan auf, dessen Denkmäler seine Aufmerksamkeit ganz besonders erregten. In Folge dieses Reiseunternehmens erschienen 1844 zu London „Views of ancient monuments in central America, Chiapas and Yucatan" (gr. Fol.). Die 25 Platten des Werks (mit dem chromolithographischen Titelblatte 26) sind sämmtlich nach C.s Zeichnungen von Picken, Warren, Bourne, Parrot, Boys u. a. Künstlern lithographirt und in Farben gedruckt. So Ausgezeichnetes auch die Engländer in kurzer Zeit in der Lithographie und im Farbendrucke geleistet haben, so läßt doch dieses Werk alle frühern derartigen Leistungen an technischer Ausführung wie überhaupt an Geschmack in der Darstellung hinter sich zurück.

Catilina, Lucius Sergius, der Anstifter der großen nach seinem Namen bekannten Verschwörung in Rom, stammte aus der berühmten patricischen Familie der Sergier und war um 108 v. Chr. geboren. Von seiner Kindheit und Jugend ist nichts bekannt; doch beweist seine spätere Stellung im Staate, daß man ihn wissenschaftlich nicht vernachlässigt hatte. Einen Hauptgrundzug seines Charakters zeigte er schon im Bürgerkriege. C. tödtete den M. Marius Gratidianus, der von Sulla proskribirt, sonst aber beim Volke sehr beliebt u. mit Cicero verwandt war, und schleppte dessen blutiges Haupt mitten durch die Stadt vom Janiculum bis zum Tempel des Apollo am Forum Olitorium; den Mann seiner Schwester, Q. Cäcilius, streckte er mit eigener Hand nieder, und durch eine Horde Gallier, über die ihn Sulla gesetzt hatte, ließ er M. Volumnius, Q. Nannius, L. Tantasius (oder Tanusius) hinschlachten. Einen zweiten hervorstechenden Zug seines Charakters bildete die Wollust. Schon als Jüngling hatte er mit einer unverheiratheten adeligen Dame, einer Vestalin und Andern sträflichen Umgang gepflegt; später heirathete er sogar die Tochter einer Frau, mit welcher er selbst im verbrecherischen Umgange gestanden hatte, so daß man ihn für den Vater seines Weibes hielt. Wegen seines Verhältnisses zu der Vestalin wurde er, wahrscheinlich vor 71 v. Chr., des Incests angeklagt, aber durch die Gunst des Q. Catulus und anderer Römer losgesprochen, da die Vestalin, welche Fabia hieß und mit Cicero verwandt war, selbst aus einer hochangesehenen Familie stammte und in derselben viele Vertheidiger fand. Zuletzt vereinigte er Grausamkeit und Wollust; denn von Liebe zur Orestilla, einem schändlichen Weibe, gefesselt, tödtete er seinen eigenen Sohn, als diese aus Furcht vor demselben Bedenken trug, sich mit C. zu vermählen. Aber nicht nur er selbst gab sich Lüsten und Lastern aller Art hin, sondern er verführte auch eine Menge junger Leute zu gleich ruchlosen Thaten, indem er sie erst moralisch zu Grunde richten zu müssen glaubte, um sie für seine Absichten gebrauchen zu können, und brachte es auf diese Weise dahin, daß es keine Art Verbrecher gab, die er nicht zu seinen Freunden zählte. Nachdem er die Quästur verwaltet, diente er im macedonischen Kriege mit Auszeichnung, bekleidete darin noch die Prätur und ging als Statthalter nach Afrika, wo er sich aber so unmenschliche Erpressungen erlaubte, daß er, gerade zu der Zeit, wo er sich um das Konsulat beworben hatte, von afrikanischen Abgesandten in Rom angeklagt wurde. In Folge dieser Anklage berief der Konsul L. Tullus 67 v. Chr. einen eigenen Rath, auf dessen Urtheil C. mit seiner Bewerbung zurückgewiesen wurde. Glücklicher war er in seinem Prozesse. J. Clodius übernahm das Patronat der Afrikaner und führte die Klage, ließ sich aber von C. bestechen, so daß der Prozeß für C. gewonnen wurde; doch soll er bei dem Handel, wie Q. Cicero berichtet, den größten Theil seines Vermögens zugesetzt haben. Um die höchste Gewalt und dadurch die Gelegenheit zu erhalten, sich und seinen Genossen reiche Provinzen zu sichern, trat er mit P. Autronius und P. Sulla, einem Neffen des Diktators, welche 67 v. Chr. zu Konsuln erwählt und kurz nachher wieder abgesetzt worden waren, weil sie die höchste Würde durch Bestechungen erlangt hatten, in engere Verbindung und stiftete dadurch die erste Verschwörung, deren Führer C. und Autronius genannt werden. Der Anschlag wurde jedoch verrathen; die zeitig gewarnten Konsuln waren gerüstet und C. mußte die Ausführung seines Verbrechens auf günstigere Zeit verschieben. Er bestimmte dazu den Februar und setzte nun auch die angesehensten Senatoren auf

die Proskriptionsliste. Indeß scheiterte auch diese Verschwörung und die Hauptstütze der Unternehmung, Cn. Piso, wurde kurz nachher in Spanien, wo er, auf Veranstaltung des M. Crassus, dem Cn. Pompejus entgegenarbeiten sollte, von den Eingeborenen, die seine Härte nicht länger ertragen konnten, erschlagen. Dieser Vorgänge ungeachtet stand C. fortwährend in der Gunst des Volks, in gutem Verhältnisse mit Crassus u. Cäsar, und selbst Cicero widmete ihm, wiewohl eigennütziger Zwecke wegen, seine Rechtshülfe. Das Jahr 66 v. Chr. verfloß ohne weitere Resultate; das folgende aber wurde um so wichtiger, da sich C. in diesem selbst um das Konsulat bewerben u. im Fall des Mißlingens die höchste Macht mit Gewalt erringen wollte. Im Anfang des Juni 65, unter dem Konsulat des L. Cäsar und C. Figulus, schien für C. der rechte Zeitpunkt zur Ausführung seines Planes gekommen zu seyn. Seine Genossenschaft war weit zahlreicher und die Stellung derselben im Staate weit bedeutender, als in der früheren Verschwörung; dazu besaß er die Volksgunst mehr denn je und der Staat war ohne militärische Vertheidigung, denn Pompejus stand im fernsten Westen. Vorzüglich stützte sich aber C. auf Sulla's alte Soldaten, welche in Etrurien angesiedelt waren, ihre reiche Beute schnell verpraßt hatten und neuer Bürgerkriege bedurften, um ihr schwelgerisches Leben fortzusetzen. Um alle Unzufriedenen für seine Zwecke möglichst sicher zu gewinnen und zu bearbeiten, veranstaltete er in seinem Hause häufig heimliche Zusammenkünfte aller Verschworenen. Der Zweck dieser Zusammenkünfte blieb aber nicht geheim. Kurz nach der ersten derselben hatte sich das Gerücht verbreitet, daß C. bei der Eidesleistung eine Schale mit Menschenblut herumgereicht habe, und die Nachrichten von den verbrecherischen Entwürfen kamen nach und nach auch ins Publikum, und zwar auf eine der Verschwörer würdige Weise. Q. Curius, Sprosse einer angesehenen Familie, aber lasterhaft und verbrecherisch und durch sein öffentliches Leben bereits so tief gesunken, daß sich der Senat genöthigt gesehen hatte, ihn aus seiner Mitte zu stoßen, stand in unerlaubtem Umgange mit einer sonst angesehenen Frau, der Fulvia, wurde ihr aber, da er nicht mehr wie früher geben konnte, lästig und stand eben auf dem Punkte, gänzlich abgewiesen zu werden, als er plötzlich goldene Berge versprach; ohne viele Mühe lockte ihm hierauf das Weib sein ganzes Geheimniß ab, und von ihr ging die allmählige Verbreitung desselben aus und bewirkte, daß ein großer Theil des Volks das Konsulat nun dem Cicero zuzuwenden suchte. C. dagegen verband sich mit C. Antonius zu dem Zweck, sich gegenseitig das Konsulat zu sichern und den Cicero gemeinsam zu verdrängen. Diese Verbindung war es, welche Cicero bewog, den C. im Senate direkt in einer Rede anzugreifen, in welcher er ihm die schwersten Vergehungen vorwarf und ihn u. Antonius zwei Dolche nannte, die bereit seyen, das Vaterland zu ermorden. Cicero wurde sofort zum ersten Konsul erwählt. Die meisten Stimmen nach ihm fielen C. Antonius zu; C. stand diesem jedoch nur wenige Stimmen nach. Gleich nach den Wahlen traf ihn eine Anklage bei dem Gerichtshofe inter Sicarios, wegen der Ermordungen, welche zu Sulla's Zeiten Statt gefunden hatten. Aber wie schwer auch die Gefahr über seinem Haupte schweben mochte und obgleich C.'s mütterlicher Oheim und viele Andere verurtheilt wurden, so wurde C. dennoch freigesprochen.

Die Verschwörung war durch Cicero's Wahl zwar erschüttert, aber nicht aufgelöst. Von nun an verfolgte C. sein Ziel mit doppeltem Eifer; sein einziger Weg war jetzt nur der der Gewalt. Er sammelte Waffen und Kriegsbedürfnisse, nahm Geld auf den eigenen Namen oder den Kredit seiner Freunde auf, verschaffte seinem treuen Genossen, dem M. Manlius Acidinus, die nöthigen Mittel, um Truppen in Etrurien zu werben, vergrößerte seinen Anhang in jeder Weise und suchte selbst übel berüchtigte Weiber zu gewinnen, theils um sich deren Sklaven zu sichern, theils um sich mit deren Männern zu verbinden oder dieselben aus dem Wege zu schaffen. Dabei hoffte er den C. Antonius, den designirten Konsul, ganz auf seine Seite zu bringen, während Manlius die sullanischen Krieger für C. bearbeiten sollte; Septimius Camers war zu ähnlichen Zwecken nach Picenum, C. Julius nach Apulien und Andere anders wohin gesandt worden, wo er nur immer Hülfe winken sah. In Rom selbst suchte C. die geeignetsten Orte mit Bewaffneten besetzt zu halten, war selbst stets bewaffnet, machte Vorbereitungen zu einem allgemeinen Brande der Stadt und verpflichtete seine Genossen, jeden Augenblick für ihn bereit zu seyn. Cicero begegnete diesen Anschlägen mit zweckmäßigen Mitteln. Seinen Kollegen C. Antonius gewann er dadurch, daß er ihm seine gewinnreiche Provinz Macedonien überließ und dafür Gallien nahm; das kalpurnische Gesetz wurde durch Hinzufügung einer 10jährigen Verbannungsstrafe für Diejenigen, welche der Bestechung bei der Bewerbung um Ehrenämter überführt wären, noch geschärft, und außerdem traf er die Bestimmung, daß Niemand innerhalb zweier Jahre vor einer solchen Bewerbung Gladiatorenspiele, es wäre denn in Folge einer testamentarischen Verfügung, geben dürfe; letzteres nicht ohne Beziehung auf C., der von Neuem das Konsulat zu erlangen suchte. C., der die Hindernisse stets sich mehren und den Erfolg seiner Bemühungen immer zweifelhafter werden sah, beschloß, Cicero am Tage der nächsten Komitien zu ermorden. Aber auch davon erhielt der Bedrohte zeitige Kunde, verschob die auf den 20. Oktober festgesetzten Wahlen und brachte an diesem Tage die Umtriebe C.'s vor den Senat. Er entwickelte hier offen und unverschleiert das ganze Bild der bis jetzt im Finstern genährten und groß gezogenen Verschwörung und forderte C. auf, sich von diesen Anschuldigungen zu reinigen. C.'s Erwiederung war das verwegenste Werk des Augenblicks: er rechtfertigte sich mit der alle Anklagen zugestehenden Erklärung: daß im Staate zwei Körper seyen, der eine kraftlos mit einem schwachen Haupte (Cicero), der andere stark, doch ohne Haupt (das Volk); doch solle diesem das Haupt, so lange er lebe, niemals fehlen. Wenige Tage zuvor hatte er auf eine Anklagedrohung M. Cato's geäußert: er werde, wenn man einen Brand gegen ihn anfache, diesen nicht mit Wasser, son-

dern mit dem Umsturz des Staates löschen. Die nächste Folge der Aeußerungen C.'s war die, daß der Senat dem Konsul nach der gewohnten Formel die höchste Gewalt übertrug. Auch ließ man die geeigneten Plätze mit Bewaffneten besetzen. Als wenige Tage darauf L. Sävius im Senate einen Brief aus Fäsulä des Inhalts vorlas, daß Manlius die Waffen ergriffen und seine Schaaren versammelt habe, wurde Q. Marius Rex nach Fäsulä, Q. Metellus Creticus nach Apulien, Q. Pompejus Rufus nach Capua und Q. Metellus Celer nach Picenum gesandt und ihnen der Auftrag gegeben, nach den Zeitumständen ihre Maßregeln zu ergreifen und ein Heer zu werben. Ferner beschloß der Senat, daß Derjenige, welcher eine Anzeige hinsichtlich der Verschwörung mache, wenn er ein Sklave sey, Freiheit und 100,000 Sesterzien, d. i. an 6000 Gulden, wenn frei, 200,000 Sesterzien erhalten, dann, daß die Gladiatoren in Capua vertheilt, zu Rom nächtliche Wachen die Stadt durchziehen und die niedern Magistratspersonen dieselben befehligen sollten. C., durch alle diese Anordnungen wenig geschreckt, suchte anfangs den Schein der Unschuld anzunehmen, und um seine Schuldlosigkeit aufs Glänzendste zu beweisen, hatte er sich zu einer freien Haft bei Manlius Lepidus, dann bei Cicero selbst, hierauf bei dem Prätor Q. Metellus und zuletzt bei M. Marcellus angeboten, war aber von allen abgewiesen worden. Er legte wenig Gewicht darauf, daß L. Paulus ihn wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit (de vi publica) anklagte, ebenso wenig fürchtete er einen besondern Nachtheil von dem Umstande, daß seine Schaaren im nächtlichen Ueberfalle Präneste fruchtlos angegriffen und großen Verlust erlitten hatten. Sein erster Zweck war zwar unerreicht geblieben; er war bei den Konsulwahlen abermals übergangen worden, und auch sein Anschlag auf Cicero mußte unausgeführt bleiben, weil dieser am Tage der Wahlen mit einem Panzer unter der Toga erschien und stets von einer so großen Schaar seiner Freunde umgeben war, daß kein Fremder bis zu ihm vordringen konnte. Aber das Volk blieb ihm, so viel auch von den blutigen Anschlägen bekannt wurde, zugethan, und die glaubwürdigsten Schriftsteller versichern, daß ein geringer Erfolg in den Waffen damals den Staat in die größte Gefahr gebracht haben würde. In einer neuen Berathschlagung, die im Hause des M. Lecca, unter etwa 35—40 Männern, sämmtlich aus den angesehensten Familien, ja, zum Theil Senatoren, Statt fand, beschloß man einen allgemeinen Aufstand durch ganz Italien und vertheilte zu diesem Zweck sogleich die Rollen. C. sollte sich an die Spitze der Truppen in Etrurien stellen, andere in Rom zurückbleiben, um die Stadt an allen Enden anzuzünden und die Senatoren und alle angesehenen Männer, bis auf die beiden Söhne des Pompejus, die man als Geißeln zurückbehalten wollte, niederzumetzeln; sodann sollte C. erscheinen u. sich vermittelst seines Heeres zum Herrn der Stadt machen. C. erklärte auch, daß es sein Wunsch sey, zum Heere des Manlius nach Etrurien zu gehen, nur wolle er Rom nicht verlassen, bis er zuvor den Cicero getödtet habe. Zur Ausführung dieses Mords erboten sich zwei römische Ritter, C. Cornelius und L. Vargunteius, die sich des gemeinsamen Feindes schon am nächsten Morgen, unter dem Scheine, ihm einen Ehrenbesuch abzustatten, entledigen wollten. C., der noch in derselben Nacht von dem Vorgefallenen durch Curius und Fulvia Kunde erhielt, sicherte jedoch sogleich sein Haus mit einer stärkeren Wache, berief eine Anzahl angesehener Männer zu sich und nannte ihnen die Namen der Mordkandidaten. Beide erschienen und beide verriethen, als man ihnen den Zutritt zu Cicero verweigerte, durch die Drohungen, welche sie ausstießen, nur zu deutlich den eigentlichen Zweck ihres Kommens. Als Cicero sofort den Senat versammelte, um ihn über diese Vorfälle zu geeigneten Beschlüssen zu veranlassen, stellte sich auch C. ein; aber sobald er seinen Platz einnahm, verließen die Senatoren in seiner Nähe die Sitze u. Cicero begann, ihm seine erste catilinarische Rede mit fruchtbarer Beredsamkeit entgegenzudonnern, gegen welche sich C. mit demüthiger schwacher Stimme und mit zur Erde niedergesenktem Blicke in einer Weise zu vertheidigen suchte, als sey er von einem Feinde nur zu einem Wortwechsel gereizt. Da sich bei den heuchlerischen Worten des Verräthers ein lautes Gemurr im Senat erhob, verließ er wüthend den Saal. Er hielt es nun für das Gerathenste, sich zu seinem Heere nach Etrurien zu begeben, dasselbe möglichst zu verstärken und dazu die Zeit zu benutzen, ehe Legionen ausgehoben würden. Die oberste Leitung seiner Angelegenheiten in Rom übertrug er dem C. Cethegus und P. Lentulus, welcher 7 Jahre früher Konsul gewesen, dann aber seines Lebenswandels wegen aus dem Senate gestoßen worden war, damals aber, um wieder in den Senat zu gelangen, sich um die Prätur beworben und sie erhalten hatte. Nach C.'s Plan sollten beide die Zahl der Anhänger um jeden Preis vermehren, während er selbst mit einem starken Heere gegen Rom heranziehen werde.

Kaum hatte C. Rom verlassen, so erhoben sich Cicero's Feinde und beschuldigten ihn eines gewaltsamen Verfahrens gegen den ehrenwerthen Bürger, der nun selbst nach Massilia in die Verbannung gegangen sey, um dem Staate Ruhe zu geben. Dieses Gerücht verbreitete auch C. in mehren Briefen, und er fand vielen Glauben, bis ein Brief ganz andern Inhalts an Q. Catulus den einsichtsvolleren Männern gegen die Blindheit der großen verführten Masse zu Hülfe kam. C. war zuerst nach Arretium geeilt, wo er die Landleute bewaffnete, und begab sich sodann mit den Fasces und den Insignien höchster Gewalt ins Lager, wohin er einen silbernen Adler vorausgesandt hatte und wo nun im Verein mit Manlius die Kriegsrüstungen begannen. Sobald diese Nachricht nach Rom kam, erklärte der Senat beide für Feinde des Vaterlandes und bestimmte ihren Anhängern eine Frist, binnen welcher sie straflos wieder aufgenommen werden sollten. Die Konsuln nahmen eine Aushebung vor, Antonius zog gegen C. und Cicero mußte zur Sicherung Roms zurückbleiben. Trotz der Bemühungen des Senats war aber Niemand zum Abfall von C. zu bewegen, es waren sogar noch mehre Römer zu ihm geeilt. Indeß fehlte in Rom nach C.'s Abgange den Verschworenen

Einheit und Sicherheit in der Leitung. Lentulus entbehrte, obgleich aus angesehener Familie abstammend, aller inneren und äußeren Würde und Kraft. Neben ihm stand C. Cethegus, von gleich angesehener Familie, aber von einem wilden und ungestümen und äußerst unternehmenden Charakter, anfänglich ein Marianer, dann zu Sulla's Partei gehörig und nicht ohne großen Einfluß im Staatsleben. Auch unter den Uebrigen gab es berühmte Namen: zwei Sulla waren Neffen des Diktators, Cassius Longinus hatte sich mit Cicero um das Konsulat beworben, Autronius war schon früher zum Konsul gewählt, aber der Bestechung überführt und desselben wieder verlustig gegangen. Die Meisten waren Leute, die ihr Vermögen ganz oder doch größten Theils durchgebracht, sich durch ihr Leben entehrt und ihre Hoffnungen auf Staatsämter vernichtet hatten und nun ihr Vertrauen auf eine gänzliche Veränderung der Verhältnisse setzten. Bereits waren die Verschworenen in Rom so weit gekommen, daß sie ihr Hauptaugenmerk auf fremde Hülfe richten mußten, und es schien ihnen daher gelegen, daß damals Gesandte eines gallischen Volks, der Allobroger, sich in Rom befanden, um sich über das Verfahren römischer Beamten im Lande zu beschweren. An diese Gesandten, welche, unzufrieden, ihre Beschwerden nicht abgestellt zu sehen, in ihre Heimath zurückkehren wollten, wandte sich P. Umbrenus, der sich in Handelsgeschäften in Gallien aufgehalten hatte und ihnen dadurch bekannt geworden war, im Auftrage des Lentulus, gab ihnen Hoffnung auf Hülfe für ihre Klagen und machte sie mit dem Vorhaben der Verschworenen bekannt. Anfangs nahmen sie die Vorschläge sehr bereitwillig auf; bald aber bedachten sie die Gefahr eines solchen Unternehmens und theilten Alles, was sie gehört, dem Q. Fabius Sanga, dem Patron ihres Staates, mit, der dem Cicero sofortige Kunde gab. Dies geschah zu einer Zeit, wo bereits im diesseitigen und jenseitigen Gallien und sogar an verschiedenen Orten Italiens Unruhen vorgefallen waren und die Verschworenen den C. dringend aufforderten, mit seinem Heere näher an Rom heranzukommen. Sobald C. nach Fäsulä gekommen sey, wollte der Volkstribun L. Bestia das Volk berufen, sich über Cicero beschweren und demselben den Bürgerkrieg zum Vorwurf machen. Auf diese Zeichen sollte ein jeder der Verschworenen an sein Geschäft gehen, sey es, daß er die Ermordung des Konsuls, oder der Senatoren, oder die Anzündung der Stadt übernommen hätte. Von diesen Verabredungen scheint Cicero keine Nachricht gehabt zu haben; dagegen benutzte er die allobrogischen Gesandten zu genaueren Nachforschungen über den Plan der Verschwörer. Diese sollten ihren vertrauteren Umgang mit denselben fortsetzen, besonders aber sich Briefe, überhaupt Geschriebenes von ihnen zu verschaffen suchen u. dann in einer von Cicero zu bestimmenden Nacht abreisen. Die Gesandten kamen den erhaltenen Anordnungen genau nach und reiseten, nachdem sie hinlängliche schriftliche Zeugnisse in der Hand hatten, von Rom ab; kaum waren sie jedoch, begleitet von Volturcius, zur milvischen Brücke gelangt, als sie verabredetermaßen von den Prätoren Flaccus und Pomtinius gefangen genommen und nach Rom zurückgeführt wurden. Alles war ziemlich still in der Nacht vollbracht und am frühen Morgen wurden sämmtliche Papiere, die man bei den Gesandten gefunden hatte, dem Cicero überliefert, der sie, dem Rathe seiner Freunde entgegen, uneröffnet und unversehrt dem Senate vorzulegen beschloß und zu diesem Zweck den letzteren in den Tempel der Concordia am Forum berief. Da aus den Briefen die Schuld klar hervorging und diese durch das Geständniß der Verschworenen noch bestätigt wurde, so beschloß der Senat, daß die bekannten Theilnehmer an der Verschwörung verschiedenen Senatoren zu freier Haft übergeben würden; Lentulus legte sogleich die Prätur feierlich nieder. Dieses Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf das römische Volk: erst jetzt erkannte es die Gefahr, in welcher die Stadt geschwebt hatte. Einmüthig wurde daher beschlossen, den Göttern für die Entdeckung der Verschwörung ein allgemeines Dankfest (supplicatio) zu feiern und Allen, deren patriotische Wirksamkeit dabei ans Licht gekommen war, Belohnungen zu dekretiren, während man einen falschen Angeber, L. Tarquinius, welcher den Crassus nannte, mit der angemessenen Strafe belegte. Cicero selbst aber wurde von den ausgezeichnetsten Männern als Retter aus großem Unglück gepriesen und des höchsten Ehrennamens Pater Patriae für würdig erklärt. Gleichwohl blieb seine Stellung noch immer höchst bedenklich. Die Verschworenen, die, jetzt in der größten Gefahr, wenn nicht ihren anfänglichen Plan auszuführen, doch sich auf jede Weise zu befreien suchten, schickten Kommissarien aus, um den Pöbel aufzureizen u. ihre Sklaven und Freigelassenen herbeizurufen, die mit Gewalt ihre Befreiung bewirken sollten. Cicero gerieth dadurch in große Besorgniß, und obgleich die Ritter sich bewaffneten und zu jedem Beistand augenblicklich bereit waren, so konnte er doch erst durch himmlische Zeichen, die bei einem Opfer erschienen, das die Matronen Roms in seinem Hause der Bona Dea brachten, bewogen werden, möglichst schnell gegen die Gefangenen zu verfahren. Am dritten Tage, nachdem sie in die Haft gebracht waren, den 5. December 64 v. Chr., berief er den Senat und legte ihm die Frage vor, was mit den Verschwörern geschehen solle, da schon früher derselbe erklärt hatte, sie hätten gegen das Wohl des Staats (contra rempublicam) gehandelt. Der erwählte Konsul Dec. Silanus ergriff zuerst das Wort und sprach das Todesurtheil über die Gefangenen aus und ihm folgten alle Konsularen bis auf C. Julius Cäsar, welcher damals erwählter Prätor war u. sich für eine lebenslängliche Haft entschied. Seine anscheinlich mildere Ansicht fand Beifall und bestimmte viele Senatoren, ihren früheren Ausspruch zurückzunehmen. Aber den Ausschlag gab M. Cato, der sich mit dem entschiedensten Ernste für Silanus' Meinung aussprach, und Cicero, richtig die Gefahren einer Verzögerung würdigend, eilte den Beschluß des Senats zu vollziehen. Die Gefangenen wurden in das tullianische Gefängniß geführt und hier erdrosselt; dem Volke aber, das sich in der Nähe versammelt hatte, machte Cicero das Geschehene mit

den Worten bekannt: Sie haben gelebt (Vixerunt).

C. hatte in der Zwischenzeit auf die Vollendung dessen gewartet, was er dem Lentulus und den Uebrigen auszuführen übertragen hatte. Von seinen Schaaren, die sich fast auf zwei Legionen (etwa 12,000 Mann) beliefen, war nur etwa der vierte Theil bewaffnet; die Uebrigen trugen Jagdspieße, Beile, Knüttel u. dergl. Anfangs waren auch Sklaven von C. aufgenommen, später aber zurückgewiesen worden, um nicht Unehre auf die Seinen zu bringen, wenn freie Bürger mit den Sklaven den Kampf um ihre politische Freiheit getheilt hätten. Als Antonius mit dem Heere herannahete, zog sich C. in die Gebirge Etruriens zurück, vermied jeden Kampf und suchte seine Feinde über seine Absichten zu täuschen, indem er sich bald nach Gallien, bald nach Rom hin wandte. Als jedoch die Nachricht von dem Tode seiner Freunde in Rom eintraf, verlief sich ein großer Theil der Seinigen und er selbst eilte nach Pistoria, um auf Gebirgspfaden nach Gallien zu entkommen. Aber Q. Metellus Celer versperrte ihm den Weg und C. vermochte nicht länger dem Kampfe auszuweichen, da auch Antonius, der ihn gern hätte entkommen lassen, durch seinen Quästor P. Sestius sich zum Kampfe gezwungen sah. Was ihm an physischer Macht abging, das sollte der Muth der Krieger ersetzen. Er feuerte die Seinen durch eine kräftige Rede zum Kampfe an und zeigte durch die Anordnung der Schlacht Umsicht und Geschick eines ausgezeichneten Feldherrn. Die besten Krieger stellte er gegen römischen Gebrauch in die erste Linie, übergab dem M. Manlius den Oberbefehl über den rechten, einem Fäsulaner das Kommando über den linken Flügel; er selbst nahm seine Stelle neben einem silbernen Adler, dessen sich Marius als Feldzeichen schon im cimbrischen Kriege bedient haben soll. Auf der Seite seiner Feinde lag Antonius am Podagra krank darnieder; jedoch wurde seine Stelle durch seinen Legaten M. Petrejus, einen erfahrenen und tapfern Krieger, vollkommen ausgefüllt. Auf beiden Seiten kämpfte man heldenmüthig; C. zeigte einen Muth, wie Petrejus ihn nicht erwartet hatte. Dieser aber drang mit der prätorischen Kohorte mitten in die Feinde und zersprengte ihre Linien, ein gewaltiges Blutbad begann, Manlius und der Fäsulaner fielen streitend in den ersten Reihen. Als nun trotz aller Anstrengung C. die Seinen geschlagen sah und sein geringes Häuflein überschaute, stürzte er sich mitten in die dichtesten Feinde und wurde tapfer kämpfend getödtet; man fand ihn mit noch wildem Blicke unter einem dichten Haufen erschlagener Feinde; kein freier Mann wurde gefangen genommen. Das Heer des Antonius hatte den Sieg nicht weniger theuer erkauft; viele der tapfersten Männer waren gefallen oder schwer verwundet. Antonius sandte das Haupt des C. nach Rom und wurde von seinem Heere zum Imperator ausgerufen, obgleich die Zahl der Erschlagenen etwas geringer war, als zu einer solchen Ehre erfordert wurde. Die Schlacht geschah im Anfange des Januar 63 v. Chr. Diejenigen von C.'s Genossen, welche in der Schlacht nicht gegenwärtig gewesen waren, wurden meist vereinzelt von den Prätoren ergriffen und nach Verdienst behandelt. Andere wurden durch einen römischen Ritter und Theilhaber an der Verschwörung, L. Vettius, verrathen, überführt und bestraft. So endete diese merkwürdige Verschwörung, durch welche Cicero zwar den höchsten Ruhm, welchen er wünschen konnte, erlangte, aber auch die Ruhe seines Lebens in sofern verlor, als er sich Unregelmäßigkeiten im Verfahren erlaubt hatte, welche ihm zum dauernden Vorwurfe gereichten. Auch der römische Staat erlangte seit dieser Zeit seine frühere Ruhe nie wieder. Meist in Folge dieser Verschwörung entstanden gewaltige Parteikämpfe unter Denen, welche entweder für oder gegen den Senat arbeiteten, bis endlich das Triumvirat des Pompejus, Crassus und Lepidus den letzten Tag der Republik herauf führte. Die Geschichte der catilinarischen Verschwörung ist von Sallust in seinem „Bellum Catilinarium" vortrefflich dargestellt worden.

Catinat, Nicolas de, Marschall von Frankreich, geboren den 1. Sept. 1637 zu Paris, wo sein Vater Parlamentsrath war. Er studirte auf seines Vaters Wunsch die Rechte, gab aber seine Advokatur auf, als er einen, nach seiner Ansicht gerechten Prozeß verloren hatte, nahm Militärdienste und fand während der Belagerung von Lille 1667 Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs so auszuzeichnen, daß er als Lieutenant zur Garde versetzt wurde. Als solcher wohnte er den Feldzügen von 1672—75 bei, ward 1676 zum Generalstabe der Armee des Marschalls von Rochefort, welche damals zwischen der Maas und Mosel agirte, versetzt, bald darauf zum Kommandanten in St. Quilain, später in Château-Cambresis, dann zum Brigadier und Kommandanten in Dünkirchen und hierauf zum Generalinspektor der Armee ernannt. Im J. 1681 zum Maréchal de camp befördert und von seinem Gönner Louvois nach Pignerol geschickt, besetzte er alsbald die Citadelle von Casal und verstärkte die Werke dieses Ortes. Leider mußte auch er, dem blutdürstigen Willen des grausamen Ministers folgend, Werkzeug zur Verfolgung der Waldenser in Savoyen werden, deren unter seinen allzu dienstfertigen Händen über 15,000 umgekommen seyn sollen. Er wurde darauf 1687 Gouverneur von Luxemburg, zeichnete sich als Generallieutenant bei der Belagerung von Philippsburg, welcher er unter des Dauphins unmittelbaren Befehlen beiwohnte, sowohl durch Umsicht als durch Proben persönlicher Tapferkeit ganz besonders aus und erhielt den Oberbefehl in Jülich und Limburg und auch diesmal Louvois' Weisung, das Land gehörig zu verwüsten (bien brûler). Den Herzog von Savoyen, der mit dem Kaiser und mit Spanien eine geheime Allianz geschlossen hatte, schlug er am 18. Juni 1690 bei Staffarde aufs Haupt, nahm Susa und belagerte im folgenden Jahre mit glücklichem Erfolge Nizza, Carmagnola und das Schloß Montmelian, sah sich jedoch jetzt durch den Tod des Ministers Louvois seiner Stütze beraubt. Am 4. Okt. 1693 schlug er mit 40,000 Mann die unter dem Herzoge von Sa-

voyen und dem Prinzen Eugen zwischen den Bächen Eisola u. Non stehende feindliche Armee dergestalt, daß sie mit einem Verluste von 5500 Todten sich bis nach Turin zurückzog. Noch im Laufe dieses Jahres zum Marschall von Frankreich ernannt, vermittelte er den am 29. Aug. 1696 zu Turin abgeschlossenen Frieden u. ging bald darauf als Befehlshaber eines Corps nach Flandern, wo am 5. Juni 1697 die Feste Ath an die französischen Truppen überging. Seit dem ryswikker Frieden (30. Okt. 1697) lebte C. als Privatmann in Paris, bis ihm 1701 der Oberbefehl über die italienische Armee im Mailändischen übertragen wurde. Am 9. Juli 1701 bei Carpi geschlagen, verlor er das Kommando, kommandirte 1702 aber wieder im Elsaß. Nachdem er bald darauf seinen Abschied genommen, † er den 25. Februar 1712 auf seinem Gute St. Gratien bei St. Denis. C. gehört zu den besten Generälen Ludwigs XIV., und seine, diesem kriegerischen Monarchen, namentlich in Italien geleisteten Dienste trugen nicht wenig zu dem Glanze bei, welcher Frankreichs Waffen in dieser Epoche umstrahlte. C. war Soldat im wahren Sinne des Wortes, tapfer und vorsichtig (weshalb er der Vater der Gedanken genannt wurde), aber rasch in der Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses, den Angriff erwägend, aber kein Opfer scheuend, um durch ihn zum Siege zu gelangen. Er war im höchsten Grade uneigennützig, und trotz seiner großen Strenge ein Liebling der Soldaten, mit welchen er alle Gefahren theilte, alle Entbehrungen ertrug. Vergl. Crequi, Mémoires pour servir à la vie de N. d. C., Paris 1775.

Cativolius, König über das halbe Gebiet der Eburonen, ließ sich von Ambiorix zum Aufstand gegen die Römer reizen und gab sich, jenen als den Urheber seines Unglücks verfluchend, durch Gift den Tod.

Cato, 1) M. Porcius Censorius, auch Sapiens, der Weise, und später, zum Unterschiede von seinem gleichnamigen, nicht minder berühmten Urenkel, Cato von Utica, dem Jüngern, Priscus und Major (der Alte, Aeltere) genannt, Sprößling einer damals noch ziemlich unbekannten Familie, wurde zu Tusculum um 236 v. Chr. geboren und verlebte seine Jugend auf dem väterlichen Erbe unter ländlichen Umgebungen und Beschäftigungen, die ihm Geist und Körper kräftigten und seinen Sinn früh auf jene altrömische Mannhaftigkeit, Mäßigkeit und Einfalt hinlenkten, worin er sein ganzes Leben hindurch die wahren Grundpfeiler eines nach innen und außen tüchtigen und kraftvollen Gemeinwesens erkannte. Sein Vorbild war Marius Curius Dentatus, der berühmte Besieger der Samniter und Sabiner und durch hohe Sitteneinfalt ausgezeichnet. Das Gefühl der ihm inwohnenden Kraft trieb den jungen C. bald über das Niedere und Gewöhnliche hinaus und richtete seine Blicke nach Rom. Als 17jähriger Jüngling trat er ins Heer ein, stieg bald zum Tribun empor und wohnte als solcher 209 unter Fabius Cunctator der Eroberung Tarents und 207 dem Siege am Metaurus über Hasdrubal bei. Die Winterruhe benutzte C., um als Anwalt sich zum Rechtsgelehrten und Redner heranzubilden. Hierdurch, sowie durch seine einfache und strenge Lebensweise erregte er die Aufmerksamkeit des L. Valerius Flaccus, seines nachmaligen Kollegen im Konsulat und in der Censur, der ihn ermuthigte, unter seiner Protektion sich in Rom um öffentliche Aemter zu bewerben. C. fand Beifall als Redner und ging 204 mit P. Scipio als Quästor nach Sicilien. Doch scheute er sich als solcher nicht, entschiedener Anhänger des Gegners seines Prokonsuls, des Fabius Cunctator, zu seyn und jenen ohne Schonung zu tadeln, weil er die für den Krieg bestimmten Gelder mit verschwenderischer Freigebigkeit an die Truppen vertheile, dadurch Schwelgerei und Ueppigkeit befördere und so der öffentlichen Zucht und Sitte noch mehr, als dem Schatze, Schaden bringe. Im Jahr 199 gelangte C. zur Würde eines Aedils und im folgenden Jahre zur Prätur, nach deren Ablauf er sich als Proprätor nach Sardinien begab. Hier fand er zwar keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten; aber um so mehr erwarb er sich durch seine Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit und besonders durch seine rücksichtslose Strenge gegen die römischen Wucherer die Achtung und das Vertrauen der Einwohner. Obwohl nun eine solche Verwaltung der übertragenen Provinz bei der Nobilität in Rom nicht beliebt und gleichsam ein Vorwurf für die von Eigennutz geleiteten Machthaber war, so gelangte dessen ungeachtet C., der Sprößling eines dunkeln Geschlechts, der dem Adel verhaßte Emporkömmling, zugleich mit seinem Gönner L. Valerius Flaccus zum Konsulate (195). Seine strengen Grundsätze mußten bald Anstoß erregen; am meisten verfeindete er sich die Frauen. 20 Jahre vorher hatte nämlich ein Gesetz des Volkstribuns Oppius (lex Oppia) die Frauen hinsichtlich ihres Schmuckes bedeutend beschränkt, was für die Zeit des Friedens ihnen drückend schien. Sie fanden in den Tribunen M. Fundanius und L. Valerius gefällige Fürsprecher und scheuten sich, als C. gegen die Abschaffung jenes Gesetzes sprach, selbst nicht, mit Hintansetzung aller Zucht und Sitte an dem Tage der Abstimmung alle Zugänge zum Kapitol besetzt zu halten, um durch Bitte und Beschwörung die ernsten Senatoren zu günstigem Beschlusse zu bewegen. C. donnerte umsonst gegen die um sich greifende Herrschsucht und den wachsenden Uebermuth der Weiber; die Tribunen verschafften den Weibern den Sieg über den strengen Konsul und die Lex Oppia wurde außer Geltung gesetzt. Mit mehr Glück kämpfte C. in seiner Provinz, dem diesseitigen Spanien, wohin er nach jener Niederlage abging. Fast die ganze Bevölkerung östlich vom Iberus, des ungewohnten römischen Jochs überdrüssig, war im Aufstande begriffen, und der Konsul mußte seine Provinz erobern. C. landete mit seinen Truppen zu Emporiä im tarrakonensischen Spanien (Ampurias in Katalonien) und rückte, sobald es die Jahreszeit erlaubte, ins Feld. Durch einen entscheidenden Sieg brachte er zwar die ganze Provinz in seine Gewalt; doch wurden dadurch die Gährungen nicht unterdrückt, und C. sah sich genöthigt zur Entwaffnung des Landes zu schreiten. Nachdem er auch die Lacetaner, ein

kräftiges und für seine Freiheit begeistertes Gebirgsvolk im heutigen Katalonien, unterworfen hatte, fand er Muße, sich mit der Verwaltung der Provinz zu beschäftigen und durch eine bessere Ausbeutung der Erz- und Silbergruben die Einkünfte aus denselben zu vermehren. Das Dankfest, welches der Senat ihm zu Ehren veranstaltete, hatte er wohl verdient, denn er konnte sich rühmen, in Spanien mehr Städte erobert, als Tage verlebt zu haben. Diese Kriegsthaten im Westen hatten C.'s Kriegsruhm gegründet. Im J. 190 befehligte er mit Valerius Flaccus und L. Scipio als Legat unter dem Konsul Manius Acilius Glabrio gegen Antiochus von Syrien. Dieser war in Griechenland mit Heeresmacht erschienen, vorgeblich, um die Griechen zu befreien, in der That aber, weil er in Griechenland die Vormauer seines Reichs sah, und verschanzte sich in den Thermopylen. Umsonst stürmten die Römer das feste Lager, und Antiochus würde seine günstige Stellung behauptet haben, hätte nicht C. bei Nacht und unter unglaublichen Anstrengungen das Gebirg erstiegen und sich plötzlich im Rücken des Feindes gezeigt, der, hierdurch in Schrecken gesetzt, sein Heil in schneller Flucht suchte. Des Antiochus Macht, die drohendste für die Römer im Osten, wurde durch diesen Sieg, dessen Verdienst hauptsächlich dem C. zukommt, gebrochen. Antiochus, der sich mit Wenigen nach Chalcis und von da nach Ephesus gerettet hatte, sah sich auf einen bloßen Vertheidigungskrieg beschränkt und bald zu einem schimpflichen Frieden genöthigt. C. erhielt vom Konsul, der ihn unter lebhaften Aeußerungen der Dankbarkeit im Angesicht des Heeres umarmte, den ehrenvollen Auftrag, dem Senat und Volk die Siegesbotschaft zu überbringen, vorher aber die Griechen im Süden in der Treue gegen Rom zu befestigen. Hiermit endigt C.'s kriegerische Laufbahn; desto bedeutender wird aber von jetzt an seine Thätigkeit in der Kurie und auf dem Forum. Von nun an ein geschworener Feind aller Neuerungen, ein entschiedener Freund der einfachen Sitten der Vorfahren, beharrte er unwandelbar in seinem Widerspruche gegen die einreißende Ueppigkeit und gegen das wachsende Sittenverderbniß, alle sonstigen Rücksichten außer Augen setzend. Einmal in seiner Bewerbung um das Censoramt (189) unglücklich, ward er 184 mit Flaccus zum Censor gewählt und hieß von nun an, weil er sich in diesem Amte durch rücksichtslose Strenge einen großen Ruf erwarb, vorzugsweise Censorius. Er verfolgte von nun an schonungslos das Laster und das Unrecht, wo und in welchem Stande er es auch antreffen mochte. Nachdem er seinen Kollegen Flaccus zum Princeps senatus erklärt hatte, begann er seine Amtsthätigkeit damit, den Senator Lucius Flaminius, den Bruder des Ueberwinders Philipps von Macedonien, einen rohen Wüstling, und noch sechs andere Senatoren ihrer Würde zu entkleiden. Auch L. Scipio Asiaticus mußte noch die Wirkungen von C.'s unversöhnlichem Hasse erfahren und wurde, obgleich seine Schuld, Veruntreuung öffentlicher Gelder, nicht völlig erwiesen war, aus dem Ritterstande ausgestoßen. Schmuck, Kleidung, Hausgeräthe, selbst junge Sklaven wurden geschätzt, und wenn der Werth des Einzelnen mehr als 15,000 As betrug, mit einer 10fachen Steuer belegt. Die überhandnehmende Sitte, Haus und Villen mit Gemälden und Statuen zu verzieren und die letzteren ohne Volksbeschluß auf öffentlichen Plätzen den Verwandten zu Ehren aufzustellen, traf große Beschränkung. Bei allen seinen Maßregeln hatte C. nur das Wohl des Staates im Auge, oft mit Hintansetzung der Billigkeit für die Privaten; der Staat allein sollte gewinnen, daher die hohe Verpachtung der öffentlichen Einkünfte, das strenge Verbot, die Beute zu unterschlagen, oder sie leichtfertig unter die Soldaten zu vertheilen, oder Götterstatuen aus feindlichem Lande den Tempeln in Rom zu entziehen und als gemeinen Hausrath zu gebrauchen. Aber der strenge Sittenrichter vergaß Ernst mit Milde zu vereinigen; daher konnte er dem Verdachte, als strafe er mehr die Person, als das Unrecht, nicht entgehen. Er betrachtete den Kampf gegen den herrschenden Zeitgeist als seine wichtigste Aufgabe; aber er verstand jenen nicht, darum vermochte er ihn nicht zu verbessern. Er eiferte gegen die Ungerechtigkeiten der Einzelnen, aber die Ungerechtigkeiten der Republik gegen Provincialen u. a. verhinderte er nicht nur nicht, sondern beförderte sie selbst. Seiner Feinde Umtriebe bewirkten, daß der Senat die von C. angeordnete Verpachtung der Zölle als dem Staate nachtheilig aufhob und daß das Volk ihn wegen Mißbrauchs der censorischen Gewalt zu einer Geldstrafe von zwei Talenten verurtheilte. Aber C. war nicht der Mann, den dies einschüchterte. Neue Aufwandgesetze und strenge Untersuchungen gegen Provinzialbeamte, die sich Erpressungen hatten zu Schulden kommen lassen, bewiesen dies. Immer bedeutender wurde das Gewicht des strengen Censors im Senate; seine Stimme gab auch bei den Berathungen über auswärtige Verhältnisse oft den Ausschlag. So wußte er die harten Maßregeln, welche der Senat gegen die Rhodier wegen ihrer Parteilichkeit für Perseus von Macedonien zu ergreifen gesonnen war, von diesem betriebsamen Völkchen abzuwehren und sie zu treuen Bundesgenossen der Römer zu machen. Auch für die in Italien seit 17 Jahren in der Verbannung lebenden Achäer erhob er seine Stimme und bewirkte, daß 300 Verwiesenen, welche von 1000 noch übrig waren, die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet wurde, indem es für Rom gleichgültig sey, ob römische oder griechische Todtengräber diese Greise zur Erde bestatteten. Die Abneigung C.'s gegen alles Fremde erstreckte sich auch auf die griechische Bildung. Socrates galt ihm als ein Schwätzer und Isocrates als ein langweiliger Pedant. Die Athener hatten, um eine wegen Plünderung von Oropus ihnen vom Senate auferlegte Geldbuße von 500 Talenten zu mildern, eine Gesandtschaft nach Rom geschickt (155), bestehend aus ihren berühmtesten Philosophen, Carneades dem Akademiker, Diogenes dem Stoiker und Critolaus dem Peripatetiker, die in Rom Vorträge zu halten begannen, welche besonders die Jugend herbeilockten. Die Vorliebe für griechische Philosophie schien die bisherigen Neigungen und Beschäftigungen der vornehmen

Römer verdrängen zu wollen, aber dem strengen Sittenrichter erschien sie als eine gefährlichere Neuerung, u. er mahnte in der Kurie, man möge die Fremdlinge hinwegweisen und die Jünglinge ihren gewohnten Uebungen wiedergeben. Den bedeutendsten Einfluß aber auf das Geschick Roms und der Welt gewann C. durch seine unaufhörlichen Mahnungen zum erneuten Kriege mit Karthago und zur gänzlichen Zertrümmerung dieser Nebenbuhlerin Roms. Im J. 157 war er auf die Beschwerden der Karthager gegen Masinissa von Numidien, der ihnen mitten im Frieden eine Stadt nach der andern entriß, selbst als Gesandter nach Karthago gegangen, angeblich um die Sache zu untersuchen, in der That aber, um sich von dem neu aufblühenden Wohlstande Karthago's eine genauere Einsicht zu verschaffen. Der erbitterte Feind der Karthager übertrieb noch, was er gesehen, und schilderte die wachsende Macht derselben als eine für Rom höchst gefährliche; ein Staat müsse untergehen, entweder Rom oder Karthago. C.'s Schuld war es nicht, daß sich der Krieg noch bis 149 verzögerte; er mahnte, im Widerspruche gegen die Partei der Optimaten, welche besonders Scipio Nasica vertrat, stets und dringend, dem Feinde keine Frist mehr zu gestatten, die von den Römern ihm geschlagenen Wunden noch vollkommener zu heilen. Der ernste Censor hielt fortan keinen Vortrag in der Kurie mehr, ohne ihn, wie fremdartig auch der besprochene Gegenstand seyn mochte, mit seiner bekannten Bannformel wider Karthago zu schließen: „er stimme für Karthago's Zerstörung". Gleichwohl erlebte er Karthago's Fall nicht mehr. Nachdem er noch vor Kurzem seine Stimme zu Gunsten der von dem Proprätor Sulpicius Galba mißhandelten Lusitanier hatte erschallen lassen, † er in einem Alter von 85 Jahren. C.'s Aeußeres war der getreue Abdruck seines Innern: eine hohe, kernhafte, durch Anstrengungen ausgebildete Gestalt, ein furchtbarer Blick und eine Stimme, welche selbst im Schlachtgetümmel durchdrang. Die Natur gab ihm einen eisernen Körper, und er stählte ihn noch durch Arbeit und Enthaltsamkeit. Noch als Greis zeugte er mit einer zweiten Gemahlin einen Sohn. Kleidung, Wohnung und die ganze Lebensweise unterschieden ihn von seinen Zeitgenossen, da man nirgends bei ihm eine Spur von Pracht und Luxus bemerkte. Im Felde begnügte er sich mit der gemeinen Soldatenkost und lebte auch zu Hause höchst einfach und mäßig. Wollust hatte keine Gewalt über ihn, das eheliche Gelübde war ihm heilig; er sagte, ein guter Gatte stehe über einem guten Senator. Seine Kinder umfaßte er mit gleicher Liebe u. übernahm ihren Unterricht selbst. Kalt, hochfahrend und unerbittlich gegen die Optimaten, welche den Emporkömmling haßten u. ihm durch ihre Vergehen Blößen gaben, zeigte er sich leutselig gegen die Menge. Er war ihr stets zugänglich, und sie näherte sich ihm gern, weil sie nicht den Prunk und den Dünkel der Nobilität bei ihm fand und schon seine äußere Erscheinung ihn ihr näher rückte. Es vermehrte sein Ansehen, daß er die ihm anvertraute Macht nicht mißbrauchte, um sich zu bereichern, daß er im Gerichte unbestechlich war, die Unterdrückten u. die Unschuld beschützte und den vornehmen Verbrechern unerschrocken entgegentrat. Er galt in Rom daher für einen tugendhaften Mann, für ein Muster der Besten, und wurde bis zum Himmel erhoben. Aber was unsere Bewunderung eines solchen Charakters mitten im beginnenden Verfalle stört, ist, daß er fast immer unter dem Einflusse eines persönlichen Gefühles handelte und dadurch seine Absichten verdächtig machte; er verfehlte oft als Sittenrichter sein Ziel und blieb selbst nicht immer auf der Bahn, welche er Andern vorzeichnete. Er heilte nicht die wunden Stellen des Gemeinwesens, sondern zeigte sie nur; er war gleichsam die Fackel, welche den Abgrund beleuchtete. Der Tugend- und Thatenstolz verleitete ihn oft zu Ruhmredigkeit, wie sehr sie ihm auch an Andern mißfiel. Mit stolzem Selbstgefühle erwiederte er auf die Aeußerung, es befremde, daß man ihm keine Statue errichtet habe: besser, als wenn das Gegentheil befremdete. Ungeachtet seiner Herablassung gegen das Volk war er doch ein harter Herr seiner Sklaven; er kannte zwischen ihnen und den Thieren keinen Unterschied an, als daß diese als vernünftige Geschöpfe anstelliger, aber auch verantwortlicher wären. Als trefflicher Wirth stand er seinem Hauswesen mit Sorgfalt vor u. erwarb sich durch Landbau und Viehzucht ein großes Vermögen, was er durch vortheilhafte Anlegung im Seehandel bedeutend vermehrte. Aber der strenge Richter der Wucherer soll sich hierbei von Wucher selbst nicht ganz frei erhalten haben. Ein Flecken in seinem Charakter ist auch seine unversöhnliche Rachsucht; Rache zu nehmen, hielt er für Pflicht. Daher die unabläßige Verfolgung seiner Feinde vor Gericht. Bei alle dem war C. ein Mann von ausgezeichneter geistiger Kraft; sie machte es ihm möglich, zu der Höhe sich emporzuschwingen, die seiner würdig war, den Haß einer feindseligen Nobilität zu entkräften und in Furcht zu verwandeln und die Blicke der Mitwelt bis ins höchste Alter zu fesseln. Mit einem durchdringenden Verstande vereinigte sich in ihm die Gabe des Witzes, und sie wurde fast mehr gefürchtet, als sein Zorn. Auch als Schriftsteller that er sich hervor; sein Werk über die Landwirthschaft zeugt von damals seltenen Kenntnissen in der Naturgeschichte. Seine Beredsamkeit muß bedeutend gewesen seyn, denn man nannte ihn den römischen Demosthenes. Doch trat auch in seinen Reden sein rauhes, schroffes Wesen in der Verschmähung aller rhetorischen Kunst und alles Schmuckes der Form hinreichend hervor. Die meisten seiner Schriften sind uns nur noch dem Namen nach und durch einige dürftige Fragmente bekannt. Für seinen Sohn schrieb er Belehrungen und ein Geschichtswerk (Origines betitelt), worin er die Geschichte Roms und Italiens von der ältesten bis auf seine Zeit abhandelte. Dem Vorurtheile gegen griechische Bildung und Wissenschaft entsagte er erst als Greis und auch da noch nicht unbedingt. Selbst der griechischen Sprache kundig, las er die Schriften des Thucydides, Demosthenes u. a. und entnahm aus ihnen viele Gedanken in die seinigen. Sein älterer Sohn, Marcus Porcius, Licinianus von seiner Mutter Licinia genannt, zeichnete sich in der Schlacht bei Pydna gegen Perseus aus

und machte sich auch als Rechtsverständiger bemerklich; die regula Catoniana in den Pandekten stammt von ihm. In den öffentlichen Würden gelangte er bis zur Prätur: während der Verwaltung derselben † er in der Blüthe seiner Jahre (152), schmerzlich beklagt von seinem greisen Vater.

2) **Marcus Porcius C.**, gewöhnlich **Uticensis** oder der **Jüngere** genannt, Urenkel des C. Censorius, geboren 95 v. Chr., ward früh eine Waise u. im Hause seines Oheims Livius Drusus erzogen. Dieser, als Staatsmann und Redner unter den Ersten seiner Zeit, zeichnete sich nicht weniger durch strenge Sitte aus u. war gewiß nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die erste Geistesrichtung des Knaben. Es zeigte Letzterer nämlich früh schon einen in seinem Alter seltenen Ernst und eine ungewöhnliche Tiefe des Gemüths, die in ihm den Nachfolger seines großen Ahnen, den unerschütterlichen Vertheidiger des Rechts erkennen ließen. Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, körperliche Abhärtung und Ausdauer, Muth und Entschlossenheit machte er sich, kaum den Knabenjahren entwachsen, zur festen Norm seines Lebens und trat als Jüngling durch die schlichte Einfalt seines Wesens, durch seine Sorglosigkeit um das Urtheil der feilen Menge und durch sein unverbrüchliches Halten an dem, was er für recht erkannt hatte, im schneidenden Gegensatz gegen die ausschweifenden Sitten der damaligen römischen Jugend, deren Achtung ihm gleichwohl nicht entging. Eine solche in frühem Lebensalter eingeschlagene Geistesrichtung mußte ihn zu den Grundsätzen der stoischen Philosophie hinführen, die er aufs Innigste mit seinem ganzen Denken und Leben zu verschmelzen wußte. Im Uebrigen war seine Laufbahn die damals in den höheren Kreisen der römischen Jugend gewöhnliche. C. trat 72 ins Heer und diente unter L. Gellius Poplicola im Fechterkriege, zeigte sich, was Zucht und Sitte betraf, als musterhaften Soldaten und erwarb sich auch durch Muth und Tapferkeit Anerkennung. Im J. 67 bewarb er sich, obwohl seine Neigung sich nicht eigentlich einer kriegerischen Laufbahn zuwandte, um die Stelle eines Kriegstribuns und ging als solcher zu dem Proprätor M. Rubrius nach Macedonien. Doch wurde er des einförmigen Lagerdienstes bald überdrüssig, nahm auf 2 Monate Urlaub u. ging nach Pergamum, von wo er den Stoiker Athenodorus mit nach Rom zurückbrachte. Er theilte nun seine Zeit zwischen der Philosophie und dem Studium und der praktischen Ausübung der Redekunst. Als Quästor machte er es sich zur Aufgabe, die eingerissenen Mißbräuche abzustellen, und selbst Männer von großem Ansehen, wie der Censor Lutatius Catulus, vermochten nicht immer vor der rücksichtslos strafenden Hand C.'s zu schützen. Aber es gelang ihm auf diese Weise auch, das gänzlich verworrene Rechnungswesen zu ordnen, die Schulden des Schatzes abzutragen und die Außenstände beizutreiben. Auch Sulla's Mordknechte traf sein rächender Arm; vorgefordert mußten sie eine scharfe Rüge ihrer schmählichen Verbrechen hinnehmen und das empfangene Blutgeld dem Staate zurückerstatten. Nach Ablauf seiner Quästur ging er 64 zum zweiten Male nach Asien, um seine Welt- und Geschäftskenntniß zu erweitern. Nach seiner Rückkehr nach Rom 63 blieb er bei den die Republik durchzuckenden Wehen des beginnenden inneren Zwiespalts parteilos; aber welche Gesinnung er in Bezug auf Pompejus hegte, offenbarte er, als er für Lucullus, dem Jener den gebührenden Triumph zu entziehen suchte, auftrat und ihm zu seinem Rechte verhalf, noch deutlicher aber, als er, schon auf dem Wege nach seinen Gütern in Lukanien, auf die Nachricht, Q. Metellus Nepos komme vom Heere des Pompejus, um Tribun zu werden, sogleich umkehrte und sich ebenfalls um das Tribunat bewarb, um diesen entschiedenen Parteigänger des Pompejus zu bekämpfen, „der wie ein Blitzstrahl den Staat in Flammen zu setzen drohe". Da ihn die Optimaten, welche des Pompejus Anmaßung u. Herrschsucht fürchteten, unterstützten, ward er von einer großen Anzahl gutgesinnter Bürger neben Metellus gewählt. Seine erste Amtshandlung war, den designirten Konsul Licinius Murena der Stimmenerkaufung, eines gewöhnlichen Mittels, durch welches man jetzt zu den Würden der Republik gelangte, anzuklagen. Nur Cicero's beredte Vertheidigung vermochte die Freisprechung desselben zu erwirken. Als bald darauf unter Cicero's Konsulate die Sache der Mitverschworenen Catilina's verhandelt wurde und Viele, durch Cäsars Beispiel veranlaßt, für eine geringere als die Todesstrafe stimmten, gab C. durch sein fest und entschieden ausgesprochenes Gutachten den Ausschlag. Eine größere Gefahr drohete der Republik, als der Tribun Metellus beim Senate den Antrag machte, Pompejus und sein Heer zum Schutze der Verfassung und des Lebens der Bürger schnell aus Asien herbeizurufen, was in der Wirklichkeit nichts Anderes seyn konnte, als jenen Parteiführer in den Besitz der unumschränkten Gewalt setzen. Vergebens bat C. seinen Kollegen, diesen der Freiheit verderblichen Antrag zurückzunehmen. Die Sache kam vor die Volksversammlung, des Metellus Bewaffnete erfüllten das Forum: aber trotz der augenscheinlichsten Gefahr drängte sich C. durch die Söldnerschaar hindurch und nahm unter dem Beifallsruf der Patrioten kühn und zuversichtlich seinen Platz zwischen Cäsar, dem Prätor und Metellus ein, um deren Pläne zu durchkreuzen. Ja, er und seine Freunde schritten selbst zu offenbarer Gewalt, indem er dem Tribun das zu verlesende Dekret aus den Händen riß, sein Kollege Munatius Thermus aber den Metellus, welcher es nunmehr aus dem Gedächtnisse herzusagen versuchte, durch Zuhalten des Mundes am Sprechen verhinderte. Ein blutiges Handgemenge war die Folge dieser Gesetzwidrigkeit; des Metellus Söldner zerstreuten C.'s Anhang. C. allein hielt unter einem Steinhagel Stand, wäre aber dennoch wohl unterlegen, wenn nicht der Konsul Murena, den er vor Kurzem angeklagt hatte, edelmüthig ihn mit seiner Toga gedeckt und in Sicherheit gebracht hätte. Metellus u. seine Anhänger mußten dem allgemeinen Unwillen weichen und ihr Heil in eiliger Flucht suchen. C. aber hatte die Genugthuung, jenen Vorschlag, den er in einer feurigen Rede als höchst verderblich schilderte, aufs Bestimmteste verworfen zu sehen. Jetzt

kehrte auch Pompejus nach Rom zurück, nach Mithridats Besiegung mit neuem Lorbeer geschmückt und in der Hoffnung, daß sich vor seiner Größe Alles beugen werde. Schon vorher hatte er den Senat um Aufschub der Konsulwahl ersucht, um durch eigene Gegenwart die Bewerbung seines Legaten M. Piso unterstützen zu können. Dieser sollte dann die Bestätigung seiner Einrichtungen in Asien und die Belohnung seiner Krieger vermitteln. Jenem, an sich wenig bedeutenden Gesuche widersprach C. nachdrücklich, aber in sofern ohne Erfolg, als Piso doch gewählt wurde. Pompejus, der in ihm jetzt einen nicht zu verachtenden Gegner kennen lernte, suchte ihn zu gewinnen und an sein Interesse zu fesseln, indem er durch Munatius Plancus für sich selbst und seinen Sohn um zwei seiner Nichten werben ließ. Aber der strenge Republikaner sah es als Hochverrath an, dem Feinde der Freiheit gleichsam Geißeln zu geben, und wies die Bewerbung schroff zurück. C. ahnte nicht, daß er in seinem Anstreben gegen Pompejus zu weit ging und gerade hierdurch den Bund der Machthaber, welchen er hätte verhüten sollen, beschleunigte, indem er durch jene Abweisung die Verschwägerung derselben und das für die Republik verhängnißvolle Triumvirat herbeiführte. Als Cäsar sich als Konsul 59 das Volk, die Veteranen und den Pompejus durch ein Ackergesetz verpflichten wollte, suchte C. einen jenem günstigen Beschluß dadurch zu hindern, daß er ununterbrochen fortsprach, bis er durch Gefängnißandrohung zur Ruhe gebracht wurde. Die Cäsar geneigte Menge vertrieb die mit C. übereinstimmenden Optimaten, und auch dieser, nachdem er ungeachtet mannigfaltiger Mißhandlungen am längsten ausgehalten, mußte endlich weichen, worauf der Gesetzesvorschlag genehmigt wurde. Nur mit dem hartnäckigsten Widerstreben beugte sich C. unter die Nothwendigkeit und leistete den geforderten Eid. Ebenso erfolglos war C.'s Widerspruch, als Cäsar die Ritter durch Erfüllung ihrer Wünsche, welche die Verringerung der Pachtsumme für Ländereien in Asien betrafen, auf seine Seite brachte; als der mächtige Konsul, nur das von ihm gewonnene Volk noch befragend, des Pompejus Einrichtungen in Asien bestätigen und sich Provinzen und Legionen nach Willkür zutheilen ließ. Dennoch war C. immer ein gefürchteter Widersacher der Ehrgeizigen, zog ihre Ränke schonungslos ans Licht und erschwerte dadurch wenigstens die Ausführung ihrer Pläne. Deshalb sollte auch er, nachdem Cicero durch Clodius von seiner Höhe herabgestürzt war, bei Seite geschoben werden, und derselbe Clodius beantragte, daß C. nach Cypern gesandt werde, um dort den König Ptolemäus, welcher in einem Tribunen die Ehre der Republik beleidigt haben sollte, abzusetzen und seine Habe einzuziehen. Nur mit Sträuben fügte er sich dem Befehle, und der unbeugsame Vertheidiger des Rechts fiel aus seiner Rolle, indem er einem unglücklichen Fürsten Land und Gut raubte. Nur den Vortheil des Staats im Auge, glaubte er sich ein großes Verdienst erworben zu haben, als er die Schätze und Kostbarkeiten des vertriebenen Königs glücklich nach Rom brachte. Senat und Volk, in der Freude über das cyprische Gold, gestatteten ihm zwar, sich vor der gesetzmäßigen Zeit um die Prätur zu bewerben, was C. ablehnte; aber seine Freude über diese Anerkennung seiner Verdienste wurde bald dadurch getrübt, daß Clodius es wagen durfte, durch geforderte Vorlegung der cyprischen Rechnungen, welche durch einen unglücklichen Zufall verloren waren, die Ehre des auf seine Rechtlichkeit stolzen C. anzugreifen. Unterdeß wurden die Bande, mit welchen die Triumvirn Roms Freiheit umstrickten, immer enger und fester gezogen; während Cäsar in Gallien Kriegsruhm erwarb und zahlreiche Legionen an sich kettete, beschlossen Pompejus und Crassus für 55 sich um das Konsulat zu bewerben. Solche Kandidaten schreckten die angesehensten Männer von dergleichen Bewerbung zurück; nur L. Domitius Ahenobarbus, der Gemahl von C.'s Schwester Porcia, ließ sich durch seinen Schwager bewegen, nicht zurückzuweichen. Der Tag der Wahl erschien, aber schon auf dem Wege zum Forum sah sich Domitius von den feilen Dienern der Gegenpartei mörderisch angefallen, verwundet und zur schleunigen Umkehr gezwungen. C. wurde gleichfalls verwundet und suchte seinen Schwager vergeblich zum festen Ausharren bis zum letzten Athemzuge zu bewegen. So ging die Wahl der beiden Triumvirn durch. Jetzt hielt es C. für unerläßlich, selbst mit amtlichem Ansehen gegen die Feinde der Republik aufzutreten, und bewarb sich aus diesem Grunde, nicht der Ehre wegen, für 55 um die Prätur. Ohne gleichgesinnte niedere Magistrate konnten die Konsuln ihre Pläne nicht ausführen; aber sie waren im Vortheil und sparten kein Geld. C., der die Anwendung des gleichen Mittels scheute, das er zu Gunsten des Bibulus nicht verschmäht hatte, konnte gegen seinen von den Konsuln ihm entgegengestellten Mitbewerber, P. Vatinius, nicht aufkommen. Als der Tribun C. Trebonius in einer Rogation für die beiden Konsuln Syrien und die beiden Spanien, Truppen und eine ausgedehnte Vollmacht, ein Gleiches später für Cäsar in Gallien forderte, suchten C. und sein Anhänger, M. Favonius, anfangs die Genehmigung dieses Vorschlags durch das oft gebrauchte Mittel zu hindern, daß sie in der Volksversammlung nicht aufhörten zu reden; aber C. wurde gewaltsam entfernt. Darauf boten sie ihre Freunde unter den Tribunen auf; der Ruf: „es donnere" sollte die Berathschlagung unterbrechen, aber er verhallte unter dem Waffengeklirr, und eine blutige Niederlage C.'s und der Optimaten und die Bestätigung jener Anträge war die Folge. C. donnerte fortwährend von der Rednerbühne herab gegen das frevelhafte Beginnen seiner Gegner, aber ohne seine Warnungen beobachtet zu sehen. Zuletzt wandte er sich an Pompejus selbst, um ihm über Cäsars letztes Ziel die Augen zu öffnen und sein eigenes Interesse an das des Staates zu knüpfen. Aber immer sah er sich durch Uebermuth und Bethörung abgewiesen. In der Kurie und vor dem Volke trat er der wachsenden Macht Cäsars kühn entgegen, stimmte gegen das Dankfest für die Siege des Prokonsuls in Gallien u. drang selbst auf Cäsars Auslieferung an die Germanen, da er sie durch unerlaubte, schmähliche List überwunden

habe. Für das folgende Jahr fand er sich von Neuem unter den Kandidaten für die Prätur ein, und zwar mit besserem Erfolge, als zuvor, da die Triumvirn nach Genehmigung der Vorschläge des Trebonius vorerst nichts mehr begehrten. Als Prätor hatte C. 54 den Vorsitz in den Gerichten, welche Erpressungen bestraften, während Pompejus mit Heeresmacht vor Rom stehen blieb und seine Provinz Spanien durch Legaten verwalten ließ. Jener forderte die strengsten Maßregeln gegen Bestechungen und Amtserschleichungen, u. da die Kandidaten des Konsulats sich solcher Vergehungen ganz öffentlich schuldig gemacht hatten, so begann das folgende Jahr mit einer Zwischenregierung. Pompejus aber hatte die Diktatur im Auge und eine Zerrüttung der Republik konnte ihn in seinem Streben nur fördern. Die Gefahr wurde im folgenden Jahr dringender: Pompejus schürte die glimmenden Funken; die Tribunen Luccejus Hirrus und Cölius Vinicianus mußten, scheinbar freiwillig, die Diktatur für ihn begehren. Aber noch gelang es C., den Plan zu vereiteln und die Wahl der ordnungsmäßigen Magistrate durchzusetzen. Gleichwohl sah er das Schreckbild der Diktatur immer von Neuem auftauchen. Die Verwirrung wurde immer größer, die Rotten des Milo, der sich um das Konsulat bewarb, und des Clodius, des Kandidaten der Prätur, fochten in den Straßen gegen einander; alle Bande der Ordnung waren aufgelöst. Nur Pompejus erschien den eingeschüchterten Optimaten als Der, welcher heilen könne, und mit C.'s Beistimmung wurde er zur Rettung der Republik aufgerufen und ihm in ganz Italien zu rüsten verstattet. Obgleich eine Diktatur unter solchen Umständen in der Ordnung gewesen wäre, so scheuten C. und seine Anhänger doch den Namen; sie schlugen also den Ausweg ein, Pompejus für das laufende Jahr zum alleinigen Konsul wählen zu lassen, in der Hoffnung, dieser werde von der ihm übertragenen Machtvollkommenheit nur zur Erhaltung der republikanischen Freiheit Gebrauch machen. Ueberrascht dankte Pompejus dem C. für seine Beistimmung zu seiner Erhebung u. ersuchte ihn mit höfischer Verstellung um seinen Rath, erhielt aber die derbe Antwort: der solle ihm werden, auch wenn er ihn nicht verlange. Für das nächste Jahr entschloß sich C., selbst um das Konsulat anzuhalten, um desto nachdrücklicher den geheimen Umtrieben der Machthaber begegnen zu können. Aber auch jetzt verschmähte er selbst die erlaubten Mittel u. bewies dem Volke die Aufmerksamkeit nicht, welche es von den Kandidaten erwartete. So wurden Cäsars und Pompejus' Kandidaten ihm vorgezogen. Mit Gleichmuth entsagte er dem Konsulat und vergnügte sich an dem Tage seiner Zurückweisung mit Ballspiel. Nie erschien er wieder unter den Bewerbern um die höchste Würde der Republik. In den nächsten Jahren, in welchen sich das große Drama, dessen Hauptpersonen Cäsar und Pompejus waren, seiner Entscheidung näherte, tritt C.'s Wirksamkeit mehr in den Hintergrund zurück; er theilte die Hoffnungen und Befürchtungen der Optimaten, und nur darin erhob er sich über sie, daß er nicht persönliche und Standesinteressen mit republikanischer Freiheit verwechselte. Er suchte für sich nichts und blieb seinem Principe, der Gerechtigkeit, in der Kurie sowie vor dem Volke stets treu. Ohne Scheu betheuerte er, er wolle Cäsar, sobald er als Privatmann aus der Provinz zurückkomme, wegen seiner Verbrechen belangen. Aber ungeachtet seiner besseren Gesinnungen wurde er in die Reihen der blutgierigen Faktion gedrängt, die, nach Rache und Proskriptionen verlangend und selbst unfähig, ihre Wünsche zu erfüllen, ihre Hoffnung auf Pompejus und seine Gewalt setzte. Mit großer Leidenschaftlichkeit nahm er an den Berathungen derselben Antheil, deren endliche Wirkung der feindliche Anzug Cäsars gegen Rom war. Da sorgte auch C. für seine Familie und folgte mit seinem Sohne den Konsuln nach Kampanien. Von diesem Tage an schor er nach der Sage weder Haupt, noch Kinn, bekränzte sich nicht mehr und trauerte so bis an sein Ende, seine Partei mochte siegen oder besiegt werden, über das Unglück des Vaterlandes. Sicilien wurde ihm zur Vertheidigung überwiesen; doch sah er bald ein, daß er, seit Pompejus Italien aufgegeben u. sich nach Dyrrhachium eingeschifft hatte, die Insel gegen die schon gelandeten Truppen des Asinius Pollio u. die noch stärkere Macht des Curio, der jenem auf dem Fuße folgte, nicht werde vertheidigen können, und so eilte er, sich mit Pompejus, dessen Fahnen er von nun an getreulich folgte, wieder zu vereinigen. Hier aber, im Feldlager der wüthenden Optimatenfaktion, war er nicht willkommen; sie mochten bei Raub und Erpressung dem rechtlichen Manne nicht Rede stehen, und auch Pompejus scheute den vormaligen Gegner. Man schickte ihn also nach Asien, wo er bei der Rüstung der Land- und Seemacht behülflich seyn sollte. Allein Metellus Scipio, welcher sich schon in Syrien befand und unter dem Vorwande des Krieges die Provinzen für eigene Rechnung ausbeutete, wies seinen Beistand zurück. Sich nunmehr selbst überlassen, suchte C. besonders die Rhodier für die Sache der Freiheit zu gewinnen u. kehrte darauf zu Pompejus zurück, der, um den lästigen Freund wieder zu entfernen, ihm den Oberbefehl über die Flotte anvertraute. Bald trat Bibulus an seine Stelle; gern machte ihm C. Platz, denn er hatte keinen Wunsch, als daß Cäsar unterliege und Pompejus in den gesetzmäßigen Schranken bleibe. Auch in Thessalonich, dem Mittelpunkt der Faktion, ward er wieder überall unbequem u. hinderlich. Sein Rath, den Krieg in die Länge zu ziehen, mißfiel den Großen, welche sich nach Rache und Raub sehnten. Mit seinen Mahnungen zu Milde und Menschlichkeit in der Führung des Bürgerkriegs, der ihm ein Schreckbild schien, vermochte er eben so wenig durchzudringen; man beschloß zwar, das Leben der Bürger zu schonen und die Städte nicht zu plündern, aber die Rachsucht und Raubsucht der verwilderten Gefährten kehrte sich nicht an Gesetze. C. wurde zuletzt wieder auf eine scheinbar ehrenvolle Art aus dem Hauptquartiere verwiesen; er sollte Dyrrhachium, wo sich die Kriegskasse u. viele Vorräthe befanden, decken u. Cäsars Truppen am Landen hindern.

Nach der Schlacht bei Pharsalus wandte er sich nach Corcyra. Noch waren die Streitkräfte der Partei bedeutend; man durfte sie nur sammeln und richtig anwenden. Den angetragenen Oberbefehl wies er zurück und beschloß, da die Kunde vom Tode des Pompejus noch nicht zu ihm gelangt war, diesen aufzusuchen. Er berührte Paträ in Achaja, die lakonische u. kretensische Küste, und wandte sich, nachdem er Pompejus' Ende erfahren, nach Cyrene. Von da gelangte er zu Lande unter großen Beschwerden nach der Provinz Afrika, wo er im Frühjahr 47 mit ungefähr 10,000 Mann sich mit dem Prokonsul Attius Varus, Metellus Scipio und Juba vereinigte. Aber auch diese fürchteten C.'s Grundsätze und sein Ansehen und, wie es schien, nicht ohne Grund, da er Juba, den mächtigen Verbündeten, durch eine stolze Behandlung verletzte und das Heer ihn zum Anführer begehrte. C. entsagte freiwillig der höheren Stellung, vielleicht aus Abneigung gegen eine thätige Theilnahme an dem ihm verhaßten Bürgerkriege und im Bewußtseyn seiner Unfähigkeit, kriegerische Operationen zu leiten. Doch gelang es ihm, die Stadt Utica, welche sich früher der Anhänglichkeit an Cäsars Partei verdächtig gemacht hatte und dafür von dem rachsüchtigen Scipio mit gänzlicher Zerstörung bestraft werden sollte, zu retten und so diesen wichtigen Waffenplatz zu erhalten. Er ließ sich darauf hier nieder, um die Stadt gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen. Sein Rath, den er dem Scipio gab, sich nicht in ein entscheidendes Treffen einzulassen, sowie sein Anerbieten, nach Italien zu gehen und Cäsar dadurch von Afrika abzuziehen, wurde mit Hohn zurückgewiesen; gern nahm man dagegen Geld, Getreide u. die ausgehobene Mannschaft von ihm an, der sich durch alle Beleidigungen nicht abhalten ließ, unermüdlich für die Bedürfnisse des Heeres Sorge zu tragen. Vielleicht wäre er indessen nach Italien zurückgekehrt und hätte dort im ruhigen Bewußtseyn seines Rechts den Gewaltschritten des Diktators ruhigen Gleichmuth entgegengestellt; aber er war unter Denen, welchen die Rückkehr nach Italien von Cäsar entschieden untersagt war; daher blieb er an seinem Platze und machte Utica durch Anlegung neuer Befestigungen, Magazine und Werkstätten für den Krieg zu einem festen Bollwerk der republikanischen Partei. Als die Kunde von der Schlacht bei Thapsus, die Afrika's Schicksal in Cäsars Hände legte, nach Utica gelangte, war C. zur hartnäckigsten Vertheidigung des Platzes entschlossen und forderte die städtische Behörde auf, ihren Willen kund zu geben. Wirklich schien auch die besseren Bewohner ein muthiger Geist zu beleben; aber kaum hatte C. sich entfernt, als eine allgemeine Erschlaffung eintrat, die jede Hoffnung auf glücklichen Widerstand niederschlug. Noch einmal dämmerte die Möglichkeit eines besseren Ausgangs vor C.'s Seele, als die Ueberbleibsel der republikanischen Reiterei hart vor den Thoren erschienen, ungewiß, ob sie sich zu Juba's Söldlingen erniedrigen oder mit C. zur Vertheidigung Utica's vereinigen sollten. Als sie es aber zur ersten Bedingung ihres Eintritts in Utica machten, daß die ganze unzuverlässige Bevölkerung niedergemacht oder weggetrieben werden sollte, empörte sich C.'s menschliches Gemüth gegen solche Greuel; auch in den verwilderten Kriegern war die Lust zu weiterem Aufbruch überwiegend, und kaum vermochte sie C. nur noch den Rest des Tages zum Bleiben zu bewegen, um den Pöbel durch ihre Gegenwart in Schranken zu halten und dadurch den Abzug der römischen Senatoren, welche jener ausliefern wollte, zu ermöglichen. Mit großer Ruhe besorgte er darauf die mannigfachen, durch die Verhältnisse veranlaßten Geschäfte, unterhielt sich im Kreise seiner Freunde, so viel derer bei ihm auszuhalten sich entschlossen hatten, über Gegenstände der Philosophie, besonders die stoische Lehre: daß der Tugendhafte allein der Freie sey, mit Interesse besprechend. Dann zog er sich zurück in sein Gemach u. streckte sich auf sein Lager, um noch in Platons Phädon zu lesen. Unter Schlafen und Lesen verfloß der größte Theil der Nacht; endlich beim Anbruch der ersten Morgendämmerung, nachdem er sich noch von der bewirkten Einschiffung der Freunde vergewissert hatte, verriegelte er seine Thür u. stieß sich sein Schwert in den Leib. Aber der mit unsicherer Hand geführte Stoß hatte noch keine edleren Theile verletzt. Die auf das Geräusch, welche C.'s Fall verursachte, herbeieilenden Freunde fanden ihn mit hervorbrechenden Gedärmen u. unter krampfhaften Verzerrungen des Gesichts bewußtlos im Blute sich wälzend. Sein Freigelassener, Butas, drängte die Eingeweide zurück und legte einen Verband an. Aber C., wieder zum Bewußtseyn kommend, stieß den Arzt zurück, riß den Verband ab und gab bald darauf seinen Geist auf. Er hatte sein Leben auf 49 Jahre gebracht. Die Urtheile der Zeitgenossen über diesen berühmten Römer sind sehr widersprechend; selbst Cicero, der öfters mit C. in gespannten Verhältnissen lebte, rühmt ihn als einen in jeder Tugend ausgezeichneten Mann, welcher große Vorzüge in sich vereinige, dessen Leben so rein und preiswürdig sey, daß ein Beklagter leicht zum Voraus für schuldig gelte, wenn er ihn anklage. Unleugbar aber ist es, daß seine strenge Tugend oft in Unbeugsamkeit und Starrheit ausartete, seine Strenge oft in Schroffheit und Härte. Nach seinem Grundsatze: Alles für und durch den Staat, galt ihm jedes Mittel, ihn zu sichern, für erlaubt, auch Uebertretung, selbst Verhöhnung des Gesetzes. Mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltete er öffentliches, ihm anvertrautes Gut, und vor Gericht galt ihm das Ansehn der Person für nichts; der Bestechung ganz unzugänglich, that er den Spruch nach seiner Ueberzeugung allein. Sein Zeugniß fand allgemeinen Glauben, denn seine feste Wahrheitsliebe trat überall hervor. Lob und Tadel waren ihm eben so gleichgültig wie äußerer Prunk. Im Verkehr mit Fremden war er hochfahrend und stolz, um der Majestät des römischen Namens nichts zu vergeben; sonst forderte er für sich eben so wenig Ehre, Ruhm und Macht, als er sich zu bereichern suchte. Ueberall gab er eine musterhafte, zumal in jener verdorbenen Zeit seltene Uneigennützigkeit kund. Auch Leidenschaften übten keine große Macht über ihn aus; selten gerieth er in Zorn. Von Rachsucht frei, verwarf er, obwohl

der eifrigste Republikaner, doch die blutigen Beschlüsse seiner Partei: man sollte in den Feinden die Bürger schonen. Die Tiefe und Innigkeit seiner Gefühle zeigten sich besonders in seinem Verkehr mit seiner Familie. Nie entehrte er sich durch Ausschweifungen. Die Scheidung von seiner ersten Gattin Atilia wurde nicht durch ihn veranlaßt, die zweite, Marcia, überließ er dem Hortensius, nach dessen Tode er sie wieder aufnahm. Er war seinen Kindern ein guter Vater, seinen Freunden ein treuer, zuverlässiger Freund, zu jedem Dienste bereit. Er bekannte sich zu den Lehren der Stoa, beschäftigte sich aber auch mit den Werken anderer Philosophen. Sein rednerischer Vortrag war bündig, ergreifend und mit philosophischen Betrachtungen durchwebt, doch geizte er nicht nach dem Rufe eines Redners. Was sein öffentliches Leben betrifft, so läßt sich darin eine ähnliche Halbheit und ein gewisses unsicheres Schwanken, wie in dem seines Ahnen, nicht verkennen. Er wollte der Sittlichkeit und dem bürgerlichen Gesetze Genüge leisten, aber der Staat mit der bestehenden schlechten Verfassung, der ihm als das Höchste galt, zog ihn nach der entgegengesetzten Seite hin. Er wünschte mit dem aufrichtigsten Sinne eine Wiedergeburt des hinsiechenden Gemeinwesens; aber indem ihm der schlecht organisirte Staat und dessen Vortheil das höchste Gesetz war, verkannte er, daß es das Unrecht ist, welches das Mark der Staaten zerstört. Daher die mannigfachen Widersprüche in seinem öffentlichen Handeln; daher seine Ohnmacht dem genialen Cäsar gegenüber, mit dem sich der beschränktere Geist nie in einen Wettstreit hätte einlassen sollen. Seine scharf gezeichnete Persönlichkeit verschaffte ihm Ansehen, befähigte ihn aber nicht zu einem Parteihaupte; mehr Bewunderung als Anhang findend, mehr Ruhm als Macht erlangend, war er allen Parteien unbequem und erschwerte durch seine schroffe Gesetzlichkeit die Einigung der Parteien. Vergleichen wir ihn mit seinem Ahnherrn, so ergibt sich auf den ersten Blick, daß er diesem an originellem Geist und Thatkraft nachstand, an sittlichem Werthe ihn aber übertraf. Sein Sohn, **Marcus Porcius**, von Atilia, seiner ersten Gemahlin, war bei seinem Vater in Utica, wurde von Cäsar begnadigt und behielt auch das väterliche Vermögen. Nach des Diktators Tode begab er sich zu M. Brutus und folgte diesem nach Asien. Er fiel bei Philippi, einer der letzten Republikaner, in tapferem Kampfe.

Cato, 1) **Valerius**, römischer Grammatiker im 1. Jahrhundert v. Chr., aus Gallien, Verfasser des dem Virgil beigelegten Gedichts „Dirae“, in welchem er Verwünschungen und Klagen ausspricht über den Verlust seiner Ländereien, den er in Folge von Sulla's Ackervertheilung erlitt. Die besten Ausgaben sind von Eichstädt (Jena 1826) und von Putsche (das. 1828). — 2) **Dionysius**, römischer Dichter, im 3. Jahrhundert n. Chr., angeblich Verfasser der „Disticha de moribus“, oder „Disticha moralia“, in vier Büchern, die sich durch Sprache und Inhalt höchst vortheilhaft auszeichnen, weshalb man sie auch für ein Werk späterer Zeit hielt, dem man des streng sittlichen Inhalts wegen M. Porcius C.'s Namen vorgesetzt habe. Im Mittelalter benutzte man sie als Lehrbuch; auch wurden sie häufig in die deutsche („Meisters Cato Rath“) und andere Sprachen übersetzt. Die beste Ausgabe besorgte Arntzen (Amsterdam 1754), die neueste deutsche Uebersetzung Fleischner (Nördlingen 1832).

Catonia regula, eine von Cato Uticensis herrührende Bestimmung, nach welcher ein Testament, welches nicht gültig ist, wenn der Erblasser gleich nach dessen Verfertigung stirbt, auch nicht gültig wird, wenn er leben bleibt und erst später stirbt.

Cats, **Jakob**, Rathspensionär von Holland und einer der beliebtesten Dichter seiner Nation, 1577 zu Brouwershaven auf Schouwen in Seeland geboren, wurde früh seiner Mutter beraubt, bei einer Schwester derselben erzogen und besuchte dann die Schule zu Zieuklee, wo ein pedantischer Lehrer ihn zurückstieß, aber ein Mitschüler ihm Liebe zu den lateinischen und vaterländischen Dichtern einflößte. Auf der Universität zu Leyden, die er darauf bezog, um die Rechtswissenschaft zu studiren, trieb er das Griechische und versuchte sich in griechischer Versifikation, stand jedoch bald wieder davon ab und ging zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Orleans, wo er die Doktorwürde erhielt. Nach Holland zurückgekehrt, prakticirte er als Rechtsverständiger u. ließ sich in Brouwershafen und dann in Middelburg nieder. Nach dem Waffenstillstande von 1609 erwarb er sich durch seine Bemühungen um Herstellung der im Kriege durch Ueberschwemmung verdorbenen Felder nicht unbedeutendes Verdienst, ohne jedoch auf die Dauer etwas bewirken zu können, da der schon 1621 wieder ausbrechende Krieg die Ueberfluthung des Landes von Neuem nothwendig machte, damit der Feind sich nicht festsetzen könne. C. schlug um diese Zeit eine Professur der Rechte zu Leyden, die ihm angetragen wurde, aus und übernahm die Stelle eines Pensionärs (Syndikus) zu Middelburg; dieselbe Würde übertrug ihm bald darnach auch die Stadt Dortrecht. Im Jahr 1625 wurde er Kurator der Universität zu Leyden und ging 1627 als Gesandter nach England, um über die Feindseligkeiten englischer Schiffe gegen die neutralen holländischen Klage zu führen. Im Jahr 1636 stieg er zur hohen Würde eines Rathspensionärs von Holland empor, in welcher Stellung er sich, trotz der verwickelten Zeitverhältnisse, stets als ein umsichtiger, rechtlicher, biederer Freund des Vaterlandes bewies. Nachdem er noch auf der großen Versammlung von 1651 präsidirt, legte er seines hohen Alters wegen seine Stelle nieder, ging aber darauf noch einmal als Gesandter nach England, ohne indeß seinen Zweck, die Beilegung der drohenden Feindseligkeiten, zu erreichen. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit England zog sich C. von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte, seinen Lieblingsbeschäftigungen hingegeben, auf seinem Landgute Zorgvliet, welches er aus einer öden Sandwüste in ein kleines Paradies umgeschaffen hatte. C. † 1660 und wurde in der Klosterkirche zu Haag begraben. Ein ihm geweihtes Denkmal zu Gent, von Parmentier, ward 1829 enthüllt.

Als Dichter verband C. mit einer großen Leichtigkeit in der Versifikation ein glückliches Treffen des Volkstones, in welchem sich seine Gedichte ausschließlich bewegen. Deshalb haben sie, obwohl sie mitunter an einer gewissen Breite und Geschwätzigkeit leiden, eine ungemeine Verbreitung und großen Beifall, selbst in Belgien, wo sonst die holländische Literatur fast unbekannt ist, gefunden. Seine große Gelehrsamkeit (er verstand die alten und die meisten neuern Sprachen) artete nie in Pedanterei aus, sondern er wußte sie immer mit dem frischen Leben in Verbindung zu erhalten und sie auf dieses anzuwenden. Das „Buch des Vaters C.", wie die Holländer seine Werke nennen, war noch über ein Jahrhundert nach seinem Tode in den Familien von altem Schrot und Korn, nächst der Bibel, ein Hausbuch. Er hinterließ zahlreiche Schriften, in holländischer Sprache geschrieben. Sein Hauptwerk ist „Huwelyk" (die Ehe, in sechs Abtheilungen: Maagd [Jungfrau], Kyster Bruyt [Braut], Kolling, Moeder, bedaegde Huismoeder [Matrone], 1628). C.'s sämmtliche Werke erschienen zu Amsterdam in einem Foliobande mit Kupfern 1658, 1700, 1712, 1724 ff.; seine poetische Selbstbiographie, die er in seinem 82. Jahre schrieb, kam erst 1709 heraus. Einzelne Gedichte C.'s sind ins Hochdeutsche, Französische u. Englische übersetzt worden.

Catskill, Stadt im nordamerik. Freistaat Newyork, Hauptstadt der Grafschaft Green, 111 engl. Meilen von Newyork, auf beiden Ufern des Catskill-Creek, bei dessen Mündung in den Hudson, über den eine Fähre führt, und am Anfang der Catskill- u. Canajoharte-Eisenbahn prächtig gelegen. C., 1806 inkorporirt, hat ein Gerichtshaus, ein Gefängniß, 5 Kirchen (eine presbyterianische, eine holländisch-reformirte, eine episkopalische, eine baptistische, eine methodistische), 2 Banken u. 4000 Einw. Ein Dampfboot, Barken und mehre Schaluppen unterhalten die Verbindung mit Newyork. Wagen stehen stets bei Ankunft derselben bereit, um Passagiere nach dem 12 Meilen entlegenen berühmten Sommeraufenthalt der Newyorker, nach Pine-Orchard auf den Catskill-Mountains, zu bringen. Es befindet sich hier ein vortreffliches Hotel auf einer 2212 F. über dem Spiegel des Hudson liegenden Höhe, wo man während des heißesten Sommers die erfrischendste Kühle genießen kann. Ein wenig westlich von dem Mountain-House sind 2 Teiche, deren vereinigte Abflüsse durch einen Felseneinschnitt in die Ebene herabstürzen; der erste Fall ist 180 F. senkrecht auf einem Felsenvorsprung, der zweite Fall gegen 80 F.; auf einem geschlängelten Fußpfad kann man herunter und unter den Felsenvorsprung, sowie hinter den ersten Fall gelangen, der von hier aus einen imposanten Anblick gewährt. Von dem Mountain-House hat man eine der ausgedehntesten, abwechselndsten und romantischsten Aussichten auf eine der schönsten Landschaften, auf den malerischen Hudson mit seinen grünen Inseln, seinen lebendigen Panoramen von Schiffen, Städten, Flecken, Villen, bis an die grünen Gebirge in Massachusetts und Vermont. Täglich gehen Postwagen nach Ithaca. Die Catskill-Mountains, die sich halbmondförmig durch die Grafschaften Green und Schobarie gegen den Mohawk River erstrecken, sind reich an kleinen Flüssen, die in romantischen Fällen in die Felsenthäler stürzen. Der Round Top und Hig Peak, von denen ersterer 3804 F. u. letzterer 3718 F. sich über den Hudson erhebt, sind die höchsten Spitzen des Gebirgs und gewähren eine der großartigsten Aussichten bis an die Berge des George-Sees, die grünen Gebirge von Vermont, die stolzen Bergketten in Massachusetts und Connecticut und dem Laufe des prächtigen Hudsons entlang. Die hohen Thäler, die an diesen Bergspitzen liegen, sind mit dichten Hainen von Ahorn, Buchen, Kirschbäumen und Schierlingstannen, sowie mit Wäldern der stolzen Pechtanne und Balsamfichte bedeckt, welche eben so schlank wächst wie die weiße Fichte und ein wunderschönes, unverwelkliches Grün hat. Der Boden ist mit einem Teppich dicken und sammetweichen Mooses von zartem Hellgrün bedeckt, das mit bunten Blumen u. Büscheln weißen, korallenartigen Silbermooses und Bergsauerampfers geschmückt ist. Der Abfall der Berge nach Osten ist steil, nach Westen sanft. Bären, Wölfe, wilde Katzen u. Wild finden sich nicht selten hier.

Cattaneo, Danese, Bildhauer, Baumeister und Dichter von Carrara, Sansovino's Schüler, einer der besten Meister des 16. Jahrhunderts, † 1573 zu Padua. Seine besten Werke sind das Mausoleum des G. Fregoso in der Kirche St. Anastasia zu Verona, das Monument des Dogen Loredano in der Cappella maggiore in St. Johann u. Paul zu Venedig. Er schrieb: „L'amore di Marlisa", Gedicht in 24 Gesängen.

Cattaro, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im österreichischen Dalmatien, am Fuße eines tafelförmig abgeplatteten Felsblockes, der ungefähr 800 Fuß hoch seyn mag, liegt eingekeilt zwischen zwei Flüssen, die fast unmittelbar vor ihren Thoren zu Tage kommen, und ist einer der schönsten und wichtigsten Häfen des adriatischen Meeres. Die große Meeresbai bildet dort verschiedene Buchten (bocche) u. gewährt durch den felsigen Hintergrund der Montenegrinergebirge einen äußerst malerischen Anblick. An der Küste u. auf einigen kleinen Inseln liegen Ortschaften u. Kirchspiele, worin fast jedes Haus, die Kirche nicht ausgenommen, eine Festung für sich ausmacht, denn die Einwohner sind wohlhabend, oft reich und die räuberischen Montenegriner nahe und kühn. Merkwürdig ist, daß, obschon unter der Bevölkerung der slavische (serbische) Typus vorherrscht, dennoch C. selbst ganz italienisch ist und daß jene kleinen Dorfgemeinden in der Nachbarschaft den bittersten Religionshaß gegen einander hegen, indem sie bald fanatische Katholiken, bald fanatische Griechen sind. Während die Cattarenser die gewöhnlichen Moden der übrigen Welt annehmen, halten die Nachbarn und namentlich die Montenegriner an ihren Kleidsamen und malerischen Nationaltrachten fest, die eben so mannigfaltig als schön sind. C. hat zwei Landthore. Das eine ist die Porta di Fiumera, nach einem Flusse so genannt, der von der Quelle bis zur Mündung nur einige hundert Klafter, dafür aber an der letztern eine Breite von zuweilen 60 Klaftern hat. Ungefähr einen Büchsenschuß von den Thoren der Stadt entfernt liegt

eine kahle Felsenkluft, und aus dieser quillt gleich anfangs mächtig, wie der berühmte Timao bei Triest, die Fiumera C.'s unter den Steinen hervor; wenn es aber lange geregnet hat, so stürzen auch aus den sonst trockenen Löchern über ihr Gewässer hervor und überschwemmen die ganze Stadt. Das andere südliche Landthor heißt Porta di Gordiccio, nach dem gleichnamigen Flusse, der aus einem kesselartigen Schlunde hart am Ufer und an den Stadtmauern entspringt; die Tiefe dieses Schlundes beträgt gegen 100 Klafter, und da er unter dem Spiegel des Meeres mündet, so bildet das darin enthaltene Wasser einen ewig brausenden und sprudelnden Wirbel, der nach anhaltendem Regen fast einen Springbrunnen abgeben zu wollen scheint, nach anhaltender schöner Witterung aber wie ein Trichter das Meerwasser in sich zieht, wobei die Süßwasserbrunnen der Stadt stets einen salzigen Geschmack annehmen. Außer diesen beiden Flüssen strömen noch mehre mächtige Gießbäche in die Bai von C., wie die Gluta unweit Dobrota, und der Sopot bei Risano, der unmittelbar aus einer Höhle ins Meer stürzt. C. hat außer einigen sehenswürdigen Kirchen ein Bergschloß, St. Giovanni, und am Eingange des Hafens eine schützende Festung, Castelnuovo. Es ist der Sitz eines Bischofs und hat über 2000 Einwohner, die vorzüglich von Handel und Fischerei leben. Ursprünglich eine freie Stadt, unterwarf es sich 1420 freiwillig der Republik Venedig, wurde aber von dieser 1797 an Oesterreich abgetreten, welches dasselbe 1805 an Napoleon verlor und erst 1814 wieder zurückerlangte.

Cattermole, George, englischer Maler, arbeitete früher viel mit Wasserfarben in einer rembrandtschen Weise und stellte Interioren, Scharmützel und Anderes dar, was Alles von leichter und geistreicher Ausführung war und dabei von sorgfältigen Vorstudien zeugte. Eine Reihe Zeichnungen lieferte er nach Vorwürfen aus den Werken Sir Walter Scotts; dieselben wurden unter Leitung des Mr. C. Heath in Linienmanier gestochen und erschienen 1835 bei Coswick in London unter dem Titel: „Illustrations on the poetica and prose works of Sir W. Scott, Baronet“ (21 Stahlstiche). Später hat er ein großes Gemälde geschaffen, welches „Luther und seine Anhänger auf dem Reichstage zu Speyer am 19. April 1529“ darstellt. In diesem berühmten Bilde mit der Scene des Protestes der evangelischen Stände vor Kaiser und Reich sehen wir beide Parteien in ihren obersten Vertretern einander in lebendigster Beziehung gegenübergestellt; die Komposition nämlich wirkt nicht allein durch das große geschichtliche Moment überhaupt, sondern ganz besonders auch durch den höchst interessanten Umstand, daß in der zahlreichen Versammlung die 33 Hauptpersonen nach authentischen Bildnissen von der Hand berühmter älterer Meister (Dürer, Tizian, Holbein, Cranach rc.) aufgenommen sind. William Walter hat das Bild in Kupfer gestochen (London 1845).

Cattleia, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, prachtvolle Gewächse, auf Bäumen und Felsen wachsend, mit steifen, konsistenten Blättern. Die schönsten Arten sind: C. bicolor *Lindl.*, zweifarbige Kattleie (Blume blaß-bräunlich mit dunkelrother Lippe); C. crispa *Lindl.*, krause Kattleie (Blumenkrone sehr groß, weiß, innere Blätter wellenförmig kraus, Lippe zugespitzt, kraus, inwendig schwarz, purpurroth); C. Forbesii *Lindl.*, forbesische Kattleie (Blumen hängend, groß, schön, gelblich, auf der Lippe roth gezeichnet, auswendig weiß), blüht unter allen Arten am leichtesten, wächst sehr gut in alter Loherde, mit Scherben und Rindenstücken gemischt und mit einer dergleichen Unterlage; C. guttata *Lindl.*, betröpfelte Kattleie (Blumen hellgrün, blutroth getröpfelt, Lippe dreilappig, Seitenlappen weiß, Mittellappen purpurroth); C. intermedia *Grah.*, rosenrothe Kattleie (Blumen rosenroth-lila, Mittellippe in der Mitte schwarz purpurroth); C. labiata *Lindl.*, großlippige Kattleie (Blumen höchst prachtvoll, sehr groß, über 4$^1/_2$ Zoll im Durchmesser, zart rosenroth, Lippe 2$^1/_2$ Zoll lang, vorn inwendig purpurroth und schön gezeichnet), eine der prachtvollsten Orchideen; C. Loddigesii *Lindl.*, Epidendrum violaceum *Lodd.*, loddigesische Kattleie (Blüthen groß u. prächtig, blaßrosenroth-lila, Mittellappen hellgelb, nach der Spitze zu röthlich); C. Mossiae *Hook.*, mossische Kattleie, übertrifft an Größe und Pracht ihrer an 7$^1/_2$ Zoll breiten, sehr wohlriechenden Blumen alle andern Orchideen.

Cattolica, Parlamentsstadt in der sicilianischen Intendanz Girgenti, nordöstlich von Monte Allegro, am Flusse Platani, mit 8000 Einw., die Fabriken für baumwollene und seidene Zeuche unterhalten. Die Umgegend ist fruchtbar an Wein und Oliven, und nördlich erhebt sich ein Berg mit den reichhaltigsten Schwefelminen des Landes. Bei der Mündung des Platani finden sich Ruinen des alten Heraclea Minoa.

Catualda, ein edler Jüngling vom Stamme der Gothonen, wurde von Marbod, dem Markomannenkönig, aus seinem Vaterlande vertrieben, kehrte aber 19 n. Chr., als die Macht seines Feindes im Sinken war, mit einer mächtigen Heerschaar zurück, gewann durch Bestechung einiger angesehener Männer den Königssitz und das dabei gelegene feste Schloß mit Marbods Schätzen. Dieser floh zu den Römern. Doch auch C. wurde bald durch die Hermunduren unter Anführung des Vibillius vertrieben, floh zu den Römern u. erhielt von Tiberius Forum Julium in Gallia Narbonnensis zu seinem Aufenthalt.

Catugnatus, Fürst der Allobroger, 61 v. Chr., als diese nach der catilinarischen Verschwörung sich gegen die Römer erhoben. Siegreich griff er den Legaten Manlius Lentinus an und hätte dessen ganzes Heer vernichtet, wenn nicht ein plötzlich ausgebrochener Sturm ihn an der Verfolgung der Römer gehindert hätte. Später wurde er mit den Truppen bei Solonium von dem Prätor C. Pontinius eingeschlossen u. entkam allein der Gefangenschaft.

Catullus, Cajus Valerius, berühmter römischer Dichter, geboren 86 v. Chr. in der Nähe von Verona am See Benacus (Lago di Garda), nach Andern zu Verona selbst, war aus einem alten, angesehenen Geschlecht entsprossen u. kam

in früher Jugend nach Rom, wo er seine Bildung erhielt und wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens im Verkehr mit den hervorragendsten Geistern des damaligen Roms, mit Cornelius Nepos, Cicero, Manlius Torquatus und And., die ihm ihr freundschaftliches Wohlwollen schenkten, zubrachte. Seine Vermögensumstände scheinen nur mittelmäßig gewesen zu seyn; er besaß ein Landgut in der Nähe von Tivoli, nicht aber auf der Halbinsel Sirmio am Gardasee, wo die bedeutenden Reste eines großen, schön gelegenen Palastes, die man gewöhnlich für die Ueberreste einer Villa C.' hält, mit den beschränkten Mitteln desselben wenig in Uebereinstimmung stehen. Eine Reise nach Bithynien, die er im Gefolge des C. Memmius Gemellius unternahm, um seinen gedrückten finanziellen Verhältnissen aufzuhelfen, hatte den gewünschten Erfolg nicht, denn eben so arm wie zuvor kehrte er zurück u. verlor auf dieser Reise überdies seinen Bruder, dessen Tod er in mehren Gedichten schmerzlich beklagt. Was den C. bewogen habe, den Gastfreund seines Vaters, den mächtigen Cäsar, in bitteren Epigrammen anzugreifen, ist nicht bekannt; wohl aber verdient Erwähnung, daß Cäsar dem um Verzeihung nachsuchenden Dichter die schmerzliche Kränkung bereitwillig verzieh, ihn zuvorkommend an seiner Tafel aufnahm und die freundschaftliche Verbindung mit dem Vater desselben ungestört fortbestehen ließ. Wir besitzen unter C.' Namen eine Sammlung von Gedichten, welche zu Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Dichter Benvenuto di Campesani zuerst entdeckt worden sind und die Aufschrift haben: „Valerii Catulli ad Cornelium Nepotem liber". Es sind 116 einzelne Gedichte, die nach Form, Inhalt, Charakter und Gehalt eine große Verschiedenheit zeigen. Die Mehrzahl derselben sind Gedichte beschränkteren Umfangs, welche, meist durch zufällige Veranlassungen hervorgerufen, mehr in das Gebiet der epigrammatischen als der lyrischen Poesie gehören, kurze, durch sinnige Naivetät und Unbefangenheit, sowie durch die Gewandtheit, Angemessenheit und Schönheit der Form und des Ausdrucks höchst gefällige Dichtungen, zum Theil erotischer Art und dann nicht selten unsere Begriffe von Zucht und Sitte verletzend, zum Theil aber auch voll Empfindung und tiefen Gefühls. Von unleugbarer Originalität der Empfindung, wie wenige Produkte römischer Dichter, und ausgezeichnet durch geschickte Behandlung griechischer, vielfach abwechselnder Metren, beurkunden sie, daß C. die bedeutenden dichterischen Anlagen, die ihm die Natur verliehen, durch Fleiß und Studium noch um Vieles zu erhöhen wußte. Er steht an der Spitze der römischen Dichter, die sich in dem bezeichneten Gebiete der Poesie zuerst versuchten und besonders die in Rom noch wenig gekannte erotische Gattung mit Erfolg kultivirten. Neben diesen kleineren Gedichten finden sich unter C.' Namen noch einige größere, die, nach Inhalt und Form von jenen verschieden, mehr in das Gebiet der Elegie und des Epos streifen, so die beiden Epithalamien oder Hymenäen, mehre eigentliche Elegien, ferner das griechischen Originalen nachgebildete, höchst merkwürdige Gedicht „Atys", insbesondere aber das „Epithalamium Pelei et Thetidos", ein episches, erzählendes Gedicht, welches die Vermählung des Peleus und der Thetis nach älteren griechischen Quellen besingt. Ueberhaupt sind diese größeren Gedichte, unter denen noch das „Haar der Berenice", eine freie Bearbeitung einer verlornen Elegie des alexandrinischen Dichters Callimachus, zu erwähnen ist, meist griechischen Mustern nachgebildet oder selbst in mehr oder weniger freier Weise daraus ins Lateinische übertragen. Auch in ihnen, die in einem ernsteren und kräftigeren, wenn auch weniger originellen Tone gehalten sind, als jene kleineren, gibt sich C.' seltenes Talent in Behandlung eines fremdartigen Stoffes in ächt römischem Geiste kund. Mit Unrecht hat man das gewöhnlich Virgils Werken beigefügte Gedicht „Pervigilium Veneris" ihm zugeschrieben. Die bemerkenswerthesten neueren Ausgaben des Dichters sind von Fr. W. Döring (Leipzig 1788 und 1792, Altona 1834), von Sillig (Göttingen 1823) und Bachmann (Berlin 1829). Berüchtigt ist die Ausgabe von Corradinus de Allio (Venedig 1738) wegen beispielloser Dreistigkeit in Veränderung des Textes. Vgl. Hand, Specimen observat. criticarum in Catulli Carmina, Leipzig 1809. Deutsche Uebersetzungen von C.' Gedichten lieferten Ramler (Leipzig 1793, Halberstadt 1810), Schwenck (Frankfurt 1829) und Fröhlich (München 1850).

Catulus, 1) Cajus Lutatius, aus dem alten patricischen Geschlechte der Lutatii, Besieger der Karthager im ersten punischen Kriege, ward als Konsul 242 v. Chr. nach Sicilien gesandt, in dessen westlichem Theil sich Hamilcar Barcas noch behauptete. C. bemächtigte sich des Hafens von Drepanum und aller Posten um das lilibäische Vorgebirge und bot dem Karthager Hanno plötzlich bei Aegusa, einer der ägatischen Inseln, auch zur See die Stirne. Der Erfolg dieses kühnen Unternehmens war ein glänzender: 50 karthagische Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 70 mit einer Bemannung von 10,000 Köpfen fielen den Römern in die Hände und nur mit Noth entkam der traurige Rest nach den nahen Inseln und von da nach Karthago. C. griff darauf auch das Lager bei Eryx an und Karthago mußte sich zu schnellem Friedensschluß bequemen; Sicilien, von nun an Roms unerschöpfliche Kornkammer, ward eine römische Provinz. Dem C. wurde die Ehre des Triumphs zuerkannt, doch mußte er sie, obwohl gegen seinen Willen, mit dem Prätor Valerius, der ihm als Unterbefehlshaber beigegeben worden war, theilen, weil derselbe an jenem Seesiege sich das meiste Verdienst erworben hatte.

2) Quintus Lutatius, Kollege des C. Marius in seinem dritten Konsulat (102 v. Chr.) und im Kampfe gegen die einbrechenden Cimbern und Teutonen. Während Marius den glänzenden Sieg bei Aquä Sextiä (Aix) erfocht und die Macht der Teutonen vernichtete, mußte C. dem wilden Ungestüm der Cimbern weichen und stellte sich, nachdem alle seine Bemühungen, die Legionen zur Ordnung und Standhaftigkeit zurückzubringen, gescheitert waren, selbst an die Spitze der Fliehenden. C. vereinigte sich dar-

auf bei Vercelli mit Marius, der aber, von Argwohn und Eifersucht beherrscht, als die Hauptschlacht geschlagen werden sollte, den C. in die Mitte der Schlachtordnung stellte, weil er hoffte, ihn auf diese Weise um allen Antheil am Siege, der auf beiden Flügeln erfochten werden sollte, zu bringen. Gegen Erwarten trafen aber, während Marius im Staube und auf der weiten Ebene den Feind verfehlte, die ungestümen Angriffe desselben den C., dem nun die Ehre zu Theil ward, die Cimbern zu vernichten. Der Ruhm dieses glorreichen Sieges, der Rom von einer drohenden Gefahr befreite, wurde fast allein dem Marius zu Theil, obgleich des C. Legionen das Meiste dabei gethan hatten. Marius bewies indeß eine unerwartete Mäßigung, indem er den C. an dem Triumphe, der ihm ausschließlich zugestanden war, Theil nehmen ließ. Später klagte er C. an, und obgleich dessen zahlreiche Freunde für ihn baten, so blieb der Tyrann doch bei dem Todesurtheile, das schon längst gesprochen war. C. beschleunigte sein Ende durch Erstickung mittelst Kohlendämpfen. Er hatte sich auch als Redner, Dichter und Schriftsteller einen guten Namen erworben. Er schrieb eine Geschichte seines Konsulats in Xenophons Manier; doch sind bis auf einige Epigramme (bei Cicero, De natura deorum) seine Schriften verloren gegangen.

3) **Quintus Lutatius**, des Vorigen trefflicher Sohn, war, von seinem Vater die Feindschaft gegen Marius erbend, Jugendfreund Sulla's, ohne jedoch an dessen Blut- und Gewaltherrschaft nach erfochtenem Siege über den gemeinsamen Gegner Theil zu nehmen. Auf Sulla's Empfehlung gelangte er 80 v. Chr. zum Konsulat, doch wurde ihm der von Pompejus begünstigte, an Verdienst sehr tief unter C. stehende M. Aemilius Lepidus vorangestellt, der nach Sulla's Tode die gestürzte Partei des Marius wieder zu erheben suchte und mit den entronnenen Geächteten, die er zu Volaterra sammelte, Rom mit neuem Blutvergießen bedrohte. Vergeblich hatte C. sich an die Spitze der Bessergesinnten gestellt und auf kräftige Maßregeln gegen den Ruhestörer gedrungen. Der eingeschüchterte Senat zog gütliche Unterhandlungen vor, zufolge deren beide Konsuln sich eidlich verpflichteten, nicht feindlich gegen einander zu verfahren. Lepidus suchte jenen Eid dadurch zu umgehen, daß er durch seine verlängerte Abwesenheit die Wahl neuer Konsuln verhinderte u. ein Interregnum erzwang, während desselben er mit Heeresmacht gegen Rom anrückte. Jetzt erst beschloß der Senat, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und übertrug dem C. den Oberbefehl mit ausgedehnter Vollmacht. Lepidus wurde am Pons Mylvius unweit Rom besiegt und für einen Feind des Vaterlandes erklärt. C. erreichte den Flüchtling bei Cosa, wo er zum zweiten Male geschlagen wurde. Im J. 69 ward ihm die hohe Ehre zu Theil, das unter seiner besonderen Aufsicht erbaute neue Kapitol einzuweihen und seinen Namen auf das Giebelfeld des Gebäudes setzen zu dürfen. Als zwei Jahre darauf (67) über den Antrag des Tribuns A. Gabinius, zur Abstellung des Unfugs der Seeräuber dem Pompejus den unbeschränkten Oberbefehl zur See auf drei Jahre zu ertheilen, in einer Volksversammlung entschieden werden sollte sprach C. nachdrücklich, aber vergeblich gegen denselben. Der Vorschlag ging durch und C. wurde auf eine sonderbare Weise zur Ruhe gebracht. Als er nämlich zuletzt noch fragte, zu wem das Volk seine Zuflucht nehmen wolle, wenn seinen Liebling Pompejus, dem es alle gefahrvollen Unternehmungen zuwiese, irgend einen Unfall träfe, ward ihm die schmeichelhafte Antwort: „zu Dir, C.!" die ihm nothwendig den Mund schließen mußte. Als im folgenden Jahre der Tribun Manilius noch größere Macht auf Pompejus häufen wollte, indem er vorschlug, demselben den Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates zu übertragen, war es wieder C., der dadurch die Freiheit der Republik für gefährdet hielt und sich mit Hortensius mit aller Kraft gegen jene Maßregel erhob, welche die Grundgesetze des Staats mit Umsturz bedrohte. Aber nochmals vergeblich; die Menge bestand auf ihrem Willen und C. rief in edlem Zorn aus: „Nun so bleibt dem Senat nur übrig, wie einst dem Volk, hinaus auf einen neuen heiligen Berg zu ziehen!" Außer Cäsar war diesmal auch Cicero des C. Gegner, der für jenen Vorschlag seine bekannte Rede „Pro lege Manilia" hielt. C. durchschaute Cäsars schlau berechnete, der Freiheit gefährliche Pläne und trat ihm von nun an überall entgegen; so in den Verhandlungen über Catilina's Verschwörung, wo es nicht seine Schuld war, daß der Verdacht gegen Cäsar als einen Theilnehmer derselben keine ernstliche Untersuchung zur Folge hatte. Cäsar fand bald Gelegenheit zur Rache. Als Prätor beschuldigte er den C. der Veruntreuung öffentlicher Gelder beim Bau des Kapitols und trug auf Vernichtung seines Namens aus der Inschrift an. Aber des C. zahlreiche Anhänger schaarten sich um den Bedrängten und bewogen dadurch Cäsar, die Sache fallen zu lassen. Seine wesentlichen Verdienste um die Ruhe der Republik veranlaßten es, daß dem C. stillschweigend der Titel Princeps senatus zugestanden wurde. Auch durch die Ernennung zum Censor, die ihm schon früher zu Theil wurde, sah sich C. geehrt; doch legte er dies ehrenvolle Amt, weil er mit seinem Kollegen Licinius Crassus nicht übereinstimmte, bald wieder nieder. Noch während er es verwaltete, hatte der sonst unwandelbar am Rechte festhaltende Mann einen nichtswürdigen Quästurbeamten gegen den strengen Cato in Schutz genommen, ohne jedoch dessen Entfernung verhindern zu können. C. † 60 v. Chr., vor dem Beginn der gewaltsamen Umwälzungen, die dem Sturz der Republik vorhergingen.

Cauca, Fluß im südamerikanischen Freistaat Neugranada, entspringt in dem Theil der Anden, welcher Paramo-de-Guanacas heißt, in mehren Armen, die sich darauf vereinigen, fließt stets zwischen zwei Ketten der Anden, der westlichen und der mittleren, erhält viele Nebenflüsse, ist für Kanoes schiffbar, hat an seinen Ufern die Städte Santa-Fé-de-Antioquia, Caramanta, Cartago, Buga, Cali &c., vereinigt sich nach einem reißenden Laufe weiter unten mit dem Magdalenenfluß und hat der Provinz C. den Namen gegeben.

Cauchemar (franz.), eigentlich Alp, Alpdrücken, bei dem französischen Schauspieler jede schlechte oder in der Theatersprache undankbare

Aushülfsrolle, indem man bei dieser Benennung das Bewußtseyn, eine undankbare Rolle zu spielen, mit dem Gefühle des Alpdrückens vergleicht.

Cauchois-Lemaire, Louis Augustin François, einer der berühmtesten französischen Publicisten, wurde den 28. August 1789 zu Paris geboren, studirte daselbst und übernahm, nachdem er sich längere Zeit dem Erziehungsfache gewidmet hatte, mit Jouy, Etienne, Harel &c. die Redaktion des „Nain jaune" (der gelbe Zwerg). Das in beißendem Ton gehaltene Blatt wurde jedoch gewaltsam unterdrückt, C. dadurch finanziell ruinirt und genöthigt, die Heimath zu verlassen. Er lebte nun in Brüssel, redigirte hier mit Guyot den „Nain jaune réfugié", den er später „Le vrai libéral" taufte und trotz aller Anfeindungen von Seiten des französischen Ministeriums längere Zeit aufrecht erhielt, bis es letzterem gelang, die niederländische Regierung zur Ausweisung C.'s und 19 anderer französischen Flüchtlinge aus dem Königreich zu bewegen. C. ging nach dem Haag und verfaßte nun seinen „Appel à l'opinion publique et aux Etats-Généraux en faveur de proscrits français" (Haag 1817), eine geharnischte Klage wegen Verletzung des Völkerrechts, die in den niederländischen Kammern zu lebhaften Verhandlungen Anlaß gab, ohne jedoch zu einem C.'s Wünschen entsprechenden Ziele zu führen. Unter Decazes' Ministerium kehrte er nach Paris zurück, betheiligte sich abermals an der Redaktion mehrer politischer Journale und streute eine Unzahl politischer Flugschriften aus, von welchen die „Lettre au duc d'Orléans sur la crise actuelle" (Paris 1827), in welcher er den damaligen Herzog von Orleans aufforderte, sich an die Spitze der Opposition zu stellen, das meiste Aufsehen erregte, aber zugleich C. 15 Monate Gefängniß und eine starke Geldstrafe zuzog. Seine meisten Arbeiten aus jener Zeit enthalten der „Constitutionel", der „Mercure du 19ième siècle"; eine Auswahl seiner Flugschriften bewahren die „Opuscules" (Paris 1821) und die „Lettres politiques, religieuses et historiques" (das. 1828—32, 2 Bde.). Im J. 1830 arbeitete er mit Chatelain, Redakteur des „Courrier français", u. mit Carrel, Thiers &c. die Protestation der Journalisten gegen die Julihordonnanzen aus. Nach der Revolution bis 1838 beharrte C., trotz mehrfacher Anstellungsanerbietungen der neuen Dynastie, bei seiner publicistischen Thätigkeit, trat aber dann ein bescheidenes Aemtchen am Archiv an und widmete sich seit dieser Zeit fast ausschließlich historischen Studien. Die letzte Schrift C.'s ist die „Histoire de la révolution de juillet" (Paris 1842).

Cauchy, Augustin Louis, ausgezeichneter Mathematiker, Sohn des Dichters Louis François C., den 21. Aug. 1789 zu Paris geb., verfaßte schon im 16. Jahre eine Schrift über die Theorie der Wellenbewegung, welche des Drucks für würdig befunden wurde. Seine „Théorie des ondes", durch welche er die Lehre von der Wellenbewegung des Lichts einen großen Schritt weiter führte, ward 1815 vom Institut mit dem großen Preise gekrönt u. hatte zur Folge, daß er 1816 Mitglied der mechanischen Klasse der Akademie der Wissenschaften wurde. Später erhielt er eine Lehrerstelle an der polytechnischen Schule. Als eifriger Legitimist folgte C. einige Jahre nach der Julirevolution Karl X. ins Ausland nach, lebte längere Zeit in Prag, kehrte jedoch nach Paris zurück, wo er im Ordenshause der Jesuiten in der Rue de Sèvres Unterricht gab. Im J. 1848 ward ihm die neubegründete Professur der mathematischen Astronomie an der pariser Universität übertragen, doch mußte er sie im Juni 1852 niederlegen, weil er der neuen Regierung den Eid verweigerte. Er † den 23. Mai 1857 zu Paris. C.'s vorzüglichste Schriften sind: „Cours d'analyse" (Paris 1821, deutsch von Huyler, Königsberg 1828); „Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géométrie" (2 Bde., Paris 1826—28, deutsch von Schnuse, Braunschweig 1840); „Exercices de mathématique (Paris 1826—29, Prag 1835—1836); „Leçons sur le calcul différential" (Paris 1829, deutsch von Schnuse, Braunschweig 1836); „Mémoire sur la dispersion de la lumière" (Prag 1836); „Exercices d'analyse et de physique mathématique" (das. 1839).

Cauci, s. v. a. Chauci.

Caucig, Franz, berühmter deutscher Historienmaler, geb. zu Görz 1742, kam in seinem 15. Jahre nach Wien, wurde dann vom Kaiser Joseph II. 1781 nach Bologna gesendet, um die Werke der Carracci u. ihrer Schüler zu studiren, kehrte nach einem 7jährigen Aufenthalte zu Rom nach Wien zurück, ward aber bald nach seiner Ankunft von dem Staatskanzler, Fürsten von Kaunitz, mit Kunstaufträgen nach Mantua gesendet, wo er 6 Monate blieb. Hierauf studirte er zu Venedig die Meisterwerke Tizians u. anderer großen Künstler u. kehrte endlich nach 6jähriger Abwesenheit nach Wien zurück, wo er 1799 zum Professor der Historienmalerei und zum akademischen Rathe an der Kunstakademie ernannt wurde. Im Jahr 1820 ward er Direktor für die Schule der Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Mosaik und † 1828. Als Kolorist war C. nur selten glücklich, während seine historischen Zeichnungen, über 2000 Blätter, in jedem Theile den Meister verrathen.

Caucones, asiatische Völkerschaft, ursprünglich in Bithynien vom Berge Ormenius bis an den Fluß Parthenais seßhaft, von Homer neben Lelegern und Pelasgern erwähnt, den Maryandynern benachbart, ließ sich später theils am schwarzen Meer, theils in den Gebirgen des südlichen Elis nieder. Später verschwand dieser Volksstamm unter seinem alten Namen.

Caudebec, Stadt im französischen Departement Nieder-Seine, am rechten Ufer dieses Flusses, der hier einen Hafen bildet, in überaus malerischer Lage zwischen Rouen und Havre. C. hat eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Pfarrkirche mit schönem Portal und ausgezeichnetem Glockenthurm und 4000 Einwohner, welche Bleichen, Gerbereien, Seifensiedereien, Färbereien, Stärke- und andere Fabriken unterhalten, auch Fischfang und lebhaften Handel, besonders mit Holz und Cider treiben. C. ist eine uralte Stadt und bildete den Hauptort des Pays-de-Caux in der Normandie, welches sich zwischen der Seine und dem Meere bis zur Picardie erstreckte. Die Industrie von C. war ehemals viel bedeutender und besonders blühend die Hutmanufaktur, sank

aber seit Aufhebung des Edikts von Nantes. In der Nähe liegt das schöne Schloß La Meillerain an der Seine. Eine Stunde von C. lag die 645 erbaute Benediktinerabtei Fontenelle oder St. Wandrille (St. Vandrigisli), in welcher der letzte Merovinger, Theoderich, Sohn des 752 entthronten Childerich III., als Mönch starb.

Caudigarri, Ort in der ostindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Orissa, besteht aus drei Bergen, die von einem sehr romantischen Wald umgeben sind; auf dem Hauptberge steht ein kleiner, aber sehr hübscher Dschaintempel. Die Berge sind in allen Richtungen von Höhlen durchbrochen, deren viele von Einsiedlern und Priestern bewohnt sind; der Gott, den sie verehren, heißt Persilath und ist der Gott der Dschains. Er ist dargestellt als ein nackter aufrechtstehender Mann, dessen Arme an den Seiten hinabhängen. Nach der Meinung der Hindu's sind die Höhlen das Werk von Teufeln. Oberhalb der Eingänge sind Inschriften in einer vergessenen Sprache; mehre Buchstaben scheinen den griechischen zu gleichen, die meisten aber weichen von jeder bekannten Sprache ab. Der Eingang in eine dieser Höhlen geht durch den Mund eines ungeheuren, aus dem festen Fels gehauenen und sehr gut ausgeführten Löwenkopfes; in dem Munde des Löwen ist eine Inschrift. Viele der Höhlen sind groß und hoch, andere dagegen sehr klein und manche nicht hoch genug, um darin aufrecht zu stehen; von diesen letztern haben mehre sehr kleine Eingänge, und hier hausen Einsiedler, die gelobt haben, sie nie lebend zu verlassen. In dem festen Fels dieser Berge sind auch einige Cisternen ausgehöhlt; das Wunderbarste aber ist der Palast der alten Radschahs, der wie alles Uebrige aus dem festen Fels ausgehöhlt ist und zwei Stockwerke hat. Der untere umfaßt einen ziemlich geräumigen viereckigen Hof, der auf allen Seiten mit großen ausgehauenen Kammern umgeben ist u. in den man von oben herabsteigen muß; das obere Stockwerk ist gleichfalls ausgehauen, doch wurde, ehe die Eingänge in die Kammern gemacht wurden, ein großer Theil des Felsens hinweggeschafft. Die Kammern sind eng, etwa 12 Fuß breit, aber viele sind lang, nach einer ungefähren Schätzung gegen 40 F. Die Eingangsmauern, wenn man sie so nennen darf, scheinen sehr verziert gewesen zu seyn; was aber am meisten auffällt, ist eine Statue, die ebenfalls aus dem festen Fels gehauen ist und eine Seite des geschmückten Eingangs in eines der Zimmer zierte. Diese Statue soll nach Angabe der Eingebornen den Radschah darstellen, der den Palast gründete; sie ist ziemlich in Lebensgröße und gut erhalten. Auf dem Kopf ist ein geschlossener Helm, von dem Schuppen bis an die beiden Wangen herablaufen. Die Kleidung ist ein kurzer Schuppenpanzer, der bis an die Schenkel geht, unter diesem hängt noch ein Tuch hinab bis an die Kniee; von der Schulter fällt ein kurzer Mantel herab, und um die Mitte des Leibes ist eine Schärpe oder ein loser Gürtel; Stiefel reichen bis halbwegs an die Kniee herauf, und an der Seite hängt ein doppelschneidiges römisches Schwert. Vergleicht man diese Kleidung und hält die griechisch aussehenden Buchstaben daneben, so ist man versucht zu glauben, es möchten einmal Griechen aus dem baktrischen Reich hierher gedrungen seyn.

Caudex, Appius Claudius, römischer Konsul, 264 v. Chr., besiegte mit einer Flotte von 100 Segeln vor Messana den König Hiero und die Punier, welche die Stadt belagerten und ist somit der erste Römer, welcher außerhalb Italiens siegreich kämpfte. Vgl. Claudius.

Caudium, samnitische Stadt an der Via Appia, berühmt wegen der in den benachbarten Pässen des Taburnus (Furculae Caudinae, caudinische Pässe) von den Samnitern bewirkten Umzingelung der Römer. Die Samniter, seit Jahren schon im Kampfe mit den Römern, hatten durch Gesandte einen Frieden zu Rom zu vermitteln gesucht; die Römer aber hatten ihnen nicht allein dieses verweigert, sondern die Konsuln Tit. Veturius Calvinus u. Spurius Postumius mit einem Heere gegen den Feind geschickt (319 v. Chr.). Der Anführer der Samniter, Caj. Pontius, ein junger Mann mit dem trefflichsten Feldherrntalente ausgestattet, wohl erwägend, daß die Römer im offenen Felde gewöhnlich die Oberhand behielten, suchte durch List sich den Sieg zu verschaffen. Er sandte verkleidete Krieger in die Nähe des römischen Lagers bei Calatia, die aussagen sollten, daß die Samniter in Apulien die den Römern befreundete Stadt Luceria belagerten; er selbst aber lagerte sich unbemerkt in der Gegend von C., welche die Römer passiren mußten, wenn sie nicht einen offenen, aber viel weiteren Weg am Meere hin nehmen wollten. Der Weg ging durch 2 hohe, enge und waldige Pässe, die durch eine rechts und links fortlaufende Bergkette mit einander verbunden waren und welche mitten inne eine weite Ebene einschlossen. Keinen Feind vermuthend, den sie in Apulien glaubten, zogen nun die Römer durch den einen Paß hinein in das Thal. Auf einmal aber erschienen auf den Höhen die Feinde; der Ausgang durch den vorliegenden Paß war durch Verhaue gesperrt, der hintere Paß war von den auf dem Fuße folgenden Samnitern sogleich geschlossen worden. Jetzt erst erkannte das römische Heer seine hoffnungslose Lage; jedes Entkommen war unmöglich, jeder Widerstand erfolglos. Verzweifelnd verlangte das Heer Hülfe von seinen Anführern. Ueberzeugt zwar von dem fruchtlosen Bemühen, schlug man wenigstens ein festes Lager auf und brachte die Nacht mit Berathungen hin, die die Verlegenheit nur noch vergrößerten, je weniger sie zu einem Erfolge führten. Aber auch die Samniter wußten nicht, wie sie ihr großes Glück benutzen sollten; der Vater des Pontius, Herennius Pontius, ein hochbetagter Mann, gab den doppelten Rath, entweder Alle ungekränkt abziehen zu lassen und dadurch den Frieden und die Freundschaft mit den Römern auf immer zu befestigen, oder Alle niederzuhauen und so den Krieg auf viele Menschenalter hinauszuschieben. Aber man konnte sich zu keiner dieser Maßregeln verstehen. Inzwischen hatten die Römer durch Abgesandte von den Samnitern einen billigen Frieden erbeten und, als dieser verweigert wurde, den Feind zur Schlacht herausgefordert. Pontius aber ließ den Gefangenen sagen, er sey geneigt, einen Vergleich

einzugehen, unter der Bedingung, daß das samnitische Gebiet geräumt, die römischen Ansiedler wieder abgeführt würden, das gefangene Heer aber ohne Waffen durch das Joch ginge. Lautes Wehklagen erfüllte das Lager bei der Rückkunft der Gesandten, und darauf verkündete tiefes Schweigen, daß die Römer, nur von der äußersten Noth gezwungen, die Ehre der einzigen Rettung unterordnen wollten. Als aber der erste der Unterfeldherren, L. Lentulus, berühmt durch Tapferkeit, selbst zur Uebergabe rieth, weil durch das vergebliche Hinopfern gar nichts gewonnen werde, entschlossen sich die Konsuln, das Unvermeidliche zu thun. Sie selbst, die Unterfeldherren, die Quästoren und Tribunen bürgten für den Vertrag unter den obigen Bedingungen und lieferten die Waffen aus. 60 Ritter wurden als Geißeln übergeben. Die Konsuln, ihrer Feldherrenkleidung beraubt, mußten halbnackt durch ein von drei Spießen gebildetes Joch, nach ihnen die höheren Offiziere, zuletzt die Legionen zwischen den bewaffneten verhöhnenden Feinden entblößt und waffenlos ziehen, eine Schmach, welche die stolzen Römer mehr beugte, als die empfindlichste Niederlage.

Caulaincourt, 1) Armand Augustin Louis de, auch Caulincourt, Herzog von Vicenza, französischer Feldherr und Diplomat der napoleonischen Periode, wurde am 9. Dec. 1772 zu Caulaincourt, einem Dorfe im Sommedepartement, geboren, trat schon im 15. Jahre in die französische Armee und hatte bereits dem Feldzug von 1792 als Kapitän beigewohnt und war bis zum Generalstabsoffizier avancirt, als er entlassen und als verdächtiger Adeliger ins Gefängniß gebracht wurde. Befreit wurde er durch das Loos, das ihn bei der allgemeinen Rekrutenaushebung getroffen hatte, und nachdem er 3 Jahre lang als Grenadier und reitender Jäger mit Auszeichnung gedient hatte, erhielt er seinen Grad als Kapitän wieder und begleitete den General Aubert Dubayet als dessen Adjutant nach Konstantinopel. Nachdem er einen türkischen Gesandten nach Paris begleitet hatte, wurde er Eskadronchef, dann Oberst eines Karabinerregiments, an dessen Spitze er dem Feldzuge von 1812 beiwohnte und sich so hervorthat, daß Moreau ihn nach der Schlacht von Hohenlinden zum General avanciren lassen wollte; C. aber zog vor, an der Spitze seines Regiments zu bleiben. Als Alexander den russischen Kaiserthron bestieg, wurde C. als diplomatischer Agent nach Petersburg gesandt, um die Verbindungen mit dem russischen Reiche wieder anzuknüpfen. Seine Mission gelang; mit der Achtung des jungen Monarchen beehrt, kam er nach Paris zurück und stieg nun rasch nach einander zum 3. Adjutanten des ersten Konsuls und zum Brigadegeneral. Als solcher erhielt er den Auftrag, in Brüssel ein 112. Regiment zu bilden, in Straßburg die Erbauung einer Flottille zu betreiben, die nach Dortrecht bestimmt war, und zugleich die englischen Agenten am Rhein zu beobachten. Letzterer Umstand brachte C. in den Verdacht, Theil gehabt zu haben an der Verhaftung des Herzogs von Enghien. Im Jahr 1805 wurde C. Divisionsgeneral und Herzog von Vicenza. Von dieser Zeit an fesselte ihn sein doppelter Posten als Adjutant u. Großstallmeister des Kaisers Napoleon fast beständig an die nächste Umgebung desselben, und nur während der Feldzüge in Spanien 1808 und in Oesterreich 1809 war er Gesandter in Petersburg, wo der eben erwähnte Verdacht und später (1810) der Ausbruch der Mißhelligkeiten zwischen Napoleon und Alexander seine Stellung zu einer sehr unfreundlichen gestalteten, wie sehr er auch Alexanders persönliche Gunst genoß. Auf sein dringendes Bitten wurde er 1811 zur Armee zurückgerufen. Als aber der Krieg gegen Rußland, trotz C.s Abmahnen, zum Ausbruch kam, bat er in Wilna um einen Posten in Spanien. Dieser ward ihm abgeschlagen; dagegen lehnte es C. wieder ab, von Moskau aus Unterhandlungen mit dem russischen Gouvernement zu beginnen, da er im Voraus von deren Nutzlosigkeit überzeugt war. Gleichwohl war es wieder C., den Napoleon zu seinem Begleiter auf der eiligen Rückfahrt aus Rußland wählte; aber auch dieses vertrauliche Beisammensitzen 14 Tage und 14 Nächte in einem Schlitten hatte C.s Opposition gegen des Kaisers Maßregeln nicht nachgiebiger gemacht, und C. wurde von den öffentlichen Geschäften entfernt gehalten, bis er 1813 mit der diplomatisch-politischen Korrespondenz beauftragt wurde. Er trat dann in Verhandlungen mit dem österreichischen General Grafen Bubna zu Dresden, schloß den Waffenstillstand zu Pleischwitz ab und wohnte während desselben als französischer Bevollmächtigter dem Kongreß zu Prag bei, sowie er denn von nun an immer dahin gestellt wurde, wo ein Werk des Friedens zu vollenden war. In Prag ging man unversöhnt aus einander; die zweite Hälfte des Jahres 1813 trieb die Franzosen über den Rhein zurück, die Hoffnung auf Frieden fand neue Nahrung, aber auch die damaligen Unterhandlungen waren nur Vorspiele des Kongresses von Chatillon (1814), dem C. als Minister der auswärtigen Angelegenheiten beiwohnte und dessen ungünstiger Ausgang ihm später mit Unrecht zur Last gelegt worden ist. Gerade C. gehört zu den Wenigen, welche das Interesse Napoleons bis zur letzten Stunde seiner Herrschaft treu verfochten, und nur C.s Bemühungen, namentlich beim Kaiser Alexander, hatte es Napoleon zu danken, daß ihm die Insel Elba als souveränes Fürstenthum gelassen wurde. Dieselbe Treue bewahrte er auch nach Napoleons Abreise; er war beauftragt, über die Erfüllung aller Bedingungen zu wachen, und that dies mit solchem Eifer, daß die zurückgekehrten Bourbonen ihn zwangen, Paris zu verlassen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Während der hundert Tage war C. abermals Minister des Auswärtigen, wurde Pair, nahm an den geheimen Berathungen der Kammer über die zweite Abdankung des Kaisers Theil und diente auch als Mitglied der Regierungskommission mit gewohnter Energie. Nach dem zweiten Einzug Ludwigs XVIII. verließ C. Paris und wurde anfangs auf die Proskriptionsliste gesetzt, aber auf Verwenden des Kaisers Alexander, der ihm seine Achtung nie entzog, wieder von derselben gestrichen. Er durfte zwar in Frankreich bleiben, jedoch entfernt von allen Staatsgeschäften, denn

auch Pair war er seit 1815 nicht mehr. Die gemeinen Verfolgungen, welche er von Seiten der rachedurstigen Royalistenhaufen zu erfahren hatte, bewogen ihn endlich, sich auf sein Landgut zurückzuziehen und bloß seiner Familie und der Landwirthschaft zu leben. C. † in Paris am 19. Februar 1827. In seinem Testamente fand man die Worte: „Vor Gott lügt man nicht; ich schwöre, daß ich nicht das Geringste mit der Verhaftung des Herzogs von Enghien zu schaffen gehabt habe". Ein sehr ehrendes Zeugniß hat ihm auch Napoleon in seinen Gesprächen auf St. Helena gegeben.

2) **Augustin Jean Gabriel, Graf von C.**, des Vorigen Bruder, Divisionsgeneral des Kaiserreichs, den 16. September 1777 geboren, trat 1792 in die Armee und wohnte allen Feldzügen der Franzosen, namentlich am Rhein und in Italien, mit Auszeichnung bei. Im Jahr 1806 ging er als General nach Spanien, kämpfte hier auf allen Punkten mit seltenem Geschick, erwarb sich aber den höchsten Ruhm, als er 1809 unter den Augen der vereinigten Marschälle den Uebergang der Armee über den Tajo mit eben so viel Kunst als Unerschrockenheit vollzog. Er avancirte nach dieser That zum Divisionsgeneral und nahm als solcher 1812 an dem Feldzug nach Rußland Theil, wo er Kommandant des Hauptquartiers war. Er fiel siegend in der Schlacht an der Moskwa, in welcher er mit dem zweiten Armeecorps die russische Infanterie durchbrochen und an der Spitze seiner Kavalerie die mörderische Redoute angegriffen hatte, am 7. Sept. 1812.

Caulis (lat.), Stengel.

Caunus, Stadt in Karien, an der Mündung des Calbis in den glaucischen Meerbusen, in ungesunder Lage, mit vortrefflichem Hafen und kriegerischen Bewohnern, war eine Kolonie der Kreter u. gehörte später den Rhodiern. Hier kamen sämmtliche Karier zur Feier der Sissitien zusammen. C., Geburtsort des Malers Protogenus, war wegen seiner getrockneten Feigen berühmt.

Caus (Caux), Salomon de, soll nach einem Briefe der berühmten Marion de Lorme an den Marquis von Cinq-Mars der Erste gewesen seyn, welcher auf die Idee gekommen, den Wasserdampf bei hydraulischen Maschinen in Anwendung zu bringen. Nach jenem Berichte kam C. 1637 aus der Normandie nach Paris, um dem König ein Werk über seine Erfindung vorzulegen, vermittelst welcher man nach seiner Meinung Mühlen, Wagen und Schiffe in Bewegung setzen und noch tausend andere wunderbare Dinge bewirken könne; Kardinal Richelieu fertigte ihn jedoch, ohne ihm weiteres Gehör zu geben, ab. C. ließ sich dadurch nicht entmuthigen und verfolgte den Kardinal überall, bis dieser endlich, seiner lästigen Zudringlichkeit überdrüssig, ihn im Bicêtre einsperren ließ, wo Unglück und Gefangenschaft ihn seiner Sinne beraubten. Lord Worcester, den die Engländer für den Erfinder der Dampfmaschinen halten, erhielt, nach diesem französischen Bericht, bei einem Besuch im Bicêtre von dem Aufseher daselbst das Buch von de C., betitelt: „Die Ursachen der bewegenden Kraft bei Maschinen, zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben" (1615), eignete sich de C.' Erfindung zu und schrieb darüber ein Werk unter dem Titel: „Hundert Erfindungen", welches 1665 erschien.

Causa (lat.), Ursache, Ursprung, Veranlassung, in der Rechtswissenschaft eine Rechtssache überhaupt, eine Rechtsangelegenheit; dann, auf Sachen bezogen und diese als Rechtsobjekte (res) genommen, im Allgemeinen eine Sache nach ihrer ganzen Beschaffenheit an Vortheilen u. Lasten, im engern Sinn aber nur die vortheilhaften Zubehörungen (Accessionen) einer Sache, wie Früchte u. Pertinenzen, wofür gewöhnlich der Ausdruck causa rei oder omnis causa gebraucht wird; in Beziehung auf Handlungen, Rechtsgeschäfte, obligatorische Verhältnisse, Zustände s. v. a. Grund, Beweggrund, Rechtsgrund, auch Beschaffenheit, daher insbesondere bei Handlungen: der Grund, aus dem Jemand sich bewogen findet, etwas zu thun oder einem Andern etwas zu geben oder zuzuwenden. In prozessualischer Beziehung bedeutet C. bald Grund, bald Gegenstand eines Rechtsstreites, bald den Prozeß selbst. Außerdem kommt C. auch noch in der Bedeutung von Eigenschaft und Zweck vor.

Causae cognitio (lat.), die vom Richter vorgenommene Untersuchung, Prüfung und Erörterung einer Sache. Sie geschieht bei Rechtsgeschäften behufs ihrer gehörigen Begründung und Sicherung, im Prozeß dient sie zur endlichen Entscheidung der Sache und wird hier entweder mit allen für das ordentliche Verfahren vorgeschriebenen Förmlichkeiten (causae cognitio plena) oder nur nach den kürzeren Formen des summarischen Prozesses (causae cognitio summaria) vorgenommen.

Causales (lat.), Rechtfertigungsgründe in prozessualischen Schriften über etwas Gethanes oder noch zu Thuendes, besonders bei Restitutionsgesuchen (C. restitutionis in integrum).

Caussidière, Marc, Polizeipräfekt von Paris nach der Februarrevolution von 1848, um 1809 in niedrigen Verhältnissen geboren, war als Demagog von Profession bei allen Verschwörungen und Straßenkämpfen der republikanischen Partei gegen die Julimonarchie rastlos thätig und kam deshalb in das Gefängniß Mont-Saint-Michel, wo er bis zur Amnestie von 1847 saß. Als Kolporteur für das Journal „La Réforme" suchte er die Demokraten in der Provinz an die revolutionäre Bewegung zu knüpfen, die zu Paris eingeleitet wurde und im Februar 1848 losbrach. Seit dem 24. Februar stand C. an der Spitze des Polizeiamts, von dem er eigenmächtig Besitz genommen, u. war eigentlich Herr von Paris. Um die Polizeipräfektur auf den Fuß der verrufenen pariser Kommune von 1793 zu setzen, errichtete er die sogenannte Garde du peuple, die aus Barrikadenmännern u. ehemaligen Sträflingen gebildet war. Ganz besonders nahmen ihn die Umtriebe in Anspruch, welche Ledru-Rollin, seinem alten Freunde und Gönner, die Diktatur zuwenden sollten. Aber schon am 17. März 1848 sah sich C. von den socialistischen Arbeitermassen überfluthet und sein Ansehen von Blanqui, der auf eigene Hand konspirirte, am 16. April vernichtet. Den Rest seiner Macht verlor er am 15. Mai, wo die Polizeipräfektur von seinen Genossen und Banden gesäubert wurde. Bei den allgemeinen

Wahlen im Departement Seine in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, legte er, die Unmöglichkeit einsehend, sich wegen der Vorgänge des 15. Mai vor der Versammlung zu rechtfertigen, seine Repräsentantenwürde zugleich mit der Polizeidirektion nieder und blieb so mit seinem Antheil, den er an jenem Tage genommen, im Dunkel, welchen Umstand er so gut zu benutzen wußte, daß er schon am 4. Juni bei den Nachwahlen im Seinedepartement mit großer Majorität abermals in die Nationalversammlung gewählt wurde. Zwei Monate darauf verlor er aber seinen Sitz wieder durch das Votum der Versammlung, welches ihn in Anklagezustand versetzte. Dem Urtheile, dem er verfallen wäre, entzog er sich mit Blanc, Albert und A. durch die Flucht. Seitdem lebt er in England, von wo aus er unter dem Titel „Mémoires de C." (2 Bde., Paris 1848) eine Apologie seiner Verwaltung veröffentlichte.

Caustica (lat.), Aetzmittel.

Causticum lunare, s. Höllenstein.

Cautela (lat.), Vorsicht, Umsicht im Handeln zum Schutz gegen Nachtheile, Klugheitsregel, Vorsichtigkeitsregel, besonders Mittel behufs der genaueren Bestimmung eines Rechtsgeschäfts und seiner rechtlichen Folgen; s. Kautel.

Cauterets, Flecken im franz. Departement Oberpyrenäen, einige Stunden von Saint-Sauveur u. Barèges entfernt, ist ein sehr schöner Ort mit 80—100 Häusern u. den berühmten Schwefel- und warmen Bädern von C. Die Zahl der Quellen beläuft sich auf 10, von denen die Quelle César wegen ihres gesteigerten Wärmegrades vorzüglich geschätzt ist und fast ganz allein das Mineralwasser liefert, welches als das von C. verführt wird. Die Temperatur der Quellen von C. ist verschieden und steigt von 26—30° Réaumur. Sie sind schwächer und sanfter als die von Barèges, aber stärker und stoffreicher als die von Bonnes u. St. Sauveur u. werden mit Erfolg gegen skrophulöse Krankheiten, Bleichsucht, chronische Magenübel, eingewurzelte Rheumatismen, vernachlässigte Katarrhe angewendet. Auch gegen noch nicht zu weit vorgeschrittene Schwindsucht bewährt sich das hiesige Wasser als hülfreich. Sogar hartschlächtige Pferde werden aus weiter Ferne gegen den Monat Juli hierher- und in den meisten Fällen gesund wieder heimgeführt. Zum Besuch der vom Flecken C. entfernteren Badeplätze bedient man sich einer Art Tragstühle, welche für den Tag um 15 Franken zu miethen stehen. Die Temperatur von C. ist sanfter als die von Barèges und deshalb auch den an der Brust Leidenden zuträglicher, ebenso ist die hiesige Vegetation reicher und die Landschaft schöner und mehr abwechselnd. Die umliegenden Berge bestehen aus Marmor, Granit, Schiefer 2c. und die an ihren Abhängen gepflanzten Bäume gewähren einen reizenden Anblick. Auch ist das Leben zu C. angenehm und eben nicht sehr theuer, da die zahlreichen Hausvermiether und Restaurateurs sich gegenseitig den Preis herabsetzen. Die Lebensmittel sind hier köstlich, aber der ordinäre Wein schlecht und man sieht sich auf die Gewächse von Bordeaux, Roussillon, St. Georges, Rivesaltes 2c. hingewiesen. Mit 12 Franken täglich kann hier eine einzelne Person anständig leben.

Cauteria (lat.), Brennmittel, s. Kauterien.

Cavaignac, 1) Jean Baptiste, Mitglied des französischen Nationalkonvents und General, 1762 aus einer altbürgerlichen Familie, die von der Provence nach der Gascogne auswanderte, zu Gordon geboren, war Advokat beim Parlament zu Toulouse, als die Revolution von 1789 ausbrach. Als Anhänger der Bewegung erhielt er mehre Stadtämter und wurde auch 1792 in den Konvent gewählt, wo er für den Tod des Königs ohne Appellation und Aufschub stimmte, später aber sich zu den gemäßigteren republikanischen Grundsätzen bekannte, welchen der Konvent seit dem Sturze Robespierre's huldigte. Nachdem er in den Provinzen und bei der Armee mehre wichtige Aufträge vollzogen und den Generalsrang erworben hatte, kehrte er nach Paris zurück. Beim Ausbruch des Aufstands der Bergpartei vom 1. Prairial III (20. Mai 1795) übertrug ihm der Konvent den Befehl über die bewaffnete Macht; doch konnte C. nicht verhindern, daß die aufrührerische Menge in den Sitzungssaal des Konvents eindrang, wobei er beinahe selbst, wie sein Kollege Féraud, umgekommen wäre. Am 13. Vendémiaire (5. Oktober 1795) focht C. neben Barras und Bonaparte an der Spitze der Konventstruppen gegen die Sektionen und half den Konvent abermals durch den entschiedensten Sieg retten. Während des Direktoriums war er Mitglied des Rathes der Fünfhundert, Stadtzolleinnehmer, endlich Lotterieverweser. Unter dem Konsulat wurde C. als außerordentlicher Generalkommissar nach dem arabischen Seehafen Maskate geschickt, wo indessen die Engländer seinen Empfang hintertrieben. Im Jahre 1806 berief ihn Joseph Napoleon nach Neapel und ernannte ihn zum Domänenverwalter. Unter Murat, Josephs Nachfolger, wurde er Staatsrath, Kommandeur des Ordens beider Sicilien und Majoratsherr. Als ein Dekret Napoleons die im Auslande angestellten Franzosen in ihr Vaterland zurückrief, ging C. nach Frankreich zurück u. ward bei der Rückkehr Napoleons von Elba im März 1815 zum Präfekten im Departement Somme ernannt, hatte aber diese Stelle noch nicht angetreten, als die zweite Restauration eintrat. Vermöge des sogenannten Amnestiegesetzes vom 12. Januar 1816 sah sich C. als „Königsmörder" genöthigt, nach Brüssel auszuwandern, wo er den 24. März 1829 †.

2) Godefroy, franz. Publicist und republikanisches Parteihaupt, ältester Sohn des Vorigen, geboren zu Paris 1801, studirte die Rechte und wollte Advokat werden, ward aber daran verhindert, da er sich in politische Umtriebe gegen die Bourbonen verwickelte. Im Julikampfe von 1830 zeichnete er sich durch große Unerschrockenheit und Tapferkeit aus, erklärte sich aber nach der Errichtung des Julithrons ebenfalls gegen die neue Ordnung der Dinge und versammelte in seiner Wohnung die entschlossensten Republikaner. Bei Wiederherstellung der Nationalgarde war C. Kapitän der Artillerielegion geworden, in die sich noch viele andere Mitglieder

republikanischer Klubs hatten aufnehmen lassen. Die Hoffnungen der Republikaner in den Unruhen vom Oktober und December 1830 scheiterten jedoch an der Haltung Lafayette's und des größten Theils der Bürgergarden. C. wurde mit mehren Genossen verhaftet, jedoch vom Geschwornengerichte freigesprochen. Nach einigen Monaten gemeinschaftlicher Haft mit Trélat, dem Stifter und Präsidenten des Vereins der Volksfreunde, trat C. dieser Gesellschaft bei, die trotz ihrer Auflösung durch richterliches Erkenntniß fortbestand und durch seinen Eintritt eine größere Bedeutung erhielt. Nebst seinen Freunden Guinard und Raspail ward er wiederholt verhaftet; doch schritt die Regierung erst im Februar 1832 zur förmlichen Schließung des Vereins der Volksfreunde. Derselbe bestand indessen selbst nach den Ereignissen im Juni 1832 fort, und noch im December desselben Jahres wurden C. und andere Mitglieder desselben vor Gericht gestellt, aber von den Geschwornen freigesprochen, weil die Charte von 1830 das Recht der freien Association unbeschränkt begründet habe. Als sich der Klub endlich freiwillig auflöste, trat an seine Stelle der vorsichtiger organisirte Verein der Menschenrechte, in welchem C. seine volle Thätigkeit entwickelte. Nach den Aprilunruhen 1834 ward nebst den übrigen Häuptern der Gesellschaft auch C. verhaftet, entzog sich aber dem richterlichen Urtheile mit vielen andern Angeklagten am 13. Juli 1835 durch die Flucht nach England, von wo er auf Bitten seiner Mutter erst zwei Jahre später, als er in Folge der Amnestie gedurft hätte, 1841 nach Paris zurückkehrte. Hier begann er sogleich wieder seine Opposition gegen die Julidynastie und stiftete auf Ledru-Rollins Betrieb das Journal „Réforme". Er † am 5. Mai 1845. Seine leitenden Journalartikel und größern Aufsätze in Zeitschriften sind durchweg in männlicher kräftiger Sprache abgefaßt und charakteristische Belege für den politischen Geist seiner Zeit und Partei. Auch in der Belletristik hat er sich mit Glück versucht. Er veröffentlichte „Cardinal Dubois, ou tout chemin mène à Rome" und „Une tuerie de Cosaques, scène d'invasion" (Paris 1831), beides interessante und mit Wahrheitsliebe geschriebene Werke.

3) Louis Eugène, General der französischen Republik, Bruder des Vorigen, den 19. Oktober 1802 zu Paris geboren, erhielt seine Bildung auf dem Collége St. Barbe in Paris und dann auf der polytechnischen Schule, wo er sich für das Geniecorps vorbereitete. Nach seinem Austritt aus dieser Schule diente er als Unterlieutenant und besuchte eine Zeitlang die Vorlesungen an der höhern Militärschule zu Metz. Im Jahre 1827 stand er als Lieutenant im zweiten Genieregimente, nahm mit demselben an der französischen Expedition nach Griechenland Antheil und rückte bei demselben zum Hauptmann vor. Während der Julitage des Jahres 1830 stand er in Arras in Garnison und nahm mithin an den pariser Kämpfen keinen Antheil. Mit der Erhebung der Dynastie Orleans als Republikaner unzufrieden, war er ein Mitglied der politischen Gesellschaften, namentlich der „Assurance nationale", die in seiner neuen Garnison Metz weit verbreitet war. Die Regierung stellte ihn deshalb zur Disposition und schickte ihn 1832 nach Algier. Hier nahm er an der Befestigung und Vertheidigung von Oran Theil und zeichnete sich namentlich 1836 bei der Einnahme von Tlemsan (am 13. Januar) so aus, daß ihn Marschall Clauzel zum Kommandanten von 500 Freiwilligen zurückließ, denen er, die Vertheidigung jener so gefährdeten Position anvertraute. Die Befestigung und Vertheidigung von Meschuar (der Citadelle von Tlemsan) gehören zu den glänzendsten Thaten jenes blutigen Kampfes, der erst nach 27 Jahren, zum Nachtheil der einheimischen Bevölkerung, durch die Besiegung der Kabylen, entschieden worden ist. Die kleine Garnison von Meschuar verdoppelte C. durch die Errichtung und Bewaffnung eines Corps von 500 Kuluglis. Fast mittellos, wußte er Hospitäler und Handwerksstätten zu schaffen und versorgte durch unausgesetzte Razzias die oft des Nothwendigsten entbehrende Garnison mit hinreichenden Lebensmitteln, um den Platz bis 1839 zu halten, wo er aufgegeben wurde. Umsicht und Ausdauer, kühner kalter Muth, seltenes Organisationstalent und ungetrübte Berechnung der Gefahr zeichneten C. schon damals aus und machten es ihm möglich, die Subordination selbst inmitten der härtesten Entbehrungen aufrecht zu erhalten. Nach der Aufgebung von Tlemsan wurde aus den Freiwilligen, welche die Garnison gebildet, der Cadre des dritten Zuavenbataillons geschaffen, dessen Kommando C. übernahm. Seine durch die vielfachen Entbehrungen geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, auf kurze Zeit außer Aktivität zu treten; kaum wieder hergestellt, übernahm er das Kommando des 2. Bataillons der leichten afrikanischen Infanterie, der sogenannten „Zephire". An ihrer Spitze stürmte er am 15. März 1840 Scherschell, und Marschall Bugeaud vertraute ihm und seinen Zephiren die Vertheidigung des Platzes, der, kaum erobert, bis zum 2. Mai fast unausgesetzt von zahlreichen Arabern angegriffen und nur mit äußerster Mühe gegen sie gehalten werden konnte. C. wurde bei diesen Kämpfen schwer verwundet, ohne jedoch das Kommando abzugeben, noch das Gefechtsfeld zu verlassen. Als Oberstlieutenant der Zuaven zeichnete er sich darauf bei der Expedition auf Medeah, bei dem Uebergang des Schaba-el-Ketta gegen die Beni Menad und vor Tagdempt aus. Im J. 1841 wurde er an Lamoricière's Stelle Oberst der Zuaven, focht mit großer Auszeichnung am 28. April 1842 in der Metidscha und am 15. September bei El-Harburg gegen die Beni Raschel, worauf er 1844 zum Brigadegeneral und Gouverneur von Oran ernannt wurde. Nach der Februarrevolution ward er am 2. März 1848 zum Divisionsgeneral und Generalgouverneur von Algerien ernannt. Das Portefeuille des Kriegs, das ihm die provisorische Regierung antrug, schlug er aus, nahm dagegen die Wahl des Departements Lot in die Nationalversammlung an. Zwei Tage nach dem Attentat vom 15. Mai kam er in Paris an, übernahm auf dringendes Verlangen der Exekutivkommission das Ministerium des Kriegs und beschäftigte sich mit der Organisation der Armeen an

den Grenzen, wie mit der Bildung eines Lagers in der Nähe von Paris, wo sich eine bedeutende Truppenmacht vereinigte, um gegen einen befürchteten Aufstand der Kommunisten zu agiren. Als der Juniaufstand am 23. Juni ausbrach, übertrug die Nationalversammlung C. einstimmig die Militärdiktatur. Nach einer viertägigen blutigen Straßenschlacht war der Aufstand bezwungen und C. legte seine außerordentlichen Vollmachten in die Hände der Nationalversammlung zurück, die ihn nun einstimmig zum Präsidenten des Ministerconseils der Exekutivgewalt, d. h. zum verantwortlichen Staatsoberhaupt der Republik, ernannte. Die äußere Ruhe und Sicherheit des Staats war völlig hergestellt, als er nach viermonatlicher Amtsführung die Zügel der Regierung dem Präsidenten Ludwig Napoleon Bonaparte überlieferte. Er selbst hatte bei der Präsidentenwahl über $1^1/_2$ Millionen Stimmen erhalten. Das Departement Lot wählte ihn wieder in die gesetzgebende Versammlung, wo er mit Lamoricière, Bedeau, Dufaure u. A. ein republikanisches linkes Centrum bildete. Während des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1852 ließ ihn Ludwig Napoleon verhaften und nach Ham abführen, jedoch wieder in Freiheit setzen, worauf C. Frankreich verließ. Von Paris in den gesetzgebenden Körper gewählt, verweigerte er nebst Carnot und Henon den vorgeschriebenen Eid und trat also nicht ein. Er † den 28. Okt. 1857 auf dem Landgute Darne bei Nantes, vom Schlage gerührt. Er schrieb: „De la régence d'Algèr, note sur l'occupation" (Paris 1839).

Cava, la, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, alter Bischofssitz, besteht aus den Oertern Catara, S. Michele, Passiano, Borgo della Cava u. andern, welche auf u. bei dem Berge Metelliano liegen. Sie hat eine Kathedrale, 6 Kirchen, einen bischöflichen Palast, ein Seminar und zählt gegen 26,000 Einwohner, welche sich durch Gewerbfleiß auszeichnen. Man verfertigt vorzüglich Seiden-, Baumwollen-, Linnenzeuche, Majolica und treibt mit diesen Erzeugnissen wie mit Wein und Oel einen bedeutenden Handel. Das mühlenreiche (daher auch la Mulina genannt) und höchst fruchtbare Thal la Cava ist von seltsamen Felsenmassen aus Tropfstein begrenzt, welche eine große, tiefe und quellenreiche Höhle enthalten. Alfieri, ein Verwandter des normannischen Grafen Drogo, erbaute im 11. Jahrhundert den vor den Saracenen in dies Thal geflohenen Einwohnern die Stadt und das Benediktinerkloster (la Cava), und Graf Roger verlieh demselben viele Privilegien. Dieses Kloster, vom Papst Bonifacius IX. zum Bisthum erhoben, enthält in seinem wichtigen Archiv den berühmten Codex der lombardischen Gesetze, Lex Adelfernus genannt.

Cavalato, Scheidemünze in Toskana, 2 Paoli oder 6 Gr. 8 Pf.

Cavalcanti, 1) Guido, einer der frühesten italienischen Dichter, Sprosse eines alten florentinischen Hauses, wurde in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts geboren. C. vermählte sich 1266 mit einer Tochter des Farinata degli Uberti, des Hauptes der florentinischen Ghibellinen, gerieth aber durch diese Verwandtschaft in Händel mit dem Haupte der Guelfen, Corso Donati, der mehrmals versuchte, ihn meuchlings aus dem Wege zu räumen. Da griff C. endlich öffentlich zum Schwert, mußte jedoch verwundet fliehen, worauf die Florentiner, der unaufhörlichen Unruhen müde, beide Parteihäupter aus der Stadt verbannten. Guido mußte diese traurige Zeit in dem ungesunden Sarzana zubringen, kam krank nach Florenz zurück und † daselbst um 1300. C.'s Gedichte stammen sämmtlich aus seiner früheren Lebensperiode und sind „an Mandetta", ein junges Mädchen, gerichtet, in welches er sich bei seiner Rückkehr von San-Jago in Galicien, wohin er als Jüngling eine Wallfahrt machte, verliebte. In diesen lyrischen Klängen ist er seines Freundes Dante und Petrarca's Vorläufer, seine Sprache ist in hohem Grade rein und edel, den kunstvollen Klang durchschwirrt bisweilen ein Ton bizarrer Laune und auch die Melancholie wirft ihre Schatten über viele seiner prachtvollen Sonette, die mit liederartigen Balladen und Canzonen seinen gesammten poetischen Nachlaß ausmachen. Von den Canzonen schweifte die berühmte „Donna mi prega, perchio voglia dire" rc., als Theorie von Natur und Liebe, ins metaphysische Gebiet über und hat zur raschen Verbreitung von C.'s Berühmtheit das Meiste beigetragen. Dieses einzige Gedicht fand acht Kommentatoren, darunter den Kardinal Egidio Colonna (Siena 1602). C.'s Gedichte sind in die vorzüglichsten Sammlungen der „Rime antiche" (vordante'schen Dichter) aufgenommen; eine, jedoch mangelhafte, Gesammtausgabe erschien als „Rime edite ed inedite di G. C. aggiuntovi un volgarizzamento antico non mai pubblicato, per opera di Ant. Cicciaporci" (Florenz 1813).

2) Giovanni, Geschichtschreiber, schrieb „Istorie fiorentine", den Zeitraum von 1420 bis 1452 umfassend, herausgegeben von Polidori (2 Bde., Florenz 1838), sowie eine Abhandlung über Cosmo's Verbannung und Zurückkunft: „Della carcere etc." (Ausg. von Moreni, Florenz 1821). Machiavelli schöpfte viel aus C.

3) Bartolomeo, edler Florentiner, im Oktober 1503 geboren, ergriff schon als Jüngling das Schwert gegen die Mediceer, in denen er die Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlandes sah. Mit seiner Freiheitsliebe und Tapferkeit hielt seine Rednergabe gleichen Schritt. Eine seiner Reden, 1530 in der Kirche San-Spirito an seine Soldaten gehalten, findet sich in Sansovino's Sammlung. Als nach Alexanders Ermordung Cosmo de Medici den Thron bestieg, verließ C. freiwillig die Heimath und lebte, wie sich aus seiner innigen Verbindung mit Ricci und Pigna schließen läßt, wahrscheinlich einige Zeit in Ferrara. Um dieselbe Zeit besuchte er Frankreich, wohin ihn ein Auftrag des Kardinals Hippolyt von Este an dessen Bruder Hippolyt II. führte; später begab er sich nach Rom, gewann die Gunst Pauls III. und wurde von diesem mit mancher wichtigen Mission beehrt. C. † in Padua 1562. Seine „Rettorica" (Venedig 1559), durch Hippolyt II. veranlaßt, ist ein Lehrbuch der Rhetorik nach streng aristotelischen Grundsätzen. Die „Trattati sopra gli ottimi reggimenti delle repubbl. antiche e moderne" (Vened. 1555, 1574) sind auch

in die Class. ital. (Mailand 1805) aufgenommen worden.

Cavalier (franz.), Reiter, Ritter; vergl. Kavalier.

Cavalier, Jean, der kühne Anführer der protestantischen Camisards (s. d.).

Cavaliere, Emilio del, berühmter italienischer Komponist des 16. Jahrhunderts, geboren zu Rom, war seit 1570 als Kapellmeister zu Florenz Nachfolger des Alfonso della Viola, † in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Seine beiden 1590 in Florenz aufgeführten Schäferspiele „Il Satiro" und „La Disperazione" waren die ersten in Italien bekannteren Opern, weshalb einige Historiker ihn den Erfinder der Oper nennen.

Cavalli, Francesco, einer der fruchtbarsten und geschätztesten unter den alten italienischen Opernkomponisten, zugleich auch ein ausgezeichneter Sänger und vortrefflicher Orgelspieler, geboren zu Venedig 1610, † daselbst 1674. Seine Recitative übertrafen Alles, was in dieser Art von Italienern geleistet worden war. Er war auch der Erste, der sich zum Ausdrucke gewisser Leidenschaften der Verwechselung des Klanggeschlechtes bediente. Viel Rühmliches von C. findet man auch in den „Doglioni cose notabili della città di Venezia". Von seinen vielen Opern sind jetzt noch 45 bekannt.

Cavallieri, Francesco Bonaventura, berühmter italienischer Mathematiker und Astronom, war 1598 zu Mailand geboren. C. war im 15. Jahr in den Orden der Hieronymiten (Jesuaten) getreten und hatte das Studium der Theologie begonnen, ging aber, zu mathematischen Studien mehr hingezogen, nach Pisa, wo damals Ben. Castelli weilte, welcher eifrige Schüler Galilei's bald an C. einen Freund und würdigen Genossen im wissenschaftlichen Streben fand. Der Hauptgegenstand seiner Untersuchungen war die Bestimmung der von krummen Linien und gekrümmten Flächen eingeschlossenen Räume. Er kam auf seinem Forschungswege zu den „untheilbaren Elementen", indem er den Satz aufstellte, daß die Linie aus einer unzähligen Menge von Punkten, die Fläche aus unzähligen Linien und der Körper aus unzähligen Flächen bestehe (C.'s Methode des Untheilbaren). Ein heftiger Streit entbrannte darüber; C. hatte aber die Genugthuung, daß auch Roberval, dessen Werk 2 Jahre später erschien, als Erfinder dieser Idee hervortrat. Nachdem er nach vielen Bemühungen die Lehrstelle der Mathematik zu Bologna erhalten, † er 1647. C.'s Hauptwerke sind: „Le Specchio ustorio, overo trattato delle settioni coniche" (Bologna 1632); „Geometria indivisibilibus continuorum nova quadam ratione promota (1. Ausgabe 1635, spätere das. 1653); „Rota planetaria" (erschien unter dem Namen Philomantius, enthaltend ein Planisphärium zur Ausübung der Astrologia judiciaria); „Trigonometria plana et sphaerica, linearis et logarithmica" (Bologna 1635); „Exercitationes geometricae VI" (das. 1647).

Cavallini, Pietro, berühmter italienischer Maler, Mosaicist und Architekt des 14. Jahrhunderts, war ein Schüler Giotto's und dessen Gehülfe bei der Vollendung des großen Musivgemäldes in der Vorhalle der St. Peterskirche. Seine Blüthezeit fällt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Er † 1344, nach Vasari nach 1364. Von den Wandmalereien C.'s in Rom ist nichts mehr erhalten, das letzte ging 1823 beim Brande der Paulskirche zu Grunde; nur Mosaiken und Krucifixe finden sich noch. Florenz besitzt von ihm zwei Verkündigungen in S. Marco und S. Basilio; in Orvieto bewahrt die Kapelle der heiligen Hostie noch das Bild des heiligen Thomas von Aquino, u. Assisi ein Wandgemälde: die Kreuzigung Christi. Auch schreibt man C. das berühmte wunderthätige Madonnenbild in der Servitenkirche zu Florenz zu.

Cavallo, ursprünglich piemontesische, von dem Pferde im Gepräge benannte, Silbermünze von Groschengröße, später neapolitanische Kupfermünze, mit einem Kreuz zwischen des Pferdes Beinen, daher Cavallo da croce, anfangs = 1 Soldo, dann 12 Stück = 1 Grano, daher Cavalluccio, d. h. Pferdchen, = ¼ Pfennig, bis endlich der einfache C. aufhörte und 3, 4, 6 und 9 Cavalli geprägt wurden, welche auf dem Avers das königl. Brustbild mit dem Namen u. Titel, auf dem Revers eine Cartouche mit der Jahrzahl führten.

Cavally, Negerstadt in Guinea, an der Zahnküste, in einem Walde an der Mündung des gleichnamigen Flusses, gut gebaut, mit 10 000 Einw.

Cavan, Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, grenzt im Norden an Fermanagh und Monaghan, im Süden an Meath, Westmeath und Longford, im Westen an Longford und Leitrim, im Osten an Louth und Monaghan und hat einen Flächenraum von 27½ □Meilen, meist Gebirgsland, wovon ⅚ kultivirt und nur $^1/_{12}$ noch Wüste ist. Gebirge sind: Ballinageeragh, Brucehill, Slieve Russel, letzterer auf der Grenze von Fermanagh, sämmtlich ohne Waldwuchs; Flüsse: Erne, aus Longford kommend, Croghan, in den Lough Oughter, und Annalee, in den Erne mündend; Seen: Lough Oughter, Ramor, mit einigen Inseln, Sheelan, Gawnagh und Erne. Keine Provinz Irlands ist reicher an Heilquellen; die berühmtesten sind zu Swadlingbar, Derry, Lester, Derrindaff, Carrickmore und Owenbreun; ein kleiner Bergteich bei Bailleborough soll ein gegen Skorbut dienendes Wasser enthalten. Das Klima ist feucht, aber nicht ungesund. Der Boden ist steinig und morastig und bietet dem Ackerbau kaum übersteigliche Schwierigkeiten dar. Daher ist auch die Bodenkultur aufs Höchste vernachlässigt, man baut kaum den nöthigsten Bedarf an Hafer und Kartoffeln, und der größte Theil der Bevölkerung ist auf diese Nahrungselemente beschränkt. Besser gedeiht Flachs und Hanf. Der Haupterwerb der Einwohner ist die Viehzucht, Rinder und Schafe, und der gewerbliche Abwurf beider sind der vorzüglichste Reichthum der Grafschaft. Diesem zunächst steht die Garnspinnerei und Leinweberei. Bettleinwand und Drell (hier Huckaback genannt) gehen in Menge auswärts. Das Mineralreich liefert etwas Silber, Blei, Eisen, Braunstein, Schwefel, Kalk und Steinkohlen. Die nöthige Einfuhr zehrt aber den geringen inneren Erwerb vollkommen auf. Die Grafschaft zählt in 9 Marktflecken, 26

Dörfern, 33 Kirchspielen gegen 23,000 Einw., fast durchaus Katholiken u. wohl die erbarmungswürdigsten Menschen in Irland. Der gleichnamige **Hauptort** der Grafschaft, am Bache Cavan, hat ein Rathhaus, ein Gefängniß, ein Krankenhaus, Kasernen, eine königliche Freischule und gegen 4500 Einwohner, die Ackerbau, Viehzucht und Leinweberei treiben.

Cavanilles, Antonio José, berühmter spanischer Botaniker, den 16. Januar 1745 zu Valencia geboren, war anfangs Zögling der Jesuiten und Geistlicher, lehrte später Philosophie in Murcia und ging 1777 als Führer der Kinder des Herzogs del Infantado nach Paris. Hier widmete er sich, während eines zehnjährigen Aufenthalts, mit großem Eifer dem Studium der Botanik und veröffentlichte sein erstes großes botanisches Werk: „Monadelphiae classis dissertationes X“ (2 Bde., Paris 1785, Madrid 1790), das ihm den Namen eines Reformators dieser vor ihm nicht sehr zahlreichen Klasse erwarb. Nach seiner Rückkehr nach Spanien begann er die Herausgabe eines großen botanischen Prachtwerks über die in Spanien wild oder in Gärten wachsenden Pflanzen: „Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur“ (6 Bde., Madrid 1791 bis 1799, mit 601 Kupfern). Noch während er mit diesem Werke beschäftigt war, erhielt er von der Regierung den Auftrag, Spanien in botanischer Hinsicht zu bereisen. Er begann mit Valencia, das in Bezug auf Naturgeschichte eine ungemein reiche Ausbeute gibt, aber auch für Geschichte und Alterthumskunde von hoher Bedeutung ist. Als Resultat seiner Forschungen erschienen: „Observationes sobre la historia natural, geografia, agricultura del regno de Valencia“ (2 Bde., Madrid 1795—97, mit Kupfern, wozu er, wie zu seinen meisten übrigen Werken, die Zeichnungen selbst lieferte. Seit 1800 gab er mit Proust zu Madrid naturhistorische Annalen („Anales de ciencias naturales“) heraus, welche viele Uebersetzungen, auch aus dem Deutschen, brachten. Im Jahre 1801 wurde er Direktor des botanischen Gartens zu Madrid, als welcher er die Anstalt selbst, insbesondere aber die Lehrmethode verbesserte und in dieser Hinsicht sogar auf die Universität wohlthätigen Einfluß ausübte, indem er das ganz vernachlässigte Studium der Mathematik wieder in Aufnahme und zu Ehren brachte. Als er eben mit der Herausgabe eines „Hortus regius Madridensis“ beschäftigt war, überraschte ihn im Mai 1804 der Tod. C.'s Vorlesungen erschienen als: „Descricion de las plantas que demonstra en las lecciones publ. de botanica de anno 1801“ (Madrid 1802) und wurden vom Professor Viviani, zum Gebrauch der botanischen Schule zu Genua, ins Italienische übersetzt.

Cavares, zahlreiche Völkerschaft in Gallia Narbonnensis, von der Mündung der Isère bis an die der Durance (Druentia), am Rhodanus hin, in einer weidereichen Ebene; in früher Zeit romanisirt. C. nannte man im weiteren Sinne auch alle Gallier östlich vom Rhodanus. Die Hauptstadt der C. war Avignon.

Cavatina (ital.), eine kleine Arie, insofern sie nur aus Einem Theile besteht, der nicht wiederholt wird und keine Koloraturen hat. Bisweilen geht ihr ein Recitativ vorher, dessen Hauptgedanken sie dann koncentrirt wiederholt. Man kann sie daher als den einfachen, kunstlosen Ausdruck nur Einer Empfindung bezeichnen. Indessen unterscheidet sie hauptsächlich ihr rein lyrischer Charakter von der des dramatisch-leidenschaftlichen Ausdrucks fähigen Arie (s. d.).

Cavazzi, Giovanni Antonio, berühmter katholischer Missionär des 17. Jahrhunderts, zu Montecuculi im Modenesischen geboren, wurde Kapuziner und trat mit 11 Ordens- und 2 Laienbrüdern 1654 seine Missionsreise nach Kongo an, dessen Herrscher Kapuziner zu Missionären für sein Land gewünscht hatte. Ihre Aufnahme entsprach zwar der dringenden Einladung des Herrschers wenig, gleichwohl vertheilten sie sich in die verschiedenen Gegenden den Koanzo hinauf und C. begann in Ghangalla und Angola sein Bekehrungswerk. Das Verbrennen der Götzenbilder und die Strafpredigten gegen die Vielweiberei machten ihn jedoch in kurzer Zeit so verhaßt, daß er sich nach Embaca zurückziehen mußte. Hier traf ihn der Befehl des apostolischen Präfekten, die Königin Zingha von Matamba in ihrem wankenden Christenglauben zu befestigen, was ihm so vollständig gelang, daß die Königin sofort auch die Bekehrung der Koanzainseln anordnete. Dagegen gab ihr Nachfolger, der Gatte ihrer Schwester, C. Gift; durch ein Gegengift gerettet, floh dieser nun nach Loanda, von wo er 1665 die Heimreise nach Europa antrat. In Rom, wo er 1668 landete, ward ihm ein Bisthum angetragen. Doch zog es C. vor, als Generalsuperior nach Afrika zurückzukehren. Nach einem abermaligen mehrjährigen Aufenthalte in Kongo mußte er, seiner leidenden Gesundheit wegen, die europäische Heimath wieder aufsuchen und † 1692 zu Genua. Seine Memoiren: „Descrizione dei tre regni cive Congo, Matamba ed Angola e delle Missioni apost. esercitatevi da religiosi capucini etc.“ (Bol. 1687, Mailand 1690), tragen das Gepräge der Wahrheit und sind als Reiseberichte über wenig bekannte Länder noch jetzt lesenswerth.

Cavea, neben der Scena und Orchestra einer der Haupttheile des antiken Theaters, s. Theater.

Cavedore, Giacomo, italienischer Maler aus der Schule der Carracci und des Baldi, 1577 zu Sassuola geboren, war Gehülfe Guido Reni's in Rom in der Kapelle auf dem Monte Cavallo, kehrte jedoch bald nach Bologna zurück, ließ sich hier nieder und lieferte mehre ausgezeichnete Gemälde, bis ein Sturz vom Gerüste in der Kirche St. Salvadore, wo er malte, seine geistigen Kräfte zerrüttete; seine Arbeiten verschlechterten sich und endlich versank er in so gänzliche Armuth, daß er betteln mußte. Eines Tages fiel er auf der Straße um, man brachte ihn in einen nahe gelegenen Stall, wo er † (1660). C. gehört zu den ausgezeichnetsten Künstlern seiner Zeit; seine Zeichnung ist korrekt, die Komposition gewählt, der Ausdruck würdevoll und wahr, die Bekleidung großartig, das Kolorit schön.

Cavendish, 1) **Sir Thomas**, berühmter

englischer Seeheld, geboren zu Suffolkshire, zeichnete sich in mehren Seeschlachten aus und unternahm 1586 mit 3 Schiffen eine Reise um die Welt. Am 21. Juli 1586 ging das kleine Geschwader von Plymouth unter Segel, bestand sofort in der Bai von Biscaya ein heißes Gefecht mit spanischen Schiffen, erreichte die Küste von Brasilien und befand sich mit den ersten Tagen 1587 im Angesicht der magelhanischen Straße. Am 12. Juni passirte das Geschwader nach mehren blutigen Zwischenfällen die Linie und stationirte sich bei dem Kap St. Luca an der südlichen Spitze von Kalifornien, wo C. die Gallione von Manila, die „Santa Anna", von 700 Tonnen Gehalt u. mit unschätzbaren Reichthümern beladen, trotz der entschiedenen Uebermacht angriff und enterte. Mit Reichthümern beladen kehrte C. über Ostindien zurück und kam am 9. Sept. glücklich wieder in Plymouth an, nachdem er diese Erdumschiffung in 2 Jahren u. 48 Tagen vollendet hatte. Bald darauf rüstete er abermals 5 Schiffe aus und lichtete am 6. August 1591 zu Plymouth die Anker. Diesmal aber hemmten Stürme seine Fortschritte u. noch verderblicher ward der Zwiespalt unter seinen Leuten. Ein Theil derselben, unter dem Kapitän John Davis, verließ ihn sogar mit dem Schiffe Desiré und setzte die Fahrt in die Südsee fort, während er selbst sich gezwungen sah, den Rückweg nach Brasilien anzutreten. Er sah die Heimath nicht wieder; Krankheit und Kummer machten seinem Leben ein Ende.

2) Henry, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in London und auswärtiges Mitglied des französischen Nationalinstituts, geboren zu London den 10. Oktober 1731, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonshire und widmete sich den Wissenschaften, besonders der Physik und Chemie. Seine Entdeckungen erwarben ihm Ruhm und Verdienst. Er analysirte die Eigenschaften des kohlensauren u. Wasserstoffgases, entdeckte die Bestandtheile des Wassers, fand die Zusammensetzung der Salpetersäure auf und bestimmte die mittlere Dichtheit der Erdkugel. Seine Beobachtungen und Entdeckungen theilte er in den Abhandlungen mit, die er seit 1766 in die „Philosophical Transactions" einrücken ließ. Durch den Tod eines reichen Onkels fiel ihm eine jährliche Einnahme von 80,000 Thalern zu, wovon er den größten Theil zu seinen wissenschaftlichen Zwecken verwendete. Er † am 24. Febr. 1810 zu London und hinterließ ein Vermögen von mehr als 7 Millionen Thalern seinen größtentheils armen Verwandten.

Cavery, ostindischer Hauptfluß von Mysore in Vorderindien, entspringt auf den westlichen Ghats in der Nähe von Tulcavery, fließt anfangs nach Nordosten, dann nach Südosten, bildet, durch mehre Zuflüsse vergrößert, das Eiland, auf welchem Seringapatnam liegt, und macht mehre Katarakte, von denen der höchste und zugleich romantischste durch eine enge Schlucht 100 Fuß tief niederfällt, wendet sich hierauf südöstlich, vom Shinstha und Arawatty verstärkt, nach Tritchinapuly, wo er ein großes Delta bildet, und ergießt sich nach einem Laufe von 80 Meilen in mehren Armen, worunter Colerom, Karikall, Naghur, Valida-Aru und Ven-Aru, in den bengalischen Golf.

Cavino (Cavinus oder Cavienus), Giovanni, ausgezeichneter italienischer Stahl- und Stempelschneider, 1499 zu Padua geboren, ist besonders durch die Nachahmung antiker Münzen berühmt. Er wußte dieselben den Urbildern so vollkommen gleich darzustellen, daß man in neuerer Zeit ihn wegen dieser Vortrefflichkeit seiner Arbeiten als Falschmünzer hinstellen wollte. Die Antikenhändler überzogen C.'s Münzen noch mit mancherlei Arten von Firniß, um ihnen ein altes Aussehen zu geben und sie als ächte alte an den Mann zu bringen. Man pflegt deshalb alle unächten antiken Münzen, welche zahlreich in den Kabinetten vorkommen, Paduaner zu nennen. Auch als Edelsteinschneider und Bildhauer wird C. rühmlich erwähnt. C. † 1570.

Cavos, Catorino, ausgezeichneter Opernkomponist, geboren 1775 zu Venedig, wo sein Vater Direktor des dasigen Theaters Fenico war, Schüler des berühmten Bianchi, ward schon in seinem 12. Jahre Direktor der Proben am Theater und komponirte bald darauf bei dem Einzuge des Kaisers Leopold II. in Venedig eine Kantate, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregte. 14 Jahre alt, wurde er in Folge einer Preisbewerbung zum Organisten an der Kirche S. Marco ernannt, trat jedoch diese Stelle einem dürftigen Mitbewerber ab u. folgte 1798 einem Rufe nach Petersburg als Kapellmeister am dortigen Theater. Er † den 28. April 1840. C. schrieb die erste Oper in russischer Sprache: „Ivan Sussanina", eines seiner besten Werke. Außer seinen Opern schrieb er noch 6 Ballette, mehre Vaudevilles, Chöre, eine Menge populär gewordener Nationallieder ꝛc.

Cavour, Camillo, Graf von, sardinischer Handels- und Finanzminister, 1809 zu Turin geboren, wo sein Vater, durch Spekulation im Getreidehandel zu großen Reichthümern gelangt, später von König Albert den Grafentitel erhielt. C. machte sich erst 1847, als die politische Reformepoche begann, öffentlich bekannt, indem er mit dem Grafen Balbo u. A. das konstitutionelle Blatt „Il risorgimento" gründete und hauptsächlich an dem national-ökonomischen Theile dieses Journals im Sinne des Freihandelssystems mitwirkte. Als Deputirter gehörte er 1849 der gemäßigten Opposition an. Nach dem Tode des Handels- und Agrikulturministers Santa-Rosa wurde er dessen Nachfolger und erhielt außerdem Anfangs 1851 die Leitung des Finanzministeriums. Die Krisis, welche sich im Frühjahr 1852 im Ministerium herausstellte, bestimmte seinen Rücktritt; doch wurde er im Okt. wieder berufen, ein Kabinet zu bilden, worin er den Vorsitz übernahm. Auch bei der Ministerveränderung am 30. Mai 1855 blieb er in dieser Stellung. Als Handelsminister hat C. häufig eine starke Opposition im Parlament gefunden, nicht weil die unter ihm stipulirten Handelskonventionen mit England, Belgien, Frankreich ꝛc. auf einer dem Freihandelssystem sich nähernden Basis beruhten, sondern weil sie den fremden Staaten größere Vortheile einräumten, als Sardinien,

und das Princip der Reciprocität verletzten. Als Finanzminister hat er sich eifrig bemüht, die durch den Krieg mit Oesterreich zerrütteten Finanzen Sardiniens zu regeln.

Cawnpore, Stadt, s. Khanpur.

Caxamarca, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz des südamerikanischen Freistaats Peru, auf der Ostabdachung der peruanischen Cordillera, etwa 17—18 Meilen vom großen Ocean und 74 Meilen von Lima entfernt, liegt in einem schönen Thale des Maranhon, am Flusse Llaucan, 8784 Fuß über dem Meere, in etwas rauher, aber sehr gesunder Gegend. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die schönen u. zahlreichen Kirchen und Klöster aus. Die Einwohner, gegen 9000, gelten für die besten Gold- und Silberarbeiter von Peru, liefern jedoch auch vortreffliche Stahl- und Eisenarbeiten, Wollenzeuche, besonders wollene Decken und Flanelle, welche nach Lampayeque und andern Küstenplätzen, mit denen ein bedeutender Handelsverkehr Statt findet, ausgeführt werden. Eingeführt werden dagegen europäische Waaren, welche in bedeutenden Vorräthen hier zu finden sind. Wein, Zucker, Kakao, Indigo, Seife, Eisen, Stahl. In der Nähe der Stadt liegen die unter dem Namen der Baños del Inca bekannten heißen und kalten Quellen, welche schon von den altperuanischen Inka's als Bäder, wie jetzt noch, benutzt wurden. Man erzählt, daß die Peruaner nach ihrer Besiegung durch die Spanier den goldenen Thron ihres Inka in den Krater geworfen, aus welchem das warme Wasser emporquillt, durch welche Sage bewogen zwei Spanier zu Anfang dieses Jahrhunderts sich zu ganz erfolglosen Anstrengungen verleiten ließen, das Wasser ablaufen zu lassen. In der Stadt und ihrer Umgebung finden sich verschiedene Reste peruanischer Bauwerke; besonders ist der theilweise verfallene, theilweise als Hospital benutzte Palast der alten Inka's zu erwähnen, in welchem die Räume und Spuren der grausamen Gefangennehmung und Hinrichtung des Inka Atahualpa gezeigt werden. Auch wohnt in demselben noch eine Familie, welche von dem ermordeten Inka abstammen will.

Caxton, William, erster englischer Buchdrucker, geboren um 1410 in der Grafschaft Kent, 1442 Faktor des londoner Handelsstandes in Holland, 1464 Mitglied der Gesandtschaft, welche den Handelskontrakt zwischen Burgund und Frankreich abschloß; † 1491.

Cayenne, Insel, Theil der französischen Kolonie im südamerikanischen Guyana (s. d.), vor der Mündung des gleichnamigen Flusses, ist $3^1/_2$ Meilen lang, 2 Meilen breit und durch den Kanal (la crique fouillée) in 2 Theile getheilt und vom Festland durch den Rivière du tour und den Cayennefluß getrennt. Die gleichnamige Hauptstadt, der Regierungssitz der Kolonie, liegt auf dem Nordwestende der Insel, an der Mündung des 1 Stunde breiten Flusses Cay und des Oyague, in ungesunder Gegend. Die Stadt zerfällt in die alte und neue; die erstere kleinere enthält das Gouvernementshaus, ein altes Jesuitenkollegium und das früher leidlich feste, jetzt verfallene, den Eingang des Hafens beherrschende Fort Louis, die zweite zeichnet sich durch ihre im Allgemeinen bessern Häuser und eine schöne Kirche aus. Zwischen beiden Stadttheilen liegt die schöne, mit Orangenbäumen bepflanzte Place d'armes. Die 5000 Einwohner, darunter mehre Tausende ehemaliger Negersklaven, beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel. Der Hafen ist zwar seicht, doch der beste dieser Küste und tief genug, um Schiffe geringerer Last aufzunehmen, während die größern vor der Mündung des Oyague, noch größere $1^1/_2$ Meilen von C. an der felsigen Insel L'enfant perdu ankern. Der Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande ist bedeutend. Die Ausfuhr nach Frankreich besteht vorzugsweise aus Landesprodukten, wie der hieher verpflanzten Gewürznelke, Rum, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Wolle, gegerbten Fellen &c. Dieser Handel ist zwar seit Jahren gesunken in Kaffee und Orlean, aber bedeutend gestiegen in Zucker, Färbehölzern, Kakao, Baumwolle. Die Einfuhr aus Frankreich nach Guyana über C. ist in neuerer Zeit sehr bedeutend in Wein, Mehl, Seefischen, Baumwolle und Eisenwaaren gestiegen, dagegen in Wolle und nicht eisernen Metallwaaren gesunken. Schon vor 1550 handelten französische Schiffe am Amazonenstrome; 1555 wurde Hans Staden, ein Deutscher aus Hanau, der fünf Jahre als Gefangener unter den Indianern lebte, durch die Bemannung eines französischen Schiffes befreit. Kaufleute aus Rouen gründeten 1624 am Flusse Sinnamary eine Niederlassung, die nicht gedieh; 1631 holten andere Franzosen Pfeffer aus jener Gegend; 1626 wurde eine größere Kolonie am Konanama begonnen, welcher das Mutterland Soldaten zur Verfügung stellte. Auf der Insel C. baute man 1635 einige Häuser; die Kolonisten wurden aber von den durch willkürliche Behandlung aufs Aeußerste gereizten Indianern vertrieben. Neue Ansiedler, welche 1643 aus Rouen anlangten u. mit gleicher Härte gegen die Eingebornen verfuhren, wurden von diesen erschlagen, worauf Royville, ein Edelmann aus der Normandie, mit einer Anzahl streitbarer Männer erschien, zum großen Mißvergnügen der Kompagnie von Rouen, welche 60 Bewaffnete nach Guyana sandte. Aber als Kompagnie vom Kap Nord wirkte die neue Gesellschaft ein Privilegium vom König Ludwig XIII. aus und fuhr 1659 mit 800 Kolonisten ab; Royville sollte zunächst auf drei Jahre Statthalter der Kolonie seyn, wurde aber während der Reise ermordet. In C. folgten Reibungen zwischen den beiden Parteien; eine Verschwörung zog Enthauptungen und Verbannungen nach sich. Die Exilirten schafften man auf eine wüste Insel, wo sie die Ortschaft C. gründeten. Bei diesen Zwistigkeiten, auf welche Fehden mit den Holländern folgten, konnten die Ansiedlungen nicht gedeihen. Indessen verloren die Franzosen doch ihr Guyana nicht aus den Augen. Sie gründeten unter le Fèvre de la Barre 1663 die französische Aequinoktialkompagnie und rüsteten im nächsten Jahre fünf Schiffe aus. Diese Kompagnie wurde 1665 mit der großen westindischen Handelsgesellschaft vereinigt. Kaum war C. zu einiger Blüthe gelangt, als es von den Engländern überfallen, ausgeplündert und zum Theil niedergebrannt wurde.

Später war es ein Zufluchtsort der Buccanier und Flibustier, welche dort ihre den Spaniern abgenommene Beute verkauften; 1746 wurde am Oyapok ein Fort gegründet. Die Zahl der Ansiedler war aber nie beträchtlich; denn das grauenvolle Klima raffte die Mehrzahl der Weißen bald hinweg. Durch eben diese Eigenschaft empfahl sich Guyana den jeweiligen Machthabern, welche ihrer Feinde sich entledigen wollten, ohne sie unter die anrüchig gewordene und aus der Mode gekommene Guillotine zu bringen, und so ist dieser Theil Südamerika's wieder der Schauplatz politischer Deportationen geworden.

Cayenneharz (Resina cayennensis), s. v. a. Kautschuk.

Caylus, Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von, Marquis d'Esternay, Baron de Bransac, geborner Ehrenrath des Parlaments von Toulouse, Sohn des Generallieutenants Jean Anna und der Martha Margaretha de Villette, Marquise von C., wurde zu Paris den 31. Okt. 1692 geb., trat noch jung in eine Musketierkompagnie ein und erfocht sich 1709 auf seinem ersten Feldzug eine Fähndrichsstelle bei der Gensdarmerie. Auch 1711 zeichnete er sich in Katalonien an der Spitze eines Dragonerregiments, welches seinen Namen führte, aus, verließ aber nach dem rastadter Frieden die militärische Laufbahn und widmete sich den Wissenschaften, vorzüglich der Archäologie. Er bereiste zu diesem Zwecke Italien, begab sich, nachdem er 1715 bei seiner Rückkehr nach Paris dem königl. Dienste entsagt hatte, mit dem französischen Gesandten nach Konstantinopel, durchforschte Griechenland und die kleinasiatische Küste, wo er, zu seiner Sicherheit von 2 Räubern begleitet und deshalb in möglichst schlechtem Anzug, die Ruinen von Ephesus, Colophon und Troja untersuchte. Ueber Konstantinopel begab er sich nach Adrianopel, der damaligen Residenz Mustapha's II., und war eben im Begriff, von dieser Stadt aus das längstersehnte Aegypten und sogar die chinesischen Küsten zu besuchen, als dringende Briefe seiner Mutter ihn 1717 zurückriefen. Daheim begann er seine reiche Ausbeute von Alterthümern zu ordnen, und einige Reisen nach London und in die benachbarten Staaten steigerten nur noch seine Liebe zu den Künsten. In Paris huldigte er allen Musen: er malte, zeichnete, stach in Kupfer, dichtete Possen, Schwänke, Romane, Komödien, Feengeschichten, morgenländische Mährchen, Memoiren, schrieb über Numismatik, Antiquitäten rc. Viele Kupferstiche, wie 200 Stücke nach den schönsten Zeichnungen des k. Kabinets, eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und Van Dyck, Karrikaturen nach Leonardo da Vinci, bezeichnen ihn als einen ebenso geistreichen wie geschmackvollen Künstler. Auch sind von ihm die großen Abdrücke des Lupercalienfestes, nach Bouchardon, die Sujets der Quelle von Grenelle, eine Sammlung, Cris de Paris genannt, eine Geschichte Josephs nach Rembrandt und viele Bilder nach Lucas von Leyden, Albrecht Dürer rc. Im Jahr 1731 wurde er in die Akademie der Malerei und Skulptur und 1742 in die der Inschriften und schönen Wissenschaften aufgenommen. Er stiftete eine Preisaussetzung in der Akademie der schönen Künste für denjenigen Künstler, welcher mit der größten Wahrheit und Energie den Charakter einer bestimmten Leidenschaft auszudrücken, und eine andere von 500 Livres für den, welcher nach den alten Autoren und Monumenten die Gebräuche der alten Völker zu erklären vermöge. Er war eben beschäftigt, römische Antiquitäten, welche im mittägigen Frankreich sich vorfinden, stechen zu lassen, als ihn am 5. Sept. 1765 der Tod überraschte. Sein berühmtestes Werk ist: „Récueil d'antiquités égyptiens, etrusques, grecques, romaines et gaules" (Paris 1752—67, 7 Bde.).

Cayor, westafrikanisches Reich in Senegambien, erstreckt sich vom grünen Vorgebirge bis Fort St. Louis, die Küste entlang, und ist von Wallo, Burb Jalof, Sin und Salum begrenzt. Im Norden gehört die Mündung des Senegal dazu; der Küstenflüsse sind wenige. Der röthliche Sandboden trägt Hirse, Baumwolle, Indigo, große Gummi- und Tamarindenwälder, viel Wildpret, große Viehheerden. Der unbeschränkte König heißt Damel und beherrscht gegen 200,000 Neger (Jalofer, Jolofer). Jeder Bezirk steht unter einem Laman und jedes Dorf unter einem Gheraf. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Weberei, arbeiten in Eisen und handeln meist für diese Erzeugnisse Salz ein, welches ihnen gänzlich fehlt. Hauptort ist C. (Enbaul), welches sonst Residenz war; jetzt ist Gbigis Residenz.

Cazalès, Jean Antoine Marie, eine der hervorragendsten Erscheinungen der französischen Revolution, 1757 zu Grenade an der Garonne geboren, war Kapitän bei einem Dragonerregiment, als die drei Stände zusammenberufen wurden. Zu Toulouse und Cahors wegen seiner Anhänglichkeit an die neuen Ideen zurückgewiesen, ward er von Rivière-Verdun als Deputirter des Adels in die konstituirende Versammlung gewählt. Hier schwang er sich durch Beredsamkeit und schnelle Auffassungsgabe bald an die Spitze des Adels, stimmte für gleiche Vertheilung der Abgaben und hielt eine seiner merkwürdigsten Reden für die Motion, nach welcher der erste Stand seine einträglichen Privilegien freiwillig aufgeben sollte. Dagegen bekämpfte er mit aller Macht die Vereinigung der Stände und verließ die Versammlung, als sein Eifer erfolglos blieb. Auf der Reise in die Provinz begriffen, wurde er zu Caussade festgenommen und mußte in die Versammlung zurückkehren. Hier stritt er, da er alle Hoffnung verloren sah, die großen Interessen des Adels und der Priesterschaft zu retten, mit unermüdlichem Eifer für die Erhaltung der königlichen Macht und duellirte sich sogar mit dem Demokraten Barnave auf Pistolen. Nach der Flucht nach Varennes und der Aufhebung des Königthums begab er sich zu den Prinzen nach Koblenz. Aber bald stand der einsichtsvolle, offene Mann, der die übertriebenen Hoffnungen der Höflinge nicht theilte, vereinsamt da, weshalb er sich nach dem Feldzug von 1792 nach England begab. Als der Prozeß Ludwigs XVI. begann, bat er von London aus den Konvent um die Erlaubniß, den König vertheidigen zu dürfen, ward aber abgewiesen. Er schiffte sich nun als königlicher Gene-

ralkommissär nach Toulon ein, wo Ludwig XVII. als König ausgerufen worden war, kehrte jedoch bald wieder nach London zurück und trat mit Edmund Burke, mit dem er im Denken und Fühlen über die damaligen Verhältnisse sympathisirte, in die innigste Freundschaftsverbindung. Nach dem 18. Fructidor erhielt C. den Auftrag, mit den vornehmsten Opfern dieses Tages Verbindungen anzuknüpfen, gewann jedoch bald die Ueberzeugung, daß zu der Zeit eine Gegenrevolution in Frankreich zu organisiren unmöglich sey. Im Jahr 1803 kehrte er nach Frankreich zurück und schlug alle Anerbietungen Napoleons aus, lebte in ziemlich dürftigen Verhältnissen und † 1805. Seine Vertheidigung Ludwigs XVI. erschien zu London 1792. Sein Sohn, Edmond de C., den 31. August 1804 zu Grenade geboren, war 1827—29 Gerichtsauditor zu Provins, 1835—1837 Professor an der katholischen Universität zu Löwen in Belgien, empfing 1843 die priesterlichen Weihen und wurde hierauf Generalvikar und Direktor des Seminars von Montauban. Vom Departement Tarn-Garonne 1848 in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich zur Fraktion der Rue de Poitiers und in der Legislativen stimmte er mit der Rechten. Er hat sehr eifrig für die neukatholische Richtung gewirkt. Er übersetzte „Die Passion unseres Herrn Jesu Christi“ aus dem Deutschen.

Cazotte, Jacques, ausgezeichneter humoristischer Erzähler, 1720 zu Dijon geboren, wo sein Vater Greffier der Stände von Burgund war, erhielt seine wissenschaftliche Bildung von den Jesuiten seiner Vaterstadt, reiste hierauf 1747 als Kontroleur des Seewesens der Inseln nach Martinique, kehrte aber kurz nachher auf Urlaub nach Paris zurück. Als ihn hier seine Jugendfreundin, Mad. Poissonier, Amme des Herzogs von Burgund, um einige Schlummerliedchen für das Kind bat, dichtete er ihr die in ganz Frankreich nachgesungenen Lieder: „Tout au beau milieu des Ardennes“ u. „Commère, il faut chauffer le lit“. Der glückliche Erfolg seines ersten poetischen Auftretens bewog ihn, den Stoff jenes ersten Gedichts weiter auszuführen, und er begann während seiner Ueberfahrt nach Martinique seinen „Olivier“, welchen er bald nach seiner Ankunft vollendete. Als 1759 die Engländer das Fort Saint-Pierre angriffen, war C. durch unermüdlichen Eifer und Muth einer der Retter der Insel. Weil ihm aber das dortige Klima nicht zusagte, schiffte er sich mit neuem Urlaub nach Frankreich ein, wo er von seinem Bruder ein beträchtliches Vermögen erbte und nun seinen Abschied nahm, den er mit dem Titel eines Generalkommissärs des Seewesens erhielt. Das Glück, welches sein „Olivier“ gemacht hatte, ermuthigte ihn zu seinem „Diable amoureux“, einer von dem Publikum gierig verschlungenen, höchst originellen Dichtung; dann übersetzte er mit Hülfe des orientalischen Mönchs Chavis 4 Bände arabische Mährchen („Cabinet des Fées“) und gab hierauf anonym „La Brunette anglaise“, eine Erzählung in Versen, heraus, die man allgemein Voltaire zuschrieb. Eine neue Sammlung Mährchen folgte. Wegen seines Briefwechsels mit Ponteau, einem Beamten an dem Bureau der Civilliste, den man an dem berüchtigten 10. August bei dem Intendanten Laporte fand, wurden C. und seine Tochter Elisabeth, welcher er sich als Schreiberin bedient, verhaftet und in die Abtei eingekerkert. Wie die andern Leidensgefährten sollte er hingeschlachtet werden, als sich die 17jährige Elisabeth an seinen Hals warf und mit ihrem Körper den seinigen deckte. Die Mörder standen betroffen, und C. und seine Tochter wurden im Triumph in ihre Wohnung getragen. Bald aber wurde der Greis aufs Neue festgenommen, in die Conciergerie und dann vor das Revolutionstribunal gebracht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Festen Schritts betrat er das Schaffot und empfing den Todesstreich am 25. Sept. 1792. C.'s Werke erschienen gesammelt als „Oeuvres morales et badines“ (Par. 1776, 2 Bde., London [Paris], 7 Bde., Paris an VII, 7 Bde., das. 1816 — 17, 4 Bde., deutsch von G. Schatz, Leipz. 1789, 4 Bde.).

C-dur, s. Tonarten.

Ceau-Bermudez, s. Zea.

Ceanothus (Seckelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, dornlose Sträucher u. Bäume, meist in Nordamerika, mit artigen, straußförmigen Blüthen, die sie zu Zierpflanzen machen. C. americanus *L.*, gemeine Seckelblume, Rothwurzel, ein schöner 2—3 Fuß hoher, glatter, ästiger Zierstrauch mit länglich-eirunden, spitzigen, dreirippigen, gesägten Blättern und zierlichen weißen Blüthen, die zahlreiche, winkelständige, längliche Rispen bilden, aus Nordamerika. Die dicke, rothe, büschelartige Wurzel dient zum Rothfärben, ist herb und wird wie die Stengel (Stipites Ceanothi) als Abführungsmittel gebraucht; auch werden beide in Amerika gegen Syphilis angewendet; ein Aufguß der Blätter wird unter dem Namen Thee von Neu-Jersey getrunken. Diese und die meisten übrigen Arten gedeihen im Freien in jedem lockeren, guten Sandboden und dienen zur Verschönerung niedriger Strauchgruppen in Parkanlagen. Sie müssen indeß einen geschützten Standort, bei strengem Froste eine Laubdecke und Umkleidung haben und besonders in der Jugend gegen Frost geschützt werden. In kälteren Gegenden thut man wohl, von allen Arten einige in Töpfen frostfrei zu durchwintern. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Samen.

Ceara (Ciara), eine der 18 Provinzen des Kaiserthums Brasilien, an dessen nordöstlicher Küste, wird im Norden vom atlantischen Ocean, im Westen von der Provinz Piauhy, im Süden von Pernambuco, im Osten von Rio Grande del Norte begrenzt und zählt auf 2000 □Meilen über 180,000 Einwohner. An der Küste erscheint das Land außerordentlich flach und ohne alle bedeutenden Vorgebirge. Nach dem Innern hin erhebt sich der Boden immer mehr. Im östlichen Theile zieht die breite Serra Guamame, im Süden gegen Pernambuco abgrenzend, die Serra Borborema, im Westen gegen Piauhy die Serra Ibiapaba, u. im Innern zwischen dieser und der östlichen Serra Guamame streift die Serra do Botarite. Der flachen Küste fehlen gute Ankerplätze und Baien; die besten Häfen sind noch der bei Aracaty an der Mündung des Jaguarybe und der von Sumacas

an der Mündung des Camucim. Der Boden ist im Allgemeinen dürr und sandig, und nur an den Flüssen und mehr nach dem Innern wird er sehr fruchtbar. Das Klima ist sehr heiß, und oft herrschen drückender Regenmangel und große Dürren (seccas), wie z. B. im Jahre 1825, wo fast alles Rind- und Zugvieh der Provinz und gegen 30,000 Menschen umkamen. Die Flüsse sind nur Küstenflüsse und zu unbedeutend, um den Boden dann hinlänglich bewässern zu können; unter den 16, welche gezählt werden, ist der Jaguarybe der bemerkenswertheste. Größere Seen sind: der Velho, Jaguaracu und Camurupim. In mineralischer Beziehung ist C. nicht so gesegnet wie andere Provinzen Brasiliens. Von Edelsteinen finden sich vielfach Amethyste; sonst ist nur der Gewinn von Alaun in den Werken von San-Joao-do-Principe bedeutend. Ackerbau wird in den durch die Flußüberschwemmungen bisweilen sehr befruchteten Campos getrieben. Von dem so prachtvollen brasilianischen Baumwuchs besitzt aber C. nur einige wenige Palmengattungen, darunter besonders die sehr schöne und nützliche Carnahubapalme in dichten Waldungen. Neben dem Ackerbau wird besonders in den vom Jaguarybe und seinen Zuflüssen bewässerten Campos Rindvieh-, Ziegen- und Schafzucht betrieben, und man führt Fleisch und Häute aus. Daneben ist der hauptsächlichste Handelsartikel Baumwolle. Die **Einwohner** sind ziemlich kultivirt. Die einheimischen **Indianerstämme**, durch das Christenthum ihrer Nationalität beraubt, zeigen sich gut gesittet, während die Geistlichkeit unwissend und verderbt ist und deshalb fast gar keine Klöster unter den Einwohnern zu gründen vermochte. Die Provinz zerfällt in zwei Comarcas. Die **Hauptstadt C.** (**Fortaleza** oder **Villa do Forte und Nuestra Señora d'Assumpçao**), an der Mündung des gleichnamigen **Flusses**, in sandiger und schlechter Gegend, hat 29,000 Einw. Ihr wegen häufiger Nebel schwer zugänglicher Hafen ist zwar durch eine Reihe von unter dem Wasser liegenden Felsenriffen geschützt, versandet aber immer mehr, so daß der Haupthandel sich nach der 18 Meilen östlicher gelegenen Hafenstadt Aracaty (mit 25,000 Einw.) gezogen hat. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts bestanden an dieser Küste feste Niederlassungen der Portugiesen. Im Jahre 1637 wußten sich die Holländer mit Hülfe der Indianer, besonders der Potyguaras, hier festzusetzen, ließen jedoch nach und nach den Besitz der Gegend fallen, die von nun an in Kolonisation und sonstigen Schicksalen an Brasilien geknüpft war.

Cebes, ein Thebaner, als Schüler des Socrates von Xenophon und Plato erwähnt, schrieb die drei philosophischen Dialoge: „Hebdome", „Phrynichus" und „Pinax", von welchen allein der letztere auf uns gekommen ist. Dieser „Pinax" ist durchaus in sokratischem Geiste und nach sokratischen Grundsätzen geschrieben und sucht den Satz zu erweisen, daß die Glückseligkeit allein aus der wahren Bildung oder dem Bewußtseyn der Tugend entspringe. Mehre bezweifelten die Autorschaft des Thebaners C. und nahmen einen jüngeren C. aus Cyzicus, einen Stoiker, an; Andere wieder erklärten den Dialog als eine von jüngerer Hand nach sokratischen und platonischen Ansichten gemachte Ueberarbeitung eines älteren. Indeß ist das Werkchen nach Inhalt u. Fassung ganz im sokratischen Geiste geschrieben. Das Büchlein, welches wegen seiner praktischen Tendenz in die meisten Sprachen Europa's, sogar ins Russische, Neugriechische und Arabische übersetzt worden ist, erschien zuerst in lateinischer Uebersetzung von L. Odassi in Bologna, zugleich mit dem Handbuch des Epictet und in der Folge gewöhnlich mit diesem und Theognis und Pythagoras verbunden. Unter den sehr vielen Ausgaben erwähnen wir die von J. Schweighäußer (Straßburg 1806) u. Ad. Korais (Paris 1826). Die beste Uebersetzung lieferte K. Pfaff (Stuttgart 1827). Vergl. **Wippel**, Epistol. de C. tabula, Altenburg.

Cecchi, Giammaria, italienischer Lustspieldichter, in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu Florenz blühend, wetteiferte in seinen Komödien mit denen des Bibbiena, Machiavelli, Ariosto und Lasca in der Wahrheit der Charaktere, der Lebendigkeit des Dialogs und durch empfehlenswerthen reinen Ausdruck. Seine 10 Stücke, meist Nachahmungen des Plautus und Terenz, haben eine züchtige u. sittsame Haltung; nur sein „l'Assivolo" ist von unverschämter Ausgelassenheit, wurde aber dennoch 1515 zu Florenz vor Papst Leo X. aufgeführt. Gesammelt erschienen C.'s Werke zu Florenz 1585.

Cecconi, ausgezeichneter italienischer Improvisator, aus Rom gebürtig, ist außer dem berühmten Sgricci der einzige, welcher bis jetzt den glücklichen Versuch gemacht hat, über ein gegebenes Thema augenblicklich ein ganzes Trauerspiel aus dem Stegreif zu dichten.

Cecil, William, später **Lord Burleigh**, englischer Staatsmann unter Eduard VI. und der Königin Elisabeth, war 1520 geboren, studirte zu Cambridge und London die Rechte, beschäftigte sich aber nach der Sitte der Zeit zugleich mit dem Studium der Theologie und erregte durch seine Gewandtheit bei einer öffentlichen Disputation über Glaubenslehren zuerst Aufmerksamkeit. Heinrich VIII. zog ihn deshalb an sich und eröffnete ihm die politische Laufbahn. Nach Heinrichs Tode, als der eifrigste Vertreter der katholischen Partei, der Herzog von Somerset, als Protektor die Regierung für den jungen König Eduard VI. führte, begleitete er diesen auf dem Feldzuge gegen Schottland (1547) als Requetenmeister und ward 1548 zum Staatssekretär erhoben. Zwar wurde C. nach dem Sturze des Herzogs durch den ränkesüchtigen Grafen Astarric (6. Okt. 1549) ebenfalls aus seiner Stellung gerissen und theilte des Herzogs Haft im Tower; während aber Somerset 1552 hingerichtet wurde, sah sich die nun herrschende Partei genöthigt, den wegen seiner Geschäftstüchtigkeit unentbehrlichen C. wieder in seinen Posten einzusetzen. Als Mitglied des Regentschaftsraths unterzeichnete er die dem kränkelnden König Eduard VI. von dem Herzog von Northumberland abgedrungene Akte, durch welche die beiden Schwestern des Königs, Maria und Elisabeth, zu Gunsten der Lady Johanna Gray, einer Seitenverwandten des königlichen

lichen Hauses, von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten. Nach Northumberlands Fall legte C. seine Stelle nieder, um nicht der Zerstörungswuth, mit welcher die katholische Maria gegen den Protestantismus verfuhr, die Hand bieten zu müssen. Während der Schreckensregierung dieses Weibes trat C. ohne Furcht und Scheu als treuer Verehrer der Prinzessin Elisabeth auf, damals ein sehr gefährliches Beginnen, weil die gesammte eben herrschende katholische Partei dieselbe für einen unwürdigen Prätendenten und einen Bastard erklärte; legte aber gerade dadurch den Grund zu jener Gunst, in welcher er 40 Jahre lang unter der Königin Elisabeth waltete. Sobald diese 1558 den Thron bestiegen hatte, wurde C. ihr Staatssekretär, stand aber in einer solchen Beziehung zur Königin, daß er für den ersten Minister derselben gelten konnte. Unberührt von den wechselnden Neigungen u. herrischen Launen Elisabeths, füllte C. als tüchtiger Geschäftsmann von solidem Verstande und unermüdlichem Fleiß, aber ohne Ehrgeiz und lästige Ansprüche, den seiner Natur angemessenen Kreis aus. Kühne und geniale Politik war ihm fremd: der Vortheil seiner Gebieterin war fortan sein höchstes Ziel, und zur Förderung desselben mußte auch die von ihm mit aller Kraft erstrebte Wiederherstellung der Reformation dienen. Dies und die Unterwerfung Schottlands, die Hinrichtung der Königin Maria und die Befestigung eines Willkürsystems, wie es bereits seit Heinrich VIII. von den Engländern geduldig getragen wurde, sind seine hervorragendsten Ministerthaten. Auf sein Betreiben unterblieb die persönliche Zusammenkunft der beiden Königinnen und an seiner Wachsamkeit scheiterte die zu Gunsten der schottischen Königin im nördlichen England 1571 ausbrechende Empörung. Zur Belohnung dafür ernannte Elisabeth um diese Zeit C. zum Lord Burleigh und Peer des Reichs, eine Auszeichnung, in welcher C. einen neuen Antrieb fand, seine Vorsicht und Thätigkeit zu verdoppeln. C. umgab die unglückliche Königin mit einem System von Spionerie, entdeckte 1586 eine von dem Priesterseminar zu Rheims aus geleitete Verschwörung, welche die Ermordung Elisabeths und die Erhebung Maria's auf den englischen Thron bezweckte, verwickelte letztere in die Anklage dieser Verschwörung und war selbst Mitglied der Kommission, welche die Untersuchung gegen sie führte und die schottische und katholische Königin am 7. Febr. 1587 auf das Schaffot lieferte. Nach der Hinrichtung schien die bis dahin unerschütterte Gunst der Königin wankend zu werden; doch war diese Zeit des Schwankens nur von kurzer Dauer, und neue Verdienste um die herrschsüchtige Königin führten bald das alte gute Verhältniß wieder zurück. Hauptsächlich durch C.s Gewandtheit gelang das Bestreben der Königin, das Parlament zum Schattenspiel zu erniedrigen; seine Erfindungsgabe fand stets Mittel, den königlichen Schatz zu füllen. So ordnete er 1588, als der Krieg mit Spanien ausbrach, eine auf alle Klassen des Volks gleichmäßig vertheilte Erhebung einer Anleihe an, setzte dann einen obersten Gerichtshof (Court for the correction of all abuses) ein, der, unter dem Vorwand, alle Mißbräuche der Rechtspflege und Verwaltung abzustellen, wiederum reiche Quellen in den königlichen Schatz leitete. Trotz dieser Maßregeln genoß C. nicht nur die Gunst der Königin, sondern sogar die Liebe des Volks, denn eben dieses Volk, „welches von seinem Parlamente nichts Anderes ausgehen sah, als Steuerbewilligung, war froh, wenn nur selten eines berufen ward", und zürnte deshalb dem Minister keineswegs, der die Wirksamkeit desselben nach Kräften beschnitt. Auch in seinem Privatleben als ein rechtschaffener und sittenreiner Mann geachtet, † C. den 4. August 1598. Vgl. die von Nares herausgegebenen „Memoirs of the life and administration of Will. C., Lord Burghley, (3 Bände, London 1828—32). Sein Sohn, Robert C., Graf von Salisbury, wurde, nachdem er längere Zeit Gesandter am französischen Hofe gewesen war, von der Königin 1596 zum Staatssekretär erhoben. Er war auch bei der Erhebung Jakobs I. auf den englischen Thron thätig und erhielt dafür die Grafenwürde. Wie sein Vater † auch er mit dem Rufe der Gewandtheit und Redlichkeit 1612.

Cecropia (Trompetenbaum, Kanonenbaum, Hohlschaft), Pflanzengattung aus der Familie der Artocarpeen, merkwürdige südamerikanische Bäume mit hohen geringelten Stämmen, welche wie die Zweige inwendig hohl sind, u. aus Scheiden kommenden Blättern. Die 4 bekannten Arten sind officinell und Ziergewächse der Treibhäuser. C. palmata *Willd.*, gemeiner, handförmiger Trompetenbaum, in Brasilien Ambaiba, mit großen, schönen, handförmigen, 7—9lappigen, oben glatten u. grünen, unten weißfilzigen Blättern, ein zierlicher Baum Westindiens und Südamerika's, ist selten in Wäldern, gewöhnlich auf freien Plätzen, wird ziemlich hoch und wächst sehr schnell. Die trockne Wurzel dient den Brasilianern zum Feuermachen, indem sie dieselbe mit einem Stücke harten Holzes schnell u. heftig reiben. Das weiße fette Mark des Gipfels ist wundenheilend, der Saft aus den Knospen ein wirksames Mittel gegen Blutflüsse. C. peltata *L.*, schildförmiger Trompetenbaum, 30—40 Fuß hoch, an der Spitze mit einer Krone schöner, großer, gestielter, schildförmiger, kreisrund-herzförmiger, 7—9lappiger, unten weißfilziger Blätter, deren Lappen länglich-stumpf und oben rauh sind, in Westindien und Südamerika, in Bergwäldern, einer der ersten Bäume, die sich auf ausgereutetem Land zeigen, enthält einen wässerigen Milchsaft, der an der Luft bald schwarz wird und in Amerika häufig als kühlendes, schleimiges, etwas adstringirendes Heilmittel bei Durchfällen, Schleim- und Blutflüssen, Wunden und Geschwüren dient. In Verbindung mit dem Milchsafte von Ficus nymphaeaefolia *L.* oder Ficus populnea *Willd.* soll daraus ein Theil des aus Amerika nach Europa gebrachten Kautschuks bereitet werden. Die säuerlich-süßen Früchte werden gern gegessen. Die Rinde dient zum Gerben, der Bast zu Stricken. Die hohlen Stämme braucht man als Unterlagen der Flöße, weil sie sehr leicht sind; mit den rauhen Blättern kann geglättet werden. Als Zierpflanzen zeichnen sich diese Bäume durch ihre schönen Blätter

aus, eignen sich aber nur für große, hohe Warmhäuser; am besten gedeihen sie daselbst in einem Erdbeete. Man pflanzt sie in gleiche Theile Laub-, Rasen- und Torferde, mit 1/8 Sand vermischt, schützt die Blätter gegen heißen Sonnenschein und Benetzung durch Wasser, begießt im Sommer reichlich, im Winter mäßig und vermehrt sie durch Stecklinge.

Cecrops, erster König von Attica und einer der ältesten Heroen der ersten Kulturanfänge in dieser Landschaft, war ein Autochthon und von Gestalt halb Mann, halb Drache. Seine Gemahlin war Agraulus, des Actäus Tochter, die ihm den Erysichthon, die Agraulus, Herse und Pandrosus gebar. Er vereinte die zerstreuten und wilden Urbewohner des Landes in 12 Demoi (Ortschaften), baute die Burg Cecropia auf einem Felsen und führte die Ehe ein, das Recht des Eigenthums, des Bürgers und Gerichtshöfe. C. war Schiedsrichter in dem Streite zwischen Poseidon und Athene um den Besitz von Attica. Poseidon warf seinen Dreizack in die Erde u. das Pferd entsprang derselben; Athene aber schuf den Oelbaum. Diesen letzteren erklärte C. für das Nützlichste; Athene erhielt daher Attica u. gab der Landschaft ihren Namen. Apollodor erzählt die Sage also: Als die Götter sich Sitze in Attica bauen wollten, kam zuerst Poseidon und stieß zum Zeichen seiner Priorität seinen Dreizack in den Boden, worauf der See Erechtheïs entstand; Athene kam später und pflanzte den Oelbaum am Pandrosium. C., zum Zeugen vor den 12 Göttern aufgerufen, sagte aus, Athene sey früher gekommen, und diese erhielt nun Attica. Seit der Zeit klebte an dem Namen C. und Cecropides, d. i. Athener, die Schmach der Lüge und Falschheit. Dem C. schreibt man auch die Einführung des Jupiterdienstes zu, dem nach seiner Bestimmung nicht Blut, sondern nur Kuchen geopfert werden sollte, und die Begrabung der Todten. Da sich auch in Böotien rc. ein C. vorfindet, so scheint er ein Heros eines pelasgischen Stammes gewesen zu seyn.

Ceder (Cederbaum, C. vom Libanon, Libanonsceder, weißer Lärchenbaum, morgenländische C., Pinus Cedrus *L.*), eine Art der Gattung Kiefer (Pinus), ein edler, hoher Baum, welcher im Wuchse der Weißtanne gleicht und, wenn er im Gedränge aufwächst, wie diese schlank u. proportionirt stark wird. Wenn die C. einzeln steht, so breitet sie ihre unteren, fast wagrecht auslaufenden Zweige gegen 20—24 Fuß weit aus und macht einen so starken Schatten, daß man unter derselben kaum lesen kann. Sie treibt eine 3—4 Fuß tiefe Pfahlwurzel, die Seitenwurzeln breiten sich weit aus. Die Rinde ist graubraun, glatt, glänzend; das Holz von feinem Gewebe, fein langfaserig, leicht, fest, gelblich oder braunröthlich, glatt, glänzend, von einem wohlriechenden Harze durchdrungen, welches bewirkt, daß es weder von den Würmern, noch von der Fäulniß angegriffen wird, daher sehr dauerhaft, doch ist es, wenn es nicht behutsam getrocknet wird, ebenso rissig wie anderes Nadelholz. Die Nadeln entspringen gegen 20—30 aus einer kurzen, stumpf- und braunschuppigen Scheide, sind gegen einen Zoll lang, steif, spitzig, oben u. unten mit einer erhabenen Rippe versehen, dadurch vierkantig, dunkelgrün; um die jungen Triebe herum stehen sie, wie bei den Lärchenbäumen, einzeln. Die Blüthen erscheinen in Deutschland im Mai; die männlichen bilden 1—2 Zoll lange, dicke, walzenförmige Kätzchen unter den jungen Trieben, sind gelb und geben reichlichen Samenstaub, die weiblichen, etwa einen Zoll langen, elliptischen Blüthenzäpfchen stehen an den obern Zweigen kegelförmig in die Höhe und sind anfangs schön purpurroth, nach der Befruchtung blauroth. Die ebenfalls aufwärts gerichteten und an den Zweigen fest ansitzenden Fruchtzapfen sind anfangs schmutziggrün und im Herbste bei der Reife hellbraun, sie werden bis 5 Zoll lang und 3—4 Zoll stark und öffnen sich erst im folgenden Frühjahr, um ihre braunen, mit großen häutigen Flügeln versehenen Samenkörner auszustreuen. Die C. erreicht ein sehr hohes Alter, ob sie schon in ihrer Jugend ziemlich schnell wächst, einen Fuß lange Quirle treibt und in Deutschland in etwa 36 Jahren 32 Fuß in die Höhe und 3 Fuß im Umfang zu erreichen pflegt. In England erreichte eine C. in 74 Jahren fast 12 Fuß im Umfange. Von den stärksten C.n auf dem Libanon glaubt man, daß sie so alt als unsere Zeitrechnung seyen. Das Vaterland der C. ist Syrien, besonders die Gebirge Libanon, Amana u. Taurus. Auf dem Libanon, wo die C. noch immer einen reichlichen jungen Nachwuchs hat, findet man noch etwa 10 uralte, gegen 8—9 Fuß im Durchmesser haltende Stämme, die meist nur wegen ihrer Krüppelhaftigkeit verschont geblieben sind. Auch am Kaukasus und am obern Euphrat kommen noch große Cedernwälder vor. In Europa findet man die C. nur hie und da einzeln kultivirt in botanischen Gärten und Parkanlagen. Man erhält den Samen aus der Levante; er behält, in den Zapfen aufbewahrt, seine Keimkraft mehre Jahre. Die Schuppen der Cedernzapfen schließen gewöhnlich so fest aneinander, daß man sie entweder mit lauem Wasser zum Aufspringen nöthigen, oder die Axe derselben von hinten nach vorn durchbohren muß, worauf man sie leicht auseinander sprengen kann. Man legt den Samen, wenn er 24 Stunden lang in Wasser eingequellt worden ist, mit den Flügeln in Blumentöpfe oder auf ein sonniges Bret in Rinnen und bestreut ihn mit etwas Sand. Die Saat wird zuletzt mit Moos oder Reisig belegt und geht in 4—6 Wochen mit 6—8 aufgerichteten Samennadeln auf; beim Keimen nimmt man die Moosdecke weg. Im Winter werden die Pflänzchen mit Laub bedeckt. Damit die Pfahlwurzel nicht Schaden leide, so versetzt man dieselben sogleich im folgenden Frühjahr 9 Zoll weit aus einander in die Baumschule. In 3—6 Jahren werden sie sogleich, oder auch nachdem sie vorher noch einmal verpflanzt worden, an den Ort ihrer Bestimmung gesetzt. Sie lieben eine mehr bergige als ebene Lage u. einen trocknen, mehr magern als fetten, vorzüglich einen sandigen, mit Lehm vermengten Boden. Man pfropft die C. auch auf Lärchenbäume und Weißtannen. Für englische Anlagen ist die C., besonders wenn sie einzeln steht und ihre Zweige weit ausbreiten kann, eine vortreffliche Zierde. Das **Cedernholz** gilt für

das beste Bauholz, auch ist es als Werkholz für den Schreiner zu allerhand feinen Arbeiten sehr brauchbar. Es ist berühmt wegen seiner Feinheit, Dauer u. seines Wohlgeruchs. Gleichwohl wird es jetzt nur noch selten zu Tischlerarbeiten verwendet. Auch zum Fassen der Bleistifte, wozu man es früher häufig benutzte, verwendet man jetzt andere Holzarten, die fälschlich unter dem Namen Cedernholz vorkommen, aber von ganz andern Bäumen abstammen, z. B. vom virginischen Wachholder (Juniperus virginiana *L.*), von der wohlriechenden Cedrele (Cedrela odorata *L.*) und von der weißen C. (Cupressus thyoides *L.*). Man gebrauchte das Holz der C. seines guten Geruchs wegen auch zum Räuchern; hierin wird es aber meist durch das gemeine Wachholderholz ersetzt. Kostbare Dinge, besonders Bücher, bewahrte man sonst häufig in Kästchen von Cedernholz, oder bestrich sie mit Cedernöl, um sie vor Wurmfraß zu sichern, daher die Redensart: Cedro digna opera. Die Holzspäne benutzte man zum Einbalsamiren der Leichname. In den Apotheken führte man es unter dem Namen Lignum Cedri s. Lignum cedrinum, jetzt versteht man unter dieser Benennung das Holz mehrer Wachholderarten. Das Harz (Cedria, Resina Cedri), welches entweder von selbst oder nach gemachten Einschnitten aus der Rinde der C. ausfließt, ist durchsichtig, gelb, zerreiblich, wohlriechend und wurde früher als Heilmittel, sowie zum Einbalsamiren der Leichname gebraucht. Die Alten bereiteten auch ein Oel aus dem Holze (Cedernöl, Cedrium, Oleum Cedri). Bisweilen schwitzen die Blätter einen mannaartigen, süßen Stoff, die Cedernmanna (Manna cedrina) aus. Die C. hat ihres ausgezeichneten Nutzens wegen schon die Aufmerksamkeit des frühesten Alterthums auf sich gezogen. Sie lieferte die Masten zu den ersten Handelsflotten der Phönicier und das Getäfel zu den Palästen der alten Nationen. In der Bibel heißt sie Aeres, der Baum des Libanon; Salomon sandte 80,000 Menschen auf den Libanon, um C.n für den Tempelbau zu fällen. Sie wird im Alten Testament öfters als Bild der Hoheit und Stärke gebraucht. Auch in den griechischen und römischen Schriftstellern wird die Vortrefflichkeit des Cedernholzes gerühmt. Das Gebälk der vor mehren Jahren abgebrannten Paulskirche in Rom war von Cedernholz, auch die uralten Thüren am Lateran zu Rom sind von demselben. Außer der ächten C. wird noch vielen andern Nadelbäumen, die mit jener nichts gemein haben, der Name C. gegeben. Bei uns wird besonders die rothe oder virginische C., die zur Gattung Wachholder (Juniperus) gehört und im System den Namen virginischer Wachholder (J. virginiana) führt, sehr häufig im Freien angepflanzt. Der an dürren Plätzen in den Ländern am mittelländischen Meere wachsende Cedernwachholder (Juniperus Oxycedris) ist unter dem Namen der spetischen C. bekannt. Der auf den Bermudas und Bohabnas einheimische bermudische Wachholder (Juniperus bermudiana) wird als bermudische C. auch bei uns oft kultivirt. Der kugelförmige Lebensbaum (Thuja sphaeroidalis) wird als weiße C. bezeichnet und sein vorzügliches Holz ist in Nordamerika als weißes Cedernholz bekannt. In Westindien nennt man den Baum, welcher dort das Cigarrenkistenholz liefert, ebenfalls C., u. in Südamerika werden noch mehre andere Bäume mit diesem Namen belegt.

Cederberge, ein von Nordost nach Südwest streichendes Gebirg der Kapkolonie in Südafrika, besteht in seinen oberen Theilen aus einem aschfarbigen, quarzhaltigen Sandstein, während die unteren Theile eine Menge Mineralien und Fossilien, namentlich Muscheln und Fische, enthalten, ferner schwarzen, rothen u. gestreiften Jaspis, Hornblende, Kalkkrystalle, in Thonschiefer eingesprengte Granaten, dunkeln und krystallisirten Quarz, schöne Achate und Eisenerze von verschiedener Art und in solcher Menge, daß alles Wasser, das aus den C.n hervorkommt, mehr oder minder eisenhaltig ist. Die Thäler sind reich an verfaulten Pflanzenstoffen, die eine schöne dunkelfarbige Dammerde bilden, welche ausnehmend fruchtbar ist. Die Haupterzeugnisse dieser fruchtbaren Striche bestehen in Korn, Tabak, Obst und etwas Wein. Die höchsten Berge der für den Geologen sehr interessanten Gebirgsgruppe sind: der Rondeberg 2990 Fuß, der Groenberg 4800 Fuß und der Sneeuwberg 5000 Fuß. Zu den merkwürdigsten Höhlen gehören die sogenannten Buschmannshöhlen, von denen sich einige 3—400 Fuß über der Ebene befinden. In einem Thale der C. hat eine Missionsstation, das „Wupperthal" genannt, ihren Sitz aufgeschlagen.

Cedille (franz.), das Häkchen, welches unter c, wenn es vor a, o, u wie ein geschärftes ſ oder ſſ lauten soll, gehängt (ç) wird, z. B. ça, reçu.

Ceditius, Quintus, römischer Kriegstribun, durch heldenmüthige Selbstaufopferung dem Spartaner Leonidas vergleichbar, brach, als zur Zeit des ersten punischen Kriegs das Heer in Sicilien stand und, vom Feinde umringt, sicherem Tod oder der Gefangenschaft entgegensah, mit einer Schaar von 3—400 Freiwilligen durch den Feind auf eine Anhöhe und gab dadurch, daß er hier die ganze Macht des Feindes auf sich zog, den Legionen Gelegenheit, sich aus ihrer gefährlichen Lage zu ziehen. Nach dem tapfersten Widerstand unterlag das todgeweihte Häuflein dem Schwerte der Uebermacht und nur C. wurde, von Wunden bedeckt, noch lebend unter den Leichnamen gefunden und wegen solcher That selbst vom Feinde geehrt.

Cedratwasser, s. v. a. Citronenwasser.

Cedrela (Cedrobaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cedreleen, große Bäume in Ost- u. Westindien mit paarig-gefiederten Blättern. Die bekannteste Art ist: C. febrifuga *Blume*, fiebervertreibender Cedrobaum, ein bis 60 Fuß hoher Baum, dessen Stamm 14—15 Fuß im Umfang hat und der von Blume in dem Hochlande von Java (Denarang) entdeckt wurde, sich aber auch auf andern ostindischen Inseln finden soll. Er ist der Cedrela Toona *Roxb.* sehr ähnlich, nach Nees von Esenbeck d. J. und Andern wohl kaum wirklich verschieden. Die Rinde, von den Malayen Suren, sonst Cortex Cedrelae s. Cedrelae febrifugae, China von Ostin-

dien, oder China von Giavá, Surenrinde, Cedrelarinde genannt, wird von den jüngern Aesten gesammelt und besteht aus halb oder ganz gerollten, bis 5 Zoll langen, bis 1 Zoll im Durchmesser haltenden festen Röhren. Der Geschmack ist beim längern Kauen sehr stark adstringirend, nur wenig bitter. Eine Unze enthält 20 Gran eigenthümlichen, harzigen Gerbstoff, 13 Gran gummigen, oder gewöhnlichen braunen Gerbstoff, ebenso viel gummigen, geschmacklosen braunen Extraktivstoff mit einer Spur anhängenden Gerbstoffs, ferner etwas Inulin, aber kein Alkaloid. Mithin steht die Cedrelarinde nach ihren Bestandtheilen unter den bekannten Arzneistoffen der Ratanhiawurzel am nächsten. Sie wird in Ostindien statt der China häufig angewendet, hat aber in Europa noch keinen Eingang gefunden, wie sehr sie auch gepriesen worden ist. C. odorata *L.*, Cedrus odorata *Mill.*, wohlriechender Cedrobaum, ist ein ungeheurer, schöner Baum Westindiens und des heißen Amerika's, dessen Stamm oft 80 F. hoch wird u. 12 F. im Umfange hat, so daß er einen Kahn gibt, der 50 Mann fassen kann. Das Laub hat, besonders während der heißen Jahreszeit, einen sehr unangenehmen Geruch. Auch die frische Rinde riecht widrig u. wird, wie das Holz, das eine röthliche Farbe besitzt und später wohlriechend wird, ohne seinen bittern und widrigen Geschmack zu verlieren, gegen Wechselfieber angewendet. Das Holz wird häufig zur Verfertigung von Hausgeräthe benutzt, welches sich durch Wohlgeruch empfiehlt. Es kommt zu dem Zwecke unter dem Namen Kalicedraholz (Acajou à planches) in den Handel. Aus dem Baume fließt ein angenehm riechendes Harz (Resina Acajou), welches mit dem Acajougummi nicht zu verwechseln ist. C. Toona *Roxb.*, C. Tuna *Flemm.*, ostindischer Cedrobaum, ist ein ansehnlicher Baum auf den Gebirgen im Norden von Ostindien, der gutes, dem Mahagony ähnliches Bauholz liefert und wahrscheinlich nur eine Abänderung von C. febrifuga *Blume* ist. Die kräftig zusammenziehende Rinde ist in Ostindien ein wirksames Ersatzmittel der Chinarinde.

Cedrobaum, s. Cedrela.

Cedron, s. Kidron.

Cedroöl, s. v. a. Citronenöl, s. Citrus.

Cedwal (Cedwalla, Ceadwalla), 10. König von Wessex, 685 Nachfolger des Census, ein kriegslustiger Fürst, unterwarf das Königreich Sussex sich gänzlich, wurde aber auf einer Expedition gegen Kent zurückgeschlagen. Im Jahr 689 soll er in Rom vom Papst Sergius sich haben taufen lassen und einige Tage darauf gestorben seyn.

Cefalu (Cefali), Stadt in der sicilianischen Delegation Palermo, an der Küste und einem Vorgebirge, im Valle di Demona, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, ein festes Fort, einen kleinen Hafen und 10,000 Einwohner, die starke Fischerei und Handel mit Oel, Manna, Sardellen ꝛc. treiben; früher Cephalenium.

Celänä, Stadt im südlichen Phrygien, auf einer Anhöhe, groß, volkreich und blühend, besaß in ihrer Mitte ein von Xerxes auf einem steilen Felsen gebautes festes Schloß, eine königliche Residenz und einen umfangreichen Wildpark u. Lustgarten. Sie wurde von dem Mäander, welcher inmitten der Residenz u. dem Marsyas, welcher am Fuße des Bergschlosses auf der Agora entsprang und unterhalb der Stadt sich mit dem Mäander vereinigte, durchflossen. Neben der Quelle des Marsyas befand sich eine Grotte, in welcher das Haupt des Marsyas aufbewahrt wurde. C. sank durch Apamea's Aufblühen und erhob sich wieder nach dessen Fall.

Celano, kleine Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, an dem gleichnam. See, dem Lacus Fucinus der Alten, ward 1223 von Friedrich II. nach ihrem Abfall zerstört und konnte sich seitdem nie wieder von ihrem Verfall erholen. Sie hat eine Papiermühle, Handel u. 3200 Einw. Der 3 Meilen lange und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen breite See C. ist nicht nur wegen seines Fischreichthums, sondern auch wegen des Abzugskanals berühmt, den Kaiser Claudius von 44—54 n. Chr., um den häufigen Ueberschwemmungen vorzubauen und zugleich kultivirbares Land zu gewinnen, zwischen dem See und dem Liris (Garigliano) anlegen ließ. Tacitus beschreibt das grandiose Fest, welches der Kaiser zur Feier des vollendeten Unternehmens gab, zu welchem 11 Jahre und 30,000 Arbeiter erforderlich gewesen waren. Hadrian eröffnete den verstopften Kanal wieder, bald nachher versandete dieser wahrscheinlich aufs Neue und ward erst 1826 von der neapolitanischen Regierung wieder hergestellt. Er ist 3000 Schritt lang und durchbricht, fortwährend durch festes Gestein gehend, den ganzen Monte Salviano. Der großartige alte Bau ist noch vollkommen kenntlich, zumal das 14 Fuß hohe Eingangsthor.

Celano, Thomas von, geistlicher Dichter des 13. Jahrhunderts, Verfasser des berühmten „Dies irae, dies illa", eines Liedes, das von der römisch-katholischen Kirche zu einem stehenden Gesange bei dem Feste aller Seelen und dem Todtenamte erhoben worden ist, war zu Celano in Abruzzo geboren und einer der ersten Jünger des heiligen Franciskus von Assisi, wurde, als sich 1221 der Bettlerorden der Minoriten am Rhein niedergelassen hatte, von Cäsarius von Speyer, erstem Minister der deutschen Ordensprovinz, zum Kustos der Konvente zu Worms, Mainz und Köln erwählt und 1222 bei dessen Entfernung zu seinem Stellvertreter und alleinigem Kustos der Rheingegenden ernannt. Nach 8jähriger treuer Verwaltung seines Amtes begab er sich wieder nach Assisi und schrieb hier im Auftrag des Papstes Gregor IX. das Leben des heil. Franciskus, das, die alte Legende benannt, später von Bernardus de Bessa in der Form eines Kompendiums herausgegeben wurde. C.' alte Legende erschien nie in Druck und das Manuskript derselben befindet sich im Cistercienserkloster Longuepont im Gebiete von Soissons. Von C.' Leben ist sonst nichts weiter bekannt, als daß er um 1250 noch in rüstiger Kraft blühte. Einige schreiben C. noch zwei Sequenzen zu: „Fregit victor virtualis" und „Sanctitatis nova signa"; doch bleibt das „Dies irae etc." das Werk, dem

er allein seinen Ruf verdankt. Von diesem Gedichte hat man drei stark von einander abweichende Texte, den wahrscheinlichen Urtext, wie er von einer Marmorplatte in der Kirche des heil. Franz zu Mantua kopirt worden seyn soll, den sogenannten hämmerlinschen, wie ihn Felix Hämmerlin (Malleolus) herstellte, und den kirchlichen, der durch die Autorität des tridentinischen Konzils festgestellt und 1567 in einem römischen Missale bekannt gemacht worden ist. Der sogenannte Urtext hat 4 Eingangsstrophen, welche den andern Texten fehlen, und diese beiden differiren besonders im Schlusse, wo Hämmerlin den dreifachen Reim beibehält, während der kirchliche Text reimlos endet. Uebersetzungen dieses Liedes sind in französischer, englischer und deutscher Sprache zahlreich erschienen. Von den deutschen Uebersetzungen hat zuerst die vom Professor K. A. H. Clodius den dreifachen Reim des Originals nachgebildet und sie wurde 1800 der Partitur des mozartschen Requiems vorgedruckt. Vortrefflich ist auch die Uebersetzung A. W. Schlegels, sowie die Fichte's. Komponirt wurde das Gedicht von vielen italienischen und deutschen Meistern, namentlich von Astorga, Bühler, Cherubini, Durante, Eberlin, Joseph und Michael Haydn, Jomelli, Mozart (der über dieser Arbeit starb), Neukomm, Palestrina, Pergolesi, Abt Vogler, Gottfried Weber und Winter.

Celastrus, Pflanzengattung aus der Familie der Theepflanzen, kletternde Sträucher mit Wechselblättern u. kleinen Blüthen in Trauben, in wärmern Ländern. Von den zahlreichen Arten besitzen mehre Arzneikräfte, andere sind als Ziersträucher bekannt: C. bullatus *L.*, blasiger Celaster, mit eirunden, spitzen, ganzrandigen Blättern und rispenständigen Blüthen, deren schöne scharlachrothe Kapseln gegen das lebhafte Grün der Blätter angenehm abstechen, stammt aus Virginien, läßt sich an beschützten Orten unter Bedeckung im Freien, oder im Topfe an frostfreien Orten durchwintern und liebt einen trockenen, etwas lehmigen Sandboden. C. edulis *Vahl*, Catha edulis *Forsk.*, eßbarer C., ist ein Bäumchen Arabiens, wo es Kath heißt und in Yemen angepflanzt wird, weil man seine grünen Blätter gern genießt und für sehr kräftig hält. Nach der Meinung der Araber kommt die Pest nicht in die Gegenden, wo sich dieses Bäumchen häufig findet. C. buxifolius *L.*, buchsbaumblätteriger C., mit eckigen Zweigen und beblätterten Dornen, immergrünen, länglichen, stumpfen, glatten, gekerbten Blättern und zahlreichen weißlichen Blüthen in Rispen, am Kap, liebt sandgemischte Laub- und Rasenerde zu gleichen Theilen, läßt sich bei 1—5 Grad Wärme leicht durchwintern u. durch Stecklinge, Samen und Ableger vermehren. D. scandens *L.*, kletternder C., Baumwürger, mit langen, schlingenden, grau punktirten Zweigen, länglichen, spitzen, gesägten, an beiden Enden geschmälerten, glatten, hellgrünen, abfallenden Blättern, grünlichweißen Blüthen in Endtrauben und schön mennigrothen Früchten, in Nordamerika, ist ein 10 Fuß hoher Strauch, dessen dünne und braune Zweige auf die höchsten Bäume klettern und dieselben so umwinden, daß sie ersticken. Die Rinde verursacht Erbrechen; die Zweige geben eine gelbe Farbe. Er dauert bei uns im Freien, liebt einen fetten, etwas feuchten Boden, dient zu Bekleidungen von Mauern, Geländern u. Lauben. Die schwach bittere und zusammenziehende Wurzel von C. senegalensis *Lam.*, Senegalcelaster, am Senegal, wird bei langwierigen Durchfällen mit Nutzen gebraucht. In Persien findet man auf einer noch nicht näher bestimmten Art eine im Orient berühmte Manna (Manna celastrina), die früher auch nach Europa gebracht wurde.

Celebes (von den Buggisen Negri Oran, von den Makassaren Tanna genannt), eine der Sundainseln bei Südasien, östl. von Borneo, liegt zum größeren Theile im Süden vom Aequator u. bildet einen langen, schmalen, von Nordosten nach Südwesten laufenden u. gen Osten geöffneten Bogen, aus dessen Mitte zwei Landzungen sich erstrecken, wodurch ein Inselkörper von einem hochgebirgigen Centrum und 4 aus demselben auslaufenden Halbinseln entsteht, die drei große Meerbusen bilden: im Nordosten Tomini oder Gunong Tella, im Osten Tolo und im Süden Bony oder Sewa, auch Buggisbai genannt. C. nimmt unter den Inseln des indischen Archipels nach Borneo u. Sumatra den dritten Rang ein. Der große Bogen von der Südspitze zur Nordostspitze beträgt 180 Meilen; der Berg Bontain (Bonthaim) auf der Südspitze liegt unter 5° 34′ 30′ südl. Br. u. 136° 2′ L., das Kap Cossin, östlich von Manado und zugleich Nord- und Ostspitze, unter 1° 40′ nördl. Br. u. 142° 32′ 43″ L., das Kap Timoal auf der Westküste unter 0° 35′ nördl. Br. u. 137° 11′ 43′ L., das Kap Mandhar unter 3° 35′ südl. Br. u. 136° 42′ 43″ L., das Fort Makassar im Süden unter 5° 9′ südl. Br. u. 137° 13′ 43′ L., der südlichste Punkt unter 5° 34′ 50″ südl. Br. u. 138° 7′ L. u. die Südostspitze unter 5° südl. Br. u. 139° L. Der Flächeninhalt beträgt nach Crawfurd 2558, nach der gewöhnlichen Annahme 2600 □ Meilen. Das Centrum der Insel besteht aus einem Alpenlande, wo sich das höchste Gebirg der Insel lagert und 4 Aeste in die 4 Landzungen ausstreckt, die sich in den genannten Vorgebirgen endigen. Der flachen Borneoküste gegenüber bietet daher besonders der Westen der Insel, der eigentlich Makassar, wie der Osten insbesondere C. genannt wird, eine steil ansteigende, hohe, terrassenförmig aufgebaute Küste dar. Die Bontainberge auf der Landzunge Makassar bestehen aus Spitzen von vielleicht 8000 Fuß Höhe und bewirken hier entgegengesetzte Jahreszeiten im Osten und Westen des Gebirgs. Auf der südöstlichen Landzunge, Tambuco, ist das Gebirg nicht näher bekannt; auf der östlichen Landzunge, Bulanti, haben die Isser- oder Eisenberge ihren Namen von dem Metalle, das sie im Ueberflusse enthalten; die nordöstliche Halbinsel trägt eine Vulkanreihe, deren Glieder zum Theil noch thätig sind, wie denn auch Erdbeben (das letzte 1820) die Insel nicht selten erschüttern. Außer den angeführten Vorgebirgen sind noch zu nennen: im Norden Kandy, Trees, Rivers; im Westen Dondo, Timoal, William, Kyl, Orkono; im Süden Layken, Turate, Lassoa; im Osten Pano, Talyabo und Bunten. Die Süd- und Ostküste ist mehr abgeflacht, an manchen Stellen ganz eben, sandig oder

sumpfig. Die meisten Flüsse sind Küstenflüsse, aber oft sehr reißend; am bekanntesten sind im Süden der Makassar, im Nordosten der Boll; vom Hochlande herab kommt der Tschinrana, der aus dem Landsee Taparakaraja entspringt und in den Busen von Bony mündet. Der Fluß Manado, der aus dem See Tondano hervorgeht, bildet in der Nähe des schönen Dorfes Tonséa-Lama, das wegen seiner Grabdenkmäler aus Basaltblöcken und mit vielen hieroglyphischen Figuren sehenswerth ist, einen 80 Fuß hohen Wasserfall. Außerdem öffnen sich viele Quellen, so daß das Land hinreichende und treffliche Bewässerung hat. Dies und die hohe Lage der Insel, welche den Seewinden allenthalben Zugang gestattet, mildern die Hitze unter dem lothrechten Strahl der Sonne außerordentlich, so daß das Klima der Insel, einige Marschgegenden ausgenommen, für durchweg gesund gilt. Die Regenzeit dauert von Mitte November bis in die Mitte des März; der 8 Monate lange Sommer bringt wenig Regen, aber heftige Gewitter. Der Boden ist im Ganzen fett und fruchtbar. Im Allgemeinen sind die Produkte von C. die des übrigen malayischen Tropenlandes; nur Einiges zeichnet es aus: von Gewürzen findet man bloß den Pfeffer, von den Handelspflanzen das Zuckerrohr, Betel u. Baumwolle. Dagegen sind die Palmen, Rotangs, Obstbäume, Gartenfrüchte und Cerealien in gleicher Fülle vorhanden und auch gute u. edle Holzarten gedeihen in Menge; außerdem der giftige Upas, der feste Kutunbeng (zum Schiffbau benutzt) und wenige Tikbäume. Das Thierreich liefert außer den gewöhnlichen Arten von Affen, Hausthieren und Wild eine eigenthümliche Art wilder Büffel (Anoas) von der Größe eines Schafs; von den Vögeln zeichnen sich die Salanganen aus. Auf den Seen findet man vorzüglich wilde Enten, Sultanshühner (poules sultanes), Wasserhuhner und vor allen Legionen weißer, schwarzer und grauer Reiher. Das Meer wimmelt von Fischen, ebenso die Seen u. Flüsse. In den Wäldern häufen die wilden Bienen ihre Reichthümer auf. Unter den Metallen sind am häufigsten Gold und Eisen, außerdem Bergkrystalle, Edelsteine, Kupfer und Schwefel; Salz wird am Gestade abgeschlämmt. Die Bewohner der Insel, deren Zahl man auf 3—4 Millionen schätzt, gehören zu den Malayen, deren Charakter und Eigenthümlichkeiten sie im Allgemeinen theilen; sie zerfallen in mehre Stämme, von denen bis jetzt nur Buggisen, Makassaren, Dayaks, Biadschues, Alfurier und Papu's einigermaßen bekannt sind. Von diesen Stämmen stehen die drei ersteren, zum Theil unter einander vermischt, schon auf einer gewissen Stufe der Kultur, und besonders sind die Buggisen als Handelsleute u. Seeräuber von den Europäern gefürchtet. Bei den Buggisen u. Makassaren wird der Ackerbau in Reis, Mais, Yams, Bataten 2c. und die Baumzucht von den Frauen und Sklaven betrieben, wobei das Bewässern ein Hauptheil der Arbeit ist. Guten Ertrag liefern auch Viehzucht u. Fischerei. Gewerbe haben sie für ihren Bedarf; der Bergbau könnte bei dem Reichthum des Landes einer der wichtigsten Erwerbszweige seyn. Die genannten beiden Völkerschaften haben den Islam angenommen, haben Moscheen, Priester, Schrift und Literatur; ihre Sprache, ursprünglich eine und dieselbe, ist in zwei Dialekte, Makassar und Buggis, zerfallen, von welchen der erstere minder reich und ausgebildet scheint. Das Buggis zersplittert sich in viele Idiome, die Schriftzüge ähneln den javanischen und sind in beiden Dialekten fast gleich. Die Literatur besteht aus den malayischen Poesien, aus Galligas (Sammlungen der Tradition), geschichtlichen Werken, Erklärungen des Koran und Uebersetzungen aus dem Javanischen und Chinesischen. Hinsichtlich der ehelichen Verhältnisse der Buggisen ist noch zu bemerken, daß jede Frau gesetzlich eine eigene Wohnung hat und daß nur Eine Frau als rechtmäßig gilt. Die Kinder übergibt man den Verwandten zur Erziehung; im 15. Jahre werden sie beschnitten. Bei der Leiche eines Mannes trauert die Wittwe einen Monat lang; bei der eines Radschah wird ein Mädchen geopfert. In mehren Staaten der buggisischen und makassarischen Bevölkerung von C. herrscht das Lehnswesen. Die Aristokratie der Provinzhäuptlinge (Radschahs) wählt einen Staatsrath, dieser den König (Sultan) und kann ihn auch absetzen, sowie den Premierminister; dem Staatsrath steht auch die Verwaltung der Finanzen zu. Staatsregierung u. Armeebefehl werden nicht in Einer Person vereinigt; sobald der Sultan sich an die Spitze des Heeres stellt, wird an seine Stelle ein Regent gewählt, der indeß dem Staatsrath präsidirt. Die Radschahs wählen der Sultan aus seiner Familie. Unter den Radschahs steht ein von ihnen gewählter Verwaltungsrath, der stets aus Vasallen (Krains) und freien Edelleuten (Orangkay) zusammengesetzt ist, welche um Sold dienen. Uebrigens können auch Frauen, Kinder und Bergleute die höchsten Aemter, sogar den Thron erhalten; ihnen wird alsdann ein Vormund beigesetzt. Die Dörfer wählen ihre Vorsteher. Was nicht Adel ist, ist leibeigen. Die Sklaven, die es durch Krieg, Handel, Urtheilsspruch für ein Verbrechen, Schulden 2c. werden, sind nicht zahlreich und werden, wenn sie nützliche Arbeiter sind, gut behandelt. In ähnlicher Weise ist das Staatswesen bei den Mandhars, Kaili's, Manado's 2c. geordnet. Die Tuwadscho oder Wadschu (Waju), an dem Landsee im Innern, sollen eine Bundesaristokratie bilden, unter freigewählten Vorstehern und einem Chef (Arumatuo). Auf weniger hoher Stufe, als Buggisen und Makassaren, stehen die Dayaks. Sie sind von demselben Stamme wie die Dayaks auf Borneo, etwas kleiner, aber schön gewachsen, kräftig und weniger wild, als dort, u. wohnen theils im Innern der Insel, theils auf dem Küstengebirg. Kleidung und Putz sind roher; sie essen Fleisch von Affen, Schweinen u. dergl. von den islamischen Buggisen und Makassaren als unrein verabscheuten Thieren. Die Radschahs von Dayaks verpachten ihre Sagowälder (Monopol), besonders in den sumpfigen Gründen von Mamudschu, an die Buggisen, für die nun die Dayaks dieselben um Lohn bearbeiten; auch sind diese Radschahs nicht verpflichtet, in ihren Bezirken zu wohnen, sondern sie verzehren ihre Einkünfte, wo es ihnen gefällt. Noch tiefer steht der Stamm

der Biadschues. Diese treiben sich auf den Inseln und an den Küsten umher, leben ärmlich von Fischen und Schildkröten und werden fortwährend von den Buggisen verfolgt; sie sind ihren alten Satzungen und Gebräuchen treu geblieben, völlig rohe Kinder der Natur, die in den Gestirnen ihre Gottheiten anbeten. Von den Bewohnern des Innern der Insel vermuthet man, daß sie noch verwahrloster, als die Biadschues seyn möchten. Bestimmte Nachrichten fehlen. Von den vielen kleinen Staaten, in welche die Insel zerfällt, sind am bekanntesten: das Reich Makassar, einst das mächtigste, das fast ganz C. beherrschte, umfaßt jetzt nur noch den südlichsten Theil der gleichnamigen Landzunge, mit der Hauptstadt Goach (Goa), an der Südwestküste, Residenz des Sultans, 1778 von den Holländern erobert; das Reich Bony (s. d.); das Reich des Sultans von Ternate, dem viele Radschahs der Nordküste unterworfen sind. Auf der Westküste sind die Fürstenthümer Tremana, Sopeng, Uncuila, Dungally (Stadt: Tombu, über 8000 Einwohner, starker Handel, Goldminen) u. a. Von den Staaten der Mitte der Insel nennt man die der Wadschu's, Silinodie &c. Die Holländer sind seit 1667 die erklärten Schutzherren der Inseln und der Besitz derselben ist ihnen wichtig, nicht des unmittelbaren Vortheils wegen, denn der Aufwand, z. B. für die Besatzung, übersteigt bei weitem die Einnahmen, sondern vorzüglich, weil dieselbe der Schlüssel zu den Molukken ist u. diese größtentheils mit Reis und andern Lebensbedürfnissen versorgt. C. wurde 1512 durch die Portugiesen den Europäern bekannt; 1605 eroberten moslemitische Völker die Insel und führten den Islam hier ein. Die Holländer machten sich 1667 dadurch zu Herren der ganzen Bevölkerung, daß sie die einheimischen Sultane durch einen Handelsvertrag an sich fesselten; seitdem haben hier die Holländer allein Niederlassungen und beherrschen den gesammten Handel.

Celeres (lat.), eine Anzahl Jünglinge aus den vornehmsten und reichsten Familien Roms, welche den König im Kriege wie im Frieden als Leibwache umgaben und bald zu Pferde, bald zu Fuß dienten. Nach Plutarch und Dionysius von Halikarnaß kommt ihr Name von celer, geschwind, her, nach Val. Antius u. A. von Fabius Celer, dem Mörder des Remus. Errichtet wurde die Streitschaar der C. von Romulus. Als dieser bei der ersten Schätzung der Bürger Roms nur 3300 streitbare Männer fand, machte er 300 davon beritten, damit sie augenblicklich dahin eilen könnten, wo ihre Gegenwart nothwendig sey; sie bildeten also unter Romulus zugleich eine königliche Garde und eine mobile Reserve. Ihr Anführer hieß Tribunus Celerum und hatte das dritte Amt bei der Verehrung der Götter. Die ganze Mannschaft zerfiel in drei Centurien und diese wieder in je 10 Kurien. Plinius erzählt: der Name der C. habe sich mit der Zeit oft geändert; sie hätten später Flexutes (a flectendo equo) und dann Trossuli geheißen, weil sie Trossulum, eine Stadt der Volsker, ohne Hülfe des Fußvolks eingenommen hatten. Indeß wurden die Legionarii equites erst von Servius Tullius errichtet. Nach Plutarch soll Numa die C. gleich nach seinem Regierungsantritt abgedankt haben, um dem Volke einen Beweis seines vollkommenen Vertrauens zu geben. Es ist daher wahrscheinlich, daß die C. unter den späteren Königen nur als Leibwache dastanden, durchaus abgesondert von der Reiterei der Legionen. Vgl. Equites.

Celeus, König zu Eleusis, Sohn des Pharus, des Eranaus Enkel, nahm die Ceres, welche nach ihrer verlornen Tochter Proserpina umherschweifte und von des Königs Töchtern am Brunnen Anthion ausruhend gefunden worden war, gastfreundlich auf. Zum Danke wollte sie sein Kind Demophoon unsterblich machen u. legte es Nachts, um die sterblichen Theile zu vernichten, ins Feuer. Als aber einst die Mutter dies bemerkte, schrie sie vor Entsetzen so, daß das Kind verbrannte. Die Göttin lehrte nun dem andern Sohne Triptolemus den Gebrauch des Pflugs. C. ward einer der ersten Priester der Göttin und seine Töchter Priesterinnen derselben; ihnen ward später göttliche Verehrung.

Cella (lat.), hohler Raum, Behältniß, um etwas aufzubewahren, Vorrathskammer, Keller, Gemach, Kammer (daher das deutsche Zelle), besonders der Haupttheil der Tempel der alten Völker, wo das Götterbild stand, das eigentliche Tempelhaus. Vor der C. befand sich das offene Vorhaus (pronaos), hinter derselben öfters eine Nachhalle (opisthodomus). Die Zellen selbst hatten keine Fenster, sondern erhielten ihr Licht durch die Thüre, oder durch die Oeffnung des Hypäthros; die inneren Wände waren mit Gemälden verziert.

Cellamare, Antonio Giudica, Herzog von Giovenazza, Fürst von, bekannt durch seine Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, den Herzog von Orleans, wurde 1657 zu Neapel geboren. Erzogen am Hofe Karls II. von Spanien, nahm er spanische Kriegsdienste u. wohnte während des spanischen Erbfolgekriegs mehren Feldzügen in Italien bei, wurde nach der Schlacht von Luzzara Maréchal de Camp, gerieth jedoch 1707 bei der Belagerung von Gaeta in kaiserliche Gefangenschaft, aus welcher er erst 1712 befreit wurde. Er betrat nun die diplomatische Laufbahn und ging, nachdem er einige Jahre als spanischer Kabinetsminister fungirt hatte, 1715 als außerordentlicher Gesandter nach Paris. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Absichten Alberoni's und die Seele der Verschwörung, deren Ziel es war, den Regenten Philipp von Orleans der Freiheit und der Regentschaft zu berauben u. letztere an Philipp V. von Spanien zu übertragen. Der Plan wurde jedoch 1718 entdeckt, C. verhaftet und über die französische Grenze gebracht. Er † als Generalkapitän von Altkastilien den 16. Mai 1733 zu Sevilla. Vergl. Vatouts Roman: „La conspiration de C., épisode de la régence" (2 Bde., Paris 1833) und Martens, „Causes célèbres du droit des gens" (Leipzig 1827).

Cellarius, im Hause eines vornehmen Römers der Sklave, welcher die Verwaltung über alle Vorräthe an Lebensmitteln führte, den täglichen Bedarf herausgab und das Uebriggebliebene wieder in Verwahrung nahm, kurz, der die

Aufsicht über die Cella penaria u. vinaria hatte, weshalb er auch Procurator peni und Condus promus hieß. Er hatte früher wohl auch noch das Amt eines Atriensis und Dispensator, führte die Aufsicht über das Atrium, die Ahnenbilder (imagines), die Supellex, überhaupt über die Ordnung im Hause, nahm Gelder ein und lieh sie aus, verkaufte Wein und Oel ꝛc.

Cellarius, Christoph, deutscher Gelehrter und hochverdienter Schulmann, den 22. Nov. 1638 zu Schmalkalden geboren, studirte zu Jena und Gießen besonders morgenländische Sprachen und Mathematik, verweilte dann längere Zeit in Gotha, Halle u. Jena u. ward 1667 Professor der hebräischen Sprache und der Moral am Gymnasium zu Weißenfels. Sein Ruf als Lehrer verbreitete sich schnell, und so wurde er nach einander Rektor der Schulen zu Weimar (1673), zu Zeitz (1676) und 1688 zu Merseburg. Seit 1693 Professor der Geschichte und Beredsamkeit, Bibliothekar und Direktor des ersten philologischen Seminars an der neuerrichteten Universität Halle, † er daselbst den 4. Juni 1707. Zu den hauptsächlichsten Verbesserungen, welche durch C. der gelehrte Schulunterricht erfuhr, gehört die Verbreitung einer reinen, ächt römischen Schreibart; zugleich war er ein emsiger Forscher in den Quellen der älteren Geschichte und Erdbeschreibung und der Urheber einer neuen gründlichen und lichtvollen Methode der Bearbeitung u. Darstellung derselben. Großes Verdienst erwarb er sich auch durch seine oft gedruckten Ausgaben römischer Klassiker. Die bekanntesten seiner grammatischen und philologischen Schriften sind: „Antibarbarus latinus s. de latinitate mediae et infimae aetatis“ (Zeitz 1677, 4. Aufl., Jena 1703, neue Aufl. von Trier, Celle 1765, Neapel 1779); „Orthographia latina etc.“ (Jena 1704, neue Ausgabe von Harleß, Altenburg 1768, 2 Bde., Neapel 1779); „Breviarium antiquitatum romanarum“ (Halle 1710, nach einem von C. hinterlassenen Hefte herausgegeben, umgearbeitet von J. G. Walch, Halle 1748, 1774, französisch von L. Baslet, Haag 1723). C.' lateinische Grammatik wurde auch ins Schwedische übersetzt (Stockholm 1703, 1740). Von den geographischen Werken nennen wir nur: „Geographia antiqua etc.“ (Jena 1691, 1709, 1745, 2 Bde., deutsch, Berlin 1717); „Notitia orbis antiqui etc.“ (Leipz. 1701 bis 1706, 2 Bde., neu herausgegeb. von Schwarz, das. 1773, 2 Bde.). C.' „Dissertationes academicae“ erschienen zu Leipzig 1712; die „Orationes sammelte und edirte Walch (Leipzig 1714).

Celle, Stadt, s. Zelle.

Celles, A. P. F. G., Graf de Vischer de, belgischer Staatsmann, stammt aus einer edlen Familie Brabants und wurde 1778 oder 1779 in Brüssel geboren, wo er die erste Erziehung genoß. Später besuchte er mehre, auch auswärtige, Universitäten, begnügte sich jedoch mit einer oberflächlichen, platten Weltbildung und betrat zuerst als Mitglied der Deputation, welche die Provinz Brabant an Napoleon sandte, die Oeffentlichkeit. Durch seine Heirath mit einer Schwester des Generals Gérard kam er in Verbindung mit vielen angesehenen Familien des Kaiserreichs und stieg sofort in der politischen Carriere von Stufe zu Stufe. Nachdem er einige Zeit Mitglied des brüsseler Municipalconseils gewesen war, wurde er 1806 Auditor beim Staatsrath und Requetenmeister in des Kaisers Dienst, dann Präfekt des Departements der untern Loire und 1810 Präfekt der Zuydersee in Amsterdam. Hatte er vorher in Nantes das Lob der Bewohner geerntet, so verdiente er sich jetzt dadurch, daß er mit der unbeschränktesten Willkür waltete, die französischen Instruktionen noch bei weitem übertrieb und namentlich beim Rekrutirungswesen mit der empörendsten Härte verfuhr, den Fluch der unterdrückten Bevölkerung. Als das französische Joch wankte, bedrohte ihn deshalb mehrmals Lebensgefahr, und mit dem Erscheinen der ersten russischen und preußischen Truppen auf holländischem Boden entfloh der allgemein Verhaßte nach Paris, wo aber der Sturz Napoleons auch seine Hoffnungen vernichtete. Nach der Bildung des vereinigten Königreichs der Niederlande kehrte er in seine Heimath zurück, wurde Mitglied der Provinzialstaaten Brabants und kam später als Abgeordneter in die zweite Kammer der Generalstaaten, wo er sich bisweilen auf Seite der Opposition zeigte. Als die Konkordatfrage zur Sprache kam, wußte C., der, wie man behauptet, schon früher von der apostolischen Partei Belgiens in nicht ehrenvoller Weise für ihre Zwecke gewonnen worden war, seine diplomatische Fertigkeit so gewandt ins Licht zu stellen, daß der König ihm trotz aller Warnungen und Vorstellungen die Gesandtschaft nach Rom zur Beilegung der streitigen Punkte anvertraute. C. schloß ein für Holland äußerst nachtheiliges Konkordat ab, das der König dennoch genehmigte. Welcher Unwille ihn auch bei seiner Rückkehr allenthalben empfing, so wußte sich C. bennoch nach einiger Zeit wieder mit dem glänzendsten Schein des Liberalismus zu umgeben, ja, er wagte es 1829, neben Lehon und Brouckère nach einer Ministerstelle zu streben. Gleich zweideutig benahm er sich beim Ausbruch der Revolution, der er zwar bald beitrat, während welcher aber sein Plan, Belgien dem französischen Reiche einzuverleiben, nicht undeutlich durchleuchtete. Als die Trennung Belgiens von Holland ausgesprochen war, stimmte C. im Nationalkongreß für die Ausschließung des ganzen nassauischen Hauses von jeder Thronfolge in Belgien und wurde Mitglied des diplomatischen Komité's in Brüssel, von wo aus er zu mehren Sendungen nach Paris verwendet ward. Hier blieb er, auch als Lehon an seine Stelle trat, wurde 1833 förmlich als französischer Bürger naturalisirt und † als französischer Staatsrath den 3. Nov. 1841 zu Paris.

Cellini, Benvenuto, berühmter Goldschmied u. Bildhauer, geb. zu Florenz 1500, der Sohn eines florentinischen Bürgers, des Meisters Giovanni, der, sowie sein Vater Andreas, Baukunst und Musik übte und auch in der Kriegsbaukunst erfahren war, später sich ganz der Musik widmete und Rathspfeifer wurde. Benvenuto, der kein Vergnügen an der Musik fand, beschloß, ein Goldschmied zu werden; allein auch jetzt mußte er noch immer den größten Theil der Zeit mit Flötenblasen hinbringen, bis er endlich in seinem 15. Jahre in die Werkstätte des Gold-

schmieds Andrea Sandro trat. In wenig Monaten überholte er hier die besten Gesellen, während er sich in der Zeichnung eifrig nach Michel Angelo's Werken bildete. In Rom trat er darauf in die Werkstätte des Firenzuolo di Lombardia, wo er ein Kästchen nach einem marmornen Sarkophag als Tafelaufsatz machte, dessen sich der Meister selbst rühmte, weil es aus seiner Werkstätte hervorgegangen war. Nach 2 Jahren kehrte C. auf kurze Zeit nach Florenz zurück, ging dann wieder nach Rom und fand hier Gelegenheit, durch Empfehlung des Francesco Penni, für den Bischof von Salamanca zu arbeiten. Eine in Gold gefaßte Lilie von Diamanten, für Porzia, Gemahlin des Ghismondo Chigi, in dessen Hause er studirte, ist sein bestes Werk aus jener Zeit. Klemens VII. nahm ihn wegen der doppelten Fähigkeit als Goldschmied und Musikus in seine Dienste. In dieser Zeit übte sich C. auch im Stahlstempelschneiden und in der Kunst des Emaillirens. Seine ersten Arbeiten waren große Kardinalssiegel nach Art des Lautitio, auch ahmte er türkische, mit Silber damascirte Dolche nach und verfertigte eiserne, schön mit Gold eingelegte Ringe, nach Art derjenigen, welche in alten Graburnen gefunden wurden und die man damals allgemein trug. Im Jahre 1527 unterbrachen die kriegerischen Vorfälle in Rom seine Künstlerthätigkeit. Der Herzog von Bourbon nahm die Stadt ein und ließ sie plündern, fand aber an den Mauern Roms seinen Tod, und zwar durch eine Kugel, die C., der im Kastell Santo-angelo als Bombardier angestellt war, auf ihn schoß, wie sich dessen der Meister selbst rühmte. Auch der Prinz von Oranien fiel durch einen seiner Kanonenschüsse. Nach der Kapitulation kehrte C. nach Florenz zurück und reiste hierauf nach Mantua, wo Giulio Romano ihn dem Herzog empfahl. Nach einem kurzen Besuch in seiner Vaterstadt folgte er einem Rufe des Papstes nach Rom, wo er zum Stempelschneider bei der päpstlichen Münze ernannt wurde. Eines Mordes verdächtig, mußte C. entfliehen, und erst nachdem seine Schuldlosigkeit erwiesen war, kehrte er nach Rom und in die päpstlichen Dienste zurück, in welchen er auch von Klemens' Nachfolger, Paul III., bestätigt wurde. Kaum war er aber als Stempelschneider an der Münze in voller Thätigkeit, als er sich abermals zur Flucht genöthigt sah, und zwar hatte ihn seine Streitsucht nun wirklich zum Mörder gemacht; er hatte den Pompejo von Mailand, der ihm lange feindselig entgegengetreten war, erdolcht. C. wurde nun Münzmeister des Herzogs Alexander zu Florenz und vollendete hier eine Reihe trefflicher Münzen und Medaillen, bis sich der Papst bewogen fand, dem Künstler einen Freibrief zuzustellen, mit welchem er sich in Rom Ablaß holen sollte. Im Jahr 1537 reiste C. nach Frankreich an den Hof Franz' I., kehrte aber einer Krankheit wegen bald wieder nach Rom zurück, wo das Gefängniß seiner wartete. Angeklagt, einen Theil der Juwelen der päpstlichen Krone, die er zur Zeit der Belagerung Roms (1527) hatte einschmelzen müssen, entwendet zu haben, ward er vom Papst zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, nach der Rückkehr des Kardinals von Ferrara nach Rom aber wieder freigelassen. Derselbe Kardinal veranlaßte ihn auch zur Modellirung seines berühmten Salzgefäßes, das er später für König Franz I. von Frankreich in Gold ausführte und das jetzt die k. k. Sammlungen in Wien schmückt. Am franz. Hofe fertigte C. auch eine silberne Statue des Jupiter, die überlebensgroße Büste des Julius Cäsar, nach einem kleinen Modelle, das er in Rom nach der Antike gemacht hatte, einen Faunenkopf nach derselben Größe und das Modell zum Portale des Schlosses Fontainebleau, welches oben ein halbes Rund und in diesem die Nymphe der Quelle in Umgebung der Jagd vorstellte. Franz I. war ihm überhaupt sehr gewogen; er naturalisirte ihn, machte ihn zum Herrn des Schlosses von Klein-Nella und gab ihm statt des Honorars eine Abtei zum Eigenthum. Auf einer Reise nach Italien 1545 ward C. in Florenz vom Herzog wohl empfangen. Er verfertigte für ihn ein Modell zu einer Statue des Perseus mit dem Medusenhaupte, eines der größten und besten Werke, die der Künstler in Erz goß, in der Loggia zu Florenz. In Florenz versuchte sich C. auch in Marmor: er arbeitete eine Gruppe mit Apollo und Hyacinth und die Statue des Narcissus. Als zu dieser Zeit ein Krieg gegen die Seneser ausbrach, war er als Kriegsbaumeister bei Ausbesserung der florentinischen Festung thätig. Aller Einladungen ungeachtet kehrte C. nicht mehr nach Frankreich zurück, und selbst Katharina von Medici forderte ihn vergeblich auf, das Grabmal Heinrichs II., ihres Gemahls, zu vollenden. In den letzten 8 Jahren seines Lebens, von denen seine Selbstbiographie schweigt, stand C. mit der äußern Welt mehr im Frieden, seine unbändige Natur wurde ruhiger, und er suchte in geistlicher Beschränkung sein Glück. Er hatte sogar schon die Tonsur angenommen; allein die allgemeine Natur, die stärker als jede besondere Richtung und Bildung in ihm vorherrschte, nöthigte ihn gar bald zum Rückschritt in die Welt. Noch im 60. Jahre heirathete er und hinterließ bei seinem Tode zwei Töchter und einen Sohn, von denen sich keine weiteren Nachrichten finden. C. † 1572. Von C.'s Arbeiten in Silber und Gold ist, hauptsächlich wegen der Kostbarkeit des Stoffes, wenig bis auf uns gekommen. In Wien befindet sich außer dem erwähnten Salzfasse ein Lavoir von Silber und ein Krucifix von Elfenbein. Der königlich britische Privatschatz bewahrt einen sehr großen Nautilus, getragen von Neptun auf dem Seepferde, auf dem Deckel Jupiter mit dem Adler, in Silber, zum Theil vergoldet. Im Antikenmuseum zu Turin wird ein vortrefflich gearbeiteter Schild aus Bronze, mit Gold eingelegt, dem C. zugeschrieben. Auf fünf silbernen Medaillons sieht man daselbst die Geschichte des Jugurtha, im Style des Cinquecento, in der Ausführung des C. nicht unwürdig. Im Escurial ist ein lebensgroßes Krucifix in Marmor von vortrefflicher Arbeit, vermuthlich dasjenige, welches der Großherzog Cosmus erhielt, des Künstlers letztes Werk, dessen er in seiner Biographie gedenkt; Anton de la Puente sagt, daß es der Großherzog von Toskana Philipp II. zum Geschenke gemacht habe. Zu Florenz restaurirte der Künstler einen trefflichen Apollo zum Ganymed,

an welchem freilich die manierirte Arbeit C.'s von der edlen Einfalt des alten Werkes merklich abweicht. Ebendaselbst ist die Bronzebüste Cosmus' I. mit reich verziertem Harnisch. Unter den vielen Denkmünzen, welche dem Meister zugeschrieben werden, sind nur einige von seiner Hand. Sie sind in dem großen Werke des gelehrten Jesuiten Bonanni beschrieben. In keinem Werke ist aber C.'s Geist so vollständig und kräftig ausgeprägt wie in seiner Selbstbiographie, deren erste Ausgabe A. Cocchi zu Neapel (angeblich zu Köln) 1728 nach einer lückenhaften Handschrift erscheinen ließ. Diese Ausgabe liegt der englischen Uebersetzung von Nugent (London 1791, 2 Bde.), der deutschen von Göthe (Tübingen 1802, 2 Bde.) u. der französischen von St.-Marcel (Paris 1822) zu Grunde. Die beste Ausgabe des Originals ist die von F. Tassi (Florenz 1829, 3 Bde.), nach welcher Choulant eine andere (1833—35, 3 Bde.) besorgte, die auch C.'s „Trattati e discorsi" enthält. Die Lebensbeschreibung ist ebenso ausgezeichnet durch die heitere und freie Unbefangenheit, mit welcher er seine Tugenden wie seine Schwächen darstellt, sein Leben gleichsam noch einmal mit allen seinen Freuden und Leiden in ungeschwächter Fülle des Gefühls und der Leidenschaft durchlebend, wie durch die Lebendigkeit, Natürlichkeit und Gediegenheit der eigenthümlichen Sprache, welche selbst die Crusca für klassisch anerkannt hat. Göthe's Bearbeitung hat das Werk für uns zu einem Original gemacht. Eine neuere Ausgabe der „Opere" C.'s erschien 1845 zu Florenz. Vgl. Gamba, Raccordi di Ben. C., 1831.

Cellioten, eine Art Geistliche in den griechischen Klöstern, die in der Nähe derselben wohnen, dem Gottesdienst mit obliegen, aber, freier als die Mönche, sich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Vgl. Anachoreten.

Celliten, s. Alexianer.

Cello (ital.), s. Violoncello.

Cellulose, derjenige Stoff, welcher das Gewebe der Vegetabilien bildet und in größter Menge sich im Holze findet, wo er die Holzfaser bildet. In den Pflanzen ist der Zellenstoff nicht rein, sondern mit Extraktivstoffen, Harzen, Salzen rc. gemengt. Man erzielt die C. am reinsten aus Hollundermark, jungen Wurzeln oder andern Pflanzentheilen, wenn man denselben mit Wasser, Alkohol, verdünnten Säuren und Alkalien behandelt, welche Flüssigkeiten die fremden Bestandtheile ausziehen, die C. aber nicht angreifen. Das mit reinem Wasser dargestellte sogenannte schwedische Filtrirpapier ist reine C. Sie bildet eine schwammartige Masse, welche in den meisten chemischen Agentien auflöslich ist, sich aber durch koncentrirte Schwefelsäure u. durch Diastase umwandelt. Koncentrirte Salpetersäure bildet mit ihr eine explosive Masse. Die C. hat gleiche procentische Zusammensetzung mit der Stärke, dem Dextrin und dem Inulin. Aus C. bestehen wesentlich der Flachs, der Hanf, die Brennesselfäden und die Baumwolle.

Celmantia (Celemantia, Celamantia), Stadt der Quaden im östlichen Germanien, in der Gegend, wo die Rhacatä wohnten, am linken Ufer der Donau, dem Einflusse des Arabo oder der Raab gegenüber, nahe bei der pannonischen Stadt Bregätium. Die Festigkeit und Lage des uralten Schlosses auf einem dreieckigen Felsen am Zusammenfluß der beiden Arme der Donau und der Waag, an der untersten Spitze der Insel Schütt, und an dem Uebergange der Römer von Pannonien her in das Innere von Germanien, machte C. zu einem höchst wichtigen Platz. Von hier aus lief die östlichste Bernsteinhandelsstraße über die Karpathen, Carrhodunum, Rhugium bis zum Mare Suevicum (Ostsee) u. zu der Mündung des Viadrus (Oder). C. ist das jetzige Komorn.

Celosia (Hahnenkamm), Pflanzengattung aus der Familie der Amarantheen, meist Sommergewächse, einige Arten auch ausdauernd und strauchartig, sämmtlich in den heißeren Ländern. Die als Zierpflanze bekannteste Art ist: C. cristata *L.*, gemeiner Hahnenkamm, wird bis gegen 2 F. hoch u. ist am Ende mit hahnenkammförmig ausgebreiteten Blumenähren gekrönt und mit länglich-eirunden, zugespitzten Blättern besetzt. Man kultivirt mehre, sehr schöne Spielarten: mit pyramidalischer Aehre, mit federkrausem Kamme, mit faltigkrausem Kamme. Die Färbung der Blüthen ist sehr verschieden: hell- und dunkelpurpur, dunkelblutroth, scharlachroth, gelbroth, rosenroth, fleischfarbig, weißlich, rothgelb, pomeranzen-, gold- und schwefelgelb. Man säet den Samen gegen Ende März in Töpfe in eine lockere, sandige Erde und hält die bei gehöriger Befeuchtung bald aufgehenden Pflänzchen mäßig warm. Will man recht große Kämme ziehen, so verpflanzt man die Sämlinge, wenn sie 2 Zoll hoch sind, auf ein lauwarmes Mistbeet 5—6 Zoll weit von einander und begießt sie, wenn es nöthig ist, mit Kuhlagerwasser; sobald sich die Blüthen zeigen, pflanzt man sie mit einem Ballen in angemessene, doch nicht zu große Töpfe in sehr fette Düngererde, stellt sie wieder unter Glas, hält sie daselbst bis zur Entwickelung der Kämme etwas warm, begießt sie, wenn sie in vollem Wachsthum stehen, reichlich, bisweilen mit Düngerwasser, und stellt sie während der Blüthe ins Glashaus, Zimmer oder an andere beliebige und geschützte Plätze. Im Juni kann man die Pflanzen auch auf ein lockeres, sonniges Bret oder auf ein Laubbeet ins Freie versetzen. Den Samen sammle man nur von den breitesten Kämmen und schneide alle Nebenähren zeitig weg. In Ostindien werden die etwas herben Blüthen gegen Durchfall u. Blutspeien gebraucht.

Celsia, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, mit Verbascum nahe verwandt, dem Botaniker Olaus Celsius zu Ehren genannt, Staudengewächse und Sträucher in Südeuropa, Nordafrika und Ostindien. Als Zierpflanzen werden gezogen: C. Arcturus *L.*, Verbascum Arcturus, langgestielte Celsie, C. betonicaefolia *Desf.*, betonienblättrige C., C. cretica *L.*, kretische od. großblumige C., u. C. orientalis *L.*, morgenländische C. Die drei erstern Arten werden aus Samen im Mistbeete oder Topf erzogen. Die jungen Pflanzen setzt man einzeln in Töpfe in fette mit $^1/_3$ Sand gemischte Dammerde, durchwintert sie hell und luftig bei 1—5° Wärme und begießt sie im Winter sehr mäßig. Im 2. Jahre versetzt man sie in größere Töpfe und theils auch an einer sonnigen Stelle ins freie Land. Den Samen der 4. Art

säet man gleich an einer guten, sonnigen Stelle ins freie Land.

Celsius, schwedische Familie, aus welcher mehre berühmte Gelehrte hervorgegangen sind. Magnus Nikolaus, berühmter Astronom und Naturforscher, 1621 zu Helsingland geboren, Professor der Mathematik u. Astronomie zu Upsala, † 1679; machte sich als Entdecker der Helsingrunen einen Namen. Sein Sohn, Olof (Olaus), Naturforscher und Theolog, 1670 zu Upsala geboren, † daselbst 1756 als Professor der Theologie und Dompropst, begründete mit dem Erzbischof Benzelius und dem jüngern Rudbeck die Societät der Wissenschaften in Upsala u. ist durch die Unterstützung und Aufmunterung, welche er dem damals der Welt noch unbekannten Linné zu Theil werden ließ, gewissermaßen der Begründer der Naturgeschichte in Schweden geworden. Außer seinem „Hierobotanicon" (Ups. 1745—47, Amst. 1748, 2 Thle.), einem für Bibelforscher unentbehrlichen Werk, hat man mehre interessante Dissertationen von ihm. Olofs Neffe, Anders, berühmter Astronom, den 27. November 1701 zu Upsala geboren, studirte anfangs Jurisprudenz, bis innerer Drang ihn zum Lieblingsstudium seiner Vorfahren hinwandte. Er wurde 1730 Professor der Astronomie, bereiste, da es um diese Zeit in Schweden weder Sternwarten noch astronomische Instrumente gab, im Auftrag der Regierung 1732 die damals vorzüglichsten deutschen, italienischen und französischen Universitäten, verweilte in Nürnberg bei Doppelmayer, in Marburg bei Wolf, in Bologna bei Cassini und in Paris, wo er mit den Astronomen Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier in Verbindung trat, um auch seinerseits zur Bestimmung der Gestalt der Erde beizutragen. Seine Ansicht, daß dieses Problem am besten durch eine unter den Polen anzustellende Gradmessung gelöst werden könne, veranlaßte die französische Regierung, ihn selbst zu einer Expedition nach dem Norden aufzufordern, welcher Aufforderung er, von einer Reise nach England zurückgekehrt, entsprach. Im Sommer 1736 wurde von ihm und den genannten pariser Astronomen die Gradmessung zwischen Tornea und dem Dorfe Pello in Westbothnien vollendet. Ludwig XV. belohnte ihn dafür mit einer Pension von 1000 Livres und dem Quadranten, der zu Tornea gebraucht worden war. In Upsala ließ C. nun auf seine Kosten in seinem Garten eine Sternwarte errichten, die ihn bei seinen wichtigen Beobachtungen unterstützte, bis endlich 1740 die Regierung das Observatorium bauen ließ, das seitdem so großen Ruf erlangt hat. Von seinen Zeitgenossen wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die Astronomie, Chronologie, Geographie und Schiffahrt hoch geehrt, † C. den 25. April 1744. Außer der „Disquisitio de observationibus pro figura telluris determinanda in Gallia habitis" (Upsala 1738), über Maupertuis' Meridiangrad, den dieser volle 1200 par. Fuß zu groß angegeben hatte, schrieb C. viele Dissertationen, von welchen eine „über die Wärmemessung" deshalb besonders genannt werden muß, weil die darin vorgeschlagene Thermometerskale, in welcher der Zwischenraum zwischen den Temperaturen des schmelzenden Eises und des siedenden Wassers in 100 gleiche Theile getheilt ist, nach ihm die celsiussche, auch die schwedische, gewöhnlicher aber die hunderttheilige oder Centesimalskale genannt, in der neuesten Zeit großen Beifall gefunden hat und in Frankreich allgemein, außerdem aber auch von den Gelehrten der meisten andern Länder angenommen worden ist. Auch besorgte C. von 1728—44 die schwedischen Kalender. Sein Bruder, Magnus von C., 1709 geboren, wurde vom König geadelt, zum Kanzleirath und Reichshistoriographen ernannt und † 1784 zu Upsala. Er schrieb: „Apparatus ad Historiam Sueo-Gothicam" (Stockholm 1782). Olof von C., Sohn des Dompropstes Olof C., berühmt als schwedischer Geschichtschreiber und Dichter, 1716 zu Upsala geboren, wurde noch sehr jung Vicebibliothekar zu Upsala, 1747 Professor der Geschichte, 1756 in den Adelsstand erhoben, 1777 Bischof zu Lund und 1786 Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften; † 1794. Seine „Geschichte Gustavs des Großen" (3. Aufl., Stockholm 1746 bis 1753, 2 Bde., deutsch, Kopenhagen 1753, 2 Bde.) ist ein historisches Musterwerk; dasselbe Lob verdient „Konung Ericks XIV. Historia, sammenskrewen efter gamla Handlingar" (Stockholm 1774, deutsch mit Zusätzen und Verbesserungen des Verfassers von J. G. P. Möller, Flensburg 1778); über seinem besten Werke, einer Geschichte der schwedischen Kirche (Svenrikes kyrko-historia, Stockholm 1767, 1. Thl., unvollendet geblieben), überraschte ihn der Tod. Als Historiker ist C. durchweg durch genaue Forschung, gesunde Kritik und männliche, freilich wenig glänzende Darstellung ausgezeichnet. Seine „Bibliothecae Upsalensis historia" erschien 1745. Die von ihm herausgegebene „Tidningar om de Lärdas arbeten" (1792 ff.) ist die erste Literaturzeitung Schwedens. C.' Originaldichtungen zeigen Mangel an Phantasie; besser sind seine lateinischen Gedichte. Außerdem gab er einzelne Uebersetzungen von den Psalmen, Homer und Virgil heraus. In politischer Hinsicht war C. ein energischer Mann und eine Hauptstütze der königlichen Partei.

Celsus, 1) Titus Cornelius, Gegenkaiser des Gallienus, lebte als Tribun in der Provinz Afrika in ländlicher Zurückgezogenheit, als er sich vom Prokonsul von Afrika, Vibius Passienus, und dem Kriegsbefehlshaber an der Grenze von Libyen, Fabius Pomponianus, bereden ließ, sich zum Kaiser aufzuwerfen. Er wurde schon nach 7 Tagen in Sacca, dessen Einwohner dem Gallienus getreu blieben, ermordet und sein Leichnam den Hunden vorgeworfen.

2) Aulus Cornelius C., vielseitig gebildeter römischer Gelehrter, Verfasser eines berühmten Werks über die Medicin und deshalb der lateinische Hippocrates genannt, lebte wahrscheinlich unter Augustus. Nach den Zeugnissen der Alten hat C. ein großes Werk über Rhetorik, Geschichte, Rechtskunde, Philosophie, Kriegskunst, Ackerbau und Medicin geschrieben, unter dem man sich jedoch ohne Grund eine große Encyklopädie vorstellt. Sein allein uns erhaltenes Hauptwerk sind die 8 Bücher „De Medicina", worin aus den bestehenden ärztlichen Systemen das Brauch-

barste und Halbbarste mit kritischem Scharfsinn ausgelesen und wohlgeordnet zusammengestellt und zugleich die verschiedenen einzelnen Lehren der Medicin in systematischen Zusammenhang gebracht sind. Der Preis der höchsten Vollendung gebührt dem letzten, dem chirurgischen Abschnitt: manche daselbst aufgestellte Grundsätze können noch heut zu Tage Anwendung finden. Nächst der ersten Ausgabe (Florenz 1478) sind die vorzüglichsten die von Krause (Leipzig 1766), die beiden von Targa (Padua 1769 u. Verona 1810), von Fouquier u. Ratier (Paris 1823) u. von Mülligan (London 1826). Uebersetzungen erschienen ins Deutsche von J. Khüffner (Mainz 1531, Jena 1799), mit C.' Biographie von Bernhard Ritter (Stuttgart 1840). Die unter C.' Namen erschienene Schrift: „De arte dicendi" (Köln 1569, Lüneb. 1745) ist von Julius Severianus.

3) C., epikureischer Philosoph im 2. Jahrhundert n. Chr., schrieb nach 150 in seinem „Sermo verus" die erste ausgeführte Polemik gegen das Christenthum, von der uns in der Gegenschrift des Origenes „Contra Celsum" (8 Bücher) ziemlich bedeutende Fragmente übrig sind. Er greift mit Witz und Schärfe, aber ohne Tiefe u. Ernst der Gesinnung das Christenthum an, dem er Unwissenschaftlichkeit, blinde Gläubigkeit bei innerer Parteizerrissenheit, anthropomorphistische Sinnlichkeit bei spiritualistischer Schwärmerei ꝛc. Schuld gibt. Vgl. Bindemann, Ueber C., in Ilgens „Zeitschrift für historische Theologie" (1842).

Celt, Waffe, s. v. a. Framea.

Celten, im Alterthume die allgemeine Bezeichnung mehrer verwandter und doch unter sich abgesonderter gallischer Volksstämme. Den Namen C. bringen Einige in Verbindung mit dem deutschen Worte Helden, Leibnitz mit gelten, Andere mit Kälte, Mezeray mit Gal, Gault (Wald), Camden mit Qualt, Qualter, behaart, weil die Gallier langes Haar trugen. Nach noch Andern soll ein tapferer, durch Kriegsthaten und Eroberungen der angrenzenden Länder beliebter König Celtus (Galates) der Nation ihren Namen gegeben haben. Vielleicht nur verschiedene Formen des Namens C. sind die Namen Gallier (Galli) und Galater (Galatae); alle drei Namen wurden von den Alten bald zur Bezeichnung des gesammten Stammes, bald für einzelne Zweige desselben gebraucht, bis der Name Gallier auf die Bevölkerung des trans- und cisalpinischen Galliens, der Name Galater auf die celtischen Einwanderer in Kleinasien vorzugsweise beschränkt wurde. Daß die C. eine Familie der Völker des indogermanischen Sprachstammes bilden, hat die neuere Sprachforschung dargethan, und eine Einwanderung derselben aus Asien ist daher, wenn auch nicht erwiesen, doch annehmbar. Die eigentlichen C. in Gallien wohnten zu Cäsars Zeit in dem Lande zwischen der Garonne, Marne, Seine, dem Oberrhein und der Schweiz; aber auch in Belgien hatten sie Fuß gefaßt und sich im südlichen Gallien bis an die Küstenstriche ausgedehnt, wo Iberier und griechische Kolonien der Ausbreitung ein Ziel setzten. Sie spalteten sich, wie erwähnt, in mehre Völkerschaften, welche eben so viel Staaten bildeten und eine aristokratische und hierarchische Verfassung hatten. Da schon in alter Zeit ein Ueberfluß von kriegerischen Männern zu Auswanderungen drängte, so mußten die benachbarten Länder zunächst das Ziel derselben werden. Die ältesten Auswanderungen gingen ohne Zweifel nach Spanien, wo nach heißen Kämpfen die Eindringlinge sich mit den schon vorhandenen Iberiern zu Einem Volke, den Celtiberiern, verbanden. Aber auch unvermischt wohnten in diesem Lande C.: zwischen dem Guadiana und dem Tajo die Celtici, in Galicia die Artabri, Nerii, Tamarici und Präsamarci, die Verones, Carpetani und Ilergeti; mit den C. in Andalusien kämpfte Hamilcar. Herodot, Aristoteles und Hipparchus nannten wegen dieser großen Anzahl eingewanderter C. ganz Spanien Celtica. Iberische und gallische C. bevölkerten in sehr alten Zeiten die britischen Inseln, weshalb die Sprache und die Sitten der Briten denen der Gallier und Iberier gleichen; Ptolemäus führt namentlich daselbst hausende Parisii, Atrebatii und Belgä (C. aus Belgien) an. Nach 600 wurden die Auswanderungen, besonders nach Italien häufiger. Im Jahr 589 v. Chr. sandte der celtische König Ambigatus zwei Schwestersöhne, Bellovesus und Sigovesus, mit überflüssigen Jünglingschaaren den ersten nach Italien, den zweiten nach Germanien. Bituriges, Arverni, Sennones, Aequi, Ambarri, Carnutes, Aulerci werden von Livius als Theilnehmer des Zuges genannt, der nach und nach in Italien vorrückte. Nach Polybius bemächtigten sich zuerst die Lai oder Lävi Piemonts u. die Isubres der Gegend um Mailand, wo sie Mediolanum gründeten. Da aber die Landschaft schon vor ihrer Ankunft die der Isubres hieß, so ist anzunehmen, daß schon vorher C. sich hier niedergelassen hatten, was auch von den Venetern gilt, die mit den Galliern gleiche Sitten und Tracht, wenn auch wegen ihres früheren Aufenthaltes in Italien verschiedene Sprache hatten. Hierauf folgten die Cenomani unter Elitovius, die sich um Brixen und Verona ansiedelten, dann die Salluvii am Ticinus und die mächtigen Boji und Lingones in dem Lande zwischen dem Po und dem Apennin und in Umbrien. Die Sennones unter Brennus nahmen, noch südlicher vordringend, das Land zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meer ein und zerstörten 389 Rom. Von dieser Zeit an beginnen die 200 Jahre langen Kriege der Römer mit diesen Völkerschaften, die damit endeten, daß die Boji aus Italien geworfen wurden und die zurückbleibenden C. römische Sprache und Sitten annahmen. Da der Zudrang der celtischen Stämme in das überfüllte Oberitalien immer noch fortdauerte, so wandte sich ein Theil derselben weiter gegen Osten und nahm Pannonien und die umliegenden Landschaften ein; Krain, Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, das westliche Ungarn, Slavonien, Kroatien, Serbien und Bosnien wurden von dieser kriegerischen Nation erobert. Bald verschwanden die Namen der einzeln eingewanderten Stämme und bloß Scordisci, Taurisci u. Boji werden genannt. Die Scordisci, mit ihnen

die Scitii, saßen in Slavonien, im nördlichen Serbien und erstreckten sich von der Donau west- und südwärts bis zur Culpa und den bosnischen und kroatischen Gebirgen; auch in Illyrien und Thracien hatten sie Niederlassungen. Die Taurisci hatten ihren Hauptsitz in Steiermark und waren durch den Savus von den Scordisci und durch den Peisosee von den Bojern in Pannonien geschieden. Abtheilungen von ihnen bildeten die Tauristä, Teristä, Ligyrisci, Troi, Lepontii, Salassi und die Taurini. Die Römer, die sie nach langen Kämpfen unter Augustus besiegten, nannten sie Norici, das Land Noricum und die Hauptstadt Noreja. Die Boji wohnten im eigentlichen Pannonien, grenzten südlich und westlich an die Scordisci u. Taurisci und waren nördlich und östlich von der Donau begrenzt. Sie, die am meisten verbreitete und kriegslustigste der celtischen Völkerschaften, bekriegten, unterstützt von andern celtischen Stämmen, die Dacier und Geten, erlitten aber zu Cäsars Zeit von dem Könige Börebistes eine solche Niederlage, daß ein Theil ihres Landes die Wüste der Bojer hieß und die Römer dasselbe mit leichter Mühe unterwerfen konnten. Auch in Thracien und Illyrien hatten sich die C. festgesetzt und waren in dem letzteren Lande mit den Japodes, einem Hauptvolke Illyriens, u. mit den Autariatä durch Wechselheirathen zu Einem Volke vermischt. Aus dem Lande dieser norischen, pannonischen und illyrischen C. kamen 336 v. Chr. jene stolzen Gesandten zu Alexander dem Großen, brachen jene 212,000 Krieger 280 v. Chr. verheerend in Macedonien, Thracien, Thessalien und Griechenland ein und ließen sich in Kleinasien (Galatia) nieder. Aus ihm stammten jene Söldlinge der macedonischen und epirotischen Könige, denen Mithridates seine Freundschaft anbot; sie waren es endlich, welche mit 32,000 Mann den nach Gallien auswandernden Helvetiern zu Hülfe zogen. Die C., welche unter Sigovesus in Germanien eingedrungen waren, hielten die hercynischen Bergwälder besetzt, die auf der nördlichen Seite der Donau liegen und den südlichen Theil des damaligen Deutschlands vom Schwarzwald bis zu den Karpathen bedeckten. Die Boji, wohl nur ein celtischer Name für Kriegsleute, waren der mächtigste Stamm derselben, wohnten in Bayern und Böhmen und nahmen nach Bezwingung der bereits hier angesiedelten Germanen germanische Sprache, Sitten und Gebräuche an. Ariovist, welcher seinen Sitz zwischen dem Rhein, Main und der Donau hatte, war ein Heerkönig solcher germanisirten C. Jene Boji in Böhmen wurden nun von den Markomannen, ihren celtischen Stammgenossen, unter Marbod unterjocht und so verschwanden die Bojer vor den Markomannen. Die letzteren aber vermischten sich mit den Sueven und verloren so den Rest ihres celtischen Wesens als Deutsche. Aber nicht bloß Namen, wie Eburodunum, Meliodunum, Medoslanium, Eburum, Carrodunum (in Mähren u. der Nachbarschaft), blieben als Spuren der früheren celtischen Herrschaft, sondern der Volksstamm der Gothini in Mähren sprach noch zu Tacitus' Zeiten celtisch und bearbeitete die Bergwerke, wie die C. in Noricum. Aber auch bis an die Quellen der Weichsel waren C. gedrungen und die Ostiaer. Aestyer in Preußen waren C. C. finden sich ferner an den Mündungen der Donau, die Bastarnä; Bastarnä wohnten auch an der karpathischen Gebirgen, wie auch Trausi, von den Griechen Agathyrsi genannt, welche sich mit Gold schmückten und in Sitten den Thraciern glichen.

Die C. waren groß und stark gebaut, hatten eine weiße Haut, blondes oder röthliches langes, von Stirn und Scheitel über den Nacken gezogenes Haar, das sie auch durch Kunst roth zu erhalten suchten, blaue Augen, lebhafte, schreckende und trotzige Blicke und Gesichtszüge, waren zanksüchtig, aufbrausend, übermüthig, prahlerisch, schnell drohend, jederzeit schlagfertig und höchst kriegslustig. Sie besaßen viel Scharfsinn, natürlichen Verstand und großen Muth, aber keine Tücke und Hinterlist. Ueberhaupt athmete in ihnen ein abenteuernder Rittergeist. Ihre Sprache klang den Römern und Griechen rauh und unfreundlich. Sie sprachen gern hochtrabend von sich, verächtlich von Andern, und die Zunge der Frauen war zügellos und im Zanke fürchterlich. Manche C. schoren den Bart, andere ließen ihn kurz stehen und die Vornehmsten trugen zwar ein glattes Kinn, aber einen starken Schnauzbart. Die Kleidung bestand in buntgestreiften u. buntfarbigen Leibröcken, über welche Manche einen Gürtel von Gold oder Silber festgeschnallt trugen, Hosen (braccae) und in einem im Sommer dünnern und im Winter dickeren buntgetäfelten Ueberrock. Goldene Bänder zierten die Handwurzel und den Arm, goldene Ringe die Finger und Ketten von gleichem Metall den Hals. Sehr lange, aber nicht breite Schilde mit bunten Auszeichnungen, eherne Helme mit großen Aufsätzen, welche Hörner oder Thiergestalten vorstellten, eiserne Panzer, oft von Draht geflochten, waren die Schutzwaffen und sehr lange, starke Schwerter wurden an eisernen Ketten schräg an der rechten Seite getragen. Die Lanzen hatten eine mehr als handbreite und einen Fuß lange eiserne Spitze; auch bediente man sich der Bogen und anderer Wurfwaffen. Im Kampfe stritten die Kühnsten, um ihren Muth zu zeigen u. sich leichter bewegen zu können, ohne Hosen. Zu Pferde stritten sie am liebsten und der vornehme Theil bildete die Ritterschaft, die sich des Ansehens u. der Furchtbarkeit halber möglichst viel Anhänger und Kriegsgehülfen zu gewinnen bestrebte. Diese Ritter liebten den Einzelkampf u. riefen im Angesicht der Feinde die Beherztesten derselben dazu auf. Die Köpfe der Besiegten hingen sie an die Hälse ihrer Pferde, ließen von ihren Knappen die Waffen und Kleider derselben zur Schau einhertragen und sangen Siegeslieder. Die Köpfe der vornehmeren Erschlagenen wurden mit Cedernöl einbalsamirt und in Kisten verwahrt, um damit zu prahlen. An die Thore der Burgen wurden die erbeuteten Waffen genagelt. Ihre ersten Angriffe waren jederzeit fürchterlich und fast unwiderstehlich. Nur durch die geschickte Benutzung ihrer inneren Streitigkeiten und dadurch, daß sie die erste Hitze des Angriffs verbrausen ließen, gewannen die Römer am meisten die Oberhand. Für Gold leistete der Celte gern

Kriegsdienste; der celtische Söldner war wegen seiner Tapferkeit gesucht, aber auch vom Feinde leicht zu erkaufen, und oft brachen Empörungen unter den celtischen Miethlingsschaaren aus. Wie im Mutterlande, so baute der Celte auch in den eroberten Ländern Städte, trieb Ackerbau, Viehzucht, Bergbau und Handel und erwies sich überhaupt jeglicher Bildung zugänglich. In Gallien nahm er, unbeschadet seiner Tapferkeit, römische Sitten an, in Italien wurde er romanisirt, in Kleinasien gräcisirt, in Deutschland germanisirt. Von celtischen Göttern vergleichen die Römer den Teutatis dem Merkur, Hysus dem Mars, Urablis als Donnergott dem Jupiter, Belenus dem Sonnengott Apollo; aus dem celtischen Dienst der mütterlichen Göttinnen hat sich der Feenglaube gebildet. Buchstabenschrift, aus der griechischen gebildet, war von den Druiden verbreitet. Gegenwärtig zerfällt die celtische Familie in zwei sprachlich geschiedene Abtheilungen. Die erste, mit dem Gesammtnamen Gadhelisch bezeichnete Abtheilung umfaßt: Irisch, Gälisch in Hochschottland u. Mank (die Sprache der Insel Man); die zweite oder cymrische Abtheilung: das Welsh (franz. Gallois) nebst dem ausgestorbenen Cornish (Cornwallis) und das Armorikanische oder Bas-Breton. Von älteren Untersuchungen über die C. sind namentlich hervorzuheben Schöpflins „Vindiciae celticae", von neueren Diefenbachs „Celtica" (2 Thle., Stuttgart 1839—1841), Pictets „De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit" (Paris 1837) u. Bopps „Ueber die celtischen Sprachen vom Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachforschung" (Berlin 1839). Vergl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837; H. Müller, Die Marken des Vaterlandes, Bonn 1837; Leo, Die malbergische Glosse, ein Rest altceltischer Sprache und Rechtsauffassung, Halle 1842.

Celtes, Konrad, der erste kaiserliche gekrönte Dichter der deutschen Nation, wurde am 1. Februar 1459 zu Wipfeld bei Schweinfurt (gewöhnlich nennt er Schweinfurt selbst seine Vaterstadt) geboren. Sein eigentlicher Familienname war Schäfer (oder Scheffer), kommt aber wohl nur in den erfurter Universitätsmatrikeln vor, da er frühzeitig den Namen C., oft auch Celtis (Genitiv, sc. filius) annahm; später nannte er sich auch Protucius, in Bezug auf seine Wirksamkeit als thätigster Beförderer der wiederaufblühenden Literatur in Deutschland. C.' Vater war ein einfacher fränkischer Landmann, der besonders Weinbau trieb; er ließ den Sohn bei einem Mönch oder dem Pfarrer des Orts im Lateinischen und den sonst damals üblichen Lehrzweigen unterrichten, bis er ihn für körperlich stark genug zu den Winzerarbeiten hielt, zu denen er ihn dann eben so fleißig antrieb. C., der damals schon die ersten dichterischen Versuche gemacht hatte, entlief der ihm bevorstehenden trostlosen Zukunft, entkam auf einem Schiffe nach Köln und wurde hier am 9. Oktober 1477 unter die Zahl der Studirenden aufgenommen. Von hier ging er nach Leipzig, 1479 nach Erfurt und nach längerem Aufenthalt zu Schlettstadt 1484 nach Heidelberg, wo er an der Seite Agricola's so glückliche und fruchtbare Stunden verlebte, daß er ihn später seinen einzigen Lehrer nannte, ohne seiner frühern Lehrer weiter zu gedenken. Nach Agricola's Tode (1485) kam C. wieder nach Erfurt, wurde 1486 Magister und begann noch in demselben Jahre seine Vorlesungen über alte Sprachen und Dichtkunst zu Leipzig. Hier entstand auch seine „Ars versificandi et Carminum", ein für seine Zeit durch seine Neuheit so bewundertes Werk, daß sich Kurfürst Friedrich der Weise dadurch bewogen fand, C. im Frühjahr 1487 mit auf den Reichstag nach Nürnberg zu nehmen, wo Kaiser Friedrich III. C. am 18. April 1487 den Lorbeerkranz aufsetzte. Da ihm durch den Neid seiner Kollegen der Aufenthalt in Leipzig verleidet ward, ging er nach Rostock und von da noch 1487 nach Italien. Nachdem er darauf die Quellen des Rheins und der Donau besucht hatte, feierte er in Regensburg 1489 seinen 30. Geburtstag, ging dann durch Böhmen und Schlesien nach Krakau, lehrte hier zwei Jahre lang alte Literatur und Dichtkunst, studirte unter Albert von Brudler (Albertus Brutus oder Prutenus) Mathematik, d. h. Astronomie oder vielmehr Astrologie, und machte von Krakau aus mehre „kleinere Reisen" nach Ungarn, Polen, Preußen und auf die Ostsee. Im Frühjahr 1491 ging er nach Deutschland zurück, zunächst nach Prag, besuchte von hier aus Meißen, Schlesien, Mähren und Ungarn, mußte aber nach seiner Rückkehr Prag im August d. J. eiligst verlassen, weil er durch harte Angriffe auf die Religionsgebräuche der Utraquisten und manche böhmische Nationalsitten sich den allgemeinen Haß zugezogen hatte. Er begab sich nun über Nürnberg nach Ingolstadt und trat hier Anfangs 1492 das Lehramt der Beredsamkeit und Dichtkunst an. Aber auch hier vereinigten sich viele Umstände, um ihm den Aufenthalt zu verleiden; C. folgte deshalb, nachdem er im Oktober 1492 von einer Reise nach Wien zurückgekehrt war, einer Einladung des gelehrten Domherrn Johann Tolophus nach Regensburg, wo er bis zum Herbst 1493 verweilte, und ging dann durch Schwaben und über Heidelberg nach Mainz. Hier stiftete er, im Winter 1493 bis 1494, als Gast des gelehrten Arztes Theodorich Gresemunt, die rheinische Gelehrtengesellschaft u. feierte seinen 35. Geburtstag. Eben mit den Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Norden beschäftigt, erhielt er einen abermaligen Ruf als Professor ordinarius der Rede- und Dichtkunst nach Ingolstadt, den er, da seine Stellung sich günstiger, als das erste Mal, zu gestalten schien, ohne Bedenken annahm. Aber auch diesmal dauerte die Einigkeit nicht lange. C. unternahm im Sommer 1494 eine Reise über Basel, Freiburg (Breisgau) u. Heidelberg nach Sponheim zu dem Abt Tritheim (welcher damals C.' und nach ihm Reuchlings Schüler im Griechischen wurde), die dem ingolstadter Senat etwas zu lange gewährt hatte; C. suchte nun durch Nachholen seiner Lehrstunden den Fehler wieder gut zu machen, verfiel aber darüber in eine schwere Krankheit, die ihn lange Zeit am Lager festhielt, und als er von einer gelobten Wallfahrtsreise nach Alt-Oettingen zurückgekehrt war, wurde Ingolstadt von der Pest bedroht, welche nun mit vielen Lehrern und Schülern auch C. wieder vertrieb. C. verlebte nun eine glückliche Zeit zu Heidelberg, wo er den Kin-

dern des Kurfürsten Philipp Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache ertheilte, und mußte nach seiner Rückkehr nach Ingolstadt das Gedrückte seiner dortigen Umgebung um so schmerzlicher empfinden, als auch manche seiner vertrautesten Freunde sich während der Pestzeit in der Ferne angesiedelt hatten. Desto freudiger überraschte ihn der Ruf, den er jetzt, unmittelbar vom Kaiser Maximilian I., nach Wien erhielt. Er übernahm daselbst außer dem Lehramte der Beredsamkeit und Dichtkunst das der Philosophie, Geschichte und Geographie, sowie die Aufsicht über die kaiserliche Bibliothek, die durch ihn eigentlich erst in Stand gesetzt wurde. In Wien stiftete C. auch, nach dem Muster der rheinischen, die danubische (österreichische oder pannonische) Gelehrtengesellschaft, welche einen Augustin von Olmütz, Pierius Gracchus, Johann Cuspinianus, Hier. Balbus u. A. zu Mitgliedern zählte. Aber auch diese glückliche Stellung konnte C.' Reiselust nicht bezähmen, und je weniger er seiner durch angestrengte Studien, Reisen und unstäte Lebensart angegriffenen Gesundheit trauen konnte, desto mehr beschleunigte er die Ausführung seiner schon lange beschlossenen großen Reise, die er, mit Unterstützung des Kaisers und in Begleitung des Mathematikers Andreas Stiborius, 1498 antrat. C. ging zunächst in die Schweiz, zu den Quellen des Rheins, diesem Strom entlang bis Köln, nach einem Abstecher nach Aachen am Rhein weiter bis in die Niederlande, dann über Gröningen an die Ems, durch Westphalen, Hessen, Thüringen, den Harz und Niedersachsen, der Weser entlang bis Bremen, von Hamburg elbaufwärts nach Magdeburg, von da über Lüneburg nach Lübeck. Von hier fuhr er Mitte März 1499 nach Thule (wahrscheinlich Island) und kam dann über Lappland und Livland 2c. nach Wien zurück, von wo er sich sogleich nach Tyrol begab, um dem Kaiser von seiner Reise mündlichen Bericht abzustatten. Im J. 1501 stiftete Kaiser Maximilian, auf C.' Bitte, zu Wien ein Collegium poëticum, zur größeren Verbreitung des Studiums der Poesie und Mathematik. Die übrigen Jahre seines Lebens verlebte C. in stiller Thätigkeit, die nur durch einige Reisen nach Nürnberg zu Wilibald Pirkheimer und in benachbarte Gegenden unterbrochen wurde. Aber noch ehe er den großen Schatz, den er durch Studien und auf seinen vielen Reisen gesammelt hatte, schriftlich niederlegen konnte, † er den 4. Februar 1508. Als Lehrer hat er viele Zweige des menschlichen Wissens auf den deutschen Akademien erst eingeführt, eine planmäßigere Lehrmethode herrschend gemacht, den Ausdruck des Lateinischen wieder gereinigt und das Studium der griechischen Sprache u. der klassischen Schriftsteller und Dichter um Vieles erweitert und zu Ehren gebracht. Als Dichter übertraf er an wahrem Dichtergeist und an Fruchtbarkeit alle seine Vorgänger in Deutschland, obwohl es auch ihm nicht gelang, sich von allen Flecken seiner Zeit rein zu erhalten. Am besten sind seine Oden, geringeren Werth haben seine Elegien, Epigramme u. dramatischen Gedichte; sein Epos „Theodoriceis" blieb unvollendet. Als historischer Forscher hat er manchen werthvollen Schatz (unter Anderem die sogenannte Tabula Peutingeriana, die Werke der Roswitha, das historische Gedicht eines unbekannten Verfassers, Ligurinus genannt, welches Friedrichs I. Thaten besingt 2c.) ans Licht gezogen. Von C.' Schriften nennen wir: „De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus" (C.' einziges historisches Werk in Prosa); „Carminum libri IV" (Nürnberg 1502, sehr selten); „Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I Augusti libr. X carmine heroico conscripti" (Augsburg 1507). Vergl. Klüpfel, De vita et scriptis Conr. C., herausgegeben von Ruef und nach dessen Tode von Zell, 2 Bde., Freiburg 1827, und Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung in Deutschland bis zur Reformation, Bd. 2, Magdeburg 1830.

Celtiberier, eines der mächtigsten Völker des alten Spaniens, welches aus der Vermischung von die Pyrenäen übersteigenden Celten mit den Iberiern, den Ureinwohnern des Landes, entstand. Die Grenzen desselben, welches in die Stämme der Pelendoner, der Arevaker, südlich von jenen, der Lusoner, Beller und Titther, von dem westlichen Ufer des Iberus bis zu dem Orospedagebirge sich erstreckend, zerfiel, waren gegen Norden der Iberus mit den Beronen u. Bardyiten, gegen Westen die Asturer, Kallaiker, Vaccäer, Vettonen und Karpetaner, gegen Süden die Oretaner, Bastetaner und Dittaner (Ditther), gegen Osten das mit dem Iberus parallel laufende Idubedagebirg. Die C. hatten also die Hochebene in Besitz, welche die Wasserscheide zwischen den dem Iberus und dem Westen zufließenden Gewässern bildet: die Südwesthälfte vom jetzigen Aragonien, fast die ganzen Provinzen Cuença und Soria und einen beträchtlichen Theil von Burgos. Als die C. mächtig geworden waren, ging ihr Name auch auf die benachbarten Völkerschaften (wie Beroner) über. Das Land hatte weniger große Städte, als offene Oerter und Kastelle. Im Gebiet der Pelendoner lag Termes (Termantia, Termeses), eine bedeutende feste Stadt, von den Römern nach oftmaligen vergeblichen Belagerungen erobert. Die Arevaker, nach Strabo das mächtigste Volk der C., an den Quellen des Tagus wohnend, hatten Numantia zur Hauptstadt. Die Stämme der Lusoner, Beller und Titther bildeten nach Ptolemäus bestimmter Angabe die C. im engern Sinne, die eigentlichen C. Nach Strabo wohnten die Lusoner östlich, sich den Quellen des Tagus annähernd; nach Appian bildete der Iberus ihre nordöstliche Grenze, den Arevakern (Numantinern) benachbart. Die Titther, stets in Verbindung mit den Bellern erwähnt, hatten südlich ihre Sitze. Flüsse waren: der Iberus (Ebro), die nordöstliche Grenze von Celtiberien bildend, der Tagus (Tajo) und Anas (Guadiana), im südwestlichen Theile des Landes entspringend, der Durius (Duero), welcher seine Quellen oberhalb Numantia im Idubedagebirg (Sierra de Reyla) hatte und das Land der Arevaker durchströmte, und der Bätis, welcher von dem Orospedagebirg durch das Gebiet der C. nach Westen floß. Das Land war von steilen Bergketten durchzogen und rauh und unfruchtbar, weshalb auch der Ackerbau, wie der Bau der von den Römern vermutheten Goldgruben vernachlässigt wurde. Aber auf diesem dürren gebirgigen Boden erwuchs eine durch

Leichtigkeit und Schnelligkeit ausgezeichnete Pferderace, welche es mit der parthischen aufnehmen konnte. Das Volk der C. selbst war schon in Folge seiner Entstehung aus zwei tapferen Völkern nach hartem Kampfe das kriegerischste in ganz Spanien und von den benachbarten Iberiern auch durch Sprache und rauhere Lebensweise verschieden. Unter ihnen erwarben sich namentlich die Numantiner unsterblichen Kriegsruhm. Diodor sagt von ihnen: Sie stellen nicht nur kampfgeübte Reiter ins Feld, sondern auch ein durch Tapferkeit und Ausdauer ausgezeichnetes Fußvolk. Ihre Kleidung besteht in schwarzen rauhhaarigen Mänteln von Ziegenhaaren ähnlicher Wolle. Einige tragen leichte gallische (celtische) Schilde, Andere ein rundes, schildähnliches Geflecht. Schienen von Filz schützen die Beine, eherne Helme mit Purpurbüschen das Haupt. Die Angriffswaffen bestehen in zweischneidigen Schwertern und kurzen Dolchen zum Handgemenge, den vortrefflichen Stahl derselben gewinnen sie dadurch, daß sie ihn so lange unter der Erde liegen lassen, bis die weicheren Theile vom Rost verzehrt sind. Der Sturm ihres Schlachtkeiles durchbrach oft die Reihen der Römer und brachte sie zum Weichen, und da sie zu Pferde und zu Fuße kämpfen, springen sie, wenn sie als Reiter eingebrochen sind, von ihren Rossen und streiten offen und frei, gleich Löwen, gegen das feindliche Fußvolk. Gegen unbekannte Fremde und Uebelthäter sind sie grausam, gegen Gastfreunde freundlich und aufopfernd. Ueberhaupt besteht ein Wetteifer unter ihnen in der Gastfreundschaft, und Die, welche von vielen Fremden begleitet sind, halten sie für Lieblinge der Götter. Fleisch ist ihre Hauptnahrung und eine Art Meth aus Honig und Wein ihr Getränk. Doch verschaffen sie sich auch Wein von Kaufleuten. Nach Strabo verehrten sie eine namenlose Gottheit und tanzten am Vollmonde Nachts vor den Thüren mit allen Hausgenossen. Die C. machten unter allen Völkerschaften den Römern am meisten zu schaffen. Obgleich die letzteren seit dem zweiten punischen Kriege die meisten Länder der Küste und des südlichen Spaniens besetzt hielten und selbst gegen Ende jenes Krieges 30,000 Mann C. in Sold genommen hatten, so blieben diese C. doch die unversöhnlichsten Feinde derselben und fielen unaufhörlich in die römischen Besitzungen ein. Der ältere Cato trat zuerst kräftig gegen sie auf, schloß Frieden und zerstörte durch List an Einem Tage die Mauern aller Städte. Sempronius Gracchus schlug sie öfter und brachte sie in eine Art von Abhängigkeit von Rom. Nobilior führte einen für die Römer schmachvollen Krieg gegen die Segedenser; auch Marcellus und Lucullus vermochten nicht, das streitlustige Volk zu unterjochen. Viele Niederlagen erlitten die Römer von den Numantinern, und selbst Numantia's Zerstörung brach nicht den stolzen Freiheitsmuth der C. Unter Sertorius erneuerten sie den Krieg und erst nach dessen Untergang durch Pompejus war die Unterwerfung dieses heldenmüthigen Volkes vollständig. Nun fanden römische Sprache, Kleidung und Sitten ungehindert überall Eingang, der raubsüchtige Krieger wurde ein Ackerbau treibender Bürger u. das Land ward eine römische Provinz.

Celtis (Zürgelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Amentaceen, Bäume in Südeuropa, Nordafrika, Nordamerika und Ostindien, von denen die bekannteste Art: C. australis *L.*, der gemeine Zürgelbaum, mit länglichen, lanzettförmigen, ungleichen, scharf gezähnten, oben rauhen, unten flaumigen Blättern, einzelnen grünlichweißen Blüthen, an dünnen Stielen und gelben, dann rothen, endlich schwarzen Früchten, 40 bis 50 Fuß hoch wird und an der ganzen Küste des Mittelmeeres, bis Istrien und Tyrol, auch in Nordafrika heimisch ist. Die Früchte schmecken honigartig, sind gesund, werden gern gegessen, auch von Vögeln sehr gesucht, sind ein gutes Brustmittel; in Afrika soll man auch süßen Wein daraus bereiten. Das Holz ist schwärzlich, zäh, fast so hart wie Bux und wird zu vielerlei Geräthen, auch zu Blasinstrumenten, verarbeitet. Im südlichen Frankreich macht man Heugabeln aus den Aesten, die man dazu 5—6 Jahre lang zieht, auch Peitschenstöcke, die bis Paris gehen; aus der schwärzlichen Wurzel Messerhefte. Zu Aix an der Rhone steht ein Baum, der über alle Häuser emporragt und 500 Jahre alt seyn soll. Die Samen enthalten ein fettes, dem Mandelöl ähnliches Oel; eine Abkochung der jüngern Zweige diente sonst bei Durchfällen und Schleimflüssen. Der Baum ist auch eine Zierde der deutschen Gärten und dauert an geschützten Standorten im Freien aus; er verlangt einen guten, trockenen Boden. Die Frucht liegt oft 1½ Jahre in der Erde, ehe sie keimt; die jungen Pflanzen müssen im Sommer häufig begossen und im Winter mit Laub bedeckt werden. Dieser Baum ist wahrscheinlich der Lotus des Dioscorides, aber nicht der des Theophrastus, welcher Zizyphus Lotus *L.* zu seyn scheint.

Celtische Gesellschaft, die von Konrad Celtes gestiftete sogenannte rheinische Gelehrtengesellschaft.

Celtische Sprache, s. Celten.

Cemelium (Cemenelium), bedeutende Stadt in Gallia Narbonnensis, 3 Stunden nördlich von Nizza, von den Longobarden zerstört; jetzt Cimiez, mit Ruinen eines Apollotempels u. eines Amphitheaters.

Cement, s. Cäment.

Cempsi, ein Urvölkerstamm im südlichen Lusitanien, westlich von den Cyneten und von diesen durch den Cuneus geschieden.

Cenchreä, östlicher Hafenort von Korinth, am saronischen Meerbusen, wichtig für den Handel in das Morgenland.

Cenchrus (Klebgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, charakterisirt durch ährenförmige Blüthentrauben, viertheilige Hülle und 4 zweiblüthige Kelche, enthält 30 ausländische, besonders in Australien und Südamerika einheimische Arten, von denen C. australis *R. Br.* und C. frutescens *Sieb.* in größern Gewächshäusern vorkommen.

Cenci, vornehmes römisches Geschlecht, schon seit dem 12. Jahrhundert bekannt, wo ein C. Kardinalbischof von Sabina war. Am berühmtesten ward Beatrice C., genannt „die schöne Vatermörderin". Sie war die jüngste Tochter des Francesco C., der, durch Laster und Schandthaten aller Art berüchtigt u. sogar mit dem Mord zweier

Söhne beschwert, endlich für Beatrice's Schönheit in Wollust entbrannte und das eigene Blut entehrte. Von hier an wird die fernere Geschichte des unglücklichen Mädchens auf zweierlei Art erzählt. Nach Einigen gewann die beschmutzte Weiblichkeit in Beatrice die Oberhand über das Kindesgefühl gegen den unnatürlichen Vater. Erst suchte sie Schutz vor dem unersättlichen Wütherich bei den Verwandten und beim Papste, und als ihr dieser allenthalben versagt ward, verband sie sich mit ihrer älteren Schwester und ihren beiden Brüdern, die gleich fürchterlichen Mißhandlungen ausgesetzt waren, und gab ihren Vater dem Banditen Marzio Preis (1598). Marzio erdolchte den Francesco C. im Schlafe, ward aber ergriffen, auf die Folter gespannt, gab Beatrice als Mörderin an und starb wahnsinnig auf der Folter. Prospero Farinaccio übernahm die Vertheidigung der Angeklagten; aber trotz der Wärme und Lebendigkeit, mit welcher er die Schuld des Gemordeten an den Tag legte, wurde 1599 Beatrice mit ihrer Schwester durch das Beil hingerichtet, der älteste Bruder Giacomo mit einer Keule erschlagen und nur der jüngste, Bernardo, noch Kind, begnadigt. Die bedeutenden Güter der Familie zog der Papst ein und Paul V. brachte sie 1605 an die Borghesi. Nach der andern Erzählung waren Beatrice und die Uebrigen unschuldig an dem Mord und fielen als Opfer einer teuflischen Kabale, auf die Aussage zweier Banditen hin. Das Bild der Beatrice im Palast Colonna zu Rom, angeblich ein Werk Guido Reni's, hat von jeher die tiefste Theilnahme aller Beschauer erregt.

Cendre bleue (franz.), s. v. a. Schmalte.

Cendre de bronce (franz.), s. v. a. Galmei.

Cendre de verre (franz.), s. v. a. Glasgalle.

Cendrillon (franz.), s. Aschenbrödel.

Ceneda, Stadt in der Delegation Treviso des lombardisch-venetianischen Königreichs, ist Bischofssitz u. Standquartier eines Invalidenbataillons, hat 9000 Einwohner, die Wollenzeuchfabriken und viele Papiermühlen unterhalten. In der Nähe ist das Bergschloß S. Martino.

Cenegild (Cynegild, Cynebod, von Cyn, Verwandtschaft, und Gyld, Geld), bei den Sachsen im Mittelalter s. v. a. Blutgeld.

Cenestum, Stadt im Innern von Korsika, an der Mündung des Sacer, vielleicht das heutige Corte.

Cenewalk (Cenowalk, Cenwalch), der 7. König von Wessex in England, erhielt 643 von seinem Vater Einigisil die Herrschaft, gerieth aber alsbald mit Penda, König von Mercia, dessen Schwester, seine Gemahlin, er verstoßen, in einen harten Kampf und sah sich genöthigt, bei Anna, dem König der Ostangeln, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Hier trat er zur christlichen Religion über, bestieg nach 3 Jahren durch seines Gastfreundes Beistand seinen Thron wieder, verlor aber an Penda's Nachfolger die Insel Wight. Hierauf vertrieb er, glücklich kämpfend, die Briten aus Somerset und Dorset und † 672 kinderlos.

Cenis (Mont-Cenis), Alpengebirg im sardinischen Herzogthum Savoyen, die Grenzhöhe zwischen den celtischen und grauen Alpen und zwischen dem Herzogthum Savoyen und dem Fürstenthum Piemont, gehört zum Gebiete des Urfelsgebildes, und seine Hauptmasse besteht aus Glimmerschiefer, Urkalk, Quarz und verschiedenen Talkarten. Die bedeutendsten Gipfel oder Felshörner sind: le petit Mont-Cenis, les rochers de la Tour, le rocher de Ronche, la Fraise oder Crête de Ronche, la pointe de la Meit, le Mont-Droset, le Bölier, la Roche-Michel (1792 Toisen oder, nach Ebel, 11,058 Fuß über dem Meere) u. Roccamelone (nach Saussure 10,752 Fuß über dem Meere). Von den Gewässern, die auf dem Mont-C. entspringen, laufen mehre in den Arc, der sich mit der Isère vereinigt; andere, namentlich la Cenisia, fließen in die Dora-Riparia (la Doire). Der Behauptung gegenüber, daß der Mont-C. zuerst von den Geschichtschreibern Karls des Großen genannt werde und daß wir die Bekanntschaft mit dieser wilden Alpengegend erst dem Kloster Novalaise verdanken, ist in neuerer Zeit überzeugend dargethan worden, daß schon Hannibal über den Mont-C. nach Italien vorgedrungen sey und daß wohl schon vor Hannibal gallische Heerführer diese Straße gezogen waren. Seit dem 9. Jahrhundert ist keiner der aus dem westlichen Europa nach Italien führenden Uebergänge häufiger gebraucht worden, als der Paß über den C. Indeß war dieser Weg noch bis ins 16. Jahrhundert nur für Maulthiere brauchbar, da man, schon aus politischen Rücksichten, alle Verbesserungen der Straße unterließ. Erst als 1693 der französische Marschall Catinat gegen Savoyen vorrückte, ließ er die Straße über den C. dergestalt erweitern, daß ganz leichtes Fuhrwerk und kleines Geschütz transportirt werden konnte. Später verfiel der Weg wieder und der Reisende griff wieder zu den alten Mitteln, Mauleseln, Tragsesseln, plumpen hölzernen Schlitten und dem Ramassiren. S. Alpenstraßen.

Cenni, germanisches Volk in Vindelicien, wahrscheinlich ein Zweig der Alemannen, ward von Drusus besiegt.

Cenomani (Cenigmani), gallischer Volksstamm, ein Theil der Aulerci, wohnte im westlichen Gallien (im jetzigen Maine) und hatte zur Hauptstadt Venta Icenorum oder Venta Cenomum. Im 6. Jahrhundert v. Chr. zogen die C. nach Italien u. ließen sich nördlich vom Padus in Gallia cisalpina, bei dem jetzigen Mantua und Cremona, nieder.

Cenotaphia pisana, zwei zu Pisa gefundene Steine, auf welchen sich eine Inschrift zum Lobe der Enkel des Kaisers Augustus, Cajus und Lucius, befindet. Dieselbe erschien mit Kommentar von Norisius zu Venedig 1681.

Cenotaphium (v. Lat.), ein Todtenmal, das nur zur Erinnerung an den Abgeschiedenen errichtet war, ohne seine Ueberreste zu enthalten. Die ersten Cenotaphien waren einfache Grabmäler zur Erinnerung an Solche, deren Gebeine nicht aufgefunden werden konnten, oder im Grunde des Meeres ruhten. Der fromme Glaube gebot, die Manen wenigstens durch diese Fiktion zu sühnen. Bei der Weihe eines solchen Males wurde der Verstorbene dreimal mit Namen gerufen und eingeladen, in dem leeren Grabe seine Wohnung zu

nehmen. Dasselbe geschah auch, wenn ein geehrter Todter fern von der Heimath begraben lag. In einem solchen Fall errichteten ihm die Angehörigen oder sogar sämmtliche Mitbürger in der Vaterstadt ein bisweilen sehr prachtvolles Ehrenmal. C. nannte man auch die Grabstätte, welche man für sich und die Seinigen bei Lebzeiten erbauen und einrichten ließ. Im römischen Recht wurde ein C. nicht für heilig, für keinen Locus religiosus gehalten, weil er keinen Leichnam und folglich keine Manes enthielt.

Censio hastaria, bei den römischen Heeren Bestrafung für leichte Vergehen, war besonders bei den Schwerbewaffneten (Hastaten) üblich, denen untersagt war, eine gewisse Zeit lang die Lanze zu tragen.

Censitus (Censilis homo, Censuarius, lat.), Einer, der einem Lehnherrn Grundzins bezahlen muß, Zinsmann, Zinspflichtiger, Gultmann.

Censiticus contractus (lat.), Vertrag, nach welchem Jemand das nutzbare Eigenthum eines Grundstücks auf einen Andern überträgt, sich aber das Obereigenthum (Dominium directum) und die Abtragung eines Zinses an sich und seine Nachkommen vorbehält.

Censoren, in Rom diejenigen zwei Magistratspersonen, welche anfangs nur die Kontrole der römischen Bürger u. ihres Vermögens, sowie ihre Vertheilung nach Ständen besorgten, später (seit 442 v. Chr.) aber auch die Aufsicht über die Sitten der sämmtlichen römischen Bürger führten. Das Amt des Censors war ursprünglich ein Element der königlichen Gewalt, von welcher es nach Vertreibung der Könige auf die konsularische überging. Als langwierige Kriege die Konsuln außerhalb Roms so beschäftigten, daß sie den inneren Angelegenheiten immer weniger Aufmerksamkeit widmen konnten, und auch der Census viele Jahre hindurch unterblieb, machte sich das Bedürfniß einer eigenen Behörde für diesen wichtigen öffentlichen Geschäftszweig fühlbar, und so entstand 442 v. Chr. die Censur (s. d.) als besondere Behörde. Die beiden C. wurden in dieser ersten Zeit nur aus den Patriciern, und zwar auf je 5 Jahre gewählt, doch beschränkte sich damals ihre Macht noch auf das einfache Halten des Census; die Sittencensur sowie die Oberaufsicht über das gesammte Finanzwesen des Staats, die wichtigsten Hebel der spätern censorischen Gewalt, entwickelten sich erst nach und nach aus dem Schätzungswesen. Diese Gewalt stand aber bereits auf ihrer Höhe, als auf den Antrag des Diktators Mamarcus Aemilius die Dauer der Censur auf 18 Monate herabgesetzt wurde; doch wählte man während dieser anderthalbjährigen Dauer der Censur nicht alle 18 Monate neue C., sondern die Censur blieb nur $3^1/_2$ Jahre ausgesetzt und erst mit Ablauf der 5 Jahre wählte man wieder neue C. für die wiederum folgende 18monatliche Thätigkeit. Mit der Wichtigkeit des Censoramtes mußte natürlich auch das Streben der Plebejer nach der Theilhaftigkeit an demselben wachsen, und trotz des heftigen Kampfes, den die Patricier um den Alleinbesitz dieser Staatswürde, wie früher um den des Konsulats, begannen, entschied sich doch der Sieg auch diesmal für die Plebejer: der Diktator Marcius Rutilus war 350 v. Chr. der erste plebejische Censor. Bald darauf setzte es der Diktator Publius Philo durch, daß künftig einer der C. gesetzlich stets aus den Plebejern gewählt werden mußte; 2 Jahrhunderte später (132 v. Chr.) waren einmal beide C. plebejischer Abkunft. Gewöhnlich wählte man zu C. nur Männer, die sich bereits durch die Verwaltung des Konsulats ausgezeichnet hatten; denn als die höchste Würde Roms wurde sie stets auch als Schluß einer durch großartiges Verdienst ausgezeichneten öffentlichen Laufbahn angesehen. Kein Censor war wieder wählbar; starb ein Censor, so mußte auch sein Kollege abdanken, und zwei neue C. traten an ihre Stelle. Die Wahl der C. geschah in den Centurialkomitien, und auch die Bestätigung der Wahl, welche bei den andern Magistraten durch die Kurien erfolgte, wurde den C. von den Centurien in einer zweiten Versammlung zu Theil. Als äußere Auszeichnung führten die C., gleich den übrigen höheren Magistraten, den kurulischen Stuhl (sella curulis) und in älterer Zeit die purpurne Toga, nach Anderen die Toga praetexta. Das Institut der C. bestand noch nach Sulla fort, obwohl die Wahl von C. einige Zeit unterblieben war. Nach des Pompejus Tode ließ sich C. Julius Cäsar anfangs auf 3 Jahre und dann auf Lebenszeit zum Praefectus morum ernennen, vermied also den von der schönsten Zeit der Republik verherrlichten Titel. Octavianus ließ anfangs die Censur bestehen, später übernahm er mit Agrippa selbst die Würde eines Censors und überließ wohl auch zwei Anderen den Titel, sich selbst die Macht wahrend. Die beiden letzten C. waren Paulus Aemilius Lepidus und L. Munatius Plancus. Nach ihnen nahm Augustus abermals den Titel eines Praefectus morum an und hielt als solcher 3mal Census, Musterung der Ritter etc. Auch Tiberius nannte sich nur Praefectus morum, eben so Caligula. Erst Claudius führte wieder den Titel eines Censors und ernannte Vitellius zu seinem Kollegen; Vespasian, Titus und Nerva folgten jenem darin nach und Domitian legte sich sogar den Namen eines Censor perpetuus bei. Von dieser Zeit an sank aber die Bedeutung der Censur immer tiefer u. Trajan wollte nicht einmal Praefectus morum heißen. Auch die späteren Kaiser nahmen den Censortitel nur während der Dauer der Censushaltung an. Die Censur des Valerianus, welcher auf Befehl des Kaisers Decius vom Senat gewählt wurde, ist das letzte Beispiel dieser Art; nur ein Vorschlag ähnlicher Art tauchte in späterer Zeit einmal auf, ging aber als Vorschlag wieder unter. Der Geschäftskreis der C. umfaßte den Census, das sittenrichterliche Amt (cura morum) und die Oberaufsicht über Zölle, öffentliche Bauten und deren Verpachtung (cura vectigalium ac locationum).

Censorinus, 1) Appius Claudius, s. Claudius. — 2) C., römischer Grammatiker, um 238 n. Chr., schrieb eine seinem Gönner Qu. Cärellus gewidmete sehr gelehrte Geburtstagsschrift: „De die natali“, in welcher die ersten 23 Abschnitte über die Zeit der Geburt und den Einfluß der Geister wie der Gestirne darauf handeln u. sich überhaupt sonstige fremde, schätzbare Notizen vorfinden; chronologische und mathematische Bemerkungen füllen den Rest des Buchs. Nach der ers

sten Ausgabe (Bologna 1497), wurde dasselbe bearbeitet von H. Lindenbrog (Hamburg 1614), S. Havercamp (Leyden 1776), Gruber (Nürnberg 1810) und am besten von O. Jahn (Berlin 1845).

Censur, wörtlich Prüfung, Beurtheilung eines Menschen und seiner Handlungsweise, deshalb auch das Urtheil einer Prüfungsbehörde über die Kenntnisse und Leistungen eines Examinanden. Bei den Römern gab es eine eigene C. der Sitten durch eigens vom Staate dazu bestellte Beamte (Censoren). Diese Sittencensur, von der sich auch bei den Griechen und Karthagern Spuren finden, hatte die Erhaltung der bestehenden Sitten und der eingeführten Ordnung zum Zweck, und ihre Notationen trafen Uebertretungen der Pflichten gegen Staat und Stand, d. h. Gegenstand censorischer Rüge war Alles, was zwar nicht ausdrücklich in den Gesezzen verpönt, aber von der Moral als unerlaubte Handlung zu betrachten war und, eben weil es von dem abwich, was die einfache Sitte der Vorfahren sanktionirt hatte, nachtheiligen Einfluß auf Gesinnung u. Handlung des römischen Bürgers u. seine dadurch bedingte Stellung im Staate, also mittelbar auf den Staat selbst hervorbringen mußte. Das Verfahren des Censors war kein streng gerichtliches und seine Gesetze schrieb ihm sein eigenes Gewissen. Die C. war, nach Welcker, das Organ der wahren Nationalanerkennung, dessen Macht auf „dem stillschweigenden Konsens des Volkes" basirte, weil es zum Schutze des Schmucks auftrat, mit dem das Volk am liebsten prangt: nationale Sitte und Ehre. Die einzelnen Fälle, welche der Rüge des Censors insbesondere unterworfen waren, betrafen Vergehen im häuslichen und tadelnswerthes Benehmen im öffentlichen Leben. Zu jenen gehörte zunächst die Ehelosigkeit, nicht bloß, weil der Censor auf Vermehrung der Volkszahl sehen mußte, sondern weil der Unverehelichte nie das warme Interesse für das Wohl des Vaterlandes haben kann, als der Hausvater, der, für der Kinder Wohlfahrt sorgend, der Zukunft ihre Rechte wahrt. Rüge erhielt auch schlechtes oder leichtsinniges Betragen in der Ehe und schlechte Kindererziehung, Härte oder gar unmenschliche Behandlung der Angehörigen, insbesondere der Sklaven und Klienten. Um den sichersten Grund der Staatswohlfahrt, Erhaltung des bestehenden Familienverbandes, Heilighaltung der Ehe, Aufrechthaltung des Hauswesens, häusliche Zucht u. Ordnung, am sichersten zu wahren, verfuhr der Censor mit aller Strenge gegen übertriebenen Aufwand und Luxus jeder Art, womit die Rüge zusammenhing, welche auf schlechter Bewirthschaftung der Felder, Vernachlässigung des Hauswesens, Mangel an Arbeitsamkeit, übermäßigem Schuldenmachen ꝛc. haftete. Was den zweiten Theil der censorischen Wirksamkeit betrifft, so verfielen Magistrate der C., wenn sie ihre Würde nicht wahrten, Bestechlichkeit zeigten, Auspicien erlogen u. dergl. Gerügt wurden Unziemlichkeiten gegen Magistratspersonen, wohin auch die Strafe gehörte, welche der Censor gegen Solche aussprach, welchen die Beschränkung irgend einer obrigkeitlichen Gewalt gelungen war, z. B. gegen den Diktator Mamarcus wegen Herabsetzung der 5jährigen Dauer der C. auf eine anderthalbjährige. Harter Strafe verfiel der Meineid, und dies um so mehr, als dafür eben kein bestimmtes Gesetz vorhanden war, denn man erkannte im Meineid nicht sowohl vom juridischen, als vom moralischen und religiösen Standpunkt aus ein Verbrechen. Auch listiges Umgehen des Eides und falsches Zeugniß wurde streng gerügt. In Beziehung auf den Kriegsdienst traf die Rüge Alle, welche aus Feigheit sich dem Kriegsdienste entzogen oder Lässigkeit im Dienste gezeigt hatten. Eigenthümliche Censurmaßregeln waren die gegen Schauspieler u. gegen Sophisten, Philosophen u. Rhetoren. Jene wurden als unwürdig, neben ehrlichen Bürgern geschätzt zu werden, aus ihren Tribus gestoßen und zu Aerariern gemacht; diesen schlossen die Censoren die Schulen u. verwiesen sie aus der Stadt, weil sie durch spitzfindige Rede u. Lehre die Gemüther verführten. Die Strafe, welche der Censor verhängte, war keine eigentliche juristische, mit äußern Nachtheilen und Verlusten verbundene, sondern eine Ehrenstrafe, deren Wirkung auf die sittliche Natur der Bürger gerichtet war. Auch war sie nicht dauernd, sondern konnte bei eingetretener Besserung des Notirten vom folgenden Censor wieder aufgehoben werden. Sie bestand in einer Herabsetzung des Bestraften in der äußern Achtung seiner Mitbürger: ignominia nannte sie der Römer, des Censors Ausspruch aber, das Resultat der cura morum, hieß notio und notatio, auch animadversio, castigatio, censio, severitas, opus censorium ꝛc. Wie gefürchtet diese Strafe war, der sich Niemand entziehen konnte, weil Derjenige, der sich dem Census entzog, mit Hab und Gut als Sklave verkauft wurde, läßt schon die Ehrfurcht ahnen, mit welcher der Censor angesehen wurde. Bezeichnend ist es auch für die Natur der Strafe, daß ihr Frauen nie unterlagen, denn „vir — mulieri judex pro censore est", sprach Cato, was am deutlichsten die ignominia, als politische und moralische Strafe, von der Infamia unterscheidet, der beide Geschlechter auf gleiche Weise unterworfen waren. Die Art der Strafe war dreierlei, nach der Eintheilung des gesammten censusfähigen Volks in Senatoren, Ritter und Tribusplebejer. Ein Senator wurde durch die Censurstrafe aus dem Senate gestoßen und kam dadurch auf die Stufe des Ritterstandes herab; doch konnte die Strafe auch verschärft werden, indem man ihn unter die Gemeinen (Plebejer) oder gar unter die Aerarier versetzte. Der Akt des Ausstoßens geschah dadurch, daß der Censor am Censustage beim feierlichen Verlesen des neuen Verzeichnisses der Senatoren den Namen des Verurtheilten stillschweigend überging. Die Ursache der Strafe wurde in der Liste schriftlich bemerkt (subscriptio) und dem Bestraften wohl auch mündlich eröffnet. Mit der Ausstoßung aus dem Senat verlor man nicht bloß alle dem Senator zustehenden Rechte in der Theilnahme an der Regierung des Senats und allen öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch alle diesem Stande zukommenden Ehrenrechte u. Auszeichnungen, z. B. den Ehrensitz im Theater ꝛc., Umstände, die, weil Jedermann in die Augen fallend, der Strafe erst die volle Bitterkeit

gaben. Aehnlich und bei derselben Gelegenheit geschah die Ausstoßung aus dem Ritterstande, durch welche der Ritter mit den reellen Standesvorrechten auch die Ehrenrechte verlor, wie das Recht, den goldenen Ring ꝛc. zu tragen, den Ehrensitz im Theater ꝛc. Auch mußte der Verurtheilte hinfort unter dem Fußvolk dienen, wenn er nicht gänzlich aus den Tribus entfernt worden war. Die Strafe der censusfähigen Plebejer war Ausstoßung aus der Tribus (tribu movere) und Versetzung unter die Aerarier. Ursprünglich scheint Ausstoßung aus der Tribus u. Versetzung unter die Aerarier synonym gewesen zu seyn; erst später, als sich unter den Tribus ein Rangunterschied entwickelte, so daß die Tribus urbanae namentlich durch Aufnahme der Freigelassenen zahlreicher wurden und minder angesehen waren, als die rusticae, entstand eine doppelte tribu motio: aus einer Tribus rustica in eine Tribus urbana, als milderer Grad, und gänzliche Entziehung der Tribus und Verlust aller damit zusammenhängenden Rechte (jus honoris u. suffragii), natürlich nicht auf immer, sondern nur einstweilen bis auf Weiteres, denn das ganze Bürgerrecht konnte der Censor ebenso wenig entreißen als verleihen. Das Verzeichniß aller Derjenigen, welche der Urtheilsspruch des Censors ihrer Bürgerrechte verlustig erklärt und unter die Aerarier versetzt hatte, wurde nach dem Ende jedes Lustrums vom Censor im Aerarium niedergelegt. Die außerordentliche Macht, welche in die Hände der Censoren gelegt war, hatte aber auch ihre weisen Beschränkungen u. bot durch besondere Verhältnisse dem schuldlosen Bürger Sicherheit. In letzterer Beziehung war es wichtig, daß nur erfahrene und bewährte Männer, seit 404 stets aus dem Stande der Patricier und der Plebejer, und endlich, daß sie vom Volke selbst gewählt wurden. Gemildert wurde die Macht schon dadurch, daß man eben zwei Censoren von gleicher Macht hatte, von denen der eine die Beschlüsse des andern wieder aufheben konnte; man hat sogar Beispiele, daß in solchen Fällen die Censoren selbst einander mit Strafe belegten oder ihr Amt freiwillig niederlegten. War aber gleichwohl die Notion erfolgt, so konnte der Notirte sich vor dem Censor rechtfertigen und entging dadurch nicht selten der Strafe. Wo nicht, konnte er die Hülfe der Volkstribunen anrufen, obgleich denselben kein Recht zum Einspruch gegen das Verfahren der Censoren zustand und sie deshalb gewöhnlich am Senate und bisweilen am Volke selbst harte Widersacher fanden. Der sicherste Schutz des Bürgers lag aber in der vollkommenen Freiheit und Oeffentlichkeit eines ganz republikanischen Lebens: nur durch die aufmerksamste Achtung und Beachtung der Nationalüberzeugung konnten die Censoren Organe derselben seyn, da bei offenbarem Widerspruch mit denselben, bei Gewaltmißbrauch ꝛc., eine einstimmige Einsprache (Veto) der Volkstribunen gegen ihre Beschlüsse sicher eine allgemeine verhindernde Kraft ausgeübt hätte.

Auch die Chinesen haben ein der römischen Sittencensur ähnliches Institut, dessen Macht aber viel ausgedehnter ist, als die Macht der römischen Censoren, indem es nicht nur die Sittencensur umfaßt, sondern als eine Behörde dasteht, die, von keiner Macht des Reichs erreichbar, sondern über Allem stehend, das gesammte Volks- und Staatsleben beaufsichtigt. Die chinesischen Censoren bilden ein Kollegium, welches nicht unter den Ministern steht; sie sind Männer vom ersten Rang, u. die Gouverneure der Provinzen werden als ihre Assistenten angesehen. Ihr Zweck ist, Mißbräuche aller Art zu entdecken, und ihr Recht, gegen Jeden, auch den Kaiser, Klage zu führen, ihn zu tadeln und Reform der Mißbräuche zu fordern. Das Kollegium besteht aus 2 Präsidenten, 4 Assistenten und einer Anzahl von Beamten, die in 6 Bureaux getheilt sind, deren jedes eines der Ministerien zu beaufsichtigen hat. Daneben bestehen 20 chinesische und eben so viel tatarische Censoren für die Provinzen und für die Stadt Peking 5, deren jeder einen Stadttheil zu beaufsichtigen hat. Alle Theile der Administration stehen unter ihnen, selbst die kaiserlichen Prinzen, die Armee, die Gefängnisse, die Tribunale, die Finanzbeamten, kurz jeder Theil der Verwaltung ist ihrer Inspektion offen. Sie haben Zugang zu allen Papieren, können Untersuchungen über jeden Akt der Beamten veranstalten, und Niemand darf ohne Gefahr augenblicklicher Suspension von seinem Amte sich weigern, ihre Fragen zu beantworten. Sie dürfen Vorstellungen machen, Klagen veranstalten, tadeln und von Neuem beginnen, so oft sie wollen. Jeder hat eine Anzahl von Spionen, die er auf Kundschaft ausschickt, und jeder chinesische Unterthan hat augenblicklichen Zugang zu ihm und der Censor muß seine Klage annehmen. Er kann gerichtliche Untersuchungen hervorrufen, die Entscheidungen der Beamten suspendiren, sie vor Gericht ziehen oder verlangen, daß sie vor Kommissionen gezogen werden. Niemand ist daher sicher vor ihren Angriffen, und der Kaiser selbst muß sich ihren Tadel gefallen lassen und sich auf ihre Angriffe vertheidigen. Auf der andern Seite ist es ihre Pflicht, die Unschuldigen zu vertheidigen und Beamte, deren Verdienst von ihren Oberen unbemerkt geblieben ist, zu empfehlen. Den Provinzialbeamten Milde zur Pflicht zu machen, ist eine ihrer Hauptpflichten. Zu dem Zwecke durchreisen sie die Provinzen, untersuchen die Prozesse und suchen die Angeklagten zu entschuldigen. Sie sollen die Gefängnisse besuchen, darauf sehen, daß die Gefangenen menschlich behandelt werden, und auf die Entlassung der Unschuldigen dringen. Das Kollegium der Censoren zu Peking revidirt die Prozesse der zum Tode Verurtheilten in Verbindung mit dem Kollegium der Strafen und dem obersten Gerichtshofe. Hierauf prüfen sie alle die Beschlüsse noch einmal, und die Präsidenten sind gegenwärtig, wenn der Kaiser die Namen Derer, welche wirklich hingerichtet werden sollen, bezeichnet, um Mißgriffe zu verhindern und die Todesstrafen so viel als möglich zu vermindern. Sie präsidiren ferner bei den Austheilungen von Nahrung und Kleidung an die Armen, damit kein Unterschleif vorgehe, und bei dem großen Examen ist immer einer von ihnen gegenwärtig, um zu sehen, daß die literarischen Grade den Würdigsten ertheilt werden. Sie untersuchen die Rechnungen der Finanzbeamten, sind gegenwärtig, wenn die Reisschiffe ankommen, und sollen über jede Verschwendung der Staatsgelder Klage führen. Auch

bei den Hofceremonien sind sie zugegen, um sich zu versichern, daß die Etikette und der Anstand nicht verletzt werden. Ferner sollen sie über die Reinheit der Staatsreligion wachen und die Einführung von Ketzereien verhindern, die Moralität des Volks durch Lehre und Beispiel heben rc.

Dieselben Anfänge, welche die Sittencensur im römischen Alterthume nahm, nahm auch die im Mittelalter des christlichen Abendlandes: sie war eine priesterliche Beaufsichtigung des Lebenswandels in der Gemeinde. Geistliche und bischöfliche Gerichte bestraften schon in der ersten Periode der fränkischen Monarchie bis zum 8. Jahrhundert alle Vergehen gegen die christliche Religion und Moral und gegen die Kirchendisciplin mit den Bußen und Strafen, wie sie die Libri poenitentiales festgesetzt hatten; nur in sehr schweren Fällen streckten sie ihre strafende Hand auch nach Interdikt und Exkommunikation aus. In der zweiten Periode gingen aus diesen bischöflichen Sittengerichten die sogenannten Send- oder Synodalgerichte hervor. Wenn nämlich die Bischöfe, zum Behufe der Kirchenvisitationen, ihre jährliche Reise durch ihre Diöcese machten, so vernahmen sie in jedem Hauptparochialsprengel einige besonders dazu beeidigte glaubwürdige Männer über die ihnen offenkundig gewordenen Vergehen der Gemeinden u. zogen sie zur Bestrafung, wozu die weltliche Gerichtsbarkeit bald willig ihren Arm bot. Nach der Reformation errichteten auch die Protestanten kirchliche Sittengerichte in Gemeinden und Kirchspielen, Presbyterialgerichte, Kirchenkonvente rc., die, wie viele katholische, sich bis zur französischen Revolution in hinschwindendem Zustande erhalten haben. Aber auch Sittengerichte weltlicher Natur lassen sich seit dem Mittelalter bis auf die neueste Zeit noch erkennen: so hatten die Zünfte und Ritterorden ihre Sitten- und Ehrengerichte, die in verschiedenen Formen bis in unsere Tage fortlebten, besonders bei Studenten und Offizieren festen Halt gewannen und sich durch Duelle, Verrufs- (die alte ignominia) und Unsatisfaktionsfähigkeitserklärungen äußerten. In Frankreich bildeten sich unter Advokaten und Notaren neue Sitten- und Disciplinargerichte, doch nur in Bezug auf ehrenhafte Dienstverwaltung.

Die schlimmste Abart der ehrwürdigen altrömischen C. war aber dasjenige Institut der Neuzeit, welches wir vorzugsweise unter dem Namen C. begreifen, die Büchercensur, eine Einrichtung, wonach Alles, was unter die Presse kommen sollte, vorher einem vom Staat autorisirten Censor vorgelegt ward, welcher über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit desselben entschied. Nachdem schon 1479 vom päpstlichen Stuhle die Buchdruckerei beschränkende Anordnungen erlassen worden und von Alexander VI. 1496 neue geschärfte Bestimmungen gegen das Lesen und die Verbreitung ketzerischer Schriften ergangen waren, wurde diese C. durch eine Bulle Leo's X. vom 4. Mai 1515 förmlich eingeführt, und die weltliche Gewalt säumte nicht, dem von der geistlichen gegebenen Beispiele bereitwillig zu folgen. In Deutschland läuft von 1524 an durch die Reichsabschiede des Jahrhunderts eine Reihe von Geboten und Mahnungen zu strengerer Aufsicht über die Druckereien und ihre Erzeugnisse, und mochte es auch nicht sogleich gelingen, das junge Leben auf diesem Wege zu ertödten, wie die öftere Wiederholung jener Maßregeln beweist, so war doch die gesetzliche Autorität zur Vernichtung der Publicität vorhanden, und wenn sie sich hier und da noch regen durfte, so war dies nichts als eine vereinzelte u. zufällige Vergünstigung von Seiten solcher Reichsstände, die in den geistigen Kämpfen des Reformationszeitalters Partei ergriffen und die Sache der Geistesfreiheit zu verfechten Ursache hatten. Noch vor dem Ausgange des 16. Jahrhunderts, ehe noch fortlaufende Jahrgänge von Zeitungen im Druck erschienen, war die Beaufsichtigung der Presse bereits in ein geregeltes System gebracht, und der Reichsabschied von 1570 und die Polizeiordnung von 1577 enthalten die Grundzüge zu der ganzen späteren Preßgesetzgebung Deutschlands. Es wurde darin verordnet, „daß hinführo im ganzen römischen Reich Buchdruckereien an keine andere Oerter, dann in denen Städten, da Kurfürsten und Fürsten ihre gewöhnliche Hofhaltung hätten, oder da universitates studiorum gehalten, oder in ansehnlichen Reichsstädten verstattet, aber sonsten alle Winkeldruckereien stracks abgeschaffet werden sollen". Während des 30jährigen Kriegs wurden schriftliche Angriffe u. Argumente übersehen; die bisher streng verpönten Schmähschriften fanden, weil man sie für unwirksam hielt, wenig oder keine Berücksichtigung und ihre Beaufsichtigung unterblieb als eine überflüssige. Im westphälischen Frieden jedoch wurden von Neuem Vorkehrungen getroffen gegen den Mißbrauch der Presse, und damals in sofern mit Recht, als es zur Erhaltung des Friedens nothwendig war, die kirchlichen Streitigkeiten, die besonders das Feuer geschürt hatten, zu ermäßigen und die exaltirten Parteien zu zügeln. Bei allen diesen die Presse betreffenden Maßregeln hatte man zunächst im Auge, den Schwall von aufregenden Flugschriften, mit welchen die Parteien gegen einander polemisirten, zu mäßigen. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts scheinen auch Zeitungen an jenen Meinungskämpfen Theil genommen zu haben, da man um diese Zeit den ersten Verboten derselben begegnet. So wurde 1656 die Zeitung des Buchdruckers Friedrich Weiß zu Frankfurt wegen anstößiger Stellen verboten, und bald kamen die Unterdrückungsmaßregeln gegen unbeliebte Zeitschriften in Deutschland allgemein in Aufnahme. Nur die kirchliche Polemik konnte sich auf freierem Boden bewegen, da die verschiedenen Konfessionen der gleichberechtigten Reichsstände und ihre oft einander entgegengesetzten Interessen ein streng durchgeführtes Prohibitivsystem nicht zuließen und ein Gegengewicht gegen die bei den Gewalthabern sonst allgemein herrschende Unterdrückungslust abgaben. Desto mehr aber unterlag die Meinungsäußerung in Bezug auf politische Dinge, die man jetzt ganz besonders zu fürchten anfing, einer strengen Beaufsichtigung und Kontrole, da hier keine Meinungsverschiedenheit der Gewalthaber mildernd dazwischenzutreten pflegte. Dennoch wußten sich die politischen Ideen mittelst der Presse hin und wieder

Luft zu machen und sogar bald in den Zeitungen den vordersten Rang zu gewinnen, weshalb bald geschärfte Verordnungen im Reiche erlassen wurden. In dem kaiserlichen Patent von 1715 gegen die „Schmähschriften" ist neben den konfessionellen Dingen schon ausdrücklich von „verbotenen Staatssachen" und sehr schädlichen, des heiligen römischen Reichs Gesetze und Ordnungen „anzapfenden, verkehrten, neuerlichen" Lehren und Büchern die Rede. Der Zeitungen ist darin zwar nicht namentlich Erwähnung geschehen, doch wurden sie in um so strengerer Aufsicht und Zucht gehalten, da das Bedürfniß der Versendung mittelst der Posten und die Unmöglichkeit, sie ohne Angabe des Druckortes und Verlegers unter das Publikum zu bringen, wie mit andern Schriften häufig geschah, sie ganz in die Hände der Staatsgewalt auf Gnade und Ungnade überlieferte. Verbote waren unter solchen beschränkenden Verhältnissen überflüssig; dessen ungeachtet nahm man auch noch zu ihnen Zuflucht. Die nothwendige Folge dieses Verfahrens war der gänzliche Verfall der Publicität und des Zeitungswesens in Deutschland. Das gebildetere Publikum sah sich gezwungen, nach ausländischen Blättern zu greifen; die Schriftsteller selbst schrieben, meist um der gelinderen C. willen, in fremden Sprachen. Ausnahmen bestätigen nur die Regel, und wenn auch einzelne Fürsten und Regierungen die freie Presse begünstigten, war sie doch keineswegs durch Gesetz und Verfassung garantirt. Sehr charakteristisch ist eine von Friedrich II. von Preußen am 5. Juli 1740 erlassene Censurvorschrift: „Kund und zu wissen, daß Gazetten, wann sie interessant seyn sollen, nicht genirt werden dürfen, daß dies wegen der Artikel über Berlin indistincte zu beobachten sey, wegen auswärtigen Puissanzen aber cum grano salis und guter Behutsamkeit." Diesem Beispiele folgte Joseph II., der, wenn er auch nicht vollständige Preßfreiheit in Oesterreich einführte, doch die bestehenden strengen Censurvorschriften durch ein Edikt vom 11. Juni 1781 seinen liberalen Grundsätzen gemäß milderte. Leider erlosch das Licht, welches die Regierungen dieser Fürsten über das Dunkel des vorigen Jahrhunderts verbreiteten, nur zu bald wieder, ohne daß seine Strahlen eine rege und lebendige Theilnahme am gemeinen Wohl und Wehe geweckt hätten. Erst als es galt, das drückende Joch des französischen Gewaltherrschers abzuschütteln, ließ man der Presse freien Spielraum, und sie wuchs in Kurzem so lebenskräftig empor, daß sie eine europäische Macht wurde und der rheinische Merkur „der fünfte Alliirte" hieß. Aber etwa fünf Jahre später war fast schon keine Spur mehr von jenem regen öffentlichen Leben übrig. Die Druckfreiheit, welche während des Freiheitskriegs aufgetaucht war, erhielt sich nur in wenigen Gegenden Deutschlands über den Frieden hinaus. Zwar lauten die 1814 begonnenen Verhandlungen über die deutsche Bundesverfassung noch ganz günstig für die Presse, denn in dem vom Fürsten Hardenberg am 13. Sept. 1814 dem Fürsten Metternich vorgelegten „Entwurf der Grundlage der deutschen Bundesverfassung" wird unter den jedem Bundesunterthan durch die Bundesakte zugesicherten deutschen Bürgerrechten auch die „Preßfreiheit nach zu bestimmenden Modifikationen" aufgeführt, und in dem umständlicheren, von Preußen im Febr. 1815 vorgelegten „Entwurf einer Verfassung des zu errichtenden deutschen Staatenbundes" ward als eines der Rechte, deren jeder Deutsche genießen müsse, die Preßfreiheit genannt, sowie in dem „Entwurf zu der Grundlage der Verfassung des deutschen Staatenbundes" vom 23. Mai 1815 verheißen wurde: „die Bundesversammlung werde sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung zweckmäßiger Gesetze über die Preßfreiheit beschäftigen", was auch die deutsche Bundesakte im Artikel 18 verkündete; aber schon am 19. Januar 1816 wurde der fünfte Alliirte, der sein erstes Blatt am 23. Januar 1814 ausgegeben hatte, durch einen Kabinetsbefehl „unterdrückt", und drei Jahre später war das neue Censursystem vollendet und die deutsche Presse durch die bekannten karlsbader Beschlüsse wieder von den engsten Banden umstrickt. Seit diesen „einstweiligen Maßregeln", welche die Verwirklichung der von den verbündeten Fürsten und freien Städten allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten zugesicherten Preßfreiheit hinderten, trat der Bundestag immer feindlicher gegen die Presse auf und schritt zu immer größerer Beschränkung derselben fort. Noch energischere Maßregeln ergingen nach 1830 von Seiten des Bundestags, besonders am 2. März 1832, wo die „Deutsche Tribüne", „Der Westbote" und „Die neuen Zeitschwingen", „weil diese Zeitblätter die Würde und Sicherheit des Bundes und einzelner Bundesstaaten verletzten und den Frieden und die Ruhe in Deutschland gefährdeten, die Bande des Vertrauens und der Anhänglichkeit zwischen Fürsten und Volk aufzulösen sich bestrebten, die Autorität der Regierungen zu vernichten trachteten, die Unverletzlichkeit der Fürsten angriffen, zum Aufruhr reizten und eine politische Umgestaltung Deutschlands und Anarchie herbeizuführen suchten", auf Grund des provisorischen Gesetzes vom 20. Sept. 1819 „unterdrückt und in allen deutschen Bundesstaaten verboten" und ihren Herausgebern, Wirth, Siebenpfeiffer und Stein, auf 5 Jahre die Theilnahme an der Redaktion ähnlicher Zeitschriften untersagt wurde. Dieses Verbot, welchem die Gesandten von Baden und Bayern, nähere Instruktionen von Seiten ihrer Kabinette erwartend, nicht sogleich ihre Zustimmung gaben, führte in den Ständeversammlungen jener Staaten Erörterungen herbei, indem man behauptete, die Preßgesetze des Bundestags von 1819 seyen dort nur in so weit in Kraft, als sie mit den Staatsverfassungen im Einklange ständen. Gleichwohl erfolgten von Seiten der Bundesversammlung neue strenge Maßnahmen. Am 19. Juli 1832 wurden die in Baden erscheinenden Blätter „Der Freisinnige" und „Der Wächter am Rhein" durch einen Bundesbeschluß unterdrückt und in allen deutschen Staaten verboten. Ein gleiches Dekret erging am 16. August d. J. gegen die von Rotteck herausgegebenen „Allgemeinen politischen Annalen", wegen „ihres der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufenden

und die Würde des Bundes verletzenden Inhalts"; auf gleiche Weise wurde am 6. Sept. d. J. gegen die stuttgarter „Deutsche allgemeine Zeitung" verfahren, sowie gegen den hildburghäuser „Volksfreund". Den Redakteuren aller dieser Blätter wurde auf 5 Jahre die Berechtigung zur Herausgabe ähnlicher Zeitschriften entzogen. Schon vorher waren jene vielbesprochenen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli erschienen, welche die Presse noch mehr einschränkten und von allen deutschen Regierungen ihren Unterthanen publicirt wurden; nur die Regierungen von Bayern, Königreich Sachsen, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Sachsen-Meiningen fügten verwahrende Klauseln hinzu, in Bezug auf welche die Bundesversammlung am 8. Nov. d. J. bemerkte: „daß, wie sich von selbst verstehe, durch die von einigen Regierungen der Bekanntmachung jener Beschlüsse beigefügten „erläuternden Beisätze", der allgemeinen Verbindlichkeit des Bundesbeschlusses vom 28. Juni für sämmtliche Bundesstaaten in keiner Beziehung irgend ein Eintrag habe geschehen können, sowie solches ohnehin auch nicht in der Absicht der einzelnen Regierungen gelegen habe." Ein Kollektivbeschluß vom 10. Dec. 1835 schleuderte einen Bannstrahl gegen das sogenannte „junge Deutschland" oder „die junge Literatur", zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gezählt wurden, indem er sämmtliche deutsche Regierungen verpflichtete, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker u. Verbreiter der Schriften dieser literarischen Schule die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sey es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern ꝛc. Diesen und andern der Presse feindlichen Maßregeln gegenüber regte sich der Geist der Opposition in den Einzelstaaten, namentlich war es Baden, wo die Volksvertretung muthig gegen das Institut der C. in die Schranken trat. Aehnlich geschah es in den Kammern der übrigen konstitutionellen Staaten Deutschlands überall mit demselben Erfolg, das heißt keinem, bis der Märzsturm von 1848 mit einem Male das ganze Institut der Büchercensur über den Haufen warf. Schon am 3. März 1848 beschloß die Bundesversammlung, daß jedem deutschen Staate freizustellen sey, die C. aufzuheben u. Preßfreiheit einzuführen, daß dies jedoch nur unter Garantien geschehen dürfe, welche die andern Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen Mißbrauch der Presse möglichst schützten, und in der Sitzung vom 2. April wurden darauf auch die Bundesbeschlüsse von 1832 und die Beschlüsse der wiener Ministerialkonferenz von 1834 für aufgehoben erklärt. Alle deutschen Staaten, zuerst Würtemberg und Baden am 1. März, Frankfurt am 4. März, Großherzogthum Hessen und Hessen-Homburg am 6. März, Sachsen-Gotha am 7. März, Preußen, Großherzogthum Weimar und Lübeck am 8. März, Königreich Sachsen, Bremen und Hamburg am 9. März, Holstein und Lauenburg am 10. März, Kurhessen am 11. März, Anhalt-Dessau am 12. März ꝛc., selbst Oesterreich verkündeten darauf die Preßfreiheit meist mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß die C. nicht wieder eingeführt werden dürfe. In den neuen Verfassungsurkunden wurde das Recht der Preßfreiheit durch besondere Artikel gewährleistet. Die Versuche einzelner Staaten, mindestens für die periodische Presse einige Einschränkungen beizubehalten, wurden meist bald darauf beseitigt. Die „Grundrechte des deutschen Volks" (Art. IV der frankfurter Reichsverfassung) bestimmten ausdrücklich die vollkommene Freiheit der Presse und verhießen ein vom Reich zu verfassendes Preßgesetz. Indessen glaubte man bald das Ungenügende aller dieser Bestimmungen über die Preßverhältnisse zu erkennen. Die alten Strafgesetze, welche sämmtlich von der Voraussetzung bestehender C. ausgingen und auf welche allein die im Drange der Zeit entstandenen neuen Preßverordnungen hinwiesen, reichten allerdings in dieser Beziehung in keiner Weise aus. Die Frage über die Verantwortlichkeit und wer dieselbe bei Druckschriften zu übernehmen habe, bedurfte genauerer Regelung. Besonders anstößig erschien, namentlich in größeren Städten, die Plakatenliteratur, die z. B. in Wien und Berlin durch Anheften von Anschlagszetteln und Aufrufen die Straßenbevölkerung in fortwährender Aufregung erhielt und durch die Sitte, auf den Straßen Zeitungen und politische Schriften auszurufen, zu vertheilen und zu verkaufen, unterstützt wurde. Diesen wirklichen und eingebildeten Uebelständen wurde zeitweise durch Verhängung des Belagerungszustandes, mit welchem selbst das ganze Recht der Preßfreiheit suspendirt zu werden pflegte, abgeholfen. Seit 1849 finden sich aber fast überall neue Preßgesetze, die die 1848 erlassenen provisorischen erläuterten, ergänzten, zum Theil aber auch in umfassenderer Weise die Repressivmaßregeln gegen die Uebergriffe der Presse festsetzten, zum Theil auch die neugewonnene Preßfreiheit fast illusorisch machten.

Was die außerdeutschen Staaten betrifft, so begegnet uns das Institut der C., abgesehen von der C. für kirchliche Schriften in einigen katholischen Ländern des Südens, förmlich nur noch in Rußland. In **Italien**, dem Geburtslande der C., wurde dieselbe von Anfang an nach hierarchischen Grundsätzen gehandhabt. Die oben erwähnte Bulle Leo's X. vom 4. Mai 1515 legte den Bischöfen und Inquisitoren die Pflicht auf, alle Schriften vor dem Drucke durchzusehen und ketzerische Meinungen nicht zu dulden. Das tridentinische Koncil verbot den Druck antikatholischer Schriften ausdrücklich. Der in jener Zeit begonnene Index librorum prohibitorum kam 1563 in die Hände der Päpste. Diese suchten, um dem reformatorischen Geiste einen Damm entgegenzusetzen, auch die weltlichen Regierungen zu gleich strengen Maßregeln zu veranlassen. So erklärte 1522 der Legat Chieregati auf dem Reichstage zu Nürnberg, daß man alles ohne Erlaubniß Gedruckte wegnehmen und verbrennen, Drucker und Verleger aber zur Strafe ziehen solle. Erst die französische Revolution brachte dem klassischen Lande mit republikanischen Verfassungen auch

Preßfreiheit. Die cisalpinische Republik erhielt sie durch die Verfassung vom 30. Juni 1797, die römische Republik durch die Verfassung vom 20. März 1798, die ligurische durch die Verfassung vom 2. December 1797 u. die parthenopeische durch die Verfassung vom 25. Januar 1799, Sicilien durch die Verfassung von 1812. Aber die neuen Republiken waren nur flüchtig vorüberziehende Erscheinungen, und die auf Napoleons Machtwort sie verdrängenden Königreiche vertrugen, wie die ganze napoleonische Verwaltung, den Prüfstein öffentlicher Kritik zu wenig, als daß die Preßfreiheit in ihnen hätte fortbestehen können. Auch mit der Katastrophe von 1814 und 1815 trat keine günstigere Wendung der Dinge ein, bis abermals von Frankreich aus die Preßfreiheit mit der Revolution nach Italien übergetragen wurde und sämmtliche sardinische Staaten, selbst Neapel und der Kirchenstaat die C. aufhoben. Auch in **Spanien** war die C. in den Händen der Geistlichkeit, die eine freiere Besprechung theologischer oder philosophischer Gegenstände nicht aufkommen ließ. Mit nicht geringerer Strenge überwachte man auch alle politischen Erörterungen. Erst durch die französische Okkupation und durch den Volksaufstand gegen dieselbe wurde die C. faktisch gemildert und durch die Konstitution vom 20. März 1812, welche Preßfreiheit verhieß, gesetzlich abgeschafft. Aber der ohnmächtige Ferdinand VII. beseitigte jene Konstitution durch die Erklärung vom 4. Mai 1814 und beschränkte die Presse von Neuem durch strenge C. Nachdem er in der Verfassung vom 9. März 1820 seinem Volke wieder Preßfreiheit verheißen hatte, scheute er sich nicht, zum zweiten Male wortbrüchig zu werden und durch das Dekret vom 19. April 1825 „der Erhaltung der unbeschränkten königlichen Gewalt wegen" von Neuem eine strenge C. anzuordnen. Nach Ferdinands Tode und nachdem die Preßangelegenheiten im Estatuto Real mit Stillschweigen übergangen worden waren, verhieß die Verfassung von 1838 wieder Preßfreiheit; doch ist Spanien bis jetzt noch zu sehr der Kampfplatz der Parteien und Faktionen, als daß diese auf die Dauer gesichert angesehen werden könnte. **Portugal** theilte in Bezug auf die Preßangelegenheiten das Schicksal Spaniens: früher strenge Handhabung der C. nach hierarchischen Grundsätzen, dann Linderung während des Unabhängigkeitskriegs; dann Preßfreiheit gesetzlich versprochen durch die Verfassung vom 23. September 1822, bestätigt durch die Konstitution Dom Pedro's vom 19. April 1826, aufgehoben durch Dom Miguel, nach dessen Vertreibung von Neuem geltend gemacht. In **Frankreich** stand seit 1275 die Aufsicht über das Bücherwesen der Universität zu Paris zu. Die Erfindung der Buchdruckerkunst machte hier keine Aenderung, doch vergaß die Korporation, deren Aufgabe die Pflege und Weiterförderung der Wissenschaft ist, ihre eigne Würde so sehr, daß sie 1533 den Vorschlag machte, das Drucken der Bücher möge ganz verboten werden. Guillaume Budé war es besonders, welcher die Verwirklichung dieses Antrags hintertrieb. Zu derselben Zeit aber erneuerte Karl IX. die Ordonnanz Franz' I. von 1539, wodurch die Vervielfältigung einer Schrift durch den Druck ohne vorhergegangene C. bei Todesstrafe verboten worden war (1565). Seit Heinrichs III. Zeiten hatte die Sorbonne nur noch die C. der theologischen Schriften zu besorgen; die der politischen Werke erhielten die Maîtres des requêtes. Unter Richelieu's Verwaltung wurde die Strenge der Censurgesetze noch gesteigert. Im J. 1629 verordnete dieser allmächtige Minister, daß die C. als ein ordentliches Institut des Staats angesehen und Umgehen derselben mit dem Strang bestraft werden solle. Besonders in Sachen der Politik wurde die C. mit außerordentlicher Schärfe geübt, während die Verbreitung unsittlicher und irreligiöser Schriften nur geringen oder keinen Schwierigkeiten unterlag. Erst die Revolution führte eine Wendung zum Besseren herbei. Schon die Versammlung der Notabeln 1788 stellte neben der Bitte um Abschaffung der Lettres de cachet den Antrag auf Einführung der Preßfreiheit, und Ludwig XVI. genehmigte diesen Antrag durch die Deklaration vom 23. Juni 1789, wodurch dieselbe in der Sitzung der Nationalversammlung vom 26. August 1789 zum Gesetz erhoben wurde. In Uebereinstimmung mit diesem Beschlusse findet sich in den Konstitutionen von 1791, 1793 und 1795 die Zusicherung, daß einem Jeden erlaubt seyn solle, zu reden, zu schreiben, zu drucken, was er wolle und vor seinem Gewissen verantworten möge. Napoleon war der entschiedene Gegner der freien Presse, weshalb die unter seinem Einfluß verfaßte Konstitution von 1799 der Preßfreiheit gar nicht erwähnt. Durch einen Konsularbeschluß von 1800 wurde indeß faktisch die Preßfreiheit aufgehoben, indem derselbe dem ersten Konsul die Befugniß einräumte, Journale, welche der Verfassung und Volkssouveränetät feindliche Artikel liefern würden, nach eigenem Gutbefinden zu unterdrücken. Durch einen Beschluß vom 26. Sept. 1803 wurde ferner und zwar „zur Aufrechthaltung der Preßfreiheit", wie man verkündigte, verordnet, daß kein Buchhändler ein Buch ausgeben solle, ohne es vorher einer Revisionskommission zur Genehmigung vorgelegt zu haben. Noch weit mehr wurde die Presse durch das bekannte Dekret über die Direktion der Buchdruckerei und des Buchhandels vom 5. Februar 1810 beschränkt; denn durch dasselbe wurde die C. auch wieder auf umfassendere wissenschaftliche Werke ausgedehnt, und so hatte Frankreich schon nach zwei Decennien, seitdem es sich in blutigen Kämpfen die bürgerliche Freiheit errungen, die letzten Reste derselben an den glücklichen Sohn und Besieger der Revolution verloren. Ludwig XVIII. brachte Frankreich im 8. Artikel der Charte constitutionelle, obwohl unter dem Vorbehalte Mißbrauch verhütender Gesetze, das Geschenk der Preßfreiheit entgegen, und seitdem hat dieselbe dem Lande immer nur auf kurze Zeit und nie ohne ernste Gefahr für die Ruhe des Staats wieder entrissen werden können. Selbst Napoleon schien dies bei seiner Rückkehr von Elba anerkennen zu wollen, indem er im §. 64 der Zusatzartikel zu der Verfassung vom 22. April 1815 die Preßfreiheit unter der Beschränkung herstellte,

daß allem durch den Druck Veröffentlichten der Name des Urhebers beigefügt werden solle. Die Regierung der beiden letzten Bourbonen war bekanntlich ein fortdauernder Kampf zwischen dem alten absolutistischen Wesen, zu dem sich der Hof stets hinneigte, und der konstitutionellen Freiheit, und je nachdem das eine oder das andere Princip die Oberhand bekam, wurde die Presse beschränkt oder befreit. Die erste Suspension der Preßfreiheit erfolgte sofort nach der Rückkehr des Königs von Gent 1815; erst auf einen Antrag de Serre's und durch ein darauf proklamirtes Gesetz vom 31. Mai 1820 wurde die C. aufgehoben, aber nur, um schon 1821 durch eine Ordonnanz vom 26. Juli, und zwar unter höchst drückenden Formen, von Neuem eingeführt zu werden. Nochmals durch die Gesetze vom 15. und 17. Mai 1822 aufgehoben, blieb sie gleichwohl für die Tageslitteratur in Geltung, die überdies unter der ungemessenen Härte der auf Preßvergehen gesetzten Strafen und der Höhe der von den Redakteurs zu leistenden Kautionen erliegen mußte. Die Freisprechung eines wegen Preßvergehen angeklagten Journals gab zu der völligen Wiedereinführung der C. eine willkommene Veranlassung (15. August 1824). Karl X. glaubte bei seiner Thronbesteigung die Sympathie des Landes sich erwecken zu müssen und hob das verhaßte Institut wieder auf. Aber schon am 24. Juni 1827 stellte die eine Reaktion einleitende Regierung dasselbe wieder her, und ein unter Martignacs Ministerium 1828 erlassenes Gesetz verkündete eine baldige Handhabung der C. im Geiste des ancien regime. Die Julirevolution war die unmittelbare Folge der berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, und in die neue Charte vom 7. August 1830 wurde ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen, daß die C. niemals wieder eingeführt werden könne. Seit dieser Zeit besteht in Frankreich die Preßfreiheit als ein auf ewige Zeiten garantirtes Recht des Volks, das jedoch die Regierung des neuen Kaiserreichs durch strenge Regressivgesetze ziemlich illusorisch zu machen gewußt hat. **Holland** und **Belgien** erbten die Preßfreiheit von der batavischen Republik, welche in der Verfassung vom 23. April 1798 dieselbe auf den breitesten Grundlagen sanktionirte. Die Verfassung vom 16. Oktober 1801 überging die Preßfreiheit mit Stillschweigen, und in der vom 15. März 1805 und vom 7. August 1806 ist auch nicht andeutungsweise von freier Presse die Rede. Erst im Art. 227 des Grundgesetzes für das vereinigte Königreich der Niederlande vom 24. August 1815 erscheint sie wieder und ist in noch weiterem Umfange, als in Holland, in die belgische Verfassung vom 25. Februar 1831 aufgenommen worden. In **Großbritannien** wurde die C. früher von der Camera stellata besorgt; nach der Aufhebung derselben unter dem langen Parlament 1641 verwaltete sie das Parlament. Ein besonderes Censurgesetz wurde 1662 erlassen, 1672 erneuert und 1692 nochmals bestätigt. Aber 1694 wurde die Preßfreiheit für Druckschriften jeder Art gesetzlich verwirklicht und seitdem hat sie ununterbrochen gegolten. In den britischen Kolonien ist die Preßfreiheit, wenigstens für die Journale, einigermaßen beschränkt; doch bringen auch sie, besonders die ostindischen, in der neuern Zeit auf völlige Gleichstellung in Recht und Gesetz mit dem Mutterlande. In **Schweden** bestand früher die C. in ähnlicher Weise, wie in Deutschland. Ein Edikt von 1766, welches der König Adolf Friedrich ungeachtet der ihn fesselnden aristokratischen Umgebung erließ, hob die C. gesetzlich auf. Gustav III., obgleich selbst ein Freund der Preßfreiheit, sah sich nach der Unterdrückung der aristokratischen Opposition gezwungen, strenge Censurmaßregeln wieder einzuführen, um einer Reaktion vorzubeugen. Auch sein Sohn Gustav IV. zeigte sich der Preßfreiheit gewogen, und im Anfang seiner Regierung waren auch bloß theologische Schriften der C. unterworfen; bald aber sah er sich veranlaßt, auch in Bezug auf Schriften anderen Inhalts strengere Verordnungen in Vollzug zu setzen, und 1802 wurde die C. für alle Schriften eingeführt und von der Hofkanzlei streng gehandhabt. Karl XIII. hob nach seiner Thronbesteigung durch eine Verordnung vom 12. April 1809 provisorisch die C. wieder auf, und diese Bestimmung wurde durch das neue Grundgesetz vom 6. Juni 1809 bestätigt. Seitdem besteht in Schweden keine C. mehr. Auch in **Norwegen** ist durch die Konstitution vom 4. Nov. 1814 die Preßfreiheit grundgesetzlich eingeführt. **Dänemark** folgte dem Beispiele Schwedens. Unter dem Ministerium Struensee verordnete ein königliches Reskript vom 14. Sept. 1770 vollkommene Preßfreiheit; durch einen neuen Erlaß vom 7. Okt. 1771 aber trat in sofern eine Beschränkung ein, als dadurch Verantwortlichkeit der Schriftsteller und bedingungsweise auch der Verleger und Drucker angeordnet wurde. Weitere Beschränkungen folgten durch Reskripte vom 20. Okt. 1773 und besonders von 1792. Doch ward eigentliche C. nicht wieder eingeführt. In den slavischen Staaten hat Rußlands Einfluß zu verderblich gewirkt, als daß dort je eine Spur von Preßfreiheit hätte aufkommen können, denn fast eben so schwer, wie einst auf Italien und Spanien die geistliche Inquisition, lastet die politische auf **Rußland** u. den abhängigen slavischen Fürstenthümern. Kaum aus dem Zustande asiatischer Barbarei durch deutsche Bildungselemente emporgezogen, hat die russische Regierung in Folge der Gegenrevolution von 1825 ein entschieden reaktionäres Verfahren angenommen, indem sie eifrig bemüht ist, alles Germanische zu unterdrücken oder auszuscheiden. Die ersten Schritte auf dieser traurigen Bahn geschahen noch vor Alexanders Tode, indem die dem Königreiche Polen durch die Verfassung vom 27. Nov. 1815 verliehene Preßfreiheit demselben durch das Dekret vom 29. Nov. 1819 wieder entzogen wurde, wie seitdem auch die im Freistaate Krakau gesetzlich bestehende Preßfreiheit durch einen Beschluß der angrenzenden Schutzmächte wieder unterdrückt worden ist. Die strengsten Censurverordnungen ergingen jedoch erst unter Nikolaus, als 1825 wirkliche Verschwörungen explodirten und nach der polnischen Revolution 1830. Bei im Inlande zu druckenden Schriften muß jeder Bogen des Manuskripts von der Censurbehörde den Stempel mit dem kaiserlichen

Wappen erhalten. Nichts erlangt das Imprimatur, was nur im mindesten gegen den Kaiser und dessen Regierung ist. Aus dem Auslande kommende Schriften bedürfen stets einer Eingangserlaubniß der Obercensurbehörde. Fremde Zeitungen werden, wenn sie nicht ausdrücklich verboten sind, zugelassen; jedoch werden alle nur irgend wie anstößigen Artikel in ihnen von der Censurbehörde mit einer schwarzen Masse überstrichen, so daß sie nicht zu lesen sind. In der **Schweiz** haben die Bestimmungen über die Preßfreiheit beinahe eben so oft gewechselt, als die Verfassungen. Vor der französischen Revolution ist wohl bei den einfachen Verhältnissen, die damals obwalteten, das Recht der freien Presse niemals in Frage gekommen, und sie bestand in den Kantonen, wo die C. nicht von den kirchlichen Umständen verlangt wurde. In der Verfassung vom 24. Okt. 1801 fehlte, wie in allen, welche Napoleon diktirte, die Garantie der freien Presse, ebenso in denen vom 27. Febr. und 20. Mai 1802, und auch in den nach 1814 errichteten Verfassungen findet sich das Recht der freien Presse nirgends erwähnt; gleichwohl bestand sie faktisch in einigen der neuen Kantone, wo eine engherzige Aristokratie sie nicht untergrub, bis 1817 auf Verlangen des deutschen Bundes auch in der Schweiz die Bande der C. enger gezogen wurden. In Folge der Julirevolution wurden diese Bande gesprengt und in den neuen Verfassungen seit 1830, die theils auf dem Wege ruhiger Reformen, theils unter Sturm und blutigem Zwiste ins Leben traten, wurde die Preßfreiheit gewährleistet. Selbst das junge **Griechenland** erfreut sich der Preßfreiheit. In den **nordamerikanischen Freistaaten** hörte mit der Losreißung von England jede Beschränkung der freien Presse gänzlich auf, ebenso wie in den **süd- und mittelamerikanischen** Freistaaten und in **Brasilien** nach der Trennung vom Mutterstaate. In **China** ist von Bücher- und Bildercensur nicht die Rede; allein der Leu-lee oder das Strafgesetzbuch erklärt in Rücksicht auf Preßvergehen: „Wenn Jemand beschuldigt und überwiesen ist, daß er schlechte und gemeine Bücher herausgegeben hat, welche das Volk verführen und von seinen heiligen Pflichten ablenken sollen, der soll die Strafe Desjenigen theilen, welcher Aufruhrschriften unter dem Volke verbreitet: er soll enthauptet werden."

Censura ecclesiastica (lat.), die geistliche Gewalt, vermöge welcher ein Bischof Vergehungen gegen die Kirche untersuchen und, bis zu erfolgter Buße, bestrafen kann; die Strafe umfaßt Interdikt, Suspension und Exkommunikation. S. **Geistliche Gerichtsbarkeit.**

Census, bei den Römern die ursprünglich alle fünf Jahre durch die Censoren vorgenommene Schätzung der römischen Bürger nach ihrem Vermögen, dann aber auch, da seit der von Servius Tullius begründeten Eintheilung der römischen Bürger in 6 Klassen und dieser in 193 Centurien die Ausübung der Senats-, Ritter- und Volksrechte nach dem abgeschätzten Vermögen bemessen wurde, die Einzeichnung der Bürger in die nach ihren Vermögensverhältnissen und später auch nach dem Ermessen der Sittencensur ihnen zukommende Klasse. In der ersten Zeit wurde der C. auf dem Forum vorgenommen, später aber in die Villa publica (auf dem Campus Martius) verlegt. Auspicien mußten die Rathsamkeit der Abhaltung des C. vorher kund thun, und die Geschichte ist nicht ohne Beispiele, daß die Tribunen durch Herbeiführung böser Auspicien den C. zu hintertreiben suchten und wirklich hinderten. Waren die Auspicien günstig gewesen, so wurden die Bürger zuerst insgesammt durch allgemeinen öffentlichen Zuruf des Praeco in bestimmten Formeln zum C. geladen. Hierauf traten die Bürger tribusweise vor die Censoren, wo man sie einzeln, und zwar zuerst immer solche vorrief, deren Namen ein gutes Omen hatten, z. B. Valerius, Salvius etc. Vor den Censoren mußte nun jeder Bürger seinen vollständigen Namen angeben, dann seine Tribus oder Regio, den Namen seines Vaters, seiner Frau und der Kinder, und endlich sein Alter. Statt des Vaters nannte der freigelassene Bürger seinen Patron. Hierauf erfolgte die Angabe des Vermögens, und dies auf das Gewissenhafteste, da jede Aussage eidlich bekräftigt werden mußte. Censirt wurden nur solche Vermögensstücke, welche ächt römisches Eigenthum (ex jure Quiritium) waren. In der ältesten Zeit scheint Jeder sein Vermögen im Ganzen, ohne das Einzelne zu specificiren, angegeben zu haben; im 2. Jahrhundert der Republik wurde es aber allmählig Sitte, einen Ueberblick der einzelnen Vermögenstheile und des Totalbetrags zu geben. Schulden und Kapitalien scheinen, ohne specielle Aufführung, in die Gesammtsumme mit aufgenommen worden zu seyn. Mit besonderer Strenge wurde die Angabe der Grundstücke, als der Bestandtheile des römischen Staats, beachtet, obgleich ebenfalls nur die quiritarischen, also in Italien gelegenen und in eine Tribus eingeschriebenen, censirt wurden. Auch Sklaven mußten als Vermögenstheile angegeben und geschätzt werden. Ein Jeder schätzte sich selbst, mußte sich aber ein höheres Taxiren von Seiten des Censors gefallen lassen. Die persönliche Gegenwart des Abzuschätzenden scheint dabei erforderlich gewesen zu seyn, so daß einzelne Ausnahmen davon als Anomalien betrachtet werden müssen. Wer abwesend war, ohne sich deshalb dem C. entziehen zu wollen, wurde absens durch einen Stellvertreter censirt; wenigstens war dies zu Cicero's Zeit erlaubt. Die Soldaten in den Provinzen wurden von Kommissaren des Censors geschätzt. Die Angaben eines jeden Einzelnen wurden in besonders zu diesem Behufe angeordnete Register (Tabulae censoriae oder Tabulae publicae) eingetragen. Mit der Anlage dieser Register bezweckte man eine genaue Regulirung der Konskription, denn sie enthielten auch Zahl, Alter, Fähigkeit und Wohnung aller waffenfähigen Männer, und des Steuerfußes, weil alle steuerbaren Gegenstände in einer Taxe (formula) zu Geldwerth angeschlagen waren, nach welchem die von dem Einzelnen jährlich zu entrichtende Summe bestimmt wurde. Bis zu den licinischen Gesetzen war diese Steuer die einzige bedeutende Einnahme der Republik und noch lange nachher die sicherste Hülfsquelle derselben,

und deshalb galt es für jedes Bürgers heiligste Pflicht, sich mit seinem steuerbaren Vermögen verzeichnen zu lassen, und selbst der Arme, das Glied der 6. Klasse und 193. Centurie, der weder zu dienen noch zu steuern hatte, konnte sich dieser Pflicht nicht entziehen. Wer sich gleichwohl vom C. ausschloß, wurde sammt seiner Habe verkauft und verlor so Freiheit und Vermögen zugleich. Nach der Aufnahme des Personal- und Vermögensstandes folgte die Eintheilung der Bürgerschaft, sowohl in Senatoren, Ritter 2c., als in Klassen und Centurien, wozu das in dem eben vollendeten C. gefundene Vermögen den Maßstab gab. Man begann mit den Senatoren, worauf die Ritter folgten, denen man zugleich, wie jenen, einen Princeps wählte. War das Verzeichniß der Ritter geordnet, so begann die Klassen- und Centurieneintheilung und es traten auch hier nach allen zu beobachtenden Vermögens- u. moralischen Rücksichten Erhöhungen und Erniedrigungen ein. Abhängige, namentlich Unmündige und Wittwen, wurden, da sie sich nicht selbst censiren konnten, vom Tutor vertreten, die Aerarii, Municipes und Caerites aber in besondere Listen eingetragen; Leute, die sich nicht als censurfähig ausweisen konnten, wies der Censor zurück. Nach der Vollendung des C. wurde die Totalsumme der Bürger veröffentlicht. In den Municipien wurde der C. besonders gehalten, die Listen sandte man nach Rom; später gingen auch viele nach Rom, um censirt zu werden. Auch in den Kolonien waren besondere Censoren, die seit dem zweiten punischen Kriege die Censorrollen nach Rom einzusenden pflegten, wo man sie dem Archiv einverleibte. Die Latini wurden zu Hause censirt, obgleich sie gern deshalb nach Rom gingen; später hörte dieser Unterschied ganz auf. In den meisten Provinzen waren besondere Censoren, theils aus den dortigen Römern gewählt, theils von Rom dorthin geschickt. Die in den Provinzen lebenden Römer (Soldaten) kamen, wie bereits bemerkt, in die römischen Register. In der Kaiserzeit, in welcher der C. ganz in das sachliche Princip übergegangen war und vorzüglich auf dem Boden beruhte, weil statt des bisherigen persönlichen Tributum eine Grundsteuer erhoben wurde, behielt man dasselbe System des Provinzialcensus bei, nur handhabte man es auf viel genauere und umfassendere Weise. Machte sich schon unter den republikanischen Censoren ein zahlreiches stehendes Personale von Unterbeamten (scribae) zur Besorgung der Rechnungsgeschäfte und dergl. nothwendig, die eine Art Bureaux bildeten, so war dies noch mehr unter den Kaisern der Fall. Die Provinzialcensoren derselben hießen Censitores (nur selten wird für sie der Titel Censor, z. B. Censor Galliae, angeführt), doch scheint ihr Amt in der letzten Zeit nicht in besonderer Achtung gestanden zu haben. Die Subalternen derselben, Censuales, hatten die Schreiberei zu besorgen, die Archive zu ordnen 2c. Censuarii hießen die dem C. Unterworfenen oder Steuerpflichtigen, also s. v. a. Censiti. Mit dem C. war stets eine allgemeine öffentliche Musterung verbunden, die jedesmal mit einem feierlich dargebrachten Sühnopfer (Suovetaurilia) zur Entsündigung oder Reinigung (Lustration) des ganzen römischen Volks beschlossen wurde. Die ganze Bürgerschaft erschien daher in voller Rüstung. Das Reinigungsopfer, eigentlich lustrum genannt, wurde dann auf die fünfjährige Dauer des Censoramts übergetragen; doch entspricht die Folge der Censoren keineswegs genau der Zahl der chronologischen lustra, weil bei den unruhigen Zeiten der Republik die Wahl der Censoren bisweilen unterlassen wurde. Vgl. Huschke, Die Verfassung des Königs Servius Tullius, Heidelberg 1838.

Cent (vom lat. centum), d. i. Hundertel, verschiedene kleinere Rechnungs- u. geprägte Münzen. In den Niederlanden ist der C. eine Kupfermünze im Werth von 2 Pfennig preußisch oder ³/₅ Kreuzer rheinisch; 100 Cents = 1 Gulden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bilden gleichfalls der C. und der halbe C. die Kupfermünzen; 100 Cents machen 1 Dollar, daher 1 C. = 5¹/₄ Pfennig preußisch oder 1¹/₂ Kreuzer rheinisch. In gleicher Weise wird in verschiedenen Ländern der (spanische) Piaster in 100 Theile getheilt, welche aber bloßes Rechnungsgeld sind und theils gleichfalls C. heißen, wie auf den jonischen Inseln, theils den Namen Centaro, wie im ehemals spanischen Amerika, führen. Der 100. Theil des italienischen Lire heißt Centesimo, der 100. Theil des Franc in Frankreich, Belgien u. der Schweiz (die kleinste Münze) Centime, = 1 Pfennig preußisch oder ¹/₄ Kreuzer rheinisch.

Cent (aus dem lat. centena), Bezirk, Sprengel, besonders der geographische Umfang einer Gerichtsbehörde, daher Gerichts-, Amtsbezirk; auch die Gerichtsbehörde selbst, welche für einen bestimmten Bezirk angeordnet ist, nach neuerem Sprachgebrauch gewöhnlich gleichbedeutend mit Kriminalgericht, peinlichem Gericht; endlich s. v. a. Gerichtsbarkeit, neuerdings besonders die peinliche. Nach der altgermanischen Verfassung war das Land in Gaue eingetheilt und jeder Gau zerfiel wieder in mehre C.en und diese weiter, jedoch nicht allenthalben, in Decenien. Der Gau (vicus, pagus) erscheint als ein größerer Distrikt, in welchem ursprünglich die waffenfähigen und stammverwandten Männer zur Erhaltung des Friedens und Rechtszustandes desselben im Innern wie nach außen in einer politischen Verbindung standen. C. (im Fränkischen auch Hundreda) ist ein kleinerer Bezirk, der anfänglich 100 freie Familien umfaßt haben mag, daher wahrscheinlich der Name (von centum = 100). Die Decenien, wo sie vorgekommen, mögen einzelne Gemeinheiten von je 10 freien Familien gewesen seyn. An der Spitze der Gauverwaltung stand als unmittelbarer Beamter oder als Stellvertreter des Königs im Gau der Gaugraf (comes). Er bildete die höchste Militärobrigkeit, führte aber auch den Vorsitz im Gericht und war Exekutivbeamter für die Rechtssachen im Gau. Jede C. hatte einen Centgrafen (Centenarius, in Franken auch Hunginus, in Sachsen Advocatus [Vogt], auch Vicarius genannt). Diese Centgrafen waren Unterbeamte des Comes und hatten im Bezirk über geringere Vergehen und Privatrechtssachen das regelmäßige Gericht zu halten, während die schweren Verbrechen und eigentlichen

Kriminalsachen: Mord, Brand, Nothzucht, Raub, Diebstahl ꝛc. wie die wichtigen Civilstreitigkeiten vor den Grafen und dessen Gericht (Grafending) ausschließlich gehörten. Die Funktion des Centenarius bezog sich hauptsächlich, vielleicht ausschließlich, auf die Gerichtsverwaltung, und so wird es erklärlich, wie sich allmählig der Sprachgebrauch bilden konnte, daß der Ausdruck C. einen Gerichtssprengel und auch das Gericht selbst bezeichnet. Diese aus der Gaueintheilung hervorgegangene Gerichtsverfassung erhielt sich, wie die Gauverfassung, selbst während der ganzen karolingischen Zeit. Bald darnach jedoch wurde sie erschüttert, als zunächst die Bischöfe für ihre bischöflichen Sitze und andere ihrer Kirche gehörigen Güter und nach und nach auch weltliche Fürsten ihre Besitzungen durch erlangte Immunität und Exemtion der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen zu entziehen gewußt hatten, und kam endlich mit der Entwickelung und völligen Ausbildung der Landeshoheit im 12. und 13. Jahrhundert in gänzlichen Verfall. An die Stelle der Grafengerichte traten nunmehr die Landgerichte. Die Centgerichte blieben zwar neben den Landgerichten fortbestehen, erlitten aber, außer der Modifikation, daß die Centenarien ihre richterliche Gewalt nunmehr in der Eigenschaft von landesherrlichen Beamten ausübten, mannigfache Beschränkungen. Denn neben diesen ordentlichen Gerichten des Landes entstanden allmählig die Vogteigerichte, welche die Landesherren für ihre Hintersassen auf ihren Kammergütern, die sie von der ordentlichen Gerichtsbarkeit eximirten, errichteten, ferner die Gutsgerichte, welchen man später auch den Namen Vogteigerichte gab, und die Stadtgerichte, indem die Prälaten und die Ritterschaft die Gerichtsbarkeit über die Hintersassen auf ihren Gütern und die Städte über ihre Bürger und Schutzverwandte theils durch landesherrliche Verleihung, theils durch Vertrag mit dem Landesherrn und somit eine Exemtion von den gewöhnlichen Gerichten erwarben. Die diesen Gerichten verliehene Gerichtsbarkeit war regelmäßig keine andere, als die den Centgerichten zustehende, indem die Ausübung der eigentlichen Kriminalgerichtsbarkeit (hohe obere Gerichtsbarkeit, Blutbann, hohe C., Centena sublimis) den landesherrlichen Gerichten verblieb, so daß diesen in soweit auch die Untergebenen der Vogtei- und Gutsgerichte unterworfen waren. Bald jedoch übertrugen die Landesherren diese hohe C. auch vielfach den Centgerichten, und im weitern Verlaufe der Zeit kamen auch sehr häufige Verleihungen derselben an die Vogtei- und Gutsgerichte vor, und so wurde es allmählig üblich, daß man das Wort Centgerichtsbarkeit, abweichend vom alten Sinne, für gleichbedeutend mit Kriminalgerichtsbarkeit nahm und ein zu deren Ausübung berechtigtes Gericht eine C., ein Centgericht nannte. Dieser Sprachgebrauch hat sich bis in die neueste Zeit erhalten; jetzt legt man aber dem Ausdruck Centgericht gewöhnlich auch noch eine engere Bedeutung bei und nennt diejenigen gutsherrlichen Gerichte so, welche den landesherrlichen Kriminalgerichten gegenüber die volle Kriminalgerichtsbarkeit auszuüben haben. Daher Centherr, der Besitzer eines Gutes, mit welchem die Kriminaljurisdiktion verbunden ist; centbar (auf Personen und Sachen bezogen) s. v. a. einem bestimmten Kriminalgericht untergeben oder unterworfen, daher centbare Leute, centbare Grundstücke: Centdienste, Dienstleistungen, welche die centbaren Unterthanen für das Centgericht zu verrichten haben, z. B. Wachen u. dgl.; Centgetreide, eine Abgabe an Getreide, z. B. Hafer, Korn ꝛc., welche die Centuntergebenen an den Centherrn oder Centrichter (welcher die Centgerichtsbarkeit zu verwalten hat) hie und da entrichten müssen; Centgraf (Centner) s. v. a. Centrichter; Centschöppen, die Beisitzer eines Centgerichts; Centfall s. v. a. Kriminalfall, Kriminalvergehen, Verbrechen; Centkosten s. v. a. Kriminalkosten, der Aufwand, welchen die Verwaltung der Cent- (Kriminal-) Gerichtsbarkeit erfordert; Centpflicht, Centfolge, die Verbindlichkeit, der zu Folge man sich vor einem bestimmten Gericht zu stellen, dessen Gerichtsbarkeit anzuerkennen hat; auch heißt Centpflicht die Huldigung, welche hie und da die centbaren Unterthanen dem Centherrn zu leisten haben. Centfrei werden diejenigen Personen und Sachen (Grundstücke) genannt, welche zwar innerhalb des Bezirks eines bestimmten Gerichts sich befinden, diesem aber nicht unterworfen sind.

Centaro, Münze, s. Cent.

Centaurea (Flockenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Cynarocephalen, trockene Kräuter mit zackigen, oft dornigen Blättern u. Hüllen, großen, meist braunen Blüthen, dienen theils als Zierpflanzen, theils sind sie durch ihre Arzneikräfte ausgezeichnet. Die Gattung hat mehr als dritthalbhundert Arten. C. Centaurium *L.*, Groß-Tausendgüldenkraut, wird mannslang, hat fiederspaltige, kahle Blätter und röthlichblaue Blüthen u. ist auf den piemontesischen u. schweizer Alpen ausdauernd. Die dicke, lange, ästige, röthliche Wurzel ist eßbar, etwas gewürzhaft bitter, gelind zusammenziehend, weshalb man sie sonst brauchte, um den Magen zu stärken, und als Radix Centaurii majoris in den Apotheken führte. Sie ist das Centaurium majus des Dioscorides. C. nigra *L.*, schwarze Flockenblume, 1—2 F. hoch mit abwechselnden, harten, auf beiden Flächen mehr oder weniger scharfen, am Rande rückwärts gezähnelten Blättern und gestielten an der Spitze purpurrothen, von den Blättern wie eingehüllten Blüthen, wächst auf Waldtriften in Süddeutschland ausdauernd oder 2jährig. C. cyanus *L.*, Kornflockenblume, gemeine Kornblume, Tremse, Cyane, gegen 2 Fuß hoch, mit blauen Blüthen, Sommergewächs in ganz Deutschland unter dem Getreide, besonders in Kornfeldern, varíirt mit weißen, blaßblauen, rosenrothen, braunen, purpurrothen und bunten Blüthen und wird daher auch als beliebte Zierpflanze in den Gärten kultivirt. Der Same kann im Herbst, im März und April gesäet werden. Man sammelte sonst die großen Randblüthchen und schrieb ihnen verschiedene Kräfte zu, z. B. gegen bösartige Fieber, gegen den Biß der Skorpionen und anderer giftigen Insekten; jetzt benutzt man sie höchstens nur noch als Zusatz zu Räucherpulvern,

um diesen ein bunteres Ansehen zu geben, wozu aber die beim Trocknen schön blau bleibenden Blumen des Feldrittersporns (Delphinium consolida *L.*) noch weit mehr zu empfehlen sind. C. montana *L.*, Bergflockenblume, 1½ F. hoch, mit schönen, großen, himmelblauen, in der Mitte purpurröthlichen, endständigen Blüthen, wird ebenfalls als Zierpflanze kultivirt. Die großen blauen Randblüthchen werden unter dem Namen Flores Cyani majoris wie die Blüthen der gemeinen blauen Kornblume gebraucht, um den Räucherpulvern ein buntes Ansehen zu geben. Eine schöne Zierpflanze ist auch C. atropurpurea *Waldst.* et *Kit.*, schwarzpurpurrothe Flockenblume, 6 Fuß hoch und darüber, mit zahlreichen Varietäten. Der Same dieser Varietäten wird ins freie Land gesäet; sie dauern im Freien, lieben einen fetten, tiefen, nicht zu nassen Boden und dienen auch zu Gruppirungen vorn in den Strauchpflanzungen der Lustanlagen. C. Scabiosa *L.*, skabiosenartige, braune Flockenblume, Eisenwurzel, 2 Fuß hoch, mit großen, purpurrothen, weißen oder gelben Blüthen, findet sich durch ganz Mitteleuropa, an Wegen, auf Wiesen und Aeckern. Die dicke, fußlange Wurzel soll gegen Hautausschläge, besonders Flechten, sich wirksam erzeigen. Sie wird auch als Zierpflanze kultivirt. Ebenfalls als Zierpflanzen dienen C. cineraria *L.*, C. candidissima *Lam.*, aschgraue F., 3 Fuß hoch, in Mitteleuropa, auch Sicilien und der Berberei; C. ragusina *L.*, ragusische F., weißfilzig, mit schönen gelben Blüthen, in Dalmatien auf alten Mauern; C. collina *L.*, Hügelflockenblume, C. cicutaefolia *Hornem.*, 3—4 Fuß hoch, mit gelben Blüthen, in Kärnthen, Italien und Spanien, an Hügeln und Bergen, ausdauernd; C. Adami *L.*, adamische F., 5—7 Fuß hoch, mit einzelnen, zahlreichen, goldgelben, ungestrahlten Blüthen, Sommergewächs in Iberien. C. Calcitrapa *L.*, Sternflockenblume, Calcitrapa Hippophaestum *Gaertn.*, 1—2 Fuß hoch, mit zahlreichen, einzelnen, seiten- und gipfelständigen, blaßpurpurrothen Blüthen in Blätter gehüllt, varirt auch mit weißen Blüthen und findet sich fast überall in Deutschland, auf wüsten Sandplätzen, an Gräben u. Wegen. Die ganze Pflanze ist bitter u. hat mit der Kardobenedikte gleiche Wirksamkeit. In Frankreich werden die Blätter mit den Blüthen zuweilen als Fiebermittel gebraucht. Sie kommen unter dem Namen Rittersspornkraut, Triften-, Sterndistelkraut noch zuweilen in der Apotheke vor. Eine schöne Zierpflanze ist C. americana *Nutt.*, amerikanische F., Plectocephalus americ. Sie wird bis 6 Fuß hoch, die Aeste sind einblumig, glatt, gefurcht, unter den Blüthenknospen verdickt; die Blätter sind stiellos, glatt, die untern länglich-lanzettförmig, zugespitzt, ausgeschweift, gezähnelt, 5—6 Zoll lang, die obern eirund-lanzett- und lanzettförmig, ganzrandig, die Blüthen prächtig, 3—4 Zoll im Durchmesser, blaß lillafarb mit ockerweißer Röhre. Man säet den Samen im April ins lauwarme Mistbeet u. versetzt die Pflanzen im Mai, wenn keine Fröste mehr zu fürchten sind, an geschützter, sonniger Stelle ins freie Land. Sie liebt einen fetten, ziemlich feuchten, lockern Boden, liefert aber in einem minder nahrhaften und feuchten Boden, im Fall die Witterung nicht zu trübe und kühl ist, leichten Samen. Anhaltendes Regenwetter schadet ihrer Entwickelung sehr. Sie läßt sich auch im Topfe kultiviren. Eine der schönsten Zierpflanzen ist C. pulcherrima *W.*, schönste F., 1—2 Fuß hoch, mit schönen, großen, purpurrothen Blüthen, in Armenien und Kaukasien, ausdauernd. Sie liebt einen fetten, lockern, tiefen Boden und hält bei einiger Bedeckung den Winter gut aus. C. moschata *L.*, Amberboa moschata *Dec.*, Bisamflockenblume, Sultansblume, türkische Kornblume, wird 2—3 Fuß hoch, hat große, sehr schöne, weiße oder roth lilla Blüthen mit schwachem Bisamgeruch, stammt aus dem Orient und Griechenland. Der Same wird ins Mistbeet gesäet u. die jungen Pflanzen werden im Mai ins Freie gepflanzt. Ebenso kultivirt wird C. suaveolens *W.*, C. Amberboi *Lam.*, Amberboa odorata *Dec.*, wohlriechende F., 2—3 Fuß hoch, mit gelben, sehr zierlichen, wohlriechenden Blüthen, aus dem Orient. C. Behen *L.*, Rhaponticum Behen *Kostel.*, Behenflockenblume, Rübendistel, wächst ausdauernd am Euphrat. Die Wurzel war die ächte, früher gebräuchliche, weiße Behenwurzel, die auch Wiederstoßwurzel u. Gliedweichwurzel genannt wurde. Sie schmeckt bitter, etwas scharf u. wird noch jetzt im Orient als ein Mittel gegen Gift, um aufzuregen u. das Gedächtniß zu stärken angewendet. In den europäischen Apotheken fand man öfters statt derselben die Wurzel von Silene inflata *Sm.*

Centauren (d. i. Stiertödter), in uralter Sage ein roher, in Wäldern und Gebirgen wohnender thessalischer Volksstamm, wild u. in thierischen Begierden ungezähmt, wurde von den Lapithen befehdet und aus seinen Wäldern u. Bergen verdrängt. Sie bändigten vielleicht als die ältesten Einwohner Thessaliens zuerst das Roß zum Reiten und Fahren im Kampfe; daher die spätere Mythe sie bis zum Nabel als Menschen, von da abwärts als Pferd darstellt. Pindar läßt Irion mit einer Wolkengestalt den Centaurus, ein von Göttern und Menschen gemiedenes Ungethüm, zeugen, von welchem auf dem Pelion magnesische Stuten die Hippocentauren gebaren. Auch nach Diodor waren die C. Söhne des Irion von der Wolke u. wurden auf dem Pelion von Nymphen erzogen, wo sie mit Stuten die Hippocentauren zeugten. Nach Servius (zu Virgils Aen. VIII, 293) zeugte sie Irion mit Pferden, die er hütete; nach Nonnus der in ein Roß verwandelte Jupiter mit Dia, Irions Gemahlin. Von Dichtern u. Künstlern wurde vielfach der Kampf der C. mit den Lapithen, welcher sich auf der Hochzeit des Pirithous erhob, wie auch ein Kampf derselben mit Hercules behandelt. Einige lassen sie von Hercules aus Thessalien (auch Arkadien) vertrieben werden und auf die Insel der Sirene flüchten, wo sie, von deren Gesang bezaubert, vor Hunger umkommen. Berühmt in der ältesten Mythe war der Centaur Chiron (s. d.). Auch auf bildlichen Darstellungen der Bacchusfeste kommen wegen ihrer Aehnlichkeit in der Bildung mit den Satyrn, wie wegen ihrer Gier nach Wein C. vor, u. zwar nicht als ungestüme Wilde, son-

dern als durch die Macht des Dionysus Gebändigte. Sie erscheinen hier unter Faunen und Nymphen oft vor dem bacchischen Wagen oder mit Bachantinnen musicirend und von Eroten gelenkt. Auch weibliche C. finden sich vor. Die bildende Kunst der Alten bewaffnete sie mit einer unförmlichen Keule oder einem ausgerissenen Baumstamme.

Centaurus, Sohn des Ixion von einer Wolkengestalt (s. Centauren), nach Diodor Sohn des Apollo von Stilbe, Tochter des Peneus und der Creusa, Bruder des Lapithes. Nach Eratosthenes war Chiron der C., welcher, auf dem Berge Pelion in Thessalien wohnhaft, Lehrer des Aesculapius und Achilles und wegen seiner Gerechtigkeitsliebe berühmt war. Im Vertilgungskampfe des Hercules unter den Centauren allein übrig geblieben, befand er sich einst mit dem Heros im vertraulichen Gespräch, als ein vergifteter Pfeil aus dessen Köcher fiel und den Centauren am Fuße zum Tode verwundete. Jupiter versetzte ihn als Sternbild an das Himmelsgewölbe. Dasselbe, am südlichen Himmel, zwischen dem Altare, dem Skorpion, der Wasserschlange mit dem Becher und dem Schiffe, 30° — circa 65° südlicher Abweichung, hat nach Eratosthenes 24 Sterne und hält in der Rechten ein Thier, welches nach Marcianus Capella ein Panther ist, und in der Linken einen Thyrsus. Da nach Eratosthenes sich in beiden Attributen ebenfalls 8 Sterne befinden, so hat das ganze Sternbild 32, nach Andern 36 Sterne.

Centenarien, s. Cent.

Centenarius libertus, ein Freigelassener, welcher ein Vermögen von 100,000 Sesterzien hatte. Hinterließ ein solcher weniger als 3 Kinder, so erbte sein Patron oder dessen männliche Nachkommenschaft einen gleichen Theil mit den übrigen Erben, der Erblasser mochte testirt haben oder nicht; waren aber drei oder mehre Kinder vorhanden, so erhielt der Patron nichts. Bestand das Vermögen des Freigelassenen nicht in 100,000 Sesterzien (libertus non centenarius), so stand ihm frei, nach Willkür darüber zu bestimmen; hatte er jedoch keine Kinder, so ward ebenfalls der Patron Universalerbe. Dieses Gesetz trat erst nach Kaiser Augustus, als Sklaven u. Freigelassene unter der üppigen Zwingherrschaft ungeheure Reichthümer sammelten, ins Leben.

Centeotl, merikanische Göttin der Erde und des Getreides, führte den Beinamen Tonakaiohua, die Erhaltende.

Centesimal (hunderttheilig), Beiname für alle Rechnungen, bei welchen die Zahl 100 als Normalmaß zu Grunde liegt. So bezeichnet Centesimalskale diejenige Eintheilung am Thermometer, bei welcher der Gefrierpunkt mit 0° u. der Siedepunkt des reinen Wassers unter einem Atmosphärendruck von 28 pariser Zoll mit 100 bezeichnet, also der zwischen beiden befindliche Raum in 100 gleiche Theile zerlegt ist. Es betragen demnach 100 Centesimalgrade so viel als 80 Réaumurgrade, oder es ist, in Zeichen ausgesprochen: 100 C = 80 R, somit C = $^4/_5$ R, d. h. ein Celsiusgrad = $^4/_5$ eines Réaumurgrades. Anders theilt Fahrenheit: er nimmt jenen Fundamentalabstand zu 180 Graden an, verlegt aber den Frostpunkt, 32 Grad unter den Frostpunkt des Celsius, dahin, wo das Quecksilber durch eine Mischung von Kochsalz und Schnee ins Gefrieren geräth. Darnach erhält der Siedepunkt des Wassers die Zahl 212. Bezeichnet man mit F die fahrenheitschen Grade, so würde demnach: 180 F = 100 C, somit: F od. ein Grad Fahrenheit = $^5/_9$ C oder $^5/_9$ eines Celsiusgrades betragen.

Centesimo, Münze, s. Cent.

Centfall, **Centfrei**, **Centgetreide**, **Centgraf**, **Centherr**, s. Cent.

Centiare, französisches Flächenmaß, der 100. Theil der Are (s. d.); 10 C. machen 1 Deciare u. 10 Deciare 1 Are od. 7°/₀ frankfurter □Feldruthen.

Centifolie, s. Rose.

Centigramme, französisches Gewicht, der 100. Theil der Gramme, = 0,^{1012815} preußisches Grän, = 0,^{164903} preuß. Gran.

Centilitre, französisches Gewicht, der 100. Theil des Litre (s. d.).

Centiloquium, eine Sammlung von 100 Sentenzen, Meinungen, Aussprüchen. Das C. des Hermes, bloß in lateinischer Sprache bekannt, enthält 100 Aphorismen oder astrologische Sätze, nach Einigen von mehren gelehrten Arabern niedergeschrieben, von Andern dem fabelhaften Hermes Trismegistus beigelegt. Das C. des Ptolemäus ist ein berühmtes astrologisches Werkchen, welches häufig mit dem obigen verwechselt wurde und ebenfalls aus aphoristisch hingeworfenen Sentenzen besteht.

Centimanen (Hunderthändige), Riesen mit 100 Armen u. 50 Köpfen, Söhne des Uranus und der Gäa, mit Namen Aegäon, Cottus, Briareus und Gyges, standen im Kampfe gegen die Titanen den Göttern bei.

Centime, kupferne Scheidemünze in Frankreich, s. Cent.

Centimeter (lat.), ein aus 100 Versarten bestehendes Gedicht, wie das Lehrgedicht des C. Terentianus Maurus: „De literis, syllabis, pedibus ac metris“.

Centimètre, französisches Maß, der 100. Theil des Mètre, = 10 Millimètres, = 4,^{433969} pariser Linien, = 4,^{588128} preußische Linien, = 4,^{748474} englische Linien, = 4,^{555492} wiener Linien.

Centinajo, s. Centner.

Centininum ovum (lat.), nach den alten Naturforschern das kleine Ei einer Henne, welches diese, nachdem sie 100 gelegt, noch legen soll. Der Aberglaube ließ es auch von einem Hahne legen und den Embryo eines Basilisken enthalten. Die kleinen Eier, sonst von den übrigen nicht verschieden, haben nämlich statt des Dotters einen fremdartigen, einer gewundenen Schlange ähnlichen Körper, welcher eben dem Basilisken den Ursprung geben soll.

Cent jours, 100 Tage, die Zahl von Tagen, welche zwischen dem 20. März, wo Napoleon wieder in Paris einzog, und dem 28. Juni 1815 lag, wo Ludwig XVIII. von Cambray aus wieder die königliche Gewalt ausübte.

Centlivre, Susanne, englische Schauspielerin und dramatische Dichterin, wurde um 1667

in der Grafschaft Linkoln geboren. Sie war drei Jahre alt, als ihr Vater, der während der Unruhen unter Karl I. zu den eifrigsten Gliedern der Parlamentspartei gehörte u. deshalb nach Karls II. Thronbesteigung sein ganzes Vermögen verloren hatte, und 7 Jahre, als auch ihre Mutter starb. Fremden Personen Preis gegeben, mußte sie viele Mißhandlungen erdulden, entwich endlich und schlug die Straße nach London ein. Auf der Landstraße begegnete ihr ein Student aus Cambridge, Hammond, der, von ihrer Jugend u. Schönheit gefesselt, sie bewog, ihn in Mannskleidern nach Cambridge zu begleiten, wo sie einige Monate bei ihm lebte, bis er, der mit der Zeit eine Entdeckung ihres Geschlechts befürchten mochte, sie mit Empfehlungsbriefen nach London schickte. Hier ward sie, kaum 16 Jahre alt, die Gattin eines jungen Mannes aus achtbarer Familie, ward aber nach kurzer Zeit Wittwe und reichte nun ihre Hand einem Offizier, der ebenfalls schon nach zwei Jahren als Opfer eines Zweikampfs fiel. Durch bittere Noth gedrängt, schrieb sie das Trauerspiel „The perjured husband", das 1700 mit Beifall aufgeführt wurde, und ging dann selbst zum Theater, ohne jedoch Bedeutendes leisten zu können. Im Jahr 1706 heirathete sie C., den Mundkoch der Königin Anna, und † den 1. Dec. 1723. Als geistreiche Frau stand sie mit Steele, Rowe, Farquhar, Budgell u. A. in freundschaftlicher Verbindung; Pope, dessen Eitelkeit sie durch ein Gedicht gegen die Uebersetzung des Homer verletzt hatte, rächte sich durch seine karrikirte Charakterisirung derselben in seiner Dunciade. Von ihren dramatischen Werken haben sich einige bis jetzt auf dem Repertoire erhalten, z. B. „The busy-body" (deutsch von Jünger unter dem Titel „Er mengt sich in Alles"). Lebhaftigkeit der Handlung und komische Züge zeichnen ihre Stücke aus, Sprache u. Charakteristik lassen dagegen viel zu wünschen übrig, am beklagenswerthesten aber ist der in allen ihren Stücken schamlos hervortretende Mangel an Sittlichkeit und Schicklichkeitsgefühl.

Centner (vom lat. centum, hundert), in Deutschland, der Schweiz und Dänemark ein Handelsgewicht meist von 100 Pfund oder wenig darüber, übrigens in den einzelnen Ländern und Städten verschieden, sowohl in der Zahl der Pfunde, als in deren eigener Schwere. In Preußen, Sachsen ꝛc. hat der C. 110, in Hamburg 112, in Bremen 116 Pfd. Der C. des deutschen Zollvereins (Zollcentner) hat 100 Zollpfund od. französische halbe Kilogrammes = 106,9 preuß. = 89,28 wiener Pfd. In England und Nordamerika heißt die entsprechende Gewichtsstufe Hundredweight oder Centweight (d. h. Hundertgewicht, von 112 Pfund), in Frankreich, Spanien und Portugal Quintal, in Italien Centinajo, im Orient Cantaro. Beim Probirgewicht hat 1 C. 100 Pfund, das Pfund 32 Loth und das Loth wird in $^1/_2$-, $^1/_4$- u. $^1/_8$-Lothe eingetheilt. Das größte der Gewichte heißt der Probircentner. Hie und da gibt es jedoch Probiranstalten, wo der C. in 110 Pfunde eingetheilt ist. Beim Probiren werden eine oder einige solcher Probircentner eingewogen, u. die erhaltenen Metallkörner oder Könige wiegt man alsdann mit den untern Abtheilungen des Gewichts und sagt, wenn bei der Silberprobe z. B. 8 Loth gefunden werden, der C. hält 8 Loth Silber, was, da die Theilung genau dieselbe wie bei dem großen Gewichte ist, richtig zutreffen muß. Beim Berggewicht enthält der C. in der Regel 115 leipziger Pfund. Beim Hüttengewicht hat der schwere C., namentlich bei Eisenhüttenwerken, 140 Pfund.

Cento, eigentlich ein aus Lappen u. Lumpen zusammengeflicktes Zeuch, wurde bezeichnend auf solche Gedichte übertragen, die aus einzelnen Worten und Versen anderer Gedichte mit verändertem Inhalt zusammengeflickt waren. Die Entstehung dieser poetischen Spielereien gehört in eine Zeit, wo die wahre Poesie schon sehr im Verfall war, in die spätere römische Kaiserzeit. Griechische Christen setzten aus homerischen Worten u. Versen die Geschichte Jesu behandelnde Gedichte zusammen. Fragmente einer solchen christlichen Kunstpoesie gab zuerst Aldus Manutius heraus (Venedig 1504, Frankfurt 1541, 1544). Vorzüglich aber wurde Virgilius zu solchen Flickgedichten benutzt. Nach Tertullian verfertigte Ossidius Geta (47 n. Chr.) zuerst in Virgiliocentones ein Trauerspiel „Medea", Ausonius den berüchtigten C. nuptialis, und vornehmlich erprobten christliche Dichter ihre Zusammensetzungs- oder Verdrehungskunst. Proba Falconia oder Faltonia, eine christliche Dichterin gegen das Ende des 4. Jahrhunderts, faßte in ihrem C. Virgilianus die Geschichte des Alten und Neuen Testaments (herausgegeben von Meibom, Helmstädt 1597, und Kromayer, Halle 1719). Metellus, ein Mönch zu Tegernsee in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, benutzte die Eklogen Virgils u. die Oden des Horaz zu christlichen Erbauungsliedern zu Ehren des heiligen Quirinus, daher Quirinalia genannt (herausgegeben von Basnage, Amsterdam 1725). Auch während des Wiederaufwachens der humanistischen Wissenschaften wurde diese Bastardpoesie mit Fleiß gepflegt. Lälio Capilupi schrieb 1535 nach Virgilius ein Gedicht über das verderbte Leben der Mönche u. ein anderes über die Lustseuche; dessen Enkel, Julius Capilupi, um 1550 6 virgilische Centonen; ferner Fulvius Ursinus, Marcus Welser u. A. In der italienischen Poesie verfertigte man religiöse Centoni vorzüglich nach Versen des Petrarca. Crescimbeni unterscheidet zwei Arten von Centoni, solche, die aus ganzen, und solche, die aus halben Versen, gemischt mit ganzen, zusammengesetzt sind. In dieser verkünstelten Dichtungsart schrieben Bembo, Vittoria, Colonna, Sigismund Filogenio Paolucci, Filippo Massini, Giulio Bidelli von Siena, Bernardino Tomitano, Romano Merighi, Ottavio Beltramo (Il Vesuvio, Neapel 1834). Jene religiös behandelten petrarkischen Lieder, in welchen statt Laura Jesus Christus und die heilige Jungfrau steht, finden sich in dem merkwürdigen Werke: „Petrarca spirituale, d. h. Sonetti et Canzoni di M. Fr. Petrarcha, devenuto Teologo et Spirituale per gratia di Dio et Studio di Fratre Hieronimo Maripetro Minoritano" (Venedig 1536), in welchem Anfänge und Reihenfolge der Sonette und Canzonen unverändert geblieben sind.

Centoripa (Centuripa), Stadt im Bin-

nenlande Siciliens, im östlichen Theile der Insel, auf dem westlichen Ufer des Symathus, zwischen den Flüßchen Chrysas und Cyamosorus, auf der Westseite von den Vorbergen des Aetna begrenzt, war schon in sehr alter Zeit einer der Hauptsitze der Sikuler. C. erhob sich während der Kämpfe der Griechen und Karthager, welche die Küstenstriche besetzt hielten, zu einer glänzenden Blüthe, die sie auch unter den Römern behauptete. Augustus scheint die Freiheiten der Centoripaner wegen ihrer Anhänglichkeit an Sept. Pompejus geschmälert zu haben, und seit der Zeit gerieth der Ort in Verfall. Jetzt findet man daselbst viele Münzen mit dem Bilde der Ceres. C. war des berühmten Arztes Celsus Geburtsort.

Centralamerika (Centro- oder Mittelamerika), die granitne Kette, welche die beiden großen Hauptkörper des amerikanischen Festlandes zusammenhält und die fünf Freistaaten Costarica, Nicaragua, Honduras, San Salvador u. Guatemala umfaßt. Das Land liegt zwischen dem 9. und 18. Grade n. Br., bildet eine südöstlich ausgestreckte, gegen Osten von drei tiefen u. weiten Golfen (Mosquito-, Honduras- und Campechegolf) ausgeschnittene Landenge und wird zu 13,000 □Meilen Größe berechnet. Die natürlichen Grenzen C.'s sind im Süden der schmalste Theil des Isthmus von Panama (6 Meilen breit), im Norden der Isthmus von Tehuantepec (15 M. breit). Die politischen Grenzen der centralamerikanischen Union sind jedoch enger gezogen und im Norden durch Mexiko, im Süden durch Neugranada beschränkt; im Osten stoßen sie an das freie Indianergebiet der Mosquitoküste und im Norden auch an den unter britischer Hoheit stehenden Holzdistrikt Balize. Die Küste, welche der große Ocean bespült, ist von weiten, flachen Baien zerrissen (Conchagua, Nicoya, Panama, Fonseca oder Amapala, Papagayo und Dulce, größere Vorsprünge bilden nur die Halbinseln Veragua und Nicoya), während die Nordostküste durch die Mosquitoküste (mit dem Kap Gracias - a - Dios) eine große Ausbeugung ins Meer macht und im Norden die Halbinsel Yucatan (mit Kap Catoche) sich der großen Antilleninsel Cuba bis auf 25 Meilen nähert. Merkwürdig ist der Reichthum C.'s an thätigen und erloschenen **Vulkanen**, u. Stephens druckt sich ganz richtig aus, wenn er sagt, daß in diesem merkwürdigen Lande die ganze Küste des stillen Weltmeeres von vulkanischen Kegelbergen starre. Die Vulkane C.'s liegen sämmtlich an der Küste des stillen Weltmeeres; der östliche Abhang des Festlandes besteht nur aus unterbrochenen unregelmäßigen Gebirgsketten, in welchen sich wenige Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigen. Die Feuerberge bilden sogenannte Reihenvulkane und laufen fast in gerader Linie von Nordwesten nach Südosten. Sie beginnen mit dem hohen Vulkane von Cartago in Costarica, 11,480 engl. Fuß, von dessen Gipfel man beide Oceane erblickt, bis zum Citlaltepetl in Mexiko. Auf dieser langen Linie mag es einige hundert vulkanische Berge und erloschene Krater geben (deutsche Geologen und Geographen rechneten bisher nur etwa 40), von denen die bemerkenswerthesten sind: die Vulkane von Cartago oder Irrasu, Turrialva, Barba und Vatos (9840 Fuß), sämmtlich in Costarica; der Abogado, Cero Pelas, Miriballes, Tenerio, Rincon de la Vieja, Orosi, Madeira, Omotepec, Zapatero, Guanapepe, Guanacaure, Solentinami, Momobacho, Maysa oder Nindiri, Managua, Momotombo (6500 Fuß), Las Pilas, Acosasco, Orota, Telica, Santa Clara, el Viejo (6000 Fuß), Cosiguina und Joltepec in Nicaragua; El Tigre und Nacaome in Honduras; Amapala oder Conchagua, San Salvador, San Miguel, San Vincente, Isalco, Paneon und Santa Anna in Salvador; Pacaya, Volcan de Fuego, Inconstro, Acatenango, Atitlan, Tesanuelco, Sapotitlan, Amilpas, Quesaltenango und Soconusco in Guatemala. Von diesen sind noch 10—12 „lebendig", wie man im Lande zu sagen pflegt; sie stoßen nämlich Rauch aus und geben auch sonst Zeichen von Thätigkeit. Unter ihnen ist der Isalco in San Salvador der merkwürdigste. Er hat sich innerhalb der letztverflossenen achtzig Jahre gebildet und ist nebst dem Jorullo in Mexiko der einzige, der auf dem amerikanischen Festlande seit der Entdeckung entstanden; er erhob sich 1780 aus einer Ebene, in welcher damals eine große Meierei stand, und wuchs allmählig bis zu einer Höhe von 1500 — 2000 Fuß. In der Nähe der Vulkane sind **heiße Quellen** sehr häufig, nicht minder Oeffnungen, aus welchen warme Luft, Rauch oder Dampf emporsteigt, sogenannte Infernales. Weite Strecken scheinen gleichsam auf einem brodelnden Kessel zu liegen, und überall gewahrt man mineralische Ablagerungen. An vielen Stellen ist auch der Boden eingesenkt und vollkommen kahl; er gleicht dann einer großen, wie in Honigscheiben getheilten, mit einer gelbbräunlichen Kruste überzogenen Thongrube, aus welcher unablässig Schwefeldämpfe emporsteigen. Bei Tage bemerkt man an solchen Stellen nichts weiter, als eine zitternde Bewegung der Luft erhitzter Atmosphäre dicht über dem Erdboden; aber bei Nacht ist Alles eine flackernde, bläuliche, ätherische Flamme. Diese „feurigen Geister" dehnen sich weit und breit aus; bald steigen sie hoch empor, dann fließen sie wieder breit aus einander. Die Landeseinwohner nennen sie Gente del Campo, Leute auf dem Felde, oder auch den Teufelstanz, la Baile de los Demonios. Rings um einige dieser Vulkane mit sichtbarem Krater liegen viele kleinere Kegel von großer Regelmäßigkeit, welche aus Asche, vulkanischem Sande und zerriebenen Steinen bestehen. Sie sind mit grobem Grase bewachsen, und nur da und dort wächst auf ihnen ein zwergartiger Baum. So lange das Gras grün ist, gibt es den Bergen ein heiteres Ansehen, aber in der trockenen Jahreszeit wird Alles gelb, und wenn man, wie das immer geschieht, dieses gelbe Heu abgebrannt hat, wird Alles schwarz. Diese kleinen Kegel bilden eine eigenthümliche Erscheinung in der centralamerikanischen Landschaft. Uebrigens ist das Land ausnehmend schön und fruchtbar, meist nur mäßig hoch, von einer Centralkette durchzogen, einer Fortsetzung der Anden im Süden und der Felsengebirge im Norden, die innerhalb des Gebiets der Föderation an zwei Stellen fast gänzlich von Querthälern durchschnitten ist; in einem

derselben liegt der See von Nicaragua, im anderen die Ebene von Comayagua. Die **Bewässerung** des Landes ist an den Bergabhängen und in den Niederungen vortrefflich. Eine Menge kleiner, aber wohlgenährter Bergströme und Flüsse eilt dem atlantischen Meere zu, z. B. Usamasinta, Polochic, Motagua und sein Nebenfluß Kopan, Blowfieldsfluß, San Juan rc.; noch unbedeutender sind, des nahen Meeres wegen, die Flußlängen auf der westlichen Wasserscheidelinie der Anden. Wassermangel herrscht bisweilen nur auf den Hochebenen. Diese günstige Lage und die Nähe des Oceans auf allen Theilen des Landes schufen das **Klima** C.'s zu einem der glücklichsten. Es bestehen hier zwischen der trockenen und der nassen Jahreszeit Uebergangsperioden von zwei bis drei Monaten; jedoch finden diese Wechsel nicht überall gleichzeitig und in verschieden ausgedehnten Zeitabschnitten Statt, wonach sich denn vorzugsweise die Regionen des nördlichen und südlichen Küstenlandes von dem über 1500 Fuß erhobenen Binnenlande unterscheiden. In den Zonen des Küstenlandes dauert die trockene Zeit während der drei Monate Februar, März und April, die Regenzeit während des Juli, August und September; im höheren Binnenlande beginnt die Regenzeit im Mai, sie erreicht aber ihre drei Monate anhaltende größte Intensität erst nach 5—6 Wochen. Die Küstenzonen werden auch in der trockenen Jahreszeit durch starken Nachtthau erquickt; den höheren Bergebenen und zumal denen von 3400—3700 Fuß Höhe fehlt derselbe ganz, daher ihnen jene Zeit das traurige Bild einer verdorrten und verbrannten Wüste verleiht. Die mittlere Wärme auf den Plateaux beträgt 70 Grad, an den Küsten 22 Grad R., an und für sich hinreichend, um einen ewigen Frühling hervorzurufen, in seinen Steigerungen aber fähig, alle Pracht und Fülle der Tropenwelt auch auf dem Boden C.'s zu nähren. Den Fuß der Berge, den Boden der Thäler, die Ufer der Flüsse bekleiden dichte Wälder von immergrünen Eichen, Mahagonybäumen, Baumwollenstauden und verschiedenen Palmenarten; zahllose Schmarotzerpflanzen klimmen von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig und verschlingen diese Wälder zu einer fast undurchdringlichen Masse. Die Natur hat der Menschenhand hier mit großem Aufwand vorgearbeitet, aber diese Menschenhand fehlt eben noch zur Vollendung einer irdischen Glückseligkeit. Die **Bewohner** C.'s sind der Mehrzahl nach Indianer, Kreolen und Europäer, und ihre Gesammtzahl wird für 1850 auf 1,500,000 angegeben, darunter 100,000 Weiße, 800,000 reine Indianer und 600,000 Kreolen (Ladinos). Mit wie viel Fug und Recht diese Verhältnißzahlen angegeben werden, müssen wir freilich dahingestellt seyn lassen. Die Zahl der Weißen kommt uns verdächtig groß vor, besonders wenn man den Angaben von Juarros, der die Zahl der Weißen am Ende des 18. Jahrh. zu 50,000 angibt, nur einige Bedeutung beilegen will, da jedenfalls das Einströmen von Weißen, die letzten 2 Jahre ausgenommen, gleich Null seyn mußte. Welchen geringen Antheil die weiße Bevölkerung an der Gesammtmasse hat, erkennt man am besten, wenn man die Angaben über die Bevölkerung der einzelnen Staaten vergleicht. Costarica, der südlichste Staat, wo die Breite des Kontinents am geringsten und also wohl von jeher der Zufluß der Weißen am stärksten war, hat 75,000 Weiße, somit drei Viertheile des Ganzen. Da der ganze Staat nur 100,000 Einwohner hat, so kommen also auf die 1,400,000 Seelen der andern vier Staaten nur 25,000 Weiße, und sie können also in denselben kaum mehr als bedeutendes Element der Bevölkerung in Betracht kommen: 10,000 Weiße auf 460,000 Indianer und 140,000 Farbige im Staat Guatemala will so gut wie gar nichts heißen. Wichtiger, als die Zahl und das Verhältniß der Weißen, ist das der Ladinos, der Mischlingsrace zwischen beiden, denn fremde Elemente, wie Neger rc., kommen, einige Küstenplätze abgerechnet, kaum in Anschlag. Die Indianer im Staate Guatemala sind ihren ursprünglichen Sitten und ihrer Sprache am getreuesten geblieben; in den übrigen Staaten sprechen sie Spanisch und sind auch hinsichtlich ihrer Gewohnheiten mit der Masse der Bevölkerung verschmolzen. Im Allgemeinen leben die verschiedenen Racen in gutem Einverständnisse unter einander, die Indianer sind der Regierung zugethan, ziehen jedoch den Kreolen, die sich kaum von den Weißen unterscheiden, ihre weißen Mitbürger vor. Von den Indianerstämmen sind die meisten katholisch und, wenn auch theilweise noch ihrem umherstreifenden Naturleben ergeben, doch durch einen ehrlicheren u. sanfteren Charakter ausgezeichnet. Die Zahl der Neger ist, wie bemerkt, unbedeutend; an der Nordküste sind einige Dörfer von Schwarzen, eigentlich wahren Negerkreolen, bewohnt, Kariben genannt, die ihrer großen Arbeitsliebe, Geschicklichkeit und Schifffahrtskenntniß wegen gerühmt werden. Herren des Landes sind gegenwärtig die Kreolen. Der Stand geistiger und technischer **Kultur** ist im Allgemeinen noch ein niedriger, namentlich steht der Handel noch in argem Mißverhältniß mit dem von der Natur gebotenen Produktenreichthum, und doch ist es insbesondere der Handel, durch den C. einst seine Blüthezeit herbeirufen wird. Bis jetzt empfängt C. nur im Handel mit Mexiko, Peru und Chile baares Geld; beim Handel mit Nordamerika und Europa steht die Republik noch auf der Stufe des Waarentausches: gegen Indigo, Cochenille, Vanille, Kakao, Tabak, Nutzhölzer, Medicinalpflanzen und einige Edelsteine erhält C. aus Europa Wein, Oel u. Branntwein, Wollen-, Baumwollen- und Seidenzeuche, verschiedene Mode- u. Manufakturwaaren und Waffen; aus Nordamerika besonders Mehl, Pökelfleisch, Käse u. Glas. Der Haupthandel ist in den Händen der Engländer, besonders von Balize aus über Isabel.

Die schönen Länder C.'s waren vor Zeiten Sitz eines mächtigen Reichs, wie die vielen noch vorhandenen Denkmäler beweisen. Zeugen einer großen Kulturepoche Amerika's, aus welcher der Name eines Königreichs Quiche den Indianern noch immer heilig ist, Zeugen eines eigenthümlichen Religionssystems und einer besonderen Schriftsprache, nicht minder Zeugen von der Macht der Fürsten und dem Reichthum des Volks sind noch jetzt jene zertrümmerten Paläste, Tem-

pel, Götzenbilder und Altäre in den ehemaligen Hauptstädten des Landes, die größtentheils aus Steinen gebaut u. in der Regel auf gut zur Vertheidigung geeigneten Höhenpunkten angelegt waren. Die bedeutendsten dieser Städte sind: Kopan, Quirigua, Santa Cruz del Quiche, Palenque, Uxmal, Chichen, Zayi und Kampeachy. Kopan war eine Kolonie der Tolteken: die Herrschaft seiner Könige erstreckte sich östlich von dem Lande der Mayas oder Yucatan, von der Hondurasbai bis nahe zum stillen Ocean, fast über 10,000 (engl.) □ Meilen hin, umfaßte die jetzigen Staaten Honduras, Guatemala und Salvador und zählte viele und volkreiche Städte und Dörfer. Die Stadt Kopan dehnte sich, wie die Trümmer zeigen, 2 Meilen längs des Flusses gleichen Namens aus. Das Hauptgebäude und eine der merkwürdigsten Ruinen Amerika's ist der Tempel am Ostende der Stadt; seine Höhe beträgt noch jetzt 120 Fuß. Eine Vergleichung der Ruinen von Kopan mit denen von Palenque ergibt eine Aehnlichkeit, welche auf gemeinsamen toltekischen Ursprung hindeutet, obgleich sie in einigen Punkten wieder sehr verschieden sind. Palenque war verlassen und sein Andenken fast verwischt vor der Eroberung, während die Spanier Kopan bewohnt und auf dem Gipfel seiner Civilisation fanden; dennoch sind die Gebäude und Denkmäler von Palenque wegen ihres vorzüglicheren Baues besser erhalten. In Kopan steht kein Haus mehr, Palenque besitzt deren noch viele; hier sind die Steine nicht über 2 Zoll dick, dort in Blöcke gehauen, hier bestehen die Dächer aus Steinen in geneigter Fläche, dort sind sie stets horinzontal ꝛc. Der Charakter der übrigen centralamerikanischen Städteruinen ist im Allgemeinen folgender: Die Paläste sind in demselben fürstlichen Maßstabe erbaut, wie in Aegypten, Styl und Geschmack sind aber durchaus verschieden von denen in jedem anderen Lande und behaupten die reinste Originalität. Weite, viereckige Hofräume stehen mittelst gewölbter Durchgänge mit einander in Verbindung; den Gewölbebogen bildet ein successives Hervortreten der Steine aus den gegenüberstehenden Mauern. Umfangreiche Terrassen, zu denen Stufenreihen hinaufführen, prächtige Hallen, Thüren u. Thorwege sind ebenfalls charakteristischer Schmuck. Gleich eigenthümlich für diese Bauten sind die vielen pyramidenförmigen Werke, welche zuweilen die Wände oder Ecken der Gebäude flankiren, in der Regel jedoch eine abgesonderte Stellung haben und nicht selten auf natürlichen oder künstlichen Hügeln von beträchtlicher Höhe errichtet sind. Meist erscheinen ihre Spitzen abgestumpft und auf der dadurch erlangten Fläche scheint man gewöhnlich ein tempelartiges Gebäude im kleinen Maßstabe errichtet zu haben. Ferner stehen noch jetzt mitten unter den Trümmern zerstörter Gebäude und abgestorbener Pflanzen viele mit Bildwerk verzierte Säulen, die im Durchschnitt eine Höhe von 25 Fuß haben. Diese Säulen sind viereckig und haben auf allen vier Seiten Basreliefs, auf der Vorderseite eine Figur in der wahrscheinlich damals üblichen Landestracht und auf den übrigen Seiten rohe, rollenartige Verzierungen, welche zuweilen Monogramme und andere Verzierungen enthalten, die Stephens in seinen „Incidents of Travel" für die Sprache des Volks hält, von dem sie herrühren. Vor diesen Säulen fand man oft kleine, mit Bildwerk geschmückte Altäre, was zu dem Schlusse berechtigen dürfte, daß diese Säulen Götzenbilder sind und ehemals die Götter des untergegangenen Volkes waren. Diese gemeißelten Jahrbücher haben die Bewohner der Vereinigten Staaten in staunende Begeisterung versetzt. Sie stellten dieselben den Werken des klassischen Alterthums an die Seite und gingen sogar so weit, ihnen einen vorsündfluthlichen Ursprung zuzuschreiben. Es scheint jedoch, daß manches Kanoe von Neuseeland oder in Polynesien an seinem Bug eben so werthvolle, ja sogar höchst ähnliche Bildwerke zeigt. Der hauptsächlichste und unterscheidende Vorzug dieser Ruinen, der auch die Geisteskraft und die hohe Bildungsstufe des Volks unwidersprechlich beweist, liegt in den großartigen Dimensionen ihrer ungeheueren Paläste und in der Zierlichkeit, mit welcher sie ausgeschmückt sind. Schätzbare Forschungen in dieser Beziehung haben in der neuesten Zeit die bekannten Reisenden John L. Stephens und E. George Squier, sowie der Abbé Brasseur de Bourbourg gemacht. Aeltere Nachrichten verdankt man dem Oberst Galindo, früher Kommandant von Flores, und noch ältere dem Mönch Fray Diego de Ribas, der 1685 von Gueguetenango über Chiantla nach St. Eulalia in den Gebirgen der Lacandones ging, und dem Kapitän Melchior Rodriguez Nacartegas, der 1695 fast denselben Weg machte. Von Palenque aus ist wohl nur William Beanham, dessen Stephens (Centralamerika, Band II, S. 293) gedenkt, auf längere Zeit in das Land der Lacandones gedrungen, ohne daß jedoch Nachrichten von seinen Erlebnissen zurückgeblieben sind. Ein französischer Reisender, Arthur Morelet von Dijon, soll im Frühjahr 1847 von Campeche aus nach Flores gekommen seyn. In neuester Zeit haben die Deutschen M. Wagner, K. Scherzer u. Julius Fröbel C. nach allen Richtungen hin bereist.

Der erste Angriff der Spanier auf C. geschah nach 1524, nachdem Columbus schon 1502 die Ost- und H. Ponce 1516 die Westküste desselben entdeckt hatte. Nachdem nämlich Cortez Mexiko's schimmernde Macht gebrochen hatte, sandte er den Lieutenant Piedro Alvarado mit 400 Spaniern und 4000 Mann mexikanischen Hülfstruppen gegen die südlich an Mexiko grenzenden Länder. Ohne Widerstand nahmen sie das nördliche Chiapa in Besitz, trafen allerdings beim Angriff von Guatemala (1524) und besonders auf dem Marsche gegen Kopan (1527) einen Widerstand, der eines guten Erfolgs würdig gewesen wäre, blieben aber Sieger und brachten auch San Salvador, Honduras, Nicaragua (das schon 1522 von einem spanischen Abenteurer, Gonzalez de Avila, heimgesucht worden war) und Costarica in ihre Gewalt. Das nördliche Verapaz konnte erst 1535, und zwar mit Hülfe des Bartholomäus de las Casas und seiner Missionäre, gewonnen werden, und der Bezirk von Peten unterwarf sich sogar erst 1697. Alvarado hatte an die Stelle der alten Hauptstadt Ututlan die Stadt S. Jago de

los Caballeros de Guatemale (oder Guatemala-Vieja) gegründet und wär 1627 erster Generalkapitän daselbst geworden. Von hier erstreckten sich dann allmählig die spanischen Eroberungen bis an die Landenge von Panama; nur die Mosquitoküste wußte ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Das Generalkapitanat Guatemala wurde nun für spanische Rechnung verwaltet und blieb drei Jahrhunderte hindurch der spanischen Krone getreu, obgleich von dieser aus nie das Geringste zur Beförderung und Unterstützung eines industriösen und intellektuellen Lebens geschehen war. Selbst die Aufruhrstimmen aus den südamerikanischen Kolonien Spaniens fanden hier lange keinen Wiederhall. Erst als 1808 die Kunde von dem Aufruhr in Spanien nach C. gelangte, versetzte sie alle Gemüther in Bewegung, und gerade hier mußten sich um so mächtigere Aufruhrstoffe sammeln, je eifriger der damalige Gouverneur, Don Jose Bustamente y Guerra, den Sturm durch Strenge zu bändigen suchte. Offene Zeichen der allgemeinen Stimmung brachen erst im Dec. 1811 hervor. Die Städte Leon-de-Nicaragua und Granada pflanzten die Aufruhrfahnen auf, die ganze Provinz Nicaragua folgte der Bewegung, u. die Flamme würde sich immer weiter verbreitet und schon damals zum Freiheitsfeuer erhoben haben, wenn nicht innerer Zwist, namentlich die Uneinigkeit der Stimmführer, die Unterdrückung des Aufstandes zu einer leichten Aufgabe gemacht hätte. Eine exaltirte Partei bestand auf Erklärung vollkommener Unabhängigkeit, eine gemäßigte dagegen verlangte, daß man dem Beispiele Meriko's folgen und die Resultate der Unternehmungen Iturbide's erst abwarten müsse. Die Exaltirten gewannen, wie bei der Reizbarkeit des Volks und der lange niedergehaltenen Aufregung vorauszusehen war, die Oberhand: am 15. Dec. 1821 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung C.'s; Don Gavino Gainza blieb Gouverneur, aber eine aus den Repräsentanten der verschiedenen Provinzen zusammengesetzte konsultative Junta saß ihm zur Seite und auf den 1. März 1822 ward der erste Kongreß zusammenberufen. Die Lostrennung von Spanien war somit ohne Blutvergießen bewirkt worden: anders verlangte es die Konstituirung. Denn noch ehe der Kongreßtermin herbeigekommen war, wußten es die Gemäßigten, die besonders in Guatemala mächtig waren, dahin zu bringen, daß der Beschluß zur Annahme kam, die Unabhängigkeit aufzugeben und sich der Monarchie Iturbide's zu unterwerfen, der sich am 19. Mai 1822 als Augustin I. zum Kaiser von Meriko ausrufen ließ. Dies führte in dem kaum geborenen Staate zum ersten Bürgerkrieg; San Salvador und einige Theile von Honduras und Nicaragua ergriffen die Waffen und besiegten Guatemala. Zwar kam Letzterem der merikanische General Filisola zu Hülfe, gewann über San Salvador die Oberhand und brachte eine abermalige Vereinigung in der Konvention vom 10. Sept. zu Stande; als aber bald darauf Iturbide's Fall erfolgte, erkannte Filisola die Unmöglichkeit einer Union mit Meriko und berief selbst einen Kongreß zur selbstständigen Konstituirung des Staats. Die oben genannten 5 Staaten erklärten sich durch ihre konstituirende Versammlung am 1. Juli 1823 unter dem Namen **Vereinigte Staaten von Centro-Amerika** für unabhängig. Don Pedro Molina war erster Präsident; ihm folgte 1824 Don Manuel Jose Arco. Am 20. August 1824 wurde die Republik auch von Meriko anerkannt. Der erste Kongreß, welcher am 5. März 1825 zusammentrat, bestand aus 4 Senatoren und 42 Deputirten. Jede der Provinzen, wozu, außer den genannten, damals auch Chiapa und Quesaltenango gehörten, nahm eine eigene Verfassung u. Regierung an, unter der Bedingung, daß die Konstitutionen der einzelnen Staaten nichts genehmigen sollten, was der allgemeinen Konstitution entgegen sey. Mit Kolumbien schloß die neue Union einen Freundschafts- und Handelstraktat. So war der Friede gegen außen gesichert, und auch im Innern schien feste Einigkeit aller Stände dem jungen Staate eine schöne Zukunft zu versprechen. Aber wie allenthalben, wo die Habgier, keines höheren Aufschwungs fähig, angeblich um „Rechte des Standes" zu wahren, dem Fortschritt des Guten entgegentritt, so war auch hier die Geistlichkeit in mächtiger Aufregung, als ein Kongreßbeschluß die Steuerfreiheit der Privilegirten aufhob. Diese drohende Gleichheit war es, die plötzlich das Hervortreten der längst entwickelten beiden Parteien bewirkte. Das aristokratische Element, d. h. der Klerus, der altspanische Adel und die reichen Familien des Landes, hatte seinen Hauptsitz in Guatemala, an seiner Spitze stand der Präsident Arco; die demokratische Partei hatte ihren Hauptsitz in San Salvador und den General Morazan an der Spitze. Die Ersteren schickten Emissäre nach Meriko, um Guatemala's Vereinigung mit dieser Republik zu betreiben, in derselben Zeit, wo der merikanische Bezirk Tapacucha sich von Meriko lossagte, um sich mit C. zu vereinigen. Die Sitzungen des Kongresses endigten indeß am 25. Dec. 1825, und als Resultat der Verhandlungen stellte sich heraus: Annahme der Konstitution von 1824, Begründung des Staatsschatzes, Ordnung der Einnahme und Ausgabe, Unterstützung des Handels und der Gewerbe und Befestigung der Kriegsmacht, und auch der zweite Kongreß (1826) ging ruhig vorüber. Aber noch im Oktober d. J. brach in der Provinz Quesaltenango eine Empörung aus und griff, obgleich die Unruhestifter besiegt worden waren und der Aufruhr gestillt schien, rasch auch in Honduras und Nicaragua um sich; jenes löste alle Staatsbande auf und dieses sagte sich von der Centralregierung los. Unter diesen Umständen berief der Präsident im Nov. 1826 einen außerordentlichen Kongreß und versammelte in der Hauptstadt ein bedeutendes Truppencorps. Dieser Vermittelungsversuch brach sich aber sogleich an der einmal herrschenden Zwietracht zwischen den Demokraten und der Partei des dermaligen Präsidenten, die Uneinigkeit zerriß auch während des Jahres 1827 die Unionsstaaten und endlich brach zwischen San Salvador und Guatemala abermals ein Krieg aus, in welchem der Präsident bei Apopa und Santa Anna geschlagen und in der Hauptstadt selbst bedroht wurde. Im Juni 1828 schien sich der Sturm gelegt zu haben, ein

Waffenstillstand gab beiden Parteien Ruhe zur Ueberlegung, aber, wie der Erfolg zeigte, nur, um mit doppelter Erbitterung einen Kampf fortzusetzen, in welchem endlich ganz Guatemala, als dessen Hauptstadt gefallen war, abermals dem General Morazan unterlag (13. April 1829). Morazan ließ den Präsidenten, Vicepräsidenten, die Minister und gegen 80 ihrer Anhänger verhaften und ernannte den Don Jose Francesco zum provisorischen Präsidenten. Die Demokraten reinigten nun nach ihrer Weise das Land von den Ruhestörern: sie verbannten die meisten Verhafteten und mit ihnen eine Menge Mönche und Altspanier, die eifrigsten Feinde der Demokratie. Im J. 1830 ward Morazan auf acht Jahre zum wirklichen Präsidenten der Bundesrepublik erwählt. Morazans Streben war redlich; durch Thätigkeit und Liberalismus und besonders durch Beförderung des Handels suchte er die unglücklichen Verhältnisse des Staats zu verbessern und Vertrauen und Wohlstand wieder aufzurichten. So schickte er 1832 einen Gesandten nach Paris, der mit Frankreich und England vortheilhafte Handelsverträge abschloß, u. am 25. April erschien ein gemäßigter Zolltarif für C. Leider waren aber die Mittel, welche Morazan zu Gebote standen, nicht hinreichend, um die inneren Zerwürfnisse zu beschwichtigen, die Parteibestrebungen zu lähmen und dem Handels- und Gewerbsgeist die Herrschaft über die Umtriebe politischer Spekulanten zu verschaffen. Schon im August d. J. brach eine Insurrektion aus, die zwar im September wieder gedämpft wurde und mit dem Untergang der Rädelsführer endigte; das Feuer brannte aber fort, Nicaragua und Honduras trennten sich abermals von der Centralregierung, der innere Krieg artete immer mehr in einen Kampf der Stämme und Racen aus, bis man endlich in allen fünf Staaten zu der Ueberzeugung gekommen war, daß nur eine vollständige Trennung der einzelnen Staaten in von einander unabhängige und besonders konstituirte Republiken zum Heil Aller gereichen könne. Im Frühjahr 1833 geschah diese Auflösung der centralamerikanischen Union ruhig und ohne Blutvergießen; nur ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß sollte die Getrennten auch fortan noch verbinden. Doch scheint auch diese Trennung nicht von langer Dauer gewesen zu seyn. Morazan kämpfte von Guatemala aus unaufhörlich für die Centralisation und drückte mehr und mehr seinen Maßregeln den Stempel unerbittlicher Strenge auf. Er hatte noch einmal die Opposition der Staaten Honduras und Nicaragua besiegt, da überschwemmten, unter Anführung eines gewissen Carrera, Ladinos und Indianerhorden das Land, überzogen bald Guatemala, bald Santa Rosa, bald San Salvador mordend und plündernd und führten endlich Morazans Sturz herbei. Im J. 1839 löste sich die Union abermals auf und Anfangs 1840 mußte Morazan, durch Carrera, welchem die Ueberrumpelung der Stadt Guatemala gelungen war, zur Flucht genöthigt, den Hauptsitz des Centralismus verlassen. Mit 27 Begleitern entkam er nach Liberdad am stillen Ocean, schiffte dann dem Süden zu und wohnte seit 1842 im Staate Costarica. Von hier aus wollte er am 11. September eine Expedition nach Nicaragua unternehmen, als, Tags vor dem Abmarsche, die lange verhaltene Unzufriedenheit in Nicaragua selbst ausbrach. Die Bewohner gewannen einen Theil seiner Truppen; mit dem Reste warf sich Morazan nach San Jose, von wo er zwei Tage später nach Cartago entkam. Hier wurde er jedoch sogleich gefangen genommen, nach San Jose zurückgebracht und daselbst am 15. September mit dem General Villasennor erschossen. Nach dem Tode dieses eifrigsten aller Centralisationsmänner traten die Staaten Guatemala, Honduras, Nicaragua und San Salvador am 7. Oktober 1842 abermals in ein Unionsbündniß, das eben so wenig, als das erste, zum Frieden führte. Carrera, seit 1844 Präsident von Guatemala, löste die alte Föderation zwischen den fünf Republiken C.'s auf. San Salvador, ein kleiner Staat am westlichen Ocean, ist seit der Schlacht bei Arada in der Provinz Chiquimula (am 2. Febr. 1851), wo seine Armee unter General Vasconcellos 528 Todte, einige hundert Verwundete und den größten Theil ihres Gepäcks verlor, völlig abgeschwächt; es hatte außerdem große Verluste dadurch erlitten, daß in seinen Zwistigkeiten mit Großbritannien ein englisches Geschwader ihm seinen einzigen Hafen von Bedeutung, Acajutla, blokirt hielt. Auch Honduras, dem Flächeninhalt nach der größte unter den mittelamerikanischen Staaten, ist in beständiger Bewegung im Innern und in fortdauerndem Zwist, namentlich mit England, das für seinen Mosquitokönig Ansprüche auf den Besitz von San Juan de Nicaragua macht. Dagegen ist der kleine und, wie es scheint, glückliche Staat Costarica ruhig. Nicaragua trat am 25. Juli 1851 mit Honduras und San Salvador wieder in ein engeres Bundesverhältniß, ohne daß jedoch die innere Ordnung hergestellt worden wäre. Vergl. Squier, Notes on Central-America, Newyork 1855.

Centralbewegung, diejenige Bewegung, welche einem Körper durch zwei bewegende Kräfte mitgetheilt wird, wovon die eine ihn nach einem bestimmten Punkt hinzieht, die andere denselben aber gleichförmig bewegend seitwärts treibt. Bei dieser Bewegung wird die anziehende Kraft Centripetalkraft, die der Centripetalkraft entgegengesetzte aber Schwungkraft oder Centrifugalkraft genannt. Denken wir uns den Stein in der Schleuder, oder eine Kugel am Faden im Kreis geschwungen, so ist die den Faden spannende Kraft die Schwungkraft oder Centrifugalkraft, die dieser entgegengesetzte aber die Centripetalkraft, welche hier durch die Hand ausgeübt wird. Fliegt der Stein aus der Schleuder, so macht derselbe im ersten Moment seiner Bewegung einen geradlinigen Weg, welchen man die Tangentialrichtung nennt; dieselbe Kraft, mit welcher der Körper in dieser anfänglichen Bahn fortgeht, ist nichts Anderes, als Tangentialkraft. Centripetalkraft und Centrifugalkraft müssen bei jeder C. einander gleich seyn, sonst würde der Körper entweder mit dem anziehenden Punkt zusammenfallen oder entfliehen. Ein sehr klares hierher gehöriges Beispiel bietet das im Reifen geschwungene mit Wasser gefüllte Glas. Die

Centrifugalkraft drückt hier Wasser und Glas gegen den Reifen, dessen Festigkeit nun, die durch die Hand mitgetheilte Centripetalkraft vertretend, das Entfliehen des Glases und Wassers verhütet. Der Kunstreuter ferner steht nach dem Mittelpunkt des zu durchlaufenden Kreises geneigt auf dem Pferd. Würde er nach außen sich neigen, so müßte er ohne Zweifel zum Herabfallen kommen, da schon die Centrifugalkraft dorthin wirkt. Der Reiter selbst ersetzt hier die Centripetalkraft durch seine geschickte Stellung, indem er den Körper nach einer dem Schwung entgegengesetzten Richtung dem freien Fall überläßt. Schwingt man eine Röhre, in welcher Wasser und Quecksilber sich befinden, im Kreis, so tritt letzteres nach dem äußersten Theile der Röhre. Im Großen sehen wir, wie Newton zeigte, dergleichen C.en an unsern Planeten, dem Mond, den Kometen u. den Doppelsternen. Der Mond bewegt sich darum im Kreis um die Erde, weil er von der Schwerkraft derselben angezogen wird, zugleich aber als träger Körper einer ihm ursprünglich mitgetheilten Seitenbewegung folgen muß, welche letztere ihn ebenfalls als einer trägen Masse immer bleibt. Merkwürdig aber ist es, daß alle diese Bewegungen in einer der Kurven zweiten Grades, in einem Kegelschnittte, einer Ellipse, Parabel, Hyperbel, einem Kreis vor sich gehen müssen. Kepler verdanken wir ursprünglich diese große Entdeckung, der durch unendlich mühsame Rechnungen, gestützt auf viele einzelne Fälle, also durch Induktion, zuerst jenes Gesetz aussprach. Die spätere Erweiterung der Analysis machte es möglich, den Induktionsbeweis zu einem allgemeinen, direkten zu erheben und zu zeigen, was für Bahnen entstehen müssen, wenn eine Kraft dieser oder jener Art in Thätigkeit ist, und wie die anziehende Kraft beschaffen seyn muß, wenn die Bahn des Planeten schon bestimmt ist.

Centralfeuer, ein schon von einigen Pythagoräern angenommenes, die Mitte der Erdkugel füllendes Feuer; doch ist der Name spätere Erfindung. Die Hypothese selbst wurde besonders von Mairan weiter ausgebildet, der auf diese Weise auch die verhältnißmäßig hohe Luft im Winter erklären zu können glaubte. Bald kam man aber zu der Ueberzeugung, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, und nun verstand man unter C. die Wärme, welche im Innern der Erde zu herrschen scheint. Diese Hypothese stützte man auf die Erfahrung, daß die Temperatur in tiefen Schluchten desto größer wird, je weiter man sich von der Oberfläche der Erde entfernt, und daß auch Wasser in beträchtlicher Tiefe eine beständig gleiche Wärme hat. Man kam dadurch zu dem Schluß, die Erde sey anfangs eine glühende Kugel gewesen, die zwar im Laufe der Zeiten an der Oberfläche so weit erkaltete, daß ihre Erwärmung hier nur allein noch von der Sonne abhänge, aus dem Innern habe aber durch die Erdkruste hindurch noch nicht alle eigenthümliche Wärme zu entweichen vermocht. Lange Zeit war diese Hypothese vergessen, und erst Cordier hat sie in neuerer Zeit wieder, und zwar vielfach ausgeschmückt, hervorgezogen; nur begeht er denselben Fehler, in welchen so häufig die Geographen verfallen sind, daß sich nämlich seine Berechnungen in weniger bekannten Ländern für die Annahme der Beschaffenheit des Ganzen auf sehr kleine Distrikte beschränken: Messungen, deren Umfang nicht mehre tausend Fuß übersteigt, sollen für den ganzen Erdkern gelten, und darnach würde man schon in einer Tiefe von mehren Meilen eine Temperatur treffen, welche der des glühenden Eisens gleich wäre. Gleichwohl liegt diese Ansicht den meisten neuern geologischen Systemen zu Grund; die Gründe dafür, Versuche zur Bestimmung der Abkühlungszeit der Erde, sowie das Historische und Fouriers mathematische Beweise für diese Ansicht, s. in Bischoffs „Wärmelehre des Erdkörpers" (Leipzig 1837).

Centralgebirge, s. Centralkette.

Centralgebirge des Mondes, kleinere Ringgebirge auf der Oberfläche des Mondes, welche in der Aushöhlung der größern in der Mitte einzeln hervorstehen.

Centralisation, ein Ausdruck der politischen Sprache, der in verschiedenem Sinne gebraucht wird. Zunächst ward die C. dem System des Specialisirens entgegengesetzt, welches für eine Menge von Staatsaufgaben von sehr ungleicher Bedeutung eben so viele von einander getrennte und koordinirte Behörden erforderte, und sein Wesen besteht demnach darin, daß in der staatlichen Einrichtung „die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung unter gewisse Hauptklassen geordnet sind u. aus jeder solcher einzelnen Hauptklasse diejenigen Angelegenheiten, welche einer Prüfung u. Entscheidung durch die obersten Leiter der Staatsverwaltung zu bedürfen scheinen, an diese gebracht werden, von wo aus auch die Kontrole über den Gesammtumfang eines solchen Geschäftszweigs geübt wird. Der höhere Zweck dieser Einrichtung besteht zunächst darin, daß dadurch jeder Einzelzweck an seinen gehörigen Platz gestellt, das Minderwichtige dem Wichtigen untergeordnet und ein harmonisches Zusammenwirken, ein Ineinandergreifen der einzelnen verwandten Thätigkeiten, ein Durchdringen derselben mit dem gleichen Geiste vermittelt werden soll". Mit dem Centralisationssystem hat man aber auch häufig das Realsystem verwechselt, nach welchem „Verfassung und Verwaltung für den ganzen Staat auf ganz gleichmäßige Weise eingerichtet sind und die Organisation der Behörden, ihre Unterordnung unter einander und ihre Verbindung für alle Theile des Landes dieselbe ist, so daß nur die Natur der Thätigkeit des Staats, nicht der Ort, wo sie sich entfaltet, über die Formen entscheidet, unter denen sie vor sich geht". Für diese Verwaltungsform ist eben so wohl ein Specialisiren wie ein Centralisiren der einzelnen Verwaltungszweige denkbar, obgleich die Erfahrung lehrt, daß Real- und Centralsystem am häufigsten mit einander verbunden erscheinen. Endlich hat man C. und Zuvielregieren in eine Kategorie geworfen und damit der C. in sofern Unrecht gethan, als auch das Special- wie das Provinzialsystem, dem man aus gleichem Irrthum nicht das Real-, sondern das Centralsystem entgegengesetzt, hinlängliche, und namentlich in der deutschen Geschichte der Zeit, wo jene Systeme in ihrer Blüthe standen, auf-

fallende Beispiele von Zuvielregieren aufbewahren. Die Gebrechen und das Gefährliche des Zuvielregierens, des Realsystems und der C. sind nun aber bereits so fest in den Köpfen verwachsen und so oft als dasselbe Kind Einer Mutter, der Herrschsucht, dargestellt worden, daß man nun allgemein die C., in diesem ihrem auf die Spitze getriebenen Principe, als dasjenige System der Staatsverwaltung definirt, nach welchem der Staatsorganismus zu einer Staatsmaschine, zu einem an sich todten, künstlich in einander greifenden Räderwerke, das den Impuls zur Bewegung von außen, von der Staatsgewalt empfangen muß, herabgesetzt wird. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, steht die C. allerdings als eine Geißel und ein Hemmschuh der Völker da; in jedem Staate, der ihrer Herrschaft längere Zeit unterliegt, zeigt die C. als trauriges Resultat eine Nation auf, bei welcher „Ruhe ohne Glückseligkeit, Gewerbsfleiß ohne Fortschritt, Arbeit ohne allgemeinen Wohlstand, Stabilität ohne Kraft, Regsamkeit ohne organisches Leben u. materielle Ordnung ohne Sittlichkeit" herrscht. Das traurigste, aber wahrste Bild stellt uns Murhard von einem solchen Zustande hin: Das ärgste Uebel der C. ist die Unterdrückung alles freien Staatslebens: an die Stelle der öffentlichen Freiheit tritt diskretionäre Gewalt. Die große Masse der Staatsbürger, zu ewiger Unmündigkeit verurtheilt, muß die Führung ihrer staatsgesellschaftlichen Angelegenheiten einer Klasse von Personen, die die öffentlichen Geschäfte als ein ihr zustehendes Monopol betrachtet, überlassen, ohne Bürgschaft für deren zweckmäßige Besorgung. Das Volk erscheint da als nichts, gleichsam nur vorhanden, um regiert und bevormundet zu werden, und es ist, als wäre die Staatsgesellschaft nur um einer Minorität willen in der Welt. Die nächste Folge der C. ist die verkehrte Stellung, welche die Regierung, d. i. das Beamtenheer mit dem Monarchen an der Spitze, dem Volke gegenüber einnimmt: gegenüber sagen wir, denn in dem mit Konsequenz durchgeführten Systeme der C. erscheinen die Beamten als bloße Werkzeuge der Verwaltung, ohne Selbstständigkeit fürs Gute oder Böse, nur vorhanden, um die aus dem Centralpunkte kommenden Anordnungen auszuführen, kurz, das Sonderinteresse der Verwaltung zu vertreten. Um zu diesem Ziele zu gelangen, ist denn auch eine eigenthümliche Behandlung und Erziehung der Beamten nöthig. Zunächst wählt die Centralbehörde die Beamten, und sie wählt sie höchst selten aus der Provinz, aus der Gegend, wo sie wirken sollen, und nimmt so oft wie möglich Versetzungen derselben vor, damit ihnen nicht Zeit bleibe, aus ihrer gemessenen Entfernung von den Einwohnern ihres Geschäftskreises herauszutreten und dadurch „das Interesse der Regierung aus den Augen zu lassen". Diese Beamtenhierarchie, die schon an sich, wo sie mit der C. verbunden ist, den Tod der Volksfreiheit herbeiführt, wird noch um so gehässiger, als sie sich nicht nur zur verächtlichen Maschine herabwürdigt, sondern auch nicht einmal die Sicherheit gewährt, nicht auch Spielball des Gutdünkens, der Laune und Willkür zu seyn. Ist es z. B. auch gewöhnlich, daß die Ober- und Centralbehörde auf die Berichte und Gutachten der Unterbehörden Rücksicht nimmt und ihre Aussprüche darnach regelt, so ist noch nicht untrüglich ermittelt, ob das Auge dieser Unterbeamten, nach der Weise ihrer Anstellung und der Art ihrer Stellung, bei ihren Beobachtungen mehr nach oben, nach den Winken der Centralmacht, oder nach unten, nach dem eigentlichen Gegenstand ihrer Sorgfalt, gerichtet ist. Ist endlich der Unterbeamte ein volksfreundlicher Mann, so waltet noch immer ein drittes Bedenken ob. „Vieles, sagt Murhard, kommt auf die persönliche Stimmung der Regierenden und Verwaltenden an, und oft treten Aeußerungen der Gunst oder Ungunst an die Stelle der Gerechtigkeit und Billigkeit. Wem man von Oben herab wohl will, der erreicht seinen Zweck; wer dort in Mißgunst steht, dessen Sache geht verloren, dessen Gesuch bleibt unerhört, mag die Erfüllung desselben auch noch so gerecht und billig seyn". Ein damit in Verbindung stehender Mißbrauch ist der, daß an die obersten Stellen viele Geschäfte gebracht werden, die recht wohl bei mittleren und untern erledigt werden könnten und meist bei diesen besser erledigt werden würden. Die einfachsten, harmlosesten Angelegenheiten in der Gemeinde, die der schlichte Menschenverstand beim ersten Blick zu ordnen weiß, veranlassen eine weitläufige und kostspielige Schreiberei und Berichte einer Unzahl von Behörden, so daß man sagen könnte, das Centralisationssystem sey die Methode, vornehme Müßiggänger mit erfolgloser Arbeit zu überladen und sie in steter Spannung zu erhalten. Dabei ist der Kostenpunkt ein sehr zu berücksichtigender. Die C. macht die Aufstellung einer Menge von vermittelnden und Mittelbehörden nöthig, durch welche die Anordnungen der obersten Regierungsbehörde wie der Funken an der elektrischen Kette hinabgeleitet wird an das letzte Glied. Bis zu welchem Beamtenschwarm ein derartig geordneter Staatsbienenkorb endlich gedeihen kann, könnten uns mehre europäische, auch deutsche Staaten zeigen; wir blicken hier auf den Central-Musterstaat, auf Frankreich. Im Jahr 1832 zählte Frankreich nicht weniger als 613,500 besoldete Beamte, welche jährlich die Summe von 347 Millionen Franken bezogen. Frankreich hatte damals eine Bevölkerung von 32 Millionen; zieht man davon 16 Millionen für das weibliche Geschlecht und $^{3}/_{8}$ für die Individuen unter 20 Jahren ab, so kommt auf je 10 Staatsbürger ein Staatsdiener. Bei solchen entsetzlichen Resultaten des Systems ist die Nothwendigkeit desselben nicht nur nicht dargethan, sondern das Gegentheil faktisch erwiesen. Denn Verwickelung und Vervielfältigung der Staatsgeschäfte deutet keineswegs auf hohe Kultur, Civilisation und Aufklärung: je höher diese steigen, desto mehr vermindert sich die Nothwendigkeit, Alles durch die Regierung und deren Beamte zu bewirken, während eine derartige Regierungsweise ein gebildetes Volk fortwährend wie eine drückende Last niederbeugt. Blicken wir zur Bestätigung des Gesagten auf Norwegen und Schweden. Schweden hat, nach Forsell, eine der verwickeltsten, weitläufigsten, mißtrauischsten Konstitutionen und dabei eine

so schwerfällige, so künstlich zusammengesetzte, auf möglichst große C. berechnete Verwaltung, wie nur irgend ein Staat haben kann. Gleich daneben, auf derselben Halbinsel und unter demselben Könige, befindet sich Norwegen, gleichen Stammes mit Schweden, das aber die einfachste Konstitution unter allen christlichen civilisirten Staaten Europa's und zugleich die freieste Verfassung aller monarchischen Staaten besitzt. Dabei ist die Verwaltung so einfach geordnet, so wohlfeil und so punktlich und präcis, daß man eine historische Sünde begehen würde, wenn man dies nicht anerkennen und der präcisen Einfachheit den Vorzug vor dem kostspieligen Verwickelungssystem der C. einräumen wollte. In der That kann die C. nach unserer ersten Erklärung, die gereinigte C., wohlthätig nur wirken in Verbindung mit einem freien Gemeindewesen (vergl. Gemeinde).

Centralsonne, ein angenommener, ungeheurer Weltkörper, um welchen sich, wie die Planeten um die Sonne, die Sonne mit den übrigen zu einem System gehörenden Fixsternen bewegen. Nach Mädlers Vermuthung die Alcyone im Sternbild der Plejaden.

Centralverwaltung, diejenige Staatsverwaltung, welche von einem Mittelpunkte, in welchem, wie in einem Ministerium, Ministerconseil, Gesammtministerium, Geheimraths-, Staatsrathskollegium &c., die Räder der ganzen Verwaltung zusammenlaufen, ausgeht und von hier aus ihre Wirksamkeit erstreckt. C.en kommen bei jeder Verwaltungsform vor; doch erhält die C. besondere Macht in Staaten, welche dem bureaukratischen Systeme huldigen. Vgl. Centralisation.

Centranthus (Spornblume), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, sind schöne Zierpflanzen, werden durch Samen oder Wurzeltheilung vermehrt u. dauern bei einiger Bedeckung unsere Winter leicht im freien Lande aus.

Centrifugalkraft, s. Centralbewegung.

Centrifugalpendel, eine an eine Stange befestigte Kugel, die statt der gewöhnlich hin- und hergehenden Pendelschwingungen eine Kreisbewegung macht; bewirkt wird dies durch einen gegen die seitwärts gehobene Kugel ausgeübten Stoß, dessen Richtung nicht in der durch die Pendelstange gelegten Vertikalebene liegt. Pfaffius wandte dieses Pendel auch bei Uhren an.

Centrobarische Methode (Centrobarica methodus), das Verfahren, Flächen oder Körper, welche durch die Umdrehung von Linien oder Flächen um eine unverrückte Axe hervorgebracht werden, ihrer Größe nach aus dem erzeugenden Stücke und dem Wege seines Schwerpunktes zu bestimmen. Man multiplicirt zu diesem Behufe die erzeugende Größe mit dem Wege, welchen ihr Schwerpunkt während der Umdrehung zurücklegt, und erhält durch dieses Produkt den gesuchten Inhalt. So entsteht ein Kreis durch Bewegung einer stets in derselben Ebene bleibenden Geraden um einen ihrer unverrückten Endpunkte. Diese Gerade ist also die erzeugende Größe und ihr Halbirungspunkt ihr Schwerpunkt. Somit ist der Weg der letztern eine Kreislinie, deren Halbmesser gleich der Hälfte der erzeugenden Linie ist. Das Produkt aus den erzeugenden Geraden in diese Kreislinie gibt den vollständigen Inhalt des erzeugten Kreises. Diese Regel, auch die guldinsche genannt, weil Guldin in seinem Werke „De centro gravitatis" (1635—1642) sie vielfach angewendet hat, findet jetzt, wo man im Besitz allgemeiner Methoden für die Inhaltsbestimmung der Figuren ist, nur noch da Statt, wo aus dem Inhalt der erzeugten Figur u. der sie erzeugenden Größe der Schwerpunkt der letzteren gefunden werden soll.

Centrones, Alpenvolk in Gallia Narbonensis, oberhalb der Salasser, bekannt durch trefflichen Käse (Vatusicum caseum) und Orichalcumgruben. Durch das Gebiet der C. ging die Heerstraße von Italien nach Lugdunum.

Centrosolenia, Pflanzengattung mit der einzigen Art: C. bractescens *Hook.*, Nautilocalyx hastatus *Hort.*, ausdauernd in Neugranada. Der Stengel ist steif, krautartig, aufrecht, einfach, 2 Fuß hoch, der obere Theil und alle jungen Spitzen der Pflanze sind mit einem abfallenden, seidenartigen Flaum bedeckt, die Blätter gegenüberständig, sehr groß, oft 1 Fuß lang, beinahe gleich, eiförmig, gespitzt, kurz gesägt, halbgefiedert, auf der untern Fläche netzartig geadert, mit stark hervortretenden Nerven, so hangend, daß die zwei gegenüberstehenden Blätter in ihrer Basis vereint den Stengel umgeben. In den Blattachseln erscheint am kurzen Stiel ein Paar sehr großer, senkrechter, fast kreisrunder, konkaver, scharf, zuweilen dolchartig gespitzter, purpurgrüner netzaderiger Brakteen von 2 Zoll im Durchmesser, anfänglich geschlossen gleich den zwei Klappen einer Muschel, dann sich öffnend, um den Blumen das Hervortreten zu gestatten. Diese erscheinen nach und nach, und jede hat wieder eigene eiförmige oder lanzettig-gespitzte, gesägte Brakteechen. Jede Blume ist in ihrem vollkommenen Zustande fast so groß wie die äußeren Brakteen und kurz gestielt. Der Kelch ist ein wenig kürzer als die Korollenröhre, unten weiß, oben rothpurpurfarbig, mit weißen Adern, tief eingeschnitten in fünf Abtheilungen, von denen vier lanzettig gesägt, fein zugespitzt sind, die fünfte frei bis zu der wirklichen Basis und ganz unten mit der Verlängerung des sehr kleinen, pfriemenförmigen Sporns verwachsen ist. Die Korolle ist groß, weiß, mit nach oben erweiterter, unten auf einer Seite in einen kurzen Sporn ausgedehnter Röhre; der Saum ausgebreitet, mit fünf ziemlich gleichen, ganzen, gerundeten Abtheilungen od. Lappen. Die 4 Staubgefäße sind in die Korollenröhre eingeschlossen, die Staubfäden pfriemenförmig, zwei länger, zwei kürzer, über den Griffel gekrümmt, die Antheren kugelrundlich, das Ovarium eiförmig, ein wenig weich behaart, mit einer großen fleischigen hypogynen Drüse an einer Seite. Die natürliche Familie dieser neuen schönen Zierpflanze ist noch nicht bestimmt.

Centrum, Mittelpunkt, in mathematischer Hinsicht der Punkt, welcher in einer ebenen Figur oder in einem Körper von einigen, auch wohl unendlich vielen anderen Punkten gleich weit entfernt liegt, wie das Wort z. B. bei jedem regulären Vieleck, der Ellipse, dem Kreis, der Kugel in dieser Sprechweise angewendet wird. C. der Schwere bedeutet in der Physik den Punkt,

durch dessen Unterstützung ein Körper in Ruhe bleibt. Er liegt bei mehren Körpern in dem mathematischen C., z. B. beim Kreis, bei der Kugel; bei anderen läßt er sich leicht bestimmen, wie beim Dreieck, der Pyramide. Für jene Figur befindet er sich auf der Transversale (der die Spitze und die Mitte der gegenüberliegenden Seite Verbindenden) zu $^2/_3$ dieser Linie von der Spitze entfernt. Für die dreiseitige Pyramide findet man ihn, indem man die Spitze und den Schwerpunkt des gegenüberliegenden Dreiecks verbindet und $^3/_4$ dieser Verbindenden von der Spitze des Körpers abmißt. C. der Bewegung ist derjenige Punkt, um welchen ein Körper oder ein System von Körpern sich dreht, z. B. die Axe des Rades oder das C. des Schwunges eines Pendels. Letzteres ist derjenige Punkt, wo sich gleichsam die ganze Schwere eines zusammengesetzten Pendels vereinigt findet, in der Art, daß die Schwingungen dieses C.s immer gleich sind denen eines einfachen Pendels, welches zur Länge die Entfernung vom Aufhängepunkt bis zum Schwerpunkt hat. C. des Stoßes ist derjenige Punkt, in welchem ein Körper einen zweiten treffen muß, um ihn mit aller möglichen Kraft zu treffen. In der Kriegswissenschaft nennt man C. die Mitte einer Schlachtlinie oder eines Treffens zwischen den beiden Flügeln. Sie ist gewöhnlich der stärkste Theil desselben und das C. durchbrechen führt zum entscheidenden Sieg. Das Durchbrechen des C.s war Napoleons Lieblingsmanöver. In politischer Beziehung versteht man unter C. (le centre) die mittelsten Plätze und deren Inhaber in den Deputirtenkammern.

Centum (lat.), hundert.

Centumviri, ein stehendes uraltes römisches Richterkollegium, welches im Namen des Volks bloß über Civilprozesse Recht sprach und, zwischen den Kriminal- und Privatgerichten mitten innestehend, mit beiden verwandt war. Die C. bildeten also ein Judicium publicum oder eine Staatsbehörde. Sie hatten weder über Eigenthumsklagen, noch eine besondere Gattung von Klagen, noch überhaupt über den Thatbestand, sondern über unerforschte, zweifelhafte Rechtsfälle jeder Art, über Rechtsfragen zu entscheiden. Sie halfen ferner den Prätoren die Kategorien der Klagen vorläufig bestimmen, und das Edikt des Prätors folgte den Centumviralentscheidungen als den Aussprüchen der juristischen Volksrepräsentation. Die Alten erwähnen als Gegenstände ihres Richterspruches Erbschaftsstreitigkeiten im weitesten Sinn, sowohl gegen das Testament als über Intestaterbfolge, Vormundschaftssachen, Ehesachen, über das Jus postliminii, über Angelegenheiten aus dem Obligationen-, Familien- u. Sachenrecht. Nach Niebuhr u. A. soll Servius Tullius der Gründer dieses Instituts seyn, nach Petersen sogar Numa Pompilius. Zumpt und Sell verbinden die Entstehung desselben mit den 12 Tafeln; Siccama, Heffter, Pettscus setzen dieselbe gegen das Ende des ersten punischen Kriegs und Huschke sogar zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Stadt. Aber sicher geht die Einsetzung dieses Gerichts tief in die alte römische Geschichte zurück, wofür schon der Gebrauch der Hasta (daher auch judicium hastae), welche in den frühesten Zeiten symbolisch vorkam, und die Beibehaltung der alten Prozeßform vermittelst der legis actio sacramento bei dem Centumviratgericht, nach Abschaffung der Legisaktionen und Einführung des Formularprozesses, zeugen. Die C. wurden nach Tribus gewählt, je 3 aus einem Tribus, also aus den 35 Tribus 105. Seit Augustus waren die Decemvirn Präsidenten dieses Richterinstituts und der Prätor als Justizminister der Oberpräsident. Die C. bildeten 4 Consilia (Senate), welche einzeln oder vereinigt Prozesse schlichteten. Sie sprachen öffentlich Recht entweder auf dem Forum oder zur Kaiserzeit unter einer Basilika, und die Prozesse waren bald entschieden. Unter den Kaisern hatten die Centumviratgerichte ein größeres Ansehen, als zur Zeit der Republik, weil sie nach dem Aufhören der Judicia publica jetzt fast allein Gelegenheit boten, als Redner und Juristen zu glänzen. Zum letzten Male wird dieses Institut 395 n. Chr. genannt; bei Justinian wird es als eine Antiquität erwähnt. Vgl. Ueber die legis actiones und das Centumviratgericht der Römer, Zwickau 1839.

Centurie (Centuria), eine Anzahl von 100 Stück, bei den Römern im Allgemeinen jede Abtheilung von 100 Dingen oder Personen, wenn sie auch nicht immer genau aus hundert bestand, insbesondere wurden die 193 Ordnungen der 6 Klassen des gesammten römischen Volks, die Servius Tullius nach dem Vermögensstand einführte, C.n genannt. Die erste Klasse, welche vorzugsweise Classis hieß und deren Glieder (ditissimi) ein Vermögen von wenigstens 100,000 As (2132 Thlr. nach Stroths und Niebuhrs Berechnung) besitzen mußten, enthielt 80 C.n Bürger, nebst 18 Rittercenturien; die zweite Klasse (ditiores) mußte wenigstens 75.000 As (1600 Thlr.) besitzen und zerfiel in 20 C.n.; die dritte Klasse (divites), ebenfalls aus 20 C.n bestehend, sollte über wenigstens 50.000 As (1066 Thlr.), die vierte (mediocres) mit 20 C.n über 25,000 As (533 Thlr.), und die fünfte, die in 30 C.n zerfiel, nach Livius über wenigstens 11.000 As, nach Dionysius richtigerer Angabe aber über 12,500 As (266 Thlr.) gebieten können. Wenn diese 5 ersten Klassen die Wohlhabenden (assidui, locupletes) umfaßten, so befanden sich in der sechsten, welche nur eine C. bildete, die Aermeren (proletarii, capite censi, auch aerarii), bloß zu einer Kopfsteuer verpflichtet, von öffentlichen Angelegenheiten wie vom Kriegsdienst ausgeschlossen. Diese sechste Klasse galt, wenn man Classis im engeren Sinne nimmt, nicht als solche, und so kommt es, daß bei vielen alten Schriftstellern nur von 5 Klassen die Rede ist. Zwischen der ersten und zweiten Klasse haben 2 Centuriae fabrum ihren Stand, Waffenschmiede, Maschinenbauer ꝛc., welche nicht bewaffnet waren, sondern bloß dem Heere folgten; nach der vierten Klasse stehen 2 Centuriae tubicinum und cornicinum, Spielleute, von gleicher Wichtigkeit wie jene Handwerker. Livius theilt 2 Centuriae fabrum der ersten Klasse und 3 Centuriae: accensi, tubicines u. cornicines, der fünften Klasse zu. Daher zählt Dionysius im Ganzen 139, Livius 194 C.n. Bei den fünf ersten Klassen be-

stand die eine Hälfte der C.n aus juniores, d. i. jüngeren Männern von 17—45 oder 46 Lebensjahren, welche den Dienst im Felde außerhalb der Stadt zu versehen hatten, und die andere Hälfte der C.n aus seniores, älteren Männern, welche nicht mit ins Feld zogen, wenigstens es nicht nöthig hatten, sondern als eine Art von Reserve, Landwehr, zur Vertheidigung der Stadt dienten. Was die oben erwähnten Rittercenturien (c. equitum) anlangt, so bemerkt von ihnen Dionysius, sie seyen nach dem höchsten Census und nach der Geburt von Servius ausgewählt worden. Dagegen sagt Livius, Servius habe, nachdem er das Fußvolk in Klassen getheilt, 12 Rittercenturien e primoribus civitatis (aus den Angesehensten der Bürgerschaft) und zugleich die 6 älteren (die drei ursprünglichen Stämme des Romulus, Rhamnes, Tities und Luceres, in der Folge durch Tarquin verdoppelt) unter denselben Namen gelassen. Jene von Servius gebildeten plebejischen Ritter waren in den 12 C.n begriffen, welche, zum Unterschiede von den 6 älteren, den Namen sex suffragia führten. Nach Niebuhrs scharfsinnigen Forschungen kamen drei Bürger der C.n in den ersten Klassen im Durchschnitt vier Bürgern der zweiten, sechs der dritten, zwölf der vierten und vierundzwanzig der fünften Klasse an Vermögen (census) u. also auch an Stimmenrecht (comitia) gleich. Die C.n wurden somit an Zahl der in sie eingetheilten Bürger in demselben Verhältniß in jeder Klasse abwärts stärker. Demnach besaß die erste Klasse nach der Zahl ihrer C.n wenigstens die Hälfte des gesammten Nationalvermögens, die drei folgenden Klassen jede ein Viertel desselben, die vierte drei Achtel, denn sonst hätte sie nicht 30 C.n gehabt. Es gehörten also von 35 Bürgern 6 zur ersten und 29 zu den 4 übrigen Klassen, und wenn jede C. der ersten Klasse vollzählig 100 Bürger zählte, also die erste Klasse in Allem 8000, so enthielten die übrigen 4 Klassen 38,666 Bürger. Zählt man dazu die Glieder der den 4 vorhergehenden Klassen an Zahl gleichen sechsten Klasse, ungefähr 38.000 Mann, so ergibt sich die Gesammtzahl der römischen Bürger zu 84,700. Die Centurieneintheilung des Volkes hatte großen Einfluß auf die bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten. Einmal ging von den Centuriatkomitien die ganze Gesetzgebung und die ganze Verwaltung des Staates durch Wahl der gesetzmäßigen Behörden aus; dann waren, da der Vermögensstand die Klasse und die C. und somit den Antheil an den Staatsfunktionen und dem Kriegsdienste bestimmte, die Reicheren im Vorzug, wodurch der Ochlokratie ebenso entgegengewirkt, als die Freiheit des Einzelnen gesichert und eine weise Aristokratie der Begüterten eingesetzt ward. Gerade diese servianische Einrichtung nahm den Patriciern nicht ihre Vorrechte, verlieh dagegen den Plebejern erst die gehörige Geltung im Staate und verband sie politisch mit jenen. Am meisten tritt in der Wahl von Magistratspersonen der überwiegende Einfluß der Vermögendsten hervor. Da nämlich jede C. in den Centuriatkomitien nur Eine Stimme (suffragium) hatte und die erste Klasse 80, mit den Rittercenturien 98 C.n zählte, so überstimmte diese Centurienmehrzahl jene übrigen Klassen u. C.n, obgleich sie die meisten Bürger enthielten. Darin liegt auch der Grund der oftmaligen Streitigkeiten, ob über eine Angelegenheit in Centuriat- oder Tribuskomitien gestimmt werden sollte. In militärischer Hinsicht bestimmte die Eintheilung nach Klassen und C.n die Art des Kriegsdienstes, den Unterschied in der Rüstung und Bewaffnung, die Stellung im Heere und in der Schlacht. Wohl ist in Bezug auf die Aushebung zum Dienste gegen Dionysius anzunehmen, daß die C.n der ersten Klasse nicht mehr Mannschaft stellten, als die der folgenden Klassen, da sie nur Eine Reihe in der Schlachtordnung, und ebenso auch die Mannschaft der folgenden Klassen, jede immer nur Eine Reihe einnahm. Später (vielleicht seit den Kriegen mit Veji) löste sich die unbeholfene Phalanx in die beweglicheren Legionen auf. Jeder Manipulus einer Legion zerfiel in 2 C.n und war bei den Triariern 60, bei den Hastaten und Principes 120 Mann stark, so daß jede C. der Hastaten oder Principes 60, die der Triarier aber bloß 30 Mann enthielt. Der Führer jeder C. hieß Centurio; er wurde entweder von den Tribunen bei der Aushebung des Heers, oder später vom Oberfeldherrn im Lager ernannt. Auf dem Helm trug er die Aufschrift: Centurio cohortis I. II. etc.; einen Stock von Weinreben (vitis) brauchte er zur Züchtigung der Soldaten. Der erste Centurio der Legion, durch Rang und besondere Vorrechte ausgezeichnet, war der Centurio primipili oder der Primipilus. Auch wählte jeder Centurio 2 Untercenturionen (Optiones, Uragi, Subcenturiones) und 2 Fähndriche (Aquiliferi, Signiferi, Vexillarii). Vgl. Huschke, Verfassung des Serv. Tullius, Heidelberg 1838.

Centurien, magdeburgische, die erste protestantische Kirchengeschichte, von welcher jeder Band ein Jahrhundert umfaßt, wurde seit 1552 zu Magdeburg unter der Leitung des Matthias Flacius von Faber, Corvinus, Holzzuber, Wigand, Juder, welche daher auch Centuriatores magdeburgici heißen, bearbeitet. Das Werk, dessen Kosten evangelische Fürsten und Große trugen, erschien von 1559—1574 in lateinischer Sprache zu Basel in 13 Foliobänden und umfaßt die ersten 13 Jahrhunderte der christlichen Kirche. Wie überhaupt im Reformationszeitalter gestaltete sich auch hier die Geschichte der Kirche polemisch und apologetisch und blieb bis in das 18. Jahrhundert die freimüthigste und vollständigste. Ihr setzte der Kardinal Cesare Baronio seine „Annales" entgegen, welche die dort angefochtenen Ansprüche der Katholiken vertheidigen sollten. Semler gab das Werk bis 500 wieder heraus (6 Bde., Nürnberg 1757—1765); deutsch erschienen nur die 4 ersten Centurien (Jena 1560—1565). Einen Auszug bis 1600 besorgte Luc. Osiander (16 Bde., Tübingen 1607—8).

Centurio, Befehlshaber einer Centurie (s. d.).

Centuripa, s. Centoripa.

Cenulph, sächsischer König, der 14. von Mercia in England, seit 794 Egfrieds Nachfolger, bekriegte mit Nachdruck und siegreich den Usurpator Egbert Pren von Kent und fand 819 in einem

Aufstand der Ostangeln seinen Tod. Er war der letzte ausgezeichnete König von Mercia und bis zur Eroberung des Landes durch Egbert (825) herrschte in demselben die wildeste Anarchie.

Cenzontotochtin (Texkatzonkatl), mexikanischer Gott des Weins, hatte in der Hauptstadt einen Tempel und 400 Priester. Am 13. Monat wurden ihm Menschenopfer dargebracht. Er heißt auch von den Wirkungen jenes Getränkes Tequechmekaniani, Erwürger, und Teatlahuiani, Ertränker.

Ceoldo, Pietro, gelehrter und gründlicher italienischer Genealog, 1738 zu Padua geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung von Jesuiten, ward Priester und † 1813 als Kanonikus der Kathedrale zu Carrara. Sein „Albero della famiglia Papafava nobile di Padova etc." (Venedig 1801) ist als wichtiger Beitrag zur Geschichte Italiens und wegen seiner gediegenen Gelehrsamkeit hoch geschätzt. Sein gelehrter Briefwechsel mit den Kardinälen Borgia und Luchi, mit de Lazara, Gennari, Marini, Morelli &c. befindet sich auf der Seminarbibliothek zu Padua.

Ceolin (Ceaulin, Cevalin, Cheaulin), der dritte König von Wessex, Chenricks Sohn u. seit 560 Nachfolger desselben, bekriegte mit Glück die übrigen sächsischen Fürsten und die Briten, eroberte Devon, Somerset und das Königreich Sussex und besiegte 568 den jungen König Ethelbert von Kent. Endlich verbanden sich die sächsischen Könige gegen ihn und nahmen ihm Thron und Reich. C. † 591 im Ausland.

Ceorles, eine der Klassen, in welche das Volk der Angelsachsen zerfiel, bildeten die Mittelklasse zwischen den Bauern, Handwerkern (meist Sklaven oder sklavischer Abkunft) und dem hohen Adel und scheinen eine Art adeliger Pächter und Landwirthe gewesen zu seyn. Wenn einer von ihnen 5 Hufen besaß und einen Sitz im königlichen Gerichtshof einnahm, so galt er als ein Than. Dasselbe fand Statt, wenn einer Priester wurde, auf eigenem Schiffe mit eigener Ladung 3 Reisen gemacht hatte, ein vergoldetes Schwert, Helm u. Brustharnisch tragen konnte; denn nur diese Beschäftigungen wurden eines freien Mannes würdig gehalten.

Ceos (Cea, Zia), Cykladeninsel im myrtoischen Meer, zwischen dem attischen Vorgebirg Sunium und der Insel Cythnus, von im Alterthum hochgepriesener Fruchtbarkeit (vortreffliche Feigen) und reich an Weiden, war eine Tetrapolis, von welcher die Städte Coressus und Pönessa durch ein Erdbeben untergingen, aber Carthäa u. Julis in volkreicher Blüthe spät noch glänzten. Nach Plinius und Solinus wurden hier die ersten Seidenstoffe gewirkt. Die Dichter Simonides und Bacchylides sind daselbst geboren. Aristäus, Apollo's Sohn von der Cyrene, soll zuerst die Insel mit Joniern bevölkert haben, welche sich bald dergestalt vermehrten, daß das Gesetz für nöthig gefunden wurde, alle Leute über 60 Jahre zu vergiften. C. heißt jetzt Zea, Zia, türkisch Morted, und zeigt noch bedeutende Trümmer der Städte Carthäa und Julis.

Cephalanthus (Knopfblume), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher mit runden Zweigen, Gegenblättern und gelblichen Blumenköpfchen am Ende, in Ostindien und im wärmeren Amerika. Die bekannteste Art ist: C. occidentalis *L.*, gemeine Knopfblume, Acrodryon occidentalis *Spr.*, mit weißgelblichen, zierlichen, wohlriechenden Blüthen in kugelförmigen, traubigen Endköpfen, ein 8 Fuß hoher Strauch in Sümpfen Nordamerika's, von Canada bis Florida. Die Rinde ist in Nordamerika als schweißtreibendes, abführendes Mittel, besonders bei Wechselfiebern in Anwendung. Als Zierstrauch verdient diese Pflanze wegen ihrer Schönheit allgemeine Aufnahme in die deutschen Gärten. Sie hält die strengsten Winter im Freien aus und steht gern etwas feucht in festem Boden. Die Vermehrung geschieht durch Ableger. Die Zweige geben eine schöne nußbraune Farbe auf Wolle.

Cephalaria (Kopfkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Dipsaceen, bei Linné unter Scabiosa, meist ausdauernde Kräuter, nur wenige in Europa, keine im eigentlichen Deutschland. Die wichtigsten Arten sind: C. alpina *R. S.*, Scabiosa alpina *L.*, Alpenkopfkraut, gegen 6 Fuß hoch, auf den Alpen der südwestlichen Schweiz und Oberitaliens; C. leucantha *R. S.*, Scabiosa leucantha *L.*, weißblüthiges Kopfkraut, 3—4 F. hoch, auf rauhen Stellen des Littorale, in Friaul; C. centauroides *R. S.*, Scabiosa centauroides *L.*, flockenblumartiges Kopfkraut, auf trockenen, sonnigen Anhöhen Südeuropa's, der Levante und Südsibiriens. Die Samen sind bitter und man hat ihnen, besonders in Südeuropa, blutreinigende, auflösende und eröffnende Kräfte zugeschrieben und sie, wie auch die Wurzel, gegen Haut- und Ausschlagskrankheiten, sowie gegen Syphilis angewendet.

Cephalica (lat.), Mittel zur Stärkung des Kopfes, überhaupt gegen Kopfleiden.

Cephalonia, die größte Insel im jonischen Meere und der gesammten jonischen Republik, liegt dem Golf von Patras gegenüber, südlich von St. Maura und nördlich von Zante u. umfaßt 16½ □Meilen. C. wird von Nordwesten nach Südosten von dem schwarzen Gebirge (Monte nero) durchzogen, dessen höchster Punkt Oros-Ainos sich 4000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Die vorzüglichsten Vorgebirge sind Viscardo, Kap Ay und Kap St. Nicolo, beide im Südwesten, Kap Skala, die südlichste Spitze von C. Die Lage und Höhe des Gebirgs verleiht dem Klima, trotz der Milde, die es im Allgemeinen charakterisirt, viele rauhe Wetterstriche, besonders fallen im Herbst häufige und starke Regengüsse. Von den vielen Busen und Baien der Insel sind die von Argostoli (2 Stunden tief), Samos und Asso die größten. Flüsse hat C. nicht, dagegen mehre gute Quellen. Der Boden C.s ist sehr fruchtbar, die vegetabilische Erde hat einen warmen Kalkstein zur Unterlage, so daß, trotz der mitunter stark hereinbrechenden Kühle, doch jedes Jahr eine doppelte Fruchternte abwirft. Von den Baumfrüchten sind die im April gesammelten vollkommener, als diejenigen, welche während des regenlosen Sommers zur Reife kommen müssen. Aber trotz der Fruchtbarkeit, die kein Theil der Insel entbehrt, liegt jede Beschäftigung, die die Mühe der Einwohner in Anspruch nehmen würde, darnie-

der: C., das einen großen Theil seiner Nachbarschaft mit Getreide müßte versehen können, stillt seinen Hunger mit fremdem Brode; nur, was die Natur, ohne vieles Zuthun der Menschen, an den Bäumen und sonst von selbst wachsen läßt, gewährt hier Unterhalt, ja sogar Wohlhabenheit. So wird Wein und Obst in hinreichender Menge gebaut, das Hauptprodukt der Insel ist aber die Korinthe; mit ihr (60—70,000 Centner) und mit Olivenöl (3—4000 Barils) und Baumwolle wird sehr ausgebreiteter Handel getrieben. Außerdem wächst der Mastix hier ohne alle Pflege, Manna ist in großer Menge vorhanden, die Aloe ist so gut wie die von der Insel Sonotara im indischen Ocean; auch Kaffee und Zucker würde vortrefflich gedeihen und der Seidenbau einen überaus reichen Ertrag liefern. Die Ursache, warum die Bewohner C.'s an die Reichthümer, die ihnen ihr herrlicher Boden tragen würde, keinen Schaufelstich wenden mögen, liegt, wie auf Sicilien und in mancher anderen südlichen Gegend, wohl weniger an einer unüberwindlichen Arbeitsscheu der Bewohner, als an dem Mißverhältniß der Bodenvertheilung; in C. liegt, wie auf Sicilien, wo Klerus u. Adel im Besitz ungeheuerer Güter sind, die Hauptschuld an dem Pachtsysteme. Die meisten Bewohner sind ohne Grundbesitz und müssen den Boden entweder um Lohn für Andere, oder für sich um ein hohes Pachtgeld bearbeiten; zu beiden finden sich wenig Liebhaber, und die ganze Insel trägt verhältnißmäßig den Schaden. Die Einwohner, deren Zahl auf 70,000 angegeben wird, sind der Mehrzahl nach Griechen, tapfer, mäßig, wie alle Südländer, aber wie diese auch rachsüchtig, stolz und raublustig. Die Männer sind vortreffliche Schiffer und Krieger; finden sie in beiderlei Beschäftigungen keinen genügenden Erwerb, so gehen sie, meist aber nur die jungen Leute, zur Erntezeit nach Morea hinüber und bringen, statt des Lohnes, gewöhnlich Getreide und andere Lebensmittel heim. Die Frauen bestellen das Feld, verfertigen Töpfe und Oelkrüge, sowie Baumwollenwaaren und Teppiche aus rauhen Ziegenhaaren. Zum Senate der jonischen Inseln sendet die Insel einen, zur gesetzgebenden Versammlung 8 Deputirte; sie zerfällt in 11 Kantone. Die Nationalmiliz heißt Cernide. Die bedeutendste Stadt der Insel ist Argostoli, am Meerbusen gleichen Namens, wo der Haupthafen der cephalonischen Handelsflotte ist; hierher hat sich auch der Adel gezogen, der bedeutendste und wohlgebildetste des ganzen Inselstaats. Als Hauptstadt wird die an der Nordostküste gelegene alte Festung Asso (Alasso) betrachtet, in welcher neben den weltlichen Behörden auch der Erzbischof, das Oberhaupt der griechischen Kirche auf den jonischen Inseln, seinen Sitz hat. Außerdem besitzt C. mehre, zum Theil auf hohen Felsen gelegene Klöster, welche befestigt und mit kleinen Kanonen versehen sind, um sich im Kriege und gegen Seeräuber zu vertheidigen. Aus der Glanzzeit der Insel ist, wenige Mauertrümmer ausgenommen, nichts gerettet worden. Auch der hochberühmte Tempel des Zeus Eneios auf dem Gipfel des Monte nero ist spurlos verschwunden, wie der alte Donnergott selbst. Nur Namen von alter, unsterblicher Bedeutung klingen dem Reisenden entgegen. Besonders vom Kanal von Viscardo aus, der, von C. und dem östlich gegenüberliegenden Thiaki (Ithaka) zusammengedrängt, fast nur einem mächtigen Strome gleicht, sieht man ein sagenreiches Stück der alten Welt vor sich: dort lagen Pronis und Nesus, nördlich davon, unfern vom Kap Viscardo, die Römerkolonie Petulia und dort, an der äußersten Spitze der Bucht, wo jetzt niedrige Hütten ein kleines Dorf bilden, das herrliche Same, von wo aus die Taphier kühn die Wogen durchfurchend Schifffahrt und Seeräuberei trieben und üppige Jünglinge in dem verwaisten Palast des Odysseus zur Freiwerberei erschienen. Jetzt deutet nichts mehr auf das Daseyn dieser Prunk- und Prachtstadt hin, als einige Ueberbleibsel cyklopischer Mauern und beraubte Grabhöhlen, denn wie im übrigen Griechenland haben auch hier britische Hände den Vandalismus auf die Spitze getrieben. Eines der ersten Geschäfte der „zum Schutz der jonischen Republik" hierher gesetzten Beamten war, daß sie die Ruinen und Gräber von Samos aufwühlten und eine beträchtliche Menge dort vorgefundener antiker Statuen, Vasen, Lampen, Kandelaber, Schalen, Spangen, Ringe von Gold, Silber und Bronze einschmelzen ließen, um Leuchter, Pferdegeschirre, Löffel, Theekannen u. dergl. daraus machen zu lassen.

Das jetzige C., bei Homer Same oder Samos, hieß in älterer Zeit auch Epirus Melaena (das schwarze Epirus) u. endlich Cephallenia; letzteren Namen soll sie von Cephalus erhalten haben, der in Folge der Ermordung seiner Gattin hierher flüchtete und von den Thebanern, den damaligen Herren der Insel, den Oberbefehl über dieselbe erhielt. Schon Homer nennt die Inhaber der Insel Cephallener und gibt ihnen Ulysses zum Herrn. C. war eine Tetrapolis, indem die das Eiland durchstreichenden Gebirgszüge dasselbe in 4 ziemlich gleiche Distrikte theilten; die bedeutendsten damaligen Städte waren Pale, Cranii, Same und Proni. Zu einer bedeutenden Rolle erhob sich C. in der alten Geschichte nie. Im Perserkriege werden die Palenser erwähnt; im peloponnesischen Kriege mußte sich C. den Athenern ergeben. Später unterjochte sie M. Fulvius den Römern, die der Insel jedoch fortwährend einen Schein von Freiheit gewährten. Strabo nennt C. einen Zufluchtsort römischer Exulanten; die späteren Autoren führen es als einen Bestandtheil der Provinz Epirus auf. Bei der Theilung des römischen Reichs wurde C. zum oströmischen Reich geschlagen, machte sich aber unabhängig u. stand längere Zeit unter dem Fürsten von Achaja. An die Venetianer kam C. 1224 (nach Andern 1213) durch Gajo, den damaligen Herrn der Insel, als Geschenk. Im Jahr 1479 eroberten es die Türken, behielten es im Friedensschluß und verfuhren mit den Einwohnern nach ihrem Brauch: sie verpflanzten die Einwohner nach Konstantinopel, wo sie Mohammed mit Negersklaven verheirathete, um eine Mischrace von Sklaven daraus zu erzielen. Gegen den Ausspruch des Friedenstraktats griff ein venetianischer Edler, Signor Antonio, die Türken auf C. an und befreite die Insel von ihren Peinigern; aber die Venetianer bestraften den Wortbruch ihres Bürgers dadurch, daß sie 4 Schiffe gegen ihn sandten, die Antonio

im Kampfe besiegten, erschlugen und die Türken wieder als Herren der Insel zurückführten. Im Jahr 1499 setzte sich eine vereinigte spanisch-venetianische Flotte von Neuem in den Besitz von C., u. als die kaum wieder von dem tiefen Schlage aufgestandene Insel 1571 einer abermaligen Plünderung der Türken erlag, wurde 1595 die Festung Asso als Zufluchtsort für die Einwohner gebaut. Die zerstörendsten Erderschütterungen trafen die Insel 1766 und 1767. So schwankte C. mit der venetianischen Republik immer mehr dem Verfall zu, und als 1797 Venedig österreichisch ward, wurde C. erst von den Franzosen, dann von den Russen erobert, 1807 der jonischen Republik einverleibt, 1809 von den Engländern besetzt und 1814 mit der gesammten jonischen Republik dem sogenannten brittischen Schutz überlassen.

Cephalonomantie, eine Art Wahrsagung aus einem über Kohlen gerösteten Eselskopf. Nachdem man einige Gebete gemurmelt, sprach man öfter über ihm die Namen von des Diebstahls oder anderen Vergehens verdächtigen Personen aus. Der Name, bei welchem der Eselskinnbacken eine Bewegung machte, war der des Schuldigen.

Cephalopoden (Kopffüßler), nach Cuvier erste Klasse der Mollusken oder Weichthiere, bei Linné unter der Klasse der Würmer, Ordnung Mollusca. Die C. sind ohne Zweifel die vollkommensten unter allen Weichthieren, obschon sie weder kriechen, noch eigentlich schwimmen können; ihre Fühlfäden sind aber zahlreich und so stark, daß sie die Stelle der Ruder und der Fangarme vertreten. Sie haben das Merkwürdige, daß sie immer mit nach unten und hinten gerichtetem Kopfe schwimmen und daß überhaupt bei allen ihren natürlichen Stellungen und Bewegungen der Kopf unten, der Leib oben ist, daher ihr Name. Der walzige Leib steckt in einem weiten, oben offenen Mantel, in welchem jederseits ein großes Kiemenblatt liegt, und im Rücken eine mäßige, lanzettförmige Schale, die sich aber häufig zu einer äußern Schale entwickelt, sich einrollt u. eine Menge Scheidewände mit Kammern bekommt, in welche sich das Thier allmählig zurückzieht und daher immer nur in der letztern wohnt. Der dicke Kopf, welcher die C. besonders auszeichnet und an welchem das Auge des Anatomen nichts vermißt, was zum vollkommneren Thier gehört, ragt mit seinem Halse über den Mantel hervor, hat zwei vollkommene, seitliche, große Augen, welche schon durch ihre hellgefärbte Iris den Fischaugen gleichen und von einer sehr festen Sklerotika gebildet sind, und um den Mund 10 sehr lange, fleischige, mit Näpfen besetzte Fangarme, von denen zwei gewöhnlich länger und am Ende breiter sind und die Fühlfäden vorstellen, jedoch bisweilen fehlen; die andern sind gleichsam getheilte Lippen oder vielleicht Sohlenlappen, die sich nach vorn geschlagen haben. Das Gehirn ist nicht bloß im Verhältniß zu der Dicke der Nerven das größte, welches unter allen nicht mit Rückenwirbeln begabten Thieren gefunden wird, sondern ist auch bereits in eine Art von unvollkommenem Schädel eingeschlossen und besteht aus zweierlei Masse, einer vordern, weißen, fast viereckigen, welche dem großen Gehirn, und einer hintern, kugligen, grauen, die dem kleinen Gehirn der vollkommenen Thiere entspricht. Der Mund ist ein förmlicher gekrümmter Schnabel, aus 2 Kiefern bestehend, wie ein Papageischnabel, womit das Thier andere kleinere Thiere zerreißen kann. Im Munde liegt eine Zunge mit hornigen Spitzen. Hinter den Augen ist eine verschlossene Paukenhöhle; von einer Nase ist keine Spur. Die Speiseröhre erweitert sich in einen Kropf, dann in einen fleischigen und in einen häutigen Magen, verengert sich sodann in einen Darm, der sich hinten in einen häutigen Trichter endigt, welcher zwischen Bauch und Mantel liegt und sich vorn unter dem Halse öffnet. Die Leber ist groß, an derselben liegt noch eine andere Drüse, welche die sogenannte Dinte oder die braune Sepiafarbe absondert und gleichfalls in den Trichter ausleert. Diese Dinte entspricht wahrscheinlich dem Harn, die Thiere trüben damit das Wasser, um den Feinden zu entgehen. Sie haben ein ziemlich vollkommenes Nervensystem; die bandförmige Nervenmasse entspringt aus dem kleinen Gehirn, umgibt den Schlund und sendet Nervenfäden in die einzelnen Theile, besonders einen großen in die Eingeweide. Die Hohlader, welche das Blut aus dem Leibe zurückführt, theilt und erweitert sich jederseits in ein muskulöses Herz, welche das Blut in die Kiemen treiben, aus welchen es zurück in ein arteriöses Herz kommt und von da wieder in den ganzen Leib geht. Das arteriöse Herz liegt ganz unten am Grunde des Sackes, welcher sämmtliche Eingeweide einhüllt. Die C. sind getrennten Geschlechts; doch scheint die Befruchtung, wie bei den Fischen, ohne eigentliche Paarung zu geschehen. Die Nahrung der C. besteht wahrscheinlich in allerlei Weichthieren und Krebsen; der Akt des Fressens ist noch nicht beobachtet worden. Sie leben sämmtlich im Meer an felsigen Küsten. Ihr Nutzen ist nicht groß, indessen werden sie von ärmeren Leuten gegessen, obschon sie zähe und lederig sind und unappetitlich aussehen; sie liefern die bekannte Sepiafarbe (s. d.), so auch das weiße Fischbein (os sepiae) zum Poliren. Am wichtigsten sind ihre versteinerten Schalen für die Bestimmung des Alters der Erdschichten, in denen sie in großer Menge und Mannigfaltigkeit vorkommen. Man kennt etwa hundert lebende Arten der C., welche Cuvier in 6 Hauptgattungen: Sepia, Nautilus, Belemnites, Actinocamax, Ammonites und Camerina, theilt, von denen mehre wieder in zahlreiche Untergattungen zerfallen. Sehr zahlreich sind die fossilen Arten der C.

Cephalus, attischer Heros, Sohn des Deïon, Herrschers von Phocis, und der Diomede, Xutho's Tochter, war der Gemahl der Procris, des attischen Königs Erechtheus Tochter, ward von Aurora mit der Gabe, sich beliebig verwandeln zu können, beschenkt und nahm, um die Treue seiner Gattin zu prüfen, eine fremde Gestalt an. Procris ließ sich verführen, floh, verstoßen, nach Kreta zu Diana und erhielt von derselben den Hund Lälaps und einen Jagdspeer, welchen beiden kein Wild entging. Sehnsucht trieb sie wieder zu ihrem Gemahl, und mit diesem versöhnt schenkte sie ihm jene Wundergaben. Da dieser nun häufig

vor Tag auf die Jagd ging und Procris ein Liebesverhältniß mit Aurora vermuthete, schlich sie ihm einst durch das Gebüsch nach und wurde, da auf dem Rauschen C. auf ein Wild schloß, von dem nie fehlenden Speere getödtet. Der unglückliche Gatte wurde durch den Areopag zu ewiger Verbannung verurtheilt. Er ging nach Theben, nahm an dem Zuge gegen die Teleboer Theil, stiftete am Vorgebirg Leucatas dem Apollo ein Heiligthum und stürzte sich dann zur Sühnung jenes Mordes vom Felsen. Ovid läßt beide von Jupiter in Elstern verwandelt werden. Nach Andern ließ er sich auf Cephallenia nieder und wurde Stammherr des Hauses des Ulysses. Dieser Mythus wurde oft von dramatischen Dichtern behandelt.

Cepheus (auch Andromedae pater), Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen dem kleinen Bär, Drachen, Schwan, Pferde und der Cassiopeja. Er ist nach dem kleinen Bären dem Nordpol am nächsten, von 290°—60° gerader Aufsteigung und 55°—80° nördlicher Abweichung und enthält vorzüglich 3 Sterne (worunter Alderamin) dritter Größe. Nach Eratosthenes war er König der Aethiopier und von Minerva unter die Sterne versetzt. Derselbe gibt ihm 15 Sterne, Hygin aber 19. Aratus läßt ihn mit ausgestrecktem Arm dargestellt werden; nach Flamsteed zählt das Sternbild 34 Sterne.

Cephissus, Flußgott in Böotien, Sohn von Pontus und Thalassa, Vater der Diogenia, bei Ovid des Narcissus, hatte in Argolis einen Tempel und ein Pan und Achelous mit den Nymphen gemeinschaftliches Heiligthum im Tempel des Amphiaraus bei Oropus. Die Opfer, welche in seinen Strom geworfen wurden, sollen in der kastalischen Quelle wieder zum Vorschein gekommen seyn.

Cepio, eigentlich Coriolan Cippico, Geschichtschreiber, 1425 zu Trau in Dalmatien aus einer adeligen Familie geboren, trat früh in den venetianischen Seedienst, befehligte bald nachher eine Galeere der Republik in dem Kriege gegen die Türken von 1470—1474 und erwarb sich namentlich bei der Vertheidigung von Skutari den Ruhm hoher Tapferkeit. C. † 1493. Sein Werk „Gesta Petri Mocenici libri III“ (Venedig 1477, von Basilius Herold unter dem Titel „De Bello asiatico libri III“, das. 1594, italienisch unter dem Titel „Della guerra de' Veneziani nell' Asia, libri tre“, das. 1819, von Morelli, 1796) ist sowohl wegen seines eleganten Styls, wie wegen seines Inhalts höchst schätzenswerth.

Cer (Cerium, Cererium), ein fast gleichzeitig von Berzelius und Hisinger 1803 und von Klaproth in dem Mineral Cerit entdecktes Metall. Klaproth zählte dasselbe den Erden bei u. nannte es Ochroiterde; Berzelius und Hisinger, denen es gelang, das Metall abzuscheiden, nannten es Cerium (nach dem Planeten Ceres), und Mosander, der später (1839) das Cerit untersuchte, fand, daß dem aus Cerit geschiedenen Ceroxyde stets noch ein anderes Oxyd beigemengt war, und nannte das Metall desselben Lanthan. Im Jahr 1842 machte derselbe Chemiker bekannt, daß sowohl das Ceroxyd als das Lanthanoxyd stets noch ein anderes Oxyd enthalte, und wählte für dessen Namen Didym. Das C. kommt mit Ausnahme des Fluorceriums nur in oxydirten wenigen, seltenen, skandinavischen, sibirischen und grönländischen Mineralien vor, namentlich im Cerit, Allanit, Hatolinit, Orthit ꝛc. Das Cerit, obschon es nur zu Riddarhytta gefunden wird, wird in großer Menge gewonnen und ist das gewöhnliche Material zur Darstellung der Ceriumverbindungen. Nach Mosander wird das C. durch Reduktion des Cerchlorürs mittelst Kalium oder Natrium erhalten. Die Reduktion geht bei Anwendung des letzteren ohne merkbare Einwirkung, ohne Feuererscheinung vor sich. Man legt in ein unten zugeschmolzenes starkes Glasrohr zuerst eine Kugel Natrium, dann Cerchlorür, wieder Natrium und so fort, erhitzt dann das Rohr zwischen Kohlenfeuer bis zum vollen Glühen und anfangenden Entweichen. Hierbei wird die innere Fläche des Rohrs von reducirtem Silicium schwarzbraun gefärbt, welches jedoch fest sitzen bleibt. Nach dem Erkalten wird das Rohr in Stücke geschnitten und in ein mit kaltem Wasser ganz vollgefülltes Glas geworfen. Das freie Natrium oxydirt sich hierbei, Chlornatrium löst sich auf und das C. scheidet sich als schweres, graues Pulver ab. Es wird wiederholt mit kaltem, kohlensäurefreiem Wasser gewaschen, durch Schlämmen von dem etwa gebildeten, leichtern flockigen Oxyd getrennt, mit Alkohol gewaschen und schnell getrocknet. Das reine C. ist von grauer Farbe (Beimengungen von Lanthan ändern die Farbe in chokoladebraun um, daher auch diese als die eigenthümliche angegeben wird), ähnlich dem Pulver des Platinschwammes, unter dem Polirstahl wird es metallglänzend. An der Luft erhitzt, entzündet es sich vor dem Glühen und verbrennt unter Funkensprühen zu braunem Oxyd. An der Luft oxydirt sich das C. auf Kosten der Feuchtigkeit derselben unter Entwickelung von Wasserstoffgas. In Wasser, besonders warmem, geschieht die Oxydation schneller und verwandelt sich dabei in flockiges Oxyd-Oxydulhydrat; durch Säuren, selbst die verdünntesten, wird die Oxydation sehr beschleunigt. In Brom-, Chlor- und Schwefelgas verbrennt es mit Lebhaftigkeit. Sein specifisches Gewicht wird = 557,0 angegeben. Das C. geht mit Sauerstoff zwei Oxydationsstufen ein, welche mit Säuren meist gut krystallisirbare Salze bilden; ebenso vereinigt es sich mit Brom, Chlor ꝛc. zu Haloidsalzen ꝛc.

Ceracchi, Giuseppe, Bildhauer, um 1760 in Rom geboren, arbeitete um 1782 zu London, konnte jedoch hier, trotz mehrer größeren und gelungenen Arbeiten, nicht zum Künstlerglück gelangen und ging daher um 1790 nach Wien und von da, aus gleichen Gründen, nach Amerika. Als er zu einem dort auszuführenden Denkmal den Marmor aus Italien holen wollte, traf er auf den damals im schönsten Siegeskranze strahlenden Bonaparte, der ihm in Mailand die Erlaubniß gab, seine Büste in Marmor auszuführen. Nach Bonaparte's Rückkehr nach Paris begab sich C. nach Italien, wirkte hier thätig zur Aufrichtung der römischen Republik mit, mußte aber, als die Franzosen Rom verließen, flüchten und begab sich 1799 nach Paris. Als C. nach dem 18. Brumaire Bonaparte immer unverhohlener nach der absolu-

ten Gewalt streben sah, faßte er den Entschluß, ihn zu ermorden, und trug ihm zu diesem Behufe noch einmal die Bitte vor, ihn seine Statue ausführen zu lassen. Da ihm diese Gunst und Gelegenheit versagt wurde, so trat er mit Topine, Lebrun, Diana und Demerville in ein Komplot; dies wurde jedoch entdeckt und brachte ihn am 18. Oktober 1801 ins Gefängniß und den 30. Januar 1802 aufs Schaffot. Napoleons Büste von C.'s Hand ist in der Glyptothek zu München; Richter stach sie zu London 1801.

Ceragium (lat.), im Mittelalter Abgabe an die Kirche, zur Anschaffung von Wachskerzen. Vergl. Cerarium.

Ceram, die größte der Amboineninseln, die, aus 3 großen und 8 kleinen Eilanden bestehend, im Meere von Banda liegen und im weitesten Sinne zu den Molukken- oder Gewürzinseln gezählt werden, liegt zwischen 2° 55' bis 3° 40' südl. Br. und 145° 23' bis 148° 30' L. von Ferro und umfaßt 345 □Meilen mit gegen 100,000 Einwohnern. Die äußere Gestalt der Insel ist halbmondförmig; im Westen zieht sich eine schmale Landzunge, Hyrwamohel, nach Amboina hin, im Osten ist die Spitze Kelang; der große Busen, den der ganze Süden der Insel bildet, hat noch insbesondere 3 tiefe Buchten, deren mittlere Amahoy genannt wird. Das Innere von C. bedecken mächtige Gebirgszüge, die eine Höhe von 8000 Fuß erreichen und besonders an der steileren Nordküste stark mit Wald bewachsen sind. Zwischen den Bergreihen breiten sich fruchtbare und mit herrlicher Vegetation bekleidete Thäler und Ebenen aus, die sich im Süden langsam nach dem Gestade hin absenken. Quellen, Bäche und Flüsse bewässern die Insel und mildern die Wirkung der außerordentlichen Hitze; auch scheinen die bedeutenden Höhen und die Gewässer hier vortheilhaft auf das Klima einzuwirken. C. hat zwar keine Vulkane, doch zeigen viele heiße Quellen und häufige Erderschütterungen auf den vulkanischen Ursprung und den Zusammenhang C.s mit einer Vulkanreihe hin. Die Produkte der Insel sind im Allgemeinen die der Molukken. Die Hauptnahrung ist Sago, das Brod des gemeinen Mannes. Reich ist die Insel an vielerlei edlen Holzarten; die Nelken- und andere Gewürzbäume sind zwar auf Veranlassung der Holländer ausgerottet, scheinen sich aber im Innern des Landes und in den Wäldern noch zahlreich genug zu finden, um dem Schmuggelhandel der Einwohner mit diesem Gewürz noch auf lange Zeit hinaus Nahrung zu geben. Neben Sago sind Stachelschweine das allgemeinste Nahrungsmittel; Damhirsche durchschwärmen die Insel in großen Rudeln, ebenso wilde Eber, Hirscheber, Kuskus, Zibethkatzen, wilde Büffel ꝛc. An Hausthieren ist, Hühner ausgenommen, Mangel. Zahlreich und heimisch sind Paradiesvögel u. Salanganen. Eine wahre Landplage sind die vielen Schlangen und Insekten. Die Bewohner der Küste sind Malayen, bekennen sich zum Islam und haben sich der Civilisation schon ziemlich genähert. Als kühne Schiffer befahren sie mit ihren leichten Proas die Höhlen des ganzen Archipels, treiben mit Neuguinea starken Verkehr, aber besonders stark den schon erwähnten Schleichhandel mit Gewürznelken, die sie an Briten und Chinesen absetzen; mit diesen Schmuggeleien verbinden sie gewöhnlich auch Seeräubereien. Die vornehmsten Handelsartikel, welche die Bewohner von C. ausführen, sind: Sklaven, Muskatnüsse, Tripang, Schildpatt und Schwalbennester; ein führen sie dafür: Pulver und Blei, Feuergewehre, leichte Geschütze, baumwollene Zeuche, Korallen, chinesische Waaren, Eisenwaaren ꝛc. Sie stehen unter Radschahs, welche sich gegen bestimmte Geschenke den Niederländern verpflichtet machen, alle Gewürznelken innerhalb ihres Gebietes auszurotten. Die Macht und das Ansehen der inländischen Häuptlinge steht im Verhältniß zu ihrem Reichthum. Außerdem ist die Regierungsverfassung wie die der übrigen Malayen. Eigenthümliche Bestimmungen enthalten auch ihre Rechtsgesetze und Gebräuche, die sie Abat-Ceram nennen und die auch auf den umliegenden Inseln Geltung haben. Alle Beleidigungen, Diebstähle, ja sogar Todtschläge werden durch Entrichtung einer Strafe in Elephantenzähnen, Lilla's, Gongs, Leinwand, in wichtigen Fällen auch kleinen metallenen Kanonen abgebüßt. Manche Orte haben ein ganz eigenes Recht hinsichtlich der Bestimmung der Größe solcher Strafen; alle aber leben in solcher Eifersucht auf einander, daß jedem ein Einschreiten des holländischen Gouverneurs zum Schaden der anderen zur größten Freude gereicht. Im Innern der Insel leben Alforen oder Haraforen, die jedoch noch auf ziemlich tiefer Stufe der Kultur stehen. Englische und französische Reisende nennen sie eine wilde und grausame Menschenart, von Körper wohlgebildet, kräftig und gewandt. Ihr einziges Kleidungsstück ist die Pagne (Schurz). Sie kennen keinen Ranguntersschied, wohnen in Klüften und Höhlen u. nähren sich von der Jagd; doch sollen einige Stämme bereits in einer Art von gesellschaftlicher Verbindung stehen. Will ein junger Mann heirathen, so muß er den Kopf eines von ihm meuchlings Gemordeten vorzeigen; auch darf keiner ein neues Haus bauen, der nicht zuvor einen Feind vernichtet hat. Die Köpfe, welche auf diese Weise gesammelt werden, kommen, wenn lange genug damit geprangt worden ist, in das Innere der Wälder, wo ihre Götzen und Priester wohnen. Dorthin werden auch die Kinder gebracht, um von den Priestern den üblichen Religionsunterricht zu empfangen. Sie nehmen nur Ein Weib und bleiben diesem stets treu. Die Insel hat einige gute Häfen, ist aber für die Europäer noch ohne Wichtigkeit. Während der napoleonischen Kontinentalsperre suchten sich die Engländer hier fest zu setzen, mußten jedoch das Unternehmen wieder aufgeben. Die Holländer besitzen einige Faktoreien im Westen der Insel, sowie Sawa im Norden und Waku im Nordosten.

Cerarium (lat.), Wachsgeld, bei den Römern in den Provinzen Abgabe an den Statthalter, vielleicht für Ausfertigung von Diplomen.

Cerasin (Cerasium), eigenthümlicher Pflanzenstoff im Kirschgummi, nach Guerin-Varry diejenige Modifikation von Gummi, welche den im Wasser unlöslichen Bestandtheil des Gummi der Prunusarten ausmacht. Man gewinnt das C., wenn Kirschgummi so lange mit Wasser behandelt wird, als dieses noch etwas auflöst, wor-

auf man den Rückstand abtropfen und im Wasserbade trocknen läßt. Essigsaures Blei bewirkt zwar augenblicklich keinen Niederschlag in der Kirschgummiauflösung, wohl aber ein schwaches Hinneigen zur Gerinnung, und nach 24 Stunden scheint sich das Gummi in sehr feinen Fäden aus seiner Auflösung zu trennen. Salpetersaures Zinn verwandelt es in eine feste, gelbe Gallerte; von schwefelsaurem Eisenoxyd wird es schwärzlichbraun gefärbt, ohne alle Gerinnung, von salpetersaurem Gold aber gebräunt und undurchsichtig, ohne Niederschlag. Alkohol veranlaßt bloß die Bildung einiger Fäden, das weiße Gummi scheint sich unverändert mit ihm zu verbinden. Das C. ist fast farblos, halbdurchscheinend, geschmack- u. geruchlos, läßt sich leicht pulvern, ist nicht krystallisirbar und geht nicht in geistige Gährung über. Mit viel Wasser anhaltend gekocht, löst es sich auf, indem es in Arabin übergeht, mit welchem es isomer ist.

Cerastium (Hornkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen, meist niedrige, liegende Kräuter, ausdauernd oder Sommergewächse, ohne besondere Eigenschaften, größtentheils in der nördlichen gemäßigten Erdhälfte. C. tomentosum *L.*, filziges Hornkraut, Schneekraut, Kräutlein Patientia, mit länglichen und filzigen Blättern und milchweißen Blüthen auf verzweigten Stielen, ausdauernd, am Mittelmeer, auf Feldern, wird bei uns häufig als Zierpflanze in Gärten gefunden, wo es Felsenpartien mit ihrem silberglänzenden Rasen überzieht.

Cerasus, s. Kirschbaum.

Cerasus, Stadt im Pontus Polemoniacus, auf einer Halbinsel am Pontus Euxinus, durch eine Kolonie aus Sinope gegründet und bei den alten Schriftstellern häufig als eine von Griechen bewohnte Stadt genannt; der Name des nun verschwundenen C. ist auf das alte Pharnacia übergegangen. Aus C. brachte Lucullus 680 d. St. wenn auch nicht die ersten Kirschbäume, doch eine edlere Sorte derselben nach Rom.

Cerat (Wachssalbe), in der Heilkunde Salben von talgartiger Festigkeit, welche aus Wachs mit Oelen oder Fetten und andern Zusätzen bereitet und in Form von Täfelchen dispensirt werden. Das einfache weiße C. (Ceratum simplex, C. album), ein uraltes, mildes Verbandmittel, besteht gewöhnlich aus 5 Theilen Olivenöl u. 2 Theilen weißem Wachs. Durch Zusatz von Walrath macht man es fester, durch ätherische Oele oder Rosenwasser wohlriechend (Ceratum fragrans). Letzteres, mit Alkanna roth gefärbt, stellt das rothe C. (Ceratum rubrum), die sogenannte Lippenpomade, dar. Das gelbe C. enthält Terpentin u. gelbes Wachs, das grüne (Ceratum Aeruginis), ein bekanntes Mittel gegen Hühneraugen, Grünspan. Das burgundische Harzcerat oder gelbe Zugpflaster (Ceratum resinae burgundicae) wird aus gelbem Wachs, burgundischem Harz, Hammeltalg und Terpentin gebildet.

Ceratio, Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, unfern Vicenza, merkwürdig durch den Sieg der vereinten deutschen und spanischen Truppen über die Venetianer, den 3. Okt. 1513.

Ceratonia, s. Johannisbrodbaum.

Ceraunion (griech., Blitz), kritisches Zeichen (L), womit man in Handschriften u. alten Ausgaben entweder seine Mißbilligung über einzelne Stellen, oder, wie im Neuen Testament, eine aus einem Propheten genommene Stelle bezeichnete. Bei Schriften griechischer Philosophen deutete man damit an, daß eine damit notirte Stelle zum Unterricht in der Philosophie sich empfiehlt.

Ceraunobolus, hochberühmtes Bild von Apelles, Alexander den Großen als Blitzschleuderer darstellend, woran vorzüglich die den Donnerkeil haltende Hand bewundert wurde.

Cerbera (Schellenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die trichterförmige, am Schlunde 5zähnige Blumenkrone u. die ein- bis zweisamige Steinfrucht mit holzig-faseriger, halb zweiklappiger Kernschale, tropische, milchende Bäume und Sträucher mit großen Blüthen in Afterdolden. Mehre derselben sind ganz oder zum Theil giftig, bei andern ist jedoch auch der Milchsaft, der oft scharf ist, milder und sogar genießbar. C. Ahovai *L.*, Ahovaibaum, brasilianischer Schellenbaum, ist ein schöner, immergrüner Baum Brasiliens mit großen gelben Blüthen, der in allen seinen Theilen narkotisch-scharfgiftig ist. Das Holz riecht sehr unangenehm u. betäubt, wenn es ins Wasser geworfen wird, die Fische so, daß sie sich mit den Händen fangen lassen. Die länglich-walzigen Kerne gehören zu den schnellsten Giften; man hat noch kein wirksames Gegenmittel entdeckt. Die Eingebornen sollen dasselbe aus Haß und Rache oft mißbrauchen. Diese Kerne in der Steinfrucht sind hart und klappern, wenn man die Früchte schüttelt, weshalb sie die Indianer zu Schellen anwenden, die sie an Schnüre reihen und Arme und Beine beim Tanz damit verzieren. C. lactaria *Hamilt.*, C. Manghas *Gaertn.*, milchender Schellenbaum, Milchholz, ein an den Fluß- und Meeresufern auf den Molukken wachsender, oft mannsdicker Baum mit hängenden Aesten. Rinde und Blätter dienen als Purgirmittel, aus den Samen preßt man ein Oel zum Brennen. Der Milchsaft schmeckt nicht brennend, sondern fade und später widerlich bitter. Das Holz ist sehr weich, die Kohle gibt gutes Schießpulver. C. Odallam *Hamilt.*, C. Manghas *Ait.*, lanzettblättriger Schellenbaum, Manghasbaum, Herzbaum, Baum von 15—25 Fuß Höhe, in Sümpfen und an Flußufern in Ostindien. Die Rinde dient in Java als Purgirmittel und die Früchte zu Umschlägen bei Hautkrankheiten; die Samen sind sehr bitter und betäubend giftig. C. Tanghin *Sims.*, C. venenifera *Steud.*, Giftbaum, Tangbin-Schellenbaum, ist ein mäßiger Baum auf Madagaskar. Die Früchte sind von der Größe einer Pfirsiche, die mandelartigen Kerne so giftig, daß ein einziger hinreichen soll, gegen 20 Personen zu tödten. Sie enthalten einen krystallisirbaren scharfen und einen braunen klebrigen, narkotisch-wirkenden Stoff, Tanguinin oder Tanghinin, und werden in Madagaskar bei Verbrechern zu einer Art Gottesurtheil benutzt. C. Thevetia *L.*, Thevetia nereifolia *Juss.*, schmalblättriger Schellenbaum, ist ein schöner Baum von 20 F. Höhe in Westindien und Südamerika, dessen Milchsaft ätzend u. höchst giftig ist. Die Samen sind eines

der vorzüglichsten Mittel gegen die schädlichen Folgen des Bisses von giftigen Schlangen und werden äußerlich angewendet. Die harten Steinfrüchte dienen, wie die des Ahovaibaums, den Indianern zu Schellen und Klappern. C. fruticosa *Roxb.*, Calicarpum Roxburghii *Don*, strauchartiger Schellenbaum, ist ein prächtiger Zierstrauch. Die Zweige sind glatt, grün, die Blätter entgegengesetzt, länglich, an beiden Enden geschmälert, glatt, ganzrandig, langgespitzt, die Blüthen schön, groß, rosenroth, mit karminrothem Schlund, fast doldentraubig. C. laurifolia *Bot. Cab.*, lorbeerblättriger Schellenbaum, ist ein niedriger Strauch in Ostindien, mit länglichen, glatten, lorbeerartigen Blättern und weißen, sehr wohlriechenden Blüthen. Die Schellenbäume sind eine vorzügliche Zierde größerer Gewächshäuser. Sie verlangen 12—17° Wärme, in der Jugend im warmen Lohbeete. Die Vermehrung geschieht durch Ableger u. Stecklinge, auch durch den Samen, welcher nach künstlicher Befruchtung bisweilen reift. Eine Mischung von gleichen Theilen Laub- u. Torferde, mit etwas Lehm- und Rasenerde und ¼ Sand, mit einer Unterlage zerstoßener Scherben ist ihnen am zuträglichsten. Im Sommer verlangen sie reichlich Wasser und bei heißem Wetter Schatten und Luft, im Winter dürfen sie nur sehr sparsam begossen werden.

Cerberus, der vielköpfige Hund der Unterwelt, nach Hesiod eine Frucht der Liebe des Typhaon zu Echidna, wird mit 50 Köpfen, einem Drachenschweif, einer Mähne von 100 Schlangen und giftigem Athem und Geifer gedacht. Vor seinem Bellen zittert die Hölle, und wenn er sich einmal von den 100 Ketten, an welchen er liegt, losreißt, so können ihn selbst die Furien nicht bändigen. Er bewacht als Thürhüter des Orcus (janitor orci) die Schatten der Unterwelt und sperrt nicht den Zugang zu derselben, wohl aber die Rückkehr. Seine Höhle befindet sich jenseits des Styx (nach Apollodor an der Mündung des Acheron). Alle Lebenden, die den Gang in den Hades wagen, müssen entweder durch die Macht der Leier (wie Orpheus), oder durch eine Masse aus Mohn, Honig 2c., oder durch den Merkurstab ihn besänftigen. Hercules schleppte ihn auf Geheiß gebunden bei der pontischen Stadt Heraclea im Lande der Maryandyner auf die Oberwelt. Aus dem seinem Rachen entströmenden Giftschaum erwuchs das Aconitum, u. Hercules wurde durch den beim Kampfe erhaltenen Biß eine Zeit lang rasend. Hevelius nannte C. ein nördliches Sternbild mit einigen kleinen Sternen.

Cerbonius, Heiliger, Bischof zu Populonia (Porto Bratto), nahm mehre von den Gothen verfolgte Soldaten gastfreundlich in seiner Wohnung auf und hielt sie verborgen, ward aber vom Gothenkönig Totilas wegen dieser That zu Meruli einem Bären vorgeworfen. Da dieser ihn verschonte, schenkte ihm Totilas nicht bloß das Leben, sondern hielt ihn auch fürder in hohen Ehren. Als die Longobarden in Oberitalien einbrachen, begab er sich nach Elba und † daselbst gegen 530. Tag: 10. Oktober.

Cercis (Judasbaum, Judaslinde), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, Bäume mit einfachen, herzförmigen, vielrippigen Blättern, welche erst nach den büschelförmigen Blüthen hervorbrechen. C. Siliquastrum *L.*, gemeiner Judasbaum, mäßiger Baum, bis 20 F. hoch (bei uns nur 10—12 F. hoch), wächst in Südeuropa an sonnigen Stellen, an den Ufern der Bäche. Die scharfschmeckenden Blüthenknospen werden in Essig eingelegt und wie Kapern genossen, die Blätter gegen Durchfall gebraucht. Das grün- und schwarzgeaderte Holz (Cercisholz) nimmt eine gute Politur an und wird von den Tischlern gesucht. Die Türken pflanzen den Baum auf ihre Todtenäcker. Diese Art, sowie C. canadensis *L.*, kanadischer Judasbaum, ein 6—10 Fuß hoher Baum in Virginien und Canada, dessen festes, grüngeadertes Holz vortrefflich zu Tischlerarbeiten ist, sind eine Zierde größerer Gartenanlagen, auch deswegen zu empfehlen, weil ihre schönen Blätter und Blüthen von Insekten verschont bleiben. In der Jugend gehörig abgehärtet, ertragen sie an schutzreichen Orten, in lockerem, nicht zu nassem Sandboden unsere Winter gut. Man kann sie auch zum Dekoriren der Wände benutzen. In rauhern Gegenden pflanzt man sie in Kübel und durchwintert sie an frostfreien Orten. Die Vermehrung geschieht durch Sprößlinge, Ableger und Samen.

Cercopes, zwei Brüder, Acmon und Passalus oder Candulus und Atlas genannt, Söhne der Memnonis, trieben Räubereien bei Ephesus und verachteten die Warnung ihrer Mutter, sich vor dem Manne mit dem schwarzen Hintern zu hüten. Als solcher kam Hercules und brachte die Räuber gebunden zu Omphale. Bei Ovid sind die C. ein mythisches Völkchen auf den vulkanischen Inseln Inarime und Prochyte (Pithecusä), Kampanien gegenüber, das allerlei Schelmereien gegen fremde Ankömmlinge trieb. Von Jupiter zum Kampf gegen die Titanen gedungen, nahmen sie wohl den Sold, aber spotteten dann seiner. Der Gott verwandelte sie zur Strafe in Affen. Mehre Mythologen deuteten diese Fabeln astronomisch und leiteten ihren Ursprung aus Aegypten und Indien ab. Sicher ist, daß sie in der Herculessage als possierliche koboldartige Wesen, bald neckend, bald belustigend vorkommen, und zwar an den Thermopylen. Ein homerisches Scherzgedicht, welches von ihnen handelte, verlegte die Sage nach Oechalia auf Euböa.

Cercops, einer der ältesten Orphiker, nach Suidas und dem Alexandriner Clemens Pythagorder, war nach dem Alexandriner Epigenes Verfasser eines Epos, welches die Hinabfahrt des Orpheus in die Unterwelt besang. Andere schreiben dieses Gedicht dem Samier Prodicus, dem Prodicus aus Perinthus, oder einem jüngern Orpheus aus Camarina zu. Das Werk scheint noch in späteren Zeiten vorhanden gewesen zu seyn.

Cercyon, Sohn des Vulkan, zu Eleusis seßhaft, ließ seine Tochter Alope tödten, ihren mit Neptun gezeugten Sohn aussetzen und zwang jeden Fremden, sich im Ringkampf mit ihm zu versuchen; der Ueberwundene wurde hingerichtet. Endlich erlegte ihn Theseus.

Cercyra, heilige, christlich fromme Jungfrau auf der Insel Corcyra, wurde von ihrem heidnischen Vater, weil sie die Götter nicht anbeten

wollte, der Wollust eines Mohren preisgegeben, aber durch einen plötzlich erscheinenden Bären gerettet. Ein solches Wunder bekehrte den Vater, der deshalb enthauptet wurde. C. aber knüpfte man über einem gelinden Feuer auf und tödtete sie mit Pfeilen, um 100. Tag: 29. April.

Cerda, de la, angesehene spanische Adelsfamilie, gegründet von Fernando de la C., ältestem Sohn Alfons' X., Königs von Kastilien und Leon. Den Namen erhielt er von einem Haarbüschel (Cerda, spanisch, s. v. a. Pferdehaar, Schweinsborste), den er auf der Schulter hatte. Er vermählte sich 1269 mit Blanca von Frankreich, einer Tochter Ludwigs IX., und † als Statthalter von Kastilien 1275. Sein Sohn, Alfonso de la C., war beim Tode seines Großvaters Alfons X. (1284) der rechtmäßige Thronerbe von Kastilien; auch war ihm durchs Testament die Krone verliehen. Gleichwohl riß der jüngere Bruder seines Vaters, Sancho IV., die königliche Gewalt an sich und wurde von den Cortes darin bestätigt. C. wandte sich nun an Peter von Aragonien um Hülfe gegen den Usurpator, ward aber von diesem nebst seinem Bruder ins Gefängniß geworfen und mehre Jahre darin festgehalten. Erst 1289 erhielten beide Brüder die Freiheit wieder. Mit Hülfe Aragoniens setzte sich C. nun in den Besitz des königlichen Titels und mehrer festen Plätze, wußte sich aber, von Aragonien abermals verlassen, nicht selbstständig mehr aufrecht zu erhalten und entsagte deshalb 1305 allen Ansprüchen auf den Thron zu Gunsten von Sancho's Sohn, Ferdinand IV., gegen bedeutende Entschädigung an Ländereien. C. begab sich hierauf nach Frankreich, von dessen König, Philipp dem Schönen, er mit der Baronie Lunel beschenkt und zum Generalstatthalter von Languedoc ernannt wurde. Er und seine Gemahlin, Gräfin Mahaut von Clermont, sind Gründer des Hauses Medina-Celi. Sein ältester Sohn, Louis de la C., berühmter französischer Seeheld, zeichnete sich zuerst in den Kriegen Philipps des Schönen gegen England aus, worauf er Admiral von Frankreich wurde. Im Jahr 1343 war er Sieger bei Guernsey und schnitt den Engländern, nachdem ihm die Ueberrumpelung ihrer Flotte bei Morbihan gelungen war, alle Zufuhr ab. Vom Papst zum Fürsten der kanarischen Inseln ernannt, benutzte er auch diese Würde nur zur Unterstützung König Philipps von Frankreich, dem er bis zum Tode treu blieb. Er † nach 1351. Nicht aus dieser Familie stammt Jean Louis de la C., Jesuit, um 1560 zu Toledo geboren, trat noch sehr jung in den Orden, widmete sich mit großem Fleiß der Theologie, Dialektik, Beredsamkeit und Poesie, in welchen Fächern er über 50 Jahre lang in Madrid lehrte, und † 1643. Berühmt ist sein Kommentar zu Virgil (zuerst Madrid 1608—17, am besten Lyon 1619, 3 Bde., spätere Ausgaben: Köln 1628 und 1642, Frankfurt 1647).

Cerdagne (spanisch Cerdaña), ehemalige Grafschaft in den Pyrenäen, wovon Spanien den größten, Vegeria di Puycerda, Frankreich den kleinsten Theil besitzt. C. war in alten Zeiten Wohnsitz der Ceretani, die sich schon früh durch ihre bedeutende Vieh-, namentlich Schweinezucht, auszeichneten und mit Schinken und geräuchertem Fleisch ausgebreiteten Handel trieben. Auf diesem Wege gewannen sie die Freundschaft der Römer: Cäsar ertheilte ihnen das römische Bürgerrecht und Augustus erweiterte ihr Gebiet bis zum Lande der Vasconen, so daß sie nun diese und Auseraner, Lacetaner und Ilergeten zu Nachbarn hatten. Damals zerfielen sie in Ceretani Augustani und Ceretani Juliani, letztere nach ihrer Hauptstadt Julia Livia. Später theilt C. die Schicksale Kataloniens.

Cerdick (Cerdich, Cerditius), sächsischer Häuptling (Alderman) in Deutschland gegen das Ende des 5. Jahrhunderts, nach der Sage der zehnte in gerader Linie von Wodan, landete, von den durch die Briten nach Hengists Tod hart bedrängten Landsleuten in den Königreichen Kent und Sussex (Südsachsen) zu Hülfe gerufen, 495 mit seinem Sohne Chenrick (Cynric) und 5 Schiffen in der Gegend des jetzigen Yarmouth in der Grafschaft Norfolk und schlug den sich der Landung widersetzenden tapferen Britenfeldherrn Cador. Hervorragend vor den übrigen sächsischen Häuptlingen durch kriegerische Kenntnisse wie durch persönliche Tapferkeit, ward er einstimmig zum Oberfeldherrn im nun beginnenden heftigen Kriege gegen den heldenmüthigen König Arthur gewählt und gründete, obgleich er manche Niederlage durch denselben erlitten, von immer neu einwandernden Hülfsvölkern unterstützt, nach einem 24jährigen Kampfe 519 das dritte Königreich Wessex (Westsachsen). Im Jahr 528 eroberte er die Insel Wight, welche er seinen Verwandten Stuff und Whitgar, die ihm 514 neue Schaaren zugeführt und wesentliche Dienste geleistet hatten, überließ. C. † 534 und sein Sohn Chenrick (Cynric) ward König und Oberfeldherr der Sachsen.

Cerdo, christlicher Philosoph und Gnostiker aus Antiochien, schwor zur Zeit des Bischofs Hyginus zu Rom in der Mitte des 2. Jahrhunderts seine Irrthümer ab, wurde aber, da er sie wieder lehrte, aus der Kirche gestoßen. Nach ihm schuf ein böses Princip die Welt, ein gutes dagegen war der Vater Jesu Christi. Er leugnete die Auferstehung und verwarf das Alte Testament. Sein Schüler Marcion brachte seine Lehre in ein System. Seine Anhänger hießen Cerdonianer.

Cerealia (lat.), bei den Römern Name der Ceresfeste, s. Ceres.

Cerealien, alle den Gramineen angehörigen Nutzpflanzen, welche ihres Samens wegen zur Nahrung der Menschen und Hausthiere angebaut werden. Vorzugsweise rechnet man Weizen, Roggen, Gerste, Kolbenhirse, Kanariensamen, Hirse, Hafer, Mais, Reis zu denselben. Auch den Buchweizen und den Spargel zählen Einige dazu, wiewohl diese zu ganz andern natürlichen Familien gehören und man mit eben dem Rechte auch die Kartoffeln, Bataten, Manjok, Yams, Brodfrucht, Sago u. a. dahin rechnen könnte. Schon Theophrast schränkt den Begriff der C. bloß auf die Gramineen ein. Vergl. Getreide. Der Sommerweizen ist gewiß am frühesten zur Nahrung benutzt worden. Er kommt in den ältesten schriftlichen Denkmälern (2. Mos. 9, 32) schon als Chitta vor; in Aegypten und Palästina wurde er nebst dem Spelz, Kussemeth,

häufig gebaut. Auch Homer kennt als Nahrungsmittel vorzüglich nur den Sommerweizen und den Spelz. Zu Theophrasts Zeiten scheint man schon Winterweizen in Griechenland gekannt zu haben. Der Roggen kommt vor dem 5. Jahrhundert n. Chr. nicht als Getreide vor. Doch bemerkt Plinius, daß man bei Turin Secale baue und dort Asia nenne; man vermische im Nothfall damit das Weizenmehl, aber er sey von schlechter Qualität. Der Anbau desselben wurde aber erst allgemeiner, als ihn im 7. Jahrhundert die sorbischen Wenden aus Thracien und Dacien, wo sie eigene Reiche gegründet hatten, in Deutschland einführten. Die Gerste wächst nach Marco Polo im nördlichen Indien, nach Moses von Chorene am Araxes wild. In den Büchern Mosis (2. Mos. 9, 31) kommt die Gerste schon als Seora (von den borstigen Grannen so genannt) vor; man aß in Palästina Kuchen von Gerstenmehl (Richter 7, 13). Vorzüglich ist die Anwendung der Durrha- oder der Sorghumarten, die noch jetzt in Afrika, Arabien und Indien zu Brod benutzt werden. Der Dochan des Hesekiel (4, 9), der breitblättrige Weizen des Herodot (1, 193) im babylonischen Lande, der assyrische Weizen des Theophrast, auch der großkörnige im jenseitigen Baktrien sind Sorghumarten. Der Hafer ist gewiß viel später eingeführt; Theophrast erwähnt ihn zwar, aber erst Dioscorides beschreibt ihn genau. Der Reis wurde erst durch die Begleiter Alexanders auf dem Feldzuge nach Indien bekannt. Aristobulus erwähnt bei Strabo der Oryſa und sogar des geistigen Getränks, welches die Indier aus derselben machen. Wahrscheinlich nach dessen Berichten beschreibt Theophrast das Oryson. Mais und Yams lernten die Europäer schon auf der ersten Entdeckungsreise des Columbus kennen. Der Teff, Poa abyssinica *L.*, ist erst als allgemeine Getreideart in Abyssinien durch Bruce bekannt geworden.

Cerealis, Sextus, tapferer Führer der 5. Legion als Kriegstribun in dem Kriege Vespasians und Titus' gegen die rebellischen Juden. Er griff einen auf dem Berge Garizim gelagerten jüdischen Schlachthaufen von 11,600 Mann stürmend an und ließ sie, da sie sich auf keine Bedingung ergeben wollten, insgesammt niederhauen. Mit der Schärfe des Schwertes hielt er die Landschaft Idumäa darnieder und eroberte unter Blutströmen das feste Hebron. Während der Belagerung von Jerusalem griff er fruchtlos den Tempel an und erklärte sich in einem Kriegsrathe für die Erhaltung desselben.

Cerebralsystem, derjenige Theil des gesammten Nervensystems im thierischen Körper, welcher das Gehirn (cerebrum) und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe mündenden Nerven begreift. Das C. und das Spinalsystem (s. d.) zusammen nennt man Cerebrospinalsystem. S. Nervensystem.

Cerebrinsäure, Bestandtheil des Gehirns der Menschen und Thiere.

Ceremoniale Romanorum, bekanntes Werk des päpstlichen Ceremonienmeisters August Patricius Piccolan, auf Befehl des Papstes Innocenz VIII. verfaßt, herausgegeben von Chr. Marcellus, Erzbischof von Korfu (Venedig 1516), enthält eine Beschreibung des am päpstlichen Hofe üblichen Ceremoniels.

Ceremonialgesetz, die Gesetze über die religiösen Gebräuche der Juden.

Ceremonie (vom Latein.), Feiergebrauch, ein Gebrauch, der durch sinnliche Mittel, denen meistens eine symbolische Bedeutung beigelegt wird, eine beabsichtigte Richtung in der Gemüthswelt hervorbringen soll. Im kirchlichen, Staats- und Privatleben kommen derlei Gebräuche sehr häufig in Anwendung: fast jedes Handwerk, das noch die alten Zunftgesetze befolgt, ist an gewisse Aeußerlichkeiten beim Meisterwerden, an Jahrestagen ꝛc. gebunden, Akademien und Universitäten folgen bei ihren Festen einem vorgeschriebenen Gebrauch; zur Wiege, zum Altar und Sarg geleitet den Menschen die C., und selbst im heiligsten Verhältniß, in dem des betenden Menschen zu Gott, ist bei den meisten Religionen ein Feiergebrauch vorgeschrieben, der nicht selten bis zu andachtstörender Spielerei ausartet. Beim Kultus soll die C. der äußeren Erscheinung der Religion wie der Geistlichkeit die gebührende Würde wahren; sie wird aber auch benutzt, um übersinnliche Gegenstände dem leiblichen Auge der Gemeinden entgegenzubringen. Letzteres ist unter allen christlichen Konfessionen am meisten bei den Griechen vorherrschend geworden; ihr zunächst steht an Reichthum der C.n die römisch-katholische Kirche, die jedoch wesentliche, d. h. zu einem Sakramente gehörige, von bloß zufälligen C.n unterscheidet. Dem katholischen Kirchengebrauche zunächst steht der der anglikanischen Kirche. Die Puritaner sagten sich, des unprotestantischen Gepränges wegen, von der bischöflichen Kirche los u. blieben der durch die Reformation eingeführten Einfachheit der C. getreu.

Ceremoniel, der Inbegriff der bei gewissen feierlichen Gelegenheiten (Handlungen oder Verhandlungen) in der Regel beobachteten oder zu beobachtenden, entweder durch bloßes Herkommen oder Sitte, oder durch Gesetz, Verordnung oder Vertrag bestimmten Förmlichkeiten und Gebräuche. Zu Grunde liegt dem C. die Theorie des Ehrenplatzes im Gehen, Stehen und Sitzen, wie sie sich an den Höfen europäischer Großen nach und nach ausgebildet hat. Nach dieser Theorie gebührt den Vornehmeren stets die größere Nähe am Mittel- und Hauptpunkt der Feierlichkeit, wobei die rechte Seite vom Mittelpunkt als die höhere angesehen wird. Bei kirchlichen Feierlichkeiten gilt als Mittelpunkt der Altar, und hier hat, vom Altar aus betrachtet, die linke Seite den Vorzug; ebenso in der Heraldik. Im Thronsaale bildet der Thron, an der Tafel der Sitz des Regierenden oder vornehmsten Gastes den Mittelpunkt, von dem aus sich zu beiden Seiten abwechselnd der Rang bis zu beiden Enden abordnet; dem Hauptsitz gegenüber beginnt ebenfalls vom Mittelpunkt aus eine zweite Ordnung. Bei Zweien ist stets zur rechten Hand, bei Mehren die Mitte im Gehen, Stehen und Sitzen der Ehrenplatz. Bei Prozessionen ist der Mittelpunkt da, wo die Hauptperson oder der Hauptgegenstand sich befindet, z. B. der Monarch, der Geistliche mit der Monstranz, der Gast, der Sarg ꝛc. Auch hier sind nach beiden Seiten hin

vor und hinter dem Zug, die Personen nach dem Rang abwärts geordnet. Daß sich diese Theorie nach Rang und Titel richtet und daß dem C. angemessen auch Hof- und Staatsschriften ausgestattet, unterschrieben, überreicht rc. werden, s. weiter unten. Das C. in seiner allgemeinen politischen Natur begreift, nach gewöhnlicher Eintheilung, unter sich das Staats- und das Hofceremoniel, in sofern letzteres in allen Monarchien als äußere Erscheinung politischer Vorgänge unentbehrlich, oder vielmehr unvermeidlich geworden ist. Rotteck theilt das politische C., das er, in engerer Bedeutung, wieder vom privatgesellschaftlichen und kirchlichen scheidet, ein in ein staatsrechtliches und ein völkerrechtliches. Letzteres, welches seine Anwendung nur auf auswärtige Verhältnisse, Verhandlungen und Geschäfte findet und das nur durch theils ausdrückliche, theils stillschweigende Konvention regulirt wird, trifft mit dem, was die gewöhnliche Eintheilung Staatsceremoniel nennt, vollkommen zusammen, während das sogenannte staatsrechtliche C., welches sich auf einheimische Verhältnisse rc. bezieht, durch Gesetz oder Verordnung des Regenten regulirt wird und bestimmt ist, gewissen Staats- oder Regierungshandlungen Einfluß und Eindruck beim Volk zu verschaffen, oder die Würde und Erhabenheit der Regierung oder der Person und Familie des Regierenden dem Volke gegenüber in ein recht ehrfurchtgebietendes Licht zu stellen, besonders in absoluten Monarchien, vom Hofceremoniel nicht wesentlich verschieden ist. Das auf völkerrechtlicher Basis errichtete Staatsceremoniel beruht also auf wechselseitigen Verbindlichkeiten und Ansprüchen und hat in sofern allgemeine politische Wichtigkeit. Es bestimmt den gegenseitigen Rang und Titel der Fürsten und die gegenseitige Anerkennung derselben, die Ehrenbezeigungen, die dieser Rang und Titel bei Zusammenkünften der Fürsten, bei feierlichen Audienzen der Gesandten, bei der Kommunikation zwischen verschiedenen Souveränen, beim Begegnen ihrer Schiffe, Heere rc. in Anspruch nimmt, und zerfällt daher in ein persönliches und, von diesem auf das Staatswesen übergehend, in ein Kanzlei-, See-, Gesandtschafts- und Kriegsceremoniel. Die vielen Lächerlichkeiten, welche uns die Geschichte von den Uebertreibungen des C.s berichtet, dürfen auf das Staatsceremoniel selbst nicht ihren ganzen Schatten werfen: die Zeit der Entstehung desselben in Europa, der Beginn des 16. Jahrh., wo in den Köpfen der Staatshäupter immer mehr der Gedanke der Unabhängigkeit von mächtigeren Nachbarn, ja, bald vom Papste selbst Platz griff, erhob das C. zum äußeren und öffentlichen Zeichen und Zeugniß der wirklichen Selbstständigkeit und Ebenbürtigkeit der mit einander verkehrenden Staaten; mit der Selbstständigkeit auch ihre äußeren Ansprüche zu wahren, ist aber Pflicht jedes Staates zu jeder Zeit. „Die philosophische Geringschätzung, sagt Rotteck, welche ein Staat dagegen äußern würde, könnte nur als Verzichtleistung auf die eigenen Ansprüche, nicht aber als Entbindung von der Verbindlichkeit gegen Andere wirksam seyn; und allzugroße Nachgiebigkeit gegen hochfahrende Ansprüche oder Begegnungen Anderer kann sogar wirklichen Nachtheil bringen." Von einem solchen Gedanken mochten die europäischen Souveräne geleitet werden, als sie, besonders seit dem westphälischen Frieden, in Folge mehrer diplomatischen Verhandlungen nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen bis zum letzten Zuge genau festzustellen strebten und auf der Beobachtung dieser Satzungen fester beharrten, als auf Dingen, von welchen Wohl und Wehe der Völker abhing. Die 1504 vom Ceremonienmeister des Papstes Julius II., Paris de Crassis, entworfene Rangordnung der damaligen europäischen Mächte ordnete dieselben in folgender Weise: römischer Kaiser, römischer (deutscher) König, König von Frankreich, von Spanien, von Aragonien, von Portugal, von England, von Sicilien, von Schottland, von Ungarn, von Navarra, von Cypern, von Böhmen, von Polen, von Dänemark, Republik Venedig, Herzog von Bretagne, von Burgund, Kurfürst von der Pfalz, von Sachsen, von Brandenburg, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Savoyen, Großherzog von Florenz, Herzog von Mailand, Herzog in Bayern, von Lothringen. Doch wurde auch diese Rangordnung nie allgemein anerkannt, da sich viele Fürsten zu tief herabgesetzt sahen, als daß sie dieselbe nur als Grundlage für künftige Rangbestimmungen hätten anerkennen dürfen. Beim westphälischen Friedensschluß erforderte die Beseitigung der Rangstreitigkeiten eine Zeit von mehren Jahren, und der utrechter Friedensschluß würde schwerlich zu Stande gekommen seyn, wenn man nicht endlich den Ausweg ergriffen hätte, die Gesandten des Kaisers, Frankreichs, der Niederlande, Spaniens und Englands in einem runden Zelte, das für jeden eine besondere Thür hatte, und an einem runden Tische berathen zu lassen. Aber nicht bloß bei Zusammenkünften der Gesandten, auch bei dem persönlichen Empfang eines andern Monarchen wurden die Lehrbücher der Eitelkeit aufgeschlagen, ja, Kaiser Leopold I. fragte sogar, als nach der Befreiung Wiens durch Johann Sobieski dieser königliche Held der Hofburg nahete, wie er, der Kaiser u. Erbmonarch, unbeschadet seiner Würde, den polnischen Wahlkönig empfangen könne. Auf dem wiener Kongreß kam abermals die Nothwendigkeit einer Bestimmung des Rangs der europäischen Mächte und der davon abhängenden Folgen zur Sprache. Die zu diesem Behufe ernannte Kommission schlug eine Eintheilung der acht Mächte, welche den pariser Frieden unterzeichnet hatten, in drei Klassen vor, aus welcher jedoch, auf Veranlassung des Lord Castlereagh, weiter nichts, als eine Eintheilung der Gesandten gekrönter Häupter in drei Rangklassen resultirte. Gegenwärtig vermeidet man so anstößige Auftritte, wie sie ehedem nicht selten vorkamen, dadurch, daß entweder der Souverän inkognito reist, oder zu Verhandlungen rc. einen Gesandten andern Ranges sendet, als derjenige, mit welchem er um den Vorrang streitet, oder daß weder Regent noch Gesandter bei der Feierlichkeit erscheinen, oder daß man, wenn man erscheint, sich verwahrt oder einen Revers ausstellen läßt. Usuell ist neuerdings geworden, daß sich die Großmächte für gleichen Rangs halten und sich nach dem Anfangsbuchstaben des französischen Namens ihres Staats, also: Autriche,

France, Grande Bretagne, Prusse, Russie, unterzeichnen. In jedem Exemplar, welches ein Staat für sich selbst behält, stellt er seinen Namen an die Spitze. Dies geschieht auch bei Verträgen zwischen zwei Mächten. Manche Mächte lassen den Ehrenplatz durch das Loos entscheiden. Wie der Rang, so führte auch der Titel nicht selten zu Streitigkeiten. Majestät war im Verlaufe der Zeit der gemeinsame Titel der Kaiser und Könige geworden; Monarchen von geringerem Rang und Republiken (Venedig, Polen, die Niederlande) übten zwar die Majestät, führten aber nicht den Titel, sondern waren, wie jetzt der deutsche Bund, durchlauchtigst; auch der Malteserorden war durchlauchtigst. So lange das deutsche Reich noch nicht förmlich aufgelöst war, noch bis 1806, gestand die wiener Staatskanzlei selbst den ältesten deutschen Fürstenhäusern nur das Prädikat Durchlauchtig = Hochgeboren zu. Napoleon nannte jeden Rheinbundsfürsten „Très-excellent prince". Gegenwärtig sind die Mitglieder des deutschen Bundes dahin übereingekommen, daß der Kaiser von Oesterreich und die deutschen Könige den Majestätstitel führen; das Prädikat „Königliche Hoheit" (Altesse royale) bestimmte man, außer für die königlichen Kronprinzen und die Nachkommen in königlichen Häusern, auch für die deutschen Großherzöge und den Kurfürsten von Hessen, das Prädikat „Hoheit" für die Erbgroßherzöge und den Kurprinzen von Hessen, sowie für die nachgeborenen Prinzen u. Prinzessinnen der großherzoglichen Häuser; doch gingen in dieser Hinsicht von mehren Familiengesetzen noch mehrfache Modifikationen aus. Das Prädikat „Durchlaucht" erhielten die regierenden Herzöge und der Landgraf von Hessen-Homburg, die regierenden Fürsten und die Prinzen und Prinzessinnen fürstlicher Häuser; ebenso die ehemals reichsständischen Fürsten. Die ehemals reichsständischen Grafen heißen „Erlaucht". Der Umstand, daß das Prädikat „Durchlaucht", welches ehedem nur den wirklich souveränen Fürsten zukam, jetzt auch von kaiserlichen und königlichen Kanzleien nicht nur an landsässige Fürsten verliehen wird, sondern daß die Könige und Kaiser auch Herzöge, Fürsten und Durchlauchten aus hochadeligen Staatsdienern oder Landbesitzern kreiren, mag in neuester Zeit die regierenden Herzöge von Sachsen bewogen haben, den Unterschied ihrer Würde als Regenten, als Landesherren, von der der Vasallenherzöge, der Standesherren, dadurch hervorzuheben, daß sie sich, ihren Thronfolgern und theilweise auch den nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen ihrer Häuser das Prädikat „Hoheit" beilegten. Ihrem Beispiele folgten die Herzöge von Anhalt u. Nassau. Das **Kanzleiceremoniel** oder der Inbegriff der Regeln, welche, durch Herkommen oder Vertrag bestimmt, bei allen schriftlichen Verhandlungen und Erlassen sowohl im Lande zwischen den Behörden und gegen die Unterthanen, als auch zwischen den verschiedenen Staaten und Fürsten beobachtet werden, bezieht sich sowohl auf die äußere Form, als auf das Material, das Siegel, den Titel der Aufschrift und auf den Titel des Schreibenden, seine Anrede-, Gruß- und Schlußformel. Man hat offene und versiegelte Briefe (lettres patentes und lettres closes), schreibt auf Papier und Pergament (letzteres ist z. B. in England bei allen inländischen Staatsurkunden und in der apostolischen Kanzlei zu Rom der Fall), führt große, kleine und mittlere Staatssiegel u. s. w. Kaiser, Könige und sonstige souveräne Häupter geben sich gewöhnlich den Brudertitel; Fürsten von geringerem Rang nennen sich Vettern, u. ebenso nennen sich die deutschen Fürsten unter einander. Die wirklichen Verwandtschaftsverhältnisse kommen hierbei nicht in Betracht. Zwischen verschiedenen Regenten geschieht die Kommunikation entweder durch Staats- und Kanzleischreiben (lettres de chancellerie), durch Kabinetsschreiben, oder durch Handschreiben. Die Minister sind gegenwärtig in ihren Korrespondenzen noch mehr von der alten Umständlichkeit abgewichen und bedienen sich des gewöhnlichen Briefstyls, den sie noch mehr dadurch vereinfachen, daß sie durch bloße Noten, in der Form des Pro memoria od. der Note verbale, von sich in der dritten Person sprechend, ohne Anrede 2c., mit einander kommuniciren. Genaue Beobachtung nimmt auch die Form der Sprache in Anspruch. Gewöhnlich wird die Sprache des schreibenden Hofs gewählt und dieser eine lateinische, französische und deutsche Uebersetzung beigefügt. Die petersburger Kanzlei gibt den russischen Originalschreiben eine deutsche und französische Uebersetzung bei. Eingaben bei der deutschen Bundesversammlung werden nur in deutscher Sprache angenommen, und den in einer anderen Sprache abgefaßten Beilagen derselben müssen deutsche Uebersetzungen beigelegt werden. Auch in ihrem schriftlichen Verkehr mit auswärtigen Regierungen bedient sich die Bundesversammlung der deutschen Sprache, jedoch dahin, woher es erwiedert wird, mit Beifügung einer lateinischen oder französischen Uebersetzung. Dasselbe beobachtet man bei den Beglaubigungsschreiben und Rekreditiven der fremden Gesandten am Bundestage. Zum **Hofceremoniel** gehört die Anordnung von Hoffeierlichkeiten an Gallatagen, bei Vermählungen, Entbindungen, Begräbnissen, Trauern, Festen aller Art, die Bestimmung des Rangs der Hofleute, Anordnung der Hoftrachten, der Audienzen, Einführung der Fremden, Belehnungen, Ordensvertheilungen 2c., und da in monarchischen Staaten der Hof der Mittelpunkt ist, um welchen sich das öffentliche Leben bewegt, auch bei Staatsfeierlichkeiten, Krönungen, Huldigungen 2c. Im Verlaufe der Zeit hat die Eitelkeit aus diesem C. eine förmliche Wissenschaft gemacht, der freilich an betrübender Gehaltlosigkeit keine andere gleich kommt, wie viel sie auch Köpfe der vornehmsten Welt in Bewegung gesetzt hat. Hofmarschälle, Oberceremonienmeister, Oberst-hofmeister 2c. haben nicht selten mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und einen großen Aufwand von Studien über ältere Fälle und Gebräuche anderer Höfe nöthig, um eine Feierlichkeit so zu ordnen, daß sie sich von Anfang bis zu Ende ohne Stockung und Störung fortbewegt und alle Ansprüche der kleinlichsten Eitelkeit befriedigt oder beseitigt werden. Das Hofceremoniel hat seinen Ursprung u. seine raffinirteste

Ausbildung im Orient, besonders in China und von da aus immer weitere Verbreitung nach dem Abendlande gefunden. Zunächst faßte es im römischen Reiche festen Fuß und entfaltete die übertriebenste Vergötterung der Person des Monarchen am byzantinischen Hofe: Diocletian, Konstantin der Große und Justinian waren dort die eifrigsten Gesetzgeber des Hofceremoniels, und ihren Bemühungen gelang es, die Begriffe von Ehre und Würde so zu verwirren, daß der Präfekt der kaiserlichen Schlafkammer den ersten Beamten des Reichs an Rang und Glanz zuvorkam. Weiter im Abendlande vordringend, setzte sich das C. auch im fränkischen Reiche fest und wurde bereits von Karl dem Großen mit Vorliebe gepflegt. Lehnwesen und Chevalerie des Mittelalters begünstigten diesen Geist galanter Förmlichkeiten; eine bedeutende äußere Stärkung wurde ihm aber durch die Vermählung des Kaisers Otto II. mit der griechischen Prinzessin Theophania. Je mehr später die wahre Hoheit des deutschen Kaiserthums sank, desto eifriger war man bemüht, mit dem Glanz des C.s die armselige Wirklichkeit zu überdecken. Kaiser Karl IV. suchte die großen äußeren Ansprüche durch die goldene Bulle erst recht zu befestigen. Die Zeit schritt vorwärts und kam zu dem Punkte, wo die Entwickelung des monarchischen Princips die Aufgabe der Welt zu seyn schien. Kaiser Karl V. nimmt auch in der Geschichte des C.s eine große Stelle ein; er brachte das steife Wesen der spanischen Grandezza nach Deutschland. Sein Beispiel war damals in Europa das höchste, alle Höfe folgten ihm nach, wie ein schwerer Alp drückte die unheimliche Last auf die Gesellschaft und lähmte alle Unterhandlungen. Dieses C. blieb in Oesterreich vorherrschend, bis Joseph II. wieder Bewegung, Geist und Leben in seiner Umgebung zu verbreiten suchte; in Spanien herrscht es noch jetzt. Die übrigen Höfe Europa's hatten sich inzwischen dem unter Ludwig XIV. groß und alleinherrschend gewordenen französischen C. unterworfen, und namentlich hatten die protestantischen Höfe das französische Muster mit Eifer studirt, und bei ihnen ist es, obgleich von Friedrich dem Großen u. Anderen vielfach gemildert, Muster geblieben, während die katholischen Höfe Deutschlands sich immer mehr dem C. Oesterreichs zuwandten. In Frankreich selbst wußte die natürliche Heiterkeit und Leichtigkeit der socialen Bewegung dem steifen Residenzceremoniel bald ein sogenanntes Campagneceremoniel an die Seite zu stellen, das seinen anfangs bloß auf Reisen und Feldzüge beschränkten Einfluß allgemach auch am Hofe geltend zu machen wußte. Mit dem Auftauchen der französischen Revolution schien das goldene Zeitalter der Höflinge unterzugehen, ward aber von Napoleon wieder zu Ehren gebracht, von der Restauration und dem Julikönigthum adoptirt und von Napoleon III. weiter ausgebildet. In Deutschland und dem germanischen Norden sind neuester Zeit einige Höfe von der früheren Uebertriebenheit zu einfacheren, dem Geist der Zeit und der Bildung des Volks angemessenen Formen des C.s übergegangen und haben damit die einzige Quelle wahrer Würde, inneren Gehalt bei äußerer Einfachheit, wiedergefunden. Ein besonderes u. eigenthümliches C. ist das Jagdceremoniel (s. d.). Vgl. Lünig, Theatrum ceremoniale historico-, politicum, Leipzig 1719—20, 2 Bde.; Rousset, Cérémonial diplomatique des cours de l'Europe, Amsterdam und Haag 1739, 3 Bde., eine Fortsetzung von Dumonts „Corps universel diplomatique du droit des gens", Amsterdam 1726 f., 8 Bde.; K. H. v. Moser, Deutsches Hofrecht, Frankfurt 1754, 2 Bde.

Ceres, bei den Griechen Demeter, die Göttin des Ackerbau's und der bürgerlichen Ordnung, war die Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea (Ops) und die Schwester des Jupiter und des Poseidon. Dem Jupiter gebar sie die Persephone (Proserpina) und den Dionysus, dem Poseidon, der die in eine Stute verwandelte Göttin in Gestalt eines Hengstes überwand, die Despoina und das Roß Arion. Ihre Tochter Proserpina ward ihr von Pluto geraubt, was nach der gewöhnlichen Sage bei Enna auf Sicilien, nach Andern auf Kreta, oder in Nysa in Asien, oder in Arkadien, oder am Cephissus in Attica geschah. Neun Tage verweilte nun C. in menschlicher Gestalt auf der Erde, die Tochter zu suchen, deren Hülferuf nur Hecate und Helios gehört. Als ihr am zehnten Tage Helios den Raub entdeckt, meidet sie zürnend den Olymp und weilt unerkannt unter den Menschen. Zuerst geht sie zu Celeus nach Eleusis. Dort setzt sie sich in Gestalt einer bejahrten Frau im Schatten einer Olive an den Brunnen, zu dem des Celeus Töchter kommen, von denen sie freundlich begrüßt und nach der Heimath gefragt wird. Sie erzählt, sie heiße Dos, sey durch Räuber aus Kreta geraubt und diesen entflohen, und bittet um Aufnahme. Die Mutter der Jungfrauen, Metanira, nimmt die Fremde, deren hohe Gestalt bis an das Gesims des Hauses reicht und mit göttlichem Glanze das Haus erfüllt, mit Ehrfurcht auf und vertraut ihr ihren jüngsten Sohn, Demophoon, zur Wartung. Als sie ihn während der Nacht ins Feuer legt, um ihm ewige Jugend zu verschaffen, wird sie von der Metanira belauscht und durch das Jammergeschrei derselben gestört. Die Göttin gibt sich zu erkennen u. gebietet den Bau eines Heiligthums, das Celeus erbaut und in dem C. nun wohnt. Noch immer zürnend, läßt sie Mißwachs auf Erden eintreten. Vergeblich sendet Jupiter, damit das Geschlecht der Menschen nicht untergehe, erst die Iris und dann die andern Götter des Olymp zu ihr nach Eleusis, um sie zur Rückkehr zu bewegen; sie schwört, nicht eher zurückzukehren und die Frucht der Erde gedeihen zu lassen, bis sie ihre Tochter wieder gesehen. Jupiter entsendet darauf den Merkur in den Erebus, um die Proserpina zurückzuführen, und bewilligt, daß dieselbe nur den dritten Theil des Jahres (den Winter) im unterirdischen Dunkel, die übrige Zeit bei der Mutter zubringen soll. Nun erst läßt C., versöhnt, die Saat wieder emporsprossen und kehrt auf den Olymp zurück. Daß dieser Mythus mit der Keimung und Entwicklung des Getreides in der engsten Verbindung steht, zeigt schon die Etymologie des Worts Demeter, welches Mutter Erde, d. i. die nährende Mutter als Natur gedacht, bedeuten soll. Als Göttin

der Erdfruchtbarkeit ward aber C. als Göttin der Fruchtbarkeit überhaupt betrachtet; dadurch wird sie zur Ehegöttin, deshalb besonders von den Frauen verehrt. Als Lehrerin des Ackerbau's ist sie Freundin des Friedens und Gesetzgeberin. Verehrt wurde C. besonders in Kreta, Delos, Argolis, Arkadien, Attica, auf der Westküste von Asien, in Sicilien, Italien. Bei den Etruskern gehörte C. zu den am allgemeinsten verehrten Penaten und wurde auch mit dem Jahresgotte Vertumnus zusammengestellt. Auch die Bona Dea der Latiner ist hierher gezogen worden. Ihr Dienst bestand zum Theil in einem orgiastischen Geheimdienste. Zu den ihr geweihten Festen gehören die arkadischen Episkiren, von denen nichts Näheres bekannt ist, die Megalartien, das Fest der großen Brode zu Delos, die Proerosien, das Fest, das dem Anfange des Ackerns voranging und zu Athen für ganz Hellas gefeiert wurde, die Chloien, das Fest des frischen Pflanzenwuchses, die Haloen, das Tannen- od. Erntefest, besonders aber die Thesmophorien (s. d.), das Fest der Satzungen, Herbstsaat- und Klagefest, und die Eleusinien (s. d.). Die Römer faßten die verschiedenen Feste, welche man zu Ehren der C. feierte, unter dem Namen Cerealia zusammen. Besondere Erwähnung verdienen die Cerealien, welche die Landleute kurz vor der Ernte nach der Mitte des Juli feierten, wobei die Feiernden in weißen Kleidern, mit Eichenlaub bekränzt, Erntelieder unter mimischen Tänzen sangen, sowie die, welche, mit Cirkusspielen verbunden, vom 12. bis 19. April begangen wurden. Geopfert wurden der C. Schweine, Honigmeth, Stiere u. Kühe, Früchte, Honigwaben. Abgebildet wird C. gewöhnlich auf einem mit Drachen bespannten Wagen, mit einer Fackel in der Hand, den Kopf mit Mohn oder Kornähren bekränzt. Das Ideal der C. scheint von Praxiteles ausgebildet worden zu seyn. Ganz erhaltene Standbilder sind selten, die meisten ergänzt. In Berlin befindet sich eines im Garten vor dem neuen Palast in Sanssouci. Am häufigsten findet sie sich auf Sarkophagen, Münzen u. Vasen. Vgl. Preller, Demeter und Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen, Hamburg 1837.

Ceres, einer der kleineren Planeten (s. d.).

Ceret, Stadt im französischen Departement Ostpyrenaeen, in dem ehemaligen Roussillon, südwestlich von Perpignan, am Fuße des Hochgebirgs und am Tech, über welchen eine auf 2 Felsen ruhende Brücke von einem Bogen mit 138 Fuß Oeffnung geht, ist mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat eine Vorstadt mit einem schönen öffentlichen Platze, 2 Kirchen, winklige Straßen, einen ausgezeichnet schönen Springbrunnen von Marmor und 4000 Einwohner, welche meist von Wein- und Oelbau leben. Hier kamen 1660 spanische und französische Bevollmächtigte zur Regulirung der spanischen und französischen Grenzen zusammen. Am 25. April 1793 schlug Ricardos hier die Franzosen und am 20. April 1794 Dugommier mit 3000 Mann 10,000 Spanier unter dem Grafen de la Union.

Ceretani, s. Cerdagne.

Cereus (Fackeldistel, Schlangenfakeldistel, Säulencactus, Säulennopal), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, war früher eine Unterabtheilung der linnéischen Gattung Cactus, ist aber jetzt allgemein als besondere Gattung anerkannt. Die Kelchblätter sind an der Basis mit dem schuppigen Fruchtknoten verwachsen, schuppenartig, allmählig länger werdend und in eine längere oder kürzere Röhre zusammengewachsen, die Kronblätter frei, ausgebreitet, durch allmähligen Uebergang aus den Kelchschuppen entstehend, die Staubfäden zahlreich, lang, fadenförmig, theils im Kelche, theils im obern Theile der Blumenröhre angeheftet. Der Griffel hat eine vieltheilige, ausgebreitete Narbe. Die Frucht ist eiförmig, schuppig, stachelig, selten unbewehrt, mit einem weinsäuerlichen, saftreichen, wohlschmeckenden Marke gefüllt, worin zahlreiche Samen vertheilt sind. Die Cereen sind von sehr verschiedener Gestalt, einige kugelig od. keulenförmig, andere langgestreckt, einfach (ohne Aeste), andere gleichfalls aufgerichtet, aber ästig, andere kriechend u. sich an vorhandene Gegenstände anhaltend, noch andere aus rundlichen Gliedern, manche aus blattartig ausgebreiteten Aesten bestehend. Sie sind theils mit wechselnden Kanten und Furchen, theils mit Höckern besetzt, größtentheils mit Borsten und Stacheln versehen, wenige unbewehrt. Die jungen Triebe und Blumen treten stets aus den Stachelbündeln oder den deren Stellen vertretenden Kerben hervor, und zwar die Blumen stets nur aus den ältern, seitlichen, die vollkommen ausgewachsen sind. Kommt etwa eine endständige Blüthe hervor, so ist dieses Folge einer Stockung im Wachsthume und der Schwäche der Pflanze. Die Blüthen selbst haben sämmtlich eine zierliche Gestalt: die Blumenkrone ist von 2—12 Zoll im Durchmesser, in der Regel weiß (vorzüglich bei den nächtlich blühenden Arten), bei manchen Arten prächtig karmin-, feuer- oder rosenroth; die Kelche sind oft anders gefärbt. Sie blühen theils mehre Tage, ohne sich zu schließen, theils nur eine Nacht oder nur einige Stunden des Mittags, sind meist geruchlos, doch manche von starkem, durchdringendem Wohlgeruche. Ihr Vaterland ist Mexiko, Westindien, Südamerika, vorzüglich Brasilien. Die Cereen haben wegen ihrer auffallenden Formen und meist prachtvollen Blüthen, gleich den andern Kakteen, in neuerer Zeit zahlreiche Liebhaber gefunden und gehören zu den geschätztesten und allgemein kultivirten Modepflanzen.

Pfeiffer, der eine Monographie der Kakteen (Berl. 1837) schrieb, theilt die Cereen in mehre Untergattungen. Zu den Cerei globosi (Stamm vertikal gefurcht, auf den Kanten Stachelbündel tragend, Blüthen meist sehr langröhrig, stets aus den völlig ausgebildeten, seitlichen Knoten hervortretend) gehören: C. oxygonus *Link* et *Otto*, Echinocactus oxygonus und sulcatus *Hort.*, scharfkantige Fackeldistel, 5–6 Zoll hoch, mit sehr schönen, rosenrothen, 36—48 Stunden lang blühenden, geruchlosen Blüthen, aus Brasilien. C. leucanthus *Pfeiffer*, Echinocactus leucanthus *Gill.*, Melocactus ambiguus, elegans *Hort.*, weißblumige Fackeldistel, wird 1 Fuß hoch, 6—7 Zoll dick u. ist 12—14 kantig. Die Blüthen, mit

8—10 Zoll langer, glänzend brauner Röhre, schmalen, braungrünen, zurückgeschlagenen Kelchblättern u. weißen, an der Spitze rosenrothen, 1 Zoll breiten, $2^1/_2$ Zoll langen Kronblättern, öffnen sich Abends, dauern 36 Stunden u. entwickeln gegen Ende der Blüthezeit einen Veilchengeruch. C. Eyriesii *Hort. Ber.*, eyriesische Fackeldistel, ist 1 F. hoch u. ebenso breit, kugelig, platt, gedrückt, mattgrün. Die Blüthen, 3—$3^1/_2$ Zoll im Durchmesser, mit 8—10 Zoll langer Röhre, bräunlichgrünen zurückgebogenen Kelch- und weißen Kronblättern, öffnen sich des Abends, bleiben 36—60 Stunden offen u. haben einen starken, betäubenden Geruch. — Cerei cereastri (Stamm ungegliedert, aufrecht, ohne Stütze stehend, meist einfach, bisweilen von unten ästig) sind: C. fimbriatus *Dec.*, gefranste Fackeldistel, aufrecht mit 8 stumpfen Ecken und langen, weißen Stacheln, hat sehr schön rosenrothe Blüthen und rundliche, glänzend rothe Früchte von der Größe einer Pomeranze, mit stacheligen Warzen und feuerrothem Fleisch, die sehr angenehm säuerlich schmecken und in Westindien sehr häufig gegessen, auch in Fiebern als Kühlungsmittel gegeben werden, während der brennende Saft des Stengels zum Blasenziehen, gegen Warzen und Hautkrankheiten, auch innerlich bei Verhärtungen angewendet wird. Auf gleiche Art werden Früchte und Saft von C. grandispinus *Haw.*, Cactus fimbriatus *Lam.*, großstachelige Fackeldistel, angewendet. C. paniculatus *Dec.*, Cact. paniculatus *Lam.*, rispige Fackeldistel, mit weiß und roth gestrichelten Blüthen und Früchten größer als Gänseeier, in Westindien, ist baumartig, 15—20 Fuß hoch, der Stamm schenkels-, selbst mannsdick. Die Früchte schmecken säuerlich-süß, werden gegessen, in Fiebern als Kühlmittel gegeben. C. senilis *Dec.*, *Salm*, C. Bradypus *Lehm.*, Cact. senilis *Haw.*, langbärtige Fackeldistel, ist mit langen, weißen, gekräuselten Haaren so dicht bekleidet, daß die Pflanze ganz davon eingehüllt einem Greisenbarte oder dem Rücken eines alten Faulthiers gleicht, u. wird in Deutschland noch für 30 — 40 Thlr. verkauft. C. peruvianus *Haw.*, Cact. peruvianus *L.*, *Tabern.*, C. heptagonus, hexagonus *Hort.*, peruvianische Fackeldistel, mit aufrechtem, dunkelgrünem, einfachem, erst im Alter ästigem, 5- bis 8kantigem Stamm, erreicht im Vaterlande (Südamerika) eine Höhe von 60 Fuß u. ist häufig in den Gewächshäusern, wo sie öfters schon gegen 20 Fuß hoch gefunden wird. Die Blüthen erscheinen vom August bis Oktober, sind groß, sehr schön, 6 Zoll lang, 5 Zoll im Durchmesser, geruchlos, öffnen sich Abends und schließen sich am Morgen. Eine Varietät: C. peruvianus monstrosus *Dec.*, hat unregelmäßige, fast astartige Auswüchse. C. divaricatus *Dec.*, Cact. divaricatus *Lam.*, C. fimbriatus *Hort.*, sperrige Fackeldistel, stammt aus St. Domingo. Der aufrechte Stamm mit vieleckigen, sperrigen Aesten ist gedrängt voll Dornen, 3—4 F. hoch, oft schenkelsdick, mit 10 Kanten. Die Früchte, rund, über faustgroß, goldgelb u. warzig, inwendig weiß, sehr süß und schmackhaft, werden häufig gegessen; der scharfe Saft des Stammes ist ein bewährtes Wurmmittel. Auch die Früchte von C. Jamacaru *Salm*, C. glaucus *Hort.*, Jamakaru-Fackeldistel, werden in Brasilien gegessen u. bei galligen u. fieberhaften Krankheiten als Heilmittel benutzt. — Die Cerei polylophi (Stamm ungegliedert, aufrecht, statt eigentlicher Rippen mit 5—8 vertikalen Reihen von Höckern besetzt) und Cerei opuntiacei (Stamm aus mehren Gliedern bestehend, die kugelig oder eiförmig sind und wie bei den Opuntien aus einander hervorwachsen, weshalb diese Arten früher für Opuntien gehalten wurden, von denen sie sich aber durch die gänzliche Abwesenheit von Blättern unterscheiden) enthalten weniger bemerkenswerthe Arten. Die zu letztern gehörige perlschnurförmige Fackeldistel, C. moniliformis *Dec.*, Cact. moniliformis *L.*, Opuntia monilif. *Haw.*, ein niederliegender Strauch, dessen Aeste sich nach allen Seiten hin ausbreiten, wächst auf den Antillen zwischen den Felsen am Meere. Man gebraucht die von den Stacheln befreiten zerquetschten Glieder zu Breiumschlägen und zu Bähungen bei entzündlichen Hautkrankheiten, Rheumatalgien, den ausgepreßten Saft zu Klystieren. — Von den Cerei protracti (Stamm aufrecht, den gestreckten Cereen ähnlich, doch einer Stütze bedürfend, stellenweise wie zusammengeschnürt, wodurch es aussieht, als bestände er aus einzelnen Gliedern) ist zu nennen: C. variabilis *Pfr.*, C. Pitajaya *Dec.*, Cact. Pitajaya *Jacq.*, veränderliche Fackeldistel, in Meriko, Peru, Brasilien und Westindien, wegen der Früchte, die ein wohlschmeckendes, säuerlich-süßes Obst sind und auch als Kühlungsmittel in Krankheiten benutzt werden. Diese Art variirt sehr in den Formen, daher sie auch unter dem Namen C. affinis, cognatus, glaucus, speciosus, hexangularis, prismatiformis, trigonus 2c. in den Gärten vorkommt. — Cerei repentes (Stamm und Aeste aus langen Gliedern bestehend, kriechend, ausgebreitet, gerippt oder höckerig, aus den Seiten Luftwurzeln austreibend) sind: C. flagelliformis *Mill.*, peitschenförmige Fackeldistel, mit herabhängenden oder kriechenden, dünnen, schlanken, mit 10—12 Reihen von Höckern besetzten Aesten, spärlichen, filzigen Knoten, kurzen Stacheln (äußere 8—12, strahlig, gelbbraun, mittlere 3—4, braun, an der Spitze goldgelb, wenig größer), bläulichrosa od. hellpurpurrothen, $2^1/_2$—3 Zoll langen Blüthen u. kugeliger, 6 Linien dicker, dunkelpurpurröthlicher, mit borstigen Knötchen besetzter Frucht von pflaumenähnlichem Geschmacke, in Westindien und Südamerika, ist sehr gemein in deutschen Gärten, und findet sich auch fast bei allen Blumenliebhabern in den Zimmern. Der säuerliche Saft der Aeste wird, besonders im Vaterlande, mit Erfolg gegen die Würmer angewendet. Nach Pfeiffer ist diese Art sehr geeignet, auf andere Kakteen gepfropft zu werden, namentlich auf den C. grandiflorus. C. Mallisoni *Hort. Angl.*, C. Smithii *Hort. Angl.*, Mallisons Fackeldistel, ist eine prächtige Bastardart von C. speciosissimus und flagelliformis, in der Form fast zwischen beiden stehend. Die Blüthen haben 5 Zoll im Durchmesser und sind zwischen karmin- und ziegelroth, die Kronblätter mit feuerrothem Mittelstriche. Sie blüht häufig und läßt sich im Zimmer und kaltem Ge-

wächshaus leicht kultiviren. C. grandiflorus *Mill.*, Cact. grandiflorus *L.*, großblumige Fackeldistel, stammt von den Karaiben und Antillen. Stamm und Aeste sind mattgrün, 5—7kantig, lang, sich unter einander windend u. mit vielen Luftwurzeln anheftend. Die Blüthen, sehr groß, höchst prachtvoll, stark nach Vanille duftend, öffnen sich Abends und dauern bis zum Morgen u. haben 6—8 Zoll im Durchmesser; die Kelchblätter sind goldgelb, glänzend, die Kronblätter lanzettlich, schneeweiß. Diese Art wird in Südamerika und in Europa, wo sie schon lange bekannt ist, häufig zur Zierde kultivirt. Die orangegelben, säuerlich schmeckenden Früchte werden in Westindien gegessen. Der scharfe Saft des Stammes und der Aeste wird äußerlich als blasenziehendes Mittel und zu reizenden Einreibungen bei Rheumatalgien angewendet, innerlich rühmt man ihn gegen Wassersucht und Wurmkrankheiten. C. triangularis *Haw.*, Cact. triangularis *L.*, dreieckige Fackeldistel, mit fast aufrechtem, wurzelndem, gegliedertem, hellgrünem Stamm und sehr großen, schönen, weißen, 8—9 Zoll im Durchmesser haltenden Blüthen, die gegen Abend aufblühen und bis gegen 11 Uhr am andern Morgen dauern, auf den Antillen, Karaiben und in Mexiko, steigt an Felsen und Bäumen hoch hinauf, indem sie sich mit den Wurzeln ihrer zahlreichen Aeste festhält, wird auch häufig an die Häuser gepflanzt. Die Früchte, von der Größe eines Gänseeies, nackt, unbewehrt, außen und innen scharlachroth, sind als ein sehr wohlschmeckendes, säuerlichsüßes Obst in Westindien sehr beliebt, werden in Krankheiten auch als Kühlungsmittel angewendet. Die zerquetschten jüngeren Aeste werden zu erweichenden und zertheilenden Breiumschlägen benutzt. C. speciosissimus *Dec.*, Cact. speciosus *Hort.*, prächtigste Fackeldistel, mit ziemlich aufrechtem, sehr ästigem Stamm und langen, 3—4kantigen, in der Jugend bräunlichpurpurrothen, später grünen Aesten, stammt aus Mexiko. Die Blüthen sind groß, geruchlos, 5—6 Zoll im Durchmesser, 3—4 Tage geöffnet, die Kelchblätter dick, schmal, röthlichgrün, die Kronblätter zahlreich, hochscharlach- u. purpurroth, an der Spitze ins Violete schimmernd, glänzend, die Staubfäden weiß. Die Frucht reift im folgenden Sommer, ist von der Größe eines Hühnereies, gelblichgrün, von angenehmem, weinsäuerlichem Geschmacke. Sie ist eine der prächtigsten Arten, die sich leicht kultiviren läßt, häufig blüht u. als Zimmerpflanze schon sehr verbreitet ist. C. Mac-Donaldii *Hook.* hat Aehnlichkeit mit C. grandiflorus *L.* und ist vom General Mac-Donald aus Honduras nach England gebracht worden, wo er im königlichen Kakteenhaus zu Kew 1851 zum ersten Male blühte. Sein Wachsthum ist sehr schnell, und er bedeckt mit seinen kriechenden, kletternden und wuchernden Aesten ganze Wände. Die Aeste sind nicht dicker als der kleine Finger, dunkelgrün, walzig, hier und da mit sehr stumpfen und nicht zusammenhängenden Kanten und Winkeln versehen; die Oberfläche der Blätter ist unregelmäßig mit Warzen besetzt, auf denen ein oder zwei schwarzbraune Stacheln stehen. Die Knospe hat die Länge von 14 Zoll, ihre Basis ist geschwollen, zwiebelförmig, mit dreieckigen, dicht dachziegelförmig stehenden, haarigen Schuppen bedeckt; die Röhre ist lang, cylinderförmig, dunkelgraugrün, mit Braun verwaschen, gestreift, theilweise beschuppt, die Schuppen sind klein, angedrückt, mit braunen Haaren gefranst. Die sehr kompakt dachziegelförmigen, die Petalen einschließenden Kelchblätter bilden einen länglich-spitzig-eiförmigen Kopf u. sind orangefarbig mit rothen Streifen. In der Nacht geht die Blume auf und erschließt sich zu einem Durchmesser von 14 Zoll. Die eigentlichen Blumenblätter bilden inmitten des hochfarbigen Kelches eine schöne Krone; sie sind lanzettlich oder spatelförmig, weiß und gelblichgrün gespitzt und stehen mit ihren Spitzen weit ausgebreitet. — Zu den Cerei alati (Stamm gegliedert, blattartig zusammengedrückt) gehört: C. phyllanthoides *Dec.*, Cact. alatus *Hort.*, Epiphyllum phyllanthoides *Haw.*, geflügelte Fackeldistel, mit ausgebreitetem, ästigem Stamm, die ältern Aeste mit langen, holzigen Stielen versehen, die jüngern unten schmal, oben geflügelt, lebhaft grün, schwach gekerbt mit zahlreichen, aus den Kerben entspringenden, schön rosenrothen, 4 Zoll langen, geruchlosen, mehre Tage geöffneten Blüthen, stammt aus Mexiko und ist als Zimmerzierpflanze unter dem Namen Cactus alatus sehr bekannt. Eine seltener blühende Varietät: C. phyllanthoides albiflorus *Hort.*, zeichnet sich durch weiße Blüthen aus.

Alle Cereen sind sowohl im sonnigen Zimmer, als auch im Gewächshause leicht zu kultiviren. Die Hauptregeln der Kultur sind, daß man sie in angemessene Erde und in mehr kleine, als große und tiefe Aesche pflanze, sie nicht zu warm halte, im Winter entweder sehr wenig und selten, oder, wie manche dickstämmige Arten, gar nicht begieße, und ihnen sowohl im Zimmer und Gewächshause, als auch im Freien einen sonnigen, ruhigen, trocknen Standort gebe, woselbst sie unverrückt stehen bleiben. Im Frühjahr und Sommer werden sie reichlicher, aber immer nur mäßig begossen, denn ein Ueberfluß an Wasser bringt alle Saftpflanzen leicht zur Fäulniß. Die Cerei alati jedoch dürfen nie so stark austrocknen, daß ihre geflügelten Aeste einschrumpfen, auch dürfen diese Arten einer allzugroßen Sonnenhitze nicht ausgesetzt werden. Im Winter ist für alle Arten aus den hohen Gegenden Mexiko's, Chili's, Peru's u. Brasiliens eine Wärme von 3—4° R. genügend; werden sie wärmer gehalten, so verändern sie leicht ihre Formen und treiben zu schnell und zu schwach empor, erlangen daher nicht die zum Blühen erforderliche Härte und Festigkeit. Die Cereen wachsen in jeder reinen, nahrhaften und leichten Dammerde, die ungefähr den fünften Theil Sand enthält. Der Boden der Töpfe muß mit einer starken Lage zerstoßener größer Steine oder mit fein zerbröckeltem Kalkschutt bedeckt werden, um einen schnellen Wasserabzug zu erhalten. Rohe, thierische Düngung und die Beimischung fermentirender Stoffe sind den Cereen nachtheilig. Um sie ohne Nachtheil für ihre Formen und für Blüthenerzeugung schneller zu kräftigen Pflanzen heranzuziehen, hat man sie mit dem besten Erfolge in milden, niedrigen Gegenden an einer sonnigen, warmen Stelle ins

freie Land, oder in rauheren Berggegenden auf ein dazu bereitetes kaltes Mistbeet gepflanzt, welches bei Regenwetter mit Fenstern bedeckt und reichlich gelüftet wird. Mit Anfang Septembers nimmt man sie wieder heraus, macht die Wurzelballen so klein, als es nur irgend thunlich ist, und pflanzt sie wieder in Töpfe. Das Verpflanzen geschieht nur dann, wenn die Töpfe ganz durchgewurzelt sind, am besten im März und April; Exemplare, die blühen wollen, werden jederzeit erst nach dem Verblühen umgepflanzt. Die Wurzeln werden nicht beschnitten, aber von allen faulen und abgestorbenen Theilen befreit. Alle Cereen besitzen im Verhältniß zu ihrer Größe nur ein schwaches Wurzelvermögen, daher nehme man beim Umpflanzen nur wenig größere Töpfe. Große Exemplare versetzt man nach Maßgabe ihres Alters viel seltener, als kleine und junge; es ist gewöhnlich hinreichend, ihnen alle 4—6 Jahre einen größern Topf zu geben. Die blühbaren Exemplare werden vom Februar an etwas wärmer gehalten und nun etwas reichlicher begossen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen; um von manchen dickstämmigen Arten Stecklinge zu erhalten, muß man sie quer durchschneiden oder der Spitze berauben, worauf sich dann aus dem Rande der Abschnittsfläche oder der Nähe derselben junge Sprossen bilden, die man als Stecklinge benutzen kann. Die Wundflächen der Pflanzen und Stecklinge müssen einige Tage der Sonnenhitze exponirt werden, damit sie hinreichend betrocknen und erhärten und auf diese Art der Fäulniß vorgebeugt werde. Nachdem die Schnittwunden der Stecklinge betrocknet sind, steckt man dieselben ganz flach in kleine Töpfchen, in leichte, sehr sandige, mit etwas Ziegelmehl gemischte Erde und sichert sie nöthigen Falls durch kleine Stäbchen, die man rund umher dicht am Steckling in die Erde steckt, gegen das Umfallen und Verrücken. Diese Stecklinge wurzeln im Mistbeet oder im Zimmer bei mäßiger Befeuchtung leicht an; Glocken über den Aeschen sind mehr nachtheilig, als nützlich. Der Same wird in ganz flache Töpfe, die über einer Unterlage von zerstoßenen Steinen nur etwa 2 Zoll hoch mit leichter, sandiger Erde angefüllt sind, dünn ausgesäet und mit wenigem Staubsande bedeckt und im Warmbeete oder vor einem sonnigen Zimmerfenster unter einer Glasscheibe stets mäßig feucht gehalten. Er keimt schon nach einigen Wochen, die jungen Pflänzchen bedürfen aber einer vieljährigen Pflege, ehe sie zu kräftigen Pflanzen heranwachsen. Man pfropft Epiphyllen und dünnstengelige Cereen auf Opuntia coccinellifer, Tuna, decumana, Dillenii und Ficus indica, auf Cereus triangularis, speciosus, peruvianus, tetragonus, grandiflorus u. a., theils des sonderbaren Aussehens wegen, theils um mehre zu verschiedenen Zeiten blühende Arten auf Einem Stamm zu vereinigen, theils aber auch, um vollkommnere und zahlreichere Blüthen zu erlangen. Man macht zu dem Ende in den Stamm oder Ast, welcher das fremde Reis aufnehmen soll, seitwärts (jedoch niemals an der hervorstehenden Kante) einen 1—1½ Zoll tiefen Einschnitt mit einem abgestumpften (an der Spitze gerundeten) Messer. Das Reis wird von jährigen Trieben genommen, unten, so weit es eingepfropft werden soll, mit einem feinen, scharfen Messer zugeschrägt, oder nur von der Oberhaut befreit, und dann zwischen den gemachten Einschnitt eingeklemmt. Ein Verband ist nicht nöthig, vielmehr nachtheilig. Nach dem Pfropfen hält man die Pflanzen so lange etwas warm, bis die Reiser vollkommen angewachsen sind. Kommen aus dem gepfropften Stamme zu viele Nebentriebe, welche den aufgesetzten Reisern die Nahrung entziehen, so nehme man deren so viele weg, als nothwendig erscheint, jedoch niemals alle zugleich.

Cerignola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, auf einem Berge, mit Schloß und 7000 Einwohnern; bekannt durch die Niederlage der Franzosen gegen die Spanier am 28. April 1503. In der Nähe, am westlichen Ufer des Küstensees von Salpi, liegen die gleichnamigen Ruinen der alten apulischen Stadt Salapia.

Cerigo, die südlichste der jonischen Inseln, das alte Cythera, türkisch Tschka, an der Südspitze von Morea und am Eingange in den griechischen Archipel, liegt unter 36° 6' nördl. Br. und 40° 30' östl. L., scheint dem äußeren Anblicke nach eine einzige ununterbrochene Felsmasse zu seyn und zählt mit den kleinen benachbarten Eilanden Cerigotto und Pori auf 5½ □Meilen 11,700 Einwohner, die in 2 Marktflecken, 30 Dörfern und vielen einzelnen Höfen wohnen. Zwischen den Felsen, welche verschiedene sehenswerthe Höhlen, namentlich Tropfsteinhöhlen im Berge S. Sophia, enthalten und sich in der Mitte derselben zu einem ziemlich hohen Gipfel, zu einem Gebirgsknoten vereinigen, sieht man eine Reihe überaus lieblicher, fruchtbarer Thäler eingesprengt, deren Boden so ergiebig ist, daß man vielleicht nicht mit Unrecht glaubt, denselben die reichlichsten Getreideernten entlocken zu können. Korn, Wein, Früchte und Oel producirt die Insel zur Genüge, sie müßte aber bei gehöriger Benutzung des Bodens außerordentlichen Ueberfluß zur Ausfuhr und großen Gewinn abwerfen. Der Viehstand wird auf 16,000 Ziegen und Schafe, 1300 Pferde u. Esel und auf 2500 Stück Rindvieh angegeben. Kleinwild und Fische sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, von hellenischer Abstammung mit neugriechischem Dialekt, stehen unter einem griechischen Bischof, der zu Kapsali oder C. seinen Sitz hat. Sie treiben Seiden- und Bienenzucht, bereiten guten Ziegenkäse, sind aber auch aus früherer Zeit als Seeräuber verrufen. Ihr bester Ankerplatz ist St. Nicolo. Noch jetzt scheint C. ein Lieblingssitz der Aphrodite zu seyn, denn die Mädchen von C. sind berühmt wegen ihrer Schönheit. Die Männer dagegen sind rauh u. hart und begegnen dem weiblichen Geschlechte so verächtlich, als in irgend einem andern Theile von Griechenland nur geschehen kann. Mit Ithaka u. Paxo sendet C. einen Deputirten gemeinschaftlich zum Senate, für die gesetzgebende Versammlung hat C. einen eigenen Deputirten. Der Wohlstand der Bewohner ist sehr gering, Adel u. Bauern sind in gleichem Maße verarmt. Das alte Cythera war der Aphrodite heilig, weil

hier die Göttin ans Land gestiegen seyn soll. Es deutet dies auf phönicische Einwanderung in C. hin, denn auf C., das für den Schlüssel des Peloponnes galt, hatten die Phönicier früh Kolonien errichtet. Vor 570 waren die Archiver, später die Spartiaten Herren der Insel; letztere hatten einen Oberrichter dorthin gesetzt. Von C. breitete sich der Kultus der Aphrodite und des Adonis über das Festland aus. Unter Athens Herrschaft kam es im peloponnesischen Krieg, und als endlich Griechenland sich vor Rom beugen mußte, wurde auch C. Theil des Weltreichs. Bei der Theilung desselben fiel C. dem byzantinischen Reiche zu und war nach dem siegreichen Einbruch der Türken lange Zeit ein stets blutiger Zankapfel zwischen diesen und den Venetianern. Letztere erhielten die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes im Frieden von Passarowitz 1718 abermals bestätigt. Im Jahr 1807 kam es mit den übrigen jonischen Inseln an Frankreich, 1809 an England und 1814 als Theil der jonischen Republik unter Englands Schutz. Aus der alten Glanzzeit ist wenig übrig. Die Ruinen, welche vor 200 Jahren noch durch ihre Großartigkeit imponirten, welche vor 100 Jahren noch Aufsehen machten, sind jetzt beinahe spurlos verschwunden. Von Tempeln, Altären, Statuen ist nichts zu sehen, nur die Grabgewölbe, welche man in den Felsen gemeißelt hat, sind, wenn sie nicht durch Erdbeben zerstört worden, noch zum Theil vorhanden; unter diesen glaubt man auf dem Gipfel eines Felsens, gegenüber der alten Stadt Cythera, oder vielmehr dem Orte, auf welchem sie gestanden haben mag, das Doppelgrab des Menelaus und der Helena zu entdecken.

Cerigotto, zu den jonischen Inseln gehöriges Eiland, 9 Meilen südlich von Cerigo, das alte Aegiala, ist klein, doch sehr fruchtbar und für Cerigo durch seine Weiden, vielen wilden Oliven und guten Ankerplätze von Wichtigkeit. Die Bewohner sind meist Hirten u. Fischer von Cerigo.

Cerin, Hauptbestandtheil der verschiedenen Wachsarten, besonders des Bienenwachses, das nach Buchholz und Brandes 90 Procent davon enthält, befindet sich auch im Pollen (Blumenstaub) verschiedener Pflanzen oder als Ueberzug der Kohl-, Mohn- und anderer Pflanzenblätter, gewisser Früchte, besonders der Myricaarten, des Croton sebiferum, Rhus succedaneum, Tomex sebifera, der Pflaumen, Feigen, Weintrauben, Pomeranzen, Citronen rc.), als Ueberzug des Stammes von Iriartea (Ceroxylon) andicola, im grünen Satzmehle des Kohls, des Sedum acre, der grünen und reifen Gerstenstengel. Auch die Hälfte des sogenannten Mehlthaues besteht daraus. Wenn gebleichtes Bienenwachs mit kochendem Alkohol behandelt wird, so gesteht die so erhaltene Flüssigkeit nach dem Erkalten zu einer aus feinen Nadeln bestehenden, gallertartigen Masse; die von dem Alkohol getrennte Substanz ist das C. Es ist fast farblos, nach dem Schmelzen gelblichweiß, hat ein specifisches Gewicht von 969 (nach John von 1000) und riecht schwach wachsartig. Es löst sich in 16 Theilen kochenden Alkohols, schmilzt bei 62° und liefert, mit kaustischem Kali gekocht, einen trüben Seifenleim. Dampft man die alkalische Seife zur Trockne ab und behandelt den Rückstand mit kaltem Alkohol, so läßt dieser eine feste, alkalifreie, wachsähnliche Substanz, Cerain, zurück.

Cerinthus, spottweise auch Merinthus, d. i. Strick, genannt, Irrlehrer u. Gnostiker in Kleinasien, nach Theodoret Zeitgenosse des Evangelisten Johannes, Chiliast und judaisirender Christ. Er stellte die Behauptung auf, daß Jesus nur Josephs Sohn und daß mit diesem nur von seiner Taufe bis zu seiner Gefangenschaft der Aeon Christus verbunden gewesen sey; daß der Juden Gott und der Weltschöpfer nicht der höchste Gott gewesen, dessen Erkenntniß Christus gepredigt habe, sondern vielmehr Engel die Welt geschaffen hätten; daß endlich das mosaische Gesetz auch für die Christen noch bindend sey. Auch stellte er ein eigenes, dem matthäischen ähnliches Evangelium auf. Da er auch eine Apokalypse schrieb, so glaubten Manche, daß die des Johannes von ihm verfaßt sey und daß dieser sein Evangelium und seinen ersten Brief gegen ihn geschrieben, was jedoch von Neueren widerlegt worden ist. Seine Anhänger, Cerinthianer genannt, verloren sich im 2. Jahrhundert unter die Gnostiker. Vgl. Paulus, Historia Cerinthi, Jena 1795.

Cerit (Kieselcerit, Cerinstein, Cererit, untheilbares Cererz), Mineral, nicht krystallisirt, in feinkörniger und dichter Zusammensetzung, derb und eingesprengt, von nicht bemerkbarer Struktur, 5,5 Härte und 4,9 — 5,0 specifischem Gewicht, feinsplitterigem und unebenem Bruch, graulichroth ins Kirschrothe u. Nelkenbraune, schwach glänzend oder nur schimmernd, an den Kanten durchscheinend bis undurchsichtig, enthält nach Hisinger 68,59 Ceriumoxydul, 18 Kieselerde, 2 Eisenoxyd, 1,25 Kalk, 9,60 Wasser und Kohlensäure, wird von Soda nicht aufgelöst, schmilzt aber bald zu einer dunkelgelben schlackigen Masse, findet sich auf einem im Gneise aufsetzenden Kupferkieslager, zugleich mit Strahlstein, Molybdänglanz rc. zu Bastnäs bei Riddarhytta in Schweden.

Cerium, s. Cer.

Cerizolles, Dorf im sardinischen Fürstenthum Piemont, unweit des Po und gegen 5 geographische Meilen südlich von Turin, bekannt durch die siegreiche Schlacht der Franzosen unter dem Grafen von Anguien gegen die Kaiserlichen unter dem Marquis del Guasto am 11. April 1544.

Cerkopen, s. Cercopes.

Cerne Abbas, Marktflecken in der englischen Grafschaft Dorset, nordwestlich vor Dorchester, am Fluß Cerne lieblich in einem Thale gelegen, mit 1500 Einwohnern und Ruinen eines alten Benediktinerklosters. Am östlichen Ende der Stadt, auf der Seite eines steilen Hügels, Trendle Hill genannt, steht in Kalk ausgehauen eine kolossale Figur, 180 Fuß hoch, die nach Einigen Chenrick, Sohn von Cuthred, König von Wessex, vorstellen soll, während Andere sie für das Bild einer Gottheit halten.

Cernus, große, irdene Schüssel oder Milchgefäß, als Symbol des Weltganzen im Cybele- und Rheadienst gebräuchlich. Es befanden sich darin kleine Gefäße mit allerlei Früchten zum Opfer und eine Lampe, wodurch Feuer u. Was-

ser, Sonnenwärme und Feuchtigkeit, ohne die kein physisches Geschöpf seyn kann, sinnbildlich angedeutet werden sollte. Während der C. von dem Cernophorus vorgetragen wurde, tanzte man das Cernophoron orchema, einen Reigen, der vielleicht die Bewegung der Himmelskörper mimisch ausdrückte.

Cerographie, eine neue Art Kupferstich (engraving), dessen Verfahren noch unbekannt ist, obgleich Proben davon veröffentlicht worden sind. Als Vortheile der C. werden angegeben, daß der Stich vieler Gegenstände mit einer Schnelligkeit ausgeführt werden kann, die dem Steindrucke sehr nahe kommt, und daß die Ausgabe für eine zur Presse vorbereitete Platte viel geringer ist, als für eine Platte von Kupfer und Holz. Die Platte ist sehr dauerhaft und man kann eine Million guter Abdrücke davon nehmen, und da sie stereotypirt werden kann, so ist mit geringen Kosten die Zahl der Platten ins Unendliche zu vermehren. Zeichnungen jeden Stiches kann man fast in derselben Vollkommenheit erhalten, wie in Kupfer und Stahl und mit geringerer Mühe. Die cerographischen Platten können von jeder beliebigen Größe angefertigt und der Druck kann auf gewöhnlichen Druckpressen ausgeführt werden.

Ceroma, das zum Einreiben der Gymnasten und Athleten bereitete Oel, Salbe; dann das Lokal für gymnastische Uebungen, wohl ursprünglich nur der Ort im Gymnasium, wo man sich einölte, also gleichbedeutend mit Elaeothesium, u. später erst in weiterer Bedeutung genommen. Gewöhnlich kommt das C. in Verbindung mit Palaestra vor. Bei Seneca sitzen daselbst wollüstige Müßiggänger den Tag über und schauen den sich übenden Knaben zu; bei Arnobius steht es unter dem Schutze des Merkur.

Ceropegia (Leuchterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, meist Schlingsträucher in wärmeren Ländern, von denen mehre in deutschen Gewächshäusern einheimisch geworden sind. C. Candelabrum *L.*, gemeine Leuchterblume, Schlingstrauch in Ostindien, schlingt sich um Bäume und läuft, lebendige Guirlanden bildend, von einem zum andern. Die Blätter sind entgegenstehend, spitzelliptisch, hinten ausgerandet, die Blüthen in zahlreichen, großen, hängenden Dolden, aber aufwärts gebogen, wie die Lichter auf einem Armleuchter, die Blumenröhre roth, die fünf Randeinschnitte gelb, mit rothen, zusammengeneigten Spitzen, geruchlos. Die Blätter werden auf Malabar, wo die Pflanze Njota heißt, gegen Gliederschmerzen und Blähungen gebraucht. C. africana *R. Br.*, afrikanische Leuchterblume, mit kletterndem Stengel, ei-lanzettförmigen, feingespitzten, fleischigen Blättern, braunen, auswärts am Rande mit rückwärts gekehrten Haaren versehenen Blüthen, verlangt grobsandige Lauberde, eine fast trockene Durchwinterung bei 6—8 Grad Wärme, im Sommer mäßige Feuchtigkeit u. einen Stand im offenen Glashaus oder auf einer sonnigen Stellage im Freien. C. aphylla *Haw.*, C. dichotoma *Haw.*, blattlose Leuchterblume, mit gelben, gebüschelt winkelständigen Blüthen mit langer Röhre, Strauch auf Teneriffa, wird im Warmhause durchwintert u. steht vom Juni bis August im Glashause. C. elegans *Wallich*, schöne Leuchterblume, Schlingstrauch in Ostindien, am Gebirge Nilgherri, mit windendem, gleich den Blättern dunkelpurpurbraunem Stengel u. blaubraunen, purpurroth gesprenkelten, in der Mündung mit purpurrothen Borsten geschlossenen Blüthchen, gedeiht während des Sommers in milden Gegenden an warmer Stelle im freien Lande, verlangt im Winter eine Stelle im Glashause u. wird hier fast trocken gehalten. C. stapeliaeformis *Haw.*, stapelienförmige Leuchterblume, Schlingstrauch in Ostindien, mit schönen, schwarzbraunen, einer Stapelienblüthe ähnlichen Blüthen, gedeiht im Winter im Warmhaus, im Sommer im Glashaus. Sämmtliche Arten werden durch Stecklinge vermehrt, die aber vorher am Abschnitte gut abtrocknen müssen.

Cerquozzi, Michel Angelo, berühmter Maler der römischen Schule, als Schlachtenmaler delle battaglie und wegen seiner Darstellungen aus dem gemeinen Leben delle bambocciate genannt, wurde 1600 oder 1602 zu Rom geboren, besuchte mehre Schulen, auch die von P. da Cortona und zuletzt die von P. de Laar, dem er getreu blieb, und † 1660 zu Rom. C. war Meister in der Darstellung lebendiger Scenen; Schlachten und Schiffbrüche entwarf er oft nach der bloßen Erzählung, ebenso Jahrmärkte, Schäfergruppen ꝛc. Weniger gelangen ihm historische Gegenstände. Seine besten Werke sind: Masaniello, dem ein Haufe Lazzaroni Beifall zuruft, ehedem in der Gallerie Spada zu Rom; die Brunnenkur zu Aqua acetosa. Vieles wurde nach ihm gestochen; er selbst ätzte 15 Blätter.

Cerreti, Luigi, italienischer Dichter, 1738 zu Modena geboren, erhielt den ersten Unterricht von den Jesuiten seiner Vaterstadt, wurde schon im 25. Jahre Professor der Geschichte und der Beredsamkeit und erlangte als Lehrer u. Schriftsteller in kurzer Zeit durch ganz Italien ausgebreiteten Ruf. Die französische Revolution gewann an ihm einen ihrer eifrigsten Kämpfer. Das Gouvernement der cisalpinischen Republik berief ihn in die Kommission für den öffentlichen Unterricht u. ernannte ihn später zum Gesandten am Hofe von Parma, von wo er als Direktor der Studien nach Bologna ging. Im J. 1799 nöthigte ihn der Einmarsch der Oesterreicher u. Russen in Italien zur Flucht; erst nachdem Napoleon die französische Herrschaft in Italien befestigt hatte, kehrte C. nach Bologna zurück. Im Jahre 1804 übernahm er die Professur der Beredsamkeit zu Pavia und † als Rektor der Universität und Mitglied fast aller Akademien Italiens 1808. Seine Gedichte, die sich durch Wahrheit, Einfachheit und Anmuth auszeichnen, erschienen Mailand 1812.

Cerrini di Monte-Varchi, alte florentinische Familie, die schon im 15. Jahrhundert auf ihrem Stammsitze, dem in der florentinischen Geschichte oft genannten Zufluchtsorte der Guelfen, Kastell Monte-Varchi, im Arnothale, residirte und deren Glieder anderthalb Jahrhunderte lang die höchsten Aemter der florentinischen Re-

publik bekleideten. Fabrizio de C., der gegen Ende des 17. Jahrhunderts einem Rufe nach Wien folgte, wo ihn Kaiser Joseph I. zum kaiserlichen Hofrath und Direktor sämmtlicher kaiserlichen Museen und Gallerien ernannte, wurde durch seine beiden Söhne, Ferdinand und Franz, Stammvater der noch jetzt blühenden österreichischen und sächsischen Linien. Der erstere hinterließ 3 Söhne, von denen der älteste, Heinrich von C., geboren 1740, in sächsischem Militärdienst den ganzen 7jährigen Krieg mitmachte, 1805 zum Generalmajor und Generalinspektor der Infanterie ernannt wurde und sich 1806 in der Schlacht bei Jena auszeichnete. Bald darauf zum Kabinets- und Kriegsminister und nach der Theilung Sachsens mit Beibehaltung seines Ranges und Titels zum Gouverneur von Dresden ernannt, † er daselbst 1823. Der zweite Bruder, Franz von C., 1747 zu Dresden geboren, der 1763 seine militärische Laufbahn begann, fiel am 13. April 1807 als Oberstlieutenant bei der Erstürmung von Danzig. Sein Sohn, Heinrich von C., den 23. Nov. 1801 zu Görlitz geboren, trat in österreichische Dienste, kommandirte 1848 während des Aufstandes zu Prag als Major ein Bataillon, bei der Belagerung von Venedig 1849 als Oberst ein Regiment und befehligte 1851 als Generalmajor und Brigadier in Ungarn. Der dritte Sohn Ferdinands, Klemens Ferdinand von C., geboren 1749 zu Dresden, † daselbst 1813 und hinterließ als einzigen Sohn Klemens Franz von C., geboren den 16. Dec. 1785 zu Luckau in der Niederlausitz. Nachdem er seit 1799 seine militärische Bildung im adeligen Kadettencorps zu Dresden empfangen, trat er 1805 als Souslieutenant in das Infanterieregiment von Thümmel, gerieth mit demselben in der Schlacht bei Jena 1806 in französische Gefangenschaft, ging mit seinem im März 1807 wieder formirten Regimente als zweiter Brigadeadjutant bei dem Generalmajor Donat nach Warschau und hierauf mit diesem nach Danzig, von wo er im Frühjahr 1809 zu seinem Regimente nach Glogau zurückkehrte. In demselben Jahre war er Adjutant des Obersten von Nostitz bei dem aus Sachsen und Franzosen um Dresden zusammengezogenen Observationscorps und 1810 ward er bei der neuen Organisation der sächsischen Armee Kapitän im Generalstabe der ersten Infanteriedivision. Am russischen Feldzuge von 1812 nahm er als Adjutant des Generalstabs der ersten sächsischen Division Theil u. wohnte der Schlacht bei Podosna und allen übrigen Gefechten bei, in welche die sächsischen Truppen gezogen wurden. Unter dem General Reynier nahm er an der Schlacht bei Bautzen Theil und ward später, nachdem er auf Reyniers Empfehlung den Orden der Ehrenlegion erhalten, wirklicher Chef des Generalstabs der zweiten Division. An den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz, dem Gefechte bei Kropstädt und der Völkerschlacht bei Leipzig nahm er den lebhaftesten Antheil, wurde nach derselben dem Generalstabe des Herzogs von Sachsen-Weimar, welcher das dritte deutsche Armeecorps der Alliirten befehligte, als Kommandant des Hauptquartiers zugetheilt und erhielt im December 1815 das Kommando des 3. Bataillons im Regiment Prinz Anton, wurde aber schon am 16. März 1816 vom König zum militärischen Begleiter der Prinzen Friedrich, Klemens und Johann ernannt. Ersterer wählte ihn 1819 zu seinem Adjutanten, in welcher Stellung C. den Prinzen auf dessen Reisen nach Wien, Ems, den Niederlanden, Paris und Italien begleitete. Als Prinz Friedrich nach Lecoq's Tod 1830 das Kommando über die gesammte sächsische Armee übernahm, ward Oberst C. zum Generalmajor und Chef des neuorganisirten königl. Generalstabes ernannt und ihm am 1. Januar 1832 unter Ernennung zum Generallieutenant das Generalkommando der sächsischen Armee übertragen. Im J. 1848 in den Ruhestand versetzt, † er 1852. C. schrieb: „Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 u. 1813" (Dresden 1821). — Der Stifter der österreichischen Linie, der oben bereits genannte Franz von C., zu Wien 1700 geboren, zeichnete sich unter Eugen in den Türkenkriegen, 1737—39 in Bosnien, 1742 und 1743 bei den Belagerungen von Prag und Ingolstadt, 1744 in der Schlacht bei Vilshofen, 1745 bei Trautenau u. 1746 in der Provence aus. Sein Sohn, Joseph von C., 1743 zu Kaschau geboren, widmete sich dem Geniewesen, leitete unter Laudon 1787 die Belagerungen von Dubiṡza und Novi, besonders geschickt 1789 die von Belgrad, wofür der Kaiser ihn in den Freiherrenstand erhob, und 1790 unter de Vins die der Festung Czettin. Im Jahre 1795 war er Feldingenieurdirektor der italienischen Armee, gerieth in dem Gefechte von Voyo schwer verwundet nebst seinem Sohne Karl in Gefangenschaft und † als k. k. Feldmarschalllieutenant und Kommandant von Olmütz den 27. Nov. 1809. Sein ältester Sohn, Franz von C., k. k. Kämmerer u. Major, fiel 1813 in der Schlacht bei Dresden; der jüngere, Karl von C., den 9. Okt. 1777 zu Raab geboren, nahm an den Kriegen der napoleonischen Zeit Theil, ward 1828 Erzieher der Söhne des Erzherzogs Karl, 1833 Generalmajor, 1836 wirklicher geheimer Rath und 1838 Graf. Er † 1840 und hinterließ 4 Söhne, von denen der älteste, Graf Alois von C., geboren am 27. Juli 1823, die Staatslaufbahn, die drei andern den Militärstand wählten. — Eine dritte Linie besteht noch in Toskana fort.

Cerrito, Fanny (eigentlich Francesca), ausgezeichnete Tänzerin, Tochter eines neapolitanischen Offiziers, der unter Murat diente, im Februar 1823 zu Neapel geboren, ward durch Jtro und Paradice für den Tanz gebildet und debutirte, kaum 13 Jahre alt, auf dem Carlotheater in Neapel in Solopartien. Sie trat nun in den nächsten Jahren auf allen größeren Bühnen Italiens mit immer steigendem Beifall auf, unter Anderm 1838 zu Mailand während der Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Ferdinands, und begab sich dann nach Wien, wo sie auf 2 Jahre ein Engagement am Kärnthnerthortheater einging. Auch in der großen Oper zu Paris erntete sie rauschenden Beifall. Von 1840—45 erschien Fanny C. in jeder Saison zu London und erregte

selbst hier ungewöhnlichen Enthusiasmus. Zu London tanzte sie zugleich mit Fanny Elsler, der Taglioni, Grisi, als deren würdige Nebenbuhlerin sie sich bewies. Unübertroffen zeigte sie sich namentlich in der Darstellung des Naiven, des Neckischen und Lieblichen, wozu sie auch ganz besonders ihr mittlerer Wuchs, die ebenmäßige Rundung ihrer Formen und die natürliche Lieblichkeit ihrer Erscheinung befähigt. Seit 1845 producirte sie sich abwechselnd in Deutschland, Italien, London und Paris. Vermählt ist Fanny C. mit dem als Tänzer und Violinspieler ebenfalls ausgezeichneten St.-Leon, welcher sie auf ihren Kunstreisen begleitete und gewöhnlich mit ihr zugleich auftrat. Im Jahre 1850 trennte sie sich, nicht ohne ihr eigenes Verschulden, zu Paris von ihrem Gemahl.

Cerro Gordo, kleiner Ort im nordamerikanischen Staat Mexiko, 10 englische Meilen nordwestlich von Veracruz, auf der Straße nach Xalapa, ist durch die Niederlage bekannt, welche der auf den umliegenden Höhen verschanzte mexikanisch General Santa-Anna durch den nordamerikanischen General Scott am 18. April 1847 erlitt, wobei La Vega und vier andere mexikanische Generäle mit 5000 Mann kriegsgefangen wurden.

Certepartie (Certapartie, ital. carta partita, franz. charte partie, engl. charter-party), im Seehandel der Kontrakt, welcher über die Befrachtung eines Schiffes, oder auch, was jedoch seltener der Fall ist, eines Theils desselben zwischen dem Eigenthümer des Schiffs, dem Rheder, oder dem Kapitän und dem Versender der Waaren, dem Befrachter, abgeschlossen wird. Die darüber ausgestellte Urkunde hat ihren Namen von der alten Gewohnheit, mehre Exemplare derselben auf einen Bogen zu schreiben und sodann mit gezacktem Schnitt zu trennen, so daß man an ihrem Zusammenpassen ihr Zusammengehören erkennen kann. Diese Methode ist nur in England noch gebräuchlich, wo solche zerschnittene Urkunden Fudentures heißen. Nur wenn ein Schiff en bloc befrachtet, d. h. dessen ganzer Raum von einem Manne oder Handlungshause oder von Mehren auf gemeinschaftliche Rechnung für die zu verschiffende Waare gemiethet wird, ist die Aufsetzung einer C. gewöhnlich, obgleich der Code de commerce sie auch bei Stückgütern vorauszusetzen scheint. Ueber Rückgut pflegt nur ein Recief, Ladschein, gegeben zu werden, wonach das Konnossement ausgefertigt wird. In Preußen ist sowohl für die Verladung en bloc als für Rückgut die Errichtung eines schriftlichen Kontraktes vorgeschrieben. Von der C. pflegen 3 Exemplare ausgestellt zu werden, wovon eines der Schiffer behält und zwei der Befrachter an sich nimmt, um das eine dem Empfänger der Waare zuzusenden. Zur Vollständigkeit der C. gehören: die Benennung des Schiffs und seiner Flagge, die Angabe von dessen Tonnengehalt, der Name des Befrachters u. des Schiffers, des Orts der Befrachtung u. der Löschung, das Verzeichniß der geladenen Güter nach Zahl, Gewicht und Marken der Colli, die Angabe der bedungenen Fracht, der Lieferungszeit, der Liegetage und der Ungelder. Wenn der Befrachtungsvertrag durch Vermittelung eines Mäklers geschlossen wird, so liegt es diesem ob, die C. zu entwerfen.

Certifikat (v. Lat.), im Allgemeinen jeder Schein, jede als Beweis dienende schriftliche Zusicherung. Bei den Staatspapieren werden nicht selten C.e ausgegeben, welche die Originalobligation für den Umlauf zu ersetzen bestimmt sind. Mehre Staaten nämlich, die das Rentensystem befolgen, wie England, Frankreich, Rußland, Spanien und Neapel, geben keine eigentlichen Obligationen über die von ihnen abgeschlossenen Anleihen aus, sondern die Namen der Gläubiger und die Summen ihrer Forderungen werden in das große Staatsschuldenbuch eingetragen und ihnen eine Abschrift hiervon dann eingehändigt. Damit aber diesen Inskriptionen auch im Auslande Umsatz verschafft werde, wird ein gewisser Theil der Staatsschuld auf den Namen eines Bankierhauses übertragen und dieses autorisirt, C.e, d. i. Obligationen für den Belauf der ihm zugeschriebenen Summe, in Abschnitten von beliebiger Größe mit Zinscoupons auszugeben. So vertreten diese auf den Inhaber (au porteur) ausgestellten C.e im Auslande die Originaleffekten und werden an den Börsen gleich wie andere Staatspapiere verkauft. Daher findet man sie auch auf den Fondkurszetteln mit aufgeführt, z. B. auf dem hamburger, unter Rußland: 5% Metalliques hamburger C., 4% C. bei Stieglitz und Komp. u. a. Beim Zollwesen sind von Wichtigkeit die Ursprungscertifikate in den Staaten des deutschen Zollvereins, durch welche die Abstammung von Waaren oder Produkten aus einem Staate, mit welchem eine Uebereinkunft über Verkehrserleichterungen im Allgemeinen, oder auch eine Zollbegünstigung in Bezug auf einzelne Gegenstände besteht, nachgewiesen wird. Diese C.e werden beim Grenzeingangszollamte, behufs weiterer Abfertigung, unter Begleitschein abgegeben, dem letzteren angestempelt u. begleiten dann die Waaren bis zu dem Hauptamte in ihrem Bestimmungsorte, das den Begleitschein erledigt, die C.e aber zurückbehält. Wichtig sind auch die Ausgangscertifikate auf Meßplätzen. Jeder Kaufmann nämlich, welcher die vereinsländischen Messen mit gewissen ausländischen Waaren besucht, erhält bei Erfüllung der regulativmäßigen Bedingungen ein Meßkonto für die Dauer der Messe beim Zollamt des betreffenden Platzes eröffnet. Die nach dem Auslande verkauften Waaren werden dann auf Grund der darüber von ihm in 2 gleichlautenden Exemplaren ausgestellten C.e von seinem Konto abgeschrieben, so daß er also nur die innerhalb des Zollvereins verbleibenden Waaren am Ende der Messe zu versteuern hat. Beim englischen Fallitenwesen wird das von den Kuratoren der Konkursmasse ausgestellte Beglaubigungsdokument, kraft dessen die von Seiten des insolventen Schuldners (Kaufmanns) erfolgte Auslieferung seiner gesammten Activa ausgesprochen wird, sowie dessen unbedingte Unterwerfung unter das Gesetz, ebenfalls C. genannt.

Certioration, in der Jurisprudenz die Belehrung über gewisse Rechtsverhältnisse, welche nach Vorschrift der Gesetze zuweilen bei gerichtlichen Handlungen Denen ertheilt werden muß,

bei welchen man eine besondere Bekanntschaft mit dergleichen Verhältnissen nicht voraussetzen kann, z. B. über die Wirkung einer Erklärung, eines Verzichts, einer Quittung ꝛc. Im Fall sie unterblieb, ist der Akt ungültig.

Certosa (d. i. Karthause), Schloß und Dorf in der Delegation Pavia des lombardisch-venetianischen Königreichs. Zwei Stunden davon war ehemals ein sehr berühmtes Karthäuserkloster, das von Joseph II. aufgehoben wurde. Johann Galeazzo Visconti, Mailands erster Herzog, ließ es im 14. Jahrh. erbauen; sein Grabmal bewahrt die an Pracht wahrhaft überladene Kirche. Hier wurde Franz I., König von Frankreich, in der 1525 gegen die Oesterreicher verlorenen Schlacht von Pavia gefangen genommen. Vgl. Durolli, La Certosa di Pavia, Mailand 1838.

Cerularius, Michael, Patriarch von Konstantinopel (1043—1058), als Urheber der dauernden Trennung zwischen der römischen und griechischen Kirche von welthistorischer Bedeutung. Ein heftiger Gegner der Lateiner, ließ er 1053 alle Kirchen und Klöster derselben zu Konstantinopel schließen und griff darauf gemeinschaftlich mit Leo von Achrida, Metropoliten der Bulgarei, in einem offenen Schreiben an den Bischof Johannes von Trani in Apulien die Lehre und den Kultus der römischen Kirche an, zu den alten Vorwürfen einen neuen, den über den Gebrauch des ungesäuerten Brodes im Abendmahl, fügend. Der Brief fiel dem streitsüchtigen Kardinalbischof Humbert in die Hände, der ihn übersetzte u. dem Papst Leo IX. mittheilte. Letzterer erließ eine große Rechtfertigungsschrift für die lateinische Kirche. Der Kaiser Constantinus Monomachus, welcher, in seinen italienischen Besitzungen von den Normannen bedroht, mit Rom Frieden zu haben wünschte, vermochte C. zu Unterhandlungen. Da sich aber dieser weigerte, vor der päpstlichen Kommission, die 1054 in Konstantinopel erschien, sich zu demüthigen, kam keine Annäherung zu Stande. Nachdem die Erbitterung aufs Höchste gestiegen, begaben sich die Römer am 16. Juni 1054 in die Sophienkirche und legten hier auf dem Hauptaltare eine Exkommunikationsschrift gegen C. nieder. Der Patriarch erwiederte sie gleich darauf mit gleichem Bannfluche gegen den Papst, und die übrigen orientalischen Patriarchen schlossen sich dem konstantinopolitanischen an. Nur Petrus von Antiochien suchte zu vermitteln; seine Stimme verhallte und die große Spaltung der orientalischen und occidentalischen Kirche pflanzte sich in alle Jahrhunderte fort. C. behauptete sich als Patriarch auch in den nächstfolgenden Jahren; auf seinen Betrieb legte der Kaiser Michael Stratioticus den Purpur ab u. ging ins Kloster, worauf Isaak Comnenus den Thron bestieg. Dieser, der Uebergriffe des herrschsüchtigen Kirchenfürsten müde, sprach 1057 die Absetzung desselben aus; doch entzog diesen der Tod noch der gewaltsamen Remotion durch kaiserliche Soldaten 1058.

Cerutti, Giuseppe Antonio Gioachimo, Jesuit und Dichter, am bekanntesten durch seine Theilnahme an der französischen Revolution, war am 13. Juni 1738 zu Turin geboren. Noch während er die jesuitischen Lehranstalten besuchte, erregten seine Abhandlungen „Ueber die Mittel, die Zweikämpfe zu hindern" u. „Ueber die Ursachen, warum die neuen Republiken nicht den Glanz der alten erreicht haben" allgemeines Aufsehen. Diesen folgte die „Apologie de l'Institut de Jésuites" (1762), die ihm die Gunst des Dauphins und eine Professur am Jesuitenkollegium zu Lyon erwarb. Nach der Aufhebung des Ordens zog er sich nach Nancy zurück. Beim Ausbruch der Revolution befand er sich zu Paris und trat gleich anfangs als eifriger Anhänger der neuen umgestaltenden Ideen auf. Er gründete die Wochenschrift „La feuille villageoise", stand mit Mirabeau in enger Verbindung, streute seine demokratischen Lehren in einer Menge Flugschriften aus und trat einige Zeit nach dem Tode Mirabeau's, dem er die Leichenrede gehalten hatte, in den gesetzgebenden Körper. Den vielen Anstrengungen seines Geistes erliegend, † C. am 2. Febr. 1792. Seine „Oeuvres diverses" erschienen Paris 1793.

Cervantes Saavedra, Miguel de, berühmter spanischer Dichter, wurde am 9. Oktober 1547 zu Alcala de Henares geb., erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, studirte dann 2 Jahre zu Salamanca und begab sich um 1568 nach Madrid, wo er unter der Leitung des Professors Juan Lopez den Studien oblag. Nach dem Wunsche seiner Aeltern sollte er sich der Theologie widmen, doch wandte er sich vorzüglich den schönen Wissenschaften zu, deren Studium er unter seinem Lehrer Juan Lopez eifrig betrieb. Eine Elegie auf den Tod der Königin Isabelle von Valois, mehre Sonette und ein kleines Gedicht „Filena" waren seine ersten dichterischen Versuche. Aus Verdruß über die geringe Theilnahme, welche dieselben fanden, ging er 1569 nach Italien, wo ihn die Noth zwang, Kammerdiener des Kardinals Giulio Aquaviva in Rom zu werden. Um aus dieser unwürdigen Lage sich herauszureißen, nahm er 1570 Dienste bei den spanisch-neapolitanischen Truppen des Marquis de Santa-Cruz, die unter dem Oberbefehl des päpstlichen Admirals Marco Antonio Colonna standen, und kämpfte mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Lepanto 1571, wo ihm durch einen Schuß der linke Arm gelähmt ward. In einem Hospital zu Messina geheilt, machte er die Züge gegen Navarin und Tunis mit und nahm dann Urlaub zur Heimreise nach Spanien, ward aber unterwegs am 26. Sept. 1575 von einem berühmten algierischen Seeräuber, dem Arnauten Mami, aufgegriffen u. in die Gefangenschaft geschleppt. Als Sklave eines grausamen Herrn verabredete er mit 14 Leidensgefährten die Flucht. Man kam überein, einen von ihnen loszukaufen, der alsdann in sein Vaterland zurückkehren und mit einem Schiffe die Rettung der übrigen bei Nacht bewerkstelligen sollte. Während man in 2 Jahren in einem Garten am Ufer des Meeres eine große Höhle grub, die zum Versteck dienen sollte, brachte man das Lösegeld eines Sklaven aus Mallorca, Namens Viana, mühsam zusammen, der sich damit freikaufte und ihnen schwur, in seiner Heimath ein Schiff auszurüsten und sie sämmtlich abzuholen. C., der die Seele

der ganzen Unternehmung gewesen, war auch der Erste, welcher (im Febr. 1577) seinem Herrn entwich; die Uebrigen, worunter verschiedene spanische Kavaliere und 3 Mallorkaner, trafen nach und nach bis zum August ein. Endlich, am 28. Sept. 1577, erschien Viana an der Küste von Algier, und schon waren die Flüchtlinge im Begriff, das Schiff zu besteigen, als sie von vorübergehenden Mauren entdeckt wurden. Viana ergriff die Flucht u. gewann das hohe Meer, indeß die unglücklichen Gefangenen, ihren Ketten von Neuem verfallen, in die Höhle zurückkehrten. Vergeblich hoffte man, daß Viana zurückkehren würde; ein Gefährte verrieth dem Dey von Algier, Hassan Aga, den ganzen Plan der versteckten Christensklaven, u. C., der alle Schuld auf sich nahm, ward seinem Herrn, dem Arnauten Mami, zurückgegeben. Das Mißlingen dieses Versuchs, sich in Freiheit zu setzen, war für C. nur ein Sporn mehr, seine Kräfte zu neuen Unternehmungen anzustrengen. Er machte noch verschiedene Anschläge u. wandte noch mancherlei Mittel an, sich durch die Flucht zu retten, und obwohl sie alle scheiterten u. ihn viermal in Todesgefahr brachten, so wurde er doch nicht müde, sondern machte vielmehr noch einen Plan, dessen Kühnheit uns einen Begriff von dem Muthe und der Beharrlichkeit des C. geben kann. Hatte er bis dahin sein Augenmerk nur auf das gewöhnliche Rettungsmittel der Gefangenen, die Flucht, gerichtet gehabt und sich bloß bestrebt, durch List der Sklaverei zu entrinnen, so gerieth er jetzt auf den großen Gedanken, sich der Stadt Algier selbst zu bemeistern. Schon hatte er unter den Sklaven eine ziemliche Anzahl Mitverschworene gewonnen, als wieder Verräther den ganzen Anschlag entdeckten. Der Dey kaufte ihn nun von Mami für 500 Piaster, ließ ihn mit schweren Ketten belegen u. in seinem Bagno bewachen, hegte aber so viel Achtung vor seinem Heldenmuthe, daß er ihn durch Gelindigkeit vor allen Gefangenen auszeichnete. Endlich, nach 5jähriger Sklaverei, am 19. Sept. losgekauft, kehrte C. nach Spanien zurück. Bald darauf trat er wieder in sein Regiment ein, das sich damals in Portugal befand, und machte die Expeditionen nach den azorischen Inseln mit. Erst Ende 1583 kehrte er für immer in die Heimath zurück und lebte von nun an den Musen. Das erste von seinen dichterischen Erzeugnissen war ein Schäferroman, „Galatea" (Madrid 1584), wovon aber nur die ersten 6 Bücher erschienen. Bald darauf vermählte er sich mit Donna Catalina Palacios de Salazar, einer jungen Dame aus einer der angesehensten, aber armen Familien in Esquivias. Da er nun auf größeren Erwerb denken mußte, schrieb er gegen 30 Schauspiele, die in Madrid mit Beifall aufgeführt wurden u. unter denen „Numancia" das hervorragendste ist. Dann verließ er gegen eine kleine Anstellung in Sevilla die Stellung eines Bühnendichters und schuf hier diejenigen unter seinen Novellen, worin er die Laster jener großen Stadt so trefflich zeichnet. Auf einer Reise in die Provinz la Mancha gerieth er mit den Einwohnern eines kleinen Dorfes, Argamasilla de Alba, in einen Konflikt, der ihn ins Gefängniß brachte. Hier im Kerker begann er, laut seiner eigenen Worte in der Vorrede, sein unsterbliches Werk, den „Don Quixotte". Er gab zuerst nur den ersten Theil davon heraus, der indeß anfangs kein großes Glück machte. Um das Publikum auf sein Buch aufmerksam zu machen, veröffentlichte er eine kleine Broschüre, betitelt „El buscapiè" (der Schwärmer, die Rakete), worin er dem Scheine nach eine Kritik des „Don Quixote" lieferte u. darauf hindeutete, daß dies Werk eine verdeckte Satyre auf verschiedene bekannte und angesehene Männer enthalte. Dadurch wurde die Neugier regt, u. so erhielt der „Don Quixote" den Ruf, der ihm seitdem geblieben ist. Jetzt ergingen sich aber auch alle Feinde des guten Geschmacks in Aeußerungen des Hasses gegen C.; Kritik, Satyre, Verleumdung, kurz alle Hebel der Vernichtung wurden in Bewegung gesetzt. C., durch den errungenen Erfolg unglücklicher geworden, als er es durch die frühere Nichtbeachtung gewesen war, wagte nun mehre Jahre dem Publikum nichts mehr darzubieten. Glücklicherweise gewährten ihm der Graf von Lemos und der Kardinal von Toledo noch einige Unterstützung. Um dem Ersteren seine Erkenntlichkeit zu bezeigen, widmete ihm C. seine 12 Novellen, welche 8 Jahre nach der Herausgabe des ersten Theiles des „Don Quixote" erschienen. Das folgende Jahr kam sein „Viage del Parnaso" (Reise auf den Parnassus) heraus. In demselben Jahre gab ein Aragonier, welcher den Namen Alonzo Fernandez de Avellaneda auf dem Titelblatte annahm, eine Fortsetzung des „Don Quixote" heraus, die zwar erbärmlich, geschmack-, witz- und geistlos war, aber viel gelesen ward. Als Antwort veröffentlichte C. den zweiten Theil des „Don Quixote", der den ersten noch übertraf. Dieser 2. Theil war das letzte bei seinen Lebzeiten gedruckte Werk. Er arbeitete noch an dem Romane „Trabajos de Persiles y Sigismonda" (Leiden des Persiles und der Sigismunda), an welchen er zu Anfang des April 1616 die letzte Hand legte. Seiner Gesundheit wegen begab er sich nach Esquivias; statt aber Genesung zu finden, verschlimmerte sich sein Befinden dergestalt, daß er, um im Schooß seiner Familie verscheiden zu können, oder um der Pflege der Seinigen zu genießen, in Begleitung zweier Freunde nach Madrid zurückkehrte. Hier † er am 23. April 1616, also am nämlichen Tage, an dem auch Shakespeare seinen großen Geist aushauchte, in einem Alter von 68½ Jahren. Sein Begräbniß war still u. prunklos. Von seiner Person liefert uns C. selbst in der Vorrede zu seinen Novellen folgendes Bild: „Ein gewisser Freund könnte mich wohl, nach dem Bildnisse, das ihm Don Juan de Jauregui von mir geben würde, auf dem ersten Blatte dieses Büchleins, wie es herkömmlich ist, in Kupfer stechen und darunter setzen: Der Mann, den ihr da vor euch seht, mit dem Adlergesicht, mit kastanienbraunem Haare, mit der glatten, freien Stirn und den lebhaften Augen, mit der krummen, aber nicht häßlichen Nase, mit dem Silberbart, der vor kaum 20 Jahren noch golden war, mit dem großen, starken Knebelbarte, mit dem kleinen Munde, dessen Zähne weder klein, noch groß sind, wovon er überhaupt nur noch ein halbes Dutzend übrig hat, weder gesund, noch gut

gepflanzt, indem sie nicht aufeinander passen, dessen Körper zwischen groß und klein die Mittelstraße hält, frisch von Gesichtsfarbe und mehr blond als braun, der ein wenig geduckt geht und nicht gar leicht zu Fuße ist: dieser Mann ist der Verfasser des „Don Quixote“ u. der „Galatea“. Seine Büste, von Don Antonio Sola verfertigt, wurde 1835 an der Vorderseite des von ihm bewohnten Hauses in Madrid aufgestellt. Was die bereits genannten Werke des C. betrifft, so sind unter den Novellen nur vier seiner würdig: „Der freche Neugierige“, welchen er in den „Don Quixote“ verwebt hat, „Rinconet und Cortadilla“, ein zwar stark aufgetragenes, aber wahres Gemälde von sevillischen Gaunern, „Die Macht des Blutes“, das interessanteste und am besten ausgeführte Stück, und „Das Zwiegespräch der beiden Hunde“, eine ergötzliche Kritik, voll von Philosophie und Munterkeit. „Die Reise auf den Parnassus“ ist in Versen verfaßt, aber für uns ohne Interesse, da sie zu sehr in die Polemik seiner Zeit fällt. Als eine Fortsetzung muß die „Adjunta al Parnaso“ betrachtet werden, ein Gespräch in Prosa zwischen ihm und einem andern Dichter, welcher ihm einen Brief vom Apollo überbringt. Die Schauspiele, welche wir von C. besitzen, ermangeln sämmtlich des Interesses, der Durchführung der Rollen und enthalten zu viel innere Unwahrheit. Besser sind die 8 Stücke, die von den Spaniern Entremeses genannt werden; fast alle sind komisch und natürlich, nur sind einige etwas schlüpfrig. Die „Leiden des Persiles und der Sigismunda“ sind ein langer, mit vielen unglaublichen Episoden und Abenteuern überladener Roman. Indeß muß die Eleganz, Sauberkeit und Präcision des Styls, sowie die Wahrheit einiger Episoden, besonders der Episode des Rupertus, anerkannt werden. Die unvollendete „Galatea“ ist eine Nachahmung der „Diana“ des Montemayor; der größte Werth besteht in den darin verwebten lyrischen Gedichten, um derentwillen das Buch auch geschrieben zu seyn scheint. C.' Hauptwerk ist der „Don Quixote“, ein Buch, das seinen Verfasser unsterblich gemacht hat. „Der ingeniöse Hidalgo Don Quixote de la Mancha ist ein europäisches Buch und wird es bleiben, so lange überhaupt die Lust an sinnreicher Erfindung und lebendiger Darstellung poetischer Wahrheit sich frei erhält. Die treffendste und konsequenteste Charakterzeichnung, eine unversiegliche Ursprünglichkeit und eine tief humoristische Lebensansicht aus dem edelsten und, trotzdem, daß es selbst so schwer gelitten, mitleidigsten Gemüthe entspringend, die rascheste Auffassung des komischen Elementes selbst auf der Nachtseite menschlicher Erscheinungen, und wiederum ein stets durchscheinendes Gefühl der Liebe offenbaren sich hier, auf das Innigste verbunden mit dem höchsten Zauber der Darstellung in einer der edelsten Sprachen, deren sich je ein Volk bediente, voll Würde, Grazie und Naivetät. „Don Quixote“ war der erste und zugleich vollendetste Roman u. ist es bis jetzt geblieben; er umfaßt in vollkommenster harmonischer Ausbildung des Kunstwerks eine ganze Welt — wer die Menschen liebt, versteht und bedauert, muß auch dieses Werk lieben und die Tiefe des reichen Gemüths, aus dem es entsprang, verstehen; er wird aber auch keinen Augenblick zögern, diesen Roman unbedingt den überaus wenigen wahren Meisterwerken, die die gesammte Menschheit hervorbrachte, beizugesellen. Der Einfluß dieses unübertrefflichen Buches ist mehr ein qualitativer, als ein quantitativer, mehr ein fernwirkender, als ein unmittelbarer, naher geblieben. Mit dem „Don Quixote“ war der vollkommene Roman da, und die Nationen hatten jetzt ein Vorbild, das sie sich nur anzueignen brauchten, um zu wissen, worauf es hier ankam und was ihnen zu leisten nothwendig war. Der „Don Quixote“ ist keineswegs ein komischer Roman, wie ihn einseitige Literaten bezeichnet haben, sondern er ist vielmehr ein komischer und tragischer, ein humoristischer und sentimentaler, ja, wenn man will, ein didaktischer auch, kurz, er ist ein Roman, der Alles umfaßt, wie das Leben selbst dies thut.“ Vgl. O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit, Jena 1841. Außer der Prachtausgabe des „Don Quixote“ (Madrid 1780, 4 Bde.) und der von Pellicer (das. 1798, 9 Bde.) sind als die besten Ausgaben zu nennen die 4. der Akademie mit dem Leben des Dichters von Navarrete (Madrid 1819, 5 Bde.), die mit dem vollständigsten Kommentar von Diego Clemencin (das. 1833—39, 6 Bde.) und als gute Handausgabe die zu Leipzig erschienene (1800—7, 6 Bde.). Gesammtausgaben der Werke des C. erschienen zu Madrid ohne die Komödien (1803—5, 16 Bde.) und eben da ohne die „Reise nach dem Parnaß“ (1820, 11 Bde.). Ein Wiederabdruck sämmtlicher Werke erschien in der „Coleccion de los mejores autores españoles“ (Paris 1840—1841). Eine Auswahl gab Don Aug. Garcia de Arrieta heraus (Paris 1826—32, 10 Bde.). Deutsche Uebersetzungen des „Don Quixote“ hat man von Bertuch (Leipzig 1780, 6 Bde.), Tieck (Berlin 1799—1801, 4 Bde., 3. Aufl. 1831) und Soltau (Königsberg 1800, 6 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1837, 4 Bde.). Eine Uebersetzung sämmtlicher Romane und Novellen erschien von Keller und Notter (Stuttgart 1840—42, 10 Bde.).

Cervena, türkischer Ort in der Moldau, an der Mündung des Jantra in die Donau, berühmt durch die Schlacht am 7. Sept. 1810 zwischen den Russen unter Kaminsky und den Türken unter dem Seraskier Kuschanz-Ali, Muktar-Pascha und Achmet-Pascha, in Folge deren die Türken die Waffen streckten und als Kriegsgefangene nach Rußland abgeführt wurden. 178 Fahnen, 14 Kanonen und 6000 Gefangene geriethen in die Hände der Russen; 10,000 Türken blieben auf dem Schlachtfelde und bei der Verfolgung, unter ihnen Kuschanz-Ali.

Cervera, alte Stadt im span. Fürstenthum Katalonien, am Abhang eines Hügels, auf dem ein Kastell liegt, hat 7 Thore, breite, gut gepflasterte Straßen, eine Pfarrkirche, 6 Klöster, ein Hospital und 6000 Einwohner und besitzt die einzige Universität Kataloniens, die 1717 von Philipp V. gestiftet wurde und gewöhnlich 40 Professoren und gegen 500 Studenten zählt.

Cervia, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Ravenna, am adriatischen Meere, ist Bischofssitz, regelmäßig gebaut, hat viele Kirchen und

Klöster und 4500 Einwohner, die Fischfang und so beträchtliche Salzschlämmereien in den dortigen Lagunen treiben, daß sie den ganzen Kirchenstaat mit Salz versehen können. Nördlich davon ist **Porto di C.**, ein kleiner Busen.

Cervole (**Cervolle**), **Arnold von**, gewöhnlich der **Erzpriester** (Archiprêtre) genannt, weil er, obgleich Ritter und verheirathet, den Nießbrauch von Kirchenpfründen hatte, war gegen das Ende des Mittelalters einer der kühnsten Parteigänger Frankreichs, in Perigord zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus einer sehr angesehenen Familie entsprossen, kommt zuerst in der Schlacht von Poitiers (18. Dec. 1356) vor, wo er verwundet mit König Johann in Gefangenschaft gerieth. Nachdem der König für ihn das Lösegeld bezahlt, kehrte er das folgende Jahr nach Frankreich zurück. Hier machten sich die Soldtruppen während des mit England abgeschlossenen zweijährigen Waffenstillstandes durch Plünderung der Provinzen bezahlt, und C. drang an der Spitze von 2000 solcher Räuber, welche den Namen Routiers (Landstreicher) führten, über die Rhone in die Landschaft Orange vor. Der Fürst von Tarent, Gouverneur der Provence, war zum Widerstand zu schwach. Innocenz VI. zitterte in Avignon und trat, obgleich er in Eile ein Corps von 4000 Mann ausgehoben, mit C. in Unterhandlung. Nachdem der Letztere 40,000 Thaler empfangen, warf er sich auf Burgund, kehrte aber schon 1358 nach der Provence zurück, wo er weniger glücklich war. Der Dauphin, Regent des Königreichs, zog ihn sodann in seine Dienste gegen den König von Navarra. Im Jahr 1359 ward C. Generallieutenant in Berri und Nivernais. Nach dem Frieden von Brétigny (8. März 1360) sammelte er die abgedankten Schaaren um sich und bildete die weiße Kompagnie (compagnie blanche), von einem weißen, auf ihre Schultern gehefteten Kreuze so genannt. Mit ihnen plünderte er die Umgegend von Langres, Lyon u. Nevers, nahm mehre feste Plätze, unter andern Cosne, la Mothe-Josserand, Blanel, Donnemarie, und zwang den Grafen von Nevers, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, während andere Räuberschaaren, die Tardvenus genannt, weil sie später gekommen und ihnen nur die Nachlese blieb, 16,000 Mann stark, Champagne und Burgund plünderten und 3 Stunden von Lyon hielten, um den Grafen von la Marche zu erwarten, welchen der König zu ihrer Verfolgung ausgesandt hatte. C., treu seiner neuen Verpflichtung, befehligte die Vorhut der königlichen Armee, welche bei Brignay (den 2. April 1361) eine schwere Niederlage erlitt. Hier wurde C. nach tapferer Gegenwehr gefangen, scheint aber bald seine Freiheit wieder erhalten zu haben, denn 1362 vermählte er sich mit Johanna, Erbtochter Johanns III., Herrn von Chateauvilain. Im folgenden Jahr kam er an der Spitze einer Schaar Abenteurer, Bretons genannt, dem Herrn von Joinville, Grafen von Vaudemont, gegen den Herzog von Lothringen zu Hülfe, verheerte dieses Land und den Wasgau und zog gegen Trier und, von hier zurückgeschlagen, nach Metz. Nachdem der lothringer Herzog durch eine Summe Geld sich von weiteren Plünderungen befreit hatte, warf sich C. wiederum auf Champagne u. Burgund und setzte 1363, an der Spitze seiner Schaaren, Philipp, des Königs Johann Sohn, zum Herzog des letzteren Landes ein. Hierauf diente C. in der Armee, welche König Karl V. zur Plünderung der Domänen des Königs von Navarra in die Normandie schickte. In der Schlacht von Cocherel (24. Mai 1364) kommandirte C. das dritte französische Armeecorps, wo sich die Burgunder befanden. Der französische Obergeneral Bertrand Duguesclin siegte u. der Erzpriester begab sich zur Bekämpfung des Grafen von Montbéliard wieder nach Burgund. Also vielfach verdient um den burgundischen Herzog, wird er von demselben in Urkunden Rath und sehr lieber Gevatter genannt. Im Jahr 1365 ward er Kämmerling Karls V. und machte demselben das Anerbieten, die Routiers, welche Frankreich zu verheeren fortfuhren, gegen die Türken zu führen. An der Spitze von 40,000 dieser Räuber setzte er sich in Marsch gegen Metz, Zabern und Straßburg, fuhr den Rhein hinauf und brachte überall hin Schrecken und Verwüstung. Erst als Basel bedroht ward, erwachte der schwache deutsche Kaiser, Karl IV., aus seiner sorglosen Trägheit. Da warf sich C. in Hast auf Burgund und Lothringen zurück, gab, als die Herzöge von Brabant u. Lothringen im Verein mit dem Kaiser Jagd auf seine Horden machten, das Kommando über dieselben auf u. kehrte in die Provence zurück, wo er in Ruhe den Rest seines Lebens genoß. Er † 1366 u. hinterließ eine Tochter und einen Sohn, Philipp von C., welcher dem Herzog von Burgund treue Dienste leistete.

Cerynea, eine der 12 Städte der peloponnesischen Landschaft Achaja, auf einem Berge am korinthischen Meerbusen, mit einem Eumenidentempel, Zufluchtsort der von den Argivern vertriebenen Mycener.

Cerynitische Hindin, eine Hirschkuh mit goldenem Geweih und ehernen Füßen, der Diana geweiht, hauste am Flusse Celadon, auf dem arkadischen Berge **Cerynia** und auf dem Mänalion. Hercules, von Eurystheus beauftragt, sie lebendig zu fangen, jagte sie am Berge Artemisius auf, verfolgte sie ein Jahr lang bis zu den Hyperboreern und den Quellen des Ister, bis sie ermattet in den Fluß Ladon stürzte und so von Hercules gefangen und gebunden dem Eurystheus gebracht wurde.

Cerynthus, Stadt auf Euböa, auf der Ostküste, am maliacischen Golf, nimmt den Budorus auf.

Ceryx (Caduceator), Kriegs- und Friedensbote, stand schon in den ältesten Zeiten als Bringer des Krieges oder des Friedens unter dem Schutze des Völkerrechts und war als Träger des Heroldsstabes unantastbar. Als Friedensbote trug er bei den Athenern einen mit wollenen Binden umwundenen Oelzweig. Feindlichen Gesandtschaften ging der C. voran, um sie vor jeder Unbill zu bewahren. Bei den Römern war zu dem Zwecke nicht der Caduceus und der Caduceator (sie erwähnen diese Benennungen nur bei fremden Völkern), sondern die Verbena u. Sagmina gebräuchlich. Vergl. Fetiales u. **Herold**.

Ces, s. **Tonarten**.

Cesalpini (Cäsalpinus), Andreas, berühmter italienischer Philosoph, Botaniker und Physiolog, zu Arezzo in Toskana 1519 geboren, widmete sich zu Pisa dem Studium der Philosophie, Medicin und Naturgeschichte, ward in diesen Wissenschaften Lehrer und Aufseher des botanischen Gartens daselbst und schon bejahrt Leibarzt des Papstes Klemens VIII., als welcher er zugleich in der Sapienza Vorträge zu halten hatte; † zu Rom 1603. Vorzüglich berühmt ist C. durch sein Werk: „De plantis libri XVI" (Florenz 1583). Wenn früher die Pflanzen fast ausschließlich nach medicinischem Gesichtspunkte bearbeitet wurden, so war C. der Erste, welcher eine systematische Anordnung des Gewächsreiches versuchte. Er verlegte den Sitz der Pflanzenseele in das Mark, u. zwar ist ihm das gedrängte Zellgewebe desselben, das Herz der Pflanze, der Sitz ihrer Seele. Diese ruht bei ihm in dem Samentheile, wo die beiden Kopfglocken zusammenkommen und von wo aus der Trieb in entgegengesetzten Richtungen, nach oben u. unten, Statt findet. Auch nimmt er die Richtung des Herzens nach außen und nach innen an, und diese gilt ihm als Eintheilungsprincip, welches er übrigens bei der Aufstellung seiner Abtheilungen wieder gänzlich verläßt, denn er bleibt im Ganzen bei der alten empirischen Eintheilung in Bäume, Sträucher, Staudengewächse und Kräuter. Nach den bedeckten und unbedeckten Samen, sowie nach den Theilen der Samenhüllen macht er die Unterabtheilungen. Die letzte Abtheilung enthält bei ihm Gewächse, welche nur einen Schein von Samen haben, wie die Farrenkräuter, oder bei denen gar kein Same gefunden werde, wie bei Schwämmen. Die Blumen sind Hüllen der Samen; in ihnen werden mehr geistige als flüssige Nahrungsstoffe verarbeitet. Jede Blume besteht aus dem folium (Blatt), stamen (Pistill) u. den floccis (Staubfäden). Nicht geringeren Ruhm erwarb sich C. durch diejenigen Stellen seiner Schriften, in welchen er den Umlauf des Blutes beschreibt, und wenn er auch nicht der wahre Entdecker des Kreislaufs des Blutes ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß er über den kleinen Kreislauf des Blutes durch die Lungen keinen Zweifel hegte. Darüber handelt sein Werk: „Quaestionum medicarum libri II" (Venedig 1598, 1604).

Cesare, Giuseppe, Cavaliere di, berühmter italienischer Geschichtschreiber, um 1783 zu Neapel geboren, erwarb sich durch die „Storia di Manfredi, re di Sicilia e di Puglia" (2 Bde., Neapel 1837) einen allgemein anerkannten und dauernden Ruf als Geschichtsforscher. Außer den umfassendsten Forschungen, denen dieses Werk entsprungen, verdankt es seine günstige Aufnahme in ganz Italien der Treue und Unparteilichkeit, mit welcher C. das Andenken Manfreds von der verleumderischen Anklage reinigt, durch welche die dem päpstlichen Hofe und der Partei Anjou ergebenen Geschichtschreiber des Mittelalters es auf lange Jahrhunderte entstellt hatten. Mehre treffliche historische Arbeiten C.'s über Neapel finden sich in der von ihm redigirten Revue „Il Progresso". Sehr bemerkenswerth ist seine Schrift „Sulla filosofia della storia" in der von dem bekannten Rechtsgelehrten Mancini redigirten „Biblioteca di scienze morale, legislative ed economiche". Die Veröffentlichung seiner angekündigten „Storia della lega lombarda" ist bis jetzt, angeblich aus Furcht vor politischen Anfechtungen, unterblieben. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Arrigo di Abbate", ein historischer Roman, der die sicilianische Vesper schildert, und die „Lettere romane", eine lebhafte Schilderung der Schande der Sklaverei und der Verwerflichkeit des Despotismus. Wegen Betheiligung an der konstitutionellen Bewegung Neapels von 1827 seines Postens als Generalzolldirektor entsetzt, führte er fortan ein bescheidenes, ganz den Studien ergebenes Privatleben, bis er 1848 von der konstitutionellen Regierung zum Generalintendanten von Bari, einer der wichtigsten Provinzen des Königreichs, ernannt wurde. Nach der Wiederherstellung des Absolutismus trat er abermals, obwohl diesmal freiwillig, ins Privatleben zurück und † den 15. April 1856 zu Neapel.

Cesari, 1) Alessandro, eigentlich Cesati, Grecho beibenannt, berühmter Gemmenschneider und Medailleur, stammte aus einer mailändischen Familie und blühte um 1550. Von seinen Werken, welche denen des Pirgoteles und Dioscorides gleichkommen, werden hauptsächlich der Kopf des französischen Königs Heinrich II. auf einem Karneol, eine Schaumünze auf Papst Paul III., von der Michel Angelo sagt, daß die Kunst hier ihren Höhepunkt erreicht habe, eine Medaille auf Julius III., auf die Familie Farnese und der Cameo des Phocion gepriesen. Nach Visconti stammen von ihm die meisten Steine, welche mit dem Namen M. Lollius Alexander bezeichnet sind.

2) Giuseppe, genannt Josepin, Giuseppe Pin d'Arpinas, L'Arpino und Cavaliere d'Arpino, Maler u. als solcher Manierist in hohem Grade, wurde 1570 zu Rom geboren und bildete sich unter Raphael Motta und Lelio Orsi, nach Anderen unter Roncalli. Schon als 13jähriger Knabe erregte er durch ein Façadengemälde Bewunderung und galt bald durch seine Arbeiten im Vatikan als der größte Meister Roms. Stolz durch die Bestellungen ausländischer Fürsten und die Gunst von 10 Päpsten, ließ er sich erst durch dringende Bitten zum Arbeiten bewegen, u. auch dann gingen sie langsam vorwärts: an den Werken des Campidoglio arbeitete er 40 Jahre. Mit Ehrenbezeigungen überschüttet u. von Klemens VIII. zum Ritter des Christusordens ernannt, † C. 1640 oder 1642. Seine bedeutendsten Gemälde befinden sich im Saale der Konservatoren auf dem Kapitol; doch auch in der Kapelle Pauls V., in St. Maria maggiore und an den Mosaikkartons in S. Michele. Gerühmt wird unter seinen zahlreichen Werken seine Schlacht zwischen den Römern und Sabinern. Höchst vollendet ist C. in kleinen Bildern mit auf Holz aufgesetzten Goldlichtern; auch das Kolorit seiner Wandbilder, einiger Staffeleibilder u. der Madonna in S. Grisogona findet man vortrefflich. Lieblingsgegenstände seiner Darstellung waren große Gedränge von Menschen und Pferden; letztere gelangen ihm vorzüglich. Die Kühnheit der Komposition war es, was ihm den er-

sten Rang unter den damaligen Malern in Rom gewann. Doch reine Natur, einfache Schönheit der Darstellung, strenge Richtigkeit der Zeichnung mangeln ihm gänzlich. Sein Ansehn und das seines zahlreichen Anhangs erhielt durch M. A. Amerighi den ersten Stoß, und die Partei der Idealisten brachte ihn um seinen Ruf.

3) Antonio, gewöhnlich Pater Antonio genannt, berühmter Philolog, zu Verona um 1750 geboren, trat in den Orden des heiligen Philipp von Neri und widmete sich dem Studium verschiedener Zweige der Literatur mit einer Gluth, welche das Alter selbst nicht zu schwächen vermochte. Als Redner, Kritiker, Dichter, Biograph und Uebersetzer zeichnete er sich auf gleiche Weise aus und ward von den meisten italienischen wissenschaftlichen Gesellschaften zum Mitglied ernannt. C. † im Okt. 1828 zu Ravenna. Von seinen Schriften nennen wir das „Vocabolario della Crusca“ (6 Bde., Verona 1806); „Alcune novelle“ (Venedig 1810); „Prose scelte“ (Mailand 1819, 1830). Unter seinen Uebersetzungen sind die berühmtesten die Oden des Horaz, die Komödien des Terenz (2 Bde., Verona 1816) u. die Briefe des Cicero, in der Ausgabe sämmtlicher Werke dieses Redners (Mailand 1826) rc. Lebensbeschreibungen C.'s gaben Manuzzi (Flor. 1829), Bonfanti (Verona 1832) und Azzocchi (Rom 1836) heraus.

Cesarino, Verginio, italienischer und lateinischer Dichter, 1595 aus einer edlen Familie entsprossen, war Mitglied der Akademie dei Lincei und sollte von Papst Urban VIII. eben eine der höchsten Kirchenwürden erhalten, als er im April 1624 †, mit einer Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele beschäftigt. Seine Gedichte, durch Korrektheit und Anmuth ausgezeichnet, befinden sich in der Sammlung „Septem illustrium virorum poemata“ (Antwerpen 1662).

Cesarotti, Melchiore, einer der berühmtesten neueren Dichter und Prosaiker Italiens, wurde den 15. Mai 1730 zu Padua in einer alten, aber armen Familie geboren, erhielt sehr jung den Lehrstuhl der Rhetorik am Seminar zu Padua, folgte aber 1762 einem Ruf als Lehrer in das berühmte Patricierhaus Grimani nach Venedig, wo er seine Tragödien nebst zwei Abhandlungen „Sopra l'origine e i progressi dell' arte poetica“ (Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Dichtkunst) und „Sopra il diletto della Tragedia“ (Ueber das Vergnügen an der Tragödie) drucken ließ. Hier lernte er auch durch den Engländer Karl Sackville den damals eben erschienenen Ossian des Macpherson kennen und ward von dem schottischen Barden so begeistert, daß er sogleich mit leidenschaftlichem Fleiße an die Erlernung des Englischen ging und den Dichter innerhalb 6 Monaten in italienischen Versi sciolti wiedergab. Sackville, nach And. Lord Stuart, Graf von Bute, ließ diese Bearbeitung auf eigene Kosten drucken (2 Bde., Padua 1763, vollständiger das. 1772, 4 Bde., Nizza 1780, 3 Bde.) u. schenkte die ganze Auflage dem Verfasser. Im Jahr 1768 erhielt C. die Professur der griechischen und hebräischen Sprache zu Padua und 1779 an der eben gestifteten Akademie der Wissenschaften und Künste daselbst den Posten eines beständigen Sekretärs in der Abtheilung der schönen Literatur. Als solcher stattete er jährlich seine akademischen Berichte ab und schrieb auf Veranlassung seiner Kollegen „Sulla filosofia delle lingue, applicata alla lingua italiana“ (Ueber die Philosophie der Sprachen, vorzüglich in Bezug auf die italienische), in welcher Abhandlung er die Diktatur der florentinischen Sprachforscher angreift und ein neues, nach freieren und umfassenderen Principien zu entwerfendes italienisches Wörterbuch verlangt. Nach der ersten Einnahme von Padua sprach ihn Bonaparte, welcher seinen Ossian hochschätzte, und ernannte ihn zu einem Regierungsmitglied. In diesem neuen Berufe schrieb er: „Saggio sugli studj“ (Ueber die Studien), „Istruzione d'un Cittadino a'suoi fratelli meno istruiti“ (Ueber den Unterricht des Bürgers) u. „Patriotismo illuminato“ (Ueber den aufgeklärten Patriotismus). Doch scheint C. an der neuen Umwandlung der Dinge als Patriot eben nicht felsenfest gehangen zu haben, denn als nach einigen Jahren die Oesterreicher und Russen in Padua siegreich einzogen, begrüßte er sie mit einer Ode. Dessen ungeachtet ernannte ihn später Kaiser Napoleon zum Kommandeur des Ordens der eisernen Krone u. gab ihm eine ansehnliche Pension, wofür ihm C. in seiner „Pronea“ (die Vorsehung) dankte. Hochbejahrt † der unermüdliche Gelehrte auf seinem Landhause Solvaggiano, den 3. Nov. 1808, nachdem er seit 1800 die Herausgabe seiner sämmtlichen aufs Neue gesichteten Werke begonnen. C. glänzt in der italienischen Literatur durch vielseitige Gelehrsamkeit und eine bewunderungswürdige Gewandtheit des verschiedenartigsten Ausdrucks in der Darstellung der mannigfaltigen Elemente seines Wissens und Forschens. Die Sprache seiner Verse, vornehmlich im Ossian, welcher weniger als Uebersetzung, sondern als ein neues Original der italienischen Poesie anzusehen ist, ist kräftig, kühn, lebendig und harmonisch, und seine Prosa überall klar u. leicht beweglich, die rechte Mitte zwischen der alten italienischen Weitschweifigkeit und der dunklen Kürze der Nachahmer Alfieri's haltend, obgleich sie nicht frei von Neuerungen, vorzüglich von Gallicismen, ist. Noch sind zu nennen seine vom Original sehr abweichende Uebersetzung von Homers Iliade (1795) u. die der Biographien des Plutarch (2 Bde., Padua 1763). Seine sämmtlichen Werke (Opere complete etc.) erschienen Pisa u. Florenz 1800—13, 40 Bde., nach seinem Tode von seinem Schüler, dem Professor Joseph Barbieri, fortgesetzt. Vgl. Barbieri, Memorie intorno alla vita ed agli studj dell' Abb. C., Padua 1810, u. Meneghelli, Vita di M. C., Venedig 1817.

Ces dur, s. Tonarten.

Cesena, Stadt im Kirchenstaat, Deleg. Forli, am Flusse Savio, unter einem Hügel des Apennin, ist Sitz eines Bischofs, regelmäßig gebaut und mit Säulengängen geschmückt, hat eine Kathedrale und einen schönen Markt mit einem großen Stadthause, einem zierlichen Brunnen und der kolossalen Bildsäule Pius' VII., der hier geboren ist und daselbst ein bedeutendes Hospital stiftete. Unter den vielen Klöstern ist das Mi-

noritenkloster mit seiner von der Familie Malatesta herstammenden Bibliothek zu erwähnen. Ferner befinden sich daselbst ein theologisches Kollegium, eine ökonomische Gesellschaft und die Accademia filomatica. Die Zahl der Einwohner, die im Rufe unvertilgbarer Heiterkeit stehen, beläuft sich auf 15.000. Wein-, Hanf- und Gemüsebau, Seidenspinnerei u. Schwefelbereitung bilden ihre Erwerbequellen. In der Nähe auf einem Berge steht die schöne Kirche Santa Maria del Monte. C., bei den Alten Cäsena, gehörte im Mittelalter zu Bologna, stand zu Anfang des 13. Jahrhunderts unter Maghinardo de Sejanna, dann unter dem Hause Malatesta und wurde von demselben dem römischen Stuhle vermacht. Papst Alexander VI. schenkte es seinem Sohne Cesare Borgia Nach dessen Tode kam C. wieder zum Kirchenstaat. Am 30. März 1815 schlug hier Murat die Oesterreicher und am 20. Juni 1832 wurde C. durch die päpstlichen Truppen unter Barbieri hart mitgenommen.

Cesi, Bartolomeo, italienischer Maler, 1556 zu Bologna geboren, lernte bei Anton Grammatica, Nosadella (Franz Bezzi) u. nahm sich Tibaldi zum Vorbild. Vorzüglich werden seine Wandmalereien wegen ihrer lebendigen Erfindung und noch jetzt ganz frischen Tinten gerühmt; Kunstwerke von ihm enthalten die Karthäuserkirchen zu Ferrara, Bologna, Florenz und Siena. C. diente den Carracci's als Stütze gegen das Unwesen der Manieristen, und vorzuglich war es Guido Reni, welcher zu S. Jacopo und S. Martino C.'s Gemälde sich zum Vorbild nahm. C. † 1627 oder 1629.

Cespedes, Pablo de, einer der berühmtesten spanischen Künstler, in Rom Cedaspe, auch Razzionere oder Kanonikus der heiligen Kirche zu Cordova, am häufigsten der spanische Raphael genannt, war ausgezeichnet als Maler, Bildhauer, Architekt und kunstgelehrter Schriftsteller. Geboren zu Cordova 1538, ging er dann nach Italien und führte in Rom mehre Werke aus, die seinen Namen plötzlich unter die gefeierten stellten. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wurde C. 1577 Ordinario an der Kathedrale und widmete nun seine ganze Kraft und Muße der Ausübung seiner Kunst, bis er 1608 †. Seine besten Gemälde sind in Cordova, Sevilla, Madrid, im Alcazar, und besonders in vielen Städten Andalusiens. Man bewundert in seinen Schöpfungen besonders die Eleganz und Großartigkeit der Zeichnung, genaue Kenntniß der Anatomie, Kühnheit in den Verkürzungen, glücklichen Effekt des Helldunkels, brillantes Kolorit, Wahrheit des Ausdrucks und vor Allem das Talent zur Komposition. Er machte Kartons in der Größe der Gemälde; seine Zeichnungen sind gewöhnlich in schwarzer u. rother Kreide ausgeführt. Als gelehrter Künstler hat C. mehre vortreffliche Schriften hinterlassen, u. And. eine Vergleichung der alten Malerei und Skulptur, eine Abhandlung über die Alterthümer der Kathedrale von Cordova, über die Perspektive, über den Tempel Salomons, einen Brief über die verschiedenen Arten der Malerei.

Cessart, Louis Alexandre de, einer der ausgezeichnetsten französischen Ingenieure, 1719 zu Paris geboren, trat frühzeitig in den Militärdienst und that sich während der Feldzüge von 1743—46 vorzüglich in den Schlachten von Fontenoy und Rocoux in einem Gensdarmerieregimente des königlichen Hauses hervor. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, das Feldlager zu verlassen; er trat in die Ecole de ponts et chaussées und stieg nach und nach, durch steten Fleiß u. glänzendes Talent empfohlen, zum Ingenieur der Generalität von Tours (1751). Von Rouen aus, wohin er 1775 versetzt worden war, entwarf er 1781 den Plan zu dem Hafenbau von Cherbourg, an dessen Ausführung ihn jedoch der Tod verhinderte. C. † 1806, eben mit der Beschreibung seiner Bauten beschäftigt. Sein Werk erschien durch Dubois d'Arnonville unter dem Titel „Description des travaux hydrauliques" (Paris 1806—9, 2 Bde.).

Cessio bonorum (lat.), s. v. a. Güterabtretung, vgl. Konkurs.

Cession, im Allgemeinen jede Abtretung oder Uebertragung eines Rechts, im Besonderen u. vorzugsweise die Uebertragung einer Forderung. Im römischen Recht gilt es als Grundsatz, daß Obligationen nicht durch Singularsuccession auf Andere übergehen, also auch nicht an Andere abgetreten werden können, weil sie als Rechte, die eine Trennung von der Person des Berechtigten nicht zulassen, ihrer Natur nach nicht übertragbar sind. Dies war natürlich für einen nur einigermaßen lebhaften Verkehr sehr beengend, und es wurde daher das Bedürfniß fühlbar, eine Uebertragung von Forderungen, wenigstens dem Effekte nach, möglich zu machen. Das Auskunftsmittel fand sich darin, daß man eine zustehende Klage nicht bloß selbst anstellen, sondern auch einen Anderen damit beauftragen kann, daß also eine Stellvertretung im Prozeß möglich ist. Der Gläubiger nun, der seine Forderung an einen Anderen veräußern wollte, konnte dies dadurch bewirken, daß er ihm die Ausübung, die Geltendmachung derselben durch Vollmacht übertrug, ihn zum Prokurator machte, nur mit dem Unterschiede von dem gewöhnlichen Prokurator, daß derselbe die Forderung für seine eigene Rechnung geltend machte, das, was er dadurch empfing, behielt und überhaupt gegenüber dem veräußernden Gläubiger die Stellung einnahm, als wäre nicht dieser, sondern er, der Prokurator, Gläubiger. Anfänglich konnte der Prokurator die Klage nur im Namen des wahren Gläubigers anstellen, später wurde sie ihm aber auch als Actio utilis im eigenen Namen gestattet und war als solche ebenso wirksam als die Actio directa. Unter C. ist daher nach neuerem Recht ein rechtliches Geschäft zu verstehen, wodurch Jemand von einem Gläubiger die Befugniß eingeräumt erhält, die diesem zustehende Forderung zu eigenem Nutzen auszuüben oder für eigene Rechnung gegen den Schuldner geltend zu machen. Derjenige, welcher die Forderung abtritt, der alte Gläubiger, heißt Cedent (cedens), der, welchem sie abgetreten wird, der neue Gläubiger, Cessionar (cessionarius), und der Schuldner, gegen welchen die Forderung zusteht, Debitor cessus. Die C. ist ihrem Rechtsgrunde nach entweder eine freiwillige (cessio voluntaria) oder eine nothwendige (c. neces-

saria), je nachdem sie auf dem freien Willen des Cedenten beruht, oder dieser ohne seinen Willen zur C. verpflichtet ist, so daß der Cessionar sie ohne ein ihm geleistetes Cessionsversprechen fordern kann. Fälle dieser Art sind z. B., daß der Geschäftsführer (Mandatar) die in dieser Eigenschaft für den Geschäftsherrn (Mandanten) erworbenen Klagen (Forderungsrechte) abtreten muß; daß der Gläubiger zur C. seiner Klagen verpflichtet ist, wenn er von einem Coreus debendi befriedigt wird rc. Es geschieht aber die C. entweder in Folge eines Rechtsgeschäfts, wie Tausch, Kauf, Schenkung, Verpfändung rc., oder in Folge gesetzlicher Bestimmung (cessio legis), letzteres, wenn dem Erwerber ohne irgend eine Erklärung oder Uebertragungshandlung des bisherigen Inhabers der Forderung zur Geltendmachung derselben utiles actiones gegeben werden, sobald ein hinreichend begründeter Anspruch auf Uebertragung des Rechts eingetreten ist. Gegenstand der C. können in der Regel alle Forderungen u. Klagen seyn, welche einen Bestandtheil des Vermögens des Cedenten bilden, auch enthält das Fundament der Forderung an sich keinen Grund gegen ihre Cessibilität. Nicht cessibel aber sind nach der Natur der Sache diejenigen Forderungen, deren Geltendmachung eine bestimmte persönliche, an sich der Uebertragung auf Andere nicht fähige Qualität voraussetzt, z. B. Alimente, Privilegien, Koncessionen rc., und alle mit Verbindlichkeiten vermischte Forderungsrechte, wie Pacht, Miethe rc., weil man zwar sein Recht, nicht aber auch seine Verbindlichkeit auf Andere übertragen kann. Ebenso können Servitutenklagen, Klagen gegen den Bürgen und Pfandklagen, weil sie accessorischer Natur sind, nicht übertragen werden. Verboten ist die C. der Forderungen gegen bevormundete Personen an deren Vormünder, die einer bereits im Prozeß befangenen Forderung (doch wird dieses Verbot in Deutschland gewöhnlich nicht beachtet), die C. bei Bestellung einer Mitgift, bei einem Vergleich, bei der Erbtheilung und in Folge von Vermächtnissen, die C. an einen Mächtigeren (potentior), d. h. an eine Person, die durch Stellung, Einfluß u. Ansehen der Schuldner bei dem Rechtsstreite über die Forderung in eine nachtheiligere Lage, als gegenüber dem Cedenten selbst, möglicherweise kommen kann, die der Forderung eines Juden gegen einen Christen an einen anderen Christen, indem dieser wie ein potentior betrachtet wird. In diesem Falle ist nicht allein die C. nichtig, sondern es verliert der Cedent auch seine Forderung zu Gunsten des Schuldners. Auch gehört hieher die Beschränkung, welche die Lex Anastasiana, eine Verordnung des Kaisers Anastasius, gemacht hat, wonach der Cessionar, welcher eine Forderung gekauft hat, nicht mehr als den dafür bezahlten Kaufpreis nebst den davon erlaubter Weise zu berechnenden Zinsen vom Debitor cessus einzuklagen befugt seyn soll. Dieser gesetzlichen Vorschrift unterliegen nur solche Forderungen, die auf eine Geldsumme gerichtet und durch Kauf erworben sind; doch ist die Vorschrift auch auf theils gekaufte, theils geschenkte Forderungen anzuwenden, weil später Justinian zur Umgehung des Gesetzes verordnet hat, daß der Cessionar sich nicht mit dem Einwand einer theilweisen Schenkung soll schützen können. Die Absicht der Lex Anastasiana geht unverkennbar darauf, den verderblichen Handel mit Forderungen möglichst zu verhindern; daher kommt dieselbe nicht zur Anwendung bei C.en unter Kommunionsinteressenten behufs ihrer Auseinandersetzung, z. B. wenn Miterben u. Legatare zu diesem Zwecke sich erbschaftliche Forderungen cediren, bei einer C. an Zahlungsstatt (in solutum), wenn ein späterer Pfandgläubiger einen vorhergehenden behufs des Eintritts in dessen Stelle und Rechte gegen C. der Klage abfindet, bei der C. von Forderungen, die ihrer Natur nach Gegenstand des Handels sind, wohin Wechselbriefe, Staatsobligationen, Schuldscheine au porteur gehören, bei der C. einer universitas nominum und bei der C. von Forderungen, welche von Anfang an auf einen ungewissen und gewagten Gegenstand gehen. In den Fällen, wo eine Berufung des Schuldners auf die Lex Anastasiana Statt findet, ist die Wirkung, daß der Cessionar nicht mehr einklagen kann, als er selbst für die Forderung bezahlt hat, und der Ueberschuß der letzteren zum Vortheil des Schuldners erlischt; eben deshalb ist aber auch nach der richtigen Meinung bei der sogenannten Exceptio legis Anastasianae von dem Cessionar der Beweis darüber zu führen, daß er so viel, als er einklagt, auch wirklich für die cedirte Forderung gegeben habe. Die Lex Anastasiana ist, als für den jetzigen bürgerlichen Verkehr unpassend, vielfach getadelt und auch in verschiedenen neueren Partikulargesetzgebungen, z. B. in Frankreich, Oesterreich, Preußen, Sachsen, aufgehoben worden. Wer gültig cediren will, muß die freie Dispositionsbefugniß über sein Vermögen haben, weil die C. eine Art der Veräußerung ist. Seinen Willen zu cediren, kann aber der Cedent sowohl ausdrücklich als stillschweigend zu erkennen geben. Dagegen bedarf es der Einwilligung des Schuldners nicht, weil sein Verhältniß nicht geändert, seine Lage nicht verschlimmert wird. Derselbe wird jedoch durch die C. von dem alten Gläubiger nicht frei; der Cedent erscheint vielmehr immer noch als der Gläubiger, darf die Forderung noch selbst einklagen u. kann überhaupt mit derselben dem Schuldner gegenüber Alles noch mit derselben Wirkung vornehmen, wie vor der C. Es kann aber auch der Schuldner dem Cedenten so lange gültiger Weise Zahlung leisten, als er von der erfolgten C. keine förmliche Benachrichtigung erhalten hat, nach dieser hingegen nicht mehr, indem er vom Augenblick dieser Anzeige an den Cedenten nicht mehr als seinen Gläubiger betrachten darf. Was das Verhältniß zwischen dem Cedenten und dem Cessionar anbelangt, so ist der erstere verpflichtet, dem letzteren die Geltendmachung der Forderung auf eigene Rechnung zu gestatten und, so weit die Mittel dazu in seinen Händen sind, möglich zu machen u. zu befördern, insbesondere durch Auslieferung der Beweismittel an Urkunden rc. Auch muß er Dasjenige, was er vom Schuldner nach der C. durch direkte oder indirekte Leistung erhalten hat, dem Cessionar herausgeben. Hiernächst hat der Cedent dem Cessionar für die Existenz, die Richtigkeit der Forderung (veritas nominis)

einzustehen; hingegen für die Güte der Forderung (bonitas nominis), d. h. dafür, daß der Schuldner zahlungsfähig sey und die Befriedigung erlangt werden könne, haftet er nicht, es sey denn, daß er die Insolvenz des Schuldners zur Zeit der C. kannte, also arglistig (dolose) verfahren ist oder die Gefahr der Forderung übernommen hat. Aber selbst nicht einmal für die Güte braucht er einzustehen, wenn die C. auf einer Schenkung oder einem Vermächtniß beruht, und in allen Fällen, wo er nur zur Abtretung der Klage verpflichtet ist. Im Verhältniß des Cessionars zum Schuldner (debitor cessus) wirkt die C., daß die Forderung mit allen dazu gehörigen Rechten auf den ersteren übergeht u. von diesem mit allen ihren Accessionen, z. B. Bürgschaften, Pfandrechten rc., geltend gemacht werden kann. Seiner eigenen Privilegien kann der Cessionar, mit Ausnahme des Fiskus, gegen den Schuldner sich nicht bedienen, jedoch von solchen persönlichen Rechten, welche sich bloß auf die Art und Form der Geltendmachung beziehen, darf er allerdings Gebrauch machen. Der Schuldner kann natürlich alle die Einreden und Rechtsbehelfe geltend machen, welche auf die Beschaffenheit (die Gültigkeit und Wirksamkeit) der C. und die Person des Cessionars Bezug haben, er darf dem Cessionar aber auch alle Einreden entgegensetzen, deren er sich gegen den Cedenten selbst bezüglich der cedirten Forderung hätte bedienen können. Bei der C. von Rechten, wie z. B. dem Pfandrecht u. dergl., wird die gerichtliche Konfirmation erfordert, sonst aber ist weder diese, noch ein schriftlicher Aufsatz zur Gültigkeit und Wirksamkeit der C. nöthig, beide jedoch wenigstens des Beweises wegen räthlich. Diese Verordnung erleidet jedoch schon nach gemeinem deutschen Rechte so viele Ausnahmen, daß sie dadurch ziemlich unpraktisch wird. Vgl. **Mühlenbruch**, Die Lehre von der C. der Forderungsrechte, 1817, 3. Ausg. 1836.

Cestius, Cajus, Sohn eines Lucius C., nach aller Wahrscheinlichkeit jener römische Ritter, den Cicero als Negociator in Asien erwähnt und dem er 51 v. Chr. einen Brief an Atticus mitgab. In Asien durch sein Amt reich geworden und ohne Kinder, wie es scheint, bestimmte C. einen Theil seiner Reichthümer zu jenem großartigen Grabmale, welches als die Pyramide des C. noch ganz erhalten in Rom an der Porta ostiensis zum Theil innerhalb, zum Theil außerhalb der Mauern Aurelians steht. Aus einer Aufschrift daran weiß man noch, daß C. zur Priesterklasse der Epulonen gehörte. Eine auf der östlichen Seite weiter unten angebrachte Inschrift besagt, daß das Denkmal nach testamentarischer Verfügung von dem Erben Pontius Mela und dem Freigelassenen Pothus in 330 Tagen erbaut worden sey. Die Pyramide, von Backsteinen aufgeführt und mit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Palmen starken Quadern von weißem Marmor bekleidet, erhebt sich auf einem $3\frac{3}{4}$ Palmen hohen Sockel von Travertin. Sie ist 165 Palmen hoch, an der Basis 130 P. breit, die Dicke der Mauern daselbst beträgt 36 P. In ihrem Innern befindet sich die Todtenkammer, 26 Palmen lang, 1[illegible] P. breit und 19 P. hoch. Die Decke ist ein [illegible]nnengewölbe und die Wände sind mit einem feinen und festen Stuck überzogen. An der Decke erblickt man noch vier Siegesgöttinnen, deren jede einen Kranz hält; alle übrige Malerei ist von den Wänden verschwunden. Bei der Ausgrabung des untern Theils der Pyramide durch Papst Alexander VII. fand man in einzelnen Bruchstücken die beiden Marmorsäulen, welche jetzt vor der Pyramide stehen.

Cestrum (Hammerstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, charakterisirt durch den krugförmigen und fünfzähnigen Kelch, die trichterförmige Blüthe mit gefaltetem und fünfspaltigem Saum, kurze, unbehaarte Staubfäden, kopfförmige Narbe und ovale zweifächerige Beere mit wenigen nierenförmigen Samen, 70 Arten amerikanische Sträucher und Bäumchen, wie Teufelszwirn, mit ganzen, meist übelriechenden, immergrünen Blättern und bei Nacht wohlriechenden Blüthen. Die Beeren von C. nocturnum *L.*, weißer Hammerstrauch, nächtlicher Hammerstrauch, haben einen violeten, zur Malerei dienlichen Saft. Die Beeren von C. Parqui *L.*, C. virgatum R. et P., schwarzer oder chilischer Hammerstrauch, sind schwarz oder violet u. enthalten ebenfalls einen violeten, zur Malerei dienlichen Saft. Die Blätter sind giftig, Rinder, welche davon fressen, sterben an der Blähsucht; einen Aufguß der Blätter braucht man in Amerika bei bösartigen Fiebern. Auch die Blätter von C. laurifolium *L'Hérit.*, C. venenatum *Lam.*, lorbeerblättriger Hammerstrauch, sollen sehr giftig seyn und deshalb von den Eingebornen zum Vergiften der Pfeile benutzt werden. Der Saft der schwarzblauen Beere von C. tinctorium *Jacq.*, färbender Hammerstrauch, gibt eine blaue, fast unzerstörbare Dinte, die in Caraccas bei Ausfertigung officieller Schreiben benutzt wird. Die Hammersträucher verlangen Laub- und Mistbeeterde, mit $\frac{1}{6}$ Flußsand vermischt, und werden durch Stecklinge vermehrt. Sie werden bei 6 bis 12 Grad Wärme und mäßiger Befeuchtung durchwintert; im Sommer erhalten sie einen Standort im offenen Glashaus, oder, wenn die Witterung recht warm ist, im Freien, und reichlich Wasser.

Cestus (v. Griech., d. i. gestickt), bei den Griechen und Römern eine Art von Gürtel, der von den Frauen unmittelbar unter dem Busen getragen wurde und sich dadurch wesentlich von der Zone, die um die Hüften gelegt wurde, unterschied. Ursprünglich führte den Namen C. nur das gestickte Busenband der Venus, von dem man meinte, daß es allen weiblichen Liebreiz verleihe. Bei den Römern hieß C. insbesondere noch der Gürtel, welchen die Neuvermählte am Hochzeitstage ihrem Gemahl überreichte, als Symbol der körperlichen und geistigen Vereinigung. C. ist auch s. v. a. Cästus.

Cetaceen (Ceteen, Wale, Walthiere, Wallfische, Fischsäugethiere, Fischzitzthiere), Ordnung der Säugethiere, meist diejenigen enthaltend, welche ehedem ganz widersinnig zu den Fischen gerechnet wurden. Sie haben keine Hinterfüße, der Rumpf setzt sich in einem dicken Schwanz fort, der sich in eine horizontale, knorpelige Flosse endigt. Der Kopf ver-

einigt sich mit dem Rumpfe durch einen so dicken Hals, daß man keine Verschmälerung wahrnimmt; die vorderen Extremitäten haben die ersten Knochen sehr verkürzt und die folgenden platt und in eine sehnige Haut gehüllt, die sie zu wahren Flossen machen. Diese sich nur im Wasser aufhaltenden Thiere zeigen äußerlich fast ganz die Gestalt der Fische, außer daß bei diesen die Schwanzflosse vertikal steht; da sie aber durch Lungen athmen, sind sie genöthigt, oft an die Oberfläche zu kommen, um Luft zu schöpfen. Uebrigens haben sie auch warmes, rothes Blut, nach außen, obschon durch sehr kleine Löcher, offene Ohren, gebären lebendige Junge und säugen dieselben an Zitzen. Das Gehirn der C. ist groß, die Hemisphären desselben sind gut entwickelt; das Felsenbein, d. h. derjenige Theil des Schädels, welcher das innere Ohr enthält, ist vom übrigen Schädel getrennt und hängt mit ihm nur durch Bänder zusammen. Das äußere Ohr fehlt ihnen, ebenso auch die Haare am Körper. Die Gestalt ihres Schwanzes nöthigt sie, ihn zu ihrem Fortkommen von oben nach unten zu bewegen, und hilft ihnen sehr, sich im Wasser zu erheben. Cuvier theilt die Wale in zwei Familien: A. Cetacea herbivora, pflanzenfressende Walthiere, mit den Gattungen: Manatus *Cuv.* (Seekuh), Halicore *Ill.* (Seeweibchen), Rytina *Ill.* (Borkenthier). Ihre Zähne haben eine platte Krone, wodurch ihre Lebensweise bestimmt wird, die sie auffordert, oft aus dem Wasser zu gehen und am Ufer umher zu rutschen u. zu weiden; sie haben zwei Zitzen an der Brust und Haare als Schnurrbart, was zu den Erzählungen mancher Reisenden von Meerjungfern, Sirenen und Tritonen Anlaß gegeben haben mag. B. Cetacea hydraula, eigentliche Walthiere, mit den Gattungen: Delphinus *L.* (Delphin), Monodon *L.* (Narwal), Physeter *L.* (Kaschelot), Balaena *L.* (Wallfisch). Sie unterscheiden sich von den vorigen durch einen eigenthümlichen Apparat, weswegen man sie auch Blaser (Souffleurs) genannt hat. Indem sie nämlich mit ihrer Beute in ihrem weit gespaltenen Rachen zugleich Luft verschlucken, bedürfen sie einen Ausweg, um sich ihrer wieder zu entledigen; sie geht mittelst einer eigenen Einrichtung des Gaumensegels durch die Nasenlöcher und sammelt sich in einem Sack an dem äußeren Ende der Nasenöffnung, von wo sie durch kräftige Muskeln durch eine enge, oben am Scheitel befindliche Oeffnung, Spritzloch, ausgestoßen wird. Die Luft, welche sie auf diese Art beim Ausathmen mit Wasserdampf vermischt ausstoßen, bildet über denselben Dampfsäulen, welche man bei kaltem Wetter weit sieht und wodurch sie sich den Schiffern schon in der Ferne verrathen; bisweilen stoßen sie auch wirkliche Wassersäulen aus. Die Nasenlöcher stehen oben, daher brauchen diese Thiere beim Athmen den Mund nicht über das Wasser zu erheben. Die Stimmritze zeigt keine hervorstehenden Blätter, daher bleibt ihre Stimme nur ein einfaches Brummen. Sie haben keine Spur von Haaren, mit Ausnahme einiger Bartborsten. Ihr Körper ist mit einer glatten Haut bedeckt, unter welcher sich der dicke, thranreiche Speck befindet, welcher den Hauptgegenstand des Fangs der Wale ausmacht. Die Euter liegen weit hinten; die Jungen hat man schon öfters unter dem Wasser saugen sehen. Die Wale kauen ihre aus kleinen Fischen bestehende Nahrung nicht, sondern verschlucken sie ganz. Ihr Magen hat fünf, bisweilen sogar sieben verschiedene Säcke; statt einer einzigen Milz sind mehre kleine kugelförmige vorhanden. Zwei kleine, in der Nähe des Afters frei im Fleisch liegende Knochen sind die einzigen Spuren von hintern Extremitäten. Goldfuß nennt seine beiden Familien der C., welche den cuvierschen Familien entsprechen, Sirenia, grasfressende Wallfische, und Cetae, eigentliche Wallfische. Fossile C. kommen im Grobkalk vor. Ein fast vollständiges Skelet eines Delphins wurde am Hügel Torazzo bei Piacenza aufgefunden; Kiefern von drei andern Arten erhielt man in der Gegend von Dax, unfern Bordeaux. Vom Narwal (Monodon) fanden sich Knochen an der Küste von Esser. Wallfischknochen hat man von Paris, vom Pulgnascoberge in Oberitalien, von der nordafrikanischen Küste und von Baltringen im Würtembergischen. Die ausgestorbene Gattung Ziphias glich der von Hyperoodon; von ihr finden sich verschiedene Arten in Frankreich.

Ceterach (Milzfarren), Pflanzengattung aus der Familie der Farren, mit der einzigen Art: C. officinarum *Bauh.*, *Willden.*, Asplenium Ceterach *L.*, Gymnogramme C. *Spr.*, kleine Hirschzunge, besteht nur aus einem 3—4 Zoll hohen Blatte auf einem kurzen beschuppten Stiel u. ist häufig an Felsen u. Mauern im südlichen Europa, besonders um das Mittelmeer, doch auch hier und da in Süd- und Westdeutschland. Sonst wurde die ganze Pflanze häufig gegen Milzkrankheiten, Verstopfungen, Wassersucht, asthmatische Beschwerden, Katarrh und andere Brustleiden angewendet und war unter folgenden Namen officinell: Herba Ceterach, Asplenii s. Asplenii veri, Scolopendrii veri s. minoris, Phyllitis, Ceterachienkraut; in neuester Zeit hat man das C. wieder hervorgesucht und es ist besonders von Rußland aus unter dem Namen Herba Doradillae auf den deutschen Handelsplätzen verlangt worden. Die Spanier nennen es Doradilla u. Pulmonaria dorata (Goldlungenkraut), wahrscheinlich deswegen, weil die Unterseite der Wedel metallartig schimmert. In Frankreich und Spanien zählt man das C. zu den Herbes capillaires, Haarkräutern, und rühmt es wegen seiner erweichenden, schmerzstillenden, einhüllenden, eröffnenden und gelind adstringirenden Eigenschaften. Auch soll es den Stein auflösen und bei Nierenleiden heilsam seyn.

Cetin (Walrathfett), Bestandtheil des Walraths und des Oels von Delphinus globiceps. Zur Gewinnung desselben wird fein zerriebener Walrath so oft mit Alkohol von 0,816 behandelt, als der abfiltrirte Alkohol noch ölige Theile aufnimmt; das Ungelöste ist reines C. Von kochendem Alkohol wird es gelöst und krystallisirt beim Erkalten in geruch- und geschmacklosen, feinen weißen Blättchen von Perlmutterglanz heraus. Es schmilzt bei 49° (das aus Delphinöl bei 45°) und bildet nach dem Erkalten eine feste, harte, strahlig-krystallinische

Masse, welche weniger fett im Anfühlen ist, als Walrath. Das C. verflüchtigt sich bei 360° ohne Zersetzung: 100 Theile kochender Weingeist von 0,821 lösen 2,5, welches während des Erkaltens zum größten Theil wieder ausgeschieden wird. Alkohol nimmt mehr davon auf; von Holzgeist, Terpentinöl und fetten Oelen wird es gleichfalls gelöst. Chevreul erhielt bei der Verseifung des C. 40,6 Proc. Cetyloxydhydrat und 60,96 Proc. einer bei 43—44° schmelzenden Masse, welche derselbe für ein Gemenge von 31,6 Margarinsäure und 29,3 Oelsäure hielt.

Cetisches Gebirg, Gebirgszweig der norischen Alpen in Oesterreich, auf dem rechten Ufer der Donau, besteht theils aus einzelnen Bergen, theils zieht es sich in zusammenhängenden Höhen nach Gran und Altofen hin.

Cetraria, Flechtengattung, s. Isländisches Moos.

Cette, feste Stadt im französischen Departement Hérault, im ehemaligen Languedoc, auf einer Landzunge zwischen dem See (Haff) Thau und dem Mittelmeere, an der Ausmündung des Kanals des Südens (Kanal von Languedoc). Die Stadt liegt an einer Anhöhe, die Aehnlichkeit mit dem Rücken eines Wallfisches hat, daher vielleicht der Name; sie hat eine Citadelle, 2 Forts (St. Pierre und St. Louis), einen hohen Leuchtthurm, einen sichern, sehr ausgetieften Hafen, welcher aus dem innern kleineren u. dem äußeren großen Bassin besteht, Port Colbert oder Port Louis genannt, 2 Kirchen, ein Seehospital, ein Waisenhaus, gegen 17,000 Einwohner und ist der Sitz eines Handelsgerichts mit einer Börse, einer großen Schifffahrtsschule und eines Zollamts. Der Kanal von C. ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Hafens, den er mit dem Küstensee Thau verbindet. C. ist nach Marseille der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs am Mittelmeere; es macht den Hafen für Montpellier, Béziers und die ganze Languedoc. Auf einer Seite gehen die Güter auf dem Kanal mit großer Leichtigkeit nach Bordeaux u. dem Ocean, auf der andern über Beaucaire bis Chalons sur Saone und von da in das Innere des Reichs. C.'s Handel erstreckt sich selbst nach der Levante und dem schwarzen Meer. Die Ausfuhr besteht in Zukker, Tabak, Korkstöpfeln, Glas, Syrup, Branntwein, Spiritus, grüner Seife, Vin de Calabre, trockenen und eingemachten Früchten, Grünspan, Krapp, Spießglanz, Safran, Weinstein, Oel, Anschovis, Sardellen, Parfümerien, Likören, Kapern. Merkwürdig und ausgebreitet sind die Salzschlämmereien, die jährlich gegen 50,000 Ctnr. Seesalz liefern. Die Umgegend bietet einen traurigen, einförmigen Anblick. Bei den Alten hieß das naheliegende Vorgebirge oder die Landspitze Setium, im Mittelalter Sette, und ein kleiner Weiler mit einigen Fischerhütten stand daselbst, als wegen ihres Hafens von Colbert 1666 die Stadt auf zum Theil sumpfig-sandigen Grund und an den Kalkhügeln hinangebaut wurde. Im Jahr 1710 wurde das Kastell von einer englisch-niederländischen Flotte überrumpelt und genommen. Am 16. April 1815 schiffte sich hier der von seinen Truppen verlassene Herzog von Angoulême nach Barcelona ein. Wegen ihrer den Bourbonen bewiesenen Anhänglichkeit wurde die Stadt 1816 für eine „gute Stadt des Reichs" erklärt und mit einem neuen Wappen beschenkt.

Cettina, Fluß in Dalmatien, entspringt in Bosnien, auf dem Paplach, fällt in seinem Laufe von 16 italienischen Meilen von einer Anhöhe nach der andern herab, macht bei Velica Gubowice einen 150 Fuß hohen Sturz, bildet darauf einen kleineren Wasserfall, stürzt durch den Engpaß von Miritz und mündet bei Almissa in das adriatische Meer. Die Gegend seines Laufes heißt Terra di C. und war früher eine Grafschaft (Contado di C.).

Cetus, Sternbild, s. Wallfisch.

Cetyl, ein hypothetisches Radikal, das mit einem Atom Sauerstoff das Cetyloxyd bildet, dessen dem Alkohol entsprechendes Hydrat das von Chevreul entdeckte Aethol (aus den ersten Sylben von Aether und Alkohol gebildet) ist. Das Walrath ist der einzige Körper, in welchem das Cetyloxyd bis jetzt angetroffen worden ist.

Ceulemans, flämischer Volksdichter, der flämische Béranger genannt, 1774 geboren, ein Weber, † 1851. Ihm wurde 1853 zu Lierre in Belgien ein Denkmal gesetzt.

Ceulen, Ludolf van, verdienstvoller Mathematiker, 1539 zu Hildesheim geboren, lebte abwechselnd in Livland, Antwerpen, Delft und † 1610 als Professor der Kriegsbaukunst zu Leyden. Er erwarb sich vorzüglich dadurch einen Namen, daß er das richtige Verhältniß des Diameters zur Peripherie des Cirkels entdeckte und so nahe brachte, daß der Fehler weniger als eine Einheit von der 32. Bruchstelle beträgt. In seiner Schrift: „De Arithmetische en Geometr. fondamenten" (Leyden 1616, lat. von Schnellius) legte er jenes nach ihm benannte ludolfsche Verhältniß nieder, welches er durch die Verdoppelung der Seiten des in und um den Kreis beschriebenen Polygons fand.

Ceuta, spanische Festung und Hafenstadt an der nordafrikanischen Küste, in der fezzanischen Provinz Gabata, auf einer Landzunge westlich von Tanger, hinter welcher sich der Affenberg (Dschebbel el zatuto), eine der Säulen des Hercules, erhebt. Die Stadt hat ihrer Lage und der Gestalt ihres Felsens nach viel Aehnlichkeit mit dem gegenüberliegenden Gibraltar, und in den Händen eines so betriebsamen und reichen Volkes, wie die Engländer, wäre sie eine unbezwingbare Festung; sogar in ihrem jetzigen Zustande ist die Vertheidigung derselben immer noch leicht, wenigstens ist sie vor einem Handstreich geschützt. Die Stadt C. zerfällt in drei Theile: den Berg Acho, Almina u. die Citadelle. Den Berg Acho, der die ganze Halbinsel u. den Eingang der Meerenge beherrscht, krönt ein starkes u. von festen Verschanzungen umgebenes Fort. Die Besatzung des Forts achtet mit äußerster Wachsamkeit auf die Schiffe, welche die Meerenge durchsegeln; besondere Aufmerksamkeit muß sie aber auf die Schritte der Mauren wenden, die sich niemals über C.'s Verlust beruhigten und unablässig ihr Auge auf diesen alten Sitz ihrer Väter gerichtet halten. Die Citadelle, an der Spitze der Halbinsel gelegen, wird mittelst eines Walles, der von einem mit Wasser gefüllten Gra-

den umgeben ist, vertheidigt und gestattet nur auf einer Zugbrücke Eingang. Almina ist der angenehmste Theil der Stadt, oder vielmehr die eigentliche Stadt selbst; hier wohnen die Bürger, die Kaufleute und die Beamten der Civil- und Militärverwaltung. Fast jedes Haus hat seinen Garten, der das ganze Jahr hindurch mit Grün, mit Blumen und Früchten geschmückt ist. In Almina steht die Kathedrale, ein mittelmäßiger Bau, zwei Klostergebäude, ein Hospital u. mehre Schulen, darunter eine Steuermannsschule, freilich Alles in ziemlich schlechtem Zustande. Am Meere hin läuft ein Kai, von welchem aus man eine herrliche Aussicht auf den Felsen von Gibraltar und auf die ganze herrliche Küste Spaniens genießt. Auf der andern Seite befindet sich die Promenade oder Alameda, von wo das Auge die ganze marokkanische Küste bis zu den Bergen des Riff, die den südlichen Horizont begrenzen, erblickt. Die Bevölkerung C.'s beläuft sich mit der gewöhnlichen Besatzung und den Verbannten auf 10,000 Einw., ein Gemisch von Spaniern, Mauren, Negern, Mulatten und Juden. In Friedenszeiten besteht die Verwaltung von C. aus einem Generalkommandanten, dem Militär und Polizei untergeben sind, und aus einem Intendanten der Finanzen, der zwei Schatzmeister unter seinen Befehlen hat. Der königliche Gerichtshof erkennt in bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten. In geistlicher Beziehung ist C. Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Sevilla steht. C. bezieht aus Spanien seine Vorräthe sowohl zur Vertheidigung und zum Unterhalte der Truppen, als zur Subsistenz seiner Bewohner. Stets bewaffnete Kriegsschebecken müssen die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen versorgen, so daß eine nur etwas lange Blokade die Stadt in die peinlichste Lage versetzen würde. Aus Habgier verkaufen zwar die Mauren Schlachtvieh an die Christen, allein mit dem ersten Kanonenschuß hört dieser Handel auf und der Platz sieht sich auf seine eigenen Hülfsquellen beschränkt. Wie alle andern spanischen Präsidien, ist C. ein Deportationsort. Man sendet die Verbannten (Desterrados), sowohl die wegen schwerer Verbrechen zu den Galeeren verurtheilten, als diejenigen dahin, die wegen leichter Vergehen der Strafe einfacher Verbannung unterliegen. Letztere genießen die Freiheit, sich mit ihrem Gewerbe zu beschäftigen, oder in einer besondern Truppe zu dienen; die andern sind wie Galeerensklaven an der Kette und werden die Nacht über in einer zu ihrem Gebrauche eingerichteten Kaserne bewacht; beide werden auf Regierungskosten erhalten. Erhält einer jener Desterrados Gnade, so muß er sie, wie vortheilhaft ihm auch der Betrieb seines Handwerks in C. wäre, annehmen. Die Polizei ist sehr streng; man weist jeden verdächtigen Fremden ab, und selbst Weiber erhalten nur Zutritt, wenn sie ein nützliches Gewerbe treiben. C., das alte Septa (Septum) oder ad septem fratres, von Einigen für das alte Abyla, von Andern für das Esilissa des Ptolemäus gehalten, war die Hauptstadt von Mauretania Tingitana. Nach dem Untergang des Römerreichs wurden nach einander Vandalen, Gothen und endlich die Araber Herren von C. Letztere nannten es Zitah oder Sebtah und erhoben es, nachdem auch Südspanien ihrer Herrschaft unterworfen war, zu einem Ort von bedeutender Wichtigkeit. Später kam C. an die Hamuditen, dann an die Almoraviden; 1409 eroberte es König Johann I. von Portugal, nachdem auch die Genuesen einmal kurze Zeit als Sieger hier geherrscht hatten. Im Jahre 1580 fiel es mit der portugiesischen Krone an Spanien, dem es auch im Frieden von 1688 blieb. Vergeblich belagerten die Marokkaner C. fast 23 Jahre (1694—1720) und zogen 1732 abermals mit einer Heeresmasse heran; C. wurde tapfer vertheidigt und ist noch jetzt der Stützpunkt der spanischen Besitzungen in Nordafrika. Am 23. März 1810 wurde die Stadt auf kurze Zeit den Engländern eingeräumt.

Ceva, Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, am Tanaro u. Cevetta, hat ein Schloß, welches von Emanuel Philibert und Karl Emanuel II. befestigt wurde, und 7000 Einw., welche Wein- und Seidenbau treiben, sehr geschätzten Käse (Rubiola) bereiten und Eisenwaaren verfertigen. In der Umgegend wird starke Viehzucht getrieben. Ceba war schon unter den Römern durch seinen Käse berühmt. Früher Hauptort eines Marquisats, wurde C. 1543 von den Franzosen erfolglos belagert, 1636 von Prinz Moritz durch Verrath genommen, aber schon 1639 von dem Marquis Pianezza wieder erobert. Hier wurde 1731 die heimliche Gemahlin Victors Amadeus, die Marquise St. Sebastian, von dessen Sohn, Karl Emanuel, der König geworden, eingesperrt. Am 16. April 1796 nahm es Augereau sammt dem Lager der Piemontesen ein, welche sich dann am 19. April unter Colli sehr tapfer schlugen. Vom 24.—31. Mai 1799 wurde C. von Grouchy gegen die Insurgenten vergeblich belagert, 1800 aber von den Franzosen genommen.

Ceva, Tommaso, Jesuit, großer Mathematiker, einsichtsvoller Kunstrichter und hochbegabter Dichter, den 3. Febr. 1648 zu Mailand geboren, erfand ein Instrument zur Trisektion des Winkels (1695), schrieb treffliche Gedichte in lat. u. ital. Sprache, unter welchen wir „Philosophia nova antiqua“ und „Puer Jesus“ auszeichnen, und † den 3. Febr. 1736 zu Mailand. In seinem „Puer Jesus“ besingt er die Kindheitsgeschichte des Erlösers in romantisch-epischem Style (Mailand 1699, Berlin 1797, zuletzt von Broxner, Dillingen 1842, deutsch von J. D. Müller, Magdeburg 1822). Auch schrieb er: „Memorie d'alcune virtù de S. Fr. di Lemere“ (Mailand 1706) u. „Opuscula mathematica“ (das. 1699). In einem lateinischen Lehrgedicht bestimmte er den Weg zur ewigen Seligkeit geometrisch streng. Sein Bruder, Giovanni, Kommissarius der erzherzoglichen Kammer zu Mantua, spielte bei den zwischen Bologna, Ferrara und andern italienischen Staaten entstandenen Streitigkeiten über die Leitung der Gewässer eine bedeutende Rolle. Er schrieb: „Geometria motus“ (Bonn 1692); „Opuscula mathematica“ (Mail. 1682); „Hydrostatica“ (Mantua 1728). Der dritte Bruder, Christoforo, schrieb mehre lateinische Gedichte, welche mit denen seines Bruders Tommaso erschienen, und

übersetzte Tasso's „Gerusalemme liberata" in lateinische Hexameter.

Cevallos, Pedro, spanischer Staatsmann, 1764 aus einer alten kastilischen Familie zu Santander geboren, studirte zu Valladolid, betrat die diplomatische Laufbahn als Gesandtschaftssekretär zu Lissabon, wo er sich mit einer Nichte des Friedensfürsten vermählte, wurde kurz nachher Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zeichnete sich auf diesem Posten durch Vorsicht u. Mäßigung aus. Als Napoleons Pläne sichtbar wurden, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien, begleitete ihn nach Bayonne u. war hier Zeuge der merkwürdigen Auftritte, welche Spanien um seine Selbstständigkeit brachten. Joseph Napoleon wollte den volksbeliebten C. für die neue Dynastie gewinnen u. bot ihm den Posten eines Staatsraths an. C. nahm ihn an, gab aber 1808 jene berühmte Schrift über die spanischen Angelegenheiten, insbesondere die Verfahrungsart Napoleons gegen die spanische Regentenfamilie in Bayonne heraus, welche das Gehässige der napoleonischen Politik ungeschminkt vor aller Welt hinstellte und mit welcher er dem französischen Kaiser das Vertrauen auch der ihm bis dahin ergebenen europäischen Monarchen raubte. Während des spanischen Befreiungskriegs stand C. mit an der Spitze des Staats; auch nach Ferdinands VII. Rückkehr wurde C. noch im Amte behalten. Als er aber die beabsichtigte Vermählung des Königs mit der Prinzessin von Portugal zu widerrathen wagte, ward er seiner Staatsstellen enthoben und nach Santander ins Exil geschickt. Später rief man ihn ins Ministerium zurück, ernannte ihn hierauf zum Gesandten, erst in Neapel, dann in Wien, rief ihn 1820 ab und entließ ihn in den Privatstand. Seit der christinischen Revolution lebte er in Bayonne, wo er 1838 †.

Cevennen (Sevennen), Gebirgskette in Frankreich, die zwischen dem Kanal du Centre u. dem Kanal du Midi, rechts an der untern Saone u. der Rhone, bis zum Mont Pilat in Nordosten und dann weiter in Norden liegt. Sie bildet die Wasserscheide der Zuflüsse des mittelländischen Meeres und des atlantischen Oceans, oder einerseits der Garonne u. der Loire u. andererseits der Rhone u. Saone. Man unterscheidet darin von Norden nach Süden die Monts-Noires (schwarzen Berge), Monts de l'Espinois, Monts de l'Orbe, Garrigues, Monts du Gévaudan, du Vivarais, du Lyonnais, du Beaujolais und du Charolais. Die Monts-Noires erstrecken sich bis zur Quelle des Jaur; mit den Monts du Vivarais beginnen die Nordcevennen. Die bedeutendsten Zweige der C. sind das Gebirg von Caune, Lévézen, Velai, Forez und das Gebirg der Auvergne, welches sich in den Mont Cezallier, Mont Dore und Puy de Dome theilt. Die bedeutendsten Flüsse, welche in den C. entspringen, sind die Loire, der Allier, Cher, Indre, die Creuze, Vienne, Vezère, Dordogne, Charente, der Lot, Aveyron u. Tarn. Das Gebirg ist reich an Metall; es enthält Eisen, Kupfer, Blei und Steinkohlen. Der südliche Theil erhebt sich von 800—1600 Metres, aber der Stock der Lozère auf 1528 Metres. In den drei nördlichen Zweigen stehen bedeutendere Höhen, z. B. im östlichen der Mont Gerbier de Jonnes (1562 Metres) u. Mont-Mezène (1774 Metres), im mittleren Zweige der Mont-Herbores (1657 Metres) und der Puy de Montocelle (an 1652 Metres), im westlichen der Plomb du Cantal (1858 Metres) und der Puy de Sancy im Mont Dore (1897 Metres). Andere bedeutende Klippen sind der Mont Pilat (1100 Metres), la Madeleine (1400 Metres), Pierre sur Haute (1987 Metres), le Mézin (2000 Metres). Die vorzüglichsten Pässe sind der von Tarare (Passage de Tarare), von Lyon nach Orleans und Paris; der von Grèzieu la Varenne, von Lyon nach Feurs an der Loire; die beiden in dem Gebirge von Forez, nordwestlich über Rive nach Lyon und südöstlich über Julien und Annonay nach Andance an der Rhone; der von St. Bonnet le Froid, ostsüdöstlich von Montfaucon, die Straße von Puy über Yssengeaux, Montfaucon und Annonay nach Andance an der Rhone; der von St. Agrève, gegen Osten, die Straße über St. Agrève und Vernoux bis in das Rhonethal; der von Pradelles, gegen Osten, im Thale der Ardèche und nach Aubenas rc.; der von Chateauneuf-Randon, die Straße von Mende, über Langogne nach le Puy; der von Villefort, die Straße von Mende nach Alais; der von Barre, von hier gegen Süden bis Valleraugue, die Straße von Montpellier nach Mende; der von Lodève über le Caylar, die Straße von Montpellier und Béziers nach Milhau; der von St. Pons de Thomières, die Straße von Béziers nach Castres. Der Weg längs des rechten Ufers der Rhone, von Lyon nach Pont St. Esprit ist eng und verschlossen. Von Tarare bis zur Quelle der Azergue kommen Wagen nicht fort; hier findet sich der Paß von Beaujeu nach Chauffailles. In dem Gebirge von Forez gibt es von Süden nach Norden zu folgende Pässe: der von Fix Villeneuve, die Straße von Puy nach Brioude; der schwierige von la Chaise Dieu, gegen Osten, die Straße von Puy über Arlant und Ambert nach Thiers; der von Noire Table, die Straße von Feurs nach Thiers; der von St. Just, die Straße von Roanne über Thiers nach Clermont, im Nordwesten von Cervières, die sich auf dem Westabhang mit der vorigen vereinigt; der von Pacaudière, zwischen Roanne und la Palisse, die große Straße von Lyon, über Roanne und Moulins, nach Orleans und Paris.

Cevennenkrieg, s. Camisards.

Cex, Erémitage de Notre Dame du, eine schweizerische Einsiedelei im Kanton Wallis, bei der Stadt St. Maurice, liegt zwischen unzugänglich scheinenden Felsen in einer reizenden Lage mit einer herrlichen Aussicht. Sie war schon im 6. Jahrhundert erbaut und ward von Andächtigen wegen der hier vorgeblich geschehenen Wunder und von Naturfreunden wegen ihrer herrlichen Umgebungen besucht.

Ceylon (Ceylan, Seilon), Insel im indischen Meere, welche durch eine 15—20 Meilen breite Meerenge, die Palksstraße, von der Südostspitze Vorderindiens getrennt wird. Ihre Gestalt ist birnförmig (eine ächt britische Vergleichung ist die mit einem Schinken), die Spitze nach Norden gekehrt. Ihre größte Ausdehnung von der nord=

östlichen Spitze, dem Palmyrakap (9° 49' nördl. Br., 98° 6' L.), bis zur Südspitze, dem Thunder-Head (5° 55' 30'' nördl. Br., 98° 23' 15'' L.), beträgt 60, ihre größte Breite 30 Meilen, die Küstenlänge 160 Meilen und ihr Flächeninhalt 1161½ □Meilen. Im Westen geht die Insel bis 97¼° L.; im Osten fast bis 100° L. Die Reihe von Sandbänken und Felsenriffen zwischen C. u. Dekan halten die Hindu's für die von Rama erbaute Brücke, die Portugiesen für die Adamsbrücke, auf welcher der erste Mensch, vom Paradies ausgeschlossen, in diese Einsamkeit geflohen sey; daher der Name Adamspik (6680 Fuß hoch), in der Mitte der Insel, worauf ein Fußtritt des Buddha (oder Adams) im Granit, mit einer Kuppel überbaut. Von dieser hohen Mitte fällt das Land nach Norden allmählig, nach Süden rascher in niedrigen Bergen ab, die alle mit herrlichen Wäldern von Palmen ꝛc. bedeckt sind, welche im ganzen Innern vorherrschen. Von 5000—800 Fuß sind die kleinen Terrassen verschieden, 2000 Fuß ist die Mittelhöhe des Plateau's. Im Westen ist das Meer untief, die Küste schwer zugänglich, im Osten die letztere kahl und felsig am tiefen Meer. Dort gibt es Sumpfstrecken; gewöhnlich aber ist das Land sandig und dürr. Im Süden der Insel entspringt der Fluß Mahawila Ganga und geht mit nur einer großen Umbeugung gegen Osten immer nördlich ins Meer bei Trinkomali. Die Süd- und Westküste besonders sind reich an Flüssen, worunter der Wallow, der bei Colombo in einem Delta endet, und der vom Adamspik kommende Mulwaddy oder Kalany Ganga sich auszeichnen; Binnenseen und Buchten sind durch Kanäle verbunden, die das Flachland überall durchschneiden. Dieselben klimatischen Scenen, wie in Dekan, wiederholen sich hier, im Westen die gewittervolle Regenzeit von Malabar, im Osten die von Koromandel. Im Mai und April dagegen toben furchtbare Wetter im Innern. Der Anfang des Jahres ist die heißeste Zeit, der Oktober bringt den Frühling. Die heißen Küsten sind ungesund. C. ist eine der schönsten Inseln unserer Erde. Ihre hohen Gebirge sind von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt; ihr Blumenflor verbreitet die köstlichsten Wohlgerüche. Die Seewinde, die sie beständig fächeln, bewirken unter ihrem brennenden Himmel eine so liebliche Frische, daß jeder Reisende, wenn er zum ersten Male dieses Zauberland betritt, ausrufen muß: Hier ist das wahre irdische Paradies! Dennoch ist C. bis jetzt eigentlich nur für die Thierwelt ein Paradies; der Mensch hat hier wenig Ruhe u. Frieden, da er mit einer unsäglichen Menge von Ungethümen jeder Form und Größe, deren Freßgier nicht zu stillen ist, beständig um sein Daseyn kämpfen muß. Die ungeheuren, undurchdringlichen Wälder, die verhältnißmäßig noch geringe Bevölkerung und die insularische Lage von C. machen die außerordentliche Ausbreitung der Thierwelt begreiflich. Die gefährlichsten Feinde der Menschen sind: wilde Elephanten, Tiger, Schakals, Füchse, Hyänen, Bären, Affen, wilde Schweine, Schlangen, besonders giftig, Krokodile in großer Menge, Skorpionen und Blutegel, die sich an den im Freien Schlafenden oft in Unzahl ansetzen. In gleicher Menge und Mannigfaltigkeit sind nützliche und jagbare Thiere vorhanden: Elennthiere, Gazellen, Hasen, Moschusthiere, Fasanen, Truthühner, Enten, Störche. Auch gibt es viele prächtige Schmetterlinge und Käfer. Großen Reichthum hat C. an Perlen, Edelsteinen, namentlich Diamanten, Hyacinthen, Rubinen, Sapphiren u. an einigen Metallen, wie Quecksilber, Kupfer und Eisen. Die Pflanzenwelt ist im Allgemeinen die indische. Wild wachsen Reis, Tabak, Pfeffer, Zuckerrohr, Kaffee, Pisang, Tamarinden, mehre Palmenarten, der Palmyra-, Brod-, Ebenholz-, Talipotbaum, Hanf ꝛc. Das vorzüglichste unter den der Insel eigenthümlichen Gewächsen ist der ächte Zimmtbaum, sowohl im wilden, als im kultivirten Zustand. Die besten Zimmtgärten sind an den Küsten, und es bilden deren Bewohner in der Gesammtzahl von etwa 26,000 Seelen eine besondere Kaste, die sich bloß mit Zimmtbau beschäftigt. Jährlich gewinnt man gegen 400,000 Pfund; auch wird viel Zimmtwasser und Zimmtöl bereitet und aus den Zimmtwurzeln der feinste Kampher gewonnen. Seit 1839 verkauft die englische Regierung, welche von der holländischen eine Anzahl Zimmtgärten als Erbtheil überkam, dieselben ebenfalls an Private. Ein bedeutender Ausfuhrartikel sind auch Kokosnüsse. Sehr reich ist der Fischfang, doch ist das wichtigste Meerprodukt die Perle, deren Ertrag jährlich auf 70,000 Pfund Sterling steigt, und schöne Muscheln. Die Industrie reicht nicht an die hindu'sche, ist aber doch bedeutend; der Handel (Ausfuhr und Einfuhr wären sich, abgesehen von Reis, fast gleich), hauptsächlich nach Indien, wird durch den Umstand verderbt, daß der Reis in C. selten ausreicht und ungeheure Summen für ihn ins Ausland gehen. Im Inneren besteht Tauschhandel. Die Bevölkerung, welche 1832 kaum 1 Million (darunter 6500 Weiße) betrug, belief sich 1848 auf 1,551,350. Die Insel hat demnach die Bevölkerung aller englisch-westindischen Inseln, und auch im Einkommen steht dieselbe an der Spitze der übrigen Kolonien. Daß die Insel schon früher weit bevölkerter war, erhellt aus den mancherlei Bauten, deren Ruinen sich im Innern befinden und die nicht nur viele Hände erforderten, sondern auch die Insel durch großartige Bewässerungsanstalten zur Ernährung einer viel bedeutendern Menschenmenge fähig machten. Merkwürdig besonders sind die Ruinen von Anaradschapura oder Anuradhapura, dem Anurigrammon des Ptolemäus, das im Alterthum die Hauptstadt der Insel war und 246 n. Chr. vom König Wundu-Kabadschä neu erbaut wurde. Es war der Centralpunkt buddhistischer Heiligthümer; der jetzt in Candy befindliche heilige Zahn des Buddha wurde früher dort verehrt. Die Bauwerke bestehen besonders in großen Terrassen für die heiligen Feigenbäume, unter denen der vielfach verehrte, von buddhistischen Wallfahrern besuchte Serimahabad, weil unter dessen Schatten Buddha oft gesessen, besonders zu bemerken ist, und in großen Säulenvierecken. Außer den eigentlichen Cingalesen, welche nach Einigen von den Sings oder Radschputen in Hindostan, nach Andern von den Siamesen abstammen und Candy (den mittleren Theil), sowie die Süd- und

Südwestküsten bewohnen, sind zu bemerken Malabaren oder Hindu's, welche C. von der entgegengesetzten Küste angriffen und im Besitz der Nord- und Ostküsten, sowie der Halbinsel Dschaffnapatnam sind; Mauren oder Abkömmlinge der Araber, vielleicht auch der Mohammedaner Oberindiens, welche über die ganze Insel zerstreut sind, in dem Distrikt Pultam, aber die Masse der Bevölkerung bilden, und die Veddas oder Beddas, die Ureinwohner der Insel, welche in einem ganz rohen Zustande in den großen Wäldern, die sich im Süden gegen Osten u. Norden ausdehnen, sowie in den unzugänglichsten Theilen des Innern wohnen, nur von wilden Früchten u. den Thieren des Waldes leben und auf den Bäumen hausen. Einige Malayen, Kaffern und Javanen, etliche Chinesen und Perser, sowie Abkömmlinge von Portugiesen, Holländern und Engländern mit eingeborenen Müttern sind über die Insel zerstreut. Die Farbe der Cingalesen wechselt von Hellbraun oder Olivenfarb bis ins Schwarze; ihre Augen sind bisweilen lichtbraun, aber die Haare fast immer schwarz, lang und seidenartig. Die Männer sind gewöhnlich 5' 4—7" hoch, hübsch gebaut, mit breiter Brust und Schultern. Die Frauen sind besonders in den Seeprovinzen von überraschender Schönheit, frei und verliebt; Unkeuschheit wird ihnen nicht verargt, Polygamie ist selten. Man heirathet frühe ohne viele Feierlichkeiten und trennt sich leicht wieder. Einfache Kleidung (Jacke, Schürze und Mütze aus Mousselin), fast nur vegetabilische Nahrung (starke Getränke werden aus religiösen Gründen öffentlich gemieden), Wohnung in Hütten (oft hoch auf Bäumen) genügt dem Cingalesen, der übrigens stets bewaffnet ist. Die Todten werden beerdigt. Sehr streng ist das Kastenwesen in C. ausgebildet, doch ist man gerade darüber noch nicht recht im Reinen, weil die alte Abtheilung in 4 Kasten (Fürsten, Brahmanen, Ackerbauer u. Handwerker und Handelsleute) mit der neueren in 16 Klassen nicht harmonirt. Jetzt bildet fast jede Beschäftigung eine besondere Kaste, wie dies mit den Gold- und Silberschmieden, Barbieren, Fischern, Wäschern, Zuckerfabrikanten u. dergl. der Fall ist; die geachtetste Kaste ist die der Sevas oder Vellalahs, welche nur Ackerbau treiben. Nach den Gesetzen von Candy ist die Verheirathung zwischen hohen und niederen Kasten verboten und letztere sind zu einem erblich gewordenen sklavischen Stand niedergedrückt. Während die sich zum Hinduglauben bekennenden Malabaren sowohl religiöse als bürgerliche Kastenunterschiede aufrecht erhalten, haben die buddhistischen Singalesen erstere abgeschafft u. nur letztere beibehalten, ein Unterschied, der zu vielen gegenseitigen Anfeindungen der beiden Sekten Anlaß gibt. Die Religion der Cingalesen ist im Allgemeinen die buddhistische. Es befinden sich auf der Insel eine Unmasse buddhistischer Tempel (Wihâra, ein Wort, das eigentlich die neben den Tempeln befindlichen Priesterklöster bezeichnet); überhaupt ist C. der Mittelpunkt des Buddhaismus im Süden. Die Einführung dieser Lehre fällt in das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. Die heiligen Bücher sind theils in der alten, vom Sanskrit abhängigen Palisprache, theils in der lebenden cingalesischen Sprache geschrieben. Letztere wird am reinsten in Colombo gesprochen, mit dialektischen Abweichungen in Candy. Der ursprüngliche Zusammenhang dieser Sprache mit der dekanischen Sprachenfamilie ist durch malayische, tamulische und andere fremde Einflüsse sehr verwischt. Außerdem wird Tamulisch von den Tamulen im Norden der Insel, ein stark mit indischen Elementen versetztes Portugiesisch aber von den portugiesischen Ansiedlern, den handeltreibenden Cingalesen der Küste u. den Holländern gesprochen. Die Literatur gibt eine willkommene Ergänzung der altindischen, die für die buddhistische Zeit mit ihren Nachrichten sehr sparsam wird, hat aber bei all ihrem Reichthum einen theologisch-ascetischen Charakter, selbst wo sie Zwecken einer natürlichen Poesie dienen möchte. Alles bewegt sich in dem Kreise von Moralsentenzen, Teufelsgeschichten und Buddhalegenden. Neuerdings macht das Christenthum bedeutende Fortschritte auf C. Abgesehen von der alten Legende, welche die Insel C. von St. Thomas u. St. Bartholomäus zum Christenthum gebracht worden seyn läßt, findet sich die früheste Spur von dem Daseyn des Christenthums auf C. bei dem Aegypter Cosmas Indikopleustes, der unter der Regierung Justinians schrieb. Nach seinem Bericht gab es in Taprobane (der alte Name für C.) eine bischöfliche Kirche mit einer Liturgie und den drei klerikalen Ordnungen. Marco Polo fand aber 1290 auf der ganzen Insel nur Götzendiener. Die portugiesischen Missionäre faßten Fuß auf der Insel 1548, wo Colombo zu einem Bisthum erhoben wurde, dessen erster Bischof Dom Joao de Monterio war. Vier Jahre zuvor war der unermüdliche Apostel Indiens, der heilige Franz Xaver, durch die Parawas oder Fischer des Vorgebirgs Comorin von C. aus eingeladen worden und hatte 600 oder 700 derselben getauft. Aber bei der römisch-katholischen Bekehrung C.s verfuhr man sehr rücksichtslos im Gebrauch der Mittel, und so war es natürlich, daß die große Masse der Cingalesen sich nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern nur aus politischem Zwang zum Christenthum bekannte u. trotz ihres äußern Bekenntnisses der neuen Glaubenslehre an ihrem alten Aberglauben festhielt. Die nachfolgende Periode der holländischen Herrschaft in C. ist eine düstere, bezeichnet mit Verrath, Treulosigkeit u. Verfolgung. Die Unduldsamkeit, welche die Holländer gegen den römischen Katholicismus während der ganzen Dauer ihrer Herrschaft über C. an den Tag legten, diente nur dazu, die Verfolgten fester an ihre eigene Religion zu ketten, u. wenn sie Konvertiten machten, so wurden es die meisten derselben nur dem Namen nach. Es ist bemerkenswerth, daß, obgleich die holländischen Missionäre Hunderttausende von Singalesen tauften, doch jetzt auf ganz C. kaum mehr eine Spur von holländischem Calvinismus zu finden ist. Die Engländer zeigten bei ihrem ersten Auftreten dieselbe religiöse Indifferenz, welche die ganze frühere Geschichte ihres Ländererwerbs im Orient kennzeichnet, und veranlaßten so einen allgemeinen Rückfall ins Heidenthum. Ueber diesen

Rückschritt entstand in England allmählig große Unzufriedenheit, u. 1808 hielt es Viscount Castlereagh für seine Pflicht, dem Statthalter von C., Sir T. Maitland, wegen seiner Vernachlässigung der christlichen Interessen eine Rüge zugehen zu lassen. Sofort ergriff man Maßregeln, um dem zahlreichen Abfall zum alten Heidenthum Einhalt zu thun. Geistliche (proponents) wurden ernannt, um die Provinzen zu bereisen und die Kinder der Eingebornen zu taufen; die aufeinanderfolgenden Missionen der Wesleyaner, der englischen Staatskirche und der Baptisten wurden von der Regierung freigebig unterstützt und von den Geistlichen in der Kolonie willkommen geheißen; die Bibelgesellschaft und die christliche Presse Indiens lieferten Bibelübersetzungen und Abdrücke von Religionsbüchern zum Gebrauch der Eingalesen. So gibt es zwar große Bezirke auf der Insel, wo es schwer seyn möchte, einen einzigen ungetauften Eingalesen zu finden, und doch florirt mitten unter ihnen die Religion Buddha's, und Buddhapriester und Buddhatempel sind im Ueberfluß vorhanden. So seltsam wirkte das von der britischen Regierung befolgte System, daß es einerseits dem römischen Katholicismus ebenso Vorschub leistete, wie vordem das Verfolgungssystem der Holländer, und daß es andererseits den massenhaften Rückfall ins Heidenthum beförderte. Die Katholiken bilden jetzt die große Mehrzahl der Christen auf der Insel. Die trockene Einfachheit des Presbyterianismus hatte für die Eingebornen nichts Anziehendes, während das Gepränge des katholischen Gottesdienstes mächtig auf die Einbildungskraft eines Volkes einwirkte, dessen ursprüngliche Religion so reich an Festen und Ceremonien war. Zahlreiche Schulen sind besonders durch die Missionäre gestiftet worden, und die Regierung hat darauf 1847 die Summe von 10,868 Pfund Sterling verwendet. Eine Akademie besteht zu Colombo. In socialer Beziehung sind die Zahl und die Trefflichkeit der Straßen zu erwähnen, welche durch die ganze Insel den Handel und die Civilisation bedeutend erleichtern; selbst für Eisenbahnverbindungen wird ernstlich gesorgt. Die Insel zerfällt im Allgemeinen in vier große Provinzen. Die westliche umfaßt die Distrikte Colombo, Negombo, Calpentyn, Panture, Caltura, Barberyn; die südliche die Distrikte Galle, Dodandorevo-Modero, Balley-pitto-Modero, Belligavee, Girrdurrah; die nördliche Jaffna, Point-Pedro, Manaar; die östliche Trinkomali und Batticaloa. Die Justiz wird nach einheimischen Gesetzen, aber neuerdings mit Geschwornengerichten verwaltet; Mudelliers heißen die Beamten der Distrikte (Corles), ihr Haupt ist der Maha Mudellier zu Colombo. Das Obergericht in Colombo besteht aus Singalesen und Engländern. Das Finanzkollegium erhält von den Mudelliers die Steuern. Der Gouverneur gehorcht nur der britischen Krone und hat einen Lieutenant zur Seite und 12,000 Mann Truppen (nicht ganz zur Hälfte Europäer, sonst Topassis und Sipoys); die Einkünfte (etwa 3 Millionen Dollars) werden von den Ausgaben um fast 400,000 Dollars überwogen und beruhen auf Zehnten, Pacht von Muschel- und Fischfang, Salzmonopol, Perlenfischerei rc. Die wichtigsten Orte sind, außer Candy, der Residenz des ehemaligen Königs, und der Hauptstadt Colombo: Trinkomali auf der Ostküste mit einem herrlichen, außerordentlich geräumigen Hafen, der nur eine etwas unbequeme Einfahrt hat, so daß die Schiffe lieber davor in Backbai ankern; Galle an der Südküste mit vortrefflichem Hafen, der wichtigste Handelsort nächst Colombo; ferner Jaffnapatam im Norden, Matura, 26 englische Meilen von Galle, Battacaloe auf der Ostseite, Calpentyn auf der Westseite, Negombo. Um C. liegen die Inseln: Ramisseram, Manaar, Jaffna, Karadiva, Kalapoti, Calpentyn, Anevolindana, Barbara, Harlem, Delft, Middelburg, Rotterdam u. a.

Nach den Traditionen der Eingeborenen war das Königreich C. in früherer Zeit nicht von menschlichen Wesen bewohnt, sondern von Geistern, Drachen und großen Schlangen. Die Kaufleute anderer Länder unterhielten einen Tauschhandel mit ihnen, ohne ihre Gestalten zu sehen; nur seltene, kostbare und glänzende Artikel, wie Perlen, Diamanten rc., konnten sie für die empfangenen Waaren geben. Das Volk anderer Königreiche hörte von der Herrlichkeit dieses Landes und der Angriff auf dasselbe ward beschlossen und die Geister in Folge desselben vertrieben. Die Sitten und Gebräuche waren dieselben, wie die der Po-lo-man, Brahmanen. Die Bewohner gehorchten nicht den Gesetzen Fu's (Buddha's); erst in den Jahren e-He Santi's (397—418 n. Chr.) kamen Gesandte und Boten, eine Statue Fu's $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch und mit 5 verschiedenen Farben bekleidet, an. Aus dieser Erzählung geht hervor, daß C. von einem ganz rohen Stamm bewohnt war, mit dem der Handel auf eine Weise, wie noch jetzt mit manchen Naturvölkern, betrieben wurde. Von Indien aus eroberten die Brahmanen (Sings, Löwen) die Insel zu einer ungewissen Zeit, und um 400 n. Chr. wurde die Buddhalehre eingeführt. Sicher ist auf dieser Insel ein mächtiges, Pracht liebendes und gebildetes Volk untergegangen, worauf schon die orientalische Benennung der Insel (Löweninsel), die frühe, freilich mittelbare Verbindung mit den Griechen und Römern und die gewaltigen Städtetrümmer deuten. Von der Wichtigkeit der Insel zeugt ferner die Mythe von einem Kriege der Affen (Eingeborenen) mit den Menschen (Hindu des Festlandes) und von einem Steindammbau über das Meer: Kämpfe des Buddhaismus mit dem Brahmaismus andeutend. In der That war C. durch eine Landzunge mit dem Kontinent verbunden, und die Eingeborenen erzählen, daß erst 1480 ein Sturm diese Landzunge durchbrochen habe. Einheimische, in der Palisprache abgefaßte Urkunden sprechen von 165 Königen, welche bis 540 v. Chr. herrschten. Wie schon bemerkt, kannten und rühmten die Griechen und Römer die an Gold, Edelsteinen und Gewürzen reiche Insel und nannten sie Taprobane. Unter Kaiser Claudius wurde ein Freigelassener, welcher die Hafenzölle des rothen Meeres gepachtet, nach C. verschlagen und bewog nach einem 6monatlichen Aufenthalt den dortigen König, eine Gesandtschaft an den römischen Kaiser zu schicken. Im 6. Jahrhundert besuchte Cosmas Indikopleustes die Insel,

welche als Vereinigungspunkt zwischen den occidentalischen und chinesischen und indischen Kaufleuten schon damals ein wichtiges Emporium und zugleich Sitz des Buddhaismus und der höchsten indischen Bildung war. Von hier aus verbreitete sich im 7. Jahrhundert Buddhaismus und indische Kultur nach Hinterindien. Die ersten mohammedanischen Ansiedler auf C., nach der Tradition ihrer dort noch einheimischen Nachkömmlinge, waren von der Familie der Haschemiten, welche zu Anfang des 8. Jahrhunderts von den Abbasiden vertrieben worden waren. Diese Araber setzten sich vornehmlich an der Nord-, Nordost- und Nordwestküste der Insel fest, wo der Handel an sie überging. Doch thaten sie auch für die Kultur der Insel Außerordentliches. Ihrer Thätigkeit gehört die Errichtung eines großartigen Bewässerungssystems an. Später besuchte der Portugiese Lorenzo Almeida das Land, und seit 1505 bemächtigten sich die Portugiesen des Küstenstrichs. Zu dieser Zeit sank der Handel von C., der Welthandel erhielt östlichere Anhaltspunkte in Malacca, in Java, auf den Molukken; auch der Anbau der Insel sank. Die Portugiesen machten sich bei den Eingeborenen so verhaßt, daß diese zu den Waffen griffen u. der König die Holländer gegen sie zu Hülfe rief. Die Portugiesen wurden in den Jahren 1632—56 verdrängt und an ihrer Stelle besetzten nun die Holländer das Küstenland. Diese, wie die Portugiesen, hatten nur im Augenmerk, wie sie sich den Handel des Zimmts ganz als Monopol erhalten wollten, und allenfalls die Perlenfischerei. Alles Andere verfiel und verwilderte, namentlich das Bewässerungssystem der Insel, u. deren Einwohnerzahl kam bis 1798 auf 817,000 herab. Als die Niederlande von den Franzosen besetzt wurden, wollten letztere sich auch in C. festsetzen, wurden aber von den dortigen Holländern zurückgewiesen; als es aber zum Krieg zwischen England und Holland kam, vertrieb vom 26. August 1795 bis 15. Februar 1796 der englische Admiral Blankert die Holländer, und die Engländer nahmen die Küsten ein. Der einheimische König hatte bisher immerfort regiert. Sein Sitz war gewöhnlich nicht in der Hauptstadt Candy, sondern in der heiligen Stadt Amaradhapura. Als 1798 der König von Candy gestorben, wurde die Krone durch Intriguen des Pelemé Talavé, des ersten Ministers, dem Srih Wickreme Radschah Singha, einem jungen Malabaren ohne Geburt, Talent und sonstige Ansprüche, zu Theil. Dieser regierte so grausam, daß 1814 die Eingeborenen, wohl von den Engländern aufgereizt, sich empörten und diese um Hülfe riefen. Am 10. Februar 1815 erklärten die Briten dem Könige den Krieg und am 18. Februar ward der König in dem Dorfe Beaumury von seinen Unterthanen gefangen genommen und den Fremden ausgeliefert. Radschah Singha starb in der Gefangenschaft zu Madras (1832). Am 10. Sept. 1817 brach jedoch ein offener Aufstand gegen die Engländer aus, und ein buddhistischer Priester erschien als Kronprätendent. Das Kriegsgesetz wurde den 21. Febr. 1818 proklamirt, schrecklich ausgeführt und erst nach Verlauf eines Jahres sistirt. Nichtsdestoweniger erschien zu Anfang 1820 schon wieder ein neuer König von C., doch zerstob sein Anhang bald, u. vollends nach dem Tode des Exkönigs zu Vellore 1832 schien der Friede gesichert. Im Jahr 1835 fand sich nur der Verdacht einer Verschwörung von Seiten eines Verwandten des verstorbenen Königs; aber 1848 mußte ein durch die Härte des Gouverneurs und Oberbefehlshabers Viscount Torrington hervorgerufener, rein buddhistischer Aufstand, bei dem viele Plantagen der Europäer zerstört wurden, mit bedeutender Truppenmacht unterdrückt werden, in Folge dessen Torrington 1850 seine Stelle niederlegte und C. Gegenstand der ernstesten Aufmerksamkeit des britischen Parlaments wurde. Vergl. Knox, Historical account of C., 1657, neue Ausgabe, London 1817, deutsch, Leipzig 1689; S. de Vries, T'Eyland C., Amsterdam 1692; Percival, An account of C., London 1803, deutsch, Leipzig 1803; Cordiner, Description of C., 2 Bde., London 1807; Davy, An account of the interior of C., das. 1821; Forbes, Eleven years in C., das. 1840; De Butt, Rambles in C., das. 1842; J. Selkirk, Recollections of C., das. 1844; Pridham, An historical, political and statistical account of C., 2 Bde., das. 1849; Sirr, C. and the Cingalese, 2 Bde., das. 1850; Turnour, Epitome of the history of C., nach einheimischen Quellen, Colombo 1836; Knighton, History of C., London 1845.

Chabertsöl (Oleum contra Taeniam Chaberti), eine Verbindung von 1 Theil Hirschhornöl mit 2 Theilen Terpentinöl, die auf $^{3}/_{4}$ überdestillirt wird, von widerlichem Geruch u. Geschmack, wird gegen den Bandwurm angewendet.

Chablais (ital. Sciablese), Provinz des sardinischen Herzogthums Savoyen, eine der neun Provinzen, in welche Savoyen zerfällt, grenzt gegen Norden an den Genfersee, gegen Westen an das Herzogthum Genevois u. den schweiz. Kanton Genf, gegen Süden an die Baronie Faucigny und gegen Osten an den Kanton Wallis u. umfaßt $17^{1}/_{4}$ □Meilen mit 55,000 Einwohnern, welche Getreide- und Weinbau, Viehzucht und Handel mit Holz treiben. Das Land dacht sich gegen Norden ab und seine Gewässer fließen daher alle in den Genfersee, wie der Hermance, Morge, Foron, Deveron, Drance. Stark besucht ist die Heilquelle zu Amphion, eine halbe Stunde von dem Städtchen Evian am Genfersee gelegen. Hauptstadt der Landschaft ist Thonon mit 4000 Einwohnern. C. hieß unter den Römern Provincia equestris, später Ager caballiacus, weil mehre Stutereien hier waren, und stand im Mittelalter unter eigenen Herzögen. Die Einwohner hießen Nantuater. Kaiser Konrad der Salier machte C. dem Grafen Humbert mit den weißen Händen zum Geschenk, dessen Nachfolger sich Herzöge von C. nannten, bis Savoyen selbst ein Herzogthum ward. Gewöhnlich führt ein königlicher Prinz von Sardinien den Titel eines Herzogs von C.

Chablis, Stadt im französischen Departement Yonne, am Seray zwischen Rebenhügeln, mit 4 Kirchen und 3000 Einwohnern, welche ausgezeichneten weißen Languedocwein (Vin de Chablis) bauen. Hier ward den 25. Juni 841 eine blutige Schlacht zwischen den drei Söhnen Ludwigs des Frommen, Kaiser Lothar auf einer und

Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen auf der andern Seite, geschlagen, auch Schlacht von Fontenai genannt.

Chaboras, Fluß in Mesopotamien, entsprang aus mehr als 300 Quellen bei der Stadt Resain (Rees-ül-Ain), strömte durch fruchtbare Gefilde u. fiel bei Circesium in den Euphrat. Er machte die Grenze vom römischen Mesopotamien. Bei den Hebräern hieß er Khebar, bei Strabo Aborras, bei Ammian Aboras, bei Plinius Chabura, jetzt Khabur.

Chabot, François, berüchtigter französischer Revolutionsmann, wurde 1759 zu St. Geniez-Dol in Rovergue geboren und trat frühzeitig in den Kapuzinerorden. Unsittliche Schriften, welche er las, um die geheimen Sünden kennen zu lernen und sich so zum Beichtvater vorzubereiten, hatten den entgegengesetzten Einfluß auf seinen Geist, und C. verfiel, obgleich er nach Aufhebung der Klöster noch Geistlicher blieb, in die schnödesten Lüste. Der neue Bischof von Blois ernannte ihn zu seinem Generalvikar und wußte es dahin zu bringen, daß das Departement Loire und Cher ihn in die Nationalversammlung wählte, wo er sich in den heftigsten Schmähungen gegen den König, die Minister und alle gemäßigten Deputirten ergoß und unermüdlich an dem Sturz des Thrones arbeitete. Seine Reden über den österreichischen Ausschuß verstrickten ihn in eine Denunciation der Minister; doch kaum war er derselben entgangen, als sein Haß gegen die königliche Autorität ihn dahin verleitete, sich von einigen Vertrauten verwunden zu lassen, um diese That auf die Hofpartei zu schieben und dadurch den Haß des Volks zu erregen. In der Nacht vom 9. auf den 10. August 1792 predigte er in den Kirchen von St. Antoine in den leidenschaftlichsten Ausdrücken Aufruhr, rettete aber am folgenden Tage einige Priester u. den Taubstummenlehrer Sicard vor der Wuth des blutgierigen Pöbels. Von demselben Departement in den Konvent gewählt, beabsichtigte er, die Muscadins zu verjagen und ihre Güter den Sansculottes zu überlassen. Von ihm rührt der Name seiner auf den höchsten Bänken des Konvents sitzenden Partei, Montagnards, Männer vom Berge, her, wie auch auf seinen Vorschlag die pariser Kathedrale Notre-Dame Tempel der Vernunft genannt wurde. Spottweise nannte man ihn den wüthenden Mönch. Durch seine Verheirathung mit der österreichischen Baronin von Frey aus Brünn und durch die Begünstigung von deren Brüdern, welche sich in der allgemeinen Unordnung zu bereichern strebten, seiner Partei verdächtig geworden, ward er nach fruchtloser Berufung auf die Unverletzbarkeit der Volksrepräsentanten, die er selbst früher für Andere nicht gelten lassen wollte, in den Palast Luxembourg gefangen gesetzt und angeklagt, sich mit einigen Deputirten und seinen Schwägern an den Effekten der ehemaligen indischen Kompagnie durch Verfälschung eines darauf bezüglichen Gesetzes haben bereichern zu wollen. Als er sah, daß er verloren war, nahm er Gift und wegen der entsetzlichen Schmerzen Gegengift. Drei Tage später betrat er mit seinen Schwägern das Blutgerüst (am 5. April 1794).

Chabrias, einer der ausgezeichnetsten attischen Feldherren, von seinen Feinden selbst der vortrefflichste Heerführer genannt, erhob seine in Folge des peloponnesischen Krieges schwer darniedergedrückte Vaterstadt zu neuer Blüthe und Macht. Im Jahr 392 v. Chr. erhielt er an Iphicrates' Statt den Oberbefehl über die athenischen Truppen, um Korinth, die mit den feindlichen Spartanern befreundete Stadt, zu erobern. Da aber die Aegineten mit ihren leichten Fahrzeugen fast täglich die attische Küste plünderten und verheerten u. ein lacedämonisches Geschwader unter Hierax alle Zufuhr abschnitt, so ward C. das Kommando der Flotte anvertraut und Athen war gerettet (390 v. Chr.). Mit 10 Triremen u. 800 Leichtbewaffneten fuhr er nach Aegina, landete eine kleine Truppe, segelte dann an der Insel vorüber, kehrte, sobald die Feinde, um jenes Häuflein aufzureiben, aus der Stadt gefallen waren, rasch um und schlug dieselben gänzlich. Nach dieser blutigen Züchtigung segelte er nach Cypern, um Evagoras, dem König von Salamis, zur völligen Unterwerfung dieser Insel gegen die Perser beizustehen, eroberte bis 387 v. Chr. die ganze Insel und errichtete viele Trophäen (Siegeszeichen). Hierauf trat er 385 v. Chr. als Anführer der griechischen Miethstruppen in den Dienst des ägyptischen Königs Acorus, ward aber auf Verlangen des persischen Feldherrn Pharnabazus von seinen Landsleuten zurückgerufen. Er war es, der 379 durch geschickte Aufstellung seiner Truppen verhinderte, daß das spartanische Heer unter Cleombrotus durch die Engpässe von Eleutherä gegen Theben vorbrechen konnte, und 378 verheerte er das Gebiet der Hestiäoten und unterwarf die Inseln Peparethus, Sciathus u. a. Das Jahr darauf lief er mit einer gegen 60 Triremen starken Flotte unter dem spartanischen Feldherrn Pollis aus und erfocht am 16. Boëdromion (Sept.) bei Naxos einen vollständigen, folgenreichen Sieg über die Peloponnesier, in Folge dessen die bisher gehemmte Proviantflotte in den Piräeus einlaufen konnte. Der kluge und tapfere Seeheld ward von seiner dankbaren Vaterstadt mit Ehrenbezeigungen überhäuft und der Sieg selbst über den des Conon erhoben; denn C. hatte selbst die Verunglückten sorgfältig gerettet und die Todten begraben. Inzwischen hatte Cleombrotus dem vorsichtigen Agesilaus den Oberbefehl über das spartanische Heer abgetreten, und dieser drang mit 18,000 Mann in Böotien gegen Theben vor, setzte sich bei Thespiä und bedrohte mit 1500 Reitern die ganze böotische Ebene. C. wurde noch in demselben Jahre mit 5000 Mann Fußvolk und 200 Reitern den bedrängten Thebanern zu Hülfe geschickt. Da er mit einem so schwachen Corps gegen die spartanische Uebermacht im freien Felde nichts ausrichten konnte, stellte er sich auf einem 20 Stadien von Thespiä entfernten, schwer zu ersteigenden Hügel auf, warf die andringenden leichten Truppen zurück und befahl den Seinigen, als Agesilaus mit seinem ganzen Heere heranzog, gegen die sonst bei den Griechen übliche Sitte, nicht vom Platze zu rükken, sondern mit einem Beine sich niederzulassen, den Schild an das Knie zu setzen und mit gefälltem Speere den Feind zu erwarten. Die Neu-

heit dieses in Einem Tempo ausgeführten Manövers, wie die ruhige, feste Haltung des Feindes überraschte den spartanischen Feldherrn, welcher, einen Faustkampf befürchtend, den Rückzug befahl. In solcher Stellung, die vorzugsweise die des C. heißt, wurden ihm in Athen Bildsäulen errichtet, und sie erhielt durch ganz Griechenland eine solche Berühmtheit, daß man später Athleten und Mimen in der Stellung, in welcher sie den Sieg davongetragen, Statuen setzte. Lessing hält den borghesischen Fechter für einen C. Dieser durch C.' Strategema bewirkte Rückzug der Spartaner fachte den alten Kriegsmuth der Thebaner wieder an und legte den Grund zu den folgenden Siegen bei Leuctra und Mantinea. Als 376 v. Chr. die Triballer, 30,000 Mann stark, aus Mangel an Getreide in das fruchtbare Gebiet der früheren attischen Kolonie Abdera in Thracien einfielen u. die Stadt selbst bedrohten, kam C. den Bedrängten zu Hülfe und trieb siegreich die Feinde in ihr Land zurück. Obgleich in dem durch den persischen König Artaxerxes 375 v. Chr. vermittelten Frieden zwischen den Peloponnesiern einerseits und den Athenern und ihren Bundesgenossen andererseits bestimmt war, daß alle griechischen Städte frei und ohne spartanische Besatzungen seyn sollten, verlangten dennoch die Thebaner ganz Böotien unter ihre Oberhoheit. Gegen diese ungerechte Forderung verbanden sich die Athener mit den Spartanern, und C. zog 369 v. Chr., als der thebanische Feldherr Epaminondas den Peloponnes mit einem neuen Einfall bedrohte, gegen die ehemaligen Verbündeten. Umsichtig und rasch befestigte er mit einem 10,000 Mann starken Heere von Athenern, Palenäern und Megarern und mit 19,000 Mann spartanischen Hülfstruppen den Isthmus, indem er von Cenchreä bis Lechäum einen tiefen Graben mit einem Walle ziehen ließ, und vertheidigte muthig und glücklich Korinth gegen Epaminondas. Als die Thebaner den Athenern Oropus entrissen, wurde C. von Philostratus von Colonus auf Leben und Tod angeklagt, aber freigesprochen, wenigstens nicht zu jener Strafe verdammt. Nach dem Frieden, der ein Resultat der Schlacht bei Mantinea war, folgte C. 362 einer Einladung des Tachus, Taus oder Tamus, welcher sich zum König von Aegypten aufgeworfen hatte, und leistete demselben als Admiral durch kluge Rathschläge zur Bekämpfung der Perser die wichtigsten Dienste. Als aber der Spartaner Agesilaus, der Führer der Landtruppen, sich treulos auf die Seite des Nectanebus, des aufrührerischen Sohnes des Tachus, und bald darauf selbst auf die des persischen Königs wandte, ging C. nach Hellas zurück. Er war schon ein Sechziger, als er 358 v. Chr. bei dem Ausbruch des sogenannten Bundesgenossenkrieges mit Chares eine Expedition gegen die rebellischen Städte Chios, Rhodus, Cos und Byzanz befehligte, und zwar er selbst die Flotte, Chares die Landtruppen. Vor Chios trafen die Athener die Hülfstruppen von Byzanz, Rhodus, Cos und dem karischen König Mausolus und begannen alsbald die Belagerung. Bei einem Ausfall der Chier segelte C. in den Hafen und ein hitziges Gefecht entspann sich. Ein feindlicher Schiffsschnabel durchbohrte des Feldherrn Schiff; die andern athenischen Schiffe flohen. C. aber, welcher einen ruhmvollen Tod der schimpflichen Ergebung vorzog, focht, während die Schiffsmannschaft durch Schwimmen sich zu retten suchte, bis er, von Wunden bedeckt, seinen Geist aufgab. Mit ihm, dem letzten glücklichen Feldherrn Athens, sank immer mehr die Macht und die Freiheit dieses Staates. Demosthenes gedenkt seiner lobpreisend in der Rede gegen Leptines. Pausanias fand sein Grab unter den Reihen der Heldengräber auf der Straße vom heiligen Thore nach der Akademie, in der Nähe der Ruhestätte des Pericles, Phormio und Thrasybul. Athen ehrte seine Thaten dadurch, daß es seinem entarteten Sohne Ctesippus die Freiheit von öffentlichen Lasten verlieh.

Chacabuco, Ort in der südamerikanischen Republik Chili, auf dem Wege von St. Rosa nach St. Jago. Hier besiegte am 12. Februar 1817, nach einem unsäglich beschwerlichen Marsche über die Anden, St. Martin, General der Republik Buenos-Ayres, die Spanier unter Moroto und zog am 14. Februar triumphirend in St. Jago ein. Dieser Sieg entschied Chili's Befreiung.

Chaco (el gran Chaco), weites, nur selten von dem Fuße eines Europäers betretenes, unbebautes Ländergebiet in Südamerika, welches, theils zur argentinischen Republik, theils zu Bolivia gehörig, zwischen Parana und Paraguay im Osten, den östlichen Ausläufern der Anden im Westen, den Ketten von Bolivia und Matto-Grosso im Norden und dem Rio Salado im Süden einen Flächenraum von fast 20,000 □ Meilen bedeckt. Das Land ist eine große Ebene, die nur in ihren westlichen u. nördlichen Theilen von einzelnen Hügelketten durchzogen wird, welche die Wasserscheiden zwischen dem Rio Salado, Vermejo, Pilcomayo, den drei großen, das Land in südöstlicher Richtung durchströmenden, weithin schiffbaren Zuflüssen des Paraguay, bilden. Der nördlichere Theil ist verhältnißmäßig gut bewaldet und von der reichsten tropischen Vegetation bedeckt, während der südlichere Theil, zwischen 26° und 30° südlicher Br., wegen Mangels an Regen und Bewässerung fast einer Wüste gleicht. Der Boden trägt im Allgemeinen einen sandigen Charakter; an vielen Stellen ist er mit Salzkrusten bedeckt, an andern finden sich Salzsümpfe, nur an einzelnen gute Weideplätze. Bewohner hat dieser Theil des C. gar nicht; nur am Rio Salado haben sich einzelne Familien angesiedelt. Dagegen werden die Striche des Landes, welche sich zwischen Vermejo und Paraguay und zu beiden Seiten des Pilcomayo ausbreiten und unter dem Namen der Llanos de Manso bekannt sind, von vielen, jedoch wenig zahlreichen Indianerstämmen bewohnt. So streifen die Tobas, Mataguayos und Matacos an den Ufern des Vermejo, die Guanas, Guaycuras, Yagas, Lenguas und Jotrayaras zwischen Pilcomayo und Parana. Alle diese Völkerschaften, mit Ausnahme der Guanas und Matacos, welche durch die Bemühungen der Jesuitenmissionen seßhaft gemacht und an den Ackerbau gewöhnt worden, sind Nomaden und leben von den Produkten ihrer Heerden und der Jagd.

Sonst stehen sie sämmtlich in freundschaftlichem Verkehr mit den Weißen der benachbarten Staaten. Ihre Zahl dürfte jedoch kaum 30,000 übersteigen. Bei den innern Parteikämpfen der Staaten der argentinischen Republik bieten die unwirthlichen Gegenden des C. eine sichere Stätte für die Besiegten und Flüchtlinge.

Chaconne (ital. Ciaccona, Ciccona), ernster, edler Tanz des frühern französischen Operntheaters, nach Roquefort aus Spanien stammend, bestand aus einer Reihe großer, nicht schneller Tanzschritte in $^3/_4$-Takt und die dazu gesungene Melodie enthielt 4 oder 8 Takte. Jetzt findet sich die C. nur noch in den Opern „Armida" und „Alceste" von Gluck. In der Tanzkunst heißt ein Pas, welcher im Herumdrehen des Körpers gemacht wird, tems de Chaconne.

Chactaws (Choctaws, Tschektahs, Schattaer, Chactows), nordamerikanischer Indianerstamm, wohnte ursprünglich östlich vom Mississippi und haust jetzt in den Staaten Alabama, Arkansas und Mississippi, wo sie ein höchst fruchtbares und stark bewaldetes Hochland und grasreiche Wiesen, zwischen dem Mississippi und Tombigbee gelegen, inne haben. Die C. reden mit den Castahanas in Missouri ein besonderes Idiom, stehen unter Satschem (Häuptlingen) und haben in 43 Ortschaften und Dörfern feste Wohnungen. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang und leben mit den Kolonisten in Freundschaft. Den neugebornen Kindern drücken sie die Köpfe platt; daher heißen sie auch Plattköpfe. Sie sollen 45,000 Mann Krieger stark seyn. Ihr Hauptort in Arkansas ist Pecan Point am Red, die vornehmste Mission Elliot am Yellow.

Chacun à son goût (franz.), Jeder nach seinem Geschmack, Gefallen.

Chadidsha (Chadiga), die erste Gattin des 25jährigen Mohammed, vorher eine reiche Wittwe aus dem fürstlichen Stamme der Koraischiten, gebar ihm vier Söhne: Kasem, Tajab, Tahar, Abdallah, und vier Töchter, welche, mit Ausnahme Fatime's, Ali's Gattin und des Vaters einzige Erbin, frühzeitig dahin starben. Alle übrigen 14—15 Weiber Mohammeds blieben unfruchtbar. Durch seine epileptischen Zuckungen, als Folgen der Gegenwart des Engels Gabriel, fand Mohammed bei seiner Gattin als Prophet Gottes am ersten Glauben. C. † 65 Jahre alt, drei Jahre vor ihres Gatten Flucht nach Medina, von demselben zärtlich geliebt und von seinen Anhängern hoch verehrt. Vgl. Mohammed.

Chärea, Mörder Caligula's, s. Cassius.

Chäremon, stoischer Naturphilosoph, aus Alexandria, Lehrer und Vorgänger des Bibliothekars Dionysius von Alexandria, lebte zur Zeit der ersten römischen Kaiser, begleitete den Aelius Gallus auf einer Reise durch Aegypten, ward Bibliothekar im Serapistempel, folgte einem Rufe nach Rom und übernahm dort in Gemeinschaft mit dem Peripatetiker Alexander von Aegä die Erziehung Nero's. In seinem Werke über die Hieroglyphen und über die Geschichte und Religion Aegyptens, welches leider verloren gegangen, nahm er das Wesen der ägyptischen Götterlehre als eine Naturlehre und legte somit den Grund zur materialistischen Auffassungsweise jener Religion. Auch schrieb er über die Kometen.

Chäronea, Stadt in Böotien, südlich vom Ufer des Cephissus, an der Grenze von Phocis und bei dem Passe, welcher über Panopeus und den Parnaß nach Delphi führte, 20 Stadien von Panopeus, kommt bei Homer noch nicht vor, wenn es nicht das Arne desselben ist, und soll von Chäron, einem Sohne des Apollo und der Thero, gegründet worden seyn. Sie lag anfänglich unter einem steilen Felsen, der die Acropolis trug, gegen Morgen, dann ward sie auf der Westseite desselben gebaut und durch Empedocles, welcher eine Bergspalte verschloß, gegen den stürmischen Südwind geschützt; jetzt liegt sie südlich vom Felsen. Früher den Orchomeniern zinspflichtig, machte sie sich später frei und gehörte zum böotischen Bunde. In ihr blühte das alte Geschlecht der Peripoltiden, die zwar durch Kühnheit in dem persischen und galatischen Kriege sehr geschmolzen waren, von denen aber noch Glieder in der römischen Zeit vorkamen. Vor dem peloponnesischen Kriege hatten die Athener sich der Stadt bemächtigt u. hier Phocenser angesiedelt. Obgleich die Stadt wegen ihrer Lage an der Straße nach Böotien öfteren Plünderungen ausgesetzt war, so erholte sie sich doch stets wieder und galt noch zur Römerzeit als eine ziemlich ansehnliche Stadt. Sie war von einer etwa 2 Meilen breiten und 10—12 Meilen langen, höchst fruchtbaren Ebene umgeben und bereitete aus den hier in Menge wachsenden Olivenbäumen, Blumen und Würzkräutern vortreffliches Oel, Heilsalben und Parfümerien. Die Ausfuhr dieser Produkte wie der Transitohandel war bedeutend, da hier vorbei die Hauptstraße der Römer durch Mittelgriechenland nach Süden führte. Die Einwohner verehrten vorzüglich das Scepter des Agamemnon, ein Werk des Hephästus. C. ist der Geburtsort des berühmten Biographen Plutarch. Hier fand Pausanias das gemeinschaftliche, mit einem kolossalen Marmorlöwen geschmückte Grab der in der Schlacht gegen König Philipp gefallenen Thebaner, zwei Trophäen des Sulla wegen seines Sieges über Mithridates, und Plutarch erwähnt den Todtenhügel der Macedonier und die Alexanderseiche am Cephissus, unter welcher das Zelt dieses jungen Helden gestanden haben soll. Bedeutende Ruinen aus den ältesten Zeiten der Stadt finden sich in und um den jetzigen Caprena oder Capurno: die Acropolis mit viereckigen Thürmen, ein in den Bergfelsen gehauenes Theater, mehre Hypogäen und Gräber, ebenfalls in Felsen, Fragmente korinthischer Säulen, Altäre, Inschriften, ein schöner Marmorsessel. Zehn Minuten südöstlich vom Caprena wurde von den Reisenden Sanders, Taylor und Cressy jener Marmorlöwe wieder aufgefunden. Clarke entdeckte Trümmer eines kleinen Tempels mit Säulenschäften von polirtem grauen Marmor, korinthische und jonische Kapitaler, in der Kirche des Dorfes Säulen von Granit und von blauem und weißem Marmor. Nach einer von Cockerell entdeckten Inschrift befand sich in der Stadt

auch ein Tempel des Apollo Daphnephoros und der Artemis. C. ist berühmt durch den Sieg des macedonischen Königs Philipp über die Griechen (3. August 338 v. Chr.) und durch zwei Treffen des Sulla gegen Mithridates (86 und 85 v. Chr.).

Chärophyllum (Kälberkropf), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, meist ausdauernde Kräuter mit vielfach zerschnittenen Blättern. C. bulbosum *L.*, Myrrhis bulbosa *Spr.*, gemeiner oder knolliger Kälberkropf, wächst fast überall in Deutschland, an Hecken, Wegen, Ufern, auf schattigen Wiesen, in Grasgärten. Die möhrenartige oder knollige, weiße, fleischige Wurzel kommt in Ungarn und Wien auf den Markt, schmeckt wie Pastinak und wird als Salat gegessen. Die Pflanze wird wegen des gefleckten Stengels oft mit dem gefleckten Schierling, Conium maculatum, verwechselt, unterscheidet sich jedoch hinlänglich durch die etwas behaarten Blätter. Wenn man den Samen von C. bulbosum, welches schon dem Dioscorides unter dem Namen Myrrhis bekannt war, mit Wasser und Kalilauge destillirt, hierauf das mit Schwefelsäure gesättigte und verdampfte Destillat mit einem Gemisch von Alkohol und Aether behandelt, so bleibt nach dem Verdunsten dieser Auflösung ein Salz zurück, welches (von Polstorf Chärophyllin genannt) mit Kalihydrat einen starken Geruch nach der Pflanze entwickelt und beim Schmelzen verkohlt.

Chagre (Chagres), Stadt in der südamerikanischen Republik Neugranada, an der Mündung des gleichnamigen, sehr breiten und wasserreichen Flusses, auf der Nordseite der Landenge von Panama, in gesunder, heißer und zugleich feuchter Gegend gelegen, ist neben dem östlich gelegenen Porto-Bello eine der bedeutenderen Hafenstädte des Distrikts Isthmo am karaibischen Meere. Doch können nur kleinere Fahrzeuge in den Hafen einlaufen, welcher durch ein die flache Küste überragendes Fort geschützt wird. Die Einwohner, gegen 3600, beschäftigen sich besonders mit dem Transitohandel nach dem südöstlich auf der entgegengesetzten Küste des Isthmus gelegenen Panama. Die Waaren werden zunächst den Fluß, der bis zu seiner direkt östlichen Wendung bei Cruses, also über die Hälfte des ganzen Wegs, schiffbar ist, hinauf und dann auf dem schwierigen Landwege auf Maulthieren weiter transportirt. Als die Spanier noch C. besaßen, wurde das Hafenkastell St. Lorenzo nach Eroberung der Stadt vom Admiral Vernon in die Luft gesprengt.

Chagrin (Chagrain, Shagreen, in der Levante Saghir), ein starkes und hartes Leder, das von den Tataren und Armeniern in Astrachan von dem Rückenstück der Pferde- und Eselshäute, welche die Kalmücken und andere tatarische Völkerschaften liefern, bereitet wird. Man verwendet hierzu das hinterste Rückenstück gleich über dem Schwanz, beinahe in halbmondförmiger Gestalt, 1¹/₄ Ellen in die Quere und 1 Elle nach der Länge des Rückens, weicht diese Stücke ein, enthaart und entfleischt sie, so daß von der weich gewordenen Haut nichts übrig bleibt, als das reine faserige Gewebe, welches ungefähr das Ansehen einer in Wasser aufgeweichten Schweinsblase hat. Unter Benetzen mit Wasser werden diese in Rahmen geschnürt, mit der Fleischseite nach unten auf den Boden gelegt, mit den harten Samen einer Art Melde (Chenopodium album), Alabuta genannt, bestreut, dann ein Filz darübergebreitet und die Samen mit den Füßen in die weiche Haut getreten. Hierauf läßt man sie trocknen, spannt sie aus und schüttelt die Samen ab. In Folge der Eindrücke, welche die Samen veranlaßt haben, erscheinen die Häute nun voller Grübchen und Unebenheiten. Es folgt nun das Glätten. Mittelst eiserner Instrumente werden die Erhabenheiten zum Theil entfernt, die Oberfläche glatt geschabt und die Häute dann in Wasser gelegt, worauf dieselben quellen, besonders die eingedrückten vertieften Stellen, die nicht abgeschabt wurden, vor die geschabten hervordringen und das eigentliche Korn des C.s bilden. Nach zweitägigem Einweichen bringt man sie in eine heiße, koncentrirte Lauge von kohlensaurem Natron, packt sie dann auf Haufen, legt sie zuletzt in Salzsoole und schreitet zum Färben. Meergrün ist die beliebteste Farbe; man färbt aber auch blau, roth und schwarz. Auch durch Abschleifen der stachligen Haut von Haifischen, sowie von Fischottern, Seehunden und Meerkatzen, mit Sandstein und Farben wird C. dargestellt.

Chaibar, uralte, in der arabischen Geschichte berühmte Festung der Juden, in Hedschas, 6 Stationen nordöstlich von Medina. In den ersten Feldzügen Mohammeds hatte sich die gesammte Judenschaft der Umgegend mit ihren Schätzen hierher geflüchtet und ergab sich erst nach dem Fall mehrer anderer Burgen und nach hartnäckiger Gegenwehr. Die Tochter des Fürsten von C., Safiah, ward Gattin des Propheten, und die Juden mußten als Tribut die Hälfte von dem jährlichen Ertrag ihrer Ernte (vorzüglich Datteln) entrichten. Unter den hier angesiedelten Stämmen finden sich noch die Anzah vor. Nach Niebuhr sind die noch hier wohnenden unabhängigen Juden, die Beni Chaibar, als Räuber und Ketzer verrufen und von den andern Juden gehaßt; nach Seetzen sind die Chaibarienser meist Mohammedaner geworden.

Chaibones (Chaviones, Caviones), ein um 286 n. Chr. mit den Herulern am Niederrhein erscheinendes Volk, stammt wahrscheinlich aus der cimbrischen Halbinsel. Sie wurden von Maximinian geschlagen und kehrten wieder über den Rhein zurück. Als Konstantin I. über diesen Fluß setzte, litten sie sehr, und ihre Reste verlieren sich von da an unter den mit ihnen verbündeten Franken. Mannert, Wilhelm und Zeuß halten sie identisch mit den Avionen und verlegen ihre Wohnsitze um Kiel und Eutin. Die Chauben des Strabo (VII, 1, 3) sind nicht mit ihnen zu verwechseln und wohnten nach Reichard um Kaub an dem Rhein.

Chailles (franz.), kieselreiche sphäroidische Kugeln, die durch Verwitterung in einen ockerigen, wenn trocken, klingenden Zustand übergehen und namentlich in der mittleren Abtheilung des schweizer Jura häufig sind. Greßly benennt

nach ihnen ein ganzes Formationsglied: Terrain à chailles.

Chaillot, ehemals Dorf an der Seine, seit 1659 ein Faubourg von Paris, welcher von Westen her an die elysäischen Felder stößt. Da die Anhöhe, worauf es liegt, die Stadt und den Fluß beherrscht, so findet man daselbst viele Häuser mit schönen Aussichten. An dem Hügelanhange, der Jenabrücke gegenüber, sind Baumgänge und Terrassen. Die Hochebene, wozu sie hinabführen, der vormalige Klostergarten der Nonnen vom Orden de la Visitation de Sainte-Marie, war zum Bauplatz für den Marmorpalast des Königs von Rom bestimmt. In der Pfarrkirche von C. ist das Grabmal des tapfern Holsteiners, Grafen Josias Rantzau, Marschalls von Frankreich, der 1650 hier beerdigt wurde. Das ehemalige Kloster Sainte-Perrine oder Sainte-Geneviève ist seit 1806 ein Armenhaus für alte Leute. Die berühmte, von Maria de Medici 1604 gestiftete türkische Teppichfabrik der Savonnerie wurde 1626 nach den Gobelins verlegt und mit dieser Anstalt vereinigt; an ihrer Stelle steht jetzt das große Badehaus und Proviantmagazin für die Garnison von Paris. Nicht weit davon ist das große Pumpenwerk (Pompe à feu de Chaillot), welches die Gebrüder Perrier 1778 anlegten, ein felsenfestes Gebäude mit zwei Dampfmaschinen, welche binnen 24 Stunden ungefähr 150,000 Kubikfuß Wasser auf die Anhöhe von C. treiben, von wo das Wasser nach verschiedenen Gegenden der Stadt hingeleitet wird.

Chaise longue (franz.), eine Art Kanapee, oben erhöht und ausgeschweift, um den Kopf darauf legen, unten gerade ausgehend, um die Füße bequem ausstrecken zu können; gleicht dem Lotterbett des Mittelalters und der jetzigen Bergère.

Chaix, Genremaler zu Genf, Davids Schüler, ausgezeichnet durch Zeichnung, Ausführung, Harmonie der Farben, gutes Helldunkel, wie durch Lichteffekte und Reflexe in denselben. Von seinen zahlreichen Gemälden sind von hohem Werthe: das Grabgewölbe Ludwigs von Orleans; die Bernhardiner, welche aus dem Schnee eine dem Erstarren nahe Familie ausgegraben, ein Bild voll Lebendigkeit der Handlung, würdevoll in der Komposition und rein und klar in den Tönen; Klotilde, Amalarichs Gemahlin, im Thurme ꝛc.

Chaix d'Est-Ange, Victor Charles, ausgezeichneter französischer Advokat, 1800 zu Rheims geboren, begann schon in seinem 20. Jahre die juristische Praxis und erwarb sich bald großen Ruf als Vertheidiger im Kriminalprozesse durch die eigenthümliche Weise in Behandlung von Thatsachen. Die Hauptprozesse, die er geführt, sind: die Junivorgänge von 1820, die Verschwörungssache vom 19. August, der Prozeß der Sergeanten von Rochelle, der Preßprozeß Cauchois-Lemaire's 1828, der Prozeß Laronciere, der Prozeß des Vatermörders Benoit, der Prozeß Donon Cabot, der Prozeß Mortier, der Prozeß Marrast, der Prozeß Feuillet de Conches. Seine Plaidoyers finden sich in der Zeitschrift „Droit" und in der „Gazette des Tribunaux". Die wichtigsten und eine biographische Notiz über ihn enthält der 15. Band der „Annales du barreau français".

Chalcedon, Stadt in Bithynien, an der Propontis und dem Eingange in den Bosporus, Byzanz gegenüber, wurde 675 v. Chr. von den Megarern unter Archias und Dineus angelegt und Procerastis und später C., Stadt der Blinden, genannt, weil ihr Erbauer die zweckmäßigere Lage des späteren Byzanz nicht benutzt hatte. Durch den bithynischen König Nicomedes, welcher mit ihren Bürgern seine neue Hauptstadt Nicomedia bevölkerte, verlor sie ihr früheres Ansehen (140 v. Chr.). Später befestigten die Römer dieselbe aufs Neue und die christlichen Kaiser machten sie zur Hauptstadt der Provinz Bithynia, Pontica prima. Hier siegte den 18. September 323 n. Chr. Kaiser Konstantin über Licinius. Verfallen, wurde sie von Valens wieder erneuert u. Justiniana genannt. Unter dem Kaiser Galerius zerstörten nordische und später südöstliche Barbaren, die Türken, dieselbe. Die Steine wurden zu dem Bau von Moscheen in Konstantinopel verwendet. Die Griechen nennen C. noch mit dem alten Namen, die Türken das Dorf an ihrer Stelle Kadikjoi. C. ist Geburtsort des Xenocrates. Hier ward 451 jene berühmte Kirchenversammlung gehalten, bekannt als das vierte ökumenische Koncil, unter dem Vorsitz des Kaisers Marcian, welcher sie zusammengerufen hatte. Die auf den Koncilien zu Nicäa und Konstantinopel gefaßten Glaubensformeln wurden hier aufs Neue als Kirchenlehre anerkannt und Nestorius und Eutyches verdammt. Man stellte ferner den Glauben an zwei in der Person Christi ohne Vermischung vereinigte Naturen, die göttliche und die menschliche, fest, erweckte aber den Widerspruch des römischen Bischofs, weil der von Konstantinopel in Rechten und Vorzügen ihm gleichgestellt ward. Die hier bestimmten Dogmen gelten noch bei den Griechen, Katholiken und Protestanten.

Chalcedon (Calcedon, Chalcedonier), Mineral, bei Leonhard eine Art aus der Gattung Quarz, zerfällt in gemeinen C. u. in den Chrysopras. Er kommt selten krystallisirt (als Rhomboeder) vor, viel häufiger in tropfsteinartigen, nierenförmigen, traubigen, unregelmäßig knolligen Massen; oft ist er Versteinerungsmittel von Seethieren. Er ist halbdurchsichtig, dabei gewöhnlich von bläulichweißer Farbe, aber auch grau, weiß, gelb, braun, mit streifigen, wolkigen Farbenzeichnungen. Sein Bruch ist eben, wohl auch etwas blätterig und muschelig. Nach den verschiedenen Zeichnungen heißt er Baumstein, Baumachat, Baumchalcedon, Mochha-, Mokkastein, Augenstein (Anthropophthalmit, Aegophthalmit), Leucophthalmit), Chalcedonyx, Onyx, Plasma, Heliotrop, Karneol, Hydrochalcedon oder Enhydrit. Ein oft mit den schönsten Farbenzeichnungen geschmücktes Gemeng von C. und andern Quarzarten ist der Achat (s. d.). Der C. findet sich auf Gängen im Urgestein, mit Erzen oder als Geschiebe, in vielen Gegenden. Wegen seines Glanzes und wegen der Politur und der Zeichnungen wird er häufig zu Siegelsteinen, Stockknöpfen, Dosen und tausend andern Kunstarbeiten verwandt.

Chalcia, Sporadeninsel, s. Sporaden.

Chalcidische Halbinsel (Chalcis, Chalcidice), Halbinsel im türkischen Sandschak Sa-

lonik, von Bergketten durchzogen, welche von beiden Küsten terrassenförmig bis 600 Toisen aufsteigen, sich in Südost in 3 Arme theilen und eben so viele, ziemlich in das Meer reichende Landzungen bilden, die im Kap Monte Santo, Kap Drepano und Kap Pailuri endigen. Sie werden getrennt durch den Busen von Monte Santo und den von Cassandra, umgeben vom Busen von Orfano und dem von Salonik, ein schönes, im Alterthum hochberühmtes Gebirgeland, reich an Landgütern und Wald, von Griechen bewohnt. Hier der Berg Athos od. Hagion-Oros, die Häfen Alavara und Luagus.

Chalcidius, neuplatonischer Philosoph oder Grammatiker in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts, von Fabricius, Cave, Morhof, Brucker für einen Christen, von Giraldi sogar für einen Archidiakonus von Karthago gehalten; hinterließ eine lateinische Uebersetzung von Platons „Timäus", nebst einem Kommentar darüber: „Interpretatio latina partis prioris Timaei Platonis et commentarius in eundem" (zuerst Paris 1520, dann von J. Meursius, Leyden 1617, und in Fabricius' Ausgabe des Hippolyt, 2 Bde., Hamburg 1716). Er lehrte, die Dreieinigkeit seyen verschiedene Kräfte der Gottheit, die Welt sey beseelt und ewig, so auch die Sonne, die Sterne ꝛc., jeder Mensch habe seinen Engel, Dämon ꝛc.

Chalcis, Hauptstadt und eine der ältesten Städte der Insel Euböa, war an dem schmalsten Punkte des Sundes Euripus gelegen und daher als der Schlüssel der Durchfahrt aus den nördlichen in die südlichen Gewässer Griechenlands anzusehen. Eine stark befestigte Dammbrücke, welche ganz gesperrt oder für die Durchfahrt Einer Triere geöffnet werden konnte, verband die Stadt mit dem gegenüberliegenden Festland Euböa, weshalb Philippus, des Demetrius Sohn, C., nebst Korinth und Demetrias, Griechenlands Fußfessel nannte. Sie hatte 50 Stadien im Umfang, einen mit Säulenhallen, Tempeln und Bildsäulen geschmückten Marktplatz und eine sehr zahlreiche Bevölkerung, welche, geschickt und tapfer, auf der See einen ausgebreiteten Handel, besonders mit dem Ertrag ihrer Bergwerke und ihren trefflichen Fabrikaten in Eisen und Erz, trieb. Daher verspotteten die attischen Komiker die Geldgier der Chalcidäer. C. war stets eine der bedeutendsten Städte Griechenlands. Den stärksten Beweis für die Blüthe der Stadt geben die zahlreichen Kolonien chalcidischer Jonier auf den Inseln und Küsten des Mittelmeeres, wobei freilich zu erinnern ist, daß, da auch die ganze Insel C. heißt, leicht alle Ansiedelungen auf Rechnung dieser Stadt kommen können. In großer Menge gingen von hier Auswanderungen nach Macedonien und gaben der Halbinsel zwischen dem strymonischen und thermäischen Busen ihren Namen (Chalcidice). Chalcidäer kolonisirten die Inseln Jos, Seriphus, Peparethus u. a. Die älteste Ansiedelung der Chalcidäer und überhaupt der Griechen im Westen war Cuma in Kampanien, dann Rhegium, mittelbar Leontini, Catana, Tauromenium, Zancle, Himera, Callipolis, Euböa u. a. auf Sicilien. In C. wurde vornehmlich Apollo verehrt, dessen Haupt auch auf dem Avers der schönen chalcidischen Münzen steht; auf dem Revers befindet sich eine Lyra. In C. sprudelt die schöne Quelle Arethusa. Der Redner Isäus und der Dichter Lycophron waren zu C. geboren und der große Aristoteles starb daselbst. Schon vor dem trojanischen Kriege ward C. von den Athenern unter Pandorus, des Erechtheus Sohn, gegründet oder vielmehr später durch attische Jonier unter Cothus nur erweitert, indem Abanten und Kureten den ersten Grund zu der Stadt gelegt hatten. Auch Aeolier und Araber (vielleicht Phönicier) hatten sich hier niedergelassen. Ihren Namen soll die Stadt von der Nymphe Chalcis, Tochter des Asopus, erhalten haben. In älteren Zeiten ward sie von der Familienaristokratie der Ritter beherrscht. Herodot erwähnt eines Krieges zwischen C. und Eretria, an welchem Samos und Milet Theil nahmen; auch Theben war den Chalcidäern zinspflichtig, bis Amphitryon den chalcidischen König Chalcodon am Teumessus erschlug und Theben befreite. Im 6. Jahrhundert v. Chr. verband sich C. mit Sparta, um den vertriebenen Isagoras nach Athen zurückzuführen, jedoch ohne Erfolg. Im Perserkriege war die Stadt mit Athen verbündet, fiel nach dem unglücklichen Kriege desselben mit Böotien ab, ward 446 von Pericles unterworfen und erhielt eine demokratische Verfassung. Nach Athens Demüthigung im peloponnesischen Kriege ward C. auf kurze Zeit wieder frei. Der strategisch höchst wichtig gelegenen Stadt bemächtigten sich nach einander wieder Athen, dann Macedonien, Antiochus von Syrien, Mithridates und die Römer. Kaiser Justinian verstärkte ihre Befestigungen und gab der Stadt dadurch eine durchs ganze Mittelalter dauernde Wichtigkeit. Im Mittelalter hieß C. Euripus; jetzt Egripo, bei den Franken Negroponte, noch eine der bevölkertsten Städte Griechenlands.

Chaldäa (Chaldäi, Cephene, hebräisch Chasdim, chald. Chasdaje), im weiteren Sinne gleichbedeutend mit Babylonien, im engern eine Provinz dieser asiatischen Landschaft, westlich vom Euphrat bis zu dem wüsten Arabien, also der südwestliche Theil des heutigen Paschaliks Bagdad und Basra. C. hat seinen Namen von dem in Babylonien ursprünglich nicht seßhaften, sondern eingewanderten Volke der Chaldäer, welche im Alten Testamente Chasdim heißen, deren Wohnsitze in den nördlichen Gebirgen lagen und die von Schlözer, Heeren, Gesenius u. And. mit den heutigen Kurden zusammengebracht werden. Die Zeit ihrer Einwanderung verlegt man gewöhnlich in das 7. Jahrhundert v. Chr.: aber Diodor bezeugt ausdrücklich, daß die Chaldäer zu den ältesten Babyloniern gehörten, und in den babylonischen Königreichen des Eusebius finden sich, lange vor der Zeit der Semiramis, nach einer Dynastie von 86 Babyloniern, einer von 8 Medern und einer namenlosen von 11 ungenannten 49 chaldäische Könige. Die Chaldäer waren ein tapferes u. kriegerisches Volk. Die Assyrer bedienten sich desselben bei ihren Eroberungen entweder als Miethschaar, oder als eines abhängigen und tributären Volks (Jesaias 23, 13; Jerem. 5, 15), das aber in Babylonien zugleich ein ackerbauendes und civilisirtes ward. In dem babylonischen Reiche spielten

die Ansiedler, besonders als Krieger, aber bald eine so bedeutende Rolle, daß ihr Name allmählig allgemein wurde. Von ihrem wilden Kriegsmuthe spricht der Prophet Habakuk (1, 6 ff.): „Denn siehe, ich rege die Chaldäer auf, ein grimmig ungestümes Volk, das über der Erde Weiten zieht, Wohnungen einzunehmen, die nicht sein. Schrecklich u. furchtbar ist es, nach Willkür spricht es Recht und Urtheil. Schneller als Panther sind seine Rosse, schneller als Wölfe des Abends, seine Reiter stolziren daher; seine Reiter kommen von ferne, sie fliegen wie der Adler, der sich stürzt auf den Fraß" 2c. Ihre Religion bestand in Kosmogonie und Anthropogonie. Von Anfang war Alles Wasser und Finsterniß, darin Menschen, theils Zwitter, theils beflügelt, theils zur Hälfte thiergestaltig, desgleichen auch unentwikkelte Thiergeschlechter, Stiere mit Hundsköpfen, Hunde mit Fischschwänzen 2c. Dieses Chaos wurde von dem Weibe Omorca beherrscht, auf Chaldäisch Thalath, welches nach Orosius auf Griechisch so viel als Meer bedeutet. Gott Belus schnitt das Weib mitten aus einander und schuf aus der einen Hälfte den Himmel und aus der andern die Erde. Nach dieser Scheidung starben die Ungeheuer des Chaos, da sie das Licht nicht zu ertragen vermochten; dafür aber erstanden Menschen aus der mit Belus' eigenem Blute gemischten Erde, und aus dem mit Erde gemengten Blute eines andern Gottes erwuchs ein neues Thiergeschlecht. Aus dem erythräischen Meere stieg ein seltsames Wundergeschöpf, Oannes genannt, halb Fisch, halb Mensch, aber mit menschlicher Stimme, und lehrte die Menschen die Schrift, alle Wissenschaften und Künste, wie sie Städte und Tempel bauten, Ackerbau und Gesetze einführten; nur am Tage lehrte es, bei Nacht kehrte es ins Meer zurück. Hochberühmt waren die Chaldäer durch ihre Kenntnisse in der Astronomie, die natürlich, wie im ganzen Alterthum und noch jetzt im Orient, eng mit Astrologie verknüpft war. Simplicius erzählt, nach Porphyrius, daß Callisthenes, der Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitete, eine Reihe von 1903 Jahren hindurch in Babylon angestellte Beobachtungen zurückgebracht und dem Aristoteles mitgetheilt habe, wonach die Chaldäer schon über 2200 Jahre vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung sich mit Astronomie beschäftigt hätten. Jedenfalls müssen sie Jahrhunderte lang Beobachtungen angestellt haben, um die Periode Saros zu finden, welche gewöhnlich die chaldäische Periode, in neuern Zeiten auch die halleysche Periode genannt wird und nach Suidas chaldäischen Ursprungs ist. Dieselbe umfaßt einen Zeitraum von $6583\frac{1}{3}$ Tagen, oder von 18 julianischen Jahren und 11 Tagen (zu $365\frac{1}{4}$ Tagen), in denen der Mond 223 synodische Umläufe zurücklegt, und diente zur Zeitrechnung und zur Bestimmung der Finsternisse der Sonne und des Mondes, welche nach Verlauf dieser Zeit genau in derselben Ordnung und Größe wiederkehren. Nach dem arabischen Astronomen Albategnius bestimmten sie die Länge des Sternjahrs zu 365 Tagen 6 Stunden 11 Minuten, woraus hervorgehen würde, daß sie bereits die Verrückung der Nachtgleichen kannten. Ihre Hauptsternwarte war der große Tempel des Belus oder Baal in Babylon, den Herodot um 500 v. Chr. in seinem Aeußern noch wohlerhalten, doch leer fand. Seit dem Fall Babylons sank auch der astronomische Ruhm der Chaldäer. Einer ihrer Astrologen, Osthanes, der im Gefolge des Xerxes war, soll diese Wissenschaft nach Griechenland gebracht haben, von wo sie sich über das römische Reich verbreitete. Von den Schriften der Chaldäer ist nichts auf uns gekommen. Ueber die **Verfassungsform** des chaldäischen Reiches geben Daniel u. Jeremias genauere Andeutungen. Der König der Könige ist in seiner Burg, die Pforte genannt, von einem zahlreichen Hofstaat, unter welchem viele Verschnittene und reiche Herren, umgeben. Zu den bedeutendsten Hofämtern, deren Inhaber die nächste Umgebung des Königs bildeten, ihn auch im Krieg begleiteten, gehörten das eines Palastpräfekten, eines Obersten der Verschnittenen, welcher unter andern die Aufsicht über die den König bedienenden Edelknaben (Idschoglans in der Türkei) hatte, des Obersten der Leibwache, der auch die Todesurtheile vollzog, und des Obersten der Magier, welche zusammen vielleicht den Namen der königlichen Räthe (Hadabrin) führten. Das Reich war in Satrapien (Provinzen) eingetheilt, welche von darin angestellten Beamten verwaltet wurden. Solche Würdenträger waren die Achaschtarbenim, Satrapen; Bachawatha, Bachoth, Vorsteher der Distrikte, den Satrapen untergeordnet; Adargasraja, Oberrichter; Sedabraja, Schatzmeister; Dethabraja, Gesetzkundige; Thiphthaja, Rechtsgelehrte. Als Todesstrafen, die den barbarischen Charakter des Orients an sich tragen, kommt das lebendige Verbrennen und das in Stücke Zerhauen vor.

In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirche stand C. unter Partherkönigen aus der Dynastie der Arsaciden und den ersten sassanidischen Königen. Unter ihrer Herrschaft genoß das Land große Ruhe, weil die Römer dort nur geringen Einfluß hatten; deshalb ließ sich auch im 4. Jahrhundert eine große Anzahl von Mönchen, Schülern des heil. Antonius, in C. nieder. Bald darauf bemächtigte sich indeß der König von Sapor des Landes und verübte dort, fast 40 Jahre lang, unerhörte Grausamkeiten. C. fing kaum wieder aufzublühen an, als die Christen, welche sich gegen das 5. und 6. Jahrh. in drei Sekten theilten, nämlich in Orthodoxe, Nestorianer und Eutychianer oder Jakobiten, neue Verwirrung und Unordnung über das Land brachten. Die letzten der genannten Sektirer blieben die zahlreicheren und stärkeren; sie verbreiteten sich über ganz Asien und predigten ihre Lehre. Nestorianische Chaldäer wohnten gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts zu Ctesiphon, der damaligen Hauptstadt des persischen Reichs, als diese von den muselmännischen Arabern genommen u. gänzlich ausgeplündert wurde; ihr Patriarch Jesujabus begab sich zu Mohammed und erhielt von demselben Schutz und einen Zufluchtsort. Auch der Gründer des ottomanischen Reichs und seine ersten Nachfolger waren den Chaldäern, die ihnen wesentliche Dienste leisteten, günstig gesinnt. Die Kaiser stellten eine

große Anzahl von ihnen bei den Statthalterschaften der Provinzen und der eroberten Städte an; die Khalifen und Pascha's bedienten sich ihrer als Geheimschreiber und Aerzte, und nach der Gründung des Paschaliks Bagdad ernannte der ottomanische Kaiser einen Chaldäer zum Patriarchen dieser Stadt. Diese Begünstigungen dauerten indeß nicht lange, denn bald wurden alle christlichen Sekten auf gleiche Linie gestellt; nur behielten die Chaldäer ihre Patriarchen u. Oberhäupter. Mehre Male versuchten sie, sich mit der römischen Kirche zu vereinigen, zu welchem Zweck die Entwürfe den Päpsten Innocenz IV., Nikolaus IV., Julius III. und Paul V. vorgelegt wurden; doch blieben alle diese Schritte erfolglos. Gegenwärtig gibt es in Indien noch ungefähr 300,000 Chaldäer, welche seit drei Jahrhunderten zur katholischen Religion zurückgekehrt sind, und 30—40 mit chaldäischen Jakobiten bevölkerte Dörfer. In Mesopatamien findet man zu Mardir und Diarbekir Chaldäer: alle sind, sowie die zu Bagdad und im ganzen Paschalik, Katholiken. Auch das Paschalik Mosul ist mit Chaldäern bevölkert, und die Moslemin lassen sie ungehindert die Gebräuche ihrer Religion üben. In Kurdistan, Bah-Dinan, Agari und einigen persischen Provinzen wohnen ebenfalls Chaldäer. Die Gesammtzahl der chaldäisch-katholischen Bevölkerung in der Diöcese Babylon, in Syrien und Armenien mag sich auf 260,000 Seelen belaufen. Die Hierarchie der Chaldäer besteht aus einem Patriarchen, welcher seinen Sitz im Paschalik Mosul hat, aus mehren Bischöfen, Priestern u. untergeordneten Kirchendienern. Die erste chaldäische Kirche erhob sich zu Seleucia, wo der Patriarch damals seinen Sitz hatte; jetzt ist diese Stadt ein mit Dornen und Gestrüpp bedeckter Trümmerhaufen mit einigen von Beduinen bewohnten Hütten. Die katholischen Chaldäer haben sechs Bischöfe, welche zu Diarbekir, Mardir, Seber, Karkuk, Salmas und Mosul residiren. Sie feiern viele Festtage: der 15. Mai und 15. Juni sind zwei der heiligen Jungfrau, genannt „Unsere Liebe Frau von den Kornähren", geweihte Tage, ursprünglich ein von den alten Assyrern der Göttin des Ackerbaues gefeiertes Fest. Sie haben noch den alten Kalender und kennen die vom Papst Gregor XIII. eingeführte Verbesserung nicht. Die alten Vorschriften der katholischen Religion befolgen sie streng; sie haben gegen 180 Fasttage im Jahre, und Schwärmer unter ihnen zünden an solchen ihre Pfeife durchaus nicht an der Flamme eines Talglichts an, weil sie von Unschlitt genährt wird. Die Sprache ihrer Liturgie ist die syrische; im gewöhnlichen Leben hingegen sprechen sie armenisch. In den Kirchen sind die Männer von den Frauen getrennt; sie bleiben in denselben bedeckten Hauptes, doch ziehen sie am Eingange ihre Schuhe aus. Weder Bänke noch Stühle sind in ihren Gotteshäusern zu finden; im Sommer werden Matten und im Winter zuweilen Teppiche über das Pflaster gebreitet, auf welchen sich das Volk auf die Kniee wirft oder noch öfter mit untergeschlagenen Beinen nach orientalischer Sitte niedersitzt. Die Chaldäer der Städte treiben die Gewerbe der Maurer, Tischler, Färber, Weber ꝛc. (ihre Mousseline u. gedruckte Baumwollenleinwand sind geschätzt); die reichsten widmen sich dem Handel. Auf dem Lande beschäftigen sie sich meist mit dem Ackerbau, da aber der Grund und Boden dem Großherrn gehört, so bleibt ihnen nach entrichteten Abgaben und Grundzins nur wenig übrig. Eine große Anzahl von ihnen befindet sich als Geschäftsführer im Dienste reicher Türken; sie stehen in dieser Hinsicht im Rufe großer Rechtlichkeit. Ihre Tracht besteht seit dem frühesten Alterthum in langen Kleidern; den Kopf ziert eine rothe, von einem Turban umschlungene Mütze, deren Farbe sie als Christen bezeichnet. Die Frauen der großen Städte, wie Bagdad und Mosul, tragen, wenn sie auf der Straße sind, einen dichten Schleier über das Gesicht; in den kleinen Städten und Dörfern hingegen ist dasselbe unbedeckt. Die Heirathen werden in sehr jugendlichem Alter geschlossen. Die Verlobungen finden schon drei, fünf oder sechs Jahre vor der Hochzeit Statt und werden im Hause begangen. Der Priester bringt der Braut von dem Bräutigam einen Ring und erhält ihre Einwilligung öffentlich; die Aeltern des neuen Paares machen sich gegenseitig Geschenke, die man von Zeit zu Zeit erneuert, um sich die eingegangene Verpflichtung ins Gedächtniß zu rufen. Die Vermählung selbst wird in der Kirche vollzogen, worauf eine verschwenderische Libation in Branntwein, aber weder Fest noch Tanz folgt. Die Chaldäer vermehren sich zahlreich, und die Kinder sind kräftig, während bei den Arabern, Kurden und Türken sich eine merkliche Ausartung zeigt. Indeß herrscht bei ihnen die empörende Sitte des Kinderverkaufs, und ein armer, von seinen Gläubigern bedrängter Vater verkauft seine Kinder ohne Umstände oft für eine geringe Summe. Ueber Civilverhandlungen, Geburten, Ehen und Sterbefälle führen sie keine Register; der größte Theil ihrer Geschäfte wird mittelst Zeugen abgemacht, welche nebst den kontrahirenden Parteien unterzeichnen und ihre Siegel beidrucken. Nur Wenige führen ihren Familiennamen; die Meisten werden durch Vornamen und den Beisatz Sohn Dessen und Dessen bezeichnet, z. B. Peter, Sohn Johanns, Marie, Tochter Simons. Ist eine genauere Bezeichnung nöthig, so wird das Gewerbe des Vaters beigefügt. So bedeutet St. Simon Barsabbas (ein chaldäischer Bischof): Simon, Sohn des Färbers. Oeffentliche Vergehungen gegen die guten Sitten sind höchst selten.

Chaldäische Sprache, einer der 3 Hauptzweige des semitischen Sprachstammes, Muttersprache der Babylonier, zum Unterschied von dem Westaramäischen auch die ostaramäische Sprache genannt; s. Aramäische Sprache.

Chaldron (engl.), Steinkohlenmaß, 36 Scheffel.

Chalil, althebräisches Blasinstrument, von Luther nach der Septuaginta Pfeife oder Flöte übersetzt, bestand aus Rohr und hatte einen angenehmen, sanften Klang. Die vorzüglichsten wurden in der Gegend von Orchomenon verfertigt, weil gerade in dieser Gegend dasjenige Rohr wuchs, welches sich am besten dazu eignete. Beim Tempeldienste gebrauchten die alten Hebräer dieses Instrument nur zweimal im Jahre

am ersten Tage des Pfingstfestes und an den acht Tagen des Laubhüttenfestes. Man blies darauf den Gesang Hallel, jedoch nie mit weniger als zwei und nie mit mehr als zwölf solcher Instrumente.

Chalkondylas (Chalkokondylas, auch Chalkokandylas), Name einer byzantinischen Familie, die am Hofe Antonius', Herzogs von Athen und Theben, in hohem Ansehen stand, bis die Acciajoli das fürstliche Haus sammt den Dienern vertrieben. Laonikos C., in Athen geboren, lebte um 1470 in Konstantinopel und ist einer der vortrefflichsten byzantinischen Historiographen. Seine Geschichte der letzten Jahre des byzantinischen Kaiserreichs (1297 — 1462) gibt eine Darstellung der griechischen und der türkischen Verhältnisse und umfaßt zehn Bücher. Der Styl (griechisch) ist einfach, klar, die Sprache für die Zeit ziemlich rein; der Text hie und da verdorben und lückenhaft. In das Lateinische übersetzt und herausgegeben ward das Werk von Konrad Clauserus (Basel 1560), griechisch mit Clausers lateinischem Text (Genf 1650, Paris 1650), von Hann. Fabroti (Venedig 1729) und griechisch und lateinisch von Becker im „Corpus scriptorum historiae Byzantinae" (Bonn 1843). C. verlebte seine letzten Jahre wahrscheinlich auf einer venetianischen Insel oder in Italien, wohin ihm sein Bruder Demetrius nach Konstantinopels Fall vorangegangen war. Der letztere, berühmter griechischer Grammatiker, um 1424 in Athen geboren, Schüler des Theodorus Gaza, ging nach der Eroberung seiner Heimath als Lehrer der griechischen Sprache nach Italien, wo er anfangs zu Perugia, Rom und anderen Orten verweilte, bis ihn Lorenzo Medici neben Politianus nach Florenz berief. Nach Lorenzo's Tod folgte er einer Einladung Ludwig Sforza's nach Mailand und † hier, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines sittlichen Charakters in hohem Ansehen stehend, 1511. Seine vortreffliche griechische Sprachlehre übertrifft des Chrysoloras Werk an Vollständigkeit und das Gaza's an Einfachheit. Sie erschien unter dem Titel „Erotemata" zuerst in Mailand um 1493 (ohne Angabe von Ort und Jahrzahl), dann zu Paris 1525, zu Basel 1546. Noch größeres Verdienst erwarb er sich durch die Besorgung der ersten Drucke von Homer (Mailand 1488), Isocrates (das. 1493) und Suidas (das. 1499).

Chalkos (griechisch, lateinisch Chalcus, Aureolus), eine eherne Scheidemünze des alten Griechenlands, gewöhnlich durch X oder *Xa* bezeichnet, nach unserm Gelde etwa ein Pfennig. 3 C. machten einen Hemiobolus, 4 einen Pelanor, 6 einen attischen und 10 einen äginetischen Obolus. Auf dem attischen C. befand sich eine Nachteule.

Chalkoxilographie, Name einer von Siegländer in Wien erfundenen und 1837 bekannt gemachten Methode, die Kupferstecher- mit der Holzschneidekunst dergestalt zu verbinden, daß die Aquatintamanier im Stahlstich treu und mit gleicher Feinheit und Vollendung wiedergegeben erscheint. Der Abdruck erfolgt auf gewöhnlichen Druckerpressen, ohne weitere Vorrichtung, in steter Reinheit.

Challah (hebr.), Opferkuchen, das Stückchen Teig, welches nach 4. Mos. 15, 20 beim Einkneten des Brodes weggenommen und als Teruma angegeben wurde. Zum Andenken daran verbrennen die Juden noch heute ein Stückchen Teig vom Brode.

Challans, Flecken im französischen Departement Vendée, in Morästen, zwischen den Kanälen du Perrier und de L'Etier, hat 3000 Einwohner und Gruben mit Farbenerden. Hier Sieg des republikanischen Generals Bouillards über Charette, den 12. April 1793.

Chalmers, 1) George, englischer Historiker, 1742 zu Forchabers in der schottischen Grafschaft Murray geboren, studirte zu Aberdeen und Edinburg Rechtswissenschaft, begleitete dann einen Oheim nach den nordamerikanischen Kolonien Englands, ließ sich in Baltimore nieder und betrieb hier mit ziemlichem Erfolge das Rechtsgeschäft. Beim Ausbruch der nordamerikanischen Revolution stand er auf der Seite der ministeriellen Partei und trat den Anforderungen der Kolonie entschieden entgegen. Im Jahr 1775 kehrte C. nach England zurück, erhielt aber erst 1786 einen Posten beim Ministerium des Handels und der Kolonien. Er † 1825. Von C.' zahlreichen Schriften, von denen viele auch Interessen des Tags zum Gegenstand hatten, sind von allgemeinem Interesse: „Political annals of the united colonies" (London 1780); „On the comparative strength of Great Britain during the present and preceeding reigns" (das. 1782 und 1786, deutsch von W. H. Heinze, Berlin 1786); „Collection of treatises between Great Britain and other powers" (das. 1790, 2 Bände); „Caledonia, or a topographical history of North-Britain" (das. 1807 ff., 4 Bde.), ein Werk voll der gründlichsten Untersuchungen über die ältere Geschichte Schottlands. Auch schrieb er mehre vortreffliche Biographien, namentlich der Maria Stuart (das. 1818, 2 Bde., deutsch, Halberst. 1824), Daniel de Foe's (London 1790), Thomas Ruddimans (1794), Thomas Paine's (1796). Der Streit über den angeblichen Nachlaß Shakespeare's (1796) fand an ihm einen lebendigen Mitkämpfer für die Aechtheit desselben. Auch ist C. Herausgeber der poetischen Werke Allan Ramsay's (1800, 2 Bde.) und David Lindsay's (1807, 3 Bde.).

2) Alexander, des Vorigen Sohn, berühmter Biograph und Kritiker, um 1759 in Aberdeen geboren, wollte, nachdem er seine klassischen und medicinischen Studien beendigt hatte, 1777 als Chirurg sein Heil in der neuen Welt suchen, ging aber zuvor nach London, ward hier für die periodische Presse gewonnen und machte bald durch die kritische Schärfe seiner Artikel Aufsehen, namentlich zeichnete er sich in dem damaligen Kampf zwischen England u. seinen amerikanischen Kolonien für seine Landsleute vortheilhaft aus. Sein erstes selbstständiges größeres Unternehmen war sein „General biographical dictionary" (Lond. 1812—17, 32 Bde.), das über 9000 Artikel enthält. Von der langen Reihe seiner Schriften erwähnen wir nur noch seine „History of the university of Oxford" (1810, 2 Bde.), seine „British poets from Chaucer to Cowper" (das. 1810, 2 Bde.). Auch ist C. Herausgeber vieler englischen Nationalwerke, so Shakespea-

re's, S. Johnsons, Pope's u. A. Als Mitglied der königlichen und anderer Societäten der Wissenschaften † C. den 18. Dec. 1834.

3) Thomas, der ausgezeichnetste Prediger in der presbyterianischen Kirche Schottlands, den 17. März 1780 zu Anstruther in der schottischen Grafschaft Fife geboren, studirte von 1795—98 zu St.=Andrews Mathematik, Naturphilosophie und Chemie und wurde, nachdem er einige Zeit Prediger auf dem Lande gewesen, in ein Pfarramt nach Edinburg, darauf nach Glasgow berufen. Bis in die neuesten Zeiten galt er unter den schottischen und englischen Geistlichen für den geistvollsten und gewandtesten Vertheidiger der presbyterianischen Kirche, und als solcher entwickelte er auch theils in seinen gedruckt erschienenen Predigten („Sermons preached at the Thron church"), theils in seinen Vorträgen, die er 1823 vor einer unermeßlichen Menge von Zuhörern in London hielt, nicht nur die ihm eigenthümliche, kanzelrednerische Virtuosität, sondern auch ungemein warme Anhänglichkeit an die im Wesentlichen demokratisch organisirte schottische Presbyterialkirchenverfassung. Als das Ministerium die Forderung der Presbyterianer, daß die Dissenters zur Erhaltung der Staatskirche steuern sollten, aus Achtung vor der Gerechtigkeit abschlug, trat C. gegen die Regierung in die Schranken. Die Gesellschaft des christlichen Einflusses rief ihn Anfangs 1838 nach London, um dort in feurigen Worten gegen die Grundsätze der Regierung zu predigen. Er wählte sich nicht eine Kirche oder eine Kapelle, sondern schlug seine Kanzel in den Koncertsälen von Hanoversquare auf und hielt bis zum 12. Mai 1838 Vorlesungen, für deren jede er von der Gesellschaft 50 Pfund Gratifikation erhalten haben soll. In den noch in demselben Jahre durch den Druck bekannt gemachten Vorträgen hat C. aus Abneigung gegen das von der Regierung empfohlene und befolgte sogenannte freiwillige System, das er spottweise den freien Handel in geistlichen Dingen zu nennen beliebt, sich vielfach in Widersprüchen verfangen. Wodurch er aber vorzüglich in eine falsche Stellung gerieth, war der Umstand, daß er sich in London an eine politische Partei anschloß. Er, ein freier Presbyterianer und Repräsentant der demokratischen schottischen Kirchenorganisation, verband sich mit den Tories, den früheren Feinden seiner Kirche, die es nur ihrem Parteiinteresse gemäß mit der anglikanischen Kirche und der Geistlichkeit halten, zu einem Kampfe gegen die ungläubigen und für das Seelenheil der Schotten angeblich gleichgültigen Whigsminister, welche allen Glaubensparteien die religiöse Glaubensfreiheit zu erhalten geneigt sind. Solch unpolitisches Verfahren gegen die natürlichen Freunde der schottischen Kirche vereitelte alle Wirkungen seiner Sendung. Denn indem er sich nur an die Tories, als die Unterstützer des Staatskirchensystems und der alten Exklusivität wandte, entfernte er auch die Opposition dieses Systems von sich, und statt eine Versöhnung, wie sie von einem Geistlichen seines Ansehens erwartet werden sollte, zu vermitteln, erweiterte er nur die Kluft zwischen dem Liberalismus und dem Torysmus. Bald nach seinem Weggange von London kündigte ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, Doktor Benson, ähnliche Vorlesungen zur Vertheidigung der Staatskirche an und hielt deren mehre im Juni 1838, während C. nach Paris reiste und dort im Juni in der englischen Kapelle Rue Taitbout über die „Unempfindlichkeit des Menschen inmitten weltlicher Vergnügungen und weltlicher Berufsgeschäfte gegen seinen Schöpfer" predigte. Im Sept. 1838 kehrte er wieder nach Edinburg zurück, legte 1843 alle seine Aemter nieder und † den 31. Mai 1847 zu Moringside bei Edinburg. Von seinen Schriften sind noch erwähnenswerth: „The evidence and authority of the christian revelation" (Edinburg 1817, deutsch von Oster, Frankfurt 1834, n. der 12. Aufl. des Originals von Reinecke, Rinteln 1841), „Discourses on astronomy" (das. 1817), „Commercial discourses" (das. 1812), „Occasional discourses" (das. 1819), „The civil and christian economy of large towns" (das. 1825, 3 Bde., deutsch von O. v. Gerlach. Berlin 1847) u. A. Seine hinterlassenen Manuskripte, für die der Verleger Constable in Edinburg die Summe von 10,000 Pfund Sterling gab, erschienen unter dem Titel „Posthumous works" (Edinburg 1847 f.) unter der Aufsicht seines Schwiegersohnes, W. Hanna, der auch die interessanten „Memoirs of the life and writings of C." (das. 1849—50, 2 Bde.) herausgab.

Chalon, Alfred, berühmter Zeichner und Genremaler, gegenwärtig Akademiker in London und der Liebling des englischen Publikums, das ihn einem Leslie zur Seite stellt. Zu seinen beliebtesten Arbeiten gehören die Scenen aus der Zeit Ludwigs XIV., Pope's und des Spectators, ferner aus Molière's Werken, sowie seine Beiträge zu Findens „Gallery of the Graces" (London 1832—34, 34 Stahlst.), zu den „Portraits of the principal female characters" (das. 1833, 40 Stahlst.) u. zu den „Landscape, portraits and historical illustrations of the poet. works of S. W. Scott" (das. 1833, 40 Stahlst.).

Chalonne, Stadt im französischen Departement Mayenne u. Loire, Bezirk Angers, am linken Ufer der Loire, mit 5200 Einw., die Rasch= u. Gerweberei u. Weinbau treiben. In der Umgegend sind Marmorbrüche u. Kalkhütten u. auf den Hügeln eine Menge Vipern, welche officinell gebraucht werden.

Chalons sur Marne, Hauptort des französischen Departements Marne, 32 Lieues von Paris, mitten in einem Wiesengrund am rechten Ufer der Marne, welche hier die beiden durch die Stadt gehenden Bäche Naud und Maud aufnimmt u. eine feste, steinerne Brücke trägt, zählt gegen 15,500 Einwohner. Die Stadt, mit Mauern und Gräben umgeben, ist im Allgemeinen schlecht gebaut, hat enge Straßen, unregelmäßige öffentliche Plätze u. eine große Anzahl hölzerner Häuser. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth die Präfektur, das Stadthaus, das Thor Sainte-Croix, die Marnebrücke und vor allen die Kathedrale, deren Portal, unter Ludwig XIII. gebaut, griechischer Architektur ist, während die zwei gothischen Thürme in abgeschnittener Pyramidenform sich erheben. C. ist der Sitz

eines Suffraganbischofs des Erzbischofs von Rheims. Die Stadt besitzt ein Tribunal der ersten Instanz und des Handels, eine Domänendirektion, ein Hypothekenerhaltungsgericht, eine Berathungskammer der Manufakturen, eine Gesellschaft des Ackerbau's, eine königliche Schule der Künste und Handwerke, eine besonders wohlthätig wirkende Handwerksschule für arme u. verwaiste Soldatenknaben, eine öffentliche Leihbibliothek von 30,000 Bänden, ein Kommunalkollegium, eine Zeichenschule, ein Frauenkloster mit Erziehungsinstitut, einen botanischen Garten mit einer botanischen Schule u. ein hübsches Schauspielhaus. Die Erzeugnisse der hiesigen Roth- und Sämischgerbereien sind berühmt. Man verfertigt Spagnoletten, Serge, Leinwand, Strumpfwirkerwaaren, Kattunleinwand und spanische Kreide. Hauptartikel sind: Champagnerwein, Korn, Wolle, Hanf, Rübsenöl, Weidengeflechte und vorzüglich Leder, wovon ein großer Theil nach Paris geht. Die Marne wird zur Schifffahrt schlecht benutzt. Die Umgegend bringt viel Hafer hervor. C. ist eine sehr alte Stadt: unter dem Namen Durocatalaunum war sie die Stadt der Catalauni und eine der vornehmsten Städte der Gallia belgica. In ihrer Nähe fielen in den katalaunischen Feldern zwei Schlachten vor: die eine, worin Tetricus 271 n. Chr. vom Cäsar Aurelian, seinem Nebenbuhler in der Kaiserwürde, eine Niederlage erlitt, und die andere, worin das Heer Attila's (451) von Aëtius überwunden ward. Die Stadt stand nie unter den Grafen von Champagne (Graf Robert, welcher sie 963 eroberte, mußte sie bald wieder räumen), sondern unter dem Bischof von C. C. ist der Geburtsort des Historikers David Blondel († 1655), des Bibliographen Claude du Molinet († 1687) und des Philosophen Niel Perrot d'Ablancourt († 1664).

Chalons sur Saone, Stadt im französischen Departement Saone und Loire, Hauptstadt eines Arrondissements, am rechten Ufer der Saone, worüber eine massive Brücke führt, ist mit Mauern umgeben, hat 3 Thore, 5 Pfarr- u. mehre Klosterkirchen, das Hospital St. Laurent, ein Waisenhaus, schönes Rathhaus u. gegen 16,000 Einw. Auf dem linken Ufer und auf einer Insel steht die Vorstadt St. Laurent mit einer schönen Promenade, auf der Südwestseite der Stadt mündet der Centralkanal oder der Kanal von Digoin. Die Stadt hat ein Friedens- und Handelsgericht. Man verfertigt seidene und wollene Strümpfe, Hüte, Leder, Töpferwaaren und aus den Schuppen des Weißfisches den Perlenglanz, Essence d'Orient, zur Verfertigung falscher Perlen. C. steht durch die Saone und die Rhone mit Marseille und Cette und durch den Kanal von Digoin mit der Seine, Paris und dem ganzen innern Frankreich in Verbindung. Bedeutend ist daher der Spekulations- und Kommissionshandel daselbst. Auch der Handel mit Kupfer, Wein, Oel, Korn und anderen in der Umgegend erzielten Produkten ist nicht unerheblich. In der Nähe finden sich viele römische Alterthümer vor. Zur Zeit Cäsars hieß C. Cabillonum, war der Sitz eines römischen Marinepräfekts, dem die Kaiser auf dem Flusse eine Flottille unterhielten, hatte Kornmagazine für das Heer und einen ausgebreiteten Handel. Die Umgegend wurde von den Ambarri und Sedusnes, Stämmen der Aedui, bewohnt. Unter dem Kaiser Honorius gehörte die Landschaft zu Gallia Lugdunensis I. und galt als die zweite Stadt dieser Provinz. Der heilige Marcellus und der heil. Valerianus verbreiteten hier das Christenthum und starben 179 den Märtyrertod. Im 4. Jahrhundert wurde das Bisthum hier gegründet. Später bemächtigten sich die Burgunder der Stadt; der König Guntram von Burgund hatte daselbst einen Palast. Im 5. Jahrhundert wurde die Stadt von den Vandalen zerstört, im 6. Jahrhundert von Chramnus, dem aufrührerischen Sohne des fränkischen Königs Chlotar I., verwüstet und im 8. Jahrhundert von den Saracenen geplündert. Im Jahre 830 war Theodorich I. Graf von C. und Maçon und C. behielt seine eigenen Grafen, bis es 1247 gegen Senlis und andere Ländereien an Burgund ausgetauscht wurde. Im Jahre 1477 kam C. an die französische Krone, 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen, 1563 die Citadelle erbaut; später verfiel die Festung. In C. wurden der Rechtsgelehrte Hugues Doneau († 1571), der Mathematiker Jean Pusset († 1690) u. Roberjot, der Gesandte beim Kongreß zu Rastadt (1799 ermordet) geboren.

Chalos, Fluß in der Provinz Cyrrhestice in Syrien, wimmelte von Fischen, welche die Syrer für heilig und unverletzbar hielten, und wurde von Xenophon mit den 10,000 Griechen 20 Parasangen (15 geographische Meilen) von Marvandrus, wahrscheinlich in der Gegend von Chalcis, erreicht. Der Strom ist wohl der durch Chalep fließende Kowalk.

Chalosse, ehemalige Landschaft der franz. Provinz Gascogne, jetzt zum Departement Landes gehörig, ist sandig, getreidereich. Hier wächst der Chalosse, eine gute Art Franzwein, welcher in 3 Sorten, petite, casse und haute C., über Bayonne nach dem Norden versandt wird.

Chalotais, Louis René de Carabeuc de la, Generalprokurator beim Parlament von Bretagne, wurde am 6. März 1701 zu Rennes geboren und war ein Freund von Duclos, d'Alembert, Mably und andern freisinnigen und geistreichen Männern. Durch seine zwei dem Parlamente vorgelegten „Comptes rendus des constitutions des Jésuites" (December 1761 und Mai 1762, oft gedruckt) trug er viel zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich bei. Hierauf schrieb er seinen in viele europäische Sprachen übersetzten „Essai d'éducation nationale ou plan d'études pour la jeunesse" (Genf 1763, deutsch von Schlözer), ein Werk, welches durch seine freimüthige Entwickelung der jesuitischen Erziehungsweise und durch seine zweckmäßigen Vorschläge damals großes Aufsehen machte und auch jetzt noch von Werth ist. Doch sollte der kühne Staatsmann bald der Rache des aufgelösten Ordens und des Hofes erliegen. Als das Ministerium durch das Parlament von Rennes neue Verordnungen über Abgaben, welche die alten frühern der Provinz angriffen, einregistrirt haben wollte, leistete C. an der Spitze desselben

mehre Monate lebhaften Widerstand, bis er als angeblicher Verfasser einer anonymen Schmähschrift gegen einen Minister im Dec. 1765 mit seinem Sohne und drei andern Parlamentsräthen in die Citadelle von St. Malo gefangen gesetzt und einige Jahre darauf nach Saintes verwiesen wurde. Erst 1775 nach Ludwigs XV. Tod durfte er bei dem Parlamente zu Rennes sein Amt wieder antreten. Die Denkschriften, welche er über seinen Kriminalprozeß veröffentlichte, wurden von mehr als 150 Kolporteurs durch ganz Frankreich verbreitet und mit Begierde gelesen, ungeachtet der Hof durch das Verbrennen derselben ihre Publicität zu unterdrükken sich bemühte. Die Nation, wie Voltaire, vertheidigten C.' Unschuld. Er † am 12. Juli 1784. Die Akten des Prozesses erschienen unter dem Titel: „Procès instruit extraordinairement contre M. M. de Caradeuc de la C." (1767).

Chalotten, s. v. a. Schalotten, s. Zwiebel.

Chaluet (Chaluat), einsames kleines Thal im Juragebirge im schweizerischen Kanton Bern, gegen die solothurnsche Grenze hin, wird von den Nachkommen der Wiedertäufer bewohnt, welche 1708 und 1711 aus dem Kanton Bern vertrieben wurden und bei dem damaligen Herrn von C., dem Bischof von Basel, Aufnahme fanden. Sie genießen jetzt volle Lehrfreiheit und sind gegen 120 Familien stark. Man spricht deutsch und die Männer lassen sich den Bart wachsen. Ackerbau und Viehzucht beschäftigt sie im Sommer, Leinweberei im Winter; Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit, strenge Sitten und Ordnungsliebe sind bei ihnen herrschende Tugenden.

Chalybäus, 1) Heinrich Moritz, deutscher Philosoph, am 3. Juli 1796 zu Pfaffroda im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, bezog 1810 die Fürstenschule zu Meißen und 1816 die Universität zu Leipzig, wo er sich anfangs der Philologie, dann aber der Theologie und Philosophie widmete. Durch den frühen Tod seines Vaters genöthigt, der akademischen Laufbahn, die er einzuschlagen wünschte, zu entsagen, erwarb er als Kandidat der Theologie 1820 die philosophische Doktorwürde und ging als Hauslehrer nach Wien. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst nach Sachsen zurückgekehrt, erhielt er 1822 eine Stelle als Kollaborator an der Kreuzschule zu Dresden, die er 1825 mit einer Professur an der Fürstenschule zu Meißen vertauschte. Im Herbst 1828 übernahm C. die Leitung des gelehrten Unterrichtszweigs in der damaligen adeligen Ritterakademie zu Dresden. Als ihm bei der Umgestaltung dieses Instituts zu einer rein militärischen Bildungsanstalt mehr Muße wurde, wandte er sich wieder mit erneuerter Liebe den philosophischen Studien zu. Seinem ersten, mit Beifall aufgenommenen philosophischen Werke: „Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel" (Dresden 1836, 4. Aufl. 1848), folgte 1839 die Berufung C.' zu einer ordentlichen Professur der Philosophie an die Universität zu Kiel, von der er jedoch 1852 entbunden wurde. Seine Schriften, die, außer einigen frühern, ausschließlich philosophischen Inhalts sind, sollen nach und nach ein vollständiges System der Philosophie vorführen. Nach einigen kleinern Arbeiten polemischen Inhalts, wie „Phänomenologische Blätter" (Kiel 1841) und die „Moderne Sophistik" (das. 1843), welche sowohl Excedenzen der hegelschen Schule einerseits, als auch andererseits das starre Festhalten an dem alten logischen Formalismus bekämpften, trat er mit dem „Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre" (Kiel 1846), hierauf mit seinem Hauptwerke, „System der spekulativen Ethik, oder Philosophie der Familie des Staats und der religiösen Sitte" (Lpz. 1850, 2 Bde.), hervor.

2) Karl Theodor, Bruder des Vorigen, geboren den 16. Sept. 1803, besuchte 1817—23 die Fürstenschule zu Meißen und bezog dann die Universität zu Leipzig, um sich der Philologie zu widmen. Im Jahr 1828 nahm er eine Hofmeisterstelle im Hause des Fürsten Lynar zu Dresden an, ward aber bereits 1829 als Lehrer beim Kadettenhaus angestellt. Bei der bald darauf folgenden Umgestaltung dieses Instituts auf Wartegeld gesetzt, war er seit 1840 Inspektor der mengsschen Sammlung, später auch der Antikensammlung zu Dresden. Wie schon früher, erwarb er sich auch in neuerer Zeit durch eine Reihe von Vorträgen über Kunst und Kunstgeschichte den Beifall des gebildeten Publikums Dresdens. C. ist Verfasser eines zweckmäßigen Werkchens über das mengssche Museum.

Chalybes (Alybes), ein Volk, über dessen Wohnsitze wie Namen die Angaben der Alten schwanken. Nach Einigen wohnten C. im Norden vom Araxes von seinen Quellen an bis zum Harpasu bei Knos, bei Plinius Armenochalybes genannt; nach Anderen wohnten ebenfalls C., aber in geringerer Anzahl, an der Westseite des Halys und weiter östlich bei Cerasunt am Pontus und waren wahrscheinlich nur Kolonisten der ersteren. Jene bildeten ein freies, kriegerisches Gebirgsvolk, während die pontischen C. unter Crösus standen und als Söldner von den Medern, Persern und Indiern sehr gesucht waren. Obgleich jene pontischen Kolonisten von den Alten vornehmlich als Eisenarbeiter gerühmt werden, so muß sich doch auch dieses Bergvolk auf die Verfertigung von Stahlwaffen zu Schutz und Trutz verstanden haben, denn bei Xenophon tragen sie außer dem Linnenpanzer mit Ringeln lange Lanzen, Helme, Beinschienen, krumme Säbel oder dolchförmige Messer, wie sie bei den Massageten am Kur, bei den Saken, ihren Stammverwandten, und germanischen Sachsen gewöhnlich waren. Doch werden immer als eigentliche Bergwerkskundige, als Eisen- und Stahlarbeiter die den Mosynöken benachbarten u. unterworfenen pontischen C. genannt. Schon Aeschylus pries das Eisen dieser C., und Eudorus läßt von ihnen das feinere, zu haltbarer Schärfe des Schwertes erforderliche Eisen (Stahl) holen (daher das Wort chalybs, Stahl). Nach Strabo waren die C. identisch mit Homers Halyzonen aus Alybe, dem Geburtsort des Silbers. Nach Strabo nahm man auch C. für den alten Namen der Chaldäer an. Xenophon unterscheidet C. u. Chaldäi, stellt sie aber als benachbart zusammen.

Chalybonitis, syrische Landschaft, der nördlichste Theil der arab. Wüste, war unter den Per-

fern wohl angebaut, verödete aber mit dem Verfall des macedonisch-syrischen Reichs. Unter den ersten römischen Kaisern erhob sich die Landschaft zu einiger Blüthe, gehörte im 3. Jahrhundert zum palmyrenischen Reich u. ward durch die Einfälle des Khosroes und der Araber wieder zur Einöde. Vielleicht ist C. das Stellendena des Plinius (V, 21).

Chalybs (griech.), der Stahl.

Cham, Hauptstadt des gleichnamigen bayerischen Landgerichts, am Cham, hat ein Schloß, 2 Kirchen, ein Rathhaus u. 2000 Einwohner, die besonders Bierbrauerei, Leinweberei, Handel mit Rindvieh, Holz, Flachs und Leinwand treiben. Der Bergbau liefert aus den Granitgruben auch Granaten und Karneole. C. war der Sitz einer eigenen Markgrafenreihe, die von den Herzögen von Bayern abstammten und zugleich Grafen von Vohburg und Markgrafen zu Neumark und Eger waren. Der erste Markgraf, Berthold, regierte um 1000; der letzte, Theobald IV., starb 1204, worauf C. an das Stammhaus Bayern zurückfiel. Bei der Zerspaltung Bayerns nahm die pfälzische Linie C. in Besitz, im 30jährigen Kriege kam es wieder an Bayern, dem es auch im westphälischen Friedensschluß zugesprochen wurde.

Chamade, das militärische Zeichen, welches mit der Trompete oder Trommel gegeben wird, wenn der Belagerte zur Uebergabe bereit ist; daher figürlich C. schlagen, von einer Person gebraucht, welche in einer von ihr lange bekämpften Sache Zeichen der Nachgiebigkeit gibt.

Chamädorea (Bergpalme), s. Palmen.

Chamäleon (Rolleidechse), Amphibiengattung aus der Familie der Saurier oder Eidechsen, die nur in den heißen Ländern der alten Welt, namentlich in Indien und Aegypten, vorkommt, sich beständig auf den Bäumen aufhält u. oft Tage lang gebogen auf einem Zweige sitzt, den sie mit ihren Kletterzehen und mit dem Schwanz umfaßt hält. Der Kopf erhebt sich hinten in eine Pyramide. Das Ohrfell, sowie die großen Augen sind mit Körnern bedeckt. Die Zähne sind dreilappig; die Zunge ist ganz eigenthümlich gestaltet, walzig, vorn stumpf, läßt sich, so lang als der Rumpf selbst ist, plötzlich hervorschnellen und wieder in eine Scheide zurückziehen, hat große Aehnlichkeit mit der der Ameisenbären und dient dem Thiere zum Fliegenfangen, welche an ihrer Spitze kleben bleiben. Das Merkwürdigste an ihnen, was schon im Alterthum zu viel Bewunderung und Fabeln Veranlassung gegeben hat, ist ihr plötzlicher Farbenwechsel, indem sie bald grau, bald gelb, bald roth, bald blau erscheinen, je nach ihrem Gemüthszustande. Man hat diesen Wechsel bald der Anspannung der Haut durch die Ausdehnung der Lungen zugeschrieben, bald dem Eintreten des Blutes in die Haut bei einem gereizten Zustande, bald einem eigenen Färbestoff, der seine Lage in der Haut wechseln könne. Die Sache ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Die Alten glaubten, die Rolleidechsen könnten beliebig die Farbe der Gegenstände, worauf sie sich befinden, annehmen und sich dadurch ihren Feinden unbemerkbar machen. Daher nennt man einen Menschen, welcher seine Meinungen beliebig in Rücksicht auf seinen Vortheil ändert, ein C. Dieser griechische Name heißt eigentlich s. v. a. kleiner Löwe, u. das Thier hat ihn wahrscheinlich wegen des mit dem Schwanze des Löwen ähnlichen Rollschwanzes erhalten. Die grüne Rolleidechse, C. africanus *Laur.*, C. calcaratus *Merr.*, Lacerta Chamaeleon *L.*, mit dem Schwanze 12—18 Zoll lang, ist in Afrika, vorzüglich in Aegypten häufig, findet sich in Europa nur in Südspanien; um Kairo sind alle Gartenzäune damit bedeckt. Sie sind nicht scheu, sehr langsam in ihren Bewegungen, werden in den Zimmern zum Wegfangen der Fliegen gehalten und können sehr lange hungern. Den Winter bringen sie in Erdlöchern zu. Im Mai legt das Weibchen ein Dutzend häutige Eier. Das Thinschemeth der Bibel (3. Mos. 11, 30) wird für das C. gehalten.

Chamäleon, Sternbild des südlichen Himmels, bei uns nicht sichtbar, besteht aus 8 Sternen der 5. und 2 der 6. Größe; von Boyer aufgestellt.

Chamäleon, peripatetischer Philosoph, aus der pontischen Stadt Heraclea gebürtig, war unmittelbar aus der Schule des Aristoteles hervorgegangen u. schrieb zahlreiche Schriften theils philosophischen, theils literarhistorischen oder grammatischen Inhalts, von welchen kaum noch die Titel und einzelne Bruchstücke zu uns gelangt sind. So schrieb er über das Leben und die Werke des Homer, Hesiod, Anacreon, Lasus, Pindar, Aeschylus, Simonides, Stesichorus, Thespis, Sappho 2c. Nach Diogenes von Laerte beschwerte sich C., daß Heraclides seine Schriften über Homer und Hesiod ihm abgestohlen habe.

Chamaeleon minerale, sonst Benennung für eine Verbindung von Mangansäure mit Kali. Man stellte sie gewöhnlich dar, indem man einen Theil feingeriebenen Braunstein mit 3 Theilen Salpeter so lange gelinde glühte, bis die anfangs schmelzende Masse wieder fest u. bröckelig wurde und eine in Wasser geworfene Probe sich mit dunkelgrüner Farbe löste, welche bald durch alle Abstufungen in Violet und Roth übergeht.

Chamäpeuce, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, zweijährige, auch ausdauernde, zum Theil strauchartige Distelgewächse, in Südeuropa einheimisch. C. mutica *Dec.*, Serratula Chamaepeuce *L.*, ist ein Strauch mit sehr schmalen, linealischen, langen, sehr gedrängten Blättern, wodurch er fast das Ansehen einer jungen Kiefer erhält, auf Kandia und auf mehren Inseln des griechischen Archipelagus. Die ganze Pflanze, welche sehr bitter ist, wird in Griechenland bei Unterleibsstockungen, Gelb- und Wassersucht, sowie gegen Würmer angewendet.

Chamärops (Zwergpalme), s. Palmen.

Chamavi (Chamabi, Chaubi), germanisches Volk, hatte wohl seine ursprünglichen Wohnsitze in der Nähe des Melibocus (Harzes), zog sich zum Theil an den Niederrhein, berührte das südliche Holland, Bentheim und einen Theil von Münster und nahm auch das Land der Brukterer (Münster und Osnabrück) ein. Die C. waren in dem großen Bunde der Cherusker ge-

gen die Römer. Später erscheinen sie als zum Frankenbunde gehörig und einzelne Abtheilungen von ihnen nach Gallien verpflanzt. Am südlichen Abhange der Vogesen befand sich ein Pagus Chamavorum. Ihr König hieß Nebisgast, welcher von Kaiser Julian 358 von der Westseite des Stromes verdrängt wurde. Als Anwohner des Rheins konnten sie die Getreideausfuhr aus Gallien sperren. Sie traten wohl in römische Kriegsdienste, doch nur unter der Bedingung, nicht über die Alpen geführt zu werden. Um 400 n. Chr. verschwinden sie gänzlich in den Franken. In dem Gau Hameland, von der Spaltung des Rheins die Yssel hinab bis Deventer sich erstreckend, erhielt sich ihr Name wie die Erinnerung an ihre östlichen Wohnsitze in der Festung Hameln.

Chamberlain (engl.), Kammerdiener, Kammerherr.

Chambers, 1) Ephraim, Herausgeber und größtentheils auch Verfasser eines der ersten encyklopädischen Wörterbücher der Künste und Wissenschaften, um 1680—85 zu Kendal in Westmoreland geboren, kam in seiner Jugend zu dem Globenfabrikanten Sener in die Lehre und scheint hier, von den mathematischen und geographischen Kenntnissen seines Lehrherrn angeregt, bereits den Plan zu seinem Werke gefaßt zu haben, das unter dem Titel „Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences“ zuerst zu London 1727 in 2 Bdn. erschien und Geographie und Geschichte ausschloß. C.' Streben fand Anerkennung, man ernannte ihn zum Mitglied der Royal Society, und C. selbst erlebte noch 3 Auflagen des Buchs. Mit der 7. erschienen 2 Supplementbände. Die beste Ausgabe kam 1778—85 und 1786 in 5 Bdn. heraus. Außerdem hatte C. an dem „Literary Magazine“ Theil und an der abgekürzten Uebersetzung der Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris: „Philosophical History and Memoirs of the Royal Academy of Sciences at Paris“ (1742, 5 Bde.). Nach einer Reise im südlichen Frankreich kehrte C. in sein Vaterland zurück und † zu Canonbury-House bei Islington. C.' Verdienst muß für alle Zeit ungeschmälert bleiben, und die außerordentlichen Fortschritte, welche gegenwärtig die encyklopädische Literatur gemacht hat, können nur um so deutlicher auf die Schwierigkeiten hinweisen, welche C. damals bei der alphabetischen Zusammenstellung aller Gegenstände des menschlichen Wissens zu überwinden hatte.

2) William, berühmter englischer Architekt und Gartenkünstler, aus dem alten schottischen Geschlechte der Chalmers oder C., wurde in Schweden geboren, im 2. Jahre nach England gebracht und zu Rippen in Yorkshire erzogen und war kaum 18 Jahre alt, als er auf einem Schiffe der schwedisch-ostindischen Kompagnie nach China kam. Hier erregte die Bau- und Gartenkunst seine ganze Aufmerksamkeit, und er machte so eifrige Studien in diesen großartigsten Zeugnissen eines verkrüppelten Geschmacks, daß er nach seiner Heimkehr für lange Zeit zum Tonangeber in der Bau- und Gartenkunst Englands emporsteigen konnte. C. wurde zunächst Zeichnenlehrer des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Georg III., gab schon während dieser Zeit mehre Schriften und Zeichnungen heraus, die seine Geschmacksrichtung darthaten, und bethätigte sie zuerst in größerem Maßstabe in der Villa des Lord Bosborough zu Rochampton. Nach Georgs III. Thronbesteigung wurde ihm die neue Gestaltung der Gärten von Kew übertragen, u. hier erst konnte er unermeßliche Summen an die Befriedigung seiner chinesischen Liebhaberei wenden. Die Zeitgenossen erhoben allerdings ihre Stimme gegen den „Pagodengeschmack“, besonders zog Masons Burleske „An heroic epistle etc.“ alle Lacher auf seine Seite; der König und wer sich seiner Gunst erfreuen wollte, huldigte jedoch C. fortwährend, und die berühmtesten Akademien Europa's ernannten C. zu ihrem Mitgliede. Mit Ehren überhäuft, † C. als Generalkontroleur in Bausachen am 8. März 1796 und wurde mit großem Pomp im Poetenwinkel der Westminsterabtei begraben. C.' literarische und Kunstprachtwerke sind: „Designs for chinese buildings“ (Lond. 1757, franz., Par. 1776); „Treatise on civil architecture“ (London 1759, 1768); „Plans, elevations, section and perspectives of the garden and building of Kew in Surry“ (das. 1763, 2. Aufl. 1769); „Dissertation on oriental gardening, dissertation sur le jardinage de l'Orient“ (das. 1772, deutsch von S. F. Ewald, Gotha 1775); „Treatise on the decorative part of architecture“ (3. Aufl., London 1791). Zu den berühmtesten Bauwerken C.' gehört das Somersethouse, einer der großartigsten Paläste Londons. Auch an der Blackfriarsbrücke, sowie an den Adelphibuildings hatte C. Theil.

3) William und Robert, zwei als Verfasser, Herausgeber und Verleger gemeinnütziger Schriften sehr verdiente Buchhändler in Edinburg, aus Peebles, einer kleinen Stadt an den Ufern des Tweed, wo William 1800, Robert 1802 geboren wurde. Schon in früher Jugend sahen sich die Brüder genöthigt, ihren Unterhalt durch eigene Anstrengung zu erwerben. Nachdem William seine Lehrzeit bei einem Buchhändler bestanden, begann er 1819 einen Bücherhandel für eigene Rechnung, worin ihm Robert schon vorangegangen war. Durch unermüdlichen Fleiß und Sparsamkeit gelang es beiden, ihr Geschäft allmählig zu vergrößern, und als sie 1832 ihre bisher getrennten Unternehmungen vereinigten, konnten sie bereits zu den ersten Buchhändlern Edinburgs gezählt werden. Schon einige Jahre früher waren sie durch eigene literarische Erzeugnisse bekannt geworden. Um 1824 schrieb Robert die „Traditions of Edinburgh“, worauf seine „Popular rhymes of Scotland“, sein „Picture of Scotland“ und die „History of the rebellion of 1745“ erschienen. William gab 1827 das „Book of Scotland“ heraus, in welchem die dem Lande eigenthümlichen öffentlichen Einrichtungen geschildert werden, und 1828 den „Gazetteer of Scotland“, eine eben so verdienstvolle als mühsame Arbeit. Im Februar 1832 begannen sie „Chambers' Edinburgh journal“, das außerordentlichen Erfolg hatte und seitdem eine ununter-

brochene Popularität genoß. Durch den niedrigen Preis von $1\frac{1}{2}$ Penny (etwa $1\frac{1}{4}$ Neugroschen) für das Heft begünstigt, erreichte seine Cirkulation eine seltene Höhe; sie belief sich 1851 auf mehr als 60,000 Exemplare. In der Absicht, die allgemeine Bildung durch lehrreiche und unterhaltende Publikationen zu befördern, haben William und Robert C., welche jetzt das größte typographische Etablissement in Schottland besitzen, in der letzten Zeit eine ganze Reihe billiger Zeitschriften und Werke veröffentlicht, deren Redaktion sie selbst, von kundigen Gehülfen unterstützt, besorgten. Wir nennen davon: „Information for the people" (2 Bde.); „Cyclopaedia of english literature" (2 Bde., Edinb. 1843—44), eine mit vielem Fleiße zusammengestellte Uebersicht der Bewegung der englischen Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart; „Miscellany of useful and entertaining tracts" (20 Bde.); „Library for young people" (20 Bde.); „Educational course", wovon 1851 etwa 70 Bände herausgekommen waren. Letzteres besteht aus einer Reihe von Lehrbüchern für den Elementarunterricht, worunter auch mehre lateinische Klassiker, von Zumpt in Berlin u. dem Rektor der Hochschule in Edinburg, Dr. Schmitz, bearbeitet. Die Bemühungen der Brüder C. um die Verbreitung der populären Literatur wurden auch in materieller Hinsicht von ausgezeichnetem Erfolge belohnt. Der ältere, William, kaufte 1849 Glenormiston, einen schönen Landsitz in seiner heimathlichen Grafschaft Peeblesshire, an, wo er sich meist im Sommer aufhält. Robert hat sich seit einigen Jahren viel mit geologischen Forschungen beschäftigt, deren Resultate er in einem auf sorgfältige persönliche Beobachtungen gegründeten Werke: „On ancient sea margins" (Edinburg 1849), niedergelegt hat.

Chambersburg, Flecken im nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, Hauptstadt der Grafschaft Franklin, 45 engl. Meilen südwestlich von Harrisburg, 90 Meilen von Washington, an der Vereinigung der Falling Spring mit dem Conecocheague Creek, einem Nebenfluß des Potomac River, trefflich gelegen, 1764 gegründet, hat ein Gerichtshaus, Bezirksämter, Post, Bank, 8 Kirchen (eine presbyterianische, 2 deutsch-reformirte, eine lutherische, eine methodistische, eine der unirten Brüder, eine römischkatholische, eine afrikanisch-methodistische), Freimaurerloge, 4 Akademien, 6 Schulen und 5000 Einwohner.

Chambertin, Dorf im französischen Departement Cote d'or, in Oberburgund, zwischen Dijon und Chalons, berühmt durch seinen vortrefflichen rothen Burgunderwein, der zu den besten Weinen, die es gibt, gehört. Der Chambertin hat viel Körper, ist mild, leicht und doch stark und geistreich genug, um keines Liqueursatzes zu bedürfen. Er wird erst im 4. Jahre recht gut, wenn er seine Blume zu entwickeln beginnt.

Chambery (ital. Ciamberi oder Sciamberi), die Hauptstadt des sardinischen Herzogthums Savoyen, am Zusammenfluß der Laisse u. Albane, die unweit davon einen 220 Fuß hohen Wasserfall bildet. C. liegt ungefähr 846 F. über dem Meere, in einem weiten, fruchtbaren Thale, das dadurch, daß hier vier Alpenthäler einmünden, auch militärische Wichtigkeit hat und außerdem die reizendsten Aussichten und Naturgenüsse gewährt. Neben den vielen schönen Landhäusern und Schlössern der Umgegend sind die nahen Bäder bei C., besonders die vielbesuchten Heilquellen la Boisse, le Bout du Monde, les Abymes de Myans und les Charmettes zu erwähnen. Die Stadt selbst, die ehedem mit tiefen Gräben und starkem Mauerwerk umgeben war, ist eng und winkelig gebaut und bietet nur wenige schöne öffentliche Plätze und Gebäude. Zu letzteren gehören die Kathedrale, die Kaserne, der Palast des Consiglio reale di Savoya, das Bibliotheksgebäude, das Jesuitenkollegium, das Theater und das alte Schloß mit einer merkwürdigen Treppe und Wandmalereien der Gebrüder Galiari. C. ist Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden; außerdem besitzt es ein Gymnasium, ein theologisches Seminar, eine Malerschule, Ackerbaugesellschaft u. eine Société royale académique de Savoye, welche „Mémoires" herausgibt. Der Gewerbfleiß der 16,000 Einw. C.'s beschäftigt sich besonders mit Seidenbau, Seidenspinnerei, Verfertigung seidener Zeuche, namentlich der vortrefflichen Flore zu Damenkleidern und der berühmten Gazes de C.; außerdem liefert man auch guten rothen Wein (Chambery), Branntwein, Leder, Seife, Hüte rc. und verkauft viel Zuckerwerk und Früchte, von denen besonders Kastanien eine Hauptnahrung des gemeinen Mannes ausmachen. Die italienische Nachbarschaft tritt hier schon stark hervor in dem Dolce far niente, dem ein großer Theil der Einwohner leidenschaftlich nachhängt, in den vielen papiernen Fensterscheiben und dem zahlreichen armen Adel, den die außerordentliche Wohlfeilheit aller Lebensmittel hier zusammenlockt. Dagegen äußert auch Frankreichs Nähe auf Sprache und Sitten der sogenannten vornehmeren Klassen ihren Einfluß. Großes Verdienst erwarb sich um C., seine Vaterstadt, der General Graf Boigne, der, aus dem Dienste der ostindischen Kompagnie mit ungeheuren Reichthümern zurückgekehrt, gegen $3\frac{1}{2}$ Millionen Francs zum Besten seiner Vaterstadt verwendet hat; er legte eine der schönsten Straßen C.'s ganz neu mit Bogengängen an, gründete Hospitäler für alte Leute, Kranke und arme Reisende, baute das Theater aus, überwies der königlichen Akademie eine jährliche Rente rc. C. ist auch Geburtsstadt des Abts de Saint-Real († 1692). Außer den genannten Bädern bietet die Umgegend C.'s noch manches besonders für den Archäologen Merkwürdige, namentlich die Alterthümer von Aix. C. wird zuerst 1029 in Urkunden erwähnt und Camberiacum genannt; um 1232 erbaute Graf Thomas das Schloß von C., worauf die Stadt zur Hauptstadt von Savoyen erklärt und zur Residenz erhoben wurde. Im Jahr 1525 setzten sich die Franzosen in den Besitz von C. u. wußten sich bis 1713, mit einzelnen Unterbrechungen, daselbst fest zu halten. Der Friede von Utrecht sprach C. Savoyen wieder zu; 1730 ließ sich der König Victor Amadeus II. von Sardinien, nachdem er die Regierung aufgegeben und den Titel eines Grafen von Tenda angenommen hatte, hier nieder. Von 1792 — 1814 stand ganz Savoyen

unter französischer Herrschaft und C. war der Hauptort des Departements Montblanc. Der pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 hatte C. bei Frankreich gelassen, erst der Vertrag vom 20. November 1815 gab es an Sardinien zurück.

Chambon, 1) Antoine Benoit, bekannter französischer Revolutionsmann, war königlicher Rentmeister zu Uzerche in Limousin, als die Revolution ausbrach. C. ward ein gemäßigter Republikaner und, mit Gensonné verbunden, eines der entschiedensten Glieder der Gironde. In der Sitzung vom 30. Dec. 1792 denuncirte er den Minister Pache und klagte einige Tage später in seiner Vertheidigung Rolands Robespierre öffentlich des Aufruhrs an, weshalb ihn Bourdon de l'Oise zum Zweikampfe herausforderte. In dem Prozesse des Königs stimmte er für dessen Tod, aber mit der Bedingung, daß der Urtheilsspruch erst vom Volke bestätigt werden sollte. Als er in der Folge Alles aufbot, um einen Aufschub der Hinrichtung zu erhalten und sogar von Menschlichkeit sprach, ging ihm eine neue Herausforderung von der Partei des berüchtigten St. Huruge zu. In der Anklage gegen die Girondisten verwickelt, floh er nach Corrèze, ward hierauf zum Verräther des Vaterlandes erklärt, geächtet und sein Vermögen konfiscirt. In einer Scheune eines elenden Dorfes verborgen, ward er hier von seinen Feinden entdeckt und, da er seiner Verhaftung Widerstand entgegensetzte, von einem Pistolenschuß tödtlich getroffen. Nach dem 9. Thermidor erhielt seine Wittwe eine Pension.

2) Eduard, tüchtiger Rechtsgelehrter, den 23. Juni 1822 zu Leipzig geboren, übersiedelte 1828 mit seinen Aeltern nach Hamburg, später nach Dresden, wo er die Kreuzschule besuchte, studirte dann seit 1840 zu Leipzig, Berlin und Göttingen, privatisirte mehre Jahre in Dresden, wo er sein Erstlingswerk, die „Negotiorum gestio“ (Leipz. 1848) schrieb, und habilitirte sich 1848 in Jena. Im November 1850 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt, schrieb um diese Zeit seine geschätzten „Beiträge zum Obligationenrecht“ (1. Bd., Jena 1851) und folgte im Herbst 1853 einem Ruf als Professor des römischen Rechts nach Prag, wo er den 3. März 1857 †.

Chambord, berühmtes Schloß im französischen Departement Loire und Cher, liegt in der Mitte eines Parks, der von einer 8 Stunden langen Mauer umzogen wird. Es ist in gothischem Style aus schwarzen Steinen gebaut, zählt in seinen 4 großartigen Flügeln, Thürmen und Thürmchen 440 Säle und Zimmer und hat Stallung für 1200 Pferde. Der Bau dieses Schlosses begann 1523 unter Franz I., der sich die Stätte, auf welchem die Trümmer eines Jagdschlosses (Chambost oder Chambourg) der Grafen von Blois standen, zum Platz erwählte, wo er die Feste seiner Galanterie zu feiern gedachte. Zehn Jahre lang waren unausgesetzt 1800 Arbeiter an dem Bau beschäftigt, und so entstand für ungeheure Summen einer der prachtvollsten Paläste Frankreichs. Die innere Ausschmückung desselben konnte erst unter den nachfolgenden Königen vollendet werden, aber allesammt blieben auch dem ursprünglichen Zweck des Gebäudes getreu: Heinrich II. lebte hier mit der schönen Diana von Poitiers, Karl IX. und Heinrich III. feierten hier ihre Orgien, Ludwig XIII. und XIV. brachten zum Andenken an die vielen hier verlebten Stunden die Namen und Wappen ihrer Mätressen vielfach in dem Täfelwerk an. Nachdem hierauf der König Stanislaus Lesczinski 9 Jahre daselbst gewohnt hatte, stand es einige Zeit verlassen, bis Ludwig XV. es 1745 dem Marschall von Sachsen zum Geschenk machte. Der Marschall richtete hier Quartiere für 2 Uhlanenregimenter ein u. lebte seinen militärischen Launen bis an seinen 1750 erfolgten Tod. Ludwig XVI. überließ Schloß und Park 1777 der Familie Polignac. Im Jahr 1790 wurde jedoch C. wieder für Staatsgut erklärt und als Remontedepot gebraucht, im Jahr X wurde es Hauptsitz der 15. Kohorte der Ehrenlegion und deren Kommandanten, des Generals Augereau. Napoleon schlug es 1809 zum Krongute, schenkte es aber kurz nachher dem General Berthier. Die Wittwe desselben blieb im Besitz von C. bis 1821, wo es, mit Genehmigung Ludwigs XVIII., von einem Vereine für die Summe von 1,749,677 Francs gekauft und im Namen Frankreichs dem neugeborenen Herzog von Bordeaux zum Geschenk gemacht wurde; die Urkunde erhielt dieser Prinz wenige Monate vor der Julirevolution, am 7. Febr. 1830. Die Domänenverwaltung legte jetzt, nachdem alle Bourbonen sämmtlicher Staatsdomänen für verlustig erklärt worden waren, auch auf C. Beschlag, verlor jedoch den von den Vormündern des Prinzen gegen dieselbe erhobenen Prozeß u. der Herzog von Bordeaux wurde noch im Januar 1841 vom Kassationshofe für den freien Eigenthümer der Domäne C. erklärt; doch erhielt er zugleich die Weisung, C. zu verkaufen, was indessen nicht geschah. Vgl. Laube, Französische Lustschlösser, Mannheim 1840.

Chambord, Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné von Artois-Bourbon, Herzog von Bordeaux, Graf von, Sohn des 1820 ermordeten Herzogs Karl Ferdinand von Berry, wurde am 29. Sept. 1820 zu Paris geb. Von dem ersten Tage seiner Geburt an wurde der Herzog der Zankapfel leidenschaftlich erbitterter Parteien. Die Legitimisten nannten ihn „von Gott geschenkt“ oder auch das Wunderkind, die Liberalen faßten diesen Namen höhnisch auf und gaben deutlich zu verstehen, daß bei der Geburt allerdings ein Wunder geschehen sey, dem der Kriminalcodex aber einen andern Namen beilege. Die Angriffe, welche den präsumtiven Stammhalter der Bourbonen zum Gegenstande hatten, hörten während der ganzen Dauer der Restauration nicht auf. Auf die späteren Schicksale des Prinzen übten diese Parteiumtriebe den allerentscheidendsten Einfluß, denn als Karl X. am 2. August 1830 zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux abdankte, bewirkte die ungünstige Stimmung der Nation gegen denselben, daß dieses Abkommen verworfen wurde. Die drei Julitage machten den zehnjährigen Knaben zu einem Verbannten, das Benehmen seiner Mutter stürzte ihn in noch tieferes Unglück. Der frömmelnde Graf von Artois, der beschränkte Herzog von Angoulême, die eben so rachsüchtige als bigotte

Herzogin von Angoulême bemächtigten sich nun des Prinzen ganz; die Anhänger des liberal-monarchischen Princips wurden als Jakobiner von dem Pseudohofe in Prag entfernt, und damit die Erziehung sicher im ultramontanen und absolutistischen Sinne geleitet werde, ließ man aus Rom zwei Jesuiten kommen. Da aber dem Exkönig Bedenken aufstiegen, wurden die Jesuiten entfernt und statt ihrer Militärs angenommen, erst General d'Hautpoul, dann General Latour-Maubourg, beide Legitimisten aus Familien, die unter Napoleon gedient hatten. Alle diese Vorgänge schwächten die legitimistische Partei in Frankreich ungemein. Völlig wurde sie zersplittert, als der Exkönig seine Thronentsagung null und nichtig erklärte und sich wieder Karl X. nannte. Es bildeten sich nun unter den Legitimisten 3 Parteien: Karlisten, welche Karls X. Thronrechte anerkannten, Anhänger Ludwigs XIX., welche den Herzog von Angoulême als Dauphin oder rechtmäßigen König anerkannt wissen wollten, u. Henriquinquisten, die nur dem Grafen von C. als Heinrich V. als legitimen Thronerben Frankreichs huldigen. Nach Karls X. Tode (6. November 1836) begannen aufs Neue die Parteikämpfe zwischen den Anhängern Ludwigs XIX. und denen Heinrichs V. in den Journalen und durch Briefwechsel. Nach dem Tode des Herzogs von Blacas (16. November 1839) wurde der Herzog von Levis Vertrauter u. Rathgeber Heinrichs, der mit demselben 1839 nach Rom reiste, wo er eine Audienz bei Papst Gregor XVI. erhielt. Im Jahr 1840 verweilte er längere Zeit in Neapel und Florenz und kehrte nach einem Aufenthalte in München nach Görz zurück. Im folgenden Jahre erhielt er zu Venedig von Villaret de Forgeuse, einem ehemaligen Offizier der französischen Marine, Unterricht im Seewesen und unternahm mit demselben eine Exkursion in die Häfen Istriens. Nach Kirchberg am Wald, das er von Karl X. geerbt hatte, zurückgekehrt, brach der Graf am 28. Juli 1841 bei einem Spazierritt den Schenkelknochen, wovon er einen hinkenden Gang behalten hat. In den Jahren 1842 und 1843 besuchte er mehre Städte Deutschlands und ging im Oktober 1843, begleitet von einer Anzahl Legitimisten, nach England, wo er von mehr als 300 Personen der Legitimität, die größtentheils zu diesem Zweck von Frankreich nach England gekommen waren, einen Besuch empfing. Im Januar 1844 kehrte der Graf nach Görz zurück. Bald darauf, nach dem Tode des Herzogs von Angoulême (3. Juni 1844), legte er gegen die Dynastie Ludwig Philipps, als herrschende in Frankreich, Verwahrung ein und bemerkte zugleich, daß er den Titel eines Grafen von C. führen werde, eine Modifikation, deren Annahme England und Schweden verweigerten. Am 6. Nov. 1846 ward zu Modena Heinrichs Vermählung mit der Prinzessin Therese von Modena durch Prokuration und 10 Tage später die persönliche Trauung zu Bruck an der Mur vollzogen, worauf er in Frohsdorf seinen Aufenthalt nahm. Nach der Februarrevolution 1848 hatten Genoude und Larochejacquelin am 24. Febr. in der letzten Sitzung der Deputirtenkammer, als die Flucht des Königs bekannt geworden war, den Muth, eine Berufung an das Volk zu beantragen, in der Hoffnung, Frankreich werde Heinrich V. zum König ausrufen, und selbst nach der Proklamation der Republik und der Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten legten die Legitimisten große Thätigkeit an den Tag, um C.s Anwartschaft auf den Thron Frankreichs zur Geltung zu bringen. Im Sommer 1849 ging C. nach Ems, wo eine Verschmelzung der Legitimisten mit den Orleanisten zur Sprache kam, und im August 1850 ward ein zweiter Legitimistenkongreß in Wiesbaden veranstaltet, den C. wieder selbst besuchte. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 erließ er eine ziemlich gemäßigte Proklamation an die Franzosen. C. ist einer der reichsten Prinzen der Gegenwart. Er erhielt durch den Tod Karls X. ein jährliches Einkommen von 400,000 Francs, durch Erbschaft von dem Herzog von Blacas 2 Millionen Francs, 1850 vom Marquis von Talaru ebenfalls zwei Millionen Francs, von der Herzogin von Angoulême 2 Millionen Fr., und die Mitgift seiner Gemahlin beträgt ebenfalls mehr als 2 Millionen Fr. Von diesem bedeutenden Vermögen unterstützt er einen Theil der verarmten Legitimität und schickt dann und wann ansehnliche Geschenke an arme Gemeinden nach Frankreich.

Chambre (franz.), Kammer, Zimmer, Gemach, Stube; Zimmer der Fürsten und die zum Kammerdienste gehörigen Hofleute; Name für verschiedene Gerichte, Geschäftsstuben und die dazu gehörigen Personen: Haus, als Abtheilung der Volksrepräsentanten in England und Frankreich.

Chambre ardente (franz.), glühende Kammer, ehedem in Frankreich die schwarz ausgeschlagenen und mit Kerzen erleuchteten Zimmer, in welchen über schwere Verbrecher das Todesurtheil ausgesprochen wurde. Glühende Kammer hieß man sie wahrscheinlich wegen der harten Strafe (gewöhnlich Feuertod), die in ihnen den Verurtheilten bestimmt wurde. Insbesondere nannte man C. a. die außerordentlichen Tribunale, welche seit Franz I. (1535) ihre Verfolgungen gegen die Protestanten begannen und als zweite Instanz der Inquisitionstribunale galten. Die Mitglieder des Tribunals, welche der Papst ernannte, hatten das Amt der Spürhunde des Herrn (domini canes) übernommen, sie suchten Ketzereien und Ketzer auf und instruirten die Prozesse, während die C. a. den letzten Urtheilsspruch und die Vollziehung der Strafe übernahm. Trotz der strengsten Ueberwachung, der unerbittlichsten Tortur und der häufigen Autodafé's hatte der Protestantismus in Frankreich so feste Wurzeln geschlagen, daß seine Ausbreitung nicht mehr zu verhindern zu seyn schien; erst die ungeheuren Bemühungen der späteren Könige, besonders die Religionskriege und Dragonaden vermochten, und zwar durch Vernichtung des edelsten Theils der französischen Nation, dem Willen des Papstes wieder Kraft zu geben. Unter Ludwig XIV. wurde abermals eine C. a. errichtet, um die vielen Vergiftungsfälle, welche nach dem Tode der Brinvilliers in Paris zum Vorschein kamen, durch strenge Untersuchung und Bestrafung zu mindern. Dieser Cours des poi-

sons bestand nur 2 Jahre (1679—1680), brachte viele Personen aus den obersten Klassen der Gesellschaft vor seine Schranken und endigte mit der Hinrichtung der vermeintlichen Zauberin Voisin.

Chambre introuvable (franz.), die unvergleichliche Kammer, soll Ludwig XVIII. in ironischem Sinne die Kammer genannt haben, welche vom 7. Okt. 1815 bis zum 5. April 1816 Riesenschritte der ultraroyalistischen Restauration machte, aber in ihrem blinden Fanatismus solches Unglück über Frankreich brachte, daß ihre Auflösung unvermeidlich wurde. Die Geschichte dieser Kammer s. Frankreich.

Chambure, Laurence Auguste Pelletier de, tapferer franz. Krieger aus der Kaiserzeit, wurde den 30. März 1789 zu Viteaux, einem burgundischen Städtchen, geboren und trat noch sehr jung in die Militärschule. Kaum 18 Jahre alt, machte er den Feldzug nach Spanien mit und war bei der Belagerung von Danzig Kapitän. Hier hielt er an der Spitze von 100 Mann die Russen so in Athem, daß man seine Truppe die „Compagnie infernale" nannte, und seine nächtlichen Ausfälle geschahen mit so wahrhaft abenteuerlicher Kühnheit, daß sie von Schriftstellern und Künstlern (H. Vernet, Langlois ꝛc.) verewigt worden sind. Als endlich die Festung übergeben wurde, ging C. als Gefangener nach Petersburg. Im Jahr 1815 kehrte er nach Frankreich zurück. Nach Napoleons Rückkehr erhielt C. das Kommando über ein Corps freiwilliger Jäger der Côte-d'or. Wegen einiger von diesem verübten Plünderungen unter der Restauration erst zu Strafarbeit, dann zum Tode verdammt, entwich er nach Brüssel u. setzte von dort aus seine Rechtfertigung durch. Bis 1830 lebte er nun auf dem Lande; die Julirevolution rief ihn nach Paris, wo Soult ihn zu seinem ersten Ordonnanzoffizier erhob. Hier † er 1832 an der Cholera. C. gab heraus: „Napoléon et ses contemporains" (12 Liefer., 1826—27).

Chamfort, Sebastien Roch Nicolas, berühmter französischer Schriftsteller, geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, kam in früher Jugend nach Paris. Seine ersten literarischen Arbeiten waren Artikel für das „Journal encyclopédique" und für das „Vocabulaire français", das er eine Zeit lang redigirte. Auch schrieb er damals mehre Lustspiele, z. B. „Le marchand de Smyrne". Seine Tragödie „Mustapha et Zéangir" verschaffte ihm eine Sekretärstelle bei dem Prinzen Condé, die er jedoch kurz nachher wieder aufgab. Im Jahr 1781 wurde C. Mitglied der Akademie. Die Revolution nahm ihn von 1789 an vollkommen in Anspruch. Er war damals Vorleser der Prinzessin Elisabeth, Ludwigs XVI. Schwester, welchen Posten er durch seine Wahl in die Nationalversammlung verlor, wo er sich Mirabeau anschloß, der sich in vielen seiner Schriften und Reden C.s Feder bediente. Später ward er Bibliothekar an der Nationalbibliothek; da er aber unumwunden seinen Abscheu vor der Schreckensbahn, welche die Revolution mehr u. mehr einschlug, aussprach, verlor er diese Stelle u. kam ins Gefängniß. Zwar wurde C. bald wieder freigelassen, der Schrecken vor dem Gefängniß war aber in ihm so mächtig geworden, daß er einer abermals ihm drohenden Verhaftung durch einen Selbstmordversuch entgehen wollte. Für den Augenblick wurde er zwar gerettet, † aber schon am 13. April 1794. Als Schriftsteller verdient C. zu den Klassikern seiner Nation gezählt zu werden: reiner Geschmack und tiefes, von den besten Mustern genährtes Studium spricht uns aus allen entgegen. Seine Werke erschienen gesammelt von Ginguené (4 Bde., Par. 1795) mit einer Biographie, und von Auguis (das. 1824, 5 Bde.); eine deutsche Uebersetzung lieferte Stamperl (2 Bde. Leipzig 1797).

Chamier, 1) Daniel, berühmter reformirter Theolog, aus der Dauphiné gebürtig, erst Prediger zu Montelimart, seit 1612 Professor zu Montauban, verlor bei der Belagerung dieser Stadt, als er eben seine Glaubensgenossen zu tapferem Kampfe gegen ihre katholischen Unterdrücker ermahnte, am 16. Okt. 1621 durch eine Kanonenkugel das Leben. C. war nicht nur einer der gelehrtesten, sondern auch der politisch gewandtesten Männer seiner Konfession; ihm verdankt man zum großen Theil das Edikt von Nantes. Seine „Panstratiae catholicae sive controversiarum de religione adversus Pontificios corpus, tomis quatuor distributum" (Genf 1626 ff.) ist das vollständigste polemische System, worin er mit großer Gewandtheit, Schärfe und Feinheit, mit Gründen aus der Schrift, aus den Kirchenvätern, aus der Tradition, der Geschichte und Philosophie den römisch-katholischen Lehrbegriff bestreitet u. zugleich die vollständigste Rechtfertigung des Lehrbegriffs seiner eignen Kirche liefert, die jemals gegeben worden ist. Sein „Corpus theologicum s. loci communes theologici" (Genf 1653) wurde von C.s Sohn herausgegeben.

2) Frederick, engl. Romanschriftsteller, 1796 zu London geb., trat 1809 als Kadet in den Seedienst u. zeichnete sich namentlich in den amerikanischen Kriegen aus, verließ aber 1833 die Marine u. übernahm die Stelle eines Richters zu Whathamhill in der Grafschaft Essex. Marryats Erfolge in den Darstellungen des Seelebens veranlaßten ihn, sich ebenfalls auf diesem Gebiete zu versuchen. Wir nennen von seinen Romanen: „Life of sailor" (2. Aufl., London 1834, 3 Bde., deutsch von Jürgens, Braunschweig 1835, 3 Bde.); „Ben Brace, the last of Nelson's Agamemnons" (London 1835, 3 Bde., deutsch von Bärmann, Braunschweig 1836, 3 Bde.); „The Arethusa" (London 1836, 3 Bde., deutsch von Bärmann, Braunschweig 1837, 3 Bde.); „Jack Adams" (London 1838, 3 Bde., deutsch von Bärmann, Braunschweig 1839); „Tom Bowling" (London 1839, 3 Bde.); „Tresor Hastings" (das. 1841, 3 Bde.); „Passion and principles" (das. 1842, 3 Bde., deutsch von Bärmann, Braunschweig 1842, 3 Bde., u. von Schultze, das. 1843). Als Augenzeuge der pariser Februarrevolution schrieb er: „Review of the french revolution of 1848" (London 1849).

Chamille, Pflanzengattung, s. Kamille.

Chamisso, Adelbert von, eigentlich Louis Charles Adelaide de C. de Boncourt, einer der bedeutendsten deutschen Lyriker und Naturforscher, am 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren, wanderte 1790 mit seinen Aeltern aus und kam nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und nach manchem erduldeten Elend

zuletzt nach Preußen, wo er 1796 Edelknabe (Page) der Königin, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., ward und 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterieregimente der Besatzung Berlins trat. „Die mildere Herrschaft des ersten Konsuls, erzählt C. selbst, gewährte zu Anfang des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, ich aber blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche. Ich schrieb im Jahr 1803 einen Faust, den ich aus dankbarer Erinnerung an meine Gedichte aufgenommen habe. Dieser fast knabenhafte metaphysische Versuch brachte mich fast zufällig einem andern Jünglinge nahe, der sich gleich mir im Dichten versuchte, K. A. Varnhagen von Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreifer Weise der Musenalmanach auf das Jahr 1803. Diese Unbesonnenheit, welche ich nicht bereuen kann, ward zu einem segensreichen Wendepunkt meines Lebens. Sie brachte mich in enge Verbrüderungen mit herrlichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen." Die Freunde, denen sich C. damals so innig anschloß u. die eine Reihe von Jahren hindurch seine sehr ernsten und unermüdlichen Studien begleiteten, waren, außer Varnhagen, besonders Wilhelm Neumann, Franz Theremin und Hitzig, des Dichters Biograph; und auch nachdem diese Freunde nach Osten und Westen sich zerstreut hatten und einzig und allein der Lieutenant von C. in Berlin zurückgeblieben war, hielt die gemeinschaftliche Herausgabe eines poetischen Taschenbuchs die Getrennten fortwährend in gemeinsamem Verkehr. Mit Ernst und Eifer widmete sich C. den versäumten Jugendstudien, namentlich dem Studium der griechischen Klassiker und der Naturforschung. Bei der Uebergabe Hamelns an die Franzosen war C. einer der Offiziere, die, zum Widerstand entschlossen, keinen Theil hatten an dem Verrathe des preußischen Kommandanten; aus den Untersuchungen des Kriegsgerichts ging er mit glänzender Rechtfertigung hervor. Nach einem kurzen Ausfluge zu den Seinigen in Frankreich wieder in Berlin eingetroffen, nahm er indessen seine Entlassung aus dem Militärdienste u. ging mit der Aussicht auf eine Professur am Gymnasium in Napoleonville in sein Vaterland zurück. Diese Aussicht ging nicht in Erfüllung, dagegen gelangte er in den Kreis der Frau von Staël zu Coppet, wo sich seine Neigung für die Naturwissenschaften, insbesondere für die Botanik entschied. Im Herbst 1812 wieder nach Berlin zurückgekehrt, fing er erst eigentlich das akademische Studium an; aber gerade in der Zeit, wo der Befreiungskampf Deutschland in die Flammen der ersten nationalen Begeisterung seines Jahrhunderts versetzte, kamen C.'s, des Deutsch-Franzosen, verhängnißvolle Tage, „die für ihn kein Schwert hatten". Er konnte weder mit seinen Freunden gegen sein Vaterland, noch mit dem Vaterland gegen die Freunde kämpfen, und dieses plötzlich von innen auftauchende Vonallerweltverlassenseyn drückte ihn tief darnieder. Da war es Hitzig, der damals selbst von häuslichen Leiden hart bedrängte, welcher ihm, dem die Unthätigkeit ein Vorwurf und die Wissenschaft unter solchen Umständen keine Erquickung war, zu einem schönen Beruf die Bahn öffnete, indem er die Einleitung dazu traf, daß C. als Naturforscher der Brigg Rurik den russischen Kapitän O. v. Kotzebue auf der Weltumsegelung begleitete. Diese Reise hat er selbst in einem besonderen Buche beschrieben, welches den ersten Band seiner Werke füllt; sie entfaltet sich aber nicht minder ansprechend vor dem Leser in den Briefen, die während der drei Jahre, die sie umfaßt, aus allen Weltgegenden an Hitzig abgegangen sind u. jedes Bild, jeden Zustand, jede Stimmung aus unmittelbarster Anschauung und Erfahrung mittheilen. Wie auf dieser zu wissenschaftlichem Zwecke unternommenen Expedition dieser Zweck als Nebensache behandelt wurde, mögen folgende Züge darlegen. Als Naturforscher glaubte C. sammeln zu müssen; allein der Kapitän ließ ihm erklären, daß zu Sammlungen auf dem Schiffe kein Platz sey; was er für bemerkenswerth erachte, habe der angestellte Maler der Expedition abzuzeichnen. Ging C. nun den Maler deshalb an, so erklärte derselbe, daß er nicht vom Naturforscher, sondern nur vom Kapitän Befehle anzunehmen habe. Aber zum Kapitän durfte Niemand ungerufen, weder in die Kajüte, noch auf das Verdeck. Und war auch der Maler bis zum Zeichnen bewogen oder beordert worden, so hatte er nur so lange auf dem einzigen Tisch in der gemeinsamen Offizierskajüte Raum, als nicht gegessen wurde; noch viel seltener konnte C. ihn zu seinen Arbeiten benutzen. Die Matrosen schienen de facto über die Anordnungen des Kapitäns wegen des Sammelns zu wachen. Einmal brauchten sie in Brasilien C.'s Pflanzenpakete als Kopfkissen unterm Zelte, und als ein Regen das Zelt umwarf, dachte Niemand daran, diese Kopfkissen ins Trockene zu bringen; Pflanzen und Papiere gingen verloren. Ein anderes Mal hatte C. in vielen Exemplaren die verschiedenen Formen der gigantischen Tange des Südens gesammelt, und es war ihm erlaubt worden, sie zum Trocknen im Mastkorbe auszustellen; als aber das Schiff gereinigt ward, warf man rücksichtslos die werthvolle Sammlung über Bord. Eine kostbare Sammlung fossiler Elfenbeinknochen verbrannte man beim Bivouak rc. An ähnlichen und noch schlimmeren Zügen von Rohheit und Unwillfährigkeit, denen indeß weniger böser Wille, als Geringschätzung des Gelehrtenstandes zum Grunde zu liegen scheint, fehlte es auf der ganzen Reise nicht. Aehnlich wie die Annehmlichkeiten dieser Reise fielen auch Vortheil und Ruhm aus, besonders der letztere. Durch die mangelhafte und verstümmelte Art, wie man seine Berichte in dem kotzebue'schen Werke über die Expedition, ohne mit ihm darüber zu kommuniciren, mittheilte, mußte ihm jede Anerkennung dessen, was er als Naturforscher geleistet, beim sachverständigen Publikum entgehen. Man betrachtete das, was C. lieferte, wie einen eingezahlten pflichtschuldigen Tribut, über dessen Verwendung oder Vernichtung man dem Tributär keine Rechnung schuldig ist. Der Naturforscher mußte sich erst als Dichter einen bedeutenden Namen machen, um

Mittel und Organe zu gewinnen, seinen Ehrenantheil an jener Expedition zu vindiciren. Die Gemeinheit ging so weit, daß man C. nicht einmal verstattete, nur die Druckfehler anzuzeigen, von denen im kotzebue'schen Werke sein Antheil wimmelte. Im Okt. 1818 kehrte C. nach Berlin zurück und erhielt eine Stelle als Kustos bei dem königlichen botanischen Institut; die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Im Jahr 1825 begab er sich in Familienangelegenheiten abermals nach Frankreich. Im Herbst 1831 ward er von der Grippe befallen, trug, da er dieselbe nicht beachtete, sondern nach alter Gewohnheit lebte und dazwischen russische Dampfbäder gebrauchte, eine chronische Bronchitis davon, der er, ein Jahr nach dem Tode seiner Gattin, am 21. August 1838 erlag. Als Naturforscher zeigte sich C. in der Abhandlung „De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei" (Berlin 1819). „Uebersicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und Pflanzenkunde" (das. 1827), „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue" (Weimar 1827), „Beschreibung einer Reise um die Welt" (den 1. und 2. Theil seiner „Gesammelten Werke" bildend). Für den Sprachforscher ist sein Werkchen „Ueber die hawaiische Sprache" (Leipzig 1837) von hohem Werth. Von C.'s Gedichten erschienen die ersten in dem von ihm und Varnhagen begründeten „Musenalmanach", den er später gemeinschaftlich mit Gustav Schwab redigirte. Die Sammlung seiner „Gedichte" erlebte (Leipzig) 1850 die 11. Auflage; in den „Gesammelten Werken" nehmen sie den 3. und 4. Band ein. Sein berühmtestes und originellstes Werk: „Peter Schlemihl", die Geschichte eines Mannes, der seinen Schatten verloren hat, worin C. seine eigene Unruhe und Ziellosigkeit charakterisirte, 1813 geschrieben, 1814 von Fouqué in Druck gegeben, erschien Nürnberg 1845 in der 6. Auflage u. ist in fast allen europäischen Sprachen übersetzt worden. Großes Verdienst erwarb sich C. auch durch die in Verbindung mit Gaudy besorgte Uebersetzung einer Auswahl von Bérangers „Liedern" (Leipzig 1838). Die von Hitzig herausgegebenen Briefe C.'s sammt dessen Biographie bilden den 5. und 6. Band von der Gesammtausgabe der Werke C.'s. Obgleich Franzose, ist C. doch ein ächter deutscher Dichter. Jedes seiner Produkte macht nicht nur im Allgemeinen den Eindruck eines europäischen Meisterstücks, sondern athmet kerndeutsche Kraft und nordische Gemüthlichkeit, ja, es war ihm, dem Franzosen, sogar vorbehalten, einem dem deutschen Sprachgenius vor ihm nie vollkommen angetrauten Metrum, den Terzinen, bei dem verschiedenartigsten Inhalte einen urdeutschen nordischen Charakter zu verleihen. Hierher gehören seine „Retraite", „Mateo Falcone, der Korse" und eines seiner großartigsten Gedichte: „Salas y Gomez". Der Geist, der durch C.'s Gedichte, Balladen u. Romanzen weht, ist ein eigenthümlich düsterer u. schmerzlicher; das Wilde, Schroffe, selbst Grimmige, Herzerschütternde ist darin mit Vorliebe angebaut, ja nicht selten sind krasse Aufgaben in so krasser Weise von C. behandelt worden, daß die Aesthetik sich damit nicht immer einverstanden erklären kann, so sehr man auch die meisterhafte Behandlung anzuerkennen gezwungen ist. Diese düstere Gemüthsrichtung wurde durch C.'s eigenthümliche Schicksale genährt, und der Zwiespalt, nämlich die äußere Mischung eines doppelten Angehörens diesseits und jenseits der französisch-deutschen Grenze, das Streben nach Vereinbarung der Nationalitäten in sich und dabei dennoch die vorwiegende Hinneigung zu dem Vaterlande seiner Bildung, dieser Zwiespalt wurde noch gesteigert, als C., abgestoßen von einer künstlichen Kulturwelt, namentlich sein Ideal, den Wilden Kadu von der Insel Radack, kennen lernte. In C. lag auch das Bestreben, populär zu seyn; der Aufnahme vieler seiner Gedichte in Sammlungen für den Schulgebrauch freute er sich recht aufrichtig mit den Worten: „Jetzt lernen die Jungen auch meine Gedichte auswendig, wie sonst Gellerts und Lichtwers Fabeln, und so mancher wird denn doch alt und behält, was er als Knabe hat memoriren müssen." Und dieser Freude am poetischen Einwirken auf das Volk verdanken wir viele seiner heiteren, schelmischen und spielenden Gedichte; besonders zeichnen sich seine politischen Lieder durch scharfen Spott und gesunde Ironie aus. Der Hauptstempel seines Charakters war die Unschuld, die reine Unschuld der Kinder. Was es heiße, etwas für den äußeren Schein thun, Alles, was Klugheit von der Menge genannt wird, was sogenannte feine Manieren seyen, davon hat C. nie einen Begriff gehabt; aber die Sitte, die das Herz, nicht Herkommen und Etikette, gebietet, war bei ihm aufs Zarteste ausgebildet. Aus diesem künstlichen Seelenzug entsprang auch jene entschiedene Vorliebe für Naturvölker; gerade bei ihnen hatte er auf seinen Reisen Dasjenige gefunden, was er in unseren civilisirten Zuständen vermißte und was ihm stets so drückend erschien. In vollem Ernste sprach er einst gegen Hitzig den Wunsch aus, im eigenen Garten in den beiden Sommertagen nackt mit der Pfeife im Munde spazieren zu können, ohne dadurch ein Aergerniß zu geben; seiner Insulaner Glück in der Unschuld blieb ihm ewig ein ersehnter Zustand. Ja, „ein Mann voll Unschuld, voll rastloser Thätigkeit, die bei ihm nie auf äußern Vortheil, immer nur auf Hervorbringung von Edlem und Schönem um seiner selbst willen gerichtet war, ein kerngesunder Mensch von nobelster Gesinnung, war Adelbert von C., u. fügen wir hinzu: ein Freund ohne Gleichen, so haben wir das Bild einer Persönlichkeit, die unser höchstes Interesse in Anspruch nehmen würde, hätte der Mann, der alle jene seltenen Eigenschaften in sich vereinigte, auch nie eine Zeile in Prosa geschrieben, nie einen Vers gedichtet". Vgl. Hitzig, Leben u. Briefe von Adelbert von C., Leipzig 1839, 2 Bde.

Chamois (franz., Peaux de C.), Gemsen-, Bock-, Ziegen- und Schaffelle, mit Oel zugerichtet, von gelber Farbe, werden von den Weißgerbern bereitet.

Chamos (Camos, hebr. Chemosch), Nationalgottheit der Ammoniter und Moabiter, deren Bedeutung und Kultus man nicht genau kennt. Kircher leitet das Wort von dem hebräischen

kamás, sich verbergen, ab und hält den C. für den Pluto jener Völkerstämme; die einzig richtige Ableitung ist vom semitischen Worte chamásch oder kamásch, welches im Hebräischen verrichen bedeutet. Nach jüdischer Sage wurde C. unter dem Symbol eines Steines verehrt. Salomo baute dem C. einen Tempel, den erst Josia wieder zerstören ließ.

Chamotte, eine gebrannte, pulverisirte Thonmasse, welche aus Kapseln gewonnen wird, in denen besonders Porzellan gebrannt worden ist. Aus dieser Masse werden Steine, sogenannte Chamottsteine, gefertigt, welche, mit Thon vermauert, einen sehr starken Hitzegrad aushalten und sich deshalb zu Mauern, die fortwährend dem Feuer ausgesetzt sind, ganz besonders eignen.

Chamouny (Chamouni, Chamonix, Cammunita, lat. Campus munitus), Dorf im sardinischen Herzogthum Savoyen, von den Einwohnern le Prieuré de C., le Prieuré genannt, mit gegen 1500 Einwohnern, verdankt seine Entstehung einem Benediktinerkloster, welches hier 1099 vom Grafen Aimon von Genf gestiftet ward. Bis 1760 fand man noch kein ordentliches Wirthshaus; jetzt sind deren drei, die alle städtisch eingerichtet sind und ansehnlichen Gasthöfen nichts nachgeben. Von C. aus, wo man vortreffliche Führer findet, besteigt man den Montblanc, die Aiguilles und die übrigen das berühmte Chamounythal (Val de C.) umgebenden Gebirge. Dieses Thal, durch den Montblanc vornehmlich berühmt geworden, war bis 1741, wo es zum ersten Male von den Engländern Pococke und Windham besucht ward, so unbekannt, daß man es zu Genf, 18 Stunden davon entfernt, für eine nur von Wilden bewohnte Gegend hielt und die dasselbe umgebenden Gebirge les montagnes maudites (die verfluchten Gebirge) nannte. Erst durch die Reisen, welche die Herren de Saussure (1760) und Bourrit (1775) hierher machten, ward man aufmerksam auf das Chamounythal, u. seitdem war der Zufluß der Reisenden so groß, daß man von 1780—1792 während der wenigen Sommermonate alljährlich 800—1200 Fremde zählte. Das Thal liegt verborgen und von allen Landstraßen abgelegen am nördlichen Fuß des Montblanc, unterm 47.° nördl. Br., und hat die Form eines Bogens. Es ist 4—5 Stunden lang und ¼—½ Stunde breit, wird gegen Südwesten vom Mont de Lacha und Baudagne und gegen Osten vom Col de Balme geschlossen, auf der Nordseite von der Gebirgskette des Mont Breven und auf der Südseite vom Montblanc und den Aiguilles begrenzt und von der Arve durchströmt. Von den zuletzt genannten Gebirgen starren die 4 Riesengletscher des Boissons, des Bois, d'Argentière u. de la Tour, sowie die 2 kleineren, de Gria und Taconay, in das Thal herab. Die beiden Felsenbetten desselben bestehen aus Urgebirge, der Col de Balme, die Berge de Lacha, de Forcles und Baudagne aus Urthonschiefer und Kalksteinschichten, die Felsenkette des Breven aus dick-, grob- und dünnfaserigem Gneis und Glimmerschiefer, welchen Quarz, Feldspath, Glimmer und etwas Eisen eine röthliche Farbe geben. Die senkrechten Schichten steigen von Nordosten nach Südwesten. Höchst merkwürdig ist die bewundernswürdige Regelmäßigkeit der senkrechten Schichten am Kopfe des Breven. Sie sind durch Spalten durchschnitten, so daß die Felsen in schiefwinkelige Parallelepipeden getheilt sind. Die Pyramidalfelsen in der Kette des Montblanc bestehen aus Gneis und der Granit aus sehr großen, weißen Feldspathkörnern, grauen oder weißlichen Quarz- und kleinen Glimmerblättchen. Sämmtliche Felsenspitzen erheben sich gegen 8230 Fuß über C. und 11,400 Fuß über das Meer. Die Fläche des Thales, 2040 Fuß über dem genfer See und 3174 Fuß über dem Mittelmeer erhaben, besteht größtentheils aus schönen Wiesen, welche den Hauptreichthum der Bewohner ausmachen. Doch treibt man auch einigen Ackerbau und besäet den leichten Boden 6 Jahre hindurch mit Weizen, Roggen, Bohnen, Gerste, Lein, Hafer, Hanf und Kartoffeln u. läßt ihn dann 6 Jahre wieder als Wiese liegen. Wegen seiner hohen Lage wachsen hier weder Eichen, noch Kastanien, Nüsse, Wein, überhaupt kein Obst. Der Winter dauert vom Oktober bis zum Mai und der Schnee liegt gewöhnlich 3, ja 10 bis 12 Fuß hoch. Kälte und Hitze wechseln in dem kurzen Sommer so schnell, daß man oft einheizen muß. Morgens und Abends ist es immer frisch, wenn auch um Mittag das Thermometer auf 17 bis 18° steht. Die Alpenweiden liefern vortreffliche Butter und Käse und einen köstlichen, aromatischen, ganz weißen Honig; Gemsen u. Steinböcke gibt es auf den Gebirgen, die Arve bietet Fische. Im Frühjahr und Herbst durchbrausen furchtbare Stürme das Thal und Schneelawinen richten zur Frühlingszeit bedeutenden Schaden an. Auch Gewitter, die sich einmal hier festgesetzt, wüthen schrecklich und weichen nur langsam. Hier wohnen gegen 4000 Menschen, deren Häuser, zwar zu Dörfern vereinigt, doch so zerstreut liegen, daß das Thal als ein großer verzettelter Ort erscheint. Diese Menschen sind robust und nervös, von Charakter gut und bieder und haben eine ausdrucksvolle Physiognomie. Außer den Erzeugnissen ihres Bodens nähren sie sich als Bergführer der Reisenden, erreichen aber dann wegen der Mühseligkeiten des steten Bergersteigens kein hohes Alter. Unter den vielen sehenswerthen Punkten des Thales sind zu nennen der Montanvert mit dem Eismeer, der Gletscher des Bois, die Quelle und das Eisgewölbe des Arveiron. Auf der Höhe des Montanvert erblickt man das Eismeer mit seiner gigantischen, ungeheuren Felseneinfassung, die zackig in die Wolken starrt, als wollte sie des Himmels Gewölbe stützen. Tiefe Stille herrscht hier und nur bisweilen donnert ein furchtbares Geprassel einstürzender Eispyramiden. Der Montanvert erhebt sich 2568 F. über das Thal und 5724 F. über das Meer. Auf seiner Höhe befindet sich ein kleines Gebäude mit der anspruchlosen Ueberschrift: A la nature. Steht man vor demselben so, daß die Eingangsthür rechts ist, so hat man folgende Aussicht vor sich: rechts den schwarzen Charmoz, links den aus röthlichem Granit bestehenden Dru, der sich wieder über den Montanvert 5832 Fuß erhebt und wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Domthurme zum Riesenmuster des straßburger Münsters gedient zu haben scheint; ihm zur Linken die Aiguille Bochard. Das Thal zwischen dem Dru und Char-

moz ist mit Eis angefüllt und heißt das Eismeer, einem plötzlich erstarrten stürmischen See vergleichbar. Der nördliche Ausfluß desselben bildet den Gletscher des Bois. Wegen der gigantischen Umgebung möchte man kaum glauben, daß jene Eisfläche 1 Stunde breit und 2 Stunden lang ist. Der südöstliche Arm heißt der Gletscher Léchaud, der südwestliche der Gletscher Tacul. Hinter diesen erheben sich die Aiguille de Léchaud, der große und kleine Jorasse, eine dünne, sehr hohe Felsspitze, Géant oder Mallot und der Tacul. Gerade auf der Südseite des Géant liegt 5 Stunden unter ihm Courmayeur, ein piemontesisches Dorf. Vom Montanvert steigt man auf dem Wege la Felia ins Thal hinab und kommt nahe am Gletscher des Bois vorbei zur Quelle des Arveiron. Dieser Gletscher steigt wie vom Himmel in tausend bläulichweißen, hundert und mehre hundert Fuß hohen Eispyramiden über eine Granitwand hinab. Man glaubt eine plötzlich stehengebliebene Eisfahrt eines Stromes zu erblicken. Das Ende des Gletschers ist ein prächtiges Eisgewölbe, aus welchem das geschmolzene Wasser des Eises, unter dem Namen Arveiron, donnernd hervorbraust und zwischen zahllosen Fels- und Eisstücken, die er mit sich fortreißt, nach einer halben Stunde der Arve zueilt. Dieser Feenpalast, dieser schönste Edelstein in dem großen Naturalienkabinet des Thales, hat eine Höhe von 100—150 Fuß und eine verhältnißmäßige Breite und verändert seine Form stets durch herabfallende Eisklumpen. Im Winter ist dies Gewölbe Eine Masse; erst im Frühjahr entsteht es allmählig durch das Anschwellen des Eiswassers. Im August ist es gewöhnlich am schönsten und größten. Das Chamounythal hat nur zwei Zugänge: den einen von Genf her über Salenche, den anderen durch das Walliserland über den Col de Balme. Vergl. F. Gottschalk, Das Chamounythal am Fuße des Montblanc, Halle 1811; Voyage pittoresque aux Glaciers de Chamouni, Paris 1815; Joseph Hamel, Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc, unternommen im August 1820, mit Karte des Chamounythals seiner Umgebung, Wien 1821.

Champagne, ehemalige Provinz in Frankreich, war im Norden von Lüttich und Luxemburg, im Osten von Lothringen und Franche-Comté, im Süden von Burgund und im Westen von Isle de France und von Soissonnois (Picardie) begrenzt, enthielt 1787 gegen 347½ □Meilen und 1,197,000 Einwohner, zerfällt jetzt in die Departements Marne, Obermarne, Aube und Ardennen und gab Stücke an die Departements Yonne, Aisne, Seine-Marne und Maas ab. Die Flüsse, welche jenen Departements den Namen gaben, sind die Hauptströme der C. Das Land war früher in die obere und niedere C. und in die Brie Champenoise eingetheilt. Hauptstadt der ganzen Provinz war Rheims. Die eigentliche C. machte einen Theil der niedern und das Herz des Landes aus; die C. pouilleuse (die lausige C.) war der Theil des Landes, welcher zwischen Nogent und Piney liegt, aus Sümpfen, Haiden mit Kreideboden besteht und arm und waldlos ist. Die westliche C. bringt den nach ihr benannten berühmten Wein hervor. Als Gouvernement zerfiel die C. in die eigentliche (Troyes), Rhémois, Châlonais, Perthois, Bassigny, das Land Argonne, Réthelois, Brie und Sénnonois. Die C. hat einen eigenthümlichen landschaftlichen Charakter. Da, wo der Boden gepulverte Kreide ist, erzeugt man Roggen, trefflichen Haier und ausgezeichnete Weine. Die großen, weiten Ebenen in der Mitte des Landes nähren zahllose Schafheerden, welche durch spanische bedeutend verbessert sind, und ansehnliche Holzfuhren gingen früher nach Paris und Havre de Grace. Die Gefilde von Meaux und Perthois waren reich an Getreide und haben noch jetzt als Kornspeicher von Paris Bedeutung. Bier und Cider sind jetzt allgemein in Gebrauch, da die Landbesitzer ihre Weine zu hohen Preisen ins Ausland verkaufen können. Auch die Pferde von C. waren früher wegen ihrer Schnelligkeit gesucht, denn die weiten grünen Ebenen begünstigen, gleich denen der Normandie, ihre Entwickelung. Die Flüsse wimmeln von Fischen, wie die Auen von Wildpret, unter welchem die Wölfe oft große Verheerungen anrichten. Die angesehensten Mineralwasseretablissements sind die von Bourbonne, Vitry und Attancourt. Der Boden besteht größtentheils aus Pflanzenerde, Letten, Sand und Kreide; man findet ferner Erde zu Backsteinen, zu Töpferwaaren, zu Fayence. Auch entdeckte man Blutsteinminen bei Moustier-en-Der, welche mehre Zeichenstiftfabriken beschäftigen. Der Theil von Perthois, welcher an Lothringen stößt, und Réthelois hatten viele Eisenminen und Hochöfen. Auch die Kreide, welche unter dem Namen blanc d'Espagne in den Handel kommt, stammt aus der C. Die Umgegend von Château-Thierry liefert eine große Menge Sandsteine zum Pflastern nach Paris wie St. Dizier zum Bauen, und der Marmor und der Schiefer von Charleville, die Mühlsteine von La-Ferté-sous-Jouarre, der Spath von Montmirail bilden ebenfalls einen ansehnlichen Handelszweig. Feuersteine, gemeiniglich Pierres de tonnerre genannt, finden sich im Ueberfluß in gebirgigen Gegenden vor und sind die besten in Europa. In der Umgegend von Courtagnon, in Rémois und bei Méry gibt es fossile Muscheln und Schnecken. Während der Revolution wurden die zahlreichen Klöster in Leinwand-, Tuch- und Seidenfabriken umgewandelt. Schon im 11. Jahrhundert hatte die C. Messen zu Troyes, zu Provins, Lagny und Bar sur Aube. Ehedem herrschten in der C. viele alte Vorrechte; so hatte die Gemeinde Donchery ein Servitut, Droit de mainmorte genannt, in Folge dessen beim Tode eines Mannes oder Weibes ohne leibliche Nachkommenschaft dem adeligen Grundherrn das Recht zustand, die Mobel mit dem nächsten Verwandten zu theilen. Bei den übrigen Franzosen stand die C. in dem Rufe, daß in ihr allerhand thörichte Streiche begangen würden, wie bei den Deutschen Schilda, Krähwinkel, Lümmerstadt rc., und es ging das Sprüchwort: quatre-vingt dix-neuf moutons et un Champenois font cent bêtes (99 Hammel und ein Champagneser u. es sind 100 Schafköpfe). Die C. zählt zu ihren Landsleuten: den Staatsmann und Historiker Juvenal des Ursins, den Philosophen Pithou, die Maler Thomassin und Mignard, den Bildhauer Girardon, La Fontaine, Colbert, Matthieu, Molé, Grosley, Diderot,

Picot de Dampierre, Jerry, Dubois de Crancé, Beurnonville.

Die C. hat ohne Zweifel ihren Namen von Campus, das Blachland. Vor dem Einfall der Römer war sie von den gallischen Stämmen der Remer, Trikassen, Melden, Lingonen und Sennonen bewohnt und bildete bei der ersten Theilung in römische Provinzen einen Theil von Gallia comata, wurde aber nach der Unterwerfung des ganzen Gallien von Cäsar und August zu Gallia celtica und belgica geschlagen. Nach Gregor von Tours gehörte sie bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Chlodwigs Söhne zum Königreich Austrasien und wurde von 570—714 von Herzögen regiert, welche aber mehr Statthalter im Namen des Königs, als Souveräne waren. Sie hießen: Wolf (Loup), Wintrio, Johann, Wimart, Heribert, Grimoald. Diesen Herzögen folgten erbliche Pfalzgrafen mit voller Landeshoheit, nach der Residenz Troyes oft auch Grafen von Troyes genannt. Durch die Vermählung Philipps IV. mit Johanna, der Erbin des Königreichs Navarra, der C. und Brie, kam die C. 1248 an Frankreich und ward diesem 1361 auf immer mit vereinigt, behielt aber unter den französischen Königen die Rechte, welche sie unter den Grafen gehabt hatte. Während des Feldzugs von 1792 war die östliche, im Feldzuge von 1814 die westliche C. vorzüglich der Kriegsschauplatz. Vergl. Debercy, Recherches sur la C., Troyes 1832.

Champagne, Philippe de, berühmter französischer Maler, 1602 zu Brüssel geboren, widmete sich früh der Kunst und legte besonders in der Landschaftsmalerei unter M. Bouillon und J. Fouquières einen guten Grund. Später nahm er zwar bei seinen landschaftlichen Darstellungen die Natur zur Lehrerin, ahmte aber dieselbe ohne sonderliche Auswahl nach und brachte zu viel architektonische Beiwerke an. Mit technischer Fertigkeit ziemlich gut ausgerüstet, wollte C. als 19jähriger Jüngling nach Italien reisen; da aber das zur Fahrt nöthige Geld mangelte, so begab sich C. nach Paris, um sich durch Landschaftmalerei und Porträtiren die zu seinem Vorhaben nöthigen Mittel zu erarbeiten. Hier machte er die Bekanntschaft Poussins und fand mit demselben Gelegenheit, unter Duchesne's Leitung Verschiedenes in den Luxembourg für die Zimmer der Königin zu malen. Da einige seiner Gemälde der Königin mehr gefielen, als die von Duchesne, so begab sich C., die Eifersucht seines Vorgesetzten scheuend, nach Brüssel zurück. Nach Duchesne's Tode vertraute ihm die Königin die Direktion der Arbeiten in dem Luxembourg an und ertheilte ihm das Prädikat ihres ersten Malers. Anträge des Kardinals Richelieu, aus der Königin Dienst in den seinigen zu treten, wies er zurück und blieb dennoch in der Huld desselben. In Brüssel malte er für den Erzherzog Leopold „Adam und Eva, den Tod Abels beweinend", u. ward nach seiner Rückkehr Professor und Rektor der Akademie. Als Lebrun auftrat, zog er sich nach Port-Royal zurück, wo seine Tochter, eine Nonne, eben von einer schweren Krankheit erstanden war, was ihn zu jenem berühmten Gemälde veranlaßte, die Mutter Angelika mit der Mutter Agnes im Gebete darstellend. C. † zu Paris 1674. Die Zeichnung dieses Meisters ist korrekt, aber nicht sehr elegant, und ihm fehlt eine schönere Auswahl der Natur; seine Figuren sind nicht gehörig belebt u. seiner Färbung, obgleich mit freiem und leichtem Pinsel aufgetragen, fehlt die gehörige Wärme. Unter seinen vielen Gemälden sind ausgezeichnet: 6 Bildnisse bei den Karmelitern in der Vorstadt St. Jakob; ein betender heiliger Philippus; ein Crucifix, ein Meisterwerk in der Perspektive, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendikular erscheint; 4 Kirchenväter im Dome der Sorbonne; eine reuige Sünderin; das Abendmahl, von Girardet gestochen; der heilige Ambrosius; Porträte Ludwigs XIII., der Königin Mutter, des Kardinals Richelieu ꝛc.; sein eigenes Bildniß, vortrefflich gestochen von Ger. Edelink, auch von K. Barth.

Champagnerweine, die in der ehemaligen französischen Provinz Champagne, namentlich in den jetzigen Departements Ardennen, Marne, Aube und Obermarne wachsenden Weine. Man hat weiße und rothe (dunkelrothe und rosenrothe) C., und von den weißen wieder schäumende und nicht schäumende oder stille. Die schäumenden oder moussirenden werden dadurch gewonnen, daß man die Gährung des gekelterten Mostes unterbricht, die dann, wenn der Pfropfen der Flaschen gelüftet wird, also die äußere Luft zutritt, von Neuem beginnt und kohlensaures Gas entwickelt. Ueber das Verfahren bei der Bereitung der moussirenden C. s. unten. Der nicht schäumende Champagner wird erst im März zum ersten Male abgezogen. Die wenig schäumenden (cremants oder demi-mousseux) C. haben mehr Weingeist, sind deshalb stärker als die ganz schäumenden, aber weniger reich an Kohlensäure. Die besten Sorten C. wachsen in den Arrondissements Rheims und Epernay des Departements Marne auf kreide- und kalkartigem Boden. Zu der 1. Klasse der weißen gehören der von Sillery (ambrafarbig, geistig, von trockenem Geschmack und vortrefflicher Blume), von Ay u. Mareuil (fein, geistig, sprudelnd, von guter Blume, aber weniger geistig als der vorige), von Hautvilliers, von Dizy, Epernay und Pierry; zur 2. Klasse zählen die von Cramont, Avise, Orne und Le-Menil, die süß, fein, leicht und angenehm sind; zur 3., 4. und 5. Klasse rechnet man die geringeren Weine, die meist im Lande verbraucht werden. Zur 1. Klasse der rothen C., die man auch Bergweine (Mar-Sagne) nennt, gehören vorzüglich die von Verzy, Verzenay, Mailly, St.-Basle, Bouzy und Thierry, die schöne Farbe, viel Feinheit, Körper, Geist und gute Blume haben; rothe C. 2. Klasse liefern Hautvilliers, Mareuil, Dizy, Pierry, Epernay, Taissy, Ludes, Chigey, Rilly, Villers und Allerand. Den Haupthandel mit C.n treiben Rheims, Avise, Epernay und Chalons sur Marne. Der Beifall, den namentlich der moussirende Champagner fand, führte bald auf eine Nachahmung desselben, und mit Gewißheit kann man annehmen, daß der in Frankreich, Deutschland ꝛc. unter dem Namen Champagner konsumirte Wein nicht zum dritten Theile in der Champagne gewachsen ist. Der weiße Champagner, den man in Paris verkauft,

wird in dieser Stadt selbst bereitet, und zu Eßlingen, Heilbronn, Berg, Grünberg in Schlesien, Niederlößnitz bei Dresden, Naumburg ꝛc. bestehen Fabriken, die aus leichten Weinen einen Champagner bereiten, der selbst den Kenner zu täuschen vermag. Das Verfahren bei der Bereitung dieses *deutschen Champagners*, das im Ganzen mit dem bei der Bereitung der ächten schäumenden C. übereinstimmt, ist folgendes: Man wählt ganz junge Weine im Alter von 1—2 Jahren, die rein gegohren, ganz reinschmeckend, flüchtig und lieblich von Geschmack sind. Ist unter diesen Berücksichtigungen auf dem Weinlager eine Partie Weine von etlichen Stücken mit aller Sorgfalt ausgewählt, so wird die ganze Partie ganz gleich mit einander verstochen (was der Franzose die *Coupage* nennt), damit man eine u. dieselbe Qualität für die zum Fabriciren bestimmte Sorte erhalte. Gern nimmt man dazu ein oder mehre Stücke rothen, im Herbst jedoch weißgekelterten Wein, da solcher feiner und dünnflüssiger, als der aus weißen Trauben gewonnene, und überdies weniger zum zu starken Moussiren geneigt ist. Nachdem nun die Manipulation des Verstiches mit aller Vorsicht vor sich gegangen, wird jedes Stückfaß mit Hausenblase geschönt bis alle ganz flackerhell sind. Sind nach Verlauf von 3 oder 4 Wochen die Weine ganz hell, so werden sie in kleinere Fässer rein abgestochen. Nachdem etliche derselben gefüllt sind, bringt man sie aus dem Keller in ein eigens dazu erbautes Lagerhaus, welches der Sonne sehr ausgesetzt, ganz niedrig und mit einem Schieferdache gedeckt ist, welches die Sonnenstrahlen so viel wie möglich auffängt und die dadurch entstehende Wärme dem inneren Raume mittheilt. Die Fässer werden hierauf im Lagerhause auf gute Unterlager gebracht und das Haus selbst wird an allen Oeffnungen, Fenstern und Thüren gut verschlossen, damit der Gährungsprozeß mit dem Weine vorgenommen werden könne. Man beginnt zu diesem Ende den Wein aus den kleinen Fässern auf Flaschen zu ziehen (die sogenannte *Tirage*). Die Flaschen, welche man dazu nimmt, müssen ganz neu von der Hütte gekommen seyn, da das Reinigen der alten Bouteillen zu mühsam und es bei aller Sorgfalt doch ungewiß ist, ob die angetrocknete, im Bauche der Flasche festsitzende Unreinigkeit sich ganz losgelöst habe. Unmittelbar vor der Füllung fügt man jeder einzelnen Flasche eine kleine Quantität von aufgelöstem Kandiszucker (*Liqueur*) bei, damit durch eben diesen der Gährungsprozeß im Weine bewirkt werde. Die Bereitung dieses Liqueurs ist folgende: Eine Quantität des allerfeinsten, ganz rein geläuterten weißen Kandiszuckers wird mit gutem weißen Weine in einem eigens dazu bestimmten Liqueurfasse angerührt und in solchem einige Tage nach einander tüchtig herumgerüttelt, bis der Zucker ganz flüssig geworden ist. Ist dies geschehen, so schönt man die flüssige Masse leicht mit Hausenblase, sticht den fertigen Liqueur auf ein anderes Faß ganz rein ab und bewahrt ihn zum jeweiligen Gebrauch im Keller auf. Die erste Anwendung des Liqueurs findet, wie bemerkt, Statt, sobald der Wein in Flaschen gefüllt ist und im Lagerhause in Fermentation gebracht werden soll, zu welchem Ende eine kleine Dosis zur Erzeugung des Moussirens in die einzelnen Flaschen gefüllt wird. Diese Dosis richtet sich nach der Süße des Weines, die derselbe im rohen naturgemäßen Zustande besitzt, indem bei aller Klarheit manche Weine noch eine Mostsüße behalten, welche andere wenige Monate nach dem Herbste bereits verloren haben. Es ist jedoch unumgänglich nöthig, daß die fragliche Dosis Liqueur jeder Flasche besonders zugemessen werde, damit man versichert seyn kann, daß jede die gehörige Quantität erhalten habe. Sind die Flaschen gefüllt, so werden dieselben alsobald durch einen anderen Arbeiter verkorkt, indem die Pfropfen vorher in einem konisch zulaufenden eisernen Köcher gepreßt und dann mit einem hölzernen Schlegel ein Dritttheil in den Hals der Flasche eingeschlagen werden, so daß 2 Dritttheile des Pfropfens auf der Mündung der Flasche bleiben. Der Pfropfen wird sodann mit Bindfaden kreuzweise gebunden (ficellirt) und über diesem Kreuz mit einem vorher geglühten Eisendraht zugedreht. Sobald diese Manipulation beendigt ist, werden die Flaschen im Lagerhause stoßweise, eine auf die andere mittelst dünner eichener Schindeln aufgesetzt. Diese Schindeln werden auf den beiden äußeren Seiten des Flaschenstoßes durch dickere, senkrecht stehende festgehalten, indem die dünneren, horizontal liegenden durch Einschnitte daran befestigt sind. Man setzt auf diese Weise Stöße von 20—50 Fuß Länge und 4—5 Fuß Höhe in die Mitte des Kellers, ohne sonstige Vorrichtung, indem man die untersten Flaschen auf die bloße Erde legt und alsdann mit Setzen fortfährt. Die Stöße sitzen so fest, als wenn sie mit eisernen Klammern zusammengehalten wären, und doch kann man fast jede Bouteille aus dem Stoße herausnehmen und wieder an ihren Platz stecken, ohne daß sich eine der anderen Bouteillen bewegt. Die Gährung entwickelt sich nun bald, sowohl durch den Zusatz von Liqueur, als durch die Wärme von 16—18° R., in welcher die Flaschen im Lagerhause während des Gährungsprozesses sich befinden müssen. Man hat zu diesem Zweck einen Ofen im Lagerhause, damit, wenn die äußere Temperatur dem Inneren des Hauses die besagte Wärme nicht mittheilen würde, solche durch Heizung bis auf 16 und 18° R. gesteigert werden kann. Die Temperatur bedingt nämlich die Menge des im Weine sich erzeugenden Ferments, und je leichter und magerer überhaupt die Weine sind, desto eher sind sie in Gährung zu bringen, da der Alkohol, welcher der Gährung hinderlich ist, in geringer Quantität sich darin vorfindet. Die aufgesetzten Flaschen bleiben so lange ruhig im Lagerhause sitzen, bis durch die fortwährend in den Bouteillen sich steigernde Gährung einige derselben springen. Hat man die Ueberzeugung erlangt, daß die Gährung auf dem gewünschten Grade ist, so bringt man sämmtliche Flaschen aus der warmen Temperatur plötzlich in die kalte, indem man dieselben von ihrem seitherigen Lager so leise als möglich aufhebt und in den Keller transportirt. Im Keller werden sie sogleich wieder in Stößen wie früher im Lagerhause aufgesetzt und bleiben alsdann wenigstens 2, jedoch besser noch 3—4 Monate ganz ruhig in solcher Weise sitzen. In dieser Zeit dauert die Gährung in den Flaschen

noch fort, bis sie sich nach und nach gänzlich beruhigt; es geschieht jedoch, wenn eben diese Gährung auf ihrem höchsten Punkte ist, daß bei vielen Flaschen der leere Raum, welcher bei der Füllung in denselben gelassen wurde, durch kohlensaures Gas mit Wein ausgefüllt wird. Das Gas kann alsdann durch den verschließenden Pfropfen nicht entweichen und die stärkste Bouteille muß springen. Gewöhnlich beträgt dieses Springen, welches der Franzose la casse nennt, 5—8 Procent; es steigt jedoch auch manchmal auf 30—40 Procent, und oft sogar springt ein Stoß fast ganz, während der andere ruhig bleibt, obschon beide von einem Weine sind und neben einander in demselben Keller sich befinden. Ein einziger Luftzug, der auf einen Stoß fällt, erregt den Bruch oft unglaublich schnell, jedoch hat man im Allgemeinen lieber, wenn der Bruch stärker ist, als wenn der Wein unthätig bleibt und die Flaschen deshalb nicht springen, weil man im letzteren Falle sicherlich eine schlechte Mousse zu erwarten haben würde. Uebersteigt das Springen nicht 8—10 Procent, so läßt man der Sache ihren Lauf. Wird dies Verhältniß indeß überschritten und es steht zu befürchten, daß der Stoß durch die vielen Lukken zusammenstürzen könnte, so müssen die ganzen Flaschen aus demselben mit Vermeidung aller rüttelnden Bewegung aufgehoben und aufs Neue aufgesetzt werden. Bevor dies Letztere jedoch geschieht, stellt man die Flaschen aufrecht hin auf den Boden des Kellers, damit die allzuheftige Fermentation sich einigermaßen mäßige, oder man bringt sie in eine kältere Temperatur. Sollte jedoch dies Letztere dem Springen noch nicht Einhalt thun, so sticht man mit einer vierschneidigen Schusterahle in den Pfropfen, damit bei dem Stechen durch die gemachte kleine Oeffnung, welche sich jedoch augenblicklich wieder schließt, etwas Gas entweichen könne. Das letzte Verfahren dürfen alle Fabrikanten nur im äußersten Nothfalle anwenden, indem dadurch nicht nur eine Verschiedenheit in der Qualität des Weines unter den Flaschen selbst, sondern auch ein sehr verminderter Grad von Mousse bewirkt wird. Mit dem Eintritt der kältern Jahreszeit hört das Springen der Flaschen auf und der Wein beruhigt sich allmählig. Die Stöße werden nun umgesetzt, alle zerbrochenen Flaschen auf die Seite geschafft und die zum Theil ausgelaufenen (couleuses) ebenfalls entfernt. Die frisch aufgesetzten Flaschen läßt man noch einige Zeit ausruhen und bereitet sie nach und nach zum Degorgement oder zur Reinigung vor. Durch die Gährung und Ablagerung des Weines hat sich nämlich in allen Flaschen ein schleimiger oder auch ein festerer Niederschlag gebildet, welcher förmliche durch die Gährung ausgeschiedene Hefe oder oxydirter Kleber ist, der natürlich zur völligen Klärung des Weines aus den Flaschen herausgeschafft werden muß. Zu diesem Ende steckt man die Flaschen, mit dem Halse nach unten, in schiefer Richtung auf die dazu bestimmten, mit 5 Reihen Löchern versehenen Tafeln, welche aus starken und langen Dielen angefertigt sind und wovon jede auf 3 Böcken ruht. Man hat darin Löcher schief eingeschnitten, damit die Flaschen durch sie in ihrer sich neigenden Stellung erhalten werden. Durch dieses sogenannte Aufstecken der Flaschen bezweckt man, daß der Niederschlag, der, wie bemerkt, darin entsteht, sich nach und nach ablöst und in den Hals der Flasche bis auf den Pfropfen sich heruntersenkt. Damit jedoch dieser Zweck um so besser erreicht werde, muß jede Flasche täglich und ganz gleichmäßig während 10—14 Tagen, je nachdem die Hefe früher oder später sich senkt, in einer längeren zitternden Bewegung gerüttelt werden, wodurch der Niederschlag sich eher und besser loslöst u. schneller niedersinkt. Es werden immer 3000 Bouteillen auf einmal auf diese Art behandelt, die auf die angegebene Weise 14 Tage lang und manchmal sogar länger leicht gerüttelt werden. Hauptsache ist es, daß die Flaschen ganz gleichmäßig, eine wie die andere gerüttelt werden; denn geschieht dies nicht und es bleibt nur etwas Hefe in der Flasche sitzen, so wird der Wein nie hell und demnach zum Versenden gänzlich unbrauchbar werden. Hat sich der Niederschlag indessen nach und nach ganz auf den Pfropfen niedergesenkt u. ist man auch außerdem von der Klarheit des Weines vollkommen überzeugt, was vermittelst eines Lichts, an welches man die Flasche, jedoch ohne sie zu rütteln, hält, ersichtlich ist, so bereitet man sich vor, die auf dem Pfropfen sitzende Hefe aus der Flasche mittelst Ausspritzens oder des Degorgements zu entfernen. Das sogenannte Operiren oder die Beifüllung von Liqueur in die degorgirten Flaschen ist mit der eben besagten Manipulation verbunden. Durch die zweite Gährung nämlich hat der Wein viel von seiner originellen Süße verloren; da derselbe jedoch auch im natürlichen Zustande nicht so viel Süße haben würde (was besonders bei den geringeren C.n der Fall ist), als man im Allgemeinen von den moussirenden Weinen verlangt, so muß der erforderliche Zuckerstoff durch den Liqueur dem Weine beigefügt werden. Man probirt daher, ehe man zum Operiren schreitet, den Wein mittelst verschiedener Mischungen von Liqueur und sucht darunter die beste Mischung heraus, nach welcher alsdann die ganze Partie behandelt wird. Die Franzosen fügen bei Gelegenheit der Operation außer dem Liqueur ihren Weinen, die sehr schwach sind, noch Weingeist bei, etwa 3 Procent und vielleicht noch mehr; jedoch sind wir dieser Mühe enthoben, da der einzige Fehler unserer moussirenden Weine darin besteht, daß sie von Natur aus zu stark gegen die C. sind, denen durch Weingeist erst die nöthige Kraft und Konsistenz gegeben werden muß. Dagegen haben wir auch um so viel bessere Weine hinsichtlich der Qualität sowohl, als hinsichtlich der Feinheit und des Bouquets, welches in den C.n durch den Weingeist gänzlich zerstört wird. Bei dem Degorgement versammeln sich die Arbeiter wie früher bei dem Einfüllen der Flaschen. Der oberste beginnt die Arbeit, indem er die Flaschen eine nach der anderen aus der Tafel, auf der sie aufgesteckt sind, mit der linken Hand herauszieht. Vor sich hat er einen eigens dazu angefertigten Ständer, auf dessen oberem Boden eine halbrunde Wand sich befindet, welche zur Ableitung des durch das Oeffnen der Flaschen dawiderspritzenden Weines dient. Der Arbeiter, in gebückter Stellung vor dem Ständer stehend, öffnet mit einem am unteren äußeren Ende schneidenden gekrümmten Haken (Crochet)

Draht und Bindfaden, packt damit den Pfropfen zwischen der Flaschenmündung und richtet, sobald er spürt, daß er herausgetrieben wird, die Bouteille ganz langsam allmählig in die Höhe und läßt in gleichem Momente den Pfropfen wider die oben besagte Wand springen. Sobald der Pfropfen, an welchem der Bodensatz hing, losgesprungen ist, tritt eine Masse Schaum hervor, erzeugt durch die aufsteigende gepreßte Kohlensäure, welcher allen im Halse der Flasche noch hängenden Niederschlag mit sich fortreißt. Nachdem der Arbeiter noch außerdem sorgfältig mittelst des Fingers alle Unreinigkeit zwischen dem Pfropfen und der Flaschenmündung entfernt hat, bedeckt er die Mündung der Flasche mit dem Daumen, nimmt einen alten Pfropfen aus einem neben ihm stehenden Korbe und pfropft die Flasche damit zu, dann gibt er die Flasche, nachdem sie zugepfropft ist, einem anderen, welcher sie wieder entkorkt und mittelst eines gewöhnlichen Trichters und eines Blechgefäßes, welches das nöthig erachtete Quantum Liqueur mißt, den letzteren in die Flasche füllt. Ist dies geschehen, so steckt der Arbeiter den dritten Finger in die Mündung der Flasche, damit der moussirende Wein übersteige, und bringt die Bouteille unter die Auffüllmaschine (die sogenannte Canelle). Dieselbe besteht aus einem Krahnen, der auf beiden Seiten des Lilienköchers in eine mit einem Kork überlegte, durchbohrte Spitze ausgeht, welche letztere bestimmt ist, in die aufzufüllende Flasche gesteckt zu werden. Eine andere, ebenfalls mit Kork oder Leinwand überzogene Spitze oben auf dem Lilienköcher des Krahnens mündet in ein blechernes Röhrchen aus, welches die Länge einer Flasche hat und an dessen Ende ein Saugloch befindlich ist. Man steckt dieses Röhrchen in eine volle Flasche, aus welcher aufgefüllt werden soll, dreht die Flasche um, so daß der Hals derselben auf der oberen Spitze sitzt, und steckt sie mit dem Boden in eine lederne Kapsel, welche mittelst zweier ledernen Riemen an den unten am Krahnen befindlichen beiden Haken befestigt wird. Der Arbeiter hängt hierauf die mit dem Krahnen versehene Flasche mittelst der erwähnten Kapsel an eine eiserne bewegliche Stange, welche an dem Pflock, vor dem der Arbeiter sitzt, befestigt ist, so daß die Bouteille gerade vor ihm hängt. Das Röhrchen, welches in der vollen Flasche aufrecht steht, mündet mit dem Saugloch in dem oberen luftleeren Raume der Bouteille aus, welchen sie nach und nach mit Luft anfüllt. Die Krahnenlilie hat zwei Mündungen, wovon die eine den Wein aus der oberen Flasche in die untere zu füllende abläßt, die andere aber mit der Luftröhre in Verbindung steht, welche die Luft aus der unteren Flasche in die obere durch die Flüssigkeit hindurchführt. Die aufzufüllende Flasche wird schnell in die untere Spitze des Krahnens gedrückt, so daß sie luftdicht verschlossen ist, der Krahnen hierauf geöffnet, und so füllt sich die untere Flasche, während die darin enthaltene Luft in den luftleeren Raum der oberen Flasche mittelst der Luftröhre steigt. Ist die Flasche voll, so wird der Hahn zugedreht, sie selbst weggenommen und verpfropft, aber gleich wieder eine andere anzufüllende in die mehr erwähnte Krahnenspitze gesteckt, bis die obere Flasche leer ist und durch eine andere ersetzt werden muß. Die aufgefüllten Flaschen werden hierauf mit neuen Pfropfen versehen, mit Bindfaden verbunden und verdrahtet. Nach dieser Manipulation werden die Flaschen wieder im Keller aufgesetzt und bleiben einige Zeit ganz ruhig sitzen. Vierzehn Tage darauf steckt man sie nochmals auf die früher beschriebenen Tafeln mit dem Halse schief nach unten, damit der neuerdings gebildete Niederschlag durch wiederholtes Rütteln auf den Pfropfen niedersinke. Hat dieses Statt gefunden und der Kellermeister ist überzeugt, daß der Wein ganz flackerhell ist, so werden die Flaschen nochmals degorgirt und wieder aufgefüllt, jedoch diesmal ohne Liqueur. Die Pfropfen, welche man zum Verkorken nimmt, sind dicker wie die früheren und die Firma ist darauf eingebrannt; die Flaschen werden damit gepfropft und alsdann wieder verbunden und verdrahtet. Bei dem letzten Verpfropfen gebraucht man die feinsten Pfropfen aus Katalonien, die fast 1 Zoll dick im Durchmesser und ungefähr 2 Zoll hoch sind. Sie werden mittelst einer Pfropfmaschine, welche die dicksten Pfropfen so zusammenpreßt, daß sie in die kleinsten Oeffnungen gehen, in die Flaschen eingebracht. Der zusammengepreßte Pfropfen dehnt sich in der Flasche wieder aus und schließt sie hermetisch. Sind nun die Flaschen wieder verbunden u. verdrahtet, so werden dieselben, wie früher, stoßweise auf einander gesetzt und zur Expedition bereit gehalten. Vor deren Versendung sieht man jedoch die Flaschen noch einmal sorgfältig nach, damit nicht eine darunter sich vorfindet, worin auch nur die geringste Unreinigkeit (ordure) sitzen geblieben wäre. Bei der Verpackung werden die Flaschen alsdann mit Etiketten versehen und die Pfropfen mit Staniol überdeckt.

Champagny, Jean Baptiste Nompère de, Herzog von Cadore, Pair und Minister von Frankreich, zu Roanne in Forez den 4. August 1756 aus einer adeligen, aber armen Familie geboren, trat frühzeitig in das Collége de la Flèche und dann in die Militärschule von Paris, machte 1774 von Brest aus auf der Fregatte „Flora" seine zwei ersten Fahrten in die Levante und gegen die Barbaresken und ward nach seiner Rückkehr Schiffsfähndrich. Im amerikanischen Kriege kämpfte er bei Quessant, Granada und in mehren anderen Gefechten und erwarb sich den Namen eines Offiziers von seltenem Verdienst. In seinem 26. Jahre erhielt er den Ludwigsorden und wurde Schiffsmajor. Bei der Zusammenberufung der Generalversammlung von dem Adel von Forez zum Deputirten gewählt, stimmte er mit der Minorität des Adels für die gemeinschaftliche Berathschlagung der drei Stände u. war bald einer der Ersten, welche, sich dem 3. Stand anschließend, den Adel abschworen. Im Jahr 1791 verließ er die Nationalversammlung, bekleidete darauf die Stelle eines Kommandanten der Nationalgarde und nahm Theil an der Departementsverwaltung. Während der Schreckensregierung lebte er als Privatmann, ward aber dessen ungeachtet ins Gefängniß geführt und erhielt erst nach dem 9. Thermidor seine Freiheit wieder. Nach dem 25. Brumaire ernannte ihn der erste Konsul zum Staatsrath im

Marinedepartement und gewann dadurch einen glühenden Beförderer seiner ehrgeizigen Pläne. Durch diese absolute Hingebung an den Konsul verschaffte sich C. wichtige Missionen; unter Anderem erhielt er den Auftrag, die Pläne der Kontrepolizei (royalistische) zu Paris auszuforschen, weil man glaubte, sie unterhalte Verbindung mit der Vendée und Normandie. Im Juli 1801 ging er als Gesandter der französischen Republik nach Wien u. gewann sich so sehr die Zufriedenheit Napoleons, daß ihn derselbe an Chaptals Statt als Minister des Innern zurückrief. Als solcher verschönerte er Paris, verbesserte die Hospitäler, den Landbau und Handel, schenkte aber auch der moralischen und literarischen Reform, dem Theater, der Organisation von Monts-de-Piété, sowie der Gründung von Stutereien seine Aufmerksamkeit. Zum Reichsgrafen ernannt, ward er nach dem tilsiter Frieden (1807) Minister des Auswärtigen an Talleyrands Stelle. Er gab den Namen her zu dem berüchtigten Traktat von Fontainebleau, welcher der Invasion von Portugal und Spanien vorherging, begleitete Napoleon nach Bayonne und führte hier alle Unterhandlungen mit den Agenten Karls IV. und Ferdinands mit großer Schlauheit u. Verstellungskunst, so daß ihn Napoleon aus Dankbarkeit zum Herzog von Cadore erhob. Während des Feldzugs von 1809 hielt er sich in Deutschland auf, stieß nach der Schlacht von Eßlingen zu Napoleon, bivouakirte bei Wagram an dessen Seite u. arbeitete mit ihm am Schlachttage in einem auf dem mit Todten besäeten Boden schleunigst errichteten Zelte. Bei Napoleons Ehescheidung führte er die Unterhandlungen mit Josephine und machte dieselben durch seine zarten Aufmerksamkeiten weniger kränkend. Auch gehörte er vornehmlich zu jenen Rathgebern, welche das Meiste zur Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin beitrugen. Ungeachtet seines Eifers für den Kaiserstaat verlor C. dennoch 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, weil er den Unterhandlungen mit Romanzow, bevollmächtigtem Minister von Rußland, keine den Absichten Napoleons angemessene Richtung zu geben wußte, erhielt aber einige Tage darauf die Intendantur der Domänen der Krone und ward 1813 zum Senator ernannt. Von Napoleon beim Beginn des Kriegs gegen Rußland zum Staatssekretär der Regentschaft ernannt, folgte er bei dem Herannahen der Alliirten der Kaiserin Marie Luise nach Blois und überbrachte einen Brief derselben an ihren Vater zu Chanceaux. Obgleich von Ludwig XVIII. in die Pairskammer gerufen, nahm er doch nach Napoleons Rückkehr von Elba die Generalintendantur der Krondomänen u. die kaiserliche Pairie an. Bei der zweiten Rückkehr des Königs trat er in den Privatstand zurück, bis ihn eine Ordonnanz von 1819 in die Pairskammer berief. C. † zu Paris den 3. Juli 1834.

Champaigne, Philippe de, franz. Maler, s. Champagne.

Champeaubert, Dorf im französischen Departement Marne, bekannt durch das hier am 9. und 14. Febr. 1814 zwischen den Franzosen unter Napoleon und den verbündeten Preußen und Russen unter Blücher Statt gefundene Treffen.

Champignon (Feldblätterschwamm, Angerling, Weidling, Herrenpilz, Trüschling, Brachpilz, Agaricus campestris *L.*), einer der vorzüglichsten und gewöhnlichen eßbaren Schwämme, kommt überall vor in Feldern, Grasgärten, besonders auf Wiesen und wo Mist untergegraben ist, auch in luftigen Eichenwäldern vom Mai bis Oktober, in ganz Europa, Asien, Nordamerika und in der Berberei. Er kommt wie eine wälsche Nuß groß aus der Erde u. sieht dann aus wie ein Bovist, ist aber nicht rauh, sondern glatt und derb; anfangs sind die Blätter fleischroth, später dunkelbraun. Das Fleisch ist weich, weiß, ohne Geruch, aber von mildem, haselnußähnlichem Geschmack. Am besten sind die C.s im August u. September. Sie stehen gewöhnlich einzeln; wo man sie einmal gefunden hat, kann man täglich wieder holen, besonders wenn man den Stiel nicht aus der Erde reißt. Man muß sie sammeln, wenn sie eine noch geschlossene Kugel bilden; wenn sie einen Tag alt sind, fangen die Blätter schon an, schwarz zu werden, u. oft sind sie dann bereits mit Maden angefüllt. Nach Vauquelin enthält der C.: braunes Fett, Osmazom (?), phosphorsaure, schwefelsaure und salzsaure Salze, Fungin. Der C. wird oft mit dem weißen Brachpilz (Agaricus edulis *Tratt.*, Sugemule oder Guckemucke) verwechselt, der sich aber durch einen hohlen, krummen Stiel und durch später roth werdendes Fleisch unterscheidet, auch nicht so schmackhaft ist. Die C.s sind, mäßig genossen, ein gesundes Nahrungsmittel. Man speist sie gebacken, gebraten, oder auch als Zugemüse, mit Butter, Petersilie, Zwiebeln, Pfeffer, mit und ohne Wein, gedämpft und in mehrerlei Art, auch benutzt man sie als Zusatz zu Ragouts und Frikasseen, um diesen einen pikanten Geschmack zu geben; größere werden auch gefüllt, und mit Rahm und der obern Rinde des Brods wird eine als Champignonsbrod bekannte Speise zubereitet. Um sie sich zu erhalten, werden sie mit Gewürzen in Essig eingelegt oder getrocknet, gepulvert und mit Gewürz und Salz vermengt. In England u. Livland wird aus ihnen, durch Zusatz von Chalotten und Salz, mit einer kräftigen Fleischbrühe, eine Art Soye, Catchup, bereitet. Junge C.s sind gesünder, als die alten. Die C.s werden, besonders in Italien, häufig kultivirt. Man darf, um C.s zu erhalten, nur gewöhnliche Erde mit Pferdemist vermengen und häufig begießen; in Mistbeeten wachsen sie sehr leicht. Wenn man die Abgänge der C.s, besonders die Blätter, auf freie, feuchte und schattige Gartenbeete bringt, so zeigen sich schon nach 8 bis 14 Tagen die jungen Pilze. Selbst in luftigen Kellerräumen lassen sie sich ziehen.

Champion (franz.), im frühern Mittelalter ein Kämpfer, der bei den gerichtlichen Zweikämpfen gegen Belohnung die Stelle eines der Betheiligten vertrat. Die C.s gehörten gewöhnlich der niedrigsten Klasse an u. galten als unehrenhaft; sie mußten ein bestimmtes Kleid von Leder und bestimmte Waffen tragen, die ebenfalls für unehrenhaft galten. Sie durften nicht zu Pferde kämpfen und erschienen mit verschnittenen Haaren u. Nägeln in den Schranken. Die C.s werden schon zur Zeit Karls des Großen erwähnt, und Otto I.

ließ sogar durch C.s über die Regierungsfolge entscheiden. Später bezeichnete man mit dem Worte C. einen Ritter, der für eine beleidigte Dame, für ein Kind oder für irgend einen Kampfsunfähigen in die Schranken trat, ja in England ernannte man, wahrscheinlich zuerst unter Richard II., einen C. des Königs, der zu Pferde u. bis an die Zähne bewaffnet bei jeder Krönung alle Die zum Zweikampf aufforderte, die den König nicht als den gesetzlichen Souverän der drei Reiche anerkennen würden. Endlich hieß bei Turnieren C. auch der Ritter, der die versammelten Damen gegen Beleidigungen zu schützen hatte, woraus sich später der Begriff geckenhafter Aufmerksamkeit gegen Frauen entwickelte.

Championnet, Jean Etienne, ausgezeichneter französischer General, 1762 im Departement Drôme geboren, war der natürliche Sohn eines angesehenen Advokaten und einer Bäuerin. Leidenschaftlichen Gemüthes, stürzte er sich in den Wirbel jugendlicher Ausgelassenheiten und ging dann, seinen Wohnort fliehend, unter die wallonischen Garden, mit welchen er 1781 vor Gibraltar stand. Die Heftigkeit seines Charakters nahm nun eine andere Richtung: er nährte und bildete seinen flammenden Kriegergeist an dem Lesen taktischer Schriften u. den Biographien berühmter Feldherren. Bei dem Ausbruch der Revolution ward er Kommandant eines Bataillons Freiwilliger, mit dem er zur Dämpfung von Unruhen in den Jura gesandt wurde. Ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, erfüllte er den Befehl. Mit demselben Bataillon kam er zur Rhein- und dann zur Moselarmee unter Hoche's Oberbefehl und gab bei der Erstürmung der weißenburger Linien und dem Einfall in die Pfalz (1793) glänzende Beweise seiner Tapferkeit. Am Ende desselben Jahres wurde er Divisionsgeneral, diente in der Sambre- und Maasarmee und schlug sich an der Spitze derselben in der mörderischen Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794) mit spartanischem Muthe. Ueberhaupt nahm er an den Operationen am Niederrhein bis 1797 den lebhaftesten und glücklichsten Antheil, so daß er von dem Direktorium öffentlich belobt wurde. Das Treffen bei Altenkirchen, der Rheinübergang bei Neuwied u. Würzburgs Einnahme zeugen davon. Seine Talente sollten nun auch die letzte Probe bestehen, als ihn das Direktorium zum General en Chef ernannte. König Ferdinand von Neapel hatte nämlich ohne vorhergegangenes Manifest seine Truppen unter General Mack in den Kirchenstaat einfallen und den 29. Nov. 1798 Rom besetzen lassen. Die Folge war eine Kriegserklärung des Direktoriums. C. sammelte in weniger als 3 Monaten eine Armee und lagerte sich vor Rom. Anfangs von den Neapolitanern zurückgetrieben, sammelte er seine Schaaren wieder, schlug die Neapolitaner bei Terni, Fermo, Otricoli und Calvi, vertrieb sie aus Rom und drängte sie bis Capua zurück. Ferdinand floh auf Nelsons Admiralschiff nach Palermo und die Lazzaroni rüsteten sich zur Vertheidigung der Hauptstadt. Nach Capua's Uebergabe rückte C. vor Neapel, wo nach der Flucht des Vicekönigs Pignatelli in der Masse des beleidigten Volks ein solcher Aufruhr tobte, daß selbst Mack vor den Dolchen der Meuchler zu den Franzosen flüchten mußte. Unter blutigen Kämpfen mit den Lazzaroni rückte C. den 25. Januar 1799 in Neapel ein und proklamirte eine parthenopeische Republik. Unter dem Klirren der Waffen und Kanonendonner weihte er den Manen Virgils ein Monument. Da er aber gegen die Agenten des Direktoriums ein entschiedenes Verfahren annahm und ihren Befehlen nicht Folge leistete, so überkam Macdonald den Oberbefehl und C. ward von der Gensdarmerie gefangen nach Grenoble eskortirt. Durch die Revolution vom 30. Prairial VII (18. Juni 1799) erhielt er seine Freiheit und zugleich das Kommando der Alpenarmee. Doch sein Glücksstern war erloschen. Melas und Kray erfochten über ihn den 4. und 5. Nov. 1799 bei Savigliano und Fossano einen Doppelsieg u. C. zog sich in die Provence zurück. Er † den 9. Jan. 1800 zu Antibes an einer unter seinen Truppen herrschenden Epidemie.

Champlain, der östlichste der großen Binnenseen der nordamerikanischen Union, zwischen 44 u. 45° nördl. Br., liegt im Westen der Green-Mountains von Vermont, größtentheils die Grenze zwischen diesem Staat und Newyork bildend, während er mit seinen nördlichen Enden in das Gebiet von Untercanada hineinreicht, ist von Norden nach Süden 17½ geographische Meilen lang, von Osten nach Westen 3 Meilen breit und hat einen Flächeninhalt von 36¾ □ Meilen. Seine Hauptmasse bildet der nördliche Theil mit einer Tiefe von 350—600 Fuß, im Süden, wo er durch einen natürlichen Kanal in den St.-Georgsee übergeht, zieht er sich in den Narrows zu einem engen Felsenbette zusammen, hat aber auch hier noch eine Tiefe von 100—150 Fuß. Er steht durch den seit 1820 eröffneten Nordkanal mit dem Flusse Hudson, durch den Westkanal mit dem Eriesee und durch seinen Abfluß, den Richelieu (auch St. John, Chambly und Sorel), mit dem St. Lorenzstrom in Verbindung. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind der Missisque, Onion, Ottercreek auf der Ost-, der Saranack, Goutt und Chezy auf der Westseite. Von den 60 Inseln, welche er umfluthet, liegt die Mehrzahl in dem breitern nördlichen Theile; die größten darunter sind North- und South-Hero, Motte und Pleasant, zu dem Gebiete von Vermont gehörig. Die Ufer des Sees sind besonders an der Westseite steil und felsig und von mehren Baien durchschnitten. Der C. bildet einen lebhaften Verbindungsweg zwischen den angrenzenden Staaten u. Untercanada; er trägt im Sommer große Fahrzeuge und friert im Winter so fest zu, daß er mit den schwersten Schlitten befahren werden kann. Auch die ihm zuströmenden Gewässer sind größtentheils schiffbar, werden aber durch Stromschnellen und Katarakte öfter unterbrochen. Die anliegenden Ortschaften treiben meist Handel, besonders Burlington und Albans auf der Ost-, und Plattsburgh und C. auf der Westseite. Seinen Namen empfing der See von Sam. Champlain, welcher ihn 1608 entdeckte (vergl. dessen Voyages dans la nouvelle France, Paris 1829). In neuerer Zeit war er der Schauplatz mehrer Seegefechte zwischen Amerikanern und Engländern. Am 12. Okt. 1776 waren die letztern die

Sieger, wogegen das Gefecht vom 11. Sept. 1814 sich zum Vortheil der Nordamerikaner entschied.

Champmeslé, 1) Marie de, geborne Desmares, französische Schauspielerin, durch Racine's Liebe berühmt, war 1644 zu Rouen geboren. Ihr Vater, Sohn eines Präsidenten des Parlaments der Normandie, lebte, wegen einer Mißheirath enterbt, in fast dürftigen Verhältnissen, und seine Tochter sah sich in früher Jugend genöthigt, draußen ihr Brod zu suchen; sie ward Schauspielerin. Zuerst trat sie auf dem Theater zu Rouen auf, ohne besonders beachtet zu werden. Nachdem sie sich mit dem talentvollen Schauspieler C. verheirathet, trat sie 1669 auf dem Maraistheater zu Paris auf und ward bald darauf von dem Hôtel de Bourgogne engagirt. Ihre künstlerischen Erfolge verdankte sie vorzüglich Racine's Liebe u. Unterricht im tragischen Fache, der durch ihr Spiel zu einigen seiner herrlichsten Schöpfungen begeistert wurde. Ihre geistreiche Unterhaltung, noch mehr jedoch ihre große Schönheit machten das Haus der C. zum Sammelplatz aller berühmten Männer jener Zeit: Despréaux, Racine, la Chapelle, Valencour und La Fontaine sprachen in Prosa u. Gedichten mit feuriger Bewunderung von ihr. Sie besaß eine höchst sonore und klangvolle Stimme, die große Gewalt über die Herzen ausübte, wenn sie in den damals vergötterten Tragödien Racine's erklang. Dem Grafen von Clermont-Tonnerre zu Liebe ward sie ihrem älteren Freunde Racine untreu. Sie † den 15. März 1698, kurze Zeit nachdem sie sich vom Theater zurückgezogen hatte, im Dorfe Auteuil bei Paris. Ihr Gatte, Charles Chevillet de C., Sohn eines nicht ungebildeten Bandverkäufers, gefiel mehr in komischen Rollen als in tragischen, schrieb mehre in jener Zeit brillirende Theaterstücke (Théâtre de C., Par. 1742, 2 Bde.) und † plötzlich in der Kirche, als er für seinen Neffen Messen lesen ließ, am 22. April 1701.

Champollion-Figeac, 1) Jean Jacques, berühmter französischer Archäolog, 1779 zu Figeac im Departement Lot geboren, erhielt nach Beendigung seiner philologischen Studien eine Stelle an der Bibliothek von Grenoble, wurde später Bibliothekar und endlich Professor der griechischen Sprache daselbst. Im Jahr 1828 kam er als Konservator der Manuskripte an die königliche Bibliothek zu Paris und lebt, nach der Februarrevolution von dem Unterrichtsminister Carnot abgesetzt, zurückgezogen in Fontainebleau. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: „Antiquités de Grenoble" (Grenoble 1804); „Annales des Lagides" (2 Bde., Paris 1819, neue Bearbeitung 1820); „Lettre sur l'inscription du temple de Dendérah" (Grenoble 1806); „Notice sur une édition d'Homère, entreprise par Wetstein" (Paris 1806); „Notice d'un manuscrit lat., intitulé: Albani belli libri V" (das. 1807). Mit Biographien Molle's erschien nach Handschriften und Originalzeichnungen der königlichen Bibliothek: „Les tournois du roi René" (Paris 1826, nur in 200 Exemplaren gedruckt, deren jedes mit Kupfern 1300 Francs kostete). Zu dem Prachtwerke Silvestre's „Paléographie universelle" (Paris 1839, mit 200 Kupfern) lieferte C., in Gemeinschaft mit seinem Sohne Aimé C., den Text. Noch verdienstvoller machte er sich durch die Herausgabe der „Lettres des rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre" (2 Bde., Paris 1840) u. der „Documents historiques, tirés de la bibliothèque royale" (das. 1842).

2) Aimé, Sohn des Vorigen, um 1806 zu Grenoble geb., war als Gehülfe seines Vaters an der großen Bibliothek angestellt und machte sich durch die Herausgabe vieler älteren Quellenschriften zur vaterländischen Geschichte verdient. Er veröffentlichte unter Anderem die „Mémoires" von Pierre de l'Estoile (2 Bde., Paris 1837), von Brienne, Montrésor-Fontrailles, La Châtre, Turenne und dem Herzog von York (Paris 1838), von François de Lorraine und Antoine Dupuget (das. 1839), von Omer Talon und dem Abbé von Choisy (das. 1839), von Pierre Lenet über den großen Condé (das. 1840), vom Kardinal Retz (das. 1837, 2. Aufl. 1842, 2 Bde.) ꝛc. Zu seiner „Paléographie des classiques latins" (Par. 1837 bis 1839) schrieb sein Vater die Einleitung. Von ihm hat man auch eine Ausgabe der „Poesies du duc d'Orléans" (Par. 1842) u. die historischen Werke: „Le cardinal de Retz après la Fronde" (das. 1843); „Louis et Charles, Ducs d'Orléans" (6 Bde., das. 1844); „Captivité du roi François I" (das. 1847).

3) Jean François, Bruder von C. 1), scharfsinniger Forscher über die ägyptischen Alterthümer, besonders die Schriftarten, wurde am 23. Dec. 1790 zu Figeac geboren. Nachdem er an der Seite seines Bruders seit 1807 in Paris das Studium der orientalischen Sprachen mit außerordentlichem Erfolge getrieben hatte, erhielt er 1810 die Stelle eines Professors der Geschichte bei der Akademie zu Grenoble und hatte bereits durch sein Werk: „Egypte sous les Pharaons" (3 Bde., Par. 1814) den Grund zu seinem schriftstellerischen Rufe gelegt, als Napoleons Rückkehr von Elba und der enthusiastische Empfang desselben in Grenoble auch C. in die allgemeine Begeisterung mit fortriß. Deshalb von den Bourbonen verbannt, irrte C. lange Zeit in den Alpen umher, begab sich endlich in seinen Geburtsort u. erhielt später die Erlaubniß, mit seinem Bruder nach Paris kommen zu dürfen. Hier lebte er anfangs als Privatgelehrter; doch bald erregten seine mit außerordentlichem Eifer fortgesetzten Studien über die Hieroglyphen die allgemeine Aufmerksamkeit, namentlich gewann er die Gunst des Herzogs von Blacas in solchem Grade, daß er durch dessen Vermittelung auf Kosten des Königs 1824—26 Italien und, nachdem er 1826 Direktor des neugestifteten ägyptischen Museums geworden war, von 1828—1830 auch Aegypten bereisen konnte. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine reichen Sammlungen und Untersuchungen selbst zu ordnen; am 4. März 1832 † er an der Cholera. Außer dem Erwähnten schrieb C.: „Lettre à M. Dacier, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétique" (Paris 1822) u. „Précis du système hiéroglyphique des anciens Egyptiens" (das. 1824, 2. Aufl. 1828), durch welche beide Abhandlungen C. zu beweisen suchte, daß manche hieroglyphische phonetische oder alphabetische Zeichen seyen; „Panthéon égyptien" (Paris 1823), mit Abbildungen ägyp-

tischer Gottheiten aus den Papyrusrollen u. Bemerkungen über deren ägyptische Benennungen; „Lettres à M. le duc de Blacas relatives au musée royal égyptien de Turin" (2 Bde., Paris 1824—26). Nach C.s Tod erschienen: „Lettres écrites d'Egypte et de Nubie" (Paris 1833, deutsch, Quedlinburg 1835). Seine hinterlassenen Manuskripte füllten über 2000 Seiten und wurden für 50,000 Francs von der königlichen Bibliothek zu Paris angekauft. Bis jetzt ist davon im Druck erschienen: „Grammaire égyptienne" (3 Bde., 1838—41) und „Monuments de l'Egypte et de la Nubie d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de C." (4 Bde., u. 2 Bde., Par. 1840—41). Ueber C.s Stellung in der Geschichte seines Hauptfachs u. seine wissenschaftlichen Gegner s. Hieroglyphen.

Champrionsee, See im schweizerischen Kanton Wallis, auf dem Berge Chermontagne, im Hintergrunde des Bagnesthales, hat eine Stunde im Umfang, ist theils von schönen Weiden, theils von hohen Eisnadeln umgeben, deren Himmelblau sich auf seinen Wellen spiegelt, während zugleich Inseln von Eis auf demselben sich schaukeln. Der C. dient den Heerden der Umgegend zur Tränke. In seiner Nähe liegt der kleine Barmasee, in dessen anmuthigem Spiegel ebenfalls die ihn umringenden mächtigen Berge wiederstrahlen.

Chancellor, Richard, englischer Seefahrer, entdeckte 1553 bei Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt für eine Handelskompagnie das weiße Meer und den Hafen von Archangel. C. litt 1556 an der schottischen Küste Schiffbruch und fand in den Wellen seinen Tod. Seine Reisen finden sich in den Sammlungen von Hackluik u. Pinkerton.

Chandercona, Stadt in der ostindischen Provinz Bengalen, Distrikt Hugly, mit 24,000 Einwohnern, welche schöne baumwollene u. seidene Zeuche verfertigen.

Chandernagor (Tschandernagor), Stadt in der britisch-ostindischen Provinz Bengalen, auf der Westseite des Hugly, in angenehmer und gesunder Gegend, mit vortrefflichem Hafen, schönen, gepflasterten Straßen, Häusern mit Säulenreihen geziert und gegen 46,000 Einwohnern. Die Industrie erstreckt sich auf Seiden- und Baumwollenweberei, Zucker- und Rumbrennerei. Der Handel mit diesen Produkten ist ansehnlich. C. ist eine französische Niederlassung, war stark befestigt u. wurde 1757 von Lord Clive genommen und ihrer Festungswerke beraubt. Die Faktorei besitzen noch die Franzosen.

Chandery (Chandrée), Stadt in der britisch-ostindischen Provinz Malwah, an der Betwa, hat gegen 14,100 Häuser, ist stark bevölkert und in ganz Hindostan berühmt durch seine große Manufaktur von Chandaillyzeuchen, welche dem Mousselin nahe kommen. Ein dem Scindiah zinspflichtiger Häuptling residirt hier.

Chandieu, Antoine de la Roche, lat. Chandäus, auf dem Titel seiner Schriften auch auf hebräisch Sadeel, Gottesfeld, und Zamariel, Gottesgesang, genannt, eifriger Beförderer der reformirten Lehre in Frankreich, geb. 1513 zu Chabot bei Macon in Burgund aus einem der ältesten Adelsgeschlechter in der Dauphiné, lernte zu Paris durch seinen Lehrer Matthias Granianus die neue Lehre kennen, setzte seine Rechtsstudien in Toulouse fort und trat dann zu Genf, mit Calvin und Beza in persönliche Berührung gekommen, entschieden zu derselben über. Nachdem er Theologie studirt, ward er schon 1556 Prediger der reformirten pariser Gemeinde. Als 1557 eine nächtliche Versammlung der Reformirten in einem Hause der St. Jakobsstraße entdeckt, 150 derselben eingekerkert und mehre verbrannt worden waren, schrieb C., welcher glücklich entronnen war, eine Rechtfertigung der geheimen Zusammenkünfte und eine Widerlegung ihrer Verlästerung, was 1558 seine eigene Verhaftung zur Folge hatte. Durch den König Anton von Navarra befreit, verließ er Paris, besuchte nach altapostolischer Weise mehre im Lande zerstreute Gemeinden und gewann, zumal in Orleans, der neuen Lehre viele Anhänger. Auf einer 1559 zu Paris von den reformirten Geistlichen gehaltenen Generalsynode präsidirte er und schrieb die Vorrede zu dem von dem Admiral Coligny übergebenen Glaubensbekenntniß, welches jene Versammlung verabfaßt hatte. Nach dem Tode Heinrichs II. (1559) verließ C. Paris, kehrte jedoch schon im folgenden Jahre zurück und veröffentlichte eine Schrift über die Gewohnheiten des Königreichs und die Rechte der Prinzen von Geblüt. Als Präsident der Nationalsynode von Orleans 1562 widersetzte er sich mit Erfolg der von Einigen geforderten demokratischen Verfassung der reformirten Kirchen. Er war bereits von den Verfolgungen des ihm gehässigen Adels nach Lausanne entflohen, als die blutige Bartholomäusnacht über die Reformirten hereinbrach. Von Genf aus, wo er mehre Jahre als Prediger gelebt, rief ihn 1585 Heinrich IV. zu sich als Prediger und Rathgeber; vor dem Siege Heinrichs bei Coutras (1587) hielt C. vor der Fronte des Heeres das feierliche Gebet, ging auch in wichtigen Aufträgen zum Landgrafen von Hessen-Kassel u. zum Pfalzgrafen Kasimir. Seiner zerrütteten Gesundheit wegen begab er sich indeß schon nach 3 Jahren nach Genf zurück, begleitete hier noch, als der Herzog von Savoyen die Stadt bekriegte, die Bürger ins Feld und feuerte sie zu den glänzendsten Heldenthaten an, erlag aber den 23. Febr. 1591 zu Genf dem Tode. Außer seinen Streitschriften gegen die Jesuiten Turrianus, Lensäus, Arthur, Valentia ꝛc. verfaßte er mehre theologische Werke, welche gesammelt erschienen als „Opera theologica" (Genf 1592, 1593, 1599, 1614).

Chandler, Richard, berühmter Archäolog, 1738 geboren, studirte zu Oxford, wurde Fellow am Magdalenenkollegium u. bewährte den Reichthum seiner antiquarischen Kenntnisse durch die Herausgabe der arundelischen Marmortafel, welche unter dem Titel: „Marmora Oxoniensia" (Oxford 1763) mit Kupfern als ein Prachtwerk erschien. Von der Societät der Dilettanti beauftragt, auf ihre Kosten im Orient antiquarische Nachforschungen anzustellen und die noch vorhandenen alten Denkmäler zu untersuchen und zu sammeln, bereiste er seit 1764 mit dem Maler

Pars und dem Architekten Revett Jonien, Attika, Argolis und Elis und kam 1766 mit einer reichen Ausbeute nach England zurück. Früchte dieser Reise waren seine „Ionian antiquities" (London 1769—1800, 2 Bde.), „Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia praesertim Athenis collectae" (Oxford 1774) u. „History of Ilium or Troy etc." (Lond. 1802). Seine Reisebeschreibung, in antiquarischer Hinsicht lehrreich, in Bezug auf die Darstellung der neuern Länder- und Menschenzustände ungenügend, erschien unter dem Titel: „Travels in Asia minor" (Oxford 1775, Lond. 1776) u. als „Travels in Greece" (Oxford 1776, beide deutsch von F. C. Boie, Leipzig 1776, holländisch Utrecht 1777, französisch, mit historischen, geographischen und kritischen Anmerkungen von Servois und Barbié du Boccage, Riom 1806, 3 Bde.).

Chandos, John, Graf von, berühmter englischer Feldherr, kämpfte 1346 in der Schlacht bei Crequi unter dem schwarzen Prinzen und trug durch glänzende Tapferkeit wie durch strategischen Scharfblick das Meiste zum Siege bei Maupertuis (1356) bei. Als vorzüglich geschickter Unterhändler erwies er sich 1360 in dem Frieden von Bretigny. Im Jahr 1364 schlug er die Franzosen bei Auray und nahm den tapfern Bertrand du Guesclin gefangen. In der Schlacht bei Navarette 1367 focht er mit gleichem Muthe und Ruhm und fiel 1369 in einem Gefecht bei Pont de Leusac, unfern Poitiers, als er dem Prinzen von Wales gegen die aufrührerischen Gascogner zum Beistand eiligst heranzog.

Changarnier, Nicolas Anne Theodule, französischer General, zu Château-Chinon 1799 (nach Andern zu Autun 1793) aus einer altadeligen Familie geboren, wurde in der Kriegsschule von Saint-Cyr gebildet, verließ diese als Unterlieutenant und trat in die königliche Garde, ward aber wegen einiger unbedeutenden Dienstfehler in die Linie versetzt. Mit dem Rang eines Oberlieutenants ging er 1830 nach Algier, wo er anfangs sich wenig auszeichnen konnte, so daß er sich, als die erwartete Beförderung ausblieb, eine Kugel durch den Kopf jagen wollte. Bei dem ersten Feldzuge nach Konstantine 1836 war er Bataillonschef des zweiten leichten Infanterieregiments und leistete als solcher der ganzen Armee auf dem Rückzuge bedeutende Dienste. Diese anfangs wenig bemerkte Waffenthat wurde doch der Wendepunkt seines Schicksals. Er stieg allmählig zum Obersten, Brigadegeneral u. Divisionsgeneral u. nahm 18 Jahre lang an fast allen Gefechten der französischen Armee in Afrika Theil, wobei er zahlreiche Beweise von Tüchtigkeit, Thatkraft u. Bravour ablegte. Er befehligte in Algier, als daselbst im Febr. 1848 die Nachricht von der Proklamation der Republik in Frankreich anlangte, und übernahm aus den Händen des Herzogs von Aumale, damaligen Obergouverneurs, die provisorische Regierung von Algier, in Abwesenheit Cavaignacs, der zu diesem Posten von Amtswegen berufen war. Nach Paris zurückberufen, lehnte er das ihm angebotene Portefeuille des Kriegsministers ab, wurde dagegen an Cavaignacs Stelle zum Obergouverneur von Algier ernannt, welche Würde er nur kurze Zeit bekleidete, da er vom Departement Seine in die Nationalversammlung gewählt wurde. Nach Paris zurückgekehrt, ward er Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde und zeichnete sich am Morgen des 16. April 1848 bei der gegen das Stadthaus gerichteten Bewegung durch große Festigkeit aus. Bald erhielt er auch den Oberbefehl über die erste Militärdivision und vereinigte nun in seiner Hand eine Macht, die über das Schicksal Frankreichs entscheiden konnte. Er versah dies doppelte Amt bis zur Mitte Mai 1849; nach den revolutionären Bewegungen Mitte Juni desselben Jahres wurde es ihm von Neuem übertragen. Bei der Präsidentenwahl erhielt er nur 4687 Stimmen; dagegen wurde er vom Departement Somme in die legislative Nationalversammlung gewählt, wo er gewöhnlich mit der Rechten stimmte und, obschon entschiedener Gegner der Bonapartisten, doch eine Art neutraler Stellung zwischen den Orleanisten und Legitimisten einnahm, die sich gegenseitig seine Person streitig machten. Als es dem Präsidenten Ludwig Napoleon nicht gelingen wollte, den wichtigen Mann auf seine Seite zu ziehen, führte der Erstere dadurch den vollständigen Bruch herbei, daß er im Januar 1851 C. seines Kommando's entsetzte. Auf C. richteten sich nun die Blicke der Gegner des Präsidenten, und man hatte ihm im Falle eines Staatsstreichs die Rolle eines militärischen Diktators zugedacht. Der wirklich erfolgende Staatsstreich vom 2. Dec. machte jedoch alle diese Pläne zu nichte, und C. wurde nebst den übrigen Häuptern seiner Partei in die Verbannung geschickt.

Change (franz.), Tausch, Wechsel, im Buchhandel Artikel, die Einer von dem Verlag eines Andern gegen seine eigenen eintauscht.

Changeant (franz.), Zeuche von Seide, Wolle und andern Garnen, deren Kette von einer andern Farbe, als der Einschlag ist, wodurch je nach dem Verhältniß des Lichts und Schattens ein schillerndes Farbenspiel entsteht.

Changeux, Pierre Nicolas, Verbesserer des Barometers und Erfinder des Barometrographen, 1740 zu Orleans geboren, gab in seiner „Description de nouveaux baromètres à appendice" (im „Journ. de Physique" 1783, Mai) Barometer an, welche, auf einen Berg gebracht oder in eine unzugängliche Tiefe hinabgelassen, wenn sie zurückkommen, den Barometerstand in der Höhe oder Tiefe selbst angeben. Sein Barometrograph gibt nicht nur die Veränderungen der Luft an, sondern schreibt sie auch nieder. Er † 1800.

Changgay, s. Tschang-tscheu-fu.

Channing, William Ellery, berühmter amerikanischer Schriftsteller u. Moralphilosoph, ward zu Newport im Staate Rhode-Island den 7. April 1787 geb. Sein Großvater von mütterlicher Seite, William Ellery, war einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung und Abgeordneter des Staats Rhode-Island zum Kongreß von 1776—1786, ein hochgeachteter Mann, dessen Geistesklarheit und Energie der Enkel geerbt zu haben scheint. Seinen Vater, der als Rechtsanwalt in Ruf stand, verlor der Knabe im 13. Jahre.

Größer als der Einfluß dieses Vaters auf seine Charakterbildung war die Einwirkung der Mutter, die ihm in sittlicher Reinheit und Einfachheit Muster und Vorbild seyn konnte. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, u. schon hier zeichneten ihn weniger der Glanz u. die Fülle geistiger Gaben, als vielmehr alle die Tugenden aus, welche das früheste Lebensalter entfalten kann, ein kindlich frommer Sinn und Gehorsam, freundliche Zuneigung zu seinen Schulgenossen, Lernbegierde und ausdauernder Fleiß. Beleidigungen und Unterdrückungen, welche von älteren u. stärkeren Knaben gegen schwächere verübt worden, bestrafte er als Vertheidiger der Schwäche, was ihm von seinen Spielgenossen den Namen des Friedensstifters eintrug. Ein Oheim, der Prediger C. in Neulondon, bereitete ihn für die höheren Studien vor, und er bezog nun das Harvardkollegium zu Cambridge bei Boston, wo er vom 14. bis zum 18. Jahre verblieb. Mathematik und Naturwissenschaften, die er zuerst zu seinen Lieblingen erkoren hatte, mußten später den Wissenschaften weichen, die sich mit der geistigen Natur des Menschen beschäftigen, der Geschichte, der neuern Literatur und besonders der Philosophie. Er studirte Locke, Berkeley, Reid, Hume, Priestley, am eifrigsten Price. Als Lebensberuf wählte er die Theologie, und um den Seinigen mit den Sorgen um seine Subsistenz nicht länger beschwerlich zu fallen, nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Richmond in Virginien an. Das ungewohnte Klima, der Eifer, womit er seine theologischen Studien fortsetzte, endlich die Beschwerden einer gefahrvollen Seereise untergruben jedoch seine Gesundheit, zu deren Wiederherstellung er zu den Seinigen zurückkehrte. Ein anderthalbjähriger Aufenthalt daselbst war die Zeit eines entscheidenden geistigen Prozesses in seiner inneren Entwickelung. Hatte er bisher der starren dogmatischen Theologie, der trüben ascetischen Lebensrichtung halb unbewußt sich hingegeben, so entschied er sich in Newport für die freie wissenschaftliche Auffassung und ein gesundes religiöses Leben. Ende 1801 nahm er die ihm angetragene Stelle eines Regens oder Studienaufsehers an der Harvarduniversität in Cambridge an, vertauschte aber schon 1803 diese Stelle mit der eines Predigers der Gemeinde in der Föderalstreet in Boston. Diese Gemeinde war eine unitarische, doch zeigte sich der Gegensatz zwischen der unitarischen und der orthodoxen (anglikanischen) Kirche noch nicht in der Schroffheit, welche später hervorgetreten ist. Mehrmals geschah es, daß Geistliche der Episkopalkirche auf C.s Kanzel predigten, er selbst war der Sektirerei so abhold, daß er den Sektengeist als den Geist der Hölle bezeichnete. Erst später riefen zelotische Anglikaner eine strengere Scheidung zwischen den beiden Kirchen hervor, und nun nahmen auch C.s Predigten einen polemischen Charakter an, so daß er den Beinamen eines „Apostels der Unitarier" erhielt. Seine Berühmtheit in allen Staaten der Union schreibt sich von den Predigten her, die er 1812 zur Zeit des Kriegs mit England herausgab. Sein großer Ruf befestigte sich durch seine späteren theologischen Abhandlungen und Reden, durch seine Beurtheilungen von Milton, Fénélon und Napoleon, durch seine Schriften über die Union u. die Sklaverei. In der Union machte er mehre Reisen u. predigte dann so oft, als ihm seine Gesundheit erlaubte; außerdem besuchte er Westindien und Europa, wo er besonders in Frankreich, England und Italien verweilte. Auf einer Reise nach Bennington in Vermont erkrankte er an den dort einheimischen Fiebern und † am 2. Okt. 1842. Sein Werk „On slavery" (Boston 1835) machte Epoche und ward in den Vereinigten Staaten als ein Ereigniß von politischer Wichtigkeit betrachtet, da es das Gewicht eines so berühmten Namens in die Wagschale des Abolitionismus warf. Viele seiner Predigten und kleinern Schriften wurden in England in vielen Ausgaben verbreitet, wie z. B. „On self culture" (Lond. 1839), „Lecture on war" (das. 1839) rc. Eine Sammlung kleiner Schriften veranstaltete er noch selbst (2 Bde., Newyork 1836), eine Auswahl des Besten versuchte Mountford in England unter dem Titel: „Beauties of C." (Lond. 1849). Nachdem schon Einzelnes, wie „Ueber Christus" (Berlin 1847), „Der große Endzweck des Christenthums" (das. 1847), „Gottähnlichkeit und geistige Freiheit" (das. 1847), „Ueber Unsterblichkeit" (deutsch von Schücking, Bremen 1844), „Seyd mäßig!" (deutsch von Wolkoff, Berlin 1841) rc., in Deutschland bekannt geworden war, begannen Sydow und Schulze in Berlin die Uebersetzung einer Auswahl von C.s „Werken" (das. 1850—1851, 15 Bdchn.). Biographische Nachrichten über ihn enthält das von seinem Neffen W. H. C. herausgegebene „Memoir of W. E. C." (Lond. 1848, 3 Bde.).

Chanson (franz.), im Allgemeinen jedes singbare Gedicht, gleichviel ob epischer oder lyrischer Gattung. In diesem Sinne heißen in der älteren nordfranzösischen Poesie Chansons de geste jene größeren epischen Dichtungen, die von den Trouvères vorgetragen (gesungen u. gesagt) wurden, im Gegensatz zu den bloß gesagten oder gelesenen Romans u. Contes. Jetzt versteht man darunter ausschließlich ein lyrisches Gedicht, das etwa unserm weltlichen Lied entspricht, ein leichtes Lied, das einen Gedanken anmuthig, heiter, witzig, naiv erfaßt, Thörichtes mit pikantem Spotte geißelt, auch wohl zu leidenschaftlichem Kampfe befeuert. Bis zum 16. Jahrhundert trug der französische C. vorherrschend den Charakter des Liebes- und Trinklieds, wie die C.s des Kastellans von Coucy u. Thibauds IV., Königs von Navarra. Die Kriege Franz' I. u. Karls V., die Schlachten von Pavia, Jarnac rc., der Tod Heinrichs II. und Karls IX., sowie andere Ereignisse der Zeit boten dem C. eine Fülle historischen Stoffes, und zu den Zeiten Mazarins war ganz Frankreich von satyrischen Liedern erfüllt, die den Namen Mazarinaden erhielten. Unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern athmete der C. Lust und üppigen Lebensgenuß, während er im Zeitalter der Revolution kriegerische Töne anschlug, wie die Marseillaise und der Chant du depart. Von nun an kam in die französische Lyrik überhaupt ein melancholisch-elegischer oder leidenschaftlich aufgeregter Ton, und namentlich im C. prägte sich Alles aus, was das französische Volk als solches bewegte,

so namentlich in den Liedern Bérangers, dem verkörperten Nationalgeist seines Volks. Die neueren Chansonniers, wie z. B. der gefeierte pariser Chansonnier Pierre Dupont, sind meist Socialisten und verfolgen den besonderen Zweck, dem arbeitenden Volke Klagen, Wünsche und Hoffnungen in den Mund zu legen.

Chantal, Jeanne Françoise Fremiot de, Stifterin des Ordens der Heimsuchung, 1572 zu Dijon geboren, vermählte sich mit Christoph von Rabutin, Baron von C., u. that nach der Ermordung ihres Gatten auf der Jagd das Gelübde, nie mehr zu heirathen und ihr Leben der Erziehung ihrer Kinder und der Verpflegung der Armen und Kranken zu widmen. Im Jahr 1604 vertraute sie sich ganz der Obhut des heiligen Franz von Sales an und stiftete zu Annecy 1610 auf dessen Anregung den genannten Orden, der, als sie 1641 †, 87 Klöster zählte. Der Papst Benedikt XIV. sprach sie selig und Klemens XII. heilig.

Chantilly, Flecken im franz. Departement Oise, an der Nonnette, ehemalige Residenz des Hauses Condé, mit einer berühmten Porzellanfabrik, Baumwollenwaaren-, Spitzen-, Battistmanufaktur, trefflichem Gemüsebau und 3000 Einwohnern. Hier stand vormals ein prächtiger Palast des Prinzen von Condé, merkwürdig durch seinen Marstall für 250 Pferde, seinen 1 Stunde langen, jetzt versumpften Kanal und seinen weitläufigen, in englischem Styl angelegten Park. Von dem Schloß und dem Park ist noch ein Theil erhalten; alles Uebrige wurde in der Revolution zerstört. Hier gab Condé dem Kaiser Paul prächtige Feste, so eine Nachtjagd in dem mit vielen Fackelträgern illuminirten Wald. Nach Beendigung derselben speiste man in einem prächtigen Zelte von Sammet, und als es niedergelassen wurde, befand man sich mitten in dem herrlichen Marstall des Schlosses. Auf der großen Wiese vor C. werden jährlich im Mai von den Parisern sehr besuchte Pferderennen gehalten. Beim Abbruch der Schloßkapelle zu C. fand man den Leichnam des Admirals von Coligny, der hier, nachdem er vom Galgen von Montfaucon abgeschnitten worden, seine letzte Ruhestätte erhalten hatte.

Chantonay, Flecken im französischen Departement Vendée, mit gegen 2000 Einwohnern. In der Nähe einträgliche Steinbrüche und unbenutzte Kupfer- und Steinkohlenbrüche. Hier schlugen im Juli 1793 die Republikaner die Vendéer und den 5. Sept. die Vendéer den General Le Comte.

Chantrey, Francis, einer der berühmtesten englischen Bildhauer, am 7. April 1781 zu Jordanthorpe in der Grafschaft Derby geboren, war der Sohn eines kleinen Pächters, der neben dem Ackerbau das Zimmerhandwerk betrieb. Von seinem Stiefvater Hall im 17. Jahre zu einem Gewürzkrämer in Sheffield in die Lehre gegeben, entlief er diesem und ward auf sein inständiges Bitten bei einem Bildschnitzer u. Vergolder untergebracht. Ohne hier Bedeutendes gelernt, oder auch nur eine einzige Gelegenheit gehabt zu haben, sein Licht leuchten zu lassen, ging er noch vor Ablauf seiner Lehrzeit nach London, wo seines Vaters Bruder Tafeldecker der reichen Miß d'Oyly war. Bei dieser speiste bisweilen der Bildhauer Banks, dem nun der Oheim seinen hoffnungsvollen Neffen vorstellte. Banks nahm sich C.'s an, und vom Oheim unterstützt, besuchte dieser die Zeichenschule in der königlichen Akademie (1809). Schon 1816 wurde C. von der Akademie zum Gehülfen und zwei Jahre später zum Mitglied gewählt. Sein Glücksstern blieb ihm treu bis zum Tode. Er † unerwartet schnell, den 7. Dec. 1841, im Arme eines Freundes, geachtet, geehrt und ein geldreicher Künstler. Er hat viel gearbeitet, aber seinen Ruhm verdankt er hauptsächlich dem Porträt. Durch unermüdliche Beobachtungen und Studien gelang es ihm, seinen Köpfen Seele zu geben, während seine Figuren in der Form vollendet und in den Stellungen geschmackvoll sind. C.'s berühmteste Werke sind: die Statuen von James Watt, Canning, J. Malcolm, Sir Hyde East rc., die Reiterstatue Georgs IV., die Büsten von Benjamin West, Wellington, besonders aber die Walter Scotts und das Monument der schlafenden Kinder im südlichen Flügel der Kathedrale von Litchfield. Mehre Werke C.'s sind in den „Illustrations of modern sculpture" in Kupfer gestochen. Vgl. George Jones, Sir Francis C., recollections of his life, practice and opinions, London 1843.

Chanuka, bei Luther Kirchweihfest, Tempelweihe, ein jüdisches Fest zu Ehren der Reinigung des Tempels und des neuen Altars durch Judas Maccabäus. Es ward 8 Tage lang, gemeiniglich mit Illumination gefeiert u. fiel in den Monat Kislaw. Jede Person brannte täglich ein Licht mehr an, arbeitete nichts, so lange die Chanukalichter brannten, u. sprach das Chanukagebet.

Chao, Inselgruppe der entfernteren Aleuten, im Meere von Kamtschatka, zwischen den Gruppen Sasighan und Negho, hat ein rauhes Klima, felsigen vulkanreichen Boden mit heißen Schwefelquellen, wenigen Pflanzen und Bäumen. Von Thieren befinden sich hier bläuliche Eisfüchse, Biber, Murmelthiere, Flußottern, Mäuse, Seehunde, Seebären, Seelöwen, Seekühe, Meerottern, Wallfische, Seevögel. Die größten Eilande sind: Amatkineg, Chawja, Ulag, Gagulag, Unalga, Anattu, Krisel, Kiska, Amtschitka, Semisopoснoi.

Chaomantie, bei Paracelsus Vorhersagung aus dem Wehen der Winde, überhaupt aus meteorischen Erscheinungen.

Chaones, eines von den 3 Hauptvölkern von Epirus, pelasgischen Ursprungs, hatte früher das ganze Land inne, bewohnte aber später den Küstenstrich vom Thyamisflusse bis zu dem akrocerаunischen Vorgebirge. Die Landschaft hieß daher Chaonia. Bei den Dichtern steht Chaonius für epirotisch, insbesondere für dodonäisch. Die C. sind die jetzigen Kimarioten.

Chaos, bei Hesiod der leere unermeßliche Raum, welcher vor allen Dingen war und die Nacht und den Erebus gebar, bei Ovid die verworrene formlose Urmasse, welche die rohen Stoffe der künftigen Weltbildung und der zu erzeugenden einzelnen Gestalten in sich trug. Ueber diese sinnlichere Ansicht der griechischen und römischen Mythe erhebt sich die hebräische Schö-

pfungsgeschichte, welche in Ergründung des Uranfangs der Dinge bis zur möglichst weitesten Abstraktion, dem Nichts, emporsteigt. Nach einer orphischen Theogonie bei Damascius existirte im Anfang nur die nie alternde Zeit in Drachengestalt. Coronos erzeugte das unbegrenzte C. nebst dem feuchten Aether aus dem finstern Erebus und darin ein Ei, woraus Phanes als Schöpfer oder als Ordner, ein Mannweib, auch Protogonos, Zeus und Pan genannt, hervorging. Eine andere orphische Kosmogonie macht zum Princip aller Dinge ein ewiges, ungeborenes, unendliches C., das weder hell noch dunkel, weder trocken noch feucht, weder warm noch kalt war, sondern Alles als eine gestaltlose Masse in sich vereinigte, bis es sich nach der Zeiten Verlauf in Eiform bildete, woraus ein Mannweib, als der Grund aller Dinge und aus feineren Stoffen gebildet, hervortrat. Dieses Mannweib schied die Elemente und schuf aus zweien (Luft und Feuer) den Himmel und aus zwei anderen (Erde und Wasser) die Erde. Hier ist C. die ungeschiedene, formlose Urmaterie, wie sie noch Apollonius Rhodus u. Ovid sich dachten. Die jonischen Philosophen nahmen entweder das Wasser (Thales) oder die Luft (Anaximenes) oder das Feuer (Heraclitus) für das mit Unbegrenztheit und ewiger Bewegungsthätigkeit begabte Urwesen an und scheinen, jene einzelnen Elemente dem C. unterlegend, bei diesen Worten von der Idee eines allumfassenden Elements ausgegangen zu seyn. So erhielt das Wort C. bei den Philosophen die Bedeutung des Alls, des Universums, des Alles, was in ihm ward, umfassenden Raums, der Alles umfassenden Natur. Vom hebräischen Khabath (dunkel, vermischt seyn) abgeleitet, möchte C. ursprünglich die formlose Urmasse bedeutet haben. Die Phönicier nahmen zwei Grundprincipien an, das nächtliche C., Nebel, und den Geisteshauch, Chronos; beide vereinigt Eros, die Liebe. Bei den Chaldäern war das C. eine unsichtbare, formlose, ewige, von Niemandem hervorgebrachte Natur (also gleich dem C. der späteren Griechen), der durch eine bessere Natur Form und Sichtbarkeit ward. Da C., das älteste der Wesen, nie mit klar hervortretendem Charakter der Persönlichkeit, sondern bald als völlig regungslos, bald als im innern Kampfe seiner widerstreitenden Elemente begriffen gedacht wurde, so bedeutet es auch sprüchwörtlich eine ordnungslose verwirrte Masse, Gemengsel, Gewirre, Wust.

Chapala, großer See im mexikanischen Staate Xalisco, gegen Norden und Süden von steilen Bergen eingeschlossen, liegt 130 Leguas westlich von Mexiko. Seine Länge beträgt 27 Leguas von Ost nach West, und seine Breite wechselt von 3—7 Leguas. Er ist zu bestimmten Zeiten des Tages, namentlich um 5 Uhr Nachmittags, periodischem Austreten über seine Ufer unterworfen, und wenn der See gekräuselt und unruhig ist, sieht man häufig die Wassermirage. Im März, April und Mai sind Wirbelwinde und Wasserhosen häufig. Der See scheint aus einem kalkartigen Boden ausgehöhlt zu seyn, aber die Ufer bestehen aus Thon; in keinem von beiden fand man bis jetzt fossile Ueberreste.

Chapeau-bas (franz.), Armhut, Kleinhut, ein kleiner, ganz flacher dreieckiger Hut von schwarzer Seide, der nie aufgesetzt, sondern stets unter dem Arme getragen wird. Früher war er bei den vornehmen Ständen allgemein, später nur, wenn man sich feierlich kleidete, im Gebrauch und ist jetzt fast ganz verschwunden.

Chapelain, Jean, französischer Dichter, den 4. Dec. 1595 zu Paris geboren, Sohn eines Notars, half anfangs seinem Vater in dessen Geschäft, studirte aber dann Medicin und vorzüglich alte und neue Sprachen. Als Hofmeister der Söhne des Grand-Prévôt de France, Marquis de la Trousse, gewann er dessen Vertrauen in solchem Grade, daß er über die Verwaltung des ganzen Hauses Jahre lang gesetzt wurde. Durch seine Vorrede zu Marino's „Adone", die in Paris erschien, zog er die Aufmerksamkeit Richelieu's auf sich, der ihm eine Stelle an der neu errichteten Académie française gab u. ihn mit der Einrichtung derselben beauftragte. Eine Ode auf Richelieu, die für sein bestes Gedicht gehalten wird, vollendete sein Glück u. verschaffte ihm ein bedeutendes Jahrgehalt. Richelieu, der die Schwachheit hatte, auch als Schöngeist glänzen zu wollen, bediente sich seiner Feder sowohl zur Ausfeilung eigener Produktionen, als um die Urtheile der Academie über den schon im Voraus verurtheilten Cid zu ordnen. C. war jetzt das Orakel aller französischen Dichter, und selbst Racine gestand, ihm einige wesentliche Verbesserungen seiner Oden und eine Pension zu verdanken. Der Beifall, den seine Sonette und Madrigale fanden, begeisterte ihn, die Geschichte der Jungfrau von Orleans in einem Epos zu besingen; der Herzog von Longueville, welcher sich Vieles von diesem Gedicht versprach, gab ihm ein Jahrgehalt. Im Jahr 1630 begann C. das Heldengedicht, und nach zwanzigjährigen großen Erwartungen erschienen endlich 12 Gesänge der gepriesenen „Pucelle" (Paris 1658). Das Ganze bestand aus 24 Gesängen, von denen erst 1755 noch 3 und 1756 wiederum 3 an das Licht traten. Die 4 letzten sind nie erschienen und das ganze Manuskript befindet sich auf der königlichen Bibliothek. So groß war die Neugier des Publikums, daß binnen 18 Monaten 6 Auflagen erschienen. Aber Hohn und Spott trafen alsbald die Mißgeburt, und selbst die Gemahlin des Herzogs von Longueville äußerte bei einer Vorlesung: Cela est parfaitement beau, mais cela est parfaitement ennuyeux. Umsonst verdoppelte der Herzog, der die Vortrefflichkeit der „Pucelle" zu einem Ehrenpunkte machte, das Jahrgehalt seines Günstlings, umsonst priesen die bezahlten Günstlinge des reimenden Gönners sein Werk: es fiel vor Boileau's und seiner Freunde beißendem Urtheil. C. † den 22. Februar 1674 an einer Verkältung. Die vollständigste Ausgabe seines Epos erschien zu Genf 1762.

Chapelgorris, Name einer spanischen Truppengattung in den baskischen Provinzen, die während der Bürgerkriege auf den Seiten der Liberalen mit Auszeichnung focht, gekleidet mit Chapelgorri, einem grauen Oberrock ohne Weste, rothen oder blauen Pantalons und einem wie einen Francisfanerstrick um den Leib gewundenen Gürtel, in welchem 8—10 Pakete

Patronen stecken, an der Seite ein Bayonnet, oft ohne Scheide, auf der Schulter eine gute Flinte und an den Füßen Schuhe ohne Strümpfe, einige auch wohl Alpargatas (eine Art Fußbekleidung aus Hanf).

Chapel-Hill, Stadt im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, 28 englische Meilen nordwestlich von Raleigh, 286 Meilen von Washington, in einer hügeligen, fruchtbaren und wasserreichen Gegend, gesund und hoch am New-Hope-River, einem Seitenfluß des Cape-Fear-River, gelegen, ist Sitz der Universität von Nordcarolina, die 1789 gegründet wurde.

Chapelier, Isaak René Guile, Deputirter in der französischen Nationalversammlung, 1754 zu Rennes geboren, zeichnete sich als Advokat 1787 in dem Streite des Parlaments gegen den König als Vertheidiger des ersteren so vortheilhaft aus, daß er bei der Zusammenberufung der drei Stände 1789 als Abgeordneter des dritten Standes in die Nationalversammlung gewählt wurde. Hier glänzte er als Redner, schlug die Untersuchung der Vollmachten der Abgeordneten durch die drei vereinigten Stände vor, veranlaßte den Eid im Ballhause, bewirkte den Beschluß, daß die Gemeinden unmittelbar mit dem König unterhandeln dürften, verlangte die Entfernung der Truppen von Paris und die Errichtung einer Nationalgarde. Er wollte die besondern Vorrechte der Provinzen und des Landeigenthums der Geistlichkeit abgeschafft wissen und veranlaßte den Beschluß, daß fortan jeder Deputirte nicht als Geschäftsführer eines Departements, sondern als Repräsentant der ganzen Nation angesehen werde. Als Präsident des Konstitutionsausschusses feierte er in einer Rede die Abschaffung der Privilegien in der Nacht des 8. August. Das Dekret über die Aufhebung der Adelsrechte wurde von ihm verfaßt. Den Potestanten in Elsaß und Franche Comté verschaffte er freie Religionsübung und war 1790 bei der Organisation des Nationalgerichtshofs und Kassationstribunals thätig. C. veranlaßte hauptsächlich die Einführung des dreifarbigen Nationalzeichens. Nach der Flucht des Königs ging er von den Jakobinern zu den Feuillants über und stellte den Antrag zur Unterdrückung der Kühnheit der Klubs, ward aber deshalb als Verschwörer für das Königthum mit seinen ehemaligen Kollegen Thouret und d'Esprémenil 1794 hingerichtet. Seine literarische Thätigkeit widmete er Condorcets „Bibliothèque d'un homme public" (Paris 1789—92, 28 Bde.).

Chapelle, eigentlich Claude Emanuel Lhuillier, französischer Dichter, 1626 zu La Chapelle, einem Dorfe bei St. Dénis, geboren, war der natürliche Sohn des reichen Maitre de compts, Franz Lhuillier, welcher den 16jährigen Jüngling legitimirte und demselben ein ansehnliches Vermögen hinterließ. C. lebte geschäftslos als genußverständiger Weltmann und seiner Menschenbeobachter im vertrauten Umgange mit Racine, Molière, Boileau, Lafontaine u. A. und wurde von denselben oft über ihre Arbeiten zu Rathe gezogen. Seine Kritiken waren meist treffend, bisweilen scharf und schneidend. In seinen Gedichten, welche nicht zahlreich sind, bezeigt er sich als Meister anmuthiger Nachlässigkeit und üppig zarter Natürlichkeit. Außer Gelegenheitsgedichten hinterließ er eine ungemein anziehende und unerreichte, theils poetische, theils prosaische Beschreibung einer Reise nach Montpellier, welche am geistreichsten von Thümmel nachgeahmt worden ist. C. † am 12. September 1686. Seine „Oeuvres" wurden herausgegeben von Le Fevre de Saint-Marc (Paris 1755).

Chaperon (franz.), Schweifkappe, die Kopf und Hals bedeckte, wurde im Mittelalter von beiden Geschlechtern getragen, verlor sich später und hinterließ nur den Mönchekappen und Doktorhüten ihre Form; in der Baukunst die nach beiden Seiten abgeböschte Bedeckung einer Bewährungsmauer, besteht gewöhnlich aus Sandstein oder Ziegelplatten. Eine so bedeckte Mauer gehört zwei Grundstücken an, deren Grenze der First bestimmt; ist die Mauer nur auf einer Seite abgeböscht, so gehört sie dem Grundstück an, nach dem sich die Böschung hinneigt.

Chapman, George, englischer Dramatiker, 1557 zu Hitching-Hill in der Grafschaft Hertford geboren, studirte zu Oxford besonders die alten Sprachen, gewann zu London die Freundschaft Shakespeare's, Marlows, Spencers, Daniels und die Gunst des Prinzen Heinrich, des Grafen Robert von Somerset u. Thomas Walsingtons. Unter Jakob I. bekleidete er eine Hofstelle und † 1634 oder 1635. Seine Uebersetzung der Ilias und Odyssee nimmt in der Geschichte der englischen Sprache u. Literatur einen hohen Rang ein. Die ersten 7 Bücher der Ilias erschienen 1596, 15 Bücher 1600, das ganze Gedicht ohne Angabe des Jahres sicher aber noch vor 1603; die Odyssee erschien 1614. Ihr folgten Uebersetzungen der Batrachomyomachie, der Hymnen und Epigramme. Unter seinen Trauerspielen ist „Bussy d'Ambois" das berühmteste (1607). In seinen Lustspielen ahmte er auf eine geschickte Weise die regelmäßigen Charakterstücke des Terenz nach, überließ sich aber in der Ausführung der romantischen Freiheit seiner Zeit. Als die interessantesten seiner Komödien werden „Two wise men and all the Rest Fools", „Widows Tears", „Mask of the Two Honourable Houses, or Inns of Court the Middle Temple and Linkoln's Inn" genannt.

Chappe d'Auteroche, Claude, Erfinder des Telegraphen, 1763 zu Mans geboren, trat als der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie in den geistlichen Stand und erhielt zwei Pfründen, wodurch es ihm möglich wurde, seiner längst vorwaltenden Neigung zur Experimentalphysik ungestört nachzuhangen. So erregte er schon in seinem 20. Jahre durch anziehende Abhandlungen in dem „Journal de physique" Aufmerksamkeit. Er stellte zuerst die elektrisirten und mit brennbarem Gas angefüllten Seifenblasen her, die man in der Atmosphäre durch Zusammenstoßen verpuffen läßt, um die Theorie des Donners durch die Elektricität zu beweisen. Im J. 1792 Mitglied der philomathischen Gesellschaft zu Paris geworden, kam er auf den Gedanken, um sich entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, durch Zeichen mit ihnen zu sprechen. Nachdem

er ohne Erfolg die Elektricität, verschiedene akustische Mittel, den Rauch verschiedener Brennmaterialien ꝛc. versucht hatte, erkannte er in der Atmosphäre das beste Kommunikationsmittel und erfand nun die von ihm Telegraph genannte Maschine. Noch in demselben Jahr übergab er dem Konvent die Beschreibung seines Telegraphen und erlebte die Freude, daß der Konvent nach angestelltem glücklichen Versuch im Kleinen eine telegraphische Linie von Paris nach Lille anlegen ließ. Die Eroberung von Condé war das erste Ereigniß, welches der Telegraph bekannt machte. Die Regierung, von der Wichtigkeit der Erfindung überzeugt, errichtete eine besondere telegraphische Administration, welche aus C. und zwei seiner Brüder bestand, die den thätigsten Antheil an seinen Versuchen genommen hatten. Aber das ungerechte Streben, ihm das Verdienst und den Ruhm des Erfinders zu schmälern, versenkte ihn in tiefe Schwermuth; er stürzte sich am 23. Jan. 1805 aus Lebensüberdruß in einen Brunnen, wo er ertrank. Mit einem Bleistift hatte er auf ein Stück Papier geschrieben: „Ich gebe mir den Tod, um dem Ueberdrusse des Lebens, der mich niederdrückt, zu entgehen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen.“ Sein Bruder, Jean Joseph C., 1760 zu Rouen geboren, erhielt, nachdem er sein Studium der Rechte beendigt, eine Stelle beim Finanzwesen, welche er jedoch durch die Revolution wieder verlor. Dessen ungeachtet schloß er sich derselben an, ward Syndikus zu Mans und bald darauf Deputirter des Sarthedepartements in der gesetzgebenden Versammlung. Hierauf nahm er eifrigst Theil an den Unternehmungen mit dem von seinem Bruder erfundenen Telegraphen, ward nach seines Bruders Tode Direktor der pariser Telegraphen, verlor aber unter Villèle's Ministerium seinen Posten und † den 20. Jan. 1829 zu Paris. Er hat sich durch seine „Histoire de la télégraphie“ (Paris 1824, 2 Bde.) verdient gemacht.

Chaptal, Jean Antoine Claude, Graf von Chanteloup, berühmter französischer Chemiker, Staatsminister und Pair von Frankreich, wurde den 3. Juni 1756 zu Nozaret im Departement Lozère geboren und zu Paris gebildet, wo er mit Cabanis, Fontanes und den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Verbindung trat. Bald darauf erhielt er einen Ruf auf den in Montpellier für ihn eigens errichteten Lehrstuhl der Chemie, und hier eröffnete er die in der Folge unter dem Titel „Elémens de chimie“ (4. Aufl., Paris 1803, 3 Bde., deutsch von Wolff, 4 Bde., Königsberg 1791—1805) gedruckten und in alle Sprachen übersetzten Vorlesungen. Ein zu dieser Zeit ererbtes beträchtliches Vermögen verwendete er zur Begründung von Anstalten, in denen das, was er theoretisch vorbereitet hatte, praktisch ausgeführt wurde. Hier geschahen die ersten Versuche mit Bereitung von Schwefelsäure, künstlichem Alaun und Natron, welche in der Industrie eine förmliche Revolution bewirkten. Ihm verdankt Frankreich die Einführung des berühmten Türkischroth, und er war es, welcher die italienische Puzzolanerde durch ockerhaltige Erdarten ersetzte. Bei der Erstürmung der Citadelle von Montpellier 1791 zeichnete er sich durch Muth und Entschlossenheit aus, und als 1793 Frankreich, von allen Seiten bedroht, einer ungeheuern Menge Schießpulvers bedurfte, gelang es seinen Bemühungen, in der einzigen Mühle zu Grenelle täglich 35,000 Pfund bereiten zu lassen. Vergebens machten Washington im Namen der Vereinigten Staaten, die Königin von Neapel und der König von Spanien ihm die ehrenvollsten Anerbietungen, wenn er sein Vaterland verlassen wolle: er zog den damals gefährlichen Aufenthalt in Frankreich allen glänzenden Aussichten vor. Nach Errichtung der polytechnischen Schule kam C. an dieselbe als Professor der angewandten Chemie. Auch das Nationalinstitut nahm ihn unter seine Mitglieder auf, und so ließ er sich 1798 in der Hauptstadt nieder. Napoleon vertraute ihm versuchsweise die Sorge für den öffentlichen Unterricht und berief ihn 1799 in den Staatsrath. Als Mitglied des letztern erhielt C. den Auftrag, vor dem Tribunate und dem gesetzgebenden Körper den Entwurf zur Eintheilung und Verwaltung der Departements, Arrondissements und Gemeinden zu vertheidigen. Zur nämlichen Zeit gab er seinen so merkwürdigen Versuch über die Vervollkommnung der chemischen Künste in Frankreich („La perfectionnement des arts chimiques en France“, Paris 1800) heraus, ein gediegenes Werk, voll wichtiger Entwürfe, die er bald auszuführen Gelegenheit fand. Im J. 1800 zum Minister des Innern ernannt, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf die Verbesserung der Industrie; er begründete die Handelsgesetzgebung und vermehrte die Börsen. Ihm verdankt die arbeitende Klasse in Frankreich jene väterlichen Gesetze, durch welche die gegenseitigen Verhältnisse und Verbindlichkeiten der Ateliers und ihrer Arbeiter auf billige Weise festgestellt wurden. Unter seinem Schutze kamen geschickte englische Künstler nach Frankreich u. enthüllten die Geheimnisse ihrer neuen oder vervollkommneten Maschinen. C. theilte ihre Anwendung allen Fabrikanten von Schnittwaaren mit, schrieb Konkurse aus, bewilligte im Namen der Regierung Preise und gründete im Konservatorium der Künste und Gewerbe einen besondern Unterricht für neue Verfahrungsweisen, welche Frankreich neue Quellen des Reichthums eröffneten. Ungeachtet der überhäuften Geschäfte seines Ministeriums fand er dennoch Zeit, die bedeutenderen Fabriken der Hauptstadt zu besuchen und die Fabrikanten zu Verbesserungen und Anwendungen wichtiger Entdeckungen zu ermuntern. Ebenso verdankte ihm Frankreich die erste Kunst- und Gewerbsschule, die anfangs in Compiègne errichtet und später nach Chalons verlegt wurde. Auch wurden unter seinem Ministerium die großen Sammlungen des Konservatoriums für Künste und Gewerbe geordnet und für den Unterricht industrieller Bürger geöffnet. Unter seinem Ministerium wurde die große Wiederherstellung der Landstraßen bewerkstelligt; die große Straße über den Simplon, den Mont Cenis und den Mont Genèvre wurden während seines Ministeriums begonnen und vollendet, während eine vierte Straße auf der Rückseite der Meeralpen

zur Verbindung zwischen Marseille und Genua angelegt und der herrliche Weg von Bingen nach Koblenz am linken Rheinufer durch steile, bis dahin noch unzugängliche Felsen geführt ward. Kühne und zierliche Brücken wölbten sich über die Seine, die Rhone und alle großen Flüsse Frankreichs, auch wurden die Kai's der Hauptstadt vermehrt. Die Arbeiten am Kanal von St. Quentin wurden wieder aufgenommen, der Kanal von Languedoc zwischen Mortaignes und Beaucaire verlängert und der große Kanal zur Verbindung der Rhone mit dem Rhein begonnen. Alle Kanäle, welche seit der Revolution verfallen waren, wurden wiederhergestellt und eine neue Gesetzgebung zur Wiederherstellung und Erhaltung der freien Schifffahrt auf den Strömen und Flüssen begründet. Dem Ministerium C. gehören auch die Arbeiten an, welche man seit einem Jahrhundert zur Vollendung des Louvre erwartete, nebst jenen, die die Errichtung des Museums Napoleon erforderte. Unter ihm geschahen die ersten Schritte zur Ausführung jener bewunderungswürdigen Straßen von Rivoli, Castiglione und des Mont Tabor; ebenso ist die jetzige Anlage des Platzes, auf dem die Bastille stand, von ihm. C. war es auch, der dem ersten Konsul den Vorschlag machte, jene ägyptische Kommission ins Daseyn zu rufen, die ein für alle Zeiten ruhmvolles Nationalwerk schuf. C. verdankt Frankreich ferner die Wiederherstellung der medicinischen Schule und Gesellschaft, die Einrichtung der pharmaceutischen Schulen, des Hebammeninstituts am Hospice de la Maternité, nebst den Konkursen, und die den ausgezeichneten Zöglingen aus allen Departementen ohne Unterschied bewilligten Preise; endlich noch die Errichtung des Generalconseils und die Versorgungshäuser zu Paris. Vier Jahre reichten hin, um diese zahlreichen wohlthätigen Einrichtungen ins Leben zu rufen. Weil er sich weigerte, in einem seiner Berichte zu erklären, daß Runkelrübenzucker besser sey, als Rohrzucker, erhielt er 1804 seine Entlassung, um ungestört den Wissenschaften zu leben, ward aber 1805 vom Kaiser zum Mitgliede des Erhaltungssenats berufen und 1811 zum Grafen erhoben. Während der 100 Tage war er Pair des französischen Kaiserreichs, Staatsminister und Direktor des Handels und der Manufakturen. Nach der Restauration trat er ins Privatleben zurück, ward aber im März 1815 von Ludwig XVIII. zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt und 1819 in die Pairskammer gerufen. Er † zu Paris den 30. Juli 1832. Seine Hauptwerke sind die „Chimie appliquée aux arts“ (Paris 1807, 4 Bde., deutsch von Hermbstädt, Berlin 1808) und die „Chimie appliquée à l'agriculture“ (2 Bde., Paris 1823, 2. Aufl. 1829, deutsch von Eisenbach, mit einem Anhange von Schübler, Stuttgart 1824). Seine letzte literarische Leistung war sein Werk „De l'industrie française“ (2 Bde., Paris 1829). Nach C. heißt Chaptalisiren das in Weinländern häufige Verfahren, durch dem Moste zugesetzten Zucker den Wein reicher an Alkohol zu machen.

Chara (**Armleuchter, Wasserstern**), Pflanzengattung aus der Familie der Najaden, kleine, spannenlange Pflanzen, welche auf dem Boden der Teiche in großer Menge unter dem Wasser wachsen und völlig das Ansehen wie kleine Schachtelhalme haben. Sie sind rauh, werden auch zum Scheuern des Zinns gebraucht, sind gewöhnlich mit einer Kalkrinde überzogen, wie Meerpflanzen, stinken wie Schwefelleber. Einige sind mit kurzen Stacheln bedeckt, andere glatt und ziemlich durchscheinend. Der Stengel besteht bald aus einer, bald aus mehren Röhren. In diesen Röhren sieht man durch das Mikroskop den Saft von einem Gelenk zum andern auf- und absteigen, ohne daß eine Scheidewand zwischen beiden Strömen wäre. Buchner und Brewster haben Analysen dieser Gewächse geliefert; der Hauptbestandtheil ist kohlensaurer Kalk, daher auch die Stengel, auf warmes Eisen gelegt, phosphoresciren.

Char à banc (franz.), Bankwagen, ein offener Wagen, an der Seite mit Bänken versehen, auf welchen man so sitzt, daß man nicht auf die Pferde, sondern nach den Seiten sieht. Auf den französischen und belgischen Eisenbahnen führen die Personenwagen zweiter Klasse diesen Namen.

Characitani, Volk in Hispania Tarraconensis, am Tagonius, zu den Karpetanern gehörig, bewohnte weder Städte noch Flecken, sondern hauste in den Höhlen eines Gebirgs, welche Sertorius durch List in seine Gewalt bekam. Solcher Höhlen finden sich noch viele in der gebirgigen Gegend von Alcala und Cuença.

Character indelebilis (lat.), in der katholischen Kirche das unauslöschliche geistliche Merkmal, welches in der Taufe, Firmelung und Priesterweihe der Seele gleichsam aufgeprägt wird, weshalb die Sakramente nicht zum zweiten Male brauchen ertheilt zu werden, wenngleich die damit verbundene oder damit empfangene Gnade wieder verloren werden kann. Auch die ältere evangelische Theologie statuirt einen durch die Taufe ausgehenden C. i.

Charade, Wort- und Sylbenräthsel, d. h. Räthsel, bei welchem der Name oder das Wort, das man zu errathen aufgibt, in seine einzelnen Sylben zertheilt, diese nach einzelnen Merkmalen charakterisirt u. zuletzt in Eins zusammengefaßt werden. Die C. ist also gewissermaßen ein mehrfaches, zusammengesetztes Räthsel; sie enthält in den einzelnen, als selbstständige Worte genommenen Sylben mehre Räthsel, welche, wenn ein ästhetisches Interesse bewirkt werden soll, in gegenseitiger Beziehung stehen und sinnreich sich zusammenschließen müssen. Dazu eignen sich besonders die Sprachen, welche, wie die griechische, französische und deutsche, viele zusammengesetzte Wörter besitzen. Die Versform verleiht diesen Gedankenspielen, welche, oft genug des innern Werthes entbehren, einen empfehlenden äußern Schmuck. Einige leiten den Namen C. vom celtischen Chwar, Spiel, ab, Andere behaupten, daß er französischen Ursprungs und von dem Worte char, Leiterwagen, gebildet sey, weil man eben einen solchen Wagen aus Leitern und diese wieder aus Sprossen zusammenfüge. Zeitschriften, Almanachs rc. sind mit diesen beliebten Witzspielen überschwemmt. Treffliches lieferten in diesem Genre Göckingk, Kind, Körner, Th.

Hell. Eine Sammlung von C.n lieferte Th. Hell unter dem Titel „Agrionien" (Leipzig 1811 1812). Lebende C.n sind solche, welche in geselligen Cirkeln durch einzelne Handlungen dargestellt werden, indem man jede Sylbe, wie sie auf einander folgen, durch kleine pantomimische, auch wohl dramatische Darstellungen personificirt und zuletzt das Ganze eben so gibt, und dann die Gesellschaft rathen läßt, was das dargestellte Wort sey.

Charadsch (türk.), Kopfgeld, Schutzsteuer, s. Kharadsch.

Charakter (v. Griech.), der Grundbedeutung nach s. v. a. Gepräge, welches durch Schnitt, Eindruck härterer Stoffe in andere weichere Stoffe, z. B. Holz, Stein, Metalle, gegeben wird, daher überhaupt unterscheidendes, auszeichnendes Merkmal irgend eines Gegenstandes, sofern sich das Eigenthümliche mit mehr oder weniger scharfen Zügen in einer hervorstechenden Beständigkeit äußert oder der Wahrnehmung darbietet. In dieser Hinsicht spricht man eben sowohl von dem C. einer Gegend, als eines Kunstwerkes, des Menschen und des Thieres ꝛc. Was zunächst den C. des Menschen, also den Inbegriff aller, sowohl physischen als geistigen und moralischen Eigenschaften betrifft, wodurch sich der Mensch überhaupt wie die verschiedenen Völker oder Klassen unterscheiden, so ist zu bemerken, daß der C. theils in der physischen Beschaffenheit und dem Verhältniß derselben zu seinem geistigen Organismus, d. h. dem Temperament, theils in der eigenthümlichen Stimmung seines Gefühls- und Begehrungsvermögens, theils in seiner geistigen Organisation, insbesondere in dem Vorstellungs- und Urtheilsvermögen, theils in den verschiedenen Lebensaltern, theils endlich in der gewonnenen geistig-sittlichen Bildung beruht und durch diese verschiedenen Faktoren gebildet und bedingt wird. Fassen wir aber den Begriff von diesem Standpunkte aus schärfer ins Auge, verstehen wir also in Beziehung auf den Menschen unter C. die vorherrschende u. unterscheidende Empfindungs-, Denk-, Vorstellungs- und Handlungsweise des Menschen als sinnlich-sittlichen Wesens, so zerspaltet sich die Bedeutung nach eben so viel verschiedenen Seiten, als die menschliche Geistesentwickelung sich abweichend äußert. Man spricht deshalb von einem C. des Menschen überhaupt, oder des menschlichen Geschlechts, im Gegensatz zu den übrigen lebenden Wesen, welche mit uns die Erde bewohnen, und versteht darunter Alles, wodurch der Mensch über das Thier sich erhebt und von demselben sich unterscheidet. Dieser C. der Menschheit modificirt sich aber nothwendig nach allen den verschiedenen Ausbildungen derselben, nach Klima, Himmelsstrich, Religion, Kulturstand, Staatsverfassung, Geschichte, Beschäftigung, Lebensweise ꝛc., überhaupt nach Allem, was auf die Bildung des Menschen Einfluß haben kann, und der C. des Orientalen ist sehr verschieden von dem des Nordländers, der des Wüstenbewohners hat eine ganz andere Färbung, als der des Bürgers, der rohe Wilde und der gebildete Europäer, der Woguitze, der an jedem Morgen die Tatze eines Bärenfelles auf sein Haupt legt und betet: „Schlage mich nicht todt!" und der erleuchtete Christ, der das höchste Wesen im Geist und in der Wahrheit anbetet, der Landmann, der Arbeiter in Bergwerken, der Handwerker, der Kaufmann, der Künstler, der Mann der Wissenschaft ꝛc. unterscheiden sich in ihrer Denkungsweise wesentlich. Deshalb statuirt man vor Allem einen Nationalcharakter und versteht darunter das eigenthümliche Gepräge des Geistes, wodurch sich die verschiedenen Völker mehr oder weniger von einander bemerklich machen. Gleich wesentlich ist der Unterschied zwischen dem C. des Mannes und dem des Weibes, die der Idee, wie der Natur nach, und im Wesentlichen auch in der Wirklichkeit dadurch von dem allgemeinen Typus der Menschheit sich entfernen, daß der Mann mehr als Repräsentant der besonnenen Kraft, das Weib der sanften Milde erscheint. Ausnahmen von der Regel, Männer mit mehr weibischer und Frauen mit männlicher Denkweise sind beides Abnormitäten. Eben so gegründet ist der Unterschied zwischen dem C. der verschiedenen Zeitalter, wie wir denn in Bezug auf Bildung und Denkweise überhaupt, oder insbesondere von dem C. z. B. des Ritterthums, des Mittelalters, des 18. Jahrh. sprechen. Somit wird denn auch das Wort auf die hervorstechende Eigenthümlichkeit der Gesinnungen der einzelnen Menschen angewandt. Charakterlos nennen wir Den, der ohne feste Grundsätze, ohne Willenskraft, ohne sicheres Lebensprincip ein Spielball seiner Laune oder der Umstände ist; einen schwankenden C. dagegen finden wir da, wo die Denkart eines Menschen bald zum Guten, bald zum Bösen sich hinneigt. Ein Mann von festem C. ist der, welcher nach seiner Ueberzeugung stets möglichst zu handeln und seine sinnlichen Begierden und jede Stimmung der Seele unter der Vormundschaft seiner Einsicht, seines Gewissens und Willens zu halten sucht. Ein Mensch ohne C. wäre derjenige, dessen Sinnes- und Handlungsweise jenes entschiedenen Gepräges entbehrt, der gleich einem Rohr von jedem Winde, von allen Zufälligkeiten, die auf den Menschen einwirken, unstät bewegt wird und in einem Augenblick verständig, im andern unverständig, jetzt edel und bald darauf unedel handelt ꝛc., deshalb höchst unzuverlässig und des Vertrauens unwürdig ist. Der Begriff fällt übrigens, wie sich von selbst versteht, mit dem der Charakterlosigkeit zusammen, wenn schon diese nach Andern eine mindere Gehaltlosigkeit ausdrücken soll, als jener. C. haben, oder, was gleichbedeutend ist, ein Mann von C. seyn, ist eben so viel, als einen C. besitzen, gleichviel ob im guten oder bösen Sinne, meist aber nur im guten Sinne. Was die Verschiedenheit der einzelnen Ausprägungen der Denk-, Gefühls- und Handlungsweise betrifft, so läßt sich dieselbe eben so wenig im Einzelnen bestimmen, wie die Verschiedenheit der Temperamente. Wie hier, so treten auch dort so unendlich mannigfaltige Modifikationen ein, daß die einzelnen Charaktere nothwendig eben so verschieden seyn müssen, als die verschiedenen Physiognomien. Nur im Allgemeinen lassen sich daher, wie bei den Temperamenten, die Verschiedenheiten bestimmen, während diese selbst aus

den angegebenen Gründen nie in voller Reinheit sich zeigen. Je nach den besonderen Hauptrichtungen, welche der Mensch in Folge physischer und moralischer Affektionen nimmt, wird sich nämlich auch der C. als offen oder verschlagen, stolz oder sanft, rauh oder mild, muthig oder furchtsam, freigebig oder geizig ꝛc. zeigen. Wie aber auch der festeste menschliche C. in Folge der menschlichen Schwachheit und Abhängigkeit überhaupt sich nie ganz gleich bleiben wird, ja wie namentlich frohe oder traurige Erlebnisse, angenehme oder bittere Erfahrungen, krankhafte Verstimmungen des körperlichen oder geistigen Organismus häufig einen so mächtigen Einfluß auf den Menschen äußern, daß ein C. auf kürzere oder längere Zeit gleichsam die Farbe wechselt oder ganz verleugnet, wie wir denn z. B. in dem Leben der größten Helden Augenblicke der Muthlosigkeit, bei dem Feigen Momente des Heldenmuthes, bei dem Stolzen oft eine vorher nie für möglich gehaltene Weichheit des Gefühls, bei dem Habsüchtigen Anwandlungen der Freigebigkeit ꝛc. antreffen: so hängt der C., der sich überhaupt in den männlichen Jahren erst vollständig ausbildet, insbesondere wieder von den verschiedenen Altersstufen ab. Wenn schon die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Denk- und Handlungsgrundsätze im Wesentlichen nie verwischt oder völlig umgewandelt, sondern bloß modificirt, gebildet, sich selbst überlassen und geschärft, veredelt oder verdorben werden kann, so tritt doch in der Regel in den späteren Lebensperioden in demselben Grade, als die Züge des Gesichts sich mehr markiren, auch der Grundcharakter in schärferem Gepräge hervor. So geht der Stolz gewöhnlich in Härte oder Herrschsucht, die Furchtsamkeit in Feigheit, der Heldenmuth in stoische Todesverachtung, der Eigennutz in entschiedene Habsucht über ꝛc. In derselben Weise, wie diese falschen Richtungen, bildet sich auch der edle C. immer vollkommener aus. Der Wohlthätigkeitssinn erhebt sich zur reinen Menschenliebe, die Milde zur schonenden Sanftmuth, die muthige Entschlossenheit zur klaren Entschiedenheit ꝛc. Unverkennbar ist übrigens, daß die geistige Eigenthümlichkeit bei einigen Menschen mehr, bei andern weniger biegsam ist, und daß bei letzteren, wenn nicht eine höhere Bildung eintritt, oft keine Erziehung, kein Schicksal, kein Alter im Stande ist, der Verknöcherung der Sinnes- und Denkart zu wehren. Wie es weiche Gemüther gibt, die jedem Eindrucke sich fügen, so finden wir wiederum wahre Stahl- oder Steinnaturen, welche jedem Grabstichel, jeder Prägung widerstehen. Diese letzteren sind es aber auch, welche, wenn eine tüchtige geistig-sittliche Bildung ihnen zu Theil wird, wie z. B. Alexander, Karl der Große, Luther ꝛc., die festen Charaktere im höchsten Sinne darstellen, was, wie bereits erinnert, sowohl in moralischer als unmoralischer Weise geschehen kann, wie denn die Geschichte für letztere Kategorie eine Menge schaudererregende Beispiele enthält. Deshalb unterscheidet man den psychologischen und moralischen C. und versteht unter ersterem diejenige durch eine bestimmte Beständigkeit sich auszeichnende Denk- und Handlungsweise, deren Bestimmungsgründe nicht in sittlichen Motiven oder freier Selbstthätigkeit, sondern in individueller Naturbeschaffenheit beruhen. In der Aesthetik bezeichnet das Wort C. den bestimmten Ausdruck, die dargestellt werden sollende Idee eines Kunstwerkes je nach den eigenthümlichen Mitteln, welche den Sphären der verschiedenen Künste zu Gebote stehen und welche dieselben nicht überschreiten dürfen und können; eben deshalb spricht man auch von dem C. der verschiedenen Künste und bezeichnet hiermit diese Eigenthümlichkeit ihrer Darstellungsart und ihrer Darstellungsweise. So ist z. B. die Malerkunst, welche nur einen gegenwärtigen Moment ins Auge fassen kann, wesentlich verschieden von der Musik, welche unmittelbar zu den Gefühlen spricht und eine Reihe von Gefühlen darzustellen vermag ꝛc.; so ist der C. der Dichtkunst in ihrer weitesten Sphäre ein ganz anderer, als der der Garten- oder Baukunst. Es liegt übrigens in der Natur der Künste, die als solche immer die Idee des Schönen festhalten müssen, daß sie bei ihrer Darstellung das Schöne dem Wahren nie aufopfern und z. B. den Tod wohl als Genius, der die Fackel senkt, aber nie als grinsendes Todtengerippe darstellen werden. In der Kupferstecherkunst versteht man unter C. den Ausdruck der dargestellten Figuren überhaupt, und die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Umrisse insbesondere. In der Staatswissenschaft heißt das Wort so viel als Ehrenprädikat, Titel, weshalb die Personen, welche solche Auszeichnungen erhalten, charakterisirte Personen genannt werden.

Charakterbild, in der Malerei bildliche Darstellung eines bestimmten Individuums als Typus einer ganzen, durch einen bestimmten Charakter ausgezeichneten Menschenklasse, mag die Klassifikation auf dem Seelen- oder auf dem socialen und Staatsleben basiren. Das C. steht höher, als das einfache Porträt, von dem man zunächst nur verlangt, daß es eine getreue Kopie des Originals sey, während wir vom C. fordern, daß der Künstler durch dasselbe eine Idee zur Anschauung bringe. So hat uns die Kunst nicht nur Traurige, Fröhliche, Phlegmatische und Schwärmer, ebenso Hirten, Helden ꝛc. dargestellt, sondern ein Carlo Dolce hat uns in dem Bildniß der Sappho auch die Idee dichterischer Begeisterung und hingebender Liebe vor Augen geführt; das Höchste aber, was die christliche Kunst im C. leistete, gab sie uns in dem Bilde der Madonna, als ewiges Muster heiliger Mutterliebe, und als vollkommensten Ausdruck der Hoheit, Liebe und Demuth in dem Christuskopfe. Daß auch im Porträt der Charakter des Originals sich treu und deutlich ausspreche, gehört zur Richtigkeit der Kopie.

Charaktere, überhaupt Zeichen, Figuren, für Gegenstände einer Wissenschaft, so von Apothekern, Astronomen, Chemikern, Mathematikern, Kalendermachern ꝛc. gebraucht; im Handel Ziffern, Buchstaben oder sonstige Zeichen, dergleichen man sich besonders bei Waaren auf Preiszetteln bedient, um sich und damit Vertrauten den genauesten Preis zu bezeichnen. Meist wählt man Worte, welche 10 von einander verschiedene Buchstaben enthalten, z. B. Heiligthum, um dar-

aus die Zahl von 1 — 10 zu bilden. **Allgemeine C.** (Characteres universales) nannte man Schriftzeichen, vermittelst welcher man allen kultivirten Völkern aller Sprachen sich so verständlich machen wollte, als durch die Zeichen, wodurch wir die Zahlen ausdrücken. Seit Leibnitz, welcher zur Erfindung einer solchen Schrift den ersten Versuch machte, haben sich Viele die Mühe gegeben, über derartige Schriftzeichen nachzusinnen, indem sie fortwährend die Thatsache vor Augen behielten, daß man über den größten Theil der Erde das versteht, was die von den Arabern erfundenen Zeichen 1, 2, 3 ꝛc. ausdrükken, obgleich jede größere Völkerschaft sie anders nennt. Vgl. **Pasigraphie.**

Charakteristik, die Darstellung und Bezeichnung gewisser Eigenthümlichkeiten. C. oder **Charakterisirung, Charakterzeichnung,** nennt man besonders das Vermögen, einem Kunstwerke bestimmten Ausdruck und Beredsamkeit zu verleihen, oder die anschauliche Darstellung aller zur Bezeichnung eines Charakters erforderlichen Merkmale in möglichst genauen und unser Interesse dergestalt ansprechenden Umrissen, daß die Darstellung gleichsam den Gegenstand ersetzt. C. ist ein Haupterforderniß in jeder schönen Kunst, und zwar sind die dazu nöthigen Mittel nach Verschiedenheit der Kunst verschieden. Dem Dichter ist in der Schilderung menschlicher Charaktere das weiteste Gebiet geöffnet. Er schildert Wesen mit hervorstechenden guten und bösen Eigenschaften oder gemischten oder auch gar keinen hervorstechenden Eigenschaften; immer aber soll er uns Menschen hinstellen, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollen. Die Aufstellung sittlicher Ideale oder unsittlicher Ungeheuer ist mehr Sache des Moralisten. Eben das Schwankende in der Menschennatur scharf aufzufassen und darzustellen, gerade das Inkonsequente, wie es sich so oft findet, die Verirrungen der Tugend, die Lichtseiten des Lasters, kurz, die zahllos widersprechenden Erscheinungen in dem Menschen zu veranschaulichen, ist die Sache des Dichters. So vielfach aber auch die Nüancirungen vorhanden seyn mögen, so darf doch nicht der Dichter gegen die allgemeinen Naturgesetze verstoßen; z. B. daß ein Mensch von phlegmatischem Temperamente der feurigsten Liebe fähig sey, ist psychologisch unwahr. Der Charakter muß eine gewisse Haltung haben; selbst die Inkonsequenz, wenn sie dargestellt wird, muß begründet seyn, der Charakter muß hervortreten. Die Schönheit einer Charakterzeichnung beruht auf der Anzahl der Mannigfaltigkeit der Art der Schilderung und Vereinigung der Züge. Im Allgemeinen aber geht der C. in der Kunst als der sorgsamen Beobachtung des Einzelnen die Auffassung des Ideals voraus, damit in dem Werke oder in der äußern Form der Geist lebendig sich ausspreche, das Ideal also, indem es die Wirklichkeit (das Individuelle) in sich aufnimmt, sich in der Form charakteristisch gestalte und durch diese Vereinigung die wesentliche Schönheit der Darstellung erreiche. **Charakterisirkunst** (characteristica ars) nennt die Mystik die Deutung der Signaturen der Natur.

Charakteristisch, im Allgemeinen Alles, was dem Gegenstand, an dem es sich als Eigenschaft befindet, ein bestimmtes Gepräge gibt, vermöge dessen jener nicht mit Anderem verwechselt werden kann, wie beim Menschen das Naturell, Temperament, Talente, Gemüthsart, Neigungen; im weitesten Sinne alle Eigenheiten, Gewohnheiten und sonstigen Aeußerlichkeiten jeder Art.

Charaktermaske (**Karakte**), solche Theaterkostüme, welche die Kleidung gewisser Stände, durch welche diese sich von andern unterscheiden, darstellen.

Charakterrollen, in einem Theaterstücke alle diejenigen Rollen, in welchen eine Eigenthümlichkeit des innern Menschen und seines Gemüths entwickelt und zur Anschauung gebracht wird. Gewöhnlich führt die Wirkung eines Charakters die Verwickelung derjenigen Stücke herbei, welche man **Charakterstücke** (s. d.) nennt. Der Dichter hat daher solchen Rollen meist eine besondere Ausdehnung gegeben und durch genaue Schilderung dem Schauspieler gemeiniglich das eigene Schaffen erspart, so daß dieser höchstens nur einzelne Charakterzüge hinzuzufügen hat. Alle Situationen eines Stücks dienen dann meist nur dazu, um den Hauptcharakter in allen Richtungen zu heben. Der Geizige, der leichtsinnige Lügner, die Einfalt vom Lande sind **große** C., deren Bedeutung für die Bühne der Dichter schon durch die Wahl des Titels angedeutet. **Kleine** C. sind solche, die durch scharf ausgeprägte Charakteristik das Interesse des Zuschauers für sich in Anspruch nehmen, ohne durch ihre Stellung zum Ganzen des dramatischen Gedichts an und für sich selbst auf ein solches Interesse Anspruch machen zu können. In diesen hat der Schauspieler, zumal der komische, das weiteste und dankbarste Feld für das eigene Schaffen, und man findet häufig eine anscheinend unbedeutende Rolle auf einem andern Theater durch gelungene Charakteristik zu einer Bedeutung gesteigert, die nicht in der Rolle selbst, sondern nur in dem zufälligen Zusammentreffen mit einer ganz besonderen Befähigung ihre Erklärung findet. Mehr oder weniger gehören solche kleine C. dem Fache der chargirten Rollen an. Zu hüten hat sich der Schauspieler, daß er nicht aus der Grenze trete, welche der Dichter der Rolle im Verhältniß zum Ganzen gezogen hat.

Charakterstücke, im Gegensatze zu Intriguen-, Situations- und Konversationsstücken diejenigen Schauspiele (meist Lustspiele), in welchen der Charakter der Hauptperson sich aus sich selbst entwickelt und diese Charakteristik die vorherrschende ist. In dem Helden des Stücks treffen alle Hauptzüge der darzustellenden Leidenschaften in der Person als Fokus zusammen und der Charakter erscheint so gewissermaßen als personificirt, wie in Kotzebue's „Organen des Gehirns". Wenn der Charakter nicht in die Fabel des Stücks greift, nicht mit ihr innig verwebt ist, stört er das dramatische Leben. Die trefflichsten Stücke dieser Gattung sind auch nie ohne innige Verschlingung mit der Fabel, und je besser diese der Dichter beherrschte, desto sorgsamer ließ er den Charakter dem Gewebe der Fabel dies

nen. Fabel und Charakter entspringen in seinem Kopfe zugleich, der Charakter wird ein Motiv der Fabel, die Fabel ein Abglanz des Charakters. Auf keine Seite darf die Wage schwanken, geschweige gewaltsam auf eine Seite herabgedrückt werden. C., wo die Fabel untergeordnet erscheint, veralten auch um so schneller, als die Sitten, Meinungen, Gewohnheiten, Eigenheiten Einzelner, wie sie uns auf der Bühne vorgeführt zu werden pflegen, sich ewig umgestalten oder nicht bleibende Physiognomien der Menschennatur für die spätere Zeit ohne Interesse sind. Riccoboni nennt alle Stücke, die den Titel des Hauptcharakters tragen, vorzugsweise C. Eine nothwendige Eigenthümlichkeit des eigentlichen Charakterstücks ist das Gegenüberstellen zweier sich durchaus entgegengesetzter Charaktere, so daß der eine dem andern als Folie dient, z. B. der Aengstliche muß einem Entschlossenen, der Feige einem Muthigen, der Philister einem Schwärmer ꝛc. gegenüberstehen, indem nur so Konflikte herbeigeführt und der Kontrast anschaulich gemacht werden kann.

Charaktertänze, Tänze, die einer bestimmten Nation, einer bestimmten Zeit oder einem bestimmten Stande entweder eigenthümlich angehören oder dieselben charakterisiren. Alle Nationaltänze gehören zunächst in diese Kategorie, obgleich manche, wie die Allemande, nur der Nationalität eines Volks nachgebildet sind. Dagegen ist jeder Tanz, der ein gewisses Lebensalter, eine Gewohnheit, einen Stand veranschaulicht, unbedingt ein Charaktertanz. So tanzt der englische Matrose anders, als der französische Soldat, und gerade in den C.n zeigt sich das Genie und das Talent eines Balletmeisters am deutlichsten. Ein genaues Beobachten der Eigenthümlichkeiten eines jeden Standes, jeder Nation ꝛc., nicht allein ein sklavisches Nachahmen des Vorhandenen, sondern eine künstlerische Veredlung desselben, mehr das Auge, der Ausdruck des Gesichts und der Arme, als die Tanzschritte der Füße, sind die Fundamente des guten Charaktertanzes.

Chardin, Jean, berühmter Reisender, Sohn eines reformirten Juweliers zu Paris, 1643 geboren, ging im Auftrage seines Vaters, kaum 22 Jahre alt, nach Ostindien, um Diamanten einzukaufen. Er hielt sich kurze Zeit in Surate auf, begab sich dann nach Persien, fand am Hofe von Ispahan günstige Aufnahme und blieb, zum königlichen Kaufmann ernannt, sechs Jahre, mit Studien über die politischen und militärischen Zustände des Reichs beschäftigt, in Ispahan, von wo aus er zweimal Persepolis besuchte. Mit reichen historischen und antiquarischen Sammlungen kam C. 1670 in sein Vaterland zurück, kehrte aber schon 1671 nach dem Orient zurück und verweilte abermals zehn Jahre lang in Persien und Indien. Bei seiner Heimkehr nach Europa kam er am 14. April 1681 nach London, wurde vom König Karl II. zum Ritter geschlagen und einige Jahre später als bevollmächtigter englischer Minister und Agent der englisch-ostindischen Kompagnie nach Holland gesandt. Später nach England zurückgekehrt, † C. den 20. Jan. 1713 in der Nähe von London. C. war durch seine ausgezeichnete Beherrschung der türkischen, persischen und arabischen Sprachen, durch seine scharfe Beobachtungsgabe, sowie durch seine Gewissenhaftigkeit, Umsicht, Unerschrockenheit und Wahrheitsliebe besonders befähigt zur Erforschung der Eigenthümlichkeiten des orientalischen Landes und Volks; seine günstige Stellung am Hofe von Ispahan erleichterte seine Unternehmungen im Innern des Landes, und seine Werke müssen deshalb noch jetzt als sichere Quelle zur Kenntniß jener Länder betrachtet werden. Sie sind: „Le couronnement de Soleiman III, roi de Perse etc." (Paris 1671); „Voyages du Chev. C. en Perse et autres lieux de l'Orient etc." (mit vortrefflichen Zeichnungen von Grelot, neueste Ausg. von L. Langlès, das. 1811, 8 Bde.). Von seinen Handschriften wurden die „Notes sur divers endroits de l'écriture" von Thomas Harmer für die zweite Ausgabe seiner „Observations on divers passage of scripture" (London 1776, 2 Bde.) benutzt.

Charente, franz. Fluß, entspringt bei dem Dorfe Cheronat im Departement Obervienne, wendet sich anfangs nach Nordwest, dann nach Südwest, berührt Elisson, Mansle, Chateauneuf, Jarnac, Cognac, Angoulème (wo er schiffbar wird), Saintes, Tonnay, Charente, Rochefort u. Soubise und fällt den Inseln Oléron und Aix gegenüber nach einem außerordentlich gewundenen Laufe von 48 Meilen in das atlantische Meer. Im Departement Charente nimmt er die Tardoire mit Bandiat, Argent, Antoine, Né und in Niedercharente die Boutonne und Seugne auf. Der Fluß führt Perlen und gibt den Departements Charente und Niedercharente den Namen. Bei den Römern hieß er Carantonus.

Das danach benannte Departement, gebildet vom ehemaligen Angoumois, einem Theile von Saintonge und Limousin, liegt im südwestlichen Frankreich u. wird begrenzt von den Departements der beiden Sèvres, Vienne, Obervienne, Dordogne, Gironde und Untercharente. Es umfaßt 110 □Meilen oder 594,238 Hektaren mit (1851) 382,912 Einw. in 5 Arrondissements, 29 Kantons und 453 Gemeinden. Das Land ist zum Theil hügelig, hat im Bezirk Barbezieux eine große Ebene mit vielen Haiden und Morästen, ist aber sonst kalkig, trocken und hitzig, im Nordost thonig und steinig. Bewässert wird es von der hier schiffbaren Charente und ihren Nebenflüssen; ferner von der Vienne, Nizonne, Drôme, Angeira, und zahlreichen kleinern Gewässern. Ansehnlich ist der fischbare Teich bei Cognac; bei Barbezieux findet sich eine Heilquelle. Das Klima ist mild, die Luft rein und gesund; bisweilen finden heftige Stürme Statt. Der nicht sehr kultivirte Ackerbau erzielt dessen ungeachtet das nöthige Korn, und Weizen- und Maismehl führt man in die Häfen aus. Auch baut man Hanf, Flachs, schlägt Oel aus deren Samen, wie aus wälschen Nüssen, und verführt davon jährlich gegen 16,000 Hektoliter. Der früher hier in Menge gebaute Safran hat den Kartoffeln weichen müssen. Haar- und Federwild ist im Ueberfluß vorhanden und von Trüffeln führt man jährlich für 200—300,000 Fr. aus. Die Flüsse und Bäche wimmeln von Fischen und Krebsen. In neuerer Zeit beginnt

man das Haideland umzubrechen und in Wiesen zu verwandeln. Vorzüglich bedeutend ist der Weinbau. Fast alle Hügel sind nach der Sonnenseite zu mit Reben besetzt und man gewinnt sowohl feurige rothe als weiße Weine. Aus den letztern, die man nicht ausführt, bereitet man den geschätzten Branntwein, welcher Chollet heißt, und fast jeder Weinbergbesitzer bereitet für den Hausbedarf den bekannten Cognac. Ansehnlich ist der Obst- und vornehmlich der Kastanienbau; mit letzterem Produkt macht man in Menge köstlich schmeckende Puter fett. Von Rindvieh führt man jährlich an 25,000 Stück ein, mästet sie und bringt 24,000 fette Ochsen wieder in die benachbarten Departements. Die Schafe tragen meist grobe Wolle, Pferde finden sich wenige, desto mehr Maulesel und Esel. Die früher dichten Wälder von Braconne, von Horte und Bouer sind stark gelichtet. In diesen Departements finden sich viele und gute Eisenminen, ein k. Hochofen mit 7 Hämmern, 3 Rothkupferhütten am Touvre, eine Bleimine bei Petit Neuville, eine jetzt verlassene Antimoniumgrube bei Monnet, schöne Bau-, Mühlstein- und Schieferbrüche. Man verfertigt dreierlei Arten von Leinwand, Brin, Riperon und Etoupe, und 30 Papiermühlen liefern gutes Druck- und Schreibpapier. Mit all diesen Produkten treibt man einen nicht unansehnlichen Handel und führt dafür vorzüglich Salz von Rhé und Oléron ein. In kirchlicher Hinsicht stehen die Einwohner unter dem Bischof von Angoulème, welcher in diesem Departement 29 Hauptkirchen hat. Die hier ansässigen 11,000 Reformirten besitzen eine Konsistorialkirche und mehre Bethäuser. Die Hauptstadt ist Angoulème. Das Land stand früher unter eigenen Grafen, ward 1380 wegen Felonie eingezogen und kam an das Haus Orleans und mit dessen Thronbesteigung für immer zur französischen Krone. Hier wurden die blutigen Kämpfe zwischen den Engländern und Franzosen und zwischen den katholischen u. reformirten Einwohnern entschieden.

Das Departement Niedercharente (Charente inférieure) ist gebildet aus Aunis u. Saintonge, grenzt südlich und westlich an den Ocean, nördlich an das Departement Vendée, östlich an die Departements beider Sèvres, Charente und Gironde. Der Boden, nur wenig hügelig, besteht zum Theil aus trocken gelegten Sümpfen, doch finden sich an der Küste noch viele Salzflüsse, aus denen man vieles und gutes Salz gewinnt. Hauptfluß ist die C., welche hier in die Meerenge Pertuis de Maumasson mündet; an der südlichen Grenze fließt die Gironde mit den Nebenflüssen Seugne, Boutonne, Sèvre, Niortaise, Seudre, sämmtlich schiffbar. Unter mehren Kanälen ist besonders der Kanal von Niort nach Rochelle zu bemerken. Das Klima ist mild, an den Morästen ungesund. Der Boden bringt, ungeachtet des vernachlässigten Ackerbaues, Getreide, Hanf und Flachs in ziemlicher Menge hervor. Ansehnlich ist die Produktion von Wein, aus welchem größtentheils Branntwein gebrannt wird; auch Obst, vorzüglich Kastanien, Nüsse und Pflaumen, baut man in Menge und von vorzüglicher Güte. Ferner zieht man geschätzte Pferde, Schafe und andere Hausthiere; das Meer und die Flüsse wimmeln von Fischen und Austern (den Leckern bekannt sind die von Marennes). Von Mineralien findet sich wenig vor; doch bereitet man viel Seesalz. Das Departement zählte 1851 auf 119 □Meilen oder 682,569 Hektaren 469,992 Einw. Die Industrie ist gering und erstreckt sich auf einige Fabriken in Weberei, Porzellan, Glas; bedeutender ist der Handel, welcher ganz besonders durch die schiffbaren Flüsse, Kanäle und zahlreichen Rheden u. Häfen an der Küste befördert wird. Zu diesem Departement gehören die Inseln Rhé, Oléron und Aix. Arrondissements sind: la Rochelle, Marennes, St. Jean d'Angely, Jonsac, Rochefort, Saintes. Hauptstadt ist la Rochelle.

Charenton, Flecken im französischen Departement Seine, am rechten Ufer der Marne, welche hier die Seine erreicht und über welche eine feste Brücke führt, besteht nur aus einer einzigen Straße und macht mit den Dörfern Conflans u. Carrières fast Einen Ort aus mit 3000 Einwohnern. Hier befindet sich das Hospice de St. Maurice, Petit-Charenton, k. Irren- und Krankenhaus, mit großen Kellern für 1500 Muids Wein. In der Nähe sind viele schöne Landhäuser und ein 12faches Echo. Zu C. war die Hauptkirche der Reformirten, welche hier 1631 eine Synode hielten. Auf derselben erklärten sie unter Anderem, daß die augsburgischen Konfessionsverwandten in allen Hauptlehren irrthumsfrei seyen, am Abendmahl der Reformirten Theil nehmen und reformirte Personen heirathen dürften. Die Kirche wurde 1685 zerstört. Der Ort ist wegen der Brücke über die Marne strategisch wichtig. Deshalb bemächtigte sich 1649 Condé derselben, als er Paris blokirte; 1814 wurde sie von den Schülern der Veterinärschule gegen die Alliirten vertheidigt.

Chares, 1) athenischer Feldherr, Sohn des Theochares, war mehr vom Glück begünstigt, als persönlich tüchtig und tapfer, hatte sich aber dennoch die Gunst des entarteten athenischen Volkes durch Gastereien und Bestechung der Redner zu verschaffen gewußt und ward zu mehren Expeditionen ausgeschickt. Im Jahr 361 v. Chr. kam er an der Spitze athenischer Hülfsvölker den von Sicyon und Argos bedrängten Phliasiern zu Hülfe und schlug die Feinde in zwei Treffen. Als er aber 361 einen Feldzug gegen Alexander von Pherä unternahm, trat seine Feigheit offen ans Licht, und er steigerte dadurch und durch seine Habsucht die Erbitterung der Bundesgenossen gegen Athen nur noch mehr. Im 3jährigen Kriege der Bundesverwandten nöthigte er den Oriten Charidemus zur Zurückgabe des Chersonesus an die Athener und übernahm dann in Gemeinschaft mit Chabrias die Leitung des Krieges. Als Letzterer vor Chios ruhmvoll 358 gefallen war, wurde C. alleiniger Feldherr, bis Iphicrates und Timotheus mit einer zweiten Flotte erschienen, worauf die vereinigten Geschwader der Athener gegen Byzanz segelten, um die Chier, Rhodier und Byzantiner zu veranlassen, von dem Angriffe auf Samos abzustehen. Als nun die nach dem Hellespont zurückgekehrten feindlichen Schiffe den athenischen Flotten gegenüberstanden, wollte C. ungeachtet eines plötzlich entstandenen furchtbaren

Sturmes sich in ein Treffen einlassen, und da sich Iphicrates und Timotheus entschieden gegen diese Tollkühnheit erklärten, wurden sie von C. bei dem Volke der Verrätherei beschuldigt, ihrer Feldherrnwürde entsetzt und zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt, während C. Oberfeldherr blieb. Um den Athenern die Kosten zur Unterhaltung der Flotte zu ersparen, vermiethete er sich und sein Heer dem gegen Artaxerxes empörten Satrapen Artabazus, was anfangs dem Volke gefiel, bis der persische König in Athen Klage gegen C. erhob und gleichzeitig das Gerücht kam, der Großherr werde die abgefallenen Bundesgenossen mit einer 300 Schiffe starken Flotte unterstützen, worauf C. zurückgerufen und der Krieg mit den Bundesgenossen beendigt wurde (355 v. Chr.). In dem darauf folgenden Kriege zwischen Philipp von Macedonien und den Olynthiern (349 v. Chr.) kam C. mit athenischen Truppen den letztern zweimal zu Hülfe. Nach der Unterwerfung Olynths durch Philipp, und als der thracische Fürst Cersobleptes von dem macedonischen Könige bedrängt ward, sandten die Athener C. zum Schutze des Chersonesus ab (347 v. C.). Als 340 v. Chr. Philipp die Städte Perinthus und Byzanz belagerte, erklärten die Athener den Frieden für gebrochen, und C. segelte mit einer Flotte den Byzantinern zum Beistand heran, wurde aber von keiner der bedrohten Städte, welche der frühern, gegen die Bundesgenossen geübten Erpressungen des athenischen Feldherrn eingedenk waren, aufgenommen; erst Phocion, der nun an der Spitze der Expedition stand, fand Eingang in Byzanz. C. endigte mit der Anführung der Athener neben Lysicles und Stratocles in der Schlacht bei Chäronea seine für Athen unglückselige Laufbahn, 338 v. Chr.

2) C., Bildhauer, aus Lindus auf der Insel Rhodus gebürtig, Liebling und berühmtester Schüler des Lysippus, lebte um 324 v. Chr. und verfertigte den 70 Ellen hohen Sonnenkoloß auf Rhodus. Die Statue bestand ohne Zweifel aus mehren in einander gepaßten Gußstücken, und ihren Kern bildeten, um ihr mehr Festigkeit zu geben, gemauerte große Werkstücke. Wahrscheinlich war der Gott sitzend dargestellt und nicht zur Durchfahrt der Schiffe mit auseinander gespreizten Beinen; wenigstens ist dies eine der griechischen Kunst unwürdige Vorstellung. Alte Nachahmungen von dem Bildwerke sind nicht mehr vorhanden. Doch erscheint auf einer rhodischen Münze das Haupt des Sonnengottes mit Flammenhaaren, wozu nach Mayers Vermuthung der Koloß zum Muster gedient haben dürfte. Dieses siebente Wunderwerk der Welt wurde schon 56 Jahre nach seiner Aufstellung durch ein Erdbeben oberhalb der Kniee abgebrochen. Plinius nennt die Trümmer gähnende Schlünde. Von C. befand sich auch ein kolossales Haupt auf dem römischen Kapitol, vom Konsul P. Lentulus dahin geweiht.

Charette de la Contrie, François Athanase, einer der ausgezeichnetsten Führer der Vendéer im Kampfe gegen die republikanischen Franzosen, war am 17. April 1763 zu Coussé bei Ancenis geboren. Er trat früh in den Dienst der königlichen Marine und wurde, von der Pike auf dienend, 1789 Schiffslieutenant, verließ aber bei den Fortschritten der Revolution den Dienst und Frankreich und ging nach Koblenz. Hier gerieth er durch Spielsucht in tiefe Schulden und kehrte deshalb nach der Bretagne zurück. Er wurde hier Chef der Nationalgarde, versuchte hierauf in Paris das Wagniß, Thron und König zu retten, entging glücklich den Verfolgungen am 10. August und lebte fortan auf seinem Schlosse Ponteclause seinen fröhlichen Launen. Nur mit Widerwillen ließ er sich aus seinem Treiben herausreißen durch die Aufforderung der Insurgenten des untern Poitou, sich als Chef an ihre Spitze zu stellen; auch hat sich in allen seinen Kämpfen und vielen kühnen Kriegsthaten kein edles Motiv gezeigt. Ehrgeiz, Rachsucht und endlich die bloße Kampfswuth führten seine Waffen. Mit großem Geschick und durch energisches Eingreifen wußte er in Kurzem seine regellosen Haufen zu organisiren; doch war ihm anfangs das Glück nicht günstig. Von dem republikanischen General Boulard 1793 zu wiederholten Malen geschlagen, erlebte C. den Verdruß, mit dem Vertrauen auch die Zahl seiner Truppen schwinden zu sehen. Mit der Tollkühnheit der Verzweiflung stürzte sich C. nun an der Spitze weniger Getreuen auf die Republikaner an der Brücke von St. James, in der Nähe von St. Colombin, drängte die Franzosen zurück und machte sich in kurzer Zeit zum Herrn der ganzen unteren Vendée. Die Chefs der obern Bretagne, mit dem Obergeneral Cathelineau, setzten sich nun mit C. in Verbindung. Nach Cathelineau's Tode hoffte C. auf die Wahl zum Oberkommandanten; Elbée kam jedoch an die Spitze der Vendéer, und C. blieb zwar anfangs bei dem vereinten Heere, eilte aber gleich nach Bonchamps Sieg über Kleber in das von den Feinden geräumte Gebiet, wo seine plündernden und raubenden Haufen bald, wo sie sich auch zeigten, geschlagen und verjagt wurden. Als die Glaubensarmee zu Mans und Chantonay eine schwere Niederlage getroffen, eilte er im December 1793 dorthin, um die Trümmer der Armee zu sammeln und sich so zum Generalissimus der Insurrektion aufzuschwingen. Allein auch dies Mal in seinen Plänen getäuscht (Larochejacquelin stand hier an der Spitze), wies er alle Anträge der Führer zurück u. eilte in die untere Vendée. Fortan focht er wieder auf eigene Faust, ließ, selbst als die Insurrektion ihrem Ende nahe schien, vom erbittertsten Kampf nicht ab, sengte und brannte u. machte seinen Namen zum Schrecken der Republikaner. Gleichwohl fühlte er, daß ihm, bei seinem trotzigen Alleinstehen, Liebe und Vertrauen seiner Landsleute immer mehr entgehen mußten; er verband sich daher mit Larochejacquelins Nachfolger, Stofflet, zu gemeinschaftlichem Handeln. Bei C.'s Ehrgeiz konnte jedoch die Einigkeit nicht von langer Dauer seyn, und als die Insurrektionsarmee nun wirklich ihrer Auflösung entgegensah, schloß C. am 15. Februar 1795 mit dem Konvent Frieden und machte sich sogar verbindlich, auch Stofflets Unterwerfung zu bewirken. Unerschrokken gegen Freund und Feind, erschien er mit 4 seiner Offiziere in voller royalistischer Uniform zu Nantes; der Unwille aber, der sich in der Bevölkerung über diesen Schritt kund gab, der Befehl

der Behörden, die royalistischen Abzeichen abzulegen, und endlich der Umstand, daß General Hoche, gegen die Worte des Vertrags, mehre Vendéerchefs hatte verhaften lassen, brachte C. zu dem Entschluß, alle friedlichen Verhältnisse wieder abzubrechen und den Krieg bis zum letzten Mann fortzusetzen. Seine Hoffnung auf die Ankunft des Grafen von Artois in der Vendée ging nicht in Erfüllung. C. mußte, nach einem blutigen Gefechte bei St. Cyr, in den Wald von Aizenay fliehen, von wo aus er einen Guerillaskrieg begann, der endlich C. an das Ende führte, das er nunmehr einzig suchte. Verlassen und schwer verwundet fand man ihn im Walde von Chabotière und brachte ihn nach Angers, wo er am 29. März 1796 erschossen wurde.

Charfreitag, der unmittelbar vor dem Osterfeste vorhergehende Freitag, der von den Christen zum Andenken an Christi Kreuzestod festlich begangen wird. Die Verlegung dieser Feier auf den dritten Tag vor dem Ostersonntag beruht auf dem Bericht der Evangelisten, ist aber in sofern nicht streng chronologisch, als das Osterfest, nach welchem sich die Feier des C.s richtet, nicht an einen bestimmten Tag gebunden werden kann. Um welche Zeit die Feier des C.s in der christlichen Kirche zuerst begangen worden sey, ist eben so wenig genau zu ermitteln; doch ist es nach Zeugnissen des Ignatius, Origenes, Tertullian, Irenäus, Augustinus u. a. Kirchenvätern wahrscheinlich, daß schon im 2. Jahrhundert eine besondere Feier des Todestages Christi Statt gefunden habe. Gesetzlich führte sie wohl erst Konstantin der Große ein. Was die Ableitung des deutschen Namens C. betrifft, so sind darüber verschiedene Meinungen vorhanden. Einige nehmen an, daß das altdeutsche Wort Kar, welches so viel als leiden, büßen bedeute, die Veranlassung zu jener Benennung gegeben habe, weil es nämlich uralter Gebrauch der Christen gewesen sey, in der Charwoche und besonders am Freitage derselben durch strenge Fasten und Bußübungen die Sünden abzubüßen. Andere leiten den Ursprung des Namens von Carena her, welcher Name, eigentlich die 40tägigen Fasten vor Ostern bezeichnend, auf diesen Tag als den merkwürdigsten der ganzen Zeit übertragen worden sey. Noch Andere wollen die Wurzel in dem griechischen Charis (Gnade, Huld) finden, od. auch in dem lateinischen carus (lieb, theuer), weil nämlich der Tag gefeiert werde zum Andenken an die Huld und Liebe, welche Christus dem sündigen Menschengeschlecht durch seinen freiwilligen Opfertod erwiesen habe. Neuerlich gibt man der Erklärung den Vorzug, nach welcher Char Uebersetzung des griechischen Parasceve ist, welches Wort die Vulgata beibehalten und Luther Rüsttag übersetzt hat. Nach Marcus (15, 42) hieß bei den Juden jeder Freitag als Vorsabbath so; der Rüsttag vor dem Osterfeste heißt Vorbereitungstag zum Pascha. Für diese Herleitung des Namens spricht nämlich die altdeutsche Benennung Kara oder Gara, so viel als Vorbereitung, Zurüstung, deren Spuren man noch in dem Worte gar (Garküche) findet. Hiernach wäre also die eigentliche Bedeutung des Namens C., Charwoche: Vorbereitungstag und Vorbereitungswoche auf das Paschafest, welches die Christen, wenn auch mit anderer Beziehung, zu feiern fortfuhren. Neben der Benennung C. ist noch die „stiller Freitag" gebräuchlich geworden, welche sich aus der Art der Feier dieses Tages genugsam erklärt. Was die kirchliche Feier des C.s anlangt, so war sie von Alters her eine einfache, äußerlich weniger hervortretende. Von der 6. Abendstunde des Tages an, in welcher Christus der gewöhnlichen Meinung nach verschied, bis zum Anbruch des Auferstehungsmorgens herrschte allgemeine Ruhe und Stille. Auch die schmerzliche, traurige Bedeutung des Tages wurde hervorgehoben, jedoch das Gefühl der Freude u. Dankbarkeit deshalb nicht gänzlich ausgeschlossen, weil der Tag auch an das aus Christi Erlösungstode der Menschheit erwachsende Heil erinnern sollte. Die Feier sollte also zugleich mit Wehmuth und Wonne, und zwar mehr in ungestörter, ins Innere sich versenkender Andacht, als mit äußerem Prunk begangen werden. Hier und da, z. B. in Spanien, dehnte man die Beschränkung äußerer, kirchlicher Feierlichkeiten bis zur gänzlichen Aufhebung derselben aus und stellte den Gottesdienst an diesem Tage ganz ein, wogegen sich jedoch das Koncil von Toledo 633 erklärte, indem es bestimmte, daß das Heil der Sündenvergebung an diesem Tage allem Volke verkündet und das Abendmahl genossen werden solle. Im Uebrigen blieb der Tag ein strenger Fasttag. Die Veränderung und Vereinfachung der gottesdienstlichen Feier, welche für diesen Tag nach und nach gebräuchlich wurde, besteht dem Wesentlichen nach in Folgendem: Nicht die Glocken riefen die Gemeinde, wie sonst, zum Gottesdienste, sondern man gab entweder gar kein Zeichen vom Beginn desselben, oder deutete ihn durch Klopfen oder Ansagen an. Man ließ die gewöhnlichen Introitus, Intonationen, Doxologien &c. und beim Gesange die Orgel und Musikbegleitung weg, sang statt der Hymnen die Klagelieder Jeremiä, das Kyrie eleison u. dergl., ja an manchen Orten verstummte der Gesang ganz und man betete bloß leise und mit gedämpfter Stimme. Ferner unterließ man auch das sonst gewöhnliche Kniebeugen beim Eintritt in die Kirche, vor dem Altar und bei den Gebeten, sowie den Bruderkuß und die Umarmung bei der Kommunion, Letzteres, um weder den Juden, welche Christus durch Kniebeugen verhöhnten, noch dem Judas, welcher ihn mit einem Kuß verrieth, nachzuahmen. Auch die Elemente des Abendmahls wurden nicht konsekrirt, sondern die am vorhergehenden Tage konsekrirten gebraucht. Es geschieht dies jedoch bloß mit der Hostie; der Genuß des Weines unterbleibt ganz, und zwar nach Hugo von St. Victor, weil eine Gefahr der Vermehrung damit verbunden seyn könne. Auch der Priester empfängt mithin an diesem Tage das Sakrament nur unter Einer Gestalt; in der griechischen Kirche ist dies während der ganzen Fastenzeit vor Ostern, mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags, gebräuchlich. Auch der Schmuck der Kirchen wurde vereinfacht: die Altäre verloren ihre prachtvollen Decken, Zierrathen, Leuchter; das Krucifix wurde verhüllt und erst am folgenden Tage unter besondern Ceremonien der Beschauung und Anbetung wieder bloßgestellt. Jetzt

ist dies in der katholischen Kirche nicht mehr üblich; im Gegentheil wird das Krucifix am C.e der Verehrung dargeboten, auf schwarze Teppiche und Kissen gelegt und von Klerus und Laien geküßt. Hier und da wird das Bild darauf an einen Ort gebracht, welcher Christi Grab vorstellen soll; oft vertritt auch ein anderes Bild des Heilandes hierbei die Stelle des Krucifixes. In den protestantischen Kirchen ist es ziemlich allgemein herrschende Sitte, Altar, Kanzel und Taufstein an diesem Tage schwarz zu bekleiden. Endlich war es schon in den ältesten Zeiten gewöhnlich, die Passionsgeschichte bei der gottesdienstlichen Feier des C.s nicht aus der sonst gebrauchten Evangelienharmonie, sondern aus dem Evangelium des Johannes vorzulesen, was noch jetzt in der katholischen Kirche geschieht. Bei allen diesen den Tag äußerlich unterscheidenden Gebräuchen und bei seiner innern dogmatischen Bedeutung ist es auffallend, daß er noch jetzt in der katholischen Kirche nur als ein halber Festtag betrachtet wird, an welchem öffentliche Arbeiten erlaubt sind, im Gegensatz gegen die protestantische Kirche, welche bekanntlich streng an der stillen und arbeitlosen Feier des Tages festhält.

Charge (franz.), Last, Ladung, Beschwerde, Auflage, Abgabe, Amt, Ladung zum Schuß, Angriff im Kriege, des Fußvolks mit dem Bayonnet, besonders aber der Reiterei im Carriere und das militärische Zeichen dazu, mit der Trompete oder der Trommel gegeben. Außerdem bedeutet C. in der Maler- u. Dichtkunst das Ueberladene, Uebertriebene im Ausdruck. C.s heißen auch die Anzeigen u. Beweise gegen einen peinlich Angeklagten.

Chargirte Rollen, in dramatischen Darstellungen solche Rollen, welche entweder schon durch die Aufgabe des Dichters, oder durch das Spiel des Schauspielers eine größere komische Wirkung hervorbringen, als ihnen eigentlich im Verhältniß zum Ganzen zusteht. Gewöhnlich versteht man unter ch.n R. jedoch nur kleinere, von besonderer komischer Kraft. Wenn der Geizige sagt, indem er dem spitzbübischen Bedienten die Tasche untersucht: Zeig' mir die Hand, beide Hände — nein, die dritte! so ist dies eine Charge.

Charibert, fränkischer König aus der Dynastie der Merovinger, der älteste von den vier Söhnen Chlotars I., welche den Vater überlebten (561). Er verband sich, als Chilperich I. sich des ganzen Reiches zu bemächtigen gedachte, mit seinen Brüdern Guntram und Siegbert, und vereint zwangen sie nun den habsüchtigen Bruder zur Theilung. Durch das Loos fiel C. der Theil des Landes zu, welchen ehemals seines Vaters Bruder Childebert I. besessen hatte und dessen Hauptstadt Paris war. Nach dem Dichter Venantius Fortunatus soll C. von seinen Stammesgenossen eine rühmliche Ausnahme gemacht haben durch sein tugendhaftes Leben und seine milde, einsichtsvolle Regierung; sein Rath soll stets der weiseste, sein Richterspruch stets der gerechteste gewesen seyn. Nach dem Geschichtschreiber Gregor von Tours unterschied er sich jedoch wenig von seinen Vorgängern und Nachfolgern. Doch mag zu diesem Urtheil wohl auch die rücksichtslose Strenge, mit welcher er den Anmaßungen des Klerus begegnete, beigetragen haben. So viel geht indeß aus den Geschichten, welche Gregor von Tours von C. beibringt, hervor daß er wenigstens in Bezug auf seine Ausschweifungen in der Liebe der herrschenden Neigung seines Hauses getreu geblieben ist. Wegen einer Doppelheirath traf ihn von Seiten des Bischofs Germanus des Heiligen von Paris der Bann. Er † 567.

Charicles, Athener, Sohn des Apollodorus, befehligte 413 v. Chr. im peloponnesischen Kriege die athenische Flotte und war nach Athens Sturz als einer der 30 Tyrannen von großem Einfluß.

Chariclitus, Feldherr der Rhodier, besiegte 190 v. Chr. Hannibal und den syrischen König Antiochus zur See.

Chariclo, Nymphe, Freundin der Minerva, von Eueres Mutter des Teresias, erhielt von der Göttin für ihren Sohn die Gabe der Weissagung, als er blind geworden war, weil er dieselbe nackt erblickt hatte.

Charidemus, berüchtigter Parteigänger zur Zeit des beginnenden Verfalls der Griechen, gebürtig aus Oreos auf Euböa, kämpfte schon in früher Jugend als Söldner gegen die Athener und trieb Seeräuberei, ließ sich aber von Iphicrates mit seiner Schaar anwerben. Ein begangener Verrath nöthigte ihn, zum thracischen König Cotys zu fliehen (360 v. Chr.). Von den Athenern gefangen, trat er wieder in ihren Sold und erhielt selbst ihr Bürgerrecht. Wieder entlassen, trat er bei den Satrapen Memnon und Mentor in Dienste, machte sich aber auch hier durch seine Treulosigkeit bald verhaßt, suchte wieder Schutz bei den Athenern und versprach, den thracischen Chersones in ihre Hände zu bringen, wenn sie ihn aus der Gewalt der Perser retteten. Als ihm von diesen freier Abzug gestattet wurde, trat er plötzlich als Feind der Athener auf und wußte sich bei den Thraciern so in Gunst zu setzen, daß ihm diese nach dem Tode des Cotys die Vormundschaft über dessen unmündigen Sohn übertrugen. Ein Vergleich, den er mit den Athenern abzuschließen sich genöthigt sah, setzte diese zwar in den Besitz des Chersones; aber C. hielt ihn nicht, und erst als eine Expedition der Athener gegen ihn gesendet ward, bewarb er sich wieder um ihre Gunst und bot sich sogar zum Feldherrn an, als welcher er ihnen Amphipolis gewinnen wolle. Von den weiteren Schicksalen des C. wissen wir nichts mehr, wenn nämlich der, von dem das eben Gemeldete erzählt wird, verschieden ist von dem C., welcher in den nunmehr beginnenden Händeln der Athener eine Rolle spielt. Im J. 352 v. Chr. wurde nämlich von den Athenern ein C. gegen Philipp von Macedonien nach Thracien geschickt. Nach der Entscheidungsschlacht bei Chäronea wollte die kriegerisch gesinnte Partei in Athen denselben C. zum Feldherrn erheben; die Friedliebenden aber setzten Phocions Wahl durch. Noch wird von ihm erzählt, daß er zuerst dem Demosthenes Nachricht von dem Tode Philipps gegeben habe und unter Denen gewesen sey, deren Auslieferung Alexander nach der Zerstörung Thebens den Athenern zur Strafe auferlegte. C. kam indeß mit der Verbannung davon, ging zu Darius nach Asien und wurde von diesem mit Auszeichnung behandelt.

Da er jedoch seinen Tadel über die gegen Alexander getroffenen Maßregeln freimüthig äußerte, wurde er von den mißgünstigen persischen Großen beim Könige verdächtigt und auf dessen Befehl hingerichtet (333 v. Chr.).

Charilaus (Charillus, d. i. Volksfreude), König von Sparta, 863 v. Chr., nachgeborner Sohn des spartanischen Königs Polydectes, aus der Familie der Procliden oder Eurypontiden, Neffe des berühmten Gesetzgebers Lykurg, der während seiner Minderjährigkeit die vormundschaftliche Regierung führte. C. eroberte und zerstörte in Gemeinschaft mit seinem Mitkönige Archelaus die Stadt Aegis an der arkadischen Grenze und fiel verheerend in das Gebiet der stets feindlich gesinnten Argiver ein, ward aber auf einem Zuge gegen die Tegeaten mit seinem ganzen Heere gefangen genommen und erhielt erst seine Freiheit wieder, nachdem er einen Eid geschworen, nie mehr die Tegeaten mit Krieg zu überziehen. Uebrigens wird C. als ein milder und edeldenkender Herrscher geschildert; in seine Regierungszeit fällt die große Staatsreform Lykurgs. C. folgte sein Sohn Nicander.

Charis, Anmuth, Gemahlin des Vulkan bei Homer (Ilias, XVIII, 382), in der Odyssee Aphrodite selbst, nach Hesiod, Pausanias und Eustathius eine der Charitinnen.

Charist, Jehuda-Ben-Salomo, hebräischer Dichter des 13. Jahrhunderts, in Xeres in Spanien geboren, † vor 1235. Er übersetzte viele wissenschaftliche Werke aus dem Arabischen ins Hebräische, erlangte aber besondern Ruhm durch seine meisterhafte Uebersetzung der Makamen des Hariri, die ihn zu einem ähnlichen Originalwerke in hebräischer Sprache begeisterten. Diese „Tachkemoni“ benannte Makamensammlung steht würdig neben ihrem Vorbilde und zeichnet sich durch dichterische Fülle und Reichthum von Kenntnissen und Anschauungen der Zustände seines Volkes aus. Gedruckt wurde sie zu Konstantinopel (1578) und zu Amsterdam (1729); eine kritische Ausgabe mit deutscher Uebersetzung besorgte Kämpf (Berlin 1845).

Charité (franz.), Barmherzigkeit, Mitleid, Liebe, daher eine Krankenanstalt für Verarmte, deren Stiftung ein Werk christlicher Liebe ist, besonders Name des allgemeinen Krankenhauses zu Berlin, 1710 von Friedrich Wilhelm I. als Pesthaus eingerichtet, nach dem Aufhören der Pest zu einem Hospitale und Arbeitshaus umgebildet, 1726 seiner jetzigen Bestimmung gewidmet und zugleich zu einer Schule für angehende Aerzte und Wundärzte bestimmt.

Charitinnen, s. Grazien.

Chariton, der Aphrodisier, griechischer Romanschreiber des 4. oder 5. Jahrhunderts v. Chr., aus der karischen Stadt Aphrodisias gebürtig, wahrscheinlich ein erdichteter Name des Verfassers eines griechischen Romans von den Liebesgeschichten des Chäreas und der Calirrhoë. Er nennt sich einen Schreiber des Redners Athenagoras, der in Syracus der politische Gegner des Hermocrates war, dessen Tochter eben die Hauptperson in diesem Romane ist. Die in 8 Büchern durchgeführte Geschichte beginnt mit der Verheirathung der Heldin und ihrer Beerdigung, woran sich dann, als sie zum Leben wieder erstanden, ihre Entführung durch Räuber knüpft, bis sie nach mancherlei Abenteuern, die meist durch ihre Schönheit veranlaßt werden, wieder mit Chäreas vereinigt wird. Der Gang der Begebenheiten ist für einen griechischen Roman ziemlich natürlich, die Sprache einfach, sich der Redeweise der besten Atticisten annähernd, aber nüchtern, und was die Erfindung des Stoffes und dessen Belebung betrifft, so steht die Erzählung ähnlichen Werken eines Heliodorus, Achilles Tatius, Longus, Xenophon Ephesius im Ganzen nach. Von allen griechischen Romanen ist er zuletzt aus einer florentinischen Handschrift, der einzigen bis jetzt, zuerst von d'Orville mit einem glänzenden, an trefflichen Sprachbemerkungen jeder Art überaus reichhaltigen Kommentar herausgegeben worden: „Charitonis de Chaerea et Calirrhoë amatoriarum narrationum libri VIII“ (Amsterdam 1750, 3 Bände; einen Abdruck besorgte Ch. D. Beck, Leipzig 1783, mit lateinischer Uebersetzung von Reiske; ein Textabdruck erschien Venedig 1812 und in der „Bibliothèque des Romans Grecs“ Paris 1797, deutsch von Heyne, Leipzig 1753, und von Schmieder, Leipzig 1807).

Charivari (Charivarium, Katzenmusik), ein Ständchen mit Kesseln, Pfannen, Pfeifen und wildem Getöse, als Zeichen des Mißfallens und der Verachtung dargebracht, also das Gegentheil von Serenade. Schon im Mittelalter und wohl auch hie und da noch jetzt bringt man dieses Spottständchen solchen Personen zur Verhöhnung, welche sich zum dritten oder vierten Male oder in ungleichem Alter verheirathen. Die Excedenten erpreßten von ihren Opfern Lösegelder, die sie zu unanständigen Schwänken und Trinkgelagen, welche sie nach ihrer Redeweise malprofiech nannten, verwendeten. Die Theilnehmer erschienen vermummt und erhoben einen gewaltigen Lärm und ein gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen; Spottlieder und obscöne Gesänge wurden recitirt. Das verspottete Ehepaar mußte sich loskaufen, und es trat hierbei ein Anführer der muthwilligen Schaar hervor, welcher einmal als Abbas juvenum bezeichnet wird. In Spanien hieß die Sache Cencerrada und kam in demselben Falle vor wie in Frankreich. In England sprach man von Marrowbones und Cleavers, mit welchen Gegenständen man bei solchen Gelegenheiten klapperte und damit eine rough music machte. Auch hier steht die Sache in Beziehung zur Ehe, findet sich aber nicht sowohl bei einer zweiten Ehe, als vielmehr dann, wenn Eheleute in notorischem Unfrieden leben, oder eine sehr unpassende Ehe, wie bei großer Ungleichheit des Alters, geschlossen wird. Gegen zänkische Ehen wurde auch in Italien die Scampanata gebraucht. In Deutschland erinnert der Polterabend (s. d.) an die Sache, dessen Lärm an manchen Orten bei zweiten Ehen sich verschärfen soll. Sehr verwandt mit dem altfranzösischen Gebrauche, ja ihn weiter entwickelnd und organisirend, in manchem Punkte den Uebergang zu dem politischen C. bildend, ist das

in Altbayern gewöhnliche „ins Haferfeld treiben", gegen welches noch 1834 Militär aufgeboten werden mußte. Der Anfang dieses Gebrauchs war gleichfalls sittenpolizeilicher Natur und es entwickelte sich daraus später eine Art Femgericht, das sich gegen Personen richtet, denen irgend ein den gewöhnlichen Gesetzen unerreichbares, wirkliches oder eingebildetes Vergehen zur Last gelegt wird. Die Ceremonie besteht in dem Ablesen einer Spott- und Strafrede, welchem ein furchtbarer Lärm mit Schreien, Zusammenstoßen von allerlei Geräthschaften und Abschießen von Flinten folgt. Hunderte versammeln sich dazu, mit entstellten Gesichtern und einem „Haferfeldmeister" gehorchend. Phillipps in seiner Schrift „Ueber den Ursprung der Katzenmusiken" sucht den Ursprung des C. in einer zu dem heidnischen Kultus gehörigen Lustbarkeit und leitet den höhnenden und insbesondere gegen die zweite Ehe gerichteten Zug aus der Mißbilligung derselben von Seiten der Kirche her. Auch nach weltlichem Rechte schlossen sich mancherlei juristische Nachtheile an die zweite Ehe, und Joh. de Garonibus zählt derselben in seinem Buche „De secundis nuptiis" im Ganzen 76 auf, worunter ausdrücklich das C. mit angeführt wird. Auch das Wort Krawall, das man auch mit Carne Vale zusammenhängend betrachtet, wird von C. abgeleitet. In neuerer Zeit hat das C. zuerst in Frankreich politische Bedeutung erhalten und sich in diesem Sinne auch über die angrenzenden Länder verbreitet. So empfing während der Restauration das Volk die unpopulären Deputirten mit C.'s. Im J. 1848 kam das politische C. wieder an die Tagesordnung in der Form von Katzenmusiken. — Das pariser Tagsblatt „Charivari", eine glückliche Fortsetzung des in der Restauration entstandenen „Nain jaune", ward im Dec. 1832 begründet und erfreute sich gleich beim ersten Erscheinen eines großen Beifalls, den es bis jetzt zu erhalten gewußt hat. Außer den geistreichen Aufsätzen, von denen der größte Theil aus der Feder von Forgues (Old-Nick) und dem beliebtesten Vaudevillisten Varnier fließt, verdankt der „Charivari" seine weite Verbreitung namentlich den gelungenen Karrikaturen von Grandville, Gavarni, Daumier, Lorentz rc., die in ihrem Genre unübertrefflich sind.

Charkoff, Hauptstadt der gleichnamigen russischen Statthalterschaft (von 715 □Meilen mit 1,500,000 Einwohnern in 11 Kreisen), in der slobodischen Ukraine, einer der interessantesten und wichtigsten Orte des russischen Reichs, nach Odessa und Riga zu der ersten Rangklasse der russischen Provinzialstädte gehörig, mit 35,000 Einwohnern. Die Hauptgebäude der Stadt, die Universitäts- und Gouvernementshäuser, das Kloster, Seminarium, Fräuleinsstift, die vornehmsten Kirchen, der große Gostinnoi-Dwor (Kaufhof), liegen auf dem über 100 Fuß hohen Flußvorgebirge, das oben ein breites, nach der Spitze zu schwach abhängiges Plateau bildet. Zur einen Seite dieses Vorgebirgs zieht sich die moskauische Straße mit einer Brücke über den Lopan, zur andern die poltawsche mit einer Brücke über die Charkoffka (zwei Arme des Donetz, die sich bei der Stadt vereinen) hinab, und beide Straßen bilden zugleich die Hauptstraßen der Stadt und sind mit einer Menge neuer und meist eleganter Gebäude besetzt. An sie, sowie an mehre große öffentliche Plätze, schließen sich die meisten andern Straßen der Stadt an, und diesen ganzen, meist aus steinernen, mit grün angestrichenem Eisen gedeckten Häusern bestehenden Kern der Stadt umgeben dann mit unheimlicher und schmuckloser Hülle die Vorstädte, die aus einer unzähligen Menge kleiner, aus Lehm und Flechtwerk gebauten Kosakenhütten zusammengesetzt sind. In den unteren Stadttheilen erzeugen die Ausdünstungen des oft stagnirenden Flusses häufige Wechsel- und Faulfieber. Die Straßen sind breit, werden aber nur durch Knüttelbrücken oder Baumstämme gangbar erhalten. Bei lange anhaltendem Regen löst sich die schwarze, feste Erde des Steppenbodens in einen tiefen, dicken, äußerst zähen und schlammigen Brei auf, und das einzige Mittel, um alsdann einen einigermaßen festen Grund zu bilden, ist der Mist. Sorgsam füllt man jedes entstandene Loch mit diesem in einem holz- und steinarmen Lande unentbehrlichen Material aus, und die Stadt hat dann genug Stellen, wo der Fußgänger nur fortkommen kann, wenn er von Misthaufen zu Misthaufen springt. Im Winter zieht sich auch der Landadel in die Stadt, der hier ein eigenes Adelsversammlungshaus (Dworanstwa Sobranie) hat. Die Betriebsamkeit der Bewohner beschränkt sich auf Teppich- und Lederfabrikation; Gutes liefern die von der Universität herbeigezogenen Mechaniker und Künstler und besonders die deutschen Wagenfabrikanten, Schmiede und Uhrmacher. Wichtig ist C. als Stapelplatz für das südliche Rußland. Außer dem großen Hornviehhandel hat C. jährlich vier Jahrmärkte, die zum Um- und Absatz von Galanteriewaaren, Wolle, Leinwand, Eisen- und Kupferwaaren, Pelzen, Porzellan, türkischen Spezereien und fremdem Getränke, sowie der einheimischen Teppiche, kurzen Röcke und Hosen, Lederwaaren bestimmt sind; auch ist C. eine Niederlage von Honig, Wachs, gesalzenen Fischen, Kaviar u. dgl. Ein Hauptbedürfniß russischer Städte sind die öffentlichen Wechsler, und die Nachfragen nach den gesuchtesten Münzsorten lassen eben so auf die eigenthümlichen Münzverhältnisse Rußlands wie auf die Verhältnisse insbesondere schließen, indem die mittleren Klassen, die mehr mittelgroße Münzen brauchen, gleichfalls minder stark sind, als die Vornehmen, bei denen schon der „blaue Zettel" (Banknote zu 5 Rubel) Kleingeld ist, während die Geringen nur mit der großen Masse der unförmlichen Kupfermünzen klimpern. Eine wichtige Stelle im Leben des ganzen Gouvernements nimmt die hiesige Universität ein. Unter dem Beistand der Landadeligen, namentlich des Kleinrussen von Karasin, 1804 gestiftet, besteht sie aus 54 Professoren, Adjunkten und Beamten und besitzt eine Bibliothek von 38,000 Bänden, ein Münzkabinet von 20,000 Stück, einen reichen botanischen Garten und ein Naturalienkabinet. Im Rath der Universität haben nur die ordentlichen Professoren entscheidende Stimme und sind zur Uebernahme der Direktion und zur Theilnahme am

Schulkomité fähig. Unter dem Komité steht ein Bezirk von 10 Gouvernements mit den Gymnasien, Distrikts- und Parochialschulen von C., Orne, Woronesch, Kursk, Tschernigow, Pultawa, Cherson, Jekaterinoslaw, Simferopol und Tscherkask; auch die Gymnasien von Taganrog und Odessa sind der Universität unterworfen. Die Anzahl der Studenten schwankt zwischen 250—300, von welchen 60 auf kaiserliche Kosten unterhalten werden. Die großen und prächtigen Gebäude der Universität liegen zu beiden Seiten einer Straße, die deshalb Universitätsstraße heißt. Zu den öffentlichen Unterrichtsanstalten gehört außer Universität und Gymnasium auch ein Seminarium für die russische Geistlichkeit. Die jungen Geistlichen erhalten hier Unterricht in Geographie, Geschichte, Lateinisch, Griechisch, Dogmatik ꝛc., meistens nach Heften, die ihnen in lateinischer Sprache diktirt werden. Karasin stiftete in C. auch eine polytechnische Schule, und seinem Beispiele folgten viele Landadelige durch Stiftung zahlreicher Landschulen. Außerdem besitzt C. ein Waisenhaus und eine philomathische Gesellschaft. C. ist Sitz eines Bischofs; die deutsche protestantische Gemeinde in C. ist gegen 500 Köpfe stark. Ein Kosak Charkoff baute vor ungefähr 260 Jahren am Zusammenfluß des Lopan und der nach ihm benannten Charkoffka seine Chate (Lehmhaus), um welche sich bald, da die Anlage auf dem sehr hohen Vorgebirg zwischen beiden Flüssen zur Vertheidigung günstig war, noch mehre Kosaken ansiedelten. Der moskauische Czar, Alexei Michailowitsch, verlegte dann eines seiner Kosakenregimenter hieher, und dies, sowie die günstige Handelslage C.s bewirkte die Erhebung der Stadt zur Hauptstadt eines Gouvernements (1780); seitdem ist die Bedeutung C.s stets im Steigen begriffen.

Charlatan (v. Franz.), nach Einigen vom italienischen Ciarlare, schwatzen, nach Andern von Scarlatto, Scharlach, dem ehemaligen Scharlachmantel der Aerzte, abgeleitet, bezeichnet ursprünglich wohl jeden Afterarzt, Quacksalber, dann aber einen marktschreierischen, prahlerischen Menschen, einen Unwissenden, der frech mit Kenntnissen oder Geheimnissen den großen Haufen zu blenden sucht. Die Charlatanerie brach sich zu allen Zeiten Bahn unter allen Klassen der Gesellschaft. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts erweiterte und verirrte sich der Begriff C. in sofern, als man nicht bloß Diejenigen C.e nannte, welche mit dem Reichthum ihrer Kenntnisse (besonders Sprachkenntnisse) und Fertigkeiten prahlten, sondern auch wirklich ausgezeichnete Männer, die, weil sie höher als ihr Zeitalter standen, von ihren Zeitgenossen nur selten erfaßt werden konnten, wie z. B. Theophrastus Paracelsus. Ein klassisches Werk über die Charlatanerie der Gelehrten schrieb J. B. Mencken: „De charlataneria eruditorum" (Lpz. 1715), fortgesetzt von Büschel in der Schrift: „Ueber die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencken" (das. 1790, mit Kupfern). Außerdem vergl. Gerdesius, Von juristischen Fintchen, 1674; Lant, Von der Charlatanerie der Aerzte, 1717; Eckhard, Medicinischer Maulaffe, oder der entlarvte Marktschreier, 1719; Fröreisen, Ueber die Charlatanerie der Geistlichen, 1735; Xenagogi, Grundriß des juristischen und medicinischen C., 1742; Der gelehrte C., in Wundern u. Weissagungen, 2 Bände, Frankf. 1746.

Charlemagne (franz.), Karl der Große.

Charlemont und **Givet**, zwei Städte im französischen Departement der Ardennen, durch ihre natürliche Lage und künstliche Verbindung gemeinschaftlich eine der stärksten Festungen Frankreichs, C. am linken, Givet am rechten Ufer der Maas, gehören in der Reihe der festen Plätze, mit denen Frankreich seine Grenzen gegen Belgien hin bewaffnet hat, zu denjenigen, welche am weitesten in das Nachbarland vorgerückt sind. Die strategische Wichtigkeit des Platzes besteht besonders darin, daß C., nur 5 Meilen von Namur entfernt, an dem Vereinigungspunkte mehrer Straßen liegt und, mit dem Brückenkopf, den es mit Givet bildet, einem längs der Maas vorrückenden Heere, wenn es im Besitz der Festung ist, zum Anlehnen des Flügels dienen kann, dagegen jeden Feind gerade daran am sichersten verhindert und ihn zwingt, ein der Besatzung mindestens doppelt überlegenes Beobachtungscorps zurückzulassen; die Besatzung der Gesammtfestung kann aber bis auf 25,000 Mann gesteigert werden. Der Wichtigkeit des Punktes ist denn auch die fortifikatorische Einrichtung desselben angemessen. Die Gesammtfestung besteht aus 4 Vesten: Charlemont und Groß-Givet auf dem linken, Klein-Givet und Mont d'Haur auf dem rechten Ufer der Maas. Der Charlemont erhebt sich auf einem schmalen, 200 Fuß hohen Berge, der fast nach allen Seiten hin die Umgegend beherrscht, nach der Maas und nach Westen hin senkrecht abstürzt, auch auf der Nordseite sehr steil und nur gegen Osten sanft abgedacht ist, während auch an dieser anscheinlich zugänglicheren Stelle der felsige Boden die Approchen außerordentlich erschwert, ja nicht selten unmöglich macht. Der Charlemont kann als die Citadelle der Gesammtfestung gelten. Befestigt ist er gegen Osten durch 6 Bastionen, ein Horn- und ein Kronenwerk, die Höhen krönen unregelmäßige Mauern und Wälle. Vor und zwischen den Bastionen liegen mehre Kontregarden und Ravelins; etwas unter dem gegen Osten gerichteten Kronenwerke ist die Couronne d'Alfeld, die noch 2 detachirte Lünetten und das Fort Condé, eine detachirte Redoute mit 3 Lünetten, vor sich hat. Fast alle Gräben sind in Felsen gehauen, die Werke vortrefflich kasemattirt. Auf einer dem Charlemont gegenübergelegenen Anhöhe, dem Mont d'Haur, ist eine zweite Befestigung angelegt, welche aus 2 Ravelins, 2 Lünetten und einer die Abhänge krönenden Mauer besteht und als befestigtes Lager dienen kann. Vom Mont d'Haur steigt die Mauer in das Thal hinab und umschließt Klein-Givet, ein Städtchen, das durch 3 Bastionen und 2 Halbbastionen befestigt, von nassen Gräben umgeben, jedoch nicht mit bedeckten Wegen versehen ist. Eine Brücke verbindet Klein- mit Groß-Givet, das wiederum eine Befestigung von 4 Bastionen und 3 Ravelins mit trockenen Gräben hat und mit dem C. vermittelst Mauern und Gräben zusammenhängt. Schon

aus dieser kurzen Darstellung wird hervorgehen, daß, wenn auch die Givets und der Mont d'Haur einen Angriff zulassen, der Charlemont für unangreifbar gelten kann. Sämmtliche Festungen zählen im Frieden gegen 5000 Einwohner; 3000 bis 4000 Mann vermögen den Platz zu halten, eingerichtet ist er für 11,000 Mann, aber fassen kann er, wie bereits bemerkt, 25,000. Der Erbauer von C. ist Kaiser Karl V.; er gründete Schloß und Stadt Charlemont (d. h. Karlsberg) 1555 u. vereinigte beides mit der Grafschaft Namur. Im Frieden von Nymwegen (1680) kam der Platz an Frankreich. Ludwig XIV., der die ganze Wichtigkeit desselben erkannte, ist der Gründer der jetzigen Befestigung; Groß- und Klein-Givet und der Mont d'Haur erstanden auf seinen Befehl. Seitdem hat C. keinen eigentlichen Angriff erfahren; die Preußen blokirten es zwar 1815, bekamen auch die Givets und den Mont d'Haur durch Kapitulation in ihre Gewalt, unterließen aber einen Angriff auf den Charlemont. Nach dem zweiten pariser Frieden bekam C. russische Besatzung, die erst in Folge des Beschlusses des Kongresses von Aachen (1818) abzog.

Charleroi, Hauptstadt und Festung des gleichnamigen Bezirks in der belgischen Provinz Hennegau, an beiden Ufern der Sambre, theils an, theils unter einem felsigen Berg an der Straße von Brüssel nach Philippeville und Avesnes, zerfällt in die Oberstadt, die Unterstadt und Entre deux villes, beide letztere durch eine massive Brücke über die Sambre verbunden. Das Festungswerk bildet ein reguläres Sechseck mit den nöthigen Außenwerken; auf dem rechten Sambreufer ist ein starker Brückenkopf; durch Schleußen kann die Umgegend unter Wasser gesetzt werden. In der Oberstadt befinden sich eine Kirche, ein Lazareth, Hospital, Waisenhaus ꝛc. C. ist Sitz einer Handelskammer, zweier Friedensgerichte, eines Kollegiums, eines landwirthschaftlichen Vereins und einer Akademie für Zeichen- und Malerkunst und zählt 8000 Einwohner. Bedeutend ist die hiesige Wollspinnerei, Tuchweberei und Fabrikation von Eisenwaaren, namentlich von Gewehren, Messern und Nägeln. Außerdem geben die sehr reichen Steinkohlengruben der Umgegend dieser und der Stadt viel Nahrung. In der Stadt wie in der Umgegend sind große Glas- und Eisenhütten, Bierbrauereien, Geneverbrennereien und Seifensiedereien. C. treibt lebhaften Handel mit Eisen, Steinkohlen, Vieh und den Produkten der Industrie. Eine halbe Stunde von C. ist die große Eisenhütte Couillet. C., ein als Festung strategisch und historisch wichtiger Punkt, wurde 1666 von den Spaniern auf der Stelle des Dorfes le Charnoy gegründet und nach ihrem König Karl II. C. genannt. Aber schon im folgenden Jahre, ehe noch der spanische Bau vollendet war, bemächtigten sich die Franzosen der in der Eile wieder halb zerstörten Werke, worauf Ludwig XIV. den Bau von Vauban vollenden ließ. Im Frieden von Aachen (1668) wurde C. den Franzosen förmlich zugesprochen; seitdem blieb es ein Zankapfel zwischen den Grenzmächten, wurde 1678 (im Frieden von Nymwegen) wieder an Spanien gegeben, 1693 von den Franzosen, 1697 von den Spaniern und 1746 abermals von den Franzosen erobert. Während des französischen Revolutionskrieges war C., besonders im Unglücksjahr 1794, den Oesterreichern von großer Wichtigkeit. Mit C. behaupteten sie die ganze Sambrelinie. Aber auch die Franzosen erkannten die Bedeutung des Orts und begannen eine großartige Belagerung. Dreimal entsetzten die Oesterreicher die belagerte Stadt und erst, nachdem die Besatzung bis auf einige hundert Mann zusammengeschmolzen war, ergab sie sich, den Tag vor der Schlacht von Fleurus, den 25. Juni. Die Werke wurden geschleift. Der Feldzug von 1815, wo hier am 15. Juni ein Gefecht zwischen den französischen und preußischen Vorposten, für letztere nachtheilig, vorfiel, hatte aber die Bedeutung des Platzes wieder so stark hervorgehoben, daß die Regierung der Niederlande 1816 die Wiederherstellung des Baues mit den französischen Kontributionsgeldern begann. Die Revolution von 1830 riß auch C. von Holland los.

Charles, Jacques Alexandre César, berühmter französischer Physiker, besonders durch seine Bemühungen für die Luftschifffahrt verdient, am 12. November 1746 zu Baugency geboren, trieb in seiner Jugend mit Eifer die klassischen Studien und widmete sich nebenbei der Musik, Malerei und Mechanik. Er war dann längere Zeit im Finanzministerium angestellt, ward aber als Ueberzähliger aus dem Dienst entlassen. In dieser unfreiwilligen Muße fing er zu seiner Unterhaltung an, einzelne Experimente Franklins zu wiederholen, und nachdem er sich auch mit der damals ganz neuen Lehre von der Elektricität vertraut gemacht hatte, trat er auch vor einem bezahlenden Publikum auf. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall, seine Fertigkeit in der Benutzung der Naturkräfte leistete so Ueberraschendes, daß Franklin und Volta selbst diesen physikalischen Reproduktionen der großen Entdeckungen beiwohnten, und da in Paris sich in Alles die Mode mischt, so war der Besuch von C.' Vorträgen bald eine Pflicht der vornehmen Welt, der man so gewissenhaft nachkam, wie der des Zopf- und Perückentragens. C. wußte sein Publikum durch gesteigerte Großartigkeit seiner Darstellungen auch fortwährend zu fesseln, bis eine noch glänzender in die Augen fallende, obgleich weniger nützliche Erfindung fortan seine ganze Strebekraft auf sich lenkte: es war die Luftschifferei, mit welcher damals (1783) die Gebrüder Montgolfier auftraten. Kaum war die Nachricht dieses neuen Wunders nach Paris gedrungen, so warf sich C. nicht bloß auf die Nachahmung, sondern gleich auf Erforschung einer möglichsten Steigerung der hebenden Kraft, und so wurde er der Erste, der das Wasserstoffgas zur Füllung des Ballons brauchte. Der erste auf diese neue Weise gefüllte Ballon C.' stieg am 27. Aug. 1783 vom Marsfelde aus in die Höhe, legte binnen 2 Minuten 500 Toisen zurück und entschwand den Blicken der zahllosen Zuschauer in den Wolken. Die erste größere Luftreise machte C. mit Robert am 1. Dec. d. J. von den Tuilerien aus. Beide kühne Schiffer durchflogen binnen wenigen Minuten eine Strecke von 9 Lieues, erreichten eine Höhe von 7000 Fuß

und gelangten in der Ebene von Nesle wieder auf die Erde. Später unternahm C. allein noch mehre größere Luftreisen. Ludwig XVI., der anfangs diese Versuche als zu tollkühn und lebensgefährlich förmlich verbot, ließ später C.' Namen der Montgolfier zu Ehren angefertigten Medaille mit einprägen, verschaffte ihm einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften und gab ihm eine Wohnung im Louvre, wo C. nun sein physikalisches Kabinet, damals eins der vortrefflichsten in Europa, aufstellte. Die Revolution ging schonend an dem berühmten Manne und seinen großen Sammlungen vorüber, und selbst Marat, mit dem der unerschrockene C. die persönlichsten Händel hatte, konnte dem Ehrenmanne nicht beikommen. Marat beschäftigte sich nämlich ebenfalls mit Physik und hatte eines Tages C. besucht, um ihm seine Entdeckungen über das Licht mitzutheilen, durch welche er Newtons Optik zu widerlegen glaubte. C.' Einwürfe stießen sein Kartenhaus um, versetzten ihn aber in solche Wuth, daß er den Degen zog, den er damals stets zu tragen pflegte, und auf C. einrannte. Der gewandte, kräftige C. entwaffnete ihn jedoch, zerbrach den Degen und prügelte den Besitzer so nachdrücklich durch, daß er ohnmächtig von der Polizei weggebracht werden mußte, der dann C. noch empfahl, ein gutes Auge auf diesen Narren zu haben. Im Jahre 1804 wurde C. Mitglied des Instituts und später Bibliothekar desselben. Nach Jahre langen Steinbeschwerden † C. am 7. April 1823. Die Jahrbücher der Akademie der Wissenschaften enthalten mehre Memoiren von ihm.

Charleston, Stadt und Seehafen im nordamerikanischen Staat Südcarolina, Hauptstadt des gleichnam. Distrikts, eine der größten Städte der Vereinigten Staaten, südlich von dem Potomac, die 9. in Bezug auf Bevölkerung in der Union, einer der wichtigsten Ausfuhrplätze und das Entrepot des gesammten Handels von Südcarolina, liegt auf einer durch die Vereinigung des Cooper- und Ashley-River gebildeten Landzunge, ist regelmäßig gebaut, mit rechtwinkeligen, 38—40 Fuß breiten Straßen, die parallel von einem Fluß zum andern laufen, und ungefähr 3000 Häusern, die in gutem französischen Styl errichtet und, um die glühende Sonnenhitze nur einigermaßen abzuhalten, großentheils mit Vordächern, gedeckten breiten Balkons oder Gallerien und mit Jalousien versehen sind, welche Morgens und Abends in den Gemächern einen kühlen, angenehmen Aufenthalt gewähren. Die Straßen sind überdies, zur Verleihung von Schatten, mit Bäumen aller Art besetzt, und Gärten finden sich in Menge in der Nähe, die eine reiche Auswahl von Orangen, Pfirsichen und andern Gewächsen und Sträuchern darbieten. Das Klima ist das des südlichen Himmelsstriches und die Hitze im Sommer oft so drückend, daß sie in den Monaten Juli, August und September epidemische Krankheiten, gewöhnlich das gelbe Fieber, verursacht, wo dann die Bevölkerung zum größten Theil sich in die gesünderen benachbarten Gegenden begibt. Nach dem Census von 1850 beläuft sich die Einwohnerzahl auf 56,000, worunter mehr als die Hälfte Sklaven. Auch mehre Tausende von Deutschen wohnen daselbst, die hier ein gutes Auskommen haben. Wie die meisten südlichen Städte der nordamerikanischen Union hindert die Sklaverei das rasche Wachsthum von C.; es ist ungleich langsamer gewachsen, als andere Städte in den sklavenfreien Staaten. Der Hafen, welcher durch die Vereinigung des Ashley und Cooper gebildet wird, ist 2 Meilen breit und erstreckt sich südöstlich 7 Meilen weit bis an das atlantische Meer, unterhalb Sullivans Island. Der Ashley hat der Stadt gegenüber eine Breite von 2100 Yards, der Cooper von 1400; beide sind tief genug für die größten Schiffe. An der Mündung des Hafens befindet sich eine Barre, die vier Eingänge hat, wovon der tiefste bei Sullivans Island 17 Fuß Wasser hat. Derselbe wird durch das Fort Moultrie, welches am 28. Juni 1776 unter Sir Peter Parker einen heftigen Angriff der Engländer aushielt, vertheidigt, sowie durch das Fort Pinkney, 2 Meilen unterhalb der Stadt, und das Fort Johnson, 4 Meilen unterhalb derselben. Der Hafen ist zwar gegen Ostwinde offen, die häufig die Fluth bis in die Straßen der Stadt treiben, doch liegen die Schiffe, wenn sie einmal die Barre passirt sind, ziemlich sicher und bequem daselbst vor Anker. Von großem Vortheil für C. ist es, daß der Hafen durch den 22 Meilen langen Santee-Kanal mit dem Flusse Santee und durch eine 136 Meilen lange Eisenbahn mit Hamburg am Savannah verbunden ist, was einen sehr lebhaften Zwischenhandel veranlaßt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind vor Allem zu nennen: die Cityhall, Börse, das Gerichtshaus, Gefängniß, 2 Arsenale, zwei Theater, die Hibernian-hall (in der sich der irische Handelsstand versammelt, um seine Handelsinteressen zu besprechen), 2 Markthäuser, 7 Banken, 25 Kirchen, wovon die Episkopalen 4, die Presbyterianer 3, die Methodisten 3, die Kongregationalisten 2, die römischen Katholiken 3 haben, und eine Synagoge. Schulen, milde Stiftungen, wissenschaftliche Vereine und Institute sind: 14 Akademien, 13 Volksschulen, das College von C. mit 60 Studenten und einer öffentlichen Bibliothek von 3000 Bänden, das öffentliche Armen- und Waisenhaus, das katholische Seminar St. John the Baptist, der Verein St. John the Baptist, das Kloster der Ursulinerinnen und der barmherzigen Schwestern, mehre Mäßigkeitsvereine; die literarische und philosophische Gesellschaft mit einer Naturaliensammlung, die Akademie der Künste mit werthvoller Gemäldesammlung; eine Bibliothek mit 15,000 Bänden. C. hat den besten botanischen Garten in den Vereinigten Staaten und ist der Sitz eines katholischen Bischofs. Der Handel C.s ist sehr beträchtlich. Die große Ausfuhr der Stadt bezieht sich besonders auf die beiden wichtigsten Landesproducte nicht nur Süd- und Nordcarolina's, sondern der ganzen Vereinigten Staaten, auf Baumwolle und Reis, durch welche C. nicht nur in ganz Amerika, sondern auch nach allen Plätzen Europa's Verbindungen hat. Dampfboote gehen täglich nach Newyork, Wilmington in Nordcarolina, nach Savannah und St. Augu-

stine, und Cars täglich nach Columbia, Mobile, Atlante, West-Point, Montgomery und nach Memphis über Gunters Landing und Florence und andern Orten der Union. C. wurde 1680 gegründet; 1690 siedelte sich eine Kolonie französischer Flüchtlinge, die in Folge des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben worden waren, daselbst an, und diese bilden den Stamm der im höchsten Grade gebildeten, gentilen und gastfreien Bevölkerung C.s. Im Jahre 1779 wurde die Stadt von den Engländern erobert, die sie bis zum folgenden Mai in Besitz hatten. Im Jahre 1778 wurden 252 Häuser und 1796 der dritte Theil der Stadt ein Raub der Flammen, wodurch ein Schaden von mindestens 2,500,000 Dollars verursacht wurde.

Charlestown, Stadt im nordamerikanischen Freistaat Massachusetts, eine Meile nördlich von Boston, 441 Meilen von Washington, liegt auf einer durch den Mystic- und Charles-River gebildeten Halbinsel u. ist durch Brücken mit Boston, Cambridge, Chelsea und Malden verbunden. Die Straßen der Stadt, obwohl nicht regelmäßig angelegt, sind breit und mit Bäumen verziert. In der Mitte derselben ist ein öffentlicher Platz, um welchen die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude errichtet sind. Die Stadt hat ein Staatsgefängniß, das Irrenhaus von Massachusetts, von einem seiner Stifter auch Mc. Lean-Irrenhaus genannt, ein Armenhaus, Stadthaus, 3 Banken, 12 Kirchen, einen Schiffsbauhof der Union, einen der größten der Vereinigten Staaten, von drei Seiten mit Wasser umgeben, 60 Acker Land haltend, mit Marinehospital, geräumigen Niederlagen, Zeughäusern, Pulvermagazin, eine über 1000 F. lange Seilerbahn, auf der 25 Z. starke Taue gefertigt werden können ꝛc., u. 25,000 Einwohner. In unmittelbarer Nähe befindet sich der Breedshill, gewöhnlich Bunkershill (s. d.) genannt, berühmt durch die Schlacht am 17. Juni 1775.

Charlet, Nicolas Toussaint, französischer Maler und Zeichner, geboren zu Paris 1792, Sohn eines Dragoners der Sambre- und Maasarmee, war unter dem Kaiserreich Schreiber eines Stadtamts, verlor aber unter der Restauration wegen seines Bonapartismus seine kleine Schreiberstelle und studirte nun in dem Atelier des Malers Gros. Er schuf allmählig ein eigenes Genre, worin er ohne Nebenbuhler dasteht. C. ist der Béranger der Karrikatur, ein trefflicher Sittenzeichner, tief und geistreich, dabei ohne bittern Spott und sarkastischen Hohn. Nie ist etwas Gehässiges, Heimtückisches aus C.s Zeichenstift, eben so wenig aus seiner Feder geflossen, obschon bei seinen Sittenbildern die geschriebenen Worte eine ergänzende Zugabe zu den dargestellten Gegenständen, und die Unterschriften eben so pikant, wahr und originell als die Bilder sind. C. hat zwei specielle Gegenstände, worin er sich ganz besonders auszeichnet: Soldaten und Kinder. Seine Kompositionen sind frei von Uebertreibung, voll Geist, Interesse und Naivetät, wahre Meisterstücke des satyrischen Witzes und die Unterschriften dabei so kaustisch, daß manche dramatische Autoren die Grundidee ihrer Stücke von C. geborgt haben. Seine Zeichnungen und Lithographien sind zahllos und überall zerstreut. Von seinen Gemälden erwähnen wir als die vorzüglichsten: eine Episode aus dem russischen Feldzuge, im Museum von Versailles; Moreau's Uebergang über den Rhein, im Museum von Lyon; ein Zug von Blessirten, im Museum von Bordeaux.

Charleville, Stadt im französischen Departement Ardennen, am linken Ufer der Maas, Mézières gegenüber und mit dieser Stadt durch eine Brücke verbunden, ist mit Mauern umgeben, hat 4 breite, schnurgerade Straßen, eine Pfarrkirche, ein Hospital, einen Flußhafen u. 9000 Einw. C. ist Sitz des Bezirkstribunals u. eines Handelsgerichts, hat ein Theater, königliche Gewehrfabrik, Fabrikation von Baumwollen- und Leinenwaaren, Leder, Nägeln, Hüten, Marmor- u. Holzwaaren. C. ist Geburtsort des Benediktiners Peter Carpentier († 1767), des Schriftstellers Longuerue († 1733) u. des Physikers Pierquia († 1742). Die Stadt wurde 1606 von Charles de Gonzaga gegründet.

Charlieu, Stadt im französischen Departement Loire, am Sornin, in einem reizenden und fruchtbaren Thale, das schwarze Thal genannt, hat 4 Kirchen, ein Hospital und 3500 Einwohner, welche Gerbereien, Schmelztiegelfabrikation, Getreide- und Viehhandel und beträchtlichen Weinbau betreiben.

Charlier, Jean, s. Gerson.

Charlieren, nach dem Chemiker Charles (s. d.) vom Füllen der Luftballone mit Wasserstoffgas gebraucht, im Gegensatz von Montgolfieren.

Charlotte, weiblicher Vorname, von dem französischen Worte Charles gebildet, wie Karoline von dem deutschen Karl. Berühmte Frauen dieses Namens sind:

1) C. von Bourbon, Tochter von Johann I. von Bourbon, Grafen de la Marche, seit 1409 vermählt mit Johann II., König von Cypern, Mutter Johanns III. von Cypern, eine der schönsten und klügsten Fürstinnen ihrer Zeit.

2) C. Elisabeth von Bayern, Tochter des Pfalzgrafen Karl Ludwig, 1652 zu Heidelberg geboren, war die zweite Gemahlin Philipps von Orleans und als solche Mutter des nachmaligen Regenten von Orleans. Sie war dick, plump, unschön und, nach ihrem eigenen Ausspruch, wie aus einem Klotz gehauen, aber ihr Geist beherrschte ihre gesammte Umgebung, so daß auch ein Ludwig XIV. ihr seine Anerkennung nicht versagen konnte, und trotz der Geradheit, Redlichkeit, ja Derbheit, mit welcher sie an dem glattesten aller Höfe aufzutreten wagte und unaufhörlich anstieß, fesselten doch ihre Jagdlust und ihre Liebe für ritterliche Uebungen stets einen Kreis von Anbetern oder vielmehr von Männern um sie, ja, es sollen sogar die Palatine von dieser deutschen Pfalzgräfin den Namen haben. Sie † 1722. Auf C.'s Vermählung mit Philipp von Orleans begründete Ludwig XIV. seine Ansprüche auf das Allodium des Kurfürsten Karl Ludwig und eben deshalb wurde 1582 die schöne Pfalz von Ludwigs Heeren in eine Einöde verwandelt. C. hinterließ: „Fragments ou lettres originales de Madame“, auch unter dem Titel:

„Mélanges historiques, anecdotiques et critiques" (Paris 1788 und 1807).

3) C. Amalie, zweite Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen, geboren als Prinzessin von Hessen-Philippsthal 1730, vermählt 1745, verwittwet 1763, wurde durch kaiserliches Erkenntniß vom 17. März 1763 gegen die Ansprüche der Herzöge von Sachsen-Gotha, Hildburghausen u. Saalfeld und mit Ausschließung der Prinzen erster Ehe von aller Succession, in der Obervormundschaft über ihre beiden Söhne Karl und Georg und in der Regentschaft des Landes bestätigt. Zum Glück des kleinen, ausgesogenen Landes führte C. die Regierung bis zum 19. Nov. 1775 und dann in Gemeinschaft mit ihrem majorenn gewordenen älteren Sohne bis zum 4. Febr. 1782, wo auch der jüngere Prinz zur Volljährigkeit gelangte. Sie war eine der geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit, regierte mit altfürstlicher Würde, Weisheit und Milde und ging durch Wohlthätigkeit und ächte Religiosität allen Einwohnern des Landes mit gutem Beispiel voran. Nicht bloß ihr eigenes Finanzwesen brachte sie in die vortrefflichste Ordnung, sondern sie half, durch ein kaiserliches Dekret vom 21. Jan. 1773 dazu aufgefordert, auch das hildburghäuser Schuldenwesen ordnen; hauptsächlich suchte sie aber dem gesunkenen Wohlstand der Städte durch Begünstigung von Manufakturen, Fabriken und Gewerben, durch Emporheben von Bergbau und Handel neues Leben zu geben. Sie † am 7. September 1801.

4) C. Joachine von Bourbon, Tochter Karls IV. von Spanien u. der Marie Luise von Parma, am 25. Aug. 1775 geboren, ward 1788 mit dem portugiesischen Infanten Johann verlobt, am 9. Jan. 1790 mit demselben vermählt. C. war ein kleines und häßliches Geschöpf, dem es ganz und gar versagt war, einem Mann die geringste Neigung für sich einzuflößen. In der That währte der häusliche Friede scheinbar nur bis zur Geburt des ältesten Sohnes der C., des Infanten Dom Pedro, dann aber brach das gegenseitige Mißvergnügen mächtig in die Oeffentlichkeit. Johann ließ schon früher alle Schritte seiner Gemahlin streng bewachen, als ob er einer Untreue derselben auf der Spur gewesen wäre; die Aufmerksamkeit verdoppelte sich, als der Infant 1792 an der Stelle seiner geisteskranken Mutter die Zügel der Regierung ergriff und dadurch auch die Herrschsucht seiner Gemahlin wach rief. Die förmliche Trennung des Paares erfolgte erst 1805, in welchem Jahre sie wenigstens ihr letztes (neuntes) Kind gebar, die Infantin Maria Anna. Eine Verschwörung, die den Prinzregenten als regierungsunfähig absetzen wollte u. in die auch C. verwickelt war, veranlaßte Johann, seine Gemahlin nach Queluz zu verbannen, wo sie bald darauf den von Napoleon abgesetzten Prinzen mit kaltem Spott empfing. Am 28. Nov. 1807 schiffte er sich mit seiner Mutter, Dom Pedro zc. nach Brasilien ein; C. bestieg mit den übrigen Familiengliedern ein anderes Fahrzeug. Der Admiral Sidney Smith, der die englisch-portugiesische Flottille kommandirte, schlug eine falsche Richtung ein; C. aber befahl dem Kapitän ihres Schiffes, die kürzeste Bahn zu verfolgen, u. wirklich langte sie 35 Tage früher an, als die Flotte. Während Johann in Brasilien seine Residenz 4 Meilen von Rio aufschlug, blieb die Prinzessin mit drei ihrer Töchter in der Hauptstadt u. errichtete hier einen besonderen Hof, welcher der Mittelpunkt der Opposition gegen die Regierung ihres Gatten war. Beide sahen sich nur an Galatagen. Als ihre Absicht, von den Cortes zur Regentin von Spanien ausgerufen zu werden, trotz ihres eifrigen Advokaten Dr. Padron und trotz der Versicherung ihrer Anhänglichkeit an die Konstitution, fehlschlug, sandte sie Emissäre nach Buenos-Ayres, nach Chili, Peru und besonders zu Dr. Francia in Paraguay, der ihr endlich den Plan vorschlug, eine nach dem Muster der jesuitischen eingerichtete Regierungsform herzustellen und sich zur Königinpatronin derselben zu ernennen; ihr Hauptagent dabei war der berüchtigte Tor, als Oberst Fort bekannt. Als dieser auch die amerikanischen Plane 1814 durch die Vertreibung der Franzosen aus Spanien scheitern sah, rieth er C., sich der bewaffneten Macht zu versichern, die sich eben bei Cadix gegen Buenos-Ayres sammelte, und dadurch die Wiederherstellung der Macht Ferdinands VII. in der neuen Welt zu bewerkstelligen. Zwischen C. und Dr. Francia wurde das nöthige Verständniß eingeleitet, und Fort begab sich nach Montevideo, wo sich eine Schaar spanischer Royalisten zusammengefunden hatte. Zwar wurde Fort unterwegs von der brasilianischen Polizei aufgefangen und nach Rio abgeführt; C. verschaffte ihm jedoch nicht nur die Freiheit, sondern auch den Titel eines Marquis von Guarani. Als nach der glücklichen Revolution in Oporto Johann VI., der nach seiner Mutter (1816) König geworden war, mit der Annahme der ihm zugesandten Konstitution zauderte, beschloß die nunmehrige Königin, C., eiligst von Brasilien zu entfliehen u. aus der Hand der portugiesischen Cortes die höchste Gewalt anzunehmen. König Johann vereitelte jedoch diesen Plan; am 3. Juli 1821 landete er an seiner Hauptstadt mit seiner ganzen Familie, Dom Pedro ausgenommen, den er als Regenten in Brasilien zurückgelassen hatte. C. wurde nun die Seele der absolutistischen Partei und fand darin die treueste Stütze an ihrem Sohn Dom Miguel, der endlich nach einem blutigen Bürgerkriege das Land verlassen mußte. C. wurde in ein Kloster verwiesen; später lebte sie im Schlosse Queluz, von wo aus sie neue giftige Fäden über das Land zog. Aber auch des Königs Tod (10. März 1826) brachte sie nicht zu ihrem Ziele. Zwar sah sie ihren Liebling Dom Miguel im Februar 1826 nach Lissabon zurückkehren und die Regentschaft übernehmen, aber Dom Miguel selbst war des Gängelbandes seiner Mutter überdrüssig und entzog die Regierungsangelegenheiten mehr und mehr ihrem Gesichtskreis. Sie † am 7. Jan. 1830 an der Brustwassersucht.

Charlottenbrunn, Flecken in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, durch Lage, Industrie und durch seine Heilquellen bemerkenswerth, liegt auf und zwischen mehren, zum Theil mit Holz bestandenen Bergen, an acht von denselben herabströmenden Quellen u. enthält jetzt eine evangelische Mutterkirche,

eine Schule u. außer den Brunnengebäuden über 100 Häuser und 800 Einwohner, welche, außer anderen Mühlen, eine Lohmühle, ferner eine Roß-Leinwandmangel, mehre Färbereien, ein Leinwandkaufhaus ꝛc. unterhalten u. jährlich 16,000 Schock Leinwand ausführen. Die Heilquelle liegt 1437 Fuß hoch über der Ostsee. Ihr Wasser ist angenehm, etwas säuerlich schmeckend, erfrischend, Prickeln erregend, schwach laugenartig-salzig, mit eisenartigem Nachgeschmack; es wirkt erwärmend auf den Magen und, in Menge genossen, sogar etwas berauschend, wird zum Baden und Trinken benutzt und Nervenschwachen u. Brustkranken empfohlen. Seit 1826 ist eine Molkenbereitungsanstalt damit verbunden. In der Nähe befinden sich Steinkohlengruben.

Charlottenburg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am linken Ufer der Spree, durch ihr Schloß berühmt. Die Stadt, mit Berlin durch den Thiergarten und eine durch 42 Laternen erleuchtete Kunststraße verbunden, ist Sitz einer Superintendentur, eines Stadtgerichts, Steueramts u. einer Postexpedition u. hat 2 Kirchen, 2 Schulhäuser, ein Armenhaus, Rathhaus, Militärlazareth, eine Badeanstalt und zählt gegen 10,000 Einw., die unter dem berliner Polizeipräsidium stehen. Die Industrie beschäftigen Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Strumpfwirkerei, Kattundruckerei u. Garnweberei, ferner Kalkbrennerei, eine danziger Destillationsanstalt, Kattun- u. Leinwandbleichen, Kruken-, Oel- und Vitriolfabriken und besonders eine englische Maschinengarnspinnerei. Um C. liegen viele zum Theil prachtvolle Landhäuser, meist Eigenthum reicher Berliner. Die Hauptzierde und die Mutter der Stadt ist das berühmte Schloß C., um 1696 von der zweiten Gemahlin des Kurfürsten (nachmaligen Königs) Friedrich durch Schlüter in der Nähe des Dorfs Lietzen gegründet und deshalb Lietzenburg genannt. Nach dem Tode seiner Gemahlin erhielt es vom König den jetzigen Namen und zu Anfang des 18. Jahrhunderts begann derselbe die Erbauung der Stadt. Das Schloß erfuhr seit dieser Zeit ebenfalls viele Erweiterungen, bis endlich Friedrich II. das sogenannte neue Schloß dem alten Bau anfügte und es mit kostbaren Sammlungen ausfüllte. Letztere litten großen Schaden durch die Plünderung, welche C. 1760 durch die Oesterreicher erfuhr; namentlich hatte die Gemäldegallerie einige unersetzliche Verluste. Gegenwärtig ist besonders das Antikenkabinet erwähnenswerth. Die Hauptzierde des großen Schloßgartens sind die Grabmäler der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III., von Rauch.

Charlottesville, Stadt im nordamerikanischen Freistaat Virginien, Hauptstadt der Grafschaft Albemarle, 85 englische Meilen nordwestlich von Richmond, 121 Meilen von Washington, am Moorescreek, 2 Meilen von dessen Mündung in den Rivanna-River, ist gut, aber unregelmäßig gebaut, liegt in einem fruchtbaren Thale, hat ein Gerichtshaus, 4 Kirchen (episkopalische, presbyterianische, baptistische und methodistische), eine Akademie, ein weibliches Seminar u. 3000 Einw. Die Stadt ist Sitz der berühmten, von Jefferson 1819 gegründeten u. nach dem Muster europäischer Lehrinstitute eingerichteten Universität von Virginien, mit Bibliothek von 16,000 Bänden, physikalischem, chemischem, mineralogischem Kabinet und anatomischem Museum.

Charmey (Charmay oder Galmitz), Landschaft im schweizerischen Kanton Freiburg, bildet ein 10 Stunden langes Thal, das sich von Südwest nach Nordost hinstreckt und von den trefflichsten, weidereichsten und ihrer Gestalt nach verschiedenartigsten Alpen begrenzt ist. Der Javroz und die Joune durchströmen das Thal; auch hat es mehre schwefelhaltige Quellen. Die Bewohner, gegen 1800, ein kräftiger und schöner Menschenschlag, sind wohlhabende Alpenhirten und bereiten den berühmten Greyerzkäse (Fromage de Gruyères). Die Sprache der Einwohner ist das roman Gruyèrin, eine besondere Mundart, die Stalder ein französelndes Patois nennt. Die ganze Landschaft zerfällt in 3 Pfarrsprengel: C., Cerniat u. Crésu. Der gleichnamige Hauptort ist ein großes, schönes u. wohlhabendes Alpendorf, hat eine geschmackvolle Kirche u. gute Schule. Auf einem nahen Felsen finden sich die Trümmer des ehemaligen Schlosses der im 12. Jahrhundert ausgestorbenen Herren von C., ferner die Ruinen der Burg der einst mächtigen Herren von Prè und die des Schlosses Monsalvans, wichtig in der Geschichte der Grafen von Greyerz.

Charmides, vornehmer Athener, Sohn des Glaucon, Neffe u. Mündel des nachmaligen Tyrannen Critias, ist berühmt durch das schöne Denkmal, welches ihm sein Vetter Platon dadurch setzte, daß er seinen merkwürdigen Dialog über die Besonnenheit mit dessen Namen bezeichnete. Unter den 30 Tyrannen ward er einer der 10 Vorsteher des Piräeus und fiel mit Critias am Cephissus im Kampfe gegen Athens Befreier.

Charmotte, s. Chamotte.

Charmuthas (Charmothas), der vorzüglichste Hafen am rothen Meer oder an der Westküste von Arabien, nach den Alten dem sichern u. raumreichen Hafen Cothon vor Karthago ähnlich. Von hier aus trat Aelius Gallus seinen unglücklichen Feldzug in das Innere von Arabien an. Hier saß ein römischer Centurio mit Mannschaft, um den vierten Theil aller ins nördliche Arabien ziehenden Waaren als Abgabe einzunehmen. Seetzen fand über dem Eingang in die Meerenge von Akaba unter Ras Mohammed einen Scherm, Scherum (bei Niebuhr Dscherm) genannten Hafen und beschreibt ihn ganz wie die Alten den C. In seinem innern Raum ist er mit Felsen umgeben und hat auf der Nordseite eine kleine Uferebene mit herrlichem Brunnenwasser.

Charnier (v. Franz.), Vorrichtung, um Klappen, Thüren ꝛc. vor Oeffnungen zu befestigen u. beim Auf- und Zumachen bewegen zu können. Sie bestehen aus kleinen Eisenplatten, von denen jede mehre Oesen hat, die beide so ineinanderpassen, daß ein durchgesteckter Dorn, um welchen die Drehung Statt findet, durch sämmtliche Oesen hindurchreicht. Charnierbänder nennt man solche Charniere, die bei Thüren ꝛc. die Stelle der Bänder vertreten. Hat der eine Theil des C.s eine Oese, welche zwischen zwei andern des zweiten Theils einpaßt, so sagt man, das Charnierband sey ein einfach gekröpftes; ein doppelt ge-

kröpftes ist dagegen ein solches, bei welchem zwei Oesen des einen Theils sich zwischen drei des andern befinden.

Charnock, John, berühmter engl. Schriftsteller, besonders als Historiker der britischen Marine verdient, studirte zu Oxford, legte sich hierauf auf die Seetaktik und ging zur Marine, zog aber später schriftstellerische Beschäftigung vor. Er † in dürftigen Umständen 1803. Von seinen Schriften nennen wir: „Biographia navalis" (1794—97, 5 Bde., mit Kupfern von Bartolozzi); „History of Marine Architecture" (3 Bde.. 1801); „Life of Lord Nelson" (1806, deutsch 1807). Im Jahr 1792 war von ihm ein Werk über „die Rechte eines freien Volks" erschienen.

Charolles, Hauptort eines Arrondissements im französischen Departement Saone-Loire, an der Resonce, in einer wald-, wiesen- und weinreichen Gegend, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz u. eines Handelsgerichts, hat eine Agrikulturgesellschaft, ein Collége und 3500 Einw., welche Töpfereien und Hochöfen unterhalten und Handel mit Wein, Holz und Mastvieh treiben. C. war sonst die Hauptstadt der alten Grafschaft Charolais, zwischen Loire, Guise, Aroux und Maçonnais, die früher zu Briennais gehörte, dann den Grafen von Chalons sur Saone zufiel, von denen sie durch Tausch an Hugo IV., Herzog von Burgund, kam. Als dessen Enkelin, Beatrix, dem Sohn Ludwigs des Heiligen, Robert, die Hand reichte, erhielt sie Charolais zur Mitgift. Unter Roberts Enkelin, Beatrix, wurde Charolais zur Grafschaft erhoben; als solche erheiratheten sie die Grafen von Armagnac, von denen es Burgund 1390 durch Kauf wieder an sich brachte. Ludwig XI. zog Charolais zur Krone Frankreich, aber Karl VIII. gab es 1493 dem Erzhaus Oesterreich zurück. Später wurde Charolais ein Zankapfel zwischen Spanien und Frankreich, und nachdem es den Spaniern in mehren Friedensschlüssen zugesichert war, besetzte es Ludwig, Prinz von Condé, unter Philipp IV. abermals für Frankreich, um sich für das, was ihm der König schuldig war, zu versichern.

Charon, der graue Fährmann des Hades, welcher die Schatten der Todten in seinem Kahn über den sumpfigen mit dem Styx verbundenen Cocytus oder den acherusischen Pfuhl setzte, wofür er einen dem Todten bei der Bestattung in den Mund gesteckten Obolus als Fährlohn erhielt. Aber nur Beerdigte durfte er überfahren; Lebende mußten ihm den berühmten goldenen Zweig zeigen. Weil er den Hercules ohne denselben übersetzte, mußte er ein ganzes Jahr in Banden liegen. Die Sage ist erst in der nachhomerischen Zeit entstanden. Auf einer Gemme führt ihm Merkur einen Schatten, der den Obolus reicht, in den Nachen. Auf etruscischen Monumenten führt er einen Hammer. Nach Diodor (1, 90) ist die Idee des C. ägyptischen Ursprungs. Er ist nicht bloß der Schiffer des Todtenreichs oder Amenthes, sondern der Amenthes selbst, der dunkle Raum, der Alles aufnimmt, Alles verschlingt. Sein Name bedeutet der Freudige, weil er von den Mühen des irdischen Lebens zur Ruhe und Seligkeit führt. C. wird dargestellt als ein alter, schmutziger Mann, mit wildem, eisgrauem Bart, flammenden Blicks, seiner Gemüthsart entsprechend, bekleidet mit einem dunkeln Schiffermantel, welcher die Linke unbedeckt läßt, versehen mit Schiffergeräth, auf einem Nachen, dessen Farbe sein Alter u. seinen unablässigen Gebrauch verräth.

Charondas, Gesetzgeber seiner Vaterstadt Catana und der andern chalcidischen Kolonien in Italien und Sicilien, jünger als Zaleucus u. älter als Solon, ungefähr in der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. Von seinen Gesetzen, welche, ursprünglich in Versen abgefaßt, sich auf das gesammte öffentliche und häusliche Leben bezogen u. eine streng sittliche Bildung bezweckt zu haben scheinen, finden sich einzelne bei Aristoteles und Diodor. Sie zeichnen sich durch Genauigkeit der Bestimmungen aus, standen in großem Ansehen und wurden nicht bloß von vielen Städten Großgriechenlands und Siciliens, sondern auch von den Mazakenern in Kappadocien, welche dieselben sich von einem eigens dazu bestellten Sänger recitiren und erklären ließen, angenommen. Als C. einst vom Lande zurückkehrte, der Räuber wegen mit einem Schwerte umgürtet, und das Volk in stürmischer Bewegung versammelt fand, trat er, ohne daran zu denken, daß er noch bewaffnet sey, mitten unter dasselbe. Auf den Vorwurf eines seiner Gegner, er habe das von ihm selbst gegebene Gesetz verletzt, nach welchem Niemand bewaffnet in der Volksversammlung erscheinen durfte, rief er: Nein, beim Zeus, sondern ich bekräftige es! und stieß sich alsbald das Schwert durch die Brust.

Charonstreppen, im griechischen Theater Treppen, auf welchen die Schatten der Todten emporstiegen, lagen wahrscheinlich in der Nähe der Stufen, welche von den Orchestern auf die Bühne führten. Verschieden sind von ihnen die Versenkungen.

Charos, nach dem Volksglauben der Neugriechen der Engel des Todes, welcher in den verschiedenartigsten Metamorphosen dem Menschen naht und seine Opfer heischt. Offenbar steht diese Idee mit der Mythe vom Charon im Alterthum im genauesten Zusammenhange, wie sich denn solcher Anklänge von den Mythen und Sitten der Altgriechen unzählige im heutigen Griechenland vorfinden. Die Neugriechen stellen sich den C. als einen strengen, mürrischen und unerbittlichen Greis vor, der die Menschen von dieser Welt in die andere hinüberbringt. Er hat die Macht, sich in die verschiedensten Gestalten zu verwandeln, um die Menschen zu überraschen und leicht zu erfassen.

Charost, Armand Joseph de Bethune, Herzog von, ein würdiger Abkömmling Sully's, ein Mann, den sogar der Revolutionsausschuß „Wohlthäter, Vater der leidenden Menschheit" nennen mußte, wurde am 1. Juli 1728 zu Versailles geboren. C. trat unter die Kavalerie u. zeichnete sich im 7jährigen Kriege aus. Für seine verwundeten Soldaten ließ er zu Frankfurt aus eigenen Mitteln ein Lazareth bauen, ja, als 1758 der Staat in Noth war, schickte er sein gesammtes Silbergeschirr in die Münze, um zu helfen. Nach dem Friedensschluß zog er sich auf seine Güter zurück und begann in großartigem

Style, wie es ihm seine reichen Mittel gestatteten, die Werke seiner Wohlthätigkeit. Zunächst versammelte er um sich viele Soldaten, die unter ihm gedient hatten; für sie wie für die Armen der Umgegend fand sich bald Beschäftigung und Unterhalt, Straßen wurden gebaut, Werkstätten errichtet und, um dem Uebel gründlich zu steuern, Ackerbau und Schulunterricht verbessert. Er allein hob — 20 Jahre vor der Revolution — Wegbaufrohnden und andere Lasten des Lehnsystems auf. Außerdem stiftete er an mehren Orten Hospitäler, Hülfskassen für Diejenigen, welche durch Hagel, Ueberschwemmungen u. Feuersbrunst gelitten, Bewahranstalten für arme Kinder, ferner Preise für den Baumwollenbau, für Abwässerungen und gegen Viehpest, während er in andern Orten Hebammen, Wundärzte u. Apotheker aus eigenen Mitteln besoldete. Was C. in dem Kreise, in welchem ihm zu wirken vergönnt war, ins Leben gerufen hatte, für das kämpfte er auch mit männlichen Worten in zwei Provinzialversammlungen und in der Notablenversammlung, in welcher er mit aller Kraft seiner Beredsamkeit auf gleiche Vertheilung der Staatslasten drang, ja, er gab, noch ehe ein Dekret zu patriotischen Beisteuern aufgefordert hatte, dem Staat ein freiwilliges Geschenk von 100,000 Francs. Später ging er nach Meillant zurück u. wirkte, während Frankreich zwischen der Guillotine und den Waffen des Auslands blutete u. wüthete, in seiner Weise fort, bis man auch ihn als „Verdächtigen" ins Gefängniß warf. Erst der 9. Thermidor löste nach 6monatlicher Gefangenschaft seine Fesseln. Er begab sich wieder nach Meillant, stiftete 1799 eine ökonomische Gesellschaft, führte in seinem Distrikt die künstlichen Wiesen und Windmühlen ein, verbreitete im Cherdepartement den Lein-, Krapp-, Rhabarber- und Tabaksbau, vervollkommnete Bienen-, Schaf- und Pferdezucht, munterte die Schmiede zu besserer Arbeit auf, beförderte den Bau des Kanals von Bec Allier in den Cher, war zugleich Mitstifter der philanthropischen Gesellschaft, der Anstalt für blinde Arbeiter, des Lycée des Arts u. Präsident der rumfordschen Suppenanstalt in Paris. Nach dem 18. Brumaire trat er als Maire des 10. Bezirks in Paris auf. Beim Besuch des Taubstummeninstituts vom Pockengifte angesteckt, erlag er am 27. Oktober 1800. Auch als Schriftsteller war C. thätig; man hat von ihm ein „Resumé des vues et des premiers travaux" (Paris 1799); „Vues générales sur l'organisation de l'instruction rurale" (1795), sowie Denkschriften über die Mittel, der Bettelei vorzubeugen, über die bessere Stellung der Taglöhner auf dem Lande, über eine Hülfskasse für Landleute, ferner eine topographische Beschreibung seines Distrikts mit Rücksicht auf die Landwirthschaft und andere Gewerbe, nebst einem Wörterbuch der Volkssprache desselben.

Charpentier, 1) **Marc Antoine**, franz. Komponist, geboren 1634 zu Paris, begab sich im Alter von 15 Jahren nach Rom, um sich der Malerei zu widmen, wandte sich aber bald ausschließlich der Musik zu, in der er den berühmten Carissimi zum Lehrer hatte. Schon in Italien erregte er durch seine Kompositionen solches Aufsehen, daß er als der Phönix der französischen Musik gepriesen wurde. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er Kapellmeister des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV., dann, durch Lully aus dieser Stellung verdrängt, Musikmeister der Prinzessin von Guise. Nachdem er bisher in der gewöhnlichen Manier seiner Zeit komponirt hatte, schlug er, wie man sagt, aus Abneigung gegen Lully, mit dem er nichts gemein haben wollte, plötzlich einen andern Weg ein u. widmete sich einer kunstvollern und effektreichern Kompositionsweise, wie sie bisher in Frankreich nicht gewöhnlich gewesen. Trotz der Intriguen seiner Gegner, die ihn als einen rohen und barbarischen Musiker verschrieen, nahm ihn der Herzog von Orleans, der spätere Regent, zu seinem Lehrer an und übertrug ihm auch die Intendanz seiner Musik. C. komponirte eine Menge Opern, Ballets und Divertissements. Sein bestes, noch bekanntes Werk ist „Médée". Auch komponirte er die Musik zu Molière's „Malade imaginaire", die fälschlich Lully zugeschrieben wird. Später wandte sich C. ganz von der weltlichen Musik ab, wurde Musikmeister bei den Jesuiten zu Paris, dann zu Sainte-Chapelle und † im März 1702. Außer seinen zahlreichen dramatischen Werken (mehr als 25) hinterließ er eine Menge Messen, Motetten, Lieder 2c. Seine Trinklieder für 2, 3 und 4 Stimmen, deren er ebenfalls viele komponirte, waren im vorigen Jahrhundert beliebte Volkslieder.

2) **Jean Jacques Beauvarlet**, ausgezeichneter französischer Orgelvirtuos am Ende des vorigen Jahrhunderts, geboren 1730 zu Abbeville, lebte erst zu Lyon, wurde dann zu Paris Organist an der Kirche St. Victor, später an St. Paul. Durch die Abschaffung des Kultus in der Revolution in große Noth gebracht, † er im Mai 1792. Er hinterließ eine Menge geschätzter Kompositionen für die Orgel und das Orchester, welche seine tiefe Kenntniß der harmonischen Gesetze beurkunden.

3) **François Philippe**, erfindungsreicher Mechaniker, zu Blois den 3. Oktober 1734 von armen Aeltern geboren, erhielt seine Bildung im Jesuitenkollegium seiner Geburtsstadt und kam dann zu einem Kupferstecher in Paris in die Lehre. In Kurzem übertraf er nicht bloß seinen Meister in dieser Kunst, sondern erfand auch mit Hülfe der Mechanik die getuschte Manier im Kupferätzen. Er verkaufte dem Grafen von Caylus sein Geheimniß und behielt durch den Ausspruch der Akademie dem Schweden Floding gegenüber Recht, welcher ihm jene Erfindung streitig machen wollte. Die ältesten Stiche in Tuschmanier von ihm sind: Perseus und Andromeda, nach Vanloo; Enthauptung des heiligen Johannes, nach Querchin; eine alte Spinnerin, ein Schäfer, eine Bettlerin, das italienische Koncert, das Kinderbacchanal u. a. m. Diese Erfindung verschaffte ihm Wohnung im Louvre und den Titel eines königlichen Mechanikers. Im Garten der Infantin, wo ihm ein Atelier errichtet worden, häuften sich nun mechanische Entdeckungen und Versuche. Hier schmolz er mit dem Brennspiegel Metalle, erfand Feuerspritzen, welche in ganz Frankreich in Gebrauch kamen, eine Maschine

zum Kanonenbohren und eine andere, um Zeichnungen für Spitzenfabrikanten zu graviren. Auch vervollkommnete er die Laternen der Leuchtthürme und der Kriegsschiffe, und zwar mit solchem Erfolg, daß nicht bloß der König dem Künstler sich vorstellen ließ, sondern auch ausländische Mächte, besonders England und Rußland, ihn für sich zu gewinnen suchten. Aber wie er die von seinem Könige ihm angebotene Pension und die Direktion der Leuchtthürme ausgeschlagen, so begegnete er den Verlockungen der Auswärtigen. Unter dem Direktorium erfand er ein Instrument, mit welchem man 6 Flintenröhre zugleich bohren, und eine Maschine, mittelst welcher man mehre Platten auf einmal schneiden konnte, und erhielt für beide 24,000 Franken und das Direktorium des Atelier de perfectionnement, in der Straße Saint-Marc gelegen. Ungeachtet der Belohnungen für diese und andere Erfindungen lebte der gutmüthige, leicht zu betrügende Mann stets in Armuth, so daß er gegen das Ende seines langen und arbeitsamen Lebens bei seiner Tochter ein Unterkommen suchen mußte. C. † den 22. Juli 1817 zu Blois.

4) Johann Friedrich Wilhelm von C., verdienstvoller Geognost und Bergbaukundiger, am 24. Juni 1738 zu Dresden geboren, studirte Jurisprudenz und mathematische Wissenschaften, wurde 1766 Lehrer der Mathematik auf der ein Jahr vorher errichteten Bergakademie zu Freiberg und widmete sich nun dem Studium der Bergwerkswissenschaften nach ihrem gesammten Umfange, den praktischen Grubenbau nicht ausgeschlossen. In Anerkennung dieser Bestrebungen übertrug ihm die Regierung neben seinem Lehramt auch das eines Bergkommissionsraths und Oberbergamtsassessors und vertraute ihm 1784 die Direktion des Alaunwerks zu Schwemsal im jetzigen preußischen Regierungsbezirk Merseburg an. Im Jahr 1785 reiste er nach Ungarn, um des Hofraths von Born neue Verbesserung des Amalgamirens kennen zu lernen. Nach seinem Plane wurde hierauf das Amalgamirwerk zu Freiberg angelegt und, als es 1792 abbrannte, erneuert. Kaiser Joseph erhob C. dafür in den Reichsadelsstand; die sächsische Regierung aber ernannte ihn 1800 zum Vice- und 1801 zum wirklichen Berghauptmann. Als solcher † er am 27. Juli 1805. Er hat sich um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues große Verdienste erworben, und mehre Zweige des Grubenbetriebs verdanken ihm wesentliche Verbesserungen. Auch förderte er eifrig die geognostische Untersuchung des Landes unter der Leitung der Bergakademie. Seine Werke: „Mineralogische Geographie der kursächsischen Lande“ (Leipzig 1778); „Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze, hauptsächlich aus den sächsischen Gebirgen“ (das. 1799); „Beiträge zur geognostischen Kenntniß des Riesengebirgs schlesischen Antheils“ (das. 1804), sind noch jetzt mit Nutzen zu gebrauchen.

5) Toussaint von C., verdienstvoller deutscher Naturforscher, des Vorigen Sohn, am 22. November 1779 zu Freiberg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und darauf an der Bergakademie die Vorlesungen Lampadius', Lempe's und Werners. Sein Schwager, der Oberhofprediger Reinhard, unterrichtete ihn in der griechischen und lateinischen Sprache, und so vorbereitet bezog er die Universität in Leipzig 1797, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er wurde 1801 Auditor beim Oberhofgericht zu Leipzig, trat jedoch schon 1802 auf Einladung des Ministers Heinitz als Bergsekretär in preußische Dienste, wurde im folgenden Jahre zum Bergassessor in Schlesien u. bald darauf zum Bergamtsdirektor und Oberbergamtsassessor in Waldenburg, 1806 zum Bergrath und 1810 zum Oberbergrath mit Sitz und Stimme im Oberbergamtskollegium zu Breslau befördert. Er schrieb damals seine „Darstellung der Höhen verschiedener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens“ (Breslau 1812), eine belehrende Abhandlung über schlesische Bodenverhältnisse und Ortsbeschaffenheiten. Die Frucht einer größern Reise sind seine „Bemerkungen auf einer Reise von Breslau über Salzburg durch Tyrol, die südliche Schweiz, nach Rom und Pästum im Jahre 1818“ (Leipzig 1820, 2 Thle.). Im Jahr 1828 wurde er zum Viceberghauptmann von Schlesien, 1830 zum Berghauptmann und Direktor des westphälischen Bergamts in Dortmund und im Oktober 1835 endlich zum Berghauptmann in Schlesien ernannt. Als solcher † er den 4. März 1847 zu Brieg. Neben mineralogischen und den das Bergwesen betreffenden Studien beschäftigte er sich auch mit zoologischen, vorzüglich entomologischen Untersuchungen, welche er durch seine hierher gehörigen Schriften: „Horae Entomologicae“ (mit 9 Tafeln Abbild., Berl. 1825), „Libellulinae Europaeae“ (Leipzig 1840) und „Orthoptra“ (10 Hefte, das. 1841—1843), sowie durch die Veranstaltung einer neuen Ausgabe von Espers Werken, „Die europäischen Schmetterlinge“ (5 Theile in 6 Bdn. nebst Suppl., Erlangen 1829—1839) und „Die ausländischen Schmetterlinge“ (16 Hefte, daselbst 1830) wesentlich förderte. Mit Blumhof und Lehmann gab er Sven von Rinmanns „Allgemeines Bergwerkslexikon“ (2 Bde., Leipzig 1809) heraus.

6) Johannes von C., jüngerer Bruder des Vorigen, geboren den 7. December 1786 in Freiberg, besuchte das dortige Gymnasium und später Schulpforta und widmete sich dann unter Leitung seines Bruders Toussaint in den schlesischen Bergwerken dem Bergbauwesen. Im Jahr 1806 folgte er einem Rufe nach Frankreich, um im Süden des Landes katalonische Eisenwerke einzurichten. Auch fand er hier Gelegenheit, durch seine Forschungen die geologische Wissenschaft zu bereichern. Seine von der pariser Akademie gekrönte Preisschrift über die geologische Bildung der Pyrenäen ist noch jetzt von Bedeutung. Nach 5jährigem Aufenthalt in den Pyrenäen verweilte er länger in Paris, wo er mit den namhaftesten Geologen in Verkehr stand. Im Jahr 1813 ward ihm die Leitung der Salzwerke zu Bex im Kanton Waadt übertragen, deren Ergiebigkeit er ansehnlich zu steigern wußte. Auch unternahm er hier viele anderweite gemeinnützige Arbeiten, wie die Eindämmung der Rhone, die Einrichtung des Bads Larey u. A. Von wissenschaftlichen Arbeiten sind noch seine Untersuchungen über die Gletscher, welche Agassiz zu weiteren Forschungen anregten, sowie seine konchyliologischen Forschungen

und Sammlungen zu erwähnen. Er † den 12. September 1855.

7) **Henri François Marie**, französischer General, 1769 zu Soissons geboren, verließ 1791 seine juristischen Geschäfte und trat als Kapitän in das erste Bataillon der Freiwilligen des Departements Aisne. In der Nordarmee ward er Adjutant des Generals Hatry, dann Bataillonschef-Adjutant, kam als Brigadegeneral zur Armee von Italien, focht unter dem ersten Konsul bei Marengo und wurde schnell hinter einander zum Divisionsgeneral und zum Chef des Generalstabs ernannt. Als letzterer diente er mehre Jahre unter Moncey, Jourdan und Prinz Eugen. Als Divisionskommandant der Armee von Neapel zwang er 1805 bei Verona ein ganzes feindliches Corps, die Waffen niederzulegen. Hierauf begab er sich zur großen Armee, machte den Feldzug von 1809 mit und erhielt nach der Schlacht von Wagram die Grafenwürde. Im Jahre 1812 machte er als Chef des Generalstabs unter Prinz Eugen den Feldzug nach Rußland mit und ward nach der Schlacht von Smolensk Gouverneur der eroberten russischen Provinzen. Bei dem Rückzug fungirte er als Chef des Generalstabs vom ersten Armeecorps unter Davoust. Als Divisionsgeneral zeichnete er sich 1813 in den Schlachten bei Lützen und Bautzen aus, befehligte 1814 gegen die in Frankreich eindringenden Alliirten eine Division der kaiserlichen Garde, sprach aber den 4. April nach dem unglücklichen Ausgang dieses Feldzugs seine Anhänglichkeit an die Bourbonen aus und wurde zum Ritter des h. Ludwig, zum Großoffizier der Ehrenlegion und später zum Generalinspektor ernannt u. † 1831 auf seinem Landgut bei Villers-Coterets.

Charpie (Scharpie), sehr gebräuchliches Verbandmittel bei Wunden, Geschwüren rc., welches aus Fäden besteht, die man durch Zerzupfen der Leinwand gewinnt. Die hierzu gebrauchte Leinwand muß weich, nicht zu sehr abgenutzt, von mittlerer Feinheit, rein gewaschen, nicht gestärkt oder mit scharfer Lauge gebleicht, auch nicht schon zu Verbandstücken gebraucht oder von Kranken seyn, von denen ein Ansteckungsstoff übertragen werden könnte. Es gibt verschiedene Methoden, die C. zu bereiten. Gezupfte C. macht man aus 4—5 Zoll langen u. 3—4 Zoll breiten Leinwandstreifen, indem man die Fäden auszieht. Geschabte C. gewinnt man, indem man die Leinwand durch Schaben mittelst eines stumpfen Messers in eine baumwollenartige Masse verwandelt. Dieser C. bedient man sich nur zur Bedeckung sehr zarter Theile, ganz kleiner Geschwüre u. dgl. Die englische C., Charpiegewebe (tissu charpie), wird mittelst Maschinen in England und Frankreich im Großen bereitet. Noch gibt es eine andere Art, C. zu verfertigen, welche darin besteht, daß man ein Stück Leinwand mit einem stumpfen Eisen schlägt, gehackte C. (charpie hachée). In Paris macht man seit längerer Zeit in mehren, besonders in Militärspitälern auch glücklichen Gebrauch von präparirtem und durch Chlor gebleichtem Hanf als C., indem man ihm durch verschiedene Manipulationen seine Rauhigkeit und Farbe zu entziehen und ihn so weiß u. glatt als die feinste Leinwand herzustellen weiß, und auch in Deutschland hat Buchner nachgewiesen, daß das gröbste Hanf- und Flachswerg durch Behandlung mit ätzender Aschenlauge und Chlor, durch Klopfen und Hecheln in eine äußerst zarte Faser vertheilt werden kann, welche in der Anwendung als C. nichts zu wünschen übrig läßt. Endlich gehört hierher noch die sogenannte Charpiewatte, gewöhnliche Watte, welche namentlich bei Behandlung frischer Wunden, bei Brandwunden und auch bei eiternden Geschwüren vorgeschlagen wurde. Die C. besitzt an und für sich durchaus keine besonderen Heilkräfte, sondern schützt nur die Wunde vor äußern Einflüssen, namentlich vor der Luft, saugt die Flüssigkeiten ein, die sich aus der Wunde ergießen, erhält durch ihren Reiz, den sie ausübt, im leidenden Theil eine Cirkulation der Säfte, die Transpiration und Eiterung rc.; dabei hat die gewöhnliche C. den großen Vortheil, daß man sie sehr leicht anwenden u. in alle beliebigen Formen bringen kann. Kontraindicirt ist die trockene C. bei frischen, empfindlichen Wunden, Wunden, die bei Verbrennung entstanden sind und bei schmerzhaften Geschwüren.

Charrak, asiatische Insel im persischen Meerbusen, 13 Meilen von Abuschehr, ist seit 1838 von den Engländern besetzt.

Charrière, Frau von St.-Hyacinthe de, gebornes Fräulein Tuyll, als Schriftstellerin unter dem Namen Albé de la Tour bekannt, geboren um 1750, stammte aus einer reichen Familie in Holland ab, war in ihrer Jugend Hofdame am Hofe des Erbstatthalters, verheirathete sich dann mit C., dem Lehrer ihres Bruders, einem würdigen, aber herabgekommenen Edelmann, und folgte ihm nach einem Dorfe bei Neufchatel, wo er ein kleines Gut besaß. Da jedoch die Annehmlichkeiten des Landlebens ihrem lebhaften Geist nicht für immer genügten, so widmete sie sich der Schriftstellerei. Durch die Revolution verlor sie den größten Theil ihrer Einkünfte, und die fromme Wohlthäterin der Armen schränkte nun ihren eigenen Hausstand aufs Genaueste ein, um noch fortwährend helfen zu können. Traurige Erfahrungen von Undank und die mißlichen Verhältnisse der Zeit trübten endlich ihren edlen Charakter, so daß sie sich fast ganz auf sich zurückzog. Sie † gegen 60 Jahre alt, 1806. Unter ihrem Autornamen schrieb sie: „Les trois femmes“; „Honorine d'Userche“; „St.-Anne et les mines de Yedbourg“; „Sir Walter Finch et son fils William“ (deutsch von Huber, Leipzig 1798, 4 Bde.); unter ihrem eignen Namen: „Castille, ou Lettres écrites de Lausanne“ (1786); „Mistress Henley“ und die Dramen: „Le Toi et le Vous“; „l'Emigré“; „l'Enfant gâté“; „Comment le nomme-t-on?“ Durch alle diese Schriften, die sich durch geistvolle Darstellung auszeichnen, zieht unverkennbar eine philosophische Auffassungsweise, die bei metaphysischen Gegenständen meist skeptisch auftritt, bei allen moralischen aber entschieden für die Tugend kämpft.

Charron, Pierre, bekannter französischer Kanzelredner und Schriftsteller, geboren 1541 zu Paris als der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von 25 Kindern war, studirte zu Orleans und Bourges die Rechte, war 6 Jahre lang Ad-

vokat, verließ aber dann einen Beruf, der ihm täglich mehr zuwider wurde, ging zum geistlichen Stand über und gewann bald als Kanzelredner einen so ehrenvollen Namen, daß er rasch nach einander mehre geistliche Aemter in Gascogne und Languedoc und endlich den Titel eines Hofpredigers der Königin Margarethe erhielt. Im Jahr 1588 kehrte er nach Paris zurück, um in den Karthäuserorden zu treten, wozu er sich durch ein Gelübde verpflichtet hatte; als aber der Prior des Ordens ihn abwies, weil er zu alt sey, sich der strengen Regel zu unterwerfen, und als auch der Cölestinerorden sich weigerte, ihn aufzunehmen, so ließ er sich seines Gelübdes entbinden und blieb Weltgeistlicher. Er trat nun wieder eine Stelle zu Angers an, ging von da nach Bordeaux und knüpfte hier mit Montaigne ein inniges Freundschaftsband. Sein Ruf als Prediger und Literat war in Frankreich so anerkannt, daß er in der Versammlung der Geistlichkeit von 1595, bei welcher er als Abgeordneter erschien, zum Sekretär ernannt wurde. C. † am 16. November 1603 zu Paris. In seinem „Traité des trois verités“ (Bordeaux 1594) suchte er gegen die Atheisten zu beweisen, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchristen, daß die christliche Religion die allein wahre sey, und gegen die Ketzer, daß die römisch-katholische Kirche allein selig mache. Am meisten Aufsehen erregte sein „Traité de la Sagesse“ (Bordeaux 1601 u. ö.; beste Ausg. von Amoury Duval, 4 Bde., Paris 1821), indem er wegen dieser Schrift von dem Jesuiten Garasse des Atheismus beschuldigt wurde.

Charta (Chartula, lat.), bei den Römern ursprünglich ein Blatt von den getrennten Lagen des ägyptischen Papyrus (s. d.), dann die Papyrusstaude selbst. Weil diese aber als Material zum Schreiben diente, so verstand man unter C. auch Alles, worauf etwas geschrieben oder gezeichnet war. In dieser Bedeutung ist das Wort auch in die deutsche Sprache übergegangen (Karte, Visitenkarte, Spielkarte, Landkarte). Im Mittelalter hieß C. oder Diploma jede Urkunde. Die größte Berühmtheit erhielt die vorzugsweise so genannte Magna charta (s. d.) der Engländer. In Rücksicht auf diese, sowie auf die Charte constitutionelle Ludwigs XVIII. von Frankreich gebrauchte man zuweilen das Wort Charte für geschriebene Verfassungsgesetze überhaupt, wofür aber neuerlich das Wort Konstitution gebräuchlicher geworden ist. In Portugal waren merkwürdiger Weise beide Worte die Losungen entgegengesetzter Parteien, weil die von Dom Pedro verliehene Verfassung nach der französischen Charte genannt wurde. In England nannten die Radikalreformers ihr Programm Charte, daher der Name Chartisten, s. Chartismus.

Charta partita (Charta indentata), eine, besonders in England, als noch die Siegel wenig gebräuchlich waren, gebräuchliche getheilte Urkunde. Von zwei oder mehren Parteien erhielt jede ein gleichlautendes Exemplar (Charta paricola) des rechtskräftigen Aufsatzes. Sämmtliche Exemplare waren auf Ein Blatt geschrieben, an dessen oberstem Theile ein Wort (meist Chirographum), ein Denkspruch oder Aehnliches stand. Wurden die einzelnen Exemplare abgeschnitten, so wurde das ganze Wort, der Spruch in gerader Linie (dann Charta partita), oder im Zickzack (dann Charta indentata) durchschnitten; bei späterer Ineinanderfügung der Theile zeigte sich die Aechtheit oder Verfälschung der Schrift.

Charte (franz.), s. Charta.

Chartismus, die Arbeiterbewegung in England zur Erlangung einer Volkscharte, gegenüber der von König Johann dem Adel verliehenen Magna charta. Obwohl die ersten Anfänge demokratischer Bestrebungen in England in die Zeiten des nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes zurückreichen, so erhielten diese Tendenzen doch erst später einen entschieden chartistischen Charakter. Im Jahr 1817 wurde unter Leitung des Majors Cartwright eine Nationalpetition zu Stande gebracht, die allgemeines Stimmrecht verlangte und dem Unterhause mit 1,700,000 Unterschriften meist aus den arbeitenden Klassen übergeben wurde. Zwei Jahre später fand auf dem Peterloofelde zu Manchester unter der Präsidentschaft Hunts eine große Versammlung der industriellen Bevölkerung Statt, welche über Abschaffung der Getreidegesetze und über die Lage des Landes berathen sollte, allein noch vor ihrer Eröffnung durch die bewaffnete Macht zerstreut wurde. Durch die Repressivgesetze, die sogenannten „sechs Acts“ welche damals Castlereagh durchsetzte, ward darauf für längere Zeit jeder politischen Demonstration vorgebeugt. Aber nachdem das Proletariat seine Märtyrer erhalten hatte, deren gewaltsamer Tod feierlich begangen wurde, nahm die Bewegung besonders durch Owen (s. d.) u. die Verbreitung seiner Ideen einen socialistischen Charakter an. Auf Betrieb der Owenlten bildete sich 1827 eine politische Verbindung der arbeitenden Klassen unter dem Namen National union of the working classes, welche auf Reform der Wahlgesetze und des Unterhauses abzweckte und sich von Birmingham aus, bald in kleinere Abtheilungen organisirt, über das Land verbreitete. Benbow, früher Schuhmacher, dann Kaffeewirth, war der Stifter dieser Union, in der mehre der noch später hervorragenden Chartistenführer, O'Connor, O'Brien u. A., ihre Schule durchmachten. Mit Hetheringtons ungestempeltem Pfennigblatt „Poor man's guardian“ begann die wohlfeile Volkspresse ihre einflußreiche Wirksamkeit, die später die Herabsetzung des Zeitungsstempels nach sich zog. Die Radikalen der Mittelklasse, besorgt, das Proletariat möchte sich völlig selbstständig organisiren, wußten sich aber bald der Gesellschaft zu bemächtigen. Auf Betrieb Sir Francis Burdetts, Duncombe's u. A. kam schon 1831, durch Vereinigung der Arbeiter mit der Mittelklasse, eine neue Union zu Stande, die sich die Durchführung der Reformbill zum Ziele setzte und nach Erreichung derselben sich wieder auflöste. Das Proletariat aber war damit keineswegs zufriedengestellt. Statt der politischen Agitation begannen jetzt auf Anregung Owens jene zahlreichen Arbeitervereine, die gegen die Willkür der Fabrikherren und die Herabsetzung des Arbeitslohns gerichtet waren. Im Jahr 1834 beschlossen diese Vereine eine allgemeine Arbeits-

einstellung, welche aber mit Verlusten für die Arbeiter und mit ihrer größern Abhängigkeit endete. Im Jahr 1835 kam endlich in Folge der Erbitterung über das neue Armengesetz eine politische Verbindung unter dem Namen der Radical association zu London zu Stande; da aber hierbei mehr die Mittelklassen betheiligt waren, so bildeten im folgenden Jahre die arbeitenden Klassen unter dem Namen Working mens association eine politische Verbindung, mit Ausschluß der Mittelklassen, die bis 1838 wenig Mitglieder zählte, dann aber die Geburtsstätte des eigentlichen C. wurde. Lovett, früher Tischler, dann Kaffeewirth, endlich Buchhändler, setzte die sechs Punkte der künftigen Volkscharte auf, welche mehren Radikalen des Unterhauses vorgelegt wurden. Der gleichzeitig anberaumte Meeting der arbeitenden Klassen faßte den 6. Aug. 1838 zu Birmingham den Beschluß, auf Grund der sechs Punkte eine Petition um die Volkscharte (The peoples charter) ans Unterhaus zu richten. Diese sechs Punkte waren: Einführung der Ballotage bei den Wahlen, allgemeine jährliche Parlamente, Aufhebung des Wahlcensus, Eintheilung des Landes in Wahlbezirke nach Kopfzahl und Besoldung der Deputirten. Bald darauf berief die Working mens association zur Verwirklichung der Nationalpetition unter dem Namen einer „Nationalkonvention" einen Chartistenausschuß nach London, der zu Anfang des Jahres 1839 zusammentrat und sechs Monate hindurch beisammenblieb. Der Konvent zerfiel aber bald in zwei Parteien, die Physical-Force- und Moral-Force-Männer; doch einigten sich beide über Abfassung der Volkscharte, die in der Petition enthalten seyn sollte, sowie über die Absendung von Agitatoren in die Provinzen. Diese Volkscharte bestand aus 39 Artikeln, die außer den sechs Punkten noch Anderes forderten, wie Einführung der Einkommensteuer, Abschaffung der neuen Armengesetze, Verminderung der Lasten 2c. Zugleich traten die Physical-Force-Männer in einen geheimen Ausschuß (Committee of safety) zusammen, welcher offenen Aufstand organisiren sollte. Frost sollte Wales, Bussey Yorkshire und Lancashire, Cardo die Stadt London, Taylor Northumberland und Schottland insurgiren. Auch die Moral-Force-Männer traten nach Uebergabe der Petition im Juli 1839 ihre friedliche Agitation in den Provinzen an. Die Ablehnung der Petition im Unterhause mit 235 gegen 46 Simmen, die Verhaftung mehrer Chartisten, wie Lovetts, Collins, die Zerstreuung der Versammlungen durch die Polizei setzten bald die ganze arbeitende Bevölkerung des Landes in Aufregung. Nächtliche Zusammenkünfte führten zu mancherlei Ausschweifungen und Verbrechen. Am 12. Aug. 1839 beschloß die Committee of safety an ihrem Sitze zu Birmingham Einstellung der Arbeit u. die Feier einer heiligen Woche, womit sie jedoch bei den Massen keinen Anklang fand. Endlich brach den 4. Nov. 1839 in Südwales der Aufstand aus. Unter Anführung von Frost, Williams und Jones überfielen 8000 Chartisten die Stadt Newport, wurden aber durch die bewaffnete Macht in die Flucht geschlagen, wobei mehre der Rädelsführer eingefangen wurden. Die über sie verhängte Todesstrafe wurde in Deportation verwandelt. Die arbeitenden Klassen zeigten vor der Hand keine andere Thätigkeit, als daß sie Sammlungen für die Opfer ihrer Sache anstellten. Erst im Jahr 1840 traten wieder aus den verschiedenen Provinzen Englands Abgeordnete zu Manchester zusammen, die eine neue Association zu Stande brachten. Im Juni 1841 wurde wieder eine mit 1,300,000 Unterschriften von Arbeitern bedeckte Petition für die Einführung der Volkscharte überreicht. Als einflußreiche politische Macht aber, die im Gegensatze zu den Mittelklassen ein selbstständiges Interesse verfolgte, trat der C. erst auf, als er den Tories zum Sturze des Whigministeriums die Hand bot, wofür er von den Tories in der Agitation gegen die neuen Armengesetze unterstützt wurde. Der Arbeiteraufstand in den nördlichen Bergwerksbezirken Englands verbreitete sich durch die chartistische Agitation 1842 bald auch auf die Arbeiter in den Baumwollenfabriken zu Manchester. Während der Bewegung für den Freihandel und die Aufhebung der Kornzölle trat der C. nur zeitweise in den Hintergrund, indem er gleichwohl mehr und mehr sich ausdehnte und noch entschiedener sich herausbildete. Dies geschah namentlich auch auf dem kirchlichen Gebiete, da sich ein großer Theil der Chartisten von der Staatskirche förmlich lossagte. Die Rückwirkung der französischen Februarrevolution auf England versetzte die Chartisten 1848 in neue Aufregung. Es wurden wieder zahlreichere Versammlungen veranstaltet, die sich zwar zunächst auf Glückwünschungsadressen an die französische Nation beschränkten, woran sich aber schon im März 1848 Unruhen in London, Manchester und besonders in Glasgow knüpften, an welchem letzteren Orte einige Tausende brodloser Arbeiter beträchtlichen Schaden am Eigenthum verübten, die Waffenläden plünderten und wohl auch der früher in England seltene Ruf sich hören ließ: „Hoch die Republik! Nieder mit der Königin! Laßt uns unseren republikanischen Brüdern in Frankreich nachahmen!" Auch Barrikaden wurden in Glasgow gebaut, aber von der verstärkten Besatzung und den zur Herstellung der Ruhe beeidigten Specialconstables leicht beseitigt. Bald darauf bereitete der in London versammelte Chartistenkonvent während 14 Tagen eine große Versammlung vor, welche auch trotz des Verbots der Regierung am 10. April zu Stande kam, aber nicht in der erwarteten Ausdehnung, und ruhig vorüberging, da die chartistischen Führer es selbst für gerathen hielten, es zu keinem blutigen Zusammenstoß kommen zu lassen. Die Regierung hatte ihrerseits sehr ausgedehnte militärische Vorkehrungen getroffen und allein in London an 12,000 Specialconstables beeidigt. In Folge dieser Versammlung wurde abermals eine Riesenpetition für Einführung der Nationalcharte, angeblich mit 5,760,000 Unterschriften, dem Unterhause übergeben, von diesem jedoch mit großer Mehrheit verworfen. Der schwunghafte Betrieb der Industrie und besonders der gute Erfolg der Aufhebung der Kornzölle, wodurch die Brodpreise beträchtlich vermindert wurden, hat seitdem wie-

der den chartistischen Tendenzen für eine Zeit lang ihre Schärfe genommen. Wo übrigens die weitern Ziele der Chartisten liegen, geht daraus hervor, daß sie bereits in ihrem jüngsten Programm bis zur Forderung der Nationalisirung des Bodens gelangt sind. Es ist kaum zu bezweifeln, daß vom C., der zeitweise zu verschwinden scheint, dann aber bei jedem neuen Anstoße massenhafter wieder zum Vorschein kommt, eine durchgreifende Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Zustände des britischen Inselreichs ausgehen werde. Hierbei wird besonders der Punkt in Frage kommen, ob der praktisch-politische Verstand der herrschenden Klassen und die Elasticität der demokratischen Institutionen Englands auf die Dauer ausreichen werden, um durch zeitiges, stufenweises Nachgeben die Bewegung stets in den Schranken der Agitation zu erhalten, ohne sie in politisch-sociale Revolution umschlagen zu lassen. Vgl. Stein, Der Socialismus u. Kommunismus des heutigen Frankreich, 2. Aufl., Leipzig 1847; Raumer, England, 3 Bde., 2. Aufl., das. 1842; Venedey, England, 3 Thle., das. 1845.

Chartres, Hauptstadt des französischen Departements Eure-Loire, auf einer Anhöhe an der Eure in einer sehr fruchtbaren und getreidereichen Gegend (Chartrain) gelegen, ist mit Mauern und Gräben umgeben und besteht aus der obern und untern Stadt und der Vorstadt St. Maurice, wo sich die Heilquelle von Petit Près befindet. Die Stadt ist schlecht gebaut und hat enge, winklige Straßen und hohe altfränkische Häuser. Unter den neun Kirchen ist die Kathedrale ein Meisterwerk gothischer Architektur; von den zwei Thürmen derselben ist der eine 360 Fuß hoch. Erwähnenswerth sind auch zwei Hospitäler, von welchen das große Departementalhospital 120 Blinde fassen kann. Die Stadt ist der Sitz des Präfekten mit den Departemental- und Bezirksbeamten, eines Bischofs und eines Handelsgerichts und hat ein Collége, ein theologisches Seminar, eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek und ein physikalisches und naturhistorisches Kabinet. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 17,000. Die Industrie von C. besteht vornehmlich in Gerberei, Wollenzeuchweberei, Strumpfwirkerei, Hutmacherei, Siamoisen- und Papiertapetenmanufaktur, Twistspinnerei. Lebhaft ist der Handel mit Korn, Mehl und Heu; C. gilt für einen der bedeutendsten Kornmärkte Frankreichs. C. hieß zur Römerzeit Autricum u. war nach Einigen Hauptort der Carnuten in Gallia Lugdunensis; daher der Name Carnutum civitas, im Mittelalter Carnotum. Erst im 12. Jahrhundert kommt die Stadt unter ihrem jetzigen Namen vor. Sie war frühzeitig ein Bisthum. Im Jahr 911 wurde sie von den Normannen belagert und 1019 verbrannt. Im Mittelalter war C. die Hauptstadt der Landschaft Beaucé. Heinrich IV. eroberte es 1591 und ließ sich hier krönen. Die Grafschaft C. kam mit Blois an die Champagne. Davon wieder getrennt, ward sie 1218 durch Heirath Eigenthum des Grafen Walter von Avesnes und dann Hugo's von Chatillon. Des Letzteren Nachkommen verkauften sie 1286 an König Philipp den Schönen. Franz I. erhob sie 1528 zu einem Herzogthum und seitdem ward sie eine Apanage königl. Prinzen und Prinzessinnen, besonders aus dem Hause Orleans, dessen ältester Sohn den Titel Herzog von C. führte.

Chartres, Herzöge von, s. Orleans, Herzöge von.

Chartreuse, la grande, Dorf im franz. Departement Isère, Bez. Grenoble, in einer öden Gebirgsgegend und durch steile Berge und Wälder, durch welche nur zwei Wege führen, von der Umgegend getrennt, hat 500 Einwohner. Hier steht das berühmteste aller Karthäuserklöster, von dem heiligen Bruno 1084 gestiftet. Das Gebäude ist 600 Fuß lang, hat 800 Zellen und wird seit 1819 wieder von Mönchen bewohnt. In der Nähe stehen zwei Kapellen, die zur heil. Jungfrau und die des heiligen Bruno; auch befindet sich daselbst eine heiße, immerfort aufkochende Quelle und der berühmte Tour sans venin, eines der sieben Wunderwerke des Landes.

Chartularia (Chartaria, auch Diplomataria), die Kopialbücher der Klöster und Stifter, worin die Urkunden über Schenkungen, Verträge, Käufe ꝛc. in Abschrift gesammelt sind. Da diese Kopien, wenn sich nicht absichtliche Fälschung nachweisen ließ, im Nothfalle gesetzliche Beweiskraft hatten, so dienten jene Urkundenbücher vornehmlich dazu, die erworbenen Rechte und Besitzthümer des Klosters auch in dem Falle, wenn Originalurkunden verloren gehen sollten, sicher zu stellen. Außerdem wollte man sich auch mittelst jener Bücher über den Besitzstand und die Rechte des Klosters einen schnelleren Ueberblick verschaffen, als er sich bei der Menge der einzelnen Urkunden sonst gewinnen ließ. Die Chartularien wurden auf ausdrückliche Anordnung der Päpste schon vor dem 10. Jahrhundert angelegt, und zwar mußte ein jedes Kloster ein solches führen. Eine ansehnliche Menge derselben hat sich erhalten und ist für die Geschichtsforschung von nicht geringer Bedeutung.

Charwoche (heilige Woche, Marterwoche), die Woche vor Ostern, die dem Andenken an Jesu Leiden und Tod gewidmet ist; s. Charfreitag.

Charybdis, nach der griechischen Mythe ein wasserschlürfendes Ungeheuer in dem schmalsten Theile der sicilischen Meerenge, eine Tochter des Neptun und der Gäa, ein gefräßiges Weib, welches von Jupiter zur Strafe in die Meerenge hinabgestürzt ward, wo es als Ungeheuer wohnt und nach gewohnter Weise Alles hinabschlingt, was sich seinem Rachen nähert. Nach Andern ist C. Schwester der Scylla (s. d.), vermuthlich wegen ihrer Nachbarschaft. Bei gewöhnlicher Fluth schien sich in dieser Enge das Meer in seinem Strome zu spalten und gegen die beiden Küsten zu erheben, eine bei heftigem Südwinde furchtbare und für den unkundigen Piloten so gefährliche Erscheinung, daß die Flotte des Octavian bloß dadurch gegen die Hälfte ihrer Schiffe verlor, als sie mit der des Sextus Pompejus am Eingang der Meerenge zusammentraf. Diese in der Mitte sich hinabstürzende und zu beiden Seiten wieder aufsteigende Fluth konnte der homerischen Schilderung entsprechen. Aber man

suchte einen eigentlichen Strudel und Wirbel u. fand diesen vor dem Eingange des Hafens von Messina. Bei Homer befinden sich jedoch C. und Scylla ganz nahe einander gegenüber: durch jene willkürliche Ortsveränderung wurden aber beide um $1\frac{1}{2}$ geogr. Meilen auseinander gerückt, so daß durch diese Annahme das Sprüchwort: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin (Es stürzt in die Scylla, wer die Charybdis vermeiden will) seine Bedeutung verloren hätte. Die Scylla ist der Fels oder das Riff Scylläum, am Promontorium Rhegium, beim heutigen Städtchen Scilla, in eben jener bedeutenden Entfernung von dem später C. benannten Wirbel. Der Strudel vor dem Hafen von Messina heißt jetzt Charilla, Rema, Calofaro und Garofalo, ist bei Meeresstille spiegeleben und unbemerkbar. Wenn sich aber starke Westwinde mit der aus dem westlichen Meer eindringenden Fluth vereinigen, so entsteht durch die Stemmung der in der Enge zusammengepreßten Wassermasse ein Strudel, welcher kleineren Schiffen sehr gefährlich ist. Aber auch ein Sturm aus Süden, welcher der aus Norden kommenden Meeresströmung gerade entgegenarbeitet, bewirkt diese Erscheinung. In der Erklärung der natürlichen Veranlassung dieses Strudels stimmen die Vermuthungen der Alten mit den Beobachtungen der Neueren überein. Der Meeresgrund unter dem Calofaro ist nämlich felsig und sehr uneben: einige Punkte sind nicht tiefer als 3 Ellen, andere senken sich in unermeßliche Schlünde hinab; ferner steigen oft Dünste aus der vulkanisch glühenden Erde empor und setzen das Wasser in Bewegung. Man darf aus dem letzten Grunde wohl schließen, daß die Wuth der C. mit der Zeit durch vulkanische Revolution gebändigt worden sey. Einen eigentlichen Wirbel, welcher alles sein Bereich Berührende verschlingt, scheint die C. jetzt nicht mehr zu haben. Sie wirft vielmehr Alles, was sie ergreift, mit Ungestüm aus ihrem Bereich heraus, stürzt kleinere Schiffe entweder um, oder füllt sie mit Wasser, und schleudert größere an den Strand der Lanterna.

Chasaren, ein Volk im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres, das, lange unbekannt und, seit es bekannt geworden, ein großes Räthsel gewesen ist. Nach Vivien de St. Martin sollen die Agazzirs oder Acatzirs des Jornandes und der Byzantiner mit den C., einem Volk finnischen Stammes, das im Anfang des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung seine Herrschaft über das südliche Scythien und die Steppen am Tanais gründete, identisch seyn. Nach den Zeugnissen armenischer, georgischer und arabischer Geschichtschreiber sollen die C. schon geraume Zeit vor dem Anfang des 7. Jahrhunderts an den Ufern des kaspischen Meeres im nordwestlichen Theile Kaukasiens mächtig gewesen seyn. Bald bemächtigten sich die C. auch der in Folge der großen bulgarischen Wanderung (s. Bulgarei) leer gewordenen Länder im Umkreis der Palus Mäotis, welche Bewegung zwischen 642 und 668 Statt fand. Im Anfang des 8. Jahrhunderts sieht man die C. als Herren im taurischen Chersones, der bisher von den ugorischen Stämmen, welche sich bis zum Bug gezogen hatten, besetzt gewesen war. Die C. unterwarfen sich diese Stämme, ebenso die Slaven am Dniepr und an der Oka, die ihnen tributpflichtig wurden. Sie drängten westlich vor bis nach Dacien, und in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts dehnte sich ihre so rasch angewachsene Herrschaft von den Karpathen u. dem obern Dnieprlauf bis zur untern Wolga und von der Oka im Herzen des jetzigen Rußlands bis zum Kaukasus aus. Die C. schließen die Reihe der Völker finnischen Ursprungs, welche von dem 3. bis zum 9. Jahrhundert nach einander in den ungeheuren Ebenen des südlichen Rußlands zwischen der Wolga und der untern Donau geherrscht haben. Nachdem die Mohammedaner in die Alpenlandschaften des Kaukasus vorgerückt waren, kämpften sie im Laufe des 8. Jahrhunderts um die Gegenden Derbends, in Georgien und Armenien mit abwechselndem Glück mit den C. Um dieselbe Zeit erweiterten aber die C. ihre Herrschaft gegen Norden u. Südwesten, eroberten die Halbinsel Taurien (Krimm) und bezwangen die an deren Südküste wohnenden Ostgothen. In dem Chasarenreiche waren Bekenner einer jeden Religion geduldet. Die Familie des Chakan und die Großen des Volks hatten sich einst zum Islam bekannt; später waren sie, nach den übereinstimmenden Aussagen der Araber, zum Judenthume übergetreten: aber Juden, Christen, Moslems und Anhänger des mittelasiatischen Naturkultus lebten im friedlichen Verkehr mit einander. Da Richter und Beamte aus den verschiedensten Religionen aufgestellt waren, so ward Jedem das Recht durch seine Glaubensgenossen gesprochen, während für die Streitigkeiten der Anhänger verschiedener Religionen eine gemischte Behörde angeordnet war. Die Chasarenfürsten standen gewöhnlich in gutem Vernehmen mit dem byzantinischen Reiche. Ihre alte Hauptstadt Balangiar, das jetzige Astrachan, lag unfern der Mündung der Wolga oder des Itil. Mit Hülfe byzantinischer Baukünstler aber errichteten sie eine neue Residenz, Sarkal oder Weißstadt (das jetzige Bjelajaweza, d. i. Weißthurm, in der Nähe der katschalinischen Kosakenstaniza) genannt, welche ihnen in der Folgezeit, nachdem die Petschenegen von den Usen bereits über den Don gedrängt waren, als Grenzfestung gegen das erstere Volk diente, aber schon um 1300 in Trümmern lag. Mit den griechischen Baumeistern kam auch wohl Konstantin aus Thessalonich, der sich später Cyrillus nannte, in das Land der C. und bekehrte, nach der Sage, das ganze Volk oder wenigstens einen Theil desselben zum Christenthume. Die ungenauen späteren kirchlichen Schriftsteller belegen indessen, nach dem Namen ihrer ehemaligen Gebieter, alle Bewohner der Krimm u. der Uferlandschaften des schwarzen und kaspischen Meeres mit dem Namen C., weshalb man auch im 13. und 14. Jahrhundert häufig von christlichen Sendboten liest, die zu den C. ziehen. Die C. standen in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts auf der höchsten Stufe der Macht. Ihr Reich erstreckte sich damals vom Jaik zum Dniepr und Bug und vom kaspischen und schwarzen Meere und den südlichen Abhängen des Kaukasus um Derbend bis zur mittlern Wolga, zum Quellgebiet des Donetz und über Kiew hinaus bis zur Oka. Eine Menge finnischer und sla-

vischer Stämme, wahrscheinlich auch türkische Horden, waren ihnen unterthänig. Das Andenken dieser Chasarenherrschaft hat sich bis auf den heutigen Tag in mehren russischen Ortsnamen erhalten. Swajatoslaw, der erste russische Beherrscher mit slavischem Namen (965), schlug die C. selbst in einer blutigen Schlacht und eroberte ihre Festung Sarkal. Wahrscheinlich haben die Russen damals alle chasarischen Gebiete an dem östlichen Gestade von Asow und Taman erobert. Nur in der Krimm blieb noch ein Schatten der chasarischen Macht übrig, der aber (1016) ebenfalls den vereinigten Kräften der Griechen und Russen unter Motislaw von Tamatarcha, dem Sohne Wladimirs, unterlag. Reste des Volks, namentlich des zum Mosaismus sich bekennenden Theils, sollen nach Einigen die Karaim oder Karaiten im südlichen Rußland und den ehemaligen polnischen Ländern seyn.

Chasidäer (Chasidim, d. i. Fromme), eine in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene jüdische Religionssekte. Einige nach dem Geruch der Heiligkeit strebende Juden nämlich lehrten, daß die Gottwohlgefälligkeit bloß in Vereinigung und gleichsam Verschmelzung des Menschen mit Gott bestehe, welche nur durch die geistige Beschauung Gottes bewirkt werden könne. Die Abtödtung des Fleisches durch Versagung des Genusses, der früher empfohlene Weg dazu, störe die zur Gottbeschauung erforderliche Seelenruhe und sey ihr mehr hinderlich, als förderlich. Aber durch eifriges Gebet, welches mit Koncentrirung aller Geisteskräfte auf die Subjektivität und mit gänzlichem Vergessen des äußern Menschen verrichtet werden müsse, könne der menschliche Geist mit dem göttlichen Geiste vereinigt werden, und der auf diese Art Betende könne nicht nur durch sein Gebet auf alle Kräfte der Erde, sondern auch in alle Regionen der Geister, ja selbst auf Gott dergestalt einwirken, daß alle seine Wünsche befriedigt würden. Als mit der Zeit die Anhänger dieser Meinung wuchsen, gaben sie Gott einen, später mehre Repräsentanten in ihren Häuptlingen, welche nach ihrer Meinung Gott als Stellvertreter in der Körpergewalt eingesetzt habe, und behaupteten, daß die Vereinigung mit diesen Häuptlingen eine Vereinigung mit Gott sey. Daher unterwarfen sich Alle, welche dieser Meinung zugethan waren, einer unbedingten Anhänglichkeit an diese Repräsentanten, in deren Willen der Wille aller ihrer Untergebenen blindlings sich koncentriren müsse. Jeder ihrer Einfälle ward zur göttlichen Eingebung, jedes ihrer Worte zum Orakelspruch, jeder ihrer Triebe zum Gottesruf und jeder ihrer Befehle zur unabweichlichen Norm erhoben. Stifter dieser Sekte ist Israel Baalschem (d. h. ein mit Geistern und Gott in Verbindung stehender Mensch, welcher durch Gebete und Amulete sie zur Gewährung seiner Wünsche zu bewegen vermag), der um die Mitte des 18. Jahrhunderts in dem Flecken Blussy im polnischen Kreise Czartkow lebte und schon von Kindesbeinen an von Wundern umgeben gewesen seyn soll. Derselbe begab sich später nach Medziboze, einer podolischen Stadt, von wo aus er seine Lehre zu verbreiten begann; bald sah er einen Kreis von Schülern um sich. Die von dem Stifter dieser Sekte als Regulative für seine Anhänger aufgestellten Grundsätze finden sich in einem von ihm selbst geschriebenen und von seinem Enkel unter dem Titel „Sepher Hammiddoth" herausgegebenen Buche. Später schrieb er auch sein Testament, welches unter dem Titel „Zawaath Ribesch" erschienen ist. Seine Geburt und angeblichen Wunderthaten wurden von einem seiner Schüler, R. Bär Linez, in der Schrift „Schibche Habescht" (Bescht ist eine Abkürzung von Baal schem tob, weshalb die C. auch Beschter genannt werden) beschrieben. Bann und Anathema der angesehensten orthodoxen Rabbinen blieben unbeachtet und die härtesten Verfolgungen wurden vereitelt. Baalschem nahm zur Basis seiner Lehre das kabbalistische Buch „Sohar", empfahl seinem Anhange ein müßiges, beschauliches Leben, wozu er als Mittel die Abgezogenheit des Geistes, sowie öfteres Baden in Fluß- oder Quellwasser anrieth, und unterwarf alle seine Anhänger in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten, überhaupt in allem ihrem Thun u. Lassen dem Willen des Oberhauptes. Bald verbreitete sich der Anhang des Bescht über ganz Polen, die Walachei und Moldau und fand später auch in Ungarn Eingang. Nach dem 1760 erfolgten Tode des Stifters zerstreuten sich seine Schüler zur Ausbreitung ihrer Grundsätze. Drei der vorzüglichsten Apostel dieser Lehre vindicirten sich, ein jeder in seinem Bezirk, die Leitung aller darin wohnenden C. und nahmen, gleich ihrem Patron, den Titel Zaddik (fromm) an, wie auch seine Macht. Jeder, der auch nur mit geringen biblischen, talmudischen und kabbalistischen Kenntnissen ausgerüstet und Verschmitztheit nebst Kraft, Muth und Dreistigkeit besitzt, kann selbst bei dem verdächtigsten moralischen Charakter zu dieser Würde gelangen. Doch stehen immer die Nachkommen des Stifters Bescht in höchster Achtung, und es gilt für eine wahre Glückseligkeit, mit einem solchen in eheliche Verbindung zu treten. Denn der Sohn eines Zaddiks wird durch die heiligen Gedanken seines Erzeugers, gleich bei der Empfängniß im Mutterleibe, geheiligt. Ein solcher Häuptling hat zwar keinen bestimmten Gehalt, erhält jedoch sehr reichliche Geschenke dafür, daß er seinen Untergebenen bei allen Unternehmungen mit Rath und That an die Hand geht; schlägt der Rath oder die Bitte fehl, so liegt die Schuld keineswegs an dem Zaddik, sondern an den großen Sünden des C.s und vorzüglich an seinem unvollkommenen Glauben an die Allmacht des Zaddiks.

Chasles, Victor Euphemon Philarète, französischer Kritiker, 1799 zu Meinvilliers bei Chartres geboren, ward von seinem Vater, der als Volksrepräsentant und Generallieutenant in der Revolution eine Rolle spielte, nach rousseauschen Ideen erzogen und kam, nachdem er im Alter von 15 Jahren die Kriegsschule verlassen hatte, in die Lehre zu einem Buchdrucker, der den Principien der Revolution treu geblieben war. Als 1815 die Polizei diesen Buchdrucker wegen angeblicher Theilnahme an einem Komplot verhaftete, wurde auch der junge C. als verdächtig mit seinem Meister festgenommen, erhielt aber auf Chateaux

briands Verwendung nach 2 Monaten seine Freiheit wieder, worauf er nach England zu dem gelehrten Typographen Valpy kam, der ihm die oberste Leitung bei seiner neuen Ausgabe der Klassiker übertrug. Durch seine fast ausschließlich literarischen Arbeiten kam er in nähere Berührung mit ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern u. Schriftstellern u. erwarb sich nach und nach eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache u. Literatur. Nach einem 7jährigen Aufenthalt in England verweilte er kurze Zeit in Deutschland und kehrte hierauf nach Frankreich zurück, wo er durch seine Aufsätze über die englische Literatur in der „Revue encyclopédique" sich bald bekannt machte. Ohne sich in den damals heftig geführten Streit der Romantiker und Klassiker zu mischen, suchte er im Allgemeinen die Grundsätze einer vernünftigen Kritik zur Geltung zu bringen und besonders den Charakter und das Wesen des Nordens klar ins Licht zu stellen. Im Jahr 1824 wurde sein „Discours sur la vie et les ouvrages de Jacques-Auguste de Thou" (Paris 1824) und 4 Jahre später sein „Tableau de la marche et des progrès de la langue et de la littérature français depuis le commencement du XVIme siècle jusqu'en 1810" (das. 1828) zugleich mit St. Marc-Girardins Arbeit von der Akademie gekrönt. Im Jahr 1839 wurde C. zum Bibliothekar an der Bibliothèque Mazarin und 1841 zum Professor der nordischen Literaturen am Collége de France ernannt, bei welch letzterer Gelegenheit er zwei Dissertationen drucken ließ, eine lateinische: „De Teutonicis Latinisque linguis" (Par. 1841), und eine französische: „De l'autorité historique de Flavius Josephe" (das. 1841). Er ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Außer den Geschichtswerken „Révolution d'Angleterre" (erste Abtheilung: „Charles I, sa cour, son peuple et son parlement", Par. 1844; zweite Abtheilung: „Olivier Cromwell, sa vie privée, ses discours publics, sa correspondance particulière", das. 1847) schrieb er Romane, Novellen, Erzählungen von allen Farben, Sittenschilderungen, Reisebilder, hauptsächlich aber Kritiken und vermischte kleinere Aufsätze, wovon ein Theil in seinen „Caractères" und „Paysages" (das. 1833) gesammelt ist. Viele derselben sind auch enthalten in der „Revue de Paris", „Revue des deux mondes", „Revue britannique" und besonders im „Journal des débats". Diese Abhandlungen über die verschiedenartigsten Themata sind durchgängig pikant und geistreich geschrieben, wenn auch darin das Neue nicht immer wahr, das Wahre nicht immer neu ist. Seine Grundideen von einer Art Weltliteratur, die durch eine gegenseitige Einwirkung der Racen auf die Racen und der Jahrhunderte auf die Jahrhunderte angebahnt werden soll, entwickelt er in dem „Essai sur les phases de l'histoire littéraire et sur les influences intellectuelles des races", welcher seinen „Etudes sur l'antiquité" vorausgeht. Er lieferte auch Uebersetzungen aus dem Lateinischen u. Englischen, u. zwar machte er die letzteren durch Behandlung in eleganter französischer Manier dem Publikum genießbarer. Zu der Uebersetzung von Jean Pauls „Titan" (4 Bde., Par. 1834—35) lieh C. bloß seinen Namen.

Chasmus (griech.), das Gähnen; die Gähnsucht.

Chasot, Isaak Franz Egmont von, tapferer Soldat in preußischen und dänischen Diensten, in der Normandie geboren. Nach dem Feldzuge am Rhein (1734) machte C. die Bekanntschaft des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II. von Preußen, der ihn in preußische Dienste und in den engern Kreis seiner Gesellschaft zog. Im Jahr 1741 wurde er Hauptmann und Eskadronchef im Dragonerregiment Brandenburg-Baireuth und 1743 Major. Als solcher nahm er ehrenvollen Antheil an der Schlacht bei Hohenfriedberg. Von der Ehre der Eroberung von 66 österreichischen Fahnen in dieser Schlacht wurde ihm ein so großer Antheil zuerkannt, daß ihm der König den preußischen Adler mit 2 Fahnen, den Buchstaben H. F. (Hohenfriedberg) und der Chiffre 66 (Zahl der eroberten Fahnen) verlieh. Diese großartige Anerkennung scheint jedoch C. nur noch zu weit größern Ansprüchen aufgeregt zu haben, welche seine Umgebung mit Mißgunst und Unwillen erfüllten. Aber obwohl C. in Folge dieser Mißhelligkeiten 1746 den Major von Bronikowski im Duell tödtete (er trennte ihm durch einen gewaltigen Hieb Kopf und Arm fast ganz vom Körper), so blieb er doch in der Gunst des Königs, der ihn noch 1750 zum Oberstlieutenant ernannte. Als aber C. 1752 plötzlich den Abschied erhielt, ging er in dänische Dienste, in welchen er bis zum Generallieutenant emporstieg. Während dieser Zeit scheint zwischen ihm u. Friedrich II. wieder eine Versöhnung zu Stande gekommen zu seyn, denn C. erschien seit 1779 wieder häufig in Sanssouci. Auf Friedrichs II. Empfehlung wurde C. endlich Kommandant von Lübeck, wo er 1785 †.

Chassé, David Henri, Baron, niederländischer General, der Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen 1832, geboren den 18. März 1765 zu Thiel in Geldern als Abkömmling einer aus Frankreich stammenden protestantischen Familie, trat 1775 als Kadet in holländische Kriegsdienste, wurde 1781 zum Lieutenant und 1787 zum Kapitän befördert. Nach der holländischen Revolution 1787, während welcher er sich zur Partei der Patrioten hielt, wanderte er aus und nahm Dienste in der französischen Armee, in welcher er 1793 den Rang eines Oberstlieutenants erhielt. Mit Pichegru's Armee kehrte er 1795 in sein Vaterland zurück, verließ es aber bald wieder, um den Feldzug von 1796 in Deutschland unter dem Oberbefehl des holländischen Generals Daendels mit zu machen. Als die Engländer 1796 an den holländischen Küsten eine Landung bewerkstelligten, befehligte C. ein holländisches Jägercorps, welches sich mehre Stunden mit großer Erbitterung gegen die weit zahlreichern englischen Truppen schlug. Nach Beendigung dieses Feldzugs begab er sich nach Deutschland, um an dem dortigen Feldzuge Theil zu nehmen. Er war bei der Belagerung von Würzburg zugegen, nahm den Oesterreichern eine Batterie ab und machte in dem Gefechte vom 27. December 1800 einen Trupp von 400 Mann zu Gefangenen. Im Jahr 1803 wurde er Oberst und diente 1805 und 1806 unter den Befehlen des Generals Dumonceau, worauf er zum General-

major befördert wurde. Vorzüglich that er sich im spanischen Kriege hervor, indem er Beweise der größten Unerschrockenheit und Gewandtheit gab. Besonders liebte er den Bayonnetangriff u. bediente sich desselben oft mit Glück, weswegen ihn die Soldaten den Bayonnettengeneral zu nennen pflegten. Um die von ihm geleisteten Dienste zu belohnen, ernannte ihn der König Ludwig Bonaparte zum Baron und verlieh ihm eine Dotation. Während der 6 Jahre jenes mörderischen Kampfes blieb C. fortwährend in Spanien und nahm an den Schlachten bei Durango, Missa, Ibor, Talaveira de la Ryna, Almonacid, Ocana und Col de Maja in den Pyrenäen Theil; in der letztern rettete er an der Spitze einiger Regimenter das eingeschlossene Armeecorps des Generals Erlon. Nachdem er 1813 aus Spanien zurückgerufen worden und während des ersten Feldzugs der Alliirten in Frankreich zum Divisionsgeneral avancirt war, schloß er sich mit seinem Corps der großen Armee bei Paris an, leistete den 27. Februar 1814 bei Bar sur Aube einer weit stärkeren preußischen Heeresabtheilung tapferen Widerstand und ward schwer verwundet. Nach der ersten Kapitulation von Paris kehrte er in sein Vaterland zurück und trat 1814 mit Generallieutenantsrang in die niederländische Armee ein. In der Schlacht bei Waterloo rettete er eine von der alten Garde zum Schweigen gebrachte englische Batterie durch gemeinsamen Angriff mit Vandersmissen und trug durch einen rechtzeitigen Bayonnetangriff nicht wenig zum Sieg bei. Nach Abschluß des zweiten pariser Friedens stand C. an der Spitze des 4. großen Militärkommando's, dessen Hauptquartier sich zu Antwerpen befand. Nach dem Ausbruche der belgischen Revolution machte er sich durch seine heroische Vertheidigung der Citadelle von Antwerpen (s. d.) berühmt und wurde zum General der Infanterie ernannt. Nach der Uebergabe der Citadelle wurde er als Geisel von den Franzosen nach Dünkirchen abgeführt, von wo er nach dem Präliminarvertrag vom 12. Mai 1833 in sein Vaterland zurückkehrte. Er lebte seitdem in Zurückgezogenheit auf seinem Stammsitze Thiel in Geldern, trat 1840 völlig in den Ruhestand und † zu Breda den 2. Mai 1849.

Chasseloup-Laubat, François, Graf von, General der Republik, des Kaiserreichs und der Restauration, geboren 1754 zu St. Sornin bei Marennes, trat im 16. Jahre in die Kriegsschule zu Mézières und wurde 1774 Lieutenant beim Geniecorps, für welche Truppengattung er besonderen Beruf hatte. Nach dem Ausbruch der Revolution bekannte er sich offen zu den neuen politischen Grundsätzen, vertheidigte Montmedy gegen die Preußen, erregte aber gleichwohl Verdacht bei den Schreckensmännern, wurde eingekerkert und nur durch die dankbaren Bewohner von Longwy vom Tode errettet. In den Jahren 1794 und 1795 wohnte er den Belagerungen von Mastricht und Mainz u. 1796 denen von Mailand und Mantua bei und wurde von Bonaparte zum Brigadegeneral des Genie's ernannt. Während der Verhandlungen, welche in Folge der Präliminarien von Leoben zu Rastadt gepflogen wurden, hatte C. die Grenzen Oesterreichs und der neuen Republiken Italiens aufzunehmen. Von hier ging er an den Niederrhein und besichtigte die Vertheidigungslinie von Nymwegen bis Mainz. Im Jahr 1799 bahnte er dem von Moreau kommandirten Corps einen sicheren Rückweg und rettete dadurch dasselbe vor dem unvermeidlichen Untergang. Dann wohnte er der Schlacht von Marengo bei und begann nach derselben die Belagerung von Peschiera am Gardasee, welcher der Vertrag von Treviso ein Ende machte. Nach dem Frieden von Luneville regulirte er die Vertheidigungslinie von Norditalien und machte besonders Genua zu einem Hauptwaffenplatz zwischen Frankreich u. Italien. Eine seiner ausgedehntesten fortifikatorischen Arbeiten war aber die Befestigung von Château-Vieux, Legnano und Peschiera, Plätze, welche in den folgenden Kriegen ihre Wichtigkeit bewährten. Große Aufmerksamkeit widmete er hierauf der Festung Mantua und der Befestigung von Alessandria, das er zu einem Hauptwaffenplatz für Frankreich umschuf und wobei er ein neues eigenes System in Anwendung brachte. Während dieser großen Arbeiten stellte C. zugleich Untersuchungen über den unterirdischen Krieg, einen der interessantesten Zweige der Fortifikationskunst, an und schrieb „Essais sur quelques parties des fortifications et de l'artillerie" (Mailand 1811). Gegen das Ende des Jahres 1805 rückte C., als Kommandant des italienischen Geniecorps, mit der Hauptarmee bis Laibach vor u. arbeitete dann wieder bis zum Herbst 1806 an der italienischen Befestigungslinie. Alsdann wohnte er dem Kriege gegen Preußen bei, übernahm die großen Arbeiten an denjenigen Elbe- und Oderfestungen, die Napoleon erhalten wissen wollte, und begab sich von da mit gleichen Aufträgen nach Polen. Auch focht er mit in den Schlachten von Golymin und Preußisch-Eylau, und leitete einige Zeit die Belagerungen von Kolberg u. Danzig. Nach der Schlacht von Friedland ging er vor Stralsund und von da nach Magdeburg, um die dortigen Werke auszubessern. Im Jahr 1808 arbeitete er an den Befestigungswerken von Venedig, Palma-Nova, Osoppo, Ancona rc. Auch während des Kriegs von 1809 befehligte C. das Geniecorps in Italien, wurde Kommandant von Mantua, vollendete dann die Befestigung von Palma-Nova, mußte, von den Oesterreichern bedrängt, sich hier halten, bis zur Schlacht von Wagram, und ging dann nach Paris. Im Jahr 1811 begleitete er Napoleon nach Cherbourg und von da zu einer Inspektionsreise der Festungen nach Holland und wurde nach der Rückkehr Großoffizier der Ehrenlegion und Staatsrath. Bei den Rüstungen gegen Rußland 1812 erhielt C. zum siebenten Mal das Oberkommando über das Geniecorps. Nach der Rückkehr aus diesem Kriege wählte ihn das Departement der Charente in den Senat und Napoleon erhob ihn in den Grafenstand. Im Jahr 1814 wurde ihm, jedoch zu spät, der Auftrag, die Vertheidigungslinie von Montereau bis Orleans zu inspiciren; er leistete dem bourbonischen König den Eid der Treue. Als Napoleon ihn während der 100 Tage in seine Pairskammer berief, antwortete er, daß ihm weder sein Alter noch sein Eid erlaube, einen unnöthigen Kampf zur Vertheidigung seines Vaterlandes anzufangen. Nach Napoleons Abdankung wurde er Mitglied der Pairs-

kammer, stimmte hier gegen die Verurtheilung Ney's und stand überhaupt die folgenden 15 Jahre stets auf der Seite der schwachen Minorität. Später wurde er zum Marquis ernannt. In den letzten Jahren erblindete er und † den 6. Oktober 1833. Außer dem Genannten hat man von ihm: „Correspondance d'un général français avec un général autrichien sur divers sujets etc." (Paris 1801. 1803).

Chasseral (deutsch Gestler, Gäschtler), eine der höchsten Spitzen des Jura im Kanton Bern, zwischen dem neuenburgischen Val de Ruz und den berner Oberämtern Courtlari, Nidau u. Erlach, ist 4957 F. hoch und gewährt auf seiner Spitze einen Ueberblick über die westliche Schweiz, einen Theil des Schwarzwaldes und der Vogesen. Er wird wegen seiner seltenen Pflanzen u. Versteinerungen von Naturforschern häufig besucht.

Chasseur, Jäger, besonders Jäger oder Schütze, welcher statt der Muskete eine Büchse führt, und zum Einzelgefecht, zu Vorposten, Schleichpatrouillen rc. bestimmt ist; bei den Franzosen s. v. a. leichter Infanterist.

Chasseurs à cheval, im französischen Militär leichte Reiter, welche zwischen Uhlanen u. Husaren mitten inne stehen und mit den österreichischen und bayerischen Chevaux légers (s. d.) zu vergleichen sind. Sie kommen zuerst 1741 und zwar als Scharfschützen (Carabiniers) zu Pferde vor u. wurden 1776 schwadronenweise den 24 Dragonerregimentern zugetheilt, um theils zum Vorpostendienst, theils zur Flankendeckung verwendet zu werden. Drei Jahre später wurden aus diesen Schwadronen 6 Chasseurregimenter formirt, die 1788 auf 12 vermehrt wurden. Während des Revolutionskriegs zeichneten sich dieselben rühmlichst aus und wurden auch von Napoleon bevorzugt, so daß es 1834 bereits 34 Regimenter gab. Später wurden sie nicht nur vermindert, sondern auch die mittleren Schwadronen mit Lanzen bewaffnet. Für den Dienst in Afrika errichtete man 1831 drei besondere Regimenter mit arabischen Pferden (chasseurs d'Afrique).

Chasteler, Johann Gabriel, Marquis von, österreichischer General, den 22. Januar 1763 auf dem Schlosse Mulbais im Hennegau geboren, besuchte die Ingenieurakademie zu Wien und trat von da ins Ingenieurcorps. Den ersten Feldzug machte er im bayerischen Erbfolgekrieg mit und seitdem folgte er den österreichischen Fahnen fast auf jedem Kriegsschauplatz. Aus dem Türkenkriege kehrte er als Major zurück u. focht 1793 unter dem Prinzen von Koburg in den Niederlanden. Obwohl er als Oberstlieutenant beim Blokadecorps von Maubeuge stand, so nahm er doch an der Schlacht von Wattignies Theil, sprengte hier an der Spitze einiger Eskadronen eine Abtheilung französischer Infanterie und erhielt acht Bayonnetstiche. Später verwendete man ihn auch im diplomatischen Fach, und nach dem Frieden von Campo Formio begab er sich als Bevollmächtigter nach Italien, um im Namen Oesterreichs die neuen venetianischen Provinzen zu übernehmen und die Grenzen zu reguliren. Als der Krieg von Neuem begann, ging er als Generalmajor und Generalquartiermeister zu Suwarow. Im ganzen italienischen Feldzuge von 1799, besonders aber in der Schlacht bei Cassano am 27. April, verdankte man seiner Entschlossenheit und seinem Scharfblick den größten Theil des damaligen Siegesglücks. Eine abermalige schwere Verwundung traf ihn bei der Belagerung von Tortona. Er mußte seinen Posten verlassen und erschien erst im folgenden Jahr wieder thätig als Kommandeur einer Brigade in Tyrol, wo er auch 1805 wieder tapfer focht. Im Jahr 1808 schuf er Komorn zu einem Hauptwaffenplatz um und wurde 1809 als Feldmarschalllieutenant Kommandeur des 8. Armeecorps, das unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Johann in Italien operiren sollte. Da aber C.s genaue Kenntniß des tyroler Landes bekannt war, so wurde er mit einem Theil seines Corps dahin gesendet, um der unter österreichischer Einwirkung daselbst ausbrechenden Insurrektion durch seine Gegenwart den nöthigen Nachdruck zu geben. Das Unternehmen hatte die bekannten überraschenden Erfolge, rief aber auch ein eben so überraschendes Aktenstück ins Daseyn. Am 5. Mai erschien, von Berthier unterzeichnet, der Tagesbefehl, daß ein gewisser Chasteler, angeblich General im österreichischen Dienst, beschuldigt, die Ermordung bayerischer und französischer Gefangenen veranlaßt zu haben, im Fall er gefangen werde, vor eine Militärkommission gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden solle. Nach der unglücklichen Schlacht bei Wörgl gegen Lefèvre zog sich C. mit dem geringen Rest seiner Truppen durch Salzburg und Steiermark nach Ungarn zurück und nahm bis 1813 an dem Kampfe keinen Antheil mehr. In diesem wichtigen Jahre focht er an der Spitze einer Grenadierdivision bei Dresden, wo er im Centrum der Schlachtreihe stand. Nach der Schlacht von Kulm wurde C. Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt und führte von hier aus in der zweiten Hälfte des Oktober eine Truppenabtheilung zu dem Blokadecorps von Dresden. Nach der Organisation des lombardisch-venetianischen Königreichs kam er als Gouverneur nach Venedig, wo er den 10. Mai 1825 †.

Chasuaren (Chasuari, Chasuarii, Attuari), germanisches Volk, welches östlich von den Brukterern, wahrscheinlich im Hasegau, wohnte, später an den Niederrhein vordrang u. dort in den Frankenbund aufgenommen wurde.

Chat (franz.), Katze; dann (Katze, Katzenschiff) ein in Norwegen gebräuchliches plattes Schiff, das vorn spitzig, hinten aber rund ist, Masten, aber keinen Korb hat, bis zu 600 Tonnen trägt und besonders auf seichten Stellen gebraucht wird.

Chatam, Stadt, s. v. a. Chatham.

Château (franz., vom lat. castellum), Schloß, Burg, Kastell, findet sich häufig mit andern Worten zusammengesetzt in französischen Ortsnamen, z. B. Chateau-Margaux rc.

Chateaubriand, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Nieder-Loire, an der Chère, nördlich von Nantes gelegen, Sitz eines Tribunals erster Instanz und einer ökonomischen Gesellschaft, zählt 4000 Einwohner, welche ansehnliche Fabrikation von Serge und



CHATEAUBRIAND

Leder und lebhaften Handel mit Vieh, Steinkohlen, Holz und Eisen betreiben. In der Nähe sind umfangreiche Waldungen und ergiebige Eisengruben. C. war vormals eine Baronie, welche nebst dem noch vorhandenen Schlosse (Castrum Brientii) eine Zeitlang dem Hause Laval, später dem Hause Bourbon-Condé angehörte. Am 27. Juni 1551 erließ hier König Heinrich II. sein Religionsedikt gegen die Reformirten.

Chateaubriand, François Auguste, Vicomte de, berühmter französischer Dichter, Historiker, Philosoph, Publicist, Staatsmann und Parteihaupt, einer der glänzendsten Charaktere der neuern Zeit, war geboren den 4. Sept. 1769 zu St. Malo in der Bretagne, als Sohn Lepretre's, der von einem Landgute, welches der ausgestorbenen Familie Chateaubriand gehört hatte und in seinen Besitz kam, jenen Namen annahm. Da C. als der jüngere Sohn ohne Aussicht auf ein bedeutendes Erbe war, so wurde er zum geistlichen Stande bestimmt und empfing den üblichen Schulunterricht in dem Kollegium von Dol u. dann in dem von Rennes. Aber zum Jüngling herangereift, zeigte er keine besondere Neigung zum geistlichen Berufe und trat daher in die königliche Garde ein, nachdem er, wie Einige sagen, schon die Tonsur empfangen. Obwohl die Stelle eines Unterlieutenants ihm das trockene Geschäft auflegte, Rekruten im Kamaschendienste einzuüben, so wandte sich doch seine Neigung mehr literärischer Beschäftigung zu, und er kam mit den Häuptern und Tonangebern der damaligen französischen Literatur, einem Delille, Chamfort, Fontanes und Laharpe, in Verbindung. Da er sich aber von einer Carriere im Hofdienste, der im damaligen Frankreich identisch war mit dem Staatsdienste, durch Begünstigtere und Glücklichere verdrängt sah, beschloß er, von der Regierung unterstützt, behufs der Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt das arktische Nordamerika zu bereisen, wohin er sich im Frühjahr 1791 einschiffte. Er durchwanderte die Länder Nordamerika's und fühlte sich bald heimisch im Urwalde unter den Indianerstämmen, so daß er der nordwestlichen Durchfahrt vergaß. Aber die großartigen Anschauungen befruchteten dafür sein Dichtergenie und gaben ihm einen reichen Stoff an die Hand, den er in den schönen Episoden „Atala", „René" und „Natchez" so erfolgreich zu bearbeiten verstand. Dies genußreiche Einsiedlerleben währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine englische Zeitung brachte. Er las darin von der Flucht des Königs und den Vorgängen in Varennes und schiffte sich sofort ohne Zögern nach Frankreich ein (1792). Aber er traf Paris in einem beklagenswerthen Zustande; selbst bedroht, eilte er nach kurzem Aufenthalte nach Brüssel zu der Konföderation des emigrirten Adels und trat in ein Regiment der Prinzen ein, mit dem er den unglücklichen Feldzug von 1792 mitmachte. Bei Thionville schwer verwundet, wurde er fast sterbend nach Ostende und von da nach England gebracht. Fremd und hülflos, vom Nothwendigsten entblößt, machte er hier die Schule tiefen Elends durch. Die Mildthätigkeit freundlicher Menschen rettete ihn vom Tode; er genas, aber einsam und ohne Fürsprache mußte er, um sich die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen, Unterricht im Französischen ertheilen und um kargen Lohn für Buchhändler übersetzen. Ungeachtet seiner bedrängten Lage trat er damals mit seinen ersten schriftstellerischen Produkten hervor. Sein „Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française" (2 Bde., London 1797) war die Frucht anstrengender, nächtlicher Studien, die er dem Schlafe abgerungen, und ist, wie alle Schriften C.s, der getreue Abdruck seiner damaligen innern und äußern Lage und Verfassung, der helle Spiegel der subjektiven Stimmung, die ihn damals beherrschte. Da er darin, obwohl der Revolution abhold, politische u. religiöse Ansichten aussprach, welche sich für den Emigrirten und spätern gläubigen Vertheidiger des Katholicismus nicht recht schickten, so arbeitete er das Buch in 2. Auflage (Par. 1814) um. Doch bereitete sich schon damals seine religiöse Umwandlung vor; sein durch die Schläge des Geschicks schmerzlich getroffenes Gemüth wandte sich zum kindlich frommen Glauben an die Verheißungen und Tröstungen der Religion zurück. Im Jahr 1800 kehrte er nach Frankreich zurück und ließ hier die ersten Proben seiner neuen Geistesrichtung hervortreten. Zuerst erschien sein Roman „Atala" und dann sein „Génie du christianisme" (1802), dessen 18 Buch der genannte Roman als eine Episode bildet. Diese Schrift, eine mit allem Zauber der Beredsamkeit und Dichtung ausgeschmückte Apologie des positiven Christenthums, welche auf eine psychologisch höchst merkwürdige Weise den Kampf zwischen poetischer und philosophischer Weltanschauung im Innern des Verfassers vor Augen führt, machte großes Aufsehen und erhob C. in die Reihe der ersten Schriftsteller seines Volkes und seiner Zeit. Sie war Bonaparte, dem damaligen ersten Konsul, gewidmet, der dem Verfasser damals als einer von den Menschen galt, welche die Gottheit, wenn sie des Strafens müde ist, zum Zeichen der Versöhnung auf die Welt sendet. Von jenen freieren Ansichten, wie sie im „Essai historique" hervorgetreten waren, hatte sich C. schon gänzlich losgesagt, ob aus tief innerster Ueberzeugung, die allerdings dem nachmaligen treuen Anhänger der Bourbonen wohl ansteht, oder aus Gefälligkeit gegen den ersten Konsul, bleibt dahingestellt. Bonaparte bezeigte sich dem neuen Apostel loyaler Lehre gegenüber nicht undankbar: schon früher hatte C. zugleich mit Fontanes und Laharpe das Privilegium zur Herausgabe des streng konservativen Journals „Mercure de France" erhalten; jetzt (1803) erhielt er die Stelle eines Sekretärs bei der Gesandtschaft in Rom, womit C.s politische und diplomatische Laufbahn beginnt. Da sich jedoch mit seinem Vorgesetzten, dem Kardinal Fesch, kein freundliches Verhältniß gestalten wollte, so verließ er ohne höhern Auftrag Rom und kehrte nach Paris zurück. Obwohl dem ersten Konsul dies ungebundene Wesen nicht gefiel, so glaubte er doch dem Manne, dessen gewichtigen Beifall er ungern entbehrte, Manches nachsehen zu müssen, und ernannte ihn zum Gesandten bei der Republik Wallis. Schon schien

das gute, freundliche Verhältniß zwischen beiden Männern auf die Dauer gegründet, als plötzlich die Hinrichtung des Herzogs von Enghien störend dazwischentrat und sie auf immer schied (1804). C. nahm seine Entlassung und lehnte beharrlich alle Staatsämter ab, die ihm Napoleon anbieten ließ. Im Jahr 1806 trat er seine bekannte Reise nach dem Orient an; er begab sich zuerst nach Italien, von da zu Schiffe nach Griechenland, weilte auf den Trümmern entschwundener Größe und Herrlichkeit und vertiefte sich in die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit. Andere Eindrücke wurden ihm in dem heiligen Lande, welches er darauf besuchte; mit tiefer Andacht betrat er die heilige Stadt und die durch Christi Wandel geheiligten Stellen, worauf er über Alexandrien, Kairo und Karthago und von da über Spanien im Mai 1807 nach Frankreich zurückkehrte. Ein bedeutungsvoller Gewinn dieser Reise und ihrer Erlebnisse und Anschauungen waren das großereligiöse Epos: „Les martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne", und seine religiös-poetische Reisebeschreibung: „Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris" (zuerst als „Impressions de voyage" zum Theil im „Mercure" erschienen). Das erstere Werk bildet gewissermaßen den Kulminationspunkt von C.s Autorschaft. Hier drängen sich alle seine alten Phantasien, die Träume aus den Wildnissen Amerika's noch einmal hervor, und zu ihnen gesellen sich Reminiscenzen aus der Kirchen- und Ketzergeschichte, aus dem klassischen Alterthum und pittoreske Schilderungen aus seiner Reise. Die Mythologien aller bekannten Völker, die klassische Literatur und Archäologie, die Bibel, die Acta Sanctorum, Miltons poetische Schöpfungen, seine eigenen Erlebnisse unter den Indianerstämmen und das menschliche Herz, Alles hat seinen Tribut zur Verherrlichung des Christenthums zahlen müssen. Das andere Werk, die Reisebeschreibung, ist reich an entzückenden Naturschilderungen, in denen sich C. recht eigentlich als Meister in der poetischen Prosa zeigt. Beide Werke charakterisiren C.s katholisirende Richtung hinreichend; er ist kein Apostel der strengen, entsagenden Ascese, er philosophirt auch nicht über die Zukunft der christlichen Religion, sondern, indem er auf die Leiden und Bedrängnisse der Kirche hinweist, sucht er unsere freundliche Theilnahme für die Dulderin zu gewinnen und beschwört uns bei den Blutströmen, welche um die Kirche geflossen sind, das nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Väter mit solchen theuern Opfern erkauften. Obwohl C. bald nach seiner Rückkehr im „Mercure" über Delaborde's spanische Reise mehre Artikel veröffentlicht hatte, welche eine äußerst feindselige Stimmung gegen Napoleon verriethen und die Unterdrückung des Journals zur Folge hatten: so schien es doch der Kaiser übel zu vermerken, daß in dem Berichte des Instituts über die 10jährigen großen Preise der glänzendste Schriftsteller seiner Zeit ganz unberücksichtigt geblieben sey, und als durch Chéniers Tod (1811) ein Sitz im Institut erledigt wurde, lenkte der Kaiser die Wahl auf C. Wirklich wurde dieser gewählt. Da jedoch seine Antrittsrede gegen seinen Vorgänger, statt denselben dem Herkommen gemäß zu loben, die bittersten Ausfälle enthielt, erklärte der mit der Prüfung der Rede beauftragte Ausschuß, daß dieselbe nicht öffentlich gehalten werden könne. Da sich C. zu keiner Abänderung verstehen wollte, so unterblieb seine Einführung ins Institut und er verließ Paris. Er lebte darauf bis zur Katastrophe von 1814 in stiller Zurückgezogenheit und allem politischen Treiben fremd. Sein Instinkt, der immer mit den Unterdrückten sympathisirte, zog ihn gleichwohl schon damals, als alle Welt auf Rechnung unbekannter Ereignisse gegen Napoleon zu konspiriren begann, in die Interessen und geheimen Bestrebungen der Bourbonen hinein. Der Sturz des Gewaltherrschers regte zu mächtig seine tief innersten Neigungen und Wünsche auf; er vergaß sich selbst und seine sonst bewiesene Großherzigkeit, und feierte den Fall des Löwen durch einen kleinlichen, seiner unwürdigen Weheruf über den Besiegten, in der Schrift: „De Bonaparte, des Bourbons et de la necessité de se rallier à nos princes legitimes pour le bonheur de la France et de l'Europe". Mag auch den Bourbonen diese Schrift für ein Heer von 50,000 Mann gegolten haben, eines C. war es unwürdig, mit solchen Waffen für sie zu kämpfen. Den Mann des Jahrhunderts, der ihm früher als ein Bote der Vorsehung gegolten, traf jetzt das gehässigste Verdammungsurtheil; aus einem gemäßigten und gemüthlichen Liberalen war C. plötzlich ein fanatischer Ultraroyalist geworden, der Philosoph der Wüste bestrebte sich, nunmehr der Philosoph der Tuilerien zu seyn. Und diesem Systeme ohne die fanatische Beimischung ist er sein übriges Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben. Sein Glücksstern ging damals auf. Seine „Réflexions politiques sur quelques écrits du jour et sur les intérêts de tous les Français", mit welchen er Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen suchte, empfahlen ihn dem damaligen Ministerium. Man hatte ihn zum Gesandten in Stockholm ausersehen, aber ehe er seine Mission antreten konnte, mußte er Ludwig XVIII. nach Gent folgen, wurde Minister des Auswärtigen am dortigen Hofe während der 100 Tage und legte als solcher dem Könige den merkwürdigen Bericht über den Zustand Frankreichs vor (Mai 1815), welchen Napoleon für so unschädlich oder ihm selbst günstig hielt, daß er denselben in Paris nachdrucken und verbreiten ließ. Nach dem Entscheidungskampfe bei Waterloo kehrte C. mit Ludwig XVIII. nach Paris zurück; sein nominelles Portefeuille gab er zwar jetzt ab, aber er wurde dafür in die Zahl der Pairs und ersten Räthe des Königs aufgenommen. Von nun an focht C. in den vordersten Reihen der Aristokratie, stimmte eifrig für strenge Maßregeln gegen politische Umtriebe, für Herstellung der alten gerichtlichen Formen u. gegen die theilweise Erneuerung der Deputirtenkammer. Während er bisher nur ein Verkündiger des mittelalterlichen Kultus und des mittelalterlichen Ritterwesens gewesen war, predigte er jetzt auch die Privilegien und das feudalistische Wesen der mittlern Zeit als heilsame Institutionen. Nachdem er im Mai 1816 Mitglied der Akademie geworden, ließ er seine Schrift „De

la monarchie selon la charte" (Paris 1816) erscheinen, worin er so unpolitische, so unpraktische Vorschläge und Erläuterungen zur Charte gab und so unvorsichtige und ungemessene Zweifel ihr gegenüber geltend zu machen suchte, daß Ludwig XVIII. selbst, der bei der Abfassung derselben bedeutend mitgewirkt hatte und darauf eitel war, den Ueberlästigen ernstlich beungnadigte und aus der Liste der Staatsminister und Pairs strich. Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf, und dieser nahm dafür Theil an den ultraroyalistischen Bestrebungen der Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen das Ministerium Decazes und erklärte geradezu, Frankreich müsse untergehen, wenn man bei dem bisher verfolgten System beharre. In diesem Sinne schrieb er: „Remarques sur les affaires du moment". Wirklich wurde er auch wieder zu Gnaden angenommen, besonders seitdem er über den Herzog von Berry eine Biographie („Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort du duc de Berri") geschrieben. Er stieg wieder so hoch in der Gunst des Hofes, daß man ihn 1820 als bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Gesandten nach Berlin schickte und nach seiner Rückkehr (1821) wieder zum Staatsminister und geheimen Rathe ernannte. Nachdem er noch im August desselben Jahres seine Entlassung als Staatsminister genommen hatte, wurde er im folgenden Jahre an Decazes' Stelle Gesandter zu London. Jedoch auch hier war seines Bleibens nicht; er ging bald darauf wieder nach Paris zurück, folgte dem Herzog von Montmorency auf den Kongreß zu Verona, wo er so beredt gegen alle revolutionären Bestrebungen sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, welcher das ganze aristokratisch-feudalistische Mittelalter zu umfassen schien, in Schatten stellte. Nach seiner Rückkehr nach Paris (28. December 1822) übernahm er an des Herzogs Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Wieder konnte er seinen romantischen Schwung so wenig beherrschen, daß selbst Villèle seine Maßregeln in der spanischen Angelegenheit desavouirte und der in haltlosen Phantasien lebende Vicomte zum zweiten Male fiel. Diesmal war sogar die ultraroyalistische Camarilla mit seinem Sturze einverstanden. Als er Villèle's Gesetzentwurf, die Renten herabzusetzen, in der Pairskammer nicht unterstützte, so erhielt er selbst (5. Juni 1824) auf eine sehr unzarte Weise seine Entlassung aus dem Ministerium. „Sie haben mich", rief er entrüstet und tief gekränkt aus, „wie einen Bedienten fortgejagt, der die Uhr des Königs von dem Kamine gestohlen." Der russische Andreasorden und der preußische schwarze Adlerorden, die er als Beweise der Anerkennung seines loyalen Strebens vom Auslande her erhielt, vermochten ihn nicht zu beruhigen. C. schlug den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner ein, indem er aus dem alten Ministerium in die Opposition des neuen hinübertrat. Er bekämpfte als Pair mit allen Mitteln der entfesselten Presse die villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduktion und unterwarf alle Maßregeln des Ministeriums einer bittern, scharfen Kritik. Nach Ludwigs XVIII. Tode hatte er schon am 17. September eine meisterhaft geschriebene Flugschrift unter dem Titel: „Le Roi est mort; vive le Roi!" erscheinen lassen, welche ihm die Gunst des Hofes und insbesondere Karls X. Gnade von Neuem zuwandte. Gleichwohl kam er nicht ins Ministerium. Er beharrte daher in seiner oppositionellen Stellung und kam dadurch mit sich selbst in Widerspruch. Seine Flugschrift: „De l'abolition de la censure", worin er den Satz vertheidigte, daß ohne Preßfreiheit die repräsentative Verfassung nichts tauge, fand den Beifall aller Wohlgesinnten, war aber zunächst gegen die Ordonnanz gerichtet, durch welche die Censur wieder eingeführt wurde, und half eigentlich zerstören, was er früher gebaut. Seine beredte und freimüthige „Note sur la Grèce" empfahl die Sache der Griechen, für welche C. sich auch in der Kammer mit großem Nachdruck erhob. Seltsamer Weise figurirt daher plötzlich der getreue Kämpe des Absolutismus als der von den Liberalen gepriesene Held des Tages. Die ganze liberale und poetische Jugend, die bis dahin royalistisch gesinnt gewesen, und selbst die Akademie, welche 1816 C. unter ihre Mitglieder aufgenommen, riß er damals zur Opposition mit fort. Aber das öffentliche Leben und besonders wohl die Widersprüche, in die er sich verstrickt sah, rieben ihn zuletzt so auf, daß er sich fast gänzlich vom politischen Schauplatz zurückzog und zur Erholung seine seit Jahren zurückgeschobenen poetischen und historischen Studien wieder hervorzog. Das Ministerium Martignac zog ihn wieder hervor u. sandte ihn (1828) als Botschafter nach Rom, wo er vor Papst und Kardinälen eine glänzende Rede hielt, worin er die Fortschritte der Zeit u. der Civilisation pries. Im August 1829 gab er die Botschafterstelle auf und kehrte ohne Vermögen in den Privatstand zurück. Hiermit schließt C.s politische Laufbahn. An der Julirevolution nahm er keinen Antheil, vielmehr sprach er mit Begeisterung in der Pairskammer für die Rechte des Herzogs von Bordeaux; auch konnte er es nicht über sich gewinnen, dem neuen Bürgerkönige den Eid der Treue zu leisten, und trat deshalb aus der Pairskammer, wodurch er ein jährliches Einkommen von 12,000 Franken verlor. Mit treuer Anhänglichkeit dem vertriebenen Königsstamme ergeben, aber fern davon, sich in die Umtriebe der Legitimisten einzulassen, richtete er seine Blicke der Vergangenheit zu und widmete seine schriftstellerische Feder als Freund und Rathgeber der Herzogin von Berry und ihrem Sohne. Seine Schrift: „De la restauration et de la monarchie élective" (1831) enthält sein politisches Glaubensbekenntniß. Einige Zeit brachte er in der Schweiz zu und trat darauf in Paris mit seiner bekannten Schrift hervor: „De la nouvelle proposition relative au bannissement de Charles X et de sa famille", mit welcher er sein Stillschweigen nur brach, um sich gegen den Gesetzentwurf, durch welchen die Verbannung der älteren Bourbonenlinie beschlossen wurde, zu erklären. Fast schien er noch einmal in die politischen Bewegungen verstrickt zu werden, denn in Folge von Entdeckungen, die man bei andern Legitimisten gemacht haben wollte, kam auch er in den Verdacht, für die ver-

triebene Königsfamilie zu konspiriren, u. wurde am 16. Juni 1832 verhaftet, jedoch schon am 30. d. M. wieder in Freiheit gesetzt. Die Gefangennehmung der Herzogin von Berry veranlaßte ihn zu der Flugschrift: „Mémoire sur la captivité de Madame la duchesse de Berri", welche wegen aufrührerischer Tendenzen, die man darin finden wollte, ihm einen Preßprozeß zuzog. Seine Reisen nach Prag, seine „Pilgerfahrten an den Hof der Verbannung", im Interesse der Herzogin, nunmehrigen Gräfin Lucchesi-Pally, in den Jahren 1833 und 1834 waren die letzten bedeutenderen Aktionen seines politischen Lebens. Man hatte ihn zum Präsidenten eines Karlistenvereins erhoben; aber seine politische Rolle war ausgespielt. Er widmete sich seitdem vornehmlich der Ausarbeitung seiner Memoiren, welche erst nach seinem Tode erscheinen sollten, wovon aber schon bei seinen Lebzeiten weitläufige Fragmente erschienen. Auch fand er noch Muße zu einigen schriftstellerischen Arbeiten; seine letzten Schriften sind: „Essai sur la littérature anglaise" (2 Bde., Par. 1836), eine Uebersetzung von Miltons „Verlornem Paradiese" (2 Bde., das. 1837), „Congrès de Verone" (2 Bde., das. 1838) und „La vie de Rancé" (das. 1844). Seinem Systeme blieb er aber unerschütterlich treu; der greise Schwärmer brachte seinem Könige, Heinrich V., als derselbe mündig geworden, seine Huldigung dar und zog nach London, um ihn zu begrüßen. Er † den 4. Juli 1848. Seine Leiche wurde nach St. Malo gebracht und auf der dicht dabei liegenden Insel, le Grand Bey genannt, beigesetzt in einer Begräbnißstätte, welche er sich schon früher hatte zurichten lassen. Gleich nach seinem Tode erschienen seine Memoiren, zuerst als Feuilletons in der „Presse", dann gesammelt unter dem Titel: „Mémoires d'outre tombe" (12 Bde., Paris 1849 — 50). Sie geben ein reiches, aus Wahrheit und Dichtung gemischtes Gemälde, welches aber den hochgespannten Erwartungen der Lesewelt nicht ganz entsprochen hat. Der „Nestor des literarischen und politischen Frankreichs" steht vor uns als ein reicher und zugleich einseitiger und beschränkter Geist, jetzt energisch eingreifend in den Strom der Begebenheiten und dann wieder mystisch sich versenkend in sein Inneres, jetzt als der klar und hell sehende Vertreter liberaler Interessen u. dann wiederum als der unbeugsame Stabilitätsmann und Legitimist. Er, der die Fehler der Restauration bitter tadelte und den Versuch des Ministeriums Polignac, die Verfassung umzustoßen, einen verhaßten Unsinn nannte, der die Macht der Thatsachen und Revolutionen anerkannte, der von sich sagte: „ich bin Monarchist aus Vernunft, Bourbonist aus Pflicht, Republikaner aus Neigung", der in den Julitagen vom Volke mit Jubel begrüßt und auch von den politischen Gegnern geachtet und geliebt wurde, dieser Mann hat sich bis an sein Ende gegen das in Frankreich neu emporkeimende Staatsleben streng abgeschlossen. Als treuer Bourbonist, alle seine Hoffnungen auf die alte Linie setzend, vermochte er auch dann, als er nicht mehr an sie glauben konnte, sein vergangenes Leben nicht zu verleugnen, sondern brachte lieber seine bessere Einsicht seinem frühern Glauben und seiner Treue zum Opfer. Als Schriftsteller und Dichter gehört C. zur romantischen Schule und ist einer ihrer Choragen. Das Mittelalter, sein Staat und seine Kirche sind es, die stets im Dufte poetischer Verklärung sich vor seiner Seele erheben und sie ganz erfüllen. Selbst die Wirklichkeit tritt ihm nur wie ein großes poetisches Gebilde gegenüber und sein eigenes Leben gestaltet sich vor seinem träumenden Auge zum Epos. Aber gleichwohl steht dies fest von dem Dichter wie von dem Staatsmann und Menschen: „Wenige haben so schön empfunden, Wenige so stark und fest geglaubt, und Keiner in so männlicher Unschuld sein Daseyn durchlebt". Seine „Oeuvres complètes" erschienen 1826 u. 1836. Vgl. Martin, Histoire de la vie et des ouvrages de M. de C., 2 Bde., Par. 1832.

Chateaudun, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Eure-Loire, an der Loire, worüber eine Brücke in die auf dem anderen Ufer liegende Vorstadt führt, hat schöne Straßen, ein von dem berühmten Grafen Dunois erbautes Schloß, eine alte Stifts- und 6 andere Kirchen, ein Hospital u. 7000 Einwohner, welche Etaminmanufakturen u. gute Ciderbrauerei betreiben. C. hieß früher Castrum Dunii, Castrum Dunence.

Chateau en Cambresis, s. v. a. Cateau-Cambresis, s. Cateau.

Chateau-Gontier (Chateau-Gonthier), Stadt im franz. Departement Mayenne, an der schiffbaren Mayenne, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat eine schöne gothische Pfarrkirche, ein Schloß, öffentliche Bäder, Mineralquellen, die aber wenig benutzt werden, ein Collége, eine ökonomische Gesellschaft und zählt 6500 Einw., welche ansehnliche Leinen- u. Wachsbleicherei, Wollenzeuch- u. Etaminweberei, Hutmacherei und Gerberei, sowie lebhaften Handel mit Holz, Getreide, Wein u. Eisen betreiben. C.-G., d. h. Gunters Schloß, wurde 1037 von Gunter, Verwalter von Fulco Nera, Grafen von Anjou, erbaut. Hier am 26. Okt. 1793 Schlacht zwischen den Vendéern und Republikanern, in welcher letztere vollständig geschlagen wurden.

Châteaulin, Stadt im französischen Departement Finisterre, in der Bretagne, an der Aulne, die hier einen kleinen Hafen bildet, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und einer Ackerbaugesellschaft und hat 3000 Einw., welche Handel mit Schiefer, Vieh und Butter treiben. In der Nähe sind ergiebige Schieferbrüche, sowie Kupfer-, Eisengruben u. silberhaltige Bleigruben u. die merkwürdige Quelle Eluans, die mit dem Meere ebbt und fluthet.

Chateau-Margaux, Schloß im französischen Departement Gironde, östlich von Castelnau de Medoc, am linken Ufer der Gironde, 3½ Meilen unterhalb Bordeaux gelegen, berühmt durch seinen Weinberg, welcher den trefflichen Bordeauxwein gleichen Namens liefert.

Chateauneuf-Randon, Alexandre, Graf von, französischer Revolutionär, stammte aus einer altadeligen Familie, wurde Kavalier des Grafen von Artois und 1789 vom Adel von Mende als Deputirter zur Versammlung der Reichsstände gesandt. Nach dem Schluß der

Nationalversammlung wurde er zum Präsidenten der Departementalverwaltung von Lozère u. später zum Deputirten des Konvents gewählt, wo er für den Tod des Königs stimmte. Nachdem er lange Zeit an Marats und Robespierr's Seite gesessen und an dem schrecklichen Wohlfahrtsausschuß Theil genommen, in welchem er eine große Zahl Proskriptionen unterzeichnet hatte, wurde er nach Lyon gesandt, wo er die grausamsten Maßregeln traf u. mit Couthon den ersten Hammerschlag bei der Verwüstung der unglücklichen Stadt that. Nachdem seine Sendung eine größere Ausdehnung gewonnen, begab er sich in das Departement Lozère und wurde mit der Verfolgung seines ehemaligen Genossen Charrier beauftragt, der die Fahne der Gegenrevolution ergriffen hatte. C. trug, indem er Truppen gegen ihn sandte, viel zu seiner Verhaftung bei, bot seinen ganzen Einfluß zu seiner Verurtheilung auf und führte, als das Todesurtheil durch das Tribunal von Rhodez ausgesprochen worden war, den Unglücklichen zum Richtplatz. In den Schooß des Nationalkonvents zurückgekehrt, zeigte er sich fortwährend als einen der heftigsten Anhänger des Berges und blieb selbst nach Robespierre's Tode dieser Partei treu. Wüthend über die neuen Ansichten von Gerechtigkeit u. Menschlichkeit, die sein Kollege Fréron an den Tag legte, bedrohte er ihn mehrmals und wollte ihn in ein Duell verwickeln; letzteres gelang ihm jedoch nicht. Bald darauf selbst des Terrorismus und des Vandalismus angeklagt, wurde er von der Anklage entbunden. Nach der Konstitution des Jahres III sandte ihn das Direktorium in das Departement Lozère und dann zur Rheinarmee als Brigadegeneral; später wurde er Kommandant von Mainz. Als sich aber die Einwohner der Rheinländer in Masse gegen ihn erhoben, wurde er zurückgerufen und kam zur Zeit des 18. Brumaire nach Paris. Nach der Revolution ernannte man ihn zum Präfekten der Seealpen; hier wurde er jedoch von den Einwohnern so übel empfangen, daß das Gouvernement ihn abermals abrufen mußte. Er lebte fortan in Verborgenheit. Sein Tod erfolgte 1816 im Moment, wo das Gesetz gegen alle Königsmörder Verbannung verhängte.

Chateau-Portien, Stadt im französischen Departement Ardennen, Bezirk Rethel, am rechten Ufer der Aisne, ist mit Mauern umgeben, hat ein Felsenschloß und 3500 Einw., welche Handel mit Wollenzeuchen, Kasimir, Leder, Oel u. Schiefer aus den nahen Brüchen treiben.

Chateau-Renard, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Bezirk Arles, am Fuße eines Hügels, hat 3400 Einw., welche Kadis- und Kalmuckmanufakturen, Leinweberei, vorzüglich aber Gärtnerei und ausgebreiteten Handel mit ihren Produkten treiben.

Chateauroux, Hauptstadt des französischen Departements Indre, im ehemaligen Herzogthum Berry in einer weiten Ebene am Fluß Indre gelegen, schlecht gebaut, mit 4 Kirchen, altem, vom Prinzen Raoul von Deols erbautem Schloß, ist Sitz der Departementsbehörden, eines Friedens- und Handelsgerichts, hat eine Ackerbaugesellschaft, ein Collége, eine Bibliothek, einen botanischen Garten und 14,000 Einw., welche Tuche und Wollzeuche, Leder, Pergament und Töpferwaaren fabriciren u. lebhaften Wollhandel treiben; in der Nähe die Eisenwerke Clavières, welche das beste Eisen der Provence liefern und für die Marine arbeiten. Die Stadt ist von dem genannten Raoul von Deols 950 gegründet und wurde vom König Ludwig XIII. zu Gunsten Heinrichs von Bourbon zu einem Herzogthum erhoben.

Chateau-Salins, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Meurthe, an der Seille, hat ein Schloß, 2 Kirchen, Hospital und ein in der Mitte der Stadt gelegenes großes Salzwerk, welches jährlich gegen 220,000 Ctr. Salz Ausbeute gibt. Außer der Salzbereitung beschäftigt die Bewohner, 3000 an der Zahl, der Handel mit Wein, Safran, Holz, Korn und Gemüse.

Chateau-Thierry, Stadt im französischen Departement Aisne, in der Champagne, auf dem Abhang eines Hügels am rechten Ufer der Marne gelegen, über welche zwei Brücken führen, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat ein altes Schloß, 2 Kirchen, 2 Hospitäler und angenehme Spaziergänge und zählt 5200 Einwohner, welche Leinwand-, Serge- und Lederfabrikation, sowie ansehnlichen Handel mit Getreide, Mehl und Wein treiben. In der Nähe sind zwei eisenhaltige Heilquellen. Die Stadt ist Geburtsort des Fabeldichters Lafontaine. Das Schloß gehörte einst dem Grafen von Vermandois; Graf Heribert hielt 923 hier den König Karl den Kahlen gefangen. Von König Karl VI. ward C.-T. zur Pairie und von Karl IX. 1566 zum Herzogthum erhoben. Am 12. Febr. 1814 schlug hier Napoleon die Preußen und Russen unter Sacken.

Chatel, 1) Jean, pariser Jesuitenzögling, der 1594 einen Mordversuch auf Heinrich IV., König von Frankreich, machte, wurde, 19 Jahre alt, geviertheilt. Folge des Attentats war die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich. Vgl. Heinrich IV. (König von Frankreich).

2) Ferdinand François, Abbé, Stifter der sogenannten französisch-katholischen Kirche, wurde den 2. Jan. 1795 zu Channat im Departement Allier geboren und zu Clermont im Departement Puy-de-Dôme erzogen. Nachdem er im Seminar von Montferrand das Studium der Theologie beendigt hatte, wurde er Vikar an der Kathedrale zu Moulins, dann Pfarrer in Morretay im Departement Allier, von wo er als Almosenier des 20. Infanterieregiments der Linie nach Paris kam. Im J. 1823 wurde er Almosenier des 2. berittenen Grenadierregiments der königlichen Garde, verlor aber in Folge der Julirevolution, welche die königliche Garde abschaffte, diese Stelle. Schon unter Karl X. hatte er öffentlich für Glaubensfreiheit gesprochen u. kurz vor der Julirevolution eine kirchliche Oppositionsschrift: „Le réformateur, echo de la réligion et du siècle", herausgegeben. Jetzt schritt er zur Ausführung seiner lange gehegten kirchlichen Reformpläne, indem er im Aug. 1830 in seiner Wohnung in der Nähe des Pantheons einen Betsaal eröffnete. Seine Vorträge fanden in jener Zeit augenblicklich Beifall. Er huldigte darin einem auf deistischen Grundsätzen beruhenden Vernunftglauben und verlangte unbeschränkte Konfessionstoleranz, Unabhängigkeit von Rom,

die französische Sprache als Kirchensprache, Freistellung der Ohrenbeichte und des Fastens, Priesterehe u. Unentgeltlichkeit aller kirchlichen Akte. Trotz der Einreden des Erzbischofs von Paris war schon im Januar 1831 die Anzahl seiner Anhänger so gewachsen, daß er die neue Kirche in ein geräumigeres Lokal in der Straße La Sourdière und im Juni desselben Jahres in ein anderes in der Straße Clery und im November in ein Haus der Straße Faubourg St.-Martin verlegen mußte. Er vollzog Trauungen, Taufen, Begräbnisse ohne Kontrole, absolvirte und ordinirte auf eigene Autorität hin. Auch ließ er sich vom Großmeister der Templersekte zum Bischof weihen u. legte sich selbst die Würde eines „Primas von Gallien" bei. Im Jahr 1833 trennte sich C.'s Jünger und Hauptverbündeter, der Abbé Auzou, von ihm und gründete eine eigene Kirche, die sich an die Lehren der wessenbergischen Schule in Deutschland anschloß und besonders von der vornehmen Welt stark besucht wurde, während C. seine meisten Anhänger unter dem Mittelstand und der ärmeren Klasse fand, deren Sympathien er sich besonders durch unentgeltliche und sehr wohlfeile Ausübung der kirchlichen Handlungen zu erwerben wußte. Der Abbé Auzou trat später in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurück. Trotz des Bannfluches, den der Papst über C. aussprach, sah die Julregierung seinem Treiben lange Zeit ruhig zu, und erst am 28. Nov. 1842 wurden die Thüren des neuen Tempels von Polizeiwegen geschlossen. C. begab sich nach Brüssel, protestirte gegen das gegen ihn befolgte Verfahren und begann die Redaktion eines „Réformateur religieux", der jedoch im Mai 1843 unterdrückt wurde. Seitdem scheint C. sein kirchliches Reformationswerk aufgegeben zu haben, denn er begann ein profanes Laiengewerbe, nämlich einen Specereihandel, in dessen Betrieb ihn nur die Februarereignisse von 1848 auf kurze Zeit störten. Der Exreformator richtete wieder Proklamationen ans Volk u. eröffnete auch seine Kirche wieder, fand aber so wenig Zuspruch, daß er sie nach einigen Monaten wieder schließen mußte, worauf er zu seinem Ladentische zurückkehrte. Unter seinen schriftstellerischen Produkten ist das „Le code de l'humanité ou l'humanité ramené à la connaissance du vrai Dieu et au véritable socialisme" (Paris 1838) betitelte Buch hervorzuheben, worin er Dogmatik und Moral auf naturalistische Principien zurückzuführen sucht. Außerdem schrieb er: „Profession de foi de l'église catholique française" (Par. 1831), „Catéchisme à l'usage de l'église catholique française (das. 1833) und verschiedene Flugschriften, Hirtenbriefe und Predigten. Ohne sich der katholischen Kirche wieder in die Arme geworfen zu haben, † er in den ärmlichsten Umständen den 11. Febr. 1857 zu Paris.

Châtelet (aus castellum gebildet), Name der zwei Thürme, durch welche das alte Paris befestigt war, als es sich noch auf den Umfang der alten Stadt, der Cité, beschränkte. Der kleinere nach der Stadt zu gelegene Thurm hieß Petit-Châtelet, der größere nach dem Felde zu gelegene Grand-Châtelet. Letzterer soll von Julius Cäsar erbaut worden seyn, wenigstens bestand er schon 885 zur Zeit der Belagerung der Stadt Paris durch die Normannen. Später wurde er in das Schloß des Grafen von Paris verwandelt und war als solches der Sitz aller königlichen Gerichte der Stadt und Grafschaft Paris, sowie des Lehnhofs; daher nannte man später diesen Gerichtshof selbst C. Die Geschäfte desselben wurden durch 5 Amtsverweser (Lieutenants) geleitet. Einer davon, der Lieutenant général de la police, war seit Ludwig XIV. einer der mächtigsten Staatsbeamten, obgleich er im C. nur die vierte Stelle einnahm. Der gesammte Gerichtshof bestand aus 57 Räthen mit 13 Staatsanwälten und einer großen Anzahl Greffiers, Notarien, Prokuratoren &c. Alle diese Stellen waren käuflich: so kostete die des ersten Civiloberamtmanns 500,000, ein Notariat 40,000 Livres.

Châtelet-Lomont, Gabriele Emilie, Marquise du, geborne Baronin Letonnelier de Breteuil, französische Schriftstellerin, 1706 geboren, lernte frühzeitig die lateinische Sprache und lag eifrig mathematischen u. physikalischen Studien ob. Der Marquis du Châtelet-Lomont, Oberhofmarschall des Königs Stanilaus Lesczinski, gewann unter vielen Mitbewerbern den Preis ihrer Hand. Im Jahr 1733 zog sie sich auf das halb verfallene Schloß Cirey an der Grenze von Champagne und Lothringen zurück, um sich ganz ihren Studien zu widmen. Hier verweilte Voltaire längere Zeit bei ihr und machte sie mit der englischen Sprache und Litteratur bekannt. Später begab sie sich mit ihm nach Brüssel. Sie † zu Luneville den 10. Aug. 1749. Auch mit dem Philosophen Wolf stand sie in lebhaftem Briefwechsel. Ihre erste Schrift war eine Abhandlung über Leibnitz' System, später trat sie aber zu Newtons Ansichten über und übersetzte dessen „Principia" ins Französische mit erläuternden algebraischen Anmerkungen (2 Bde., Paris 1756). Ihre Abhandlung „Traité de la nature du feu" wurde von der Akademie gekrönt.

Chatellerault, Stadt im französischen Departement Vienne, an der hier schiffbar werdenden Vienne, über die eine 460 Fuß lange, steinerne Brücke führt, in einer sehr fruchtbaren Gegend im früheren Oberpoitou gelegen, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, hat mehre Kirchen von bemerkenswerther Bauart und 11,500 Einw., welche viel Eisen- und Stahlwaaren, besonders Messer und Scheeren, sowie Leder, Woll- und Leinenzeuche fabriciren und einen lebhaften Handel treiben. Auch ist hier eine ansehnliche Gewehrfabrik. C. bildete mit der Umgegend die Vicegrafschaft Chatelleraudois, deren Dynasten im 14. Jahrhundert ausstarben, worauf sie nach u. nach an verschiedene Häuser, zuletzt an das Haus Bourbon fiel. König Franz I. erhob sie zum Herzogthum für den Connetable Franz von Bourbon; 1538 ward sie wieder mit der Krone vereinigt, ging aber unter Heinrich III. durch Verpfändung wieder in Privatbesitz über.

Chatham, 1) (Catcham), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, östlich von Rochester, am Medway, eine der Hauptstationen der britischen Flotte mit dem größten Arsenal des britischen

Reichs. Die Werften, deren erste Anlagen aus der Zeit der Königin Elisabeth herrühren, bieten Docks zur Ausbesserung der größten Schiffe, und außerdem sind hier noch mehre Plätze zum Schiffsneubau. Auch befindet sich hier eine vollkommene Sammlung von Blockmaschinerie, ähnlich der zu Portsmouth. Das Armenhaus von C., 1553 unter der Königin Elisabeth gebaut, um die im Kampf mit der spanischen Armada Verwundeten aufzunehmen, steht unter der Leitung des ersten Lords der Admiralität. Berühmt ist auch das hiesige Hospital für invalide See- u. Schiffsbauleute u. ihre Wittwen. Die Stadt hat 20,000 Einwohner, welche sich hauptsächlich mit Schiffsbau auf den Werften und Arbeiten in dem Arsenal beschäftigen.

2) C., australische Inselgruppe, zum Mulgravearchipel gehörig, von einem gefährlichen Korallenriffe umgeben, durch welches der Entdecker Gilbert 1788 einen Durchgang fand.

3) C., australische Inselgruppe, östlich von Neuseeland, bestehend aus 3 Inseln: Pittsinsel (bei den Eingeborenen Rangihaude), Südost- oder Cornwallisinsel (bei den Eingeborenen Rangaura), beide bewohnt, und 3 u. 6 Meilen davon entfernt, die Hauptinsel: Chathaminsel (bei den Eingebornen Warrekauri genannt). Letztere liegt unter 44° südl. Br. u. 176° westl. L. von Greenwich, östl. u. 90 bis 100 Meilen von Neuseeland, sowie nordwestlich u. etwa 1050 Meilen vom Kap Horn oder Amerika's äußerster Südspitze. Ihre größte Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt beinahe 8 und die von Osten nach Westen gegen 9 Meilen, ihre mittlere Breite jedoch nicht über 4—5 Meilen. Ihren Flächeninhalt schätzt man auf ungefähr 22 deutsche □ Meilen. Das Klima wird als sehr angenehm und gesund geschildert. Die Chathaminseln waren in neuerer Zeit Gegenstand vielfacher Diskussion. In Hamburg bildete sich nämlich eine Gesellschaft, welche hier die erste deutsche Kolonie jenseits des Meeres zu gründen und dadurch den ersten Anhaltspunkt einer deutschen Marine zu gewinnen suchte. Diesem Streben trat jedoch England entgegen, indem es verlangte, daß, da die Inseln 1791 von dem Briten Broughton entdeckt und in Besitz genommen worden seyn, die Kolonie auch unter britischer Oberhoheit stehen müsse. Diesem Ansinnen gegenüber litt die Nationalehre die Ausführung des Plans nicht u. die Sache zerschlug sich. Uebrigens wird die Wahl dieser Gruppe zur Kolonisirung eine sehr glückliche genannt; die größte Insel, welche der ganzen Gruppe den Namen gibt, soll sehr fruchtbar und gesund seyn. Die Bewohner dieser Inseln sind mit den Neuseeländern nahe verwandt.

Chatham, William Pitt, Graf von, s. Pitt.

Chatillon, Stadt im französischen Departement Cote-d'or, an der Seine, Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, mit einem Collége, einer öffentlichen Bibliothek und 5000 sehr gewerbfleißigen Einwohnern, welche Wollen-, Baumwollen-, Leder- und Eisenwaarenfabrikation und mit letzterem Gegenstande einen ansehnlichen Handel betreiben. Hier hatten die Herzöge von Burgund eine Burg, von der noch Spuren auf einem die Stadt überragenden Felsen sichtbar sind. Die Stadt ist in der neuesten Zeit besonders dadurch merkwürdig geworden, daß sie vom 5. Februar bis 19. März 1814 Versammlungsort eines Kongresses war, auf dem die alliirten Mächte, während ihre Heere auf französischem Boden siegreich vordrangen, noch einmal mit Napoleon über den Frieden und die Grenzen Frankreichs zu unterhandeln versuchten. England war dabei durch Lord Castlereagh, Oesterreich durch den Grafen Stadion, Rußland durch den Grafen Razumoffsky, Preußen durch den Baron von Humboldt und Napoleon durch den Minister des Auswärtigen, General Caulaincourt, Herzog von Vicenza, vertreten. Den Unterhandlungen sollten die am 27. November 1813 zu Frankfurt gemachten Vorschläge als Grundlage dienen. Nach der Schlacht bei Brienne zog sich Napoleon am 8. Februar über Troyes nach Nogent sur Seine, 23 Stunden von Paris, zurück. Die Verbündeten wollten die französische Armee nicht mit ihrer ganzen Macht verfolgen; Schwarzenberg marschirte daher über Troyes, das er am 7. Februar besetzte, die Ufer der Seine entlang gegen Paris, Blücher über Arcis und Chalons längs der Aube und Marne nach Meaux vor. Statt aber die Heerestheile Yorks, Kleists und Langerons abzuwarten, verfolgte Blücher den Marschall Macdonald in einzelnen Heerhaufen bis tief in die Champagne hinein, so daß ein leerer Raum von drei bis vier Tagesmärschen zwischen ihm und der Hauptarmee blieb, den Napoleon zum Nachtheil der Verbündeten benutzte, indem er plötzlich die Linie, auf der sich die Heerhaufen Blüchers befanden, durch einen Seitenmarsch senkrecht durchschnitt und im Rücken und in der linken Flanke des Feindes vordrang. Unterdessen war der Kongreß am 5. Februar eröffnet worden, in dem Napoleon sich zur Auslieferung aller festen Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern erbot, sobald ihm die Verbündeten einen Waffenstillstand zugestehen würden; diese verlangten jedoch die sofortige Unterzeichnung vorläufiger Friedensbedingungen und sicherten Frankreich unter der Bedingung die alten Grenzen zu, daß ihnen sechs der wichtigsten Grenzfestungen eingeräumt würden. Inzwischen focht Napoleon mit Glück gegen die Armeen der Verbündeten bei Champeaubert, Montmirail, Vauchamps, Etoges und Montereau, während Bubna von Augereau bei Lyon geschlagen wurde, und fühlte sich durch diese Siege so erhoben, daß er die Caulaincourt ertheilte unbedingte Vollmacht, den Frieden abzuschließen, zurücknahm und seine Forderungen höher spannte, als bisher. Fürst Schwarzenberg ging darauf bei Troyes über die Seine, vereinigte sich mit Blücher und stellte sich am 21. Februar längs des rechten Ufers dieses Flusses bei Mory auf. Zuvor war dem Kaiser am 19. Februar ein Waffenstillstand angetragen worden und ein Eilbote aus C. hatte ihm den von sämmtlichen Bevollmächtigten der Verbündeten unterzeichneten Entwurf eines vorläufigen Friedens überbracht. Der in Paris errichtete Regentschaftsrath, dem der Kaiser den Ent-

wurf mittheilte, fand die Bedingungen annehmbar, nicht aber der Kaiser, der mit dem Ausruf: „er sey jetzt näher bei Wien, als die Verbündeten bei Paris“, die Rathschläge verwarf, nichtsdestoweniger mit Oesterreich besondere Unterhandlungen anzuknüpfen suchte. Einen am 23. Februar wiederholten Antrag eines Waffenstillstandes verwarf er ebenfalls, willigte aber in die Fortsetzung der Unterhandlungen zwischen Flahault und dem österreichischen General Ducq, dem Grafen Schuwaloff und dem preußischen General Rauch im Dorfe Lusigny. Während dessen dauerte das Kriegsspiel ohne Unterbrechung fort. Die vier verbündeten Mächte aber vereinigten sich durch den am 1. März zu Chaumont auf zwanzig Jahre abgeschlossenen Vertrag aufs Engste gegen Frankreich zur Herstellung und Behauptung des Friedens. Schwarzenberg schlug die feindlichen Heerestheile unter Macdonald, Oudinot und Gerard zurück, erzwang sich den Uebergang über die Aube, besetzte Troyes und nahm seine frühere Stellung an der Seine wieder ein. Napoleon nahm zwar Rheims, bemächtigte sich der Aisnebrücke bei Bery-au-Bac und griff auf den Höhen von Craone die Generäle Sacken und Woronzoff mit so gutem Erfolg an, daß sich die Russen mit großem Verlust in die Stellung von Laon zurückziehen mußten. Aber diese Stadt, welche den Verbündeten als Waffenplatz diente, griff er zu wiederholten Malen erfolglos an und mußte zuletzt mit großem Verlust abziehen. Die Unterhandlungen zu Lusigny waren indeß am 5. März erfolglos abgebrochen worden und auch die zu C. schienen an der Hartnäckigkeit des Kaisers zu scheitern. Müde derselben, bestimmten die Verbündeten den 10. März als Schlußfrist, allein Caulaincourt legte noch einzelne Punkte vor, die die Sache noch mehr in die Länge gezogen haben würden. Man bewilligte noch eine Frist von fünf Tagen, und am 15. März endlich, nach der Schlacht bei Laon, übergab Caulaincourt einen Friedensentwurf. Napoleon verlangte darin Italien nebst Venedig als Königreich für Eugen Beauharnais und dessen Erben, wollte auf Holland zwar verzichten, jedoch die Niederlande bis zur Schelde und Nymwegen behalten. Das linke Rheinufer sollte Frankreich verbleiben, Joseph für Spanien, Hieronymus für Westphalen, Eugen für Frankfurt, Ludwig für das Großherzogthum Berg, und außerdem Elisa, Talleyrand und Berthier angemessene Entschädigungen erhalten. Wie wenig es aber dem französischen Kaiser mit diesen Vorschlägen Ernst war, erfuhren die Verbündeten nur zu bald. Sie brachen, im Sinne des Traktats von Chaumont, mit der achten Konferenz am 18. und 19. März die Unterhandlungen in C. ab und entwickelten in einer Erklärung, die sie von Vitry aus am 25. März erließen, die Gründe, warum sie es gethan.

Chatoulle (franz.), wohlverwahrter Kasten mit mehren Abtheilungen zur Aufbewahrung von Geld, Kostbarkeiten, wichtigen Papieren ꝛc. Dann versteht man darunter das Privateigenthum eines Fürsten, welches derselbe durch Erbschaft, Kauf oder auf sonstigem Wege erworben hat und in der Regel durch besondere Beamte verwalten läßt.

Chatsworth, Villa in der englischen Grafschaft Derby, prachtvoller Sitz des Herzogs von Devonshire, am Derwent, 6 engl. Meilen von Chesterfield und 141 von London. Hier saß Maria von Schottland 17 Jahre gefangen; noch jetzt nennt man einen Theil des Gebäudes zu ihrem Andenken „Gemächer der Königin von Schottland“. Gärten und Parks haben 9 engl. Meilen im Umfang.

Chattahoochee (Chataouchi), nordamerikanischer Fluß, entspringt im Staate Georgien, Grafschaft Habersham, in den Oeconbergen, einer südlichen Kette der Alleghanies, und mündet in den Flint, worauf der Fluß Apallachicola heißt und in den Meerbusen von Mexiko mündet. Er ist bis zu den Katarakten (32° 30′ nördlicher Breite) schiffbar.

Chatten, s. Katten.

Chatterpoor, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, Provinz Allahabad, Distrikt Bundelkund, so genannt von ihrem Gründer, dem Radschah Charterhaul. Sie liegt nicht weit von den berühmten Pinnah-Diamantminen und war ehemals ein blühender Handelsplatz zwischen Dekan und Benares, mit 20,000 Einwohnern.

Chatterton, Thomas, ein englischer Dichter, dessen Schicksale die allgemeine Aufmerksamkeit nicht weniger auf sich zogen, als sie Gelegenheit zu mancher literarischen Kontroverse gaben. Er war am 20. November 1752 zu Bristol als Sohn armer Aeltern geboren und kam 8 Jahre alt in die Armenschule von Colston. Schwermüthiger Stimmung sich hingebend, wurde er als unfähig übersehen. Gleichwohl schrieb er schon in einem Alter von 11 Jahren eine Satyre auf einen Methodisten, der irdischen Vortheils halber seine Gemeinde verlassen hatte. Bald schlug seine Schwermuth in Eitelkeit um, und nur von Glanz und Ruhm träumend, ergriff er sonderbare Mittel, beides zu erreichen. Als Schreiber bei einem Prokurator zu Bristol beschäftigt, widmete er sich dem Studium der altenglischen Dialekte und mittelalterlichen Dichter, sowie heraldischen Forschungen. Da er mit einigen kleinen Mittheilungen aus alten Pergamenten Beifall fand, so ließ er sich verleiten, Dichtungen in alterthümlichem Style abzufassen und sie ältern Dichtern, namentlich Rowley, unterzuschieben. Sein bisheriger Gönner, Horace Walpole, erkannte aber die Täuschung und wandte sich von ihm ab. Mißvergnügt gab C. darauf seine Stelle auf und ging nach London, wo er für mehre Tageblätter im oppositionellen Sinne schrieb, aber bald in eine so dürftige Lage gerieth, daß er, um vor der Welt als Gentleman zu erscheinen, oft Hunger leiden mußte. In einem Anfalle von Verzweiflung machte er den 25. August 1770 seinem Leben durch Gift ein Ende. Im Jahre 1777 erschienen in einem Band „Poems, supposed to have been written at Bristol, by Thomas Rowley and others etc“, und im folgenden Jahre „Miscellanies in Prose and Verse“, von Th. C., dem „vermuthlichen Verfasser jener unter Rowley's Namen erschiene-

nen Gedichte". Dies gab Gelegenheit zu einer hartnäckigen Streitfrage unter den Kritikern. Die fraglichen Gedichte wurden bei ihrem zweiten Erscheinen mit einem Appendix begleitet, „enthaltend einige Beobachtungen über die Sprache der dem Rowley zugeschriebenen Gedichte", um zu beweisen, daß sie von keinem andern Autor, als Th. C. herrühren. Thomas Warton geht im dritten Theile seiner Geschichte der englischen Dichtkunst von derselben Annahme aus; anderntheils erschienen jedoch mehre Schriften, die ihre ächte Abstammung von Rowley beweisen sollten, unter andern von Jakob Bryant und von Jeremiah Milles. George Catcott von Bristol, ein Bekannter C.s, gibt in der Vorrede zu seiner Ausgabe dieser Gedichte eine ziemlich wahrscheinliche Erzählung, wie die Annahme entstanden sey, Rowley sey der Verfasser. Jetzt ist C.s Autorschaft durch die besten Kritiker anerkannt. C. besaß eine heiße, ungebändigte und darum oft wilde Phantasie. Ueberschwängliche Kritiker nennen ihn den größten Dichter seines Vaterlandes, wo nicht der ganzen Welt und überschütten England mit den härtesten Vorwürfen, daß es einen solchen Genius verkümmern ließ. Eine Ausgabe von C.s Werken zum Besten seiner Schwester, Mrß. Newton, war 1799 angekündigt, aber sie erschien erst 1803 in 3 Bänden mit C.s Leben von G. Gregory.

Chaucen, ein Volk im nördlichen Germanien, welches längs den Ufern des Oceans von der Ems bis zur Elbe wohnte und unmittelbar an die Friesen stieß, von welchen es die Ems trennte. Im Süden waren die C. Nachbarn der Chamaver, Amsivarier und Cherusker; nach Vertreibung der Amsivarier aber reichte ihr Gebiet in einem südlichen Winkel bis zu dem Lande der Katten. Daß sie zu den bedeutenderen Völkern gehört haben, beweist schon ihre Eintheilung in die großen und kleinen C., von denen jene zwischen der Ems und Weser, die kleinen im Braunschweig-Lüneburgischen saßen. Die C. waren ein armes Fischervolk, welches nur durch Dämme Sicherheit gegen die Fluth fand, keine Viehzucht noch Jagd treiben konnte, Regenwasser in Gruben sammelte, aber sein ärmliches Daseyn der Knechtschaft weit vorzog. Nebst den Friesen waren sie frühzeitig Verbündete der Römer, kämpften in ihren Heeren und hatten eine römische Besatzung in ihrem Lande. Drusus und Tiberius zogen durch ihr Land und wurden im Kampfe gegen die Cherusker von ihnen unterstützt. Auch dem Germanicus leisteten sie, als seine Flotte im Sturm vernichtet ward, bereitwillig Beistand. Dieses gute Einvernehmen zwischen Römern und C. hörte aber auf, als die Römer die C. als ihre Unterthanen behandeln wollten. Das zum Bewußtseyn gekommene Volk verwüstete die gallischen Küsten und unterstützte den Civilis im batavischen Kriege. Für die wachsende Macht der C. zeugt die Vertreibung der Amsivarier, deren Gebiet sie später den Longobarden abtreten mußten. Nachmals machten sie, im Bunde der Sachsen und nebst den Franken zu den kriegerischsten Völkern Germaniens gezählt, wiederholte Streifzüge in das westliche Gallien. Damals hatten sie sich schon so weit ausgebreitet, daß sie als die eigentlichen Beherrscher des Rheins, aber zugleich auch noch als Anwohner der Elbe erscheinen. In der Folge besetzten die Friesen ihre Küsten, und das Binnenland gehörte zum Sachsenland.

Chaucer, Geoffrey, der „Morgenstern der englischen Dichtkunst", ward um 1340 (nicht 1328, wie gewöhnlich angegeben wird) zu London geboren, und zwar aus einer dem ritterlichen Stande angehörigen Familie, erhielt die gewöhnliche Erziehung eines Mannes von Stand und studirte während seiner Studienzeit auf einer der beiden Hochschulen seines Vaterlandes, Oxford oder Cambridge, die geläufigeren Schriftsteller des klassischen Alterthums, wie aus zahlreichen Citaten seiner Schriften erhellt. In diesen findet sich nirgends eine Andeutung, daß er sich einem besonderen Fachstudium gewidmet habe; überhaupt scheint er sich nach Vollendung seiner Studien vielmehr im Gewühl des Lebens, als in der Einsamkeit des Zimmers gebildet zu haben. Im Jahr 1359, um dieselbe Zeit, als Eduard III. ein Aufgebot zum Heereszug nach Frankreich erließ, trat er in die Armee ein, gerieth aber wahrscheinlich in französische Gefangenschaft, aus welcher ihn indeß der Friede von Bretigny schon im nächsten Jahre wieder befreit haben mag. Wenigstens sehen wir ihn bald darauf nicht nur auf freiem Fuße, sondern auch bei Hof in Gunst und Rang. Er trat hier zunächst in die Charge eines Edelknechts (Valet Yeoman) ein, welche unter den niedern Hofchargen die zweite Stelle einnahm, und erhielt durch ein Patent von 1367 einen Jahrgehalt von 20 Mark (280 Thaler). Im Jahr 1370 ward er in königlichem Auftrag über das Meer, wahrscheinlich nach Frankreich, geschickt, 1372 aber zum königlichen Squire (ecuyer, scutifer, eigentlich Schildhalter) ernannt und in dieser Eigenschaft mit zwei andern Edelleuten mit einer Mission nach Genua betraut. Um diese Zeit vermählte er sich auch mit einer Hofdame der Königin Philippe, Namens Philippe, der Tochter eines Ritters Pagan de Rouet (oder Roett) und der Schwester der Katharina Swynford, der nachmaligen Geliebten und Gemahlin des königlichen Herzogs John von Lancaster, welche ihm eine Rente von 10 Mark zubrachte. Einen weitern und, wie es scheint, sehr beträchtlichen Zuwachs erhielten seine Einnahmen durch seine 1374 erfolgte Ernennung zum Steuerkontroleur über die Abgaben von Wolle und Wein im londoner Hafen, welche Stelle übrigens keineswegs eine Sinekure war, denn es wurde ihm in seinem Bestallungsdekret ausdrücklich zur Pflicht gemacht, daß er eigenhändig die Register schreibe, am betreffenden Orte sich dauernd aufhalte und alle seine dienstlichen Funktionen in eigner Person verrichte. Uebrigens scheint sich C. als Welt- und Lebemann bei diesem Aemtchen und dem, was es abwarf, sehr wohl befunden und trotz seines Kontrolirens und eigenhändigen Registrirens noch Zeit und Laune für seine Verse in Hülle und Fülle erübrigt zu haben, da er deren an 50,000 und darüber hinterlassen hat. Auch ward er unter derselben Regierung noch zweimal zu Botschaften ins Ausland verwendet, das letzte Mal behufs einer

Friedensunterhandlung mit dem französischen Hofe. Nach Eduards III. Tode blieb er noch mehre Jahre im Genuß seiner Aemter und Revenüen und erfreute sich auch des Vertrauens des neuen Herrschers Richard II. in dem Maße, daß er von diesem wieder zu höchst wichtigen Sendungen ausersehen ward, zuerst als Mitglied einer Gesandtschaft an den französischen Hof, um wegen der Vermählung Richards mit einer Tochter des Königs von Frankreich zu unterhandeln, dann in gleicher Eigenschaft zu einer Mission an den Herzog Bernhard Visconti von Mailand in einer politischen Angelegenheit, deren Detail aus den betreffenden Urkunden aber nicht erhellt. Daß er namentlich zu John von Gaunt, dem Herzog von Lancaster, der in verschiedenen Zeitpunkten dieser Periode einen bedeutenden Antheil an der obersten Leitung des englischen Staats hatte, in näherer Beziehung stand, dafür zeugt ein Trauergedicht, das er auf den 1369 erfolgten Tod der jugendlichen Herzogin Blanca, der Gemahlin Johns, verfaßt hat; dann aber auch ein Jahrgehalt von 10 Mark, welches C.s Gattin Philippe seit 1372 von dem Herzog bezog, sowie die reichen Geschenke, die sie späterhin als Ehrendame der zweiten Gemahlin des Herzogs, Konstanze de Pedilla, empfing. Plötzlich aber, wahrscheinlich 1387, trat ein verhängnißvoller Glückswechsel im Leben des Dichters ein, der ihn nicht nur seiner Ehren und Einkünfte beraubte, sondern auch zu wiederholten Malen unter dem Vorwande seiner Theilnahme an gewissen Verbindungen in den Kerker brachte. Diese Verbindungen, in die sich C. auf Veranlassung hochstehender Personen eingelassen, waren politischer Natur, mußten aber, da er sie selbst als Verirrungen seiner früheren Jugend bezeichnet, wahrscheinlich nur den ostensibeln Grund zu seinem Sturze und zu seiner Verhaftung abgeben. Ueber die eigentliche und nächste Veranlassung dazu läßt er uns völlig im Dunkeln. Man hat dieselbe mit einem unbedeutenden Bürgeraufstand von 1367 oder mit den kirchlichen Reformbestrebungen Wicliffe's in Verbindung bringen wollen; doch erklärt sich C.s Sturz viel besser daraus, daß er als Mitglied des stürmischen Parlaments von 1386, welches die Minister der Krone in Anklagestand versetzte und dem König selbst einen Verwaltungsrath aufnöthigte, der ein Jahr lang faktisch souveräne Gewalt im Lande übte, gleichwohl an der Hofpartei, der er nach Stellung wie nach Neigung angehörte, festhielt u. in jener aufgeregten Sitzungsperiode des Parlaments mit der unterliegenden Minorität stimmte, wodurch er der siegenden Partei Glocesters hinlänglich gekennzeichnet ward, um ein Opfer ihrer Rache zu werden. Frühere Pläne aus seiner Jugendzeit, bei denen er sich mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe betheiligt hatte, mochten dabei an den Tag kommen und einen erwünschten Vorwand zu seiner Verhaftung und Amtsentsetzung bieten. Als Richard sich nachmals wieder ermannte und seinem Ingrimm gegen seine Feinde freien Lauf ließ, gedachte er schwerlich des alternden Dichters, dessen politische Bedeutung jedenfalls untergeordneter Natur war. Erst als John von Lancasters Sohn, Heinrich Bolingbroke, den Thron bestieg, wurde C.s kleinem Jahrgehalte von 20 Mark, den man ihm gelassen, die erhebliche Summe von 40 Mark zugelegt. Aber der Dichter genoß diese Unterstützung kaum ein Jahr. Er †, nach Angabe einer allerdings erst später verfaßten Grabschrift, den 25. Okt. 1400 und wurde, der erste Dichter Englands, in dem Theile der Westminsterabtei beigesetzt, der seitdem den Namen des Poetenwinkels erhalten hat. Ein Produkt seiner Gefangenschaft war sein „Liebesvermächtniß“, eine Nachahmung des berühmten Werks des Boëthius, „De consolatione“, welches er ebenfalls ins Englische übersetzte. C.s Werke sind in verschiedenen Handschriften aufbewahrt und nachher häufig gedruckt worden. Eines der ersten Produkte von Cartons Presse ist eine Ausgabe der „Canterbury-Erzählungen“ ohne Datum, aber um 1475 gedruckt. Seine Werke erschienen gesammelt zuerst 1542, am vollständigsten von Ury (London 1721), dann in 14 Bdn. (daselbst 1782). Eine kritische Ausgabe der „Canterbury-tales“ mit Glossar besorgte Tyrrwhitt (2 Bde., London 1798 u. ö.); eine modernisirte Umarbeitung lieferte Ogle (3 Bde., daselbst 1741). Den Abdruck einer gleichzeitigen Handschrift mit Anmerkungen besorgte Wright (3 Bde., Lond. 1847—1851); eine deutsche Uebersetzung begann Fiedler (Bd. 1, Dessau 1844). Eine Ausgabe der „Poetical works“ (6 Bde., London 1845), sowie das „Romaunt of the rose, Troilus and Cressida and minor poems“ (daselbst 1846) veranstaltete Nicolas. C. mußte die Sprache gewissermaßen erst schaffen, in der er schrieb; denn auch in England herrschte die Unsitte, daß man lieber in fremden Zungen sprach u. darüber die eigene Muttersprache vernachlässigte. Sein Hauptverdienst in Bezug auf die Versifikation besteht darin, daß er sie natürlicher, regelmäßiger und gedrängter machte, indem er die Alliteration abschaffte und den unregelmäßigen Alexandriner in eine kunstgerechtere Form brachte. Sein Versmaß, die zehn- und achtsylbige Zeile, ist fast von allen englischen Dichtern, von Spencer bis Byron, beibehalten worden. Lebhafte Phantasie, Eleganz und Schönheit der Beschreibungen zeichnen alle seine Werke aus; aber seine Stärke bestand in der Schilderung des Lebens der Menschen. In seinen unsterblichen „Canterbury-Erzählungen“ („Canterbury-tales“), welche an Boccaccio's Manier erinnern, bringt er einen bunten Haufen allerhand „sündhaften Volkes“ zusammen, das kameradschaftlich auf einer Wallfahrt zu dem Schrein des heiligen Thomas von Becket zu Canterbury begriffen ist; zu allgemeiner Belehrung und Unterhaltung erzählt Jeder nach der Reihe eine Geschichte, deren Details, mit den Umständen, die sie hie und da unterbrechen, und der Beschreibung des Charakters und Wesens der Personen selbst ein lebendiges und interessantes Gemälde bilden. Nichts übertrifft die Kunst, mit welcher die Lebensart und die Eigenthümlichkeiten der Pilger in der Haupteinleitung geschildert sind. Jede einzelne Erzählung ist ein wahrer Schatz von Humor und ein Zeugniß genauester Kenntniß der menschlichen Natur, weshalb dieses Werk C.s stets eine der schönsten Zierden der englischen Literatur seyn wird. Vgl.

Godwin, History of the life and age of G. C., 2 Bde., London 1803; Nicolas, Life of C., das. 1844; Gomont, G. C., Paris 1847.

Chaudes Aigues, nach ihren heißen Mineralquellen benannte Stadt im französischen Departement Cantal. Die Quellen, früher bekannt unter dem Namen Calentes Bajae, sind von einer sehr hohen Temperatur (60° R.). Ihr Wasser ist klar, durchsichtig, ohne einen bemerkbaren Schwefelgeruch und einen bestimmten Geschmack, sehr weich, fast fettig anzufühlen, der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, bildet es nur einen schwachen ockerartigen Niederschlag, zuweilen ein fettiges Häutchen auf der Oberfläche. Es enthält nach Chevalier besonders kohlen-, salz- u. schwefelsaures Natron, Eisenoxyd, Kieselerde und kohlensaures Gas. Getrunken wirkt es gelinde eröffnend, wird benutzt als Getränk, Bad u. Douche und besonders gerühmt bei Neuralgien, Anchylosen und Lähmungen.

Chaudet, Antoine Denis, einer der ausgezeichnetsten französischen Bildhauer neuerer Zeit, geboren den 31. März 1763, war ein Schüler Stoufs und trug schon im 21. Jahre bei der Akademie den ersten Preis davon. In Rom traf er mit dem berühmten Drouais zusammen, mit dem er die innigste Freundschaft schloß. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er Mitglied der Akademie und später Professor an derselben. Seine erste größere Arbeit war ein Basrelief unter dem Peristyl des Pantheons, einen sterbenden Krieger darstellend, den der Genius des Ruhms unterstützt. In rascher Folge lieferte er darauf: die Statue Napoleons, welche im Saale des gesetzgebenden Körpers aufgestellt wurde; das die Dichtkunst darstellende Basrelief im innern Hofe des Louvre; die Statue des Friedens für die Tuilerien; die des Cincinnatus für den Saal des Senats; die Büsten Sebastian Bourbons, Belisars, Malesherbes', Denons, Fourcroy's, des Kardinals Maury, Sabatiers und Leroy's. Fast alle seine Werke tragen das Gepräge griechischer Einfalt und Wahrheit, Anmuth und Kraft, was um so mehr zu bewundern ist, da sein Leben in eine Zeit fällt, wo der verdorbenste Geschmack in seiner Kunst herrschte. Für eins seiner gelungensten Werke erklärt man die Statue eines jungen Mädchens, welches über eine Sinnpflanze, die unter ihren Händen sich zusammenzieht, in Erstaunen und Nachdenken geräth, und die des jungen Cyparissus. C. † den 19. April 1810. Seine Gattin, Elise, geb. Gabiou, geboren zu Paris 1767, zeichnete sich als Malerin aus. Ihre Porträte und Genrebilder im Geschmacke Greuze's sind gut gezeichnet, von schönem Kolorit und mit Geschmack und Leichtigkeit ausgeführt.

Chaudierre, Fluß in Canada, entspringt im Lake Megantic in Untercanada und fällt nach einem nördlichen Lauf von 102 Meilen in den St. Lorenzstrom, 6 Meilen über Quebek. Seine Breite schwankt von 350 bis zu 600 Ellen; seine Ufer sind abschüssig und waldig und der Strom ist durch zahllose Inseln getheilt. Hauptsächlich merkwürdig ist er seiner schönen Fälle wegen, 4 Meilen vor seiner Vereinigung mit dem St. Lorenzstrom. Der Strom rauscht nicht weniger als 360 Fuß breit aus dem Schatten eines dichten Waldes und dehnt sich vor dem Katarakt noch beträchtlich aus. Ungeheure Massen zerbröckelter Felsen hemmen plötzlich seinen Lauf und drängen sein Wasser einen Abhang von 120 Fuß senkrechter Tiefe nieder. In der Größe wird dieser Wasserfall nur von dem des Niagara, aber an malerischem Effekt von keinem anderen der Welt übertroffen. Das Wasser rauscht in majestätischen Bögen herab, welche das Land rings zu umspannen scheinen und Alles zu verschlingen drohen; an andern Stellen wird es durch Felsstücke unterbrochen, die weit über den Wasserspiegel emporragen, so daß das tobende Element an ihnen zerschäumt und als feiner Staubregen herabstürzt, bis es sich mit der siedenden Brandung wieder vermischt. Ufer voll unermeßlicher Wälder bilden die Staffage des großartigen Gemäldes.

Chaudrun (Chudrun), s. Gudrun.

Chauken, s. Chaucen.

Chaulieu, Guillaume Amfrye de, französischer Dichter, geboren 1639 zu Fontenay, zeichnete sich früh durch geistreiches Wesen aus und erwarb sich die Gunst des Herzogs von Vendôme und dessen Bruders, des Großpriors von Malta, der ihm die Abtei von Aumale und andere Pfründen verschaffte, die ihm ein Einkommen von 30,000 Livres abwarfen. C. war Freund u. Schüler de la Chapelle's u. ist das treueste Ebenbild von dessen Leben u. Schriften, anmuthig spielend mit den Freuden der Geselligkeit, sorglos um Kunstgestalt, in einzelnen Zügen seltene Geistesbildung andeutend. Es gibt keine Gattung der gesellschaftlichen Poesie, die C. nicht mit Erfolg geübt hätte. In allen findet man, bei vieler Nachlässigkeit und bei all den Fehlern, welche aus allzu bequemer Bewegung entspringen, einen guten Geschmack, lebendige Einbildungskraft, glänzende Gedanken und eine verführerische Anmuth, die zum Theil selbst aus seinen Mängeln entspringt. Diese Spiele der fröhlichen Kunst trieb er bis in ein hohes Alter, und auch da war die Quelle seiner Heiterkeit noch so unversieglich, daß er, von podagraischen Schmerzen gefoltert und des Gesichts beraubt, gleichsam auf seinem Grabe, wie ein zweiter Anacreon, sang. Auch nannte man ihn l'Anacréon du Temple, weil er im Tempel des Herzogs von Vendôme Hausgenosse war. Er † den 27. Juni 1720. Seine Gedichte wurden zuerst mit denen von La Fare (Amsterdam 1724), am vollständigsten von Launay (2 Bde., das. 1733) herausgegeben.

Chaumette, Pierre Gaspard, einer der überspanntesten Revolutionsmänner, geboren 1763 zu Nevers als der Sohn eines Schuhmachers, hatte wissenschaftliche Studien gemacht, dann Schiffsdienste genommen und befand sich 1789 als Schreiber bei einem Prokurator in Paris, als die Revolution ausbrach. Camille Desmoulins führte ihn auf die damals üblichen Bahnen zur Volksgunst; doch blieb er, trotz seiner Theilnahme an den Sitzungen der Cordeliers, sowie an der Herausgabe des Journals „Les Révolutions de Paris“, in untergeordneter Stellung. Erst der 10. August und die Septembermetzeleien gaben auch ihm Gelegenheit, eine

Rolle zu spielen. Kurz nachher wurde er Prokurator der pariser Gemeinde, nannte sich nun, um seine christlichen Namen los zu werden, Anaxagoras und trat unermüdlich mit den überspanntesten Vorschlägen auf. Die Errichtung des Revolutionstribunals, das Gesetz wegen des Maximums, sowie das gegen die Verdächtigen, sogar die Feste der Vernunft rc. gingen zum großen Theil von ihm aus, oder wurden durch ihn in Vollzug gesetzt; er schlug sogar vor, daß Jedermann hinfort nur Holzschuhe tragen und Kartoffeln essen dürfe. Als er endlich auch in den Hebertisten eine gegen Cordeliers, Jakobiner und Konvent operirende Partei schuf, machten Robespierre und Danton seinem und seiner Genossen, Heberts, Cloots' rc. Treiben ein Ende. Er wurde am 13. April 1794 guillotinirt.

Chaumont, 1) Hauptstadt des französischen Departements Obermarne, in der Champagne, am Zusammenfluß der Suize und der Marne gelegen. Die Stadt ist mit alten Mauerresten umgeben, hat 4 Kirchen, einen schönen Markt, ein Ursulinerinnenkloster, ein Hospital rc., ist Sitz der Departementsbehörden, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Ackerbaugesellschaft, hat ein Collége, eine ansehnliche öffentliche Bibliothek, ein Mineralienkabinet, einen botanischen Garten u. schöne Promenaden u. an 7000 Einwohner, welche Eisen- u. Stahlwaaren-, Handschuh-, Strumpfwaarenfabriken, sowie Gerbereien, Wachsbleichen und Färbereien, auch einen lebhaften Produktenhandel betreiben. In der Nähe sind Eisengruben. Hier wurde der in der Geschichte einzig dastehende Allianzvertrag vom 1. März 1814 zu dem Zwecke abgeschlossen, die Befreiung Europa's von Napoleons Druck zu bewerkstelligen und einen dauerhaften Weltfrieden herbeizuführen. Im Fall nämlich der Friede durch die Unterhandlungen von Chatillon (s. d.) nicht erreicht werden könnte, sollte jener Vertrag die zwischen den Verbündeten bereits bestehenden Verpflichtungen zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs noch fester machen. Und zwar schlossen die Großmächte hier nicht nur ein Defensiv- und Offensivbündniß gegen die Person Napoleons, sondern sie entwarfen schon damals den Plan zur jetzigen äußeren politischen Gestaltung Europa's; denn sogar darüber war man in C. übereingekommen, daß Deutschland ein Bundesstaat werden müsse. Dabei war in der Art der Unterhandlung selbst nur wenig Gemeinsames, die meisten Angelegenheiten machte jede Großmacht mit den drei übrigen auf besonderen Wegen ab, nur die Gefahr der Gegenwart schien die vier Arme um Einen Schwertgriff vereinigt zu haben, obgleich der Vertrag selbst mit 20jähriger Gültigkeit ausgestattet wurde. Unterzeichnet wurde er vom Fürsten Metternich für Oesterreich, vom Grafen Nesselrode für Rußland, vom Lord Castlereagh für England und vom preußischen Staatsminister von Hardenberg. Ein zweiter Vertrag von C., am 3. März von Metternich mit dem Herzog von Campochiaro und dem Prinzen Cariati abgeschlossen, bestätigte Murat im Besitze der im Kirchenstaat und Neapel gelegenen Güter der Familie Farnese.

2) C., ein dichtbewaldeter Berg östlich bei Neuenburg, der Anfang jener Kette des Juragebirgs, die sich bis zum Chasseral hinaufzieht. An seinem östlichen Fuße liegen die Dörfer Cornaux und Cressier und hinter demselben das schöne fruchtbare und stark bevölkerte Val de Ruz.

Chausay-(Chausey-)Inseln, zum französischen Departement Manche im Bezirk Avranches gehörige Inselgruppe in der Bai von Cancale, bildet drei Lieues nordwestlich von Granville einen Archipel von 5 Seemeilen Länge und 2 Seemeilen Breite. Ihr Anblick zur Ebbezeit ist der einer sandigen Küstenfläche, aus welcher zahllose Granitfelsen hervorragen und die von der Fluth größtentheils bedeckt wird. Trotzdem bieten diese Inseln vortreffliche Weiden dar; außerdem liefern die Seepflanzen 150 Tonnen Soda im Jahr, und auch der Granit des Archipels ist Gegenstand bedeutender Ausbeutung.

Chaussard, Pierre Jean Baptiste, französischer Dichter und Schriftsteller, bekannt durch seine Betheiligung an der französischen Revolution, geboren zu Paris den 29. Januar 1766. Nachdem er unter Dupuis, dem Verfasser der „Origine de tous les cultes", seine Studien vollendet, ward er Advokat, ohne jedoch seine ursprüngliche Neigung zur Literatur zu unterdrücken. Er hatte 1787 eine Ode auf den Heldentod des Herzogs von Braunschweig drucken lassen, die ihm einen Platz in Rivarols „Petit Almanach" verschaffte. Zwei Jahre darauf veröffentlichte er seine „Théorie des lois criminelles", vertheidigte die Principien der Revolution in mehren Flugschriften und war einer der Redakteure des revolutionären Journals „La Sentinelle". Im Jahr 1792 schickte ihn das Ministerium Lebrun mit dem Titel eines Kommissärs der exekutiven Gewalt nach Belgien, um revolutionäre Ideen dort zu verbreiten. C. verfuhr auf so heftige rücksichtslose Weise, daß sich Dumouriez gezwungen sah, ihn von Brüssel abzurufen. Er verließ bald darauf in Unwillen Belgien, fest entschlossen, Dumouriez zu denunciren. Seine Dienste wurden mit dem Sekretariat der Mairie von Paris, später mit dem des Wohlfahrtsausschusses belohnt. Im Prozeß Miranda's als Zeuge aufgerufen, gab er eine so vortheilhafte Schilderung von diesem General, daß er viel zu seiner Lossprechung beitrug. Durch seinen Gönner La Revelliere-Lépeaux wurde er später Generalsekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, legte aber dieses Amt bald nieder und widmete sich ausschließlich literarischen Arbeiten. Im Jahr 1803 wurde er Professor der schönen Wissenschaften zu Rouen, dann in Orleans, Nismes und endlich an der Universität zu Paris. Durch die Restauration aus letzterer Stellung verdrängt, † er den 30. Sept. 1823. Mit vielseitigen Kenntnissen verband er ein biegsames Talent und eine große Leichtigkeit der Schreibart. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „De l'Allemagne et de la maison d'Autriche" (1792), ein Buch, das die Regierung mehre Male drucken und unentgeltlich vertheilen ließ: „Mémoires historiques et politiques sur la révolution de la Belgique" (1793); „De l'education des peuples" (1793); „Jeanne d'Arc, recueil historique et complet" (1806). Mehre seiner Werke beziehen sich auf das römische

und griechische Alterthum. Sein bestes Werk ist aber das Lehrgedicht: „Epitre sur quelque genre, dont Boileau n'a pas fait mention“ (1811, umgearbeitet unter dem Titel: „Poétique secondaire ou essai didactique“, 1817).

Chausée (franz.), aufgeworfener Damm, Wasserdamm; Dammweg, Hochweg; Kunststraße; s. Straßenbau.

Chauveau, 1) Chauveau-Lagarde, Claude François de, einer der berühmtesten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, war geboren zu Chartres 1767. Unter die namhaftesten seiner Klienten, die er stets mit einem todesverachtenden Muthe bis zum letzten Augenblick vertheidigte, gehören, außer der Königin, Charlotte Corday und Brissot. Auch Miranda rettete er vom Tode. Wie nach der Vertheidigung der Königin mußte er auch später im Gefängniß büßen und wurde erst durch die Vorgänge des 9. Thermidor frei. Im Jahr 1797 trat er als Vertheidiger des Abbé Brottier auf. Unter Napoleon fungirte er als Advokat beim Staatsrathe; 1814 ward er von Ludwig XVIII. geadelt und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Während der 100 Tage führte er die Sache des Generals Bonnaire, über die er 1816 einen „Exposé simple et fidèle de la conduite du général Bonnaire“ veröffentlichte. Die freien Farbigen auf Martinique vertrat er 1826 gemeinschaftlich mit Isambert. Im Jahre 1828 wurde er Rath am Kassationshof, welchen Posten er jedoch später an seinen Sohn, Pierre Aimé Urbain de C., abtrat, um sich die Ruhe des Landlebens zu gönnen. Er † am 20. Februar 1841 zu Paris. Außer dem Genannten und mehrem Juridischen schrieb er: „Notice historique sur le procès de Marie Antoinette“ (Paris 1816).

2) Adolphe C., geachteter Advokat der Gegenwart, Professor der administrativen Rechtswissenschaft zu Toulouse, bekannt durch seine gediegene „Théorie du code pénal“ (4 Bde., Paris 1836).

Chauvelin, Bernard François, Marquis von, französischer Politiker und Redner, war den 29. November 1766 geboren, wurde in der pariser Militärschule gebildet und erfaßte trotz seiner aristokratischen Abstammung und Erziehung (sein Vater war französischer Generallieutenant, Minister und Gesandter und durch Geist und Anmuth eine bewunderte Zierde des Hofs und der vornehmen Welt) beim Ausbruch der Revolution, wo er bereits im Heer diente, die neuen politischen Grundsätze mit allem Feuer der Jugend. Als Rochambeau 1791 die Vertheidigung der Nordgrenze übertragen ward, ernannte er C. zu seinem ersten Adjutanten, und dieser bewährte sich nicht nur im Dienst so vortrefflich, sondern zeigte außerdem noch so viele Talente und Kenntnisse, daß Dumouriez sich bewogen fand, auf seine Ernennung zum Gesandten in London hinzuwirken. Als nach Ludwigs XVI. Hinrichtung England alle Verbindungen mit Frankreich abbrach, kam C. nach Paris zurück; aber auch eine zweite Gesandtschaft, nach Florenz, vereitelte der dortige englische Gesandte, der dem Großherzog eröffnete, daß, wenn C. nicht binnen 24 Stunden die Stadt verlasse, er Livorno bombardiren lassen werde. Den Männern des Schreckens war C., weil zu vornehm und mild, verdächtig; er mußte ins Gefängniß wandern, und erst der 9. Thermidor schenkte ihm die Freiheit wieder. Nach dem 18. Brumaire ward er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Als solches begann er mit Benjamin Constant und einigen Anderen einen heftigen Kampf gegen die Uebergriffe des Konsulats in die Rechte des Volks, namentlich erfuhr die Errichtung der Ehrenlegion seine bittersten Anfeindungen. Die Folge davon war, daß ihn Bonaparte aus dem Tribunat entfernte. Erst 1803 zog ihn der erste Konsul, der C.s Charakter und Geist seine Achtung nicht versagen konnte, wieder in den öffentlichen Dienst als Präfekten des Departements der Lys. Hier waltete C. 8 Jahre zum Segen des Volks, wurde dann Staatsrath und ging kurz nachher als Generalintendant nach Katalonien. Der Sturz des Reichs trieb ihn nach Paris zurück. Auch die Bourbonen kehrten zurück, aber trotz aller Maßregeln der Restauration war C.s Name unvergessen geblieben, das Departement Côte-d'or wählte ihn zu seinem Abgeordneten in der Deputirtenkammer, und seit dieser Zeit stand C. als der gewandteste Redner für die Sache der Nation der Bourbonenregierung gegenüber. Kein anderer Redner der Kammer übertraf ihn im Improvisiren, an geistreichen und scharfsinnigen Antworten, an Gegenwart des Geistes und an witzigen, oft belustigenden Angriffen und Vertheidigungskünsten. Im J. 1829 mußte er wegen Kränklichkeit aus der Kammer austreten, in die er erst nach dem Sieg der Julirevolution wieder eintrat. Er wirkte hier nach alter Weise, bis ihn am 9. April 1832 die Cholera hinraffte.

Chauvenismus (vom franz. chauve, kahl), Bezeichnung solcher Reden und Schriften, welche Gegenstände und Personen behandeln, die man für nicht mehr modern, für nicht mehr an der Zeit erklärt.

Chauvin, Jean, s. v. a. Calvin.

Chaux-de-Fonds, la, ansehnliche Pfarrgemeinde im schweizer Kanton Neuenburg, bildet eine eigene Meierei in der Grafschaft Valangin, liegt 3075 Fuß über dem Meere, 1735 F. hoch über dem neuenburger See, in einem von Frankreich begrenzten, einförmigen und öden Jurathale und ist berühmt wegen der Großartigkeit ihrer Industrie- und Handelsbestrebungen. Die Meierei C. grenzt an die Meiereien les Brenets, le Locle, Valangin, das berner Oberamt Courtelari und wird durch den Doubs (Dubis) von Frankreich getrennt, bildet ein hohes Bergthal des Jura, ist steinig, uneben und unfruchtbar, hat rauhes Klima, aber gesunde Luft und zahlreiche, gute Weiden, und eignet sich deshalb zur Werkstätte der Industrie. Im Thale liegen, einzeln oder in kleineren oder größeren Gruppen, über 600 Häuser; letztere bilden die Ortschaften C., oder schlechtweg das Dorf genannt, Vallanvron, au Pélard, la Tour, Petit-Versoix, les Bulles, le Bas-Monneur, le Corps-de-Garde, Fontaine-beau-Fonds, Sombailles &c. Die meisten Gebäude haben ein wohnliches, geschmack-

volles, oft luxuriöses Aussehen, ein Zeichen des Wohlstandes, der Kunstliebe und der Bildung der Bewohner. Diese, etwa 9000, treiben außer der Viehzucht und der Ausfuhr von Schlachtvieh und Käsen besonders Fabrikation von Uhren, mathematischen und physikalischen Instrumenten, Bronze-, Eisen-, Stahl- u. Goldwaaren und außerdem alle Gewerbe, ohne welche die Uhrmacherkunst nicht in ihrem ganzen Umfange betrieben werden kann, als Petschierstecherei, Emailmalerei, Feilenhauerei, Kunsttischlerei &c. Das Dorf C. könnte, seiner Bedeutung, Bauart, Bevölkerung &c. gemäß, auch eine Stadt heißen. Die sehr wohlhabende Gemeinde hat ein Rathhaus (maison de ville), eine Chambre d'éducation, Chambre de charité, ein Comité de bienfaisance &c., ferner treffliche Elementar- u. höhere Schulen, ein Arbeitshaus für arme Mädchen &c. Gemeinnützige Anstalten sind ferner ein stets wohlversehener Gemeindespeicher, eine rumfordsche Suppenanstalt &c. Ein großer unterirdischer Kanal leitet den Wasserüberfluß ab und treibt 60 Fuß tief noch zwei Mühlen. Wochen- und Jahrmärkte, Bankiers, treffliche Kunststraßen &c. befördern den regen Verkehr C.'. Es ist auch Sitz der Mairie und der Cour de justice, eines aus 12 Mitgliedern und 12 Stellvertretern bestehenden Gerichtshofs. Unter den Gebäuden zeichnet sich, außer den Rath-, Schulhäusern &c., die Kirche aus, welche nach dem großen Brande von 1794, welcher C. verwüstete, in großartigem Style wieder aufgebaut wurde.

Chaves (auch **Chiaves**), Stadt in der portugiesischen Provinz Tras-os-Montes, an der galicischen Grenze, auf einer Anhöhe an der Tamega, über welche hier eine altrömische steinerne Brücke von 18 Bogen führt. Der Ort hat doppelte Mauern, Außenwerke, eine Citadelle und Forts, die aber zu Ruinen zusammengefallen sind. Die Einwohner, deren Zahl einige Geographen zu 5200, andere viel höher angeben, treiben Getreide-, Flachs- und Seidenbau. In der Nähe sind die schon den Römern als Aquae Flaviae bekannten warmen Heilquellen.

Chaves, Emanuel de Silveyra Pinto de Fonseca, Graf von Amarante, Marquis von, Haupturheber der portugiesischen Revolution, welche die Herstellung des Absolutismus u. die Erhebung Dom Miguels zum Zwecke hatte, geboren zu Villareal in Portugal aus einer der ältesten Familien dieses Landes, trat früh in den Waffendienst und focht mit Auszeichnung an der Spitze eines portugiesischen Hülfscorps in den Jahren 1809—1814 den Unabhängigkeitskampf der Halbinsel mit. Noch berühmter aber machte er seinen Namen durch die Energie, mit welcher er 1823 die konstitutionelle Partei bekämpfte. Unterstützt insbesondere von der Königin Charlotte, der Schwester Ferdinands VII. von Spanien, und der klerikalen Partei, erhob er den 23. Februar 1823 zu Villareal in der Provinz Tras-os-Montes die Fahne der Revolution zum Sturz der von den Cortes aufgerichteten Konstitution. Er raffte seine Diener und Vasallen zusammen und führte diese kleine Truppe, nachdem er eine energische Proklamation an die Portugiesen erlassen, gegen die Stadt Chaves, wo die Besatzung sich zu seinen Gunsten erklärte und wo er sein Hauptquartier aufschlug. Darauf bildete er eine Art Regierung, an deren Spitze er den Erzbischof von Braga setzte, und rekrutirte sein kleines Heer durch Ueberläufer und Parteigänger, während die Cortes zu Lissabon ihn seiner Titel und Aemter verlustig erklärten und den General Luis de Riego gegen ihn schickten, der sich Villareals bemächtigte. Aber C. erfocht während deß einen namhaften Sieg über ein anderes Corps bei Santa Barbara; doch mußte er sich auf spanisches Gebiet in dem Augenblick zurückziehen, wo eine französische Armee unter dem Herzog von Angoulême Spanien betrat, um Ferdinand VII. gegen die Cortes zu unterstützen. Der Graf bot dem Herzog seine Dienste an, aber sein Anerbieten ward unter dem Vorwande, daß Frankreich keinen Krieg mit Portugal führe, zurückgewiesen. Nachdem aber Dom Miguel zum absoluten König ausgerufen worden, zog C. als der erste Held dieser Gegenrevolution im Triumph in Lissabon ein und wurde darauf in alle seine Aemter und Ehren wieder eingesetzt, auch vom König zur Erinnerung an seinen Sieg zum Marquis von C. erhoben. Als (1826) jedoch die konstitutionelle Partei unter Palmella wieder die Oberhand gewann und C. nebst Dom Miguel Lissabon verlassen mußte, erhob der Erstere wieder die Fahne der Kontrerevolution, proklamirte zu Villareal Dom Miguel I. als absoluten König von Portugal, die Königin-Mutter als Regentin und errichtete eine Regierungsjunta zu Tavira. Obwohl er im Ganzen glücklich gegen die Konstitutionellen operirte, so verlor er doch das Vertrauen seiner Schaaren und legte den Oberbefehl nieder. An der Spitze eines Guerillahaufens erschien er darauf von Neuem auf dem Kampfplatz, mußte aber nochmals auf spanischem Boden eine Zuflucht suchen. Hier wurde er später auf Ansuchen der britischen Regierung nach Irun verwiesen, von wo er sich nach Bayonne begab. Als Dom Pedro nachher seinen Bruder Dom Miguel zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, wirkte C. wieder eifrig für dessen Erhebung zum absoluten König und wurde, nachdem Dom Miguel die Konstitutionellen unterdrückt hatte, 1828 nach Portugal zurückgerufen. Bald sollte er aber den Undank des Usurpators erfahren. Am Hofe Dom Miguels verachtet, zog er sich zurück und verfiel in tiefe Melancholie. Er † den 7. März 1830.

Chaye (auch **Ché**), tamulische Benennung der Oldenandia umbellata, deren Wurzel die **Chaya-** oder **Chayfarbe** liefert, u. deren man sich auf der Küste Koromandel und Malabar bedient, um baumwollene Stoffe türkischroth zu färben.

Chazal, Baron, belgischer General und ehemaliger Kriegsminister, 1808 in Nordfrankreich, wo sein Vater, der in der Revolution Konventsmitglied gewesen und später von Napoleon zum Baron ernannt worden war, die Stelle eines Präfekten bekleidete, geboren, erhielt in Belgien, wohin sich seine Familie nach dem Sturze des Kaiserreichs zurückgezogen, eine dem Kaufmannsfach zugewendete Erziehung. Schon 1830 leitete er ein Tuchgeschäft in Brüssel, fand

sich aber bald in den Strudel der revolutionären Bewegung fortgerissen und plötzlich zum Generalintendanten der Armee emporgehoben. Fortgesetzte militärische Studien befähigten ihn nach der definitiven Organisation des Heeres, das Kommando eines Infanterieregiments zu übernehmen, von welcher Stelle er bald zum General zweiten und ersten Grades vorrückte. Tüchtige Kenntnisse, besonders aber seine liberalen Tendenzen und die Achtung, die er beim Heere genoß, verschafften ihm nach dem Falle des katholischen Kabinets 1847 das Portefeuille des Kriegs, das er bis 1850 auf eine ehrenvolle und, wenn man die Ereignisse und Gefahren von 1848 in Betracht zieht, auch ruhmreiche Weise behauptete. Die Toleranz, die er einem in belgischen Diensten stehenden Franzosen, der in einer Flugschrift gegen das Institut der Bürgergarde in höhnischer Art zu Felde gezogen war, hatte angedeihen lassen, erregte den Unwillen der Bürgerschaft und führte seine Entlassung als Minister herbei. Einige Monate darauf zog er sich in Folge einer Herausforderung gegen einen Deputirten eine Dienstsuspension zu, die jedoch nur von kurzer Dauer war. Die Oppositionspresse verschrie ihn als Franzquillon, weil er als siebenjähriger Franzose nach Belgien gekommen. In der Kammer von 1850 trat C., der übrigens vom König Leopold sehr hoch geschätzt wird, mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit gegen die Reducirung des Kriegsbudgets auf und verfocht die Interessen der Armee.

Chazaren, s. Chasaren.

Chazor, einst wichtige und feste Stadt im Norden von Palästina, in einem Thale zwischen dem Gebirge Kadesch und dem Jordan. Salomo betrachtete sie als eine Grenzveste; Phul führte die Einwohner nach Assyrien. Nach Bechart soll Antiochia aus ihr entstanden seyn.

Checks (Cheques), in England bei Sicht zahlbare Anweisungen der Kaufleute und Privaten an Personen, denen sie ihre Einnahme übertragen haben (Bankers), über welche Einnahme sie wieder durch solche Anweisungen verfügen. Aeußerlich sind diese Anweisungen den Wechseln ähnlich; doch leidet das Wechselrecht nur in dem Falle auf sie Anwendung, wenn sie nicht auf weniger als 1 und nicht auf mehr als 5 Pfd. Sterl. lauten; auch sind sie nur 21 Tage nach ihrer Ausstellung gültig. Auch in Deutschland kommen dergleichen Anweisungen auf solche Banken, welche Giro- oder Kontokorrentengeschäfte machen, von den Girogläubigern ausgestellt, unter dem Namen C. vor, z. B. im berliner Handel, wo diese Papiere auf die preußische Bank lauten, aber kein Wechselrecht genießen. — C. heißt auch ein leinwandartiges, blau und weiß gewürfeltes oder gestreiftes Gewebe, welches vornehmlich zu Matrosenkleidern dient (daher auch Matrosenleinen genannt) und in England, Holland, Sachsen, Schlesien und Böhmen verfertigt wird, von wo es besonders nach Nordamerika und Westindien einen starken Absatz hat. Es gibt verschiedene Sorten; ganz von Baumwolle heißt es cotton C., ganz von Leinen linnen C. und von beiden gemischt mixed C.

Chedorlaomer, König von Elam, der erste geschichtlich beglaubigte Monarch, der andere Könige zinspflichtig machte. Er unterwarf die Königreiche Sodom, Gomorrha, Admah, Zeboim und Zoar, die, nachdem sie ihm 12 Jahre gedient, gegen ihn aufstanden. Einige halten ihn für identisch mit dem König Ninyas von Assyrien.

Cheduba, britisch-hinterindische Insel in der Bai von Bengalen, zur Provinz Arrakan gehörig, ist vulkanischer Beschaffenheit, fruchtbar an Reis u. hat 12,000 Einwohner.

Chef (franz.), Haupt, Vorsteher, Erster in der Ordnung; daher der Befehlshaber eines Heeres od. einer einzelnen Truppenabtheilung, Inhaber oder Vorsteher einer Handlung, Fabrik rc.

Chef d'oeuvre (franz.), Hauptwerk, Meisterwerk.

Cheiloplastik, Bildung neuer Lippen (s. d.).

Cheiranthus, Pflanzengattung, s. Lack.

Chelae (lat.), Scheeren, besonders die mit einer Zange endigenden, zum Greifen eingerichteten Bewegungsorgane der Krebse und Skorpione. C. s. Ungulae Cancrorum sind die Scheeren des gemeinen Flußkrebses (Astacus fluviatilis *L.*) und des Taschenkrebses (Cancer Pagurus *L.*), welche jetzt noch, vorzüglich in England, als Absorbens angewendet werden und aus 68,815 Kalkkarbonat, 14,685 Kalkphosphat und 16,500 thierischen Häuten bestehen.

Chelard, André Hippolyte Jean Baptiste, französischer Komponist, geboren den 1. Februar 1789 zu Paris, verdankte seine erste musikalische Bildung seinem Vater, André C., welcher Professor am Konservatorium war, und seinem Oheim Rochefort, dem Chef des Orchesters der Oper, und erhielt seine weitere Ausbildung am Konservatorium unter Eler, Berton und Catel in der Harmonie, unter Gossec, Cherubini und Méhul im Kontrapunkt und unter Rudolf Kreutzer im Violinspiel. Seit 1806 Mitglied des Orchesters der komischen Oper, ging er 1811 als Pensionär der Akademie, die ihm den großen Preis zuerkannt hatte, nach Rom, wo er seine Studien fortsetzte. In Neapel schrieb er seine komische Oper: „La Casa da vendere" (1815) als ersten dramatischen Versuch, der beifällige Aufnahme fand. Nachdem er hier noch Paesiello's, Fioravanti's u. A. Lehre benutzt hatte, kehrte er 1816 nach Paris zurück, beschäftigte sich mit Unterrichtgeben und Komposition und brachte seine tragische Oper „Macbeth" in der großen Oper zur Aufführung; die Oper gefiel. C. sah sich jedoch in allerlei Kabalen verwickelt und wandte sich mißvergnügt nach Deutschland, wo sein „Macbeth", zum Theil umgearbeitet, 1828 in München zur Aufführung kam. Der König gab ihm den Rang und Titel eines Hofkapellmeisters, C. kehrte jedoch in demselben Jahre nach Paris zurück, wo er die komische Oper „La table et le logement" schrieb. Im Jahre 1830 begab er sich abermals nach München, wo er die komischen Opern „Deux fois minuit" und „L'étudiant" lieferte. Nach kurzem Aufenthalt zu Erfurt bei Gelegenheit des thüringer Gesangfestes wurde er als Kapellmeister für die deutsche Oper des Kings-Theatre zu London engagirt und bekleidete diese Stellung 1831 auch am Drurylanetheater. Seit 1832

fungirte er mehre Jahre als Kapellmeister am Theater und als Direktor der philharmonischen Koncerte zu Augsburg, bis er 1839 zum Musikdirektor der großherzoglichen Kapelle zu Weimar auf Lebenszeit ernannt wurde. Im Jahr 1834 hatte er in München die fünfaktige heroische Oper „Die Hermannsschlacht" auf die Bühne gebracht. Später erschienen die Opern „Mitternacht", welche zuerst 1839, und „Scheibentoni", welche 1841 in Weimar in Scene gesetzt wurde. Außer seinen Opern schrieb er eine Anzahl Messen, Kantaten und Lieder. Das französische nationale Element ist in seinen Werken nicht zu verkennen, obwohl er sich, besonders in der „Hermannsschlacht", deutscher Weise zu nähern sucht. Diese Oper ist reich an schönen Melodien, doch behandelt er den Gegenstand oft zu leichtfertig und gefällt sich nur gar zu oft in Häufung technischer Schwierigkeiten und Ueberladung in der Instrumentirung.

Chelidoniae Insulae (d. i. Schwalbeninseln), eine Gruppe von 5 Felseneilanden, dem Promontorium Chelidonium (jetzt Chelidoni) in Lycien gegenüber.

Chelidonium (Schöllkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, charakterisirt durch den zweiblättrigen Kelch, die vierblätterige Blumenkrone und die walzige, einfächerige Schote mit vielen Samen am Rahmen, umfaßt ausdauernde Gewächse mit gelbem Milchsafte. C. majus *L.*, großes Schöllkraut, Schwalbenkraut, Gilbkraut, Schöll- oder Goldwurz, ist ein zartes, aufrechtes, gegen 3—4 Fuß hohes Kraut, welches nebst der fast spindelförmigen Wurzel ganz mit einem gelben Milchsafte angefüllt ist. Die Blätter sind herablaufend, fiederschnittig, die Abschnitte rundlich oval, doppelt lappig gekerbt, die Blüthen gelb, wenigblüthige Dolden bildend. Es wächst an schattigen Stellen, auf Mauern u. Schutthaufen, an Zäunen, in Obst- u. Gemüsegärten durch ganz Europa und ist sehr gemein. Die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Chelidonii s. Chelidonii majoris s. vulgaris s. Hirundinariae majoris, sind officinell und müssen im Frühjahr gesammelt werden. Durchs Trocknen und die Extraktbereitung verlieren sie viel an Wirksamkeit. Sie enthalten nach den neuesten Untersuchungen mehre eigenthümliche, besonders in dem scharfen und ätzenden Milchsafte koncentrirte Stoffe (Chelerythrin, Chelidonin, Chelidoninsäure, Chelidoxanthin). Der gelbe Milchsaft wirkt in kleinen Gaben reizend auf das Lymphgefäßsystem und die Sekretionsorgane und wird deshalb in Unterleibskrankheiten aus Stockungen, bei Gelb- und Wassersucht, veralteten syphilitischen Krankheiten und äußerlich bei Hornhautflecken, Warzen und manchen Ausschlägen, im Ganzen aber ziemlich selten angewendet. In größern Gaben wirkt er narkotisch scharf und sogar lebensgefährlich. Die Alten hielten ihn für ein Specificum in der Milzsucht. Auch gibt er eine dauerhafte gelbe Farbe und hat eingetrocknet Aehnlichkeit mit dem Gummigutti. C. laciniatum *Mill.*, C. quercifolium *Thuill.*, geschlitztes Schöllkraut, zeichnet sich von voriger Art durch größere Schlankheit aller Theile, viel schmälere fiederspaltige Blattabschnitte und dunkler gelbe Blüthen, gewöhnlich mit eingeschnittenen Blumenblättern, aus und ist in Südeuropa, vorzüglich Ungarn, einheimisch. Kräfte und Anwendung wie bei C. majus. Mehre Arten, die sonst unter Chelidonium standen, s. Glaucium.

Chelius, Maximilian Joseph, geheimer Hofrath und ordentlicher Professor der Medicin zu Heidelberg, geboren 1794 zu Mannheim, machte hier und in Heidelberg seine Studien, gewann mit einer Schrift über die Anwendung der kalten und warmen Fomentationen bei Kopfverletzungen 1811 den Preis und ward 1812 zum Doktor promovirt. Nachdem er in München u. Landshut einige Zeit seiner praktischen Ausbildung obgelegen, übernahm er im November 1813 die Stelle eines Hospitalarztes in Ingolstadt. Hier selbst vom Typhus befallen, ging er zu seiner Wiederherstellung nach München, folgte dann als Regimentsarzt den badischen Truppen nach Frankreich, besorgte auch nach dem Frieden noch kurze Zeit den ärztlichen Dienst im Garnisonshospitale und ging hierauf nach Wien. Im Jahr 1815 machte er den zweiten Feldzug nach Frankreich mit, besuchte nach seiner Rückkehr Göttingen, Berlin und später Paris, von wo aus er 1817 dem Rufe als außerordentlicher Professor der Chirurgie nach Heidelberg folgte. Schon 1819 wurde er ordentlicher Professor, 1821 Hofrath, 1826 geheimer Hofrath. Er errichtete in Heidelberg die chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik, aus der eine Menge tüchtiger Wundärzte hervorgegangen sind. Hauptwerk ist sein „Handbuch der Chirurgie" (2 Bände, 7. Auflage, Heidelberg 1851 f.), das in Uebersetzungen durch fast ganz Europa verbreitet ist. Von seinem „Handbuch der Augenheilkunde" erschien der erste Theil, deutsch und französisch, Stuttgart 1844. Sonst ist noch von ihm die Schrift „Ueber die Heilung der Blasen-Scheidenfisteln durch Kauterisation" (Heidelberg 1845) zu erwähnen. Auch gibt er seit 1835 mit Puchelt und Nägele die „Medicinischen Annalen" heraus. Sein Sohn, Franz, Privatdocent in Heidelberg, hat sich ebenfalls der Chirurgie zugewandt und unter Anderem Beobachtungen „Ueber die Amputation am Fußgelenke" (Heidelb. 1846) und „Ueber das Staphylom der Hornhaut" (das. 1847) veröffentlicht.

Chelone, Nymphe, wurde, weil sie nicht blos bei der Vermählung Jupiters mit Juno fehlte, sondern auch über diese göttliche Verbindung spottete, von Hermes mit ihrer an einem Flusse erbauten Wohnung in denselben gestürzt, in eine Schildkröte verwandelt und verurtheilt, ihr Haus stets auf dem Rücken zu tragen.

Chelone (Schildblume), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen (Personaten), charakterisirt durch den fünfblätterigen Kelch und die rachenförmige, bauchige Blumenkrone mit schildähnlichem Helm, ausdauernde, krautartige Gewächse Nordamerika's und Mexiko's. C. barbata *Cav.*, Elmigera barbata *Rchb.*, bärtige Schildblume, hat einen 2—4 Fuß hohen, glatten Stengel mit lanzettförmigen Blättern u. zahlreiche, schön-zinnoberrothe, überhängende, in 1—1½ Fuß langer Rispe stehende Blüthen, wächst in Mexiko, wo die Eingebornen die Pflanze

als ein kräftig tonisches Mittel bei Magenbeschwerden und als Abführmittel bei herpetischen Ausschlägen benutzen. C. glabra *L.*, C. alba *Moench*, glatte Schildblume, hat lanzettförmige, zugespitzte Blätter, schöne, weiße, ährenständige Blüthen, wächst in Virginien und Canada und besitzt eine eigenthümliche, schwarze, sehr bitter schmeckende, resinöse Substanz (mit etwas Gerbestoff, Gallussäure), welche, wenn sie angewendet wird, den Harn schwarz färbt. Die ganze Pflanze wird von den Eingebornen als kräftig tonisches Mittel bei Magenbeschwerden und zum Abführen bei Flechten gebraucht. C. Lyoni *Pursh*, C. major *Kern*, Lyons Schildblume, hat einen 5—6 Fuß hohen Stengel, eirund-längliche, langgespitzte Blätter und schöne, rosenrothe, pomeranzengelb gebartete Blüthen, in dichten, winkel- und gipfelständigen Aehren und wächst in Carolina. C. obliqua *L.*, schiefe Schildblume, mit lanzettförmigen, schiefen Blättern u. rothen, in dichten Endähren stehenden Blüthen, wächst in Nordamerika, wo sie von den Eingebornen gegen Magenbeschwerden gebraucht wird. C. speciosa, prächtige Schildblume, mit unten eirunden, oben herzförmigen langgespitzten Blättern und schönen rothen Blüthen, ist eine der schönsten herbstlichen Zierpflanzen. Diese Zierpflanzen werden durch Wurzeltheilung vermehrt und lieben einen lockeren, nahrhaften Boden und mäßige Feuchtigkeit. Die meisten Arten kommen im freien Lande fort, müssen aber gegen strenge Winterkälte durch Bedeckung geschützt werden.

Chelsea, britisches Kirchspiel, in der englischen Grafschaft Middlesex, an dem Norduser der Themse, London so nahe gelegen, daß es als eine Vorstadt desselben gelten kann. C. ist ein regelmäßig und schön gebautes Dorf, mit breiten, gepflasterten Straßen und prächtigen Landhäusern, in welchen viele Londoner die Season zubringen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 20,000 Seelen; Land- und Gartenbau macht die Hauptbeschäftigung aus. Hier ist das berühmte Militärhospital (Chelsea-Hospital) für die Invaliden der Landtruppen, ein nach Wrens Plan 1690 mit einem Kostenaufwande von $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden vollendetes großes Gebäude, dessen Flügel 365 Fuß lang sind bei einer Fronte von 790 F. Länge u. das in Allem einen Raum von 50 Acres einnimmt. Die Zahl der im Hause selbst unterhaltenen Pensionärs ist 400, welche, in acht Kompagnien vertheilt, ihre eigenen Offiziere haben und die Wachtposten im Hause versehen; auch außer dem Hause bezieht eine unbestimmte Anzahl Gemeiner (1820 gegen 20,000) Pension. Mit dieser Anstalt ist seit 1801 eine Erziehungsanstalt für 850 Waisen von Soldaten (Royal military asylum) verbunden, welche von der Armee unterhalten wird, indem der Mann jährlich einen Tagesold dazu beisteuert. Der berühmte botanische Garten ist ein Geschenk des Sir Sloanet (1721), der ihn gründete, enthält über 6000 officinelle Pflanzen und gehört den Apothekern zu London. Auch befindet sich zu C. das Ormondsinstitut zur Bildung junger Seeleute, die aufrersche Villa mit einer vortrefflichen Gemäldesammlung, einer großen Wasserkunst, welche einen Theil Londons mit Wasser versorgt. Früher wurde hier das berühmte Chelseaporzellan fabricirt.

Cheltenham, Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, nordöstlich von Gloucester, am Flüßchen Chelt in einer weiten, fruchtbaren, im Osten und Norden von den Cotswoldhügeln begrenzten Ebene, mit 41,500 Einwohnern, ist einer der besuchtesten Badeörter Englands und daher mit geschmackvollen Badegebäuden, einem schönen Theater, Salons und herrlichen Promenaden ausgestattet. Die Badezeit dauert vom Mai bis November. Das Mineralwasser enthält Kochsalz, Schwefel, Eisen und Kalk und hat Aehnlichkeit mit dem von Spaa. Die Heilkräfte der theils warmen, theils heißen Quellen wurden erst 1716 entdeckt, 1738 wurden die ersten Anlagen zur Aufnahme von Gästen getroffen. Die Zahl der jährlichen Besucher beläuft sich auf 15,000.

Chemiatrie, s. Jatrochemie.

Chemie, die Wissenschaft, welche von den verschiedenen Arten der Stoffe, von den Ursachen, Gesetzen und Wirkungen der Verbindungen, die sie mit einander eingehen, sowie von den Eigenschaften dieser Verbindungen und den Mitteln, dieselben zu bewirken und in ihre Bestandtheile zu zerlegen, handelt. Was den Namen C. anlangt, so war man früher der Meinung, daß derselbe arabischen Ursprungs sey; doch war Name und Sache lange vor dem Einfall der Araber in Aegypten bei den hier ansässigen Griechen bekannt, und der Ausdruck scientia chimiae findet sich schon bei Julius Firmicus Maternus, einem römischen Schriftsteller, der zur Zeit Konstantins des Großen, also zu Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrhunderts, schrieb. A. von Humboldt leitet den Namen C. von Chemia her, wie nach Plutarch (De Iside et Osiride) die Aegypter ihr Land wegen seines schwarzen Erdreichs bezeichneten. Demnach hätte also die geheimnißvolle Wissenschaft, welche von der Zersetzung und Umwandlung der Körperwelt handelt, den Namen des Landes erhalten, wo sie mit besonderem Eifer kultivirt ward. Ist diese Etymologie richtig, so ist damit zugleich auch einiger Aufschluß über die Herkunft des deutschen Wortes Schwarzkunst gegeben.

Die Hauptsätze der theoretischen C. sind nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft etwa folgende. Die ganze uns umgebende Welt, mit allen, bis ins Unendliche von einander verschiedenen Körpern, aus welchen sie gebildet ist, besteht aus einer nicht sehr großen Anzahl einfacher Körper, welche durch eigenthümliche Kräfte in mannigfaltigen Verhältnissen mit einander vereinigt sind. Durch Vereinigung gewisser Bedingungen, deren künstliche Herbeiführung man einen Versuch nennt, meistens durch gegenseitige Berührung der Körper, unter Mitwirkung der Wärme, lassen sich aus einer großen Anzahl von Körpern andere Materien von ganz verschiedenen Eigenschaften ausscheiden. Die Anzahl der Körper, welche an sich auf keine Weise verändert werden können, nennt man einfache Körper oder chemische Elemente. Man kennt bis jetzt 64 einfache Körper: Aluminium Al, Antimon Sb, Aridium Ar, Arsen As, Baryum Ba, Beryllium

Be oder Gl, Blei Pb, Boron B, Brom Br, Cadmium Cd, Calcium Ca, Cerium Ce, Chlor Cl, Chrom Cr, Didym D, Donarium Do, Eisen Fe, Erbium E, Fluor Fl, Gold Au, Jod J, Iridium Ir, Kalium K, Kobalt Co, Kohlenstoff C, Kupfer Cu, Lanthan La, Lithium Li, Magnesium Mg, Mangan Mn, Molybdän Mo, Natrium Na, Nickel Ni, Niobium Nb, Norium No, Osmium Os, Palladium Pd, Pelopium Pe, Phosphor P, Platin Pt, Quecksilber Hg, Rhodium Rh, Ruthenium Ru, Sauerstoff O, Schwefel S, Selen Se, Silber Ag, Silicium Si, Stickstoff N oder Az, Strontium Sr, Tantal Ta, Tellur Te, Terbium Tb, Thorium Th, Titan Ti, Uran U, Vanadium V, Wasserstoff H, Wismuth Bi, Wolfram W, Yttrium Y, Zink Zn, Zinn Sn, Zirkonium Zr. Ein zusammengesetzter Körper entsteht durch die Verbindung von 2, 3 u. mehren einfachen. Die Verbindung von einem einfachen Körper mit einem andern einfachen nennt man eine binäre Verbindung; eine ternäre enthält 3, eine quaternäre 4 Elemente. Ferner unterscheidet man Verbindungen der ersten, zweiten und dritten Ordnung. Der ersten Ordnung gehören alle binären Verbindungen an, wie z. B. Schwefelsäure (besteht aus Schwefel und Sauerstoff), Kali (aus Kalium und Sauerstoff), Thonerde (aus Aluminium und Sauerstoff). Wenn sich eine binäre mit einer andern binären vereinigt, so entsteht eine binäre Verbindung zweiter Ordnung, z. B. schwefelsaures Kali; diese Klasse von Zusammensetzungen enthält je entweder 3 oder 4 Elemente. Durch die Vereinigung einer Verbindung der zweiten Ordnung mit einer andern der nämlichen Klasse entsteht eine Verbindung der dritten Ordnung, wie der Alaun. Die Elemente der Verbindungen der zweiten, dritten Ordnung nennt man auch die entferntern Bestandtheile der Verbindung; so z. B. sind die entferntern Bestandtheile des schwefelsauren Kali Schwefel, Sauerstoff und Kalium.

Durch die einfache Vergleichung ihrer äußern Eigenschaften lassen sich die Elemente in zwei große Gruppen scheiden; die eine Klasse besitzt Metallglanz, man nennt sie Metalle, die andere nicht, und man bezeichnet sie als Metalloide. Unter den oben angeführten Elementen gehören folgende den Metalloiden an: Boron, Brom, Chlor, Fluor, Jod, Kohlenstoff, Phosphor, Sauerstoff, Schwefel, Selen, Silicium, Stickstoff, Wasserstoff. Nach den verschiedenen Verbindungen, welche Metalloide mit Metalloiden, und diese mit Metallen, sowie Metalle unter einander eingehen, hat man gewisse Namen gewählt, um gewisse Gruppen dieser Verbindungen zu unterscheiden. So nennt man die Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff ein Oxyd (Eisenoxyd), mit Schwefel ein Sulfid (Quecksilbersulfid), mit Chlor ein Chlorid (Zinnchlorid). Die Oxyde des Chlors, Broms, Jods, Schwefels, mehre Oxyde des Phosphors, Selens ꝛc. besitzen gemeinschaftliche Eigenschaften: sie sind in Wasser löslich, ihre Auflösungen besitzen einen sauren Geschmack und die Fähigkeit, gewisse blaue Pflanzenfarben zu röthen; man nennt diese Klasse von Verbindungen Säuren: Chlor-, Brom-, Jod-, Schwefel-, Phosphor-, Selensäure. Außer dem Sauerstoff kommen diese Eigenschaften auch dem Wasserstoff zu, und man nennt die Verbindungen des Chlors, Broms, Sulfids mit Wasserstoff, weil sie dieselben Eigenthümlichkeiten besitzen, ebenfalls Säuren, allein zum Unterschied von den Säuren, welche durch Sauerstoff erzeugt werden, hat man sie Wassersäuren genannt: Chlorwasserstoffsäure, Bromwasserstoffsäure, Schwefelwasserstoffsäure. Viele Metalle und Metalloide bilden mit Sauerstoff ebenfalls Verbindungen, allein die Mehrzahl dieser Metallverbindungen ist in ihrem Verhalten ganz verschieden von den Säuren. Sie bilden damit Verbindungen, welche größtentheils in Wasser unlöslich sind; die löslichen unter ihnen haben einen laugenhaften Geschmack und die Fähigkeit, die durch Säuren roth gewordenen Pflanzenfarben wieder in ihrem natürlichen Blau erscheinen zu lassen, und färben manche gelbe Pflanzenfarben braun. Man nennt diese Gruppen Basen, die löslichen Basen Alkalien. Die Basen verbinden sich mit Säuren und die hieraus entspringenden neuen Verbindungen nennt man Salze. In den Salzen sind die Eigenschaften der Säuren und Basen verschwunden, in der Art, daß beide, in einem gewissen Verhältniß zusammen gebracht, ihre verändernde Einwirkung auf die Pflanzenfarben verloren haben; diesen Zustand nennt man neutral. Manche Salze färben blaue Pflanzenfarben roth, andere geröthete Pflanzenfarben blau; im erstern Falle besitzt das Salz eine saure, in dem andern eine alkalische Reaktion. Im Allgemeinen nennt man denjenigen Körper eine Säure, welcher die Fähigkeit besitzt, die alkalischen Eigenschaften, wenn auch nur eines einzigen Alkali's, zu vernichten, gleichviel, ob derselbe Pflanzenfarben röthet oder nicht, und umgekehrt denjenigen eine Base, welcher die sauren Eigenschaften einer einzigen Säure aufhebt, indem er sich damit verbindet. Mit Radikal bezeichnet man einen einfachen Körper, welcher fähig ist, mit einem andern eine Säure oder eine Base zu bilden; unter zusammengesetztem Radikal versteht man die Verbindung von zwei oder drei einfachen Körpern, welche sich in Beziehung auf die Fähigkeit, eine Basis oder eine Säure zu bilden, ähnlich verhält, wie ein einfacher Körper. So ist z. B. Cyan eine Verbindung von Stickstoff u. Kohlenstoff, das Radikal der Blausäure.

Kohäsionskraft nennt man in der C. das Streben der Theile eines Körpers, fest zu werden oder den Zustand der Festigkeit zu behaupten; der Zusammenhang ist eine Folge dieses Strebens. Wenn ein flüssiger oder luftförmiger Körper in den Zustand eines festen übergeht, so können die Theile des flüssigen oder luftförmigen Körpers der Kohäsionskraft ungehindert folgen, denn sie sind leicht beweglich. In diesem Fall beobachtet man, daß die kleinsten Theilchen der Körper sich nur nach gewissen bestimmten Richtungen anziehen; es entstehen regelmäßige, von gleichen glatten Flächen eingeschlossene Körper, Krystalle. Den Uebergang eines flüssigen oder luftförmigen Körpers in den Zustand eines festen nennt man Krystallisation. Die regelmäßigen Formen, welche die Körper durch Krystallisation annehmen, lassen sich alle auf eine sehr geringe Anzahl geometrischer Figuren zurückführen (s. Krystallographie). Wenn man einen großen Krystall

in Pulver zerreibt, so besitzt das kleinste Theilchen die Form des Krystalls. Die meisten Krystalle lassen sich nach gewissen Richtungen spalten, in Blätter, welche gewöhnlich den größern Flächen parallel sind (Durchgangsflächen). Je langsamer und ruhiger der Uebergang eines flüssigen Körpers in den Zustand eines festen vor sich geht, desto größer und regelmäßiger sind die Krystalle; geht die Krystallbildung schnell vor sich, so sind die einzelnen Krystalle klein, oft mit bloßen Augen nicht erkennbar. Um die Krystallisation eines Körpers zu bewirken, muß er stets in den tropfbaren oder elastisch-flüssigen Zustand versetzt werden. Dies geschieht entweder durch erhöhte Temperatur (bei einem gewissen Grade der Erhitzung wird die Kohäsionskraft der festen Körper in soweit vermindert, daß ihr Zusammenhang aufhört, sie werden flüssig; den Punkt, wo ein Körper aufhört, fest zu seyn, nennt man seinen Schmelzpunkt), oder dadurch, daß man den Körper mit einem andern in Verbindung treten läßt, welcher bei der gewöhnlichen oder bei einer etwas höhern Temperatur tropfbar oder elastisch-flüssig ist. Wenn ein fester Körper eine Verbindung mit einem flüssigen eingeht und das Produkt der Verbindung flüssig ist, so nennt man den Vorgang eine Auflösung; in einer Auflösung ist die Kohäsionskraft des festen Körpers vernichtet worden durch die chemische Verwandtschaft des flüssigen. Es müssen alsdann diejenigen Ursachen wieder hinweggeräumt werden, welche dem Körper die Flüssigkeit ertheilt haben. Dies geschieht durch Erkältung oder durch Entziehung desjenigen Körpers, mit welchem der zu krystallisirende Körper eine flüssige Verbindung eingegangen war. Bringt man einen flüssigen Körper mit einem festen in Berührung, so nimmt, wenn beide Verwandtschaft zu einander haben, der flüssige von dem festen eine Quantität auf, welche ihrer beiderseitigen Verwandtschaft entspricht. Ueber diese Grenze hinaus geht, wenn sich die Umstände nicht ändern, keine weitere Verbindung vor sich; man sagt in diesem Falle: die Auflösung ist gesättigt. Wirken Wärme und chemische Verwandtschaft eines Körpers gleichzeitig auf einen festen Körper, so streben beide, die Kohäsionskraft des letztern aufzuheben, und es geschieht hierbei meistens, daß die Auflösungsfähigkeit des Flüssigen seiner Temperatur entsprechend wächst. Der Ausdruck gesättigt bezieht sich also auf eine bestimmte Temperatur des flüssigen Körpers; man sagt: eine bei gewöhnlicher Temperatur, bei 40°, bei Siedhitze gesättigte Flüssigkeit. Die Auflöslichkeit der Körper ist indeß sehr verschieden: manche werden bei gewöhnlicher und bei hoher Temperatur in gleicher Menge von einer Flüssigkeit aufgenommen, in seltenern Fällen ist die Löslichkeit bei hoher Temperatur kleiner, als bei niederer, z. B. bei Kochsalz und Kalk. Läßt man eine gesättigte heiße Auflösung eines Körpers, dessen Löslichkeit in der Wärme zunimmt, erkalten, so scheidet sich während des Erkaltens der Ueberschuß des aufgelösten Körpers aus, weil die kalt werdende Flüssigkeit nicht die Menge des Körpers zurückhalten kann, welche sie bei höherer Temperatur aufzunehmen vermochte. Dies ist Krystallisation durch Abkühlung. Je größer der Unterschied eines Körpers bei ungleicher Temperatur ist, desto leichter geht die Krystallisation durch Abkühlung vor sich. Hat man solche Körper zu krystallisiren, die sich in Flüssigkeiten von ungleicher Temperatur in gleicher Menge lösen, so muß das Auflösungsmittel entfernt werden. Bei der Krystallisation durch Verdunstung (langsamer Krystallisation) wird die Salzlösung bei gelinder künstlicher Wärme, oder durch Hinstellen an die Luft bis zu dem Punkte verdampft, wo sich auf der Oberfläche ein Salzhäutchen (Krystallisationshaut), oder ein auf einen kalten Körper gebrachter Tropfen der Lösung nach dem Erkalten Krystallformation zeigt. Die Lauge wird dann vom Feuer entfernt, erkalten gelassen, und diese Operation so oft wiederholt, als sich Krystalle bilden. Die Flüssigkeit, welche endlich zurückbleibt und keine Krystalle mehr ausscheidet, nennt man Mutterlauge. Außer der Anwendung von Flüssigkeiten (Wasser, Alkohol, Aether, Schwefelkohlenstoff rc.) lassen sich manche Körper durch Schmelzung (Flüssigmachen ohne Zuthun von Flüssigkeiten) und Abkühlung krystallisiren, z. B. Schwefel, Wismuth. Manche Körper lassen sich sowohl durch Schmelzung als durch Auflösung in Flüssigkeiten krystallisiren, u. man erhält zuweilen auf beiden Wegen gleiche Krystallform, wie beim Kochsalz, in andern Fällen nehmen sie verschiedene Formen an, die sich geometrisch nicht auf einander zurückführen lassen. Man nennt die Körper, welchen letztere Eigenschaft zukommt, heteromorphe Körper. Manche Körper treten in gleicher Krystallform auf, und man findet sehr häufig, daß in diesen die gleiche Form abhängig ist von der Art der Zusammensetzung und der Aehnlichkeit der chemischen Eigenschaften der Bestandtheile; diese Körper nennt man isomorphe. Unter den einfachen Körpern bietet der Kohlenstoff in seinen verschiedenen Zuständen als Diamant, Graphit und Kohle, und der Kiesel vor und nach dem Glühen sehr merkwürdige Beispiele dieser Art dar. Die äußere Beschaffenheit, Gestalt, Durchsichtigkeit, Härte der Körper hängen von einer bestimmten, durch die Kohäsionskraft bedingten Lagerung ihrer kleinsten Theilchen ab. Hieraus folgt, daß, wenn die Theilchen eines krystallisirenden Körpers gehindert werden, diejenigen Lagen anzunehmen, in welchen sie regelmäßige Krystalle bilden, wenn also die Richtungen verändert werden, in denen sie sich am stärksten anziehen, auch die äußere Beschaffenheit, unbeschadet ihrer chemischen Eigenschaften, eine andere seyn wird. Feste Körper der Art nennt man amorphe. Werden manche krystallisirte Körper erhitzt, so bemerkt man die eigenthümliche Erscheinung, daß die Krystalle mit einer gewissen Kraft nach allen Richtungen hin zerspringen und sich in ein mehr oder weniger feines Pulver verwandeln, sie verknistern. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß diese Krystalle sich nach verschiedenen Richtungen zugleich ausdehnen, nach der einen Richtung mehr, als nach der andern; indem also die kleinsten Theile der einen Richtung der Verlängerung in der andern nicht folgen, muß eine Trennung beider das Resultat der Einwirkung der Wärme seyn.

Eine mit einem Körper (z. B. einem Salze) in der Hitze gesättigte Flüssigkeit ist vermögend, andere Körper, zu welchen sie Verwandtschaft hat, noch aufzunehmen. Eine solche mit zwei od. mehren Salzen gesättigte Flüssigkeit setzt beim Erkalten Krystalle ab, von denen jeder einzelne entweder unbestimmte Mengen von einem jeden der aufgelösten Salze enthält, oder die Krystalle lagern sich neben einander ab, ohne daß dem einen Krystall bemerkbare Mengen des andern beigemengt sind. Hierbei hat man als Regel zu beachten, daß isomorphe Substanzen, aus einer und derselben Flüssigkeit krystallisirend, gemischte Krystalle geben; nur in dem Falle, daß der Unterschied in ihrer Löslichkeit sehr groß ist, erhält man von dem einen oder andern ungemischte Krystalle. Wenn sich Krystalle bilden, so nehmen sie in vielen Fällen Wasser auf, und zwar ist dasselbe entweder chemisch mit der krystallisirenden Substanz verbunden, oder bloß mechanisch eingemengt. Das Wasser nämlich, welches krystallisirende Körper aufnehmen, ist entweder zu ihrer Existenz in einer bestimmten Krystallform unumgänglich nothwendig, so daß, wenn sie weniger oder mehr oder auch gar kein Wasser aufnehmen, die Form der Krystalle sich gänzlich verändert, oder es ist zum Krystallisiren, zur Erlangung einer bestimmten Form, nicht wesentlich erforderlich; im ersten Falle ist es chemisch gebunden, im letztern nur als etwas Außerwesentliches beigemengt. Das erstere steht der Quantität nach zu der krystallisirenden Substanz in einem stets gleichbleibenden Verhältniß bei gleichbleibender Krystallform. So enthält Glaubersalz stets 56 Procent, Borax 47,1 Procent, kohlensaures Natron 62,75 Procent Wasser, wenn sie in der gewöhnlichen Form auftreten; sobald aber in Folge einer Veränderung der äußern Verhältnisse, unter denen die Krystallisation vor sich ging, die Wassermenge im Glaubersalz und kohlensauren Natron nur $^4/_5$ des Obigen beträgt, so sind auch die Krystalle beider von ganz anderer Form, und ebenso verhält sich Borax bei der Hälfte der obigen Wassermenge. Aehnliche interessante Erscheinungen bieten noch unter andern das schwefelsaure Eisenoxydul, Manganoxydul und Zinkoxyd. Die Wassermenge, welche ein Salz beim Krystallisiren aufnimmt, kann für jedes verschiedene Salz eine verschiedene seyn, sie kann also nicht a priori bestimmt werden, sondern sie muß für jedes Salz durch den Versuch gefunden werden. Dessenungeachtet zeigt sich aber bei den Krystallen, welche chemisch gebundenes Wasser enthalten, das Gesetz der einfachen und multiplen Proportionen (s. unten) deutlich ausgesprochen, denn die Sauerstoffmenge des Wassers steht zur Sauerstoffmenge der Base eines Salzes oder der ganzen Salze in einem einfachen Verhältniß in ganzen Zahlen. So ist z. B. der Sauerstoffgehalt im Krystallwasser des Glaubersalzes, Boraxes, kohlensauren Natrons 10mal so groß, als in dem Natron, der Base dieser Salze. Die Temperatur, bei welcher die Krystallisation eines Salzes aus seiner wässerigen Auflösung vor sich geht, ist in vielen Fällen von Einfluß auf den Wassergehalt des Salzes. So krystallisirt Glaubersalz bei der gewöhnlichen Temperatur mit 56 Procent Wasser; erwärmt man eine bei 33° gesättigte Glaubersalzlösung sehr langsam, so krystallisirt ein Salz heraus, welches nur 50 Procent Wasser enthält. Erhält man die Glaubersalzlösung bei einer Temperatur von 33°, ohne sie weder zu erhöhen noch zu erniedrigen, so krystallisirt das Salz wasserfrei heraus. Kochsalz krystallisirt bei 10° mit 38 Procent Wasser, während das gewöhnliche nur 5—6 Procent enthält. Die von verschiedenen Temperaturen abhängige Krystallisirbarkeit der Salze aus ihren Auflösungen wird in manchen Fällen zur Hervorbringung chemischer Zersetzungen benutzt. So bereitet man salzsaure Magnesia durch gegenseitige Zersetzung des Kochsalzes und der schwefelsauren Magnesia bei einer Kälte von 3°, wobei Glaubersalz anschießt und salzsaure Magnesia in der Mutterlauge bleibt. Dieser Proceß läßt sich auch umkehren; erwärmt man nämlich eine gemischte Auflösung von salzsaurer Magnesia und Glaubersalz bis 30° und dampft bei dieser Temperatur weiter ab, so fällt Kochsalz als krystallinisches Pulver nieder und schwefelsaure Magnesia bleibt in der Flüssigkeit. Viele wasserhaltige Salze schmelzen durch die Einwirkung der Wärme, indem sie sich in ihrem Krystallwasser auflösen; es ist in diesem Fall das feste Wasser, welches geschmolzen, d. h. zu flüssigem Wasser wird, und in diesem flüssigen Wasser löst sich ein Theil des Salzes auf, während ein anderer Theil wasserfrei abgeschieden wird (wässeriger Fluß). Die meisten wasserhaltigen Salze verlieren durch die Hitze ihr Krystallwasser, ohne flüssig zu werden, und büßen damit ihre Durchsichtigkeit und ihren Zusammenhang ein: sie verwittern. Viele verlieren es schon, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, z. B. Glaubersalz. Manche, wenn sie in diesem Zustande wieder mit ein wenig Wasser zusammengebracht werden, bilden aufs Neue die wasserhaltige Verbindung: der Körper wird fest, zusammenhängend, indem eine neue Krystallisation vor sich geht, wie es beim Erhärten des Gypses der Fall ist. Einige Körper effloresciren beim Krystallisiren, d. h. die Krystalle steigen durch Kapillarität an den Gefäßwänden in die Höhe, über den Rand hinweg, längs der äußern Fläche des Gefäßes heraus, so daß sehr wenig oder nichts im Gefäß bleibt, z. B. Kaliumeisencyanid. Man begegnet diesem Uebelstande durch Beölen der Ränder des Gefäßes.

Wenn ein fester Körper sich aus einer Flüssigkeit abscheidet, und zwar so, daß nichts mehr davon gelöst bleibt, so haben beide keine Verwandtschaft zu einander, oder die Kohäsionskraft der Theile des festwerdenden Körpers ist größer, als ihre Verwandtschaft zu dem flüssigen. Bringt man die Auflösung eines Körpers A mit der Auflösung eines Körpers B zusammen, so ist es häufig der Fall, daß eine neue feste Verbindung abgeschieden wird, welche A und B enthält; der eine Körper ist in diesem Falle unzweifelhaft entstanden durch die chemische Verwandtschaft des Körpers A und B, aber ihre Scheidung von der Flüssigkeit beruht auf der vorwaltenden Kohäsionskraft der Theilchen des neugebildeten Körpers, d. h. auf ihrer Unlöslichkeit in dem Lösungsmittel. Hieraus folgt: daß, wenn man die Natur des Lösungsmittels eines Körpers ändert, dieser Körper ohne Abkühlung und ohne Verdunstung in

fester Gestalt, d. h. krystallisirt, erhalten werden kann, wenn seine Verwandtschaft zu der neuentstehenden Flüssigkeit geringer ist, als seine Kohäsionskraft. Dieser Fall tritt ein bei Bereitung des schwefelsauren Kupferoxydammoniaks, das dadurch gewonnen wird, daß man zu einer Auflösung von schwefelsaurem Kupferoxyd in Aetzammoniakflüssigkeit Weingeist setzt. Das in der Aetzammoniakflüssigkeit enthaltene Wasser ist vermögend, das schwelfelsaure Kupferoxydammoniak gelöst zu halten; bringt man aber Weingeist mit dieser Lösung zusammen, so entzieht dieser jener das Wasser, und das Kupfersalz, seines Lösungsmittels beraubt, scheidet sich ab. Ebenso wird salpetersaurer Baryt aus seiner Auflösung in Wasser durch Salpetersäure niedergeschlagen, phosphorsaurer Kalk löst sich nicht in Wasser, nicht in Essigsäure, er löst sich aber leicht in Salpetersäure; gießt man in eine Auflösung von phosphorsaurem Kalk in Salpetersäure eine Auflösung von essigsaurem Natron, so scheidet sich der phosphorsaure Kalk ab, indem die Salpetersäure an das Natron tritt und die Verwandtschaft der Essigsäure nicht groß genug ist, um seine Kohäsionskraft zu überwinden.

Die C. umschließt neben den Ansichten über die Zusammensetzung auch die Betrachtung der Einwirkung der Körper auf einander, welche die Ursache ist, daß Verbindungen entstehen und zerstört werden. Manche Körper zeigen, wenn man sie in Berührung mit einander bringt, eine Neigung, sich zu verbinden, oder eine Zersetzung zu erleiden, während andere aufs Innigste gemengt werden können, ohne daß eine Veränderung Statt findet. Der Prozeß der chemischen Vereinigung unterstützt die Ansicht, daß zwischen den Körpern eine eigenthümliche Zuneigung u. Abneigung herrsche, und in diesem bildlichen Sinne gebrauchte zuerst Boerhaave den Ausdruck Verwandtschaft (Affinität) für eine Eigenschaft der Materie. Die eigenthümliche Anziehung zwischen den verschiedenen Arten der Materie aber wird passend chemische Anziehung genannt. Die kleinsten Theile gleichartiger starrer oder flüssiger Körper zeigen eine Anziehung zu einander; dies nennt man die Kohäsion, von der man die Adhäsion unterscheidet, welche zwischen verschiedenartigen Körpern eine Anziehung verursacht. Die Anziehungskraft, die Ursache der Kohäsion u. Adhäsion, hält die Körper, welche einander hinreichend nahe gebracht worden sind, fest in Berührung. Sie zeigt sich in der Adhäsion zweier vollkommen ebener Glasplatten, die sich zuweilen nicht wieder trennen lassen, und die Wirkung des Leims, Wachses, Mörtels und anderer Bindemittel, Körper an einander festzuhalten, ist ganz von derselben Kraft abhängig. Diese Art von Anziehung unterscheidet sich aber in einem Punkte von der wirklichen chemischen Anziehung, der chemischen Verwandtschaft, sie bewirkt nämlich keine Veränderung in den Eigenschaften der Körper, was bei der chemischen stets der Fall ist. Jene kann verschiedene Körper an einander binden, aber sie verändert deren Natur nicht. Die chemische Verwandtschaft wirkt nur in unmerkbaren Entfernungen, sie hat nicht das Vermögen, entfernte Körper einander näher zu bringen, und unterscheidet sich hierdurch von derjenigen Anziehungskraft, welche Gravitation oder Schwerkraft genannt wird, die in allen, auch noch so großen Entfernungen (obgleich dann mit abnehmender Stärke) ihre Wirkung ausübt. Es ist daher die innigste Berührung der unähnlichen kleinsten Theilchen erforderlich, um ihre chemische Verwandtschaft zu erregen und eine chemische Verbindung herbeizuführen. Schwefel und Kupfer, in Massen einander genähert, haben keine Wirkung auf einander; wenn sich aber beide in dem Zustande großer Zertheilung befinden und dann zusammengerieben werden, so gibt sich eine mächtige Verwandtschaft kund: beide Körper verschwinden als solche, es entsteht Schwefelkupfer unter Entwickelung bedeutender Hitze bei der chemischen Vereinigung. Die Verwandtschaft der Körper wird daher durch Alles erregt, was eine innige Berührung herbeiführt; bei starren Körpern durch feine Zertheilung und Mischung, da die Anziehungskraft in den kleinsten Theilen der Körper ihren Sitz hat; bei Gasen durch ihre freiwillige Verbreitung (Diffusion) in einander, welche eine vollkommnere Mischung bewirkt, als sie durch mechanische Mittel zu erlangen ist; bei Flüssigkeiten oder bei einer Flüssigkeit und einem starren Körper durch die Adhäsionskraft, welche die Flüssigkeiten besitzen und die zur vollkommenen Berührung Veranlassung gibt, sowie durch die Neigung der Flüssigkeiten, sich in einander auf ähnliche Weise, wie die Gase, zu verbreiten. Ferner wirkt Erhöhung der Temperatur sehr oft auf eine eigenthümliche Weise zur Vergrößerung der Verwandtschaft zwischen zwei Körpern; andererseits wirkt erhöhte Temperatur auch in sofern, als sie durch Schmelzung oder Verdampfung des einen der beiden Körper eine innigere Berührung derselben hervorbringt. Aus diesem Grunde ist denn auch die gewohnlichste Methode, chemische Verbindungen der Körper zu erhalten, die, dieselben zusammen zu erhitzen. Wenn die Verwandtschaft zwischen zwei Gasen hinreichend groß ist, um eine chemische Verbindung zu veranlassen, so wird der Prozeß nie unterbrochen; er geht so lange vor sich, bis die Diffusion der Gase in einander vollständig erfolgt ist. Bringt man Chlorwasserstoffgas und Ammoniakgas zu gleichen Maßen in eine Glasglocke, welche zugleich eine bedeutende Menge Luft enthält, so beginnt die Bildung von Salmiak, indem die Gase sich gleichsam gegenseitig zu suchen scheinen, und sie fährt fort, bis kein unverbundenes Gas mehr vorhanden ist. Die Verbindung zweier Flüssigkeiten oder einer Flüssigkeit und eines starren Körpers wird auf dieselbe Weise durch die Beweglichkeit der Flüssigkeit erleichtert, und sie geht so lange vor sich, bis vielleicht, wenn das Produkt der Verbindung ein starrer Körper ist, dieser ein Hinderniß für die Berührung der sich verbindenden Körper abgibt. Die Verwandtschaft zwischen zwei starren Körpern, welche nicht flüssig sind, kann selten erregt werden, weil die Berührung in diesem Falle sehr unvollkommen ist; es wird selbst die Wirkung sehr starker Verwandtschaft zwischen einem starren Körper und einer Flüssigkeit oder einem Gase durch die physische Beschaffenheit des erstern im Entstehen unterbrochen.

Die Verwandtschaft zweier Körper, von denen der eine oder beide im Gaszustande sich befinden, wird oft durch die Berührung (durch Kontakt) mit gewissen starren Körpern, die sich mit keinem von beiden verbinden und keine Verwandtschaft zu der neuen Verbindung haben, auf eine außerordentliche Weise erregt. So kann man Sauerstoff- und Wasserstoffgas mit einander vermischen und beliebig lange Zeit gemischt stehen lassen, ohne daß sie Verwandtschaft zu einander zeigen, ja man kann selbst das Gemisch in einem Gefäß bis nahe zum Rothglühen erhitzen, ohne daß die Gase eine Neigung zeigen, sich zu verbinden. Wenn man aber eine reine Platte von Platin in das kalte Gasgemenge bringt, so vereinigen sich die mit der Metallfläche in Berührung befindlichen Gastheile sofort und bilden Wasser; es kommen dann neue Theile des Gemisches mit dem Platin in Berührung, die sich ebenfalls wieder durch dessen Einfluß verbinden, so daß eine große Menge des Gasgemisches schnell zu Wasser verbunden werden kann. Die Temperatur des Platins erhöht sich dabei durch die bei der Verbindung, welche auf seiner Oberfläche Statt findet, frei werdende Wärme, und da der Einfluß des Metalls mit der Temperatur zunimmt, so schreitet die Verbindung immer rascher vor sich, bis das Platin rothglühend wird, wo es dann die Verbindung auch in der Entfernung bewirkt, indem es das Gasgemisch entzündet. Das Platin wirkt auf diese Weise am stärksten, wenn es sich in höchst feiner Zertheilung befindet, wie in Form von Platinschwamm, weil da die dargebotene Fläche größer ist und weil es sich in diesem Zustande sehr rasch erhitzt. Die Zündkraft der döbereinerschen Zündmaschinen beruht allein auf dieser Eigenschaft des Platins. Wir lassen beim Gebrauch derselben Wasserstoffgas auf Platinschwamm strömen, deren Poren verdichtetes Sauerstoffgas enthalten; beide Gase verbinden sich bei ihrem Kontakt mit einander, in dem Innern des Platinschwamms bildet sich Wasser und die unmittelbare Folge dieser Wasserbildung ist ein Freiwerden von Wärme, ein Glühendwerden des Platins, u. das nachströmende Gas entflammt sich. Unter allen Umständen wird die Verwandtschaft zweier Körper erhöht durch die Berührung mit einem dritten, der zu der neuentstehenden Verbindung Verwandtschaft besitzt: prädisponirende Verwandtschaft. Unsere Atmosphäre z. B. enthält Sauerstoffgas und Stickgas, sie verbinden sich aber unter den gewöhnlichen Umständen nicht mit einander, es entsteht keine Salpetersäure; bringen wir aber dieses Gemisch mit einem Alkali oder mit alkalischer Erde in Berührung, welche an sich weder zu Stickgas noch Sauerstoffgas, wohl aber zu der aus beiden bestehenden Salpetersäure große Verwandtschaft hat, so bewirkt das Alkali (es disponirt), daß das Sauerstoffgas sich mit dem Stickgas zu Salpetersäure verbindet, um sich selbst derselben bemächtigen zu können. Hierauf beruht zum Theil die Bildung des Salpeters.

Aus dem Einfluß der Wärme und Kohäsionskraft auf die Verwandtschaftsäußerung der Körper ergibt sich, daß es kein allgemeines Maß für die Größe der Verwandtschaft und für die Innigkeit einer chemischen Verbindung gibt. Nur in wenigen Fällen kann annähernd die Innigkeit der Verbindung eines Körpers A mit andern Körpern B, C, D, E &c. durch die ungleichen Temperaturen bestimmt werden, welche nöthig sind, um die Verbindungen AB, AC, AD aufzuheben. Kohlensaure Magnesia verliert ihre Kohlensäure schon bei 50°, kohlensaurer Kalk in der Rothglühhitze und kohlensaurer Baryt erst in der Weißglühhitze. Die Stärke, mit welcher ein Körper A von einem andern B, oder umgekehrt in der Verbindung AB angezogen wird, hängt nicht allein von der Größe der Verwandtschaft, sondern auch von der Masse des einen oder des andern Körpers ab. In einer Verbindung ABB ist A stärker angezogen, als in AB; daraus folgt: in der Verbindung ABB ist B schwächer gebunden, als in AB. Wird ein Körper A in Berührung gebracht mit zwei Körpern B und C, die beide Verwandtschaft zu ihm haben, so theilt sich A in B und C. Die Menge von A, welche von B und C aufgenommen wird, ist abhängig von dem Grade ihrer Verwandtschaft zu A und von der Masse von B oder C, welche in Wirkung ist. Angenommen, die Verwandtschaft von B zu A sey = 5, die von C zu A sey = 3, so wird, alles Uebrige gleichgesetzt, A (= 8a) sich in C (5a) und B (3a) theilen. Wird die Masse von C vermehrt, so wächst seine Verwandtschaft (denn die Kraft, womit Körper angezogen werden, ist auch abhängig von der Masse) zu A; diese Zunahme steht der Erfahrung gemäß nicht im Verhältniß zur Masse, sondern ist kleiner. Durch die doppelte Masse von C wird in dem nämlichen Beispiel dem Körper B nicht 3a entzogen, sondern weniger. Gesetzt, die Verwandtschaft würde um $^1/_3$ gesteigert, so würde sich B und CC (die doppelte Masse) zu gleichen Theilen in A = 8a theilen: B = 4a, CC = 4a.

Findet in Folge einer chemischen Verbindung die Trennung eines vorher verbunden gewesenen Körpers Statt, so nennt man den Vorgang chemische Zersetzung (Zerlegung, Analyse). Die Zersetzung ist eine totale, wenn auf zwei bereits verbundene Körper AB ein dritter C einwirkt, daß sich B und C verbinden und A vollkommen abgeschieden wird. Die totale Zersetzung einer Verbindung als Folge der reinen Verwandtschaftsäußerung eines dritten Körpers findet nur selten Statt, z. B. bei der Reduktion von Metalloxyden aus Auflösungen durch andere Metalle. Die totale Zersetzung ist gewöhnlich abhängig von der Masse und dem Zustand der auf einander einwirkenden Körper, von der Temperatur und von der Natur der Flüssigkeit, in welcher die Zersetzung vor sich geht. Meistens ist die Zersetzung nur partiell und wird nur unter besondern Bedingungen zu einer totalen. Die Gesetze, nach welchen die partielle Zerlegung in einer Verbindung erfolgt, sind folgende. Wenn eine Verbindung AB zusammengebracht wird mit einem Körper C, der zu B Verwandtschaft besitzt, so theilen sich die Körper A und C in den Körper B; es entstehen zwei neue Verbindungen AB und BC. Setzt man A = 8a, B = 8b, C = 8c und Verwandtschaft und Masse gleich, so enthält jede einzelne der entstehenden neuen Verbindungen die Hälfte von B. Wird die Masse von C vermehrt zu CC, so wird der Verbindung AB eine größere Menge C entzo-

gen. In dem nämlichen Verhältniß, als die Verbindung AB von dem Körper B abgegeben hat, nimmt die Masse im Verhältniß zu der Masse des B, die mit ihm verbunden bleibt, fortwährend zu; die Verwandtschaft von A zu B wächst in dem nämlichen Verhältniß, als die Menge von B kleiner wird. Daraus folgt: Eine Verbindung AB kann durch Vermehrung der Masse eines dritten Körpers C nie total zerlegt, der Körper A von B nie vollkommen geschieden werden, im Fall die Verwandtschaften gleich oder wenig von einander verschieden sind. Die Gesetze der Zerlegung einer Verbindung finden in der Weise, wie sie entwikkelt worden sind, aber nur dann Statt, wenn der Zustand der auf einander einwirkenden Körper und der der neuentstehenden Verbindungen der nämliche ist. Sie erleiden wesentliche Modifikationen, wenn der gewöhnliche Zustand des einen Bestandtheils der Verbindung verschieden ist von dem Zustande des einwirkenden Körpers oder von dem Zustande der neuen Verbindung. Auf die Verbindung AB wirke der Körper C; der Zustand des Körpers A sey bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig, so erfolgt eine totale Zersetzung der Verbindung AB und eine vollständige Abscheidung des Körpers A. Wird z. B. kohlensaures Kali mit Essigsäure übergossen, so verbindet sich die letztere mit dem Kali und die Kohlensäure entweicht. Es wirkt in diesem Falle die Elasticität des Körpers A wie eine gesteigerte Verwandtschaft des Körpers C. Die Zersetzung erfolgt aber nur partiell, wenn der Körper A gehindert wird, seinen Gaszustand anzunehmen. Es sey der Körper A der vorigen Verbindung bei gewöhnlicher Temperatur nicht gasförmig, er nehme aber diesen Zustand bei 120° an, so wird bei gewöhnlicher Temperatur eine partielle, bei 120° eine totale Zersetzung erfolgen. Es wird dies eintreten, wenn essigsaures Kali mit Schwefelsäure zusammenkommen. Ferner wird die Zersetzung des Körpers AB, die Abscheidung des Körpers A in beiden Fällen um so vollkommener seyn, je größer die Masse des einwirkenden Körpers C ist. Hieraus folgt: Kann Zustand und Masse des einen oder des andern der auf einander einwirkenden Körper bei irgend einer Temperatur geändert werden, so ändert sich damit der Erfolg der Zersetzung, sie findet entweder nicht Statt oder sie wird umgekehrt. So z. B. entstehen: wenn Eisenoxyd in einem Strom von Wasserstoffgas geglüht wird, Eisen und Wasser; Eisen in einem Strom Wasserdampf geglüht, gibt Eisenoxyd und Wasserstoff; Kohlenoxyd und Eisenoxyd gibt Eisen und Kohlensäure; Eisen, in Kohlensäure gibt Kohlenoxyd und Eisenoxyd; Schwefelantimon und Wasserstoff gibt Antimon und Schwefelwasserstoff; Schwefelwasserstoffgas u. Antimon gibt Schwefelantimon und Wasserstoff. Außer dem Angeführten hat die Natur der Flüssigkeit, in welcher die Zersetzung vor sich geht, auf den Erfolg den entscheidendsten Einfluß; so erfolgt eine totale Zersetzung: wenn der Körper A der Verbindung AB in der Flüssigkeit unlöslich, die Verbindung BC aber löslich ist; wenn die neue Verbindung BC in der Flüssigkeit unlöslich, der Körper A hingegen löslich ist (salpetersaurer Baryt u. Schwefelsäure). Aus dem Angeführten folgt: daß, je nachdem die Zersetzung auf nassem oder trockenem Wege vor sich geht, sich der Erfolg derselben ändert, also ein anderer wird, je nachdem man dem Kohäsionszustande oder der Elasticität des einen oder des andern der auf einander einwirkenden Körper das Uebergewicht gibt. Auf nassem Wege zerlegt Schwefelsäure den phosphorsauren Kalk, auf trockenem Wege zerlegt Phosphorsäure die schwefelsauren Salze. Es folgt ferner: daß, wenn man die Natur der Flüssigkeit ändert, sich der Erfolg der Zersetzung ändert. Kohlensaurer Kalk wird durch wässerige Salzsäure zerlegt, nicht aber durch eine Auflösung der Salzsäure in Weingeist.

Wenn zwei Verbindungeu AB u. DC mit einander in Berührung gebracht werden, deren Bestandtheile eine gegenseitige Verwandtschaft zu einander haben, so erfolgt gleichfalls eine Zersezzung, durch doppelte Wahlverwandtschaft, wobei wiederum verschiedene Umstände eintreten können, welche den Erfolg beeinträchtigen oder unterstützen. Wenn Zustand u. Auflöslichkeit gleich und die Verwandtschaft verschieden ist, so ist die Zersetzung partiell; in der Mischung befinden sich dann 4 Verbindungen: AB, AD, DC, CB. Wird z. B. eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd mit essigsaurem Kali gemischt, so färbt sie sich dunkelbraun und enthält 4 Verbindungen nach obiger Angabe. Ist der Zustand oder die Auflöslichkeit der auf einander wirkenden Bestandtheile der der beiden Verbindungen AB und DC ungleich, oder der Zustand der einen oder der andern der neugebildeten Verbindung oder ihre Löslichkeit verschieden, so erfolgt partielle oder totale Abscheidung der einen oder beider. Diese Zersetzungen werden ebenfalls modificirt, verändert, umgekehrt, je nach der Temperatur und der Natur der Flüssigkeit, in welcher sie vor sich gehen. Es treten dann dieselben Modifikationen ein, wie bei der einfachen Wahlverwandtschaft angegeben worden; z. B. salpetersaurer Kalk und kohlensaures Ammoniak bei gewöhnlicher und bei hoher Temperatur. Die Zersetzung einer Verbindung AB durch einen Körper C, dessen Verwandtschaft zu dem Bestandtheile B kleiner ist, als die Verwandtschaft von A zu B, kann bewirkt werden durch Hinzubringen eines vierten Körpers D, welcher Verwandtschaft zu A besitzt. So wird die Thonerde weder durch Kohle noch durch Chlor zerlegt; Kohle und Chlor zusammen bilden Kohlenoxyd u. Chloraluminium. Die prädisponirende Verwandtschaft ändert den Erfolg der Zersetzung. Kaliumoxyd wird weder durch Kohle noch durch Chlor zerlegt; Kohle und Chlor zusammen bilden Kohlenoxyd und Chlorkalium. Die Zerlegung einer Verbindung dreier Stoffe A B C durch die Wärme und prädisponirende Verwandtschaft erfolgt nach folgendem Gesetz. Wenn eine Verbindung dreier oder mehrer Elemente einer höhern Temperatur ausgesetzt wird, so vereinigen sich die Bestandtheile in neuen Verhältnissen in der Art, daß neue Produkte gebildet werden, unzersetzbar in der Temperatur, in welcher sie gebildet wurden. Wird eine Verbindung dreier oder mehrer Elemente einer hohen Temperatur ausgesetzt, bei Gegenwart einer andern Verbindung, welche fähig ist, mit 2 Elementen der erstern eine Verbindung zu bilden, so ver-

einigen sich die übrigen Bestandtheile zu einer oder zu mehren flüssigen neuen Verbindungen.

Um eine klare Anschauung der wunderbaren Ordnung und Regelmäßigkeit zu haben, in welcher die Körper Verbindungen eingehen, müssen wir uns erinnern, was im Vorhergegangenen unter Verbindung und Zersetzung verstanden wurde. Das Rosten des Eisens, das Bleichen der Farben an der Luft, die Ausbringung der Metalle aus ihren Erzen, die Darstellung von zahllosen Gegenständen des Handels und der Gewerbe, von Arzneien, kurz, alle neuen Formen oder Erscheinungen, welche sich beim Zusammenbringen verschiedenartiger Körper den Sinnen darbieten, beruhen bis auf wenige Ausnahmen auf einer Verbindung oder Zersetzung. Die letzten Ursachen der neuen Erscheinungen sind die chemischen Kräfte, die sich von allen andern dadurch unterscheiden, daß wir ihre Existenz in ihren Aeußerungen nur bei unmittelbarer Berührung der Körper wahrnehmen und daß sie in einer jeden meßbaren Entfernung keine Art von Wirkung äußern. Die unendlich große Anzahl von chemischen Zersetzungen zusammengesetzter Körper, die Ausscheidung von einem ihrer Bestandtheile, beruht stets darauf, daß ein neu hinzukommender Körper mit den übrigen Bestandtheilen eine Verbindung eingeht. Es ist einleuchtend, daß diese Körper unter den gegebenen Bedingungen keine Art von Wechsel in ihren Eigenschaften erfahren könnten, wäre zwischen ihren Theilchen nicht eine Ursache thätig, die wir als die chemische Kraft bezeichnen. Dem gewöhnlichen Sprachgebrauch und der Bedeutung des Worts entgegen, hat man die chemische Kraft Verwandtschaft (Affinität) genannt. Man sagt: zwei Körper haben Verwandtschaft zu einander, wenn sie, mit einander in Berührung, die Fähigkeit zeigen, sich mit einander zu verbinden. Man würde aber diesen Ausdruck falsch deuten, wenn man sagen wollte, daß solche Körper verwandt unter einander wären. Im Vorhergegangenen ist erwähnt, daß die einfachen Körper in zwei große Klassen zerfallen, Metalle und Metalloide. Diese Klassen lassen sich nun wieder, je nach der Aehnlichkeit in ihren Eigenschaften, in kleinere Gruppen scheiden, in denen man sich diejenigen vereinigt denken muß, die einander am nächsten stehen. In eben dieser Weise zeigen zusammengesetzte Körper Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten in ihren Eigenschaften, und wenn man alle familienweise ordnet u. diejenigen Eines Ursprungs zusammenstellt, so zeigt es sich, daß die Glieder einer und derselben Familie sehr wenig, oft nicht die geringste Neigung zeigen, neue Mischungen zu bilden; sie sind ihren Eigenschaften nach verwandt, äußern aber keine Anziehung, keine Verwandtschaft zu einander, wogegen die Glieder zweier Familien, die in ihren Eigenschaften recht weit von einander stehen, einander stets am stärksten anziehen. So haben die Verbindungen zweier Glieder derselben Familie die leicht erkennbaren Eigenschaften der Familie in ungeändertem, oft in erhöhtem Grade; verbinden sich zwei Körper von ganz entgegengesetzter Abstammung, so geht stets ein neuer Körper daraus hervor, an dem man ihren Ursprung nicht wieder erkennt. So stehen die beiden Metalle Eisen und Quecksilber, den Stammbäumen nach, einander unendlich näher, als Eisen und Schwefel u. Quecksilber u. Schwefel, ein Metall u. ein Metalloid. Dennoch aber wird man an einer Verbindung zwischen den beiden erstern sogleich den Ursprung erkennen, während man im Zinnober das flüssige silberweiße Metall u. den gelben brennbaren Schwefel nicht sogleich vermuthen dürfte. Hieraus ergeben sich in den Zusammensetzungen selbst verschiedene Grade der Verwandtschaft, womit man immer die ungleiche Fähigkeit od. das ungleiche Streben ihrer Theile bezeichnet, sich mit einander zu verbinden. Auf diesen verschiedenen Graden der Anziehung beruhen alle Zersetzungen, wie im Vorstehenden bereits erörtert worden ist.

Bei diesen Zusammensetzungen und Verbindungen liegt die Frage nahe: wie viel man von dem einen Körper, z. B. von dem Eisen, nöthig hat, um einen andern, das Quecksilber, aus dem Zinnober auszutreiben und in seiner Schwefelverbindung zu vertreten. Alle diese Fragen sind auf das Erschöpfendste beantwortet. Nimmt man im angenommenen Falle zu wenig Eisen, so bleibt ein Theil Zinnober unzersetzt; wird zu viel Eisen genommen, so bleibt der Ueberschuß außer Verbindung mit dem Schwefel. Zu allen diesen Zersetzungen sind immer ganz bestimmte Mengen nöthig, die für alle Fälle unveränderlich sind, was offenbar nur darauf beruhen kann, daß sich die Körper nach unveränderlichen Gewichtsverhältnissen mit einander verbinden, denn eine Zersetzung ist ja nur der Erfolg einer Verbindung. Die chemische Proportionslehre begreift die Erfahrungssätze in sich, nach welchen Verhältnissen sich die Körper mit einander verbinden. Diese Erfahrungssätze sind folgende: 1) Die Mengen von A, welche ein Körper B aufnimmt, um die Verbindung AB zu bilden, sind fest und unveränderlich. 2) Wenn ein Körper A sich mit einem andern B in mehren Verhältnissen verbindet, so ist die Menge von B in der zweiten Verbindungsstufe doppelt so groß, als in der ersten, in der dritten dreimal, in der vierten viermal so groß ꝛc. 3) Die Gewichtsmengen, in denen sich die Körper verbinden, sind sich proportional. Wenn sich also eine bestimmte Gewichtsmenge des Körpers A mit 3B und 4C verbindet, und man verbindet einen andern Körper D mit B und C, so verhält sich die Menge von B und C, welche der Körper D aufnimmt, wie 3 : 4. Kennt man mithin das Gewichtsverhältniß, in welchem sich ein Körper A mit zwei andern B u. C vereinigt, so kennt man auch die Gewichtsverhältnisse, in denen sich B mit C verbindet. Wenn sich 10A verbinden mit 3B, 6C, 5D, 7E ꝛc., so vereinigen sich genau 3B mit 6C zu 9BC, 6C mit 5D zu 11CD, 3B mit 7E zu 10BE ꝛc., vorausgesetzt, daß sie Verwandtschaft zu einander haben. Kennt man mithin die Gewichtsverhältnisse, in welchen sich eine bestimmte Menge eines Körpers, z. B. des Sauerstoffs, mit allen übrigen vereinigt, so drücken die Zahlen, welche man erhält, aus: die Gewichtsverhältnisse, in denen sie sich mit dem Sauerstoff verbinden, und die Gewichtsverhältnisse, in denen sie sich unter einander verbinden, vorausgesetzt, daß sie Verwandtschaft zu einander haben. Auf diese und die nachstehend er-

örterte Weise sind die folgenden Verhältnisse ermittelt worden: Sauerstoff 100, Aluminium 171.17, Antimon 1612.90, Arsenik 470,04, Blei 1294,50, Brom 978,31, Chlor 442,56, Eisen 339,21, Fluor 116,90, Gold 2486,03, Jod 1579.50, Kalium 489,92, Kobalt 368.99, Kohlenstoff 76,44, Kupfer 791,39, Natrium 290,90, Nickel 369.68, Phosphor 196,14, Platin 1233,56, Quecksilber 2531,65, Schwefel 201,17, Silber 1351,61, Stickstoff 177.04, Wasserstoff 12,4795, Wismuth 886,92, Zink 403,23, Zinn 735,29 rc. Die Zahl 489,92 bei Kalium drückt aus, daß sich 100 Theile Sauerstoff mit 489.92 Kalium zu 589,92 Kaliumoxyd vereinigen oder in 100 Theilen Kaliumoxyd 83,05 Kalium und 16.95 Sauerstoff enthalten sind; die Zahlen 489,92 bei Kalium u. 201,17 bei Schwefel drücken aus, daß in dem Schwefelkalium 489,92 Kalium sich genau verbinden mit 201,17 Schwefel zu 691,09 Schwefelkalium (in 100 Theilen 70,89 Kalium und 29,11 Schwefel). Es repräsentiren also diese Zahlen die Gewichte, in welchen die Mischungen Verbindungen eingehen, daher die Bezeichnungen **Mischungsgewichte** und **Aequivalente**. Man nennt Aequivalent eines einfachen Körpers nämlich die Gewichtsmenge, welche derselbe nöthig hat, um mit 201.17 Schwefel, 442,65 Chlor, 1351,61 Silber, 489,92 Kalium rc., d. h. um mit einem Aequivalent irgend eines andern Körpers eine Verbindung zu bilden. Das Aequivalent (s. d.) eines einfachen Körpers wird demnach ermittelt: indem man entweder aus der bekannten Zusammensetzung einer Sauerstoffverbindung berechnet, wie viel von dem Körper nöthig ist, um mit 100 = 1 Aequivalent eine Verbindung einzugehen, wo dann die gefundene Zahl das Aequivalent des Körpers ist, oder indem man aus der bekannten Zusammensetzung der Chlorverbindung des Körpers berechnet, wie viel von dem Körper sich mit 442,65 = 1 Aequivalent Chlor; oder indem man aus der bekannten Zusammensetzung seiner Schwefelverbindung, seiner Verbindung mit Kalium rc. berechnet, wie viel sich mit 201,17 Schwefel, wie viel sich mit 489,92 Kalium rc. verbindet. Wenn sich ein oder mehre Aequivalente eines einfachen Körpers A mit einem andern Körper B in mehren Verhältnissen verbinden, so sind die Mengen von B Multipla des Aequivalents von B mit ganzen Zahlen. Wenn sich ein zusammengesetzter Körper mit einem andern Körper vereinigt, so verbinden sie sich in den Gewichtsverhältnissen, welche durch ihre Aequivalentenzahlen ausgedrückt sind.

Unter **Sauerstoffsäuren** begreift man Verbindungen von Metalloiden mit Sauerstoff, in welchen 1 oder 2 Aequivalente Radikal verbunden sind mit 2 oder mehr Aequivalenten Sauerstoff. Die höhern Oxydationsstufen mancher Metalle bilden ebenfalls Säuren. Sauerstoffbasen sind ohne Ausnahme Verbindungen von Metall mit Sauerstoff, manche vereinigen sich in mehren Verhältnissen mit Sauerstoff, andere bilden nur eine Oxydationsstufe. Man hat angenommen, daß die niedrigsten Oxydationsstufen 1 Aequivalent Sauerstoff und 1 Aequivalent Metall enthalten (Ausnahmen bei dem Kupfer und Quecksilber). Durch Verbindung von 1 Aequivalent Säure mit 1 Aequivalent Basis entstehen die **neutralen Salze**. Bei Radikalen und Säuren, über deren Aequivalent man ungewiß ist, hat man diejenige Quantität ein Aequivalent genannt, welche in einem Aequivalent Sauerstoffsäure enthalten ist. Unter dem Aequivalent einer Säure versteht man die Gewichtsmenge der Säure, welche fähig ist, 1 Aequivalent irgend einer Basis zu neutralisiren, welche 100 Theile, d. h. 1 Aequivalent, Sauerstoff enthält. Das Aequivalent einer Basis ist diejenige Gewichtsmenge, welche nöthig ist, um mit einem Aequivalent irgend einer Säure ein neutrales Salz zu bilden. Da das Aequivalent eines zusammengesetzten Körpers die Summe der Aequivalente der Elemente ausdrückt, so kann man, wenn die Zahl, die es ausdrückt, bekannt ist, die Anzahl der Aequivalente jedes einzelnen Bestandtheils leicht aus der bekannten Zusammensetzung des Körpers ausmitteln. Wenn eine Verbindung AB durch einen Körper C zerlegt wird, oder wenn zwei Verbindungen AB, CD sich gegenseitig zerlegen, so findet die Zerlegung genau in den Gewichtsverhältnissen Statt, welche durch ihre Aequivalente ausgedrückt sind, und zwar nach der Regel: Sind die Verbindungen proportional zusammengesetzt, so sind es auch die neuen Produkte. Ist mehr von einer Verbindung vorhanden, als das gegenseitige Verhältniß der Aequivalente beträgt, so bleibt diese Quantität unzersetzt. Zerlegen sich zwei Verbindungen gegenseitig, deren Zusammensetzung nicht proportional ist, so zerlegt sich ein Aequivalent der einen Verbindung mit einem Aequivalent der andern Verbindung, in Folge dessen entweder zwei neue Verbindungen, welche ebenfalls einander nicht proportional sind, aber mit den Verbindungen korrespondiren, aus denen sie entstanden sind; oder zwei neue Verbindungen entstehen, die einander proportional sind, in welchem Falle sich eine der neuen Verbindungen zerlegt u. sich ein Theil von einem ihrer Bestandtheile abscheidet. Ein Aequivalent der neuen Verbindung zerlegt sich mit 2, 3, 4, 5 Aequivalenten der andern Verbindungen, in welchem Falle entweder eine gleiche Anzahl nicht proportionaler, aber korrespondirender Verbindungen entsteht, oder wenn bei dieser Zersetzung die Produkte derselben proportional sind oder eines davon nicht mit den Verbindungen, woraus sie entstanden sind, korrespondirt, eine der gebildeten neuen Verbindungen sich zerlegt und eine gewisse Menge von einem ihrer Bestandtheile abscheidet. Wenn aus A + 2B und 2CD entsteht AC + 2BD, so sind AC und BD proportional zusammengesetzte Verbindungen und die Hälfte von C hat sich abgeschieden. Wenn aus A + 5B und 5CD entsteht A + 3C und 5BD, so haben sich 2B abgeschieden, die Verbindung A + 3C ist nicht korrespondirend der Verbindung A + 5B.

Die in dem eben Angeführten entwickelten Gesetze, nach welchen sich die Körper verbinden, sind hervorgegangen aus einer genauen Vergleichung der Zusammensetzung der Verbindungen und der Erscheinungen, die sich darbieten, wenn die Körper sich gegenseitig zerlegen, es sind Ausdrücke für Thatsachen, deren Unveränderlichkeit u. Wahrheit keine Art von Erfahrung entgegensteht; die chemischen Proportionen sind unabhängig von je-

der Theorie, sie stehen in keiner Beziehung zu irgend einer Hypothese. Die zuerst von Dalton aufgestellte atomistische Theorie (s. Atom) steht mit allen Erscheinungen, welche die Verbindungen und Zersetzungen der Körper darbieten, in einer so vollkommenen Uebereinstimmung und es sprechen so zahlreiche Analogien für ihre Richtigkeit, daß man sie in dem gegenwärtigen Zeitpunkte als den wahren Ausdruck der Ursachen der chemischen Proportionen ansehen muß.

In vielen chemischen Verbindungen kann ein Bestandtheil theilweise oder ganz hinweggenommen und theilweise oder ganz vertreten werden durch andere Körper, ohne daß die äußere Form der Verbindung, ihr Wassergehalt, wenn sie Krystallwasser enthält, sich ändert. Diejenigen Körper oder Verbindungen, welche fähig sind, sich gegenseitig in einer Verbindung zu vertreten, ohne daß die Form dadurch verändert wird, nennt man isomorphe Substanzen. Es sind übrigens nicht alle Bestandtheile von Verbindungen isomorph, wenn die Verbindungen gleiche Form besitzen, und nicht alle auf ähnliche Weise zusammengesetzte Verbindungen besitzen gleiche Form. Von den bis jetzt beobachteten Gruppen isomorpher Substanzen sind die wichtigsten folgende: 1) Silber, Gold; 2) arsenige Säure (dimorphe), Antimonoxyd; 3) Thonerde, Eisenoxyd, Chromoxyd, Manganoxyd; 4) Phosphorsäure, Arseniksäure; 5) Schwefelsäure, Selensäure, Chromsäure, Mangansäure; 6) Uebermangansäure, Ueberchlorsäure; 7) Salze von Kali, Salze von Ammoniak mit 1 Aequivalent Wasser; 8) Silberoxyd, Natriumoxyd; 9) Baryt, Strontian, Kalk (im Aragonit), Bleioxyd; 10) Kalk, Magnesia, Eisenoxydul, Manganoxydul, Zinkoxyd, Nickeloxyd, Kobaltoxyd, Kupferoxyd, Bleioxyd (im Plumbocalcit). Die Phosphor- u. Arseniksäure enthalten 2 Atome Radikal auf 5 Atome Sauerstoff.

Wenn man versucht, sich ein klares Bild von der Ursache zu entwerfen, daß zwei Körper eine gleiche Form besitzen, daß die nämlichen zwei Körper Verbindungen eingehen von ähnlicher Zusammensetzung, Verbindungen, die ebenfalls gleiche Form besitzen, so liegt es nahe, ja es scheint nichts übrig zu bleiben, als sie in der gleichen Form ihrer kleinsten Theile und in der ähnlichen Lagerung zu suchen, welche sie in ihren Verbindungen annehmen. Dies führt auf die wirkliche Existenz von Atomen und kann als Beweis betrachtet werden, daß die atomistische Theorie etwas mehr ist, als eine bloße Vorstellung, aufgestellt, um uns eine Reihe von Erscheinungen zu versinnlichen. Bei dem jetzigen Standpunkt der C. betrachtet man als den sichersten Führer den Zusammenhang der äußern Form mit der chemischen Zusammensetzung, um über die chemische Konstitution der Verbindungen Aufschluß zu geben, und betrachtet als die Basis der Beurtheilung der Anzahl der Atome in einer Verbindung die beiden folgenden Sätze: Zwei Elemente von gleicher Form bilden Zusammensetzungen von gleicher Form, wenn diese eine gleiche Anzahl Atome auf dieselbe Weise geordnet enthalten. Eine Verbindung, welche mit einer oder mehren isomorph ist, besitzt eine ähnliche Zusammensetzung und enthält die gleiche Anzahl von Atomen an Bestandtheilen.

Die Erkenntniß des Naturgesetzes, welches in festen Verbindungsverhältnissen der Körper sich ausspricht, führte die Chemiker zu einer Zeichensprache, die ihnen gestattet, die Zusammensetzung einer Verbindung, die Vertretung von einem ihrer Elemente, und überhaupt die Art und Weise, wie sie sich die Atome geordnet denken, in einer sehr einfachen Form auszudrücken. Man kam überein, die Elemente und Aequivalente mit den Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen zu bezeichnen, und bedient sich dieser Buchstaben als Abkürzung der Namen und als Symbole für die Atomengewichte; man drückt in der Darstellung der Zusammensetzung einer Verbindung durch diese Symbole die Gewichtsverhältnisse der Elemente und durch ihre Stellung die Art aus, wie man sie sich vereinigt denkt, ganz in der Weise, wie man die algebraischen Zeichen anwendet. Mit O bezeichnet man also 1 Atom Sauerstoff und eine Gewichtsmenge = 100, mit S 1 Atom Schwefel und die Gewichtsmenge = 201,17 ꝛc. Verbindungen mehrer Atome eines Körpers mit einem oder mehren Atomen eines andern bezeichnet man, indem man die Zahlen derselben in der Verbindung dem Symbol des Körpers unten anhängt, 2 Atome Schwefel also mit S_2, SO_3 ist 1 Atom Schwefelsäure, = 1 Atom Schwefel + 3 Atome Sauerstoff. KO = 1 Atom Kali, SO_3, KO oder SO_3. KO, oder SO_3 + KO drückt aus 1 Atom schwefelsaures Kali. SO_3, KO + 3 SO_3 Al_2 O_3 ist die Formel für wasserfreien Alaun. Als Vereinfachung dieser Formeln hat Berzelius zur Bezeichnung von 2 Atomen eines Elements, anstatt die Zahl 2 ihrem Symbole vorzusetzen oder anzuhängen, vorgezogen, den Buchstaben, der es repräsentirt, zu durchstreichen in der Art, daß z. B. $\mathrm{F\!\!\!-}$ od. $\mathrm{H\!\!\!-}$ od. $\mathrm{Cl\!\!\!-}$ bedeutet 2 Atome Fluor F_2, 2 Atome Wasserstoff H_2, 2 Atome Chlor Cl_2. Zur Bezeichnung der Atome des Sauerstoffs in einer Verbindung macht Berzelius Punkte über die Symbole, jeder Punkt bedeutet 1 Atom Sauerstoff. $\dddot{S}$ bedeutet also SO_3. Für Bezeichnung der Anzahl der Atome des Schwefels wählte Berzelius das Zeichen des Beistrichs, $\overset{\prime\prime\prime}{\overline{As}}$ bedeutet mithin eine Verbindung von 2 Atomen Arsenik mit 3 Atomen Schwefel. Unter den zusammengesetzten Körpern bedient man sich noch für die organischen Basen und Säuren besonderer Bezeichnungen, diese Zeichen sind für die erstern die Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen Namen mit einem +, für die Säuren die Anfangsbuchstaben mit dem Zeichen —, beide über denselben. So bedeutet $\overset{+}{S}$ 1 Atom Strychnin, $\overline{T}$ bedeutet 1 Atom Weinsäure. Es würde unmöglich seyn, viele chemische Prozesse in Worten so klar zu geben, wie dies durch die chemische Formel geschehen kann. Bei diesen Formeln ist zu beachten, daß die a. a. O. gebrauchten Aequivalentenzahlen nach der atomistischen Theorie verändert sind. Formel der Unterschwefelsäure ist S_2 O_5; der Arseniksäure As_2 O_5; Benzoesäure C_{14} H_{10} O_3; Chloral C_4 H_2 O_2 Cl_6; Schwefelkalium KS; Kaliumoxyd (Kali) KO; phosphorige Säure P_2 O_3; Phosphorchlorür PCl_3. Kali und

Salzsäure geben Chlorkalium und Wasser: $KO + Cl_2 H_2 = KCl_2 + H_2O$; essigsaures Kali und Schwefelsäurehydrat geben schwefelfelsaures Kali und Essigsäurehydrat: $\bar{A}$. $KO + SO_3$, aq $= SO_3 KO + \bar{A}$, aq. Kupferoxyd und Salzsäure geben Kupferchlorür und Wasser: $Cu_2 O + Cl_2 H_2 = Cu_2 Cl_2 + H_2 O$. Phosphor- und Salzsäure gibt Phosphorchlorid u. Wasser: $P_2 O_5 + 5Cl_2 H_2 = P_2 Cl_{10} + 5H_2 O$. Eisenchlorür und Zinnoxyd gibt Eisenoxyd und Zinnchlorür: $2Cl_2 Fe + Sn_2 O_3 = Fe_2 O_3 + Cl_2 Sn$. Arsenik- u. Salzsäure gibt Arsenikchlorür, Wasser und freies Chlor: $As_2 O_5 + 5Cl_2 H_2 = As_2 Cl_6 + 5H_2 O + 2Cl_2$. Weinsäure zerlegt sich bei 200° in Wasser, Kleesäure und Essigsäure: $2C_4 H_4 O_5 = C_4 H_6 O_3 + 2C_2 O_3 + H_2 O$. Zucker, mit übermangansaurem Kali erwärmt, zerlegt sich in neutrales kleesaures Kali, Manganhyperoxyd und Wasser: $C_6 H_{10} O_5 + 3Mn_2 O_7 Ko = 3C_2 O_3 KO + 6Mn O_2 + 5H_2 O$. Man unterscheidet bei der Darstellung der Zusammensetzung von Verbindungen *empirische* Formeln von rationellen Formeln. Die ersteren drücken die Zusammensetzung der Verbindung in Atomengewichten aus, sie sind der Ausdruck der Analyse des Körpers. Die *rationellen* Formeln drücken die theoretische Ansicht aus, nach welcher man sich die Bestandtheile der Verbindung vereinigt denkt. Die Formel SKO_4 ist die empirische Formel des schwefelsauren Kali's, SO_3, KO, oder $SO_3 + KOSO_3$, KO ist die rationelle Formel. Die letztere drückt aus, daß von 4 Atomen Sauerstoff 3 Atome mit 1 Atom Schwefel zu Schwefelsäure und 1 Atom mit 1 Atom Kalium zu Kaliumoxyd vereinigt ist. $C_4 H_{12} O_2$ ist die empirische Formel für den Alkohol, $C_4 H_{10} O +$ aq ($H_2 O$) ist die rationelle Formel, sie drückt aus, daß der Alkohol das Hydrat des Aethers ist.

Früher galt es für ein Axiom, daß die nämlichen Elemente in demselben Gewichtsverhältniß mit einander verbunden unter allen Umständen eine Verbindung von gleichen Eigenschaften bilden müssen. Aus den Grundsätzen der atomistischen Theorie folgt aber, daß die Eigenschaften der Verbindungen abhängig seyn müssen von der Ordnung, in welcher die Atome mit einander vereinigt sind, mithin die procentische Zusammensetzung der chemischen Eigenschaften nicht bedingen kann. Die Entdeckung einer großen Anzahl von Körpern von den verschiedensten Eigenschaften und gleicher procentischer Zusammensetzung ist eine neue Stütze der atomistischen Theorie in der neuern Zeit geworden. Man nennt diese Klasse von Körpern *isomerische*. Wenn man z. B. sagt: Knallsäure ist isomerisch mit Cyansäure, so meint man damit, daß beide gleiche procentische Zusammensetzung und ungleiche Eigenschaften haben.

Eine interessante Reihe von Zersetzungen hat in neuerer Zeit im hohen Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, welche, da sie sich nach den gewöhnlichen Gesetzen der chemischen Verwandtschaft nicht erklären lassen, durch Berzelius einer andern Kraft oder vielmehr einer neuen Art der chemischen Verwandtschaft zugeschrieben worden ist. Man hat diese Kraft *katalytische* Kraft und ihre Wirkung *Katalyse* genannt, u. Berzelius vergleicht sie mit der eigenthümlichen Thätigkeit des menschlichen Organismus, aus den Nahrungsmitteln die dem Körper zu seiner Existenz nöthigen Bestandtheile, Blut &c. zu bereiten. Ein Körper, welcher mit dieser Eigenschaft begabt ist (Kontaktsubstanz), vermag durch bloße Berührung mit andern neue Verbindungen hervorzubringen, ohne daß er selbst mit dem neuen Produkt in Verbindung tritt, oder einen seiner Bestandtheile davon abgibt, er wirkt einzig und allein durch Kontakt. So verwandelt eine Säure bei einer gewissen Temperatur eine Auflösung von Stärkemehl zuerst in Gummi u. dann in Stärkezucker um, obwohl keine Verbindung zwischen den Elementen der Säure u. des Stärkemehls Statt findet, denn man findet nach vollendeter Wirkung die Säure frei und unverändert wieder. Dieselben Umwandlungen erfolgen auf noch bemerkenswerthere Weise durch die Gegenwart einer höchst geringen Menge eines eigenthümlichen Pflanzenstoffs, der Diastase. Die *Diastase*, welche in ihren Eigenschaften dem Pflanzenleim ähnlich ist, bildet sich bei dem Keimen der Gerste und anderer Samen und verwandelt auch hier das Stärkemehl in Zucker und Gummi um, welche auflöslich sind, den Saft bilden, der in den Embryo geht und der jungen Pflanze zur Nahrung dient. Dies Beispiel der Wirkung einer katalytischen Kraft bei einer organischen Sekretion ist wahrscheinlich nicht das einzige im ganzen Pflanzen- und Thierreiche; es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade durch eine solche Kraft so sehr verschiedenartige Stoffe aus demselben rohen Material in den verschiedenen Organen gebildet werden. Bei den Thieren fließt dies rohe Material, das Blut, in ununterbrochene Gefäße, und es entstehen aus denselben alle die verschiedenen Sekretionen, wie Milch, Galle, Harn &c., ohne die Gegenwart eines fremden Körpers, welcher Verbindungen zu bilden im Stande wäre. Ferner wird in Folge derselben Kraft Zucker und Wasser mit Hefe in Berührung zerlegt in Kohlensäure und Weingeist, Amygdalin zerfällt, mit Emulsin in Berührung, in Blausäure und Bittermandelöl, Wasserstoffhyperoxyd zerlegt sich, in Berührung mit Braunstein, in Sauerstoffgas u. Wasser: kochender dicker Zuckersyrup, welcher mit trockenem Blasenwerfen kocht, wird beim Zusatz von $^1/_{10000}$ Kleesäure dünnflüssig wie Wasser und hat seine Eigenschaft verloren, Krystall zu bilden. Die aufgezählten Eigenschaften der Katalyse sind verborgener Natur u. bedürfen sehr der Erklärung. Man muß aber die Lehre von der Katalyse nur als eine passende Erdichtung betrachten, durch welche wir im Stande sind, eine Anzahl von Zerlegungen, die wir nach dem jetzigen Stande der Theorie von der Verwandtschaft nicht vorher sehen konnten, gemeinschaftlich zu bezeichnen, welche aber, wie man erwarten darf, durch neue Untersuchungen ihre Erläuterungen finden werden.

Es wird angenommen, daß die Materie mit Kräften, Attraktivkraft und Repulsivkraft, begabt ist, die, in sofern die Körper bei gleichbleibenden Umständen, hinsichtlich ihrer Ausdehnung, Ruhe und Bewegung &c. sich unveränderlich zeigen, im gegenseitigen Gleichgewicht ange-

sehen werden. Die fernern Eigenschaften der Körper, besonders die Schwere, Kohäsion, Adhäsion und Affinität, zeigen aber, daß ein beständiges gegenseitiges Wirken der Materie gegeben ist, weshalb auch die Ausgleichung der Urkräfte nur relativ angenommen werden kann. Bei diesem gegenseitigen Wirken der Körper offenbaren sich unsern Sinnen eigenthümliche Erscheinungen, oder wir nehmen eigenthümliche, von den erwähnten verschiedene Thätigkeiten der Körper wahr, die wir von besondern Ursachen herleiten und die man mit den Namen Imponderabilien, Potenzen, ätherische Stoffe, Inkoercibilien, primitive Materien 2c. bezeichnet. Die allgemeinen Charaktere derselben sind folgende: Sie sind uns nur wirkend, d. i. in Thätigkeit begriffen, wahrnehmbar; in Ruhe, auch nur in scheinbarer Ruhe, sind sie kein Gegenstand für die sinnliche Wahrnehmung. Sie wirken in möglichst freiem Zustande in geraden Linien (Richtungen) nach allen Seiten, vom Punkte, wo sie ausgehen, mit fast unmeßbarer Schnelligkeit. Sie sind gewichtlos. Sie wirken durch viele, auch durch die dichtesten, einige durch alle Körper. Man kann ihre Wirkung nicht vollkommen isoliren. Sie offenbaren sich nur wenigen oder gar keinem unserer Sinne und werden dann aus ihren Wirkungen erschlossen. Sie gehen öfters aus einer Form in die andere über. Vorzüglich unter ihrem Einfluß ist das gegenseitige Wirken der Materie möglich, sowie sie selbst nur in Bezug auf die Körper erkannt werden können. Hierher gehören die sogenannten Imponderabilien: Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus (s. d.).

Die Pflanzen- und Thiere bestehen ihrer Hauptmasse nach aus eigenthümlichen chemischen Verbindungen, welche unmittelbar aus ihren Bestandtheilen nicht darstellbar sind, sondern zu ihrer Bildung entweder der Mitwirkung der Lebensthätigkeit, od. anderer prädisponirender Kräfte bedürfen. Diese chemischen Verbindungen, seyen es natürliche od. künstlich hervorgebrachte, werden organische Verbindungen genannt. Die organischen Verbindungen, aus welchen die Pflanzen u. Thiere bestehen, enthalten nur wenige Elementarstoffe, welche, in verschiedenen Verhältnissen u. auf verschiedene Weise, ja oft sogar nach denselben Atomenverhältnissen mit einander vereinigt, Verbindungen hervorbringen, welche in physikalischer, chemischer und physiologischer Beziehung die größte Mannigfaltigkeit darbieten. Nur die aus Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff und Stickstoff bestehenden Verbindungen sind geeignet zum Ersatz des durch die Lebensthätigkeit verbrauchten Materials; einige Verbindungen jedoch enthalten Schwefel und Phosphor. Die übrigen Elementarstoffe, sowie die meisten unorganischen Verbindungen, üben in der Regel, wenn sie in den Organismus gelangen und nicht wieder aus demselben entfernt werden und nicht zur Erreichung bestimmter Verrichtungen nothwendig sind, eine Reaktion auf denselben aus, welche öfters das Erlöschen der Lebenskraft zur Folge hat. Künstlich, aber fast allein nur durch Zersetzung der in der Natur vorkommenden organischen Stoffe, können auch Verbindungen dargestellt werden, in welchen auch die übrigen Elementarstoffe als Bestandtheile auftreten und welche, was die Zusammensetzung anbetrifft, ganz mit den natürlichen übereinstimmen. Die organischen Verbindungen sind in Pflanzen u. Thieren oft mit unorganischen verbunden; die letzteren können jedoch von den ersteren getrennt werden ohne Zerstörung der organischen Zusammensetzung. Mehre dieser unorganischen Verbindungen sind für die Entwickelung und das Gedeihen der Pflanzen und Thiere unumgänglich nothwendig. Zu den Elementen, welche bis jetzt in den Thieren und Pflanzen, sowohl in organischer als unorganischer Verbindung, gefunden wurden, gehören folgende: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel, Phosphor, (Arsenik?), Silicium, Kalium, Natrium, Calcium, Baryum, Magnium, Aluminium, Mangan, Eisen, Kupfer. Sämmtliche organische Verbindungen lassen sich auf zusammengesetzte Stoffe zurückführen, welche sich in chemischer Beziehung ganz wie Elemente verhalten und in ihren Verbindungsverhältnissen genau dieselben Gesetze befolgen, nach welchen sich die Elementarstoffe unter einander vereinigen. Diese zusammengesetzten Körper, welche in ihren Verbindungen die Stelle der Elementarstoffe übernehmen, werden organische oder zusammengesetzte Radikale genannt. Es ist die Aufgabe der organischen C., alle Verbindungen der zusammengesetzten Radikale zu untersuchen, mögen diese in den Pflanzen oder Thieren vorkommen, oder künstlich erhalten werden.

Die organische C. oder richtiger die C. der organischen Verbindungen wird deshalb auch die C. der zusammengesetzten Radikale genannt, während unter unorganischen die C. der Elementarradikale verstanden wird. Bis jetzt sind nur wenige zusammengesetzte Radikale im reinen Zustande bekannt. Bei den Versuchen, dieselben aus ihren Verbindungen abzuscheiden, zerfallen sie meistens wegen ihrer zusammengesetzten Natur in neue Radikale, welche sogleich wieder in neue Verbindungen treten. Die Existenz derselben geht jedoch aus den Verbindungen hervor, welche sie mit andern, sowohl einfachen, als zusammengesetzten Stoffen bilden. Jede organische Verbindung ist für ein zusammengesetztes Radikal zu halten, wenn sie die Fähigkeit besitzt, mit Elementarstoffen eine Reihe äquivalente Verbindungen zu bilden, in Verbindungen durch einfache Stoffe vertreten werden kann, selbst einfache Körper zu ersetzen im Stande ist, ohne daß der Charakter der chemischen Verbindung eine wesentliche Veränderung erleidet, und gleich den Elementarstoffen die Eigenschaft besitzt, sich in verschiedenen Atomenverhältnissen sowohl mit den Elementen, als mit andern zusammengesetzten Radikalen zu verbinden. Selten ist es jedoch der Fall, daß eine organische Verbindung, welche für ein zusammengesetztes Radikal zu halten ist, sämmtlichen 4 Bedingungen entspricht. Die zusammengesetzten Radikale enthalten fast ohne Ausnahme mehre Atome eines Elementarstoffes durch polare Anziehung so mit einander vereinigt, daß sie in ihren Verbindungen die Stelle eines einfachen Atoms übernehmen. Dieses zusam-

mengesetzte Atom stellt entweder für sich, oder in Verbindung mit einem andern einfachen oder zusammengesetzten Atome ein zusammengesetztes Radikal dar. Die Anzahl der einfachen Atome in den zusammengesetzten wechselt in den vielfachsten Verhältnissen, und sie zerfallen nach der Zahl der verschiedenen Elementarstoffe, aus welchen die zusammengesetzten Radikale bestehen, in: singuläre, binäre, ternäre und quaternäre Radikale. Die singulären Radikale bestehen aus einem zusammengesetzten Atom Kohlenstoff; die binären Radikale können bestehen aus: einem zusammengesetzten Atom Kohlenstoff und einem einfachen oder zusammengesetzten Atom Stickstoff, einem zusammengesetzten Atom Kohlenstoff u. einem zusammengesetzten Atom Wasserstoff, einem einfachen oder zusammengesetzten Atom Stickstoff u. einem zusammengesetzten Atom Wasserstoff; die ternären Radikale können bestehen aus: einfachen u. zusammengesetzten Atomen Kohlenstoff, Stickstoff u. Wasserstoff, einfachen u. zusammengesetzten Atomen Kohlenstoff, Arsenik (Phosphor) u. Wasserstoff; die quaternären Radikale können zusammengesetzt seyn aus: einfachen und zusammengesetzten Atomen Kohlenstoff, Stickstoff, Arsenik (Phosphor) und Wasserstoff. Kohlenstoff, Stickstoff, Arsenik und Phosphor, welche in den binären, ternären und quaternären Radikalen gemeinschaftlich zu einem Körper verbunden gedacht werden müssen, sind diejenigen Bestandtheile derselben, welche als sich gegenseitig in den Verbindungen vertretend angesehen werden können, weshalb sich sämmtlich zusammengesetzte Radikale auf singuläre und binäre zurückführen lassen. Ebenso können die vier Elemente, welche in ihren chemischen Verhältnissen sehr mit einander übereinkommen und sich mit Wasserstoff zu Radikalen verbinden, organische Radikalbildner genannt werden; die übrigen Elementarstoffe gehen nicht in die Zusammensetzung der organischen Radikale ein, besitzen aber die Fähigkeit, sich mit denselben zu verbinden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Verbindungen nicht in der Verschiedenheit der Elemente, sondern in der verschiedenen Art ihrer Vereinigung liegt. In den unorganischen Verbindungen finden sich alle Elemente vor, und die große Zahl der letzteren bedingt die Vielartigkeit der ersteren. In den organischen hingegen wird das Gleiche erreicht durch das Vermögen des Kohlenstoffs, Stickstoffs und Wasserstoffs, unter dem Einfluß der Lebensthätigkeit sich mit einander zu Verbindungen zu vereinigen, begabt mit allen Eigenschaften der Elemente. Die Zahl der zusammengesetzten Radikale, welche durch Kombination von zwei u. drei Elementen, wenn sich dieselben nach allen möglichen Atomenverhältnissen verbinden, sich bilden können, geht ins Unendliche. In den unorganischen Verbindungen sind alle Radikale einfache Atome, in den organischen finden sich nur zusammengesetzte Radikalatome vor; die Verbindungen aber der einfachen und zusammengesetzten Radikalatome gehen nach gleichen Gesetzen und gleichen Atomenverhältnissen von Statten. In allen organischen Verbindungen kommen die entfernteren Bestandtheile der Radikale nicht in Betracht, und die Elemente treten nur dann hervor, wenn jede Spur der organischen Zusammensetzung vernichtet ist. Unter den organischen Verbindungen findet man eine ziemliche Anzahl, die keine Krystallform annehmen, wie z. B. das Stärkemehl, der Faserstoff, das Gummi, das Eiweiß rc., so daß es scheint, als ob hier die chemische Anziehung nicht Meister geworden sey über die organische, der Krystallbildung entgegenwirkende Kraft. Mit Recht aber muß man erstaunen, wie durch das Zusammentreten von nur 3 bis 5 einfachen Stoffen eine so große Mannigfaltigkeit von Körpern gebildet werden kann von den entgegengesetztesten Eigenschaften; denn wir finden unter denselben gänzlich indifferente Substanzen, starke Säuren, kräftige Basen, angenehm schmeckende Nahrungsmittel, furchtbare Gifte, heilsame Arzneimittel, lieblich duftende Stoffe, sowie abscheulich stinkende Verbindungen, berauschende Flüssigkeiten, fette u. harzige Substanzen und glänzende Farbstoffe. Wir stellen die organischen Verbindungen eben nach solchen hervorstechenden Eigenschaften gewissermaßen in natürlichen Familien zusammen, da eine streng wissenschaftliche Anordnung nach ihrer Zusammensetzung sich hier am allerwenigsten durchführen läßt. Die erste Familie wird von den organischen Säuren gebildet, worunter die Essigsäure, Weinsäure, Citronensäure, Apfelsäure, Kleesäure, Ameisensäure und Milchsäure hervorzuheben sind. Sie haben einen rein sauren, nicht ätzenden Geschmack und werden zum Theil in der Medicin und technisch in der Färberei vorzüglich als Beizmittel angewendet. Nur wenige organische Säuren enthalten Stickstoff. Die Familie der stärkemehlartigen Stoffe wird gebildet von der Weizenstärke, Kartoffelstärke, Sago, Arrowroot, sämmtlich geschmacklosen, weißen und in Wasser unlöslichen Stoffen, die sich mit Jod blau färben u. durch Behandlung mit Gerstenmalz oder verdünnten Säuren in lösliches Stärkegummi u. endlich in unkrystallisirbaren Zucker überführen lassen. Das Gummi reiht sich dieser Familie an. Zur Familie des Zuckers werden der Rohrzucker, Traubenzucker, Milchzucker und Stärkezucker gezählt, die sich alle durch Löslichkeit, süßen Geschmack und ganz vorzüglich dadurch auszeichnen, daß sie mit Hefe zusammengebracht in eine eigenthümliche Zersetzung, die sogenannte Gährung, übergehen, als deren Produkte Weingeist u. Kohlensäure erhalten werden. Die Glieder dieser Familien sind von großer Bedeutung für die thierische Ernährung, insbesondere für den Athmungsprozeß. Die Familie der Alkohole enthält den Weingeist, den Holzgeist, den Amylalkohol und andere Flüssigkeiten, welche in der Natur nicht gebildet vorkommen, sondern durch Zersetzung aus Gliedern der vorhergehenden Familien erhalten werden, zu deren Zusammensetzung sie in naher Beziehung stehen. Die Familie der ätherischen oder flüchtigen Oele wird auch als Familie der Kohlenwasserstoffe oder Kohlenstoffhydrate bezeichnet, weil sie in ihrer Zusammensetzung meist diesem Namen entsprechen. Nahe verwandt mit

den flüchtigen Oelen ist die Familie der Harze, da viele derselben entstehen, indem die ersteren aus der Luft Sauerstoff aufnehmen und dadurch verharzen. Als eine Familie von sehr großer Bedeutung treten die Fette auf, die einen sehr übereinstimmenden Charakter zeigen, gleichviel ob sie vegetabilischen oder animalischen Ursprungs sind. Sie sind sämmtlich Verbindungen zweiter Ordnung, indem ein jedes Fett aus einer Fettsäure und einem indifferenten, ölartigen und süßschmeckenden Stoffe besteht, welcher Oelsüß oder Glycerin genannt worden ist und der Familie des Zuckers anzureihen wäre, ebenso wie die Fettsäuren in der Familie der organischen Säuren angeführt werden sollten. Die Familie der Farbstoffe ist bei weitem nicht so bedeutend, als sie nach der Mannigfaltigkeit der im Pflanzenreiche herrschenden Farbenpracht erscheinen könnte, denn die meisten jener entzückenden Farben unserer Blumen sind so leicht zersetzbar, daß sie unter den Händen des Chemikers verschwinden, und der Farbenschmelz, den wir am Gefieder der Vögel und an Schmetterlingen und Käfern bewundern, rührt weniger von eigenthümlichen färbenden Stoffen, als vielmehr von der Beugung u. Brechung des Lichtes her. In allen bisher genannten Familien sind Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff mit ganz wenig Ausnahmen die alleinigen Bestandtheile der denselben angehörigen Glieder. In den folgenden tritt der Stickstoff als viertes Element hinzu. Die Familie der organischen Basen enthält furchtbar wirkende Gifte, wie das Morphin u. das Strychnin, die jedoch, wie das unschätzbare, fieberwidrige Chinin, als energische Heilmittel wirken. Diese Basen sind wohl ausgeprägte chemische Verbindungen, die krystallisirende Salze von äußerst bitterem Geschmacke bilden. Während die seither bekannten organischen Basen aus verschiedenen Pflanzenstoffen, in welchen sie bereits vorhanden sind, dargestellt wurden, ist diese Familie neuerdings durch die Entdeckung mehrer flüchtigen Basen vermehrt worden, die als Zersetzungsprodukte aus organischen Substanzen erhalten werden und den Eigenschaften des Ammoniaks sich nähern. In der letzten der hier anzuführenden Familie gesellt sich als wichtiger Bestandtheil noch der Schwefel hinzu. Es gehören hierher noch die sogenannten eiweißartigen Stoffe, welche die Hauptmasse der thierischen Muskeln, das Eiweiß und die Käsesubstanz in der Milch ausmachen und auch in vielen Pflanzentheilen enthalten sind, wie namentlich in Bohnen und andern Hülsenfrüchten, in den Getreidekörnern ꝛc. Diese eiweißartigen Körper, welche auch Faserstoff oder Fibrin, Albumin und Kasein genannt werden, sind ungefärbte, unkrystallisirbare, indifferente Stoffe, deren genaue chemische Auffassung noch nicht gelungen scheint, denen man jedoch eine große Wichtigkeit beizulegen hat, da sie in dem Haushalte der Natur als die nahrhafteste Speise anzusehen sind (vergl. Blut). Es mögen wohl in den genannten Familien die bedeutendsten der organischen Verbindungen seyn, obgleich noch eine große Menge derselben mehr oder weniger vereinzelt vorkommt, von welchen einige verdienen nachträglich erwähnt zu werden, wie die Pflanzenfaser, als die Hauptmasse des Holzes und der Gespinnste bildend, sowie die leimgebenden Stoffe der Thierkörper, wohin namentlich die Thierhäute, sodann Horn, Klauen und Haare gehören. Das Kreatin, welches im Fleische enthalten ist, sowie das Kaffein u. Thein, aus Kaffee u. Thee darstellbar, sind krystallisirbare, stickstoffhaltige Substanzen, die ebenfalls für die Ernährungsgeschichte von Interesse sind.

Die ältere Geschichte der C. begreift die Zeit, wo die Erkenntniß chemischer Thatsachen noch nicht mit dem Streben, sie alle zur Erreichung Eines bestimmten wissenschaftlichen Zweckes zu benutzen, verbunden ist, sondern ausschließlich praktischen Zwecken dient. Hervorzuheben ist nur die Lehre des Aristoteles über die Elemente des Universums. Dieselbe betrachtet die wichtigsten Eigenschaften der Körper als das Resultat des gleichzeitigen Inwohnens, der Mischung mehrer Grundeigenschaften, spricht aber von Bestandtheilen, von Elementen nur in dem Sinne als von supponirten Trägern dieser Grundeigenschaften, nicht aber nimmt sie die Elemente als materielle Urbestandtheile, als unzerlegbare Substanzen, welche in den Körpern empirisch nachweisbar enthalten sind u. durch deren Mischung alle Körper des Universums bestehen. Sie statuirt vier Elementareigenschaften: heiß, kalt, trocken, feucht, deren Besitz die verschiedenen Elemente, die Träger der Elementareigenschaften, charakterisiren müsse. Ferner soll das Zusammentreffen von je zwei solcher Eigenschaften Einem Elemente zukommen, und da dasselbe Element nicht zwei total entgegengesetzte Eigenschaften haben könne, z. B. nicht feucht und trocken zugleich seyn könne, so bleiben vier Kombinationen, vier Elementarzustände der Materie, von denen der Zustand der gleichzeitigen Trockenheit u. Hitze dem Feuer, der Hitze und Feuchtigkeit der Luft, der Feuchtigkeit und Kälte dem Wasser, und der Kälte und Trockenheit der Erde beigelegt wird. Diese vier Elementarzustände der Materie sind es, aus denen, nach Aristoteles, alle Substanzen zusammengesetzt sind und welche ihre Eigenschaften bedingen. Außerdem nahm Aristoteles in dem Weltall ein fünftes Element von höherer ätherischer Natur an, und dieser geistigere fünfte Bestandtheil hat später bei den Anhängern seiner Lehre eine wichtige Rolle gespielt, wie namentlich noch lange nach ihm die Erforschung der Essentia quinta (der Quintessenz), dieser unbekannten höhern Elementarpotenz in allen Körpern, von Denen versucht wurde, welche unter der abstrakten Bezeichnung ein materielles Wesen angezeigt wähnten. Von chemisch-organischen Präparaten kannten die Alten nur wenige. Essig, die einzige ihnen bekannte Säure, hatten sie nur im unreinen und verdünnten Zustande. Seife war ihnen nicht fremd. Sie bereiteten aus Bleioxyden Pflaster. Des Zuckers gedenkt Dioscorides, der Stärke Plinius. Weingeist kannten die Römer im brennbaren Zustande nicht, sondern nur verdünnt in geistigen Getränken. Als Farben benutzten sie den Saft der Purpurschnecke und den Indigo. Sie wußten Soda und gefaulten Harn zu benutzen, um Farbenveränderungen hervorzubringen, verbanden lösliche Farbstoffe mit Erden u. stellten Lackfarben dar ꝛc.

Das Zeitalter der Alchemie erstreckt sich von der Mitte des 4. Jahrh. bis zum 16. Jahrh., von der ersten Aeußerung alchemistischer Ansichten bis zu der Aufstellung der medicinisch-chemischen Theorie des Paracelsus. Der Zweck der C. in dieser Periode ist noch ein falscher; Aufgabe ist, mit Hülfe chemischer Prozesse unedle Metalle in edle, Gold u. Silber, zu verwandeln. Von den in diesem Zeitalter lebenden bedeutenderen Chemikern ist unter den Arabern besonders Geber zu nennen. Er verstand es, die Metalle zu legiren u. zu oxydiren, kannte den weißen Arsenik, wandte den Schwefel häufig an und reinigte den natürlichen durch Auflösen in Aetzlauge und Fällen mit Essig. Auch besaß er zuerst eine nähere Kenntniß der Mineralsäuren, bereitete Schwefelsäure durch Destillation des Alauns, Salpetersäure durch Destillation von Salpeter und Vitriol und stellte durch Zusatz von Salmiak zur Salpetersäure Königswasser dar. Er zuerst verstand es, eine Säure zu binden und Salze darzustellen, bereitete den Silbersalpeter krystallisirt, kannte Quecksilbersublimat und löste Gold auf. Er destillirte und reinigte seine Salze durch Umkrystallisiren und Sublimiren, kannte das Filtriren, wußte das Verkalken der Metalle durch Flüsse zu verhindern und kannte auch die Reinigung der edlen Metalle durch Blei. Auch wußte er schwache Hitze mit Sicherheit anzuwenden, da sich bei ihm zuerst der Gebrauch des Wasserbades findet. Die auf Geber folgenden Chemiker der Araber sind Aerzte, die sich nebenbei mit Alchemie beschäftigten: unter ihnen sind besonders Rhazes (um 932) u. Avicenna (geb. 978) zu nennen. Mit dem 12. Jahrh. werden die Leistungen der Araber in der C. unbedeutend. Im 13. Jahrh. traten im westlichen Europa Alchemisten von größerer Bedeutung auf. Albertus Magnus, der erste große Gelehrte, den Deutschland für die C. aufweisen kann, Roger Baco, Arnoldus Villanovanus und Raymundus Lullus machten sich in dieser Zeit besonders berühmt. Im 14. Jahrhundert erweiterte Keiner die Wissenschaft durch neuentdeckte Thatsachen; nennenswerth aus dieser Zeit sind nur Nikolaus Flamel, Isaak Hollandus und Johann Isaak Hollandus. Dasselbe gilt von mehren Alchemisten des 15. Jahrhunderts, wie Bernhard von Trevigo, Georg Ripley und Thomas Norton; Basilius Valentinus, der letzte bedeutende Chemiker dieses Zeitalters, bildet den Uebergang zu dem folgenden. Von dem 4. bis zu dem 15. Jahrh. sehen wir alle Chemiker Eine Aufgabe ausschließlich verfolgen; die den ersten unter ihnen zugekommene Richtung leitete auch alle folgenden. Keiner der Alchemisten traute sich die Ansichten seiner Vorgänger irgendwie zu bestreiten: blinde Anhänglichkeit an die Autorität der älteren Schriftsteller beherrschte alle Leistungen in der C., wie sie überhaupt den wissenschaftlichen Zustand des Mittelalters charakterisirt. So lange dieser Zustand der allgemein herrschende war, konnte die C. kein anderes Ziel erstreben, als das der Goldmacherkunst.

Mit der Aenderung des Zeitgeistes, mit der Kräftigung desselben zur Aufstellung neuer Ansichten neben oder an die Stelle der früheren, beginnt aber auch für die C. ein neues Zeitalter, nämlich das der medicinischen C. Dasselbe erstreckt sich von dem ersten Viertel des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, von der Zusammenfassung der C. und Medicin durch Paracelsus bis zu der selbstständigen Behandlung der erstern Wissenschaft durch Boyle. Die Tendenz der Männer, welchen in diesem Zeitalter die C. besonders ihre Ausbildung verdankt, ist die Verschmelzung der C. mit der Medicin, Zurückführung der medicinischen Erscheinungen auf chemische Grundsätze, so daß von Vielen die ganze Heilkunde fast nur als ein Theil der angewandten C. (als Jatrochemie) betrachtet wird. Die Alchemie ist deshalb diesem Zeitalter nicht entschwunden, aber sie ist jetzt nicht mehr das Hauptziel für die Arbeiten der Chemiker; obschon diese durchgängig an die Möglichkeit der Metallveredlung glauben, haben doch nur wenige von ihnen sich mit der Aufsuchung der Mittel, sie zu bewerkstelligen, beschäftigt. Das neue Zeitalter hat zwar noch mehr Alchemisten aufzuweisen, als das vorhergehende: es sind dies aber meist Ignoranten, welche der Goldmacherkunst nachhängen, ohne mit dem Studium der Alchemie das der eigentlichen C. zu verbinden. Diese Aenderung in der Tendenz der C. ging zunächst nicht von den Chemikern, sondern von den Aerzten aus, obgleich jene in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dazu vorbereitet hatten, indem sie Anwendungen von der C. machten, welche diese Wissenschaft in nähern Zusammenhang mit der Medicin brachten. Schon Basilius Valentinus hatte mit großer Sicherheit chemische Präparate als Heilmittel angewendet, u. die Befreiung des Körpers von Krankheit und die Befreiung edler Metalle von den beigemischten fremdartigen Stoffen für analoge, auf chemischem Prozeß beruhende Erscheinungen angesehen. Paracelsus (geboren 1493) aber erst bemächtigte sich der im vorigen Zeitalter geahnten Wahrheit, daß die Heilung in der zweckmäßigen Anwendung chemisch einwirkender Mittel bestehe, und stellte die Ansicht auf, daß der Lebensprozeß hauptsächlich als ein chemischer zu betrachten sey, daß die Bestandtheile des Organismus aus Elementen im chemischen Sinne bestehen, wovon das eine oder das andere mehr vorwalten könne, und daß dies Vorwalten mit eigenthümlichen, chemischen Erscheinungen verknüpft sey, welche sich im Gesundheitszustande kund geben. Durch diese von ihm aufgestellte (aber noch nicht vollkommen ausgeführte) Ansicht übte Paracelsus, als Eröffner dieses Zeitalters, auf die medicinische C. einen fördernden Einfluß aus. Doch herrscht bei ihm noch viel Willkürlichkeit hinsichtlich der Annahme der Elemente und der ihnen beigelegten Eigenschaften. Schärfer schon werden diese Begriffe von seinen Nachfolgern bestimmt; bei van Helmont u. besonders bei de la Boë Sylvius, den bedeutendsten unter den Jatrochemikern, wird geradezu nachgewiesen, daß in der chemischen Wirksamkeit (namentlich der alkalischen oder sauren Natur) gewisser Bestandtheile des Organismus die Ursachen der Funktionen derselben liegen, daß der durch Ueberfluß oder Mangel eines dieser Bestandtheile abgeänderte chemische Prozeß die

Krankheiten erzeuge und daß das Aufheben dieses Ueberflusses oder Mangels sie heile. Die physiologischen Erscheinungen, der Lebensprozeß im gesunden Zustande, werden als chemischer Vorgang betrachtet, wobei die wirksamen Bestandtheile in dem richtigen Verhältniß auf einander einwirken; die pathologischen Erscheinungen, die Krankheiten beruhen auf einer Störung dieses normalen chemischen Prozesses, indem Ein Bestandtheil unnatürlich vorwaltet; die Therapie endlich hat chemische Mittel zu neutralisiren und so ein richtiges Verhältniß der Bestandtheile wieder herzustellen. In Beziehung auf die Begründung und Entwickelung dieser Ansichten wurden nun chemische Forschungen angestellt, welche, obgleich mehr oder weniger sich zunächst an medicinische anlehnend, doch auch auf die reine C. fördernd einwirkten. Der chemische Prozeß selbst wurde genauer untersucht, um die darüber zu gewinnenden Kenntnisse als Grundlage für die Erklärung medicinischer Erscheinungen benutzen zu können; chemische Präparate wurden neu dargestellt, um als Arzneimittel verwandt zu werden, oder sie wurden gelegentlich entdeckt bei dem Aufsuchen solcher Heilmittel; es wurde der erste Grund zur Untersuchung von thierischen Substanzen gelegt, um darin die chemisch wirksamen Bestandtheile nachzuweisen. So wurde die eigentliche C. mit einer Menge neuer Thatsachen bereichert und ihr Gebiet immer mehr erweitert. Aber was von noch größerer Wichtigkeit für die C. wurde, war, daß sie in die Hände wissenschaftlich gebildeter Männer überging, daß sie nicht mehr nur dem Zwecke des Goldmachens diente, sondern, zunächst eine ehrenvolle Stelle als Hülfswissenschaft der Medicin einnehmend, sich hier schnell so weit entwickeln konnte, um später als selbstständige Wissenschaft auftreten zu können. Wie jede Theorie, welche wesentlich zur Entwikkelung einer Wissenschaft beiträgt, hatte auch die medicinisch-chemische ihren Sturz hauptsächlich den Fortschritten der Kenntnisse zuzuschreiben, welche sie selbst veranlaßt hatte, denn sie selbst trug in sich und pflegte diejenigen Keime, welche später zu einer neuen Gestaltung der Wissenschaft sich entwickelten. Die Frage nach den Elementen tritt in dieser Periode fast ganz in den Hintergrund. Für den Jatrochemiker war die Frage nach den Elementen überhaupt von geringerem Interesse, als die nach den wirksamen Bestandtheilen, von deren Mischung der Gesundheitszustand der einzelnen Organe abhängt, und daher werden im Anfange dieses Zeitalters als solche wirksame Bestandtheile die supponirten drei Elemente Salz, Schwefel und Quecksilber angesehen. Nachdem die Unhaltbarkeit dieser Ansicht erkannt ist, werden die hauptsächlichsten chemischen Agentien, Säuren und Laugensalze, als wirksame Bestandtheile angenommen, ohne daß sich die Frage weiter auf ihre Elementarzusammensetzung erstreckt. Neben Paracelsus verdient A g r i c o l a als Beförderer der Scheidekunst Erwähnung, wenn er auch mit der leitenden Idee dieses Zeitalters, der Anwendung der C. auf die Heilkunst, nichts gemein hat. Nach Paracelsus entsteht ein heftiger Streit hinsichtlich des Einflusses, welcher der C. auf die Medicin einzuräumen sey; wichtiger als die Gegner der C., unter welchen wir hier nur E r a s t u s nennen, sind für die Geschichte die Vertheidiger der paracelsischen Ansichten. Als die bedeutenderen unter den blind vertrauenden Anhängern der chemisch-medicinischen Schule verdienen besonders Leonhard Thurneysser, genannt zum Thurn (geb. 1530), Joseph du Chesne, bekannter unter dem Namen Guercetanus (geb. 1521), Turquet de Mayerne (geb. 1573), Oswald Croll und Adrian von Mynsicht hervorgehoben zu werden. Selbstständiger beurtheilten das Verhältniß der C. zur Medicin Andreas Libau, gewöhnlich Libavius genannt, und Angelus Sala, welche vorzüglich durch scharfe Beobachtungen die C. weiter förderten, als alle Genannten. Gleich bedeutend als Arzt wie als Chemiker folgt nun Johann Baptist van H e l m o n t (geb. 1577), der die Scheidekunst mit vielen Entdeckungen bereicherte, aber auch wieder durch Anwendung seiner chemischen Kenntnisse auf die Erklärung medicinischer Erscheinungen der C. ein zu großes Uebergewicht in der Medicin einräumte. Als dieser Einseitigkeit besonders entgegenwirkend verdient Daniel S e n n e r t (geb. 1572) genannt zu werden, und weniger als Arzt, aber mit dem größten Rechte als einer der vorzüglichsten Chemiker dieses Zeitalters nimmt Johann Rudolf G l a u b e r (geb. 1604) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Noch immer indeß wird nicht allgemein anerkannt, in welchem Verhältniß eigentlich die C. zur Heilkunde stehen muß; denn wenn auch schon Thomas B a r t h o l i n (geb. 1616) und Hermann C o n r i n g (geb. 1606) für die Verbreitung einer richtigeren Ansicht thätig waren, so verschmolz doch noch unter Franz de la B o ë S y l v i u s (geb. 1614) die C. mit der Medicin. Aber nur kurz ist dieser letzte und bedeutendste Aufschwung der leitenden Idee, welche dieses Zeitalter charakterisirt; ungeachtet des Widerstandes der nun folgenden Jatrochemiker, von welchen wir aus dieser Periode noch Otto Tachenius (1644) und Thomas Willis (geb. 1621) als die wichtigsten zu nennen haben, trennen sich Medicin und C., und die letztere erwächst zu einer selbstständigen Wissenschaft.

Das Z e i t a l t e r d e r p h l o g i s t i s c h e n T h e o r i e erstreckt sich von der Mitte des 17. bis zu dem Ende des 18. Jahrhunderts, von der selbstständigen Behandlung der C. durch Boyle bis zu der Widerlegung der phlogistischen Theorie durch Lavoisier. Die Aufgabe, welche die C. von dieser Zeit an verfolgt, ist die Erkenntniß der Zusammensetzung und Zerlegung der Körper, die Erforschung der Erscheinungen, unter welchen Zusammensetzung und Zerlegung vor sich gehen, der Gesetze, nach welchen diese Vorgänge eintreten, die Bestimmung, in wiefern die chemischen Eigenschaften von der Zusammensetzung abhängig sind, überhaupt die Erklärung der q u a l i t a t i v e n Erscheinungen. Die Chemiker dieses Zeitalters gehen von der Ansicht aus, daß ähnliche Erscheinungen von ähnlichen Ursachen bewirkt werden müssen; sie suchen die hervorstechendsten Eigenschaften der verschiedenen Körper durch die Annahme von chemischen Elementen zu erklären; bei Körpern, welche eine und dieselbe vorwiegende Eigenschaft wahrnehmen lassen, glauben

sie dieses Gemeinsame der Qualität dem gemeinsamen Gehalt an einem und demselben Bestandtheil zuschreiben zu müssen. Die Veränderung der Körper durch Einwirkung chemischer Agentien wird fast nur der Qualität nach beachtet, und Erklärungen werden nur in Beziehung hierauf zu geben gesucht. Die phlogistische Theorie ist die erste, welche rationelle Erklärungen von größerem Umfang in die C. einführte und für den wichtigsten chemischen Prozeß, den Verbrennungsprozeß, eine damals genügende Theorie aufstellte, welche in einer Menge Erscheinungen, wenn auch dabei keine Entwickelung von Feuer bemerklich ist, doch gleichen Vorgang wie bei dem Verbrennungsprozeß erkannte und ihre häufig vorkommenden Benennungen „dephlogistisirt" u. „phlogistisirt" richtig für die vielen Thatsachen anwandte, wo wir jetzt Aufnahme u. Abgabe von Sauerstoff, oder Austreten und Eintreten von Wasserstoff nachweisen, welche endlich durch die Hypothese, daß alle verbrennlichen Körper Ein Princip enthalten, und durch die Anwendung dieser Hypothese auf die Verbrennung jedes einzelnen Körpers und auf die Erscheinung, daß einem nicht verbrennlichen Körper (dem Metallkalk, der Phosphorsäure ꝛc.) durch Zuführung jenes Princips Verbrennlichkeit mitgetheilt werden kann, zuerst die C. auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Naturforschung erhob. In einer nach dem damaligen Zustande der Kenntnisse genügenden Vollendung wurde diese Theorie von Stahl (geb. 1660) ausgeführt. Derselbe leitete die Veränderung aller Körper, der organischen wie der Metalle und aller, die überhaupt verbrennlich sind, durch Feuer als eine und dieselbe Erscheinung von einem gemeinsamen Bestandtheile aller verbrennlichen Körper, den er Phlogiston nannte, ab. Das Phlogiston ist eine hypothetische Substanz, aber eine solche, deren Existenz dessen ungeachtet so unbezweifelt ist, daß zum Beweis die isolirte Darstellung derselben kaum nöthig erscheint. Stahl leitete von dem Vorhandenseyn des Phlogistons und dessen relativem Gehalt nicht nur die Verbrennlichkeit der Körper ab, sondern auch andere Eigenschaften; so dachte er sich die Farben und mehre chemische Eigenthümlichkeiten der Körper, Auflöslichkeit der Säuren ꝛc. abhängig von der Menge des in einer Substanz enthaltenen Phlogistons. Die nächsten Nachfolger Stahls machten ebenso wenig wie dieser den Versuch, das Phlogiston im isolirten Zustande darzustellen oder seine Identität mit einem andern der C. angehörigen Stoff darzuthun. Bei spätern Chemikern jedoch werden bestimmte Substanzen für das Phlogiston ausgegeben. So ließen einige den Lichtstoff mit demselben identisch seyn, weil sich dieser bei der Verbrennung erzeuge oder, ihrer Meinung nach, abscheide. Anderswo wird die im Berlinerblau enthaltene färbende Substanz für reines Phlogiston gehalten. Wichtiger ist die Meinung, welche sich zu Ende dieses Zeitalters geltend macht, daß nämlich das Phlogiston identisch sey mit Wasserstoffgas, das man mit ähnlichen Wirkungen begabt fand, wie die dem Phlogiston zugeschriebenen. In der letzten Periode des phlogistischen Systems ward eine Verbindung mit Phlogiston als gleichbedeutend angesehen mit einer Verbindung mit Wasserstoff, und Abscheidung des Phlogistons hieß Abscheidung von Wasserstoffgas. Uebrigens wird man selbst in dieser Zeit oft an die ursprüngliche Auffassung des Begriffs Phlogiston erinnert, wenn man z. B. von damals glänzenden Chemikern zugleich die brennbare Luft als phlogistisirtes Wasser bezeichnet findet. Als Elemente werden noch lauter hypothetische Grundstoffe angenommen, von welchen jeder als das Princip irgend einer allgemeiner vorkommenden und besonders hervorstechenden Eigenschaft angesehen wird; man sieht als Element in dieser Zeit noch keinen darstellbaren Körper an. Erst allmählig macht sich die Ansicht geltend, daß als Elemente nur solche Stoffe zu betrachten seyen, welche darstellbar sind und durch chemische Agentien nicht in andere zerlegt werden können; die bloße Spekulation über die Urbestandtheile der Körper verliert sich immer mehr und mehr aus der C. und man sucht die Elemente der direkten Beobachtung zugänglich zu machen und bezeichnet darstellbare Körper, z. B. Schwefelsäure, Phosphorsäure und Metallkalke, als solche. Die analytische C. wird in dieser Periode zuerst wissenschaftlich behandelt; man entdeckt sogenannte einfache Bestandtheile, die man als eigenthümlich anzusehen sich veranlaßt sieht, sofern sie sich nicht in andere schon bekannte zerlegen lassen. Man erstaunt um so mehr, während der Ausbildung der phlogistischen C. so richtige Wahrnehmungen über die Eigenthümlichkeit der einfachen Bestandtheile zu treffen, da den Phlogistikern eines der hauptsächlichsten Mittel abging, um sich bei der Zerlegung der Verbindungen und der Bestimmung der Eigenthümlichkeit eines Körpers feste Ueberzeugung zu verschaffen. Es ist dies die Zuhülfeziehung der Wage, die Untersuchung, ob sich bei der chemischen Veränderung eines Körpers sein Gewicht vermehrt oder vermindert. Noch in diesem Zeitalter zwar wurden schon Versuche gemacht, die Zusammensetzung einzelner Körper dem Gewicht nach zu bestimmen; allein diese Versuche stehen mit der leitenden Theorie in keiner Verbindung. Wird jetzt gleich die C. für die Medicin im Allgemeinen von geringerer Bedeutung, so ist doch der Einfluß, den beide Wissenschaften nun auf einander haben, nur um so heilsamer für jede. Das Interesse, welches von dem vorhergehenden Zeitalter her für die C. sich bei den Aerzten findet, erhält sich auch in diesem, und die C. verdankt fortwährend noch den Medicinern Ausbildung und Erweiterung, aber sie vergilt auch der Medicin wieder reichlich. Selbstständig sich entwickelnd, nützt sie ihr mehr als je durch Entdeckung arzneilich wirksamer Präparate; mit der vermehrten und weiter verbreiteten Einsicht in die C. heben sich die pharmaceutischen Kenntnisse, und die praktische Medicin gewinnt an Sicherheit durch die größere Zuverlässigkeit der Arzneien, deren Bereitung und Prüfung nun immer besser erkannt wird. Die C. endlich lernt bei ihrem Voranschreiten in gewissen Fällen mit Sicherheit über stattgehabte Vorgänge entscheiden und wird für die gerichtliche Medicin von höchster Bedeutung. Gleichzeitig mit Stahl und in naher, wenn auch nicht immer

freundschaftlicher Beziehung zu diesem, wirkte Friedrich Hoffmann (geb. 1660), der die C. durch viele Untersuchungen und Verbesserungen in praktischen Arbeiten bereicherte. Hermann Boerhaave (geb. 1668), berühmt als Arzt, leistete der Wissenschaft durch die Bündigkeit seiner Versuche, aus denen er nur das folgert, was sich wirklich aus ihnen ergab, wesentliche Dienste. Als Anhänger des von Stahl eingeführten Systems sind in Deutschland besonders Kaspar Neumann (geb. 1683), Johann Eller (geb. 1689), Johann Heinrich Pott (geb. 1692), Andreas Sigismund Marggraf (geb. 1709) als die einflußreichsten zu nennen. Von den französischen Chemikern sind besonders hervorzuheben: Stephan Franz Geoffroy (geb. 1672), Johann Hellot (geb. 1685), Heinrich Ludwig Duhamel du Monceau (geb. 1700) und Peter Joseph Macquer (geb. 1718). Das Zeitalter dieser Theorie beschließen die Leistungen Joseph Blacks (geboren 1728), Heinrich Cavendishs (geboren 1731), Joseph Priestley's (geb. 1733), Tobern Bergmanns (geb. 1735) und Karl Wilhelm Scheele's (geb. 1742); zu ihrer Zeit wird bereits die phlogistische Theorie bekämpft, sie sind die letzten Repräsentanten derselben.

Das Zeitalter der quantitativen Untersuchungen begreift die Zeit von dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zu der Gegenwart, oder von der Begründung des antiphlogistischen Systems durch Lavoisier bis zu den Leistungen der Chemiker in unsern Tagen. Der allgemeine Charakter des neuen Zeitalters ist von dem des vorigen nicht so wesentlich verschieden, wie die Grundrichtungen der frühern Perioden es unter einander waren. Das Hauptmerkmal der neuesten Zeit besteht darin, daß die Erklärung der chemischen Erscheinungen umfassender und auf dem Grunde mannigfacherer Beobachtungen als vorher versucht wird. Es sind jetzt nicht mehr die qualitativen Erscheinungen der ausschließliche Gegenstand der Erklärung, sondern es werden auch die quantitaven Verhältnisse berücksichtigt; was diese anzeigen, wird als entscheidend für die Gültigkeit der Theorie betrachtet, ihre Ausmittelung bildet das hauptsächlichste Ziel der Forschung in dem ganzen Umfange des neuen Zeitalters. Der Anfang dieser Periode beginnt hauptsächlich mit einer andern Ansicht über die Verbrennung. Lavoisier, der zuerst zur Anerkennung brachte, welche Wichtigkeit die quantitative Untersuchungsweise für die Scheidekunst habe, wendete die Beachtung der Gewichtsverhältnisse zunächst darauf an, an die Stelle der Phlogistontheorie eine richtigere Ansicht über die Verbrennung zu setzen. Er zeigte die Ungereimtheit der Annahme, daß möglicherweise ein absolut schwererer Körper (ein Metallkalk) als Bestandtheil in einem absolut leichteren (dem daraus zu erhaltenden Metall) enthalten seyn könne, begnügte sich aber nicht damit, hierdurch die Unrichtigkeit der ältern Theorie nachzuweisen, sondern setzte auch eine richtigere an ihre Stelle. Er bewies, daß bei der Verkalkung der Metalle, wie bei der Verbrennung überhaupt, sich ein gewisser Körper, ein Bestandtheil der Atmosphäre, mit der verbrennlichen Substanz verbinde; daß dieser Körper, der für sich luftförmig dargestellt werden könne, in der Art zu der verbrennlichen Substanz trete, daß das Produkt der Verbrennung genau so viel wiege, als das Gewicht der verbrannten Substanz und des bei der Verbrennung aufgenommenen luftförmigen Körpers zusammen. Somit begründete Lavoisier eine neue Verbrennungstheorie; aber noch folgenreicher war die durch ihn bewirkte Geltendmachung der Wahrheit, daß überall, wo eine Zunahme des Gewichts sich zeigt, eine Verbindung Statt haben muß, daß das Gewicht jeder Verbindung so viel beträgt, als das der Bestandtheile zusammen, daß bei allen chemischen Operationen in Bezug auf das Gewicht der Materie keine Schaffung, keine Zerstörung eintreten und jede Gewichtsabnahme nur durch Ausscheidung eines wägbaren Stoffs hervorgebracht werden kann. Der Erfolg, welchen die Berücksichtigung der quantitativen Verhältnisse für die Erkenntniß der Verbrennung gehabt hatte, leitete dahin, diesen Verhältnissen auch bei der theoretischen Auffassung anderer Erscheinungen viel mehr Wichtigkeit beizulegen, als es bis dahin geschehen war. Als einen wichtigen Versuch einer solchen Betrachtungsweise nennen wir nur den, die Lehre von der Verwandtschaft neu zu gestalten, gerade indem man die Erfolge der Affinität nicht mehr allein den qualitativen Eigenschaften der Körper zuschrieb, sondern das Gewicht eines jeden als wesentlich die Aeußerungen der Verwandtschaft bedingend ansah. Aber vorzugsweise folgenreich wurde die quantitative Untersuchungsweise für die theoretische Kenntniß über die Zusammensetzung der Verbindungen. Die jetzt erlangte Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit des Gewichts der Materie führte zuerst dahin, der Ausmittelung der Zusammensetzung nach Gewicht größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hiermit beginnt die Zeit der genauern chemischen Analyse. In dem Umstand, daß das Gewicht der gefundenen Bestandtheile zusammen dem der analysirten Substanz gleich seyn muß, gewann die analytische C. den ersten Anhaltspunkt, ihre Resultate zu kontroliren; es wurde hierdurch zuerst auf Fehler der ältern analytischen Methoden aufmerksam gemacht, man versuchte neue Methoden, u. die verbesserte Kunst zu zerlegen leitete bald zu der Erkenntniß, daß chemische Verbindungen eine konstante Zusammensetzung besitzen. Mit diesem Fortschritt wurde aber die Ausmittelung der Zusammensetzung nach dem Gewicht für jede Verbindung noch wichtiger; die Angabe derselben wurde jetzt bei jeder genauern chemischen Beschreibung irgend einer Substanz gefordert, was vordem nie der Fall gewesen war. Als man die quantitative Zusammensetzung der chemischen Verbindungen bestimmte, suchte man zunächst zu ergründen, wie viel von den Bestandtheilen in einer konstanten Menge (gewöhnlich 100 Gewichtstheilen) der verschiedenen Substanzen enthalten ist. Bald aber machte man einen weitern Fortschritt, indem man nicht allein untersuchte, wie viel von den Bestandtheilen in gleichen Gewichten der verschiedenen Verbindungen enthalten sind, sondern auch wie viel von den Bestandtheilen in gleichen Gewichten der verschiedenen Bestandtheile sich mit

Einer konstanten Gewichtsmenge eines Bestandtheils zu chemischen Verbindungen vereinigt, eine wie große Menge einer Substanz nöthig ist, um eine gewisse Menge einer andern Substanz in Verbindungen zu ersetzen. Hierdurch gelangte man zu dem Begriffe von Aequivalent und es wurde die Grundlage zur Stöchiometrie gelegt; man erkannte, daß, wenn man für jeden Bestandtheil eine eigene Gewichtseinheit annimmt, chemische Verbindungen nicht allein in konstanten, sondern immer auch in einfachen Gewichtsverhältnissen Statt haben. Hiermit verband sich die Untersuchung, in welchem Verhältniß die Gewichtsmengen eines Bestandtheils zu einander stehen, der in verschiedenen Quantitäten mit einer konstanten Menge eines andern Bestandtheils verschiedene chemische Verbindungen bilden kann, und man entdeckte so auch noch das Gesetz von den multiplen Proportionen. Nachdem der Begriff des chemischen Aequivalents erkannt war, verglich man das Aequivalentengewicht einer Verbindung mit denen der Bestandtheile und fand das erstere durch die Summe der Aequivalentengewichte der Bestandtheile gegeben. Mit der Erkenntniß solcher Regelmäßigkeit erhob sich das Wissen über die quantitative Zusammensetzung von unsicheren, rein empirischen Resultaten zu absolut wahren. Die Bestimmung der procentischen Zusammensetzung ist stets nur approximativ; sie ändert sich mit der Auffindung anderer analytischen Methoden und kann nicht mit vollkommener Genauigkeit ausgeführt werden. Die Frucht einer scharfsinnigen Spekulation, welche man auf die Beobachtungen anwandte, war es, in der Angabe der Zusammensetzung nach Aequivalenten, in der Auffindung der multiplen Proportionen absolut wahre Resultate über die quantitative Zusammensetzung zu gewinnen. Mit der Erkenntniß dieser Regelmäßigkeiten ging Hand in Hand die Erklärung derselben durch eine Hypothese; die Theorie, auf welche einige derselben hinführten, leitete sogar zur Entdeckung oder Bestätigung anderer. In der atomistischen Theorie suchte man alle beobachteten Gesetzmäßigkeiten zusammenzufassen, und es gewann dieselbe für die C. zuerst Wichtigkeit, als die Verhältnisse zwischen den Gewichten je eines Atoms von den einzelnen Körpern durch die Aequivalentengewichte ausgedrückt zu seyn scheinen. Als die atomistische Theorie einmal sich für die Chemiker annehmbar gezeigt hatte, sah man bald ein, daß sich die Folgen der atomistischen Konstitutionen noch in anderen Eigenschaften, welche für die verschiedenen Körper durch Zahlenverhältnisse ausdrückbar sind, wiederfinden lassen müßten, und man gelangte mittelst dieser quantitativen Untersuchungsweise zu dem Schlusse, daß die chemischen Erscheinungen mit den physikalischen vielfältiger und inniger ineinandergreifen, als man je vorher geahnet. Der erste Anlaß hierzu steht mit einer einfachen Erweiterung der quantitativen Untersuchungsweise in Verbindung. Die Menge eines Körpers kann im Allgemeinen nach zweierlei Art bestimmt werden, nach dem Gewicht und nach dem Volum. Die erstere Methode der Bestimmung ist die bis jetzt in der C. vorzugsweise in Anwendung gebrachte; nur für die Gase wurden schon früh auch die Verbindungsverhältnisse nach dem Volum der Bestandtheile untersucht. Es führten diese Untersuchungen zu der Erkenntniß des Gesetzes, daß sich die Gase nach einfachen Maßverhältnissen unter einander verbinden und daß das Volum des entstehenden gasförmigen Produkts gleichfalls in einem einfachen Verhältniß zu der Summe der Volume der gasförmigen Bestandtheile steht. Die Kombinirung dieses Gesetzes mit den schon erkannten der Verbindung nach Aequivalentengewichten leitete auf die Entdeckung des Zusammenhangs zwischen specifischem Gewicht und Aequivalentengewicht bei den gasförmigen Körpern. Bei dem Bedürfniß, außer den Resultaten der chemischen Analyse noch andere Anhaltspunkte zu der Bestimmung der Atomengewichte zu haben (da die ersteren nicht in allen Fällen zu unter sich übereinstimmenden und unzweifelhaften Annahmen führen), und überdies durch theoretische Folgerungen hinsichtlich des Zusammenhangs der atomistischen Konstitution mit den physikalischen Eigenschaften sich besonders dazu berechtigt glaubend, betrachtete man geradezu das specifische Gewicht der gasförmigen Elemente als das Verhältniß ihrer Atomengewichte ausdrückend, womit die Unterscheidung zwischen Atomengewicht und Aequivalentengewicht eingeführt wurde. Die hier aufgezählten Entdeckungen geben Anhaltspunkte, um die Atomengewichte der Elemente festzusetzen; man bestimmt damit zugleich genauer das Atomengewicht der Verbindungen und wie viel Atome jedes Bestandtheils in einem Atomengewicht einer Verbindung enthalten sind. In Folge dieser neuen Resultate fand man, daß bei Verbindungen, wo gleiche Atomenmengen ähnlicher Elemente zu analogen Verbindungen vereinigt sind, die äußere Eigenschaft, vor Allem die Krystallform, eine ähnliche oder gleiche sey. So wurde die Lehre vom Isomorphismus begründet, u. man benutzte sie, um aus der bekannten Atomenkonstitution von Körpern Rückschlüsse auf die unbekannte damit isomorphe zu ziehen. Andererseits entdeckte man, daß Substanzen, welche dem Gewicht nach gleiche Zusammensetzung haben, doch verschiedene Eigenschaften besitzen können, womit die Lehre von den Modifikationen, von dem Dimorphismus, begründet wurde. Man fand die Ursache für mehre dahin gehörige Fälle in der Entdeckung, daß Substanzen, welche der empirischen (procentischen) Zusammensetzung nach gleichartig sind, doch ein verschiedenes Atomengewicht haben können, daß dieselben Elemente in demselben Verhältniß der Atomenmengen verschiedene Verbindungen bilden können, wenn nämlich die absolute Menge der Atome der Elemente in je einem Atome der Verbindungen verschieden ist; so wurde also das Statthaben polymerer Verbindungen erkannt. Bei allen diesen Untersuchungen aber begnügte man sich nicht mit der Ausmittelung, wie viel Atome jedes Elements in einem Atome einer Verbindung enthalten sind, auch nicht mit der Aufsuchung der empirischen Atomenkonstitutionen der Verbindungen, sondern man suchte sich zugleich Rechenschaft darüber zu geben, welche Elemente und wie viel Atome eines

jeden in einer Verbindung zu näheren Bestandtheilen vereinigt seyen. Man kümmerte sich auch fortwährend um die rationelle Atomenkonstitution, deren Untersuchung allerdings dadurch vorbereitet war, daß man schon lange Bestandtheile in Verbindungen erkannt hatte, die man früher als einfache, später zwar als zusammengesetzte, aber doch immer noch als nähere ansah. Mit dem Studium der rationellen Atomenkonstitution durchdrang ein wissenschaftlicher Geist mehr als je vorher die C., mit den erhöhten Anforderungen an genaue Beobachtungen verband sich auch die an die vermehrte geistige Einsicht, an die Fähigkeit kombinirender Spekulation. Die Untersuchung der rationellen Atomenkonstitution umfaßte die für unsere Wissenschaft wichtigsten Fragen, so über die Konstitution der Säuren u. der Salze; sie leitete zu der Erkenntniß, daß für Verbindungen von gleicher empirischer Atomenkonstitution auch Verschiedenheit möglich ist, indem dieselben Elemente in derselben Gesammtzahl darin in verschiedener Art zu näheren Bestandtheilen vereinigt seyn können; so wurde das Stattaben der metameren Substanzen erkannt. Aber seine hauptsächlichste Wichtigkeit zeigt das Studium der rationellen Atomenkonstitution für die organische C., wo man findet, daß Elemente sich zu Verbindungen vereinigen können, welche, in komplicirte Verbindungen als nähere Bestandtheile eingehend, hier gewissermaßen sich wie einfache Körper verhalten; die Entdeckung der organischen Radikale brachte eine Umgestaltung in der Lehre von den organischen Verbindungen hervor, durch welche allein diese zahllosen Substanzen von gleicher qualitativer Zusammensetzung endlich einer ungezwungenen u. übersichtlichen Klassifikation unterworfen werden konnten und ihr Studium dem leichter faßlichen der unorganischen Körper näher gerückt wurde. Die in vorstehender Uebersicht aufgeführten Entdeckungen stehen alle im engsten Zusammenhange unter einander und sind nur als nothwendige Folgen der quantitativen Untersuchungsmethode zu betrachten.

Erst jetzt wird die Wissenschaft der C. von allen alchemistischen Grübeleien völlig frei, weil man mit dem Beginn des neuen Zeitalters die Unmöglichkeit und das Thörichte der Metallverwandlung mit solcher Ueberzeugung erkannte und darlegte, daß von alchemistischen Tendenzen der repräsentirenden Chemiker dieses Zeitalters gar nicht mehr die Rede seyn kann. Es steht jetzt fest, daß das eigentlichste Gebiet der C. in dem Studium derjenigen Vorgänge liegt, welche mit dem Namen chemischer Prozesse belegt worden sind und welche wir als Veranlassung der Annahme eigener, in unmeßbar kleinen Fernen wirkender Verwandtschafts- oder Affinitätskräfte ansehen müssen. Wie man übrigens auch das Verhältniß der C. zur Physik feststellen möge, so bleiben doch alle Körper dieser Welt ein Gegenstand der Erforschung für die erstere, diese Körper mögen der anorganischen Natur, dem Mineralreich, oder der organischen, dem Pflanzen- und Thierreich angehören. Es entspringen daraus die beiden großen Zweige der Wissenschaft, welche man kurzweg an- oder unorganische und organische C. genannt hat und von welchen die letztere wiederum in Pflanzen- und Thierchemie (Phyto- und Zoochemie) getheilt worden ist. Eine weitere Unterscheidung von Abtheilungen der C. ist überflüssig; kaum ist es noch im Gebrauch, zu sprechen von Photo-, Pyro-, Hydro-, Geo-, Elemento-, Metallo-, Gaso-, Phlogo-, Zymochemie. Ebenso ermangelt die Annahme von besondern Arten der C. eines wissenschaftlichen Grundes; es gibt nur Eine C. Die Unterscheidung von spekulativer und empirischer, von mathematischer und experimenteller, von reiner und angewandter, von technischer, pharmaceutischer, medicinischer, gerichtlicher, ökonomischer und militärischer C., von Dokimasie, Halurgie, Hyalurgie, Metallurgie, Chromurgie &c. hat keinen andern Zweck, als aus der einen u. wahren C. Dasjenige für besondere Klassen von Lesern und Hörern herauszuheben und vielleicht mit Gegenständen anderer Wissenschaften zu verflechten, was zu lernen ihnen besonders wichtig ist. Dasselbe gilt von der Annahme einer analytischen und synthetischen C., da Analyse und Synthese, Zerlegen und Zusammensetzen, Trennen und Verbinden, die beiden Hauptarten aller chemischen Operationen ausmachen, und in den meisten Fällen eine Analyse gar nicht ohne begleitende Synthese ausführbar ist.

Es bleibt uns noch übrig, der bedeutendsten Repräsentanten dieser Periode Erwähnung zu thun. Als der erste Chemiker, durch welchen die so folgenreiche quantitative Untersuchungsweise bedingt wird, ist der genannte Antoine Laurent Lavoisier zu betrachten, als dessen vorzüglichste Mitarbeiter Guyton de Morveau (geb. 1737), Antoine François de Fourcroy (geb. 1755) und Claude Louis Berthollet (geb. 1748) zu nennen sind. Es wirkten diese unter Lavoisiers Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern mit besonderem Erfolg dahin, daß das antiphlogistische System angenommen wurde; sie zeichneten sich zugleich durch selbstständige Leistungen, besonders für die theoretische C. aus. Gleichzeitig macht die analytische C. große Fortschritte: Martin Heinrich Klaproth (geb. 1743) und Louis Nicolas Vauquelin (geb. 1763) bestimmen vorzüglich die Zusammensetzung vieler Mineralien; an sie schließt sich Joseph Louis Proust (geb. 1755), der die Zusammensetzung der künstlichen chemischen Verbindungen genauer ermittelt. Hieran reihen sich John Daltons (geboren 1766) theoretische Forschungen über die Gewichtsverhältnisse, in welchen sich die Bestandtheile der chemischen Verbindungen vereinigen, und Joseph Louis Gay-Lussacs (geb. 1778) Arbeiten über die Verbindungsverhältnisse der Gase und viele andere Gegenstände der theoretischen C. Eine andere Richtung in den chemischen Forschungen, über die chemische Aktion des Galvanismus und was damit zusammenhängt, beginnt schon etwas früher durch Humphry Davy (geb. 1778). Alle im Vorstehenden angedeuteten Richtungen vereinigte Jakob Berzelius (geb. 1779), neben dem als Chemiker, welche aus der Gegenwart als die vorzüglichsten Repräsentanten selbstständiger Richtungen in unserer Wissenschaft

zu betrachten sind, wir noch Michael Faraday (geb. 1790), Ernst Mitscherlich (geb. 1749), Justus Liebig (geb. 1803), Jean Baptist Dumas und Friedrich Wöhler (geb. 1800) hervorheben. Um aber über Berzelius' Arbeiten eine vollständigere Uebersicht zu geben, müßte man das ganze Gebiet der C. durchgehen; es gibt keine einzelne Lehre unserer Wissenschaft, zu deren Ausbildung er nicht beigetragen hat, keinen einfachen Körper, für dessen Verbindungen nicht besonders durch Berzelius bessere Erkenntniß erlangt worden ist. Als das vorzüglichste Bestreben, welchem sich fast alle Arbeiten von Berzelius unterordnen lassen, kann man im Allgemeinen das nach der Erkenntniß der Zusammensetzung bezeichnen, wofür er durch empirische wie durch spekulative Forschungen gleichmäßig gewirkt hat. Für eine große Menge von Fällen, wo mehre Körper von einander zu trennen sind, hat Berzelius die besten Scheidungsmethoden angegeben, und kaum hat ein Chemiker von mehr natürlich vorkommenden wie kunstlich zusammengesetzten Verbindungen die quantitative Zusammensetzung ermittelt, als er. Bei der Genauigkeit seiner Analyse entgingen ihm die Anzeigen nicht, welche auf das Vorhandenseyn eigenthümlicher Körper schließen lassen; die Entdeckung mehrer eigenthümlichen Stoffe verdanken wir ihm, so die der Ceriumoxyde, des Selens (1818) und der Thonerde (1828), aber er begnügte sich nicht damit, das Vorhandenseyn dieser eigenthümlichen Substanzen nachzuweisen, auf das Genaueste und Vollständigste untersuchte er auch alle ihre chemischen Verhältnisse. Viele Körper, deren Existenz zwar schon erwiesen war, aber welche bisher noch nicht isolirt erhalten werden konnten, stellte er zuerst dar, so z. B. das Silicium (1823), das Zirkonium (1824), das reine Tantal u. a. Eines seiner hauptsächlichsten Verdienste ist aber die weitere Begründung der atomistischen Theorie und die Untersuchung der einzelnen Thatsachen, welche als Konsequenzen aus der atomistischen Theorie sich ergeben und durch deren direkte Nachweisung diese Theorie erst den erforderlichen Grad der Evidenz erhalten hat. Außerdem suchte Berzelius aber auch mit möglichster Genauigkeit zu ermitteln, welches die relativen Gewichtsverhältnisse sind, in denen sich die verschiedenen Elemente zu Verbindungen vereinigen. Als besonders für die Gestaltung der C. wichtig sind auch seine Verdienste um die organische und die mineralogische C. hervorzuheben. Daß die organischen Verbindungen nach Atomengewichtsverhältnissen der Elementarbestandtheile zusammengesetzt sind, nachgewiesen u. durch eine Reihe genauer Analysen die Atomenkonstitution für mehre der wichtigsten organischen Substanzen genau ausgemittelt zu haben, darin besteht vorzüglich der fördernde Einfluß, den Berzelius auf diesen Zweig der C. ausgeübt hat. Um die C. der thierischen wie die der Pflanzenstoffe hat er sich gleich große Verdienste erworben; mit der erstern beschäftigte er sich schon von 1806 an; seine Untersuchungen über Blut, Galle und andere Theile des Organismus, in dessen Säften er vorzüglich das Vorhandenseyn der Milchsäure nachwies, haben zu der Ausbildung der Zoochemie wesentlich beigetragen und auch für solche Forschungen genauere Vorbilder abgegeben. In erster Reihe ist aber auch seiner Bestrebungen um Aufstellung eines elektrochemischen Systems zur Auffassung der entferntern Ursachen der Verwandtschaftserscheinungen zu gedenken. In Verbindung damit stehen die lichtvollen Erläuterungen, die er über die Verbrennungserscheinungen gegeben hat; es reihen sich hieran seine Verdienste um die chemische Klassifikation, Nomenklatur und um die Einführung der chemischen Zeichen, durch welche die Bequemlichkeit des Ausdrucks, die Deutlichkeit der Darstellung und die Leichtigkeit des Verständnisses so viel gewonnen haben. Die Lehre von den salzartigen Verbindungen verdankt besonders Berzelius ihre Ausbildung. Eines der wichtigsten Momente in der Lehre von den chemischen Verbindungen bildete die Arbeit, worin er nachwies, daß Schwefel sich mit säurefähigen Radikalen und mit den Grundlagen der Alkalien zu Körpern vereinigt, welche gegen einander sich wie Säuren zu Basen verhalten und in ihrer weitern Verbindung salzartige Substanzen herstellen. Eine der ausgezeichnetsten Leistungen der neuern C., legt sie, neben seinen andern größern Leistungen, wie die zum Theil schon erwähnten über die organischen Säuren, über das Selen, über die Verbindung des Schwefels mit Alkalien, über die Fluorverbindungen, über das Platin u. die dasselbe begleitenden Metalle, über das Tellur und seine Verbindungen, über die Meteorsteine und viele andere, das sprechendste Zeugniß von dem Genie desselben ab. So hat endlich auch Berzelius den größten Antheil daran, daß die theoretische C. mit der Lehre von der Isomerie, Polymerie und Metamerie bereichert wurde, ebenso wie durch ihn die Katalyse als wirkende Kraft bei manchen Verwandtschaftserscheinungen aufgestellt wurde.

Auch Liebigs Arbeiten umfassen die verschiedenartigsten Zweige der C. Sein Verdienst besteht vornehmlich darin, mit anhaltender Ausdauer zugleich die mannigfaltigsten und umfassendsten Experimentaluntersuchungen ausgeführt und mit scharfsichtiger Kombinationsgabe aus dem empirisch Erkannten das Gemeinsame herausgefunden und zu theoretischen Ansichten vereinigt zu haben, deren Geltung dann über das Gebiet hinausragt, dessen experimentelles Studium den ersten Anstoß dazu bot. So haben viele theoretische Ansichten Liebigs, welche zunächst aus Untersuchungen in der organischen C. hervorgingen, auch für die unorganische die größte Wichtigkeit erlangt; so haben seine theoretischen Erklärungen von Erscheinungen, welche ganz der wissenschaftlichen C. angehören, über Thatsachen Aufschluß gegeben, welche zu der angewandten C. erst in ihrer weitesten Ausdehnung gerechnet werden können. Die experimentellen Forschungen Liebigs haben der organischen C., außer der genauesten Ausmittelung der qualitativen Vorgänge, den größten Vorrath an quantitativen Bestimmungen zu Gebote gestellt. Während vor seiner Zeit die Ausmittelung der quantitativen Zusammensetzung organischer Substanzen eine im Ganzen seltener versuchte, nur

von wenigen Meistern der Wissenschaft mit Erfolg ausgeführte, allgemein aber als sehr schwierig anerkannte Aufgabe war, brachte er es dahin, dieser Operation den Grad von Leichtigkeit und Zuverlässigkeit zu geben, welcher ihre Ausführung allgemeiner verbreitete und jeden Chemiker in den Stand setzte, an der Ausmittelung der organischen C. durch Anstellung von Elementaranalysen mit zu arbeiten. Die großartigen, schwerer zu handhabenden und nur dem Geschicktesten anzuvertrauenden Vorrichtungen zur Analyse organischer Substanzen wurden bald mit dem einfachen und leicht zu handhabenden Apparat vertauscht, dessen Zweckmäßigkeit durch nichts evidenter bewiesen ist, als durch eine Vergleichung der Kenntnisse über die quantitative Zusammensetzung der organischen Substanzen — nach ihrer Zahl und nach der Richtigkeit ihrer Resultate bemessen —, welche vor der Einführung seiner verbesserten Methode erlangt waren, mit denjenigen, welche seitdem dem Chemiker fast allgemein zu Gebote stehen. Kein Chemiker hat mehr organische Analysen ausgeführt, die Elementarkonstitution einer größern Anzahl organischer Substanzen ausgemittelt, als Liebig. Wir erinnern hier nur an die besonders wichtige Lehre, welche er für die Theorie der Säuren zu begründen suchte. Seine Leistungen beschränken sich jedoch nicht allein auf die C. im engern Sinn; seine hier erlangten Kenntnisse, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine Fähigkeit, einzelne Erfahrungen unter allgemeine Erklärungen zusammenzufassen, leiteten ihn dazu, die C. auch zur Auffassung solcher Erscheinungen anzuwenden, welche andern Wissenschaften als abgesonderte Gegenstände zugetheilt sind. Die Anwendung der C. zur Beantwortung physiologischer Fragen war es besonders, welche ihn von 1839 an beschäftigte. Von den Erscheinungen des Pflanzenlebens und den Vorgängen des thierischen Organismus diejenigen zu bestimmen, welche auf chemischer Aktion beruhen, und die Anwendbarkeit der C. zur Erklärung dieser Erscheinungen nachzuweisen, war eine Aufgabe, deren Lösung anzuregen sein Kombinationsvermögen, seine Kenntnisse der Wirksamkeit chemischer Kräfte besonders berufen war. Er suchte das Materielle in den Bedingungen zu ermitteln, welche zu der Entwicklung der Pflanzen nothwendig sind, und zu erforschen, in welchen Verbindungen diejenigen Substanzen den Pflanzen dargeboten werden müssen, durch deren Aufnahme diese sich entwickeln; er suchte die Resultate dieser Untersuchungen mit den Ergebnissen in Zusammenhang zu bringen, welche die Empirie bei dem Ackerbau, bei der Kultur der Pflanzen überhaupt dargethan hat; er suchte den Erfahrungen der Agrikultur auf diese Art theoretische Grundlagen zu bereiten, welche dann auf jenen Gewerbzweig fördernd einwirken könnten, die Unternehmungen darin von einem bloßen Probiren zu einem Ausführen der Folgerungen, welche sich aus konstatirten Fundamentalgrundsätzen ableiten, erhebend. Den Einfluß, welchen die verschiedenen landwirthschaftlichen Operationen auf den Boden, die Wirkung, welche die Zusammensetzung des Bodens auf das Gedeihen der verschiedenen Pflanzen ausübt, suchte er genauer nachzuweisen und für die zahlreichen einzelnen Beobachtungen, welche zerstreut vorlagen, und die er durch neue vermehrte, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Dieselbe Untersuchungsweise dehnte er zugleich auf die Thierphysiologie aus und suchte die Entstehung der Gebilde des Körpers aus den Bestandtheilen der Nahrungsmittel, die Umwandlung, welche die letztern bei ihrem Uebergang in die erstern erleiden, den Antheil, welchen die Nahrung an den Lebensfunktionen, der Respiration z. B., hat, den Zusammenhang zwischen dem Stoffwechsel und der Krafterzeugung ꝛc. nach chemischen Grundsätzen zu erklären. Wie alle Arbeiten, welche eine neue Richtung begründen, sind auch die von Liebig einerseits angegriffen, andererseits als Propheten einer totalen Reform in der Thier- und Pflanzenphysiologie enthusiastisch aufgenommen worden; besonders werden aber diese letztern Arbeiten Liebigs hartnäckig bekämpft, theils, weil viele Chemiker den hierher gezogenen Gegenständen nach ihren Grundsätzen eine andere Stelle angewiesen haben wollen, theils weil viele Physiologen sich sträuben, die C. so geradezu ausschließlich als Schiedsrichterin in physiologischen Fragen anzuerkennen. Eine der wichtigsten Leistungen Liebigs ist auch der Antheil, welchen er an der Entwicklung der Lehre von den organischen Radikalen hat. Er gehörte stets zu den vorzüglichsten Vertheidigern der Ansicht, daß die organischen Verbindungen als solche betrachtet werden müssen, in welchen zusammengesetzte Stoffe sich wie einfache verhalten und mit Sauerstoff zu Oxyden, mit Wasserstoff zu Wasserstoffsäuren ꝛc. verbunden sind, welche Verbindungen dann noch weiter sich mit andern, z. B. mit Wasser und mit organischen Stoffen, vereinigen können, den Gesetzen gemäß, nach welchen sich die Zusammensetzung der einfachern und komplicirtern unorganischen Verbindungen regelt.

Das Studium der organischen Verbindungen ist unter den bereits begründeten Richtungen diejenige, welcher die meisten Kräfte unserer Zeit sich zuwenden. Bei dem Eifer, womit die organischen Verbindungen untersucht werden, ist jedoch die Bearbeitung der andern Richtungen, welche sich für die chemische Forschung fruchtbringend erwiesen, nicht vernachlässigt worden. Alle Richtungen, welche wir in diesem Zeitalter auftreten sahen, erfahren noch Erweiterungen und weitere Ausbildung. So sehen wir in der Gegenwart die verschiedenartigsten Richtungen bearbeitet und zugleich das ernstliche Bestreben, alle Richtungen in Zusammenhang unter sich zu bringen und durch die Aufstellung allgemeinerer Gesichtspunkte der Zersplitterung vorzubeugen, welche bei nur empirischem Forschen sich zuletzt durch das Anhäufen einer allzu großen Menge von Thatsachen für jede einzelne Richtung ergeben könnte.

Literatur. Zur Geschichte der C. vgl. Gmelin, Geschichte der C., 3 Bde., Göttingen 1797—1799; Höfer, Histoire de la chimie, 2 Bde., Paris 1842; Kopp, Geschichte der C., 4 Bde., Braunschw. 1843—47; Dumas, Philosophie de la chimie (deutsch von Rammelsberg, Berlin

1839). Lehr= und Handbücher: Gmelin, Handbuch der C., 4. Aufl., Heidelberg 1843 f.; Berzelius, Lehrbuch der C., 6. Aufl., Dresden und Leipzig 1844 ff.; Dumas, La chimie appliquée aux arts (deutsch von Engelhardt und Buchner, Nürnberg 1830—51); Mitscherlich, Lehrbuch der C., 4. Aufl., Berlin 1844; Graham, Lehrbuch der C. (bearbeitet von Otto, 2. Aufl., 4 Bde., Braunschweig 1847—50); Liebig, Handbuch der C., Heidelberg 1843; Regnault, Lehrbuch der C. (deutsch von Bödeker, 4 Bde., Berlin 1850). Kleinere Lehrbücher: Stöckhardt, Schule der C., Braunschweig 1850; Wagner, C., 2. Aufl., Leipzig 1851; Erdmann, Lehrbuch der C., 4. Aufl., das. 1851; Regnault, Kurzes Lehrbuch der C. (deutsch von Strecker, Braunschweig 1851); Liebig, Chemische Briefe, 3. Aufl., Braunschw. 1851. Handwörterbücher: Handwörterbuch der C. von Liebig, Wöhler, Poggendorf und Kolbe, Band 1—4, Braunschweig 1842—1850; Handwörterbuch der C. und Physik, redigirt von August, Brey und Wagner, 3 Bde., Berlin 1842—50; Liebig und Kopp, Jahresbericht für 1847 und 1848, Bd. 1—4, Gießen 1848—50. Die analytische C. behandelte: H. Rose, Handbuch der analytischen C., 2 Bde., Braunschweig 1851; Will, Anleitung zur quantitativen Analyse, 2. Aufl., Heidelberg 1851; Fresenius, Qualitative und quantitative Analyse, Braunschweig 1851; die technische C.: Schubarth, Handbuch der technischen C., 4. Aufl., Berlin 1851; Knapp, Chemische Technologie, Braunschweig 1847 f.; Wagner, Chemische Technologie, Lpz. 1850; die Agrikultur= u. physiologische C.: Wolff, Naturwissenschaft des Ackerbaus, Leipzig 1851; Göbel, Agrikulturchemie; Stöckhardt, Chemische Feldpredigten, Leipzig 1851; Lehmann, Physiologische C., 2. Aufl., das. 1850; Liebig, Die Thierchemie oder die organische C. in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, 3. Aufl., Braunschweig 1845; Derselbe, Die C. in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, 6. Aufl., das. 1845. Zeitschriften: Erdmann, Journal für praktische C., Leipzig 1834 ff.; Liebig, Wöhler und Kopp, Annalen der C. und Pharmacie, Heidelberg 1838 f.; Poggendorf, Annalen der Physik und C., Leipzig 1824 f.; Pharmaceutisch-chemisches Centralblatt, Leipzig 1830 f., seit 1847 von Kopp redigirt.

Chemische Meßkunst, s. Stöchiometrie.

Chemische Operationen, im Gegensatz zu mechanischen Operationen alle diejenigen Arbeiten, wodurch eine Mischungsveränderung der Körper bewirkt wird, es sey nun durch Trennung einiger oder durch Vereinigung neuer Bestandtheile.

Chemischer Ofen, kleines Sternbild am südlichen Himmel, südlich vom Wallfisch, östlich von der Elektrisirmaschine.

Chemischer Prozeß, der Vorgang, nach welchem in Folge chemischer Einwirkung verschiedene Körper anderweitig verbunden oder zersetzt werden.

Chemisches Feuerzeug, s. Feuerzeug.

Chemische Verwandtschaft (Affinität), die Kraft, mittelst welcher ungleichartige Theile zu einem homogenen Ganzen verbunden werden; s. Chemie.

Chemische Zeichen. In frühern Zeiten bediente man sich theils als Abkürzung, theils um die besonders bei alchemistischen Prozessen in Gebrauch gezogenen Körper und Manipulationen nicht Jedermann verständlich zu machen, gewisser Symbole, welche diese ausdrückten. So bedeutete △ Feuer, ☉ Gold, ☽ Silber, o-o Arsenik, ♂ Eisen, ♄ Blei ꝛc. Gegenwärtig bedient man sich der Zeichensprache, um in einfachster und zugleich deutlichster Form auszudrücken, in welcher Art und Weise man sich die Atome einer chemischen Verbindung vereinigt denkt; s. Chemie.

Chemise (franz.), Hemd; in der Fortifikation der Mauermantel, die äußere Seite der Futtermauern bei Festungswällen; auch s. v. a. Revêtement; im Hüttenwesen die Vorwand eines Schmelzofens. C. de chargement, die innere Bekleidung der Schiffe mit Segeltuch.

Chemisette (franz.), Ueber= oder Vorhemdchen.

Chemismus, chemisches Verhältniß, Inbegriff alles Dessen, was in Naturerscheinungen aus einer auf wechselseitige Anziehung der kleinsten Körpertheilchen zur gegenseitigen Ausgleichung und Ergänzung ihrer selbst sich äußernden Bestimmung erklärlich oder dadurch bedingt ist; dann diejenige naturphilosophische Theorie, welche die Bildung oder Forterhaltung der Natur durch einen chemischen Prozeß erklären will; auch s. v. a. Jatrochemie.

Chemitypie, von C. Piil aus Kopenhagen erfundene Kunst, Reliefdruckplatten zum Abdruck von Zeichnungen aller Art in der Buchdruckerpresse durch ein chemisches Verfahren herzustellen. Dasselbe ist seinen Grundzügen nach folgendes: Auf einer blank polirten Platte von reinem Zink wird nach gewöhnlicher Weise eine Radirung und Aetzung oder eine Gravirung ausgeführt, welche einen Abdruck in der Kupferdruckerpresse geben würde. Die auf der Platte vertieft erscheinende Zeichnung wird nun mit einem (nicht genannten) negativen Metalle eingeschmolzen und letzteres dann wieder genau bis auf die Oberfläche des Zinks weggenommen, so daß nur die vertieften Züge ausgefüllt bleiben. Wenn man sodann mit einer Säure ätzt, welche nur das positive Zink, nicht jenes ausfüllende Metall angreift, so entsteht nothwendig ein Relief, welches auf das Genaueste die vorher vertieften Züge wiedergibt. Statt des Zinks kann man auch andere Metalle anwenden; so kann man z. B. eine Kupfer= oder Goldplatte mit einer Silberlegirung einschmelzen und jene durch Königswasser wegätzen, oder eine Silberplatte mit einer Goldlegirung und eine Stahlplatte mit Gold einschmelzen und Silber und Stahl durch gereinigtes und verdünntes Scheidewasser ausätzen. Durch eine gewisse Behandlungsweise, welche noch Piils Geheimniß ist, wird das positive Metall leicht bis zur nöthigen Tiefe entfernt. Der Vorzug der C. vor dem Holzschnitte besteht besonders darin, daß man mittels derselben in Metall ein gefälligeres wärmeres und künstlerisch vollendeteres Bild darzustellen vermag, als es sich in Holz schneiden läßt, u. daß, wenn der bildende Künstler seine Zeichnung selbst

graviren kann, er durch die C. ein treueres Facsimile seiner ursprünglichen Idee bekommt, als es sich im Holzschnitt wiedergeben läßt. Auch das begünstigt die C. sehr, daß man durch einen Gypsabguß von der gravirten Platte in den Stand gesetzt ist, das Bild so lange zu korrigiren, bis es den Anforderungen vollkommen entspricht, und es dann erst durch Piils Verfahren in den erhabenen Stempel verwandeln läßt. Trotz dieser Vortheile hat die C. bis jetzt mit dem Holzschnitte, der Hochdrucklithographie und der Glyphographie nicht zu konkurriren vermocht. Das Verfahren ist eine, wenn wir so sagen dürfen, umgekehrte Radirung, und es wird daher immer eine Arbeit zu Stande kommen, welche der Radirung nachstrebt, aber nie eine Radirung erreicht, da der Erfinder selbst zugibt, daß der Feinheit der Zeichnung Grenzen gesteckt sind. Noch weniger wird die C. den Holzschnitt erreichen, da sie nie das Markige wiederzugeben vermag, das der Holzschnitt auf so unvergleichliche Weise gibt. Gesetzt auch, der Chemitypist radire seine Zeichnung in Holzschnittmanier, so werden die breiten Flächen, welche in dieser Manier die Taillen an manchen Stellen haben, nie so tief schwarz drucken, als vom Holze, da das Metall, dessen sich die C. bedient, nicht die Affinität zur Druckfarbe hat, wie das Holz, und zugleich viel glätter ist. Lüfte und dergleichen Sachen werden in der C. stets zu schwer werden. Dieselbe ist aber vorzüglich geeignet zur Herstellung geographischer Karten für die Buchdruckerpresse und wird in dieser Hinsicht nur von der Glyphographie erreicht. Nachdem Piil seine Erfindung 1843—1846 in beschränktem Maße in Kopenhagen zur Anwendung gebracht, betrieb er dieselbe in ausgedehnterer Weise in Leipzig 1846—1849 in Verbindung mit dem Buchhändler G. H. Friedlein, bis er 1850 eine Anstellung bei der Staatsbuchdruckerei in Wien erhielt.

Chemmis (Chemmo), 1) alte Hauptstadt des panopolitanischen Nomos in Oberägypten, am östlichen Ufer des Nils, ward von Leinwebern, Bildhauern und Steinmetzen bewohnt. Die Griechen nannten sie Panopolis, Panstadt, denn Chemmo war ihnen Pan. Von C. aus sollen sich Danaus u. Lynceus nach Hellas übergesiedelt haben; dem Perseus, dem Sohne der Danae, welche hier ein Heiligthum hatte, wurden daselbst Kampfspiele nach griechischer Art gehalten. Im Tempel des Perseus bewahrte man den Riesenschuh auf, dessen Erscheinung stets dem Nilthal ein fruchtbares Jahr verhieß. Jetzt liegt an der Stelle des alten C. Achmim (Akenim, Akhemym), ehedem Residenz eines Emirs, mit denkwürdigen Ruinen. — 2) Insel in einem Binnensee des Delta's in Aegypten, angeblich schwimmend, ist mit einem Heiligthum des Apollo geschmückt.

Chemnitz, erste Fabrik- und zweite Handelsstadt im Königreich Sachsen, Kreisdirektionsbezirk Zwickau, liegt am Fuße des Erzgebirgs in einem weiten Thale am gleichnamigen Flusse, der sich bei Altchemnitz aus der Zwönitz und Würschnitz bildet, sich mit der Kappel, dem Bernsbach und der Gablenz vereinigt und zwischen Wechselburg und Lunzenau in die zwickauer Mulde mündet. Die ganze Häusermasse der Stadt, nämlich der Innerstadt und der 10 Vorstädte, übersteigt 1200. Die Innerstadt hat 6 öffentliche Plätze, 12 Haupt- u. 12 Nebenstraßen; 5 Thore führen in die Vorstädte (Johannis-, Gablenz-, Niklas-, Kloster-, Aue-, Schloß-, Graben-, Anger-, Linden-Vorstadt und Neustadt) mit ihren 45 Straßen. Sämmtliche Hauptstraßen sind breit, von den öffentlichen wie von den Privatgebäuden sind viele groß, geschmackvoll, die meisten massiv, und namentlich zeichnen sich die Fabrikgebäude durch großartige Anlage und geschmackvolle Umgebung aus. Bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind: 6 Kirchen, darunter eine katholische Kapelle, 4 Schulgebäude, das Rath-, Amt-, Zeug- und Gewandhaus; die Hauptkirche St. Jakob ist namentlich durch ihren 106 Ellen hohen Thurm ein Schmuck der Stadt, auch ihr prachtvolles Geläute verdient Erwähnung. Noch sind das Theater, das Casino, der Packhof und das Postgebäude zu nennen. Die Vorstädte breiten sich reißend schnell aus, und an manche derselben schließen sich bereits belebte Fabrikdörfer an, z. B. westlich ununterbrochen 4 Stunden lang bis Lungwitz, südlich von der Gablenzvorstadt bis Hermersdorf. Bis zum 30jährigen Kriege war C. eine starke Festung mit Graben, Mauern, festen Thoren und 25 Mauerthürmen; diese verfallenen Bollwerke wurden 1806 in Gärten u. Anlagen verwandelt. Nur das Chemnitzerthor und der Thurm stehen noch u. werden als Frohnveste benutzt. Für den bedeutenden Wasserbedarf der vielen Fabriken und für Erleuchtung der stets außerordentlich belebten Stadt ist vortrefflich gesorgt. Den schönsten Blick auf dieses rührige Gewoge gewähren der sogenannte Scharfrichter- oder Hüttenberg, die Schloßanlagen und die neuen Schänken an der zschopauer Straße. C. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Justizamts, Rentamts, eines Kreisgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Bezirksteuereinnahme, eines Postamts und einer Salzverwalterei und zählt jetzt über 32,000 Einwohner. Für Bildungsanstalten ist ausreichend Sorge getragen, obgleich das 1486 begründete und seiner Zeit sehr geschätzte Lyceum 1835 aufgehoben und dafür ein Progymnasium eingerichtet wurde. Treffliche Anstalten aber sind die allgemeinen Bürgerschulen (für 4000 Kinder), die königliche Gewerb- und Baugewerkschule, die Sonntags- und Fabrikzeichenschule (900 Zöglinge), die 1848 gegründete und stark frequentirte Handelslehranstalt und mehre Abend- und Armenschulen. Von Wohlthätigkeitsanstalten sind das Waisenhaus, das Krankenhaus, das Armenhaus mit Lazareth, das Hospital zu St. Georg und das Siechenhaus zum heiligen Geist zu nennen. Die öffentliche Sicherheit beschützt eine thätige Kommunalgarde. Ferner bestehen gegenwärtig ein Industrieverein für das Königreich Sachsen, der 22 durch das ganze Land verbreitete Bezirksvereine unter seinem Ressort begreift, ein Handwerkerverein (seit dem 26. April 1829 bestehend) mit 1100 Mitgliedern, wöchentlichen Versammlungen, einer technischen Deputation von 30 Mitgliedern und einer Bibliothek von mehren tausend Bänden, ein Weberverein für gegenseitige Mittheilung, eine sächsische Maschinenbaukompagnie, ein Steinkohlenbauverein, mehre Bildungsver-

eine, als: für Literatur, Medicin, Naturforschung, Musik und Gesang. Mit seinen Umgebungen bildet C. einen der bedeutendsten deutschen Manufakturbezirke. Kunstweberei auf Jacquards in Wolle, Baumwolle und Seide wird in der Stadt auf ungefähr 3000 Stühlen betrieben. Dieser Industriezweig beschäftigt zugleich einige 20 größere und kleinere Zeuchdruckereien, von denen jedoch nur 4 nambafte geschlossene Etablissements sind, vorzugsweise für den deutschen Bedarf, während eine große Anzahl Verlagshandlungen für baumwollene Strumpfwaaren die Erzeugnisse von 27,000 in der ganzen Umgegend verbreiteten Stühlen in Betrag von cirka 3 Millionen Dutzend nach dem Auslande versenden. Außerdem sind sieben Maschinenbaufabriken, von denen die hartmannische mit 800 Arbeitern auch Lokomotiven liefert, in voller Thätigkeit, und 90 in der Umgegend in Betrieb stehende Baumwollspinnereien (zwei mit je 15—20,000 Spindeln, zusammen mit 300,000 Spindeln) haben in der Stadt ihre Versendungskontore oder finden dort ihren unmittelbaren Absatz. Im Jahr 1850 wurden für den Bedarf der Fabriken 50,000 Ballen Baumwolle, 25,000 Centner englisches Garn, 8000 Centner Schafwolle, 10,000 Centner gefärbte Baumwollengarne, 10,000 Centn. rohe Kattune, 40,000 Centn. Eisen und 25,000 Centner Farbwaaren in C. eingeführt. C. besitzt eine Zweigbank der leipziger Bank und richtet sich in Rechnungsarten, Münzen und Wechselangelegenheiten nach Leipzig, in Maßen und Gewichten nach Dresden.

Wahrscheinlich ist C. eine Anlage der Sorbenwenden, und zwar nimmt man das Dorf Altchemnitz als den ersten Wohnplatz in jener Gegend an. Die Stadt war vor Alters Hauptort des Kultus des zeugenden, unter dem Sinnbild eines Bocks verehrten und auf Denkmälern mit Bockskopf u. Bocksbeinen dargestellten Nationalgottes Chemmis. Um 923 soll die Stadt den Hunnen erlegen seyn, 938 erhielt sie vom Kaiser Otto I. die erste christliche Kirche und 994 vom Kaiser Otto III. Marktgerechtigkeit. Den ersten Anstoß zur Erweiterung ihres Umfangs und ihrer Macht erhielt die vorzugsweise von Wenden bewohnte Kolonie vom Kaiser Lothar II., der ihr städtische Verfassung und eigene Gerichtsbarkeit gab und sie 1125 zur Reichsstadt erhob, wobei sie aber den kaiserlichen Schirm- und Landvögten unterworfen blieb. Zuletzt waren die Herren von Waldenburg erbliche Vögte. Kaiser Friedrich II. verpfändete 1242 C. nebst Zwickau und Altenburg an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten gegen 10,000 Mark Silber. Zwar trat Kaiser Rudolf I. gegen dieses Verfahren auf, nahm dem Markgrafen Heinrich den Pfandbesitz wieder ab u. ertheilte den genannten drei Reichsstädten das Recht, sich gegen fremde, derartige Bedrückung gegenseitig zu verbinden; aber trotzdem brachte die Geldnoth die Kaiser selbst noch mehrmals dahin, C. als Pfand zu verschleudern. Im Jahr 1308 wählte die Bürgerschaft von C. den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Gebissenen, zu ihrem Schutzhern und leistete ihm 1312 Huldigung, nachdem Kaiser Heinrich von Luxemburg das Pleißnerland, zu welchem C. gehörte, pfandweise dem Markgrafen Friedrich überlassen hatte. Zum friedlichen Besitz von C. konnte aber der Markgraf nicht gelangen: erst Friedrichs Sohn u. Nachfolger, Friedrich der Ernste, erhielt 1329 die kaiserliche Bestätigung. Im Jahr 1375 verkaufte Johann von Waldenburg das Vogtrecht sammt seinem Schloß Rabenstein an das Benediktinerkloster C., welches 1/2 Stunde nördlich von der Stadt liegt, u. gab dadurch Veranlassung zu häufigen Händeln zwischen den Reichsbürgern und den Mönchen. Als 1386 Burggraf Albert von Leißnig, welcher Theil an den Besitzungen von Waldenburg hatte, das Kloster überfiel, fand er an den Chemnitzern eifrige Kampfgenossen; das Kloster wurde geplündert u. verlor auch Rabenstein an den Burggrafen. Um diese Zeit erhielt C. sein wichtigstes Geschenk: die Leinweberei faßte unter Wilhelm II., dem Reichen, festen Fuß in C., nachdem die Bleicherei schon seit der Mitte des 14. Jahrh. in Aufnahme gekommen war. Obwohl die Stadt gegen das Ende des 14. Jahrh. von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht und dann durch die Hussitenkriege arg mitgenommen wurde, so erhob sie sich doch bald wieder, und auch als Wilhelm III. im Bruderkriege die eroberte Stadt der Brandfackel seiner böhmischen Kampfgenossen (1449) preisgegeben hatte, wobei sie großentheils in Asche gelegt worden war, erstand sie überraschend schnell wieder aus dem Schutte. Der Gewerbfleiß mehrte sich und fand immer neue Absatzwege; Tuchweberei und Färberei kamen zu der Leinenweberei hinzu, gaben tausend Händen neue und einträgliche Beschäftigung, und so erscheint C. beim Beginn des 16. Jahrhunderts nicht nur wieder auf dem Wege zur schönsten Blüthe, sondern auch äußerlich als eine mit stattlichen Bauwerken geschmückte Stadt. Bei der Theilung der sächsischen Lande zwischen Ernst und Albert (26. August 1485) fiel C. der ernestinischen Linie zu und nahm 1539 die Reformation an. Im schmalkaldischen Krieg fiel es in die Gewalt des Herzogs Moritz, wurde ihm aber kurz nachher vom Kurfürsten Johann Friedrich wieder entrissen. Inzwischen nahm der Wohlstand sichtlich zu, die Vorstädte vergrößerten sich, die Bevölkerung wuchs; schon 1532 zählte C. 320 Linnen- und Barchentweber, ohne die Gesellen, und viele Niederländer, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts hierher zogen, gaben dem Manufakturwesen neuen Schwung. Aber der dreißigjährige Krieg vernichtete die Blüthe der Stadt völlig. Nachdem sie 1617 abgebrannt, 1631 von den Kaiserlichen unter Gallas und 1632 von den Schweden unter Holk geplündert und theilweise in Asche gelegt worden war, am 14. April 1639 einen Sieg der Schweden über Sachsen und Kaiserliche gesehen, dann schwedische Besatzung aufgenommen, 1644 eine harte Belagerung erduldet und endlich ihren Landesherrn wieder in ihren Mauern empfangen hatte, lag sie öde und menschenleer da, und noch 50 Jahre nach dem westphälischen Friedensschluß waren 350 Brandstätten wüst, wie sehr auch die Kurfürsten den Aufbau zu befördern suchten. Erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. regte sich wieder neues Leben in den Gewerben. Bald standen Strumpfwirkerei in Baumwolle, Zeuch- und Leinweberei, besonders auch Baumwollenweberei in Kattun &c. und Bleicherei in schwung-

haftem Betrieb, und die Landesökonomie-, Manufaktur- und Kammerdeputation, welche unter dem Kurfürsten Friedrich August I. errichtet worden war, half der fleißigen Bevölkerung und unterstützte sie namentlich im Aufbau der wüsten Stellen. Bereits 1730 zählte C. wieder 330 Webermeister mit 400 Gesellen, als der Krieg Friedrich Augusts I. mit Schweden wegen der polnischen Krone und dann der siebenjährige Krieg der Stadt wieder tiefe Wunden schlugen. Dem Kriege folgten Theuerung und Hungersnoth, aber beiden die Einführung des Kattundrucks, die Nachahmung englischer Buntwaaren und die Vervollkommnung der Strumpfweberei. In Kurzem konnten sich die Manufakturen von C. mit den besten des Auslandes messen. Schon 1791 fanden auch die Baumwoll-, Krempel- und Baumwollspinnmaschinen Eingang und wurde auch die englische Spinnmühle von Whitefield eingeführt. Die Kontinentalsperre war für C.' Produktion höchst günstig und begründete in C. einen hohen Wohlstand. Desto mehr lähmte die Aufhebung des Kontinentalsystems u. die Sündfluth von Baumwollenwaaren u. Garnen, welche nun aus allen Schleußen Englands über Deutschland hereinbrach, die Thätigkeit C.', wo bald die Arbeitslosigkeit auf schreckenerregende Weise um sich griff. Seit 1818 hob sich C. abermals, erreichte jedoch die Produktionshöhe von 1810 nicht wieder. Wenn auch Fleiß u. kaufmännische Spekulation in den folgenden Jahren manche nachtheilige Einflüsse überwinden halfen u. insbesondere Sachsens Anschluß an den deutschen Zollverein günstig einwirkte, so gedieh doch die chemnitzer Industrie bis jetzt nicht wieder zu ihrer frühern Blüthe.

Chemnitz, 1) Martin, einer der vorzüglichsten protestantischen Theologen des 16. Jahrhunderts, zu Treuenbriezen in der Mittelmark den 9. November 1522 von armen Aeltern geboren, verdankte seine Bildung wie seine nachherige Berühmtheit fast nur eignen Anstrengungen, welche durch drückende Verhältnisse noch bedeutend erschwert wurden. Seine Aeltern schickten ihn 1536 auf die Schule zu Wittenberg, aber der frühe Tod seines Vaters zwang ihn nach Verlauf eines halben Jahres zurückzukehren und bei seinem ältern Bruder das Tuchmacherhandwerk zu erlernen; der wißbegierige Jüngling setzte aber neben dem Handwerk seine Studien mit unermüdlichem Fleiße fort, bis ihm 1539 der Sekretär des Raths zu Magdeburg, Peter Niemann, Gelegenheit verschaffte, die dasige Schule zu besuchen. Seine Armuth zwang ihn schon 1542, eine Kollaboratorstelle an der Schule zu Kalbe anzunehmen, doch ging er im folgenden Jahre nach Frankfurt an der Oder, wo ein Verwandter von ihm, Georg Sabinus, Professor war; aber der Mangel nöthigte ihn nochmals, als Schullehrer, u. zwar zu Wrietzen, sich das Leben zu fristen. Kaum hatte er indeß ein kleines Ersparniß zurückgelegt, als er nach Wittenberg ging und auf Melanchthons Rath Mathematik u. Astrologie studirte. Nachdem ihn der schmalkaldische Krieg von Wittenberg vertrieben, begleitete er seinen Verwandten, den an die dortige Universität berufenen Dichter Sabinus, nach Königsberg, wo er 1548 die Rektorstelle an der Domschule erhielt. Wegen seiner astrologischen Kenntnisse dem Herzog Albrecht empfohlen, wurde er auf Veranstaltung desselben zum Magister promovirt und 1550 zum Bibliothekar ernannt. Nun erst konnte er sich dem ersehnten Studium der Theologie zuwenden; er nahm in den osianderschen Streitigkeiten gegen diesen Theologen Partei und zog sich dadurch die Ungunst des Herzogs zu, was ihn bewog, 1553 freiwillig mit Pension seinen Abschied zu nehmen. Nun ging er an den Hof des Markgrafen Johann von Brandenburg und von da nach Wittenberg, wo er über Melanchthons Dogmatik Vorlesungen hielt: diesen begleitete er auf den Konvent nach Naumburg und folgte 1554 einem Rufe nach Braunschweig, wo er zuerst Koadjutor, dann Pastor und endlich Superintendent wurde. Hier vollendete er sein früher angefangenes Hauptwerk: „Loci theologici“ (herausgegeben von Leyser, Frankfurt 1591), welches hinsichtlich der methodischen Behandlung und gelehrten Ausstattung alle ähnlichen Arbeiten jener Zeit übertrifft, und † den 8. April 1586. Gegen die Jesuiten trat er mit einer geschichtlichen Beleuchtung ihrer Lehrsätze auf in „Theologiae Jesuitarum praecipua capita“ (Leipzig 1562), u. in einer folgenden Schrift: „Examen concilii Tridentini“ (4 Bde., Leipzig 1565; Frankfurt 1707), bestritt er nicht nur die Lehren der katholischen Kirche, sondern gab auch die wichtigsten historischen Aufschlüsse über die allmählige Ausspinnung des jesuitischen Systems. Gegen die Reformirten schrieb er als eifriger Lutheraner seine „Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis Domini in coena sacra“ (Leipzig 1561). Unter den Gottesgelehrten seiner Zeit behauptete er den Vorzug einer umfassenden, gründlichen Gelehrsamkeit, was ihn vorzüglich geschickt machte, in den theologischen Zeitfragen eine entscheidende Stimme abzugeben. Er besaß eine große Kenntniß der biblischen Sprachen und der alten Literatur, eine seltene Belesenheit in ältern theologischen Schriften, einen scharfen Verstand, Reife des Urtheils und eine in jener Zeit seltene Milde in der Polemik. Großen Antheil hat er an der Feststellung des neugestalteten evangelisch-lutherischen Lehrbegriffs genommen. Besonders benutzten Friedrich II., König von Dänemark, die Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen, Brandenburg ꝛc. seinen Rath. In Königsberg, wohin er 1566 berufen wurde, um den Lehrstreit beizulegen, verfertigte er mit Joachim Mörlin das preußische Doktrinalbuch, das „Corpus doctrinae Pruthenicae“, das für die Lutheraner in Preußen zu einem symbolischen Ansehen gelangte. Im Jahr 1750 wurde er nach Göttingen berufen, um kirchliche Streitigkeiten beizulegen, und gab im folgenden Jahr eine Konfession für die niedersächsischen Kirchen heraus, die von dem Konvent zu Wolfenbüttel angenommen wurde. Er hielt die Einweihungsrede der Julius-Universität zu Helmstädt, deren Statuten er entworfen hatte, und nahm thätigen Antheil an den Versammlungen zu Torgau, Riddagshausen, Möllen, Bergen, Gandersheim, Tangermünde, Schmalkalden, Jüterbogk, Heidelberg u. Kassel. Zur Wiederherstellung des Friedens zwischen den Lutherischen und den heimlichen Anhängern Cal-

vins nahm er den thätigsten Antheil an der Abfassung und Einführung der bekannten Konkordienformel. Um die historische Auslegung der Bibel machte er sich durch die von ihm begonnene u. von Leyser u. Johann Gerhard vollendete „Harmonia evangeliorum" verdient. Seine Schriften betrachten die theologischen Wissenschaften gewissermaßen als einen durch die Reformation abgeschlossenen Gegenstand, der fernerer Fortschritte nicht bedürfe. Seine Autobiographie ist noch nicht durch den Druck bekannt geworden.

2) Martin, gelehrter Jurist, des Vorigen Sohn, geboren zu Braunschweig den 15. Oktober 1561, studirte seit 1578 zu Leipzig, Helmstädt und Frankfurt an der Oder, wo er 1588 Doktor der Rechte wurde, widmete sich hierauf zu Rostock der juristischen Praxis und wurde 1593 Rath des Herzogs Bogislaw XIII. von Pommern. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Professors Camerarius, erhielt er dessen Professur, wurde aber 1603 von dem Herzog als Kanzler und Geheimerath nach Stettin berufen, von wo er 1618 als Kanzler in die Dienste des Herzogs von Holstein-Gottorp übertrat. Er † zu Schleswig 1626. Man hat von ihm mehre Programme, Deduktionen und Consilia und einige lateinische Gedichte. Von seinen fünf Söhnen gelangten die drei folgenden zu Ruf:

3) Martin, juristischer Schriftsteller, geboren zu Rostock 1596, studirte daselbst u. wurde Doktor der Rechte, 1627 Beisitzer des holstein-gottorpschen Hochgerichts, trat in schwedische Dienste und wurde von Gustav Adolf auf den Konvent nach Regensburg geschickt u. 1630 zum schwedischen Geheimerath und dann zum Generalkriegskommissär bei dem schwäbischen und fränkischen Kreise ernannt. Im Jahr 1636 von den Kaiserlichen gefangen und nach Wien geführt, schmachtete er über drei Jahre in der Gefangenschaft u. † 1645 zu Jägerndorf in Schlesien an der Pest. Er ist Verfasser mehrer juristischer Dissertationen.

4) Philipp Bogislaw von C., schwedischer Staatsmann und Historiograph, geboren zu Stettin am 9. Mai 1605, studirte zu Rostock und Jena, nahm hierauf holländische, dann schwedische Kriegsdienste und wurde als Hauptmann durch Axel Oxenstierna's Empfehlung von der Königin Christine zum Rath und Historiographen ernannt und 1648 in den Adelsstand erhoben. Er † im Februar 1678 auf seinem Gute Hallstadt in Schweden. Er schrieb: „Der königlich schwedische in Deutschland geführte Krieg" (2 Bde., Stuttgart 1648—1652) und unter dem Namen Hippolithus a Lapide die „Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico etc." (Freystadt 1647), ein Werk, das dem kaiserlichen Hof großen Schaden gethan hat, indem es die Absicht des Kaisers, mehre Reichsstände zur Annahme des prager Friedens zu bewegen, vereitelte u. überhaupt die zu weit ausgedehnten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Schranken zurückwies.

5) Johann Hieronymus, deutscher Gelehrter und Naturforscher, Pastor bei der deutschen Garnisongemeinde in Kopenhagen, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher und anderer gelehrten Gesellschaften, geboren zu Magdeburg den 10. Oktober 1730, kam nach Vollendung seiner akademischen Studien 1759 als Prediger des dänischen Gesandten nach Wien, 1768 als Garnisonprediger nach Helsingör und zuletzt nach Kopenhagen, wo er den 12. Oktober 1800 †. Er erwarb sich als Konchyliolog einen berühmten Namen und besaß eine ausgezeichnete Sammlung von Konchylien. Viele seiner Beobachtungen, die sich durch Scharfsinn u. Neuheit auszeichnen, machte er in einzelnen Abhandlungen, u. a. in den Schriften der naturforschenden Freunde zu Berlin, in den „Nova acta Acad. naturae curiosorum" und in den „Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften in den dänischen Reichen" bekannt. Auch schrieb er: „Beiträge zur Testaceo-Theologie, oder Erkenntniß Gottes aus den Konchylien" (Nürnberg 1760). Sein Hauptwerk ist aber die Fortsetzung und Vollendung von F. H. W. Martini's „Konchylienkabinet" (Nürnberg 1787), einem mit unendlichem Fleiß u. der möglichsten Sorgfalt ausgeführten Werke, das alle frühern Werke dieser Wissenschaft entbehrlich macht.

Chemnitzer, Iwan Iwanowicz, russischer Fabeldichter, ward 1744 von deutschen, aus Sachsen stammenden Aeltern zu St. Petersburg, wo sein Vater Landhospitalarzt war, geboren, studirte anfangs Medicin, trat aber, von einem unüberwindlichen Abscheu gegen die Anatomie jenem Studium abgewendet, erst 13 Jahre alt, in den Militärdienst, wo er die Feldzüge gegen die Preußen u. die Türken mitmachte. Im Jahr 1769 verließ er auch diese Laufbahn, wurde beim Bergwesen als Hüttenverwalter angestellt, machte 1776 eine mineralogische Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich, nahm 1779 seinen Abschied als Kollegienrath, trat jedoch abermals in Dienste und ging 1784 als Generalkonsul nach Smyrna, wo er in Melancholie verfiel und kurz darauf, am 20. März 1784, †. Als Fabeldichter wird er noch jetzt von den Russen genannt und geschätzt. Eine fast kindliche Naivetät macht ihn Lafontaine ähnlich, den er, wie auch Gellert, studirte und nachahmte; doch fehlten ihm der höhere didaktische Ausdruck, sowie der Humor u. die Phantasie seiner Vorbilder. Seine „Basni i Skaski" erschienen zuerst 1775, dann 1778, 1782, 1799, mit dem Leben des Verfassers, und 1811.

Chene (Chêne-le-populeux), Marktflecken im franz. Departement Ardennen, mit 1200 Einw. Den Bewohnern C.'s stand ehedem das Recht zu, die sogenannte heilige Oelflasche zur Krönung nach Rheims zu begleiten.

Chênedollé, Charles Pioult de, französischer Dichter, geboren zu Vire 1769 aus einer adeligen Familie, verließ beim Ausbruch der Revolution sein Vaterland und ging erst nach Belgien, dann nach Holland und endlich nach Hamburg, wo er Rivarol kennen lernte und an der Redaktion des „Nordischen Zuschauers" Antheil nahm. Als Napoleon den Verbannten die Grenzen Frankreichs öffnete, kehrte auch C. dahin zurück. Sein Ruf war ihm bereits vorausgegangen, er verdankte ihn besonders einer Ode an Klopstock, der ihm während seines Aufenthalts in Deutschland Theilnahme und Achtung bewiesen hatte. Sein ganzes Talent entfaltete er aber erst mit dem Gedicht: „Génie de l'homme", das

1807 erschien und seitdem wiederholt gedruckt worden ist. In den Jeux floraux gewann er dreimal den Preis für die Ode. Als Fontanes 1810 Grand maître der Universität wurde, gab er C. ein höheres Lehramt zu Rouen und ernannte ihn 1812 zum Inspektor er Akademie zu Caen. Zu derselben Zeit erhielt C. die Würde des „Maître des Jeux floraux“ und 1830 das Amt eines Generalinspektors, das er jedoch schon 1832 niederlegte. Er † den 2. December 1833 auf seinem Schlosse Coisel. Außer seinem großen Gedicht „Titus ou Jerusalem détruite“, dem Werk seines ganzen Lebens, in welchem der Untergang der jüdischen Macht und Religion dem Heidenthum Roms und dem aufblühenden Christenthum gegenüber geschildert ist, und dem schon erwähnten „Génie de l'homme“ sind von ihm erschienen: „L'invention“ (Hamb. 1795, Klopstock gewidmet), „Esprit de Rivarol“ (Par. 1808), „Etudes poétiques“ (das. 1820) und Vieles in Zeitschriften und Almanachen. Auch gab er die Werke Rivarols (Paris 1808) heraus.

Chenier, 1) **Louis**, französischer Gelehrter und Staatsmann, geboren 1723 zu Montfort bei Toulouse, ging in Handelsangelegenheiten nach Konstantinopel, wo er von 1753—1764 das Amt eines Generalkonsuls verwaltete. Als 1767 zwischen Frankreich und Marokko der Friede hergestellt war, ward er am letzteren Hofe französischer Geschäftsträger und kehrte erst 1784 nach Paris zurück. Beim Ausbruch der Revolution hielt er sich zur gemäßigten Partei und † den 25. Mai 1790. Als Schriftsteller ist er durch seine „Recherches historiques sur les Maures et histoire de l'empire de Maroc“ (Paris 1787; deutsch im Auszug von Cuhn, Leipzig 1788) und durch die „Révolutions de l'empire ottoman et observations sur les progrès, sur les revers et sur l'état présent de cet empire“ (Par. 1789) bekannt, von denen besonders das erstere Werk schätzbare Aufschlüsse über die neuere Geschichte und Verfassung der Barbaresken und über die physische Beschaffenheit ihres Landes enthält.

2) **Marie André de C.**, französischer Dichter, Sohn des Vorigen, geboren zu Konstantinopel, wo damals sein Vater Generalkonsul von Frankreich war, am 29. Oktober 1762, kam sehr jung nach Frankreich und trat in seinem 20. Jahr als Lieutenant in den Kriegsdienst, nahm aber bald seinen Abschied, um sich den literarischen Studien zu weihen. Eine Zeit lang war er Attaché der französischen Gesandtschaft unter dem Grafen von Luzerne, kehrte aber 1790 nach Frankreich zurück und schloß sich der Partei der Freiheit an, die er in seinem „Journal de Paris“, das er mit Roucher gegründet hatte, glühend vertheidigte. Als die Revolution an Schrecken zunahm, vertheidigte er die Königswürde, namentlich rührt Ludwigs XVI. Berufung an das Volk aus seiner Feder her. Deswegen wurde er eingezogen, vor Gericht gestellt und am 25. Juli 1794 guillotinirt. Sein Bruder, Marie Joseph, soll dabei ausgerufen haben: „Wer schuldig ist, muß sterben!“ Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er eine der schönsten Elegien, welche die französische Literatur besitzt. Die neueste vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 zu Paris in 2 Bänden, die seiner prosaischen Werke besorgte Paul Lacroix, Paris 1840.

3) **Marie Joseph de C.**, französischer Dichter, Bruder des Vorigen, geboren den 28. August 1764 zu Konstantinopel, kam ebenfalls sehr jung nach Paris und trat als Dragoneroffizier in das Heer, verließ es jedoch bald, um sich der Literatur zu widmen. Sein erster Versuch, eine Tragödie, war nicht ohne poetisches Verdienst. Ihr folgte sein Drama „Charles IX“, das von der (1786) herrschenden Partei mit ungemessenem Beifall aufgenommen wurde. Rasch auf einander erschienen nun die Dramen: „Azémire“, „Henri VIII“, „La mort de Calas“, „Cajus Gracchus“, „Fénélon“ und „Timoléon“, in denen allen er dem Geist des Jahrhunderts und den Leidenschaften des Volks so zu schmeicheln wußte, daß diesem Umstand allein der ungeheure Erfolg zugeschrieben werden muß, dessen sie sich erfreuten. Seine demokratischen Ansichten verschafften ihm auch einen Sitz im Nationalkonvent, machten ihn zum Mitglied der Fünfhundert und des Tribunats und zum Präsidenten der beiden erstern, in welchen Funktionen er bis 1802 eine ungemeine Thätigkeit entwickelte. Auf seinen Antrag wurde 1792 die Primärschule und das Konservatorium der Musik eingerichtet. Er war es, der 1793 die Denkmäler der Kunst und Wissenschaft vor der Zerstörung rettete, wie er auch 1795 den hauptsächlichsten Antheil an der Organisation des Nationalinstituts hatte. Sein dramatischer Ruhm stieg indeß immer höher, bis er eine Tragödie veröffentlichte, die Cyrus' Erhebung auf den Thron der Meder zum Vorwurf hatte, ein Stoff, welcher, da er politischer Anspielungen entbehrte und von andern Schriftstellern schon glücklicher behandelt war, wenig Beifall fand. Seitdem beschäftigte er sich vorzüglich mit Uebersetzungen und Nachahmungen der griechischen und deutschen Bühnenwerke. Auch andere Gattungen der Poesie hat er mit ziemlichem Erfolg bearbeitet. So lieferte er den durch Méhuls Komposition zum Nationallied gewordenen „Chant du depart“, die „Hymne à la réunion“ und viele andere Hymnen auf Zeitereignisse, mit denen er sein Publikum elektrisirte. Im Jahr 1797 erschien eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, die größtentheils Nachahmungen der ossianischen Gedichte sind. Zuletzt widmete er sich ausschließlich geschichtlichen und literarischen Studien, gab ein „Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789“, schrieb eine historische und kritische Aufzählung der berühmtesten Erzeugnisse in Prosa und Versen, durch welche die französische Literatur von 1788—1808 bereichert worden war, sowie „Fragments du cours de littérature fait à l'Athenée en 1806 et 1807“ (Paris 1818). Er † am 10. Jan. 1811. C.s Charakter und Schriften muß man mit Rücksicht auf den Geist der Zeit beurtheilen, in welcher er lebte. Jener wird durch Heftigkeit und einen rastlosen Ehrgeiz bezeichnet, und obgleich manche seiner Gedichte u. prosaischen Erzeugnisse verrathen, daß sein natürlicher Geschmack nicht der der Schule der Revolution war, so sind doch besonders seine Dramen allzu sehr in jenem Ton

der aufgeschraubten Gefühle gehalten, welcher diese Zeit charakterisirt. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien in 8 Bänden (Paris 1823—1826).

Chenille (franz., d. i. Raupe), eine Art seidener Bändchen, welche auf folgende Art fabricirt wird. Man webt aus einer Kette, worin abwechselnd 3—7 Seidenfäden und 2—12 Leinenzwirnfäden neben einander liegen, mit mehrfädigem seidenen Schusse 6—8 Zoll breites Band, zerschneidet dasselbe der Länge nach zwischen den Leinenfäden, zieht letztere heraus und dreht mittelst eines Drehrades die erhaltenen seidenen Streifchen mit ausgefransten Rändern schraubenartig um sich selbst. Auf diese Weise entsteht ein rauher, raupenartiger Cylinder von verschiedener Dicke, welchem man dadurch mehr Festigkeit gibt, daß man einen starken, durch Gummi steif gemachten Seidenfaden mit hineindreht. Die C. wird zu Einfassungen, Stickereien ꝛc., auch zum Weben ganzer Tücher verwendet. Auch hat man C., welche mit einem dünnen ausgeglühten Eisen- oder Messingdraht zusammengedreht ist.

Chenopodium (Gänsefuß, Schmergel), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, charakterisirt durch die 5-, selten 3theilige, bleibende Blüthenhülle und die rundlichen Fruchtknoten, meist jährige Kräuter, wovon einige auch ausdauernd u. strauchartig, mehre als Nahrungspflanzen (die Blätter als Gemüse, die Samen wie Reis anwendbar), mehre auch in medicinischer Hinsicht nützlich sind. Deutsche Arten sind: C. olidum *Curt.*, C. vulvaria *L.*, C. foetidum *Lam.*, stinkender Gänsefuß, Bocksmelde, Bublkraut, Schamkraut, mit rautenförmigovalen u. bestäubten, kaum zolllangen Blättern, in Achselknäueln stehenden Blüthen und glänzend schwarzen, sehr fein punktirten Samen, wächst auf bebauten Stellen in Dörfern, auf Schutt- und Düngerhaufen durch ganz Europa als Sommergewächs. Die ganze Pflanze hat einen sehr widrigen Geruch, wie faule Häringslake, schmeckt ekelhaft und salzig und haucht während ihrer ganzen Lebensdauer Ammoniak aus; Geruch und Geschmack verlieren sich beim Trocknen. In den Officinen findet sich die Pflanze als Herba Vulvariae s. Atriplicis foetidi s. olidi; sie wurde früher häufiger als jetzt gegen Hysterie und Krämpfe angewandt, soll auf das Uterinsystem specifisch erregend wirken und ist in dieser Hinsicht bei unterdrückter oder zu geringer Menstruation von England aus in Form eines aus dem frischen Kraute bereiteten Extrakts, rein für sich zu 10 Gran Morgens und Abends empfohlen worden. Houlton hat diesen Extrakt unter dem Namen Emmenagogum bekannt gemacht. C. album *L.*, C. candicans *Lam.*, weißer Gänsefuß, mit rautenartigen und buchtigen, oben länglichen Blättern, fast aufrechten Blüthentrauben, überall weiß bestäubt, ist ein durch ganz Europa, Nordasien, Nordafrika, Nordamerika verbreitetes Unkraut, wovon die jungen Blätter von den Armen häufig als Gemüse genossen werden. C. viride *L.*, grüner Gänsefuß, unterscheidet sich von C. album nur durch die ungetheilten schmälern Blätter, durch die schlaffern Zweige und die grüne Farbe, und ist daher als besondere Art gesichert, hat mit C. album gleichen Standort, Verbreitung und Anwendung. Auch von dem seltenern C. ficifolium *Sm.*, C. viride *Curt*, feigenblättriger Gänsefuß, mit spießförmig-gebuchteten Blättern, dienen die Blätter als Gemüse. C. ambrosioides *L.*, wohlriechender Gänsefuß, mit aufrechtem Stengel, lanzettlich-spitzigen, an der Basis in den Blattstiel verschmälerten, buchtig-gezähnten, unterseits drüsigen Blättern, winkelständigen, an den Aesten und Aestchen beblätterte Aehren bildenden Blüthen, stammt aus Westindien und Südamerika u. ist in Europa durch die Kultur hier und da verwildert. Die ganze Pflanze riecht stark und durchdringend, eigenthümlich aromatisch, schmeckt gewürzhaft, etwas kampherartig, enthält viel ätherisches Oel und Weichharz, etwas Gummi, Stärkemehl, Eiweiß, salzsaures Kali, apfelsaure Magnesia und andere Salze. Sie kommt in den Officinen als mexikanisches Trauben- oder Theekraut, Spanischer-, Mexikanischer-, Ungarischer- oder Jesuiten-, Römischer-, Karthäuserthee, Mottenkraut, Pimentkraut, Herba Chenopodii ambrosioidis s. ambrosiaci s. Herba Chenopodii mexicani s. Botryos mexicanae s. Atriplicis mexicani s. Atriplicis odorati s. americani, Thea mexicana, Thea romana s. hungarica s. silesiaca s. Thé silesiacum vor. Da sie flüchtig-erregend auf das Nervensystem und krampfstillend wirkt, so wird sie bei Nervenleiden, Lähmungen, Konvulsionen und Brustkrämpfen in Aufguß, seltener in Pulverform angewendet. C. Botrys *L.*, Traubengänsefuß, eichenblättriger Gänsefuß, Traubenschmergel, Traubenkraut, mit aufrechtem, drüsig-weichhaarigem, unten ästigem, bis 1 Fuß hohem Stengel, länglichen, tiefbuchtigen, stumpfgezähnten Blättern mit kurzen, drüsigen Härchen besetztem Blatt- u. Blüthenstiel, in kurze, winkelständige, nackte Trugdolden zusammengestellten Blüthenknäueln u. glänzend schwarzen Samen, wächst auf Sandboden im südlichen und mittlern Europa, auch hier und da in Deutschland als Sommergewächs. Die Blätter und blühenden Stengelspitzen, Herba Botryos s. Botryos vulgaris s. Bufonis, auch bisweilen Herba Ambrosiae s. Atriplicis odorati, Knotenkraut, Krötenkraut, Schaben-, Mottenkraut, riechen und schmecken stark gewürzhaft und enthalten viel ätherisches Oel, sind ein kräftiges, flüchtig-reizendes und krampfstillendes Mittel, werden aber jetzt kaum noch angewendet. Auch zur Vertreibung der Motten werden sie benutzt. Die Samen sollen wurmwidrig seyn. Von C. polyspermum *L.*, vielsamigem Gänsefuß, Fischmelde, mit eckigem, kahlem, ästigem, bis 2 Fuß langem, gewöhnlich liegendem Stengel, abwechselnden, sich in den Stiel verlaufenden Blättern, zweitheilig ausgebreiteten Rispen, kleinen ungestielten, in Knäueln stehenden Blüthen, ist der Same und die ganze Pflanze den Fischen angenehm, weshalb sie in die Teiche gelegt wird. C. hybridum *L.*, C. angulosum *Lam.*, Bastardgänsefuß, giftiger Gänsefuß, stechapfelblätt-

riger Gänsefuß, Sautod, mit bis gegen 3 Fuß langem Stengel, herzförmigen, zähnig-eckigen, den des Stechapfels ähnlichen Blättern, in Gärten und Dörfern, riecht sehr unangenehm, fast betäubend und war sonst als Herba Pedis anserini äußerlich als schmerzstillendes und erweichendes Mittel gebräuchlich. Für die Schweine soll es ein tödtliches Gift seyn, den Menschen aber, wenn sie es gekocht als Gemüse genießen, nichts schaden. Von C. rubrum *L.*, Orthosporum rubrum *Mayer*, rothem Gänsefuß, Mistmelde, Neunspitzen, Saubalg, mit aufrechtem, gegen 2 Fuß hohem Stengel, rautenförmig-dreieckigen, dreilappigen, buchtig-gezähnten, grünen oder röthlichen Blättern, um Dünger- und Schutthaufen, wird das Kraut von den Armen wie Spinat gegessen, ist auch als Herba Atriplicis sylvestris officinell gewesen und gegen Gelbsucht gebraucht worden, aber schon längst obsolet. C. Bonus Henricus *L.*, Blitum Bonus Henricus *Mayer*, Dorfgänsefuß, guter Heinrich, Hundsmelde, wilder Spinat, Schmeerwurz, mit aufrechtem, über fußhohem Stengel, der wie die ganze Pflanze mit Mehl bestreut und daher fettig anzufühlen ist, dreieckigen, pfeilförmigen, gegen 4—5 Zoll langen Blättern und Blüthenknäueln in zusammengesetzten und blattlosen Aehren, wächst ausdauernd auf Schutthaufen u. wüsten Plätzen, in Dörfern u. an Häusern und Zäunen allenthalben durch ganz Europa. Die Wurzelsprossen können wie Spargel, die Blätter wie Spinat genossen werden und die Pflanze verdient deshalb, wie dies in England schon längst geschieht, angebaut zu werden. Sonst war die bitterliche Wurzel und das Kraut in den Apotheken gebräuchlich als Radix et Herba Chenopodii s. Chenopodii boni Henrici, Herba boni Henrici, Herba Atriplicis canini s. Lapathi unctuosi, Herba Jotabonae. Die Wurzel wurde besonders gegen chronische Hautausschläge, das Kraut als ein erweichendes und reinigendes Mittel bei alten Wunden und Geschwüren angewendet. In einigen Gegenden wird es noch jetzt zu Breiumschlägen gekocht zur Zeitigung von Geschwüren angewendet. Ausländische Arten sind folgende: C. anthelminticum *L.*, Ambrina anthelmintica *Spach*, wurmwidriger Gänsefuß, wächst in Nordamerika, Westindien, Südamerika, ausdauernd, strauchartig, ist unter dem Namen Wurmsamen und Jerusalemseiche bekannt und hat einen starken, widrigen Geruch und bittern, gewürzhaften Geschmack. Der ausgepreßte Saft oder der wässerige Absud, häufiger noch der feingepulverte Samen, Semen Anserinae anthelminticae, wird in Latwergenform oder auf Butterbrod gestreut gegen Spulwürmer bei Kindern mit Nutzen angewendet. Sehr wirksam ist auch das daraus destillirte Oel, das jetzt auch nach Europa gebracht und Wurmsamenöl genannt wird. Es besitzt auch Heilkräfte gegen Nervenleiden. C. foetidum *Schrad.*, C. Schraderianum *R. S.*, riechender Gänsefuß, ist wahrscheinlich eine durch die Kultur entstandene Bastardform von C. Botrys, die hier und da in botanischen Gärten vorkommt, deren Vaterland aber unbekannt ist, und wird wie C. Botrys angewendet. C. Quinoa *L.*, Quinoagänsefuß, Mehlschmergel, kleiner Reis von Peru, ist gegen 3—4 Fuß hoch und hat viele, oft blutrothe Aeste, ovale und eckige Blätter und in sehr ästigen Rispen vereinigte Blüthen, wächst in Chili und Peru und wird auf den Hochebenen von Peru, wo Roggen und Gerste nicht mehr gedeihen, als Getreide angebaut. Auch in andern Theilen von Amerika ist der Same, den die Pflanze sehr reichlich trägt, ein allgemeines und schmackhaftes Nahrungsmittel. Er wird, zwischen Steinen gerieben, als Suppe oder Brei genossen; das geröstete Mehl gibt eine Art Chokolade, die Blätter geben Gemüse. Die Pflanze ward daher neuerdings zur Kultur in Europa vielseitig empfohlen. C. leucospermum *Schrad.*, weißsamiger Gänsefuß, in Peru, wovon der Same wie Reis, die Blätter als Gemüse benutzt werden können, wird von Alex. von Humboldt hinsichtlich der Nutzbarkeit dem Weizen, Mais und der Kartoffel an die Seite gestellt und zum Anbau in Europa empfohlen. Angestellte Versuche sind günstig ausgefallen und haben einen sehr reichlichen Ertrag geliefert.

Cheops, König von Memphis, von 1182—1132 v. Chr., dem Herodot von den ägyptischen Priestern als Bedrücker seines Volks und gottloser Fürst geschildert, welcher die Tempel geschlossen, die Opfer verboten, damit seine Unterthanen nicht von der Arbeit abgehalten würden, und dieselben durch ungeheure Bauten abgemüht habe. Er ist der Erbauer der nach ihm benannten und 4 Meilen von Memphis (jetzt bei Ghizeh) nördlichst gelegenen größten der noch erhaltenen 40 Pyramiden. Gegen 100,000 Menschen, welche zur unentbehrlichen Nahrung Rettige, Zwiebeln und Knoblauch erhielten, mußten die schwer zu bearbeitenden Steine von unverwüstlicher Härte aus den zwischen dem Nilthal und dem arabischen Meerbusen sich hinziehenden Bergketten herbeischaffen und wurden nach drei Monaten durch eine eben so große Anzahl abgelöst. Zehn Jahre reichten hin, um die Steine zu brechen, die Wege zu ebnen, Berge und Hügel abzutragen oder durchzustechen, den Hügel, auf welchem die Pyramide aufgeführt werden sollte, zu ebnen, die unterirdischen Kammern anzulegen und den aus dem Nil um die Pyramide geleiteten Kanal zu graben. Zwanzig Jahre lang arbeiteten 300,000 Menschen an ihrer Aufführung. Um die großen Steine ohne Hebel und Maschinen, wie man glaubt, in die Höhe zu bringen, baute man einen Damm oder Terrassen, welche nach Beendigung des Baues wieder weggerissen wurden; nach Andern bediente man sich der Keile, Hebel und ähnlicher Werkzeuge. Nach Vollendung der Pyramide wurde sie von oben herab mit Granit oder Marmor bekleidet und mit Inschriften in Hieroglyphen versehen, welche die Kosten des Aufbaues angegeben haben sollen. So berechnete eine derselben zu Herodots Zeit, nach der Erklärung der Priester, den Aufwand an Rettigen, Zwiebeln, Knoblauch ꝛc. auf 1600 Talente (über 2½ Millionen Thaler). Zur Aufbringung dieser Summe soll C. seine Tochter Jedem, der ihm einen Stein herbeischaffte, oder eine bestimmte Summe erlegte, zur wilden Lust überlassen haben, welche Angabe nichts Anderes,

als aus Haß entsprungene Priestersage ist. Nach Diodors Angabe war jede der vier Seiten dieser Pyramide 7 Plethra oder 700 Fuß lang und über 6 Plethra oder zwischen 600—700 Fuß hoch; nach Herodot 800 Fuß breit, lang und hoch. Sie endigte in ein ebenes Viereck. Die Steine, womit sie bekleidet war, sind abgerissen; es sollen deren 200 Schichten gewesen seyn. Diese Pyramide hatte auf der Nordseite über der 16. Stufe, 48 Fuß hoch über der Basis, welche in tiefem Flugsand vergraben ist, den Eingang und einen Portikus. Man fand fünf, theils gerade aus, theils in die Höhe oder Tiefe leitende, mit Marmor ausgelegte Gänge, drei Gemächer und mehre tiefe Schachte. Vergl. Pyramiden. C.' Nachfolger waren sein Bruder Chephren u. dann Mycerinus, sein frommer Sohn, beide ebenfalls Erbauer von Pyramiden.

Chephren, Bruder u. Nachfolger des ägyptischen Königs Cheops.

Cheptelkontrakt, in Frankreich häufig vorkommender Vertrag, durch welchen ein Schafbesitzer seine Heerde einem Andern gegen Abgabe der Hälfte ihres Nutzens zur Haltung, Pflege und Benutzung übergibt.

Cher, französischer Fluß, entspringt im Departement Creuse, Kanton Croc, fließt erst nördlich, dann westlich, nimmt im Departement Creuse die Tarde, im Departement Allier die Numance mit der Oeil und Margon, im Departement Cher die Marmande, Chignon, Evre, Arnon, im Departement Loire-Cher die Sauldre auf und fällt nach einem Laufe von 47 Meilen zwischen Tours und Saumur in die Loire. Bei seiner Einmündung, welche das Bec du Cher heißt, bildet er durch seine zwei Hauptarme den Werder Brehemont. Er ist sehr fischreich, wird bei Chambouchard (Departement Creuse) floß- und bei Vierzon (Departement Cher) schiffbar und verheert durch häufige Ueberschwemmungen das Land. Nach ihm sind die Departements Cher und Loire-Cher benannt. Er steht mit der Loire durch zwei künstliche Wasserstraßen in Verbindung, nämlich durch den Kanal von Montluçon, welcher, 9 Meilen lang, von Montluçon längs des Cher bis St. Amand, dann nach Bannegon am Auron führt und den Berrykanal, der bei Selles aus dem Cher, 21 Meilen lang, über Vierzon, Bourges, Bannegon zum Seitenkanal (Canal latéral à la Loire) geht, den er unfern Jouet, unterhalb Nevers, erreicht. Der C. ist der Carus der Alten.

Das nach dem Fluß benannte französische Departement, nördlich vom Departement Loiret, östlich von Nièvre, südlich von Allier und Creuse und westlich von Indre und Loire-Cher begrenzt, wurde aus dem ehemaligen Oberberry und einem Theile von Bourbonnois gebildet und zerfällt in die Bezirke Bourges, Sancerre, St. Amand, mit 131²/₅ □Meilen u. (1851) 306,261 Einwohnern. Die Oberfläche besteht in einer gewellten, mit hohen Flußufern und bewaldeten Hügeln besetzten Ebene, welche außer den großen Flüssen Cher, Allier und Loire von der großen u. kleinen Sauldre, der Eure, dem Arnon und anderen geringeren Flüssen bewässert wird. Im Kanton Lignières breitet sich der Villiers, ein kleiner Binnensee, aus; außerdem finden sich viele Teiche und Moröste und bei Bourges u. Bailly Heilquellen vor. Im Norden des Departements gibt es Haiden und Sandsteppen, in der Mitte wechselt Thon-, Lehm- und Sandboden, aber an den Flüssen Loire und Auron ist das Land vortrefflich. Mild, heiter und gesund ist das Klima. Obgleich der Ackerbau nicht mit besonderer Aufmerksamkeit betrieben wird, so gewinnt man doch Weizen und andere Kornarten in Ueberfluß, wie auch Hanf, Flachs und Baumfrüchte, besonders Nüsse und Kastanien. Der Weinbau ist ausgebreitet, der Wein selbst aber gehört zu der mittlern Sorte und wird meist zu Cognac gebrannt. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, und vorzugsweise werden Schafe von der Berrichanne-Art und durch Merino's veredelte in großer Menge gehalten. Die Pferde fallen klein und schwächlich aus, die schöne Race beau marché de Sancerre ist fast ganz ausgegangen. Zahllose Bienenschwärme finden auf den Haiden reiche Nahrung und mit Buchweizen wird eine Menge Geflügel feist gemacht. Unter dem Wild finden sich viele Wölfe und Füchse vor; die Karpfen des Cher, die Lachsforellen und Alsen der Loire sind in ganz Frankreich gesuchte Leckergerichte. Die Holzungen nähren nicht allein den Handel mit Bretern, Bau- und Brennholz, sondern versehen auch die vielen Eisenhütten, Hammer- u. andere Werke. Aus dem hier zu Tage geförderten Eisen bereiten zwölf Hochöfen jährlich weit über 100,000 Centner. Außerdem erstreckt sich die Industrie auf Nagelschmieden, Salpetersiedereien, Potasche- und Glashütten, Ockerschlämmereien, Porzellanfabriken, Strohhutverfertigung und Nußölmühlen. Hauptstadt ist Bourges. Zur Römerzeit wohnten hier die mächtigen Bituriger.

Cherasco, Stadt in der sardinischen Provinz Mondovi, auf einer Anhöhe, am Zusammenfluß des Stura u. Tanaro gelegen, ist gut gebaut, Sitz eines Militärkommando's und eines Gerichtshofs, mit 12,000 Einwohnern, welche vornehmlich Fabrikation von Seide und Handel damit treiben. Erwähnenswerth ist die schöne, zu Anfang des 18. Jahrhunderts vollendete Kirche Madonna del Popolo mit einem merkwürdigen Sanctuarium. Die Umgegend ist fruchtbar und besonders reich an Korn, Wein und Trüffeln. C. war schon zur Zeit der römischen Herrschaft eine ansehnliche Stadt, ward 1277 ein Freistaat, kam dann durch Karl I. von Anjou unter neapolitanische und später unter savoyische Oberherrschaft. Hierauf bemächtigten sich die Spanier, Oesterreicher und Franzosen wechselsweise der Stadt, bis sie im Frieden von Cambray Savoyen verblieb. Luchin Visconti, Herzog von Mailand, hatte die Citadelle, und die Herzogin Christiane Franciska von Savoyen die andern Festungswerke erbaut. Hier ward den 6. April 1631 ein Vertrag zwischen Spanien, Frankreich und dem Papst wegen der Herzogthümer Montferrat und Mantua, und 1633 ein Friede zwischen Frankreich und Savoyen abgeschlossen. Im Revolutionskriege wurden die Festungswerke von den Franzosen geschleift.

Cheraskoff, Michael Matwejewicz,

russischer Dichter, 1733 zu Petersburg geboren, war in seiner Jugend kurze Zeit im Kriegsdienst, trat aber bald in den Staatsdienst und war 1770 Vicepräsident des Bergkollegiums und einer der Ersten, welche die neu errichtete Universität Moskau umgaben, ward 1763 Direktor, 1778 Kurator der Universität, 1799 wirklicher Geheimerath, legte 1802 die Kuratel nieder und † im September 1807. In jedem Wirkungskreise, den er im Leben einnahm, war er ein eifriger Beschützer u. Förderer der Wissenschaft. Obgleich selbst ohne höhere dichterische Begabung, war er es doch, der in jener Zeit der Anfänge der russischen Literatur die ersten Kunstepopöen vollendete und einen russischen Roman schrieb. Seine Epopöen „Wladimir" und „Die Rossiade" besingen große Momente der vaterländischen Geschichte: Wladimirs Uebergang zum Christenthum und Rußlands Befreiung durch Iwan Wassiljewitsch. In beiden ist jedoch französischer Einfluß allzu sichtbar; auch zeigt sich darin mehr Verskunst, als plastische Gestaltung; die Helden sind schwach und weder charakteristisch noch farbenreich gemalt. Eines seiner gelesensten Bücher war lange sein „Cadmus und Harmonia", der erste russische Roman, eine matte Nachahmung von Florians „Gonzalve de Cordoue"; noch schwächer war der darauf folgende „Polydor". Seine lyrischen Gedichte, deren er eine große Menge schrieb, verrathen nicht selten dichterisches Feuer; seine Verse sind fließend und lesbar.

Cherbourg, befestigte Stadt im französischen Departement La-Manche, eine der wichtigsten See- und Handelsstädte Frankreichs, an der Mündung des Flüßchens Divette in eine Bucht des Kanals und am äußersten Ende der Halbinsel Cotentin gelegen. Die Stadt, welche mit einer gut bastionirten Umwallung umgeben ist, hat enge, winklige Straßen und altfränkische, hohe und mit Schiefer gedeckte Häuser, aber schöne Promenaden, und ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handels- und Marinegerichts. Von öffentlichen Anstalten und Gebäuden sind zu erwähnen: das Arsenal, das Seehospital, die Schifffahrtsschule, die Börse, das Collége, die akademische Gesellschaft, das Antiquitätenkabinet, das Theater und die öffentlichen Bäder. Bemerkenswerth sind auch die Werfte und die großartigen Magazine. Ferner ist C. Sitz einer k. akademischen Gesellschaft, hat eine Börse u. gute Freischule. Die Zahl der Einwohner ist 24,000. Die Industrie erstreckt sich, außer der sehr lebhaften Schifffahrt, auf Fabrikation in Tuch, Droguet, Spiegeln, Glas, Porzellan, Sodasiedereien aus Tang, Lohgerbereien, Zuckerraffinerien, Salzschlämmereien, große Bleichen; ferner besitzt C. eine Cirkelsägemaschine für Fournüren und einen großen Holzhof. Der Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Räucherwaaren, Granit, Schiefer und mit Eiern nach England ist ansehnlich. Der Hafen zerfällt in den aus dem Felsen Galet gesprengten Kriegshafen, welcher 50 Linienschiffe fassen kann und eine bastionirte Umfassung mit Graben hat, und in den davon geschiedenen Handelshafen. Ein 10,300 Fuß langer, oben 90 Fuß, unten 253 Fuß breiter, im Halbkreis in das Meer gebauter Damm schließt die Rhede. Zu dem Zwecke wurden 500,000 Kubikfuß Steine in das Meer versenkt. Der Hafen wird durch die starken Forts Querceville, Homet, Polet, das Fort royal auf der Insel Pelée, das Fort d'Artois und die Rhedebatterie vertheidigt und gedeckt. Ungeachtet ungeheuerer Kosten (die während Napoleons Regierung allein gegen 80 Millionen Gulden betrugen) verschlämmt sich der Hafen dergestalt, daß er stets von einem Dampfbagger gebaggert werden muß; auch ist er, da er keine Thore hat, den Stürmen ausgesetzt. Die Sage läßt C. schon von Cäsars Legaten Sabinus angelegt und daher Caesaris Burgum genannt werden; historisch fällt die Gründung erst in die merovingische Zeit, wo es *Carusbur* hieß und anfangs nur aus einem Schloß bestand. Zur Stadt herangewachsen, wurde es 1298 von den Franzosen eingenommen und verbrannt. Der englische König Eduard III. belagerte es vergebens. Im Jahr 1418 fiel es jedoch wieder in die Gewalt der Engländer, wurde aber schon 1450 aufs Neue von den Franzosen in Besitz genommen. Im Jahr 1692 fiel in ihrem Angesicht eine große Seeschlacht vor (s. *La Hogue*) und 1758 eroberten es die Engländer unter General Bligh und zerstörten die Hafenbauten Bellidors. Ludwig XVI. begann 1787 nach Cessarts Plan die Schutzarbeiten am Hafen und der Rhede wieder herzustellen, und zwar durch gigantische, kegelförmige, mit Steinen gefüllte Kästen von Holz, welche, in das Wasser versenkt, die Strömung und den Wellenschlag hemmen sollten. Da indeß das Ingenieurcorps gegen diese *cherbourger Kegel* war, so wurde die Arbeit äußerst schlecht und gewissenlos vollbracht, so daß von 18 dieser Kegel dem Wellenschlag nur 8 zu widerstehen vermochten und abermals Millionen vergeblich verschwendet waren; ein Steindamm der Rhede ersetzte 1789 die umgefallenen Kegel. In den Jahren 1807 und 1808 rissen Stürme einen Theil der Hafendämme ein und warfen das Wasser über das an der Spitze der Dämme gebaute Fort Napoleon weg, wobei 400 Personen ihr Leben verloren. Nach solchen Vorfällen gab Napoleon die bisherigen Wasserarbeiten auf und ließ bis 1812 das Becken des Kriegshafens von 1000 Fuß Länge, 770 Fuß Breite und 50 Fuß Tiefe in den Felsen sprengen. Im Jahr 1813 begann er den Bau einer Docke, zum Trockenlegen der Schiffe, welche jetzt vollendet ist. Diese und der Kriegshafen kosteten abermals 33 Millionen Thaler. Seit 1823 wurden wieder große Summen an die Hafenbauten verwendet. Hier nahm der Exkönig Karl X. am 16. August 1830 Abschied von Frankreich und floh nach England.

Cherbuliez, eine sehr geachtete und einflußreiche Familie zu Genf, deren Glieder sich durch ihre wissenschaftliche und literarische Thätigkeit auch im Auslande einen ehrenvollen Ruf begründet haben. Die noch lebenden drei Brüder und drei Schwestern sind die Kinder von *Abraham* C., welcher als Buchhändler zu Genf sein Geschäft zu dem bedeutendsten der Stadt erhob. *André* C., der älteste Sohn, 1795 geboren, lebte nach Beendigung seiner theologischen Studien bis 1825 als Hauslehrer erst bei einer englischen Familie meist in Italien, dann bei dem Fürsten

Dolgorucki zu Paris, in dessen Hause er Gelegenheit fand, sich mit mehren deutschen wissenschaftlichen Notabilitäten bekannt zu machen. Nach Genf zurückgekehrt, widmete er sich einige Zeit dem Predigeramte, bis er 1832 die Direktion der ersten Klasse des Collége und 1840 die Professur der lateinischen Literatur an der genfer Akademie erhielt, welche er nach der Revolution 1846 mit der der alten Literatur vertauschte. Von seinen literarischen Arbeiten sind die Schriften „De libro Job“ (Genf 1829) und „Essai sur la satire latine“ (das. 1829), sowie mehre Abhandlungen in der „Bibliothèque universelle de Genève“ von wissenschaftlichem Werth. Antoine Elisée C., geboren 1797, habilitirte sich mit der „Dissertation sur les causes naturelles du droit positif“ (Genf 1826) und erhielt später die Stelle eines Professors der Rechte und politischen Oekonomie an der genfer Hochschule. Er nahm mit Auszeichnung thätigen Antheil an der Regierung seiner Vaterstadt und machte sich theils als Redakteur einiger einflußreichen Zeitschriften, theils durch mehre geschätzte juristische, politische und nationalökonomische Werke bekannt. In „L'utilitaire“ (3 Bde., Genf 1828—30) vertheidigte oder modificirte er die Ansichten Benthams und Dumonts. Wie er in der Schrift „Riche et pauvre“ (Genf 1840), deren zweite, durch eine Darstellung der Doktrin der kommunistischen Solidarität vermehrte Auflage den Titel „Richesse et pauvreté“ (Paris 1841) erhielt, noch einige Jahre vor Beginn des Kampfes zwischen Oekonomismus und Socialismus die socialen Fragen der Gegenwart in ihrer ganzen Bedeutsamkeit hinstellte, so erörterte er in der „Théorie des garanties constitutionelles“ (2 Bde., Paris 1838) mit logischer Schärfe und überzeugender Kraft die Grundsätze des konstitutionellen Rechts. In dem geistvollen Buche „De la démocratie en Suisse“ (2 Bde., Par. 1843) sah er Manches voraus, was später seine Verwirklichung fand. In Folge der Revolution 1846 mit seinen politischen Freunden von den öffentlichen Angelegenheiten seines Kantons ausgeschlossen, legte er seine Professur nieder und wendete sich nach Paris. Hier redigirte er zwei Journale und veröffentlichte außer vielen gewichtigen Artikeln in verschiedenen Zeitschriften mehre gegen die Socialisten und besonders gegen Proudhon gerichtete Broschüren. Joel C., der dritte Bruder, geboren 1806, übernahm das väterliche Geschäft und ist namentlich als Herausgeber der gut redigirten „Révue critique des livres nouveaux“ (Paris 1833 fg.) bekannt. In einer Art von Roman, „Le lendemain du dernier jour d'un condamné“ (Paris 1829), versuchte er eine Parodie und Kritik von Victor Hugo's Buch gegen die Todesstrafe. Außerdem redigirte er mehre Jahre hindurch die konservativen Blätter „Le féderal“ und „Le journal de Genève“ und schrieb in derselben Richtung für die „Revue des deux mondes“ den Artikel „Sur l'influence et les chefs du parti radical en Suisse“, welcher eine lebhafte Polemik veranlaßte. Adrienne C., die jüngste Schwester, geboren 1804, übertrug in Verbindung mit Joel C. eine Auswahl von Zschokke's Erzählungen (12 Bde., Par. 1830—32), sowie Mehres von H. von Kleist (3 Bde., das. 1832) in das Französische, während die mittlere Schwester, Karoline C., geboren 1800, ein staatswissenschaftliches Werk von Hopkins aus dem Englischen (das. 1832) übersetzte. Die älteste Schwester, Madame Tourte-C., geboren 1793, verfaßte einige sehr ansprechende Erzählungen, von denen „Annette Gervais“ in das Holländische und Deutsche (Hamburg 1843) überging, sowie einige Romane, unter denen „Le journal d'Amélie“ der gelesenste ist.

Cheribon, britische Provinz auf Java, s. Scheribon.

Cherilus, altgriechischer Dichter, von Samos, blühte um 479 v. Chr., besang den Sieg der Athener über Xerxes und wurde für jeden Vers mit einem Goldstück honorirt. Später erfuhr seinem Gedicht noch die Ehre, jährlich mit Homers Werken öffentlich vorgetragen zu werden.

Cherimolia (in Südamerika Cherimolo, Tschirimajabaum, Anona Cherimolia *Mill.*), ein mittelmäßiger Baum in Kolumbien und Peru, vorzüglich in Huanuco, mit sehr schmackhaften Früchten, Cherimolo oder Chirimoya genannt, die man sogar der Ananas vorzieht und von denen Pöppig sagt, daß das gallertartige schneeweiße Fleisch den Geschmack der Ananas mit reiner Zuckersüße und dem Arom der Erdbeere vereinige.

Chernibs (griech., lat. malluvia), Weihwasserbecken; auch Weihwasser, womit man vor der Mahlzeit wie vor dem Schlachten des Opferthiers die Hände wusch.

Cherokesen (Cherokees, nach Adelung Tschelokis), ein ehemals berühmter und zahlreicher Indianerstamm, ursprünglich östlich vom Mississippi, in den Staaten Alabama, Mississippi, Tennessee und dem westlichen Theil von Florida wohnhaft, später aber fast insgesammt nach Arkansas übergesiedelt. Vor dem Ausbruch des Krieges umfaßte ihr Land ein Areal von 24,000 englischen □Meilen, doch schätzt man die ganze Volkszahl jetzt nur noch auf 14,500 Seelen, worunter gegen 4000 wehrhafte Männer. Ihr Reservatgebiet in Georgia machte den nordwestlichen Winkel dieses Staates aus, ein hohes, waldiges Land, 348 □Meilen groß; in Tennessee besaßen sie einen Landstrich von 80 □Meilen und in Alabama ein Gebiet von 190 □Meilen, so daß ihr ganzes Reservat in der Union vor ihrer Uebersiedelung nach Arkansas nur noch etwa 618 □Meilen umfaßte. Die Männer sind robust, wohlgebaut und schlanker, als die meisten der übrigen Indianerstämme; die Frauen schlank, fein und wohlgebildet. Beide Geschlechter sind auffallend sauber und nett in ihrem Aeußern, was aus dem allgemeinen Gebrauch des Badens in den zahlreichen Strömen ihres Landes entspringen mag. Männer, Frauen und Kinder können schwimmen und der reißendste Strom ist ihnen auf ihren Wegen kein Hinderniß. Ein großer Theil der Männer haben europäische Moden angenommen, die Frauen kleiden sich ohne Ausnahme nach dem Geschmack der Weißen. Die C. gehören zu den civilisirtesten aller Indianerstämme; schon lange vor dem Kriege hatten sie feste Wohnsitze, und ihre Häuser wetteifern an

Bequemlichkeit mit denen der europäischen Kolonisten. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe, besonders fabriciren sie Baumwolle u. wollene Kleider. Sie sind gute Weber und ihre Webstühle sind meist von ihnen selbst verfertigt. In Schulen lernen ihre Kinder lesen und schreiben, denn die C. haben eine Schriftsprache, welche sie der Erfindung eines Eingebornen, Georg Gueß oder Sequoyay, verdanken. Durch die Bemühungen der Amerikaner und Herrnhuter wurden viele zum Christenthum bekehrt; überhaupt ist durch Vermischung mit Weißen eine Mischlingsrace entstanden, die sich wenig von gesitteten Europäern unterscheidet. Sie hatten schon lange eine vollkommene politische Organisation. Ihre Regierungsform war republikanisch-patriarchalisch, unter eigenen Häuptlingen, die sie Satschems nannten. Ihre Gesetze waren einfach und praktisch. Der Stamm, welcher von den Vereinigten Staaten als unabhängig anerkannt war, nahm eine den übrigen Staaten der Union ähnliche Regierungsform an. Ihr Land ward in 12 Distrikte getheilt, wovon jeder einen Deputirten in den Rath sandte.

Die C. theilten das Loos der übrigen Eingeborenen des amerikanischen Festlandes; von den weißen Ankömmlingen zurückgedrängt, sahen sie ihre Macht mehr und mehr schwinden, doch standen sie stets mit den englischen Kolonisten in gutem Einvernehmen. Durch einen Frieden mit dem englischen Gouverneur wurde ihre Unabhängigkeit anerkannt und ihr erster König Worhatahate 1721 eingesetzt. Nach der Niederlage des Generals Braddock setzte der Rath von Virginien einen Preis auf skalpirte Indianerschädel, was zu einem blutigen Kriege führte, in dem die Engländer treulos 21 als Geiseln zurückgehaltene Häuptlinge ermordeten. Diese Greuelthat rächten die C. durch Niedermetzelung der 200 Mann starken Besatzung des Forts London. So kam unter unmenschlichen Grausamkeiten von beiden Seiten das Jahr 1761 herbei, wo es dem Obersten Montgomery gelang, die C. völlig zu unterwerfen. Gegen das Ende des Revolutionskriegs ließen sie sich von den Engländern zu Feindseligkeiten gegen die Union verleiten, wurden aber vom General Pickens geschlagen, worauf es 1781 zu einem Friedenstraktat kam. Im letzten Kriege mit England kämpften viele C. mit Auszeichnung in den Reihen der Amerikaner. Im Jahr 1829 kam es zu Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Staate Georgien, das Ländergebiet betreffend; der Gerichtshof der Union entschied zwar zu ihren Gunsten, vermochte aber sein Urtheil nicht in Ausführung zu bringen. Nachdem man umsonst durch Bestechung die unglücklichen C. zum Verkauf ihrer Ländereien zu bestimmen gesucht, kam ein Vertrag mit einem kleinen Theil der Bevölkerung zu Stande, den der Kongreß als einen Akt der Nation erklärte, obgleich bei weitem die Mehrzahl des Volks feierlich dagegen protestirt hatte. Als Kaufschilling wurden den C. 5 Millionen Dollars bestimmt. Zwei Jahre darauf wurden sie gewaltsam nach Arkansas übergesiedelt, welche Uebersiedelung jedoch keinen wohlthätigen Einfluß auf ihre Civilisation gehabt hat. Sie stehen wegen ihrer weitern Uebersiedlung nach Westen mit den Vereinigten Staaten in Unterhandlung, denen eine Deputation im Juli 1843 ihr neues Land zu sehr billigen Preisen anbot. Ihr damaliger Häuptling, James Boyer, war wegen seiner Verschlagenheit u. Kriegslust nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bei den Staaten der Union berühmt.

Cherokesische Sprache, die einzige amerikanische Sprache, welche ein eigenes Alphabet oder Syllabar besitzt, das sie der Erfindung eines Eingebornen verdankt; dasselbe besteht aus 85 Zeichen, die zu Wörtern zusammengefügt werden. Alle Wörter endigen auf Vokale. Die Grammatik ist sehr mannigfaltig, und die Wortformen sind einer großen Biegsamkeit fähig. Statt des Artikels wird, wo es nöthig ist, das Zahlwort eins oder die demonstrativen Pronomina gebraucht.

Chéron, Elisabet Sophie, französische Emailmalerin, Kupferstecherin, Dichterin &c., geboren zu Paris 1648, Schülerin ihres Vaters Henri C., erlangte bald großen Ruf, vorzüglich durch ihre Porträts, welche eben so treu als elegant ausgeführt sind. Auch lieferte sie gute Historien und vortreffliche Kopien antiker Gemmen und wurde 1676 in die Akademie der Maler aufgenommen. Auch für Musik und Dichtkunst hatte sie bedeutendes Talent, und einige ihrer Kompositionen erfreuten sich selbst Rousseau's Anerkennung. Diese Talente erwarben ihr auch einen Platz in der Akademie Ricovrati zu Padua. Ihr Haus war der Sammelplatz aller Leute von Geschmack. Sie heirathete im 60. Jahre den königlichen Ingenieur Le Hay und † 1711 zu Paris. Wir haben eine Sammlung ihrer Gemmenzeichnungen, theils nach eigner Erfindung, theils und meist nach Antiken. Unter jenen zeichnen sich aus: Bacchus und Ariadne; Mars und Venus; die Nacht, Mohnkörner ausstreuend. Im Druck erschien von ihr: „Essai de Psaumes et de Cantiques" (Paris 1694) und „Les cerises renversées" (das. 1717).

Cherry, 1) Eiland im Polarocean, südlich von Spitzbergen, unter 74° 30' nördl. Br. u. 37° 35' östl. L., 4 Meilen im Umfang u. von einem höchst zerrissenen Ansehen, auf der Nordostseite mit einer Bai mit gutem Ankerplatz, ist bewohnt von Seehunden, Eisbären, Füchsen, Seevögeln. C. wurde von den Holländern Barenz, Hemskerk und Ryp entdeckt und Bäreninsel genannt und später von F. Cherry u. St. Benet untersucht. — 2) Australisches Eiland, im Norden der Neuhebriden.

Chersiphron, mit seinem Sohne Metagenes Baumeister des berühmten Tempels der Artemis zu Ephesus, zu Cnossus auf Kreta geboren, lebte zur Zeit des Crösus um 540 v. Chr. Da C. fand, daß große Prachtgebäude am häufigsten durch Erdbeben Schaden leiden, so wählte er zum Fundament des Tempels sumpfigen Boden und ließ den ausgegrabenen Raum mit zerstampften Kohlen anfüllen, über welche man Schaffelle breitete, ehe man den eigentlichen Rost darauf legte. Um die ungeheueren Werkstücke, welche den Architrav bildeten, auf die hohen Säulen hinauf zu bringen, wurden Sand-

säcke untergelegt und über diese die Stücke hinaufgewälzt. Die größte Schwierigkeit aber verursachte der gewaltige Block, der zum Sturz über der Thüre dienen mußte und den in gehörige Lage zu bringen dem Meister stets mißlang. In Verzweiflung darüber schlief er endlich vor Ermüdung ein und erblickte im Traumgesicht die Göttin, welche ihm Muth zusprach und versicherte, daß sie den Stein zurecht gelegt habe; am folgenden Morgen hatte wirklich derselbe sich durch sein eigenes Gewicht in die rechte Lage gesenkt. Der Tempelbau, vermuthlich durch Zeitereignisse oft unterbrochen, dauerte 220 Jahre. Dies Prachtgebäude jonischer Ordnung war 425 Fuß lang, 220 Fuß breit und wurde von 128 Säulen getragen, jede 60 Fuß hoch, welche alle von asiatischen Königen geschenkt waren. Von diesen Säulen waren 36 mit Bildhauerarbeit verziert, eine sogar von Scopas.

Cherso, Insel zum österreichischen Königreich Illyrien gehörig, Kreis Istria, im Meerbusen Quarnero gelegen, ist durch eine Brücke mit der Insel Osero verbunden, bildet mit derselben einen Bezirk von $4^3/_4$ □Meilen und zählt 14,000 Einwohner. Ein Kalksteingebirg durchzieht die Insel nach ihrer ganzen Länge, die höchsten Spitzen desselben sind nackt und kahl, wogegen an seinen Abhängen und an der Küste Wein-, Oliven- und Mastixgärten reichlichen Gewinn geben. Die großen Waldungen liefern eine Menge Bau- u. Brennholz in den Handel und das Material zu dem Bau von den Trabaccoli's, kleinen Küstenschiffen. Die Insel nährt gegen 60,000 Schafe, deren Wolle und Käse in den Handel kommen. Auch betreibt man Rosogliobrennerei und eine äußerst ergiebige Fischerei. Dagegen liefert der Getreidebau kaum auf zwei Monate den Bedarf der Einwohner. Die gleichnamige Hauptstadt, auf der Westseite, hat eine Kathedrale, mehre Klöster, eine Hauptschule, ein Armeninstitut, einen geräumigen Hafen und 4000 Einwohner, welche Handel, Schifffahrt, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Verarbeitung der hier gewonnenen Wolle zu groben Zeuchen, Rossi genannt, treiben. In der Nähe der Hungersee (Lago di Urania).

Cherson, süd-russisches Gouvernement (seit 1802), grenzt im Westen an Bessarabien und Podolien, im Norden an Kiew und Pultawa, im Osten an Jekaterinoslaw und Taurien und im Süden an das schwarze Meer, umfaßt den größern Theil Neuserbiens und die westliche nogayund otschakowsche Steppe und ernährt auf einem Flächenraum von 1336 □Meilen 889,200 Einwohner. Die Oberfläche ist größtentheils trokkenes, einförmiges Steppenland, nur stellenweise von Gewässern und tiefen Schluchten durchschnitten und gegen Norden hin sich erhebend. Das Waldgebirg, welches im Norden C. von Kiew scheidet, bildet den fruchtbarsten Theil des Gouvernements; auf seinen höchsten Punkten entspringt das Flüßchen Baltischka und andere Gewässer. Die Thäler, welche aus dem gebirgigen Theile heraustreten, haben einerlei Charakter; sie sind anfangs sehr tief, voll großer, reißender Gewässer und kleiner, tief eindringender Quellen, breiten sich aber, sobald sie aufs flache Feld kommen, zu weiten Wiesenflächen aus und verengen sich manchmal plötzlich wieder. An solchen Stellen bilden sich Moräste, die, mit Wasserpflanzen überwachsen, stets ein ergiebiges Torflager enthalten. Außer dem Dniestr zur Rechten und dem Dniepr zur Linken wird das Land vom Tiligul, vom Bug und Ingulez, vom Kutschuegan, dem großen und kleinen Kujalnik und andern Flüssen bewässert; einzelne dieser Flüsse versiegen im Sommer und setzen Salz ab. Unter den Dammerdschichten zeigen sich außer Torf noch Granit, Schieferthon, Kreide in Bänken und feinkörniger Flötzkalkstein, der sich gegen die Küsten hin wie ein lockeres Muschelkonglomerat ausbreitet und auf seiner eisenhaltigen Erdbedeckung nur Schilf und mehre Salsolaarten hervorbringt. Das Klima entspricht dem der südlichen Steppen, ein milder Frühling vom Februar bis Mai, darauf im Juli und August große Hitze und Dürre, im September Herbstesanfang mit plötzlichem Witterungswechsel, im November Wintersanfang mit anhaltender Nässe und gegen Ende December Schnee; die Aequinoktialstürme bringen immer feuchte Nebel mit sich. Dieses Klima ist im Ganzen dem Ackerbau nicht günstig; außerdem verursachen zahllose Schwärme von Trappen, Kranichen, Hamstern &c. oft Mißernten. Doch werden Gerste, Winterweizen, Roggen, Hafer, überhaupt alle Getreidearten in ziemlicher Menge angebaut; Arnaut gedeiht vortrefflich und wird vorzuglich nach Konstantinopel ausgeführt. Bei Odessa hat man auch die Baumwollenstaude anzupflanzen gesucht. Wein- u. Gartenbau wird nur von einzelnen Kolonisten betrieben. Aber Gemüse, Obst, Melonen wachsen in vorzüglicher Güte, auch Maulbeer-, Pfirsich- und Aprikosenbäume kommen gut fort. Der Wieswachs ist vortrefflich und erreicht bei günstiger Jahreszeit eine ungemeine Höhe, verdorrt aber bei großer Hitze. Hornvieh und Pferde — in den noch unbebauten Steppen auch wilde Pferde — finden treffliche Nahrung auf diesen Weiden; von besonderer Wichtigkeit ist aber die Zucht des Schafs, besonders des gemeinen, breitschwänzigen. Die Fischerei ist von geringerem Belang, als man von der Lage des Landes erwarten sollte. Die Jagd liefert besonders ächte Marder, die an Größe und Weichheit des Fells den im Handel unter dem Namen der sibirischen bekannten nichts nachgeben, an Schwärze und Glanz sie sogar übertreffen. Große Waldungen fehlen; daher Mangel an Brennmaterialien, den man durch strauchartiges Schilf, getrockneten Kuhmist und neuerdings durch den aufgefundenen Torf ersetzt. Ehe die Russen durch den Frieden von Jassy 1792 in den Besitz des ganzen Landes kamen, war dasselbe fast ganz verödet und unbewohnt; jetzt ist es von zahlreichen Kolonisten bevölkert, die aus Groß- und Kleinrussen, Kosaken, Polen, Serbiern, Bulgaren, Moldauern, Griechen, Armeniern und Deutschen bestehen. Das Fabrik- und Manufakturwesen ist im Steigen begriffen, und im süd-russischen Handel spielt das Gouvernement eine bedeutende Rolle. Es zerfällt in 5 Kreise: Cherson, Alexandria, Jelussawetgrad, Olwiopol und Tiraspol, und zählt außerdem noch 6 zugeschriebene Städte mit ih-

rem Gebiet: Odessa, Nikolajew, Grigoriopol, Dubossary, Otschakow und Olwiopol. Das Land der bugischen Kosaken bildet seit 1801 einen eigenen Distrikt vom untern Bug bis in die Gegend der Gouvernementsstadt, mit einer eigenen kosakischen Verfassung. Das Wappen ist ein silbernes Kreuz mit goldenen Strahlen in blauem Felde.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements (tatar. Tschontschau, russ. früher Karantineja buchta), am Liman, einer Erweiterung des Dniepr, 30 Werste oberhalb seines Ausflusses ins Meer, ist befestigt und größtentheils gut gebaut. Die vier Hauptheile der Stadt sind die Festung mit einer Kirche, der Münze, dem Zeughause und einer Stückgießerei, die Seemagazine und Schiffswerfte, die griechische Vorstadt mit einer russischen, armenischen und katholischen Kirche, einem großen Kaufhof und gegen 1000 steinernen Häusern, und die Soldatenvorstadt mit einer Kirche und 200 hölzernen Häusern. Die Festung ist von Potemkin, der dort auch begraben ist, gegründet, hat aber seit der Eroberung Otschakows ihre Bedeutung verloren. Die Admiralität wurde nach Nikolajew verlegt. Der Hafen mit einer gut eingerichteten Quarantaineanstalt verlor in dem Maße, als Odessa sich des größten Theils des süd-russischen Handels bemächtigte; er ist sehr verschlämmt und wegen des niedrigen Wasserstandes für größere Schiffe unbrauchbar, doch laufen jährlich 400 griechische platte Fahrzeuge ein, die Wein, Früchte und türkische Waaren bringen und dagegen Getreide, Salz, Fleisch und Eisen eintauschen. Als Stapelplatz des innern Dniepr handels dürfte C. immer eine bedeutende Rolle spielen. Die Stadt ward erst 1778 angelegt und hat 31,000 Einwohner, die Besatzung eingerechnet, die aus Russen, Deutschen, Griechen und Armeniern bestehen und sich größtentheils von Gewerben und Handarbeiten nähren. Katharina II. bestimmte die Stadt für den Hauptmarkt aller vom schwarzen Meer aus- und eingeführten Artikel, und als sie 1787 mit Joseph II. dort zusammentraf, um, wie man sagt, sich als Königin von Taurien und Kaiserin des Ostens krönen zu lassen, schrieb sie an ein Thor der Stadt: „Durch dieses Thor führt der Weg nach Byzanz." Unter den glänzendsten Festen wurde zwischen den beiden Monarchen ein Bund gegen die Pforte geschlossen. Eine Meile von der Stadt ruht der berühmte Howard, der 1790 hier ein Opfer des Fiebers ward, unter einer vom Admiral Mordwinhof seinem Andenken errichteten Pyramide.

Chersonesus, d. i. Halbinsel, im Alterthum Benennung vieler Landschaften, welche zur Unterscheidung mit Beinamen bezeichnet wurden. Chersonesus Cimbrica hieß bei den Römern die dänische Halbinsel, weil sie dieselbe von den Cimbern bewohnt glaubten; sie war ein den Alten lange unbekanntes Land, Pytheas mag sie auf seiner Fahrt berührt haben, aber Strabo und Plinius geben nichts Näheres darüber. Unter August soll eine Flotte das Nordmeer umsegelt haben u. bis zum cimbrischen Vorgebirg vorgedrungen seyn. Erst Ptolemäus bestimmt die Lage der cimbrischen Halbinsel, das jetzige Holstein u. Jütland, genauer und nennt die Migulonen, Sabalingier, Kobander, Chaler, Phaudusier, Charuder u. am nördlichsten die Cimbern als ihre Bewohner. C. Heracleotica, Trachea, gewöhnlich Cherrhonesus, auch Cherson, war ein Freistaat und eine Stadt auf der taurischen Halbinsel (C. Taurica, jetzt Krimm), an der südwestlichen Küste, bildete in der Gestalt eines großen, flachen Vorgebirgs zwischen dem nördlichen Hafen von Ctenus (jetzt Achtiar) und dem südlichen Portus Symbolorum (jetzt von Balaklawa) einen Winkel, u. hatte in der westlichsten Landspitze, dem Promontorium Parthenium (jetzt Fanary, unweit des St. Georgenklosters), den alten dämonischen Tempel der furchtbaren taurischen Artemis. Unter dem Namen Cherrhonesus gab es hier zwei Städte. Die alte Stadt wurde im Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. von pontischen Heracleoten, einer Kolonie der Milesier, und von Deliern gegründet und lag, von den Scythen zerstört, schon zu Strabo's Zeit in Trümmern. Sie befand sich nicht weit von der Landspitze Fanary, über dem Hafen von Balaklawa. Die andere, deren Ruinen man jetzt zur Erbauung von Achtiar benutzt hat, das eigentliche Cherson (s. d.) oder Korsun des Mittelalters, lag an dem westlichen Ufer der dem achtiarschen Hafen am nächsten gelegenen Bucht. Landbau, bedeutender Salzhandel durch Benutzung der dort häufigen Salzseen und jede Art Verkehr mit den Griechen zur See erhoben bald die Stadt zu Reichthum und Blüthe, und sie behauptete Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Erst als die Chersoniten den sie immer heftiger bedrängenden Scythen nicht mehr widerstehen konnten, begaben sie sich in den Schutz des pontischen Königs Mithridates. Sein Feldherr Diophantus gründete nun nördlich von der Stadt Cherson (in der Gegend von Koslaw) die Stadt Eupatorium, legte dort zur Sicherung eines bedeutenden Salzsees eine Festung an, verband diese mit einer von den Chersoniten durch ihre Halbinsel quer durchgezogenen hohen Mauer und schloß diese ganze Linie durch einen Wallgraben. Auch der Gunst der römischen Kaiser erfreute sich die Stadt und wuchs immer mehr an Wohlstand, Größe und Pracht, so daß dieser Freistaat zur Zeit der byzantinischen Kaiser sogar das bosporanische Reich an Macht übertraf. Als die Chersoniten unter Diocletian dem in Lazica einfallenden und die Römer bedrängenden bosporanischen König in den Rücken fielen und ihn durch Einnahme seiner Hauptstadt Panticapäum zum Rückzug u. Frieden zwangen, erhielten sie die erste Freiheit von allen römischen Abgaben, und für ihre Hülfe im Kampfe gegen die Scythen an der Donau wurden ihnen von Konstantin Gunstgeschenke und Freiheitsbriefe für ihre Schiffe zu Theil. Die Bosporaner wurden von ihnen über Capha, welches nun Grenze ward, zurückgedrängt. Später betrachtete man die Stadt als eine Grenzstadt des byzantinischen Reichs, wohin öfter hohe Staatsbeamte verbannt wurden. Justinian II. nahm 710 sie hart mit; doch blieb immer noch der Salzhandel ansehnlich, wie der mit Häuten und Wachs ins südliche Rußland. Im 9. Jahrhundert hatte zu C. das Christenthum längst festen Fuß gefunden, denn 839 ward es Sitz eines

Metropoliten. Wladimir der Große nahm die Stadt ein und ließ sich hier taufen. Doch gab er sie zurück, ungeachtet ihrer Wichtigkeit als das Haupt aller südlichen Seeplätze in der Krimm. Beim Einfall der Tataren im 13. Jahrhundert gerieth Cherson durch die wachsende Blüthe Kaffa's in Verfall. Im Jahr 1350 war diese Stadt noch frei und diente den Genuesen als Handelsplatz; 1578 standen noch die Mauern und ansehnlichen Thürme der großen Stadt; Bauart und Umfang zeugten von außerordentlicher Pracht. Pallas fand 1794 hier noch eine schöne Mauer aus Quadersteinen, die Reste zweier Thürme u. einen herrlichen korinthischen Säulenknauf. Alles Uebrige haben die Russen seit der Eroberung der Krimm auf eine unverantwortliche Weise zerstört und zum Bau von Achtiar verwendet. Die Schutthaufen mögen noch viele Kunstschätze verbergen. C. Taurica, taurische Halbinsel, hieß bei den Alten die jetzige Krimm, wegen ihrer halbinsularischen Lage, welche man nach Gestalt und Größe mit dem Peloponnes verglich. Sie war durch eine sehr schmale Landenge, Taphrus (die jetzige Landenge von Perekop), mit dem Lande der nomadischen Scythen verbunden und in alten Zeiten wahrscheinlich eine Insel. Ein Gebirgszug, bestehend aus Trapezus (jetzt Mankupu-Dschatyr-dav), Cimmerium (jetzt Aghirmisch-Daghi) u. den taurischen Bergen, theilte die Halbinsel in zwei Theile, deren östlicher die rauhe Chersones hieß. Die Südspitze ist das Vorgebirg Criu Metopon (jetzt Aula oder Kandjes Burnu). Ein anderes Vorgebirg, durch den Tempel der Artemis Tauropolos berüchtigt, war das Parthenium. Die besten Hafenstädte und fast alle Hauptstädte lagen im Gebiet der bosporanischen Könige u. des kleinen Freistaats C. Heracleotica. Die Halbinsel war der Hauptsitz des alten (vermuthlich cimmerischen) Bergvolks der Taurier, welche seit der Einwanderung der Scythen sich auf die südlichsten Berge zogen und als furchtbare Seeräuber die schiffbrüchigen Ausländer ihrer Artemis, der dämonischen Jungfrau, wie Strabo sie nennt, an dem nach der Jungfrau benannten Vorgebirg Parthenium opferten. Aus der Vermischung der eingedrungenen Scythen und Taurier entstanden die Tauroscythen. Zu diesen kamen außer den eingewanderten Griechen so viele fremde Völkerschaften, daß Plinius deren 30 zählt. Die Halbinsel war bevölkerter und fleißiger angebaut, als jetzt die Krimm ist, und hatte einen großen Getreidereichthum. In großer Zahl fanden sich hier kleine (nach Art der ukrainer) Pferde vor, welche die Scythen zu verschneiden pflegten. Eine Hauptquelle des Wohlstandes war, wie noch heut zu Tage, der reiche Ertrag der Salzseen. C. Thracica, vorzugsweise Chersones genannt, hieß die langgestreckte, schmale, von Nordost nach Südwest gehende Landzunge, welche östlich durch die Propontis und den Hellespont von Asien getrennt, südlich und westlich vom ägäischen Meere, namentlich von dem Meerbusen Melanes, und nördlich vom thracischen Festlande umgrenzt wird. Eine lange Mauer, welche von der Stadt Cardia am Meerbusen Melanes begann und an der Propontis bei Pactyä endete, schützte von der Landseite die Halbinsel vor den Anfällen der Thracier. Städte waren: Aegospotamos, Cardia, Callipolis, Sestus &c. Die Halbinsel war ursprünglich von thracischen Dolonkern bewohnt, welche schon frühzeitig mit griechischen Ansiedlern verschmolzen. Vorzüglich befleißigte sich die Familie des Miltiades zu Athen der Kolonisirung der Insel. In die Gewalt der Perser gekommen, gehörte sie nach deren Verdrängung bald den Athenern, bald den Spartanern, dann den Macedoniern und abwechselnd einer oder der andern der aus Alexanders Reich hervorgegangenen Mächte. Nach Besiegung des Antiochus des Großen gerieth sie unter die Herrschaft der Römer, welche anfangs einigen Städten noch den Schein der Freiheit ließen. Jetzt heißt die Chersones die Halbinsel der Dardanellen oder von Gallipoli.

Cherub (in der Mehrzahl Cherubim), ursprünglich der Name eines fabelhaften Thieres der hebräischen Symbolik, welches stets im Dienste des Jehovah als Träger von dessen Wagenthron vorkommt. Zuerst kommt der Name in der Schöpfungsgeschichte vor; ein C. mit flammendem Schwerte lagert am Eingange des Gartens Eden. Später erscheinen die Cherubim in poetischen Schilderungen der Erscheinung Jehovahs als Träger seines Thrones. Im Allerheiligsten der Stiftshütte und später des Tempels waren über der Bundeslade zwei ganz gleichgestaltete Cherubim aus Oelbaumholz, mit Gold überzogen, angebracht. Ihre äußern Flügel breiteten sich nach oben aus, so daß sie mit diesen den Deckel der Bundeslade bedeckten und die innern Flügel in der Mitte zusammenstießen; auch reichte jeder der beiden äußeren bis an die Wand. Ihre Gesichter hatten sie gegen einander gekehrt, doch so, daß sie auf den Deckel der Bundeslade gerichtet waren. Sie werden 10 Ellen hoch und jeder Flügel 5 Ellen lang beschrieben. Auf diesen beiden Cherubim dachte man sich den Jehovah thronend und von hier aus seine Befehle u. Offenbarungen gebend. An die Bundeslade waren sie nicht befestigt, sondern diese konnte unter ihnen weggenommen werden. Solche Cherubfiguren in erhobener Arbeit und vergoldet befanden sich auch, nebst auf gleiche Weise gearbeiteten Palmzweigen und Blumen, an den Wänden und Thüren des Tempels, wie sie auch neben Löwen und andern Thiergestalten an den ehernen Gestellen der zehn Becken zu sehen und in die prächtigen Vorhänge des Heiligthums eingewirkt waren. Noch phantastischer erscheinen sie in den Visionen des Propheten Ezechiel. In einem Sturme von Norden her erscheinen ihm in feurigem Glanze vier Thiergestalten. Sie gleichen Menschen, aber jede von ihnen hat vier Gesichter, das eines Menschen, eines Löwen, eines Stiers und eines Adlers, dazu vier Flügel, von denen zwei zum Fliegen dienen und zwei den Leib decken. Unter den Flügeln befinden sich an allen vier Seiten Menschenhände; die Füße sind gerade und die Fußsohlen rund, denen der Rinder ähnlich. Sie mögen also gehen, nach welcher Seite sie wollen, so gehen sie immer vorwärts, ohne sich erst wenden zu müssen. Anzuschauen

sind sie wie glühende Kohlen, zwischen ihnen hin flammt Feuer und zucken Blitze und gleich dem Blitz fahren sie hin und her. Oben auf den Flügeln der Cherubim ruht der wie Sapphir glänzende und vom Regenbogen umgebene Wagenthron Jehovahs, dessen Räder wie Tarsisstein funkeln, von denen je eins neben einem C. rollt und die ebenfalls so eingerichtet sind, daß sie sich nicht zu wenden brauchen. Die Räder sowohl als der ganze Körper und die Flügel der Cherubim sind mit unzähligen Augen besäet. Diese ganze wunderbare Zusammensetzung soll unbezweifelt die höchste Macht und Einsicht bezeichnen. Der Stier und der Löwe deuten auf die erstere, die zahllosen Augen, der Mensch und der Adler auf die letztere. Daraus läßt sich auch die symbolische Vergleichung des Königs von Tyrus mit einem C. erklären, welcher auf Gottes heiligem Berge zwischen glühenden Steinen wandelt. In der Apokalypse sind die vier Thiere, welche an Gottes Thron stehen, zwar auch ganz u. gar mit Augen bedeckt, aber jedes hat sechs Flügel und das eine ist einem Löwen, das zweite einem Stier ähnlich, das dritte hat ein Menschengesicht und das vierte ist wie ein fliegender Adler geformt. Diese Stelle wurde schon früh auf die vier Evangelisten gedeutet; und so erhielt Matthäus den Menschen, Marcus den Löwen, Lucas den Stier u. Johannes den Adler. Josephus nennt die Cherubim geflügelte Thiere, und Philo, welcher ein Buch über sie schrieb, fand in ihnen eine Allegorie der Himmelskörper. J. D. Michaelis hält sie für Donnerrosse, ähnlich denen Jupiters; Herder vergleicht die das Paradies hütenden Cherubim mit den Gold bewachenden Greifen u. überhaupt mit den thierischen Wundergestalten des Morgen- und Abendlandes. Bei neueren Dichtern ist C. eine höhere Art Engel.

Cherubini, Maria Luigi Carlo Zenobio Salvador, ausgezeichneter Kirchen- u. Theaterkomponist der Neuzeit, wurde den 8. September 1760 in Florenz geboren. Seine tonkünstlerische Begabung zeigte sich schon in früher Jugend, denn schon im neunten Jahre konnte er mit Erfolg das Studium der Komposition beginnen. Seine Lehrer waren Bartolomeo Felici und dessen Sohn Alessandro, auf deren tüchtiger Grundlage Pietro Pizzari und Giuseppe Castrucci mit Glück fortbauten. In seinem 13. Jahre trat C. in seiner Vaterstadt als Komponist mit einer Messe und einem Intermezzo auf und erntete allgemeinen Beifall. Diesen Kompositionen folgten nun mehre derselben Art, als Psalmen, Motetten, Arien, Kantaten und einige Intermezzi. Die steigende Aufmerksamkeit, welche er auf sich zog, brachte ihm 1778 das Glück, von dem großen Beförderer aller Künste, dem damaligen Erzherzog von Toskana, nachherigen Kaiser Leopold II., unterstützt zu werden, so daß er zu Bologna unter Sarti seine Studien fortsetzen konnte. C. wurde in Kurzem Sarti's Liebling, der ihm seine Zuneigung aufs Ehrenvollste dadurch bezeigte, daß er ihm die Bearbeitung mehrer Nebenpartien in seinen Opern anvertraute. Unter dessen Augen debutirte C. 1780 in Alessandria mit seiner Erstlingsoper „Quinto Fabio", welche solchen Beifall fand, daß sie auf Verlangen auch 1783 in Rom in die Scene gesetzt werden mußte und dem jugendlichen, vielversprechenden Maestro gleich einen Namen erwarb, der mehre ehrenvolle Aufträge von Seiten verschiedener Impressario's nach sich zog. So schrieb er 1782 für Livorno seinen „Adriano in Siria", für Florenz „Armida" und „Messenzio", 1783 in Rom und Venedig: „Lo sposo di tre, e marito di nessuna", 1784 für Mantua: „Alessandro nell' Indie" und „I viaggiatori felici". Ermuthigt sowohl durch den glücklichen Erfolg seiner Kunstleistungen, als angefeuert durch Sarti's wohlgemeinten Rath, wagte C. jetzt seinen ersten Ausflug und wählte dazu England, dessen Hauptstadt gerade damals eine ganz ausgewählte Sängergesellschaft in ihren Mauern vereinte. Im Verlauf der Jahre 1785 und 1786 vollendete er die Oper „La finta principessa" und die Opera seria „Giulio Sabino". Unmittelbar darauf ging er, begleitet von dem nicht minder hochgefeierten Tenoristen Babini, nach Paris. Bis zur Stunde war er den Principien seiner Lehrer treu geblieben: daß Melodie das Hauptpostulat, der harmonische Theil aber dieser streng untergeordnet seyn müsse. In Paris nun sollte der noch unentwickelte Keim seines Genies zur vollen Reife gedeihen. Er hörte im Concert des Amateurs zum ersten Male Joseph Haydns phantasiereiche Sinfonien, und zwar mit möglichster Vollendung ausgeführt. Als sich dem reizbaren Italiener die nie geahnten Wunder der Harmonie erschlossen, wandelte ihn fast eine Ohnmacht an. Der sehnliche Wunsch, diesem mit kindlicher Ehrfurcht verehrten Meister persönlich seine unbegrenzte Hochachtung bezeigen zu können, bestimmte ihn vorzugsweise später zu einer Reise nach Wien. Der einmal auf einen zündbaren Stoff gefallene Funke ward in der Folge durch die Bekanntschaft mit Mozarts Meisterwerken zur Flamme angefacht, und C. selbst gesteht freimüthig, wie es auch seine Partituren bestätigen, daß er Alles, was er sey, einzig nur durch den von den genannten Heroen empfangenen Impuls geworden, welchen er aber auch, indem er alle Hindernisse überwand, um die Franzosen mit der „Schöpfung" und dem „Requiem" zu befreunden, den schönsten Tribut der Dankbarkeit entrichtete. Paris hatte ihn so gefesselt, daß er hier zu bleiben beschloß. Nur gelegentliche Reisen entfernten ihn auf kurze Zeit aus dieser Stadt. Im Jahre 1788 besuchte er sein Vaterland wieder und brachte seine Oper „Iphigenia in Aulide" zu Turin zur Aufführung. Gegen Ende des Jahres war er wieder in Paris mit seiner heroischen Oper „Demophoon" beschäftigt, die am 3. Dec. zur ersten Aufführung kam. Unter den einzelnen Musikstücken, die auf den Demophoon folgten, zeichnete sich besonders aus das Quartett „Cara, da voi dipendo", welches in seine Oper „I viaggiatori felici" eingelegt wurde; dann die Zusätze zu der „Italiana in Londra" von Cimarosa, welche 1790 erschienen. Im Jahre 1791 wurde im Theater Feydeau seine „Lodoiska" aufgeführt, die besonders der glänzenden Instrumentation wegen außerordentliches Aufsehen erregte und selbst den vielen Gegnern, die schon damals gegen ihn aufstanden, Achtung

abnöthigte. Auch auf Deutschlands Bühnen machte diese Oper die Runde und steigerte die Aufmerksamkeit, die bereits auf C.'s Leistungen gerichtet war. Im Jahre 1792 erschien in Paris seine „Ode pour l'universaire du 10 Août par Lebrun", 1794 „Elisa ou le voyage du Mont Bernard", Oper in 2 Akten. Diese Musik fand man jedoch in Paris zu gelehrt, welches Urtheil der für eine Oper allerdings sehr ernste Stoff, der wenig Abwechselung und theatralischen Pomp zuließ, hervorgerufen hatte. Ein von ihm komponirtes Intermezzo „Il Parruchiere", wahrscheinlich ein älteres Werk, durch den geschickten Buffo cantante Bianchi auch nach Deutschland verpflanzt, erschien 1796. Im Jahre 1797 wurde seine großartige „Medea" zum ersten Male am 13. März im Theater Feydeau gegeben. Auch hierin war der Komponist dem, was er für recht und gut erkannt hatte, vollkommen treu geblieben, ohne sich nur im geringsten von den Wünschen der Menge ableiten zu lassen. Es ist dieses unstreitig das grandioseste Werk des Meisters, konsequent in allen seinen Theilen und rein für sich abgeschlossen. Die Kritik tadelte allerdings die Ueberfülle der Instrumentation an demselben u. befürchtete, daß durch Einen Schritt weiter das Orchester den ganzen Gesang verschlinge und sich als Hauptsache in den Vordergrund dränge; auch tritt die Schwierigkeit, für die Rolle der Medea stets würdige Sängerinnen zu finden, der guten Aufführung des Stucks sehr oft entgegen. Gleichwohl versuchten besonders die deutschen Theater sich an dieser Meisterarbeit sehr häufig und nicht selten mit Glück. Trotz der Triumphe, welche C. in Deutschland feierte, theilte er in Paris das Schicksal Méhuls: von beiden konnte kein Stück auf dem großen Theater zur Darstellung gelangen; nur die kleinen Bühnen füllten ihre Kassen damit. Erst später wurden beide Künstler wenigstens als Lehrer am Conservatoire de musique benutzt. C.'s „Pompe funèbre du général Hoche", eine Trauerkantate, für welche Bonaparte einen Preis ausgesetzt hatte, erschien 1798. Weniger Glück machte seine komische Oper „L'hôtellerie portugaise", bei deren Komposition der matte Text die Schwingen des Künstlers gelähmt zu haben schien. Ein besseres Loos fanden die komische Oper „La Punition" und die mit Boieldieu gemeinschaftlich gearbeitete „La Prisonnière" (1799); aber eine neue Palme errang sich C. durch „Les deux Journées" (unter dem Titel „Der Wasserträger" auch ein deutsches Lieblingsstück). Erst im Jahre 1803 gelang es ihm, zum ersten Male eines seines Werke, und zwar den „Anacréon, ou l'Amour fugitif", auf dem großen Nationaltheater zur Aufführung zu bringen. Allein seine Gegner, zum Theil Leute aus der sogenannten hohen Welt, hatten so wirksam vorgearbeitet, daß das Werk kaum zu Gehör gebracht werden konnte, so entsetzlich tobte die dagegen eingenommene Menge. Man pfiff und trommelte. Im Jahre 1804 wurde im großen kaiserlichen Theater zu Paris sein Ballet „Achille à Scyros" aufgeführt. C. hatte es auch in dieser Musik verschmäht, sich den Launen des Publikums zu fügen. Damals war man in Paris gewohnt, in den Balleten allerlei bekannte Lieblingsstückchen eingeschoben zu hören, und verlangte dies natürlich auch von ihm. Allein überzeugt, daß aus einem solchen Allerlei schlechterdings kein Ganzes werden könne, erklärte er: „Entweder schreib' ich Alles, wie ich will, oder nichts!" u. besiegte endlich auch sein störriges Publikum. Für alle diese Beweise ächter Künstlerrührigkeit wurde jedoch C. kein Dank; vielmehr freuten sich die meisten Künstler jener Hauptstadt wie über ein glückliches Ereigniß, als C. 1805 nach Wien eingeladen wurde, um für das Theater daselbst zu schreiben. In Wien dirigirte er zuvörderst seinen „Wasserträger", der mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Dann arbeitete er an Verbesserungen früherer Opern, die er zum Theil mit Zwischenakten bereicherte. Eine neue Schöpfung C.'s war hier die Oper „Faniska", die ebenfalls mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Während Napoleons Anwesenheit in Wien und Schönbrunn, nach der austerlitzer Schlacht, mußte C. die Hofkoncerte dirigiren und die Kammermusik in Schönbrunn ordnen. Hier, wie ehedem in Paris, soll der Eroberer sich nicht selten in Neckereien gegen C. gefallen haben. Im März 1806 nahm C. Abschied von Joseph Haydn und reiste nach Paris zurück. Hier verfiel er im November 1807 in ein langwieriges Nervenfieber, von welchem er erst nach anderthalb Jahren vollkommen genas. Er unternahm nun eine Erholungsreise, auf welcher er bei dem Fürsten von Chimay angeregt wurde, seine erste, allgemein bekannte dreistimmige Messe zu komponiren. Das Gelingen dieser Arbeit hatte seinen Eifer von Neuem entflammt. Im Jahre 1809 wurde auf dem Theater der Tuilerien sein „Pygmalion" gegeben, ohne besonderes Interesse zu erregen, obgleich Crescentini die einzig darin vorkommende Hauptrolle sang. Machte doch selbst sein „Requiem", das in demselben Jahre in Paris auf Subskription erscheinen sollte, so geringen Eindruck auf die Pariser, daß nicht einmal die nöthige Summe zusammenkam. Im Jahre 1810 schrieb C. seine komischen Opern „Le Crescendo" und „Les Courses de Newmarket". Seine originelle, besonders durch den ersten düstern Theil sehr spannende „Kantate auf J. Haydns Tod" wurde im Anfange des April 1811 zum ersten Male in Paris und 1813 auf dem großen Theater daselbst seine Oper „Abencerrages", gedichtet von Jouy, dem Textverfasser der Vestalin, aufgeführt. Die Oper „Bayard à Mézières" komponirte er gemeinschaftlich C. mit Berton, Boieldieu, Kreutzer und Paer auf hohen Befehl. Nach der Rückkehr der Bourbonen, denen zu Ehren er einen Festgesang komponirte, der in Paris und mit verändertem Text auch in Deutschland mit Beifall aufgeführt wurde, blieb er nicht nur Mitinspektor des königlichen Konservatoriums der Musik, sondern wurde auch zum Generalintendanten der königlichen Kapelle ernannt und mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt. Gleichwohl ernannte ihn Napoleon während der hundert Tage zum Mitglied der Akademie der schönen Künste. Im Winter 1814 wurde C. von der philharmonischen Gesellschaft und der Operndirektion nach London berufen, um für beide Institute zu schreiben.

Man rühmte von dort aus eine Ouverture, eine Cantate pastorale mit vollem Orchester und vorzüglich eine große Sinfonie, die er in London komponirte. Als C. 1815 zu Ende des Frühlings wieder nach Paris zurückkehrte, fand er manche Veränderungen, welche die neue Dynastie auch im Musikalischen vorgenommen hatte. Er zog sich deshalb eine Zeit lang von einigen Fächern seines Berufes zurück, wurde aber bald wieder von der Regierung in Thätigkeit gesetzt und erhielt die ansehnlichsten Posten, welche Künstler einnehmen können. Im Jahr 1816 wurde er an Martini's Stelle zum Oberintendanten und Kapellmeister des Königs von Frankreich erhoben. Im Jahr 1818 wurde sein Requiem zu Méhuls, seines Freundes, Todesfeier in der Abtei St. Denis aufgeführt. Im Jahr 1821 nahm er in Gemeinschaft mit Berton, Boieldieu, Kreutzer und Paer Antheil an der Oper „Blanche de Provence ou la Cour des Fées". In demselben Jahre erschienen „10 Canons", außer dem allbekannten „Perfida Clori". Im Jahr 1822 wurde er zum Direktor des königlichen Konservatoriums ernannt. An mehren praktischen Arbeiten zum Besten dieses Instituts nahm er eifrigen Antheil, z. B. an der „Méthode de violon", die von Baillot herausgegeben wurde, desgleichen an einer Gesangschule, deren Verfasser, außer unserm Meister, Mengozzi, Garat, Gossec und Méhul waren. Unter den kleineren früheren Arbeiten führen wir zwei Hefte Romanzen, ein Heft italienische Duetten und „La Cintura d'Armida" (aus Tasso) an. Auch einer früheren, wahrscheinlich 1787 zu Brescia aufgeführten Oper „Didone abbandonata", müssen wir nachträglich gedenken. Von seinen kirchlichen Werken sind noch gedruckt worden: mehre Motetten; ein Ave Maria; Landa Sion; Tantum ergo; Sanctus salutaris; Pater noster; Ecce Panis; Regina coeli; dazu vier große Messen: Nr. 1 in F-dur, dreistimmig (1809); Nr. 2 in D-moll, ein Riesenwerk in jeder Hinsicht; Nr. 3 in A-dur (1825), ohne Altstimme; Nr. 4 in C-dur. Von dieser Zeit an verstummte C., bis 1833 sein hehrer Genius nochmals auftauchte im „Ali Baba", seinem theatralischen Schwanengesang. Zwar soll diesem Werke die Partitur einer älteren, nie zur Darstellung gebrachten Oper „Kokuourgi" zu Grunde liegen; doch ward Manches darin retouchirt und Vieles ganz neu dazu erfunden, und wie es nun einmal ist, durchweht dasselbe ein jugendlich blühender Geist, der im schneidenden Kontrast mit dem ehrwürdigen Silberhaupte des 74jährigen Schöpfers desselben stand. Als letzte bedeutende öffentliche Arbeit C.'s ist das „Lehrbuch des Kontrapunkts" zu nennen, welches 1835 erschien und von welchem, zum Beweis seiner vielen Anhänger und Verehrer in Frankreich, gleich am ersten Tage seines Erscheinens an die 800 Exemplare verkauft wurden. Bald darauf wurde auch eine deutsche Uebersetzung davon besorgt. C. † am 15. März 1842 zu Paris. Am 19. März fand für den verstorbenen Veteran der musikalischen Großmeister in der Hofkirche St. Rochus ein Trauergottesdienst Statt, bei welchem ein Requiem aufgeführt wurde, das er für sich selbst komponirt hatte.

Cherubinische Hymne, in der griechischen Kirche ein Lobgesang, der dann angestimmt wird, wenn das zur Wandlung und zum Opfer bestimmte Brod nebst dem Wein vom kleineren Altar (Prothesis) auf den größeren, den eigentlichen Opferaltar, gebracht wird. C. heißt diese Hymne, weil die Cherubim darin eine große Rolle spielen.

Cherusker, das tapfere deutsche Volk, welches unter seinem Fürsten Arminius (s. d.) den Eroberungen der Römer in Germanien ein Ziel setzte. Den Römern furchtbar geworden durch Vernichtung dreier Legionen, den Deutschen theuer durch Rettung ihrer Freiheit, Sprache und Sitten, sind sie uns doch nur wenig bekannt. Sie wohnten zwischen den Quellen der Lippe und der Weser, wo sie westlich an die Sigambrer, südlich an die Chatten reichten. In diesem Theile des Cheruskerlandes herrschte Segest (s. d.). Der teutoburger Wald scheint die Westgrenze gewesen zu seyn, denn westlich davon wohnten zwischen der Lippe und Ems die Brukterer. Diese westlichen Besitzungen der C. können nicht groß gewesen seyn, wenngleich die ebenfalls hier wohnenden Dulgibiner zu ihren Klienten gehörten. Größer waren ihre Besitzungen auf der Ostseite der Weser; doch hatten auch hier die Angrivarier bis zum Steinhudermeer einen Wall gezogen, welcher sie von den C.n schied. Diese Grenzlinie zog sich wahrscheinlich vom Steinhudermeer bis an den Zusammenfluß der Aller und Leine hin, so daß der Lauf der Aller die fernere Grenze der C. bestimmt. Oestlich von der Leine wohnten jedoch an der Fuhse, welche bei Zelle in die Aller fließt, die Fosen, ebenfalls Klienten der C. Die Longobarden, mit den Semnonen zum suevischen Volksstamme gehörend, mischten sich nach des Arminius Tod in die innern Angelegenheiten der C. u. vertrieben allmählig, selbst von den Chauken und Angeln bedrängt, die C. aus ihren Sitzen, so daß Ptolemäus sie nur noch am südlichen Abhange des Harzes (von Nordhausen bis Göttingen) findet. Auch Strabo zählte die C. unter die kleinern Völkerschaften. Die Macht der C. stützte sich nicht auf ihre eigene Größe, sondern auf die Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer (Arminius). Durch innere Kriege rieben sich aber diese Häuptlinge dergestalt auf, daß zuletzt vom königlichen Stamm nur noch der Sohn des Flavius, des Bruders von Arminius, übrig war, welcher Italicus hieß und in Rom lebte. Ihn erwählten die C. zum König. Italicus war anfangs beliebt, erweckte aber durch seine römische Lebensweise bald eine Gegenpartei im Volk und wurde vertrieben; erst die Longobarden setzten ihn wieder ein. Zur Zeit Domitians war Chariomer König der C. Später schlossen sich die C. an den Frankenbund an und wurden mit diesem von Konstantin besiegt.

Chesapeakbai, nordamerikanischer Busen des atlantischen Oceans, in den Staaten Maryland und Virginien, ist $38\frac{3}{4}$ Meilen lang, $1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Meilen breit und enthält mit seinen Eilanden einen Flächenraum von 125 □Meilen. Die Bai bildet eigentlich die Mündung des Susquehannah (daher auch bisweilen Susquehannabbai genannt), ist meist 9 Faden tief u. überall fahrbar; doch sind ihre Häfen im Som-

mer nur selten von Bohrwürmern frei. Die Mündung wird von den Kaps Henry und Charles geschlossen. Außer dem Susquehannah nimmt sie den Potomac, Patuvent, Patabsco ꝛc. auf und enthält auf der Westseite die Herringbai und auf der Ostseite die Fishing- und Easternbai. Unter den Inseln sind Eigg und Longisland die bedeutendsten. Mit dieser Bai steht der Albemarlesund mittelst des sogenannten Albemarle- oder Chesapeakkanals, der durch den Dismalswamp zieht, in Verbindung.

Chesil, Kieselbank in der englischen Grafschaft Dorset, die größte in Europa, zieht sich längs der Küste des südlichen Englands von der Insel Portland bis Abbotsbury fort, ist $3\frac{3}{5}$ Meilen lang und $\frac{1}{20}$ Meile breit u. bildet die schmale Nehrung, welche Portland mit dem Festlande verbindet.

Chesshire, engl. Grafschaft auf der Westküste des Reichs, grenzt gegen Norden an Lancashire u. den Fluß Mersey, im Osten an Derbyshire, im Südosten an Staffordshire und die Flüsse Goyt und Dane und im Süden an Flint- und Denbigshire und den Fluß Dee und seine Mündungen, im Nordosten an York u. im Nordwesten an das irische Meer, umfaßt nach Arrowsmith 48,94 □Meilen oder 676,600 Acres, wovon 620,000 auf das kultivirte Land, 28,600 auf die Wüsten, 28,000 auf den Strand kommen; $\frac{1}{4}$ davon wird auf den Pflug, $\frac{1}{11}$ auf die Wüsten und das Uebrige auf Wiesen und Weiden gerechnet. Der allgemeine Charakter der Oberfläche ist Plattheit; die hervorstechendsten Erhöhungen finden sich an den Grenzen von Derbyshire. Bei Frodsham ist ein frei emporragendes Vorgebirge, der Anfang einer unterbrochenen Hügelkette, welche das Land von Norden nach Süden durchkreuzt. Nachdem diese Höhe den Distrikt von Delamere Forest durchkreuzt hat, erscheint sie wieder in dem Felskegel von Beeston, der an 386 Fuß Höhe mißt. Der letzte dieser Hügelkette ist der von Brorton. Der Boden bei Macclesfield ist ebenfalls erhoben. So erscheint die durch Sandbänke und Klippen vor den Ueberschwemmungen des Meeres hinlänglich geschützte Oberfläche der Landschaft als eine wellenförmige, mit Hügeln durchsetzte Ebene. Der Boden ist leicht und sandig; an den Grenzen von Yorkshire findet man viele Torfsümpfe, die auch in beträchtlicher Ausdehnung bei Coppenhall und Warnimchan und in einigen Theilen des Delamere Forest vorherrschen. Daß der größte Theil der Landschaft einst Wald gewesen, bezeugen die vielen in den Moor versunkenen Baumstämme, die ausgegraben und wegen ihres feinen Korns u. ihrer schönen Adern zu Tischlerholz verwendet werden; jetzt existirt selbst der große Wald von Delamere, der im Mittelalter noch stand, fast nur noch dem Namen nach. Die vorzüglichsten Flüsse sind: der Dee, der Weaver, der Dane und die Tame; der Mersey gehört mehr Lancashire an. Die Grafschaft C. ist von dem Duke of Bridgewater's Kanal, dem Grand Trunk, dem Ellesmere, dem Chester- und Nantwich- u. dem Peake-Forestkanal durchschnitten. In den nördlichen Theilen von C. gibt es verschiedene kleine Seen, meres genannt; das einzige Mineralwasser von Ruf ist das von Hilbury. Das Klima gleicht dem von ganz England; es ist sehr feucht, aber dafür herrscht auch das ganze Jahr hindurch eine frische Vegetation; der Winter ist so leidlich, daß die Heerden im Freien ausdauern können: die Luft ist nur da ungesund, wo stehende Gewässer sich häufen. Die mineralischen Erzeugnisse des Landes sind: Kohlen, Kupfer, Blei, Kobalt und Steinsalz; Salzquellen findet man vorzüglich in dem Thale, durch welches der Weaver u. der Wheelock fließt. Die Salzquellen von Wheelock sind an 60 Ellen tief; die stärksten sind die von Anderton, die von Leftwich die schwächsten. Die Salzquellen von C. waren wahrscheinlich schon den alten Briten bekannt; wenigstens war das Salz schon vor dem normannischen Einfall einer ihrer vorzüglichsten Handelsartikel. Die Entdeckung des Steinsalzes ist dagegen neu und reicht nicht bis über 1670 hinaus, wo man es bei Northwich fand, während man nach Kohlen grub. Es wird in verschiedener Tiefe, von 28 bis 48 Yards, unter der Oberfläche gefunden in Schichten von 4 Fuß bis zu 40 Yards Dicke; es ist äußerst hart und muß in manchen Fällen mit Pulver gesprengt werden. Die größte Grube ist die von Wilton; sie ist 330 Fuß tief und ihr Umfang an 2 Acres. Ein Drittheil des Salzes wird in Wasser aufgelöst und durch Verdunstung krystallisirt, die zwei andern Dritttheile werden in ihrem natürlichen Zustande ausgeführt. Der Boden taugt nur in wenigen Gegenden zum Körnerbau, und auch das wenige dazu taugliche Land wird meist mit Futterkräutern bepflanzt; daher erntet man nur für $1\frac{1}{2}$ Monate Korn, hingegen Rüben, Kohl und Kartoffeln in großer Menge. Die Viehzucht ist ein Hauptnahrungszweig; die vorzüglichsten Meiereien sind bei Nantwich und in dem Bezirk zwischen dem Dane und dem Weaver. Das Rindvieh ist schön und macht eine eigene Race aus, aber es werden nur wenige Ochsen gemästet; dagegen ist die Milchwirthschaft um so ausgebreiteter. Hier werden die besten und größten Käse in England gemacht, jährlich an 230,000 Centner, wovon 80,000 Centner zur Ausfuhr kommen. Das Gewicht der besten Käse ist zwischen 60 bis 140 Pfund. Die gelbe Farbe erhalten sie durch Orleans oder anderes Gelb; ihre Bereitung ist größtentheils dem weiblichen Geschlecht überlassen. Acht Quarts Milch, der tägliche durchschnittliche Ertrag einer Kuh, geben ein Pfund Käse. Die Seidenmanufakturen von Lancashire haben sich auch in die angrenzenden Gegenden von C. ausgebreitet; Hüte werden zu Stockport, Schießpulver zu Tholwall gemacht. Die Zahl der Volksmenge ward 1821 auf 270,098, 1831 auf 334,410 Personen angegeben. Hauptstadt ist Chester.

Chester, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Chesshire, auf einer felsigen Anhöhe am Ausflusse des Dee gelegen, über welchen eine Brücke von 7 Bogen führt, hat in angenehme Spaziergänge umgeschaffene Wälle und 4 im Mittelpunkte der Stadt zusammenlaufende Hauptstraßen. Die von Heinrich VIII. gegründete schöne Kathedrale hat einen Thurm von 127 Fuß Höhe. Außerdem besitzt die Stadt 8 Kirchen, Bethäuser verschiedener Dissenters, so der Methodisten, Independenten, Baptisten, Unitarier, Quäker und Katholiken; ferner reich

dotirte Armen- und Waisenhäuser, treffliche Schulen, ein gut eingerichtetes Gefängniß, ein altes Schloß, ein reiches Zeughaus, Kasernen, eine Börse, eine Unionshalle, ein Theater ꝛc. C. ist Sitz eines Bischofs, einer Diöcesanschule (Unterricht nach Bells Methode) und des grosvenorschen Erziehungsinstituts für 400 Knaben ꝛc. Die Zahl der Einwohner beträgt 27,000. Hauptindustriezweige sind Manufakturen in Tabak, Patentschuhen, Bleiweiß, Tabakspfeifen, Eisen und Leder, beträchtlicher Schiffsbau (durchaus von Eichen) und Handel mit diesen Produkten und mit Hopfen und Leinwand, vorzüglich nach Irland. In den Juli- und Oktobermessen werden jährlich eine Million Yards Leinwand abgesetzt. Außerdem werden Käse, Blei, Bleierz, Galmei, Kupferplatten, gegossene Eisenwaaren und Kanonen (aus Bersham) ausgeführt. Der Hafen von C. trägt Schiffe von 350 Tonnen. Kanäle verbinden die Stadt mit Shrop, Montgomery und Liverpool. Zu C. werden auch stark besuchte Wettrennen gehalten. C. ist eine der ältesten Städte Englands; die Sage gibt ihr sogar Magus, den Enkel Japhets, zum Gründer, der 240 Jahre nach der Sündfluth hier gelandet seyn und von dem sie den Namen Niomagus erhalten haben soll. Unter den Cornabiern, die zur Zeit der Römer die Gegend inne hatten, hieß sie Deva. Aus der Zeit der Römer, die daselbst eine Hauptstation hatten, sind noch Spuren der alten Befestigung übrig. In den Tagen des Königs Arthur war C. ein berühmter Sitz der Wissenschaften und Künste. Auch wurden hier mehre britische und sächsische Könige gekrönt. Englische Chronisten erzählen sogar, der deutsche Kaiser Heinrich IV. habe hier ungekannt als Einsiedler gelebt, sich erst kurz vor seinem Ende zu erkennen gegeben und liege in C. begraben. In der vorprotestantischen Zeit gehörte C. zum Bisthum Lichfield; den ersten englischen Bischof von C. setzte Heinrich VIII. ein.

2) Stadt im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, Grafschaft Delaware, 14 Meilen südwestlich von Philadelphia, am westlichen Ufer des Delaware, hat ein Gerichtshaus, Gefängniß und andere Bezirksgebäude, eine Friendskirche, ein Athenäum, eine Bank, Post, mehre Schulen und 1850: 1667 Einwohner. C. ist die älteste Stadt in Pennsylvanien, war ursprünglich eine schwedische Ansiedlung u. hieß Upland. Unter William Penn ward hier 1682 die Provinzialversammlung gehalten. Ihren jetzigen Namen empfing die Stadt 1701.

Chesterfield, Marktflecken in der englischen Grafschaft Derby, in reizender Gegend am Rother und Chesterfieldkanal gelegen, hat eine Kirche mit einem 230 Fuß hohen Thurm, eine Grammatikalschule, mehre Armenhäuser, ein Stadthaus und 10,000 Einwohner, welche Manufakturen in Strümpfen, Schuhen, Töpfen, Teppichen, Seidenwaaren und Märkte für Getreide, Blei und Kohlen unterhalten. In der Nähe befinden sich Eisen- und Steinkohlenminen mit großen Eisenwerken und Gießereien.

Chesterfield, Philipp Dormer Stanhope, Graf von, berühmter englischer Staatsmann, Parlamentsredner und Schriftsteller, geboren am 22. September 1694 zu London, ging, nachdem er zu Cambridge seine Studien beendet, 1714 auf das Festland und hielt sich besonders lange Zeit in Paris auf. Hier, in die feinsten Cirkel eingeführt, wurde er ebenso vertraut mit der darin herrschenden Eleganz, als mit ihrer laxen Moral und eignete sich jene Freiheit des Tons und Wesens an, die ihn in seinen Schriften wie in seinem bürgerlichen Leben forthin auszeichnete. Nach Georgs I. Thronbesteigung wurde er Kammerherr bei dem Prinzen von Wales und Parlamentsmitglied, obwohl er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte. Nach seines Vaters Tod trat er auch in das Oberhaus. Auch hier zeichnete er sich durch liberale Ansichten aus, wie er dort gegen jede Beschränkung der freien Presse, namentlich gegen die Theatercensur, geistreich, obwohl vergeblich angekämpft hatte. Im Jahr 1728 ward er mit einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Holland beauftragt, und es gelang ihm, den drohenden Krieg von dem Kurfürstenthum Hannover abzuwenden. Er wurde Oberhofmeister Georgs II., Vicekönig von Irland und endlich 1748 Staatssekretär, zog sich aber von den Geschäften zurück und widmete sich seinen Studien und seinen Freunden. Unter diesen waren u. A. Pope, Swift, Bolingbroke und Sam. Johnson, der ihn einen Schöngeist unter den Lords und einen Lord unter den Schöngeistern nannte und von seinen Briefen sagte, sie lehrten die Moral einer Buhlerin und die Sitten eines Tanzmeisters. Gegen das Ende seines Lebens wurde er taub; er † den 24. März 1777. Besonders großes Aufsehen in ganz Europa machten seine „Letters to his son“ (2 Bde., London 1774; 3 Bde., 1810—12; deutsch, 6 Bde., Leipzig 1774—77). Sie sind voll von Witz, mit englischer Gründlichkeit verbunden, verrathen genaue Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des politischen Zustands von Europa, enthalten mannigfache Belehrungen und zeichnen sich durch edle und natürliche Eleganz aus; aber ihre Moral ist überaus lax, ein einnehmendes Betragen wird als die wesentlichste Eigenschaft eines Mannes von Welt empfohlen und sogar bekannte Frauen werden als solche bezeichnet, deren Eroberung leicht sey. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „Miscellaneous Works“ (2 Bde., London 1777, 4 Bde., 1779, deutsch, 3 Bde., Leipzig 1778—1780) und „Posthumous pieces“ (London 1778).

Chesterfieldseinfahrt, nordamerikanischer Meerbusen, Hudsonsbailänder, Neu-Nordwales, weit ins Land hineingehender Nebenbusen der Hudsonsbai (s. d.).

Chesterfieldshouse, nordamerikan. Faktorei in dem britischen westlichen Binnenlande, wo die beiden Quellenflüsse des südlichen Saskatschawan, der rothe Hirschfluß und der Mukawane zusammenstoßen. Hier handelt die Nordwestgesellschaft von den Schwarzfußindianern viel Pelzwerk ein.

Chetimaches (Chatchi-Umas), nordamerikanischer Indianerstamm in den Vereinigten Staaten, Staat Louisiana, Grafschaft Atacapos, am Teche in zwei Dörfern, zu den Chickasaws gehörig; gaben dem großen Binnensee Chetima-

ches den Namen. Derselbe liegt im Staat Louisiana, zwischen dem Atchafalaya- u. Teche-River, empfängt sein Wasser von ersterem zur Zeit des Hochwassers, ist 40 Meilen lang u. 1—6 Meilen breit, seicht und von Sumpfland umgeben.

Chevaleresque (franz.), ritterlich; abenteuerlich.

Chevalerie (franz.), Ritterschaft, Ritterthum.

Chevalerie de lecture (franz., lat. milites clerici), im Mittelalter s. v. a. Doktoren der Theologie auf Universitäten, die mit dem Doktordiplom zugleich die ritterliche Würde in Anspruch nahmen, ohne alle anderweitige Begabung mit derselben. Vergl. Ritter der Rechte.

Chevalerie, ordre de (franz.), Ritterorden.

Chevalier (franz.), Ritter.

Chevalier (auch Chevalier d'or), französische Goldmünze, unter Ludwig XV. seit 1719 mit dem Kreuze des 1693 gestifteten Ludwigsordens, zu 26 Livres ausgeprägt, = $7\frac{1}{2}$ Thaler preuß. Kurant = 1 rauhe Mark = $21\frac{1}{2}$ Karat fein.

Chevalier, 1) Michel, ausgezeichneter französischer Schriftsteller im Fache der Nationalökonomie, am 13. Januar 1806 zu Limoges geboren, erhielt, obwohl sein Vater ein wenig bemittelter Flanellhändler war, gründlichen Unterricht und erwarb sich schon auf dem Collége von Limoges ausgezeichnetes Lob. Im Jahr 1823 trat er in die polytechnische Schule zu Paris, von wo er 1825 in eine bergmännische Bildungsanstalt überging. Fußreisen in die Pyrenäen, Alpen und an den Rhein, welche seine damaligen Studien nothwendig begleiteten, kräftigten seinen von Natur schwächlichen Körper. Bei vorwaltend mathematischer und industrieller Bildung fühlte er sich bald vom St. Simonismus lebhaft angezogen, in sofern sich ihm hier die Industrie als ein Mittel zur moralischen Hebung des Volks und zur Herstellung der in Frankreich so sehr abhanden gekommenen sittlichen Ordnung der Gesellschaft darstellte. Er war nach der Julirevolution einer der eifrigsten Mitarbeiter an den beiden saintsimonistischen Blättern „Organisateur" und „Globe". Um diese Zeit Markscheider im Departement du Nord, mußte er, um seine wieder schwankende Gesundheit herzustellen, sein Amt aufgeben und gewann so Muße, seine Thätigkeit fortan ausschließlich dem St. Simonismus zu widmen. Als Enfantin im April 1833 mit seinen treugebliebenen Jüngern die Niederlassung („la retraite") zu Ménilmontant gründete, siedelte auch er von Paris dahin über und führte vornehmlich die Verhandlungen mit den öffentlichen Behörden, mit denen man bald genug in Konflikt gerieth. Für das „Livre nouveau", eine Art simonistischen Testaments, lieferte er damals eine „Esquisse de géologie poétique". Mit den übrigen Gliedern der Kongregation erschien auch er vor den Assisen, als die Bewohner der Niederlassung von Ménilmontant wegen Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit und wegen „réunion de plus de 20 personnes" angeklagt wurden. Da sich die erstern dieser Klagen besonders auf einige früher im „Globe" erschienene Artikel über Ehe und Familie gründeten, ward C. als verantwortlicher Redakteur des „Globe" eben so wie Enfantin verurtheilt und mußte auf einige Zeit in das Gefängniß nach St. Pelagie wandern. Nach seiner Freilassung wandte er sich vom Saint-Simonismus ab und erhielt von der Regierung den Auftrag, Nordamerika zu bereisen, um über das dortige Kanal- und Straßenbauwesen zu berichten. Von dieser Reise, die von 1833—1835 dauerte und auch nach Mexiko u. Cuba ausgedehnt wurde, lieferte er in das „Journal des débats" interessante Berichte, die später gesammelt unter dem Titel „Lettres sur l'Amérique du Nord" (2 Bde., Paris 1836; 4. Aufl. 1842; deutsch, 4 Bde., Leipzig 1837) erschienen. Als sich in den Handels- und Geldverhältnissen Nordamerika's 1836 eine bedrohliche Krise entwickelte und die französische Regierung eine klare Darlegung der möglichen Folgen davon zu haben wünschte, erhielt er im Frühjahr 1837 eine Mission nach England. Hier hatte er das Unglück, in Folge eines Sturzes aus dem Wagen am Kopfe gefährlich verwundet zu werden, und erlangte erst nach mehrmonatlichem Aufenthalte in den pyrenäischen Bädern seine volle Gesundheit wieder. Ein Angriff, welchen de Corné im „Journal des débats" auf die St. Simonisten in der Art machte, daß er sie mit Baboeufs Tendenzen parallelisirte, gab C. Veranlassung, sich über sein Verhältniß zu dem St. Simonismus dahin zu erklären, daß er denselben seinen Grundgedanken nach in Schutz nahm. Seitdem war sein Augenmerk vornehmlich auf Hebung des Eisenbahnwesens in Frankreich gerichtet, wie er überhaupt als Schriftsteller die materiellen Interessen seines Vaterlandes vertrat. Im Jahr 1840 wurde er zum Staatsrath und zum Professor der Nationalökonomie am Collége de France ernannt. Im Jahr 1845 vom Departement Aveyron in die Kammer gewählt, zeigte er sich hier dem Freihandel günstig und wurde deshalb nicht wieder Deputirter. Von seinen früheren Schriften sind noch hervorzuheben: „Des intérêts matériels en France" (Paris 1837; 7. Aufl. 1843; deutsch von Lindner, Stuttgart 1838), „Histoire et description des voies de communication aux Etats-Unis" (2 Bde., Paris 1840—1842) und die „Essais de politique industrielle" (das. 1843). Seine Vorlesungen erschienen unter dem Titel: „Cours d'économie politique, redigé par Broët" (Bd. 1 und 2, Paris 1842—1844), woran sich als 3. Band „La monnaie" (das. 1850) schließt. Von hohem Interesse ist die Schrift „L'isthme de Panama, suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez" (Paris 1844). Nach der Revolution von 1848 trat er besonders gegen Louis Blanc in die Schranken in „Questions des travailleurs" (deutsch von Hauser, Aachen 1848) in der „Revue des deux mondes". Ein gleiches Thema unter Berücksichtigung anderer nationalökonomischen Fragen behandelten eine Reihe von Artikeln im „Journal des débats", die als „Lettres sur l'organisation du travail" (Paris 1848) gesammelt erschienen. Die „Etudes sur la constitution des Etats-Unis" sind eine andere Artikelreihe (deutsch von Engel, Wien 1848). In den Jahrgängen 1850 und 1851 der „Revue des deux mondes" erschienen von C. ausgezeichnete Artikel über „Questions politiques et sociales" (gesammelt Paris 1852). Für Baus

kunde wie in staatswirthschaftlicher Beziehung von Wichtigkeit ist die „Histoire et déscription des voies de communication" (Paris 1851).

2) Paul, genialer französischer Zeichner, der sich unter dem Namen Gavarni einen großen Ruf in der neuern Kunstgeschichte erwarb. Geboren 1801 zu Paris, war er zuerst Mechaniker, dann Kostümzeichner und begann im Journal „Les gens du monde" eine Reihenfolge von Zeichnungen, die er später im „Charivari" fortsetzte. Seine Leistungen bestehen hauptsächlich in Lithographien in kleinerem Format, nehmen aber als Kompositionen von großer Originalität und Frische des Geistes das volle Interesse des Beschauers in Anspruch. Es sind Darstellungen der mannigfaltigsten Art, die fast in jede Falte der modernen pariser Gesellschaftszustände Blicke öffnen. Namentlich gehören unter die Zeichnungen dieser Klasse die großen Reihenfolgen von Blättern, welche die Titel: Les lorettes, Les actrices, Les coulisses, Les fashionables, Les gentilshommes bourgeois, Les artistes, Les etudiants de Paris, Les debardeurs, Les plaisirs champêtres, Les bals masqués, Le carnaval, Les souvenirs du bal chicard, Les souvenirs du carnaval, La vie de jeune homme, Patois de Paris, Baliverniers parisiennes ꝛc. führen. Andere Darstellungen C.s, welche aus dem Kreise der vornehmern, wohlhabendern Stände genommen sind, bringen eigenthümlich novellistische und komödienartige Scenen in so ergötzlichem Pathos und in so feiner u. heiterer Laune zur Anschauung, daß sie den für ächte Komik empfänglichen Beschauer interessiren und fesseln wie Molière's Lustspiele. Zu den Blättern dieser Art gehören die Reihenfolgen: Les enfants terribles, Les parents terribles, Les fourberies de femme, La politique des femmes, Les maris vengés, Les nuances du sentiment, Les rêves, Les petits jeux de société, Les petits malheurs du bonheur, Les impressions de ménage, Les interjections, Les traductions en langue vulgaire ꝛc. Jede Zeichnung ist ein Vaudeville, ein Lustspiel, eine Posse, eine Novelle, ein Lebensbild und Sittenroman in der besten Bedeutung des Worts. Durch einige Worte wird die vorgestellte Situation erläutert und der Sinn des Mienen- und Geberdenspiels gedeutet. In diesen Unterschriften verräth sich eine ausgezeichnete Kenntniß des menschlichen Herzens; denn C. ist, wie Hogarth, Psycholog, doch nicht Moralist wie dieser. Er predigt nicht, ist frei von politischen Tendenzen und Nebenbeziehungen; er nimmt die Welt, wie sie ist, und erklärt dem Beschauer nur sein lustiges Schattenspiel mit launigen Epigrammen, pikanten Bonmots und witzigen Dialogen. Den bittern, sarkastischen Scherz und Humor, den man so oft bei Hogarth und seinen Nachfolgern, auch zuweilen bei den politischen Zerrbildern der Franzosen findet, muß man hier nicht suchen. C. geißelt leicht und schmeichelnd, mehr tändelnd und neckend, als spottend und höhnend, die Gebrechen und Thorheiten des Lebens und flicht selbst in seine Geißel Blumen. Obschon seine Zeichnungen den Eindruck machen, als wären sie nur leicht aus dem Kopfe hingeworfen, so bindet er sich doch streng an die Wirklichkeit; alle auch nur aufs Flüchtigste angedeuteten Nebensachen sind genau und gewissenhaft aus dem Leben hergenommen und sorgsam so gewählt, daß sie die Lebenslage oder den socialen Charakter der dargestellten Personen näher bezeichnen. Ein anhaltendes Naturstudium bei der großen Mannigfaltigkeit der Modelle erlaubt C., seine Vorbilder zu wechseln und immer neu zu seyn. Die Masse von Geist, Witz und Laune, die C. hier und in Journalen, Prachtausgaben von Büchern, Revuen u. dergl. ausgegossen hat, ist wirklich staunenswerth. Seine sämmtlichen Zeichnungen, wenn ein rastloser Liebhaber sie sammelte, würden wohl über 30 Folianten füllen. Eine Auswahl davon in Holzschnitten, mit Text von Jules Janin, Gautier, Balzac, Altaroche u. A., erschien unter dem Titel „Oeuvres choisies de G." (4 Bde., Paris 1845). Eine andere Sammlung führt den Titel: „Perles et parures par G." (2 Bde., Paris 1850). C. hat viele Prachtwerke illustrirt, unter andern Eugene Sue's „Juif errant". Auch lieferte er Zeichnungen zum „Diable à Paris", zu Balzacs gesammelten Werken ꝛc.

Chevalier d'honneur (franz.), Hofkavalier, Ehrenbegleiter einer fürstlichen Person; Begleiter einer Dame.

Chevalier d'industrie (französ.), Glücksritter, Gauner von anständigem Aeußeren.

Chevalier sans reproche (franz.), Ritter ohne Tadel, Ehrentitel mehrer Ritter des Mittelalters, z. B. Bertrands du Guesclin, L. de Tremouille, Bayards ꝛc.

Chevaux-legers (jetzt gewöhnlich Chevaulegers geschrieben, franz.), eigentlich leichte Pferde, eine Art leichter, mit Säbel, Pistolen und Karabiner bewaffneter Reiter, im Gegensatz zu den Kürassieren, jedoch nicht, wie die Dragoner, zum Absitzen und zum Gefecht zu Fuß bestimmt; sie nehmen ungefähr die Stelle zwischen diesen u. den Husaren ein, indem sie den gewöhnlichen Dienst der letzteren verrichten, aber, vermöge ihrer Schußwaffe, zugleich den französischen Chasseurs à cheval entsprechen. Gegenwärtig haben nur noch die Armeen von Oesterreich und Bayern diese Reitergattung. Die C. haben ihren Ursprung von den Creninquins, Argoulets oder Archers (s. d.), indem man diese, im Verhältniß zu den Rittern oder schweren Reitern wohl leichte, aber an sich immer schwerfällige Reiterei in Folge der Zeit, des Bedürfnisses und neuer Erfindungen immer leichter machte. Ihre vollständige Entpuppung geschah mit der Ablegung des Harnischs und der Pickelhaube; ein eisernes Kreuz über dem Hut war seitdem ihr einziger eiserner Schutz. Die Franzosen verdarben die größere Beweglichkeit der Truppe, die man damit erzielt hatte, dadurch, daß sie ihren C. sehr weite Aermel u. sehr schwere steife Stiefeln gaben. Die Oesterreicher, Sachsen und Schweden dagegen, welche am häufigsten mit leicht berittenen Völkern, wie Polen u. Türken, Krieg führten, sahen zeitig Nothwendigkeit und Werth der leichten Reiterei ein, und bei ihnen findet man allein die C. als durchgebildete Waffengattung; nur die Engländer ahmten diese leichten Dragoner nach, die Franzosen modelten Chasseurs à cheval aus ihnen, und die übrigen Militärstaaten halten Dragoner und Husaren. Von den Deutschen haben auch die Sachsen die C. wie-

der abgeschafft. Desto mehr stehen sie in Bayern und Oesterreich in Ehren.

Chévecier (franz.), der oberste Domherr, welcher die Wachslichter besorgt und die Kirchenornate verwahrt.

Cheviot, Gebirg im Königreich England, Grafschaft Northumberland, macht die Grenze gegen Schottland, besteht aus Schiefer u. Syenit und ist reich an Steinkohlen. Seine höchste Spitze ist 2580 Fuß hoch. Das Cheviotgebirg wird in den schottischen und englischen Balladen oft erwähnt.

Chevreul, Michel Eugène, ausgezeichneter französischer Chemiker, geboren am 31. August 1786 zu Angers im Departement Maine-Loire, studirte zu Paris mit so großem Erfolg, daß er 1809 zum Nachfolger seines Lehrers Vauquelin ernannt wurde, ward hierauf Professor der physikalischen Wissenschaften am Lyceum Charlemagne, Examinator an der polytechnischen Schule und 1824 Direktor der Färberei an den königlichen Gobelins. Im Jahr 1826 wurde er Mitglied der Akademie und 1830 Professor der Chemie am Collége de France. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er durch seine „Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale“ (Par. 1823), seine „Considérations générales sur l'analyse organique et sur les applications“ (das. 1824, deutsch von Trommsdorff, Gotha 1826) und eine Reihe gediegener Aufsätze in den „Annales de chimie“; sein „Mémoire sur les teintures“, das er 1826 der Akademie vorlegte, enthielt die Resultate seiner Untersuchungen über die Farben. Außer zahlreichen Beiträgen, die er in das „Journal des savants“ lieferte, sind von seinen Arbeiten noch folgende namhaft zu machen: „Leçons de la chimie appliquée à la teinture“ (2 Bde., Paris 1831), „De la loi du contraste simultané des couleurs et de l'assortiment des objets coloriés“ (Straßburg u. Paris 1839) und die „Théorie des effets optiques que présentent les étoffes de soie“ (Lyon 1846).

Chevreuse, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, an der Yvette, mit altem Schloß, 2000 Einwohnern, Porzellanfabrik und Glashütte. Früher Baronie, wurde C. 1545 von König Franz I. zu einem Herzogthum und 1612 von Ludwig XIII. zu einer Pairie erhoben, 1692 von Ludwig XIV. gegen die Grafschaft Montfort l'Amaury eingetauscht.

Chevron (franz.), in der Heraldik Sparren im Wappen; beim französischen Militär Dienstauszeichnung, welche aus einem oder mehren Querstreifen von Tressen auf dem Aermel der Montirung besteht und sowohl Rang als Dienstalter bei Unteroffizieren und Soldaten anzeigt. Auch heißt so levantisches Ziegenhaar, das roth, weiß und schwarz von Farbe und von geringerem Werthe, als das Kameelhaar, ist.

Chézy, 1) **Antoine Léonard de**, französ. Orientalist, geboren zu Neuilly den 15. Januar 1773, war anfangs Zögling der polytechnischen Schule, wandte sich aber später unter Sacy's und Langlès' Leitung ausschließlich orientalischen Sprachstudien zu, und zwar mit solchem Erfolge, daß er bald des Persischen und Arabischen mächtig wurde. Im Jahr 1798 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, war er unter der Zahl derjenigen Gelehrten, welche den General Bonaparte auf der Expedition nach Aegypten begleiten sollten, erkrankte aber in Toulon und mußte zurückbleiben. Hierauf erhielt er eine Anstellung als Konservator der orientalischen Handschriften bei der Nationalbibliothek. Von Hamilton, welcher 1803 die indischen Handschriften durchging, veranlaßt, begann er damals das Studium des Sanskrit, worin sich vor ihm noch kein Franzose versucht hatte, und gewann darin bald einen solchen Namen, daß 1815 nicht nur ein besonderer Lehrstuhl der Sanskritsprache für ihn am Collége de France geschaffen wurde, sondern von allen Seiten Gelehrte herbeiströmten, um jene Sprache unter seiner Anleitung zu erlernen. Fr. Bopp, Wilh. von Humboldt, A. von Schlegel, Kosegarten, Mitscherlich, Burnouf, Langlois u. A. waren damals seine Schüler und Freunde. Aus der Sanskritliteratur gab er im Original mit Uebersetzung und Anmerkungen Kalidasa's Drama „Sakontala“ (Par. 1830) heraus. Schon längere Zeit kränklich, † er den 31. Aug. 1832 an der Cholera. Seine freie französische Uebersetzung des persischen Gedichts „Medschnun u. Leila“ wurde von Hartmann ins Deutsche übertragen (2 Bde., Amsterdam 1807).

2) **Wilhelmine Christiane von C.**, Gattin des Vorigen, geborne von **Klencke**, eine Enkelin der Karschin (s. d.), geb. zu Berlin den 26. Jan. 1783, erhielt eine sorgfältige Erziehung u. verheirathete sich, erst 16 Jahre alt, mit einem Herrn von Hastfer, von dem sie aber schon im folgenden Jahre wieder geschieden wurde. Von der Frau von Genlis, die sie in Berlin kennen gelernt, eingeladen, begab sie sich 1802 nach Paris, lernte hier in Friedr. von Schlegels Hause C. kennen u. verheirathete sich mit ihm. Das eheliche Verhältniß war jedoch kein glückliches und wurde 1810 durch freies Uebereinkommen gelöst, worauf sie nach Deutschland zurückkehrte, wo sie sich literarischen Arbeiten widmete und an dem Fürsten von Dalberg einen Protektor fand. Nach dem Ausbruch des Befreiungskriegs 1813 gab sie sich der Pflege verwundeter vaterländischer Krieger mit so rücksichtslosem Eifer hin, daß sie dadurch mit einer Behörde zu Köln in Konflikt gerieth, der jedoch für sie einen ehrenvollen Ausgang nahm. Seitdem hielt sie sich abwechselnd in Heidelberg, Berlin, Dresden, Wien und München, auch eine Zeit lang in Paris auf. Durch ihre „Gedichte“ (2 Bde., Aschaffenb. 1812) und durch ihre „Herzenstöne auf Pilgerwegen“ (Sulzbach 1833) erwarb sie sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichterinnen, welche sich an die romantische Schule anschlossen. Das Rittergedicht „Die drei weißen Rosen“ ward in der „Urania“ für 1821 mitgetheilt. Unter ihren Romanen sind vornehmlich „Emma's Prüfungen“ (Heidelberg 1827) lobend zu erwähnen. Auch ihre „Erzählungen u. Novellen“ (2 Bde., Leipz. 1822) und „Stundenblumen“ (4 Bdchn., Wien 1824 bis 1827) enthalten manches Gute. Unter dem Namen **Helmina** schrieb sie „Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin, verheiratheten von Klencke, ein Denkmal kindlicher Liebe“ (Frankfurt 1805). Auch lieferte sie den

Text zu K. M. von Webers trefflicher Oper „Euryanthe“ (Wien 1824). In den letzten Jahren erblindet, † sie den 28. Januar 1856 zu Genf.

3) Wilhelm von C., Schriftsteller, Sohn der Vorigen, geboren den 21. März 1806, verlebte seine Jugendzeit bis 1815 in Heidelberg, Darmstadt u. Aschaffenburg, dann bis 1823 in Köln, Berlin und Dresden und bis 1829 in Wien, studirte hierauf bis 1831 in München die Rechte und nahm dann seinen Aufenthalt in Baden-Baden, von wo er 1847 nach Freiburg im Breisgau übersiedelte. Im Jahr 1848 begab er sich nach Köln und von da 1850 nach Wien, wo er sich bei der Redaktion der „Oesterreichischen Reichszeitung“ betheiligte. Außer vielen kleinen Erzählungen, die in Spindlers „Zeitspiegel“ (1831—1832), dem „Morgenblatt“ (seit 1827), den „Fliegenden Blättern“, dem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ und anderwärts Aufnahme fanden, sind von seinen literarischen Produkten die Romane „Wanda Wielopolska“ (Stuttgart 1831), „Der fahrende Schüler“ (3 Bde., Zürich 1835), „Die Martinsvögel“ (Karlsruhe 1837) und „Der fromme Jude“ (4 Bde., Stuttgart 1845), sowie „Das große Malefizbuch“ (3 Bde., Landshut 1847), „Ehrenhold“ (Stuttgart 1848), eine Uebersicht des Wissenswerthesten aus der Wappenkunst, und „Das Ritterthum in Bild und Wort“ (das. 1848) zu erwähnen. Seine Schilderungen aus dem mittelalterlichen und dem modernen Volks- und Kavalierleben zeichnen sich durch Lebendigkeit und ans Ironische streifenden Humor aus. Den Charakter von Jugendarbeiten tragen das Trauerspiel „Camoens“ (Baireuth 1832) und das Künstlerdrama „Petrarca“ (das. 1832). C. war auch Redakteur der „Rheinischen Volkshalle“ in der ersten Zeit ihres Bestehens. Sein jüngerer Bruder, Max von C., geboren 1808, widmete sich der Malerei, † aber schon 1846 zu Heidelberg.

Chiabrera, Gabriello, berühmter italienischer Dichter, geboren den 8. Juni 1552 zu Savona im Genuesischen. Da er schon vor seiner Geburt durch den Tod des Vaters zur Waise ward, nahm sich ein Oheim in Rom seiner an, ließ ihm eine wissenschaftliche Bildung zu Theil werden und sandte ihn in das Collegio Romano, die hohe Schule der Jesuiten, wo er bald die erfreulichsten Fortschritte machte. Die Lehrer, besonders Muretus und Paulus Manucius, gewannen ihn lieb und zogen ihn in ihre Nähe, auch Sperone würdigte ihn, so lange er sich in Rom aufhielt, seines Umgangs. Nach dem Tode seines Oheims trat er in die Dienste des Kardinals Cornaro, ein Ehrenhandel nöthigte ihn jedoch, nach seinem Vaterlande zu fliehen, wo er einige Zeit ruhig den Musen lebte. Abermals in Duelle verwickelt, wurde er von der Strafe einer halbjährigen Verbannung betroffen, nach deren Abbüßung er nach Savona zurückkehrte und von nun an in unabhängiger Ruhe seinen dichterischen Arbeiten sich widmete. Die Fürsten wetteiferten mit einander, den gefeierten Dichter, wenn nicht ganz, doch als Gast zu besitzen; C. aber liebte die Unabhängigkeit viel zu sehr, um sich irgendwo lange fesseln zu lassen, wenn er auch gegen die ihm gewordenen Auszeichnungen nicht gleichgültig war. Mehre seiner schönsten Oden widmete er seinen hohen Gönnern. Er † zu Savona den 14. Oktober 1637. C. war ein gründlicher Gelehrter und insbesondere ein großer Verehrer der Alten. Als Dichter aber wird er von seinen Landsleuten in der Regel überschätzt; seine epischen und dramatischen Gedichte erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Bedeutend sind nur seine lyrischen Gedichte, die eine neue Bahn in Italien brachen. Den engherzigen und matten Nachahmern Petrarca's zum Trotze durchbrach er die Schranken des vorgeschriebenen Formenwesens und erhob sich in der Ode und dem Lied zu einem kühnern Gedankenfluge, mit dem er zugleich größere Freiheit der Form verband. Indem er sich die Alten, besonders Pindar und Anacreon, jenen in der Ode, diesen im Liede, der Barzellette, zum Muster nahm, gab er doch seine nationale Eigenthümlichkeit nicht auf, und so gelang es ihm, sich zu einem rhythmischen Schwung, lyrischer Freiheit und Kühnheit zu erheben, die wenige seiner Nachfolger erreichten. Seine Sprache hat Adel und Wohlklang, wenn er auch zuweilen, wie in seinen Ausfällen gegen Luther, zum Platten und Rohen herabsinkt. In den „Lettere famigliari“, welche sich in der römischen Ausgabe seiner Gedichte finden, führte er die Gattung der poetischen Epistel in die italienische Literatur ein. Seine „Opere“ erschienen zu Venedig (6 Bde., 1768; 5 Bde., 1782). Unter seinen einzeln erschienenen Werken sind seine „Rime“ (Genua 1605—1606; 4 Bde., Flor. 1627—1628; 3 Bde., Rom 1718; nachgedruckt u. mit einem Bande vermehrt, Venedig 1731), „Poesie liriche“ (3 Bde., Livorno 1781; 3 Bde., Mailand 1807) u. sein Epos „Amadeida“ (Genua 1620 u. 1654) zu erwähnen.

Chialli, Vincenzo, berühmter italienischer Historienmaler, geboren am 27. Juli 1787 zu Citta di Castello, war anfangs zum Uhrmacher bestimmt, wurde später bei einem Maler in seiner Vaterstadt in die Lehre gegeben und kam 1804 nach Rom in Camuccini's Schule, wo der nachmalige Kardinal, damals Monsignor Cristaldi, sich seiner freundlichst einnahm. C. blieb in Rom bis zur Gefangennehmung Pius' VII., worauf er in seine Heimath zurückkehrte. Erst 1815 begab er sich nach Rom, wo er bis 1822 verweilte. Granets Bild: das Chor der Kapuziner, und die Ermunterung seiner Gönner und Freunde, namentlich Camuccini's und des ausgezeichneten Malers Minardi, veranlaßten ihn, sich in einer Gattung der Malerei zu versuchen, die man das historisch-perspektivische Genre genannt hat. Die gründlichen Studien, die er nach den großen Resten altrömischer Bauten zu machen pflegte, kamen ihm hierbei sehr zu Statten. Da sein erstes Bild dieser Art, das Chor der Kapuziner, großes Aufsehn machte, so lieferte er eine Menge dergleichen Darstellungen von Refektorien, Friedhöfen, Chören &c., besonders aus Kapuzinerklöstern. Zwei der schönsten aus den Jahren 1823—1824, Friedhof und Messe darstellend, sind im Palazzo Pitti zu Florenz, wo sie durch die außerordentliche Wahrheit der Darstellung, durch die geschickte Vertheilung von Licht und Schatten, durch die treffende Charakterisirung und die Benutzung der Lokalitäten und der Kostüme Aller Blicke auf sich ziehen. Späterhin suchte er seinen Gemälden dadurch größeres Interesse zu geben, daß er historische

Personen in ihnen anbrachte; so malte er Dante in der Abtei von Fonte Avellana, Raphael und Fra Bartolomeo im Kloster von St. Marco ꝛc. Im Jahr 1822 bestimmten ihn Gesundheitsrücksichten, Rom zu verlassen, und er lebte bald in seiner Vaterstadt, bald in Florenz und andern toskanischen und umbrischen Orten, bis er 1825 in S. Sepolcro, einem hübschen Städtchen im toskanischen Tiberthal, sich dauernd niederließ. Erst 10 Jahre darauf ging er nach Cortona, um die Direktion der dort neu errichteten Malerschule zu übernehmen. In dieser von ihrem hohen Hügel aus den trasimenischen See und das paradiesische Chianathal überblickenden, mit Kunstschätzen reich geschmückten alten Etruskerstadt entstanden seine letzten Arbeiten, von denen eine ansprechende Komposition: der junge Raphael im Hause der Aeltern, nur im Karton vollendet ward. Im J. 1839 besuchte er noch einmal Rom, † aber kurz nach seiner Heimkehr den 4. September 1840.

Chiana, im Alterthume **Clanis**, italienischer Gebirgsfluß, entsteht aus mehren Quellen an der Grenze des Kirchenstaats und Toskana's in der Gegend von Chiusi, fließt gegen Süden u. steht durch eine alte Kanalisation zugleich mit Arno und Tiber in Verbindung, wiewohl er eigentlich in den erstern wenige Miglien unterhalb Arezzo mündet. Das **Chianathal** war durch die Ueberschwemmungen des Flusses vormals als eine der ungesundesten Gegenden Italiens berüchtigt, ist aber gegenwärtig, nachdem unter Ferdinand III. durch großartige hydraulische Arbeiten das Flußbett korrigirt worden ist, so daß der Fluß, durch die Seen von Montepulciano und Chiusi geführt, jetzt zur künstlichen Bewässerung des ganzen Thales dient, eine der fruchtbarsten Strekken in ganz Italien mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen. Vgl. Fossombroni, Memorie idraulico-storiche sopra la val di C., 3. Aufl., Montepulciano 1835. Ein Abfluß aus jenem See in den Arno, von einem alten Kanal herrührend, führt den gleichen Namen.

Chiapa (**Los Chiapas**), merikanische Provinz nördlich von Tabasco, östlich von Vera Paz, südlich von Guatemala, südwestlich von Soconusco u. westlich von Guaraca begrenzt, breitet sich mit Einschluß von Soconusco und Tustla von 281° 48' bis 284° 18' östlicher Länge und von 14° 40' bis 17° 30' nördl. Breite aus und umfaßt einen Flächenraum von 1824 □Meilen. Das Land ist ein Theil des Hochplateau's von Guatemala und hat eine mittlere Seehöhe von 2500—3500 Fuß; es besitzt einige Vulkane, die aber ausgebrannt sind und nur noch Rauch und Asche auswerfen. Die Grijalva, der Zeldales, der Guistla und mehre andere geringere Flüsse, Bäche und Quellen bewässern das Land, auch finden sich verschiedene Heil- und Salzquellen daselbst. Das Klima ist auf dem Hochplateau so gemäßigt, daß europäische Getreidearten und Hornvieh gedeihen, in den niedrigen Thälern und am Ocean jedoch sehr heiß. Die Vegetation ist äußerst üppig und die Produktion mannigfaltig. Außer den europäischen Getreidearten erzeugt das Hochplateau Mais, Kartoffeln, Zukkerrohr, Chiapapfeffer, Baumwolle, Hanf, Pito und Tabak, Wein, Obst, Ananas, Bananen ꝛc. Namentlich findet man in dem Distrikt Soconusco alle tropischen Pflanzen Mexiko's und reiche Kakao-, Zucker-, Baumwolle-, Indigo- und Tabakplantagen; daneben sammelt man auch Vanille, Lache de Maria (ein Gummi) und Pita ein. Die Wälder enthalten allerlei Arten Gummi-, Mahagony-, Guayacan- und Eisenholzbäume. Man baut auf Silber, Kupfer und Blei; Gold wäscht man aus den Flüssen. Auch Vitriol, Schwefel und Salz findet man häufig. In den Wäldern lebt der Tapir und alle Mittelamerika eigenthümlichen Thiere und Vögel; Fische aller Arten gibt es in den Flüssen, in denen auch der Alligator häufig ist. Die Provinz hat nicht über 130,000 Einwohner, die in einer Stadt, einer Villa und 109 Dörfern wohnen und sich von allerhand bürgerlichen Gewerben nähren. Die Indianer auf dem Hochplateau haben noch ihre ursprünglichen Sprachen neben der spanischen, sind sämmtlich ansässig und treiben Ackerbau, Viehzucht und bürgerliche Gewerbe. Die Provinz gehört zur Diöces von Ciudad Real und zerfällt in 3 Distrikte: Ciudad Real, Tustla und Soconusco. Als die Spanier nach Mexiko kamen, war C. ein unabhängiger Staat mit republikanischer Verfassung, dessen Bewohner schon eine gewisse Bildungsstufe erreicht, von den Azteken den Kalender u. das chronologische System angenommen hatten u. geschickte Weber, Schmiede, Korbflechter ꝛc. besaßen. Als Cortez Mexiko eroberte, sandten die Chiapaneka's Botschafter an ihn und trugen ihm ein Bündniß an. Nach der Rückkehr der Botschafter wollten sie jedoch nichts mehr von den bewilligten Bedingungen hören, und Cortez fand sich bewogen, ein Heer unter Diego de Mazariegos abzusenden, um C. zu unterwerfen. Doch gelang dies erst dann, als ihnen eine ehrenvolle Kapitulation bewilligt wurde. Aus C., wie aus Soconusco, das Alvarado unterwarf, wurden besondere Provinzen gebildet, die anfangs dem Vicekönig von Mexiko untergeordnet waren, später aber zur Audienz von Guatemala geschlagen wurden, so daß Soconusco ein Gouvernement, C. eine Alcaldia superior bildete. Im Jahr 1795 erhielt C. eine eigene Intendanz und Soconusco mit Tustla wurde ihr untergeordnet; 1824 erklärte es sich für unabhängig und schloß sich der merikanischen Union an. Die Hauptstadt ist C. dos **Espagnos** oder **Ciudad Real**, in der Ebene von Gueizacattan, Handelsplatz und Sitz eines Bischofs, mit schöner Kathedrale und mehren anderen Kirchen, 5 Klöstern, einer Art von Universität und einem Denkmal des ersten Bischofs von C., des berühmten de las Casas, von dem die Stadt auch den Namen (**C. de las Casas**) führt. Die Einwohner, 6000 an der Zahl, treiben Landwirthschaft, Handel (besonders mit Kokosnüssen, Zukker, Cochenille, Baumwolle, Wolle) und einige Gewerbe. Die Stadt wurde 1528 an der Stelle eines alten Indianerorts errichtet. Von ihr ist zu unterscheiden **C. de los Indios**, Stadt im Distrikt Tustla am Tabasco, sehr angenehm in einem Thal gelegen, mit 1500 Einw., meist Indianern, die besondere Privilegien genießen, 2 Kirchen u. bedeutender Zuckerfabrikation. Die Stadt wurde 1527 von Diego de Mazariegos gegründet.

Chiara, Fluß im Königreich Sardinien, Provinz Turin, entspringt am Fuße der kottischen Alpen und mündet in die Stura.

Chiaramonte, 1) Marktflecken in der neapolitanischen Provinz Basilicata, am Sinno, mit 7000 Einwohnern, welche starken Weinbau treiben. — 2) Stadt in der sicilianischen Intendantur Siragossa, mit 7000 Einwohnern, welche ebenfalls vornehmlich Weinbau treiben. In der Nähe findet man eine absorbirende Erde, von welcher in der Medicin Gebrauch gemacht wird. Im Jahr 1693 wurde die Gegend durch ein großes Erdbeben heimgesucht.

Chiaramonti, Familienname des Papstes Pius VII.; von ihm haben mehre wissenschaftliche und Kunstsammlungen, z. B. das Museo C. ꝛc., ihren Namen. Vgl. Rom.

Chiari, Stadt der lombardisch-venetianischen Delegation Brescia, in einer von dem Flusse Vedra di Chiari, dem Kanale Seriole nova u. den Bächen Trenzano und Bajone durchschnittenen Ebene, war ehedem durch Mauern und Wassergräben, die Citadelle Rocca und 4 nordöstliche Bastionen befestigt und hat jetzt 8000 Einwohner, welche Seidenspinnerei, Seidenweberei und Gerberei treiben. Der Ort ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg der Oesterreicher unter Prinz Eugen über die Franzosen und Spanier unter Villeroi im spanischen Erbfolgekrieg, am 1. September 1701.

Chiari, Pietro, gewöhnlich Abbate C. genannt, italienischer Lustspieldichter, geboren zu Brescia zu Anfang des 18. Jahrh., wurde Weltgeistlicher und lebte größtentheils, frei von Geschäften, zu Venedig unter dem Titel eines Hofpoeten des Herzogs von Modena seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er † 1788 zu Brescia, wohin er sich zurückgezogen. Durch seine Lustspiele, in denen er mit Gozzi und Goldoni, oft nicht eben glücklich, wetteiferte, verschaffte er sich bald ziemlichen Ruf, den er jedoch selbst überlebte. Diese Stücke wurden in großer Menge, gegen 60 in 10—12 Jahren, aufgeführt. C.'s dramatische Werke erschienen unter dem Titel „Commedie in versi del Ab. P. Ch." zu Venedig 1756; eine zweite Sammlung folgte unter dem Titel „Nuova raccolta di Commedie in versi del Ab. P. Ch." (2 Bde., das. 1762). Außerdem schrieb er noch Romane, Lehrgedichte, Briefe, Abhandlungen. Von seinen Romanen sind zu nennen: „La Ballerina onorata" u. „La cantatrice par disgrazia". Bei großer Gewandtheit in der Form fehlt es C.'s Erzeugnissen doch an aller Tiefe, poetischem Leben und komischer Kraft, und der Beifall, den sie fanden, läßt sich nur aus dem damaligen Verfall des italienischen Theaters erklären.

Chiaro, See im Kirchenstaat, Provinz Perugia, an der Westgrenze derselben, von der Chiana gebildet.

Chiasmus, die kreuzweise Stellung, nämlich die veränderte Stellung des Subjekts und Prädikats oder des Genitivs und seines regierenden Casus, so daß im erstern Satze jenes, im andern letzteres zuerst steht, z. B.: wie prächtig glänzt das Gold der Sonne und des Mondes Silber!

Chiastolith (Hohlspath, prismatischer Staurogrammspath), Mineral aus dem rhombischen Krystallsystem, von der Grundform einer rhombischen Säule von 91° 50′ mit einer auf die stumpfe Seitenkante aufgesetzten Endschärfung von 120°. Die Krystalle sind lang gestreckt und meist dünn, in der Richtung der Axe hohl und mit der sie umgebenden Thonschiefermasse erfüllt. Von dieser Ausfüllung laufen nicht selten vier dünne Blättchen, aus derselben Substanz bestehend, nach den Ecken des Prisma's, so daß der Querschnitt des letztern wie ein Kreuz oder ein griechisches X erscheint. Zuweilen liegt auch an jeder Ecke eine prismatische Ausfüllung und in ganz einzelnen Individuen kommen noch zusammengesetztere Ausfüllungen vor. Hie und da gewahrt man eine cylindrische Zurundung der Krystalle. Die Theilbarkeit ist ziemlich vollkommen parallel den Seitenflächen der beiderlei Seitenkanten, der Bruch splittrig und uneben, die Härte 5—5,5, das specifische Gewicht 2,9—3,0, die Farbe gelblich, röthlich, graulich, von geringem Glasglanz, an den Kanten durchscheinend bis undurchsichtig. Das Mineral besteht nach Bunsen aus 39,09 Kieselerde, 58,56 Thonerde, 0,53 Manganoxyd, 0,21 Kalkerde, 0,99 flüchtigen Stoffen. Da diese Zusammensetzung genau mit der des Andalusits übereinstimmt, so ist der Genannte mit mehren Mineralogen der Meinung, daß beide Mineralien nur Varietäten derselben Gattung seyen. Vor dem Löthrohre für sich brennt sich der C. weiß, schmilzt aber nicht. Mit Kobaltsolution erhält man ein blaues, etwas dunkel und unrein gefärbtes Glas. Die Farbe desselben ist um so schöner, je reiner die Probe war. Hauptfundort ist Gefrees im Fichtelgebirge. Sonst kommt er noch bei St. Jago di Compostella in Spanien, in Portugal, in den Pyrenäen, in der Bretagne, im Departement Haute-Garonne, am Simplon, in Cumberland, zu Friedensfeld im östlichen Voigtlande, am Harz, in Maine, Lancaster, Massachusetts in Amerika in Thonschiefer, Alaunschiefer, Kalkstein und Dolomit vor.

Chiastolithschiefer, Thonschiefer mit eingeschlossenen Chiastolithkrystallen.

Chiaus (Chiausi), Name gewisser türk. Gerichtspersonen, welche von den Parteien vor den Richter gefordert werden und in Sachen von geringerer Wichtigkeit selbst ein Urtheil sprechen; sie bestehen meist aus Renegaten, verstehen daher mehre Sprachen und werden als Dolmetscher und Gesandte gebraucht. Auch liegt ihnen die Pflicht ob, den Sultan beim Ausreiten und in den Krieg zu begleiten, sowie den Pascha's die seidene Schnur zu überbringen. Ihr Oberhaupt heißt Chiaus-Baschi.

Chiavari, Stadt im Königreich Sardinien, Provinz Genua, an der Bai von Rapallo, wo die Stura sich in das Meer ergießt, mit schöner Kirche (worin eine vortreffliche Orgel und gute Gemälde) u. 7700 Einwohnern, welche Fischerei, Wein-, Oel- und Seidenbau, sowie einigen Küstenhandel treiben.

Chiave (ital.), s. Schlüssel.

Chiavenna (Contado di Chiavenna, Comitatus Clavennae, deutsch Kläfen), Landschaft

in der lombardischen Provinz Sondrio, von Graubündten, dem Veltlin und der Provinz Como umgeben und vom südlichen Abhange der rhätischen Alpen bis zum Comersee sich erstrekkend, zählt auf ungefähr 13 □Meilen gegen 18,000 Einwohner. Die Landschaft besteht aus dem Hauptthale (einer Fortsetzung des Bregels, Breglia), das seiner ganzen Länge nach von der Maira durchflossen wird, und mehren Nebenthälern; die bemerkenswerthesten sind: das Jakobs-, Plürser-, Colderathal, Val di Ratt, Franciscier- und Boverathal. Die dortigen Bergströme: Pluvia, Fraccia, Mese di Lira, Crezza, Mengasca und Boggia, sind sämmtlich fischreich, aber sehr reißend und deshalb oft verheerend. Die höchsten Bergspitzen sind der Splügen, la Furcula, la Francesca, Stiviggia, Savone und Pluv (Plürs). Klima, Boden, Produkte und Sprache der Einwohner sind italienisch. Für die starke Einwohnerzahl genügt zwar der hiesige Getreidebau nicht; dagegen bieten Weinbau und Viehzucht sehr einträgliche Nahrungszweige, nicht weniger Seidenbau und Gütertransport, denn die großen Pässe über den Splügen, Septimer u. Malaggia treffen in C. zusammen (vergl. Alpenstraßen). Daher stammt auch der Name der Landschaft, da sie als Schlüssel (Chiave) zu so bedeutenden Alpenpässen gilt. C. bildete schon frühzeitig (nach Einigen 1039) eine eigene Grafschaft, die unter Kaiser und Reich stand. Im J. 1200 und 1338 rissen es die Herzöge von Mailand an sich und gaben es der Familie Balbioni zu Lehen. Bis 1512 blieb C. mit dem benachbarten Veltlin ein Zankapfel zwischen den Herzögen von Mailand, den Bischöfen von Chur und dem Kanton Graubündten, bis letzterer es eroberte und mit aller Macht behauptete; die Uebergabe von Seiten des Bischofs geschah jedoch erst 1576 im Frieden von Freiburg. Im Jahr 1620 erhoben sich C., Veltlin und Bormio gegen Bündten und rangen bis 1635, jedoch vergebens, nach Unabhängigkeit. Von 1797 bis zur Errichtung des Königreichs Italien machte C. einen Theil der cisalpinischen Republik, dann des Departements dell' Adda aus; der wiener Kongreß sprach es dem Kaiser von Oesterreich zu. Graubündten hat seine Ansprüche nicht aufgegeben und seine Rechte auf C. durch eine förmliche Urkunde vom 10. Okt. 1815 feierlich gewahrt; auch führen es die meisten geographisch-statistischen ꝛc. Lexika der Schweiz unter ihren Artikeln mit auf. Der Hauptort der Landschaft ist Chiavenna oder Kläfen, ein Marktflecken am rechten Ufer der Maira, in die sich hier die Lira ergießt, in herrlichem, fruchtbarem, von hohen Gebirgen umgebenem Gelände, mit Thürmen und Mauern umgeben, mit einem Schloß, 6 Kirchen (worunter die St. Lorenzkirche die bemerkenswertheste), einem schönen Kaufhaus und einem Triumphbogen für Kaiser Franz I. Der Ort hat an 4000 Einwohner, deren Hauptgewerbe Seidenweberei, Seidenhandel, Drechseln von Lavetzsteinen und Papierfabrikation sind. Außerdem wird von hier aus ein lebhafter Handel mit Töpferwaaren, die eine große in der Nähe befindliche Fabrik liefert, sowie mit Früchten und den veltliner Weinen getrieben. Neben der Stadt steigt aus ebenem Boden ein hoher Felsenberg empor, den die Trümmer eines alten Schlosses krönen, das schon von den Galliern gebaut und von den Longobarden erweitert worden seyn soll. Merkwürdig sind die vielen Windhöhlen dieses Berges, bei denen die Einwohner Keller angelegt haben, welche sich auch in der größten Hitze ungemein kühl erhalten. An der andern Seite dieses Berges begab sich in der Mitternacht des 4. September 1618 jener Gipfelsturz des Berges Conto, welcher den Flecken Plürs mit 2430 Menschen verschüttete; nur drei Einwohner, ein Landhaus und ein Felsenkeller blieben von dem allgemeinen Verderben verschont.

Chicago, Fluß im nordamerikanischen Staat Illinois, der am südlichen Ende des Michigansees den Hafen von C. bildet, entsteht aus 2 Flüssen, wovon der nördliche, ungefähr 40 englische Meilen lang, an der nördlichen Grenze von Illinois entspringt und sich mit dem südlichen, 6 Meilen langen $^{3}/_{4}$ Meilen von der Mündung in den See vereinigt. Die gleichnam. Stadt das., Grafschaft Cook, liegt am südwestl. Ufer des Michigansees, längs dem es sich über eine Meile weit erstreckt, auf einer großen schönen Ebene, umgeben von einer reichen Prairie und mit dichten Waldungen in der Nähe, zu beiden Seiten des Flusses, hat einen durch künstliche Dämme geschaffenen Hafen, die Kantonsgebäude, 8 Kirchen, ein Marinehospital, eine Akademie u. treibt sehr bedeutenden Handel, vornehmlich mit Produkten der Landwirthschaft, die aus dem Innern des Staats auf dem Illinois, dem Kanale, zum Theil auch auf der Are dahin gelangen. Der neuerbaute Chicagokanal bewerkstelligt die Wasserverbindung zwischen Newyork, Buffalo, St. Louis u. Neworleans, während Eisenbahnen nach Milwaukee und Wiskonsin führen. Im Jahre 1830 wohnten hier nur 3 Familien in einigen hölzernen Hütten; 1840 zählte die Stadt 4853, 1850 29,963 Einw.; jetzt beläuft sich die Zahl der Einw. auf mehr als 60,000, worunter $^{1}/_{3}$ Deutsche. Im Jahre 1849 betrug der Werth des Grundbesitzes 7 Millionen, 1850 war er schon auf 10 Millionen Dollars gestiegen. Südlich von C. liegen die üppigen Prairien und reichen Farmen des Staats, während westlich von demselben die berühmten unerschöpflichen Bleiminen von Galena sich befinden. Seit 1843 ist die Stadt Sitz eines katholischen Bischofs.

Chicane (französisch), Rechtsverdrehung, Rechtskniff, Rabulisterei, Zungendrescherei. Beim Festungskrieg heißt C. ein Hinderniß, welches der Belagerte im letzten Stadium der Belagerung, also vor den Grabenbewegungen dem Feind entgegenwirft, im Feldkriege aber versteht man darunter die Schwierigkeiten, welche der Boden selbst durch Sümpfe, Teiche, Gräben ꝛc. dem Heer in den Weg legt, gewöhnlich C.s des Terrains genannt.

Chicaroth (Chica), rother Farbestoff aus den Blättern der Bignonia Chica (am Orinoco), welcher von mehren indianischen Stämmen mit fetten Oelen und thierischem Fett vermischt zum Rothfärben der Haut benutzt wird. Man gewinnt diesen Farbestoff als Bodensatz, den die Abkochung der Blätter der Pflanze beim Erkal-

ten bildet, formt ihn zu Kugeln oder Kuchen und bringt ihn getrocknet in den Handel. Das C. ist zinnoberroth, geschmack- und geruchlos, unschmelzbar und riecht beim Verbrennen nicht nach stickstoffhaltigen Produkten. In Wasser ist es unlöslich, leicht löslich in Alkohol, Aether und fetten Oelen. Kaustische wie kohlensaure Alkalien lösen es gleichfalls auf; aus der Auflösung wird es durch Säuren unverändert gefällt. Ueberschuß von Alkali zersetzt dasselbe. Von Salpetersäure wird es in Kleesäure und Bitterstoff verwandelt, durch Chlor gebleicht.

Chickasaws, nordamerikan. Indianerstamm, welcher sonst sehr mächtig war und die heutigen Staaten Tennessee u. Mississippi bewohnte. Die C. zeigten sich früh (1699) den von den Gebirgen Carolina's herabsteigenden u. mit ihnen Handel treibenden Engländern geneigt, während sie einen tiefen Haß gegen die den Mississippi heraufkommenden u. sie übermüthig behandelnden Franzosen nährten. Es kam zu offenen Feindseligkeiten, als der franz. Gouverneur Baron d'Iberville 1700 ein Fort im Gebiete der C. am Mississippi errichtete u. sie bei dieser Gelegenheit aus einer ihrer Niederlassungen trieb. Mit den Franzosen hielten es dagegen die benachbarten Choctaws, ein den Engländern nicht geneigter Indianerstamm. Das erwähnte Fort, welches sich an der Stelle befand, wo heute die Stadt Natchez steht, wurde von den C. im November 1729 bei Nacht überfallen und die ganze Besatzung, mit Ausnahme der Frauen und Kinder, niedergemacht. Die Franzosen mit den ihnen verbündeten Choctaws rächten sich furchtbar, indem sie an Einem Tage 60 C. skalpirten u. in drei Monaten den ganzen Stamm größtentheils aus seinem Gebiete vertrieben und unter die benachbarten Stämme zerstreuten. Der Rest der C. wurde nach St. Domingo gebracht, wo man sie als Sklaven verkaufte. Nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl rettete sich auf das entgegengesetzte Ufer des Mississippi und ließ sich daselbst in der Nähe des rothen Flusses nieder, wo man ihre Ueberbleibsel noch antrifft. Die Choctaws, welche die Franzosen gegen ihre eigenen Brüder unterstützten, erfuhren später kein besseres Geschick. Auch sie wurden von den Weißen auf das andere Ufer des Mississippi zurückgedrängt, und ihre Reste sind durch unstätes Umherziehen u. Kämpfe auf eine kleine Zahl herabgesunken. Sie treiben neben Jagd und Fischfang Feldbau und Viehzucht und gehören zu den kultivirtesten Indianerstämmen. Ihre Regierungsform ist patriarchalisch.

Chichele, Heinrich, Erzbischof von Canterbury, einer der angesehensten Prälaten seiner Zeit und entschiedener Gegner der Anhänger Wicleffs, geb. 1362 zu Higham Ferrars in Northamptonshire, legte den Grund zu seiner gelehrten Bildung in Winchester, ging von da in das neue Kollegium zu Oxford über und machte hier durch seine tiefe Kenntniß des bürgerlichen und kanonischen Rechts in kurzer Zeit so großes Aufsehen, daß Heinrich IV. ihn zum Gesandten erst am päpstlichen und dann am französischen Hof ernannte. Im J. 1408 wurde er Bischof von St. David u. wohnte im folgenden Jahr dem Koncilium von Pisa bei. Als Erzbischof von Canterbury (seit 1414) beförderte er mit großem Eifer die Kontribuirung der nöthigen Hülfsmittel, um Heinrich V. in den Stand zu setzen, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. In dieselbe Zeit fallen auch seine heftigsten Angriffe gegen die Wicleffiten, während er sich zugleich den päpstlichen Anmaßungen mit aller Macht widersetzte. Der vielen Kämpfe und Sorgen müde, erbat er sich 1442 vom Papste Eugenius die Erlaubniß, die erzbischöfliche Würde niederzulegen, aber ehe noch die Antwort aus Rom angelangt war, † er den 12. April 1443. C. hat sich auch durch große Stiftungen im Andenken seiner Heimath erhalten: die Kollegiatkirche zu Higham Ferrars, der Lambeth-Palast, vor Allem aber das Allerseelenkollegium zu Oxford, dessen Statuten er wenige Tage vor seinem Tode vollendete, verdanken ihm ihr Daseyn.

Chichester, Hauptstadt der engl. Grafschaft Sussex, in einer fruchtbaren u. angenehmen Landschaft am Fluß Levant, bildet ein fast regelmäßiges, mit Mauern umgebenes Oval u. besteht aus 4 sich kreuzweise durchschneidenden Hauptstraßen, aus welchen 4 Thore ins Freie führen. Unter den Gebäuden zeichnen sich die von 1108—14 erbaute Kathedrale von 410 F. Länge und mit einem 300 Fuß hohen Thurm und 6 andere Kirchen, außerdem ein Hospital, der bischöfliche Palast, ein Theater aus. C. ist Sitz eines Bischofs, hat 9800 Einw., welche einigen durch einen kleinen Hafen, sowie durch das nur vier Meilen entfernte Portsmuth begünstigten Handel, besonders mit Korn u. Salz treiben. Es ist Geburtsort der Dichter Will und Collins. Die Sage läßt C. von dem zweiten Sachsenkönige Cissa erbaut werden; er soll es zu seiner Residenz erhoben u. zu hoher Blüthe gebracht haben. Später gerieth die Stadt sehr in Verfall und erholte sich erst wieder, als Wilhelm der Eroberer den Bischofssitz von Selsea hierher verlegte. Karl I. ernannte 1644 den Lord Dunsmore und Karl II. 1675 den Lord Limmerick zum Grafen von C.

Chiculi, Fluß im Kirchenstaat, machte eine Zeit lang die Grenze zwischen Macerata u. Fermo und mündet südöstlich von Cirita nuova in das adriatische Meer.

Chiddekel, nach 1. Mos. 2, 14 einer der Hauptströme des Paradieses, vielleicht der Tigris (vgl. Dan. 2, 4), schwerlich der Indus; s. Paradies.

Chidr, nach der arabischen Sage Feldherr eines altpersischen Herrschers Kheikhobad und ein Prophet, der aus der Lebensquelle getrunken hat u. nun bis zum jüngsten Tag lebt. Alexander der Große suchte diese Quelle, die im Kaukasus liegen soll, vergeblich.

Chiemsee, der größte Landsee in Bayern, deshalb auch bayerisches Meer genannt, im Reg.-Bez. Oberbayern, Landgericht Trostberg, gelegen, 3¾ Stunden lang, 3 St. breit, 3½ □M. groß, 480 F. tief, wird von der Achen, Prien und Roth genährt u. hat seinen Abfluß durch die Alz, die in den Inn mündet. Die bedeutendsten der in ihm liegenden reizenden Inseln sind: Herren- u. Frauenwörth oder Herren- und Frauen-Chiemsee, nach den daselbst befindlichen, seit 1806

aufgehobenen Manns- u. Frauenklöstern des heil. Benedikt so genannt. Zwischen beiden liegt ein kleineres Eiland, die Krautinsel. Die Lage des Sees ist reizend, u. er ist deshalb oft das Ziel von Sommerausflügen. Daher sind sämmtliche Inseln mit Bauern-, Wirths- u. Brauhäusern reichlich besetzt. Der Fischreichthum des Sees gewährt den Bewohnern der Inseln und Ufer einen bedeutenden Nahrungszweig. Der Fischfang ist königlich und seit 1600 und 1768 durch eigne Fischordnungen geregelt. Die westlichen und östlichen Gestade des Sees sind gut angebaut, während die nördlichen und südlichen von dichter Waldung bedeckt sind.

Chieri, alte Stadt im Königreich Sardinien, Fürstenthum Piemont, Provinz Turin, nahe der Hauptstadt Turin, ist der Sitz eines Militärkommandanten und eines Gerichtshofs und zählt mit den zur Stadt gehörenden Gemeinden Maria della Scala u. San-Giorgio 14 000 Einw. Von drei Seiten wird der Ort von fruchtbaren Hügeln eingeschlossen, auf welchen sich im Mittelalter mehre kleine Orte und Schlösser erhoben. Ein Arm des Teplee theilt C. in zwei Hälften. Die fast schnurgerade Hauptstraße ist eine halbe Miglie lang. An zum Theil prächtig gebauten Kirchen, Klöstern, Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten ist die Stadt sehr reich; auch hat sie seit 1813 ein neuerbautes Theater. In und um C. sind bedeutende Lein- und Baumwollenwebereien. Zur Zeit des Römerreichs hieß die Stadt Carea. Im 9. und 10. Jahrhundert stand sie unter bischöflicher Oberherrschaft. Doch gelang es ihr, sich im 11. Jahrh. als unabhängige Republik zu konstituiren, die aber später (1155) von Friedrich Barbarossa bekämpft und aufs Neue der geistlichen Herrschaft unterworfen wurde. In den folgenden Jahrhunderten wechselte C. häufig die Herrschaft und war in vielfache Kriege verwickelt. Im Jahr 1562 wurde fast die ganze Stadt von den Franzosen verwüstet. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, brachte C. dauernd in den Besitz seines Hauses, und Victor Emanuel I. erhob sie zu einem Fürstenthum. Vgl. Cibrario, Delle storie di C., Turin 1827, 2 Bde., 2. Aufl. 1830.

Chiers, französischer Fluß, entspringt im Departement Mosel, unweit Longwy, und ergießt sich eine Meile von Sedan in die Maas.

Chieti (Civita di C.), Hauptstadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo citeriore, unfern des Flusses Pescara reizend gelegen, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht auf das 2 Meilen davon entfernte adriatische Meer genießt, ist gut gebaut, Sitz eines Erzbischofs und eines Obergerichts, hat sieben Kirchen, die aber sonst nichts Merkwürdiges darbieten, ein Gymnasium und ein Seminar und zählt 15,000 Einwohner, welche sich mit Tuchweberei beschäftigen, Oel, Wein, Getreide und Seide bauen und Handel mit den Produkten des Landes treiben. Im Alterthum hieß C. Theate Marrucinorum und war eine der bedeutendsten Städte dieses sabellischen Stammes. Die Stadt nahm an der letzten samnitischen Ligue gegen die Römer Theil und fiel 305 v. Chr. in deren Hände. Nach dem Sturze des römischen Reichs gerieth sie zuerst in die Gewalt der Gothen, dann der Longobarden. Von Pipin dem Kurzen zerstört, wurde sie von den Normannen wieder aufgebaut und mit Neapel vereinigt. Im Jahr 1524 stiftete hier der heilige Gaetano von Thiene oder Theate den Orden der Theatiner.

Chievres, Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, am Hunel, ist befestigt, hat 2 Kirchen u. 2500 Einw., welche besonders Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Oel- und Salzraffinerie und Gerberei treiben. Das von Karl V. daselbst erbaute Schloß ist nicht mehr vorhanden. Der Ort hieß im Alterthum Servia.

Chiffoniren (vom Franz.), zerknittern, zerreißen, vorzüglich in Beziehung auf Putzsachen gebräuchlich.

Chiffre (franz.), Ziffer, Zahlzeichen. Chifferschrift, Geheimschrift, Zeichenschrift; s. Dechiffrirkunst.

Chignon (franz.), eigentlich Genick, Nakken, auch Nackenhaar; dann Benennung des langen, in einen Wulst hinaufgeschlagenen und im Nacken mit einem Kamme befestigten Haares. Diese Haartracht ist sehr alt, wurde bei den gepuderten Friseuren der Frauen im 18. Jahrhundert allgemein angewendet und ist noch jetzt in vielen Nationaltrachten gebräuchlich.

Chihuahua, Staat in der Republik Mexiko, grenzt im Norden an das unabhängige Indianergebiet von Mexiko, im Osten an Cohahuila und Neuleon, im Südosten an Zacatecas, im Süden an Xalisco, im Westen an Cinaloa und Sonora u. hat mit den Bolsons von Mapimi einen Umfang von 9100 □Meilen. Diese Bolsons bilden ein bergiges waldiges Land von 3000 □M., das einige Seen, wie den Caymann und Parras, umschließt und von wilden Indianern bewohnt wird. Das Land hat 5100 bis 8100 Fuß Seehöhe und gehört daher zu den Tierras templadas Mexiko's. Ein großer Theil des Hochplateau's ist steriles Land mit salzigem Boden; zwischen Durango und Saltillo breitet sich eine ungeheure steinige Wüste aus, die von aller Vegetation entblößt ist. Fruchtbarer Boden findet sich nur an den Flüssen Rio del Norte, Conchos, Sauceda rc.; sonst macht sich überall fast während des ganzen Jahres Wassermangel fühlbar. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Gold- und Silberminen; außerdem wird die Viehzucht stark betrieben. Ackerbau findet nur in den bewässerten Gegenden Statt. Die Volksmenge mag etwa 185,000 Seelen betragen, wovon $^{3}/_{20}$ Chapatones, $^{5}/_{20}$ Kreolen, $^{5}/_{20}$ Mischlinge u. $^{7}/_{20}$ Indianer seyn sollen. Die gleichnamige Hauptstadt dieses Staates liegt an einem Zuflusse des Conchos, 180 M. nordwestl. von Mexiko, 4—5000 Fuß über dem Meere. Sie ist in ovaler regelmäßiger Form gebaut, hat eine sehr schöne Kathedrale und mehre andere Kirchen, mehre Missionshäuser, ein Stadthaus u. andere öffentliche Gebäude. Eine Strecke südlich von der Stadt ist ein großer Aquädukt, der das Wasser durch Röhren nach verschiedenen Theilen der Stadt leitet. Die Einwohner, 28,000 an der Zahl, treiben ansehnlichen Handel, namentlich mit Häuten, sowie Ackerbau und Viehzucht, von industriellen Gewerben besonders Leder- und Teppichfabrikation. Unfern der Stadt

liegen reichhaltige Gold- und Silberminen. Der Ort wurde 1691 gegründet.

Chijali Bej, Mohammed Bekar Memi, berühmter türkischer Dichter des 16. Jahrhunderts, gebürtig aus Pella in Rumelien, hinterließ einen Divan, der noch heute in seinem Vaterlande geschätzt wird. Proben seiner Gedichte findet man in „Latifi, oder biographische Nachrichten von türkischen Dichtern" (Zürich 1800). Anmuth, Gedankenfülle und Bilderreichthum zeichnen diesen Dichter aus.

Chilana, Stadt in der spanischen Provinz Cadix, herrlich am Flusse Sante Petri gelegen, 12 Meilen von Cadix und zu Wasser und zu Land zugänglich, dient den reichen Kaufleuten zum Sommeraufenthalt, hat gegen 8000 Einwohner und mehre große öffentliche Gebäude; die sie umgebenden Berge sind reich an Minen und Schwefelquellen.

Chilat, ein mit Gold und Silber gestickter kostbarer Kaftan, den der Sultan als Gnadengeschenk hohen Beamten bei guten Nachrichten rc. verleiht. Es gibt drei Arten desselben: C. Fachire, der kostbarste, für Pascha's von drei Roßschweifen; C. Ulla, das bunte Kleid für Pascha's niederen Ranges, fremde Gesandte rc.; C. Ewsat oder Edna, für die niederen Civil- und Militärbeamten.

Childebert, Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlechte der Merovinger: 1) C. I., Chlodwigs, des Gründers der fränkischen Monarchie, und Chlotildens Sohn, erhielt nach seines Vaters Tod (511) einen Theil des in vier gleiche Theile getheilten Reichs und hatte seinen Sitz zu Paris. Seine Schwester, Chlotilde, war an den westgothischen König Amalrich II., einen Arianer, verheirathet, der die Katholikin wegen ihres Glaubens anfeindete und sie einst so mißhandelt haben soll, daß sie ein Schweißtüchlein, in ihrem Blute gefärbt, dem Bruder übersenden konnte. Empört darüber, zog C. gegen Amalrich und schlug ihn bei Narbonne aufs Haupt, worauf das geschlagene Heer seinen von Allen gehaßten König auf dem Markte dieser Stadt selbst tödtete, um den siegreichen C. zu versöhnen. Nachdem C. 523 und 524 an den Heerfahrten gegen die Burgunder Theil genommen, verband er sich 532 mit seinem Bruder Chlothar I. und griff dieses Reich von Neuem an, und zwar mit so gutem Erfolg, daß der König entfloh und das ganze Land in die Hände der Verbündeten fiel. C.'s dritter Bruder, Chlodomer, war 525 gegen die Burgunder gefallen und dessen Wittwe, Gunthenka, hatte Chlothar I. geehelicht; Chlodomers Söhne, Theodowald, Gunthar und Chlodowald, hatte ihre Großmutter Chlotilde zu sich genommen. Da nun C. von der Liebe Chlotildens fürchtete, daß sie ihren Enkeln das Reich zuwenden möge, so sandte er Botschaft an seinen Bruder Chlothar, mit dem Anschlag, letztere entweder des Lebens zu berauben, oder wenigstens aus ihrem Erbe zu verdrängen. Chlothar ging in diesen Vorschlag ein und kam nach Paris, worauf C. seine Neffen unter dem Vorgeben holen ließ, daß er sie zu Königen erklären lassen wolle. Arglos ließ Chlotilde die Knaben gehen, die aber bald von ihren Begleitern getrennt und bewacht wurden. Die Verbündeten sandten nun einen Diener mit einem bloßen Schwert und einer Scheere zur Königin, sie zu fragen, ob sie ihre Enkel lieber todt oder mit geschorenem Haupte sehen wolle. „Lieber todt!" rief die stolze Königin in ihrer Verzweiflung. Sogleich verblutete der älteste Knabe unter Chlothars Messer, darauf auch der zweite, Gunthar. Nur der jüngste, Chlodowald, entging dem Tode, aber mit eigener Hand schor er sich den königlichen Schmuck, sein langes Haupthaar, ab und ging in ein Kloster. C. und Chlothar theilten darauf Chlodomers Reich unter sich. Auch nach dem Königreich Austrasien stand nach Theuderichs I. Tod der Sinn der herrschsüchtigen Brüder; Theuderichs Sohn, Theodebert, ward aber von seinen Lehnsleuten, deren Treue er sich zu versichern gewußt, tapfer vertheidigt, so daß C. seinen Plan aufgab, Theodebert als seinen Sohn annahm und darauf mit ihm vereint gegen Chlothar zog. Dieser floh in den Wald und schützte sich durch große Verhaue; ein Gewitter, das an dem Morgen des Tages, wo ihn die Verbündeten mit Sturm angreifen wollten, hereinbrach und ihre Zelte zerstörte, Chlothar hingegen verschonte, ward von ihnen als Gottesgericht gedeutet und bewog sie, mit Chlothar Frieden zu schließen. C. verband sich nun mit Letzterem zu einem Feldzug nach Spanien; nachdem sie den größten Theil dieses Landes erobert, kehrten sie nach Gallien zurück. Als Chlothar nach Theodowalds von Austrasien Tod dessen Reich an sich genommen hatte, gedachte C. den Glücklichen eines Theils seiner Beute zu berauben; aber zu feig, um das Wagstück allein auf sich zu nehmen, verband er sich mit Chlothars rebellischem Sohn Chramnus, drang, während Chlothar 557 gegen die Sachsen kämpfte, in sein Land ein und verheerte bis gegen Rheims hin Alles durch Feuer und Schwert. Eine heftige Krankheit warf ihn jedoch darnieder und machte im folgenden Jahre seinem Leben ein Ende. Er ward in der von ihm selbst erbauten Kirche des heil. Vincentius zu Paris (jetzt St.-Germain-des-Prés) begraben. Chlothar bemächtigte sich seines Reiches und stieß seine Gemahlin Wulthrogoth und seine beiden Töchter in die Verbannung.

2) C. II., König Sigberts I. von Austrasien und Brunhilds Sohn, ward nach der Ermordung seines Vaters 575 von Herzog Gundebald aus den Händen Chilperichs I. gerettet und zum König über die Länder seines Vaters erhoben. Guntram, König von Burgund, nahm ihn 577 als seinen Neffen auf einer Reichsversammlung feierlich an Sohnes Statt an, und beide erklärten nun dem tyrannischen Chilperich den Krieg, wenn er nicht die angemaßten Theile ihres Reichs herausgäbe. Als Chilperich diese Forderung nicht berücksichtigte, hob C. 581 seine Verbindung mit Guntram auf, schloß ein Bündniß mit seinem ehemaligen Feind und Oheim Chilperich, der ihn zum Erben einsetzte, und forderte von Guntram die Hälfte der Stadt Marseille, die er ihm nach seines Vaters Tod überlassen, zurück. Als Guntram sich dessen weigerte, entstand ein heftiger Bürgerkrieg, der bis 584 wüthete, wo Guntram endlich seinen Neffen befriedigte. Nach Chilpe-

richs Ermordung 584 verlangte C. von Gunthram, daß er ihm Fredegunde, Chilperichs Wittwe, die Mörderin seines Vaters, ausliefere. Gunthram weigerte sich dessen, ohne daß jedoch das freundliche Verhältniß zwischen beiden gestört wurde, indem sie 586 einen Vertrag abschlossen, durch welchen sie sich über ihre gegenwärtigen Besitzungen verglichen und sich gegenseitig zu Erben einsetzten. Wiederholte Mordversuche Fredegunde's gegen C. schlugen fehl. Nach Gunthrams unglücklichem Kampf gegen die Westgothen (588) brach aber die Feindschaft zwischen beiden Königen von Neuem aus. C. schloß mit Richard, dem Feind Gunthrams, ein Bündniß, indem er ihm seine Schwester Chlodosind, die er früher dem Longobardenkönig versprochen, zur Gemahlin verhieß, u. bot dem oströmischen Kaiser Mauritius seine Hülfe gegen die Longobarden an; sein Heer wurde jedoch von diesen gänzlich geschlagen, eine beabsichtigte zweite Heerfahrt ward durch Unterhandlungen verhindert, und eine dritte war von keinem besseren Erfolge. Durch Gunthrams Tod wurde C. Erbe des burgundischen Reichs. C.s grausames und tyrannisches Verfahren erbitterte die Großen aber so sehr, daß sie eine Verschwörung gegen ihn anzettelten, die von ihm jedoch mit blutiger Strenge unterdrückt ward. C. machte sich so sehr gefürchtet, daß Viele ihr Vaterland freiwillig verließen und sich unter mildere Herrscher begaben. Er † 596 und sein Land ward unter seine beiden Söhne getheilt, so daß Theodebert Austrasien, Theuderich aber Burgund erhielt.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte seinem Bruder Chlodowig III. als Schattenkönig auf dem Throne von Austrasien. Sein Hausmeier war Pipins von Heristal Sohn, Grimoald der Jüngere. Nach einem kurzen thatenlosen Leben † er 711 und hinterließ das Reich seinem Bruder Dagobert III.

Childebrand, fränkischer Feldherr, Sohn Pipins des Dicken und Bruder Karl Martells, soll der Stammvater des französischen Hauses Capet gewesen seyn.

Childerich, Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merovinger: 1) C. I. folgte seinem Vater Merovdus, dem Könige der salischen Franken, 457 in der Regierung. Seine Geschichte ist offenbar durch sagenhafte Züge ausgeschmückt. Als ein ausschweifender Wollüstling verführte er die Frauen und Töchter seines Volks, wodurch er dessen gerechten Zorn erregte, dem er nur durch die Flucht entging. Die Franken erwählten an seiner Statt den römischen Magister militum Aegidius, der nach dem Untergang des römischen Reichs in Italien u. Gallien ein Ländergebiet als unabhängiger Fürst verwaltete, einstimmig zu ihrem König; C. aber floh zu seinem Gastfreund, dem König Basinus von Thüringen, der ihn gastlich aufnahm und 8 Jahre lang beherbergte, jedoch dafür erleben mußte, daß der wollüstige Franke seine Gemahlin Basina zum Treubruch verleitete und zu seiner Buhlin machte. C.s Anhänger waren unterdeß in Franken zur Wiedererhebung des vertriebenen Königs thätig gewesen, namentlich war es Wiomad, der die Intrigue zu Gunsten seines königlichen Freundes leitete. Wiomad hatte Aegidius zu allerlei Bedrückungen gegen die Franken verleitet, so daß diese, wiederum Wiomads Zuflüsterungen Gehör gebend, sich nach der milderen Herrschaft C.s zurücksehnten, endlich auch wirklich den Aegidius vertrieben und C. auf den Thron seiner Väter zurückriefen. Basina, an den Umgang ihres Buhlen gewöhnt, verließ heimlich den Gemahl und folgte C., der sie zu seiner Gemahlin erhob und mit ihr den großen Frankenkönig Chlodwig zeugte. Basinus rächte den Verrath an seiner Ehre durch einen verheerenden Einfall in das Frankenreich. C. † 481. Sein Sohn, Chlodwig der Große, folgte ihm auf dem Throne der salischen Franken.

2) C. II., Chlodwigs II. mit einer Angelsächsin Balthilde, die als Leibeigene nach Frankreich gekommen war, gezeugter zweiter Sohn, seit 660 König von Austrasien. Alle Kraft war allmählig aus dem merovingischen Königsgeschlecht entwichen, und bereits unter Dagobert I. hatte sich die Gewalt der Hausmeier zu heben begonnen, die später eine so bedeutende Rolle in der fränkischen Geschichte spielten. Chlodwig II., der in den Besitz der ganzen Monarchie gelangt war, war 656, 21 Jahre alt, gestorben und hatte drei Söhne, Chlothar, Childerich u. Theuderich, hinterlassen. Der älteste, Chlothar III., war nicht über 4 Jahre alt und scheint anfangs alleiniger Herr des ganzen Frankenreichs gewesen zu seyn. Hausmeier war Ebroin, ein Mann von Einsicht und Kraft, der aber eben deshalb den geistlichen und weltlichen Großen verhaßt wurde. Nach 4 Jahren verlangten die Austrasier mit gebieterischem Nachdruck einen eigenen König, und man mußte ihnen C. II. als solchen überlassen. Zum Hausmeier desselben wurde der Herzog Wulfoald ernannt. Metz blieb der Sitz des Reichs. Um 670 starb Chlothar III., kaum 18 Jahre alt, u. der Hausmeier Ebroin erhob Chlodwigs dritten Sohn, Theuderich, auf den Thron von Neustrien und Burgund, ohne nach herkömmlicher Weise die Großen des Reichs zur Wahl zusammenzurufen. Erbittert darüber, verschworen sich diese gegen Ebroin und riefen C. II. auf den Thron. Dieser erschien mit seinem Hausmeier an der Spitze eines Heeres so schnell in Paris, daß Ebroin kaum in eine Kirche flüchten konnte. Auf Veranlassung seines erbittertsten Gegners, Leodogars, Bischofs von Autun, wurde er sammt dem königlichen Knaben Theuderich in ein Kloster gesteckt, und C. war nun alleiniger König des ganzen Frankenreichs. Auf Verlangen der Großen mußte er jedem der drei Reiche sein eigenes Gesetz bestätigen und versprechen, daß aus jedem Reiche der Hausmeier desselben gewählt werde, und zwar nur auf ein Jahr, damit keiner derselben wieder zu solcher Macht gelange wie Ebroin. C. machte sich bald durch seinen Jähzorn u. Leichtsinn den Franken verhaßt; als er einen Großen des Landes rechtswidrig hinrichten und einen andern auspeitschen ließ, stifteten einige Große eine Verschwörung gegen ihn und erschlugen ihn 673 mit seiner schwangern Gemahlin Bilihild und einem Sohne meuchlerisch auf der Jagd in dem Walde bei Chelles. Ein anderer seiner Söhne, Chilperich, soll als kleines Kind gerettet und in ein Kloster gebracht worden seyn. Theuderich III.

ward darauf zum König des Frankenreichs ausgerufen.

3) C. III., wahrscheinlich Chilperichs II. Sohn, war der letzte Schattenkönig aus dem merovingischen Geschlecht. Nach Theuderichs IV. Tode (737) hatte es der Hausmeier Karl Martell nicht für nöthig erachtet, einen Merovinger auf den Thron zu erheben, obgleich noch ein Sohn Chilperichs II. vorhanden war; Karls Söhne jedoch ordneten dessen Erhebung an, um sich gegen die übrigen mächtigen Großen des Reiches sicher zu stellen, die ihr von der Herrschaft ausgeschlossener Halbbruder Gripho zur Empörung aufgereizt hatte. Schon war die königliche Gewalt zu einem bloßen Schatten herabgesunken; die Regierung war ganz in den Händen der Hausmeier, u. der König mußte sich mit dem Namen und dem Gehalt begnügen, den ihm die Willkür des Hausmeiers aussetzte. Ein einziger Meierhof war ihm als Eigenthum gelassen, wo er mit wenigen Dienern lebte. Als 747 Karlmann ins Kloster gegangen und 749 Gripho von Pipin dem Kurzen geschlagen und unterdrückt war, nahm Letzterer mit Bewilligung des Papstes auch den königlichen Namen an (752). C. wanderte mit geschorenem Haupthaar in das Kloster Sithieu zu St. Omer, wo er 754 als Mönch †. Mit seinem Sohn Theuderich, der als Geistlicher im Kloster zu Fontenai starb, erlosch das merovingische Königsgeschlecht.

Childrenit, Mineral aus der Reihe der Pyromachite, wahrscheinlich dem Lazulith zugehörig. Das Krystallsystem ist ein= und einaxig; die Krystalle sind kleine rhombische Oktaeder, welche einen Seitenkantenwinkel von 97° 50′ besitzen. Ihre Theilbarkeit ist unvollkommen nach der Längenfläche, der Bruch uneben, die Härte 4,5—5,0, die Farbe gelblichweiß, weingelb, ockergelb und blaßgelblichbraun, der Strich weiß, durchsichtig. Nach Wollaston enthält der C. Phosphorsäure, Thonerde und Eisenoxyd. Er kommt in einzelnen Krystallen und als krystallinischer Ueberzug auf Spatheisenstein, Schwefelkies und Quarz bei Tavistock in England vor.

Chiler=Baschi, der Oberschenk am Hofe des Sultans; Chiler=Bylandari, die ihm zugetheilten Pagen.

Chilgontai, Sandebene im russischen Gouvernement Irkutsk, mit einem berühmten Götzentempel (Dathan) der Mongolen.

Chili (Chile), südamerikanischer Staat, ein verhältnißmäßig schmaler Küstenstrich, der sich nördlich von der Ysla blancabai bis an den Golf von Ancud oder Guayteca erstreckt, den Chiloëarchipel begreift u. nach chilenischer Auffassung der Küste entlang bis zu der Magelhansstraße reicht. Im Norden, gegen Oberperu, wird die Grenze von der Wüste Atacama gebildet, im Osten durch die Andenkette, hinter der Patagonien und die Laplatastaaten sich ausdehnen, im Süden und Westen von dem Meer. Die größte Länge bis zur Südspitze von Chiloë beträgt 292 geographische Meilen, die größte Breite 75, die durchschnittliche Ausdehnung in derselben Richtung 35 Meilen. Der Flächeninhalt wird verschieden angegeben, von Carey auf 8265, in spanischen Berichten auf 10 612, von Bromme auf 10,220, neuerlich auf gegen 21,000 Geviertmeilen, wovon aber nur etwa 3350 angebaut sind. Der Charakter der Landschaft wird durch die hier sehr hohe u. steile Andenkette bedingt, die gleichsam die Hintermauer von C. bildet. Der Hauptstock des Gebirgs fällt terrassenförmig zu den Vorbergen herab, die parallel mit dem Hauptstock des **Gebirgs** in drei Reihen bis zu dem Meere reichen. Die höchsten Gipfel, Manflas, Tupungato, Descapezado, Longavi, Chillan, Villarica, Guanauca, erreichen die absolute Höhe von 15—20,000 Fuß. Hoff zählt in dieser Andenkette 20 thätige Vulkane, Leopold von Buch 24, Pöppig (Reise in C., Peru und auf dem Amazonenstrom) nur 16. Nach seiner auch von Alexander von Humboldt bestätigten Bemerkung sind die Eingeborenen sehr freigebig mit der Bezeichnung Volcano und nennen so jeden Berg von kegelförmig abgestumpfter Gestalt. Der thätigste aller Vulkane ist der Anbuco, der eine Höhe von 12,000 Fuß erreicht; der größte Herd scheint sich unter dem Chillan zu befinden, denn der ganze merkwürdig abgeplattete Gebirgszug der nach ihm benannten Cordillere ist voll von rauchenden Spalten und siedenden Quellen, die vielfach von Kranken benutzt werden, früher auch zur Bereitung von Schwefel dienten. Starke Erdbeben zählt man 8, die in die Jahre 1570, 1647, 1657, 1730, 1751, 1822, 1824 und 1835 fallen. Die meisten Erdbeben wirken wenig zerstörend und bestehen mehr aus Tremulationen, als aus Wellen= und Strichbewegungen. Das furchtbarste Erdbeben war das von 1751, welches die Stadt Concepcion im Meere begrub und von 34 bis 40° südl. Br. fast alle Ortschaften zerstörte. In diesem Jahrhundert äußerte die verderblichste Wirkung das Erdbeben von 1822, wodurch Valparaiso arg verwüstet und die ganze Küste auf eine Strecke von 15 Meilen 3—4 Fuß gehoben wurde. In dem nördlichen Theile des Landes ist die **Bewässerung** eine dürftige, da die Anden fast alle ihre Quellen nach der Ostseite, den Laplatastaaten, zusenden. Besser bewässert ist der südliche Theil; die Zahl aller chilenischen Flüsse beträgt 53, von denen nur wenige einige Meilen weit aufwärts schiffbar sind. Der Maule ist für die Schifffahrt am geeignetsten, der Mayno ist so reißend, daß an keinem Punkte eine Brücke über ihn geschlagen werden kann und die Passage nur auf Seilstegen möglich ist. An der Grenze des Araukanerlandes strömt der Biobio, der in seiner Mündung 1800 Fuß breit und selbst für Linienschiffe tief genug ist; in der Provinz Valdivia der Arigue, einer der schönsten Flüsse des Landes. **Buchten** hat die Küste viele, zu Häfen eignen sich wenige, die bekanntesten sind die Häfen von Coquimbo, Valparaiso, Concepcion und Valdivia. Bei einem durch so viele Breitengrade ausgedehnten Lande und so ungleicher Erhebung über das Meer muß die Temperatur sehr verschieden seyn. Während der Norden an der Küste so heiß ist wie die Tropenländer, haben die mittlern Gegenden ein sehr gemäßigtes Klima und sind den schönsten Gegenden Europa's zu vergleichen; auf den Anden fällt vom Mai bis August so viel Schnee, daß die Gebirge nicht zu passiren sind, in den mittlern Gegenden ist dagegen Schneefall sehr selten u. an der Küste ganz unbekannt. Die Sommerwärme fängt im

November an u. endigt im Mai, zu welcher Zeit das Thermometer zwischen 18 — 20° R. schwankt und sich selten über 24° erhebt. Die Monate von August bis November sind die angenehmsten; die Luft ist trocken, die Pflanzen empfangen reichlichen Thau und zuweilen (im Norden jedoch sehr selten) kommen Gewitter. Von Metallen kommen vor Gold, Silber, Platina, Kupfer in großer Menge, Eisen, Zinn, Quecksilber; Halbmetalle, noch wenig benutzt, gibt es in Menge, ebenso vulkanische Produkte, Obsidian, Schwefel, Salmiak, ein kalkartiger Salpeter (Chilisalpeter) überzieht ganze Gegenden, ausgedehnte Steinkohlenflötze finden sich bei Talcahuana und in der Gegend von Concepcion. Vitriol, Alaun, Steinsalz wird in verschiedenen Gegenden gewonnen. Bei Copiapo finden sich viele Türkise, in mehren Flüssen Rubine und Smaragden von geringem Werth, schöne Amethyste in einem Muttergestein von grauem Quarz am Maule. Eben dort kommt schichtenweise die reinste Porzellanerde vor, auch sehr feiner schwarzer Thon, der sich selbst zum Färben eignet. Die Flora ist eine sehr reichhaltige und hat alle europäischen Getreide- und Obstarten in sich aufgenommen. Die Kartoffel ist hier einheimisch, eigenthümliche Getreidearten sind eine Roggen- und Gerstenart. Magu und Tagu, außerdem viele Arzneipflanzen, wohlriechende Gummiarten, Oel-, Seifen-, Färbe- und Gewürzpflanzen. Unter den Nutzhölzern ist das ausgezeichnetste die chilenische Ceder (Pinus araucana), hier Pehuen genannt, ein Baum, der bei einem Durchmesser von 6 Fuß eine Höhe von 150 Fuß erreicht, die besten Schiffsmasten liefert und mit seinem geraden Wuchs, den erst in der Höhe beginnenden, pyramidalisch aufsteigenden Zweigen den schönsten Anblick gewährt. Der Seifenbaum (Quillaja saponaria) gibt in seiner Rinde eine sehr schäumende Seife, der Pellin, eine Art Korkeiche, Schiffsbauholz, Faßdauben und ein Surrogat des Pantoffelholzes, die chilenische Buche ein ausgezeichnetes Bauholz, der Temo (Temnus moschata), der Mayten, eine Weidenart, der Caven (Mimosa caven), die Lingue, unserer Rothbuche ähnlich, Hölzer für Ebenisten. Die Früchte des Peumo sind butterartig, die der chilenischen Kokospalme werden zu Oel benutzt. Unter den wenigen Giftpflanzen befindet sich der Bollen, einer der schönsten Waldbäume, dessen Blüthen, Blätter und Knospen in geringer Dosis gegeben als Brechmittel wirken. Der Lithi (Laurus caustica), dessen Holz wegen seiner schönen rothen Farbe und seiner Festigkeit gern verarbeitet wird, hat die Eigenthümlichkeit, daß seine Ausdünstungen Geschwulst u. schmerzhafte Blattern an allen entblößten Theilen des Körpers hervorrufen, weshalb beim Fällen desselben besondere Vorsicht angewendet wird. Die eingeführten Fruchtarten und Pflanzen, Wein, Melonen, Feigen, Oliven, Granatäpfel, Citronen, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Bohnen und alle Küchengewächse gedeihen vortrefflich. Was die Thierwelt anlangt, so sind auf den Anden Lama's, Guanaco's u. Vicunna's zu Hause, im Süden das zweihufige Pferd, in den Wäldern leben Puma's (chilenische Löwen), Guiguakatzen, einige Schakalarten, Füchse, mehre Viverren, Waschbären, Gürtel- und Beutelthiere. Die einheimische Wasserratte erreicht die Größe einer Sumpfotter. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten, die zahlreichsten sind Enten, der chilenische Schwan (schneeweiß mit schwarzem Kopf und Hals), Reiher, Ibisse, Flamingo's, Papageien, Drosseln und viele Arten kleiner Singvögel. Im Süden finden sich patagonische Strauße und andere Laufvögel, unter den großen Strandläufern kommt eine Art von Spornflügel (Parra) vor, die paarweise leben und mit ihren bewaffneten Flügeln selbst gegen Menschen sich vertheidigen. An Amphibien ist C. arm, von Schlangen gibt es nur eine einzige, unschädliche Art, auch keine Alligatoren, nur wenige Frösche und Eidechsen, auf der Küste verschiedene Schildkrötenarten. Eßbare Fischarten, darunter mehre Karpfenarten, Forellen und der Bagre, eine Welsart von ausgezeichnetem Geschmack, zählt man mehr als 200. Die Insektenwelt ist reich vertreten, giftige Arten fehlen, auch Moskitos und Heuschrecken, diese Plagen heißer Länder. Das einzige schädliche Insekt ist der Sandfloh, durch ihr Ansehen schreckt die Riesenspinne, die übrigens unschädlich ist. Der Mensch hat in C. bisher wenig gethan, die Schätze der Natur auszubeuten. Im Bergbau, dem sich auch die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung zuwendet, haben verhältnißmäßig die größten Fortschritte Statt gefunden. Auf Gold, Silber, Kupfer wird in rationeller Weise gebaut, die verbesserte Methode ergibt in mehren Bergwerken einen Mehrertrag von 30 Procent gegen früher. Die ungemein reichen und leicht zu bearbeitenden Gruben im Lande der Araukaner haben aufgegeben werden müssen, weil die Indianer keine Bearbeitung duldeten. Die wichtigste metallische Ausbeute gewährt das Gold, eigentliche Bergwerke bestehen aber nur im nördlichen Landestheile, wo das Gold gewöhnlich in einem röthlichen, leicht zerreiblichen, thonigen Gestein vorkommt. Da der Grubenbau kostspielige Vorrichtungen erfordert, so beschäftigen sich Aermere mit dem Goldwaschen, das sie in sehr mangelhafter Art betreiben. Im Nov. 1855 wurden unweit Hacіamento, 15 deutsche Meilen oberhalb Concepcion, reiche Goldlager aufgefunden. Die reichsten Silberminen sind die von Uspaltata in der Provinz Aconcagua auf der östlichen Cordillere zwischen 32° und 33° südl. Br. Die dortigen Minen sollen nach der Behauptung von Bergbauverständigen 25 Meilen weit gegen Norden streichen und überall, wo man auch eingeschlagen hat, gleiche Reichhaltigkeit zeigen. Der Hauptgang ist 9 Fuß mächtig und theilt sich in 5 parallele Lagen. Die mittlere derselben oder der Kerngang, von den chilenischen Bergleuten la Guida genannt, ist so reich an Silber, daß das Erz fast ganz weiß erscheint, und gewährt von 50 Pfund Erz 2 Mark Ertrag. Obwohl der Ackerbau bisher noch geringe Fortschritte gemacht hat, so bringt doch der Boden die verschiedensten Arten Getreide hervor, welche während der letzten Jahre in großen Massen nach Kalifornien und Australien, selbst nach Tahiti ausgeführt wurden. Der Wein, der vortrefflich gedeiht und bei angemessener Behandlung den besten spanischen übertrifft, ist werthlos, weil die

Landleute die Reben auf dem Boden hinranken lassen, den sie oft ganz bedecken, so daß die Sonne nicht durchdringen kann und die Trauben entweder faulen, oder nicht vollkommen reif werden. Die Viehzucht hat sich ungemein ausgebreitet, namentlich die Pferdezucht, die ein unabweisliches Bedürfniß ist, da Niemand zu Fuß geht. Es gibt Heerden von Pferden, Maulthieren, Hornvieh zu 10,000 Stück und mehr. Die Schafzucht ist sehr vernachlässigt, die Wolle der chilenischen Schafe ist grob und wenig benutzt. Industrie und Gewerbe sind noch weiter zurück; abgesehen von ein paar Hanfwebestühlen zu Santiago, gibt es keine eigentliche Manufaktur, bloß Schmucksachen werden, wie überall in Südamerika, viel verfertigt. Der Binnenhandel ist unbedeutend, da es nur drei fahrbare Straßen gibt, u. die sonstigen Wege nur für Maulthiere gangbar sind. Mit Peru wird ein beträchtlicher Küstenhandel unterhalten. In den großen Weltverkehr bringt C. Gold, Silber, Kupfer, Weizen, Wein u. Branntwein, Fett, Talg, Korduanhäute, Vicunnawolle, Schinken, Cedernbreter, Fischthran und einige Gewebe. Eigene Handelsschiffe hat C. nicht, die Kriegsmarine ist auf zwei Segelschiffe und einige Dampfer zurückgeführt. Die Einfuhr besteht in Zucker, Kaffee, Thee, Gewürzen, deutschen, englischen und amerikanischen Manufakturen, Gewehren, Pulver, Blei u. einigen andern Waaren. Die innere Schuld belief sich 1854 auf 1,507,875, die auswärtige auf 6,703,500 Piaster. Die Staatseinnahmen betrugen 1854 6 Millionen u. überstiegen die Ausgaben, welche für 1855 ungeachtet großer, auf mancherlei Verbesserungen verwendeter Summen auf 5,330,000 Piaster berechnet wurden. Der steigende Wohlstand des Landes zeigt sich besonders auch in der Handelsbewegung, welche mit jedem Jahr zunimmt. Die Einfuhr betrug 1854 über 17 Millionen und die Ausfuhr 15, zusammen über 32 Millionen, während der Werth des ganzen Umsatzes 1853 sich bloß auf 23 Millionen belaufen hatte. Im J. 1854 kamen 2525 Fahrzeuge in die chilenischen Häfen mit einem Gehalt von 752,300 Tonnen. Ausgelaufen sind 2461 Fahrzeuge mit einem Gehalt von 729,800 Tonnen. Den größten Antheil an diesem Handel hat die Nationalflagge; dann folgen England u. die Vereinigten Staaten; mehr als ein Dritttheil der Ausfuhr besteht in edlen und unedlen Metallen, deren Produktion im Wachsen begriffen und einer noch weit größeren Entwickelung fähig ist. Der Werth der Ausfuhr an Metallen betrug 1854 6,913,830 Piaster. Der weit größere Theil des Handelsverkehrs, fast $^{99}/_{100}$, wird durch den Hafen von Valparaiso vermittelt.

Die Bevölkerung betrug nach der amtlichen Zählung vom April 1855 1,430,170 Seelen; die Spanier u. deren Nachkommen sollen 12, die Indianer 60, die Mischlinge 28 Proc. der Bevölkerung betragen. Die Republik zerfällt gegenwärtig in 12 Provinzen: Atacama, Coquimbo, Aconcagua, Santiago, Valparaiso, Colchagua, Talca, Maule, Concepcion, Valdivia u. Chiloë, welche letztere aus der nach Süden sich herabziehenden Inselgruppe gleichen Namens besteht. Die reichste dieser Provinzen ist Santiago, den zweiten Rang behauptet Valparaiso; die zwei gleichnam. Hauptstädte sind die Centralpunkte der Bildung. Neuerlich erlangte auch die Provinz Atacama wegen ihrer zahlreichen Kupferminen große Wichtigkeit.

Die ältere chilenische Verfassung von 1823 konstituirte einen Föderativstaat, der von den Staaten Coquimbo, Santiago und Concepcion und von dem Gebiet Chiloë gebildet wurde. Ein gemeinschaftlicher Kongreß ordnete die allgemeinen Angelegenheiten und schlichtete die entstandenen Streitigkeiten. Die neue Konstitution von 1833 hat den Föderativstaat in einen Einheitsstaat verwandelt. Die Souveränetät beruht im Volke und wird ausgeübt durch drei Gewalten: die vollziehende, gesetzgebende und richterliche. Der Präsident, der in direkten Volkswahlen auf fünf Jahre gewählt wird und zweimal hinter einander wählbar ist, hat durchaus keinen Antheil an der Gesetzgebung. „Die ausübende Gewalt", sagt die Verfassung, „deliberirt nicht, sie gehorcht." Das Ministerium ist verantwortlich. Der Präsident ernennt die Minister und die Verwaltungsbeamten der Provinzen; die Municipalbeamten werden von den Gemeinden gewählt. Die richterlichen Beamten sind unabsetzbar, aber verantwortlich, auch der Präsident kann vom zweiten Jahre seiner Amtsführung an in Anklage versetzt werden. Die gesetzgebende Gewalt, welche die Initiative hat, ist das Attribut eines aus zwei Kammern bestehenden Nationalkongresses, der jährlich vom 1. Juni bis 1. September tagt. Die erste Kammer zählt 20 Senatoren, die auf 9 Jahre gewählt werden und von denen nach 3 Jahren ein Drittel austritt; wählbar ist jeder 36 Jahre alte Bürger, der ein jährliches Einkommen von 2000 Pesos (Piaster) hat. Die Abgeordneten der zweiten Kammer müssen ein Jahreseinkommen von 5000 Pesos nachweisen und 25 Jahre, wenn verheirathet, 21 alt seyn; Bürger u. Wahlmann ist jeder Chilene, der lesen und schreiben kann und 25 oder 20 (wenn verheirathet) Jahre zählt. Alle Privilegien sind aufgehoben, mit Ausnahme der Majorate und der Regierungsmonopole. Die Majorate, aus Ländereischenkungen an die Familien der Conquistadores entsprungen, sollen mit dem Tode der jetzigen Besitzer aufhören. Die Regierungsmonopole beschränken sich auf Tabak und Spielkarten. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die Freiheit der Presse, des Handels, der Industrie ist gewährleistet, die Sklaverei für immer aufgehoben. Die Erziehung erklärt die Verfassung für die erste Sorge des Staats, und in der That geschieht für diese wichtigste Angelegenheit außerordentlich viel. Ueberall werden Schulen errichtet, talentvolle Chilenen pflegen sich in Frankreich für das Lehrfach auszubilden, in neuester Zeit hat Deutschland den Vorzug erhalten. Nach dem Artikel 5 der Verfassung ist die katholische Religion die herrschende, mit Ausschluß der öffentlichen Ausübung jeder andern, allein in der Praxis ist man von diesem Gesetz längst abgewichen. Es bestehen mehre protestantische Kirchen, denen kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, die Toleranz der Eingebornen freut sich dieser fremden Erscheinung, ja die sogenannte herrschende Kirche

ist in Folge ihres Widerstrebens gegen den öffentlichen Geist eine Ecclesia pressa geworden. Der Staat übt das Patronatsrecht, renitente Pfarrer werden abgesetzt, was auch den beiden Bischöfen zu St. Jago und Concepcion widerfahren kann. Die Klöster sind bis auf einige wenige aufgehoben, das Einkommen der Geistlichkeit ist beträchtlich herabgesetzt, z. B. der Bischof von Santiago von 40,000 auf 7000 Piaster. Von dem Ernst der Machthaber, die geordneten Zustände zu erhalten und neue Revolutionen unmöglich zu machen, zeugt die Herabsetzung des Heers von 11,530 Mann auf 3000. Da die Miliz 64,000 Mann beträgt und ihre Tüchtigkeit schon mehrfach, am glänzendsten bei der Bekämpfung des Mörders Vidaurre, bewährt hat, so sind von der kleineren Militärmacht keine ferneren Störungen zu befürchten. Das Wappen von C. ist eine Säule und darüber ein Stern; auf der andern Seite ein brennender Vulkan. Die Flagge hat drei Farben; sie theilt sich in zwei horizontale Parallelogramme: das untere ist roth; das obere theilt sich wieder in zwei Vierecke, von denen dasjenige, welches am Mast ist, einen weißen Stern auf blauem Grunde enthält, das andere völlig weiß ist.

Geschichte. Schon die peruanischen Inka's hatten, angelockt durch die Fruchtbarkeit des Landes, sich zu Herren desselben zu machen gesucht: doch brachten sie es nur bis zum Maule unter ihre Botmäßigkeit. Nachdem die Spanier in Peru sich festgesetzt hatten, fiel ihr Blick bald auch auf C. Diego Almagro war der Erste, welcher in C. einzudringen suchte (1535). Von Tupisa, wo er eine große Summe Tributgeld für den Inka von Peru empfangen hatte, wandte er sich nach Tucuman, sodann gegen die Anden, verlor beim Uebersteigen derselben eine Menge Leute u. erreichte nach unsäglichen Beschwerlichkeiten das Thal von Copiapo. Auf diese Weise entdeckte er C. für die Europäer und nahm von demselben sogleich im Namen Karls V. Besitz. Die Bewohner der Provinz Copiapo waren damals getheilt, indem der gesetzmäßige Kazike durch einen Usurpator vertrieben war. Der Vertriebene wandte sich an die Spanier um Hülfe. Almagro, die Vortheile seiner Stellung erkennend, nahm ihn freundlich auf, setzte ihn in seine Herrschaft wieder ein, stürzte den Usurpator und wurde von den Eingebornen fast vergöttert. Als jedoch Almagro bald darauf, um einige getödtete Spanier zu rächen, mehre vornehme Eingeborne lebendig verbrennen ließ, wurde er von den erbitterten Indianern geschlagen und mußte sich nach Copiapo zurückziehen. Nach ihm setzte Piedro de Valdivia das Werk der Eroberung fort. Mit 150 Spaniern und mehren tausend Peruanern drang er in das Innere des Landes vor, gründete (25. Februar 1841) in einer fruchtreichen Ebene am Rio Mapaho die Stadt S. Jago di Nueva Estremadura und schlug die Indianer, welche die Ansiedelung zu zerstören suchten. Als kurz darauf eine Goldmine bei Quillota entdeckt wurde, errichtete er auch dort ein Fort, um diese ausbeuten zu können. Nun folgte eine Reihe langer und wechselvoller Kämpfe, die trotz mancher Niederlage der Spanier damit endeten, daß letztere festen Fuß im Lande faßten. Valdivia suchte sich seine Eroberungen dadurch zu sichern, daß er Grund und Boden nebst den darauf wohnenden Indianern an Offiziere und Soldaten vertheilte. Bald jedoch trieb ihn die Hoffnung auf größere Schätze nach Süden in das Land der Moluches oder Araukaner. Nach hartem Widerstande in den Thälern von Tucupel und Camarcas zwang er die Pencones und andere Indianer, über den Biobio zu fliehen, verfolgte sie auch hierher, legte Concepcion an und besiegte nach blutigem Kampfe auch die Araukaner jenseits des Biobio. Hierauf kehrte er zu seinen friedlichen Arbeiten zurück, und da er die Indianer für überwältigt hielt, so legte er am Zusammenfluß des Cauten und Damas drei Meilen vom Meere eine Stadt an, welche er zu Ehren Karls V. Villa Imperiale nannte; einer anderen, noch südlicher an der Mündung eines großen Flusses angelegten Stadt gab er, wie dem Fluß selbst, den Namen Valdivia. Hiermit nicht zufrieden, sandte er Alderete, einen Spanier, am Valdivia hinauf, und als dieser Goldminen entdeckte, so wurde Villarica am Fuße der Anden, hierauf auf gleiche Veranlassung noch Villa nueva de los Infantes oder Angol de la Frontera im Thal Angol 1552 gegründet. So entstanden durch Valdivia 7 Städte in C., deren Gedeihen er auf jede Weise zu befördern suchte. Auf die Kunde von seinen Erfolgen eilten Schaaren von Dominikanern u. Franciskanern nach C., um die Araukaner zu bekehren, und wurden in mehren Städten für diesen Zweck förmlich installirt. Auch Frauen begaben sich dahin, um die Klöster zu füllen, die man erbauen wollte. Die Mönche zogen sich jedoch bald den bittersten Haß der Indianer zu und die Frauenklöster reizten die Indianer zu wiederholten Ueberfällen. Valdivia aber ließ sich dadurch in seiner verdienstlichen Thätigkeit nicht stören, gründete noch die Stadt Valparaiso als Hafen von St. Jago in einem keineswegs paradiesischen Thale zwischen kahlen Bergen und eroberte bedeutende Strecken in Tucuman jenseits der Anden, aus denen ein eignes Chili orientalis gebildet wurde. Kurz darauf führte jedoch eine Schandthat seinen Tod und große Verluste für die Spanier herbei. Die heimtückische Vergiftung des Fürsten der Araukaner, der der Einladung zu einem Feste nachgekommen war, rief die Indianer zu den Waffen. 80,000 Mann stark griffen sie zuerst die Forts Arauco und Tucupel an, eroberten und zerstörten sie, schnitten Valdivia, welcher mit Hülfstruppen herbeeilte, ab und erschlugen ihn mit allen den Seinen nach einem furchtbaren Kampfe 1553. Nun erst zeigten sich die schlimmen Folgen der Vereinzelung der Spanier in so vielen neuen Anlagen: alle Orte jenseits des Biobio gingen bis auf Valdivia und Imperiale verloren, und wenn man dieselben auch jetzt noch auf den Karten verzeichnet findet, so ist doch selten auch nur noch eine Spur derselben vorhanden. An Valdivia's Stelle trat Francesco de Villagran, unter dem der Kampf gegen die Araukaner fortdauerte und für die Spanier fortwährend von großen Verlusten begleitet war. Villagran wurde aus allen Ländern jenseits des Biobio vertrieben und genöthigt,

sich bis nach Santiago zurückzuziehen. Auch sein Nachfolger Mendoza hatte blutige Kämpfe zu bestehen, doch kämpfte er im Allgemeinen glücklicher. Die Araukaner und andere indianische Stämme wurden zurückgeschlagen, Chiloë 1559 entdeckt, Osorno gegründet und die Ruhe so wohl befestigt, daß der Bergbau mit erneuter Thätigkeit wieder aufgenommen und Schiffe ausgesandt werden konnten, um Patagonien zu erforschen. Dabei wurden mehre Städte gegründet, die Eroberungen erweitert und Tucuman mit Peru vereinigt. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der Bisthümer St. Jago (1561), Concepcions u. Imperiale's (1564), sowie damals auch die Inselgruppe Juan Fernandez entdeckt wurde. Noch aber dauerten die erbitterten und blutigen Kämpfe mit den Eingebornen fort und den Spaniern wurde es immer schwerer, sich im Süden des Biobio zu behaupten; nur auf Chiloë hielten sie sich noch in zwei von Ruiz Gamboa angelegten Kolonien, den Städten Castro u. Chacao. Bis zu dieser Zeit hatte die Regierung C.'s fast ganz in der Hand der Gouverneure gelegen, die nur unter dem Einflusse der Audiencia reale von Peru standen und sogar das Recht hatten, ihre Nachfolger willkürlich zu ernennen und nur nachträglich die königliche Bestätigung einzuholen. Unter Philipp II. wurde 1566 für C. eine eigene Audiencia reale errichtet, welche erst in Concepcion, dann in St. Jago ihren Sitz hatte. Sie bestand aus vier Mitgliedern und einem Schatzmeister und hatte die höchste Leitung der Civil- und Militärangelegenheiten. Um 1594 faßten die Jesuiten festen Fuß in C., erhielten in den wichtigsten Orten, St. Jago, Valdivia u. a., Kollegien und wußten ihren Einfluß bald in dem Grade geltend zu machen, daß sie die Regierung fast ganz in ihre Hände brachten. Aber nicht mit den Indianern allein hatten die Spanier zu kämpfen, bald erschienen auch Holländer und Engländer in diesen Gewässern. So landete 1578 Franz Drake auf der Insel La Maha, knüpfte Unterhandlungen mit den Indianern an und überfiel und plünderte dann Valparaiso. Zwar gewährte Elisabeth, Königin von England, eine Entschädigung für die Plünderung; aber das Geld wurde von Philipp II. zurückbehalten und den Einwohnern nicht zurückerstattet. Weniger glücklich war 1586 Cavendish, welcher die Küste wohl gesichert fand und mit seinen drei Schiffen zurückgeschlagen wurde. Glücklicher war 1594 Hawkins, der mehre Magazine plünderte u. viele Schiffe wegnahm. Später erschien der holländische Admiral Van Noort und entführte den Spaniern abermals viele und reiche Schiffe. Ein neuer Angriff von Seiten der Holländer geschah 1615 unter Joris Spilbergen; doch waren ihre Angriffe auf die Insel Santa Maria und auf Concepcion ohne Erfolg, und auch ihre spätern Unternehmungen hatten keinen glücklicheren Ausgang. Auch die Flibustier suchten die Küsten C.'s heim, störten den Handel und setzten sich auf der Insel Juan Fernandez fest. Im Friedensschluß von Quillen von 1640 wurde der Biobio als Grenze zwischen den Spaniern und Araukanern festgesetzt; doch erhielten die Missionäre Erlaubniß, unter den Araukanern zu predigen, und diese erkannten selbst die Souveränetät des Königs von Spanien an. Aber schon 1643 beunruhigten die Holländer unter dem Admiral Hendrik Boower und nach dessen Tode unter Elias Harckmans die Küsten wieder und schlossen sogar ein Bündniß mit den Araukanern gegen die Spanier; auch nachdem sie sich entfernt, dauerten die Feindseligkeiten der Araukaner fort und führten 1655 zu einem verheerenden Kriege, dem 1724 der Friede zu Ungrete ein Ende machte, worin die frühern Stipulationen des Friedens von Quillen erneuert wurden. Unter den Gouverneuren des 18. Jahrhunderts hat sich José Manso durch die thätigste Sorge für die Hebung des Landes sehr verdient gemacht, indem er die Indianer diesseits des Biobio vereinigte u. in Dörfern und Städten ansiedelte. Durch ihn entstanden Aconcagua, Mollipilla oder San José de Logroño am Mappo, Rancagua oder Santa Cruz de Triana, Colchagua oder San Fernando, San José de Curico, Talca, Tutuben, Angeles. Sein Nachfolger Don Domingo Ortiz de Rozas (1746) fuhr in diesem Bestreben fort und gründete Santa Rosa, Guasco Alto, beide am Rio Quilota, Casa blanca, Bella Isla, Florida, Culemu, Quirigua (1753) und sandte eine Kolonie nach Juan Fernandez. Unter seinem Nachfolger wurde 1754 Amat, Talcamavida und Gualqui und Neu-Concepcion oder La Maha gegründet. Auch bemühte sich die Regierung, die Araukaner zur Annahme fester Wohnorte zu bewegen, und Don Antonio Gonzaga erhielt den Auftrag, sie mit Güte oder Gewalt dazu zu bringen. Die Araukaner aber, welche in den Städten Gefängnisse sahen, erhoben sich in Masse, um sich dieser Einschränkung ihrer Freiheit zu widersetzen. Ein blutiger Kampf war die Folge, dessen Schrecken vornehmlich die Bundesgenossen der Spanier erfahren mußten. Zuletzt (1775) kam man wieder auf die Nothwendigkeit eines Friedens zurück, der zu St. Jago auf Grund der frühern Bestimmungen abgeschlossen wurde, doch mit dem Zusatze, daß es den Araukanern gestattet seyn sollte, in St. Jago einen indianischen Abgeordneten zu halten, welcher die Rechte und Vortheile seiner Nation daselbst zu vertreten habe. Carignancu war der Erste, welcher als solcher daselbst erschien. Dieser Friede wurde um so mehr gehalten, als C. in einem Irländer, Ambrosio O'Higgins, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war und sich in den amerikanischen Provinzen ausgezeichnet hatte, einen sehr friedliebenden Gouverneur erhielt, welcher, wenig lüstern nach dem Ruhm eines Eroberers, die größte Sorgfalt auf Hebung des Bergbaus, des Handels, des Ackerbaus, der Finanzen und der Gerechtigkeitspflege verwandte. Doch ging auch seine Verwaltung nicht ohne Kriegsereignisse vorüber. Im Jahr 1792 suchten die Indianer sich Valdivia's zu bemächtigen; nachdem aber ihr Versuch mißlungen war, ließ O'Higgins sie in ihrem eigenen Lande durch Thomas de Figuerra angreifen, und zwar mit solchem Erfolg, daß sich fast alle indianischen Fürsten der spanischen Oberhoheit unterwarfen. Der König von Spanien glaubte den Sieger nicht besser belohnen zu können, als wenn er ihn zum Vicekönig von

Peru erneuerne, wohin sich sodann derselbe zum großen Schmerz der Indianer und Kreolen in C. 1793 begab. Seit dieser Zeit blieb C. bis zur Revolution 1810 ruhig. Die Indianer machten keine Angriffe und der spanische König war zufrieden, sich als Herr derselben anerkannt zu sehen. An der Spitze der Verwaltung stand ein Gouverneur, welcher als solcher Präsident der Civilverwaltung und Generalkapitän des Heeres war. Ihm untergeordnet waren der Maestro de Campo, der Sargento Mayor und der Commissario als die höchsten Offiziere des Heeres. Der Gouverneur stand in Zeiten des Friedens unmittelbar unter dem Könige, im Kriege unter dem Vicekönige von Peru, präsidirte in der Audiencia reale und den höhern Tribunalen, war höchster Verwalter der Justiz und ernannte die Gouverneure von Valdivia, Chiloë und Juan Fernandez. Die Audiencia aber war gegen das Ende der spanischen Herrschaft ein Gerichtshof, der in Civil- wie in Kriminalsachen die höchste Instanz war; nur wenn der Werth der streitigen Angelegenheit 6000 Plaster überstieg, entschied der Rath von Indien. Daneben bestanden Räthe für die Finanzen, für den Handel, für die vakanten Ländereien und für die Taxen für geistliche Dispensationen. An der Spitze jeder Provinz stand ein Corregidor, welcher durch den König ernannt werden sollte, aber meist durch den Gouverneur bestimmt wurde und ebenfalls Civil- und Militärgewalt hatte. Unter ihm standen die Cabildos in den Städten, Municipalräthe, bestehend aus Regidores von dauernder Gewalt und andern Mitgliedern, die jährlich durch den Cabildo ernannt wurden. Die höchste geistliche Gewalt hatte der Bischof von Lima, dem zunächst die beiden Bischöfe von St. Jago und Concepcion untergeben waren. Das Tribunal der Inquisition in Peru unterhielt einen Kommissarius in St. Jago und verschiedene Subalternbeamten. Das Heer bestand theils aus regulären Soldaten, welche meist schon in Europa gedient hatten, aus Milizen, welche aus Kreolen und andern Bewohnern der Städte genommen waren, und aus indianischen Hülfstruppen. Die erstern waren an Zahl sehr gering und überstiegen wohl nie 2000; dagegen zählte die Miliz 1792 mehr als 15,000 Mann.

Die Mißbräuche in der Regierung waren so alt, als die Eroberung, wurden aber erst unter Philipp II. recht drückend, indem seit dieser Zeit die Spanier eigentlich keinen andern Zweck hatten, als das Land einzig zu ihrem Vortheile zu benutzen. Man beschränkte und belästigte den Handel in jeder möglichen Weise, verschloß die Häfen allen fremden Nationen, verbot den Kolonisten Schiffe zu bauen, erschwerte sogar den Verkehr unter ihnen selbst und gestattete Handel zuerst nur mit Sevilla, sodann auch mit Cadix. Der Verkehr mit Spanien wurde durch die sogenannten Galaonen unterhalten, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus etwa 23 Schiffen bestanden und jährlich einmal in Porto Bello von C. aus einliefen. Erst 1740 wurde eine direkte Verbindung in Folge der Einführung der Registerschiffe eröffnet, welche um das Kap Horn segelten und 1748 die Abschaffung der Galaonen veranlaßten. C. schien indeß immer noch vor andern Kolonien begünstigt zu werden, da man Oel- und Weinbau unbehindert gelassen hatte. Als aber auch dagegen ein Verbot erfolgte, sank bald auch der Ackerbau so, daß C. selbst der Zufuhren an Getreide aus Europa bedurfte. Die Mauthabgaben wie die Gebühren für die zum Kauf gebrachten Gegenstände (Alcavala) wuchsen bis ins kaum Glaubliche. Nicht besser war der Zustand der Verwaltung. Die öffentlichen Aemter wurden versteigert und die Beamten wußten sich schnell für die Kaufsumme zu entschädigen. Zu höhern Aemtern gelangten nur geborene Spanier. Erst 1776 wurden die Kreolen vom König Karl III. für anstellungsfähig erklärt. Der erste Impuls zur Revolution kam von Buenos-Ayres her, indem von hier ein Kreole Antonio Alvarez Junta ausgesandt wurde, um die Chilesen zu insurgiren (1810). Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, zumal da der Gouverneur Carrasco wegen seiner französischen Sympathien und seiner willkürlichen Regierung den angesehensten Familien verhaßt war. Zu derselben Zeit kamen auch Abgeordnete der Centraljunta aus Spanien an, welche die Kolonie im Gehorsam gegen Ferdinand VII. erhalten sollten. Gedrängt durch seine Gegner, faßte der Gouverneur den Entschluß, eine Versammlung der Notabeln, d. h. der höhern Beamten und der reichsten Einwohner, zu berufen, um diesen die Befehle des Königs Joseph vorzulegen. Von dieser wurde Carrasco abgesetzt und eine Regierungsjunta von fünf Mitgliedern angeordnet; an die Stelle der Audiencia reale kam eine Corte da Apelacion. Nachdem die Junta einen Nationalkongreß berufen hatte, trat sie vom öffentlichen Schauplatz zurück. Noch wagte es aber Niemand, eine entschiedenere Stellung einzunehmen, und noch wurden Alle, welche revolutionärer Absichten verdächtig waren, in Ketten und Banden nach Lima abgeführt. Bei der Unentschiedenheit, womit die Vertreter der Freiheit und Unabhängigkeit auftraten, faßte der spanische Oberst Figuerra, welcher den Royalisten in Buenos-Ayres zu Hülfe gesandt war, die Hoffnung, den Kongreß noch vor seiner Bildung vernichten zu können, und zog mit seinem Heere gegen Santiago. Hier aber wurde er vom Volk mit Erbitterung angegriffen, gefangen genommen und erschossen (1. April 1811). Im Juni desselben Jahres trat endlich der Kongreß zusammen und konstituirte sich zur gesetzgebenden Versammlung; die Anhänger des Alten erhielten sechs Monate Bedenkzeit zu ihrer Unterwerfung oder zur Auswanderung; die Freiheit aller Kinder der Sklaven, der Presse (noch gab es keine einzige in C.) und des Handels wurde ausgesprochen und endlich an die Stelle der Junta eine Regentschaft von drei Männern eingesetzt. Die Geistlichen sollten fortan aus dem öffentlichen Schatze besoldet werden, das Kirchengut wurde für Nationalgut erklärt. Auch jetzt noch faßte der Kongreß alle diese Beschlüsse im Namen Ferdinands VII., wiewohl sich in ihm schon eine mächtige Partei für die absolute Unabhängigkeit gebildet hatte, an deren Spitze drei Brüder Carrera standen. Diesen gegenüber erhob sich eine neue Faktion, die der Penkisten, welche weder mit den Royali-

sten noch Republikanern gingen, sondern, von föderalistischen Grundsätzen ausgehend, den Süden unabhängig machen und Concepcion zur Hauptstadt erheben wollten. Während dieser Vorgänge kam (27. Juli 1811) ein in spanischen Diensten stehender Engländer, Namens Flemming, in Valparaiso an, um im Namen der span. Regierung den Kongreß, der durch den Vicekönig von Peru bestätigt worden war, aufzufordern, Repräsentanten zu den spanischen Cortes zu senden; derselbe erklärte später von Lima aus, daß die Revolution vom englischen Hofe gemißbilligt werde. Der Kongreß seinerseits suchte inzwischen jeden entscheidenden Schritt zu vermeiden, behauptete den Schein der frühern Unterwerfung unter den König, bemühte sich aber, den Kreolen die höheren Stellen beim Militär zu verschaffen. Die Ausführung des letzteren Plans wurde den drei Brüdern Carrera überlassen; diese überschritten jedoch ihre Instruktionen, stellten sich selbst an die Spitze der bewaffneten Macht, beförderten ihre Freunde zu den höhern Aemtern, verhafteten ihre Gegner, lösten die Regentschaft auf und ersetzten sie durch eine Kommission, in welcher einer von ihnen den größten Einfluß erhielt. Kurz nachher lösten sie den Kongreß selbst auf. So entstand eine förmliche Soldatenherrschaft, unter welcher Niemandem wohl werden mochte. Doch verfloß das Jahr 1812 ohne Aenderung in dem Verhältniß der Parteien; erst 1813 publicirte Don José Miguel Carrera, der zweite und mächtigste unter den Brüdern, an der Spitze des Heeres eine Konstitution, in welcher der Regierungsjunta ein Senat an die Seite gestellt ward. Diese Schritte geschahen ohne Erwähnung des Königs. Der Vicekönig von Peru aber glaubte, von den Ereignissen und Parteiungen Vortheil ziehen zu können, um die königliche Macht von Neuem zu begründen. Er sandte ein Heer unter Pareja gegen Concepcion, welche Stadt leicht eingenommen wurde, und durch glückliche Umstände gelang es ihm, seine kleine Armee auf 4000 Mann zu bringen. José Miguel Carrera, der sich zuvor mit seinen Feinden ausgesöhnt und ihnen zum Theil höhere Posten anvertraut hatten, zog mit 6000 schlecht bewaffneten Kriegern dem Feinde entgegen, erlitt aber nach einem Siege bei Yerbas Buenas, unfern Talca, den 12. April eine Niederlage, die seine Absetzung zur Folge hatte und die Spanier in den Besitz von Chillan brachte. O'Higgins, der Sohn des frühern Statthalters gleichen Namens, trat den 24. November 1813 an seine Stelle. Die Junta wurde abgesetzt u. an ihre Stelle ein Oberdirektor und zu diesem Posten Henriquez da Lastra ernannt. Beide Theile suchten Frieden; die Spanier, weil sie an Zahl sehr schwach waren, die Chilesen, weil ihnen die Kriegsmittel fehlten. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ziel und die Feindseligkeiten begannen von Neuem, beschränkten sich aber auf einen Feldzug der Spanier gegen St. Jago, dessen Eroberung durch O'Higgins vereitelt wurde (1814). Kurz darauf wurde zu Zirca bei Talca am Maule den 3. Mai von dem General Gainza ein Vertrag im Namen des Vicekönigs abgeschlossen, nach welchem C. einen integrirenden Theil der spanischen Monarchie bilden, seine Abgeordneten zu den Cortes senden, die vom Kongreß gegebene Konstitution behalten, seine innern Angelegenheiten selbst besorgen, freien Handel treiben, aber Ferdinand VII. als Souverän anerkennen sollte. Dieser Friedensschluß war jedoch nur ein Theatercoup des Vicekönigs, welcher Zeit hatte gewinnen wollen. Kaum war Verstärkung aus Spanien angekommen, so erklärte er, daß Gainza seine Instruktionen überschritten habe, und sandte Osorio mit 4000 Mann ab. Dieser nahm sogleich seinen Weg gegen St. Jago, während Carrera, der nach seiner Absetzung von den Spaniern gefangen, aber wieder entkommen war, ebenfalls dorthin eilte, die Soldaten und das Volk leicht gewann, die Junta wiederherstellte und sich zum Oberbefehlshaber ernennen ließ. O'Higgins, von seinem Freunde um Hülfe ersucht, ließ 2000 Mann gegen die Royalisten abmarschiren und ging mit dem andern Theile seines Heeres gegen St. Jago. Hier aber wurde er am Mayvo von Carrera geschlagen und gefangen, von Letzterem jedoch gütig behandelt und als zweiter Befehlshaber der Armee installirt. Der Kampf gegen die Spanier war jedoch jetzt so ungleich geworden, daß Carrera nach einem 36 Stunden langen Kampfe bei Rancagua gegen Osorio sich mit nur 300 Dragonern nach St. Jago durchschlagen konnte. Die Einwohner dieser Stadt, selbst vielfach belästigt durch das Heer der Carrera, baten Osorio um Schutz, so daß die Führer der Revolution ihre Rettung nur in der Flucht über die Anden nach Buenos-Ayres sahen. Die Stadt wurde von ihnen mit ihren Anhängern, etwa 1400 Mann, den 1. Oktober 1814 verlassen und am 5. Oktober zogen die Spanier ein, welche Diejenigen, die sich ihren Unwillen zugezogen hatten, mit großer Härte bestraften und alle in der Verwaltung des Landes gemachten Neuerungen beseitigten. Zwei Jahre verflossen, ohne eine Aenderung der Verhältnisse zu bringen, nur daß C. durch Guerillas unter Rodriguez beunruhigt wurde. Während dieser Zeit aber vollendeten die Plataſtaaten ihre Revolution und gewährten dann den Chilesen um so eher Hülfe, als sie die Spanier aus ganz Amerika vertreiben wollten. Eine Expeditionsarmee, 4200 Mann Infanterie u. 960 Reiter stark, sammelte sich zu Mendoza unter San Martin, unter welchem Soler und O'Higgins kommandirten. Geschickt wußte der Oberbefehlshaber die Wachsamkeit der Spanier über seinen Marsch zu täuschen, und es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Verluste, die 12—15,000 Fuß hohen Pässe über die Anden zu überschreiten und Verstärkung in C. selbst an sich zu ziehen. Bei Villa Vieja kam es zum ersten Gefecht, in welchem die Royalisten geschlagen wurden, worauf sie sich auf den Chacabuco, einen steilen Berg, welcher die Ebene von Santa Rosa und somit auch die Straße nach St. Jago beherrscht, zurückzogen. Auch diese wohlbesetzte Höhe griff San Martin an und errang den 12. Februar 1817, hauptsächlich durch die Tapferkeit von O'Higgins und eines französischen Offiziers Cramer, einen entscheidenden Sieg. Das spanische Heer ward zersprengt und nur wenige Abtheilungen retteten sich vor den überall umher-

streifenden Guerillas. Selbst der spanische Anführer Marco del Pont fiel in die Hände des kühnen Guerillaführers Rodriguez und mehr als 1200 Mann blieben auf dem Wahlplatze. Die Folgen dieser Schlacht waren von der größten Bedeutung; die Royalisten waren entmuthigt u. flohen, die Independenten faßten die kühnsten Hoffnungen; San Martin zog zwei Tage nachher, am 14. Februar, unter dem Frohlocken des Volks in Santiago ein, eine neue Regierung wurde eingerichtet und San Martin zum höchsten Direktor ernannt, welche Würde er indeß an O'Higgins abtrat. Sodann suchte man die Spanier aus Valparaiso und Concepcion zu vertreiben; wirklich verließen sie auch die erstere Stadt den 15. März und zogen sich nach Talcahuano zurück, wo sie sich mit großer Tapferkeit in einem befestigten Lager unter Ordonnez behaupteten.

Inzwischen wurden unter den Independenten lebhafte Besorgnisse über den Zweck, welcher Buenos-Ayres zur Hülfeleistung bewogen hatte, rege, und Manche fürchteten schon, daß diese Stadt die Absicht habe, sich an der Stelle Spaniens zum Herrn von C. zu machen. Diese Furcht glaubte man durch die Bemerkung bestätigt zu finden, daß das argentinische Heer eine numerische Ueberlegenheit über die Nationaltruppen erlangt habe. Jenes bestand wirklich aus 4800 Mann, während diese sich nur auf 3600 Mann beliefen. O'Higgins suchte indeß mit der größten Sorgfalt alle die Pflichten zu erfüllen, welche seine Stellung ihm auferlegte. Er vermehrte u. übte das Heer; aber seine Angriffe auf Talcahuano blieben ohne glücklichen Erfolg, und er sah sich zuletzt genöthigt, die Belagerung aufzugeben, als er von einer neuen, vom Vicekönig Pesuela in Peru ausgerüsteten Invasionsarmee Nachricht erhielt. Der Letztere ließ Proklamationen an die Chilesen verbreiten, in welchen er sie aufforderte, sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen und von jedem Widerstande abzustehen, der eben so unnütz als verderblich für sie seyn würde. Wirklich landete im Januar 1818 Osorio mit Truppen in Talcahuano, griff sofort Concepcion an und eroberte diese Stadt ohne Mühe. Nachdem er mit den Araukanern ein Bündniß geschlossen, gewann er Talca und schlug darauf die Independenten bei Concha Rayada in der Nähe von Talca so völlig, daß sie ihre sämmtliche Bagage, Kanonen und Lebensmittel verloren. Hätte er seinen Sieg schnell benutzt, so wären die wichtigsten Städte ohne Widerstand in seine Hände gefallen. Aber er hielt die Independenten schon für vernichtet und fing an, zu unterhandeln, wodurch er eine kostbare, unersetzliche Zeit verlor. Die Generäle der Independenten erhielten dadurch Gelegenheit, die Ueberreste ihrer Armee wieder zu sammeln und neue Truppen heranzuziehen. Im April hatten sie schon wieder über 5000 Mann beisammen und das Vertrauen war wieder hergestellt. Daher beschlossen sie, sofort die Spanier anzugreifen, obgleich diese am Maypo, nicht fern von Santiago, eine sehr günstige Stellung eingenommen hatten. Die Schlacht, welche am 5. April erfolgte, war blutig und entscheidend; die Spanier erlitten eine so völlige Niederlage, daß ihr Feldherr Osorio mit kaum 200 Reitern sich zu retten vermochte, 2000 Mann umkamen u. 3000 Mann, mit allen überlebenden Generälen und Obersten, sich gefangen geben mußten. Die ganze spanische Artillerie, die Kriegskasse, die Munition wurde eine Beute des Siegers, dessen Verlust unbedeutend war. Durch diesen Sieg erlangten die Independenten entschieden die Ueberlegenheit. Die drei Brüder Carrera, welche den Verlust der Schlacht bei Rancagua verschuldet, indem sie, obgleich sie sich nahe beim Schlachtfelde mit ihrem Heere befanden, O'Higgins im Stich gelassen und dadurch ihre Unfähigkeit als Anführer beurkundet hatten, waren mit ihren Anhängern nach Buenos-Ayres geflohen. Der zweite unter ihnen, José Miguel, ging nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, um Schiffe für den Kriegsdienst anzukaufen; die beiden andern hatten San Martin ihre Dienste angeboten, waren aber, da sie seine Expedition durch ihre Intriguen hemmten, zurückgewiesen und nach Buenos-Ayres gesandt worden, wo sie sich als Gefangene auf Ehrenwort befanden, als José Miguel aus Nordamerika zurückkehrte. Da sie aber trotz ihrer Stellung als Gefangene die Provinz Cuyo von Buenos-Ayres abreißen wollten und Unruhen gegen den Präsidenten Puyredon anstifteten, so wurde auch José Miguel verhaftet, jenen der Prozeß gemacht und der älteste und der jüngste Bruder hingerichtet. Der zweite entkam und trat voll glühenden Hasses gegen San Martin und O'Higgins, die er als Urheber des Todes seiner Brüder ansah, zu dem kühnen spanischen Parteigänger Benavides über, mit welchem er einen höchst verderblichen Guerillakrieg gegen die genannten Generäle führte, bis beide den 31. August 1821 bei Punto del Medano besiegt und gefangen genommen und hierauf erschossen wurden. Eine andere blutige That war die Ermordung der am Maypo gefangenen Spanier durch Vicente Dupuy in der Festung San Luis de la Punta, welche nicht ohne Willen San Martins erfolgt seyn sollte. Auch schrieb man demselben und den Agenten von Buenos-Ayres die Ermordung des kühnen Guerillaführers Rodriguez zu, der wegen seiner Popularität von ihnen gehaßt wurde.

Nach der Schlacht am Maypo war es den Independenten leicht, die Spanier zu vertreiben, welche indeß das Land nicht verließen, ohne in den Städten, die sie besetzt hielten, besonders aus Klöstern und Kirchen, alle Kostbarkeiten mitzunehmen. Anfänglich hatten sie gehofft, sich durch die Araukaner halten zu können; aber der chilesische Anführer schloß den 20. Januar 1820 mit diesen einen Frieden, wodurch die Spanier jeden Anhalt bei ihnen verloren. Mit kaum 500 Mann zog sich daher der spanische General mit großer Mühe nach Valdivia, welches seiner abgesonderten Lage wegen, wie Chiloë, noch in Unterthänigkeit gegen den König von Spanien erhalten wurde, zurück. Um dieselbe Zeit gelang es den Independenten, sich auch eine kleine Seemacht zu erwerben. Schon ehe die Eskadre versammelt war, hatten die Chilesen die Spanier gezwungen, die Blokade von Valparaiso nach einem harten Kampfe aufzugeben, und kurze Zeit nachher ge-

wannen sie im Oktober 1818 vor Talcahuano die spanische Fregatte Maria Isabella, welche unter dem Namen O'Higgins in den Dienst von C. überging. Schon bestand die chilesische Seemacht aus sieben Segeln mit mehr als 200 Feuerschlünden, und kein spanisches Schiff konnte seit dieser Zeit diese Gewässer mit Sicherheit befahren, zumal da die in Spanien gemachten Versuche, die Ueberlegenheit zur See wieder herzustellen, gänzlich fehlschlugen. Die chilesische Regierung ernannte den Lord Cochrane zum Admiral, und nachdem derselbe Ende 1818 mit andern englischen Seeoffizieren in C. gelandet war, griffen die Chilesen selbst die Küste von Peru nicht ohne glücklichen Erfolg an, eroberten im Februar 1820 Valdivia und hierauf auch Cosorno; dagegen mißlang ein Versuch auf Chiloë, wohin die Ueberreste der Spanier sich zurückgezogen hatten. Bei einer dritten Expedition, welche im Juli 1821 gegen Peru unternommen wurde, waren die Spanier nicht im Stande, sich vor den Chilesen, die von den Peruanern kräftig unterstützt wurden, zu behaupten. O'Higgins hatte inzwischen mit väterlicher Sorge C. regiert; die Verfassung von 1822 war sein Werk, und der damals berufene Kongreß ehrte ihn dadurch, daß er ihn an der Spitze des Staates ließ. In dieser Stellung bildete er das neue Ministerium, leitete die Arbeiten des Kongresses, vollendete die Konstitution des Staates und machte diese den 23. Oktober 1822 bekannt. Aber er erntete für seine Bemühungen nur Undank. Ein neuer Mauthtarif brachte ihn um seine wohlerworbene Popularität, und nun erhoben sich Klagen überall. Die Einwohner von Coquimbo beschwerten sich über Vernachlässigung des Bergbaues, das Volk meinte, die Erdbeben von 1822 seyen Strafe des Himmels für die schlechte Regierung: am meisten aber erregte der General Freyre die Unzufriedenheit gegen O'Higgins, indem er ihm die Schuld beimaß, daß sein Heer keinen Sold erhalte, und dadurch einen Aufstand vorbereitete. Er gewann die Freunde der Carrera, verkaufte Licenzen zur Umgehung der Mauth, kündigte sodann der Regierung den Gehorsam auf, berief eine Versammlung nach Concepcion und konstituirte eine neue Regierungsjunta. Diese Versammlung vernichtete Alles, was in Santiago geschehen war, setzte O'Higgins ab, sprach die Trennung von Coquimbo und Concepcion von dem übrigen C. aus und berief einen neuen Kongreß. Freyre war entschlossen, diese Dekrete mit Waffengewalt durchzusetzen. O'Higgins trat daher jetzt von der Regierung zurück, wurde aber durch Abgeordnete von den drei Haupttheilen C.'s ersucht, das Land nicht zu verlassen; Freyre dagegen hatte Mühe, sich zu behaupten, und nachdem 1824 ein Versuch auf Chiloë unglücklich abgelaufen war, konnte er, obgleich zum Diktator auf drei Monate erklärt, die Subordination in Heer und Flotte (Cochrane hatte schon im Januar 1823, nach steten Streitigkeiten mit San Martin, C. verlassen) kaum erhalten. Die Anarchie griff mehr und mehr um sich; die Minen wurden verlassen, der Handel, der Ackerbau lagen darnieder, die Schulden mehrten sich, es gab blutige Auftritte in Santiago, der Kongreß erklärte seine eigene Auflösung und Freyre sah sich genöthigt, eine allgemeine Nationalversammlung auf den 5. September 1825 zu berufen. Kaum war diese zusammengetreten, als die Deputirten von Santiago den Präsidenten absetzten; Freyre aber löste die Versammlung auf, ernannte zur Ausführung seines Willens einen Consejo consultante und behauptete sich mit Waffengewalt. Kurze Zeit darauf gelang es ihm, auch Chiloë zu gewinnen. Die Bewohner der Inseln nahmen die Verfassung C.'s an, behielten sich aber eine besondere Regierung vor (25. Mai 1826).

Der neue Generalkongreß wurde am 15. Juli, und zwar diesmal zu Rancagua eröffnet. Er berief zunächst O'Higgins zum Oberdirektor und, als dieser die Annahme dieser Würde ausschlug, am 10. August den Admiral Blanco. Derselbe Kongreß erklärte die Föderativverfassung als Fundamentalgesetz und schloß einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Buenos-Ayres. Freyre hatte sich als Gouverneur nach Concepcion zurückgezogen; als aber die Unruhen und die blutigen Auftritte fortdauerten, stellte er sich abermals an die Spitze des Staats, bis die Ruhe wieder hergestellt war. Es trat hierauf der General Antonio Pinto an seine Stelle. Der Kampf der Unitarier und der Föderalisten fand durch diese Wahl neue Nahrung, ohne jedoch in blutige Kämpfe auszuarten. Doch hielt es der neue Kongreß, welcher seit dem 28. Februar 1828 in Santiago versammelt gewesen war, für angemessen, seine Sitzungen am 1. Mai von Santiago nach Valparaiso zu verlegen. Der Präsident blieb in der Hauptstadt zurück, und ihm gelang es, mit Hülfe der Einwohner und durch den Einfluß des Kongresses eine Militärinsurrektion zu unterdrücken, die zu seinem Sturze angezettelt worden war. Am 6. August 1828 wurde abermals eine veränderte Konstitution proklamirt, die heute noch in Geltung ist. Zum Vicepräsidenten wurde im Oktober 1829 Don Ramon Vienna gewählt. Gegen diese Wahl erhob sich General Don Joaquin Prieto, der ebenfalls nach dieser Würde getrachtet hatte, und stellte sich an die Spitze der Opposition zu Concepcion. Unter solchen Umständen legte Pinto am 29. Oktober die Präsidentenwürde nieder, am 7. November bildete sich in Santiago eine Insurrektionsjunta, vertrieb den Vicepräsidenten Vienna und nöthigte ihn zur Flucht nach Valparaiso. Die Truppen, welche sich von dieser Insurrektion fern gehalten hatten, wählten darauf den General Lastra zum Anführer. Im November desselben Jahres erschien Prieto an der Spitze der ihm zugefallenen Truppen vor Santiago, erlitt zwar am 14. December, dem General Lastra gegenüber, eine Niederlage, wußte aber gleichwohl diesen noch am 16. December zu einem Vergleich zu nöthigen, demgemäß er und Lastra dem Oberbefehl des Generals Freyre sich unterwarfen. Kaum aber war diese Flamme gelöscht, so warf der Revolutionsvulkan eine neue empor: Freyre wollte in Santiago eine provisorische Junta konstituiren, fand aber den ersten Anstoß bei seinem Unterfeldherrn Prieto, der abermals einen Aufstand hervorrief und Freyre nöthigte, bei den Truppen Zuflucht zu suchen und diese nach Valparaiso zu führen. Schon im Januar 1830

standen beide Parteihäupter im Westen einander gegenüber, doch kam es bei ihrem ersten Zusammenstoß unweit des Maypo zu keinem entscheidenden Resultat; nur sahen sich beide zum Abschluß eines Waffenstillstandes genöthigt. Beim zweiten Zusammentreffen, im März 1830, erlitt Freyre bei Camperayoda eine vollkommene Niederlage, in deren Folge Santiago seinem Gegner die Thore öffnete. Nachdem sich Freyre noch einige Zeit in Valparaiso gehalten hatte, flüchtete er nach Peru. Prieto wurde darauf Präsident und eröffnete als solcher am 1. Juni 1831 den neuen Kongreß. Seinem kräftigen Arm verdankt C. die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung; auch knüpfte er mit dem französischen Julithron Verbindungen an, öffnete seit 1833 auch spanischen Schiffen die chilesischen Häfen, half in Gemeinschaft mit Parteles (Minister und Vicepräsident) dem darniederliegenden Handel auf, verringerte die Staatsschuld u. errichtete eine Miliz, die ihm bei wiederholten Aufständen treulich an die Hand ging, und dies um so kräftiger, als der arbeitende Mittelstand des Bürgerkrieges lange satt und zugleich müde war. Großen Einfluß gewährte er jedoch der Geistlichkeit. Während sich C. auf diese Weise von seinen vielen Schlägen wieder erhob, war es Freyre gelungen, in Peru eine Partei um sich zu versammeln, meist Theilnehmer der in C. gescheiterten Militärinsurrektion, und den Protektor von Peru, Santa Cruz, für sich zu gewinnen, indem er ihm vorspiegelte, daß in C. eine Revolution des Volks gegen den Präsidenten reif sey und nur des Anstoßes von außen bedürfe. Mit zwei gemietheten peruanischen Schiffen versehen segelte Freyre im Juni 1836 gegen C. ab. Mit dem einen Schiffe landete er auf der Insel Juan Fernandez, wo viele Verbannte sich seiner Expedition anschlossen; mit dem andern Schiffe versuchte er einen Handstreich gegen Valparaiso, der jedoch erfolglos blieb. Diese von Peru unterstützte Abenteuerunternehmung hatte von Seite C.'s eine Kriegserklärung gegen Peru zur Folge. Der Landkrieg C.'s begann unglücklich, das an den Grenzen Peru's versammelte Corps empörte sich, ermordete Parteles und konnte nur mit Mühe beschwichtigt werden; diese Vorgänge äußerten auch auf den Seekrieg eine nachtheilige Wirkung, indem sie wenigstens die erste Abfahrt von 4000 Mann aus Valparaiso bis zum September verzögerten. Diese Truppen, die in Arequipa landeten, wurden, von Santa Cruz unaufhörlich bedrängt, bald zum Rückzug und zu Unterhandlungen genöthigt, zu welchen England die vermittelnde Hand bot. Ein Vertrag, im November 1837 abgeschlossen, verpflichtete C., allen an Peru gestellten Entschädigungsforderungen zu entsagen. Die Regierung ratificirte jedoch diesen Vertrag nicht, sondern strengte sich zu großartigen Rüstungen an und brach im August 1838 mit 6—8000 Mann zur See auf. General Bulnes landete mit einem starken Corps unweit Callao. In diesem Augenblick kam den Chilesen eine im Innern Peru's ausgebrochene Revolution zu Hülfe; augenblicklich riefen sie selbst den ehemaligen Präsidenten Gomera zum Regenten von Peru aus und führten ihn, der bisher in C. Schutz gefunden hatte, in Lima ein. Der herbeieilende Santa Cruz gewann zwar im ersten Augenblick die Oberhand wieder, erlitt aber am 20. Januar 1839 bei Pungai eine so vollständige Niederlage, daß er seine Präsidentenwürde von Peru und Bolivia niederlegte und nach Quito entfloh. Erst gegen Ende des Jahres 1839 wurden die letzten chilesischen Truppen vom peruanischen Boden abgerufen. Prieto behauptete sich bis 1843 im Amte. Sein Nachfolger war General Bulnes, der 1846 in der Präsidentschaft bestätigt ward, so daß im Verlaufe von 20 Jahren nur zwei Männer das Staatsruder führten, eine Stetigkeit in der Regierung, welche die Schwesterrepubliken nicht kannten. Don Manuel Montt, ein intelligenter und liberaler Mann, war die Seele der Verwaltung von 1841 bis 1846. Er brachte Ordnung in die Administration und wußte es dahin zu bringen, daß die frühere Erbitterung der Parteien allmählig einem Wetteifer Platz machte, das Gemeinwohl zu befördern. Der Friede ward erst wieder gestört, als die alten Leidenschaften wieder wach gerufen wurden. An der Spitze der konservativen Partei in C. standen Montt, Bulnes, Prieto, Urmeneta und Andere. Diese Partei hält an der sehr liberalen Verfassung von 1833 fest, befördert die Aufklärung, sorgt für den öffentlichen Unterricht, pflegt die materiellen Interessen, sieht die Anlage fremder Kapitalien und den Zuzug fleißiger Ausländer gern und hält auf Regelmäßigkeit in der Verwaltung. Die Gegenpartei der Pipiolos gibt sich für liberal aus, ist aber den Fremden abgeneigt, welche sie als räuberische Karthaginenser und ausländische, diebische Monopolisten bezeichnet. Sie hat ganz die Ungastlichkeit beibehalten, welche so lange im spanischen Amerika für die Kreolen charakteristisch war. Diese Partei bedrohte das Land mit einer neuen Revolution. Der Kongreß schloß seine Sitzung Ende August 1851; am 18. September sollte verfassungsmäßig der neue Präsident seine Stelle antreten. Am 30. August wurde Montt als Präsident ausgerufen; sein Gegenkandidat, General Cruz, aber zählte unter den Soldaten viele Anhänger, u. auf sein Anstiften brach in Coquimbo ein Aufstand los; die Insurgenten nahmen die Gelder aus den Staatskassen u. stellten Zorilla als Gouverneur an die Spitze der Provinz. Zugleich brach auch in Concepcion eine Insurrektion aus, und selbst General Gonzalez, welchen die Regierung von Santiago aus gegen die Aufständischen sandte, wollte mit 1200 Mann zu denselben übergehen. Sogleich bekleidete man aber in Santiago den Präsidenten mit der Diktatur, und jene 1200 Mann wurden für die Regierung wieder gewonnen; darauf marschirte General Bulnes gegen Concepcion, wo General Cruz endlich die Maske abgeworfen und sich zum Obergeneral und Gouverneur der südlichen Provinzen erklärt hatte, während die Aufständischen in Coquimbo unter General Carrera standen. Der Aufstand ging durch das entschiedene Auftreten der Regierung und der von Bulnes befehligten Regierungstruppen ohne Erfolg und großes Blutvergießen vorüber, und gegen Ende 1851 war die Republik wieder beruhigt. Regierung und Kongreß waren einsichtsvoll genug, sich von

jeder Reaktion fern zu halten. Man ließ die überwundenen Liberalen von Lima aus ihre fruchtlosen Proklamationen verkündigen und schritt auf dem Wege administrativer, staatswissenschaftlicher und finanzieller Verbesserungen unverdrossen fort. Eine Gesetzgebungskommission, an deren Spitze der durch mehre Schriften bekannte Jurist Andres Bello steht, und statistische Bureaux in der Hauptstadt wie in den Provinzen sind errichtet worden. Ein neuer Codex des Civilrechts ward vollendet, der zu Anfang des Jahres 1857 ins Leben treten sollte. Auch die Kolonisationsprojekte nahmen einen gedeihlichen Fortgang. Im Jahre 1852 kamen aber 800 deutsche Einwanderer in der Provinz Valdivia an, und ihre Gegenwart wirkt nach vielen Richtungen hin fördernd. Nach außen hin ward die Stellung der Republik durch Abschließung mehrer Handels- und Freundschaftsverträge mit den Vereinigten Staaten, England, Frankreich, Ecuador und andern Ländern befestigt und ihr Ansehn erhöht. Vgl. Bas. Hall, Journal kept on the coasts of Chile, 2 Bde., 4. Aufl., London 1825; John Miers, Travels in C. and La-Plata, 2 Bde., das. 1826; Pöppig, Reise in C., Peru ꝛc., 1. Bd., Leipzig 1836; d'Orbigny, Voyage dans l'Amérique méridionale, Paris 1839 ff.

Chilianus, s. v. a. Kilian.

Chilias (Chiliade), die Zahl Tausend; ein Abtheilung von Tausend.

Chiliasmus, im engern wörtlichen Sinne der Glaube an ein künftiges tausendjähriges Reich auf Erden, in welchem die verklärten und auferweckten Frommen unter der Herrschaft des Messias im Genusse der vollkommensten irdischen Glückseligkeit und Macht leben werden; im weitern Sinne alle sinnlichen Vorstellungen von der Zukunft des Reiches Gottes auf Erden. Die Elemente, aus welchen sich die chiliastischen Hoffnungen und Träume aufbauen, sind die versinnlichte Idee des Reiches Gottes, sinnliche Vorstellungen von Gott und von der Gemeinschaft mit ihm, sowie von der Unsterblichkeit u. Vergeltung, u. endlich die Verwechselung der Kirche als zeitliches Symbol des Reiches Gottes mit dieser Idee selbst. Zu diesen wesentlichen Grundbestandtheilen aber kommen, als im engern Sinne chiliastische Vorstellungen, noch besonders zwei hinzu, nämlich: die von der tausendjährigen Dauer des Reichs und von der Oberherrschaft des Messias über dasselbe. Veranlassung zu Ersterem gab die mißverstandene Stelle Ps. 90, 4, worin die Andeutung zu liegen schien, daß die mosaische Schöpfungsgeschichte ein Vorbild der 6000jährigen Weltdauer und der darauf folgenden 1000jährigen Sabbathsruhe sey. Dessen ungeachtet weichen in diesem Punkte die Meinungen der Rabbinen sehr von einander ab, indem sie die Dauer des Messiasreiches verschiedentlich, auf 40, 70, 90, 365, 400, 600, 2000, 7000, oder auch auf so viele Jahre angeben, als von Anfang der Welt oder von der Sündfluth an verflossen sind. Auch unter den Christen war hinsichtlich der Dauer des Reichs keine feste Bestimmung vorhanden; der Chiliast des 18. Jahrh., Bengel, nahm eine Dauer von 2000 Jahren an, die älteren lassen dies meist unbestimmt. Die andere Vorstellung von der Oberherrschaft des Messias war durch den Messiasglauben der Juden gegeben, welcher die gemeinsame historische Quelle sowohl des jüdischen als des christlichen C. ist. Andere Bestimmungen, wie die von der Zeit des Eintritts des messianischen Reichs, von den Ereignissen, welche ihn begleiten werden, von der Beschaffenheit dieses Reichs selbst, gehören noch weniger zu dem Wesen des C., und daher findet sich hinsichtlich dieser Nebenumstände eine große Willkür der Ansichten und Erwartungen, welche durch Zeitumstände, bedeutende Persönlichkeiten, seltsame Kombinationen gewisser Naturerscheinungen u. dgl. bedingt wird. Die meiste Uebereinstimmung findet sich noch in den chiliastischen Vorstellungen, wie sie sich in den ersten christlichen Jahrhunderten bei Juden und Christen vorfinden. Ihren Haupt- und Grundzügen nach bestehen sie in Folgendem. Die gewöhnlichste Berechnung der Ankunft des Messias war die, nach welcher die Weltdauer als eine große Woche betrachtet wurde, die aus 7 Tagen, jeder zu 1000 Jahren, bestehe, deren letzter als Sabbath das tausendjährige Reich sey. Die meisten Chiliasten setzen daher die Ankunft des Gottesreichs nach dem Ende des 6. Jahrtausends vom Anfang der Welt in die letzten Jahrhunderte dieses Jahrtausends, sowie auch bei den Juden der Sabbath mit der sechsten Stunde des vorhergehenden Tages anfängt. Um die Zahl der seit der Schöpfung der Welt verflossenen Jahre zu finden, versuchte man, die Lebensjahre der Patriarchen des Alten Testaments zusammenzuzählen. Aber wegen der Unvollständigkeit jener Genealogien und der Verschiedenheit der Zahlenangaben, die so groß war, daß die griechischen Juden u. die christlichen Chiliasten meist 6000 von der Erschaffung der Welt bis auf Christus verflossene Jahre herauszurechnen pflegten, während die palästinischen Juden nur 4000 annahmen, kam es zu keiner genauen Zeitbestimmung. Man zog daher noch verschiedene Prophezeiungen herbei, besonders die Weissagungen Daniels von der Bildsäule aus Gold, Silber, Erz, Eisen und Thon, von den 4 Weltreichen, von den 70 Wochen ꝛc. Unter dem letzten dieser Weltreiche wurde von den Juden und Christen nachher immer das römische Reich verstanden, dessen Untergang also dem Anfange des Messiasreichs nothwendig vorhergehen müsse. Die Weissagungen der Apokalypse, welche jene danielischen zum Muster haben, pflegte man den chiliastischen Berechnungen des Weltendes und des Anfangs des messianischen Reichs bis auf unsere Zeit zu Grunde zu legen. Hierzu kamen noch die sibyllinischen Bücher, welche zwar nicht wörtlich ein tausendjähriges Reich ankündigten, aber doch ebenfalls den Frommen den ewigen Genuß irdischer Freuden auf der Erde verhießen, und einige andere Sagen, welche den Zeitpunkt dieser Katastrophe anzudeuten schienen. Der Eintritt des messianischen Reichs selbst aber wird von mancherlei besondern Ereignissen begleitet seyn, und es sind dies eben die Zeichen des wirklichen Anfangs desselben. Besonders ist die Vorstellung eine allgemein chiliastische, daß dem Eintritt des Messiasreichs eine Zeit des Elends und des Unglücks vorhergehen werde,

und zwar wird dieses Elend bald mehr sinnlich, als Krieg, Hunger, Blutvergießen, Seuchen und zerstörende Naturereignisse, bald mehr geistig, als sittliche und religiöse Verdorbenheit, genommen. Ein Vorläufer, unter welchem man sich meist den Elias dachte, dem Moses oder Melchisedek oder Jesaias oder Jeremias zur Seite stehen werden, soll auf die Ankunft des Messias vorbereiten. Das Elend und das Verderben der Zeit wird personificirt in dem Antichrist (s. d.), der entweder der Satan selbst, oder ein Diener desselben ist, immer aber als gewaltiger Herrscher über einen großen Theil der Erde, als grausamer Tyrann und wüthender Verfolger der Kinder Gottes dargestellt wird. Mit seiner Erscheinung sollte Empörung und Krieg auf der ganzen Erde beginnen. Besonders wird der Krieg gegen Gog und Magog (s. d.) hervorgehoben. Die Dichtung Hesekiels (Kapitel 38 und 39) nämlich von einem gewissen Gog im Lande Magog, der als Anführer eines furchtbaren Heeres von Persern, Libyern und andern den Juden feindseligen Völkern diese mit einem gefährlichen Kriege überziehen werde, veranlaßte bei den Chiliasten eine Menge verwirrter Fabeln von einem Volke Gog im Lande Magog, oder von mehren Völkerschaften im Lande Gog und Magog, welche zur Zeit des Eintritts des messianischen Reiches als Gehülfen des Antichrists auftreten, die Erde schrecklich verwüsten, aber durch den Messias mit Hülfe furchtbarer Naturereignisse, wie Hagel, Donnerwetter, Feuerregen, eine gänzliche Niederlage erleiden werden. Man dachte sich hierunter bald wirklich Völker, Scythen, Tataren, Türken u. dgl., oder überhaupt die der Sache des Messias feindseligen Völker aller Zeiten und Länder, welche in dieser Zeit wieder aufleben, sich vereinigen und zum letzten Male mit verzweifeltem Muthe gegen den Messias und sein Reich sich erheben würden. Aber alle diese Kämpfe und Umwälzungen sollen damit enden, daß der Messias selbst in Person auf der Erde erscheinen werde, um das Reich Gottes aufzurichten und das Herrscher- und Richteramt über dasselbe anzutreten. Als Anführer der Frommen wird er in furchtbaren Schlachten die vereinigten Feinde niederstrecken, den Satan selbst gefangen nehmen und 1000 Jahre, bis an das Ende des Messiasreichs, in Fesseln halten. Die spätern Rabbinen malen dies Alles bis auf die Gestalt und Kleidung des Messias mit der größten Genauigkeit aus und wissen auch die Orte des Kampfes anzugeben. Manche theilen auch diesen Krieg in zwei Theile: in dem ersten wird der erste Messias, der Sohn Josephs, unterliegen und getödtet werden, im zweiten aber wird der andere Messias, ein Sprößling Davids, die Feinde vernichten u. niedermetzeln u. jenen Messias wieder auferwecken.

Was die Beschaffenheit des messianischen Reichs anlangt, so wurde auch diese in sinnlicher Weise dargestellt. Indessen trat auch die zu Grunde liegende geistige Idee bisweilen deutlich hervor; so fand eine geistige Vorstellung vom zukünftigen Reich schon in sofern Statt, als man seine Herrlichkeit in sittliche und religiöse Vollkommenheit setzte, als man die Vertilgung aller falschen Religionen und die Vereinigung aller Menschen in der einen wahren Religion, Befreiung von aller Sünde, ein Leben in reiner Tugend und Frömmigkeit, gerechte Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen, unverhüllte Erkenntniß der Wahrheit, die Gabe der Weissagung, Anschauen Gottes und unmittelbaren Umgang mit ihm erwartete. Daneben machte nun freilich die Sinnlichkeit ihre Ansprüche geltend und hoffte im Reiche Gottes auf Macht, Ehre, Pracht, Reichthum, Wollust, Ueberfluß, Frieden und unthätige Ruhe. Die Phantasie der Chiliasten erschöpfte sich in der weitern Ausmalung dieser Herrlichkeiten. Die Juden hofften die Wiederherstellung ihres Reichs und die Unterwerfung aller Völker der Erde unter dasselbe, die alleinige Geltung der mosaischen Gesetzgebung, Erneuerung des prachtvollen Tempeldienstes zu Jerusalem, zu welchem alle Völker zusammenströmen sollten. Auch die christlichen Chiliasten waren nicht frei von dergleichen Hoffnungen u. Wünschen u. nahmen Formen und Bilder für dieselben aus dem Judenthume herüber. Schon die Apostel stritten sich um den Vorrang im Reiche des Messias. Nach ihnen aber wurde es allgemeine chiliastische Hoffnung, daß die Frommen an der Regierung des Messias Theil nehmen und daß besonders die Heiligen und Märtyrer ein himmlisches Synedrium bilden werden, als dessen Sitz man sich Jerusalem dachte. Aber noch weit mehr überbot sich eine ausschweifende, sinnliche Phantasie in der Ausmalung der sinnlichen Genüsse, der Gastmähler, des Ueberflusses und der Vortrefflichkeit aller Naturerzeugnisse, der körperlichen Größe und Stärke 2c. Die Rabbinen bestimmten nach jüdischer Weise gleich Alles nach Zahl, Maß und Gewicht, die Größe der Menschen sollte, wie vor dem Falle Adams, 200, 300, ja 900 Ellen betragen, der Glanz des Mondes dem der Sonne gleichen, der letztere auf das 343fache erhöht werden; die Erde sollte wie vor dem Sündenfalle Kleider von der feinsten Wolle fertig hervorbringen, Weizenkörner von der Größe der Nieren großer Ochsen, und zwar sollten diese, durch heftigen Wind geschüttelt, ihren Inhalt ohne Zuthun der Menschen zu Mehl zerrieben zu Tage fördern; die Trauben sollten so groß seyn, daß eine das größte Schiff ausfüllen und 30 Eimer des besten Weines enthalten werde 2c. Die christlichen Chiliasten stehen in dergleichen Schilderungen den jüdischen nicht nach. Schon nach den sibyllinischen Büchern soll die Erde aller Orten bebaut und bewohnt seyn; es soll keine Meere mehr geben, der Wechsel der Jahreszeiten aufhören und fortwährend Tag seyn; aus drei Brunnen sollen Wein, Milch und Honig fließen und die Früchte ohne alle Pflege gedeihen. Irenäus führt eine Stelle aus Papias an, nach welcher jeder Weinstock 10,000 Reben, jede Rebe 10,000 Schossen, jeder Schoß 10,000 Schößchen, jedes Schößchen 10,000 Trauben, jede Traube 10,000 Beeren tragen und jede Beere 25 Eimer Wein geben soll. Weiter erzählt derselbe Kirchenvater, ein Weizenkorn werde 10,000 Aehren hervorbringen und eine Aehre 10,000 Körner, jedes mit 10 Pfund Mehl, und von gleichem Maße sollen die übrigen Früchte seyn. Aehnliche Schilderungen finden sich bei Lactantius; nach ihm soll die Finsterniß ver-

schwinden, sollen Mond und Sonne in erhöhetem Glanze leuchten, die Berge von Honig schwitzen, die Bäche von Wein fließen, die Flüsse von Milch anschwellen, alle Wesen in Freude aufjubeln. Auch die Schilderungen von maßloser Geschlechtslust und Fortpflanzung finden sich bei spätern christlichen Chiliasten. Ins schrankenlos Unsinnige versteigt sich namentlich die Beschreibung des großen Gastmahls, welches die Gerechten mit dem Messias und Gott selbst halten sollen. Endlich war noch die Pracht des neuen Jerusalems ein willkommener Gegenstand zügellos phantastischer Schilderungen. Es sollte nach dem Vorbilde des himmlischen Jerusalems von Christus und den Seinigen aufgebaut werden und der Sammelplatz aller Schätze des neuen Reichs seyn. Die Größe desselben wurde verschieden angegeben, von einigen Chiliasten auf 18,000 Parsen (deutsche Meilen), von andern auf den Flächenraum des ganzen Landes Israel u. dgl. Auch die Höhe sollte eine ganz außerordentliche seyn; Einige ließen es gar in den Himmel hinein reichen. Dabei sollte die Stadt ganz aus Gold, Edelsteinen und Perlen erbaut seyn und 12 Thore haben, jedes aus einer einzigen großen Perle und dreißig Ellen lang und breit. Von entsprechender Pracht dachte man sich den neuen Tempel; prophetische Stellen, wie Jes. 54, 12, Hesek. 40 ꝛc., dienten bei diesen Schilderungen als Grundlage. Nach Lactantius wird der Glanz des neuen Jerusalems durch das Gold u. Edelgestein selbst den Glanz der Sonne übertreffen. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie sich in den Hoffnungen, besonders der jüdischen Chiliasten, eine ungezügelte Begierde nach Schätzen ausspricht. Alle Schätze, die unter der Erde und im Meere verborgen liegen, sollten den Auserwählten zu Theil werden und alle Völker der Erde ihre Reichthümer zur Verehrung des Messias ihnen darbringen. Das Bild vom großen Sabbath, von der ungestörten Ruhe und dem ewigen Frieden, während dessen die Waffen ganz bei Seite gelegt werden oder als Brennholz verwandt werden sollen, vervollständigt das Ideal dieser rein sinnlichen Glückseligkeit im Messiasreiche. Am Ende dieses Freudenreichs wird jedoch der Satan aus seinen Banden wieder befreit werden, alle heidnischen Völker, namentlich die Gog und Magog, gegen das Reich der Frommen aufreizen und gegen das neue Jerusalem ziehen. Aber furchtbare Naturereignisse, besonders ein schrecklicher Feuerregen wird die Heere der Heiden vernichten, und sie werden alle umkommen. Durch den endlichen Sturz und Tod Satans selbst wird der Sieg des Guten über das Böse vollendet und die völlige Erneuerung der Welt herbeigeführt werden. Es wird die alte Erde in Feuer untergehen und nun die allgemeine Auferstehung und das jüngste Gericht folgen, welches die Gottlosen zu ewiger Qual in die Hölle verweisen, die Frommen aber der ewigen Seligkeit zuführen wird. Ein neuer Himmel und eine neue Erde soll für diese geschaffen werden; dort sollen sie mit ätherischen Körpern und in ewiger Jugend wie Engel höhere, geistigere Freuden genießen, als im tausendjährigen Reiche. Von nun an wird Gott selbst herrschen und im himmlischen Jerusalem, das sich auf die Erde herabsenken wird, vom Synedrium der Heiligen umgeben thronen. Doch wird diese Seligkeit nach der verschiedenen Würdigkeit der Auserwählten verschiedene Stufen u. Grade haben, ebenso auch die Hölle verschiedene Abstufungen der Unseligkeit.

Die **Entstehung** dieser chiliastischen Vorstellungen ist in der jüdischen Religion zu suchen. Damals, als der religiöse Geist der Israeliten schon auszuarten und zu ersterben anfing, als das lebendige und innige religiöse Gefühl durch starren Buchstabenglauben und todtes Begriffswesen allmählig verdrängt wurde, als unter dem schweren Druck der Zeiten die Hoffnung auf eine künftige Vollendung des Mangelhaften und Unvollkommenen in Schwärmerei und Fanatismus überschlug, als man die Weissagungen der Propheten ihres höhern Sinnes entkleidete und sie nur ganz buchstäblich auffassen mochte, zeigen sich die ersten Spuren chiliastischer Erwartungen, welche eben nichts Anderes sind, als versinnlichte messianische Hoffnungen. Von ihnen gelangten diese zu den Christen. Im Evangelium ist die Idee des Reiches Gottes, deren Versinnlichung den C. erzeugt, Mittelpunkt des ganzen Lehrinhalts. Aber nur die Elemente und die Symbole, durch deren sinnliche Deutung chiliastische Träume hervorgerufen wurden, waren im Evangelium gegeben, nämlich die Idee des Reiches Gottes und des Messias, die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung, von der Vergeltung und dem letzten Gericht und die Verheißung von dem dereinstigen Sieg der Sache Christi. Daß aber aus diesem an sich ganz gesunden und wahren Lehrinhalte chiliastische Meinungen entstehen konnten, davon lag der Grund in der sinnlichen, beschränkten Denkweise der ersten Christen, welche die altjüdischen Bilder und Gleichnisse, worin Christus seine Lehre vorzutragen pflegte, im wörtlichen, eigentlichen Sinne nahmen und verstanden. Besonders war es die Partei der Judenchristen, welche die chiliastischen Hoffnungen mit Liebe förderte und pflegte. Unfähig, ihre sinnlichen Erwartungen gegen die geistigen, die ihnen Jesus bot, aufzugeben und in der äußern Niedrigkeit des Erlösers den macht- und glanzvollen Messias des A. T. wieder zu erkennen, suchten sie beides zu vereinigen und trugen die von dem jüdischen Messias gehegten irdischen Erwartungen ganz auf Christus über; und wenn sie auch nicht umhin konnten, die Hoffnung auf ein durch ihn zu errichtendes irdisches Reich vorerst aufzugeben, so wandten sie doch alle prophetischen Verheißungen von dem Messiasreiche auf ein zukünftiges Reich Christi an, indem sie die allerdings schwierig zu erklärenden einzelnen Hindeutungen Christi auf seine Wiedererscheinung mit Begierde ergriffen. Das Uebergewicht der judenchristlichen Partei hatte aber zur Folge, daß der C. die herrschende Denkart in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche ward. Noch andere Umstände mögen das Aufkommen der chiliastischen Ansichten begünstigt haben, besonders der allmählig aufkommende Auktoritätsglaube an den Buchstaben der Schriften des A. und N. T., besonders der Apokalypse; ferner die gedrückte Lage der ersten

Christen, welche in sofern dieselbe Wirkung wie einst bei den Juden hatte, als ihre Blicke dadurch sehnsuchtsvoller sich der Zukunft zuwandten, in welcher sie einen Ersatz für die Leiden der Gegenwart suchten. Hierzu kam endlich noch, daß die Gnostiker, die Hauptfeinde der orthodoxen Kirche, ganz besonders die chiliastischen Ansichten derselben bestritten, wodurch die Vorliebe für diese und der Eifer, sie gegen die Angriffe der verhaßten Häretiker zu vertheidigen, erhöht werden mußte. Klar ausgesprochen enthalten den C. folgende Schriften aus dieser Zeit: der Brief des Barnabas, der Hirte des Hermas, das Testament der zwölf Patriarchen, vorzüglich aber die sibyllinischen Bücher, die durch Anwendung heidnischer Mythen und Formeln auch die Heiden dafür zu gewinnen suchten u. durch ihr fast kanonisches Ansehen zur Verbreitung des C. ungemein viel beitrugen. Auch der Schüler des Johannes, Papias, scheint nach den Notizen, die uns Irenäus von ihm mittheilt, ein grober und phantastischer Chiliast gewesen zu seyn; ferner Justinus der Märtyrer, der es geradezu ausspricht, daß jeder orthodoxe Christ denselben Glauben habe; endlich der oben genannte Irenäus, welcher ihn standhaft gegen die gnostischen Angriffe vertheidigte. Den ersten Stoß erhielt der C. in der Mitte des 2. Jahrhunderts, und zwar durch seine eifrigsten Freunde, durch die Montanisten (s. d.), welche, an ihrer Spitze Tertullianus, denselben mit fanatischer Gluth umfaßten und dadurch, weil sie von den Orthodoxen als Häretiker angesehen wurden, die Liebe für denselben kühlten. Cajus trat um diese Zeit zuerst offen als Bestreiter des C. auf. Bald nachher aber erwuchs demselben ein viel gefährlicherer Feind in der alexandrinischen Schule (s. d.), deren Streben überhaupt auf Vergeistigung des religiösen Lehrinhalts sich richtete und deshalb dem sinnlichen C. abgeneigt seyn mußte. Besonders waren es Origenes und sein Schüler Dionysius, welche ihn mit Erfolg bestritten. Noch aber erhielt er sich in der Kirche, und unter seinen Vertheidigern werden genannt vornehmlich Nepos, Methodius, Korakion, später Apollinarius, Victorinus und als begabtester Lactantius, bei welchem er noch einmal in seinem vollen Glanze erscheint, um darauf für die ältere Zeit fast ganz zu verschwinden. Mit der Erhebung des Christenthums zur herrschenden Religion fiel nämlich der Druck und damit die äußere Anregung zu chiliastischen Hoffnungen hinweg und man gab allmählig von selbst die phantastischen Träume auf. Von da an sehen wir chiliastische Meinungen nur zerstreut und einzeln auftauchen. So wurde er im Mittelalter, als Volksglaube besonders gegen das Ende des ersten christlichen Jahrtausends hin rege und trug gewiß viel zur Begeisterung der Kreuzfahrer bei, welche durch die Eroberung des heiligen Landes die Errichtung des Messiasreichs zu befördern glaubten. Auch unter den mit der päpstlichen Hierarchie unzufriedenen Schwärmersekten, die durch die harten Verfolgungen von jener Seite zu fanatischen Hoffnungen des bevorstehenden Sturzes des Papstthums aufgeregt wurden, thaten sich chiliastische Ansichten kund. Endlich erzeugten besonders die durch die Reformation hervorgerufenen gewaltigen Bewegungen sehr verschieden gestaltete chiliastische Ideen. Die Chiliasten der neuern Zeit lassen sich unter folgende Kategorien bringen: exegetische, die durch Erklärungen und Berechnungen aus den Prophezeiungen der Propheten, besonders Daniels, und der Apokalypse das Ende der Welt und den Eintritt des Messiasreichs bestimmen wollen; alchemistische und kabbalistische, die durch Entdeckung geheimer Naturkräfte das Gottesreich selbst herbeizuführen oder doch höherer Offenbarungen darüber theilhaftig zu werden hofften; politisch-theokratische, die, durch gläubiges Lesen der Schrift begeistert, irgend eine politische Gestaltung, welche die heilige Geschichte an die Hand gibt, entweder eine patriarchalische, oder eine mosaisch-theokratische, oder eine apostolisch-demokratische Verfassung einzuführen suchten, oder auch, die Lehre von der christlichen Freiheit mißverstehend, alle Obrigkeit abgeschafft wissen wollten (Wiedertäufer, Methodisten, Münzer). Auch in den neuesten Zeiten regen sich nicht nur unter dem Volke und unter den Mystikern, sondern selbst in manchen Philosophen auf mannigfache Weise chiliastische Träume u. Anklänge. Das merkwürdigste neuere Erzeugniß chiliastischer Spekulation ist die Schrift: „Sechs Perioden der christlichen Kirche" (Heilbronn 1851), worin die Zeit der eigentlichen Weltkatastrophe auf die Jahre zwischen 1879—1887 berechnet wird. Vgl. Corrodi, Kritische Geschichte des C., 2. Aufl., 4 Thle., Zürich 1794; Münscher, Historische Entwickelung der Lehre vom 1000jährigen Reich in den drei ersten Jahrhunderten (in Henke's Magazin, Bd. VI, St. 2).

Chilicothe, Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Grafschaft Roß, hübsch gelegen auf dem westlichen Ufer des Scioto, wird vom Ohiokanal durchschnitten und hat schöne breite Straßen, eine Post, 14 Kirchen, 2 Akademien, 3 Banken u. 1840 3977, 1850 10,400 Einwohner. Die alten Fortifikationen sind abgetragen, um Bauplätze zu gewinnen.

Chilimas, ein Indianerstamm im Staat Kolumbien, Departement Magdalena, im Norden des Sees Zapatosa, ist nicht sehr zahlreich, aber wegen seiner Räubereien und Verheerungen der Plantagen gefürchtet.

Chilisalpeter, s. v. a. salpetersaures Natron, s. Natron.

Chilka, See in Hindostan, zwischen den Provinzen Nord-Circars und Cuttack, gegen 35 Meilen lang und 10—12 Meilen breit. Da das gegen eine Meile breite Sandufer, das ihn vom Meere trennt, nicht sichtbar ist, so scheint er eine tiefe Bai zu seyn. Er hat mehre bewohnte Inseln. Im Nordwesten wird er von einer Bergkette überragt, welche die Fortsetzung des Gebirgs zu seyn scheint, das von Mahanuddy nach dem Godaveryfluß sich erstreckt.

Chillambarane, indische Pagode an der Meeresküste von Karnatik, 8 Meilen südlich von Porto Novo und 120 Meilen südwestlich von Madras gelegen und von den Hindu's hochverehrt. Der Gesammtbau hat 1332 Fuß im Umfang; der Eingang ist ein geräumiger Thorweg unter einer

122 Fuß hohen, von großen Steinen gebauten Pyramide; das Ganze ist mit Kupferplatten bedeckt, in welche künstlich Figuren eingegraben sind. Im Jahr 1781 machte Sir Eyre Coote einen fruchtlosen Angriff auf die Pagode, in welcher eine Besatzung Hyderali's lag.

□Chillan, Stadt in Chili, am gleichnamigen Flusse erbaut, litt durch häufige Ueberschwemmungen u. ward 1751 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, jedoch rasch wieder aufgebaut. Vor der Revolution waren Provinz und Stadt bevölkerter als jetzt; der Krieg und häufige Einfälle der Araukaner hinderten die Fortschritte der Kultur u. verminderten die Zahl der Einwohner. Doch wird die gegenwärtige Bevölkerung noch auf 30,000 geschätzt.

Chillon, Schloß im schweizer Kanton Waadt, zwischen Villeneuve und Montreux am östlichen Ende des genfer Sees, auf einem bis zum Wasserspiegel emporragenden Felsen erbaut und mit dem nur einige Klafter entfernten Ufer durch eine Fallbrücke verbunden. Es besteht aus mehren unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Thurm in der Mitte und ist mit seinen weißen Mauern weithin sichtbar. Die Gewölbe sind in den Felsen gehauen. Das Schloß soll von dem Grafen Amadeus IV. (1238) erbaut worden seyn, wurde den 29. März 1536 von den Bernern erobert, welche große Schätze darin erbeutet haben sollen und auch den auf Philipps von Savoyen Befehl seit 6 Jahren in einem unterirdischen Kerker gefangen gehaltenen Franz Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf, den standhaften Vertheidiger der Unabhängigkeit Genfs gegen die savoyischen Fürsten, aus schrecklicher Haft befreiten. Byrons Gedicht „The prisoner of C." verherrlicht den Namen dieses Märtyrers. Bis 1732 diente C. als Sitz des berner Landvogts von Vivis u. seit 1733 als Staatsgefängniß; jetzt ist es Arsenal des Waadtlandes. Die ehemaligen Gefängnisse bieten merkwürdige Lichtreflexionen. Vergl. Vulliemin, C., étude historique, Lausanne 1851.

Chilo, einer von den 7 Weisen Griechenlands, Begründer des Ephorats und selbst Ephorus eponymus zu Lacedämon. Die Freude über den Sieg seines Sohnes in den olympischen Spielen soll dem Greise den Tod gebracht haben. Von ihm sind die Sprüche: „Lerne dich selbst kennen", „In Nichts zu viel" und „Bürgschaft bringt Leid". Nach Diogenes Laertius war er Verfasser einer Elegie von 200 Versen.

Chiloë (auch Isla Grande genannt), Insel im Süden von Chili an der patagonischen Küste, in weiterem Sinne die ganze Inselgruppe um jene Insel. Alle diese Inseln liegen in sehr geringer Entfernung vom festen Lande von Patagonien und Chili, zwischen 41° 30' und 44° 60' südl. Br. und 305° 45' und 308° östl. L., und werden vom letztern Lande nur durch die Straße von Maulin im Norden, von Patagonien im Osten durch die Straße el Ancud, im Süden durch den Guaitecagolf von dem Chonosarchipelagus getrennt. Einige geben die Zahl der Inseln auf 47 an, Andere zählen 82, und selbst diese Zahl kann noch um ein Bedeutendes vergrößert werden, wenn man die vielen nackten Klippen, welche überall aus dem Meere hervorragen, hinzurechnet. Nur 32 Inseln sind bewohnt, die übrigen meist so unfruchtbar, daß sie den Anbau nicht gestatten. Fast alle liegen in sehr geringer Entfernung von einander, weswegen bei den zahlreichen Stürmen und den vielen verborgenen Klippen die Schifffahrt in den engen Straßen zwischen denselben äußerst gefährlich ist. Der Flächenraum der gesammten Inseln wird auf 172 □Meilen geschätzt. Die Namen selbst der bekannteren werden von den Geographen sehr abweichend angegeben. Alle Inseln scheinen furchtbaren Erdrevolutionen ihren Ursprung zu verdanken. Die Küsten sind gewaltig ausgezackt, die Berge auf denselben zeigen die deutlichsten Spuren vulkanischer Kräfte, und auf der gegenüberliegenden Küste sind noch jetzt mehre Vulkane in vollster Thätigkeit. Fast alle haben bedeutende Erhebungen über die Meeresfläche u. sind in einiger Entfernung von der Küste meist dürres Gestein; wo aber fruchtbarer Boden ist, sind sie mit dichten, kaum zu durchdringenden Waldungen besetzt, deren Ueppigkeit durch die ungemein nasse Luft sehr gefördert wird. Das Klima ist unfreundlich, wie der Boden. Verglichen mit den Breitegraden Europa's sollte man das Klima für ziemlich warm halten; aber die Kälte ist sehr empfindlich und die Sommer kaum den deutschen gleich. Dazu kommt, daß diese Inseln von einem antarktischen Meeresstrome berührt werden, der ein sehr kaltes Wasser mit sich führt. Der Regen ist sehr anhaltend und dauert oft ganze Monate hindurch; nur im Herbst gibt es einige freundliche Tage. Gewitter und Blitz sind dabei sehr selten, desto häufiger aber Stürme, welche oft die Bäume entwurzeln und die Wohnungen der Menschen zerstören. Hauptprodukte sind Gerste, Lein, Hülsenfrüchte, Bohnen, Kohl, Laucharten und Obst. Holz findet sich auf den meisten Inseln in großer Menge, besonders Cedern, und es ist dasselbe ein Gegenstand des Handels mit Chili. Pferde und andere Hausthiere sind nicht in gleicher Zahl vorhanden, als auf dem gegenüber liegenden Festlande; am besten gedeihen Schweine und Schafe. An wilden Thieren finden sich Rehe und schwarze Füchse, Fischottern in den Gewässern, oft Wallfische an den Küsten und Robben in großer Menge. Wasservögel sind in ungemeiner Anzahl vorhanden; unter den Reptilien und Insekten gibt es keine giftigen. Zahlreich sind die Fischarten, obgleich bis jetzt die Einwohner sich wenig mit Fischfang und fast immer nur aus Noth beschäftigt haben. Nach Mineralien hat man noch nicht geforscht. Die Bewohner dieser Inseln sind theils eingeborne Indianer, theils spanischer Abkunft. Die erstern gehören zu den Araukanern, haben aber den kriegerischen Charakter ihrer Vorfahren ganz und gar verloren und sind stille, friedliebende, harmlose Menschen. Auf der Insel C. haben sie sich fast ganz und gar mit der spanischen Bevölkerung vermischt u. sind kaum noch zu erkennen. Auf den übrigen Inseln haben sie wenigstens das Christenthum angenommen, stehen aber überall auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. Sie sind kräftig und gut gebaut, wenn nicht kupferfarbig, doch stark gebräunt. Die Volkszahl wird auf 46,000 angegeben. Die Industrie ist noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Ausgeführt werden Breter von der rothen Ceder, welche gewöhnlich nicht geschnitten, sondern mit

großer Geschicklichkeit gespalten werden, ferner Tischlerholz, an 2000 Poncho's, Schinken, getrocknete und gesalzene Fische, Ambra; eingeführt: Wein, Branntwein, Tabak, Zucker, Maté, Salz, Honig, Pulver, Blei, Gewehre und einige wenige europäische Waaren. Die Hauptinsel, Isla Grande oder C., ist von der Punta Capitanes im Norden bis zum Vorgebirge Guilan $30^3/_4$ geographische Meilen lang, hat eine Breite von $4^1/_2$—9 Meilen und 200 □Meilen Flächengehalt. Ein Gebirg bedeckt bei weitem den größern Raum derselben und tritt oft so nahe an das Meer, daß nur zur Zeit der Ebbe ein Weg am Fuß desselben offen wird. Es gibt sehr wenig fruchtbares Land und dieses nur in der Nähe der See, doch sollen auch höher gelegene Ebenen vorhanden seyn, die urbar gemacht werden könnten, nur daß hier der kalte Seewind Girazon schädlich einwirken würde. Schon der Weinstock kommt auf der ganzen Insel nicht mehr fort. Sie hat nur 2 Städte: Castro und San Carlos de Chacao, welche beide 1566 durch Ruiz Gamboa gegründet wurden. Auf dem Festlande, auch zu der Provinz C. gehörig, liegt Astillero, der südlichste Ort, welchen die Spanier auf dem festen Lande von Amerika besaßen. Außer den Städten haben fast alle Niederlassungen der Spanier, selbst die Dörfer, Befestigungen, welche weniger zum Schutz gegen äußere Feinde, als zur Sicherung der Ansiedelungen gegen die Indianer der Insel angelegt worden sind. C. wurde den 21. Januar 1559 von Garcia de Mendoza entdeckt, aber erst 1566 durch Ruiz Gamboa in Besitz genommen. Seit dieser Zeit blieben die Chiloëinseln im ruhigen Besitz der Spanier. Die Bewohner C.'s sind in ihren innern Angelegenheiten ganz unabhängig, haben eine eigene Regierung unter einem Gouverneur oder Intendanten. Der erste war Manuel Fuentes, der am 25. Mai 1826 eingesetzt wurde. In den Dörfern der Indianer finden sich noch machtlose Kaziken. Vergl. Don Pedro Gonzales de Ogeros, Descripcion historica de las provincias y archipelago de Chiloe en el regno de Chili, Madrid 1780.

Chilperich, Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merovinger. 1) C. I., Chlothars I. Sohn, eignete nach des Vaters Tode 561 sich die Schätze desselben an und gewann durch Geschenke sich die tapfersten Franken. Nachdem er sich so einen Haltpunkt gewonnen, ging er nach Paris und bestieg den Thron König Childeberts, mußte aber seinen gegen ihn verbundenen Halbbrüdern nachgeben, die das Reich durch das Loos theilten; Charibert erhielt das Reich Childeberts mit Paris, Gunthram das Reich Chlodemers mit Orleans, C. das Reich Chlothars mit Soissons und Siegbert das Reich Theuderichs mit Rheims. Als letzterer 562 gegen die Avaren focht, fiel C. in sein Land ein und nahm Rheims und andere Städte, woraus ein blutiger Bürgerkrieg entstand; denn Siegbert, siegreich zurückgekehrt, übte Vergeltungsrecht, bemächtigte sich Soissons, nahm C.s Sohn, Theudebert, gefangen, schlug C. selbst, vertrieb ihn und nahm seine Städte wieder in Besitz. Nach einjähriger Gefangenschaft kehrte Theudebert, reich beschenkt, zu seinem Vater zurück. Bald darauf warb C. um Brunhilds, Siegberts Gemahlin, ältere Schwester Galswild, die Tochter des westgothischen Königs Athanagild, u. erhielt sie auch zur Gemahlin. Eine frühere Liebe C.s zu Fredegunde erregte jedoch bald den Kummer der jungen Frau, dessen sie keineswegs Hehl hatte. C. suchte sie durch verstellte Liebkosungen zu beruhigen, ließ sie aber durch einen Diener erdrosseln und nahm Fredegunde zur Frau. Dieses Mordes wegen entsetzten ihn seine Brüder des Reichs; wie er wieder zur Herrschaft gelangte, erzählt unser Gewährsmann, Gregor von Tours, nicht, doch finden wir ihn 567 wieder auf der Schaubühne. Charibert war gestorben u. C. hatte sich Tours' u. Poitiers', die dem Vertrage gemäß Siegbert zugefallen waren, bemächtigt, besaß diese Städte jedoch nicht lange, indem Rummulus, der Feldherr Siegberts und Gunthrams, seinen Sohn Chlodowig daraus vertrieb. Als zwischen diesen beiden Königen ein Zwist entstand, glaubte C. daraus Vortheil ziehen zu können und ließ 573 durch Theudebert, uneingedenk des edlen Verfahrens Siegberts und Theudeberts verpfändeten Wortes, nichts gegen Siegbert zu unternehmen, Tours, Poitiers und die übrigen Städte jenseits der Loire wegnehmen. Siegbert zog hierauf mit den Völkern jenseits des Rheins gegen C. und bewog Gunthram, der mit C. ein Bündniß geschlossen, durch Drohungen, daß er ihm den Uebergang über die Seine gestattete. Als C. dies sah, zog er sich in die Gegend von Chartres zurück, nahm die ihm gebotene Schlacht nicht an, sondern bat um Frieden, den Siegbert auch gewährte. Nichtsdestoweniger schloß C. im folgenden Jahre abermals ein Bündniß mit Gunthram und drang verheerend bis Rheims vor. Nachdem C.s Sohn, Theudebert, gefallen war u. C. abermals sich von Gunthram verlassen sah, schloß er sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in den Mauern Doorniks ein, ward von Siegbert belagert, jedoch befreit, als Siegbert von Mörderhänden, die Fredegunde gedungen, gefallen war. Er kam nach Paris, beraubte Siegberts Wittwe ihrer Schätze und stieß sie ins Elend; sein Sohn Merowig vermählte sich aber 576 mit ihr und versöhnte endlich seinen Vater, der sich höchst entrüstet über diese Verbindung zeigte. Die Versöhnung hatte aber keinen Bestand, denn Merowig kam bald in den Verdacht, daß er nur mit Brunhild sich vermählt habe, um die Gemüther gegen C. zu entzünden und sich seiner Krone zu bemächtigen. Deshalb ließ C. ihn seiner Waffen berauben, sein Haupt scheeren und ihn zum Presbyter weihen. Merowig floh nach Tours und, als C. ein Heer gegen diese Stadt sandte, zu Brunhild, fiel aber, von den Austrasiern nicht aufgenommen, in Gefangenschaft und ließ sich von seinem Freunde Gailen tödten, um den Martern zu entgehen, denen er sich aufgespart glaubte. Eine heftige Krankheit, in die C. fiel, bewog ihn zur Reue, die jedoch nicht länger dauerte, als die Noth, die sie hervorgerufen. Zugleich verlor er die mit Fredegunde erzeugten Söhne. Als dies Fredegundens Stiefsohn zu der unvorsichtigen Aeußerung bewog, daß ihm nun das ganze Reich zufalle, bewirkte Fredegunde dessen Gefangennehmung, ließ ihn ermorden und berichtete dem König, daß er sich selbst entleibt habe. Als C. erfuhr, daß Gunthram u.

Childebert vereint gegen ihn handeln wollten, zog er sich mit seinen Schätzen nach Cambray zurück, befahl die Befestigung der Städte, ließ häufige Einfälle in das feindliche Gebiet ausführen und kehrte endlich nach Paris zurück, wo er die Vermählung seiner Tochter Rigunthe mit dem westgothischen Könige Reccared feierte. Bald darauf ward er, als er arglos von einer Jagd heimkehrte, ermordet, nach Einigen auf Anstiften Brunhilds, nach Andern Fredegundens, die mit dem Hausmeier Landerich im Ehebruch gelebt und die Rache C.s gefürchtet habe. C., den Gregor von Tours einen Herodes und Nero seiner Zeit nennt, ward von Allen gehaßt. Obwohl ein eifriger Christ, machte er sich doch der Geistlichkeit tief verhaßt, indem er sie nicht nur durch seinen Spott geißelte, sondern auch ihre Gerechtsame so wenig achtete, daß er die in den Kirchen niedergelegten Testamente, selbst die Urkunden seines Vaters, mit eigener Hand zerriß. Das ganze Volk athmete auf, als C. starb, und sah einer milderen Herrschaft unter seinem Sohn, Chlothar II., entgegen.

2) C. II., Childerichs II. Sohn, ward nach dem Tode seines Vaters in ein Kloster gesteckt, aber, als Dagobert III. 715 gestorben, von den Franken zum König gewählt. Er verband sich 716 mit Ratbod, dem König der Friesen, gegen Karl Martell, der als Hausmeier in Austrasien herrschte, drang bis Köln vor und verheerte die Rheingegenden. Von Pipins von Heristal Wittwe, Plektrud, die in Köln ihren Sitz hatte, bestochen, kehrten die Verbündeten um, wurden jedoch bei Umblava von Karl überfallen und geschlagen. Im Jahr 717 kam es bei Vinciacum zwischen Letzterem und C. zu einer blutigen Schlacht, in welcher dieser mit seinem Hausmeier Raganfrid besiegt wurde. Die Besiegten baten hierauf den Herzog Eudo von Aquitanien um Beistand, übergaben ihm das Reich und brachen gegen Karl, der unterdeß fast Alles unter seine Herrschaft gebracht und einen Schattenkönig, Chlothar IV., aufgestellt hatte, auf, wurden jedoch abermals geschlagen und bis Paris verfolgt. Karl setzte über die Seine und drang bis Orleans vor. Eudo entkam nach seiner Heimath, begleitet von C. und seinen Schätzen. Nach Chlothars Tode 719 ward C. von Eudo an Karl ausgeliefert und † kurz darauf als Scheinkönig der Franken, der dem kühnen Hausmeier als Puppe diente. Theodorich IV. folgte ihm in dieser traurigen Würde.

Chiltern-Hills, Hügelkette in der englischen Grafschaft Buckingham, erstreckt sich von Tring in Hertford bis Henly in Oxford, gehört der Kalkformation an und ist von unbedeutender Höhe. Ein Kronamt, der Steward vom Chilterndistrikt, wird danach benannt.

Chimära, mißgestaltetes Ungeheuer in Lycien, nach Homer von göttlichem Geschlecht, vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache, verwüstete, vom karischen König Amisodorus aufgenährt, lange das Land, bis Bellerophon es erlegte; bei Hesiod eine Tochter des unbändigen Typhon und der Echidna, mit 3 Köpfen, dem eines Löwen, Drachen und einer Geis. Später vermischten sich beide Vorstellungen zu Einer. Wahrscheinlich hat man sich unter diesem Ungeheuer ein aus dem Orient stammendes Thiersymbol zu denken. Das Bild der C. kommt auf Münzen von Korinth, Seriphus und anderen Städten vor. Den Namen C. führt auch ein feuerspeiender Berg bei Phaselis in Lycien, oder eine vulkanische Thalschlucht am Ausgang des Cragus, wohin Einige die Fabel der C. verlegten; jetzt Thal und Dorf Kullechimari mit naphthagetränktem Boden.

Chimäre (gewöhnlich Schimäre ausgesprochen), Wahn, Spiel der Einbildungskraft, Idee, deren Verwirklichung unmöglich ist, nach der mythischen Chimära gebildet. Daher chimärisch, abenteuerlich, unausführbar; chimärisiren, Luftschlösser bauen.

Chimalapa, Küstenfluß in der mexikanischen Provinz Oaxaca, auf dem Isthmus von Tehuantepec, mündet in den Australocean und ist dadurch merkwürdig, weil seine Quellen denen des Huasacualco, der in den Golf von Mexiko mündet, so nahe liegen, daß hier ein Kanal beide Meere verbinden könnte. Beide Flüsse, die jedoch nur Boote tragen, sind einstweilen durch eine Straße mit einander verbunden.

Chimaphila (Chimophila, Winterfreund, Wintergrün), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, mit 5spaltigem Kelch, 5 rundlichen Kronblättern, in der Mitte in eine Scheibe ausgebreiteten Staubfäden und 5fächeriger, an der Spitze aufspringender Kapsel. C. maculata *Pursh*, gefleckter Winterfreund, hat länglich-lanzettförmige Blätter, rothe Blumenschäfte, mit 2—3 zierlichen, weißen, überhängenden Blüthen und ist in Nordamerika einheimisch. C. umbellata *Nutt.*, doldentragender Winterfreund, hat spatel-lanzettförmige Blätter u. schön rosenrothe, in 4—10blumigen Dolden stehende Blüthen. Sämmtliche Arten sind immergrün, dauern in Deutschland im Freien aus, verlangen aber einen beschützten, schattigen Standort, sandige, lockere Walderde; die Oberfläche des Bodens muß mit Moos belegt werden. Die Vermehrung geschieht durch Wurzelsprößlinge.

Chimay, Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, am Eau blanche, mit Schloß, 2 Kirchen, Hospital und 2200 Einwohnern, welche Spitzen-, Hüte-, Fayencefabrikation, Bau- und Tischlerholzhandel treiben. In der Nähe ist ein trefflicher Schieferbruch und verschiedene Eisenbrüche. Die Stadt hatte ehemals eigene Grafen, von denen sie an das Haus Croy kam, zu dessen Gunsten die Grafschaft 1486 in ein Fürstenthum verwandelt wurde. Dieses Fürstenthum kam 1686 an die Grafen von Bossu und nach dem Erlöschen derselben 1804 an die noch blühende französische Linie Riquet de Caraman. Aus letzterer ist zu bemerken: François Joseph Philippe de Riquet, Graf Caraman, Fürst von C., geboren den 21. September 1771, der Neffe und Erbe des letzten Fürsten von C. aus dem Hause Bossu, Sohn des Grafen Victor Maurice de Riquet de Caraman, des Gemahls der Prinzessin Marie Anne de C., welcher den 24. Jan. 1807 zu Paris starb. Er stand beim Ausbruch der französischen Revolution als Offizier bei einem Dragonerregiment und mußte als Royalist mit seinen Brüdern Frankreich verlassen, wurde nach der Restauration Ludwigsritter und Oberst der Kavalerie, 1815 vom Departement Ardennen

in die Deputirtenkammer gewählt, wo er mit der Opposition stimmte, lebte seitdem meist in den Niederlanden, wo er vom König 1820 zum Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten ernannt wurde, in welcher Stellung er stets einen anerkennenswerthen Freimuth zeigte. Obgleich er bereits seit 1804 Besitzer der chimay'schen Domänen war, wurde sein Fürstentitel doch erst 1824 vom König der Niederlande bestätigt. Er † den 2. März 1843. Seine Gemahlin, Jeanne Marie Ignazie Therese von Cabarrus, Prinzessin von C., die durch ihre Schicksale, Schönheit und Talente berühmte Tochter des spanischen Ministers Cabarrus, geboren zu Saragossa 1775, vermählte sich auf Verlangen ihrer Familie, kaum 16 Jahre alt, mit dem Parlamentsrath von Fontenay, den sie von Madrid nach Paris begleitete, wo die eben ausbrechende Revolution ihre Theilnahme aufs Höchste in Anspruch nahm. Im Jahr 1793 benutzte sie die neuen Scheidungsgesetze, um sich von ihrem ungeliebten Gemahl, der emigrirt war, zu trennen, und wurde fortan die Beschützerin aller literarischen und künstlerischen Vereine. Die Schreckensregierung nöthigte sie indeß, sich nach Bordeaux zurückzuziehen, wo sich bald zwischen ihr und dem Konventsdeputirten Tallien ein zärtliches Verhältniß entspann, das auf Talliens Haltung sehr wohlthätig einwirkte. Das milder gewordene Benehmen des Deputirten erregte jedoch den Argwohn des Wohlfahrtsausschusses, der ihn nach Paris zur Verantwortung lud und zugleich Therese in Haft nehmen und ebenfalls nach der Hauptstadt bringen ließ. Es war nämlich der Plan Robespierre's, alle Anhänger Dantons, an ihrer Spitze Tallien, zu vernichten; der Sturz der Schreckensregierung am 9. Thermidor befreite indeß Tallien und seine Geliebte aus den Händen ihrer Feinde. Diese vermählte sich nach ihrer Befreiung mit Tallien und genoß wegen ihrer Schönheit, ihres Eifers, womit sie sich aller Unglücklichen annahm, allgemeiner Huldigung. Während aber Tallien Napoleon auf seinem Feldzug nach Aegypten begleitete, brach Therese die Treue gegen den Gemahl und ließ sich endlich sogar von ihm scheiden, ohne daß dadurch ihr gegenseitiges freundliches Verhältniß aufgelöst wurde. Als ihr Napoleon, trotz ihres sonst ziemlich vertrauten Verhältnisses, den Zutritt an seinen Hof nicht gestattete, verband sie sich mit der Staël und dem Prinzen von C., mit dem sie sich 1805 verheirathete. Sie war Mutter mehrer Kinder und † den 15. Januar 1836.

Chimazomeni, die Büßenden, so lange sie noch nicht in der Versammlung erscheinen durften, sondern, vor der Thür stehend, die Eintretenden um Fürbitte anflehen mußten; die erste Stufe der Kirchenbuße.

Chimbo, Fluß im südamerikanischen Staat Kolumbien, Departement Quito, entspringt am Chimborazo, vereinigt sich oberhalb Guayaquil mit dem Alusi, nimmt den Namen Yachuacht an und mündet im Golf von Guayaquil.

Chimborazo, der höchste Berggipfel der westlichen Halbkugel im südamerikanischen Staat Kolumbien, Departement Quito, gehört zu den Anden, liegt unter 1° 47′ 18″ südl. Br., erhebt sich aus einer Hochebene, die nach Humboldt schon 1870 Toisen oder 11,220 Fuß Seehöhe hat, noch gegen 1397 Toisen oder 8382 Fuß und hat mithin eine Höhe von 3267 Toisen oder 19,602 pariser = 20,148 rheinische Fuß über dem Spiegel des Meeres. Humboldt und Bonpland erreichten ihn 1802 bis zu einer Höhe von 3031 Toisen, an weiterem Vordringen hinderte sie ein tiefer und breiter Abgrund. Der Berg stellt sich dem Auge wie ein ungeheuerer Kegel dar und gewährt einen äußerst großartigen Anblick. Wie die ganze Andenkette gehört er dem Urgebirg an und besteht aus Granit, mit aufgelagertem Gneis, Glimmer- und Urthonschiefer. Humboldt fand auf den nackten Porphyrfelsen, die über den ewigen Schnee hinausragten, noch Spuren einer Vegetation. Die Schneelinie beginnt mit 15,765 Fuß, wie überall unter dem Aequator. Am Fuß des Gebirges, in den Paramos, findet man niederes Zwergholz, das durch Sauerstoffgas halb verkohlt ist; bis 12,600 Fuß wachsen kräuterartige Alpenpflanzen, die dann bis 14,150 Fuß in Alpengräser übergehen und endlich sich in Kryptogamen verlieren. Wahrscheinlich ist der C. ehemals ein Vulkan gewesen; auf der Nordseite sprudelt eine heiße Quelle, die man für einen vormaligen Krater hält. Ein anderer in seiner Nähe liegender Berggipfel, der Carguairazo, stürzte 1698 durch ein Erdbeben zum Theil zusammen.

Chimonanthus (Winterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kalykantheen, mit dachziegeligen, ovalen, stumpfen Kelchlappen, von denen die inneren die Blumenkrone darstellen, und bleibenden Staubgefäßen, die in der Reife am Grunde verwachsen und den Schlund verschließen. Die einzige Art ist: C. fragrans *Lindl.*, Calycanthus praecox *L.*, wohlriechende Winterblume, ein ästiger, 8—10 Fuß hoher Strauch mit grauer Rinde, eilanzettförmigen, langgespitzten, glänzenden Blättern und sehr wohlriechenden Blüthen, welche vom Januar bis März vor Ausbruch der Blätter aus dem alten Holze hervorkommen, grünlichweiß und fast durchsichtig sind. Am besten gedeiht dieser aus Japan stammende Strauch im freien Grunde eines Winterhauses. Eine Varietät: C. fragrans grandiflorus *Lindl.*, hat größere Blüthen.

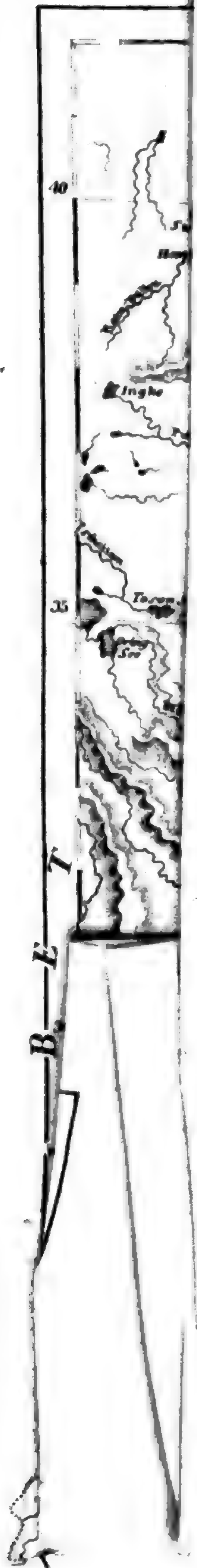
China, das größte Reich Asiens und nächst Rußland das umfangreichste der Erde, besteht aus dem eigentlichen C., den unterworfenen Ländern Mandschurei, Mongolei, Thian-schan-pe-lu und Thian-schan-nan-lu und den Schutzländern, den Lieu-khieu-Inseln, Korea oder Kaoli, Kokonor, Katschi und Tübet und bedeckt mit einem Areal von 250,000 □Meilen die östliche Mitte des asiatischen Festlandes. Die Grenzen sind im Norden Sibirien, längs einer die daurischen, sajantschen und altaischen Gebirgsrücken durchschneidenden Linie von der Mündung des Amur bis zum Balkaschsee; im Westen die Gebirgssysteme des Alatau, Muz-tagh und Belur-tagh und die turanischen Steppen und Bergländer der Kirgisen, Buruts, Khokands und Badakschans; im Süden Lahore, Nepal, Butan, Assam, die Präsidentschaften Allahabad und Kalkutta, die Hochländer des Sine-schan u. Yün-ling, die hinterindischen Reiche der Birmanen, Anam und Tonkin,

das obere Land der Laos und Lokba; im Osten der große Ocean, der vom Golfe von Tonkin bis zur Amurmündung eine 650 Meilen lange Küste in den 3 Haupttheilen des südlichen und nördlichen chinesischen und japanischen Meeres bespült und am tiefsten mit dem gelben Meere und dessen Theilen, dem Golfe von Petscheli und Liao-tung einbuchtet. Wir behandeln hier nur das eigentliche C., indem wir hinsichtlich der unterworfenen Gebiete und Schutzländer auf die betreffenden Artikel verweisen.

Der Name C., eigentlich Tschina, ist nicht im Lande entsprungen, sondern die malayische Benennung desselben nach dem Eroberer Tsin-Schi-Hoanghti. Die Hindu's nennen es ebenfalls Tschina, die Araber Sin, die Griechen Sinä und Thinä, später Tsinitsa und endlich Taugas, der Norden des Reichs hieß Kitai; bei den Mohammedanern heißt es Thung-tu, bei den Russen und nordasiatischen Völkern Katai, bei den Anamesen Sina, bei den Persern Tschin, bei den Tübetanern Yulbu. Die Chinesen selbst nannten es schon seit dem 12. Jahrhundert v. Chr. Thung-kue, d. h. Reich der Mitte, weil es von wilden Völkern umringt war, oder wahrscheinlicher, weil man sich die Erde als ein plattes Viereck dachte, in dessen Mitte C. liege; dieser Name findet sich bei den Mongolen, Mandschu's, Japanern, Tonkinern und Birmanen übersetzt. Auch Tschung-hoa, d. i. die Blume der Mitte, wird es genannt; ferner Ssu-hai (Sse-hai), d. i. die vier Meere, Thian-hia, d. i. unter dem Himmel (Welt, wie bei den Römern orbis romanus), Schin-tan, d. i. Morgenröthe, Thian-tschao, d. i. himmlisches Reich. Die gewöhnliche Benennung ist aber nach dem Namen des jedesmaligen Herrschers, gegenwärtig also Tsching.

Zwischen 20°—42° nördl. Br. und 118°—140° östl. L. sich erstreckend, hat das eigentliche C., am östlichen Ocean in gerader Linie, eine Ausdehnung von 320 deutschen Meilen, mit einer Küstenentwickelung von mehr als 400 Meilen. Im Norden beginnt die chinesische Küste mit dem Busen von Liao-tung, an dessen westlicher Spitze C. und die Mandschurei unter 40° zusammenstoßen, dehnt sich in der Nordostspitze bis 140° 8' L. aus, streift über Kap Macartney (36° 54' nördl. Br. und 140° östl. L.) am Eiland Staunton (39° 47' nördl. Br.) schon südwestlich, nimmt hier aber erst einen entschieden südwestlichen Lauf an, immer noch von dem Korea von C. trennenden gelben Meere bespült. Nach einer golfartigen Einbeugung springt die Küste nun gegen die Mündung des Hoang-ho vor und dehnt sich von derselben an nach Südosten bis gegen die Hauptmündung des Yang-tse-kiang aus, dessen Delta sich weiter nach Süden ausbreitet. Dieser C. umwogende Theil des Oceans heißt hier Tong-hai oder Ostmeer (auch blaues Meer) und ist im Osten durch die südlichsten japanischen und die Lieu-khieu-Inseln geschlossen. Von da zieht sich die Küste nach Südwesten an der Straße von Formosa (Taiwan) vorüber, wird im Süden derselben von dem chinesischen Meer bespült, bildet bei der Bucht von Macao gegen Südwesten eine in die Straße von Hainan vortretende Landspitze, wendet sich dann nach Westen und hört im Norden des Busens von Tonkin auf, chinesisch zu seyn. Die südliche und westliche Grenzmauer wird von den mächtigeren, in die Eisregion ragenden, tausendgipfligen Alpenmassen des Yün-ling in einem nordöstlich streichenden terrassenförmigen Kettensystem gebildet, welche C. von Anam und im Westen vom Birmanenreiche trennt. Gegen Tübet macht der Kin-scha-kiang die Grenzscheide, nördlicher gegen Koko-nor der Yang-tse-kiang, Zuflüsse des Hoang-ho u. Gebirgsketten, dann tritt die Provinz Kan-su tief in Hochasien hinein bis jenseits Urmutsi, während im Osten die große Wüste beginnt. Die Nordgrenze gegen die Mongolei macht erst der Hoang-ho, dann die große chinesische Mauer. Der Flächenraum wird sehr abweichend angegeben; von Barrow auf 60,072²/₃ □Meilen (1,297,999 englische □Meilen), von Templeman und d'Anville auf 69,062¹/₄ □Meilen, von Malte-Brun auf 69,840 □Meilen (194,000 □Lieues). Rinzl (Ausland 1831, S. 1420) nimmt sogar eine Größe von 195,209 □Lieues an. Die wahrscheinlichste Annahme möchte jedoch gegen 70,000 □Meilen seyn. C. bildet sich so, mit Ausnahme eines nordwestlich bis in die Songarei hineinragenden schmalen Hochlandgürtels, zu einer ziemlich abgerundeten Gestalt, von den tributpflichtigen Ländern Mandschurei, Mongolei, Koko-nor und Tübet u. den hinterindischen und oceanischen Grenzlinien umschlossen, einem ungeheuern gegen das Ostmeer hin geworfenen Becken nicht unähnlich.

Hochland im Westen, Tiefland im Osten, liegt C. in seiner gewaltigen Küstenlänge am Ostocean hin, tief herabsinkend bis zum Niveau des Meeres und wieder hoch hinansteigend gegen Norden als Rand der großen Hochebene, auf welcher die Mongolei liegt, im Westen zu den Hochstufen des Koko-nor und dem Hochlande von Tübet. Der Flächeninhalt des Flachlandes zum Hochlande verhält sich wie 1 zu 7. Die Neigung der Fläche ist dreifach, je nach dem Fall der drei verschiedenen Stromgebiete. Im Süden der Nan-ling-Gebirge strömen die Gewässer zum Tonkinbusen und chinesischen Meere durch Kuang-tung, Fo-kiang u. Tonkin, im Norden dieser Kette fällt der Yang-tse-kiang, dessen Nordgrenze die Pe-lingberge sind, von Westen nach Osten; von da nach Norden in die Mongolei gegen den In-schan reicht das Stromgebiet des Hoang-ho, gleichfalls gegen Osten sich neigend. Damit ist auch die Hauptrichtung der Gebirge bezeichnet. Die östliche Normaldirektion der drei großen Gebirgssysteme Mittelasiens setzt sich im Ganzen auch hier fort. Während der hohe In-schan in der Mongolei gegen Norden eine Terrasse von 8000 Fuß Höhe umgibt, senkt sich diese auf der südlichen Seite nicht plötzlich, sondern allmählig gegen Peking hin ins Tiefland hinab. Hier findet sich das vielfach von Schluchten durchbrochene Bergland, abwechselnd mit Weiden und Anpflanzungen. Als zweiten, tiefern Rand hat die Straße nach Peking die Gebirge von Petscheli zu durchschneiden; auf diesen zieht die große Mauer hin, mit dem ganzen Bergzug parallel laufend. Gegen 33 deutsche Meilen ist der Gebirgssaum des Petscheli breit, durch welchen der Fluß Yang-ho von Nordwesten nach Südosten durchbricht. Gegen Osten wird das Gebirge schmäler, während es sich gegen We-


40
35

sten in mehre Ketten zerspaltet. Ein malerisches Gebirgsland vom reißenden Yang-ho durchströmt und mit prächtigen Frucht- und Weingeländen, die an Porphyr- und Marmormassen lehnen, breitet sich von da hinab bis gegen Peking aus. Vom Norden des Koko-nor her ragt das Khilian-schan-Gebirge herein, welches durch die Provinz Kan-su nach Nordosten durchsetzt und mit dem Ala-schan am linken Hoang-houser zusammenhängt. Nördlich von den Alpen des Koko-nor liegen die noch zu Mittelasien gehörigen Hochländer, welche Tangut heißen, sowie das Land Barkel; hohe, in der Geschichte Hochasiens wichtige Pässe führen auf die Scheitelfläche nach Khamil im Ho-si (Westland des Stroms). Am linken Hoang-houser setzt sich das Mittelglied der Koko-nor-Alpen und des In-schan fort. Sine-schan heißt die hohe Schneekette, welche von Nordwesten nach Südosten in C. hereindringt, verbunden mit den Schneegebirgen der Terrasse Sifan und mit den Riesengebirgen Tübets, von welchen die großen nach Süden streichenden Massen im südöstlichen Winkel von Tübet mit den aus Westen nach Osten gehenden zusammentreffen. Dies sind die Ausgangspunkte der Gebirge C.'s, sowie seiner größten Ströme, welche eben in Koko-nor durch die Sine-schankette getrennt werden, zugleich aber auch die Verbindung mit dem mächtigen System des Küen-lün, dessen Gipfel Kulkun, „König der Berge, Gipfel der Erde, Himmelsträger und den Pol berührende Axe", der Olympus der Chinesen ist. In Nordosten treten aus diesem Knoten heraus der Yünling, eine Masse von Gebirgsketten, die nach Osten vordringen und bis auf 120 Meilen sich dem Meere nähern. Die Kette Pe-ling, d. i. die nördliche Kette zwischen den Hoang-ho- u. Yang-tse-kiang-systemen, ist eine derselben, etwa unter 34° nördl. Br. verlaufend. Uebrigens verzweigen sich die Yün-lingketten nach allen Richtungen und hängen nach Süden durch Querketten mit Yün-nan, dem südlichen Alpenlande, zusammen, das aus dem westlichen Tübet hervordrängt, mit gleicher Richtung in Terrassen auf beiden Seiten, aber steiler nach Süden abfallend, seine Riesenalpen bis ans Meer nach Kiang-si werfend, 200 Meilen lang nach Osten und Nordosten, Nan-ling, d. i. südliche Kette, genannt, im Westen mit dem Himalayasystem verbunden. So wird südlich von 40° nördl. Br. ein Südostrand Hochasiens gebildet, dessen Saum von Norden nach Süden, wo er mit dem Südrand zusammenfällt, diesen ungerechnet über 100 Meilen, den Nordostrand bis an den Amur dazu gerechnet, 450 deutsche Meilen beträgt. Die Gebirgsketten des Yün-ling erheben sich in den Provinzen Ssüt-schuan, Schen-si u. Schan-si, die Kette Pe-ling bringt bis Ho-nan vor, während das Centralland von den Querjochen durchzogen wird; Yün-nan, Kueit-schen, Hu-nan, Kuang-tung, Kiang-si gehören dem Nan-ling an. Der Chinese unterscheidet seine Berge weniger nach ihrer Höhe, als nach geschichtlichen Merkmalen. Die 4 Yo sind die Berge, auf welchen der Kaiser jährlich dem Changti opfern soll, zugleich ehemals die 4 Grenzsteine des Reichs, daher die 4 Yo s. v. a. das ganze Reich bedeuten. Es sind der nördliche Heng, in Schan-si; der südliche, Ho oder Hang, auch Himmelssäule, in Hu-nan; der östliche, Thai, in Schantung (4 Lieues Weg bis auf den Gipfel); der westliche, Hua, in Schen-si. Ein fünfter, der Yo der Mitte, Thal oder Sung, kam noch in Hu-nan dazu. Im östlichen Tübet und westlichen C. verbindet sich das Gebirge zu einem Riesenknoten, der die Hälfte von Yün-nan, Ssüt-schuan u. Kansu bedeckt u. aus welchem erst die östlichen Ketten heraustreten. Zwischen 23° und 24° nördl. Br. steigen in Yün-nan Riesengebirge empor, die eigentlich, wie die schneebedeckten Thian-hi-schan u. Olün-schan, dem Himalayasystem angehören. Der Sieu-schan, der Tian-tsang, der Yü-lung, der Matheu, der Yun-khe u. a. liegen nördlich bis 27° 55′ nördl. Br. und östlich bis 121° 27′ 30″ L. Eine Menge von Bergen führt bloß den Namen Sieuschan, d. i. Schneeberg. Die Berge von Kueitschen sind im höchsten Sommer noch mit Schnee bedeckt und müssen demnach eine Höhe von 12,000 Fuß erreichen. Das südlichste, gegen Osten streichende Gebirge, welches durch Kuang-si über den Yu-kiang nach Kuang-tung u. bis ans Meer führt, heißt das Yün-linggebirge. Auf dasselbe folgt nördlich mit östlicher Hauptdirektion das Nan-linggebirge, das, im Westen mit dem Miao-ling verbunden, eine bedeutende Höhe erreicht, und im Süden des Kin-scha-kiang sich hinzieht, in Kueitschen eintritt, zwischen Ssüt-schuan u. Hu-nan nach Norden dringt und am Kiang endet. Nachdem das Nan-linggebirge sich von dem Miao-ling getrennt, geht es nach Kueit-schen, scheidet das Gebiet des Ukiangflusses von dem des Hung-schui-kiang in Kuang-si, bildet weiter östlich die Wasserscheide zwischen dem Yüan-kiang u. Siang-kiang im Norden u. dem Strom von Kanton, Ta-kiang, im Süden, nimmt südlich von Kiang-si den Namen Tayn-ling an, trennt die Provinzen Kuang-tung und Kiang-si unter dem Namen Mei-ling, sendet nach Nordosten verschiedene Zweige aus, von denen ein Vorberg 3000 Fuß über die Fläche des Landsees Poyang ragt, scheidet die Zuströme des Meers und dieses Sees auf der Westgrenze der Provinzen Fo-kiang und Tsche-kiang und ist die Wurzel einer Menge von Querjochen. Kalkstein mit schönem Marmor bildet die Masse dieses Gebirges, das außer seinen vegetabilischen Erzeugnissen reich an Durchbrüchen, Höhlen, unterirdischen Gewässern und allerlei seltsamen Felsgestalten ist. Den Norden von Ssüt-schuan durchschneiden zur Linken des Kiang mehre Ketten unter dem allgemeinen Namen Schneeberge, die als hohe Zacken, Gletscher und Felsmassen emporragen und nach Osten bis in die Centralprovinz Hu-pe vordringen; die chinesischen Geographen nennen 19 Gipfel, von denen mehre mit ewigem Schnee bedeckt sind. Im Norden des Landes dringt aus Kan-su nach Osten das Pe-linggebirge (34°—35° nördlicher Breite), folgt als Tasa-ling dem Lauf des Uei-ho im Süden, heißt dann Schagnang-ling und Tschin-ling, dringt östlich und nordöstlich in Ho-nan ein, wo der westliche Yo (33° 55′ nördlicher Breite und 125° 24′ 30″ östlicher Länge) sich erhebt, und bildet südöstlich die Grenze zwischen den Centralprovinzen Ho-nan und Hu-pe. Nach Südosten fällt es in dem Küstenlande Ngan-hoei ab. Von dem westlichen Yo in Schen-si nach Nordwesten über den Uei-ho nach Kan-su bis an den Hoang-ho, südlich der alten

Stadt Ninghia, geht die steile und hohe Lungschankette; auch von Hua dehnt sich ein Gebirgszug bei der Mündung des Uei=ho in den Hoang=ho nach Norden aus, wo er mit den mongolischen Bergmassen verwächst: es ist der Gebirgszug von Schen=si. Ein anderes Gebirge, von dem ein Gipfel Tapa=ling heißt, steigt in der Provinz Kan=su auf, trennt, aus Tübet kommend, die Provinzen Kan=su und Schen=si von Ssüt=schuan und bildet die Scheide der Gebiete des Han=kiang und des großen Kiang, dem letzteren zur Seite in Ho=nan abfallend. Hohe Gipfel ragen in Kan=su zwischen 32½° und 36° 47′ nördlicher Breite empor. Minder reich ist Schan=si; doch hat auch diese Provinz mehre nicht unbedeutende Berge, die Tahang=schan heißen und, von Norden her aus der Mongolei kommend, diese von der Provinz Tschy=li scheiden und sich bis in den Norden von Ho=nan ziehen; sie hängen mit dem In=schan zusammen und sind schneebedeckt. Endlich erhebt sich als getrenntes Gebirgsglied die Kette von Schan=tung mit dem östlichen Yo und läuft als Vorgebirge durch die Halbinsel ins gelbe Meer. Theils am Südrand der Mongolei, theils einzeln hat die Provinz Tschy=li noch eine Anzahl Berge, die bald als nackte Felszacken, von Sandhügeln aufsteigend, bald als horizontale Kalkschichten, bald als mächtige Lager von mit Spath durchzogenem und Granitmassen bedecktem, blauem Thongestein sich darbieten.

C. verdankt seine reiche Bewässerung vorzugsweise den Stromsystemen des Hoang=ho, Yang=tse=kiang und Si=kiang. Die beiden erstern kommen aus dem Gebirge um den Koko=nor, durchströmen in vorherrschend westlichem Lauf ganz C. und bilden an ihren Mündungen ein gemeinsam, vielfach, zum Theil durch die Kunst durchschnittenes Deltaland. Der Si=kiang gehört ganz dem Lande an, läuft der tonkinschen Südgrenze parallel und bildet an seiner Mündung unterhalb Kanton in der erweiterten Bucht der Bocca=Tigris ebenfalls ein von vielen Flußarmen durchschnittenes Delta. Unter den zahlreichen Küstenflüssen ist der Pe=ho in Norden am bekanntesten (s. Asien). Da das politische System C.'s den auswärtigen Handel so viel als möglich zu unterdrucken pflegte, so durchschnitt man, um den Binnenhandel zu erleichtern, das ganze Land durch große Wasserstraßen, welche die zahlreichen Ströme, Flüsse und Seen mit einander verbinden. Von einem Hauptkanal laufen immer eine Menge kleinerer nach allen Richtungen aus, deren Gewässer in Städte geleitet oder zur Bewässerung des Bodens benutzt werden, so daß das ganze System einem ungeheuren, über das Land gebreiteten Netze gleicht. Außerdem gibt es auch noch eine Menge großer Wasserbehälter und dazu gehörige Wasserleitungen, mit deren Hülfe vorzüglich die Reispflanzungen, die immer feucht erhalten werden müssen, bewässert werden. Der größte dieser Kanäle und zugleich ein Wunderwerk der Welt ist der Kaiserkanal (Yü=ho, d. i. Kaiserfluß, Yün=ho, d. i. Transportfluß, Yün=liang=ho, d. i. Fluß, worauf die Lebensmittel kommen, Thsao=ho, d. i. Fluß der Tribute), der die große Verbindungsstraße zwischen Peking und den meisten Provinzen der Mitte und des Südens bildet und die beiden Riesenströme C.'s, den Hoang=ho und den Yang=tse=kiang, mit einander verbindet. Die südliche Hälfte dieses Kanals soll aus dem 7. Jahrhundert herrühren, die nördliche dagegen wurde erst um 1280 begonnen. Seine Breite wechselt zwischen 200 u. 1000 Fuß; bald ist er tief in Berge eingeschnitten, bald läuft er auf oft über 20′ hohen Dämmen über Seen u. Moräste. Seine zahllosen Schleußen u. Brükken, von denen eine 90 Bogen hat, die reiche Kultur an seinen Ufern, die Menge von Städten, die ihm entlang oft tiefer als sein Bett liegen, die Menge der auf ihm segelnden Transportschiffe, die gleichsam ganze Dörfer voll eines beweglichen Gewerbvolkes bilden, dies Alles vereinigt sich, um das gigantische Werk noch bewundernswürdiger zu machen. Der größte Fluß, der den Kanal speist, ist der Uei=ho. Die große Stadt Hang=tscheu=fu liegt am Südende dieser Kanallinie, die das ganze Südchina mit Nordchina verbindet, sich von da aber noch seitwärts bis Ningpo in Tsche=kiang zum Meere verzweigt u. so von Peking an eine direkt schiffbare Länge von Norden nach Süden von 250 deutschen Meilen bildet. Außer dem für C. unermeßlichen Vortheil, den Verkehr zu befördern und die getreidearme Provinz Petscheli mit den Erzeugnissen des fruchtbaren Deltalandes zu versorgen, besteht einer der Hauptvortheile, die der Kaiserkanal darbietet, darin, daß er dem sumpfigen Theile des Landes, durch welchen er fließt, zum Abzugskanal dient und, da er durch die niedrigsten Flächen geleitet und durch die Schleußen mit den benachbarten Gegenden in Verbindung gebracht ist, einen Landstrich fruchtbar gemacht hat, der ohne ihn ein unzugänglicher Sumpf geblieben wäre. Ein zweiter Hauptkanal geht den Yang=tse=kiang aufwärts bis zu dem Poyoniosee, dann durch diesen See bis an den Fuß des Hauptkamms des Nanlinggebirges bei Nanugan, von wo die Waaren über das Gebirge durch den Mei=lingpaß, etwa 8000 Fuß hoch, bis Nanhiung 4 Meilen weit getragen und endlich den Tschin=kiang herab bis zu der Bucht von Kanton geführt werden. Außerdem zählen die Chinesen noch 350 Nebenkanäle, deren Kenntniß einen besondern Geschäftszweig der Mandarinen bildet.

Das Tiefland C.'s, am Meere hingebreitet, besteht aus einer großen, von Gewässern durchschnittenen Ebene, Schuttboden aus Lehm, Sand und Kies, mit Pappeln, Weiden und Cypressen bedeckt. Die Flußmündungen werden hier zu Meeresarmen und die oceanischen Erscheinungen, wie Ebbe und Fluth, erstrecken sich bis tief ins Land hinein. Die Provinzen Petscheli, das östliche Ho=nan, Schan=tung, das alte Kiang=nan (Kiang=su und Ngan=hoei) bis 30° nördl. Br. u. ein Theil von Hu=pe, also das ganze Land unter dem Nordrand und das chinesische Zweistromland bieten völliges, durch seine Moräste, Seen, Lagunen, Kanäle und den steten Einfluß des Oceans furchtbaren Ueberschwemmungen ausgesetztes Blachfeld dar. Erst im Süden an der Küste findet man höheres Waldrevier mit romantischen Thälern. Das Tiefland, die Mitte des chinesischen Staats und chinesischer Bildung, wird von keinem Land der Erde an Fruchtbarkeit und

Kultur übertroffen. Kein wildes Thier, fast keine wilde Pflanze wird hier gefunden; kein Plätzchen hat der Menschenfleiß unbenutzt gelassen, ja er hat seine Wohnungen zum Theil auf die Gewässer gebaut, um eine Handbreit Erde zu ersparen. Die Thäler des Hochlandes sind riesig, wie die Ströme, von denen sie durchfluthet, wie die Berge, von denen sie überragt werden; ihre Ränder sind grün fast bis an die Schneelinie, dicht bewaldet meist, wo nicht riesige Marmor- und Granitfelsen emporragen, zum Theil angebaut mit den herrlichsten Frucht- und Weinpflanzungen. Die beiden größten Thäler sind die des Hoang-ho u. des Yang-tse-kiang, von welch letzterem das Sprüchwort sagt: „Grenzenlos ist der Ocean und grundlos der Kiang". Die Pässe der höheren Gebirgsregionen sind meist steinig, dienen aber den Karawanenzügen, die aus den benachbarten tributpflichtigen Ländern kommen, als Kunststraßen.

Ein Land von so ungeheuerer Ausdehnung, wie C., muß natürlich alle Stufen des Klima's, von der Eisluft Sibiriens bis zur Gluth der heißen Zone, aufzuweisen haben. Da es an der östlichen Seite eines großen Welttheils liegt, so folgt es der allgemeinen, durch die Erfahrung bestätigten Regel, welche den so gelegenen Gegenden ein Uebermaß von Kälte und Hitze in den beiden entgegengesetzten Jahreszeiten beilegt. Trotz dieses Gegensatzes von Kälte u. Hitze kann das Klima im Allgemeinen doch als sehr gesund betrachtet werden, was seinen Grund wohl in der großen Ausdehnung der kultivirten Landstrecken hat. C. liegt zwischen 42° und 35° nördl. Br. in der Zone des veränderlichen Niederschlags, zwischen 35 u. 20° nördl. Br. in der Zone des Regens. Vermöge seiner Vertikaldimensionen reicht es jedoch durch alle 3 Klimaregionen, indem sich hier wie dort das Gebirgsland über die Schneegrenze erhebt. Die Zone des veränderlichen Niederschlags umfaßt das nördlich von dem Hoang-ho gelegene Tiefland u. das nördliche Alpenland. Die Temperaturverhältnisse dieser Zone sind nur von Peking unter 39° nördl. Br. und 134° östl. L. bekannt. Hier ist die mittlere Temperatur des Jahres + 12°,7c, des Winters — 3°,1, des Frühlings + 13°,5, des Sommers + 28°,1, des Herbstes + 12°,4. Diese Zone hat 4 Jahreszeiten. Der Winter ist oft sehr streng, schon im November gefrieren die Flüsse und behalten das Eis bis zum März; Nebel, geringer Schneefall u. Nordlichter sind im Gefolge eines solchen Winters. Auf einen kurzen Frühling folgt dann ein sehr heißer Sommer, der dann abermals in einen sehr kurzen Herbst übergeht. Die Zone des Regens umfaßt den südlichen Theil des Tieflandes und das südchinesische Alpenland und zerfällt in zwei Theile, die Zone des Regens mit subtropischem Klima und die Zone des Regens mit tropischem Klima. Jene zwischen dem 35.° u. 25.° nördl. Br., im Süden vom Nan-ling begrenzt, begreift die schönsten und mildesten Landschaften C.'s in sich. Dieses Klima bewirkt eine regelmäßige Folge von zwei nassen und zwei trockenen Jahreszeiten, deren Eintreten dem des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters der nördlichen Gegenden entspricht. Die Zone des Regens mit tropischem Klima umfaßt das südliche und südöstliche Küstenland. Die zwei Jahreszeiten sind von den Moussons abhängig; die nasse Jahreszeit tritt bei Südwestmousson vom April bis Oktober, die trockene bei Nordostmousson vom Oktober bis April ein. Die mittlere Jahrestemperatur von Kanton ist 18° R. Während der Moussons wüthen an den südlichen und südöstlichen Küsten, 30—14° nördl. Br., heftige Stürme, die unter dem Namen der Trifuns bekannt sind; sie verlieren ihre Kraft, je tiefer sie in das Land dringen, sind am fürchterlichsten im Juni und Juli und kommen vom December zum Mai nur selten vor.

Eigentlich thätige Vulkane soll es in C. nicht geben, wenigstens sind die Nachrichten über die angeblichen Vulkane von Yün-nan nicht zuverlässig; aber die großen Steinkohlenlager, die Alaune, die heißen Schwefel-, Alaun- u. Eisenquellen, die Ho-tsing, d. i. die Feuerbrunnen, die man in Yün-nan u. Ssüt-schuan in der Nähe von Steinsalzflötzen findet und aus denen brennbares Gas in Masse aufsteigt, die Ho-schan, d. i. die leuchtenden Berge in den Provinzen Kuang-si u. Schan-si, deuten auf vulkanischen Ursprung hin. Auch Erdbeben sind nichts Seltenes; ja im nördlichen Theil des Landes erscheinen sie nach etlichen Jahren fast regelmäßig, und zwar in der fürchterlichsten Gestalt. Im J. 1830 wurden die Provinzen Petschell und Ho-nan von einem Erdbeben heimgesucht, durch welches über eine halbe Million Menschen umgekommen seyn sollen. Noch fürchterlicher war das von 1835, welches im Departement Tschang-te-fu in der Provinz Ho-nan am 28. Juni ausbrach, sich nach Westen bis in die Provinz Petschell und nach Osten bis in die Provinz Schan-tung ausdehnte u. erst den 19. Juli endete. Im Bezirk von Tse-tschena öffnete sich die Erde an mehren Stellen und verschlang Tausende von Menschen. Im Lande Pong-tsin spie die Erde einen großen Fluß (nach einigen Berichten von schwarzem Wasser) aus, der Wohnungen, Menschen und Thiere, Ernten u. Alles, was er in seinem Laufe fand, mit sich fortschwemmte u. eine lange Zeit nicht versiegte; die Zahl der zerstörten Häuser u. der Umgekommenen war unberechenbar. Alles dies deutet auf furchtbare vulkanische Gährungen unter der Oberfläche.

Ein Klima, wie das oben geschilderte, und die Mannigfaltigkeit der vertikalen Gliederung des Landes begünstigt natürlich eine eben so mannigfaltige Produktion, besonders des Pflanzenreichs. Das Mineralreich liefert an Metallen: Gold und Silber (die Silberberge sind ergiebig, werden aber wenig bearbeitet; Gold liefern meist die Flüsse in den Provinzen Se-tsuen und Yün-nan; der Kin-scha-kiang führt Goldsand, in mehren Flüssen rollen Silberstückchen), Quecksilber, rein und geschwefelt, Kupfer, vorzüglich in Yün-nan u. Kueit-scheu, Eisen, Magnet, Blei, Zinn, Zinnober, Zink (sämmtlich im Centrallande), Arsenik, Kobalt, Wismuth, Spießglas und ein eigenthümliches Metall, das Toutenague, Pack-fong oder Neusilber, woraus man mannigfache Geräthschaften fertigt; an festen Fossilien: Diamante, Sapphire, Topase, Turmaline, Granaten, Amethyste, Jaspise, Bergkrystalle, Quarz, Feuersteine, Hornsteine, Karneole, Chalcedone, Achate, Opale, Amianthe, Lasursteine, Asbeste, Hornblende,

Glimmer u. die verschiedenen Spathe; an brennbaren Fossilien: Steinkohlen in Menge, Graphit, Schwefel, Vitriol, Erdöl; an Erden: Talk, Bergseife, Meerschaum, Töpferthon, Walker- u. Porzellanerde in großer Menge; an Salzen: Boraxsäure, Alaun, Bittersalz, Salmiak, Salpeter, Glauber- und Steinsalz. Das *Pflanzenreich* zerfällt in Folge der klimatischen Verhältnisse des Landes in drei Gebiete: Das *nördliche C.*, zwischen 42—35° nördl. Br., weiset die europäischen Waldbäume bis zur Tanne, Fichte und dem Lärchenbaum, die europäischen Getreidearten, Obstbäume und Gemüse, Weinberge und herrliche Alpenweiden auf. Im *mittlern C.* sind die Voralpen mit immergrünen Bäumen u. Sträuchern, als Palmen, Cedern, Fichten, Tannen, Eibenbäumen, Eichen, schwarzen Wallnußbäumen, Seidelbasten, Lorbeeren, Kampherbäumen, Seifenbäumen, chinesischen Bohnenbäumen, wohlriechenden Oelbäumen, Mispeln, japanischen Sophoren, Ahornarten, Kaktapfelbäumen, mehren Rhusarten, worunter Rhus vernix, japanischen Kamellien, sumpfblätterigen Kamellien, Maulbeerbäumen, die höheren Regionen mit europäischen Waldbäumen bewachsen. Die Alpenregion hat schöne Blumen u. aromatische Kräuter, worunter die Ginsengwurzel (Panax quinquefolium), auf den kahlen Scheiteln Tanguts wächst die ächte Rhabarber. Angebaute Pflanzen sind: die vorherrschenden Getreidearten, als Reis, Weizen, Gerste, Hafer, indisches Korn, Eleusine, Buchweizen, Sago, Sagopalmen, eßbares Caladium, eßbare Winde, viele Wasserpflanzen, besonders die Lotosblume; Kirschen-, Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Quittenbäume, Aprikosen- und Pfirsichbäume, Melonen, viele Kohlarten, Oelrettige, aus deren Samen Oel, sowie aus dem Ruße des verbrannten Oels Tusche gewonnen wird, Gartengurken, Kürbisse, Anisbibernell, Sternanis, chinesischer Fasel, Sojabohne, Bohnen, Erbsen, Nachtschatten, orientalischer Sesam, Hanf, Tabak, Baumwollensträucher, die auch gelbe Baumwolle geben, aus welcher der Nanking verfertigt wird, Farbekräuter, besonders Indigo, und Wein. Der Theestrauch (Thea chinensis) hat hier sein Vaterland; er gedeiht zwischen 24° bis 35° nördl. Br. in einem Gürtel von 135 Meilen Breite von Süden nach Norden und kommt in zwei Gruppen vor: die westliche umfaßt einige Distrikte der Provinzen Yün-nan, Ssüt-schuan, Kueit-scheu u. liefert den Thee für den Landhandel nach Tübet; die östliche Gruppe begreift einige Distrikte der Provinzen Kiang-nan, Kiang-si, Tsche-kiang u. Fo-kiang u. liefert den Thee für Europa. Das *südliche* und *südöstliche C.* liefert an eigenthümlichen Waldbäumen: viele Bambusarten, Rosenholz, Sandelholzbäume, Agilaholz, Ebenholz, Firnißbäume, Talgbäume, Bananen, Kokospalmen, Drachenbäume, wilde Zimmtbäume ꝛc.; an eigenthümlichen angebauten Pflanzen: Erdnüsse, süße Batanen, Yamswurzeln, viele Wasserpflanzen, Litchi, Duriane, Mangustane, wahre Zimmtbäume, schwarzen Pfeffer, Zuckerrohr, gemeinen Ingwer, Blockingwer ꝛc. Das *Thierreich* ist in den Wäldern des Südens, besonders in Yün-nan, Kuang-si und Ssütschuan von Elephanten, Rhinocerossen, Yacks, Büffeln, Tapiren, Bären, Tigern, Leoparden, Panthern vertreten. Im Südwesten und auf der Insel Hainan finden sich viele Affen, worunter auch der Gibbon. Außerdem sind die Wälder und Felder überall reich an Ebern, Hirschen, Gemsen, Antilopen, Füchsen, Luchsen, Wölfen, wilden Hunden, Eichhörnchen, auch fliegenden, Zobeln, Dachsen, Mardern, Wieseln, Zibethkatzen, Igeln, Stachelschweinen, fliegenden Hunden, Murmelthieren, Bibern, Ratten, Mäusen, Hasen, Kaninchen; an den Küsten leben der Manati, der Dugong, Delphine ꝛc. Hausthiere sind: kleine und unansehnliche Pferde, dagegen große und schönfarbige Esel, vorzügliche Maulthiere, Kameele, Büffel, Ochsen, Schafe, meist mit Fettschwänzen, eigenthümliche Schweine, Ziegen, Hunde, Katzen, worunter die seidenhaarige Angorakatze. Von Vögeln finden sich Pracht-, Gold- und Silberfasane, Papageien, Flamingo's, Albatrosse, Pelikane, Kraniche, Störche, Reiher, Schnepfen, Schwäne, Gänse und Enten, Wachteln, Tauben, Pfauen, Drosseln, Reisvögel, Fliegenschnäpper, Eulen, Adler, Aasgeier, verschiedene Falkenarten, Raben, Sturmvögel, Eisvögel, Kuckuke, Staare, Hornschnäbel, Hasel-, Auer-, Perl- u. Haushühner, Kasuare, Dudu's, alle Arten europäischer Singvögel, an den Küsten Möven, Strandreiter, Austernsammler, Meerschwalben vor, auf Taiwan oder Formosa auch der Paradiesvogel; von Reptilien: Molche, Frösche, Kröten, Schildkröten, fliegende Chamäleons, Schlangen, worunter die Riesenschlange, und mehre Eidechsarten; von Fischen: Haifische, Gelbfische, Störe, im Yang-tse-kiang Meerdrachen, Hornfische, Muränen, Thunfische, Makrelen, Schwertfische an den Küsten, Brassen, Barsche, Karpfen, Goldkarpfen, Lachse, Hechte und andere Arten in den Flüssen in zahlloser Menge. Unter den Insekten ist die Seidenraupe das wichtigste, ihr Vaterland ist das nördliche C.; die Seidenraupe, die im südlichen C. u. Vorderindien lebt, kann nicht gezähmt werden, wie jene, und lebt auch nicht ausschließlich von den Blättern des Maulbeerbaums. Außerdem gibt es Bienen, Wanderheuschrecken, Gallwespen, Stechschnaken, Schaben, sehr große und farbenprächtige Schmetterlinge ꝛc. Unter den Krabben sind Beutelkrebse, Hummern und Skorpione, unter den Würmern Blutegel, Perlmuscheln, eßbare Spritzwürmer, Meerigel und Meersterne, unter den Kraken Dintenfische und unter den Muscheln der gemeine Pfahlwurm, Meerscheiden und Austern hervorzuheben. Dieses Verzeichniß erschöpft aber gewiß den ungeheuern Reichthum des von der Natur so außerordentlich gesegneten Landes nicht, da die bisherige Absperrung nur sehr oberflächliche Beobachtungen gestattete.

Das eigentliche C. ist in 18 (nach Andern in 19) Provinzen getheilt, die wieder in Bezirke u. kleinere Distrikte zerfallen. Die Namen dieser *Provinzen* sind: Tschy-li od. Petscheli, Khiang-su, Nganhoei, Kiang-si, Tsche-kiang, Fo-kiang, Hu-pe, Hu-nan, Ho-nan, Schan-tung, Schan-si, Schen-si, Kan-su, Ssüt-schuang, Kuang-tung, Kuang-si, Yün-nan, Kueit-scheu und nach Andern noch Liao-tung. Die Städte ersten Ranges heißen Fu, es sind ihrer 183, die zweiten Ranges Tscheu, 225,


DAS
CHINESISCHE REICH
MIT SEINEN
SCHUTZ STAATEN,
NEBST DEM
JAPANISCHEN INSEL REICHE
Entworfen u. gezeichnet
1856
Geograph. Meilen
170 östl. v. Ferro
130 östl. v. Paris
JAPANISCHES
MEER
TURAN
Sakhalin
Kiusiu
INSEL MACAO
MACAO
Wendekreis des Krebses

u. die vom dritten Hiang. Die Hauptstadt des Reichs ist Peking; die bedeutendsten nach ihr Kuang-tung (Kanton) und Kiang-ning (Nanking).

In Betreff der Volkszahl finden sich außerordentlich abweichende, völlig widersprechende Angaben, die zwischen 150 und 360 Millionen schwanken. Der Grund dieses Unterschieds mag theils die Art der Zählungen, wobei man nicht immer alle Klassen berücksichtigt, theils die Verschiedenheit der Zeiten, von denen sie gelten, theils endlich die Quelle seyn, aus der die Reisenden schöpften. Lord Macartney wurde die Bevölkerung von den Mandarinen auf 333,000,000 Seelen angegeben. Im Jahr 1290 nach der tatarischen Eroberung ergab ein Census des Kaisers Kublaikhan 13,196,206 Familien oder 58,834,711 Personen; ein anderer Census von 1502 zählte 53,280,000 Seelen. Nach einem von Grozier veröffentlichen Census hatte C. 1760 196,837,977 Seelen, 1761 198,214,553; nach Neumann, der 1829 sich in C. aufhielt, 1793, amtlichen Quellen zu Folge, 307,000,000. Eine Zählung von 1813 ergab ein Resultat von 360,443,000 Seelen, wogegen ein anderer Bericht, der sich auf einen Census von 1790 stützt, von kaum 150,000,000 weiß. Nach dem chinesischen Staatshandbuch von 1845 soll die Einwohnerzahl 395 Millionen betragen haben. Die Provinzen sind Tschy-li oder Petscheli, Khiang-su, Ngan-hoei, Kiang-si, Tsche-kiang, Fu-kiang, Hu-pe, Hu-nan, Ho-nan, Schantung, Schan-si, Schen-si, Kan-su, Ssüt-schuan, Kuang-tung, Kuang-si, Yün-nan, Kueit-scheu, Liao-tung. Die Stämme, welche C. bewohnen, sind: Chinesen, Mandschuren, Mongolen, Türken, Fan, Ssian, Miao, Jao, Li, J. Die Chinesen bilden den zahlreichsten Stamm u. wohnen in allen Provinzen; die Mandschuren sind weniger zahlreich, unterhalten aber die Garnisonen in den wichtigsten Städten; die Mongolen, die mit den Mandschuren eindrangen, dienen ebenfalls als Besatzung; die Türken heißen Tataren und sind steuerpflichtig; Fan ist der allgemeine Name für die in den Provinzen Kan-su, Ssüt-schuan u. Yün-nan wohnenden Tanguten; Ssian ist eine chinesische Benennung für einige tangutische Stämme; Miao sind die Vorfahren der Tanguten; Jao heißen die Fremden in den Provinzen Hu-nan u. Kuang-tung; Li sind Fremde auf der Insel Hainan (Formosa), J gleichfalls Fremde in der Provinz Hu-nan. Der allgemeine Name aller Bewohner des chinesischen Reichs ist Daizinen. Neuerlich ist der scythische Ursprung der Chinesen fast bis zur Evidenz erwiesen, und es ist nur noch die Frage aufzuwerfen, ob man den fruchtbaren Ebenen von C. die öden u. unfruchtbaren Höhen der Tatarei nachsetzte, oder ob die wandernden Scythen von ihren Bergen herab in die Gegenden stiegen, die ihnen mehr Annehmlichkeiten des Lebens boten. Das Letztere erscheint als das Wahrscheinlichste. In allen Einrichtungen, die der Wechsel des Hirtenlebens u. das Leben des Ackermanns nothwendig erfordert, findet man noch von den alten Sitten und Gebräuchen der hyperboreischen Scythen, wie sie Herodot beschreibt, bei den Chinesen die unzweideutigsten Spuren. Auch befreunden sich Chinesen und Tataren leicht mit einander, wie sich auch die jetzigen Mandschutataren, die in Zelten und von der Jagd leben, den Sitten und Verhältnissen der Chinesen leicht akkommodiren.

Der Chinese trägt den ganzen Typus der mongolischen oder tatarischen Race, der er unverkennbar angehört, an sich. Er ist der Größe nach nur von mittelmäßigem Körperbau, besonders Fuß und Hand sind von auffallender Kleinheit. Die Farbe der Haut ist ein bräunliches Gelb, das bald in tiefere oder sanftere Tinten überspielt. Der Bewohner der nördlichen Provinzen ist weißer, als der von Kuang-si oder Kuang-tung, und wiederum der stets der Luft und Sonne halbnackt ausgesetzte Träger (Kuli) brauner als der Mandarin und viel dunkler als die in ihre Harems eingeschlossenen Frauen. Der besonders charakteristische Ausdruck der Abkunft des Chinesen ist die Bildung seines Kopfs, namentlich des Gesichts. Dieses ist breit und flach mit hervorstehenden Backenknochen, die Nase platt mit ausgeschweiften Nasenlöchern; die Augen sind weit auseinander stehend, schräg, enggeschlitzt, gegen die Nase zu nach unten abgerundet, an den äußern Enden spitz nach oben auslaufend; die Lippen sind denen des Aethiopiers ähnlich, aber nicht so dick und hervorstehend; Kinn und Lippen sind spärlich von Bart beschattet. Der ganze Körper ist fast unbehaart, das Haupthaar ist schwarz und glänzend, wie bei den Indianern Nordamerika's, mit denen der Chinese überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit hat. Die Männer werden im Alter fast immer sehr häßlich; schon nach dem 30. Jahr gibt das Hervortreten der Backenknochen dem Gesicht einen harten Ausdruck und verwischt die Jugend. Trotz ihres feinen Körperbaues, den sie mit allen Asiaten gemein haben, können sie es durch Uebung doch zu einer ungemeinen Muskelkraft bringen. Auch zeigen sie bei guter Nahrung eine besondere Anlage zum Fettwerden. Ein schöner Mann u. ein Fettbauch sind bei dem Chinesen gleiche Begriffe. Die Frauen, obgleich ihr Teint oft, selbst ohne alle Schminke, an rosiger Frische sich mit dem der schönsten Mädchen Europa's vergleichen läßt, entbehren doch jener idealen Schönheit, welche die Frauen anderer Völker, z. B. der Hindu's, der Cirkassier rc., berühmt macht, des Sanften, Seelenvollen im Auge; denn ihr Auge, obgleich schwarz und blitzend, ist gar zu klein. Ein möglichst kleiner Fuß ist dem Chinesen das Ideal der Schönheit, ja er bestimmt sogar darnach den Kaufpreis der Braut, und der Vater glaubt deshalb durch künstliche, unnatürliche Mittel der Natur zu Hülfe kommen zu müssen. Gleich nach der Geburt biegt die Hebamme dem zarten Säugling die Zehen gewaltsam unter die Fußsohle, drückt zugleich die Fersen tiefer in den Fuß hinein, bildet mit starken Bändern den Fuß für immer zu einem kurzen, unbrauchbaren Stumpf u. beraubt so die Unglückliche für die Zeit ihres ganzen Lebens der freien Bewegung. Der Chinese liebt den Zustand der Schwäche und das Leiden, worein die Frauen durch diese Verstümmelung versetzt werden, leidenschaftlich und vergleicht ihren hinkenden, watschelnden Gang mit dem

„Schwanken einer Weide, die vom leisen Winde bewegt wird“. Man sieht Mädchenfüße, die 5, ja selbst nur 4 Zoll lang sind; ein schöner, vielfach geputzter Schuh muß dies noch sichtbarer machen, und den durch diese Tortur angeschwollenen Knöchel verdeckt ein bunter, befranster Stoff. Wie alt diese Mode ist, kann nicht mit Gewißheit gesagt werden; wenigstens scheint sie nicht über das 13. Jahrhundert hinauszugehen, da Marco Polo, der zu dieser Zeit C. besuchte u. die Schönheit der Chinesinnen, sowie ihren Putz rühmt, dieser Mode mit keinem Worte gedenkt.

Der ungemessenste Stolz ist der Grundtypus des chinesischen *Nationalcharakters*, der in gewisser Weise von den Regierungsgrundsätzen genährt wird. Wie der Kaiser das Oberhaupt der Welt ist, ja als Inbegriff der Vernunft und des Maßes (Tao) göttliche Verehrung genießt, so betrachtet der Chinese seine Nation als die erste der Welt, wie seine Geschichte und seine Kultur die älteste ist. Sie beherrscht von dem Mittelpunkt der Erde aus alle Völker, die ihr tributpflichtig sind. Gefühllosigkeit ist ferner ein Hauptzug im Charakter des Chinesen, Gefühllosigkeit gegen fremdes Leid, gegen Scham, Ehre, ja gegen sein eignes Blut. Die härtesten u. entehrendsten Strafen ertragen sie, selbst die Mandarinen, mit der größten Gleichgültigkeit, ja es gibt Leute, die sich für Geld als Stellvertreter für Andere nicht nur zu Tode prügeln lassen, sondern sogar den auf Verbrechen haftenden gewissen Tod erleiden. Der Selbstmord wird nicht für sündhaft gehalten, ja oft wird es dem verurtheilten Verbrecher überlassen, die Todesstrafe an sich selbst zu vollziehen. Lieblosigkeit gegen ihre Kinder ist den Chinesen oft zur Last gelegt worden, ja die Reisenden und auch Gützlaff wissen nicht genug von den Kindermorden, besonders der Mädchen, zu erzählen, die weder bestraft, noch sonst berücksichtigt werden sollen. Neuere Reisende, de Guignes u. A. widersprechen dem, zur Ehre der Menschheit. Der niedrigste Eigennutz ist die natürliche Folge dieser Gefühllosigkeit; wie der ganze Staat, so ist auch jeder Einzelne die verknöcherte Selbstsucht, u. der Betrug dient diesem Eigennutze trefflich. Nachdem die Kultur C.'s schon seit Jahrhunderten stabil geworden ist, fragt der Chinese nicht mehr, ist das Neue gut u. zweckmäßig, sondern haben es unsere Väter gekannt? und schweigt darüber die Tradition, so wird es unerbittlich verworfen. Die Chinesen sind nie ein kriegerisches Volk gewesen; sie verfuhren stets defensiv, selten oder nie offensiv, sie duldeten mehr, als sie handelten; der Vorwurf der Feigheit, der sie nach den glaubwürdigsten Erzählungen mit Recht trifft, möchte theils darin, theils in der gesellschaftlichen Lage seinen Grund finden. Neben diesen dunklen Schattenseiten hat der Charakter des Chinesen aber auch Lichtblicke, wenn sie gleich nicht stark genug sind, um jene zu paralysiren; dahin gehören seine Wißbegierde, seine Gelehrigkeit, außerordentliche Höflichkeit, Betriebsamkeit, Ruhe, Gehorsam, höchste Mäßigung im Affekt des Zorns, Achtung gegen das Alter u. eine ungemeine Anhänglichkeit an die Heimath.

Die *Religion* der alten Chinesen hatte dasselbe mythisch-allegorische Gepräge, das uns bei andern Völkern begegnet, aber C. hatte schon im frühen Alterthum weise Männer, welche die Grundsätze dieser Mythologie in ein philosophisches System brachten. Der Ursprung der Welt und das große Schaffen der Natur sind in den alten Schriften auf vernünftige Gründe zurückgeführt, für den Verstand des Volkes in allegorische Hüllen gekleidet. Die Bildung des Alls wird einem vernünftigen und mächtigen Wesen, Tao (Vernunft), zugeschrieben; selbst unkörperlich, bildete es die Welt aus Nichts und ist das innere Wesen aller Dinge, ohne Anfang u. ohne Ende. Aus uralten metaphysischen Systemen, die neben tiefsinniger Weisheit, allgemeingültigen Wahrheiten aber auch eine Menge abgeschmackter, kabbalistischer Begriffe über eingebildete Wirkungen geheimer Künste und physischer, sidertscher und physiologischer Kräfte enthalten, schöpften Lao-tse, Con-fu-tse, Meng-tse ihre Lehrsätze, die ursprünglich rein spekulativ und ethisch, von den Träumereien späterer Jahrhunderte so verunstaltet wurden, daß die Religion der heutigen Chinesen ein abenteuerliches Gewebe des wunderlichsten Aberglaubens bildet. Alle jene falschen Wissenschaften führten die Chinesen auf die guten oder bösen Principien ihrer Kosmogonie zurück, so daß z. B. der Mensch, der eindringt in die Geheimnisse der Vernunft, in die Luft fliegen und den Trank der Unsterblichkeit erringen kann. Genien, Dämonen, das Einhorn, der Phönix und Drachen, die emblematischen Geschöpfe der Vernunft, werden auf die Theorie der auf einander folgenden oder gegenseitigen Thätigkeit der zwei Principien zurückgeführt u. verehrt. Es ist kaum möglich, zu bestimmen, wann die rein philosophische Lehre von der höchsten Vernunft die Form eines Gottesdienstes anzunehmen begann. Ihre Anhänger bildeten sich wahrscheinlich zu einer Sekte, die unter den verschiedenen Dynastien Verfolgungen und Begünstigungen erfuhren, je nach der persönlichen Denkweise des Herrschers, bis sie, ihre Lehre den Staatsmaximen anbequemend, unter der Herrschaft der Tschudynastie dauernden Schutz fanden. Die meisten Fürsten u. eine große Menge Menschen von jedem Rang und jeder Klasse wurde nun ihren Glaubenssätzen zugethan. In dieser Periode erschien *Lao-tse*, ward von ihnen zum Haupte gewählt und sah seine Lehre mit ihren Meinungen identificirt. Er gab der Lehre der Taosekte (Tao-ßi) durch seinen unbescholtenen Charakter und seinen tiefen Denkergeist einen mächtigen Impuls und blieb von dieser Zeit an der Meister der Tao-ßi, die nur mit Verehrung von ihm sprechen und ihn als Hien oder Unsterblichen ersten Grades betrachten. Nach seinem Tode wuchs die Taosekte immer mehr, bis sie endlich vollständig über die der Schriftgelehrten, der Anhänger des *Con-fu-tse* (s. d.), siegte; aber ihr Sieg war nur von kurzer Dauer. Kao-huang-ti behandelte die Schriftgelehrten wieder mit Auszeichnung, die Tao-ßi mit Verachtung. Seinem Beispiele folgten die Großen u. Staatsbeamten, verließen die Taosekte und schlossen sich der Moralphilosophie des Con-fu-tse an, so daß nur die niedern Klassen den Tao-ßi treu blieben. Aber noch einen gefährlicheren Feind erhielten die Tao-ßi durch die Einführung des Bud-

dhaismus (s. d.), der mit dem Pomp, in welchem seine Priester auftraten, die Augen blendete und der Einbildungskraft Nahrung gab. Die Priester beider Religionen wetteiferten nun mit einander in einem Kampf von wunderlichen Fiktionen, Mirakeln und andern Abgeschmacktheiten, so daß es ihnen gelang, die Verehrung der niedersten Klassen und die Verachtung der Gebildeten in ziemlich gleichem Grade unter sich zu theilen. Unter dem Kaiser Lingti erlangte die Taosekte eine große Celebrität durch eines ihrer Glieder, Tschang-Kio, indem er Veranlassung zu einem langen Bürgerkrieg gab, der die herrschende Dynastie endlich stürzte. Von nun an wurden die Tao-ßi in C. geduldet; aber sie erlangten keinen Einfluß mehr, da sie ihre Mitglieder in den niedersten Ständen zählten. Unter der jetzt herrschenden Mandschudynastie haben die Tao-ßi nicht mehr das Recht, sich dem Throne zu nähern: der Fürst, der als Kaiser von C. den Titel „Sohn des Himmels" annimmt und die Funktionen eines Hohenpriesters der philosophischen Sekte ausübt, ist als Mandschu dem Buddhaismus zugethan. Schriftgelehrte eines gewissen Ranges würden erröthen, mit einem Anhänger des Laotse zu verkehren. Doch besitzen die Tao-ßi in dem Aberglauben Großer und Geringer noch eine unversiegliche Quelle der Wohlhabenheit. Sie geben vor, Krankheiten durch übernatürliche Mittel heilen zu können, indem sie lehren, die Krankheiten kommen von der Bosheit der Dämonen und abgeschiedenen Seelen. Ihnen zufolge gibt es 24 Dämonen, unter denen 5 höher stehen, als die übrigen; nur Diejenigen, welche das Tao studiren, lernen die Art, wie man Dämonen vertreibt und sie am Bösesthun verhindert. Die Hülfe, die sie den Kranken leisten, besteht daher in Beschwörungen und andern abenteuerlichen Ceremonien zur Austreibung der Dämonen. So sank hier, wie überall, die höchste Philosophie, sobald sie zum Kultus ward, zum Aberglauben u. zur Abgeschmacktheit herab, wogegen die Moralphilosophie Con-fu-tse's noch heute die höchste Verehrung genießt. Die Lehre Con-fu-tse's, mit Pomp gelehrt, von Fürsten und hohen Beamten gepredigt, in Glaubenssätzen jedem ihrer Anhänger vollkommenen Spielraum gewährend, bildete die Grundlage der Institutionen, auf denen das gesellschaftliche Gebäude C.'s seit mehr als 1200 Jahren ruht, und da Diejenigen, welche sich daran hielten, im Besitze der Macht waren, so haben sie die alte Lehre beinahe ausgetilgt, ihre Hauptlehrsätze sich angeeignet u. die Chinesen zu überreden gewußt, ihre Meinungen seyen die ältesten u. reinsten, sie bildeten den ursprünglichen Glauben der Chinesen unter den drei ersten Dynastien, sie seyen von Con-fu-tse gesammelt und gleichsam neu herausgegeben worden. Uebrigens bietet nicht eine von den drei herrschenden Religionen und philosophischen Systemen ihren Anhängern eine Glaubensform dar, so daß man öfters die Identität aller drei Systeme zu erweisen suchte, u. im Laufe der Zeiten wurden die drei herrschenden Religionen so zusammengeschmolzen, daß die Chinesen sprüchwörtlich von ihnen sagen konnten: die drei Lehren bilden nur eine einzige. Die Priester dieser verschiedenen Religionen (Bonzen, japanisches Wort, s. v. a. Fromme) sind übrigens verträglich und öffnen ihre Pagoden selbst den Reisenden zum zeitweiligen Aufenthalt. Sie unterhalten aber im Volke den Aberglauben und werden als Wahrsager u. Zeichendeuter besoldet; sonst stehen sie in geringem Ansehen, da sie weder zu den Gelehrten gehören, noch einen besondern Stand ausmachen. Ihre Anzahl soll eine Million erreichen. Die Bonzinnen leben in Gemeinschaft, sind wie die Bonzen gekleidet, tragen einen geschornen Kopf und umwinden ihn mit einem Tuche; sie dürfen sich verheirathen, müssen es jedoch erst ihrer Vorsteherin melden. Die vorzüglichsten Tempel sind: der des Tien (Himmel), in dem der Kaiser allein opfern darf; der der Go-tan (Sonne), des Yue-tan (Mond), der Tien-tan (Erhöhung des Himmels), der Ty-tan (Erhöhung der Erde). Die dargebrachten Opfer bestehen in Thieren, Feldfrüchten und Weihrauch.

Das sociale Treiben in C. ist kalt, förmlich u. mit dem beschwerlichsten Ceremoniensysteme belastet. Der vornehme Chinese betrachtet es als ein moralisches Verbrechen, wenn sich ein Frauenzimmer außer dem Hause sehen läßt; will es einen Freund oder Verwandten besuchen, so muß es sich in einer verhüllten Sänfte tragen lassen. Die Frau darf selbst in ihrem Hause weder mit ihrem Manne zusammen essen, noch mit ihm in einem Zimmer sitzen. Nur einigermaßen wird das Weib für diese Nachtheile durch die hohe Achtung entschädigt, welche die Söhne ihren Müttern zollen müssen. Die Damen der höhern Stände werden im Sticken, sowie in der Kunst, auf Seide zu malen, unterrichtet; im Ganzen jedoch wird die Arbeit für eine Schande gehalten. Um die schreckliche Langeweile zu tödten, bleibt ihnen nur die Musik und die Tabakspfeife, die jedes Mädchen vom 9.—10. Jahr an in einem seidenen Beutel an der Seite trägt. Wissenschaftlich sind sie nur selten gebildet, doch rühmt man einzelne Fälle, wo eine Dame in der Dichtkunst bewandert war. Frauen von guter Erziehung halten es für unanständig, ihre Hände zu zeigen, und müssen sie etwas berühren, so geschieht es in Handschuhen. Die Gesetze sanktioniren keine Polygamie, aber sie gestatten das Konkubinat. Ein Chinese darf nur Eine Tsy oder eigentliche Frau haben, die durchaus verschieden ist von seinen Tsie oder Konkubinen, obgleich deren Kinder auch manche legitime Rechte besitzen. Mit der Verheirathung nimmt die Frau ihres Mannes Geschlechtsnamen an; da nun das Gesetz gilt, daß keine Ehe zwischen Personen desselben Geschlechtsnamens erlaubt ist, so erstreckt sich diese Regel auf alle Abkömmlinge des männlichen Zweigs, woraus nicht geringe Verlegenheiten entstehen, da es trotz der großen Bevölkerung im Reich nicht viel mehr als 100 Zunamen gibt. Auch besteht ein strenges Eheverbot zwischen den nächsten Affinitätsverwandten. Man hält es für ehrwidrig und in besonderen Rangverhältnissen sogar für ungesetzlich, wenn sich die Wittwe wieder verheirathet. Frühe Ehen werden auf jede Weise befördert. Die Knaben werden in ihrem 9. oder 10. Jahre ganz von ihren Schwestern getrennt und so die zarte Blüthe der Geschwister-

liebe im Keim ertödtet. Unter den Gliedern derselben Familie muß beständig ein kaltes, ceremoniöses Wesen beobachtet werden; jedes lebt abgezogen und entfernt von dem andern. Eben dies kalte, steife Wesen macht einen Hauptbestandtheil der Erziehung aus, u. so ist der chinesische Jüngling leblos, förmlich und unthätig, weil er stets beflissen ist, den Ernst des männlichen Alters anzunehmen. Die erste Maxime, welche den Kindern eingeprägt wird, ist, daß diese sich gänzlich dem Willen der Aeltern unterwerfen müssen. Das Gesetz gibt dem Vater unbegrenzte Gewalt über seine Kinder; er hat die Macht, seinen Sohn als Sklaven zu verkaufen. Die Sklaverei war nicht, wie in Europa, das Resultat der Eroberung, vielmehr scheint sie hier seit undenklichen Zeiten bestanden und mit den Sitten u. Bedürfnissen des Volkes gleichsam verwachsen zu seyn. Das chinesische Wort Nu, Sklave, umfaßt zweierlei Klassen dieser armen Geschöpfe: Sklaven des Staats und Sklaven von Privatpersonen. Es findet sich zuerst unter den Tscheu, im 12. Jahrhundert v. Chr., und wurde auf Staatssklaven angewendet, denn das Gesetz dieser Dynastie bestrafte gewisse Verbrecher mit der Sklaverei. Sechs Jahrhunderte später, als das Feudalsystem der Tscheu sich durch den Ungehorsam der grossen Vasallen auflöste, quälten und tödteten diese oft ihre Diener; die Freiheit, den Herrn zu wechseln, die nach den Gesetzen den Dienern der Privaten zukam, war also nach u. nach verschwunden. Dennoch datirt sich das rechtliche Vorhandenseyn der Privatsklaven erst von 204 v. Chr. Die Klasse der Privatsklaven besteht aus Kriegsgefangenen, aus Leuten, die sich selbst verkaufen oder von Andern verkauft werden, u. aus Kindern von Sklaven. Nach dem jetzigen Gesetzbuch werden die Familien von Empörern an die vornehmsten Beamten als Sklaven verkauft. Die Zahl der Unglücklichen, welche das Elend zwingt, sich selbst zu verkaufen, oder die von ihren Familien verkauft werden, ist sehr groß. Das Strafgesetzbuch verbietet indeß den Verkauf freier Personen, und Denjenigen wird schwere Strafe angedroht, welche das Kind eines freien Mannes in ihrem Hause als Sklaven zurückbehalten oder die ein verirrtes Kind, das ihnen begegnete u. das sie in ihrem Hause aufnahmen, nicht der Obrigkeit anzeigen. Auch gegen Denjenigen sind schwere Strafen festgesetzt, der seine Frau oder seine Tochter einem Andern vermiethet, sowie gegen Den, der den Handel annimmt und eine solche Person zu seiner Konkubine macht. Dessen ungeachtet sind dies Alles Dinge, die täglich u. ganz öffentlich vorkommen. Der Hunger und das Elend siegt über die Gesetze der Natur wie des Staats. Die Kinder von Sklaven bilden gesetzlich die eigentliche Klasse, aus der sich die Privatsklaven rekrutiren. Aus diesen Sklavenkindern rekrutiren sich auch wandernde Komödianten, denen verboten ist, freie Personen als ihres Gleichen aufzunehmen; auch die Klasse der Freudenmädchen, die das Gesetz den Schauspielerinnen gleichstellt, rekrutirt sich daraus. Die Freilassung des Sklaven hängt wahrscheinlich ganz von dem Willen des Herrn ab. Der freigelassene Sklave geht unmittelbar in den Stand des freien Bürgers über. Nur in Einer Beziehung unterscheidet sich der Freigelassene vom Freien, in sofern er nämlich, wenn er sich gegen seinen ehemaligen Herrn, welcher als sein Vater betrachtet wird, vergeht, vom Gesetz bestraft wird, als wenn er noch sein Sklave wäre. Im Verhältniß zu jedem andern Staatsbürger wird er aber als Freier behandelt. Die unglücklichsten Geschöpfe unter den Sklaven sind ohne Zweifel die Eunuchen, deren es zweierlei gibt; den einen, denen bloß die Zeugungskraft geraubt ist, wird die Aufsicht über die Gärten anvertraut, die andern, die keine Spur der Männlichkeit besitzen, dienen in den innern Frauengemächern.

Die erste Rolle in der chinesischen Küche spielt, namentlich unter den ärmeren Volksklassen, der Reis, der in allerlei Formen erscheint, besonders als Brod, das im Dampf von kochendem Wasser gar gebacken wird. Der Vornehmere hat statt unserer Messer, Gabeln und Löffel zwei Stäbchen von Elfenbein oder feinem Holz, womit er die Speisen zerlegt und zum Munde führt; dem Aermeren genügen hierzu die Finger. Die Speisen bestehen fast nur in zerschnittenem Fleisch oder Fisch, mit Reis oder andern Vegetabilien gekocht. Indeß ist die Kochkunst bei den vornehmen Klassen sehr hoch gestiegen. Das Pastetenwerk ist vortrefflich, leicht und vorzüglich ausgebacken. Die Großen sind besonders Liebhaber von gallertartigen Substanzen und bezahlen daher die indianischen Vogelnester, Bärentatzen, die Sehnen vom Hirsche, die Flossen des Haifisches, den Fischroogen und verschiedene Arten Mollusken sehr theuer. Der chinesische Koch weiß diese Substanzen auf hundertfache Art durch stark gewürzte Brühen zugleich schmackhaft und pikant zu machen. Als Dessert dienen Nüsse, Kastanien, Aepfel, Weintrauben Birnen, Bonbons, kleine Kuchen und verschiedene Blumenarten und Früchte, von denen der Litchi (Sapindus edulis, Euphoria chinensis) eine Hauptrolle spielt. Viele von den Chinesen für delikat gehaltene Speisen würden dem Europäer nur Widerwillen erwecken, z. B. die Larven der Schabe und ein gewisser Wurm, der im Zuckerrohr lebt. Das Gemüse, welches nach dem Reis am meisten verbraucht wird, ist der Pe-tsai, eine Art Weißkohl, der dem Lattig sehr gleicht. Bei grösseren Gastmählern werden dramatische Vorstellungen, Tänze und dergl. aufgeführt. Die Frauen des Gastgebers, die an dem Bankett nicht Theil nehmen können, betrachten das, was sich im Saale ereignet, durch ein Gitter und laden ihre Freundinnen ein, diese Ergötzungen mit zu genießen. Vornehme setzen sich beim Essen auf Polster oder auch auf niedrige Sessel; die Aermeren sitzen auf dem Boden. Schwelgt der Reiche in den ausgesuchtesten, oft wunderlichsten Genüssen, so ist der Arme nicht weniger erfinderisch, sich seine Nahrung zu suchen. Sie wissen Hunde, Katzen und Ratten ganz vorzüglich zuzubereiten; selbst bei den Reichen wird eine, vorher gemästete, wilde Katze als ein delikates Gericht betrachtet. Die Chinesen trinken wenig Wasser, weil das Wasser ihres Landes schlecht ist; alle Getränke nehmen sie warm zu sich. Eine Art Wein wird aus Reis bereitet

und ist in der Farbe und dem Geschmack dem Madera sehr ähnlich, steigt aber durchaus nicht in den Kopf. Das Hauptgetränk ist jedoch der Thee, der nicht nur regelmäßig nach jedem Mahle, sondern zu jeder Tageszeit, u. zwar ohne Zucker oder Milch genossen wird. Ueber den Verbrauch des Opiums bei den Chinesen s. Opium.

Wie allen Völkern der heißen Zone gebot das Klima auch den Chinesen ein weites Gewand. Der hohe Grad von Hitze und Kälte in den entgegengesetzten Jahreszeiten und die Gewohnheit, in freier Luft zu leben, verursachen einen auffallenden Unterschied im Sommer- und Winterkostüm. Die Sommerbekleidung besteht bei den wohlhabenden Klassen in einem langen weiten Rock von Seide, Gaze oder Leinwand, der durch einen reich gewirkten seidenen Gürtel (Yu) zusammengezogen werden kann. Das Winterkostüm ist fast eben so weit; über ein bis auf die Knöchel herabhängendes seidenes Kleid trägt man einen großen Spencer mit Aermeln, Makua, d. i. Ueberrock, genannt, der nur die Hüften bedeckt und aus Pelzwerk, Seide oder feinem Tuch mit Pelz besetzt gemacht ist. Der im Sommer bloße Hals wird im Winter mit einer schmalen Binde geschützt; die weiten Kleider legen sich stets nach der rechten Seite über und werden bis unten zugeknöpft. Das Unterkleid ist im Sommer weitfaltig; im Winter fügt man einen Ueberzug hinzu, der für jedes Bein besonders angelegt und unter der Hüfte befestigt wird. Im Winter tragen die Reichern Stiefeln von Tuch, Atlas oder Sammet mit dicken weißen Sohlen. Die Sommermütze in konischer Form ist von Bambusfasern; die Mandarinen tragen darauf einen rothen, blauen, weißen oder vergoldeten Knopf, von welchem von beiden Seiten der Mütze eine Schnur von karmoisinrother Seide oder rothem Pferdehaar herabfällt; bisweilen trägt man auch vorn an der Mütze eine große Perle. Die Wintermütze trägt die Form des Kopfes und einen umgestülpten Rand von schwarzem Sammet oder Pelzwerk, der rund herumläuft und vorn und hinten etwas höher ist, als an den Seiten. Die Staatskleider sind eben so reich als elegant; der Spencer ist gewöhnlich dunkelblau oder roth und das lange Unterkleid von einer hellen Farbe; Gold oder Seide, Drachen und andere Sinnbilder sind hineingestickt. Das Gewand des Landmanns besteht im Sommer aus einem Paar baumwollener Beinkleider, über welche er ein weites Hemd trägt. Die Beine sind meist nackt; auch sieht man häufig Sandalen von Stroh. Ein großer Hut von Bambus schützt gegen die Sonnenstrahlen, im Winter tragen sie eine Mütze von Filz und zur Regenzeit bedecken sie sich mit einem Mantel von Schilf. Im Winter füttern die ärmern Klassen ihre Kleider mit Fellen von Schafen, Ziegen, Hunden, Katzen, Eichhörnchen, selbst Ratten und Mäusen. Das lange schwarze Haar der Männer wird bis auf einen Zopf abgeschoren, der zusammengedreht vom Scheitel weit auf den Rücken hinabfällt. Die Sitte gebietet, daß man erst im 40. Jahr einen Schnurrbart trägt, einen Backenbart aber erst im 60. Das Kostüm der Frauen ist wohlkleidend und sehr decent. Das gewöhnliche Gewand ist eine Robe von Seide oder Baumwolle mit weiten Aermeln über einem längern Kleide, unter dem sich weite, am Knöchel zugebundene Beinkleider befinden, so daß der kleine Fuß desto deutlicher hervortritt. Nelkenbraun und Grün sind die Farben, die sich die Frauen ausschließlich vorbehalten u. deren sich kein Mann bedienen würde. Sie schminken sich das Gesicht weiß u. roth; junge Frauen zeichnen sich die Augenbrauen. Junge Mädchen lassen ihr Haar in langen Flechten herunterhängen; die Braut nimmt sie auf und schmückt sie mit Blumen oder Perlen. In reiferem Alter besteht ihr ganzer Kopfputz in einem Gewebe von Seide, das um den Kopf herumläuft. Den ewigen Wechsel der Moden kennen die Chinesen nicht; ihre Moden dauern gewöhnlich so lange als ihre Kleider und werden von dem Conseil der Religionsgebräuche angegeben. Der Rosenkranz ist ein wesentlicher Theil des Schmuckes, den die Buddhareligion anordnet; er besteht aus einer Schnur von Korallenperlen, deren Verschiedenheit den Grad ihres Trägers andeuten. Die Betten werden mit keinen Decken überzogen, eben so wenig ihre Tische gedeckt. Das statt des Hemdes an der Haut anliegende Unterkleid wird gewöhnlich so lange getragen, bis es von selbst zerfällt; dadurch entstehen Hautkrankheiten, um so mehr, als die Chinesen keine Bäder kennen. Mit Ausnahme der Soldaten in Parade trägt Niemand Waffen; Privatpersonen ist es nur dann erlaubt, sich zu bewaffnen, wenn es ihr Eigenthum zu vertheidigen gilt. Das Tragen u. selbst das Besitzen der Feuergewehre ist, bis auf die Milizen, allgemein verboten.

Die Wohnungen der Chinesen sind meist von Backsteinen, selbst die der Landleute, haben aber gewöhnlich nur Eine Etage. In vornehmen Häusern haben die Zimmer der Frauen eine zweite Etage. Man hält es für entehrend, unter den Füßen eines Andern zu wohnen. Die Zimmer des Erdgeschosses laufen längs der Front hin und sind durch Fenster erleuchtet, die nach dem innern Hof hinausgehen. Die Stelle des Glases vertritt entweder geöltes Papier oder Perlmutter oder Gaze, daher hängt gewöhnlich eine Lampe von der Decke herab, um den ziemlich dunkeln Raum zu erhellen. Das vorzüglichste Zimmer nach dem Entrée dient als Empfang- und Speisezimmer; hinter diesem sind die Privatzimmer, deren Thüren aus seidenen oder baumwollenen Gardinen bestehen. Die meisten Zimmer haben Betten von Ziegelsteinen mit einer Filzdecke versehen; unter diesen Betten sind Oefen angebracht. Alle Häuser von einiger Bedeutung haben drei Eingangsthüren, von denen die mittelste nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, oder wenn hohe Gäste empfangen werden, geöffnet wird; diese Thüren sind von beiden Seiten mit Laternen beleuchtet und führen als Ueberschrift den Titel und Namen ihres Besitzers. Die Fundamente sind gewöhnlich von Granit oder andern festen Steinen. Die Form des Daches deutet noch auf das Zelt des Nomaden hin. Es ist giebelförmig zusammenlaufend, aber zugleich dabei einwärts gedrückt und über die Wände hervorragend; es ruht auf Pfeilern, die zuweilen freistehen und eine Kolonnade bilden. Die Dachziegeln sind oft glasirt, grün, roth oder gelb, und mit glänzendem

Firniß überzogen. Die Pracht der Wohnungen wird nach dem Flächenraum geschätzt, den sie bedecken. Um sie daher größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind, legen die Chinesen oft eine Menge krummer Gänge oder Gallerien an und bekleiden die Mauern oft absichtlich mit Dachziegeln. Die Landhäuser sind mit einer Menge Teichen, aus deren Tiefe sich künstliche Felsmassen erheben, versehen. Das Meublement ist sehr einfach. Einige Stühle, sehr schwer und massiv gearbeitet, ein Tisch, von der Decke herabhängende Laternen, Wandschirme, einige Matratzen und Kissen machen den ganzen Hausrath aus. Porzellanvasen von allen Formen sind ein Hauptschmuck der Zimmer. Eines der wichtigsten Stücke ist der Hausgötze, der in einem eigenen, schön verzierten Schranke aufbewahrt wird. Die Städte oder wenigstens die Mauern derselben, bilden gewöhnlich ein Parallelogramm. Die Mauern sind oft so breit, daß man darauf reiten kann; die Thore werden durch Wachtthürme geschützt. Die Straßen sind zwar breit, aber meist ungepflastert.

Etikette, Würde, Ruhe sind die Lebenselemente des Chinesen von dem höchsten Staatsbeamten bis herab zu dem Lastträger. Ein unerschütterlicher Ernst ist das Zeichen der Weisheit, Schweigen das der Bescheidenheit. Ein Chinese von Erziehung ist eine Maschine; er muß handeln und sprechen, gehen, sich kleiden, Besuche machen und empfangen, Alles nach der Regel, die sich auf die Sitten von Jahrtausenden gründet. Die Beobachtung dieser Regel bildet die Grundlage seiner Erziehung. Wenn zwei Personen einander begegnen, erkennen sie ihren gegenseitigen Rang an der Farbe des Mützenknopfs, und dies gibt die Norm, was Jeder zu sagen und zu thun hat. Der gemeine Mann muß vor dem Kaiser und den höchsten Staatsbeamten, sobald sie Repräsentanten des Kaisers sind, niederknieen und mit der Stirne neunmal den Boden berühren. Das Ceremonienkollegium schreibt die Form des Grußes vor u. jede Vernachlässigung des Niedern gegen den Höhern kann mit körperlicher Züchtigung, bei Beamten mit Degradation oder Absetzung geahndet werden. Freilich kommen Schlägereien und Zänkereien aus diesem Grunde nur selten vor, aber jede gesellige Vertraulichkeit muß auch im Keim erstickt werden. Obgleich es Thee- und Speisehäuser gibt, in denen Kaufleute, Künstler und niedere Staatsbeamte zusammenkommen, um sich zu erfrischen, hat man doch weder Klubs noch Bälle oder Koncerte. Tanzen ist überhaupt unbekannt; die Fettbäuche des einen und die Klumpfüße des andern Geschlechts würden sich auch wenig für dies Vergnügen eignen, wäre auch ein gegenseitiger Verkehr der Geschlechter gestattet. Hat der Chinese sein tägliches Geschäft vollendet, so zieht er sich in sein einsames Gemach zurück. Das Laster des unmäßigen Trinkens findet man nur, und da selten, in den niedersten Klassen; die höheren Klassen schwelgen im heimlichen Genuß des Opiums. Kommen einige Chinesen aus irgend einer Ursache zusammen, so scheiden sie selten, ohne ihr Glück im Hazardspiele zu versuchen. Der Spielgeist ist in den meisten Städten so groß, daß es Leute gibt, die ihre Weiber und Kinder auf den Zufall des Würfels setzen. Die öffentlichen Häuser, die als Vergnügungsorte dienen, bestehen gewöhnlich in einem offenen Schuppen, der gebohlt u. mit Tischen und Bänken besetzt ist.

Der despotische Druck, unter dem C. seit Jahrtausenden schmachtet, die egoistische Abschließung von dem Weltverkehr hat nicht nur den moralischen Charakter eines ganzen Volks zerstört, sondern auch hemmend und niederschlagend auf die geistige Fortbildung desselben eingewirkt. Kein Volk des Alterthums hat eine reichere Literatur aufzuweisen, als die Chinesen (s. Chinesische Sprache, Schrift u. Literatur), u. dennoch stehen eben diese Chinesen gegenwärtig auf einer niedrigen Stufe intellektueller Bildung. Die Astronomie u. die mit ihr zusammenhängende Mathematik sind diejenigen Wissenschaften, auf deren Kenntniß die Chinesen am meisten stolz sind, aber auch diejenigen, die am meisten in der Kindheit liegen, trotz der verwickelten Kombinationen, deren sie sich dabei bedienen. Ihre Arithmetik ist ganz mechanisch. Um das Vielfache von Zahlen zu finden, bedient man sich allgemein einer Maschine, die Swan-pan heißt und mittelst welcher die arithmetischen Operationen handgreiflich gemacht werden. Analytik und Geometrie sowie die Algebra sind den Chinesen gänzlich unbekannt. Das Jahr der Chinesen ist zweifach: ein Sonnen- u. ein Mondenjahr. Ersteres wird von der Wintersonnenwende an berechnet und zählt 365 Tage, 5 Stunden, 3 Minuten und 57 Sekunden; man schaltet alle drei Jahre während eines Zeitraums von neun Jahren einen Tag ein und noch einen zwei Jahre nachher; hierauf schaltet man in einem Zeitraum von sechs Jahren alle drei Jahre einen ein und noch einen zwei Jahre nachher. In den gemeinen Jahren zählt man die Monde vom ersten bis zum zwölften, bei Schaltjahren zählt man denselben Mond zweimal hinter einander; dieser Monat erhält dann den Namen Schun. Das Mondenjahr hat 354 Tage und beginnt mit dem ersten Neumond, der nach dem ersten Grad des Wassermanns eintritt. Um die Zeit in große gleiche Abschnitte zu theilen, fassen sie 60 Jahre in einen Cyklus; statt aber irgend ein gegebenes Jahr das erste, zweite oder dritte eines Cyklus zu nennen, haben sie zwei Reihen Charaktere angenommen, deren eine aus zehn, die andere aus zwölf besteht: jene heißt die zehn Wurzeln, diese die zwölf Aeste. Die Kombination einer Wurzel und eines Astes gibt einen Namen für das Jahr, und die verschiedenen möglichen Umstellungen geben 60 besondere Benennungen, die den Cyklus von 60 Jahren ausfüllen. In den Jahrbezeichnungen der öffentlichen Staatsschriften werden die Jahre nach der Regierung des Kaisers gezählt. Die Chinesen beharren noch fest auf der Meinung Con-fu-tse's, daß der Himmel rund und die Erde ein Viereck ist, das in der Mitte fest liegt, u. daß die vier Elemente an den vier Seiten derselben stehen, das Wasser gegen Norden, das Feuer gegen Süden, das Holz gegen Osten und das Metall gegen Westen, und daß die Sterne in gleichen Entfernungen von der Erde an das Himmelsgewölbe befestigt sind. Aus der Konstellation der Gestirne und gewissen Naturerscheinungen ihren Einfluß auf die Erde und die

menschlichen Verrichtungen zu deuten, ist das Geschäft der Astrologen. Der Kalender wird von Regierungswegen abgefaßt und ist zweifach, der eine für den Kaiser, der andere für das ganze Reich. Beide enthalten außer der Zeiteintheilung ein Verzeichniß der glücklichen und unglücklichen Tage, mit der Angabe, was man an diesem oder jenem Tage zu thun oder zu unterlassen habe, und eine mythologische Bestimmung der Weltgegenden. Noch beschränkter war die Kenntniß der Chinesen in der Geographie. Man glaubte, China liege in der Mitte der viereckigen Erdoberfläche, deren übrige Theile aus Inseln beständen. Die Karten, die man vom Lande hatte, waren rohe und unrichtige Entwürfe, ohne Maßstab und Verhältniß, wo eine Bergreihe eine ganze Provinz bedeckte und ein Fluß die Hälfte eines andern wegschwemmte. Die Missionäre brachten zwar einiges Licht in das Chaos, so daß man jetzt niedliche und zuverlässige Karten des Landes besitzt, aber die Begriffe von den übrigen Erdtheilen sind dessen ungeachtet noch sehr fabelhaft. Die Ausübung der Arzneikunst ist unbeschränkt. Es gibt keine öffentliche Lehranstalt dafür; wer sie erlernen will, begibt sich unter die Leitung eines Arztes. Die ganze Wissenschaft eines solchen besteht in der Beurtheilung des Pulses. Sie leiten alle Krankheiten aus dem Fong-schui (Wind und Wasser, d. i. guter oder schlechter Disposition) und aus Kälte und Hitze her, verordnen das berühmte Ginseng, Tisanen und Kordialmittel und empfehlen Diät. Seit Jahrhunderten kennen sie zwar den Umlauf des Bluts, aber glauben noch, daß jeder Theil des Körpers seinen eigenen Puls habe. Von anatomischen Studien ist keine Rede, da das Vorurtheil die Oeffnung todter Körper verbietet. Bereits 1000 n. Chr. kannte man in C. die Einimpfung der Blattern, um aber die nöthige Operation nicht vorzunehmen, steckte man mit Blattermaterie angefüllte Bäuschchen in die Nasenlöcher, welchem Gebrauch man die häufigen und bösartigen Augenkrankheiten der Chinesen zugeschrieben hat. Der Arzt kommt zu einem Kranken nicht mehr als einmal, wenn er nicht wieder gerufen wird. Das einzig schätzbare Werk, das die Chinesen über die Heilkunst besitzen, ist das berühmte Kräuterbuch des Kaisers Chinnong, das Pen-tsao, das eine Menge naturhistorischer Kenntnisse, freilich mit manchem Aberglauben vermischt, enthält. Chin-nong soll der zweite Kaiser in den Annalen der Chinesen gewesen seyn, es würde daher Jahrtausende über unsere Zeitrechnung hinausreichen. Man rechnet es zu denjenigen Werken, die der tyrannische Kaiser Chi-hoang-ti verschonte, als er die gesammte chinesische Literatur vertilgen ließ. Die Malerei steht bei den Chinesen, trotz ihrer herrlichen Farben, auf einer sehr niedrigen Stufe. Pflanzen, Blumen, Häuser, Schiffe und Alles, was ihr Land besitzt, stellen sie mit so ängstlicher Treue dar, daß an einem Vogel keine Feder, am Fisch keine Schuppe fehlen darf; dagegen bilden sie den menschlichen Körper desto unbeholfener und verstehen weder die Kunst der Perspektive, noch Licht und Schatten. Die Häuser stehen über einander und eine Gruppe Menschen neben einander, wie in Reihe und Glied. Sie malen auf Leinwand, Holz, Seide, Porzellan und Glas und wissen auf letzterem die Nuancen gut zu verschmelzen. Mit der Bildhauerkunst steht es nicht besser. Die Bilder ihrer Gottheiten sind verzerrte, widrige Figuren, ohne Zeichnung und Eleganz. Nirgends sieht man einen ebenmäßigen Körper, sondern nur riesenmäßige, mißgestaltete Dickbäuche, oder langgedehnte weibliche Gestalten. Nackte Gestalten bilden sie niemals. Kleinere Schnitzereien, wo es auf sklavische Nachahmung ankommt, gelingen ihnen weit besser. So schnitzen sie elfenbeinerne Kugeln mit einer Oeffnung von etwa 1½ Zoll, in der 10—15 ähnliche kleinere Kugeln eingeschachtelt liegen und sich bewegen. Von bewundernswürdigem Fleiß und großer Geschicklichkeit zeugen auch die Fächerblätter von Elfenbein und Perlmutter.

Die Chinesen befuhren schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Küsten ihres Landes, daher ist ihre Schiffsbaukunst sehr alt und hat sich mannigfaltig und künstlich ausgebildet. Die größeren Schiffe haben fast die Gestalt des Mondes, wenn er etwa vier Tage alt ist. Das Vordertheil ist nicht abgerundet, sondern eine viereckige, platte Oberfläche, eben so wie das Hintertheil, ohne Schaft und ohne Kiel. Die beiden Enden des Schiffs erheben sich sehr hoch über das Verdeck. Das Hintertheil enthält die Zimmer des Kapitäns und die Gemächer der Matrosen; die Küche und die Zimmer der Reisenden sind an der Seite angebracht. Das Steuerruder hängt in zwei Tauen, die oben befestigt sind und es heben und senken; zwei andere Taue halten es unten, gehen unter dem Fahrzeug hin u. sind vorn auf einer Winde befestigt. Die größern Fahrzeuge haben drei Masten. Auf jedem Mast ist ein Segel aus Matten von Bambusfibern u. mit Bambusstäben unterlegt, so daß es sich wie ein Fächer zusammenlegen läßt. Wenn das Segel aufgehißt wird, was sehr schwierig ist, so steht es gerade und kehrt dem Wind eine glatte Fläche zu; es faßt ihn gut auf, wendet sich leicht und hat nur ein einziges Seil zum Festhalten. Die Anker sind von Eisenholz, an den Enden ihrer Arme aber mit Eisen beschlagen. Diese „Dschonken" segeln zwar noch zwischen 3—4 Strich vom Winde ziemlich gut, da ihnen aber der Kiel fehlt, so weichen sie sehr leicht von ihrer Richtung ab. Der Schiffsraum ist in kleine Gemächer getheilt, woraus der Vortheil entsteht, daß ein Leck eben nur ein solches Gemach mit Wasser füllen kann. Die kleineren Yachten fand Barrow außerordentlich bequem. Sie haben flache Böden und gehen etwa 15 Zoll im Wasser. Das Obertheil ist sehr hoch, so daß sie wie ein schwimmendes Haus aussehen. Ueber den drei Hauptgemächern für die Reisenden ist oft noch ein Stockwerk mit kleinen Kämmerchen für die Matrosen. Trotz dem, daß die Chinesen den Kompaß und seinen Gebrauch schon seit Jahrtausenden kennen, ist ihre Nautik doch sehr dürftig. Der Kaiser Kang-hi behauptete, die Boussole sey schon damals (1719) über 2000 Jahre in C. bekannt, ja man vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß sie erst der berühmte Missionär Marco Polo (im 13. Jahrh.) nach Europa gebracht habe. Die Nadel des chinesischen Kompasses ist sehr kurz; der Einfas-

sungskreis ist in 8, davon jeder in 3, also in 24 Theile getheilt. Die Nadel steht nach Süden, weshalb sie den Kompaß auch Ting-men-tschin, d. i. Nadel, die den Mittag zeigt, nennen. Um die Nadel herum sind viele, oft bis auf 27 koncentrische Kreise gezogen, wovon einer ihre 12 Theile des Tages, der andere die Sterne um den Pol, die folgenden die Koluren, die 24 Theile des Jahres, die 28 Theile des Zodiaks und andere astrologische Charaktere anzeigen. Wollen sie über das offene Meer segeln, so richten sie das Vordertheil des Schiffs mit möglichster Genauigkeit auf die Gegend, die sie zu erreichen wünschen, mit einer seidenen Schnur hin, welche die Boussole von Norden nach Süden theilt, und suchen nun so viel als möglich das Schiff in der Richtung zu erhalten.

Ohne theoretische Kenntnisse in den physikalischen Wissenschaften zu besitzen, haben die Chinesen doch durch einen glücklichen Instinkt Manches herausgefunden, was in Europa die Frucht langen u. tiefen Forschens wurde. Sie rühren das schlammige Wasser ihrer Flüsse mit einem Stück Alaun in einem hohlen Bambusrohre um, so daß die erdigen Theile sich auf den Boden setzen. Ebenso sind ihnen einige Wirkungen des Dampfes wohl bekannt, mittelst dessen sie z. B. das Horn erweichen, aus dem sie ihre Laternen machen. Aus den drei Reichen der Natur wissen sie die prächtigsten Farben zu gewinnen und so zu vermischen, daß jede Mittelfarbe hervorgebracht wird, obgleich sie keine Theorie der Farben haben. Sie verstehen Eisenerze zu schmelzen und Eisen in Stahl zu verwandeln. Auch die Kunst zu destilliren ist ihnen seit lange bekannt und wird allgemein ausgeübt. Ihr Sau-tschu ist nichts als ein gebranntes Wasser, gewöhnlich aus Reis abgezogen. Die Kettenpumpe ist noch in ihrem kindlichen Zustande; man braucht sie zum Erheben des Wassers, um die Felder zu bewässern. Eben so verhält es sich mit andern dergleichen mechanischen Künsten, z. B. mit dem Kloben, der auf allen großen Schiffen angewendet wird. Zweierlei aber haben sie, auf dessen Erfindung bisher Europa stolz gewesen ist, das Schießpulver und die Buchdruckerkunst. Den Gebrauch des Schießpulvers soll man in China schon 200 n. Chr. gekannt haben, wenn auch der Gebrauch der Feuergewehre in das Jahr 1000 n. Chr. fallen möchte. Schon 1232 belagerte man die Hauptstadt der Kin in Ho-nan mit einer Art Kanonen, Tschin-tien-lui (Donner, welcher den Himmel erschüttert). Uebrigens scheinen sie sich desselben mehr zu Feuerwerken bedient zu haben. Doch auch in dieser Kunst sind sie seit Jahrhunderten stehen geblieben, denn das Schießpulver, welches die Chinesen machen, ist äußerst schlecht. Es gibt keine besondere Manufaktur, sondern Jeder macht es sich selbst. Man nimmt auf 2 Pfund Salpeter 1 Pfd. Schwefel und 1 Pfd. Holzkohle, nach Andern 3 Pfund Kohlen, 3 Pfd. Schwefel und 8 Pfd. Salpeter, oder auch 1 Pfd. Kohlen, 1 Pfd. Schwefel und 5 Pfd. Salpeter. Das erzielte Pulver ist ein grober Staub, der zuweilen in eine feste Masse zusammenbäckt, und da der Salpeter unrein ist, so zieht es sehr leicht Feuchtigkeit an und wird unbrauchbar. Die Buchdruckerkunst soll in China schon 950 n. Chr. erfunden worden seyn (s. Buchdruckerkunst).

Wollte man auch die höchste Angabe der Bevölkerung, 360 Millionen, annehmen, so würde dennoch das Areal des Bodens ausreichen, diese Bevölkerung hinlänglich zu nähren, wenn es regelmäßig vertheilt u. der Landbau im blühenden Zustande wäre. Doch findet man ungeheure Strecken im Innern des Landes unbewohnt, während die Umkreise der Städte, der schiffbaren Flüsse und Kanäle allzudicht bevölkert sind, u. was den Ackerbau betrifft, so ist C. auch in dieser Beziehung seit Jahrhunderten stehen geblieben. Große Pachtgüter hat man in C. nicht; wenig Familien bauen mehr, als sie für sich selbst bedürfen. Den bebauten Strecken gönnt man keine Ruhe, ja man säet nicht selten jährlich zweimal, besonders wenn die Felder klein sind, oder wenn die Nähe einer großen Stadt die Produkte vertheuert. In den Gegenden, wo die Bevölkerung nicht dicht ist, baut man nur das platte Land, ohne die Anhöhen zu berühren; in übervölkerten aber weiß man jeden Fußbreit Landes zu benutzen. Selbst die Wege sind schmal, damit auch durch sie dem Ertrag des Bodens so wenig Land als möglich entzogen werde; sogar die Ufferniederungen, die aus angespültem Erdreich entstanden sind, werden sorgfältig bepflanzt, und jede noch so geringe Quelle, die von den benachbarten Anhöhen herunterrieselt, wird zur Wässerung der Pflanzen benutzt. Auf den felsigen Bergen bricht man die Steine, um kleine Mauern davon zu machen, die Terrassen zu schützen, die mühsam mit Erde ausgefüllt und dann mit Getreide, besonders Reis, besäet werden. Als Dünger bedient man sich vorzüglich der menschlichen Exkremente, welche daher sorgfältig eingesammelt werden, ja man hat dies Einsammeln zu einem förmlichen Industriezweig gemacht, indem man diese Exkremente trocknet, in Kuchenform bringt u. als Handelsprodukt versendet. Aus den Flüssen, Kanälen u. stehenden Wassern holt man den Schlamm, um ihn mit der Erde zu vermischen; die Barbiere sammeln die Haare, weil man diese für ein ausgezeichnetes Düngmittel hält. Ist der Boden leicht und sandig, so mischt man Mergel, und ist er thonig, Sand hinzu. Sobald der Reis eingeerntet ist, bearbeitet man das Land sogleich nach dem ersten Regen; im Ganzen ackert man nicht tief, der Pflug dringt nicht über 4—5 Zoll in die Erde. Unter den Erzeugnissen des Acker- und Gartenbaues nehmen die Gras- und Getreidearten die erste Stelle ein und unter diesen wiederum der Reis. Die Lage des Bodens bestimmt die Art des Reises; feuchter, z. B. durch Ebbe und Fluth bewässerter Boden bedarf weniger Achtsamkeit, hingegen trockener Boden sorgfältiger Bewässerung bedarf. In den Küstenprovinzen benutzt man selbst die weiten Mündungen der Flüsse, indem man große, mit Erde bedeckte Flöße mit Reis bepflanzt und sie auf den Wellen schwimmen läßt. Außer dem Reis baut man noch die übrigen Kornarten und Hülsenfrüchte, besonders Bohnen, die in der Viehzucht eine große Rolle spielen. Der Thee ist der zweitwichtigste Artikel der Bodenkultur (s. Thee). Der Litchibaum, die Longane sind ebenfalls be-

deutende Kultur- und Nahrungspflanzen. Zuckerpflanzungen findet man nur in den südlichen Provinzen. Die Kamellie, Tscha-uuha, d. i. Theeblume, wegen der Aehnlichkeit ihrer Blüthen mit denen des Theestrauchs so genannt, der chinesische Rettig, der morgenländische Kohl, der ostindische Cytisus, eine Art Bohnen (Dolichus), der gemeine Wunderbaum (Palma Christi) liefern Oel für den Handel und den eigenen Bedarf. Eine der nützlichsten Pflanzen ist auch das Bambusrohr (s. Bambus). Maulbeerpflanzungen sind wegen der ausgedehnten Seidenzucht sehr wichtig. Die Baumwollenpflanzungen werden selten im Großen betrieben; jeder Grundbesitzer baut seine Baumwolle für den eigenen Bedarf. Bemerkenswerth sind wegen ihrer Einträglichkeit noch der Firniß-Sumach (Rhus vernix), der chinesische Glanzbaum (Augia sinensis), der, wie der vorige, durch Einschnitte einen trefflichen Firniß vom schönsten Glanze liefert, der Bergfirnißbaum (Vernicia montana), der Talgbaum und der Seifenbaum (Sapindus saponaria). Unter den zahlreichen Arzneikräutern werden besonders angebaut: der Ginseng (Panax quinquefolium), die Chinawurzel, Pe-Fuling (Smilax China *L.*). Einen künstlichen Wiesenbau kennt man in C. nicht; man besäet lieber das dazu taugliche Land mit Reis und andern Nutzpflanzen. Nur die Küsten- und Uferländer, die allzu häufiger Ueberschwemmung ausgesetzt sind und deshalb nicht besäet werden können, liegen als Wiesen. Man versendet das abgemähte Heu als Viehfutter, zum Theil wird es aufs Land gestreut, um verfault als Dünger zu dienen. Wein wird zwar gebaut, aber man keltert aus den Trauben nur eine Art Most, keinen Wein. Die Viehzucht liegt in C. gänzlich danieder. Man scheint überhaupt den Vortheil der Viehzucht gar nicht einzusehen und trägt auch keine Sorge für das vorhandene schlechte Vieh. Nur die Reichen und Großen sind im Stande, Pferde zu halten; zur Bebauung des Landes dient besonders in den südlichen Provinzen der Büffel. Esel werden nicht nur als Lastthiere gezogen, sondern auch, weil man ihr Fleisch vorzüglich findet. Das einzige Hausthier, worauf man besonders Sorgfalt verwendet, ist das Schwein, von dessen Fleisch eine außerordentliche Menge verzehrt wird. Noch schmackhafter findet der Chinese das Fleisch der Hunde, denen deshalb eine besondere Sorgfalt gewidmet wird. Unter den Vögeln schätzen die Chinesen besonders die Schwimmvögel, namentlich die Ente. In den größern Städten gibt es große Entenhändler verschiedener Art; einige handeln nur mit den Eiern, andere mit jungen Enten, noch andere haben Vorrichtungen zum Ausbrüten der Eier. Von höchster Bedeutung für C. ist der Seidenbau. Die Chinesen behaupten, daß Lei-tsu, eine der Gemahlinnen des Kaisers Hoangti, 3000 Jahre v. Chr. die Zucht der Seidenwürmer und die Seidenspinnerei zuerst gelehrt habe. Im J. 1766 bezog England aus C. 104,000 und Frankreich 80,000 Pfund Seide. Die Seide selbst ist sehr verschieden an Güte. Der Seidenwurm dient den Chinesen selbst zur direkten Nahrung, indem sie die Puppen, von denen die Seide abgewickelt worden, gekocht und getrocknet essen. Besonders geschickt sind die Chinesen in der Verfertigung derjenigen Dinge, die zum Bedarf des Luxus u. der Bequemlichkeit gehören u. vornehmlich technische Geschicklichkeit erfordern. Der Glanz und das Feuer ihrer Farben sind von wunderbarer Wirkung. Die Schönheit des chinesischen Porzellans, Tse-ki genannt, beruht größtentheils auf der unendlichen Mühe und Aufmerksamkeit, womit man die Materialien sortirt und zubereitet. Das Glasmachen haben die Chinesen von den Europäern gelernt, aber durch ihr Talent, nachzuahmen, es zu einer hohen Fertigkeit gebracht. Berühmt sind besonders auch die lackirten Arbeiten der Chinesen, wobei ihnen freilich das treffliche Material hülfreich zur Hand geht. Unter allen mechanischen Künsten aber haben sie zweifelsohne die größte Vollkommenheit in der Bearbeitung des Elfenbeins erreicht, von welchem Material man die kunstvollsten und schwierigsten Arbeiten findet; ebenso bemerkenswerth sind ihre Arbeiten in Horn und Metallen. Die Kunst, Papier aus Stroh zu machen, besitzen die Chinesen schon seit den ältesten Zeiten, ebenso die Kunst der Seidenspinnerei und Weberei, wenn man auch ihre Erfindung nicht, wie die Chinesen es thun, bis ins Jahr 2602 v. Chr. hinaufrücken kann. Wenigstens erwähnen die Geschichtsbücher der Tschen 780 v. Chr. schon eines seidenen, gewebten Stoffes. C. liefert eine ungeheure Menge seidener Zeuche, die besten kommen jedoch aus Tsche-kiang; sie sind zuweilen kunstvoll gebildet und von den herrlichsten Farben. Am besten gelingen den chinesischen Seidenwebern die Gaze. Der Nanking ist in Europa bekannt, seine Farbe hielt man früher für natürlich, jetzt weiß man, daß auch sie durch Kunst erzeugt oder doch erhöht wird. Die chinesische Industrie hat sich noch einer Menge Gegenstände bemächtigt, von denen zum Theil der Europäer kaum eine Ahnung hat. Namentlich sind es die großen Städte und Stapelplätze, welche die bunteste Musterkarte gewerblicher Betriebsamkeit bieten. Das Maschinenwesen war bis jetzt unbekannt, Menschenhände vollbrachten Alles, und zwar mit Werkzeugen, welche die Unvollkommenheit und Unbeholfenheit ihres ersten Entstehens noch an sich trugen.

Der Binnenhandel des ungeheuern chinesischen Reichs ist unermeßlich. Es führen von einem Kreis in den andern, von einem Distrikt zu dem andern gut gepflasterte Straßen. Die Flüsse und Kanäle wimmeln von Schiffen, welche die Reichthümer der entferntesten Provinzen nach den großen Marktplätzen führen und vertauschen. Jede Provinz theilt von ihrem Ueberflusse der andern Dasjenige mit, was sie am besten producirt. Die nördlichen Provinzen erhalten aus der Tatarei die großen vierfüßigen Thiere für das Bedürfniß des Kriegs und des Ackerbaues, während in den südlichen Provinzen, wo alle Arbeit durch die Hand des Menschen geschieht, das Salz, das an ihren Küsten eingeschifft wird, einen Hauptartikel des Binnenhandels bildet. Der Reis und das Getreide der Ebenen werden im Norden gegen Bauholz ausgetauscht; die Seidenstoffe, Wollengewebe, der Zucker werden aus den Manufakturen von Nanking und Kanton

nach Peking und in die übrigen großen Städte des Nordens verführt, wo sie als Zahlung für die mannigfaltigen Erzeugnisse des gemäßigten Klima's, z. B. für die Metalle, die reichen Tapeten, den Firniß, Lederwerk rc., dienen; alle Früchte und Getreidearten werden auf den Märkten von Peking gegen die kostbarsten Erzeugnisse der heißen Zone ausgetauscht. Einer der Hauptgegenstände des innern wie des äußern Handels ist aber der Thee, der besonders aus den Provinzen Fu-kiang u. Kuang-tung, die den besten liefern, nach allen Enden des ungeheuern Reichs geführt wird. Die Zahl der Dschonken, welche den Küstenhandel betreiben, ist beträchtlich. Sie gehören größtentheils den Provinzen Fu-kiang und Kuang-tung, doch haben auch die nördlicher gelegenen Provinzen Tsche-kiang u. Kiangnan deren sehr viele. Der jährliche Betrag ihres Handels belief sich bisher durchschnittlich auf 200,000—300,000 Taels. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel bestehen in Apothekerwaaren, getrockneten Früchten, Zukker, Leinwand, Glaswaaren und Stickereien. Der Schmuggelhandel, namentlich in Opium, wurde größtentheils durch diese Dschonken betrieben.

Was den äußeren Handel betrifft, so ist C. nicht immer vom Verkehr mit dem Auslande abgeschlossen gewesen; dies bezeugen nicht nur die Annalen der chinesischen Geschichte, sondern auch andere gewichtige Zeugnisse, ja es geht daraus hervor, daß C. selbst schon im grauen Alterthum einen nicht unbedeutenden Handel mit asiatischen Stapelplätzen betrieben hat. Schon um das 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fuhrten die Chinesen Handel mit der westlichen Küste von Amerika, und frühere spanische Reisebeschreiber wollen an jener Küste Trümmer von chinesischen Schiffen gefunden haben. Die Insel Tscho-ka im tatarischen Meere, der Ausmündung des Amur gegenüber, ist offenbar von Chinesen bevölkert worden, und daß sie mit Basra und andern großen Häfen im persischen Meerbusen einen beträchtlichen Handel trieben, ist außer Zweifel; in der Nähe des letztern haben einige kleine Inseln und Landspitzen noch jetzt chinesische Namen. Mehre Reisende wollen im Königreich Soffala Abkömmlinge der Chinesen angetroffen haben, die sich merklich von den Eingebornen unterschieden, und der berühmte Marco Polo erzählt, daß er mit einem chinesischen Schiff in Madagaskar angekommen sey. Die Eingalesen sind gewiß chinesischen Ursprungs, denn selbst der Name des Landes ist chinesisch: Sih-lan, Sih-long oder Sih-lung, der westliche Drache. Noch bis auf die neuesten Zeiten unterhielten die Chinesen, trotz ihrer mangelhaften Fahrzeuge und Nautik, einen nicht unbeträchtlichen Tauschhandel nach Japan, Batavia, Cochinchina, Malakka, Siam, Cambodscha. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Thee, Alaun, Anis, Borax, Zimmt, Kampher, Chinawurzel, Galgantwurzel, Ginseng, Quecksilber, Bisam, Nankings u. Seidenzeuche, Gold, Porzellan, lackirte Arbeiten, Zucker, Rhabarber, rohe Seide, Toutenague (Neusilber) rc. Im Mai und Juni führen die Dschonken nach Japan Rhabarber, Ginseng, Chinawurzel, Terpentin, Myrrhen, feine Holzarten, Zink, Leder, Tuch, Zucker, Seide, und bringen im Oktober nach Hause zurück: Kupfer, lackirte Waaren, Säbelklingen, Papier, Perlen und Gold. Nach Manila führen sie seidene Zeuche und Strümpfe, Porzellan, Thee und Apothekerwaaren, und nehmen als Rückfracht Piaster, Vogelnester, Reis, Perlen und Färbeholz. Aus Neuholland bringen sie für die Leckerei der Großen eine Art Schleimthiere, die im ostindischen Handel unter dem Namen Seeschnecken vorkommen, in ungeheurer Quantität. Aus Tübet wird durch Karawanen über hohe, steile Gebirgspässe Salz, Borax, Schafwolle, Shawlwolle, Goldstaub und Seide nach Indien geführt und dagegen Rupien, Tücher, Korallen, Perlen und Indigo eingetauscht, ein Handel, der schon längst von der größten Wichtigkeit geworden wäre, hätte nicht die chinesische Politik ein Monopolsystem eingeführt, wonach den Bewohnern eines jeden der fünf Gebirgspässe eine tübetanische Stadt angewiesen ist, mit welcher sie zu handeln haben. Der ganze Handel wird von den Chinesen als eine temporäre Vergünstigung betrachtet, wozu der Vicekönig von Gertope jährlich die Erlaubniß gibt. Die Bedingungen, unter welchen an der Nord-, Ost- und Westgrenze des Reichs mit den Tungusen, den verschiedenen Stämmen der Mongolen, den Russen und Tübetanern Handel getrieben werden darf, sind in den gesammelten Satzungen des Reichs angegeben; darin ist bestimmt, welche Zölle die einheimischen und fremden Kaufleute entrichten, welche und wie viele Waaren einer bestimmten Gattung sie einführen, welchen Weg sie machen und in welcher Anzahl sie erscheinen dürfen. In Yarkand, Kaschghar und andern Orten der kleinen Bucharei wird ein bedeutender Handel zwischen Kaschmir, Indien, Mittelasien und C. getrieben. Die Buräten dürfen an den Grenzen Kaschghars ihre Pferde, Schafe und anderes Vieh, ohne irgend einen Zoll zu entrichten, verhandeln; doch ist im Allgemeinen der Preis bestimmt, für welchen es abgelassen werden soll. Leh, die Hauptstadt Kleintübets, ist der Mittelpunkt des Handels zwischen Indien, Mittelasien, Tübet und C. Es werden jährlich über Khassa für etwa 251,000 Gulden Thee nach Leh ein- und von da nach Kaschmir, Afghanistan u. dem Pendschab ausgeführt. Rücksichtlich der Handelsverbindungen C.'s mit dem Auslande muß man den von der Regierung bewilligten von dem Schmuggelhandel unterscheiden. Die dem Handel gesetzlich eröffneten Häfen waren zu verschiedenen Zeiten: Kanton, Macao, Tinpih, Ningpo, Tschu-san und Amoy; allein seit der Eroberung C.'s durch die Mandschu's waren Kanton und Macao die einzigen Häfen, wo Europäer geduldet wurden. Kiachta war der Stapelplatz des chinesischen Handels mit Rußland. Der Schmuggelhandel wurde an allen Küsten betrieben und ward durch die Bestechlichkeit der Mandarinen begünstigt. Seit dem Frieden zu Nanking vom 29. August 1842, durch welchen dem Handel die 5 Hafenstädte Kanton, Amoy, Fu-tschen, Ningpo und Shang-hai geöffnet wurden (s. unten), hat der äußere Handel C.'s eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Die am 22. Juli 1843 vereinbarten Zollsätze sind

sehr mäßig; nur in wenigen Artikeln übersteigen sie 5 Procent. Der Handel Europa's mit C. hat in den letzten Jahren eine so hohe Bedeutung erlangt, daß jede Störung desselben, namentlich in England, schmerzlich empfunden werden muß und die nachtheilige Wirkung davon beinahe denselben staatswirthschaftlichen Werth wie eine schlechte Ernte hat. Die Ausfuhr aus C. bestand bis 1848 hauptsächlich nur in Thee; diese Theeausfuhr hat sich aber in enormer Progression gesteigert, denn die Ausfuhr, welche 1848 65,314,000 Pfd. betrug, wovon 47,242,000 allein auf Großbritannien kamen, belief sich 1856 auf 131,218,000 Pfd., wovon 91,931,800 nach Großbritannien gingen. Berechnet man das Pfund Thee zu 42 Kreuzer (14 Pence), so stellt die Theeausfuhr des letztgenannten Jahres einen Geldwerth von 7¾ Mill. Pfd. Sterling oder 93 Millionen Gulden dar. Die Ausfuhr von Seide aus C. belief sich 1849 nur auf 17,228, 1853 auf 25,571 Ballen, in den 3 Jahren 1854—1856 auf durchschnittlich 55,000 Ballen, welche, das Pfd. zu 14 Schilling (8 Fl. 24 Kr.) gerechnet, einen Werth von 4 Mill. Pfd. Sterl. oder 48 Mill. Gulden repräsentiren. Europa hat so gut wie keine Rimessen für chinesische Produkte, denn die Einfuhr baumwollener Waaren nach C., womit man neuerlich begonnen, ist noch zu unbedeutend. Die Engländer können chinesischen Thee u. chinesische Seide nur mit einem indischen Artikel, mit Opium bezahlen, welches nach C. eingeschwärzt werden muß. Im Handelsjahr 1853—54 wurden für mehr als 7 Mill. Pfd. Sterl. Opium nach C. eingebracht. Die Einkünfte des indischen Regierungsmonopols für das bengalische Opium hielten sich in dieser Zeit auf 250 Lak (30 Mill. Gulden). Für das Opium, welches in den unter brittischem Schutz stehenden Staaten gebaut wird, zahlt der Exporteur nur einen Ausfuhrzoll von 400 Rupien für die Kiste; wenn also 40,000 Kisten dieses Opiums ausgeführt worden, so gibt dies ein Einkommen von 160 Lak oder 19⅕ Mill. Gulden. Bei solchem Gewinn schweigt die Stimme des Gewissens, und das unsittliche, aber Geld einbringende Monopol wird aufrecht erhalten. Der wichtigste auswärtige Handel C.'s ist mit Indien außer Opium besonders mit Baumwolle (in englischen Schiffen 1845 ungefähr 7 Mill. Dollars, 1846 etwa 5 Mill. Doll.) und Reis, dann mit England, woher eingeführt werden Baumwollen- und Wollenwaaren und Twiste (1847 für 2,085,581 Pfd. Sterl.); ausgeführt als Gegensatz dafür sind Thee und Seide, dann Quecksilber, Perlmutter und feine Gespinnste (1847 für 3,406,420 Pfd. Sterl.). Bedeutend ist auch seit dem sogenannten Frieden von Wanghia (1844, s. unten) der Handel mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, woher 1845 in Kanton allein die Einfuhr 2,478,048 Doll. (außer bedeutenden Kontantensendungen) und die Ausfuhr 7,979,834 Doll. (hauptsächlich Thee) betrug. Mit Holland und den holländischen Kolonien in Ostindien betrug 1845 die Einfuhr in Kanton und Macao (hauptsächlich Vogelnester, holländische Camlots, Zinn und andere ostindische Produkte) 978,715 Doll., die Ausfuhr (besonders Thee und chinesische Industrieartikel) 801,113 Doll. Der direkte Handel mit Deutschland ist im Zunehmen begriffen. Ueber den Handel mit Frankreich, Belgien, Schweden und Dänemark läßt sich nichts Genaueres bestimmen, da nicht Alles direktes Geschäft ist. Mit Australien und dem Kap ist der Verkehr nicht unbedeutend. Mit den Sandwich- und andern Inseln des stillen Meeres und der Westküste von Amerika wird der Handel besonders durch amerikanische und englische Schiffe vermittelt. Exporte dahin sind Seidenwaaren, Thee und eine Menge chinesischer Industrieartikel, die Importe Produkte der Südseeinseln, besonders Sandelholz, Schildpatt &c. Die ganze Ausfuhr C.'s hatte 1854—55 einen Werth von 8,746,000 Pfd. Sterl., die Einfuhr von 1,277,000 Pfd. Sterl. Den russischen Schiffen ist es nicht gestattet, C. zu besuchen. Der Handel mit Pelzwerk und Tuch, wogegen Thee zurückgenommen wird, wird zu Land mittelst Karawanen geführt. Kiachta ist der Hauptplatz für diesen Handel.

Trotz der großen Liebe zur Heimath, die den Chinesen eigen ist, haben sie sich doch in neuester Zeit als das größte **Kolonialvolk** Asiens bewiesen. Man findet sie nicht bloß an allen Orten ihres großen Reichs, sondern ringsum in den Ländern und auf den Inseln im östlichen und südlichen Asien. In Weltklugheit und Thätigkeit, in Betreff des Landbaues und der Gartenkultur, in Geschick zu allerlei Gewerben u. Handelsgeschäften, sowie in Hinsicht ihres exklusiven Wesens stehen sie der angelsächsischen Race am nächsten. Auch vermehren sie sich allenthalben, wo sie einmal Fuß gefaßt, in starker Progression, wie sie auch geneigt sind, nach und nach die einheimischen Völker zu besiegen, zu unterjochen und auszurotten. In der Mongolei sind sie die Herren des fruchtbaren Landes und eines großen Theils der zahlreichen Heerden der Nomaden; in Siam hatten sie vor nicht langer Zeit die Herrschaft errungen, und zu Bankok zählen sie immer noch über 300,000 Seelen. Die Spanier und Holländer waren schon mehrmals auf den Philippinen und zu Java von den Aufständen der zahlreichen chinesischen Kolonisten bedroht, welche sich hier, wie auf Borneo, eine selbstständige Herrschaft erringen wollten. Man rechnet jetzt ihre Anzahl auf dem asiatischen Festlande und im östlichen Archipelagus auf wenigstens 3 Millionen Seelen. Die Uebervölkerung und die traurigen Zustände des Vaterlandes haben in den letzten Jahrzehnten eine noch größere Anzahl als früher in die Fremde getrieben, die sich zum Theil ganz neue Wohnsitze aufsuchten. So begann während der zwanziger Jahre die Auswanderung nach Amerika, vorzüglich nach Brasilien, wo man vermittelst der arbeitsamen Chinesen mancherlei neue Kulturen versuchte. Chinesen gingen nach Australien, wo sie bei den zahlreichen Schafheerden Schäferdienste leisten; sie bevölkerten zum großen Theil Singapore u. die Hawaigruppe, wo der Kleinhandel ganz und gar in ihren Händen ist. Seit 1849 ziehen sie in großen Schaaren nach Kalifornien, wo schon an 30,000 leben, der 6. Theil der Bevölkerung in diesem Staate der Union. Sie gelten hier, wie allenthalben, wo sie sich niederlassen, für die

ruhigsten und fleißigsten Ansiedler; sie leben äußerst mäßig und gehorchen pünktlich dem Gesetze. Auf diese Weise kommen sie in dem Goldlande leicht zu einigem Vermögen, was dann neue Ansiedler herbeilockt.

Die chinesischen **Münzen** unterscheiden sich von denen anderer Nationen wesentlich, sowohl durch ihren Stoff, als durch ihre Form. Gold und Silber werden in C. als Waare betrachtet und gewogen; geprägt wird nur eine Scheidemünze, Tsien (Tschen), aus Messing, die jedoch nicht einzeln als Scheidemünze kursirt, sondern, auf Schnüre gereiht, auch zur Zahlung größerer Summen gebraucht wird. Im Jahr 1824 war der Werth dieser Tschen so gefallen, daß beim Umtausch gegen Silber auf 1000 Tschen 240—250 zugegeben werden mußten. Seit Schun-tschi (1643—1661), dem Gründer der jetzigen mandschu-tatarischen Dynastie, durch Vertreibung der Ming, der 21. chinesischen Dynastie, hat der Avers der chinesischen Münzen über und unter dem Loche den Namen des Regenten, zu beiden Seiten die Charaktere, rechts: Tong, links: paon, welche bezeichnen, daß die Münze im ganzen Lande gelten soll. Auf dem Revers steht in Mandschuschrift: Paon-tseuen oder Paon-kwang, als Zeichen, daß die Münze in der kaiserlichen Münze zu Peking, oder in der Provinzialmünze zu Kanton geprägt sey. Silber cirkulirt in größeren oder kleineren Barren von 1—50 Unzen Werth. Alle Steuern müssen in ihnen bezahlt werden, denn die Regierung nimmt die von ihr selbst geprägte Scheidemünze nicht. Man rechnet nach Liang (Tael, Tail) zu 10 Thsian (Tschun, Mates, Mas), 100 Fen (Condorin, Fun), 1000 Li (Lün, Cash); der Li ist noch getheilt in 10 Hao (Chou) und 100 Sse (Sü). Geprägte Gold- und Silbermünzen gibt es nicht. Zur Basis dieser Rechnung dient der Liang in Silber, $6^{188}/_{495}$ Liang = 1 Mark fein kölnisch, also $2_{,00405}$ Thlr. preuß. Der Feingehalt der Silberbarren wird nach Toques (Hunderttheilen, auch Lan zu 10 Thsian 100 Fen genannt) bestimmt; die gewöhnliche Feinheit ist 94 Toques und wird durch aufgedrückte Stempel bezeichnet. Es gibt Barren von $^1/_2$ — 100 Liangs; der Liang soll $37_{,11}$ französische Grammen wiegen. 16 Liang Silber bilden ein Catty. Als die Chinesen mit europäischem Geld bekannt wurden, fanden sie die größere Bequemlichkeit dieser Münze, und die Regierung erlaubte das Nachmünzen der spanischen Thaler oder Piaster. Anfangs waren die nachgemünzten Thaler besser, als die eigentlichen spanischen, nach und nach aber wurden sie immer schlechter, so daß die Regierung das Münzen verbot. Dennoch dauert es noch in großem Maßstabe fort. Südamerikanische Thaler und nordamerikanische Dollars gehen gar nicht unter den Chinesen und werden von den Europäern zur Ausfuhr gekauft. Die Chinesen pflegen, wenn sie neue Piaster aus den Händen der Fremden empfangen, diese mit gewissen Charakteren zu bezeichnen, um anzuzeigen, daß sie gut sind. In früherer Zeit gab die Regierung Papiergeld aus, aber die große Masse machte es werthlos, und man hat jetzt keines mehr. Dagegen cirkuliren Wechsel mit derselben Leichtigkeit wie in Europa.

Was die **Staatsverfassung** anlangt, so ist der Beherrscher des himmlischen Reiches unumschränkter Gebieter seiner Unterthanen, und wenn er sich herabläßt, gewisse Erörterungen über diese oder jene seiner Regierungsmaximen oder Handlungsweisen zu geben, so geschieht es aus unendlicher Gnade, die allumfassend wie das Firmament und überschwänglich wie der Himmel ist. Der **Kaiser** ist der Vater des Reichs, der Vicekönig der Vater der Provinz, die er verwaltet, der Mandarin der Vater der Stadt, die er regiert, wie der Vater jeder Familie das absolute Oberhaupt seines Hauses ist. In diesem Sinne nimmt der Kaiser den Titel „großer Vater" an. Da er aber über jede irdische Obermacht erhaben ist, so nennt er sich den „einzigen Regierer der Welt", und indem er nur eine Abhängigkeit von dem höchsten Wesen anerkennt, den „Sohn des Himmels", so daß er zwischen dem Himmel und seinem Volke in demselben Verhältniß steht, wie die Mandarinen zwischen ihm und seinem Volk, d. h. er ist der Vollstrecker der göttlichen Befehle und als solcher Hoherpriester und einziger Vermittler zwischen dem Himmel und den Sünden seines Volks. Daher zollt das Volk dem Kaiser göttliche Verehrung und die Tao-ßi nennen ihn Tao, d. i. die höchste Vernunft. Die Macht des Souveräns ist unbeschränkt. Er ist völlig Herr, Gesetze abzuschaffen und neue zu geben; er steht nicht unter dem geschriebenen Gesetz, höchstens unter dem des Herkommens. Jede fremde Macht, die gegen den Kaiser des himmlischen Reiches Krieg zu führen sich unterfangen sollte, stempelt das chinesische Staatsgesetz zum Rebellen. Dem Sohne des Himmels, der es versteht, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, gehört von Gott und Rechtswegen die Herrschaft der Erde. Nur Diejenigen, welche sich ihm und seinen Geboten unbedingt unterwerfen, sind für Menschen zu achten. Er wählt sich aus den Einsichtsvollsten und Trefflichsten der Nation seine Gehülfen zur Regierung des Reichs, er allein aber bestimmt, wie regiert werden soll, ohne von irgend Jemandem abzuhängen oder Rechenschaft ablegen zu müssen. Wie der Kaiser der unumschränkte Herr aller seiner Unterthanen ist, so ist er auch zugleich der einzige Herr des gesammten Bodens des Reichs. Die Landleute werden nur als Pächter angesehen, doch wird selten ein Landmann verjagt, so lange er den Boden gehörig baut; aber jedes unangebaute Land gehört sofort der Krone. Der Thron ist nicht unbedingt erblich; der Kaiser hat das Recht, sich einen Nachfolger zu wählen. Es gibt in C. keinen erblichen Adel; denn kein Stand ist erblich. Ein Sohn folgt dem Vater wohl in seinem Vermögen, aber nicht in seinen Würden. Man betrachtet als adelig alle Diejenigen, welche Mandarinen gewesen sind, und die, welche einige Grade erhalten haben; auch ein vom Kaiser erhaltenes Ehrenzeichen begründet den Anspruch auf den Adel. Dergleichen Titel können zwar Personen mitgetheilt werden, die der Kaiser ehren will, aber sie gehen nicht auf die Kinder über, so daß die Söhne des mächtigsten Mandarins in die gemeine Klasse zurücktreten, wenn sie nicht große Talente haben. Die Familie des Con-fu-tse ist die einzige, welche eine

Art von Adel genießt, der auf die Nachkommen in gerader Linie übergeht. Die Abkömmlinge der regierenden Dynastie haben den Rang von Prinzen. Ihre Zahl ist gegenwärtig so groß, daß sich eine Armee aus ihr bilden ließe. Der Kaiser könnte daher alle hohen Stellen des Reiches mit ihnen besetzen, wenn nicht frühere traurige Erfahrungen allen Nepotismus aus den Regierungsprincipien entfernt hätten. Sie sind in 12 Rangklassen getheilt, deren zwei erste den Titel von Königen führen; die Prinzessinnen haben 8 Rangklassen, deren zwei erste aus den legitimen Töchtern der Kaiser und aus denen der Konkubinen bestehen. Damit aber die Mitglieder der höhern Rangklassen sich nicht zu sehr vermehren, steigt der Sohn immer um eine Klasse unter die des Vaters herab, bis der zwölfte Nachkomme keinen Titel mehr führt, wenn nicht in der Zwischenzeit einer seiner Vorfahren wieder eine höhere Klasse erreicht hat. Der Rang wird gegeben: vom Kaiser aus freier Gnade, oder für große Dienste, oder erblich, oder rechtlich nach bestandenem Examen. Die Söhne des Kaisers erhalten in ihrem 15. Jahre einen Rang; das Familientribunal macht dazu den Vorschlag und der Kaiser entscheidet. Der Königstitel, den der Kaiser verleiht, gibt keine politische Macht, sondern nur den ersten Rang im Reichsadel. Das Einkommen eines Königs vom ersten Rang beläuft sich auf 10,000 Unzen Silber und 5000 Scheffel Reis, das eines Königs vom zweiten Range auf die Hälfte davon, und so herab bis auf die Prinzen vom zwölften Range, die nur 110 Unzen Silber u. 55 Scheffel Reis erhalten. Diese Maßregel macht die Prinzen vom Kaiser abhängig und verhütet, daß sie sich durch Bestechung einen Anhang bilden. Die Prinzen bilden bei feierlichen Gelegenheiten das Gefolge des Kaisers, sind bei großen Opferfesten gegenwärtig u. funktioniren dabei in Abwesenheit des Kaisers als dessen Stellvertreter. Ihre Verbrechen werden durch das Tribunal der kaiserlichen Familie gerichtet; bei größern Verbrechen werden ihre Namen in Schimpfnamen verwandelt, ihr Vermögen konfiscirt und sie ins Exil geschickt. Im Wappen der Prinzen hat der Drache, zum Unterschiede von dem kaiserlichen, nur 4 Krallen an jeder Zehe. Die Prinzessinnen werden im kaiserlichen Palaste erzogen u. gewöhnlich an mongolische Prinzen verheirathet; sie bilden so ein Netz von Spionerie, das der herrschenden Familie die beste Garantie gegen einen neuen mongolischen Einfall bietet.

Den Amtsadel bilden die Mandarinen, die in Civil- und Kriegsmandarinen getheilt sind. Sie werden fast alle aus den drei niedrigsten Bürgerklassen genommen; allein ausgeschlossen sind Kinder von Dienstboten, Polizeispionen, Gerichtsboten, Waffenschmieden, Schauspielern, Musikanten, Sklaven. Geburt, Vermögen und Ruf sind bei Besetzung der Aemter von keinem Gewicht; das Talent allein führt nach den strengen Staatsmaximen zur Auszeichnung. Da die Mandarinen einen Theil der Verehrung genießen, welche dem Kaiser selbst gezollt wird, so hat die Eifersucht der Staatsregierung gewisse Bestimmungen getroffen, um einen zu großen Einfluß der Mandarinen zu verhüten. Sie werden gewöhnlich alle 3 Jahre von einem Ort zum andern versetzt, damit sie mit ihren Untergebenen in kein vertrautes Verhältniß treten. Keiner, die Kriegsmandarinen ausgenommen, kann ein Amt in seiner Geburtsprovinz besitzen; jeder muß 50 Stunden davon entfernt seyn und erst im 60. Jahre erhält er das Recht, ihr näher zu kommen. Keiner darf sich in der Stadt oder Provinz, die er regiert, vermählen. Weder der Sohn, noch der Bruder oder sonst ein Verwandter eines Staatsbeamten kann unter den Befehlen des Letztern ein Amt erhalten. Kein Mandarin kann gerichtet werden, so lange er im Amte steht, weil er den Souverän repräsentirt; er muß erst abgesetzt werden u. wird dann durch kaiserliche, hierzu besonders ernannte Kommissarien gerichtet. Man spricht mit den Mandarinen knieend, wenn man nicht ein Amt oder einen Grad hat, der davon befreit. In den Orten ihrer Jurisdiktion erscheinen sie nie ohne großes Gefolge, das aus allen Personen ihres Tribunals besteht. Man zählt 9 Klassen der Mandarinen, durch den Mützenknopf, das Brustbild und den Gürtel unterschieden. Die erste Klasse trägt als Knopf einen Rubin, durchsichtig roth, das Brustbild ist ein von Gold gestickter Ho (Pelikan) und der Gürtel mit Achaten und Rubinen geziert. Die zweite Klasse trägt einen dunkelrothen Korallenknopf, auf der Brust ein vergoldetes Huhn und am Gürtel 4 goldene mit Rubinen geschmückte Schilde. Die dritte Klasse trägt einen Sapphir als Knopf, durchsichtig blau, auf der Brust einen gestickten Pfau u. am Gürtel 4 goldene Schilde. Die vierte Klasse trägt einen dunkelblauen Azurstein, auf der Brust einen Kranich und am Gürtel 4 goldene Schilde und einen silbernen Knopf. Die fünfte Klasse hat einen durchsichtig weißen Bergkrystall, auf der Brust einen weißen Fasan und am Gürtel 4 glatte goldene Schilde mit einem silbernen Knopf. Die sechste Klasse hat einen dunkelweißen Knopf aus Meermuschel, auf der Brust einen Storch und am Gürtel 4 runde Schilde von Schildkrot nebst einem silbernen Knopf. Die siebente Klasse trägt einen glatten goldenen Knopf, auf der Brust ein Rebhuhn, am Gürtel 4 runde silberne Schilde. Die achte Klasse trägt einen goldenen Knopf, auf der Brust eine Wachtel, am Gürtel 4 Schilde von Widderhorn nebst einem silbernen Knopf. Die neunte Klasse trägt einen silbernen façonnirten Knopf, auf der Brust einen Sperling, am Gürtel 4 Schilde von schwarzem Horn. Die Kriegsmandarinen unterscheiden sich von jenen nur durch das Brustbild; sie tragen statt der hier bemerkten, in abwärtsgehender Reihenfolge: einen Ky-lin (ein fabelhaftes Thier), einen Löwen, einen Panther mit runden Flecken, einen Tiger, einen Bären, einen kleinen Tiger, ein Rhinoceros, ein Seepferd. Durch das Halsband, Chao-tschu, zeichnen sich die hohen Mandarinen aus. Die Kriegsmandarinen sind weniger geachtet, als die Civilmandarinen. Die Gelehrten unterscheiden sich nach ihren Graden durch ähnliche äußere Zierden. Die Landbebauer sind nach den Mandarinen die geachtetste Klasse der chinesischen Staatsbürger, wogegen die Kaufleute am

niedrigsten in der Achtung stehen; man verachtet selbst diejenigen, die ihr Vaterland des Handels wegen verlassen. Schauspieler, Kuppler ꝛc. sind ehrlos und unfähig, Mandarinen zu werden. Nach einer Verordnung des Kaisers Kien-long kann der Schimpf eines Komödianten erst nach drei Generationen ausgetilgt werden. Kerkermeister und Henker sind anrüchig, können aber ihr Amt verlassen und treten dann in alle Rechte der bürgerlichen Gesellschaft zurück.

Die jetzige Dynastie heißt Ta-tsing, d. i. die hohe reine, und stammt aus dem Geschlechte der Mandschu's. Die kaiserliche Farbe ist lichtgelb; außer dem Kaiser und seinen Söhnen darf sie bei Todesstrafe Niemand im Reiche tragen; selbst seine Verwandten und die höchsten Staatsbeamten tragen nur violete Kleider. Oeffentlich erscheint der Kaiser nur in einem großen prachtvollen Gefolge; 2000 Trabanten, bewaffnet mit Ketten, Beilen und andern Werkzeugen, z. B. Bambusstöcken, alle Großen des Hofs und nicht selten 30—40,000 Mann Leibgarde begleiten ihn. Die Residenz des Kaisers ist Peking, zum Sommeraufenthalte dient ihm Dsche-hol im kühlern Hochlande, jenseits der großen Mauer. Die höchste vollziehende und berathende Behörde ist das Naiko oder das innere Kabinet, welches aus 4 ordentlichen Mitgliedern und 2 Assessoren besteht, von denen jene zur Hälfte Tataren, zur Hälfte Chinesen seyn müssen. Die meisten Minister sind Greise, ehe sie in den Naiko treten, und haben Stellen aller Art bekleidet. Sie führen neben andern außerordentlichen Titeln den Namen „Ta-hio-sse", d. i. Kundige der großen Wissenschaft, und unterscheiden sich nicht durch einen besondern Rang. Wenn der Kaiser sich in einen Tempel begibt, so sind sie seine Gehülfen in seinen Priesterfunktionen; er versieht nie einen heiligen Dienst, ohne daß er sie zuvor um die Gebetsformel oder die Ceremonien befragt, und es ist ihre Pflicht, die Idole und die Götter des Landes zu besänftigen. Sie erscheinen bei jeder feierlichen Gelegenheit, alle Adressen gehen durch sie und werden von ihnen beantwortet, sie revidiren alle Edikte und machen sie bekannt, schlagen alle Namen vor, die einem Mitglied der kaiserlichen Familie gegeben werden sollen ꝛc.; sie verfassen alle kaiserlichen Mandate und Dekrete, und jedes wichtige Papier, das nicht direkt an den Kaiser geschickt wird, geht durch ihre Hände und wird von ihnen vor der täglichen Audienz untersucht und mit ihrem Votum versehen dem Kaiser vorgelegt. Bei ungewöhnlich wichtigen Vorfällen wird ein großer Ministerrath gehalten, zu dem die Präsidenten der 6 Kollegien berufen werden. In neuerer Zeit haben die Kaiser noch einen geheimen Staatsrath organisirt, der den Titel Kiung-ki-tschu führt und dessen Mitglieder vom Kaiser aus den besten Staatsmännern der Provinzen, aus den Präsidenten der 6 Kollegien, aus den Generälen der 8 Standarten und aus Günstlingen aller Art gewählt werden. Er ist das mächtigste Regierungskollegium in C. Auch seine Mitglieder begleiten den Kaiser auf allen seinen Reisen, und ihre Beschlüsse, die unter den Augen des Kaisers gefaßt werden, sind unabänderlich. Die kaiserliche Genehmigung zu allen öffentlichen Urkunden wird durch ein Siegel ertheilt, das von den Chinesen Yu genannt wird u. aus einem einige Quadratzoll großen Nierenstein besteht. Der Kaiser selbst fügt mit rother Dinte einige besondere Bemerkungen hinzu, und dies bezeichnet man mit dem Ausdruck: „der rothe Pinsel." Die Zahl der Ober- und Unterbehörden ist sehr groß.

Die Justiz wird in C. unentgeltlich verwaltet; die Mandarinen werden dafür von der Regierung bezahlt. Die Geschäfte werden öffentlich verhandelt; Jeder führt seine Sache mündlich, oder setzt sie schriftlich auseinander. Das Amt eines Rechtsanwalts ist daher unbekannt, ja es ist sogar bei harter Strafe verboten, daß sich ein Dritter in eine Rechtssache mische. Ein Urtheil kann nicht eher entschieden werden, bis die Beweise vollständig sind; dann muß es dem kaiserlichen Gerichtshof zur Bestätigung vorgelegt werden, welcher das Recht hat, das Urtheil zu revidiren. Eine Berufung findet jedoch nicht Statt. Bei verwickelten Angelegenheiten wird schriftlich verfahren; man hört Zeugen ab und der Richter motivirt sein Urtheil. Die ganze Verhandlung wird niedergeschrieben. Die Gouverneure der Städte, Distrikte und Provinzen sind die Richter, und man kann von einem untern Gouverneur an den obern appelliren. Die chinesische Gesetzgebung ist so alt als der Staat selbst. Schon Jao, dem ersten Fürsten, mit dem die chinesischen Annalen beginnen, wird die Anordnung der fünferlei Gattungen von Strafen zugeschrieben: eine geringere und stärkere Züchtigung durch Schläge, Tragen der Geige, Verbannung auf längere oder kürzere Zeit und der Tod. Die kaiserlichen Edikte, die nach und nach erlassen worden waren und Gesetzeskraft erhalten hatten, wurden, wahrscheinlich schon unter den Tscheu, gesammelt und geordnet. So entstanden die Gesetzbücher des Landes, die immer bei der Erhebung einer neuen Dynastie umgearbeitet, bald vermehrt, bald abgekürzt wurden. Gegen das Ende des Jahres 1839 umfaßte der Coder des Mittelreichs über 21,000 Artikel, ohne die seit der Regierung der Mandschu's in Betreff der eigentlichen Staatsverwaltung erlassenen Dekrete. Sie sind in einem Werke gesammelt, das den Titel führt: „Tatsing-Hoei-tien-sse-li", d. i. „gesammelte Satzungen und Normen der Ta-tsing", und mehr als 350 starke Bände in 920 Büchern umfaßt. Dies Gesetzbuch enthält einen Auszug des ganzen Verwaltungssystems, sowie das Civil- und Kriminalrecht. Die gewöhnlichste Strafe ist die Bastonade, und zwar in 2 Abstufungen, nämlich bis zu 20 u. bis zu 50 Hieben. Das gewöhnliche Strafwerkzeug ist der Bambusstock, dessen Länge und Dicke genau bestimmt ist: ein kleiner hohler Cylinder voll Bambusstöcke steht vor dem Richter, der eine gewisse Anzahl herausnimmt und auf die Flur des Richtplatzes wirft; mit jedem sollen 5 Streiche ertheilt werden, der Schuldige erhält aber nur 4, eine Milderung, die des „Kaisers Gnade" genannt wird. Indeß wird diese Strafe dennoch oft tödtlich, sobald sie 30 Streiche übersteigt. Sie wird selbst bei den geringsten Vergehen angewandt, und Jedermann, selbst der höchste Mandarin, ist ihr ausgesetzt. Die „väå

terliche Zuchtruthe" gilt übrigens nicht für entehrend. Der Kia-Kangu oder Bock ist eine hölzerne bewegliche Wand, in welcher der Gefangene mit Kopf und Händen eingeklemmt ist, indem sein Vergehen gleichzeitig auf dem Strafwerkzeug geschrieben steht. Die Verbannung ist entweder temporär und nicht über 500 Li Entfernung, oder auf Lebenszeit mit Züchtigung, auf die Entfernung von 2—3000 Li. Der Tod steht unwiderruflich auf folgenden Verbrechen: Aufruhr, Zerstörung der Tempel der Verstorbenen und der Wohnungen der regierenden Fürsten, Desertion, Mord der Verwandten, Mord anderer Personen, Sacrilegium, Impietät, Familienzwist von Thätlichkeiten begleitet, Insubordination und Incest. Der Empörer wird nicht nur selbst bestraft, sondern die Strafe wird sogar in geringerem Grade auf seine Verwandten ausgedehnt. Die 3 Kapitalstrafen sind: die Strangulirung, für größere Verbrechen die Enthauptung, für Verrätherei, Vatermord, Kirchenraub, Incest 2c. der Ling-tschi oder der langsame Tod. Bei wichtigen Vorfällen wird die Tortur angewandt, um den Verbrecher zum Geständniß zu bringen. Die Gefängnisse sind gut eingerichtet und scheiden den Schuldigern von dem minder Schuldigen. Bei leichteren Verbrechen kann man sich von der Strafe gesetzlich loskaufen. Die Beamten sind verantwortlich wegen willkürlicher Gefangenhaltung, Verzögerung des Urtheils, Grausamkeit 2c., in der Regel aber auch zum Theil für die Verbrechen, die unter ihrer Verwaltung begangen worden sind, namentlich wenn die Thäter nicht entdeckt werden konnten, eine Maßregel, die zu den schändlichsten Mißbräuchen führt.

Die Provinzen zerfallen in Departements (Fu), diese in Kreise (Tscheu) u. diese wieder in Distrikte (Hien). Die Provinzen stehen unter dem Befehle eines Fu-yuen oder Gouverneurs, der mit fast unumschränkter Gewalt ausgestattet ist. Bisweilen haben zwei Provinzen noch einen Tsang-to oder Generalgouverneur, unter dem die beiden Fu-yuen der betreffenden Provinzen stehen. Die Provinzen Kanton und Kuang-si, die an einander grenzen, stehen z. B. unter einem Tsang-to, der gewöhnlich der Vicekönig von Kanton genannt wird. Neben ihm steht der Pu-tsching-sse oder Finanzverwalter, der Thi-tu, Befehlshaber der Truppen, der Ngan-tscha-yuen oder Kriminalrichter, ein Oberaufseher der Gelehrten und in manchen Provinzen noch ein Tscheu-tschun-sse oder Salzaufseher, ein Getreideaufseher und in den dem Handel eröffneten Häfen ein Hai-kuan oder Zollaufseher. Die Departements, Kreise und Distrikte haben noch ihre besondern Beamten; ihr Rang richtet sich nach den Städten, die sie beherrschen. Die ganze Summe der Civilmandarinen in C. wird auf 14,000 geschätzt. Die Polizei der Städte steht unter den Distriktsbeamten u. wird von besonderen Polizeisoldaten ausgeübt.

Volksschulen bestehen in allen Städten des Reichs unter Aufsicht der Ortsbehörden. In jeder Gouvernementsstadt wird von der Regierung eine Gouvernementsschule unterhalten; neben dieser bestehen gewöhnlich noch einige von Privatleuten gestiftete. Beides sind vorbereitende Lehranstalten, aus denen die Schüler in die Distriktsschulen übergehen, die sich auch in allen Städten des Reichs befinden, aber noch besondere Rechte genießen. Sie zerfallen in große, mittlere und kleine oder in Provinzial-, Bezirks- und Kreisschulen. Mit geringer Ausnahme befindet sich in jeder Distriktsschule ein Ober- und ein Unterlehrer. In jedem Gouvernement befindet sich ein Kurator, dem die Verwaltung der Schulen u. die Aufsicht über die Prüfungen übertragen ist. Gegenstände des Unterrichts in allen diesen Schulen sind chinesische Sprache u. Literatur, Religions- u. Landesgeschichte, Rechtswissenschaft, politische Oekonomie und Musik. Alles, was nicht zum Dienst des Vaterlands nöthig ist, wird für unnütz gehalten. Man bedient sich beim Unterricht gewisser althergebrachter Formelbücher, welche fast eines gleichen Ansehens genießen wie bei uns die Bibel. Das pädagogische Institut ist der Bildung von Lehrern gewidmet und steht unter Leitung eines Oberdirektors, zweier Rektoren u. dreier Inspektoren. Die Zöglinge sind in 6 Klassen getheilt, von denen jede einen Ober- und einen Unterlehrer hat. Das Institut besitzt eine eigene Bibliothek, der ein Bibliothekar vorsteht. In derselben befinden sich alle Schriften von den Kaisern der gegenwärtigen Dynastie, alle Werke, die das Kollegium unter ihr seit 1644 herausgegeben hat, und die aus Stein ausgehauenen Denkmäler verschiedener Dynastien. Zum Unterhalte der Zöglinge sind jährlich 5000 Unzen Silber angewiesen, die Beamten des Instituts werden vom Finanzkollegium salarirt, die Reparatur der Gebäude geschieht auf Rechnung des Baukollegiums. Mit diesem Institut ist eine Sektion der mathematischen Wissenschaften verbunden, in welcher sich ein hoher Staatsbeamter als Oberdirektor und zwei Lehrer befinden. Das astronomische Institut besteht aus der Direktion und 3 besondern Kommissionen, von denen eine für die Abfassung des Kalenders, eine für die astronomischen Beobachtungen und eine für Beobachtung der Wasseruhren bestimmt ist. Ein vom Kaiser ernannter Oberdirektor steht dem Institute vor, außerdem hat es 2 Präsidenten, 2 Vicepräsidenten und 4 Räthe. In den ersten Tagen unseres März legt das Institut dem Kaiser ein Formular des Kalenders für das künftige Jahr vor; nach erfolgtem kaiserlichen Befehl schreitet man zur Abfassung desselben. Die Kommission für astronomische Beobachtungen beschäftigt sich mit Beobachtung der an der Sonne, am Mond, an den Planeten vorgehenden Erscheinungen; auch andere Erscheinungen am Himmel, namentlich die der Kometen, dürfen ihrer Beobachtung nicht entgehen. Die Kommission für die Beobachtung der Wasseruhren bestimmt die wahre Tag- und Nachtzeit an verschiedenen Orten, die zu den Opfergaben wie zu den Ausfahrten des Kaisers glücklichen Tage. Ihr liegt die Auswahl der Stellen ob, die eine glückliche Lage haben.

Die heiligen Bücher des Con-fu-tse bilden nicht nur die Staatsreligion, sondern auch die Grundlage der Staatsregierung, darum sind sie der Gegenstand der Forschung für alle Die, welche

sich Staatsämtern widmen wollen u. vornehmlich für die kaiserliche Akademie, das Kollegium der Han-lin, eine Nationalanstalt, welche die gelehrtesten Männer des Reichs zu einer Art Hierarchie vereinigt und aus welchem der Kaiser gewöhnlich seine Minister nimmt. Die Akademie hat 2 Präsidenten und eine große Anzahl von Mitgliedern, die in verschiedene Rangstufen getheilt und ohne Ausnahme Männer sind, welche die höchsten literarischen Grade erreicht und sich in der Literatur bereits ausgezeichnet haben. Sie werden zu allen großen literarischen Arbeiten gebraucht, welche die Regierung unternehmen läßt, und die prachtvollen Sammlungen, die aus der kaiserlichen Druckerei im Palast hervorgehen, sind ihr Werk. Auch untersuchen sie die Werke, welche von den Gelehrten aus den Provinzen ihnen zugesendet werden, revidiren die Preisschriften der Kandidaten der höhern literarischen Grade und lassen sie drucken, sowie alle wichtigen Staatspapiere; sie redigiren das Ritual, das bei Festen beobachtet wird, die Gebete, die bei den Gräbern der Ahnen gesprochen werden, und die Proklamationen des Kaisers, Dokumente, welche in vollkommen klassischem Styl geschrieben seyn müssen. Die Examen stehen unter ihnen. Die Kaiser haben immer mehre derselben um sich, eine Ehre, welche die Akademie zum Gegenstand des Ehrgeizes der talentvollsten Männer in C. erhebt. Unterabtheilungen der Akademie sind: die Akademie der Sprachwissenschaften, die Kommission der Hofjournalisten und die historische Gesellschaft. In der Akademie der Sprachwissenschaften sind zwei Lehrer, ein Chinese und ein Mandschu, die sich mit der höhern Ausbildung der in die Akademie übergehenden Magister beschäftigen. Die Kommission der Hofjournalisten besteht aus 22 Mitgliedern, die mit der Abfassung des Hofjournals beschäftigt sind und bei allen feierlichen Gelegenheiten zugegen seyn müssen, weil sie die stattfindenden Hoffeierlichkeiten zu beschreiben haben. Das King-pao, d. i. Residenz-Neuigkeiten, ist der Moniteur des Reiches der Mitte, nur mit dem Unterschiede, daß der chinesische bloß die officiellen Angaben enthält. Die „Residenz-Neuigkeiten" erscheinen täglich, oder wenigstens einen Tag um den andern; sie enthalten alle Begebenheiten des Hofes und des Staates, welche den Unterthanen zu wissen frommen. Das King-pao ist gewiß das älteste Journal der Erde. Die verschiedenen Provinzialblätter, Yuen-men-pao, d. i. Bureaunachrichten, die in den größeren Städten erscheinen, sind in demselben Geiste geschrieben. Das Kollegium der Staatsgeschichtschreiber besteht aus 21 Mitgliedern und 4 von ihnen begleiten den Kaiser auf allen Reisen, im Palast und in allen Audienzen u. schreiben seine Handlungen nieder. Ihr Amt ist geheiligt, und sie können ihre Meinung frei ausdrücken, denn ihre Werke werden nicht sogleich bekannt gemacht, sondern aufbewahrt, bis die Dynastie aufgehört hat zu regieren. Die Materialien zu ihren Annalen bestehen in ihren täglichen Noten, Auszügen aus öffentlichen Akten und ihren Bemerkungen darüber. Uebrigens werden immer einige Abschriften heimlich gemacht, und so kann man in einigen europäischen Bibliotheken die Geschichte der jetzigen Dynastie handschriftlich finden. So großen Werth man aber auch auf die Gelehrsamkeit legt, und so strengen Prüfungen Diejenigen sich unterwerfen müssen, welche die zum Staatsdienst befähigenden gelehrten Grade erwerben wollen, so hat die Habsucht der Regierung dennoch zu einem Mißbrauch geführt, der mit den geschriebenen Staatsgrundsätzen in direktem Widerspruche steht. Man gibt nämlich die literarischen Diplome nicht dem Verdienst allein, sondern man verkauft sie auch um bedeutende Summen. Im Jahr 1826 wurden, um die Kosten des Krieges in Turkestan zu decken, um 6,000,000 Unzen Silber Diplome und somit Staatsämter verkauft, und seitdem hat dieser Mißbrauch nicht aufgehört.

Die Lehrsätze der Staatsreligion, die Moralschriften des Con-fu-tse, bilden auch zugleich die Grundlage der Staatsregierung. Beide sind so innig verschmolzen, daß der Kaiser und seine Minister zugleich die Hohenpriester sind und demnach eine der weltlichen Macht gegenüberstehende geistliche gar nicht vorhanden ist; denn so zahlreich auch die eigentlichen Priester der drei Hauptsekten seyn mögen, so sind sie doch ohne allen Einfluß und ohne Bedeutung, weil ihnen der sittliche Werth fehlt, der ihnen in den Augen des Volkes Achtung verschaffen könnte. Der Mangel eines bestimmten Dogma's seiner eignen Religion macht den Chinesen duldsam gegen Andersdenkende, und auch der Staat legt keinen Glaubenszwang auf, so lange der Glaube nicht der Regierungsmaxime feindlich ist. Juden und Mohammedaner sind im Reiche geduldet (die Bekenner des Islam werden sogar zu öffentlichen Aemtern zugelassen), und auch das Christenthum fing seit dem 7. Jahrhundert an, in C. Proselyten zu werben. Die damit beauftragten Missionen wurden von den Kaisern bald geduldet und begünstigt, bald hatten sie blutige Verfolgungen zu erleiden, je nach der persönlichen Sinnesart der Herrscher und je nach dem politischen Einfluß, den sie diesen Missionen beilegten. Es gibt gegenwärtig in C. in allen Provinzen katholische Christen, die an vielen Orten öffentliche Kapellen haben und ihren Gottesdienst ungestört verrichten, seitdem die Missionen die Klugheit gehabt haben, so viel als möglich Priester unter den Chinesen selbst zu bilden. Zu diesem Zwecke bestehen mehre Seminarien, welche Priester für die Gemeinden bilden. Nicht das Christenthum fürchtet die chinesische Regierung, sondern den europäischen Einfluß, d. h. nicht den Glauben, sondern das Denken und Wissen, die ewigen Feinde aller Despotie.

Die Finanzen C.'s stehen sehr schlecht; die Noth ist besonders durch den englischen Krieg, die Entschädigungsgelder an Fremde, durch furchtbare Ueberschwemmungen und durch die Revolution entstanden. Die Staatseinnahmen werden zu 75 Mill. Thlr. Kur., mit den Naturalleistungen aber gar zu 250 Mill. Thlr. angegeben; die Summe der Grundsteuer der 18 Kreise C.'s betrug seit 1843 58,097,000 Taels (1 Tael = 2 Thlr.), während vor dem Kriege

mit England die Grundsteuer des ganzen Reiches nur 53,130,218 Taels betrug. Das Deficit in den Staatseinnahmen, welches Ende 1843 40,970 000 Taels betrug, hatte sich bis Ende 1844 um 2.260,000 Taels vermindert; die neueste Revolution verschlang aber wieder so ungeheuere Summen, daß der „Himmelssohn" bereits in wahrhaft kläglicher Weise den Beistand seiner Unterthanen anflehen mußte.

Die Stärke des Landheers wird in Summa zu 1,337,000 Mann angegeben, wovon 116,000 Mann Reiterei seyn und die Feldartillerie aus 400 Geschützen bestehen soll. In der Wahrheit verfügt C. aber nur über 60,000 Mann wirklicher Soldaten, die in 8 Divisionen oder Banner getheilt sind und die Besatzungen von Peking u. den andern großen Städten bilden. Alles Andere ist Miliz, zu der auch die 35,000 im Mandschulande zählen. Dies sind wilde Banden, während die Milizen im eigentlichen C. die friedfertigsten Leute von der Welt sind. Das Waffenhandwerk ist sowohl bei dieser Miliz, als bei den 8 Bannern ein Familienerbe. Wenn der Sohn von dem Vater gelernt hat, den Säbel u. den Schild zu handhaben, wenn er mit dem Pfeil ins Ziel trifft oder die Luntenflinte laden kann, so kauft er sich das Recht, dem Kaiser zu dienen. Die Bestallung, die ihm für einige Taels ausgehändigt wird, verschafft ihm eine Ration Reis oder ein Stück Land, das zu seinem Unterhalt hinreicht. Diese den Boden bauenden Milizen sind nicht in Kasernen vereinigt, sondern leben in ihren Familien und ziehen nur selten die Uniform an. Im Augenblick des Bedürfnisses findet man nicht den vierten Theil der in den Registern der Mandarinen eingeschriebenen Soldaten. Ist diese undisciplinirte Masse unter den Fahnen, so empört sie sich häufig, und es ist schon vorgekommen, daß ganze Corps im Angesicht des Feindes den Dienst verweigerten, wenn man sie nicht bezahle. Auch die acht Banner, die kräftige und tapfere Leute enthalten, sind mit ihren Bogen u. Luntenflinten u. mit ihrer gänzlichen Unkenntniß aller militärischen Taktik keineswegs furchtbar.

Geschichte. Das System der chinesischen Chronologie geht zurück bis 2637 v. Chr., wo die Rechnung nach Cyklen von 60 Jahren beginnt. Beschränken wir aber auch den Beginn der authentischen chinesischen Annalen auf das 57. Jahr des 30. Cyklus, von welcher Zeit an die chinesische Geschichte regelmäßig verläuft und durchaus keinem Glauben an Verfälschung Raum gibt, so reicht diese Zeitangabe dennoch über die Erbauung Roms hinauf und wir finden das chinesische Reich bereits in einem Zustande politischer Kraft, als Lycurgus Gesetze gab und Karthago gegründet wurde. Die mythische Geschichte beginnt mit Puanku, dem ersten aller Wesen, das zwischen Himmel und Erde geboren ist. Erst regierten Götter, dann von Göttern herstammende Wesen. Als der eigentliche Gründer des Reichs aber wird Fo-schi angesehen. Er bewohnte die Provinz Schen-si, die sonst das Land Tsin oder Tschin hieß, unterrichtete das Volk in der Viehzucht u. Musik, erfand die Bilderschrift, führte die Ehe und eine ordentliche Regierungsverfassung ein u. erbaute die Stadt Tschin-tu in Ho-nan. Schinnung, sein Nachfolger, lehrte den Ackerbau, weshalb er der „göttliche Ackersmann" genannt wird, und erfand die Heilkunde. Als das Muster aller chinesischen Regenten gilt aber Yao, von dessen Regierung die ältesten Urkunden anfangen. Er war von schlichter Lebensweise und voll menschlicher und Regententugenden, ließ Wälder lichten, schädliche Thiere vertilgen, das Land durch Kanäle austrocknen, führte Steuern ein, sammelte die Gesetze, schaffte grausame Strafen ab und schickte Kolonien aus, um die aufrührerischen Völker zu bändigen. Unter ihm soll die Sündfluth gewesen seyn. Er † 2258 v. Chr. Er soll seinen Sohn enterbt u. einen Verwandten, Schüe, seiner Tugenden wegen von dem niedern Geschäft, das er armuthshalber betrieben, zu seinem Mitregenten und Nachfolger abgerufen haben, wovon man das Recht des regierenden Kaisers, sich seinen Nachfolger zu wählen, herleitet. Es gilt noch jetzt für eine große Schmeichelei für den Kaiser, mit Yao und Schüe verglichen zu werden. Die eigentliche Geschichte beginnt mit der Dynastie Hia (2207—1766 v. Chr.), als deren Stifter Yu genannt wird, enthält aber auch noch viele dunkle und fabelhafte Data, mit denen auch die Geschichte der folgenden Dynastien noch vielfach verwebt ist. Unter der Dynastie Schang (1766—1122 v. Chr.), gegründet von Tsching-tang, machten die Barbaren Einfälle in das Land, das außerdem noch durch häufige Ueberschwemmungen des gelben Stromes verwüstet wurde. Der letzte Herrscher dieser Dynastie, Scheu-sin, ein grausamer Tyrann, wurde von seinem Feldherrn Wu-wang gestürzt, der darauf der Stifter der Dynastie Tscheu (1122—249 v. Chr.) ward, deren Glieder den Namen Wang, d. i. König, führen. Mit Wu-wang beginnt die eigentlich beglaubigte Geschichte C.'s, die Con-fu-tse unter dem Namen Tschun-tsieu (Frühling und Herbst) gesammelt hat. Sie berichtet von fortwährenden Empörungen und Bürgerkriegen, sowie von häufig wiederkehrenden Einfällen der Tataren, durch welche das Land unsäglich litt. Unter Ling-wangs Regierung wurde Con-fu-tse 552 v. Chr. geboren. Jetzt erst nahmen die blutigen Bürgerkriege, die das Land verwüsteten und das Volk demoralisirten, ein Ende. Die Fürsten kämpften nicht mehr um ihre Unabhängigkeit, sondern um die kaiserliche Würde. Unter Lie-wang wurde Meng-tse, ein Schüler des Con-fu-tse und nach demselben von den Chinesen am höchsten geachtet, geboren. Hien-wang warf die eherne Reichstafel, an deren Besitz die kaiserliche Würde gebunden war, in einen tiefen See, damit sie kein anderer Fürst erhalte. Die Regierungen von Schin-tsin-wang und Nan-wang waren wieder von Bürgerkriegen fortwährend bewegt; unter dem Letztern warf sich Tsao-siang, Fürst von Tsin, zum Kaiser auf. Der Kaiser widersetzte sich vergeblich, mußte sich unterwerfen und ward dem Sieger tributpflichtig. Doch konnte es Tschao-siang nicht dahin bringen, sich von Allen als Kaiser anerkannt zu sehen, und während des Versuchs, sich durch Waffengewalt die Huldigung zu

erzwingen, starb er. Er war der Gründer der Dynastie Tsin (249—206 v. Chr.), die aber schon 246 mit seinem Enkel Tschuang-siang-wang erlosch, worauf des Letztern unächter Sohn, Tsching-wang, die Dynastie Heu-tsin gründete. Tsching wang unterwarf sich die übrigen Fürsten, nahm den Titel Hoang, d. i. Kaiser, an und nannte sich Schi, der Anfangende, so daß er nun den Namen Tsin-Schi-Hoang-ti führte. Er war ein kräftiger, aber auch despotischer u. grausamer Regent. Das Reich, das er gründete, bildete die Hälfte des heutigen C.'s u. lag nördlich vom großen Kiang. Um eine Schutzwehr gegen die Einfälle der Tataren an der mitternächtlichen Grenze zu errichten und seinen Namen unsterblich zu machen, erbaute er die große Mauer. Weil die Großen, die in der Zerstückelung des Reichs ihren Vortheil suchten, sich auf die historischen Ueberlieferungen im Schu-king (s. Chinesische Sprache, Schrift u. Literatur) beriefen, so befahl er auf den Rath seines Ministers Li-sse 215, alle alten Werke, die sich auf Geschichte, Sitten und Gebräuche bezogen, zu verbrennen. Die chinesischen Annalen haben diesem Vandalismus noch eine andere Ursache untergeschoben, nämlich die Eifersucht auf den Ruhm seiner Vorfahren und den Wunsch, daß von ihm ab die chinesische Geschichte beginne. Die kaiserliche Farbe veränderte er in Schwarz. Gegen die einbrechenden Tataren, die Hiung-ni (Hunnen) genannt werden, focht er siegreich und führte überhaupt die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand. Aber nach seinem Tode zerfiel unter seinem unfähigen Sohne Ul-schi sein Reich in Trümmer. Die Dynastie Han (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) zerfällt in mehre Zweige. Die Si-han regierten bis 25 n. Chr. Lieu-pang, der Anführer der Rebellen, die den vorigen Kaiser gestürzt, machte sich durch Mäßigung beliebt und wurde 202 als Kao-tsu und Kao-hoang-ti zum Kaiser ernannt. Damals fielen die Hunnen in das Reich ein und der Kaiser mußte einen schmählichen Frieden erkaufen. Wen-ti, ein Nachkomme Kao-tsu's (seit 180 v. Chr.), war sparsam, beförderte den Ackerbau und betrieb die Herstellung der alten Literatur, namentlich fand man Fragmente der von Con-fu-tse verfaßten oder bearbeiteten Werke; unter seiner Regierung ward auch das Papier erfunden. Um die Einfälle der Hunnen zu verhindern, gründete er Kolonien an den Grenzen des Reichs. Unter Wu-ti (seit 141 v. Chr.), der die Hunnen siegreich bekriegte, lebte der große Historiker Sse-ma-tsian. Noch in jugendlichem Alter bestieg 73 v. Chr. Siuen-ti den Thron, unterwarf die Tataren bis an das kaspische Meer hin, beförderte das Studium der klassischen Bücher, ließ das Gesetzbuch abkürzen und erläutern. Unter der Regierung Yuen-ti's (48—32 v. Chr.) verheerten wieder die Tataren die chinesischen Grenzen, und bald erhob sich auch im Innern die Anarchie aufs Neue. Die Tay-han herrschten von 25—220 n. Chr. Koang-wu-ti führte mit Cochinchina einen gefährlichen, aber siegreichen Krieg und schwächte die Macht der immer an den Westgrenzen lauernden Tataren dadurch, daß er die in der Bucharei gegen sie aufregte. Unter seinem Sohn Ming-ti kam der Buddhapriester Hoschang aus Hindostan nach China, wo sich seitdem die Buddhareligion zum Nachtheil der Tao-ßi und der Anhänger Con-fu-tse's ausbreitete. Ming-ti beförderte das Unterrichtswesen, gründete Schulen und kämpfte gegen die Tataren mit abwechselndem Glück. Ihm folgten Tschang-ti und Ho-ti, unter welchem die Tataren eine große Niederlage erlitten, darauf wieder innere Unruhen und Thronrevolutionen. Unter Huan-ti kamen die ersten Fremden aus Arabien und Hindostan zur See nach C. und trieben zu Kanton Handel. Ling-ti (168—189) hatte fortwährend gegen Verschwörungen zu kämpfen. Tschang-Kiao, der Sprößling einer berühmten Familie der Tao-ßi, gewann, während eine Pest das Land verheerte, durch Krankenheilungen eine große Zahl Anhänger und ergriff die Waffen gegen den Kaiser, kam aber im Kampfe um. Allein nach des Kaisers Tod erhoben Verschworne, die man Hoan-kin oder gelbe Mützen nannte, 190 Hian-ti, ein Kind, auf den Thron, worauf der Anführer der Rebellen, Tung-tsche, alle Macht an sich riß, sich aber durch seine Grausamkeit verhaßt machte und daher ermordet ward. Jetzt begann eine vollständige Anarchie; Tung-tsche's Anhänger rächten den Mord und verwüsteten das Land, bis der Feldherr Tsao-tsao den kaiserlichen Titel annahm. Er starb aber schon 220 und Hian-ti räumte darauf Tsao-tsao's Sohne, Tschao-pi, den Thron ein. Ein ächter Nachkomme der Han-Dynastie machte aber seine Ansprüche geltend und bemächtigte sich des Throns. Er bildet mit seinem Nachfolger Heu-ti die Heu-han- oder Schu-han-Dynastie. Neben ihnen behaupteten sich noch die Wei-Dynastie in dem größten Theile des nördlichen C. mit der Residenz Lu-yang, die nach Tschao-pi noch vier Kaiser hatte, und die Wu-Dynastie, von Sung-kin gestiftet, zu Nanking. Dieser Zeitraum heißt in der chinesischen Geschichte der der „drei Königreiche" (San-kue) und liefert das Lieblingsthema der chinesischen historischen Schauspiele und Romane. Die Spaltung des Reichs, die grenzenlose Anarchie brachte namenloses Elend über das chinesische Volk. In diesem Zustand der Verwirrung riß Se-ma-yen, ein Fürst von Tsin, 265 die Herrschaft in Han an sich, unterwarf Wei und schwang sich als Wu-ti auf den kaiserlichen Thron; später unterwarf er auch noch Wu und vereinigte so das Reich wieder in ein Ganzes. Er ist der Stifter der Dynastie Tsin (264—279). Durch die Verwirrungen bewogen, welche aus der Einmischung der Eunuchen u. der Frauen in die öffentlichen Angelegenheiten entstanden waren, gab er ein Gesetz, welches bestimmte, daß die Frauen niemals regieren und sich auch nie in die Regierungsgeschäfte mischen sollten; doch wurde dieses heilsame Gesetz bald wieder abgeschafft. Im Jahr 290 folgte ihm Hoei-ti, unter dem die Tataren, welche bisher Frieden gehalten hatten, wieder einbrachen, während auch im Innern des Reichs die Ruhe durch Empörer gestört wurde. Yuen-ti stiftete den Zweig der Tay-tsin; er war ein guter und gelehrter, aber schwacher Fürst und hatte eben solche Nachfolger, welche die inneren Empörungen nicht

zu unterdrücken vermochten. In dem südlichen Theil C.'s herrschte damals die Dynastie Sung bis 479, deren Stifter Liu-yu als Kao-tsu-wu-ti den Thron bestieg u. 422 starb. Sein Sohn Wen-ti besiegte die nördlichen Fürsten, suchte den überhand nehmenden Buddhaismus zu unterdrücken, gründete Schulen und war überhaupt ein Beförderer der Wissenschaften, wurde aber 454 von seinem Sohn Liu-schao ermordet. Sein zweiter Sohn Hiao-wu-ti, der Kaiser ward, bestrafte die Mörder seines Vaters, führte aber sonst ein ausschweifendes Leben. Sein grausamer Sohn Fi-ti wurde erschlagen. Dem ebenso grausamen Ming-ti folgte der ausschweifende Tsang-ngu-wang, der ermordet wurde, welches Schicksal auch seinen Nachfolger Schun-ti, einen Adoptivsohn Ming-ti's, traf. Der frühere Feldherr und jetzige Fürst von Tsi, Kao-ti, wurde der Stifter der Dynastie Tsi und war ein trefflicher Kaiser, starb aber schon 483 nach 2jähriger Regierung. Die Regierung seiner Nachfolger Wu-ti, Ming-ti, Tung-hoan-heu und Hu-ti bildet eine Kette von Kabalen und Entthronungen. Siao-yen, der Fürst von Liang, bemächtigte sich des schwach vertheidigten Throns und wurde als Liang-wu-ti der Stifter der Dynastie Liang (bis 557). Er war tapfer, liebte die Wissenschaften und unterstützte die Schulen. Sein dritter Sohn, Kian-wen-ti, wurde von einem aufrührerischen Feldherrn, Hao-king, ermordet; doch ward nicht der Mörder, sondern ein Liang als Yuen-ti Kaiser, der von den eingebrochenen Tataren erschlagen wurde. Sein Sohn King-ti ward zum Kaiser erhoben, verzichtete aber 557 auf den Thron zu Gunsten des bisherigen Reichsverwesers Tschin-pa-sian, der als Kao-tsu oder Wu-ti der Stifter der Dynastie Tschin bis 589 wurde. Ein Feind alles äußern Glanzes, schaffte er auch die Musik ab, die bisher in sehr hohem Ansehen gestanden hatte. Nach zweijähriger Regierung überließ er den Thron seinem Neffen Wen-ti; sein schwacher Sohn Ling-hei-wang folgte ihm 566, wurde aber von seinem Oheim Siuen-ti abgesetzt, dessen Sohne Heu-tschu, einem weichen und wollüstigen Menschen, das gleiche Schicksal widerfuhr. Die nördlichen Reiche, wo die Dynastien Wei, Tsi und Tscheu geblüht hatten, hatte sich Yang-kiang, der Fürst von Sei, nach und nach unterworfen, zog auch jetzt gegen das südliche Reich, entthronte Heu-tschu, vereinigte das Reich und ward, als Wen-ti, Stifter der Dynastie Sui (590—618). Er gab einem Häuptling der Tataren, um sie sich freundlich zu machen, eine seiner Töchter zur Gemahlin, unterwarf den aufrührerischen König von Korea, war ein Freund der Wissenschaften und erwarb sich die Liebe des Volks. Sein Sohn Yang-ti ließ Kanäle graben, unterwarf den wieder rebellischen König von Korea und wurde 617 von einem Bauern ermordet. Sein Sohn Kung-ti wurde von Li-yuen entthront, der der Stifter der Dynastie Tang (619—907) ward. Li-yuen hatte als Kao-tsu den Thron bestiegen, legte jedoch 626 zu Gunsten seines tapferen u. gelehrten Sohnes Li-chi-min das Regiment nieder, der als Tai-tsung einer der berühmtesten Monarchen C.'s ward. Seine Grundsätze werden in allen Büchern erwähnt u. seine Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe als Muster zur Befolgung aufgestellt. Er schlug die Türken, die in C. eingebrochen waren, theilte das Reich in sechs Provinzen mit natürlichen Grenzen, revidirte die Gesetze, gründete Schulen und verbesserte die Kriegskunst. Sein Sohn Kao-tsung unterwarf die Tao-fan und dehnte seine Eroberungen bis Persien aus. Nach ihm folgten wieder Thronrevolutionen und Bürgerkriege, dann schwache Regenten, die unter der Herrschaft der Eunuchen standen. Unter Hi-tsung erreichte der Uebermuth der letztern einen so hohen Grad, daß die Landbebauer ihre Felder verließen, in die Wälder flohen und einen gefährlichen Aufstand machten. Als Tschao-tsung durchgreifende Reformen beabsichtigte, sperrten ihn die Eunuchen ein, aber sein erster Minister befreite ihn, worauf er mit Hülfe einer Räuberbande die Eunuchen ausrottete. Aber der Fürst Tschu-wan von Liang ließ durch das Haupt eben dieser Bande den Kaiser ermorden und setzte dessen Sohn Tschao-siuan-ti auf den Thron, der indeß 907 zu Gunsten Tschu-wans resignirte u. ein kleines Fürstenthum erhielt. Das ganze Land wurde hierdurch noch einmal in die äußerste Verwirrung gestürzt und aufs Neue der blutbefleckte Kampfplatz für die Prätendenten, welche ihre Ansprüche geltend machten. Tschu-wan, der Stifter der Dynastie Heu-liang (bis 923), bestieg als Tai-tsu den Thron, ward aber 913 von seinem Sohn erschlagen, und sein Bruder Mu-ti ward Kaiser, der indeß nach 11jährigem Kampfe von dem Fürsten von Tsin abgesetzt wurde. Der Fürst von Tsin stiftete nun die Dynastie Heu-tang (923—936) und ward als Tschuang-tsung Kaiser. Unter der Regierung seines Adoptivsohns Ming-tsung begann das Land wieder aufzublühen, aber dieser weise Regent starb schon 934 u. hinterließ den Thron seinem Sohn Min-ti, der nach wenig Tagen seinem Bruder Lu-wang weichen mußte. Dieser ermordete den entthronten Kaiser mit seiner ganzen Familie, aber die Rache traf ihn schnell. Von Schi-ki-tang angegriffen, verbrannte er sich 936, mit den Zeichen der kaiserlichen Würde angethan, zugleich mit seiner Familie. Schi-ki-tang ward darauf der Stifter der Dynastie Heu-tsin (bis 847) und hieß als Kaiser Kao-tsu; er war von niederer Herkunft u. mußte mit den Tataren, die ihn in seinen Unternehmungen unterstützt hatten, einen schimpflichen Frieden schließen und ihnen ein Gebiet abtreten. Ihm folgte 943 sein Sohn Tsi-wang, den die Tataren im Verein mit Li-tschi-yuen, Fürsten von Heu, mit Macht angriffen und bezwangen. Li-tschi-yuen bestieg als Kao-tsu den Thron u. gründete die Dynastie Heu-han, hinterließ aber schon 948 seinem schwachen Sohn Yen-ti die Regierung, der 950 bei einem Aufruhr ermordet wurde. Die Kaiserin-Mutter ernannte darauf den Feldherrn Ku-wei zum Kaiser, der als Tai-tsu die Dynastie Heu-tscheu (950—960) gründete. Er war ein weiser Fürst; ebenso sein Nachfolger Schi-tsung, der strenge Aufsicht über die Mandarinen führte, viele Klöster zerstörte und die Götzenbilder einschmelzen ließ, um Münzen prägen zu lassen. Sein Sohn

Kung=ti, noch ein Kind, ward abgesetzt und der Minister Tschao=kuang=yin auf den Thron erhoben, weil die Drohungen der Tataren einen kräftigen Regenten nöthig machten. Nur Ho=nan und Schan=tung gehörten damals noch zu C., die übrigen Provinzen standen unter kleinen, unabhängigen Fürsten. Tschao=kuang=yin stiftete die Dynastie Sung (960—1279). Er hieß als Kaiser Tai=tsu, war ein ausgezeichneter Regent, tapfer, gerecht, mild, sparsam, die Wissenschaften liebend und unterwarf Tschu, Han, Kiang=nan und mehre andere Provinzen. Sein Bruder Tai=sung u. dessen Sohn Tschin=tsung wurden sehr von den Tataren beunruhigt. Letzterer mußte ihnen sogar einen jährlichen Tribut zahlen. Auch fanden die Eunuchen wieder Eingang u. Einfluß auf die Regierung. Unter Schin=tsung bildete sich im Nordwesten des Reichs eine neue Dynastie Hia, die abwechselnd mit dem Kaiserhause u. mit den Tataren gemeinschaftliche Sache machte. Hoei=tsung verband sich mit den Niütschitataren, um die kecken Khitan zurückzutreiben; sie wurden auch aus dem Lande geschlagen, aber nun nahmen die Niütschi nicht nur das Land der Khitan, sondern überschwemmten auch Petscheli und Schen=si und nahmen den unterhandelnden Kaiser gefangen. Sein Bruder Kao=tsung floh vor den Tataren, die unterdeß den Namen Kin angenommen hatten, nach Nanking und von da nach Han=tscheu in Tsche=kiang, und die Kin besetzten den Theil von C., der an die große Mauer grenzt, und breiteten unter den nächstfolgenden Kaisern ihre Macht immer weiter aus, so daß diese Kaiser nur als Tributkönige über die südlichen Provinzen regierten. Um seinen Nacken frei zu machen, schloß Ning=tsung 1208 ein Bündniß mit den Mongolen unter dem berühmten Dschingiskhan, und dieser große Eroberer schlug dann auch die Kin, blieb jedoch selbst in dem befreiten Lande. Immer mehr Horden überstiegen die große Mauer und nahmen und plünderten Peking. Ning=tsungs Nachfolger Li=tsung machte mit Okhtai, dem Khan der Mongolen, ein Bündniß zum Vernichtungskriege gegen die Kin, die indeß wieder mächtig geworden waren, aber nun von einer Seite durch die Chinesen und von der andern durch die Mongolen unter dem berühmten Pe=yen, d. i. hundert Augen, angegriffen wurden; ihre feste Stadt ward mit Sturm genommen, und der Tod ihres Fürsten zwang sie, sich zu unterwerfen. Doch entstand nun zwischen den Mongolen und Chinesen Streit über die Theilung des eroberten Landes. Nach Okhtai's Tode (1241) setzte dessen Nachfolger Kublai=khan die Feindseligkeiten gegen den Kaiser Tu=tsung fort, unterwarf sich den ganzen Norden des Reichs und nahm 1276 Tu=tsungs Sohn Kung=tsung gefangen. Pe=yen verfolgte die chinesische Armee bis Hoei=tscheu in der Provinz Kanton. Kung=tsungs Bruder, Tuan=tsung, wurde in Kanton von einer mongolischen Flotte belagert u. starb 1278, worauf sich sein Bruder Ti=ping nach dem Verlust der Seeschlacht gegen die Mongolen mit der ganzen kaiserlichen Familie in das Wasser stürzte. So endigte der letzte Sprößling der Sung wenigstens durch einen ehrenvollen Tod, und ein neuer Herrscherstamm beschattete den Thron C.'s, nachdem der alte entmarkt und kraftlos dem Sturm erlegen war.

Die Herrschaft der Mongolen beginnt mit der Dynastie der Yuan (1279—1368). Kublai (chines. Schi=tsü, auch Hu=pelge) brachte zuerst eine fremde Dynastie auf den chinesischen Thron, aber er wußte dem Volk durch eine weise Regierung seinen fremden Ursprung vergessen zu machen. Er suchte den Handel, sowohl den Binnenhandel, als den auswärtigen, zu heben, eröffnete die Häfen der südlichen Provinzen für die Fahrzeuge von Malakka, Sumatra und Ceylon und erbaute den großen Kaiserkanal, der für C. die größte Wohlthat wurde. Er wählte Peking zu seiner Hauptstadt, um von diesem Mittelpunkt seines großen Reichs aus Alles genauer übersehen zu können. Er liebte die Wissenschaften und hatte Meßkünstler, Astronomen und Baumeister, zum Theil Araber und Perser, mit sich nach C. gebracht. In Verfassung, Religion und Sitten der Chinesen änderte er nichts; als strenger Buddhaist aber ließ er die Bücher der Tao=ßi verbrennen. Seine Eroberungszüge gegen Japan und Siam waren vergeblich, doch unterwarf er sich Birma, Cochinchina u. Tonkin u. unterdrückte mehre Empörungen mit Waffengewalt. Er starb 1291. Sein Enkel, Öldscheitu oder Timur=khan (chines. Tsching=tsung), linderte die Volksnoth durch Getreidevertheilungen, säuberte das Land von Räubern, unterwarf die räuberischen Mongolenhäuptlinge, begünstigte die Anhänger Con=fu=tse's und besteuerte auch die Buddha= und Tao=priester. Unter ihm kamen 1294 die ersten katholischen Christen mit dem Minoriten Montecorvino nach Peking, fanden aber in ihrem Missionsgeschäft Hindernisse. Nach seinem Tode 1307 wollte die Kaiserin in Ermangelung legitimer Nachkommen die Herrschaft fortsetzen, aber Chaissan wurde als Wu=tsung (mongolisch Külük=khan) als Kaiser ausgerufen, starb jedoch schon 1311, worauf sein Bruder Aiwuli Palipatathm als Schin=tsung (mongol. Bujantu=khan) folgte. Derselbe ließ die Schriften des Con=fu=tse in das Mongolische übersetzen, stiftete Schulen, führte Prüfungen ein, setzte statt der unwissenden und nachlässigen neue und tüchtigere Beamte ein und erwarb sich den Ruf eines gerechten und für das Wohl seines Volkes wahrhaft besorgten Regenten. Sein Sohn Schite=Pala ward 1320 als Ying=tsung (mongol. Gegen=khan) Kaiser, wurde aber schon 1323 durch eine Verschwörung gestürzt. Da er kinderlos starb, folgte ihm ein Häuptling Yesun=temur, als Kaiser Tai=ting, ein tapferer Krieger, aber ein schlechter Regent. Sein Sohn Ming=tsung (mongol. Kusala) starb kurz nach seinem Regierungsantritt plötzlich nach dem Einzug in der Residenz, und dessen Bruder Tu=temur bestieg als Wen=tsung den kaiserl. Thron, ward jedoch der Regierung bald müde und übergab sie dem Prinzen Yen=temur, der sich so verhaßt machte, daß eine Empörung ausbrach, vor deren Unterdrückung Wen=tsung starb. Ihm folgte Ning=tsung (mongol. Rintschenpal) und nach dessen Tode Schun=ti (mong. Togon Tomer Achagatu=khan), dessen Minister und Günst-

linge das Volk so bedrückten, daß bei einer fürchterlichen Hungersnoth 1342 eine Empörung ausbrach, so daß das ganze Land trotz des kaiserlichen Verbots, Waffen und Pferde zu haben, unter Waffen stand. Schun-ti war unklug genug, seinen ausgezeichneten Feldherrn Tato zu entlassen und die ganze Reichsverwaltung zwei Eunuchen anzuvertrauen. Tschu-yuan-tschang, ein Chinese von niederer Geburt, ehemals Diener in einem Kloster der Buddhapriester, stellte sich an die Spitze der Empörer in Kiang nan, unterwarf sich einige südliche Provinzen, siegte über die unter sich uneinig gewordenen Rebellenhäuptlinge, sowie über die Mongolenhäuptlinge, die unterdeß den Kaiser abgesetzt hatten, überschritt den gelben Strom, nahm Peking ein, zwang Schun-ti, nach dem Norden zu fliehen, vertrieb die Mongolen, die unter Bisurdar einem Sohn Tongon-temur-khans, nach der Tatarei flohen, wo sie das Reich der Kalkas gründeten, und hatte sich durch Klugheit und Mäßigung die allgemeine Achtung und Liebe in dem Maße erworben, daß er sich selbst auf den Thron setzen konnte. Bemerkenswerth ist, daß die ersten Herrscher der mongolischen Dynastie treffliche Regenten waren; aber durch das Klima und die Laster des Morgenlandes entnervt, verloren ihre Nachfolger Muth und Unerschrockenheit und versanken in Luxus und Trägheit. Tschu-yuan tschang nahm als Kaiser den Namen Tai-tsu an und ward Stifter der Dynastie der Ming (1368—1644). Er versuchte es, seine Residenz zu Fong-yang-fu, seiner Geburtsstadt, aufzuschlagen, aber örtliche Verhältnisse zwangen ihn, diesen Plan aufzugeben und Nanking als Hauptstadt zu wählen, indem er Peking für den einen seiner Söhne Yong-to zum Fürstenthum erhob. Tai-tsu führte die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand, führte ein neues Gesetzbuch ein, bestimmte, daß nie wieder Staatsämter durch Eunuchen verwaltet werden sollten, und unterwarf sich nach und nach die übrigen chinesischen Fürsten und die mongolischen Häuptlinge, wodurch er gegen die Angriffe der Tataren im Westen einen festen Damm bildete. Er starb 1398 u. sein Enkel Kian-wen-ti wurde sein würdiger Nachfolger. Derselbe degradirte die Fürsten von Min, Siang, Tse u. Tai, die ihn, ihren Neffen, nicht anerkennen wollten; Tschu-tai, Fürst von Yen, zog jedoch mit einer Armee gegen die Hauptstadt, verlangte die Wiedereinsetzung seiner Brüder u. die Bestrafung der Minister, welche die Absetzung bewirkt. Als der Kaiser darauf nicht einging, begann der Krieg mit großer Erbitterung zum Nachtheil des Kaisers. Dieser verlor eine entscheidende Schlacht und machte in seiner Bedrängniß seinem Oheim den Vorschlag, das Reich mit ihm zu theilen. Tschu-tai wußte jedoch seinen Vortheil zu verfolgen und bemächtigte sich der Hauptstadt, die ihm durch Verrath überliefert wurde. Der Kaiser ging in ein Kloster und überließ seine Freunde der Grausamkeit Tschu-tai's, der Kian-wen-ti's Namen aus den Annalen streichen und dafür den seinigen einsetzen ließ. Tschu-tai nahm nun den Namen Yung-lo an und verlegte die Residenz nach Peking. Seine Grausamkeiten machte er durch Regententugenden wieder gut; er begünstigte die Wissenschaften und führte glückliche Kriege gegen die Tataren, gegen Tonkin und Cochinchina, die er dem Reiche wieder unterwarf. Im Jahr 1425 folgte ihm sein Sohn, Yin-tsung, der die Anhänger Kian-wen-ti's wieder in ihre Aemter setzte und sich dadurch sehr beliebt machte. Sein Sohn Tschu-kao-tschi, Gouverneur der südlichen Provinzen, folgte ihm 1426 als Siuen-tsung und diesem sein unmündiger Sohn Ying-tsung, für den die Kaiserin-Mutter die Regentschaft führte. Nach dem Tode seiner Mutter überließ er seinem vormaligen Erzieher, einem Eunuchen, die Regierung; als ihn die Minister auf das kaiserliche Verbot Tai-tsu's aufmerksam machten, ließ er sie hinrichten. Indessen machten die Tataren, deren Häuptling Ye-sian der Eunuch beleidigt hatte, einen Einfall in C., schlugen das kaiserliche Heer in einer großen Schlacht, die 100,000 Mann und dem Eunuchen selbst das Leben kostete, und nahmen den Kaiser gefangen. Sein Bruder King-ti bestieg an seiner Stelle den Thron; die Unterhandlungen wegen Ying-tsungs Befreiung zerschlugen sich, die Tataren rückten gegen Peking vor, wurden aber gänzlich geschlagen und mußten den Kaiser freigeben. Dieser überließ King-ti die Regierung, gab aber endlich dem Wunsche des Volks nach und bestieg wieder den Thron. Sein Sohn Hian-tsung (1465—1487), ein mißtrauischer und schwacher Fürst, gab der Eunuchenherrschaft wieder Raum u. errichtete sogar ein Inquisitionstribunal von Eunuchen, das alle Verdächtigen ohne Untersuchung bestrafen durfte. Sein Sohn Hiao-tsung überließ sich den Grübeleien der Tao-ßi, ließ einen neuen Coder entwerfen, that aber sonst wenig für sein Volk. Sein Sohn Wu-tsung (1505—1521) löste gezwungen das Inquisitionstribunal wieder auf. Seine Regierung wurde durch häufige Empörungen der Fürsten beunruhigt; einen derselben, den Fürsten von Ning, schlug er in einem großen Seegefecht. Sein Nachfolger, Schi-tsung, war ein Freund und Beschützer der Dichtkunst, aber ein unthätiger Fürst. Dies wußten die kriegerischen Nachbarn wohl und zogen ihren Vortheil davon. Die Mandschutataren, die Ueberreste und Abkömmlinge der Kin, versuchten Angriffe, wurden jedoch zurückgeschlagen; glücklicher war Cochinchina, das eine chinesische Armee schlug und sich unabhängig machte. Die Japanesen erneuerten ihre Einfälle und führten eine Menge Beute mit sich fort. Schi-tsung überließ seinem Sohne Mu-tsung die Regierung, dem 1572 Schin-tsung folgte. Dieser Fürst trat dem Tatarenhäuptling Yenta ein Gebiet in Schen-si ab, um den Frieden zu erkaufen, schlug dagegen eine japanesische Armee, schnitt ihrer Flotte, die an der Küste kreuzte, die Rückkehr nach ihren Inseln ab und zwang den König von Korea zur Unterwerfung. Im J. 1583 kam der Jesuit Matthias Ricci nach C. und predigte mit Erfolg das Christenthum. Der Mandschukhan, Yenta, war indeß auf Anstiften der Regierung ermordet worden, was die Tataren zur Rache entflammte. Sie brachen auf, eroberten ganz Liao-tung, ließen sich hier nieder und machten die Hauptstadt dieser Provinz, Schin-yang, zum Mittelpunkt ihrer

fernern Unternehmungen. Der argwöhnische Kaiser hatte das Anerbieten der nach Nanking verwiesenen Christen, von den auf Macao herrschenden Spaniern Artillerie und Hülfstruppen beizuschaffen, zurückgewiesen. Er starb 1620; ihm folgte Kuan-tsung, der aber den Thron nicht lange besaß, denn noch in demselben Jahr bestieg Hi-tsung den Thron. Seine Regierung war ziemlich friedlich, bis unter seinem Bruder und Nachfolger Hoai-tsung (1627 — 1644) die Mandschu's unter ihrem Häuptling Tai-tsung die Feindseligkeiten wieder begannen. Das chinesische Reich war ein Tummelplatz verschiedener Banden kühner Abenteurer; ein Anführer derselben, Schang, nahm die Provinzen Ssüt-schuan u. Ho-nan ein, ein anderer, Le-tse-sching, belagerte die Hauptstadt von Ho-nan, Kaifung, die von U-suan-kuei, einem tapfern und edlen Feldherrn, vertheidigt u. durch ein kaiserl. Heer entsetzt wurde. Man hatte die Dämme des Hoang-ho durchstochen, um die Feinde zu vertreiben; auch erlitten sie furchtbaren Schaden, aber Hoai-tsung verlor ebenfalls mehr als 200,000 Menschen durch diese künstliche Ueberschwemmung. Le-tse-tsching kehrte indeß mit neuer Macht zurück, unterwarf Ho-nan und Schen-si, tödtete die Mandarinen und erließ dem Volke die Steuern. Dies jubelte ihm zu, er ward zum Kaiser ausgerufen, und mit einer zahlreichen Armee umschloß er Peking. Der unglückliche Hoai-tsung zog den Tod der Schande vor, erdolchte seine einzige Tochter und erdrosselte sich selbst, als Le-tse-tsching eben in Peking einzog, das ihm der Verrath eines Eunuchen geöffnet. Mit ihm erlosch die Dynastie der Ming. Nach dem Tode des Kaisers fand der Usurpator keinen andern Widerstand, als den des edeln U-suan-kuei. Le-tse-tsching belagerte die Stadt, in der sich U-suan-kuei verschanzt hatte, und zeigte ihm seinen mit Ketten beladenen Vater mit der Drohung, ihn zu ermorden, wenn er sich nicht ergebe. Der Greis ermahnte jedoch seinen Sohn zum tapfern Widerstand und erlitt den Tod. U-suan-kuei schloß nun mit den Mandschu's einen Vertrag, zog gegen den Usurpator und schlug ihn in zwei mörderischen Schlachten. Als aber U-suan-kuei hierauf die Mandschu's mit dem Versprechen heimschicken wollte, daß sie den verheißenen Tribut erhalten würden, blieben sie, unter dem Vorwand, das Reich gegen fernere Angriffe schützen zu wollen. Eine Anzahl zog nach Peking u. wurde als Befreier u. Retter des Landes empfangen. Ihr Häuptling, Tai-tsung, ward als Kaiser ausgerufen, starb zwar bald, ernannte aber seinen Sohn Schun-schi zum Nachfolger.

Mit diesem beginnt die Mandschu- oder Tatsing-Dynastie (1644), die noch jetzt den Thron von C. inne hat. Schun-schi war 7 Jahre alt, als er Kaiser wurde; sein Oheim Amawang führte die Regentschaft und suchte nach der Weise Kublaikhans die Herzen der Chinesen durch Milde u. Anschmiegen an ihre Sitte zu gewinnen. Um so weniger stimmt mit dieser Gesinnung der Befehl überein, der an die Chinesen erlassen wurde, sich die langen Haare, die sie seit der ältesten Zeit als einen theuren Schmuck getragen, abrasiren zu lassen und nach tatarischer Sitte einen langen Zopf zu tragen; den Zuwiderhandelnden wurde die Todesstrafe angedroht, und wirklich sollen es Einige vorgezogen haben, lieber zu sterben, als die Sitte der Väter zu verlassen. So sehr man den Mandschu's anfangs entgegengejubelt, so sehr machten sie sich durch diese Maßregel verhaßt. Noch hatten nicht alle Provinzen der neuen Dynastie gehuldigt, und die Anhänger des alten Kaiserstammes benutzten die Volksstimmung, noch andere zum Widerstand zu bewegen; doch strömten immer mehr Mandschu's nach C. und vermehrten die Zahl der Anhänger der neuen Dynastie. Nach dem Tode Amawangs (1651) übernahm Schun-schi die Regierung selbst; er liebte die Wissenschaften und genoß den Unterricht des berühmten deutschen Jesuiten Adam Schall, der Präsident des Tribunals der Mathematik war, und räumte diesem gelehrten Manne einen großen Einfluß auf sich und die Regierungsangelegenheiten ein. Noch war ein Theil der südlichen Provinzen nicht unterjocht, und ein bedeutender Gegner, Tsching-schi-long, der Vater des tapfern Koschinga, hatte die Holländer von Formosa verjagt und sich in Besitz dieser Insel gesetzt. Schun-schi bot nach seiner Politik dem kühnen Manne große Belohnungen und Ehrenstellen, wenn er sich unterwerfen wolle. Tsching-schi-long nahm die Bedingungen an und begab sich nach Peking, wo er sehr gut empfangen wurde; aber Koschinga, dem er seine Flotte übergeben, blieb der chinesischen Sache treu und verheerte mit den Anhängern der Ming einige Male die Küsten. Unterdeß starb Schun-schi (1661), u. sein Sohn Kang-hi, eigentlich Schin-tsu, folgte ihm auf dem Throne. Die Mandarinen setzten eine Regentschaft ein, deren erstes Werk war, die Eunuchen vom Hofe zu vertreiben und das Gesetz Ta-tsungs zu erneuern. Im Lande war Friede; nur Koschinga beunruhigte und plünderte die Küstenstaaten. Da gab die Regentschaft den Unterthanen der sechs Küstenprovinzen den Befehl, bei Todesstrafe sich auf eine Entfernung von 30 Li vom Meer zurückzuziehen. Zwar wurden die unglücklichen Küstenbewohner der Verzweiflung Preis gegeben, aber Koschinga's Macht und Hülfsquellen wurden auch zugleich bedeutend vermindert. Die Europäer, besonders die Missionäre, wurden von der Regentschaft hart behandelt und sogar ins Gefängniß geworfen; dafür wurden, als der Kaiser die Regierung übernahm, die Regenten gestraft und die Europäer frei gegeben. Koschinga's Enkel sah sich genöthigt, 1683 gegen einen Rang und Titel Formosa zu übergeben; 1689 wurde mit Rußland, mit dem Kang-hi seit 1684 wegen einer Grenzstreitigkeit Krieg geführt, Friede geschlossen. Die Eleuten u. Kalkas wurden gänzlich unterjocht und Tübet dem Reich unterworfen. Daß die Mandschu's zum entschiedenen Besitze C.'s gelangten, verdanken sie ohne Zweifel dem persönlichen Charakter Kang-hi's, der vielleicht der größte Monarch war, der je den chinesischen Thron inne gehabt. Er beförderte die Wissenschaften und widmete sich unter Leitung des Pater Verbiest den mathematischen Studien, verbesserte den Kalender und errichtete ein Observatorium; eine ganze Gesellschaft mathematikverständiger Missionäre bereiste auf seine Kosten

das Reich und beschäftigte sich 10 Jahre lang mit dessen Vermessung; ihre Karten sind die Grundlage von d'Anville's chinesischem Atlas. Kang-hi verringerte auch die Abgaben, besonders als ein furchtbares Erdbeben Peking zerstör: und 400,000 Menschen verschlungen hatte, verbesserte die Finanzen, gründete Unterrichtsanstalten und erwarb sich überhaupt um das Reich selbst Verdienste, daß die unterjochten Mongolen sich nach ihrem eigenen Geständnisse unter seinem Scepter weit wohler befanden, als früher unter ihren eignen Fürsten. Bei seiner hohen Gerechtigkeitsliebe hielt er es nicht für nöthig, die Armeen und ihre Führer durch große Belohnungen zu seinem Schutze bestechen zu müssen; er belohnte die Tapferkeit, aber auch den stillen Fleiß des Bürgers. Um seine Truppen auch im Frieden in Uebung zu erhalten, stellte er große Jagden an, machte Expeditionen in die Wüsten der Tatarei und ertrug selbst alle Strapazen oft bei der kärglichsten Nahrung. Obgleich im Buddhaismus erzogen, hatte er dennoch sehr aufgeklärte Religionsbegriffe. Verbot es auch die Politik, das Christenthum anzunehmen, so duldete er es doch und steuerte selbst zum Bau einer christlichen Kirche bei. Er starb 1722. Sein Sohn und Nachfolger Yung-tsching (Schi-tsung) war ebenfalls ein guter Regent, beförderte den Ackerbau, begünstigte die Wissenschaften und unterstützte die durch Mißwachs und Erdbeben heimgesuchten Unterthanen auf Kosten seines Schatzes. Doch zeigte er sich den christlichen Missionären weniger gewogen. Nach friedlicher Regierung starb er 1735. Der älteste seiner illegitimen Söhne, Kien-lung (Kao-tsung), erbte einen Theil der Eigenschaften und des Ruhmes seines Großvaters. Seine Regierung war kriegerisch, wie er selbst ein tapferer Soldat war. Er eroberte Kaschghar, Yarkand, den größten Theil des Songarenlandes, die Reiche Miao-tse und Siao-kin-tschuen, und erweiterte so die Grenzen seines Reichs bis nach Hindostan und der Bucharei. Die durch Verjagung der Songaren verwüstete Kalmückei bevölkerte er mit den aus Rußland geflohenen Turguten und Songaren. Ein Zug gegen Birma 1768 endigte unglücklich, und als er 1770 den Einfall wiederholte, ward sein ganzes Heer aufgerieben, wodurch C. die Herrschaft über die Stämme an der Grenze von Birma und damit einige Gold- und Silberminen verlor. Im Jahre 1758 waren einige tübetanische Häuptlinge in das chinesische Gebiet eingefallen, aber der tapfere Feldherr Akuei eroberte 1772 mehre Festungen der Tübetaner und zwang sie zur Unterwerfung. Seine Grausamkeit erregte indeß eine Verschwörung, die nur mit Mühe unterdrückt wurde. Eine andere Verschwörung, die der Pi-lien-kiao (Sekte der Wasserlilie), wurde entdeckt u. bestraft. Auch ein Aufstand in Formosa ward unterdrückt, kostete aber nach Gramonts Bericht den Chinesen 100,000 Mann u. mehr als 2,000,000 Unzen Silber. Der chinesische General berichtete zwar, daß der Anführer Lintchuanvan gefangen und hingerichtet worden sey, aber die öffentliche Meinung gab ihm Unterschleif Schuld. Der Hauptgrund, warum C. einen so großen Werth auf den Besitz der Insel legte, war der, daß sie nicht in die Hände der Europäer falle, oder einen Sammelplatz für Unzufriedene, Seeräuber und Verbrecher bilde. Nach Cochinchina schickte der Kaiser 1789 gegen den Usurpator Longehung eine Armee, die jedoch von diesem gänzlich aufgerieben wurde. Die Nepalesen, die in Tübet eingefallen waren, wurden zurückgetrieben und Tübet noch härter bedrückt. Die Christen wurden hart verfolgt, weil sie im Verdacht standen, an der Empörung im Innern des Landes Theil genommen zu haben. Kien-lung war einer der bessern Regenten; unerbittlich gerecht, war er aber auch maßlos grausam. Er beförderte die Literatur, legte 4 Bibliotheken von den schätzbarsten Büchern an und gab mehre Bücher von Neuem heraus. Als er sein 60. Regierungsjahr erlebt hatte, legte er zu Gunsten seines fünften Sohnes Kia-king 1796 die Regierung nieder, indem er sich selbst den Titel eines Oberkaisers vorbehielt, und starb 1799. Kia-king hatte alle Fehler seines Vaters, aber nicht eine einzige seiner Tugenden geerbt; er war grausam und gewaltthätig. Darum wurde die Unzufriedenheit unter dem Volke immer größer und mußte oft sogar durch Geld beschwichtigt werden. Immer neue Verschwörungen tauchten auf, und große Räuberbanden zogen verheerend durch das Land und wollten selbst Peking angreifen, den Palast plündern und den Kaiser entthronen. Seeräuber beherrschten das Meer, hatten in Hainan und Formosa feste Plätze und zu Kanton selbst Agenten. Ihr kühner Anführer war Tsching-yi, der laut seine Absicht erklärte, den Thron der Mandschudynastie zu stürzen und der Familie der alten Kaiser C.'s die Herrschaft zurückzugeben. Aber seine ehrgeizigen Pläne wurden mit ihm im Meer begraben. Seine Wittwe führte das Kommando durch einen ehemaligen Fischer, Pao, der ihr uneingeschränktes Vertrauen besaß, fort. Sie hatte einen Gesetzcodex und Verordnungen abgefaßt, denen die Korsaren Gehorsam schworen. Eine bedeutende gegen diese Räuber gesendete Flotte wurde völlig geschlagen, 28 Dschonken, mit allen Vorräthen wohl gefüllt, fielen in ihre Gewalt. Ihre Anzahl betrug damals 70,000 Mann mit 800 Kriegsschiffen und mehr als 1000 kleineren Schiffen jeder Gattung. Wiederholte Versuche, diese „Hornissen des Oceans" zu vernichten, mißlangen; endlich griff sie der Großadmiral Tsuen-mau-son mit 100 Schiffen an, schlug sie in die Flucht und nahm mehr als 1000 Piraten gefangen. Die Wittwe Tsching-yi's wetzte jedoch diese Scharte bald aus, griff denselben Großadmiral an und schlug seine Flotte gänzlich. Ein anderer Admiral Ting-kwei gab sich selbst den Tod, als die Piraten sein Admiralschiff enterten. Sie drangen endlich sogar die schiffbaren Flüsse hinauf ins Innere des Landes und plünderten und verwüsteten dies. Innerer Zwiespalt that indeß mehr als alle Flotten des Kaisers. Pao wurde von einem andern Unterfeldherrn, O-po-tai, geschlagen, und dieser, die Rache der Wittwe Tsching-yi's fürchtend, bat in einem ziemlich trozzigen Styl um die Verzeihung des Himmelssohnes, die denn auch in vollem Maße gewährt wurde. O-po-tai wurde zum Rang eines Kriegs-

mandarinen befördert. Die Wittwe Tsching-yi's kreuzte noch eine Zeit lang an den Küsten, aber der innere Zwiespalt nahm zu, und sie machte endlich selbst Friedensvorschläge, hatte eine förmliche Unterredung mit dem Vicekönig von Kanton und unterwarf sich. Jeder Räuber erhielt eine Summe Geldes, und die meisten traten in kaiserliche Dienste. Der Ueberrest, der sich nicht unterworfen, wurde endlich von Pao selbst vernichtet. Im Jahre 1803 wurde die Kuhpockenimpfung durch die Spanier von Manila aus nach C. verpflanzt; 1807 kam der erste protestantische Missionär, Morrison, der zuerst die Bibel ins Chinesische übersetzte und hernach mit Milne das anglochinesische Kollegium zu Malakka gründete. Dagegen erfolgte 1815 die gänzliche Verbannung der Katholiken. Im Jahre 1820 starb Kia-king, nach einer ruhmlosen, obgleich unruhvollen 25jährigen Regierung, wie man vermuthet, durch die Schuld einiger Mißvergnügten, die er bei Gelegenheit des Verschwindens eines öffentlichen Siegels ihres Amts entsetzt. Ihm folgte sein zweiter Sohn Mian-ning, geboren 1784, als Kaiser Tao-kuang (mandschurisch Doroi Eldenghe, d. i. Glanz des Verstandes). Die Unruhen im Innern des Reichs dauerten fort. Namentlich hatten sich die durch das Absperrungssystem, welches die Chinesen nach der Eroberung der Bucharei eingeführt hatten, gekränkten Einwohner dieses Gebiets mit den an der Grenze nomadisirenden türkischen Horden der Buruts und Kirgisen, sowie mit dem Khan von Khokand verbunden und der Khodscha Jehangir hatte bereits mehrmals die chinesischen Truppen geschlagen, als dieser sich verlocken ließ, im Vertrauen auf die angeknüpften Verhandlungen sich zu ergeben; Tao-kuang aber ließ ihn den Tod der Verräther sterben. Mit dem Khan von Khokand wurde ein Friede geschlossen. Am meisten Besorgniß erregte jedoch der Aufstand des kriegerischen Bergvolkes der Jao-dschins an den Grenzen der Provinzen Kuang-tung, Kuang-si und Ho-nan. Der Häuptling desselben, Li-tining, genannt Kin-lung (der goldne Drache), eroberte die Stadt Kiang-hwa in der Provinz Ho-nan und lieferte den kaiserlichen Truppen mehre Treffen, die unglücklich für diese ausfielen. Endlich ward ein Vertrag abgeschlossen, der dahin lautete, daß die Jao-dschins in ihren Bergen bleiben, die Chinesen ihr Gebiet nicht betreten und die kaiserlichen Truppen entlassen werden sollten. Die kecken Bergvölker blieben unabhängig wie zuvor, ja eine von einem Chinesen abgefaßte Urkunde sagt, die kaiserlichen Kommissarien hätten 500,000 Unzen Silber ausgegeben, um die Wahrscheinlichkeit eines Sieges zu erkaufen. Die Anführer des Aufstandes, berichtet Gützlaff, erhielten für ihre Unterwerfung eine halbe Million Taels und wurden überdies mit hohen Stellen in dem kaiserlichen Heere begnadigt. Bald darauf brach eine Insurrektion auf Formosa aus. Die kaiserlichen Truppen, die von Peking unter einem tatarischen General nach Formosa gesendet wurden, erhielten Gegenbefehl, ehe sie sich noch eingeschifft, weil der Aufstand unterdrückt sey, wahrscheinlich wiederum durch das schimpfliche Mittel der Bestechung. Die zahlreichen Verbindungen, namentlich die der Dreieinigkeit, die sich über das Land verbreiten, erregten fortwährend die Besorgniß der Regierung. Tao-kuang zeigte immer eine hervortretende Abneigung gegen das Christenthum, namentlich gegen die Katholiken, die daher mehrfachen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Da um diese Zeit C. mit europäischen Völkern öfter in Berührung tritt, als früher, so erscheint es zweckmäßig, hier eine übersichtliche Darstellung der Verhältnisse des Reichs der Mitte zu Europa nachzuholen. Daß die Alten von den Bewohnern des himmlischen Reiches gewußt haben, ist wohl glaublich, wird jedoch erst durch ziemlich späte Zeugnisse bestätigt. Die chinesischen Annalen sprechen oft von den Gesandtschaften, die aus allen Gegenden Asiens von den Schifffahrt treibenden Völkern nach C. geschickt wurden. Diejenige, welche von europäischer Seite die erste gewesen zu seyn scheint, ist die des Marc Antonius, nach den chinesischen Annalen An-tun, Königs von Ta-Thsin, d. i. des großen C.'s oder des römischen Reichs, die aber ihren Zweck, einen Handelsvertrag hinsichtlich der Seidenstoffe, deren Verbrauch in Rom sich steigerte, wahrscheinlich nicht erreichte. Die zahlreichen Hindernisse, welche eine so weite Reise zu Lande mit sich führte, veranlaßten die Gesandtschaft, ihren Weg zur See zu nehmen. Nach den chinesischen Annalen war dies aber nicht die einzige Gesandtschaft, welche die römischen Kaiser an die chinesischen schickten. Man findet eine zweite in dem Jahre erwähnt, welches dem Jahre 284 unsrer Zeitrechnung entspricht, einer dritten 643 zur Zeit der orientalischen Kaiser, einer vierten 1081 und der letzten 1371 unter der Regierung von Matthias Cantacuzenus. Die ersten sichern Nachrichten über C. verdanken wir aber den Arabern, die in Folge ihrer ausgedehnten Eroberungen auch mit dem fernen Osten in Berührung kamen. Sie beschreiben eine Stadt Canfu (Kanton), die sie das Thor von C. nennen, und alle ihre Angaben tragen den Stempel der Wahrhaftigkeit an sich. Der Islam scheint zu jener Zeit (seit 850) in C. sehr bevorzugt gewesen zu seyn, da sich ein großer Theil der Bevölkerung dazu bekannte. Von Innocenz IV. wurden die ersten Missionäre zur Bekehrung der Tataren oder Chinesen abgesandt. Der Mönch Carpini wurde dem mongolisch-tatarischen Hofe gerade zu der Zeit vorgestellt, als der große Khan den Thron bestieg. Der heilige Ludwig sandte während seines Kreuzzugs (1253) Rubricus zu demselben Zweck nach C., und 1274 reiste der Venetianer Marco Polo (s. d.) nach dem himmlischen Reiche und erwarb sich die Gunst des Kaisers in dem Maße, daß dieser ihm nach 17jährigem Aufenthalte kaum die Rückkehr erlaubte. Aus den Annalen der Chinesen geht deutlich hervor, daß die frühern im Reich der Mitte geltenden Bestimmungen in Bezug auf den Handel mit auswärtigen Völkern durchaus liberaler gewesen und erst seit der Herrschaft der Mandschu's Beschränkungen eingetreten sind. Ja, der Handel von Kanton blieb lange Zeit frei von Zöllen, bis seine steigende Bedeutung die Regierung veranlaßte, ihn zu einer Quelle des Ein-

kommens zu machen. Ibn Batuta erzählt, daß chinesische Dschonken bis nach Malabar gingen, und schon vor dem 7. Jahrhundert sollen von C. aus Gesandtschaften abgeordnet worden seyn, um die umliegenden Nationen zum gegenseitigen Verkehr aufzumuntern. Die ersten Europäer, die nach den Römern nach C. kamen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, waren die Portugiesen, die nicht lange nach der Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama (1510) zu Kanton erschienen. Im Jahre 1517 ließ Lopez Suarez, Vicekönig von Goa, 8 Schiffe unter Perez d'Andrada nach C. auslaufen. Zwar wurde Andrada an der Küste von Kriegsdschonken umringt und argwöhnisch bewacht, erhielt indeß doch die Erlaubniß, mit 2 Schiffen nach Kanton zu gehen. Während es ihm daselbst gelang, Handelsverbindungen anzuknüpfen, gründete er eine Kolonie zu Ningpo, welche eine Zeit lang einen vortheilhaften Handel mit andern Theilen C.'s, sowie mit Japan trieb, bis das zügellose Benehmen der Portugiesen den Gouverneur veranlaßte, sie 1545 zu vertreiben, wodurch sie für immer einen Punkt verloren, der für den europäischen Handel von den wichtigsten Folgen hätte werden können. Erst gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts gelang es den Portugiesen, sich auf Macao festzusetzen, namentlich als sie die Seeräuber, welche die Küsten beunruhigten und selbst Kanton blokirten, geschlagen hatten; für die Benutzung der Insel bezahlten sie eine jährliche Grundabgabe von 500 Taels, die noch heute regelmäßig entrichtet wird. Im Jahre 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als Unterthanen der Dynastie Ta-tsing aufgezeichnet und unter Aufsicht eines Beamten, Tsotang, gestellt, ohne dessen Erlaubniß sie weder neue Kirchen, noch neue Häuser bauen durften. Später kamen noch drei Gesandtschaften aus Portugal nach C. Die erste langte gegen Ende des Jahres 1667 in Peking an, überbrachte die üblichen Geschenke und empfing von Kang-hi das Versprechen, der Stadt Macao seinen Schutz zu verleihen. Die zweite war die des Dom Alexander Metello Souza y Meanzes, der den 18. Mai 1727 mit vieler Pracht seinen Einzug in Peking hielt und 60 Tage daselbst verweilte, ohne aber ein bedeutendes Resultat zu erreichen, so wenig als die dritte und letzte, die am 1. Mai 1753 in Peking anlangte und es am 6. Juni verließ. Die Spanier genossen ebenfalls das Recht, nach Macao, sowie nach Kanton und Amoy Handel zu treiben, allein sie haben unter allen Europäern am wenigsten Vortheil aus dieser Verbindung gezogen, obgleich sie durch ihre Niederlassungen zu Manila und auf den Philippinen auf jede Weise begünstigt werden. Besser verstanden ihren Vortheil die Holländer. Im Jahre 1607 erschienen sie zum ersten Male vor Macao, kreuzten 1609 an den Küsten von C. und sandten nach Japan, wo sie einen Traktat mit dem Kaiser abschlossen und zu Firando ein Kontor gründeten. Im Jahre 1620 ließen sie sich auf Formosa nieder, griffen 1622 Macao an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Nähe ihrer Niederlassung weckte nicht nur die Eifersucht der Spanier und Portugiesen, sondern auch der chinesischen Regierung, welche letztere ihnen endlich gegen das Versprechen, die Pescadoren (einige kleinere Inseln zwischen Formosa und dem Festlande) zu räumen und sich auf Formosa zu beschränken, die Handelsfreiheit bewilligte. Im vorzüglichsten Hafen der Insel wurde nun eine Citadelle, das Fort Zeeland, erbaut und Maßregeln ergriffen, die Eingebornen zu civilisiren. Zu derselben Zeit fiel Peking in die Hände der Mandschu's, und mehre Tausende chinesischer Familien wanderten aus ihrem Vaterlande aus und ließen sich auf Formosa nieder, was anfangs den Bemühungen der Holländer sehr förderlich war. Bald aber wuchs die Zahl der chinesischen Einwanderer auf eine für jene Besorgniß erregende Weise und wurde endlich die Hauptursache zur Vertreibung der Holländer. Neun Monate lang von Koschinga in ihrem Fort belagert, verließen sie 1662 die Insel und kehrten nach Java zurück. Die erste holländische Gesandtschaft, die den 14. Juli 1655 Batavia verlassen, mußte lange in Kanton auf die Bewilligung des Kaisers warten, ehe sie ihren Weg weiter fortsetzen durfte, und langte daher erst den 17. Juli 1656 in Peking an, das sie den 16. Oktober wieder verließ. Die zweite fand 1667 und die dritte 1795 Statt. Sie hatten den Erfolg, daß die Handelsverbindungen wieder angeknüpft wurden. Die Russen, als die nächsten Grenznachbarn des himmlischen Reichs, konnten nicht lange ohne Berührung mit demselben bleiben. Die erste russische Gesandtschaft, die 1646 nach Peking kam, war erfolglos, da der Hof von Peking als erste Bedingung verlangte, daß der russische Monarch sich zum Vasallen von C. erklären und die Geschenke, welche er sandte, als Tribut anbieten solle. Bald darauf kam es wegen Grenzstreitigkeiten zu feindseligen Berührungen, die endlich 1688 durch die zweite russische Gesandtschaft ausgeglichen wurden. Berühmter sind die des Isbrand Ides (1693) und des Leon Ismailow geworden; Letzterer war von Peter dem Großen abgeschickt und kam den 29. November 1720 mit großem Gefolge nach Peking. Es ward in Folge der hier abgeschlossenen Verträge den Russen erlaubt, jährlich einmal nach Peking zu kommen, sowohl des Handels wegen, als auch um den schuldigen Tribut zu entrichten. Der chinesisch-russische Handel war bisher auf Kiachta beschränkt gewesen; erst 1805 machte Rußland den Versuch, auch eine Verbindung zur See anzuknüpfen. Es erschien eine Gesandtschaft an der chinesischen Grenze, hatte aber mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihr von den chinesischen Behörden unter dem Vorwand, ihr Gefolge (200 Personen) sey zu zahlreich, in den Weg gelegt wurden. Prächtige Geschenke wurden an die chinesische Grenze gesandt und eine Gesellschaft Gelehrter der Gesandtschaft beigegeben; ihr Zweck scheiterte jedoch an dem starren Ceremoniel, dem sich der Gesandte nicht fügen wollte. Es erschien ein Edikt, welches Rußland jeden Handel, außer zu Lande, verbot und diesen auf Kiachta beschränkte. Die zwei letzten Gesandtschaften (1808 und 1820) waren eigentlich nur dazu bestimmt, die russische Mission in Peking zu erneuern und den Zustand des Landes zu beobachten, hatten aber keine Au-

dienzen beim Kaiser. Frankreich trieb seit 1660 einen lebhaften und ergiebigen Handel nach C., der vom Kaiser Kang-hi besonders begünstigt wurde, jedoch in Folge der Revolutionskriege eine Unterbrechung erlitt, bis in der neuesten Zeit die Verbindungen wieder angeknüpft wurden. Ueber die Deutschen gibt uns die bändereiche Geschichte Kantons von dem ehemaligen gelehrten Gouverneur Yuen folgende Notizen: „Die Bewohner des Reichs des Adlerpaares (Man-jing, Oesterreich) fuhren zum ersten Mal durch die Tigermündung im 45. Jahre Kienlung (1781) u. heißen Taschen od. Deutsche. Sie haben die Religion des Herrn des Himmels angenommen. In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden. Die Preußen (die Bewohner des Reichs des einfachen Adlers, Tan jing) fuhren zum ersten Mal durch die Tigermündung im 52. Jahre Kienlung (1788). Sie wohnen nordwestlich von Man-jing und gleichen ihnen vollkommen in Sitten und Gewohnheiten."

Kaum hatten die Engländer auf dem Meere Macht und Bedeutung erlangt, als sie auch auf den Schauplatz des chinesischen Handels traten, obwohl geraume Zeit nach den Portugiesen, Spaniern und Holländern. Der erste Versuch Englands, Verbindungen mit dem Reich der Mitte anzuknüpfen, scheint 1596 gemacht worden zu seyn, als drei Schiffe unter Benjamin Wood mit Briefen der Königin Elisabeth an den Kaiser von C. absegelten; die Schiffe gingen jedoch unter, und es scheint kein weiterer Versuch gemacht worden zu seyn bis 1637, wo fünf englische Schiffe unter dem Kapitän Weddel vor Macao erschienen. Die Portugiesen aber thaten nicht nur alles Mögliche, um die Engländer bei den Chinesen zu verdächtigen, sondern sie beschossen sogar die englischen Schiffe aus einem an der Küste gelegenen chinesischen Fort. Die Engländer antworteten mit solchem Nachdruck, daß die Chinesen einen Mandarin mit der weißen Fahne sandten und die ganze Schuld auf die Aufhetzereien der Portugiesen schoben. Die englischen Schiffe wurden auch mit einer vollständigen Ladung versehen. Dessen ungeachtet wurde lange Zeit kein weiterer Handel getrieben. Die blutigen Kriege der Mandschu's u. der Chinesen verwüsteten das Land, kecke Seeräuber machten die Küsten unsicher, und erst 1664 wurde von Seiten Englands ein zweiter Versuch gemacht, einen regelmäßigen Handelsverkehr mit C. anzuknüpfen. Die Agenten der ostindischen Kompagnie landeten zu Macao und erhielten Wohnung; aber die Chinesen verlangten für jedes Schiff einen Hafenzoll von 2000 Taels, und als man ihnen 1000 bot, brachen sie die Unterhandlung ab. Die Engländer gaben daher das Unternehmen auf und kehrten nach Bantam zurück. Der Friede mit Holland 1668 ermuthigte die Kompagnie, den Versuch, dessen Gelingen so viel Vortheil versprach, wieder aufzunehmen. Es gelang so weit, daß 1670 mit Koschinga zu Formosa ein Vertrag abgeschlossen wurde, nach welchem die von der Kompagnie eingeführten Artikel eine Steuer von 3 Procent nach dem Verkauf entrichten, dagegen alle auszuführenden Artikel frei seyn sollten. Der Handel scheint jedoch nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, denn die Kompagnie gab 1681 Befehl, die Niederlassungen auf Formosa aufzugeben und zu Kanton oder Fok-tscheu eine neue Handelsverbindung anzuknüpfen. Im Jahre 1683 wurde Formosa den Mandschu's übergeben. Diese zeigten sich dem fremden Handel abgeneigter, als die chinesischen Herrscher, hauptsächlich wohl darum, weil sie den europäischen Einfluß fürchten mußten. Seit ihrer Regierung wurden die Engländer von Ningpo und Amoy ausgeschlossen. Der letztere Ort war aber so wichtig, daß 1685 ein Schiff abgesandt wurde, um wo möglich den dortigen Handel wieder anzuknüpfen, und zugleich war die Kompagnie bemüht, sich einen regelmäßigen Handelsverkehr mit Kanton zu sichern. Diese Bemühungen blieben lange ohne günstigen Erfolg, wahrscheinlich durch die Schuld der Portugiesen, die mit eifersüchtigem Auge die wachsende Bedeutung Englands zur See überwachten. Die Störungen und Hindernisse wurden immer größer und die Auflagen (bis zu 10 Procent auf alle Ausfuhrartikel) unerschwinglicher. Der englische Handel in C. verringerte sich in Folge dieser Widerwärtigkeiten in dem Maße, daß 1734 nur ein einziges englisches Schiff nach Kanton geschickt wurde. Versuche, zu Amoy und Ningpo Handelsplätze zu gründen, scheiterten an der Habsucht und der hochfahrenden Hartnäckigkeit der Mandarinen; man mußte sich deshalb wieder nach Kanton wenden. Kaiser Kien-lung hatte eben den Thron bestiegen und den Zoll von 10 Procent, sowie das übliche Geschenk von 1550 Taels nachgelassen, so daß nur noch der gewöhnliche Hafenzoll verblieb; dennoch wußte die Provinzialregierung das Geschenk noch ferner zu erpressen. Die Regierung, in der Besorgniß, daß aus dem freien Handelsverkehr sich irgend ein Einverständniß zwischen den Chinesen und den Europäern bilden möchte, fand es indeß für gut, einer privilegirten Kompagnie den fremden Seehandel zu übergeben. Diese Gesellschaft der Hong bestand ursprünglich aus 12 Mitgliedern und mußte für das gesetzliche Betragen der Fremden Bürgschaft leisten. Für die große Verantwortlichkeit, welche diese privilegirten Unterhändler auf sich luden, wollten sie auch einen bedeutenden Gewinn ziehen, und um dies mit desto größerer Sicherheit ausführen zu können, thaten sie alles Mögliche, den Zutritt der Europäer zu den Regierungsbeamten zu hintertreiben. Nach mancherlei Plackereien, die nicht selten einen sehr ernsten Charakter annahmen, fand sich die englische Regierung bewogen, eine Gesandtschaft nach C. zu senden. Nachdem 1788 der Obrist Cathcart auf der Ueberfahrt in der Sundastraße gestorben, nahm man den Plan 4 Jahre später wieder auf, und im September 1792 ging Lord Macartney, von Sir George Leonard Staunton begleitet, von England ab und kam im August des folgenden Jahres in Peking an. Die Gesandtschaft sollte von der chinesischen Regierung die Abtretung des Eigenthums von Macao oder eines andern zu dauernder Niederlassung geeigneten Orts, Zulassung einer ständigen englischen Gesandtschaft zu Peking, eine feste Niederlassung auf Tschu-san,

einer Insel in der Provinz Tsche-kiang, 18 Stunden von Ningpo, Handelsfreiheit in allen chinesischen Häfen, ein Kommissionshaus in jeder Provinz des Reichs und festere, weniger willkürliche Vorschriften in Bezug auf die Zölle in Kanton fordern. Der Kaiser erklärte jedoch darauf, daß der britische Handel ganz streng auf den Hafen von Kanton beschränkt bleiben müsse. Hatte so auch die Gesandtschaft ihren Zweck nicht erreicht, so war sie doch augenscheinlich für die Lage der Europäer in C. von gutem Erfolg. Mehre Jahre lang machten die Handelsoperationen in Kanton ungestörte Fortschritte. Die Mandarinen waren weniger brutal und drohten nicht mehr bei jeder Kleinigkeit mit Sperrung des Handels, wenn auch manche der schwersten Lasten, wie die unmäßigen Hafenzölle und andere Erpressungen, fortdauerten. Im Jahre 1802 schickte Lord Wellesley, Generalgouverneur von Indien, um die portugiesischen Besitzungen im Orient gegen etwaige Angriffe der Franzosen zu schützen, eine Expedition zur Besetzung Macao's von Bengalen ab, und zwar mit Bewilligung der Portugiesen. Man hatte jedoch vergessen, daß die Insel einen andern Herrn hatte, als die Portugiesen; der Vicekönig von Kanton verlangte augenblicklichen Abzug der englischen Truppen, da das chinesische Reich oder irgend ein Theil desselben fremder Hülfe nicht bedürfe, und es wäre vielleicht zu ernsten Differenzen gekommen, hätte nicht zu derselben Zeit eine vom Direktionshof abgesandte Brigg die Nachricht von dem europäischen Friedensschluß überbracht, worauf die sämmtlichen Truppen nach Bengalen zurückkehrten. Ein zweiter Versuch 1808, sich Macao's unter dem Vorgeben zu bemächtigen, es gegen die Franzosen zu schützen, mißlang ebenfalls. Als die Engländer der Forderung der Chinesen, ihre Truppen alsbald zurückzuziehen, nicht sofort genügten, sperrten diese den Handel zu Kanton, u. der Admiral Drury, dem der Vicekönig eine Unterredung zur Beilegung der Sache verweigerte, sah sich bewogen, den Versuch zu wagen, mit Gewalt in Kanton einzudringen; der Versuch mißlang aber und der Vicekönig erließ ein Dekret, um zu wiederholen, daß, so lange auch nur Ein Soldat zu Macao bleibe, kein Handel gestattet werden könne. So mußten denn die englischen Truppen wieder eingeschifft werden. Der Krieg zwischen England und Nordamerika führte zu neuen Differenzen. Ein englisches Kriegsschiff hatte mehre amerikanische Kauffahrer genommen, worauf die chinesischen Behörden verlangten, die Faktoreivorsteher sollten jenes Kriegsschiff fortschicken. Vergebens versicherte die Faktorei ihre Inkompetenz in dieser Angelegenheit; die Chinesen ergriffen allerlei feindliche Maßregeln, so daß die Vorstände der Faktorei endlich auf den kecken Gedanken kamen, die eigne Waffe der Chinesen gegen sie zu kehren — den Handel zu sperren. Die Chinesen waren betroffen und zeigten sich versöhnlich, dennoch führten wiederholte Unterredungen zu keinem Resultat, und die Vorstände der englischen Faktorei erließen endlich eine Bekanntmachung an alle englischen Unterthanen, Kanton zu verlassen. Der Vicekönig sandte hierauf eine Deputation der Hongkaufleute nach den Schiffen, und es kam zu einem förmlichen Vertrag, der vom Vicekönig in einem officiellen Dokument niedergelegt wurde. Die Engländer gewannen dadurch das Vorrecht, mit der Regierung unter Siegel und in chinesischer Sprache zu korrespondiren; es wurde Sicherheit gewährt, daß kein chinesischer Beamter ohne vorgängige Erlaubniß die englische Faktorei betreten sollte, und Erlaubniß ertheilt, daß die Chinesen in die Dienste der Engländer treten dürfen sollten. Um die Grundlage des englischen Handels in C. noch fester zu stellen und ihm wo möglich den Vortheil zu sichern, nöthigenfalls an den Kaiser appelliren zu können, schickte 1816 die englische Regierung eine Gesandtschaft unter Lord Amherst, die am 28. Juli den Golf von Petscheli erreichte. Am 12. kam die Gesandtschaft nach Tien-tsin, wo zu Ehren des Kaisers ein Fest gefeiert wurde u. wo man die Gesandten zu dem Ko-teu (Niederwerfung) vor einem gelben Schirm zu bewegen suchte, welches Verlangen Lord Amherst jedoch mit der Erklärung zurückwies, daß man auch Lord Macartney nicht aufgefordert habe, diesen Beweis von Ehrfurcht abzulegen. Daß die englischen Gesandten nicht aus übertriebenem Stolz den Ko-teu verweigerten, geht aus der Bedeutung dieser Ceremonie hervor, die ein Abhängigkeitsverhältniß in sich schließt. Jeder Botschafter nämlich, welcher an den chinesischen Hof kommt, wird hier nur für einen Gesandten angesehen, welcher beauftragt ist, dem Sohn des Himmels die Ehrfurcht seines Gebieters zu bezeigen und ihm einen Tribut darzubringen. Während seines Aufenthalts ist Alles, die Zahl der Audienzen, welche er von ihm zu erlangen hat, die der Mandarinen, an welche er sich wenden muß, durch Vorschriften bestimmt, welchen er nicht ausweichen kann; er kann weder die ihm vorgeschriebene Grenze überschreiten, noch mit dem Kaiser oder seinen Ministern von Geschäften sprechen. Dies ist der alte Gebrauch, an welchem die Chinesen unwandelbar festhalten. Die Gesandtschaft des Lord Amherst scheiterte aber nicht bloß an der Verweigerung des Ko-teu, sondern es war hauptsächlich die Provinzialregierung von Kanton, die all ihren Einfluß aufbot, das Fehlschlagen der Mission zu bewirken, da sie wohl wußte, daß die hauptsächlichsten Aufträge Lord Amhersts sich auf die Behandlungsweise bezogen, der der engl. Handel in Kanton ausgesetzt war. Dieser fruchtlosen Gesandtschaft folgte eine lange Zeit der Ruhe, und von 1816—1829 wurde der Handel ein einziges Mal gesperrt, als die Engländer sich weigerten, die Matrosen auszuliefern, welche einige Chinesen in einem Handgemenge erschlagen hatten. Die Lokalregierung that jedoch die ersten Schritte, den Verkehr wieder herzustellen. Die chinesische Regierung bewies überhaupt auf alle Art, daß sie feindliche Berührungen mit den Engländern zu vermeiden wünsche, vielleicht zum Theil aus Furcht vor neuen Gesandtschaften, die dem chinesischen Staatsschatz bedeutende Summen kosteten. Die Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit der Hongkaufleute, deren Anzahl in den letzten Jahren 10 oder 11 gewesen, führte endlich neue Streitigkeiten herbei. In den Jahren 1828 und 1829 fallirten zwei der-

selben, jeder mit einem Betrag von mehr als 2 Millionen spanischer Thaler. Nach einer Uebereinkunft sollten die Schulden beider Insolventen mit Ende des Jahres 1833 gänzlich liquidirt werden. Die Regierung aber erließ ein Gesetz, das die Gesammtverbindlichkeit der Hongs für Fallissements eines ihrer Mitglieder aufhob. Die Zahl der Hongkaufleute war auf 6 zusammengeschmolzen und die Faktorei machte deshalb Vorstellungen, die ursprüngliche Anzahl wieder herzustellen. Da die Lokalregierung jedoch darauf nicht Rücksicht nehmen zu wollen schien, so wurde die Flotte der Kompagnie 1829 beordert, außerhalb des Flusses zu bleiben; die Unterhandlungen mit dem Vicekönig, die darauf hinausliefen, Vermehrung der Hongkaufleute, Verminderung der schweren Hafenzölle zu Whampoa und Maßregeln gegen die Habsucht der Zollbeamten zu erlangen, zogen sich aber so in die Länge, daß man sich bewogen fand, die Mehrzahl der Schiffe nach Manila zu senden, bis die chines. Regierung zur Nachgiebigkeit geneigt seyn würde. Der Vicekönig erließ endlich ein Edikt dahin lautend, daß ein weiterer Hongkaufmann bereits ernannt sey und andere folgen würden, daß die Schulden der beiden bankbrüchigen Hongs bezahlt werden sollten und die Frage über die Hafenzölle dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt sey. Der Handel ging nun in gewöhnlicher Ruhe weiter, und die Ruhe würde wohl diesmal von langer Dauer gewesen seyn, wäre man nicht von englischer Seite darauf ausgegangen, sich den harten Beschränkungen, denen man unterworfen war, zu entziehen. Schon 1829 hatte man begonnen, ohne bei der chinesischen Regierung darum anzufragen, die Frauen mit nach Kanton zu nehmen. Die chinesische Regierung hält aber sehr strenge auf das Verbot, daß „barbarischen Weibern" kein Zutritt in Kanton gestattet werde, damit durch eine Vermischung der Eingebornen und Fremden in ihrem Lande keine antinationale Bevölkerung, wie in Indien, entstehe. Der Vicekönig erließ mehre Verordnungen und befahl, daß sie alsbald „ausgetrieben" werden sollten. Die Engländer kehrten sich aber wenig an diese Edikte, ließen vielmehr bewaffnete Matrosen und selbst einige Stücke Geschütz heimlich nach Kanton kommen. Die Kreisregierung, die ein Handgemenge mit den Barbaren befürchtete, wollte nur den Abgang der Schiffe abwarten, um mit aller Strenge gegen das aufrührerische Barbarenvolk aufzutreten. Es ward ein Edikt erlassen, wonach die fremden Kaufleute nur zur Handelszeit, im Herbst, nach Kanton kommen, die Fremden selbst unbedingt den von den Hongs für nothwendig erachteten Anordnungen sich unterwerfen und ihre Faktoreien nicht verlassen sollten; auch wurden, der frühern Bestimmung entgegen, in Bezug auf die Kommunikation mit der Kreisregierung besondere Einschränkungen eingeführt. Die Faktorei drohte auf diese Maßregel mit Sperrung des Handels; da sie indeß die üblen Folgen bedachte, welche die Sperrung des Handels zu einer Zeit, wo eben die englischen Kauffahrer ankommen mußten, mit sich bringen würde, so nahm sie ihren Erlaß zurück. Die Klageschrift des Generalgouverneurs von Indien an den Vicekönig, die im November anlangte, blieb erfolglos, doch ging der Handel seinen gewöhnlichen Gang fort. Der Handel mit Opium und das Rauchen dieses Geist und Körper tödtenden Stoffes war in C. auf das Strengste verboten; dessen ungeachtet war seit mehren Jahrzehnten von Macao aus ein bedeutender Schmuggelhandel mit diesem Artikel getrieben worden. Die hohen Auflagen, welche die portugiesischen Beamten auf die Einfuhr des Opiums legten, hatten indeß die Schmuggler bewogen, von Macao abzuziehen und sich einer der vielen unbewohnten Inseln in der Nähe der Tigrismündung, Lin-ting, zu bemächtigen, von wo aus sie ihren Handel ungestört fortführten. Je strenger das Verbot ward, um so mehr stieg der Preis des gefährlichen Giftes, um so bedeutender ward daher der Gewinn. Die ostindische Kompagnie hatte sich deshalb dieses Handels bemächtigt, und das Opium wurde für sie der einträglichste Artikel. Die Kompagnie, die sich durch strenge Rechtlichkeit anfangs die Achtung der Chinesen zu erwerben gewußt, verlor diese fast gänzlich wieder durch den Schmuggelhandel, den zu treiben sie sich nicht entblödete. Gerade jetzt nahete die Zeit heran, wo der privilegirte Handel der ostindischen Kompagnie mit C. nach 200jähriger Dauer aufhören sollte. Der 21. Juli 1834 wurde von allen Handelsstädten Englands, deren Augenmerk schon lange auf C. gerichtet war, mit Jubel begrüßt. Noch ehe das Privilegium erloschen war, wurden einige Schiffe von Liverpool nach Kanton gesendet; die Regierung selbst sah sich von dem Strudel ergriffen und sendete ihren Bevollmächtigten, Lord Napier, der an die Stelle der ostindischen Faktorei in C. treten sollte, mit Instruktionen ab, die ihm ein entschiedenes Auftreten der chinesischen Regierung gegenüber empfahlen, denn nur so glaubte man deren Nachgiebigkeit zu erzwingen. Am 10. December 1833 erhielt Napier seine Bestallung als Oberaufseher des britischen Handels in C. u. landete den 15. Juli 1834 in Macao. Da er aber seine Ankunft dem Gouverneur der Provinz Kanton, wohin Macao gehörte, nicht nur nicht anzeigte, sondern sich selbst nach Kanton begab, um dort in dem Gebäude der ehemaligen Faktorei der Kompagnie seine Geschäfte als Bevollmächtigter des Königs von England zu beginnen, so sah der Gouverneur hierin einen groben Bruch der bestehenden Gesetze und drang auf die sofortige Abreise des Lords. Diese Differenzen führten endlich dahin, daß der Gouverneur am 2. September ein Edikt erließ, worin die vorläufige Einstellung des britischen Handels verfügt, jedoch eine freie Ausfuhr aller Waaren, über welche schon am 16. August Kontrakte abgeschlossen waren, gestattet wurde. Lord Napier und seinem Gefolge wurde durch die Chinesen alle Zufuhr abgeschnitten. Lord Napier wies hierauf die Kriegsschiffe Andromache und Imogene an, in den Fluß einzulaufen und bei Whampoa Stellung zu nehmen, um die englischen Unterthanen und ihr Eigenthum zu schützen. Dagegen gab der Gouverneur allen Forts und Wachtschiffen Befehl, alle englischen Boote und Schiffe hinaus, aber keines herein zu lassen. Die Feindse-

ligkeiten begannen wirklich: die Imogene und Andromache lichteten die Anker, um in den Fluß einzulaufen, und die Forts gaben Feuer auf sie, das kräftig erwiedert wurde. Zuletzt fand sich aber Lord Napier veranlaßt, nachzugeben, und reiste nach Macao ab, wo er bald nach seiner Ankunft (den 11. Okt. 1834) starb. Der Gouverneur ward in Folge dieser Händel von seinem Amte suspendirt und der Pfauenfeder beraubt, weil er die ganze Sache schlecht geleitet und die englischen Fregatten nicht „aus dem Wasser geblasen" habe.

Während der Jahre 1835 und 1836 erlitt der Handel unter der Aufsicht des Sir George Robinson keine wesentliche Unterbrechung. Im Mai 1836 wurde Kapitän Elliot von Lord Palmerston zum Oberaufseher des Chinahandels ernannt. Während dieser Zeit hatte der Opiumhandel eine bedeutende Ausdehnung erreicht und wurde, indem die chinesischen Zollbeamten sich der Bestechung sehr zugänglich zeigten, so offen betrieben, daß man sich nicht mehr damit begnügte, ihn auf Bocca-Tigris, Lin-ting u. die Küste zu beschränken, sondern selbst die Flüsse hinauffuhr. Im Jahr 1836 schien es, als wenn die chinesische Regierung, das Nutzlose des jährlich wiederholten Opiumverbots einsehend, gesonnen sey, die Einfuhr sowie den Anbau desselben im eigenen Lande zu erlauben. Es wurden über diesen Gegenstand vom kaiserlichen Geheimenrath vielfache Berathungen gepflogen, aber zuletzt beschloß man, die alten Verbote aufrecht zu erhalten. Die Söhne des Mittelreichs wurden in einem Edikte aufgefordert, von nun an doch nicht mehr den Reichthum des Landes in die Hände der Barbaren für verderbliches Gift auszuliefern, die fremden Kaufleute wurden aber durch eine besondere Proklamation gewarnt, den Zorn des Himmelssohnes durch Mißachtung seiner Befehle nicht auf sich zu ziehen. Es erschien ein kaiserlicher Bevollmächtigter, Namens Lin, in Kanton, der die Hongkaufleute vorforderte und ihnen ihre zweideutige Handlungsweise in den herbsten Ausdrücken vorhielt, die Fremden aber bedeutete, innerhalb dreier Tage alles an Bord der Schiffe befindliche Opium auszuliefern, damit es verbrannt und zerstört werde. Kurz vor Lins Ankunft war ein chinesischer Opiumschmuggler ergriffen und, von einer bedeutenden Truppenabtheilung eskortirt, auf dem vor den fremden Faktoreien liegenden freien Platze, gleichsam zur Warnung für die Barbaren, öffentlich erwürgt worden. Das Edikt des kaiserlichen Bevollmächtigten datirte vom 18. März 1839, u. am 24. begab sich der britische Bevollmächtigte, Kapitän Elliot, nach Kanton, konnte aber nicht hindern, daß der ganze Faktoreibezirk von allem Verkehr abgeschnitten und förmlich in Blokadezustand versetzt wurde. Am 27. Mai erließ Elliot eine amtliche Note an die in Kanton befindlichen Kaufleute, worin er sie aufforderte, alles in ihrem Besitz befindliche Opium ihm sogleich, behufs der Auslieferung an die chinesische Regierung, zu übergeben, die im Opiumhandel verwendeten britischen Schiffe und Fahrzeuge unter seine unmittelbare Direktion zu stellen und ihm ohne Verzug ein besiegeltes Verzeichniß der in britischen Händen befindlichen Opiumvorräthe zu übermachen. Es wurden demgemäß 20,263 Kisten Opium, im Werthe von 2,500,000 Pfd. Sterl., die zu diesem Zweck an der Bocca-Tigris zusammengebracht worden, den chinesischen Behörden ausgeliefert und von diesen zerstört, indem man es zerstoßen, mit Salz und Kalk vermischen und in den Fluß werfen ließ. Elliot verließ darauf mit den Kaufleuten Kanton und schiffte sich nach Macao ein; letzteren ward die Rückkehr für immer verboten und die Opiumeinfuhr für alle Zukunft mit dem Tode bedroht. Allen inländischen Kaufleuten wurde verboten, mit den ausländischen Schiffen außer dem Hafen Verkehr zu treiben, u. allen ausländischen Schiffern angerathen, binnen fünf Tagen in den chinesischen Hafen einzulaufen oder die chinesische Küste gänzlich zu verlassen, wenn sie nicht ihre Schiffe durch Brander zerstört sehen wollten. Kapitän Elliot erließ eine Deklaration, in welcher er den englischen Kaufleuten den Rath gab, ihre Geschäfte mit den Chinesen so lange ruhen zu lassen, bis er Verhaltungsbefehle aus England empfangen habe. Aller Handel in Thee und Seide ging indessen durch die Hände der Amerikaner, die ungestört in Kanton ihre Geschäfte fortbetrieben. In der Hongkongbai häufte sich eine ganze britische Handelsflottille, die warten mußte, bis Maßregeln zur Löschung ihrer Ladungen getroffen würden. Der Tod eines Chinesen, der in einer Schlägerei mit betrunkenen Matrosen umkam, war die Ursache neuer Zwangsmaßregeln von Seite des kaiserlichen Kommissärs, der die Auslieferung des Mörders verlangte und, da diese verweigert wurde, den Portugiesen Befehl gab, die Engländer von Macao zu verjagen. Man fing wieder an, die Engländer ihrer chinesischen Bedienten zu berauben und ihnen die Lebensmittel abzuschneiden. Als sich den 5. Sept. Kapitän Elliot in seinem Kutter, von einer Goelette begleitet, nach dem östlichen Ankerplatz der Hongkongbai begab, um Lebensmittel einzunehmen, widersetzten sich dem die daselbst befindlichen Kriegsdschonken, worauf Elliot Befehl zum Feuern gab, was von Seiten der Dschonken bis in die Nacht, doch ohne bedeutendes Resultat, erwiedert wurde. Als trotzdem Hongkaufleute im Auftrage Lins nach Macao kamen, um über die Wiedereröffnung des Handels zu unterhandeln, schien die ganze Angelegenheit ein friedliches Ende nehmen zu wollen. Die Feindseligkeiten begannen aber wieder, als Lin auf der Auslieferung des Mörders des Chinesen bestand. Am 2. Nov. kam es bei Dschuenpi in der Hongkongbai zu einem Seegefecht, in welchem die Chinesen unter Anführung des Admirals Kwan sich zwar wacker hielten, aber endlich der Uebermacht und der größern Geschicklichkeit unterlagen. Unterdessen ging der Opiumhandel seinen fast ungestörten Gang weiter, und Lin wurde um zwei Ehrenstellen degradirt, da er demselben noch nicht habe ein Ende machen können. Lin erließ nun ein Dekret, nach welchem rohe Baumwolle und andere Stapelwaaren des englischen Indiens und Englands eben so wenig eingeführt werden sollten, als Opium. Ein kaiserliches Edikt vom 5. Januar erklärte sogar die Engländer für außerhalb des Gesetzes, hob den

Handel mit ihnen für immer auf und bedrohte auch jedes andere Volk, welches sich der Verführung ihrer Waare unterziehen wollte, mit den härtesten Strafen. Nicht lange darnach rückte der zum Unteraufseher von Kanton ernannte Brigadier Yih mit 2000 Mann gegen die Stadt Macao an, um die Engländer von da zu vertreiben. Das Schiff Volage unter Kapitän Smith war zwar gleich zur Beschützung der Engländer in den innern Hafen von Macao eingelaufen, doch protestirte der portugiesische Gouverneur gegen dies Verfahren, indem er zu bedenken gab, welche Beeinträchtigung man der portugiesischen Bevölkerung durch einen solchen Akt erklärter Feindseligkeit zuziehen würde. Die britischen Schiffe zogen sich hierauf zurück. Als eine friedliche Ausgleichung der englisch-chinesischen Angelegenheit unmöglich schien, vielmehr die Kunde neuer Gewaltthätigkeiten von Seiten der Chinesen nach England kam, drang die Ansicht im damaligen Ministerium Melbourne durch, daß es jetzt gelte, mit Gewalt der Waffen dem britischen Namen in C. Achtung zu verschaffen. Dennoch begnügte man sich vorläufig damit, eine bloße Bedrohungsmacht von etwa 3000 Mann nebst 3 Linienschiffen, 2 Fregatten, 4 kleineren Kriegsfahrzeugen und 4 bewaffneten Dampfschiffen aufzustellen, indem man der Meinung war, daß eine solche Macht vollkommen hinreiche, die Chinesen einzuschüchtern, und ein förmlicher Krieg nicht in der Absicht der englischen Politik lag. Singapore wurde zum Sammelplatz dieser Seemacht erwählt, und schon am 21. Juni langte Sir Gordon Bremer, dem der interimistische Oberbefehl übertragen worden, an der Rhede von Macao an, übertrug die Blokade der Stadt Kanton und des Stromes dem Kapitän Smith, der mit 3 Korvetten u. einem Dampfschiff zurückgelassen wurde, und segelte am 23. mit seiner Flotte nach dem Norden, um die Insel Tschu-san zu besetzen. Fünf Tage später erreichte auch der Oberbefehlshaber und Bevollmächtigte, Admiral Sir George Elliot, an Bord eines Linienschiffes und begleitet von einer Fregatte und 2 Korvetten, die Rhede von Macao, von wo er sich gleichfalls nach dem Norden wandte. Sein Vetter, Kapitän Elliot, schloß sich ihm an, nachdem er von Macao aus den Bewohnern der Küste und der Provinz Kanton den Anfang der Feindseligkeiten durch eine Proklamation kund gethan hatte. Nach wenigen Tagen schon erschien die englische Flotte an der Küste von Tsche-kiang u. Wu-sung, während Bremers Geschwader am 4. Juli auf der Höhe von Tschusan angelangt war und vor Ting-hai, der Hauptstadt der Insel, Anker geworfen hatte. Nach vergeblichem Parlamentiren mit den chinesischen Behörden erfolgte Tages darauf der Angriff, dem die 4—5000 Mann chinesischer Truppen nur schwachen Widerstand leisteten. 25 Mann von ihnen blieben im Kampfe. Alle Mannschaft, die sich retten konnte, flüchtete nach Tschin-hai. Die englischen Truppen fanden in der Stadt Ting-hai, die von ihren Bewohnern verlassen worden war, ungeheure Vorräthe von Weizen, Reis &c., und bald sammelten sich daselbst auf die beruhigenden Proklamationen der Engländer wieder viele Leute vom Handels- u. Gewerbsstand. Die Festungswerke des Hauptortes der kleinen Insel Amoy wurden durch die Fregatte Blonde zusammengeschossen und eine Anzahl Kriegsdschonken in den Grund gebohrt; auch die Bocca-Tigris, wo von Seiten der Chinesen Vertheidigungsanstalten getroffen worden, wurde fortwährend blokirt. Ein Schreiben Lord Palmerstons an den Kaiser wurde zu Ningpo dem Kapitän Elliot offen zurückgegeben, worauf Ningpo und Schang-hai nebst allen Häfen bis an den Ausfluß des Yang-tse-kiang in Blokadestand erklärt wurden. Lin hatte unterdessen Truppenverstärkungen in die Nähe von Macao geschickt, offenbar in der Absicht, die daselbst seßhaften Engländer aufzuheben, und wirklich wurde ein gewisser Staunton gefangen genommen und nach Kanton geführt. Kapitän Smith landete deshalb 180 Sipahis vom Corps der bengalischen Freiwilligen, 120 Marinesoldaten und 80 Matrosen unter dem Schutze der Kanonen der Schiffe Hyacinthe und Larne auf der chinesischen Seite der Barriere von Macao. Nach einer mehrstündigen Kanonade auf ein von 24 Geschützen besetztes Fort drangen die Engländer in dasselbe ein, vernagelten die Kanonen, sprengten das Fort in die Luft, verbrannten das Lager der Chinesen und schifften sich wieder ein. Kapitän C. Elliot fuhr am 11. August mit dem Dampfboot und den Booten aller Kriegsschiffe in die Mündung des Pe-hoflusses ein und stromaufwärts; als er den Eingangsforts gegenüber anlangte, steuerte ihm ein Mandarinenboot entgegen, das beauftragt war, den früher von Lin zurückgewiesenen Brief an den Kaiser in Empfang zu nehmen. Der Brief wurde alsbald an den Kaiser nach Peking befördert, und dieser beorderte den dritten Mandarin des Reichs, um Unterhandlungen zu eröffnen. Nach Kanton wurden Kommissarien gesandt, um das Benehmen des Gouverneurs Lin zu untersuchen, von welchem der Kaiser ohne alle Wissenschaft gewesen zu seyn versicherte. Nach Ablauf der zugestandenen Bedenkzeit kehrte Elliot auf den ursprünglichen Ankerplatz an der Mündung des Pe-ho zurück und hatte am 30. August mit dem kaiserlichen Kommissär Khe-schan eine Zusammenkunft, deren Resultat endlich war, nachdem sich die Verhandlungen bis zum 10. September hinausgezogen, der Kaiser wünsche, daß in Kanton, als dem Orte, wo den Briten die zu vergütende Schmach zu Theil geworden, auch die Untersuchung geleitet würde. Elliot ließ sich überreden und willigte in den Antrag des Kaisers. Aber die Nachgiebigkeit der Chinesen war nur eine Kriegslist. Das zurückkehrende Geschwader der Elliots fand die Besatzung von Tschu-san in einem beklagenswerthen Zustande. Mangel an Lebensmitteln, ungesundes Wasser, sumpfiger Boden, übermäßiger Genuß geistiger Getränke hatten eine verheerende Seuche herbeigeführt, die die Mannschaft immer mehr lichtete. Der Gouverneur Lin ward inzwischen unter Bezeigung der allerhöchsten Unzufriedenheit von seinem Posten abgerufen und Khe-schan an seine Stelle gesetzt. Am 14. November verließ der Admiral Elliot die Insel Tschu-san, um sich nach dem Kantonflusse zu begeben, nachdem er zuvor eine Proklamation

erlassen, welche den zwischen dem kaiserlichen Oberkommissär und ihm abgeschlossenen Waffenstillstand anzeigte und die Grenzen angab, innerhalb welcher sich die britischen und chinesischen Streitkräfte zu halten hätten. Am 20. November traf er mit Kapitän Elliot und 4 Schiffen in der Tonkubai in der Nähe von Macao ein, so daß das Geschwader auf der Höhe von Kanton nunmehr aus 3 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Kriegssloops und 4 Dampfbooten bestand. Die Blonde und mehre kleine Schiffe blieben vor Tschu-san zurück. Am 21. ward der Kapitän Elliot auf dem Dampfboot Queen nach der Bocca-Tigris entsandt, um Khe-schan brieflich anzuzeigen, daß der Admiral an dem zur Unterhandlung bestimmten Orte angelangt sey. Hatte aber auch Khe-schan anfangs friedliche Gesinnungen geheuchelt, Herrn Staunton und andere englische Gefangene in Freiheit gesetzt, so weigerte er sich doch nun, mit dem jetzigen alleinigen Bevollmächtigten, Kapitän Elliot, zu unterhandeln, und traf im Geheimen feindliche Maßregeln. Zugleich befahl ein kaiserliches Edikt die Ausrottung der Barbaren und erklärte den geschlossenen Waffenstillstand für aufgehoben. Am 7. Januar 1841 wurden demgemäß die beiden einander gegenüberliegenden Forts an der Tigermündung Ta-kio-teu und Tschuan-pin angegriffen und in wenig Stunden erobert. Die Besatzung Dschuen-pi's namentlich hielt sich sehr tapfer, sah sich aber fast ganz auf ihre Handwaffen, Degen u. Luntenflinten, beschränkt und mußte der überlegenen europäischen Kriegskunst weichen. Von Seiten der Engländer rüstete man sich bereits, auch die andern Forts am Einfluß des Tschu-kiang (Perlenflusses) und das Fort auf der Tigerinsel anzugreifen, als dem englischen Flaggenschiff ein Schreiben des Befehlshabers von Amonghoi überbracht ward. Dieser erklärte, er habe nach der Kreishauptstadt einen Eilboten abgeschickt; die Engländer möchten ihm so lange Waffenstillstand gewähren, bis er Antwort erhalte. Er wolle seine Flagge einziehen, das Fort werde er aber erst dann übergeben, wenn Gewalt ihn dazu zwinge. Die in Folge dessen eröffneten Unterhandlungen führten zu einem Präliminarvertrag, zufolge dessen der Kaiser die Insel Hongkong an die Engländer abtrat, sich zu einer Geldentschädigung von 6 Millionen Dollars, in 6 Jahren zahlbar, verpflichtete, und die officiellen Beziehungen der beiden Staatsregierungen auf den Fuß einer vollkommenen Gleichheit stellte, wogegen England die Insel Tschu-san abtreten sollte. Elliot säumte nicht, 2 Schiffe nach Tschu-san zu entsenden, um die Räumung der Insel zu bewerkstelligen. Khe-schan begehrte nur noch 10 Tage zu genauer Ueberlegung, ehe er den Vertrag durch sein Siegel bestätige; auch verlangten die Chinesen dringend die Räumung der Bocca-Tigris, die ihnen auch zugestanden ward. Elliot hatte sich abermals überlisten lassen; Khe-schan wollte nur Tschu-san geräumt sehen und Zeit gewinnen, um neue Feindseligkeiten vorzubereiten. Aber die Geduld Elliots, der vielen Tadel erntete, war endlich erschöpft, und er sendete am 14. Febr. ein Dampfboot mit dem Entwurf eines Vertrages zur Ratifikation durch den kaiserl. Oberkommissär ab, und als Khe-schan noch zögerte, ward trotz neuer Versicherungen desselben am 24. Februar den englischen Unterthanen der Wiederbeginn der Feindseligkeiten notificirt. Am folgenden Morgen wurden 3 Haubitzen und eine Abtheilung Sipahis bei Süd-Wantong ans Land gesetzt und ein lebhaftes Feuer gegen die Chinesen unterhalten. Sechs englische Schiffe griffen das Fort Nord-Wantong an, während Fort Amonghoi zu derselben Zeit von den Schiffen Blenheim, Melville und Queen beschossen ward. In kurzer Zeit wehte auf allen Forts die britische Flagge. Khe-schan war indeß degradirt und in Ketten nach Peking abgeführt worden. Binnen wenigen Tagen befand sich der Strom bis Kanton in der Gewalt der Engländer, die englischen Faktoreien wurden besetzt und der Handel wieder eröffnet. Am 20. März verkündete Kapitän Elliot den Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen ihm und dem kaiserlichen Kommissär Yang. Gleich darauf langte aber eine neue donnernde Proklamation gegen die Engländer in Kanton an. Die von den chinesischen Behörden der Stadt in den Straßen angehefteten Anschläge, welche die Wiedereröffnung des Handels ankündigten, wurden abgerissen, aller Verkehr mit den Engländern sollte abgebrochen werden und 8000 Mann der besten Truppen zur Wiedereroberung der Stadt Kanton und zur Vertreibung der Barbaren von der Küste anrücken. Auf die Köpfe der englischen Befehlshaber wurden hohe Preise gesetzt. Gegen 50,000 Mann chinesischer Truppen wurden in Kanton zusammengezogen, neue Befestigungen angelegt und der Handel aufs Aeußerste bedrückt, so daß Elliot die britischen Kaufleute bewog, Kanton zu verlassen. Die Flotte, welche sich bei Eröffnung des Handels theils nach Hongkong, theils nach Macao rc. zurückgezogen hatte, fuhr mit den Landtruppen unter Sir Hugh Gough wieder den Strom hinauf. Schon in der Nacht des 21. Mai näherten sich chinesische Brander der Flotte, wurden aber unschädlich gemacht. Am 24. wurden die von den Chinesen geplünderten Faktoreien genommen u. die Landung der Truppen bewirkt. Schon waren die beiden auf steilen Hügeln im Westen der Stadt gelegenen Forts genommen, das Lager der Chinesen in Brand gesteckt, und eben sollte zum Angriff der Stadt geschritten werden, als die geängstigten Chinesen sich erboten, zu unterhandeln, und so kam zwischen dem englischen Flottenbefehlshaber und den kaiserlichen Kommissären eine Konvention zu Stande, nach welcher die drei kaiserlichen Kommissäre und die gesammten chinesischen Verstärkungstruppen, mit Ausnahme der Provinzialsoldaten, Kanton verlassen und sich auf eine Entfernung von wenigstens 60 englischen Meilen zurückziehen sollten. Die chinesische Regierung machte sich anheischig, an die Krone Englands binnen einer Woche 6 Mill. Dollars zu zahlen; die engl. Truppen sollten in ihrer Stellung bleiben, jedoch ohne weitere Kriegsvorbereitungen zu machen. Alle auf dem Fluß weggenommenen chinesischen Fahrzeuge sollten zurückgegeben, aber entwaffnet werden, desgleichen die Forts; die durch die Plünderung der Faktoreien rc. entstandenen Verluste sollten binnen 6 Wochen erstattet werden. Bis

zum 1. Juni waren von der Kontribution 5 Millionen bezahlt und für die sechste war Bürgschaft geleistet. Einige Tage nachher war jedoch im Benehmen der chinesischen Behörden abermals eine Veränderung eingetreten, und Elliot erließ eine Bekanntmachung, worin er seine Landsleute warnte, daß sie sich auf dem Fluß nicht mehr für sicher halten dürften, indem die Chinesen wieder Flöße bauten, die sicher zu Brandern bestimmt wären, und auch neue Befestigungen anlegten. Commodore Bremer, der am 18. Juni mit neuen Truppen aus Bengalen zurückgekehrt und durch den Generalgouverneur von Indien zum Mitbevollmächtigten Ihrer britischen Majestät ernannt worden war, hielt es unter diesen Umständen endlich an der Zeit, die schon lange projektirte Unternehmung gegen Amoy auszuführen, und hatte deshalb Befehl gegeben, daß sich die Schiffe bei Hongkong sammelten. Ein furchtbarer Typhon hatte aber am 21. Juli vielen Schiffen bedeutende Beschädigungen zugefügt u. dem Kriegskutter Luise, dessen Mannschaft nur wie durch ein Wunder dem Verderben entging, den Untergang bereitet. Dies und die eben aus England eingetroffene Nachricht von der Ernennung Sir Henry Pottingers zum alleinigen britischen Bevollmächtigten in C. und des Admirals Sir William Parker zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmte Bremer, die beabsichtigte Expedition bis zur Ankunft der neuen Beamten zu verschieben. Am 8. August kam Pottinger mit einer Anzahl großer Transportschiffe, welche Landungstruppen und Munition führten, zu Macao an, worauf Bremer und Elliot am 26. Aug. von Kanton abreisten. Wirklich verfolgte Pottinger den Zweck seiner Sendung mit rascher Energie, denn nachdem er den Krieg förmlich erklärt, segelte er den 21. August mit der Flotte von Hongkong nordwärts. Er schlug jedoch das Gesuch um eine Unterredung ab, nur den von Elliot mit Kanton abgeschlossenen Waffenstillstand erklärte er halten zu wollen, so lange die Chinesen ihn selbst achten würden, zu welchem Ende er sie bedeutete, daß sie die an der Bocca-Tigris wieder angefangenen Befestigungsarbeiten einzustellen hätten. Seine Macht bestand aus 9 Kriegsschiffen, 4 Kriegsdampfbooten und 21 Transportfahrzeugen mit einer Landmacht von mehr als 2000 Mann. Das Geschwader erreichte am 26. August Amoy und nahm die Insel sofort, wobei 500 Geschütze in die Hände der Engländer fielen. Am 6. September war das Geschwader wieder unter Segel nach Ningpo und Tschu-san, das wieder genommen werden sollte. Mittlerweile hatten die Chinesen längs der Bocca-Tigris mehre Batterien errichtet und suchten die Beschiffung des Stroms durch Pallisaden und Steindämme zu verhindern. Auf die Kunde davon ging Kapitän Nias mit dem Herald den Strom hinauf und zerstörte das Fort Wangtong. Der Handel dauerte inzwischen fort, und die Chinesen hinderten die Befrachtung englischer Handelsschiffe nicht. Die Chinesen hatten aber die 8 Monate nach der Räumung der Insel Tschu-san wohl angewendet und die beherrschende Höhe des Tempelhügels mit einem Stückwall von 95 Geschützen bepflanzt, ungerechnet 41 Kanonen auf den Mauern der Stadt. Am 29. lief die Flotte in den Hafen von Tschu-san ein und am Morgen des 1. Oktober wurde zur Landung geschritten. Der Widerstand der Chinesen war heftiger, als irgendwo, aber bald wurden die Batterien des Tempelhügels genommen, die Mauern der Stadt ohne Widerstand erstiegen u. beträchtliche Beute an Geschützen, Munition, Reis &c. gemacht. Schon am 7. setzte sich Pottingers Geschwader gegen Tsching-hai, eine bedeutende und starkbefestigte Stadt am Nordufer des Tahiaflusses, in Bewegung. Auch hier leisteten die Chinesen nur schwachen Widerstand; Werk um Werk wurde genommen, die chinesische Garnison herausgetrieben u. zuletzt auch die Citadelle erobert, wobei 90 eiserne und 67 eherne Geschütze den Siegern in die Hände fielen. Schon am 13. wurde auch die Stadt Ningpo, 40 englische Meilen von Tsching-hai, die zweite Stadt der Provinz Tsche-kiang mit einer Bevölkerung von 300,000 Seelen, ohne Schwertstreich erobert, da Truppen und Mandarinen noch vor Ankunft der Engländer entflohen waren. Die öffentlichen Gelder waren von den Behörden fortgeschafft worden; man erbeutete etwa 16 000 Pfund Sterling in feinem Silber und große Kornvorräthe; die Volksstimmung schien den Engländern sehr günstig, und diese thaten alles Mögliche, die Bevölkerung zu beruhigen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Die aus Tsching-hai und Ningpo geflohenen chinesischen Truppen hatten sich um die Städte Puyao, Tsikih u. Funghwa, etwa 40, 20 und 30 englische Meilen von Ningpo aufwärts gelegen, gesammelt, in der Absicht, den Briten die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden; zwei eiserne Dampfboote zerstreuten aber leicht die flüchtigen Schaaren und nahmen und besetzten mit ihrer Mannschaft jene drei kleinen Bezirksorte. Indessen waren die Engländer zu Ningpo nicht in der beneidenswerthesten Lage. Um in das Innere des Landes, nach Peking, vorzurücken, wie es Pottingers Absicht war, dazu war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten und die britische Streitmacht zu gering; denn nach all den Siegen, die man bisher ziemlich leicht errungen, fürchtete man doch noch einen allgemeinen Krieg. Die Chinesen bauten fortwährend auf der Seeseite der Stadt Kanton neue Festungswerke; 25,000 Mann arbeiteten daran, dem Vernehmen nach unter der Leitung dreier holländischen Ingenieure. Die meisten ihrer Kanäle machten sie durch versenkte Fahrzeuge unfahrbar u. verrammelten die obere Barre der Bocca-Tigris. Zugleich wurden die Truppen fleißig exercirt, Geschütze nach europäischer Weise gegossen, in deren Handhaben europäische Matrosen den Chinesen Unterricht gaben. Der Kaiser erließ fortwährend grimmige Ausrottungsedikte gegen die rebellischen, „rothborstigen" Barbaren, die in Ningpo wie in einem Netze gefangen lägen und dem Zorne des Himmelssohnes nicht mehr entrinnen könnten. Das zum Angriff auf Tsching-hai und Ningpo bestimmte chinesische Heer betrug angeblich nicht weniger als 80,000 Mann, denen die Engländer nur 2000 Mann entgegenzusetzen hatten, nebst einem trefflichen Artilleriepark. Ein zweiter chinesischer Streithaufe stand bei Yu-tschao. Am 10. März rückten 12—14,000 Mann gegen Ningpo

heran, stoben aber, als das englische Geschütz zu spielen anfing, mit bedeutendem Verlust aus einander. Ein Versuch der Mandarinen auf Tschusan scheiterte gleichfalls. Das Dampfschiff Nemesis nahm von ihren bei dem Eiland Tai-san versammelten Dschonken 30 weg und tödtete ihnen viele Leute. Sir Gough, der diese Affairen geleitet, begnügte sich aber nicht damit, die Feinde aus dem Felde geschlagen zu haben; er verfolgte sie mit etwa 1100 Mann auf Dampfbooten 11 englische Meilen weit, wo sie sich 6000 Mann stark gesammelt hatten, um die Zufuhr abzuschneiden. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, und nach großem Verluste wurden die Chinesen wieder auseinander gesprengt. Von nun an ruhten alle offenen Feindseligkeiten aus Mangel an Streitkräften auf Seiten der Engländer bis zum Mai, wo Sir Henry Pottinger sich persönlich nach Hongkong begab, um dort Anordnungen für den weiteren Feldzug zu treffen. Die englische Flotte bestand jetzt aus 35 Kriegsschiffen, 6 bewaffneten Transportfahrzeugen, 19 Dampfbooten und 50 Transportschiffen. Auf Hongkong begann eine Stadt aufzublühen mit allen Erfordernissen eines europäischen Handelsplatzes; außer den europäischen waren schon 1600 neue chinesische Häuser dort entstanden, und die ursprüngliche chinesische Bevölkerung der Insel von 8000 Seelen hatte sich wenigstens verdoppelt. Die Stadt Ningpo war von den britischen Truppen geräumt worden; in Tsching-hai und Ting-hai ließ man kleine Besatzungen und ein kleines Geschwader zurück, das Gros der Streitkräfte segelte am 11. Mai nach dem Flusse Tsien-tang und erstürmte die Stadt Tscha-pu, den Stapelplatz des japanischen Handels. Während aber die Hauptmacht mit Tscha-pu beschäftigt war, sah sich das englische Geschwader zu Tschu-san plötzlich von Brandern umgeben, die nur durch große Wachsamkeit und Anstrengung von den Schiffen abgehalten werden konnten. Am 28. Mai verließ die Flotte Tscha-pu, legte auf der Höhe der sogenannten schroffen (rugged) Inseln bis zum 13. Juni vor Anker und lief dann in den Yang-tse-kiang ein; obgleich hier die Ufer mit starken Fortifikationen besetzt waren und die chinesischen Kanonen auch besser bedient waren als sonst, fielen dennoch nach kurzer Vertheidigung 235 derselben in die Hände der Engländer. Die Flotte ging dann weiter den Strom hinauf, brachte andere Batterien zum Schweigen und nahm am 19. die Stadt Schang-hai durch Sturm. Hier ward eine noch größere Anzahl Kanonen erbeutet, die öffentlichen Gebäude wurden zerstört und die kaiserlichen Kornkammern dem Volke preisgegeben. Auf der Rekognoscirfahrt, die der Admiral mit zwei Dampfern am folgenden Tage noch 50 englische Meilen den Strom hinauf machte, wurden noch mehre Feldwerke genommen, so daß bei dieser Unternehmung den Engländern im Ganzen über 400 Kanonen in die Hände fielen. Durch schlechtes Wetter und andere Ursachen bis zum 6. Juli auf der Höhe von Wu-sung aufgehalten, erreichte die Expedition am 14. eine chinesische Militärposition von einiger Festigkeit, die alsbald angegriffen und genommen wurde, warf am 26. der Stadt Tsching-kiang-fu gegenüber Anker und setzte am folgenden Morgen die Truppen ans Land, bei deren Anmarsch gegen das feindliche Lager sich die Chinesen alsbald zerstreuten. Auch die Stadt wurde trotz des tapfern von der tatarischen Besatzung geleisteten Widerstandes im Sturm erobert, wobei die Chinesen gegen 1000 Mann verloren, aber auch die Engländer nicht unbedeutenden Verlust erlitten. Eine starke Besatzung wurde zurückgelassen, und die Flotte segelte weiter gegen das 40 englische Meilen den Fluß höher hinauf gelegene Nanking, wo sie am 6. August eintraf und sofort Anstalten machte, die den Strom zugekehrte Seite der Stadt zu bombardiren. Da erzitterte der Himmelssohn auf seinem Drachensitz, und das Volk der „blumigen Mitte“ bebte vor den „rothhaarigen Barbaren“. Nanking, die zweite Stadt des Reichs, durfte das Schicksal Tsching-kiang-fu's nicht erleiden. Das blutige Spiel sollte eben beginnen, als sich Waffenstillstandsflaggen zeigten. Hierauf erschienen bei Sir Henry Pottinger drei Mandarinen hohen Ranges als Friedensunterhändler mit einem vom Kaiser eigenhändig unterzeichneten Schreiben, worin gesagt war: nach den beispiellosen Erfolgen der britischen Waffen, wie überall so namentlich in Tsching-kiang-fu, sey er überzeugt, daß die kaiserlichen Truppen den englischen nicht widerstehen könnten, und er sey daher geneigt, in alle Bedingungen einzugehen, vorausgesetzt, daß solche der Ehre des himmlischen Reichs nicht zu nahe träten. Die Mandarinen wurden an Bord des Cornwallis von Pottinger und der englischen Generalität mit größtem Pomp empfangen, und nach mehren Konferenzen wurde zwischen den englischen Bevollmächtigten und den chinesischen Großkommissarien unterm 29. August ein Friedenstraktat abgeschlossen, wonach sich C. verbindlich machte, in diesem und den drei folgenden Jahren 21 Millionen Dollars zu zahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schang-hai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenten daselbst zuzulassen und regelmäßige und billige Tarife der Ein- u. Ausgangszölle, sowie auch der Transitzölle für das innere Land festzusetzen, die Insel Hongkong für alle Zeit an England abzutreten und die Inseln Tschu-san und Kolang-su so lange dieser Macht zu überlassen, bis die ganze Entschädigungssumme bezahlt und die Anordnungen zur Eröffnung obiger 5 Häfen getroffen seyn würden. Die Friedensverträge wurden von den beiderseitigen Regierungen ratificirt und bei einem solennen Gastmahle ausgetauscht. Die gemeinschaftlich abgefaßte Handelspolizeiordnung und der Tarif wurden von Pottinger und den kaiserlichen Oberkommissären mit besondern Proklamationen veröffentlicht. Das Monopol der Hongkaufleute erlosch mit dem 27. Juli 1843. Die oben genannten 5 Häfen wurden aber dem Handel aller Nationen geöffnet, obwohl die Engländer die Eröffnung nur für sich bedungen hatten. Fast wäre jedoch der Friede noch vor der Ratifikation des Vertrags wieder gestört worden. Sir Pottinger hatte erfahren, daß die aus britischen Unterthanen bestehende Mannschaft der an der Küste

der Insel Formosa gestrandeten Handelsschiffe Nerbudda und Anna, im Ganzen 273 Personen, auf Befehl der Behörden von Formosa hingerichtet worden waren, und verlangte im Namen der Königin von England vom Kaiser, daß die genannten Behörden abgesetzt und streng bestraft, ihre Besitzthümer konfiscirt u. die daraus erlösten Summen der englischen Regierung zur Vertheilung unter die Familien der unglücklichen Opfer übergeben würden, ein Verlangen, das der Kaiser, unter Berufung auf den Vertrag, auch bewilligte.

Nachdem der sogenannte „Opiumkrieg" auf diese Weise beendigt worden war u. die englische Flotte Ende September den Yang-tse-kiang verlassen hatte, brach am 7. December 1842 wieder ein Volksaufstand zu Kanton aus, wobei die englische Faktorei zerstört wurde. Der Aufstand war jedoch schon den 9. December gedämpft, und am 25. Januar 1843 publicirte der kaiserliche Oberkommissär Ilipu den Abschluß des Friedens mit den Engländern. Ein am 9. Oktober 1843 unterzeichneter und am 18. publicirter Ergänzungsvertrag mit Großbritannien gewährte den Kaufleuten Erlaubniß, in den 5 Hafenstädten Grundstücke zu pachten, um Häuser darauf zu bauen, setzte fest, daß kein Fremder über eine gewisse Grenze landeinwärts gehen dürfe xc. Hierauf kehrte Sir H. Pottinger im Juni 1844 nach England zurück, und an seiner Stelle wurde Sir John Francis Davis englischer Gouverneur auf Hongkong. Uebrigens hatte nicht Großbritannien, wie häufig behauptet wird, das Mittelreich für alle Völker geöffnet, sondern der kaiserliche Bevollmächtigte Kijing war es, welcher verlangt hatte, die Engländer möchten sich nicht widersetzen, wenn den andern westlichen Nationen gleiche Freiheiten gestattet würden, und Pottinger, wohl wissend, daß es bei dem Andrange der andern Staaten unmöglich sey, im Verkehr mit C. Sonderrechte zu behaupten, gab seine Zustimmung mit dem Vorbehalte, daß alle den andern Völkern gewährten Vorrechte auch England zu Gute kommen sollten. Schon 1843 stellten die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Forderung eines besondern Handelsvertrags, eine Forderung, die den Hof zu Peking anfangs in sofern angenehm zu überraschen schien, als man sich wunderte, daß sich der Gesandte hiermit begnüge, während das chinesische Volk und seine Regierung nichts Anderes erwarteten, als daß die fremden Barbaren sämmtlich herbeikommen und ebenfalls Millionen und Inselgruppen verlangen würden. Nach dem Frieden von Wanghia (3. Juli 1844) genießt die Union alle Begünstigungen, welche mit den Engländern vereinbart wurden, und außerdem wurde noch festgesetzt, daß ohne Zustimmung Amerika's keine neuen Monopolien eingeführt, keine neue Ordnung über Ein- und Ausfuhr getroffen und eine Aenderung der Zollsätze nicht vorgenommen werden dürfe. Während so die transatlantische Republik, wie vorher England, ihr Handelsübergewicht in C. zu sichern suchte, blieb auch Frankreich nicht müßig, um seinen moralischen Einfluß in jenen Ländern zu gründen. Die Interessen, die es dabei zu schützen hatte, standen hinsichtlich des Alters ihres Ursprungs den Handelsinteressen nicht nach: es waren die Interessen der katholischen Missionen (s. Mission). Admiral Cecille, und später Ratti-Menton, der zum französischen Konsul in Kanton ernannt worden war, beeilten sich nämlich, bald nach Abschluß des Friedens von Nanking für die französischen Handelsleute einen vollständigen Antheil an den Rechten, deren die Unterthanen anderer Mächte im himmlischen Reich genossen, in Anspruch zu nehmen. Am 10. September 1843 wurden die Rechte Frankreichs feierlich anerkannt und in einer officiellen Mittheilung niedergelegt, welche Kijing und Ki-kong an Guizot, damaligen französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, richteten. Eine diplomatische, Herrn Lagrénée anvertraute Mission verwandelte bald diese provisorische Uebereinkunft in einen feierlichen Vertrag. Obwohl dieser am 24. Oktober 1844 zu Whampoa abgeschlossene Vertrag, wie der mit Amerika, nur eine Wiederholung des englischen Vertrags seyn konnte, so war er doch besonders dadurch wichtig, daß Frankreich darin als Schutzmacht der Christen in C. auftrat. Der Kaiser Tao-kuang hatte seine Regierung mit neuen Ächtungsdekreten gegen die christliche Religion begonnen; man mußte ihn dahin bringen, sie im Angesicht des Reichs zu annulliren. Vor dem Kriege hätte sich kein Mandarin gefunden, der zu einer solchen Maßregel gerathen hätte, aber der Einfluß der Fremden wirkte schon Wunder. Admiral Cecille mit seinem zahlreichen Geschwader hatte den Chinesen einen hohen Begriff von der französischen Seemacht zu geben gewußt, und der Hof von Peking setzte einen großen Werth auf den guten Willen Frankreichs. Der Vertrag von Nanking hatte den Europäern nur die fünf Häfen eröffnet, die Fremden blieben von dem übrigen Reich fern gehalten, und die Missionäre waren von diesem allgemeinen Verbot nicht ausgeschlossen. Die Engländer indeß hatten gefordert, daß ein im Innern des Landes ergriffener Fremder nur von dem Konsul seiner Nation solle gerichtet werden können. Obwohl nun diese Klausel auch auf die Missionäre anwendbar war und sie gegen die Blutbefehle der Provinzialobrigkeiten schützte, so erschien sie doch den unterhandelnden Franzosen nur als eine unbedeutende Errungenschaft; ihre Forderung zielte auf die Freiheit für die Unterthanen des Reichs, sich zum katholischen Glauben zu bekennen und den äußern Kultus offen üben zu dürfen. Die deshalb angeknüpften Unterhandlungen wurden endlich mit einem vollständigen Erfolg gekrönt, indem drei kaiserliche Edikte auf das Andringen des französischen Botschafters erlassen wurden, wovon das erste allen Chinesen gestattete, die christliche Religion anzunehmen, das zweite als unterscheidendes Merkmal des Christenthums die Anbetung des Kreuzes und der Bilder bestimmte und das dritte die Rückgabe der seit der Regierung des Kaisers Kang-hi erbauten Kirchen, wenigstens derer, die nicht in Pagoden oder in Gebäude des öffentlichen Nutzens umgewandelt waren, vorschrieb. Eine neue Epoche begann für die Missionen, und die zur Vertheidigung des Werks der französischen Diplomatie berufene

Marine sollte bald durch die Macht der Umstände aufgefordert seyn, die Folgen jener Edikte entwickeln zu helfen. Man hegte die Hoffnung, daß die Tributärstaaten C.'s diesem Reiche auf der Bahn der religiösen Koncessionen folgen würden. Dagegen sah die Masse der Bevölkerung außerhalb des Reichs, wie im Schooße desselben in dem den chinesischen Christen gewährten Toleranzedikt nur eine neue von den Fremden dem Himmelssohn auferlegte Demüthigung. Der Admiral Cecille ließ sich aber durch die offenkundig feindseligen Stimmungen der Tributärstaaten C.'s nicht entmuthigen und spähte nur um so eifriger nach einer Gelegenheit, das System der Milde bis in den Schooß dieser barbarischen Monarchien eindringen zu lassen. In Anam wurden 5 zum Tode verurtheilte französische Missionäre durch die Festigkeit des Kapitäns Favin Levêque befreit, und zwei Jahre darauf (1845) erhielt Lefebvre, Bischof von Isauropolis, der von den cochinchinesischen Behörden eingekerkert worden war, durch die Energie des Kapitäns der Korvette Alcmene, Fornier-Duplan, seine Freiheit wieder. Als dieser muthige Missionär einige Jahre später zum zweiten Male nach Cochinchina gegangen und abermals verhaftet worden war, reichte das Erscheinen der französischen Fregatte „Gloire" und der Korvette „la Victorieuse" vor Turan hin, die Cochinchinesen zur Freilassung Lefebvre's zu vermögen. Indem sich der Hof von Peking verpflichtete, in den Provinzen des Reichs Toleranzedikte zu verkünden, hatte man dem Andringen des französischen Botschafters nur eine bedeutungslose Koncession zu machen geglaubt; man bemerkte aber bald, daß von allen durch den fremden Einfluß entrissenen Koncessionen diese die bedeutendste u. am schwersten zu umgehende sey. In Fo-kien, Kiang-nan, in Sche-kiang, allenthalben, wohin die französische Flotte reichen konnte, hatten die Vicekönige sich beeilt, den Edikten eine große Publicität zu geben; in Set-schuen, in Yün-nan, in Hu-pe, in Kiang-si glaubte man die versprochene Bekanntmachung umgehen zu können, und die Christen hatten die gewöhnlichen Gewaltthaten und Mißhandlungen zu erdulden. Die Protestationen ließen aber nicht lange auf sich warten. Der Admiral Cecille, der bei der chinesischen Regierung akkreditirte Konsul Lefebvre de Bécourt und der Kommandant Lapierre forderten nach einander die vollständige und aufrichtige Ausführung der Dekrete des Kaisers. Die französische Regierung suchte diese heilsame Wachsamkeit noch wirksamer zu machen, indem sie die Sorge für dieselbe einem mit rein politischem Charakter bekleideten Agenten übertrug. Ein neuer diplomatischer Posten zu Kanton wurde geschaffen, und Forth Rouen erhielt (1847) mit dem Titel eines französischen Ministers den Auftrag, die Erbschaft Lagrénée's zu übernehmen und zu vertheidigen.

Inzwischen hatte sich der Haß gegen die Fremden im chinesischen Volke selbst fortwährend gesteigert. Im Jahr 1848 brachen Unruhen aus, besonders am 15. Jan. zu Kanton, wo der chinesische Pöbel das Haus des mißliebigen Polizeiministers wegen fortwährender Grausamkeiten anzündete und Gleiches den amerikanischen und englischen Faktoreien drohte. Diese Aufstände wiederholten sich im Juni und Juli, waren aber jetzt meist gegen die Fremden gerichtet; bei dem letzten wurden 13 Aufrührer getödtet und 20 schwer verwundet, und das chinesische Militär und englische Schiffsmannschaft mußten einschreiten. Ein gleicher Angriff auf die Fremden hatte auch zu Fu-tscheu-fu Statt, wo jedoch die Regierung in Folge des Einschreitens des Gouverneurs Davis Entschädigung zahlte. Nachdem endlich der Kaiser noch nachträglich die Erlaubniß wegen Eintritts der Fremden in das Innere der 5 Hafenstädte ertheilt hatte und der Rest der Kriegs- und Entschädigungskosten bezahlt worden war, räumten die Engländer im Aug. 1846 die Insel Tschu-san. War der Haß gegen die Fremden schon an und für sich heftig genug, so ward derselbe noch dadurch gesteigert, daß in Folge der Erhebung Macao's zum Freihafen Anfangs 1846 von den Portugiesen den zwischen Macao, Hongkong und Kanton fahrenden Handelsbooten eine Steuer von 1 Thlr. monatlich aufgelegt wurde. Die chinesischen Schiffer machten im Okt. wegen dieser drückenden Auflage einen Angriff auf Macao, wurden aber mit Verlust von 17 Booten und ungefähr 30 Mann durch das Feuer des Forts zurückgetrieben. Daß übrigens selbst die Regierung in Peking nicht ernstlich die den Fremden zugestandenen Rechte schützen wollte, ergab sich daraus, daß 1847 der chinesische Gouverneur von Kanton, Huang, abberufen wurde, weil derselbe nicht nur mit Kijing alle Unterhandlungen mit den Fremden geleitet, sondern ihnen immer auch allen möglichen Schutz gewährt hatte. Nach seinem Abgang forderte England ernstlich den in dem Vertrag von Nanking stipulirten Zutritt nach Kanton, und als darauf fortwährend ausweichende Antworten gegeben wurden, weil die Behörde den gegen die Fremden erbitterten Pöbel nicht im Zaum halten könne, so gingen am 2. April der Gouverneur Davis u. der Generalmajor Aguilar mit 3 britischen Kriegsschiffen den Tigris hinauf, nahmen binnen 36 Stunden alle chinesischen Forts an der Bocca-Tigris, sprengten die Werke, vernagelten das Geschütz (827 Stücke) und drohten mit der Beschießung der Stadt. Da erfolgte endlich am 6. April die Bewilligung der englischen Forderungen, daß binnen zwei Jahren die Engländer freien Zutritt in Kanton und Erlaubniß zu Ausflügen auf 24 Stunden in das Land haben, daß der Fluß vor den Faktoreien frei von Booten gehalten werden, daß die Engländer einen Platz zur Erbauung eines Gotteshauses und einen Begräbnißplatz in Whampoa erhalten sollten. Die Unbilden und Drohungen von Seiten der Chinesen gegen die Engländer in Kanton dauerten dessenungeachtet fort; auf dem, den Engländern überlassenen und wieder genommenen Boden wurde ein chinesisches Fort errichtet, die anderen wieder hergestellt, auf Jeden, der auf dem Fluß hinauffuhr, geschossen 2c. Daher wurden für den Fall wieder ausbrechender Feindseligkeiten mehre Regimenter englisches Militär in Hongkong versammelt gehalten. Als diese jedoch im Nov. in ihre Stationsorte nach Indien zurückgekehrt

waren, wurden schon am 6. Dec. 6 Engländer, die den Fluß hinauf gefahren waren, bei einem Dorfe oberhalb Kanton ermordet, worauf sich Davis sogleich mit Truppen nach Kanton begab. Kijing ließ 4 Chinesen, die sich vorzüglich bei jener Mordthat betheiligt hatten, hinrichten, erhielt aber in Folge dieser That seine Entlassung, und auch der englische Gouverneur Davis ward abberufen. Der Nachfolger des erstern war Seu, der des letztern Samuel George Bonham, der im März 1848 in Hongkong ankam. Durch Bonhams energisches Auftreten wurden die Chinesen vorsichtiger und die Behörden strenger; zugleich wurde in jedem der 5 Häfen zum Schutz der Engländer ein Kriegsschiff stationirt. Im Okt. 1848 schloß auch der Papst, durch seinen Gesandten, Abt Slavi, unter Vermittlung des französischen Geschäftsträgers, einen Vertrag mit C. Als 1849 von den Engländern die Oeffnung der Thore Kantons in Folge des Vertrags vom 6. April 1847 gefordert wurde, erfolgte von Peking eine abschlägige Antwort, motivirt dadurch, daß die Behörden in Kanton nicht im Stande seyen, Beleidigungen gegen die Fremden zu verhindern, weshalb der Gouverneur von Maßregeln gegen die Stadt vor der Hand abstehen möge. Auch mit den Portugiesen kamen die Chinesen in Konflikt, indem einige Chinesen den portugiesischen Gouverneur von Macao, Amaral, ermordeten, ohne daß von dem Kommissär Seu eine Genugthuung dafür gegeben, oder auch nur des Ermordeten Kopf und Hand, welche die Mörder abgeschnitten u. mitgenommen, zurückgegeben wurden. Amarals Nachfolger war Cunha, der im Mai in Macao ankam.

Am 25. Februar 1850 starb der Kaiser Tao-kuang im 69. Lebens- und 30. Regierungsjahre. Tao-kuang war der letzte Beherrscher des Mittelreichs im altchinesischen Sinne; unter seiner Regierung mußte das System der Abschließung aufgegeben werden. Die andern Ereignisse seiner Regierung sind von geringer Bedeutung. Es ist das ewige Einerlei der ganzen chinesischen Geschichte: Aufstände, Hungersnoth und Ueberschwemmungen, Hofkabalen, Absetzung und Erhebung der Beamten, wobei man überdies gar nicht weiß, ob alle diese Geschichten sich wirklich zugetragen haben, oder ob sie bloß Erfindungen der gemeinen chinesischen Kundschafter sind, welche sie den Europäern in Kanton hinterbringen. Der 19jährige Prinz, der 4., aber der älteste unter den lebenden Söhnen Tao-kuangs, welcher am 25. Febr. 1850 den Thron des Vaters bestieg, Tschu, mit dem Zunamen der 6. Generation Yih-tschu, gilt für einen eifrigen Anhänger der altchinesischen Lehre und Staatsweisheit. Er gab seiner Regierungszeit die Ehrenbenennung Hien-fong, Glücksfülle, mit welchem Namen er, nach einem herkömmlichen Irrthum, jetzt selbst bei den westlichen Völkern genannt wird. Die Minister und Unterhändler, die vor 12 Jahren zur Nachgiebigkeit gegen die Engländer riethen und so die Dynastie und das Reich vor dem sichern Untergange retteten, wurden sogleich nach seinem Regierungsantritt der Treulosigkeit, des Verraths bezüchtigt und entlassen. Dieses Loos traf unter Andern die beiden Mandschufürsten, Mutschangah, der unter Tao-kuang als Ministerpräsident die wichtigsten Geschäfte des Staates leitete, und Kijing, den Mittler aller Angelegenheiten zwischen den Fremden und der „Blume der Mitte". Die neue Regierung zu Peking wollte nicht dulden, daß ihre Beamten mit den Barbaren verkehren: die alte Weise der Abschließung sollte hergestellt, und die erzwungenen Verträge sollten sobald als möglich aufgehoben werden. Hinter dem brennenden Fremdenhaß vermochte sich aber die Schwäche und Ohnmacht des Reichs nicht zu verbergen, und die folgenden Ereignisse machten einen neuen Krieg mit England zur reinen Unmöglichkeit. Waren schon die zahlreichen Seeräuberflotten, die ringsum an den südlichen und östlichen Gestadelandschaften einherzogen und die nur aus Furcht vor den Engländern, die schon mehre ihrer Schiffe vernichtet hatten, hier und da zum Gehorsam zurückkehrten, der kaiserlichen Autorität gefährlich, so ward diese Autorität gänzlich in Frage gestellt durch die große Revolution, die nach dem Tode Tao-kuangs gegen die regierende Dynastie ausbrach.

Die gegenwärtigen Herrscher C.'s sind, wie wir gesehen, ihrer Abstammung nach keine Chinesen, sondern Mandschutataren, die mit geschickter Benutzung innerer Unruhen die einheimischen Herrscher vertrieben und das Reich erobert hatten. Nachkommen der letzten einheimischen Dynastie, der Ming, retteten in der Verborgenheit ihr Leben, und ihr Daseyn bekundete sich in zahlreichen Aufständen, die sich namentlich im 18. Jahrhundert in kurzen Zwischenräumen folgten. Auch war es selbst den kräftigsten Mandschukaisern der Tsingdynastie nie möglich, ganz C. ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen, besonders wußten die Miao-tse (Söhne des Bodens), unter denen die Abkömmlinge der Ming leben sollen, ihre Unabhängigkeit in allen Zeiten bis auf den heutigen Tag zu behaupten. Diese Miao-tse, die die unzugänglichen Bergketten und Höhen der Provinzen Liang, Kuang und Fo-kien bewohnen und in acht Hauptstämme getheilt sind, die in 24 Unterabtheilungen zerfallen, tragen als ächte Chinesen noch heute das Haar auf dem ganzen Kopfe, binden es hinten in einen Knoten und schmücken es mit Pfauenfedern und Glasperlen. Sie sind ein kräftiges, thätiges, abgehärtetes, streitsüchtiges Geschlecht und schlagen alle Angriffe ab, obgleich sie keine andern Waffen besizzen, als Speere und Säbel, Bogen und Pfeile. Die einzige Gewalt, welche die Regierung von jeher über sie auszuüben im Stande war, besteht darin, den Umstand, daß sie alle drei Jahre nach Kanton kommen müssen, um Salz zu kaufen, zu benutzen und einen auf drei Jahre gültigen Vertrag zu schließen, daß sie sich so lange ruhig verhalten wollen. Aber nicht nur unter diesen tapfern Bergsöhnen lebte der Geist des Widerstandes gegen die neue Dynastie fort, er verpflanzte sich auch in andere Theile des Reichs, und die grauenvollen Zustände, die theils aus der Mißverwaltung der Mandschu's, theils aus der Uebervölkerung entsprangen, ließen das Mißvergnügen nie aufhören. Seit der Vertreibung der Mingdynastie bestehen in C. geheime Ge-

sellschaften, deren Daseyn den Regenten sehr wohl bekannt ist und gegen die vergeblich unzählige Gesetze und Edikte erlassen worden sind. Diese Gesellschaften, die mystische Aufnahmeformeln, schwere Eide, Gelübde und nächtliche Versammlungen haben, führen verschiedene Namen, wie „zur Wasserlilie", „zum reinen Thee" u. dgl. Alle sind gegen die Mandschuherrschaft gerichtet; die gefährlichste von allen ist aber der „Dreieinigkeitsbund" oder die „Gesellschaft der vereinigten Drei" (Himmel, Erde und Mensch). Ihre Mitglieder sind über ganz C. verbreitet, und die Organisation ist derartig, daß eine umfassende Entdeckung kaum möglich ist, einzelne erfolgreiche Aufspürungen aber durch das feste Zusammenhalten der Bundesglieder unschädlich gemacht werden. Bei der Aufnahme verpflichtet sich jedes Mitglied, mit allen Kräften zur Vernichtung der Tataren mitzuwirken, und dieses Ziel des Bundes deutet auch sein mystischer Spruch an: Misch' braun, weiß und roth, und den Feind schlag' todt! Schon mehrmals haben diese geheimen Gesellschaften den Staat in große Bedrängniß gebracht, und durch sie ist auch der allgemeine Verfall der Regierung mit bewirkt worden, der sich schon unter Kia-king (1796 bis 1820) in auffallenden Zeichen kundgab; ihr Ziel, die Tsing zu stürzen, konnten sie aber nie erreichen, da die Masse des Volks aus Furcht vor den Mandschutruppen, die man für furchtbarer hielt, als sie waren, bis der englisch-chinesische Krieg den Zauber zerstörte, unthätig blieb. Der Vertrag mit den Engländern enthüllte indeß nicht bloß die militärische Schwäche des Reichs der Mitte, sondern hatte auch die Wirkung, eine Menge neuer Ideen in Umlauf zu setzen. Fast unmittelbar nach dem Frieden von Nanking zeigte sich eine große Reformbewegung, die sich namentlich der Gebildeten und Gelehrten bemächtigte, also der Klassen, welche an dem kläglichen Verlauf und Ausgang des Kampfes erkannt hatten, daß in C. Vieles nicht so sey, wie es seyn solle. Die Reformgenossen nahmen einen zugleich sittlichen und nationalen Ausgangspunkt, indem sie verkündeten, daß die Lehren der alten chinesischen Meister der Weltweisheit durch sie in ihrem ursprünglichen Geiste erfaßt und von den Deutungen und Schranken späterer Jahrhunderte abgelöst werden sollten. Es komme jetzt darauf an, die Vorschriften der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die in den Schriften der Altvordern verzeichnet ständen, zur Wahrheit zu erheben und das ganze Leben danach einzurichten. Diese Reformpartei, die auch am Hofe zu Peking ihre Vertreter hatte, stieg zu immer größerer Macht empor u. koncentrirte sich hauptsächlich längs der südöstlichen Uferlandschaften und im Stromgebiete des Yang-tse-kiang. Mit diesen Reformbestrebungen hängt auch der Aufstand der Mingschin oder Mingleute zusammen. Wir besitzen von den Empörungen, welche diesem Aufstande vorangingen, keine genaue Kunde; eine der bedeutendsten mag die Verschwörung gewesen seyn, welche im Jan. 1848 zu Kanton entdeckt wurde. Es hatten sich damals der „Dreieinigkeitsbund" und andere geheime Gesellschaften vereinigt und eine Streitmacht von 60,000 Mann organisirt, als die Sache dadurch entdeckt wurde, daß zwei Verschworene, die sich in den Palast des Statthalters eingeschlichen hatten, um durch dessen Ermordung das Signal zum Losbruch zu geben, verhaftet und auf der Folter zur Namensangabe der vierzig Hauptanführer gebracht wurden. Gerettete Theilnehmer, unter denen ein gewisser Li namhaft gemacht wird, flüchteten in die Provinz Ho-nan, sammelten ihre Mannschaften, streiften weit und breit umher und lieferten den Mandschutruppen größere Gefechte. Dieser Guerillakrieg wurde mit ungleich besserem Erfolg auf das Meer ausgedehnt. Im Jahr 1849 hatten die Piraten die Oberhand über die kaiserliche Marine in einem Grade gewonnen, der nicht nur dem Handel an der Küste mit gänzlichem Ruin drohte, sondern auch in die Finanzen des Reichs tief einzugreifen anfing. Die Küstenschifffahrt von Macao bis an die nordöstliche Küste wurde für die chinesischen Schiffe täglich gefährlicher, und an den Mündungen der Flüsse fand man oft Hunderte derselben, welche hier auf bewaffnete Fahrzeuge der Europäer warteten, ehe sie auszulaufen wagten. In völliger Rathlosigkeit suchte die chinesische Regierung die Intervention der englischen Flotte nach, worauf der englische Kommandeur Hay mit drei Kriegsfahrzeugen, einem Dampfschiff Phlegeton und zwei Sloops, die 58 Segel mit 1200 Kanonen und 3000 Mann Besatzung starke Piratenflotte in einem zweitägigen Gefecht vernichtete, ohne seinerseits einen einzigen Offizier, Matrosen oder Soldaten zu verlieren (20. u. 21. Okt. 1849). Diese Bewegungen und Kämpfe waren nur die Vorläufer der großen Schilderhebung der Mingleute, die 1851 zum Ausbruch kam. Ueber das Oberhaupt dieser neuen und erfolgreichsten Verschwörung herrscht großes Dunkel. Nach einem Berichte soll es Hong Siutsiuen heißen und aus der Provinz Kanton gebürtig seyn; er selbst nannte sich bald Tai-ping (der große Friedensfürst), bald Tiente (der große Himmelssohn) und leitete seinen Ursprung in gerader Linie von der Mingdynastie ab. Während der Kronprätendent somit die Fahne der Legitimität erhob, gab er sich zugleich auch als Reformator kund: er ist der Vorkämpfer der nationalen Selbstständigkeit, gegenüber der tatarischen Zwingherrschaft. Der alte Glanz des Reichs sollte erneuert, allgemeiner Friede und der alte Glaube des Confucius in seiner Reinheit hergestellt, der Buddhaismus und der Taoglaube aber ausgerottet werden. In diese religiösen Reformen mischten sich auch christliche Ideen ein. Von dem ersten Beginn des Aufstandes an wurde in Kanton erzählt, daß der bekannte deutsche Missionär Gützlaff mit Tiente in Verbindung stehe. Tiente, so wollte man wissen, habe sich zu Hongkong von Sendboten taufen lassen und dafür aus der deutschen Missionskasse große Summen gezogen. Er nenne sich einen Apostel des neuen Glaubens und seine Anhänger „Schangti Hoei", die Genossenschaft des erhabenen Gebieters, wie die protestantischen Glaubensboten im Chinesischen die Gottheit nennen, zum Unterschied von den katholischen, welche „Tientschu"

(Himmelsherr) sagen. Gützlaff selbst soll diese Angabe in einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefe bestätigt haben. Die vollste Bestätigung erhielten die Gerüchte von einer Beimischung christlicher Elemente durch Proklamationen eines Generals Jang, eines Mitgliedes des von Gützlaff 1840 gegründeten chinesischen Vereins. In diesen Proklamationen verkünden Wang und Siao, Könige des Ostens und des Westens, Generäle unter dem Feldzeugmeister u. Friedensfürsten, daß sie von dem durch göttlichen Befehl eingesetzten Himmelssohn des Reichs den Auftrag erhalten haben, alle Satanskinder zu vertilgen und das Volk zu erlösen. Das Alte Testament besage, der große Gott (Schangti), unser himmlischer Vater, habe in 6 Tagen Himmel und Erde, Land und Meer, die Menschen u. alle andern Dinge geschaffen. Die Menschen widerstrebten, und wiederholt wurden sie gezüchtigt. Da sandte Gott einen Erlöser, den Herrn Christus, geboren zu Judäa. Und nochmals sandte er einen himmlischen Boten 1837, um die teuflischen Banden niederzuschlagen. Im dritten Monat 1850 erschien endlich der erhabene Herr, der große Himmelssohn (Tiente), u. im neunten offenbarte sich unser Herr Jesus selbst, um die in die Schlingen des Satans Gefallenen zu erlösen.

Ueber den Verlauf des Aufstands selbst sind natürlich nur unvollständige Angaben vorhanden. Seit Anfang 1850 beunruhigten Bandenführer, bald hier, bald dort auftauchend, die Provinzen Kuang-si, Kanton und Hu-nan. Schon im Mai erhellte aus 7 Erlassen in der pekinger Zeitung, daß alle Anstrengungen der kaiserlichen Beamten, diese Aufstände zu unterdrücken, erfolglos geblieben seyen. In diesen Erlassen verkündete der Kaiser, daß er von verschiedenen Orten, selbst von Peking, Verstärkungen auf die Schauplätze der Greuel schicken werde, u. forderte die bereits im Felde stehenden Anführer auf, ihren Eifer zu verdoppeln, indem er ihnen außerordentliche Belohnungen versprach, wenn sie ihm die Freude eines Siegs verschaffen könnten, ehe noch die neuen Obern beim Heer eingetroffen seyen. Zugleich klagte der „Sohn des Himmels“, daß der Kampf gegen die Räuber bereits ungeheuere Summen (nach unserem Gelde fast 6 Millionen Thaler) in Anspruch genommen habe. Diese Anstrengungen halfen zu nichts, vielmehr dehnten sich die Mingleute in den Alpengauen und schwer zugänglichen Bergwaldungen südwestlich der Kreishauptstadt Kuei-lin immer weiter aus und erfochten so bedeutende Vortheile, daß Tiente im Sept. 1850 sich als Kaiser proklamirte. Alle geheimen Gesellschaften wirkten mit den Mingleuten zusammen, und in Folge dieses Einverständnisses entstanden in allen an die Centralpunkte des Aufstandes angrenzenden Gebieten aufrührerische Bewegungen, die außerdem, daß sie die kaiserlichen Truppen an hundert Orten zugleich beschäftigten, den empfindlicheren Nachtheil hatten, die Regierung zu Peking ihrer Einkünfte aus den reichsten Provinzen zu berauben. Auch die Seeräuber erschienen wie mit einem Zauberschlage wieder, außer den Küsten auch den Kantonfluß in einem solchen Grade beunruhigend, daß die meisten Boote, welche von Hongkong nach Kanton fuhren, angegriffen und ausgeplündert wurden. Die Seeräuber bewirkten den Aufstand der Stadt Jaitschen am südlichsten Ende der Insel Hainan und des ganzen chinesischen Reichs, während die Mingleute des festen Landes bereits mit den Miao-tse in Verbindung traten und aus den Waldungen dieser autochthonen Klane eine Verstärkung von 20,000 Mann an sich zogen. Durch alle Verhüllungen der um ihren Handel besorgten englischen Kaufleute und durch alle Berichte der Zeitung von Peking klang schon 1851 die Wahrheit durch, daß die kaiserlichen Truppen nicht im Stande waren, den Aufstand zu besiegen. Ihre Niederlagen vermehrten sich in dem Grade, als die officiellen Nachrichten immer sicherer u. sicherer den ganz nahen Untergang der Empörer verkündeten. Allerdings mögen einzelne Guerillas geschlagen worden seyn, die Haupterfolge der Tataren dürften indessen in den Hinrichtungen bestehen, die da, wo sie die Oberhand hatten, an den Rebellen und Räubern massenweise vollzogen wurden. Auch auf der andern Seite nahm der Krieg einen grausamen Charakter an, und namentlich kamen Niedermetzelungen der Buddha- und Taopriester, wie Aller, die von ihnen nicht lassen wollten, an die Tagesordnung. Wen ein solches Schicksal treffe, entschuldigten sich die Minghäuptlinge, der habe es sich allein zuzuschreiben. Ruhigen Bürgern werde nicht das geringste Leid widerfahren, und Jedermann möge daher das Schriftzeichen Schun (Gehorsam) über seine Hausthür schreiben. Vermehrung der eigenen Hülfsquellen und Verminderung der feindlichen, Vergrößerung des Ansehens Tiente's und Diskreditirung des Sohnes des Himmels, Erweiterung des Aufstandsgebiets u. Einschulung des Heers — diese sehr bedeutenden Vortheile erkämpften die Mingleute im Laufe der Jahre 1850 und 1851. Am schwersten fällt unter diesen Vortheilen die Ueberlegenheit ins Gewicht, welche sich ihre Truppen nach und nach aneigneten. Nur auf dieser Seite herrschten strategische Berechnung, taktische Gewandtheit, Kriegszucht u. Uebung in den Waffen, ja diese Vorzüge traten so auffallend hervor, daß die englischen Gegner der Aufständischen fest behaupteten, es müßten Europäer in den Reihen der Mingleute fechten. Schon ihre Eintheilung in Kompagnien von 100, Bataillons von 400, Regimenter von 1600 und Brigaden von 6400 Mann sey zu ordentlich, um von Chinesen stammen zu können. Wie dem aber auch sey, und ob nun französische Offiziere, wie man hier behauptete, ob deutsche Glaubensboten, wie man dort wissen wollte, die militärischen Lehrmeister gemacht, oder ob die Mingleute die Kriegsführung der Engländer mit kundigerem Auge als ihre Widersacher studirt haben, so bleibt immer das Resultat einer bedeutend höhern Kriegstüchtigkeit der rebellischen Legitimisten. Diese Kriegsbefähigung führte die entscheidenderen Resultate von 1852 herbei. Das Jahr begann ominös genug mit einem von Tiente ausgeführten Ueberfall, durch den die in einem Bambuswalde lagernden Kaiserlichen nach dem Verluste von 6000 Mann in alle Richtungen versprengt wurden (29. Jan. 1852). Eine zweite Niederlage erlitten die Kaiserlichen unter dem

General Siu in der Nähe von Kao-tschen (20° 48′ nördl. Br., 6° 2′ 15″ Länge von Peking). Siu ahmte eine Kriegslist Hannibals nach, jedoch mit umgekehrtem Erfolge, denn die Ochsen, die er mit brennenden Fackeln an den Hörnern gegen die Rebellen losließ, brachten seinem eigenen Heere Verderben. Als darauf der Mandschugeneral Wulantai am 5. Februar 1852 gegen Jongnan-Tscheu ziehen wollte, verließen ihn mehre Tausend seiner Leute u. gingen mit Sack u. Pack zum Feinde über. Es fing den Kaiserlichen durchgängig an Lebensmitteln zu mangeln an. Einzelne Abtheilungen der Mingleute waren an die Grenzen des Kreises Kuang-tung vorgeschoben worden und hatten sich aller nordwestlichen Burgen und Salzmagazine bemächtigt, so daß die Wasserverbindung zwischen Kuang-tung und Kuang-si völlig unterbrochen und es unmöglich wurde, Proviant nach dem Kriegsschauplatz zu bringen. Die kaiserlichen Truppen litten großen Mangel, während die Leute des Tiente Ueberfluß besaßen, namentlich auch an Geld, da sie in der Nähe von Tsin-tscheu (23° 26′ 28″ n. Br. u. 6° 37′ 20″ L. von Peking) Silberminen entdeckt hatten, deren Erträgnisse zum Ankauf von Lebensmitteln und zur Werbung frischer Truppen verwendet wurden. Hierdurch ließen sich viele kaiserliche Truppen bestimmen, ihre Fahnen zu verlassen und sich dem Kaiser Tiente anzuschließen. In der nächsten Schlacht, die geschlagen wurde, blieben 1600 Kaiserliche todt auf dem Platze und 3000 geriethen in Gefangenschaft. Diese Siege hatten die Mingleute zu Meistern des südwestlichen Gebiets gemacht, während auf der andern Seite die kaiserliche Regierung neben ihren Niederlagen noch durch eine solche Geldnoth litt, daß die Einwohner von Peking, damit die Truppen ihren Sold erhalten konnten, freiwillige Gaben im Betrage von 100,000 Taels zusammenbringen mußten. Allein das Schlimmste stand noch bevor. Die Mei-ling- od. Pflaumenkette, eine Abtheilung der Nan-ling- oder Südkette, trennt die Kreise Kuang-tung, Kuang-si u. Fo-kien von dem Flußgebiete des Kiang. Höher hinauf bildet die Pe-ling- oder Nordkette eine andere Wasserscheide. Von ihrer südlichen Abdachung laufen die Gewässer zum Kiang, von der nördlichen zum Hoang-ho. Die Engpässe des Mei-ling können von einer geringen Anzahl Truppen vertheidigt werden, und deshalb glaubte die chinesische Regierung für die durch jene Gebirgskette geschützten Gebiete nichts fürchten zu dürfen. Sie sollte bald enttäuscht werden. Die Mingleute hatten schon seit dem Februar 1852 in dem an Getreide und Fischen reichen, durch seinen Handel ungemein wichtigen Bezirk Hukuang Verbindungen angeknüpft. Die Wachsamkeit der Behörden, sagen die regierungsfreundlichen Blätter, verhinderte jeden Aufstand, aber thatsächlich muß die Tsingdynastie in großen Nachtheil gekommen seyn, denn plötzlich verließ der Mingkaiser Tiente seine Standquartiere, lenkte, indem er Kuei-lin zu bedrohen schien, die Aufmerksamkeit ab und durchbrach unerwartet die Mei lingkette, in deren Schluchten ihm gar kein oder doch nur ein unerheblicher Widerstand geleistet wurde. Die Mingleute zogen darauf in nordöstlicher Richtung über das wilde Waldgebirg nach Hu-nan, eroberten hier schnell nach einander die Bezirke Kiang-hoa, Jong-ning u. Ming-juen und machten eine unermeßliche Beute. Während des Spätherbstes und der frischen Wintermonate von 1852, die sich zur Kriegsführung unter jenen Breiten vorzüglich eignen, wurden wiederholt blutige Schlachten geschlagen, wobei nach den Mandschuberichten im „North China-Herald" die Kanonenkugeln der Rebellen in dichten Massen, gleich wie Hagel, niederfielen. Solches auszuhalten, meinen jene Berichte, übersteige menschliche Kräfte, und so warfen denn die Truppen des Himmelssohnes die Waffen weg und liefen von dannen. Nach diesen Erfolgen zogen die Aufständischen in nordöstlicher Richtung hinauf, eroberten Wutschang und Han-jang, die Mittelpunkte des Binnenhandels des Reichs der Mitte, brachen hinüber in Kiang-si, verjagten die Kaiserlichen aus den Bezirken Kan-tschu (25° 52′ 48″ nördl. Br. und 1° 40′ 54″ westl. L. von Peking), wo ein Oberpriester der Taoreligion seinen Sitz hat, aus Kin-gan, Juen-tscheu (27° 51′ 52″ nördl. Br. u. 2° 5′ 24″ westl. L. von Peking) und zogen längs des Stromes Kan an den großen Poyangsee.

Die Niederlage der Mandschu's im Stromgebiet des Kiang hatten inzwischen die hartgedrängten Bewohner jenseits der Nordkette längs der Tiefebene des gelben Flusses (Hoang-ho) ermuntert, sich gleichfalls gegen ihre Tyrannen zu erheben, um ein menschlicheres Daseyn zu erkämpfen. Wahrscheinlich entsendeten die Mingleute von Hu-pe aus einige Guerillas in den benachbarten Kreis Ho-nan, um dort Aufstände zu erregen. Der Widerstand der Regierung sollte getheilt u. dadurch geschwächt werden. Zu den politischen Beschwerden der dortigen Gebiete war gerade ein großes Unglück hinzugetreten. Die Ueberschwemmungen des gelben Flusses, seit den ältesten Zeiten eine der größten und häufigsten Plagen des Mittelreichs, hatten 1852 einen großen Umfang erreicht und die Umwohner meilenweit ins Unglück gestürzt. Der Aufstand am gelben Flusse muß einen bedeutenden Umfang erreicht haben, da Tuscheutien, der Erzieher des jungen Kaisers, einer der einflußreichsten Männer des Reichs, selbst nach jenen Gegenden ging. Aber diese Sendung lief schlecht ab: Tuscheutien wurde geschlagen, wie die andern Mandschu's vor ihm, u. fand in einem Gefechte seinen Tod. Daß der Kaiser ihn unter die Heiligen versetzte und ihm auf Staatskosten Tempel errichtete, belehrte die Bevölkerung von Peking, daß die Mandschuwaffen ein neues Unglück getroffen haben müsse. Etwa um dieselbe Zeit, als die Anwohner des gelben Flusses sich erhoben, brachen auf einer andern, und zwar der verwundbarsten Seite des Reichs Unruhen aus. Die unter dem Namen der Kirgisen zwischen Rußland und C. umherziehenden Turkomannen sind theils der russischen, theils der chinesischen Oberhoheit unterworfen. Die in den Quellengebieten des Sihon und Dschichon wohnenden Karakirgisen erkennen seit 1745 die Mandschu's als ihre Herren an. Diese Stämme kündigten plötzlich den Gehorsam, um die nordwestlichen Grenzen des Mittelreichs plündernd und mordend zu durchziehen. Von so viel Un-

glück gebeugt, begann der Kaiser zu Peking den chinesischen Beamten zu mißtrauen und für die Ruhe der Hauptstadt besorgt zu werden. Die volksbeliebten ehemaligen Minister des Vaters des jungen Kaisers wurden wieder zu Gnaden aufgenommen. Auch Kijing trat wieder in Thätigkeit, aber nur, um sofort in geheimer Sendung nach dem mittlern und untern Stromgebiet des Kiang abzugehen, wo er seine europäischen Freunde anzutreffen wußte. Es ist dies das erste Anzeichen des Interventionsgesuchs des Reichs der Mitte an die „rothborstigen Barbaren", das den europäischen Zeitungslesern so unerwartet gekommen ist. Der Hof zu Peking mochte sich aber des Erfolgs seines Unterhändlers nicht sicher halten, denn er traf verdächtige Vorbereitungen zur Flucht. Um diese etwa nöthig werdende Flucht zu decken, wurde eine große Anzahl Truppen nach der Residenz gezogen, welche dort bleibend Station nahmen. Die Verstärkungen, deren die gegen die Mingleute kämpfenden Truppen so dringend bedurften, entnahm man den Grenzlandschaften an der ostsibirischen Grenze Kirin und Helong-kiang. Aber die Mandschu's säeten mit diesen der Sprache des Mittelreichs unkundigen Barbaren Drachenzähne, die alsbald zu feindlichen Kriegern emporwuchsen. Der Aufstand in Ho-nan nahm mit dem Erscheinen der Grenztruppen die gefährlichste Wendung: Alles erhob sich gegen die wilde Soldateska. „Das Raubwesen dieser Tataren ist nicht mehr zu ertragen", sprachen die Bewohner. „Uns sind sie Tiger, und kommt der Feind, so verkriechen sie sich wie die Ratten." Einige Kreise baten Tiente um Hülfe, und dieser zögerte nicht, Truppen zu senden, welche die Kaiserlichen verjagten. Die Besetzung von Hukuang und den dortigen Emporien des Handels machte sich dem Verkehr bereits sehr fühlbar. Bis Schang-hai empfand man die Stockung der Zufuhren, und nun bereiteten sich die Mingleute, ihrem Feinde einen noch tödtlicheren Schlag zu versetzen. Während der Neujahrsfeiertage (8.—12. Febr.) von 1853 rückte Tiente in 6 Heerhaufen gegen Nanking vor, wohin ihm Tausende von Flüchtlingen vorangeeilt waren. Am 19. Febr. stand er vor dieser zweiten Stadt des Reichs, proklamirte die Absetzung der Tsingdynastie und schrieb neue allgemeine Prüfungen aus, d. h. versprach eine durchgreifende Reinigung des Beamtenstandes. Am 21. März 1853 hielten die „Gläubigen" ihren Einzug in die ehemalige Hauptstadt der letzten einheimischen chinesischen Dynastie der Ming und richteten daselbst auf der Grundlage der heiligen Schrift des Neuen und Alten Testaments eine neue Religions- und Regierungsform ein. Aus Nanking oder Mojang, wie die Stadt in der Geheimsprache des Dreifaltigkeitsbundes heißt, ward allem Volke der „Blume der Mitte" die Herablassung des jüngeren Gottessohnes auf Erden verkündigt. Die Regierung im Himmel und die Regierung auf Erden sollen hinfort untrennbar verwebt seyn. Doch ist letztere nicht einem Einzigen übergeben, sondern einer Brüderschaft von Königen, zu welcher gehören: der himmlische König, Hong selbst, der „jüngere Bruder Jesu Christi", der östliche König Jang, welcher sich den von Christus verheißenen Tröster und heiligen Geist nannte, der westliche König, der südliche König, der nördliche König und ein Hülfskönig. Diese verbundeten Könige betrachten sich als die rechtmäßigen Gebieter aller Reiche und aller Völker unter dem Himmel. Ihr Gott ist der einzig wahre Gott, ihr himmlischer König der einzig wahre König, dem sich nur Gehorchende, Tributbringende nahen dürfen. Die Weltherren wohnen in der himmlischen Residenz, Tienking, worunter die Neugläubigen in ihrer mystischen Sprache die Stadt Nanking verstehen. Von nun an, sagen sie, gibt es keine Südresidenz (Nanking), keine Nordresidenz (Peking) mehr, sondern nur eine himmlische. Peking, diese Höhle der Ungeheuer, wird der Sünder Verbannungsort. Am Kiang traten den Gottgläubigen zwei frische kaiserliche Heere entgegen, das eine unter Hiang-jong von 70,000 Mandschu's u. Chinesen, das andere unter Kischen. Die Könige stellten beiden eine hinreichende Truppenzahl entgegen und zogen mit andern zahlreichen Heerhaufen, einem vorgeblich vom Himmel empfangenen Befehle zufolge, weiter hinauf nach Norden, gegen Peking. Der Gottessohn selbst blieb in der heiligen Stadt Nanking zurück. Aus den Plätzen am südlichen und nördlichen Ufer des Yang-tse-kiang zogen starke Heerhaufen von Tschin-kiang und Kuatscheu längs des Kaiserkanals aufwärts gegen Jangtscheu (32° 26′ 32″ nördl. Br., 2° 55′ 43″ östl. L. von Peking) und mordeten alle der Mandschurace Angehörigen. Von da wandten sie sich in nordwestlicher Richtung gegen Fongjang im Ngan-hoeikreise. Auch dieser Ort, die Heimath des Begründers der Mingdynastie, ward schnell genommen, und bald darauf standen die Schaaren der Gläubigen zu Kuette (34° 28′ 40″ nördl. Br., 0° 37′ 30″ westl. L. von Peking) unfern des gelben Flusses in Ho-nan. Hier wurden die aus den mandschu-russischen Grenzmarken herbeigerufenen Tataren nochmals nach allen Winden zerstreut, und die Sieger wälzten sich, ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, gegen die reiche, von 2 Millionen Seelen bevölkerte Stadt Kaifong. Aber hier erlitten die Gottgläubigen ihre erste folgenreiche Niederlage u. gaben gegen Ende August 1853 die Belagerung der Stadt auf. Sie überschritten den gelben Fluß und besetzten weithin das Flachland der Provinz Schan-si. Nachdem sie bei Pingjang (36° 6′ 0″ nördl. Br., 4° 55′ 30″ westl. L. von Peking) eine Schwenkung nach Osten gemacht, jagten sie den Oberstatthalter Narkingah mit seinen in der Eile zusammengerafften Truppen vor sich her und standen am 30. Okt. 1853 vor der Stadt Tientsin, der größten Handelsstadt am nordöstlichen stillen Ocean, gewissermaßen dem Hafen von Peking, wo jetzt die größte Rathlosigkeit herrschte und der Hof schon an Flucht jenseits der großen Mauer nach der Mandschurei gedacht haben soll. In aller Eile wurde eine große Anzahl der nördlichen Grenzgarnisonen, dann der vollständige Heerbann der mongolischen Lehnsfürsten aufgeboten. Unter Anführung des Chinesen Schingpao und des Mongolen Sangkah-Rinsin kam dieser schnell herbei u. trat den „rebellischen Ketzern" mit ungebrochener Kraft entgegen. Bald konnten die

Gläubigen das offene Feld nicht mehr behaupten. Deshalb zogen sie beim Einbruch des Winters ihre Schaaren im Westen der Mark Tientsin zusammen und bezogen bei Tuliu ein befestigtes Lager, wo sie Verstärkungen aus dem Süden abzuwarten schienen, um mit Beginn der besseren Jahreszeit gegen Peking vorzurucken. Die erwarteten Hülfstruppen drangen im Frühlingsanfang 1854 bis Schantong vor und zogen am 4. April in der Stadt Lingtsing ein, wo sich der Uei-ho mit dem Kaiserkanal vereinigt. Bei Tong-tschang wurden sie jedoch von den Kaiserlichen total geschlagen und zurückgeworfen, worauf die Gläubigen auch ihre bis jetzt tapfer behauptete Stellung bei Tuliu verlassen und an den Rückzug denken mußten. Von einer Heerfahrt gegen die „ruchlose Höhle der Mandschuteufel" konnte fortan bei den Gläubigen nicht mehr die Rede seyn. Die nächsten Jahre vergingen mit erfolglosen Kreuz- und Querzügen, mit Schlachten und Kämpfen in größerer und geringerer Entfernung vom Kiangstrome. Viele von den Gläubigen eroberte Städte fielen wieder in die Hände der Kaiserlichen, und diese und andere Unfälle riefen unter jenen Entmuthigung und selbst Mißtrauen in Hongs göttliche Sendung hervor. Jang-Siutschin, der östliche König, erhob die Fahne der Rebellion gegen Hong, um sich auf den Thron des himmlischen Reichs zu schwingen, unterlag aber dem Könige des Nordens, welcher aus dem Kreise Ngan-hoei Hong zu Hülfe kam und Jangs Anhänger, in Nanking, 20—30,000 an der Zahl, morden ließ. Aber eine Anzahl von Jangs Freunden, die sich fern von Nanking gehalten hatten, erhoben sich gegen den König des Nordens, und eine Abtheilung unter der Führung des Hülfskönigs Schi-Takai knüpfte selbst mit den Kaiserlichen Unterhandlungen an, um unter gewissen Bedingungen zu ihnen überzutreten. Man konnte sich aber nicht verständigen und die Vereinigung kam daher nicht zu Stande. Nach den Berichten europäischer und amerikanischer Matrosen aus Nanking u. Schang-hai vom Anfang 1857 sollen die innern Kämpfe unter den Neugläubigen noch mehre Monate unter furchtbarem Blutvergießen fortgedauert und Whei-Tschang-hoei, der nördliche König, sich ebenfalls gegen Hong erhoben haben. Doch ging Hong-Siutsiuen aus allen diesen Nöthen siegreich hervor, lieferte den Kaiserlichen noch mehre Schlachten und schlug sie wiederholt. Seine Macht erscheint jetzt fester begründet, als je vorher. Er herrscht über weite Länder im Stromgebiet des Kiang und südlich bis gegen Kuang-si, Kuang-tung u. Fo-kien. Im Mai 1857 brachen zahlreiche Streifcorps der Gläubigen in Tsche-kiang ein und besetzten die Grünen heebezirke im westlichen Theile der Provinz. Andere Schaaren beunruhigten Ho-nan, wo sie sich Tientschu-Kiao, d. h. römisch-katholische Christen, nennen sollen. Im Juli 1857 fehlte es am kaiserlichen Hofe an den nöthigen Geldmitteln zur Besoldung des Heeres, und die Regierung sah sich zur Legalisirung der Opiumeinfuhr gezwungen, wodurch dem Schatz 402,000 Unzen Silbers (gegen 7¼ Millionen Gulden) an Zollerträgnissen zuflossen.

Inzwischen waren die Differenzen der kaiserlichen Regierung mit England immer ernstlicher geworden. Die Engländer mahnten immer dringender an die Erfüllung des Vertrags von Nanking und bestanden insbesondere auf Zulassung in Kanton. Alle hierauf bezüglichen Schriften sind in dem Briefwechsel zwischen Bowring und Yeh (10.—21. Nov. 1856) der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die englische Regierung gewann am Ende die Ueberzeugung, daß ein weiterer Notenwechsel mit den kantoner Behörden nicht zum Ziele führe, und sandte 1850 einen Dampfer nach Tientsin am Pe-ho, um eine Vorstellung an den Himmelssohn zu übergeben, worin die Zulassung in Kanton als ein vertragsmäßiges Recht in Anspruch genommen ward. Der Kaiser wies aber das Gesuch unbedingt und für alle Zeiten zurück. Dr. Bowring, Bonhams Nachfolger als Statthalter auf Hongkong, stellte 1854 wiederholt dieselbe Forderung, aber immer vergeblich. Der damalige Schriftenwechsel, welcher 1857 dem Parlament in zwei Blaubüchern vorgelegt ward, zeigt den inneren unausgleichbaren Gegensatz zwischen C. u. den Fremden in seiner ganzen Schroffheit, einen Gegensatz, welcher nur mit den Waffen ausgeglichen werden kann. Es herrscht bei allen Fremden, nicht bloß auf Seiten der Engländer, solch ein Widerwille gegen das hochmüthige, alles menschliche Gefühl verletzende Benehmen der Chinesen, und auf Seiten dieser ein so tief begründeter Haß gegen alle Auswärtigen, Briten, Amerikaner u. Franzosen, daß ein blutiger Entscheidungskampf nicht ausbleiben kann. Die äußerliche zufällige Veranlassung des Kriegslärms um Kanton ist von geringem Gewicht. Auf Hongkong, sowie in allen britischen Niederlassungen, kann jedes fremde Fahrzeug nach Erfüllung bestimmter Bedingungen sein Register erhalten. Solche Schiffe fahren dann unter englischer Flagge und werden in jeder Hinsicht als englische betrachtet. Chinesische Rheder, Insassen auf Hongkong und Andere haben der größeren Sicherheit wegen, welche die englische Flagge gewährt, während der letzten Zeit von dieser Einrichtung vielfachen Gebrauch gemacht. Als die englischen Schifffahrtsgesetze den Mandarinen in chinesischer Uebersetzung mitgetheilt wurden, konnten diese die für sie ganz unerhörte Ordnung mit gutem Grunde für einen neuen Trug der erfindungsreichen Selbstsucht der Barbaren halten, da in solcher Weise einregistrirte Schiffe auf dem Kanton- oder Perlenflusse einen argen Schleichhandel getrieben und das Reich um einen bedeutenden Theil seiner durch die Verträge demselben zukommenden Abgaben gebracht hatten. Am 8. Okt. 1856 wurde die unter einer dänischen Firma mit britischer Flagge segelnde Lorcha (eine Gattung einheimischer, nach portugiesischer Art gebauter Schiffe) „Arrow" als einem Chinesen gehöriges Schmuggelschiff mit seiner aus 12 Personen bestehenden chinesischen Mannschaft von den Behörden zu Kanton aufgehoben und weggeführt. Von der Ansicht ausgehend, die „Arrow" sey ein ordnungsgemäß einregistrirtes britisches Fahrzeug gewesen und die chinesischen Behörden hätten sich durch Wegführung ihrer Mannschaft eines Bruchs des vertragsmäßigen Rechts, wonach nur der bri-

tische Konsul befugt sey, über britische Unterthanen zu richten, schuldig gemacht u. müßten demnach Genugthuung leisten, verlangte der Konsul Parkes die öffentliche und feierliche Auslieferung der gefangenen chinesischen Matrosen und überdies eine förmliche Erklärung von Seiten des Oberstatthalters Yeh, daß künftighin ein ähnlicher Bruch der Verträge nie mehr vorkommen solle. Als die Mannschaft von den Chinesen sofort ausgeliefert wurde, nahm sie der Konsul nicht an, auf öffentlicher Zurückführung derselben bestehend. Als nach einigen Tagen keine Antwort erfolgte, wurde am 21. Okt. der Provinzialregierung ein Zeitraum von 24 Stunden gegeben, innerhalb dessen sie die britischen Forderungen zu erfüllen habe, widrigenfalls mit Gewalt gegen sie verfahren werden solle. Als auch diese Drohung erfolglos blieb, erhielt der Admiral Seymour den Auftrag, dem britischen Ultimatum mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Die fremden Kaufleute und Missionäre zu Kanton erkannten alsbald, daß ein ernstliches Zerwürfniß bevorstände, und flüchteten ihre Habe und ihre Familien stromabwärts nach Hongkong; nicht so die chinesische Bevölkerung, welche von einem internationalen oder vertragsmäßigen Rechte, sowie von europäischer Empfindlichkeit über die Beleidigung einer Flagge keinen Begriff hat. Admiral Seymour ließ am 23. Okt. die 4 Befestigungen an der Einfahrt in den Hafen von Kanton bombardiren; ohne allen Verlust von Seiten der Engländer wurden sie eingenommen, die darin vorgefundenen Kanonen vernagelt, die Magazine und Kasernen in Brand gesteckt. Dasselbe geschah mit den Befestigungen auf der inneren oder sogenannten Macaodurchfahrt. Die chinesischen Truppen leisteten, wahrscheinlich auf höheren Befehl, keinen Widerstand, sondern zogen sich, sobald die Engländer anrückten, zurück. Zu gleicher Zeit okkupirten die Engländer die unfern der Faktoreien gelegenen Inseln und beschossen von da aus den Palast des Oberstatthalters Yeh (28. Okt.), von wo sich das Feuer bald weiter verbreitete, ganze Straßen und Vorstädte verzehrte und unsäglichen Jammer über die dicht gedrängte Bevölkerung brachte. Am folgenden Tag drang Seymour mit 3—400 Mann Matrosen und Marinesoldaten, seiner ganzen Macht, durch eine in die Mauer geschossene Bresche in die innere Stadt ein, aber nicht ohne bedeutende Gegenwehr von Seiten der Chinesen, die durch Bomben, Granaten, congreve'sche Raketen und andere Zerstörungswerkzeuge furchtbar decimirt wurden. Der Palast des Oberstatthalters wurde dabei rein ausgeplündert. Als am 30. Okt. der Oberstatthalter Yeh bei dem Admiral anfragen ließ, welche Forderungen man stelle, verlangte Seymour, daß die Repräsentanten der fremden Mächte zu Kanton, wie in den vier anderen geöffneten Häfen, in die innere Stadt zugelassen werden müßten, um nach dem Vertrag mit den höchsten Behörden mündlich und in ebenbürtiger Weise verkehren zu können. Als Yeh, auf den Haß der Kantonesen gegen alle Fremde hinweisend, dies Begehren unbedingt abschlug, begann Seymour die Beschießung der Stadt (3. Nov.) von Neuem. Der Oberstatthalter gab aber nicht nach, indem er sich auf ein Schreiben des ehemaligen britischen Statthalters in Hongkong, Bonham, vom April 1849 berief, worin derselbe feierlich versprochen habe, daß von dem Zutritt der Fremden in die innere Stadt ferner nicht mehr die Rede seyn solle. In einer an die kantoner Bevölkerung erlassenen Proklamation setzte er einen Preis von 130 Dollars auf jeden Kopf der britischen Barbaren, welche in der schamlosesten Weise die Kreishauptstadt angegriffen und eine Menge Menschen ermordet hätten, und rief zu den Waffen gegen die Räuber. Die Engländer eröffneten darauf aus den schon früher eingenommenen Positionen innerhalb des Perlenflusses u. von den Schiffen (6. Nov.) eine heftige Kanonade auf die kaiserliche Flotte, nahmen und verbrannten 30 Dschonken und machten große Beute, wobei man bemerkte, daß die Kanonen u. Gewehre der Chinesen aus englischen Fabriken stammten. Während der nächsten Tage (7.—10. Nov.) wurden alle Befestigungen im Flusse und Hafen unfern der Faktoreien von Grund aus zerstört. Am 11. Nov. segelte Admiral Seymour nach den befestigten Inselgruppen in der Tigermündung des Flusses Tschu-kiang und ließ Südwantong aufs Heftigste beschießen und darauf die Forts stürmen. Die Chinesen gaben die Gegenwehr bald auf und suchten sich durch Schwimmen nach dem gegenüberliegenden Ufer zu retten, wobei aber die meisten umkamen; hier, wie bei Nordwantong, war der Verlust an Menschenleben durch Ertrinken ungeheuer. Mit gleich raschem Erfolge, aber auch mit gleich rücksichtsloser Menschenmetzelei ward gegen Anonghai, Dschuenpi und die anderen Festungen an der Tigermündung verfahren. Auch mit den Amerikanern begannen blutige Händel, als die Chinesen auf einen amerikanischen Kutter, der von Whampoa nach Kanton segelte, (15. Nov.) ein heftiges Feuer eröffneten, obwohl derselbe das Sternenbanner gezeigt hatte. Da der Oberstatthalter Yeh innerhalb der ihm gestellten Frist von 24 Stunden keine Genugthuung leistete, so begann der Commodore Armstrong aus 3 Dampfern ein heftiges Bombardement gegen die feindlichen Burgen, welche bald mit ihrer ganzen Ausrüstung in die Hände der Amerikaner fielen u. darauf geschleift wurden. Inzwischen richtete der englische Admiral seine Streitkräfte gegen die von Neuem armirten Werke auf der „zur französischen Thorheit" genannten Halbinsel, nahm sie, beschoß von da aus nochmals mit dem eroberten chinesischen Geschütz die nahe Stadt (4. Dec. 1856) und endete damit, die Werke selbst mittelst Minen in die Luft zu sprengen. Zur Rache steckten die Chinesen die englischen Faktoreien längs des Ufers des Perlenflusses (14. Dec.) in Brand. Hierdurch, sowie durch die kriegerischen Ereignisse erlitten Einheimische und Fremde ungeheuere Verluste, hinsichtlich deren Ersatz die letzteren auf künftige Vereinbarung mit dem chinesischen Reich vertröstet wurden. Da die Engländer von Kalkutta aus keine Unterstützung erhielten, so fanden sie es für gerathen, Kanton und die Umgegend (10. Jan. 1857) zu verlassen. Die Chinesen aber hielten jetzt die Macht der Barbaren für gebrochen, und in öffentlichen Erlassen wurde das Volk zu

ihrer völligen Vertilgung aufgerufen. Man brauchte die Massen des Mittelreichs, namentlich im Süden, aber nicht erst gegen die Fremden aufzuwiegeln. Die letzten Vorgänge und insbesondere auch der grausame Sklavenhandel, welcher während der letzten Jahre mit Chinesen getrieben ward, die sogenannte Kuliausfuhr, haben eine unglaubliche Erbitterung der Bewohner des Mittelreichs gegen die Fremden hervorgerufen u. den englisch-chinesischen Zwistigkeiten einen volksthümlichen Charakter gegeben. Während der erste englisch-chinesische Krieg lediglich ein Krieg der chinesischen Regierung gegen die Fremden war, hat es jetzt allen Anschein, als wenn die Engländer nicht bloß gegen Behörden, sondern gegen Volksmassen kämpfen müßten. Dies läßt sich unter Anderem schon an den äußerst feindseligen Erlassen der verschiedenen Einwohnerklassen, sowie an den aufrührerischen Bewegungen unter den Chinesen allenthalben, wo sie unter oder neben Engländern wohnen, auf Borneo, zu Singapore, Pulo-Pinang und anderen Orten, erkennen. Daß im Laufe des Sommers 1857 die Truppen und Kriegsmittel nicht in der Stärke eintrafen, womit die britische Regierung beim Eintritt der kühleren Jahreszeit, Ende September und Oktober, die Operationen gegen Kanton zu eröffnen gedachte, hatten die Chinesen der Revolution in Ostindien zu verdanken, welche alle militärischen Kräfte Großbritanniens in Anspruch nahm. Die Truppen, welche den Grund zum neuen anglochinesischen Reich legen sollten, mußten zur Stütze des alten angloindischen Reichs nach Kalkutta beordert werden. Lord Elgin, der als außerordentlicher Botschafter nach C. gesandt ward, stand nach seiner Ankunft auf Hongkong im Juli 1857 macht- und rathlos da und vermochte weder gegen Kanton, noch am Pe-ho in der Richtung nach Peking irgend einen Schlag auszuführen, obwohl bereits im März, April u. Mai brittische Dampfer, Kanonenboote u. andere Fahrzeuge in Menge zu Hongkong angekommen waren. Aus Mangel an Truppen hatten diese die alte Art der Kriegsführung wieder aufnehmen müssen und die chinesische Marine innerhalb der Gewässer von Kanton (Mai und Juni 1857) vernichtet. Aber auch durch diese neuen Niederlagen wurden Yeh und Genossen nicht zur Nachgiebigkeit geneigt gemacht. Die Feindseligkeiten der chinesischen Behörden innerhalb des Perlenflusses dauerten fort, während in den anderen vier geöffneten Häfen, zu Amoy, Fu-tscheu, Ningpo und Schang hai der Handelsverkehr friedlich fortdauerte. Die Stockung des Handels u. Gewerbswesens zu Kanton, die Rebellenhaufen, welche die Gegend unsicher machten, und der Mangel an Reiszufuhr von Süden her verursachten in den Sommermonaten 1857 in der dicht bevölkerten Kreishauptstadt eine große Theuerung aller Lebensmittel. Um diesen Nothstand noch zu steigern, ordnete Admiral Seymour seit dem 7. Aug. eine strenge Blokade des Perlenflusses an. Aber alle diese Bedrängnisse brachen den Trotz der Kreisbehörden nicht. Nur Waffengewalt, entscheidend oder nachhaltig angewandt, kann den chinesischen Hochmuth bezwingen, und dazu sind in der neuesten Zeit, nachdem England in Ostindien freiere Hand bekommen, von dieser Macht im Verein mit Frankreich die geeigneten Schritte gethan worden. Die letzten Zeitungsnachrichten (Febr. 1858) brachten die Kunde von der Eroberung Kantons durch die vereinigten englisch-französischen Streitkräfte.

Vgl. Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reichs, herausgegeben von Neumann, Stuttgart 1847; R. Fortune, Reisen in C., aus dem Englischen von J. Th. Zenker, Leipzig 1850; Huc, Das chinesische Reich, deutsche Ausgabe, 2 Theile, das. 1857.

Chinabaum, s. v. a. Cinchona.

Chinagerbstoff (Chinagerbsäure, Acidum cinchotannicum), s. Chinarinde.

Chinampas, schwimmende Gärten auf dem See Tezcuco bei Mexiko, aus Holz, Binsen, Rohr, Wurzelwerk rc. gebaut und mit guter Erde belegt.

Chinard, J., französischer Bildhauer, geboren zu Lyon 1765, studirte zu Rom, wo er 1786 den ersten Preis der Akademie gewann. Er lebte von da an in seiner Vaterstadt, saß während der Schreckenszeit daselbst gefangen, ward durch Vermittelung eines kunstliebenden Mitgliedes der Kommission befreit und † 1813 als Professor an der Specialschule zu Lyon. Zu seinen besten Arbeiten gehören: Andromeda, von Perseus befreit; Hebe, welche Jupiter den Nektar reicht; die Büste des Prinzen Eugen; die Bildsäule der Kaiserin Josephine; Amor und Psyche; Niobe, von Apollo getroffen; Phryne aus dem Bade steigend; die Statue des Siegs, für den Ludwigsplatz zu Marseille; die Statue des Generals Caruoni auf der Konkordienbrücke rc.

Chinarinde (auch Fieberrinde, Cortex chinae), allgemeine Benennung einer nicht unbedeutenden Anzahl amerikanischer Rinden, die wegen ihrer Heilkräfte einen der wichtigsten Gegenstände der pharmaceutischen Botanik und Waarenkunde ausmachen. Im eigentlichen und engern Sinne versteht man unter C. nur die Rinde von denjenigen Bäumen, die zur Gattung Cinchona *L.* gehören; im weitern Sinne pflegt man aber auch Rinden darunter zu begreifen, die größtentheils von andern, jedoch mit Cinchona verwandten Pflanzengattungen, z. B. von Exostemma, Cosmibuena, Buena, Goutarea, abstammen, nicht ohne Heilkräfte sind und unter dem Namen der unächten, falschen oder neuen C.n (China nova) vorkommen. Die ächte C. (Cortices Chinae s. Chinchinae, Cinchonae, Quinquinae, Cascarillae) scheint zuerst um 1632 nach Europa, und zwar nach Spanien gebracht worden zu seyn. Im Jahr 1638 wurde die Gattin des Vicekönigs von Peru, Grafen del Cinchon, durch diese Fieberrinde von einem hartnäckigen Tertianfieber befreit, und durch diese kam 1640 eine große Quantität Rinde nach Spanien. Da die Rinde gepulvert ausgegeben wurde, so nannte man sie Pulvis Comitessae (Pulver der Gräfin). Um 1643 verbreitete der Kardinal Juan de Lugo zu Rom besonders dadurch den Gebrauch der Rinde, daß er arme Fieberkranke umsonst damit heilte, während er sie die Reichen mit Gold u. Silber aufwägen ließ. Deshalb erhielt sie den Namen Pulvis Cardinalis, Pulvis Cardinalis de Lugo oder Kardi-

nals- oder Lugopulver. Wahrscheinlich, weil Jesuiten dieses Pulver zuerst von Rom nach Belgien brachten und überhaupt durch ganz Europa verbreiteten, auch in großer Menge aus Amerika einführten, nannte man es auch Jesuitenpulver, Pulvis Jesuiticus oder Pulvis patrum. Zu derselben Zeit scheint in Rom der Name China febris in Gebrauch gewesen zu seyn. Den Namen China haben später die meisten europäischen Nationen angenommen, obgleich bei demselben durchaus nicht an China in Asien gedacht werden darf, da kein einziger Baum, der die Fieberrinde liefert, in China wächst. Diese Benennung kommt wahrscheinlich von dem altperuanischen Worte Quina (ausgesprochen Kina, d. i. Rinde) her. Andere Benennungen sind: Antiquartius Peruvianus (wobei Pulvis zu suppliren, also peruvianisches Pulver gegen das 4tägige Fieber), Cortex antiquartius, Pulvis et Cortex febrifugus, Cortex febrilis, Cortex antifebrilis, Cortex Peruvianus oder Peruanus, Cortex Peruvianus febrifugus. Von der ersten Zeit der Einführung und Anwendung der C. in Europa bis gegen 1753, also während eines Zeitraums von mehr als 100 Jahren kannte man keine andere Sorte als die China Loxa, welche von dem von Jussieu in der Gegend von Loxa in Kolumbien 1738 aufgefundenen und von la Condamine beschriebenen, daher von Alex. v. Humboldt Cinchona Condaminea genannten Fieberrindenbaume gesammelt wurde. Nach v. Humboldts Untersuchungen kamen sogar bis 1776 nur Rinden aus jener Gegend in den Handel, obgleich Joseph von Jussieu, der sich von 1738 bis 1771 in Südamerika aufhielt, die Chinarindenschäler auf verschiedene Sorten und ihre Behandlung aufmerksam gemacht und Joze Celestino Muits schon 1772 einige neue Species von Cinchonen unterschieden hatte, die jetzt die kräftigsten Chinasorten liefern. Seit 1778 wurden durch Santistevan, Hippolyt Ruiz, Joseph Pavon, Tafalla, Rubin de Celis, Taddäus Haenke, Alex. v. Humboldt, Aimé Bonpland, v. Martius und Andere verschiedene Arten von Fieberrindenbäumen im nördlichen und südlichen Theile von Südamerika entdeckt. Auch der größere Bedarf und die mehrfache Verwendung hat zur Erforschung und Einführung neuer Sorten der C. seit Ende des vorigen Jahrhunderts vielfache Veranlassung gegeben. Trotz mannigfaltiger genauer Untersuchungen, welche die vorzüglichsten Botaniker und Pharmakognosten angestellt haben, findet sich aber hinsichtlich der Abstammung, des Vorkommens, der chemischen und merkantilischen Verhältnisse bei keiner andern Drogue eine solche Unsicherheit und Verwirrung, als bei der C. Nur so viel ist gewiß, daß die ächten C.n nur von den Arten der Gattung Cinchona (s. d.) herkommen.

Im Droguenhandel kommen sie entweder zusammengerollt, in Röhren, vor, oder sie bilden flache oder rinnenförmige Stücke von sehr ungleichen Dimensionen. Sie bestehen im Allgemeinen aus der Oberhaut, der Borke (d. h. der Rinde u. dem Baste) und dem Splint. Zwar sind nicht alle Sorten noch mit diesen verschiedenen Schichten versehen, überall aber macht der Splint die Hauptmasse aus; seine Dicke übersteigt die der übrigen Schichten um das 3—5fache, und in ihm vorzüglich sind die wirksamen Bestandtheile enthalten. Das wichtigste Resultat, welches die chemischen Untersuchungen der C.n ergeben haben, ist die Entdeckung der beiden darin enthaltenen vegetabilischen Salzbasen, des Chinins (s. d.) u. des Cinchonins (s. d.), welche die charakteristischen Bestandtheile aller ächten C.n und die Ursache ihrer specifischen medicinischen Wirkungen ausmachen. Diese Stoffe sind bis jetzt so konstant in allen C.n, die von wirklichen Cinchonaarten abstammen, gefunden worden, daß ihr Vorkommen im Allgemeinen als Unterscheidung der ächten Rinden von den falschen dienen kann. Der Gehalt an Chinin und Cinchonin in den verschiedenen Chinasorten ist aber sehr ungleich. Alle C.n scheinen beide Basen zugleich zu enthalten, jedoch die eine Base oft nur in so geringer Menge, daß sie bei manchen Untersuchungen der Beobachtung ganz entging. Die braunen C.n enthalten in vorherrschender Menge Cinchonin, die gelben in vorherrschender Menge Chinin, die rothen beide Basen ungefähr in gleicher Menge. Der Alkaligehalt ist in den ungleichen Theilen, welche die ganze Rinde ausmachen, verschieden; die größte Menge ist in dem Splint enthalten. Er variirt bei einer und derselben Chinasorte, was durch ungleichen Standort der Bäume, durch die Zeit der Einsammlung, durch das verschiedene Alter, welches die Rinden selbst an den Bäumen erreicht haben, bedingt seyn kann. Man will sogar die für die medicinische Anwendung so wichtige Bemerkung gemacht haben, daß sich bei langer Aufbewahrung der Rinden der Alkaligehalt darin vermindere. Im Allgemeinen nimmt man an, daß die dicken Röhren und großen flachen, dabei dichteren und schweren, hauptsächlich aus dem Splint bestehenden Stücke reicher an Chinin und Cinchonin sind, als die dünnen kleinen Röhren. Andere wesentliche Bestandtheile, wahrscheinlich allen wahren C.n eigenthümlich, sind die Chinasäure, eine Säure, die außer in diesen Rinden bis jetzt nur im Tannensplint gefunden wurde, und eine der Gattung Cinchona eigenthümliche Art von Gerbsäure (Chinagerbstoff), welche die Eisensalze nicht blauschwarz, sondern dunkelgrün fällt. In engem Zusammenhang damit steht das sogenannte Chinaroth, ein dunkelrothes, pulverförmiges, in Wasser kaum lösliches Zersetzungsprodukt der Chinagerbsäure, welches theils schon in der Rinde gebildet enthalten ist, theils erst bei der Analyse aus der Gerbsäure gebildet wird. Die relative Menge zwischen Gerbsäure und Chinaroth variirt bei den verschiedenen Chinasorten. Die Huanucorinde (s. unten) enthält am wenigsten, die rothe China am meisten Chinaroth. Die Königschina enthält weniger Gerbsäure, als die Huanuco und die rothe China. Im Allgemeinen scheinen die an Gerbsäure reicheren Rinden die kleinsten Quantitäten von Cinchonin und Chinin zu enthalten. Die übrigen Bestandtheile, welche man in den C.n gefunden hat, sind außer der Holzfaser, welche natürlicher Weise die Hauptmasse ausmacht, ein grüner oder gelber Talg, ein Harz (?), ein gelber Farbstoff, Gummi, Stärke, Kalk-

erde und kleine Quantitäten von Kali und Kieselerde. Chinin und Cinchonin, sowie Kalkerde, sind wahrscheinlich an die Chinasäure gebunden in der Rinde enthalten. Zieht man die Rinde mit Wasser aus, so zersetzt die Gerbsäure die Salze der beiden vegetabilischen Basen und bildet damit Verbindungen, die theils im Wasser unlöslich, theils darin löslich sind. Mit diesen letzteren löst sich die frei gewordene Chinasäure nebst dem chinasauren Kalk auf und vermittelt zum Theil wohl die Löslichkeit der gerbsauren Alkaloide; der mit Wasser bereitete Chinaauszug enthält also im Wesentlichen Gerbsäure und Chinaroth, Chinasäure, Chinin, Cinchonin und Kalkerde. Er reagirt sauer und zeigt folgende Reaktionen: mit Gallustinktur gibt er einen weißen oder grauweißen Niederschlag von eichengerbsaurem Chinin und Cinchonin, mit Eisenchlorid entweder bloß eine grüne Färbung, oder zugleich eine schwarzgrüne oder bräunliche Trübung, mit Leimlösung einen voluminösen, grauweißen, mit Brechweinsteinlösung einen graugelben Niederschlag. Die drei letzteren Reaktionen werden von der Gerbsäure und dem mitaufgelösten Chinaroth hervorgebracht. Mit oxalsaurem Kali entsteht außerdem ein schwacher Niederschlag von oxalsaurem Kalk. Der mit siedendem Wasser bereitete Chinaauszug enthält namentlich eine größere Menge der beiden Basen aufgelöst und zugleich Stärke. Er trübt sich beim Erkalten, indem sich die Verbindungen der Gerbsäure mit den Basen und mit der Stärke zum Theil absetzen. Verdunstet man einen kalt bereiteten Chinaauszug, so trübt er sich dabei, indem sich unter dem Einfluß der Luft zugleich Chinaroth bildet. Darum ist auch das Chinaextrakt nicht wieder klar im Wasser löslich. Durch Wasser lassen sich also Chinin und Cinchonin nicht vollständig aus der Rinde ausziehen; dies ist nur mit Hülfe verdünnter Säure möglich.

Die ächten C.n sind in alphabetischer Ordnung folgende: 1) China flava vera, C. lutea, C. Bogotensis, C. de Cartagena, C. amarilla, C. naranjada, C. lutescens, C. de St. Fé, pomeranzenfarbige China, Havannachina. v. Bergen untersuchte diese seit 1805 eingeführte Sorte zuerst genau u. unterschied zwei Arten: China flava dura, Cortex Chinae flavus durus, C. lutea, C. de Cartagena dura, Quina aurantiaca, Quina naranjada de St. Fé, harte, gelbe C., harte Cartagenarinde, pomeranzenfarbige China, besteht aus flachen Stücken, seltener Röhren von verschiedenen Durchmessern, die oft geschlossen sind, ist von geringem, etwas dumpfigem Geruche und reinem, aber nicht sehr bitterem Geschmacke, enthält nach Göbel in 1 Pfund Rinde 56 Gran reines Chinin und 43 Gran reines Cinchonin, kommt in trommelartigen Seronen von cirka 80 Pfund, zuweilen aber auch in halben Kisten von cirka 70 Pfund im Handel vor und stammt nach von Bergen und Göbel von Cinchona cordifolia *Mut.*, Cinchona pubescens *α* cordata *Vahl*; China flava fibrosa, Cortex Chinae flavus fibrosus, China de Cartagena fibrosa, Quina naranjada, Quina de St. Fé fibrosa, holzig-gelbe China, holzige Cartagenarinde, pomeranzenfarbige China, besteht aus Röhren und flachen Stücken von verschiedener Dicke, hat einen schwach lohartigen Geruch und einen faden, wenig bittern und zusammenziehenden Geschmack, enthielt nach von Santen in 1 Pfund dicker Rinde 34 Gran schwefelsaures Cinchonin und 30 Gran Chinin, nach Göbel dagegen 54 Gran reines Chinin, kommt gleichfalls in trommelartigen Seronen oder halben Kisten vor, ist nach von Bergen erst seit 1805 eingeführt worden u. stammt nach Göbel von Cinchona cordifolia *Mut.*, Cinchona pubescens *Vahl*. 2) China Huamalies, Cortex Chinae Huamalies, China Huamalis, C. Abomalies, C. Guamalies, braune China, Huamalieschina, Huamalischina, besteht aus Röhren u. flachen Stücken, ist von schwach dumpfigem, nicht unangenehmem, chinaartigem Geruch, vorübergehend ziemlich rein bitterem, fast nicht zusammenziehendem und nicht reizendem Geschmack, enthält nach v. Santen in 1 Pfund 48, 60, 75 und sogar 95 Gran reines Cinchonin und stammt nach Martius wahrscheinlich von Cinchona hirsuta *R.* et *P.*, Cinchona pubescens *Vahl* var. *γ* hirsuta. Die Huamalieschina ist in Europa erst gegen den Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt geworden und kommt stets in Kisten von 118 — 125 Pfund als Naturellwaare, d. h. flache Stücke und Röhren durch einander, und nie in Seronen im Handel vor. In Europa sortirt man nach der Feinheit der Röhren Kisten von 110—145 Pfund mit feinen, mittelfeinen, mittel- und ausgesuchten warzigen Röhren und Kisten von 135—150 Pfund mit Bruch u. flachen Stücken. 3) China Huanuco, Cortex Chinae Huanuco, China Guanuco, China Ahunuco, China Yuanuco, China Havane, graue China, Huanucochina, Yuanuco- od. Guanucorinde, kommt nur in Röhren, nie in flachen Stükken vor, ist von eigenthümlichem, nach Göbel dumpfig moosartigem, nach v. Bergen thonartigem, etwas süßlichem Geruch u. anfangs schwach säuerlichem, zusammenziehendem, später ziemlich stark u. anhaltend bitterem, etwas gewürzhaftem Geschmacke, scheint unter allen bis jetzt bekannten C.n die an Cinchonin reichhaltigste und mithin wirksamste zu seyn, indem v. Santen in 1 Pfd. von 106²/₃ Gran bis zu 210 Gran Cinchonin fand. Sie kam seit 1799, mit andern C.n vermischt, in den Handel; man erhält sie in Kisten und auch in Seronen. Hinsichtlich der Stammpflanze ist man noch sehr ungewiß; Hayne gibt Cinchona cordifolia *Mut.*, Cinchona pubescens *Vahl*, an, Fée, Virey und Andere halten Cinchona glandulifera *R.* et *P.* dafür. 4) China Jaen, Cortex Chinae Jaen, China Tenn, China Tena, Cascarilla pallida, China de Piura, Jaenchina, Tennchina, blasse China, blasse Tennchina, kommt fast nur in Röhren, nur selten mit wenig flachen Stücken vermischt vor, ist von schwach lohartigem, etwas süßlichem Geruch u. schwach säuerlichem, wenig zusammenziehendem, nicht unangenehmem Geschmack und gehört ebenfalls zu den unwirksamsten C.n (Kirst und Göbel dagegen fanden in einem Pfunde 12 Gran reines Chinin, aber kein Cinchonin). Diese Sorte ist schon lange bekannt, wird gewöhnlich in Kisten, selten in Seronen versendet und stammt nach Hayne von Cinchona lancifolia *Mut.*, nach v. Bergen dagegen von Cinchona ovata *R.* et *P.*, Cinchona

pubescens *Vahl* var. β ovata. 5) China Loxa, Cortex Chinae Loxae, Cortex Chinae de Loxa, China coronalis, China Loxa corona, China fusca, China officinalis, Cortex peruvianus verus, Cortex peruvianus fuscus verus, Cascarilla fina, Cascarilla fina de Uritusinga, Quina de Loxa corona, graue oder braune C., Kronchina, Loxachina, peruvianische Rinde, besteht aus Röhren (nie flachen Stücken), die zusammengerollt u. am häufigsten geschlossen sind, ist von stark lohartigem Geruch, anfangs etwas zusammenziehendem und säuerlichem, später stark und anhaltend zusammenziehendem und zugleich etwas bitterem, aber nicht reizendem Geschmack und kommt nach Hayne und Göbel in zwei Sorten vor: Cortex Chinae de Loxa verae, China coronalis, Cascarilla fina de Uritusinga, ächte braune C., ächte Lora- oder Kronchina, soll von Cinchona Condaminea *Humb.* einzig und allein für den Hof in Madrid gesammelt worden seyn und sich nur zufällig in der zweiten Sorte vorfinden, und Cortex Chinae fuscae s. Corona, s. de Loxa seu Peruvianus, graue oder braune C., Kronchina, Loxachina, peruvianische Rinde, nach Göbel und Hayne von Cinchona scrobiculata *Humb.* stammend. Die Handelsloxa kommt meist aus der Provinz Jaen de Bracamoros, wo man sie mit den Namen Quina fina und Quina superieur bezeichnet. Man bringt sie von Jaen nach der Stadt Piura, von wo sie nach Lima verschifft wird. Die Versendung geschieht in Kisten von 100—110 Pfund oder in Seronen und in Rohrgeflechten, die mit Häuten überzogen sind und ein Nettogewicht von 60—90 Pfund haben. Göbel erhielt aus 1 Pfund ächter Loxachina 16 Gran Chinin und 20 Gran Cinchonin; aus der Handelsloxa aber 9 Gran Chinin und 12 Gran Cinchonin. v. Santen fand Chinin und Cinchonin gleichfalls nur in geringer Menge; dickere Stücke enthielten fast nur Chinin, jedoch in größerer Menge. Martius erhielt durch Auskochung von 6 Pfund Loxachina $1^1/_8$ Pfund Extrakt. 6) China Pseudo-Loxa, Cortex Chinae Pseudo-Loxae, China Ten fusca, China Yanucco nigra Batka, dunkle Tenchina, kommt nur in feinen, Mittel- und selten in dicken Röhren von 4—12 Zoll Länge vor u. ist von stark lohartigem Geruch, anfangs etwas säuerlichem, nachher starkem und anhaltend zusammenziehendem, etwas bitterem, nicht reizendem Geschmack. Die dunkle Tenchina kommt in Kisten von 100—150 Pfund netto und auch in Seronen von 80—100 Pfund netto vor. Unter allen C.n finden sich auf dieser die meisten Flechten, womit oft die Röhren ganz überzogen sind. Stammpflanze ist nach v. Bergen Cinchona lancifolia *Mut.*, Cinchona nitida *R.* et *P.* var. α nitida, wovon jedoch von Humboldt und Decandolle die Quina orangé ableiten. 7) China regia, Cortex Chinae regius s. Chinae regiae, China Calisaya, Quina Calisaya, Königschina, Calisayachina, kommt in Röhren und flachen Stücken vor. Die flachen Stücke besitzen zum Theil noch die Borke, zum Theil fehlt sie ihnen, in welchem Fall sie geschälte Königschina oder Splintchina heißen. Der Geschmack ist schwach säuerlich, stark, aber nicht unangenehm bitter, etwas gewürzhaft und reizend und zugleich etwas zusammenziehend, ziemlich lange anhaltend, der Geruch sehr schwach lohartig. Die Königschina wird am meisten zur Gewinnung des Chinins benutzt; nach Michaelis gibt ein Pfund unbedeckter, flacher Rinde 286 Gran reines Chinin, nach v. Santen nur 150 Gran schwefelsaures Chinin. Die Stammpflanze ist noch unbestimmt; Göbel nimmt Cinchona lancifolia *Mut.* dafür an. Die Königschina kommt in ganzen Seronen von 125—135 Pfund, in sogenannten Drittelseronen von 45—50 Pfund und in Koffern und Kisten von 150 Pfund in den Handel. Nach v. Bergen kommt im Handel noch eine andere Sorte unter dem Namen der leichten, braunen oder huamaliesartigen Regia vor, die in Form und Farbe der gewöhnlichen China regia ganz gleich ist, aber eine sehr geringe Schwere und geringen Gehalt hat. 8) China rubra, Cortex Chinae ruber, Quina roxa et Quina colorata, französisch Quinquina rouge, rothe China, rothe Fieberrinde, kommt in Röhren und häufiger in flachen Stücken vor, ist von schwach lohartigem Geruch, stark, aber nicht unangenehm bitterem, anfangs zugleich etwas gewürzhaftem u. reizendem, später rein bitterem, nicht zusammenziehendem, nicht lange anhaltendem Geschmack u. enthält mehr Cinchonin als Chinin. Santen fand in 1 Pfd. breiter Stücke 90 Gran Cinchonin u. 15 Gr. Chinin, Michaelis 32 Gran Cinchonin und 64 Gran Chinin, Kirst und Göbel in einem Gemenge von feinen Röhren, Mittelröhren und flachen Stücken in 1 Pfund 40 Gran Chinin und 65 Gran Cinchonin, in ziemlich alter Rinde aber nur 18 Gran Cinchonin und 14 Gran Chinin. Stammpflanze ist nach Geiger, Göbel, Guibourt, Nees von Esenbeck und Richard Cinchona oblongifolia *Mut.*, Cinchona magnifolia *R.* et *P.* Schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts wurde die rothe China in Peru und in Europa angewendet; sie ist aber erst durch Sebastian Lopez Ruiz seit 1779 allgemeiner bekannt geworden. Sie kommt über Cadix stets in ganzen Kisten von 100—150 Pfund, nie in Seronen vor. 9) China rubiginosa *Bergen*, Cortex Chinae rubiginosus, rostfarbige China, besteht aus gerollten u. ganz geschlossenen Röhren u. aus Rindenstücken, ist von geringem Geruch und schwach säuerlichem, zuletzt sehr angenehmem und anhaltend rein chinabitterem Geschmack, enthält in 1 Pfund eine halbe Unze Cinchonin und ist deshalb sehr reich an Alkaloid. Sie wurde erst seit 1829 durch v. Bergen in Deutschland bekannt und wird in Kisten mit ledernen Riemen versendet.

Was den medicinischen Gebrauch der C. betrifft, so ist die ächte C. ein Stärkungsmittel für das Muskelsystem, zuweilen auch für das Nervensystem, bei einem nicht zu hohen Schwächegrad desselben. Sie hat sich seit fast 2 Jahrhunderten in dem Rufe eines specifischen Mittels gegen das Wechselfieber erhalten, ist aber, als einzig in ihrer Art, angezeigt nur bei völlig ausgebildetem, rein dynamischem Wechselfieber, und zwar in dessen Apyrexie. Ihre Gabe richtet sich nach der körperlichen Beschaffenheit des Kranken, nach dem Charakter des Fiebers und dessen Typus. Größer kann sie seyn kurz vor dem neuen Fieberanfalle, bis zu 1 Unze, kleiner in der Zwischenzeit, nach Verhältniß auch

vermehrt in hartnäckigen Fällen; stärker und in kürzern Zwischenräumen läßt man die Gaben im alltägigen Fieber nehmen. Drei Unzen gute China reichen gewöhnlich hin zur Beseitigung des Fiebers; um Rückfälle desselben zu verhüten, muß man sie noch eine Zeit lang fortgeben. Bei Neigung zu entzündlicher Diathesis müssen Blutentleerungen und andere ausleerende Mittel vorausgehen. Am kräftigsten und sichersten wirkt sie innerlich in Substanz; als Pulver, bei schwachen Verdauungskräften reicht man sie in kleinern Gaben, aber öfter, und mit Zimmt, Wein etc.; wird sie auch so noch nicht vertragen, so gibt man sie im Aufguß oder Absud, am besten bekommt der Aufguß mit Wein. Ja schon durch den Dunst eines Chinarindenmagazins will man Wechselfieber geheilt haben. Bei Durchfall während des Chinagebrauchs setzt man Opium hinzu, bei Stuhlverstopfung darauf läßt man Klystiere geben. Für wechselfieberkranke Säuglinge läßt man ihre Mütter und Ammen die Rinde gebrauchen. Eine Vorbereitungskur ist selten nöthig, noch weniger eine Nachkur. Bei Kindern und Personen, welche die Rinde innerlich nicht nehmen können oder wollen, wendet man sie äußerlich an als Klystier, oder als Einreibung in den Körper, oder in trockenen Bädern, wo das feine Pulver in das Linnenhemd des Fieberkranken genäht oder in dessen Bett gestreut wird. Auch kann das Hemd in einen starken Chinaabsud eingeweicht, gut getrocknet, auf der bloßen Haut getragen werden. Auch als Fußbad in liquider Form leistet sie Dienste. Nicht weniger ist die China, mit flüchtigen, gewürzhaften oder geistigen Mitteln im Aufguß oder Absud (1 Unze auf 8—12 Unzen Aufguß, od. mit 16 Unzen Wasser bis zur Hälfte eingekocht), wirksam in periodischen, nachlassenden und anhaltenden Fiebern, bei den sogenannten Gallen-, Schleim-, Nerven- und Faulfiebern, in Katarrhal- und exanthematischen Fiebern, nach aufgehobener entzündlicher Diathesis und beim allgemeinen Sinken der Muskelkräfte. Außerdem dient sie in allen Formen von örtlicher und allgemeiner Schwäche, daher unbedingt, und zwar mit bitterstoffigen Mitteln, statt der flüchtigen, für Rekonvalescenten jeglicher Art. Von ausgebreitetem Nutzen ist sie in allen chronischen Krankheiten von Schwäche des Muskular- und plastischen Systems, namentlich bei Skropheln und andern Drüsenkrankheiten, in der Rhachitis, Atrophie, Rückendarre, bei chronischen Hautausschlägen nebst Bädern, beim Skorbut, in der Syphilis, Gicht etc., bei jeder allgemeinen Schwäche mit fehlerhaften Absonderungen und Ausflüssen, oder den mit ihr verbundenen Nervenleiden, bei Hypochondrie, Hysterismus, mit Opium im periodischen Gesichtsschmerz etc. Auch ist sie ein örtliches Stärkungsmittel für die Verdauungsorgane, sowie ein gutes Wurmmittel, gleich wirksam zeigt sie sich bei habitueller Lungenschwäche, bei langwierigen Katarrhen, beim schleimigen Asthma und bei der Schleimschwindsucht. Bei Anschwellungen der Milz und andern Verstopfungen der Abdominaleingeweide wird sie vortheilhaft mit Quecksilber verbunden. Bei Geschwüren innerer Organe ist sie nur mit großer Einschränkung anwendbar, allgemeiner kann sie innerlich bei äußerlichen, zumal schlimmen und stark eiternden Geschwüren gegeben werden. Auch von homöopathischen Aerzten wird die C. auf mannigfaltige Art angewendet. Immer erfordert aber ihre Anwendung viel Umsicht, da durch ihren unzeitigen Gebrauch oder durch Uebermaß der Gabe der natürliche Krankheitsgang leicht gestört werden kann. In der neuesten Zeit ist ihr Gebrauch bei weitem nicht mehr so häufig, als vor 30—40 Jahren. Die gewöhnlichsten Gebrauchsformen der C. sind folgende: Das feine, von den bessern Sorten lichtzimmtbraune, von den geringeren dunklere Pulver wird gewöhnlich bei der Verordnung noch mit andern, besonders gewürzhaften Mitteln versetzt. Der wässerige Chinaaufguß (1 Unze Rinde mit 12—16 Unzen Wasser wenigstens eine Stunde lang infundirt) enthält die wesentlichen Theile der Rinde: Chinasäure, chinasauren Kalk, die China-Alkaloide größtentheils, weniger vom Gerbestoff, wird deswegen eßlöffelweise oft leichter vertragen. Der warme Chinaaufguß enthält etwas mehr Chinastoff. Das geistige Chinainfusum wird mit Wasser und einem Zusatz von Weingeist bereitet. Der Chinaabsud, Decoctum corticis peruviani, ist die schnellste Art, die wirksamen Theile der C. aus derselben auszuziehen; man verordnet ihn eßlöffelweise. Der Chinawein, ein weiniger Aufguß des Chinapulvers, wird auf zwei Arten bereitet: entweder nimmt man auf 1 Pfund guten weißen oder spanischen Wein 1 Unze Pulver, läßt diese Mischung einige Tage stehen und schüttelt sie von Zeit zu Zeit um, filtrirt sie und reicht sie zu 1—2 Unzen, setzt auch wohl Pomeranzen, Kalmus, Zimmt etc. hinzu (eine vorzügliche Form bei schwacher Verdauung für Rekonvalescenten u. überhaupt in Schwächezuständen chronischer Art), oder man setzt 12 Theile Chinapulver, 88 Theile Zucker und 90 Theile Wasser 30 Tage lang einer Temperatur von 31 Grad Réaumur aus. Die am wenigsten gefärbten Weine sind zur Ausziehung der China die besten. Das Chinabier verfertigt man durch Gährung aus 94—100 Theilen Wasser, 4 Theilen Chinapulver und 25 Theilen braunen Zuckersyrups. Daß die China in der Pharmacie mit vielen andern Arzneimitteln, besonders mit Gewürzstoffen, verbunden wird, erhellt schon aus dem bisher Gesagten. Sie läßt sich aber nicht mit Mitteln verbinden, welche Gallussäure, Oxal- od. Weinsteinsäure enthalten, weil diese Säuren mit dem Cinchonin schwer auflösliche Salze bilden, somit die Wirkung der China schwächen würden.

Der einzige einigermaßen sichere Weg zur Beurtheilung der Güte einer C. als Arzneimittel ist die Ausziehung der in einer gegebenen Menge Rinde enthaltenen organischen Basen und ihre möglichst genaue Bestimmung nach dem Gewichte, wozu viele Methoden in Vorschlag gebracht worden sind. Die einfachste ist die Methode Mohlers. Darnach wird eine abgewogene, nicht zu kleine Menge fein gepulverter Rinde, wenigstens 4 Drachmen, zweimal nach einander ¼ Stunde lang mit Wasser, das mit Salzsäure schwach sauer gemacht ist, ausgekocht,

die Flüssigkeit auf einem Papierfilter abfiltrirt und die rückständige Rinde mit warmem Wasser ausgewaschen. Die sämmtliche Flüssigkeit wird im Wasserbade zur Trockne verdunstet und der Rückstand dann wieder in wenigem, mit einigen Tropfen Salzsäure sauer gemachtem Wasser bei Digestionswärme aufgelöst. Hierbei bleibt viel sogenanntes Chinaroth ungelöst zurück, das abfiltrirt und ausgewaschen wird. Die abfiltrirte Flüssigkeit wird durch Eindampfen bis zu einem kleinen Volumen koncentrirt, die Basen werden mit Ammoniak gefällt auf einem bei 100 Grad getrockneten und gewogenen Filtrum abfiltrirt, ein paarmal mit kaltem Wasser gewaschen, bei 100 Grad getrocknet und gewogen. Zur Auffindung und quantitativen Bestimmung von Cinchonin wird die Masse zuletzt mit Aether digerirt, welcher das Chinin auflöst, worauf das ungelöst bleibende Cinchonin abfiltrirt, mit Aether gewaschen u. gewogen wird. Man fällt die Bäume in der trockenen Jahreszeit, wo sich die Rinde leicht löst, zieht dieselbe nach einigen Tagen in Streifen ab und trocknet sie an der Sonne. Da die Dosis dieses Medikaments nicht mehr einen Louisd'or kostet, wie in Paris zwischen den Jahren 1671 und 1681, so ist die China ein sehr starker Handelsartikel geworden, indem das Tertianfieber in ganzen Ländern aller Welttheile zu Hause ist. Der größte Theil der im Handel erscheinenden C.n kommt aus Bolivia.

Die Chinasurrogate, die sehr mannigfaltig sind, ersetzen im Allgemeinen nicht, wenigstens nicht beim innerlichen Arzneigebrauche, eine gute, ächte C., obschon viele Wechselfieber ohne C., auch durch andere bittere Mittel zu heilen sind. Die unächten oder falschen (neuen) C.n unterscheiden sich von den ächten dadurch, daß sie nicht von Cinchonen abstammen und mithin auch kein Chinin und Cinchonin enthalten. Die wichtigsten sind folgende: 1) China bicolorata, Cortex Chinae bicoloratae, China bicolor, China marmorina, China Pitoya, Cortex Pitago, China Tecamez, Cortex Tecamez, Cortex Atacamez, zweifarbige China, Pitoyarinde, Pitagorinde, Tekamezchina, Tekamez- oder Atakamezrinde, kommt bald in einfach-, bald in mehrfach-gewundenen oder auch zusammengerollten Röhren vor, besteht aus Oberhaut, aus orangefarbener Rinde oder Borke und einer sehr dünnen Bastlage und hat keinen Splint, ist von unangenehmem, sehr bitterem, stark Speichel erregendem Geschmack und nicht bemerkbarem Geruch und stammt nach neuern Untersuchungen von einer Cunninghamia ab. Sie wurde zuerst 1793 durch Brown als falsche China bekannt und von Brera 1824 sehr empfohlen. 2) China California, Cortex Chinae Californiae s. Californicae, kalifornische China, kommt in gerollten und flachen Stücken vor, ist ohne Geruch, aber von stark zusammenziehendem Geschmack. Die Stammpflanze ist unbekannt, doch sicher keine Cinchona. Diese Rinde ist erst seit etwa 16 Jahren durch Batka bekannt; sie kommt nicht für sich allein im Handel vor, sondern findet sich andern C.n, z. B. der Königschina, einzeln beigemischt. 3) China caribaea, Cortex Chinae caribaeus, karibäische China, kommt von Exostemma caribaeum *Willd.* (s. d.). 4) China Cusco, Cortex Chinae Cusco verus, China de Cusco, Kuskochina, Kuskorinde, wahre Kuskochina, falsche Calisaya, besteht aus stark gebogenen, halbgerollten Stücken und Bruchstücken mitteldicker, offener und zusammengerollter Röhren von verschiedener Länge, ist geruchlos, aber von widerlich bitterem, nicht lange anhaltendem Geschmack und enthält ein eigenes Alkaloid, das Kuskonin oder Aricin. Sie wurde durch Jobst in Stuttgart bekannt gemacht und kommt seit 1829 aus Cuzco in Peru in den Handel. 5) China de Rio Janeiro, Cortex Chinae de Rio Janeiro, China nova brasiliensis, China bahiensis, China triangularis, Cascarilla falsa Batka's, China von Rio Janeiro, neue brasilianische China, falsche China, besteht aus Rindenstücken von verschiedener Länge, ist von unbedeutendem Geruch und zusammenziehendem, bei jungen Zweigrinden wenig bitterem, bei alten Ast- und Stammrinden sehr bitterem Geschmack, stammt von Buena Hexandra *Pohl* und ist seit 1828 durch Pohl und Batka bekannt geworden 6) China nova, Cortex Chinae novae, China surinamensis, neue China, falsche China, surinamische China, enthält Chinovasäure, Chinovabitter, Eisen grün fällenden Gerbstoff, oxydirten Gerbstoff, oder Gerbstoffabsatz, Farbstoff, Fett, Gummi, Amylum und Holzfaser und besteht aus ziemlich schweren, ganz flachen oder mehr oder weniger gebogenen Stücken, u. mitteldicken, theils offenen, theils gerollten Röhrenstücken und einzelnen feineren, meist geschlossenen Röhren, ist von stark und widerlich bitterem, lange anhaltendem Geschmack und schwach lohartigem Geruch, stammt nach Einigen von Portlandia grandiflora *L.*, nach Andern von Cinchona oblongifolia *Mut.* und kommt bereits seit Anfang des 19. Jahrhunderts im Handel vor. 7) China Piton oder China St. Luciae, Bergchina, Pitonchina, s. die Stammpflanze Exostemma floribundum *Willd.* Vergl. Ruiz, Quinologia etc., Madrid 1792, italienisch, Rom 1792, deutsch, Göttingen 1794; Rhode, Monograph. Cinch. gen. tentamen, Göttingen 1824; Siegm. Graf, Die Fieberrinden in botanischer, chemischer und pharmaceutischer Beziehung, 1824; v. Bergen, Versuch einer Monographie der Fieberrinden, mit Kupfern und Tabellen, Hamburg 1826.

Chinaroth, s. Chinarinde.

Chinasäure, s. Chinarinde.

Chinastechwinde, s. v. a. Smilax China *L.*

Chinaules, neunter König von Schottland, folgte auf Congalus II., soll von 572—580 regiert haben.

Chinawein, s. Chinarinde.

Chinawurzel (Pockenwurzel, Grindwurzel, Radix Chinae s. Chinae verae s. Chinae ponderosae s. Chinae orientalis; Choob chiny *Pers.*, Chob chinie *Dick.*, *Gind.*, Paringay Puttay *Tam.*), die Wurzel von Smilax China (Chinastechwinde), einer strauchartigen, rankenden Pflanze mit stacheligem Stengel, die in China und Japan wächst, wurde 1535 von Karl V. gegen Gicht gebraucht und ist dadurch berühmt geworden. Sie kommt in unregelmäßigen, knolligen, schweren, länglichen, weniger

als faustdicken, zuweilen flach zusammengedrückten Stücken vor, welche außen bald heller, bald dunkler rothbraun, innen dicht markig-holzig, theils sehr fest, hornartig, theils locker, im Ganzen ziemlich gewichtig sind, und ist geruchlos, von fadem, wenig bitterem, später etwas reizendem und herbem Geschmack. Vorwaltende Bestandtheile sind: ein kratzender, bitterer Extraktivstoff, Gerbstoff, Stärkemehl und ein rother Farbstoff. Die C. wurde früher auf ähnliche Weise und in ähnlichen Fällen wie die Sassaparille angewendet, jetzt ist sie nur noch wenig im Gebrauch; in einigen chinesischen Provinzen wird sie statt Reis gegessen. Außer dieser orientalischen C. kommt noch die amerikanische (occidentalische) C., Radix Chinae americanae s. Chinae spuriae, vor und soll oft mit ersterer verwechselt werden. Diese stammt von Smilax Pseudo-China, einer in Virginien und Jamaika einheimischen, stachellosen Pflanze. Sie ist außen dunkelbraun, innen weit blässer röthlichgrau oder weiß, sehr leicht und locker, nicht hornartig. Auch wird nach Martius Smilax glauca in Brasilien gegen Syphilis angewendet.

Chinchilla, kostbares grau u. weißes Pelzwerk von einer Mustelaart, Viverra Chinche, in Südamerika, insbesondere ein Kragen von demselben.

Chinchilla, Hauptstadt einer Subdelegation im spanischen Königreich Murcia, hat ein Kastell, 6 Klöster, 7 Armenhäuser u. 10,000 Einwohner, welche Seidenspinnerei und Schmelztiegelfabrikation treiben. C. ist berühmt durch den großen Jahrmarkt, der jährlich in dem nahe gelegenen Dorfe Albacete abgehalten wird. Auf der Ebene von Almanza, die sich weit um die Stadt ausdehnt, wurde die bekannte Schlacht geschlagen, welche die Bourbonen auf den Thron Spaniens hob. Auf dem Schlachtfelde ist eine Pyramide errichtet.

Chinchina (lat.), Chinarinde.

Chinchon, Stadt in der spanischen Provinz Segovia, am Xaruma, hat ein Schloß, eine ökonomische Gesellschaft, Seidenfabrikation, eine Mineralquelle und 3700 Einwohner.

Chinco, Insel bei Sumatra, im südasiatischen Archipelagus, bringt guten Pfeffer hervor und ist Hauptwaarenlager vom südlichen Sumatra.

Chindaswinth (Chindasvindus), König der Westgothen in Spanien, von 642–649 (s. Gothen).

Chiné (franz.), jedes auf geflammte Art oder mit flammigen Mustern gewebte Zeuch; dann eine Art Tapeten, deren Muster den Wellen der Seiden- und Wollenarbeit gleicht, die mit der Nadel auf Kanevas gemacht werden.

Chineche, Insel, s. Teneriffa.

Chinesen, Bewohner von China (s. d.).

Chinesische Literatur, s. Chinesische Sprache und Literatur.

Chinesische Mauer, ein kolossales Bollwerk, das die Chinesen gegen die Einfälle ihrer tatarischen Nachbarn errichtet haben. Einzelne Theile derselben Mauer waren bereits zu der Zeit der großen Dynastie Tscheu von den nördlichen Lehnfürsten aufgeführt worden; Tsin-tschi-hoangti unternahm es, diese einzelnen Mauersegmente durch Ausfüllung der Zwischenräume zu einem großen Ganzen zusammenzufügen. Diese alte, 300 Jahre v. Chr. erbaute Mauer litt durch die Stürme der Zeit und mußte vielfach ausgebessert und wiederhergestellt werden, so daß von dem Werk Tsin-tschi-hoangti's noch wenig übrig seyn mag. Der lange Wall von zehntausend Li (Wen-li-tschang-tsching), wie die Bewohner des Mittelreichs die äußere große Mauer figürlich nennen, beginnt im Distrikt Su-tscheu, 39° 45′ 40″ nördlicher Breite, 17° 21′ 30″ westlicher Länge von Peking, und zieht sich dann in nordöstlicher Richtung auf eine Strecke von 9 deutschen Meilen bis zum Bache Tschao-lai, wo die Berge mit ihren Kastellen allein zur Schutzwehr dienen; jenseits derselben beginnt die Mauer von Neuem und läuft in einer wellenförmigen Linie bis zur Berg- und Meerespforte (Schan-hai-kuan, 40° 2′ 30″ nördlicher Breite, 3° 22′ 6″ östlicher Länge von Peking) am östlichen Meer, auf der Grenze zwischen Petscheli und Sching-king, in einer Ausdehnung von mehr als 300 deutschen Meilen fort. Sie ist von der Erde bis zum obersten Rande der Brustwehr 25 Fuß hoch und an der Grundfläche eben so dick und besteht eigentlich aus einem Erdwall, der 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten viereckigen Fließen gepflastert und vorn und hinten mit starken Mauern von Backsteinen bekleidet ist. Zwei Schichten Werkstücke von grauem Granit, die etwa 24 Zoll hoch und 2 Fuß weit vor die Backsteine vortreten, machen den Untersatz jener Mauern aus. Sie sind aus gebrannten Steinen von bläulicher Farbe aufgeführt und diese durch reinen, weißen Kalk mit einander verbunden. Die untere Dicke von 25 Fuß nimmt höher hinauf ab; 20 Fuß hoch von der Erde oder auf der Plattform hat jede der beiden Wallmauern nur 2 Fuß 3 Zoll Dicke. Hier läuft ein Vorsprung von Steinen längs der Mauer hin, der, 6 Zoll vortretend, den Anfang der Brustwehr bezeichnet, die 5 Fuß über die Plattform hinausragt und in deren Obertheil von 7 zu 7 Fuß Schießscharten, jede 2 Fuß weit, eingeschnitten sind. Zur Vertheidigung sind längs der ganzen Mauer Thürme, je nach der Biegung der Mauer und der Verschiedenheit der Gegend selbst, 200 bis 300 Fuß von einander entfernt, aufgerichtet, große, kegelförmige Massen, die 12 bis 23 Fuß weit über die Mauer hinausreichen und in der Breite um 18 Fuß vor dieselbe, bald auf der einen Seite allein, bald vorn und hinten zugleich (in diesem Falle aber nur 9 Fuß auf jeder Seite) hervortreten. Die Thore, die sich in der Mauer befinden, sind mit Wachtthürmen und Bastionen versehen, und zwar noch von Militärposten besetzt, aber bei weitem weniger stark, als sonst, da die regierenden Mandschu's dieser Vorsichtsmaßregeln gegen ihre Landsleute nicht mehr bedürfen. Barrow hat berechnet, daß das Mauerwerk der gesammten Häuser Englands, für jedes Haus 2000 Kubikfuß angenommen, nicht so viel betrage, als das der großen chinesischen Mauer; ja, wenn man das in den Zwischenräumen des Mauerwerks befindliche Erdreich hinzufüge, so reiche diese Masse hin, eine Mauer zu errichten, die zweimal den ganzen Erdball umfasse. An

solchen Stellen, wo wichtige Pässe sind, ist die Mauer sogar in doppelter und dreifacher Linie fortgeführt. So zieht sich namentlich nordlich von Peking an dem Fuß des Bergrückens Tai-schan die innere große Mauer hin, wiederum ein Riesenwerk für sich. Letztere ward erst im 6. Jahrh. n. Chr. unter den Dynastien Yuen-wei und Sui aufgebaut und befindet sich noch jetzt, da man den schadhaften Stellen immer wieder nachhalf, in sehr gutem Zustande.

Chinesischer Meerbusen (auch anamscher oder tonkinscher Meerbusen, oder Nang-Hai), der südlichste Theil des chinesischen Meeres (s. d.), ist sehr stürmisch und auch erfahrenen Piloten gefährlich.

Chinesischer Reißstein, eine Masse, welche zu Geschirren, Tassen, Büchsen, Flaschen 2c. verarbeitet wird, ist weißlichgelb, ins Grünliche spielend, hart und mit glänzendem Bruch, besteht aus 41 Theilen Bleioxyd, 49 Theilen Kieselerde, 7 Theilen Thonerde und 13 Theilen verflüchtigter Substanz, wahrscheinlich Borar oder Natron, ist von 3,500—3,768 Schwere.

Chinesischer Speckstein, s. v. a. Agalmatholit.

Chinesische Schrift, s. Chinesische Sprache und Literatur.

Chinesisches Meer, die große Wasserfläche, welche sich im Osten und Süden China's vom japanischen Inselreich bis in die Gewässer zwischen Anam und Borneo erstreckt und mittelst ihrer drei Haupttheile, des japanischen, des gelben Meeres und des chinesischen Meerbusens, drei tiefe Einschnitte in die Ostküste Asiens macht, in engerem Begriff die Meerfläche zwischen Anam, dem eigentlichen China, Formosa, den Philippinen und den Suluinseln.

Chinesisches Porzellan, s. Porzellan.

Chinesische Sprache und Literatur. Die chinesische Sprache ist eine durch und durch ursprüngliche und den Chinesen eigenthümliche; sie allein wäre hinreichend, das Alterthum des Volks, welches sie spricht, zu beweisen, auch wenn alle andern Spuren fehlten. Die Chinesen haben keine Buchstabenschrift, sondern gewisse Charaktere für die einzelnen Wörter u. Begriffe. Alle diese Charaktere sind durch die Verbindung einer gewissen Anzahl von Zeichen gebildet, die, auf tausendfache Weise gruppirt, gebrochen und durcheinander geschlungen, ursprünglich die Zahl 200 nicht überstiegen. Diese ursprünglichen Bilder enthalten gleichsam das genaue Verzeichniß der Kenntnisse und Begriffe Derjenigen, welche sie entwarfen; daß die Zahl derselben sehr beschränkt war, beweist die geringe Anzahl der Zeichen, so wie sie auf ein hohes Alterthum hindeutet, wo die Civilisation noch nicht weit vorgeschritten war. Die Ueberlieferung legt dem Fo-hi die Erfindung des Systems bei, nach dem der geschriebene Charakter gebildet ist, der seit mehr als zwei Jahrtausenden keine wesentliche Aenderung erlitten, noch aus irgend einer jetzt geordneten Sprache ein Zeichen oder eine Sylbe entlehnt hat. Jede neue Sache, die der Chinese kennen lernt, erhält einen neuen Namen; selbst die Eigennamen der Länder, Völker und Personen werden verändert: so heißt Europa Sih-jang, das westliche Land, Japan Tungjang, das östliche Land, die Engländer Hungmau oder Rothköpfe. Die ältesten chinesischen Charaktere haben in der neuern Schrift eine gefälligere, einfachere Form angenommen, und die Art, wie man die ursprünglich einfachen Begriffe und Zeichen durch Zusammensetzung vervielfältigte, zeugt von ungemeinem Scharfsinn. Man vereinigte nämlich zwei oder mehre einfache Bilder, um einen gewissen Begriff auszudrücken; z. B. das Bild der Sonne, Ji, neben das des Mondes, Juai, gestellt, zusammen Mäng ausgesprochen, bedeutete helles Licht, das Bild des Menschen, Tsching, über dem von Schang, Berg, zusammen Sian gesprochen, einen Eremiten. Aus der Zusammensetzung der Charaktere Frau, Hand und Besen entstand der Begriff Hausfrau. Den Charakter, der die Mitte einer Sache anzeigt, verband man mit dem des Herzens und bezeichnete damit einen sehr theuern Freund; eine Fertigkeit im Reden drückte man durch Mund und Gold aus. Bei andern Begriffen läßt sich freilich die Ursache der Zusammensetzung durchaus nicht nachweisen, wie beim Charakter Ping (Rang oder Ordnung), den man durch den Charakter Mund, dreimal wiederholt, ausdrückt. Das wachsende Bedürfniß nöthigt auch täglich zu neuen Zusammensetzungen, bei denen mehr auf Bequemlichkeit, als auf Deutlichkeit gesehen wird. Eine andere Art der Zusammensetzung ist die, die Eigenschaft eines Gegenstandes auszudrücken, z. B. durch die Zeichen oben, unten, od. die Zahlzeichen; ein Quadrat z. B., der Charakter für den Mund, von einer senkrechten Linie durchschnitten, bedeutet mitten. Man hat dies die figürliche Zusammensetzung genannt. Man drückt auch durch die umgekehrte oder gewendete Figur einen entgegengesetzten Begriff aus; der Charakter Mensch, ein aufrechtstehendes Bild, bedeutet niedergelegt Leichnam. Metaphorische Charaktere hat man genannt, wenn das Zeichen des Herzens auch Geist, Verstand 2c., oder das des Hauses auch Mann bedeutet. Durch die Zusammensetzung der Hauptbegriffe erhält man in dieser Art auch die Bedeutung entsprechender Handlungen; z. B. dreimal das Bild des Menschen hinter einander gesetzt, heißt folgen. Die syllabischen Charaktere machen fast die Hälfte der Schriftsprache aus und sind solche, wo der eine Theil des Charakters den Sinn bestimmt und die Gattung firirt, der andere mit Verlust seiner Bedeutung den Laut anzeigt und die Species charakterisirt; so ist z. B. die Cypresse, Pe, aus Mu, Baum, und Pe, weiß, zusammengesetzt, welches letztere nur dazu dient, um den Laut anzuzeigen. Der größte Theil der Namen der Bäume, Pflanzen, Fische, Vögel 2c., die sonst schwierig darzustellen gewesen wären, ist auf solche Weise gebildet. Hieher gehört auch die Art, wie man fremde Namen schreibt; so wird Jesus durch zwei Charaktere, Je und Su ausgedrückt, wobei auf den Sinn und die Bedeutung derselben durchaus keine Rücksicht genommen wird. Die Anzahl der Charaktere, die durch solche Zusammensetzungen entstanden sind, wird auf 40,000 angegeben; doch ist davon nur etwa

der zehnte Theil in häufigem Gebrauch. Die sämmtlichen Werke des Con-fu-tse und seiner Schüler enthalten noch nicht 2500 verschiedene Charaktere, deren Kenntniß zur Verständigung der ganzen chinesischen Literatur so ziemlich genügt. Die Charaktere haben wohl einen Namen, aber keinen Ton; das Auge versteht sie, ohne daß es eine Kenntniß der mündlichen Sprache bedarf, die daher völlig von der Schriftsprache getrennt ist. Die verschiedenen Werkzeuge, deren man sich in verschiedenen Epochen zum Zeichnen der Charaktere bediente, haben eine Veränderung in der Gestalt der Züge bewirkt, wodurch verschiedene Schrift- und Schreibarten entstanden sind. Man kann jeden Charakter in der einen oder andern ausdrücken. Die älteste, die von Fo-kih erfunden seyn soll, heißt Ko-teu u. ist jetzt ungebräuchlich; die Tschun-Schrift war von der Zeit des Con-fu-tse bis zur Dynastie Han, im 2. Jahrhundert v. Chr., im Gebrauch und wird nur noch zu Inschriften, Münzen, Siegeln ꝛc. angewendet. Die Li-Schrift wurde im 2. Jahrhundert v. Chr. erfunden, um die vorige zu ersetzen. Die Tschao-Schrift stammt aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. und ist noch jetzt in häufigem Gebrauch. Die jetzt gewöhnliche heißt Kiai und weicht wenig von der Li ab, nur daß sie sich freier und leichter gestaltet. Man schreibt in vertikalen Kolonnen von der Rechten zur Linken, doch sind auch horizontale Reihen in gleicher Richtung geschrieben nicht ungewöhnlich. Das Werkzeug zum Schreiben oder vielmehr zum Malen der Charaktere ist der Pinsel. Diejenigen Charaktere, die man mit allen Zügen, aus denen sie bestehen, zeichnet, heißen Tsching oder genaue. Abweichungen von der angenommenen Orthographie kommen jedoch häufig vor u. sind sogar im Druck erlaubt; der Abbreviaturen bedient man sich seltener. Die 214 Wurzelcharaktere, aus denen die Schriftsprache besteht, sind die Schlüssel aller ihrer Zusammensetzungen, nach welchen man die lexikographischen Werke geordnet hat, um das Nachschlagen zu erleichtern. Man verfuhr dabei auf folgende Weise: Da die Grundcharaktere nicht gleich viel Züge, sondern von einem bis zu 17 Zügen enthalten, so theilte man erstere in eben so viel Ordnungen. Jede dieser Ordnungen zerfällt in so viel Abtheilungen (Puh), als für die einzelnen Ordnungen Schlüssel vorhanden sind; diese zerfallen wieder in Unterabtheilungen, deren Zahl sich nach der Zahl der zu dem Schlüssel hinzugefügten Züge, welche die Zusammensetzung bilden, richtet. Dennoch bietet das Aufschlagen noch seine Schwierigkeiten dar, denn die Schlüssel wechseln oft in der Zusammensetzung und nehmen eine ganz andere Gestalt an; auch ist nicht immer der Theil des Charakters, welcher am meisten in die Augen springt oder auf den Begriff am meisten Einfluß hat, auch der Schlüssel. Man hat deshalb Tabellen entworfen, auf welchen die 214 Schlüssel in ihren verschiedenen Gestaltungen und Stellungen angegeben sind und die zum Leitfaden des Wörterbuchs dienen.

Die wirklich gesprochene Sprache, welche in die der Mandarinen u. die des gemeinen Lebens zerfällt, ist vollkommen unabhängig von der Schriftsprache; man kann eine ohne die andere verstehen. Für jeden geschriebenen Charakter hat die mündliche Sprache ein Wort, das dieselbe Bedeutung hat. Die Zahl der Wurzelwörter ist jedoch ebenfalls sehr gering, sie übersteigt nicht 450. Viele derselben werden jedoch mit verschiedenen Betonungen gesprochen und verändern dem gemäß ihre Bedeutung, so daß die Zahl der einzelnen Worte auf 1203 steigt. Da aber die geschriebene Sprache 80.000 Charaktere hat, so müssen durchschnittlich 60 Charaktere, die eben so viele Bedeutungen haben, mit demselben Namen benannt werden. Die Chinesen wissen im Sprechen die meisten dieser gleichlautenden Worte durch feine Nuancen zu unterscheiden; wo dies nicht möglich ist, setzt man entweder eine zweite Sylbe hinzu, deren Sinn Beziehung auf die erstere hat, z. B. dem Wort Fu, das Vater, aber auch noch vieles Andere bedeutet, tschin, womit man Verwandtschaft ausdrückt, oder man malt den Charakter, den man ausdrücken will, mit dem Finger in die Luft, wodurch der Sinn auf einmal verständlich wird. Die Wörter sind sämmtlich einsylbig und beginnen mit einem artikulirten Laute, an den sich Vokale oder reine oder nasale Diphthonge anschließen. Solcher Anfangslaute zählen die Chinesen 36, die sich für uns auf 26, der Endtöne 123, die sich für uns auf 45 reduciren. Diese Anfangslaute sind: f j (franz.), ch (wie im Englischen child), l, m, n (das ñ der Spanier), s (ein zischendes ss), h (guttural vor a, e, o ow, zischend vor i), k (wie g in garçon), kh (ein starkes k), t (fast wie d), th (starkes t), dsch (sanft), tsch (hart), ts (sanft, zischend vor e oder eu), ths (hart), w (im Süden wie v, im Norden wie u), p (weich, fast b), y (das deutsche j), ng (dem arabischen ain analog), eul oder örl (ein für sich bestehender Kehllaut). Die Endlaute sind: a, e, eu, i, an, en, in, ang, eng, ing, o, ou, u, un, oung, aï, ao, eï, eou oder eu, ia, iaï, iao, ie, ieï, ieu, iu, ian, iang, ien, iun, iung, oa, oaï, oe, oeï, oan, oen, oang, oua, oue, ouei, ouan, ouen, ouang, oueng. A, i, o, ou, oung machen auch für sich bestehende Wörter aus. Die Vereinigung dieser Laute bildet den ganzen Sprachschatz der Chinesen.

Die Grammatik ist sehr einfach. Eine Formenlehre gibt es nicht, die Flexion geschieht durch vorgesetzte oder angehängte Partikeln. Die Beziehungen der Nomina, die Verhältnisse von Zeit und Ort, die verschiedenen Formen der Aussage ergeben sich allein aus der Konstruktion der Worte. Viele Wörter können bald Substantiva, bald Adjektiva, Verba oder Partikeln seyn. Der ältere Sprachstyl, Ku-wen genannt, läßt die Partikeln meist aus, oft sogar Subjekt oder Prädikat, wodurch er sententiös, kurz und nicht selten unbestimmt wird; in ihm sind die klassischen Bücher geschrieben. Der neuere Styl, Kuan-hoa, die sogenannte Mandarinensprache, schmiegt sich dem Bedürfniß des Lebens genau an und gebraucht daher eine Menge Wendungen, die dem älteren Style ganz fremd sind. Zwischen beiden liegt der Wen-tschang (der literarische Styl), der in den beiden andern enthalten ist. Die Stellung im Satze entscheidet, ob ein Wort Substantivum, Adjektivum od. Verbum ist. Das Geschlecht des Substantivs wird meist nicht be-

zeichnet; ist es nothwendig, so wird fu, Vater, mu, Mutter, dschin, Mann, niu, Weib, hinzugesetzt. Auch Singular u. Plural wird gewöhnlich nicht unterschieden; muß es geschehen, so setzt man bestimmte oder unbestimmte Zahlwörter, z. B. to, viele, tschu, alle, ꝛc. hinzu. Das Subjekt steht in der Regel im Satze voran, und das Objekt folgt nach dem Verbum. Das Adjektiv wird theils durch Substantive vertreten, theils durch Verba mit Hinzufügung von tsche, welcher, gebildet. Die neue Sprache bildet es aus dem Substantiv mit Hinzufügung der Partikel ti, die das Genitivverhältniß bezeichnet; mehre Wörter haben an und für sich Adjektivbedeutung. Die Zahlwörter werden fast sämmtlich mit 13 Figuren geschrieben; für die ersten 10 gibt es jedoch zwei verschiedene Formen, von denen die eine alt u. sehr einfach (一 二 三 ꝛc.), die zweite mit Fleiß zusammengesetzter ist, um Irrungen und Betrug zu vermeiden. Sie heißen i 1, nul oder ngi 2, san 3, ße 4, u 5, lu 6, thsi 7, pa 8, kieu 9, dschi 10, tpe 100, thsian 1000, wan 10,000; dazu kommen: t-schi-wan 100,000, tschao 1,000,000, yu Billion ꝛc. Die verschiedenen Bildungen werden durch Partikeln bewerkstelligt. Die chinesische Artigkeit motivirt den Gebrauch des Pronomen. Man vermeidet so viel als möglich das Pronomen der ersten Person und nennt dafür seinen Kindernamen oder ein anderes Eigenschaftswort, das sich nach dem Grad der Person richtet, mit welcher man spricht. Die Possessiva werden ebenfalls durch Partikeln gebildet. Die Verba sind entweder stets Verba, oder sie richten sich nach der Stellung im Satze und sind bald Nomina, Adjektiva oder selbst Partikeln. Das chinesische Verbum hat nur drei Tempora: Präsens, Präteritum und Futurum, gleichfalls durch Partikeln bezeichnet. Das Verbum steht im Satze nach dem Subjekt und seinen Ergänzungen. Die Partikeln selbst, namentlich die Präpositionen, sind von großer Bedeutung, indem mit ihrer Hülfe die Verhältnisse der einzelnen Worte zu einander bestimmt werden. Die Biegsamkeit, die der griechischen und lateinischen Sprache einen so großen Reiz und so viele Mannigfaltigkeit gibt und sich auch in neuern Sprachen wiederfindet, geht der chinesischen ab; wie das ganze Volk, ist auch seine Sprache auf einem gewissen Grad der Kindheit stehen geblieben. Die Dialekte sind sehr zahlreich, indem es kaum zwei Provinzen gibt, welche dieselbe mündliche Sprache haben (die Schriftsprache ist allgemein angenommen); sie sind so verschieden, daß der Ton, welcher in Peking die Zahl 1 bezeichnet, in Kanton 2 ausdrückt. Die bekanntesten Dialekte sind die von Tschang-tschen, einer Stadt in Fo-kien, und von Kanton. Für die feinste und richtigste Aussprache des Chinesischen hält man die zu Nanking übliche, die unter dem Namen der Mandarinensprache von allen Gebildeten des ganzen chinesischen Reichs gleichmäßig gesprochen und verstanden wird. Von chinesischen Grammatiken sind zu erwähnen: Prémare's „Notitia linguae Sinicae“ (Malakka 1831), wovon Abel Rémusat in den „Elements de la grammaire chinoise“ (Paris 1822) einen trefflichen Auszug geliefert hat; ferner Marshmans „Clavis Sinica“ (Seramp. 1814), Gonçalves „Arte China“ (Mac. 1829), Medhursts „Chinese grammar“ (Batav. 1842), Endlichers „Anfangsgründe der chinesischen Grammatik“ (Wien 1845), u. für die gewöhnliche Umgangssprache Morrisons „Chinese grammar“ (Serampore 1814); von Wörterbüchern: des Missionärs Basilius de Glemona „Dictionnaire de la langue chinoise“, herausgegeben von de Guignes dem Jüngern (Paris 1813) nebst Klaproths „Supplément“ (das. 1819), Morrisons „Dictionary“ (6 Bde., Macao 1815—22), Gonçalves' „Diccionario chino-portuguez“ (2 Bde., das. 1833), Desselben „Diccionario portuguez-china“ (das. 1831) und Medhursts „Chinese and english dictionary“ (2 Bde., Batavia 1842). Noch ist zu erwähnen Morrisons „Vocabulary of the Canton dialect“ (2 Bde., Macao 1828), Bridgmans „Chinese chrestomathy in the Canton dialect“ (2 Bde., das. 1839), Medhursts „Dictionary of the Hokeen dialect of the chinese language“ (das. 1832).

Die chinesische Literatur ist unstreitig die umfangreichste des Orients; der gedruckte Katalog der kaiserlichen Bibliothek umfaßt 122 Bände, und eine Auswahl klassischer Schriftsteller mit Kommentaren und Scholien, die auf Befehl des Kaisers Kien-lung veranstaltet wurde, war auf nicht weniger als 180,000 Bände berechnet, von denen bis 1818 78,731 Bände wirklich erschienen. Ein großer Theil der alten chinesischen, namentlich der historischen Literatur wurde durch den Kaiser Schi-hoang-ti (s. China) vernichtet, mit Ausnahme der Schriften, die über Heilkunde und Ackerbau handelten; andere, wie die Schriften des Con-fu-tse, wurden nur durch Zufall gerettet. Als Beförderer der Literatur werden besonders genannt und gerühmt die Kaiser Wan-ti, Siuan-ti, Yuan-ti, Wen-ti, Wu-ti, Tat-tsung u. A. Die Nachfolger jenes gewaltthätigen Schi-hoang-ti zogen die versteckten Werke wieder ans Licht, andere wurden aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, und so entstanden die klassischen Bücher, deren Abfassung vor das 3. Jahrhundert v. Chr. fällt. Die erste Stelle in der chinesischen Literaturgeschichte nehmen die fünf klassischen (kanonischen) Bücher ein, welche unter dem Namen der „King“ bekannt sind. Sie enthalten die Poesie, Geschichte, Moral und Politik aus der ältesten Zeit des Volks. Con-fu-tse trug sie im 6. Jahrhundert v. Chr. aus verschiedenen Quellen zusammen, und in dieser Gestalt sind sie uns ziemlich treu und vollständig überliefert worden. Die einzelnen Kings sind: Das „Y-king“ oder Buch der Verwandlungen, ein seltsames, räthselhaftes Buch und wahrscheinlich das älteste, enthält die 8 mal 8 Figuren, die symbolisch die Elemente ꝛc. bezeichnen sollen, und wird dem Fo-hi zugeschrieben. Selbst den älteren Kommentatoren war die Bedeutung der Figuren der Kua räthselhaft, und Con-fu-tse erklärte, daß er mit allen gegebenen Erläuterungen unzufrieden sey. Leibnitz glaubte in der Kua ein System binarischer Arithmetik zu erkennen, durch welches alle Operationen und Resultate der Zahlen mit Hülfe zweier Ziffern, der Null und der Eins, bewerkstelligt werden

könnten. Der Jesuit Bouvet faßte diesen Gedanken auf und verkündigte mit großer Freude, daß das Räthsel des Fo-kih gelöst sey. Schumacher wollte sogar eine hieroglyphische Geschichte des chinesischen Reichs darin finden. Viel bedeutender ist das „Schu-king" oder das Buch, das von alten Zeiten redet, eine Sammlung von Urkunden der vier ersten Dynastien, die zugleich schätzbare allgemeine Maximen und Regierungslehren enthält. Das „Schi-king" oder Buch der Lieder ist eine Sammlung von Gesängen, Hymnen und Volksliedern, theilweise voll Anmuth, Erhabenheit und tiefen Gefühls; es enthält 300 Gedichte, von Con-fu-tse aus der Menge alter Lieder ausgewählt. „Tschun-tschieu", Frühling und Herbst, enthält eine Geschichte des zum chinesischen Reiche gehörigen Königreichs Lu und ist von Con-fu-tse selbst verfaßt. Das „Li-king" (Li-ki), das Buch der Ceremonien, ist eine Sammlung aller Gesetze und Vorschriften, Sitten und Gebräuche der alten Chinesen. Die meisten dieser Kings sind durch Uebersetzungen bekannt, namentlich ward das Schi-king von Fr. Rückert (Altona 1833) in das Deutsche übertragen. Ein sechstes Buch, „Yo-king", welches von der Musik gehandelt haben soll, ist verloren gegangen. Diesen kanonischen oder heiligen Büchern zunächst stehen die „Sse-schu" oder die „vier Bücher", von Con-fu-tse und seinen Schülern verfaßt und die Grundlage der Lehren und Meinungen dieses großen Moralphilosophen und seiner Schule enthaltend. Sie sind: „Ta-hio", die große Lehre, oder die Kunst, die Völker weise zu regieren; „Tschung-yung", die unveränderliche Mitte, von Con-fu-tse's Enkel, Tschu-tse, verfaßt, empfiehlt Sittlichkeit, Weisheit, Wissenschaft und Tugend als die Grundbasen aller Vollkommenheit; „Lün-yü", Gespräche, enthält die Unterredungen Con-fu-tse's mit seinen Schülern, moralische Sprüche rc., soll nach Con-fu-tse's Tode von zwei seiner Schüler herausgegeben worden seyn; „Meng-tse", enthält die Unterredung dieses Weisen mit einem Fürsten Liang-wang über die beste Art zu regieren. Diese vier Werke, gewöhnlich die Schriften des Confucius genannt, sind oft übersetzt worden: lateinisch von Intorcetta (1687) und Noel (1711), englisch von Marshman (1809) und Collie (1828), deutsch von Schott (1828) und französisch von Pauthier (1841). In gleichem Range stehen noch: das „Hiao-king" oder Buch vom kindlichen Gehorsam, eine Unterredung des Con-fu-tse mit seinen Schülern über diesen Gegenstand u. das „Siao-hio", kleine Lehre, von Tschu-schi, Abhandlungen über Erziehung und Schulunterricht, beide von Noel übersetzt. Diese Werke sind die Grundlage aller neuern chinesischen Wissenschaft und gelten als heilig, unübertrefflich, unwiderleglich. Alle spätern Werke, welche sich auf Religion, Philosophie und Moral beziehen, sind theils Scholien, Kommentare, Paraphrasen rc. der klassischen Bücher, von den Schülern und Anhängern Con-fu-tse's, unter denen sich der obengenannte Tschu-schi, Lokieu-yuan, Kuan-tse und Siun-tse (im 3. Jahrhundert v. Chr.), Hoang-tung-fa (im 10. Jahrhundert) auszeichneten, theils Philosopheme von dem Gründer der zweiten großen philosophischen Schule, Lao-tse und seinen Schülern, unter denen Tschuang-tse (im 4. Jahrhundert v. Chr.) der berühmteste ist, theils endlich buddhaistische Schriften. Letztere Literatur ist vorzüglich reich, aber meist aus dem Sanskrit übertragen. Auch sie ist in „Kings" getheilt, z. B. das „Kin-kuang-king" oder das Goldglanzbuch, Buddha's letzte Belehrung an seine Schüler über sich, über Buße, Pflicht rc. enthaltend. Das Eindringen des Christenthums rief ebenfalls mehre Schriften hervor, worunter z. B. das „Sching-yu kuang-hiun" oder Anweisung zur Verbreitung der heil. Lehre, vom Kaiser Yung-tsching, in welchem vor Abfall zum Christenthum gewarnt wird (russisch von Leontiew, Petersburg 1778, englisch von Milne, London 1817). Lün-te-tschao schrieb „Sing-li-tschin-siuan" oder wahrhafte Erklärung der Naturgesetze, in welchem Buche er zur Rückkehr zur alten Lehre mahnt. Ueber die Mythologie gibt es ein Buch der Berge und Meere, die Geschichte der Götter und Geister rc.

Die Literatur der Geschichte ist besonders reich und auch für den Europäer werthvoll. Außer den in den 5 Büchern enthaltenen sagenhaften Geschichten der alten Zeit hatten die Chinesen schon im grauen Alterthume Sammlungen von politischen Begebenheiten u. der von den Kaisern gehaltenen Staatsreden. Con-fu-tse legte einen Auszug derselben im „Schu-king" nieder. Aus den von dem großen Bücherbrande geretteten Ueberresten, sowie aus vorhandenen Traditionen war es möglich, die Reichsgeschichte von Neuem herzustellen. Dies that Sse-ma-tsian, den man den Herodot China's genannt hat. Von ihm an bis zu der jetzigen Dynastie ist eine neue ununterbrochene Folge der Reichsannalen vorhanden, deren Materialien von den Zeitgenossen gesammelt wurden, deren Abfassung aber aus späteren Zeiten stammt, so daß sie zugleich genau und unparteiisch sind. Diese Sammlung, „Nian-örlhe", d. i. die 22 Geschichtswerke, auch „Nian-se-ße", d. i. die 24 Geschichtswerke, genannt, von 2637 v. Chr. — 1644 n. Chr. reichend, besteht aus 416 Heften, in 61 Pappumschläge vertheilt. Aus dieser großen Sammlung machte Sse-ma-kuang auf kaiserlichen Befehl einen Auszug, der 1084 vollendet und vom Kaiser „Tung-kian", d. i. allumfassender Spiegel, genannt wurde. Sse-ma-kuang gehörte wahrscheinlich zu der Familie, die von Geschlecht zu Geschlecht den Beruf zu haben scheint, die Geschichte ihres Landes zu schreiben. Er vereinigte mit dem Amte eines Reichsgeschichtschreibers das eines Censors. Die Geschichte, die er schrieb, umfaßt einen Zeitraum von 1362 Jahren, wo die Thatsachen, chronologisch geordnet, nach dem chinesischen Ausdruck ein ungeheures Gewebe bilden, „dessen Zettel der Ordnung der Zeiten folgt und dessen Einschlag sich über das ganze Land ausdehnt", was nach Rémusats Erklärung eine Chronik bedeutet, wo alle Thatsachen in einer Reihe nach einander erzählt und nicht, wie bei Sse-ma-tsian, in verschiedene Abtheilungen, nach der Geschichte, den Künsten, Institutionen rc. getheilt werden. Der bekannte Philosoph Tschu-

hi verfaßte zu Sse-ma-kuangs Werk summarische Uebersichten, die er „Kang-mu", Netz, nannte u. beide, unter dem Titel „Thung-kian-kang-mu" vereinigt, wurden kommentirt und fortgesetzt. Mailla übersetzte das Werk ins Französische (12 Bände, 1777—1783). Anders behandelte Yuan-ki-tschung, ein Zeitgenosse Tschu-hi's, die Geschichte, indem er in seinem „Thung-kian-ki-ße" nicht einzelne Ereignisse chronologisch, sondern ganze Partien der Geschichte zusammenhängend erzählte. Auf gleiche Weise verfuhr Ko-ying-thai (1658) in seinem „Ming-tschao-ki-ße" mit der Geschichte der Dynastie Ming. Unter den Specialgeschichten sind zu nennen: Lo-yeu's Geschichte der südlichen Thang (aus dem 11. Jahrhundert), Ngeu-yang-sieu's „Wu-tai-ße", Geschichte der 5 Dynastien. Tso-tsieu-ming gab eine Geschichte der kleineren Vasallenreiche, die seit 722 v. Chr. mächtig wurden. Schao-yuan-ping schrieb unter dem Titel „Su-hung-kian-lu" eine Geschichte der Mongolen. Eine Dame Pan-hui-pan, die Schwester des Historikers Pan-ku, verfaßte mit diesem eine Geschichte der Dynastie Han von 206 v. Chr. — 24 n. Chr. Unter den Sammlungen von Biographien rc. nennen wir das „Wan-sing-thung-pu" und das „Sio-thung". Chronologische Tabellen sind das „Wan-nian-schu" oder Buch der 10,000 Jahre, das „Li-ti-wang-nian-piao" rc. Unter die statistischen Schriften gehören das „Tai-tsing-hoei-tian", das große Staatshandbuch, von dem 1774 ein Auszug erschien, der 5 Bände füllt, und die pekinger Hofzeitung „King-pao". Die Geographie und Ethnographie ist nicht weit gediehen, namentlich in Bezug auf das Ausland. Das „Schan-hai-king" (Buch der Berge und Meere) enthält eine Menge fabelhafter Nachrichten aus der Kosmographie. Ueber die einheimische Geographie gibt es sehr umfängliche Werke, so namentlich der „Kuang-yu-thu-ki" von Lu-ing-yang in 22 Büchern, der „Thai-thing-i-thung-tschi", unter Kaiser Kien-lung verfaßt, in 116 Heften mit 496 Specialkarten; das „Si-yu-wen-kian-lo" von dem Kriegsmandarin Tschün-yuan (russisch von Bitschurin, Petersburg 1829). Eines der besten geographischen Werke ist das „Hoan-yü-ki", Beschreibung der ganzen Erde, von Lo-ße-teng; es erschien zuerst 976—984 und wurde 1803 zum dritten Male herausgegeben. Das „Fo-kue-ki" erzählt die Reise einiger chinesischer Priester, 399—411 v. Chr. (französisch von Rémusat 1833). Das umfangreichste Denkmal der Gesetzgebung ist das „Ta-tsing-leu-li", von Staunton im Auszug ins Englische übersetzt. Die Literärgeschichte ist ebenfalls nicht arm an Werken: „Ye-hoe-pian", von Tschin-te-fu, 1606, eine Sammlung von Merkwürdigkeiten aus allen Gebieten des Wissens; „Han-wei-tsung-schu", eine Sammlung älterer Werke in 60 Bänden: „Tschi-pu-tsu-tsung-schu", Büchersammlung des unerschöpflichen Wissens; „Tsu-hio-ki", Encyklopädie für Studirende; „Wan-pao-tsiun-schu", d. i. das Buch der 10,000 kostbaren Dinge, von Tian-tschang-yu 1758 herausgegeben. Die Krone von allen aber ist das „Wen-hian-thung-kao", gründliche Nachforschungen über die alten Denkmäler, von Ma-tuan-lin, der im 13. Jahrhundert im Anfang der Mongolendynastie lebte. Es ist 100 Bände stark und umfaßt in 24 Abtheilungen und 348 Büchern das Wissenswertheste und Vorzüglichste aus allen Fächern der Literatur. Die 24 Abtheilungen sind: Ueber die Eintheilung und Produkte des Landes unter den verschiedenen Dynastien, Münzen, Bevölkerung und deren Wechsel, Verwaltung, Zölle, Abgaben, Monopole, Handel, Grundsteuer, Staatsabgaben, Beförderungen und Beamtenrang, Schulwesen und Prüfungen, Geschäfte der Beamten, Opfer, Tempel der Vorfahren, Hofceremoniel, Musik, Krieg, Strafen, Literärgeschichte, von den Dynastien und den einzelnen Kaisern, die tributbaren Provinzen, von den Himmelskörpern und Erscheinungen an ihnen, Wunder und Zeichen, Geographie China's, Geographie des Auslandes. Alle diese Gegenstände sind mit einer seltenen Tiefe und einer umfassenden Gelehrsamkeit behandelt. Dies Werk ist, nach Rémusats Zeugniß, allein so viel werth als eine ganze Bibliothek, und wenn die chinesische Literatur auch nur dies einzige Werk aufzuweisen hätte, so würde es der Mühe verlohnen, chinesisch zu lernen und dasselbe zu lesen. Einen Auszug daraus machte Yan-ße-ngan in Einem Band, der von dessen Enkel 1764 herausgegeben wurde.

Reich ist die chinesische Literatur auch an naturhistorischen Werken. Berühmt ist das „Pen-tsao-kang-mu", allgemeine Uebersicht der Naturgeschichte von Li-schi-tschin, nach dessen Tode 1596 von einem seiner Söhne herausgegeben und von einem andern mit Abbildungen versehen. Ebenfalls bemerkenswerth sind: das „Ta-kuon-pen-tsao", Naturgeschichte der Jahre Ta-kuon, d. i. 1107—1110, von Than-schin-wei; das „Pen-tsao-kang-mu" von dem Arzte Wan-schin-ngan, das „Lui-kung-yo sing-pao-tschi" vom Arzte Lui-hiao (im 5. Jahrhundert), alle mit besonderer Rücksicht auf die Medicin abgefaßt. Besondere medicinische Bücher sind noch: das „Me-kine" vom Arzte Wang-schu-scho im 4. Jahrhundert, das die Kunst behandelt, aus dem Pulsschlage des Menschen die Krankheit zu bestimmen; das „Tschang-schi-y-tung", die ganze Heilkunde von Tschang-schi, von Tschang-lu-yü, 1705 von dessen Sohn herausgegeben, handelt von den Ursachen und Arten der Krankheiten und enthält einen Anhang von Recepten; „Kin-nang-yi-lo-tsa-tsching", buntseidener Sack mit tiefsinniger Belehrung über die verschiedensten Krankheiten, von dem berühmten Arzte Fung-tse-tschan (1694), eine Art medicinischer Encyklopädie. Die eigentlich klassischen Werke über die Heilkunde sind: das „Nui-king" vom Kaiser Hoang-ti, über die Anwendung der Philosophie auf Medicin; „Ling-tschu", Axe der Vernunft, von demselben; „Kia-i-king", eine Erklärung des „Nui-king", von Hoang-fu-mi; „Yü-tsuan-i-tsung-kia-kian", goldner Spiegel der Arzneikunst; „Wan-ping-tsui-tschün", der zurückkehrende Frühling aller Krankheiten; das „Nan-king", von den Schwierigkeiten, von Pian-tsio; das „Tschung-tsan-king", über das innere Leben, von einem Hoan. Die

große Sammlung „I-thung-tsching-me", Hauptadern des Reichs der Medicin, von dem berühmten Arzt Wang-theng-kang enthielt diese u. noch viele andere derartige Schriften. Man hat sogar ein medicinisches Lehrgedicht, „Thang-theu-ko", von den Speisen und Mixturen für Kranke, von Wan-ngan (1694). Astronomische Werke sind: „Pao-king-thu", kostbarer Spiegel mit Bildern; „Schan-yu", Anweisung zum Loosen; „Tschang-schu", Buch von geheimnißvollen Dingen, ꝛc. Ueber einzelne Künste u. Gewerbe gibt es verschiedene Schriften, z. B. „Hoa-tschuan", Malerschule; „Pi-tschin-thu", bildliche Darstellung des Acker- und Seidenbaues ꝛc.

In der Philologie sind besonders die Wörterbücher bemerkenswerth. Die vorzüglichsten sind: der „Tse-wei", von Mei-ying-seng (1615); der „Tsching-tse-tsung" von Tschang-örl-kung, ein Werk voll Gelehrsamkeit. Als höchste Autorität in Beziehung auf Form, Aussprache und Bedeutung der Charaktere gilt das „Kang-hi-tse-thian", das kaiserliche Wörterbuch, auf Befehl des Kaisers Kang-hi von 32 Gelehrten 1710—1716 verfaßt und vom Kaiser selbst mit einer Vorrede versehen; alle öffentlichen Schriften müssen genau nach der Schreibart dieses Wörterbuchs abgefaßt seyn. Das „Schue-wen" erklärt die alten Charaktere von Hiu-schin, 121 n. Chr. Specialwörterbücher über die 5 King, über poetische Ausdrücke und Metaphern gibt es mehre. Das „Pei-wen-yun-fu", 186 starke Oktavbände, u. das „Phing-tse-lui-ping", 220 Bände, enthält Phrasen, die aus 2 oder mehren Charakteren zusammengesetzt sind. Bändereiche Encyklopädien und Sammelwerke hat die chinesische Literatur viele aufzuweisen. Das umfänglichste Werk dieser Art ist das „Ku-kin-thu-schu", auf Befehl des Kaisers Kang-hi herausgegeben; es enthält 32 Abtheilungen und 10,000 Kapitel in 6109 Bänden. Ziemlich vollständig ist auch das „Ku-kin-sse-wen-lui-tsiu" von Tschu-ho-fu (1246). Das „Tse-fu-yuan-kuei", von Wang-yu-tschi und Yang-yi (1013), wurde auf Befehl des Kaisers herausgegeben. Die Jugendschriften sind meist rhythmisch abgefaßt. Wir nennen davon: das „Tsiang-tse-king", Buch der 1000 Charaktere; das „San-tse-king", Dreiwörterbuch; das „Yeu-hio-schi", Versbuch der Kinder; „Kuei-men-pi-to", nothwendige Lektüre für Jungfrauen, „Niu-örl-king", Kanon für junge Mädchen.

Was die schöne Literatur betrifft, so hat wohl kein Volk des Orients mehr Dichtwerke aufzuweisen, und gleichwohl ist keines mit weniger dichterischem Geist begabt, als das chinesische. Altklug und förmlich, entbehrt es die Frische des Geistes, welche die poetische Schöpfung erfordert. Trotzdem sucht man in China einen gewissen Stolz darin, Verse zu machen: Verse machen ist die tägliche Beschäftigung und die Belustigung jedes gebildeten Menschen; man macht in Gesellschaft Verse, wie man raucht, trinkt, spielt. Doch tragen sie auch den Stempel dieser ceremoniellen Steifheit; eine verdrehte, affektirte Sprache, Anspielungen, die um so mehr Beifall finden, je dunkler und versteckter sie sind, eine gesuchte Eleganz, ewig wiederkehrende Bilder, den farblosesten Erscheinungen der Natur entlehnt, sind ihre Kennzeichen. Die beschreibende Poesie herrscht überall vor, und sie ist meist eben so fad als kleinlich. Die chinesische Sprache ist dem gedrungenen Style der Sittenlehre weit angemessener, als dem poetischen Schwung. Die ältesten lyrischen Produkte sind in den 5 klassischen Büchern erhalten. Ihren höchsten Standpunkt erreicht jene blumenreiche, affektirte Poesie, von der wir oben sprachen, durch zwei Dichter des 8. Jahrhunderts, von denen der eine, Thu-fu, von Rémusat bearbeitet wurde. Namhafte Sammlungen sind: der „Tsiuan-theng-schi", eine Sammlung von mehr als 1000 Lyrikern, die unter der Dynastie Thang (618—906) blühten, darunter eben jener Thu-fu, wurde 1707 auf Befehl des Kaisers Kang-hi gedruckt, der 1707 auch die Sammlung „Yung-we-schi" veranstaltete, lyrische Poesien von Dichtern aller Zeiten enthaltend. Das „Yu-ngeu" ist eine Sammlung von Volksliedern der Bewohner der Provinz Kanton. Das „Pe-mei-schi-yung" enthält nur Gedichte von Frauen. Der Kaiser Kien-lung wurde für einen der besten Dichter neuerer Zeit gehalten. Das berühmteste seiner Gedichte ist eine Ode zum Lobe des Thee's, die man auf alle Theekannen im Reiche gemalt hat. Er schrieb auch eine lange poetische Schilderung der Stadt Muckden und ihrer Umgegend. In der alten Poesie scheint die vierzeilige Stanze, jede Zeile mit 4 Charakteren, gebräuchlich gewesen zu seyn; jetzt sind 5 und 7 Charaktere auf jeder Zeile oder Kolonne die gewöhnlichste Zahl. Der Reim ist völlig willkürlich. Die Schönheit des Ausdrucks besteht in der Wahl des Charakters; ein Charakter, der eine glückliche Verbindung von Ideen enthält, hat die höchste Schönheit erreicht. Daher ist die chinesische Poesie mehr für das Auge, als für das Ohr. Wichtiger sind die Romane, die sich in historische und bürgerliche theilen lassen. Jene behandeln Stoffe aus der chinesischen Geschichte, breit erzählt und ohne höheren Kunstwerth. Die ältesten sind theils in Prosa, theils in Versen. Als klassisch werden betrachtet die vier „Sse-ta-ki-schu" oder die vier großen Wunderbücher: „San-kue-tschi-yan-i", erweiterte Geschichte der drei Reiche; „Schui-hu-tschuan", die Erzählung von den berühmten Räubern, die unter der Dynastie Sung im 10. Jahrhundert die Seeküsten der Provinz Kiang-nan beunruhigten; „Sö-yeu-ki", eine Reisebeschreibung, reich an historischen und geographischen Einzelheiten; „King-phing-mei", das Leben des reichen, verschwenderischen Spezereihändlers Si-men-king. Nächst diesen stehen die „Schi-tsai-tse", die Werke der 10 Schöngeister: „San-kue-tschi", Geschichte der drei Reiche; „Hao-kieu-tschuan", die Erzählung von der vollkommenen Frau (franz. von Guillard d'Arcy, 1842; engl. von Percy, 1761, und Davis, 1829); „Yu-kiao-li", die beiden Cousinen (franz. v. A. Rémusat, 1826; deutsch, Stuttgart 1827); „Phing-schan-leng-yan", die Geschichte von zwei jungen Gelehrten und zwei gelehrten Mädchen; „Schui-hu-tschuan", die Geschichte der Räuber unter der Dynastie Song (ein Auszug aus dem oben genannten größern Werke); „Si-siang-ki",

die Geschichte des westlichen Hausflügels; „Phi-pha-ki", Geschichte der Guitarre (franz. von Bazin, 1841); „Hua-tsian", das Blumenblatt (in Versen, chinesisch und englisch von Thoms, 1824; deutsch von Kurz, 1836); „Phing-kuei-tschuan", Erzählung von der Besiegung der bösen Dämonen; „Pe-kuei-schi". Entbehren diese Romane auch fast alle des höhern Kunstwerths, so sind sie doch nicht ohne Bedeutung als treue Spiegelbilder der ganzen Denk- und Handlungsweise des chinesischen Volks. Poetisch bedeutender sind die kleinen Erzählungen, von denen mehre Sammlungen vorhanden sind, z. B. „Kin-ku-ki-kuen", Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten aus alter u. neuer Zeit; „Long-tu-kong-ngan", Sammlung berühmter Rechtsfälle. Uebersetzungen daraus gibt es von Davis (Chinese novels, 1816), Thoms (The affectionate pair, 1820), Cloth (The lasting ressentment of miss Keau Lwan, 1839), Pavie (Choix de contes et nouvelles, 1839), Rémusat (Contes chinois, 1827; deutsch, Leipzig 1827) u. A. C. G. v. Murr lieferte die erste deutsche Uebersetzung eines chinesischen Romans, des „Hao-Kjö-tschwen", die angenehme Geschichte des Hao-Kjö (Leipzig 1766, aus dem Englischen). Die dramatische Literatur China's weist nur dialogisirte Novellen und mit Liedern untermischte Biographien von Helden 2c. auf. Diese Dramen (Ki, d. i. Memoiren) zerfallen gewöhnlich in zwei Abtheilungen und mehr oder weniger Scenen. Bei der Aufführung ist von Dekorationen und allem dem, was auf die Täuschung der Sinne berechnet ist, nicht die Rede. Die Art, wie man sich in Betreff dieser Dinge behilft, erinnert lebhaft an das Possenspiel in Shakespeare's „Sommernachtstraum". Ein einziges Drama umfaßt oft die Begebenheiten eines ganzen Jahrhunderts oder sogar einer ganzen Dynastie. Die Diktion ist theils in Prosa, theils in Versen, welche letztere recitativartig mit Musikbegleitung vorgetragen werden. Außerdem hat jedes Drama noch eine sogenannte singende Person, welche nach bekannten Melodien Lieder vorträgt und an den Chor der griechischen Tragödie erinnert. Die bekannteste Sammlung chinesischer Dramen ist „Yuen-dschin-pe-tschong", d. i. die hundert Dramen aus der Dynastie der Mongolen (1260—1341), woraus alle bis jetzt bei uns bekannt gewordenen Dramen der Chinesen entnommen sind; diese sind: „Lao-seng-urh or an heir in his old age", von Davis (Lond. 1817). „Hang-koung-tsew, or the sorrows of Han", von Davis (das. 1829), „Hoei-lan-ki, ou l'histoire du cercle de craie", von Julien (das. 1832), „Tschao-schi-ku-eul, ou l'orphelin de la Chine", von Julien (Par. 1834), und besonders „Théâtre chinois, ou choix de pièces de théâtre composees sous les empereurs mongols", von Bazin (das. 1838), mit lehrreicher Einleitung über Entstehung, Einrichtung 2c. des chinesischen Drama's. Die reichsten Sammlungen chinesischer Bücher in Europa finden sich in Paris, London, Berlin (Verzeichniß von Klaproth, Berl. 1822, und Schott, das. 1840), München, Wien und Petersburg.

Chinesisches Wasser, natürliches, mit Branntwein vermengtes und abgeklärtes Präparat, in welchem die chinesischen Citronen (kleine unreife Citronen, in Zucker eingemacht, von der Größe einer Muskatnuß) zu uns kommen. Das nachgemachte chinesische Wasser besteht aus Branntwein, welcher über kleine grüne Citronen abgezogen und mit Zucker versüßt wird.

Chinesische Tatarei, s. v. a. Turfan.

Chinesische Dinte, s. Tusche.

Chingleput, Hauptstadt in der britisch-ostindischen Provinz Karnatik, am nordöstlichen Ufer des Palarflusses, 39 Meilen südwestlich von Madras, ehemals die Residenz eines Hindufürsten, ward 1751 von den Franzosen genommen und 1752 von den Engländern unter Kapitän Clive wieder erobert. Während der Kriege Englands mit Hyder Ali war C. eine der wenigen Städte, die seiner Macht widerstanden u. den Eingebornen Zuflucht gewährten, und 1780 nach der Niederlage des Obersten Baillie, suchte Sir Hector Munro's Armee Schutz hinter ihren Mauern. Jetzt ist die Stadt der Sitz einer englischen Civilbehörde.

Chingoma, große ostafrikanische Insel, am Ausfluß des Zambese.

Chinian, St. (Chignan), Stadt im französischen Departement Herault an der Bernasobres, mit 3200 Einwohnern, die Leder-, Tuch- u. Strumpfwaarenfabrikation betreiben.

Chinicum acidum (lat.), Chinasäure.

Chinin (lat. Chinium, Kinin, Quinin, Chinastoff), vegetabilische Pflanzenbase, wurde 1820 von Pelletier und Caventou fast gleichzeitig mit Cinchonin entdeckt, bildet einen Bestandtheil fast aller ächten Chinarinden, vorzüglich der Königschina (China regia vera seu Calisaya), und ist in diesen Rinden stets mehr oder weniger von Cinchonin begleitet und an Chinasäure, auch wohl Chinagerbsäure gebunden. Der Gehalt dieser beiden Pflanzenbasen ist für die Chinarinden charakteristisch; man hat sie bis jetzt in keiner andern aufgefunden. Ihre Menge variirt sowohl unter sich, als auch in den verschiedenen im Handel vorkommenden Chinasorten. Im Allgemeinen ist erwiesen, daß die Königschina mehr Chinin als Cinchonin enthält, während bei den grauen und braunen Chinasorten letzteres vorherrscht und bei den gelben und rothen die Mengen beider Basen mehr einander sich nähern (s. Chinarinde). Das C. als eins der geschätztesten Arzneimittel, und namentlich die schwefelsaure Verbindung, wird in großen Mengen verbraucht und daher im Großen fabrikmäßig dargestellt. Da Cinchonin der stete Begleiter desselben ist, so werden beide Stoffe gleichzeitig gewonnen. Die Reichhaltigkeit der Chinarinden an sehr verschiedenen andern Stoffen, welche die beiden Alkaloide begleiten, und besonders auch die Neigung derselben, mit jenen harzähnliche Verbindungen einzugehen, erschwert deren Darstellung sehr, vorzüglich dürfte der sich durch Luftzutritt aus der Chinagerbsäure bildende Absatz (Chinaroth) die Ursache seyn, wodurch die Reindarstellung ihre Schwierigkeiten hat. Die Darstellungsmethoden dieser beiden Basen sind sehr mannigfach, im Allgemeinen jedoch geben sie alle darauf hinaus, dieselben den Chinarinden

mit Hülfe verdünnter Säuren vollständig zu entziehen, sie von den sie begleitenden Stoffen zu befreien, und dann beide Basen selbst von einander zu scheiden. Der saure Auszug enthält außer dem ganzen Gehalt an Basen gleichzeitig Chinasäure, Chinaroth neben noch andern färbenden Bestandtheilen. Um die Basen zu trennen, versetzt man die Flüssigkeit mit einer stärkern Base im Ueberschuß, wodurch jene gefällt werden, und behandelt den Niederschlag mit Alkohol, welcher die Basen aufnimmt, die dann auf verschiedene Weise gereinigt und getrennt werden. Zum Fällen wird immer Kalk- oder Talkerde angewendet, welche mit der Chinagerbsäure und den Farbstoffen unlösliche Verbindungen eingeht, die gleichzeitig gefällt, zum Theil aber nur durch die folgende Behandlung mit Alkohol gelöst werden. Pelletier und Caventou ließen nach der ursprünglichen Methode das weingeistige Extrakt mit säurehaltigem Wasser ausziehen, später empfahl Berenton die China direkt mit verdünnten Säuren zu behandeln, was jetzt auch allgemein geschieht. Das C. hat folgende Eigenschaften. Es krystallisirt aus der Auflösung in starkem Alkohol, wenn man diese bei gewöhnlicher Temperatur verdunsten läßt, in kleinen Krystallen, deren Form von der der Cinchoninkrystalle verschieden ist. Nach Duflos bildet es kleine, warzenförmige, perlmutterglänzende Gruppen; aus der heißen, etwas ammoniakalischen Lösung wird es nach Liebig in feinen, seidenartig glänzenden, büschelförmig vereinigten Nadeln erhalten. Beim Verdunsten seiner Lösungen bleibt es als durchscheinende, harzähnliche Masse zurück, und wird es aus einer wässerigen Salzlösung mit Hülfe eines Alkali's gefällt, so erscheint es als weißer, käsiger Niederschlag, der beim Erwärmen der Flüssigkeit zusammenbäckt und nach dem Trocknen eine weiße, poröse, zerreibliche, zwischen den Fingern klebende Masse bildet. Nach Liebig enthält sowohl das krystallisirte, als das durch Alkali gefällte C. Krystallwasser; es ist ein Hydrat aus 1 Atom C. und 3 Atomen Wasser bestehend. Dieses Hydrat schmilzt bei + 120° zu einer ölartigen, farblosen Flüssigkeit, verliert dabei sein Wasser und erstarrt zu einer durchscheinenden, harzähnlichen Masse, die beim Reiben stark negativ-elektrisch wird. Im luftleeren Raum geschmolzen und beim langsamen Erkalten zieht es sich zusammen, bekommt krystallinischen Bruch und bedeckt sich auf der Oberfläche mit Krystallsternen. Nach dem Schmelzen mit Wasser in Berührung gebracht, nimmt es dasselbe wieder auf, wird weiß und undurchsichtig. Ueber seinen Schmelzpunkt vorsichtig erhitzt, verflüchtigt sich ein kleiner Theil unzersetzt; beim raschen Erhitzen wird es vollständig unter Ammoniakentwicklung zersetzt, bei Luftzutritt erhitzt verbrennt es mit Flamme. Die Chininsalze sind theils basisch, theils neutral, letztere reagiren gewöhnlich alkalisch. Sie sind ungefärbt, leicht löslich in Weingeist und Aether, zum Theil auch in Wasser und leichter als die Cinchoninsalze; die meisten sind krystallisirbar, und diese zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Perlmutter- oder Seidenglanz aus. Sie besitzen alle einen bittern Geschmack, der stärker ist, als der der Cinchoninsalze. Aus ihren wässerigen Lösungen werden sie durch einfach- und doppelt-kohlensaure Alkalien als käsige, weiße, im Ueberschuß des Fällungsmittels schwer lösliche, beim Erwärmen der Flüssigkeit zusammenbackende Niederschläge gefällt. Gerb-, Oxal- und Weinsäure und deren Salze fällen sie weiß, Platinchlorid gelb, krystallinisch; Jodtinktur schlägt sie braun, salpetersaures Silber- und Quecksilberoxyd weiß, Goldlösung gelblich nieder. Uebermangansaures Kali färben sie grün unter Bildung von mangansaurem. Dem Sonnenlichte ausgesetzt nehmen sie mit der Zeit gelbe Farbe an.

Chininga (**Chinininga**), die Wurzel eines in Peru wachsenden Strauchs, Unona (Una nunea) febrifuga *Pav.*, eine grauweiße, harte, salzige Wurzel mit grauer Rinde, geruchlos, von sehr bitterem Geschmack, wird gegen Fieber gebraucht und im Lande der besten China vorgezogen.

Chinirte Zeuche, s. Chiné.

Chinkapalonen, große Art von Pisang, auf der malabarischen Küste.

Chinlenwurzel (Radix Chynlen s. Chinlen s. Soulin), eine aus China kommende, zolllange, strohhalmdicke und dickere, etwas knotige, gewundene, außen braungelbe, borstig-schuppige, innen gelbe, geruchlose, bittere, den Speichel beim Kauen gelb färbende Wurzel, die Virey von einer Art Thalictrum ableitet. Sie wird in China als magenstärkendes Mittel sehr geschätzt, bewirkt aber, in größern Dosen genommen, leicht starkes Erbrechen.

Chino, in Amerika das Kind eines Chinesen und einer Indianerin.

Chinoc, nordamerikanischer Fluß in Oregon, mündet in den großen Ocean, nördlich vom Columbiafluß; auch Name eines zu den Schlangenindianern (s. d.) gehörigen Indianerstamms; s. Chinucks.

Chinoidin, nach Sertürner dritte (neben Chinin u. Cinchonin) in der gelben u. rothen Chinarinde enthaltene Salzbase, ist in der braunen Mutterlauge, die bei der Chininbereitung von der Krystallisation des schwefelsauren Salzes zurückbleibt, in Verbindung mit einer harzähnlichen Materie, die sich sehr schwer trennen läßt, enthalten. Sertürner erhielt es, indem er die syrupdicke Lauge mittelst präparirter Kohle von der fremden Materie befreite und mit einem Alkali fällte. Zum arzneilichen Gebrauch muß das C. ein hellbraun glänzendes Ansehen haben, stark und rein bitter von Geschmack und luftbeständig seyn; beim Erhitzen muß es ohne Rückstand verbrennen, in kaltem Wasser unlöslich seyn, dagegen leicht und vollständig löslich in Weingeist u. wässerigen Säuren. Das C. wird ziemlich häufig, so wie Chinin, in der Medicin angewendet, und wiederholte ärztliche Beobachtungen bestätigen dessen Wirksamkeit als Fieber vertreibendes Mittel. Es soll dem schwefelsauren Chinin nicht nachstehen, ja noch kräftiger als Chinin wirken.

Chinon, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Indre und Loire, an der Vienne, hat ein Schloß und gegen 4000 Einwohner, welche Fabriken in Salpeter und Wollenwaaren,

Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, weit gesuchtem Senf und Gewürzkräutern treiben. C. ist Geburtsort François Rabelais'. Es war bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. eine bedeutende Stadt; im Mittelalter hieß es Castrum Caino. Merkwürdig ist es als Todesort des Königs Heinrich II. von England und als Aufenthaltsort König Karls VII. von Frankreich, mit welchem hier die Jungfrau von Orleans (Jeanne d'Arc) zuerst zusammentraf.

Chinsurah, bedeutendste Niederlassung der Holländer in Bengalen, am westlichen Ufer des Bhagarutty- oder Hooghlyflusses, 24 Meilen von Kalkutta. Die Holländer gründeten hier 1656 eine Faktorei, die bald eine große Anzahl Eingeborner herbeizog; etwa 35 Jahre später erregte sie das Mißfallen eines eingeborenen Fürsten, der ihr Eigenthum in Beschlag nahm und ihren Handel verbot, doch wurde sie 1686 wieder hergestellt u. der Handel blühte wieder bis 1769, wo C. durch eine von einem Nabob aufgestellte Truppenmacht belagert wurde, obgleich die Umgegend im Besitz der Engländer war, die sich eben der Oberherrschaft Bengalens bemächtigten. Im Jahr 1795, als Holland eine Provinz Frankreichs wurde, erboten sich die Briten, C. für den Statthalter zu behaupten; die Niederlassung wurde während des ganzen Kriegs mit einer englischen Besatzung versehen, nach dem Frieden 1814 jedoch den Holländern zurückgegeben. Die Stadt ist gut und selbst elegant gebaut und breitet sich eine halbe Stunde am Ufer des Flusses aus. Die Holländer haben keine Militärbesatzung hier, seitdem die Herrschaft Englands in Indien entschieden ist, dagegen Faktoreien zu Patna, Dacca und an andern Orten, die von C. abhängig sind.

Chintila, westgothischer König, regierte von 636—640; s. Gothen.

Chinucks, Indianerstamm am Columbiastrom, der sich besonders durch seine heldenmüthige Tapferkeit u. Kampflust auszeichnet. Sie zeigen ihren Gegnern den Tag an, an welchem sie die Feindseligkeiten eröffnen wollen, und führen auch Gefechte in Kanots aus, die von ihren Weibern gerudert werden. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und hölzerne, zweischneidige Schwerter. Als Schutzwaffen tragen sie zwei bis auf die Knöchel herab reichende Hemden von Elennshaut, durch welche kein Pfeil dringt. Jedes Dorf steht unter einem Häuptling, der, je mehr Weiber und Sklaven er hat, ein um so größeres Ansehen genießt. Nach seinem Tode schneidet sich der ganze Stamm zum Zeichen der Trauer die Haare ab u. singt lange Zeit hindurch Grabgesänge. Stirbt ein Chinuck, so wird sein in Felle oder Matten gewickelter Leichnam nebst Bogen, Pfeilen ꝛc. in ein kleines Kanot gelegt, auf eine hohe Flußbettung oder auf Felsen gestellt und mit einem großen Kanot zugedeckt. Ihre Kanots sind mehr als 50 Fuß lang und aus großen Baumstämmen gefertigt. Ihr Küchengeräth besteht aus einem großen viereckigen Kessel aus Cedernholz und einigen Schüsseln u. Löffeln aus Eschenholz. Sie leben größtentheils von Jagd und Fischfang.

Chiny, Stadt im belgischen Departement Luxemburg, an der Semoy, südwestlich von Neufchateau, mit gegen 1200 Einwohnern. C. wurde im 10. Jahrhundert von den Grafen von Chiny gegründet, deren Gebiet, zwischen Champagne, Lothringen und Lüttich im Herzogthum Luxemburg gelegen, ehedem zur Grafschaft Ardenne gehörte. Das sehr mächtige Grafengeschlecht starb 1227 aus, worauf C. durch Heirath an die Grafen von Loß und 1336 als Erbschaft an die Herren von Heinsberg kam. Im Jahr 1370 erwarb das Herzogthum Luxemburg die Grafschaft durch Kauf, und seitdem theilten Stadt und Ländchen die Schicksale des gesammten Herzogthums.

Chio, s. v. a. Chios.

Chiochia, s. v. a. Chioggia.

Chiococca (Schneebeere, Schneezette), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, meist kletternde Sträucher mit ovalen Gegen- und breiten Nebenblättern und gelblichweißen, in Achseltrauben vereinigten trichterförmigen und bauchigen Blüthen mit 5 Zipfeln, in Südamerika und Australien. C. anguifuga *Mart.*, C. parviflora *Willd.*, schlangenwidrige Schneebeere, Schlangenzette, ist ein halbstrauchartiges Gewächs in den Urwäldern Brasiliens, besonders in der Provinz Minas-Geraes, wovon die Wurzeln wahrscheinlich die im Handel vorkommenden falschen Caincawurzeln (s. d.) sind. Sie führen in Brasilien die Namen Poaya do Sergippe, Raiz preta, Cipo Crux, auch Ipecacuanha de Jonzairo, Radix Cruzadinsa, und werden außer gegen den Biß giftiger Schlangen mit gutem Erfolg auch gegen Wassersucht und zur Beförderung der Menstruation angewendet. C. racemosa *L.*, Periclymenum racemosum *Plum.*, traubige Schneebeere, ist ein kletternder Strauch in Westindien, Brasilien, Mexiko, Florida, die Stammpflanze der Cainca- oder Chiococcawurzel. C. densifolia *Mart.*, dichtblätterige Schneebeere, ist ein fast baumartiger Strauch in den Urwäldern Brasiliens, vorzüglich in der Provinz Bahia, und liefert ebenfalls eine Art Caincawurzel.

Chiococcawurzel, s. Caincawurzel.

Chioggia (Chiozza), Laguneninsel bei Venedig mit gleichnamiger Stadt, die, wie Venedig, auf Pfählen erbaut ist und durch eine große, aus 43 Bogen bestehende Brücke mit der Landzunge von Brondolo zusammenhängt. Der Kanal della Vena, der ehemals durch die Meersümpfe bis Ravenna führte, jetzt aber nur noch die Lagunen mit der Etsch verbindet, theilt die Stadt in zwei Hälften. Ihr Hafen ist gut und wird durch ein Kastell gleichen Namens geschützt, doch ist der Handel neuerdings sehr gesunken. Von der Vorstadt Lido di Sottomarina auf der Landzunge von Brondolo führt ein Damm (Murazzo, auch Molo di Palestrina genannt) von Quaderstücken, 32 Fuß dick, 3 Meilen bis nach Venedig; dieses Riesenwerk, 1751 angefangen u. so von Jahr zu Jahr um 20 Schritte fortgesetzt, ist dazu bestimmt, Venedig gegen die Ueberschwemmungen des Meeres zu sichern. Hervorragende Gebäude sind: der bischöfliche Palast u. die Kathedrale. Die Einwohner, etwa 24,000, treiben außer Handel und Schiffahrt Fischfang

und große Salzschlämmereien bei der Stadt; die Weiber beschäftigen sich mit Spitzenklöppeln. C. ist das alte Fossa Claudia, eine Stadt, die von einem Clodius od. Claudius während seiner Verbannung aus Rom erbaut worden seyn soll. Seit dem 4. Jahrhundert führte die Stadt den Namen Clugia. Am raschesten nahm die Bevölkerung während der Einfälle des Radagais, Attila und Odoaker in Italien zu; C. war neben Venedig der sicherste Zufluchtsort an der ganzen Strecke des Golfs. Später fiel es unter die Herrschaft Venedigs, das hier ein Tribunat und 672 an dessen Stelle ein Guastaldat errichtete; 706 wurde sogar ein Podesta hierhergesetzt. Nachdem König Pipin die Stadt 809 in einen Schutthaufen verwandelt hatte, erstand sie zwei Jahre später wieder herrlicher, als zuvor, erfuhr aber schon 901 das Schicksal der Zerstörung noch einmal durch die Slaven. Im Jahr 1100 verlegte der Bischof von Malomocca seinen Sitz hieher. Im langen Kampfe zwischen den beiden mächtigsten Handelsrepubliken Italiens fiel C. 1379 in die Gewalt der Genueser, die es jedoch schon 1381 wieder an die Venetianer verloren; diese behaupteten sich im Besitz desselben bis zum Untergang ihrer eigenen Selbstständigkeit.

Chiokadar, ein junger Sklave, der dem Sultan stets eine vollständige Kleidung nachträgt. C.=Aga heißt der Anführer dieser Sklaven.

Chion, Platons Schüler, aus Heraclea am Pontus gebürtig, erschlug 353 v. Chr. den Clearchus, den Tyrannen seiner Vaterstadt, ohne jedoch dadurch das Loos derselben zu verbessern, und wurde von der Leibwache des Tyrannen getödtet. Man schreibt ihm 17 Briefe zu, welche, obgleich in einfacher, beredter und gewandter Sprache geschrieben, doch nach Inhalt und Fassung das Gepräge eines späteren Platonikers u. Rhetors an sich tragen. Sie wurden zuerst in der Sammlung griechischer Briefe von Aldus abgedruckt (Venedig 1499, 1606), später von J. Caselius (Rostock 1583), J. Th. Cober (Dresden u. Leipzig 1765), J. K. Orelli (bei dessen Ausgabe des Memnon rc., Leipzig 1816).

Chionides, einer der ältesten, wo nicht der älteste komische Dichter Athens, dessen Werke von einer sorgfältigeren und kunstmäßigeren Behandlungsweise zeugen. Nach Aristoteles ist er jünger, als Epicharmus, also vor Olympiade 80 zu setzen. Von einer Komödie besitzen wir noch Fragmente, „Ptochoi“ betitelt.

Chios (Chius), asiatisch=türkische Insel im ägäischen Meere, der jonischen oder clazomenischen Halbinsel gegenüber, heißt jetzt bei den Europäern Skio, bei den Türken Saki=Andassi, d. h. Mastixinsel. Die Breite des Kanals, welcher die Insel vom Festlande Asiens trennt, beträgt 5 Lieues, bei einzelnen vorspringenden Punkten nur eine geographische Meile; von der Insel Lesbos ist sie 5 geographische Meilen entfernt. Ihr Flächeninhalt wird von den Neueren auf 18 bis 20 □Meilen angegeben. Frühere Namen der Insel sind Athalia, Macris, Pityusa und Ophiusa gewesen. Als Vorgebirge nennen die Alten: Poseidion und Phanä, südlich von der Stadt Chios, Notion (jetzt Kap Mastico), die südlichste Spitze der Insel, Meläna (jetzt Kap St. Nicolas), Psyra gegenüber, Laios (jetzt Porto di Mesta) und Phlion (jetzt Kap la Guardia). Häfen hat die Insel, außer dem bei der Stadt, fünf, welche meist an den eben genannten Vorgebirgen liegen. Flüsse bewässern C. nicht, wohl aber viele Quellen und Bäche. Das Klima ist hier so überaus mild und angenehm, daß die Türken die Insel den Garten ihres Reichs und das Paradies des Archipelagus nennen. Sie ist ein ewiges Frühlingsland, die Atmosphäre rein, aber nicht zu trocken, die Luft stärkend für die Lunge. Ein gewöhnlich nur nasser Winter gibt bald dem Frühling Raum. Felsiges Gebirg und Hügel durchziehen die Insel. Sie lieferten im Alterthum gerühmten bleifarbigen Marmor mit weißen Adern; in der Nähe der Stadt wird ein röthliches Gestein gebrochen. Gesucht war auch eine feine Erde für Kunsttöpferei. Die mit Fichten bewachsenen Gebirge haben nur Eine bedeutendere Höhe, den Pelinäus (Pelliuäus), nach Tournefort der jetzige Berg Spartonda, nach Andern der St. Eliasberg. Ungeachtet des trockenen und steinigen Bodens ist keine Insel des Archipelagus, überhaupt keine Provinz des türkischen Reichs so gut angebaut als C. Aber bei aller Thätigkeit der Bewohner lieferte sie im Alterthum nicht den nöthigen Bedarf, wovon die Ursache die außerordentliche Bevölkerung war. Noch jetzt, seit der furchtbaren Decimirung der Einwohner im griechischen Aufstand, reicht die Ernte für kaum 3 Monate zum Unterhalt aus, und Lebensmittel werden aus Kleinasien eingebracht. Dagegen sind Weine und Mastix wichtige, schon im Alterthum hochgepriesene Produkte. Der noch jetzt geschätzte chiotische Wein wird mit Sorgfalt bearbeitet, ist süß und feurig, roth und kommt, gealtert, dem Malaga und Frontignac gleich. Der Mastix von C. galt schon den Alten als der vortrefflichste. Heut zu Tage beschäftigen sich über 20 Dörfer mit dem Einsammeln dieses der Insel ihre höchste Wichtigkeit gebenden Produkts, und man gewinnt in gewöhnlichen Jahren gegen 50,000 Centner, von denen 21,000 Centner dem türkischen Generalpächter als Abgabe geliefert werden müssen, das Uebrige wird bezahlt. Der beste Mastix kommt in das Serail des Sultans, dessen Bewohnerinnen nach orientalischer Sitte beständig denselben zur Reinigung der Zähne, oder um den Athem zu würzen, kauen. Außer den noch jetzt sehr geschätzten Feigen, welche meist nach Konstantinopel und Smyrna verführt werden, baut man Pomeranzen, Citronen, Limonien und Cedrat, welche sämmtlich bedeutende Handelsartikel sind. Ueberhaupt bedecken edle Gartengewächse und wohlriechende Kräuter so reich den Boden, daß dem Seefahrer bei günstigem Winde schon mehre Meilen weit von der Küste Wohlgerüche entgegenströmen. Die Terebinthe, welche nach Dioscorides hier am reichsten und schönsten wuchs, wird immer seltener, und man gewinnt kaum noch 200 Centner Terpentin. Das Oel des Olivenbaums reicht gewöhnlich zum Bedarf, nicht so der Ertrag des Baumwollen= u. Seidenbaues. Unter den Thieren, die der Insel eigenthümlich, sind rothe Rebhühner zu nennen. Auch der Bienenwolf und der Flamingo sind auf C. einheimisch. Außer der Stadt Chios sollen sich noch 68

Dörfer auf der Insel befinden, welche alle von Griechen bewohnt, gut gebaut und fast alle von einer Mauer umgeben sind. Das einzige Alterthum der Insel, auf welches noch die jetzigen Chioten stolz sind, ist die sogenannte Schule des Homer, d. i. der Ort, wo der gefeierte Sänger seine Schüler um sich versammelt haben soll. Nach Chandler befindet sie sich eine gute Meile nördlich von der Stadt Chios, am Fuß des Berges Epos und unweit der Küste des Meeres. Auf dem geebneten Gipfel eines isolirten Kalksteinfelsens, welcher ungefähr 20 Fuß im Durchmesser hat, ist eine aus dem Felsen gehauene kreisförmige Bank und im Mittelpunkte derselben ein viereckiger Stein, ungefähr 1½ Fuß hoch. Derselbe ruht auf 4 roh gearbeiteten Thierfiguren, welche, von der Zeit schon sehr entstellt, von Einigen für Löwen, von Andern für Sphinxe gehalten werden. Pococke will an der einen Seite dieses Würfels, welcher für den Katheder Homers ausgegeben wird, eine sitzende Figur und an jeder Seite derselben kleinere Figuren in Relief gefunden haben. Dieses merkwürdige Denkmal ist wohl mit Chandler für ein uraltes Heiligthum der Cybele und jener Würfel für den Altar zu rechnen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich auf der Insel das reiche Kloster Neamoni, welches in der Mitte des 11. Jahrhunderts von Kaiser Konstantin IX. Monomachos gestiftet worden ist. Es liegt in einer rauhen, wilden Gegend auf der westlichen Küste und hat eine prachtvolle Kirche und unglaublichen Reichthum, denn die besten Ländereien der Insel gehören ihm. C. stritt vielleicht mit mehr Recht, als jede andere Stadt, für die Ehre, das Vaterland Homers zu seyn, und schon im Alterthum war man geneigt, der Insel diese Auszeichnung zuzuerkennen. Auch der Tragiker Jon, der Historiker Theopompus, der Geograph Metrodorus, der Sophist Theocritus, der Philosoph Ariston und die Künstler Glaucus, Malas, Micciades, Anthermus u. Bupalus haben C. zum Vaterland. Die jetzigen Chioten besitzen nach Olivier neben einem entschiedenen Hang zum Handel einen lebhaften Geschmack für Künste und einen unternehmenden Geist. Die einzige gleichnamige Stadt der Insel war stets ein wichtiger, durch Handel blühender Ort, schön und groß, bis die türkische Barbarei die Blüthe brach. Das alte C. erlebte seine herrlichsten Tage während der Macht des jonischen Bundes. Der jetzige um den Hafen gruppirte Ort heißt Skio, ist Sitz des Aga's, eines griechischen Erzbischofs, hat ein Kastell, einen Hafen mit 2 Leuchtthürmen, eine gute Rhede, einzelne schöne Straßen, Lusthäuser, Bäder, Hospitäler rc., auch viele Kirchen, Kapellen und Moscheen, u. Fabriken in Baumwolle u. Seide. Die Einwohnerzahl ist nach dem Blutbad von 1822 von 30,000 auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen.

Die ältesten Bewohner von C., wie der ganzen jonischen Küste Kleinasiens, waren Pelasger. Dann siedelte sich der Kreter Oenopion, Sohn des Königs Rhadamanthus, daselbst an u. brachte Weinbau und telchinischen und korybantischen Kultus mit. Karier, Abanten und vornehmlich Jonier werden als spätere Kolonisten genannt. Als die Perser sich über Kleinasien ergossen und auch die hellenischen Kolonien bedrängten, bewiesen die Chier eben keinen hellenischen Gemeinsinn, indem sie den freiheitliebenden, vor der barbarischen Zwingherrschaft flüchtenden Phoceern den Verkauf der önussischen Inseln aus kleinlicher Besorgniß, ihr Handel möchte dereinst dadurch beeinträchtigt werden, verweigerten, und dem Cyrus sich sogar ohne Schwertstreich ergaben. Dagegen nahmen sie an der von Histiäus eingeleiteten und von Aristagoras ausgeführten jonischen Empörung gegen die Herrschaft der Perser lebhaften Antheil und fochten bei der Insel Lade auf 100 Schiffen für die gemeinsame Freiheit mit großer Tapferkeit. Nach dem Treffen aber wurden sie von dem treulosen Histiäus überfallen und geschlagen und fielen wieder unter die Gewalt der Perser, welche viele von ihnen in die Knechtschaft führten. Doch bald scheint sich die Insel von diesem schweren Schlage erholt zu haben, wenigstens trat sie nach der Schlacht bei Mycale als Republik in den Bund der Athener. Unter der Hegemonie der letzteren, welche C. milder als die meisten andern Verbündeten behandelten, hob sich der Insel Macht, Ansehen und Wohlstand zur höchsten Blüthe, und die Chier standen deshalb im peloponnesischen Kriege den Athenern kräftig bei. In der Folge verbündeten sie sich mit den Peloponnesiern und entzogen auch Milet und andere jonische Städte dem athenischen Bunde. Zur Strafe verwüsteten die Athener die Insel. Nach der Beendigung des peloponnesischen Krieges fielen die bedruckten Chier von den Spartanern ab und verbündeten sich in Gemeinschaft vieler anderen Bundesgenossen wieder mit den Athenern. Doch auch von diesen bedrückt, setzten sie sich nach der Schlacht bei Naxos mit den Thebanern in Verbindung und erregten dadurch den Bundesgenossenkrieg. C. konnte von Chabrias nicht erobert werden und ging 358 für Athen auf immer verloren. Später wurde der persische Anführer Memnon, unterstützt von der oligarchischen Partei, auf kurze Zeit Herr der Insel. Nach dem Kriege des Königs Philipp III. kam C. zuerst mit den Römern in Berührung. Schwer wurde die Insel im mithridatischen Kriege mitgenommen; den Römern befreundet, mußten die Einwohner ihre Schiffe dem pontischen Könige stellen und, demselben verdächtig, 2000 Talente bezahlen. Dem oströmischen Reiche zugetheilt, theilte darauf die Insel allen Jammer und alle Schmach des hinsiechenden Reichs. Im Jahr 1307 eroberten und verwüsteten türkische Seeräuber die Insel und ermordeten alle Einwohner, welche in dem Kastell Schutz und Sicherheit gesucht hatten, während die übrigen auf 40 Schiffen Entflohenen bei Scyrus Schiffbruch litten und hier meist den Tod fanden. Die Insel hatte sich kaum von diesem Schlage erholt, als Bajesid sie mit 60 Schiffen überfiel und abermals verheerte. Hierauf hielten die Genueser C. lange Zeit in ihrer Hut, bis endlich die Türken 1566 zur Herrschaft der Insel gelangten und einen Aga dort einsetzten. Eine Expedition von 5 toskanischen Galeeren unter dem Befehl Virginio Uromo's, Herzogs von Bracciano, hatte keinen Erfolg, und es bedurfte aller Gewandtheit des französischen Botschafters de Breves, um den Sultan von einem blutigen Rachezug gegen die

Insel abzuhalten. Vorübergehend war ein Angriff von Seiten der Franzosen; tripolitanische Raubschiffe flüchteten sich, von Franzosen verfolgt, nach C. und wurden hier sammt der Stadt beschossen; ein französisches Geschenk von 60,000 Piastern stellte jedoch den Frieden vollkommen wieder her. Am 21. September 1694 wurde C. von den Venetianern beschossen und erobert, fiel aber schon im Februar 1695 von Neuem in die Gewalt der Türken. Im griechischen Befreiungskrieg erhoben sich auch die Chier gegen die türkische Herrschaft, unterlagen aber und hatten nun von der Barbarei der Türken Unsägliches zu leiden. Auch ein zweiter Befreiungsversuch, den sie 1827, von einem griechischen Hülfscorps unter Fabvier unterstützt, machten, mißlang. Bei Errichtung des griechischen Königreichs wurde die Insel von dessen Grenzen ausgeschlossen. Vergl. Poppo, Beiträge zur Kunde der Insel C. und ihrer Geschichte, Frankfurt 1822.

Chipawa, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, am Niagara, bekannt durch das Treffen am 25. Juli 1814 zwischen den Amerikanern und den Engländern, in welchem die letztern den Sieg davontrugen.

Chipaways, s. v. a. Chippewäer.

Chipea-Pic, eine Spitze des Himalaya an der Grenze der chinesischen Tatarei, 19,411 englische Fuß hoch, vom Kapitän Gerard erstiegen.

Chippenham, Stadt in der englischen Grafschaft Wilts, am Avon, über welchen eine schöne, steinerne Brücke von 21 Bogen führt, hat eine schöne Kirche mit verschiedenen alten Denkmälern, gegen 4000 Einwohner, welche Tuchweberei treiben, und sendet 2 Deputirte zum Parlament.

Chippewa, Fluß im nordamerikanischen Staat Wisconsin, entspringt an der Grenze zwischen Michigan und Wisconsin, in der Nähe der Quellen des Montreal, nimmt in einem südlichen Laufe mehre Ströme, unter andern den Red-Cedar-River, auf und mündet nach einem Laufe von 150 englischen Meilen unmittelbar unterhalb Lake Pepin in den Mississippi.

Chippewäer, großer indianischer Volksstamm, der mit den Criks von einerlei Ursprung ist und in mehre Abtheilungen zerfällt. Die eigentlichen C. wohnen in den Umgebungen des Sklaven- und Athapeskowsees, des Athapeskow- und Wollastonflusses, an den Quellen des Mississippi und am Gestade des Huronsees in Michigan, sind aber auch in Canada und im westlichen Binnenlande verbreitet. Man schätzt sie auf 24,000 Köpfe; mit den ihnen stammverwandten Monsoniern, Abenaken, Pampticoughs, Algonkinen, Sauteurs, Crees, Nepesangs, Ottoways u. Muscounungen mögen sie jedoch die Zahl von 60,000 erreichen. Das Aeußere der C. ist nicht vortheilhaft: das Gesicht ist breit, mit hervorstehenden Backenknochen; nur die Augen sind schön und ausdrucksvoll. Sie sind sanft und gelehrig, aber dabei zurückhaltend, eigennützig und dem Genuß geistiger Getränke leidenschaftlich ergeben. Auch sind sie nicht gastfrei, wie die übrigen Indianer. Ihre Kinder lieben sie zärtlich und halten überhaupt die Bande der Blutsverwandtschaft heilig. Sie verehren ein höchstes Wesen und gestehen den Zauberern einen hohen Einfluß zu. Ihre Kleidung unterscheidet sich wenig von der der übrigen Canadier; statt der Hosen tragen sie indianische Strümpfe, die vom Schenkel bis an die Knöchel reichen, um die Hüfte ein Stück Tuch, das vorn und hinten herabfällt. Das Jägerkleid besteht aus einem leinenen Hemde und Strümpfen, worüber ein Laken geworfen wird. Die südlichen C. führen Schießgewehr, die nördlichen zum Theil noch Bogen und Pfeil; sie gelten für schlechte Jäger, und wirklich nimmt ihr Jagdertrag von Jahr zu Jahr ab. Die Häuptlinge haben nicht die geringste Macht. Mit den Eskimos, die sie lange bekriegten, sind sie durch die Bemühungen der Pelzhändler versöhnt, doch leben sie noch mit den Siwern in beständiger Feindschaft.

Chippewayan Mountains, nordamerikanischer großer Bergrücken, der sich von dem Isthmus von Darien nach dem arktischen Ocean erstreckt. Der Theil desselben, der innerhalb der Vereinigten Staaten liegt, heißt Rocky Mountains.

Chiques, Seidencocons, in denen das Insekt durch Hitze getödtet ist; dann die geringere Sorte Seide, die aus diesen Cocons bereitet und nur als Nähseide zu gebrauchen ist.

Chiquitosgebirg, Seitenzweig der Andes, zieht sich aus der südamerikanischen Union bei Villa Bella nach Brasilien und zerfällt in mehre Zweige, bildet zum Theil die Wasserscheide zwischen dem Maranhon und dem Parana.

Chiragra (griech.), Gicht in den Händen, s. Arthrocace.

Chiriguanas, Indianerstamm in Bolivia, unter 18° südl. Br., hat seine Unabhängigkeit behauptet, lebt aber mit den Kolonisten in Freundschaft und Handelsverkehr und liefert ihnen Honig, Wachs, Baumwolle und Mate.

Chiriqui, Fluß im südamerikanischen Staat Kolumbien, Departement Isthmo, entspringt auf dem Hochrücken der Andes und strömt durch die Laguna de C. in das karaibische Meer aus. Die inselreiche Bocca de C. wird durch ein Eiland, auf dem die Punta de Vallentos liegt, in 2 Arme getheilt.

Chirogrammatomantie (vom Griech.), die angebliche Kunst, aus den Zügen der Handschrift auf den Charakter und die Eigenthümlichkeiten eines Menschen zu schließen.

Chirographum (vom Griech.), eigentlich Handschrift, dann s. v. a. Schuldverschreibung, Schuldschein; daher chirographisch, was auf handschriftlicher Versicherung beruht. Ein Chirographarius oder chirographarischer Gläubiger ist ein solcher, dessen Forderung sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel 2c. ohne Pfandrecht gründet. Einer solchen Forderung gehen alle hypothekarischen Forderungen vor.

Chirologie, Fingersprache in systematischer Behandlung, besonders für Taubstumme; s. Geberdensprache; auch ein Theil der Chiromantie (s. d.).

Chiromachie (vom Griech.), das Streiten mit der Hand, das Handgemenge, der Faustkampf, das Boxen; dann das Verrichten einer (jeder andern) Sache mit der Hand, ein Handwerk, etwas mit der Hand Gemachtes.

Chiromantie (vom Griech.), Wahrsagen aus

der Hand, d. h. die vermeintliche Kunst und Wissenschaft, aus dem Bau, den Linien, den Räumen und Bogen der hohlen Hand, sowie aus den Eigenthümlichkeiten der Finger, den Charakter eines Menschen zu erkennen, sein Schicksal zu entziffern, weshalb die, welche dies verstehen zu können meinen oder vorgeben, Chiromanten heißen. Die C. und Chirologie stehen in engster Beziehung zur Astrologie, dem Nativitätsstellen und zur Metoposkopie (Kenntniß des Baues und der Linien der Stirn und des Gesichts), und die Chirologie in dieser Verbindung ist alsdann insbesondere die Wissenschaft, aus den Linien der menschlichen Hände die natürlichen moralischen und intellektuellen Anlagen, die vorherrschenden moralischen und körperlichen Neigungen und Fähigkeiten des Menschen zu bestimmen, während die C. die Lebensschicksale aus diesen Linien zu erforschen und mit Bestimmtheit vorherzusagen hat. Beide stehen mit der alten magisch-mantischen Lehre von den Signaturen der Dinge in Zusammenhang, zufolge deren man z. B. aus dem Bau, den Linien, den Zäserchen, der Farbe, dem Geruch ꝛc. eines Blatts die innerliche Beschaffenheit und alle natürlichen Eigenschaften einer Pflanze erkennen zu können glaubte. Bei der C. theilt man zunächst die in der Hauptthöhlung wahrnehmbaren Linien ein in die 5 Hauptlinien: die Lebenslinie (linea vitalis) am äußersten fleischigen Theile der Hand, zwischen dem Daumen und Zeigefinger anfangend und krumm um das Dickfleisch unter dem Daumen herum abwärts laufend, soll, wenn sie durchschnitten und rein ausgeprägt ist, auf innere Lebenskraft und Gesundheit und deshalb auf langes Leben hindeuten; die Natur- oder Hauptlinie (linea naturalis s. cephalica), unter dem Zeigefinger anfangend und gewöhnlich unmittelbar oder durch einen Ast in einem spitzigen Winkel unter dem Zeige- und Mittelfinger mit der Lebenslinie sich vereinigend, oder ohne Vereinigung fortgehend und sich in den Mondberg verlierend, soll bei gehöriger Länge einen guten Zustand des Magens, der Leber und der Lebensgeister anzeigen; die Tisch-, Gedärm- oder gemeine Linie (linea mensalis s. inquinalis s. communis), unter dem kleinen Finger an der Seite oder auch auf dem Rukken der Hand anfangend, unter den 3 letzten Fingern quer über die Hand vorlaufend und etwas aufwärts gebogen, unter dem Zwischenraum des Zeige- und Mittelfingers oder unter ersterem endend, zeigt, stark ausgeprägt und rein, eine gute Zeugungskraft, aber wenn sie bis ins erste Gelenk des Zeigefingers geht, ein mühseliges Leben an; die Leber- oder Magenlinie (linea hepatica s. stomachica), von unbestimmtem Anfang, entweder von der Lebenslinie, oder vom Venusberg, oder von der Rasceta auslaufend und in der Naturlinie endigend, soll mit dem Zustande der Verdauung in Zusammenhang stehen; die Rasceta, die erste Querlinie unter der Hohlhand auf dem Handgelenke, deutet, ununterbrochen, auf glücklichen Fortgang in Unternehmungen. Die 7 Nebenlinien sind die Martislinie oder Schwester der Lebenslinie (linea Martis s. soror vitalis), parallel mit der Lebenslinie zwischen ihr und dem Ballen auf dem Daumen laufend, soll, lang, deutlich und unzerrissen, andeuten, daß ein Mensch Reichthum und Glück erlangen werde; die Sonnen- oder Ehrenlinie (linea solis s. honoris), von der Grenzlinie des 4. Fingers aus bis zur Tischlinie reichend, oder auch dieselbe durchschneidend und bis zur Natur- und Lebenslinie reichend, deutet auf Verstand und, wenn sie lang ist, auf Ehrenstellen; der Venusgürtel (cingulum Veneris), zwischen dem Zeige- und Mittelfinger anfangend, zwischen der Tischlinie und dem Mittel- und 4. Finger in einem Halbkreis bis zu dem Zwischenraum des letztern und des kleinen Fingers gehend, soll, rein und durchschnitten, auf Glück in der Liebe deuten; die Saturn- oder Glückslinie (linea Saturnina), nach dem Mittelfinger zu entweder unter dem Daumballen oder außerhalb desselben in der Rasceta oder in deren Nähe oder in dem Mondberge auslaufend, soll, unzerrissen und nicht geschlängelt, Glück und Reichthum, wenn sie aber ihre Grenze überschreitet, doppelt oder dreifach da ist, Mühseligkeit und Gefahren anzeigen; die Heiraths- oder Ehestandslinien (lineae matrimoniales), kleine, unter dem kleinen Finger mit der Tischlinie parallel laufende Linien, sollen auf Glück im Heirathen deuten; die Milchstraße (via lactea), eine Schwester- oder Seitenlinie der Lebenslinie, unter derselben, am Mondberge und bei der Rasceta anfangend und gegen den Mondberg zulaufend oder im Venusberg anfangend und bei der Rasceta in und durch den Mondberg hingehend, soll, wenn sie lang und ununterbrochen ist, Geschick zu Studien und Künsten, auch Glück in der Fremde und der Liebe andeuten; die Diskriminal- oder Entscheidungslinien (lineae discriminales) bilden die Grenze der Hand gegen den Arm und beginnen mit der Rasceta. Die Räume sind Stellen in der Hohlhand, zwischen den angeführten Linien: der Tisch (mensa), zwischen der Natur- und Tischlinie, deutet auf Reichthum u. Freigebigkeit; die Martishöhle oder das Dreieck (cavea Martis), ein dreieckiger Raum zwischen der Lebens-, Natur- und Leberlinie, deutet, wohlgeschlossen, auf Glück im Vaterlande und läßt auf natürlichen Verstand, Bescheidenheit und stilles Wesen schließen; die 5 Berge der Finger (montes) sind die fleischigen Theile unter den ersten scheinbaren Gelenken der Finger, nämlich: der Venusberg (mons Veneris), unter dem Daumen, nach innen von der Lebenslinie, unten von der Rasceta begrenzt; der Jupiter- oder Jovisberg (mons Jovis), unter dem Zeigefinger abwärts, bis an die Lebens- und Naturlinie; der Saturnberg (mons Saturni), unter dem Mittelfinger; der Sonnenberg (mons solis), unter dem Ringfinger; der Merkurberg (mons Mercurii), unter dem kleinen Finger, die 3 letzten bis zur Tischlinie herab. Der Mondberg (mons lunae) ist der dem Venusberg entgegengesetzte, erhabene, fleischige Theil der innern Hand unter dem kleinen Finger, zwischen der Rasceta und der Tischlinie. Alle diese Berge sollen die bezügliche planetarische Natur anzeigen, also der Venusberg die venerische, der Jupiterberg die joviale, der Saturnberg die saturninische, der Sonnenberg die solarische, der Merkurberg die merkurialische, der Mondberg die lunarische Natur, und sind nach

dem Vorherrschen dieser planetarischen Eigenschaften zu deuten. Als eine glückliche Hand gilt im Allgemeinen die, wo alle Linien und besonders die Hauptlinien vorhanden sind, und zwar am rechten Orte, und die Berge sich genau unter ihren bezüglichen Fingern befinden, wo die Hauptlinien unzerrissen und unzerschnitten sind und das Dreieck nicht durch verworrene Linien gestört ist, wo besonders auch der Venusgürtel vorhanden ist und alle Hauptlinien und die Glückslinie gehörig und der Tisch in beiden Händen gleich groß sind. Schon Aristoteles war der Meinung, daß die Lebensdauer eines Menschen den sogenannten Leberslinien in der hohlen Hand entspreche, und daß man daher aus diesen Linien abnehmen könne, wie alt Jemand werde. Eine zusammenhängende Lehre darüber aber enthalten erst die „Traumdeutungen" des Artemidorus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Später wurde die C. mit der Astrologie in Verbindung gesetzt und der Glaube an sie insonderheit durch Cardanus und Theophrastus Paracelsus in Aufnahme gebracht. In systematischer Hinsicht erreichte das chirologische und chiromantische Studium in Deutschland, Frankreich, England, Italien &c. erst im 16. und 17. Jahrhundert seine höchste Spitze und erhielt sich auf derselben fast bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Unter den Verehrern derselben zeichnete sich hauptsächlich aus Johann von Hagen (Joh. ab Indagine), Verfasser der „Introductiones apotelesmaticae elegantes in Chiromantiam, Physiognomiam, Astrologiam naturalem etc." (Frankfurt a. M., ohne Jahrzahl, wahrscheinlich 1522, Straßburg 1522, mit Holzschnitten). Zu derselben Zeit stand Georg Rollenhagen als Chiromant und Astrolog besonders bei Fürsten und Staatsmännern in hohem Ansehen. Neben und nach ihm haben durch Schriften die C. am meisten gefördert: Johann Ingeber (Chiromantia, Metoposcopia et Physiognomia curiosa-practica, Frankfurt a. M. 1689, 4. Ausg. 1729), Johann Prätorius (Collegium curiosum privatissimum physiognom-chiromant-metoposcop-anthropologicum, Frankf. und Leipzig 1699, 1713, mit Kpfrn.), Rudolf Gocklenius (Chiromantische und physiognomische Betrachtungen &c., Hamburg 1692), Philipp Mayer (C. und Physiognomie, Dresden 1712, 1713 ff.), Abubaly Ben-Omar (Astrologia terrestris, aus dem Arabischen, Freistadt 1703, besonders werthvoll für die Kenntniß des Zusammenhangs des astrologischen und chiromantisch-metoposkopischen Systems), Albohasan Haly (Libri octo de judiciis astrorum, Venedig 1485, übersetzt von Anton Stoupa, Basel 1551), Christoph de Cattan (La Geomanie etc., Paris 1577), Ericius Puteanus (Centur. II. Epist. XVI, Köln 1681), Marinus Marsennus (Quaestiones in Genesin, Paris 1628), Johann Garcäus (De judiciis Geniturarum) u. Graf von Flisco (Decas de fato, annisque fatalibus tam hominibus quam regnis mundi, Frankf. a. M. 1665). Noch zu Anfang des sogenannten philosophischen Jahrhunderts, des 18., wurden auf den meisten deutschen Universitäten eigene chiromantische Kollegien gelesen, so in Jena von Professor Herner, in Halle von Professor Nietzky. Der chiromantische Aberglaube findet sich jetzt noch häufig selbst unter Gebildeten, und in der Wundersucht der neuesten Zeit hat derselbe einen neuen Anhaltpunkt erhalten. Vornehmlich sind es sogenannte kluge Frauen und Zigeuner, welche sich neben andern Arten der Wahrsagung auch mit dieser Gaukelei beschäftigen und aus derselben einen Nahrungszweig machen. Vergl. Wohlfahrt, Abracadabra etc., Weimar 1836.

Chiromantische Thaler, uneigentlich die Benennung der Thaler, welche in der vormaligen Reichsstadt Hall in Schwaben geprägt wurden u. auf dem Revers das Wappen der Stadt: eine ausgestreckte Hand, zeigten. Hierher gehört auch ein Thaler, welchen Wilhelm, Landgraf von Hessen, prägen ließ, mit dem Symbol Fide sed cui vide 1621 und einer zum Schwure aufgehobenen Hand.

Chiron, bei Homer der gerechteste der Centauren, kundig der Heilkräuter und Salben, Erzieher und Lehrer des Aesculapius, Jason, Hercules, Achilles und anderer Heroen, war nach Hesiod der Philyra Sohn, nach Pindar von Kronos, Herrscher am Pelion, wo er im fruchtbaren Bergthal Pelethronion eine Höhle bewohnte. Da er in Thessalien, dem Hauptsitz der Centauren, wohnte, so schuf man auch ihn zum Roßmenschen um, ohne ihn jedoch zum Stammverwandten der übrigen Centauren zu machen. Kronos soll nach Einigen nämlich in der Gestalt eines Hengstes die Oceanide Philyra bewältigt haben und C. deshalb zweigestaltig geworden seyn. So verflocht man hinzudichtend die Geschichte C.s immer mehr mit der der übrigen Centauren, besonders seitdem man das dem Orient entstammte Sternbild des Centauren auf ihn übertrug. Vorzüglich treten, ganz dem Charakter der übrigen Centauren entgegen, seine Verdienste um die Wundheilung, namentlich um die Erforschung der Heilkräfte der Pflanzen, sowie um den Unterricht in der Gymnastik und Tonkunst, in den alten Sagen hervor. Als Lehrer des Achilles ist er schon in die Geschichte von dessen Großvater Peleus verflochten. Diesen rettete er aus den Händen der Centauren, lehrte ihn, wie er sich der Thetis bemächtigen sollte, und schenkte ihm an seinem Hochzeitstage auf dem Pelion die berühmte Lanze. Dem blinden Phönix gibt er sein Gesicht wieder und segnet die an ihm vorbeisegelnden Helden. Als er seines Gastes Hercules Waffen untersuchte und ihm ein vergifteter Pfeil auf den Fuß fiel, heilte er sich zwar mit dem Saft des nach ihm genannten Tausendgüldenkrauts (Centaurium), vermochte aber nichts mit seiner Kunst, als bei der Verfolgung der vom Pholus zu ihm nach Malea sich flüchtenden Centauren auch ihn ein im Blute der lernäischen Hyder getränkter Giftpfeil traf. Er litt entsetzliche Qualen und wünschte sich, jedoch vergeblich, da er unsterblich war, den Tod. Erst als Jupiter auf Prometheus seine Unsterblichkeit übertragen, ward C.s Wunsch erfüllt. Sein Bild ward unter die Gestirne versetzt. Seine Gemahlin ist Naïs oder Chariclo und seine bekannteste Tochter Endeïs, des Peleus Mutter. Auch ward ihm Carysthus und Ocyrrhoe geboren, welche zum großen

Schmerze des Vaters in eine Stute verwandelt ward.

Chironia, Pflanzengattung aus der Familie der Gentianeen, charakterisirt durch den fünfspaltigen, nach dem Verblühen aufschwellenden Kelch, die präsentirtellerförmige Korolle und die nach dem Verblühen gedrehten Antheren, krautartige Pflanzen und Halbsträucher auf dem Kap, von denen C. frutescens *L.*, mit 3—4 Fuß hohem Stengel und großen, dunkelrosenrothen oder hellpurpurrothen, sehr schönen Blüthen, C. jasminoides *L.*, C. uniflora *Lam.*, mit viereckigem Stengel und schönen, mittelgroßen hellpurpurrothen Blüthen mit ovalen Lappen, C. lychnoides *L.*, mit 1—2 Fuß hohem einfachen Stengel und langgestielten großen, rosenrothen Blüthen, C. peduncularis *Lindl.*, C. Barclayana *Hort. Berol.*, mit sehr schönen, großen, dunkelrosenrothen Blüthen mit elliptischen, feingespitzten Lappen, u. a. als Zierpflanzen kultivirt werden. Sie lieben eine grobsandige Haideerde oder eine leichte, grobsandige, sehr milde und reine Dammerde mit einer Unterlage zerstoßener Topfscherben. Ueberwintert werden sie auf einem sonnigen, trocknen Standorte bei 6—8 Grad Wärme und mäßiger Befeuchtung. Im Sommer stehen sie, gegen anhaltenden und heftigen Regen geschützt, im Freien. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen.

Chironomia, die mimische Bewegung, die Aktion der Hände in der Orchestik (s. d.) der Griechen und Römer, dann überhaupt orchestische Aktion, Geberdensprache; s. Mimik, Deklamation.

Chiroplast (vom Griech.), d. i. Handbildner, ein von J. B. Logier in England um 1816 erfundenes Instrument, vermittelst dessen man beim Pianofortespiel eine regelrechte Haltung der Hand erzielt. Dasselbe besteht aus zwei parallelen, von einem Ende der Tastatur bis zum andern reichenden Leisten, zwischen denen zwei bewegliche messingene Rahmen (Fingerleiter) von 5 Abtheilungen laufen, durch welche die 5 Finger gesteckt werden. Die Handgelenke werden dadurch verhindert, unter die Basis der Tastatur herabzusinken, und die einzelnen Finger genöthigt, sich regelrecht und genau zu erheben, um den richtigen Anschlag hervorzubringen. Anfangs fand die Vorrichtung großen Beifall, und namentlich suchten Kalkbrenner und Wieck dieselbe zu vervollkommnen. Neuerlich aber ist sie in Vergessenheit gekommen, da die damit erzielten Resultate den Erwartungen nicht entsprochen haben.

Chiroplastik (v. Griech.), Kunst, mit den Händen aus weichen Massen, Thon, Wachs 2c. Bildwerke zu formen.

Chiroptera (Handflügler, Flatterer), Ordnung der Säugethiere, charakterisirt durch 2 oder 4 Zähne in der Ober- und 2 oder 6 in der Unterkinnlade, deutliche und meist verhältnißmäßig starke und konische Eckzähne und abstehende Backenzähne. Zwischen den sehr verlängerten Fingern der vorderen Extremitäten ist eine nackte Haut ausgespannt, zu deren Ausdehnung die Finger dienen und mit deren Hülfe diese Thiere geschickt fliegen. In diese Haut sind auch die Hinterfüße und der Schwanz, wenn ein solcher vorhanden, verwoben. Der Daumen der Vorderfüße ist mit einem Nagel versehen, die andern Zehen haben meist keinen Nagel, wohl aber die Zehen der Hinterfüße. Sie haben immer an der Brust nur zwei Saugwarzen, durch welche sie, wie durch die herabhängende Ruthe, noch einige Verwandtschaft mit den Affen zeigen. Die Handflügler finden sich in den meisten Klimaten, in heißen wie in gemäßigten, wo sie Winterschlaf halten, und fehlen nur im höhern Norden. Ihre Lebensart ist nächtlich; unter Tags halten sie sich verborgen in Felsen- und Baumhöhlen, in den Löchern der Thürme, alter Burgen, unter den Dächern alter Gebäude, besonders in der Nähe der Schornsteine, weil sie die Wärme lieben. In der Dämmerung fliegen sie sehr hurtig, scheinbar in unbestimmten Richtungen und ziemlich niedrig herum nach Fliegen, so daß man sie füglich Fliegenfresser nennen könnte. Es gibt auch einige, welche Blut saugen, und andere mit stumpfen Zähnen, die Obst fressen, beide nur in heißen Ländern. Sie werfen nur zwei Junge im Mai und tragen diese, die an ihren Ernährungsorganen hängen, selbst im Fluge mit sich herum; sie machen daher kein Nest. Linné begriff alle hierher gehörigen Arten in der Gattung Fledermaus (Vespertilio), s. Fledermäuse; neuerlich theilt man sie in zwei Gruppen: Früchtefresser u. Insektenfresser, jede, besonders die letztere, mit mehren Gattungen; s. Vampyr.

Chirrheuma (v. Griech.), Rheumatismus der Hand, kommt bei Arbeitern vor, welche häufig im Wasser und Feuchten arbeiten, bewirkt bisweilen bleibende Steifheit der Hand.

Chirurgie, die Wundarzneikunst, ein Zweig der allgemeinen Arzneiwissenschaft, nämlich die Lehre von dem Wesen und der Behandlung derjenigen Bildungsfehler des Organismus, die vorzugsweise durch primär mechanisch wirkende Heilmittel gehoben werden können. Nach verschiedenen Principien hat man die C. verschieden eingetheilt: in höhere und niedere C., nach den geringern oder größern Kenntnissen und Fertigkeiten, welche deren Ausübung verlangt, in Militär- u. gerichtliche C. (C. militaris s. castrensis et forensis), in manuelle und medicinische C. nach der Verschiedenheit der angewandten Heilmittel. Die manuelle C. (C. manualis s. operativa) schließt wiederum die Lehre von den blutigen Operationen und die von den Verbänden, die Verbandlehre, ein. An diese schließt sich als besonderer Zweig der C. die wiederherstellende od. anaplastische u. die Kosmetik, die Lehre, verloren gegangene Theile mittelst zweckmäßiger Mechanismen zu ersetzen. Die Eintheilung der C. in allgemeine und specielle C. (C. generalis et specialis) ist diejenige, die das Wesen der C. betrifft; die specielle C. ist nämlich die Lehre von den einzelnen chirurgischen Krankheitsformen nach ihren Eigenthümlichkeiten und ihrer besondern Behandlungsweise, die allgemeine C. dagegen die Lehre von den Krankheitsgattungen, oder die Theorie der allgemeinen Grundsätze, nach denen Bildungsfehler entstehen und geheilt werden.

Die allgemeine C. zeigt uns das gesammte Gebiet, in welchem sich die C. überhaupt zu be-

wegen hat. Sie zerfällt in die allgemeine chirurgische Pathologie und die allgemeine chirurgische Therapie. Die **allgemeine chirurgische Pathologie** als Theorie der Bildungsfehler bestimmt den Bereich der Krankheiten, welche der C. vorzugsweise zufallen. Indem sie aber das Wesen der Bildungsfehler zu entwikkeln hat, muß sie dieselben in doppelter Hinsicht der Betrachtung unterwerfen: nämlich nach ihrem Entstehen, d. h. in Bezug auf die sie erzeugende Kraft und ihren Bildungsprozeß, und als Entstandenes, als abnorme Bildung selbst. In sofern sie den Bildungsprozeß in seiner Wirksamkeit erforscht, gibt sie eine Aetiologie der Bildungsfehler. Das Wesen der chirurgischen Krankheiten besteht darin, daß sie Bildungsfehler sind und durch primär mechanisch wirkende Heilmittel gehoben werden können. Von den Eintheilungen der chirurgischen Krankheiten verdienen hervorgehoben zu werden die von Richerand, nach welcher die Krankheiten in Rücksicht auf die verschiedenen Organe und Systeme, in welchen sie ihren Sitz haben, eingetheilt werden; die von Fabr. ab Aquapendente und Richter, welche alle chirurgischen Krankheiten in 5 Klassen theilten: Wunden, Frakturen, Luxationen, Geschwüre, Geschwülste; die von Chelius, welcher folgende 7 Klassen annimmt: Entzündung, Krankheiten durch Störung des organischen Zusammenhangs, durch abnorme Vereinigung der Theile, durch die Gegenwart fremder Körper durch die Entartung der organischen Theile oder durch Produktion neuer Gebilde, durch völligen Verlust organischer Theile, durch Ueberzahl organischer Theile; die von Ritgen, welcher alle chirurgischen Krankheiten in 2 Gruppen, in chemische und mechanische, eintheilt, und diese in 18 Klassen sondert; endlich die von Blasius, der die chirurgischen Krankheiten in 2 Hauptklassen theilt: in Krankheiten, die auf primär dynamischer Abweichung von der organischen Struktur, und in solche, welche auf primär mechanischen Abweichungen von der organischen Struktur beruhen. Zur ersten Hauptklasse gehören Entzündung, Brand, Verhärtung, Eiterung, Schwinden oder Atrophie, Verschwärung, Afterbildung mit organischem Charakter, Pseudoproduktionen mit unorganischem Charakter, Mißbildung, Erschlaffung (relaxatio), Zusammenziehung (contractura, entweder Quetschung oder Erschütterung), Wunden, Zerreißung (ruptura), Brüche (fracturae), Verrenkung (luxatio), Nahtsprung (diastesis), Inversionen und Inklinationen, Brüche (herniae), Vorfälle (prolapsus). Als Anhang kommt hinzu die Lehre von den in den Organismus eingedrungenen fremden Körpern. Die **allgemeine chirurgische Therapie** ist die Theorie der Wiederherstellung abnormer Formen zu normalen durch Anwendung primär mechanisch wirkender Mittel. Die mechanische, nach bestimmten Regeln der Kunst ausgeführte Einwirkung selbst auf den kranken Organismus heißt eine **chirurgische Operation**. So verschieden nun immer die einzelnen Operationen in speciellen Fällen sich gestalten mögen, so werden doch gewisse allgemeine Zwecke stets bei denselben verfolgt, woraus sich bestimmte Operationsmethoden, d. h. allgemeine, nach bestimmten Regeln der Kunst ausgeführte Verfahrungsweisen zur Erreichung des Zwecks der Operation ergeben. Der Zweck der Operation aber ist im Allgemeinen ein dreifacher: Vereinigung getrennter Theile, Trennung zusammenhängender Theile, Wiederherstellung eines normalen Lagenverhältnisses. Die **wiederherstellende (anaplastische oder anbildende)** C. (Chirurgia curtorum, anaplastica), auch **Physioplastik** (s. d.), bezweckt Wiederherstellung verstümmelter Theile des menschlichen Körpers auf organischem Wege und begreift alle Operationen, durch welche Mißgestaltung des menschlichen Körpers, beruhend in Mangel natürlicher Theile, mittelst Verpflanzung organischer Substanz an diese Stellen wieder hergestellt wird. Dieser Zweig der C. ward schon im Alterthume gepflegt, in der neueren Zeit aber mit besonderer Sorgfalt ausgebildet und gleichsam zu einer besondern Lehre erhoben. Die **gerichtliche** C. (C. forensis s. legalis) ist die Anwendung der C. auf gerichtliche Fälle. Da indeß kein wesentlicher Unterschied zwischen Medicin und C. Statt findet, so fällt die gerichtliche C. mit der gerichtlichen Medicin zusammen. Die **Kriegswundarzneikunde** (C. militaris s. castrensis) ist keine von der allgemeinen C. wissenschaftlich verschiedene Lehre, sondern nur die auf das Kriegswesen angewandte C. Da es sich dabei vornehmlich um Instruktionen handelt, denen der Militärchirurg unterworfen ist, so gehört die Kriegswundarzneikunde also der Militärmedicinalpolizei an. Die **operative** C. (C. operativa s. manualis) ist die Lehre von den chirurgischen Operationen. Diese sind entweder blutige od. unblutige. Blutige Operation ist die Verfahrungsweise, wodurch mittelst unmittelbaren Eingreifens in die Form u. den natürlichen Zusammenhang der Theile Heilung erzielt wird; unblutige Operation aber ist die Verfahrungsweise, durch welche mittelst kürzerer oder längerer Anwendung geregelter Mechanismen auf die Oberfläche des Körpers Heilung bezweckt wird. Die Lehre von den blutigen Operationen heißt **Akiurgie**, die von den unblutigen **Mechanurgie**. Die chirurgischen Operationen sind Heilmittel, aber solche, deren Erfolg nicht in ihnen selbst, wie in den chemischen und dynamischen, liegt, sondern von der Art und Weise, wie sie in Anwendung gebracht werden, bedingt wird. Die Geschicklichkeit des Operateurs, also die Gewandtheit, mit der, und die Vollkommenheit, in der sie angewandt werden, begründen ihre Wirksamkeit.

Der Ursprung der C. fällt in eine Zeit, von der wir keine sicheren historischen Nachrichten haben, u. wir hören von der ersten Ausübung dieser Kunst nur gelegentlich bald bei diesem, bald bei einem andern Volke. Malereien und Reliefs, die man auf ägyptischen Monumenten entdeckte, sprechen dafür, daß schon im grauen Alterthume bei diesem Volke mit ähnlichen Instrumenten operirt wurde wie in neuerer Zeit. Die Juden schreiben Salomo dem Weisen Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu. Homer singt nicht nur von den Thaten seiner Helden, sondern schildert uns auch die chirurgischen

Operationen, welche die erhaltenen Wunden nöthig machten. Machaon und Podalirius werden rühmend von dem Sänger erwähnt u. als Schüler des alten Centaur Chiron genannt. Die Asklepiaden, welche als Nachkommen jener anzusehen sind, übten hierauf in Griechenland in Tempeln, Städten und auf dem Schlachtfelde hülfreichen Beistand in der C. aus; sie waren Priesterärzte. Der knidische und der koische Tempel erreichten unter allen den höchsten Glanz; aus dem Tempel von Cos ging auch die eigentliche Wissenschaft hervor, denn Wissenschaft wurde die C., wie die Medicin, erst durch Hippocrates von Cos (460 v. Chr.). Wenn die C. durch diesen außerordentlichen Mann nicht so evidente Fortschritte machte wie die Medicin, so lag das Hinderniß darin, daß die Sektion menschlicher Leichname in jener Zeit noch etwas Unerhörtes und Ungesehenes war. Aus den Werken des Hippocrates geht aber hervor, daß er durch scharfe Beobachtung einen Schatz von Erfahrungen gewonnen hatte; die Behandlung der Wunden war nach ihm einfach und naturgemäß, Operationen wurden nach bestimmten Grundsätzen mit zweckmäßigen Instrumenten ausgeführt, die Unterbindung der Gefäße war bekannt, Verbände wurden geschickt angewendet. Nach Hippocrates trat eine Pause von mehren Jahrhunderten in unserer Wissenschaft ein, denn die Nachfolger, wenn sie auch einzelne Lücken in dieser Lehre ausfüllten, lieferten nichts, was nicht bald wieder in Vergessenheit gerathen wäre. Aristoteles leistete durch Hinweisung auf das Studium der Anatomie der C. wenigstens mittelbar Vorschub. Herophilus, Erisistratus und Eudemus, welche durch Sektionen die Anatomie förderten, förderten dadurch auch die C., doch traten in der sich damals bildenden alexandrinischen Schule keine wesentlichen Verbesserungen ein. In Rom galt die C. lange Zeit als verachtetes Gewerbe: Archagathus, welcher die griechische Kunst 219 v. Chr. nach Rom brachte, verdiente sich dadurch den Schimpfnamen Carnifex (Schinder). Die Schule der Methodiker von Themison, im 1. Jahrhundert v. Chr. gestiftet, übte die alexandrinische C. mit Erfolg aus. Aber erst mit Celsus begann eine bessere Aera, welche unter Galen ihren Blüthepunkt erreichte. Celsus schildert mit Genauigkeit und Klarheit den Stand, welchen die C. von Hippocrates bis auf seine Zeit einnahm. Galenus von Pergamus aber war gleich groß als Arzt u. als Chirurg, und obgleich seine chirurgischen Schriften meist Kommentare der hippokratischen Schriften sind, so erwarb er sich doch einen Ruhm, der lange Zeit hindurch alle andern Leistungen überstrahlte. Nach ihm macht nur Antyllus (280 n. Chr.) dadurch Epoche, daß er die bisherigen Erfahrungen wissenschaftlich vereinigte. Oribasius und Paul von Aegina erwarben sich durch Abfassung zweckmäßiger kompilatorischer Lehrbücher Verdienste um die Verbreitung der Wissenschaft. Nun folgte lange Nacht. Die Araber förderten die C. wenig, indem religiöse Vorurtheile sie dem operativen Verfahren abgeneigt machten und die geheimnißvolle alchemistische Pharmacie sie mehr anzog. Daher sind die Schriften des Abulkasis, Rhazes, Ali-ben-Abbas, Avicenna, Ibn-Sohar u. A. für die C. unergiebig, indem sie nur das von den Griechen Ueberlieferte geben. Indessen ward doch durch sie die Verbreitung medicinisch-chirurgischer Kenntnisse im Abendlande vermittelt. Im christlichen Europa zog bald die Geistlichkeit wie die Ausübung der Medicin so auch die der C. an sich, und obgleich die salernitanische Schule (1240 n. Chr.) einigen Ruf in letzterer erhielt, so sank sie doch immer tiefer. Roger von Parma nur war es, welcher sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts (1206) ehrenvoll auszeichnete. Das Baderthum, als Innung und Zunft, hatte in dieser Zeit seinen Ursprung. Jean Pitard (1260), Leibarzt Ludwigs IX., gründete ein Kollegium der C., welches aber erst durch Lanfranchi (1295) zu allgemeinem Ruf und Ruhm gelangte. Seit 1545 durfte es Doktoren, Licentiaten und Baccalaureen der C. ernennen und seine Mitglieder durften bei Festlichkeiten wie Glieder der Universität lange Kleider tragen (Chirurgiens de robe longue); ihnen standen diente deren Chirurgen (Chirugiens de robe courte) zur Seite. Aber als durch Mundinus von Mailand, welcher 1315 die erste öffentliche Sektion zweier weiblichen Leichname zu Bologna unternahm, und Vesalius die Anatomie Fortschritte machte, nahm auch die C. einen neuen Aufschwung. Guy von Chauliac (1363) ist Repräsentant jener Zeit, und Wundärzte, wie Berengar, Eustachius, traten als würdige Nachfolger in seine Fußstapfen. Ambrosius Paräus (Paré, 1509—1590), Leibarzt der Könige Franz' II. und Karls IX. von Frankreich, reinigte die C. vollends vom Aberglauben, und Fallopio, Botalli u. A. wirkten nach verschiedenen Seiten hin fördernd auf die Wissenschaft ein; aber nach ihnen sank die C. nochmals auf eine niedere Stufe zurück. Im 17. Jahrhundert waren es Männer, wie Fabricius von Hilden, J. Scultet, G. Purmann, Fabricius von Aquapendente, Cäsar Mugatus, M. Wisemann, W. Cooper, Fr. Ruysh, Aurelius Severinus u. A., welche in Deutschland, England, Holland, Italien dem Wiederaufblühen der Wissenschaft Vorschub leisteten, während in Frankreich nur P. Dionys und Aug. Belluste sich auszeichneten. Mächtig entfaltete sich aber die Wissenschaft in den verschiedenen Ländern im Verlauf des 18. Jahrhunderts. In Frankreich wurde 1737 auf Anregung von de la Peyronie die Akademie der C. gegründet, an deren Spitze J. L. Petit stand; berühmte Namen, wie le Dran, Goulard, F. G. Morand, Garengeot, Lecat, Levret u. A., gehören dieser Zeit an. England blieb hinter Frankreich nicht zurück und konnte Wundärzte, wie Cheselden, Monro, Sharp, Cooper, Alanson, Smellie, Pott, Hunter, den französischen zur Seite stellen; Italien erfreute sich eines Molinelli, Moscati, und Deutschland durfte sich eines Heister, Stein, Theden, K. v. Siebold, Schmucker, Mursinna, Henkel, Platner und vor Allen eines A. G. Richter rühmen. War die Wissenschaft einmal zur vollen Blüthe gelangt, so konnten die Früchte u. neuen Triebe nicht fehlen. Kein Zweig der C. war vorhanden, der in dieser Zeit nicht gepflegt worden wäre, und die wissenschaftliche Lehre wie die praktische Ausführung gelangte zu gleicher

Vollkommenheit. Neue Anstalten für die Wissenschaft entstanden: in Berlin wurde 1724 das Collegium medico-chirurgicum und 1795 das medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut, eine medicinisch-chirurgische Pepinière, gegründet; Joseph II. von Oesterreich gründete 1780 zu Wien eine medicinisch-chirurgische Akademie für das Militär, das Josephinum; auch Dresden erhielt 1815 eine chirurgische Akademie. Diese neuere Epoche ist durch ausgezeichnete Namen charakterisirt, von denen wir als Koryphäen nur einige hervorheben: bei den Franzosen Desault, Dupuytren, Fourcroy, Richerand, Larrey, Roux, Velpeau, Lisfranc rc.; bei den Engländern A. u. S. Cooper, J. Bell, W. Lawrence, Ev. Home; bei den Italienern Paletta, Assalini, Scarpa; bei den Deutschen Brünninghausen, v. Loder, Klein, Weinhold, von Siebold, Dzondi, Langenbeck, Stark, Textor, Jäger, Radius, Blasius, Chelius, Hesselbach, von Walther, von Gräfe, Rust, Wattman, Dieffenbach. Entschlossenheit und Kühnheit in der Ausführung der Operationen, Sicherheit durch die genauesten Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, Gediegenheit und Gründlichkeit in der wissenschaftlichen Bearbeitung charakterisiren das Wirken dieses Zeitraums. Vgl. **Portal**, Histoire de l'anatomie et de la chirurgie, 6 Bde., Paris 1760—73; A. von **Haller**, Bibliotheca chirurgica, 2 Bde., Basel 1774; **Dujardin**, Histoire de la chirurgie, 2 Bde., Par. 1774; **Sprengel**, Steph. Hier. de Vigiliis a Kreuzenfeld bibliotheca chirurgica, 3 Bde., Wien 1781; **Ders.**, Geschichte der C., 2 Bde., Halle 1805—1809; **Bernstein**, Geschichte der C., 2 Bde., Leipz. 1822—23; **Derselbe**, Bibliotheca chirurgica, Frankfurt 1819. Als chirurgische Handbücher sind hervorzuheben: **Boerhave**, Lehrsätze von Erkenntniß und Heilung der chirurgischen Krankheiten, mit van Swietens Kommentar, 4 Bde., Dresden u. Leipzig 1749—55; J. L. **Petit**, Traité des maladies chirurgicales et des operations qui leur conviennent, par Lesne, Paris 1774; A. G. **Richter**, Anfangsgründe der Wundarzneikunst, Göttingen 1782—1804, 3. Aufl. 1825—26, 7 Bde.; Benj. **Bell**, System der C., übersetzt von Hebenstreit, Leipzig 1804—10, 7 Bde.; J. **Arnemann**, System der C., Göttingen 1798—1801, 2 Thle.; **Boyer**, Traité des maladies chirurgicales, 8 Bde., Paris 1814—22; deutsch von Textor, 11 Bde., neue Aufl., Würzburg 1836—1841; H. **Callisen**, System der neuern C., deutsch von A. K. P. Callisen, Kopenhagen 1822—1824, 2 Thle.; C. J. M. **Langenbeck**, Nosologie u. Therapie der chirurg. Krankheiten, Göttingen 1822—30, 4 Bde.; von **Walther**, System der C., Berlin 1833, neue Ausg., Freiburg 1842; **Chelius**, Handbuch der C., 5. Aufl., 2 Bde., Heidelberg 1851; J. N. **Rust**, Theoretisch-praktisches Handbuch der C., Berlin u. Wien 1830—1836; **Wernher**, Handbuch der allgemeinen u. specifischen C., 3 Bde., Gießen 1846 f.; **Dieffenbach**, Die operative C., 2 Bde., Leipz. 1844—1847; **Hesselbach**, Handbuch der gesammten C., 3 Bde., Jena 1842—47; **Angelstein**, Handbuch der C., Erlangen 1851.

Chirurgisches Besteck, s. **Besteck**.

Chiswick, Dorf in der engl. Grafschaft Middlesex, an der Themse, mit 4000 Einwohnern, ist bemerkenswerth wegen der dortigen Villa des Herzogs von Devonshire, die von dem berühmten Inigo Jones im römischen Styl erbaut ist, sowie durch das Grab Hogarths mit einem Epitaph von Garrick.

Chiton (griech.), das Unterkleid, der Leibrock der alten Griechen, die Tunica der Römer. Der dorische C., ursprünglich eine Art kurzen wollenen Hemdes und fast allgemeine Tracht der griechischen Männer, ward von den Freien mit zwei, wohl ziemlich kurzen Aermeln, von den Sklaven und Handarbeitern aber nur mit einem Aermel für den linken Arm getragen. Der C. der dorischen Frauen war ebenfalls ein einfaches, wollenes Hemd, welches die Jungfrauen ohne weiteres Obergewand und oft so kurz zu tragen pflegten, daß es nicht einmal bis zu den Knieen herabreichte. Die jonischen Griechen, namentlich die Athener, trugen einen längeren leinenen C.; wie sich aus Aristophanes ergibt, ward derselbe jedoch schon zur Zeit des Pericles mit dem kürzeren dorischen vertauscht. Der C. der jonischen Frauen, der länger beibehalten wurde, bestand in einem weiten, faltenreichen, bis auf die Füße herabreichenden Hemd mit ebenfalls weiten Aermeln, von Leinwand oder anderem ähnlichen Zeuche. Da derselbe über der Achsel zusammengeheftet wurde und dadurch die beiden zur Bedeckung der Brust u. des Rückens bestimmten Theile zu lang geworden wären, so entstand ein Ueberschlag (Diplois), der wie zwei Tücher über Brust und Rücken gewöhnlich bis gegen die Hüften, zuweilen auch noch tiefer herabhing. Die Aermel erschienen geschlossen und hingen als weite faltige Säcke herab, oder wurden wohl auch von der Achsel an oberhalb aufgeschlitzt und durch Spangen zusammengehalten, so daß man durch den Schlitz den Arm sehen konnte. Da dieses Gewand weit länger war, als der Körper, welchen es bedecken sollte, so wurde es mittelst eines Gürtels so weit heraufgezogen, daß es nur bis zu den Füßen reichte. Der hierdurch unter der Brust oder tiefer entstehende Schurz oder Ueberhang bildete dann mit dem Saume des eben erwähnten Ueberschlags (der Diplois) eine parallele Linie. Im Allgemeinen war für dieses Gewand die weiße Farbe zwar die vorherrschende, doch trugen namentlich die Frauen häufig auch dunkelfarbige C.en und verzierten dieselben außerdem noch mit Verbrämungen, Streifen und Stickereien. Der C. ward von den Männern stets auf dem bloßen Leibe getragen; nur bei der weiblichen Kleidung scheint darunter ein eigentliches Hemd in Anwendung gekommen zu seyn.

Chitone (**Chitonia**), Beiname der Artemis, entweder von dem attischen Flecken Chitone, oder weil ihr die Windeln der Neugeborenen gewidmet waren, oder weil sie als Jägerin mit geschürztem Unterkleide gedacht wurde. Zu Syracus beging man ihr zu Ehren das Fest **Chitonia** mit einem besondern Tanz.

Chittigong, Küstenfluß in Bengalen, entspringt in Birma, durchströmt die Provinz Tipperah, vereinigt sich mit dem Chiagri und mündet in den Busen von Bengalen.

Chittim, nach Luther Kithim, 1. Mos. 10. 4 unter den Nachkommen Javans neben Elisa, Tharsis und Dodanim genannt, ursprünglich der Name eines westlich wohnenden Volkes, der aber später als allgemeiner Name aller entfernten Länder im Westen gebraucht wurde; vielleicht, wie man neuerer Zeit angenommen hat, Macedonien.

Chits (Chints, engl.), weiße oder buntgemalte baumwollene Kattune, die in Ostindien, besonders in Bengalen und auf der koromandelschen Küste verfertigt werden.

Chitzonim, bei den Juden die Geister, die draußen (außerhalb des Paradieses) sind, also böse Geister.

Chiusa (v. Ital., s. v. a. Gebirgspaß, Klause), Name mehrer italienischen Ortschaften: 1) Stadt in der sicilischen Provinz Palermo, am Monte Gesualdo, mit 6200 Einw. — 2) Festung in der österreichisch-italienischen Delegation Verona, an der Etsch, auf dem Wege nach Tyrol in wildromantischer Gegend, nordwestlich von Verona. — 3) Stadt im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Saluzzo, am Pesio, mit 5000 Einw., altem Schloß, Glas- und Spiegelfabrikation, Seidenweberei und Weinbau. — 4) Flecken in der sardinischen Provinz Turin, an der Dorra-ripense und am Fuß des Bergs Picheriano, mit 3000 Einw., beträchtlicher Seidenkultur und Weinbau.— 5) C. di Plez, s. Flitscher Klause.

Chiusi, Stadt in der toskanischen Provinz Arezzo, auf einem Hügel im Thal der Chiana unweit des gleichnamigen See's, durch welchen die Chiana geleitet ist, ungesund gelegen, zählt etwas über 3000 Ew. Im Alterthum unter dem Namen Clusium eine der 12 etrurischen Republiken, ward es insbesondere als des Königs Porsenna Residenz geschichtlich denkwürdig. Späterhin hielt die Stadt treu zu den Römern und rief deren Hülfe 391 v. Chr. gegen die andringenden Gallier an. Unter den Stürmen der Völkerwanderung ward die Stadt, wie das ganze Chianathal entvölkert und ein verpesteter Pfuhl, als welchen es Dante beschreibt. Seit der Entsumpfung und Regulirung des Chianalaufs hat sich C. jedoch wieder zu einiger Blüthe erhoben. Bemerkenswerth ist aber die Stadt vornehmlich durch die reiche Ausbeute etruskischer Antiquitäten, welche neuerlich dort vorgenommene Ausgrabungen ergeben haben. In C. selbst sind 3 Museen damit angefüllt, während sich eine große Anzahl derselben auch in der Gallerie degli Uffizii in Florenz befindet. Die meisten Alterthümer wurden in den Grotten aufgefunden, die den alten Etruskern als Grabstätten dienten. Sie bestehen meist in schwarzen Thongefäßen, die zum Theil mit Basreliefs bedeckt sind, aber nicht in Feuer gebrannt, sondern nur an der Sonne getrocknet zu seyn scheinen.

Chivasso (Chiavasco, Chivas), Stadt im Königreich Sardinien, Fürstenthum Piemont, Prov. Turin, hat 6000 Einw. und bedeutenden Korn- und Viehhandel.

Chiwa, s. v. a. Khiwa.

Chizerots und Burins, ein eigenthümlicher Volkszweig im französischen Departement Ain, Bezirk Bourg-en-Bresse, der namentlich die Dorfschaften Sermoyer, Arbigny, Boz und Ozan inne hat. Obgleich arbeitsam u. wohlhabend, werden sie doch von ihren Nachbarn, namentlich den Bauern, verachtet und selbst gehaßt, nicht allein weil sie für Nachkömmlinge der Saracenen gelten, sondern auch weil sie im Rufe stehen, habsüchtig und boshaft zu seyn. Sie heirathen meist nur unter einander, da irgend wohlhabende Bauern und selbst Taglöhner ihnen ihre Töchter zur Ehe verweigern. Sie treiben vornehmlich Landbau, Viehhandel, Fleischerei &c. Es gibt sehr schöne Leute unter ihnen, namentlich sind die durch Fülle des Wuchses, weißen Teint, große lebhafte, schwarze Augen ausgezeichneten Mädchen berühmt. Vgl. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne, 2 Bde., Paris 1847; deutsch von Stricker, 2 Bde., Frankfurt 1850.

Chladni, Ernst Florens Friedrich, der Begründer der Akustik als Wissenschaft, geboren zu Wittenberg den 30. November 1756, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechte und ward 1782 Doktor dieser Wissenschaft, die er jedoch bald aufgab, um sich seiner Neigung für die Naturwissenschaften hinzugeben. Einen Namen gewann er besonders dadurch, daß er eine neue, auf mathematische u. physikalische Gesetze basirte Theorie des Klanges aufstellte; auch erfand er den Euphon und den Clavicylinder und machte große Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland und Dänemark, um seine Erfindungen bekannt zu machen und seine Entdeckungen in der Akustik zu erweitern. C. † zu Breslau den 3. April 1827. Seine akustischen Schriften sind: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" (Leipz. 1787); „Akustik" (das. 1802, 2. Aufl. 1830); „Neue Beiträge zur Akustik" (das. 1817); „Beiträge zur prakt. Akustik u. zur Lehre vom Instrumentenbau" (das. 1822). Außerdem schrieb er „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen u. anderer ihr ähnlichen Eisenmassen" (Riga 1794); „Ueber Feuermeteore" (Wien 1819).

Chladni'sche Klangfiguren, s. Schall.

Chlamys, ein Kleidungsstück der Griechen und Römer, welches wahrscheinlich aus Macedonien oder Thessalien stammte. Es ward bei den Griechen als ein kürzerer Mantel getragen, der über das Unterkleid geworfen wurde. Anfänglich scheint der Schnitt dieses Mantels rund mit 2 Ecken, später aber viereckig gewesen zu seyn. Gewöhnlich trug man ihn über der linken Achsel und befestigte ihn mit Häkchen oder Schleifen auf der rechten, bisweilen auch auf der linken Seite. Die Griechen hatten außer der C. auch eine Chläna im Gebrauch, welche ebenfalls als Mantel getragen und zur Bedeckung des Nachts gebraucht wurde. Die C. war wie die Chläna aus Wollentuch, bei den Armen von der natürlichen Farbe der letzteren, bei Reichen von feinerem Stoffe und meist schwarz, und diente besonders den Jünglingen, welche vom 18. bis 20. Jahre zu Pferde die Wache in der Stadt versahen und sich zum Kriegsdienste vorbereiteten, zur Bedeckung. Daher heißt sie auch Chlamys ephebica. Zu Männern herangereift, legten sie dieselbe ab. Die Vornehmeren kleideten sich auch in scharlachrothe, die höchsten Militärper-

sonen in purpurne C. Später ging diese Tracht in alle Stände über und es pflegten sie alle freigebornen Jünglinge zu tragen. Der Anstand erforderte, daß man den Mantel beim Umwerfen geschickt über die linke Schulter zu schwingen wußte, so daß er weder vorn noch hinten aufschleppte. Von Einem, welchem noch im Aeußern die Sitten des gemeinen Standes anklebten, sagte man daher: er weiß nicht einmal die C. anzulegen. Die C. der Griechen ging zu den Römern über, hieß bei diesen Sagum, Paludamentum und hatte ebenfalls einen runden Schnitt. Man trug sie wie die griechische und befestigte sie mit einem Häkchen oder einer Agraffe, welche in der Folge immer größer und kostbarer wurde, auf der rechten Schulter. Die Soldaten, welche das Sagum allein trugen, hießen deshalb Chlamydati. Auch auf Reisen bediente man sich dieses Gewandes. Die hohen Offiziere und die Kaiser trugen dergl. Gewänder von scharlach- oder purpurrother Farbe. Seit dem 3. u. 4 Jahrh. n. Chr., wo die Toga immer mehr außer Gebrauch kam, wurde die C. auch Tracht im Frieden. Gallienus war der erste Kaiser, welcher die purpurne C. trug; alle seine Vorgänger gingen in der Toga.

Chlapowski, Desiderius, polnischer General, geboren im Großherzogthum Posen, aus einem reichen und angesehenen Geschlecht entsprossen, nahm noch sehr jung (1807) während der polnischen Insurrektion Kriegsdienste, ward Ordonnanzoffizier Napoleons u. dann Eskadronchef der Gardekavalerie. Als solcher machte er den Feldzug in Rußland mit und wußte sich die Gunst Napoleons zu erwerben, nahm jedoch 1813, weil er sich zurückgesetzt glaubte, seinen Abschied und hielt sich auf seinen Gütern in Posen auf. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution 1830 schloß er sich der Sache des polnischen Volkes an, ward von Chlopicki zum General, erst eines Regiments, dann einer Brigade ernannt und zeichnete sich in der Schlacht von Grochow aus. Während der Schlacht bei Ostrolenka drang er nach Litthauen vor, um den dortigen Aufstand zu unterstützen, was ihm auch so gut gelang, daß er sich bald an der Spitze von 5000 Litthauern sah, die ihm auf seinem Zuge zuströmten. Gemeinschaftlich mit Gielgud machte er einen Angriff auf Wilna, wurde aber zurückgeschlagen und mußte sich vor den ihn verfolgenden Russen über die preußische Grenze zurückziehen. Hier streckte er die Waffen, erlitt eine längere Haft und wurde zur Bezahlung einer bedeutenden Strafsumme verurtheilt. Später lebte er auf seinen Gütern. Er schrieb: „Lettres sur les événemens militaires en Pologne et en Lithuanie" (Par. 1832). Sein Bruder Stanislaus nahm ebenfalls am poln. Aufstand, namentlich an den Unternehmungen in Litthauen Theil.

Chlinanthus (Weichblume), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, charakterisirt durch Blumenkronen mit langer, cylindrischer Röhre und sechs fast gleichen Einschnitten, an deren Basis die aufrechten Staubfäden befestigt sind. C. fragrans *Lindl.*, C. luteus *Herb.*, Pancratium luteum *R.* et *P.*, wohlriechende Weichblume, ist ein Zwiebelgewächs in Südamerika, dessen Zwiebel meergrüne, nach zwei Seiten gerichtete, aufrechte Blätter u. einen 6 Zoll hohen Schaft mit großen, gelben, prächtigen und wohlriechenden Blumen treibt. Im Winter während der Ruhezeit muß diese schöne Zierpflanze trocken gehalten, im Frühjahre in frische, nahrhafte Lauberde umgepflanzt und im Warmhause oder Warmbeete angetrieben werden.

Chloderich, Sohn Siegberts, Königs der Siguarier, führte 507 das Heer, welches sein Vater Chlodowig dem Großen gegen die Westgothen zu Hülfe sendete, ermordete, von Chlodowig gereizt, seinen alten Vater auf der Jagd, während Siegbert schlief, fand aber bald selbst durch den treulosen Chlodowig den Tod, der sich darauf des verwaisten Reiches bemächtigte.

Chlodio (Chlogio, Chloio), der dritte König der Franken, trat um 428 die Regierung an, fiel in Hennegau und Artois ein, schlug die Römer und eroberte Cambray, Tournay und Amiens, wo er seinen Sitz aufschlug. Bis 445 hatte er alles Land bis an die Somme erobert, überschritt diesen Fluß, ward jedoch von Aëtius geschlagen und † 448.

Chlodomer (Chlodomar und Chlodomir), fränkischer König, Chodowigs des Großen zweiter Sohn, erhielt nach dem Tod seines Vaters einen Theil des Reichs zwischen der Loire und Garonne und nahm seinen Sitz in Orleans. C. und seine Brüder, von ihrer Mutter Chlothilde aufgereizt, deren Vater Chilperich von Gundobald umgebracht worden war, zogen gegen dessen Söhne, Sigismund und Godomar. Letzterer entfloh, Sigismund ward aber gefangen nach Orleans geführt. Als Godomar die Burgunder gesammelt und das Reich wieder eingenommen hatte, ließ C. Sigismund nebst Gemahlin und Kindern umbringen, bat seinen älteren Bruder, Theuderich von Austrasien, um Hülfe, kämpfte auf der Ebene von Viseroncia bei Vienne gegen Godomar, schlug und verfolgte ihn, gerieth aber mitten unter die Feinde, die ihm das Haupt abschnitten und es auf einen langen Spieß steckten. Die Franken brachten nun zwar den Burgundern eine große Niederlage bei und das Reich unter ihre Gewalt, doch gewann Gundomar dasselbe später wieder. C.s Wittwe, Guntheuca, wurde Chlothars Gemahlin; seine Söhne Theudowald und Gunthar wurden von Chilperich I. und Chlothar I. ermordet, das Reich ihres Vaters aber ward von den Mördern getheilt.

Chlodowald (Clotoald, St. Clou), ein Sohn Chlodomers, wurde nach dem Tode seines Vaters 524 von seiner Großmutter, der heiligen Chlothilde, mit seinen beiden Brüdern erzogen. Als seine Brüder von Childebert I. und Chlothar I. ermordet wurden, gelang es, ihn zu retten; er wurde Mönch und baute 2 Meilen von Paris ein Kloster, das seinen Namen führte und worin er um 560 bestattet wurde.

Chlodowig (Clodwig, Ludwig), Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlecht der Merovinger: 1) C. I. oder der Große, Childerichs I. und Basina's Sohn, geboren 465, folgte 481 seinem Vater als König eines Theils der salischen Franken, welche das nördliche Gal-

lien bis gegen die Ardennen und die Somme bewohnten. In Verbindung mit Ragnachar, einem andern fränkischen Fürsten, beschloß er, den letzten Rest der römischen Herrschaft in Gallien zu vernichten, und schlug den römischen Statthalter Syagrius 486 bei Soissons. Dieser floh zu dem westgothischen König Alarich II., der ihn, von C.s Drohungen eingeschüchtert, auslieferte. C. nahm sein Reich und ließ ihn nach langer Haft heimlich hinrichten; darauf verlegte er seine Residenz von Tournay nach Soissons und von da später nach Paris. Im Jahr 491 bekriegte C. die Thüringer, überzog sie mit einem großen Heer, erschlug ihrer Viele und zwang die Uebrigen zum Tribut. Im J. 493 vermählte er sich mit Chlothilde, einer Nichte des burgundischen Königs Gundobald, die ihn zum Christenthum zu bekehren suchte, was ihr jedoch nicht sogleich gelang; dennoch gestattete er, daß sein erstgeborner Sohn Ignomer getauft wurde, und obgleich dieser noch im Taufgewande starb, worüber C. der Gemahlin heftige Vorwürfe machte, so wurde doch auch der zweite Sohn, Chlodomer, zur Taufe gelassen. Im J. 496 zog C. dem Könia der ripuarischen Franken, Siegbert, gegen die Alemannen zu Hülfe; bei Zülpich kam es zu einer heißen Schlacht, in der C.s Heer mehr und mehr zusammenschmolz. In dieser Noth gelobte er weinend ein Christ zu werden, wenn ihm Christus den Sieg verleihe. Der vollständigste Sieg wurde ihm, u. C. ließ sich nun, um sein Gelübde zu erfüllen, am Weihnachtstag desselben Jahres von Remigius, dem Bischof zu Rheims, taufen und mit dem heil. Oele salben, das in einer Krystallphiole vom Himmel gefallen seyn soll; seine Schwester und 3000 Franken folgten seinem Beispiel. Eine andere Schwester, Lanthild, ward vom arianischen zum katholischen Glauben bekehrt. Papst Anastasius begrüßte ihn als den allerchristlichsten König. In Folge dieser Vorgänge unterwarfen sich ihm auch die unabhängigen, der reinen katholischen Lehre zugethanen Städte Armorica's freiwillig. Um seine Herrschaft, wie im südlichen Deutschland, auch im südlichen Gallien auszubreiten, zog er 500 gegen den burgundischen König Gundobald, dessen Bruder Godegisil in der Schlacht bei Dijon sich mit C. vereinigte, wodurch für Letzteren der Sieg entschieden wurde. Gundobald floh nach Avignon, wo er von C. belagert wurde. Ein treuer Diener, Aredius, rettete den bedrängten König, indem er ihn scheinbar verließ und zu C. überging, dem er vorstellte, daß die Belagerung zu keinem Ziele führen werde; lieber möge er Gundobald einen jährlichen Zins auflegen. Diesen Rath befolgte C., und so ward der Friede geschlossen; bald aber weigerte sich Gundobald, den Zins zu entrichten, zog gegen seinen Bruder, erschlug ihn in der Schlacht bei Vienne und unterwarf sich das ganze Burgunderreich. Von Glaubenseifer getrieben, wie er vorgab, zog C. 507 gegen die arianischen Westgothen unter Alarich, schlug dieselben in der Schlacht bei Vouglé unweit Poitiers, drang bis Bordeaux vor und bemächtigte sich der Schätze Alarichs, während sein natürlicher Sohn Theoderich alle Städte bis nach Burgund einnahm. Nachdem C. sich noch Angoulème unterworfen, ging er nach Tours zurück, wo er vom griechischen Kaiser Anastasius den Konsultitel erhielt; von Tours ging er nach Paris, das er zum Sitze seines Reichs machte. Sein Sohn Theoderich wurde an der weitern Eroberung des westgothischen Reichs durch ein Heer des ostgothischen Königs Theoderich verhindert; indeß blieb den Franken das eroberte Aquitanien und Toulouse. Beständig darauf bedacht, seine Herrschaft auszudehnen, scheute C. selbst Arglist und Grausamkeit nicht, diesen Zweck zu erreichen. Heimlich reizte er den herrschsüchtigen Sohn seines ehemaligen Bundesgenossen Siegbert, Chloderich, zum Mord des Vaters und ließ ihn hernach selbst meuchlings ermorden, worauf ihn die ripuarischen Franken in der Volksversammlung bei Köln auf den Schild hoben und als ihren König ausriefen. Nun kam die Reihe an einen andern fränkischen Fürsten, Chararich, dessen zweideutiges Benehmen in der Schlacht bei Soissons C.s Grimm gereizt hatte. Durch List brachte er ihn und seinen Sohn 509 in seine Gewalt, ließ beide zu Geistlichen weihen, später aber tödten, als sie drohende Worte fallen ließen. Nicht besser erging es seinem ehemaligen Verbündeten Ragnachar, der sich bei seinen Franken durch Schwelgerei rc. verhaßt gemacht hatte. C. wußte sich durch unächte Geschenke Verräther in Ragnachars Gefolge zu gewinnen, die ihn nebst seinem Bruder Richar nach der Schlacht von Cambray an C. auslieferten. Beide fielen von C.s eigner Hand, und viele andere Könige wurden auf gleiche Weise ihres Lebens u. ihrer Länder beraubt. Einst versammelte er die Seinigen u. klagte, daß er, nun aller Verwandten beraubt, ein Fremder unter Fremden sey; sein Zweck war, Den zu tödten, der sich als einen Verwandten melden würde; aber es meldete sich Niemand. Nicht lange jedoch sah er sich im Besitz der Herrschaft, die er durch Blut und Mord erweitert und befestigt; er † 511 zu Paris und wurde in der Apostel= (jetzt Genoveva=) Kirche, die er selbst gegründet, begraben, von der Geistlichkeit wegen seines reinen Glaubens und seiner der Kirche erwiesenen Wohlthaten fast als Heiliger verehrt. Ein geborner Herrscher und Krieger, verdunkelte er doch den Ruhm seiner Thaten durch seine Verbrechen. Seine 4 Söhne, Theoderich I., Chlodomer, Childebert I. und Chlothar I., theilten sein Reich unter sich.

2) C. II., Dagoberts I. und Nanthilds zweiter Sohn, geboren 633, ward 638 nach seines Vaters Tode König von Neustrien und Burgund, unter der Vormundschaft seiner Mutter, sandte nach König Siegberts von Austrasien Tode an den dortigen Hausmeier Grimoald, der seinen eignen Sohn auf den austrasischen Thron gesetzt hatte, Geschenke, um ihn nach Paris zu locken. Grimoald ging in die Falle, ward auf dem Wege gefangen und gebunden vor C. gebracht, der ihn tödten ließ. Nun bemächtigte sich C. Austrasiens und ward Herr des ganzen Frankenreichs, † aber schon 656, kaum 21 Jahre alt, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens an Geisteszerrüttung gelitten. Trotz seiner Jugend hinterließ er von der schönen und klugen Balthilde 3 Söhne: Chlothar III., Childerich II. und Theoderich III., von

denen ihm der Erstere in dem Gesammtreiche folgte.

3) C. III., Theoderichs III. Sohn, folgte 690 noch als zartes Kind seinem Vater als Schattenkönig der Franken, während der Hausmeier Pipin von Heristal die Herrschaft übte, † aber schon 694, worauf sein Bruder Childebert III. den Thron bestieg.

Chloë, die Grünende, Beiname der Demeter (Ceres) bei den Attikern als Beschützerin der jungen Saat. Ihr zu Ehren wurde am 6. Thargelion das Frühlingsfest der Chloeia mit einem Widderopfer und lustigen Spielen begangen. C. ist auch gewöhnlicher Name der Schäferinnen in den Schäfergedichten und Schäferromanen des vorigen Jahrhunderts.

Chlopicki, Joseph, polnischer Generallieutenant und Diktator während des Aufstands 1830, geboren in Galizien im März 1772 aus einer adeligen, aber unbemittelten Familie. Er trat in Kriegsdienste, zeichnete sich 1794 im Treffen bei Raclawice so sehr aus, daß ihn Kosciusko im Angesicht des Heeres umarmte, ward bald darauf Adjutant des Generals Rymkiewicz und war 1797 einer der Ersten, die sich nach dem Aufrufe des Generals Dombrowsky unter die Waffen stellten, um in den Diensten der französischen Republik zur Befreiung des Vaterlandes beizutragen. Er wurde darauf Major in der ersten polnischen Legion in Italien. Nach dem hartnäckigen Gefecht von Bastardo auf dem Schlachtfeld zum Oberstlieutenant ernannt, vertheidigte er den Engpaß von Modena, focht siegreich bei Pontremoli, Croce, Busano, beim Sturm auf Casabianca und bei Ponti. Im Jahr 1806 folgte er abermals Dombrowsky's Ruf, ward Oberst, focht 1807 unter Napoleon siegreich bei Eylau und Friedland und kehrte kurz vor dem tilsiter Frieden in sein Vaterland zurück. Aber schon 1808 marschirte er als Kommandant eines der vier Infanterieregimenter der Weichsel nach Spanien, brachte den 23. Juni 1808 vor Eptla Palafox zum Weichen und zeichnete sich während der Belagerung von Saragossa durch Besonnenheit und Tapferkeit aus. Mit seinem Regiment unter den Befehl des Marschalls Suchet gestellt, folgte er diesem General nach Aragonien, Katalonien und Valencia und ward nach den Gefechten bei Santa-Maria und Belchite Brigadegeneral der Division Laval, schlug am 10. Februar 1810 die Spanier unter Villacampa am rechten Ufer des Ebro, verließ aber auf den Ruf Napoleons mit den polnischen Regimentern Spanien, um gegen Rußland zu kämpfen. Mit Auszeichnung focht er in der Schlacht bei Smolensk und an der Moskwa, wo er schwer verwundet wurde, fühlte sich jedoch gekränkt, als ihm die verdiente Beförderung zum Divisionsgeneral nicht geworden war, nahm deshalb seinen Abschied und lebte als inaktiver General in Paris. Als Kaiser Alexander die Wiederherstellung Polens versprach, kehrte er mit den übrigen Polen in sein Vaterland zurück und ward von Alexander zum Divisionsgeneral in der polnischen Armee ernannt. Von dem Großfürsten Konstantin beleidigt, nahm er indeß wieder seinen Abschied und lebte in stiller Zurückgezogenheit bis zum Ausbruch der Revolution von 1830. Er erfreute sich während dieser Zeit einer allgemeinen Beliebtheit beim Volke, doch theilte er nicht die Hoffnungen, die man von einem bewaffneten Aufstand hegte, und wies mehrfache Aufforderungen, an dem geheimen Bündnisse der Patrioten Theil zu nehmen, standhaft zurück, ja, er hielt sich in der Nacht des 30. November, wo die Verschwörung ausbrach, anfangs verborgen, um nicht in die Unternehmung verwickelt zu werden, mußte jedoch am andern Morgen der Stimme des Volkes und des Heeres nachgeben, die ihn als den Mann bezeichnete, von dem Polen sein Heil zu hoffen habe. Er trat dem Administrationsrathe als Oberbefehlshaber bei, unter der Bedingung jedoch, den Oberbefehl im Namen des Kaisers führen zu dürfen; in demselben Sinne übernahm er am 5. December auf dem Marsfelde die Diktatur bis zur Eröffnung des Reichstags, suchte fortwährend auf Wiedervereinigung mit dem Kaiser, von dem er Zugeständnisse für die Nation hoffte, hinzuwirken und legte nach Eröffnung des Reichstags am 18. December jene Würde wieder nieder. Die zweite ausgedehntere Diktatur übernahm er nach dem allgemeinen Volkswillen am 20. December, während welcher er dieselben Bestrebungen verfolgte. Dies u. seine Strenge bewogen den patriotischen Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; er aber legte am 23. Januar 1831 die Diktatur nieder, indem er erklärte, er könne das Heer nicht in den Krieg führen, sondern entsage seiner Würde, damit der Reichstag sich in vollkommener Unabhängigkeit über die Mittel, welche die Erhaltung Polens und seiner Gerechtsame zu sichern im Stande seyen, berathen und sich zugleich mit der Wahl einer Regierungsbehörde und eines Oberbefehlshabers beschäftigen könne. Um zu beweisen, daß es nicht Mangel an Patriotismus sey, was ihn zu diesem Schritt bewogen, wie man ihm Schuld gab, trat er Anfangs Februar als Soldat zur Armee u. focht bei Grochow an der Seite des Fürsten Radziwil mit Auszeichnung, indem er durch seine Gegenwart und Tapferkeit das Heer begeisterte. Auf sein Anrathen wurden am 25. Februar die russischen Corps unter Schachoffski und Geismar von Uminski angegriffen, in welchem Gefecht er selbst das Regiment des Generals Milberg gegen ein von den Russen besetztes Erlengebüsch führte und einen furchtbaren Kampf begann. Drei Pferde wurden an diesem Tag unter ihm erschossen und er selbst endlich durch eine Granatenkugel am Arme und am Fuß verwundet. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er Anfangs März nach Krakau. C.'s Handlungsweise hat viel Tadel erfahren müssen; man beschuldigte ihn der Lauheit, ja schrieb sogar den endlichen Fall Polens auf Rechnung seiner Unentschiedenheit und seines Zauderns. Was seinen Patriotismus betrifft, so hat er diesen während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn glänzend bewiesen, doch war er zu einsichtsvoll und besonnen, um sich über die Mittel zu täuschen, welche die polnische Nation zu ihrer Befreiung aufzubringen vermochte, und konnte daher unmöglich die glühende Begeisterung seiner Landsleute theilen. Er hielt die Sache des Aufstandes von Anfang an für eine verlorene und suchte durch seine Mäßigung

zu gewinnen, was der Ungestüm verdorben; als aber ein Brief des Kaisers Nikolaus ihn überzeugte, daß an eine gütliche Vermittelung nicht zu denken sey, trat er vom Schauplatz ab. Seit der Unterdrückung der polnischen Insurrektion lebte er zurückgezogen in Krakau und † den 30. September 1854 zu Krzeschowitz.

Chlor (Chlorine, lat. Chlorum, Halogenium, ehedem oxydirte Salzsäure, Acidum muriaticum oxygenatum genannt), ein einfacher, gasförmiger, nicht-metallischer Körper, Salzbildner, wurde von Scheele 1744 entdeckt und dephlogistirte, d. h. ihres Brennstoffs beraubte, Salzsäure genannt: eine Entdeckung, die für die Wissenschaft und die Gewerbe gleich wichtig und denkwürdig geworden ist. Gay-Lussac und Thénard stellten die Ansicht auf, daß das C. als einfacher Stoff zu betrachten sey, und H. Davy erklärte diese Ansicht entschieden für die richtige, führte sie durch und schuf den Namen Chlorine, was später in C. abgekürzt wurde. Das C. kommt in der Natur nie frei vor, sondern stets verbunden, am meisten mit Metallen, und zwar in großen Massen, wie z. B. mit Natrium als Kochsalz; ferner in Verbindung mit Blei, Silber, Quecksilber ꝛc. Zur Darstellung des C.s bedient man sich gewöhnlich des Kochsalzes, oder auch der Salzsäure. Das C. kann aus dem Kochsalz nicht unmittelbar abgeschieden werden, sondern es ist hierzu die kombinirte Einwirkung einer wasserhaltigen, starken Säure und eines sauerstoffreichen Körpers nöthig; Schwefelsäure und Manganhyperoxyd (Braunstein) sind die Stoffe, welche in den meisten Fällen als Mittel zur Isolirung des C.s aus dem Kochsalze benutzt werden. Die Schwefelsäure zerlegt unter Mitwirkung des Wassers das Chlornatrium (Kochsalz), es entsteht schwefelsaures Natriumoxyd (Glaubersalz) und Chlorwasserstoff (Salzsäure), welcher sich mit dem Manganhyperoxyd wechselseitig in C., Wasser und Manganoxydul zerlegt; das erstere entweicht als Gas, das letztere wird von der noch vorhandenen Schwefelsäure als schwefelsaures Manganoxydul aufgenommen. Die relativen Mengenverhältnisse, welche angewandt werden müssen, damit die Zerlegung möglichst vollständig vor sich gehe, sind 1 Mischungsgewicht Kochsalz = 734, 1 M. Manganhyperoxyd = 546, 3 M. koncentrirte Schwefelsäure = 1800, welche vorher mit dem doppelten Gewicht Wasser verdünnt wird. Da der Braunstein selten reines Hyperoxyd ist, ein Ueberschuß aber nichts schadet, so ist es gut, etwas mehr davon zu nehmen, also in runden Zahlen 8 Theile Kochsalz, 8 Theile Braunstein, 20 Theile Schwefelsäure. Der Entwickelungsapparat, welcher hierbei in Anwendung kommt, muß etwas geräumig seyn und anfangs nur gelinde erwärmt werden, weil die Masse leicht schäumt und leicht übersteigt. Man wählt hierzu am besten Kolben mit etwas weiter Mündung, in welche die Glasröhre zum Entweichen des C.s eingesetzt wird, und tubulirt, um durch den Tubulus eine Eingußröhre einsetzen zu können. In Fabriken wird das C. gewöhnlich aus bleiernen Gefäßen entwickelt (s. Chlorkalk). Das Chlorgas muß über einer gesättigten Kochsalzlösung oder über warmem Wasser aufgefangen werden, weil es von kaltem Wasser und noch rascher von Quecksilber absorbirt wird. Trockenes Chlorgas kann nur dadurch erhalten werden, daß man das Gas durch ein mit Chlorcalcium gefülltes Rohr und aus diesem in eine trockene Flasche vermittelst einer bis auf den Boden der letztern reichenden Glasröhre leitet, so daß das schwerere Chlorgas in dem Maße, als es sich ansammelt, die leichtere atmosphärische Luft aus der Flasche verdrängt. Häufig ist es auch nöthig, das C. von jeder Spur etwa mitfolgenden Chlorwasserstoffsäuregases befreit zu erhalten; man leitet es dann vor seiner Anwendung in möglichst kleinen Blasen durch eine mit Wasser gefüllte Flasche oder durch eine mit Chlorkalk gefüllte Röhre. Aus Salzsäure erhält man Chlorgas, wenn man in einem Entwickelungsapparate zu 1 Theil fein gepulvertem Braunstein ungefähr 6 Theile schwach rauchende Salzsäure gießt und erwärmt. Hierbei bildet der ganze Sauerstoffgehalt des Hyperoxyds mit dem Wasserstoff der Säure Wasser, es zersetzt sich 1 Aeq. Manganhyperoxyd und 2 Aeq. Chlorwasserstoff, es entstehen 2 Aeq. Wasser, 1 Aeq. Manganchlorid; letzteres theilt sich aber, besonders in der Wärme, in Manganchlorür, welches zurückbleibt, und in Chlorgas, welches entweicht. Auf diese Weise also erhält man nur die Hälfte des C.s aus der Säure. Um den ganzen Chlorgehalt zu gewinnen, muß die Salzsäure vorher mit so viel Schwefelsäure vermischt werden, als nöthig ist, um mit dem Braunstein schwefelsaures Manganoxydul zu bilden, nämlich auf 1 Theil Braunstein 1 Theil koncentrirte Schwefelsäure, die mit gleich viel Wasser verdünnt wird, und ungefähr 4 Theile schwach rauchende Salzsäure. Bei gewöhnlicher Temperatur erscheint das C. als ein grünlichgelbes Gas von 2,440 specifischem Gewicht. Bis auf ungefähr $\frac{1}{4}$ seines Volumens reducirt, also durch 4 Atmosphären Druck, oder stark abgekühlt, kondensirt es sich zu einem dünnen, gelben, mit Wasser nicht mischbaren Liquidum von 1,33 specifischem Gewicht, welches bei $-18°$ nicht fest wird und den galvanischen Strom nicht leitet. Der Geruch des Chlorgases ist sehr angreifend für die Luftröhre und Lunge und wirkt erstickend, daher es, in größerer Menge eingeathmet, sehr üble Zufälle nach sich ziehen kann. Indeß wird doch auch das Chlorgas in gewissen Krankheiten der Lunge, mit viel atmosphärischer Luft gemengt, als Heilmittel angewendet (s. Chlorkalk). Noch häufigere Anwendung findet das Chlorgas als desinficirendes und geruchzerstörendes Mittel. Das C. hat nämlich eine ausgezeichnete Affinität zum Wasserstoff. Chlorgas und Wasserstoffgas vereinigen sich unmittelbar, im Tageslicht allmählig, im direkten Sonnenlicht augenblicklich und unter Feuererscheinung. Ebenso werden die meisten Wasserstoffverbindungen schon bei gewöhnlicher Temperatur zersetzt, selbst das Wasser bei der Glühhitze unter Abscheidung von Sauerstoffgas und unter Mitwirkung des Sonnenlichts oder bei Gegenwart eines oxydirbaren Körpers schon bei gewöhnlicher Temperatur. Auf diesem Umstande beruht seine zerstörende Wirkung auf die meisten organischen Stoffe bei Gegenwart von Wasser,

seine Eigenschaft, die gefärbten zu bleichen, die riechenden Ausdünstungen, faulenden organischen Substanzen und die Miasmen zu zerstören (s. Chlorräucherung). Der Wasserstoff, der leichteste aller ponderablen Substanzen, ist der gewöhnliche Träger der in der Luft verbreiteten oder den Körpern anhängenden Miasmen und Gerüche; kommen solche daher mit C. in Berührung, so wird ihnen der Wasserstoff entzogen, und sie hören auf zu seyn, indem sie in andere geruchlose und unschädliche Verbindungen umgewandelt werden.

Das C. geht mit allen übrigen einfachen Stoffen, Fluor ausgenommen, Verbindungen ein. Mit den meisten, namentlich den Metallen, geschieht die Vereinigung unmittelbar, meist schon bei gewöhnlicher Temperatur und unter Feuererscheinung. Phosphor, Arsen, Antimon, Kalium, Zink, Zinn im gepulverten oder blattförmigen Zustande in Chlorgas gebracht, entzünden sich darin bei gewöhnlicher Temperatur und verbrennen zu Chloriden. Den Sauerstoff übertrifft es in den meisten Fällen an Affinität. Alle Alkalien und alkalischen Erden werden durch C. in der Glühhitze ihres Sauerstoffs beraubt und in Chlorüre verwandelt. Mangan- und Eisenoxydul, Wolframoxyd u. a. zerfallen, wenn sie in Chlorgas geglüht werden, in Chlorür und eine höhere Oxydationsstufe. Oxyde, die beim Glühen für sich in Chlorgas nicht den Sauerstoff verlieren, wie die Erden, die Kieselsäuren, Borsäure, Titansäure ꝛc., werden dadurch, daß man sie mit Kohle mischt, in Chloride unter gleichzeitiger Bildung von Kohlenoxydgas verwandelt. Alle Jod-, Brom- und Schwefelmetalle werden durch C. theils bei gewöhnlicher, theils bei höherer Temperatur zersetzt. Im Allgemeinen erkennt man das C. in seinen Verbindungen an dem weißen Niederschlage, der durch salpetersaure Silberlösung in den mit Salpetersäure angesäuerten Lösungen der Chlorverbindungen hervorgebracht wird. Selbst die kleinste Spur wird davon angezeigt, nur erscheint bei sehr geringen Mengen kein wirklicher Niederschlag, sondern nur ein Opalisiren der Flüssigkeit. Der Niederschlag ist Chlorsilber, er ist in Wasser und verdünnten Säuren unlöslich, wird aber von Ammoniak leicht gelöst, am Licht wird er bläulich, endlich schwarz; er ist ohne Zersetzung schmelzbar.

Mit Wasserstoff verbindet sich das C. nur in einem Verhältnisse zu Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure, Acidum muriaticum s. hydrochloricum), die in flüssigem Zustande als Spiritus salis fumans seit alten Zeiten bekannt war. Die Salzsäure ist ein Gas und kann durch unmittelbare Vereinigung ihrer Elemente erhalten werden. Beide Gase vereinigen sich zu gleichen Maßtheilen ohne Verdichtung. Im Dunkeln wirken sie nicht auf einander, die Vereinigung erfolgt bei gewöhnlicher Temperatur nur unter dem Einfluß des Lichts; allmählig geschieht sie beim Tageslicht, augenblicklich und unter Feuererscheinung im direkten Sonnenlicht. Füllt man eine Flasche mit gleichen Volumentheilen der Gase im Schatten und wirft sie verkorkt in den Sonnenschein, so explodirt sie mit starkem Knall. Ebenso wirkt das Licht eines starken galvanischen Stromes. Unter rothem Glase geht die Verbindung nicht vor sich, wohl aber unter blauem. Gleich dem Licht wirkt eine Temperatur von 150° und der elektrische Funke. Außerdem wird die Chlorwasserstoffsäure durch Einwirkung von C. auf die meisten Wasserstoffverbindungen gebildet, wie sie überhaupt bei vielen Zersetzungen der Verbindungen entsteht. Die koncentrirte reine wässerige Salzsäure ist farblos, an der Luft rauchend, wirkt auf organische Substanzen ähnlich zersezzend wie die Schwefelsäure. Sie erstarrt erst unter — 40°. Mit koncentrirter Salpetersäure zersetzt sie sich in Wasser, salpeterige Säure und C. und stellt so das Königswasser dar. Die gewöhnliche rohe Salzsäure ist mehr oder weniger gelb gefärbt, was von organischen Beimischungen und auch vom Eisengehalt herrührt. Eine gesättigte Auflösung des C.s in Wasser stellt das Chlorwasser (Aqua chlorata s. oxymuriatica) dar und wird dadurch erhalten, daß man C., wie angegeben, entwickelt und in eine kalt gehaltene mit Wasser gefüllte Flasche streichen läßt. Die Abkühlung darf jedoch nicht bis 0° herabsinken, weil sonst Chlorhydrat abgeschieden wird. Das Chlorwasser ist eine klare, schwach grünlichgelbe Flüssigkeit, von erstickendem Geruch und 1,003 specifischem Gewicht; es bleicht wie das Gas alle Pflanzenfarben und zerstört alle von organischen Substanzen herrührenden Gerüche. Vielen wasserstoffhaltigen Substanzen entzieht es den Wasserstoff und verwandelt sich in Salzsäure. Schon für sich allein erleidet das Chlorwasser, besonders bei mangelhafter Aufbewahrung und unter Einwirkung des Lichts, eine Zerlegung, indem Salzsäure entsteht und Sauerstoff frei wird. Es ist dies einer von den wenigen Fällen, wo das Wasser unter Freiwerden des Sauerstoffs in Gasform zerlegt wird. Bei etwas über 0° setzt es Chlorhydrat, eine feste, krystallisirende Verbindung von C. mit Wasser, ab. Das Chlorwasser dient in der Medicin als inneres und äußeres Heilmittel und muß zu diesem Behuf vollständig in C. gesättigt seyn; mitunter dient es auch zum Bleichen, weshalb es auch wohl Bleichwasser genannt wird. C. und Stickstoff können nicht unmittelbar mit einander verbunden werden, leicht aber geht ihre Vereinigung vor sich, wenn sich beide im Entstehungszustande treffen, wobei ein, von Dulong entdeckter, mit sehr eigenthümlichen Eigenschaften begabter Körper, Chlorstickstoff, gebildet wird. Man erhält diese Verbindung, wenn in eine nicht ganz gesättigte Lösung von Salmiak oder einem andern Ammoniaksalz Chlorgas geleitet wird. Das Chlorgas wird langsam absorbirt, und in dem Maße, als dies geschieht, bilden sich auf der Oberfläche der Flüssigkeit ölartige Tropfen, die dann zu Boden sinken und sich zu einer pomeranzengelben, ölartigen Flüssigkeit, dem Chlorstickstoff, vereinigen. Die Bildung des Chlorstickstoffs geschieht in Folge der Zersetzung des Ammoniaks; das C. bemächtigt sich seines Wasserstoffs, Chlorwasserstoff bildend, während der frei gewordene Stickstoff sich mit dem nachströmenden C. zu Chlorstickstoff vereinigt. Dieser ist eine ölartige, dunkelgelbe Flüssigkeit von dem C. ähnlichen Geruch, der auf die Augen und Nase einen sehr heftigen Reiz ausübt; der Luft

ausgesetzt, wird er schnell verflüchtigt, gefriert selbst bei sehr hohen Kältegraden nicht und läßt sich bei + 71° überdestilliren. Bei einer Temperatur von 93°—100° explodirt der Chlorstickstoff mit äußerster Heftigkeit, wodurch selbst offene Gefäße, worin er befindlich, zertrümmert werden; die Explosion desselben ist von Feuererscheinung begleitet und er zerfällt dabei in 3 Volumen Chlorgas und 1 Volumen Stickgas. Ein Tropfen verursacht schon einen stärkern Knall, als ein Flintenschuß. Der Chlorstickstoff gehört daher zu den gefährlichsten Körpern, und alle Versuche damit erfordern die äußerste Vorsicht. Seinem Entdecker kosteten die Versuche damit ein Auge und mehre Finger. Er wird besonders dadurch gefährlich, daß er nicht allein durch die Wärme für sich, sondern auch bei gewöhnlicher Temperatur durch die bloße Berührung mit gewissen andern Körpern explodirt. Am heftigsten geschieht dies durch die Berührung mit Phosphor, sowohl im festen als im aufgelösten Zustande, ferner mit Selen, Arsen, Stickstoffoxydgas, koncentrirtem kaustischen Kali und Ammoniak, mit Baumöl u. andern fetten und flüchtigen Oelen, selbst mit Kautschuk. Dagegen explodirt er nicht mit Schwefel, Schwefelkohlenstoff, Kohle, Metallen, Säuren, Wachs, Butter, Stärke, Zucker, Gummi, Alkohol, Aether ꝛc. Mit Alkohol bildet er schweren Salzäther unter Entwickelung von Stickgas. Mit reinem Wasser in Berührung gebracht, wird er allmählig in Chlorwasserstoffsäure und salpeterige Säure zersetzt; wird gleichzeitig ein Metall mit in Berührung gebracht, so entsteht ein Chlormetall und Stickgas wird frei. Mit koncentrirter Chlorwasserstoffsäure bildet er Ammoniak und freies C., mit verdünntem Ammoniak Salmiak und freies Stickgas; mit Bromkalium entsteht Chlorkalium und Bromstickstoff.

Chlora (Bitterling), Pflanzengattung aus der Familie der Gentianeen, charakterisirt durch den 4—10theiligen Kelch, die bauchige Blumenkronenröhre mit abstehendem 4—10theiligen Saum und die einfächerige Kapsel, einjährige, meist europäische Kräuter. C. perfoliata L., Blackstonia perfoliata *Hudson*, durchwachsener Bitterling, Sommergewächs, auf feuchten, sonnigen Waldwiesen im südlichen, seltner im mittleren Europa, hat einen fußhohen, oben gabeligen Stengel, eine ästige u. faserige Wurzel und gelbe, doldenartig am Ende vereinigte Blüthen. Sonst war das bittere Kraut als gelbes Tausendgüldenkraut, Herba Centaurii lutei, wie das gewöhnliche Tausendguldenkraut, mit dem es gleiche Kräfte hat, im Gebrauche und ist es auch noch jetzt mit Recht in den Gegenden, in denen es wächst.

Chlorammonium (salzsaures, chlorwasserstoffsaures Ammoniak, Salmiak, Sal ammoniacum, Ammonium muriaticum), ein schon den alten Aegyptern bekanntes Salz, welches bis ins vorige Jahrhundert allein aus Aegypten in den Handel kam. Die Gebrüder Gravenhorst in Braunschweig errichteten 1759 die erste Salmiakfabrik. Der Salmiak findet sich häufig auf Vulkanen, am Vesuv, Aetna, auf Stromboli; ferner als Sublimat in den Spalten und Höhlungen der Vulkane der Bucharei und Südamerika's. Früher wurde dieses Salz allein in Aegypten aus dem Ruße des verbrannten Kameelmistes bereitet, daher auch die Benennung Sal ammoniacum aegyptiacum. Gegenwärtig wird es fast in allen europäischen Ländern auf verschiedene Weise gewonnen, je nachdem sich die Materialien dazu billig vorfinden; meistentheils wird es in Zusammenhang mit anderen technisch-chemischen Operationen als Nebenprodukt erhalten. Das Hauptmaterial bildet hierzu gewöhnlich das durch trockene Destillation von Thierstoffen bei Gewinnung von Blutlaugensalz und besonders von Beinschwarz (s. d.) gewonnene rothe kohlensaure Ammoniak. Thierische Abfälle aller Art, Knochen, Klauen, Lederabfälle, getrocknetes Blut ꝛc. werden in großen eisernen Gefäßen bei Glühhitze der Destillation unterworfen. In verschiedenartig konstruirten Kondensationsapparaten sammelt man die hierbei entstehenden Destillationsprodukte, welche hauptsächlich in stinkendem Oel, kohlensaurem und essigsaurem Ammoniak bestehen und theils in wässeriger Auflösung, theils in fester Form kondensirt werden. Das feste Sublimat von kohlensaurem Ammoniak wird in der wässerigen Flüssigkeit gelöst und das Oel abgenommen. Auch wird an manchen Orten die bei der Entwickelung von Leuchtgas erhaltene ammoniakhaltige Flüssigkeit zur Salmiakbereitung verwendet. Die auf die eine oder andere Weise gewonnene, kohlensaures Ammoniak haltige Flüssigkeit wird auf verschiedene Weise in Salmiak umgewandelt. Der sublimirte Salmiak erscheint als durchscheinende, krystallinische, zähe, schwer zu pulvernde Masse. Wird die Sublimation großer Mengen sehr langsam geleitet, so bildet er reguläre Oktaeder. Im Handel kommt der Salmiak meist in konvex-konkaven Broden von 20—30 Pfund, die englischen an 50 Pfund und mehr schwer vor; diese sind weiß, fettglänzend, vielfach geborsten, klingend, durchscheinend, der Bruch grobsplitterig. Sie dürfen nicht gelblich aussehen, was eine Verunreinigung mit Eisenchlorid andeutet. Aus der wässerigen und weingeistigen Lösung krystallisirt er in Oktaedern, gewöhnlich aber in langen Nadeln, die federartig an einander gereiht sind. Er ist farblos, luftbeständig, schmeckt scharf, salzig u. löst sich in 3 Theilen Wasser, schwer in Alkohol. In der Glühhitze verflüchtigt er sich, ohne vorher zu schmelzen, unzersetzt in farblosen Dämpfen. Mit kaustischen Alkalien und alkalischen Erden gemengt, entwickelt der Salmiak schon in der Kälte, besonders aber beim Erhitzen Ammoniakdämpfe. Er wird innerlich und äußerlich als Heilmittel angewendet; ferner dient er zur Bereitung des reinen und kohlensauren Ammoniaks, wird zum Löthen und Verzinnen von Eisen-, Kupfer- und Messinggeräth, zur Darstellung von Eisenkitt (50 Eisenbohrspäne, 2 Schwefel, 1 Salmiak) und in der Färberei und Kattundruckerei als Beize gebraucht.

Chloranthus (Pflaumenpfeffer), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, holzige knotige Stauden, hauptsächlich auf Java, in China und Japan. C. officinalis *Blume*, C. inconspicuus *Bl.*, gemeiner Pflaumenpfeffer, mit zugespitzten, 6 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blättern, am Ende verzweigten Blüthen-

ähren und kleinen, ovalen, pflaumenartigen Früchten, in den Bergwäldern Java's, hat eine frisch durchdringend kampherartig riechende, gewürzhaft bitterlich schmeckende, im trockenen Zustande von der Radix Serpentariae virginianae (s. Aristolochia) kaum zu unterscheidende Wurzel, die auch wie jene als ein kräftiges Reizmittel bei nervösen und typhösen Fiebern auf Java gebraucht wird. C. brachystachys *Blume*, mit kurzen Aehren, wird in seinem Vaterlande, Java, eben so wie die vorige Art benutzt.

Chlorbad, s. Bleichen.

Chlorblei (Bleihornerz, Hornblei, salzsaures Blei, Phosgenspath, brachytyper Bleibaryt, Kerasin), dem zwei- und einaxigen Krystallsystem angehöriges Mineral, dessen Grundkrystallgestalt das quadratische Prisma ist, mit Seitenkantenwinkel von 90°, Endkantenwinkel von 120°. Die Theilbarkeit ist parallel dem ersten quadratischen Prisma, die Härte = 3,0, das specifische Gewicht = 6,0—6,1. Es ist von diamantartigem Glanz, weiß, gelb, grau, grün, blau, durchsichtig bis halbdurchsichtig und besteht aus 85,5 Bleioxyd, 8,5 Salzsäure, 6,0 Kohlensäure. Vor dem Löthrohre schmilzt es leicht, breitet sich auf der Kohle aus und raucht. Mit Soda gibt es eine Menge kleiner Bleikugeln. Mit einem Flusse aus Phosphorsalz u. Kupferoxyd zusammengeschmolzen, färbt es die Löthrohrflamme schön blau. In früheren Zeiten kam das Mineral zu Matlock in Derbyshire, später zu Southampton in Massachusetts und am Vesuv vor.

Chlorialit (Pseudochrysolith, Wasserchrysolith, chrysolithartiger Obsidian, Bouteillenstein), Obsidian von pistaziengrüner, ins Lauchgrüne übergehender Farbe, welcher durchsichtig ist und in kleinen länglichen und flachen Geschieben mit gefurchter Oberfläche bei Moldauthein unweit Budweis in Böhmen vorkommt.

Chlorimetrie (Chlorometrie). Die so häufige Anwendung des Chlors, der unterchlorigsauren Alkalien und besonders des Chlorkalks (s. d.) bei technischen Zwecken und namentlich der Umstand, daß der Chlorgehalt des letzteren, je nach der Sorgfalt, die auf seine Bereitung und Aufbewahrung verwandt wurde, so sehr wechselt, haben es zu einem großen Bedürfniß gemacht, eine Methode aufzufinden, wodurch Jeder, auch der in chemischen Arbeiten nicht Geübte, dennoch im Stande ist, den Gehalt der verschiedenen Präparate an bleichendem Chlor leicht und mit Sicherheit zu bestimmen. Viele Chemiker haben sich mit diesem Gegenstande beschäftigt und eine Reihe verschiedener Prüfungsarten vorgeschlagen, die mehr oder minder dem Zwecke entsprechen. Unter diesen ist die von Graham vorgeschlagene Prüfung eine der besten und leicht ausführbar und liefert für die Technik hinreichend genaue Resultate. Diese Methode beruht auf dem Umstande, daß das bleichende Chlor des Chlorkalkes das schwefelsaure Eisenoxydul in schwefelsaures Eisenoxyd verwandelt. Hierzu sind auf je 30 Gewichtstheile Eisenvitriol 5 Theile Chlor erforderlich. Das schwefelsaure Eisenoxydul (Eisenvitriol) zu den chlorimetrischen Versuchen bereitet man sich am besten auf folgende Weise. Man löst rostfreie eiserne Nägel in verdünnter Schwefelsäure, zuletzt unter Erwärmen auf, filtrirt die noch warme Lösung ab und versetzt sie, sowie sie abläuft, mit Weingeist, so lange, als noch ein Niederschlag dadurch entsteht. Dieser Niederschlag ist der Eisenvitriol. Man sammelt ihn auf einem Filter, süßt ihn sorgfältig mit Weingeist aus und breitet ihn dann zum Abtrocknen an der Luft auf Fließpapier aus. Wenn derselbe nicht mehr nach Weingeist riecht, bringt man ihn in gut zu verschließende Gefäße. Er muß ein trockenes Pulver von bläulichweißer Farbe darstellen und hält sich, wenn er diese Beschaffenheit zeigt, nicht allein in verschlossenen Gefäßen, sondern auch der Luft ausgesetzt, wenn diese nicht zu feucht ist, unverändert. Auch kann man gut krystallisirten, oxydfreien und außerdem reinen Eisenvitriol nehmen, ihn zu Pulver zerreiben, dies Pulver entweder zwischen Tuchlappen oder zwischen Fließpapier kräftig pressen und dann in wohlverschlossene Gläser bringen. Zu dem chlorimetrischen Versuche werden 39 Gran Eisenvitriol (durch 5 Gran Chlor höher oxydirbar) in ungefähr 4 Loth Wasser geworfen, welche sich in einem Becherglase oder Cylinder befinden, und durch Umrühren mit einem Glasstab aufgelöst. Die Auflösung wird mit etwas Schwefelsäure angesäuert. Hierauf schüttet man 50 Gran des zu prüfenden Chlorkalks in einen Porzellan- oder Serpentinmörser, zerreibt denselben aufs Sorgfältigste mit Wasser zu einem so zarten Brei als möglich, verdünnt diesen mit Wasser, gießt die milchige Flüssigkeit in eine 100-theilige Glasröhre, spült den Mörser mit etwas Wasser nach, setzt dann so viel Wasser hinzu, bis das Alkalimeter bis 0 angefüllt ist, und mischt den Inhalt durch einige Male wiederholtes Umkehren des Instruments, indem man die Oeffnung mit dem weichen Muskel des Daumens schließt. Man gießt nun aus dem Alkalimeter von der Chlorkalkflüssigkeit in kleinen Portionen so lange zu der Eisenvitriollösung, bis dieselbe vollständig in Eisenoxydlösung verwandelt worden ist, und notirt sich dann die Anzahl der verbrauchten Grade der Chlorkalkflüssigkeit. Die Umwandlung des Eisenoxyduls in Eisenoxyd wird sehr leicht mit Hülfe des rothen Blutlaugensalzes (Ferridcyankaliums) ermittelt. Man löst ein Körnchen dieses Salzes in Wasser auf und besprengt einen Porzellanteller mit Tropfen dieser Lösung. Nach jedem Eingießen der Chlorkalklösung in die des Eisenvitriols und Berühren mit einem Glasstabe taucht man diesen in einen auf dem Teller befindlichen Tropfen. So lange ein blauer Niederschlag in dem Tropfen entsteht, muß noch Chlorflüssigkeit zugegeben werden; sobald aber anstatt des blauen Niederschlags eine braune Färbung oder Fällung erzeugt wird, ist die hinreichende Menge desselben verbraucht, d. h. das Eisenoxydul vollständig in Eisenoxyd umgewandelt. Je reicher der Chlorkalk an der bleichenden Chlorverbindung war, um desto weniger Grade sind aus dem Alkalimeter verbraucht worden, denn die Anzahl von Graden, welche 5 Gran enthalten, wird immer diese Umänderung bewerkstelligen. Nach jedem Eingießen der Chlorkalkflüssigkeit in die Eisenvitriollösung zeigt sich der Geruch

des Chlors, besonders wenn die Eisenvitriollösung stark angesäuert wurde. Wenn dieser Geruch nach dem Umrühren schnell wieder verschwindet, braucht man mit fernerem Zugießen nicht sehr ängstlich zu seyn, man hat dann selbst noch nicht einmal nöthig, die angegebene Prüfung zu machen; sobald aber der Chlorgeruch langsam verschwindet, muß man vorsichtiger seyn und die Prüfung nicht unterlassen. Den Chlorgehalt des Chlorkalks findet man nach beendetem Versuche durch eine einfache Rechnung. Man hat nämlich anzusetzen: die verbrauchten Grade (g) der Chlorkalklösung zeigen 5 Gran Chlor an, wie viel zeigen 100 Grade (die ganze im Alkalimeter befindliche Menge) derselben an ($g : 5 = 100 : x$), und man erhält so die Grade Chlor, welche in 50 Gran Chlorkalk (der zum Versuche angewendeten Menge) enthalten sind. Multiplicirt man diese mit 2, so erhält man den Procentgehalt. Eine z. B. zur Oxydation von 39 Gran Eisenvitriol verbraucht worden 36 Grade der Chlorkalkflüssigkeit, so hat man $36 : 5 = 100 : x = 13{,}89$. Es sind also in 50 Gran Chlorkalk 13,89 Gran Chlor enthalten, in 100 Gran daher $13{,}89 \times 2 = 27{,}78$ Gran, oder der Chlorkalk enthält 27,78 Procent bleichendes Chlor. Die Rechnung kann noch vereinfacht werden: man hat nämlich, um den Procentgehalt zu erfahren, nur die Zahl 1000 durch die verbrauchten Grade der Chlorkalkflüssigkeit zu dividiren; im vorliegenden Falle also $\frac{10000}{36} =$ 27,78. Bei sehr gutem Chlorkalk kann man die Menge des Eisenvitriols verdoppeln, um eine größere Anzahl von Graden der Chlorkalkflüssigkeit zu verbrauchen, wodurch der unvermeidliche Versuchsfehler kleiner wird; nur muß dann aber bei der Rechnung für die Zahl 1000 die Zahl 2000 gesetzt werden, oder man muß die Procente verdoppeln. Von Chlorkalk, welcher weniger als 10 Procent enthält, muß man 100 Gran zum Versuche anwenden und die Procente halbiren.

Chlorine, s. v. a. Chlor.

Chlorinde, Tankreds Geliebte in Tasso's „Befreitem Jerusalem", s. Tankred.

Chloris, 1) Gemahlin des Zephyrus, Nymphe eines gesegneten Gefildes und der Blumen, die Flora der Römer. — 2) C., älteste Tochter der Niobe vom Thebaner Amphion, früher Meliböa genannt, blieb allein nebst Amyclas unter ihren Geschwistern von Apollo und Diana verschont, ward aber durch das Entsetzen über den Tod der Ihrigen so blaß, daß sie von nun an C. (die Bleiche) hieß.

Chlorit (tautokliner Asterglimmer, prismatischer Talkglimmer), Mineral von drei- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle in der Regel sehr dünne sechsseitige Tafeln, oft zu cylindrischen und kegelförmigen Partien gruppirt und vollkommen nach der Grundfläche theilbar sind. Es kommt gewöhnlich derb, eingesprengt und als Ueberzug auf anderen Mineralien vor, klein und schuppig-blätterig ins Erdige übergehend, im Großen häufig schieferig. Es ist mild und zähe, jedoch nicht elastisch biegsam, von 1—1,5 Härte und 2,6—2,9 specifischem Gewicht. Die Farbe ist berg-, lauch-, oliven-, schwärzlichgrün, von grünlichgrauem bis berggrünem Strich, selten durchscheinend, in ganz dünnen Blättern durchsichtig, von Perlmutterglanz auf den Spaltungsflächen, sonst von Fettglanz. Die Krystalle zeigen einen herrlichen Dichroismus. In der Richtung der Axen erscheinen sie von einer schönen lebhaften, dem Smaragdgrünen sich nähernden Farbe, während dieselbe senkrecht auf die Axe gelblich- oder bräunlichroth hervortritt; auch sind die Krystalle nach der letztangegebenen Richtung viel durchscheinender, als in ersterer. Von Kobell fand in einem C. vom Greiner 27,32 Kieselerde, 20,69 Thonerde, 24,89 Talkerde, 15,23 Eisenoxydul, 0,47 Manganoxydul, 12,00 Wasser. Außerdem untersuchten Varrentrapp und Svanberg mehre Chlorite, und namentlich Letzterer fand eine ungemein große Veränderlichkeit in deren Zusammensetzung. Vor dem Löthrohre blättert sich das Mineral auf, wird theils weiß, theils schwärzlich und schmilzt an sehr dünnen Kanten. Im Kolben gibt es Wasser aus. Mit Borax braust es anfangs auf, löst sich dann aber ruhig zu einem von Eisen oder Chrom gefärbten Glase. In koncentrirter Schwefelsäure ist es vollkommen zersetzbar. Im Allgemeinen unterscheidet man blätterigen, gemeinen, schieferigen und erdigen C. Ersterer besteht aus einer Zusammenhäufung von nach einer Richtung keilförmig verschmälerten Krystallen, die sich um eine gemeinschaftliche Axe fächerartig gruppirt haben. Der gemeine begreift die derben schuppigen Stücke, der dritte die Abänderungen von schieferiger Struktur (Chloritschiefer) und der vierte endlich Stücke, bei welchen die Theile lose zusammenhängen, oder aller Zusammenhang verloren gegangen ist. In einzelnen Krystallen kommt das Mineral selten vor, dagegen in ungemein bedeutenden Massen im schieferigen Zustande, wo es ganze Gebirge zusammensetzt, in Tyrol, Steiermark, am St. Gotthardt in der Schweiz, im Fichtelgebirg, auf den Hebriden ꝛc. Der schuppig-körnige C. findet sich auf den Eisenerzlagerstätten zu Taberge, zu Berggießhübel in Sachsen, zu Dognazka im Banat, der erdige als Ueberzug auf Quarzkrystallen, sowie auf Drusen von Feldspath, Axinit, Periklin ꝛc., auch zuweilen in die Krystalle dieser Mineralien eingeschlossen. Außerdem kommt der C. ungemein häufig als Gemengtheil von Gesteinen, wie Granit, Schalstein, Glimmerschiefer, Gneis ꝛc., vor.

Chloritoid (Chloritspath), Mineral, welches bis jetzt nur derb, in großkörnigen Stükken vorkam, von 5,5 Härte, 3—5 spec. Gewicht, schwärzlichgrün mit grünlichweißem Strich und Perlmutterglanz, kommt mit Diaspor verwachsen im Chloritschiefer bei Beresowsk in Sibirien vor.

Chloritschiefer, Mineral, welches aus einer mehr oder weniger reinen Chloritmasse von schiefertgem Gefüge besteht, deren Farbe lauch-, berg- und schwärzlichgrün ist. Oft sind Quarzkörner eingemengt, zuweilen Thon und Talk, dann wird die Farbe lichter und es tritt ein perlmutterartiger Glanz hervor. Lagern sich neben den Talk noch Glimmerblättchen, so erscheint das Gestein in einem gesprenkelten Ansehen. Wiegt der Chlorit in der Masse vor, so ist die Gebirgsart dünn- u. wellenförmig-schieferig, tritt Quarz in größeren Quantitäten zu, so wird er dickschieferig,

fester und nimmt eine graue Farbe an. Von fremden eingeschlossenen Mineralien sind hauptsächlich Magneteisen, Bitterspath, Granat, Topas, Cyanit, Turmalin, Hornblende, Feldspath, Schwefel-, Kupfer-, Arsenikkies, Huill, Titanit und Molybdänglanz zu erwähnen. Der Granat liegt zuweilen in einer solchen Anzahl von kleinen Krystallen in dieser Gebirgsart, daß man ihn für einen wesentlichen Gemengtheil halten könnte. Der C. geht in Talk-, Glimmer- u. Thonschiefer über. Durch äußere Einwirkungen verändert sich dieses Gestein leicht, die Farbe wird im Allgemeinen lichter, die nächsten Umgebungen der Klüfte werden schwärzlich und nehmen einen halbmetallischen Glanz an; nach und nach zerfällt es dann in eine blätterige Schuttmasse, die sich langsam in eine eisenhaltige, lehmige, der Vegetation nicht besonders zuträgliche Erde umwandelt. Wo das Gestein fest ist, kann es als Baumaterial verwendet werden. Ungemein verbreitet ist es im Ural, in den Alpen, in Böhmen, den Karpathen, Brasilien.

Chloritischer Granit, ein Granit, welcher statt des Glimmers Chlorit enthält.

Chlorkalk (Bleichkalk, unterchlorigsaurer Kalk, Bleichpulver, Calcaria oxymuriatica), ein für Handel und Gewerbe wichtiges Produkt, welches zuerst vom Engländer Tennant 1798 bereitet und zum Bleichen der Baumwolle angewandt worden ist. Hinsichtlich der verschiedenen Anfertigung und Beschaffenheit unterscheidet man trocknen C. (Bleichpulver) und flüssigen C.; ersteren bereitet man zum Verkauf, letzteren dagegen nur zum Selbstgebrauch. Die Bereitung des C.s beruht auf dem Vermögen des Kalkhydrats, allmählig zugeleitetes Chlorgas kräftig u. in bestimmten Mengen zu absorbiren und besteht in 3 verschiedenen Operationen: in der Bereitung des Kalkhydrats, der Entwickelung des Chlorgases u. der Absorption des Chlorgases durch das Kalkhydrat od. der eigentlichen Chlorkalkfabrikation. Die Kalksteine, welche hierzu in Anwendung kommen, müssen sorgfältig ausgesucht werden; eisenschüssige u. mergelhaltige sind unbedingt zu verwerfen. Am vortheilhaftesten wählt man hierzu Kalkspath, der sich in Ganggebirgen in beträchtlicher Ausdehnung findet, Urkalk, körnigen Kalkstein u. einige Fluthkalke, wie Kreide u. a. m. Das Brennen der anzuwendenden Kalksteine geschieht am besten in den Chlorkalkfabriken selbst; sie müssen unmittelbar nach dem Brennen gelöscht und zur ferneren Behandlung vorgenommen werden, wenn ein gutes Produkt erzielt werden soll. Die Wassermenge, die zum Löschen angewendet wird, darf nur eben hinreichend seyn, den Kalk in ein zartes Pulver zu verwandeln. Die Chlorentwickelung geschieht entweder aus einem Gemisch vom besten Braunstein und Kochsalz, das mit verdünnter Schwefelsäure zersetzt wird, oder nur von Braunstein und Salzsäure. An Orten, wo man die Salzsäure zu billigen Preisen haben kann, ist die letztere Methode die einfachste und sicherste. Den Braunstein wendet man am besten in Form eines gröblichen Pulvers an, mischt ihn sorgfältig mit dem Kochsalz und behandelt das Gemisch in geeigneten Gefäßen mit verdünnter Schwefelsäure. Das Verhältniß der Schwefelsäure zu den übrigen Ingredienzien muß ein solches seyn, daß nach Einwirkung derselben saures schwefelsaures Natron gebildet wird, was der Fall seyn wird, wenn man auf 58 Theile Kochsalz und 44 Theile Mangan 147 Theile Schwefelsäurehydrat (englisches Vitriolöl), welches mit der gleichen Menge Wasser vermischt wurde, anwendet. Der trockene C. wird dann in gute, mit weißem Papier ausgeklebte Fässer fest eingestampft, die Fässer mit guten Böden verschlossen, letztere mit Gypsbrei ausgegossen und so in den Handel gebracht. Er muß ein völlig weißes (anfangs ist er nicht ganz weiß, wird es aber bald durchs Lagern), gleichförmiges, schwach nach Chlor riechendes Pulver darstellen, an der Luft nur wenig Feuchtigkeit anziehen, mit wenig Wasser sich leicht zu einem zarten Brei anrühren lassen und ohne bedeutenden Rückstand in 20 Theilen löslich seyn. Obgleich die Darstellung des trockenen C.s besonders in Töpfen mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden ist und aus gutem trockenen C. stets sehr leicht flüssiger dargestellt werden kann, indem man 1 Pfund des erstern mit 20, 50—100 Pfund Wasser in einem passenden Gefäße nach und nach anrührt, so stellen sich doch manche Konsumenten noch den flüssigen C. dadurch dar, daß sie $1\frac{1}{2}$ Pfund Kalkhydrat in wenigstens 40 Pfund Wasser in einem hölzernen oder gläsernen Gefäße anrühren und dazu nun 100 Liter Chlorgas (aus 391 Grammen reinstem Braunstein und der entsprechenden Menge Kochsalz und Schwefelsäure, wie oben angeführt) mittelst einer bis auf 4 Zoll in die Kalkmilch eintauchenden, genügend weiten Glasröhre leiten. So lange das Zuleiten des Chlorgases geschieht, muß die Kalkmilch aufgerührt werden, um die Absorption des Chlorgases zu unterstützen. Flüssiger C., der auf $1\frac{1}{2}$ Pfund Kalk 100 Liter enthält, ist 2 Pfund 100gradigem trockenen gleichzusetzen, und würde daher die Flüssigkeit, wenn sie durch Zusatz von Wasser bis zu 100 Liter verdünnt würde, in 1 Volumen 10 Volumen chlorometrische Flüssigkeit zu entfärben im Stande seyn (s. Chlorimetrie). Der flüssige C. ist gleich nach seiner Darstellung zu verbrauchen. Man bedient sich des C.s hauptsächlich zum Bleichen, und zwar zum Bleichen der baumwollenen Zeuche, zur Weißbleiche, zum Bleichen drapirter Waare, um den Grund ganz weiß zu erhalten, zur Buntbleiche, zur Entfärbungsküpe bei der Bandannafabrikation, zum Bleichen der Leinwand, des Papierstoffs, zur Desinficirung übelriechender organischer Stoffe, zur Zerstörung miasmatischer Materien rc. Es beruht hierbei die Anwendung des C.s auf seiner Eigenschaft, durch Säuren und überhaupt bei gewissen Umständen unter Chlorentwickelung, welche ihrerseits eine Oxydation durch Wasserentziehung bedingt, zerlegt zu werden (s. Chlorräucherung).

Chlorkohlenwasserstoff, s. Chlor.

Chlormerkurspath (Quecksilberhornerz). Mineral von zwei- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle sehr kleine quadratische Säulen bilden, die mit den Flächen eines Oktaeders unter dem Endkantenwinkel von 98° 4′ und dem Seitenkantenwinkel von 136° gewöhnlich zu Drusenhäutchen vereinigt sind. Es finden

sich nur Spuren von Theilbarkeit nach dem ersten quadratischen Prisma. Die Härte ist = 1,0—2,0, das specifische Gewicht = 6,5. Die Farbe ist weiß, graulichweiß, gelblich bis aschgrau, durchscheinend, oft nur an den Kanten. Die Bestandtheile sind Chlor und Quecksilber in dem Gewichtsverhältnisse von 85 Quecksilber und 15 Chlor. Vor dem Löthrohre auf Kohle verfliegt es, ohne einen Rückstand zu hinterlassen, wenn es ganz rein und ohne Gesteinsbeimischung war. Im Kolben mit Soda behandelt, setzen sich eine Menge von Quecksilberkügelchen ab. Mit Phosphorsalz und Kupferoxyd geschmolzen, erscheint eine blaue Flamme. Das Pulver färbt sich mit Kalilauge sogleich schwarz. Dies Mineral ist selten und bricht auf Lagerstätten von Zinnober, zuweilen auch auf Eisenerzgängen, von Quecksilber, Amalgam, Zinnober und ockerigem Brauneisenstein begleitet zu Moschellandsberg im Zweibrückschen, zu Idria in Krain und zu Almaden in Spanien.

Chlormetalle (Chloreta), die Verbindungen der Metalle mit Chlor, welche den Oxydationsstufen entsprechen. Geht das Metall nur Eine Verbindung mit Chlor ein, so bildet man gewöhnlich den Namen der Verbindung so, daß man die beiden zusammenzieht und das negative Element voranstellt, z. B. Chlornatrium, Chlorbarycium. In dem Falle, wo mehre Verbindungen existiren, heißt die dem Oxydul entsprechende Chlorür und die, welche dem Oxyd analog zusammengesetzt ist, Chlorid. Meistentheils existiren alle den Oxydationsstufen der Metalle entsprechende Chlorverbindungen, und man bezeichnet auch wohl hier wieder den Gehalt des negativen Elements näher, indem man sesqui oder bi oder einfach, anderthalb u. doppelt vorsetzt, z. B. Einfach- oder Doppelt-Chlorquecksilber, Einfach- oder Anderthalb Chloreisen. Die den Superoxyden proportional zusammengesetzten Verbindungen sind meist noch weit weniger beständig, als diese, indem sie sich sehr leicht zersetzen. Hingegen sind die den Säuren entsprechenden Verbindungen meist sehr beständig; sie werden Superchlorüre und Superchloride, auch Perchloride genannt. Die Verbindungen der Metalle mit Chlor gehen meist schon bei gewöhnlicher Temperatur vor sich, wenn sie in das trockene Gas gebracht werden: oft geschieht dies unter Feuererscheinung. Meist werden die Chlorverbindungen am leichtesten dadurch erhalten, daß man die Metalloxyde in Chlorwasserstoffsäure auflöst, wobei sich Wasser u. Chlormetall bildet. Die C. sind mit Ausnahme des Chlorsilbers, Chlorblei's, Chlor-Quecksilberchlorürs und Kupferchlorürs alle in Wasser unlöslich. Ihren physikalischen Eigenschaften nach sind die einzelnen C. sehr verschieden von einander. Sie sind bei gewöhnlicher Temperatur theils flüssig und dabei sehr flüchtig und wurden dann früher Metallöle genannt, z. B. das Superchlorid von Antimon; theils sind sie fest, aber leicht schmelzbar, wie das Superchlorür von Antimon, früher Metallbutter genannt, während die schwer schmelzbaren Hornmetalle hießen. Meist sind die C., wenn sie durch die Hitze nicht zersetzt werden, flüchtiger, als die in ihnen enthaltenen Metalle, z. B. Chloreisen. Einige werden leicht in der Hitze zersetzt, Platinchlorid, Goldchlorid selbst bei Luftausschluß, andere nur bei Luftzutritt, da sie größere Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen, wie Chlormangan, andere gar nicht, wie Chlorsilber. Diejenigen, welche für sich durch die Hitze nicht zersetzt werden, werden auch nicht durch Glühen mit Kohle zerlegt; tritt aber noch Wasserdampf hinzu, so bildet sich Kohlensäure oder Kohlenoxyd, Salzsäure und Metall, wie bei Chlorsilber und Chlorblei. Auch werden diese eben so wenig wie Chlorkalium durch Glühen weder mit verglaster Borsäure oder Phosphorsäure, noch durch Kieselsäure zerlegt, wenn alle Feuchtigkeit abgehalten wird.

Chloroform (Formylchlorid, Formylsuperchlorid), ein für Chemie, Pharmacie und Heilkunde wichtiger Stoff, welcher eine farblose, durchsichtige, ölartige Flüssigkeit von angenehmem ätherischen Geruch und süßlichem Geschmack, von 1,480 spec. Gew. bei 18° Wärme darstellt, schwer entzündlich ist und nur in einer Lichtflamme brennt, wodurch dann deren Saum grün gefärbt wird. Das C. läßt sich in Weingeist und Aether auflösen, ist aber in Wasser unlöslich. Da es durch Luft und Licht zersetzt wird, so verwahrt man es an dunkeln Orten unter Wasser. Es wurde 1831 von einem Amerikaner Gouthrie entdeckt und von Soubeiran in Paris seiner chemischen Zusammensetzung nach irriger Weise Ether bichlorique, von Liebig Chlorkohlenstoff genannt, von Dumas aber 1834 als Formylperchlorid erkannt. Die in den Ameisen, Wachholderbeeren, Fichtennadeln etc. als Zersetzungsprodukt sich vorfindende Ameisensäure (s. d.) besteht nämlich aus dem noch nicht selbstständig dargestellten organischen Radikal Formyl und 3 Atomen Sauerstoff, das Formyl aber enthält 2 Atome Kohlenstoff und 1 Atom Wasserstoff und kann sich, statt mit dem Schwefelstoff (wodurch Ameisensäure entstehen würde), auch mit 3 Atomen Schwefel, oder Jod, oder Brom, oder Chlor verbinden. Die Verbindung des Formyls mit Chlor gibt das C. Um dasselbe darzustellen, mengt man 10 Theile Chlorkalk mit 30 Theilen Wasser u. 1 Theil Alkohol von 80 Procent, destillirt u. reinigt das Destillat mit Aetzkali. In der Heilkunde erregte das C. zuerst Aufsehen, als es 1848 von Simpson statt des Aethers als anästhesirendes (schmerzstillendes, empfindungslos machendes) Mittel (s. Anästhetische Mittel) empfohlen ward. Vgl. Berend, Zur Chloroformkasuistik. Hannover 1850; Stanelli, Was ist der Chloroformtod? Berlin 1850.

Chlorogen (v. Griech.), Chlor bildend, mit Chlor geschwängert.

Chloromelan (Kronstedtit, rhomboedrischer Melanglimmer), Mineral von drei- und einaxigem Krystallsystem, dessen Krystalle sechsseitige Prismen mit gerabangesetzter Endfläche und vertikaler Streifung, stänglig gruppirt und aneinander gewachsen sind und auch in derben Stücken vorkommen, welche stänglig oder faserig zusammengesetzt oder nierenförmig u. eingesprengt sind. Die Härte ist = 2,5, das specif. Gew. = 3,3, die Farbe rabenschwarz, der Strich dunkellauchgrün, mit starkem Glasglanz. Das Mineral ist undurchsichtig, in dünnen Blätt-

chen etwas elastisch biegsam, zusammengesetzt aus wasserhaltigem, halbkieselsaurem Eisenoxyd, verbunden mit einfach-kieselsaurem Manganoxydul und Bittererde, in dem Verhältnisse von 58,853 Eisenoxyd, 22,452 Kieselerde, 5,078 Talkerde, 2,885 Manganoxyd, 10,700 Wasser. Vor dem Löthrohre gibt es für sich im Kolben Wasser. Auf Kohle schmilzt es langsam an den Kanten zu einem schwarzen, auf der Oberfläche matten Glase. Vom Boraxe und Phosphorsalze wird es leicht mit der Reaktion von Eisen und Manganoxydul gelöst. Mit Salzsäure bildet es eine Gallerte. Es bricht mit Kalkspath, Spatheisenstein, Strahlkies und Brauneisenstein auf einem Silbererzgange zu Przibram in Böhmen und zu Wheal Maudlin in Cornwall ein.

Chlorometer, s. Chlorimetrie.

Chlorometrie, s. v. a. Chlorimetrie.

Chloromyron, Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, mit der einzigen Art: C. verticillatum *Pers.*, Verticillaria acuminata *R. P.*, einem gegen 60 Fuß hohen Baum in Peru, dessen Aeste zu 4 in Wirteln stehen und aus welchem, vorzüglich zur Regenzeit, ein grünlicher Balsam in reichlicher Menge hervorfließt, welchen man sorgfältig sammelt und unter dem Namen Marienbalsam (Balsamum s. Oleum Mariae), wie ähnliche Balsame, äußerlich anwendet.

Chloropal (Unghwarit), derbes Mineral von muschligem bis feinerdigem Bruche, 3,0 — 3,2 Härte und 2,0 — 2,1 spec. Gewicht, spröde u. leicht zersprengbar, von zeisiggrüner bis lichtpistaziengrüner Farbe, matt- bis wenigglänzend, beim Streichen glänzender werdend, wenig an der Zunge klebend, undurchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, wird im Wasser etwas mehr durchscheinend und zerfällt darin nach und nach zu kleinen Stückchen. Es besteht nach Brandes aus 46 Kieselerde, 33 Eisenoxyd, 2 Talkerde, 1,0 Thonerde, 18 Wasser. Vor dem Löthrohre wird es schwarz, schmilzt aber nicht. Es kommt zu Unghvar in Ungarn vor.

Chlorophäit, zur Grünerde gehörige, weiche, fettig anzufühlende Mineralsubstanz von grüner Farbe, kommt in den Basalten und Mandelsteinen Islands, auf den Faröern Qualböe u. Suderöe, auf Rum und Fife, in Northumberland u. Massachusetts in Amerika vor.

Chlorophane, Name derjenigen Flußspathe, welche, erwärmt, ein grünliches Licht ausstrahlen.

Chlorose (Chlorosis), s. Bleichsucht.

Chlorräucherung, die Verbreitung von Chlorgas in Räumen zur Vernichtung übler Dünste und die geeignete Entwickelung und Anwendung von Chlor zum Einathmen bei Erstickungsfällen. Der erste Fall bietet bei Räumen, in welchen keine Menschen befindlich sind, keine besondern Schwierigkeiten. Man bedient sich entweder einer Mischung von Kochsalz u. Braunstein, die auf einem Teller mit Schwefelsäure übergossen wird, oder Chlorkalk, der mit Wasser zu Brei angerührt ist, wird mit Salzsäure übergossen. Zur Chlorentwickelung aus ersterer Mischung, welche unter dem Namen guyton-morveau'sche Räucherung eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, werden in folgendem Verhältniß angewendet: 3 Theile Kochsalz, 1 Theil Braunstein und 2 Theile koncentrirte Schwefelsäure und eben so viel Wasser. Auf beide Arten erfolgt eine rasche u. lebhafte Chlorentwickelung. Eine mehr allmählige und gleichförmige Entwickelung erhält man, wenn gleiche Theile Chlorkalk und doppelt-schwefelsaures Kali mit etwas Wasser angerührt werden. Ein bis zwei Kaffeelöffel voll von jedem reicht für ein Zimmer aus. Soll Chlor in Räumen verbreitet werden, worin sich Menschen aufhalten, wie z. B. im Krankenzimmer, so muß seine Entwickelung mit großer Vorsicht und Mäßigung geschehen, weil sonst die nachtheiligen Folgen seiner Gegenwart den beabsichtigten Nutzen leicht überwiegen könnten. Zu diesem Ende bedient man sich entweder der letzterwähnten Methode, oder man stellt eine Schale mit Chlorwasser, oder mit einer Auflösung von Chlorkalk, der man etwas verdünnte Salzsäure oder Essig beigemischt hat, an einen dunkeln Ort des Zimmers, was man von Zeit zu Zeit wiederholt. Zu einer gleichförmigen, schwachen Chlorentwickelung empfiehlt Mialhe folgende Vorrichtung: Auf eine mit Chlorkalk gefüllte Flasche wird ein oben offenes, unten in eine Spitze ausgezogenes Gefäß gesetzt (etwa ein Scheidetrichter), das mit Salzsäure gefüllt ist und diese tropfenweise auf den Chlorkalk fallen läßt. Damit das Chlor entweichen kann, steckt man zwischen den Hals der Flasche und das hineinreichende Gefäß einen Glasstab. Sehr einfach und zweckmäßig lassen sich solche Räucherungen in Krankenstuben ausführen, wenn man Tücher, in Chlorkalklösung getaucht, aufhängt und sie, sobald sie getrocknet sind, wieder mit der Lösung befeuchtet. Kloaken, welche von Schwefelwasserstoff oder Schwefelwasserstoffammoniak erfüllt sind, werden zugänglich gemacht, indem man ein bis mehre Pfunde Chlorkalk, der in einem Kübel mit Wasser angerührt ist, gleichzeitig mit gleich viel, durch 2—3 Theile Wasser verdünnter Salzsäure in die Grube schüttet. Die lästige Atmosphäre, welche faulende Körper, wie Leichen von Ertrunkenen, die lange im Wasser gelegen haben ꝛc., verbreiten, läßt sich mehr oder minder entfernen, wenn man über den Gegenstand ein mit Chlorkalklösung getränktes Tuch breitet und öfters erneuert. Das Einbringen von Chlorgas in die Brusthöhle kann natürlich nur bei solchen Erstickungsfällen zweckmäßig seyn, welche durch Einathmen von Schwefelwasserstoff und Schwefelwasserstoffammoniak herrühren, wie es bei den in Kloaken Verunglückten immer der Fall ist. Findet bei diesen noch ein schwaches Athmungsvermögen Statt, so bringt man ein in Chlorkalklösung getauchtes und mit Essig besprengtes Tuch unter die Nase des Erstickten, oder ein Stückchen Chlorkalk wird in ein mit Essig getränktes leinenes Tuch gewickelt und auf gleiche Weise angewendet. Sobald das Athmungsvermögen hergestellt ist, muß die Anwendung des Chlors anderen Belebungsmitteln weichen.

Chlorsaures Kali, wird erhalten, wenn man in eine heiße wässerige Lösung von kohlensaurem Kali bis zur Sättigung Chlorgas leitet, oder indem man 2 Theile kohlensaures Kali und 5 Theile kaustischen Kalk mit Wasser anrührt und

in der Siedhitze mit Chlor übersättigt; die siedende Lösung wird kochend filtrirt und das beim Erkalten krystallisirende Salz durch Umkrystallisiren gereinigt. Oder man leitet zu einem innigen Gemenge von gleichen Aequivalenten kohlensaurem Kali und trockenem Kalkhydrat Chlorgas bis zur Sättigung, erhitzt dann schwach, um Spuren von erzeugtem unterchlorigsauren Salz zu zersetzen, und krystallisirt das chlorsaure Kali auf oben angegebene Weise. Das chlorsaure Kali bildet weiße, perlmutterglänzende Tafeln und Blättchen, oder rhombische sechsseitige Prismen von 1,989 specif. Gew., ist luftbeständig, schmeckt kühlend, salzig, schmilzt, bevor es sich zersetzt, und entwickelt beim schwachen Glühen zuerst Sauerstoff und hinterläßt dann als Rückstand Chlorkalium und überchlorsaures Kali; bei stärkerer Hitze wird auch dieses zersetzt. Nach Döbereiner wird durch einen Zusatz von Braunstein die vollständige Zersetzung befördert. Eine Mischung von 2 Theilen chlorsaurem Kali mit einem Theil Braunstein wird sehr vortheilhaft zur Sauerstoffgasentwickelung angewendet. Das chlorsaure Kali hat die Eigenschaft, mit verbrennlichen Körpern leicht zu verpuffen, und oft ist ein bloßer Druck auf eine solche Mischung hinreichend, um sie zu explodiren. Mit Vitriol nur berührt, entsteht eine heftige Explosion; in Phosphor gemengt, explodirt es beim geringsten Stoß mit größter Heftigkeit, eben so, wenn es mit Schwefel gerieben wird. Dieses Salz wird in großen Mengen zu den sogenannten chemischen Zündhölzchen verbraucht und findet auch als Zusatz zum Rothfeuer für Theater und zu Brandraketen Anwendung.

Chlorschiefer, s. Chloritschiefer.

Chlorsilber (Hornerz, hexaedrisches Perlkerat, Silberhornerz), Mineral von regulärem Krystallsystem, dessen Krystalle, meist klein, die Formen des Würfels, Oktaeders, Rhombendodekaeders und Kombinationen des Würfels mit dem Oktaeder und des Würfels mit dem Dodekaeder zeigen. Die Würfelflächen erscheinen theils gestreift, theils trichterförmig vertieft. Es ist derb, eingesprengt und angeflogen, von nicht wahrnehmbarer Theilbarkeit, geschmeidig, von mehr oder weniger vollkommen muscheligem Bruch, 1,0 — 1,5 Härte, 5,5 — 5,6 specif. Gewicht. Es ist perlgrau ins Blaue und Grüne, am Licht die Farbe verlierend und bräunlich werdend, von demantartigem Fettglanz, an den Bruchflächen oft glänzender, als an den Krystallflächen, und am Strich glänzend, durchscheinend. Die Bestandtheile sind 75,34 Silber und 24,66 Chlor. Es ist schon im Kerzenlicht schmelzbar, schmilzt für sich auf Kohle vor dem Löthrohre zu einer Perle, die nach der größern oder geringern Reinheit des angewandten Minerals perlgrau, bräunlich oder schwarz und schlackig ist. Im Reduktionsfeuer wird es nach und nach in metallisches Silber verwandelt und gibt endlich ein Silberkorn. Mit Kupferoxyd zusammengeschmolzen, gibt es eine schön gefärbte blaue Flamme. Von Salpetersäure wenig angegriffen, wird es in Aetzammoniak zum Theil aufgelöst. Es bricht auf Gängen mit andern Silbererzen, in einzelnen aufgewachsenen oder drusigen, in reihen- u. treppenförmigen Krystallen, als rindenförmiger Ueberzug, derb, eingesprengt und in stängliger Zusammensetzung ein. Namentlich sind es die obern Teufen der in ältern Gebirgen aufsetzenden Silbergänge, welche das Mineral am häufigsten führen. Fundorte sind: Zacatecas, Fresnillo u. a. Orte in Mexiko, Huantayaya in Peru. Sonst war es im Erzgebirge, namentlich zu Freiberg, Johanngeorgenstadt, Schneeberg, Joachimsthal nicht selten; auch kommt es zu Kongsberg in Norwegen, zu Hull-Mexiko in Cornwall und zu Koliwan in Sibirien vor.

Chlorspath (peritomer Bleibaryt, Bleierz von Mendip, Kerastine), Mineral von ein- und einaxigem Krystallsystem, in krystallinischen Massen, theilbar vollkommen parallel den Flächen eines rhombischen Prisma's von 102° 27', unvollkommen nach der kurzen Diagonale, von muscheligem, ins Unebene fallendem Bruch, 2,5 — 3,0 Härte, 7,0 — 7,1 spec. Gewicht, gelblichweißer, ins Strohgelbe und Blaßrosenrothe übergehender Farbe, demantartigem Glanz, welcher auf den Spaltungsflächen perlmutterartig erscheint. Nach Berzelius besteht das Mineral aus 61,72 Bleichlorid und 38,28 Bleioxyd. Vor dem Löthrohre auf Kohle ist es unter Entwickelung von Salzsäure reducirbar, in verdünnter Salpetersäure ohne Aufbrausen löslich. Es kommt mit Manganerzen, Kalkspath und andern Bleierzen bei Churchill in den Mendiphügeln in Somersetshire vor.

Chlorstickstoff, s. Chlor.

Chlorür, s. Chlormetalle.

Chlorwasser, s. Chlor.

Chlothar (Clothar, Lothar), Name mehrer fränkischen Könige aus dem Geschlechte der Merovinger: 1) C. I., Chlodowig des Großen u. Chlotildens jüngster Sohn, erhielt nach dem Tode seines Vaters 511 in der Theilung mit seinen Brüdern Theoderich I., Chlodomer und Childebert I. das Reich Soissons, das sich von Soissons und Amiens bis zum Rhein und an die friesische Grenze erstreckte. Im Jahr 523 und 524 verband er sich mit seinen Brüdern zum Krieg gegen die Burgunder, in welchem sein Bruder Chlodomer fiel; die Söhne desselben ermordete er in Gemeinschaft mit Childebert und theilte mit ihm Chlodomers Reich. Seinen Bruder Theoderich I. unterstützte er, als dieser den König der Thüringer, Hermanfrid, bekriegte. Nach Besiegung der Thüringer wurde Radegund, die Tochter des Königs Berthar, der durch Hermanfrids brudermörderische Hand gefallen war, Gefangene der Franken. Theoderich und C., beide von ihrer Schönheit entflammt, geriethen in einen blutigen Streit über deren Besitz. Endlich entschied man sich zu einer friedlichen Ausgleichung durch das Loos, worauf sie C. zufiel. Dieser ließ sie auf einem seiner Meierhöfe zu Atheja in Vermandois erziehen und vermählte sich 538 mit ihr. Bald darauf schändete er sich dadurch, daß er seinen Bruder meuchlerisch tödten ließ. Im Jahr 534 bekriegte C. mit seinem Bruder Childebert Burgund, eroberte Autun, vertrieb den König Godomar u. bemächtigte sich seines Reichs. Ueber seine Fehde mit Theoderichs Sohn Theodebert

s. Childebert I. Stets darauf bedacht, seine Besitzungen auszudehnen, hatte er 533 seinen ältesten Sohn Gunthar zur Wiedereroberung jener Landestheile, welche die Westgothen nach Chlodowigs Tode an sich gerissen, abgesandt, doch war dieser nur bis Rhodez gekommen. In Verbindung mit Childebert durchzog nun C. 542 den größten Theil Spaniens und kehrte mit reicher Beute nach Gallien zurück. Als Theodeberts I. Sohn, Theodowald, 555 starb, erhielt C. sein Reich und heirathete dessen Gemahlin Wuldotrad, die er aber, von den Bischöfen getadelt, dem Herzoge Chariwald abtrat. In demselben Jahre empörten sich die Sachsen; C. schlug sie, und das Schwert seiner Rache traf auch Thüringen, weil die Einwohner den Sachsen Hülfe geleistet. Schon im folgenden Jahre weigerten sich die Sachsen von Neuem, den jährlichen Tribut zu entrichten, erklärten sich aber dazu bereit, als C. gegen sie zu Felde zog. C. war zum Frieden geneigt, willigte endlich, von den Franken gezwungen, in den Kampf, wurde aber geschlagen und mußte nun die Sachsen um Frieden bitten. Unterdessen drang sein mit Chunsena erzeugter, rebellischer Sohn, Chramnus, mit Childebert verbunden, siegreich bis Rheims vor; Letzterer erkrankte aber u. starb 558, worauf C. seine Schätze u. sein Reich erhielt. Chramnus unterwarf sich, ward aber 559 abermals treulos, wurde geschlagen und floh zu dem Grafen Conoober von Bretagne, gegen den nun C. ergrimmt zu Felde zog. Conoober fiel, Chramnus floh, ward jedoch von dem Heere des Vaters gefangen und auf dessen Befehl erdrosselt. Mit Geschenken beladen ging C. darauf nach Tours in die Kirche des heiligen Martin, wo er um Vergebung seiner Sünden flehte. Als er später im Walde von Compiegne jagte, erkrankte er plötzlich und † 561 zu Compiegne am Fieber. Seine Söhne begruben ihn in der Kirche des heiligen Medardus zu Soissons. Von seinen verschiedenen Weibern hatte er 7 Söhne: von Ingundis Gunthar, Childerich, Charibert, Gunthram u. Siegbert, von Aregundis Chilperich und von Chunsena Chramnus. Seine ihn überlebenden Söhne: Charibert, Gunthram, Chilperich und Siegbert, theilten das Reich unter sich.

2) C. II., Chilperichs I. und Fredegundens letzter, jenen überlebender Sohn, ward 584, erst 4 Monate alt, unter Vormundschaft seiner Mutter und unter dem Schutze seines Oheims, des Königs Gunthram von Burgund, auf den Thron seines Vaters gesetzt. Als sich aber in Gunthram der Verdacht regte, daß C. nicht der ächte Sohn Chilperichs sey, versammelte Fredegunde die Großen des Reichs und 3 Bischöfe, und 300 der besten Männer beschworen seine Aechtheit. Im Jahr 593 schlug der junge König den Herzog Quintrio von Champagne, der in C.s Reich eindrang, siegreich, obwohl mit großem Verlust auf beiden Seiten, zurück. Als nach Childeberts II. Tode dessen Söhne das Land ihres Vaters unter sich theilten, nahm Fredegunde mit ihrem Sohne Paris und die übrigen Städte in Besitz und schlug das Heer Theodeberts und Theoderichs in einer blutigen Schlacht. Im folgenden Jahre (597) starb aber die muthige Frau, und nun begannen Theodebert und Theoderich das Werk der Rache, indem sie C. schlugen, ihn zur Flucht zwangen und die Gaue und Städte am Ufer der Seine plündernd durchzogen. C. sah sich genöthigt, einen Vertrag abzuschließen, nach welchem das Land zwischen der Seine und Loire und dem Ocean und der Grenze von Bretagne Theoderich, das ganze Herzogthum Denzelins bis zum Weltmeere Theodebert erhielt, C. aber nur 12 Gaue zwischen der Serre, der Seine und dem Weltmeere blieben. Im Jahr 604 ließ C. den Hausmeier Theoderichs, Bertoald, auf der Jagd bei Arlon überfallen und nahm den größten Theil der zwischen der Loire und der Seine gelegenen Gaue und Städte ein; Bertoald schloß sich in Orleans ein, und Theoderich rückte gegen C.s Feldherrn Merowig und Landerich, schlug sie bei Estampes und drang siegreich bis Paris vor, so daß C. zu Compiegne Frieden schließen mußte. Als 605 zwischen Theodebert u. Theoderich Krieg ausbrach, verband sich der Erstere mit C., und beide suchten in Verbindung mit Witerich, dem König der Westgothen, Theoderich zu besiegen; dieser aber wußte den ländergierigen C. durch das Versprechen zu gewinnen, daß er das Herzogthum Denzelins erhalten solle, schlug seinen Bruder u. unterwarf sich Austrasien. C. nahm das Herzogthum Denzelins, mußte es aber gegen Theoderich vertheidigen, der 613 mit einem Heere gegen ihn zog, jedoch auf dem Zuge starb. Mit Hülfe der Partei Arnulfs und Pipins drang C. nun in Austrasien ein; Brunehilde, die sich mit ihren Urenkeln in Worms befand, forderte ihn auf, sich zurückzuziehen; C. berief sich auf ein Schiedsgericht, während Brunehilde die Völker jenseits des Rheins zum Beistand gegen C. auffordern ließ. Der Hausmeier Warnar, der einen Mordanschlag entdeckte, welchen die argwöhnische Königin gegen ihn ausführen lassen wollte, wandte aber die überrheinischen Völker von Brunehilde ab u. C. zu. Brunehilde ging darauf nach Burgund, aber auch hier wandten sich alle Großen des Reichs auf C.s Seite. Siegbert zog mit einem Heere aus Burgund und Austrasien gegen C.; als es aber zur Schlacht kommen sollte, floh das Heer auf ein Zeichen der Verräther u. ward von C. bis an die Seine verfolgt. Von Theoderichs Söhnen entkam nur Childebert; Siegbert und Corbus wurden auf C.s Befehl umgebracht, und Merowig in Haft gehalten. Brunehilde ward grausam hingerichtet. Warnar ward Hausmeier von Burgund, Rado von Austrasien. So ward C. Herr des ganzen Frankenreiches. Im Jahr 622 erhob er seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien, behielt aber das Land westlich von den Vogesen und Ardennen und trat es erst ab, als ein Schiedsgericht auch diesen Theil des austrasischen Reichs Dagobert zusprach. Er † 628. Seine Geduld, Gelehrsamkeit, Gottesfurcht, Mildthätigkeit, Leutseligkeit und Güte haben ihm das Lob seiner Zeitgenossen erworben; die meisten seiner Fehler, unter denen zu große Habsucht und Ländergier, fallen seinem Zeitalter zur Last. Um den Landfrieden war er sehr bemüht, entwarf Gesetze und ließ viele Uebelthäter

hinrichten. Die Verbesserung des Gesetzes der Franken, Alemannen und Bayern ward von ihm vollendet. Auch die Kirchengesetze hielt er aufrecht, unter Anderem zwang er Warnars Sohn, Godin, seine Stiefmutter, die er geheirathet, zu verlassen. Kirchen und Geistliche hatten an ihm einen freigebigen Patron. Sein Sohn Dagobert I. folgte ihm im Gesammtreiche; sein Halbbruder Charibert mußte sich mit einem Theile von Aquitanien begnügen.

3) C. III., Chlodowigs II. u. Balthilde's ältester Sohn, ward 656 nach seines Vaters Tod König der Franken, unter Vormundschaft seiner Mutter; sein Hausmeier war der herrschsüchtige Ebroin. Er † 670, etwa 19 Jahre alt, worauf der Hausmeier Ebroin Chlodowigs dritten Sohn, Theoderich III., auf den Thron erhob.

4) C. IV., nach Einigen Dagoberts II., nach Andern Theoderichs III. Sohn, wurde 718 von Karl Martell gegen Chilperich II. als Schattenkönig aufgestellt, † aber 719, worauf Karl Chilperich II. zum König erhob.

Chlothilde (Clotilde, Klotilde), 1) Tochter des Königs Chilperich, Gemahlin Chlodowigs I., den sie in der Schlacht bei Zülpich 496 zum Christenthume bekehrte, nachdem sie schon vorher ihren Sohn Chlodomer hatte taufen lassen. Um den Tod ihres Vaters und ihrer Mutter an deren Mördern zu rächen, soll sie ihre Söhne Chlodomer, Childebert I. und Chlothar I. zum Krieg gegen Burgund bewogen haben. Sie † 544 zu Tours in einem Kloster und wurde wegen ihrer Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Armen und die Geistlichkeit hoch geehrt und endlich heilig gesprochen. — 2) Tochter Chlodowigs und der Vorigen, Gemahlin des Königs Amalrich, der sie, um sie zur arianischen Lehre zu bekehren, mißhandelte, weshalb ihr Bruder, Childebert I., die Gothen bekriegte. Amalrich ward erschlagen und C. nach Frankreich zurückgeführt; doch † sie unterwegs.

Chmel, Joseph, deutscher Geschichtsforscher, am 16. März 1798 zu Olmütz geboren, bildete sich hier, sowie nachher im k. k. Konvikte zu Kremsmünster und trat, um seinen Drang nach historischem Wissen befriedigen zu können, in seinem 18. Jahre in das Chorherrenstift St. Florian, wo er nach einigen Jahren als Stiftsbibliothekar angestellt wurde. Da er sich namentlich dem Studium der vaterländischen Geschichte widmete, so gewährte ihm der Propst Michael Arneth Unterstützung und gestattete ihm auf Stiftskosten von 1830—1833 einen längeren Aufenthalt in Wien, wo C. an der k. k. Hofbibliothek und im geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchive zuerst die Quellen zu einer „Geschichte Kaiser Friedrichs IV." (Hamburg 1840—43, 3 Bde.) und dann überhaupt zur Geschichte Oesterreichs im Mittelalter sammelte. Im Jahr 1834 ward C. auf Verwendung Metternichs und des Grafen Kolowrat als zweiter Archivar und 1846, bei der damaligen Reorganisation des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, zum Vicedirektor desselben mit Titel u. Charakter eines k. k. Regierungsraths ernannt. Unter seinen Schriften, bis jetzt meist Materialiensammlungen, sind von besonderer Bedeutung: „Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, im Interesse der Geschichte excerpirt" (Bd. 1—2, Wien 1840—41), „Materialien zur österreichischen Geschichte" (Bd. 1—2, in 5 Thln., das. 1832—40), „Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum imperatoris" (das. 1838—40, 12 Thle.), „Der österreichische Geschichtsforscher" (Bd. 1—3, das. 1838 — 42). Die „Aktenstücke zur Geschichte Kroatiens und Slavoniens in den Jahren 1526 und 1527" (Wien 1846) und „Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Spanien 1519" (das. 1846) bilden zugleich den 1. u. 2. Band des „Habsburgischen Archivs". Bei Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien wurde auf einen Antrag C.s, der gleich anfangs im Mai 1847 zu ihren Mitgliedern gehörte, vaterländische Geschichtsforschung und Sammlung der Geschichtsquellen zu einer Hauptaufgabe derselben gemacht. Als Leiter der zu diesem Behufe von der Akademie aufgestellten Kommission ist C. der fleißigste Mitarbeiter, sowie auch der Herausgeber des „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen", von welchem seit 1848 jährlich zwei Bände erscheinen und dem seit 1851 ein „Notizenblatt" beigegeben ist. Als Hauptaufgabe seiner Forschungen hat sich C. die Geschichte des Hauses Habsburg gewählt, besonders die ältere bis zum Tode Maximilians I., welche er auch durch „Monumenta" und „Exkurse" zu beleuchten beginnt. Zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen C.s sind auch unter Anderm in den „Denkschriften" und „Sitzungsberichten" der Akademie enthalten.

Chmelnicky (Chmielnicki), Bogdan Sinowei Michailowitsch, Hetman der saporogischen Kosaken, geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, legte seine ersten Waffenproben in den polnischen Armeen ab und erwarb sich das Vertrauen des Königs Wladislaus II., sah sich aber in seinem Streben, den saporogischen Kosaken, seinen Landsleuten, ein erträglicheres Loos zu bereiten, bitter getäuscht, ward mißhandelt u. entfloh nach einer Insel des Dniepr, wo die Kosaken ihn zu ihrem Sekretär erhoben. Die Kosaken forderten Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und als ihnen dies auf brutale Weise abgeschlagen wurde, erhoben sie sich, wurden jedoch am 16. December 1637 bei Boworwica geschlagen und vom Reichstag für Unterworfene erklärt; ja man hatte sogar den Plan, sie ihrer Verfassung und aller ihrer Privilegien zu berauben. C. benutzte insgeheim seinen Einfluß bei den Tataren, sie zu einem Einfall in Polen zu bewegen; an einem Vorwande des Aufstandes für die Kosaken fehlte es nicht, und bald waren die Fahnen eines allgemeinen Aufstandes entfaltet. Der Sieger von Boworwica, Nik. Potocki, schickte seinen Sohn mit einem Heere gegen die Insurgenten; doch wurde dieser am Dniepr den 15. April 1648 getödtet, und Potocki zog nun selbst gegen den siegreichen Feind. C. schrieb an den König und verlangte die Aufhebung alles Dessen, was seit 12 Jahren gegen die Kosaken beschlossen war, doch traf dieser Brief den Monarchen nicht mehr am Leben. C. benutzte nun das Interregnum, unterwarf sich Podolien, Pokutien, Volhynien

und Rothrußland, und schlug am 23. Sept. 1648 die Polen so vollständig aufs Haupt, daß kaum der zehnte Theil sich durch die Flucht rettete. C. bemächtigte sich darauf leicht der wichtigsten Festungen und Städte, die ihm große Kontributionen bezahlen mußten. Barbasch, der bisherige Hetman, wurde abgesetzt und C. als Befreier der Ukraine mit dem Reiherbusche, dem Zeichen der Hetmanswürde, geziert. Er machte nun im Verein mit dem Tatarenkhan, der Republik Polen Vergleichsvorschläge, die sich anfangs zerschlugen, aber endlich von dem neugewählten Könige Kasimir IV. am 17. August 1649 zu Zborow angenommen werden mußten. In diesem Frieden wurden alle saporogischen Kosaken für ein freies Volk erklärt und ihnen die freie Ausübung des griechischen Ritus zugestanden; auch sollte der Metropolit von Kiew Sitz und Stimme im polnischen Senat und den Rang nach dem Primas von Polen haben. C. hatte eine feierliche Audienz und wurde vom Könige als Kosakenhetman bestätigt; bald aber sandte Kasimir einen Senator nach Kiew, um den gefürchteten Hetman zu beobachten, und die Beschwerden der Kosaken blieben unerledigt. C. suchte nun mit andern Mächten Verbindungen zu schließen. An der Spitze von 30,000 Kosaken und Tataren fiel er in die Moldau ein und diktirte dem Hospodar Basilius einen Frieden, in welchem dieser seine Tochter Irene dem Sohne des Hetmans, Timotheus, zur Ehe versprechen mußte. Zugleich begab er sich auf den Rath des Patriarchen von Konstantinopel unter den Schutz der Pforte. So war er gerüstet, als Kasimir, der ihm den um diese Zeit erfolgten Aufstand der ukrainischen Landleute zur Last legte, ein Heer von 50,000 Mann gegen ihn führte. Unfern Dubno bei Berestecz kam es zur Schlacht. Dem polnischen Feldherrn gelang es, die Kosaken von den Tataren zu trennen und erstere vollständig zu schlagen; doch sammelte C. die Trümmer seines Heeres, erfocht mehre kleine Siege und schloß den Sieger von Scheskoi, Potocki, in Kiew ein, worauf sich Kasimir genöthigt sah, den Vertrag von Zborow in allen seinen Punkten zu bestätigen. C. wies seinen Waffengenossen Niederlassungen in der Gegend von Pultawa an und that Alles, ihnen den ruhigen Besitz der erlangten Vortheile zu sichern. Der wiederholte Aufstand der ukrainischen Bauern gab dem König von Polen bald darauf Veranlassung, die Unterjochung der Kosaken noch einmal zu versuchen; er erschien mit einem großen Heere bei Swantecz, erlitt aber so großen Verlust durch das Schwert der Kosaken und Hunger, daß er den siegreichen Kosaken Leben und Freiheit mit Gold abkaufen mußte. C. benutzte seinen Sieg und verwüstete Litthauen, dem König aber gelang es, durch glänzende Vorspiegelungen den Tatarenkhan von dem Hetman zu trennen. Da jetzt C., seines mächtigsten Bundesgenossen beraubt, genöthigt war, sich nach einem andern Verbündeten umzusehen, so ward seine Wahl endlich auf Rußland gelenkt, und am 6. (16.) Januar 1654 kam zu Pereïaslawl zwischen ihm und dem Czar Alexis Michailowitsch ein Vertrag zu Stande, in welchem C. die Souveränetät des Czars anerkannte, dieser dagegen der Kosakenrepublik alle Freiheiten und Rechte des Besitzes, der Personen, einer eigenen nationalen Verwaltung und freien Handel zusicherte. Dagegen verlor C. das Recht, auf eigene Hand Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen; auch wurden 60,000 saporoger Kosaken zur Landfolge Rußlands verpflichtet. Die Russen, von den Kosaken unterstützt, nahmen nun durch die Schlacht bei Beresina den Polen Litthauen ab, u. C. schlug mit seinem Verbündeten die vereinten Polen und Tataren nach manchem hitzigen Kampfe aus der Ukraine. Obwohl C. das Joch fühlen mochte, das er sich und seinen Kosaken aufgeladen, so dachte er doch zu ehrlich, um ein vom Sultan ihm angetragenes Bündniß einzugehen. Der Sultan aber, darüber erzürnt, sandte einen Polen, der, unter dem Vorwande, um C.'s Tochter zu freien, ihn durch Gift tödtete. C. † am 15. August 1657 und wurde in der von ihm erbauten Kirche Sobutoro beigesetzt. Sein Andenken wird von den Kosaken noch hoch verehrt. Er war ein tapferer Krieger, ein kluger, vorsichtiger u. unternehmender Feldherr u. voll so aufrichtiger Vaterlandsliebe, daß er den Kosaken, die nach dem Tode seines ältesten Sohnes seinen jüngern, Georg C., zu seinem Nachfolger bestimmen wollten, diese Wahl widerrieth, da sie eines erfahrenern Führers bedürften. Dessen ungeachtet wurde derselbe von den Kosaken zum Hetman erwählt, brach 1660 die Verbindung mit Rußland und schloß sich an Polen an, worauf die Kosaken, unzufrieden über den polnischen Einfluß, in großer Zahl von ihm abfielen und einen andern Hetman ernannten, der von den Russen bestätigt wurde. Die beiden Würdenträger kämpften mit einander in der Schlacht zu Kanief (1662); C. wurde geschlagen u. floh nach Tscherkask. Später trat er wieder auf und versuchte sich eine Partei zu bilden, indem er mit zwei abgesetzten Hetmans einen dritten, Doroschenko, der mit dem Sultan ein Bündniß geschlossen hatte, befehdete. Doch gerieth er in Doroschenko's Gefangenschaft und wurde nach Konstantinopel gebracht. Der Sultan söhnte sich indeß mit ihm aus, ernannte ihn zum Hetman der saporogischen Kosaken und endlich (1677) gar zum Fürsten der Ukraine, welche Würde er jedoch wahrscheinlich nicht lange genoß. Er verschwindet hiermit aus der Geschichte und fand wahrscheinlich seinen Untergang in den Kämpfen, die sein Vaterland endlich unter die Botmäßigkeit Rußlands brachten.

Chmelnitzky, Nikolai Iwanowitsch, russischer Lustspieldichter, am 1. August 1789 aus dem Geschlechte des Hetmans Bogdan Chmelnicky zu Petersburg geboren, erhielt seine Erziehung im väterlichen Hause und trat dann als Dolmetscher im Ministerium des Auswärtigen ein. Er wurde häufig als Kurier nach fremden Höfen gesandt und kämpfte 1812 als Adjutant des Generals Kutusow gegen Napoleon, während er gleichzeitig vielfache diplomatische Aufträge ausrichtete. Nach Beendigung des Krieges (1814) wurde er zum Chef der Kanzlei des Generalgouverneurs Miloradowitsch ernannt. Seit 1829 Gouverneur von Smolensk, erwirkte er vom Kaiser die Bewilligung von einer Million Rubel zur Wiederherstellung dieser vom Kriege so hart mitgenommenen Stadt, die nun

unter seiner Leitung sich glänzend aus der Asche erhob und auch einen bedeutenden innern Aufschwung nahm. Im J. 1837 wurde er Gouverneur von Archangelsk, welchen Posten er aber im folgenden Jahr wegen zerrütteter Gesundheit wieder verließ. Er ging nun nach Petersburg, wo er 1846 †. Als Lustspieldichter bildete er sich nach Regnard und Molière, von dem er „Tartuffe" und „Die Schule der Frauen" meisterhaft in sechsfüßigen Jamben ins Russische übersetzte. Durch die Einführung dieser Dramen entwickelte sich eine neue Richtung, zu der auch Wisin, Kapnis, Gribojädof, Schachoffskoi u. Gogol gehörten und die dahin ging, der russischen Bühne überhaupt edlern Gehalt und nationale Form zu geben. C.'s Sprache ist durchweg musterhaft, sein Vers für die damalige Zeit (er schrieb kurz vor Puschkin) besonders schön. Natürlichkeit in der Anlage, Leichtigkeit in der Ausführung, sichere Herrschaft über eine edle Ausdrucksweise, bisweilen aber auch ein Hinaufschrauben der Situationen zum Unnatürlichen sind die Haupteigenschaften seiner Dichtungen, von denen als die bedeutendsten genannt zu werden verdienen: „Goworun" (Der Schwätzer); „Wosduschnüje Samki" (Die Luftschlösser); „Njeraschitelnu" (Sieben Feiertage in der Woche, oder der Unschlüssige); „Karantin" (Die Quarantäne); „Aktjori meshdu soboju" (Die Schauspieler unter einander); „Russki Faust" (Der russische Faust), eine fünfaktige Komödie; „Czarskoje slowo" (Der Czaren Wort), eine historische Komödie, die sehr beliebt ward und häufig über die Bühne ging; „Sinowi Bogdan Chmelnitzki, ili prisojedinjenie malorossii" (Sinowi Bogdan Chmelnicki, oder die Einverleibung Kleinrußlands), ein historisches Drama. C.'s sämmtliche Werke erschienen zu Petersburg 1849 in 3 Bdn.

Chneph, s. v. a. Kneph.

Chnodomar, König der Alemannen im 4. Jahrhundert n. Chr., machte sich den Römern so furchtbar, daß er vom Kaiser Constantinus das Land zwischen dem Rhein und den vasgauischen Gebirgen, von den Alpen an bis Mainz hinab, 354 urkundlich abgetreten erhielt. Doch schon 357 drangen die Alemannen unter C. in das Innere Galliens ein und brachten reiche Beute über den Rhein zurück. Als der Cäsar Julian die auf den Rheininseln befindlichen deutschen Greise, Weiber und Kinder schonungslos morden ließ, warf sich C. vom rechten Rheinufer mit so überraschendem Ungestüm auf eine römische Heeresabtheilung unter Barbatio, daß diese, alles Widerstandes vergessend, sich in unaufhaltsamer Flucht zerstreute. Im Glanze dieses Sieges gingen neue alemannische Schaaren über den Rhein und lagerten sich in den Gefilden von Straßburg. Sieben Könige und zehn Fürsten standen ihnen vor, aber unter Allen ragte C. durch kühnen Geist, seine hohe, trotzige Gestalt und sein bisheriges Glück hervor. Das römische Lager war nur etwa 4 Meilen von dem Lager der Alemannen entfernt. Die Alemannen schickten eine Gesandtschaft an den Cäsar und verlangten von ihm, daß er sie im ruhigen Besitze des Landstrichs lassen sollte, der ihnen vom Kaiser Constantinus im letzten Friedensschlusse abgetreten worden wäre. Julian aber nahm die Gesandten gefangen und rückte sogleich mit seinem Heere aus dem Lager den Alemannen entgegen, in der Hoffnung, diese unvorbereitet zum Kampfe zu finden. Aber die Alemannen waren durch Kundschafter von dem Anzug der Römer in Kenntniß gesetzt und erwarteten kampfgerüstet den Angriff. Julian durcheilte die Reihen der Legionen und suchte ihren wankenden Muth zu beleben. C., das Zaudern der Römer gewahrend, warf sich mit Ungestüm auf die römische Reiterei. Bald war die Schlacht allgemein; es war ein Kampf der äußersten Wuth. Zu rechter Zeit von einem frischen Haufen batavischer und herulischer Miethtruppen unterstützt, siegten zuletzt die Römer, u. die Alemannen wichen nach tapferem Kampfe über den Rhein zurück. C. aber wollte das feindliche Ufer, das Zeuge seines Ruhmes gewesen, nicht verlassen. Von seinen Getreuen umgeben, nahm er den Weg nach seinem alten befestigten Lager, von welchem aus er das Heer des Barbatio angegriffen und vernichtet hatte. Aber als er, nahe am Rhein, über einen Graben setzen wollte, stürzte unter ihm sein Pferd. Der König raffte sich auf und eilte einem nahen Hügel zu. So tief war der Eindruck, den er durch seine Thaten auf die Römer gemacht hatte, daß eine ihn verfolgende Reiterkohorte keinen Angriff wagte, sondern den Hügel umstellte. Endlich lieferten Hunger und Ermüdung den C. in ihre Hand; mit ihm gerieth ein Gefolge von 200 Getreuen, die es für Schande hielten, ihr Schicksal von dem Schicksale ihres Königs zu trennen, in die Gefangenschaft der Römer. Sie waren die einzigen Gefangenen nach dem so harten Kampfe. Julian sandte den C., nachdem er sich selbst an seinem Unglück geweidet hatte, an den Kaiser, der ihn nach Rom bringen ließ, wo er in den Castris Peregrinis auf dem cölischen Berge, nach römischen Berichten, an der Schlafsucht †.

Chobah, Ort in Syrien, nördlich von Damascus, wo Abraham die gegen ihn verbündeten Könige (1. Mos. 14, 15) schlug, zu Eusebius' Zeit ein von Ebioniten (judaisirenden Christen) bewohnter Flecken.

Choc (franz., Schok), eigentlich der gewaltsame Zusammenstoß zweier Körper, daher das gewaltsame Anrennen zweier im Gefecht begriffenen Reiterlinien, zum Unterschied von der Attake (s. d.). Soll der C. wirksam seyn, so muß er mit der höchsten Vehemenz ausgeführt werden, weshalb man dazu die Kraft der Pferde bis zum letzten Augenblick aufspart. Unter 10 Attaken kommt es oft kaum bei einer zum C., weil beide Parteien sich selten in gleichem Verhältnisse befinden; gewöhnlich wartet der angegriffene Theil den C. nicht ab, oder der chokirende dreht sich um, wenn er entschlossenen Widerstand sieht. Der eigentliche C., bei dem die Pferde Carriere laufen müssen, darf nicht eher begonnen werden, als 80 Schritt vom Feinde. Die Reiter halten den Degen oder Säbel über den Kopf bereit, die Uhlanen vollführen ihn mit eingelegter Lanze. Kleinere Abtheilungen, wie einzelne Regimenter und Schwadronen, chokiren in der Regel viel heftiger, als Brigaden und Divisionen; die schwere Kavalerie chokirt häufig nur im Galopp, die französische sogar bis-

wellen im Trabe; die leichte Kavalerie jedoch stets im Carriere. Die Franzosen pflegen den C. des Feindes stehenden Fußes abzuwarten und ihn mit einer Karabinersalve zu empfangen, was jedoch einen entschlossenen Feind nicht aufzuhalten vermag. Ein geübter Blick, der den günstigen Moment erfaßt, und ein kühner Entschluß führen bei solchen Angriffen zum Siege.

Chocholna, Dorf in der ungarischen Gespannschaft Trentschin, an der großen Straße von Neustadt nach Trentschin, mit Sauerbrunnen, der viel kohlensaure Luft enthält und in dem trentschiner Bade sehr stark verbraucht wird, er speist einen Teich, in dem treffliche Fische, besonders große Karpfen, gezogen werden.

Chocim, Festung, s. Chotschim.

Choctawhatchee, nordamerikanischer Fluß, entspringt im Staat Alabama und mündet nach einem Lauf von 130 Meilen in Florida in die gleichnamige Bai.

Choczim, Festung, s. Chotschim.

Chodkjewicz (Chodkowic), 1) Jan Karol, polnischer Feldherr, geboren 1560, Sprößling eines angesehenen Geschlechts in Litthauen, besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna, wo sein Vater Kastellan und Gouverneur von Livland war, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England u. Deutschland, nahm nach seiner Rückkehr unter Zamojski und Zolkjewski Theil an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die rebellischen Kosaken u. zeichnete sich so vortheilhaft aus, daß er zum Feldhetman von Litthauen erhoben wurde. Im Jahr 1602 übernahm er an Zamojski's Stelle den Oberbefehl über das polnische Heer in Livland, siegte bei Dorpat und Weißenstein gegen die Schweden, ward dafür Großhetman von Litthauen und schlug 1605 bei Kirchholm den König Karl IX. aufs Haupt. Dieser Sieg verlieh seinem Namen europäische Berühmtheit. Gleichwohl vermochte er kaum sein meuterisches Heer dadurch zu beschwichtigen, daß er aus eigenen Mitteln den rückständigen Sold bezahlte. Im J. 1611 schloß er mit den Schweden einen Waffenstillstand und ward von Sigismund III. zur Fortsetzung des Krieges gegen den falschen Demetrius gerufen. Die schlechte Disciplin des Heeres, die er mit aller Mühe nur wenig verbessern konnte, zwang ihn, Moskau, das er besetzt hielt, zu verlassen und in Rußland umherzuziehen. Der Vertrag von Dywlin (1618) gestattete ihm freien Rückzug nach Polen, doch genoß er nicht lange der Ruhe. Nach Zolkjewski's Tode 1620 übernahm er an dessen Stelle den Oberbefehl gegen die Türken und schlug bei Chotschim sein Lager auf, blieb in mehren Treffen Sieger, † aber schon im folgenden Jahre. Die Beschreibung seiner Feldzüge hat er im Manuskript hinterlassen. Außer mehren Kirchen auf seinen Gütern stiftete er das Jesuitenkollegium zu Kroie in Samogitien, das 1772 in eine gewöhnliche Schule verwandelt wurde.

2) Alexander, aus derselben Familie, widmete sich anfangs wissenschaftlichen Studien, schloß sich aber, als sich 1812 Polen im Vertrauen auf französischen Schutz gegen Rußland erhob, dem Aufstande an und bildete auf eigene Kosten ein Infanterieregiment. Im Jahr 1818 erschien er als Woiwode des Königreichs Polen, legte aber diese Stelle nieder, angeblich wegen einer Beleidigung, die ihm von dem Großfürsten Konstantin widerfuhr. Eine 1826 in Rußland entdeckte Verschwörung führte C.s Verhaftung und Verbannung nach Sibirien herbei. Sein späteres Schicksal ist unbekannt. Er schrieb mehres Dramatische: 2 Tragödien („Cato und Virginie", „Wladislaw Jagellon"), eine Oper &c.

Chodowiecki, 1) Daniel Nikolaus, berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, geboren am 16. Okt. 1726 zu Danzig, erhielt von seinem Vater, einem Kaufmann und enthusiastischen Kunstliebhaber, den ersten Unterricht in der Miniaturmalerei, der nach des Vaters Tode durch seine Schwester fortgesetzt wurde, bis er seine Lehrjahre als Kaufmann, anfangs in Danzig, dann in Berlin, begann. In Berlin wurde er Buchhalter in der Handlung seines Onkels, doch benutzte er jede müßige Stunde für seine Kunst u. malte nach Kupferstichen Miniaturbilder auf Dosen, die sein Onkel verkaufte. Endlich gab er sein bisheriges Berufsgeschäft ganz auf, um sich völlig der Kunst zu widmen, machte tüchtige Fortschritte im Zeichnen und in der Komposition, malte dabei fortwährend in Miniatur, machte 1756 den ersten Versuch im Radiren, dem bald mehre kleine geätzte Blätter folgten, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der berliner Akademie, die ihm den Auftrag gab, die Bilder für ihren Kalender zu fertigen. Die ihm gewordenen Aufträge häuften sich nun mehr und mehr, so daß er sich bewogen fand, seine Miniaturmalerei bei Seite zu schieben. Lange schon hatte er die Stelle eines Vicedirektors bei der Akademie der bildenden Künste verwaltet, als er 1793 zum wirklichen Direktor ernannt wurde. Als solcher † er am 7. Febr. 1801. C. fand die Anerkennung seiner Zeitgenossen in reichem Maße; es erschien fast kein artistisch ausgestattetes Werk, zu dem er nicht mindestens eine Vignette lieferte. Die Zahl seiner Blätter beläuft sich auf mehr als 3000. Eine sehr vollständige Sammlung besaß die Tochter des Künstlers. Der Kunstliebhaber Jacoby in Berlin gab ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Kupferstiche heraus (1814), wozu Link im „Kunstblatt" 1838, sowie im „Deutschen Kunstblatt" 1851 schätzbare Bemerkungen und Zusätze gegeben hat. Hervorzuheben sind: der Abschied des Jean Calas, nach des Künstlers eigenem Gemälde; Friedrich II. und der Kronprinz auf der Heerschau zu Potsdam; der Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig; General Ziethen vor dem Könige sitzend; 12 Blätter zu Minna von Barnhelm; 12 Blätter zum Don Quixote; die Blätter zu Lavaters physiognomischen Fragmenten; 12 Blätter zum Landprediger von Wakefield; 13 Blätter zu Gellerts Fabeln; 8 Blätter zu Bürgers Gedichten; 12 Blätter zu Voltaire's Schriften; 6 Blätter zu Schillers Räubern; 12 Blätter zu Yoricks empfindsamer Reise; 12 Blätter zu Shakespeare's Heinrich IV.; 12 Blätter zum Hamlet; 12 Blätter brandenburgische Kriegsscenen; 12 Blätter zu Shakespeare's lustigen Weibern zu Windsor; 12 Blätter zu Coriolanus; 12 Blätter zu Shakespeare's Sturm; 12

Blätter zu Macbeth; 12 Blätter zu den Anekdoten von Friedrich II.; 24 Blätter zu Kosegartens Clarisse; 6 Blätter zur Luise von Voß; 12 Blätter zur Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs; 3 Blätter zur Geschichte Peters des Großen; 12 Blätter Modethorheiten, u. a. C. ist als der Stifter einer neuen Kunstgattung zu betrachten, indem er in Deutschland der Erste war, der moderne Figuren mit einer Wahrheit, Lebendigkeit u. Laune darstellte, die noch heute einzig genannt werden kann. Seine vorzüglichsten Darstellungen sind aus dem bürgerlichen Leben gegriffen u. zeichnen sich durch die scharfe Beobachtungsgabe aus, die alle Eigenthümlichkeiten des Lebens auffaßte und treffend zu charakterisiren wußte. Ueberall zeigt er sich als tiefen Kenner des menschlichen Herzens und treffenden Sittenmaler, indem er bald das Laster mit den grellsten Farben schildert, bald die Thorheiten der Zeit mit launigem Spotte geißelt, und dies Alles auf so kleinem Raum, daß er um so mehr unsere Bewunderung verdient. Seine Satyre ist oft sehr beißend; wir erwähnen in dieser Beziehung nur das bekannte Bild, das den verklärten Dichter des „Frühlings" im Sarge darstellt, wie Ramler ihm den Lorbeerkranz vom Haupte wegschiebt und ihn mit der Rechten zu barbiren anfängt. In seinen kleineren Vignetten erreichte er im Ganzen die strengen Kunstanforderungen mehr, als bei seinen größeren Versuchen, und in der ihm eigenthümlichen Sphäre des gewöhnlichen Lebens wiederum mehr, als in idealen Darstellungen, wo ein gewisser Zwang nur zu deutlich hervortritt.

2) **Gottfried**, Maler und Kupferstecher, der jüngere Bruder des Vorigen, geboren zu Danzig 1728, malte in Miniatur und Email, besonders Landschaften und Schlachten, Jagden u. Pferdestücke, und radirte Mehres theils nach eigener, theils nach seines Bruders Erfindung; † 1781.

3) **Wilhelm**, Kupferstecher, Sohn von C. 1), setzte, von seinem Vater erzogen und gebildet, dessen Schule mit Auszeichnung fort, indem er die Fülle des Witzes, die sein Vater besaß, geerbt zu haben schien und sie in den frappantesten Charakterzeichnungen niederlegte, denen endlich selbst der strenge Vater so viel Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er sie unter seinem Namen veröffentlichte. Er † 1805 im blühendsten Mannesalter.

Chodzesen (Chodziesk), Kreisstadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an einem See, hat eine katholische und eine lutherische Kirche, Synagoge, ein Hospital und 3000 Einwohner (darunter 1000 Juden), welche große Tuchmacherei, Leinweberei, Spitzenmanufaktur, Gerberei und Färberei treiben.

Chodzko, Leonhard, polnischer Geschichtschreiber, geboren zu Oborek im Palatinat Wilna am 6. Nov. 1800, empfing seine wissenschaftliche Bildung in Molodeczno und Wilna unter Thomas Jan und Lelewel und begleitete 1819 den Senator Fürsten Michael Oginsky, auf seiner Reise durch Rußland, Deutschland, England und Frankreich, nahm dann in Paris seinen bleibenden Wohnsitz und eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit den „Observations sur la Pologne et les Polonais" (Par. 1827), denen die Memoiren Oginsky's folgten. In der Julirevolution focht er auf Seiten der Demokraten u. ward von Lafayette zum Adjutanten gewählt. Nach dem Ausbruche der polnischen Revolution wurde er vom Nationalgouvernement bevollmächtigt, die Interessen seines Vaterlandes der öffentlichen Meinung und der französischen Regierung gegenüber zu vertreten, indem er zugleich als Mitglied des französisch-polnischen und des amerikanisch-polnischen Komité's thätig war; nach Ankunft der polnischen Emigrirten in Frankreich ward er Mitglied des Nationalkomité's. Er schrieb noch: „Une esquisse chronologique de l'histoire de la littérature polonaise" (Paris 1829); „Histoire des légions polonaises en Italie sous le commandement du général Dombrowsky" (2 Bde., das. 1829—32); „Les Polonais en Italie, tableau historique, chronologique et géographique des traveaux des Polonais en Italie pour la regénération de leur patrie" (das. 1830); „Histoire des légions polonaises à l'armée du Rhin et du Danube sous les généraux Kniaziewicz et Jablonowsky" (das. 1831). Außerdem gab er mit Michael Podczaryneky und Theodor Morawsky Malte-Bruns „Tableau de la Pologne ancienne et moderne" (2 Bde., Paris 1830) heraus und führte die oberste Leitung des „Pologne pittoresque, scènes historiques, monumens etc." (2 Bde., das. 1835—38). In seinen historischen Werken zeichnete sich C. weniger als gründlicher Geschichtschreiber, denn als fleißiger Sammler und warmer Patriot aus, welch letztere Eigenschaft ihm in Frankreich und Polen einen volksthümlichen Namen erwarb.

Chörileischer Vers, nach dem Dichter Chörilus benannter Vers mit tripodischem Maße, z. B.

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

Rufe, o Aristokrat, „fort Bürgercanaille da!"

Chörilus, 1) C. **der Athener**, einer der ältesten tragischen Dichter, Zeitgenosse des Pratinas und Phrynichus und gegen 23 Jahre älter als Aeschylus, wurde um 544 v. Chr. geboren, blühte zur Zeit der Pisistratiden und lebte noch zu Anfang des zweiten Perserkrieges. Unter seinen von Suidas auf 150 angegebenen Stücken waren einige Tragödien, weshalb C. auch vorzugsweise der **Tragiker** genannt wird. Im Wettstreite mit Phrynichus soll er 13mal den Preis errungen haben. Seine meisten Dichtungen waren indeß nicht wirkliche Tragödien, sondern nur meist roh entworfene und flüchtig ausgearbeitete, vielleicht gar nur extemporirte Satyrspiele, die als solche in der Mitte zwischen Tragödie und Epos standen. Sonst wissen wir von ihnen nicht einmal die Titel, und selbst der chörileische Vers (s. d.) dürfte, wenn er auch das Metrum des C. trägt, wohl nicht von ihm herrühren. Vgl. A. F. Näke, Choerili Samii quae supersunt, collegit et illustravit, de Ch. Samii aetate, vita et poes. aliisque Choerilis disseruit etc., Leipzig 1817.

2) C. **der Epiker**, aus Samos, nach Anderen aus Halicarnassus oder aus Jasus in Karien, um 472 v. Chr. geboren, war nach Suidas der Sklave eines Samiers u. von ausnehmend schöner Gestalt. Durch die Flucht entzog er sich der Knechtschaft und soll dann Herodots jugendlicher Freund und Zuhörer gewesen seyn. Er ist Ver-

fasser eines Heldengedichts „Perseïs", welches den Sieg der Athener über Xerxes feiert u. dem Autor nach Suidas' Angabe einen goldenen Stater (4 Thaler 16 gGr.) für den Vers eingebracht haben soll. Als er durch dieses Gedicht zu großem Ansehen gekommen war, trat er um Olymp. 94 mit dem spartanischen Feldherrn Lysander, welcher durch ihn seine Kriegsthaten verherrlicht zu sehen wünschte, in Verbindung. Aber schon nach einigen Jahren finden wir ihn am Hofe des macedonischen Königs Archelaus, welcher ihn als freigebiger Freund und Beschützer der Wissenschaften wahrscheinlich zu sich eingeladen hatte. Er † daselbst um Olymp. 94, 4. Von seinem Epos sind nur wenige Reste (12 Fragmente als einzelne Verse und Wörter) auf uns gekommen, die uns über Inhalt und Gang desselben keine näheren Aufschlüsse bieten; doch kann der poetische Werth des Gedichts nicht ganz gering gewesen seyn, da es den Athenern zu Perikles' Zeit gefiel.

3) C., epischer Dichter, von Jasus in Karien, Begleiter Alexanders des Großen auf seinem Zuge nach Persien, soll in einem fortlaufenden epischen Gedichte dessen Thaten besungen haben. Er ist wahrscheinlich auch der Dichter des „lamischen Krieges". Alexander soll mit dem Dichter einen Vertrag gemacht haben, wonach er ihm für jeden guten Vers seines Gedichts ein Goldstück, für jeden schlechten aber eine Ohrfeige geben wollte, und wegen seiner vielen schlechten Verse soll C. den Tod gefunden haben.

Choiseul, Insel aus der Gruppe der Arsaciden in Australien, durch die Bougainvillestraße von Bougainville, durch die Manningstraße von Isabelle getrennt, ist von Negern bewohnt, die fast nackt gehen.

Choiseul, eine der ältesten und berühmtesten Familien des französischen Adels, leitet ihren Ursprung von den alten Grafen von Langres, namentlich von Rainer I., Grafen von Langres, ab, der um die Mitte des 11. Jahrhunderts lebte. Unter seinen Nachkommen ist Rainer III., Herr von C., im 13. Jahrhundert bemerkenswerth als Stammvater des seitdem in mehre Zweige verbreiteten Hauses der C. Bemerkenswerth sind aus demselben: 1) Charles de C., Marquis von Praslin, Kriegsmann und französischer Marschall, Sohn Ferry's I. u. Anna's von Bethune, erwarb sich während der bürgerlichen Unruhen in Frankreich zuerst 1580 bei der Belagerung von Latère, dann 1589 bei der Eroberung von Paris und 1592 in der Schlacht von Aumale kriegerischen Ruhm und die Achtung Heinrichs IV., der ihm die erste Abtheilung seiner Leibgarde u. das Gouvernement von Troyes anvertraute. Unter Ludwig XIII. erhielt er in den Feldzügen gegen die Hugenotten den Marschallstab u. mehre Kommando's. Er kämpfte in 47 Feldschlachten, eroberte 53 Städte, trug 36 Wunden davon und † nach 45jähriger Dienstzeit 1626. Eben so mildthätig, uneigennützig, seelengroß und sittenrein, als tapfer u. seinem Könige ergeben, war er von Freund und Feind gleich geachtet.

2) César de C., Kriegs- und Staatsmann, Neffe des Vorigen, wurde am Hofe Heinrichs IV. mit dem Dauphin als Ehrenkind (enfant d'honneur) erzogen, zeichnete sich dann in den Kriegen Heinrichs IV. u. Ludwigs XIII. aus, wurde 1646 zum Marschall, 1665 zum Herzog von C. und zum Pair von Frankreich ernannt und † im Glanze der königlichen Gunst, nachdem er mit gleicher Auszeichnung mehre wichtige diplomatische Sendungen erfüllt und bedeutende Hofämter bekleidet hatte, am 13. Dec. 1675 zu Paris.

3) Gilbert de C., Graf von Plessis-Praslin, widmete sich dem geistlichen Stande, erhielt 1640 zu Paris die Doktorwürde der Theologie, wurde 1646 Bischof von Comminges, dann von Tournay in Flandern und † 1689. In seinen „Mémoires touchant la Religion" (3 Bde., 1681—85) vertheidigte er als eifriger Katholik die Nothwendigkeit eines sichtbaren Stellvertreters der unsichtbaren Kirche.

4) Etienne François de C.-Amboise, Graf von Stainville, Minister Ludwigs XV., geboren den 18. Juni 1719, stammte aus der ältesten Linie der Familie, der von Beaupré. Sein Großvater, Generalgouverneur von St. Domingo, hatte aus Familienrücksichten den Herzogstitel aufgegeben und den Namen eines Grafen von Stainville, den seines Schwiegervaters, angenommen, unter welchem auch sein Enkel, François Etienne, seine politische Laufbahn begann. Nachdem dieser in einem Jesuitenkollegium Unterricht u. Bildung genossen und so außerordentliche Fähigkeiten an den Tag gelegt hatte, daß man ihn überreden wollte, selbst in den Orden zu treten, nahm er Militärdienste, lebte in Paris in Liebesabenteuern und Verschwendung, fand jedoch durch den österreichischen Erbfolgekrieg bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Bei der Belagerung von Prag (1741) focht er tapfer mit, ward schwer verwundet u. erhielt zur Belohnung ein Infanterieregiment. Nach Paris zurückgekehrt, hatte er bald mit scharfem Blicke erkannt, welcher Weg an dem sittlich verderbten Hofe zur Macht führe, und er beschloß, ihn zu gehen. Die allmächtige Mätresse des Königs, die Marquise von Pompadour, hatte er sich bald zur Geliebten und Beschützerin gewonnen, und an ihrer Hand stieg er nun rasch die Staffeln der königlichen Gunst empor. Im Jahr 1748 wurde er Generallieutenant und 10 Jahre darauf zur Würde seiner Vorfahren, zum Herzog von C., erhoben. Durch unmäßigen Aufwand in seinen Vermögensumständen herabgekommen und mit Schulden belastet, heirathete er die Tochter eines reichen Bankiers Crozat, mit welcher er in langer glücklicher, doch kinderloser Ehe lebte. Seine eigentliche politische Laufbahn begann erst 1756, wo er als Gesandter an den römischen Hof und bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Wien ging, um den Abbé Bernis, der zum Minister des Auswärtigen ernannt worden, abzulösen. Nicht ohne Gründe hatte die Pompadour die Mission ihres Günstlings erwirkt; sie bedurfte eines treuen Mannes, der ihr Werk, die Allianz Frankreichs mit Oesterreich, welcher nicht nur der Wille der Nation, sondern auch äußere Feinde entgegenstanden, aufrecht zu halten vermochte. Als daher Bernis seine Stellung als Minister des Auswärtigen zur Verfolgung von Zwecken zu benutzen schien, welche den Plänen der Pompadour entgegen waren, wurde er gestürzt, und C. trat

an seine Stelle. Dieser hatte einen schwierigen Stand, den er nur durch keckes Hohnsprechen der Volksstimme zu behaupten wußte. Trotzdem daß der im Bunde mit Oesterreich gegen Preußen unternommene Krieg eine üble Wendung nahm, schloß C. ein neues Bündniß mit Oesterreich, das die Opfer, welche Frankreich der List eines Kaunitz und der Verblendung einer Pompadour brachte, noch bedeutend vermehrte. C. war rastlos thätig, die Rüstungen zu Lande und zu Wasser zu betreiben, aber seine Mühe scheiterte an der Unfähigkeit der Heerführer, Kreaturen der Pompadour; der einzige Herzog von Broglio, Sieger bei Bergen, hätte die mangelnde Einsicht ersezzen können, wenn er nicht schon an dem Versuche, eine Einheit der Heerführung herzustellen, gescheitert wäre. Noch weniger entsprach der Seekrieg den so zuversichtlich gehegten Erwartungen: auf allen Meeren unterlagen die französischen Geschwader; in Ost- und Westindien, wie an der Küste von Afrika gingen die französischen Kolonien und der Handel zu Grunde. Eine Landung in England sollte alle diese Verluste ersetzen. Der Marschall Belle-Isle hatte den Plan entworfen u. C. unter großen Schwierigkeiten die Mittel dazu herbeigeschafft; aber das Unternehmen scheiterte schmachvoll an der Feigheit und Ungeschicklichkeit des Admirals Conflans, der die ihm gebotene Schlacht nicht angenommen, sondern in ehrloser Flucht, auf welcher er die Hälfte seiner Schiffe einbüßte, sein Heil gesucht hatte. Die überhand nehmende Finanznoth erlaubte in den folgenden Jahren keine bedeutenden Rüstungen, und so spann sich der Krieg ohne entscheidende Ereignisse 2 Jahre fort, während welcher Zeit C., nach Belle-Isle's Tode, das Portefeuille des Kriegsministeriums übernahm, indem er das der auswärtigen Angelegenheiten seinem Verwandten, dem Grafen von C., nachmaligen Herzog von Praslin, übertrug. Das von C. zu Stande gebrachte Familienbündniß der Bourbonen, wodurch Frankreich, Spanien, Sicilien und Parma für alle Zeit sich gegenseitige Gewähr und Hülfe in Krieg u. Frieden zusagten, ward als ein Meisterwerk der Politik bewundert, brachte aber seinen Theilnehmern wenig Nutzen. Nach unzähligen Opfern, die nutzlos vergeudet worden, ergriff C. die sich darbietende Gelegenheit, einen Krieg zu endigen, der lange seine Schultern schwer belastet, und unterhandelte 1763 mit Geschick u. Schlauheit den Frieden. Durch diese Unterhandlungen stahl er sich so in die Gunst des Volks, als hätte er einen großen Sieg errungen, u. noch populärer machte er sich, als er den König bewog, den Jesuitenorden in Frankreich aufzuheben. Aber nicht sowohl die Sorge für das geistige Wohl des Volks hatte C. bei diesem lange vorbereiteten Unternehmen geleitet, als vielmehr der Wunsch, durch die Parlamente, die heftigsten Gegner der Jesuitenherrschaft, sich einen festen Haltpunkt zu verschaffen; auch handelte er in sofern in seinem und der Pompadour Interesse, als er in den Jesuiten Diejenigen stürzte, die ihren Einfluß benutzten, um zu Gunsten des Dauphins gegen die Pompadour zu intriguiren. Die nächsten Folgen, welche ihm aus diesem wichtigen Akt erwuchsen, waren Vertrauen der Parlamente zu ihm, allgemeine Anerkennung seiner Macht und seines Muthes und Lobpreisungen von Seiten der Schriftsteller und Philosophen, aber auch Haß von Seiten des Dauphins u. geheime Verleumdungen bei dem schwachen Könige, die ihm um so gefährlicher werden konnten, als der plötzliche Tod der Pompadour, den 15. April 1765, ihn dieser mächtigen Stütze beraubte. Um seine Macht zu befestigen, bedurfte es großer Mittel, die ihn zum Helden der Nation machten. Bald war sein Plan gefaßt: es galt, Frankreich von der römischen Kurie ganz zu trennen und eine unabhängige gallikanische Kirche zu gründen. Trotz der Bitten und Drohungen Klemens' XIII. ließ C. 1768 Avignon und Venaissin von französischen Truppen besetzen. Nach dem Tode des störrischen Klemens XIII. wußte aber der mildere Klemens XIV. das Ungewitter zu beschwören und den König so für sich zu gewinnen, daß dieser nicht allein die eingenommenen Plätze zurückgab, sondern auch dem Plane der Gründung einer gallikanischen Kirche ganz entsagte. C. hatte den Charakter seiner Nation sehr richtig aufgefaßt; er erwarb sich die Volksgunst, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelte und sie durch immer neue glänzende Aussichten beschäftigte. Daneben bemühte er sich in der That ernstlich, die Flotte herzustellen, den Handel und die Industrie zu beleben, um Englands Uebergewicht zur See zu vernichten und die verlorenen Kolonien wieder zu gewinnen und zu heben. Während die Unternehmung einer neuen Kolonialorganisation in Guyana scheiterte, hoben sich Domingo, Martinique und Guadeloupe und gewannen für das Mutterland große Bedeutung. Der ostindische Handel nahm neuen Aufschwung, alle Seeplätze des Mutterlandes waren in Thätigkeit, Schiffe zu Handel und Krieg auszurüsten. Geistige Regsamkeit ging mit dieser merkantilischen Hand in Hand; Voltaire's Name glänzt unter den Sternen dieses Zeitalters. Um den Glanz der französischen Waffen wieder herzustellen, legte C. treffliche Militärschulen an; nach dem System Friedrichs II. schaffte er im Heerwesen die Käuflichkeit der Patente ab und führte die Anciennetät ein, aber zugleich auch die verwerflichsten Eigenthümlichkeiten seines Vorbildes, die engen Röcke, das pedantische Exercitium, die Stockprügel. Durch diese Reformen zog er sich viel Widerspruch und Anfeindung zu, während nicht zu leugnen ist, daß er der französischen Artillerie u. dem Geniewesen einen Aufschwung gab, der sie bald ganz Europa gefürchtet machen sollte. Desto größere Lobsprüche erntete C. durch seine auswärtige Politik, die, stets national, dem geschwächten Frankreich für die Zukunft eine neue Bahn des Ruhms zu brechen bemüht war. Deshalb unterstützte er die polnische Konföderation u. verwickelte Rußland, dessen überhand nehmende Macht ihm für das Gleichgewicht Europa's bedenklich ward, in den Krieg mit der Pforte; er schickte französische Offiziere nach Ostindien, dessen Fürsten er mit den amerikanischen Kolonien zugleich gegen England bewaffnen wollte, überwachte durch Spione die Höfe und Kabinette und leitete geschickt die Fäden der politischen und diplomatischen Intriguen, um sie für seine Zwecke zu benutzen, eine

Fähigkeit, wegen welcher ihm die Kaiserin von Rußland den Titel le cocher de l'Europe beilegte. Der plötzliche Tod einiger der rüstigsten Glieder der königlichen Familie begann seinen Ruf zu beflecken. Vier Jahre nach dem Tode seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Bourgogne, starb der Dauphin (1765), u. seine Gemahlin folgte ihm nach 15 Monaten in die Gruft; auch des Königs Schwiegervater, Stanislaus Leczinski, ein eifriger Jesuitenfreund, starb 1766. In kurzer Zeit hatte sich, vornehmlich durch die Jesuiten, das Gerücht verbreitet, C. habe diese seine fürstlichen Gegner durch Gift aus dem Wege geräumt, eine Verleumdung, die ihm indeß die königliche Gunst nicht entzog; erst als die Dubarri (s. d.) durch ihre Reize sich des Königs bemächtigt hatte und mit C.s erklärtesten Feinden sich verschwor, weil er sich ihrer öffentlichen Vorstellung bei Hofe widersetzt hatte, erkannte C. das Schwankende seiner Stellung. Durch einen Nationaltriumph, der seine eifrig betriebenen Seerüstungen im Glanze des Sieges zeigen sollte, suchte er die drohende Gefahr abzuwenden, indem er sich dadurch in der Volksgunst wieder zu befestigen hoffte. In geheimem Briefwechsel suchte er den König von Spanien für einen Krieg mit England zu gewinnen, zu dem es an Veranlassung bei den schwankenden Verhältnissen der englischen Kolonien in Nordamerika nicht fehlen konnte. C.s Gegner aber verriethen dem Könige den Plan und stellten ihn als einen Verräther gegen König und Staat dar. Ludwig XV. gerieth in Zorn und sandte dem Minister mit dem Abschied am 10. December 1770 einen Verhaftsbefehl. Der Fall des Ministers hatte die Auflösung der Parlamente zur Folge, die an C. ihre mächtigste Stütze verloren. Die Unfähigkeit der Nachfolger in C.s Ministerium hoben seine Tüchtigkeit bald so hervor, daß ihm der König verstattete, sich nach seinem Landsitze Chanteloup an den Ufern der Loire zu begeben, wo er einen fast fürstlichen Hofhalt um sich versammelte und die Huldigung von ganz Frankreich empfing, die um so höher stieg, je tiefer der Nationalruhm durch die niedern Regierungsmaßregeln der neuen Partei sank. Die Achtung, mit welcher der König von seinem ehemaligen Minister sprach, bezeugte, wie schmerzlich er ihn oft entbehrte; dennoch wußte die Partei der Dubarri seine Rückberufung zu verhindern. Als 1774 Ludwig XVI. den Thron bestieg, wurde C. verstattet, in der Hauptstadt zu wohnen und wieder am Hofe zu erscheinen; doch weigerte sich der König, den Gegner und angeblichen Mörder seines Vaters an die Spitze des Staats zu stellen. Nichtsdestoweniger wurde derselbe mit Auszeichnung behandelt, blieb in gutem Vernehmen mit den wiederhergestellten Parlamenten und übte nicht unbedeutenden Einfluß auf den König und die Königin, bis ihn ein bösartiges Fieber niederwarf, dessen Opfer er am 7. Mai 1785 wurde. Mit großer Pracht wurde er in der Kirche St. Eustache bestattet, und seine Gattin opferte ihr Vermögen, um durch Bezahlung seiner Schulden sein Andenken vorwurfsfrei zu erhalten. Voll der seltensten Talente eines Staatsmannes, besaß C. doch inmitten der schandbaren Zügellosigkeit des Hofes nicht sittliche Kraft genug, um sich zur wahren Größe zu erheben; darum erlag er den Kabalen eines Weibes, wie ihn ein Weib erhoben.

5) Marie Gabriel Auguste Laurent, Graf von C.-Gouffier, berühmter Alterthumsforscher und Pair von Frankreich, war geboren den 27. September 1752. Der klassische Unterricht, den er genoß, erweckte schon in dem Jünglinge die Sehnsucht, Griechenland selbst zu besuchen; als Mann konnte er sie befriedigen. Nach Barthélemy's Rathschlägen tüchtig vorbereitet, schiffte er sich im März 1776 nach Griechenland ein. Die Resultate seiner Forschungen auf dem klassischen Boden des Alterthums legte er in der „Voyage pittoresque de la Grèce" (1778) nieder, einem Werke, das, mit allgemeinem Beifall aufgenommen, ihm die Mitgliedschaft der französischen Akademie erwarb. Eben damit beschäftigt, eine zweite Reise nach Griechenland vorzubereiten, wurde er zum französischen Gesandten in Konstantinopel ernannt und ging mit einem großen Gefolge und in Begleitung mehrer Gelehrten, worunter der Dichter Delille, dahin ab. Diese Stellung erlaubte ihm, seine Studien mit Eifer zu verfolgen; doch nicht allein dem Alterthume schenkte er seine Aufmerksamkeit, mit warmem Eifer sprach er auch seine Wünsche und Hoffnungen für die Befreiung der Griechen aus, was freilich seine politische Stellung bei der Pforte schwierig machte. C. erfüllte jedoch seinen Beruf, ohne seiner Gesinnung untreu zu werden, entging aber auf der andern Seite auch mancherlei Anfechtungen nicht. Der Gesandte eines fremden Hofes machte sogar den Divan auf eine Stelle in C.s „Malerischer Reise" aufmerksam, in welcher er die Griechen aufforderte, sich von dem türkischen Joche zu befreien. C. half sich durch eine List; er ließ durch seine Privatdruckerei ein Exemplar umdrucken und überreichte es dem Kaiser mit der Versicherung, daß nur dieser Abdruck seine Meinung enthalte, jedes andere Exemplar aber von seinen Feinden verfälscht sey. Der kecke Betrug gelang und erwarb ihm das Vertrauen des Divans wieder. Den ihm 1791 angetragenen Gesandtschaftsposten zu London nahm er nicht an, fuhr auch nach dem Sturz der Bourbonen fort, diese als die legitimen Beherrscher Frankreichs zu betrachten, weshalb er auch seine diplomatischen Noten an die in Deutschland lebenden Brüder Ludwigs XVI. richtete. Als diese Depeschen von der republikanischen Armee am Rhein aufgefangen worden, wurde der Briefwechsel als Hochverrath am Vaterlande betrachtet und C.s Verhaftung eingeleitet; aber er floh nach Rußland, wo er von Katharina II. ehrenvoll aufgenommen wurde. Paul I. ernannte ihn später zum Staatsrath, zum Direktor der Kunstakademie und kaiserlichen Bibliothekar; sein vertrauter Umgang mit dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Cobenzl, wendete aber eine Zeit lang die Gunst des Kaisers von ihm ab. Nach Alexanders Thronbesteigung (1802) kehrte er nach Frankreich zurück, wo er ganz den Wissenschaften lebte, als Mitglied in das Nationalinstitut aufgenommen wurde und nach vieljährigen Unterbrechungen die Fortsetzung

seiner „Voyage pittoresque“ herausgab. Nach der Restauration ward er Pair von Frankreich, Mitglied des Kabinetsrathes und 1816 durch königliche Ordonnanz wieder als Mitglied in die Akademie berufen. Er † im Sommer 1817 ohne Nachkommen, obwohl er zweimal, das erste Mal mit einem Fräulein von Gouffier, deren Familiennamen er dem seinigen beifügte, und dann mit der Prinzessin Helene von Bauffremont verheirathet war. Seine bedeutende Sammlung von Alterthümern ist jetzt mit dem Museum im Louvre vereinigt; eine neue Ausgabe seiner „Voyage pittoresque“ erschien Paris 1841, von Müller und Hase besorgt.

Choisi (franz.), eine Art Halbporzellan.

Chokolade (auch **Chocolate**), ein aus den Kakaobohnen (s. Kakao) mit Zusatz von Zucker bereitetes Nahrungsmittel, das, zu einer trockenen Masse verarbeitet, in verschiedener, gewöhnlich in Tafelform (Chokoladentafeln), bisweilen aber auch in cylindrischer Form (Chokoladenstangen), neuerdings sogar in allerhand Figuren, z. B. Busten, kleinen Statuen, Thieren ꝛc., in den Handel gebracht wird. Besteht die C. nur aus den genannten Hauptbestandtheilen, ohne Beimischung von Gewürzen, wie Vanille, Zimmt ꝛc., so heißt sie Gesundheitschokolade. Der Name Dampfchokolade bezeichnet keine besondere Qualität, sondern nur den Umstand, daß das Zerreiben der Kakaomasse durch Walzen geschieht, welche durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden. Manchen Chokoladenarten fügt man, statt der theuereren Gewürze, nur z. B. Satzmehl von Erdäpfeln und analoge nährende Substanzen bei; unter diesen Arten ist besonders der Chocolat analeptique in Frankreich sehr beliebt. Von der eigentlichen C. sind folgende die vorzüglichsten Mischungsverhältnisse: Zu den besten Sorten C. wendet man Caraccaskakao an, den man für geringere Sorten mit Kakao von Martinique, Maranhao, Surinam, Berbice ꝛc. vermengt; die geringsten Sorten verfertigt man bloß aus Kakao von Martinique, Berbice u. dgl. Die Quantität Zucker, die man zusetzt, beträgt im Durchschnitt das gleiche Gewicht der gerösteten Kakaomasse, und auf $1\frac{1}{2}$ Pfund Kakaomasse nimmt man eine Schote Vanille. Die feinern Sorten indeß erhalten oft weniger Zuckerzusatz (etwa die Hälfte vom Gewicht des Kakao), die geringern mehr, und letztere statt der Vanille Zimmt, auch Gewürznelken, peruvianischen Balsam, Kardamomen u. dergl., während man den feinern Sorten neben der Vanille oft Ambra zusetzt. Der Kakao der Antillen, von Berbice, Cayenne, Brasilien bedarf wegen größerer Bitterkeit in der Regel mehr Zuckerzusatz, als der von Caraccas, Soconusco und dem Magdalenenflusse. Auch nach der Landesgewohnheit ändern sich die Verhältnisse ab. In Spanien z. B. röstet man den Kakao gelind, setzt sehr wenig Zucker, dagegen viel Gewürz zu, in Italien röstet man ihn stark, bis zum bittern Geschmack, reibt ihn dann sehr fein, setzt sehr wenig Zucker zu und als Gewürz hauptsächlich nur Zimmt. Oefters setzt man auch der C. noch verschiedene andere nährende Substanzen zu, nach denen man ihr verschiedene Namen gibt, z. B. Salep, Extrakt vom isländischen Moose, Osmazom ꝛc. Was die Bereitung der C. anlangt, so wird der sorgfältig ausgelesene und gereinigte Kakao zuerst auf dieselbe Art wie Kaffee geröstet. Das Rösten der Bohnen, wodurch dieselben 13—14 Procent verlieren, hat hauptsächlich zum Zweck, die Entfernung der Schalen zu erleichtern und die Bohnen selbst zur nachfolgenden Zerkleinerung vorzubereiten, indem sie hierdurch ihr Wasser verlieren, spröder werden und das Oel sich gleichförmig durch die Substanz verbreitet. Den gerösteten und halb abgekühlten Kakao breitet man auf einer Tafel aus und fährt mit einer hölzernen Rolle darüber hin, um die Hülsen zu zerdrücken, wozu man sich auch einer Art Mühle bedienen kann. Nach geschehenem Rösten und Reinigen werden die Bohnen sofort, weil sie durch längeres Verweilen an der Luft an Arom verlieren würden, zu einem möglichst gleichförmigen Brei zerstoßen, nachdem man sie bloß zuvor noch durch Erwärmung in einem über gelindem Feuer befindlichen Kessel von der während des Reinigens wieder aufgenommenen Feuchtigkeit, welche das Zerstoßen erschweren würde, befreit hat. Das Zerstoßen wird in einem schalenförmigen, starken, gußeisernen Mörser vorgenommen, den man vorher, sowie den Stößer, so weit erwärmt hat, daß man kaum die Hand daran zu leiden im Stande ist, und zwar geschieht es schnell und lebhaft, bis ein ziemlich flüssiger Teig entstanden ist; dann gibt man das erste Dritttheil des Zuckers, den man für die Quantität des Kakao bestimmt hat, hinzu, stößt neuerdings bis zum völligen Erweichen des Teiges fort, fügt dann ein zweites Dritttheil hinzu u. fährt fort zu stoßen, bis der Teig weich und recht gleichförmig geworden ist, worauf er auf einer erwärmten Steinplatte mit einer eisernen Walze, od. im Großen mit einer besondern Maschinerie noch weiter bearbeitet wird. Die Steinplatte, welche zu besserem Widerstande gegen die Abnutzung aus einem harten Steine, am besten Granit oder Porphyr, bestehen und von recht ebener Oberfläche seyn muß, liegt entweder gleich einer Herdplatte über einem gemauerten Feuerherde, oder über einem hölzernen, mit Blech ausgefütterten Kasten, in welchen man eine Kohlpfanne stellt. Man erwärmt dieselbe, während man im Mörser arbeitet, so weit, als vorher den Mörser. Aus letzterem füllt man den Teig in eine verzinnte Schüssel und stellt diese in die Nähe des Ofens, um sie in der Wärme zu halten. Sodann nimmt man mit einem erwärmten Messer eine kleine Quantität dieses Teiges, legt sie auf den Stein und bearbeitet sie nun mit der Walze nach Art eines Nudelteiges, damit alle Theile desselben unter der Walze durchgehen. Hiermit fährt man so lange fort, als der Teig noch einige Rauhigkeiten enthält, und wenn er ganz glatt und gleichförmig ist und leicht im Munde schmilzt, ohne zu krümeln, nimmt man ihn mit dem Messer von dem Steine und legt eine neue Portion auf. Nachdem solchergestalt der ganze Teig bearbeitet worden ist, bringt man ihn wieder auf den Stein und vermengt das letzte Dritttheil des Zuckers damit, welchem vorher diejenigen Gewürze, die man der C. zufügen will, beigemengt

sind. Der gewöhnlichste Zusatz ist die Vanille. Man schneidet die Schote mit einem Federmesser auf und zerreibt sie kalt auf dem Steine, indem man etwas ganzen Zucker zusetzt, der die Zerreißung und feine Zertheilung derselben befördert. Nach und nach setzt man die ganze Menge des Zuckers hinzu, und nachdem Alles völlig zerrieben und gemengt ist, mischt man diesen gewürzten Zucker nach und nach mit dem Teige. Hierauf arbeitet man diesen Teig noch einmal portionenweise auf dem Steine mit der Walze durch, bis er ganz gleichförmig geworden ist. Da er die Eigenschaft hat, sich durch das Alter zu verbessern (wahrscheinlich vermöge innigerer Mischung seiner Bestandtheile), so ist gut, eine bedeutende Quantität davon im Voraus zu bereiten und ihn, in große Brode abgetheilt, an einem sehr trockenen Orte 5—6 Monate lang aufzubewahren, bevor man ihn in die Formen bringt. Um Letzteres zu bewirken, wägt man ihn von dem erwärmten Steine in Portionen von 2, 4 oder 8 Unzen ab und bringt diese in reine Formen von Weißblech. Ist die C. in der Form erkaltet, so löst sie sich leicht daraus. Merkwürdiger Weise zeigt sie sich nach dem Herausnehmen sehr elektrisch u. namentlich dann, wenn man sie recht heiß in die Blechformen bringt und recht schnell darin erkalten läßt, oft so stark, daß sie im Dunkeln sichtbare, weiße, knisternde Funken gegen den auf einige Entfernung dargebotenen Knöchel gibt. Beabsichtigt man, der C. auch noch Extrakt von isländischem Moos, Osmazom u. dgl. zuzusetzen, so dampft man diese Substanzen ab, dunstet sie in der Trockenkammer vollends bis zur Trockniß ab, pulvert sie hierauf u. fügt sie der C. bei der letzten Bearbeitung bei. Um C. aus ungeröstetem Kakao zu bereiten, läßt man Kakao so lange in kochendem Wasser weichen, bis die Schale sich leicht abziehen läßt, trocknet ihn dann schnell in einem Backofen, bis die Schale abspringt, entfernt diese, stößt die reinen Kerne und setzt Zucker und Gewürze zu, wie vorhin. Die ausgekühlte C. wird, entweder jede Tafel für sich, oder auch pfundweise, in Papier eingeschlagen und in Schachteln oder Kasten an trockenen Orten aufbewahrt, da sie im Feuchten leicht beschlägt. Uebrigens hält sie sich nicht wohl länger gut, als ein Jahr, nachher nimmt sie an Gute immer mehr ab. Die Kakaomasse wird oft noch vor der Formirung zu Tafeln durch einen Zusatz von gemahlenem Reis und Kartoffelstärke verfälscht, welche Zumischungen den Geschmack der C. wenig vermindern und bei sehr sorgfältiger Verarbeitung sich durch das Ansehen nicht erkennen lassen. Wird jedoch solche C. mit Wasser zubereitet, so wird sie dick, läßt ihre Bestandtheile am Geruch erkennen und gerinnt beim Erkalten der Flüssigkeit zu einer Gallerte. In andern Fabriken wird aus den gestoßenen Kakaobohnen die Kakaobutter ausgezogen und diese durch Kalbsfett, Mandelöl oder selbst durch Mandeln in Substanz ersetzt; aber die so bereitete C. wird bald ranzig. Statt Vanille nehmen die Fabrikanten oft Storax, Benzoe, Tolubalsam, wofür ein geübter Geschmack das einzige sichere Erkennungsmittel ist. Die meisten Sorten C. enthalten ferner von den zu ihrer Zubereitung angewendeten Gefäßen oder Werkzeugen Eisen und Kalk, indeß, wie es scheint, nicht so viel, daß hierdurch Nachtheil für die Gesundheit entstände. Cadet hat zwar berechnet, daß ein Mensch, der täglich eine Tasse C. trinkt, in einem Jahre drei Unzen Kalk verzehrt; allein da sich derselbe in kohlensaurem Zustande vorfindet, so möchte selbst diese Quantität unbedenklich seyn. Außer zum Getränk gebraucht man die C. häufig auch als Zusatz zu Konditorwaaren und andern Zubereitungen, die davon auch Chokoladenbisquit, Chokoladenbrod, Chokoladencrême ꝛc. heißen. Als Grundeigenschaft der C. ist die nährende anzusehen, welcher sich nach Maßgabe, als sie einen Beisatz von Gewürzen enthält, eine erhitzende Eigenschaft beigesellt. Besonders vermöge ihres Fettgehaltes erregt sie bei schwacher Verdauung leicht Verstopfung, Sättigung, Appetitlosigkeit, durch ihren Gewürzgehalt aber leicht Wallungen des Blutes. Fetten, vollsaftigen Leuten, oder Personen von sehr geschwächter Verdauung ist daher der Genuß jeder Art von C., reizbaren Personen mindestens der der gewürzten C. zu widerrathen. Als tägliches Getränk scheint selbst die Gesundheitschokolade, die gar kein Gewürz enthält, Niemandem auf die Dauer zuzusagen. Am besten bekommt der mäßige Genuß der C. Personen, die durch Alter, auszehrende Krankheiten oder andere Umstände entkräftet sind, wenn die angegebenen Gegenanzeigen nicht vorhanden sind. Durch Zusatz von isländischem Moos oder Osmazom (welche Arten C. als Moosch okolade u. Osmazomchokolade verkäuflich sind) kann die C. für solche noch nährender, durch Beisatz von China oder Eisenpräparaten noch stärkender gemacht werden, nur muß man in keinem Falle den Genuß derselben so weit treiben, daß ein Gefühl von Schwere, Völle oder Belästigung des Magens oder Kopfes dadurch entsteht. Die C. ist eine Erfindung Amerika's, besonders bereiteten die alten Mexikaner seit undenklichen Zeiten aus geröstetem und gestoßenem Kakao ein Getränk, das sie mit Wasser verdünnten, mit Maismehl und Gewürzen, besonders Zimmt und Vanille, versetzten und Chocolatte nannten, ein Wort, das aus dem mexikanischen Choco, Geräusch, und Latte, Wasser, zusammengesetzt ist. Nach Europa kam die erste Kunde von diesem Getränk 1520 durch die Spanier; sie ließen der Sache ihren Namen, bewahrten aber die Bereitungsart der C. in Europa als ein einträgliches Geheimniß. Erst seit 1606, wo der Florentiner Carletti, nach langem Aufenthalt in Westindien in seine Heimath zurückkehrend, das Geheimniß in Florenz bekannt machte, verbreitete sich der Gebrauch der C. in kurzer Zeit über ganz Europa, und besonders in den südlichen Ländern, namentlich Italien und Spanien, ward C. Lieblingsgetränk. Am berühmtesten waren ehedem die Chokoladefabriken von Lissabon, Turin, Genua, Mailand, Bayonne und die holländische von Seeland. Vgl. L. H. Schmidt, Der Chokoladefabrikant, Weimar 1838.

Chokoladenbaum (Theobroma cacao), s. Kakao.

Cholaiten (die Ausschweifenden), schwär-

merische Sekte der Mohammedaner, deren Mitglieder ihren Imans göttliche Eigenschaften beilegten und sie mit Gott verglichen.

Choleïnsäure, s. Galle.

Cholera (Brechdurchfall, Brechruhr, Cholera morbus, Diarrhoea cholerica), Name von zwei Krankheitsformen, nämlich der sporadischen, bei uns einheimischen, und der orientalischen Brechruhr, welche durch die Verschiedenheit ihrer Erscheinung im Großen für uns als zwei sehr verschiedene Krankheiten gelten, obwohl sie in allen ihren Eigenthümlichkeiten so sehr in einander übergehen, daß eine scharfe Grenze zwischen ihnen zu finden unmöglich ist.

Die einheimische Brechruhr (Brechdurchfall, Brechkolik &c., Cholera nostra s. europaea, sporadica, Cholerrhagia, Fluxus biliosus) wird schon bei Hippocrates in zwei Species, einer feuchten und einer trockenen, erwähnt. Sie tritt gewöhnlich in folgenden Varietäten auf: Cholera biliosa, Cholera flatulenta und Cholera spasmodica.

Die Cholera biliosa (Cholera humida, Gallenruhr) äußert sich durch kopiöses Erbrechen und Purgiren, mit reichlichem Abgang von Galle und mit Krämpfen in den Waden und Schenkeln verbunden. Sie charakterisirt sich besonders durch Angst und einen sehr heftigen, schneidenden Leibschmerz und Krämpfe, welche sich bald auch auf die Muskeln des Unterleibes und der untern Extremitäten ausdehnen. Die Zunge ist trocken oder klebrig, der Durst brennend, der Urin sparsam und sehr roth; der Puls, anfangs voll und frequent, wird im Verhältniß zur allmähligen Krankheitsentwickelung kleiner, schwächer und schneller. Späterhin gehen nach und nach die Krämpfe auch auf Arme und Hände über. Diese Symptome dauern nur, oft mit geringer Veränderung, einige Stunden an, und bei sehr heftigem Anfalle kommt der Kranke außerordentlich herunter, das Gesicht kollabirt und verräth große Angst, die Respiration ist häufig, unterbrochen, mühsam und zuweilen mit Schluchzen verbunden, der Puls schwach, unregelmäßig und aussetzend, die Extremitäten sind kalt oder mit klebrigem Schweiße bedeckt, und zu allen diesen Erscheinungen gesellen sich Ohnmachten hinzu. Die Cholera biliosa ist die häufigste Varietät und kommt sporadisch, epidemisch und endemisch vor. Als sporadische ist sie oft mild und von kurzer Dauer, bisweilen indeß wohl auch, je nach der Konstitution des Kranken und der Natur der erregenden Ursache, sehr heftig. In dieser Gestalt zeigt sie sich nicht selten im Sommer und Herbst, viel weniger aber im Frühlinge, und befällt in der Regel Personen, deren Darmkanal und Sekretionsorgane entweder, und zwar schon seit langer Zeit, nicht recht thätig gewesen, oder durch zurückgehaltene und verderbte Sekrete, namentlich Galle, überladen sind. Erkältung, namentlich großer Erhitzung folgend, feuchte Kälte, besonders auf die Extremitäten wirkend, plötzliche atmosphärische Schwankungen, kalte Ost- oder Westwinde nach heißem Wetter, kalte miasmatische Nachtluft und Thau nach einem warmen Tage, kaltes Trinken bei sehr heißem Körper, unvorsichtiger Genuß von Eis, kalte, unverdauliche oder unreife Früchte, namentlich Melonen, Gurken, Ananas, giftige oder reizende Stoffe jeder Art, Mißbrauch spirituöser oder der Malzgetränke, Völlerei, große Dosen von kathartischen oder brechenerregenden Substanzen, Schrecken und Furcht, namentlich durch Gewitter veranlaßt, und endlich Alles, was eine plötzliche Depression der vitalen Kräfte und zugleich das Einströmen von angesammelter Galle ins Duodenum veranlaßt, trägt zur Erzeugung dieser Varietät sehr viel bei. Dieselbe ist besonders an solchen Orten vorherrschend, die den Ausdünstungen faulender Stoffe jeder Art, namentlich aber denjenigen ausgesetzt sind, welche aus Morästen, Seen, Kanälen oder Kloaken während der warmen Jahreszeit, oder bei plötzlichen Temperaturveränderungen, namentlich wenn ein am Tage hoher Thermometerstand Abends und Morgens bedeutend sinkt, aufsteigen. Die biliöse C. nimmt nur in warmen Klimaten, nicht selten aber auch in den gemäßigten eine epidemische Form an, mit welchem Charakter sie nur in den Monaten Juli, August und September auftritt, und zwar in der Art, daß vom Juni bis zum September die Zahl der Erkrankungen immer steigt, dann in der Regel ihren Kulminationspunkt erreicht und im Oktober wieder schnell abnimmt. Sie macht sich gewöhnlich in sehr warmen Sommern und Herbsten, nach einem regnigen Winter und Frühling, oder überhaupt nach anhaltender Nässe am meisten geltend, eben so, wenn auf warme, heitere Tage verhältnißmäßig kalte, thaureiche Nächte folgen. Durch eine solche Witterungskonstitution sowohl, als durch den übermäßigen Genuß des Obstes wird namentlich die Gallensekretion und der häufigere Erguß derselben in den Zwölffingerdarm begünstigt. Die endemische Form findet man häufig in den Tropenländern, selten in den nördlichen Gegenden. Die C. der gemäßigten Klimate wird selten tödtlich, wenn sie nicht etwa eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung gewinnt und auf regnige und heiße Jahreszeiten folgt. Wird sie indeß vernachläßigt oder unpassend behandelt, so nimmt sie, namentlich unter den angegebenen Witterungsverhältnissen, auch wohl einen tödtlichen Ausgang, doch selten früher, als in 24 Stunden. In milderen Fällen dehnt sie sich auf 2 bis 3 Tage aus. Auf einen ungünstigen Ausgang muß man schließen, wenn die Respiration hastig und keuchend ist, der Puls sehr frequent, schwach, unregelmäßig und intermittirend, das Gesicht bleich und kollabirt ist, die Extremitäten kalt u. pulslos erscheinen und Angst nebst häufigen Ohnmachten hinzutreten. Im Allgemeinen jedoch weicht die Krankheit allmählig, indem die krankhaften, den Anfall hervorrufenden Sekrete ausgeleert und so die dadurch verursachte Irritation aufgehoben wird. Doch ist in der Regel das Einschreiten der Kunst erforderlich, um die Krankheit einem solchen Ausgang entgegenzuführen.

Die Cholera flatulenta (C. sicca) äußert sich durch Leibschneiden und Krämpfe der Bauchmuskeln mit großer, beängstigender Flatulenz, die zuweilen durch Abgang von Ructus oder Flatus erleichtert wird. Sie charakterisirt sich hauptsächlich durch Krämpfe des Darmkanals, und

schneidenden Leibschmerz, welcher von heftigem Krampfe der Bauchmuskeln, Angst, interkurrenten Ructus, Auftreibung des Leibes durch Blähungen, Drängen zum Stuhlgange und sehr sparsamem, übelriechendem, blassem Urin u. wässerigen Evakuationen mit Blähungen begleitet ist. Diese seltnere Choleraform befällt vorzugsweise schwächliche und melancholische Individuen und wird in der Regel durch Ueberladung des Magens, kaltes Trinken bei erhitztem Körper, durch den Genuß kalter od. unreifer Früchte, namentlich von Wassermelonen, Gurken und unreifen Pflaumen, Pilzen und animalischen Giften, besonders ranzigem Schinken oder verdorbenen Würsten u. dgl., sowie durch ungesunde und faule Fische, und endlich durch Feuchtigkeit und Kälte nach einem längeren Aufenthalte in sehr hoher Temperatur erzeugt.

Die Cholera spasmodica (franz. Mort de chien) charakterisirt sich durch Erbrechen und Purgiren einer wässerigen Materie ohne sichtliche Beimischung von Galle, heftige, in der Regel über den ganzen Körper sich ausdehnende Krämpfe, mit nachfolgendem, schnellem Sinken der Lebenskräfte. Sie ist in einigen Tropengegenden endemisch, namentlich in der östlichen Hemisphäre, wo sie zuweilen auch wohl eine epidemische Gestalt angenommen und der so vorherrschenden pestilenziellen C. sehr ähnlich war. Sie wird durch eine kalte, oder durch eine rauhe und feuchte Atmosphäre, oder eine mit den Ausdünstungen des Bodens geschwängerte Nachtluft nach anhaltendem, warmem Wetter, oder durch die Einwirkung einer sehr brennenden Sonne hervorgerufen, oder sie entspringt aus denselben, aber heftiger wirkenden Ursachen, namentlich aus den Ausdünstungen des Bodens, wie die biliöse C. Sie beginnt gemeiniglich mit einem Frösteln, das sich bisweilen zum wirklichen Starrfrost steigert, worauf dann Leibschneiden, häufiges Purgiren einer wässerigen, schleimigen, serös-mukösen, manchmal mit großer Anstrengung entleerten Materie folgt. Nächstdem tritt Ekel mit Aufstoßen und Abgang einer wässerigen Flüssigkeit ein, Angst im Epigastrium, heftige, schmerzhafte, tonische Krämpfe in den Muskeln der Arme und Hände, ein kleiner, schneller und kontrahirter Puls, heftiger Durst u. sofortiges Erbrechen alles in den Magen Gebrachten. Bei fortschreitender Krankheit wird der Puls schwächer und kleiner, die Krämpfe allgemeiner, das Purgiren anhaltend und schmerzhaft, in der Regel mit Tenesmus verbunden; das Erbrechen erneuert sich bei jedem Versuche, etwas zu genießen, und die Kräfte sinken schnell. In dieser Periode haben die aus dem Magen und den Därmen entleerten Massen kein galliges Ansehen, obwohl denselben bisweilen eine kleine Quantität Galle beigemischt ist. Im Verlaufe von wenigen Stunden kollabirt das Gesicht, Hände und Füße werden kalt und klebrig, die Exacerbation des Krampfes treibt einen kalten, klebrigen Schweiß auf der Stirn und dem Gesicht hervor, der Puls ist außerordentlich klein und schwach, oder verschwindet fast ganz, die Krämpfe nehmen einen tonischen Charakter an, und die Contenta des Magens werden nun in gefährlichen Fällen, bisweilen ohne alle Anstrengung oder Aufstoßen, ausgebrochen. Gemeiniglich werden in dieser ganzen Zeit die Gallensekretion und die Fäces zurückgehalten; das Epigastrium und die Hypochondrien sind deshalb auch schmerzhaft gespannt und angeschwollen. Wird die Krankheit mit Erfolg behandelt, so hört das Erbrechen auf, es tritt reichliche Stuhlentleerung mit dem Abgang von Galle ein, und der Kranke erholt sich schnell wieder. Eine Vernachlässigung oder schlechte Behandlung dagegen hat ein sehr schnelles Sinken der Kräfte zur Folge; die Augen fallen ein und sind von einem lividen Ringe umgeben, das Gesicht drückt Angst aus, oder wird bleich, und schrumpft gleichsam zusammen, und die Krämpfe dehnen sich bis auf die Finger aus; das Athmen wird außerordentlich mühsam, der Kranke ist unruhig und wird endlich, bisweilen schon in 10—12 Stunden, dahingerafft.

Die Behandlung der einheimischen C. muß reizmildernd u. beruhigend seyn. Bis jetzt haben sich schleimige u. ölige Mittel mit gelinden salzigen Beimischungen, Potio Riverii, Kali aceticum rc. u. besonders das Opium in kräftigen Dosen, als das Wirksamste gezeigt. Man gibt laues schleimiges Getränk, Eibischdekokt, Mandelmilch rc., immer aber jedes Getränk nur in kleinen Portionen auf einmal, und ebenso die Arzneimittel in kleineren, aber häufigen Dosen, z. B. von einer Emulsion mit 3—4 Gran Opium alle 8 Minuten einen starken Theelöffel voll und mehr, später damit auch etwas Essigäther, Zimmtwasser, Kampher oder ähnliche belebende Mittel in ganz kleinen Dosen; außerdem Theriakpflaster, Sinapismen u. selbst geschärfte Blasenpflaster auf den Magen, Ueberschläge von aromatischen Kräutern mit Wein, auf den Unterleib reizende Einreibungen, beruhigende Klystiere mit Opium, ein warmes Bad oder wenigstens Halbbad. Wo sich etwas Entzündliches zeigt, gibt man statt der Weinüberschläge u. geistigen Einreibungen erweichende narkotische Kataplasmen, kleine Dosen Kalomel, bei höherem Grade einen Aderlaß. Alte u. neuere Aerzte rühmen kaltes Getränk, Eis, kaltes Wasser, u. selbst kalte Ueberschläge. Es möchte jedoch dabei zu beachten seyn, ob bei dem Kranken eine innerliche Hitze vorhanden ist, ohne welche diese Methode, besonders aber die äußerlich angewendete Kälte, nicht zu rathen seyn möchte, so wenig als sie bei der orientalischen C. immer gute Wirkungen hervorbrachte. Auch Kohlenpulver, Belladonna, Hyoscyamus werden von Manchen gerühmt. Nothwendig ist möglichste Ruhe in nicht zu warmer Temperatur, Schutz gegen starkes Licht, Geräusch und starke Gerüche, möglichstes Reinlich- und Trockenhalten. Bisweilen bekommen dem Kranken kleine Portionen eines guten Weins, etwa Champagner, gut; ebenso auch der Kaffee. In der Rekonvalescenz muß längere Zeit die Verdauungskraft sehr geschont werden, daher nur Schleim, kräftige Brühen rc. zuträglich sind. Milde bittere Mittel, nach Umständen noch mit etwas Opium, später mit aromatischen Mitteln verbunden, thun hier zur raschern Beseitigung der zurückbleibenden großen Reizbarkeit des Darmkanals und der Neigung zu Rückfällen sehr gute Dienste.

Die Brechruhr kleiner Kinder (C. infantum) hat als vorzüglichste Symptome Erbre-

chen und Purgiren, die entweder zu gleicher Zeit vorkommen, oder mit einander wechseln. Der Puls ist schnell und klein, manchmal aber weich; das Fieber hat einen remittirenden Typus und deutliche Abenderacerbationen. Die Zunge ist bisweilen weiß und belegt, bisweilen aber trocken und glänzend. Tritt die Krankheit mit Heftigkeit auf, so theilen sich die krampfhaften Kontraktionen der Gedärme bald den Bauchmuskeln mit u. gehen von diesen auf die Muskeln der Extremitäten über. Die Krankheit nimmt schnell an Heftigkeit zu, die Lebenskräfte sinken schnell u. plötzlich, es tritt eine völlige Erschöpfung ein, die Extremitäten werden kalt, der Kranke ist mit kaltem Schweiß bedeckt, wird häufig ohnmächtig, und der Tod tritt oft schon in Zeit von 24 Stunden ein. In den ersten Stadien scheinen die Kranken viele Schmerzen zu haben; sie ziehen die Beine an den Leib und bleiben nie ruhig liegen. Die Haut, besonders die der Extremitäten, ist kalt, während der Kopf sehr heiß ist; die Gesichtszüge sind eingefallen, das Gesicht ist bleich und livid, die Augen sind eingesunken, ohne Glanz und Feuer, und stehen, wenn der Kranke schläft, halb offen. Der Durst ist ungemein heftig und wird immer heftiger, sowie die Krankheit überhand nimmt; nur kaltes Wasser scheint dem Kranken zu schmecken, das aber alsbald wieder ausgebrochen wird. Der Kranke magert täglich mehr und mehr ab; alle Nahrungsmittel sind ihm zuwider, und er nimmt vielleicht nur hier und da einmal die Mutterbrust. Wenn der Krankheit nicht durch ein zweckmäßiges therapeutisches und diätetisches Verfahren Einhalt gethan wird, so nehmen die angeführten Symptome täglich zu. Die Ausleerungen werden dunkel und übelriechend, reichlicher und häufiger; der Magen verliert alle Kraft zu verdauen, und alle genossenen Speisen werden beinahe unverändert wieder ausgeleert. Der Durst ist nicht zu löschen; der Mund u. die Zunge werden mit Aphthen bedeckt. Das Gesicht u. die Füße sind geschwollen und ödematös; der Unterleib ist von Luft ausgedehnt. Die Haut ist livid und oft von unter der Oberhaut ergossenem Blute dunkel gesprenkelt. Der Kranke liegt in einem komatösen Zustande, mit halb offenen, nach oben zu gedrehten Augen. Wenige genesen unter den genannten Erscheinungen, der Tod kommt nach und nach heran, und demselben gehen oft Konvulsionen voraus. Die Dauer und die Heftigkeit der Krankheit sind sehr verschieden: einige Kranke genesen nach einigen Tagen, während andere Monate lang darnieder liegen, so abzehren, daß sie Skeletten gleichen, und doch endlich durch ein zweckmäßiges Heilverfahren wieder hergestellt werden. Die Mehrzahl dieser letzteren Kranken stirbt aber nach Verlauf von 3—4 Wochen, manche, nachdem sie 6 oder 7 Wochen lang oder noch länger darnieder gelegen. Die Krankheit ist ausschließlich den heißen Klimaten eigenthümlich, kommt bei uns in den wärmsten Monaten des Sommers u. Herbstes vor, und die Häufigkeit ihres Vorkommens und ihrer Heftigkeit steht immer in einem gewissen Verhältniß zu der Hitze der Jahreszeit; sie hört stets bei dem Eintritt der kälteren Witterung auf. Man darf daher wohl annehmen, daß die Hitze als eine der Hauptursachen, die zu ihrer Erzeugung wirken, betrachtet werden müsse. Bei genauerer Prüfung findet man aber auch, daß sie besonders in großen, überfüllten Städten, und daselbst besonders unter den Kindern der Armen, welche die engen und beschränkten Straßen und Gänge bewohnen, die schlecht genährt sind und auf deren Reinlichkeit wenig geachtet wird, vorkommt, während man dieselbe selten auf dem platten Lande, ausgenommen in der Nähe von Sümpfen oder in niedrigen, feuchten und ungesunden Gegenden überhaupt, beobachtet. Sie befällt Kinder, die erst einige Wochen alt sind, am häufigsten aber solche zwischen dem 5. und 20. Monate. Außer der Hitze kann die Entstehung der C. auch noch durch den reichlichen Genuß des Obstes oder anderer reizender Speisen oder schwer verdaulicher Nahrungsmittel befördert werden, weshalb es sehr wichtig ist, auf die Diät der Kinder zu achten. Die Gegenwart von Würmern im Darmkanal kann gelegentlich auch eine erregende Ursache der C. werden. Aber diese, sowie die eben genannten Schädlichkeiten, können nur als erregende Ursachen betrachtet werden und erzeugen niemals diese Krankheit ohne die gleichzeitige Mitwirkung der entfernten Ursachen, der Hitze und der verdorbenen Luft. Die Therapie erfordert große Vorsicht. Ist der Körper heiß, Fieber, nicht zu große Schwäche da, so werden kleine ($^1/_8$—$^1/_4$ Gran pro Dosis) oder selbst größere Gaben Kalomel für den Anfang geeignet seyn. Ist er aber kühl, der Puls klein, große Schwäche und Verfall der Kräfte da, haben die Ausleerungen schon einige Zeit fortgedauert, so ist dieses Mittel entschieden schädlich, und es passen nun kleine Dosen Syrupus ipecacuanhae mit Schleim, Syrupus emulsivus rc. und mit leicht belebenden Mitteln, Aqua valerianae, menth. pip., oder bei größerem Schwächezustande mit Moschus, Aether, Ammoniakmitteln, Kampher rc. in kleineren Dosen. Ist man sicher, daß der Kopf ganz frei ist, und wollen die Durchfälle noch nicht nachlassen, so können kleine Dosen Syrupus diacodion oder papaveris albi hinzugefügt werden, um der Excitantien, durch die man oft nicht zum Ziele kommt, weniger zu bedürfen. Als nicht erhitzende Mittel können Conchae, Natrum carbon., Kalkwasser, besonders wenn sich Säure zeigt, Alaunerde, salzsaures Eisen, Nux vomica, leichte bittere oder selbst abstringirende Mittel gegeben werden. Außerdem ist die Kur schon von vorn herein durch erwärmende und reizende Einreibungen, Ueberschläge oder Pflaster, durch Bäder und durch zweckmäßige leichte Diät zu unterstützen.

Die asiatische C. (C. morbus, C. orientalis, asiatica, indica, epidemica, spasmodica), jene in neuerer Zeit so merkwürdige und für den größten Theil der europäischen Staaten so verheerend gewordene Krankheit, begann zuerst und zwar 1817 in Ostindien zu Zilla-Yessore, einem 100 englische Meilen von Kalkutta in einem sumpfigen Terrain unmittelbar an einem träge fließenden Arme des Ganges gelegenen Orte, von wo sie sich sehr schnell über ganz Bengalen nach allen Richtungen ausbreitete. Sie erreichte zuerst Behar und die meisten Orte am untern Ganges, drang aber eben so schnell nach den obern Provinzen vor, so daß binnen 4 Wochen im ganzen

Gangesthal bis zum Einfluß des Dschumna nur einzelne minder bevölkerte Distrikte noch frei seyn mochten. Zu Kalkutta hatte das Uebel unter den Einwohnern wohl schon längere Zeit geherrscht, als in den ersten Tagen des Septembers auch Europäer erkrankten und die Zahl der Erkrankenden und Sterbenden bis zum Januar 1818 immer noch stieg, so daß vom Januar bis Ende Mai jede Woche 200 Individuen starben. Weit größer waren die Verheerungen durch die Krankheit, als diese auf ihrem Zuge westwärts das Lager der Division des Centrums am 9. November noch auf dem rechten Ufer des Betwah traf, und nur als das Heer am 19. November über diesen Fluß setzte, ließ sie wieder nach; doch schätzte man den Verlust durch Todte und Flüchtlinge innerhalb dieser 10 Tage auf 2000—2500 Mann. Unaufhaltsam, nach Art einer Influenza, zog sich die Krankheit über die größte Breite der Halbinsel, über Nagpur, Aurengabad, Aumenadgur und Punah, in welcher Richtung damals Kriegsheere sich bewegten, jedoch nicht gerade denselben oder den Verheerungen durch den Krieg unmittelbar folgend, sondern indem sie die meisten dazwischen liegenden Orte 2, höchstens 6 Wochen lang heimsuchte. Am 11. August 1818 langte sie in Bombay an, richtete aber auch dort keine so außerordentlichen Verheerungen an, da von 200,000 Einwohnern vom August 1818 bis Februar 1819 nur 14,651 erkrankten und 1133 starben. In demselben Jahre breitete sich die C. auch am Ganges u. Dschumna aufwärts aus und erreichte Bareilly und Delhi. Auf der Westküste, der Küste von Koromandel, waren bei der dünneren Bevölkerung die Fortschritte der Krankheit weniger genau progressiv. Manche Gegenden wurden lange umkreist, bis sie endlich befallen wurden; doch brach sie im Okt. 1817 in Nellore aus, im folgenden Januar im Fort St. Georg in Madras. Im Juni bemerkte man das Uebel in Pondichery; auch Karnat und Bellary empfanden die Krankheit, doch wurde sonst von der Küste Malabar nichts Weiteres gemeldet. Im December 1818 gaben sich einzelne Fälle der Krankheit zu Jafna auf Ceylon zu erkennen, aber bald darauf verbreitete sie sich rasch auf dieser Insel. Ueber Silhet, Dacca, Chittatong dehnte sich darauf die Krankheit vom Gangesdelta her nach Arrakan, Rangun und Malakka aus; auch die Insel Pinang litt auf diesem Zuge sehr. Jenseits der Halbinsel trafen große Verheerungen am Meerbusen von Siam die Stadt Bankok am Ausfluß des Menam. Im weitern Verlauf zog sich die Krankheit auch über die Küsten von Cochinchina und Tonkin immer vorwärts, bis im Oktober 1820 die ersten Krankheitsfälle in Kanton sich äußerten. Auf Java brach sie zuerst zu Samarang aus, und es schien hier ihre Verbreitung in einem Wechselverhältniß mit den eben so starken vulkanischen Ausbrüchen zu stehen. Die Zahl der durch Krankheit und Erdbeben Umgekommenen wurde auf 105,000 angegeben. Nach einem unerhörten Sturm am 2. Oktober 1820 brach am 5. desselben Monats die C. auch zu Manila aus und raffte innerhalb 14 Tagen 15,000 Menschen weg. Auf diesen äußersten Punkten gegen Osten, Amboina etwa ausgenommen, worüber jedoch die Nachrichten wenig zuverlässig sind, scheint die Krankheit nirgends über das Frühjahr 1822 hinaus gedauert zu haben. Dagegen wiederholte sie sich, als in ihrem Herd, immer wieder auf einzelnen Punkten der Halbinsel Hindostan, zu Bombay, Kalkutta u. Madras, in welchen Küstenstädten sie besonders nach Ankunft von Fremden in größerer Zahl in den letzten Jahren immer wieder von Neuem ausbrach, wie zu Madras im Mai 1824, als das 48. Regiment von Neu-Südwales kurz vorher dort ausgeschifft worden war. Etwas genauer, als die Verbreitung der Krankheit gegen Osten, läßt sich die gegen Westen angeben. Von Bombay aus erreichte sie Surate, von da verbreitete sie sich über Guzerate nach beiden Ufern des Indus, bis sie im Sommer 1821 zum persischen Meerbusen gelangte und hier fast gleichzeitig zu Maskate, Bassora und Bender-Abassi erschien, auf welchen drei für den Handel gleich wichtigen Punkten sie sich, wenn ja der Verkehr der Menschen, Thiere u. Waaren einen Einfluß auf ihre Verpflanzung hatte, an eben so vielen Pforten befand, durch welche sie nach Arabien, Mesopotamien und Syrien und endlich auch eben so durch Persien und Rußland vordringen konnte. Nach den Berichten von Fraser war auf der arabischen Küste die Krankheit plötzlich und wie von selbst zuerst im Dorfe Ruin, ungefähr eine Stunde von Muttra, ausgebrochen, ohne daß man auszumitteln wußte, auf welche Weise die Ansteckung Statt gefunden haben möchte. Zu Maskate fiel der Ausbruch der Krankheit gerade in die heißeste Jahreszeit. Ihr Verlauf bei Einzelnen war oft unglaublich schnell, und in wenigen Wochen sollen in der Stadt und Umgegend über 60,000 Menschen gestorben seyn. An der westlichen Küste hinziehend, vernichtete die Krankheit einzelne Wahabitenstämme fast ganz. Von Bassora aus, wo innerhalb 14 Tagen in Stadt und Umgegend 18,000 Menschen gestorben seyn sollen, sah man noch in demselben Sommer die Krankheit am Euphrat über Helle aufwärts ziehen und schon gegen das Ende Augusts 1821 zu Bagdad eine Epidemie beginnen, durch welche 5000 Menschen weggerafft wurden. Im Gefolge von Karawanen überschritt die Krankheit die syrische Wüste und verbreitete sich aufwärts am Tigris nach Mosul, Mardin rc., nördlich u. westlich nach Diarbekr, Orfa, Biri, Aintab u. Aleppo. An den letzten drei Orten erschien sie fast zu derselben Zeit gegen den November hin, während in jenem Landstriche das im August zuerst ausgebrochene Erdbeben immer noch fast täglich sich wiederholte. Doch kam in diesem Jahre die Krankheit nicht zu ihrem vollkommenen Ausbruch, sondern wurde durch den Winter und Frühling unterbrochen, bis sie schon in der ersten Hälfte des Juni 1823 mit erneuerter Heftigkeit um sich griff und namentlich zu Antiochien alle jene Erscheinungen darbot, die sie gleich anfangs so furchtbar machten. Auch gegen Nordwesten setzte die C. ihre Wanderungen fort. Gegen Ende August 1821 hatte sie von Bender-Abassi aus Schiras erreicht, wo während einiger heißen Tage des September 16,000 Menschen gestorben seyn sollen. Schrecken verbreitete sich, und die Karawane erhielt den Befehl, nicht gegen Ispahan, sondern über Jezd ihre Richtung zu nehmen. Wirklich sah

man auch mit dem Ende September die Krankheit in letzterer Stadt ausbrechen; doch ließ sie mit dem November wieder nach und erschien nur in einzelnen, weniger schweren Krankheitsfällen in den nahen Bergdörfern. Mit dem Frühjahr 1822 erwachte sie wieder zu Jezd, und in weiterer Zeitfolge zeigte sich dasselbe Erkranken auch in nordwestlicher Richtung in den größeren Städten Rainkaschan, Kom, Sawa, während jetzt noch Teheran frei blieb, das aber später noch getroffen wurde. Auch Casbene, Ebher, Suttanje und Lengkan zeigten sich ergriffen, und gegen Ende des Sommers brach die Krankheit zu Tauris aus. Von hier folgte sie dem persischen Heere nach Erzerum, so daß aller erfochtenen Vortheile ungeachtet sich dieses auf Bajazid zurückziehen mußte, wo es sich beinahe ganz auflöste. Nun erkrankten nach einander Ardabil, die Bewohner des Distrikts der Salinen von Thalkan und der vorzüglichsten Städte an der Südküste des kaspischen Meeres, Röscht und Balfrusch; aber auch diesmal ließ, so viel man erfahren konnte, die Seuche mit dem November überall gleich nach. So verschieden auch hier der Winter von dem in Syrien gewesen seyn mag, so soll doch schon im folgenden März 1823 die C. in diesen Gegenden (der Provinz Ghilan) und einigen der russischen Grenze ganz nahen Distrikten wieder ausgebrochen seyn; noch bildete aber das Gebirg, welches Grusien von Persien scheidet, die Grenze der Krankheit, bis man im Mai, während ziemlicher Hitze und herrschenden Ostwindes, Spuren derselben längs des talischinskischen Kanals und im cravamskischen Distrikt zu bemerken glaubte. In dem auf der äußersten südlichen Grenze Rußlands befindlichen Städtchen Lenkoran am kaspischen See zeigte sich die Seuche am 17. Juni, trat am 4. Juli zu Salian, am Ausfluß des Kun, am 26. August in der Festung Baku und am 21. September in Astrachan auf, wo sie aber schon am 19. Oktober ihr Ende erreichte. Erst 1829 drang sie bis Orenburg und endlich 1830 bis Moskau vor. Auch von einer andern Seite her, über Aleppo, drang die Seuche in das Herz von Rußland ein und ergriff insbesondere in Folge des damals herrschenden Krieges Warschau, Königsberg, Danzig, Berlin, Magdeburg, Prag, Wien, Hamburg, Paris, London; besonders arg wüthete sie in Ungarn und Galizien. Im August 1836 brach sie auch in Stockholm aus. Im Januar 1833 herrschte sie noch in mehren Städten Frankreichs und der britischen Inseln, ohne Zweifel aber auch in andern Theilen des nördlichen Europa's, wo ihre Anwesenheit von den Regierungen verheimlicht wurde. In jedem Lande, wo sie ausbrach, verlängerte sich ihre Dauer von einem Jahr zum andern und wurde nur von der kalten Jahreszeit unterbrochen. In Europa haben Wien, Berlin, Hamburg und Breslau ihre verheerende Wirkung besonders 1831 und 1832 erfahren. Einige Gegenden sind indeß, nachdem sie von ihr heimgesucht worden waren, mehre Jahre verschont geblieben. In Syrien erlosch sie 1823 und kam erst 1832 wieder, als die türkischen und ägyptischen Heere sich um den Besitz dieses Landes bekämpften. Madras blieb 3 Jahre lang befreit, dann begann die Seuche aufs Neue zu wüthen. In Moskau, Warschau und Petersburg scheint sie nach den Ausbrüchen von 1831 und 1832 gänzlich erloschen zu seyn; doch war damals die Kälte des Winters, der auf die Krankheit folgte, so groß, daß das Thermometer bis auf 15° R. unter den Gefrierpunkt fiel. Während die Krankheit mit ihrem Auftreten in Italien 1837, einzelne sporadische Fälle ausgenommen, die besonders in Holland und England beobachtet wurden, in Europa erlosch, blieb sie in Ostindien heimisch; doch wurden ihre Züge von dort nach den Nachbarländern wenig beobachtet, da man die Epidemie, wenn auch nicht für immer, doch für längere Zeit beseitigt glaubte. In den Jahren 1842 und 1843 suchte sie die Präsidentschaften Kalkutta und Madras heim. Im Jahr 1845 fingen die Nachrichten an, bedenklicher zu lauten; 1845 und 1846 richtete sie in Afghanistan, besonders in Kabul, große Verwüstungen an, zeigte sich im Mai 1845 in Kandahar und erreichte im Juli Herat, zog von da nach Bokhara und Samarkand und brach in Bagdad mit solcher Wuth aus, daß von den 100,000 Einwohnern der Stadt täglich 400—450 starben. Im Sommer des nächsten Jahres rückte sie über Ispahan, Teheran, Karabagh nach Tauris vor und breitete sich von dieser Stadt im Herbste 1846 nach allen Richtungen über den nördlichen Theil von Persien aus. Nicht lange darauf überschritt sie die persisch-russische Grenze, überzog Salian, Lenkoran, Schamachi, Baku, Tiflis, ganz Grusien, machte aber am Kaukasus Halt, dem deswegen bereits die Rolle einer undurchdringlichen Schutzmauer zugeschrieben wurde. Indessen überstieg sie die Gebirge bald, erreichte Kula, Derbend, Kislan, Mosdok, Georgiewsk, Patigorsk, Stawropol, überzog ganz Kaukasien und richtete namentlich unter den russischen Truppen in den Sümpfen des Terek u. Kuban die fürchterlichsten Verwüstungen an. Seit ihrem ersten Erscheinen auf russischem Gebiete bis Mitte November 1847 rückte sie im Ganzen um 18¾° nach Westen und um 18° nach Norden vor. Auf türkischem Gebiete zeigte sie sich 1847 im April in Bajazid, im Juli in Kars, im August in Erzerum, Olte, Ardahan, und gelangte erst im November nach dem südlich gelegenen Musch; im September war sie in Trapezunt, zu gleicher Zeit in Samsun, und dann im Oktober in Konstantinopel, ohne sich jedoch in letzterer Stadt bis zur Epidemie zu steigern. Auch in Aegypten verbreitete sie sich 1847, und namentlich fielen ihr in Kairo viele Opfer. Während des Winters 1847—48 nahm sie bis zum Erlöschen ab, brach jedoch im Frühjahr 1848 stärker aus und verbreitete sich schnell über den größten Theil des europäischen Rußlands. Im August 1848 waren siebzehn Gouvernements von der Krankheit ergriffen, darunter die meisten von denen, welche schon im vorigen Jahre befallen waren. In Petersburg brach die C. am 7. Juni neuen Styls aus und blieb bis zum 15. Juli im Zunehmen; in dieser Zeit erkrankten 29,126 Personen, wovon 15,814 starben. Vom 16. Oktober 1846 bis 23. Juni betrug die Zahl der in ganz Rußland bekannt gewordenen Erkrankungen 200,318, von denen 116,658 zum Tode führten. So sagen die officiellen Berichte; die Zahl der Opfer soll in-

dessen weit größer seyn. Sie griff unter ganz anderen klimatischen Verhältnissen um sich, als 1831. Damals lag eine drückende Windstille und ohne einen Tropfen Regen über der Stadt, jetzt waren kühle Tage, Regen, Wind und Ende Juni sogar ein Nachtfrost ihre Begleiter gewesen. Die Eigenthümlichkeit der in diesen Jahren in Rußland herrschenden Choleraepidemie war, daß sie ungewöhnlich rasch fortschritt, Sprünge nach entgegengesetzter Richtung machte, lange Zeit hindurch an einem Orte verweilte und öfter an den schon verlassenen Ort zurückkehrte. Während sie früher das platte Land und hochgelegene und kleinere Orte verschont hatte, hauste sie diesmal in kleineren Orten wie in großen Städten und selbst in ansehnlicher Höhe, und während sie früher gleichmäßig von Osten nach Westen vorwärts schritt, nahm sie diesmal Wege ganz entgegengesetzter Richtung. In Moskau brach die Krankheit am 30. Mai aus, war aber im Juli entschieden im Abnehmen. Die Seuche wanderte nun nach den Ostseeprovinzen hinüber. In Riga wüthete sie arg, auch Mitau, Wiborg, Reval und Helsingfors wurden befallen; sogar bis nach Finnland und Sibirien (Tobolsk) erstreckte sie sich. Nach einigen Nachrichten wurde selbst die schwedische Küste heimgesucht. In der Türkei litten besonders Konstantinopel, Brussa, Aintab, Varna, Kastambul, Uskup, Bolu, in den Fürstenthümern Jassy und Bukarest. Inzwischen hatte sie sich 1848 in Preußen eingestellt. Mit Ausgang Juli bürgerte sie sich in Berlin ein und hielt sich hier mit Unterbrechung bis 1850; bald nachher zeigte sie sich in Stettin, Magdeburg und im December in Halle, wo sie mit manchen Schwankungen im Verhältniß ärger wüthete, als zu irgend einer andern Zeit und selbst in den größten Städten. In großen Dorfschaften lag die Hälfte, ja zwei Drittel der Einwohner erkrankt darnieder, und Halle selbst zählte eine Zeitlang Tag für Tag 50, 60—80 Todte. Unterdessen war sie auch in Ost- und Westpreußen, vorzugsweise in Königsberg und Danzig, sowie im Großherzogthum Posen ausgebrochen und zog verheerend durch Schlesien, ihren Hauptsitz in Breslau nehmend. In Sachsen erschien sie im Oktober 1848 in Glauchau, und es kamen einige Fälle in Wurzen, Leipzig und Altenburg vor, jedoch sowohl einzeln, als meist nicht heftig. Aus Südrußland drang die Seuche 1848 nach den österreichischen Staaten, Galizien und Ungarn. In Wien verbündete sie sich Ende 1848 mit dem belagernden Heere, um die aufständische Bevölkerung zu zähmen. Im Herbste 1848 zeigten sich die ersten Spuren der Seuche in London, Edinburg und mehren andern Städten Großbritanniens, ohne jedoch so verheerend wie in Rußland und an manchen Orten Deutschlands aufzutreten. Am härtesten wurde Schottland, besonders Glasgow betroffen, indem von den in England und Schottland bis Mitte Januar 1849 8118 Erkrankten, 3670 Gestorbenen und 1894 Genesenen allein auf letzteres Land 6817 Erkrankte, 2968 Gestorbene und 1724 Genesene kamen und die Krankheit, als sie Mitte Februar 1849 in England fast aufgehört hatte, in Schottland immer noch ziemlich heftig fortdauerte. In Irland suchte sie vorzüglich Belfast heim. Ende 1848 zog sie sich auch nach Norwegen, wo besonders Fälle in Bergen vorkamen. Zu gleicher Zeit fast ergriff die C. Holland, besonders Amsterdam, Rotterdam, Gröningen, breitete sich allmählig mehr und mehr aus und steigerte sich in Leyden, besonders aber in den an der See gelegenen armseligen Fischerdörfern zu großer Furchtbarkeit. Anfangs 1849 war sie hier überall im Abnehmen begriffen. Auch Belgien, besonders Lüttich und Umgebungen, suchte sie heim und blieb bis 1849 hier. Amerika, namentlich die Seehäfen, blieben nicht von der C. verschont, u. vor allen wüthete sie in Neworleans, Texas &c., ließ jedoch Anfangs 1849 nach. Man war bisher gewohnt gewesen, die C. als einen Gast in Europa zu bezeichnen, allein nicht nur ihr langes, an manchen Orten jahrelanges und noch längeres Verweilen, sondern auch ihre Rückkehr 1849 an den meisten und ihr neues Auftreten auch an andern Orten ließen erkennen, daß sie sich einheimisch gemacht habe. So erschien sie Ende Januar 1849 in der Türkei, sowohl in Konstantinopel, als auch in den Provinzen. In den Donaufürstenthümern suchte sie im Juli wieder die 1848 betroffenen Orte, besonders Galacz und Bukarest heim. In Oesterreich trat sie Ende Januar wieder in Wien auf, wurde am heftigsten im Juni und hörte erst Mitte Oktober auf; es kamen viele Erkrankungen, aber verhältnißmäßig weniger Todesfälle vor (im Ganzen starben in dem öffentlichen Krankenhause nur 1466 von 3469 Erkrankten). Im Mai brach sie in Preßburg mit großer Heftigkeit aus; im Juni kam sie mit Gefangenen und Verwundeten aus Ungarn nach Prag. In Ungarn aber und im Mai in Krakau wüthete sie besonders unter den Russen außerdem Ende November in der Nähe von Olmütz; einzelne Fälle kamen im Juli auch in Teplitz vor. Im August und September wurde sie wieder in Venedig und Triest heftiger und griff besonders seit Ende des Jahres in Böhmen in verschiedenen Gegenden um sich. In Preußen begann sie in Posen, nach zweimonatlichem Aufhören, im Februar 1849 wieder, betraf besonders das Militär, und während sie im August die Stadt verließ, wüthete sie in der Umgegend fort. In Schlesien, besonders in Breslau, wurde sie im Mai wieder sehr bösartig, blieb bis gegen Ende Juli und forderte, diesmal ganze Gassen bestreichend, ihre Opfer besonders aus dem mittlern und gelehrten Stande. In Berlin begann sie Ende Mai wieder, verbreitete sich allmählig, erreichte im August ihren Höhepunkt und nahm allmählig wieder ab bis Anfang December. In den öffentlichen Choleraanstalten starben 842 von 1498 erkrankt Eingebrachten, in Privatwohnungen 2646 von 3731, in andern Anstalten 64 von 142. Die Gesammtsumme der Gestorbenen war 3552, größer als in einem der frühern Jahre. Auch in Halle, wo sie im December 1848 milder aufgetreten war, wurde sie im Juni sehr heftig, so daß schon bis Mitte d. M. 1016 gestorben waren. In den westlichen Theilen der Monarchie, besonders in Trier, trat sie bösartig auf.

Auch Sachsen besuchte sie wieder, vom Juni bis September besonders Dresden und Leipzig, dort milder als hier auftretend. In Norddeutschland zeigte sie sich im Mecklenburgischen, besonders in Schwerin; in Mitteldeutschland noch im Lippeschen, wo sie Ende August besonders in Stadthagen sehr heftig auftrat, seit Mitte September auch in Detmold; in Westdeutschland meist nur einzeln in Würtemberg, z. B. in Vaihingen, wo sie im September wieder im Abnehmen begriffen war, in Hessen zu Mainz, wo sie auch in das Korrektionshaus drang, aber ebenfalls im September aufhörte, in Baden, wo sie besonders in Mannheim bösartig war. In Frankreich betraf sie wieder Paris sehr hart und erreichte ihre Höhe besonders im Juni; in der ersten Hälfte des Jahres waren unter 33,174 Todten 15,667 an der C. Verstorbene. Auch in Rochefort trat sie im August und in Marseille im September sehr heftig auf. Sie ging auch über das Meer in die französischen Besitzungen nach Algier und raffte in Oran im Herbste ein Sechstel der Bevölkerung weg. In Italien zeigten sich im August Spuren der C. in Rom. In Belgien starben vom Juni bis November zu Brüssel 931 Menschen, und in den Niederlanden wurden wegen der im August immer noch herrschenden C. die Kirchweihfeste nicht gefeiert. Sehr hart betraf sie wieder Großbritannien, und zwar diesmal vorzugsweise England. Sie machte im Juni rasche Fortschritte in Liverpool. In London erreichte sie im September eine solche Höhe, daß mehre Kirchhöfe in der Stadt geschlossen und ein allgemeines Kirchengebet bis zum Aufhören im ganzen Lande angeordnet wurde; erst Ende September wurde sie milder. Vom 17. Juni bis 3. Oktober starben in London und Umgegend 13,181 Menschen. Auch in Nordamerika herrschte sie fort, und zwar nicht nur in den Seeorten, wie Neworleans u. Newyork, sondern sie drang auch nach dem Westen vor und verbreitete sich seit August überhaupt in den ganzen Vereinigten Staaten und Canada. In Asien selbst wüthete sie dieses Jahr in Siam, und zwar in einem solchen Grade, daß viele Leichen gar nicht bestattet werden konnten. Mit Blitzesschnelle erschien sie am 17. Juni, war schon am 19. in voller Wirksamkeit und hatte bereits nach 12 Tagen über 20,000 Menschen weggerafft. In Bankok und Umgegend starben überhaupt in den 2—3 Wochen ihrer Dauer an 30,000 Menschen. Auch 1850 zeigte sich die C. an vielen der schon betroffenen Orte od. an bisher noch unberührten Orten, in Leipzig, Magdeburg, Berlin 2c., hauptsächlich aber im Juli bis September in Braunschweig und Paderborn. Merkwürdig war ihr Zusammentreffen mit der Kartoffelkrankheit und an manchen Orten mit einem Sterben unter dem Vieh. Im Jahr 1851 trat sie nur gefährlich in Böhmen und Mähren auf. Im ersteren Lande herrschte sie fast das ganze Jahr über, wiewohl in der Hauptstadt am meisten, während außerdem nur einzelne Kreise vorübergehend heimgesucht wurden. Erst im August wanderte die Seuche nach Brünn, überhaupt in das südliche Mähren, und am heftigsten war sie im Marchthale. Ueberall raffte sie einen großen Theil der Erkrankten hinweg. In Wien kamen nur einige Fälle zum Vorschein; auch in Kärnthen und andern Theilen der Monarchie war das Erscheinen der C. bloß vorübergehend. In Preußen wurde zuerst Posen, dann Paderborn, hier vornehmlich die Militärlazarethe, zuletzt Schlesien heimgesucht; in Breslau brach sie Mitte Oktober aus, tödtete bis zum 24. 90 Personen und erlosch nach Monatsfrist. In Glatz sowie in einigen Theilen von Oberschlesien soll sie viele Opfer gefordert haben. Das übrige Europa blieb ganz verschont; dagegen trafen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Jamaika, dann Batavia, Bagdad und seine Umgebungen und Algerien starke Verheerungen. Im Jahre 1852 wüthete die C. in dem 3000 Seelen zählenden preußischen Städtchen Meve, Regierungsbezirk Marienwerder, so gräßlich, daß dort 111 Waisenkinder vorhanden waren. In Tauris richtete sie solche Verheerungen an, daß Anfang November täglich an 1000 Personen starben. Auch 1853 hat sie sich wieder gezeigt, namentlich im Norden, und in Deutschland namentlich München arg heimgesucht. Im Ganzen und nach einer allgemeinen Durchschnittszahl beträgt der Verlauf der Krankheit in den Hauptstädten Europa's nicht weniger als hundert Tage. In seinem Minimum beschränkte er sich auf das Drittel dieses Zeitraums, in seinem Maximum betrug er das Dreifache desselben. Diese Verschiedenheit der Dauer läßt sich, wie es scheint, weder durch den Einfluß des Klima's, noch durch den Boden, die Lebensart des Volks, die Gesundheitsanstalten, noch selbst durch öffentliche Ereignisse erklären, und nichts enthüllt uns die Ursache, die in Europa der C. die Macht verlieh, ihre verheerende Dauer und Wirksamkeit in den Städten, die sie heimsuchte, um das Doppelte oder Dreifache der Zeit zu verlängern, die in Asien zu ihrem Verlauf hinreicht.

Der Verlauf der Krankheit ist im Allgemeinen folgender: Längere oder kürzere Zeit hindurch hat der Kranke ein Gefühl von allgemeiner Unbehaglichkeit und von Beängstigung in der Regio epigastrica, welche sich heiß anfühlt; die Symptome nehmen rasch zu und die Gesichtszüge bekommen immer mehr den Ausdruck von Angst und Traurigkeit. Der Puls ist in dieser Periode meist beschleunigt und unterdrückt. Dieses ist das erste Stadium der Krankheit, das Stadium der Invasion. Bald klagt der Kranke auch über Uebelkeit und ein unangenehmes Gefühl, das den ganzen Tractus intestinorum zu ergreifen scheint. Hierzu kommt eine kopiöse Ausleerung des Magens und der Gedärme, ein Gefühl von Erschöpfung und von Abnahme der Kräfte, unregelmäßige krampfhafte Zuckungen der obern und untern Extremitäten. Die Ausleerungen in dieser Periode bestehen größtentheils aus den Nahrungsmitteln, welche zu der Zeit, wo der Kranke ergriffen wurde, im Magen und Darmkanal enthalten waren. Die Krämpfe nehmen bald zu, sind aber im Allgemeinen nicht sehr heftig; selten ergreifen sie die Muskeln des Rückens, der Lendengegend und des Gesichts. Nächst den Extremitäten werden die Bauchmuskeln ergriffen und zuletzt die Brustmuskeln und das Zwerchfell. Die Krämpfe

scheinen mehr klonischer als tonischer Art zu seyn, doch wechseln nicht selten beide Formen mit einander ab. Das Eintreten der Krämpfe und der Ausleerungen wird auch von Taubheit, Schwindel, Ohrensausen, Kälte der Extremitäten u. des ganzen Körpers begleitet. Der Kranke fühlt jetzt eine große Angst in den Präkordien und in der epigastrischen Gegend; das Athmen ist erschwert und unregelmäßig und ein allgemeiner Collapsus tritt ein. Die Schmerzen im Leibe sind kolikartig und oft heftig; die Haut wird immer kälter und ist mit einem kalten Dunst bedeckt, der sich zu einer ziemlich kopiösen, kalten, Feuchtigkeit ansammelt. Das Gesicht ist eingefallen, ängstlich, todtenähnlich; die Augen sind zurückgesunken und mit einem blaugrünen Ringe umgeben; der Puls wird zuerst klein, schnell, unterdrückt; nachher ist er kaum noch an der Hand zu fühlen. Das in dieser Periode gelassene Blut ist ganz schwarz, dick und ölig; bisweilen will es gar nicht aus der Vene fließen. Das Arterienblut sieht ganz wie venöses aus. Der Kranke klagt fortwährend über ein brennendes Gefühl in der Regio epigastrica und umbilicalis und über unauslöschlichen Durst; die Zunge aber und der Mund sind feucht, kalt und weiß belegt. Das Erbrechen und die Stuhlausleerungen sind jetzt häufig, und das Ausgeleerte besteht in einer dem Reiswasser ähnlichen Flüssigkeit, in welcher schaumige Flocken und eiweißartige Stoffe schwimmen. Zuweilen sind diese Stoffe schlammig, trübe und von verschiedener Farbe. So wie die Krankheit fortschreitet, nimmt die Häufigkeit der Ausleerungen ab, und zuweilen hören sie eine beträchtliche Zeit vor dem Tode des Kranken ganz auf. Dasselbe gilt von den Krämpfen. Die Urin-, Speichel- und Drüsensekretion scheinen während des Verlaufs dieser Krankheit völlig unterdrückt zu seyn. Im weitern Verlauf der Krankheit sinken die Augen und der übrige Theil des Gesichts immer mehr ein und die Hornhaut bekommt ein welkes Ansehen. Die Extremitäten sind kalt, die Stimme wird schwach, klingt unnatürlich, als ob sie aus einem Grabe käme (Vox cholerica); die Respiration ist erschwert und der Athem kalt. Die Kranken sind im hohen Grade unruhig, werfen sich fortwährend hin und her, und in ihrem Benehmen spricht sich die höchste Qual aus. Den Gebrauch der Geisteskräfte behalten sie bis zur letzten Stunde des Lebens. Wenn der Tod herannaht, so nimmt das Gefühl von Angst und von Druck in den Präkordien und in der Regio epigastrica immer mehr zu. Die vitalen Funktionen sinken nach und nach und verschwinden endlich ganz, und die Kranken sterben im Allgemeinen 12, 15, 20 oder 26 Stunden nachdem sie von der Krankheit ergriffen worden sind. Nicht selten stellen sich nach dem Verschwinden der C. Folgezufälle ein, die eine besondere Erwähnung verdienen. Bisweilen erscheinen Fieberbewegungen, welche entweder einen synochalischen, oder nervösen, oder septischen Charakter annehmen. Oft bilden sich Kongestionen zum Gehirn aus, oder es entwickelt sich ein entzündlicher Zustand der dünnen Gedärme. Am häufigsten bleibt aber ein gewisser Gastricismus zurück, wozu sich ein gastrisches Fieber gesellt. Manche Rekonvalescenten leiden noch oft 8—14 Tage an schmerzlichem Gefühl an den Wadenmuskeln, wenn sie gehen und auftreten wollen, und bei andern bleibt noch eine Zeit lang die Heiserkeit oder eine belegte Stimme zurück. Bisweilen folgte der C. eine Intermittens oder sie ging in Dysenterie über.

Ueber das W e s e n od. über die nächste U r s a c h e der C. sind mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, indessen liegt darüber immer noch ein geheimnißvoller Schleier, den ganz zu lüften auch dem scharfsichtigsten Auge bis jetzt noch nicht gelungen ist. Eben so viel ist auch über die Frage hin und her gestritten worden, ob die Krankheit miasmatischer oder kontagiöser Natur sey. Wenn man das Wort miasmatisch als gleichbedeutend mit sich selbst erzeugend, autochthonisch, epidemisch nimmt, wird man genöthigt, sich für beides, die miasmatische wie die kontagiöse Verbreitung, auszusprechen, und zwar aus folgenden Gründen. Die hauptsächlichsten Gründe für die a u t o c h t h o n i s c h e Natur der orientalischen C. sind folgende: Es gibt eine Menge Beispiele, wo die Krankheit entstand, ohne daß Ansteckung möglich war, wie dies z. B. mit der größten Sorgfalt in Königsberg, Danzig, Hamburg 2c. nachgewiesen wurde, und zwar zu einer Zeit, wo die kontagiöse Ansicht die fast allgemeine war. In Paris entstand die Krankheit, als sie von allen Grenzen des Landes noch weit entfernt war, in Perm ebenso, bei Genua, Riga und mitten auf offener Ostsee wurden Schiffe aus immer gesund gewesenen Ländern von wahrer oder sich rasch dahin ausbildender C. befallen, ehe sie mit dem Lande oder dessen Bewohnern in irgend eine Berührung kamen. Die Choleraepidemien waren überall von Cholerinen und gewöhnlichen Choleraanfällen, ganz gleich unserer einheimischen C., in großer Menge begleitet; zwischen diesen einheimischen Cholerafällen fand sich aber nirgends eine Grenze, sondern Uebergänge in allen Abstufungen. Da nun die einheimische von selbst oder epidemisch entstehen kann, muß es die durch keine Grenze von ihr geschiedene orientalische auch können. Daß aber ein ganz ungewöhnlich stark ausgeprägter gastrisch-nervöser Genius epidemicus vorhanden war, der die Entstehung so heftiger Formen hinlänglich erklärt, zeigt die ungeheure Menge von Cholerinen, Wechselfiebern, gastrischen Fiebern, Nervenfiebern, Erysipelaceen, gastrischen Influenzen und Unterleibskrankheiten aller Art, welche die Choleraepidemien überall umschwärmten, und es wäre unnatürlich, anzunehmen, dieses ungeheure Gefolge von Vorläufern, Begleitern und Nachfolgern der Choleraepidemien sey überall bloß zufällig zu der sich rein kontagiös fortpflanzenden orientalischen C. gekommen. Daß diese Cholerinen (ganz abgesehen von den Wechselfiebern, Nervenfiebern 2c.) nicht Produkt eines Cholerakontagiums waren, zeigt der Umstand, daß sie in starken Epidemien in Gegenden grassirten, von denen die orientalische C. auf Hunderte von Stunden entfernt war, z. B. am Unterrhein, als sie in München herrschte, in Amerika, schon ein Jahr, ehe die wahre orientalische C. dahin kam, und zwar im Winter wi

im Sommer. Wie aber diese Cholerinen sich hier und da zu einzelnen Fällen von wahrer orientalischer C., auch ohne Epidemie der letzteren, steigern konnten, zeigen die Fälle in Schweinfurt, in Norddeutschland, in Frankreich, in Rees, in Dieppe rc., zeigt besonders die Epidemie, die schon 1825 mit fast der ganzen Bösartigkeit und allen Erscheinungen der orientalischen C. in Leeds grassirte. Außer dem plötzlichen Befallen durch einen Schreck, eine traurige Nachricht, durch Aerger, durch Diätfehler spricht endlich für die autochthonische Natur der Krankheit noch das notorisch nachgewiesene Verschwinden vieler Vögel, z. B. Dohlen, Elstern, aus befallenen Gegenden während der Dauer der Epidemie, das Sterben der Hausthiere, des Geflügels, der Fische in ungeheuren Mengen, das sich hier und da zeigte. Als Hauptgründe für die kontagiöse Natur der orientalischen C. werden einfach die Fälle angeführt, wo die Ansteckung aufs Genaueste u. Vollständigste nachgewiesen wurde. Aber nicht bloß von direkter Ansteckung hat man genau und amtlich konstatirte Fälle, sondern auch von indirekter durch Kleider und durch Personen, die nicht selbst befallen wurden. Man findet eine Partie derselben zusammengestellt in den Choleraschriften von Rampold, Rincke, Heyfelder, in der Cholerazeitung von Radius rc. Daß aber diese Kontagiosität nicht groß ist, zeigte unter vielen anderen Erscheinungen der Umstand, daß nachgewiesenermaßen die Sterblichkeit unter den Aerzten und Geistlichen beträchtlich kleiner war, als unter sehr vielen anderen Ständen, sowie daß man Betten, auf denen Cholerakranke gelegen, ohne sie zu reinigen, wieder gebrauchte, ohne daß Ansteckung Statt fand. Man kann daher nach obigen Gründen, denen man noch viele andere hinzufügen könnte, nicht anstehen, die orientalische C. als eine epidemische, autochthonische und zugleich, doch nur in geringerem Grade, kontagiöse Krankheit anzusehen. Durch genaue, an vielen Orten angestellte Beobachtungen zeigte es sich, daß alle atmosphärischen Einflüsse, Nässe und Trockenheit, Wärme und Kälte, Stürme und Gewitter, Luftdruck und elektrische Verhältnisse, keinen konstanten Einfluß auf die Heftigkeit und die Verbreitung der Choleraepidemien ausübten; was man an dem einen Orte durch Beobachtung Derartiges gefunden haben wollte, fand gleich wieder an einem zweiten Orte durch die entgegengesetzte Beobachtung seine Widerlegung. Nur von der Temperatur ist im Allgemeinen der Einfluß anzuerkennen, daß in heißeren Klimaten die Krankheit heftiger wüthete, als in kälteren, und daß sie in letzteren vorzugsweise in den wärmeren Jahreszeiten und mehr nur ausnahmsweise im Winter grassirte. Doch finden sich auch von diesen beiden Daten vielfache und große Ausnahmen. Die Krankheit wüthete in Petersburg und Montreal so sehr, als oft in den Tropen, und sie griff in Rußland bei einer Kälte von 20° und 30° R. um sich. Sie erhob sich aber nie auf eine sehr bedeutende Gebirgshöhe, nie bis über 6000 Fuß, aber sie verbreitete sich gern in Niederungen längs der Flüsse und der Seen und befiel sogar Schiffe auf offener See. Die Krankheit ergriff fast überall zuerst und am heftigsten die großen Städte und beschränkte sich bisweilen bloß auf diese und ihre allernächste Umgebung, so in Moskau, München, bei der ersten Epidemie von Breslau; ihre Dauer in denselben stand fast immer im Verhältniß zur Größe der Städte. Als prädisponirende Ursache der C. zeigte sich alles Schwächende, Herunterstimmende, besonders wenn es auf den Unterleib wirkte, schlechte, ungünstige, ungesunde Lebensweise, schlechte Diät und Wohnung, Schwächung, Erschöpfung durch Anstrengung, Krankheiten aller Art, Mangel, Kummer, Elend, Coitus, Unreinlichkeit, ungesunde Beschäftigung, Aengstlichkeit, höheres Alter, und besonders fast alle Unterleibsleiden. Als Gelegenheitsursachen wirkten hauptsächlich Diätfehler, schwächende, erschlaffende oder schwer verdauliche Speisen, Erkältung und Durchnässung, Gemüthsbewegungen jeder Art, andere Krankheiten, besonders gastrische, gallige rc.

Man schätzt die Durchschnittssterblichkeit der Epidemien (aber wohl bedeutend zu niedrig, indem man auf die absichtlich zu niedrigen Angaben der meisten Länder baute) auf ungefähr 1 Procent der befallenen Bevölkerung. Das häufigste Verhältniß war, freilich nach jenen Angaben, von 5 bis zu $^1/_2$ Procent; man sah jedoch nicht selten den 10. und selbst den 6. (Palermo, Jassy) Theil der ganzen Bevölkerung großer Städte, und in heißeren Gegenden selbst die Hälfte u. $^2/_3$ sämmtlicher Einwohner kleinerer Orte durch sie unterliegen. In heißen Gegenden waren im Allgemeinen die Verheerungen beträchtlich größer, als in gemäßigten, doch gibt es viele Ausnahmen. Kam eine Epidemie zum zweiten Male in eine Stadt, bald nach dem ersten Befallen, so war sie gewöhnlich weniger extensiv (oft aber mehr intensiv); kam sie dagegen lange nachher erst wieder, so konnte sie auch extensiv heftiger seyn. Das Verhältniß der Zahl der Gestorbenen zu der der Erkrankten betrug im Durchschnitt etwas über die Hälfte. Die Angaben konnten sehr verschieden werden, je nachdem man auch Cholerinen zurechnete oder nicht. In einigen Städten wurden nur 30 Procent der Erkrankten als gestorben angegeben, in anderen nahe an 70 und darüber. Dieses Verhältniß war oft in den verschiedenen Perioden derselben Epidemie äußerst verschieden, selbst bis ums Dreifache. In den ersten Anfällen einer beginnenden Epidemie unterlagen gewöhnlich fast alle. Die beiden Geschlechter wurden im großen Durchschnitt ungefähr gleich befallen, das vorgerücktere Alter von 30 Jahren an und steigend am häufigsten, und für dieses war, das Säuglingsalter abgerechnet, auch die Prognose am schlimmsten, für das Jünglingsalter, besonders von 15—20 Jahren, am besten. Hier starb $^1/_3$ der Befallenen, im Greisen- und im Mannesalter fast alle. Die niederen und schlechter lebenden Menschenklassen und die schmutzigeren Stadtquartiere wurden im Allgemeinen am meisten mitgenommen, doch gab es davon große und zahlreiche Ausnahmen. Die farbigen Racen unterlagen weit mehr als die weiße. Keine Krankheit schützt gegen die C., sondern im Gegentheile jede dient noch als prädisponirende Ursache für sie. Der Zustand des Pulses und der Temperatur war für alle Perio-

den der Krankheit wichtig; besonders schlimme Zeichen waren aufwärtsgerollte Augen, silberglänzender leuchtender Blick, hinaufgezogene Oberlippe, Längefalten, sehr laborioser Athem, nicht mehr fließendes Blut, blutige Stühle, Delirien, Koma. Warmwerden und warme Schweiße, bei sonst gleichbleibenden Symptomen im asphyktischen Stadium, waren immer als Vorläufer des Todes anzusehen. Da es sich bisher als unmöglich gezeigt hatte, mehr als einen kleinen Theil Derer, die von der ausgebildeten C. befallen waren, zu retten, versuchte man es, die Krankheit dadurch mit mehr Erfolg zu bekämpfen, daß man schon dem Befallenwerden oder der Entwickelung der entstehenden Krankheit vorbaute, und es hat dadurch die Prophylaxis mit Recht in dieser Krankheit eine bedeutendere Stelle erhalten, als in fast jeder anderen. Sie hat sich auf die Erfahrung zu stützen, daß Mißstimmung, Angst, Schreck, Kummer, Elend, Kälte u. Nässe, schlechte oder unpassende Nahrung, Unreinlichkeit, zu große Anstrengung, alles Schwächende die Krankheit, wenn einmal der geeignete Genius epidemicus herrscht, hervorrufen und steigern, daß auch Kontagien die Krankheit, jedoch in weit geringerem Grade, als die bisher genannten Momente, mittheilen, und daß alle leichten Fälle, Diarrhöen, bruchstückweise und ausgebildete Cholerinen unter unzweckmäßigem Verhalten oder ohne Gegenhülfe sehr leicht in wahre übergehen können, daß dem aber durch zweckmäßiges Verhalten und eine leichte einfache Hülfe fast immer vorgebaut werden kann. Die Prophylaxis umfaßt demnach die Erhaltung einer furchtlosen und ruhigen öffentlichen Stimmung, die Entfernung aller Furcht vor Ansteckung, die Fürsorge, daß durch planmäßig geleitete öffentliche Wohlthätigkeit allem Mangel und Elend, durch Gelegenheit zum Erwerb aller Mißstimmung möglichst gesteuert, daß Verkehr und Erwerb überall erhalten werde; ferner die Fürsorge für öffentliche Reinlichkeit und strenge Nahrungspolizei, das Verhüten zu großer Ueberfüllung mancher Lokalitäten, das Vorbauen gegen mögliche Ansteckung, so weit es ohne Aufsehen geschehen kann, die Belehrung des Volks über die Gefährlichkeit der leichten Anfälle und über die Wichtigkeit eines richtigen Verhaltens, die Warnung vor schädlichen Mitteln, die Sorge, daß es Jedem möglichst erleichtert werde, sich bei leichten wie bei schweren Fällen sogleich alle Hülfe zu verschaffen rc. Sperren bringen durch Schreck, durch ihre Wirkung auf die Einbildungskraft u. durch Störungen des Verkehrs weit mehr Schaden als Nutzen; nur in einzelnen ganz besonderen Fällen, z. B. bei dem ersten Befallen eines Orts, mögen sie zuweilen zulässig seyn.

Die Therapie der Vorboten, der Diarrhöen und Cholerinen, besteht am zweckmäßigsten in der Verordnung der Bettwärme, strenger Diät und der Diaphorese durch warmen diaphoretischen Thee, im Nothfall kleiner Gaben Ipecacuanha, etwas Rhabarber, selbst mit kleinen Gaben Kalomel; außerdem auch reizender Einreibungen oder Ueberschläge über den Unterleib, innerlich etwas Opium und kleine Reizmittel, Pfeffermünze, Aether, Kaffee rc., wo Saburra Statt findet, nie Brechmittel. Von Manchen wurden auch Aderlässe empfohlen. Die Therapie der ausgebildeten C. im Kältestadium ist auch jetzt noch die mißlichste. Man hat die stärksten innerlichen und äußerlichen Reizmittel, die kräftigste Antiphlogose, das mächtigste Antreiben der Gallen- und Hautsekretion, die stärksten verstopfenden Mittel wie die stärksten Laxirmittel, Antidota u. Specifica aller Art und aus allen Reichen der Natur, ganz neue Applikationsmethoden und viele ganz neue Mittel versucht, aber die Resultate, die man damit erreichte, waren überall nur sehr mittelmäßige, und die Beurtheilung, welche von allen diesen Mitteln und Methoden die besten seyen, ist auch jetzt noch schwer. Die angewandten Mittel lassen sich etwa unter folgende Hauptrubriken bringen. Die Hauptmittel der herabstimmenden Methode sind: der Aderlaß, der besonders in leichteren Formen und bei weniger geschwächten Individuen sich als ein sehr zweckmäßiges Mittel erwies; Blutegel, bei allen Formen 15—20 Stück an den After oder auf die hauptsächlich afficirten Theile gesetzt; Eis, innerlich und äußerlich gebraucht; kalte Begießungen und Sturzbäder; Mineralsäuren, welche die Basis mehrer vielfach gerühmten Mittel, z. B. des hope'schen, bilden, aber als Hauptmittel nirgends eine sehr günstige Wirkung gezeigt zu haben scheinen. Die eigentlich umstimmende Methode wurde nirgends rein angewendet, aber oft bildeten solche Mittel die Basis einer Methode. Ipecacuanha, mit Rharbarber und oft auch mit Kalomel gemischt, wurde in Wien, München und anderen Orten oft als Hauptmittel für alle Stadien vielfach und in verschiedenen Modifikationen angewandt. Mehr als die bisherigen Methoden richtete sich die der breslauer Aerzte nach den Umständen; sie war zugleich eine sehr wenig eingreifende und lieferte sehr günstige numerische Resultate. Sie verordneten bei erethischer C. Emulsionen, bei heftigem Durchfall Kirschlorbeerwasser, Brechwurzel, kleine Dosen Opium, bei heftigem Erbrechen Brausepulver, Kaffee, Champagner, bei sinkenden Kräften Ammonium aceticum, succinicum, bei drohendem Typhus Blutegel, Eisumschläge, Mineralsäuren, Ipecacuanha, Kalomel, bei heftigen Kongestionen kleine Aderlässe, Salzmixturen, bei Leibschmerz, stockenden Stühlen und bei Kindern Kalomel, bei paralytischer C. bloß Ruhe und einfaches Getränk, bei ganz kalten, pulslosen Kranken kleine Dosen Ammoniakmittel, und wenn dabei die Ausleerungen nach oben und unten ausblieben, erhielt man sie künstlich. Magisterium bismuthi, von manchen Aerzten unwirksam gefunden, wurde doch auch später noch von anderen sehr gerühmt. Kalomel, lange Zeit gegeben, machte bisweilen starke Salivationen, was man als günstig ansah. Oft machte es aber auch, zu mehren Drachmen allmählig gereicht, keine, oder machte sie erst nach mehren Wochen oder Monaten. Brechmittel brachten oft Verschlimmerung und eignen sich nur bei bestimmten Indikationen. Stärkere Reizmittel, als Hauptmittel angewandt, haben fast überall ungünstige Resultate gegeben. In Berlin starben bei ihrer Anwendung zwei Drittel der Kranken und dar-

über, während zu gleicher Zeit die casper'sche Methode beinahe die Hälfte durchbrachte; gleichwohl hat die große Kälte und Schwäche sehr häufig wieder zu ihrer Anwendung verlockt. Unter die gefährlichen Reize gehört, wenn man es hierher rechnen will, das Opium, das hauptsächlich wegen der großen Neigung der Krankheit zu Kongestionen zum Kopfe und zur Typhoidbildung in den späteren Perioden mehr als verdächtig ist und, wenigstens allein angewandt, oft auch üble Resultate geliefert hat. Aeußere Reize zeigten sich überall machtlos; die Haut scheint zu leblos zu seyn, um Empfänglichkeit für ihre Einwirkung zu haben. Auch die Dampf- u. Schwitzbäder wurden bald überall verlassen; warme Bäder scheinen dagegen nicht ungünstig gewirkt zu haben, doch sind sie hier gleichfalls ein ohnmächtiges Mittel. Warmhalten des Körpers ist aber gewiß wichtig, damit nicht später ein beginnender Versuch zur Reaktion schon in einem zu sehr erstarrten und zusammengezogenen Körper ein unüberwindliches Hinderniß finde. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß, wenn der Körper selbst kalt ist, das Bett, als bloß die Wärme erhaltender oder zurückhaltender Körper, für sich allein nichts mehr nützt. Einige besondere, größtentheils auf irgend eine Choleratheorie gebaute Methoden, wie z. B. die Salzinjektionen in das Blut, die Wasserinjektionen, das stevensche Mittel, das dem Blute seine verlorenen Salze wieder durch den Magen darreichen soll, die verschiedenen Mittel, durch die man Sauerstoff in den Körper bringen, oder die, durch welche man den Krampf, den man als das Wesen der Krankheit ansah, heben, oder die starken Laxantien, durch welche man die Galle einleiten wollte, oder solche, die, wie das Guaco u. a., rein specifisch wirken sollten rc., haben ihren Zwecken nicht entsprochen und wurden daher bald wieder verlassen. Bei übermäßigem Erbrechen werden Blutegel, Aether rc., bei Greisen Muskatnuß mit schwarzem Kaffee, gegen übermäßige Stuhlausleerungen Sinapismen auf den Bauch und bei Greisen Glühwein gerühmt. Gegen Krämpfe wird Reiben mit der bloßen Hand, mit Oleum hyoscyami, mit Eis, wie auch Opium od. der Aderlaß empfohlen, gegen Schluchzen Morphium, Blutegel, Wismuth, Aether u. ätherische Oele rc., gegen das Brennen in der Herzgrube Eis od. kaltes Wasser, gegen Magenkrämpfe Kampher mit Aether und Eis, gegen Abortus Aderlässe, gegen Säuferwahnsinn Brechweinstein $^1/_2$—1 Gran pro dosi. In einer der letzten Epidemien hat man, auch hierin dem Geiste der Zeit huldigend, hier und da versucht, ob nicht auch bei der C. die Natur allein ungefähr so viel vermöge als die Kunst, und die Resultate scheinen nicht gerade schlechter gewesen zu seyn, als bei einem mehr aktiven Verfahren. Es sind zahlreiche Beispiele von Leuten bekannt, die auch ohne Mittel oder bei reichlichem Wassertrinken aus schwerer C. wieder genasen. Als Getränk diente, wo man nicht Eis gab, Wasser, ein leichter Thee, oft später sehr gut weißes oder braunes Bier, selbst in manchen Fällen Wein. Manche Kranke wünschten ihr Getränk warm, u. es mußte dann dem entsprochen werden. Man ließ nach Belieben trinken, nur nicht zu viel auf einmal. Als Speise diente nur leichte Suppe oder Aehnliches. Bei der Therapie im Stadium der Reaktion war das Wichtigste, daß man die rege Naturheilkraft nicht störte oder unzeitig steigerte, sondern daß man sie nur, wo es nöthig war, vor Abwegen schützte. Reizmittel waren da höchst gefährlich. Die Therapie hatte nur etwa die Ausleerungen, die Krämpfe und ähnliche Dinge zu berücksichtigen durch Ipecacuanha, Kalomel, Rheum, Salze und nach Umständen säuerliches oder diaphoretisches Getränk, kalt oder warm gegeben. Zeigte sich bei zu schwacher oscillirender Reaktion noch fortbestehender Choleraprozeß, so wurden auch die gegen ihn gerichteten Mittel fortgesetzt, wo aber mehr Torpor, Neigung zur Lähmung, der Spiritus Mindereri, Vinum stibiatum, leichte Ammoniakmittel rc. angewandt. Oft aber mußte man wegen zu schneller Reaktion oder wegen drohender Kongestionen kalte Ueberschläge, Blutegel, Aderlässe, Kalomel, vegetabilische und mineralische Säuren reichlich anwenden. Es konnten wegen dieser Tendenz zu Kongestionen oder zum Typhoid mehrmalige Aderlässe nothwendig werden, bis geregelte Reaktion eintrat. Auch Sinapismen, Blasenpflaster, die nun wieder mehr wirkten, waren geeignet, sowie kalte Begießungen; es durfte aber dabei der Unterschied zwischen kalten Begießungen, welche ein Reizmittel, und zwischen kalten Ueberschlägen, die ein herabstimmendes Mittel sind, nicht übersehen werden; jene passen bei Torpor und Neigung zur Lähmung, aber nicht bei mehr aktiven Kongestionen. Zeigte sich Entzündliches, so wurde es mit gehöriger Antiphlogose bekämpft; doch war der Charakter der Entzündung zu beachten, bisweilen ertrug er auch nicht ganz starke Antiphlogose.

Durch Zusammenstellung der Symptome mit den Befunden in den Leichen sind von den Aerzten die verschiedensten Theorien aufgestellt worden. Wir übergehen die ältern, welche die C. z. B. für Krampf, Lähmung des ganzen Nervensystems und für Wechselfieber, Typhus, Apoplexie, für Entzündung, Nervenaufregung, Harn-, Herz-, Leberleiden rc. gehalten haben, da man durch die Leichenbefunde zur Erkenntniß gelangt ist, daß sie falsch sind, und berücksichtigen nur drei Theorien, die der Wahrheit am nächsten zu kommen scheinen: die der Humoralpathologen, die die Entstehung der C. einer chemisch-vitalen Veränderung des Blutes zuschreibt, die, welche die Krankheit als Folge einer specifischen Depression der Bauchgangliennerven, u. die, welche sie als eine lokale Erkrankung der Darmschleimhaut betrachtet. Was die erste Ansicht betrifft, so schließt man aus den Veränderungen im Blutgefäßsysteme und im Blute selbst, daß, nachdem die Ursache zur Krankheit gegeben ist, möge sie nun einem Miasma oder Kontagium zugeschrieben werden, eine besondere Neigung des Blutes zur Verdickung und dadurch ein Ueberwiegen des venösen Blutes über das arterielle und dann eine wirkliche Zersetzung desselben in seine flüssigen und festen Bestandtheile mit Neigung der wässerigen Theile zur Durchschwitzung, die besonders auf der Darmoberfläche geschieht, entstehe.

Durch diese Beschaffenheit des Blutes im Allgemeinen und durch das Ueberwiegen des venösen Blutes werden Arterien, Venen und Blutbehälter des Kopfes, letztere in Folge des gehemmten Rücktrittes in die Vorkammern des Herzens, mit Blut überfüllt, auf diese Weise die Thätigkeit des Centrums des Nervensystems, des Gehirns und Rückenmarkes und mit diesem des pneumogastrischen Nervensystems vollends gestört und daraus alle Erscheinungen der eigentlichen Krankheit erklärbar. Nach dieser Ansicht wirkt also der Krankheitsstoff primär auf das Blut, dann auf den sympathischen Nerven, zersetzt jenes und lähmt diesen ganz oder theilweise; wogegen das Leiden des Darmkanals, Brechen und Durchfall 2c., als ein sekundäres angesehen wird. Nach der zweiten Ansicht, die die C. als Folge einer specifischen Depression der Bauchgangliennerven darstellt, soll der Sitz der ersten Nervenaffektion in den Ganglien des Magens und Dünndarms liegen, welche Theile sich bei der C. immer und zwar fast immer zuerst heftig afficirt zeigen. Da die Gangliennerven es sind, welche durch den ganzen Körper die Gefäße begleiten, ist der nahe Zusammenhang der Blutverwandlung hiermit schon gegeben. Die Ganglienaffektion des Unterleibes ist aber keine lähmende, sondern von der Art, daß sie als Reaktion diese ungeheuren aktiven Kongestionen zum Darmkanale hervorruft, in Folge deren das Blut überall von der Peripherie zurücktritt und hier in Verbindung mit der antagonistischen Depression der Gefäßnerven u. mit der Blutveränderung die Kälte, die Pulslosigkeit, die Blausucht hervorbringt. In Folge der excessiven Thätigkeit im Unterleibe findet auch eine fast eben so sehr verminderte in den Ganglien der Brust und dem Vagus, in den Lungen und dem Herzen Statt, und die Folge jener ungeheuren Ausleerungen und der so verminderten Athmungsfähigkeit ist das dicke und schwarze Blut, bei dessen Veränderung noch andere bekannte Momente: die verminderte oder aufgehobene Gallen- und Harnausleerung, die vermehrte Stickstoffaufnahme, theilweise auch unbekannte mitwirken mögen. Die eben genannte Verminderung oder Sistirung vieler Sekretionen findet ihre Erklärung zum Theil in der Veränderung des Bluts und in dem Zurücktreten desselben von fast allen Körpertheilen und Organen, um nur dem Darmkanal zuzuströmen. Diese große Trokkenheit in der Haut, hauptsächlich hervorgerufen durch das Verschwinden alles lymphatischen Dunstes, aller Lymphe und alles Turgors aus dem Zellgewebe, ist, indem sie die Membranen durchsichtiger macht, neben der dunklen Färbung des Blutes die Hauptursache der Blausucht, die außerdem bei dem bedeutenden Blutmangel in den äußeren Theilen nicht so groß seyn könnte. Die Krämpfe sind Folge vom sekundären Antheilnehmen der Spinalnerven; die bei der C. charakteristische Stimme entsteht durch Affektion des Stimmnerven, der schon bei der geschwächten Respiration betheiligt ist. Die dritte Ansicht endlich, wonach die C. als lokale Erkrankung der Darmschleimhaut betrachtet wird, beruft sich darauf, daß der Durchfall in allen Fällen das erste Symptom sey und in vielen auch das einzige bleibe, und daß zur Zeit von Choleraepidemien trotz der weit größeren Vorsicht, mit der die Menschen leben, eine Menge von Durchfällen und Brechdurchfällen entständen, die, hartnäckiger als zu anderen Zeiten, den Medikamenten widerständen, welche sonst Durchfälle leicht beseitigten, und wobei auch die Entleerungen endlich ganz das Aussehen der Cholerastühle annähmen, für die sich weder in begangenen Diätfehlern, noch in Erkältungen eine ausreichende Veranlassung entdecken lasse. Es liegt in dieser Ansicht viel Wahres, und es läßt sich schwerlich bestreiten, daß diese zahlreichen Durchfälle und Brechdurchfälle zum großen Theil unausgebildete Choleraanfälle sind, denn die Uebergänge von ihnen zu den schlimmern und schlimmsten Formen sind so unmerklich, daß man keine Grenze ziehen kann. Auch sehen wir aus dem Choleradurchfall zuweilen langsam und allmählig alle übrigen Formen oder vielmehr Grade der C. sich entwickeln. Stellten sich nur dergleichen langsam verlaufende Krankheitsfälle unserer Beobachtung dar, so würde Niemand daran zweifeln, daß die sekundären Erscheinungen der Lähmung und Bluteindickung von dem lokalen Leiden abhängen. Da aber diese oft mit großer Schnelligkeit auf die Darmerscheinungen folgen, so tritt ihre Abhängigkeit von demselben nicht so scharf hervor. Hauptsächlich aber gründen die Anhänger dieser Ansicht ihre Theorie auf den Leichenbefund, der allerdings bis jetzt eine schwere Erkrankung des Dünndarms nachweist, während der Befund in den übrigen Organen weniger konstant und außer dem dicken Cholerablute keine eben nur der C. eigenthümlichen Resultate liefert. Die Eindickung des Blutes und die andern Symptome nehmen sie als sekundäre Erscheinungen an, ersteres in Folge des bedeutenden Verlustes der flüssigen Bestandtheile, letztere in Folge der Lähmung der sympathischen Nerven, wie es in analogen Fällen, wo eine größere Fläche der Darmschleimhaut verletzt sey, wie nach Vergiftungen mit Arsenik, auch vorkomme.

Interessant sind die in einzelnen Städten beim Eintreten der C. gemachten Beobachtungen über den Mangel an Elektricität in der Luft. Audrand in Paris machte 1850 zuerst die Beobachtung, daß bei dem Erscheinen der Epidemie und während ihres Verlaufs je nach ihrer Intensität auch seine Elektrisirmaschine an Kraft verlor und selbst bei trockner Witterung während des 4., 5. und 6. Juni nur ein leichtes Knistern ohne Funken hören ließ, am 7. sogar ganz wirkungslos war. Mit Abnahme der C. nahm die Elektricität zu. Audrand schloß daraus, daß eine bestimmte Masse Elektricität in der Atmosphäre vorhanden seyn müsse, wenn nicht Krankheiten hervorgerufen werden sollen. Da es bis jetzt noch nicht nachgewiesen ist, ob, wie und auf welche Weise die Luftelektricität überhaupt auf den menschlichen Organismus und insbesondere auf einzelne physiologische Verrichtungen einwirke, so ist es noch unbekannt, welcher Konner zwischen der Verminderung der Elektricität und der Entstehung der C. obwalte. Die Atmosphäre ist ihrer eigentlichen Natur nach positiv-elektrisch. Nach genau angestellten Forschungen liegt in dieser positiv-elektrischen Be-

schaffenheit höchst wahrscheinlich der Grund, daß der Sauerstoff in der Luft als negativ-elektrisch sich erhält. Da aber der Mensch während des Athmens in positiv-elektrischer Luft mehr, in negativ-elektrischer weniger Sauerstoff einsaugt, als in unelektrisirter Luft, so geht daraus in weiterer Folgerung die Thatsache hervor, daß die Elektricität der Atmosphäre auf die Quantität des Sauerstoffes, welcher mittelst des Respirationsprozesses in das Blut eintritt, bestimmend wirke. Die physiologische Bedeutung aber des Zutrittes eines gehörigen Quantums Sauerstoff ist bekannt, sowie die pathologischen Bedeutungen bei mangelhaften Mischungsverhältnissen desselben.

Vergl. J. Annesley, Ueber die ostindische C., übersetzt von Gust. Himly, Hannover 1831; Dieffenbach, Physiologisch-chirurgische Beobachtungen bei Cholerakranken, 2. Aufl., Güstrow 1834 (gekrönte Preisschrift); L. Böhm, Die kranke Darmschleimhaut in der asiatischen C., Berlin 1838; Wilhelmi, Die bewährtesten Heilmethoden der C. rc., Leipzig 1831; Jos. Wagner, Medicinisch-praktische Abhandlung über die asiatische C., Prag 1836; Aug. Siebert, Zur Genesis u. Therapeutik der epidemischen C., Bamberg 1837; Max Strehler, Die morgenländische Brechruhr, das. 1837; Spring, Ursprung rc. der wandernden C., das. 1837; v. Breuning, Der asiatischen Brechruhr Erkenntniß und Heilart, Wien 1837; K. Endres, Aphoristische Bemerkungen zur Pathologie der asiatischen Brechruhr, Ulm 1837; Anton, Die bewährtesten Heilformeln für die epidemische C., Leipzig 1849. Durch die in neuester Zeit zur Ermittlung des Wesens der C. aufgenommenen physikalisch-chemischen Untersuchungen des Bluts und der Sekretionen bei Cholerakranken haben sich verdient gemacht: Hermann, Stromeyer, Wittstock, Buchheister und Noodt, Thomson, O'Shaugnessy, Lassaigne, Rayer, Donné u. A.

Cholerica passio (lat.), s. v. a. Cholera.

Choleriker (Cholericus, cholerischer Mensch), Derjenige, welcher von dem cholerischen Temperament beherrscht ist, s. Temperamente.

Cholerine (griech.-franz.), die zur Zeit der asiatischen Cholera herrschenden unbedeutenden Anfälle dieser Krankheit, leichte Diarrhöen, Leibschmerzen rc.

Cholerrhagie (griech.), Gallenfluß, Gallenergießung, Cholera.

Cholet, Stadt im französischen Departement Mayenne und Loire, Bezirk Beaupréau, in angenehmer Lage an der Moine, hat 9000 Einwohner, Fabriken in feiner Leinwand (toiles de Cholet) u. Taschentüchern, Handel und ein Handelsgericht. Während des Vendéerkriegs hat C. nicht selten zum blutigen Schlachtfeld dienen müssen. Am 16. Oktober 1793 wurden hier die Vendéer geschlagen, wobei Bonchamp fiel; am 7. Februar 1795 eroberte Stofflet die Stadt, mußte aber kurz nachher Cordelier weichen und wurde bei C. geschlagen. Am 6. April 1795 erlitt hier Tusirat eine Niederlage von den Royalisten.

Cholets (franz.), graue u. weiße, auch gestreifte Leinen, die auf Platillasart zugerichtet werden, wurden ursprünglich nur um Cholet gewebt, werden jetzt aber auch in Schlesien, Böhmen und Sachsen häufig gefertigt; dann auch graue und weiße leinene Tücher, die in denselben Gegenden gefertigt und stark nach Italien, Spanien und Amerika ausgeführt werden.

Choliambus, der hinkende Jambus, auch Versus hipponacteus genannt, nach seinem Erfinder, dem griechischen Satyriker Hipponax (540 v. Chr.), ist ein aus dem sechsfüßigen Jambus entstandenes Versmaß, in welchem statt des erwarteten letzten jambischen Fußes ein Trochäus oder Spondeus eintritt, wodurch er eine hinkende, besonders für das Komische geeignete Bewegung erhält. Catull und Martial wenden den C. häufig an. Beispiel:

⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | ⏑ – – –

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter.

Cholsäure, s. Galle.

Cholula, Stadt im mexikanischen Staat Puebla, östlich von Mexiko, hat jetzt 16,000 Einwohner, war sonst unter dem Namen Churultucal eine der wichtigsten Städte der Azteken, der große Stapelplatz für den Handel des Tafellandes Anahuac u. eine Vormauer von Mexiko, die 300 Tempel und über 150,000 Einwohner gezählt haben soll. In der Nähe befindet sich das alte indianische Denkmal, das Teocalli von C., eine 177 Fuß hohe Pyramide mit einer Basis von 1423 Fuß im Quadrat, auch Tlachihualtepek, der Ziegeltempel genannt, weil sie ganz aus ungebrannten Ziegeln gebaut ist. Bei der Ankunft der Spanier führten noch 120 Stufen auf die Plattform, die jetzt eine Oberfläche von 12,600 □Fuß hat; im Laufe der Zeit hat sich die Pyramide mit einem Teppich von Agavesträuchern und frischem Rasen bedeckt und gewährt eine entzückende Aussicht. Nach gewöhnlicher Annahme ist sie von Tolteken oder Matlukuaja gebaut und war dem Gotte Quetzalcoatl geweiht, dem Stifter einer Sekte, die sich den strengsten Bußübungen unterwarf. Jetzt steht daselbst eine von Cypressen umgebene Kirche der hülfreichen lieben Frau. Die noch immer, wie zur Zeit der Azteken, gut bewässerte Umgegend von C. liefert ergiebige Ernten an Weizen und Mais, welche, sowie zahlreiche Agaveanpflanzungen und gut gepflegte Gartenanlagen, jetzt die Hauptnahrungsquelle für die Einwohner bilden.

Chomer, Gemäß der alten Hebräer für trockene und flüssige Dinge; bei Trockenem war 1 C. = 10 Epha, 30 Seah, 180 Kab, bei Flüssigem 1 C. = 10 Bath. Luther übersetzt bald Malter, bald Scheffel, bald behält er den Namen C. bei.

Chomiakof, Alexei Stepanowicz, russischer Dichter, geboren am 1. Mai 1804 in Moskau, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die ihn frühe mit dem Geist der klassischen Schriftsteller des Alterthums bekannt machte und seinem Gemüth einen seltenen Aufschwung gab. Als die erste Nachricht von dem Aufstand der Griechen 1821 zu ihm drang, entfloh er aus dem väterlichen Hause, um für die Freiheit des Volkes zu kämpfen, dessen große Ahnen in seiner Phantasie lebten und walteten; doch wurde seine Flucht zu früh entdeckt und zur Strafe steckten ihn seine Aeltern in ein russisches Kürassierregiment, aus dem er bald darauf in die Garde überging. Im Jahr 1825 verließ er den nicht geliebten friedli-

chen Militärdienst, um sich der Malerei zu widmen, die er aber bald bei Seite schob. Er ging darauf nach Paris, wo er sein erstes Trauerspiel „Jermak“ (Die Eroberung Sibiriens) vollendete. Nach einer Reise durch die Schweiz, Oberitalien, Ungarn ꝛc. trat er wieder in das Heer ein und nahm als Adjutant mit Auszeichnung am Türkenkrieg Theil. Nach dem Frieden von Adrianopel legte er jedoch abermals die Waffen nieder, um den Studien und der Poesie zu leben. Er lieferte zahlreiche lyrische Gedichte, meist Ergüsse eines kernhaften Patriotismus, der ihn so sehr beseelt, daß er in dem Wachsen des Slaventhums das Werden einer neuen Weltordnung zu schauen wähnt. Im Leben wie in seinen Dichtungen ist C. ein ächter Russe geblieben, allem in die russische Eigenthümlichkeit eingedrungenen Fremden feind. Dennoch läßt sich der Einfluß nicht verkennen, den sein Lieblingsdichter Shakespeare auf C.s zweites Trauerspiel „Dmitri Samoswanjez“ (Der falsche Demetrius) ausgeübt hat. C. besitzt einen großen Schatz von Kenntnissen aus allen Wissenschaften und kennt gründlich vier bis fünf ausländische Sprachen mit ihren Literaturen. Seine Verse sind geistsprühend, bilderreich, leuchten aber mehr, als sie erwärmen; dies stellt sich besonders in dem philosophirenden „Jermak“ heraus. In seinem Patriotismus ist C. zwar oft in hinreißender Weise poetisch erhaben, geht aber in seiner Verherrlichung des Panslavismus oft in eine Schwärmerei über, die ans Lächerliche grenzt.

Chond (d. i. Hügel, Aelpler), in Ostindien die eingebornen Stämme aus den Zeiten vor der Einwanderung der Brahmanen, die beinahe allenthalben innerhalb der Gebirgslandschaften des Dekan gefunden werden. Alle die Länder diesseits und jenseits des zerklüfteten Gebirges, alle jene Flächen, Thäler und Höhen vom Himalaya bis hinab zum Meere, waren bereits vor der Wanderung, vor dem Eroberungszug der Brahmanen von Menschen bewohnt, die zu einer und derselben Race, zu einem und demselben Sprachstamme, in spätern Zeiten Tamul genannt, gehört haben mögen. Die von Nordwest einwandernden Hindu's haben, wo sie den Sieg davontrugen, jene barbarischen Urbewohner theils ausgerottet, theils in die untersten Kasten zurückgestoßen. Südlich der breiten Gebirgsketten vermochten sie jedoch, mit Ausnahme des Volks der Mahratten, bloß einzelne Ansiedelungen vorzuschieben, und zwar längs der flachen, von dem zurückweichenden Ghat nicht geschützten Seegebiete und Tiefländer. In den mittlern Hochlanden des Dekan hat sich die ursprüngliche Bevölkerung nach Körperbau und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten mehr oder weniger rein erhalten. Auch in andern Gauen, sogar in dem jenseitigen nördlichen Hindulande, war die wenigstens 3000jährige Herrschaft der Brahmanen nicht im Stande, die Reste und Spuren früherer Insassen gänzlich zu verwischen. Man findet deren allenthalben, von den Alpenlandschaften und Thälern Nepals bis zum Vorgebirge Comorin und noch weiter gegen Süden auf den Inseln des Archipelagus ꝛc. Am wichtigsten und zahlreichsten erscheinen die C. od. Aelpler aber innerhalb aller Gebirgslandschaften Dekans, vorzüglich auf der Hochebene zwischen den Flüssen Mahannady und Godavery, zwischen den Ländern Orissa, Nagpur und in den benachbarten Gauen, weshalb auch jene waldigen, mit dichtem Gesträuch überwachsenen Gemarken Chondwana, das Land der Aelpler, genannt werden. Noch jetzt geben sie uns ein getreues Bild sämmtlicher Eingeborenen in Hindostan u. Dekan vor der Herrschaft der brahmanischen Kultur. Leibeigene solcher Art findet man zu Kanara, in Malabar und den meisten Gegenden des südlichen Indiens. Ein anderer Theil, fern am Saume der Bergwaldung und in den Alpenschluchten sitzend, mußte dem fremden Eroberer wenigstens einen Zins oder bestimmte Frohnarbeiten leisten. Nur jene Urbewohner konnten die volle barbarische Freiheit und Selbstständigkeit wahren, welche sich ins innere Gebirge, auf die hohen waldumgrenzten Bergebenen und in die mit dichtem Gesträuche umrankten Moorlande zurückzogen. Aber auch sie wenden sich mehr und mehr zur Weise der Hindu's, und die Bekehrung geht im raschen Laufe von Statten. Die einzelnen Klane der C. haben wenig Verkehr unter einander. Ihre rauhen, von Kehl- und Brustlauten überfüllten Mundarten bilden sich deshalb leicht, wie im Kaukasus und andern Gebirgsgegenden gewöhnlich, zu selbstständigen Sprachen empor. Der Aelpler einer Gemarkung versteht kaum seinen Nachbar in der andern. Die C. sind Leute mittlerer Größe, mit feinen, wohlgebauten Gliedmaßen und ovaler Gesichtsform; sie haben abgestumpfte Nasen und vorstehende Backenknochen, aber lebendige feurige Augen. Die etwas aufgeworfenen Lippen und der Mund sind von ungewöhnlicher Größe. Ihre Farbe spielt stark ins Schwarze. Sie haben einen dünnen Bartwuchs und gleichen in dieser wie in vielen andern Beziehungen den Insassen jenseits des Ganges, der südasiatischen Inseln und Australiens, mit denen sie auch, wie die Lande selbst, in Zeiten, welche über alle Geschichte hinaufreichen, zusammenhängen mochten. Sie kennen keine Offenbarung der Gottheit, sie vergöttern die gewaltigen Erscheinungen, die Naturkörper, unter denen Sonne und Mond hervorragen, die verstorbenen Vorfahren, Tugenden und Laster ganz nach der Weise aller andern Naturreligionen. Diese ihre Götter sind, wie sie selbst, neidische, auf Verderben und Untergang sinnende Dämonen, die nur durch Opfer, unter denen Menschenblut ihnen das liebste, in guter Laune erhalten werden können. Solcher Opfer, Meria geheißen, fallen wohl mehre Hunderte im Jahre. Die Meria müssen, soll die Gottheit Gefallen daran finden, von Händlern erkauft seyn; Leute anderer Abstammung sind genehmer, doch können im Nothfalle auch C. geschlachtet werden. Das Opfer wird bei lebendigem Leibe in Stücke zerrissen. Neben der furchtbaren Erdgöttin werden die Götter des Kriegs und die Dämonen der Blattern und anderer Seuchen verehrt, und desto mehr, je furchtbarer sie sich zeigen. Die meisten Stämme der C. haben jetzt einen gesonderten Priesterstand, in den jeder eintreten und den jeder nach Belieben wieder verlassen kann. Der Sohn folgt gewöhnlich dem Vater im Amte. Das geschlossene

Kastenwesen der Brahmanen ist aber innerhalb der Gebirge völlig unbekannt. Der geistliche Stand erfreut sich, gemäß seiner Stellung als Vermittler zwischen den gefürchteten Göttern und den Menschen, sowie wegen seiner vermeintlichen göttlichen Einsetzung, eines besondern Ansehens und überwiegenden Einflusses. Die Regierungsform ist ächt patriarchalisch. Alle Glieder der Familie bleiben vereinigt bis zum Tode des Vaters. Die verheiratheten Söhne leben zwar in besondern Häusern, speisen jedoch am väterlichen Tische vom älterlichen Gute. Mehre Familien bilden ein Dorf und mehre Dörfer eine Mark. Die Marken sind zu einem Stamme und die Stämme zu einem Bunde geeinigt. Jeder dieser Abtheilungen ist ein Patriarch vorgesetzt, welcher nach der Sage und dem Glauben des Volks von Demjenigen abstammt, der das Dorf und die Mark, den Stamm und Bund begründete. Der weltliche Patriarch ist gewöhnlich, jedoch nicht immer, der Geistliche des Bezirks und genießt auf Grund dieser Würde sein vorzüglichstes Ansehen. Die Macht des Fürsten ist bei alledem äußerst beschränkt. Abgaben werden ihm nicht entrichtet; er ist bloß der Erste unter den Genossen. Seine einzige Auszeichnung besteht im Vorsitz bei den Festen, bei den öffentlichen Feierlichkeiten. Seine Pflicht ist die Erhaltung der Ordnung: er sitzt zu Gericht, schlichtet die Streitigkeiten und führt im Kriege das herzogliche Amt. Ob nun seinen Verfügungen, ob den Beschlüssen der Volksversammlung Folge geleistet wird, dies hängt ab von dem persönlichen Ansehen, von dem moralischen Einflusse des Fürsten, sowie von dem Ernste der berathenden und beschließenden Versammlung. Gesetzliche Zwangsmaßregeln kennt man noch nicht in den dekanischen Gebirgen. Wirren und Zwistigkeiten hören bei einem solchen losen bürgerlichen Verbande, bei einem barbarischen Volke, das keine geschriebenen Ordnungen kennt, niemals auf. Unter der Bedingung, daß ihnen Recht nach ihrem eignen Brauche gesprochen werde, haben die C. in den letzten Jahren den Engländern zugesagt, sich der Menschenopfer zu enthalten. Ebenso gelobten sie, die Ermordung der weiblichen Kinder, welche in großem Umfange unter ihnen Statt findet, abzuschaffen.

Chondralgie (v. Griech.), der rheumatische, gichtische oder entzündliche Knorpelschmerz.

Chondrilla (Knorpelsalat, Knorpellattig), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde und einjährige Gewächse mit Milchsaft. C. juncea *L.*, Hieracium junceum *Bernh.*, gemeiner Knorpelsalat, gelber Wegwart, ist ein Sommergewächs auf wüsten Stellen, an Mauern, Wegen, auf Sandboden durch ganz Europa, mit ausgezackter Wurzel und ganzrandigen Stengelblättern und gelben Blüthen. Das Kraut, Herba Chondrillae verae, war sonst, wie die walzige und ästige Wurzel, officinell und wurde gegen Durchfall und Schlangenbiß angewendet. In Südeuropa quillt der bittere Milchsaft aus der lebenden Pflanze und verhärtet an den Aesten zu einem Gummiharz, welches sonst gegen Unterleibsstockungen gebräuchlich war. C. acanthophylla *Borkh.*, stachelblätteriger Knorpelsalat, mit safrangelben Blüthchen, findet sich hier und da auf Sandboden. C. rigens *Rchb.*, steifer Knorpelsalat, hat große Blüthenknöpfe und safrangelbe Blüthchen, auf Sandplätzen am Rhein.

Chondrin (Knorpelleim), ein dem Leim ähnlicher Stoff, der durch anhaltendes Kochen mit Wasser aus allen nicht verknöchernden, mit Knorpelkörperchen versehenen Knorpeln, aus Knochen vor ihrer Ossifikation, aus den krankhaft verknöcherten Knorpeln, den Hautknochen und der Cornea des Auges, am besten aber aus den Rippenknorpeln von Menschen und Thieren erhalten wird, indem diese von allem anhängenden Zellgewebe ꝛc. gereinigt, zerschnitten, mit Wasser gewaschen und dann 12—24 Stunden in Wasser gekocht werden. Die Abkochung enthält C. aufgelöst, welches man zur Reindarstellung mit Alkohol fällt u. dann in heißem Wasser wieder lösen kann. Das trockene C. gleicht in seinen Eigenschaften völlig dem trockenen Leim; es bildet, wie dieser, eine halbdurchsichtige, gelbliche oder bräunliche Masse, ist spröde, elastisch, schmilzt in der Wärme und verbrennt bei weiterer Erhitzung unter Entwickelung des eigenthümlichen Geruchs verbrennender stickstoffhaltiger Körper. Alkohol und Aether lösen das C. fast nicht auf; in kaltem Wasser quillt es auf, ohne sich zu lösen; in heißem Wasser löst es sich allmählig zu einer klaren, farblosen oder schwachgelblichen Flüssigkeit, welche bei gehöriger Koncentration beim Erkalten gelatinirt. Das C. erkennt man an den Eigenschaften der Leimarten überhaupt und besonders daran, daß es sowohl in Alkohol u. Aether, als auch in kaltem Wasser unlöslich ist, sich aber in heißem Wasser löst und die heiß gesättigte Auflösung beim Erkalten eine Gallerte bildet. Von gewöhnlichem Leim unterscheidet es sich dadurch, daß die wässerige Lösung des Leims durch Säuren, neutrales und basischessigsaures Blei nicht gefällt wird, während die mit einer Chondrinlösung Niederschläge gibt.

Chondrodit (hemiprismatischer Chrysolith, Brucit, Maclurit), Mineral, welches sechsseitige Prismen mit einer augitartigen Endzuschärfung bildet und meist in eingewachsenen Körnern und kleinen derben Partien vorkommt. Seine Härte ist = 6,5, das specifische Gewicht = 3,1, der Bruch unvollkommen muschelig bis uneben. Es ist von fettartigem Glasglanz, durchscheinend bis durchsichtig, ocker- und pomeranzengelb ins Hyacinthrothe, Spargel- und Olivengrüne übergehend, besteht aus 54,64 Bittererde, 36,00 Kieselsäure, 3,75 Flußsäure, 3,97 Eisenoxyd, 1,62 Wasser. Vor dem Löthrohre ist es unschmelzbar, in Säuren läßt es ein Gelatinat zurück. Fundorte sind Newjersey in Nordamerika, Pargas in Finnland, Acker u. Gulsjö in Schweden, Boden bei Marienburg in Sachsen.

Chondrogenia (Chondrogenesis, griech.), Entstehung von Knorpel; dann widernatürliche Umwandlung weicher Theile in knorpelartige Masse.

Chondrologie (griech.), Theil der Anatomie, Lehre von den Knorpeln.

Chondrosis (griech.), Verknorpelung, Knorpelbildung; krankhafte Knorpelgeschwulst.

Chondrotomie (griech.), Zergliederung der Knorpel.

Chonia, in den älteren Zeiten ein Landstrich an der südöstlichen Küste der italischen Halbinsel, welchen vor den griechischen Ansiedelungen die Chones, ein zu den Oenotrern u. Opikern gehörender Volksstamm, bewohnten. Derselbe umfaßte die Niederungen um den tarentinischen Meerbusen, welche der Apenninus und der Vultur Apuliens umschließen, oder die südöstliche Hälfte des späteren Lukaniens, mit der östlichen Hälfte Bruttiums vom Silawalde an Lukaniens Grenze bis zur Südspitze zwischen Rhegium und dem Zephyrium Promontorium. Städte darin waren das epizephyrische Locri, wo in der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. Zaleucus die ersten griechischen Gesetze schrieb, Caulonia, Petilia, Crimisa, Croton, Sybaris, Chone, Metapontum, Siris, Tarentum, Hydruntum.

Choniates, Niketas Akominatos, byzantinischer Geschichtschreiber, aus Chonis in Phrygien, Geheimschreiber des Alexius Comnenus, später Logothet und endlich sacri cubiculi praefectus, ging nach der Eroberung der Hauptstadt durch die Lateiner 1204 ins Exil nach Nicäa, wo er 1216 †. Seine Geschichte des griechischen Reichs, in 21 Bdn., reicht von 1118—1206 u. bildet eine besonders in den späteren Zeiten sehr gehaltvolle Fortsetzung des Werkes von J. Zonaras. Herausgegeben ist es von Wolf (Basel 1557, Genf 1593, mit Fabrotti's Glossarium graecobarbaricum, Paris 1647), auch im 14. Bde. der pariser und im 12. Bde. der venetianischen Sammlung byzantinischer Schriftsteller.

Chonikrit, ein Mineral, welches nicht krystallisirt, nur derb vorkommt, einen unebenen, unvollkommen muschelігen Bruch besitzt, weiße, gelbliche und grauliche Farbe hat und durchscheinend, matt oder etwas schimmernd erscheint. Seine Härte ist = 3, das specifische Gewicht = 2,9. Es besteht nach v. Kobell aus 33,69 Kiesel, 17,12 Thonerde, 12,60 Talkerde, 12,60 Kalkerde, 1,46 Eisenoxydul und 9,00 Wasser und findet sich mit dem Pyrosklerit auf der Insel Elba.

Chons (Khunsu), eine ägyptische Gottheit, der zweiten Götterordnung angehörig, von den Griechen mit Hercules identificirt. Ihr war die Nilmündung bei Canobus geweiht, die davon die herakleotische hieß.

Chopin, Friedrich Franz, berühmter Pianofortevirtuos und Komponist für dieses Instrument, wurde 1810 zu Zelazowawola bei Warschau geboren. Den ersten Unterricht empfing er durch einen alten Böhmen, Namens Zigwni, studirte später unter Elsner, dem Direktor des warschauer Konservatoriums, die Komposition und reiste öfters nach Deutschland, um die in Berlin, Dresden, Leipzig und Prag lebenden großen Klavierspieler zu hören. Im Jahre 1831 durch die Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben, mußte er seine Subsistenz durch die Kunst suchen. Nachdem er zu Wien und München mit großer Anerkennung gespielt hatte, ging er nach Paris, wo er dadurch, daß er in Komposition und Spiel einen ganz eigenthümlichen, neuen Weg verfolgte, eine lebhafte Sensation hervorrief. Er machte es sich gewissermaßen zum Grundsatz, in seiner Kunst alle Anklänge an das Spiel und die Komposition anderer Meister auf das Sorgfältigste zu vermeiden, und ward dadurch gewissermaßen der Gründer einer ganz neuen Pianoforteschule. Dieses Streben verführte ihn zu oft übertriebenem Haschen nach Originalität und artete nicht selten in Bizarrerie u. Karrikatur aus. Besonders ist dies der Fall, wo C. ganz neue Schwierigkeiten absichtlich zu gestalten sucht, wie z. B. ungewöhnlich weite Griffe, beschwerliche Handlagen, gegen alle Regel verstoßende Applikaturen rc. Dadurch aber, daß er selbst alle Schwierigkeiten im Spiele mit unglaublicher Beharrlichkeit überwand und in der That reizende Effekte durch ganz neue Wendungen hervorbrachte, fühlten sich besonders jüngere Virtuosen aufgefordert, ihm nachzuahmen. Seine Kompositionen und sein Spiel wurden zuerst in Paris, dann in Deutschland und zuletzt in ganz Europa berühmt und beliebt. Inzwischen sind C.s Werke immer das Schwierigste, was, selbst in der neuesten Zeit, wo C. in Lißzt, Henselt, Thalberg, Klara Wieck und Andern gefeierte Nachfolger gefunden hat, die selbst über seine Grenzen bisweilen noch hinausgehen, für das Fortepiano geschrieben worden ist. Selbst die schärfsten Gegner C.s haben ihm zuletzt Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. C.s Spiel war, selbst nach Kalkbrenners Urtheil, den er in Paris gewissermaßen vom Throne gestürzt hat, außerordentlich zart, tief durchgefühlt und bis in die kleinsten und feinsten Nüancirungen auf das Vollkommenste ausgebildet. Er war der Meister aller Spieler für das Zimmer und den geselligen Salon; für größere Koncertsäle fehlte es ihm an Ton und Kraft. Merkwürdig ist, daß er bei den vielen, durch die Spannung besonders schweren Passagen und begleitenden Figuren, die er gesetzt hat, doch nur sehr kleine Hände hatte, wodurch sich für ihn die Mühe noch verdoppelte. Im Sommer 1839 machte er zur Stärkung seiner sehr geschwächten Gesundheit eine Reise von Paris nach Italien u. † den 18. Oktober 1849 zu Paris. Von seinen Kompositionen sind etwa zwei Dutzend Klavierwerke, bestehend in Variationen, unter denen besonders die über ein Thema aus „Don Juan" (La ci darem la mano) mit Bewunderung begrüßt wurden, Serenaden oder Notturnen, Mazurka's, Polonaisen, Walzer, Sonaten, Rondo's, ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell, ferner zwei Hefte Etuden, welche den Inbegriff seines ganzen Spiels geben, und zwei Koncerte (F-moll und E-moll) im Druck erschienen. Ein kompletes Verzeichniß von C.s Kompositionen erschien Leipzig 1852 bei Breitkopf und Härtel.

Chopine (franz.), ehemals in Frankreich ein kleines Maß für Flüssigkeiten: in Paris eine halbe Pinte, in Lyon eine Feuillette, in St. Denis eine Pinte; im französischen Glashandel die halben Bouteillen.

Chopunish, nordamerikanischer Indianerstamm im Gebiete Oregon, an den Ufern des Lewis und Kuskiski, im Westen des Felsengebirgs, nach Lewish und Clarke 3000 Krieger stark. Die Männer sind wohlgebildet und stark, die Frauen klein und zart, beide Geschlechter aber von dunkler Hautfarbe. Die genannten Reisenden be-

schreiben sie als ein Volk von angenehmen Sitten und ziemlicher Bildung.

Chonquant (franz.), ärgerlich, anstößig, beleidigend.

Choquiquirao, alte peruanische Stadt in den Einöden der gleichnamigen Sierra, eine Art von peruanischem Herculanum, mit merkwürdigen Ruinen.

Choquiren (v. Franz.), anstoßen, daher figürlich: beleidigen, mißfallen.

Chor (Chorus), Reigen, mit Gesang verbundener Tanz, in den attischen Tragödien, Komödien und Satyrspielen eine Anzahl von mehren, meist fünfzehn, Personen, welche, in die Handlung nicht eigentlich verflochten, als zufällig anwesende Zuschauer an derselben Theil nehmen, in den Dialog daher auch nur selten mit eingreifen und namentlich dazu bestimmt sind, die Zwischenräume des Stücks mit Gesang oder Tanz auszufüllen. Der C. der Tragödie ging aus den dithyrambischen Chören hervor, welche, aus fünfzig Personen bestehend und um den Altar des Dionysus gestellt, ihre Dithyramben zur Ehre des Gottes absangen. Aber es ist uns nicht mehr vergönnt, den Entwickelungsgang, durch welchen aus den einfachen Chorgesängen das vollendete Drama entstand, durch seine einzelnen Momente zu verfolgen, und wir können nur zuerst aus den Tragödien des Aeschylus abnehmen, welche Beschaffenheit und Bedeutung der C. im attischen Drama gewonnen hatte. Die Personenzahl des tragischen C.s mag in früherer Zeit unbestimmt gewesen seyn; als sie aber einmal auf fünfzehn gebracht war, so behielt man in der Regel so viel Personen bei. Beliefen sich die Chorpersonen der Fabel unter fünfzehn, so wurde die Zahl derselben erhöht; waren es mehr, wie die fünfzig Oceaniden im „Prometheus", die funfzig Danaiden in den „Schutzflehenden", so wurde die Anzahl verringert. Die von den Choregen (s. Choregia) zusammengebrachten Choreuten, Glieder des C.s, wurden zum Unterricht einem Chorodidaskalos (Sing- und Tanzlehrer) übergeben, der, wie die Choreuten, für seine Mühe bezahlt und nicht nur während der Lehrzeit unterhalten, sondern auch mit guten, die Stimme stärkenden Speisen und Getränken versorgt werden mußte, sowie der Chorege auch für den Platz zum Unterrichte in seinem eigenen oder fremden Hause zu sorgen hatte. Der tragische C. zog im feierlichen Aufzuge, unter Vortritt der Flötenspieler, gewöhnlich nachdem das Spiel auf der Bühne schon begonnen hatte, in das Theater und nahm seinen Platz in der Orchestra ein. Nur ausnahmsweise befand er sich auf der Bühne u. begann die Handlung, wie in den „Schutzflehenden" und den „Persern" des Aeschylus. In den übrigen Tragödien ist schon ein Monolog oder Dialog auf der Bühne vorhergegangen, bevor der C. mit seinem ersten Gesange auftritt. Auch verließ er die Orchestra gewöhnlich nicht eher, als am Ende des Stücks, und wohl nur bisweilen zog er während der Handlung ab u. kam später wieder, wie dies im „Ajax" des Sophocles u. in der „Alcestis" u. „Helena" des Euripides geschieht. Er kam meistens von der rechten Seite der Zuschauer auf die Orchestra und trat entweder zu 3 Personen neben und 5 hinter einander oder zu 5 neben u. 3 hinter einander auf. Nicht immer trat er aber in geordneten Reihen auf, sondern auch einzeln, ohne Ordnung, wie die Eumeniden des Aeschylus, welche, nacheinander erwachend, so auch einzeln und nacheinander in die Orchestra stürmen. Nachdem nun der C. von der rechten Seite der Zuschauer auf die Orchestra gekommen, drehte er sich mit halber Wendung gegen die Zuschauer, so daß seine linke Seite, aus 5 Choreuten bestehend, nach den Zuschauern, die rechte nach dem Proscenium gekehrt war. Der Dritte in der nach den Zuschauern gekehrten Reihe, welcher 2 vor sich und 2 hinter sich hatte, war der Chorführer (Choregos). Hatte der C. nicht mit den Schauspielern zu sprechen, so wandte er den Zuschauern, weil an diese alsdann der Gesang gerichtet war, sein Antlitz zu. Doch blieb der C. nicht das ganze Stück hindurch in dieser ruhigen Stellung auf der Orchestra, sondern veränderte öfters nach Beschaffenheit des Stücks und der Gesänge seinen Platz. Nur während des Dialogs auf der Bühne verhielt er sich still, und wo er in den Dialog eingriff, sprach meist nur der Chorführer in seinem Namen. Häufig theilte er sich auch in 2 Halbchöre und führte manchmal noch weit künstlichere Bewegungen und Evolutionen, namentlich Tänze, unter der Leitung des Chorführers aus, wozu Flöten ertönten. Der erste gemeinschaftliche Gesang des gesammten C.s bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne hieß Parodos, jeder folgende Gesang des ganzen C.s Stasimon; beide waren antistrophisch, d. h. es folgte auf den ersten Gesang, die Strophe, ein zweiter von gleich viel Versen und genau in demselben Versmaß gedichtet, die Antistrophe, oder, wenn der Chorgesang länger war, auf jede von der vorigen im Versmaß verschiedene Strophe eine mit ihr übereinstimmende Gegenstrophe. Diese Gesänge haben bisweilen auch einen Schlußgesang (Epodos), dem keine Gegenstrophe entspricht. Sie können entweder alle von dem ganzen C. gesungen werden, oder Strophe und Gegenstrophe von den Halbchören, Epodos vom ganzen C. oder umgekehrt, und zwar mit abwechselnden Stellungen. Die tragischen Dichter verwandten auf die symmetrische Gestaltung dieser Gesänge eine so große Sorgfalt, daß bisweilen sogar in Stellung und Gleichklang der Worte eine Uebereinstimmung zwischen Strophe u. Gegenstrophe bemerkbar ist, und wo in der Strophe ein Personenwechsel eintritt, derselbe in der Gegenstrophe an derselben Stelle, ja in demselben Fuße desselben Verses Statt findet. Was den Vortrag der Chortexte betrifft, so wurden dieselben theils gesungen, theils als Recitativ, theils als bloße Rede vorgebracht. Bestimmtere Nachrichten fehlen uns darüber, doch läßt sich Manches aus der metrischen Beschaffenheit der Chorgesänge schließen. Die jambischen Trimeter und die trochäischen Tetrameter herrschen in der gewöhnlichen, die Anapästen in der lebhaften Rede vor. Der C. der attischen Tragödie blieb stets der Träger des religiösen Elements, und seine Gesänge waren ihrem Inhalte nach eben so fromm, heilig und auf Erweckung der höchsten Ideen und Gefühle gerichtet, wie in Sprache und Melodie feierlich und erhaben. Die Wurzel der Verbindung des C.s mit der dramatischen Handlung ist in der

Natur des hellenischen Volkslebens, das durchaus ein öffentliches war, zu suchen: er stellt demnach den Zeugen, den idealisirten Zuschauer bei der Handlung dar. Immer schließt er sich, wenigstens bei Aeschylus und Sophocles (erst Euripides erlaubte sich bisweilen, den C. Lieder anstimmen zu lassen, die in gar keiner Beziehung zur Fabel des Stücks stehen, und Agathon entlehnte für seine Stücke Gesänge aus andern Tragödien), an die unmittelbar vorhergehende Handlung an und enthält allgemeine Reflexionen, die sich als Resultat derselben dem C. aufdrängen. Klagen über das Schicksal der handelnden Personen oder über die Wandelbarkeit des menschlichen Looses überhaupt, Ausbrüche der Freude über glückliche Ereignisse, allgemeine Betrachtungen über die menschliche Natur, ihre Tugenden und Fehler, Warnungen und Belehrungen über die Leidenschaften und die stets waltende Gerechtigkeit der Götter, Loblieder zu Ehren jener, welche helfend einschreiten, Gebete, in welchen ihr Schutz erfleht wird, ꝛc. So war der C., über der auf der Bühne dargestellten Handlung stehend, gleichsam der personificirte Gedanke über dieselbe: die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters als Sprechers der gesammten Menschheit. Er trat versöhnend, warnend und beruhigend als Mittler zwischen die Menschen und das Schicksal, und indem er, auf der Bühne stets gegenwärtig, die handelnden Personen durch alle im Verlauf der Tragödie ihnen zustoßenden Schicksale begleitete, mit den Fröhlichen sich freute, mit den Trauernden trauerte, die Uebermüthigen oder Verzweifelnden auf die Macht u. Gerechtigkeit der Götter hinwies und nach längeren Abschnitten, wo Wendepunkte in dem Schicksale der Helden des Stücks eintraten, in längeren Gesängen seine Gedanken über das Geschehene ausdrückte oder auf das Bevorstehende ahnend vorbereitete, sprach er gleichsam im Namen der Zuschauer die Empfindungen aus, die in ihnen erregt wurden, oder erregt werden sollten. Die tragischen Chöre sind neben den Epinicien des Pindar, mit denen namentlich die Chorlieder des Aeschylus große Aehnlichkeit haben, die schönsten und erhabensten Stücke der griechischen Lyrik. Weit weniger befriedigende Nachrichten haben wir über die Beschaffenheit des C.s in den Satyrspielen. Aus Tzetzes wissen wir, daß die Anzahl der Personen dieses C.s der des tragischen gleich war, und aus dem einzig noch erhaltenen Stücke dieses Genres, dem „Cyklops" des Euripides, daß der C. aus Satyrn unter Anführung des Silenus bestand u. die Scene stets in Hainen und Wäldern, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort der Satyrn, war. Die Chorglieder ahmten in Gestalt und Bekleidung die herkömmliche Vorstellung von den Satyrn nach und führten einen eigenthümlichen, satyrischen Tanz auf. Der C. der alten attischen Komödie hatte mit dem der Tragödie gemeinschaftlichen Ursprung und gleichen Zweck, nämlich zur Verherrlichung von Götterfesten zu dienen. Er war aber derselben noch unentbehrlicher, da sie ganz eigenthümlich das öffentliche Leben der Gegenwart zum Gegenstande ihrer Darstellung machte und dieses ohne eine versammelte Menge nicht bestehen konnte. Auch schon als Parodie der Tragödie bedurfte sie eines solchen. Der komische C. hat nichts von dem würdevollen Aeußern des tragischen, beabsichtigte keinen von den ernsten Zwecken, welche dieser im Auge hatte, sondern, sowie die Komödie ganz dem Scherze huldigte, so war auch er diesem gewidmet, und weit entfernt, ein idealisirtes Bild der Menschheit darzustellen, nahm er Theil an den Thorheiten und legte sie offen zur Schau. Noch weit weniger, als in der Tragödie, griff er in der Komödie in die Handlung ein, oder wo dieses geschah, wie in den „Rittern", den „Acharnern" und andern aristophanischen Stücken, trat er doch in einem andern Charakter auf, indem an eine ideale Auffassung gar nicht zu denken war. Er gerirte sich ganz als bloßer Zuschauer der Handlung und verfolgte sie mit Neugier und Leidenschaft. Kaum aber hatten die Schauspieler die Bühne verlassen, so vergaß er Alles, was daselbst verhandelt worden, war nur für sich da und betrieb seine eigenen Angelegenheiten. Seine eigentliche würdevollere und höhere Thätigkeit begann erst in der Parabase, wenn mitten im Stück die Bühne leer geworden war, und er sich nun, der bis dahin der Handlung seine Aufmerksamkeit geschenkt, gegen die Zuschauer umschwenkte und an diese seine Rede richtete. Die Parabase ist ein ganz eigenthümlicher Bestandtheil der attischen Komödie, der eigentliche Ueberrest von der ältesten Form derselben, in welcher der C. noch allein mit seinen Gesängen und Anreden an die Zuschauer die ganze Handlung ausmachte. Sie wurde tanzend aufgeführt, und zwar in 7 Schwenkungen, denen wiederum, wie in der Tragödie, eben so viele Theile des Gesanges entsprachen, obgleich nicht in jeder Komödie alle 7 vollständig vorkommen mußten. Der erste Theil ist das Commation, ein Liedchen, welches der C. noch in seiner vorigen Stellung sang und in welchem er den abgehenden Schauspielern gewöhnlich seine Wünsche nachschickte. Hierauf begann die eigentliche Parabase in der Umschwenkung zu den Zuschauern, um zu diesen in Anapästen über den Dichter od. eine sonstige Angelegenheit zu sprechen. Sie schloß mit einem kurzen, dem Inhalte nach mit ihr zusammenhängenden und in demselben Versmaß, aber kürzeren Versen abgefaßten Liede, Macron oder Pnigos genannt. Hierauf setzte sich der C., welcher während der eigentlichen Parabase still gestanden hatte, zu einer neuen Schwenkung in Bewegung und stimmte ein lyrisches Lied an, welches von jener Schwenkung Strophe und von seinem Inhalt Ode hieß und das Lob einer oder mehrer Gottheiten feierte. Ihm entsprach eine metrisch genau übereinstimmende Antode verwandten Inhalts. Die Ode und Antode waren indeß durch das Epirrhema von einander getrennt, eine im muntern trochäischen Versmaß an die Zuschauer gerichtete Anrede, in welcher der C. ganz wieder seine eigenen Gesinnungen frei aussprach und mit größerer Ausgelassenheit und Leidenschaftlichkeit, als in der eigentlichen Parabase, sich selbst und seine politische Gesinnung erhob, einzelne bekannte Männer, welche fehlerhaften Ansichten u. Zwecken in der Staatsverfassung huldigten, mit Spott verfolgte und in Beziehung auf die neueste Zeitgeschichte seinen Mitbürgern patriotische Rath-

schläge ertheilte. Ihm entsprach ein in demselben Versmaß abgefaßtes und ähnliche Gegenstände behandelndes *Antepirrhema*, welches auf die Antistrophe folgte. In den letzten Stücken des Aristophanes, von denen wir nur noch den „Plutus" besitzen, fehlt die Parabase schon, während der C., aber ohne alle Bedeutung, noch besteht. Er hatte gleichfalls einen Chorführer, bestand aber aus 24 Personen, welche entweder zu 4 neben und 6 hinter einander oder zu 6 neben und 4 hinter einander auftraten. Mit dem Verschwinden der öffentlichen Freiheit fand auch der C. seinen Untergang. Die Ausstattung des tragischen C.s war kostspieliger, als die des komischen. Nach der Ausstattung und Aufführung war der Siegespreis bestimmt; er bestand in einem Dreifuß, welcher gewöhnlich mit einer Inschrift versehen war und einem Gott geweiht und in Athen öffentlich in der Tripodenstraße ausgestellt wurde (vergl. *Choragische Monumente*). Wenn der griechische C. die Grundlage bildete, auf welcher sich die attische Tragödie und Komödie erhoben, und auch stets den Kern derselben ausmachte, wenn er tief in der Religion und dem öffentlichen Leben der Griechen gegründet war, so ist nicht zu verwundern, daß Nachbildungen desselben von modernen Dichtern bei völlig geänderter Denk- und Lebensweise keine allgemeine Ansprache finden konnten. So ist es bei „Schillers Braut von Messina" u. Raupachs „Themisto" der Fall. Die Chöre des ersteren Dichters werden von Chorführern gesprochen und nur einige Endverse vom C. wiederholt, und in der „Themisto" werden die Chöre statt der Zwischenakte gesungen.

In der *Musik* bezeichnet C. im Allgemeinen eine Vereinigung mehrer Personen zum gemeinschaftlichen Vortrage eines Musik-, sowohl eines Instrumental-, als Gesangstückes. Ein *Musikchor* ist demnach zunächst eine Vereinigung von Instrumenten. Je nachdem sich ein solches Musikchor vorzugsweise der Holz- oder der Blechinstrumente bedient, unterscheidet man Hoboisten-, Trompeter- und Hornistenchöre. Auch die Instrumentalisten unserer Orchester pflegen nach den Instrumenten, welche meistentheils gemeinschaftlich zu wirken pflegen, in das C. der Streichinstrumente und das der Blasinstrumente, dieses wieder in das der Holz- und das der Blechinstrumente eingetheilt zu werden. Die Vereinigung von Sängern zum gemeinschaftlichen Vortrage eines Gesangstückes wird *Sängerchor* genannt. Sind in einem solchen Sängerchor alle Stimmengattungen (Diskant, Alt, Tenor und Baß) vereinigt, so heißt er ein *vollständiger C.*; besteht derselbe aber nur aus Männerstimmen, so heißt er *Männerchor*. Die Oberstimmen in einem vollständigen C. (Diskant und Alt) werden von Knaben oder von Frauen übernommen (früher auch von Kastraten); die Ausführung des Tenors und des Basses, Unterstimmen genannt, verbleibt den Männern. Jede einzelne dieser Stimmengattungen kann wieder in Unterabtheilungen zerfallen, je nachdem dieses zur Ausführung eines mehrstimmigen Chorgesanges erforderlich ist, so z. B. der Sopran in den ersten und zweiten, der Alt in den ersten und zweiten 2c. Die Schönheit des Chorgesanges hängt eben so wohl von der Schönheit und Ausbildung der einzelnen Singstimmen ab, als von der Zahl der einen C. bildenden Sänger. Je größer diese ist, desto größer kann die Wirkung des Gesanges seyn. Die Vertheilung der Chorsänger in die einzelnen Stimmenabtheilungen nennt man die Besetzung einer Stimme. In den Chören findet man fast allgemein eine ungleichmäßige Besetzung; die Mittelstimmen sind nämlich schwächer besetzt, als die Ober- und Unterstimmen. Man führt gewöhnlich als Grund davon an, daß die äußeren Stimmen mehr hervortreten müssen, als die Mittelstimmen. Es ist dieses allerdings wahr; allein die Mittelstimmen haben intensiv schon weniger Kraft, als die äußeren, und eine gleichmäßige Besetzung der Chorstimmen in jeglicher Art und Verwendung scheint demnach um so nothwendiger, als auch beim Chorgesange nicht, wie etwa bei manchen andern Musikgattungen, die Mittel- und Unterstimmen zur bloßen Begleitung der Oberstimmen dienen, sondern alle von gleicher Wichtigkeit sind, alle in gleichem Maße hervortreten sollen, zumal da sie meist alternirend auftreten. Metonymisch bedeutet C. auch das *Musikstück* selbst, welches bestimmt ist, von einem Verein von Sängern, von einem C. im eigentlichen Sinne des Worts, vorgetragen zu werden. Die Grundidee eines Chorgesanges ist der Ausdruck der Gesammtempfindung mehrer oder vieler Individuen, die nicht bloß einer Uebereinstimmung ihrer Empfindungen und eines musikalischen Ausdrucks derselben für fähig gehalten werden, sondern auch in eine gleiche Stimmung des Gemüths versetzt sind. Jede einzelne, das harmonische Gewebe bildende Stimme drückt die gemeinsame Empfindung, wenn auch durch dieselben Worte, in musikalischer Hinsicht jedoch immer auf ihre eigene Weise, durch ihre eigene Melodie aus; nur in der harmonischen und rhythmischen Einrichtung bleibt noch ein übereinstimmendes Ganzes übrig. Alle völlig gleichartigen Wesen werden hierbei in einer und derselben Stimme zusammenbegriffen, u. alle einzelnen Stimmen, als Inbegriffe völlig gleichartiger Wesen (welche Gleichartigkeit in musikalischer Hinsicht vorzüglich in der gleichen Lage, der Höhe und Tiefe der Stimme zu suchen ist), bilden so zu sagen einzelne Personen, einzelne Kollektivindividuen, welche alle zwar von derselben Empfindung beseelt sind oder doch beseelt seyn können, diese Empfindung aber ihrer Eigenthümlichkeit gemäß ausdrücken und musikalisch darstellen. Eine Berücksichtigung dieses Umstandes, eine genaue Kenntniß des Charakters der Höhe u. Tiefe nach verschiedenen Stimmen ist für den Komponisten von hoher Wichtigkeit. Je abweichender die Art und Weise ist, in welcher von dem Komponisten die Gestaltung der Empfindungen bei den einzelnen Stimmen gedacht wird, desto freier und selbstständiger treten die einzelnen Stimmen als besondere Stimmen, als besondere Individuen in dem harmonischen Gewebe hervor. Auf der andern Seite ist aber auch durchaus nicht nothwendig, daß alle einen C. bildenden Individuen von einer u. derselben Grundempfindung beseelt seyen; die Empfindungen können sehr abweichend, oft entgegengesetzt seyn; in solchen Fäl-

len theilt sich der C. in so viel Massen, als die Grundempfindungen verschieden sind. Daraus entstehen die sogenannten Doppelchöre. In Betreff der äußern Form sind die Chöre bald mehr, bald weniger stimmig, ja selbst ein einstimmiger C. ist recht wohl denkbar; wir erinnern an den einstimmigen C. der Jungfrauen im „Samson" von Händel, an die zweistimmigen Chöre in so vielen Opern und an die vielen fünf-, sechs-, acht- und noch mehrstimmigen Chöre in unsern Kirchenkompositionen u. Oratorien. Die vierstimmigen Chöre sind allerdings die gewöhnlichsten, weil überhaupt der vierstimmige Satz der gewöhnlichere ist und von Natur die menschlichen Stimmen in 4 Hauptgattungen zerfallen. Von den mehr- oder wenigerstimmigen Chören gilt hinsichtlich ihrer Komposition eben das, was von dem mehr- oder wenigerstimmigen Satze gesagt werden kann. Je mehrstimmiger ein C. ist, desto mehr Fülle enthält er, desto mehr Abwechslung kann er darbieten, desto mehr kann durch seine harmonische Kombination gewirkt werden, desto schwieriger ist aber auch seine Konstruktion. Die Chöre sind ferner entweder im strengen oder freien, oder auch im gemischten Styl geschrieben. Die im strengen (gebundenen, fugirten) Style gearbeiteten Chöre finden ihren Platz nur in Kirchenmusiken, Oratorien, Kantaten u. dergl., obgleich von solchen Kompositionen die Chöre auch im gemischten u. freien Style nicht ausgeschlossen sind; dagegen werden in Opern nur Chöre im freien Styl angewendet. Die Chöre im strengen Styl verlangen in der Regel eine längere, weitläufigere Durchführung, die aber dem nothwendig raschen Vorwärtsschreiten der in der Oper dargestellten dramatischen Handlung widerspricht; auch sind die Chöre im strengen Styl in der Regel viel zu ernst und für die Oper zu erhaben. Das Oratorium ist zwar auch eine dramatische, oder besser dramatisirte Darstellung, aber ohne Mimik, nicht für das Auge wahrnehmbar. Nur die Einbildungskraft entwirft uns hier ein Bild der Begebenheit, vor welchem sie länger betrachtend verweilen kann und wobei sich die Aufmerksamkeit ungetheilt, durch den Sinn des Gehörs allein, dem Tongemälde, der Musik zuwendet. Daher muß auch in dem Oratorium, wie überall, wo Musik als Hauptsache betrachtet wird, eine größere Sorgfalt auf die Chöre verwendet werden, weil die harmonische Kunst hier mit der Melodie in gleiche Rechte tritt. Es erscheint hier der C., wie auch in der Kantate und in der Kirchenkomposition überhaupt, als Mithauptsache, während in der Oper der Chorgesang dem Sologesange untergeordnet ist und nicht, wie z. B. der C. im griechischen Drama, außerhalb des Kreises der Begebenheit steht, sondern streng in dieselbe verflochten ist, Theil an derselben nimmt, selbstthätig in sie eingreift und zur Entwickelung der Katastrophe mitwirkt. Endlich ist der C. entweder mit oder ohne Instrumentalbegleitung. In einem C. ohne Instrumentalbegleitung hängt natürlich die Wirkung nur von der melodischen und harmonischen Konstruktion desselben ab, während durch die Instrumentalbegleitung und besonders durch die Art u. Weise, wie dieselbe mit dem C. verbunden ist, die Wirkung des C.s sehr gehoben werden kann. Der Natur der Sache nach muß die Begleitung als dem Gesange untergeordnet u. letzterer als hervortretende Hauptsache betrachtet werden, sowohl in Ansehung der Besetzung als der Instrumentirung, so daß, wenn gleich der Instrumentalpartie ein größerer Reichthum an melodischen Figuren verliehen wird, diese doch nur, als der Empfindung homogene und den Ausdruck unterstützende, immer aber untergeordnete Zierrathen, den Chorgesang, als Hauptsache, bloß umspielen, schmücken und heben sollen. Eine eigene, bisher unerhört gewesene Verbindung des C.s mit der Sinfonie hat Beethoven in seiner Sinfonie Op. 125 auszuführen gewagt. Es ist einleuchtend, daß ein C., indem er mehr in Massen, im Gegensatz zu der im Sologesange mehr hervortretenden Individualität, wirkt, eben darum auch weniger fein detaillirte Züge, u. weil er von vielen Personen zugleich gesungen werden soll, auch nur möglichst wenig Schwierigkeiten in Ansehung der Ausführbarkeit der Stimmen verträgt, weshalb zartere und feinere Züge, da wo sie in einen C. eingewebt werden sollen, am füglichsten und wirkungsvollsten durch Zwischensätze von Solostimmen, entweder während der Pausen des C.s, oder auch während des Chorgesanges selbst und gleichsam über den untergeordneten Tönen des C.s einherschwebend und hervorglänzend ausgesprochen werden, wie dies denn eben auch in Arien, Duetten, Terzetten 2c. mit eingeflochtenen Chören, oft mit der glücklichsten Wirkung, zu erscheinen pflegt. Die einem C. zum Grunde liegenden Textworte müssen einfach u. in gedrängter Kürze einen angemessenen Gedanken aussprechen; alle künstlich gestellten, langgedehnten Phrasen eignen sich überhaupt nicht als Texte für Gesangkompositionen, am wenigsten aber für den C., da dieser ein Ausdruck der Masse, ein Ausspruch des Volks ist. Insbesondere muß diese gedrängte Kürze und diese Einfachheit des Ausdrucks bei den Textworten der Fugen Statt finden, welche in der Regel nur einen einzigen Gedanken in wenigen Worten enthalten, z. B. „Ehre, Lob und Preis sey dir, ewiger gütiger Gott!" Besteht ein solcher Text aus zwei oder mehren in Beziehung zu einander stehenden oder aus einander gefolgerten Sätzen, so eignet sich derselbe zu Doppelfugen, d. h. zu Fugen mit zwei oder mehren Subjekten, Themen; z. B. „Christus hat uns ein Vorbild gelassen—auf daß wir nachfolgen seinen Fußtapfen". Endlich versteht man unter C. bei einigen Saiteninstrumenten auch den Inbegriff derjenigen, in eine u. dieselbe Tonhöhe gestimmten u. unmittelbar neben einander liegenden Saiten, welche zur Hervorbringung eines und desselben Tones gleichzeitig erklingen. Man nennt solche Instrumente zwei-, drei- oder mehrchörig, je nachdem zwei, drei oder mehr Saiten zur Hervorbringung eines und desselben Tones bestimmt sind. Der Zweck dieser mehrfachen Besaitung gewisser Saiteninstrumente ist, theils den Ton zu verstärken, auch wohl zu verschönern, theils den Instrumenten mehr Dauer zu geben und besonders das leichte Zerspringen der Saiten zu verhüten. Von den jetzt gewöhnlichen Saiteninstrumenten pflegen nur die Tasteninstrumente chörig gebaut zu

werden; das Forteplano z. B. zwei- oder dreichörig, der Flügel drei- oder vierchörig. Das sogenannte Cymbal oder Hackebret ist ebenfalls zwei-, drei- und auch vierchörig. Je mehrchörig ein Instrument ist, desto grösseren Schwierigkeiten ist das Stimmen desselben unterworfen. Bei einigen älteren Klavieren u. Kielflügeln, welche in der Regel zweichörig sind, findet man bei jedem C. der tieferen Baßtöne noch eine um eine Oktave höher gestimmte Saite, das sogenannte Oktivchen, wodurch diese tieferen Töne eine größere Klarheit erhalten.

Chor (das C.), das Allerheiligste im Tempel der Juden, wie Luther (1. Kön. 6, 5 ff.) das hebräische Debir, eigentlich der hintere, d. h. westliche, Raum im Tempel, übersetzt hat. Das hohe C. ist in katholischen Kirchen diejenige Abtheilung des Gebäudes, welche durch eine Stufenreihe vom Schiff abgesondert ist und wo der Hauptaltar steht. In Dom- und Stiftskirchen sind an den Seiten des C.s die Sitze für die vornehme Geistlichkeit (Chorstühle) angebracht und rings mit Gitterwerk versehen. An allen Kirchenbauten aus dem Mittelalter erscheint das C. als ein besonderer, an der östlichen Seite des Hauptbaues angebrachter, gewöhnlich halbrunder, oder fünf- oder siebeneckiger Anbau, der sich meist schon äußerlich durch sorgsame Zierde auszeichnet. Endlich ist C. in katholischen wie in protestantischen Kirchen der für Sänger und Musiker bestimmte Raum am Ende des Mittelschiffs vor der Orgel, der gewöhnlich dem Altar gegenüber liegt und gleiche Höhe mit der ersten Emporkirche hat.

Chora (Megali-Chora), Stadt auf der europäisch-türkischen Insel Sussam-Adasi, Sitz eines Erzbischofs, mit Hafen und 1000 Einwohner, das alte Samos (s. d.).

Choragische Monumente, Säulen oder kleine tempelartige Gebäude, zu Athen den Choregen zu Ehren errichtet und zur Aufbewahrung des ihnen als Preis ertheilten Dreifußes bestimmt. Die vorzüglichsten, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, sind die beiden Monumente des Lysicrates, des Thrasyllus und des Thrasycles, ersteres auch als Laterne des Demosthenes bekannt, letzteres an der Südseite der Acropolis, jetzt als Kirche benutzt. Vgl. Athen.

Choragium (Choregion), im Theater der Alten derjenige Theil des Gebäudes, welcher hinter der Scene lag. Hier wurde der Chor eingeübt; auch war es der Aufbewahrungsort für die Kleidungsstücke, musikalischen Instrumente und sonstigen Requisiten der attischen Bühne.

Choral, zunächst derjenige kirchliche Chorgesang, wobei eine ganz einfache Melodie von der gesammten Kirchengemeinde oder etwa auch von einem Chore von Priestern, Chorgeistlichen, Chorherren, oder auch von sogenannten Chorknaben, Choralisten 2c. einstimmig, gewöhnlich unter Begleitung der Orgel, abgesungen wird. Eine zu solchem unisonischen Absingen bestimmte Melodie heißt Choralmelodie oder auch bloß C. Die Choralmelodie kann, ihrer Bestimmung gemäß, nur höchst einfach seyn und muß daher meist nur aus lauter langen Noten, von gleicher, oder doch nur wenig verschiedener Geltung oder Dauer, bestehen; und so wie diese große Einfachheit und Ein- und Gleichförmigkeit eine charakteristische Eigenschaft des C.s ist, so wird auch eine andere in solch einfachem Style gehaltene, wenn auch nicht gerade zu solchem Kirchengesang bestimmte Melodie ein C., oder wenigstens choralmäßig genannt. Auch werden die zum einstimmigen Kirchengesange bestimmten Choralmelodien zuweilen mehrstimmig ausgesetzt u. heißen dann zwei-, drei-, vier- u. mehrstimmige Choräle. Man hat auch Versuche gemacht, vierstimmig ausgesetzte Choräle von ganzen Kirchengemeinden vierstimmig absingen zu lassen; allein es ist immer eine mißliche Aufgabe, eine zum größten Theile aus ganz unmusikalischen Individuen bestehende Volksmasse zum Vortrage mehrer Mittelstimmen abzurichten. Schon darum, anderer Uebelstände solcher musikalischen Dressur nicht zu gedenken, ist die bisher gewöhnliche einfache Art des Choralgesanges die vernünftigste und zweckmäßigste. Diese Art der Ausführung kann die größte und oft gewaltigste Wirkung erzeugen, denn nur durch sie ist es möglich, die größten Massen zu einem gemeinsamen, nicht durch die Kunst gebundenen, sondern vom Gefühle geleiteten Gesange zu vereinigen. Dem bei längeren und mehrstrophigen C. etwa fühlbar werdenden Mangel an Abwechselung und Schattirung kann der Organist dadurch abhelfen, daß er seine Begleitung bei jeder Wiederholung des Cantus firmus variirt, theils durch veränderte Figurirung seiner Begleitungsstimmen, theils auch durch abwechselndes Unterlegen anderer Harmonien und Harmoniefolgen, durch mannigfaltiges Registriren u. dgl. m. Die Kunst, auf solche Weise einen C. gut, zweckmäßig, schön, wirkungsvoll und möglichst mannigfaltig abwechselnd zu begleiten, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Organisten, und die kunstreichsten Tonsetzer, zumal ältere, haben sich mit dem größten Ernste an solchen Aufgaben versucht. Eine andere, bei weitem wirkungsvollere Abwechselung ist von Dr. Grosheim (Cäcilia, Bd. II, S. 260) vorgeschlagen und schon in manchen Kirchen angewendet worden durch die Einführung des strophenweisen Wechselgesanges in den Choralgesang, und zwar so, daß je eine Strophe von der gesammten Gemeinde in kunstloser Einfachheit und unter Begleitung der Orgel abgesungen, die folgende aber von einem kleineren musikalisch gebildeten drei-, vier- oder mehrstimmigen Chore oder auch von Solostimmen mit nur leiser Orgelbegleitung, oder auch ohne alle Begleitung vorgetragen wird.

Eine zwar nicht wesentliche, aber doch fast ohne Ausnahme stattfindende Eigenthümlichkeit des gewöhnlichen Choralgesanges ist, daß derselbe nicht nur im Ganzen langsam einherschreitet, und also jede Sylbe des Textes sehr gedehnt erscheint, sondern daß die Dauer und die rhythmischen Geltungen der Noten auch durchaus nicht genau gegen einander abgemessen und abgewogen werden, so daß ein solcher Gesang gar nicht wirklich rhythmisch, nicht taktmäßig erscheint. Außerdem ist es auch allmählig zur Gewohnheit geworden, nach jeder Verszeile einen förmlichen Halt (Fermate) zu machen, ohne Unterschied, ob der Sinn und die periodische Struktur des Tex-

tes einen solchen Ruhepunkt fordert oder verträgt, oder nicht. Es bedarf keiner Beleuchtung, wie sehr durch solche, oft sinnwidrige Zerstückelung der Sinn des Textes entstellt, zerfetzt und verstümmelt werden muß, der Einförmigkeit und schleppenden Wirkung so vieler, ewig auf gleiche bedeutungslose Art wiederkehrender Fermate gar nicht zu gedenken. Um so störender ist die Sucht der meisten Orgelspieler, bei jedem solchen Ruhepunkte auch noch ein eigenes Orgelzwischenspiel einzuschalten und so jede Textzeile von der vorhergehenden und folgenden durch den Zwischentritt eines Orgelsätzchens noch entschiedener zu trennen, als durch die bedeutungslosen Fermate nur schon allzu sehr geschieht.

Als Erfinder des C.s wird oft Hilarius, Bischof zu Poitiers, um 350 bezeichnet; auch den heil. Ambrosius, Bischof zu Mailand, machen Einige zum Erfinder des abendländischen C.s um 380. Doch war der feierliche Kirchengesang gewiß schon von Anfang an in der christlichen Kirche in Gebrauch. Gregor der Große nahm eine Verbesserung des kirchlichen Gesanges vor und setzte vorzüglich zu den vier authentischen und von Ambrosius angenommenen Tonarten noch vier plagalische hinzu. Ferner vereinfachte er die Melodie wieder, die ihm zu verziert, zu melismatisch geworden war. Auf diesen gregorianischen oder römischen C. in stets gleichen Noten wurde vom Ende des sechsten Jahrhunderts an im Abendlande viel gehalten und seine Verbreitung in alle Länder eifrig betrieben. Karl der Große führte ihn durch römische Sänger um 780 auch in seinen Landen ein. Nach England war er viel früher gedrungen. So sehr er aber auch verbreitet und festgehalten wurde, so erhielt sich doch der ambrosianische Gesang, sowie die ganze von der römischen abweichende Liturgie bis gegen das Ende des 8. Jahrhunderts, und auch später versuchten verschiedene Kirchen mancherlei Abweichungen vom einfachen gregorianischen Gesange, so daß nicht wenige Verbote der Päpste gegen diese Neuerungen erfolgten, ohne daß sie jedoch immer fruchteten. Nichtsdestoweniger blieb der gregorianische Gesang im Ganzen der herrschende in der Kirche. Man nannte ihn Cantus choralis oder Cantus firmus, den festen Gesang; bei den Franzosen hieß er Plain-chant, d. i. ebener, gleichförmiger Gesang, weil er in gleichförmigen Tönen, in Noten von gleichem Taktwerthe bestand. Daß dieser Gesang in den frühern Zeiten unisono, ohne das, was wir Harmonie nennen, ausgeführt wurde, beweisen viele Stellen alter Autoren. Daher wurde er auch zuweilen monodicus genannt, weil es klinge, als singe nur eine einzige Person. Wenn der Text daher nur einstimmig bearbeitet wurde, so nannte man dieses choraliter, nach Art des C.s, choralmäßig, und aus demselben Grunde nannte man auch das Absingen der Gebete, Evangelien rc. durch den Priester choraliter legere. Dennoch machte dieser einfache unisonische Gesang so viel Eindruck auf das in Thätigkeit gezogene Volk, daß vom Anbeginn an die meisten Häretiker insbesondere durch vermehrten Gesang Anklang fanden und daß die rechtgläubigen Bischöfe sich oft alle mögliche Mühe gaben, diesen Vortheil ihren Kirchen anzueignen. Dasselbe gilt auch von neueren Zeiten. Vierstimmig gesetzte Choräle kamen zuerst in der lutherischen Kirche auf, wo überhaupt der C. ein höchst bedeutungsvoller Theil des Kultus ward. Luther, ein Hauptbeförderer des Choralgesangs, verschmähete das gute Alte nicht und nahm es unter seine Arbeiten auf; daher auch alle katholischen und böhmischen mehrstimmig gesetzten Melodien in der protestantischen Kirche Eingang gefunden haben. Gegenwärtig ist der Reichthum dieser Kirche an Chorälen kaum mehr zu übersehen. Besondere Verdienste erwarben sich um den C. in neuerer Zeit Bach, Kirnberger, Kittel, Gerber, Doles, Kühau, Hiller, Rüttinger, Soreeusen, Häßler, Vogler, Vierling, Fischer, Rinq, Umbreit, Rembt rc. Vgl. das vollständige Verzeichniß der vorzüglichsten Choralkomponisten in der „Leipziger allgemeinen Mus. Zeitung“, 1806, S. 167.

Choralbuch, Sammlung von Choralmelodien mit u. ohne vorgeschriebene harmonische Begleitung; daher das Buch, in welchem die in einer Gegend oder Kirche üblichen Choralmelodien in Noten vorgezeichnet sind. Die Einrichtung der Choralbücher ist verschieden; in einigen sind die Harmonien in Noten ausgesetzt, in andern stehen bloß die Bässe mit der nöthigen Bezifferung.

Choraltar, s. v. a. Hochaltar.

Choramt, s. Chordienst.

Chorazin, Ort in Galiläa, wo Christus mehre Wunderthaten verrichtete, ohne Glauben zu finden, entweder eine am See Genesareth gelegene Stadt, oder eine Gebirgsgegend zwischen Kapernaum und Tiberias (Matth. 11, 21; Luc. 10, 13).

Chorbalm, natürliche Höhle im schweizer Kanton Bern, Amt Interlachen, an der östlichen Wand unter der Alp Spätinen an der Schildwaldfluh, im Lauterbrunnenthal, hat ihren Namen von dem hohen schöngewölbten Eingange, der dem Chor einer Kirche gleicht, liegt 150 Fuß über dem Thal und gewährt eine reizende Aussicht über dasselbe.

Chorbischöfe (Landbischöfe, Chorepiscopi, Episcopi ruris), in der alten christlichen Kirche bis zum 9. Jahrhundert diejenigen Geistlichen, welche, weil das Christenthum meist von den Städten aus auf das Land sich verbreitete, von den eigentlichen Bischöfen die Aufsicht über einen Theil des Klerus auf dem Lande erhielten und zur Verrichtung untergeordneter Funktionen daselbst angestellt waren. Ihre Rechte waren nicht überall gleich, sie scheinen in den meisten Fällen von den höhern Pontifikalhandlungen ausgeschlossen gewesen zu seyn; nur in Afrika waren sie selbstständig und von den Stadtbischöfen gar nicht weiter unterschieden. Ihr unaufhörliches Streben nach größerer Machtausdehnung, das allmählig zu vielen störenden Verhältnissen im kirchlichen Leben führte, veranlaßte endlich, nachdem verschiedene Koncilienbeschlüsse ihren Wirkungskreis immer mehr eingeschränkt hatten, ihre gänzliche Auflösung (durch das Koncil von Laodicea, 860) zunächst im Orient,

Im Occident erhielten sie den Todesstoß durch die Fiktion der pseudo-isidorischen Dekretalen, daß sie von jeher nichts als bloße Presbyter gewesen seyen. Gegenwärtig vertreten die bischöflichen Bezirksvikare und Kreisdekane ihre Stelle.

Chorda (lat.), Sehne: im anatomischen Sinne Sehne, schnurartige Verlängerung oder Flechse: in der Mathematik (Chorde) jede von zwei Punkten einer Kurve begrenzte gerade Linie, die, ohne verlängert zu werden, weiter keinen Punkt mit derselben gemein hat. Von den krummen, in sich selbst zurückkehrenden Linien (Kreisen, Ellipsen) gehören zu jeder Chorde zwei Bogen.

Chorda (Fadentang), Pflanzengattung aus der Familie der Algen. C. filum *Lyngb.*, Fucus Filum *L.*, Scytosiphon Filum *Ag.*, gemeiner Fadentang, findet sich sehr häufig in den meisten Meeren, ist schlüpfrig anzufühlen, zähe, elastisch, getrocknet fast hornartig, frisch dunkel- oder bräunlich-olivengrün, getrocknet grünlichschwarz und wird bei einer Dicke von einer Rabenfederspule 3—10 Fuß lang. Aus der Asche bereitet man Jod und Kelp; in Ostindien braucht man ihn als Bindfaden.

Chorda Achillis (lat.), Achillessehne.

Chordae essentiales (lat.), die wesentlichen Saiten einer Tonart: die Tonika, die Terz und die Quinte, also die zu dem vollkommenen Dreiklang eines Grundtones gehörigen Töne.

Chorde, Sehne, s. Chorda.

Chordenmaßstab, Maßstab, auf welchem in ebener Fläche die Sehnen der Bogen von 1 bis 90 Grad verzeichnet sind, dient zur Konstruirung in Graden gegebener Winkel.

Chordentafeln, Tafeln, in welchen die Chorden der Winkel am Mittelpunkte des Kreises für einen bestimmten Radius ausgerechnet und zweckmäßig zusammengestellt sind. Die erste Chordentafel findet sich bei Ptolemäus; er berechnete die Chorden von halben zu halben Graden, u. zwar von 30′—180°, wobei er den Radius in 60 gleiche Theile zerlegte und die Sexagesimaltheilung noch weiter fortsetzte. Jetzt sind die C., welche ehedem bei geometrischen Arbeiten ein großes Erleichterungsmittel waren, durch die trigonometrischen Tafeln für Sinus und Tangenten entbehrlich geworden.

Chordienst (Choramt), in der römisch-katholischen Kirche ein Theil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen u. Mönche. Schon das Judenthum hatte ein siebenmaliges Gebet, das in das Sacrificium vespertinum und S. matutinum zerfiel. Die ersten Christen behielten diese Sitte in ihrem öffentlichen Gottesdienste bei und theilten ebenfalls die Gesang- und Betstunden in das Officium vespertinum und Off. matutinum; ersteres hatte 3 Nokturnen und wurde in später Nacht, letzteres am frühen Morgen gehalten, weil in jenen Zeiten der Verfolgungen der gemeinsame Gottesdienst der Christen nur bei Nachtzeit gehalten werden konnte. Zu diesen feststehenden Gebeten kamen später noch die Horae canonicae (s. d.). In den ersten Jahrhunderten des Christenthums wurden die Chordienste nicht bloß in den Kathedral- und Klosterkirchen, sondern auch in den Pfarrkirchen von dem Geistlichen und dem Volke gemeinsam gehalten; als aber einerseits die Zahl der Geistlichen an den Pfarrkirchen sich verminderte und andererseits durch die Ausartung der lateinischen Sprache in die verschiedenen romanischen Sprachen und deren selbstständige Entwickelung dem Volke das Verständniß der lateinischen Gebete entfremdet wurde, zog sich das Volk von diesen Gebetsübungen zurück. Die Geistlichen aber blieben noch fortwährend der frommen Sitte treu und verrichteten dieselben Gesänge und Gebete auch zu Hause. Aus dieser allgemein gewordenen Gewohnheit entstand dann eine kirchlich gesetzliche Verbindlichkeit, welcher gemäß die Mönche und Kanonici zu dem öffentlichen, gemeinschaftlichen Gesange und Gebete zu gewissen bestimmten Stunden im Chore, die anderen in höheren Weihen stehenden Geistlichen aber insgesammt zum Privatabbeten desselben (recitatio) verbunden sind. Doch ist es auch gestattet, unter gewissen Beschränkungen, einen Theil des Chordienstes im Voraus (anticipando) abzuthun. S. Brevier; vgl. Horasingen.

Chordometer, ein Instrument, mit welchem die Stärke der Saiten gemessen wird, um einen vollkommen reinen Bezug eines Saiteninstrumentes zu erhalten. Man hat verschiedene Arten solcher Saitenmesser. Die besten darunter sind diejenigen, welche aus zwei viereckigen, ungefähr 6—7 Zoll langen Stückchen Eisen oder Messing bestehen, die an dem einen Ende dergestalt zusammengefügt sind, daß sie an dem andern 3, 4 oder noch mehr Linien weit auseinander stehen so daß zwischen beiden Schenkeln ein leerer Raum ist, der nach der Schraube oder nach dem Vereinigungspunkte zu nach und nach immer enger wird. Auf beiden Seiten ist das Instrument in Grade abgetheilt, die in das Metall eingegraben sind und nach denen die Verhältnisse der zwischen die beiden Schenkel eingebrachten Saiten bestimmt werden. Eine andere Art von Saitenmesser ist dem sogenannten Zieheisen, durch welches der Draht gezogen wird, vollkommen gleich. Es ist nämlich ein plattes, nicht sehr dünnes Stück Eisen oder Messing, in dem sich viele Löcher von verschiedener Größe befinden, vermittelst welcher man, indem die Saiten in dieselben gebracht werden, die Stärke derselben vergleichen kann.

Chorea Sancti Ioannis s. Sancti Valentini s. Sancti Viti, s. Veitstanz.

Choregia (griech.), eine der kostspieligsten öffentlichen Leistungen (Leiturgien) athenischer Staatsbürger, welche in der Besorgung der tragischen und komischen, der Männer-, Knaben-, Tänzer- und Flötenspielerchöre an den Dionysien, Thargelien, Panathenäen, Prometheen und Hephästeen bestand. Sobald auf Verlangen des Dichters der Choreg demselben vom Archon zugetheilt war, so hatte dieser zuvörderst für einen Chorodidaskalos zu sorgen, welcher den Chor einübte. Dann mußten Musiker und Sänger gemiethet werden, was namentlich bei Knabenchören seine Schwierigkeit hatte, da die Aeltern, un-

geachtet des solonischen Gesetzes, daß ein Choreg nicht unter 40 Jahre alt seyn sollte, unkeuschen Umgang mit demselben befürchtend, ihre Kinder nicht gern hergaben, so daß nicht selten Gewaltmittel angewendet werden mußten. Endlich hatte der Choreg für einen passenden Ort zur Einübung zu sorgen, die Choristen zu ernähren und zu bezahlen und zur Aufführung mit Kleidung und Schmuck auszustatten. Mancher athenische Bürger wurde durch diese Verpflichtungen zu Grunde gerichtet. Das Gesetz appellirte gewissermaßen an die Liberalität der vermögenden Bürger, indem es die Kosten nicht festsetzte, aber den Geizigen durch die Behörde zur angemessenen Leistung antrieb und zugleich der unbarmherzigen Geißel der Komödie preisgab. In schweren Zeitläufen übernahm auch wohl Einer die Choregie für zwei Phylen, oder es traten Zwei zur Bestreitung der Kosten für eine Choregie zusammen, oder der Staat selbst besorgte die Choregie.

Chorene (Chorane), parthische Landschaft, südwestlich vom eigentlichen Parthien, mit angenehmem Klima und durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet.

Choreographie (Choregraphie), eigentlich Tanzvorzeichnung, Tanzschrift, die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, wie die Töne durch Noten bezeichnet werden. Sie bezieht sich auf die Stellung der Füße und die Haltung der Arme, auf Bewegung ohne Fortrücken und auf die Schritte mit dem Grade ihrer Geschwindigkeit in der Figur (Tour) des Tanzes. Aus gewissen Hieroglyphen will man errathen, daß bereits die Aegypter eine ähnliche Kunst besessen haben; auch die Römer schrieben ihre Saltatio durch Zeichenschrift auf, welche jedoch verloren gegangen ist. Erfinder der C. ist Thoinot Arbeau (Anagramm von Jehan Tabourot), der in seinem Werke: „Orchesiographie" (Langres 1589) zuerst zu jedem Tanztonstück unter den Noten die Schritte vorzeichnete. Weitere Zeichen hatte er nicht. Daher eignete sich 1761 le Feuillet, ein pariser Tanzmeister, die Erfindung zu und gab ihr den Namen Chorégraphie (ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs, Paris 1701, 2. Aufl., deutsch, in Tauberts „Vollkommenem Tanzmeister", Leipz. 1709). Der eigentliche Ausbildner und Vervollkommner der C. ist der Tanzmeister Beauchamp; jetzt ist jeder Balletmeister so ziemlich sein eigener Choreograph.

Chorepiscopi (lat.), s. v. a. Chorbischöfe.

Choreus, Vers, s. v. a. Trochäus und Tribrachys.

Choreutik (v. Griech.), die Tanzkunst (s. d.).

Chorfrau, s. Kanonissin.

Chorführer, in der heutigen Tonkunst der Koncertist beim Chor, der erste Sänger jeder Stimme; vgl. Chor.

Chorgesang, s. Chor.

Chorhemd, ein weites, weißes, mit Spitzen geziertes, bis auf die Hüften reichendes Hemd der katholischen Priester, wird auch von den Chorknaben getragen. Auch die englische Kirche bedient sich des C.s.

Chorherr, s. Kanonikus.

Choriambus, ein aus dem Trochäus (Choreus) und Jambus zusammengesetzter Versfuß: — ◡ ◡ —, z. B. wonneberauscht, Rosengebüsch. Die choriambische Strophe wird aus choriambischen Versen mit spondeischer Basis und jambischer Katalexis, worauf ein pherekratischer und ein glykonischer folgt, gebildet. Der choriambische Dimeter (zweigliedrige C.) besteht aus einem C. und einem Bacchius: — ◡ ◡ — ◡ — ◡. Der choriambische Trimeter hat drei Glieder, einen Spondeus, Choriambus und Jambus: — — — ◡ ◡ — ◡ —; der choriambische Tetrameter hat vier Glieder, einen Spondeus, zwei Choriamben und einen Jambus: — — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ —; der choriambische Pentameter, auch der alcäische genannt, ist fünfgliederig, mit einem Spondeus, drei Choriamben und einem Jambus: — — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ —, z. B.

Frohsinn bändigt das Glück, Trauer verscheucht's, wenn es Dir nahen will.

Der deutschen Sprache sagt der choriambische Rhythmus vorzüglich zu und bietet sich in derselben, ohne besonders künstliche Sylbenstellung, wie von selbst dar; doch bedienen wir uns meist der vermischten choriambischen Verse. Der Charakter des choriambischen Rhythmus ist bei seinem wechselnden Steigen und Fallen in der Bewegung tanzend, munter und eignet sich vornehmlich zum Ausdruck heiterer, lebensfroher Empfindungen.

Chorion (griech., lat. Corium), Haut, Leder, in der Medicin der Ueberzug der Leibesfrucht, mit Ausschluß der innersten oder Schafhaut.

Choris, Ludwig, trefflicher russischer Zeichner, geboren am 22. März 1795 zu Jekaterinoslaw in Kleinrußland, von deutschen Aeltern abstammend, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Charkow und verrieth von frühester Jugend an ein nicht ungewöhnliches Talent und große Liebe zur bildenden Kunst. Im J. 1813 begleitete er den Naturforscher Marschall von Biberstein auf der Reise nach dem Kaukasus und 1814 Otto von Kotzebue auf seiner Fahrt um die Erde u. kam 1819 nach Frankreich, wo er seine „Voyage pittoresque autour du monde" (Paris 1821—1823) erscheinen ließ, in deren Zeichnungen Originalität, Wahrheit u. Lebensfrische in gleichem Maße herrschen. Nicht nur den Menschen, sondern auch die Physiognomie der Pflanzenwelt machte er zum Gegenstande seiner Darstellungen, und begann damit gleichsam eine neue Periode der physiognomischen Zeichenkunst. Während er in Paris auf Stein zeichnen lernte, um seine Skizzen nichts von ihrer Eigenthümlichkeit einbüßen zu lassen, bildete er sich unter Gérards und Regnaults Leitung in der Historienmalerei aus und reiste mit Ersterem 1826 nach Rheims, um eine Zeichnung der Krönung Karls X. zu entwerfen. Im J. 1827 reiste er nach Südamerika und wurde nebst seinem Reisegefährten, dem Engländer Henderson, am 22. März 1828 auf dem Wege nach Veracruz von Straßenräubern ermordet. Die oben genannte „Voyage pittoresque" setzte er in dem Werke fort: „Vues et paysages des régions équinoxiales, recueillis dans un voyage autour du monde" (24 Tafeln, Paris 1826). Nach sei-

nem Tode erschien: „Recueil de têtes et de costumes des habitants de la Russie, avec de vues du mont Caucase et de ses environs", 18 Lieferungen.

Chorist, Chorsänger in der Oper, im Koncert rc.

Chorizanten (vom Griech.), Einsiedler, dann Mitglieder einer schwärmerischen Sekte in Deutschland und im Lüttichschen, die um 1374, als von Dämonen besessen, auf Straßen und in Kirchen Tänze hielten.

Chorizema, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, kleine Sträucher in Neuholland, von denen als schöne Zierpflanzen hervorzuheben sind: C. Henchmanni *R. Br.*, Podolobium aciculare *Dec.*, mit linien-pfriemenförmigen Blättern und hochrothen Blüthen; C. ilicifolium *Lab.*, mit hülsenartigen, länglich-lanzettförmigen, dornig-gezähnten Blättern und zierlichen, goldgelben Blüthen mit purpurrothem Rachen; C. nanum *Sims.*, Pultenaea nana *Andr.*, mit dornigen, länglichen, stumpfen Blättern und schönen goldgelben Blüthen mit blutrothem Schiffchen und Flügeln; C. ovatum *Lindl.*, mit eirunden, langgespitzten, ansitzenden Blättern und sehr schönen, karmin-scharlachrothen, am Grunde des Fähnchens gelb gefleckten Blüthen; C. rhombeum *R. Br.*, mit kletterndem Stengel, ganzrandigen, stachelspitzigen Blättern und zierlichen, gelbrothen Blüthen mit purpurrothen Flügeln und Rachen; C. spartioides *Lodd.*, mit fein behaartem Stengel, keilförmigen, an der Spitze ausgerandeten Blättern und schönen Blüthen mit gelben, am Rande roth gezeichnetem Fähnchen, scharlachrothen Flügeln und schwarzrothem Schiffchen; C. triangulare *Lodd.*, mit länglich-lanzettförmigen, langgespitzten, buchtig-gezähnten Blättern u. scharlachrothen Blüthen mit purpurrothen Flügeln u. Rachen u. am Grunde gelb geflecktem Fähnchen. Diese Zierpflanzen verlangen eine sandige, weichfaserige, bloß mit den Händen zerriebene Haideerde oder eine sehr sandige, mit etwas mildem Lehm vermischte Torferde. Die Töpfe müssen nur klein u. mit einer guten Unterlage fein zerstoßener Ziegelsteine oder Torfbröckchen versehen seyn. Die Befeuchtung muß mäßig, besonders im Winter sparsam geschehen. Durchwintert werden sie in einem luftigen, trockenen Glashause bei 6—8° Wärme nahe am Fenster, vermehrt im Frühling durch Stecklinge von jungen Aestchen unter Glocken und durch Samen.

Chorley, Marktflecken in der englischen Grafschaft Lancaster, nicht weit von den Lancaster- u. Liverpool-Leeds-Kanälen, ist gut gebaut und hat 5300 Einw., welche starke Baumwollenweberei treiben. In der Nähe sind Bleiminen, Steinkohlengruben u. Mühlsteinbrüche.

Chorographie (vom Griech.), Beschreibung einer Landschaft und deren größerer Theile, im Gegensatz zu Topographie, Beschreibung der einzelnen Orte. Daher: Chorograph, der sich mit dieser Beschreibung beschäftigt.

Chorographische Karten, Karten von ganzen Distrikten, bei deren Anfertigung gewöhnlich ein Maßstab von $^1/_{200000}$ oder 1 Meile = 1 Decimalzoll genommen wird.

Chorolithen (v. Griech.), Fossilien mit Dendritenzeichnungen, wenn dieselben ganze Gegenden vorstellen.

Choron, Alexandre Etienne, musikalischer Theoretiker und eifriger Förderer der Tonkunst in Frankreich, geboren den 21. Okt. 1771 zu Caen, vollendete den Kursus der klassischen Studien im Collége de Juilly und zeigte frühzeitig eine große Neigung zu musikalischen Studien. Bei der Unmöglichkeit, einen Lehrer für die praktischen Anfangsgründe zu finden, entfernt von jedem Rathe und auch von allen theoretisch-musikalischen Büchern, gelang es ihm, sich selbst eine Art der Notation zu schaffen, vermittelst welcher er die gehörten Melodien aufzeichnete, bevor er noch in der Notenschrift auch nur eine Zeile lesen konnte. Später verschaffte er sich einige theoretische Bücher aus Rameau's Schule, die ihm einen Begriff von der Komposition gaben. Sein erster Lehrer war der Abt Rose, an welchen ihn Grétry gewiesen hatte. Bonesi machte ihn mit den Lehren der italienischen Schule bekannt und legte den ersten Samen jener fast ausschließlichen Bewunderung der alten Meister von Venedig, Mailand, Neapel und Rom in seine Seele. Als Schriftsteller im Fache der Musik trat er seit 1804 auf, bald als Autor, bald als Herausgeber oder Uebersetzer. Mit Fiocchi gab er heraus: „Les Principes d'accompagnement des écoles d'Italie" (Paris 1804); dann „Les Principes de composition des écoles d'Italie" (3 Bde., das. 1808). Auch gab er damals eine Menge ernster, klassischer Werke, meist italienischer berühmter Meister, heraus. Nach Framery's Tod trat er mit dem Titel eines Korrespondenten in das Institut der Akademie ein, wo er mit den akademischen Arbeiten der musikalischen Sektion beauftragt wurde und mehre Berichte lieferte, unter anderen einen: „Les Principes de la versification de Scoppa", welcher für ein Meisterstück gehalten wurde. Seine mathematischen Kenntnisse verschafften ihm 1815 die Redaktion des „Bulletin d'encouragement pour l'industrie nationale". Um diese Zeit übergab ihm der Minister des Kultus, Bigot de Préameneu, die Leitung der Musik bei den öffentlichen Festen und Religionsfeierlichkeiten und trug ihm auf, einen ausführlichen Entwurf zur Wiederherstellung der alten Maitrises und der Chöre in den Hauptkirchen des ganzen Reichs zu verfassen. Die Ausführung dieses Plans, welcher Frankreich 80 musikalische Institute wiedergeben sollte, die durch die Revolution untergegangen waren, hinderte der Feldzug nach Rußland und der Fall des Kaisers. Durch die Rückkehr der Bourbonen seiner Aemter beraubt, eröffnete C. eine öffentliche Schule der Musik, welche, anfangs schwach, sich nach und nach allein durch die Thätigkeit ihres Gründers bis zu einem Nationalinstitut, ja sogar zur glücklichen Nebenbuhlerin des Conservatoire royal de musique emporschwang. Auch für andere Schulanstalten war C. thätig; so hatte er 1800 eine Unterrichtsmethode herausgegeben, um zugleich lesen und schreiben zu lernen, welche öffentlichen Proben zufolge besonders bei einer Menge von Schülern anwendbar war. Von 1815—1817 bekleidete er die Direktion der Académie royale de musique, wo er in 20 Mo-

naten zwölf alte und sieben neue Werke auf das Repertoire brachte. Der untergeordneten Rolle, die man ihm mit der Direktion der Ecole royale et spéciale de chant, worin Sänger für die Theaterchöre gebildet wurden, aufgenöthigt hatte, müde, wollte C. seinem Institut einen nützlichern und edlern Zweck geben und nannte es Conservatoire de musique religieuse, von 1830 an Conservatoire de musique classique, u. wollte fortan nur klassische Musikwerke, die würdigsten aller Schulen und Zeiten, hervorsuchen, sie zum Gegenstande der Uebungen machen, mit aller Vollkommenheit zu Gehör bringen und sie auf diese Weise erhalten. Zu diesem Behufe baute er 1826 in seiner Anstalt auf seine Kosten einen Koncertsaal, wo alte Musik von Palestrina, Händel, Carissimi u. A. aufgeführt wurde. Seit 1825 war er auch zum Kapellmeister an der Sorbonne ernannt worden; bald führten nun seine jugendlichen Zöglinge jeden Sonn- und Festtag in der weiten, früher ganz verlassenen Kirche vor einer großen Versammlung Allegri's Miserere, Palestrina's Stabat mater u. dergl. auf. Als er 1830 in Folge der Revolution seine Kapellmeisterstelle an der Sorbonne verloren hatte, faßte er den riesenhaften Plan, in den Kirchen u. Schulen von ganz Frankreich die Chöre wieder herzustellen, und komponirte zu dem Ende vierstimmige Sätze, reiste im Lande umher, studirte sie den einzelnen Stimmen ein und erreichte Erfolge, die an das Wunderbare grenzen. Nur nach einigen Stunden Uebung brachte er Massen dahin, zur Verwunderung zusammen zu singen, obwohl die Meisten darunter Leute aus dem Volk, ohne die geringste musikalische Bildung waren. Seine Thätigkeit schien mit den Jahren zu wachsen, aber auch die Gleichgültigkeit des Ministeriums und der Kammer der Deputirten für seine Anstalt, die er ganz eigentlich aus seinen Mitteln ernährte. Die letzte kleine Rente, die ihm noch übrig blieb, sah er sich zu verkaufen genöthigt, um der Erhaltung seiner Zöglinge willen. C. † den 28. Juni 1834 zu Paris. Von seinen zahlreichen theoretischen Werken sind noch zu nennen: „Méthode élémentaire d'harmonie et de composition" (Paris 1814); „Méthode concertante de musique à plusieurs partis d'une difficulté graduelle" (das. 1817); „Méthode concertante de plain-chant et de contre-point ecclésiastique" (das. 1819) u. A. Auch komponirte C. eine große Anzahl von Kirchenstücken und viele Romanzen. Seine „La sentinelle" ist Volksgesang geworden.

Chorophyll, s. v. a. Blättergrün.

Chorregent, ehedem s. v. a. Kapellmeister, jetzt Chordirektor.

Chorrock, s. v. a. Chorhemd; s. v. a. Priesterrock.

Chorsänger, s. Chor.

Chorschwester, s. Nonne.

Chorstörer (turbatores chori), vor Alters in einigen Mönchsklöstern, besonders in Preußen, Individuen, deren Funktion darin bestand, mit einem widerlichen Geplärr den Chorgesang gerade in dem Augenblick zu unterbrechen, wo er am feierlichsten und schönsten war. Der Zweck einer solchen Einrichtung ist unbekannt.

Chortatzis, Georg, griechischer Dichter aus Kreta, lebte wahrscheinlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts u. schrieb das Drama: „Erophile" (herausgegeben Venedig 1772), merkwürdig als erstes dramatisches Produkt der griechischen Poesie seit Gregors von Nazianz „Leidendem Christus", übrigens eine dramatisirte Nachbildung der italienischen Novelle „Guiscardo e Gismonda". Bruchstücke daraus finden sich in Leake's „Researches in Greece".

Chorton, die Tonverhältnisse der christlich-abendländischen Musik, welche sonst eine dreifache Stimmungsart hatte, nämlich den Kornet-, Chor- und Kammerton. Ebenso wurden in Italien dreierlei Stimmungen angegeben, die lombardische als die höchste, die venetianische als die mittlere und die römische als die tiefste. Ganz alte Orgeln sind in den Kornetton gestimmt und eine kleine Terz höher, als der alte Kammerton. Der gewöhnliche Chor- oder Orgelton unterschied sich vom Kammerton um einen ganzen Ton, so daß die Orgel in C-dur gespielt werden mußte, wenn die Instrumente D-dur spielten. Der Grund, warum die Stimmung verschieden eingerichtet war, lag ohne Zweifel in der verschiedenen Beschaffenheit des Orts, wo musicirt wurde. In der meist viel größern Kirche sollte der Ton besser durchdringen; für das Zimmer u. den Koncertsaal fand man diesen höheren C. zu grell. Allein da dieser tiefere Kammerton gleich anfangs nicht überall gleich war oder nicht lange blieb, mußte das Transponiren auf den Orgeln bald unbequem, ja störend werden. Dennoch wollte man im 18. Jahrhundert von der hohen Orgelstimmung nicht weichen, und nur allmählig ward der alte hohe C. verdrängt, so daß sich wenige Orgeln jetzt noch vorfinden, die denselben haben.

Chorus (lat.), s. v. a. Chor; auch ein veraltetes Blasinstrument mit einem Mundstück u. zwei auswärts gebogenen Röhren, die sich in einem Schalltrichter vereinigen.

Chosaa (Chosaiten), ein uralter arabischer Volksstamm, der um Mekka herum wohnte und vom 2. bis 5. Jahrhundert v. Chr. die heilige Kaaba in Besitz hatte, bis ihnen dieselbe von den Koreischiten entrissen wurde. Sie nennen sich Abkömmlinge Amru's, der nach der Ueberschwemmung von Mareb oder Saba nach Mekka zog, nachdem er seine südarabischen Güter an seine Nachbarn verkauft hatte. Noch zu Mohammeds Zeiten lebten sie, die die Götter, welche die Kaaba ehemals zierten, eingeführt hatten, mit den Koreischiten, denen Mohammed angehörte und welche nun die herrschende Priesterkaste wurden, in Streit. Die meisten Nachkommen der Chosaiten führen den Geschlechtsnamen Kaab.

Chosai, ein alter hebräischer Geschichtschreiber oder Prophet, der das Leben des Königs Manasse beschrieben haben soll (2. Chron. 33, 19); Luther nahm das Wort als Appellativum und übersetzte: unter den Geschichten der Schauer.

Choschen (Choschen mischpath, auch Choschen Hammischpath), das viereckige Schild, das der jüdische Hohepriester beim Eingang ins Allerheiligste auf der Brust trug, war

aus demselben Stoffe wie der Leibrock (s. d.), nur doppelt verfertigt, paßte in eine vorn am Rocke gelassene Oeffnung u. war mit goldnen, gewundenen Ketten an den Einfassungen der Edelsteine befestigt, die der Hohepriester auf den Achseln trug (2. Mos. 28, 15—30; 39, 8—21). Auf diesem Schilde waren 12 Edelsteine in 4 Reihen in Gold gefaßt befestigt, in welche die Namen der 12 Stämme gegraben waren; auch befanden sich die Urim und Thummim darin oder darauf. Moses trug es, nach seinen Worten, zum Gedächtniß vor dem Herrn, vielleicht als ein Zeichen seiner höchsten Würde.

Chose (franz.), Sache, Ding; daher Chosen, Possen, Schwänke; Chosenmacher, Possenreißer. Chose jugée, s. v. a. Rechtskraft.

Chosrew, s. Khosrew.

Chosroës, s. Khosroës.

Chotek, altes adeliges, in Böhmen und Oesterreich verbreitetes Geschlecht, das 1556 in den Freiherrenstand, 1723 in den böhmischen Grafenstand und 1745 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben ward. Unter den Kriegern und Staatsmännern, welche aus demselben hervorgingen, sind besonders hervorzuheben: Graf Johann Karl C., am 28. Oktober 1705 geboren, widmete sich dem Kriegsdienste, wurde aber meist zu diplomatischen Sendungen und Regierungsgeschäften verwendet. Im Jahre 1744 ward er Feldmarschallieutenant, geheimer Rath und Landesadministrator von Bayern, 1762 Feldzeugmeister, 1765 Erblandthürhüter in Niederösterreich; † den 8. November 1787. Sein Neffe, Johann Rudolf, Graf C. von Chotkowa und Wognin, geboren 1748, ward durch Kaiser Joseph, der seine staatsmännischen Talente frühzeitig erkannte, 1770 zum niederösterreichischen Regierungsrath, 1776 zum Hofrath bei der vereinigten Hofkanzlei, bald darauf zum Kanzler derselben berufen. Nach Leopolds II. Regierungsantritt wurde ihm die Leitung der neuerrichteten Finanzhofstelle übertragen. Im Jahre 1793 nahm er seine Entlassung, ward aber 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben, in welcher Stellung er für Hebung der Industrie des Landes segensreich wirkte. Von 1805—1809 Mitglied des Konferenzministeriums und nach dem Frieden Präses der normalen Hofkommission, † er 1824 zu Wien. Er hinterließ drei Söhne. Der erste, Graf Joseph von C., geboren den 2. März 1776, fiel als österreichischer Oberst am 6. Juli 1809 bei Wagram. Der zweite, Graf Wilhelm von C., geb. den 23. Juli 1783, studirte die Rechte in Wien u. Prag, trat 1803 in Staatsdienste und bestimmte sich anfangs für das Finanzfach. Doch verließ er später diese Richtung wieder, erhielt 1809 die Stelle als Gubernialrath in Brünn, 1812 die als Kreishauptmann zu Prerau in Mähren und ward nachher zur Organisirung des nachmaligen triester Kreisamts nach Triest berufen. Im Jahre 1815 wurde er nach der Besiegung Murats zum Generalgouverneur des Königreichs Neapel, nach seiner Rückkehr nach Triest 1816 zum Hofrath bei der dortigen Regierung ernannt, deren gesammte Leitung er dann bis zum Juli 1818 führte. In letzterem Jahre erfolgte seine Ernennung zum geheimen Rath und Vicepräsidenten in Tyrol, ein Jahr später zum Gouverneur von Tyrol und Vorarlberg. Seiner Thätigkeit und Einsicht gelang hier manches schwierige, wichtige und wohlthätige Werk. Im Jahre 1825 berief ihn der Kaiser als Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission nach Wien, und im Herbste 1826 erhielt er die oberste Verwaltung des Königreichs Böhmen, um das er sich die glänzendsten Verdienste erworben hat. Nachdem er 1843 sein 40jähriges Dienstjubiläum begangen, wurde er Ende Juli d. J. auf sein Ansuchen seiner Stelle als Oberstburggraf enthoben. Der dritte Bruder, Hermann von C., geboren am 28. Sept. 1786, † als k. k. Oberst am 25. April 1822. Gegenwärtiges Haupt der gräflichen Familie, welche in Böhmen die Herrschaften Jenjowes, Kosomin, Klomin u. Veltrus (1,15 □Meilen mit 4500 Einwohnern in 18 Ortschaften), Neuhof, Trzeboschitz und Hlisow (1,30 □ Meilen mit 5200 Einwohnern in 17 Ortschaften) und Bieloschitz und Kosel (0,24 □Meilen mit 720 Einwohnern in 5 Ortschaften) besitzt, ist Graf Heinrich von C., geboren am 26. Mai 1802, Enkel des Ministers Grafen Johann Rudolf von C.

Chotek, Franz Xaver, beliebter Komponist und Klavierlehrer zu Wien, geboren den 22. Oktober 1800 zu Liebisch in Mähren, ging, nachdem er seine Studien auf dem Gymnasium zu Freiberg vollendet hatte, 1819 nach Wien, um Philosophie und Jurisprudenz zu studiren, verließ aber 1824 auf immer die bisherige Laufbahn, um sich ausschließlich der Tonkunst, wozu er bei seinem Vater, einem Landschullehrer, den Grund gelegt hatte, zu widmen. Seine Lehrer in der Theorie der Musik und im Tonsatze waren der Hoforganist Henneberg und nach dessen Tod Simon Sechter. Seine zahlreichen Kompositionen bestehen in Tänzen, Liedern, Phantasien, Rondo's, Rondoletten und Stücken ähnlicher Gattung. Am bekanntesten ist seine „Anthologie musicale“, eine Reihe von Phantasien über beliebte Opernmotive, geworden.

Chotmynsk (Chotmüschk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, an der Worskla, 10½ Meilen von Charkow, ist befestigt, um 1630 vom Czar Michael Fedorowitsch auf einem Hügel erbaut worden, hat 3 Kirchen u. gegen 2000 Einw., die Landwirthschaft, Gärtnerei und Bienenzucht treiben, war ehemals sehr volkreich und trieb beträchtlichen Handel.

Chotschim (Choczim, Chocim, Chotim), Stadt u. Festung in Bessarabien, am rechten Ufer des Dniestr, am Abhange einer Hochfläche, Kaminiec gegenüber, ist einer der wichtigsten russischen Waffenplätze. Die Festung bildet ein 600 Klafter langes und 125 Klafter breites Viereck, welches auf einer nahe am Flusse sich hinziehenden Felswand ruht; auf der andern Seite ist sie außer ihrer 3 Klafter dicken und 5 Klafter hohen Mauer noch mit einem 3 Klafter tiefen und 8 Klafter breiten Graben, mit gedecktem Wege und einem Glacis mit Minengängen versehen, hat 4 Thore und 7 sehr enge Bollwerke. Außer den Kasernen umfaßt sie ein altes Schloß

mit einer Pulverkammer, das Arsenal und die Magazine. Die Stadt ist von Holz aufgeführt und zählt gegen 11,000 Einwohner, die einen nicht unbedeutenden Handel treiben: sie liegt etwas höher als die Festung. Außerhalb der Befestigungswerke ist eine Vorstadt. Die Umgegend ist jetzt ziemlich verödet und wird von etwa 3000 Moldauern und Russen bewohnt, die einen beträchtlichen Viehhandel nach Oesterreich treiben. C. war als ein fester Platz zwischen kriegerischen Völkern und an einem der frequentesten Dniestrübergänge im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte oft ein Zankapfel mächtiger Nachbarn und sah Polen und Türken, Oesterreicher und Russen siegreich in seine Thore einziehen. Hier siegten die Polen 1621 unter Wladislaw IV. und 1673 unter Johann Sobieski über die Türken. Die Russen kämpften hier glücklich gegen die Türken am 28. Aug. 1739 unter Münnichs Anführung, dagegen unglücklich am 30. Oktober 1768. Die Festung wurde 1674 von Hussein Pascha, Statthalter von Damask, erobert und erhielt seit 1718 durch französische Ingenieure außerordentliche Verstärkung; gleichwohl fiel sie am 30. August 1739 und abermals 1769 in die Gewalt der Russen. Die Oesterreicher u. Russen eroberten sie 1788 unter Prinz Koburg und Soltikoff; 1806 erlag sie abermals den russischen Waffen und wurde 1812 im Frieden zu Bukarest an Rußland abgetreten.

Chotusitz, Dorf im österreichisch-böhmischen Kreis Pardubitz, mit 800 Einwohnern, bekannt durch die Schlacht am 17. Mai 1742, in welcher 30,000 Preußen unter Friedrich II. über 40,000 Oesterreicher unter Herzog Karl von Lothringen siegten. Letztere wollten die Preußen überfallen, fanden sie jedoch in Schlachtordnung, wurden von Friedrich II. in der Flanke angegriffen und geschlagen. Der Verlust der Preußen belief sich auf 3000 Todte und Verwundete, der der Oesterreicher auf 7000 Todte, Verwundete und Gefangene, nebst 18 Kanonen. Diese Schlacht führte unmittelbar zum Frieden von Breslau, der den ersten schlesischen Krieg auf eine für Preußen so vortheilhafte Weise endete.

Chouankörner, Samen einer levantischen Pflanze, wahrscheinlich der Trigonella Foenum graecum, von grünlicher Farbe, den Senfkörnern ähnlich, zur Karminbereitung brauchbar, daher auch Karminkörner genannt.

Chouans, in der ersten französischen Revolution Name der Insurgentenhaufen auf dem rechten Ufer der Loire u. in der Bretagne, die anfangs besonders aus Schleichhändlern und andern mit der gesetzlichen Ordnung zerfallenen Individuen bestanden. Nachdem schon 1792 der Oberst Marquis de la Roairie auf Calonne's Betrieb einen Versuch gemacht hatte, dieselben unter eine royalistische Fahne zu reihen, sammelte gegen Ende 1793 Jean Cottereau, gewöhnlich Chouan genannt, der Sohn eines Schmieds, nach Andern eines Holzschuhmachers, der schon als Schleichhändler durch seine Tapferkeit eine hervorragende Rolle gespielt hatte, in den Wäldern von Pertre und Fougères einen Insurrektionshaufen, die sogenannte Chouannerie, um, wie die schon neun Monate kämpfenden Insurgenten der Vendée, die Sache des Königthums zu verfechten. Während aber die Vendéer bei Savenay den 18. Dec. fast aufgerieben wurden, verbreitete sich die Chouannerie auf einem großen Flächenraume bis in die Nähe von Paris, und es hätten diese Banden die Republik vielleicht stürzen können, wären sie gut geleitet und mit hinreichenden Mitteln versehen gewesen. Aber auf mehr als 1000 □Meilen zerstreut, ohne ordentliche Waffen und Munition, mußten sie sich begnügen, nächtliche Ueberfälle auf republikanische Kolonnen zu machen u. Convois, Kuriere und Posten aufzuheben. Doch waren sie stark genug, um 60,000 Mann regulärer Truppen, die die Normandie, Bretagne u. Maine besetzt hielten, fortwährend in Spannung zu halten. Dem General Beaufort, den der Konvent beordert hatte, die Insurrektion zu unterdrücken, gelang es, zu Anfang des Jahres 1794 auf der Straße von Laval einen Haufen von 600 Insurgenten aufzuheben und dann in der Nähe von Granville den Obergeneral der C., den Marquis Puisaye, der von den königlichen Prinzen mit der Organisation des Aufstandes beauftragt war, anzutreffen. Puisaye schlug sich zwar durch, mußte aber seine ganzen Papiere im Stich lassen, welche über die Beziehungen der Chouannerie zu England, sowie über ihre weitverbreitete Organisation Aufschluß gaben. Das südliche Frankreich war darnach in Kantons und Departements eingetheilt; die Streiter waren unter verantwortliche Offiziere gestellt und in Divisionen formirt, denen ein Feldmarschall vorstand. Jede Division besaß ihre Kasse und einen aus Edelleuten und Priestern gebildeten Rath. Jeder, der in die Reihen trat, mußte einen schweren Eid leisten, wodurch er sich zur Vertheidigung des Throns und des Altars verpflichtete. England unterstützte die Insurrektion mit Geld und Waffen. Der Wohlfahrtsausschuß hatte Beaufort ganz besonders aufgetragen, sich des kühnen Jean Chouan zu bemächtigen. Derselbe verbarg sich mit seiner Bande in einer im Walde von Pertre gegrabenen und verdeckten Höhle, über welche die Republikaner unzählige Male marschirt waren, ohne den Schlupfwinkel zu entdecken. Am 2. Febr. 1794 glückte es endlich Beaufort, diese gefürchtete und kühne Bande in der Gegend von Lagravelle zu umstellen und zu überwältigen, wobei Chouan fiel. Bald darauf zog Puisaye seine Haufen im Walde von Rennes zusammen, um von da aus das in dieser Stadt liegende Hauptquartier der republikanischen Armee zu überfallen; aber er ließ den rechten Zeitpunkt dazu unbenutzt vorübergehen. Der Wohlfahrtsausschuß ergriff endlich das letzte Mittel, indem er den ganzen Westen in Belagerungszustand erklärte und dem General Hoche das Oberkommando über die vier daselbst befindlichen Armeecorps zur nachdrücklichen Bekämpfung der Insurrektion übertrug. Puisaye, der wohl einsah, daß er einer solchen Macht mit so geringen Mitteln nicht widerstehen könnte, begab sich nach England, um Pitt zu wirksamerer Unterstützung und die Emigranten zur lebhafteren Betheiligung an der Insurrektion zu vermögen. Er übergab das Kommando über die Insurgentenhaufen einstweilen dem kühnen Aben-

teurer Désoteux, genannt Cormatin, welcher jedoch mehr Ehrgeiz als Fähigkeiten besaß und den Krieg ohne rechte Umsicht fortsetzte. Der Konvent trat mit ihm, sowie mit Charette (s. d.) in Unterhandlung, und Cormatin unterzeichnete schon den 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, nach welchem die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Aber weder der Konvent, noch die an ein räuberisches Kriegerleben gewöhnten Abenteurer waren gesonnen, diesen Vertrag zu halten. Cormatin zog mit allem Glanze in Rennes ein, wurde aber vom General Hoche bei den bald ausgebrochenen Reibungen zwischen den C. und den Republikanern verhaftet und nach Cherbourg gebracht. Bei dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten traten der tapfere Georges Cadoudal (s. d.) und Scépeaux als Anführer an die Spitze der Insurgenten, die ihren Muth zu beleben wußten, dessenungeachtet aber auf allen Punkten geschlagen und fast aufgerieben wurden, bis endlich Puisaye mit der großen Expedition von Engländern und Emigranten an der französischen Küste erschien. Nach der am 27. Juni zu Quiberon (s. d.) bewirkten Landung kamen die in ihren Schlupfwinkeln versteckten C. in Masse hervor, um die Expedition zu unterstützen. Cadoudal und Puisaye waren schon im Begriff, mit ihren starken Banden vorzudringen und die ganze Bretagne zu insurgiren; allein die furchtsamen Emigranten ließen dies nicht zu, stellten die C. unter Offiziere der Emigration, steckten sie in englische Uniformen und zwangen sie, an der Befestigung des genommenen Forts Penthièvre zu arbeiten. Diese verkehrten Maßregeln erregten die Unzufriedenheit der C. Als sich die engl. Flotte entfernt hatte und der Graf Artois sich nicht, wie er versprochen, an die Spitze der Insurrektion stellte, legten die C. zwar nicht die Waffen nieder, aber sie verloren den Muth wie ihre numerische Stärke; ihre tüchtigsten Anführer, Tintenlac, Scépeaux, Tête-Carrée, Palierne, wurden wiederholt geschlagen und der Aufstand auf allen Punkten unterdrückt. Noch schlimmer wurde die Lage der C., als Hoche nach Beendigung des Vendéekriegs durch die Gefangennahme Charette's und Stofflets alle seine Streitkräfte auf das rechte Ufer der Loire richten konnte. Scépeaux, in drei Gefechten besiegt, mußte die Waffen niederlegen, George Cadoudal folgte seinem Beispiele, Frotté, von seiner Mannschaft verlassen, floh nach England, Vieuville, Dérent und andere Anführer waren gefallen, und Puisaye vermochte kaum durch die Flucht nach Amerika der Anklage seiner Genossen zu entgehen. Die Chouannerie war somit vernichtet. Als aber 1799 die Republik in Italien Verluste erlitt, erhob sich diese Insurrektion aufs Neue. Die Stadt Coutances wurde genommen und die gefangen gehaltenen C. befreit. Dieser abermalige Aufstand war zu London organisirt und das Land in die alten Distrikte eingetheilt worden; Frotté kommandirte in der Normandie, Cadoudal in Morbihan, Bourmont in Maine, Chandelier in Perche, Rougarède in der Mayenne, Prévalaye in einem Theile der obern Bretagne und Châtillon am rechten Ufer der untern Loire. Mehre Städte wurden von den Haufen genommen, und der Aufstand hatte sich schon bis drei Stunden vor Versailles verbreitet, als die Revolution vom 18. Brumaire auch diesem Bürgerkriege ein Ende machte. Nachdem Bonaparte den General Brune mit einer Verstärkung von 30,000 Mann an die Loire gesendet hatte, wurden die Haufen schnell zerstreut, und die Anführer ließen sich in die allgemeine Amnestie einschließen, bis auf Frotté, der den Kampf fortsetzen wollte, aber ergriffen und erschossen wurde. Erst 1814 und 1815 brach die Chouannerie nochmals auf beiden Ufern der Loire zugleich los. Die C. waren jetzt besser bewaffnet und unter eine große Anzahl tüchtiger Führer vertheilt, von denen besonders Coislin, Andigne, Ambrugeac, Courson, Sol de Grisselles zu nennen sind. Die Schlacht bei Waterloo machte auch diesem Aufstande ein baldiges Ende. Die Anführer der C. wurden zu Feldmarschällen und Generallieutenants erhoben, mehre unter die Pairs aufgenommen, und alle erhielten große, den öffentlichen Schatz drückende Pensionen und Gratifikationen.

Choulant, Ludwig, Professor und Direktor der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Dresden, geboren daselbst am 12. Nov. 1791, widmete sich 1807 der Apothekerkunst, gab aber 1811 dieselbe wieder auf, studirte in Dresden und Leipzig Medicin, ging 1817 auf Einladung des Hofraths Pierer nach Altenburg, um diesen in seinen literarischen Unternehmungen zu unterstützen, und wurde praktischer Arzt daselbst. Im Jahr 1821 als Arzt des königlichen Krankenstifts nach Dresden berufen, bekleidete er diese Stelle bis 1837, während er seit 1822 an der medicinisch-chirurgischen Akademie Vorlesungen hielt u. 1823 die erledigte Professur der theoretischen Heilkunde überkam. Im J. 1828 ward er Professor der praktischen Heilkunde u. Direktor der therapeutischen Klinik; 1836 erhielt er den Hofrathstitel, begleitete 1837 den Prinzen Johann auf seiner Reise nach Italien und empfing 1842 an Sallers Stelle das Direktorium der Akademie. Schon in Altenburg begann seine literarische Thätigkeit als Mitredakteur des „Anatomisch-physiologischen Realwörterbuchs“ und der piererschen „Allgemeinen medicinischen Annalen“. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: die Ausgaben von Platners „Quaestiones medicinae forensis“ (Leipzig 1824), der „Carminum edica“ des Aeg. Carboliensis (das. 1826), der „Syphilis“ des Fracastori (das. 1830), der „Theoria medica vera“ von Stahl (3 Bde., das. 1831—1833), des Macer „De viribus herbarum“ (das. 1832), des „Calvidii Leti i. e. Claudii Quilleti Callipaedia“ (das. 1836); die „Tafeln zur Geschichte der Medicin“ (das. 1822); „Anleitung zur ärztlichen Receptirkunst“ (das. 1825, 2. Aufl. 1834); „Handbuch der Bücherkunde für ältere Medicin“ (das. 1828); „Anleitung zum Studium der Medicin“ (das. 1829); „Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen“ (das. 1831, 3. Aufl. 1838); „Anleitung zur ärztlichen Praxis“ (das. 1836); das „Historisch-literarische Taschenbuch für die deutsche Medicin“ (Jahrgang 1—3, das. 1838—40); die „Bibliotheca medico-historica“ (das. 1841); die Ausgabe der „Opere“

des Benvenuto Cellini (3 Bde., das. 1833—35). Anonym erschien seine Zauberoper „Libussa, Herzogin von Böhmen" (Leipzig 1823).

Choustuk (Schustuk, Szostuk), polnische und preußische Silbermünze, welche 6 preuß. Groschen galt. Der Name bedeutet Sechsner, Sechser.

Chouzé, Marktflecken im französischen Departement Indre und Loire, Bezirk Chinon, an der Loire, mit 3800 Einwohnern, die Früchte, Getreide und Wein bauen und damit Handel treiben.

Chow (Chowl), ostindisches Gold-, Silber- und Juwelengewicht: in Bombay 600 C. = 1 Tola; in Madras nur als Perlengewicht in Gebrauch; in Surate 6 C. = 1 Rutten, 576 C. = 1 Tola.

Chowan, Fluß im nordamerikanischen Staat Nordcarolina, wird durch die Vereinigung des Nottaway, Meherrin und Blackwater-River, die meist in Virginien entspringen und fließen, gebildet und mündet in den Albemarlesund, nördlich von der Mündung des Roanoke, ist schiffbar auf dem Meherrin-Arm für große Fahrzeuge bis nach Murfreesboro, in dem nördlichen Theil der Hartford County, nahe der Grenze von Virginien.

Chowaresmien, s. Kharesmien.

Chownitz, Julian Feodor Joseph, deutscher Romanschriftsteller, geboren 1814 zu Neuhäusel in Ungarn, ward kaiserlicher Offizier, dann 1835, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde dienstunfähig geworden, Professor der Geschichte und Geographie an der Kadettenschule zu Grätz. Im Jahr 1836 begründete er mit Saphir in Wien den „Humoristen" und gab zugleich in Pesth den „Pesther Charivari" heraus, der jedoch bald wieder einging. Im Jahr 1840 machte er eine Reise in den Orient, übernahm nach seiner Zurückkunft die Redaktion der Zeitschrift „Eisenbahn" in Leipzig, gab dann die Zeitschrift „Das Rheinland" heraus u. lebte abwechselnd in Mainz, Wiesbaden 2c. Er schrieb: „Die Verirrten", Gedicht (Wien 1836); „Das Herzogslied" (das. 1838); „Marie Capelle oder Charles Laffarge's Tod" (Leipzig 1840, 3 Bde.).

Chowry, asiatisches Eiland unter 8° 30′ Br. und 111° 13′ östl. Länge im indischen Ocean, zur Gruppe der Nikobaren gehörig, erhebt sich ziemlich hoch über das Meer, ist sehr waldig, gut bewässert und bewohnt.

Chr. (XP, gewöhnlich mit ☧ bezeichnet), Abbreviatur für Christus, mit Anspielung auf Christi Kreuz, Zeichen in den Fahnen, Münzen, Kronen, Geräthschaften 2c. von Konstantin dem Großen und dessen Söhnen, sowie auf Kirchthüren, Schildern, Lanzen, Harnischen, Helmen, Bischofsgewändern 2c.; dann kritisches Zeichen, um eine Lesart zu billigen.

Chramnus, des fränkischen Königs Chlothar I. ältester Sohn, empörte sich als Statthalter der Auvergne 556 gegen seinen Vater, verband sich mit Childebert I., verfolgte das von seinen Brüdern gegen ihn geführte Heer bis Burgund und bemeisterte sich Chalons' und Dijons. Nach Childeberts Tode 558 mußte er sich seinem Vater unterwerfen, brach jedoch wieder den Frieden und floh nach der Bretagne, wo er 560 von Chlothar geschlagen, gefangen und mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern in eine Hütte eingeschlossen und verbrannt wurde.

Chrême (franz.), das geweihte Oel der Katholiken, Chrisam, s. Chrisma.

Chresmologia (griech.), Wahrsagung, Orakel; daher Chresmologos, Orakelgeber, Weissager, Prophet, u. Chresterion, Ort, wo Orakel ertheilt werden. C. heißt auch das vor Ertheilung des Orakels geschlachtete Opferthier, sowie ein Orakelspruch.

Chrestiens de Troyes, nordfranzösischer Dichter des 12. Jahrhunderts, von dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er sich nach damaliger Sitte dem Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, als Schützling angeschlossen hatte und 1191 †. Er gehört zu den fruchtbarsten und gerühmtesten Dichtern seines Jahrhunderts und stand bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen. Von seinen zahlreichen Dichtungen sind nur sechs bis auf uns gekommen, welche sich unter den Manuskripten der königlichen Bibliothek zu Paris befinden. Er wählte die Stoffe seiner Dichtungen sämmtlich aus dem Sagenkreise der Tafelrunde und behandelte sie mit einem Reichthum der Erfindung, einer Gewandtheit der Erzählung und einer Schönheit des Styls, die den Wendepunkt der höchsten Vollendung der nordfranzösischen Poesie der Romanciers bezeichnet. Auch für die ältere deutsche Literatur ist er wichtig, da seine großen Rittergedichte im 13. Jahrhundert bei uns nachgebildet wurden. Den „Yvain" gab zuerst vollständig heraus Lady Charles Guest im „Mabinogion" (London 1838), dann Keller in „Li romans dou chevalier au leon" (Tüb. 1841) und in „Romvart" (Mannh. 1844). Vgl. W. L. Holland, Ueber C. d. T., Tübingen 1847.

Chrestmas-Pantomime (engl.), Name eines komischen Zauberballets, das die Nationaltheater Drurylane und Coventgarden in London jährlich zu Weihnachten geben und das mit außerordentlicher Pracht ausgeführt wird. Alle Mitwirkenden bereiten sich lange Zeit auf eine solche Pantomime vor, weil meist das Gefallen oder Nichtgefallen derselben das Fortbestehen oder den Fall einer Direktion bestimmt. Ihr Ursprung ist in das letzte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu setzen, doch erhielt sie ihren Glanz erst unter Rich und Garrick. Gewöhnlich beginnt eine solche Pantomime mit einem Vorspiel, das ein Mährchen oder eine Volkssage behandelt und mit der Verwandlung der Personen in Arlequin, Colombine, Clown und Pantalon endigt, worauf die eigentliche Arlequinade folgt. Tagesneuigkeiten werden auf das Beißendste lächerlich gemacht und selbst Minister und Günstlinge des Hofs nicht verschont. Eine gute C.-P. erlebt gewöhnlich 50—60 Vorstellungen hintereinander, kostet aber auch nicht selten 10,000 Pfund Sterling.

Chrestomathie (v. Griech.), Sammlung oder Auswahl des Besten u. Mustergültigsten, insbesondere auch zum Zwecke des Unterrichts Brauchbarsten aus den Werken früherer Schriftsteller in Prosa; Sammlungen poetischer Stücke heißen

Anthologie (s. d.). Die ältesten bekannten C.n sind die von Helladius aus dem Anfang des 4. Jahrh. und die von Proclus aus der Mitte des 15. Jahrh., beide in griechischer Sprache. Mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften begann die Blüthezeit der C.n aus den gelesensten griechischen und lateinischen Autoren, namentlich aus den Werken Herodots, Thucydides', Cicero's, Livius', Horaz', Ovids und Anderer. In neuerer Zeit nannte man C. vorzugsweise die für die Schulen eingerichteten Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern verschiedener Zeiten. Der Gebrauch derselben auf Gelehrtenschulen ist jedoch von vielen erfahrenen Pädagogen der Gegenwart nicht gebilligt und zum Theil bereits beschränkt worden.

Chrestus, nach Sueton (Vit. Claud. 25) wahrscheinlich Haupt einer jüdischen Partei, die unter Kaiser Claudius Unruhen in Rom erregte, ward oft mit Christus identificirt.

Chretien (franz.), Christ; Christian.

Chrie (v. Griech., s. v. a. Sentenz, Gemeinplatz), von Hermogenes und Aphthonius eingeführte rhetorische Uebung, in welcher die Sentenz eines bekannten Mannes auf einen bestimmten Fall angewandt und nach bestimmten Regeln weiter ausgeführt wurde. In neuerer Zeit versteht man darunter einen kurzen Aufsatz über ein Thema nach folgender Ordnung: a) der Satz, die Sentenz, selbst, nebst dem Lobe des Autors (dictum cum laude autoris); b) die Umschreibung des Gedankens auf erläuternde Weise (periphrasis); c) der Beweis (aetiologia); d) das Gegentheil (contrarium) des Satzes, wodurch dieser selbst in helleres Licht tritt; e) das Gleichniß (simile); f) das Beispiel (exemplum); g) das Zeugniß (testimonium); h) der Schluß (conclusio), Wiederholung des Hauptsatzes nebst einer Anwendung. Man hat auch folgende Disposition: a) Satz (protasis), b) Beweis, c) Erläuterung (amplificatio), und zwar α) das Gegentheil, β) das Gleichniß, γ) das Beispiel, δ) das Zeugniß, u. d) Schluß.

Chriemhild, die Hauptheldin im Sagenkreise des Heldenbuchs, am bedeutendsten im Nibelungenliede (s. d.), wo sie als unversöhnliche Rächerin ihres Gemahls Siegfried gegen ihre Brüder auftritt.

Chrisam, s. v. a. Chrisma.

Chrisma (griech.), Salbe, besonders in der griechisch- u. römisch-katholischen Kirche das feierlich geweihete Salböl zum Gebrauch bei gewissen Ceremonien. Schon im 4. Jahrhundert war die feierliche Weihe des C. allgemeiner Brauch u. stand in so hohem Ansehen, daß sie bereits zu Ende des 4. Jahrhunderts vom Bischof selbst oder einem besonders von ihm damit beauftragten Presbyter unter Gebet verrichtet wurde. Anfangs geschah diese Weihe bei der Taufe, später auch bei andern sakramentalischen Handlungen, namentlich bei der Firmelung und der Priesterweihe; der damit Geweihete sollte dadurch gleichsam zu einem Könige gesalbt seyn, der über sich und seine Leidenschaften herrsche, zu einem Priester, der Gott wohlgefällige Opfer in guten Thaten bringe, kurz, er sollte nach dem Vorbild der alten heidnischen sich salbenden Wettkämpfer fortan ein tüchtiger Streiter seyn für den christlichen Glauben. Später verband man mit dem Gebrauch des C. die Idee der dadurch bewirkten Mittheilung des heiligen Geistes. Ursprünglich bestand das C. aus Olivenöl, dem aber schon früh Balsam und wohlriechende Stoffe beigemischt wurden. Gegenwärtig gibt es in der römisch-katholischen Kirche drei Arten C.: für Täuflinge, für Katechumenen (aus reinem Olivenöl), u. eigentliches C. (Chrisam genannt), zur Firmelung, Priesterweihe, letzten Oelung, Krönung, Einweihung von Kirchen und Altären (Oel und Balsam). Die Weihe des C.' geschieht jährlich am grünen Donnerstag vom Bischof selbst unter Assistenz vieler Geistlichen und mit besonderer Feierlichkeit. In der griechischen Kirche weihen es die Patriarchen nicht jährlich und deshalb in größeren Quantitäten; auch versetzen sie das C. mit weit mehr aromatischen Ingredienzien. Die Bezeichnung mit dem C. geschieht stets in Kreuzesform.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, welches die Priester dem Bischof für von ihm empfangenes Chrisma zu entrichten haben.

Chrismale, ein weißes Tuch, welches man in der katholischen Kirche dem getauften gefirmelten Christen, sowie auch den Ordinirten sogleich nach der Salbung um die Stirn bindet, um das Herabfließen und die Profanation des Chrisma zu verhüten; das Tuch wird erst nach 8 Tagen wieder abgenommen. Gegenwärtig ist diese Sitte in vielen Gegenden außer Brauch gekommen. Auch hieß so ein weißes Kleid, das man über das Haupt des Getauften breitete, s. Westerhemd.

Chrismarium (Chrismatarium, lat.), Gefäß für das Chrisma; Reliquienkästchen; auch Ort, wo die Firmelung vollzogen wird.

Chrismon, eine geschlängelte Buchstabenfigur, die von den Zeiten der Merovinger bis zum 14. Jahrhundert in Urkunden und Handschriften vorkommt. Da das C. allmählig die Gestalt eines mit Nebenfiguren versehenen C annahm, deutete es Baring als caput oder capitulum, womit die Schreiber den Anfang eines Diploms hätten bezeichnen wollen. Die zuweilen beigefügten Buchstaben J oder das griechische *H*, auch wohl α und ω sollten den Namen Jesus Christus bedeuten. Mehr Wahrscheinlichkeit hat Eckhards u. A. Meinung für sich, die darin die bekannten Ausrufungsformeln in nomine Christi etc. bezeichnende Siglen und tironische Noten finden wollen. Jedenfalls bezeichnet es die christlich fromme Gesinnung des Ausstellers der Urkunde, vielleicht auf dem abergläubischen Gebrauche beruhend, durch das Zeichen des Kreuzes rc. den Einfluß böser Geister zu bannen.

Christ, Bekenner des christlichen Glaubens, eigentlich Christianer, wie die Glieder der ersten christlichen Gemeinde zu Antiochien genannt wurden. Früher hatten sich die Bekenner des neuen Glaubens nur „Brüder" genannt; die Juden legten ihnen den Namen Galiläer bei, nach der Heimath der ersten Anhänger Jesu. S. Christenthum und Christus.

Christ, Joseph Anton, Schauspieler, geboren zu Wien 1744, entfloh aus dem Jesuiteninstitute, in dem er erzogen werden sollte, und nahm als Husar Theil an dem siebenjährigen Kriege. Nachher schloß er eine heimliche Ehe mit dem Fräulein Peixoto de Costa aus Lissabon und ließ sich 1765 bei der ligenerschen Gesellschaft als Schauspieler engagiren. Neben Döbbelin spielte er 1777 in Berlin erste Liebhaberrollen, junge Helden und Chevaliers, durch die er seinen Ruf begründete, ward 1778 an Brockmanns Stelle nach Hamburg berufen, ging 1779 zur bondinischen Gesellschaft nach Leipzig, 1783 nach Petersburg, 1784 von da nach Riga zu Meyer und Koch, wo er seine Gattin und eine sehr hoffnungsvolle Tochter verlor. Im Jahr 1790 war er beim Nationaltheater in Mainz; 1794 ging er zur seconda'schen Gesellschaft nach Prag, mit der er nach Dresden und Leipzig reiste. Am 14. Sept. 1815 feierte er in letzterer Stadt das 50jährige Jubiläum seiner Künstlerlaufbahn u. † 1824 zu Dresden. C. war ein Künstler im vollsten Sinne des Worts, der mit den scheinbar einfachsten Mitteln mächtig wirkte und in dieser Beziehung selbst Iffland übertraf. Die Natur war ihm stets Vorbild, daher bedurfte er keinerlei überreizter Mittel, um auch den Ausdruck stärkster Leidenschaft darzustellen. Seine Tochter zweiter Ehe, Friederike Antoinette Josephine, verehelichte Schirmer, geboren 1785, war als Darstellerin für muntere und sentimentale Partien, später für Anstandsdamen und Mütter eine Zierde des Hoftheaters zu Dresden, wo sie den 31. März 1833 †.

Christabend, s. v. a. Weihnachtsabend, s. Weihnachten.

Christbaum, s. Weihnachtsbaum.

Christbescheerung, s. Weihnachten.

Christburg, Stadt und Schloß in der preußischen Provinz Preußen, Reg.-Bez. Marienwerder, an der Sorge, hat 2300 Einw., welche Handel und Branntweinbrennerei treiben. Das Schloß war einst seiner Lage und Festigkeit wegen sehr wichtig und daher der Schauplatz und Gegenstand blutiger Kämpfe. Als um 1230 die deutschen Ritter in diese Gegend kamen, fanden sie den Volksstamm der Pomesanier, besiegten dieselben in zwei blutigen Schlachten, eroberten 1247 unter dem tapfern Heinrich von Wida die von Pommern und Pomesaniern besetzte Kirsburg und nannten sie, da der Ueberfall in der Nacht vor dem Christfeste geschehen war, zum Andenken C. Der Pommernherzog Swantopolk fühlte den Verlust dieses wichtigen Platzes schmerzlich und traf deshalb Anstalten zur Wiedereroberung desselben; mit zwei starken Heerhaufen berannte und bestieg er das Schloß und machte die Besatzung bis auf den letzten Mann nieder. Heinrich von Wida jedoch ließ unfern dem eroberten Schlosse ein anderes bauen, das er Neuchristburg nannte; Altchristburg wurde bald darauf erobert und verbrannt. Eine Menge Kreuzfahrer siedelten sich nach und nach um das Schloß an und erbauten eine Stadt, die bald Bedeutung gewann. Im Jahr 1252 zog Swantopolk mit den Pomesianern, einem zahlreichen Heere, gegen Neuchristburg, wurde aber von den Rittern der C. überfallen und sein Heer zersprengt. Wiederholte Angriffe wurden stets zurückgeschlagen. Bewundernswürdige Tapferkeit bewies besonders die Besatzung bei dem Ueberfall der Preußen im Aufstande des Bartnerfürsten Divan und des Pomesaniers Linko (1274). Schon war ein Ordensheer von den Empörern überfallen und vernichtet, die Stadt von den Preußen eingenommen worden, und das Schloß, nur von drei Rittern und drei Knechten vertheidigt, stand den andringenden Feinden offen; als dies Sirene, ein edler Pomesane, der in einem Thurme des Schlosses gefangen saß, gewahrte, sprengte er seine Ketten, ergriff Spieß und Schwert, eilte hinab und vertheidigte so lange den Eingang des Schlosses, bis die Zugbrücke aufgezogen und das Thor geschlossen werden konnte; dann sprang er in den Graben und rettete sich durch eine Nebenpforte ins Schloß. C. war eine der drei Münzstätten Preußens, worin schon 1335 die ersten Heller geschlagen wurden; seit 1360 war es der Sitz des Obertrappiers (s. Deutscher Orden). Im J. 1400 verbrannte die Stadt, u. das Schloß wurde nach der Schlacht bei Tanneberg zerstört. Im Reiche der schauerlichen Gespenstergeschichten haben die Trümmer des letztern keine geringere nationale Berühmtheit, als der Blocksberg im Harz.

Christchurch, Stadt in der englischen Grafschaft Hamp, zwischen dem Avon und Stour, die sich hier, drei englische Meilen vor ihrer Mündung in die See, vereinigen, in sehr angenehmer Lage, hat eine alte Kirche, bei welcher Eduard der Bekenner eine Priorei und Kloster gründete, u. 5400 Einw., welche Brauereien, Strumpfweberei u. Lachsfischerei betreiben.

Christdorn, s. v. a. Stechpalme, Ilex aquifolium *L.*; Judendorn, Paliurus australis *Gaertn.*; Brustbeerenbaum, Zizyphus vulgaris *Lam.*; Hagedorn, Crataegus oxyacantha *L.*; rauhe Stachelbeere, Ribes Grossularia *L.*

Christe (lat.), der zweite Theil einer Messe, nach den Worten des Textes derselben: Christe eleison, benannt.

Christen, Joseph, schweizerischer Bildhauer, geboren 1769 zu Buochs im Kanton Unterwalden, bewies schon in früher Jugend Neigung zur bildenden Kunst und half seinem Vater, einem schlichten Bauersmann, Thiere und Heilige in Holz schneiden, ging 1785 nach Luzern, wo er bei dem Bildnißmaler Würsch die Zeichenkunst lernte, fühlte sich aber mehr von der Skulptur angezogen und verrieth schon durch seine ersten Arbeiten, einen 6 Fuß hohen hölzernen St. Nikolaus von der Flue und vier große Löwenköpfe, die an der Emmenbrücke angebracht sind, seinen Beruf für diesen Zweig der Kunst. Im Jahre 1788 ging er nach Rom und studirte dort drei Jahre unter Trippels Leitung die Kunstwerke der Alten, ging dann in sein Vaterland zurück, verweilte erst in Zürich und Stanz, dann in Bern und ließ sich endlich zu Basel nieder, wo er sich vorzüglich mit Büsten und Bildnissen in Medaillons von Marmor, Alabaster und gebrannter Erde seinen Unterhalt erwarb. Im Jahr 1791 verfertigte er das Monument des durch einen Sturz vom Col de Balme verunglückten Escher

von Berg aus Zürich und später in Thon die schöne Gruppe von Angelika und Medor, ein Werk voll Zierlichkeit und Anmuth, das vornehmlich des Künstlers Ruf begründete. Auch die aus dem Ei sich hervorarbeitende Cythere, nach H. Kellers Erfindung, ist von hoher Schönheit. Unter seinen Büsten, die durch Aehnlichkeit und vollkommene Ausführung sich auszeichnen, verdienen besondere Erwähnung: die des Salomon Geßner und des Schweizerhelden Hans von Hallwyl, in übernatürlicher Größe; die von Pestalozzi und Pfeffel, letztere in der königlichen Glyptothek zu München, u. a.

Christenheit, Inbegriff aller Christen, s. Christenthum.

Christensaft, s. Liquiritiensaft.

Christensen, C., ausgezeichneter dänischer Medailleur, aus Kopenhagen, machte sich besonders durch den Schnitt der Preismedaille für dänische Künstler berühmt. Diese Preismedaille ist mit unendlicher Feinheit ausgeführt und trägt auf ihrer oberen Seite das Brustbild Thorwaldsens mit der Umschrift: „Thorwaldsen sculptor Danus". Der äußere Rand dieser Fläche ist mit Bruchstücken des Alexanderzuges geschmückt; die Rückseite der Medaille stellt die Nymphe Galatea dar, wie sie Dänemark den Amor mit der Leier bringt, umgeben von den bekanntesten Arbeiten Thorwaldsens. C. hatte bei seiner Arbeit das Unglück, daß der Stempel sprang; doch gedieh sein mit Beharrlichkeit fortgesetztes Werk 1842 zur Vollendung. Im Jahr 1844 entwarf C. die Skizze zu einer Erinnerungsmedaille auf den inzwischen verstorbenen Thorwaldsen. Sie stellt auf der einen Seite den großen Meister, sich stützend auf den Genius der Hoffnung, nach der von ihm selbst geschaffenen Statue, und auf der Rückseite die Siegesgöttin in einer Quadriga dar.

Christenthum, der ganze Inbegriff der religiösen und sittlichen Wahrheiten und Lebensformen, welche durch Jesus Christus der Menschheit mitgetheilt worden sind. Gestiftet wurde das C. dadurch, daß Jesus Christus nach Gottes Rathschlusse unter den Menschen erschien und durch Lehre, Leben und Tod sich als den der Menschheit bestimmten geistigen Erlöser erwies. Die ersten christlichen Gemeinden sammelten sich um das Bekenntniß: Jesus von Nazareth sey der verheißene Christus (s. d.), daher ihre Genossen den Namen Christen (Christianer, Apostelgeschichte 11, 26), Anhänger des erschienenen Christus, bekamen und die von Jesu gestiftete Religion und an seine Person und Lehre sich anschließende Religions- und Lebensform C. genannt wurde. Hiernach ist das C. objektiv: die von Christus ausgehende Richtung und Kraft eines auf eigenthümliche Weise bestimmten religiösen Lebens; subjektiv: die Ueberzeugung, daß die Vollendung des religiösen Lebens überhaupt durch Christus und in ihm gekommen sey und in einer von seinem Geiste beseelten Gemeinschaft auch unser religiöses Leben dieser Vollendung näher gebracht werde. Obwohl in Christus das eigentliche vollkommene C. erschienen ist, so bedurfte es doch zu seiner Verwirklichung und Entwickelung unter den Menschen der Christenheit als einer geistigen Gemeinschaft zur Darstellung und Fortbildung des von Christus empfangenen oder ihm angeschlossenen religiösen Lebens. In der heiligen Schrift, dem höchsten Denkmale und der ältesten und bewährtesten Urkunde des C.s, kann daher dasselbe nicht abgeschlossen seyn; es mußte vielmehr, da es die Religion der Menschheit in allen Zeiten zu seyn bestimmt war, innerhalb der Schranken einer nach ihrem Anfangspunkte und nach ihrem Streben vollkommenen Religion die ganze Fülle des religiösen Geistes zu entfalten, jede Volksbildung in sich aufzunehmen und den geistigen Bedürfnissen eines jeden Zeitalters zu genügen im Stande seyn. In dieser Beziehung stellt sich uns das C. dar als das religiöse Gesammtleben der Christenheit. Dies aber kann so wenig, als der christliche Glaube im subjektiven Sinne oder die Gesammtheit der im christlichen Leben gegebenen Vorstellungen über unser durch Christus bestimmtes Verhältniß zu Gott in einer einzelnen Urkunde oder in einem einzelnen Zeitpunkte, abgeschlossen seyn, sondern es entwickelt und gestaltet sich in der Menschheit als ein von Christus ausgehender Strom des religiösen Lebens in einer unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit (vgl. Hase, Evangelische Dogmatik, §. 6 f.).

Das, was das C. im Unterschiede von jeder andern Religion zu dem macht, was es ist, und ihm sein besonderes Gepräge gibt, ist das Eigenthümliche und Specifische oder auch das Wesen des C.s zu nennen. Zwar hat man auch zwischen dem Eigenthümlichen und Wesentlichen des C.s unterschieden und unter jenem das verstanden, wodurch das C. eine besondere Religion ist, das historisch Gegebene, eben damit aber Aeußerliche, Vorübergehende, Wechselnde, unter diesem aber die Idee, die innere Wahrheit, das im Wechsel Beharrende. So wäre das bleibende Wesen im C. nur das, daß überhaupt die Person Christi den Mittelpunkt der christlichen Frömmigkeit bildet, vielleicht auch nur, daß die von ihm stammenden religiösen und sittlichen Grundprincipien die Basis des gemeinsamen höheren Lebens ausmachen; das Wie aber der Beziehung Christi zu der von ihm ausgegangenen religiösen Gemeinschaft, ob er nur als Veranlasser oder als Stifter, als Lehrer, Vorbild, Gesetzgeber, Herrscher, Erlöser, Versöhner aufgefaßt werde, dieses Eigenthümliche, Individuelle würde der freien Bestimmung der Christen anheimgestellt und daher etwas Wandelbares seyn. Allein bei dieser Auffassung ist schon die Stellung, die man der Person Christi im Bereiche des C.s gibt, eine falsche. Diese Stellung ist weder eine bloß accidentelle, noch auch eine von uns nach Willkür zu bestimmende, sondern sie ist eine fundamental-wesentliche und eine mit der Sache selbst gegebene. Wo die Religion wesentlich Gesetzgebung oder Kultusordnung ist, können wir uns ein Verhältniß des Religionsstifters zu der durch ihn vermittelten Religion denken, vermöge dessen seine Person nicht untrennbar in diese Religion verflochten ist, wie z. B. die mosaische Religion füglich auch durch eine andere Person als Moses hätte eingeführt werden können. So aber verhält es sich im C. nicht; dieses ist in seiner Stel-

lung an die bestimmte Persönlichkeit geknüpft, und wir können diesen Zusammenhang nicht auflösen, ohne das C. selbst wesentlich zu alteriren; die Stellung der stiftenden Persönlichkeit gehört also hier zum Grundlegenden und darum Wesentlichen der Religion. Auch das Wie dieser Stellung unterliegt nicht unserer Entscheidung; vielmehr ist dieselbe von vorn herein eine sehr bestimmte: eine solche, die sich der Stifter des C.s selbst und die ihm die ersten Träger des christlichen Glaubens gegeben. Dann aber ist es auch überhaupt ungehörig, im C. die bezeichnete Scheidung zwischen dem Eigenthümlichen und Wesentlichen zu machen. Denn wäre das Eigenthümliche nicht mit dem Wesen zusammengewachsen, so könnte man es wie etwas Aeußerliches davon trennen, und es bliebe dann nur ein ganz Allgemeines, Religion an sich übrig. Solche Trennung hat man denn auch versucht: man hat aus dem C. die allgemeinen religiösen Begriffe abgezogen u. diese das Wesentliche des C.s genannt; aber hiermit gewann man nur einige Kategorien ohne Lebensgehalt, ohne Realität, ohne geschichtliches Gepräge, es ging mit dem Eigenthümlichen auch das Wesen des C.s verloren. Ueberhaupt aber ist dieses entweder diese bestimmte, von einem eigenthümlichen Geiste durchwirkte Religion, oder es ist gar nicht; es ist eine Abstraktion, aber keine Wirklichkeit. Nicht ist das C. zuerst Religion und dann kommt noch etwas hinzu, wodurch es C. wird; sondern indem es Religion ist, ist es schon in seinem innersten Grund und Wesen zugleich diese besondere Religion, eine abgeschlossene, eigenthümliche religiöse Lebensgestalt, die, weil sie von einem andern Princip ausgebildet und von einer andern Seele durchhaucht ist, sich auch in allen ihren einzelnen Gliedern und Lebensäußerungen von jeder andern Religion unterscheidet. Und zugleich, indem es eine individuelle, von allen übrigen specifisch verschiedene Religion ist, macht es auch den Anspruch, das Wesen der Religion ganz und wahrhaft, gleichsam in letzter Instanz, zur Erscheinung zu bringen, nicht eine von vielen Religionen, sondern die Religion, die allgemeine, vollkommene, die Religion der Menschheit zu seyn.

Zuerst ist das C. aufgetreten als ein neues Leben, in der Totalität seines Wesens, in der ungetheilten Einheit seiner Grundbestandtheile, als ein in sich abgeschlossener, geistbelebter, in voller Wirklichkeit sich darstellender Organismus. So war es in vollkommener Weise, gleichmäßig in allen seinen Theilen und durch einen Alles zusammenfassenden Mittelpunkt geeinigt, in seinem Stifter, welcher, dem Senfkorne gleich, in dem das ganze Gewächs beschlossen liegt, schon das ganze Gottesreich mit allen seinen Kräften u. gesunden Entwickelungen in sich trug; so, in minder vollkommener Weise, in dem die ursprüngliche Harmonie schon in das Uebergewicht des einen oder des andern Elementes umzuschlagen anfing, in den Aposteln und der apostolischen Gemeinde, aus deren Mitte uns bereits die verschiedenen Grundtypen entgegentreten, in denen sich das C. nach Verschiedenheit der Individualitäten, Nationalitäten und Zeiten ausprägen sollte. Diesen Zustand können wir in Christo als urbildlich, in den ersten Gläubigen wenigstens als vorbildlich betrachten, in sofern sich in ihnen bei individueller Verschiedenheit doch die in der Liebe begründete wesenhafte Einheit und Gleichmäßigkeit des christlichen Lebens darstellte. Aber diese Einheit war zunächst eine unmittelbare, noch nicht durch die Scheidung u. Durchbildung des Einzelnen hindurchgegangene; es war die Einheit der Unschuld und ersten Liebe, welche, wenn das C. zu seiner allseitigen Entfaltung kommen sollte, zurücktreten mußte und erst nach einem langen Entwickelungsgange und vielfachen Kämpfen als eine Einheit der geistigen Reife wieder gewonnen werden kann. Im C. lag eine Fülle unsichtbarer Güter und Kräfte, eine ganze Welt des Geistes beschlossen, das Höchste war der Menschheit gegeben, es war ihr thatsächlich eingepflanzt und in voller Lebensgestalt vorgehalten; aber das, was hier im vollen Umfange des unmittelbaren Lebens zum Voraus gesetzt war, sollte nun auch zum klaren Bewußtseyn gebracht und nach allen Beziehungen ausgebildet werden. Dies konnte jedoch nach der Beschränktheit der menschlichen Natur nicht anders geschehen, als so, daß von dem reichen, eine unendliche Geistesfülle in sich schließenden Gegenstande die verschiedenen darin enthaltenen Bestimmungen in einer gewissen Reihenfolge hervortraten; und da hierbei auch noch andere Potenzen mitwirkten, die sich aus der Stellung des C.s zur Welt überhaupt und zu den einzelnen Nationalitäten, zu den verschiedenen Zeitaltern u. Bildungsstufen ergaben, so war es nicht anders möglich, als daß in jeder großen Entwickelungsperiode eine Seite des C.s vorherrschte u. sein Wesen in den verschiedenen Zeitaltern sich verschieden ausprägte, bis endlich alle einzelnen Momente wieder in eine höhere Einheit zusammengehen.

Als dieser Entwickelungsverlauf im christlichen Alterthum begann, war es zunächst die Lehre, das Dogma, was zur Durchbildung kam, anfänglich im Ganzen und Großen, als nähere Bestimmung und Rechtfertigung des christlichen Princips, der christlichen Weltanschauung überhaupt, dann vom 4. Jahrhundert an bis ins 6. hinein — der eigentlich dogmatisirenden Zeit der Kirche — auch im Einzelnen. Das C. mußte im Gegensatze gegen die Religionen, mit denen es kämpfte, seinem Inhalte nach vollständig zum Bewußtseyn gebracht und in feste Gedanken und Formeln ausgeprägt werden, und zu diesem Geschäfte waren gerade die Völker, welche die ersten Träger des C.s waren, die griechisch gebildeten, die zur Spekulation und Kontemplation geneigten und philosophisch schon durchgearbeiteten, eigenthümlich disponirt. Mit dem Hinsinken der alten Welt und ihrer Bildung, mit dem Fortschritte zu den frischen abendländischen Nationen erhielt das C. eine andere Aufgabe: bis dahin war es selbst als Dogma ausgebildet worden, jetzt sollte es für Andere bildend werden und als sittliche Macht die noch rohen Völker erziehen. Dieses Geschäft übernahm die aus dem Römerthum herausgewachsene wesentlich romanische Kirche, die Kirche, die von ihrem römischen Ursprunge her zugleich die unveräußerliche Tendenz zur Gesetzgebung, zur Herrschaft, zur Verschmelzung der Völker in ein, jetzt nur

geistlich gefaßtes, Universalreich hatte. Unter ihren Händen nahm, seinem neuen Berufzufolge, das C. eine neue Gestalt an: es wurde zur Völkerpädagogik, zum Gesetze; es entfaltete, wenn auch in der verhüllenden Form der kirchlichen Satzung, vornehmlich seine sittlichen, erziehenden Kräfte. Aber das C. als Gesetz bereitete gleichsam nur sich selbst vor, um als Evangelium neu und lebendig aus der Verpuppung hervorzubrechen. Zum freien Evangelium waren die germanischen Völker, diese Völker der Innerlichkeit u. des Seelenlebens, des sittlichen Ernstes, der geistigen Kraft und religiösen Tiefe, in ihrem innersten Gemüthe vorherbestimmt. Als die Zeit erfüllt war, machten sie sich von der kirchlichen Zucht, die sie als Unmündige behandelt hatte, frei und entwickelten in ihrer Mitte eine höhere lebensvollere Gestalt des C.s: mit der Reformation drang der mündig gewordene Geist zum eigentlichen Quellpunkte des C.s vor und erfaßte dasselbe wesentlich als Erlösung, als Versöhnung, als Rechtfertigung des Sünders vor Gott und darauf gegründete Macht der Befreiung jedes Einzelnen in seiner Stellung zu Gott und der Welt, also objektiv als Erlösungskraft, subjektiv als gottverliehenes und göttlich geordnetes Freiheitsprincip. Neben diesen drei Grundformen aber — C. als Lehre, als sittliches Gesetz und als erlösende Kraft — geht von frühe an, zuerst in leisen Anfängen beginnend, dann immer stärker heranwachsend, noch eine vierte her, nämlich diejenige, welche als das Wesentliche im C. die Einigung des Menschen mit Gott betrachtet und daher dasselbe seinem Grundcharakter nach bestimmt als die Religion der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, als die Religion nicht bloß der Erlösung, sondern auch der göttlichen Verklärung, der Vergöttlichung des Menschen und der Menschheit und eben darin als die höchste nicht nur, sondern als die schlechthin vollkommene, absolute Religion. Diese Auffassungsweise finden wir in den ersten Ansätzen schon im christlichen Alterthum, stärker tritt sie in der Mystik des Mittelalters, besonders der deutschen, am ausgeprägtesten in der philosophischen und theologischen Spekulation der neuen Zeit hervor; von frühe an aber geht sie auch in zwei Richtungen auseinander, eine pantheistische und eine christlich-theistische, und wenn gleich die erstere in neuerer Zeit zu weiter Verbreitung gelangt ist und sich selber als das „moderne Bewußtseyn" gibt, so ist doch als die alleinrichtige, weil sie das C. so erklärt, wie es wirklich ist, nur die anzuerkennen, welche das C., in Uebereinstimmung mit sich selbst, auf der Grundlage des Glaubens an einen persönlichen Gott auffaßt. So drücken sich die Grundtypen der Auffassung des C.s höchst charakteristisch in den Hauptformen aus, in denen das C. sich kirchlich ausgeprägt hat. Der Ausbildung des C.s als Lehre, als rechten Glaubens im theoretischen Sinne entspricht die griechische Kirche, die sich deshalb auch sehr bezeichnend die orthodoxe nennt, die Kirche des christlichen Alterthums; der Ausprägung desselben als einer sittlichen, disciplinarisch-pädagogischen Macht entspricht die römische Kirche, die wegen ihrer Richtung nicht nur auf extensive Allgemeinheit, sondern auch auf intensive Beherrschung des ganzen Lebens mit Recht die katholische heißt, die Kirche des Mittelalters; der Auffassung desselben als Erlösung und Versöhnung entspricht die unter den germanischen Völkern hervorgetretene Kirche, die sich nach ihrer Grundtendenz ganz angemessen die evangelische genannt hat, die Kirche der neueren Zeit. Diejenige Kirche endlich, welche, das Wahre der bisherigen Entwickelungsstadien zusammenfassend, also sich gründend auf die durch Christum gestiftete Erlösung, auf die in ihm geoffenbarte Wahrheit und auf die von ihm gegebene Lebensordnung, das C. als Gesammtleben in voller Gemeinschaft, in Einheit mit Gott, als Verklärung des ganzen Daseyns durch den von Christo ausgehenden Geist, zur Verwirklichung bringt und zu der, wie wir hoffen, die religiösen und kirchlichen Kämpfe unserer Zeit zuletzt den Uebergang bilden, bezeichnen wir als die Kirche der Zukunft: die wahrhaft universale, die geistig und frei katholische, die sich, wenn erst ihre Zeit gekommen ist, nicht in äußerlicher, gebotener u. durch Zwang aufrecht erhaltener, sondern in innerlicher, organischer, durch sich selbst getragener Einheit darstellen und das, was jetzt nach zwei Seiten vertheilt ist, den Geist des Evangeliums und den Leib der Kirche, zur rechten Durchdringung bringen wird.

Dasselbe nun, was wir in diesem geschichtlichen Verlauf in der unmittelbaren Wirklichkeit des Lebens finden, hat sich, nur in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt, zum Theil auch in einem andern Sinn und Inhalt, in der neueren Theologie und Philosophie auf dem Gebiete der Reflexion über das Wesen des C.s wiederholt. Es ist zuerst vorwiegend bestimmt und betrachtet worden als Lehre, Doktrin, dann als sittliches Gesetz, weiter als die Religion der Erlösung, endlich, wiewohl in verschiedener Weise, als der Glaube, welcher die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zu seinem Grund- und Mittelpunkt hat. Hierbei ist offenbar ein stufenweiser Fortschritt vom Aeußerlichen zum Innerlicheren zu erkennen. Zuerst, besonders wenn man erwägt, wie an Jeden das C. als Predigt und Lehre gelangt, wie es in einem geschriebenen Codex niedergelegt und als System ausgebildet ist, erscheint es der vom Nächsten, gleichsam Greifbaren beginnenden Betrachtung als Doktrin. Dann zeigt es sich, wie es dieser Lehre eigenthümliches Wesen ist, überall sittliche Zwecke zu setzen und namentlich Alles auf den höchsten Zweck der Heiligung zu beziehen; so stellt sich das C. als etwas Praktisches, als eine wesentliche ethische, oder, wie es Schleiermacher genannt hat, teleologische, auf Heiligung abzweckende Religion dar. Weiter erscheint das höchste Sittliche im C. als nothwendig vermittelt durch Erlösung und Versöhnung, und es findet daher seinen Quellpunkt in der Person des Erlösers, in dem Stifter der erlösenden Religion, der hier, wie sonst nirgends, selbst mit zur Religion gehört. Zuletzt ergibt sich, wie diese Persönlichkeit des Stifters nur dadurch zur versöhnenden und erlösenden wird, daß zu allererst in ihr selbst auf eine ursprüngliche und vollständige Weise

Gott und Mensch zur Versöhnung und Einigung gekommen und hierin die Kraft einer ewigen Erlösung, einer vollständigen Verklärung der Menschheit in das göttliche Ebenbild gefunden ist.

Will man das Eigenthümliche des C.s bezeichnen, so darf man auch nicht auf das Einzelne und auf das, was mehr nach der Peripherie hin liegt, sondern muß vielmehr auf das Ganze und dessen schöpferischen Mittelpunkt sehen. In einzelnen religiösen und sittlichen Bestimmungen, z. B. über das Wesen Gottes u. die Schöpfung, über persönliche Fortdauer, über die Liebe als das höchste Gebot und Anderes, hat das C. nicht Weniges mit vorchristlichen Denk- und Glaubensweisen, namentlich der jüdischen, gemein. Dessenungeachtet ist es wesentlich neu, originell und schöpferisch, aber nicht dadurch, daß es zu alten Lehrbestimmungen weitere, etwa bessere, neue hinzugefügt, sondern dadurch, daß es auch das Alte in organische Verknüpfung mit einem neuen Mittelpunkt bringt und ihm dadurch eine neue Seele einhaucht, eine neue Bedeutung gibt. So wird von einem neuen Princip aus das Ganze neu. Dieses centrale, das Ganze bestimmende Neue liegt aber offenbar nicht wieder in einer Lehrbestimmung, sondern in der ganz eigenthümlichen Bedeutung der Person und Lebenswirkung Christi und dem hierdurch auf eine völlig frische Basis gestellten Lebensverhältniß zwischen Gott und der Menschheit. Das Verknüpfende schon zwischen Judenthum und C. läßt sich nicht bloß auf Lehrsätze zurückführen, noch weniger das Unterscheidende und das, wodurch das letztere über das erstere hinausgeht. Das Judenthum ist Vorbereitung und Erziehung, das C. Erfüllung und freimachende Vollendung. Eben damit aber befinden wir uns in einem Kreise göttlicher Leitung und Heilsentwickelung, als deren Gipfel Christus in der ganzen Fülle seiner geschichtlichen und idealen Bedeutung erscheint. Er ist es, auf den das Gesetz erzieht, in dem die ganze Fülle und Vollendung ruht, von dem aus in der Menschheit Alles neu werden soll. So haben wir ein neues Centrum, aber nicht als neue Lehre, sondern als neuen Zustand, denn das Eigenthümliche im C. ist die Gesammterscheinung Christi als der Alles erfüllenden, erneuernden und wiederherstellenden Lebensvollendung. Nur als Leben ist das C. Licht der Menschheit, und Christus selbst spricht dies deutlich aus, indem er nicht sagt: meine Lehre ist die Wahrheit, sondern: ich bin die Wahrheit, was er dann wieder darauf zurückführt, daß er das Leben sey. Das aber, was in der Persönlichkeit Christi erlösend und versöhnend auf die Einzelnen u. die Menschheit einwirkt, vermöge dessen allein er vollkommener Erlöser seyn kann, ist sein eigenes ebenso göttliches als wahrhaft menschliches Wesen, sein reines und ungehemmtes Leben in und aus Gott — ein Leben, welches eben so vollständig von dem Geiste der Heiligkeit, Wahrheit und Liebe, den wir als den Geist Gottes anerkennen müssen, durchdrungen ist, als es alles wahrhaft Menschliche und Natürliche in lauterster Verklärung darstellt, welches eben so sehr in seiner eigenen Vollendung abgeschlossen und befriedigt ruht, als es vermöge dieser Vollendung von selbst zur schöpferischen Triebkraft einer neuen entsprechenden Lebensentwickelung in der Menschheit wird, welches als unendliche Liebe in sich selbst selig ist, aber auch in der reinsten Theilnahme an allem Menschlichen die höchste Expansions- und Mittheilungskraft besitzt. Indeß hat dieses Leben selbst wieder einen innersten Kern und Mittelpunkt, und wenn wir vorzugsweise auf das eigenthümliche Seyn Christi sehen, so müssen wir hauptsächlich nach diesem Centrum fragen. Hier nun erklärt die Theologie der Gegenwart, nicht etwa nur in einer ihrer Richtungen, sondern in allen den Denkarten, welche wir als im Vordergrunde des theologischen Kampfplatzes stehend betrachten können: das, was das eigenthümliche Seyn Christi konstituirt, ist die vollkommene Einheit des Göttlichen und Menschlichen in seiner Person; was Christum zu dem macht, der er ist, und ihm seine höchste Bedeutung für die Menschheit gibt, liegt darin, daß in ihm Gottheit und Menschheit vollständig zusammen gekommen und Eins geworden sind. Dies ist der letzte Quellpunkt des C.s und das, was demselben in eminenter Weise seinen unterscheidenden Charakter aufprägt.

In der That stimmen in dem allgemeinen Satze der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo die kirchlichen Orthodoxen und die biblisch Offenbarungsgläubigen, die Pietisten und Spekulativen, ja bis zu einem gewissen Grade selbst die Mythiker überein. Aber der bestimmtere Sinn, in dem sie ihn nehmen, und die Anwendung ist eine verschiedene, zum Theil scharf entgegengesetzte. Der Hauptgegensatz liegt darin, daß der Satz von der Einheit Gottes und der Menschheit entweder von dem Standpunkte des spekulativen Pantheismus aus nur phänomenologisch als ein Moment des Bewußtseyns, des Denkens, als ein Allgemeines, oder daß er vom Standpunkte des christlichen Theismus und Offenbarungsglaubens aus als etwas Reales, Thatsächliches und Individuelles aufgefaßt wird, woran sich dann nach beiden Seiten hin eine Reihe sehr entgegengesetzter Folgerungen anschließt. Es trägt für die ganze Auffassung des C.s und seines Wesens unendlich viel aus, ob wir jenen Satz nur als Begriff, als Moment des Bewußtseyns, oder ob wir ihn als reale Offenbarungsthatsache nehmen, ob wir an eine allgemeine, in der ganzen menschlichen „Gattung" sich realisirende „Einheit des Göttlichen und Menschlichen" oder an eine konkrete „Einheit Gottes und des Menschen" denken, die von einem bestimmten Punkte aus nur unter gewissen sittlichen Bedingungen sich verwirklicht. Im erstern Falle nämlich ist das, was man als das Einswerden des Göttlichen und Menschlichen bezeichnet, nichts Anderes, als ein Hervortreten dessen, was schon an sich im Menschen liegt: wir bleiben hier wesentlich im Bereich menschlicher Entwickelung, und der Unterschied liegt nur darin, daß der Mensch, was er schon an sich war, nun auch für sich wird. In Wahrheit ist das, was hierbei geschieht, nichts Anderes, als ein Zurückgeben und sich Vertiefen des menschlichen Geistes in den wahren Grund seines eignen Wesens, in

welchem er mit dem Göttlichen identisch ist, und da dieses Verhältniß von der Spekulation reiner und adäquater erkannt wird, so lösen sich ganz naturgemäß die Vorstellungen der Religion in die Begriffe der Spekulation auf. Ist aber die Religion überhaupt nicht ein Permanentes, auch der höchsten Bildungssphäre des Denkens Angehöriges, so ist es noch weniger der ganze Vorstellungsbeweis des C.s; vielmehr, wie die Religion in Spekulation, so löst sich Christus in die ganze Menschheit auf, und alle die Grundbestandtheile des C.s, welche, wie Versöhnung, Erlösung, Buße, Glaube, Wiedergeburt, auf dem persönlichen Verhältnisse des Menschen zu dem auch persönlich gedachten absoluten Geiste beruhen, verlieren entweder ganz ihre Bedeutung, oder müssen in einem völlig anderen Sinne genommen werden. Im andern Falle, wo es sich um das Einswerden Gottes, des in sich lebendigen und persönlichen, mit dem Menschen handelt, haben wir es nicht mit einer rein menschlichen Entwickelung, mit einer Entfaltung nur dessen zu thun, was schon an sich im Menschen liegt, sondern, da hier die Religion gefaßt wird als ein Verhalten von Geist zu Geist, als Lebensband zwischen Gott und Mensch, in wiefern sie unterschieden sind, so kann eine höhere Entwickelung, vollends aber eine neue und vollkommene Schöpfung auf dem religiösen Gebiete nicht bloß darauf beruhen, daß sich der Mensch aus sich selbst zum Göttlichen erhebe oder in dasselbe vertiefe, sondern Gott selbst muß sich ihm auch mittheilen, sey es auf eine vollständigere, sey es in der denkbar vollkommensten Weise; da in diesem Verhältnisse die göttliche Mittheilung nothwendig das Ursprüngliche und Schöpferische ist, so sind wir in letzter Instanz auf einen Akt Gottes gewiesen, vermöge dessen er in das Menschliche eingeht, und zwar werden wir diese Manifestation Gottes um so mehr fordern müssen, als wir zugleich anerkennen, daß in den Entwickelungsgang der Menschheit die das Einleben in das Göttliche hemmende und zerstörende Macht der Sünde eingetreten ist, welche in ihrer fort und fort sich verkettenden Gewalt auf eine absolute Weise nur durch eine Einwirkung von Gott und seinem Geiste aus gebrochen werden kann. Hier behalten die Grundbestandtheile des C.s ihre ursprüngliche, natürliche Bedeutung, und wie die Religion als Lebensband zwischen Schöpfer und Geschöpf ihre absolute Geltung behauptet, mag die geistige Entwickelung des Menschen auch den höchsten Punkt erreichen, so können auch die wesentlichen Bestandtheile des C.s nie entwerthet werden, weil sie nicht bloß als Vorstellungen betrachtet werden, sondern als die gehaltvollsten gottgeordneten Thatsachen, aus denen der Mensch immer wieder aufs Neue schöpft, was er zu seiner Lebenseinigung mit Gott bedarf. Vgl. Ullmann, Das Wesen des C.s, Hamburg 1845, 4. Auflage 1853.

Christenverfolgungen, die nothwendige Wirkung des Gegensatzes, in welchen das ohne Rückhalt ausgesprochene neue Princip des Christenthums mit den alten Principien des Heidenthums treten mußte. Die Ideen von allgemeinen Menschenrechten, von allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit waren dem Alterthum fremd; sie sind erst durch den universalen Charakter des Christenthums, welches die Religion von aller Verbindung mit äußerlichen, irdischen Dingen losriß und allein auf die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit bezog, offenbar geworden. Im Alterthum schied man den Menschen nicht vom Bürger; die Religion war bloß Staatsangelegenheit, und die religiösen Institutionen gehörten mit zur bürgerlichen Gesetzgebung, eine Verletzung jener erschien zugleich als Verletzung dieser. Zumal bei den Römern finden wir diese enge Verbindung zwischen Staat und Religion. Das Christenthum nun, indem es römische Bürger verleitete, von der Staatsreligion abzufallen, die Ceremonien derselben zu verachten und damit den Staatsgesetzen zuwider zu handeln, indem es eine neue, noch nicht unter die geduldeten (religiones licitae) aufgenommene Religion einführte, indem es als Abfall und Empörung gegen eine alte, ehrwürdige Volksreligion erschien, mußte von der allgemeinen Toleranz, die wir sonst die Römer fremden Kulten gewähren sehen, ausgeschlossen bleiben. Dies aber mußte um so mehr geschehen, da Bosheit und Vorurtheil zusammenwirkten, um die Christen als eine Gesellschaft Atheisten hinzustellen, welche durch den verwegensten Angriff auf die religiöse Verfassung des Reichs die schwersten Strafen verdienten. Sie hatten sich (und sie rühmten sich dessen) von jeder Art des Aberglaubens frei gemacht; aber welche Gottheit oder welche Form der Gottesverehrung sie an die Stelle der Götter und Tempel des Alterthums gesetzt hatten, dies war weniger einleuchtend. Der reine und von aller sinnlichen Beimischung freie Gottesbegriff des Christenthums, welcher Bilder und Statuen, Altäre und Opfer, Libationen und Festpomp verschmähete, überschritt die Fassungskraft der heidnischen Menge. Die Idee einer alle Menschen umfassenden Religion erschien selbst Philosophen als ein haltloses Phantasiegebilde. Die Weisen von Griechenland und Rom fühlten sich durch Gründe der Klugheit oder der Eitelkeit bewogen, das Privilegium philosophischer Religionsmeinungen bloß für sich und ihre auserwählten Schüler in Anspruch zu nehmen. Ueberdies wandten sie der christlichen Offenbarungslehre nur eine höchst oberflächliche Betrachtung zu, die sie in ihrer vorgefaßten Meinung befestigen und überreden mußte, daß das Princip der Einheit und Geistigkeit Gottes bei den Christen durch phantastische Schwärmereien und luftige Träumereien eigentlich wieder aufgehoben wäre. Aber die persönliche Schuld, welche jeder Christ sich zuzog, indem er die Nationalreligion hintansetzte, wurde durch die Zahl und Einheit der Bekenner der neuen Religion noch in hohem Grade erschwert. Die religiösen Versammlungen der Christen erschienen nicht so unschuldiger Natur, wie sie hinsichtlich der Staatseinrichtungen es waren; sie waren ihrem Princip nach ungesetzlich und konnten in ihren Folgen gefährlich werden, weswegen die Kaiser sich verpflichtet glaubten, des öffentlichen Friedens wegen diese geheimen, zuweilen nächtlichen Zusammenkünfte zu verbieten. Da aber alle Verbote der weitern Verbreitung dieser vermeintlichen geistigen Ver-

schwörung nicht vorbeugten, so glaubte man mit strengen Strafen gegen sie einschreiten zu müssen. Das Christenthum hatte bald in jeder Provinz, ja fast in jeder Stadt des Reichs Anhänger gefunden. Die neuen Bekehrten schienen auf Familie und Vaterland Verzicht zu leisten, um ein unauflösliches Band mit einer Gesellschaft zu knüpfen, welche mehr und mehr einen von dem übrigen Menschengeschlechte sie unterscheidenden Charakter annahm. Römische Polizeibehörden waren unfähig, das innere geistige Band, welches die Christen in Noth und Tod vereinigte, zu würdigen; selbst ein Plinius sagte von ihnen: „was immer ihr Bekenntniß seyn mag, so verdient doch ihre unbeugsame Hartnäckigkeit offenbar Strafe.“ Man suchte in ihrer engen Verbrüderung politische Zwecke, und leicht fand der finstere despotische Argwohn solche. In einer Zeit elenden Sklavenwesens mußte es mißlich erscheinen, daß die neue Religion den Menschen eine Glaubenskraft mittheilte, die sie über alle Menschenfurcht erhob, die alle menschliche Gewalt sie verachten ließ, sobald diese etwas von ihnen verlangte, was ihrem Gewissen zuwider war. Die Rechte des Gewissens wußten aber die römischen Staatsbeamten nicht zu ehren. Wenn sich die Christen weder durch gütliches Zureden, noch durch grausame Gewalt bewegen ließen, die gesetzlichen Ceremonien zu beobachten, so erschien dies als blinde, unbeugsame Widerspenstigkeit strafwürdig. Aber noch weniger konnten es ihnen die heidnischen Machthaber verzeihen, wenn sie sich weigerten, den Kaisern jene Ehrenbezeigungen zu erweisen, welche die herrschende Schmeichelei ersonnen hatte, wenn sie erklärten, daß sie nur einen Herrn im Himmel anbeteten und daß sie den Kaiser nicht in dem Sinne für ihren Herrn anerkennen könnten, in welchem sie den allmächtigen Gott als solchen verehrten, wenn sie durch keine Drohungen und Strafen dazu gebracht werden konnten, dem Bilde des Kaisers eine abgöttische Huldigung zu beweisen. Daß sich die Christen von festlichen, geräuschvollen Lustbarkeiten zurückzogen, legte man ihnen als finstern Welt- und Menschenhaß (odium generis humani) aus. Manche Christen gingen in ihrem Abscheu vor allem heidnischen Wesen wohl weiter, als ihnen ihre Religion eigentlich vorschrieb, indem sie sich weigerten, den Soldateneid zu schwören und öffentliche Aemter zu übernehmen, und wenn man ihnen auf der einen Seite politische Zwecke unterschob, so warf man ihnen auf der andern ihre Theilnahmlosigkeit an den öffentlichen Staatsangelegenheiten als strafwürdig vor. Was aber einzelne Christen versahen oder übertrieben, das wurde der ganzen Gesellschaft zur Last gelegt, und von einer Beschuldigung konnte man leicht zu andern fortschreiten. Immer standen sie der Staatsgewalt als starke Partei drohend gegenüber und sprachen dies Gefühl ihrer Macht und ihre Ueberzeugung vom bevorstehenden Untergange des Reichs so offen aus, daß alle ihre Versicherungen von ihrer Ergebenheit und Treue zweifelhaft erschienen. Jedenfalls war der Staat zerspalten, und so lange man hoffen konnte, durch Abschreckung zu siegen, wurden blutige Gewaltmaßregeln für heilsam gehalten. Oft wurden die Christen auch Opfer der Volkswuth. Das Volk sah in ihnen die Feinde seiner Götter und damit Menschen ohne alle Religion. Es gingen dieselben Gerüchte von den Christen unter dem Volke umher, welche wir sonst von religiösen Sekten, die dem Volksfanatismus Gegenstand des Hasses und des Abscheus waren, verbreitet finden: daß sie in ihren Versammlungen unnatürlichen Lüsten sich überließen, Kinder schlachteten und verzehrten u. dergl. Die Aussagen ruchloser Sklaven, oder solche, die man Unglücklichen auf der Folter nach Belieben abgepreßt hatte, wurden dann zur Beglaubigung der abgeschmacktesten Beschuldigungen und zur Beschönigung der Volkswuth gebraucht. Wenn in heißen Gegenden der Regen ausblieb u. Dürre entstand, wenn in Aegypten der Nil die Felder nicht befruchtete, wenn in Rom der Tiber aus seinem Bette trat, wenn eine ansteckende Seuche wüthete, kurz bei allen öffentlichen Unglücksfällen wandte sich die Volkswuth gegen die Christen; die Ausbreitung des Christenthums sollte den Zorn der Götter erregt haben. Wir dürfen uns aber nicht darüber wundern, wenn die große Menge so urtheilte, da selbst der Philosoph Porphyrius, als eine verheerende Krankheit lange nicht weichen wollte, die Ursache hiervon darin fand, daß wegen der Ausbreitung des Christenthums Aeskulap auf Erden nicht wirksam seyn könne. Was Tertullian von dem Kaiser Tiber erzählt, daß er durch einen Bericht des Pilatus von den Wundern Christi bewogen worden sey, bei dem Senate darauf anzutragen, daß Christus unter die Götter Roms aufgenommen werde, ist offenbar eine Legende. Da die Christen nur allmählig die mosaischen Gebräuche abschafften und sich in Kultus und Lebensweise von den Juden anfangs gar nicht unterschieden, so hielten sie die römischen Magistrate zuerst für eine Sekte der Juden und duldeten sie, wie diese. Die Schuldlosigkeit der ersten Christengemeinden wurde vor den römischen Richterstühlen selbst öfters anerkannt und ihnen Schutz gegen die ungezügelte Wuth der Juden gewährt (vergl. Apostelgesch. 18 und 25). Als 53 n. Chr. der Kaiser Claudius die unruhigen Juden aus Rom verbannte, waren auch die Christen unter ihnen mit einbegriffen. Aber die erste größere Verfolgung traf die Christen als Christen erst unter dem Kaiser Nero (64 n. Chr.). Dieser wahnwitzige Wütherich suchte den Verdacht, daß er die bekannte große Feuersbrunst, welche einen großen Theil Roms in Asche legte, selbst angestiftet habe, dadurch von sich abzuwenden, daß er die Schuld auf die Christen schob. Die eingezogenen Christen wurden damals auf die grausamste Weise hingerichtet, gekreuzigt, in die Felle wilder Thiere eingenäht und den Hunden zur Zerfleischung vorgeworfen, oder mit brennbaren Stoffen überzogen gleich Fackeln angebrannt. Welchen Eindruck diese neronische Verfolgung auf die Christen gemacht hatte, beweiset die unter dem christlichen Volke später noch verbreitete Sage, daß der Wütherich als Antichrist zurückkehren werde. Neue Bedrückungen brachte für die Christen Domitians Re-

gierung (81—96). Das Bekenntniß des Christenthums ward damals als Hochverrath bestraft, und viele Christen traf Todesstrafe, Konfiskation ihrer Güter, oder Verbannung. Die mit Nerva beginnende Reihe edler Kaiser, in welchen der altrömische Geist noch einmal aufzuleben schien, betrachteten das Christenthum entweder mit Gleichgültigkeit, oder setzten die Staatsgesetze gegen dasselbe in strenge Vollziehung. Der Kaiser **Trajan** wollte zwar die Christen mit den gewöhnlichen Verbrechern nicht ganz auf gleiche Linie gesetzt wissen, und sie sollten daher auch nicht von Staatswegen aufgesucht werden; aber wenn sie gesetzmäßig angeklagt und überführt worden wären und hartnäckig bei ihrem Glauben beharrten, sollten sie strenger Strafe unterliegen. Im Allgemeinen aber wollte er in dieser Sache nichts Bestimmtes vorschreiben. Damals wurde Simeon, der Sohn des Klopas, Nachfolger des Jacobus in der Gemeinde zu Jerusalem, vor dem Statthalter Atticus als Christ angeklagt und gekreuzigt (107), ein Greis von 120 Jahren, der letzte aus Jesu Zeit und Verwandtschaft. Der Bischof Ignatius von Antiochien wurde nach einer Audienz vor dem Kaiser zum Vergnügen des römischen Volks im Kolosseum von Löwen zerrissen (116). Trajans Nachfolger, **Hadrian** (117—138), suchte dem tumultuarischen Verfahren gegen die Christen Einhalt zu thun und eine gesetzliche Form der Untersuchung festzusetzen, wobei es jedoch immer der richterlichen Willkür überlassen blieb, ob schon das Bekenntniß des Christenthums, oder nur die damit verbundene Ueberführung wahrer Verbrechen strafbar und todeswürdig sey. Unter dieser für die Christen im Ganzen günstigen Regierung traf sie in Judäa eine heftige Verfolgung. Da Bar Cocba (s. d.), der vorgebliche Messias und das Haupt der rebellischen Juden, die Christen in Palästina nicht zur Verleugnung ihres Glaubens und zur Theilnahme an der Empörung bringen konnte, ließ er viele, die in seine Hände fielen, unter grausamen Martern hinrichten. Nach Hadrians Tode (138) kamen seine die Christen vor der Volkswuth schützenden Edikte bald in Vergessenheit. Oeffentliche Unglücksfälle: Hungersnoth, Ueberschwemmungen des Tiber, Erdbeben in Kleinasien, verheerende Feuersbrünste zu Rom und an andern Orten, regten unter der Regierung des **Antoninus Pius** (138—161) das Volk von Neuem auf. Der sanfte, menschenfreundliche Monarch konnte die Ausbrüche roher Volkswuth unmöglich billigen, jedoch vermochten seine Edikte ihnen nicht ganz Einhalt zu thun. Unter seinem Nachfolger **Marcus Aurelius** (161—180) sehen wir das durch neue Unglücksfälle ergrimmte Volk und die obrigkeitlichen Behörden mit einander gegen die Christen verbunden, und es begannen schwere Zeiten für dieselben. Die stoische Philosophie, deren Anhänger der Kaiser war, konnte ihn nicht zu einem Freunde der Christen machen. Die Begeisterung, mit der die christlichen Märtyrer in den Tod gingen, erschien ihm als blinde Schwärmerei; die Glaubenskraft, welche die Christen vermochte, lieber zu sterben, als gegen ihre Ueberzeugung zu handeln, konnte er so wenig als Plinius würdigen, sie erschien ihm als halsstarrige Widerspenstigkeit gegen die Staatsgesetze. Die Verfolgungen begannen zuerst in Kleinasien (167). Dort war eines der ersten Opfer der Letzte aus der apostolischen Zeit, der Bischof Polycarpus von Smyrna; da er sich weigerte, seinem Herrn zu fluchen, dem er 86 Jahre treu gedient hatte, mußte er den Scheiterhaufen besteigen (169). Einige Jahre später traf die Gemeinden zu Lyon und Vienne im südlichen Gallien ein gleiches Geschick. Die fanatische Wuth des Pöbels war hier wo möglich noch mehr entflammt, als zu Smyrna. Kein Stand, Alter oder Geschlecht wurde geschont; ausgesuchte Martern bereitete man Allen, welche nicht ableugneten. Nach einer seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts unter den Christen verbreiteten Sage wurde aber der Kaiser M. Aurel durch eine wunderbare Begebenheit zu einem mildern Verfahren gegen die Christen bewogen. Im Kriege gegen die Markomannen 174 soll er mit seinem Heere in große Noth gerathen seyn, da die Soldaten, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, vom heftigsten Durst gequält wurden, während ein feindlicher Ueberfall drohte. In dieser Noth soll die zwölfte Legion, die aus Christen bestand, betend auf die Kniee gefallen seyn u. auf ihr Gebet ein Regen den Durst der römischen Soldaten gelöscht und ein Gewitter die Barbaren geschreckt haben. Das römische Heer erkämpfte hierauf einen Sieg, und der Kaiser gab zum Andenken an diese Begebenheit jener Legion den Beinamen fulminatrix. Der Sage mag immerhin etwas Wahres zu Grunde liegen; da aber die blutige Verfolgung zu Lyon erst 3 Jahre später begann, so muß doch jene Thatsache entweder nicht bedeutend, oder nicht sicher genug gewesen seyn, um den philosophischen Kaiser von der Unschuld der Christen zu überzeugen. Die Unfähigkeit des nichtswürdigen **Commodus** (180 — 192) gereichte den Christen zum Vortheil. So wenig dieser charakterlose Tyrann das Christenthum zu schätzen vermochte, so wußte ihn doch seine Buhlerin Marcia, eine Freundin der Christen, zur Milde gegen diese zu stimmen, so daß nach jenen Drangsalen eine Zeit der Ruhe und Erholung für sie kam. Die politischen Unruhen, welche auf die Ermordung des Commodus (192) folgten, die Bürgerkriege zwischen Pescennius Niger, Clodius Albinus und Septimius Severus konnten, wie alle öffentlichen Drangsale, den Christen nicht günstig seyn, um so mehr, da während dieser bürgerlichen Unruhen der Fanatismus des Volkes und einzelner Statthalter schrankenlos wüthen konnte. Als **Septimius Severus** (reg. bis 211) zuletzt den Sieg erlangt hatte und sich im sichern Besitze der Herrschaft fand, zeigte er sich zwar den Christen günstig, die unter den ersten Ständen in Rom Anhänger zählten; da aber die alten Gesetze noch nicht aufgehoben waren, so konnten doch hie und da, wie in dem prokonsularischen Afrika, heftige Verfolgungen Statt finden. Diese schwankende, ungewisse Lage der Christen dauerte fort unter der Regierung des wahnsinnigen **Caracalla** (201 – 217), dessen Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht der Kirche gegenüber zur Gleichgültigkeit wurde. Das Loos der Christen hing unter sol-

chen Umständen stets von der Gesinnung der Statthalter ab; hier wurden sie dem Volke zu Gefallen von ihnen verfolgt, dort selbst mit Umgehung der Gesetze geschützt. Erst mit der Regierung des Heliogabalus (219) begann eine ruhigere Zeit für die Christen im ganzen Reiche, indem dieser, kein Anhänger der alten Staatsreligion, sondern einem ausländischen Kult, dem syrischen Sonnendienste, ergeben, diesen Kult im römischen Reiche zum herrschenden zu machen wünschte und in dieser Absicht das Christenthum wie andere ausländische Religionen duldete. Aus einem weit reineren Grunde floß die günstige Gesinnung des edlen Alexander Severus (222—235) gegen das Christenthum und seine Bekenner. Indem dieser dem damals in Aufnahme kommenden religiösen Eklekticismus zugethan war, erkannte er in Christo ein göttliches Wesen neben den andern Göttern an; in seiner Hauskapelle (lararium) stand unter den Büsten der heidnischen Halbgötter auch das Bild Jesu, und er soll selbst die Absicht gehabt haben, diesen unter die römischen Götter aufnehmen zu lassen. Er erkannte thatsächlich die christliche Gemeinde zu Rom als eine gesetzmäßig bestehende Korporation an, und seine Mutter, Julia Mammäa, erfreute sich in Antiochien an der geistvollen Gelehrsamkeit des Origenes. Der rohe Thracier Maximinus, der sich durch die Ermordung des trefflichen Alexander Severus den Weg zum Throne bahnte (235), haßte die Christen eben wegen des freundschaftlichen Verhältnisses seines Vorgängers zu denselben und verfolgte daher besonders diejenigen Bischöfe, welche mit diesem näher befreundet gewesen waren. Dazu kamen in manchen Gegenden, wie in Kappadocien und Pontus, verheerende Erdbeben, welche die Volkswuth gegen die Christen reizten, und diese hatte unter einem solchen Kaiser natürlich freien Spielraum. Eine günstige Zeit für das Christenthum kam wieder mit der Regierung des Philippus Arabs (244—249), welcher der Sage nach selbst ein Christ gewesen und sich einer vom Bischof ihm aufgelegten Kirchenbuße unterzogen haben soll. Aber unter Decius Trajanus (249) begann wieder eine allgemeine Verfolgung der Christen, und zwar war es wohl die Absicht des Kaisers, das Christenthum ganz zu unterdrücken. Eine strenge Untersuchung wurde 250 in Betreff aller der Nichtbeobachtung der Staatsgesetze Verdächtigen angeordnet. Die Christen sollten sich den Ceremonien der römischen Staatsreligion unterziehen. Weigerten sie sich, so sollten Drohungen und Martern angewandt werden; blieben sie auch dann noch standhaft, so wurde die Todesstrafe über sie verhängt. Doch scheint die wirkliche Todesstrafe seltener und nur über Kirchenbeamte verhängt worden zu seyn. In diese schwere Zeit versetzt die sinnreiche Volkssage das Entschlummern der 7 Jünglinge zu Ephesus, welche ein Jahrhundert später erwachten und verwundert das verfolgte Zeichen des Kreuzes herrschen sahen über die Stadt u. Welt. Manche Behörden, welchen es mehr um Geldgewinn, als um Erfüllung der Gesetze zu thun war, fanden sich mit den Christen ab u. stellten ihnen, obgleich sie nicht wirklich opferten, einen Schein (libellum, daher der Name libellatici für diese) darüber aus, daß sie den Forderungen des Edikts Genüge geleistet hätten. Andere wußten es durchzusetzen, daß sie ohne einen solchen Schein und ohne überhaupt vor dem Magistrate zu erscheinen, in das Verzeichniß Derer, welche dem kaiserlichen Befehle gehorsam gewesen, eingetragen wurden. Die Kirche verdammte aber Beides als stillschweigende Verleugnung. Gleich im Anfange der Verfolgung starb der römische Bischof Fabianus den Märtyrertod. Mehre Umstände wirkten endlich zusammen, dieser heftigen Verfolgung ein Ziel zu setzen; der Fanaticismus kühlte sich nach und nach ab, die Prokonsuln in den Provinzen wechselten 251, Decius selbst wurde durch politische Ereignisse, besonders durch den Gothenkrieg, von der Verfolgung der Christen abgezogen und verlor bald selbst das Leben in diesem Kriege (251). Die Ruhe, welche den Christen hierdurch zu Theil wurde, schien auch unter der Regierung des Gallus (251—253) noch fortdauern zu wollen. Aber eine verheerende Pest, Dürre und Hungersnoth erregten von Neuem die Volkswuth. Es erschien ein kaiserliches Edikt, worin alle römischen Unterthanen aufgefordert wurden, den Göttern zu opfern, um dadurch den Zorn derselben zu versöhnen. Da Viele sich weigerten zu opfern, so begannen neue Verfolgungen. Die Bischöfe der Hauptstadt, Cornelius und Lucius, fielen zuerst als die Opfer derselben. Zum Glück verhinderten Kriege und ausbrechende Empörungen den Gallus, eine allgemeine Verfolgung im ganzen Reiche energisch durchzuführen, und mit seiner Ermordung (253) kehrte auf kurze Zeit Sicherheit und Frieden für die Christen zurück. Denn der Kaiser Valerianus (253—260) zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen höchst günstig; aber von 257 an änderte er sein Verfahren und begann die Christen zu verfolgen. Im Jahr 258 erschien ein Edikt, demzufolge die Bischöfe, Presbyter und Diakonen sogleich mit dem Schwerte hingerichtet, Senatoren und Ritter ihrer Würden und Güter beraubt u., im Falle sie doch Christen blieben, ebenfalls enthauptet, die Christen im kaiserlichen Hofdienste aber zur Sklavenarbeit auf die kaiserlichen Güter abgeführt werden sollten. Unnöthiges Blutvergießen wollte auch jetzt noch der Kaiser vermeiden; aber freilich blieben das Volk und die Statthalter nicht immer bei seinen Befehlen stehen. Eines der ersten Opfer war damals der Bischof Cyprianus von Karthago. Valerians Sohn und Nachfolger Gallienus (260—268) erließ sogleich nach seinem Regierungsantritt ein Edikt, wodurch er den Christen freie Ausübung ihrer Religion gestattete und gebot, daß die konfiscirten Grundstücke und Häuser ihnen zurückgegeben werden sollten. Durch dieses Edikt wurde das Christenthum eine erlaubte Religion und erhielt als solche ein gesetzlich anerkanntes Bestehen. Damit begann für die christliche Kirche eine Zeit der Ruhe u. des Friedens, welche über 40 Jahre andauerte. Fast schien es, als wenn die Staatsgewalt den ungleichen Kampf der Gewalt gegen den Geist für immer aufgegeben habe. Auch der Kaiser Diocletianus (284—305) zeigte sich, wenigstens

dem äußeren Anscheine nach, den Christen gewogen. In seinem Hofdienste bekleideten Christen angesehene Aemter. Aber abgesehen von jeder persönlichen Neigung, lag es in den Verhältnissen, daß der heidnische Staat und Götterdienst, im Vorgefühle, als solcher vor der geistigen Macht der neuen Kirche unterzugehen, mit dieser noch einen Kampf auf Leben und Tod versuchte. Des Kaisers Schwiegersohn Galerius, das Werkzeug einer den Christen feindlichen Hofpartei, fing damit an, daß er das Heer von Christen reinigte (298). Lange scheute sich Diocletian vor einem Kampfe, dessen verhängnißvolle Bedeutung und Furchtbarkeit ihm nicht verborgen seyn konnte. Endlich gab der kränkliche, schon mit Plänen der Abdankung umgehende Kaiser den stürmischen Gesuchen des Galerius und seiner Partei nach. Die Zerstörung der prächtigen Kirche zu Nikomedien (23. Februar 303) verkündete der Welt den Anfang der letzten Christenverfolgung. Ein sogleich folgendes kaiserliches Edikt gebot, alle Tempel der Christen zu zerstören und ihre heiligen Bücher zu verbrennen; christliche Staatsbeamte sollten ihre Würden, römische Bürger ihr Bürgerrecht, Sklaven selbst die Hoffnung auf Freiheit verlieren; gegen alle Christen, von welchem Stande sie auch seyen, sollte bei der gerichtlichen Untersuchung die Folter angewandt werden. Eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste zu Nikomedien wurde den Christen Schuld gegeben; man klagte sie der Verschwörung gegen den Kaiser an. Nach einem neuen Edikte sollten alle Geistliche verhaftet und in Fesseln gelegt werden, nach einem dritten sollte man die Christen auf jede Weise zum Opfern zwingen; endlich erschien 304 das schärfste, welches unbedingte Vollstreckung der kaiserlichen Befehle gebot. Fast durch das ganze Reich begannen nun blutige Verfolgungen; der Fanatismus des Volks und die Ruchlosigkeit vieler Statthalter hatten freien Spielraum. Schon glaubten die Verfolger über das unterdrückte Christenthum triumphiren zu können, schon wurde in Inschriften zu den Ehrentiteln der Kaiser auch die durch sie vollendete Vertilgung des christlichen Aberglaubens, die Wiederherstellung des alten Götterdienstes gesetzt. Doch während dieser vermeintlichen Triumphe bereiteten sich schon die Umstände vor, von welchen eine ganz entgegengesetzte Wendung der Dinge ausgehen sollte. Einer der vier Regenten, Constantius Chlorus, der als Cäsar über Gallien, Britannien und Spanien herrschte, war ein Freund des Christenthums in der Weise des Alexander Severus. Er milderte das Loos der Verfolgten in den seiner Verwaltung untergebenen Provinzen, daher die Christen hier, während aller Orten die Verfolgung tobte, ruhiger Sicherheit genossen. Noch mehr konnte Constantius zu ihren Gunsten wirken, als Diocletian 305 die Regierung niederlegte und er mit Galerius zum Augustus erhoben wurde. In Syrien und den angrenzenden Ländern, die dem Maximinus zur Verwaltung übergeben waren, dauerten inzwischen die Verfolgungen fort, bis endlich die Machthaber des Wüthens satt wurden. Zu Anfang des Jahres 310 trat ein Ruhepunkt ein; 39 gefangene Christen, welche in den Bergwerken von Palästina ihren Gottesdienst zu halten wagten, wurden damals enthauptet, und dies war das letzte Blut, welches in dieser Verfolgung floß. Galerius, von schmerzhafter Krankheit gepeinigt und die Vergeblichkeit seines blutigen Beginnens einsehend, erließ 311 jenes berühmte Edikt, wodurch den Christen unter der Bedingung, daß sie nichts gegen die Ordnung des Staats vornähmen, vollkommene Duldung gewährt wurde. Im Abendlande war schon früher Ruhe für sie eingetreten; des Constantius Chlorus Sohn, Constantinus (seit 306), erbte und mehrte die väterliche Gunst gegen das Christenthum. Nachdem er den Maxentius bezwungen hatte, erließ er 312 zugleich mit Licinius, dem Augustus des europäischen Morgenlandes, zu Gunsten der Christen ein Gesetz für die allgemeine Freiheit der Gottesverehrung (s. Konstantin der Große). Maximins Tod und Niederlage (313) befreiten die Kirche von ihrem letzten und unversöhnlichsten Feinde. Dies ihren allgemeinen Zügen nach die Verfolgungen, welche die christliche Kirche unter den römischen Kaisern zu erleiden hatte. Man nimmt gewöhnlich 10 Hauptverfolgungen an; aber diese Zählung ist erst durch das volksthümliche Bedürfniß einer festbestimmten Erinnerung und durch allegorische Beziehungen auf die 10 Plagen Aegyptens (2. Mos. 7 ff.) und die 10 Hörner der Apokalypse (Offenb. 17, 12 ff.) veranlaßt worden. Was den Verlauf dieser Verfolgungen im Allgemeinen betrifft, so geschah die Hinrichtung der Schuldigen insgemein, zumal bei römischen Bürgern, nach den gesetzlichen Gebräuchen des Blutbannes; doch ist es zu Zeiten wohl vorgekommen, daß aus besonderer Erbitterung oder der Abschreckung wegen entsetzliche Todesqualen ersonnen worden sind. Viele wurden ihrem Glauben untreu und retteten ihr Leben, indem sie ihren Herrn verleugnend den Göttern opferten (thurificati, sacrificati), oder diese Schmach scheuend von der Bestechlichkeit der Magistrate Zeugnisse erlangten, als wenn sie geopfert hätten (libellatici), oder indem sie die heiligen Bücher auslieferten (traditores). Aber Begeisterung und Todesfreudigkeit waren in dem größern Theile der verfolgten Christen vorherrschend und oft so groß, daß man sich oft auf eine von besonneneren Kirchenlehrern gemißbilligte Weise zum Märtyrertode drängte. „Wenn solche Todesfreudigkeit gefördert wurde durch die Schmach, die den Gefallenen und den Verräther traf, wie durch die Ehre und Herrlichkeit, die der Märtyrer noch auf Erden in der Bewunderung seiner Freunde fand und im Paradiese erwartete: so war sie doch auch wahrhafte Begeisterung in der Nachfolge Jesu und gab der Kirche das Gefühl, daß sie nie besiegt werden könne, sondern über den Gräbern ihrer Blutzeugen siegreich erbaut werde." Nach dem Aufhören der C. im römischen Reiche fanden solche nur noch außerhalb der Grenzen desselben, z. B. 343 und 414 in Persien und 437 mit wenigen Unterbrechungen bis zu Anfang des 6. Jahrhunderts im afrikanischen Reich der Vandalen, sowie unter den germanischen Völkerschaften Statt, unter denen christliche Apostel den Samen des Evangeliums auszu-

streuen sich bemüheten. Die Rolle der römischen Staatsgewalt übernahmen aber nach der Entstehung des Islam die Khalifen in Asien u. Afrika, indem sie auf Unterdrückung des Christenthums hinarbeiteten und nur einzelne schismatische Parteien, welche noch jetzt unter dem Schutze der Mohammedaner freie Religionsübung genießen, verschonten. In neuerer Zeit haben heftige C. in Japan, namentlich seit 1606, in China um 1750, 1815 und 1839, in Cochinchina u. Tonkin besonders 1837—39 u. anderwärts Statt gefunden.

Christfest, s. **Weihnachten**.

Christfestthaler, Münzen und Medaillen, auf welchen Christi Geburt vorgestellt ist und die daher vorzüglich zu Christgeschenken bestimmt sind. Besonders geschätzt ist der C., welchen um 1560 Kaiser Ferdinand I. prägen ließ. Weniger selten ist der später von der Stadt Hamburg ausgegangene. Man hat auch dergleichen Thaler und Medaillen aus neuerer Zeit.

Christian (lat. Christianus, s. v. a. Christ), 1) Könige von Dänemark: a) C. I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, Sohn Dietrichs des Glücklichen, Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, und seiner Gemahlin Hedwig, einer Enkelin der Schwester Woldemars III., 1426 geboren, empfing die dänische Krone in einem Alter von 22 Jahren, aber freilich erst, nachdem er im Herbst 1448 zu Wiborg jene Kapitulation beschworen hatte, deren 14 harte Artikel die königliche Macht nach damaligen Begriffen bis auf ein Minimum reducirten. Die Norweger gebrauchten nicht geringere Vorsicht, ehe sie dem Blutsverwandten Woldemars ihre Krone überreichten, und in Schweden, wo man schon am 1. Januar 1448 Karl Knudsen zum König gewählt hatte, mußte C. erst den Erfolg des inneren Haders abwarten, der zwischen dem Könige und dem mächtigen Erzbischof Johann Bengtson auch bald genug ausbrach und des Ersteren Flucht und Niederlage herbeiführte, ehe C. auch vom schwedischen Reichstag zum König gewählt und in Upsala gekrönt werden konnte. Im Jahr 1460 huldigten auch Schleswig und Holstein ihm zu Ripen als ihrem Herzoge, und sogar Hamburg gewährte ihm als schleswigsches Lehn, nachdem er seinen feierlichen Einzug in die Stadt gehalten, die Huldigung, jedoch mit Ablehnung des geforderten Eides. Der friedliche Besitz aller dieser Länder währte aber kaum zwei Jahre; Schweden nahm die erste beste Gelegenheit wahr, seine Krone zurückzufordern. Die Verwendung der bedeutenden in den schwedischen Klöstern von Karl Knudsen aufgehäuften Schätze zur Erwerbung von Schleswig und Holstein, fortwährende Erhöhung der schon längst zu drückenden Auflagen, Mißverhältnisse mit dem Erzbischof Bengtson und endlich dessen gefängliche Abführung nach Dänemark brachten 1463 den längst glimmenden Funken des Aufruhrs zum Brand: Bischof Kjättel sprach die schwedischen Unterthanen vom Eid der Treue los, der bisherige Exkönig Karl Knudsen kehrte zurück, und es begann ein hartnäckiger Kampf, der nicht einmal mit dem Tode Karls (1470), sondern erst 1471 mit der Besiegung C.s in der Schlacht beim Brunkberg sein Ende erreichte. In seinen übrigen Staaten regierte C. mit mehr Glück, obgleich auch hier seine Geldverschwendung manche Vorwürfe aufregte, namentlich lassen es ihm die Geschichtschreiber hart entgelten, daß er 1468 dem Könige Jakob III. von Schottland, als dieser sich mit C.s Tochter Margarethe vermählte, statt des Brautschatzes von 60,000 Gulden, die er nicht bezahlen konnte, die orkadischen Inseln und später auch die norwegische Insel Hetland verpfändete und, da sie später niemals ausgelöst werden konnten, vom Reiche trennte. Nicht weniger Tadel traf seine vielen meist zwecklosen, aber prunkvollen Reisen. Nur aus seiner Fahrt nach Rom 1474 entsprang für Dänemark ein dauernder Gewinn: die Gründung der Universität zu Kopenhagen, die, vom römischen Stuhl lange hintertrieben, endlich von Sixtus IV. gestattet und 1478 ausgeführt wurde. Neben dieser kaum erwähnenswerth ist eine andere Stiftung C.s, die des Elephantenordens. Nach einer 33jährigen Regierung † C. den 22. Mai 1481. C.s Gemahlin war Dorothea, geb. Prinzessin von Brandenburg, Wittwe des Königs Christoph III.; von seinen Söhnen folgte ihm Johannes direkt und später Friedrich I. auf dem Thron nach.

b) C. II., genannt der Böse, Sohn des Königs Johannes, geboren den 2. Juli 1481 zu Nyborg auf Fünen, wurde schon 1487 in Dänemark, 1489 in Norwegen und 1499 auch in Schweden zum Thronfolger gewählt. C. II., mit einem Beinamen voll harten Vorwurfs in der Geschichte gebrandmarkt, war von der Natur mit edlen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet und wurde ein Opfer einer verwahrlosten Erziehung und niederdrückender Verhältnisse. Statt die früh erwachte, aber von guten Anlagen und Neigungen begleitete Leidenschaftlichkeit C.s durch eine weise Richtung zu zügeln und zu mildern, ließ man ihn roh aufwachsen, und als erstere schon übermächtig war, trug König Johannes durch die härtesten eigenhändigen Züchtigungen, welche die Folgen der verkehrten Erziehung beseitigen sollten, das Seinige bei, um alle angewurzelten Fehler erst recht zu befestigen. Daß C. überall, wo seine Leidenschaftlichkeit nicht ins Spiel kam, nur das Gute wollte und Intelligenz genug besaß, um es mit seiner energischen, wenn auch mehr ungestümen, als besonnenen Willenskraft durchzuführen, beweisen seine Gesetze und Maßregeln zum Schutze des Bauern- und Bürgerstandes gegen die Bedrückungen und Anmaßungen des Adels, seine Bestrebungen für Hebung des Handels und Gewerbfleißes, seine Anordnungen zur Aufhebung des Strandrechts &c. Gleich verkehrt, wie seine Erziehung, war die erste öffentliche Mission, die ihm sein Vater ertheilte: die Unterdrückung eines 1502 in Norwegen ausgebrochenen Aufruhrs. Alle Leidenschaft zügellos entfesselnd, erstickte zwar C. den Aufstand in kurzer Zeit, raubte sich aber durch sein hartes Verfahren gegen alle wirklichen und vermeintlichen Aufwiegler, worunter viele angesehene und rechtschaffene Männer und ein großer Theil des norwegischen Adels, schon damals für immer die Liebe und Achtung der Normänner und legte damit den Grund zu seinem späteren Regentenunglück. In die Zeit seiner norwegischen Statthalterschaft fällt seine erste Bekanntschaft mit

der schönen Dyveke (Täubchen), der Tochter einer holländischen Schenkwirthin Sigbrit, zu Bergen; beide Frauen äußerten den unheilvollsten Einfluß auf C.: jene als Beischläferin, diese als „der dänische Minister weiblichen Geschlechts", wie sie die Geschichtschreiber jener Zeit nennen. Die Aristokratie steigerte das schon angeregte Mißtrauen C.s zur gefährlichsten Höhe; denn als dieser 1513 die Regierung antrat, mußte er sich vom Adel die härtesten Bedingungen, die ihn fast aller politischen Selbstständigkeit beraubten, durch die Kapitulation gefallen lassen, die man ihn vor der Huldigung zu unterzeichnen zwang. C. erkannte sogleich seine unhaltbare Stellung, besonders Schweden gegenüber, wo Sten Sture der Jüngere nach seines Vaters Tod sich als Reichsverweser behauptete und die Unterwerfung des Landes unter den dänischen König hinderte, und strebte zunächst nach mächtigen Allianzen; deshalb vermählte er sich 1515 mit Elisabeth, einer Schwester Kaiser Karls V., und schloß mit den größten Häusern Europa's enge Verbindungen. Trotz der Achtung vor seiner rechtmäßigen Gemahlin nährte er die glühendste Liebe für die Dyveke fort. Ihr plötzlicher Tod machte ihn zum tyrannischen Wütherich. Eine lange Reihe von Hinrichtungen begann und namentlich floß in Schweden das Blut in Strömen. Uneinigkeiten zwischen Sten Sture und dem Erzbischof Gustav Trolle hatten jenen bewogen, C. nach Schweden zu rufen, und diesen, ihm die Krone anzubieten. Sogleich erschien C. mit einer Flotte 1518 vor Stockholm, mußte aber die Belagerung der Stadt, in welcher sich Niemand für ihn erhob und zuletzt Sten Sture selbst gegen ihn die Waffen ergriff, aufheben und mit großem Verlust abziehen. Kurz nachher kam er hinter die Umtriebe des päpstlichen Legaten und Ablaßhändlers Arcembold und benutzte die bedeutenden Summen, die er mit der Wegnahme der Ablaßkästen gewann, um den Krieg gegen Schweden desto nachdrücklicher fortzusetzen. Es erfolgte 1520 eine förmliche Kriegserklärung, u. C. ward besonders dadurch vom Glück begünstigt, daß sein gefährlichster Feind, Sten Sture, gleich in der ersten Schlacht, bei Bogesund, tödtlich verwundet wurde, ein Ereigniß, das ganz Schweden mit Schrecken erfüllte. Bald fiel auch Stockholm in seine Gewalt, C. feierte einen glänzenden Einzug, ließ im Reiche die Einführung des Protestantismus verkündigen u. wurde dann in Stockholm gekrönt, nachdem zuvor der Reichsrath Schweden für ein Erbreich erklärt hatte. Nachdem sich C. so in Schweden sicher gesetzt, begann sein Rachewerk. Am 8. November 1520 ließ er in Stockholm bei verschlossenen Thoren 94 Personen, darunter die vornehmsten Geistlichen, Adeligen und Bürger, als Anhänger Sten Sture's, enthaupten und die Bedienten derselben aufknüpfen. Gleiche Metzeleien fanden erst in Finnland, dann in allen Städten und Klöstern Statt, welche der König auf seiner Heimreise berührte. Im Ganzen soll dieses stockholmer Blutbad über 600 Menschen das Leben gekostet haben. Mit dieser Greuelthat wich aber alles Glück von den Unternehmungen des Königs, und von diesem Zeitpunkt an ist C. nie wieder nach Schweden und Schweden nie wieder unter dänisches Joch gekommen. Gustav Wasa riß Schweden von der kalmarischen Union los und bestieg 1523 den Thron. Aber auch in Dänemark hatte C.s Gewaltthätigkeit die Aristokratie aufs Aeußerste gereizt; der Adel von Jütland kündigte dem König auf einer Versammlung zu Wiborg Treue und Gehorsam auf, und obwohl Bürger und Bauern ihm nicht abgeneigt waren und Partei für ihn gegen den Adel ergriffen, so verließ er doch am 20. April 1523 in größter Eile Dänemark und begab sich nach den Niederlanden. Sogleich wählten die Dänen den Herzog Friedrich von Schleswig, C.s Oheim von väterlicher Seite, zum König von Dänemark und Norwegen, der 1527 die Reformation in beiden Reichen einführte u. 1533 starb. In den Niederlanden schöpfte indeß C., vom Kaiser und anderen katholischen Mächten ermuthigt, die Hoffnung, durch die Wiederausrottung der neuen Lehre sich eine Partei im Lande bilden und dadurch wieder in den Besitz des verscherzten Throns gelangen zu können. Wirklich landete er 1531 mit einer nicht unbedeutenden Flotte in Norwegen und war anfangs mit Hülfe der katholischen Partei nicht unglücklich in seinem Unternehmen; Friedrichs I. Abgeordnete zeigten sich zu einem Vergleich geneigt und händigten C. einen Geleitsbrief ein, mit welchem dieser im Juli 1532 auf der kopenhagener Rhede anlangte. Aber hier erklärte König Friedrich, daß seine Bevollmächtigten die Grenzen ihrer Vollmacht überschritten hätten, und kerkerte den Exkönig C. auf dem Schloß Sonderburg ein. Hier saß C. 17 Jahre lang von aller Menschheit abgeschieden; ein Zwerg war während dieses ganzen Zeitraums seine einzige Gesellschaft. Erst Christian III. erleichterte C.s Fesseln und versetzte ihn von Sonderburg nach Kallundborg, wo er erst 1559 †.

c) C. III., König von Dänemark und Norwegen, Sohn Friedrichs I. und der Prinzessin Anna von Brandenburg, 1503 geboren, gelangte erst nach dem einjährigen sogenannten Grafenkrieg zur Regierung und erst 1536 zum ruhigen Besitz des Throns. Unter ihm wurde die lutherische Kirchenverbesserung allgemein eingeführt, erfuhr die Universität bedeutende Verbesserungen, trat Dänemark 1538 dem schmalkaldener Bund bei. Zum Schaden gereichte auch ihm und seiner Regierung die Ausbreitung der dänischen Adelsmacht, die nun auch die meisten Güter der aufgehobenen Bisthümer und Klöster an sich zu ziehen wußte und das Königthum enger umstrickte, als je. Zugleich wurde der dänische Adel vor dem norwegischen allenthalben begünstigt, wodurch der geringe Rest norwegischen Adels ganz zu Grunde ging. Mit Karl V. in Krieg verwickelt, that er diesem vielen Schaden, theils an den Küsten von Flandern, theils durch Schließung des Sunds, und erzwang dadurch 1543 den Frieden von Speyer. Holstein trat er seinen Brüdern ab. Handel und Industrie erfreuten sich seines besondern Schutzes. C. † am Neujahrstag 1559, auch von dem gefangenen Christian II. beweint.

d) C. IV., einer der berühmtesten und ruhmwürdigsten Könige von Dänemark, Sohn Friedrichs II. und der Prinzessin Sophia von Mecklenburg, den 12. April 1577 geboren, hatte das Glück, nicht nur von seinen Aeltern, sondern nach

des Vaters Tod auch von seinen Vormündern, Kanzler Kaas, Reichsadmiral Munk, Rosenkranz, Statthalter von Jütland, und dem Rentmeister Walkendorf, auf sorgliche und einsichtsvolle Weise seiner Mündigkeit entgegengeführt zu werden. Früh gab er schon treffliche Zeugnisse von ächter Religiosität und Gerechtigkeitsliebe: „Regna firmat pietas“ war sein Wahlspruch vom Knabenalter an durchs ganze Leben; für Wissenschaften und Künste zeigte er stets eben so hohe Achtung als rege Theilnahme. Nachdem C. 1593 die Regierung selbst angetreten und sich mit der brandenburgischen Prinzessin Anna Katharina verheirathet hatte, unternahm er seine berühmte Reise um das Nordkap bis zum russischen Kola, um die Grenzen seines Reichs kennen zu lernen, seine Unterthanen gegen schwedische Uebergriffe zu sichern und die Rechte derselben gegen fremde Beeinträchtigungen im Küstenhandel zu schützen. Deshalb beförderte er den Schiffsbau aufs Sorglichste und legte den Grund zur dänischen Marine. Troß der Liebe C.s zu den Künsten und Werken des Friedens war es ihm jedoch nicht vergönnt, seine Völker im Frieden glücklich zu machen; er hatte drei große Kriege zu bestehen: gegen Schweden 1611—1613 wegen Lappland, das König Karl beansprucht und in seinem Wappen und Titel aufgeführt hatte, den dreißigjährigen Krieg, den er von Anfang bis zu Ende erlebte, und der für Dänemark mit dem brömsebroischen Frieden endigte, und gegen Hamburg und die Hansa, der von geringerer Bedeutung und für C. günstig war. Glücklicher war aber sein friedliches Wirken. Er schuf eine Seemacht von größeren und besseren Schiffen, als die Ostsee je gesehen hatte, dehnte den Handel des Landes bis Ostindien aus, wo er die ersten Besitzungen erwarb, während er den inländischen Handel zu größerer eigener Thätigkeit, besonders durch die Beschränkung der Hansestädte erweckte. Ebenso verbesserte er die Gesetzgebung und führte eine verständige Finanzverwaltung ein. Zur Wiederauffindung der Ostküste Grönlands, zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt rüstete er mehre Expeditionen aus, ohne jedoch sein Ziel erreichen zu können. Sowie durch die großen Eigenschaften des Regenten, war C. auch durch liebenswürdige Gradheit und Pflichttreue als Privatmann ausgezeichnet; nach dem frühen Tod seiner Gemahlin lebte er in morganatischer Ehe mit Christine Funk. Als Fehler des großen Königs führen die alten Historiographen an Jähzorn, ungezügelten Witz und große Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht. C. † den 28. Februar 1648. Ihm folgte sein Sohn, Friedrich III.

e) C. V., der erste dänische König aus dem oldenburgischen Hause, dem die Krone nicht durch Wahl, sondern durch das 1660 festgesetzte Erbrecht zufiel, Sohn Friedrichs III. und der Prinzessin Sophie Amalie von Lüneburg, den 15. April 1646 geboren, hatte schon vor seinem Regierungsantritt 1655 in Dänemark und 1661 in Norwegen die Huldigung empfangen und vermählte sich 1667 mit der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Kassel. Als Bundesgenosse des Kaisers u. des Kurfürsten von Brandenburg gegen Schweden beabsichtigte er die Eroberung der Provinz Schonen; aber weniger glücklich zu Land als zur See, war er am unglücklichsten beim Friedensschluß selbst, den er 1669 zu Fontainebleau mit unterzeichnen mußte und der ihn zur Herausgabe aller gemachten Eroberungen verpflichtete, während Schweden auch den alten Zankapfel Schonen wieder in Besitz nahm. Auch Hamburg suchte C. vergeblich seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Sein Regierungssystem war, so lange er dem Rathe seines tüchtigen Ministers Griffelfeld gehorchte, ein lobenswerthes; die Gesetzgebung wurde in allen Theilen revidirt und verbessert, Straßen- und Bergbau, Handel und Gewerbe fanden vielfache Förderung, prächtige Bauten des Luxus, des Nutzens und der Wohlthätigkeit verkündeten allenthalben den Geschmack des Königs, der leider die Färbung seines Zeitalters, der französischen Perücken- und Zopfzeit, an sich trug. Auf C.s Veranlassung wurden mehre große Handelsgesellschaften gestiftet, die westindischen Inseln St. Thomas und St. Jean für Dänemark gewonnen und dadurch der Spekulation neue Bahnen geöffnet. Zum großen Nachtheil gereichte aber für Volk und Land die außerordentliche Vergnügungssucht, die Nachäfferei der höfischen Spielereien von Paris und Versailles und dadurch herbeigeführte Verschleuderung ungeheurer Summen und Einführung eben so raffinirter Liederlichkeit und Gemeinheit in das sogenannte höhere gesellige Leben; für ächte Wissenschaft und Kunst konnte bei solcher Wirthschaft keine Achtung aufkommen. Beim Volke selbst stand jedoch C. wegen seiner Herablassung und Leutseligkeit noch lange in gutem Andenken. Er ist Stifter des Danebrogordens; auch führte er die Grafen- und Freiherrnwürde als neuen Köder in des Monarchen Hand im dänischen Adel ein. C. † an den Folgen einer Verwundung, die er auf einer Jagd erhalten hatte, den 25. August 1699. Ihm folgte Friedrich IV. in der Regierung.

f) C. VI., genannt der Fromme, Sohn Friedrichs IV. u. der Prinzessin Luise von Mecklenburg, den 30. November 1699 geboren, führte eine durchaus friedliche, aber zugleich erschlaffende Regierung, die an allen Folgen langer Stagnation der Gesellschaft litt. Mystik und Frömmelei gingen plötzlich auf aus der schlimmen Saat von C.s nächsten Vorfahren. Das berüchtigte Generalkircheninspektionskollegium wurde auf Anlaß des scheinheiligen Hofpredigers Bluhme ins Leben gerufen, um die Einheit und Unschuld der ersten christlichen Gemeinden zurückzuführen. In Folge davon verbreitete sich eine blinde und verderbliche Religionsschwärmerei, der auch die Königin Sophie Magdalena (geborne Prinzessin von Kulmbach-Baireuth) anhing, über den Hof und das ganze Land. Kopfhängerei, Seufzen und Weinen über die Verderbniß der Welt, Verachtung des gegenwärtigen und übertriebenes Verlangen nach dem zukünftigen Leben, zuletzt sogar Selbstmord und Ermordung unschuldiger Kinder: dies die Folgen der Mißgriffe, wozu sich C. aus blindem Religionseifer verleiten ließ. Uebrigens beförderte C. Handel und Gewerbfleiß, brachte die Insel St. Croix durch Kauf von Frankreich an sich, stiftete die königliche Akademie der

Wissenschaften zu Kopenhagen, ein akademisches Gymnasium zu Altona ꝛc.: ferner wurde unter ihm Kopenhagen, das 1728 zu ⅔ ein Raub der Flammen geworden war, schöner wieder aufgebaut, der Schiffsbau durch die Einrichtung der Docke auf Christianshaven befördert. Dagegen stellte er auch manches glücklich abgeschaffte Uebel wieder her und hinterließ dem Lande nach einer weder von Krieg noch sonst einem Nationalunglück, den kopenhagener Brand ausgenommen, geführten Regierung eine sehr bedeutende Schuldenlast, für die er dem Volke nichts gewähren konnte, als den Anblick vieler im schlechten Geschmack jener Zeit aufgeführten Schlösser und sonstiger Prachtbauten. Auf Bernstorffs eifriges Betreiben wurde C. 1740 auf dem Reichstag zu Regensburg unter die alternirenden altfürstlichen Häuser aufgenommen und erhielt somit Sitz und Stimme im deutschen Fürstenkollegium. C. † den 6. August 1746. Ihm folgte in der Regierung Friedrich V.

g) C. VII., Friedrichs V. und der Prinzessin Luise von England Sohn, den 29. Januar 1749 geboren, trat am 14. Januar 1766 die Regierung an und ließ durch die ersten Schritte auf eine glückliche Zeit hoffen, zumal ein Mann wie Bernstorff ihm als Minister zur Seite stand. Er hob die Leibeigenschaft auf, legte die Streitigkeiten mit Hamburg für immer bei und schloß mit der russischen Kaiserin Katharina, der Vormünderin des Großfürsten Paul Petrowitsch, Erbherzogs von Holstein-Gottorp, 1767 einen Traktat, durch welchen russischer Seits unter Bedingungen, die für Dänemark sehr billig waren, allen Forderungen an das Herzogthum Schleswig entsagt und ein Tausch, nach welchem der herzogliche Theil von Holstein an Dänemark fiel, zugegeben wurde. Auch zeigte er große Mäßigung und Milde bei einem Aufstand auf Bornholm, that unzeitigen Reformen des Bestehenden weise Einhalt und machte sich durch leutseliges, gutmüthiges Wesen zum Liebling des Volks. Da trat C. seine große Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Holland an, begleitet von seinem Leibarzt Struensee, und damit begann das Unheil. Struensee wußte sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen, wurde sein Liebling, sein Geistesarzt, nachdem er lange genug sein Leibarzt gewesen. Frühe Ausschweifungen hatten nämlich C.s Geisteskraft sehr geschwächt, u. Struensee mochte schon während der Reise C.s Unfähigkeit zur Führung von Staatsgeschäften erkannt haben. Daher wohl sein unermüdliches Streben nach der höchsten Gewalt, die er nach Beseitigung der verdientesten und angesehensten Staatsmänner endlich auch erlangte, und zwar in einem Maße, dergleichen vor und nach ihm in Dänemark ohne Beispiel ist. Auch Graf Bernstorff hatte das Feld räumen müssen; über die junge unerfahrene Königin aber übte Struensee denselben unwiderstehlichen Einfluß aus, wie über ihren Gemahl, der sich mehr und mehr von allen öffentlichen Geschäften zurückzog und das Regiment dem Minister allein überließ. Von den Staatshandlungen des Letzteren waren allerdings viele rechtsverletzend, alle rücksichtslos und übereilt, einige aber auch heilsam und von noch jetzt dauernden guten Folgen; aber Struensee regte durch seine Neuerungen und Beleidigungen des dänischen Nationalgefühls nicht nur den Haß des Adels und des Militärs, sondern auch ziemlich allgemein die Unzufriedenheit der Bürger gegen sich auf. Daher wurde es der herrschsüchtigen Stiefmutter C.s, der Königin-Mutter Juliane Maria von Braunschweig, ein leichtes Spiel, die Intrigue, die sie gegen den glücklichen Selbstherrscher wie gegen die unerfahrene Königin anspann, den in voller Sicherheit dahin lebenden Günstlingen des schwachsinnigen Königs vollkommen zu verbergen und glücklich durchzuführen, ohne sich und ihre geheimen Absichten selbst dabei zu verdächtigen. In Verbindung mit mehren Männern von Einsicht und Entschlossenheit, darunter ihr Sohn, der Erbprinz Friedrich, des Königs Stiefbruder, und des Erbprinzen Lehrer, Högh Guldberg, vermochte sie den König, unter dem Vorgeben, das Volk sey in Aufruhr, zur Unterschreibung eines Verhaftsbefehls gegen seine Gemahlin und Struensee (s. d.). Nach des Günstlings Sturz und Tod war die Führung der Geschäfte in der Hand der Königin-Mutter und ihres Sohnes Friedrich. Das Ministerium hieß nach seinem Hauptleiter das guldbergische; als dieses 12 Jahre zum Heile des Landes gewaltet und als Kronprinz Friedrich (VI.) 1784 als Mitregent an die Spitze der Regierung kam, wurde Bernstorff der Jüngere zum ersten Minister berufen. C. VII. regierte nur dem Namen nach; er war lebendig todt. Als 1807 die Engländer die Expedition gegen Kopenhagen machten, brachte man den geisteskranken König nach Rendsburg in Holstein, wo er am 13. März 1808 †.

h) C. VIII. Friedrich, König von Dänemark, ältester Sohn des Erbprinzen Friedrich, Stiefbruders C.s VII. u. der Prinzessin Sophie Friederike von Mecklenburg-Schwerin, den 18. September 1786 geboren, heirathete 1806 die Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin und, nachdem er sich 1812 von dieser hatte scheiden lassen, die Tochter des Herzogs Friedrich C. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. C. war dänischer Statthalter in Norwegen, als der Friede von Kiel dieses Königreich von Dänemark losriß und dessen Uebergabe an Schweden befahl. Als das norwegische Volk in einer Versammlung am 28. Januar 1814 den Friedenspakt für null und nichtig erklärte und sich auf seine Selbstständigkeit berief, machte C. diesen Beschluß der Volksversammlung am 19. Februar von Drontheim aus öffentlich bekannt, und als nun schwedische Bevollmächtigte in Christiania C. zur Vollziehung des kieler Friedensvertrages aufforderten, hielt C. seine Sache bereits für so gekräftigt, daß er statt aller Antwort in der Kirche den Eid als Regent leistete und in seinem Publikandum vom 14. März den festen Entschluß der Normänner verkündete, ihre Unabhängigkeit bis in den Tod zu vertheidigen. Ein Heer von 12,000 Mann eilte unter die Fahnen des improvisirten Königreichs, der Reichstag versammelte sich am 10. April in Eidswold, wo die Mehrzahl der 154 Abgeordneten des Volks das Staatsgrundgesetz am 17. Mai unterzeichnete und C. zum Erbkönig von Norwegen erklärte, als wel-

cher er am 19. Mai mit der Bezeichnung Christian I. ausgerufen wurde. Dieser rasche Schritt sollte nun durch die Bestätigung desselben von Seiten Englands eine legitime Gestalt erhalten; das londoner Kabinet erklärte sich jedoch nicht nur durch die mit den Verbündeten abgeschlossenen Verträge gebunden, sondern erklärte auch am 29. April die norwegische Küste in Blokadestand. Nicht weniger Mißbilligung fand das Geschehene am dänischen Hofe, der schon am 18. April C. das Abberufungspatent überschickt hatte; auch dies blieb ohne Wirkung. Noch dringlichere Friedensermahnungen versuchten die Gesandten Oesterreichs, Rußlands, Preußens und Englands in Christiania, ja, König Friedrich VI. drohte endlich mit der Niedersetzung eines Gerichtshofes, der C. das Erbfolgerecht auf den dänischen Thron absprechen könnte. C. blieb beharrlich bei der begonnenen Sache, wie feindlich auch bereits die schwedischen Kriegsschiffe an Norwegens Küsten kreuzten. Als aber das an der Grenze versammelte Landheer unter dem Kronprinzen von Schweden am 27. Juli vorrückte, mußte die schwache Macht der Norweger allenthalben zurückweichen und schon am 14. August zu Moß einen Waffenstillstand abschließen, in Folge dessen das norwegische Heer, das an Allem Mangel litt, auseinander ging. Erst jetzt stieg C. zu Moß am 16. August von dem norwegischen Königsthrone wieder herunter, übertrug die provisorische Regierung dem Staatsrathe, stellte am 10. Oktober dem Storthing die förmliche Entsagungsurkunde aus und schiffte sich nach Dänemark ein. Seitdem lebte C. in Kopenhagen den Wissenschaften und Künsten, unternahm mehre Reisen, welche für seine Lieblingsstudien, Mineralogie, Geognosie und Geologie, werthvolle Ausbeute lieferten (eine Frucht dieser Studien sind seine „Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahre 1820"), und wurde 1832 Mitglied des Staatsraths und Präses der Kunstakademie. Durch den Tod Friedrichs VI. gelangte C. am 3. December 1839 zur Nachfolge auf dem dänischen Thron und wurde am 28. Juni 1840 gekrönt. Die Umstände, unter welchen C. seine Regentenlaufbahn begann, waren von doppelter Schwierigkeit für ihn; auf der einen Seite fand er den dänischen Staatshaushalt in der traurigsten Verfassung, die Finanzen des Reichs vollkommen zerrüttet, Mißbräuche und den verderblichsten Schlendrian in allen Zweigen der Verwaltung, dazu Zerwürfnisse zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Monarchie, namentlich jene bittere Stimmung zwischen der dänischen und der deutschen Nationalität, die noch jetzt auf ihre Entscheidung wartet, und endlich drängten sich auch von Seiten verschiedener Mächte Anträge in dieses innere Gewühl, die, wie besonders jene hinsichtlich des Sundzolls ꝛc., nicht geeignet waren, dem Blick des Regenten Sicherheit und Ruhe zu geben. Auf der anderen Seite hatte die Erinnerung an sein energisches, von freisinnigen und volksthümlichen Ideen gehobenes oder wenigstens begleitetes Auftreten 1814 in den Liberalen Dänemarks im Stillen seit Langem die Hoffnung groß gezogen, daß C. der Mann seyn werde, der, auf der festen Basis der von ihm einst öffentlich bekannten liberalen politischen Grundsätze bauend, dem Volke endlich eine Konstitution gewähren werde. Aber nicht genug, daß C. alle Anträge auf Ertheilung einer Konstitution ohne Weiteres mit deutlichen Worten zurückwies, er griff auch, noch ehe ihm die Krone auf dem Kopf stand, zu Gewaltmitteln, um seinem Willen dem Nationalwillen gegenüber den Sieg zu verschaffen; noch vor seiner Krönung fielen am 22. und 23. Mai Aufläufe zu Kopenhagen vor. In seiner kurzen Regierung hielt er sich in allen seinen Handlungen streng an die Richtschnur des konservativen Systems (s. Dänemark). Er † den 20. Januar 1848.

2) C. I. oder der Aeltere, Fürst von Anhalt, Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, ausgezeichnet als Fürst und Feldherr, geboren als der zweite von den 8 Söhnen Joachim Ernsts, welcher das früher getheilte Anhalt 1570 unter seinem Scepter vereinigte, den 11. Mai 1568, erhielt eine für damalige Zeit hohe wissenschaftliche Bildung, lebte, nachdem er die Türkei, die nordischen Staaten, Frankreich und Italien bereist hatte, längere Zeit am kursächsischen Hofe u. trat 1591, 23 Jahre alt, als französischer Generallieutenant und Chef eines Armeecorps von 20.000 Mann, welches mehre deutsche Fürsten dem König Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue zu Hülfe schickten, seinen ersten Feldzug an, der jedoch den Unternehmern selbst, namentlich Sachsen und Anhalt bedeutende Verluste verursachte. Auf dem Heimzuge aus Frankreich unterstützte er mit den Resten seines Heers den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg gegen dessen Mitbewerber um das Bisthum Straßburg, den Kardinal Karl von Lothringen. Darauf trug ihm Kaiser Rudolf II. 1594 zu Regensburg ein Kommando gegen die Türken an; als man sich jedoch über die Bedingungen nicht einigen konnte, trat C. 1595 in des Kurfürsten Friedrich IV. Dienste als Statthalter der Oberpfalz. In demselben Jahre feierte er seine Vermählung mit einer Gräfin Anna von Bentheim, die ihm 16 Kinder gebar. Bei der abermaligen Theilung der anhaltschen Lande (1603) kam Bernburg an ihn. Doch blieb C. auf seinem bisherigen pfälzischen Posten, stand 1606 an der Spitze einer Gesandtschaft an Heinrich IV. von Frankreich, betheiligte sich mit Eifer bei der Stiftung der evangelischen Union (1608) und übernahm als Generaloberstlieutenant das Kommando über die unter dem Oberbefehl des Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach stehenden Bundestruppen, sowie später die Bundesgesandtschaft an Rudolf II., dem er die Beschwerden der Protestanten nachdrücklich, obwohl vergeblich, vorstellte. Im jülichschen Erbfolgestreit eroberte er im Interesse der Brandenburger und im Verein mit Moritz von Oranien die Stadt Jülich. Anträge von Venedig und Frankreich ablehnend, trat C., nach der Erwählung Friedrichs V. zum König von Böhmen, an die Spitze der pfälzisch-böhmischen Truppen, mit denen er 1619 sich den kaiserlichen Feldherren Dampier u. Bucquoi gegenüber mit Glück behauptete, bis die Schlacht am weißen Berg bei Prag Böhmens Schicksal für Jahrhunderte entschied. C. floh mit seiner Familie zuerst nach Stade, dann nach

Schweden und ließ sich endlich unter dänischem Schutz in Flensburg nieder. Am 22. Januar 1621 wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen und die Vollziehung derselben Kursachsen übertragen. Nur die außerordentliche Fürsprache seiner Brüder und Verwandten, vor Allen aber seines Sohnes Christian, der, in der Schlacht am weißen Berg gefangen und lange im kaiserlichen Lager mit herumgeführt, endlich des Kaisers Verzeihung und Gnade erlangt hatte, bewirkten 1623 die Wiederaufhebung der Acht, worauf C. sich im Sommer 1624 persönlich mit Ferdinand II. aussöhnte. C. war seit dem 14. Mai 1618, durch den Tod seines Bruders, Johann Georg I. von Dessau, Senior des Hauses geworden; er verwaltete fortan sein Land mit väterlicher Treue, suchte, wiewohl oft vergeblich, die über sein Volk hereinbrechenden Drangsale des 30jährigen Kriegs zu mildern, † aber, ehe noch Gustav Adolf dem Lauf der Geschichte eine andere Wendung gegeben hatte, am 17. April 1630 zu Bernburg. Seine Gemahlin war ihm schon 1624 im Tod vorangegangen.

3) Markgrafen von Brandenburg: a) C. Wilhelm, Administrator des Erzstifts Magdeburg, ein Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg und der Tochter des Markgrafen Johann von der Neumark, Katharina, 1587 geboren, hatte sich zu Frankfurt und Tübingen den Wissenschaften gewidmet und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts Deutschland, England, Frankreich, die Niederlande und die Schweiz durchreist. Auf Grund eines von seinem Vater, dem Kurfürsten Joachim Friedrich, mit dem magdeburger Kapitel geschlossenen Vergleichs wurde er im Januar 1598, doch unter der Bedingung, daß, seiner Jugend wegen, das Domkapitel bis zum 21. Jahre die Verwaltung fortführen solle, zum Erzbischof erwählt. Am 18. Juli 1608 trat er die Regierung des Erzstifts selbst an. Da er sich aber 1614 vermählte, so mußte er seine erzbischöfliche Würde niederlegen, wurde jedoch noch in demselben Jahre durch eine neue Wahl des Kapitels zum Administrator ernannt. Durch seine Stellung in den 30jährigen Krieg verwickelt, griff er im Verein mit andern Fürsten den Bischof Christian von Halberstadt an, der zwar geschlagen ward (23. Oktober 1621), aber nichtsdestoweniger seine Feindseligkeiten gegen die benachbarten protestantischen Gebiete fortsetzte. Während das Erzstift, gleich andern Ländern, durch das Kippen und Wippen der Münzen (s. d.) und die daraus hervorgehende Störung aller Verhältnisse außerordentlich litt, brachte man die Zeit mit Berathungen über die Landesvertheidigung hin; auch suchte der Katholicismus sich wieder weiteren Spielraum zu verschaffen, und in mehren Klöstern begannen Umtriebe. Endlich ließ sich der schon 1616 auch zum Koadjutor von Halberstadt erwählte Administrator in ein Bündniß mit Dänemark ein und nahm beim niedersächsischen Kreisheere ein Kommando an. Inzwischen lagerten sich Wallenstein und Tilly in die Stifter Magdeburg und Halberstadt ein, und das Domkapitel, um das Land aus der Bedrängniß zu retten, wählte den Herzog August, Sohn des Kurfürsten von Sachsen, 1626 zum Koadjutor. Unterdessen rüstete C. unablässig, um der protestantischen Sache Fortgang zu verschaffen; wir finden ihn 1629 in Schweden, wo er Gustav Adolf zur Unterstützung zu bereden sich bemühte, mit welchem er dann 1630 zugleich den deutschen Boden betrat. Als 1630 der Erzherzog Leopold Wilhelm im Besitz der Stifter Magdeburg und Halberstadt war, wurde hier Anstalt getroffen, das Restitutionsedikt mit aller Strenge auszuführen. Unterdessen hatte sich der entsetzte C. in aller Stille wieder in der Stadt Magdeburg eingefunden, zeigte sich bald öffentlich und stellte Werbungen an, mit deren sowie mit der Magdeburger Hülfe er den Kaiserlichen manchen Schaden zufügte; er wagte sich auch nach Halle, mußte aber bald nach Magdeburg zurückkehren, wo er 1631 bei Eroberung der Stadt gefährlich verwundet, gefangen genommen und ins pappenheimsche Lager abgeführt wurde. In Ingolstadt, Wien und Neustadt, wohin man ihn brachte, gaben sich die Jesuiten alle Mühe, ihn zu bekehren, und wirklich erfolgte 1632 sein Uebertritt, aus Furcht vor dem Aeußersten, ein Schritt, welchen eine in seinem Namen erschienene, mehrmals widerlegte Schrift: „Speculum veritatis", rechtfertigen sollte. Zwar blieb C. noch in Oesterreich, wurde aber auf freien Fuß gesetzt und ihm im prager Frieden (1635) aus den Einkünften des Erzstifts Magdeburg jährlich eine Summe von 12,000 Thalern zugesichert; im westphälischen Frieden wurden ihm dafür die Aemter Loburg u. Zinna überlassen, welche er 1649 eingeräumt erhielt. C. † 1665 in seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Zinna. Er war zweimal vermählt, erst mit Dorothea, Tochter des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, welche 1649 starb u. eine Tochter hinterließ; dann seit 1650 mit Barbara Elisabeth, verwittweten Gräfin von Waldstein, welche Ehe kinderlos blieb.

b) C., Sohn des Kurfürsten Johann Georg u. dessen dritter Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Fürsten Christian zu Anhalt, geboren zu Berlin 1581, studirte in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts zu Frankfurt a. d. O., bereiste darauf Italien, kehrte jedoch bald nach seines Vaters Tode zurück. Die Verordnung seines Vaters hatte ihm die Neumark zugesichert; aber sein Bruder, Kurfürst Joachim Friedrich, sich auf des Kurfürsten Albrecht Hausgesetz berufend, hatte bereits Besitz vom ganzen Lande ergriffen, und C. wurde erst regierender Herr, als er nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Baireuth dessen Land erbte. Er war in der Folge vielfach mit den Angelegenheiten des brandenburgischen Hauses beschäftigt und bemühte sich namentlich, die wegen der jülichschen Erbfolge zwischen Brandenburg und Sachsen entstandenen Zwistigkeiten beizulegen. Im Jahr 1614 wohnte er der zu Naumburg gehaltenen Erbvereinigungsversammlung der Häuser Brandenburg, Sachsen u. Hessen bei, 1615 dem Unionstage zu Nürnberg. Der Protestanten nahm er sich nach Kräften an, während seine brandenburgischen Verwandten theilnahmlos blieben. Seinen Eifer für die Sache der Reformation beweist die 1617 in seinem Lande Statt gefundene Jubelfeier der lutherischen Kirchenverbesserung. Auch während des 30jährigen Krieges blieb er eines der thätigsten Mitglieder der Union, besuchte 1631 die Versammlung zu

Leipzig und befand sich 1632 bei dem Könige Gustav Adolf im Lager vor Nürnberg. Auch am Hofe zu Dresden, wie zu Berlin suchte er zu Gunsten der Angelegenheiten der Protestanten zu wirken. Sein Eifer war jedoch seinem Lande vielfach verderblich, doch rettete es der Abschluß des prager Friedens 1635 vor dem völligen Untergang. Auch am westphälischen Friedensschlusse arbeiteten seine Gesandten und nahmen noch 1655 an der Disputation zu Frankfurt Theil. Nach hergestelltem Frieden suchte er den Wohlstand seines Landes wieder zu heben; seine Aufmerksamkeit nahmen vorzüglich die Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen in Anspruch. Seit 1604 mit Maria, der Tochter des Herzogs Albert von Preußen, vermählt, wurde er Stifter der baireuthischen Linie. Er † 1655.

c) C. Ernst, Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach, Sohn des Vorigen, 1644 geboren, trat 1662 die Regierung an und erwarb sich nicht nur um Verbesserung seiner Länder viele Verdienste, sondern unterstützte auch den Kurfürsten von Brandenburg aufs Kräftigste, als dieser 1670 sich Hollands gegen Frankreich annahm. Vor Allem aber brachte er dadurch seinem Lande reichen Segen zu, daß er viele französische Flüchtlinge in sein Land aufnahm und ihnen Wohnsitze namentlich in und um Erlangen anwies. Er ist der Begründer der Universität Erlangen, wo 1843 sein Standbild errichtet worden ist (s. Erlangen). Er † 1712.

4) Herzöge von Braunschweig: a) C. der Aeltere, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Bischof zu Minden, 1566 geboren, Sohn des Herzogs Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg und der dänischen Prinzessin Dorothea, wurde 1597 zum Koadjutor des Stifts Minden erwählt und trat 1599 die Regierung selbst an, nachdem er sich verpflichtet hatte, die Landesfreiheiten zu bestätigen und ohne des Kapitels Genehmigung keine Verfügungen zu erlassen. C. gestattete Jedem freie Religionsübung, gerieth aber mit der Stadt Minden in einen Streit, welcher erst 1618 beigelegt wurde. Nach dem Tode seines ältern Bruders (1611) trat er die Regierung der braunschweigischen Lande an und wurde 1616 auch Koadjutor des Stifts Halberstadt, auf welche Würde er jedoch später verzichtete. Beim Ausbruch des Religionskrieges trat er mit dem Herzog Friedrich von Holstein zur Partei des Kaisers und wurde Oberst der niedersächsischen Kreistruppen. Mit vieler Klugheit suchte er den Schauplatz des Krieges möglichst vom Stiftslande zu entfernen; gleichwohl drang Herzog Christian, Bischof zu Halberstadt, bis dahin vor, und Nienburg, Hoya und andere mindensche Orte wurden von den Dänen besetzt. Im Jahr 1623 nahmen es die Kaiserlichen unter Tilly in Besitz; doch hielt hier der Feldherr sein Versprechen guter Mannszucht. Als 1629 in Folge des kaiserlichen Restitutionsedikts der Bischof von Osnabrück Ansprüche auf das Stift Minden erhob, trat C. zur schwedischen Partei über. Doch behielt der mächtigere Bischof von Osnabrück die Oberhand, die Katholiken breiteten sich in Minden immer mehr aus und rissen immer mehr Kirchen der Protestanten an sich, und bei der häufigen Abwesenheit C.s von Minden schaltete der Osnabrücker im Stift ganz nach Belieben. C. † 1633 unverheirathet.

b) C., Herzog (herzoglicher Prinz) von Braunschweig-Wolfenbüttel, lutherischer Bischof von Halberstadt, einer der merkwürdigsten Helden des 30jährigen Krieges, Sohn des Herzogs Heinrich Julius und der Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark, wurde am 10. September alten oder 20. September neuen Styls 1599 im bischöflichen Residenzschlosse zu Gröningen im Stifte Halberstadt geboren, besuchte die von seinem Großvater gegründete Universität Helmstädt und begab sich dann auf Reisen. Durch den frühen Tod seines Vaters und seiner beiden jüngeren Brüder, welche die kluge Politik des Stiftes als Minderjährige zu Regenten erwählt hatte, gelangte C. schon 1616 zur Bischofswürde von Halberstadt, hielt am 1. Mai 1617 seinen feierlichen Einzug und sah sich noch in demselben Jahr mit der Abtei Michaelstein und einer Propstei zu Braunschweig belehnt. C.s lebhafter Geist fand im ruhigen Genuß reicher Revenüen keine Befriedigung. Er begab sich zunächst nach Holland, wo er während der ersten Bewegungen des 30jährigen Krieges als Rittmeister diente. Auf den Kampfplatz trat er, nachdem Friedrich von der Pfalz die theuer erkaufte böhmische Königskrone für immer verloren und der Kaiser seinen Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus begonnen hatte, und zwar geschah sein erstes Auftreten im Auftrag und Dienst des vertriebenen Königs, obwohl schon damals das Beispiel Mannsfelds auch in ihm den Gedanken selbstständiger Kriegsführung erweckt haben mochte. Auch ein ritterliches Motiv waltete dabei mit ob: die Gemahlin des unglücklichen böhmischen Königs, Elisabeth von England, entflammte den jungen Helden so, daß er sich förmlich zu ihrem Kämpfer weihte, ihren Handschuh auf seinem Helm befestigte und nicht eher zu rasten schwur, bis er ihr das verlorene Königreich wiedergegeben habe. Noch im Herbst 1621 ließ er von Holland aus ein kleines Heer anwerben, wies demselben die Wesergegend des Herzogthums Braunschweig zum Sammelplatz an, und eilte mit einem Trupp holländischer Reiter Braunschweig zu. Hier hatte jedoch sein Bruder, der regierende Herzog, aus Angst vor der Rache des Kaisers, C.s ziemlich stark anschwellende Truppenmasse schon im Oktober vertrieben; C. sammelte sie wieder und rückte Anfangs November mit 13 Reitergeschwadern (damals Kornette genannt), zusammen 1500 Mann, dem Rhein und Mannsfeld zu. Ueber Korvey und Niederhessen drang er im Kurmainzischen ein, verbreitete durch die Zügellosigkeit seines Kriegsvolks allenthalben Angst und Schrecken, ward aber im Darmstädtischen von dem liguistischen General Grafen von Anholt aufgehalten und im busecker Thal geschlagen. Mit Lebensgefahr entkommen, wandte er sich nun nach Westphalen, plünderte die reichen Bisthümer, namentlich Lippstadt, Soest und Paderborn. Als hier der heil. Liborius nebst den 12 Aposteln von Silber in seine Hände fiel, dankte er in jugendlichem Uebermuthe Jenem, daß er seine Ankunft so freundlich erwartet habe, und verkündigte diesen, daß sie nun,

ihrer Bestimmung gemäß, in alle Welt wandern sollten. Zum Schaden der katholischen Geistlichkeit gesellte sich der Spott; nicht nur ließ C. aus den erbeuteten Metallen goldene und silberne Münzen prägen mit den Inschriften „Tout avec Dieu“ und „Gottesfreund, der Pfaffen Feind“, sondern mit und hinter dem Kriegsvolk her verbreiteten sich auch eine Menge Spottlieder und Spottbilder. Auch Münster litt schwer auf diesem Zuge C.s. Desto lustiger ging es in C.s Lager her. Der Soldat, der nur ein Anrittegeld, keine Löhnung, empfing, lebte unter des Feldherrn Schutz auf seine Räuberfaust; daher war denn bald C.s Heer auf 8000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter angewachsen, denen er Musketen und Rüstungen aus Holland herbeikommen ließ, u. dazu kamen noch die vielen kleinen u. größeren Besazzungen in den eroberten Städten, Schlössern, Klöstern u. Ortschaften. Im Februar 1622 schlug C. einen kölnischen Heerhaufen von 3500 Mann, zwischen Werl und Soest, berannte dann die Stadt Geseke, welche C.s Besatzung niedergemetzelt hatte, brach sich durch die Schaaren des Grafen von Anholt bei Lippspringe bis zur Weser Bahn, warf bei Höxter die Brücke hinter sich ab u. führte sein immer mehr anschwellendes Räuberheer an Thüringens und Hessens Grenze herab ins Fuldaische und durch die Wetterau dem Maine zu, überall, namentlich in Hildesheim und Fulda, starke Brandschatzungen erhebend. Würzburg widerstand, Höchst aber fiel, nachdem die Vertheidiger sich über den Main geflüchtet hatten, in seine Gewalt, wobei alle zurückgebliebenen Einwohner gemordet wurden. Am Tage darauf kam C. in der öden Stadt an; aber dieser Greuelthat folgte die Strafe auf dem Fuß. Das liguistische Heer, unter Tilly, dem Grafen Anholt u. dem spanischen General Cordova, zog von Aschaffenburg her gegen Höchst heran; am 10. Juni 1622 kam es zur Schlacht, in welcher C. eine harte Niederlage erlitt. Von 21,000 Mann, die er in die Schlacht geführt, konnte er nur mit Mühe 13,000 Mann wieder sammeln, viele seiner besten Offiziere waren gefallen, seine geringe Artillerie nebst dem meisten Gepäck verloren, und wie über entlaufene wilde Thiere stürzten allenthalben Kroaten und Bauern über die Flüchtigen her. Nur einen, aber auch den Hauptzweck dieses Zuges hatte C. endlich erreicht, seine Vereinigung mit dem Grafen Ernst von Mannsfeld. Zu Bensheim an der Bergstraße trafen beide Feldherren zusammen und zogen nun vereint in das Elsaß. Hier, im Lager vor dem festen Elsaßzabern, wurden beide Feldherren von ihrem bisherigen Titularherrn, dem Exkönige Friedrich von Böhmen, am 13. Juli persönlich des Dienstes entlassen. Vorspiegelungen von Oesterreich und Spanien mochten ihn zu diesem Entschluß geführt haben; die beiden Feldherren entbehrten aber dadurch den Nimbus königlicher Bevollmächtigung und standen nun plötzlich allein mächtigen Feinden gegenüber. Von jetzt an knüpften beide, noch immer vereint, mit verschiedenen Mächten Unterhandlungen an; so am 15. Juni, 2 Tage nach ihrer Entlassung, durch Vermittelung Tilly's mit dem Kaiser, dann mit dem Herzog von Bouillon zu Gunsten seiner protestantischen Glaubensgenossen, hierauf mit dem König von Frankreich, der sie jedoch durch die Unterhandlungen nur von den Grenzen seines Landes abzuhalten, sich zu stärken und sie selbst zu schwächen suchte, und als auch die spanische Statthalterin der Niederlande die Anträge C.s und Mannsfelds ausschlug, endlich mit den Staaten von Holland. Letztere nahmen sie auf 3 Monate, hauptsächlich zum Entsatz der vom General Spinola belagerten Festung Bergen op Zoom, in ihre Dienste. Bei allen diesen Unterhandlungen läßt sich oft schwer entscheiden, was ernstlich gemeint oder bloße von den Umständen gebotene Kriegslist war, namentlich gilt dies von C., dessen Katholikenhaß und Glaubenstreue bei diesen Verhandlungen oft in sehr zweideutigem Lichte erscheint. Der Zug nach Holland führte die Verbündeten von Sedan durch die Ardennen und die feindlichen spanischen Niederlande nach Breda; aber ehe sie dieses erreichten, warteten ihrer noch unzählige Mühseligkeiten und Gefahren. Der spanische General Cordova, der ihnen vom Elsaß her mit seinem Heerhaufen gefolgt war, wandte sich von Sedan aus durch das Luxemburgische u. kam den Verbündeten, die bei Maubeuge von einem Bauerncorps angegriffen worden und von Strapazen und Hunger entkräftet, durch Verfolgung und heimliche Angriffe außerordentlich geschwächt waren, bei Fleurus in voller Schlachtordnung entgegen, um ihnen den Weg in die Niederlande zu versperren. Hier half ein muthiger Entschluß: sie griffen am 19. August den Feind an und erzwangen nach einem blutigen Gefecht den Durchzug; dabei fiel unter Andern Herzog Friedrich von Weimar an der Spitze seines eigenen Regiments. Gesiegt hatte kein Theil, nur hatten die Verbündeten ihren Zweck erreicht, mußten aber Geschütz, Gepäck, Verwundete und Ermattete der Wuth der Spanier und der Bauern als Opfer zurücklassen. Herzog C., der ebenfalls am linken Arme stark verwundet worden war, doch der Wunde wenig achtete, sah sich noch auf dem Marsche genöthigt, sich den linken Arm abnehmen zu lassen. Die Operation geschah unter Pauken- und Trompetenschall; an die Stelle des abgenommenen kam ein in Holland kunstreich aus Silber verfertigter Arm, der noch zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird. Sogleich nach der Ankunft der Verbündeten zu Bergen op Zoom mußten die Spanier die Belagerung, die bereits über 10,000 Menschen gekostet hatte, aufheben (2. Oktober), und somit war auch der Dienst der Truppen beendigt; nachdem die bedungene Frist abgelaufen war, entließ man beide Feldherren sammt ihren Truppen in Freundschaft und Frieden. Die Verbündeten trennten sich nun: Mannsfeld zog mit 5000 Mann nach Ostfriesland und C. mit 7500 Mann durch Westphalen in die Grenzländer des niedersächsischen Kreises, angeblich um die protestantischen Stände gegen die Kaiserlichen und Spanier zu schützen, die unter Tilly 20,000 Mann stark in Hessen standen. Die niedersächsischen Stände befürchteten aber, gerade durch C. allen Greueln des Krieges ausgesetzt zu werden, und wußten ihn durch seinen Bruder und seine Mutter zur Ausstellung eines Reverses zu bewegen, demgemäß er sich verpflichtete, den Befehlen seines Bruders, des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich,

zu gehorchen, keinen Stand des Reichs anzugreifen und sich gegen den Kaiser unterthänig zu bezeigen. Trotz dieser Versprechungen begann jedoch C. mit unwürdiger Benutzung aller Macht und Gewalt, die er jetzt über sein Bisthum ausüben konnte, die stärksten und verschwenderischsten Rüstungen; durch Konfisciren, Plündern und Pressen soll er gegen 22 Centner ungemünztes Silber zusammengebracht haben. Aber der allgemeine Jammer stieg auch so, daß er mehr Fluch von seinen Unterthanen erntete, als der grausamste Feind, u. an vielen Orten offene Empörungen gegen ihn ausbrachen, die wiederum grausame Gewaltthaten hervorriefen. In der Mitte Juni 1623 rückte C. endlich aus seinem Bisthum mit mehr als 20,000 Mann Tilly entgegen, der um dieselbe Zeit aus dem ausgesogenen Hessen in das Fürstenthum Grubenhagen vorgerückt war. C. nahm sein Hauptquartier zu Nordheim, überfiel und schlug eine Abtheilung der Kaiserlichen unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg. Tilly dagegen eroberte am 6. Juli das braunschweigsche Schloß Friedland, und nun wütheten beide Heere mit Mord und Brand an der niedersächsischen Grenze. Den kaiserlichen Ermahnungen und Versprechungen, namentlich der, daß kein Mitglied des Kreises in seinen Rechten auf irgend eine Weise gekränkt werden solle, Gehör gebend, wandten sich jetzt die niedersächsischen Stände selbst an den Herzog mit der Drohung, feindlich gegen ihn zu verfahren, falls er sich ferner weigere, sein Heer zu entlassen oder aus dem Kreise abzuführen Auf diese Drohung kam C. zu dem Entschluß, das Reich zu verlassen; er trat, als er die sächsischen Grenzen sich verschlossen sah, den Marsch nach Holland an, resignirte am 18. Juli, wo er in Osnabrück ankam, auf seine Stifter Halberstadt und Michaelstein, setzte nach 3 Tagen seinen Marsch ins Münstersche mit großer Hast und in der Hoffnung fort, entweder sich mit Mannsfeld vereinigt oder die holländische Grenze erreicht zu haben, bevor Tilly diese jungen, meist noch kriegsungewohnten Soldaten mit seinen Kerntruppen einhole und zur Schlacht zwinge. Aber vergebens, schon am 26. Juli war C.s Nachtrab eingeholt u. am folgenden Tage kam es bei Stadt-Loo zu einer Schlacht, die in kurzer Zeit mit der vollständigsten Niederlage des Herzogs endigte. Nur die Reiterei entkam zum größten Theile, aber Fußvolk, Artillerie, Gepäck, Fahnen &c. fielen den Kroaten und andern leichten Reitern des kaiserlichen Heeres in die Hände; man zählte 10,000 Todte und Gefangene, unter letzteren mehre fürstliche und gräfliche Häupter und gegen 300 Offiziere. C. entkam mit ungefähr 12,000 Mann über Bredevoort und Doesborg nach Arnheim. Hier sollte Oberst Kniphausen für des Herzogs Mißgeschick mit dem Tode büßen, gewann aber während der Frist von 3 Tagen, die C. bis zur Hinrichtung gestattete, dessen volle Gunst wieder. Auch diesmal nahmen die Generalstaaten auf 3 Monate von C.s Heer 3000 Reiter, 500 Dragoner und 3000 Mann zu Fuß in Dienst, verabschiedeten sie aber noch vor dem gestellten Termin ihrer Zügellosigkeit wegen, worauf C. zu Mannsfeld nach Ostfriesland zog. Hier nöthigte der Mangel beide Feldherren, den geringen Rest ihrer Truppen zu entlassen, worauf sich C. nach dem Haag begab. Von hier aus führte er einen merkwürdigen Briefwechsel mit Mutter und Bruder, die ihn abermals zur Aussöhnung mit dem Kaiser ermahnten und seiner Ruhmbegierde ein Feld im Kampf mit dem Erbfeind des christlichen Namens zeigten. Als sich aber gerade damals eine neue Koalition gegen den Kaiser und Spanien anspann, leistete der Herzog, in Hoffnung auf neue Kriegsthätigkeit, auf seine Einkünfte aus der Grafschaft Blankenburg am 9. Juni 1624 in einer Urkunde Verzicht und schloß sich wieder an Mannsfeld an, der inzwischen in England günstige Verbindungen angeknüpft hatte und im Oktober mit englischen und französischen Unterstützungen neue Werbungen in beiden Ländern begann. C., zum Anführer der Reiterei des neuen Heeres bestimmt, reiste im November mit Mannsfeld nach London, wo er ehrenvoll aufgenommen und mit dem blauen Hosenbande beschenkt wurde. Im Februar 1625 führten beide Feldherren ihre Truppen in Holland zusammen. Als jedoch hier der Entsatz des vom spanischen General Spinola belagerten Breda wegen der Unentschlüssigkeit der Holländer scheiterte, auch Krankheiten im Heere ausbrachen, begaben sich C. und Mannsfeld nach Westphalen, von wo aus sie über das Erzstift Köln arge Drangsale brachten. Bald aber zerstreute sich aus Noth und Mangel im Lager ein großer Theil der Truppen wieder; der Ueberrest von etwa 10,000 Mann gelangte im Oktober, die Reiterei zu Lande durch Westphalen, das Fußvolk zu Schiffe in die Gegend von Bremen. Hier trennten sich die beiden Waffengefährten zum letzten Mal, indem C. bei seinem Oheim, dem König Christian IV. von Dänemark, der im Bremischen Tilly gegenüberstand, blieb, Mannsfeld aber in das Lübeckische zog, um gegen Wallenstein an der Elbe zu operiren. Mit dem vorrückenden dänischen Heere kam C. im Frühling 1626 noch einmal in das Land seiner Väter und wurde von Friedrich Ulrich zum Stellvertreter in der Regierung ernannt. Noch während der Winterszeit betrieb er die Rüstungen eifriger als je, unternahm noch im Januar mehre glückliche Streifzüge gegen die Kroaten, suchte die Reichsstadt Goslar zu überrumpeln, plünderte noch einmal Paderborn, entsetzte Nordheim, verproviantirte Minden und Göttingen von wo aus er den in Hessen gelagerten Tilly beobachtete, mußte aber von da, von zunehmender Schwächlichkeit und häufigen Fiebern befallen, nach Wolfenbüttel zurückkehren. Daselbst † er am 6. Juni (nach Einigen am 6. Mai, nach Andern am 6. Juli) 1626, nach Einigen am Bandwurm, nach Andern an Gift. Seine Mutter folgte ihm nach 13 Tagen in die Gruft der Marienkirche zu Wolfenbüttel nach. C. gehört, nach dem Urtheil Röse's, des Biographen Bernhards von Weimar, zu den außerordentlichen Charakteren, die in Allem das Maß überschreiten. Seine Zuneigung war eben so unerschütterlich als sein Haß, und die Güter des Lebens, wie das Leben selbst, galten ihm nichts bei der Verfolgung eines selbstgewählten Ziels.

5) Herzöge von Holstein: a) C. Albert, Herzog zu Holstein-Gottorp, Sohn des Herzogs Friedrich, 1641 geboren, trat nach dem Tode seines Vaters (1659) die Regierung an. Er stiftete

1665 die Universität zu Kiel. Als 1667 das Geschlecht der Grafen von Oldenburg ausstarb, mußte er in Folge einer kaiserlichen Entscheidung die ganze Erbschaft dem Könige von Dänemark überlassen. Zur Beilegung der daraus hervorgegangenen Mißhelligkeiten 1675 nach Rendsburg eingeladen, wurde er daselbst verhaftet und gezwungen, der Souveränetät, die ihm der roeskilder Frieden gewährleistet hatte, zu entsagen. Er entkam zwar nach Hamburg, doch wurden seine Länder von den Dänen hart bedrängt, bis der nymweger Friede 1679 und, als auch dieser von den Dänen nicht gehalten wurde, der altonaer Vergleich 1685 ihn wieder in den Besitz aller seiner Rechte setzte. C. † 1694.

b) C. **Karl Friedrich August**, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geboren am 19. Juli 1798, Sohn Herzogs Friedrich Christian († 1814) und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark, einer Schwester Friedrichs VI., war in dem Successionsstreit zwischen Dänemark und den deutschen Herzogthümern eine wichtige Person, da ihm, als dem Haupt der jüngeren königlichen Linie des holsteinschen Fürstenhauses, im Falle des Aussterbens des Mannsstammes der ältern gegenwärtig regierenden königlichen Linie des dänischen Regentenhauses, die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zustand. Nach dem Tode seines Vaters erhielt C. zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, bis er am 19. Juli 1816 volljährig wurde, die Fideikommißgüter, Besitzungen, an denen der herzogliche Titel das Glänzendste ist. Seine Erziehung leitete neben seiner vortrefflichen Mutter sein Lehrer H. F. Germar. Von 1817—1819 besuchte C. die Universitäten Genf und Heidelberg und bildete sich in Begleitung Germars auf Reisen durch einen großen Theil Deutschlands, Frankreichs und Hollands weiter aus. Er wurde in der Folge dänischer Generalmajor und vermählte sich am 18. September 1820 in Gisselfeld mit Luise Sophie, einer Tochter des Grafen Christian Konrad von Danesksjöld-Samsoe; somit verband er sich mit einem Geschlechte, das von einem natürlichen, außer der Ehe erzeugten Sohne Christians V. abstammt und dessen erste Gründerin die 1719 als Gräfin Samsoe gestorbene Sophie Amalie, Tochter des Arztes Paul Mothe, war. Seit Einführung der Provinzialstände in Schleswig und Holstein (1834) übernahm er persönlich die ihm zustehende erbliche Virilstimme, in welcher Stellung er der Hauptträger der Bestrebungen war, welche die Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen die dänischen Inkorporationsgelüste vertheidigten, während er in den allgemein politischen Fragen, welche die freie Entwickelung der Volksrechte betrafen, stets seine Unterstützung versagte. Dennoch sah man in ihm den Hauptvertreter der legitimen Rechte der Herzogthümer auf Selbstständigkeit und mögliche Trennung von Dänemark, und er genoß theils dadurch, theils durch die mannigfachen Unterstützungen, die er den deutschen Elementen im Norden Schleswigs angedeihen ließ, einer großen Popularität in beiden Herzogthümern, während er und seine ganze Familie aus denselben Gründen in hohem Grade von den Dänen gehaßt wurde. Nach der Thronbesteigung Christians VIII. (1839) schien der Zeitpunkt, wo das Aussterben des Mannsstammes der ältern königlichen Linie, mithin die Trennung Schleswig-Holsteins vom dänischen Regentenhause eintreten konnte, um so näher gerückt, als der König nur einen Sohn, den jetzigen König Friedrich VII., hatte, der ebenfalls keine Aussicht auf eine Nachkommenschaft darbot. Durch diese Lage der Dinge ward nun der Herzog immer mehr zu einer entschiedenen Stellung in den Angelegenheiten von Schleswig-Holstein gedrängt. Als nach dem Tode Christians VIII. (20. Januar 1848) sich am 23. März 1848 die provisorische Regierung der Herzogthümer bildete, schloß sich der Herzog mit seiner ganzen Familie der Bewegung an und reiste, während sein Bruder, der Prinz Friedrich, sich an die Spitze jener Regierung stellte, selbst nach Berlin, um sich der Unterstützung des preußischen Hofes zu versichern. Hier wirkte er am 24. März jenen berühmten Brief des Königs von Preußen aus, worin die 3 Hauptrechte der Herzogthümer: ihre Selbstständigkeit, ihre Unzertrennlichkeit und ihre Vererblichkeit im Mannsstamme, offen anerkannt wurden. Von Berlin begab sich der Herzog nach Rendsburg zurück, wo er seine Söhne in die schleswig-holsteinsche Armee treten ließ, während er selbst sich von den Geschäften unmittelbar fern hielt. Indeß ward er sowohl in die konstituirende Versammlung, als später in die staatsgrundgesetzliche Landesvertretung gewählt und nahm an den Sitzungen Theil. Auch hier stimmte er gegen Alles, was eine Entwickelung der Volksrechte bezwecken konnte; dagegen legte er auf eine mögliche Verständigung mit Dänemark stets das größte Gewicht. Der Herzog ward darum von den Dänen nicht minder gehaßt, verlor aber auch zugleich seine ganze Popularität in den Herzogthümern, obwohl er die Armee des Landes in allen Feldzügen begleitete. Als im Januar 1851 die Preußen und Oesterreicher im Namen des deutschen Bundes die schleswig-holsteinsche Armee nöthigten, die Waffen niederzulegen, half es dem Herzoge nichts, daß auch er für die Uebergabe der Herzogthümer stimmte. Er mußte das Land verlassen und ward von den Dänen, als diese Schleswig in Besitz genommen, mit seinem ganzen Hause verbannt. Der Herzog wandte sich hierauf nach Deutschland, um hier eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten. In Frankfurt schloß er den Vertrag mit der dänischen Regierung ab, kraft dessen er seine Güter an Dänemark abtrat und versprach, sich ruhig zu verhalten. Er kaufte sich später in Oberschlesien an. Aus der Ehe, die der Herzog 1820 mit Luise Sophie, geborenen Gräfin von Danesksjöld-Samsoe, einging, entsprangen die Prinzen Friedrich Christian August und Friedrich Christian Karl August, sowie 3 Prinzessinnen.

c) C., Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Sohn des verstorbenen Herzogs Wilhelm, geboren am 8. April 1818, wurde Rittmeister der königlich dänischen Leibgarde zu Pferde, erhielt durch Friedrich VII., König von Dänemark, wegen seiner bewiesenen Treue gegen König und Vaterland, am 22. August 1848 den Titel Hoheit, wurde bald darauf Major und ist jetzt Oberstlieutenant und Kommandeur der Leib-

garde zu Pferde. Im Jahre 1850 ging er im Namen des Königs zur Konferenz nach Warschau. Seit 1842 ist er vermählt mit Prinzessin Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen (geboren 1817).

6) **Herzöge von Sachsen:** a) C., Sohn Ernsts des Frommen von Gotha, 1653 geboren, erhielt bei der Theilung des ernestinischen Sachsens unter Ernsts des Frommen Söhne **Eisenberg**, Roda, Kamburg und Ronneburg. Er war den abergläubischen Träumereien seiner Zeit, namentlich aber der Alchemie in hohem Grade ergeben u. † kinderlos 1707, worauf Eisenberg an Gotha zurückfiel. — b) C. **August**, zweiter Sohn des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, 1666 geboren, ward 1681 Statthalter des deutschen Ritterordens, 1694, dem Lutherthum abtrünnig, Dompropst zu Köln, Bischof zu Raab, Koadjutor des Erzbisthums Gran, 1703 Administrator der kurkölnischen Länder, 1706 Kardinal, später Oberkommissär bei der Reichsversammlung zu Regensburg; † 1723.

7) **Herzog von Schlesien** (Brieg, Liegnitz und Wohlau), Sohn des Herzogs Johann Christian und der Dorothea Sibylle, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, 1618 geboren, wurde an dem Hofe eines Fürsten Radziwill in Preußen erzogen, studirte zu Frankfurt a. d. O., kehrte beim Tode seines Vaters 1639 nach Schlesien zurück und übernahm mit seinen Brüdern gemeinschaftlich die Regierung bis 1654. In der Erbtheilung, die in diesem Jahre Statt fand, erhielt er zunächst das Wohlau'sche, wo er viele Verbesserungen im Kirchenwesen vornahm und sich um Hebung der durch den Krieg gesunkenen Landeskultur verdient machte. Zu letzterem Zwecke bevölkerte er die öden Dörfer mit neuen aus Polen und Oberschlesien herbeigezogenen Kolonisten, auch erbaute er die Stadt Ohlau, welche 1634 von den kaiserlichen Truppen niedergebrannt worden, u. verschönerte sie mit einem Schlosse. Bei der Belagerung von Brieg durch die Schweden (1642) fiel er in Gefangenschaft, ward aber von den Bürgern der Stadt nach tapferem Kampfe wieder befreit. Nach dem Tode seiner Brüder verlegte er 1664 seine Residenz nach Brieg. C. war damals der letzte Herzog aus piastischem Stamme, und wohl aus Rücksicht auf diese Abstammung dachte 1668 nach dem Tode des Königs Johann Kasimir eine Anzahl polnischer Magnaten daran, ihm die Krone zu übergeben. C. † 1672. Der einzige Sohn aus seiner 1648 mit der Prinzessin Luise von Anhalt geschlossenen Ehe starb 1675, und mit ihm erlosch der piastische Stamm.

8) C., erster Bischof und Apostel der Preußen, in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Freienwalde in Pommern geboren, ging in das Kloster Kolwitz und soll später Abt im Bernhardinerkloster Oliva bei Danzig gewesen seyn. Durch Glaubenseifer, Kenntnisse und Beredsamkeit zum Apostel Christi berufen, entsprach er diesem Beruf in großartiger Weise. Nachdem er auf eigene Faust die Bekehrung der heidnischen Preußen versucht und 1211 vom Papst in Rom Empfehlungen an den Erzbischof von Gnesen erhalten hatte, gelang es ihm endlich 1214, zwei preußische Fürsten, Warpoda und Swabuno, für den neuen Glauben zu begeistern. Diese für die Ausbreitung der Macht Roms so wichtige That belohnte der Papst mit der Ernennung C.s zum Bischof von Preußen. Seitdem entfaltete der bescheidene, demüthige Mönch mehr und mehr geistliche Herrschsucht. Auf seine Veranlassung wurden die Schwertbrüder aus Livland 1218 nach Preußen gerufen. Als diese nicht den gewünschten Erfolg hatten, gab sich C. alle mögliche Mühe, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen zu Stande zu bringen. Da jedoch ein Kreuzheer auf die Dauer nicht zusammenzuhalten war, wurde der deutsche Orden herbeigerufen. C. selbst machte dem Hochmeister Hermann von Salza (s. d.) 1226 den desfallsigen Antrag; doch wollte er nur die Hälfte des zu Erobernden dem Orden zugestehen, das Uebrige sollte an die Kirche fallen. Indessen einigte man sich 1230, und C. trat seine kulmischen Besitzungen an den Orden ab. Diese Abtretung reuete ihn jedoch bald, und sein Verfahren erregte bei dem Orden Bedenklichkeiten. Als C. in Gefangenschaft gerathen war, weigerte sich der Orden nicht nur, ihn auszulösen, sondern nahm sogar die Güter desselben in Besitz. Nach C.s Tode (um 1242) hörte der Titel eines Bischofs von Preußen auf.

Christiana, Heilige, welche um die Zeit Konstantins des Großen gelebt und nach der Legende Veranlassung zur Ausbreitung des Christenthums in Iberien gegeben haben soll. Sie war eine niedrige Magd, aber gläubige Christin und hatte durch ihr Gebet schon ein krankes Kind geheilt, als ihr Ruf auch zur Königin des Landes gelangte, welche an einer schmerzhaften Krankheit darniederlag. C. heilte sie, wies aber die Belohnungen, die man ihr bot, zurück und bat nur um die Erlaubniß, die Königin im Christenthum unterrichten zu dürfen. Bald war die letztere für das Evangelium gewonnen, aber der König konnte sich lange nicht zur Bekehrung entschließen, bis er eines Tages, durch eine plötzliche Verfinsterung des Himmels in Schrecken versetzt, sich flehend an Gott wandte, der seine Gemahlin von Schmerzen befreit hatte. Hierauf ward auch der König Christ und ließ zur weiteren Verbreitung des Evangeliums auf C.'s Rath Priester aus Konstantinopel kommen. C.'s Gedächtnißtag ist der 15. December.

Christiand'or, dänische, seit 1775 unter dem Könige Christian VII. geprägte Goldmünze mit des Königs Brustbild und dem dänisch-norwegischen Wappen, 5 Thaler 2 Gr. Kurant werth.

Christiane, weiblicher Vorname, s. v. a. Christine.

Christianer, erster Name der Anhänger Christi, um 41 zu Antiochien entstanden, später in den Namen Christen verwandelt.

Christiania (Aggerhuus), norwegisches **Stift**, welches den südöstlichen Theil des Reichs in sich begreift und mit einem Flächenraum von 943 □Meilen im Norden an das Stift Drontheim, im Westen an die Stifter Bergen u. Christiansand, im Süden an letzteres und an das Kattegat, im Osten an Schweden grenzt u. in die 7 Aemter: Aggerhuus (Christiania), Smaalehnen, Hedemarken, Christiansamt, Buskerud, Brads-

berg, Jarsberg mit Laurvig, mit 16 Vogteien, 11 Städten und 350,000 Einwohnern, zerfällt.

Die gleichnamige Hauptstadt des Stifts, zugleich Hauptstadt des Reichs, umkränzt das äußerste Nordende des Christianiafjords u. besteht aus der eigentlichen Stadt u. 5 Vorstädten: Vaterland, Pipperviger, Gränsen, Fierdingen u. Opslo. Opslo od. gamb byen (Altstadt), an der Südseite, ehemals die norwegische Hauptstadt, ward von König Harald Haardrade 1060 gegründet, sank aber, als nach dem großen Brande von 1624 König Christian IV. das heutige C. gegründet hatte, zur Vorstadt herab. Hier erhebt sich die alte Residenz der Bischöfe von Opslo, deren Bisthum seit der Reformation mit dem Bisthum Hammer vereinigt wurde. Auch hat Opslo noch seine eigene Kirche und ein Armen-, Zucht- und Irrenhaus. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind meist breit und gerade, trefflich gepflastert, die Häuser zweistockig und, obwohl meist von Holz gebaut, doch sehr elegant. Neuerlich erst ward für C. das Gesetz erlassen, innerhalb der Stadt nur aus Stein zu bauen. An der einen Seite, namentlich nördlich und östlich, ist C. mit hohen Bergen umgeben, an deren Fuß die Straßen unregelmäßig aufsteigen; an der anderen Seite bildet der Fjord einen bequemen, auch für große Schiffe brauchbaren Hafen neben Holzplätzen u. Waarenhäusern. In den Fjord ergießt sich der die Stadt durchströmende Fluß Agger. Die Stadt hat wenige hervorragende Gebäude, bemerkenswerthe Kirchen gar nicht. Das alte Schloß, der Sitz der norwegischen Könige bis 1739, existirt nicht mehr; die alte Veste Aggershuus wurde 1815 geschleift, bildet aber wieder einen festen Platz, der als Arsenal dient, jedoch von den nahen Bergen bestrichen werden kann. Das von Karl Johann erbaute Schloß ist groß, aber ziemlich geschmacklos und liegt auf einem Felsenhügel, wo der Grund erst geebnet und mit großen Kosten Wege durch das harte Gestein gebrochen werden mußten. Die eigentliche Stadt hat nur eine Kirche, Vaar Freisers Kirke (die Kirche unsers Erlösers); andere hervorragende Gebäude sind die Bank und Börse, das Storthings-, das neue Stadthaus, der Regierungspalast, das Gebäude der Kriegsschule, das neue Gefängniß, die Freimaurerloge, das Schauspielhaus und einige Privathäuser. C. ist der Sitz des Reichsstatthalters und der Regierung von Norwegen, des höchsten norwegischen Gerichts, das aus einem Justitiar und mehren Assessoren besteht, des Obergerichts des Stifts C. und des Stiftsamtmanns, sowie der Versammlungsort des Storthings. Unter den Bildungsanstalten steht die 1813 eröffnete Universität obenan. Während das Land unter dem Drucke des Krieges seufzte und der Handel stockte, wurde am 1. Juni 1811 von der patriotischen Gesellschaft für Norwegens Wohl eine Subskription behufs der Stiftung einer eigenen Universität eröffnet, und nach kurzer Zeit waren bereits 769,611 Reichsbankthaler und 3960 Species, an jährlichen fortzusetzenden Beiträgen aber 13,352 Thaler und an 1000 Tonnen Getreide unterzeichnet. König Friedrich VI. dekretirte darauf die Errichtung der Landesuniversität am 2. Sept. 1811, und schon im Aug. 1813 konnte die Anstalt feierlich eröffnet werden. Am 28. Juli 1824 bestätigte der König von Schweden ihre Statuten. Es lehrten 1851 an derselben außer mehren Lektoren 21 ordentliche und 9 außerordentliche Professoren, und die Zahl der Studenten betrug ungefähr 650. Die Anstalt besitzt außer mehren anderen wissenschaftlichen Sammlungen eine Bibliothek von ungefähr 125,000 Bänden, einen botanischen Garten und ein westlich von der Stadt unter 59° 54' 42" nördl. Br. und 28° 23' 6" östl. L. gelegenes Observatorium, das 1833 eröffnet ward. Von Bildungsanstalten hat die Stadt sonst noch eine höhere Militär- und eine Kriegsschule, ein Gymnasium, eine Bürgerschule, Volksschulen in hinreichender Zahl, mehre Erziehungsinstitute für Knaben und Mädchen und eine Kunst- und Zeichnenschule, mit der eine Nationalgallerie in Verbindung steht; von Wohlthätigkeits- und sonstigen gemeinnützigen Anstalten mehre Spitäler, Kleinkinderschulen, ein Bußgefängniß, Zuchthaus, mehre Zwangsarbeitsanstalten, Armenhäuser u. dergl. Auch haben hier einige der Wissenschaft und Kunst gewidmete Gesellschaften, z. B. eine königliche Gesellschaft für Norwegens Wohl, eine Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, ein physiographischer Verein, ein Athenäum, ein Kunstverein u. a. ihren Sitz. Die Bevölkerung C.s ist in raschem Wachsthum begriffen; sie betrug 1814 erst 12,000, jetzt an 32,000 Seelen. Die industrielle Thätigkeit in der Stadt und Umgegend ist nicht unbedeutend; in blühendem Betrieb stehen Baumwollenspinnereien, Webereien, mechanische Werkstätten, Papier- u. Oelmühlen, Seifensiedereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, besonders auch zahlreiche Sägemühlen, Ziegelbrennereien ꝛc. Auch sind hier 15 Buchdruckereien und mehre lithographische Anstalten. Als einer der Haupthandelsplätze Norwegens führt C. vornehmlich Holz, Eisen, Kümmel, Anchovis und Glaswaaren aus. In den sicheren und geräumigen Hafen, der freilich 3—4 Monate lang durch Eis unzugänglich ist, laufen jährlich 600—700 Schiffe ein. Dampfboote vermitteln einen regelmäßigen Verkehr mit Gothenburg, Kopenhagen, Kiel u. Hull. Handelsanstalten sind eine Börse, Bank und Seeassekuranz. Die Umgebungen der Stadt u. des Fjords sind schön u. bieten Punkte mit reizender Aussicht dar. Vom Eggeberg, dicht an der Stadt, genießt man, obgleich derselbe nur 500 Fuß hoch ist, eine außerordentlich schöne Aussicht über Stadt und Meerbusen mit seinen Inseln. Das Klima ist wegen der reinen, klaren Luft sehr gesund.

Christianiabai, s. Christiansfjord.

Christianisiren, zum Christenthum bekehren.

Christianismus, christlicher Glaube, besonders das Wesen des christlichen Glaubens; s. Christenthum.

Christianissimus (lat.), der Allerchristlichste (s. d.).

Christianit (Anorthit), Mineral vom eingliedrigen Krystallsystem, dessen Krystalle denen des Albits ähnlich u. kurzsäulenartig sind. Ihre Theilbarkeit ist vollkommen parallel der primitiven schiefen Endfläche u. der Abstumpfungsfläche

der scharfen Seitenkante, die Härte = 6, das spezifische Gewicht = 2,65 — 2,76. Sie sind von Glasglanz, auf den Spaltungsflächen Perlmutterglanz, durchsichtig farblos u. von muschligem Bruch. Bestandtheile sind nach G. Rose 44,49 Kiesel, 34,46 Thon, 15,68 Kalk, 5,26 Talk, 0,74 Eisenoxydul; bei einer andern Analyse fand sich auch etwas Kali. Vor dem Löthrohre schmilzt das Mineral für sich nur an den Kanten, mit Natron aber zu einem emailweißen Glase, welches sich in koncentrirter Salzsäure auflöst. Es findet sich bis jetzt einzig am Sommaberge bei Neapel in Dolomitblöcken in kleinen Krystallen und in kleinen derben körnigen Massen.

Christianität, christlicher Sinn u. Geist.

Christi annus (lat.), Jahr des Herrn, Jahr des Heils, annus gratiae.

Christiansand, das südlichste norwegische Stift, im Norden und Osten von den Stiftern Christiania und Bergen, im Westen und Süden von der Nordsee begrenzt, zerfällt in die 3 Aemter Nedenäs, Mandal und Stavanger und 7 Vogteien mit 7 Städten u. zählt auf 471 □Meilen 174,000 Einwohner. Das Land ist gebirgig (höchste Spitzen: Joglefield und Byglefield), hat an der Küste viele Schären und das südwestlichste Vorgebirge Norwegens, Lindenäs. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Mündung des Torrisdalself und an dem Vorgebirge Sanden und ist von zwei Seiten vom Meere umgeben. Sie hat einen sicheren und bequemen Hafen, der durch die Insel Odderöen, wo sich eine Quarantäneanstalt und Packhäuser befinden, in zwei Theile getheilt u. durch die Forts Christians- und Frederiksholm und einige Batterien beschützt wird. Die Stadt ist regelmäßig gebaut u. Sitz des Stiftsamtmanns mit dem Stiftsobergericht, sowie seit 1682 eines Bischofs, hat als einzige Kirche den Dom, ein Gymnasium, eine königl. Werft, Station eines Theils der Flotte u. eine Abtheilung der norwegischen Bank. Die Einwohner, 8300 an der Zahl, treiben besonders Schiffsbau, Gerbereien, Tabaksfabrikation, Baumwollenspinnerei rc., auch Handel und Schifffahrt sind ziemlich ansehnlich. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Holz, Hummern, Dorschen, Lachs rc. Die Stadt wurde 1641 vom König Christian IV. gegründet.

Christiansborg, Schloß, s. Kopenhagen.

Christiansd'or, s. Christiand'or.

Christiansfeld, Stadt im schleswigschen Amt Hadersleben, in der Nähe des kleinen Belts, am sogenannten Königswege, 2 Meilen von Hadersleben u. Kolding, ward 1732 von einer Brüdergemeinde gegründet und steht in Kirchen- und Schulsachen unter Aufsicht ihrer Bischöfe, in Civil- und Polizeisachen unter der Gerichtsbarkeit des Amts Hadersleben, außerdem unmittebar unter dem Könige von Dänemark. Die Stadt, aus 2 parallelen Straßen bestehend, mit der Kirche in der Mitte, bietet durch die überall herrschende Sauberkeit und ihre schön gebauten, meist steinernen Häuser ein freundliches Ansehen. Viele auswärtige Aeltern schicken ihre Kinder hierher zur Erziehung. Die Einwohner, etwa 700, treiben Leinen- und Baumwollenmanufakturen, Leder-, Strumpf- und Lackfabrikation, Seifensiederei u. Lichtgießerei.

Christiansfjorden, Meerbusen im norwegischen Stift Aggerhuus; vor demselben liegen die Hvalöen (Wallfischinseln), im Grunde die Hauptstadt Christiania.

Christiansöe, befestigte Felseninsel im dänischen Stift Seeland, Amt Bornholm, 2 geographische Meilen nordöstlich von dieser Insel, mit Leuchtthurm; vgl. Erdholmen.

Christiansstad, 1) schwedisches Län im Südwesten das Landes, an das Kattegat u. die Ostsee grenzend, zählte 1850 auf 110 □Meilen 189,627 Einwohner in 4 Vogteien, deren Haupterwerbszweige Ackerbau, Waldkultur und Fischfang sind. Die gleichnamige starkbefestigte Hauptstadt des Läns, zwei Meilen von der Ostsee, am Flusse Helge, über den eine mehr als 700 Ellen lange, auf Pfählen ruhende Brücke führt, gelegen, ist Sitz des Landhauptmanns über Christianstads-Län u. eines Hofgerichts, hat eine schöne Kirche, eine Trivialschule, ein Arsenal, ein Länshospital für Irre, ein Länslazareth, Armenhaus, eine Armenschule, Freimaurerloge, Buchdruckerei, breite u. gerade Straßen, zwei Marktplätze u. einen Hafen zwei Meilen von der Stadt zu Abus, wo der Fluß Helge in die Ostsee fällt. Die Einwohner, 5000 an der Zahl, treiben Fabrikation von Wollenzeuchen, Leder und Handschuhen und etwas Handel mit Holz, Pech, Potasche u. dergl. Die Stadt wurde 1614 von König Christian IV. von Dänemark als Festung gegründet, nachdem die benachbarten Städte Abus und Wä im Kriege zerstört worden waren. Im Frieden von Roeskilde 1658 wurde sie an Schweden abgetreten. Die Dänen bemächtigten sich derselben zwar 1667 abermals, verloren sie aber schon 1678 wieder, worauf die Festungswerke wegen der Anlegung von Karlskrona geschleift wurden. Im Kriege von 1717 drangen die Dänen nochmals bis C. vor. — 2) Stadt, s. Christianstadt 2).

Christianstadt, 1) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, am linken Ufer des Bober, über welchen eine 140 Schritte lange Brücke führt, hat ein Schloß u. gegen 800 Einwohner, welche Töpferei, Tuch- und Leinweberei treiben. Die Stadt C. erstand aus dem Dorfe Neuendorf, als seit 1659 viele schlesische Protestanten in Folge der in Schlesien Statt findenden Religionsbedrückungen hierher auswanderten. — 2) Stadt auf der dänisch-westindischen Insel St. Croix, auf der Nordostküste im Hintergrunde einer Bai, ist Sitz des Gouverneurs und der Centralbehörden, regelmäßig gebaut, mit breiten, langen und geraden Straßen, hat Kirchen für Lutheraner, Reformirte, Episkopalen und Katholiken, ein Presbyterianerbethaus, Hospital, Waisenhaus, 6000 Einwohner und einen geräumigen und sicheren Hafen, der von einem Felsenriff eingeschlossen und vom Fort Christianswärn vertheidigt ist. In demselben liegt die kleine Protestantinsel mit einer Batterie und Schiffswerften.

Christiansund, Seestadt im norwegischen Stift Drontheim, Amt Romsdalen, sonst Nordmöer Toldsted oder Lille Fosens Lade-

sted geheißen und der Stadt Drontheim untergeben, seit 1742 nach König Christian VI., der sie mit Privilegien versah, C. genannt, liegt auf den drei Inseln Indlandet, Kirklandet und Norrlandet, hat einen guten und geräumigen Hafen und treibt bedeutenden Handel mit Fischwaaren.

Christianswurz, s. v. a. Christwurz.

Christianus (lat.), Christ; Christian.

Christianus Democritus, pseudonym für Dippel (Johann Konrad).

Christiern (dän.), Christian.

Christina, italienische Heilige, im Toskanischen geb., war die Tochter eines eifrigen Heiden. Weil sie die kostbaren Hausgötzen zerbrochen und unter die Armen vertheilt hatte, ließ sie der Vater in den Kerker werfen und aufs Grausamste foltern, ohne sie aber dadurch von ihrem christlichen Bekenntniß abwendig machen zu können. Als sie gezwungen werden sollte, dem Apollo zu opfern, stürzte das Götzenbild zertrümmert zu Boden. Gleichwohl wurde sie mit Pfeilschüssen getödtet (um 300 n. Chr.). Ihren Leichnam besitzt Palermo, wo sie als Schutzpatronin verehrt wird. Ihr Gedächtnißtag ist der 24. Juli.

Christine, 1) C. Auguste, Königin von Schweden, die berühmte Tochter Gustav Adolfs u. der brandenburgischen Prinzessin Marie Eleonore, geboren am 8. (18.) Dec. 1626, erhielt schon unter der Leitung ihres Vaters eine mehr männliche als weibliche Erziehung u. war noch vor der Abreise Gustav Adolfs nach Deutschland von den Ständen als Nachfolgerin desselben mit dem Vorbehalt anerkannt worden, daß sie nach erlangter Volljährigkeit die Rechte der Stände nach dem Beispiel ihrer Vorfahren anerkenne. Auf die Nachricht von des Königs Tode wurde sie daher sogleich zur Königin ausgerufen und eine vormundschaftliche Regierung, bestehend aus dem Reichsdrosten Gabriel Oxenstierna, dem Marschall Jakob de la Gardie, dem Reichsadmiral Gyllenhjelm, dem Kanzler Axel Oxenstierna, dessen Freundesobhut Gustav die Tochter besonders empfohlen, und dem Schatzmeister Gabriel Bengtson Oxenstierna, errichtet; die Königin-Mutter war nach Gustavs Anordnung von der Regentschaft wie von der Vormundschaft ausgeschlossen. Als Axel Oxenstierna 1636 nach Schweden zurückkehrte, wurde C. der Mutter ganz entzogen und vom Kanzler in Politik u. Regierungskunst selbst unterrichtet. Man machte nicht einmal den Versuch, die Blüthe edler Weiblichkeit in der Königstochter zu wecken, dafür lernte sie reiten, jagen, tanzen und fluchen wie ein Mann. Sie schlief nur 3 Stunden und verwandte den übrigen Theil der Nacht zu ernsten Studien. Sie faßte ungemein schnell, besonders Sprachen; mit Geläufigkeit schrieb und sprach sie Latein und Französisch, ersteres schon seit ihrem 10. Jahre. Später beschäftigte sie sich auch mit dem Griechischen. Sallust, Cicero, Livius, Cäsar, Polybius und selbst Plato bildeten ihre Lieblingslektüre. Alle weiblichen Beschäftigungen blieben ihr dagegen fremd; denn die Flucht ihrer Mutter nach Dänemark und der Tod ihrer Tante Katharina hatten sie vollends aller weiblichen Obhut entzogen und sie dem Strudel der Parteiungen u. Leidenschaften preis gegeben. Schon 1643 war sie in den Reichsrath zugelassen worden, um den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und hatte durch ihre Umsicht, ihren Scharfsinn und ihre Fassungsgabe Staunen erregt. Einen bald darauf in ihrer Gegenwart von dem Reichstage gefaßten Entschluß, sie für volljährig zu erklären, lehnte sie mit der Entschuldigung ab, daß sie noch zu jung sey, um die Last der Regierung zu tragen. Erst am 7. Dec. 1644 erhielt sie von den Ständen die Regierung feierlich übertragen und begann sogleich, diese mit großer Energie und Selbstständigkeit zu führen. Nachdem sie die Verfassung, die Rechte der Einzelnen, die Religion und den Reichsrath zu schützen, zu ehren und zu hören, beschworen, suchte sie dem Reiche Frieden zu verschaffen. Da der große deutsche Krieg noch fortdauerte, so schloß sie mit Dänemark 1645 den Frieden zu Brömsebro, der der schwedischen Krone Blekingen, Smaland und verschiedene Handelsvortheile einbrachte. Den Reichskanzler Oxenstierna erhob sie zwar zum Grafen, entzog sich aber mehr und mehr seinem Einfluß und schloß sich der jungen Aristokratie wie der feineren französischen Sitte an, die sie durch den Marschall de la Gardie, der aus Frankreich stammte, kennen gelernt hatte. Ihre Abneigung gegen den Kanzler rührte besonders daher, daß man ihn verdächtigte, als beabsichtige er, seinen Sohn mit ihr zu vermählen, was sie so sehr entrüstete, daß sie befahl, ihn alsbald beirathen zu lassen. Während so die Jugend sich um den Thron der jungen geistreichen Königin schaarte, hatte aber auch der in Ungnade gefallene Kanzler eine Partei gefunden. Er, der sich bewußt war, allein den wahren Vortheil Schwedens im Auge gehabt zu haben, fühlte sich von dem seinem Sohne gemachten Vorwurfe so gekränkt, daß er um seine Entlassung bat, die C. alsbald bewilligte; doch gab sie den Vorstellungen des Reichsraths Gehör u. ersuchte den Kanzler, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Die sonst so scharfsichtige Königin erkannte nicht, daß sie nur das Werkzeug in der Hand der französischen Partei war; denn während sie Johann Oxenstierna beschuldigte, den Friedensabschluß verzögert zu haben, war es der gewandte, verstellungsfähige Salvius, der dem Frieden entgegenarbeitete, was ihm bei dem Zwiespalt der französischen Gesandten, die ebenfalls zwei Parteien dienten, nur zu gut gelang. Als endlich der westphälische Friedensschluß zu Stande gekommen war und Schweden sich eines dauerhaften Friedens zu erfreuen schien, wünschte man um so eifriger die Königin vermählt zu sehen. Man hatte ihr schon viele dahin zielende Vorschläge gemacht, doch hatte sie keinen derselben angenommen; in Folge ihrer Erziehung war sie voll von Vorurtheilen gegen die Ehe. Gustav Adolf selbst hatte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Gemahl seiner Tochter ausersehen, u. die Unterhandlungen dauerten noch nach Gustavs Tode mehre Jahre fort, bis sie sich endlich zerschlugen. Schneller standen die übrigen Bewerber ab, unter denen der König von Portugal, Johann IV., der König von Spanien, Philipp IV., der König Wladislaw von Polen und sein Bruder Johann Kasimir die vornehm-



Königin
CHRISTINE
von Schweden

sten waren. Die meiste Hoffnung schien der Prinz Karl Gustav von Zweibrücken zu haben; denn er schien die Neigung der Königin zu besitzen, die ihm schon im zarten Alter ihre Hand versprochen hatte, und auch die Reichsstände erklärten sich mit seiner Person zufrieden. Magnus de la Gardie jedoch wußte ihr Widerwillen gegen die Person des Prinzen einzuflößen, da er bei einer Vermählung von seinem Ansehn bei der Königin zu verlieren fürchtete. Weigerte sie sich nun auch, auf den heißen Wunsch Karl Gustavs einzugehen, so wollte sie ihn doch zu ihrem Nachfolger erhoben sehen und machte 1649 dem Reichsrathe deshalb den ersten Antrag. Mit Widerstreben gaben die Räthe das Versprechen, daß sie, im Fall die Königin ohne Erben sterben sollte, ihre Stimme keinem Andern als dem Prinzen geben wollten; doch war C. damit nicht zufrieden und ruhte nicht, bis 1649 der Pfalzgraf Karl Gustav von den Reichsständen feierlich zu ihrem Nachfolger ernannt wurde. Axel Oxenstierna unterschrieb zwar die darüber ausgefertigte Urkunde, doch hatte dieser Schritt der Königin keineswegs die Beistimmung dieses erfahrenen Staatsmannes. Nachdem C. diese wichtige Angelegenheit beseitigt, ließ sie sich im Okt. 1650 mit großer Pracht in Stockholm krönen und salben. Es war der Höhepunkt in ihrem politischen Leben. Während sie mit männlichem Geiste die Zügel der Staatsregierung gefaßt hielt, suchte sie zugleich die gelehrtesten Männer der Wissenschaft um ihren Thron zu versammeln. Freinsheim aus Ulm machte sie zu ihrem Bibliothekar und ermunterte ihn zur Ausarbeitung der bekannten Supplemente zum Livius; von dem französischen Gesandten Chanut auf Descartes aufmerksam gemacht, trat sie mit diesem Philosophen in Briefwechsel und zog ihn nach Schweden, wo er bald starb. Hermann Conring, der Polyhistor, wurde von Helmstädt berufen und mußte den westphälischen Frieden gegen Papst Innocenz X. vertheidigen, wofür er Jahrgehalt und Titel erhielt. Salmasius kam aus Leyden und wohnte sogar im Schlosse; Bochart, der Verfasser des Hierozoikons, kam mit dem jungen Huetius. Naudé und Arch. Hamilton, der vertriebene irländische Erzbischof, fanden gastliche Aufnahme. Isaak Vossius unterrichtete die Königin im Griechischen, Terserus, den sie zu einer neuen Uebersezzung des Alten Testaments ermunterte, im Hebräischen, worin sie es sogar zum Sprechen gebracht haben soll. Chr. Ravius berief sie aus Oxford zum Professor der orientalischen Sprachen. Upsala war der Ort, wo sie im Umgang mit den Männern der Wissenschaft Erholung suchte. Sie erwarb Grotius' Bibliothek u. handschriftlichen Nachlaß und soll mehr als 8000 Manuskripte gehabt haben, für deren zwei sie allein über 100,000 Thaler bezahlte. An den Streitigkeiten der Gelehrten zeigte sie die lebhafteste Theilnahme; Vossius verbot sie, gegen Salmasius zu schreiben. Als Bökler sich den Haß der Studenten von Upsala zugezogen, entließ sie ihn mit 800 Thalern Pension, goldener Kette und 3000 Thalern Geschenk. Die Universität Upsala bereicherte sie mit Fonds, Gebäuden, Büchern, Stipendien; junge mittellose Gelehrte fanden an ihr eine großmüthige Beschützerin. Mit Jak. Usher, Erzbischof von Armagh, Pascal, Gassendi, Valesius, Joh. Fr. Gronov, Menage, Balzac, Desmarets, Garisolles, dem gelehrten portugiesischen Juden Menasses Ben Israel und dem christlichen König von Abyssinien stand sie in Briefwechsel. In Deutschland wollte sie eine evangelisch-theologische Akademie gründen, um die protestantischen Konfessionen zu vereinigen. Auch Dichter und Künstler wußte sie zu schätzen und zog deren viele an ihren Hof. Nik. Heinsius sandte sie nach Italien, um Schätze der Kunst u. Wissenschaft dort aufzukaufen; sie gewann kostbare Sammlungen von Gemälden, Antiken und Münzen, die später zum Theil die berühmtesten Kabinette zierten. Kein Wunder daher, wenn das Lob der „Pallas Suecica", der „zehnten Muse", der „Sibylle des Nordens", der „Coelestis heroina", des „Miraculum naturae" von allen Zungen tönte und die so freigebig Bedachten ihr ihre Werke widmeten.

Seit der Krönung waren die Stände unter sich uneins und mißvergnügt mit C.'s Regierung geworden. Das Volk, an die Mäßigung seiner frühern Könige gewöhnt, sah mit Widerwillen die Verschwendung des Staatsschatzes und die Verschleuderung der Krongüter an den Adel; der Krieg hatte das Land entkräftet u. arm gemacht, und weise Sparsamkeit war allerdings für den Zustand des Reichs wünschenswerth und nothwendig. Der hohe Adel dagegen sah mit Neid die Begünstigungen, die C. dem Talent, auch wenn es dem niedersten Stande entsprossen, angedeihen ließ. Der Reichsrath selbst war getheilt; mehre verdiente Mitglieder desselben zogen sich auf ihre Landgüter zurück, und der Kanzler blieb nur deswegen auf seinem Posten, um noch größerer Verwirrung vorzubeugen. Graf Magnus war der allmächtige Günstling der Königin; durch ihn wurden alle Gnadenbezeigungen erlassen. Nachdem schon länger in dem Gemüth der Königin eine Veränderung vorgegangen war, die scharfsichtigen Männern nicht lange verborgen bleiben konnte, trat sie im Okt. 1651 mit der Erklärung, abdanken zu wollen, öffentlich vor den Reichstag. Lange blieb C. gegen die dringendsten Vorstellungen der Stände unerbittlich, und erst als der Großkanzler ihr im Namen des Reichsraths versprach, die Krone von ihrer Schuldenlast, selbst mit Aufopferung des eigenen Vermögens, zu entbinden und ihr eine beträchtliche Summe für ihren Hofhalt auszusetzen, gab sie nach, wobei sie jedoch noch die ausdrückliche Bedingung machte, daß man niemals von einer Vermählung zu ihr spreche. Was C. zu dem Entschlusse der Abdankung bewogen, kann nicht genau ermittelt werden. Vor den Reichsständen gab sie als Grund an, daß sie kein besseres Mittel wisse für die Sicherheit des Staats und die Ruhe der Unterthanen, welche die Krone durch einen Erben befestigt zu sehen wünschten, zu sorgen, als indem sie, die sie unvermählt zu bleiben wünsche, dem Prinzen von Schweden, der der Nation einen Erben schenken werde, den Thron einräume. Vielleicht wirkte auch der Ehrgeiz mit, sich von der Welt für die große That, von dem Gipfel ihrer Größe in das Privatleben niederzusteigen, be-

wundert zu sehen; vielleicht fühlte sie sich von der Last der Krone in ihren Neigungen beschränkt oder von dem Mißvergnügen ihrer Unterthanen beleidigt; vielleicht auch wirkten all diese u. noch andere Ursachen zusammen. Obgleich die oxenstiernsche Partei bei der Königin wieder in Gunst gekommen war, so blieb die Stellung der letztern doch immer eine schwierige, weil sie zwischen zwei Parteien stand, von denen sie eine durch die andere in Schranken zu halten suchen mußte. Den schweren Druck der Bauern, auf die alle Lasten fielen und die mehrmals mit offenem Aufruhr drohten, vermochte sie nicht zu mildern, weil sie sich selbst in ihrem Aufwand keine Beschränkungen aufzulegen vermochte. Zu dieser Zeit wich ihr guter Genius gänzlich von ihr, und der Dämon trat ihr nahe in der Person des Arztes Bourdelot, den sein Landsmann Salmasius scheidend der Königin empfohlen. Bourdelot, der die Königin 1652 aus einer schweren Krankheit errettet, benutzte ihre Dankbarkeit, seine großen geselligen Talente und seine Ueberredungskunst, um sich einen Einfluß zu verschaffen, der der verblendeten Königin bald gefährlich werden sollte. Vor Allem suchte er die Achtung der Königin vor den Gelehrten zu ersticken, die ihn selbst einen Charlatan nannten, und sie lächerlich zu machen; auf sein Anstiften mußte Meibom, der sich viel mit Musik der Alten, und Naudé, der sich mit dem Tanz der Alten beschäftigt hatte, eine Kunstproduktion im Gesang und Tanz der Alten geben, wobei der ganze Hof in ein erschütterndes Gelächter ausbrach, Meibom aber auch so entrüstet wurde, daß er Bourdelot Ohrfeigen gab, weshalb er den Hof verlassen mußte. Die gelehrtesten Männer wurden nach und nach entfernt und die Königin dafür mit unbedeutenden Persönlichkeiten umgeben. Das Studiren untersagte ihr Bourdelot als der Gesundheit schädlich und verführte sie dagegen zu immer tollern Lustbarkeiten. Sie tanzte im Ballet, veranstaltete Maskeraden, Thierkämpfe, Wirthschaften, in denen sie als nordholländisches Bauernmädchen figurirte, Turniere u. dergl. Der spanische Gesandte Pimentel oder Pimentelli von Amaranta, ein vollendeter Hofmann, unterstützte die Bemühungen des Leibarztes aufs Eifrigste; ihm zu Ehren stiftete die Königin den berüchtigten Amarantenorden von 15 männlichen u. weiblichen Mitgliedern und lebte mit ihm zu Jakobsdal auf einem so vertrauten Fuße, daß er oft halbe Nächte bei ihr blieb. Während ihre Diener oft Jahre lang ihren Lohn entbehrten u. das Volk unter dem unerhörtesten Druck darbte, kümmerte sie sich wenig um die Quelle, aus der die Mittel ihrer Verschwendung flossen. Den Historiker Messenius, der eine sie hart angreifende und gefährliche Rathschläge gebende Schrift veröffentlicht hatte, ließ sie mit seinem Sohne hinrichten, eine Strenge, die nicht geeignet war, die verlorne Volksliebe wieder herzustellen. Endlich aber (1653) fand sich die Königin durch die allgemeine Stimme des Unwillens doch bewogen, Bourdelot zu entlassen; er ging aber mit ihrer vollen Gnade, und 30,000 Thaler, dem Mark des Volks erpreßt, gab sie ihm als Wegzehrung mit. Mit Bourdelot war übrigens der schädliche Einfluß noch nicht ganz entfernt. C.'s Gemüth kam in Zwiespalt mit sich selbst. Bei aller Thätigkeit, bei allem Forschen, selbst bei rauschenden Festen fühlte sie sich immer unbefriedigter; ihre Kränklichkeit machte sie reizbarer. Mit Aerger sah sie, daß die über den lutherischen Glauben eifersüchtig wachende Geistlichkeit ihren Plan, an einer Vereinigung der Protestanten zu arbeiten, tadelte; die langen Predigten erregten ihr Langeweile u. Unmuth, u. es entstanden zuletzt Zweifel in ihr über die Wahrheit des Lutherthums. Selbst der Zwang, daß sie als schwedische Königin Lutheranerin seyn mußte, ward ihrem stolzen Geiste unerträglich. Unglücklicherweise mußte noch der Jesuit Macedo, Beichtvater und Dolmetscher des portugiesischen Gesandten Pinto Pereira, ihr Vertrauen gewinnen und es aufs Schlaueste benutzen. Eines Tages war er verschwunden: er war in C.'s Auftrag nach Rom gegangen, um den Jesuitengeneral um einige vertraute Väter zu bitten; diese kamen 1652 in der Verkleidung von italienischen Edelleuten und wurden in die geheime Nähe der Königin gezogen, wie sich überhaupt Katholiken zum großen Verdruß der Geistlichkeit immer häufiger am Hofe zeigten. Die Unzufriedenheit des Volks, die Finanznoth, politische Verwickelungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte, Ueberdruß an der Regierung, Sehnsucht nach Freiheit brachten endlich in der Königin den lange genährten, schon einmal unterdrückten Entschluß, abzudanken, zur Reife, u. sie erklärte denselben am 11 Febr. 1654 dem Reichsrath als unwiderruflich. Umsonst widersprach dieser, umsonst rief der Kanzler, man müsse Den für einen Schurken erklären, der Karl Gustav zuerst als König begrüße, denn C. werde in 3 Monaten ihren Schritt bereuen: sie blieb diesmal unerbittlich, nahm zu Nyköping von der Mutter Abschied und forderte 200,000 Thaler jährliche, auf bestimmte, ihr als lebenslängliches Eigenthum verbleibende Landschaften angewiesene Revenüen, mit der Berechtigung, diese Summe im Auslande verzehren zu dürfen. Im Mai 1654 wurden die Stände nach Upsala berufen und ihnen die Sache eröffnet. Am 6. (16.) Juni 1654 wurde im Reichsrathe die Abdankungsurkunde verlesen. Im großen Kronornat, mit Königsmantel, Scepter und Reichsapfel, trat C. in den großen Saal und ließ sich nach Verlesung der Urkunden von den obersten Reichswürden ihres Ornats entkleiden; nur die Krone mußte sie sich selbst abnehmen. Der blausammtne Mantel wurde von den Hofleuten in Stücke zum Andenken zerrissen; im einfachen weißen Kleide hielt sie dann eine kräftige Abschiedsrede, in der sie ihren Nachfolger dem Volke empfahl. Noch an demselben Tage wurde Karl Gustav zum König gekrönt. Beim Krönungsmahl empfing C. vom König noch kostbare Geschenke und eine Medaille, auf der man sie dem Prinzen die Krone aufsetzen sah und die Worte las: A Deo et Christina; sie erwiederte mit einer ähnlichen, die den Parnaß darstellte und die Worte führte: Sedes haec solio potior. Noch an der Grenze schickte ihr der König eine Bitte um ihre Hand zu; sie aber verneinte und eilte ins Dänische. „So bin ich endlich frei!" rief sie, als sie über den Grenzbach sprang.

Viele waren geneigt, diesem Schritt unlautere Absichten unterzuschieben: sie hoffte, behauptete man, sich mit dem deutschen Kaiser Ferdinand IV. zu vermählen, ihm den Besitz der Herzogthümer Bremen und Verden zu verschaffen und einst ihn sowohl wie das deutsche Reich zu regieren, eine Hoffnung, die, hat sie jemals in C.'s Geist gelebt, durch den Tod dieses Monarchen vernichtet wurde. Im Juli 1654 kam C. nach Hamburg, von wo aus sie dem König von Schweden einen Brief schrieb, worin sie den Entschluß ausdrückte, nie nach Schweden zurückzukehren, und begab sich dann über Münster, wo sie mit den Jesuiten vertraulichen Umgang pflog, durch die vereinigten Niederlande nach Antwerpen. Hier traf sie den Grafen Tott, der sie im Namen des schwedischen Reichs ersuchte, wenn ihre Reisen geendigt seyn würden, ins Vaterland zurückzukehren; C. dankte für diese Zeichen der Liebe, lehnte aber die Einladung zur Rückkehr, sowie die ihr gebotenen Empfehlungsschreiben an verschiedene Fürsten ab. Am 23. December 1654 hielt sie einen prachtvollen Einzug in Brüssel, und hier war es, wo ihr der Dominikaner Pater Guemes, früher Pimentelli's Gesandtschaftssekretär in Stockholm, im Palast des Erzherzogs Leopold, in Gegenwart Pimentelli's und Montecuculi's, heimlich das katholische Glaubensbekenntniß abnahm. Hatte ihre anscheinend so großmüthige Abdankung Erstaunen erregt, so that es dieser zweite bedeutende Schritt nicht minder, der noch dazu in undurchdringliche Räthsel gehüllt erschien, da man sich nicht überzeugen konnte, daß die aufgeklärte Jüngerin der Wissenschaft, die Tochter des großen Beschützers der evangelischen Kirche ihrer frühern festen Ueberzeugung entgegen, auf einmal von der Wahrheit des katholischen Glaubens habe durchdrungen seyn können. Auch jetzt trug man sich mit den mannigfaltigsten Vermuthungen. Sie selbst soll später geäußert haben, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deswegen entsagt habe, weil sie dieselbe für falsch gehalten, sondern sie sey durch dringende Ursachen bewogen worden, sich äußerlich zur römischen Kirche zu bekennen. So viel ist gewiß, daß sie nie eine Andacht heuchelte, die sie nicht empfand. Als sie dem Papst ihren Vorsatz, nach Rom zu kommen, gemeldet hatte, schickte er seinen Protonotarius Holstenius, einen hamburger Konvertiten, nach Innsbruck, vor dem sie ihr öffentliches Glaubensbekenntniß ablegte. Als der Erzherzog ihr zu Ehren darauf eine Komödie aufführen ließ, soll sie gerufen haben: „Messieurs, il est bien juste, que vous me donniez la comédie, après vous avoir donné la farce!" In den Staaten des Papstes ward C. mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Beim Anblick von Loretto stieg sie aus dem Wagen und ging zu Fuß in die Kapelle, wo sie eine Krone und ein Scepter niederlegte. Im Amazonengewande u. zu Pferde hielt sie darauf in Rom einen prächtigen Einzug; der Papst firmelte sie und nannte sie Alessandra. Als sie während des Gottesdienstes zu laut mit den Kardinälen schwatzte und lachte, reichte ihr der Papst einen Rosenkranz; sie aber erklärte, sie wolle nicht Katholikin nach dem Rosenkranze seyn. So entzückt man anfangs von katholischer Seite über diesen Gewinn der römischen Kirche war, so mäßigte sich doch bald diese Freude, besonders als man sah, daß die gehoffte Wirkung des Beispiels ausblieb, und die Jesuiten waren es zuerst, welche die gehässigsten Gerüchte über C.'s leichtfertigen Lebenswandel und ärgerliche Reden verbreiteten. Gegen die Anmaßungen der Spanier verfuhr sie mit großer Energie: Pimentelli verlor ihre Gunst, der römischen Kurie sagte sie, sie halte es, mit wem sie wolle, und drohete dem Spanier Cueva, der sie dem Umgang mit dem französischen Gesandten entziehen wollte, mit Schlägen. Je mehr sie aber Spanien abhold ward, desto mehr neigte sie sich Frankreich zu. Im Sommer 1656 verließ sie Rom, um sich nach Frankreich und dann nach Deutschland zu begeben. In Frankreich wurde sie höchst ehrenvoll aufgenommen; in Mannskleidern zog sie in Paris ein und war bald der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Man fand sie eben so geistreich als unweiblich; in Gegenwart des Hofs legte sie ihre Füße auf Stühle, die eben so hoch waren, als der, auf dem sie saß. Ninon de l'Enclos war von allen Frauenzimmern Frankreichs die Einzige, die sich rühmen konnte, von C. Merkmale der Achtung erhalten zu haben. Im September 1656 reiste sie nach Italien zurück, ging aber schon im folgenden Jahre abermals nach Frankreich, obgleich Mazarin, der sie im Verdacht hatte, daß sie in der Absicht komme, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu befördern, sie nicht eben willkommen hieß. Im königlichen Schlosse zu Fontainebleau ließ sie ihren Oberstallmeister, den Marquis Monaldeschi, wegen begangener Untreue, die er noch dazu auf seinen Feind, den mehr begünstigten Grafen Sentinelli, zu schieben versucht hatte, von dem Offizier ihrer Garde und zwei Andern mit 26 Dolch- und Degenstößen gerichtlich ermorden, indem sie sich auf ihre höchste Gerichtsbarkeit über ihren Hofstaat berief. Es konnte nicht fehlen, daß diese That ungeheures Aufsehen erregen mußte; in Frankreich tadelte man sie allgemein, da noch dazu eine Entweihung des königlichen Palastes damit verbunden war, und der königliche Hof zu Paris fühlte sich so beleidigt, daß er die Königin einige Monate zu Fontainebleau weder besuchte, noch einlud. Das Letztere geschah endlich im Februar 1658; aber die Neuheit ihrer Erscheinung war vorüber, an die Stelle der Bewunderung war Gleichgültigkeit getreten.

Während dieses Aufenthalts in Frankreich kam ihr die Lust an, England zu besuchen, und sie sandte deshalb ihren Sekretär Madalschi an Cromwell, anscheinend, um ihn ihrer Hochachtung zu versichern, in der That aber, um auf eine Einladung von Seiten des Protektors hinzuwirken. Der strenge Puritaner nahm zwar den Abgeordneten höflich auf, ging aber, theils aus ökonomischen, theils aus politischen Gründen, auf die Wünsche der Königin nicht ein. Im Mai 1658 ging sie wieder nach Rom und bezog den Palast Mazarin, was die spanische Partei benutzte, um verdächtigende Gerüchte gegen sie auszustreuen. Da ihre Einkünfte von Schweden immer unregelmäßiger eingingen, machte sie dem Kaiser den Antrag, ihr 24,000 Mann Truppen zu überlassen, mit denen sie Pommern erobern

wolle, welche Provinz nach ihrem Tode an das deutsche Reich fallen solle. Der Kaiser nahm das Anerbieten an, doch unterbrach C. die Unterhandlungen; ihr besserer Genius hatte gesiegt. In ihrer Bedrängniß gab ihr der Papst ein Jahrgehalt von 12,000 Scudi und empfahl ihr den jungen geistreichen Kardinal Azzolini zum Oberhofmeister. Bald aber nahm dieses gute Vernehmen ein Ende, und der Papst ließ sie argwöhnisch beobachten, selbst dann noch, als sie sich immer mehr und mehr von der französischen Partei entfernte und aus dem Palaste Mazarin in ein Kloster zog. Unwillig darüber und um ihre schwedischen Angelegenheiten zu ordnen, beschloß sie, nach dem Tode des allzu kriegerischen Königs Karl Gustav 1660, nach Schweden zu reisen, und schrieb deshalb an den Bruder des Königs, den Vormund des Prinzen Karl. Im August kam C. nach Hamburg, erfuhr aber schon hier, daß man ihre Ankunft in Schweden nicht gern sehen würde; dieselbe Erfahrung machte sie auch in Schweden selbst, als der Hofmarschall Linde die Fortsetzung ihrer Reise zu hintertreiben suchte, die sie jedoch um so mehr beschleunigte. In Schweden hatte C.'s Uebertritt zur katholischen Kirche die höchste Indignation erregt; dazu kamen noch die ärgerlichen Gerüchte von ihrem Lebenswandel, der den sittenstrengen Schweden ein Greuel dünkte. Es mochte daher der schwedischen Regierung nicht zu verargen seyn, daß sie die Gegenwart einer Frau fürchtete, die noch immer die Gemüther beherrschte. Ihre Regierung war noch im besten Andenken, da der Druck derselben von dem unter ihrem Nachfolger weit überwogen worden war, und man tröstete sich schon mit der Hoffnung, daß C. wieder den Thron besteigen werde, wenn etwa der 4jährige Prinz Karl sterben sollte; die Religion schien das einzige Hinderniß zu seyn. C. wurde zu Stockholm mit allen Ehrenbezeigungen empfangen; sie erhielt im Schlosse ihre ehemaligen Zimmer eingeräumt. Als sie aber hier sogleich eine katholische Kapelle aufschlagen ließ, erkaltete dies die ihr warm entgegenschlagenden Herzen. Ihr Abdankungsvergleich wurde zwar von der neuen Regierung bestätigt, obschon die Geistlichkeit meinte, daß sie durch ihren Uebertritt Alles verwirkt habe; aber man ließ zugleich ihre Kapelle niederreißen und wies ihre Geistlichen und die Italiener in ihrem Gefolge aus dem Reiche. Sie hatte wirklich den Ständen einen Aufsatz übergeben lassen, worin sie auf die Krone von Schweden, im Fall der König ohne männliche Erben sterbe, Ansprüche erhob; die Stände wiesen aber diese Schrift zurück und zwangen sie, eine neue, vollständige Entsagungsakte auszustellen. Auch in Norköping, wohin sie sich für den Winter begeben hatte, verbot man ihr, Messe lesen zu lassen, was sie bewog, ihr Vaterland zum zweiten Male zu verlassen. Im Mai 1661 kam sie nach Hamburg, wo ihr Resident, der Jude Tereira, ihrer Geldnoth abhalf; sie blieb fast ein Jahr lang, machte mit dem Italiener Borri alchemistische Versuche, bewog den gelehrten Lambeccius zum Uebertritt und suchte in der Politik noch immer die eingeübte Rolle der Friedensrichterin, z. B. eben jetzt zwischen den Türken u. Venedig, zu spielen. Im Jahre 1667 kehrte sie abermals nach Schweden zurück, vielleicht vom Papste aufgemuntert, der die Schweden durch sie der Mutterkirche zurückgeführt zu sehen hoffte. Als sie aber ihre Geistlichen und katholischen Diener entlassen sollte, kehrte sie sogleich wieder nach Hamburg um, wo sie die Wahl des ihr schon als Kardinal sehr ergebenen Klemens IX. durch öffentliche Freudenfeste feierte, indem sie das päpstliche Wappen aushing. Der Pöbel warf ihr dafür die Fenster ein und stürmte ihre Wohnung; während ihre Leute Feuer gaben, entfloh sie selbst durch eine Hinterthür. Als Johann Kasimir vom polnischen Thron herabgestiegen war, suchte sie wieder die Zügel politischer Unterhandlungen zu ergreifen, wobei der Papst sie scheinbar unterstützte; da sie aber kein Geld zu Bestechungen anwenden konnte und zu einer Vermählung sich noch weniger entschließen mochte, mußte sie sehen, wie der schwache Wiesnowiezki gewählt wurde.

Nach Klemens' IX. Tode (1670) gefiel sie sich nicht mehr in Rom, obwohl sie dort der Mittelpunkt der geistlichen und gelehrten Kreise war und eine Akademie um sich versammelt hatte, aus der später die Gesellschaft der Arkadier zur Veredlung der italienischen Sprache und Dichtkunst hervorging. Sie fühlte sich unbefriedigt, und voll Unruhe suchte sie Trost in politischen Intriguen, einem ungeheuren Briefwechsel und eigenen schriftstellerischen Arbeiten. Auf den schwedischen Reichstag von 1672, wo Karl XI. seine Selbstregierung antreten sollte, schickte sie ihren ersten Kammerherrn del Monte, um auf ungestörten Privatgottesdienst zu dringen, wenn sie wieder nach Schweden käme. Wirklich wurden ihr Zugeständnisse gemacht, um sie zu bewegen, ihre Dotation im Lande zu verzehren; doch kam sie nicht, sondern ging nach Frankreich, von wo aus sie nach Johann Kasimirs Tode (1672), als dessen nächste wasaische Verwandte, seine Güter in Polen und Neapel verlangte. Der Papst unterstützte ihre Forderung, vielleicht in der Hoffnung, dereinst ihr Erbe zu seyn; allein so sehr sie auch 6 Jahre lang in dieser Sache arbeitete, so mangelte es ihr doch an den Mitteln, ihren Ansprüchen Nachdruck zu verleihen. Als Brandenburg 1674, im Kriege mit Schweden, das ihr theilweise als Apanage angewiesene Pommern besetzte, verlangte sie wieder vom Kaiser ein Heer, der aber, einmal getäuscht, nicht mehr auf ihre Anträge einging. Sie wandte sich darauf an Frankreich u. schickte sogar einen Gesandten mit stolzen Instruktionen auf den nymweger Friedenskongreß, wo sie natürlich nichts ausrichtete. Unter dem strengen Innocenz XI. ernster, wenn auch nicht frömmer geworden, hatte sie sich in Rom eingelebt und wollte es nicht mehr verlassen. An dem Streite über die Quartierfreiheit der Gesandten, die auch C. für ihren Palast und dessen Umgebung bisher genossen, nahm sie den entschiedensten Antheil und ließ, als man dieses ihr Recht antastete, thätigen Widerstand leisten und dem Papste starke Dinge sagen. Dieser entschuldigte sie mit den Worten: E una Donna, doch nahm er ihre Pension. Sie fühlte dadurch eine große Last von ihrer Seele genommen; denn sie verachtete den Papst u. dessen Ge-

schenk. Die Kirche müsse wohl vom heiligen Geist regiert werden, meinte sie spottend, denn von den vier Päpsten, die sie in Rom erlebt, könne sie schwören, daß keiner gesunden Menschenverstand gehabt habe. Gegen Ende 1687 schickte ihr der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sie gern beerbt hätte, prächtige Geschenke und bot ihr eine Zuflucht in seinen Staaten. C. war geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen, doch ward ihr die Trennung von Rom schwer, u. als 1688 der Kurfürst starb und eine zweite Unterhandlung mit Friedrich III. durch den Tod ihres Bevollmächtigten del Monte unterbrochen wurde, gab sie den Plan auf. Im Jahr 1689 überstand sie eine schwere Krankheit, aber ein Rückfall warf sie kurz darauf noch härter nieder. Sie empfand die Vorboten des Todes, ließ den Papst um Verzeihung bitten, vermachte dem Kardinal Azzolini ihr Vermögen und endete unter dem Beistand eines Karmelitermönchs am 19. April 1689 sanft und ruhig ihr unruhvolles Leben. Sie wurde, gegen ihren Willen, prächtig in der Peterskirche begraben und erhielt 20,000 Seelenmessen; sie selbst stiftete sich täglich deren drei.

C., die großmüthige Freundin der Künste und Wissenschaften, versuchte sich auch als Schriftstellerin. Eine ihrer Schriften führt den Titel „Arbeit müßiger Stunde" und besteht aus einer Reihe von Gedanken, Betrachtungen und Sentenzen; von gleichem Inhalt sind die „Gesinnungen und merkwürdigen Reden der Königin Christine". Ihre Lebensbeschreibung, an der sie seit 1681 arbeitete, führte sie nicht ganz bis zum Antritt ihrer Regierung fort. Zu einem Schäferspiel: „Endymion", das Alexander Guidi bearbeitete, gab sie den Plan. Ihre Lebensbeschreibungen Alexanders des Großen und Cäsars zeugen von gründlichem Studium der Alten und einer großartigen Auffassungsweise. In ihrer Autobiographie und ihren Aphorismen verräth sie eine große Menschen- und Selbstkenntniß. Ihre Schriften sind sämmtlich in französischer Sprache abgefaßt. Sie war von kleiner Statur, die sie nicht einmal durch die damals üblichen hohen Absätze zu heben suchte; ihre hohe Schulter wußte sie durch ihr Gewand geschickt zu verbergen. Von blendend weißer Farbe, hatte sie blaue Augen, eine Adlernase und ein üppiges Lockenhaar, auf das sie jedoch wenig Sorgfalt verwandte. Unbestreitbar ist C. eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Geschichte, ein Genie auf dem Thron mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen, voll Wissen, doch nicht von wahrer Wissenschaft, ehrgeizig und eitel auf gespendetes Lob, eine Schwachheit, die sie auf tausend Abwege führte, eine seltsame Vereinigung männlicher und weiblicher Eigenschaften, das Resultat ihrer unweiblichen Erziehung. Ohne die liebenswürdigen Eigenschaften des Weibes, vermochte sie doch in vieler Beziehung sich nicht über weibliche Schwäche zu erheben; dahin gehörten ihr launenhafter Religionsübertritt, das Interesse, das sie, wenigstens eine Zeit lang, der Alchemie schenkte, ihre Reizbarkeit, ihre Herrschsucht, selbst als sie freiwillig das Scepter niedergelegt. Sie hätte vielleicht bei längerer Regierung ihr Volk glücklicher gemacht, als die englische Elisabeth es vermocht, wenn nicht ihr Leben von vorn herein ein verfehltes gewesen wäre. Vergl. Arckenholz, Mémoires concernant C., Reine de Suède, 24 Bde., Amsterdam 1751—1760; Grauert, C., Königin von Schweden, u. ihr Hof, Bonn 1837; Geijer, Geschichte Schwedens, Hamburg 1836, 3. Bd., S. 250 ff.

2) Marie C., Wittwe Ferdinands VII., Regentin, Exregentin, gegenwärtig Königin-Mutter ꝛc. von Spanien, s. Marie Christine, vergl. Spanien.

Christinos, spanische Partei, welche die Rechte der Königin Christine als Vormünderin ihrer Tochter Isabella, den Karlisten gegenüber, vertheidigte.

Christliche Kirche, s. Kirche.

Christliche Religion, s. Christenthum.

Christliche Religionslehre, s. Dogmatik.

Christmas (Christmeßinsel), Insel zwischen Asien u. Australien, von Korallenriffen umgeben, reich an Kokosnüssen und Geflügel.

Christmesse (Christmette), der Gottesdienst, der am frühen Morgen des Weihnachtstages bei Lichterschein gehalten wird.

Christmonat, s. v. a. December.

Christnacht, bei den Katholiken die vor dem Weihnachtsfeste mit Gebet, Lesen und andern Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodorus, byzantinischer Dichter, aus der Stadt Coptus in Aegypten, lebte unter dem Kaiser Anastasius I. (491—518 n. Chr.) und hinterließ zwei Epigramme (Anthol. II, 456) und ein Gedicht von 416 Versen über die im öffentlichen Gymnasium des Zeuxippus zu Byzanz befindlichen Statuen. Dieses von Septimius Severus erbaute Museum enthielt die Werke der ältesten Meister und ging 532 n. Chr. durch eine Feuersbrunst zu Grunde. Das Gedicht, in Geist und Charakter den um diese Zeit häufig vorkommenden poetischen Beschreibungen gleich, erschien mit Noten von Anselmus Banduri in dessen „Libri VII Antiquitatum Constantinop." (Paris 1711, S. 153 ff., Venedig 1729, S. 131 ff.) und befindet sich auch in der griechischen Anthologie.

Christodulus (griech., s. v. a. Knecht Christi), Autorname des byzantinischen Kaisers Johannes V. Cantacuzenus (s. d.).

Christolatrie (vom Griech.), Christusverehrung mit Hintansetzung der Verehrung Gottes.

Christologie (v. Griech.), der Wortbedeutung nach die Lehre von Christus, ein Theil der christlichen Glaubenslehre. Nach der Kirchenlehre wurde der göttliche Rathschluß zur Erlösung der Menschheit dadurch vollbracht, daß Gott der Sohn Mensch wurde und, als jüdischer Messias Jesus Christus genannt, das Werk der Versöhnung objektiv und historisch vollbrachte. Die Kirchenlehre handelt daher in der C. von der Person (persona Christi), von den Zuständen (status Christi) u. von dem Werke Christi (opus salutare oder officium Christi). Jesus eignete sich bei seinem Auftreten den messianischen Charakter (s. Messias) an. Dies beweist neben ausdrücklichen Erklärungen und neben den häufigen Berufungen auf prophetische Weissagungen die ganze Form und Weise, in der er sein Werk begann.

Der messianische Charakter war, was sein Wirken unter dem Volke anlangte, unstreitig der nächste und angemessenste Anknüpfungspunkt für ihn, und wenn er an einzelnen Stellen verbietet, daß man ihn als Messias begrüße, so wollte er damit nur sagen, daß er nicht im irdischen politischen Sinne des Volks der Messias seyn wolle. Hierbei aber ist es nicht zu übersehen, daß die messianische Hoffnung nur den ersten Anknüpfungspunkt für Jesus abgeben sollte und daß er stets von der äußerlichen Auffassung seiner Wirksamkeit auf den geistigen Begriff des Reiches Gottes hinzulenken sich bestrebte. Bei den Aposteln, die ganz mit irdisch-messianischen Erwartungen zu ihm traten und sie bis zur Katastrophe seines Todes festhielten, mußten diese mehr und mehr in den Hintergrund zurücktreten, je mehr sie selbst sich innerlich und äußerlich vom Judenthume trennten und je mehr sie die Betrachtung des Todes Jesu von der Haltlosigkeit ihrer messianischen Aussichten überzeugt hatte. So trat in der apostolischen Lehre an die Stelle der messianischen Vorstellungen die vom Reiche Gottes, und neben ihr wurde die Betrachtung der Person Jesu als einer übermenschlichen, herrlichen, göttlichen Erscheinung allmählig die vorherrschende. Es schloß sich diese Betrachtungsweise der Person Jesu an solche Erklärungen desselben an, in welchen er sich den eingeborenen Sohn Gottes (Joh. 3, 16) nennt, der vom Himmel gekommen (Joh. 3, 13; 6, 38), mit dem Vater Eins sey (Joh. 10, 30; 14, 10) und ihn gesehen habe (Joh. 6, 46), in dem der Vater zur Erscheinung komme (Joh. 14, 5—9; 12, 25), in dem er geehrt werde (Joh. 5, 22), der göttliche Allmacht (Matth. 11, 27; 28, 19; Luc. 10, 22) und Präexistenz (Joh. 17, 5; 8, 56 ff.; 6, 62) besitze. Gegen eine Wesensgleichheit mit Gott, die Jesus hiernach von sich behauptet haben könnte, spricht die unbedingte Unterordnung, in die er sich zu Gott stellt (Matth. 19, 17; Joh. 8, 28; 14, 28; 17, 3), die eifrige Trennung der Ehre Gottes von der seinigen (Joh. 5, 51 ff.; 7, 18), das Bekenntniß, nicht allwissend zu seyn (Marc. 13, 32) und die rückhaltelose Weise, mit der er aus dem alttestamentlichen Sprachgebrauche darthut, wie wenig er durch die Benennung Gottes Sohn in das Privilegium der Gottheit eingreife (Joh. 10, 33—36). So lange der Meister unter den Jüngern wandelte, waltete die Ansicht von der menschlichen Natur desselben als des Davidsohnes bei ihnen vor. Nachdem jedoch seine Auferstehung ihn in einer höheren, himmlischen Verklärung hatte erscheinen lassen, ging jene Ansicht in den Glauben an seine übermenschliche Natur und Würde über. Beide Ansichten werden in den synoptischen Evangelien dadurch vermittelt, daß Jesus zwar ursprünglich als Mensch gedacht wird, aber der Weissagung (Jes. 11, 2) gemäß als vom heiligen Geiste erfüllt und von Gott gesalbt und erhöhet (Matth. 3, 16 f.; Luc. 4, 1; Akt. 2, 33; 10, 38). Vorzüglich hat Johannes (s. d.) die Aussprüche Jesu für seine göttliche Natur in sittlich-religiösem Sinne aufbewahrt, das Höhere, Göttliche in Jesu hypostasirt dargestellt und im Prolog des Evangeliums an die spekulative Logoslehre (s. d.) angeknüpft. Paulus (s. d.) erhob auf der einen Seite den Glauben an einen menschlichen Messias zur religiösen Idee, indem er mit dem göttlichen Wesen Christi die ganze von seinem Geiste beseelte Menschheit in Verbindung brachte und in dieser, als der Sphäre von seiner geistigen Wirksamkeit, die Verherrlichung der Person Christi erblickte, auf der andern Seite aber auch die Vorstellung von einem übermenschlichen Messias zur spekulativen Ansicht, nach welcher Christus erstes Geschöpf und Weltschöpfer ist (Kol. 1, 15; 1. Kor. 8, 6). Der Hebräerbrief steht hinsichtlich seiner C. dem johanneischen Evangelium am nächsten: Christus der Weltschöpfer, der über alle Engel erhabene und nur eine Weile unter sie erniedrigte Abglanz göttlicher Majestät (1, 3; 2, 9), dabei aber zugleich der durch seinen Gehorsam und seine Treue auf Erden Vollendete und zur Herrlichkeit Erhobene (2, 9; 3, 2; 5, 8 f.: 12, 2).

Die ideale Ansicht von Christi Person, die bei den Aposteln mehr ein Gefühl vom göttlichen Inhalte seines Lebens gewesen war, das zur Verehrung u. gänzlichen Hingebung an ihn trieb, strebte die Kirche frühzeitig schon zu einem fest abgegrenzten dogmatischen Begriffe zu gestalten. Doketismus (s. d.) und Ebionitismus (s. d.) waren gleich von Anfang an die beiden Klippen, welche die orthodoxe C. gefährdeten. Im Gegensatz zu diesen extremen Richtungen hielt es die orthodoxe Kirche für gleich nothwendig, daß Christus wahrer Mensch und daß er wahrer Gott und beides in wahrhafter Vereinigung gewesen sey, weil er ohne Gleichartigkeit seiner Natur mit der menschlichen die Menschheit nicht hätte erlösen u. ohne wahrhafte Gottheit sie nicht hätte vergöttlichen und ohne ein lebendiges Band zwischen beiden Naturen keine Verbindung zwischen Gott und den Menschen hätte stiften können. Das Göttliche und Menschliche in Christus setzten die rechtgläubigen Väter zunächst unbefangen in ein solches Verhältniß, daß jenes sein Wesen, dieses seine Erscheinung, das erstere sein Inneres, das letztere sein Aeußeres ausgemacht habe, und da man nun das innere, unsichtbare Princip der am menschlichen Körper erscheinenden Lebensäußerungen Seele zu nennen pflegte, so ließ man das Göttliche in Christus oder den Logos die Stelle der Seele vertreten. Origenes besonders hob im Gegensatze zu dieser Ansicht hervor, daß zur Vollständigkeit der menschlichen Natur sowohl Körper als Seele gehöre, und unterschied demnach die menschliche Seele in Christus von seiner höhern Natur. Hinsichtlich der Seele Christi blieben übrigens auch nach Origenes noch die Ausdrücke schwankend, bis die Arianer (s. Arianischer Streit) die Uebertragung der Leiden u. Beschränkungen in Christi Leben auf das göttliche Princip in ihm, also die Leugnung einer ihm inwohnenden besonderen Menschenseele zur Stütze ihrer Behauptung, daß der Sohn Gottes ein dem höchsten Gotte tief untergeordnetes Wesen sey, benutzten. So eifrig nun auch Athanasius (s. d.) und seine Anhänger eine menschliche Seele in Christus zu unterscheiden sich bemüheten, so konnten sie wegen der üblichen Trichotomie von Leib, Seele und Geist nicht alles Zweideutige aus ihren Ausdrucksweisen fern halten. Bei der Schwierigkeit, jede der beiden Naturen vollständig und

doch in wirklicher Vereinigung zu denken, ist es nicht zu bewundern, daß sich zwei einseitige Richtungen bildeten, von denen die eine über dem Bestreben, die Einheit der Person zu wahren, der Vollständigkeit der Naturen zu nahe trat, während die andere, um der letzteren nichts zu vergeben, der erstern Eintrag that. Der Gegensatz dieser beiden Vorstellungsweisen, deren erstere in der alexandrinischen, die andere in der antiochenischen Theologenschule die herrschende wurde, führte zum wirklichen Streit, und zwar veranlaßte ihn zunächst der Gebrauch des Prädikats Gottesgebärerin, das der populäreren alexandrinischen Ansicht gemäß der Maria beigelegt zu werden pflegte. An diesem Worte nahm nämlich Nestorius (s. d.), Patriarch von Konstantinopel seit 428, Anstoß. Maria Gottesgebärerin zu nennen, hielt er für eine heidnische Ausdrucksweise, denn Gott habe keine Mutter, das Geschöpf könne nicht den Schöpfer gebären, sondern nur den Menschen, welchen der Sohn Gottes zu seinem Werkzeuge erkoren habe; Christusgebärerin sey nur die der Maria zukommende Benennung. In dieser Lehrweise glaubte der alexandrinische Patriarch Cyrillus († 444) eine Zertheilung des Einen Christus zu erblicken, sofern die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christus nur so gefaßt werde, daß dem Menschen Jesus vermöge seiner sittlichen Vortrefflichkeit der göttliche Logos in der Art wie den Propheten, nur in höherem Grade, beigestanden habe. Daher ließ er auf zwei Synoden, zu Alexandrien und Rom (430), nachdem er die römische Kirche für seine Lehre gewonnen hatte, die des Nestorius als ketzerisch verdammen u. wollte in 12 Anathematismen es festgesetzt wissen, daß die beiden Naturen in Christo nicht bloß der Würde und Macht nach, sondern durch physische und hypostatische Vereinigung verbunden seyen. Nestorius und andere Antiochener fanden in dieser Lehre eine Vermischung der Naturen, und als bald darauf Eutyches (s. d.), Archimandrit in Konstantinopel, im schroffen Gegensatze zu des Nestorius Lehre die Meinung aufstellte, daß alles Menschliche im göttlichen Wesen Christi aufgegangen und mit ihm zu einer Natur geworden sey, so wurde dieselbe als ketzerisch verdammt und trotz einiger gewaltsamen Reaktionen der alexandrinischen Partei (Räubersynode zu Ephesus 449) auf der ökumenischen Synode von Chalcedon (451) nach den von dem römischen Bischofe Leo I. gezogenen Grundlinien ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, worin eben so sehr die Verschiedenheit der beiden Naturen in Christo, als die Einheit seiner Person gewahrt und als orthodoxe Kirchenlehre festgesetzt wurde: zwei Naturen seyen unvermischt, aber auch unzertrennlich in der Einen Person Christi vereinigt. Aber die Alexandriner, welche die göttliche Natur in Christus hervorhoben, ohne deshalb sich zu des Eutyches Ketzerei bekennen zu wollen, und von ihren Gegnern Monophysiten (s. d.) genannt wurden, lehnten sich wider die chalcedonischen Beschlüsse auf, indem sie in der Zweiheit der Naturen, sofern sie als unterschieden in Christus fortbestehen sollten, auch eine Zertrennung Christi in zwei Personen erblicken wollten und sich durch die kirchlichen Versicherungen vom Gegentheil, welche die Widersprüche der orthodoxen Lehre nur zusammenfaßten, aber nicht löseten, nicht beruhigen ließen. So trieb der monophysitische Streit noch im 7. Jahrhundert einen neuen Zweig, den monotheletischen (s. Monotheleten). Da nämlich Einige der Meinung waren, die Eine Person Christi müsse auch nur Einen Willen, Andere aber, die zwei Naturen in ihm müßten auch zwei Willen haben, wurde auf der 6. ökumenischen Synode zu Konstantinopel (680) eine Ausgleichung in der Weise versucht, daß festgesetzt wurde, Christus habe zwei natürliche Willen gehabt, einen göttlichen und einen menschlichen, von denen sich jedoch der letztere dem ersteren untergeordnet habe, ja in demselben, ohne seine Eigenthümlichkeit zu verliern, aufgegangen sey.

Die orthodoxe Kirchenlehre war nun, die Identität der Person sey so entstanden, daß der Sohn Gottes nicht eine menschliche Person, sondern vielmehr einen noch unbeseelten und unpersönlichen Menschenkeim in die Einheit seiner göttlichen Natur aufgenommen habe, daß mithin die menschliche Natur in Christus nicht geradezu unpersönlich sey, aber auch keine eigene Persönlichkeit habe, sondern dieselbe in der Persönlichkeit der göttlichen Natur finde. Diese Theorie von der Vereinigung der zwei Naturen in Christus erwuchs aus den entgegengesetzten Prädikaten und Funktionen, welche die Schrift ihm beilegt. Wenn diese nämlich demselben Sohne Gottes zugleich die Weltschöpfung und auch die Erlösung durch seinen Tod (Koloss. 1, 13 ff.) zuschrieb, so schien beides ihm nur in verschiedenen Beziehungen, in sofern er nach der einen Seite seines Wesens allmächtig, nach der andern leidensfähig gewesen, zuzukommen; auch schien auf diese Weise der Widerspruch zwischen den Aussprüchen Jesu, daß er mit dem Vater Eins und daß der Vater größer sey denn er, ausgeglichen zu werden. Daher wurde der göttlichen Natur alles Hohe und Herrliche, was von Christo erzählt wird, der menschlichen aber alles Entgegengesetzte zugetheilt: jener sein Herabkommen vom Himmel, seine Wunderthaten, seine Auferstehung und Himmelfahrt; dieser seine menschliche Geburt, sein allmähliges Wachsen, sein Weinen, sein Leiden und Sterben. Obwohl nun jede der beiden Naturen nur das ihr Eigenthümliche wirkt, so nimmt doch vermöge der Einheit der Person auch die andere daran Theil, und so konnte sowohl in der Schrift, als auch in der Kirche dem Menschensohne das Herabkommen vom Himmel und dem Gottessohne das Sterben zugeschrieben, überhaupt seine menschliche Natur ebensowohl mit göttlichen, als seine göttliche Natur mit menschlichen Namen und Prädikaten benannt werden. In dieser Gestalt ging die Lehre von der Gemeinschaft beider Naturen im Gottmenschen (Theanthropos) im Wesentlichen unverändert durch das Mittelalter hindurch. Erst die Reformation brachte unerwarteter Weise eine Theorie in neue Bewegung, von der man glauben sollte, daß sie mehr der Spekulation der Scholastiker, als dem lebendigen religiösen Interesse der Reformatoren willkommen gewesen sey. Der Abendmahlsstreit veranlaßte diese Erneuerung der veralteten Diskussion. Ge-

gen die Meinung Zwingli's, daß in der Person Christi göttliche und menschliche Natur so zusammengefügt sey, daß jede ihre Eigenschaften behalten und nach ihrer eigenen Art gewirkt habe, wurde in der Konkordienformel die Theorie aufgestellt: in Christo sind göttliche und menschliche Natur in Verbindung getreten durch den im Leibe der Maria vollzogenen Akt der Unitio personalis; Folge dieses Akts ist der Status der unio personalis oder die bleibende Vereinigung beider Naturen in Christi Person, und vermöge dieses Vereintseyns findet zwischen beiden Naturen eine Gemeinschaft Statt (communio naturarum), die eine wahre und wirkliche, obwohl übernatürliche und unerklärbare Vereinigung ist und in deren Folge jede der beiden Naturen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren, an den Eigenschaften der andern Theil nimmt (communicatio idiomatum (s. d.). Zwingli hatte diese Mittheilung der Idiome, die er für seine Abendmahlslehre nicht brauchen konnte, Luther gegenüber für eine bloße Redefigur (alloeosis) erklärt, und ihm stimmen hierin die reformirten Symbole und Calvin im Wesentlichen bei. Die Lutheraner hielten dies aber für ein Zerreißen der Person Christi und einen solchen Christus nicht der Mühe werth, ihre eigne Lehre für ein der Vernunft unerreichbares Geheimniß. Sie wurden hinwiederum von den Reformirten und Katholiken der Vermischung der Naturen und besonders der eutychianischen Vergöttlichung der menschlichen beschuldigt. Die Einwendungen gegen die lutherische Lehre von der Communicatio idiomatum kamen besonders darauf zurück, daß eine Natur neben ihren Eigenschaften nicht noch die Eigenschaften einer andern, zumal ihr entgegengesetzten Natur annehmen könne; daß aber eine und dieselbe Natur zweierlei und zwar einander entgegengesetzte Naturen in sich vereinigen könne, dies hielt man noch unbefangen fest.

Den ersten entscheidenden Schritt in der Destruktion des kirchlichen Dogma's thaten die Socinianer (s. d.). Wie das Dogma von der Trinität, so fanden sie auch die Lehre von den zwei Naturen in der Einen Person Christi vernunft- und schriftwidrig. Die Göttlichkeit Christi gehörte ihrer Lehre zufolge nicht zur Natur, sondern zum Amte desselben; sie ist keine Substanz in ihm, sondern eine ihm mitgetheilte Qualität; der Sinn des Namens Gottes Sohn ist, daß er von Gott als der oberste Regent der Gemeinde aufgestellt ist. Christus ist mithin den Socinianern, wenn gleich übernatürlich erzeugt und mit höherer Erkenntniß und Wunderkraft ausgestattet, doch seinem eigentlichen Wesen nach nur ein bloßer Mensch und als solcher leidensfähig und sterblich; Gott erhob ihn aber in den Himmel u. bekleidete ihn mit Unsterblichkeit u. unumschränkter Vollmacht, seine Frommen zu beseligen, theils zum Lohne für den von ihm bewiesenen Gehorsam, theils zum beruhigenden Unterpfande für die übrigen Menschen. Die Arminianer (s. d.) finden wir hinsichtlich ihrer C. in ähnlicher unentschiedener Stellung wie in der Trinitätslehre. Daß Christus Gott und Mensch in Einer Person sey, hielten sie fest, auch eigneten sie sich die kirchlichen Formeln von zwei Naturen in Einer Person und von der Unpersönlichkeit der menschlichen Natur in Christo an; allein statt dies Verhältniß genauer auseinander zu setzen, ziehen sie sich hinter die Unbegreiflichkeit desselben zurück. Ihnen folgten, wenigstens was die Unsicherheit des dogmatischen Standpunktes betrifft, die neueren Supranaturalisten. Zunächst wollten diese die Vereinigung zweier Naturen in Christo und die Mittheilung ihrer Eigenschaften nicht in Abrede stellen; aber, indem sie die Klausel hinzufügten, daß jede Natur die Eigenschaften der andern nur in soweit angenommen habe, als es mit ihrer Eigenthümlichkeit sich vertragen, so war hiermit an sich die ganze Lehre aufgegeben, denn wenn man im Sinne der Kirche die Gottheit und die Menschheit einander gegenüberstellt, ist keine einzige Eigenschaft der einen mit dem Wesen der andern vereinbar. Die meisten Supranaturalisten waren übrigens der Meinung, man solle die spitzfindigen dogmatischen Formeln über die Person, die Naturen, Eigenschaften und Zustände Christi bei Seite lassen und sich mit der einfachen biblischen Lehre begnügen. Mit Entschiedenheit verwarfen das kirchliche Dogma von den zwei Naturen in Christo erst die Rationalisten (s. Rationalismus), indem sie, jedoch mit Aufgebung der mythischen Apotheose, im Wesentlichen den Socinianern beistimmten. Der Rationalismus betrachtet den großen Stifter des Christenthums als eine rein menschliche Erscheinung, bei deren Erklärung er seine Zuflucht durchaus nicht zu einer übernatürlichen Kausalität nehmen zu dürfen glaubt. Jesus ist ihm im vollsten Sinne Mensch, ein natürliches Produkt seines Volks u. Zeitalters, aber in Absicht auf Weisheit, Tugend und Frömmigkeit von keinem Sterblichen übertroffen, ein Heros der Menschheit im erhabensten Sinne. Wenn sich die evangelischen Berichte über seinen Ursprung, der nur ein natürlicher gewesen seyn kann, anders äußern, so verweiset der Rationalist diese Nachrichten in das Gebiet der Sagen und Mythen. Jesu Schicksale und Thaten haben für ihn der Hauptsache nach völlige historische Glaubwürdigkeit; das Wunderbare darin zieht er als subjektive Ansicht der Berichterstatter vom Faktum ab. Das Providentielle liegt ihm darin, daß sich die Gottheit solcher natürlichen Ereignisse in Verbindung mit der Volksmeinung von denselben bediene, um auf den besonders begabten Lehrer religiöser Wahrheit die Aufmerksamkeit hinzulenken. Die Lehre von Christo gehört demnach im rationalistischen Systeme nicht sowohl zur Dogmatik, als vielmehr zur Religionsgeschichte. Dem positiven christologischen Lehrgehalte mit mehr Achtung und Liebe zugewandt war die ästhetische, von Herder (vom Sohne Gottes, Riga 1797) angedeutete, von de Wette durchgeführte Ansicht, welche in Jesu Leben nach seinem sittlichen Inhalte und für das religiöse Gefühl eine Erscheinung der Gottheit annimmt, aber in jedem andern christlichen Leben Aehnliches für möglich hält. Christus ist ihr zufolge wahrer Mensch nach der natürlichen psychologischen historischen Betrachtung; in dieser seiner natürlichen Erscheinung, weil sie eine Alles übersteigende menschliche Vollkommenheit darstellt, ahnt und schaut aber der fromme Glaube

eine göttliche. Ueber das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen eine Theorie nach positiven Begriffen zu geben, hält diese Ansicht für unmöglich, daher ihr das Positive in der Kirchenlehre in Mythologie übergeht. Fichte (Anweisung zum seligen Leben) unterschied an der kirchlichen C. zwei Sätze von sehr verschiedenem Werthe: einen metaphysischen, durch sich und allgemein gültigen, und einen historischen von keineswegs allgemeiner Verbindlichkeit. Jenes ist die Wahrheit, daß in dem Menschen, welcher sein individuelles Leben an das allgemeine in ihm hingibt, Gott selbst, näher das Wissen Gottes, sich als einzelnes Menschenleben verwirkliche, das ewige Wort Fleisch werde; das Andere ist der Satz, daß jenes absolute, unmittelbare Daseyn Gottes, das ewige Wissen oder Wort, rein und lauter, ohne alle individuelle Beschränkung, in demjenigen Jesus von Nazareth, welcher zu der und der bestimmten Zeit im jüdischen Lande lehrend auftrat, ein persönlich sinnliches und menschliches Daseyn gewonnen habe. Da nun die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseyns mit dem göttlichen die tiefste Erkenntniß ist, die der Mensch erschwingen kann, und da Christus sie laut des Evangelisten Johannes zuerst gehabt hat, so ist das wahr, was das christliche Dogma von Jesu von Nazareth behauptet, daß er auf eine ganz vorzügliche, keinem andern Individuum ebenso zukommende Weise eingeborner oder erstgeborner Sohn Gottes ist. Aber der Philosoph findet dieselbe Wahrheit unabhängig vom Christenthum und überblickt sie in einer Konsequenz und allseitigen Klarheit, in der sie das Christenthum seinen Bekennern nicht überliefert. Auf dem pantheistischen Standpunkte wurde die Gottheit Christi spekulativ gefaßt als eine bestimmte Gottes- und Weltentwickelung oder religiös als ein mit dem Bewußtseyn Gottes vollkommen einiges Seyn Gottes in dem Frommen und demnach eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit angenommen, in welcher Christus einen mehr oder minder hochgestellten Entwickelungspunkt bezeichnet. Wegen der Anerkennung einer wahren Gottheit u. Menschheit in Christus ist diese Richtung mit den Formeln der Kirchenlehre leicht vereinbar. Nach Schelling (Methode des akademischen Studiums) ist die Menschwerdung von Ewigkeit und der Mensch Christus in der Erscheinung nur der Gipfel und in sofern auch wieder der Anfang derselben, denn von ihm aus sollte sie dadurch sich fortsetzen, daß alle seine Nachfolger Glieder eines und desselben Leibes wären, von dem er das Haupt ist. Daß in Christo zuerst Gott wahrhaft objektiv geworden, bezeuge die Geschichte, denn Keiner vor ihm habe das Unendliche auf solche Weise offenbart. Die kirchliche Anschauungsweise bleibt dieser Menschwerdung eine durchaus inadäquate. Nach Hegel (Religionsphilos., Bd. II, S. 238) widerspricht die „ungeheure Zusammensetzung" Gottmensch dem Verstande schlechthin; aber die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur ist dem Menschen darin zum Bewußtseyn gebracht worden, daß das Andersseyn oder, wie man es auch ausdrückt, die Endlichkeit, Gebrechlichkeit der menschlichen Natur nicht unvereinbar sey mit dieser Einheit, wie in der ewigen Idee das Andersseyn keinen Eintrag thue der Einheit, die Gott ist. Strauß macht als ächte Konsequenz der hegelschen und überhaupt der modernen Philosophie dies geltend: Wenn der Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur Realität zugeschrieben werde, so heiße das nicht so viel, daß sie einmal in einem Individuum, wie vorher und nachher nicht mehr, wirklich geworden seyn müsse. Denn das sey gar nicht die Art, wie die Idee sich zu verwirklichen pflege, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, in jenem Einen vollständig, in allen übrigen hingegen immer nur unvollständig sich abzudrücken: sondern in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, in Wechsel sich setzender und wieder aufhebender Individuen liebe sie ihren Reichthum auszubreiten. Als der Gottmensch wird hiermit die Menschheit aufgestellt, und für den Schlüssel der ganzen C. wird es erklärt, daß das Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, im Sinne eines realen Gattungsbegriffs, gesetzt werde (Glaubenslehre 1. Ausgabe, Bd. II, S. 214 f.). Die C. Schleiermachers, von der Thatsache des christlichen Bewußtseyns ausgehend, daß der sündige Mensch in der christlichen Gemeinschaft die harmonische Vereinigung des niedern Selbstbewußtseyns mit dem höhern, mithin seine Entsündigung u. religiöse Vervollkommnung auf eigenthümliche Weise erleichtert und einen stetigen Fortschritt dieser Erscheinung eingeleitet finde, folgert hieraus, daß der Gründer dieser Gemeinschaft eine Vollkommenheit und Unsündlichkeit besaß, die auch nicht einmal durch den Kampf hindurch zu gehen hatte. Vermöge der Vereinigung des Geschichtlichen und Urbildlichen ist der Erlöser auf der einen Seite, was die menschliche Natur betrifft, uns vollkommen gleich, auf der andern Seite, als Anfänger eines zur Verbreitung über das ganze menschliche Geschlecht bestimmten neuen Lebens, dadurch von allen andern Menschen unterschieden, daß das ihm einwohnende Gottesbewußtseyn ein wahres Seyn Gottes in ihm war. Hierdurch ist er das religiöse Urbild der Menschheit, u. sein Entstehen nur durch einen schöpferischen Akt Gottes erklärlich. Vaterlos ist er deshalb noch nicht erzeugt, aber doch übernatürlich, in sofern die natürliche Zeugung immer nur unvollkommene Produkte liefert, mithin, um ein vollkommenes zu erzielen, die übernatürliche Kausalität Gottes durch die natürlichen Faktoren durchschlagen mußte. Auch keine göttliche Natur als eine vom menschlichen Geiste verschiedene Substanz ist in Christus Eins mit der menschlichen; vielmehr entfaltete sich auch sein Gottesbewußtseyn in wahrhaft menschlicher Weise nur allmählig. Aber die Entwickelung der untern Seelenkräfte sprang in ihm der Entfaltung der höhern nie vor, so daß die Macht der letztern über die ersteren immer dieselbe schlechthinnige und er hiermit wesentlich ohne Sünde war. Seine Wunder sind zwar weder als schlechthin übernatürlich festzuhalten, noch auch als Beweis für die Wahrheit seiner Religion zu benutzen; aber es stimmt doch trefflich, daß von Demjenigen, der die Geister so

tief erregte, eigenthümliche Wirkungen auch auf die leibliche Seite der menschlichen Natur ausgingen (vergl. Christliche Glaubenslehre, Bd. II. §. 86 ff.). Die altprotestantische Richtung der letzten Jahrzehnte steigerte den religiös-volksmäßigen Inhalt des Dogma's von der Gottheit Christi in der herrnhutischen Anbetungsweise u. protestirte gegen alle freiern Anschauungsweisen, in ihrem reaktionären Streben zum Alten hin selbst die Communicatio idiomatum wieder in Anspruch nehmend, aber dabei die Form der modernen Wissenschaft nicht verschmähend. Vergl. Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi, Stuttgart 1839. S. Erlösung, Versöhnung.

Christoph, 1) St. C., westindische Insel, s. Kitts. — 2) St. C., kleine afrikanische Insel im Kanal von Mozambique, westlich von Madagaskar.

Christoph (lat. Christophorus, wörtlich Einer, der Christus trägt, nämlich im Herzen), männlicher Name, dessen merkwürdige Träger folgende sind:

1) St. C., der große C. od. Christophel, einer der Heiligen der katholischen und griechischen Kirche, dessen Lebensumstände fast ganz unbekannt sind. Die Legende erzählt: C., der früher Reprobus oder Adokymos geheißen, war ein Mann aus Palästina (nach Andern aus Syrien oder Lycien), dessen Länge 12 Fuß betrug und der eine solcher Größe angemessene Stärke hatte. Im Gefühle seiner Kraft hatte er den Entschluß gefaßt, seine Dienste nur dem Mächtigsten zu weihen. Bald fand er einen König, der für den größten seiner Zeit galt; als er aber eines Tags bemerkte, daß dieser sich vor dem Teufel fürchte, verließ er des Königs Dienste und ging in die des Teufels. Mit diesem traf er einst im Walde auf ein Christusbild, und da der Teufel diesem ängstlich auswich, so erkannte C. Christus als den Mächtigsten und beschloß, fortan nur ihm zu dienen. Lange suchte er nach Christus, ohne ihn finden zu können; da kam er endlich zu einem Eremiten, nach Einigen dem heiligen Babylas, der ihn taufte und in den Lehren des Christenthums unterrichtete. Da sich aber C. zu gewöhnlichen Büßungen nicht verstehen wollte, so gab ihm der Eremit eine der Körpergröße u. Stärke C.s angemessene auf: er mußte sich an einem großen Fluß niederlassen, der keine Brücke hatte, um dort die Pilgrime hinüberzutragen. Hier erschien ihm Christus selbst in Kindesgestalt und ließ sich von C. über den Fluß tragen. Hatte C. schon an der außerordentlichen, den starken Mann fast erdrückenden Last des Kindes das Ungewöhnliche der Erscheinung gemerkt, so ward er es erst recht inne, daß der Herr selbst vor ihm gestanden, als er seinen großen Stab, den er auf Christi Befehl in die Erde gesteckt hatte, am andern Morgen mit Laub und Datteln bewachsen fand. Später wanderte C. nach Lycien, wo er durch seinen Wunderstab 18,000 Seelen bekehrte. Darüber erzürnt, wollte der Präfekt Dagnus im Auge des Volks C. seiner Wunderkraft entkleiden und ihn als gewöhnlichen Sünder hinstellen. Zu diesem Behuf ließ er ihn ins Gefängniß werfen und schickte zwei sehr schöne Freudenmädchen zu ihm hinein, die ihn zum Abfall von Christo und zur Wollust reizen sollten. Aber C. blieb seinem Herrn getreu, ja, er bekehrte die gefallenen Mädchen selbst zum Christenthum. Da ließ ihn der Präfekt mit eisernen glühenden Ruthen peitschen, ihm einen glühenden Helm aufsetzen und auf einen eisernen Stuhl festbinden, der über ein großes Feuer gestellt war. Aber C. zerbrach den Stuhl und war unverletzt. Nun führte man ihn vor 3000 Soldaten, welche sämmtlich mit vergifteten Pfeilen nach ihm schossen; die Pfeile blieben aber in der Luft vor ihm hängen und schwebten da, ohne ihn zu verwunden, und Ein Pfeil verwundete, rückwärts fliegend, den Präfekten im Auge. C. bot nun selbst sein Haupt dem Todesstreiche dar, damit mit seinem Blute das verletzte Auge des Präfekten geheilt werden könne. Dies geschah, und der durch C.s Blut völlig wieder hergestellte Präfekt erkannte nun selbst die Macht und Wahrheit des neuen Glaubens und bekehrte sich nebst seiner ganzen Familie. Die morgenländische Kirche feiert C.s Fest am 9. Mai, die abendländische am 25. August. Man nahm zu ihm vorzüglich in Zeiten der Pest seine Zuflucht; auch rief man ihn beim Schatzheben an, um dadurch die Geister zu bannen, welche die verborgenen Schätze bewachen, und nannte die dabei gebräuchliche Gebetsformel Christophelsgebet. Noch werden von C. an vielen Orten, namentlich in Spanien, Reliquien gezeigt. Abgebildet wird C. gewöhnlich in riesenhafter Größe, das Christuskind auf seinen Schultern, wie er, auf seinen großen Stab gestützt, alle Kräfte anwendet, um der Last nicht zu erliegen. So stellt ihn auch der älteste bekannte Holzschnitt von 1423 dar. Für den großen C. gilt im Volksmund die Statue des Hercules auf Wilhelmshöhe (s. d.).

2) Könige von Dänemark: a) C. I., der vierte Sohn Waldemars II. und der Prinzessin Beenvjerd von Flandern, ist durch seinen Kampf mit der Hierarchie, deren tückischer Rache er wahrscheinlich endlich zum Opfer fiel, merkwürdig. Anfangs Herr von Laaland und Falster, wurde er 1247 von Erich vertrieben, gefangen, jedoch wieder frei gegeben. Im Jahre 1252 folgte er seinem Bruder Abel auf dem dänischen Thron; als jedoch Abels Sohn, Waldemar, der in Köln gefangen gesessen hatte, im Bunde mit mehren Fürsten an die Eroberung seines Erbes schritt, trat ihm C. Schleswig ab. Seinen Kampf mit der Kirche verursachte der Erzbischof von Lund, Jakob Erlandsöe, durch seinen unter dem Schutz der Päpste Innocenz IV. u. Alexander IV. mächtig aufgeschossenen Uebermuth, der endlich C. verleitete, alle den Geistlichen verliehenen Freiheiten zurückzunehmen und den Erzbischof selbst nächtlicherweile aufheben und in hartes Gefängniß nach Hagenskow in Fyne werfen zu lassen. Sofort traf das ganze Land der Bann; Schonen, Seeland und Fyne unterwarfen sich ihm, nur Jütland ließ ihn unbeachtet. Wie früher schon mehrmals, entstanden auch auf diese Veranlassung im Volke Unruhen; aber ehe C. dieselben mit den Waffen unterdrücken konnte, fand er bei dem Bischof zu Ripen seinen Tod durch Gift, das ihm von dem Bischof Arnfastus von

Aarhuus bereitet und im heiligen Abendmahle gereicht worden seyn soll. — b) C. II., Sohn des Königs Erich (VI.) Glipping und der Prinzessin Agnete von Brandenburg, einer der unglücklichsten Könige auf dem dänischen Thron, dessen gute Eigenschaften durch die harte Kapitulation, welche man ihm aufdrang, misskannt und nutzlos gemacht und dessen schlechte Eigenschaften durch den fortwährenden Kampf gegen die Intriguen und Aufstände der Pfaffen und Adeligen stark genährt wurden, beides zum Unheil des Reichs und Volks. Seine Hauptkämpfe führte er gegen Waldemar von Schleswig, der ihn 1326 vom Thron stürzte, aus dem Lande trieb u. der erst im Frieden von Ripen (28. Februar 1330) dem Throne wieder entsagte, und gegen den Grafen Gerhard von Holstein; Mißhandlungen, die er von zwei Edelleuten hatte erdulden müssen, brachen endlich das Herz des Ruhelosen. Er † 1333. — c) C. III. (als König von Schweden C. I.), Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Bayern, Sohn Johanns von Bayern und der Prinzessin Sophie von Dänemark und Schweden, folgte dem Bruder seiner Mutter, König Erich X., der in Dänemark und Schweden des Throns für verlustig erklärt worden war, 1438 als Reichsvorsteher und 1440 als König von Dänemark u. 1441 auch in Schweden. Seinen entsetzten Verwandten, der dem skandinavischen Handel durch Räubereien von Gothland aus viel schadete, behandelte C. mild und nachsichtig, regierte bis 1448 ruhig und glücklich, verlegte die Residenz von Roeskilde (Rothschild) nach Kopenhagen (Kjöbenhavn), erregte jedoch dadurch häufigen Unwillen gegen sich, daß er viele deutsche, namentlich bayerische Familien ins Land zog und so bevorzugte, daß sie noch jetzt den blühendsten Theil des dänischen Adels bilden. Nach C.s kinderlosem Tod (1448) kam das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron.

3) C. der Kämpfer, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., geboren am 5. Juni 1449, war einer der gefürchtetsten Haudegen seiner Zeit. Fechten, Jagen, Ringen und Laufen waren von früher Jugend an seine Lieblingsbeschäftigungen, wissenschaftliche Bestrebungen lagen ihm fern. Nachdem sein Bruder Albrecht die Alleinregierung angetreten hatte, während ihm nur einige Güter und Schlösser überlassen waren, suchte C. seine Ansprüche auf Theilnahme an der Regierung mit Gewalt geltend zu machen. Er vereinigte die Unzufriedenen im Lande zu einem Bunde, „Gesellschaft der Böckler des Einhorns" genannt, mit welchem er gegen seinen Bruder den Kampf beginnen wollte; Albrecht kam jedoch dem Angriff zuvor, überfiel die Ritter des Bundes, strafte sie und löste den Verein auf. C. wurde für seinen Antheil an der Herrschaft auf fünf Jahre hinaus mit jährlich 3000 Gulden abgefunden. Als er aber durch drohende Reden neuen Verdacht bei Albrecht erweckte, ließ ihn dieser 1471 im Bade greifen, weil sich außerdem Jedermann vor ihm fürchtete, und in die Altveste München gefangen setzen, aus welcher er, nachdem ein Versuch des Pfalzgrafen Otto von Neumarkt, ihn im Verein mit hundert Rittern zu befreien, mißlungen war, erst nach 19 Monaten auf Einsprache der Stände wieder entlassen wurde. Ein abermaliger Empörungsversuch mißglückte ebenfalls, u. C. mußte endlich eine friedliche Einigung als das Beste erkennen; nach einem Vertrage von 1475 trat C. seinen Antheil an der Herrschaft auf 10 Jahre an Albrecht ab und erhielt dafür Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Paal u. die Stadt Weilheim. Hiermit hatte der Bruderzwist vor der Hand ein Ende, und C. lebte nun den Freuden ritterlicher Uebungen und Feste. Um diese Zeit besiegte er auf der Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landshut einen riesenhaften Ritter aus Norden, einen Woiwoden aus Lublin, der die ganze dort versammelte Ritterschaft verhöhnt hatte. Einen allgemein geachteten Heldennamen erwarb sich C. aber im ungarischen Heere und im flandrischen Kriege, sowie in dem Heer des Herzogs Georg, welches dem Kaiser Maximilian gegen Ungarn zu Hülfe eilte: C. war der Erste auf den Mauern von Stuhlweißenburg und öffnete dem Kaiser die Thore. In der Heimath waren indeß wieder neue Zankäpfel reif geworden: die zehnjährige Vertragsfrist war abgelaufen, die C. übergebenen Städte wendeten sich an Albrecht, um von der harten Herrschaft C.s erlöst zu werden, und zugleich kündigten 59 Adelige, an ihrer Spitze Nikolaus von Abensberg, welcher auch an C.s Gefangennehmung im Bade den meisten Antheil gehabt hatte, ihm Fehde an. Dieser Uebermacht mußte C. weichen, suchte sich aber dadurch zu rächen, daß er, als die Ritter aus dem Feldzuge in getrennten kleinen Abtheilungen wieder heimzogen, dem Nikolaus von Abensberg auflauerte, ihn bei Freising (wo seitdem ein Markstein steht) erschlug und sich an die Spitze des Löwlerbundes stellte, den der unzufriedene Adel gegen Albrecht damals gestiftet hatte. Als auch dieser Bund sich auflöste, zog C., des unruhigen und freudelosen Lebens im Vaterlande müde, in Begleitung mehrer Fürsten und Edlen nach Palästina und †, mit seinem Bruder, den er zu seinem Erben einsetzte, versöhnt, am 15. August 1493 bei der Heimkehr auf Rhodus.

4) C., der vierte Herzog von Würtemberg und der einzige dieses Namens, einer der trefflichsten deutschen Fürsten, war der einzige Sohn Herzog Ulrichs des Herzhaften und der bayerischen Prinzessin Sabine und am 12. März 1515 geboren. Seine Jugend war hart und mühevoll; von seiner Mutter verlassen, war er ganz der Obhut des Vaters anheimgegeben, der sich aber, durch die Folgen des an seinem vormaligen Liebling, Hans von Hutten, verübten Mordes in mancherlei Widerwärtigkeiten gestürzt, seiner Erziehung nicht widmen konnte. Als die auf den Herzog erbitterten Bundesstände das Land besetzten, ließen sie dem jungen Prinzen mit seiner Schwester Anna nur ein paar Städte und Aemter zu ihrem Unterhalte, und auch diese sollten nach dem Vertrage nur so lange den fürstlichen Kindern bleiben, bis ihnen ein anderer Sitz von gleichen Einkünften in deutschen Landen angewiesen seyn würde. Nachdem Kaiser Karl V. das Land in Besitz genommen, wurde C. an den

kaiserlichen Hof nach Innsbruck gebracht und daselbst, jedoch nicht wie ein künftiger Fürst, erzogen. Vierzehn Jahre alt, kam er mit dem Hof nach Wienerisch-Neustadt und erhielt in Michael Tiffernus aus Wien einen Hofmeister, der sich mit besonderer Liebe an ihn anschloß. Derselbe war auch sein Retter, als C. 1529 bei der Belagerung Wiens durch Soliman beinahe in türkische Gefangenschaft gefallen wäre. Karl V. hatte den lebhaften Jüngling lieb gewonnen und zog ihn in seine Nähe; so nahm er ihn auch nach Augsburg zum Reichstage als Begleiter mit sich. Dort erhielt C. von den Brüdern seiner Mutter, den Herzögen von Bayern und dem Landgrafen Philipp von Hessen, nähere Aufschlüsse über seine Ansprüche, und als auf demselben Reichstage sein Erbfürstenthum dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, feierlich zu Lehen gegeben, er selbst aber dem Kaiser nach Italien zu folgen gezwungen wurde, so übersah er nunmehr leicht seine Lage in ihrem wahren Lichte und folgte daher bereitwillig seinem Lehrer, der ihn, argwöhnend, der Kaiser möge den geliebten Jüngling in Spanien, wohin er ihn mitzunehmen Willens war, in irgend einem Kloster begraben, mit Lebensgefahr in die tyrolischen Berge entführte. Von hier aus entkam er nach Bayern und blieb einige Zeit in Verborgenheit; dann aber erschien er auf vom schwäbischen Bunde empfangenes sicheres Geleit in Augsburg und verfocht persönlich und muthig sein Recht gegen das mächtige Kaiserhaus. Die meisten Fürsten und Reichsstände schenkten ihm ihre Theilnahme, und der Bundestag ging auseinander, ohne daß der Kaiser seinen Willen durchgesetzt hatte. Indessen nahm Herzog Ulrich sein Land mit gewaffneter Hand wieder in Besitz und berief seinen Sohn zu sich. Er machte aber dem nun 19jährigen Sohne Zumuthungen, denen dieser zu entsprechen sich nicht verpflichtet fühlte: Ulrich sandte ihn daher an den französischen Hof und überließ ihn seinem Schicksale. Hier erwarb sich C. die Gunst des Königs und der Großen des Hofs in eben solchem Grade, als er sich Neider zuzog, vor deren Nachstellungen ihn nur seine Tapferkeit rettete. Philipp von Hessen bezweckte eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn und brachte zu diesem Zweck einen protestantischen Edelmann in C.s Dienst, um ihn für das von Ulrich beförderte Reformationswerk zu gewinnen. Die Versöhnung C.s mit dem Vater gelang aber nicht so leicht; erst nach einigen Jahren, als dieser mit seinem Bruder, dem Grafen Georg, zerfiel u. sich dagegen mit den Herzögen von Bayern aussöhnte, sagte er ihm unter der Bedingung des Gehorsams gegen den Vater und die Erhaltung der evangelischen Religion die Nachfolge in der Regierung zu. Nun kam auch die Vermählung C.s mit der ältesten Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach zu Stande, und das junge Paar erhielt Mömpelgard zum Sitz angewiesen. Bald aber wurde die Ruhe durch neue Mißhelligkeiten mit dem Vater gestört, der seine Einwilligung zu dem C. vom Kaiser angetragenen Dienst und zu der ihm vom schwäbischen Bunde angebotenen Hauptmannschaft im Türkenkriege eben so wenig geben wollte, als er dem Sohne für seine anwachsende Familie einen Geldzuschuß bewilligte. Als der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. ausbrach, behauptete sich C. in Mömpelgard neutral, während Beide seinen Dienst begehrten. Nach dem Frieden von Crespy trat er mit den Protestanten in Frankreich in Unterhandlung, wußte dies aber vor Karl V. geheim zu halten, was ihn nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Kriegs, der Ulrich wiederum ins Verderben stürzte, allein vom Falle rettete. Aus dieser strengen Lebensschule bestieg der junge Fürst nach Ulrichs Tode den väterlichen Thron, gerade in dem Zeitpunkte, wo das durch den Krieg zerrüttete Land als verwirktes Afterlehen dem Hause Oesterreich zugesprochen werden sollte. Durch männliche Festigkeit und Klugheit überwand C. alle Schwierigkeiten; die Zerwürfnisse im Innern der kaiserlichen Familie benutzte er in der Art, daß er sich enger an Karl V. anschloß und es ihm sogar gelang, mit seines Gegners Ferdinands Sohn, Maximilian II., ein Freundschaftsbündniß zu knüpfen. Als Moritz gegen den Kaiser Krieg begann, wählte der kluge Fürst die bewaffnete Neutralität und wußte dieselbe so nachdrücklich zu behaupten, daß sie von beiden Theilen geachtet wurde. C.s Räthe nahmen an den passauer Verhandlungen Theil, und bald darauf kam zwischen ihm und Ferdinand ein Vertrag zu Stande, nach welchem C. in dem ungestörten Besitz seines Herzogthums gelassen wurde. Nun erst konnte sich C. in Wahrheit den Herrn seines Landes nennen und seinen ganzen Eifer auf die Ordnung der innern Angelegenheiten wenden. Er rief die Stände des Herzogthums, die sein Vater hatte eingehen lassen, wieder ins Leben, erneuerte mit der Landschaft den tübinger Vertrag und brachte unter Anderem ein allgemeines Landrecht zu Stande. Er beschickte auch das tridentiner Koncil und ließ zu diesem Zwecke eine eigene Schrift, die würtembergische Konfession, aufsetzen. Schon vor dem passauer Vertrag schaffte er das Interim ab und wurde der thätigste Beförderer des augsburgischen Religionsfriedens. Freistellung der Religion für jeden Reichsstand war C.s Princip. Feierlich protestirte er gegen die bei dem sogenannten geistlichen Vorbehalt dem Reichsabschied zu Gunsten der Katholischen zugefügte Klausel und suchte in allen Dingen die Würde und das Ansehen der protestantischen Partei aufrecht zu erhalten. C.s Theilnahme an den Kirchenangelegenheiten wurde auch von auswärtigen Staaten in Anspruch genommen; namentlich richteten die Parteien in Frankreich, eine um die andere, ihre Augen auf ihn: zuerst die Waldenser, für die er sich mit andern Fürsten bei dem König verwandte, dann der König von Navarra, Vater Heinrichs IV., und endlich die Guisen. C. erkannte noch zu rechter Zeit, daß es den Guisen darum zu thun war, ihn von der Partei der Reformirten abzuziehen, ein Versuch, der auch der Königin-Mutter bereits mißlungen war. Auch die Vertriebenen in Graubündten und Friaul und die Evangelischen in den österreichischen Erblanden baten um seine Fürsprache; alle von den Römischen Verfolgten suchten und fanden bei C. gastfreundlichen Schutz. Nachdem Maximi-

lian II. den Thron bestiegen, theilte er dem Freunde die geheimsten Verhandlungen mit den Königen von Frankreich und Spanien mit, und dieser belohnte dieses seltene Vertrauen durch Treue und Anhänglichkeit. Der Briefwechsel dauerte fort bis zu C.s Tode. Ein ähnliches Freundschaftsverhältniß bestand zwischen C. und dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, obgleich der Letztere dem Calvinismus zugethan war. Nur gegen das Papstthum war C. unversöhnlich, obwohl eine friedliche Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten durch ein allgemeines Koncil sein höchster Wunsch war. Große Verdienste erwarb er sich in dieser Hinsicht durch seine thätige Theilnahme an der Zurückführung des Religionsfriedens, an der Wiederaufrichtung u. Visitation des Kammergerichts, der Bewerkstelligung der Reichsexekutionsordnung u. der Kreisverfassung. Neben diesen großen Reichsangelegenheiten vernachlässigte C. die innern Angelegenheiten seines Landes nicht. Vier Jahre nach dem Religionsfrieden gab er eine verbesserte Kirchenordnung, die noch besteht. Er reformirte auch die Universität und die Seminarien u. sorgte in gleicher Weise für die Volkserziehung. So sah man in wenigen Friedensjahren die Bevölkerung, die Landeskultur und den Wohlstand des Landes eine nie dagewesene Höhe erreichen. Nur der etwas vernachlässigte Finanzzustand bedurfte noch der ordnenden Hand; nicht genug, daß die vielen Reichs- und Fürstentage und andere Reisen, die Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen, wiederholte Kriegsrüstungen, der Aufwand bei Hof, die Erbauung mehrer Schlösser im Lande die Kammereinkünfte erschöpften: es war eine große alte Schuldenlast vorhanden, deren Zahlung die Stände selbst hatten ins Stokken gerathen lassen. C. betrieb nun selbst einen Landtag. Von seinen vom Kaiser erhaltenen Privilegium, als Landesherr außerordentliche Steuern erheben zu dürfen, hatte er noch keinen Gebrauch gemacht; um so mehr konnte er darauf dringen, daß die Landschaft einen Theil der Landesschulden sammt den Zinsen übernehme. Auf demselben Landtage wurde ein feierlicher Vertrag zur Erhaltung der Kirchenreformation geschlossen. Die übrige Zeit seiner Regierung benutzte C. zur Verbesserung des Landrechts und der übrigen Landesgesetze; auch verordnete er eine Landesvisitation, die Alles unter beständiger Aufsicht halten sollte. Schon seit drei Jahren kränklich, doch bis zum letzten Tage in Regierungsgeschäften thätig, † er am 28. December 1568, nachdem er ein halbes Jahr zuvor seinen Erstgebornen, Eberhard, an den Folgen der Trunksucht hatte dahinscheiden sehen. C. war ein fester, edler und thatkräftiger Charakter; alle seine Handlungen tragen das Gepräge seiner eigenen Würde. Mild und väterlich gegen seine Unterthanen, verdiente er sich das seltene Loos, bei seinem frühzeitigen Hinscheiden von allen Ständen wahrhaft betrauert zu werden. Für die Fortpflanzung seines Fürstenhauses sorgte er, indem er dem Grafen Georg das Successionsrecht auf Würtemberg zusicherte, da die Geistes- und Körperkräfte seines zweiten Sohnes Ludwig zu keinen großen Hoffnungen berechtigten. Der Sohn Georgs, Friedrich, wurde so der Stifter der neuen würtembergischen Linie.

Christophelsgebet, s. Christoph 1).

Christophelsgesellschaft, s. Christophsorden, St.

Christophorus (lat.), s. v. a. Christoph, besonders der heilige Christoph oder Christophel, s. Christoph 1).

Christophsdukaten, medaillenförmige, einfache und doppelte Dukaten des Bischofs Christoph Franz von Würzburg, ohne Jahrzahl, auf dem Avers: das behelmte, mit dem Fürstenhut, Krummstab und Schwert gezierte, bischöfliche Wappen, auf dem Revers: der heilige Christoph, indem er auf der rechten Schulter das Christuskind durch einen Fluß trägt, in der Ferne das Schloß zu Würzburg.

Christophsorden, St. (Christophsgesellschaft), Orden der Mäßigkeit, 1517 von einer Anzahl österreichischer Ritter und Herren von Adel gestiftet, um dem übermäßigen Saufen und Fluchen, welche damals bei den Gelagen der vornehmen Welt herrschten, ein Ende zu machen. Für Fluchen &c. wurde 1, für Völlerei 2 Gulden Strafe bezahlt. Auch Frauen u. Mädchen stand die Aufnahme in den Verein offen. In demselben Jahre stifteten auch Ritter und Damen in Kärnthen, Steiermark und Krain einen „Ritterorden der Mäßigkeit". Beide wählten den heiligen Christoph zum Patron und trugen sein Bildniß als Ordenszeichen, das, bei 3 Kreuzer Strafe, sichtbar um Hals oder Hut getragen werden mußte.

Christophthaler, Thaler mit dem Bilde des heiligen Christoph: ein seltener böhmischer des Freiherrn von Rosenberg von 1587, auf dem Avers mit dem Familienwappen, einer Rose, auf dem Revers mit dem heil. Christoph, auf dessen linker Schulter das Christuskind, eine Weltkugel haltend; ein würtembergischer des Herzogs Friedrich, von 1605—1609, auf dem Avers mit dem herzoglichen Wappen mit drei Helmen, auf dem Revers mit dem Bilde des Heiligen mit dem Christuskinde, der die Rechte auf einen Baum stützt und in der Linken einen Schild mit dem Doppeladler hält.

Christopulos, Athanasios, neugriechischer Dichter, geboren 1772 zu Kastoria in Macedonien, kam als Knabe mit seinen Aeltern nach Bucharest, studirte hier das Altgriechische unter Neophyt, dann das Lateinische zu Ofen, endlich zu Padua Medicin und Jurisprudenz und ward hierauf Erzieher im Hause Murusi's erst zu Bucharest, dann zu Jassy. Mit Murusi kam er später nach Konstantinopel, kehrte aber 1812 nach der Moldau zurück, wo ihm der Hospodar Karadscha mehre öffentliche Aemter, sowie die Redaktion eines neuen Gesetzbuchs übertrug. Letztere Arbeit vollendete er in zwei Jahren. Nach Karadscha's Flucht lebte er erst in Jassy, dann in Hermannstadt, hierauf einige Jahre in Griechenland, bis er 1836 wieder nach der Walachei sich begab. Er † den 29. Januar 1847. C. hat sich nicht bloß als Dichter durch seine im anacreontischen Geiste gehaltenen Lieder (2 Bände, Paris 1833; herausgegeben von Piccolos, das.

1841), sondern auch durch mehre grammatische Arbeiten um die neugriechische Sprache verdient gemacht. Seine „Ἑλληνικὰ ἀρχαιολογήματα“, welche außer sprachlichen Untersuchungen unter Anderem auch gelungene Uebersetzungen vom ersten Buch der „Ilias“ und der „Oden“ der Sappho enthalten, wurden erst nach seinem Tode (Athen 1853) herausgegeben.

Christo sacrum, Name einer religiösen Gesellschaft, 1797 zu Delft in Holland gestiftet und aus der französisch-reformirten Gemeinde hervorgegangen, welche Vereinigung aller christlichen Parteien bezweckte. Ihr auf die Bibel gegründetes Glaubensbekenntniß ließ die verschiedenartigsten Ansichten vom christlichen Dogma zu; die Liturgie vereinfachte sie und sonderte den Ehrdienst von dem Lehrdienst (Anhören geistlicher Reden), welch letzterer von jedem gebildeten Mitglied der Gemeinde versehen werden konnte. Anfangs strömten dieser Sekte mehre tausend Reformirte und Lutheraner zu; die politischen Ereignisse der späteren Zeit brachten sie aber in Verfall, und jetzt ist sie fast erloschen.

Christotokos, Christusgebärerin, Beiname der Maria (s. d.) als Mutter Jesu Christi.

Christoval, St., 1) St. C. de la Lagunos, ehedem Hauptstadt der Insel Teneriffa (s. d.), in fruchtbarer Gegend, mit 10,000 Einwohnern. Gegenwärtig ist der Sitz des Gouverneurs zu St. Cruz; auch hat die Verschüttung des benachbarten Hafens Guarachica der Stadt viel geschadet. — 2) St. C. de la Havana, s. Havana.

Christowschtschina, s. Raskolniken.

Christpalme, s. v. a. Ricinus communis.

Christpalmöl, s. v. a. Ricinusöl.

Christthaler, s. Christfestthaler.

Christus, griechische Uebersetzung des hebräischen Messias (maschiach), welches den Gesalbten oder König bezeichnet, denn Gesalbte des Herrn heißen im Alten Testament die Könige, weil sie durch priesterliche Salbung geweiht wurden. Es ist also C. der unter den Gläubigen anerkannte Ehrenname Jesu, weil er vom heiligen Geiste zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Als Beweis dafür, daß Jesus der im Alten Testament verheißene Messias war, führt man gewöhnlich an: die Erfüllung der Weissagungen des Alten Testaments an der Person und den Schicksalen Jesu; eigene Erklärungen desselben (Luc. 17, 20 ff.; Joh. 17. 3) und der Apostel; das Zeugniß Johannes des Täufers; die Stimme vom Himmel bei der Taufe (Matth. 3, 17); die Vollkommenheit seiner Lehre; die Wunder u. wunderbaren Schicksale Jesu; die Ueberwindung der größten Hindernisse. Bei der Annahme der göttlichen Würde Christi kann die Behauptung seiner messianischen Würde, die sodann keines weitern Beweises bedarf, nur bedeutsam seyn, um die Einheit der göttlichen Offenbarungen auszusprechen. Vgl. Christologie, Messias und Jesus.

Christusbilder, Darstellungen von Christus durch die bildende Kunst. Diese Darstellungen sind eine der höchsten Aufgaben für die Kunst, die hier, von jeder Grundlage irgend eines Porträts verlassen, mit freier schöpferischer Kraft das aus dem Evangelium heraussprechende Ideal menschlichen Adels und geistiger Größe in Gestalt und Form zu bannen hat. Die christliche Kunst hat seit ihrem ersten Erwachen an die Darstellung der irdischen Erscheinung des Heilandes eifrige Sorge gewandt, und frühzeitig bemühte sich auch die gläubige Einfalt, authentische Abbildungen des Christuskopfes aufzufinden oder zufällig aufgefundene Bildnisse für Christusbilder auszugeben, und eröffnete dadurch der Legende eine ergiebige Quelle. Von dieser Art sind die Nachrichten von einer Abbildung des Angesichts Jesu, die, in ein Tuch abgedruckt, im Besitz des Königs Abgar von Edessa gewesen seyn soll, von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica u. von einem Gemälde, das der Evangelist Lucas verfertigt haben soll. Ein offenbar unächter Brief, welchen Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römischen Senat geschrieben haben soll, schildert Jesu Gestalt und Gesichtsbildung als männlich schön. Die ältesten C. sind in den Gemälden der Katakomben zu treffen und in den Skulpturen der Sarkophage, die beide bis ins 3., und in den Mosaiken der Basiliken, die wenigstens bis ins 4. Jahrhundert hinaufreichen. Alexander Severus hatte bereits um 230 ein Bild Christi in seinem Palast. Trotz der vorherrschend symbolischen Darstellungsweise, wo er etwa nur als guter Hirte, oder als Wunderthäter, oder als Gott gedacht ist, kommen doch Bilder von porträtartigem Gepräge vor; dahin gehören namentlich ein uraltes, vielleicht aus dem 3. Jahrhundert stammendes Mosaik im Museo cristiano des Vatikans, welches einen bärtigen Philosophenkopf im Profil zeigt, und zwei gemalte Brustbilder in den calixtinischen und in den pontianischen Katakomben, die in Aringhi's „Roma subterranea nova“ abgebildet sind. Diese Gemälde zeigen den Herrn mit halb entblößter Brust, das Gesicht oval, mit gerader Nase, gewölbten Augenbrauen, hoher Stirn, ernst-mildem Ausdruck; das Haar, gleich gescheitelt, wallt in Locken bis auf die Schultern herab; der Bart ist nicht stark, kurz und am Kinn getheilt; das Aussehen ist das eines Mannes von dreißig Jahren. An diesem Typus haben sodann die neugriechischen und italienischen Maler großentheils festgehalten, bis er seine vollendetste Darstellung in den Gemälden von Fiesole, Leonardo, Raphael und endlich von Cornelius, Heß und Schlothauer fand. Doch sind merkwürdiger Weise in der Blüthezeit der Kunst die Christusköpfe selten. Zu den ausgezeichnetsten gehört der von Raphael in der Grablegung aus der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Rom und der herrliche Kopf aus dem „Zinsgroschen“ von Tizian in der dresdner Gallerie. Wunderthätige C. (Acheiropoieta), meist byzantinischen Ursprungs und aus dem 11. und 12. Jahrhundert, findet man, jedoch in weit geringerer Zahl, als wunderthätige Marienbilder, in mehren Kirchen Italiens. Vgl. Grimm, Die Sage vom Ursprung der C., Berlin 1843.

Christusorden, päpstlicher und portugiesischer Ritterorden, die Fortsetzung des Tempelherrenordens. Als 1312 der letztere aufgehoben wurde, nahm der König Dionysius zum Schein

die Güter des Ordens in Beschlag, ließ aber den Orden fast ganz in ruhigem Besitz seines Eigenthums. Die deshalb zwischen dem König und Papst Klemens V. ausgebrochenen Mißhelligkeiten wurden erst unter des Letztern Nachfolger, Johann XXII., damit beigelegt, daß der Tempelherrenorden unter dem Namen Ritter Christi in Portugal fortbestehen durfte und vom Papst 1319 aufs Neue bestätigt wurde, wobei sich jedoch der Papst für sich und seine Nachfolger das Recht vorbehielt, auch seinerseits Ritter des C.s ernennen zu können. Die Päpste behandelten ihn stets als Orden erster Klasse der Hofehre u. des Verdienstes; in Portugal säkularisirte man ihn 1789 und verwandelte ihn in einen sogenannten Militär- u. Civilverdienstorden von drei Klassen. Außerdem unterscheidet er sich nur darin, daß er in Rom ein allgemeiner, an In- und Ausländer jeden Standes, aber katholischer Religion, zu verleihender Orden ist, während in Portugal nur der adelige Rang zur Theilnahme an diesem Afterritterthum befähigt. Ordenszeichen ist in beiden Staaten: ein goldenes, rothemaillirtes, durchbrochenes Christuskreuz mit zackigen Enden. Die römischen Ritter tragen es an ponceaurothem Bande um den Hals; nach den portugiesischen Ordensstatuten wird es von den Großkreuzen an dreifacher goldener Kette, über die linke Schulter gehend, auf der rechten Brust getragen; das Kreuz ist dabei in einem goldenen Ordenssterne enthalten. Die Kommandeurs tragen wie die römischen Ritter das Kreuz, jedoch mit dem Stern, um den Hals, die Ritter aber nur das Kreuz im Knopfloche. In Portugal haben die Ritter bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Ordenstracht, welche der der Templer ähnlich ist. Die bedeutenden Einkünfte, welche die portugiesischen Großkreuze, Kommandeurs und Ritter (mit Ausnahme der Ausländer) des Ordens zu beziehen hatten, sind 1834 eingezogen worden.

Christuspalme, s. v. a. gemeiner Wunderbaum, Ricinus communis *L.*

Christvogel, s. v. a. Kreuzschnabel, Loxia curvirostra *L.*

Christwurz, s. v. a. schwarze Nieswurz, Helleborus niger *L.* Wilde C., s. v. a. stinkende Nieswurz, Helleborus foetidus *L.*

Chrocus (Crochus), König der Alemannen, drang um 259 verheerend in Gallien ein, wurde von den Römern bei Arles geschlagen, gefangen und hingerichtet.

Chrodegang, St., stammte aus dem Geschlechte der Agilolfinger, war Referendar am fränkischen Hof unter Karl Martell u. Bischof zu Metz u. † 765. Er hatte große Verdienste um die Herstellung einer strengen Zucht unter der verwilderten Geistlichkeit des 8. Jahrh., indem er zuerst unter seinem Klerus eine Regel des kanonischen Lebens einführte (Chrodegangi regula sincera). Dieselbe verpflichtete die Kleriker zum Zusammenleben in Einem Hause (monasterium, Münster), zum gemeinsamen Speisen und Schlafen, zum vereinten Beten und Singen zu gewissen, selbst nächtlichen Stunden (horae canonicae) u. zu bestimmten Versammlungen, die von dem darin vorgelesenen Kapitel der heiligen Schrift Capitula genannt wurden. Auch drang die Regel auf wenigstens zweimaliges Predigen in jedem Monat. Die Ablegung eigentlicher Gelübde wurde darin nicht verlangt, daher auch eigener Besitz gestattet. Diese Regel ward von Karl dem Großen 789 und dann wieder von Ludwig dem Frommen auf der Synode zu Aachen 816 bestätigt und fast in allen Städten des fränkischen Reichs eingeführt.

Chrom (Chromium), Mineral, ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farben, die seinen Verbindungen eigenthümlich sind, wurde von Vauquelin 1797 in dem sibirischen Rothbleierz, welches seitdem als chromsaures Bleioxyd bekannt ist, entdeckt. Das verbreitetste Chromerz, dasjenige, aus welchem Chromverbindungen im Großen bereitet werden, ist der Chromeisenstein, im Wesentlichen eine Verbindung von Eisenoxydul mit Chromoxyd, also Magneteisenstein, in welchem das Eisenoxyd durch Chromoxyd vertreten wird. In kleinen Mengen findet sich das C. als Oxyd in mehren Mineralien, wie im Smaragd, im grünen Serpentin u. a., und bedingt deren Färbung. Das metallische C. wird gewöhnlich durch Glühen eines innigen Gemenges von Chromoxyd mit Kohlenpulver im Gebläseofen dargestellt; man erhält dadurch das C. als eine poröse, weißgraue Masse, welche sich nicht zusammenschmelzen läßt. Beim Glühen des Chromchlorids in einem Strome von Ammoniakgas bleibt das C. gleichfalls metallisch als Rückstand. Das C. ist grauweiß, spröde, sehr schwer schmelzbar, hat ein specifisches Gewicht von 5,9, wird, wenn es vollkommen eisenfrei ist, vom Magnet angezogen und ist ein Leiter der Elektricität. An der Luft und im Wasser bleibt es unverändert und wird selbst bei höherer Temperatur nur oberflächlich oxydirt. In der Glühhitze zerlegt es den Wasserdampf mit Leichtigkeit. Salzsäure und Schwefelsäure greifen das C. nicht an, Salpetersäure und Königswasser verwandeln es nur sehr langsam in grünes und braunes Oxyd; von Fluorwasserstoffsäure wird es, besonders in der Wärme, unter Wasserstoffgasentwickelung rasch gelöst. Mit Brom, Chlor, Jod, Fluor und Schwefel vereinigt sich das C. zu Verbindungen, die seinen Oxyden entsprechen; mit Phosphor bildet es Phosphorchrom, mit Sauerstoff zwei Oxydationsstufen: das Oxyd und eine Säure. Wichtig sind mehre Verbindungen desselben zu technischen Zwecken. Auf den Organismus wirken sie als Gifte; in der Medicin aber haben sie bis jetzt keine Anwendung gefunden.

Chroma (griech.), Farbe.

Chromalithographie (v. Griech.), lithographischer Bunt- oder Farbendruck, s. Lithochromie, Oelbilderdruck.

Chromasie (v. Griech.), das Sehen von Farben, die nicht vorhanden sind.

Chromatik (v. Griech.), derjenige Theil der Optik (s. d.), welcher die Lehre von der Entstehung der Farben u. ihrem Verhältniß zu einander in Bezug auf die Verschiedenheit der Strahlenbrechung

zum Gegenstande hat; in der Malerei die Kunst der Farbengebung.

Chromatisch (v. Griech., s. v. a. farbig), bei den alten Griechen Bezeichnung eines gewissen Tonsystems, welche daher entstanden seyn soll, daß man die in dieses System gehörigen Töne mit einer andern Farbe als die übrigen zu schreiben pflegte. Später nannte man die kurzen oder Obertasten unserer Klaviaturen, welche man durch verschiedene Farbe von den langen oder Untertasten unterschied, chromatische Tasten und die Töne derselben chromatische Töne. In der Folge wurden diese Benennungen auch auf andere Instrumente übergetragen, indem man diejenigen Töne, welche auf den Klaviaturen durch chromatische Tasten angegeben wurden, ein- für allemal **chromatische Töne** nannte, auch wenn sie auf anderen Instrumenten angegeben oder gesungen wurden, und so hießen denn z. B. die Töne cis, dis, fis, gis, b, as u. dergl. ein- für allemal chromatische Töne, welcher Name demnach jeden sogenannten Semiton, d. h. jeden Ton bezeichnete, der nicht in der Reihe der sogenannten natürlichen Töne enthalten war. Diesem Sprachgebrauche zufolge nannte man dann auch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones durch ein chromatisches Versetzungszeichen eine chromatische Erhöhung oder chromatische Erniedrigung oder überhaupt chromatische Versetzung u. die eine solche andeutenden Zeichen chromatische Zeichen. Dann heißt auch jede sich durch chromatische Intervalle bewegende Tonreihe, z. B. h, c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, as, g, ges, f, e, es, d, des, c, h, eine chromatische Tonreihe (Tonleiter), oder chromatische Melodie, und man sagt von einem Tonstücke, es sey chromatisch, oder sehr chromatisch, wenn darin viele chromatische Zeichen, nämlich viele chromatische Tonreihen, chromatische Akkorde, oder viele Ausweichungen vorkommen.

Chromatisches Dreieck, Anwendung der drei Grundfarben (roth, gelb, blau) nebst ihren Nuancen in triangulärer Form.

Chromatismus (v. Griech.), die Färbung einer Substanz, in sofern sie zum Kennzeichen dient, besonders auch in Krankheiten die Färbung von Körpertheilen, ausgeleerten Stoffen 2c., für die Semiotik.

Chromatrop (Farben- u. Linienspiel), eine Vorrichtung von 2 runden, koncentrisch über einander liegenden, mit rosetten- und sternförmigen Figuren bemalten ebenen Glasplatten, die sich mittelst einer Kurbel in entgegengesetzter Richtung um einen gemeinsamen Mittelpunkt beliebig schnell bewegen lassen. Dieser Apparat, in einer Laterna magica angebracht oder mit einem Hydrooxygenmikroskop in Verbindung gebracht und in Kreisbewegung versetzt, läßt auf einer ebenen weißen Fläche die mannigfaltigsten und schönsten Punkte, Linien, Rosetten, Sterne 2c. in steter und bunter Farbenabwechselung erzeugen. Gewöhnlich wird das C. mit einem Nebelbilderapparat (s. Nebelbilder) verbunden.

Chromaxylographie (v. Griech.), farbiger Holzschnittdruck.

Chrombleispath (Rothbleierz, hemiprismatischer Bleibaryt, chromsaures Blei), Mineral vom zwei- und eingliedrigen Krystallsystem, dessen Krystalle rhombische vertikale Prismen in Kombination mit dem vorderen schiefen Prisma des Grundoktaeders bilden, theilbar nach den Hauptflächen des Prisma's, von 2,5 — 3,0 Härte, 6,0 — 6,1 spec. Gew., mit Demantglanz, hyacinthroth in verschiedenen Nuancen ins Morgenroth verlaufend, durchscheinend, zuweilen jedoch nur an den Kanten, und von orangegelbem Strich. Es besteht aus 68,38 Bleioxyd und 31,62 Chromsäure, dekrepitirt vor dem Löthrohre und zerspringt der Länge der Krystalle nach; dabei nimmt es eine dunklere Farbe an, welche nach der Abkühlung wieder verschwindet. Auf Kohle schmilzt es und breitet sich aus, der untere Theil reducirt sich als Bleirauch, der obere dagegen bildet eine dunkle Masse, die ein rothbraunes Pulver gibt. Von Borax leicht aufgelöst, färbt ein geringer Zusatz das Glas grün. Mit Phosphorsalz zusammengeschmolzen erscheint ebenfalls ein schönes grünes Glas. Mit Soda auf Kohle gibt es ein Bleikorn, und die Masse zieht sich in die Kohle. Es kommt krystallisirt, gewöhnlich in stänglig zusammengehäuften, in einander gewachsenen Krystallen, sowie derb, körnig und unvollkommen stänglig, auf Quarzgängen im talkartigen Glimmerschiefer, mit Bleiglanz, Brauneisenstein, Melanochroit u. Vauquelinit zu Beresow in Sibirien vor. In Brasilien findet es sich unter ähnlichen Verhältnissen zu Congbonas de Campo.

Chromeisenstein (oktaedrisches Chromerz, Chromeisenerz, Eisenchrom), Mineral vom regulären Krystallsystem, dessen selten vorkommende Krystalle Oktaeder von sehr kleinen Dimensionen bilden und unvollkommen nach den Oktaederflächen theilbar sind. Es ist derb u. eingesprengt, von unvollkommen muscheligem bis unebenem Bruch, spröde, von 5,5 Härte u. 4,3—4,5 specifischem Gewicht, eisen- bis pechschwarz, von gelblich- bis röthlichbraunem Strich u. halbmetallischem Glanz, welcher in den fettartigen verläuft, undurchsichtig. Es besteht aus Chromoxydul, Eisenoxyd und enthält 60,04 Chromoxydul, 20,13 Eisenoxydul, 11,85 Thonerde, 7,45 Talkerde. Durch Glühen wird es magnetisch. Mit Salpeter geschmolzen erhält man nach dem Aufweichen mit heißem Wasser eine gelbe Flüssigkeit, welche mit essigsaurem Blei und salpetersaurem Baryt schöne gelbe Niederschläge liefert. Vor dem Löthrohre mit Borax u. Phosphorsalz geschmolzen, gibt es schmuzig grünes Glas, so lange dasselbe noch warm ist; nach dem Erkalten tritt die schöne smaragdgrüne Chromfarbe hervor. Von Salpeter- und Salzsäure wird das Pulver nur wenig angegriffen. Krystallisirt kommt das Mineral bis jetzt nur zu Barehills bei Baltimore und auf kleinen Inseln um St. Domingo vor. Derb mit körniger oder blätteriger Struktur erscheint es auf Lagern, in Nestern, auf schmalen Gängen, als Körner im Serpentingebirge. Hauptsächliche Fundorte sind: Gassie im Departement Var in Frankreich, Kraubat in Steiermark, Portsey in Schottland, Silberberg in Schlesien, in Schweden, auf den Shetlandsinseln Unst und Fettlar, in Maryland, Connecticut, Newyersey in Amerika. Die Benutzung dieses Erzes ist

ungemein mannigfach. Man stellt aus ihm die schönen u. dauerhaften Chromfarben, das Chromgrün, Chromgelb und Chromroth dar; auch wird das chromsaure Kali bereits auf das Verschiedenartigste in den Kattundruckereien angewandt.

Chromerz, s. Chromeisenstein.

Chromgelb, s. v. a. neutrales Bleioxyd, s. Chromsaure Salze.

Chromgrün, s. Chromoxyd.

Chromocker (grünes Chromoxyd), Mineral, welches derb und eingesprengt, auch als Ueberzug, erdig, theilweise mit ganz geringen Spuren krystallinischer Struktur vorkommt, grasgrün ins Gelbe, wenig glänzend bis matt, durchscheinend an den Kanten bis undurchsichtig und von unbekanntem specif. Gewicht ist. Es soll reines Chromoxyd seyn u. kommt mit Chromeisenstein auf der shetländischen Insel Unst vor.

Chromologie (v. Gr.), s. v. a. Chromatologie.

Chromopsie (v. Gr.), krankhaftes Farbensehen.

Chromoxyd (Chromgrün). Die Darstellungsmethoden des C.s sind sehr verschieden, und es wird daher in verschiedenen Zuständen der Vertheilung erhalten, wodurch mancherlei Abstufungen der grünen Farbe hervorgebracht werden, worauf bei seiner technischen Anwendung Rücksicht zu nehmen ist. Man erhält es durch Erhitzen des chromsauren Quecksilberoxyduls, wobei Sauerstoff und Quecksilber entweichen und das C. zurückbleibt, auf mehrfache Weise auch durch Desoxydation der Chromsäure des chromsauren Kali's, z. B. beim Erhitzen von 1 Theil sehr fein zerriebenem zweifach-chromsauren Kali mit 2—4 Theilen Schwefel oder mit 1 Theil Salmiak in einem bedeckten Tiegel, bis keine Dämpfe und Gase mehr entweichen, worauf die Masse mit Wasser ausgelaugt wird, welches Chromoxyd zurückläßt. Die Desoxydation erfolgt im ersten Falle unter Bildung von schwefeliger Säure, schwefelsaurem Kali und Schwefelkalium, im letzten Falle unter Bildung von Wasser, Chlorkalium u. unter Freiwerden von Stickstoff. Das aus chromsaurem Quecksilberoxydul bereitete C. ist ein äußerst zartes, gewöhnlich sehr dunkelgrünes C.; das mit Schwefel aus chromsaurem Kali bereitete Oxyd ist weniger dunkel und um so heller, je größer im Allgemeinen die Schwefelmenge war, welche man anwandte, indem in diesem Falle eine zu starke Erhitzung leichter vermieden wird; das mittelst Salmiak erhaltene Oxyd ist dunkelgrün und, war die Temperatur bei der Darstellung sehr hoch, krystallinisch und fast schwarz. Das geglühte C. ist in Säuren so gut wie unlöslich, unschmelzbar u. feuerbeständig. Es wird zur Darstellung von grünem Glase u. Fluß (Straß), besonders aber in der Porzellanmalerei, sowohl auf als unter der Glasur angewendet. In der Oelmalerei ist es als eine der dauerhaftesten Farben unter dem Namen Chromgrün bekannt.

Chromsaure Salze (Chromates), Verbindungen der Chromsäure mit Basen, die man sowohl durch Sättigung einer Base mit Chromsäure, als auch durch Glühen des Chromoxyds mit einem Alkali und dessen salpetersaurem Salz, wodurch Chromsäure gebildet wird, erhält. Die löslichen Verbindungen der Chromsäure mit den Oxyden schwerer Metalle werden auch auf die Weise dargestellt, daß man ihr schwefelsaures Salz längere Zeit und bei gelinder Wärme mit chlorsaurem Baryt digerirt. Die unlöslichen Verbindungen der Chromsäure mit Metalloxyden und Erden werden durch doppelte Zersetzung einer chromsauren Alkalilösung mit einem löslichen Salze jener Base dargestellt. Sie sind in Wasser theils löslich, theils unlöslich, theils gelb, theils roth in verschiedenen Farbentönen gefärbt und finden deshalb auch in der Malerei u. Färbekunst vielfache Anwendung. Die Auflösungen derselben haben einen bittern metallischen Geschmack und wirken innerlich giftig, indem sie Entzündung und Erbrechen, selbst mit tödtlichen Folgen, hervorrufen. Das chromsaure Bleioxyd kommt natürlich als Chrombleierz krystallisirt vor und wird als hellgelber, unlöslicher Niederschlag erhalten durch Zersetzung einer verdünnten Lösung eines neutralen Bleioxydsalzes mit einer chromsauren Kalilösung. Die Farbe ist vom hellsten Citronengelb bis ins dunkelste Aurora, ja ins Zinnoberrothe wechselnd, je nachdem das Produkt neutral, sauer oder basisch ist, ob bei der Bereitung Chromsäure oder eine andere Mineral- oder Pflanzensäure vorwaltet, oder gegentheils Kali, ferner ob man kalt oder warm niederschlägt. Bei vorwaltender Säure u. kaltem Niederschlagen erfolgt ein gelbes, bei Kaliüberschuß und warmem Niederschlag ein rothgelbes Präcipitat. Wird neutrales chromsaures Kali in vielem Wasser gelöst u. durch eine stark verdünnte Lösung eines neutralen Bleisalzes gefällt, so erhält man einen hell citronengelben Niederschlag, welcher wohl ausgesüßt u. getrocknet das Chromgelb des Handels gibt, eine sehr geschätzte Farbe, die zur Oelmalerei, zum Lackiren *rc.* häufig angewendet wird, indem sie an Luft u. Licht unveränderlich steht, mit vielen andern Farben ohne Zersetzung gemischt werden kann und gut deckt. Der Einwirkung von Säuren widersteht das Chromgelb fast ganz, wird aber von Kalilauge vollkommen gelöst. Häufig versetzt man es mit fein gemahlenem Schwerspath, Gyps, Thonerde, schwefelsaurem Bleioxyd und bringt dieses Gemenge als kölner Gelb in den Handel. Vortheilhaft benutzt man auch das bei Färbereien häufig als Nebenprodukt abfallende schwefelsaure Bleioxyd zur Darstellung des Chromgelbs, indem man es noch feucht mit einer Lösung von doppelt-chromsaurem Kali mischt. Durch Vermischen von frisch gefälltem Chromgelb und Berlinerblau erhält man den sogenannten grünen Zinnober. Zum Drucken der Kattune wendet man in der Färberei das Chromgelb gewöhnlich so an, daß die Zeuche erst eine Beize von Bleisalz und dann ein Bad von chromsaurem Kali erhalten. Diese Farbe widersteht den Säuren gut, wird aber durch Alkalien und Seife angegriffen; Zinnsalz zerstört auf Zeuchen das Chromgelb, bedruckt man daher durch Chromgelb gefärbte Zeuche mit demselben, so werden sie nach dem Spülen weiß, so daß man topisch andere Farben eindrucken kann. Für Wollen- und Seidenfärberei eignet sich Chromgelb weniger gut. Basisch chromsaures Bleioxyd erhält man, wenn der neutralen Verbindung entweder durch Digeriren mit geschlämmtem Bleioxyd oder durch

Kochen des frischgefällten neutralen chromsauren Bleioxyds mit neutralem chromsauren Kali Säure entzogen wird. Ebenso erhält man es, wenn neutrales chromsaures Bleioxyd mit schwacher Kalilauge digerirt, oder wenn der Auflösung des chromsauren Kali's vor dem Fällen Kali zugesetzt wird. Die Produkte dieser Methoden sind dunkelorange, aurorafarben, bis ins Rothe gefärbt. Ihre Benutzung ist so wie die der vorgehenden. Durch Mengung des basischen Salzes mit dem neutralen können alle möglichen Farbentöne zwischen dem Zinnoberrothen und Citronengelben erlangt werden und bieten ein reiches Feld für die praktische Anwendung in Oelmalerei, Lackirkunst und Färberei. Das chromsaure Kali ist dasjenige Präparat, welches aus dem Chromeisenstein fabrikmäßig dargestellt wird und daher die Quelle für alle die übrigen Chromverbindungen abgibt, und zwar ist es nicht das neutrale gelbe, sondern das rothe zweifachsaure Salz, welches vorzüglich im Handel vorkommt. Zur Darstellung des chromsauren Kali's wird durch Handschichtung möglichst vollständig getrennter Chromeisenstein höchst fein gepulvert, geschlämmt und mit Potasche in einem Flammenofen anhaltend geglüht. Das Chromoxyd des Chromeisensteins absorbirt hierbei Sauerstoff, die gebildete Chromsäure tritt an das Kali und das Eisenoxydul wird gleichzeitig in Eisenoxyd umgewandelt. Ein Zusatz von Salpeter beschleunigt den Oxydationsprozeß sehr, ist aber nicht durchaus nothwendig. Durch Auslaugen der geglühten Masse erhält man eine gelbe alkalische Lösung von chromsaurem und kohlensaurem Kali, aus welcher durch Eindampfen Krystalle vom gelben, neutralen chromsauren Kali anschießen. Gewöhnlich macht man die alkalische Lauge durch Zusatz von Holzessig oder einer andern Säure sauer, wo dann das rothe zweifach-chromsaure Kali anschießt, oder bei beträchtlicher Koncentration als orangefarbenes Krystallmehl niederfällt. Durch Umkrystallisiren wird das Salz gereinigt. Das saure chromsaure (zweifach-chromsaure) Kali ist das Material zur Darstellung aller übrigen Chrompräparate. In der Färberei dient es zur Hervorbringung gelber und oranger Farben durch Bleisalze, um mittelst Blau schönes Grün zu erzielen, und findet auch zur Zerstörung des Indigo in der Kattundruckerei Anwendung, um auf blauem Grunde farblose Stellen zu erhalten. Die Anwendung dieses so allgemeinen Farbematerials muß übrigens mit großer Sorgfalt geschehen, indem es ebenso wie auch das neutrale und noch stärker giftige Eigenschaften hat. Es wirkt innerlich genommen Brechen erregend und veranlaßt tödtliche Entzündungen, äußerlich erzeugt es bösartige durchfressende Wunden und Geschwüre, welchen die Arbeiter, die dieses Salz darstellen, sehr ausgesetzt sind. In Amerika, wo dieses Salz im Großen bereitet wird, sind Fälle von Korrosionen und Vergiftungen mittelst desselben, selbst krimineller Art nicht selten. Die Lösung des chromsauren Kali's wird zum Aufbewahren thierischer Stoffe für anatomische Zwecke und zum Tränken der Faser zur Anfertigung von Moxen empfohlen. Beide chromsaure Verbindungen geben endlich auch empfindliche Reagentien ab.

Chronik (vom Griech.), Buch, das die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte oder einzelner Völker und Stämme, oder einzelner Städte nach der Jahresfolge schlicht und trokken erzählt. Geistliche, im Mittelalter Mönche, sind die Hauptverfasser von C.en. Berühmte C.en sind: das Chronicon Alexandrinum (C. Paschale, auch Fasti siculi, weil es in Sicilien gefunden wurde), herausgegeben von Rader (München 1624); das C. Colmariense bis 1302; C. Lauterbergense bis 1225; C. montis Casini, von Ambr. Calmadel, bis 1439; C. Norimbergense, von Hartm. Schedel, bis 1492; C. Usbergense, angeblich von Abt Konrad von Lichtenau, bis 1229. Für einzelne Völker: das C. magnum belgicum bis 1474; C. Livonicum magnum bis 1226; C. Prussiae, von Peter de Duisburg, bis 1326; C. Saxonicum für England bis 1154. Unter den spätern zeichnen sich die C.en Spangenbergs aus. Fast jede einzelne Stadt hat ihre besondere C. Vergl. Annalen und Geschichte.

Chronik, zwei Bücher der (Chronica, Chronicorum libri, Paralipomena, d. i. Supplemente), die beiden, ursprünglich und nach der innern Anlage nur eins ausmachenden historischen Bücher, welche den Kanon des Alten Testaments schließen. Die Abfassung der C. fällt wahrscheinlich in die Zeit nach den Siegeszügen Alexanders des Großen, also in eine Periode, wo die chaldäische Sprache auf die hebräische schon vielfachen Einfluß gewonnen hatte. Die Bücher enthalten außer einer Sammlung alter Geschlechtstafeln (1. Chron. 1—9) die Geschichte des israelitischen Volks von Sauls Tode und Davids Salbung zum Könige bis zum Ende des Exils oder genauer bis zu dem Zeitpunkte, da der persische König Cyrus (Kores) den Israeliten die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland ertheilte. Sie umfassen den Zeitraum von 1055—468 v. Chr., berücksichtigen aber vornehmlich die Geschichte des Reichs Juda. Die Quellen der C. sind theils ausdrücklich genannte, theils nachweisliche. Die ersteren, solche nämlich, welche der Chronist als Bürgen für die ihm eigenthümlichen Nachrichten angibt, sind, wo sie über die kanonischen Bücher des Alten Testaments hinausgehen, höchst unsicher und schwankend und führen hie und da auf pseudonyme, alten Propheten untergeschobene, nirgends aber mit Glaubwürdigkeit auf uralte, ächte, den Begebenheiten nahe oder gleichzeitige Quellen. Nachweisliche Quellen der C. sind dagegen mehre Bücher des Alten Testaments, vornämlich die Bücher Samuelis und der Könige. Doch benutzte auch diese der Chronist eben nicht mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, besonders wenn er hierarchische Zwecke im Auge hatte. Was den geschichtlichen Charakter dieser Bücher betrifft, so kann ihnen keineswegs historische Einfachheit und Anspruchlosigkeit nachgerühmt werden. Sie sind durch und durch ein Produkt der Absichtlichkeit. Der Chronist sucht durch die neue Bearbeitung der Geschichte seines Volkes die älteren Geschichtsbücher überflüssig zu machen oder ganz zu verdrängen. Zu dem Zwecke beginnt er mit Adam und füllt die ganze Zeit, wo sich nicht

füglich hierarchische Dichtungen einschalten ließen, mit mageren Genealogien aus. Was er ausläßt, übergeht er in der nämlichen Absicht, in welcher er Anderes hinzusetzt, nämlich um zu zeigen, die größte Tugend sey, Jehovah auf levitische Weise in Jerusalem zu verehren und der heiligen Kaste alle Ehrerbietung zu beweisen. Nur in dem Reiche Juda sey dies nach Davids und Salomo's Vorgang geschehen, und alle Könige, welche sich so gezeigt hätten, seyen glücklich; alle anderen, besonders aber die Ephraimiten, welche von dem alleinseligmachenden Kultus und dem alleinrechtmäßigen Herrscherstamme Davids abgefallen, seyen von Jehovah verdammt und unglücklich gewesen. Die Frage, ob die C. mehre oder nur Einen Verfasser habe, erhält in dem Umstande ihre Beantwortung, daß manche Dichtungen ganz konsequent durchgeführt und oft, ehe sie selbst auftreten, durch kleine, fast unmerkliche Züge vorbereitet werden, daß ihr also ein bestimmter, in den einzelnen Theilen sich entsprechender Plan zu Grunde liegt, welchen nur Ein Schriftsteller so entwerfen u. durchführen konnte. In Betreff der Glaubwürdigkeit der C. steht fest, daß sie an den Orten, wo sie ihre kanonischen Quellen unverändert abschreibt, den Grad der Glaubwürdigkeit mit diesen theilt, daß sie dagegen da gar keine Glaubwürdigkeit verdient, wo sie jenen Quellen auf eine Weise widerspricht, welche aus ihrer hierarchischen Theorie zu erklären und abzuleiten ist, und selbst die Berichte, bei welchen Abhängigkeit von hierarchischen Rücksichten nicht in die Augen fällt, sind immer mit Vorsicht aufzunehmen; das, was wir Neues aus ihnen lernen können, dürfte sich auf einige geographische, antiquarische und dergl. Notizen, auf einige durch Tradition erhaltene, glückliche Erklärungen schwieriger Stellen in den Originalwerken beschränken. Vgl. J. G. Dahler, De librorum Paralipomenum auctoritate atque fide historica, Straßburg 1819; Gramberg, Die C. nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft, Halle 1823.

Chronique scandaleuse (franz.), geheime Geschichte von den Thorheiten und Lastern eines Orts, besonders großer Städte.

Chronisch (v. Griech.), zu gewissen Zeiten geschehend; langwierig, dauernd.

Chronische Krankheiten, solche Krankheiten, welche bei einer in den meisten Fällen längeren Andauer, als wir bei anderen (akuten Krankheiten, den reinen Fiebergattungen, Entzündungen und akuten Exanthemen) Krankheiten wahrnehmen, sich besonders durch Unregelmäßigkeit in dem Auftritt der Krankheitserscheinungen, durch unbestimmte Succession und Veränderlichkeit derselben, durch Unbestimmtheit in ihren Ausgängen und dem Zeitpunkte, in welchem diese letzteren eintreten, charakterisiren. Während die akute Krankheit, vor Allem die vorzugsweise akute, das Fieber, eine fast reine Funktionsstörung, dabei gemessene Zeiträume in der Aufeinanderfolge der Erscheinungen, viel Naturhülfe, meist eine deutliche Krisis und, als Haupt-, ja oft als ausschließliche Aufgabe der Kur, eine quantitative Veränderung des Lebenszustandes zeigt, läßt sich in der chronischen, neben der Funktionsstörung immer noch ein Anderes, ein der Lebensthätigkeit fremd Gewordenes, ein außerhalb des Blutlaufs Stockendes, Entartetes erkennen, das dann in gleicher Art, wenn auch nicht in gleichem Grade, wie es selbst in seiner Fortentwickelung gehemmt ist, auch die ihm benachbarten Theile, und bei mächtiger Einwirkung auch den ganzen Körper in einen den Rhythmus der pathologischen Naturthätigkeit aufhebenden Entwickelungsgang hineinzieht.

Chronogramm (Zahlinschrift), die Bezeichnung des Jahres einer Begebenheit durch die Zahlbuchstaben der ihr Andenken aufbewahrenden Worte. So wird das Jahr der pariser Bluthochzeit durch die Worte bezeichnet: LVtetIa Mater natos sVos DeVoraVIt = 1572. Verwandelt man die Inschrift in einen Vers, so wird sie Chronostichon oder Eteostichon (Jahrvers) genannt; sie wird zum Chronodistichon, wenn die Jahrzahl in einem Distichon enthalten ist, wie z. B. in dem auf den hubertsburger Frieden 1763:
AsperabeLLasILent: reDIIt bonagratIa paCIs.
O sI parta foret seMper In orbe qVIes!
Die Zahlinschrift muß möglichst kurz, bezeichnend, leicht zu behalten und schwer zu verdrehen seyn; je länger das C. ist, desto leichter ist es zu verdrehen, daher man das Chronostichon dem Chronodistichon vorzieht. Auch gefällt eine scharfe Bezeichnung in gedrängter Kürze am meisten, besonders auf Münzen und Medaillen. Um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, benutzt man zuweilen den Reim, oder knüpft eine gewisse Begebenheit an bekannte Ausdrücke. So enthält die Inschrift auf dem Kreuze Christi: IesVs nazarenVs reX IVDaeorVM die Zahl 1534, das Jahr des Religionsfriedens zu Nürnberg. Sehr bezeichnend ist der Vers aus Ovids Metamorphosen (I, 148):
FILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos = 1568, das Todesjahr des Don Carlos. Besonders beliebt ist das C. bei türkischen und arabischen Dichtern.

Chronographie (v. Griech.), Geschichtschreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie (v. Griech.), die Wissenschaft von den Theilen der Zeit und deren gegenseitigen Verhältnissen in Beziehung auf ihre Dauer und Folge, wie sie theils durch die Natur und die Bewegung der Weltkörper, theils von der Willkür der Völker bestimmt worden sind. Da Zeit und Raum die einzigen Bedingungen der Möglichkeit aller sinnlichen Anschauung sind, so war die Eintheilung der Zeit eines der ersten Bedürfnisse des Menschen, und selbst den rohesten Völkern wurde der durch die regelmäßige Bewegung der Himmelskörper veranlaßte regelmäßige Wechsel der Zeiten mit eben so regelmäßigen Veränderungen in der Natur, die auf die irdische Thier- und Pflanzenwelt einen so auffallenden Einfluß äußern, bemerkbar; da jedoch der Mensch im Zustande der Natur zuerst die Folgen wahrnimmt, ohne deren Ursachen zu kennen, so folgt er zwar in seiner Eintheilung der Zeit diesem durch die Bewegung der Himmelskörper bedingten Wechsel der Natur, verfährt aber dabei mit solcher Willkür, daß sich zweierlei Zeitbestimmungen herausstellen, nämlich die astronomische oder

mathematische und die historische oder technische C., wovon jene als astronomische Hülfewissenschaft der Kosmographie, diese als historische Propädeutik der Geographie zur Seite steht. Die mathematische C. stellt die Lehren der Astronomie von den Bewegungen der Himmelskörper in ihrer Anwendung auf die Bestimmung und Vergleichung der Zeiteinheiten zusammen, die technische zeigt, wie bei den verschiedenen Völkern die Zeit für das bürgerliche Leben eingetheilt ward und wie demnach die Begebenheiten dieser Völker in ein richtiges Zeitverhältniß zu einander zu stellen sind, u. heißt also nur deshalb die technische, weil sie als die praktische Anwendung der durch die astronomische C. gefundenen allgemeinen Principien erscheint. Der Schatten, den die Sonne warf, gab gewiß den Menschen die erste Idee an die Hand, sich einen Zeitmesser zu erfinden, an dem die Veränderungen des Himmels wahrgenommen werden konnten. Der Mensch durfte nur den Schatten eines Baumes, einer Bergspitze, ja nur seinen eigenen mit einiger Aufmerksamkeit betrachten, um die Zeit so genau zu bestimmen, als seine einfache u. kunstlose Lebensweise es erforderte. Man ging schon einen Schritt weiter, als man einen Stab senkrecht in die Erde steckte und von seinem Fußpunkte aus koncentrische Kreise von beliebiger Anzahl in solchen Distanzen zog, daß der Endpunkt des Schattens nach und nach in die Peripherien dieser Kreise traf, wonach man den Stand der Sonne und somit die Tageszeit berechnen konnte. Diese einfachen Sonnenuhren wurden indeß immer künstlicher, bis zur Erfindung der Räderuhren im 11. Jahrhundert. Aber die natürliche Eintheilung der Zeit nach dem Auf- und Untergang der Sonne, dem Mondwechsel und dem Wechsel der Jahreszeiten genügte den Anordnern eines geregeltern bürgerlichen Lebens bald nicht mehr; je weiter man in der Kultur fortschritt, in desto kleinere Theile zerlegte man die natürlichen Zeitabschnitte, u. zwar nach einer gewissen Analogie. Da nach dem allgemeinen Glauben das Licht der Welt aus der Urnacht hervorging, so ließ man auch in der Zeiteintheilung die Nacht dem Tage, den Neumond dem Vollmond, den Winter dem Sommer vorhergehen u. demgemäß mit dem Einbruch der Nacht den bürgerlichen Tag, mit dem Neumonde den Monat u. mit dem Winter das Jahr beginnen. Nacht und Winter als die Rastzeit der Thier- u. Pflanzenwelt blieben aber von den meisten Völkern, ehe sie zu einigen astronomischen Kenntnissen gelangten, unbeachtet, und so ward der höchste Standpunkt der Sonne als die Mitte eines Tages, wie die Vollmondszeit als die Mitte eines Monats und die größte Tageslänge als die Mitte eines Jahres angenommen. Wie man den Tag mit Ausschluß der Nacht in Morgen, Mittag und Abend theilte, so theilte man den Monat in zunehmenden, vollen und abnehmenden Mond und das Jahr mit Ausschluß des Winters in Frühling, Sommer und Herbst. Auch das Menschenalter, als einen größern Zeitraum, schied man anfangs in Jugend und Alter, dann theilte man es in das Junglings-, Mannes- und Greisenalter, bis man zuletzt noch das Kindesalter hinzufügte und nun vier Menschenalter, wie vier Mondviertel, vier Tages- und vier Jahreszeiten zählte. Diese Zeitrechnung brachte man auf Grund astronomischer Data in ein geordnetes System. Doch sind die Berechnungen des Systems bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden, und man muß daher, um eine wenigstens annähernd richtige Uebersicht der Zeitereignisse zu erhalten, irgend eine Epoche oder einen festen Zeitpunkt als Ausgangspunkt der Rechnung annehmen und die Zwischenräume mit irgend einer anerkannten Periode vergleichen. Nichts scheint mehr in die Augen zu springen, als die längern Zeitabschnitte nach den tropischen Revolutionen der Sonne zu messen u. die Tage in regelmäßiger Ordnung zu zählen; aber diese einfache Methode wurde von den ältesten Historikern nicht angewandt; sie rechneten lieber nach Generationen, nach Regierungen, selten nach regelmäßigen Zeitabschnitten. Die griechischen Geschichtschreiber verfuhren auf ähnliche Weise. Hellanicus rechnete nach der Folge der Junopriesterinnen im Tempel von Argos, Andere nach den Ephoren und Königen von Sparta oder den Archonten von Athen. Ephorus, der Schüler des Isocrates, rechnete nach Generationen. Eratosthenes und Apollodorus, der 100 Jahre nach dem Tode Alexanders des Großen blühte, führte zuerst gewisse regelmäßige Zeitabschnitte ein. Wollen wir die nach obiger Methode berechneten Zeiträume nach unserer Weise übertragen, so können wir uns dabei nur auf Vermuthungen stützen, indem wir die Dauer eines Menschenlebens, einer Regierung nach dem jetzigen Stand der Welt annehmen. Man rechnet gewöhnlich drei Generationen auf ein Jahrhundert, und J. Newton zählt 18—20 Jahre auf eine Regierung. Es ist klar, wie wenig genau dergleichen Berechnungen seyn können; daher die große Verwirrung in der alten griechischen und römischen Zeitrechnung. Eine andere Ursache dieser Verwirrung ist aber die Verschiedenheit der von den Historikern angenommenen Epochen; so haben wir in der alten Geschichte die Olympiade, die Gründung Roms, die Aere von Nabonassar, später die christliche Aere, die Hegira &c. Einige Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums gründeten die verschiedenen christlichen Sekten ihre Zeitrechnung zwar auf die Erscheinung Christi, aber ohne Rücksicht auf Uebereinstimmung. Einige rechneten von seiner Empfängniß oder seiner Verkündigung, Andere von seiner Geburt, wieder Andere von seinem Tod und noch Andere von seiner Himmelfahrt; daher die große Schwierigkeit, die von den Chronisten des Mittelalters gegebenen Daten in Uebereinstimmung zu bringen.

Die Aegypter fingen den Tag mit Mitternacht an und theilten ihn nach den 12 Zeichen des Thierkreises in 12 Stunden neben einer gleichen Anzahl von Stunden der Nacht; aus der Wechselherrschaft der 7 Planeten entwickelte sich die Woche von 7 Tagen. Zu Mosis Zeit rechnete man 30 Tage auf jeden Monat, so daß das ganze Jahr aus 360 Tagen bestand. Die Aegypter setzten aber nicht nur jedem Monat und Tage eine besondere Gottheit vor, sondern die den einzelnen Tagen abwechselnd vorstehende Gottheit, nach

Dio Cassius die 7 Planeten, wechselten auch jede Stunde des bürgerlichen Tags in der Herrschaft, deren Folge nach der Entfernung der 7 Planeten von der Erde bestimmt wurde, so daß man annahm, der entfernteste Planet, Saturnus, habe in der ersten Stunde des ersten Tages des ersten Jahres der Welt regiert und dem ersten Tage den Namen gegeben; ihm folgten die übrigen Planeten, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna; der, welchem nach je 24 Stunden die Herrschaft der ersten Stunde des folgenden Tages zufiel, gab diesem Tage seinen Namen. Den ersten Tag dieser so gebildeten Woche heiligte Moses als Ruhetag des Schöpfers, mit dem die erschaffene Welt ihren Anfang nahm, als Feiertag. Die Christen behielten diese Tagefolge zwar bei, machten aber um der Auferstehung Jesu willen den zweiten Tag der Woche zum ersten, zum Feiertag. Aus ähnlichem Grunde machten die Mohammedaner den Freitag zum ersten Tag ihrer Woche. Wie jedem der 7 Planeten, dem die Herrschaft der ersten Stunde eines Tages zufiel, die Herrschaft des ganzen Tages zugeschrieben wurde, so legte man auch demjenigen, der die Herrschaft des ersten Tages im Jahre hatte, den größten Einfluß während des ganzen Jahres bei; damit aber die einmal angenommene Folge der Planeten ungestört bleibe, so gab man zwar jedem der 12 Monate 30 Tage, fügte aber am Ende des letzten Monats noch 5 Ergänzungstage hinzu, die als die Geburtsfeste des Osiris, Aruëris, Typhon, der Isis und Nephthys gefeiert wurden. Um die noch vorhandene Differenz von ¼ Tag auszugleichen, nahm man eine Hundsternsperiode von 1461 Jahren an, nach deren Verlauf der Sirius oder Thoth, mit dessen Aufgang das Jahr zur Zeit der Sommersonnenwende begann, wieder am ersten Tage des Jahres heliakisch aufging. Mit der Einschaltung wartete man, bis das Maß einer Schaltwoche voll war, was nach einem Zeitraum von 30 Jahren geschah; ein solcher Zeitraum, der meist mit einem Schaltjahre schloß, wurde Generation, bei den Römern ursprünglich Saeculum genannt. Da aber, wenn man nach je 30 Jahren eine Woche einschaltete, nach 14 Generationen wegen der an dem angenommenen Vierteltage eines Jahres fehlenden 12 Minuten ungefähr eine Woche zu viel eingeschaltet gewesen seyn würde, so ließ man nach Ablauf einer Periode von 14 Generationen, welche die Phönixperiode hieß, die Schaltwoche weg, nachdem man schon in je 2 Generationen einen Tag weniger eingeschaltet. Von dieser künstlichen Berechnung stammt vermuthlich auch die Theilung der Stunden in kleinere Zeittheile, wie Minuten, Sekunden und Tertien. Im astrologischen Kalender der Aegypter wurden diese Ueberschüsse über die zu 365 Tagen angenommene Zeit des Sonnenumlaufs gar nicht berücksichtigt. Wurde später die Phönixperiode in kürzern Zeiträumen angenommen, so war daran nur die allgemeine Kalenderverwirrung Schuld, die allmählig eingerissen war.

Von Aegypten aus verbreitete sich diese Methode der Zeitrechnung mit mehr oder minder Modifikationen über die damalige gebildete Welt. Zunächst waren es die Babylonier und Chaldäer, deren Kalender die Spuren des ägyptischen Ursprungs trugen. Beide Völker begannen ihren bürgerlichen Tag mit Sonnenaufgang; für die alte Eintheilung des Tags u. der Nacht in je 12 Stunden erfanden sie die Sonnen- und die Wasseruhr. Die Juden begannen mit dem Abend ihren Tag, den sie gewöhnlich in Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht eintheilten. Die Eintheilung in Stunden kam erst aus Babylon zu ihnen; daneben erhielt sich die alte Eintheilung der Nacht in Wachen fort. Ihr Jahr war ein gebundenes Mondjahr und schon frühzeitig in 12 Monate getheilt; der Anfang des neuen Monats war von der ersten Erscheinung des Mondes in der Abenddämmerung bestimmt, und war man durch trübe Witterung an der Beobachtung gehindert, so gab man dem abgelaufenen Monat 30 Tage. Die Einschaltung eines 13. Monats hing davon ab, ob die Gerste so weit gereift war, daß, wie Moses befohlen, in der Mitte des ersten Monats, in der Zeit der Frühlingsnachtgleiche, dem Jehovah das Aehrenopfer gebracht werden konnte. Ein solcher eingeschalteter Monat hieß Veadar oder zweiter Adar. Diese schwankende Zeitrechnung dauerte bis zur Zerstörung Jerusalems fort; von da an mußte sie eine Abänderung erfahren, da man sich in den neuen Ländern, in welche die Juden verschlagen wurden, nicht mehr nach der Vegetation der Gerste, die in jedem Lande natürlich verschieden war, richten konnte. Seit dem 3. Jahrh. n. Chr. haben die Juden eine Theilung der Stunde in 1080 Theile, deren 18 auf unsere Minute gehen, eingeführt; den Tag beginnen sie noch mit Sonnenuntergang und die Woche mit dem Ende des Sabbaths. Ihr Jahr, noch immer aus 12 Mondmonaten bestehend, wird von Zeit zu Zeit durch einen 13. mit der Sonne ausgeglichen; sein Anfang fällt verschieden zwischen den 5. September und 5. Oktober (s. Kalender). In Syrien war seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Jahr gebräuchlich, dessen Monate den römischen Monaten ganz entsprachen; später vertauschten die Syrer das gebundene Mondjahr mit dem julianischen, doch ist jene alte Zeitrechnung noch bis auf den heutigen Tag bei den syrischen Christen gebräuchlich.

Den Griechen dienten lange Zeit von den natürlichen Verhältnissen oder von Verrichtungen des bürgerlichen Lebens entlehnte Ausdrücke zur Bezeichnung der verschiedenen Tags- und Nachtzeiten; zwar hatten sie schon von Herodot die Stundeneintheilung und die einfachste Art der Sonnenuhren von den Babyloniern entlehnt, scheinen sich ihrer aber zum bürgerlichen Gebrauch nicht bedient zu haben. Homer theilte den natürlichen Tag sowohl, als die Nacht in drei Theile, wie er auch annahm, daß nur drei Theile der Erdscheibe, nach Osten, Süden und Westen, täglich von der Sonne erleuchtet würden, im Norden bei den Cimmeriern aber ewige Nacht herrsche. Auch das Jahr wurde, mit Ausschluß des Winters, in drei Jahreszeiten, Frühling, Sommer und Herbst oder Reifezeit, die mit dem Aufgang des Sirius begann, getheilt. Ein Jahr berechnete Homer zu 350 Tagen, und aus dem Umstande, daß er den Monat mit dem Neumonde begann, läßt sich schließen, daß er den Tag mit

dem Anbruche der Nacht, das Jahr mit dem Eintritte des Winters schloß. Jeden Monat theilte man in 3 Dekaden, deren einzelne Tage in den beiden ersten vom ersten bis zum zehnten, dann wieder vom ersten bis zum zehnten, in der letzten Dekade aber rückwärts vom zehnten bis zum ersten od. letzten des Monats, in sofern dieser zugleich als der letzte des verflossenen u. als der erste des neuen Monats galt, gezählt wurden. Hesiod bestimmte die Zeiten im Jahre nach dem Auf- u. Untergange der Gestirne genauer als Homer, u. seine Art, die Tage zu zählen, behielt der athenische Gesetzgeber Solon bei, der, um größere Genauigkeit in das System zu bringen, die Benennung „alter und neuer Tag" einführte, indem er den Theil des Tages vor dem Zusammentreffen des Mondes mit der Sonne zum alten, den übrigen zum neuen Monat rechnete. Herodot berechnet ein Lebensalter von 70 Jahren zu 25,200, das Jahr also zu 360 Tagen; um jedoch die Jahreszeiten in Uebereinstimmung zu bringen, fügte er ein Jahr ums andere noch einen 30tägigen Schaltmonat hinzu. So erhielt man eine zweijährige Periode, die man später zu einer vierjährigen erweiterte. Da auch dies noch zu keiner vollkommenen Genauigkeit führte, so setzte man eine sechs- und achtjährige Periode fest, indem man den Unterschied zwischen einem Mondjahre von 354 Tagen und einem Sonnenjahre zu 365¼ Tagen auf 11¼ Tage berechnete, der in 8 Jahren 90 Tage oder 3 Monate beträgt. Man fügte also einen Schaltmonat im dritten, einen im fünften und einen im achten hinzu. Da aber die Zeit abermals die Ungenauigkeit dieser Berechnung ergab, so erfand Demokrit eine Periode von 82 Jahren mit etwa 28 Schaltmonaten, die bis auf einen Tag der Wahrheit nahe kam. Endlich wurde die metonsche 19jährige Periode allgemein angenommen und erhielt sich bis 430 v. Chr. Meton (s. d.) verband damit einen 19jährigen Kalender, worin den attischen Monaten die Feste, Sonnenwenden, Nachtgleichen, Aufgänge und Untergänge der Gestirne rc. beigefügt waren. Das bürgerliche Jahr der Athener begann im Sommer mit dem Hekatombäon; das Jahr selbst betrug $365^5/_{19}$ Tage. Etwa 100 Jahre später fand Calippus einen Unterschied von $^1/_{76}$ Tag zwischen dem von Meton angenommenen und dem Sonnenjahre; er stellte demnach eine 76jährige Periode auf, die sich von dem viermal genommenen Zeitkreise Metons nur dadurch unterschied, daß er sie um einen Tag kürzer setzte. 200 Jahre später verbesserte Hipparchus nochmals dieses um $^1/_{300}$ zu lang angenommene tropische Jahr, doch kam seine Periode wenig in Gebrauch. Das Jahr der Spartaner begann wahrscheinlich, wie das macedonische, um die Zeit der Herbstnachtgleichen, das der Böotier um die Wintersonnenwende. Statt des macedonischen Jahres wurde seit der Herrschaft der Römer der julianische Kalender, doch mit Beibehaltung der macedonischen Monatsnamen, eingeführt und das Jahr mit dem 24. September begonnen. Neben diesem neumacedonischen Kalender behielten aber einzelne Länder und Städte in Asien und Afrika ihre alten, einheimischen Kalender bei (s. Kalender).

Auch bei den Römern zerfiel der natürliche Tag und die natürliche Nacht in 12 Stunden; da sie aber ihren bürgerlichen Tag mit Mitternacht anfingen, so vertheilten sie die Nachtstunden auf zwei bürgerliche Tage, also, daß Mitternacht mit der siebenten Nachtstunde begann; daneben kannte man aber auch die Eintheilung der Nacht in vier Wachen (vigiliae). Die Beobachtung der Gestirne und die Clepsydrä, am Tage die Beobachtung des Sonnenstandes, dienten dabei; die Sonnenuhr kam im 3. Jahrhundert, die Wasseruhr durch Scipio Nasica 164 v. Chr. zu ihnen, und mit diesen Uhren scheint auch das Wort Hora zur Bezeichnung der Stunden aus Griechenland mit herübergekommen zu seyn. Der erste Stifter Roms hatte ein Sonnenjahr von 10 Monaten eingeführt, deren erster, dritter, fünfter und achter 31, die übrigen 30, alle zusammen mithin 304 Tage zählten; doch sah er sich bald genöthigt, noch zwei namenlose Schaltmonate hinzuzufügen, deren einen Numa unter dem Namen Januarius zu Anfange, den andern Februarius als Reinigungsmonat zu Ende des Jahres setzte. Numa scheute in abergläubischer Furcht die geraden Zahlen und ließ daher dem Martius, Majus, Quintilis und Oktober ihre 31 Tage, gab dagegen allen übrigen 29, wobei er jedoch nicht verhindern konnte, daß der Februarius 28 erhielt, wenn das ganze Jahr 355 Tage zählen sollte. Da dieses für ein Mondjahr an 15⅙ Stunden zu viel, für ein Sonnenjahr dagegen an 10¼ Tage zu wenig war, so schaltete man alle zwei Jahre nach dem Feste der Terminalien am 23. Februar einen Schaltmonat von abwechselnd 22 und 23 Tagen ein, der jedoch alle 22 oder 24 Jahre ausgelassen werden mußte, weil in 4 Jahren 4 Tage zu viel eingeschaltet worden waren. Diese Einrichtung blieb bis auf Julius Cäsar, nur hatte man den Februar unter den Decemvirn zum zweiten Monat gemacht. In der letzten Zeit der Republik war aber die Einschaltung so oft unterlassen worden, daß 46 v. Chr. schon das römische Jahr um 90 Tage oder vier Schaltmonate zurück war, eine Verwirrung, die J. Cäsar dadurch hob, daß er wie gewöhnlich zwischen den 23. und 24. Februar einen Schaltmonat einschaltete und die 3 übrigen in zwei namenlose Monate von 34 und 33 Tagen zwischen den November und December einschob, so daß er nach dem 29. December seine neue Zeitrechnung beginnen konnte. Mit Hülfe des ägyptischen Astronomen Sosigenes führte er ein Sonnenjahr von 365 Tagen ein; die übrigen 6 Stunden sollten in jedem vierten Jahre durch einen Schalttag zwischen dem 23. u. 24. Februar ersetzt werden. Nach Cäsars Tode schaltete man durch ein Mißverständniß in jedem 3. Jahre einen Schalttag ein, wodurch abermals eine Differenz entstand, die Augustus beseitigte, indem er in den nächsten 12 Jahren kein Schaltjahr Statt finden ließ. Die Monate waren in drei Theile getheilt, durch die Calendae, Nonae und Idus. Zwischen den Nonen und Iden zählte man jedesmal 8 Tage; zwischen den Kalenden und Nonen hatte Numa 4 Tage angenommen und nur den 4 31tägigen Monaten 6 Tage gegeben. Cäsar wich in sofern davon ab, als er die überzähligen Tage seiner 30- und 31tägigen Mo-

nate nicht zwischen den Kalenden und Nonen, sondern zwischen den Iden und Kalenden einschob.

Diese julianische Zeitrechnung ging von den Römern auf die ganze Christenheit über, die jedoch ihrer Feste wegen die jüdischen Wochen in den Kalender aufnahm, womit von jetzt an die Tage jedes Monats mit fortlaufender Zahl gezählt wurden, wenn man sich auch lange damit behalf, die Zeit nach den Festen der Heiligen zu bestimmen. Die Heiligentage, die man neben den wichtigern Festen statt der Kalenden, Iden und Nonen nach und nach einführte, vermehrten sich endlich so sehr, daß nicht nur jeder Tag seinen besondern Heiligennamen, sondern auch mancher deren mehre erhielt. Christi Geburt setzte man darum auf den 25. December, um auf den 1. Januar das Fest der Beschneidung und 6 Tage später das Fest der Erscheinung feiern und so den römischen Heidenchristen Ersatz für ihre Saturnalien und den Mithrasverehrern und heidnischen Germanen für ihre gleichzeitigen Feste geben zu können. Die Germanen hatten die 12 Nächte zwischen Weihnachten und dem Erscheinungsfeste schon lange als Jahresanfang gefeiert, daher man auch noch im Mittelalter Weihnachten als Anfang des neuen Jahres betrachtete. Plinius erzählt, daß bei den Druiden der Gallier der sechste Tag des Neumonds, an dem man die Mondsichel in der Abenddämmerung zuerst deutlich wahrnahm, den Anfang der Monate und Jahre bestimmt habe, ein Gebrauch, woraus sich die Bestimmung mancher Feste in unserem Kalender erklären mag. Die heidnischen Germanen scheinen nicht nur zu Anfang ihres Jahres um das Wintersolstitium das Juel- oder Radfest, als Bezeichnung des abgelaufenen Jahresrades, sondern auch zu Anfang des Frühlings das Oster- oder Sonnenaufgangsfest, das bei den Christen eine andere Bedeutung erhielt, gefeiert zu haben; zu Anfang des Sommers feierte man die Mitte des Jahres, woraus sich leicht das Johannisfest schaffen ließ, und zu Anfang des Herbstes das Michelsfest oder das Fest der michel (groß) gewordenen Sonne, wo die christliche Zeitrechnung den Erzengel Michael unterschob. Aus Plinius' Bemerkung, daß die Gallier ihre Monate erst mit dem 6. Tage des Neumonds begannen, mag sich erklären, warum das Michaelisfest auf den 29. September verlegt ist, da dieser Tag nämlich der 6. nach dem Herbstanfange ist.

Die julianische Zeitrechnung ist mit den getroffenen Abänderungen hinsichtlich der Festbestimmungen noch bis auf den heutigen Tag in der griechischen Kirche gebräuchlich. Die lateinische Kirche fand aber eine Verbesserung derselben nothwendig, da die Dauer eines Jahres um 11 Stunden 14 Minuten 30 Sekunden größer angenommen ist, als sie wirklich beträgt, was sich gegenwärtig schon auf fast 13 Tage beläuft. Im 16. Jahrhundert bemerkte man diesen Fehler, da die Frühlingsnachtgleiche, nach welcher in Folge eines Beschlusses des nicänischen Konciliums das Osterfest gefeiert werden sollte, statt am 21. März, wie es der julianische Kalender bestimmte, schon 10 Tage früher eingetreten war. Papst Gregor XIII. beauftragte daher den Aloysius Lili mit der Verbesserung des Kalenders, die 1582 zu Stande kam. Die katholischen Staaten nahmen ihn sogleich an und zählten 1582 nach dem 4. Oktober sogleich den 15.; die Protestanten sträubten sich lange dagegen, fanden sich aber endlich ebenfalls bewogen, den verbesserten Kalender anzunehmen, und ließen 1700 den Februar nur aus 18 Tagen bestehen. England folgte erst 1752, Schweden 1753, einzelne Theile der Schweiz sogar erst in diesem Jahrhundert. Nach dem gregorianischen Kalender sollte zwar, wie früher, in jedem 4. Jahre ein Schaltjahr Statt finden, allein in den Säkularjahren sollte dieses wegfallen, wenn die ganzen Hunderte nicht durch 4 theilbar seyn würden. Demnach war 1600 ein Schaltjahr, 1700, 1800 und 1900 gemeine Jahre und erst 2000 wieder ein Schaltjahr, wodurch dem Fehler, der in 128 Jahren einen Tag betragen hatte, so weit abgeholfen wurde, daß er erst nach 3300 Jahren einen Tag beträgt. Es haben nach dieser Bestimmung 400 Jahre 97 Schalttage, folglich: $400 \times 365 + 97 = 146097$ Tage. Da aber die mittlere Länge des tropischen Jahres 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 45 Sekunden beträgt, so haben 400 tropische Jahre 146096 Tage 21 Stunden, es fehlen daher in 400 Jahren 3 Stunden. Die Veränderlichkeit des tropischen Jahres macht zwar diese Rechnung etwas ungenau, doch ist die Differenz so gering, daß erst in Jahrtausenden eine Verbesserung nöthig wird. Neben diesen festgesetzten Bestimmungen des Jahresanfangs wählte man sowohl in der ältern als neuern Zeit die verschiedensten Zeiten zum Anfange des Jahres. In England und an einigen Orten Italiens rechnete man noch im 18. Jahrhundert vom Frühlingsäquinoktium an, andere Völker vom Herbstäquinoktium, oder, wie die Juden, vom Neumonde, der diesem Aequinoktium zunächst liegt. Das Kirchenjahr fängt mit dem 1. December an, und da dieser Zeitpunkt in meteorologischer Beziehung zugleich den natürlichsten Anfang des Winters bildet, so wählt man ihn für solche Uebersichten ebenfalls gern. Den Tag beginnt man mit Mitternacht und zählt die Stunden bis 12, bis zum Mittag; von da ab wieder bis 12, bis Mitternacht. Nur in Italien zählt man noch bis 24.

Die Araber gründen ihre Zeiteintheilung ausschließlich auf den Mondslauf. Sie beginnen ihre Monate mit dem ersten Erscheinen der Mondsichel in der Abenddämmerung; zwölf solcher Monate bilden ein Jahr, ein freies Mondjahr, das mit dem Sonnenjahr nicht ausgeglichen wird, daher der Anfang ihres Jahres in einem Zeitraum von 33 der unsern durch alle Jahreszeiten zurückgeht. Der bürgerliche Tag mit veränderlichen Stunden beginnt mit Untergang der Sonne; der Gebrauch der 7tägigen Wochen ist uralt. Von Mohammed bestätigt und dem Religionskultus angepaßt, ging diese Zeitrechnung zu allen mohammedanischen Völkern über, obwohl bei den Türken auch das julianische Jahr, das sie aber mit dem 1. März beginnen, in Gebrauch ist und die arabischen Astronomen für wissenschaftliche Zwecke auch das Sonnenjahr benutzen. Die Perser gaben ihre ältere vollkommnere Form für diese arabische hin. Sie hatten näm-

lich seit der Mitte des 11. Jahrhunderts gemeine Jahre von 365 und Schaltjahre von 366 Tagen; doch sollen sie die Einschaltung so genau berechnet haben, daß der Neuruz oder Neujahrstag immer auf die Frühlingsgleiche fiel, obwohl die Monate immer 30 Tage zählten. Es hieß das dschelaleddinische Jahr, von seinem Stifter Malek Schah oder Dschelaleddin aus der seldschuckischen Familie; vielleicht war es auch nur zum astronomischen Gebrauche bestimmt. Vgl. Aere und Kalender.

Es ist oben bemerkt worden, daß die verschiedenen Völker verschiedene Zeitabschnitte, die Hauptmomente in ihrer Geschichte ausmachten, annahmen, um nach ihnen zu rechnen. Diese Zeitmomente heißen Epochen, und der Zeitabschnitt, der dazwischen liegt, heißt Periode; diejenige Epoche, mit welcher eine neue Jahreszählung beginnt, wird Aere genannt. Da es nun zur genauen Zeitbestimmung eines Datums der Geschichte im Vergleich mit der unsrigen eben so nothwendig ist, den Anfangspunkt einer Aere zu kennen, als zu wissen, in welcher Art von Zeitrechnung in jener Aere gezählt worden, so muß man diesen Anfangspunkt einer Aere genau zu erforschen suchen. Dies vermag der Astronom zunächst durch Rückberechnung der himmlischen Begebenheiten, wie der Sonnen- und Mondfinsternisse, die uns die Geschichte nach bestimmtem Datum irgend einer Aere oder Zeitrechnung meldet. Die Auffindung des Anfangspunktes einer Aere dient aber wieder zu einem sichern Leitfaden für andere Aeren, sofern einerlei Faktum nach zwei verschiedenen Aeren angegeben, oder wenn von einerlei Person bei zwei verschiedenen Völkern die Rede ist. Die unter den Völkern Europa's jetzt öffentlich recipirten Zeitrechnungen sind die christliche Aere und bei den Mohammedanern die Aere der Hegira. Die Juden rechnen nach Erschaffung der Welt, die alten Historiker für die griechische Geschichte nach Olympiaden, für die römische Geschichte nach den Jahren Roms. Von allen ist gewiß unsere christliche Aere die brauchbarste, wenn sie auch nicht völlig genau berechnet ist. Man hat nämlich angenommen, daß Jesus 724 nach Roms Erbauung geboren sey; wenn aber die Astronomen richtig berechnet haben, daß das Passahfest in einer langen Reihe von Jahren vor und nach dem Tode Jesu auf keinen Donnerstag habe fallen können, als 784 n. R. E., so muß Christus, der, als er das Abendmahl einsetzte, im 34. Lebensjahr stand, 750 n. R. E. geboren seyn. Die christliche Aere ist aber nichtsdestoweniger darum die brauchbarste, weil Christi Geburt ziemlich in die Mitte der gewissen Geschichte fällt. Man hat daher nicht nur die Aere nach Erschaffung der Welt, sondern selbst die julianische Periode des Joseph Scaliger von 7980 julianischen Jahren aufgegeben, so nützlich auch die Erfindung der julianischen Jahre war, so lange man noch nach Jahren der Welt zählte. Die Reduktion der übrigen Jahresrechnungen auf die christliche Zeitrechnung erfordert Aufmerksamkeit und Sorgfalt und ist da mit besondern Schwierigkeiten verknüpft, wo nicht nur die Aere, sondern auch die Bildung des Jahres von der unsrigen verschieden ist, wie bei den Mohammedanern. Da die mohammedanischen Völker von der Flucht Mohammeds vom 16. Juli 622 unserer Zeitrechnung zählen, so hätten sie 1842 ihr 1220. anfangen müssen, während sie schon das 1258. (Mondjahr) hatten; ein Türke von 100 Jahren ist nach christlicher Zeitrechnung erst 97 Jahre alt. Um für ein mohammedanisches Datum das entsprechende nach christlicher Zeitrechnung zu finden, theile man die Zahl der verflossenen Jahre durch 30; der Quotient wird die Zahl von Cyklen seyn und der Rest die Zahl von Jahren seit dem Beginn des laufenden Cyklus. Nennt man den Quotienten A und den Rest B, so lasse man x die Zahl der eingeschalteten Jahre von B seyn. Die Zahl der vom Anfang der Hegira bis zum Beginn des Jahres des gegebenen Datums wird dann durch folgende Formel gegeben: $10{,}631\ A + 354\ B + x$; 10,631 sey die Zahl der Tage im Cyklus oder der eingeschalteten Periode und 354 ist die Zahl der Tage des gewöhnlichen Mondjahrs. Zu der aus diesem Satz erlangten Summe addire man die Tage vom Beginn des laufenden Jahres, und das Resultat wird die Zahl der Tage vom Anfang des Cyklus bis zum gegebenen Datum seyn. Zu der Zahl der Tage vom Anfang der Hegira bis zum gegebenen Datum addire man die Zahl der Tage zwischen dem Anfang unserer Aere und der Hegira, und die Summe ist die Zahl der Tage von Christi Geburt bis zum gegebenen Datum. Die Zahl der Tage vom Beginn unserer Aere bis zum Beginn der Hegira ist 227,016. Die so gewonnene Summe ist nun noch auf julianische Jahre zu reduciren; darum dividire man sie durch 1461 und nenne den Quotienten C. Den Rest dividire man durch 365 u. nenne den Quotienten D und den letzten Rest y. Dann ist $4\ C + D$ die Zahl der vom Beginn der Aere verflossenen Jahre und y die der verflossenen Tage des laufenden Jahres.

In älterer Zeit erwarben sich um die wissenschaftliche Behandlung der C. namentlich Verdienste: Joseph Justus Scaliger durch sein Werk „De emendatione temporum" (zuerst 1583) und seinen „Thesaurus temporum" (1606), Calvisius durch sein „Opus chronologicum" (1605), Petavius durch sein Werk „De doctrina temporum" (1627), die „Tabulae chronologicae" (1628) und das „Rationarum temporum" (1630). Für die schwierige C. des Mittelalters dienen Haltaus' „Calendarium medii aevi" (Leipzig 1729; deutsch mit Berichtigungen, Erlangen 1797), Wasers „Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden" (Zürich 1779), Pilgrams „Calendarium chronologicum medii potissimum aevi" (Wien 1781), Helwigs „Zeitrechnung zur Erörterung der Daten in Urkunden" (das. 1787) und Brinkmeyers „Handbuch der praktischen C., besonders des Mittelalters" (Leipzig 1843). Brauchbare Lehrbücher der C. gibt es von Gatterer (1777), Hegewisch (1811) u. vor Allem von Ideler: „Handbuch der mathematischen und technischen C." (2 Bde., Berlin 1825—26) und „Lehrbuch der C." (das. 1831). Die genauere Zeitbestimmung von Thatsachen findet man in der „L'art de verifier les dates, ou la suite chronologique des événements remarquables depuis la création du monde jus-

qu'en 1828", ferner in Wedekinds „Chronologischen Handbüchern", in Bredows, Kruse's und Vehse's „Geschichtstabellen". Vgl. auch Mädlers „Populäre Astronomie" (Berlin 1841), Nürnbergers „Populäres astronomisches Handwörterbuch" (Kempten 1842).

Chronologische Tafeln, kleine Tabellen, deren man sich für den Kalender zur Berechnung der Zeit bedient, so Tafeln der Sonntagsbuchstaben ꝛc.; dann auch kurze Uebersichten der geschichtlichen Ereignisse mit Andeutung der Zeitfolge. Vgl. Synchronistische Tafeln.

Chronologische Zeichen, Merkmale zu Andeutung der Zeit in der Geschichte und dem Kalenderwesen. Es gibt astronomische, von dem Stand der Planeten oder des Mondes entnommen, z. B. Sonnen- u. Mondfinsternisse ꝛc., künstliche, z. B. Sonnen- und Mondescirkel, Römerzinszahl ꝛc., und historische, Andeutung gewisser großer Naturbegebenheiten oder weltgeschichtlicher Ereignisse.

Chronometer (Zeitmesser, Zeithalter, Seeuhr, Längenuhr), im Allgemeinen jede tragbare Uhr von großer Genauigkeit, insbesondere eine solche, die zur Bestimmung der geographischen Länge gebraucht werden kann. Gesetzt, man habe eine solche unwandelbar gleichförmig gehende Uhr für Greenwich, von wo ab die Engländer bekanntlich die geographischen Längen zählen, gestellt, so würde man auch auf der weitesten Reise immer genau sehen können, welche Uhrzeit eben in Greenwich sey, und aus dieser Uhrzeit würde sich durch Hinzufügung der Zeitgleichung mit ihrem Zeichen auch die wahre Sonnenzeit für Greenwich angeben lassen. Will man daraus auch den Punkt ermitteln, wo man sich eben auf der See befindet, so darf man nur die Sonnenhöhe messen und daraus die Sonnenzeit für den betreffenden Punkt auf der See ableiten, und es ergibt sich die Differenz dieser Zeit für Greenwich und unsern Punkt in Stunden, Minuten und Sekunden; da die eingebildete Bewegung der Sonne von Osten nach Westen 15 Grad in einer Stunde beschreibt, so liegt, wenn die Uhr für Greenwich 11 Uhr Vormittags zeigt, auf dem Schiffe man aber schon Mittag findet, der Punkt auf der See 15 Grad östlicher als Greenwich, und man kann ihn nunmehr, nachdem seine Breite auf andere Weise ermittelt worden, leicht auf der Karte finden. Es leuchtet ein, daß für diesen Zweck Alles auf die absolute Genauigkeit des C.s ankommt. Der Gedanke, durch tragbare Uhren die Länge auf der See zu bestimmen, ist alt. Schon Gemma Frisius spricht in seiner 1530, also kurz nach Erfindung der Taschenuhren erschienenen Schrift: „De usu globi" davon, und Huygens verfertigte eine Uhr zu diesem Zwecke, die 1665 auf einer Reise nach der Küste von Guinea wesentliche Dienste that. Das englische Parlament setzte 1714 2000 Pfd. Sterling zu Versuchen in Verfertigung von C.n und einen bedeutenden Preis für die Herstellung eines solchen, der die Meereslänge bis auf wenigstens 1° würde finden lasse. Dieser Preis steigerte sich endlich bis auf 20,000 Pfd., aber es fand sich lange kein glücklicher Bewerber, bis **John Harrison** 1728 mit Zeichnungen zur Konstruktion einer Seeuhr, wie sie verlangt wurde, nach London kam, um bei einer eigens niedergesetzten Kommission um Unterstützung nachzusuchen. Es ward ihm gerathen, erst die Uhr wirklich auszuführen, was er nach acht Jahren auch endlich zu Stande brachte. Die Uhr wurde angenommen und bestand auf einer Fahrt nach Lissabon glücklich eine Prüfung. Im Jahr 1739 brachte Harrison noch einen vollkommneren C., zehn Jahre später einen dritten und endlich einen vierten zu Stande, der nur 6 Zoll Durchmesser hatte und den er time-keeper (Zeithalter) nannte, welchen Namen der C. noch jetzt in England führt. Mit Letzterem machte sein Sohn William 1762 eine Reise nach Jamaika und zurück, und die Uhr bestand ihre Probe so gut, daß sie in 4 Monaten nur 114½ Sekunden in Zeit abgewichen war. Nach Harrison verfolgten in England Kendal, Arnold, Pennington, Mudge ꝛc., in Deutschland Seiffert, Butzengeiger, Auch, in Dänemark besonders Jürgensen und Kessels, in Frankreich Le Roy und die Gebrüder Berthoud die betretene Bahn mit Glück; aber erst Breguet übertraf alles bisher in diesem Fach Geleistete. Ein breguetscher „Box-timekeeper" kostete 2400—3000 Francs, ein „Pocket-timekeeper" in Gold 1800, in Silber 1500 Francs; sehr vorzügliche Exemplare wurden aber noch höher bezahlt. Der Boxchronometer befindet sich in einer geräumigen hölzernen Büchse, in der er nach Art des Kompasses in zwei Ringen horizontal aufgehangen ist, damit er beim Schwanken des Schiffs in möglichst gleicher Lage bleibe; er ist die Seeuhr par excellence. Der Pocketchronometer hat die Form und Größe einer Taschenuhr und kann auch wie eine solche getragen werden. Beide müssen alle 24 Stunden und immer zur nämlichen Zeit aufgezogen werden, obwohl die meisten länger, zuweilen sogar acht Tage gehen.

Die Hauptmomente, auf die es bei Verfertigung des C.s und zur Erzielung eines möglichst gleichförmigen Ganges ankommt, sind im Allgemeinen folgende: Der Druck, den die Hauptfeder auf das Räderwerk und durch dieses auf die Unruhe ausübt, muß immer von gleicher Stärke seyn, wozu die in den gewöhnlichen Taschenuhren angebrachte Schnecke nicht hinreichend ist. Harrison brachte eine kleine schwache Feder an, die nur ⅛ Minute auf das Gehwerk einwirkte und durch die Hauptfeder immer wieder aufgezogen wurde; die neueren Künstler bedienen sich langer, nicht stark gespannter Federn zu demselben Zweck. Die Auslösung muß so eingerichtet seyn, daß die Hauptfeder nur durch das Intermedium freischwebender Hebel der Unruhe einen augenblicklichen Anstoß zur Fortsetzung ihrer Bewegung ertheilen kann. Man glaubte anfangs durch die Schnelligkeit der Schwingungen die Berührungsmomente abkürzen zu können und ließ die Unruhe bis auf 5 Schläge in der Sekunde machen; neuere und sehr vorzügliche C. schlagen aber nur genau halbe Sekunden. Die Größe der Unruhe muß das gewöhnliche Verhältniß weit übertreffen, damit sie, verbunden mit einer starken Spiralfeder, große und kräftige Schwingungen zu machen im Stande sey und vom Räderwerke eben nur den Impuls empfange, der zur Fortsetzung

der durch Reibung, Widerstand der Luft und der Spiralfeder geschwächten Bewegung nothwendig ist. Man pflegt die Schwere der Unruhe durch zwei kleine am Ende eines Diameters angebrachte cylindrische Gewichte zu vermehren, die durch einen feinen Schraubengang dem Centrum mehr genähert oder von ihm entfernt werden können, um die Schnelligkeit der Schwingungen zu reguliren; die Spiralfeder ist von bedeutender Länge und Stärke und zuweilen, um das Rosten zu verhindern, aus stark gehämmertem Golde. Die Reibung muß möglichst vermindert, u. daher müssen die derselben am meisten ausgesetzten Theile aus Stoffen verfertigt werden, welche die geringste Abnutzung erleiden. Deshalb ist das Räderwerk meist von Stahl, gehärtet und polirt; die Zapfenlöcher mit ihren Deckplatten, sowie die eingreifenden Haken und Stifte aber werden aus harten Steinen, Achaten, Rubinen, verfertigt. Um den Einfluß der Temperatur, namentlich der Wärme, die die Spiralfeder ausdehnt und sie dadurch schwächer und die Schwingungen der Unruhe langsamer macht, abzuhalten, dienen ebenfalls jene kleinen Gewichtchen, indem sie nach Verhältniß der durch die steigende Temperatur zunehmenden Ausdehnung der Spiralfeder dem Centrum näher gerückt werden können, wodurch das Trägheitsmoment der Unruhe erleichtert wird. Diejenigen einzelnen Theile des Werks, die sich an Axen bewegen, müssen aufs Genaueste äquilibrirt seyn; dies gilt besonders von der Unruhe, die, wenn sie sich selbst überlassen ist, nirgends eine Ueberwucht zeigen darf. Sind aber auch alle diese Umstände beobachtet, so bleiben doch noch manche, nicht zu beseitigende Einflüsse zurück, wie namentlich der Erdmagnetismus. Es ist daher unter allen Umständen zweckmäßig, besonders bei längeren Reisen, seinen C. von Zeit zu Zeit mit dem Himmel zu vergleichen. Hat man mehre C. mit zu Schiffe, so läßt sich das arithmetische Mittel aus ihrem verschiedenen Ergebnisse der Wahrheit nahe bringen, da nicht anzunehmen ist, daß sie sämmtlich in Einem Punkte fehlen werden. Die englische Admiralität hat daher bei mehren wichtigen Fällen ein solches Ergebniß mehrer C. selbst den astronomischen u. trigonometrischen Angaben vorgezogen.

Chronos (griech.), die Zeit; s. Saturnus.

Chronoskop (v. Griech.), s. v. a. Chronometer.

Chronostichon (v. Gr.), s. Chronogramm.

Chrudim (Hrudim), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pardubitz, am rechten Ufer der Chrudimka, hat eine schöne Domkirche, ein Armenhaus, Hospitäler und 6000 Einwohner, welche Handel, Gewerbe, Ackerbau treiben.

Chrulew, Stephan Alexandrowitsch, russischer General, geb. in Moskau, erhielt seine Erziehung in der Kadettenschule in Orel und trat 1826 in die Artillerie ein. Nachdem er nach und nach die untersten Stufen bis zum Oberst und Kommandeur einer reitenden Artilleriebrigade durchlaufen, fand er zuerst im ungarischen Kriege Gelegenheit, sich auszuzeichnen. An der Spitze eines Streifcorps führte er einige glückliche Handstreiche aus und avancirte in Folge davon zum Generalmajor. Im Jahr 1853 dem orenburgischen Corps attachirt, befehligte er eine Expedition nach dem Syr-Darja und erstürmte die kokaner Festung Akmetschet, welche jetzt unter dem Namen Fort Perowsky ein Hauptbollwerk der russischen Macht in Centralasien bildet. Dieser wichtige Erfolg hatte C.'s Ernennung zum Generallieutenant zur Folge. Bald darauf an die Donau beordert, lieferte er den Türken am 4. März 1854 das Treffen bei Kalarasch, kommandirte bei der Belagerung von Silistria die Avantgarde der russischen Hauptarmee und ward am 7. Juli bei Giurgewo verwundet. Kaum hergestellt, ging er nach der Krimm, wo er am 17. Febr. 1855 mit 30,000 Mann einen Angriff auf Eupatoria machte, aber mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Alsdann führte er den Oberbefehl bei dem großen Ausfall aus Sebastopol am 23. März und leitete seitdem die Vertheidigung der Korabelnaja, wo er sich namentlich am 18. Juni großen Ruhm erwarb. Minder glücklich, aber nicht weniger tapfer focht er am 8. Sept.; am Malachow schwer verwundet, mußte er die Armee verlassen und nach Moskau reisen, wo er der Gegenstand mehrfacher Ovationen ward. Im Jahr 1856 erhielt er den Oberbefehl über das bei Kars lagernde Armeecorps, welches nach der Rückgabe dieser Festung an die Türken unweit der persischen Grenze Posto faßte. C. gilt für einen der tapfersten und unternehmendsten Offiziere der russischen Armee.

Chryolith, s. v. a. Kryolith.

Chrysalides (auch Aureliae), Goldpuppen, die Puppen der Dornraupen; sie sind gewöhnlich mit Gold- oder Silberflecken geziert, daher der Name. Vgl. Puppe.

Chrysanthemum (Goldblume, Wucherblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit weiblichen zungenförmigen Strahlblüthchen und röhrigen, mit 5zähnigem Saume versehenen männlichen Blüthchen im Mittelfelde, meist einjährige oder ausdauernde Kräuter und einige Halbsträucher, die fast allenthalben vorkommen. C. coronarium *L.*, C. segetum *Forsk.*, Pinardia coronaria *Less.*, Goldblume, Gartenwucherblume, mit weißen und gelben Strahl- und goldgelben Scheibenblüthchen, ist ein Sommergewächs des südlichen Europa u. eine häufig in Gärten kultivirte 3—6 Fuß hohe ästige Zierpflanze, häufig mit gefüllten Blüthen, die sich leicht durch Samen fortpflanzt und deren Blüthen früher gegen die Gelbsucht und äußerlich zur Zertheilung von Geschwülsten angewendet wurden. C. Leucanthemum *L.*, Leucanthemum vulgare, gemeine Wucherblume, große Maaslieben, große Kamille, Johannisblume, Marienblume, mit weißen Strahl- und gelben Scheibenblüthchen, ist durch ganz Europa auf Wiesen und Rainen gemein und ausdauernd. Sonst waren Kraut und Blüthen, die beide etwas bitterlich schmecken, unter dem Namen Flores et Herba Bellidis majoris s. pratensis gebräuchlich, sind aber wegen ihrer Unwirksamkeit ganz außer Gebrauch. C. segetum *L.*, Ackerwucherblume, mit ansehnlichen goldgelben Blüthen, ist ein verderbliches Unkraut unter der Saat, besonders im nördlichen Deutschland, einjährig. C. carinatum *Schousb.*, gekielte oder dreifarbige Wucherblume, mit schö-

nen, dreifarbigen (Scheibe schwarzroth, Strahlen weiß, am Grunde gelb) Blüthen, in der Berberei, einjährig, ist eine bekannte, prächtige, 2—4 Fuß hohe, ästige Zierpflanze. C. grandiflorum *Willd.*, großblumige Wucherblume, mit großen weißgestrahlten Blüthen u. mit gelber Scheibe, ist ein Halbstrauch auf den kanarischen Inseln; C. Roxburghii *Desf.*, roxburghische Wucherblume, Pyrethrum indicum *Roxb.*, 2—3 Fuß hoch, ästig, mit großen Blüthen mit gelbem, oft auch am Rande weißem Strahl, Sommergewächs in Ostindien, ist eine beliebte Zierpflanze.

Chrysaor, Ungeheuer, entsprang mit Pegasus aus dem Blute der Medusa, als Perseus dieser mit dem sichelförmigen Schwerte das Haupt abschlug, und trug ein goldenes Schwert in der Hand. Bei Hyginus ist C. Sohn der Medusa von Neptun und zeugte mit der Oceanide Callirrhoe den dreiköpfigen Riesen Geryones und die Echidna.

Chrysaphius, Eunuch und Liebling des Kaisers Theodosius II., bewirkte die Vertreibung des Patriarchen Flavianus aus Byzanz u. war zum Theil Ursache an den Zwistigkeiten zwischen der Kaiserin Eudoxia und ihrer Schwägerin Pulcheria, welche Letztere ihn hinrichten ließ, nachdem er noch 449 auf dem zweiten ephesischen Koncil für seinen Pathen Eutyches Partei genommen.

Chryse, Insel im ägäischen Meer, östlich von Lemnos, versank beim Ausbruch ihres Vulkans Mosychlos (197 v. Chr.) und bildet jetzt eine Untiefe bei Limjie.

Chryseïs, Tochter des Apollopriesters Chryses, eigentlich Astynome, wurde von Achilles auf einem Streifzuge nach Mysien zur Gefangenen gemacht und dem Agamemnon als Sklavin zugetheilt, welcher sie zu seiner Beischläferin machte. Erst als Apollo eine Pest ins griechische Lager vor Troja sandte, gab sie der Oberfeldherr zurück.

Chrysippus, Hauptrepräsentant der stoischen Philosophie, war um 282 v. Chr. in Tarsus geboren, zog mit seinem Vater Apollonius als Knabe nach Soli, weshalb oft dieser Ort als seine Geburtsstadt genannt wird, verließ etwa im 20. Lebensjahre sein Vaterland und kam etwa 262 nach Athen. Hier hörte er die Stoiker Zeno und Cleanthes und nach des Erstern, seines eigentlichen Lehrers, Tod auch die Akademiker Arcesilas und Lacydes. Indem er dadurch mit den Einwürfen der Akademiker gegen die stoische Lehre bekannter wurde, suchte er hauptsächlich jene zu entkräften, indem er diese vollkommen ausbildete, weshalb er auch in manchen Punkten von seinen Vorgängern, besonders Zeno, abwich. Darüber gerieth er mit seinem Lehrer Cleanthes in Mißhelligkeiten, die, als C. eine eigene Schule anlegte, in persönliche Feindschaft übergingen. Er † in seinem 73. Lebensjahre, Olymp. 143, also ungefähr 208 oder 209 v. Chr. C. war einer der fleißigsten Schriftsteller unter den Stoikern; er soll 705 Schriften verfaßt haben. Einzelne Stellen derselben finden sich bei verschiedenen alten Schriftstellern, besonders in Plutarchs Streitschriften gegen die Stoiker. Von ganzen erhaltenen Schriften war bisher keine bekannt; doch ist neuerlich in Herculanum eine Rolle gefunden worden, welche eine Schrift des C. über die Vorsehung enthält. Diogenes Laertius gibt das Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften. Uebrigens erhellt aus den Zeugnissen der Alten, daß C. außer den philosophischen auch historische, grammatische und rhetorische Werke verfaßt hat. Seinen vorzüglichsten Fleiß scheint er aber auf Logik und Dialektik und in diesen philosophischen Disciplinen wieder auf die von Aristoteles vernachlässigte Theorie der hypothetischen und disjunktiven Schlüsse gewandt zu haben. Mit Zeno und Cleanthes gerieth er in Widerspruch, indem er die Vorstellung nicht für eine Abbildung des Gegenstandes in der Seele, sondern nur für eine Veränderung der Seele erklärte. Weil er aber der Ansicht war, daß Alles, was wirke, körperlich sey, und daß nur Körper im Stande seyen, auf einander zu wirken, so mußte sich ihm als nothwendige Konsequenz aufdringen, daß die Seele selbst ein körperliches Wesen sey. Dieselbe Betrachtung nöthigte ihn, auch die Gottheit für ein solches Ding zu halten; doch gestand er zu, daß das göttliche Wesen, welches alle übrigen Dinge durchdringe, in vielen Naturerscheinungen sich zeige, welche auf weit über die menschliche Kraft erhabene Potenz schließen lasse. Das stoische Fatum suchte er so zu empfehlen und dieser Lehre ihre eigenthümliche Zähigkeit zu nehmen, indem er sowohl die göttliche Vorsehung, als die menschliche Freiheit damit zu vereinbaren trachtete. Indem er dasselbe nämlich als den nothwendigen ursächlichen Zusammenhang der Dinge erklärte, sollte die göttliche Vorsehung eben nach jenem ursächlichen Zusammenhang Alles zum Besten lenken, und auch die menschliche Freiheit sollte dadurch nicht alterirt werden, da diese eben in dem Sichbestimmenlassen durch vernünftige Gründe bestehe. Vgl. Baguet, De Chrysippi vita, doctrina et reliquiis, Löwen 1822; Petersen, Philosophiae Chrysippeae fundamenta, Altona und Hamburg 1827.

Chrysobalanus (Beerenzwetsche), Pflanzengattung aus der Familie der Amygdalaceen (Rosaceen), mit kreiselförmigem, fünflappigem Kelch, eben so viel spatelförmigen und abfallenden Blumenblättern und 15—20 langen Staubfäden, Sträucher und Bäumchen in Amerika und Afrika mit weißlichen Blüthen in gabeligen Rispen. C. Icaco *L.*, Ikakopflaumenbaum, gemeine Beerenzwetsche, ist ein baumartiger 8—10 Fuß hoher Strauch mit mehren Stengeln, in Carolina, Westindien, Südamerika und Mittelafrika, mit brauner, meist gedüpfelter Rinde, kurzgestielten glänzenden Blättern und rundlichovalen Steinfrüchten, die in Amerika Icaco und Guajera genannt, gegen einen Zoll dick oder dikker, ganz glatt oder mit 5—7 Furchen versehen, gewöhnlich roth, doch auch violet, gelb, weißlich und gescheckt sind, einen süß zusammenziehenden, nicht unangenehmen Geschmack haben, den Durst löschen und häufig roh, gekocht und mit Zucker eingemacht genossen werden. Sehr wohlschmekkend sollen auch die öligen, wohlriechenden Samen seyn. Wurzel, Rinde und Blätter sind als zusammenziehende Mittel und das Oel der Samen wie andere fette Oele in Anwendung.

Auch von C. ellipticus *Soland.*, einem Baum auf Sierra Leone, werden die Früchte häufig genossen.

Chrysoberyll (prismatischer Korund), Edelstein vom ein- und einaxigen Krystallsystem, dessen Krystalle gewöhnlich Kombinationen der Oktaederflächen mit den Flächen eines vertikalen Prisma's und entweder dicksäulenartig oder durch Vorherrschen der Endflächen tafelförmig, theilbar unvollkommen, parallel den schmalen Seitenflächen des Prisma's, von 8,5 Härte und 3,7—3,8 specifischem Gewicht, von Glasglanz, spargel- und olivengrün, ins Grünlichweiße und Gelblichgraue, durchsichtig bis halbdurchsichtig sind und oft einen bläulichen oder milchweißen wogenden Lichtschein, am schönsten bei rundlichem Schliffe zeigen, daher der Name Cimophan. Er besteht aus 68,66 Thonerde, 6,00 Kieselerde, 16,00 Beryllerde. 4,73 Eisenoxyd, 2,66 Titan, 0,67 Wasser. Vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar, gibt er mit Flüssen ein klares Glas. Mit Kobaltauflösung erscheint das Pulver schön blau; es wird weder von Salz- noch Schwefelsäure merklich angegriffen. Der C. wurde bisher hauptsächlich in losen Krystallen, Körnern und Geschieben im Flußsande auf Ceylon, in Pegu und Brasilien gefunden. In Gneis eingewachsen kommt er bei Haddam in Connecticut und Saratoga in Newyork vor. Reine durchsichtige Steine von schöner Farbe, zumal wenn sie einen bläulichen Lichtschein verbreiten, sind als Schmucksteine sehr gesucht, und größere von 6—8 Linien werden wohl mit 300 Gulden verkauft.

Chrysoceras (das goldene Horn), Vorgebirg bei Konstantinopel, auf welchem das alte Byzanz (s. d.) erbaut war; s. Konstantinopel.

Chrysocolla, s. Kupfersinter.

Chrysocoma (Goldhaar), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist Halbsträucher in Brasilien. C. Linosyris *L.*, Linosyris vulgaris *Cass.*, Crinitaria Linosyris *Less.*, gemeines Goldhaar, golden Leinkraut, mit 2 Fuß hohem Stengel, abwechselndstehenden schmalen Blättern und kleinen, schön goldgelben Blüthen, kommt ausdauernd auf sonnigen Hügeln im südlichen und mittleren Europa, auch in Süddeutschland und in Norddeutschland als Zierpflanze in Gärten vor, riecht gerieben gewürzhaft und schmeckt bitterlich; war früher in den Apotheken unter dem Namen Herba et Flores Linariae aureae oder Herba Heliochrysi gebräuchlich. C. Coma aurea *L.*, wahres Goldhaar, mit zerstreutstehenden linienförmigen Blättern und aufrechten oder nickenden, zierlichen, goldgelben Blüthenköpfchen, ist ein Strauch am Vorgebirge der guten Hoffnung, der dieselben Eigenschaften wie die vorige Art hat, in der Heimath als magenstärkendes Mittel in Gebrauch ist u. im Zimmer oder Glashaus nahe am Fenster bei 1—5° Wärme durchwintert, im Winter sehr mäßig, im Sommer reichlich begossen, in Laub- oder Mistbeeterde gepflanzt und durch Stecklinge vermehrt wird.

Chrysographie (v. Griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den spätern Römern, die nicht nur in sehr geschätzten Büchern oder sehr wichtigen Urkunden einzelne große, gemalte Buchstaben mit dünnen Goldplättchen belegten, sondern auch ganze Schriften mit einer Goldtinktur schrieben, angewendet, obwohl sie den ältern Völkern schon nicht unbekannt gewesen seyn mag. Oft schrieb man auf rothes Pergament. Die bekannteste Prachtschrift dieser Art (Codices aurei) ist das Evangelienbuch in der Kathedrale zu Aachen, das Kaiser Otto II. aus Karls des Großen Grab nahm.

Chrysolith (Olivin, prismatischer Chrysolith), dem ein- und einaxigen Krystallsystem angehöriges Mineral, dessen Krystalle eine rhombische Säule von 130° 2', in der Regel in Kombination mit einer oblongen bilden, meist kurz-säulenartig, nach der zweiten Seitenfläche deutlich theilbar, unvollkommen theilbar nach der ersten, von muscheligem Bruche, 5,0—7,0 Härte, 2,8—3,5 specifischem Gewicht, von Glasglanz, spröde, gelblichgrün ins Gelbe und Braune, durchsichtig bis an den Kanten durchscheinend sind und häufig derb und in Körnern vorkommen. Es besteht aus einem Silikat der Talkerde, welches mit einem dergleichen des Eisenoxyduls verbunden und durch Nickel- oder Chromoxyd gefärbt ist. Der edle C., pistaziengrün ins Spargel- und Olivengrüne von vollkommen muscheligem Bruche, durchsichtig mit starkem Glasglanz, besteht nach Stromeyer aus 50,13 Talkerde, 9,19 Eisenoxydul, 39,73 Kieselerde, 0,32 Nickeloxyd, 0,09 Manganoxydul, ist für sich vor dem Löthrohre unveränderlich und wird nur an den Kanten etwas dunkler, behält aber sonst seine Farbe und Durchsichtigkeit, wird in Schwefelsäure aufgelöst, findet sich lose im aufgeschwemmten Lande in Aegypten, Natolien, Brasilien, seltener im Basalt auf den Faröern und am Kazakow in Böhmen. Der Olivin oder gemeine C. kommt selten krystallisirt, meist derb von eckig-körniger Absonderung und in rundlichen Stücken vor, ist oliven-, spargel-, ölgrün ins Isabell-, Ocker- u. Braungelbe, halbdurchsichtig bis schwach durchscheinend, von unvollkommen muscheligem Bruche, verhält sich vor dem Löthrohre wie der vorige. Schön krystallisirte und derbe Abänderungen dieses Minerals finden sich am Kaiserstuhl im Breisgau, in den Basalten des Habichtswaldes, der Oberpfalz, Sachsens, Böhmens, der Eifel, auf den Inseln Bourbon und Palma, in den Laven des Vesuvs und Aetna's; in verschiedenem Meteoreisen, namentlich dem sibirischen und dem von Otumpa in Peru; in den Höhlungen eines schwarzen Obsidians bei Real del Monte in Meriko. Der Eisenchrysolith oder Hyalosiderit erscheint in sehr kleinen eingewachsenen Krystallen, derb u. eingesprengt, ist von 5,0 Härte, 2,8 specif. Gewicht, gelblichbraun u. röthlichbraun, auf der Oberfläche gewöhnlich messing- u. goldgelb, oder buntstahlgrau angelaufen, dann stark metallisch glänzend, von muscheligem, an den Kanten durchscheinendem Bruche und besteht aus 32,40 Talkerde, 29,71 Eisenoxydul, 31,63 Kieselerde, 0,48 Manganoxyd, 2,2 Thonerde, 2,78 Kali mit Spuren von Kalk und Chromoxyd. Er bil-

det mit Säuren eine Gallerte, wird in der Hitze schwarz und dem Magnete folgsam und schmilzt sofort zu einer schwarzen Schlacke, findet sich im Allgemeinen selten und kommt bis jetzt nur im Mandelsteine bei Sasbach und Ihringen am Kaiserstuhl im Breisgau und auf einem Doleritgange bei Freiburg vor. Den edlen C. schätzt man als einen geringen Edelstein. Schön nüancirte größere Olivinkörner werden zuweilen als Schmucksteine geschliffen. Von großem Interesse ist das Vorkommen dieses Minerals in den Meteorsteinen, Basalten und Doleriten.

Chrysoloras, Manuel oder Emanuel, einer der ersten Griechen, welche den schwachen Abglanz althellenischer Geisteskultur, der sich in Konstantinopel erhalten hatte, nach dem westlichen Europa ausbreiteten, war um die Mitte des 14. Jahrhunderts geboren und gehörte einer edlen konstantinopolitanischen Familie an. Seine vorzüglichste Beschäftigung war der Philosophie gewidmet. Als die Türken unter Bajazet immer gefahrdrohender gegen das oströmische Reich vordrangen und der Kaiser Johann Paläologus sich genöthigt sah, die christlichen Fürsten u. Völker Europa's zum Schutz und zur Hülfe gegen die Ungläubigen aufzufordern, war es C., der 1387 oder 1391 von dem Kaiser mit dieser Mission beauftragt wurde. Seine Sendung war nicht ohne Erfolg, denn er brachte eine nicht unbedeutende Geldsumme nach Konstantinopel zurück und Frankreich schickte vier Schiffe zu Hülfe. Da inzwischen der Senat von Florenz dem C. den Antrag gemacht hatte, dort selbst eine Schule der griechischen Literatur einzurichten, so begab er sich 1396 dahin, fand sich aber durch Verdrießlichkeiten und die Anwesenheit des griechischen Kaisers schon nach drei Jahren veranlaßt, Florenz wieder zu verlassen. Er nahm darauf an der neu errichteten Schule zu Pavia eine Lehrerstelle an. Nachdem er später auch in Mailand gelehrt, wandte er sich nach dem Tode des Herzogs (1402) nach Venedig und wurde durch Vermittelung eines seiner Schüler, Leonardo Aretino, von da nach Rom zum Papst Gregor XII. eingeladen. Er folgte dem Rufe und sollte 1409 als Gesandter des Papstes Alexander V. in Konstantinopel die Kirchenvereinigung betreiben; denn er selbst war römisch-katholisch geworden. Im Jahr 1413 ging er mit zwei Kardinälen nach Deutschland, um über den Ort des zu haltenden Koncils mit dem Kaiser sich zu verständigen, und begleitete dann den Papst Johann XXIII. nach Kostnitz. In dieser Stadt † er den 16. April 1415, wahrscheinlich aufgerieben von den Strapazen der Reise, u. wurde daselbst im Dominikanerkloster begraben. Außer mehren theologischen Schriften hat man von ihm „Erotemata“ (Anfangsgründe der griechischen Sprache in Frage und Antwort), welches Lehrbuchs, trotz seiner Dürftigkeit, noch Reuchlin und Erasmus sich bedienten und dessen verschiedene Ausgaben (Venedig 1484; zuletzt Berlin 1584) jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten gehören.

Chrysomallus, der Widder mit dem Goldfell, welcher den Phrixus nach Colchis trug. Er war ein Sohn des Neptun von der Theophane und kam von Merkur an die Nephele und von dieser an Phrixus. Mit Sprache begabt, befahl er diesem, ihn zu schlachten. Sein Fell, das goldene Vließ (vellus), wurde im Hain des Ares aufgehängt und von Jason entführt. Die alte Deutung schon hielt ihn für einen Pflegevater des Phrixus, Crius genannt, welcher ihn vor den Nachstellungen der Stiefmutter gerettet habe. Vgl. Argonautenzug.

Chrysomanie (v. Griech.), Goldsucht.

Chrysomorphisch (v. Griech.), goldgestaltig, goldähnlich, goldartig.

Chrysopal (auch Smaragdopal), gemeiner Opal von lauch-, apfel-, öl- oder olivengrüner Farbe.

Chrysophan, s. Klintonit.

Chrysophyllum (Goldblatt, Sternapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, mit 5theiligem Kelch und glockenförmiger Korolle, westindische und südamerikanische Bäume, von denen mehre wohlschmeckende Früchte tragen, die als gesunde Obstarten in ihrer Heimath häufig genossen werden, mehre auch Zierpflanzen in europäischen Gewächshäusern sind. C. Cainito *L.*, C. coeruleum *Jacq.*, Kainito-Goldblatt, gemeiner Sternapfelbaum, ist ein schöner 30—40 Fuß hoher Baum in Westindien, wild und angepflanzt, mit brauner Rinde und ausgebreiteten, überhängenden Aesten, oben glatten, unten filzigen, goldglänzenden großen Blättern und zahlreichen achselständigen, kleinen, purpurrothen, runden Blüthen, worauf die purpurrothe, glatte und runde Frucht folgt. C. glabrum *Jacq.*, glatter Sternapfel, ist ein 15 Fuß hoher Baum in den Wäldern auf Martinique, mit länglichen, glatten, unten blassen Blättern, gehäuften Blüthen und olivengroßen Früchten von weinartigem Geschmack. Das Holz ist sehr hart und dient besonders zu Zaunpfählen in den Kaffeepflanzungen. C. pyriforme *Willd.*, C. Macoucou *Aubl.*, birnförmiger Sternapfel, ist ein 30 Fuß hoher Baum in Guyana u. St. Domingo an den Ufern der Flüsse, mit abwechselnden, länglichen Blättern, einzelnstehenden Blüthen und zu 2—4 längs der Aeste stehenden birnförmigen, gelben Früchten mit dicker, fleischiger und milchiger Schale, weißem, süßem und schmackhaftem Fleische und großen, rundlichen, mandelartig schmeckenden Samenkernen; C. monopyrenum *Sw.*; C. acuminatum *Lam.*, pflaumenartiger Sternapfel, ein Baum in Westindien u. am Orinoco an überschwemmten Stellen, mit länglichen, unten rothfilzigen Blättern, büschelförmig stehenden Blüthen und bläulichen, wohlschmeckenden Früchten (damascener Pflaumen); C. argenteum *Jacq.*, silberfarbiger Sternapfel, ein Baum auf Martinique, mit langgespitzten, unten seidenhaarig-silberweißen Blättern, gehäuften Blüthen u. Früchten von weinartigem Geschmack; C. splendens *Spr.*, Nycterisition ferrugineum *R.* et *P.*, glänzender Sternapfel, ein Baum in Brasilien und Peru, mit oben glänzenden, unten rostfarbigen, seidenhaarigen, sehr schönen Blättern und zu 3 stehenden Blüthen; C. pomiforme *Berter.*, großfrüchtiger Sternapfel, ein Baum auf Jamaika mit Früchten von der Größe eines Apfels. Diese immergrünen Bäume, die

vorzüglich durch ihre Blätter eine Zierde der Gewächshäuser sind, werden im Warmhause in einer Mischung von Torferde, Lauberde, Lehm und Flußsand gezogen, verlangen im Sommer viel, im Winter wenig Feuchtigkeit und müssen gegen heiße Sonnenstrahlen geschützt werden. Ihre Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge.

Chrysopras (grüner Chalcedon), ein durch etwa 1 Procent Nickeloxyd grün gefärbter Quarz, derb, in Platten, stumpfeckigen Stücken und knollig, von ebenem und flachmuscheligem Bruche, apfel-, gras-, pistazien- und olivengrün, kommt in Schlesien auf den kosemützer Bergen vor und ist wegen seiner schönen apfelgrünen Farbe sehr beliebt. Vor etwa 100 Jahren fand ihn ein preußischer Offizier auf. Friedrich II., welcher diesen Stein besonders liebte, trug stets Ringe und Dosen von C. und ließ Sanssouci damit ausschmücken. Die schöne grüne Farbe geht verloren, wenn das Mineral an warmen Orten und trocken liegt, weshalb die Steinschneider dasselbe in Kellern oder zwischen befeuchteter Baumwolle aufbewahren.

Chrysor, ein Heros, der dem siebenten Geschlecht der phönicischen Gottheiten angehört, machte sich durch viele wichtige Erfindungen um die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens verdient. Man verehrte ihn als Gott und legte ihm den Namen Diamichios bei.

Chrysorin, neue, von Rauchenberger in München erfundene Metallkomposition, wird aus 100 Theilen Kupfer und 50 Theilen Zink bei möglichst niedriger Temperatur zusammengesetzt (letzteres, um durch Verdampfung des zuerst zur Hälfte in die Pfanne gelegten Zinks keinen Verlust zu erleiden), dann durch Borax schnell zum Flusse gebracht, in einem Windofen mit Registern schnell geschmolzen und hierauf das übrige Zink in kleinen, heißen Stücken unter beständigem Umrühren schnell zugesetzt, worauf die Legirung schnell ausgegossen wird. Das C. ist von feuriger, glänzender, dem 18—20karätigem Gold ähnlicher Farbe, läuft an der Luft nicht an, erhält durch bloßes Abwaschen seinen Glanz wieder u. läßt sich mit wenig Gold schön vergolden.

Chrysorrhapis (griech.), Träger der goldenen Ruthen, Beiname des Merkur.

Chrysorrhoas (Goldstrom, auch Bardines, Abana, Amana), Steppenfluß in Cölesyrien, entsprang am Libanon, ungefähr 5 Parasangen von Damascus, nahm mehre Bäche in sich auf und theilte sich in zwei Arme, von denen der Hauptarm, jetzt Barady oder Barada, sich beim Dorfe Dummar wieder in drei Arme theilte; der größte derselben, der den Namen Barada behielt, strömte südlich an Damascus vorbei, der zweite, Banas oder Abana, ergoß sich durch die Stadt und der dritte floß nördlich an der Stadt hin. Alle drei vereinigten sich wieder östlich von Damascus und bildeten einen fischreichen Landsee. Seinen Namen C. oder Goldfluß erhielt der Fluß ohne Zweifel wegen der Schönheit u. Fruchtbarkeit seiner Ufer.

Chrysos (griech.), Gold.

Chrysosplenium (Milzkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, charakterisirt durch die mit dem Fruchtknoten verwachsene Blüthenhülle mit 4—5lappigem, innen gefärbtem Saum und einfächeriger Kapsel, fette und ausdauernde zarte Kräuter in allen Welttheilen mit rundlichen Wurzel- und Gegenblättern und gehäuften kleinen Blüthen. C. alternifolium *L.*, wechselblätteriges Milzkraut, Goldmilz, Goldsteinbrech, Steinkresse, hat abwechselnde, nierenförmige Blätter, am Ende in einer gedrängten Afterdolde stehende, kleine, vierzählige, goldgelbe Blüthen und wächst in schattigen Wäldern, an Quellen und Hohlwegen, nur einige Zoll hoch, durch ganz Europa. Sonst war das ganze, fast geruchlose, sehr schwach kressenartig schmeckende Pflänzchen gebräuchlich als Herba Saxifragae aureae s. Saxifrageae aureae s. Hepaticae aureae s. Nasturtii petraei s. Chrysosplenii. Man hielt es für ein auflösendes, gelindstärkendes Mittel bei Krankheiten der Milz, Leber und Harnorgane und wendete es auch gegen chronischen Husten an. C. oppositifolium *L.*, paarblätteriges Milzkraut, hat einen viereckigen Stengel, gegenüberstehende, fast nierenförmige Blätter und kleine, grünlichgelbe, in einem doldenartigen Strauß mit großen Deckblättern stehende Blüthen, wächst an ähnlichen Orten wie die vorige Art, mit der es gleichen Gebrauch hatte.

Chrysostemma (Goldkranz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit aus doppelter Reihe Blättchen bestehendem Kelch. C. Tripteris *Less.*, Coreopsis tripteris *L.*, dreiblätteriger Goldkranz, mit 6—8 F. hohem, oben ästigem, glattem Stengel, entgegengesetzten glatten Blättern und schönen großen Blüthen mit gelben Strahlenblüthchen und brauner Scheibe, auf einblumigen, oft gepaarten Stielen, ist ein Halbstrauch in Nordamerika, der in deutschen Gärten als Zierpflanze kultivirt wird, im Freien in jedem Gartenboden ausdauert, besonders zur Verschönerung der Strauchgruppen dient und durch Wurzeltheilung u. Samen vermehrt wird.

Chrysostomus (griech., s. v. a. Goldmund), Name oder vielmehr Ehrenprädikat durch hohe Beredsamkeit ausgezeichneter Männer. Berühmt sind: 1) Dio C., auch Coccejanus genannt, aus Prusa in Bithynien gebürtig, lebte zu Ende des 1. u. zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr., erwarb sich durch Reisen nach Aegypten und andern Ländern eine ausgezeichnete Bildung, trat dann als Sophist auf, wendete sich jedoch bald zur Stoa und drang mit gewinnender Beredsamkeit auf würdigere Gesinnung und Sitten. Durch seine freimüthigen Reden zog er sich die Ungnade des Kaisers Domitianus zu, mußte fliehen, wanderte zu den Gothen und Thraciern und konnte sein Leben nur durch gemeine Handarbeiten fristen. Nerva rief ihn zurück und Trajan zog ihn in seine nächste Umgebung. Von seinen Reden besitzen wir noch 80, theils rhetorische Uebungen, theils philosophische Traktate. In eleganter, aber von der gekünstelten Manier des Zeitalters angesteckter, durch Länge der Periode dunkler Sprache, gewähren sie manche wichtige Notizen über das klassische Alterthum und sind deshalb mehrfach herausgegeben worden, zuerst Mailand 1476, dann von Morelli, Paris 1604 und 1623, Leipzig 1784 u. 1788, 2 Bde., aus Reiske's Pa-

pieren; von A. Emperius. 2 Bde., Braunschweig 1844. Vgl. Unger, Epistola crit. de Dione Chrys., Leipzig 1841.

2) Johannes C., St., Patriarch von Konstantinopel, einer der berühmtesten Kirchenväter und Redner, wurde geboren 344, nach Andern 347 n. Chr. zu Antiochien, wo seine begüterte Familie in großem Ansehen stand. Als er seinen Vater, Secundus, der eine Stelle im Stabe des militärischen Befehlshabers der asiatischen Provinzen bekleidete, verloren, nahm sich seine Mutter Anthusa der Erziehung des hoffnungsvollen Knaben und Jünglings mit weiser Sorgfalt an und ließ ihm durch den berühmten Rhetor Libanius in der Philosophie u. durch den geachteten Andragathus in der Beredsamkeit eine gründliche literarische Bildung geben, während sie selbst ihn zum Studium der heiligen Schrift anleitete. Frühzeitig entwickelte C. die glänzendste Anlage; sein Sinn war indessen dem Glanze des öffentlichen Lebens zugeneigt, namentlich hatten die Schauspiele, gegen welche er später so heftig eiferte, und die Geschäfte des Forums für ihn so hohen Reiz, daß er in den Advokatenstand trat, der damals die erste Stufe zu Ehrenämtern war. Kaum hatte er jedoch einige Rechtssachen mit glücklichem Erfolge geführt, als er die Ränke der Sachwalter durchschaute. Ein tiefer Widerwille gegen das weltliche Treiben überhaupt und lebhafte Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit u. ausschließlicher Beschäftigung mit den göttlichen Dingen war die Folge davon. Von dem ehrwürdigen Bischofe Meletius in seinem Entschlusse bestärkt, empfing er nach drei Unterrichtsjahren und erhaltener Taufe in seinem 23. Jahre die Weihe zum Amte eines Vorlesers der heiligen Schrift (Anagnostes). Nach dem Tode seiner Mutter führte er den längst gehegten Vorsatz aus, sich den in der Nähe von Antiochien lebenden Asceten anzuschließen, unter welchen der Abt Carterius und der später berühmt gewordene Bischof Diodorus von Tarsus seine weitere geistliche Bildung förderten. Nach 4 Jahren zog er sich in eine noch tiefere Einsamkeit in eine Höhle zurück, worin er 2 Jahre lang unter den ärgsten Kasteiungen lebte, aber auch in Folge davon in eine Krankheit verfiel, die ihn 381 zur Rückkehr nach Antiochien nöthigte. Nachdem er bereits früher auf Bitten seiner Mutter und aus Bescheidenheit der Wahl zum Bischofe ausgewichen war, wurde er im 43. Jahre seines Alters von Meletius zum Diakonus und von Meletius' Nachfolger, Flavianus, zum Presbyter geweiht. Als solcher entwickelte er sein seltenes Rednertalent vor einer großen Gemeinde, und während der 12 Jahre seiner Wirksamkeit erscholl sein Ruhm durch den ganzen Orient. Nichtsdestoweniger verdankte er die Bischofswürde in Konstantinopel nicht sowohl seinen Verdiensten und Fähigkeiten, als vielmehr dem Zufalle, daß ein Günstling des Kaisers Arcadius, der Eunuch Eutropius, ihn in Antiochien predigen hörte. Sozomenus nennt C. die Zierde des ganzen Morgenlandes. Weil der Kaiser einen Aufruhr in Antiochien fürchtete, wenn C. der Stadt entzogen würde, ließ ihn derselbe heimlich nach Konstantinopel führen, wo ihn der Patriarch von Alexandrien, Theophilus, 398 zum Bischof weihte. Die erstiegene Höhe aber war auch die Veranlassung zum Sturz des allbewunderten Redners. Die ascetische Moral, die C. im Bewußtseyn der Würde seines Amtes und der Lauterkeit seiner Absichten in dem sittlich verderbten Konstantinopel predigte, gewann ihm zwar in den niederen Ständen eben so viel Freunde, als sie ihm in den höheren Klassen, insonderheit am Hofe u. unter der Geistlichkeit zahlreiche und erbitterte Feinde zuzog, die, als C. auch die lasterhafte Kaiserin Eudoxia nicht schonte, einen längst gewünschten Vorwand fanden, um durch allerlei Verdrehungen und Lügen eine Anklage gegen ihn zu erheben. Indessen gelang es seinen Feinden doch nicht, bei dem sonst schwachen Kaiser eine Verurtheilung des Angeklagten, der Eudoxia unter andern eine Jesabel genannt haben sollte, zu bewirken, da Ersterer die Verdienste nicht vergessen hatte, welche C. in dem Aufruhr des Gothen Gainas sich um die Hauptstadt erworben, andererseits aber auch wohl fürchtete, daß das Volk in seiner Anhänglichkeit an den gefeierten Lehrer, dessen Palast es 3 Tage lang beschirmte, es eher zum Aeußersten kommen lassen, als C. seinen Feinden preisgeben würde. Um Blutvergießen zu vermeiden, übergab sich daher C. selbst der Staatsgewalt und wurde nach Bithynien verbannt. Da aber die immer höher steigende Gährung des Volkes um so größere Besorgnisse einflößte, als selbst der Himmel durch ein Erdbeben seinen Zorn über das Verfahren gegen den großen Redner an den Tag gelegt zu haben schien, und selbst Eudoxia von den heftigsten Gewissensbissen gequält wurde, so fanden die Vorstellungen seiner Freunde geneigtes Gehör, C. wurde zurückberufen und von dem Volke mit den unbegrenztesten Ehrenbezeigungen empfangen. Als aber C. in seinem Eifer und im Vertrauen auf das Volk am nächsten Feste des Märtyrertodes des Johannes abermals gegen Eudoxia sprach, sie als eine Herodias bezeichnete und die ihrer Bildsäule erwiesene Verehrung hart rügte, schwur nicht bloß die beleidigte Frau dem Redner unversöhnliche Feindschaft, sondern es gelang ihr auch, denselben auf einer Synode zum zweiten Male absetzen zu lassen. Auch diesmal ward zwar C. von dem Volke geschützt, so daß seine Feinde ihn nicht eher aus der Stadt zu entfernen vermochten, bis er sich abermals freiwillig stellte, um den Grausamkeiten ein Ziel zu setzen, womit man gegen seine Anhänger wüthete; indessen blieben die Hände der gegen ihn gedungenen Meuchelmörder bewaffnet. Als C. auch zu Cucusus, am Orte seiner zweiten Verbannung, zahlreiche Freunde u. Anhänger fand, wußten seine Gegner von dem Kaiser Arcadius ein neues Dekret zu erwirken, welches den Verfolgten nach Pityus an den äußersten Grenzen des Reichs verwies. Wie er schon die 70tägige Reise nach Cucusus unter den erschöpfendsten Entbehrungen u. Mühsalen hatte zurücklegen müssen, so ward er bei dieser weitern Deportation nicht besser behandelt. Man zwang den von Krankheit schwer gebeugten Greis, die Reise zu Fuße und in der glühendsten Sonnen-

hitze mit unbedecktem Scheitel zu machen. Er erreichte den Ort seiner Verbannung auch wirklich nicht. Zu Comanum in Pontus wurde er, völlig unfähig die Wanderung fortzusetzen, in das Oratorium des heiligen Märtyrers Basiliscus gebracht, wo er den 14. Sept. 407 †. Seine irdischen Ueberreste wurden an der Seite des heiligen Basiliscus bestattet, 438 aber nach Konstantinopel gebracht und in der Kirche der Apostel in den Begräbnissen der Kaiser beigesetzt, später aber in die Kirche des Vatikans zu Rom übergeführt. Der Name C. ward ihm erst nach seinem Tode beigelegt, um die Fülle der Beredsamkeit zu bezeichnen, wodurch er alle übrigen Kirchenväter überragte. Die griechische Kirche feiert den 13. Nov., die römische den 27. Januar sein Gedächtniß. Was den Charakter des C. betrifft, so zeigte er überall einen streng sittlichen mit Liebe gepaarten Ernst, und seine Gesinnungen waren bei aller Färbung durch die Dogmatik und bei aller seiner Vorliebe für mönchische Ascese seiner Zeit ächt christlich. In Konstantinopel führte er als Bischof ein eben so einfaches und prunkloses als wohlthätiges Leben. Während er den Aufwand seines Hauses auf das Nothwendigste beschränkte, unterhielt er mehre Hospitäler. Durch Wort und Beispiel wirkte er zur Verbesserung der Sitten der Geistlichen. Mit Eifer suchte er auch Heiden u. Häretiker zu bekehren; er sendete selbst einen Bischof als Missionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, andere nach Persien und Palästina. Almosen spendete er mit so unermüdlichem Fleiße, daß er den Beinamen „Johannes der Almosenspender" erhielt. Nicht minder widmete er sich mit Aufopferung der Krankenpflege. Als der Minister des Kaisers, Eutropius, in einem Aufruhr an dem Altare, den er früher frech entweiht hatte, Schutz suchte, rettete ihn C. vor dem wüthend eindringenden Volke durch eine Rede über die Nichtigkeit aller irdischen Größe u. stellte die Ruhe wieder her. Gleicherweise bewog er durch seine Beredsamkeit den bereits erwähnten Gainas, Anführer der Gothen in kaiserlichen Diensten, der die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte und den Kaiser in seiner eignen Hauptstadt belagerte, zum Abzuge und Aufgeben seiner Pläne. Vom oratorischen Standpunkte betrachtet, sind die Vorträge des C. nach Inhalt und Form ausgezeichnet. Obgleich er, was den Inhalt betrifft, sich keineswegs von allegorisch-mystischen Deuteleien fern hielt, so legte er doch im Allgemeinen nicht nur die Bibel auf eine freie, ungezwungene und sinngetreue Weise aus, sondern wußte auch die behandelte Stelle mit seltener Meisterschaft fruchtbar anzuwenden. Wenn er auch vielfach in den Fehler des herrschenden Spekulirens über Wahrheiten der Religion verfiel, oder heftig gegen Juden, Heiden und Häretiker polemisirte, so ordnete er doch wieder im Ganzen Alles dem praktischen Interesse unter, und die Orthodoxie lag ihm in der That weniger am Herzen, als die Anempfehlung christlicher Gesinnung und Handlungsweise. Die große Wirksamkeit seiner Rede gründete sich vor Allem auf die geniale Weise, womit er das menschliche Herz zu ergreifen und zu erschüttern verstand, wurde aber wesentlich unterstützt durch die Art seines Vortrages, welcher, wenn auch keineswegs fehlerfrei, sondern durch das Streben nach übertriebener Deutlichkeit, durch allzu große Häufung von Beispielen u. Gleichnissen, zu weitläufige Ausführung der Gemälde, durch Uebertreibung und Wortspiele vielfach entstellt, doch durch wahre Popularität, Klarheit, edle Wortfülle, Kraft und eindringende Lebendigkeit und Salbung ausgezeichnet war. Die Zahl seiner Homilien und Reden, die theils von ihm selbst herausgegeben, theils von Tachygraphen nachgeschrieben wurden, ist sehr bedeutend. Die besten Ausgaben seiner Werke sind von H. Savills (8 Bde., Eton 1610—1613), griechisch u. lateinisch von Fronto Ducäus u. Claud. Morellus (12 Bde., Paris 1609—1633, Frankf. 1698, 1723), von Montfaucon (13 Bde., Paris 1718—1738, Paris und Leipzig 1834—40). Des C. Schrift „Ueber das Priesteramt" (De sacerdotio) wurde von Bengel (Stuttgart 1725) und Khager (Augsburg 1775) herausgegeben, seine „Homilien zu Matthäus" von Field (3 Bde., Canterb. 1839). Uebersetzt wurden seine Homilien von Cramer (10 Bde., Leipzig 1748—1751), in einer Auswahl von Lutz (Tübingen 1846); die „Homilien über die Briefe des Paulus" von Arnoldi (6 Bde., Trier 1831—40). Vgl. Neander. Joh. C., 2 Bde., Berlin 1832.

Chrzanowski, Adalbert, polnischer General, geboren 1788 in der Woiwodschaft Krakau, erhielt seine kriegswissenschaftliche Bildung in Warschau, nahm dann an dem Feldzuge von 1812 und 1813 als Ingenieuroffizier rühmlichen Antheil und wohnte dem von 1829 gegen die Türken als Hauptmann im Generalstabe der russischen Armee bei. Obwohl die polnische Revolution 1830 gegen seine Ueberzeugung stritt, so nahm er doch, von den Verhältnissen gedrängt, daran Theil, wurde anfangs zur Befestigung von Zamosc kommandirt, dann Kommandant in Modlin, kam Anfangs 1831 in das Corps des Generals Zymierski und ward hierauf Chef des Generalstabs Skrzynecki's, von dem er im Mai als Brigadegeneral mit 6500 Mann zu einer Division nach Volhynien entsendet wurde. Ungünstige Umstände ließen ihn nicht sein Ziel erreichen und zwangen ihn, schleunigst nach Zamosc zurückzukehren, von wo er später eine bedeutende Zahl Geschütze nach Warschau brachte. Bei Minsk errang er Vortheile, ohne sie zu benutzen. Vor der Uebergabe Warschau's war er unter Krukowiecki Gouverneur der Stadt, schloß die politischen Gesellschaften und stimmte endlich für die Uebergabe. Er blieb darauf in Warschau, ging später mit russischen Pässen nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat endlich in seinem frühern Grad als Oberstlieutenant wieder in russische Dienste und ward später Oberst. Die heißblütigen Demokraten nannten ihn einen Verräther an der Sache des Vaterlandes, ein Vorwurf, der indeß nicht erwiesen ist. Im Frühling 1849 wurde er, angeblich auf den Betrieb des Obersten Zamoyski, zur Reorganisation des piemontesischen Heers nach Turin berufen, wohin ihm noch andere polnische Offiziere folgten. Obgleich er nur den Rang eines Generallieutenants bekleidete u.

nicht den Titel eines General-en-Chef, sondern nur den eines Majorgenerals (Generalquartiermeisters) führte, auch seine Stellung zu dem gleichfalls am Kriege Theil nehmenden Könige eine unbestimmte blieb, so war er der eigentlich verantwortliche Obergeneral in dem verhängnißvollen 5tägigen Feldzuge von 1849, der über das Schicksal Sardiniens und der ganzen Halbinsel entschied. Bei der Leitung der Operationen vermißte man die sonst von C. gerühmte Vorsicht, da er nicht die Polinie zum Hauptstützpunkt derselben nahm, sondern Novara, auf der geraden Straße von Turin gegen Mailand, zum Mittelpunkt seiner Aufstellung machte. Man sagte, daß er sich in seinem Operationsplan dem Drängen der demokratischen Partei habe anbequemen müssen, die am 23. März, am Jahrestage des vorjährigen Abzugs der Oesterreicher aus Mailand, wieder daselbst einzuziehen hoffte. In der Schlacht bei Novara (23. März) war das piemontesische Heer schon umgangen, als C. noch einen Hauptschlag vorbereitete, aber auf die Kunde von der Umgehung jeden weitern Angriffsplan aufgab u. den Rückzug anordnete. Nach Beendigung des Feldzugs, während dessen er keinen Sold angenommen, vom König entlassen, blieb er bis zum Mai 1850 in den sardinischen Staaten, nachdem er noch vorher dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht zu seiner Vertheidigung übergeben hatte.

Chthonia, 1) die Unterirdische, Beiname der Demeter u. der Hecate. — 2) Tochter des Colontas, eines Argivers, widersprach ihrem Vater, als er die Demeter auf ihren Wanderungen nicht aufnahm. Die zürnende Göttin verbrannte den Colontas sammt seinem Hause, entrückte aber die Jungfrau nach Hermione, wo der symbolische Dienst der Göttin uralt war und man sich den Eingang zur Unterwelt dachte; hier widmete C. ihrer Retterin, welche nun nach ihr benannt wird, einen Tempel. Das der Göttin daselbst im Sommer gefeierte Fest erhielt ebenfalls den Namen C. — 3) Tochter des Erechtheus u. der Praxithea, Gemahlin des Butes, fiel bei dem Stammkriege um das Priesterthum des Poseidon und der Demeter als ein Opfer den Mächten der Tiefe und erhielt es dadurch ihrer Familie.

Chthonische Götter, s. Chthonius.

Chthonius, Beiname mehrer Götter, in sofern sie theils als Lokalgötter verehrt wurden, theils mit der Unterwelt in Berührung standen, wie des Pluto, des Dionysus Zagreus (Bacchus), des Hermes als Necropompus.

Chuapa, Fluß in Chili, strömt aus dem Schooße der Anden, scheidet die Provinzen Coquimbo und Quillota, nimmt seine Richtung von Osten nach Westen und mündet nach einem Laufe von 24 Meilen in den Australocean.

Chucuyto, Stadt in der peruanischen Provinz Cicojao, im Süden von Puno, hart am westlichen Ufer des Titicaca, der nach ihr auch der See von C. genannt wird, hat gegen 5000 Einwohner, die Tapeten, Decken und Poncho's fabriciren u. besonders schön in Vigogne färben.

Chudoba (Cudowa), Badeort und Kolonie zu Deutsch-Tscherbeney in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Glatz. Die Badeanstalt wurde 1792 vom Reichsgrafen Stillfried errichtet, die Quelle war schon seit 1622 bekannt. Sie ist dem pyrmonter Sauerbrunnen ähnlich, hat aber reicheren Kohlensäure- und Eisengehalt; durch eine Mischung mit Wein u. Zucker erhält ihr Wasser einen dem Champagner ähnlichen Geschmack. Der Badeort ist trotz seiner schönen romantischen Lage jetzt wenig besucht.

Chunkiar-Skelessi, s. Hunkiar-Skelessi.

Chumbul, Fluß in der britisch-ostindischen Provinz Malwah, entspringt nahe bei den Ruinen von Mueda, wendet sich nach Nordosten, geht bei Kotah vorbei und mündet nach einem Laufe von 88 Meilen in den Dschumna. Er trennt das englische Gebiet von dem des Maharadschah Scindiah.

Chumeirah, s. v. a. Aischah, Mohammeds zweite Gemahlin, s. Aische.

Chunchos, zahlreicher Indianerstamm in Peru, wohnt im Norden der Provinz Cuzco zwischen den Quellenströmen des Maranhon, dem Beni, Inambari und Pilcomayo, gehört zu den Indios barbaros und hat sich den spanischen Peruanern so furchtbar gemacht, daß diese die Grenze von Cuzco durch verschiedene Forts gegen seine Einfälle schützten. Durch die C. wurde besonders der blutige Krieg von 1742 entfacht; sie leben theils in Dörfern, theils wild in Gebirgen und Wäldern und gehorchen einem Kaziken, der sich Chungo nennt und seine Abkunft von den Inka's Peru's ableitet.

Chuprah, Hauptstadt in der britisch-ostindischen Provinz Bahar, Distrikt Sarun, $^1/_2$ Meile vom Ganges, ist auf indische Art gebaut und hat 44,000 Einwohner, welche Salpetersiedereien und Handel mit Nepal treiben.

Chuquisaca, Hauptstadt der südamerikanischen Republik Bolivia, ist Sitz der Centralregierung, der gesetzgebenden Versammlung und der Oberbehörden, eines Erzbischofs, dem die sämmtlichen übrigen Bischöfe von Bolivia und der Platastaaten untergeordnet sind, und der Universität. Die Stadt liegt in einer reichen fruchtbaren Gegend im reizenden Thale des Cachimayo; die Luft ist mild und angenehm, die Umgebungen von blühenden Fruchtgärten bedeckt, die das trefflichste Obst liefern. An Wasser ist Mangel, da kein Kanal die Stadt mit dem $1^1/_2$ Meilen entfernten Cachimayo verbindet und der Quellen wenige sind. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat aber wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige Häuser, außer dem Marktplatz, der von schönen zweistöckigen Gebäuden umgeben ist, eine Kathedrale, 7 Klöster, eine Pfarrkirche, ein Hospital und gegen 15,000 Einwohner, theils Kreolen, theils Indianer und Mestizen von allen Klassen, die sich von Handel und Gewerben, besonders aber von Land- und Bergbau nähren. Als Pizarro 1538 in diese Gegend kam, fand er die beträchtliche Indianerstadt C. Pedro Angures, einer seiner Hauptleute, entwarf den Plan zur Anlegung einer spanischen Stadt, die er la Plata nannte, weil die reiche Silbermine Porco in der Nähe war; doch mußte bald der neue Name dem alten weichen. Von den Europäern wurde sie auch Charcas genannt, weil sie der Hauptort der gleichnamigen Intendanz war.

Chur (ital. Coira, lat. Curia), Hauptort des schweizerischen Kantons Graubündten, am Fuße

der Schalficker- und Churwalderberge, in einem fruchtbaren, nur gegen Südwesten und Norden offenen Thale, an der wilden Plessur, die sich $1/2$ Stunde weiter in den Rhein ergießt, ist Sitz der Kantonalbehörden und des Bundestags, sowie einer ökonomischen Gesellschaft. Die mit Graben und Mauern umgebene Stadt ist eng und finster und hat krumme, unsaubere Straßen. Der obere oder östliche Theil bildet den bischöflichen Hof mit eigenen Ringmauern und Thoren und umfaßt die aus dem 8. Jahrhundert stammende Domkirche, die Residenz des Bischofs, mehre Domherrenkurien, ein Kapuzinerhospiz, das bischöfliche Seminar und das ehemalige Prämonstratenserkloster St. Lucien, jetzt Kantonsschule. In der tiefer liegenden Stadt sind bemerkenswerth: 3 reformirte Kirchen, das Regierungsgebäude, das Rathhaus mit der Stadtbibliothek, die reformirte Kantonsschule, die Stadtschule, das Kornhaus ꝛc. C. ist Hauptstapelplatz des Transitohandels zwischen Italien und Deutschland, hat 5000 Einwohner, welche Baumwollenweberei, Zinkblech- und Messingfabriken, sowie Landbau u. Viehzucht treiben. Die Bürgerschaft ist ganz reformirt und hat eine eigene Verfassung mit dem ihr vom Kaiser Friedrich III. verliehenen Münzrechte. Es ist Geburtsort der Malerin Angelika Kaufmann. In der Nähe ist das Lurlibad. Die Einwohner der Umgegend heißen Churwahlen. Auf der Stelle von C. standen ehemals 3 Castra: Marsoila, Spinoila, Ymburg. Um letzteres, an dessen Stelle jetzt das Rathhaus steht, wurde nach und nach die Stadt, von den Römern Curia genannt, erbaut; später wurde sie freie Reichsstadt, trennte sich aber 1498 vom deutschen Reich und verband sich mit den rhätischen Landen. Im Jahr 1526 wurde die Reformation in C. eingeführt, was den Bischof veranlaßte, sich zur Vernichtung der Reformirten mit dem Abt von St. Lucien und mehren weltlichen Herren zu vereinigen, doch wurde der Plan verrathen und der Abt enthauptet. Im Jahr 1622 fiel C. in die Hände der Prättigauer, wurde aber schon im folgenden Jahre von den Oesterreichern wieder genommen, die 1624 von den Schweizern und Franzosen zur Uebergabe gezwungen wurden; doch kam es 1629 wieder an Oesterreich. Am 7. März 1799 wurde C. von Masséna eingenommen und der österreichische General Auffenberg hier gefangen. Das Bisthum C., nach Einigen vom Apostel Petrus selbst, nach Andern um 480 gegründet, war sonst sehr groß und erstreckte sich fast über das ganze Bündtnerland. Kaiser Friedrich I. ertheilte dem Bischof Egino den Fürstentitel, und der nunmehrige Fürstbischof hielt einen förmlichen und sehr glänzenden Hof, an dem die Erbherzöge von Oesterreich Erbschenken, die Ritter von Marmels Erbmarschälle, die Grafen von Mätsch Erbtruchsesse und die Freiherren von Belmont Erbkämmerer waren. Im Jahr 1642 erhielt der Bischof Johannes Flug von Aspermont auf sein Ansuchen Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Nach Einführung der Reformation kauften sich die meisten Gemeinden von der Hoheit des Bisthums los, dessen weltliche Besitzungen 1802 der Schweiz als Entschädigung für andere Abtretungen gegeben wurden.

Church, Sir Richard, griechischer Staatsrath, kommandirte 1813 und 1814 in Zante ein leichtes griechisches Regiment in englischen Diensten, stand hierauf als General in Sicilien und Malta und bot 1826 den bedrängten Griechen seine Dienste an. Nachdem er im März 1827 gelandet war, gelang es ihm, die Vereinigung der Nationalversammlung zu Kastri mit den in Aegina versammelten Abgeordneten zu Stande zu bringen. Als Obergeneral der griechischen Landmacht arbeitete er dann thätig an der Ausführung seines Auftrags, das hart bedrängte Athen zu entsetzen, sah sich aber durch die Uneinigkeit und Eifersucht der griechischen Chefs in seinen Operationen gehemmt, in Folge dessen die Akropolis fiel, was seinem Einflusse einen empfindlichen Schlag versetzte; Maurokordatos suchte sogar seine Gesinnung zu verdächtigen. Dessen ungeachtet besetzte C. mit dem Reste seiner Truppen den Isthmus von Korinth und stellte 1827 durch einen glücklichen Zug in das westliche Griechenland, auf welchem er Reschid Pascha zwang, sich von Dragomeste zurückzuziehen, und sich zum Herrn dieses ganzen Landestheils machte, sein Ansehen wieder her. Unter der provisorischen Regierung sah C. seine Dienste schlecht belohnt, indem der Präsident Kapo d'Istrias ihn überging und seinem Bruder Viaro Kapo d'Istrias die oberste Leitung der Kriegsangelegenheiten übergab. Am 1. Januar 1830 gab C. daher seine Entlassung ein und zog sich nach Argos zurück, ergriff aber nach Kapo d'Istrias' Fall wieder das politische Steuer, erklärte sich offen gegen die neue, unter Augustin Kapo d'Istrias zusammengesetzte Regierung, trat an die Spitze der Opposition und ward von König Otto in den Staatsrath berufen. Er † 1850.

Churchill, nordamerikanischer Fluß, entspringt unter dem Namen Biber mitten im westlichen Binnenlande, an einem Landrücken, der vom Felsengebirge sich nach Nordosten erstreckt, u. fließt anfangs nach Osten, dann nach Nordosten, wo er in den Kreuzsee fällt und aus diesem in den Schwarzenbärensee abfließt; aus letzterem kommt er als Missisippi, welcher indianische Name dem englischen C. hat weichen müssen, wieder zum Vorschein, strömt nach Osten, bildet den Kettlekatarakt, wendet sich bei Nelsonhouse nach Nordosten, durchströmt den Granville- und dann den Bigsee und mündet in zwei Armen in das Hudsonsmeer, der westliche dieser Arme, der Seal, westwärts vom Fort Churchill, der östliche aber, der eigentliche C., der sich wieder in zwei Aeste theilt, bei Fort Churchill selbst. Der untere Theil des Stromes bildet eine Straße der Hudsonspelzhändler und ist sehr bekannt, weniger der obere Theil, ehe er in den Schwarzenbärensee tritt. An der Mündung des C. liegt ein gleichnamiges Fort der Hudsonsbaigesellschaft daselbst, welches von Steinen im Viereck erbaut und 20 Fuß hoch mit Pallisaden umgeben ist. Die Faktorei wird besonders von Eskimos besucht, die Pelzwerk, Häute, Fischbein, Thran und Vogelfedern zum Austausche bringen.

Churchill, Charles, einer der berühmtesten englischen Satyriker, ward 1731 zu Westminster geboren, wo sein Vater Prediger an der Kirche S. Johns war. Nachdem er an der Westminsterschule die wissenschaftliche Vorbildung empfangen,

sollte er zu Oxford Theologie studiren, doch verließ er plötzlich die Universität, verheirathete sich in London und begann später sein Studium zu Sunderland im nördlichen England von Neuem, wurde ordinirt und erhielt eine kleine Pfarrstelle. Nach seines Vaters Tode wurde er dessen Nachfolger, gab sich aber seltsamen Ausschweifungen hin, gerieth durch mißglückte Spekulationen in drückende Schulden und schrieb Satyren, um seinen zerstörten Verhältnissen zu Hülfe zu kommen. Seine erste Satyre, die „Rosciade", die anfangs ohne seinen Namen erschien, machte ihn bald berühmt und gefürchtet, ein Erfolg, der ihn übermüthig und ausgelassen machte. Die Mißbilligung seiner Vorgesetzten über seinen Lebenswandel bewog ihn, seine Stelle niederzulegen, u. nur noch zügelloser gab er sich nun seinen Leidenschaften hin, die ihn selbst in politische Händel verwickelten. Er ließ sich von seiner Frau scheiden, verführte die Tochter eines Kaufmanns in Westminster und verscherzte endlich die öffentliche Achtung gänzlich. Politischer Vergehen verdächtig, sollte er endlich verhaftet werden, doch rettete er sich u. floh zu seinem Freunde Wilkes nach Frankreich, † aber bald nach seiner Ankunft in Boulogne im Herbst 1764. Die bedeutendsten seiner Satyren sind außer der genannten: „Apology to the critical reviewers", durch eine schiefe Beurtheilung seiner „Rosciade" veranlaßt, „The Ghost", „The Candidate", „The Farewell", „The Conference", „The Author", „The Prophecy of Famine". Seine „Poems" erschienen London 1763. Gesammelt erschienen seine Schriften „Works" London 1774; „Poetical Works, with explanatory Notes and an authentic account of the Life of the author", London 1804. C.s Satyre ist beißend, aber ohne Adel der Seele und Charakterwürde; sie ist fast stets persönlich, und wo sie sich zum Allgemeinen erhebt, wird sie oft oberflächlich u. matt. Haben ihn Einige den Juvenal Englands genannt, so haben sie eben so sehr übertrieben, als der strenge Samuel Johnson, der C. einen Narren nennt.

Churfürst, s. v. a. Kurfürst.

Churros, die spanischen Schafe mit ganz grober Wolle, welche, im Bau den Merinos ziemlich ähnlich, fast ausschließlich schwarze, nur zu den geringsten Zeuchen brauchbare Wolle haben. Aus der Vermischung der C. mit den Merinos entsteht die Mittelgattung der Amerinados, welche eine gute Kammwolle liefern.

Churubusco, Ort, einige Tagereisen nördlich von Mexiko, bei welchem den 20. August 1847 die Nordamerikaner die Mexikaner schlugen.

Churwälsche Sprache, s. Romanische Sprache.

Churwalden (Vallis Corvantiana), wildes, aber wiesenreiches Thal im schweizerischen Kanton Graubündten, dessen Einwohner deutsch reden, ein eigenes Gericht haben, das aus einem Landamman und 14 Geschworenen besteht, und zum Hochgericht Zellfort im Zehngerichtenbunde gehören. Sie sind theils katholisch, theils reformirt, leben aber in musterhafter Eintracht, feiern ihre Feste nach dem alten julianischen Kalender u. bedienen sich einer u. derselben Kirche. Im J. 1649 kauften sie sich von Oesterreich los. Ihre zerstreut liegenden Wohnungen und Höfe bilden 4 Pfarrdörfer, unter denen Churwalde an der Landstraße von Chur nach Chiavenna das bedeutendste ist.

Chusa, Schatzmeister des Königs Herodes Antipas, dessen Weib Johanna eine Zeit lang mit Jesus umherzog, um ihm Handreichung zu thun.

Chusi, Vertrauter Davids, der dem vor Absalon aus Jerusalem geflohenen König Kunde verschaffte.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrhundert Anwohner des kaspischen Meeres, an dessen Westseite am Einfluß der Wolga, daher das kaspische Meer auch das chwalisische genannt wurde.

Chwostow, Dmitrij Iwanowitsch, Graf von, russischer Dichter, geboren am 19. Juli 1757 zu Petersburg, wurde zu Moskau erzogen, besuchte die dasige Universität und trat 1772 als Offizier in die kaiserliche Garde. Als Oberproviantmeister erhielt er 1783 den Hofrathstitel, stand 1788 als Oberstlieutenant unter Suwarow und nahm 1795 seinen Abschied. Im Jahr 1797 ward er Oberprokurator des Senats, kam 1799 in die heilige Synode, ward später Geheimerath und Senator und erhielt den sardinischen Grafentitel. C. † den 3. November 1835. Seine Schriften, Lustspiele, lyrische und didaktische Gedichte ꝛc., erschienen zu Petersburg 1817, 4 Bde.

Chylus (Milchsaft, Speisesaft), die von den lymphatischen Gefäßen des Nahrungskanals (Milchgefäßen, vasa lactea) aufgenommene, durch den Milchsaftgang dem Blute zugeführte Flüssigkeit. Der aus gewöhnlicher Kost gebildete C. ist eine samenartig riechende, schwach salzige, etwas süßlich schmeckende, meist alkalisch oder neutral (nach Tiedemann und Gmelin) reagirende, etwas klebrige Flüssigkeit, bei den Säugethieren von einer trüben oder wolkigen, milchweißen, gelbweißen, graulichen oder röthlichen Farbe, bei den Vögeln, Amphibien und Fischen aber von fast farbloser, durchsichtiger Beschaffenheit. Der frisch aufgefangene C. aller Thiere gerinnt, nachdem er 9—12 Minuten an der Luft gestanden. Nach einiger Zeit, bald in 52 Minuten (beim Ochsen), bald in 4 Stunden (beim Pferde), bald noch später, scheidet sich ein kleiner Kuchen von dem Serum ab. Der Kuchen, welcher sich zu Boden senkt, falls er nicht an der Wand des Gefäßes irgendwo anhängt, ist bald zäher, bald weicher, leicht zerreißbar, sogar oft nur gallertartig; bleibt er im Blutwasser, so löst er sich zuweilen mit der Zeit wieder in demselben auf. An ihm haftet der Riechstoff des C. Das Serum ist immer klarer, als der ganze C., indeß keineswegs immer klar, meist weißgelblich, zuweilen röthlich, seltener weiß oder milchig. Sein specifisches Gewicht beträgt nach Marcet 1021 bis 1022. An der Luft trübt es sich bald, bildet einen Bodensatz (Chyluskörperchen und Blutscheibchen) und setzt zuweilen auch an der Oberfläche einen fetten Rahm ab. Das quantitative Verhältniß des Kuchens zum Serum ist sehr verschieden; nach Tiedemann und Gmelin zwischen 1:20 und 1:94 schwankend. Unter dem Mikroskop entdeckte man kleine, in einer Flüssigkeit suspendirte, farblose Körperchen im C., die gewöhnlich von kugeliger, zuweilen auch eckiger, bald mehr länglicher, bald mehr platter Gestalt sind. Außer diesen eigent-

lichen Chyluskörperchen finden sich im C. des Brustgangs auch noch Fettkügelchen von sehr verschiedener Größe, sowie vollständige Blutkörperchen vor, sowie man auch die mannigfaltigsten Uebergangsformen zwischen Chyluskörperchen u. Blutkörperchen darin beobachtete. Die Größe der Chyluskörperchen bestimmte Wagner im Durchschnitt auf 0,0033'''. Die Fettkügelchen haben eine sehr verschiedene Größe. Schultz schätzt sie auf 0,0002—0,0008''', Bruns im C. der Menschen auf 0,0006—0,0065'''; H. Nasse fand sie meist 0,0012 bis 0,0024''', im Durchschnitt 0,0018''' groß. Aus Versuchen läßt sich für die chemische Natur der Körperchen der Schluß ziehen, daß sie aus Fett und Faserstoff bestehen müssen; nur ein Theil ihrer Peripherie kann Käsestoff seyn. Die Hauptbestandtheile des C. sind Eiweiß, Fett, Faserstoff, Käsestoff. Außer dem nicht wesentlichen Blutroth sind noch Extraktivstoffe, Speichelstoff, alkalische und erdige Salze nebst etwas Eisen darin enthalten. Die meisten festen Bestandtheile besitzt der Milchsaft der Fleischfresser, die wenigsten der der Schafe; dennoch liefert der erstere weniger Faserstoff als der der Pferde und Schafe. Ueberhaupt mag wohl die Zusammensetzung des C. weit mehr von der Natur der Nahrungsmittel, als von der Thierart, welche dieselben zu sich nimmt, abhängen.

Chymosis (griech.), die Bereitung des Speisebreies.

Chymus (Speisebrei), die breiartige Masse, in die bei allen Thieren, selbst schon bei den Polypen, die genossene feste Nahrung verwandelt wird. Er ist, namentlich bei den Mammalien, meistentheils graulich, zuweilen bräunlich oder grünlich, schmeckt und riecht fade und ekelhaft, zuweilen deutlich sauer, zeigt gegen Reagentien freie Säure und läßt, wenn seine Bildung beendigt ist, die genossenen Nahrungsmittel dem Auge nicht mehr erkennen; unter dem Mikroskop sieht man Kügelchen darin. Er bildet sich, indem die Speisen überhaupt erst feucht, dann schwammig, weich und aufgeschwemmt werden, bis sie endlich ihre Form verlieren und zu einem gleichartigen Brei werden, wobei auch ihre natürliche Farbe meist verloren geht und das Grün der Vegetabilien wie das Roth des Fleisches mehr oder weniger graulich wird. Der C. wird besonders in dem Pförtnertheil des Magens in größerer Menge angetroffen und hat zunächst die Bestimmung, im Dünndarm durch Einwirkung der Galle und des Bauchspeichels in Chylus verwandelt zu werden. Er kann übrigens nach der Verschiedenheit der Nahrungsmittel und dem Zustande der Verdauungssäfte die verschiedenartigste chemische Beschaffenheit haben. Daher die so verschiedenen Resultate Spallanzani's, Carminati's, Macquarts, Brugnatelli's, Virdets u. A., welche sich mit der Erforschung der Natur des Magensaftes beschäftigt haben.

Chyniladan, König von Assyrien und Babylonien, folgte 667 v. Chr. auf Saosduchin, besiegte die Meder, zerstörte Ecbatana und tödtete den König Arphaxad; sein Feldherr Holofernes sollte die Abendländer besuchen, fiel aber vor Bethulia. Gegen das Ende seiner Regierung empörten sich die Meder und Babylonier, denen sein Nachfolger Sardanapal unterlag.

Chynlenwurzel, s. Chinlenwurzel.

Chyryn, persische Sklavin zu Anfang des 5. Jahrhunderts, Geliebte des Prinzen Khosru-Perwyz, von dem sie einen Ring erhielt. Als C.s Herr ihr Liebesverhältniß bemerkte, befahl er einem Sklaven, sie in den Euphrat zu stürzen; ihre Bitten erweichten aber den rohen Knecht, der sie entfliehen ließ. Bei einem Einsiedler, der die Flüchtige aufnahm, lebte sie mehre Jahre, und als Perwyz den Thron bestieg, sandte sie ihm den Ring, worauf der Prinz sie mit prächtigem Gefolge abholte und bis an sein Ende in ungetrübtem Glücke mit ihr lebte. Sein Sohn und Nachfolger verfolgte sie mit gleicher Leidenschaft, doch erlaubte er ihr auf ihre Bitte, noch einmal Perwyz' Grab besuchen zu dürfen, wo sie an einem vorher genommenen Gifte starb. Ihre Geschichte wurde von orientalischen Dichtern oft besungen.

Chytawa, s. Zittau.

Chyträus (eigentlich Kochhaff), 1) **David**, deutscher Theolog, geboren den 26. Februar 1530 zu Ingelfingen bei Schwäbisch-Hall, wie man gewöhnlich annimmt, wahrscheinlicher aber bei Brakenheim im Würtembergischen, erhielt von seinem Vater, der 1559 als Prediger zu Menzingen starb, eine sorgfältige Erziehung und ward fast noch im Knabenalter zum Baccalaureus und im 15. Jahre zum Magister ernannt, worauf er in Wittenberg Melanchthons Schüler und Hausgenosse ward. Der 1546 ausgebrochene Krieg zwang ihn, Wittenberg zu verlassen; er wandte sich nach Heidelberg und Tübingen, kam aber 1548 nach Wittenberg zurück und hielt Vorlesungen über Rhetorik, Astronomie und Melanchthons „Loci communes". Im Jahr 1550 unternahm er eine Reise nach Italien, ward im folgenden Jahre Professor zu Rostock, wohnte 1557 zu Worms dem Religionsgespräche zwischen den protestantischen und katholischen Theologen bei, wurde 1558 zu einer Zusammenkunft mecklenburgischer Theologen nach Wismar berufen und 1561 zum Doktor der Theologie ernannt. Der große Ruf, den er sich bereits erworben, verschaffte ihm viele ehrenvolle Anträge, doch zog er es vor, in Rostock zu bleiben. Dagegen wurde sein Rath häufig in kirchlichen Angelegenheiten eingeholt, und seine Stimme gab nicht selten den Ausschlag. Im Jahr 1561 begleitete er den Herzog Ulrich von Mecklenburg auf den Reichstag nach Naumburg und 1566 auf den Reichstag nach Augsburg; 1568 half er in Oesterreich und 1574 in Steiermark das Kirchenwesen der augsburgischen Konfession gemäß einrichten, 1576 entwarf er gemeinschaftlich mit Martin Chemnitz die Statuten der neu errichteten Universität Helmstädt und hatte auch Antheil an der Abfassung der Konkordienformel. Kurfürst August von Sachsen berief ihn, um mit ihm die Vereinigung der protestantischen Kirche zu überlegen, und zu diesem Behufe wohnte C. den theologischen Unterredungen zu Torgau, Magdeburg, Tangermünde und Jüterbogk bei. In Rostock las er außer über Theologie auch über Philosophie, alte Literatur und Geschichte. Er † als erster Professor der Theologie zu Rostock und Mitglied des Konsistoriums den 25. Juni 1600. Seine „Historia der augsburgischen Konfession" (Rostock 1576) ist ein sehr schätzbares Werk.

Außerdem schrieb er „Oratio de statu ecclesiarum in Graecia, Asia, Africa, Bohemia etc.“ (Wittenberg 1575, Erfurt 1583; deutsch von H. Arnold 1581); „De lectione historiarum recte instituenda“ (Straßburg 1563) u. A. Gesammelt erschienen seine „Opera theologica“ Leipzig 1599, seine „Orationes“ Hannover 1614 und seine „Epistolae“ das. 1614.

2) Nathan, deutscher Literator, Bruder des Vorigen, geboren den 15. März 1543 zu Menzingen bei Heidelberg, studirte unter seines Bruders Leitung zu Rostock, dann zu Tübingen und wurde 1564 Professor der lateinischen Sprache zu Rostock, wo er nach seiner Rückkehr von einer Reise durch England, Frankreich und Italien das Lehramt der Dichtkunst erhielt und 1580 das Rektorat der wieder hergestellten Stadtschule übernahm. Im J. 1593 folgte er einem Rufe als Rektor an das Gymnasium in Bremen, wo er, als gelehrter Kenner der alten Literatur, Lehrer und Schulmann allgemein geachtet und beliebt, den 25. Februar 1598 †. Er schrieb: „Poematum omnium libri XVII“ (Rostock 1579); „Fastorum ecclesiae christianae libri XII“ (Hannover 1584, in Versen); gab auch des Schotten Buchanan poetische Umschreibung der Psalmen Davids in deutschen Versen (1592) heraus.

Ci, chemisches Zeichen für Cinchonin.

Ci, chemisches Zeichen für Citronensäure.

Cia (Cea), eine der Cykladeninseln, s. v. a. Ceos.

Ciambeclano, Lucas, italienischer Kupferstecher, geboren 1586 zu Urbino, war schon Doktor der Rechte, als er sich der Malerei und nachher der Kupferstecherkunst zuwandte. 22 Jahre alt, stach er eine Reihe von Köpfen in natürlicher Größe, die großartig ausgeführt und jetzt sehr selten sind; in Rom, wo er 1641 †, stach er viel nach eignen Zeichnungen und Werken berühmter Meister, besonders Raphaels. Er führte den Grabstichel mit großer Gewandtheit und behandelte vorzüglich gut das Nackte.

Ciampelli, Agostino, italienischer Maler, geboren 1578 zu Florenz, Schüler des Santi di Tito, arbeitete für Klemens VIII. in mehren öffentlichen Gebäuden al fresco und in Oel; † 1640 zu Rom. Seine Zeichnung ist korrekt, sein Styl edel, sein Kolorit markig und leicht. Als seine Hauptwerke nennt Lanzi die Heimsuchung in S. Stefano di Pescia zu Rom und die Fresken der Sakristei und der Andreaskapelle in der Jesuskirche daselbst.

Ciampi, Sebastiano, italienischer Literator, den 30. Oktober 1769 zu Pistoja geboren, wurde 1803 Professor an der Universität zu Pisa, 1818 zu Warschau, wo er die Studien über polnisch-russische Geschichte begann. Im Jahre 1822 kehrte er als Professor der Universität Wilna und Korrespondent der Kommission für das Unterrichtswesen des Königreichs nach Italien zurück, lebte meist zu Florenz, zuletzt mißgestimmt auf einem Landhause, 3 Miglien von Florenz, wo er am 14. December 1847 †. Er schrieb mehres die Literatur- und Kunstgeschichte Betreffende, z. B. „Memorie della vita di Messer Cino da Pistoja“ (Pisa 1808, 2. Aufl. 1813); „Notizie del Canonico Sozomeno“ (das. 1810); „Monumenti d'un manuscritto autografo di Giovanni Boccaccio da Certaldo“ (Florenz 1827, 2. Aufl. 1830); „Notizie inedite della Sagrestia Pistoiese, de' belli arredi e del Camposanto Pisano“ (Pisa 1810); „Lettera di Michel Angelo Buonarotti“ (Florenz 1834, mitgetheilt in Reumonts „Beitrag zum Leben M. A. Buonarotti's“, Stuttg. 1834); „Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondence dell' Italia colla Russia, Polonia etc.“ (Florenz 1834—1842, 3 Bde.) u. A. Er übersetzte den Pausanias (1826—43, 6 Bde.) und gab heraus Adriani's d. J. Uebersetzung der „Moralia“ des Plutarch, sowie eine Sammlung von Uebersetzungen der griechischen Erotiker, den fabelhaften Turpin, die „Gesta Caroli M.“ u. A.

Ciampoli, Giovanni Battista, italienischer Dichter, geboren 1589 zu Florenz, entwickelte in den Schulen der Jesuiten und Dominikaner seine glänzenden Anlagen mit solcher Schnelligkeit, daß er als Wunderkind galt. Er improvisirte und disputirte über jedes ihm vorgelegte Thema. Nachdem er unter Galilei einen philosophischen und mathematischen Kursus durchgemacht, wurde er durch die Brüder Aldobrandini nach Bologna geführt und dem dortigen Gouverneur vorgestellt, der, von des Jünglings Talent entzückt, ihm Empfehlungen nach Rom gab. Hier wurde er nach Gregors XV. Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zum Sekretär der Breven ernannt und empfing mehre Pfründen, sowie ein Kanonikat der Peterskirche; da er sich aber durch Stolz und Anmaßung überlästig machte, so sandte ihn Gregor, um sich seiner zu entledigen, als Gouverneur nach Montalto, dann nach Norcia und zuletzt nach Jesi, wo er den 8. September 1643 †. Seine Dichtungen zerfallen in Poesie sacre, funebri und morali und wurden unter dem Titel „Rime di Mons. G. C.“ (Rom 1648) herausgegeben. Seine „Prose“ (Rom 1667) enthalten einen politisch-religiösen Dialog „Zoroaster“ und eine Vertheidigung der Rechte Innocenz' II. auf die beiden Sicilien. Eine Geschichte der Regierung des Königs Ladislaus IV. von Polen ward nicht vollendet. Trotz des Hochmuths, des überspannten Schwungs u. der Sucht, neu zu seyn, die seine Gedichte an sich tragen, ist eine gewisse poetische Fülle in ihnen doch nicht zu verkennen.

Cianciana, Stadt auf Sicilien, in der Intendanz Stragossa, nordöstlich vom gleichnamigen Kap, auf der Südküste, mit 3400 Einwohnern.

Ciappa, italienischer Maler zu Neapel, besitzt ein außerordentliches Talent, die verschiedensten Meisterwerke der Malerei täuschend nachzuahmen, so daß seine Kopien als Originalien verkauft werden. Die pompejanischen Wandgemälde ahmt er aufs Täuschendste nach und weiß ihnen ein so dauerndes Kolorit zu geben, daß ihnen kein Licht und keine Säure schadet. Im J. 1826 lud er ein gewähltes Publikum in den Saal des avellinischen Palastes und malte nach einem ihm aufgegebenen Thema auf eine vorgerichtete 8 Fuß lange und 6 Fuß breite Tafel eine Landschaft in 2 Stunden fertig in Oel, und zwar mit einer so wunderbaren Meisterschaft, daß das improvisirte Werk den rauschendsten Beifall fand.

Ciara, brasilianische Provinz, s. Ceara.

Ciarlo (Raphael von Urbino), einer der vorzüglichsten italienischen Majolikamaler um die Mitte des 16. Jahrhunderts, brachte auf Befehl des Herzogs von Urbino eine große Auswahl von Erzeugnissen der dortigen Manufaktur an den spanischen Hof; die Gefäße waren größtentheils nach Zeichnungen des Th. Zuccaro von ihm selbst bemalt. Die Aehnlichkeit des Namens verführte wahrscheinlich dazu, einen Theil dieser Majoliken dem berühmten Raphael Sanzio zuzuschreiben.

Cibalis (Cibalä), Stadt in Pannonien, im Lande der Latoviker, auf einem Hügel am See Hiulca, in der Nähe des heutigen Vincovcze, Geburtsort der Kaiser Gratian, Valentinian und Valens; bekannt durch die Schlacht 314 n. Chr., in welcher Konstantin der Große seinen Gegenkaiser Licinius besiegte.

Cibao (Crêtes du), Gebirge auf der westindischen Insel Hayti (s. d.).

Cibber, 1) (auch Cibert), Cajus Gabriel, englischer Bildhauer, geboren 1630 zu Flensburg im Holsteinischen, reiste auf Kosten des Königs von Dänemark nach Italien, um in Rom zu studiren, ging von da nach England und arbeitete für John Stone; † 1700. Zu seinen besten Arbeiten zählt man die Bildsäulen der Melancholie und des Wahnsinns über dem Eingang des Irrenhauses zu Bedlam, die beiden Basreliefs an einem Springbrunnen in Sohosquare, eine schöne Vase zu Hamptoncourt und zwei prächtige Sphinxe und einen Neptun zu Chatsworth. Er war auch Architekt und baute die dänische Kirche zu London.

2) Colley, englischer Lustspieldichter und Schauspieler, geboren 1671 zu London, trat in den Kriegsdienst und folgte den Fahnen des eben gelandeten Prinzen von Oranien, betrat dann das Drurylanetheater, einen Lieblingswunsch seiner Jugend befriedigend, anfangs in den unbedeutendsten Rollen, fand aber ein seiner Natur angemessenes Fach in den sogenannten „Grims" oder „Murrköpfen". Im Jahr 1695 wagte er es, sein eigenes Lustspiel „Loves last shift" auf die Bühne zu bringen, dessen Erfolg ihn zu neuen Versuchen ermunterte. Da es ihm aber an eigener Erfindungsgabe mangelte, so bearbeitete er ältere englische und ausländische Stücke. Seine Tragödie „Xerxes" erlebte nur eine Vorstellung. Im J. 1711 wurde er Miteigenthümer des Drurylanetheaters. In Folge politischer Bestrebungen ernannte man ihn 1730 unverdienter Weise zum Poeta laureatus, welcher Posten ihn in eine sorgenfreie Lage versetzte, so daß er sich vom Theater zurückziehen konnte, das er erst nach 15 Jahren als 75jähriger Greis wieder betrat, um sich noch einmal in einer seiner Lieblingsrollen zu zeigen; auch von der Direktion des Drurylanetheaters trat er 1731 zurück. C. † 1757. Die bekanntesten seiner Stücke sind außer dem genannten: „Love makes a man", „She would and she would not", „Careless husband", „The non-juror", eine Nachahmung des Tartuffe. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er eine „Apology for his own life", ein auch für die Geschichte des englischen Theaters interessantes Werk. Eine Ausgabe seiner dramatischen Werke erschien London 1777, 5 Bde.

3) Theophilus, englischer Schauspieler, Sohn des Vorigen, geboren 1705, führte eine ausschweifende Lebensweise und nahm zu den zweideutigsten Mitteln seine Zuflucht, um seine Verschwendungssucht zu befriedigen. So klagte er seine Frau des verbotenen Umgangs mit einem reichen Manne an u. verlangte von diesem 6000 Pfd. Sterl. Schadloshaltung; das Gericht reducirte aber diese Summe auf 10 Pfd. Sterl. Er engagirte sich bei der Schauspielergesellschaft, die Sheridan zu Dublin errichten wollte, verlor aber auf der Reise dahin durch Schiffbruch im Kanal St. George sein Leben (1757). Als dramatischer Dichter wie als Schauspieler unbedeutend, erhielt er literarischen Ruf durch das Werk: „The lives of the Poets of Great Britain and Ireland to the time of Dean Swift" (5 Bde., Lond. 1733), von dem aber Rob. Shiels der Verfasser seyn soll. Seine Gattin, Susanne Marie, geb. 1716, die Schwester des englischen berühmten Komponisten Arne, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Talent, eine der ersten tragischen Schauspielerinnen ihrer Zeit, ward in Folge der Anklage ihres Mannes wegen Ehebruchs von diesem geschieden; † 1766. Das Lustspiel „l'Oracle" von Saint Foix übersetzte sie für das englische Theater (London 1752).

Cibeben (Cibebae, Zibebae), s. v. a. große Rosinen.

Cibebentraube, sehr geschätzte Traubenart in wärmern Ländern, zottelig, mit ovalen gelblichen, auch blauen, sehr großen Beeren.

Ciborium (griech. Kiborion), ursprünglich Name des Fruchtgehäuses der ägyptischen Bohne (Colocasia), welches die alten Aegypter als Trinkgeschirr benutzten; daher denn auch metallene, in Form eines solchen Fruchtgehäuses gearbeitete Trinkgeschirre bei Griechen und Römern denselben Namen bekamen. Im katholischen Kult heißt C. oder Speisekelch der zur Aufbewahrung der konsekrirten Hostien dienende größere Kelch, der gewöhnlich von Silber, oft auch vergoldet ist. Derselbe ist mit einem Deckel, worauf sich ein Kreuz befindet, verschlossen und mit einem seidenen, oft mit reichen Stickereien verzierten Mantel umgeben, dessen Farbe sich nach den kirchlichen Tagen und Festen richtet. Das C. wird vom Bischof konsekrirt. Früher nannte man es auch wohl Sakramentshäuschen und ließ davor stets Kerzen oder eine Lampe brennen, was jetzt nur noch in solchen Kirchen geschieht, wo die Stiftung eines ewigen Lichts besteht. Der Name des heiligen Speisegefäßes wurde bald auch auf den Ueberbau des Altars übertragen, der in der ältesten Zeit der Kirche auf vier freistehenden Säulen ruhete, zwischen welchen Vorhänge herabhingen, so daß der Altarraum einer geschlossenen Hütte glich. Als dieser letztere sich zu einem mit dem ganzen Kirchenbau mehr organisch verbundenen Theil gestaltet hatte, kamen zur Aufbewahrung des geweihten Brodes jene kunstvollen Hütten in Gebrauch, welche unter dem Namen Tabernakel bekannt sind.

Cibrario, Luigi, Ritter, einer der bedeutendsten italienischen Geschichtsforscher, am 23. Februar 1802 zu Turin geboren, trat früh in den

Staatsdienst, nachdem er 1824 auf der turiner Universität den Grad eines Doktors beider Rechte erlangt hatte. Mit eisernem Fleiß der Geschichtsforschung ergeben, sicherte sich C. bereits durch seine ersten Schriften, wie „Notizie sulla storia dei principi di Savoia" (Turin 1825), „Delle storie di Chieri libri IV" (2 Bde., das. 1827; 2. Aufl., das. 1830), „Notizie di Paolo Simone de'Belli" (das. 1826), einen geachteten Namen in der italienischen Literatur. König Karl Albert, dessen vertrautester Freund C. wurde, übertrug ihm mehrmals diplomatische Missionen in Angelegenheiten Sardiniens mit der Schweiz und Frankreich (1832), mit Oesterreich (1833) &c. und ernannte ihn im Juli 1848 zum außerordentlichen königlichen Kommissar zu Venedig, von welcher Stadt C. am 7. August im Namen Karl Alberts feierlich Besitz ergriff. Noch in demselben Jahre wurde er zum Reichssenator ernannt. Als Karl Albert nach dem unglücklichen Ausgange des italienischen Kampfes zu Oporto lebte, erwählte der Reichssenat C. im April 1849 zum Abgeordneten an den König, um ihn zur Rückkehr nach Turin zu bewegen. Seinen 35tägigen Aufenthalt zu Oporto, in Gesellschaft Karl Alberts, hat C. in der interessanten und sowohl für den Charakter des Königs als für die italienischen Ereignisse aufschlußreichen „Ricordi d'una missione in Portogallo al re Carlo Alberto" (Turin 1850) dargestellt. Von seinen übrigen literarischen Arbeiten sind, außer zahlreichen Abhandlungen in Sammelwerken und periodischen Schriften, wie besonders in den „Atti" der Akademie der Wissenschaften zu Turin seit 1830, noch hervorzuheben: „Della economia politica del medio evo" (Turin 1839, 2. und 3. Aufl., 3 Bde., 1842); „Storia della monarchia di Savoia" (das. 1840); „Storia e descrizione della Badia d'Altacomba" (das. 1844); „Delle artiglieri e dal 1300 al 1700" (das. 1844); „Storia di Torino" (das. 1847, 2 Bde.) u. A. Sammlungen kleinerer Arbeiten bilden die „Opuscoli storici e letterarj" (Mailand 1835) und die „Studj storici" (2 Bde., Turin 1851). Mit seinem Freunde Pranis bearbeitete er die nicht in den Buchhandel gekommenen „Documenti, monete e sigilli raccolti in Savoia, in Svizzera e in Francia" (Turin 1833) und „Sigilli dei principi di Savoia" (das. 1834). Auch versuchte sich C. in dem „Libro di novelle" (Turin 1834) und den „Novelle" (2 Bde., Mailand 1836) als belletristischer Schriftsteller. Mehre ältere Literaturwerke wurden durch C. veröffentlicht, so die „Rime" Petrarca's (Turin 1825), die „Lettere di principi e d'uomini illustri" (das. 1828), die „Relazioni della stato di Savoia degli ambasciatori Veneti" (das. 1830), die „Opere varie" des Prospero Balbo (das. 1830), des Joanes Fara „Chronographia Sardiniae" (das. 1835), des Grafen Galliani d'Agliano „Memorie storiche sulla guerra di Piemonte dal 1741 al 1747" (das. 1840) &c.

Cibus (lat.), Speise.

Cibyra, einst mächtige Stadt in Großphrygien, nach der Sage von Lydiern gegründet und durch andere Kolonisten, besonders Pisidier, so erweitert, daß zur Zeit ihrer Blüthe ihr Umfang $2^3/_8$ deutsche Meilen betrug. Außerdem hatte sie ein großes Gebiet und bildete mit drei anderen Städten eine Tetrapolis. Die Verfassung war aristokratisch, an der Spitze derselben stand ein erblicher Archon (Moagetes). Die Römer bemächtigten sich der Stadt unter Manlius; aber erst Murena machte der Unabhängigkeit derselben durch Einverleibung in das römische Reich ein Ende. C. war nun Sitz eines Conventus juridicus (daher cibyraticus), wurde durch ein Erdbeben zerstört, unter Tiberius wieder aufgebaut und Cäsarea genannt, ging aber, nachdem es noch eine Zeit lang als Bischofssitz geprangt hatte, im Mittelalter vollends unter. Die Ruinen von C. sind erst im vorigen Jahrhundert von Paul Lucas wieder entdeckt worden und sollen nördlich von Denisteg liegen.

Cicada (Cicada *L.*, Tettigonia *Fabr.*, Zirpe, Singcikade), Insektengattung aus der Ordnung der Hemipteren oder Halbflügler und der Familie der Zirpen, charakterisirt durch den kurzen, dicken Kopf mit drei Nebenaugen, die häutigen, gleichförmigen, bis zur Spitze mit gabelförmig getheilten Rippen versehenen Flügel, die feinen, aus sechs Gliedern bestehenden, auf einem Knoten befindlichen Fühlhörner und die fehlenden Springfüße. Während der größten Sommerhitze, zur Zeit der Paarung, läßt das Männchen einen eintönigen lauten Gesang hören, daher der Name Singcikade. Die Stimmorgane liegen zu beiden Seiten der Basis des Hinterleibes inwendig; jedes ist mit einer knorpeligen, klappenförmigen Platte bedeckt. Die Grube, welche dieses Organ einschließt, ist durch eine harte, dreieckige Scheidewand in zwei Hälften getheilt. Von der Seite des Bauches gesehen, zeigt jede Hälfte vorn eine weiße gefaltete Haut und tiefer auf dem Grunde eine gespannte, dünne, durchscheinende, welche Réaumur den Spiegel nennt. Wenn man von oben diesen Theil des Körpers öffnet, so sieht man auf jeder Seite eine andere gefaltete Haut, welche durch einen starken, aus einer großen Zahl gerader und paralleler Fibern zusammengesetzten und von der harten Scheidewand ausgehenden Muskel in Bewegung gesetzt wird. Diese Haut ist die Trommelhaut. Indem sich die Muskeln mit Geschwindigkeit zusammenziehen und ausdehnen, wirken sie auf die Trommelhaut, sie anspannend und in ihren natürlichen Zustand versetzend, und dies ist die Ursache der Töne, welche die C. hervorbringt, selbst noch nach dem Tode, wenn man die Trommelhaut in ähnliche Schwingungen bringt. Diese Stimmorgane besitzt nur das Männchen. Die Cikaden halten sich auf Bäumen u. Sträuchern auf, deren Saft sie saugen. Das Weibchen durchbohrt mit seinem Legestachel, der in einer halbröhrenförmigen, aus zwei Blättchen bestehenden Scheide liegt und aus drei harten, schmalen und verlängerten Theilen besteht, deren letzte beide sich in eine Feile endigen, kleine abgestorbene Zweige bis aufs Mark, um daselbst seine Eier abzusetzen. Die kleinen Larven verlassen bald ihre Wiege, um sich in die Erde zu begeben, wo sie wachsen und sich in Nymphen oder Puppen verwandeln. Die Vorderbeine der Puppen sind kurz und haben sehr starke, mit Zähnen bewaffnete und zum Graben eingerichtete Schenkel. Diese Puppen hießen bei den Griechen Tettigometrae,

Cikadenmütter. Während des Winters leben sie 2—3 Fuß unter der Erde, wo sie, wie es scheint, an den Wurzeln der Bäume saugen. Sobald es dann warm wird, kriechen sie auf die Bäume und heften sich mit ihren Füßen an Stamm und Aeste, wo sie ihre Haut abstreifen und zur Fliege werden, indem sich der Hals spaltet. Die ziemlich zahlreichen Arten leben im Süden von Europa und in andern warmen Ländern; einige kommen auch einzeln in Mitteldeutschland vor, ohne hier einheimisch zu werden. Die Mannacikade, Cicada Orni *L.*, Tettigonia Orni *Fabr.*, ist gegen 1 Zoll lang, schwarz mit Gelb gemengt, mit röthlichen Fugen der Bauchringel und auf den Vorderflügeln zwei Reihen schwarzer Düpfel. Die große Singcikade, C. plebeia *L.*, Tettigonia Fraxini *Fabr.*, ist die größte europäische Art, über einen Zoll lang, auf dem Hals mit röthlichen Flecken und auf dem Schildchen einem dergleichen und mehren rothen Flügeladern. Diese beiden Arten, die nur bisweilen einzeln bis nach Thüringen kommen, finden sich schon in Oberitalien häufig und singen während der warmen Jahreszeit unablässig. In Oberitalien und Südfrankreich leben sie auf verschiedenen Bäumen, besonders auf dem Oelbaum, in Kalabrien, Griechenland, in der Levante und in Aegypten vorzüglich auf der Mannaesche (s. Esche), aus deren Rinde durch die Stiche, welche die Weibchen in dieselbe machen, die Manna (s. d.) hervorfließt. Die durch die Stiche der Cikaden hervordringende Manna hält man für die vorzüglichste Sorte, eine geringere gewinnt man durch Einschnitte in die Rinde. Diese Cikaden waren bei den Alten ein häufiger Gegenstand der Untersuchung, der Fabel, der Dichtung und des Scherzes. Der Dichter Xenarchus pries Italien glücklich, weil es stumme Weiber hätte, welche Anspielung von der Beobachtung hergenommen ist, daß nur die Männchen der C. singen. Anacreon vergleicht sie in einer seiner Oden mit den Göttern &c. Die blutrothe Singcikade, C. haematodes *Oliv.*, C. sanguinea *Fabr.*, eine der mittelgroßen Arten, ist schwarz mit blutrothen Fugen und Streifen auf dem Halse und gelbrothen Flügeladern und findet sich bisweilen bei Würzburg und im Oesterreichischen, in Südeuropa häufiger. Die Heuschreckencikade, C. septemdecim *Latr.*, ist mit den Flügeln fast $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4 Linien dick, hat einen schwarzen Kopf, einen schwarzbraunen Hals mit hochgelbem Rande, einen dunkelbraunen Hinterleib mit dunkelgelben Fugen, eben solche Füße und ziegelrothe Augen, ist in vielen Gegenden Nordamerika's, besonders in Georgien, Carolina, Virginien, Pennsylvanien einheimisch und besonders dadurch merkwürdig, daß sie ziemlich regelmäßig nur alle 17 Jahre, aber dann gewöhnlich in sehr großer Anzahl plötzlich zum Vorschein kommt. In Ohio zeigte sie sich in den Jahren 1795, 1812 und 1829, Ende Mai aus der Erde kommend und Anfangs Juli wieder verschwindend. Wälder und Obstgärten waren davon angefüllt. Die Männchen sangen den ganzen Tag hindurch so laut, daß sie eine englische Meile weit gehört wurden. In einem Obstgarten zählte man auf dem □Fuß 30 bis 40 $\frac{1}{2}$ Zoll weite Löcher; unter manchen Bäumen war die Erde 2—3 Zoll hoch mit Puppenhülsen bedeckt. Sie fliegen nur 8—10 Klafter weit und bleiben ziemlich an derselben Stelle. Vögel, Eichhörnchen und Schweine werden von ihnen fett; auch die Wilden sollen sie gern essen. Wenn sie aus der Erde kommen, sind sie dick und voll Fett, daß man Seife aus ihnen machen kann. Nach 4—5 Tagen sticht das Weibchen mit der sägeartigen Legeröhre 16—20 Eier in die jungen Zweige der Bäume, und so alle Tage, bis etwa 400—500 Eier gelegt sind, worauf es stirbt, so daß es mithin nur 20—25 Tage lebt. Die Larven sind gestaltet und gefärbt wie die Cikaden selbst u. kriechen sogleich in die Erde, wo sie nach dem oben Bemerkten vermuthlich 17 Jahre bleiben müssen.

Cicala, Scipio, Pseudonym für Rehfues.

Cicalata (von cicala und cicalare, schwatzen), akademische Vorträge der Italiener, die sich durch freie Form und launige Behandlung von den Reden u. Vorlesungen unterscheiden. Ihr Ursprung scheint mit der Errichtung von Akademien in Italien zusammenzufallen; schon Casa hinterließ in seinen Schriften Cicalate.

Cicatrix (*lat.*), in der botanischen Terminologie Narbe, Vertiefung an irgend einem Pflanzentheile, welche durch kurze, meist querlaufende, stumpfe Erhöhungen gebildet wird; auch das Mal, welches entsteht, wenn irgend ein Pflanzentheil sich von einem andern von selbst abgelöst hat.

Cicca (Cheramellabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, mit ein- und zweihäusigen Blüthen und beerenartiger Frucht, ostindische Bäume. C. disticha *L.*, Averrhoa acida *L.*, Phyllanthus longifolius *Jacq.*, gemeiner Cheramellabaum, ein 8—10 Fuß hohes Bäumchen mit gefiederten Blättern, sehr kleinen, gelblichen oder röthlichen, in Trauben vereinigten wohlriechenden Blüthen, wird in Ostindien und jetzt auch in Westindien kultivirt. Die Früchte, wie große Kirschen, mit 6—8 Längsfurchen, grünlich und durchscheinend, mit saftreichem, säuerlichem, schmackhaftem Fleische, sind ein beliebtes Obst und werden mit Salz, zum Thee mit Zucker genossen, auch in Essig eingemacht oder im Ofen getrocknet und dienen besonders zur Erregung des Appetits. Die Wurzel hat einen scharfen Milchsaft und wird als Brech- oder Purgirmittel gebraucht; die Blätter sind schweißtreibend und dienen bei Ausschlägen und Gicht zu Bädern. Der Baum wird durch Samen und Stecklinge fortgepflanzt und trägt 50 Jahre hindurch zu allen Jahreszeiten reife Früchte. C. racemosa *Lour.* ist ein Baum in Cochinchina, wo er auch der eßbaren, säuerlichen Früchte wegen häufig kultivirt wird.

Cicci, Maria Luigia, italienische Dichterin, geboren 1760 zu Pisa, erhielt ihre erste Bildung in einem Kloster und widmete sich dann, nachdem sie 15 Jahre alt in das Haus ihres Vaters, eines Juristen, zurückgekehrt war, dichterischen Studien, die ihr Aufenthalt im Kloster erschwert hatte, mit großem Eifer; vorzüglich begeisterte sie Dante. Daneben beschäftigte sie sich mit Philosophie, Physik und Geschichte und lernte die englische und französische Sprache. Die Arkadier nahmen sie als „Ermenia Tindarida" unter sich auf, bald darauf auch die Intronati von Siena. Nach dem

Tode ihres Vaters versammelte sie in dem Hause ihres Bruders einen geistreichen Kreis um sich, † aber schon am 8. März 1794 an einer Brustkrankheit. Ihre Dichtungen, ausgezeichnet durch Eleganz und Anmuth des Styls, erschienen zu Parma 1796, von ihrem Bruder mit ihrer Biographie und Charakteristik herausgegeben.

Cicer (Kichererbse, Kaffeerbse), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. C. arietinum *L.*, gemeine Kichererbse, mit ungeraden Blättern und einzeln-stehenden, meist röthlichen Blüthen, findet sich als Sommergewächs in den Ländern am mittelländischen Meere wild unter dem Getreide. Die mehlreichen, jung einem gehörnten Widderkopfe ähnlichen Samen haben seit den ältesten Zeiten als Nahrungsmittel gedient; auch jetzt noch werden sie in Südeuropa und Süddeutschland angebaut und wie Erbsen gegessen, hier und da auch als Kaffeesurrogat benutzt. Sonst wurden sie auch als Semina Ciceris in den Officinen geführt und in Abkochung als harntreibendes Mittel gebraucht, sowie das Mehl derselben mit Honig gegen krebsartige Geschwüre gepriesen. Nur in den Gegenden, wo man die Kichern kultivirt, gebraucht man jetzt noch das Mehl zu erweichenden Umschlägen. Man unterscheidet Semen Ciceris rubri und Semen Ciceris albi; erstere Samen sind noch mit der Samenschale umgeben, letztere nur der weiße Kern. Bei großer Hitze schwitzt aus Blättern und Stengeln eine saure Flüssigkeit (Kichererbsensäure), die nach Vauquelin größtentheils Kleesäure ist.

Cicero, römischer Name, von Cicer, Kichererbse, weil einst ein Glied der Familie dieses Namens eine Warze in Erbsenform auf der Nase gehabt haben soll. Die C. gehören zum Geschlechte der Tullier, die als Plebejer schon lange in Arpinum lebten, ehe es dem großen Redner dieses Namens gelang, um Namen und Geschlecht einen historischen Glanz zu verbreiten. Der berühmteste Sprößling der Familie, Marcus Tullius C., ein Mann, der nicht durch Ahnenruf und Familieneinfluß, sondern durch Talent, Kenntnisse, Patriotismus und Glück gehoben, nicht bloß für die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit, sondern für die Kulturgeschichte aller der europäischer Gesittung theilhaftig gewordenen Völker der Erde von Bedeutung ist, wurde 107 v. Chr. zu Arpinum geboren. Sein Vater, M. T. C., war mit den ausgezeichnetsten Römern seiner Zeit, einem M. Cato, L. Crassus, L. Cäsar und andern berühmten Männern befreundet und selbst im Besitze eines Hauses in Rom, zog es aber vor, in wissenschaftlicher Muße und behaglicher Zurückgezogenheit die Annehmlichkeiten eines unbeneideten Lebens in Arpinum zu genießen, als in den Unruhen eines bewegten Staatslebens einen zweifelhaften Ruhm zu suchen; seine Mutter Helvia, deren C. nie in seinen Schriften gedenkt, aus einer angesehenen und reichen römischen Familie, fand ihren Ehrgeiz in einer äußerst sorgsamen Verwaltung des Hauswesens zur Vermehrung des häuslichen Wohlstandes befriedigt. Unter beider Einfluß verlebte der junge, schon früh viel versprechende C. die ersten Jahre seines Lebens in Arpinum, ward aber dann nach Rom zu den besten griechischen Lehrern der damaligen Zeit gesandt und entfaltete überraschend schnell sein reiches Talent, um dessen weitere Ausbildung sich namentlich auch der Dichter Archias Verdienste erwarb, indem er frühzeitig die Liebe zur Poesie in seinem Zögling zu entwickeln wußte. Nachdem C. etwa 16 Jahre alt die Toga virilis angelegt hatte, widmete er sich unter der Leitung des Augurs Q. Mucius Scävola, des ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit, juristischen Studien. Doch blieb ihm die Rechtsgelehrsamkeit immer nur Mittel zum Zweck. Um als Staatsmann eine ausgezeichnete Laufbahn zu betreten, wandte er sich ebensowohl dem Studium der Philosophie, als dem praktischen Leben zu. Er besuchte fleißig die Gerichte, merkte mit größter Sorgfalt auf die dort gehaltenen Reden, las, schrieb und kommentirte viel. In der Philosophie benutzte er die Lehren des Epikureers Phädrus, bis der Bundesgenossenkrieg diese Studien unterbrach. Zur Bildung seines Styls las er die ausgezeichnetsten Schriften großer Redner und übersetzte viel aus dem Griechischen. So entstand damals eine lateinische Uebersetzung des Aratus und ein lateinisches Gedicht „Marius", welche seine glückliche Anlage zur Poesie darthaten. Der Bundesgenossenkrieg rief ihn 89 v. Chr. zu den Waffen, doch nahm er keine bedeutendere militärische Stellung ein. Während des Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla war er Zeuge der von beiden Seiten verübten Greuel. Sodann wandte er sich den Studien wieder zu, die dadurch bedeutend gefördert wurden, daß, durch den mithridatischen Krieg vertrieben, viele gelehrte Griechen in Rom Zuflucht und Schutz suchten. Unter diesen befand sich der ausgezeichnete Philosoph der akademischen Schule, Philo, welcher C. mit den Lehren des Plato bekannt machte und dessen Vorliebe für diese Philosophie in dem Maße erweckte, daß er sich nicht nur von den Lehren des Phädrus gänzlich abwandte, sondern auch lange kein anderes Interesse zu haben schien. Indeß wandte er sich doch wieder der Beredsamkeit zu, zumal da er Gelegenheit hatte, den griechischen Rhetor Molo zu hören, und der wachsende Ruhm des Hortensius ihn anspornte, mit aller Kraft diesem ausgezeichneten Redner nachzueifern. Von nun an widmete er sich mit unermüdlichem Eifer allen den Studien, welche mit der Beredsamkeit in näherem oder entfernterem Zusammenhang standen. Während er in seinem Hause den logischen Unterricht des Stoikers Diodotus genoß, lag er mit großem Eifer griechischen und lateinischen Redeübungen ob. Mit welchem Fleiße er die lateinische Sprache studirte, geht daraus hervor, daß er die größte Aufmerksamkeit auf die Ausdrucksweise gebildeter Frauen verwandte, da er bald fand, daß der eigenthümliche lateinische Ausdruck sich am besten und unverfälschtesten in ihrem Munde erhalten habe. Nur nach solchen Studien glaubte er sich befähigt, vor Gericht auftreten zu können, ganz im Gegensatz gegen das Verfahren der meisten jungen Männer der damaligen Zeit, welchen oft die ersten und wichtigsten Kenntnisse abgingen. Nach Sulla's Rückkehr, gegen dessen politisches Verfahren er furchtlos seine Abneigung zeigte, wagte er es zuerst, in Privatangelegenheiten Reden vor Gericht zu halten, von denen die Rede für Quinctius noch vorhanden ist. Dann

unternahm er, 27 Jahre alt, in einem öffentlichen Prozesse P. Roscius aus Ameria gegen die Kreaturen Sulla's mit großer Freisinnigkeit und durch Sulla's Macht ungeschreckt zu vertheidigen. Diese noch jetzt vorhandene Rede ist ein würdiges Denkmal des Muthes eines jugendlichen Redners in schwerer Zeit. Da unter diesen und ähnlichen Arbeiten seine Gesundheit gelitten hatte, so machte er zu deren Herstellung eine Reise nach Griechenland, nicht aber, wie Plutarch erzählt, um sich dem beleidigten Sulla zu entziehen, da er nach der Rede für Roscius noch ein Jahr in Rom blieb. Neben allgemeineren Zwecken, welche er bei seiner Reise verfolgte, behielt er besonders seine oratorische Ausbildung im Auge, suchte seine Ausdrucksweise zu verbessern und anmuthiger zu machen und sich besonders die Vorzüge, welche die Griechen auszeichneten, anzueignen. Dabei begleitete ihn schon ein für sein Alter (er stand im 29. Jahre) ungewöhnlicher Ruf. In Athen wohnte er bei dem Philosophen Antiochus, welcher die alte akademische Philosophie mit großem Ruhme lehrte, und nahm unter dessen Leitung seine früher mit Philo begonnenen Lieblingsstudien wieder auf. Auch hörte er andere Philosophen, so Phädrus und Zeno, welche Epikurs Lehren mit großem Beifalle vortrugen; doch hatte er dabei viel mehr kritische Zwecke im Auge, als daß er an der epikureischen Lehre Gefallen gefunden hätte. Bei seiner großen Thätigkeit versäumte er auch nicht, die berühmtesten Rhetoren, den Demetrius aus Syrus und andere, zu besuchen, und sein Wunsch, in dieser Hinsicht nichts unversucht zu lassen, führte ihn sogar nach Kleinasien und Rhodus, um den Unterricht anderer Rhetoren, besonders des Molo, welcher ein eben so guter Rhetor als eleganter Schriftsteller war, zu benutzen. Er traf in Rhodus auch den Stoiker Posidonius, von dem er tiefer in die Lehren der stoischen Philosophie eingeweiht wurde. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kehrte er nach Italien zurück, an Kenntnissen sehr bereichert, in der Kunst zu reden geübter, in seiner Bildung gereifter, in seinem Style vollendeter, in seiner ganzen Thätigkeit praktischer und an Seele und Leib gesund und kräftig. Auf dieser Reise hatte er sich auch in die eleusinischen Mysterien einweihen lassen.

Ein neuer Spielraum war jetzt seiner Thätigkeit geöffnet, da Sulla inzwischen gestorben war und die Unruhen nach dem Tode desselben ihn nicht berührten. Unter den damals hervorragenden Rednern wählte er den Hortensius zu seinem Vorbilde, dessen Lebendigkeit und Erhabenheit in Wort und Vortrag ihn anzog. Nachdem er die Quästur, die er durch Einstimmung sämmtlicher Tribus erhalten, verwaltet hatte, ging er nach Sicilien, wo ihm Lilybäum als Wirkungskreis bestimmt war. Sein Hauptgeschäft war, Rom mit Getreide zu versehen, was mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Doch entledigte er sich seines Auftrags mit der größten Umsicht und versah Rom nicht bloß mit den nöthigen Vorräthen, sondern bewirkte auch durch kluge Anordnungen, daß die Sicilianer nicht im Entferntesten dadurch litten. Schon hier bewies er jene Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, durch welche er sich vor den meisten andern römischen Beamten seiner Zeit ausgezeichnet hat. Neben diesen Amtsgeschäften setzte C. auch seine rhetorischen Studien eifrig fort und beachtete außerdem jeden Gegenstand von wissenschaftlichem Interesse, wozu die Insel viele Veranlassung darbot. Als das Jahr seiner amtlichen Thätigkeit in Lilybäum vorüber war, eilte er nach Syracus, um mit Sorgfalt alle Spuren aufzusuchen, welche an Archimedes erinnerten. Zu seiner großen Verwunderung fand er unter Dornen und dichtem Gesträuch dessen Sphäre und Cylinder und rühmte sich nachher, daß die gebildeten Griechen in Syracus nichts davon wissen würden, wenn nicht ein Mann aus Arpinum sie mit ihren Schätzen bekannt gemacht hätte. Nach Rom zurückgekehrt und nunmehr in den Senat aufgenommen, suchte er sich den Weg zu den übrigen öffentlichen Aemtern zu öffnen und schloß sich zu diesem Zwecke an Pompejus an, indem er durch dessen Unterstützung am leichtesten zu steigen hoffen konnte. Fünf Jahre verflossen bis zu seiner Bewerbung um die Aedilität, in welcher Zeit er in gleicher Weise wie früher Prozesse führte, um auf diese Weise bekannt zu werden. Seine Reden aus jener Zeit sind bis auf wenige Fragmente verloren gegangen. Als Hortensius das Konsulat suchte, bewarb sich C., 37 Jahre alt, um die Aedilität und hatte die Freude, zum ersten Aedil ernannt zu werden. Doch noch vor dem Beginne seiner amtlichen Thätigkeit übernahm er einen Prozeß, welcher an Wichtigkeit alle bisher geführten übertraf und ihm zu großem Ruf verhalf. Es ist dies der berühmte Prozeß gegen C. Verres (s. d.), der wegen der als Quästor auf Sicilien begangenen Erpressungen und Grausamkeiten von den Sicilianern angeklagt worden war. Nachdem C. nach Besiegung von mancherlei Intriguen der mächtigen Verwandtschaft des Verres die Führung des Prozesses überkommen und nach gesetzlicher Ordnung 110 Tage bewilligt erhalten hatte, um die Beweise seiner Klage an Ort und Stelle zu sammeln, ging er nach Sicilien und brachte, überall sehr ehrenvoll empfangen, das Geschäft in 50 Tagen zu Ende. Bei seiner Rückkunft nach Rom fand er von des Verres Freunden eine Intrigue angesponnen, um den Prozeß ins nächste Jahr zu verschieben, in welchem Hortensius und Metellus Konsuln und des Letztern Bruder Prätor seyn würden, durch deren vereinte Anstrengungen man die ganze Klage zu vereiteln hoffte. Um diesen Anschlag zu vereiteln, begann C., statt den Verres förmlich anzuklagen, sofort das Zeugenverhör, wodurch die Schuld des Verres sich so klar herausstellte, daß dessen Vertheidiger Hortensius nichts für seinen Klienten sagen konnte und dieser es für gerathen hielt, vor der Erledigung der ganzen Sache ins Exil zu gehen. Obwohl C. auf diese Weise sein Ziel erreicht hatte, so wollte er doch zeigen, daß er auch in regelmäßiger Weise den Prozeß durchzuführen im Stande gewesen sey. Deswegen führte er die ganze Anklage schriftlich aus und machte die sieben Reden bekannt, welche jetzt noch vorhanden, von denen aber nur zwei gehalten worden sind. Als Aedil veranstaltete er die üblichen Spiele mit angemessenem Aufwande, ohne verschwenderisch oder sparsam zu seyn, und bewirkte durch Getreidelieferungen aus Sicilien in Rom eine Verringe-

rung der Marktpreise; auch vertheidigte er als Aedil den Fontejus und Cäcina in noch vorhandenen Reden. Seine Bewerbung um die Prätur fiel in ein höchst unruhiges Jahr, da mehre Gesetze vor dem Volke verhandelt wurden, bei denen früher oder später C. selbst noch betheiligt werden sollte. Das erste betraf einen Vorschlag des Tribunen Gabinius, dem Pompejus den Oberbefehl über die Flotte gegen die Seeräuber zu übertragen, das zweite, vom Tribunen L. Otho vorgeschlagen, wies den Rittern besondere Plätze im Theater an, das dritte des C. Cornelius betraf das Recht, von den Gesetzen zu entbinden, welches derselbe allein dem Volke zu vindiciren suchte. Bei dem ersten wußte sich C. des Pompejus Dank zu verdienen, und die Urheber der beiden andern hat er später ihrer Gesetze wegen vertheidigt. Die hieraus erfolgenden Bewegungen wurden für ihn die Veranlassung einer großen Ehre, denn er wurde nach zweimaliger Unterbrechung der Wahlen durch die Stimmen aller Centurien dreimal zum ersten Prätor ernannt. Weniger begünstigte ihn das Loos bei der Vertheilung der Geschäfte, da ihm der Vorsitz bei den Klagen über Erpressungen zu Theil wurde; doch beklagt er sich nie hierüber, und er fand wenigstens Gelegenheit, seine strenge Gerechtigkeitsliebe zu zeigen. Bald bot sich ihm wieder eine Veranlassung, sich den Pompejus noch mehr zu verpflichten. Manilius, ein Tribun, machte den Vorschlag, den Lucullus aus dem mithridatischen Kriege zurückzurufen und durch Pompejus im Oberbefehl zu ersetzen. C. vertheidigte diesen Vorschlag mit der ganzen Fülle seiner Beredsamkeit und setzte es hauptsächlich gegen die Ansichten der angesehensten Männer durch, daß derselbe vom Volke angenommen wurde. Auch soll Manilius, wegen dieses Vorschlags später angeklagt, durch C.'s Beredsamkeit gerettet worden seyn. Nach Beendigung seiner Prätur blieb C. in Rom, da ihm an der Erlangung des Konsulats mehr als an den Vortheilen lag, welche ihm eine Provinz bieten konnte. Seiner Bewerbung um das Konsulat stellten jedoch die Aristokraten, damals an Einfluß überwiegend, große Schwierigkeiten entgegen, denn wenn sie auch junge strebende Leute ungehindert zu den Ehrenämtern gelangen ließen, so stemmten sie sich desto mehr ihrem Eintritt ins Konsulat entgegen. Um so enger schloß sich C. dem Volke in und außerhalb Roms an und unternahm selbst Reisen zu diesem Zwecke; dazu bewies er als Sachwalter vor den Gerichten die unermüdlichste Thätigkeit. Damals vertheidigte er mit Glück C. Cornelius gegen Q. Catulus, L. Lucullus und Hortensius, welche als Zeugen aufgetreten waren, und führte diesen Prozeß auf das Glänzendste durch, so daß er von der Menge mit lautem Beifall geehrt wurde. Die damals gehaltenen Reden wurden von ihm bekannt gemacht, und ihr Verlust ist um so mehr zu bedauern, da sie nach dem Urtheile des Alterthums zu seinen vorzüglichsten gehörten. Bei der öffentlichen Bewerbung um das Konsulat hatte C. sechs Mitbewerber, meist Männer aus den angesehensten Familien: zwei waren Patricier; er selbst war der Einzige, welcher keine berühmten Ahnen aufzuweisen hatte, doch übertraf er sie alle an Tüchtigkeit, Ruf und Verdienst. Da ein gegen die von seinen Rivalen, unter denen besonders Catilina und C. Antonius, obwohl Männer von höchst zweideutigem Ruf, einen großen Einfluß ausübten, versuchten Bestechungen vorgeschlagenes Gesetz fruchtlos blieb, so suchte C. durch eine gegen beide Mitbewerber im Senate gehaltene Invektive, welche unter dem Titel „In toga candida" noch in Fragmenten vorhanden ist, ihren Einfluß zu vernichten. Das Volk entschied wirklich in Hinblick auf die drohenden Gefahren für C.; selbst der Stolz und Neid des Adels trat zurück, und C. wurde mit überwiegender Stimmenmehrheit zum ersten Konsul für das Jahr 63 v. Chr. ernannt. C. Antonius, der ihm als Kollege an die Seite gesetzt wurde, hatte nur wenige Stimmen vor Catilina voraus. Das Konsulat brachte wesentliche Veränderungen in seinem Leben hervor. Mit ihm war das Ziel seiner Bestrebungen erreicht. Bisher mußte er Popularität und Freunde suchen, von nun an konnte er gegen beide gleichgültiger seyn und es zu seiner Hauptaufgabe machen, als Staatsmann für das Wohl seines Vaterlandes allein zu arbeiten. Seine Thätigkeit ist daher seit dieser Zeit allgemeiner, in ihren Grundsätzen bestimmter und aus den engen Kreisen persönlichen Interesses auf das Ganze hingelenkt. Aber Rom bedurfte auch zu keiner Zeit in gleichem Maße eines wachsamen Geistes. Außer den mannigfaltigen Parteiumtrieben, durch welche der Staat gefährdet und zerrüttet ward, traten Tribunen mit Vorschlägen hervor, welche eben so sehr der Menge schmeichelten, als sie für den Staat höchst nachtheilig zu werden drohten. Besonders gingen die Bemühungen ehrgeiziger Demagogen darauf aus, die noch übrigen Bestimmungen Sulla's zu vernichten, Ländereien an Arme auszutheilen, neue Schuldbücher einzuführen und die Strafen Derer aufzuheben, welche als Anhänger des Marius durch Sulla gelitten hatten. Alle diese Unruhestifter setzten ihre Hoffnung auf C. Antonius, da sie wußten, daß derselbe nur persönlicher Vortheile wegen das Konsulat gesucht hatte und gleiche Absichten hegte wie sie selbst. Da C. dieses früh durchschaute, so wußte er seinen Mitkonsul dadurch für seine Zwecke zu gewinnen, daß er ihm seine reiche Provinz Macedonien überließ und dafür das diesseitige Gallien nahm, welches er wieder an Q. Metellus Celer abtrat. Nicht weniger entschieden zeigte er sich sodann am ersten Tage seines Konsulats. Ein Tribun, Publ. Rullus, hatte ein Ackergesetz in Vorschlag gebracht, dessen Zweck war, ein Decemvirat mit absoluter Gewalt über alle Einkünfte des römischen Staats auf fünf Jahre zu ernennen, welches Ländereien kaufen, verkaufen und vertheilen, die Rechte der Eigenthümer bestimmen, Rechenschaft von den Kriegführenden, außer von Pompejus, über die gemachte Beute verlangen u. Kolonien, besonders nach Capua ausführen sollte. C. bekämpfte diesen Vorschlag sowohl im Senate, als vor dem Volke mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit und mit solchem Erfolg, daß das Volk selbst in Betracht der Bedenklichkeit jenes Vorschlags die ihm dadurch in Aussicht gestellten Vortheile freiwillig aufgab. Kaum war diese Angelegenheit beendet, als ein neuer Vorfall C.'s Thätigkeit in Anspruch nahm. Otho's Gesetz, nach welchem den Rittern besondere Plätze

im Theater eingeräumt waren, drohte einen Zwiespalt im Staate zu veranlassen. C. berief das Volk in den Tempel der Bellona und beruhigte dasselbe. Eine dritte Angelegenheit, die seine ganze Aufmerksamkeit verlangte, betraf die Bitte der Kinder Derjenigen, welche durch Sulla hingerichtet und deren nächste Nachkommen von der Bewerbung um höhere Aemter ausgeschlossen waren. Jetzt verlangten dieselben die Aufhebung dieser Anordnung. Ihre Bitte war unzweifelhaft gerecht, aber in der bedenklichen Lage des Staats unzeitig, da eine unterdrückte Partei leicht zu neuen Bewegungen Veranlassung geben konnte. Es gelang C., den bisherigen Zustand zu erhalten. In dieselbe Zeit fällt seine Vertheidigung des C. Rabirius u. unmittelbar daran schließt sich sein berühmtester Kampf, der gegen Catilina (s. d.). Noch während seines Konsulats gewann C. den L. Lucullus für sich, dem er nach vielen Intriguen einen Triumph verschaffte, und eben so den Pompejus, welchem er als Lohn für dessen Siege ein Dankfest von zehn Tagen auswirkte. Je mehr aber sein Amtsjahr sich seinem Ende nahte, desto deutlicher erkannte er, wie viele Unannehmlichkeiten ihm bevorständen: die Tribunen waren ihm theilweise abgeneigt, seine Feinde erhoben ihr Haupt, viele mißgönnten ihm seinen Ruhm und suchten ihn nun wieder zu demüthigen. Wirklich zeigte sich die Mißgunst der Tribunen schon, als C. vor dem Volke sein Amt in feierlicher Rede niederlegen wollte; der Tribun Metellus verbot ihm dieses und erlaubte ihm nur den üblichen Schwur, und so schwur denn C. laut und feierlich, den Staat gerettet zu haben und das Volk mit ihm.

Nach Beendigung des Konsulats mußte C.'s vorzüglichste Sorge seyn, die errungene Stellung zu behaupten, denn je beneidenswerther seine Lage schien, um so mehr war er den Angriffen Derer ausgesetzt, welche durch Herabsetzung angesehener Männer sich selbst zu heben suchten, und C. gab dazu selbst Veranlassung dadurch, daß er im Bewußtseyn seiner Thaten nicht selten in ein ungemessenes Selbstlob ausbrach und der Klugheit vergaß, welche ihm jetzt ganz besonders vonnöthen war, wo er Männern gegenüberstand, welche, an List ihm überlegen und vom niedrigsten Pöbel unterstützt, kein Mittel scheuten, das sie zum Siege führen konnte. Der erste entschiedene Gegner C.'s war der Tribun Metellus, der den Antrag stellte, Pompejus zurückzurufen, um die durch C. veranlaßten Unruhen zu stillen. C.'s Einfluß im Senate unterdrückte diesen Vorschlag, ja, der Senat fand sich sogar veranlaßt, den Metellus seiner Amtsverwaltung zu entheben. Um dieselbe Zeit kaufte C. ein glänzendes Haus nahe am Forum für einen sehr hohen Preis und schien dadurch die Augen des Volks noch mehr auf sich ziehen zu wollen. Noch in dasselbe Jahr (62 v. Chr.) fällt die Entweihung des Festes der Bona Dea durch P. Clodius Pulcher und der Prozeß gegen denselben, in Folge dessen Clodius freigesprochen wurde. C. und Clodius waren seitdem tödtliche Feinde, und Letzterer wurde von Denen benutzt, welchen C. als ein Mann von unbestechlicher Redlichkeit bei ihren unlautern Absichten im Wege stand. Schon damals beklagte sich dieser, daß der ruhige Zustand des Staats, welchen er für immer in seinem Konsulate begründet zu haben glaubte, dahin sey; ja, er selbst erfuhr auch Kränkungen im Senate, indem Piso, der Konsul des Jahres 58 v. Chr., ihn nicht mehr zuerst um seine Ansicht fragte. Vielleicht rechnete C. anfänglich auf Pompejus, welcher 61 aus Asien zurückgekehrt war; aber er erkannte bald, daß dieser nur eigene Pläne verfolge, die Bestätigung seiner Anordnungen in Asien suche u. eine bloß künstliche und oberflächliche Artigkeit gegen ihn beweise, so daß selbst Crassus, der sonst keine Ursache hatte, mit C. sehr zufrieden zu seyn, aus alter Abneigung gegen Pompejus sich für ihn wärmer zu erklären und seine Verdienste im Senate zu erheben jede Gelegenheit wahrnahm. Um an C. eine glänzende Rache ausüben zu können, bewarb sich Clodius um das Tribunat. Da er aber Patricier war und deswegen dieses Amt nicht erlangen konnte, so bemühte er sich, durch Adoption in eine plebejische Familie überzugehen. Anfänglich lachte C. über sein Bestreben, fand dasselbe aber bald ernster, als er es sich gestehen mochte, da Clodius von Cäsar unterstützt wurde, der um so mehr für ihn thun konnte, als er schon damals der mächtigste Mann in Rom war. Als sich C. über die drei insgeheim verbundenen Cäsar, Pompejus u. Crassus in seiner Vertheidigungsrede für Antonius, seinen Kollegen im Konsulate, in starken Ausdrücken beklagte, so rächte sich Cäsar auf der Stelle, indem er das Gesetz, durch welches Clodius unter die Plebejer aufgenommen wurde, durchführte, ohne daß der andere Konsul Bibulus durch die ihm zustehenden Auspicien diesen wie andere gefährliche Anschläge, durch welche Cäsar die Menge zu gewinnen suchte, verhindern konnte. C., ohne eigentlich die Gefahr zu ahnen, aber doch nicht ohne ein gewisses Unbehagen über die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu empfinden, entfernte sich von Rom, um in der Ruhe des ländlichen Lebens auf seinem Landgute bei Antium sich seinen Studien und insbesondere der Ausarbeitung der geheimen Geschichte Roms zu seiner Zeit, welche er „Anecdota" nannte, zu widmen. Doch wurde er bald aus seiner Ruhe aufgestört. Während Clodius sich um das Tribunat bewarb, suchten Cäsar u. Andere C. dem Pompejus durch eine Intrigue mit Vettius zu verdächtigen, da dieser, mit einem Dolch, angeblich zur Ermordung des Pompejus, ergriffen, im Senate aussagte, ein Senator von großer Beredsamkeit habe ihn gedungen und erklärt, jetzt müsse ein zweiter Ahala aufstehen. Seit dieser Zeit fing C. an, den nahenden Sturm zu fürchten, doch wollte er sich demselben nicht auf eine unehrenvolle Weise entziehen. Cäsar bot ihm eine Stelle im Vigintivirat zur Vertheilung der kampanischen Ländereien und hierauf eine Legatenstelle in seinem Heere in Gallien an. Beides aber wurde von C., als für seine Stellung nicht ehrenvoll genug, abgelehnt. So blieb er dem Clodius und den beiden feindlich gesinnten Konsuln L. Calpurnius Piso und A. Gabinius preisgegeben, und Clodius wußte außerdem C. und dessen Freunde durch mancherlei Vorspiegelungen zu täuschen, bis er zuletzt dem Volke ein Gesetz vorschlug des Inhalts, daß Demjenigen, welcher einen Bürger unverurtheilt getödtet habe,

Feuer und Wasser untersagt, d. h. daß ein solcher aus dem Staate verbannt werden sollte. Hiermit war C. selbst angegriffen. Er zeigte dieses unvorsichtig, indem er die Toga sordida, d. h. die Toga der Beklagten, anlegte, und obgleich 2000 Ritter und viele aus dem Senate dasselbe thaten, so konnte er sich doch durch nichts mehr schaden, als gerade dadurch, daß er, noch nicht namentlich in Anspruch genommen, sich selbst für einen Schuldigen erklärte. Er wandte sich an den Konsul Piso, seinen Verwandten; der Senat und die Ritter thaten dasselbe: Alles vergeblich. Nunmehr suchte er Pompejus, der ihm bisher Muth gemacht hatte, zu einer Erklärung zu nöthigen. Dieser aber empfing ihn kalt, und auf die Aeußerung hin, er solle, um Rom zum zweiten Male zu retten, die Stadt verlassen, beschloß er, von Rom zu scheiden, da ein Kampf gegen Tribunen u. Konsuln ihm bedenklich erschien. Kaum hatte C. sich entfernt, als Clodius noch durch ein besonderes Gesetz ihn verbannte, sein Haus zerstören, den Platz der Libertas weihen und seine Güter nicht ohne großen Vortheil für die Konsuln plündern ließ. C.'s Verluste waren damals so groß, daß er niemals den frühern Zustand seines Vermögens wiederherzustellen vermochte. Dazu kam noch die neue Kränkung, daß der Prätor Siciliens ihm die Landung an dieser Insel verbot. Sein Geist war durch diese Vorfälle sehr niedergeschlagen, er fühlte die ganze Last der Verbannung, und dieses um so mehr, als er glaubte, von Allem sich selbst die Schuld beimessen zu müssen. Ueber Brundusium begab er sich nach Griechenlend und wählte Thessalonica zum Aufenthaltsorte, von wo aus er in steter Verbindung mit seinen Freunden in Rom blieb und sie antrieb, für seine Zurückberufung Sorge zu tragen. Wirklich waren dazu schon zwei Monate nach seiner Entfernung Versuche gemacht, aber durch Clodius in Folge gewaltiger Auftritte gehindert worden, bis im folgenden Jahre Pompejus selbst diesen unruhigen Menschen zu fürchten anfing, Cäsar sich gewinnen ließ, die Konsuln sich für C. erklärten und der Senat seine Zurückrufung bringend verlangte. So wurde ein Antrag an das Volk gestellt und C. auf das Ehrenvollste nach einer Verbannung von 16 Monaten durch einstimmigen Beschluß aller Centurien zurückberufen. C. hatte dieses erwartet und landete schon um dieselbe Zeit in Brundusium. Seine Reise durch Italien glich einem Triumphzuge, und nicht weniger glänzend war sein Empfang in Rom. Er trat jetzt wieder in seine frühere Stellung; sein Vermögen wurde ihm zurückgegeben und für die Verluste Ersatz zugesichert, aber er hatte später große Ursache, sich über die Schätzung zu beklagen. Indeß ertrug er dieses, da es ihm zunächst darauf ankam, seine Stellung in Rom mit der angemessenen Würde zu behaupten. Clodius nämlich gab eine nach C.'s Rückkehr ausgebrochene Theuerung diesem Schuld und zerstörte, an der Spitze eines gedungenen Haufens, C.'s sich wieder aus den Trümmern erhebendes Haus nebst dem des Q. Cicero, wie sehr auch Milo ihn in seinen tollen Unternehmungen zu hindern suchte. Diese Unannehmlichkeiten hielten C. indeß nicht ab, dem Senate seine Thätigkeit zuzuwenden und seine Freunde in deren Prozessen kräftigst zu unterstützen. Gegen die Triumvirn benahm er sich aber damals mit großer Rücksicht und Geschmeidigkeit, nicht immer seinen frühern Grundsätzen gemäß, weswegen ihn die strengen Republikaner schon als einen Ueberläufer zu bezeichnen anfingen. Er verweilte indeß viel auf seinen Landgütern, mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Damals vollendete er die Bücher „De oratore", „De republica" und andere und schrieb die Rede gegen Piso, welcher die Kühnheit gehabt hatte, im Senat ihn anzugreifen. Neue Unordnungen im Staate (53 und 52 v. Chr.) erfüllten C. mit so tiefer Betrübniß, daß er damals erklärte, es gebe unter solchen Verhältnissen wohl keinen Bürger, welcher lachen könne. Die zunehmende Macht der cäsarianischen Partei, der Tod des Crassus, der mit seinem Sohne im parthischen Kriege umkam, die Verbannung seines Freundes Milo, welcher den Clodius in einem zufälligen Zusammentreffen hatte tödten lassen, und endlich die steigende Macht des Pompejus, der bei steter Störung der Konsulwahlen zuletzt auf 5 Monate zum alleinigen Konsul ernannt worden war, versetzten ihn in großen Mißmuth. Zudem führte Pompejus damals ein Gesetz durch, welches C. sehr nahe berührte. Um die Bestechungen zu hindern, wurde durch dasselbe festgesetzt, daß die Magistratspersonen erst fünf Jahre nach ihrer Amtsverwaltung in Rom in die Provinzen gehen sollten; damit aber inzwischen es in den Provinzen nicht an Statthaltern fehle, so sollten diejenigen, welche ein höheres Amt verwaltet, aber keine Provinz regiert hätten, sofort dahin gesandt werden. In Folge dieses Gesetzes erhielt C. Cilicien, wohin er auch sogleich abreiste.

Zum ersten Male befand sich jetzt C. in Verhältnissen, in welchen er sich leicht für alle frühern Verluste hätte entschädigen können; aber selbst seine ärgsten Feinde haben nie gewagt, irgend einen Vorwurf in dieser Hinsicht auf ihn zu bringen, und er selbst legte keinen geringen Werth darauf, in jeder Hinsicht unsträflich zu erscheinen. Obgleich er die Verwaltung der Provinz sehr ungern übernommen hatte, so lag ihm doch daran, ein ausgezeichnetes Beispiel einer vortrefflichen Verwaltung zu geben. Er stellte die Disciplin im Heere wieder her, besiegte die Parther, schützte den König Ariobarzanes von Kappadocien und entsetzte Antiochien, wo Bibulus belagert wurde; hierauf besiegte er die Bergvölker im Amanus (bei welcher Gelegenheit ihn seine Soldaten zum Imperator ausriefen), eroberte ihre festen Plätze und zwang andere Völker durch den Schrecken, welchen er verbreitete, zur Unterwerfung. Sein Ruhm erscholl durch ganz Syrien u. in Rom wurde ihm eine Supplikation dekretirt. Dabei wies er alle Geschenke von Städten und Fürsten zurück und bestrafte diejenigen unter seinen Beamten, welche mehr nahmen, als ihnen zukam. Nur kostenfreie Ehren wollte er annehmen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er an Cäsar bedeutende Summen schuldete. Dagegen befreite er durch seine Umsicht in der Verwaltung viele Städte von ihren Schulden, verschaffte vielen Römern ihre Kapitalien, welche Städte und Privatleute ihnen schuldeten, und erwarb sich überall großes Lob, so daß sein Vorgänger, der die Provinz durch Aus-

gaben aller Art erschöpft hatte, C.'s Verfahren wie eine Anklage gegen sich ansah. Als C. die Provinz verließ, gab er den Befehl, alle Rechnungen auf das Sorgfältigste abzuschreiben und möglichst zu verbreiten. Nachdem er endlich noch alles für ihn bestimmte, aber nicht verwandte Geld dem öffentlichen Schatze überliefert hatte, kehrte er über Rhodus und Athen nach Italien mit all dem Gepränge eines Feldherrn zurück, welcher auf einen Triumph hofft. Hoffnung auf diese Ehre machte ihm Pompejus, der, jetzt schon mit Cäsar im Bruche, C. auf diese Weise für sich zu gewinnen suchte, da er einen Bürgerkrieg für unvermeidlich erachtete. Aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und als endlich der Beschluß darüber gefaßt werden sollte, wollte der Konsul Lentulus den Triumph auf ruhigere Zeiten aufgeschoben wissen. Inzwischen brach der Bürgerkrieg aus. Obgleich seiner Neigung nach zu Pompejus sich haltend, hatte C. doch den Krieg um jeden Preis zu verhindern gesucht; er wollte der Freund des Pompejus seyn, ohne Cäsars Feind zu werden. Auch Cäsar suchte ihn auf jede Weise zu gewinnen und machte ihm sehr einladende Anerbietungen, wie man auch aus den Bemühungen der Cäsarianer, ihn zu sich herüberzuziehen, ersieht, welche Wichtigkeit sie C. beimaßen. C. wählte aber, wie er meinte, die ehrenvollere, nicht die stärkere Partei und ging nach Dyrrhachium zu Pompejus. Hier fand er aber nicht den Geist, welchen er erwartete, sah vielmehr in dem ganzen Verfahren des Pompejus nur eine Reihe von Verkehrtheiten und nahm deshalb kein Amt an. Nur rieth er den Krieg in die Länge zu ziehen. Doch schon nach den ersten Vortheilen, welche Pompejus bei Dyrrhachium gewann, war diesem nicht mehr zu rathen. Deshalb blieb C., als Pompejus den geschlagenen Cäsar nach Thessalien verfolgte, mißmuthig in Dyrrhachium zurück und war in der entscheidenden Schlacht bei Pharsalus nicht gegenwärtig; auch nahm er nach derselben den ihm angebotenen Oberbefehl über die Flotte nicht an, sondern eilte sofort nach Italien. Hier gaben ihm Cäsars Freunde die beruhigendsten Versicherungen, und bald erhielt er von jenem selbst die Aufforderung, die äußerlichen Zeichen seiner Gewalt als Imperator, welche er bei seiner Reise zu Pompejus aufgegeben hatte, wieder aufzunehmen. C. benutzte diese freundliche Stellung zu Cäsar, um seinen Freunden, dem Marcellus, Ligarius und Andern, Verzeihung auszuwirken. Er unterwarf sich aber keineswegs sklavisch dem Sieger, sondern zeigte durch eine Lobrede auf Cato, welche er kurze Zeit nach dessen Tode bekannt machte, den Muth eines Mannes, der sich seine freie Stellung zu wahren suchte. Desto übler stand es jetzt mit C.'s häuslichen Angelegenheiten. Sein Vermögen war zerrüttet, und da seine Frau selbst nicht ohne Schuld dabei war, so schied er sich von ihr, um die junge und reiche Publilia, deren Vormund er war, zu heirathen (46 v. Chr.), eine Ehe, die sich aber bald wieder löste. Um diese Zeit starb seine Tochter, die geschiedene Frau des Dolabella, welcher Schicksalsschlag ihn schwer darniederdrückte. Er zog sich nach Astura in die tiefste Einsamkeit zurück u. widmete sich hier, um seinen Schmerz zu lindern, mit Eifer philosophischen Studien. In dieser Zeit vollendete er die Schriften: „De Finibus", die „Academica", die „Quaestiones Tusculanae", eine „Laudatio Porciae", welche verloren ist, „De ordinanda republica ad Caesarem" u. a. Ungern ging er auf Cäsars Veranlassung aus seiner Verborgenheit wieder hervor. Er fühlte nur zu sehr, daß er im Staate nicht mehr seyn könne, was er gewesen. Cäsars Triumph nach dem spanischen Kriege berührte ihn schmerzlich; er erschien ungern im Senate, da er Cäsar nicht schmeicheln wollte, dieser aber sehr geneigt war, Schmeicheleien anzunehmen. Nur wenn er Freunden dienen konnte, überwand er diese Abneigung. So vertheidigte er den König Dejotarus von Galatien, welcher sich vor und während der Bürgerkriege um ihn verdient gemacht hatte und jetzt von einem Verwandten angeklagt war. Doch blieb seine politische Wirksamkeit fortwährend unbedeutend, und mit Indignation erkannte er, wie Cäsars Freunde darauf hinarbeiteten, diesem die Krone zu verschaffen. Nach Cäsars Ermordung trat er auf die Seite des Brutus und Cassius, mußte in Folge des Unglücks dieser Partei zur Wahrung seiner persönlichen Sicherheit Rom verlassen, ging auf seinen Landsitz, vollendete hier noch die Schriften: „De senectute", „De natura Deorum" und „De divinatione" und faßte sodann den Plan, nach Griechenland zu gehen. Doch gelangte er, obwohl unter den glänzendsten Ehrenbezeigungen, nur bis Syracus, wo ihn die Nachricht traf, daß Antonius zum Vergleich mit den Verschworenen geneigt sey. Auf Brutus' Einladung ging er nach Rom, fand aber Manches anders, als er erwartet hatte. Antonius suchte sofort seine Anwesenheit für seine eignen Absichten zu benutzen; als aber C. im Senate nicht erschien, drohte er ihm mit Niederreißung seines Hauses. Dies gab C. am folgenden Tage die Veranlassung zur ersten philippischen Rede gegen Antonius, vor dessen Zorn er nun abermals aus Rom entwich. Erst nachdem Octavian in Rom zu steigendem Ansehen gelangt und namentlich von den Legionen begünstigt war, kehrte C. nach Rom zurück, schloß sich ihm an, wahrscheinlich in der Hoffnung, den jungen Mann nach seinen Ansichten leiten zu können, und entfaltete wieder eine für seine Jahre bewunderungswürdige Thätigkeit im Senate, dessen Beschlüsse fast alle von ihm ausgingen. Wenn der Erfolg nicht seinen Absichten entsprach, so war dies der Lässigkeit der Beamten bei der Ausführung des Beschlossenen zuzuschreiben. Nicht geringer war C.'s Ansehen beim Volke, vor welchem er öfters gegen Antonius redete, nachdem dieser, um sich die Provinz Gallien zu sichern, schon im Sept. seines Amtsjahres Rom verlassen hatte und nach dem diesseitigen Gallien abgereist war. Noch immer ging sein ganzes Bemühen dahin, die Republik in ihrem alten Glanze wiederherzustellen, und er that in dieser Hinsicht Alles, was menschliche Klugheit anzurathen vermochte. Schon schien ein guter Erfolg seine Absichten krönen zu wollen, als die Schlacht bei Mutina für die Republikaner gewonnen wurde; aber der Tod der beiden Konsuln Hirtius und Pansa verschlimmerte die Lage derselben. Denn nun sah sich Octavian seiner Nebenbuhler entledigt und stand

bald als Konsul an der Spitze des Staats, so daß er nun auf die Seite sich hinneigen konnte, wohin ihn sein nahes Verhältniß zu Cäsar und der eigene Ehrgeiz führen mußte; Antonius aber bewog mehre Befehlshaber in Gallien, die Maske abzuwerfen und sich offen für ihn zu erklären. C. war eifrig bemüht gewesen, sie der Republik zu erhalten, aber vergebens. Bald geschahen noch entschiedenere Schritte. Octavians Mitkonsul Pedius setzte ein Gesetz durch, nach welchem Alle, welche an Cäsars Tode Theil hätten, zur Rechenschaft gezogen werden sollten, und Octavian wußte durch Auszahlung der Legate Cäsars die Menge für sich zu gewinnen. C. glaubte, daß Brutus und Cassius diesen drohenden Gefahren einzig durch schnelle Rückkehr mit ihrer Kriegsmacht nach Rom entgegenarbeiten könnten, forderte sie dazu wiederholt auf und verschaffte ihnen nach Kräften Kriegsmittel. Aber Alles umsonst. Antonius, Octavian und Lepidus bildeten ihr Triumvirat, Aechtungen erfolgten, und vor Allem forderte Antonius C.'s Kopf. C. befand sich mit seinem Bruder und Neffen auf seinem Tusculanum, als er die Nachricht von seiner Aechtung empfing. Er suchte, während Q. Cicero in Rom sich verborgen halten wollte, von Astura aus nach Griechenland zu Brutus zu entkommen. Widrige Winde zwangen ihn zweimal, ans Land zu gehen; zuletzt begab er sich auf sein Formianum, wo er, des Lebens überdrüssig, in dem Lande zu sterben beschloß, welches er oft gerettet hatte. Als feindliche Reiter erschienen, suchten seine Sklaven ihn zu retten, bis sie eingeholt wurden und C., zum Tode bereit, die Mörder selbst aufforderte, ihr Werk zu vollbringen. Popilius Länas, dem er früher einmal das Leben gerettet hatte, hieb ihm Kopf u. Hand ab u. brachte beide triumphirend zum Antonius, der sie an derselben Rednerbühne befestigen ließ, von welcher herab C. seine größten Triumphe erfochten. C. † den 7. Dec. 43 v. Chr., in einem Alter von 63 Jahren 11 Monaten u. 4 Tagen.

Sein Tod blieb mit allen Nebenumständen bei der Nachwelt im frischen Andenken, und selbst der Ort, wo er getödtet war, wurde mit einer gewissen Ehrfurcht von Reisenden besucht. Da Octavian zuletzt siegte, so fiel alles Gehässige, welches sich an diese Erinnerung knüpfte, auf Antonius, wiewohl Octavian sich auch von dem Flecken, C. aufgegeben zu haben, nie ganz hat reinigen können. Hierin will man den Grund erkennen, warum C. weder von Horaz, noch von Virgil genannt, überhaupt von den Schriftstellern der augusteischen Zeit selten erwähnt wird. Livius hingegen gedenkt seiner mit ausgezeichnetem Lobe und behauptet, es sey, um ihn würdig zu preisen, die Beredsamkeit eines C. nothwendig. Ebenso rühmte ihn der knechtische Vellejus Paterculus unter Tiberius, dann der ältere Plinius und Juvenal. Sein Ansehen wuchs seit dieser Zeit, und er galt unbedingt für den ersten Redner Roms, dessen Ruhm auf jegliche Weise verherrlicht wurde. Auch die Kirchenväter lasen und excerpirten ihn, besonders Lactantius und Augustinus. Von Person war C. groß und schlank, von etwas schwacher Konstitution, durch Uebung aber gekräftigt; er hatte einen langen Hals und regelmäßige Gesichtszüge. Mit Anmuth und Würde in seinem Benehmen verband er eine gewisse erhabene Freundlichkeit, welche Zuneigung und zugleich Achtung einflößte. Er war sorgsam im Leben, in der Kleidung ohne Affektation sorgfältig, in seinen Ausgaben genau, außer wo es sich um höhere Zwecke handelte; ein zärtlicher Vater gegen seine Kinder, seinen Sklaven ein freundlicher Herr, ein treuer edelmüthiger Freund, ein braver unbescholtener Mann, launig und ernst nach den Umständen, erhaben über niedrige Leidenschaften, im Glück oft zu sanguinisch, im Unglück zu niedergeschlagen, voll von Durst und Ruhm und in dieser Hinsicht unermüdlich, auch nicht ohne eine gewisse Eitelkeit. Ohne Partei, ohne großen Reichthum, hatte er sich eine bedeutende Stellung im Staate erworben und sie bis an sein Ende behauptet. Zu den hervorragendsten Eigenthümlichkeiten von C.'s Geist gehört eine ungemeine Leichtigkeit der Auffassung und der Reproduktion; Klarheit und Geschmack beurkunden alle seine Werke, nur fehlt ihnen bisweilen und namentlich da, wo es ein übersichtliches Anführen fremder Ansichten oder ein Abspinnen von Ideen in streng philosophischer Weise gilt, erschöpfende Gründlichkeit. Höchst selten mangelt diese dagegen in seinen rhetorischen Werken. C. ist ein einsichtsvoller Eklektiker von der vielseitigsten Bildung, dem nicht leicht eine Seite des menschlichen Wissens fremd geblieben war. Fremdes Wissen machte er sich leicht zu eigen und wußte es in schöner Sprache leicht wiederzugeben, selbst dann, wenn die Muttersprache für dasselbe noch wenig ausgebildet war. Der Ausdruck überhaupt erscheint in sämmtlichen Schriften C.'s in größter Vollendung, deren die römische Sprache fähig war. Bei großer Faßlichkeit ist er hinreißend, bei vielem Schmuck nicht überladen, bei ungewöhnlicher Durchsichtigkeit nicht nüchtern oder trocken, bei unendlicher Fülle doch immer Maß und Schranken haltend. Neben der vorherrschenden Neigung zur Beredsamkeit und zu philosophischen Studien fehlte es ihm keineswegs an Geschmack oder Neigung zur Poesie, die er nach dem Urtheile der Alten mit Glück kultivirte, so daß er sich leicht in diesem Zweige der Literatur nicht weniger als in der Beredsamkeit hätte auszeichnen können. Die wenigen Fragmente, welche von seinen poetischen Produkten uns erhalten sind, zeigen jedoch einen weder wohlklingenden, noch im Ausdrucke leichten Vers und eben so wenig eine blühende Phantasie. Zu diesen poetischen Werken gehören Uebersetzungen aus dem Griechischen, einzelne Verse aus dem Homer, sodann die Uebertragung der Werke des Aratus, ferner eigene selbstständige Gedichte, als „Marius", „Pontius Glaucus", auch ein Gedicht über sein Konsulat in drei Büchern u. A. Auch von seinen historischen Werken hat sich nichts erhalten; das berühmteste war die Geschichte seines Konsulats in griechischer Sprache. Sodann scheint sich C. nicht bloß eifrig mit dem Studium des römischen Rechts befaßt, sondern sich auch Verdienste um die Begründung desselben erworben zu haben, und jetzt noch sind seine Bücher wichtige Erkenntnißquellen für das ältere römische Recht. Die noch vorhandenen Schriften sind

theils rhetorischen Inhalts, und zwar entweder Abhandlungen über die Beredsamkeit, oder Reden, die entweder wirklich gehalten worden sind, oder sich doch auf wirkliche Ereignisse beziehen, daher niemals für bloße Deklamationen gelten können, theils Briefe, theils philosophische Abhandlungen. In seinen Schriften rhetorischen Inhalts scheint sich C. den Aristoteles zum Vorbilde gewählt zu haben und im Wesentlichen demselben gefolgt zu seyn, doch immer mit selbstständigem Urtheile. In den Ausgaben von C.'s Werken stehen die „Libri IV ad Herennium“ voran, doch ist man geneigt, dieselben dem Cornificius oder andern Verfassern beizulegen, auf welche einige Aeußerungen bei alten Schriftstellern hindeuten. Jedenfalls sind sie älter, als alle vorhandenen Schriften C.'s. Sie enthalten eine Uebersicht über die gesammte Rhetorik mit besondern Lehren und Anweisungen und sind durchgängig nach Hermagoras gearbeitet. In den späteren römischen Zeiten und im Mittelalter wurden sie viel gebraucht, daher zahlreiche Handschriften von ihnen vorhanden sind. Ganz ähnlichen Inhalts sind die zwei Bücher „De inventione“ (herausgegeben von Lindemann, Leipzig 1828), ein früher Jugendversuch nach Kommentarien seiner Lehrer, wohl schwerlich für die Bekanntmachung abgefaßt. Die wichtigste rhetorische Schrift sind die drei Bücher „De oratore“, an seinen Bruder, abgefaßt um 55 v. Chr. In drei Dialogen entwickeln darin die berühmtesten Redner der frühern Zeit, M. Antonius und L. Crassus, in Gegenwart anderer angesehenen Römer ihre Ansichten von einer vollendeten Beredsamkeit und dem Ideal eines vollkommenen Redners. Diese Lieblingsschrift C.'s (herausgeg. von Ellendt, 2 Bde., Königsberg 1840) zeichnet sich eben so sehr durch Klassicität in Anlage und Durchführung als durch Vollständigkeit des Stoffs aus, erregt durch die scharfe dramatische Zeichnung der redenden Personen ein ungewöhnliches Interesse und fesselt durch Lebendigkeit, Bündigkeit und Klarheit der Darstellung, durch Anmuth im Vortrage und durch manche höchst anziehende Erörterungen über einzelne Gegenstände, welche der Hauptsache nicht unmittelbar angehörten. „Brutus“ oder „De claris oratoribus“, dem Brutus gewidmet (herausgeg. von Meyer, Halle 1838, Peter, Leipzig 1839, Kuniß, Leipz. 1843, Ellendt, Königsb. 1844, und O. Jahn, Leipz. 1849), enthält in dialogischer Form eine mit den frühesten Zeiten beginnende und bis Hortensius reichende Geschichte der römischen Beredsamkeit. Dieses Buch, 46 geschrieben, aber am Ende nicht mehr vollständig erhalten, ist in sofern wichtig, als wir diesen Theil der römischen Literatur sonst wenig kennen würden. Die Schrift „Orator“ (herausgeg. von Göller, Leipz. 1838, und O. Jahn, das. 1851) soll das Ideal eines römischen Redners entwerfen und wiederholt Manches aus der größeren Schrift „De oratore“. Die Schrift „Topica“ entstand, als sich C. 44 v. Chr. nach Griechenland begeben wollte, wurde zu Leucopetra abgefaßt und behandelt, an den Rechtsgelehrten Trebatius gerichtet, die vor Gericht geltenden Gründe nach einer ähnlichen Schrift des Aristoteles. Die kleine Schrift „De partitione oratoria“, an C.'s Sohn gerichtet, ist eine um 46 verfaßte leicht hingeworfene Uebersicht der Lehren der Redekunst. Das Buch „De optimo genere oratorum“ ist eine Vertheidigung gegen Diejenigen, welche C.'s Wortfülle als asiatisch tadelten und die nüchterne Ausdrucksweise einiger attischen Schriftsteller als den wahren rhetorischen Ausdruck vertheidigten.

Von den unzähligen Reden, welche C. gehalten hat, ist, wie groß auch die Zahl der vorhandenen noch seyn mag, doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil auf uns gekommen. Viele wurden gar nicht aufgeschrieben, von vielen haben wir nur noch unbedeutende Bruchstücke, alle aber scheinen erst aufgezeichnet und ausgearbeitet zu seyn, nachdem sie gehalten worden. Ihr Inhalt ist außerordentlich mannigfaltig. Theils sind es Reden vor Gericht, theils vor dem Volke, theils im Senate, und einige wurden an Cäsar persönlich gerichtet. In ihnen zeigt C. sein großes Talent am glänzendsten und erreicht das Vorzüglichste, was von den Alten geleistet worden ist. Klarheit, Anmuth, Kraft, um zu überzeugen, schöne Anordnung des Stoffs, harmonische Sprache, eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, Fülle des Ausdrucks und Gedankenreichthum ohne Schwulst erwecken und fesseln das lebhafteste Interesse an diesen Produktionen, von denen die bemerkenswerthesten folgende sind: „Pro P. Quinctio“ vom Jahre 81 v. Chr.; „Pro Roscio Amerino“; „In Verrem“ (s. oben), mit großer Sorgfalt ausgearbeitet und nach Sprache und Haltung zu den ausgezeichnetsten Reden C.'s gehörig; „Pro lege Manilia“, 66 vor dem Volke gehalten (s. oben), ebenfalls aufs Sorgfältigste ausgearbeitet und durch Lebendigkeit, oratorische Fülle und Kraft ausgezeichnet; „De lege agraria in P. Servilium Rullum“; „In Catilinam“ (4 Reden, 63 gehalten, deren Aechtheit wegen des darin herrschenden rhetorischen Schwulstes und mancher schiefen und geschichtlichen Verstöße bezweifelt wird; alte Kommentarien sind zu der vierten Rede vorhanden); „Pro Murena“; „Pro Valerio Flacco“; „Pro A. Licinio Archia“ (61 gehalten, wird in neuerer Zeit wegen Mangels an Gründlichkeit u. Bündigkeit in der Beweisführung, des losen Zusammenhanges u. logischer Unrichtigkeiten für unächt erklärt); „Pro Cornelio Balbo“; „Pro Annio Milone“ (erst später, nachdem sie gehalten worden, 52 v. Chr., niedergeschrieben, aber die ganze Kunst der Beredsamkeit C.'s entfaltend u. in historischer Hinsicht sehr wichtig); „Pro C. Rabirio Postumo“; „Pro M. Marcello“ (47 vor Cäsar gehalten, von F. A. Wolf für unächt und für ein deklamatorisches Uebungsstück erklärt); „Pro Ligario“ (aus demselben Jahre und viel gelesen); „Pro Dejotaro“ (46 vor Cäsar gehalten). Die letzten Reden, welche C. hielt, sind die sogenannten „Orationes Philippicae“, gegen M. Antonius gerichtet, welche sämmtlich in die Zeit nach Cäsars Tode (44—43 v. Chr.) fallen, meist im Senate, einige auch vor dem Volke gehalten worden sind und eng mit den Begebenheiten der Zeit zusammenhängen. Die berühmteste unter diesen Reden ist die zweite, welche indeß nicht gehalten, sondern nur als Erwiederung auf die Angriffe des Antonius aufgeschrieben und bekannt gemacht worden ist. Sie ist vortrefflich ausgear-

beitet und legt bei großer Reinheit der Sprache und bei einer hinreißenden Harmonie des Ausdrucks eine seltene Kraft und Fülle an den Tag. Sie schildert das häusliche und öffentliche Leben des Antonius in seiner ganzen ruchlosen Verworfenheit und trug nicht wenig dazu bei, dessen Popularität zu untergraben, erfüllte denselben aber auch mit einem Hasse gegen C., welcher nicht einmal mit dem Tode des Letztern endigte. Unter C.'s Namen sind noch eine Anzahl Reden vorhanden, welche theilweise früher sehr bewundert und viel gelesen wurden, einer strengern Kritik der neuern Zeit aber nicht haben Stand halten können. Hierher gehören die Reden: „Post reditum ad Quirites", „Post reditum in senatu", „Pro Domo sua ad Pontifices" und „De haruspicum responsis". Offenbar untergeschoben ist auch die „Responsio ad C. Sallustii Crispi invectivam"; ferner „Ad populum et equites antequam iret in exilium", die „Epistola" oder „Declamatio ad Octavianum", „De pace ad Valerium", welche erst im 15. Jahrhundert entstanden ist. Eine neuere Ausgabe sämmtlicher Reden C.'s begann Halm (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1845—48), eine Uebersetzung derselben Klotz (Bd. 1—3, das. 1835—39). Ausgewählte Reden erklärten Möbius (2 Bde., 5. Aufl., Hannover 1850), Halm (Lpz. 1850 f.), Madvig (2. Aufl., Kopenh. 1848). Eine deutsche Uebersetzung auserlesener Reden veranstalteten Wolf (5 Bde., Altona 1806—1819; neue Sammlung, 2 Bde., das. 1823—24) u. Klotz (3 Bde., Lpz. 1838).

Ungemein zahlreich waren die Briefe C.'s, welche größtentheils gleich nach seinem Tode von seinem Freigelassenen Tiro gesammelt und herausgegeben wurden. Sehr wenige rühren aus der Zeit vor seinem Konsulate her; bei weitem die meisten sind später geschrieben bis kurz vor seinem Tode. Sie sind zum Theil an hochgestellte Männer, zum Theil an Freunde gerichtet, zum Theil als Rundschreiben für Bekannte abgefaßt, um dieselben von Vorfällen, die jetzt in Zeitungen gelesen werden, zu benachrichtigen. Die meisten sind ganz im natürlichen Tone vertrauter Mittheilung geschrieben; gleichwohl gibt sich darin ein sehr gebildeter Ausdruck, eine ungemeine Anmuth und Leichtigkeit der Umgangssprache und höchst geistreiche, wechselseitige Mittheilung der verschiedensten Interessen kund. Die Briefe C.'s sind außerdem noch eine reiche, fast unerschöpfliche Quelle für die Zeitgeschichte, während sie C.'s Charakter von der vortheilhaftesten Seite darstellen. Ihr Inhalt ist außerordentlich verschieden, indem sie sich über alle Lagen und Verhältnisse des Lebens verbreiten. Im Alterthum gab es verschiedene Sammlungen, wovon bloß die „Ad diversos" oder „Ad familiares", eine Sammlung von Briefen in 16 Büchern an die berühmtesten Zeitgenossen, zuweilen mit deren Antworten, nach den Personen, an welche sie gerichtet sind, nicht nach der Zeit geordnet; die „Ad T. Atticum", in 16 Büchern; die „Ad Quintum" (an seinen Bruder Q. Cicero, während dieser Proprätor in Asien war, herausgegeben von Hoffa, Heidelberg 1843) in 3 Büchern und die „Ad Brutum", 1 Buch, erhalten sind. Alle diese Briefe sind durch die einzige Handschrift erhalten, welche Petrarca 1345 in Vercelli entdeckte und abschrieb. Ausgewählte Briefe C.'s gaben heraus Matthiä (3. Aufl., Leipzig 1829), Süpfle (Karlsruhe 1836) u. Müller (Leipz. 1849). Eine treffliche Uebersetzung der Briefe gab Wieland (fortgesetzt von Gräter, 7 Bde., Zürich 1808—21, Lpz. 1842) heraus.

Die philosophischen Abhandlungen schrieb C. meist erst in spätern Jahren, als die Zeitumstände ihn von den Staatsgeschäften fern hielten und er für die traurigen Erfahrungen im Leben Trost bedurfte. C. glaubte durch Abfassung derselben seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen, indem er seine Landsleute zum Studium der Philosophie anregte und die lateinische Sprache für die philosophische Terminologie geeignet machte. Er bemühte sich dabei vorzüglich, die reine Spekulation der griechischen Philosophie auf einen praktischen Boden überzuführen, um derselben auf diese Weise bei den rein praktischen und wenig wissenschaftlichen Römern Eingang zu verschaffen. Noch jetzt haben diese Schriften besonders für die Geschichte der Philosophie ein hohes Interesse, und es ist nur zu bedauern, daß C. häufig wenig gründlich und wenig ausführlich die Ansichten der griechischen für uns verloren gegangenen Philosophen mittheilt, wogegen er seine eignen, nicht immer sehr tiefen philosophischen Reflexionen nur zu oft mit ermüdender Weitschweifigkeit ausspinnt. Die 6 Bücher „De republica", dem Atticus gewidmet und in dialogischer Form 54 geschrieben (herausgegeben von Steinacker, Leipzig 1823, und Osann, Göttingen 1847, übersetzt von Kobbe, daselbst 1824), handeln von der besten Regierungsform des Staats und stellen ein vollständiges Bild einer idealen römischen Staatsverfassung auf. Nachdem von dieser Schrift geraume Zeit nur das „Somnium Scipionis" als ein Fragment durch den Kommentar des Macrobius bekannt gewesen, gelang es den Bemühungen Mai's, die Schrift wenigstens theilweise aus Palimpsesten herzustellen (Edit. princ. von Mai, Rom 1822). Die Bücher „De legibus" (herausgegeben von Moser und Creuzer, Frankfurt 1824, u. Bake, Leyden 1842) schließen sich an das oben genannte Werk an und wurden wahrscheinlich kurz nach demselben geschrieben, um jenes Werk zu ergänzen; nur das erste Buch ist vollkommen ausgearbeitet, das zweite und dritte scheint nur Entwurf. Ein späterer Schriftsteller citirt noch ein fünftes Buch, so daß Neuere die Zahl derselben auf 6, ja auf 8 erhöht haben. Die „Academica" oder „Academicae quaestiones" oder „Disputationes" (herausgegeben von Görenz, Leipzig 1810, u. Orelli, Zürich 1827) bestanden zuerst aus 2 Büchern oder Dialogen, welche den Titel „Catulus et Lucullus" nach den Hauptpersonen des Gesprächs trugen und die Lehre der alten und neuen Akademie von Carneades bis auf Antiochus enthielten. C. arbeitete den Stoff in 4 Büchern um, so daß das erste Buch die Lehre von der Akademie bis auf Antiochus, das zweite die Lehre des Arcesilas, das dritte und vierte die des Carneades und Philo in größerer Vollständigkeit als früher enthielten. Wir besitzen von der frühern Bearbei-

tung das zweite und von der spätern einen Theil des ersten Buchs. Die Schrift „De finibus bonorum et malorum“, in 5 Büchern 45 geschrieben und dem Brutus gewidmet (herausgegeben von Görenz, Leipzig 1813, und von Madvig, Kopenhagen 1839, übersetzt von Droysen, Leipzig 1841), erörtert in Form eines Dialogs, was die berühmtesten Philosophen über das höchste Gut als Endzweck menschlicher Handlungen und Bestrebungen gelehrt haben. Im ersten Buche wird die epikureische Lehre vorgetragen, im zweiten widerlegt, im dritten die stoische Lehre, im vierten die des Aristoteles und im fünften die akademische entwickelt. Die „Quaestiones Tusculanae“ od. „Tusculanarum Disputationum libri V“, 44 abgefaßt (herausgegeben von Moser, 3 Bde., Hannover 1836—37, Klotz, Leipzig 1835, Kühner, 3. Aufl., Jena 1846, u. Tischer, Leipzig 1850), haben ein durchaus praktisches Interesse, enthalten Dialoge mit Freunden im ersten Buche über die Verachtung des Todes und den Glauben an Unsterblichkeit, im zweiten über die Verachtung körperlichen Schmerzes, im dritten über die Mittel, die Seelenleiden zu bekämpfen, im vierten über die Leidenschaften, im fünften über die Hinlänglichkeit der Tugend zur Glückseligkeit. Die Schrift „De natura Deorum libri III“, kurz nach Cäsars Ermordung geschrieben (herausgegeben von Haindorf, Leipzig 1815, Moser, daselbst 1821, und Schömann, daselbst 1850), erörtert die Ansichten der ältern griechischen Philosophen über das Wesen der Gottheit; der Stoff ist meist aus griechischen Werken entlehnt u. die Lehre des Epikur aus dessen und Zeno's Schriften im ersten, die der stoischen Philosophie aus Posidonius, Cleanthes, Chrysippus im zweiten u. die der akademischen aus Carneades u. Clitomachus im dritten Buche entwickelt. Die zwei Bücher „De divinatione“ (herausgegeben von Moser, Frankfurt 1828, deutsch von Jacobs, Leipzig 1841) schließen sich unmittelbar an die vorhergehenden an u. wurden auch kurz nachher geschrieben. Im ersten Buche sucht Q. Cicero die Gründe für das Ahnungsvermögen nach der Lehre der Stoiker auseinanderzusetzen, welche er aber selbst im zweiten Buche mit großer Freimüthigkeit widerlegt, da es ihm darauf ankam, den Aberglauben bei seinen Landsleuten zu vernichten. In dem erhaltenen Fragmente der Schrift „De fato“ (herausgegeben von Bremi, Leipzig 1795) wird die Ansicht der Stoiker vom Schicksale neben freier Willensthätigkeit bestritten. Die Schrift „Cato“ oder „De senectute“, dem Atticus zugeeignet, 44 geschrieben (herausgegeben von Klotz, Leipzig 1831, Hoffa, 2. Aufl., Marburg 1841, Tischer, Halle 1847, und Sommerbrodt, Leipzig 1851), enthält eine Vertheidigung des Alters, welche dem ältern Cato in den Mund gelegt wird, und ist durch Gefälligkeit der Sprache, Leichtigkeit der Behandlungsweise, Anmuth in Inhalt und Form ausgezeichnet. Im „Laelius“ oder „De amicitia“ (herausgegeben von Gernhard, Leipzig 1825, Beier, daselbst 1828, Klotz 1833, u. Seuffert, 2 Thle., Brandenburg 1844—45) wird das Wesen der Freundschaft, der Ursprung derselben, die Mittel sie zu erhalten, entwickelt und dabei stets auf die Verhältnisse in Rom Rücksicht genommen. Die Anlage der Schrift, die Durchführung derselben, die Entwickelung der Gedanken fesseln durch ihre Leichtigkeit, Gefälligkeit und Anmuth, welche Vorzüge durch eine schöne und reiche Sprache noch erhöht werden. Die Schrift „De officiis libri III“, an seinen Sohn Marcus, als dieser in Athen studirte, 44 geschrieben (herausgegeben von Heusinger, Braunschweig 1838, Zumpt, daselbst 1849, Stürenburg, Leipzig 1843, Süpfle, Mannheim 1844, Bonnell, Berlin 1848; übersetzt von Garve, 4 Bde., Breslau 1783; 6. Aufl. 1819, und von Hottinger, Zürich 1800 und 1820), sollte dem jungen Cicero eine Richtschnur für seine künftige Handlungsweise im Staate angeben und ist deshalb im Tone der Abhandlung ohne Dialog geschrieben. Das erste Buch handelt von dem, was seiner Natur nach gut und lobenswerth ist, das zweite vom Nützlichen, das dritte von dem, was nach Umständen von beiden als das Vorzüglichere anzusehen sey. Wenn diese Anordnung auch C. eigenthümlich ist, so ist der Inhalt doch aus griechischen Quellen entlehnt und im ersten und zweiten Buche Panätius vorzugsweise benutzt. Die Schrift ist reich an Gedanken und Lebenserfahrungen, in einer schönen und reinen Sprache abgefaßt und zeigt große Reife des Urtheils; doch finden sich auch Flüchtigkeiten darin vor, die auf Eile der Abfassung deuten. Die „Paradoxa Stoicorum sex“, an Brutus, wahrscheinlich C.'s letzte philosophische Schrift (herausgegeben von Moser, Göttingen 1846), entwickeln einige auffallende Sätze der stoischen Philosophie. Außer den angeführten Werken sind noch von andern Titel und Fragmente uns erhalten worden. Hierhin gehört zuerst eine Uebersetzung des „Timäus“ des Plato, noch zu einem großen Theile vorhanden; sodann die „Oeconomica“ aus Xenophon, 84 oder 83 abgefaßt, ferner „Protagoras“, eine Uebersetzung der platonischen Schrift gleichen Titels; „De Philosophia“ oder „Hortensius“, eine Vertheidigung der Philosophie; „De gloria“, geschrieben 44, welche Schrift noch im 14. Jahrhundert vorhanden gewesen seyn soll; „De consolatione“ oder „De luctu minuendo“, nach dem Tode seiner Tochter geschrieben, nicht zu verwechseln mit der noch vorhandenen Schrift unter gleichem Titel, welche erst im 16. Jahrhundert entstanden ist. Außerdem schrieb C. eine „Laus Catonis“, d. i. eine Lobrede auf Cato; eine „Laudatio Porciae“, der Gemahlin des Brutus; ferner ein Buch „De suis consiliis“, wie man meint, zur Zeit des Konsulats als eine Rechtfertigung desselben; „De iure civili in artem redigendo“; „De auguriis“; „De virtutibus“; „Chorographia“. Die Codices sind an Zahl und Werth sehr verschieden, und es gelten fast für jede Klasse von Schriften andere für die besten, wie z. B. für die Reden der tegernseer, der Erfurtensis und einige italienische am höchsten geschätzt werden. Die ältern Gesammtausgaben zählt auf Ernesti, Opusc. philol., S. 135 ff. Die besten sind: Editio princ., Mailand 1498, 4 Bde.; Venedig 1519, 9 Bde.; studio P. Victorii, Florenz 1534, 4 Bde.; von Lambinus, Paris 1566, 4 Bde.; Gruter, Hamburg 1618, 4 Bde.; J. Gronov, Leyden 1692; Ernesti, Leipzig 1737, 1757 u.

1774—77, 8 Bde.; Zweibrücken 1780, 13 Bde.; Schütz, Leipzig 1814—23, 20 Bde.; Orelli, Zürich 1826—38, 8 Bde.; 2. Aufl., 4 Bde., 1845; Nobbe, Leipzig 1827, 10 Theile, auch in Einem Quartbande, 2. Ausgabe, 1848—50. Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Werke C.'s begann Klotz unter Mitwirkung mehrer Gelehrten (Bd. 1 u. 2, Leipzig 1839—41); eine andere erschien seit 1827 zu Stuttgart. Die alten Scholiasten zu C. gaben Orelli und Baiter (Zürich 1833) heraus. Das „Lexicon Ciceronianum" des Nizolius gab Facciolati verbessert heraus (Padua 1734; 3 Bde., London 1820). Eine „Clavis Ciceroniana" verfaßten Ernesti (Halle 1774) und Schütz (4 Bde., Leipzig 1817—21).

Quintus C., des Vorigen jüngerer Bruder, wurde von jenem auf der Staatslaufbahn anfangs vorwärts geführt, bis ihn Cäsars Freundschaft hob, dessen Legat er in Gallien war. Hier zeichnete er sich besonders durch die standhafte Vertheidigung gegen Ambiorix aus, und begleitete dann seinen Bruder als Legat in dessen prokonsularische Provinz Cilicien, wo ihm namentlich alles kriegerische Verdienst zugeschrieben wird, das der Prokonsul dort erwarb. Während des Bürgerkrieges trat er anfangs mit seinem Bruder auf Pompejus' Seite, verließ aber nach der Schlacht bei Pharsalus nicht nur dieselbe, sondern suchte sogar seinen Bruder bei Cäsar auf alle Weise zu verdächtigen. Später, nach Cäsars Aussöhnung mit dem Redner Cicero, auch mit dem Bruder wieder versöhnt, wich er während des zweiten Triumvirats nicht von dessen Seite, wurde mit demselben proskribirt, suchte aber, aller Mittel zu einer größern Reise und Flucht entbehrend, mit seinem Sohne Quintus in Rom selbst eine verborgene Zufluchtsstätte auf. Hier aber ward zuerst sein Sohn von seinem Sklaven verrathen, festgenommen, und während ihm auf der Folter das Versteck seines Vaters entpreßt werden sollte, lieferte C. sich freiwillig den Henkern aus, die ihn sammt seinem Kinde hinwürgten.

Marcus Tullius C., Sohn des Redners, studirte zu Athen, ergab sich dort seinem Hang zur Völlerei, bis endlich Atticus ihm, nach Cäsars Ermordung, eine Befehlshaberstelle in dem von ihm in Griechenland gesammelten Heere gab. Hier bewies er Einsicht und Muth. Da er in die Aechtung seines Vaters auch mit verwickelt war, so floh er nach der Schlacht bei Philippi nach Sicilien, wo Sextus Pompejus die letzten Reste der republikanischen Partei um sich gesammelt hatte. Durch den Traktat von Misenum (41) von den Triumvirn in seine bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt, kehrte er nach Rom zurück und ergab sich, von allen öffentlichen Geschäften entfernt, abermals dem Laster der Völlerei. Gleichwohl zeichnete ihn Augustus in der Folge durch mancherlei Begünstigungen aus, als wolle er vor den Augen der Welt die Unthat, die er am Vater begangen, am Sohne wieder vergüten. Er ernannte ihn zum Augur und Münzwardein und stellte ihn kurz vor der Schlacht bei Actium (32) sogar, wenn auch nur auf 6 Wochen, als Konsul an seine Seite. In dieser Würde hatte er die Genugthuung, gegen Antonius, den Mörder seines Vaters, das Senatsdekret zu vollziehen, wodurch alle Bildsäulen und Denkmäler des Antonius zerstört und sein Name auf immer, durch das Verbot des Namens „Marcus" in der Familie der Antonier geschändet werden sollte. Später erscheint C. noch einmal als Prokonsul in Asien, verschwindet aber darnach aus der Geschichte.

Cicero, Schriftgattung, so genannt, weil mit dieser Schrift zuerst Cicero's Briefe von Sweynheim und Pannarz in Rom 1467 gedruckt worden sind. Ursprünglich Antiqua, findet sie sich jetzt in allen Schriftgattungen vor.

Cicerone (ital.), in Italien ursprünglich Name der Erklärer von Alterthümern, Kunstwerken und anderen Sehenswürdigkeiten, von ihrer Redseligkeit hergenommen; es waren dies mehrentheils junge Gelehrte, Abbate's rc. Gegenwärtig nennen sich alle Platzbediente und Lohnlakaien Ciceroni, weshalb der Name allen guten Klang verloren hat und gebildeten Erklärern gegenüber nicht mehr angewandt wird.

Cichorie, s. v. a. Cichorium.

Cichorienkaffee, s. Cichorium.

Cichorium (Wegwart, Cichorie), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den aus zwei Reihen gebildeten Hüllkelch und die zusammengedrückt-vierkantigen, ungeschnäbelten Achenien. C. Endivia *L.*, Endiviencichorie, mit paarigen und mehrblüthigen Stielen, kopfförmigen, blauen Blüthen und langen gezähnelten Blättern, ist eine ein- oder zweijährige Pflanze, kommt in Ostindien, Aegypten, Griechenland und der Levante verwildert vor und wird häufig in unsern Gärten gezogen. Jetzt benutzt man die Blätter, besonders von der krausen Abänderung (C. crispum *Mill.*), zu dem bekannten Endiviensalat, der am schmackhaftesten ist, wenn man die Blätter zusammenbindet, damit sie ausbleichen und die Bitterkeit verlieren; sonst aber waren Herba et Semina Endiviae s. Endiviae majoris s. latifoliae s. albae s. sativae s. Herba Intybi sativi s. Cichorii latifolii s. Cichorii hortensis gebräuchlich. Die Früchte wurden auch als Semen Scariolae bezeichnet. C. Intybus *L.*, gemeiner Wegwart, Cichorie, Hindläufte, Feldwegwart, mit paarigen, kurzgestielten, blauen Blüthen und großzähnigen Blättern, ist ausdauernd, ziemlich gemein an Wegen, Rainen und Triften durch ganz Europa und wird nicht selten auch in Gemüsegärten und im Großen angebaut. Die Pflanze ist in mehren ihrer Theile officinell, es muß aber als Arzneimittel nur die wildwachsende angewendet werden, da sie mehr Schleim enthält und weit bitterer ist, als die angebaute. Die fleischige, lange, möhrenförmige Wurzel, Radix Cichorii s. Cichorii sylvestris s. Cichorii agrestis s. Cichorii Intybi s. Cichorei s. Cichoreae s. Radix Intybi s. Solisequae s. Seris sativae, wilde Wegwarten-, Cichorien-, Weglungen-, Sonnenwende-, Sonnenwirbelwurzel, ist außen schmutzig gelbbraun, innen weiß, frisch milchend, hat einen stark bittern Geschmack, aber nur wenig Geruch, ist getrocknet ganz geruchlos, leicht, blaß bräunlichgrau, sehr runzelig, innen schmutzig weiß, enthält viel bittern Extraktivstoff, etwas Harz und Zucker und wenig salpeter-, schwefel- und salzsaures Kali. Sie wirkt tonisch auflösend und eröffnend und wird

bei Hypochondrie, Gelbsucht und andern Leiden, die auf Unterleibsstockungen beruhen, mit Erfolg angewendet. Ehedem führte man auch in den Apotheken daraus bereiteten Cichorienextrakt und Cichoriensyrup, Extractum Syrupus Cichorii, sowie überzuckerte Cichorienwurzel, Confectio Cichorii. Das Kraut, Herba Cichorii sylvestris, sonst zu gleichen Heilzwecken wie die Wurzel dienend, ist jetzt wenig mehr im Gebrauch. Aus den Blüthen, Flores Intybi, bereitete man sonst ein destillirtes Wasser. Die Früchtchen, Semina Cichorii agrestis, waren ein Bestandtheil der vier kleinen kühlenden Samen, Quatuor Semina frigida minora, wozu auch die Früchtchen voriger Art, nämlich die Semina Scariolae s. Endiviae, und die Semina Lactucae und Portulacae gehörten. Die zarten Blätter der kultivirten Cichorie (Gartencichorie) sind als Gemüse und als Salat nutzbar. Die Wurzel verliert durch die Kultur ihre Bitterkeit und ist dann zum Küchengebrauch dienlich, weich gekocht, in Scheiben zerschnitten, erkaltet, mit Essig, Oel und Pfeffer als Cichoriensalat, oder auch als Gemüse, ja wohl auch als Brod verbakken. Am verbreitetsten ist ihr Gebrauch als Surrogat des Kaffee's unter dem Namen Cichorienkaffee, wozu sie zuerst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der ehemalige Kunstgärtner Timm in Arnstadt empfohlen hat. Der Gebrauch des Cichorienkaffee's ist wegen des wohlfeilen Preises unter der niedern Volksklasse so allgemein geworden, daß bedeutende Fabriken entstanden sind, die sich damit beschäftigen, die frischen Wurzeln zu trocknen und dann durch Brennen und Mahlen zu verarbeiten. Die getrockneten und in Stücke geschnittenen Wurzeln werden in großen Trommeln (Brennmaschinen) von Eisenblech auf ähnliche Weise wie der Kaffee geröstet, dann fein gemahlen (Cichorienpulver) u. endlich in kleine Pakete von $^1/_8$—$^1/_4$ Pfund gepackt. Von vielen Fabriken werden die Cichorien auch unter dem Namen deutscher Kaffee verkauft. Die meisten und bedeutendsten Cichorienfabriken sind in Magdeburg, Braunschweig, Berlin, Bremen, Kassel, Dresden, Nürnberg, Erfurt, Hasserode, Freiburg und Lahr im Breisgau, Prag, Straßburg, Lüttich 2c. Auch in Rußland hat man in neuerer Zeit an mehren Orten Fabriken angelegt. Unstreitig aber äußern die Cichorien als Kaffeesurrogat eine sehr starke und schädliche Wirkung auf den menschlichen Körper; sie gehen stark ins Blut und verursachen Zittern und Andrang des Bluts nach dem Kopfe, erzeugen bei längerem Genusse Schwindel und sehr häufig auch Augenkrankheiten. Scharf gebrannte, in großen Haufen aufgeschüttete oder in Fässern eingestampfte Cichorienwurzeln entzünden sich unter gewissen Umständen von selbst, daher dürfen die Fabriken nicht innerhalb der Städte angelegt werden. Zum Anbau der Cichorie ist ein lockerer, leichter, kraftvoller, von Unkraut reiner, mit tiefer Krume versehener Boden erforderlich, indem die Wurzel oft über $^3/_4$ Elle tief eindringt. Sehr zweckmäßig ist mergel- oder kalkhaltiger Boden. Der Same wird 24 Stunden vor dem Säen in Wasser eingeweicht; das Säen geschieht im April oder Anfangs Mai. Nach 14 Tagen werden die Pflänzchen behackt und gereinigt und dieses Verfahren wird nach Umständen wiederholt. Die Zeitigung tritt nach der Jahreszeit vom September bis Ende Oktober ein; etwas Feuchtigkeit und Wärme befördern dieselbe. Am Gelbwerden der untern Blätter erkennt man, daß die Wurzeln reif sind. Der Anbau der Cichorie ist nur dann vortheilhaft für den Landwirth, wenn die Wurzeln gut bezahlt werden, da sie den Boden außerordentlich aussaugen. Im Durchschnitt kann man auf einen preußischen Morgen Land einen Ertrag von 8 bis 12 Centner getrocknete Wurzeln rechnen.

Cicisbeat, eine in Italien unter den höhern Ständen, besonders in Genua und Florenz eingeführte Sitte, welcher zufolge eine verheirathete Dame ein Hausfreund (Cicisbeo) mit Genehmigung des Mannes in Gesellschaften, zu öffentlichen Vergnügungen, ins Theater, in die Kirche, kurz überall hin zu begleiten, am Morgen ihr beim Putztisch aufzuwarten pflegt, u. um sich Befehle für den ganzen Tag geben zu lassen. Der gute Ton wollte, daß der Ehemann vom Tage der Hochzeit oder nach dem ersten Jahre der Ehe oder vom Tage der ersten Niederkunft seiner Frau an nur in seinem Hause mit dieser umgehe; daher wählte sich die Dame einen oder mehre Cicisbeo's, die von diesem Augenblicke an das Recht hatten, unangemeldet bei ihr einzutreten, was selbst der Gemahl nicht wagte. Bei aller scheinbaren Anstößigkeit war das Verhältniß zwischen dem Cicisbeo und der Dame meist ein unsträfliches; merkwürdig aber war das C. bei der großen Eifersucht der Italiener. Der Ursprung des C.'s fällt ins 16. Jahrhundert; seit der Zeit des französischen Einflusses in Italien ist es jedoch ganz verschwunden. Im Deutschen ist Cicisbeo s. v. a. Hausfreund, doch mit einer mindestens verdächtigen Nebenbedeutung.

Cicische Inseln, Inseln, zur spanischen Provinz Galicien gehörig, vor der Ria de Vigo, von Fischern bewohnt.

Cicognara, Leopold, Graf von, italienischer Schriftsteller und Kunstkenner, geboren am 26. November 1767 zu Ferrara, zeigte schon in früher Jugend bei vielem Talent und strengem Fleiß eine entschiedene Vorliebe für die schönen Künste, die den eben von der Universität heimgekehrten Jüngling bewog, den Vater um Erlaubniß zu einer Reise nach Rom zu bitten. Dieser Wunsch wurde ihm nicht gewährt, bis er eine Fahrt nach Bologna zur Ausführung seines Plans benutzte. In Rom beschäftigte er sich nicht nur eifrig mit der bildenden Kunst, sondern auch mit der schönen Literatur, wozu ihm der Umgang mit Monti, Cancellieri u. A. noch mehr Veranlassung gab. Von Rom ging er nach Neapel und Sicilien und gab in Palermo ein Gedicht: „Le ore del giorno", heraus; ins Vaterland zurückgekehrt, besuchte er dann noch Florenz, Bologna, Mailand, Venedig und ließ sich 1795 in Modena nieder. Bis 1807 war er nach und nach Mitglied der Giunta in Modena und des Corpo legislativo in Mailand, Gesandter in Turin, Deputirter bei der Kommission zur Verbesserung der Verfassung in Lyon und endlich Staatsrath. Gegen die Verwandlung der italienischen Republik in ein Königreich protestirte er heftig und schied 1808 aus dem Staatsdienste, indem er bald darauf die ihm

angebotene Stelle eines Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig annahm, in welcher er später vom Kaiser Franz bestätigt wurde. Durch eifrige Sammlungen von werthvollen Kunstgegenständen auf seinen vielfachen Reisen bereicherte er diese Anstalt, erwarb sich überhaupt in jeder Art große Verdienste um dieselbe. In Folge einer Verwechslung kam er als vermeintliches Mitglied des Carbonaribundes in eine Untersuchung, über die er einen sehr freimüthigen Brief bekannt machte. Dies bereitete ihm bei seiner Rückkehr einen kühlen Empfang in Venedig. Beleidigt, siedelte er nach Rom über, wo er als Direktor der vatikanischen Sammlungen angestellt wurde. C. † an der Lungenschwindsucht den 5. März 1834. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Del bello" (Pisa 1808); Memorie storiche dei letterati ed artisti Ferraresi" (Ferrara 1811); „Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia sino al secolo di Napoleone" (3 Bde., Venedig 1813—18, mit 181 Kupfern, sein Hauptwerk, 2. Aufl. mit dem veränderten Titel: „sino al secolo di Canova", 9 Bde., Prato 1823); „Le fabbriche piu cospicue di Venezia" (2 Bde., Venedig 1820); „Catalogo ragionato dei libri d'arti e d'antichità posseduti dal Conte C." (2 Bde., Pisa). Seine kleinen Schriften sind nicht in den Buchhandel gekommen und daher äusserst selten.

Ciconia (lat.), s. Storch.

Cicuta (Wasserschierling, Wütherich), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, charakterisirt durch den ziemlich deutlich fünfzähnigen Kelchrand, die verkehrt=herzförmigen Blumenblätter mit eingeschlagener Vorspitze, den zurückgekrümmten Griffel, die fast rundliche, von der Seite zusammengedrückte, mit den Kelchzähnen gekrönte Frucht mit einstriemigem Thälchen, zweistriemiger Berührungsfläche und 5 flachen Riefen, ausdauernde Wasserkräuter mit hohlem Stengel, dreimal=gefiederten Blättern und weißen Blüthen, vier Arten, sämmtlich narkotischscharf u. sehr giftig. Cicuta virosa *L.*, Cicutaria aquatica *Lam.*, Coriandrum Cicuta *Roth*, gemeiner Wasserschierling, Wuthschierling, giftiger Wütherich, Parzenkraut, Scherte, hat eine dicke, gegliederte, weiße, mit vielen langen, dicken, weißen Fasern besetzte, inwendig hohle, mit Querscheidewänden versehene Wurzel, einen aufrechten, 2—5 Fuß hohen, dicken, runden, hohlen, kahlen, leicht gestreiften, grünlichen oder gelblichen Stengel, sehr große, kahle, dreifach=gegliederte, dunkelgrüne, wenig glänzende Blätter mit langen, lanzettförmigen, scharf gesägten, am Blattstiel herablaufenden Blättchen, wovon das oberste tief dreilappig ist, am Rande häutige Blattscheiden und fast halbkugelige Döldchen, woran die gemeinschaftliche Hülle fehlt oder wenigblätterig, während die besondere vielblätterig ist, einen fünfzähnigen, kaum bemerkbaren Kelch, weiße, rundliche, eingebogene Blumenblätter, welche kürzer als die haarförmigen weißen Staubfäden sind, eine ei= oder halbrunde, rippige, von den zurückgebogenen Griffeln gekrönte, bräunlichgelbe Frucht mit braunen Oelröhren, welche im August und September reift. Er wächst an Flußufern, in Sümpfen, Gräben und Teichen durch Europa und Nordafrika, in manchen Gegenden häufiger, als in andern, in Deutschland besonders bei Hamburg, im Holsteinischen, an der Donau 2c., ist in den Brüchen und Mooren auf höheren Gebirgen oft kaum über einen Fuß hoch, dabei schlank, dünn, mit kleineren Blättern, deren Abschnitte schmäler, linealisch, oft nur linienbreit sind mit wenigstrahlenden Dolden. Diese Form kommt im System unter dem Namen C. angustifolia *Kit.* vor, ist aber keineswegs eine besondere Art. Der Wasserschierling ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen Deutschlands; doch sollen ihn die Ziegen ohne Schaden fressen. Der Geruch der ganzen Pflanze ist stark, betäubend, fast dem des Dills ähnlich; der Geschmack wie bei der Petersilie, aber später brennend. Die Wurzel, die viele Aehnlichkeit mit der Sellerienwurzel hat, ist der giftigste Theil der Pflanze; beim Zerschneiden fließt ein milchweißer Saft aus, der an der Luft gelb wird und endlich in eine röthliche Farbe übergeht und zugleich einen unangenehmen, widerlichen Geruch von sich gibt. Der Genuß der frischen Wurzel verursacht Angst, Betäubung, Entzündung des Magens, Brand, Wuth und endlich einen schrecklichen Tod. Die Leichen schwellen auf, erhalten blaue Flecken, Magen und Eingeweide sind entzündet. Es scheint überhaupt fast dieselbe Wirkung wie nach Arsenik zu entstehen. Fast alle Vergiftungen, die gewöhnlich durch Verwechselung der Schierlingswurzel mit eßbaren entstehen, haben einen tödtlichen Ausgang. Auch bei den Thieren ist die Wirkung tödtlich. Das Kraut, Herba Cicutae virosae s. aquaticae s. Conii aquatici, wird hier und da wie das des gefleckten Schierlings, Conium maculatum *L.* (s. d.), in den Officinen angewendet. Auch gehört es unter die Arzneimittel der Homöopathen. C. maculata *L.*, Cicutaria maculata *Lam.*, gefleckter Wasserschierling, ist ein in den Sümpfen Nordamerika's einheimisches, krautartiges Gewächs, das daselbst ganz so wie in Europa der gefleckte Schierling, Conium maculatum *L.*, gebraucht wird. In den europäischen Officinen versteht man aber unter Herba Cicutae maculatae jederzeit das Kraut des gefleckten Schierlings (Conium maculatum *L.*) u. nie das von dieser Pflanze.

Cidaris (Citharis), der königl. Hauptschmuck, der Hut od. Turban der persischen Könige; auch der Hauptschmuck des Hohenpriesters bei den Juden.

Cid Campeador, Don Rodrigo (in vertrauter Sprache Ruy) Diaz, aus dem hochverehrten Stamme der ersten Volksrichter und Grafen des alten Kastiliens, geboren zu Bivar, Spaniens in Sagen und Liedern gefeiertster Nationalheld, voll der edelsten Ritterlichkeit, die in ihm in ihrer Vollkommenheit zur Blüthe kam. Die Geschichte seines Lebens ist vielfach mit mythischem Schmuck umgeben und daher das Thatsächliche vom Sagenhaften schwer zu scheiden. Was die Probe einer schärfern historischen Kritik bestanden, ist der Inhalt einer in einem Kloster zu Leon gefundenen lateinischen Chronik: „Gesta Roderici Campidocti". Jahr und Ort der Geburt des Cid ist unbekannt; als ersteres nimmt man gewöhnlich 1026 an. Sein Vater, Don Diego Lainez, war ein tapferer Mann, der den Ort Bivar, wovon er sich nannte, mit andern Orten in dem navarrischen Kriege eroberte. Seine Mutter, Donna Teresa, war die Tochter des reichen Gra=

fen Diego Rodriguez, Statthalters von Asturien. Die Jugend des C. wird von der Sage mit vielen mährchenhaften Abenteuern ausgeschmückt; erweislich ist davon nichts, als daß er sich in den letzten Regierungsjahren Ferdinands I. von Kastilien durch Waffenthaten gegen die Aragonesen und Mauren auszeichnete. Als nach Ferdinands Tode Kastilien dessen ältestem Sohne Sancho II. zufiel, folgte C. als Kronvasall dem Banner desselben und machte in den darauf ausbrechenden Kriegen gegen Sancho's Geschwister seinen Namen so geachtet, daß ihn sein dankbarer König zu Kastiliens Bannerführer erhob und ihm wahrscheinlich schon damals den Beinamen „Campeador" (Campiator, d. i. Feldhauptmann) beilegte. Sancho's Bruder Alfons befand sich in der Gefangenschaft C.s, der Zamora, die Stadt Urraka's, der Schwester Sancho's, belagerte. Von sieben Bepanzerten und acht Leichtstreitenden zugleich angerannt, erschlug der Held einen, warf zwei nieder und schlug die übrigen zwölf in die Flucht. Als König Sancho 1072 vor Zamora ermordet und Alfons auf den kastilischen Thron berufen worden war, wurde C. von dem neuen Könige mit der größten Achtung empfangen. Die Kastilier wollten jedoch Alfons nicht eher als König anerkennen, als bis er sich durch einen Eid von dem Verdacht eines Antheils an Sancho's Ermordung gereinigt habe, und C. bewies unter allen kastilischen Großen allein den Muth, dem König diesen Reinigungseid abzunehmen. Dies soll der Grund von des Königs unbezwinglicher Abneigung gegen den C. gewesen seyn. Trotz dieser Abneigung suchte sich aber der König der Treue des schon gefeierten Helden zu versichern. Er gab ihm die Hand seiner Nichte, Donna Ximena, einer durch Schönheit und Tugend ausgezeichneten Frau, vertraute seiner Einsicht mehre wichtige Streitfragen und sandte ihn an die arabischen Fürsten von Cordova und Sevilla, welche an Kastilien Tribut entrichteten. El Motamed, der Fürst von Sevilla, wurde von Abdallah, Fürsten von Granada, bedrängt; vergeblich suchte der C. zu vermitteln: Abdallah fiel in das Cordovanische ein, wurde aber in der Feldmark von Monturque, wo der „Stein des Cid" die That bis auf den heutigen Tag bezeichnet, in einer dreistündigen Schlacht geschlagen. Die Gefangenen ließ der edle Held am dritten Tage frei; seine Neider benutzten diese großmüthige Handlung, um ihn beim Könige zu verleumden. Im nächsten Jahre (1077), als der König gegen die Mauren im Süden ausgezogen, berannten feindliche Schaaren aus Aragonien die Burg Gormaz; C., kaum von einer schweren Krankheit genesen, schlug sie und führte zur Vergeltung 7000 Mauren mit all ihrem Gut aus dem Toledanischen mit sich fort. Aber Alfons, argwöhnisch gegen das Kriegsglück seines Vasallen gemacht, verbannte ihn auf einige Zeit aus Kastilien. Mit 3000 Mann ging hierauf C. nach Saragossa, wo ihn Abir el Muktadir freundlich empfing, ja sogar seinen Sohn in C. die Stütze des Reichs zu verehren lehrte. C. war wirklich diese Stütze, denn als nach Muktadirs Tod der junge Fürst Joseph el Moktamam von seinem Bruder überfallen wurde, schlug der C., dem die Verwaltung des Landes anvertraut war, den Angriff zurück. König Alfons vernahm die Thaten seines Campeador mit Bewunderung, ließ ihn aber in Saragossa, bis die verlorene Schlacht von Zalaca, am 23. Okt. 1087, den Helden nach Kastilien zurückrief. Der König schenkte ihm darauf viele Burgen und was immer er erobern würde. In dieser Zeit der Verbannung hatte er von den Moslims seiner unabhängigen Stellung und seiner Großthaten wegen die Beinamen Cid (von dem arabischen Sid, d. i. Herr) und Eltaghijet (d. i. der Tyrann) erhalten. König Alfons zog nach dem Tode seines Ueberwinders Moktamam rächend nach Sevilla, mit ihm der C., dessen gefürchteter Name ihm überall zum Sieg verhalf. Der Fürst der Gläubigen, Joseph der Morabete, landete aber mit bedeutender Heeresmacht, rief, obwohl mit wenig Erfolg, alle Mauren Spaniens zu den Waffen und bedrohte den König Alfons. Dieser befahl dem C., die wichtige, vom Feinde sehr bedrängte Burg Halahet zu entsetzen. Der C. schlug eine Vereinigung der Heere vor, um sich den Ruhm der Unüberwindlichkeit nicht entringen zu lassen. Da jedoch seine Feinde jede Vereinigung hintertrieben, so ritt der C. mit Wenigen aus dem Lager und kehrte erst zurück, als er zu Molina vernahm, Halahet sey von dem Feinde verlassen. Der König, dem vorgespiegelt wurde, daß der C. ihn um einen ruhmvollen Sieg gebracht, ließ heftige Reden gegen seinen berühmten Dienstmann fallen und zog, als C. seinem Zorne freien Lauf ließ, seine Güter ein, setzte Donna Ximena und ihre Töchter gefangen und ließ die Protestationen des C., der sich erbot, seine Schuldlosigkeit im Zweikampf zu erhärten, unbeantwortet. Donna Ximena wurde später freigelassen und begab sich mit ihrer Familie nach St. Peter von Cardena. Der C. blieb ungebeugt vom Unglück, und sein Ruhm wurde strahlender als je. Er ritt die Küste hinauf, befestigte Ondara und zwang Valencia zum Frieden. Vergebens suchte El Fagib von Denia, den er einst besiegt, Navarra, Aragonien, Saragossa, Urgel und Barcelona zur Vernichtung des einzigen Ritters zu waffnen; wie einen Löwen umstanden sie den Gefürchteten, der endlich zu Burriana die Küste verließ und in die schönen Berge bei Morella zog. Damals brach Berenguel Ramon, Graf zu Barcelona, von Calamora gegen den C. auf und traf ihn in einer unüberwindlichen Stellung auf einem Berge, der noch heute des C. Namen trägt. Berenguel wurde geschlagen, mit seinen Alliirten und 5000 Mann gefangen, von C. aber wieder großmüthig in Freiheit gesetzt. Bald darauf bewarb sich Berenguel um die Freundschaft des Gewaltigen und erhielt sie. Der Campeador, seinem Plane treu, das Reich Valencia der Nation zu gewinnen, lag vor der Stadt Liria, als er von dem bedrängten Alfons nochmals gegen Joseph den Morabeten zu Hülfe gerufen wurde. Sofort eilte er von Liria durch Cuença, die Mancha, über Baeza, Jaen nach Martos im Cordovischen, wo er den König fand. Bald aber erwachte des Königs Mißtrauen von Neuem; er gab dem C. harte Worte, und dieser verließ Nachts mit wenigen Getreuen das Lager. Von all den Seinen verlassen, floh er abermals zu den Ungläubigen; durch Noth u. Trübsal gelangte er bis nach St. Peter von Cardena, wo er Ximena

und seine Töchter fand. Nicht des Königs Acht fürchtend, eilten hier 300 Lanzen aus Kastilien zu seinen Fahnen. Er überschritt darauf den Duero, plünderte Castejou, nahm die Veste Alcoçer und schlug drei maurische Fürsten in offener Feldschlacht; dem König Alfons sandte er dreißig reich geschirrte Streitrosse, der nun Keinem mehr wehrte, mit dem C. in den Kampf zu ziehen. Der Plan seiner Feinde, ihn durch List gefangen zu nehmen, scheiterte; dagegen überwand er sie alle durch Tapferkeit oder Großmuth. Im Frühling 1093 zog er mit etwa vierthalbtausend Lanzen gegen den Fürsten von Valencia, der die Morabeten aufgenommen und ihnen die in seinem Lande wohnenden Christen preisgegeben hatte, und lagerte sich zu Cebella, ein Paar Stunden von Valencia, das im reichen Schmuck des Frühlings vor ihm lag. C. ließ die Ernte sammeln, die Felder verwüsten, die Landhäuser verbrennen. Der Fürst Abudschjafar erbot sich nun zu jeder Genugthuung, wenn man von ihm nicht fordere, die Morabeten zu entfernen. Der C. schritt aber zum Sturm; bald war die Neustadt erobert und die innere Stadt in großer Gefahr, als von der Mauer um Frieden gerufen wurde. Der C. bewilligte denselben; die Morabeten sollten die Waffen von sich legen, ausziehen, in den Gemeinden bis Denia hin sich vertheilen und ruhig verhalten. Erschiene innerhalb vier Wochen Joseph mit Heeresmacht, so solle das Schwert entscheiden, wo nicht, so solle Valencia dem Campeador dienen. Hierauf verproviantirte der C. Cebella und Pennacastel und eroberte das Land Albaracin. Nachdem aber der 85jährige Greis Joseph dem C. den Krieg erklärt hatte, sammelten sich die Schaaren der Morabeten, u. auch die Valencianer brachen ihr Wort und verschlossen die Stadt. Die Belagerung begann daher von Neuem; im April 1094 war die Hungersnoth in Valencia aufs Höchste gestiegen. Da erschien der Vortrab der Morabeten zum Entsatz; aber die Stellung und Rüstung des C. lähmte ihren Muth. Valencia wurde zum zweiten Male mit Sturm eingenommen und unermeßliche Schätze erbeutet; dem König sandte der C. abermals hundert Rosse. Hierauf zog Mohammed, der Schwestersohn Josephs, heran und lagerte mit einem ungeheuren Heere vor Valencia; ringsum wurde das herrliche Land zur Wüste. Da brach der C. plötzlich mit seinen Rittern in die Schaaren der Ungläubigen, daß sie mit Hinterlassung vieler Todten und des reichen Lagers die schleunigste Flucht ergriffen. Im Triumph nahte Ximena mit ihren Töchtern und sah den Helden wieder, der ehrfurchtgebietend auf seinem treuen Rosse Babieca saß und sie mit herzlicher Freude empfing. Den trefflichen Bischof Hieronymus setzte er über seine Stadt.

Als zu derselben Zeit Don Sancho, König von Aragonien und Navarra, starb, bestieg Don Pedro den Thron des Vaters und suchte und fand auf Unrath seiner Großen die Freundschaft des Campeador. Nachdem der Bund geschlossen war, zogen Beide mit vereinter Macht in die Gegend von Xativa, wo auf einem langen Bergrücken Mohammed lagerte. Die Ungläubigen erhoben ein furchtbares Schlachtgeschrei; die Christen schlugen sie aber so vollständig, daß Mohammed auf die Schiffe fliehen und das reiche Lager dem Sieger überlassen mußte. Dem König Alfons sandte der C. darauf zweihundert Streitrosse. Erst jetzt überzeugte sich endlich der König von des Campeador Treue, besuchte denselben auf der Grenze zu Requenna und blieb von nun an sein Freund. Die Bosheit rastete unterdessen nicht. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, trachteten nach dem Reichthum des C.; sie hielten um seine Töchter an und gewannen den arglosen König zum Freiwerber. Aus Freundschaft für Alfons gab der C. seine Einwilligung; die Jünglinge eilten nach Valencia, nahmen die Bräute und ihre Schätze in Empfang und begaben sich zurück in ihr Land. Kaum hatte sie aber das Geleit verlassen, als sie in wüster Gegend den Frauen die Kleider vom Leibe rissen, sie banden und schlugen und hülflos liegen ließen. Mit ihrer Beute eilten sie von dannen; aber die Rache folgte ihnen nach. Ein Vertrauter, den der C. nachgeschickt, fand die Unglücklichen und brachte sie nach Valencia zurück. Der C. entbrannte in gerechtem Zorn und forderte Recht. Alfons berief alle Dienstmannen von Leon und Kastilien zu einem hohen Landgerichte in die Stadt Toledo; die Mörder erschienen mit großem Gefolge. Der König entschied für Rückgabe der Schätze und für den Schimpf auf Zweikampf mit Mannen, die der C. ernennen solle. Umsonst lehnten die Uebelthäter diesen ab; sie mußten in die Schranken, wurden niedergeritten und dankten nur der Großmuth des Campeador das entehrte Leben. Die letzte Waffenthat des C. war die Eroberung Sagunts, nach der alten Mauer, welche die Stadt umfing, Murviedro genannt. Die Saguntiner zeigten sich der Väter würdig; den Stürmen des Campeador leisteten sie kräftigen Widerstand. Er gab ihnen dreißig Tage Frist, während welcher alle benachbarten Fürsten zu Hülfe gerufen wurden; umsonst, die Fürsten fürchteten C.s Tapferkeit. Murviedro bat um Verlängerung des Waffenstillstandes; C. gewährte noch zwölf Tage. Das Ende der Frist nahte und noch keine Hülfe; da gab C. noch über sechs Wochen, damit die Bewohner mit ihrem Gut ausziehen könnten. Gerührt und ehrfurchtsvoll zogen sie von dannen. So fiel Sagunt zum zweiten Male 1095. Im vierten Jahre nach dieser That † der C., „der zu guter Stunde geborene, zu guter Stunde umgürtete Ritter", wie ihn die Romanze nennt, zu Valencia am 10. Juli 1099. In seinen letzten Lebensjahren hatte er die Moschee bei dem Palaste in Valencia in eine prächtige Kirche verwandelt. Nach seinem Tode wurde die Herrschaft von Donna Ximena zusammengehalten, denn sein Sohn Diego Royz war vor ihm in der Schlacht gefallen. Die Morabeten erschienen wieder vor der Stadt, die Seele der Vertheidigung fehlte, u. so zogen Donna Ximena mit ihren Töchtern, der Bischof Hieronymus, alle Ritter und Knechte des C., er selbst, als Leiche, in der gewohnten Rüstung und auf dem getreuen Rosse Babieca, in der Mitte, mit allem Reichthum aus der Stadt und kamen nach Kastilien. Zu St. Peter von Cardena wurde der Held beigesetzt, der Ruhm seiner Thaten aber lebte fort durch Jahrhunderte. Philipp II. wollte den C. wegen der durch seinen Leichnam bewirkten Wunder heilig sprechen lassen, und erst neuerdings wurden auf Anregung der Cortesdeputirten aus Burgos seine angeblichen Gebeine

im Triumph nach Burgos gebracht und in der Kathedrale beigesetzt. Donna Ximena theilte bald die von Königen und Fürsten hochgeehrte Grabstätte ihres Gatten, nachdem sie ihre Töchter wohl versorgt hatte. Die ältere, Maria, heirathete jener Graf Berenguel, und von ihrer Tochter Ximena stammten die alten Grafen von Foix bis auf Gaston Phöbus, der 1390 starb, ab. Christina ward die Gattin Ramiro's, Infanten von Navarra, und so kam C.s Geblüt in das Königshaus von Kastilien. Unter Bäumen vor dem Kloster St. Peter liegt auch Babieca, das treue Roß, das der C. seit früher Jugend bei allen Waffenthaten geritten haben soll. Sein Banner, Schild und Becher befinden sich im Kloster zu Cardena, sein Schwert Tizona im Archiv der Marquese von Falce, das andere, Colada, in der königlichen Rüstkammer zu Madrid.

Schon sehr frühe wurde der C., als der wahre Repräsentant des spanischen Nationalcharakters, in Volksliedern (cantares) besungen. Das älteste Denkmal der kastilischen Poesie, das sogenannte „Poema del Cid" stammt wahrscheinlich aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts und ist offenbar dem Inhalte und der Form nach aus Volksliedern hervorgegangen. Es trägt die Aufschrift: „Per Abbat le escribió en el mes de Maio En era de mill è CCXLV annos", nach unserer Zeitrechnung 1207; ob escribió sich auf die Abfassung oder nur auf eine Abschrift bezieht, läßt sich nicht entscheiden. Es wurde lange zu Bivar im Hause C.s aufbewahrt u. von dem unbekannten Zusammenstoppler der „Cronica del famoso caballero Cid Ruy Diaz Campeador" auf Befehl Ferdinands, Bruders Karls V., 1552 herausgegeben. Auch das „Poema" wurde 1779 von Sanchez einer Sammlung der ältesten kastilianischen Gedichte beigegeben; wieder abgedruckt erschien es in Schuberts „Biblioteca Castellana, Portugues y Provenzal" (Altenburg 1804). Die Anfangsblätter des Gedichts in der einzigen bis jetzt entdeckten Handschrift fehlen, auch hin und wieder einzelne Verse. Es schildert den C. nicht nur als öffentlichen Charakter in seinem Kriegs- und Feldleben und seiner politisch-socialen Stellung, sondern auch als Gatten, Vater und Freund und in rein menschlichen Verhältnissen. Die erste Abtheilung zeigt ihn, der hier zuerst Graf von Bivar genannt wird, tiefgebeugt durch unverschuldete Verbannung, aber nicht feig verzweifelnd im Unglück, sondern als unternehmenden, siegreichen Helden und kühnen Selbstschöpfer seines Glücks durch die Eroberung Valencia's, dabei aber immer großmüthig gegen die Besiegten und seinem Könige treu. Die zweite Abtheilung beschäftigt sich fast nur mit den Töchtern C.s, ihrer Vermählung, dem ihnen angethanen Schimpf, der dafür genommenen Rache und endlich mit dem Tode des greisen Helden. Was schon so früh der Kunstdichter aus dem Munde des Volks gesammelt, geordnet und in ein Ganzes gebracht, hat sich in einzelne Gemälde zerstückt und bis auf den heutigen Tag in immer sich verjüngenden Formen in Volksliedern, den berühmten Cidromanzen, erhalten, deren älteste auf uns gekommene Gestalt zwar kaum über das 16. Jahrhundert zurückreicht, deren Grundsagen und Urformen aber älter als das „Poema" seyn müssen. Jedenfalls sind die meisten Sagen aus dem Jugendleben des C. schon im 13. Jahrhundert im Munde des Volks gewesen, da aus jener Zeit stammende Chroniken sie nacherzählen. Die Sage erzählt von den Proben außerordentlicher Körper- u. Seelenstärke, die der C. schon als Knabe gegeben; kaum zum Jünglinge gereift, habe er die seinem Vater vom Grafen Gomez von Gormaz angethane tödtliche Beleidigung in dem Blute des Beleidigers gerächt, obgleich er dessen Tochter Ximena liebte, die nun den König um einen Verfechter der Blutrache gegen den Geliebten anflehen mußte. Noch nicht 20 Jahre alt, erzählt die Sage ferner, sey er gegen die Mauren gezogen, habe fünf gefangene maurische Könige, die ihn als ihren Herrn (Cid) anerkennen mußten, dem Könige Ferdinand zugesandt, und dieser, zum Lohne dafür, nun selbst Ximena überredet, sich mit dem Geliebten zu versöhnen und dessen Hand als Genugthuung anzunehmen. Fabelhafter noch sind die Erzählungen der Romanzen von den letzten Lebensjahren des C., von der Gesandtschaft des persischen Sultans, seinem Testament, Tod und Begräbniß und den Wunderthaten seines Leichnams; letztere rühren wahrscheinlich von den Mönchen des Klosters zu Cardena her. Die genannten Romanzen vom C. und seinen Thaten erschienen zuerst gedruckt in den allgemeinen Romanzensammlungen, z. B. im „Cancionero de romances" (1550), im „Romancero de Sepulveda" (1566), im „Romancero general" (1604) 2c.; dann in besondern Sammlungen, wie in der von Escobar (Alcala 1612, neueste Aufl. von Reguero, Madrid 1818, und Frankfurt 1828), und in der von Metge (Barcelona 1626); am vollständigsten kritisch geordnet in Durans „Romancero de romances caballerescos é historicos" (Madr. 1832), und in besonderm Abdruck „Romancero del Cid" (herausgegeben von Keller, 2 Bde., Stuttgart 1840). Die beste deutsche Bearbeitung, die zugleich die erste nennenswerthe war, gab Herder in seinem „Cid" (Tübingen 1806; illustrirte Ausgabe, Stuttgart 1838); die neuesten deutschen Uebersetzungen, nach Durans und Kellers Sammlungen, sind die von Duttenhofer (Leipzig 1841), Regis (Stuttgart 1842) u. Wolff (Jena 1850). Französische Bearbeitungen erschienen von Creuzé de Lessert (2. Aufl., Paris 1821), von Renard (2 Bde., Burgos 1830), und mit gegenüberstehendem Texte von Renal (2 Bde., Paris 1843); italienisch von Pietro Monti (Mailand 1838). Nach den Romanzen dichtete Diego Ximenes de Ayllon eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen und in Oktaven (Antwerpen 1568, Alcala 1579); Guillen de Castro und Corneille bearbeiteten die Liebesgeschichte C.s und Ximena's dramatisch.

Schon die ältesten, ausführlichern historischen Nachrichten über den C. sind nicht frei von dem Einflusse dieser Volkssagen; ganz gleichzeitige Chroniken fehlen uns, und auch noch die des 12. Jahrhunderts erwähnen ihn gar nicht oder mit ein Paar Worten. Erst seit dem 13. Jahrhundert finden sich umständlichere Berichte bei christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern. So besitzen wir eine wahrscheinlich aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammende „Genealogia del Cid Ruy Diaz" und die von Risco im Kloster

San Isidoro zu Leon entdeckte und im Anhang seines Werks „La Castilla y el mas famoso Castellano" (Madrid 1792) abgedruckte lateinische Specialchronik: „Gesta Roderici Campidocti", welche zum Theil wohl Sagenhaftes enthält. Noch mehr durch Fabeln entstellt sind die den C. betreffenden Theile der auf Befehl Alfons' des Weisen verfaßten „Cronica general" und die von den Mönchen von Cardena herausgegebene „Cronica particular del Cid" (Burgos 1512 u. ö., am besten von Huber, Marburg 1844). Früher noch erschien ein Auszug aus dem den C. betreffenden Theile der „Cronica general" unter dem Titel „Cronica del Cid Ruy Diaz" (Sevilla 1498 u. ö.) u. wurde zum Volksbuch. Von den neuern Historikern lieferten Monographien von des C. Leben und Thaten: der Portugiese Jos. Pereyra Bayam (Lissabon 1734 und 1751), die Spanier Risco und Quintana, der Engländer Southey (London 1808), und Johannes Müller, im 8. Bande seiner Werke, die aber alle von der trefflichen „Kritischen Geschichte des Cid" von Huber (Bremen 1829) übertroffen werden.

Cider, ein durch Gährung des Aepfel-, Birn-, Pflaumen- &c. Saftes gewonnenes Getränk, das besonders in Frankreich, England, Mittel- und Westdeutschland und der Schweiz, dann in Nordamerika von besonderer Güte gewonnen wird; s. Obstwein.

Ci devant (franz.), vormals, gewesen.

Cidli, weiblicher Vorname, wahrscheinlich von den Mauren herstammend, s. v. a. Löwenschlägerin, oder die Starke.

Cidlina (Czidlina), Fluß in Böhmen, entspringt auf einer Haide zwischen St. Peter und Koschow und mündet oberhalb Nimburg in die Elbe. Nebenfluß ist die Bistritz.

Cieco da Ferrara, eigentlich Francesco Bello, italienischer Dichter aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, lebte in Blindheit und Armuth theils in Mantua, theils in Ferrara und ertrug sein bitteres Schicksal mit heiterer Laune. Sein großes Heldengedicht „il Mambriano", das in 45 Gesängen die Abenteuer eines morgenländischen Fürsten besingt, diente in manchen Partien Tasso zum Muster; es erschien, von seinem Verwandten, C. Conosciuti, herausgegeben, unter dem Titel: „Libro d'arme e d'amore nomato, Mambriano" (Ferrara 1509, Mailand 1517, Venedig 1523 u. ö.). Ferner hinterließ er: „Torneamento fatto in Bologna l'anno 1470 per ordine di Giovanni II Bentivoglio" von C. und J. (Bologna 1471). Seine im Geiste des Burchiello geschriebenen Sonette sind voll Witz und Laune.

Ciel (franz.), Himmel, im Kriegswesen die Decke oder der First der Minengänge.

Cienfuegos, Nicasio Alvarez de, einer der bedeutenderen unter den neuern spanischen Dichtern, war geboren am 14. December 1764 zu Madrid. Die Zeit seiner Studien fiel in die Epoche, wo die neuere spanische Dichterschule durch Cadalso und Melendez zu Salamanca gegründet wurde; C. schloß sich mit Begeisterung diesem Dichterbunde an, lebte darauf einige Zeit zu Madrid, ausschließlich mit seinen Studien beschäftigt, und begründete 1798 seinen literarischen Ruf durch die Herausgabe seiner Gedichte. Die Regierung vertraute ihm darauf die Redaktion der Zeitschriften „La gaceta" und „El Mercurio" an, und nach wenigen Jahren wurde er im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Als der Unabhängigkeitskrieg ausgebrochen und Madrid von den Franzosen besetzt worden war, schlug auch C.' Herz für die Freiheit des Vaterlandes. Ein bitterer, gegen den Usurpator gerichteter Artikel in der „Gaceta de Madrid", die er censirte, zog ihm von Murat heftigen Tadel zu; bald darauf wurde er wegen Theilnahme an dem Volksaufstande vom 2. Mai 1808 gegen die französische Besatzung in Madrid zum Tode verurtheilt, doch das Urtheil auf Verwenden einflußreicher Freunde in Deportation nach Frankreich verwandelt. Trotz seiner zerrütteten Gesundheit wurde der unbeugsame Mann, der es nicht über sich gewinnen konnte, um Aufschub zu bitten, nach seinem Bestimmungsorte abgeführt und † bald nach seiner Ankunft in Orthez im Juli 1809. Den Eintritt in die königlich spanische Akademie verschaffte ihm seine Tragödie „Pitaco". Außerdem schrieb er noch die Tragödie „Idomeneo" und die Komödie „Die großmüthigen Schwestern" (deutsch in Melfords „Spanischen Bühnenstücken", Bd. 2, 1839). Die vollständigste Ausgabe seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" erschien Madrid 1816, 2 Bde.; die lyrischen Gedichte wurden aus derselben zu Paris nachgedruckt; eine Auswahl findet man in F. J. Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas" (Paris 1837). Die männliche Energie, durch die sich C. im Leben auszeichnete, vermißt man in seinen Gedichten, die wegen der weichlichen Klagen einer überreizten Empfindsamkeit und einer fast weibischen Melancholie mißfallen. Seine Tragödien tragen, obgleich energischer, das Gepräge des damals herrschenden Pseudoklassicismus.

Cigala, Lanfranc, Troubadour des 13. Jahrhunderts, in Genua geboren, stammte aus einer edlen Familie, erhielt eine treffliche Erziehung und bekleidete die Stelle eines Richters. Anfangs feierte C.'s Muse in vielen Liedern eine provençalische Dame Berlanda, nach deren Tode die Religion die Stelle der Liebe in seinem Herzen einnahm. Besonders eifrig forderte er zu dem Kreuzzuge auf, den der heilige Ludwig damals unternehmen wollte. Als eifriger Ghibelline war er des Papstes Feind und wurde, vielleicht in Folge eines Parteihandels, 1278 auf einer Reise aus der Provence, wo er längere Zeit lebte, nach Genua bei Monaco ermordet. Wir haben gegen dreißig Gedichte von ihm; gedruckt sind nur fünf Lieder und einige Bruchstücke bei Raynouard (Choix &c., V, 244). Neben den genannten finden sich Liebeslieder, ein Klaglied (planch), Tenzonen, Sendschreiben (breus), eine Erzählung und eine Canzone, in der er sich lebhaft gegen die sogenannte „dunkle Rede" ausspricht, unter seinen Gedichten. Kraft der Gedanken, Gewandtheit des Ausdrucks, Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit des Versbaues sind diesem Dichter vorzugsweise eigen. Einige seiner Kreuzlieder athmen eine glühende Begeisterung für das Heilige. Eine dürftige Biographie ist mehre Male im Original und in französischer Uebersetzung (Millot, Hist. des Troub. II, 153) abgedruckt.

Cigarren (Cigarros, vom spanischen Cigarro, Rolle), dünne Röllchen Tabak, aus Tabaksblättern verfertigt, welche von den stärkeren Rippen befreit, zusammengerollt (Wickel, Einlage) und durch ein unten zugedrehtes Deckblatt verbunden werden. In Amerika rauchte man den Tabak schon längst fein geschnitten und in Papier gerollt; von da kam diese Sitte nach Spanien, wo ihr der Name gegeben wurde, und von hier verbreitete sie sich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Franzosen und hamburger Seeleute über Deutschland. Die vorzüglichsten C. kommen aus der Havana, wo nicht nur der beste Tabak dazu wächst, sondern auch noch auf den Anbau der zu C. bestimmten Blätter besondere Sorgfalt verwendet wird. Man nennt die von dort kommenden C. vorzugsweise Havanacigarren oder besser ächte Havanacigarren, zum Unterschiede von den aus Havanatabak anderwärts verfertigten C. Diese Havanacigarren werden wieder nach den verschiedenen Fabriken benannt, z. B. Cabannos, Woodville, Perrossier, Silva, Dos Amygos, La Fama ꝛc., wozu sich jährlich neue Namen gesellen. Jede dieser Fabriken macht aus ihrem Fabrikat gewöhnlich drei Sorten und bezeichnet die erste mit yellow (gelb), die zweite mit light brown (hellbraun) und die dritte mit brown (braun), wovon die erste, als besonders leicht, am besten bezahlt wird, obschon die letztere für den stärkern Raucher vorzuziehen ist, weil sie stets mehr Geschmack und einen durchdringendern, feinern Geruch hat. Manche Fabriken versenden als etwas ganz Vorzügliches C. mit der Bezeichnung spotted (gefleckt), und es sind diese auch von besonders reinem Wohlgeschmack, indem die hellen Flecken, besonders beim Havanatabak, das unter den günstigsten Umständen vollkommen gereifte Gewächs beurkunden. Außer diesen Bezeichnungen ist jedes Kistchen meist mit einem eingebrannten Fabrikstempel und einer, inwendig beigelegten, Etiquette versehen, wodurch die Aechtheit beurkundet werden soll. Allein alle diese verschiedenen Sorten Havanacigarren werden in Europa, sowohl im äußern Ansehen der Waare, als auch rücksichtlich der Verpackung, täuschend nachgemacht u. wandern vielfältig als originale Havanacigarren in die Welt, von welchen sie oft der geübte Kenner kaum zu unterscheiden vermag. In Deutschland hat Bremen u. neuerdings auch Hamburg bedeutende Cigarrenfabriken, und vorzüglich versendet erstgenannte Stadt ihr Fabrikat fast durch ganz Europa. Im Jahre 1850 führte Bremen 279,255,000 Stück C. im Werthe von cirka 2,115,000 Thlr. im Vierzehnthalerfuß aus. Diese C. werden für den Handel nach dem Tabak benannt, woraus sie gemacht sind, und zerfallen darnach in folgende Hauptsorten: Kentucky-, Maryland-, Domingo-, Portorico- oder Kanaster-, Cuba-, Havana- und Cabannos-C. Ist Havanatabak mit einer andern Sorte gemischt, so wird das Fabrikat Halbhavana genannt. Das Mischen geschieht entweder, um die C. bei dem feinen Geruch des Havanatabaks etwas leichter zum Rauchen zu machen, oder durch ein helleres und zarteres Deckblatt ihnen ein feineres und glätteres Ansehen zu geben. Jede der genannten Sorten C. ist in sich selbst wieder sehr verschieden, je nachdem eine mehr oder weniger gute Auswahl der Blätter getroffen worden ist; denn abgesehen davon, daß bei allen Tabaken nicht ein Jahrgang wie der andere ausfällt, gibt eine und dieselbe Pflanze schon ganz verschiedene Blätter, und ein nicht vollkommen ausgewachsenes Blatt schmeckt und riecht schlecht, auch wenn es von der besten Pflanze ist. Allein auch die feinsten Havanablätter liefern in Deutschland bedeutend geringere C., als wenn sie in der Havana gleich frisch zu C. verarbeitet werden; denn der zur Versendung auch noch so vorsichtig zusammengepackte Tabak unterliegt auf der Reise einer Fermentation, die einen bedeutenden Theil des aromatischen Geruchs wegnimmt, und dieser wird auch noch dadurch vermindert, daß die Blätter bei der Cigarrenfabrikation wieder angefeuchtet werden müssen, um nur einigermaßen glatt gearbeitet werden zu können. Die Havanacigarren kommen in Päckchen (Puppen) von 10 Pfund nach Europa. In Europa selbst sind sehr bedeutende Cigarrenfabriken, in Spanien besonders in Malaga und Sevilla. In Deutschland besitzen, außer Bremen und Hamburg, auch Berlin, Leipzig, Magdeburg, Hanau u. andere Orte nicht unbedeutende Cigarrenfabriken. Cigarretta's oder Cigaritos heißen die spanischen Papiercigarren, welche aus einem Röllchen feinen Papiers oder Reisstrohs bestehen, das mit feingeschnittenem Tabak gefüllt ist.

Cigliano, Marktflecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Vercelli, beim Kanal von Santhia, hat 3600 Einwohner, welche Reisbau und einigen Handel treiben.

Cignani, Carlo, ausgezeichneter italienischer Maler aus der bolognesischen Schule, der Letzte der Caraccisten, ward 1628 zu Bologna geboren, lernte zuerst bei Francesco Albani und studirte dann die Werke Tizians, Guido Reni's, der Caracci und Correggio's. In Bologna malte er im farnesischen Palast zwei große historische Gemälde in Fresko, den König Franz I. vorstellend, wie er auf der Durchreise durch Bologna die Kranken berührt, und den Einzug von Papst Paul III. Durch diese trefflichen Werke erwarb er sich die volle Gunst des Kardinals Farnese, der ihn mit sich nach Rom nahm. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, malte er für die Kirche St. Michele in Bosco vier Gemälde in Fresko in Medaillon, die von acht Kindern über Lebensgröße gehalten werden. Für den Herzog Ranuccio von Parma malte er die berühmte Empfängniß der Maria für die Kirche dieses Namens, welche der Herzog in Piacenza erbaut hatte. Der ehrenvolle Auftrag, die große Kuppel der Kirche der Madonna del Fuoco in Forli zu malen, bewog ihn, sich hier völlig niederzulassen. Diese Kuppel, eine Arbeit von zwanzig Jahren, stellt die Himmelfahrt der Maria dar und gilt als C.'s Hauptwerk. Seine letzte Arbeit war die Geburt Jupiters, die er in seinem 80. Jahre für den Kurfürsten von der Pfalz ausführte. C. † 1719. Selten hat wohl ein Künstler reichere Anerkennung genossen, als C. Könige und Fürsten überhäuften ihn mit Gunstbezeigungen und Schätzen. Papst Klemens XI. ernannte ihn zum Direktor der Malerakademie zu Bologna, der Herzog Ranuccio von Parma zum Ritter, und C. verdiente solche Ehren.

Er ist als der letzte große Maler der bologneser Schule zu betrachten. Sein Styl ist originell, die Auffassung geistreich, u. in Behandlung heroischer Gegenstände übertraf er selbst den Albani in Erfindung und Ausdruck; seine Zeichnung ist richtig, sein Kolorit kräftig, seine weiblichen und Kinderfiguren sind voll Geschmack u. Grazie. Am liebsten wählte er liebliche und anmuthige Gegenstände für seinen Meisterpinsel. Sein Sohn, Felice oder Ercole C., erreichte den Vater nicht u. † 1724 oder 1730. Seine besten Arbeiten sind in S. Antonio alla Carità zu Bologna und in S. Felippo Neri in Forli. Sein Enkel, Paolo, malte nur wenige, aber werthvolle Bilder.

Cignaroli, Giambettino, italienischer Maler, geboren 1706 zu Verona, Schüler Santo Prunati's und Balestro's. Nachdem er in Venedig vier Jahre die Meisterwerke von Giorgino, Tizian und Caliari studirt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und erwarb sich bald einen so ausgebreiteten Ruf, daß er die an ihn gelangenden Bestellungen kaum erfüllen konnte. Anfangs malte er al fresco, ging aber seiner Gesundheit wegen zur Oelmalerei über. Er † schon 1770. Zu seinen werthvollsten Gemälden gehören, außer einigen Stücken in großen Sammlungen, einige Altarblätter in italienischen Kirchen, wie zu Pontremoli, Pisa, Parma, Venedig, Verona &c. Sein Ruhm war bei seinen Lebzeiten größer als sein Verdienst; erst mit seinem Tode trat eine richtigere Würdigung seines Talents ein, so daß er jetzt zu den veronesischen Malern zweiten Ranges gezählt wird. Wirkliches Verdienst erwarb er sich durch die Stiftung der in Verona noch bestehenden Accademia di pittura, die seine Bibliothek erbte und aus Dankbarkeit seine Büste in ihrem Sitzungssaale aufstellen ließ. Auch in der Dichtkunst versuchte er sich nicht ohne Glück, beschäftigte sich mit Physik und liebte die lateinischen Klassiker. Seine Abhandlungen über Gegenstände der Kunst werden wegen ihrer gründlichen Kritik sehr geschätzt, namentlich die „Serie de' pittori Veronesi" im 3. Bande der „Cronica dello Zogata" und seine Noten zu Pozzo's „Vite de' pittori, degli scultori e degli architetti Veronesi".

Cignus (lat.), Maß von 8 Skrupeln.

Cigoli, Maler, s. Cardi.

Cikade und Cikadenmutter, s. Cicada.

Cilia (lat.), in der botanischen Terminologie Wimpern, steife Haare am Rande einer Fläche, meist parallel neben einander, in einer und derselben Ebene mit dieser Fläche und in einer Linie gleich entfernt stehend; besonders von den zarten, aus Zellen bestehenden Fäden gebraucht, welche sich inwendig aus dem Rande der Büchse bei den Moosen (Theca s. Pyxidium) erheben, sehr leicht feucht und trocken werden und sich deshalb hin und her krümmen. Daher: Ciliatus, mit Wimpern versehen, besetzt; Ciliarband (Strahlenband) und Ciliarkörper, die vorderen Theile der schwarzen Gefäß- und der Regenbogenhaut des Auges (s. d.).

Ciliargefäße, die zu dem Blendungsapparate im Innern des Auges (zu der schwarzen Gefäß- und Regenbogenhaut) gehenden Arterien und Venen.

Ciliarnerven, die zur Regenbogenhaut des Auges gehenden Nerven, durch die die Empfindlichkeit dieses Organs gegen Lichtreiz und die davon abhängende Fähigkeit, im starken Licht die Pupille zu verengen, bedingt wird.

Ciliarvenen (ciliares venae), kleine, aber zahlreiche Venen, die das Blut von dem Strahlenkörper der Iris und der Gefäßhaut, die harte Augenhaut des Auges durchdringend, zurückleiten.

Cilicien, die südöstlichste Provinz Kleinasiens, von Syrien durch das Amanusgebirg geschieden, im Westen und Norden vom Taurus wie von einem Gürtel umschlossen und durch Gebirgspässe mit Isaurien, Pisidien, Paphlagonien und Kappadocien zusammenhängend. Der Natur des Bodens nach zerfiel es in das ebene C. (Cilicia campestris), welches sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnete, und das rauhe oder gebirgige C. (C. aspera) im Westen, das namentlich für die im Alterthum berühmten cilicischen Ziegen gute Weideplätze darbot. Der Gesammtflächenraum betrug ungefähr 600 □Meilen. Hauptgebirg ist der Taurus mit vielen Zweigen im rauhen C. Vorgebirge waren Anemurium, Mylas, Sarpedon, Corycium (oder Zephyrium). An der syrischen Grenze erhob sich der Amanus. Berühmte Engpässe waren die Pylae Ciliciae zwischen Tyana und Tarsus, durch welche Alexander der Große aus Kappadocien eindrang (jetzt die Festung Gulundin Kalah am Seihun), die Amanicae pylae und die Pylae Syriae, durch zwei Mauern verengt, durch welche der Cersus strömte. Vorzüglichste Gebirgsströme waren der Cersus, Pinarus, Pyramus, Sarus, Cydnus, Calycadnus, Lamus, Arymagdus und Melas. Die Einwohner (Cilices) stammten von Syrern und Phöniciern ab, was durch die auf cilicischen Münzen vorkommenden phönicischen Legenden bestätigt wird; die griechischen Kolonien mehrten sich im Lande erst seit Alexander dem Großen. Nach langem und mannigfaltigem Wechsel der Herrschaft zwischen einheimischen Fürsten, persischen Satrapen, macedonischen, syrischen und ägyptischen Königen und zuletzt Mithridates und Tigranes, wurde C. durch Pompejus, der die furchtbar gewordenen cilicischen Seeräuber besiegte, in seinem östlichen und bessern Theile eine römische Provinz. Die Bewohner des Hochlandes und des Taurus scheinen größtentheils syrischen Stammes gewesen zu seyn; sie nannten sich noch später Eleutherocilices, behaupteten auch gegen die Römer noch lange Zeit ihre Unabhängigkeit u. lebten unter einheimischen Fürsten. Die Hauptstadt des Landes war Tarsus. Unter den Bewohnern C.s befanden sich auch Juden. Der Volkscharakter der Cilicier stand bei den Griechen in so nachtheiligem Ruf, daß die Cilicier, Kappadocier u. Kreter nach dem Sprüchwort die drei schlimmsten Kappa waren.

Cilicium (lat.), bei den Römern ein aus Ziegenhaaren verfertigtes Zeuch, welches als Kleiderzeuch u. zu Decken gebraucht u. besonders von Schiffern, Bauern u. dergl. getragen zu werden pflegte. Seinen Namen hat es von Cilicien, wo es zuerst und am besten bereitet wurde. Auch heißt C. das grobe härene Gewand, welches Einsiedler und Büßer auf dem Leibe trugen, sowie der Bußgürtel von Draht, der mit nach innen gekehrten

Spitzen ebenfalls auf dem bloßen Leibe getragen wurde.

Cilix, Sohn Agenors und der Telephassa, ward mit seinen Brüdern Cadmus u. Phönix nach Europa ausgesandt u. kolonisirte das nach ihm benannte Cilicien (s. d.). Er ist Vater des Thasus und der Thebe.

Cilla, kleine Stadt in Troas, in der thebischen Ebene, unter dem Cilläus, einem Zweig des Gargarusgebirgs, mit einem berühmten Tempel des Apollo Cilläus, gegründet von Pelops, des Tantalus Sohn.

Cilly (Cilli, wendisch Celle, latein. Celleja), landesfürstliche Kreisstadt im österreichischen Herzogthum Steiermark, am Flusse Sau, da wo er den Ködingbach aufnimmt und schiffbar wird, an der Hauptkommercialstraße, 16¼ Meilen von Grätz, ist alterthümlich gebaut u. Sitz eines Landgerichts. Bemerkenswerthe Gebäude und Anstalten sind die Dechantkirche in antikem Geschmack, ein Minoritenkloster mit der Grabstätte der Grafen von C., ein Kapuzinerkloster mit Kirche vor der Stadt auf einer Anhöhe, eine schöne, neuerbaute Kaserne, ein gräflich thurnsches Schloß, ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein Militärverpflegungsmagazin, ein Postamt, eine Abtei, ein geistliches Beneficium, ein Spital. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, an denen mehre römische Basreliefs und Denksteine zu finden sind, und hat gegen 2000 Einwohner, die Handel mit Getreide, Wein und rohitschschem Sauerwasser, besonders nach Italien, treiben. In der Umgebung der Stadt blüht die Bienenzucht; in der Nähe finden sich Schieferkohlen. C. kommt schon in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Namen Celleja vor; auf den vorhandenen römischen Denkmalen heißt es Claudia C., wahrscheinlich weil der Kaiser Claudius der Erbauer war. Seit 1314 war die Stadt die Residenz der Grafen von Cilly, die in der Nähe die Burg Obercilly, jetzt eine Ruine mit herrlicher Aussicht, bauten. Im Jahr 1456 ging sie mit dem ganzen Kreise in den Besitz des Kaisers Friedrich III. über. Am 8. Dec. 1493 bestätigte Kaiser Maximilian, am 13. April 1639 Kaiser Ferdinand, am 22. Okt. 1707 Kaiser Joseph I., am 18. Sept. 1717 Kaiser Karl VI., am 16. März 1782 Kaiser Joseph II. ihre Privilegien.

Cilnier, mächtiges etrurisches Patriciergeschlecht (Lucumonen) zu Arretium, von wo man die Glieder desselben 301 v. Chr. mit Waffengewalt vertrieben hatte, sie aber durch römische Gewalt gezwungen wieder aufnehmen mußte. Einzelne C. mochten in alten Zeiten die königliche Würde bekleidet haben, das Geschlecht erhielt sich auch im Laufe der Jahrhunderte, hat aber während der ganzen Zeit der Republik keine nennenswerthe Persönlichkeit hervorgebracht. Hervorgerufen und mit neuem Schimmer bedeckt wurde der Glanz des Namens erst wieder durch Cilnius Mäcenas (s. d.), des Augustus berühmten Günstling.

Cilon, Athenienser, s. Cylon.

Cima, Giambattista, genannt da Conegliano von seinem Geburtsort, italienischer Maler der venetianischen Schule, geboren um 1480, genoß um 1517 eines ausgezeichneten Rufes, † aber bald darauf. Sein Styl kommt mit dem Giov. Bellini's, seines Lehrers, fast überein, nur besitzt er weniger Anmuth. In vielen Gallerien Italiens finden sich treffliche Werke von ihm. Sein bestes Bild ist nach Lanzi im Dom zu Parma. Die Gemälde seines Sohnes, Carlo, werden oft mit den seinigen verwechselt.

Cimabue, Giovanni, berühmter italienischer Maler, geboren 1240 zu Florenz, aus der edlen Familie der Cimabui, die sich auch Gualtieri nannte, empfing im Dominikanerkloster S. Maria novella Schulunterricht, fühlte sich aber mehr zu den Arbeiten der damals im Kloster beschäftigten neugriechischen Maler hingezogen, als zu den Wissenschaften. Man hat behauptet, Giunta Pisano sey C.'s Lehrer gewesen, doch läßt sich dafür kein Beweis aufstellen. C. hatte kaum das Jünglingsalter erreicht, als er in der Kirche des heil. Franz zu Assisi arbeitete; bald war sein Name genannt und geehrt, und er behauptete das errungene Feld so streng, daß er manches mühevolle Werk zerstörte, wenn er auch nur den kleinsten Fehler daran entdeckte, oder der leiseste Tadel darüber geäußert ward. C. genoß der größten Ehren bei seinen Zeitgenossen. Karl von Anjou, nachmals König von Sicilien, besuchte ihn in seiner Werkstatt; das Volk drängte sich herzu und brach bei dem Anschauen des Madonnenbildes, das er dem König zeigte, in so großen Jubel aus, daß der Platz, wo dies geschah, noch heute il Borgo allegri heißt. Er † 1300 und hinterließ seine Werkstatt seinem würdigen Schüler Giotto. C.'s bedeutendste Werke sind in S. Francesco zu Assisi. Neuere Kunstkenner wollen zwar mehre dieser Malereien andern Meistern zuschreiben, die seinem Style folgten, doch kann ihm ein großer Antheil daran schwerlich abgestritten werden. Die meisten seiner Arbeiten befinden sich in Kupfer gestochen in den Umrissen der Gebrüder Riepenhausen, der „Histoire de l'art pour les monumens par Seroux d'Agincourt" (Bd. 5, Pl. 110) u. der „Etruria pittrice" (Taf. 8). C. kann als Derjenige betrachtet werden, der die fast erstorbene Kunst wieder belebte und sie ihrer nachmaligen Größe entgegenführte. Auch er lernte zwar von den griechischen Meistern, hatte aber mit klarem Geist und festem Willen das Streben seiner Zeit erfaßt, und so nahm er zwar jene starren seltsamen Formen der byzantinischen Schule in seinen Styl auf, wußte sie aber selbstständig mit seinem Geiste zu beseelen. Bei den Byzantinern war jedes Bild ein herkömmliches Zeichen für eine Vorstellung; C. durchdrang diese Formen mit Gemüth und brachte sie der Natur, dem Menschlichen näher. Auch als Architekt war C. groß und wird den großen Baumeistern Lapo und Arnolfo, die den Dom zu Florenz aufführten, an die Seite gestellt. C.'s Bildniß befindet sich auf einem Gemälde Simon Memi's von Siena im Kloster S. Maria novella zu Florenz, das eine Allegorie auf den Glauben darstellt.

Cima della Cruste, Bergspitze in Tyrol in der Nähe von Tion und Pinzone, über die ein im hohen Sommer gangbarer Bergpfad nach Val di Sol führt, ist nach den barometrischen Messungen des Grafen von Sternberg 7664 pariser Toisen hoch und bietet eine prächtige Aussicht in die freundlichen Thäler Val di Non und Val di Sol

und die von Schnee und Eis blitzenden Uebreten dar.

Cimaria, europäisch-türkisches Gebirg, im Ejalet Rumelien, besonders in den Sandschakaten Janina, Avlona und Delona, am adriatischen Meere sich hinziehend, bildet das Vorgebirg Linguetta und den Meerbusen von Avlona. Die Bewohner dieses Gebirgs, ein Gemisch von Griechen, Arnauten und Slaven, waren lange Zeit berüchtigte Seeräuber und haben auch in neuerer Zeit, trotz der strengen Aufsicht der österreichischen Wachtschiffe, bisweilen gewagt, einzelne Kauffahrer anzugreifen, namentlich geschah ein solcher Angriff erst im Sommer 1844 auf ein österreichisches Kauffahrteischiff an der albanesischen Küste.

Cimarosa, Domenico, einer der berühmtesten und fruchtbarsten italienischen Tonsetzer, geboren zu Neapel 1755, war der Sohn eines armen Schuhmachers und anfangs zum Bäckerhandwerk bestimmt. Als Lehrling in dieser Profession mußte er öfters bei dem damals berühmten Sänger Aprile Brod zum Backen holen, und so traf es sich, daß er bisweilen gerade in dem Augenblick in das Haus desselben kam, wo der Maestro einem jungen reichen Mädchen Unterricht im Gesange gab. C. lauschte, nicht selten seinen Dienst vergessend, und hielt einstmals das Ohr so nahe an die Thüre, daß er von Aprile und dessen Schülerin bemerkt wurde. Er gestand demselben seine große Lust zur Musik, und durch die Bitten jenes jungen Mädchens, noch mehr aber durch das außerordentliche Talent, welches Aprile an ihm bemerkte, bewogen, brachte ihn dieser in das Konservatorium della Pietà zu Neapel, wo er den ersten Grund zur Musik legte. Später war bei ihm besonders Sacchini's Unterricht von Erfolg, dann sein Aufenthalt in dem Konservatorium zu Loretto, wo er die Grundsätze der Schule Durante's kennen lernte und so eifrig studirte, daß er bald in dem „Sacrifizio di Abramo", der „Olimpiade" und mehren andern Opern seine große Ueberlegenheit zeigte. Studium und Genie waren in ihm vereint. Noch nicht 25 Jahre alt, hatte er sich schon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben, namentlich durch die Opern „Il pittore Parigino" und „l'Italiana in Londra". Im Jahr 1782 führte er zu Rom bei Gelegenheit der Geburt des Dauphins eine Kantate auf, die ihm 1784 einen Ruf nach Florenz verschaffte, um für das dortige Theater zu schreiben. Damals schon gelangte sein Ruhm bis nach Deutschland. Mehre seiner sehr zahlreichen Opern, wie z. B. „Der Schmaus" und „Die Italienerin in London", wurden ins Deutsche übersetzt und schon 1785 auf deutschen Theatern aufgeführt. Im Jahr 1787 wurde er nach Petersburg berufen, wohin er „Le Trame deluse" und „Il Fanatico burlato" als seine neuesten Opern mitbrachte, welche in Mailand schon mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden waren. Im Jahr 1790 verließ er Rußland, kehrte nach Italien zurück, erhielt aber schon 1791 vom Kaiser Leopold wieder den Ruf nach Wien an Salieri's Stelle, jedoch hauptsächlich, um heroische und komische Opern zu schreiben, da er sich namentlich in den letzteren durch Neuheit, Feuer, Laune und Lebendigkeit der Ideen und durch eine große Bühnenkenntniß vor allen andern Komponisten seiner Zeit besonders auszeichnete. Seine erste Arbeit in Wien war „Il Matrimonio segreto", eine seiner besten Opern, die auf Kaiser Leopolds Befehl zweimal an einem Abend gegeben werden mußte und 1793 zu Neapel, wohin er, weil der Kaiser Leopold gestorben war und dessen Nachfolger, der Kaiser Franz, ihn entlassen hatte, um Salieri wieder einzusetzen, im Anfang des genannten Jahres zurückgekehrt war, unter der eigenen Leitung ihres Verfassers 57 Male hinter einander in Gegenwart des Hofes aufgeführt wurde. Als Kapellmeister in Neapel schrieb er die komischen Opern: „l'Amor costante", „l'Impressario in angustie", „I Nemici generosi", „l'Imprudente fortunato", „Il Credulo", „La Ballerina amante", Giannina e Bernadone", „Il Matrimonio per raggiro" (im Klavierauszuge von Bierey 1805 zu Leipzig gedruckt), die Intermezzi: „Il Maestro di capella" und „Il Calzolace", und die ernsten Opern: „Penelope", „Gli Orazj e Curiazj", „Artaserse", „Artemisia di Venezia", welche letztere aber nicht ganz vollendet wurde, da ihn der Tod darüber hinwegraffte. In die revolutionären Bewegungen verwickelt, wurde er eingekerkert, u. man war schon für sein Leben äußerst besorgt, als es Ende 1800 seinen Freunden gelang, ihm zur Flucht zu verhelfen. In Venedig, wohin er sich begab, hatte er sich auf Verlangen anheischig gemacht, eine neue Oper für das Theater La Fenice zu komponiren. Doch war sein zart gebauter Körper nicht fähig, die Folgen der im Gefängniß erlittenen Mißhandlungen zu ertragen. Er † in der Blüthe seiner Jahre am 11. Januar 1801. Das Gerücht sprach viel von Vergiftung. Es erhielt deshalb sein Arzt, der Doktor Giovanni Picciati, von der Behörde den Auftrag, das Ungegründete der Sache feierlich darzuthun, welches Zeugniß am 5. April 1801 den Verwandten des Todten übersendet wurde. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 auch seine Büste von Canova neben denen Sacchini's und Paesiello's aufgestellt.

Cimbal (v. Ital.), s. Hackbret u. Cymbal.

Cimbern und Teutonen, Völkernamen, unter denen die Deutschen zuerst in der Geschichte auftreten. Im Jahr 113 v. Chr. nämlich näherte sich plötzlich ein furchtbares Heer, Cimbern genannt, von den Alpen her den römischen Grenzen. Obgleich der Name in den vorhergehenden Kämpfen der Römer mit den Donauvölkern hie und da gehört worden war, so wollte dies Volk doch Niemand kennen. Auch von ihrem Heranzug wußte man weiter nichts, als daß sie in Noricum zuerst eingedrungen waren. Der Konsul Papirius Carbo stellte sich ihnen bei Noreja entgegen. Da sie aber gegen ihn selbst nichts Feindseliges unternahmen, so suchte er mit ihnen anzubinden, und zwar nahm er zum Vorwand, sie hätten die Noriker, der Römer Freunde, angegriffen. Die Cimbern schickten Gesandte und entschuldigten sich damit, daß sie der Noriker freundschaftliche Verhältnisse zu den Römern nicht gekannt hätten, und versprachen, fortan keine Feindseligkeiten weiter gegen sie zu üben. Der Konsul gab den Gesandten unter dem Scheine der Freundschaft ein Geleite mit, ließ sie aber auf Umwege führen. Er

selbst rückte unterdeß auf näheren Wegen gegen die Cimbern heran, um sie zu überfallen. Wirklich traf er die Arglosen ganz unvorbereitet, zum Theil selbst schlafend. Dessen ungeachtet ermannten sie sich schnell und rieben beinahe das ganze Heer des treulosen Römers auf. Sie verfolgten indeß ihren Sieg nicht; statt nach Italien wandten sie sich nach Gallien. Als die Helvetier die Beute der friedlich durch ihre Gauen Ziehenden sahen, schlossen sich ihnen die Tiguriner unter ihrem Anführer Diviko und die Toygener an.

Um dieselbe Zeit erscheint ein anderer großer Heereszug unter dem Namen der Teutonen an der gallischen Grenze. An beiden Ufern des Rheinstroms sollen sie ihre Sammel- und Lagerplätze gehabt haben, wovon man noch später die Spuren sehen wollte. Jenseit des Rheins verbreiteten sie Schrecken und Verheerung. Während die Gallier in ihren festen Städten Schutz suchten, überschwemmten die Teutonen das flache Land und sollen selbst bis zu den Belgen hinabgekommen seyn, welche ihnen aber kräftigeren Widerstand entgegensetzten. Das schöne Land im südlichen Gallien, welches die Römer schon zur Provinz gemacht hatten, schien den Schaaren der Cimbern und Teutonen ganz besonders anlockend, und dorthin ging nun ihr gemeinschaftlicher Zug. Die Römer aber hatten, ihrer von den Galliern erlittenen Niederlagen eingedenk, die Sieger von Noreja nicht aus den Augen verloren, und da sie immer noch einen Einbruch über die Alpen befürchteten, schickten sie (109 v. Chr.) den Konsul Silanus mit einem Heere gegen sie. Nichts Feindliches sinnend, ließen die Germanen ihm entbieten, die Römer möchten ihnen ein Stück Landes überlassen, dafür wollten sie ihnen im Kriege dienen. Der Konsul wies die Gesandten an den Senat. Aber Land konnte die über die agrarischen Gesetze im Innern uneinige Republik ihnen nicht bewilligen. Abgewiesen, beschloß das kriegerische Volk, mit den Waffen in der Hand sich zu nehmen, was es durch Bitten nicht erlangt hatte, und zum zweiten Male zerstob ein römisches Heer vor seinem mächtigen Andrang. Zwei Jahre später (107) schlugen die Tiguriner unter Diviko's Anführung ein drittes römisches Heer, welches der Konsul Cassius befehligte, und ließen die Ueberlebenden desselben durch das Joch gehen. Ein gleiches Mißgeschick hatte ein vierter Heereshaufe der Römer unter dem Legaten Aurelius Scaurus. Dieser fiel selbst den Siegern in die Hände. Als sie ihn im versammelten Kriegsrathe wegen der Uebergänge über die Alpen ausforschen wollten, suchte er sie vom Einbruch in Italien abzuschrekken, weil die Römer unüberwindlich seyen. Darüber ergrimmte Bojorix, ein Fürst der Cimbern, und erschlug den unerschrockenen Römer. Neue Schaaren rückten darauf unter Manlius und Cäpio gegen die unüberwindlichen Germanen heran. Die Feldherren aber waren in Zwiespalt. Cäpio's Eifersucht hinderte auf Seiten der Römer ein einiges, nachdrückliches Handeln. Nochmals wiederholten die Cimbern ihre Friedensanträge, aber sie wurden schnöde zurückgewiesen, und kaum enthielt Cäpio sich der Tödtung ihrer Gesandten. Da begann am Rhonestrom die Schlacht (105); die Ambronen, die sich jüngst zu den Teutonen gesellt, machten den ersten Angriff, u. bald nahm der Germanen ganze Macht am Kampfe Theil, der mit einer furchtbaren Niederlage der Römer endete. 60,000 Mann und viele vom Troß bedeckten die Wahlstatt; nur 10 Mann sollen über die Rhone entkommen seyn, unter ihnen Cäpio, den zu Rom die verdiente Strafe erwartete. Beide Lager wurden den Siegern zur Beute, die sie ihren Göttern weiheten.

Ganz Italien erbebte auf die Nachricht von dieser Niederlage; ein Grausen, wie kaum zu Hannibals Zeiten, befiel die Römer; schon sahen sie eine zweite gallische Verwüstung im Geiste voraus. Der Aberglaube griff zu magischen Künsten, welche der Cimbern schreckliches Kriegsgeheul (Cimbricus ululatus) von Rom fern halten sollten; dem Jupiter wurden große Feste gelobt, wenn er das Unglück abwende. In Wahrheit wäre es wohl damals um Rom geschehen gewesen, hätten sich die Germanen nach dem letzten Siege geradezu gegen Italien gewandt u. hätte nicht ein Marius sich ihnen gegenübergestellt. Diesem, der gegen Jugurtha eben glänzenden Kriegsruhm gewonnen, übertrug der zagende Senat zum zweiten Male das Konsulat mit ungewöhnlichen Vollmachten. Mit einem in der Eile gerüsteten Heere bezog er an der Rhone ein verschanztes Lager und erwartete den gefürchteten Feind. Aber die Cimbern hatten sich unterdeß nach Westen gewendet und waren über die Pyrenäen in Spanien eingedrungen. Erst nachdem sie bei den tapfern Celtiberiern kräftigen Widerstand gefunden, kehrten sie nach Gallien zurück und vereinigten sich wieder mit den Teutonen. Marius hatte die Zeit trefflich benutzt, sich die Zufuhr gesichert und durch tüchtige Disciplin Muth und Vertrauen in seinem Heere hergestellt. Anfangs schien es, als wollten sich die Cimbern im narbonensischen Gallien auf die Dauer niederlassen; aber bald, sey es, daß das Land zu enge, oder daß sie gewahr wurden, wie vor Rom keine Ruhe sey, beschlossen sie, nach Italien aufzubrechen. Marius, jetzt zum dritten Male Konsul, hielt sich ruhig in seinem Lager und schien der Germanen Vorhaben nicht hindern zu wollen. Die Germanen verachteten den Gegner, dessen ruhige Haltung ihnen Feigheit dünkte, und beschlossen in dreifach getheilter Masse über die rhätischen, die penninischen und die Seealpen zugleich in Italien einzufallen. Die Cimbern nahmen ihren alten Weg durch Noricum, die Tiguriner besetzten die helvetischen Alpen, die Teutonen mit den Ambronen und Toygenern nahmen es auf sich, erst den Marius zu vernichten und dann über die Seealpen zu folgen. Mit fürchterlichem Kriegsgeschrei umgaben sie sein festes Lager und forderten ihn zur Schlacht heraus. Der besonnene Feldherr aber hielt seine Soldaten weislich zurück, um sie erst an den Anblick der furchtbaren Gestalten zu gewöhnen und ihre Kampfbegierde zu steigern, denn es galt Italiens Rettung, nicht einen eitlen Feldherrntriumph. Drei Tage lang bestürmten die Teutonen und Ambronen die römischen Verschanzungen mit dem größten Ungestüm, aber vergeblich. Da beschlossen sie, den feigen Feind hinter sich zu lassen, u. zogen vor dem Lager vorüber. Sechs Tage währte ihr Zug, u. höhnend fragten sie die Römer, ob sie etwas an ihre Wei-

der zu bestellen hätten. Nun brach auch Marius mit seinem Heere auf und hielt sich dicht hinter ihnen. Bei Aix am Fuße der Alpen, wo die Teutonen den Fluß inne hatten, die Römer aber Durst litten, entspann sich zuerst ein kleines Gefecht zwischen dem Troß; dann machte die Vorhut der Ambronen einen wilden Angriff auf die Römer, wurde aber zurückgeworfen und bis in ihr Lager verfolgt, wo sich die Weiber verzweifelnd selbst den Tod gaben. Während der Nacht wurden in beiden Lagern Zurüstungen auf den folgenden Schlachttag gemacht; in der Frühe schickte Marius 3000 Reiter unter Marcellus in ein Gehölz, aus welchem sie den Teutonen in den Rücken fallen sollten. Diese Maßregel entschied das Schicksal des Tags. Während die Teutonen im Vordertreffen mit der römischen Reiterei im Handgemenge begriffen waren, entstand Lärm und Verwirrung im Rücken, ihre Glieder wurden gesprengt, und es erfolgte eine schreckliche Niederlage der Teutonen, jener gleich, welche die römischen Heere zuvor von ihnen erlitten hatten. Nach der geringsten Angabe sollen 100,000, nach den Meisten aber 200,000 erschlagen und 80 — 90,000 gefangen worden seyn. Auch wird erzählt, daß die Massilier mit den Gebeinen der Erschlagenen ihre Weinberge eingezäunt hätten. Der erste Anführer, Teutoboch (Teutobod), wurde mit Andern von den Sequanern gefangen eingebracht und zum Triumph aufbehalten, der größte Theil der Beute aber den Göttern geopfert.

Die Cimbern hatten unterdeß ihren Zug fortgesetzt und waren an den Brenner gekommen; im Winter überstiegen sie die Eisberge und glitten auf ihren Schilden die felsigen Abhänge herunter. Ein Wunder schien es, wie sie in die tridentinischen Thäler herabkamen. Hier stand Catulus mit einem Heer, wohlverschanzt auf beiden Ufern der Etsch. Sogleich erging eine Ausforderung an den Tapfersten seines Heeres. Lucius Opimius nahm sie an, und im Zweikampf unterlag der Cimber. Trotz des bösen Vorzeichens trieben die Cimbern den Prokonsul zurück; er floh die Etsch hinab und rettete sich an das jenseitige Ufer. Diesseits sollte ein Brückenkopf die Verbindung sichern und die Cimbern zurückhalten. Diese aber machten sogleich Anstalten, über den Strom zu gehen, und nicht auf Brücken oder Kähnen, sondern schwimmend und mit Händen und Schilden das Wasser dämmend. Titanen gleich sah man sie Bäume mit den Wurzeln und Felsstücke losreißen und in den Strom werfen, um die Brücke der Römer zu brechen. Bei solchem Anblick ergriff Entsetzen das römische Herr auf dem jenseitigen Ufer; es floh, und die zurückgebliebene Besatzung auf dem diesseitigen ergab sich und erhielt, da sie sich mannhaft gewehrt, freien Abzug. Weit umher plünderten nun die Cimbern das Land und ließen es sich wohl seyn. Aber sie versäumten darüber die Zeit, und überdies brach die Wärme des Klima's, die leckere Nahrung und vor Allem der berauschende Genuß des Weins ihre Kraft und ihren Muth. So fand sie Marius, der den Kern seines siegreichen Heeres herbeiführte. Er wollte erst unterhandeln, wahrscheinlich um die Cimbern zum Rückzuge zu bewegen. Diese aber beleidigten seine Gesandten und erneuerten ihre erste Forderung: Land für sich und ihre Brüder, die Teutonen. Was diese betrifft, erwiederte Marius, so haben sie bereits ihre Stätte, die sie nicht mehr verlassen werden, und zur Bestätigung ließ er den Teutoboch und die übrigen gefangenen Fürsten vorführen. Da ergrimmten die Cimbern; ihr kühner Führer Bojorix sprengte mit Etlichen daher und wollte Tag und Ort zur Schlacht wissen, als zum Gottesurtheil. Marius bestimmte den dritten Tag und die raudische Ebene bei Vercelli. Das vereinigte Heer des Marius und Catulus zählte über 50,000 Mann. Das Fußvolk der Cimbern rückte im großen Viereck heran, 30 Stadien breit und tief; 30,000 Reiter in glänzender Rüstung mit hohen Helmen, in eisernen Panzern, mit gewaltigen Speeren und Schwertern zogen sich allmählig rechts, um die Römer zwischen sich und ihr Fußvolk zu locken. Die Römer griffen an, und das cimbrische Fußvolk brach mit furchtbarem Ungestüm auf sie ein. Aber die Cimbern hatten Sonne und Wind gegen sich, und es war überdies ein heißer Tag des Erntemonats. So erlagen denn die Cimbern, welche allen Unbilden eines rauhen Klima's Trotz zu bieten gewöhnt waren, mehr der ungewohnten Schwüle des Tags, als römischer Tapferkeit. Ihre vordersten Glieder hatten sich mit Ketten an einander geschlossen und fielen mit einander, ohne zu weichen. Bojorix fiel, an der Spitze fechtend, dann Läglus, ein anderer Anführer; Claudicus und Cäsorix wurden gefangen. Der größte Theil des Heeres ward niedergemacht, der Rest versprengt. In der Wagenburg fochten noch die Weiber, sowohl gegen ihre fliehenden Männer, als gegen die Römer. Als sie Alles verloren sahen, tödteten sie ihre Kinder, dann sich selbst. Zuletzt, da Alles todt oder versprengt war, vertheidigten noch die Hunde die Wagenburg. Auf die Nachricht von der entscheidenden Niederlage der Cimbern zerstreuten sich die Tiguriner. Nur wenige von den Cimbern und Teutonen mögen dem Verderben entronnen und nach vielen Leiden in ihre alten Wohnsitze zurückgekommen seyn. Die Zahl der Ausgezogenen betrug Hunderttausende, wenn auch erst die Furcht und dann der Uebermuth der Römer sie vergrößert haben mag. Triumphirend zog Marius in Rom ein; seinen Triumph zierte vor Allen der gefangene Teutonenfürst Teutoboch. Dies die Hauptthatsachen des furchtbaren Cimbern- und Teutonenzugs. Das Einzelne mag noch mancher Berichtigung bedürfen, da wir die Nachrichten nur von dem angegriffenen Theile haben, der nach dem unerhörten cimbrischen Schrecken (Cimbricus terror) die Vorfälle wohl von einer für ihn selbst möglichst günstigen Seite auffaßt. Früh schon forschte man, woher diese nie gesehenen Fremdlinge gekommen seyen. Posidonius, der Zeitgenosse des Pompejus, glaubte, sie seyen durch des Meeres Andrang aus ihren Sitzen vertrieben worden und seitdem unstät als Räuberhorden umhergezogen und auf ihren Wanderungen selbst bis an den mäotischen See vorgedrungen. Von ihnen habe auch der cimmerische Bosporus den Namen, da die Hellenen die Cimbern Cimmerier genannt. Plutarch nennt sie ein Volksgemenge vom fernsten

Celtien, wo es an Scythien grenze. Darum hieß man sie auch Celtoscythen und Gallier. Altes und Neues vermischte sich in den Ueberlieferungen der Römer; was je von Cimbern gehört worden war, Alles reihte sich an das Gedächtniß jener Schreckenszeit. Wirklich hat wohl auch mehr als ein Anlaß jenen Heereszug in Bewegung gesetzt. Mangel an Land an der von Meereseinbrüchen schon oft heimgesuchten deutschen Nordküste mag eine Hauptursache der Wanderung gewesen seyn. Die zuerst aufgebrochenen Stämme erhielten während des Zuges weiteren Zuwachs und wälzten sich, einer Schneelawine gleich, fort. Da Weiber, Kinder, Heerden und Hunde mitzogen, so sind sie wohl weniger als ein eigentliches Kriegsheer, denn als ein ungeheuerer Auswandererzug zu betrachten, welcher mit seiner gesammten Habe bessere Wohnsitze aufsuchte. Daher dürfen wir keine regelmäßigen Märsche von ihnen erwarten, sondern sie zogen hin und her, je nachdem die Umstände sie bestimmten. Allgemein werden sie Cimbern und Teutonen genannt, und man scheint demnach zwei Hauptzüge, die aus verschiedenen Gegenden gekommen, zuletzt aber in gleicher Richtung zusammengetroffen sind, annehmen zu müssen. Sind die Cimbern zuerst an der Donau auf- und abgezogen, so sind die Teutonen, so weit sich die schwankenden Nachrichten vereinigen lassen, am Rhein herauf gekommen. Von selbst entstanden dann gemeinschaftliche Namen für diese aus verschiedenen Stämmen gemischten Wanderungshorden. Schon die Römer hatten gehört, daß der Name Cimbern, den man den räuberischen Donauvölkern beilegte, Räuber, im bessern Sinne Kämpfer bedeute. Die Teutonen wurden von den Cimbern als Brüder begrüßt; mithin müssen sie sich, aus wie vielen Stämmen sie auch zusammengekommen seyn mögen, in Sprache und Sitte als Genossen eines großen Volksstammes erkannt haben. Wirklich ist die ächt germanische Abkunft dieser Cimbern und Teutonen noch nicht in Zweifel gezogen worden. Alle die einzelnen, Sitten, körperliche Beschaffenheit und Charakter betreffenden Züge, welche die Geschichte von ihnen aufbehalten hat, stimmen ganz zu den Beschreibungen, die uns die Römer von den Germanen, nachdem sie öfter mit ihnen zusammengetroffen, geben (s. Germanen). Großartig ist ihr erstes Auftreten in der Geschichte. Das stolze Rom, mit Riesenschritten der Weltherrschaft entgegengehend, erzitterte vor ihnen; seine Legionen, die Karthago, Spanien und Griechenland überwunden hatten, sanken viermal vor ihnen in den Staub. Gleichwohl hinterließ die drohende Bewegung, nachdem Marius sie unterdrückt, keine den Römern fühlbaren Spuren. Im Innern von Deutschland mag sie von bedeutenden Folgen gewesen seyn und die germanischen Stämme zuerst in nähere Berührung mit einander gebracht haben. Aber die römischen Grenzen hatten ein halbes Jahrhundert hindurch vor ihnen Ruhe. Vgl. Joh. Müller, Bellum Cimbricum, Werke, Bd. 12; Barth, Deutschlands Urgeschichte, n. Aufl., 3 Bde., Hof 1842 f.

Cimbri, bei den Italienern Name der Bewohner der Gebirgsgegend zwischen der Etsch und Brenta, nördlich von Verona und Vicenza bis gegen Trento hinauf. Sie bilden eine deutsche Insel mitten im italischen Völkerstrome und haben bis jetzt noch Spuren germanischen Ursprungs bewahrt. Vgl. Communi.

Cimbrische Halbinsel, s. Chersonesus.

Cimela, Dorf im Königreich Sardinien, Provinz Nizza, mit 350 Einwohnern; an der Stelle des alten Cemelium mit Ruinen eines Amphitheaters.

Ciment, s. v. a. Cäment.

Cimicifugae Serpentariae Radix (auch Actaeae racemosae s. Christophorianae americanae Radix, Schwindsuchtswurz), die Wurzel von Actaea racemosa *L.*, riecht getrocknet alantähnlich, schmeckt unangenehm, etwas zusammenziehend, bitter schleimig, wird in Amerika besonders gegen die Wirkungen des Bisses der Klapperschlangen gerühmt. Seit 1823 wird sie auch in Europa häufiger, doch immer nur einzeln angewendet. Man hält ihre Wirkungen denen der Digitalis purpurea *L.* ähnlich und empfiehlt sie bei chronischen Brustleiden, Lungensucht und ähnlichen Krankheiten.

Ciminius (Lacus Ciminius), See in Etrurien, der heutige Lago de Vico, ist nach der Fabel dadurch entstanden, daß Hercules eine Stange so tief in die Erde steckte, daß Niemand sie herausziehen konnte und, als er sie selbst herauszog, so viel Wasser in die Oeffnung stürzte, daß ein See daraus entstand.

Cimmerier (Cimmerii), fabelhaftes Volk, das Homer in den äußersten Westen am Ocean versetzt und eingehüllt seyn läßt in Finsterniß und Nebel, welchen Helios nie mit leuchtenden Strahlen durchdringt; daher cimmerische Finsterniß. Bochart, Voß und Ukert leiten den Namen vom phönicischen Kamar, dunkel, her; nach Völker und Pauly ist aber der Name ein Appellativum, dessen Bedeutung ebensowohl auf das in Finsterniß gehüllte, von der Sonne nie beschienene Volk Homers, als auf die historischen C. paßt, jenes nördliche Volk am taurischen Bosporus, der jeden Winter zufriert. Phönicische Handelspolitik mag schon in frühesten Zeiten vom Osten und seinem Ocean ein möglichst schreckhaftes Bild entworfen und verbreitet haben; Spätere bemühten sich dann, dieses finstere Volk der C. in der Wirklichkeit nachzuweisen, u. fanden es bald in Italien in der Gegend von Bajä, bald in Spanien, bald am Pontus.

Cimolit, Thonart, derb, undurchsichtig und matt, von 1 bis 2 Härte, 2,0 specifischem Gewicht, erdigem Bruch, weiß ins Graue und Rothe, fühlt sich sanft an und zerfällt im Wasser unter Ausgabe von Luftblasen, saugt Fett ein und gibt mit Wasser angefeuchtet einen bildsamen Teig. Der C. besteht aus 63 Kieselerde, 23 Thonerde, 12 Wasser und 1,25 Eisenoxyd, ist für sich unschmelzbar u. stimmt im Allgemeinen fast ganz genau mit dem reinen weißen Thon überein. Er findet sich auf der griechischen Insel Argentiera und wird nicht allein von den dortigen, sondern auch von den Einwohnern der übrigen Inseln des Archipelagus heute noch wie im Alterthum statt Seife zum Waschen benutzt. Man verwendet ihn auch zum Walken der Tücher und zum Ausziehen von Fettflecken.

Cimolus, griechische Insel bei Melos, zu den Cykladen gehörig, das jetzige Argentiera, gab dem Cimolit seinen Namen.

Cimon, 1) Sohn des Stesagoras, Vater des Siegers von Marathon, des Miltiades, wurde nach Herodot durch Pisistratus aus Athen verbannt, gewann während dieser Verbannung mit seinem Viergespann zwei Olympiasiege und verschaffte sich sogleich dadurch, daß er beim zweiten Male den Pisistratus als Sieger ausrufen ließ, von diesem die Erlaubniß zur Rückkehr nach Athen. Weil er aber nach des Pisistratus Tod mit seinem siegreichen Viergespann noch einmal und diesmal wieder unter seinem eigenen Namen den Preis davontrug, ließen ihn die Söhne des Pisistratus meuchlings ermorden.

2) C., des Vorigen Enkel, Sohn des Miltiades und der thracischen Fürstentochter Hegesipyle, einer der ausgezeichnetsten Feldherren und einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit. C. verlebte eine traurige Jugend, denn nach den Gesetzen gegen die öffentlichen Schuldner pflanzte sich wegen der Schuld von 50 Talenten, die sein Vater nicht bezahlen konnte, die Atimie auf ihn fort, ja nach Cornelius Nepos mußte er sogar im Gefängniß für ihn büßen. Erlöst wurde er aus dieser Noth erst durch die Verbindung seiner Schwester Elpinice mit einem gewissen Callias, einem reichen Manne, welcher jene Schulden deckte. Aber erst in den Kämpfen gegen Xerxes gelang es ihm, sich durch Beweise von Muth und kriegerischen Talenten Achtung und Wohlwollen von Seiten des Volks zu erwerben, und von dieser Zeit zog ihn auch Aristides, dem er durch Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit verwandt war, an sich und bildete ihn zum Genossen seiner Pläne heran. Als die griechische Seemacht auch nach der Vertreibung der Perser vereinigt blieb, wurde C. mit Aristides an die Spitze der attischen Flotte gestellt, und dem würdigen Betragen der beiden Heerführer gebührt allein das Verdienst, die mit den Lacedämoniern unzufriedenen Bundesgenossen für Athen und damit diesem die Hegemonie gewonnen zu haben. Während nun Aristides die Bundesverhältnisse ordnete, führte C. den Oberbefehl über die Flotte. Zunächst brachte er die Veste Eion in seine Gewalt, reinigte darauf die thracische Küste von den Persern und demüthigte die durch Seeräuberei ihrer Bewohner berüchtigte Insel Scyrus, von wo er mit den angeblichen Gebeinen des Theseus, der dort seinen Tod gefunden haben sollte, nach Athen zurückkehrte. Schon damals stand er so hoch in der Gunst des Volks, daß ihm und der Eroberung von Eion zu Ehren in der Hermenhalle drei Säulen errichtet wurden. Um diese Zeit trat Sophocles mit seiner ersten Tragödie auf und soll durch den Ausspruch C.s und seiner Unterfeldherren, denen man das Richteramt übertragen hatte, über Aeschylus gesiegt haben. Das Bestreben C.s, die Kampflust der Athener nicht gegen die Spartaner, sondern fortwährend gegen die Perser zu lenken, führte 469 zu der großen Expedition nach Karien, Lycien und Pamphylien und zu dem berühmten Doppelsieg an der Mündung des Eurymedon, unmittelbar nach welchem C. noch eine persische Hülfsflotte von 80 Schiffen, die von Phönicien herbeieilte, beim ersten Angriffe vernichtete. Im J. 468 vertrieb er Thracier und Perser aus der Chersonesus, wohin Athen wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der wichtigen Lage am Hellespont Kolonien senden wollte. Um diese Zeit entwickelte sich die Bundeshoheit Athens durch die Besteuerung der Bundesgenossen zur Herrschaft, die bald in gehässige Tyrannei ausartete. So wurden 466 die Naxier, als sie den Forderungen Athens sich entziehen wollten, völlig unterjocht, und als die Thasier den Anmaßungen Athens entgegentraten, wurde C. 465 gegen sie ausgeschickt; er besiegte sie zwar in einer Seeschlacht, konnte sie aber erst nach dreijähriger Belagerung dahin bringen, daß sie ihre Festungswerke niederrissen, ihre Schiffe auslieferten, eine Geldsteuer entrichteten und auf ihre Besitzungen auf dem nahen Festlande verzichteten. Nach seiner Rückkehr wurde C. angeklagt, er habe die Gelegenheit, weitere Eroberungen auf dem Festlande zu machen, nicht benutzt, weil er von dem macedonischen Könige Alexander bestochen worden sey. Der Sieger am Eurymedon war jedoch trotz dem, daß er im Rufe aristokratischer Gesinnung stand, populär genug, daß der Hauptkläger selbst, Pericles, die Anschuldigung nicht eifrig verfolgte und C. losgesprochen wurde. Um so empfindlicher war der Schlag, den Pericles einige Zeit nachher, während C. wieder auswärts zu thun hatte, ihm und seinen Gleichgesinnten dadurch gab, daß er durch Ephialtes dem Areopag seine ethisch-politische Bedeutsamkeit nahm und damit die letzte verfassungsmäßige Stütze der Aristokratie vernichtete. Umsonst waren alle Versuche C.s, das Gesetz des Ephialtes wieder umzustoßen, vergeblich pries er Lacedämons Stabilität: er bewirkte nur, daß seine Gegner ihn immer schonungsloser angriffen und ihm mehr und mehr das Volk entfremdeten, das eifersüchtig die Souveränetät bewachte, die es jetzt vollständig errungen zu haben sich freute. C.s Sturz war entschieden, als von den Lacedämoniern aus Mißtrauen das Hülfsheer zurückgeschickt wurde, das ihnen C. gegen die empörten Heloten und Messenier in Ithome zugeführt hatte (461). Mit vieler Mühe hatte C. gegen Ephialtes die Absendung durchgesetzt, deshalb fiel auch der Unwille der Athener über jene Beleidigung schwer auf den Lacedämonierfreund C.: er wurde auf 10 Jahre ostracisirt (460). Wohin sich C. begeben, wird nicht berichtet; er erscheint auf einmal wieder vor der Schlacht bei Tanagra (457) beim attischen Heere, bereit in den Reihen seiner Landsleute mitzustreiten. Allein seine politischen Gegner beschuldigten ihn, er beabsichtige, das attische Heer in Unordnung zu bringen und so den Lacedämoniern den Sieg zu erleichtern, und vermochten den Rath der Fünfhundert zu dem Beschluß, die Feldherren sollten den verdächtigen Mann entfernen. C. verließ das Heer; seine Freunde aber, von ihm zur Tapferkeit ermuntert, bewiesen durch ihre Aufopferung ihre Ergebenheit gegen das Vaterland. Dies und der unglückliche Ausgang der Schlacht, der den Wunsch nach Frieden mit Lacedämon immer lauter werden ließ, brachte eine Gesinnungsänderung zu Gunsten C.s hervor. Man hielt ihn für den passendsten Friedensunterhändler, und Pericles, C.s politischen Anhang, der durch die Schlacht von Tanagra zum größten

Theil vernichtet worden war, nun nicht mehr fürchtend, bekleidete sich gern mit einem Schein von Großmuth und Hochherzigkeit, indem er nun selbst die Zurückberufung C.s beantragte. So kehrte denn C. 456 nach Athen zurück. Die nächste Ursache seiner Zurückberufung, der beabsichtigte Friedensschluß, ward jedoch nach einigen Siegen der Athener wieder auf mehre Jahre bei Seite geschoben; erst 450 wurde den Feindseligkeiten in Hellas durch einen auf 5 Jahre geschlossenen Waffenstillstand zwischen Athen und Sparta ein Ende gemacht. An diesen Fehden griechischer Staaten unter einander hatte C. keinen thätigen Antheil genommen; sein alleiniges Streben ging dahin, die Ruhe in Griechenland herzustellen, um die hellenischen Streitkräfte wieder zur Bekriegung der Perser verwenden zu können. Jetzt fanden C.s Vorschläge um so mehr Beachtung, als die Perser die befreiten hellenischen Städte an der Süd- und Westküste Kleinasiens bedrohten und von Cypern wieder Besitz genommen hatten. Nach Thucydides (I, 112) fuhr C. mit 200 Schiffen gegen Cypern, schickte 60 davon dem Amyrtäus zu und begann mit den übrigen die Belagerung von Citium, während welcher er 449 starb. Die Flotte, durch eine einbrechende Hungersnoth gezwungen sich zurückzuziehen, traf auf der Höhe von Salamis in Cypern die feindliche Flotte u. lieferte ihr eine siegreiche Seeschlacht, der eine gleich glorreiche Landschlacht folgte, worauf die Flotten von Cypern und Aegypten aus in die Heimath zurückkehrten. Nach Plutarch (Cim. 18) besiegte C. noch selbst die feindliche Flotte, eroberte die cyprischen Städte und starb dann erst vor Citium; nach Einigen geschah dies an einer Krankheit, nach Anderen an einer Wunde, wobei noch erzählt wird, daß C. sterbend den Seinen befohlen habe, seinen Tod zu verheimlichen und sogleich mit der Flotte heimzukehren. Nepos stimmt in der Hauptsache hiermit überein; Diodor (XII, 3, 4) dagegen erzählt mit mehr Ausführlichkeit als Glaubwürdigkeit C.s letzte Thaten. Nach ihm gewinnt C. noch 450 eine Seeschlacht bei Cypern und eine Landschlacht in Cilicien, erobert 449 mehre cyprische Städte und ist eben im Begriff, das gut vertheidigte Salamis zu erobern, als König Artaxerxes, um diesem vorzubeugen, Gesandte nach Athen schickt, die unter jeder Bedingung Frieden schließen sollten. Erst nach diesem Friedensschluß kehrten die Athener von Cypern heim, wo C. indeß gestorben war. C. wurde in Athen bestattet und ihm ein Denkmal errichtet, das noch zu Plutarchs Zeiten stand. In C. hatte Athen einen seiner ausgezeichnetsten Bürger verloren: er war der letzte patriotische Feldherr Athens, voll reiner Vaterlandsliebe, ohne Eigennutz u. Selbstsucht. Nach seinem Tode gewann die Volkspartei, der er widerstanden hatte, das Uebergewicht u. führte den Staat seinem Untergange entgegen. Vgl. Athen.

Cimone, il Monte, einer der bedeutendsten sardinischen Berge in den Apenninen, von konischer Gestalt, an den Grenzen der Herzogthümer Modena und Lucca, unweit Pelago und Fiumalbo, 1112 Toisen über dem Meere, aus weiter Entfernung deutlich zu erkennen,[1] weshalb man sich seiner zum Abbrennen von Pulversignalen bediente, als 1822 die k. k. österreichische Regierung die astronomische Bestimmung der Länge mehrer italienischen Sternwarten anordnete.

Cimonischer Friede, s. Callias u. Athen.

Cimunt (Chimunt), Dorf im schweizerischen Kanton Graubündten, das letzte und höchste, Hochgericht Disentis, gegen Urseren im Kanton Uri.

Cinadon, spartanischer Demagog unter dem König Agesilaus, der, erbittert über die Vorrechte des spartanischen Geburtsadels, der Homöen, eine weitverzweigte Verschwörung zur Ermordung der Homöen stiftete. Der Plan wurde aber verrathen und C. mit den übrigen Häuptern der Verschwörung hingerichtet (397 v. Chr.).

Cinädie (v. Griech.), Knabenschänderei.

Cinädismen (v. Gr.), unzüchtige Reden.

Cinaedus (lat.), Tänzer, vorzüglich Balletttänzer, besonders in sofern er in unzüchtigen Stellungen und Bewegungen dabei erscheint; daher Cinädie.

Cinae semen, s. v. a. Zittwer- oder Wurmsamen, die Blüthenhüllen von Artemisia Santonica *Sieb.*; s. Artemisia.

Cinaloa, mexikanischer Staat, unter 268° 14' bis 272° 23' östl. Länge und 22° 45' bis 26° 58' nördl. Breite, im Norden von Sonora, im Osten von Chihuahua, im Süden vom Xalisco, im Westen von dem Australocean und dem Golf von Kalifornien begrenzt, bedeckt einen Flächenraum von 2041 □M. Das Land gehört theils zum Hochplateau von Meriko, theils zum Küstensaume; die Ostseite ist Hochland, nach der Küste zu fällt es ab und ist sandig, während die Abhänge der Gebirge mit dichten Wäldern besetzt sind. Es hat nur Küstenflüsse, unter denen der Fuerte, Cinalva und Culiacan die bedeutendsten sind. Das Klima gleicht dem des übrigen Meriko; am Gestade ist die Luft feucht, während es im Innern fast gar nicht regnet. Das Land hat reiche Silbergruben und erzeugt außerdem Eisen und Salz, an Vegetabilien Zucker, Tabak, Baumwolle, Feigen, Granatäpfel ꝛc. Die Einwohner, jetzt 148,000 an der Zahl, wovon $^{4}/_{10}$ Chapetonen, Kreolen, Mestizen und Mulatten, der Rest Indianer, welche zu den Stämmen Tepahuana und Tubar gehören und verschiedene Dialekte reden, treiben Viehzucht und Bergbau, der jedoch nicht in geordnetem Betrieb ist, und sind sämmtlich civilisirt. Hauptstadt ist Culiacan, Haupthafen Mazatlan. Der Staat zerfällt in 5 Departements. C. wurde zuerst 1546 unter dem Vicekönig Mendoza von Alvar Nunez Cabeza de Vaca besucht; 1590 sandten die Jesuiten Missionäre zu den dortigen Indianern und benannten das Land nach einem Flusse. Bei Errichtung der Intendanzen wurde es mit Ostimury und Sonora zu einer Intendanz vereinigt und zur Diöcese Durango und zur Audienz Guadalaxara geschlagen; 1821 trennten sich Sonora und Ostimury davon und bildeten einen eignen Staat; 1824 trat C. der mexikanischen Union bei. Die gleichnamige Stadt daselbst, am gleichnamigen Flusse, eigentlich Villa de S. Felipe y Santiago, hat gegen 10,000 Einwohner und viel Gewerbsverkehr.

Cinca, Fluß im spanischen Königreich Aragon, entspringt auf den Pyrenäen, nimmt die Al-

canadre und Jsuela auf und mündet bei Mequinenza in den Ebro.

Cinchina caribaea, auch Cortex Chinae caribaeus, karaibische China, s. Exostemma.

Cinchona (Chinarindenbaum, Fieberrindenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, so genannt zum Andenken an die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, die Gräfin del Cinchon, die, nachdem sie durch Chinarinde vom Wechselfieber geheilt worden war, zu deren Bekanntwerden viel beitrug, charakterisirt durch die angewachsene, kreiselförmige Kelchröhre mit fünfzähnigem, bleibendem Saum, die trichter- oder tellerförmige Blumenkrone mit fünftheiligem, ausgebreitetem Saume, die außen seidenartig oder filzig behaart, nur bei einigen Arten kahl ist, und die vom Kelchsaume gekrönte, zweifächerige, vielsamige Kapsel mit geflügeltem Samen. Bäume im westlichen Südamerika auf den Anden, zwischen 12° südlicher und 4° nördlicher Breite, mit ganzen Gegen- und Nebenblättern, großen, weißen und rothen, in rispenartigen Sträußern am Ende vereinigten Blüthen und bitterer, gewürzhafter, herber Rinde voll gelben Saftes. Diese Bäume liefern die seit 200 Jahren in Europa bekannten wohlthätigen und berühmten ächten Fieber- oder Chinarinden, Cortices Chinae (s. Chinarinde), welche einen wichtigen Gegenstand der pharmaceutischen Botanik ausmachen. Die Chinarindenbäume lernte man erst seit 100 Jahren kennen; aber obgleich sich viele Botaniker, besonders auch Humboldt und Bonpland mit der genauern Erforschung und Untersuchung derselben beschäftigten, kann man doch von mehren Chinarindensorten die Stammpflanzen noch nicht mit Sicherheit angeben. Durch ihre Heilkräfte sind ausgezeichnet: C. Condaminea *H. et B.*, C. officinalis *L.*, ächter Chinarindenbaum, ein schöner Baum auf den Anden von Quito u. Peru, in der Nähe von Loxa, Guacabamba und Ayvaca, auf den Bergen Caranuma, Uritusinga ꝛc. 5400—7200 Fuß über der Meeresfläche, zuerst von La Condamine beschrieben und abgebildet, dann von A. v. Humboldt wieder aufgefunden und dem ersten Beschreiber zu Ehren benannt; C. lancifolia *Mutis*, langblätteriger Chinarindenbaum, ein Baum mit sehr ästiger, ausgebreiteter Krone und einem 30—40 Fuß hohen, 1—4 Fuß dicken Stamme, außen brauner, innen dunkelgelber Rinde und abstehenden oder aufrecht abstehenden Aesten, von denen die untern stielrund, die obern zusammengedrückt, armig und die jüngsten flaumhaarig sind, in Neugranada, zwischen Guaduas und Santa Fé de Bogota, 4200—9000 Fuß über der Meeresfläche, nach Ruiz und Pavon auch in mehren Provinzen von Quito und Peru; C. pubescens *Vahl*, weichhaariger Chinarindenbaum, ein schöner Baum mit einem 20 bis 30 Fuß hohen und 6—10 Zoll dicken Stamme, der eine grauschwärzliche oder etwas gelbliche, glatte Rinde hat, die bei den Aesten mehr grau und an den jüngern Zweigen behaart ist, bei Pozuzo und Panao, wie in den Waldungen von Huanuco, auf den Anden in Peru und Kolumbien, in einer Höhe von 5400—8700 Fuß über dem Meere; C. scrobiculata *Humb. et Bonpl.*, ein Baum, der auf den Anden in Peru und Kolumbien, besonders um Jaen de Bracamoros, 3000 Fuß über der Meeresfläche große Wälder bildet, 40 Fuß hoch wird, eine dichte Krone und rissige, braune Rinde, die einen gelblichen, zusammenziehenden Milchsaft enthält, und schön rosenrothe Blüthen hat; C. purpurea *R. et P.*, C. coccinea *Pav.*, C. Morada *Ruiz*, purpurrother Chinarindenbaum, ein Baum auf den Anden Kolumbiens und Peru's, bei Chinchao, Pati, Muna, Jscutunam, Chihuamocula, Jaen de Bracamoros, gegen 3000 Fuß über der Meeresfläche, auch in Santa Fé de Bogota und Caraccas; C. magnifolia *R. et P.*, C. oblongifolia *Mut.*, großblätteriger Chinarindenbaum, ein großer starker Baum von 80—100 Fuß Höhe in Peru, auf den Anden an Abhängen neben Bächen und Wasserfällen, in schattigen und geschützten Lagen, auch bei Maraquita in Neugranada, in einer Höhe von 3000 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche, mit außerhalb aus dem Braunen ins Aschgraue fallender, innerhalb dunkelgelber oder röthlicher Rinde und einem vieläſtigen, wohlbelaubten Wipfel, 1—2 Fuß langen, purpurröthlichen Blättern u. trichterförmigen weißen Blüthen; C. ovalifolia *Mut.*, C. macrocarpa *Vahl*, ovalblätteriger, weißer Chinarindenbaum, ein kleiner Baum von 2—8 Fuß Höhe mit 6—8 Zoll dickem Stamme, auf den peruanischen Anden in einer Höhe von 4000—8000 Fuß über der Meeresfläche, ziemlich häufig in Santa Fé de Bogota, mit graulicher, mit Längsrissen versehener, innen hellgelber Rinde, aus welcher nach Einschnitten ein gelblicher, zusammenziehend-bitterer Saft fließt, und weißen Blüthen; C. glandulifera *R. et P.*, schwarzer Chinarindenbaum, ein Baum oder Strauch von 12 Fuß Höhe mit weißlich-aschgrauer, oft schwarzgefleckter, rauher Rinde und aufrechten Aesten, auf den Anden von Peru; C. Humboldtiana *Röm. et Sch.*, ein Baum von 18 Fuß Höhe auf den peruanischen Anden bei Cuença mit abstehenden Aesten, wovon die Rinde noch nicht in den Handel kommt, obgleich sie von guter Beschaffenheit und kräftig zu seyn scheint; C. micrantha *R. et P.*, kleinblüthiger Chinarindenbaum, ein Baum von 40—50 Fuß Höhe auf hohen, kalten Bergen der peruanischen Anden, dessen Rinde nach Decandolle wenig im Gebrauch seyn soll; C. rosea *R. et P.*, C. fusca *Ruiz*, rosenrothblühender Chinarindenbaum, ein von Ruiz u. Pavon 1784 in den niedrigen Waldungen der Anden entdeckter Baum, der besonders häufig um Pozuzo und St. Anton de Playa grande wächst, 16—20 Fuß hoch wird, einen etwas gedrehten Stamm mit glatter brauner, stellenweise aschgrauer, innen lederbrauner Rinde hat, welche nicht in den Handel kommt; C. Bergeniana *Mart.*, Bergens Chinarindenbaum, Baum in Brasilien, im Stromgebiete des Yupura, von dem die Rinde im Vaterlande mit Erfolg gegen Fieber angewendet wird, aber noch nicht in den Handel kommt, was auch von C. acutifolia *R. et P.* gilt, einem 20 Fuß hohen Baum in den Wäldern der peruanischen Anden, am Flusse Chicoplaya „Taso" genannt, mit schwachflaumhaarigen Aestchen und dünner, dunkelbrauner Rinde von weniger bitterem, als herbem Geschmacke; C. caduciflora *Humb. et Bonpl.*, ein Baum von mehr als 100

Fuß Höhe auf den peruanischen Anden bei Jaen de Bracamoros mit mannsdickem Stamm; C. crassifolia *Pav.*, dickblättriger Chinarindenbaum, ein Baum in der Gegend von Quito u. Loxa; C. dichotoma *R.* et *P.*, gabelspaltiger Chinarindenbaum, ein Baum in den Wäldern der peruanischen Anden, unweit Pueblo Nuevo 1797 von Tafalla entdeckt, mit brauner, sehr bitterer und etwas säuerlicher Rinde.

Cinchona officinalis, überhaupt gute Chinarinde (s. d.).

Cinchonasäure, s. Chinasäure.

Cinchonin (Cinchonium), eine von Pelletier und Caventou entdeckte Pflanzenbase der Chinarinden, welche sich vorwaltend in der grauen und braunen China, ferner nebst mehr Chinin in der rothen und gelben China und in geringer Menge in der Königschina findet. Das C. erscheint, aus seiner wässerigen Lösung durch ein Alkali gefällt, als weißer, käsiger Niederschlag, der nach dem Trocknen ein weißes Pulver gibt. Aus der heiß gesättigten alkoholischen Lösung krystallisirt es in farblosen, durchsichtigen, glänzenden vierseitigen Prismen oder feinen weißen Nadeln von stark lichtbrechender Kraft, ist geruchlos, fast geschmacklos, erst später einen schwachen bittern Chinageschmack hervorbringend, luftbeständig, wasserfrei, schmilzt bei + 165° ohne Zersetzung zu einer farblosen, beim Erkalten krystallinisch erstarrenden Flüssigkeit, während ein Antheil sich unter Verbreitung eines aromatischen Geruchs in weißen Nebeln verflüchtigt, die sich an kalte Orte in sehr lockern Flocken oder in glänzenden Nadeln anlegen. Wird das C. rasch über seinen Schmelzpunkt erhitzt, so zersetzt es sich unter ammoniakalischen Produkten und verbrennt bei Luftzutritt mit Flamme, ohne Rückstand zu hinterlassen. In kaltem Wasser ist es sehr wenig löslich und wird nur durch Gallustinktur etwas getrübt. Koncentrirte Salpetersäure und Schwefelsäure wirken in der Kälte weder lösend, noch zersetzend darauf ein, in der Hitze färbt es letztere erst braunroth, dann schwarz. In kaltem Alkohol ist es wenig löslich, leichter in heißem und leicht in absolutem. Die Lösung reagirt alkalisch. In reinem Aether ist es unlöslich und unterscheidet sich hierdurch wesentlich vom Chinin. Mit Säuren neutralisirt, bildet das C. die Cinchoninsalze (s. d.).

Cinchoninsalze. Mit Säuren neutralisirt bildet das Cinchonin sowohl saure als basische Salze, welche farblos sind, einen bittern Geschmack besitzen und meist gut krystallisirbar sind. Von Wasser und Weingeist werden sie im Allgemeinen leichter gelöst, als die entsprechenden Chininsalze, in Aether sind sie dagegen unlöslich oder fast unlöslich. Kohlensaure Alkalien fällen aus der wässerigen Lösung der C. das Cinchonin als einen weißen käsigen Niederschlag. Die wässerige Lösung derselben wird ferner durch Oxalsäure, Weinsäure, Gerbsäure und deren Salze weiß, durch Goldlösung gelb gefällt; Platinchlorid bewirkt einen gelben krystallinischen Niederschlag, Jodlösung eine braune Trübung; übermangansaure Kalilösung färbt sie grün. Sie unterscheiden sich von den Chininsalzen dadurch, daß der durch Alkalien hervorgebrachte weiße Niederschlag beim Erwärmen der Flüssigkeit nicht harzartig erweicht, sich in Aether nicht löst und die wässerigen Lösungen weder durch salpetersaures Silber-, noch Quecksilberoxyd getrübt werden.

Cincinnati, Zollhafen und Hauptstadt der Grafschaft Hamilton im nordamerikanischen Staat Ohio, 116 Meilen südwestlich von Columbus, 518 Meil. von Baltimore, 617 M. von Philadelphia, 492 M. von Washington, 900 M. von Newyork, 600 M. von Charleston in Südcarolina, unter 39° 6′ 30″ nördlicher Breite und 84° 27′ westlicher Länge von Greenwich und 70° 24′ 15″ westlicher Länge von Washington, die „grüne Stadt des Westens“ oder die „Königin des Westens“ genannt, eine der schönsten und wichtigsten Städte der Union, die schon in ihrer jetzigen Entwickelung fast eine der bedeutenderen Städte der Erde genannt werden kann. Sie ist die volkreichste Stadt westlich von dem Alleghanygebirge, das Handelsemporium des Westens, die sechste Stadt in den Vereinigten Staaten und liegt im südwestlichen Winkel des Staates Ohio, auf dem nördlichen Ufer des Ohio-River auf zwei Ebenen, von denen eine fast perpendikulär 50′ sich über die andere erhebt. Diese letztere selbst ist 60′ über dem gewöhnlichen Wasserspiegel des Flusses gelegen, ihr Ufer ist aber zur Bequemlichkeit des Landens und des Einladens und Ausladens der Dampfschiffe schräg abgetragen und gepflastert und wegen des veränderlichen Wasserstandes des Flusses mit schwimmenden Werften versehen. Die Umgebung der Stadt ist angenehm und freundlich und wird in der Ferne von einer Reihe nicht sehr hoher, mit Wald bedeckter Berge umschlossen, von denen man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, das Thal, in dem dieselbe liegt, und den mächtigen und belebten Strom genießt. Die Stadt, mit Ausnahme des Theils, der sich längs dem Ufer hinzieht, ist nach der Weise von Philadelphia angelegt. Die Straßen laufen entweder parallel mit dem Ohio, oder stoßen perpendikulär auf denselben und durchschneiden sich alle in rechten Winkeln; erstere heißen „Erste“, „Zweite“, „Dritte“ ꝛc., letztere sind nach einheimischen Bäumen benannt, „Wallnuß“, „Sycomore“ ꝛc. Das Innere der Stadt ist gut und hübsch gebaut. Die meisten Straßen sind gut gepflastert, breit, mit Trottoirs versehen. Der Grund und Boden, auf dem C. steht, war noch vor 60 Jahren öde und mit dichtem Wald bedeckt. Den 28. December 1788 legten Ansiedler aus Newengland den Grundstein des ersten Hauses in der Nähe eines alten Forts, Washington genannt, und zwar wurde der Platz, der jetzt den Grund von C. bildet und viele Millionen werth ist, für 49 Dollars von den Indianern gekauft. Bis 1794 wollte jedoch die Kolonie nicht recht gedeihen; erst seit der Zeit, wo General Wayne den Indianern eine tüchtige Schlappe beibrachte, fing sie, wenn auch langsam, an zu wachsen, indem ein 1795 mit den benachbarten Wilden abgeschlossener Friede größere Sicherheit gewährte. Im Jahre 1800 war C. noch ein Dorf von ungefähr 750 Einwohnern; 1810 betrug die Bevölkerung schon 2540, 1820: 9642, 1826: 16,230, 1830: 24,831, 1836: 30,000, 1840: 46,338 (außerdem eine wandernde Bevölkerung von 2000—3000), wovon 2226 im Handel,

10,866 in Manufakturen und Handwerken, 434 im gelehrten Fach beschäftigt waren. Im J. 1841 betrug die Bevölkerung ungefähr 60,000, 1844: 80,000 (mit allen Nebenorten im Thale, welche vor 30 Jahren noch gar nicht vorhanden waren). Im J. 1850 zählte C. 115,438 Ew., darunter mindestens 25,000 Deutsche, 1852: 160,186. Das Klima ist sehr veränderlich, wechselnd zwischen Hitze und Kälte, auch zu Zeiten feucht, da die Gegend öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Im Allgemeinen ist es jedoch trocken und gesund. Um die Stadt mit Quellwasser zu versehen, sind die kostspieligsten, aber nützlichsten Einrichtungen getroffen. Dasselbe wird durch Maschinen bis 30′ über den höheren, bis 150′ über den niederen Theil der Stadt gehoben, in eisernen Röhren nach allen Richtungen hin geleitet und in sehr großer Menge zu den verschiedensten Zwecken gebraucht. Unter den öffentlichen Gebäuden C.'s sind wegen trefflicher Bauart zu erwähnen: das Gerichtshaus, 56′ lang, 60′ breit, 120′ hoch; 7 Banken, worunter die Franklin- und Lafayettebank mit einem prächtigen Portikus von 8 dorischen Säulen, nach dem Parthenon in Athen gebaut, 79′ lang, 69′ tief, ausschließlich des Portikus; ein Bazar, 3 Theater, viele Kirchen, 5 Markthäuser, worunter eines 500′ lang, 4 Colleges, das Athenäum, das Gewerbsinstitut, 2 Museen, die Turnanstalt, die hohe Schule, das theologische Seminar, die Advokatenschule, das Landamt, das Gefängniß und die Sternwarte. An Schulen ist kein Mangel, und es sind dieselben trefflich eingerichtet. Im Jahr 1840 gab es 51 öffentliche Schulen mit 5445 Schülern, sowie 2 Akademien, deren Zahl sich jedenfalls seitdem bedeutend vermehrt hat, eine Menge Privatschulen ꝛc. Das Cincinnaticollege wurde 1819 gebaut und hatte 1840 8 Lehrer mit 84 Studenten, das medicinische und juristische Departement umfassend. Das medicinische College von Ohio wurde von 8 Professoren versehen und von 130 Studenten besucht. Das College des heiligen Franciscus Xaverius, bisher unter dem Namen „Athenäum" bekannt, welches 1840 eröffnet wurde, steht unter der Direktion der Jesuiten; der Unterricht in demselben bezieht sich auf alte Sprachen, Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften, neuere Sprachen ꝛc. und wird von 6 Professoren ertheilt. Im J. 1841 bekam es den Titel einer Universität und hatte gegen 70 Studenten. Das Frauenstift der Sieurs de nôtre dame, eine wissenschaftliche, höhere Erziehungsanstalt für Mädchen, ist in hoher Blüthe. Das Laneseminar, ein theologisches Seminar, 1829 gegründet, unter der Aufsicht der Presbyterianer, zählte 1840 3 Professoren und 61 Studenten und hatte eine Bibliothek von 10,300 Bänden. Die Woodward High School, von Woodward gestiftet, zählt durchschnittlich 7 Lehrer, 160 Schüler, wovon 10 freien Unterricht genießen. Außerdem gibt es eine Menge literarischer Gesellschaften, gegen 40 Wohlthätigkeitsgesellschaften, viele Waisenhäuser (unter denen vorzüglich 2 prächtige katholische zu nennen sind), Armenanstalten, Mäßigkeits-, Gewerbs-, Kunst-, Schul-, Lese-, Unterstützungs-, Frauen-Vereine (auch für Deutsche), die sämmtlich die Bildung des Volks als ihr höchstes Endziel betrachten. Das Mechanic's Institute, zur Bildung der Mechaniker vermittelst populärer Vorlesungen und gegenseitigen Unterrichts gegründet, hat einen werthvollen physikalischen Apparat, eine tüchtige Bibliothek und ein Lesezimmer, das von jungen Männern viel besucht wird. In dem Cincinnatilyceum werden während des Winters populäre Vorlesungen gehalten und Debatten geführt; es besitzt eine gute Bibliothek und ein Lesezimmer. Das College of Professional Teacher's, das sich die Aufgabe gestellt hat, die Schulen im Westen zu verbessern, hat schon viel Gutes gestiftet. Auch für kirchliche Institute ist viel gethan. Im Jahre 1840 gab es 43 Kirchen, wovon 3 den Presbyterianern der alten Schule, 4 den Presbyterianern der neuen Schule, 3 den schottischen Presbyterianern, 9 den Episkopalen, 3 den Baptisten, 7 den Methodisten, 2 den protestantischen Methodisten, 2 den Katholiken (worunter die 200′ lange und 77′ breite prächtige Kathedrale mit einem 45′ tiefen korinthischen Portikus), 2 den Friends angehörten. Neuerlich zählte die Stadt nach Büttner 50, nach Bromme 76 Kirchen, wovon allein 1845 8 gebaut wurden. Es befanden sich darunter 6 deutsche Kirchen. C. ist Sitz eines katholischen Bischofs und der Hauptsitz des deutschen Methodismus. Die Stadt unterhält zahlreiche Manufakturen und Gewerbe und treibt bedeutenden Handel mit Pittsburg und Neworleans. Man gibt 130 verschiedene Arten Gewerbe an und schätzt das in ihnen angelegte Kapital auf $15^1/_2$ Millionen Dollars (nach Raumer auf 21—22 Millionen Thaler, nach Andern auf 25 Millionen). Fabrikation von Dampfmaschinen, Baumwollenmanufakturen, Eisengießereien, sowie Schrift- und Metallgießereien, Lichter- und Seifenfabrikation, Bierbrauerei, Dampfmahl- und Sägemühlen, Hut-, Meubles- und Kleiderfabrikation, Dampfböttcherei ꝛc. sind die Hauptgegenstände der Industrie. Das größte Wintergeschäft aber, durch welches sich C. vor allen Städten der Union und wohl der ganzen Welt auszeichnet, ist das Geschäft im Schweinefleisch und Schweinefett. Es werden hier jährlich über 100,000 (nach Raumer 250,000, die cirka $11^1/_2$ Millionen Pfund Fett geben, nach Andern gegen 300,000, die fast 14 Mill. Pfund Fett liefern, nach Fleischmann sogar 800,000) Schweine in den eigens dazu erbauten Schlacht- und Rauchhäusern (Porkhouses), deren es jetzt 26 gibt, geschlachtet, eingesalzen und verpackt. In dem größten dieser Packhäuser, welches 159′ lang, 92′ breit, 3 Etagen hoch und mit guten Kellern, zwei Schweinefettküchen, jede mit 4 Kesseln zu 100 Gallonen, zwei Rauchkammern von 30—40′, jede $3^1/_2$ Etagen hoch, worin 620 Schweine zugleich geschlachtet und 400,000 Pfund Fleisch auf einmal geräuchert werden können, versehen ist, können in 3 Monaten gegen 2,000,000 Pfund Fleisch auf einmal geräuchert, gegen 25,000 Schweine verpackt und aufbewahrt werden. Gegen 1250 Männer sind täglich allein mit dem Verpacken beschäftigt. Die Ausfuhr des Schweinefleisches beträgt gegen 3,000,000 Dollars jährlich. Ein anderer Artikel, durch dessen Ausfuhr C. vor allen andern Städten der Union berühmt geworden, ist der Wein, der in sehr guter Qualität in

der Nähe wächst und von dem die Gallone mit 1 Dollar bis 1 Dollar 50 Cents bezahlt wird. C. liegt an dem Mittelpunkt vieler Kommunikationswege. Der Ohio verbindet es mit dem Mississippi und mit Pittsburg; die Miami-Eisenbahn erstreckt sich 85½ Meilen weit bis nach Springfield, der Miami-Kanal 178 Meilen weit bis Defiance, wo er den Wabash- und Erie-Kanal trifft. Dampfboote gehen von hier täglich nach Pittsburg, St. Louis, Neworleans und den Zwischenorten; Cars gehen täglich nach Springfield, wo sie sich an eine Postenlinie anschließen, nach Cleveland und Sandusky City. Die städtische Behörde besteht aus einem Präsidenten, einem Syndikus und 21 Stadträthen, 3 für jede der 7 Wards, in welche die Stadt getheilt ist.

Cincinnato, Romulo, Maler aus Florenz, Schüler Salviati's, ging 1567 nach Madrid, um in die Dienste Philipps II. zu treten; † 1600. In Spanien sind seine meisten Arbeiten; eines seiner Hauptgemälde ist die Beschneidung Christi im Jesuitenkollegium zu Cuença.

Cincinnatus, Lucius Quinctius, hochgefeiertes Muster altrömischer Tugend und Sitteneinfalt, für alle Zeit Vorbild eines republikanischen Staatsbürgers, war einer der Vorkämpfer des patricischen Standes in dessen Streitigkeiten mit den Plebejern und wurde hierin von seinem Sohne Quinctius Cäso mit gleichem Eifer unterstützt. Als nun damals die Sabiner unter Herdonicus sich des Kapitols bemächtigt hatten, konnten die Plebejer nur durch das Versprechen der Patricier zur Hülfeleistung vermocht werden, daß sie der Rogation des Volkstribuns C. Terentillus Arsa (s. Zwölftafeln) kein Hinderniß in den Weg legen wollten. Der Kampf beider politischen Parteien wurde bereits mit heftiger Erbitterung geführt, die Volksgewalt siegte und sprach u. A. auch über Quinctius Cäso die Strafe der Verbannung und einer hohen Kaution aus. C. und der Senat verwandten sich umsonst um Milderung des harten Spruchs, und so mußte denn der gekränkte Vater den größten Theil seines Vermögens aufopfern, um die Strafgelder für seinen Sohn zu erlegen. Als Rest seiner ganzen Habe blieb ihm ein kleines Landgut jenseits der Tiber, dem er nun mit eigner Hände Arbeit die dürftigen Mittel seines Unterhaltes abgewinnen mußte. Da fand, noch ehe das J. 461 v. Chr. verflossen war, der Konsul P. Valerius Publicola im siegreichen Kampfe gegen Herdonicus den Tod, und nun setzte der Senat die Wahl des C. zum Konsul für den Rest des Jahres mit entschiedener Stimmenmehrheit in den Komitien durch, um sich an ihm eine feste Stütze gegen die plebejischen Uebergriffe zu verschaffen. Die Abgeordneten, welche C. die getroffene Wahl ankündigten, fanden ihn halb nackt auf seinem Acker beschäftigt; seufzend verließ er sein Joch Ochsen, um sich in seiner Hütte in ein angemessenes Gewand zu werfen, klagte: „So wird denn dies Jahr mein Feld unbestellt bleiben!" befahl dann die Sorge des Haushalts seinem Weibe und folgte seinen Begleitern nach Rom. Mit dem ersten Schritte in die Stadt war der gedrückte Landmann dahinter gelassen und vor dem Volke stand der patricische Kämpfer mit Schwert und Wort. Von der Rednerbühne herab strafte er beide, Senat und Tribunen, mit harten Worten, jenen wegen seiner Schwäche, diese wegen ihrer ungemessenen Neuerungssucht. Sein Plan, die Durchführung des Zwölftafelgesetzes wenigstens für seine Konsulatszeit zu verhindern, war gefaßt und sein eiserner Wille so bekannt, daß ihm gegenüber selbst die Tribunen ihren Trotz verleugneten. Man verglich sich endlich mit ihm dahin, daß während seines Konsulats weder von dem terentillischen Gesetze, noch von dem Feldzuge gegen die Volsker die Rede seyn und daß die Tribunen ihre Würde nicht, wie bisher, in das folgende Jahr verlängern sollten. C. stellte nun die Rechtspflege wieder her und brachte eine solche Ruhe und Sicherheit in alle Gemüther, daß das Volk fast vergessen hätte, wozu ihm überhaupt Tribunen nothwendig seyen. Am Schlusse seines Konsulats versuchte der Senat, ihn zur nochmaligen Annahme dieser Würde zu bewegen; aber C. verwies demselben solches Umgehen der Gesetze und kehrte, verehrt und bewundert vom ganzen Volke, zu seinem Pflug zurück. Zwei Jahre später (459 v. Chr.) wurde der Konsul L. Minucius im Feldzuge gegen die Aequer von diesen in eine Gebirgsschlucht gelockt und eingeschlossen, und eine schimpfliche Uebergabe schien des römischen Heeres zu harren. Das bestürzte Rom sah sich genöthigt, C. abermals von seinem Pflug wegzuholen und zum Diktator auszurufen. C. erschien, vom Senat feierlich in die Stadt eingeführt, ließ sogleich alle Tribunale und Werkstätten schließen, berief alle Waffenfähigen für den nächsten Morgen auf das Marsfeld, befahl Jedem, sich mit 12 Schanzpfählen zu versehen, führte die Schaar im schnellsten Marsche von Rom ab und stand schon um Mitternacht vor dem feindlichen Lager, das er in seiner ganzen Ausdehnung sogleich mit einem verpfählten Graben umziehen ließ. Als der Tag anbrach, erkannten die Aequer ihre rettungslose Lage zwischen zwei römischen Heeren und unterwarfen sich den härtesten Bedingungen. C. schloß das befreite Heer von aller Theilnahme an der Beute aus und entsetzte Minucius des Konsulats. Er selbst feierte den herrlichsten Triumph, nahm aber von der ganzen Beute nur eine goldene Krone, ein Pfund schwer, als Zeichen des Dankes an. Noch während seiner Diktatur entschied er die Anklage gegen den Tribun Volscius, welcher durch sein, jetzt als falsch erwiesenes Zeugniß vornehmlich zu Cäso's Verbannung den Ausschlag gegeben hatte; jetzt traf ihn das gleiche Loos, während Cäso ehrenvoll zurückgerufen wurde. Nach 16 Tagen legte C. die Diktatur nieder und kehrte abermals zu seinen 4 Joch Acker zurück, die noch lange nachher „Feld des Quinctius" hießen. Gleich energisch trat er im folgenden Jahre gegen die neuen Umtriebe der Tribunen auf. Die fünf Tribunen hatten damals ihre Aemter bereits bis ins fünfte Jahr zu behaupten gewußt und suchten die Amtsgewalt der Konsuln wie gewöhnlich auch diesmal dadurch zu beschränken, daß sie der Aushebung der zum Kriege gegen Aequer und Sabiner nöthigen Truppen allerlei Hindernisse entgegenstellten.

Da gab C., der eben seine Feldarbeiten verlassen hatte, den Rath: Konsuln, Patricier und deren Freunde und Klienten möchten nur ohne Unterschied des Alters die Waffen ergreifen, um gegen den Feind zu ziehen; er selbst wolle in den vordersten Reihen stehen. Dies geschah, und der Anblick der ehrwürdigen Schaar ergriff die Gemüther der Menge so, daß die Tribunen nicht nur die Truppenaushebung bewilligen mußten, sondern auch ihre Posten für das nächste Jahr verlassen wollten; nur verlangten sie die Vermehrung der Tribunenzahl bis auf zehn, was ihnen auf C.' Rath, der mit dem steigenden Zahlverhältniß auch steigende Uneinigkeit unter ihnen entstehen sah, bewilligt wurde. Noch einmal ward C. in seinem 80. Jahre (440 v. Chr.) zum Diktator gewählt, als der plebejische Ritter Spurius Mälius (s. d.), der bei einer Hungersnoth Getreide an die Plebejer vertheilt hatte, beschuldigt ward, durch staatsverbrecherische Umtriebe nach der königlichen Würde zu streben. Der in der Greisenwürde prangende C. erschien plötzlich in vollem Pomp seiner diktatorischen Gewalt mitten unter dem Volke, das von der Bedeutung einer so imposanten Maßregel keine Ahnung hatte. Mälius dagegen, den der Liktor vor den Diktator forderte u., als er sich zu folgen weigerte, ergriff u. der nun plötzlich seine u. der Seinigen Gefahr erkannte, rief das Volk, dessen Wohlthäter er gewesen sey, zum Beistande auf und suchte im Gedränge zu entschlüpfen. C. Servilius Ahala, des Diktators Magister equitum, erreichte ihn jedoch und durchbohrte ihn, als er auch diesem zu folgen verweigerte. C. lobte diese That, beruhigte das erschrockene Volk und schreckte die Plebejer von gewaltthätigen Unternehmungen zurück. Und von solcher Achtung war das gesammte Volk gegen C. durchdrungen, daß, als die Tribunen, um C. Servilius Ahala zum Racheopfer machen zu können, für das nächste Jahr die Wahl von Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt, statt der Konsuln, durchsetzten, weil sie selbst einen Theil dieser Stellen einzunehmen hofften, nicht nur keiner von ihnen, sondern ein Sohn des C., L. Quinctius, zu den Erwählten gehörte. Sein dritter Sohn, Titus Quinctius Pennus, war tüchtiger Krieger, aber weniger gewandt als Staatsmann. Neben C. Julius Mento zum Konsul für 324 ernannt, lebte er mit demselben in so hartnäckiger Feindschaft, daß die Tribunen Beide endlich zur Wahl eines Diktators zwingen konnten. Unter dem Diktator, wozu C., nachdem ihm durch Entscheidung des Looses das Ernennungsrecht zugefallen war, seinen Schwiegervater A. Posthumius Tubertus ernannt hatte, erfocht er einen glänzenden Sieg über Vejer und Fidenater und erstürmte deren Lager. Im J. 322 wurde C. abermals zum Konsul gewählt, und 329 war er einer der vier Konsulartribunen, erlitt aber, als er mit zweien derselben den Oberbefehl gegen die Vejer theilen mußte, eine schmähliche Niederlage, worauf der vierte, zu Hause gebliebene Konsulartribun den Mamercus Aemilius zum Diktator ernannte. Unter diesem stellte C. seinen Ruf als Feldherr wieder her, indem er durch eine geschickte Bewegung in dem Rücken des Feindes das Meiste zum Siege in der hartnäckigen blutigen Schlacht bei Fidenä, das selbst in die Gewalt der Römer fiel, beitrug.

Cincinnatusorden, ein Orden der nordamerikanischen Union, welcher nur kurze Zeit bestanden hat. Als die britischen Kolonien Nordamerika's sich zu unabhängigen Staaten erhoben hatten, traten die Offiziere der Armee zusammen und stifteten zum Andenken an dies Ereigniß eine Gesellschaft, deren Zweck es seyn sollte: über Aufrechthaltung der errungenen Rechte und Freiheiten zu wachen und sich einander beizustehen. Sie nannten sich Cincinnaten, weil sie, wie einst der Römer Cincinnatus, nach vollendetem Kampfe zu ihrem Herde zurückkehren wollten. Das gewählte Ordenszeichen, das an einem zwei Zoll breiten, dunkelblauen, weißgeränderten Bande hing, stellte auf der Vorderseite den Cincinnatus dar, wie ihm drei Senatoren ein Schwert überreichen, im Hintergrunde seine Ehefrau an der Hütte steht, nebst Pflug und Ackergeräth, von den Worten umgeben: Omnia relinquit servare rem publicam. Auf der Kehrseite sah man die aufgehende Sonne, eine Stadt mit offenem Thore, Schiffe, die Fama, die den Cincinnatus krönt, und las die Worte: Virtutis praemium societatis Cincinnati institutae, 1783. In einem Abschnitt unten waren noch zwei geschlossene Hände, die ein Herz hielten, mit dem Motto: Esto perpetua, angebracht. Das Ganze war von den Worten umschlossen: Societas Cincinnatorum instituta A. D. 1783. Die Dekoration sollte erblich seyn und sogar auf Seitenverwandte übergehen, Ehrenmitgliedern aber nur auf Lebenszeit ertheilt werden. Zu solchen wurden viele französische Seeoffiziere, die mit den Amerikanern gestritten, ernannt. Zum ersten Präsidenten wurde Washington gewählt. Das Statut des Ordens ward im Kantonirungsquartier zu Hudsonsbai 1783 ausgefertigt; kaum aber war sein Inhalt bekannt, als aus allen Theilen der neuen Freistaaten die heftigsten Protestationen dagegen erfolgten. Als nun auch um diese Zeit aus Polen Dekorationen des Ordens der Vorsehung an die ersten Beamten der Vereinigten Staaten eingingen, erklärte der Kongreß, daß dergleichen äußere Zeichen, als den Grundsätzen der jungen Republik entgegen, verboten seyn sollten. Die Cincinnaten hielten darauf am 3. Mai 1783 eine Generalversammlung zu Philadelphia, und Washington selbst fand sich bewogen, auf die Auflösung der Gesellschaft hinzuarbeiten. Schon war der Beschluß gefaßt, den Orden aufzulösen, als die Rückkehr des nach Paris gesandten Majors Lenfant den Dingen eine andere Wendung gab. Er brachte die schmeichelhaftesten Erklärungen des Königs von Frankreich über die seinen Offizieren ertheilte Dekoration des neuen Ordens mit. Von einer Aufhebung des Ordens konnte nun füglich nicht mehr die Rede seyn; man begnügte sich daher, die Statuten abzuändern und namentlich den anstößigen Punkt der Erblichkeit zu streichen, so wie man beschloß, keine neuen Mitglieder aufzunehmen. Das baldige Erlöschen des Ordens war damit ausgesprochen; er verschwand aber noch früher, indem die Mitglieder die Dekoration nach und nach von selbst ablegten. Die französischen Offiziere trugen sie bis zum Ausbruche der

Revolution. Die Dekoration selbst war in einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln verwandelt worden, über dessen Kopf ein Kranz von Lorbeerzweigen und auf dessen Brust das oben beschriebene Sinnbild stand; sie hing im linken Knopfloche an einem blauen mit Lilien gestickten Bande, Sinnbild der Freundschaft zwischen Frankreich und Amerika.

Cinders (engl.), Art von Koaks, die durch das Löschen brennender Steinkohlen mit Wasser erhalten werden; man nennt auch zuweilen die Ofenkoaks so.

Cineas, griechischer Redner und Staatsmann, ein geborner Thessalier und Schüler des Demosthenes in Athen, trat in die Dienste des Königs Pyrrhus von Epirus, dem er durch seine diplomatische Gewandtheit so viel nützte, daß er von ihm zu sagen pflegte, des C. Beredsamkeit habe ihm mehr Städte geöffnet, als die eignen Waffen. Als Pyrrhus Italien erobern wollte, sandte er C. mit 3000 Mann vor sich her; als er aber die Uebermacht der römischen Kriegskunst erkannte, schickte er C. als Gesandten nach Rom (280 v. Chr.), um Frieden anzubieten, und dieser unterhandelte mit solcher Gewandtheit, daß er den Senat bereits für sich gewonnen hatte, als der alte blinde Appius Claudius seine Anträge zurückwies und ihm befahl, alsbald Rom zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit sagte C. zu Pyrrhus, der römische Senat sey ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen. Bei einer spätern Gesandtschaft der Römer an Pyrrhus, an deren Spitze Fabricius stand, erhielt C. vom König den Auftrag, die fremden Gäste zu empfangen. Als diese dem Könige den Verrath seines Leibarztes meldeten, schickte Pyrrhus durch C. die römischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld zurück, indem er denselben zugleich mit neuen Friedensunterhandlungen beauftragte, die aber ebenfalls zu keinem Resultate führten. Ehe Pyrrhus nach Sicilien übersetzte, wurde C. abgeschickt, um mit den dortigen Städten Unterhandlungen anzuknüpfen. Später wird seiner nicht mehr gedacht.

Cinellen, s. v. a. türkische Becken.

Cineraria (Aschenpflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist ausdauernde in- und ausländische Kräuter und Sträucher, ohne besondern Nutzen und in Gärten als Zierpflanzen vorkommend. Die schönsten Arten sind: C. cruenta *Herit.*, Senecio cruentus *Dec.*, mit sehr schön purpurrothen, wohlriechenden, gestrahlten, in Doldentrauben stehenden Blüthen, auf Teneriffa, in Waldungen, C. lanata *Herit.*, Senecio Heritieri *Dec.*, strauchartig, mit großen, purpurrothen, sehr schönen Blüthen, auf den kanarischen Inseln, und C. amelloides *L.*, Agathaea amelloides *Cass.*, mit schön himmelblauen Strahlenblüthen, Strauch auf dem Kap und in den deutschen Gewächshäusern sehr bekannt. Von C. palustris *L.*, Senecio palustris *Dec.*, gegen 2 Fuß hoch, auf Torfboden im nördlichen Deutschland, soll die mit starken und langen Fasern in den weichen Boden dringende Wurzel ein sehr heilsames Mittel bei Panaritien und Geschwüren seyn. Die ausländischen Arten gehören ins Glashaus; sie lieben eine leichte Haideerde u. viel Licht. Man zieht sie aus Samen im Mistbeet oder durch Ableger und Wurzeltheilung.

Cinerarium (lat.), Gefäß für die Asche der verbrannten Todten, s. Urne; im katholischen Kultuswesen Behältniß mit der Asche Heiliger.

Cineration (v. Lat.), Einäscherung, Veraschung.

Cinerea substantia cerebri (lat.), die Rindensubstanz des Gehirns.

Cinerit (Spodit, vulkanische Asche), staubartige Asche von schwarzer, grauer od. weißer Farbe, wird, aus zerriebener Lava hervorgegangen, von manchen Vulkanen oft in solcher Masse ausgeworfen, daß große Landstriche von ihr bedeckt und dadurch alle Vegetabilien und Thiere getödtet werden.

Cinesias, griechischer Dithyrambendichter aus Athen, Sohn des berühmten Citharöden Meles, veranlaßte durch den nichtigen Schwulst, womit er den Neigungen der Menge entgegen zu kommen suchte, seine Zeitgenossen zu dem Ausspruch, daß der Ausdruck „dithyrambisch" von jeder Art politischen Unsinns und hochtrabender, nichtssagender Poesie gebraucht werden müsse. Da er außerdem durch seine gemeine Lebensweise in Verruf gekommen war und für einen verächtlichen Sykophanten und verruchten Menschen galt, gegen welchen sogar der berühmte Redner Lysias in zwei Reden auftrat, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Komiker ihn und seine Gedichte zum Gegenstande ihres Hohns und bittersten Spottes machten. Dies geschah namentlich von Aristophanes in den „Wolken", „Vögeln" und von Pherecrates. Von C.' Poesien ist nichts auf uns gekommen.

Cingalesen (Singalesen), Bewohner der Insel Ceylon (s. d.).

Cingetorix, vornehmer Trevirer, stritt mit Induciomarus, seinem Schwiegervater, um die Obergewalt im Staate und stand auf Seite der Römer, die ihn, nach der Besiegung der Trevirer durch Labienus, in der Herrschaft und im Oberbefehl bei seinem Volke erhielten.

Cinglage (franz.), der Lohn der Schiffsleute; dann der Weg, den ein Schiff in 24 Stunden zurücklegt.

Cingoli, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Macerata, liegt am Abhange eines steilen Berges, ist mit einer Mauer umgeben u. hat 2100 Einwohner. C., das alte Cingulum, wurde von Labienus im Bürgerkriege auf dem Gebirge Picenums angelegt, oder wenigstens befestigt. Cäsar verstärkte die Befestigungen. Im Mittelalter stand es unter verschiedenen Herren, u. A. auch unter denen von Cima. Alfons von Aragonien unterwarf es 1443 dem päpstlichen Stuhle.

Cingulata, s. Gürtelthiere.

Cingulum (lat.), die weiße seidene oder baumwollene Schnur mit Quasten an den Enden, mit welcher das Unterkleid der katholischen Priester gegürtet und, falls dieselbe zu lang seyn sollte, in die Höhe geschürzt wird. Vorn wird dieselbe einfach zugebunden. Ordensgeistliche tragen ein C., welches in einem breiten, schärpenartigen, an der Hüfte zusammengesteckten Bande besteht, dessen Enden an der Seite herabfallen,

und in der Regel schwarz und von Seide ist, über dem Unterkleid.

Cinis (lat.), Asche.

Cinisi, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Palermo, in einer anmuthigen Ebene unter dem Monte dell' Ursa, hat 3500 Einwohner, welche Wein und treffliche Feigen bauen.

Cinna, 1) Lucius Cornelius, Sprößling eines patricischen Geschlechts zu Rom, diente, nachdem er die Prätur bekleidet hatte, als Legat im Bundesgenossenkriege und ward dann mit Sulla's Genehmigung, obwohl er zur Gegenpartei gehörte, für das Jahr 87 v. Chr. mit Cnejus Octavius zum Konsul erwählt, aber nicht ohne vorher das eidliche Versprechen geben zu müssen, nichts gegen die von Sulla nach des Marius Vertreibung getroffenen Einrichtungen unternehmen zu wollen. Kaum hatte er aber sein Amt angetreten, so ließ er durch einen Tribun den Sulla anklagen. Dieser stellte sich jedoch nicht und ging ungehindert als Oberbefehlshaber im Krieg gegen Mithridates nach Asien ab. C. brachte hierauf die Rückberufung des Marius und ein schon im vorhergehenden Jahre von dem Tribun Sulpicius beantragtes Gesetz in Vorschlag, wonach die Bundesgenossen, die das Bürgerrecht nicht erlangt hatten, nicht mehr in besonderen Tribus und zuletzt stimmen, sondern unter die alten Tribus vertheilt werden sollten. Diesem Vorschlag widersetzte sich die Partei des Senats unter der Führung des Cnejus Octavius, und es kam in Folge davon auf dem Forum zu einem blutigen Kampf, worauf C. abgesetzt und aus der Stadt vertrieben ward. Aber die Truppen des Appius Claudius, welche gerade Nola belagerten, und die Bundesgenossen schlugen sich auf C.'s Seite, und so brachte dieser ein starkes Heer, nach Vellejus 30 Legionen, zusammen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und belagerte mit Marius, Sertorius und Cnejus Papirius Carbo Rom. Die Stadt mußte sich ergeben und der an C.'s Stelle erwählte Konsul Merula abdanken, worauf dann, um des Marius Rachsucht zu befriedigen, ein 5tägiges Morden begann. Ohne daß eine neue Wahl vorgenommen worden wäre, behielt C. mit Marius das Konsulat auf das Jahr 86 v. Chr. und ließ sich, als jener mit Tode abgegangen war, den Lucius Valerius Flaccus u. für das folgende Jahr den Cnejus Papirius Carbo zum Kollegen wählen. Beide behielten das Konsulat auch 84. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, rüsteten die Konsuln gegen ihn; als aber C. im Begriff war, Sulla nach Griechenland entgegenzuziehen, weigerten sich seine Soldaten, ihm zu folgen, u. ermordeten ihn in einem Aufstande. Vgl. Marius u. Sulla.

2) Lucius Cornelius, des Vorigen Sohn, hatte sich, früh von den Bewegungen und der Verschwörungssucht seiner Zeit ergriffen, schon als Jüngling mit dem Konsul M. Lepidus zum Umsturz der sullanischen Partei verbunden, flüchtete, als das Unternehmen mißlungen war, zu Sertorius nach Spanien und wurde endlich durch Cäsars Vermittelung mit anderen Verbannten zurückgerufen und zum Prätor befördert. Nach Cäsars Ermordung erschien er auf dem Forum, wo eben Brutus von der Rednerbühne das erschütterte Volk zu beruhigen suchte, begann eine Schmährede gegen Cäsar, warf die Zeichen der von diesem ihm verliehenen Würde von sich, erbitterte aber das Volk dadurch von Neuem so, daß selbst Brutus eiligst nach dem Kapitol zurückkehren mußte. Lepidus nahm ihn später gegen weitere Verfolgungen in Schutz.

3) Cajus Helvius, Tribun, Cäsars kriechendster Schmeichler, büßte, aus Verwechselung mit dem Vorigen, dessen unvorsichtiges Benehmen vor dem empörten Volke an Cäsars Leichenbegängniß mit dem Tode. Von einem Bekannten im Gedränge mit dem Zunamen C. begrüßt, wurde er vom Volke zu Boden gestürzt u. in Stücke zerrissen.

4) Lucius Cornelius, Sohn von C. 2) und Enkel des Pompejus von dessen Tochter Pompeja, stand bei Actium auf der Seite der Feinde des Augustus, und obwohl ihm diesmal nicht nur Verzeihung ward, sondern Augustus ihn auch durch besonderes Wohlwollen auszeichnete, so war doch C.'s Vorliebe für die republikanischen Ideen so lebendig, daß er 5 v. Chr. sich abermals verleiten ließ, an die Spitze einer weit verzweigten Verschwörung gegen das Leben des Kaisers zu treten. Das Komplot wurde, wie mehre andere vorher, entdeckt, und Augustus soll mehre Nächte mit sich zu Rathe gegangen seyn, ob er abermals mit blutiger Strenge strafen solle, bis endlich Livia ihm zur Milde, als der sichersten Waffe, rieth, um seine Feinde für immer zu besiegen. So geschah es. Im vertraulichen Gespräch stellte Augustus C. sein Verbrechen und sein Unrecht vor, verzieh aber dem Ueberraschten, ja, ernannte ihn sogar für das kommende Jahr zum Konsul. C. blieb seitdem dem Kaiser unerschütterlich treu.

Cinnabarite, Blenden, große Mineralienfamilie, Metalle mit Schwefel verbunden umfassend; dazu gehören: Silber, Quecksilber, Antimon, Arsenik, Zink, Mangan.

Cinnamomum, s. Zimmtbaum.

Cinnamomum acutum (lat.), der ächte Zimmt; s. Zimmtbaum.

Cinnamomum aromaticum (lat.), s. v. a. Kassienlorbeer; s. Cassia.

Cinnamus, Johannes, byzantinischer Geschichtschreiber, um 1145 geb., war Notar am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel, begleitete den Kaiser Comnenus auf mehren Reisen und Feldzügen und beschrieb nach des Kaisers Tode dessen Geschichte in sechs Büchern, die aber nur bis 1176 reichen. Zum ersten Mal erschien sein Werk aus einer vatikanischen Handschrift mit lateinischer Uebersetzung ꝛc. (Utrecht 1652), sehr verbessert mit Uebersetzung und Kommentar von du Fresne und du Cange (Par. 1670). C. ist einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber seiner Zeit, obwohl seine Glaubwürdigkeit zuweilen verdächtig erscheint.

Cinnus (latein.), Trank aus Gerstenmalz, Wasser, Honig, Wein und Käse.

Cino da Pistoja, mit vollem Namen Guittone Sinibaldi oder Sinibuldi, italienischer Dichter und Rechtsgelehrter, 1270 zu Pistoja geb., studirte in Pistoja und auf der Universität zu Bologna die Rechte, wurde 1300 zu Bologna Baccalaureus u. damit zu richterlicher Amtsführung befähigt, bekleidete bis 1307 den Posten eines Asses-

fors bei dem Civiltribunal seiner Vaterstadt, wurde aber durch die blutigen Kämpfe der Schwarzen und Weißen genöthigt, Pistoja zu verlassen und sich nach der dem Häuptlinge der Weißen, Filippo Vergiolesi, gehörigen Veste Sambuca zurückzuziehen; dahin zog ihn Filippo's schöne Tochter Selvaggia, die er auch nach ihrem frühen Tode in Liedern feierte. Von Sambuca aus besuchte er Frankreich, kehrte, nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, in sein Vaterland zurück, ging dann nach Rom und war dort um 1310 Assessor des von Klemens V. eingesetzten Senators Ludwig von Savoyen. Hier vollendete er sein großes juristisches Werk, den Kommentar über den Codex, der 1314 zu Bologna gedruckt wurde und seinem Verfasser den Doktorhut und einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Mehre Universitäten beriefen ihn als Lehrer; einige Jahre las er in Treviso, von wo er durch eine Deputation seiner Vaterstadt abgerufen wurde. Im J. 1321 folgte er einer Einladung der Universität Siena, ging von da nach Perugia, wo der berühmte Bartolo sein Schüler ward, u. las dann in Florenz, nach Andern auch in Bologna und Paris, Civilrecht. Im J. 1336 wurde er zum Gonfaloniere seiner Vaterstadt ernannt, † aber vor dem Antritt dieser Würde den 24. Dec. 1336 u. wurde in der Kathedrale begraben, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete. Als Lyriker kann C. den beiden großen Meistern der italienischen Vulgarpoesie, Dante und Petrarca, würdig an die Seite gestellt werden; besonders ist er Petrarca durch zarte und sinnige Auffassungsweise und elegante Form verwandt, übertrifft ihn dagegen durch einfacheres und natürlicheres Gefühl. C.'s Gedichte, Sonette, Canzonen, Madrigale und Balladen sind größtentheils seiner Liebe gewidmet; sie wurden vollständig zuerst von Niccolo Pauli herausgegeben: „Rime di Messer Cino da Pistoja etc." (Rom 1559, wiederholt Venedig 1589), neueste und beste Ausgabe von S. Ciampi (Pisa 1813), mit des Dichters Leben. Nicht minder bedeutend war C. als juristischer Schriftsteller; sein Hauptwerk wurde lange Zeit als klassisch betrachtet und ist oft gedruckt worden; die drei Hauptausgaben sind: „Lectura Domini Cyni de Pistorio super Codice" (Pavia 1483), „Cyni de P. famosissimi legum explanatoris etc. lectura" (Lyon 1526), „Cyni Pistoriensis etc. in Codicem etc. doctissima commentaria etc." (Frankfurt am Main 1578).

Cinq Centimes, französische kupferne Scheidemünze, seit 1793 statt der Sous eingeführt, von verschiedener Größe, je nachdem sie umgeschlagen, oder nur umgeprägt wurde. S. Centime.

Cinq=Mars, Henri Coiffier de Ruzé, Marquis, der unglückliche Günstling Ludwigs XIII., zweiter Sohn des Marschalls Antoine Coiffier, Marquis d'Effiat, geboren 1620, wurde, noch halb Knabe, vom Kardinal Richelieu schon zum Kapitän einer Kompagnie des königlichen Leibregiments und zum Garderobemeister des Königs ernannt und gewann bald die Gunst des Königs. Kaum 19 Jahre alt, ward er Oberstallmeister, und sein Glücksstern hatte seinen höchsten Glanz erreicht, so daß dem Kardinal sein selbstgeschaffenes Werkzeug zu Beherrschung des Königs über den Kopf zu wachsen schien. Als nun C. ohne seines Gönners Vorwissen den König um das Kommando über die Truppen gebeten hatte, welche die Zufuhren in das französische Lager vor Arras bringen sollten, und der König ihm diesen wichtigen Posten schon zugesagt hatte, erklärte sich Richelieu dagegen; der König mußte nachgeben, und C. hatte nur das Gefühl der Beschämung, das ihm Richelieu dadurch vergüten zu müssen glaubte, daß er ihm den Oberbefehl über die Volontärs, die Gendarmen und die leichten Reiter der Leibgarde gab. C. schien selbst bald seiner Rolle überdrüssig zu seyn; das Späher- und Angebergeschäft, das er für den Kardinal besorgte, begann ihm widerwärtig zu werden, auch beleidigte ihn der stolze und gebieterische Ton, den Richelieu ihm gegenüber annahm. Verschwörungen und Empörungen waren damals in Frankreich an der Tagesordnung, denn der Kardinal war eben so gehaßt als gefürchtet; man schmiedete Pläne zu seinem Sturze, wagte aber nicht, dieselben selbstständig auszuführen. Auch C. suchte eine Partei zu bilden, um mit ihrer Hülfe den Mächtigen zu stürzen, und als ihm dies nicht gelang, bot er alle seine Ueberredungskunst auf, um den König gegen Richelieu einzunehmen. Er schilderte seine Verstöße, Fehler, seinen Eigensinn, der Frankreich erschöpfe, das Ansehen des Königs untergrabe und den Staat an den Rand des Abgrunds führe, und ging endlich so weit, daß er dem König geradezu vorschlug, den Kardinal sich vom Halse zu schaffen. Aber Ludwig wurde in Folge dieser Einflüsterungen kalt und einsylbig gegen den Günstling. Diesem gab einer seiner Vertrauten, Fontrailles, den kühnen Rath, den verhaßten Minister durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. C. schauderte nicht zurück, aber er sah sich nach einem sichern Zufluchtsort im Falle des Mißlingens und nach einer mächtigen Partei um, die ihn beschützen konnte. Die Partei fand sich in der Person des Herzogs Gaston von Orleans, dem Bruder des Königs. Gaston war bereit, in C.' Pläne einzugehen, nur sollte er sich zuvörderst genauer mit dem Herzog von Bouillon verbinden, zu ihm nach Sedan entweichen und von dort seine Klagen gegen den Kardinal nach Paris senden. Zugleich aber wollte man mit Spanien unterhandeln, um im Falle des Mißlingens von dort Truppen und Geld zu erhalten und mit gewaffneter Hand einen Einfall in Frankreich machen zu können. Der Herzog von Bouillon wurde durch C.' Vertrauten de Thou für den Plan gewonnen und kam nach Paris. Eine plötzliche Krankheit des Königs schien indeß den ganzen Plan unnöthig zu machen; doch genas der König und Bouillon mußte zum Oberkommando in Italien, wovor ihn C., als vor einem Fallstrick des Kardinals, gewarnt hatte, abgehen. Indessen war eine Verbindung zwischen ihm und Gaston von Orleans zu Stande gekommen und Fontrailles wurde mit dem Entwurfe eines Traktats nach Madrid geschickt, um mit der Krone Spanien zu unterhandeln. C. selbst begleitete den König auf seiner Reise nach Katalonien. Er beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit drei Plänen. Zuerst hoffte er noch immer auf dem Wege der Intrigue und der Ueberredung den König zur Entlassung des Kardinals bewegen zu können; dann wollte er ihn durch Meuchelmord besei-

tigen, und endlich sollte Gaston sich offen mit Spanien verbinden, in Frankreich einbrechen und so die Entlassung des verhaßten Ministers bewirken. Der König schien wirklich oft geneigt, auf den ersten dieser Pläne einzugehen, doch erschien ihm Richelieu dann immer wieder als unentbehrlich. Während des Königs Aufenthalt zu Lyon ging C. mit dem Mordplan um und zog unter Andern den Obersten der Musketiere, Herrn von Treville, ins Einverständniß. Dieser erklärte sich bereit, die That zu vollbringen, wenn er den ausdrücklichen Befehl des Königs dazu erhalte. Da aber ein solcher in der gewünschten Form nicht zu erhalten war, so ließ C. die Offiziere zweier Regimenter, die er in der Auvergne anwarb, nach Lyon kommen und verabredete mit ihnen den Mord. Aber die Ausführung ward von Tage zu Tage verschoben, weil C. nicht die Verantwortung allein auf sich nehmen wollte und Gaston und Bouillon, auf die er wartete, mit gutem Vorbedacht wegblieben. Zu gleicher Zeit hatte Fontrailles in Madrid den dritten Plan gefördert und einen Traktat mit Spanien abgeschlossen, der dahin lautete: Der Hauptzweck sey, einen billigen Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln; deshalb solle nichts Nachtheiliges gegen den allerchristlichsten König oder dessen Staaten oder die Rechte der regierenden Königin vorgenommen werden, aber sobald es irgend thunlich, solle Spanien 12,000 Fußvölker und 5000 Reiter von den alten deutschen oder spanischen Truppen stellen, außerdem 400,000 Thaler baar zu Werbungen und einen Zug schweren Geschützes und Proviant hergeben, bis die Truppen in Frankreich eingerückt wären, wo dann die Spanier selbst für ihren Unterhalt sorgen sollten. Alle in Frankreich zu erobernden Plätze sollten der Partei des Herzogs von Orleans übergeben werden, dieser außerdem monatlich 12,000 Thaler und das Oberkommando über die Truppen erhalten u. durch den zum Gouverneur der Niederlande zu ernennenden Erzherzog Leopold von Oesterreich die kaiserl. Befehle empfangen. Kaiserl. Generalspatente wurden nebst einem Jahrgehalt von 80,000 Dukaten zweien nach dem Traktat zu benennenden Herren (Bouillon und C.) zugesichert. Um die feste Stadt (Sedan) mit allem Nothwendigen zu versehen, wurden dem Eigenthümer derselben 300,000 Livres und noch weitere Hülfe zugesichert. Ohne gegenseitige Einwilligung sollten weder Spanien, noch der Herzog von Orleans Frieden schließen; Letzterer und seine ganze Partei sollten sich für Feinde Schwedens und aller Feinde des Kaisers und des Königs von Spanien erklären. Ob Ludwig XIII. um diesen Traktat gewußt, läßt sich nicht ermitteln; er selbst leugnete es später, doch ist es wahrscheinlich, und selbst Richelieu glaubte es, daß er wenigstens seine stillschweigende Einwilligung gegeben habe. Der König, C. und Richelieu waren zur Armee an der Grenze von Spanien abgegangen. Perpignan wurde belagert und Ludwig begab sich mit C. ins Lager, während Richelieu krank in Narbonne zurückbleiben mußte. Seine Abwesenheit vermehrte das Ansehen des Günstlings. C. suchte sich durch Bestechung einen Anhang in der Armee zu gewinnen, fand aber auch zugleich in dem nachmaligen Marschall von Schomberg den Verräther. Schon wankte das Ansehen des Kardinals; der König ließ sich mehre Tage nicht nach seinem Wohlbefinden erkundigen, Grund genug, um ihn selbst besorgt zu machen. Nach der Niederlage der Franzosen bei Hennecourt griff aber der erschütterte König wieder nach seiner Stütze, dem Kardinal. Dieser wurde kränker und begab sich nach Tarascon, um den dortigen Gesundbrunnen zu brauchen, vielleicht auch aus Furcht vor C.' Dolchen. Schon auf dem Wege dahin erhielt er Beweise von seines unbesonnenen Feindes Anschlägen. C. ahnte wohl, daß er verrathen sey, blieb aber nichtsdestoweniger in Narbonne, die Warnungen und Ermahnungen seiner Freunde in den Wind schlagend. Am 14. Juni 1642 wurde der Verhaftsbefehl gegen C., de Thou, den Herzog von Bouillon und einige untergeordnete Mitwissende erlassen und glücklich ausgeführt. C. wurde bald so muthlos, daß er im Gefängniß den besoldeten Kreaturen des Kardinals Geständnisse machte; vorsichtiger und standhafter benahm sich de Thou, der sich in keiner Art verrieth. Gaston aber legte zerknirscht ein volles Geständniß ab und überreichte freiwillig eine Abschrift des Traktats mit Spanien. C. leugnete anfangs alle Punkte ohne Ausnahme, die ihm gefährlich seyn konnten, aber die Zeugnisse Orleans' und Bouillons überwiesen ihn allein schon eines todeswürdigen Verbrechens, eines Bündnisses mit dem Landesfeinde. Anders verhielt es sich mit de Thou, seine Mitwissenschaft an dem madrider Traktat konnte durchaus nicht bewiesen werden; dennoch wollte Richelieu seinen Tod und wandte eine List an, um ihn des gewünschten Verbrechens zu überweisen. Der Kanzler mußte C. in seinem Gefängniß besuchen und ihm zu verstehen geben, daß nur durch ein vollständiges Bekenntniß Gnade zu erlangen sey; was er ihm, der jetzt als Freund, nicht als Richter zu ihm komme, vertraue, solle beim Prozeß nicht in Betracht kommen. C. ließ sich täuschen und ward zum Verräther an seinem Freunde de Thou. Auch wußte es Richelieu dahin zu bringen, daß C. sein Geständniß vor Gericht wiederholte. In Folge dieses Geständnisses stellte der Generalprokurator seinen Antrag dahin, daß C. und de Thou des Verbrechens der beleidigten Majestät für schuldig erklärt, aller Aemter, Ehrenstellen und Würden entsetzt, ihrer Güter beraubt und zum Tod durchs Schwert verurtheilt würden. Hinsichtlich C.' waltete kein Zweifel ob; wenn sein König nicht die Schuld auf sich nahm, mußte er sterben. Ludwig opferte seinen Freund auf; C. war verloren. Schwerer war es auch jetzt noch, de Thou zu verurtheilen: er war nur geständig, von dem Traktate gewußt zu haben. Unter 13 Richtern stimmten 11 für den Tod, 2 für ewige Galeerenstrafe, und auch von diesen trat der eine noch der Majorität bei. Noch an demselben Tage, an welchem das Urtheil gefällt war, wurde es vollstreckt, den 12. Sept. 1642. Beide junge Männer starben mit Unerschrockenheit. Der Herzog von Bouillon machte Frieden mit dem Kardinal; für sein schuldiges Haupt gab er seine feste Stadt Sedan, einen für Frankreich wichtigen Grenzplatz. Der charakterlose Ludwig XIII. hatte für seinen Günstling keine Neigung wieder erwachen gefühlt; schon im Voraus hatte er gegen Alles protestirt, was die Verschworenen gegen ihn aussagen wür-

den; er war glücklich, daß der Kardinal ihm verzieh. C. war 22 Jahre alt, als er starb, das Opfer einer Intrigue, die, wäre sie gelungen, leicht seinen Richter, den Kardinal Richelieu, auf das Blutgerüst hätte führen können. Es handelte sich nur darum, wer den König beherrschen sollte, der selbst zu herrschen unfähig war, u. wo kein Gesetz sprach, entschied die Kraft. Von dieser Seite hat der Prozeß C.' eine auffallende Aehnlichkeit mit dem gegen Struensee und Brand. Vgl. Der neue Pitaval von Hitzig und W. Häring, 4. Theil, Leipz. 1844.

Cinquecentisten, s. Italienische Literatur.

Cinque Ports (Fünfhäfen), seit Wilhelm dem Eroberer Name der fünf auf der englischen Küste von Kent und Sussex Frankreich gegenüber liegenden, ehemals sehr frequenten Seehäfen Dover, Sandwich, Romney, Hithe und Hastings, von denen noch mehre kleinere Häfen, als Winchelsea, Rye, Pevensey, Folkestone, Deal u. a., abhängig waren. König Johann bewilligte den genannten Städten bedeutende Privilegien, wofür sie jährlich 40 Tage lang 80 Schiffe auf ihre Kosten unterhalten mußten. Der Kommandant des Schlosses zu Dover führte als Aufseher der fünf Häfen den Titel Lord Warden of the cinque ports und übte Admiralitätsjurisdiktion aus. Obwohl gegenwärtig die Häfen in Folge von Verschlämmung als Stationsplätze bedeutender Kriegsflotten unbrauchbar sind, so haben sie die alten Vorrechte wenigstens zum Theil behalten. Dahin gehört unter Anderem, daß Abgeordnete dieser Städte bei den Krönungen der Könige von England den Baldachin tragen, der nach dem Schluß der Feierlichkeiten ihnen zufällt. Früher wählte auch jede dieser unbedeutenden Städte zwei Abgeordnete in das Parlament; durch die Reformbill von 1832 gingen jedoch Romney und Winchelsea des Wahlrechts ganz verlustig, und Hithe und Rye stellen nur noch einen Repräsentanten. Die Aufseherstelle über die fünf Häfen besteht als Sinekure fort und wird gewöhnlich einem hohen Hof- oder Staatsbeamten zu Theil. Wellington erhielt sie 1829, überließ aber die Einkünfte davon, die von 3000 Pfd. St. auf 1025 Pfd. St. gesunken waren, dem Schatze. Die Amtswohnung des Kommandanten ist das in der Nähe von Dover gelegene Walmer-Castle.

Cinquina, eine neapolitanische Rechnungsmünze, nämlich Cinque Tornesi = 2½ Grani = 7½ Quatrini = 15 Piccioli = 30 Cavalli, wovon 4 einen Carlino, 8 einen Tarino und 40 einen Ducato di Regno machen; dann eine mantuanische oder korsikanische Silbermünze von Sechsergröße, welche 5 Soldi galt. Man hat auch dergleichen kupferne von Pfennigröße; sie wurden 1736 von König Theodor geschlagen, zeigen ein gekröntes T. R. und sind jetzt sehr selten.

Cintra, Villa in der portugiesischen Provinz Estremadura, Bezirk Santarem, malerisch am nördlichen Abhange der Sierra de Cintra gelegen, hat gegen 4000 Einw. und ein altes Schloß, auf dem der abgesetzte König Alfons VI. bis zu seinem Tode 1683 gefangen saß und das sich noch jetzt durch seine herrlichen Fontainen auszeichnet. Die Umgegend ist mit schönen Gärten und geschmackvollen Landhäusern geschmückt, auf welche und auf das Meer die nahen Höhen eine entzückende Fernsicht bieten. Auf dem Gipfel des Cintrabergs stehen die Trümmer eines alten maurischen Schlosses. Auf einem andern Berggipfel steht ein Hieronymiterkloster aus Granit und in gothischem Style aufgeführt, ein Hospiz für fremde Pilger und auf einer andern Seite das Korkkloster, in Felsen gehauene Kapuziner-Einsiedlerhöhlen, die inwendig zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Kork belegt sind. Geschichtlich denkwürdig ist C. durch die Konvention von C. vom 22. August 1808, zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot, welcher gemäß Portugal von den Franzosen geräumt werden sollte.

Cinxia, römischer Beiname der Juno als Ehegöttin, unter dem Bräute zu ihr beteten, wenn sie am Vermählungstage den Gürtel lösten.

Cinyras, vielbesungener griechischer Held von Cypern, Liebling Apollo's, König und Priester der paphischen Venus, deren Priesteramt auch auf C.' Nachkommen (Cinyraden) überging. Nach Andern soll Cilicien seine Heimath gewesen und dahin sein Vater Sandarus aus Syrien eingewandert, C. aber erst später nach Cypern übergesiedelt seyn und die Stadt Paphos gegründet haben. Nach Andern war Apollo sein Vater und seine Mutter Amathusa. Sein Sohn ist Adonis, den er mit Metharne, Tochter des cyprischen Königs, nach Andern aber auf Veranstaltung der rachsüchtigen Venus mit seiner eigenen Tochter Smyrna erzeugt haben soll. Nach derselben Sage tödtete er sich, als er sein Verbrechen erkannte; nach einer anderen hatte C. dem Agamemnon seinen Beistand im trojanischen Kriege zugesagt und brach sein Wort. Da verhängte es Apollo, daß C. in einen Wettstreit gerathen mußte, in welchem er besiegt und getödtet wurde.

Ciotat, la (la Cioutat), Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Bezirk Marseille, am Golf de Leguas, hat einen Hafen mit 2 Forts, eine Schifffahrtsschule, ein Handelsgericht, Baumwollenspinnerei, Schiffsbau, Handel mit Muskatwein, getrockneten Früchten, Oel und Mandeln und 6300 Einwohner. C. wurde im 14. Jahrhundert Stadt, als Fischerort war es jedoch schon weit früher vorhanden. Die Prud-hommes pecheurs de Ciotat waren schon im 10. Jahrhundert eine starke Innung, die ihre eigene und sehr einfache Rechtspflege hatte und noch jetzt einen sehr interessanten Menschenschlag bildet.

Ciottoli (ital.), Mineralien, welche durch Ueberschwemmungen oder andere gewaltige Naturereignisse aus ihren Geburtsörtern gerissen und auf andere Plätze geführt worden sind, also s. v. a. Geschiebe. Eine Art dieser C. und die Erde, in welche sie sich auflöst, wird in Italien, namentlich in verschiedenen reggianischen Dörfern als vortreffliches Wiesendüngungsmittel gebraucht. Die bis jetzt am meisten benutzte Schicht dieser ziegelrothen Düngererde ist 3½ italienische Meilen lang, gegen 200 Ruthen breit und hat eine geringste Mächtigkeit von 2 italienischen Ellen. Erzeugt wurde die C. durch Auflösung von Sandkies (C. arenari); sie kommt in länglichrunden Kieseln von verschiedener Größe vor, die, je tiefer liegend, desto härter sind und beim ersten Anfalle

der Luft sogleich zerbrechen, äußerlich eine ins Rothbraun spielende oder sehr helle, weißgelbe Farbe und viele glänzende, aus Glimmerstäbchen bestehende Punkte, innerlich gebogene und ganz ungleiche Schichten haben. Als Dünger werden C. nur da mit Vortheil angewandt, wo die Bewässerung der Wiesen stark oder wenigstens der Boden kalter Natur ist.

Cipolin, glimmerreicher körniger Kalk, kleinkörnig-schieferig, mehr oder weniger deutlich geschichtet. Die Schichtung rührt von den zahlreich eingemengten Glimmerblättchen her, die oft sogar schwache Lagen bilden. Zuweilen wird der Glimmer durch Talk vertreten. Nicht selten geht der C. durch gleichmäßige Mengung des Kalksteins mit Glimmer in Kalkglimmer, ein Zwischengebilde zwischen Glimmerschiefer und körnigem Kalkstein, über. Er kommt mit körnigem Kalkstein zusammen als Lager in Glimmerschiefer, Gneis, Granit, Thonschiefer in Mähren, Schlesien, Kärnthen, Steiermark, Italien, Frankreich u. Schweden vor.

Cipollacio (Cipolloccio), italienische Marmorart, hellgrün, ins Gelbliche fallend.

Cippus (lat.), Stock; dann Name viereckiger Säulen ohne Basis und Kapitäl, aber mit Inschrift, die den Alten sowohl als Grenzsteine und Wegweiser, wie als Grabdenkmale dienten. Als Wegweiser hatten diese Säulen noch die besondere Bestimmung, anzuzeigen, ob der Weg für Fußgänger oder Wagen bestimmt und ob er Privateigenthum oder Staatsstraße sey. Auch ist C. s. v. a. Opferstock.

Cipriana, San, Ortschaft in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, mit 1300 Einwohnern; bekannt durch seine Webstühle, welche noch 1820 jährlich 15,000 Stück wollene Dekken lieferten.

Cipriani, Giovanni Battista, italienischer Maler und Kupferätzer, ward 1732 zu Florenz geboren, bildete in Rom sein angebornes Talent aus und erwarb sich bald einen bedeutenden Ruf. Im Jahre 1754 wurde er von Lord Tilney nach London eingeladen, wo er eines der ersten Mitglieder der königlichen Akademie wurde. Er † 1785, nach Lanzi erst gegen 1790. Zu seinen größern Werken gehören die Deckengemälde in Queens-House zu Landsdown und zu Melbourne- (jetzt York-) House. Später zeichnete er viel für die Kupferstecher und trat selbst mit Glück als Kupferstecher auf. Seine Zeichnung ist rein und edel; Geschmack und ein verständiges Studium der Antike sind allen seinen Schöpfungen eigen. Seine Köpfe sind geistvoll u. lieblich, wie er überhaupt am liebsten diejenigen Stoffe wählte, in denen sich Grazie offenbart. Zu Ariosts „Orlando Furioso" lieferte er eine Reihe kleiner Kupfer, welche von großer Anmuth sind.

Cirbelbaum, s. v. a. Föhre, gemeine Kiefer, **Pinus sylvestris** *L.*

Circa (lat.), ungefähr.

Circäa (Hexenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Circdeen, ausdauernde Kräuter mit ovalen Gegenblättern und weißen zweiblättrigen Blüthen in Trauben. C. lutetiana *L.*, C. vulgaris *Moench*, gemeines Hexenkraut, Stephanskraut, Waldklette, mit spitz-ovalen, herzförmigen, gezähnten Blättern, langgestielten, in lockern Endähren stehenden Blüthen mit röthlichem Kelch und weißen, auch rosenrothen, stark gespaltenen Blumenblättern und röthlicher, mit Widerhaken versehener Kapsel, ist ein kleines Kraut, welches einzeln in Wäldern, jedoch überall in Europa und Nordamerika vorkommt und wovon ehedem die Blätter, Folia Circaeae, als erweichendes und zertheilendes Mittel im Gebrauche waren, wie das Kraut auch als Zaubermittel diente.

Circaeus mons (Circaeum promontorium, Capo Circello), länglichrunder Berg, der als halbinselartig vorlaufende Landspitze die flache Küste von Latium endigt und 2 geographische Meilen im Umfange hat. Bei seiner flachen Umgebung erscheint er, aus der Ferne gesehen, als eine Insel, daher die Mythenerklärer in ihm die fabelhafte Insel der Circe zu erkennen glaubten. Der Boden des Berges, der Sand, der seine Einfassung bildet, die zahlreichen Lagen von Muschelwerk am Fuße seiner nördlichen Spitze rc. machen es aber wahrscheinlich, daß der Berg früher eine Insel gewesen. Der Monte oder Capo Circello, wie der Berg jetzt heißt, liegt 76 italienische Meilen von Rom, westlich von der Küste, nebst den Seen Fagliano, Monaci, Caprolace und Paola oder S. Maria, nordwärts durch Anhäufungen rothen Sandes, den Fluß Sisto u. Haideland, östlich durch den Meerbusen von Terracina u. südlich von der hohen See begrenzt. Der Bergrücken bildet einen Theil des Apennins; sein Kern ist Kalkstein, der auf der Landseite unter Schlamm u. einem feinen blutrothen Sande verborgen liegt. Gegen das Meer zu geht er in hohe, schroffe Felsen aus, deren Wände von Höhlen u. Grotten zerrissen sind. Sein Gipfel erhebt sich 1500 Fuß über die Umgebung. Die reiche und mannigfaltige Flora des Berges war schon im Alterthume berühmt; besonders trefflich sind seine Feigen und sein rother Wein; auf Höhen u. Abhängen grünen Myrten, Lorbeeren, Mastirbäume, Citronen, Orangen, Cedraten, indische Feigen, Granaten, Korkbäume, mehre Palmenarten rc. Die Küste lieferte im Alterthume wohlschmeckende Austern mit schwarzem Fleische. Auf einer Anhöhe im Südosten des Berges liegt die kleine Ortschaft S. Felice in der Lage des alten Circeji. Um die ganze vorspringende Halbinsel stehen in Entfernungen von etwa zwei Miglien von einander 6 Wachtthürme zum Schutze gegen Seeräuber. Die Aussicht von der Höhe des Berges in die pontinischen Sümpfe bis über die albanischen Höhen hinaus, nach Korsika, Sardinien, auf die Ponzainseln, Ischia, Procida bis an das Vorgebirge von Misenum ist prachtvoll und reich an historischen Erinnerungen.

Circars, in Ostindien überhaupt Name solcher Landschaften, welche nicht von einem besondern Nabob, sondern von Unterstatthaltern regiert werden. Die Provinz der nördlichen C. gehört zur britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras u. bildet einen schmalen Küstenstrich, der an den bengalischen Meerbusen, an Karnatik, die Provinz Hyderabad, von welcher ihn der Godaveryfluß und eine schmale Hügelkette trennen, an Balaghaut, Gundwana rc. grenzt und von Einigen auf 790, von Andern auf 371 □Meilen ge-

schätzt wird. Die Provinz ist jetzt in die 5 Distrikte Ganzam, Vizagapatam, Rajamundry, Masulipatam und Guntur eingetheilt. Die Einwohner, etwa 3 Millionen, sind der Mehrzahl nach Hindu's, in den Städten wohnen auch Mohammedaner, Christen sind nur wenige Eingeborene. Zahlreiche Flüsse bewässern die C., so der Godavery, Kistna, Gondejam, Pundy, Gangam rc. Als Seen sind der Chilka und Colair zu nennen. Der Boden gewährt eine äußerst reichliche Ernte. Das Klima ist das der Küste Koromandel. Hauptprodukte sind Getreide, besonders Reis, Tabak, Zucker, Seide, Baumwolle, Honig, Wachs, Diamanten, Salz, vielerlei Fische rc. Besonders baut man vortreffliches Holz zum Schiffsbau, der zu Koringa und Narsipore eifrig getrieben wird. Den Handel erschwert der Mangel eines guten Hafens; auf der ganzen Küste von Koromandel ist nur der von Masulipatam ohne heftige Brandung. Den gebirgigen Theil des Landes haben die Zemindars inne, welche die Militärmacht bilden und ehedem über 40,000 Mann gebieten konnten. Die Eingebornen zerfallen in zwei Völkerschaften, Telinga u. Oria oder Orissa, die früher durch den Godavery getrennt waren, jetzt aber sich ziemlich mit einander vermischt haben. Die indische Kasteneintheilung herrscht bei beiden, aber am stärksten bei den Oria's. Die Geschichte der C. unter der Hinduherrschaft schwebt noch im Dunkeln; die Mohammedaner brachen hier im 15. Jahrhundert ein, aber 1571 wurden die C. dem Ibrahim Kootus, Schah von Golkonda, vollständig unterworfen. Im Jahr 1687 eroberte Aurengzeb das Land, das nun unter der Dynastie des Großmoguls von Dekan einen Theil des Gouvernements Nizam bildete. Die Franzosen erhielten es 1752 als Entschädigung für geleistete militärische Hülfe, dann war es ein Zankapfel zwischen ihnen, den Engländern und Nizam, bis es 1794 ganz in britische Gewalt kam. Vor der oben angegebenen britischen Eintheilung zerfiel es in die C. Guntorn, Kontapilly, Ellore, Rajamundry und Cicacole. Gegenwärtig ist die Hauptstadt Masulipatam.

Circassienne (franz.), ein dem Gros de Tours ähnliches Zeuch mit kleinen geköperten Streifen von anderer Farbe, als der Grund, wird besonders zu Lyon und in der Schweiz verfertigt.

Circatio (lat.), das Herumreisen der Lehnsherren bei ihren Vasallen, um Gericht zu halten.

Circatores (auch Circitores oder Circuitores), nach der alten Klostereinrichtung verpflichtete Beaufsichtiger der übrigen Mönche, die bei Nacht und Tag in jede Zelle treten durften und betroffene Ungebühren dem Abt oder Prior anzeigten; auch s. v. a. Visitatores, Klostergeistliche, welchen der Ordensgeneral die Inspicirung sämmtlicher Klöster übertragen hatte.

Circe, Zauberin, nach Homer „die schöngelockte melodische Göttin", Tochter des Helios und der Oceanide Perse, Schwester des Aëetes, bewohnte die Insel Aeäa an der Westküste Italiens, wo sie in einem herrlichen Thale einen kostbaren, von glänzenden Steinen gebauten Palast hatte, den gezähmte Löwen und Wölfe umgaben. Hier vertrieb sie sich die Zeit mit Weben und Singen und wurde von vier Berg- und Flußnymphen bedient. Auf seinen Irrfahrten kam Ulysses auch an ihre Insel, sandte zur Untersuchung derselben eine Schaar unter Eurylochus aus und erfuhr von diesem, der allein wiederkehrte, daß die C. in ihrem Palaste seine Begleiter mit Wein bewirthet, dann mit einem Zauberstabe berührt und sämmtlich in Schweine verwandelt habe; nur er sey, weil er nicht von dem Wein getrunken, der Verwandlung entgangen. Alsobald ging Ulysses ans Land, um seine Gefährten zu befreien, ward unterwegs von Merkur belehrt, wie er sich vor der Gefahr zu schützen habe und mit der Pflanze Moly beschenkt, vermittelst welcher er seine Gefährten erlösen könne. Wirklich blieben auch die Getränke der C. auf Ulysses wirkungslos und als er, nach dem Rathe Merkurs, mit gezücktem Schwert auf sie losrannte, als wolle er sie durchbohren, schwur sie ihm mit heiligen Eiden, ihm kein Leid zuzufügen und seine Gefährten von der Verwandlung zu erlösen. Die C. entbrannte aber in so heißer Liebe zu Ulysses, daß dieser ein ganzes Jahr lang bei ihr bleiben mußte und sie zwei Söhne von ihm gebar, den Agrius und den Latinus. Als er scheiden wollte, bewog sie ihn, daß er erst in die Unterwelt ging und sich bei Tiresias Raths erholte, sagte ihm alsdann alle ihm ferner bevorstehenden Gefahren und entließ ihn in Güte. C. spielt auch eine Rolle im Argonautenzug (s. d.).

Circejum promontorium, s. Circaeus mons.

Circello, Kap, s. Circaeus mons.

Circensische Spiele (Circenses, Ludi circenses), die Wett- oder vielmehr Preiskämpfe, welche in Rom an hohen Götterfesten gegeben und auch von Solchen veranstaltet wurden, welche ein hohes Amt antraten. Man unterschied die c.n S. durch besondere Prädikate, nach der Gottheit, welcher zu Ehren sie begangen wurden; so feierte man: Apollinares, Florales, Cereales, Saturnales, Bacchanales, Saeculares, und der bei denselben aufgewandte Glanz ward in den meisten Fällen, wo nicht absichtsvolle Privatfreigebigkeit eine Ausnahme bewirkte, nach dem Grade der Wichtigkeit des Gottes oder der Festveranlassung bemessen. Im Allgemeinen aber gestalteten sich die c.n S. der Römer viel großartiger, als die Hippodromien der Griechen, und traten mehr und mehr als ein Abbild der Größe, Macht und endlich des Luxus, der Versunkenheit und Verwilderung des römischen Staats- und Volkslebens hervor. Denn die ursprünglich religiöse Bedeutung der c.n S. mußte immer mehr in den Hintergrund treten, je mehr reiche, nach hohen Aemtern, Macht und Einfluß strebende Römer durch derlei mit oft kaum glaublichem Aufwand veranstaltete Feste das Volk für sich zu gewinnen suchten. In den ersten Zeiten waren die c.n S. wahrscheinlich eine besondere Gnadenbezeigung der Könige: im republikanischen Rom traten die höheren Magistrate an deren Stelle und thaten ihr Möglichstes, um das souveräne Volk bei guter Laune zu erhalten. Mit diesem Ueberbieten der Kräfte vervielfachten sich die Spiele selber, so daß man sieben verschiedene Arten aufzählen kann. Der erste feierliche Akt der c.n S. war ein Aufzug vom Kapitol aus mitten durch die Stadt und den Circus

die sogenannte Pompa circensis; aller Glanz der weltbeherrschenden Roma wurde hierbei zur Schau getragen: die Götterbilder, auf prächtigen Wagen gefahren, oder kleinere Bildnisse derselben, auf den Schultern getragen, eröffneten den Zug, dann folgten die zum Wettkampf bestimmten Rosse, Wagen, die Kämpfer, Magistrate und Priester, und endlich Opferthiere und Geräthe rc. Nachdem der ganze Zug die Spina im Circus einige Male umschritten, wurde ein Opfer gebracht, und hierauf begannen, auf ein Zeichen des Prätors oder des Magistrats, die Spiele. Unter diesen steht das Roßwettrennen (cursus equorum), namentlich aber das Wagenrennen obenan. Nach dem Opfer versammelten sich nämlich alle anwesenden Gespanne, welche den Wettkampf bestehen sollten, in dem Raume hinter den Carceres, loosten hier über die Reihenfolge und fuhren demgemäß zu je vier Gespannen in die Schuppen der Carceres vor, wo sie das Signal erwarteten. Im Wettrennen zeigten sich, wie in den Olympien, Viergespanne, Dreigespanne, Zweigespanne und Reiter. Jedes einzelne Rennen (missus) im Circus bestand aus vier Gespannen, von denen jedes durch eine andere Farbe ausgezeichnet war; diese Farben waren die weiße, rothe, grüne und blaue, und jede Farbe hatte ihre Partei unter den Zuschauern (factio alba, russata, veneta, prasina). Domitian fügte noch die goldene und purpurne (factio aurata und purpurea) hinzu, welche indeß nicht lange bestanden zu haben scheinen. Die Faktionen, welche durch diese vier Farben entstanden, erregten oft stürmische Auftritte, besonders werden die Grünen und Blauen häufig in Epigrammen genannt. Gewöhnlich wurden 25 Rennen nach einander aufgeführt. Bisweilen fand auch eine größere Anzahl Statt. Domitian gab einst sogar 100 Rennen an Einem Tage. Die Zusammenstellung der vier Gespanne von den verschiedenen Farben sowohl, als die Reihenfolge der einzelnen Rennen wurde durchs Loos bestimmt. Die Kampfrosse, gewöhnlich von den besten Racen, wurden zu keinen anderweitigen Verrichtungen gebraucht und lange zuvor eingeübt. Besonders mußte das der linken Seite wegen der Wendung um die Meta gut dressirt seyn. Die circensischen Wagenlenker (agitatores) trieben kein anderes Geschäft, als dieses, und waren anfangs größtentheils Sklaven. In der späteren Zeit traten auch bisweilen vornehme Römer in eigener Person auf, sowie selbst Nero, der Kaiser, stolz auf seine Geschicklichkeit als Wagenlenker war. Die Wagenlenker trugen ein kurzes ärmelloses Gewand, jeder von der Farbe, welcher er angehörte, und hatten den ganzen Oberleib mit breiten Binden umwunden, wie man noch an einem Torso wahrnimmt. Auch wurden die Zügel der Rosse am Leibe befestigt, um die Hände zur Leitung und Anregung derselben frei zu behalten. Daher trugen sie auch ein Messer in jenen Binden, um im Fall der Noth die Zügel sogleich abzuschneiden. Das Zeichen zum Beginn des Rennens wurde mit einem weißen Tuche (cretata mappa) oder durch einen Trompetenstoß gegeben, worauf sofort die Abfahrt erfolgte. Man nahm, wie im Hippodromus der Griechen, die Richtung von der Rechten zur Linken. Daher hatte die Spina an der vorderen Meta eine Divergenz nach der linken Seite hin, um auf der rechten den im Anfange des Rennens noch neben einander fahrenden Gespannen einen größeren Raum zu lassen. Jeder Agitator strebte nun dem Normalpunkte zu, und es zeigte sich schon hier der größte Wetteifer. Die Kunst des Wagenlenkers zeigte sich ganz vorzüglich darin, in der Nähe der Spina hinzufahren und dann die kürzeste Beugung um die Meta zu nehmen. Lief das Gespann nur mit gleicher Schnelligkeit als die drei übrigen, so konnte schon hierdurch der Sieg gewonnen werden. Hatte aber ein Agitator ganz vorzügliche Rosse, welche die übrigen an Schnelligkeit weit übertrafen, so konnte er sich von der Spina entfernen und an der Meta seine Wendung mit desto größerer Sicherheit ausführen, weil er den Verlust doch immer wieder einbrachte. Jedes Rennen bestand in sieben Umläufen, welche an den sieben Delphinen und an den sieben Eiern abgezählt wurden, um jedem Irrthume vorzubeugen (s. Circus). Waren die Gespanne nach siebenfacher Umkreisung der Bahn wieder an der Linie, wo sie das Wettrennen begonnen hattrn, angelangt, so war das Rennen vollendet. Wessen Gespann nun auch nur um einen Schritt oder einen Fuß früher angelangt war, als die übrigen, trug den Preis davon, der in Palmen und Kränzen bestand, womit die Sieger geschmückt wurden. Doch konnten sich diese circensischen Preise an Ehren nicht mit den olympischen messen, verwandelten sich auch in der späteren Zeit in eine Geldbelohnung. Das letzte oder 25. Rennen hieß Missus aerarius. Ueberstieg man die Zahl der 25 Rennen, so beschränkte man später die der Umläufe um die Meta auf 5, bisweilen erhöhete man auch die Zahl der zu einem Missus nöthigen Wagen. Augustus führte, statt des Zwei-, Drei- und Viergespanns, das Sechsgespann ein; in der Folge kommen auch Gespanne von Hirschen, ja auch von Löwen, Tigern, Elephanten, Kameelen und Hunden zum Vorschein. Bisweilen begleiteten auch Reiter den Wagen. Als gekrönte Freunde des Wagenrennens werden besonders Vitellius, Domitian, Commodus, Caracalla u. Heliogabalus genannt. Nach dem Cursus equorum finden wir folgende Schaustücke, um welche im Verlaufe der Zeit die c.n S. vermehrt worden waren: gymnische Spiele, hauptsächlich Ringen und Faustkampf; eine Art Turnier (Ludus Trajanus), ein Scheingefecht zu Pferde; Jagden und Hetzen wilder Thiere, Kämpfe derselben unter einander oder gegen Menschen (Bestiarii, s. d.), die jedoch nach Erbauung der Amphitheater seltener im Circus aufgeführt wurden; Reiter- und Fußkämpfe, entweder Mann gegen Mann, oder Schaar gegen Schaar (in Cäsars c.n S.n fochten 300 Reiter gegen 500 Fußkämpfer und 20 Elephanten); Schiff- oder Seegefechte, anfangs im Circus maximus, später in besondern dazu angelegten Naumachien gehalten; Schauspiele, die, obwohl selten, wenigstens unter August auch im Circus gehalten worden sind.

Im Circus ging Roms Größe mit dem Cha

rakter des römischen Volks zu Grunde. Während der republikanischen Zeit gewann man hier das Volk für seine Pläne, und während der Kaiserzeit entwöhnte man es hier des letzten Restes von Selbstständigkeit und schränkte alles öffentliche Leben auf den Circus und die c.n S. ein: „duas tantum res anxius optat, panem et Circenses!" (es verlangt nur nach zwei Dingen, Brod und c.n S.n), so grollt Juvenal über die Schau- und Vergnügungswuth seines Zeitalters. Man eilte schon um Mitternacht nach dem Circus, um noch Freiplätze zu finden. Caligula, durch den nächtlichen Tumult einst im Schlaf gestört, ließ die eingedrungenen Zuschauer wieder aus dem Circus hinausprügeln, wobei viel Volks, darunter über 40 Ritter u. Matronen, erschlagen wurde. Als ein Lieblingsvergnügen Roms wurden die c.n S. bald auch in allen Provinzen mit Freude begrüßt und genau nach dem römischen Beispiel gepflegt. So wußten einst die Trevirer, nachdem ihre Stadt gänzlich zerstört worden war, vom Kaiser nichts angelegentlicher zu erbitten, als Circenses, und zu Alexandria wie zu Antiochia in Syrien kam es zwischen den verschiedenfarbigen Faktionen nicht selten zu blutigen Auftritten. In dieser traurigen Gestalt erhielten sich die c.n S. während der ganzen römischen Kaiserzeit; die Grenze ihres Aufhörens ist nicht genau anzugeben. Am längsten scheinen sich Wagen- und Pferderennen gehalten zu haben; noch 1204 sah man dergleichen von den Venetianern nach der Eroberung Konstantinopels auf dem dortigen Hippodrom aufführen. Thier- und Menschenhatzen scheinen, jedoch ohne die Pompa circensis, sich noch in die Zeiten Theoderichs hineingeschleppt zu haben. Das siegende Christenthum machte dem Unwesen als öffentlicher Festfeier gänzlich ein Ende. Die bildenden Künste brachten Scenen aus den c.n S.n auf die vielfachste Weise zur Anschauung, besonders finden sich Wagen- und Roßrennen häufig auf Basreliefs, Lampen, geschnittenen Steinen, Münzen etc.; die Wettrennen auf Vasen gehören mehr dem griechischen Hippodromus, als dem römischen Circus an.

Circensium judex (lat.), der Preisrichter in den circensischen Spielen (s. d.).

Circeum poculum (lat.), Becher der Circe, Zauberbecher, sprüchwörtlich s. v. a. Zauberkunst.

Circeum promontorium, s. Circaeus mons.

Circipani (Cyrcipani, Zircupani, Curipani), ein Stamm des slavischen Volkes der Wilzen, das früher einen bedeutenden Landstrich zwischen der Elbe, Oder und Ostsee, im 11. u. 12. Jahrh. jedoch nur einen Theil von Vorpommern und Mecklenburg bewohnte. Bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit den Rugiern verbunden, kamen die C. durch Waffengewalt unter die Herrschaft der Pommerfürsten, von denen sie zu Christen bekehrt wurden. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts eroberten die Rugier mit Hülfe der Dänen das Land der C. wieder. Vgl. Wilzen.

Circitores (Circuitores), Diejenigen, welche bei den römischen Lagern Nachts herumzugehen und die Wachen zu besichtigen hatten, gewöhnlich sorgfältig ausgewählte Reiter, später eine besondere Abtheilung Soldaten.

Circleville, Hauptstadt der Grafschaft Pickaway im nordamerikanischen Staat Ohio, am östlichen Ufer des Scioto-River, ward 1810 auf einem alten Festungswerke angelegt, am Ohiokanal, der den Fluß mittelst eines schönen Aquädukts hier kreuzt. Die Straßen sind regelmäßig und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Stadt, in 350 Hausplätze getheilt, hat ein Gerichtshaus, 6 öffentliche Kanzleien, 6 Kirchen, eine Bank, Akademie, Kanalniederlagen; die Bevölkerung betrug 1840: 2000, 1850: 5000.

Circuitores, s. Circitores.

Circulator (lat.), Marktschreier; in der katholischen Kirche derjenige Geistliche, welcher die Kirchen zu umgehen und zu untersuchen hat, jetzt Ruraldekan; in der protestantischen Kirche s. v. a. Kircheninspekter.

Circumcelliones (lat.), um die Hütten Streifende; dann s. v. a. Agonistiker, Flagellanten; überhaupt Landstreicher.

Circumcisi (lat.), Beschnittene, s. Passagini.

Circumcisio (lat.), s. Beschneidung.

Circumcisionis festum (lat.), Fest der Beschneidung Christi.

Circumstantia (lat.), Bewandniß, Beschaffenheit einer Sache, Umstand.

Circus, Kampfspielplatz, der ursprünglich zu Roß- und Wagenrennen eingerichtet und später für alle Arten der circensischen Spiele bestimmt war. Unter Romulus und den folgenden Königen mag das Marsfeld (s. d.) zu diesen Zwecken gedient haben; aber Tarquinius Priscus erbaute aus der reichen im lateinischen Kriege gewonnenen Beute den später so berühmt gewordenen Circus maximus (s. unten); zur Zeit der Republik und unter den Kaisern entstanden nach und nach ähnliche Anlagen in verschiedenen Theilen der Stadt. In Form und Gestalt behaupten alle C. einen gewissen allgemeinen Grundcharakter, wie verschieden sie auch an Größe und einzelnen Auszeichnungen u. Ausschmückungen waren. Sämmtliche römische Rennbahnen waren, wie der griechische Hippodromus (s. d.), oben geöffnet und in länglichrunder Gestalt (daher circi, Kreise) aufgeführt, jedoch so, daß die vordere Seite von einer geradelaufenden Mauer, die hintere Seite aber mit den beiden längeren Flügeln von einer gerundeten Mauer eingeschlossen wurde. Die römischen Circi waren theils länger, theils kürzer als der olympische Hippodromus, aber weniger breit, weil in jenen nur vier Wagen neben einander ausfuhren, in diesem aber oft mehr. Das unterste Stock (podium), welches eine Höhe von 12—14 Fuß hatte, theils um bessere Aussicht auf die Bahn zu gewähren, theils der Sicherheit wegen, bildete die massive Grundlage zur ersten Sitzreihe. Hier hatten nur Personen ersten Ranges, die höheren Magistrate, die Pontifices, die Vestalinnen, die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die Senatoren ihre Plätze. Die höheren Sitzreihen, welche sich unmittelbar vom Podium aus stufenweise erhoben, waren für die Ritter bestimmt. Das zweite und dritte Stock nahm das Volk ein. Die äußere Einfassung des C. bildeten große lange Säulenhallen (porticus), welche theils zur Zierde, theils zum Obdach der Zuschauer bei eintretendem Regenwetter dienten. Auf diesen Portiken ruhe-

ten dann die Sitzreihen des zweiten und dritten Stocks. Auch fand man daselbst Buden, in welchen verschiedene Waaren und Genüsse ausgeboten wurden. Die Eingänge, durch welche die Zuschauer auf ihre Plätze gelangten, nannte man wie im Amphitheater Vomitoria. Das Pulvinar, der Raum, wo der Kaiser mit seiner Familie den Spielen beiwohnte, war eine mit Verzierungen ausgestattete Prachtloge. Von den drei Thoren oder Pforten war die Porta triumphalis (auch principalis genannt), durch welche die Sieger nach Vollendung der Spiele zogen, am Schlusse des C., die Porta libitinaria (auch sandapilaria genannt), durch welche die Todten oder Verwundeten entfernt wurden, nicht fern von der ersten Meta auf der rechten Seite, und das dritte zwischen den 12 Wagenbehältern (carceres). Was im olympischen Hippodromus die Aphesis (der Ablaufstand) war, das war im römischen C. das Oppidum mit den Carceres, nur mit anderer Konstruktion. Ersteres hatte einen bedeutenden Umfang, da sich hier alle Kampfwagen und Reiter zu versammeln und zu loosen hatten, um dann in der durch das Loos bestimmten Ordnung nach einander in den Carceres sich aufzustellen und kampffertig zu halten. Die 12 Wagenschuppen, sechs zu jeder Seite der in der Mitte befindlichen Porta, bildeten eine krumme Linie, welche sich am rechten Ende etwas weiter nach dem Innern des Oppidum zu wendete, als am linken; daher auch die rechte Seite der Bahn hier die linke etwas überragte. Dadurch wurde für die Wagen auf beiden Seiten beim Ablaufe gleiche Entfernung nach dem zu nehmenden Normalpunkte gewonnen. Der Normalpunkt nämlich war die wichtigste Stelle, welche der Wagenlenker ins Auge fassen mußte, um die rechte Mitte zwischen der Spina und der rechten Seite des C. zu treffen, d. h. um weder der Spina zu nahe zu fahren und dann bei der Umbeugung um die Meta in Gefahr zu gerathen, noch auch durch zu weite Entfernung von der Spina einen zu großen Bogen zu machen und dadurch sich die Bahn zu vergrößern, während sich Andere kürzer faßten. Denn die Abfahrt geschah auf der rechten Seite und wendete sich jeder Wagen beim Umkreisen nach der linken hin. Jene Wagenbehälter waren überwölbt, nach dem Innern des Oppidum zu offen, nach dem Felde der Bahn hin aber jeder mit einem aus zwei Flügeln bestehenden Gatter versehen. Die Schuppen waren einander gleich in Länge und Breite, jeder faßte nicht mehr als eine Quadriga und ein fünftes Roß und war von dem benachbarten durch eine Scheidewand getrennt, welche an ihrer Fronte mit einer Herme geschmückt war, sowie auch über den Gatterflügeln verzierende Gitter angebracht waren. Der Raum hinter den Schuppen war ebenfalls mit geräumigen und bedeckten Portiken umgeben, um bei eintretendem Regenwetter den hier versammelten Agonisten Schutz zu gewähren. Ueber den Wölbungen der Carceres waren geräumige Plätze für die Zuschauer eingerichtet, und zwar, wie man aus Basreliefs gefolgert hat, ursprünglich für die Konsuln; später verlegte man auch das Cubiculum principis und den Raum für den präsidirenden Prätor hierher. An beiden Enden derselben erhoben sich Thürme, welche Treppen zu den bezeichneten Plätzen enthielten. Auf diesen Thürmen scheinen die Musikchöre aufgestellt worden zu seyn. Die Pforte in der Mitte der Carceres, von gleicher Höhe, aber breiter, führte auf das Feld des C. Wahrscheinlich bewegte sich der festliche Zug vor dem Anfang der Spiele durch dieselbe. Bemerkenswerth war der Mechanismus, durch welchen die sämmtlichen Gatterflügel auf ein gegebenes Signal vermittelst eines Druckes auf einmal aufsprangen. Die Carceres sowohl als die Thürme waren mit Malereien ausgeschmückt. Zwischen diesen Wagenschuppen und der ersten Meta wurde vor Beginn des Wettrennens eine weiße Linie (eine mit Kreide oder Kalk gefüllte Furche) gezogen, an welcher die aus ihren Behältern vorgefahrenen Wagen Stand hielten und durch die Moratores mit möglichster Genauigkeit in parallele Fronte gebracht wurden, damit keiner von dem andern beeinträchtigt würde. An der linken Hälfte dieser Linie langten sie auch wieder an nach Vollendung der siebenfachen Umkreisung. Die Spina, an deren beiden Enden die Metä sich befanden, theilte einem Rücken gleich die Bahn in zwei Hälften und war jedenfalls der glänzendste und in Beziehung auf das Religiöse zugleich der bedeutsamste Theil des C. Die Höhe derselben betrug circa 6 und die Breite 20 Fuß, und sie scheint in früheren Zeiten, wie auch die beiden Metä, von Holz und erst späterhin unter den Kaisern von Stein aufgeführt worden zu seyn. Die Länge derselben betrug aber weit weniger, als die des ganzen C., weil sowohl vorn als hinten ein bedeutender Raum frei bleiben mußte. Im C. des Caracalla war die Spina etwa 855 F. lang. Sie bildete übrigens keine ganz gerade, sondern eine etwas schiefe Linie, nämlich so, daß sie am ersten oder vorderen Ziele sich etwas nach der linken Seite hin wandte, weil die auf der rechten Seite ausfahrenden Wagen hier, in sofern sie im Anfange des Rennens noch ziemlich neben einander blieben, einen breiteren Raum bedurften, als weiterhin. Sie war geschmückt mit Säulen, Statuen und Altären. Seitdem Augustus die Spina des Circus maximus mit dem großen, der Sonne geweiheten Obelisk aus Aegypten ausgestattet hatte, blieb fortan kein römischer C. mehr ohne einen solchen. Außerdem waren auf der Spina so viele Ornamente aneinander gedrängt, wie an keinem anderen Orte des C. Hier erblickte man die Cybele auf einem Löwen reitend, die Statuen der Victoria und Fortuna und außerdem viele andere Säulen mit kleineren Statuen. Auch war hier ein Säulengerüst mit sieben Delphinen und ein anderes mit sieben Eiern, um den siebenfachen Umlauf um die Meta daran abzuzählen, welche Vorrichtungen schon 174 v. Chr. eingeführt wurden. Die ersteren bezogen sich auf den Kult des Poseidon, die letzteren auf Castor und Pollux, sämmtlich agonistische Gottheiten, von denen die beiden letzteren wegen ihrer Beziehung auf das Roß noch besondere Wichtigkeit für die Rennbahnen hatten. Außerdem waren hier Altäre, auf welchen man vor dem Beginn der Spiele den genannten Gottheiten und anderen Opfer brachte. Die Metä an den beiden Enden der Spina, von dieser durch eine Distanz von etwa 12 Fuß getrennt, waren

bohl, bildeten eine Art kleiner Kapellen, jede mit einer Oeffnung an der Seite, welche nach der Spina hin gerichtet war, hatten die doppelte Höhe derselben und etwas mehr Breite, und trugen drei konische Säulen mit einem kleinen eiförmigen Aufsatz. Die Entfernung der ersten oder vorderen Meta von den Wagenbehältern betrug 1½ von der Breite des C., die Entfernung der zweiten oder der hinteren Meta von der Porta triumphalis etwa die Hälfte von der Breite der Bahn. Hinter der zweiten Meta war ein freier Raum wegen der schwierigen Wendung nothwendig, besonders deshalb, damit, wenn ein Wagen am Ziele zerbrochen oder auf irgend eine Weise verunglückt war, die übrigen Raum genug hatten, um ihm auszuweichen. Mit der politischen Entwickelung des römischen Lebens trat auch manche Veränderung in der Einrichtung und Benutzung des C. ein. So scheint in den früheren Zeiten der Republik das Volk ohne Unterschied des Standes gemischt unter einander gesessen zu haben, denn als 196 v. Chr. die Plätze des Senats von denen des Volks gesondert wurden, veranlaßte diese Neuerung ein großes Gerede unter dem Volk. Stets aber war der C. der Platz, auf welchem sich die römische Welt in ihrer Lebendigkeit, von ihrer heitersten Seite, in der großartigsten und buntesten Pracht zeigte. Auch diente der C. zu festlichen Aufzügen, Volksversammlungen und ähnlichen Zwecken; siegreiche Feldherren stellten hier ihre Beute dem Volke zur Schau auf, ja Augustus hielt auf dem Circus Flamininus seine Leichenrede auf Drusus. Die berühmtesten Circi in Rom waren folgende: Der Circus agonalis, in der 4. Region auf dem Marsfeld, läßt sich gegenwärtig noch an dem Platze Novana erkennen, dessen Häuser auf der Grundlage desselben aufgeführt sind und am Schlusse eine halbmondförmige Krümmung bilden, wie eben jeder C. dem Oppidum gegenüber geformt war. Der C. des Caracalla, der einzige in Rom, von welchem sich noch Ruinen in solchem Zustande erhalten haben, daß man daraus die Einrichtung der Circi im Allgemeinen kennen lernen kann, lag in der 1. Region, außerhalb der Porta capena (jetzt Porta San-Sebastiano), heißt noch jetzt il Circo oder la Giostra di Caracalla. Er hatte eine Länge von 247 Toisen (= 1482') und eine Breite von 40 Toisen (= 244') und war mit einem 60' hohen Obelisk geziert, der seit 1651 die Piazza novana schmückt. Der Circus Flamininus, nach dem nahegelegenen Apollotempel auch C. Apollinaris genannt, war der älteste römische C. nach dem C. maximus u. lag in der 10. Region außerhalb der Stadt. Er war schon 201 v. Chr. vorhanden. In demselben gab Augustus den Römern ein seltenes Schauspiel; er ließ ihn nämlich mit Wasser füllen und brachte 36 Krokodile hinein, welche hier erlegt wurden. Ein Haufen Ruinen bedeckt gegenwärtig noch die Stelle, wo er gestanden. Der C. maximus, auch Ludus magnus, gewöhnlich schlechthin C. genannt, war der älteste, größte und wichtigste C. zu Rom und lag in der 11. Region der Stadt, zwischen dem Palatinus und Aventinus. Die Gründung desselben wird auf den Tarquinius Priscus zurückgeführt. Im Jahr 328 v. Chr. wurden zuerst die Carceres aufgeführt; neue 176 v. Chr. durch die Konsuln Q. Fulvius Flaccus und A. Postum. Albinus. Auch wurden damals zugleich Eier (von Holz oder anderem Stoff) auf einem Säulengerüst aufgestellt, um die Umläufe der Wagen daran abzuzählen, und verschiedene andere Einrichtungen gemacht. Die Länge dieses C. betrug 3½ Stadien, die Breite 400 Fuß. Cäsar verlängerte ihn auf beiden Seiten und umgab ihn mit einem Kanal (euripus), der, mit Wasser gefüllt, 10 Fuß tief und eben so breit war. Das Podium mit der ersten Reihe Sitzstufen am Kanal hin war von Stein, die beiden höheren von Holzwerk. Der ganze Umfang dieses C. betrug 8 Stadien, und er konnte 150,000, nach Plinius aber 260,000 Zuschauer aufnehmen. Augustus schmückte die Spina mit dem großen Obelisk und führte ein Pulvinar auf, und Kaiser Claudius ließ die Carceres von Marmor aufführen und übergoldete Metä errichten. Auch durch Tiberius, Caligula und Nero, besonders aber durch Trajan erhielt diese Rennbahn Schmuck und Bereicherung. Vom C. maximus sind nur noch sehr geringe Spuren vorhanden. Der C. Neronis, auch C. Caligulae und C. Vaticanus, von Caligula begonnen, von Nero vollendet, lag bei oder in den Gärten Nero's, zwischen dem Janiculus und dem Vaticanus, und hatte einen großen Obelisk, der jetzt vor der Peterskirche steht. Der C. Sallustii, in den berühmten sallustischen Gärten, in der 6. Region, zwischen dem Quirinalis und Pincius, nahe bei der Porta Collina und dem Tempel der Venus Erycina, konnte zugleich zur Naumachie eingerichtet werden. Es sind davon noch bedeutende Ruinen vorhanden. Außer Rom hatten noch viele andere bedeutende Städte in Italien sowohl als in andern entfernten Provinzen ihre Circi. Namentlich hatte Aegypten mehre aus alter Zeit stammende Rennbahnen von ungeheurem Umfange. Andere waren auf Rhodus, zu Athen, zu Edessa, zu Gaza in Palästina, zu Jerusalem, zu Augusta Cäsarea ꝛc. Auch ist neuerlich zu Narbonne in Gallien ein altrömischer C., größer als der zu Nismes, aufgefunden worden. In der späteren Zeit gab es in mehren Städten Italiens für das dort sehr beliebte Ballspiel circusartige Räume; der zu Perugia war oval, oben offen, mit steinernen Bogen und an der einen Seite mit einer hohen Mauer zum Abprallen des Balles versehen. Derselbe wird jetzt besonders von Kunstreitern benutzt. Vornehmlich für die Produktionen solcher pflegt man auch in neuerer Zeit Circi zu errichten. Der ausgezeichnetste ist der olympische C. in den elysäischen Feldern zu Paris, von Hittorf errichtet. Derselbe hat Raum für 6000 Personen. Auch Berlin hat in neuerer Zeit einen ganz massiven C. von prachtvoller Ausstattung und in maurischem Styl erhalten. Hier stößt an die Arena ein Theater, dessen Bühne 74 Fuß breit und 58 Fuß tief ist. Der Zuschauerraum faßt 2500 Personen. In Spanien hat zwar jede ansehnlichere Provinzialstadt ihren C. für Stiergefechte; doch sind diese Bauten in architektonischer Beziehung ohne Bedeutung. Selbst der große zu Madrid, welcher 12,000 Zuschauer faßt, hat ein kahles Aeußeres, und auch das Innere ist ohne allen Schmuck.

Cirencester (Cisceter oder Ciceter),

Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, am Flusse Churn und einem Zweige des Themse- u. Severnekanals, hat eine prächtige, im 15. Jahrhundert erbaute Kirche (St. Johanniskirche), mehre Bethäuser der Dissenters, besonders der Quäker, 6500 Einwohner und lebhafte Manufakturthätigkeit in Wollen-, irdenen und eisernen Waaren u. Leder. In der Nähe sind drei berühmte Parke: der C.-, Barnesley- und Pinburypark. C. ist das alte Corinium oder auch Durocornovium der Römer, unter denen hier drei Straßen zusammenstießen. Sachsen und Dänen verhängten aber so häufige Verheerungen über die Stadt, daß sie jetzt wohl kaum noch ein Viertel der alten Größe hat. Im Mittelalter war daselbst eine Abtei. In neuester Zeit wurde die Ausgrabung der alten römischen Mauern und Befestigungen begonnen.

Ciris, Vogel oder Fisch, in welchen des Niso Tochter, Scylla (s. d.), verwandelt wurde; daher Titel eines Gedichts, welches die Geschichte der Scylla behandelt, dem Virgil, Corn. Gallus und auch dem Catull zugeschrieben, abgedruckt in den virgilischen Analekten u. in den „Poëtae lat. min." von Warnsdorf.

Cirkel u. Zusammensetzungen, s. Zirkel; vergl. Kreis.

Cirknitz, s. Czirknitz.

Cirkular (v. Lat.), kreisförmig; dann s. v. a. Cirkularschreiben.

Cirkularbewegung, Kreisbewegung, s. Bewegung.

Cirkularpredigt, die Predigt, welche die Dorfpfarrer nach der Reihe in der Hauptkirche der Ephorie halten.

Cirkularschreiben, Rundschreiben, Umlaufschreiben, Zuschrift an Mehre über einen und denselben Gegenstand, welches entweder nur in Einem Exemplar nach der Reihe allen Betheiligten, oder in Kopie, oder durch Druck vervielfältigt Jedem besonders zugeschickt wird.

Cirkulation (v. Lat.), überhaupt Umlauf; in der Chemie eine früher häufig in Anwendung gekommene Operation, eine Art Digestion, wo mittelst eines hierzu eigens konstruirten Apparats, Pelikan genannt, die durch die Wärme verdunstete Flüssigkeit wieder kondensirt wurde und beständig auf die zu digerirende Substanz zurückfloß. Lavoisier bediente sich noch des Pelikans zur Beweisführung, daß Wasser sich durch anhaltende Destillation nicht in Erde verwandeln lasse.

Cirkumcentrisch, rings um den Mittelpunkt.

Cirkumflex (v. Lat.), Herumbeugung, in der griechischen Grammatik das gewundene oder geschleifte Tonzeichen (῀), das nur über einer von Natur langen Sylbe stehen kann. Im Französischen gilt der Accent circonflexe (^) als betonte Länge, welche durch den Ausfall einer Sylbe oder auch nur eines Buchstaben entsteht, wie z. B. prêtre für Priester oder Presbyter. Figürlich ist C. s. v. a. Schmarre, Klingenhieb ins Gesicht.

Cirkumlokution (v. Lat.), Umschreibung mit Worten.

Cirkumluvion (v. Lat.), Umgebung mit Wasser, Umschwemmung, Umwässerung.

Cirkummeridianhöhen der Gestirne, diejenigen Sternhöhen, welche man in der Nähe des Meridians gemessen hat und die nur wenig von den größten im Meridian selbst Statt findenden Höhen differiren. Der praktische Astronom braucht sie auf der See, wo man den Instrumenten keinen festen Standpunkt geben und deshalb die wahre Meridianhöhe nicht genau ermitteln kann, und selbst auf dem festen Lande, wenn mehre Beobachtungen solcher Höhen in kurzer Zeit gesammelt werden sollen. Die C. d. G. dienen besonders zur Bestimmung der geographischen Breite oder Polhöhe der Beobachtungsorte; s. Breite.

Cirkumpolarkarte, Karte, welche die äußere Erscheinung der Erde um den Süd- u. Nordpol darstellt. Eine südliche 1839 vom k. hydrographischen Amt in London entworfene C. gibt die Fahrten aller Seefahrer von Cook bis Bellinghausen (1820) und damit den ungeheuren Raum an, welcher im antarktischen Ocean noch unerforscht ist.

Cirkumpolarsterne, im Allgemeinen diejenigen Sterne, welche sehr nahe bei einem Pole des Aequators stehen; dann insbesondere Sterne, welche weniger als 1° vom Polarstern entfernt sind, diesen selbst eingeschlossen; auch alle nicht untergebenden Sterne, z. B. alle Sterne des kleinen Bären, und zuweilen auch die Kometen, welche eine große Neigung gegen die Ekliptik haben. Der Astronom braucht die C. zur Bestimmung der Polhöhe und des Sternentags, zur Verbesserung der Fehler an astronomischen Instrumenten und zur Prüfung ihrer Stellung; daher die Sorgsamkeit der Astronomen bei der Bestimmung ihres Orts am Himmel.

Cirkumskript (v. Lat.), umschrieben; daher cirkumskripte Röthe, unnatürliche Hautröthe, besonders mit scharfer Abgrenzung von der übrigen Haut.

Cirkumvallation, in der Astronomie der angenommene Fall, daß ein Planet so zwischen zwei anderen eingeschlossen ist, daß er nichts durch eigene Kraft wirken, auch zur Wirkung anderer Aspekten nichts beitragen kann; in der Kriegswissenschaft Verschanzungen, Wälle und Gräben, mit welchen ein blokirter oder belagerter Ort eingeschlossen ist (s. Festungskrieg).

Cirkumvallations- und Kontravallationslinien, Befestigungen bei Belagerungen, von denen jene (bei den Römern circumvallatio exterior genannt) die fortlaufenden Verschanzungen umfaßten, welche einen feindlichen Entsatz von außen abhalten sollen, diese (munitio interior) zusammenhängende Werke waren, welche, gegen die Belagerten gerichtet, Ausfällen vorbeugten und zur Basis der Belagerungsoperationen dienten; s. Festungskrieg.

Cirkumvention (v. Lat.), Umgehung, Hintergehung, Ueberlistung.

Cirkumversion (v. Lat.), Umdrehung, Umwendung.

Cirkumvolution (v. Lat.), Umwickelung.

Ciro, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, auf einem hohen Hügel eine halbe Stunde vom Capo d'Alice am adriatischen Meere, hat ein Seminar, 4000 Einwohner und Sardellenfang, litt 1832 sehr durch ein Erdbeben.

Cirometer (Wollmesser), Instrument, in einem mit Mikrometertheilung versehenen Objektivglas bestehend, dient zur Messung der Stärke der

Wolle in ihren einzelnen Fäden und demnach zur Beurtheilung ihrer Feinheit, wird aber jetzt wenig mehr angewendet, weil die Feinheit der Wollhaare nicht mehr als entscheidende Eigenschaft bei Beurtheilung ihrer Güte gilt.

Cirque olympique (franz.), Theater in Paris, besonders für equilibristische und derartige Vorstellungen eingerichtet, s. Circus u. Paris.

Cirragra (lat.), s. Weichselzopf.

Cirrhus, s. Cirrus.

Cirsium (Kratzdistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde oder 2jährige Kräuter in allen Theilen der Erde, besonders in dem gemäßigten Europa und Asien, wenig von den ächten Disteln (Carduus) unterschieden, mit herablaufenden, meist dornigen Blättern und rothen oder blaßgelben Blüthen; mehre derselben sind genießbar und die Samen aller Arten werden von den Vögeln sehr gesucht. Von Cirsium oleraceum *All.*, Cnicus oleraceus *L.*, Kohldistel, mit stechend gewimperten, gekielten und fiederspaltigen Blättern, gelblichweißen Blüthen mit großen, hohlen, gelblichen Deckblättern, überall in Europa und Sibirien auf nassen Wiesen und an Gräben, öfters 4—6 Fuß hoch, werden die jungen Blätter, mit anderem Gemüse vermischt, häufig genossen. C. arvense *Scop.*, Serratula arvensis *L.*, Ackerdistel, Haferdistel, mit lanzettförmigen, fiederspaltigen, dornigen Blättern und rispenartigen, rothen Blüthen, wächst in Europa, Asien u. Amerika als Unkraut im Getreide, 2—3 Fuß hoch. Die durch Insektenstiche hervorgerufenen Auswüchse werden vom Volk als Salbe gegen die Hämorrhoiden gebraucht; sonst auch die Blätter unter dem Namen Herba Cardui haemorrhoidalis. Die Samenkronen stopft man in Kissen u. Polster. Die ganze Pflanze enthält sehr viel Laugensalz und gibt jung ein vortreffliches Viehfutter ab. C. palustre *Scop.*, Carduus palustris *L.*, Sumpfdistel, mit ganz herablaufenden, doppelt fiederspaltigen Blättern, woran die Lappen lanzettförmig und mit einem Dorn am Ende versehen sind, traubenartigen, am Ende der Zweige gehäuften purpurrothen Blüthen und purpurrothem Stengel, ist gemein auf nassen Wiesen durch ganz Europa und wird jung im Norden als Gemüse genossen. Von C. lanceolatum *Scop.*, Carduus lanceolatus *L.*, Wegdistel, lanzettblätterige Kratzdistel, mit rauhen, zweimal-fiederspaltigen, unten mit einem fiederförmigen stacheligen Lappen versehenen Blättern und purpurrothen oder weißen Blüthen, überall in Europa, Asien und Amerika an Wegen und Zäunen um die Dörfer, sind die geschälten Stengel im Frühjahr eßbar. Von C. eriophorum *Scop.*, Carduus eriophorus *L.*, wollköpfige Kratzdistel, einem 2jährigen Gewächs auf Gebirgen im südlichen Europa, auch in Deutschland, mit 3—5 Fuß hohem, mit weichen Haaren bekleidetem, gefurchtem Stengel, wechselständigen, nicht herablaufenden, oberseits lebhaft grünen, zottigen, ziemlich scharfen, unterseits weichen, weißlichfilzigen Blättern mit auf- und abwärts gerichteten, am Grunde und an der Spitze langstacheligen Lappen, großen, schön röthlichen, an der Spitze der Zweige stehenden und von den obersten Blättern umgebenen Blüthen und kugelrundem, großem Hüllkelch, waren hier und da die Blätter früher als Herba Cardui eriocephali officinell. C. anglicum *Dec.*, Cnicus pratensis *Willd.*, Wiesendistel, mit einfachem, ein-, selten zweiblüthigem, gefurchtem, wolligem u. wenig-beblättertem Stengel, ungleich gezähnten, zuweilen buchtigen, wimperartig-dornigen, ziemlich scharfen, auf der Unterseite spinnewebeartig-wolligen Blättern und blaßpurpurrothen Blüthen, wächst in Frankreich und England, auch hie und da in Deutschland.

Cirrus (Cirrhus, lat.), in der botanischen Terminologie s. v. a. Ranke, Gabel, grüner fadenförmiger Theil am Ende der Mittelrippe eines einfachen oder gemeinschaftlichen Blattstiels eines zusammengesetzten Blattes, oder auch an der Spitze der Blumenstiele, meist spiralförmig gedreht, einfach oder ästig, wodurch die Pflanzen sich an nahe stehenden Körpern festhalten (klettern, wie z. B. bei dem Weinstock, den Erbsen 2c.); in der von Howard aufgestellten Theorie der Wolkenbildung die erste seiner drei Wolkengestalten, die ihren Namen von den zarten, baum- oder lockenartig verzweigten Fasern hat, die bald parallel, bald verwirrt laufen und die höchsten Regionen einnehmen. Als Uebergangsbildungen zu den beiden andern Wolkengestalten führt Howard an: Cirro-cumulus, die federige Haufenwolke, und Cirro-stratus, die federige Schichtwolke; s. Wolke.

Cirta, afrikanische Stadt der Massilier, im Binnenlande Numidiens, einst Hauptstadt und Residenz des Massinissa und seiner Nachfolger, vom Kaiser Konstantin in Constantina umgetauft, gegenwärtig die zweite Stadt Algeriens; s. Konstantine.

Cis (lat.), diesseits, mit Zusammensetzungen, z. B. cisalpinisch, diesseits der Alpen. Ueber C. in der Musik s. Tonarten.

Cisalien, zerschnittene oder abgeführte Münzen, wohl auch Münzen mit verdorbenem Gepräge, welche durch Versehen oder Vergreifen ins Publikum kamen.

Cisalpinisch, Name der Länder, welche für die Römer diesseits der Alpen lagen.

Cisalpinische Gerichtsordnung, die Prozeßordnung für das 49 v. Chr. dem römischen Reich einverleibte Gallien, existirt nur in einem unbedeutenden Bruchstück auf einer 1760 in den Ruinen von Velleja aufgefundenen ehernen Tafel, welche gegenwärtig im Museum zu Parma aufbewahrt wird.

Cisalpinische Republik, der am 28. Januar 1797 vom General Bonaparte proklamirte, aus der cis- und transpadanischen Republik gebildete und von Oesterreich zu Campo Formio als selbstständig anerkannte italienische Staat. Derselbe begriff die österreichische Lombardei mit dem Gebiet von Mantua, die venetianischen Gebiete Bergamo, Brescia und Cremona, Verona und Rovigo, sodann in Folge der Einverleibung der cispadanischen Republik (s. d.) das Herzogthum Modena, die Fürstenthümer Massa und Carrara und die Legationen Bologna, Ferrara und Mesola nebst der Romagna, seit dem 22. Oktober desselben Jahres auch noch das Veltlin, Worms (Bormio) und Cläven (Chiavenna) vom Kanton Graubünden, im Ganzen einen Flächenraum von 771 □Meilen mit 3½ Millionen Einwohnern. Der Sitz der

Regierung oder des Direktoriums, der gesetzgebenden Versammlung, nämlich eines aus 80 Mitgliedern bestehenden Rathes der Alten und eines großen, 160 Mitglieder zählenden Rathes, war Mailand. Die Armee war 20,000 Mann stark und bestand aus französischen, aber im Solde der Republik stehenden Truppen. Im März 1798 wurde die neugeschaffene Republik durch einen Defensiv-, Offensiv- u. Handelstraktat eng an das französische Interesse geknüpft. Nachdem sie 1799 in Folge der von Russen und Oesterreichern erfochtenen Siege aufgelöst, aber nach dem Sieg bei Marengo von Bonaparte wieder hergestellt worden, erhielt sie eine neue Verfassung, indem ein Rath (Consulta) von 50 Mitgliedern und eine vollziehende Behörde (Governo) von 9 Mitgliedern eingesetzt ward. Seit dem 6. September desselben Jahres durch Hinzufügung des novaresischen und tortonesischen Gebiets vergrößert, ward sie im lüneviller Frieden von Oesterreich aufs Neue anerkannt, nahm den 25. Januar 1802 den Namen italienische Republik an, wählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräsidenten u. wurde in 13 Departements eingetheilt, erreichte aber ihr Ende, als am 17. März 1805 der Kaiser Napoleon die ihm von einer Deputation der Republik überreichte Krone des Königreichs Italien annahm.

Cisalpinisches Gallien, s. Gallien und Italien.

Cis-dur, s. Tonarten.

Ciseliren, im Allgemeinen das künstlerische Bearbeiten der Metalle durch scharfe Instrumente, welches zur letzten Vollendung der durch Metallguß verfertigten Werke dient, in sofern dadurch die sogenannten Nähte, die hervorragende Linien zwischen den Stücken der Form gebildet haben, entfernt werden. Oft aber erfordert das gegossene Werk noch eine weitere Ueberarbeitung; je weniger diese in Anspruch genommen wird, um so mehr schätzt man den Guß des Werks (s. Gießerei). Im engern Sinne versteht man darunter die Darstellung erhabener Figuren in Silber- oder Goldblech, die durch Bunzen und Hammer getrieben und durch den Grabstichel vollendet werden; s. Getriebene Arbeit.

Cisio-Janus, vor Einführung unserer heutigen Kalender die lateinischen Verse, aus denen man die Folge der wichtigsten Tage eines jeden Monats erkannte. Man pflegte damals das Datum nach den Wochentagen vor, an oder nach einem Feste, oder auch durch die Namen der Kalenderheiligen zu bestimmen; um aber dies zu können, mußte man die Folge der Feste und Heiligentage kennen, und um dem Gedächtnisse dabei zu Hülfe zu kommen, hatte man die vorzüglichsten Feste und Heiligennamen jedes Monats in der Art in lateinische Hexameter gebracht, daß sich leicht daraus erkennen ließ, auf welchen Tag ein gewisses Fest oder die Feier eines Kalenderheiligen fiel. Man ordnete nämlich in je zwei Hexametern die Namen der wichtigsten Feste und Heiligen so, daß jede Sylbe der beiden Verse einen Tag bezeichnete und der Name selbst mit derjenigen Sylbe begann, welche die Tagezählung des Monats erforderte. Das Wort Cisio bedeutet so viel als Circumcisio Christi, während der Name Janus anzeigt, daß dies Fest auf den 1. Januar falle. Nicht nur die Beschaffenheit des Versmaßes erforderte eine solche Abkürzung, sondern auch der Umstand, daß jede Sylbe einen Monatstag bezeichnete und daher schon die 6. Sylbe das Fest der Erscheinung Christi andeuten mußte. Als Abkürzung für Epiphania fügte man daher sogleich die Sylben Epi und, da solche Abkürzungen an sich nicht verständlich waren, oberhalb der Verse die Ergänzungen hinzu. Ein von Ph. Melanchthon verfaßter C. beginnt also:

Cisio Janus Epiphaniis dic dona Magorum,
Vincit orans Agne, nova Paulum lumina vertunt.

Ein C., wo jedes Wort einen Tag bedeutet, beginnt:

Jesus das Kind ward beschnitten,
Drey König von Orient kamen geritten,
Und opferten dem Herrn lobesan,
Antonius sprach zu Sebastian,
Agnes ist da mit Paulo gewesen,
Wir sollen auch mit genesen; 2c. 2c.

Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts findet man den Namen eines Kalenderheiligen statt des Datums in Urkunden angegeben: bis dahin wurde daher der C. in den Schulen auswendig gelernt und erklärt. Obgleich Ph. Melanchthon demselben mehr Geschmack zu geben versucht hatte, so legte man doch den älteren C., wegen der größeren Heiligenzahl, immer von Neuem auf. So erschien: „Lucae Lossii C. h. e. Calendarium Syllabicum" (Wittenberg 1551, wiederholt in dessen Katechismus von 1563, Frankfurt) u. „Chytraei Chronologia" (Helmstädt 1586, Rostock 1592). Die Ursache des noch so späten Gebrauchs des C. war die Seltenheit der gedruckten Hauskalender. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war der C. fast ganz vergessen.

Cisium (lat.), Wagen mit 2 Rädern, wohl einem leichten unbedeckten Kabriolet ähnlich u. gewöhnlich mit 2 Pferden oder Maulthieren bespannt, von den Römern besonders zu schnellen Reisen gebraucht.

Cispadanisch, in Bezug auf Rom diesseits des Padus (Po).

Cispadanische Republik, der am 20. September 1796 nach dem Sieg bei Lodi nebst der transpadanischen Republik vom General Bonaparte gebildete Staat, der, anfangs aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna bestehend und von der eben genannten Schwesterrepublik durch den Po getrennt, ganz nach dem Muster der Republik Frankreich konstituirt ward. Neben der vollziehenden Behörde, einem aus 3 Mitgliedern bestehenden Direktorium, standen 2 Räthe, ein großer Rath von 60 und ein Rath der Alten von 30 Mitgliedern. Das Gebiet der Republik war in 10 Departements eingetheilt und enthielt ungefähr 1 Million Einwohner. In Folge der Agitation der demokratischen Partei erklärten sich Modena und Reggio für den Anschluß an die sich damals bildende cisalpinische Republik (s. d.), und zum Ersatz verhieß Bonaparte der cispadanischen die im Frieden von Tolentino den 19. Februar 1797 vom Papst abgetretene Delegation der Romagna und das Gebiet Mesola. Da aber die Romagna ebenfalls Einverleibung in die cisalpinische Republik verlangte, so mußten auch

Bologna und Ferrara auf fernere Selbstständigkeit verzichten und sich im Juli 1797 mit der cisalpinischen Republik vereinigen lassen. So verschwand die Republik, die ihr Präsident Facci schmeichlerisch die ältere Tochter der Siege Bonaparte's genannt hatte, schon im Entstehen wieder.

Cispadanisches Gallien, s. Gallien.

Cisplatina, südamerikanischer Freistaat, s. Montevideo.

Cisrhenanisch, was diesseits des Rheins liegt.

Cisrhenanische Republik, ein Staat, der sich, als 1797 in Folge der Operationen der französischen Armee auf dem linken Rheinufer die deutschen Regierungen aufgelöst wurden, aus den Städten Köln, Bonn und Aachen bildete u. unter den Schutz der französischen Republik stellte, dessen Organisation aber gar nicht zu Stande kam, da im Frieden zu Campo Formio Oesterreich laut eines geheimen Artikels in die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik willigte.

Cissampelos (Grieswurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, mit zweihäusigen Blüthen (männliche mit 4 Kelchblättern ohne Blumenkrone und 2 oder 4 monadelphisch verwachsenen Staubgefäßen, weibliche mit einem seitlichen Kelchblatte, einem Blumenblatte, einem Fruchtknoten und 3 Griffeln) und steinfruchtartiger, nierenförmiger, einsamiger Beere, meist Schlingsträucher in Brasilien u. Neuspanien, nur einige in Ostindien, fast alle mit officinellen Kräften versehen. Cissampelos Caapeba *L.*, Menispermum Cocculus *L.*, ist ein Schlingstauch in Westindien, mit gestreiftem, fast kahlem Stengel, von dem nach Virey und Geiger die Radix Caapebae s. Caapiae s. Radix caapia herstammt, die mit der Radix Pareirae bravae in den Heilkräften übereinstimmt, jedoch nur selten gebraucht wird. C. Pareira *L.* (Botaya africana *Lour.*) ist ein Strauch in Westindien, Mexiko und Brasilien, mit einem sehr zähen Stengel, der wie eine Rebe bald auf dem Boden fortkriecht, bald auf den Gipfel der Bäume klettert und von da herunterfallend kleine Zweige treibt. Die ächte oder amerikanische Grieswurzel, Pareira, Radix Pareirae bravae, Radix Ambutuae, Butuae, Botuae, Radix Butua oder Cipo de cobras, welche nach den meisten Pharmakologen von dieser Art abstammt, findet sich in walzenförmigen, fingers- bis armedicken, fußlangen, mit einer schmutzig braunen Rinde bedeckten, anfangs von süßlichem, später unangenehm bitterem Geschmack und enthält Weichharz, gelben bitteren Stoff, braunen färbenden (Extraktiv-) Stoff, Stärkemehl, eine thierisch-vegetabilische Materie und mehre Salze. Piso machte diese in Brasilien entdeckte Drogue 1658 unter dem Namen Caapeba zuerst bekannt; durch Ancelot lernte man sie 1688 in Europa kennen u. als Mittel bei Harnbeschwerden, Gries- und Nierensteinen, bei Unterleibsstockungen, Wassersuchten u. dgl. schätzen. Jetzt wird sie in Europa nicht mehr angewendet, steht aber in Amerika noch in großem Ansehen, wo man sie frisch, in Scheiben geschnitten, in Wein oder Bier geweicht, anwendet. Unter dem Namen Erva de Nossa Senhora braucht man in Brasilien das Kraut unserer Art auch gegen Schlangenbiß. Wahrscheinlich liefern mehre Arten von C. die Pareirawurzel. Von C. ovalifolia *Dec.*, in Brasilien, wird die bittere, etwas abstringirende Wurzel gegen Fieber gebraucht und soll in neuerer Zeit, wiewohl selten, unter dem Namen Unzenohrwurzel, Orelha d'Onça, nach Europa gebracht werden. Sie besteht aus eiförmigen oder cylindrischen, stark gekrümmten, gleichsam gegliederten, sehr runzeligen, braungrünen, innerlich schmutzig weißen, faserigen Stücken. Von C. ebracteata *St. Hil.* wird die Wurzel, von C. glaberrima *St. Hil.* die bitter und kressenartig schmeckenden Stengel und Blätter gegen Schlangenbiß gebraucht.

Cissoide, krumme Linie zweiter Klasse, welche ihren Namen von ihrer Aehnlichkeit mit einem Epheublatte hat und von dem griechischen Geometer Diocles im 5. Jahrhundert n. Chr. erfunden worden seyn soll, nach Andern aber schon dem Geminus im 1. Jahrhundert v. Chr. bekannt war. Man konstruirt sie graphisch mittelst eines Kreises aus einzelnen Punkten, mechanisch oder organisch, d. i. durch eine stetige Bewegung nach einer von Newton gegebenen Methode.

Cissophoren, Name der Bacchanten u. Bacchantinnen, da der Ephеu ein Hauptschmuck des Thyrsus war.

Cissus (Klimme), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, hochlaufende Sträucher, selten Bäume, in heißen Ländern, mit Wechselblättern, eingelenktem Stiel und bleibenden Blüthen in Afterdolden mit Hüllen, den Weinreben sehr ähnlich. Cissus glauca *Roxb.*, C. latifolia *Lam.*, breite Klimme, ist ein in Ostindien in Wäldern und Büschen wachsender, sich windender Strauch, mit langen, grün und braun gemischten Reben, die so weit laufen, daß ihr Ursprung oft schwer aufzufinden ist. Die Blätter werden häufig angewendet, um Blutschwären bald zur Reife zu bringen. Der ausgepreßte Saft, mit Oel gekocht und als Pflaster aufgelegt, vertreibt Geschwülste; der Absud wird auf Zucker gegen hitzige Fieber, Husten und Lungengeschwüre angewendet, die Wurzel gegen Zahnweh. Die Reben braucht man als Band, auch werden Körbe aus denselben geflochten. Die dickeren Reben geben eine rothe Farbe. C. caesia *Afz.*, blaue Klimme, ist ein langer Schlingstrauch in Guinea, dessen Früchte in Sierra Leone gegessen und zu gutem Essig benutzt werden, während die Asche der Blätter mit Baumöl als Salbe gegen Schlangenbiß dient. Von C. carnosa *Lam.*, Vitis carnosa *Wall.*, fleischige Klimme, in Ostindien, werden die Blätter mit Salz gekocht und dann als Gemüse gegessen, dienen aber vorzüglich als ein vortreffliches Mittel gegen heftige Fieber. C. quadrangularis *L.*, Vitis quadrangularis *Wall.*, ist ein Schlingstrauch in Arabien, Ostindien und China, dessen Blätter eine giftige Schärfe besitzen. Die Klimmen werden wegen ihres schönen Laubes benutzt, um in Zimmern und Gewächshäusern Fenster, Säulen, Wände u. dgl. zu dekoriren. Man pflanzt sie in leichte, sandgemischte Lauberde, mit einer Unterlage zerschlagener Scherben, durchwintert sie im Orangeriehause oder Zimmer bei 3—5° Wärme, gibt ihnen im Sommer einen etwas schattigen Standort und stets mäßig Wasser (im

Winter äußerst spärlich). Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Stecklinge im Mistbeete.

Cissybium, Epheubecher, Trinkgeschirr der Griechen und Römer aus Epheuholz, mit Epheublättern bekränzt.

Ciste (cista, Kiste, Kästchen), eine Art runder Kästchen von getriebener Bronze, die man in etruskischen Gräbern aufgefunden hat. Auf dem Deckel dieser meist mit Bade- und Toilettegeräth angefüllten Gefäße sind Figuren als Griff und Thierklauen als Füße angebracht, während Deckel und Seiten mit gravirten Zeichnungen versehen sind. Ein höchst werthvoller Fund ist die sogenannte ficoronische C. der kirchenschen Sammlung im Collegio Romano, auf der sich eine treffliche Darstellung der Argonautensage eingegraben findet (herausgegeben von J. Braun in 8 B.). Die sogenannten Aschencisten, ebenfalls etrurischen Ursprungs, sind Graburnen aus Stein oder gebrannter Erde in quadratischer Form und gehören einer handwerksmäßigen Technik späterer Zeit an.

Cisteaux (Cisterz, Citeaux), Flecken im französischen Departement Côte-d'or, Bezirk Beaune, mit 800 Einwohnern, ist Begräbnißort mehrer burgundischen Herzöge. Vergl. Cistercienser.

Cistenröschen, s. Cistus.

Cistercienser (Orden von Cisteaux), Mönchsorden, gestiftet von dem Benediktinerabt Robert, der, obwohl erst ein 20jähriger Jüngling, im Kloster zu Tonnerre mit Eifer auf buchstäbliche Befolgung der Regel Benedikts drang. Da sich jedoch seine Mönche gegen ihn empörten, mußte er nach Montier la Celle fliehen, worauf ihn einige Eremiten in der Einöde Mosleme zu ihrem Haupte wählten; da er aber auch hier die rechte Mönchszucht vermißte, so verließ er die Gesellschaft mit 20 Gleichgesinnten, worunter Alberich und Stephan ihm am nächsten standen, und gründete (1098) ein Kloster in dem sumpfigen Walddickicht von Cisteaux (Cistercium), fünf Lieues von Dijon. Die hölzernen Zellen verwandelten sich bald durch Schenkungen des Herzogs von Burgund in eine steinerne Abtei. Jener Alberich wurde der zweite Abt von Cisteaux und verfaßte die erste schriftliche Verordnung für die C. (Instituta monachorum Cistercientium). Die große Strenge schreckte aber die Novizen so zurück, daß Cisteaux dem Erlöschen nahe war. Da meldete sich 1113, in Begleitung von 30 Brüdern, Bernhard, der nachmals so berühmte heilige Bernhard von Clairvaux (s. d.) zur Aufnahme. Sein Beispiel erweckte Bewunderung und Nacheiferung, der Zudrang wurde so stark, daß Cisteaux nicht ausreichte und ein neues Kloster, la Ferte, als Filial gestiftet werden mußte. Andere Stiftungen folgten zu Pontigny, Clairvaux, Morimond. Bernhard, erst 17 Jahre alt, wurde 1115 Abt zu Clairvaux. Im Jahr 1119 hatten die C. schon 12 Klöster. Abt Stephan verband diese 12 Klöster mit dem Stammhaus zu einer Ordensgesellschaft mit klug bedachten Satzungen, die er unter dem Titel „Charte der christlichen Liebe“ zusammenstellte. Die C. zeichneten sich vor andern Orden aus durch strenge, ärmliche Lebensweise. Sie verwarfen alle Kirchenpracht; goldene und silberne Kreuze und Gefäße waren verboten, nur hölzerne oder eiserne Geräthe erlaubt. Sie bewiesen sich stets als unterwürfige Diener der Bischöfe ihres Sprengels zum Unterschied von den meisten andern Mönchsorden, die nach Exemtion trachteten, und mischten sich nicht in die Seelsorge der Pfarrer. Sie standen unter einem ihnen eigenthümlichen Ordensregiment, indem nämlich die monarchische Gewalt des Abtes von Cisteaux durch die vier vornehmsten Aebte nach ihm (von la Ferte, Pontigny, Clairvaux und Morimond) und durch das Generalkapitel sämmtlicher Aebte eine aristokratische Beschränkung erhielt. Die vormals bei den Benediktinern übliche schwarze oder braune Kutte vertauschten sie mit einem weißen Gewand mit einem Gürtel, genau nach der Vorschrift der Jungfrau Maria, die dem Abt Stephan im Traume erschienen war. Diese Eigenthümlichkeiten der C. verdankten zunächst ihre Entstehung dem absichtlichen Gegensatz gegen die damals in Frankreich sehr verbreitete Kongregation von Clugny, welche durch Prachtliebe und Ueppigkeit, durch Stolz und Herrschsucht den Neid der übrigen Mönche und das Mißfallen des Volks erregte. Aber die C. wichen allmählig selbst von ihrer Strenge ab. Mit der Ausbreitung des Ordens mehrte sich sein Reichthum, und die C., welche früher durch Schulen und Kollegien wohlthätig wirkten, widmeten sich später lediglich dem beschaulichen Leben. Das Auftreten einzelner Reformatoren unter ihnen zersplitterte seit dem 15. Jahrhundert den Orden in eine Menge unabhängiger Parteien. Unter letztern ist die merkwürdigste der Orden von la Trappe (s. Trappisten). Jetzt findet man noch Klöster der C. in Italien, Oesterreich, Polen 2c.

Cisterzienserinnen (Bernhardinernonnen), gestiftet von Stephan Harding, drittem Abt zu Cisteaux 1120, theilten das Schicksal des Mönchsordens dieses Namens. Das ursprüngliche Kloster der C. zu Tart wurde im Laufe von fünf Jahrhunderten die Mutter von mehr als 6000 Nonnenklöstern in allen Gegenden der Christenheit. Der Sitz der Verwaltung und der Versammlungsort der Generalkapitel blieb zu Tart. Im 15. Jahrhundert waren die C. sehr ausgeartet; weder um Regel noch Fasten sich kümmernd, tanzten sie, spielten, veranstalteten Lustbarkeiten und stolzirten in prächtiger Kleidung einher. Erst 1620 wurde eine Rückkehr zur alten Ordnung durchgesetzt. Jetzt sind sie fast verschollen. Die Tracht der C. ist weiß, mit schwarzem Schleier, Skapulier und Gürtel.

Cisternen, künstliche, ausgemauerte, mit Holz ausgesetzte oder mit Cäment verstrichene, auch in Stein gehauene Behälter zum Sammeln und Aufbewahren des Regenwassers in wasserarmen Gegenden. Die meisten C. finden sich in den Ländern der heißen Zone, auf den Wüstenstrecken Westasiens oder Nordafrika's. Dort müssen sie tief in der Erde angelegt werden, damit die Hitze den Inhalt nicht aufzehre und verderbe. C. von großem Umfang werden überwölbt und mit Tragsäulen oder Zwischenmauern versehen. Das Regenwasser wird aufgefangen in steinernen oder hölzernen Gefäßen mit durchlöchertem Boden, von welchen aus Röhren dasselbe in mit Sand

gefüllte Kästen und von diesen gereinigt in die C. führen. Die Kästen müssen von Zeit zu Zeit mit frischem Sande gefüllt und die C. selbst gereinigt werden; zu letzterem Behufe muß man das Wasser durch Oeffnungen, die am Boden angebracht und mit Zapfen versehen sind, ablassen können. Bis zur Wasserfläche der C. führen entweder Treppen oder Leitern, oder das Wasser wird vermittelst Eimer oder Pumpen zur Höhe gebracht. C. in Festungen, die im äußersten Fall auf Cisternenwasser beschränkt sind, müssen bombenfest überdacht seyn. Viele C. hatte auch Palästina zur Zeit des jüdischen Reichs; noch jetzt findet man Ruinen von C., die 150 F. lang und 60 F. breit waren. Durch Größe und Schönheit ausgezeichnete C. besitzen Konstantinopel, Bajä, Alexandrien rc.

Cisterz, s. Cisteaux.

Cistophori (cistiferi nummi), Landmünzen des pergamenischen Reichs (s. d.), zur griechischen und römischen Zeit geprägt und daher in pergamenische Städtemünzen, römische Prokonsular- und Kaisermünzen zerfallend. Die etwa 30 verschiedenen Arten der C., welche bis jetzt aufgefunden worden, sind sämmtlich nur innerhalb der Grenzen des pergamenischen Reichs und vorzüglich in den sechs Städten: Ephesus (Jonien), Pergamus (Mysien), Sardes und Tralles (Lydien), Apamea und Laodicea (Phrygien), geprägt. Ihre Größe und Schwere erreichte nicht die der Tetradrachmen (240 pariser Gran), ihr Silbergehalt war aber durchaus rein. Gemeinsame Typen aller C. waren auf dem Avers: die halbgeöffnete bacchische Cista, aus der eine Schlange sich hervorwindet, innerhalb eines Ephenkranzes; auf dem Revers: der von zwei Schlangen gezogene Wagen der Ceres, nach Andern ein Köcher, um welchen sich zwei Schlangen winden. Geprägt wurden C. von etwa 200 v. Chr. bis zur Schlacht bei Actium; C. mit dem Namen des M. Antonius machen den Schluß. Von Augustus hat man nur Nachahmungen der C.

Cistrose, s. Cistus.

Cistus (Cistrose, Cistenröschen), Pflanzengattung aus der Familie der Cistineen, charakterisirt durch den aus 3—5 ungleichen Blättern bestehenden, bleibenden Kelch, die fünfblätterige Blumenkrone mit bald abfallenden Blumenblättern, die zahlreichen Staubgefäße und die fünf bis zehnfächerige Kapsel, immergrüne, schönblühende ästige Ziersträucher mit entgegengesetzten Blättern, von denen mehre Arzneikräfte besitzen. Cistus creticus *L.*, C. vulgaris *Spach*, gemeine Cistrose, ist ein 2—5 Fuß hoher, sehr ästiger, etwas kiebriger Strauch mit zottig-filzigen Kelchblättern und großen, purpurrothen Blüthen, auf Kreta, Sicilien, in Griechenland, Kalabrien, Syrien, enthält viel wohlriechendes Harz (Ladanum s. d.). Blätter und Blüthen, Herba et Flores Cisti, wurden früher gegen Durchfälle, Ruhren, Blutflüsse, bei Wunden und Geschwüren angewendet, sind jetzt aber außer Gebrauch. C. cyprius *Lam.*, cyprische Cistrose, ein auf Cypern und anderwärts im Orient einheimischer, 5—6 F. hoher Strauch mit großen, weißen Blüthen und aufrecht stehenden, stark klebrigen Aesten, liefert eine gute Sorte von Ladanum (s. d.), die als Ladanum cyprium oder Ladanum in massis bekannt ist. C. ladaniferus *L.*, Ladanum officinale *Spach*, Ladanumcistrose, ist ein ziemlich hoher, auf Hügeln in Spanien, Portugal und Südfrankreich wachsender Strauch mit großen ganz weißen od. am Grunde der Kronblätter mit schwarzrothen Flecken gezierten Blüthen, aus dessen Blättern und Zweigen das Ladanum in baculis durch Auskochen gewonnen wird. Auch C. laurifolius *L.*, Ladanum laurifolium *Spach*, lorbeerblättrige Cistrose, ein harzreicher Strauch in Südfrankreich mit weißen Blüthen, liefert Ladanum. Aus C. Ledon *Lam.*, C. ladaniferus *Gouan.*, Ledoncistrose, einem 3—5 Fuß hohen, vieljährigen Strauch in Südfrankreich mit weißen Blüthen, gewinnt man durch Auskochen der Zweige in Spanien und Südfrankreich ebenfalls Ladanum in baculis. C. salvifolius *L.*, Ledonia peduncularis *Spach*, salbeiblätterige Cistrose, ein bald niederliegender, bald aufrechter Strauch in der Schweiz und ganz Südeuropa, mit hellrothen oder weißen Blüthen, findet dieselbe Anwendung wie C. creticus *L.* Von C. villosus *Lam.*, C. pilosus *L.*, zottige Cistrose, einem Strauch in Italien, Spanien u. der Berberei, mit großen purpurrothen Bluthen, werden Blätter und Blüthen unter dem Namen Herba et Flores Cisti maris wie die von C. creticus *L.* angewendet. Diese vorzüglichen Zierpflanzen verlangen eine lockere, mit $^1/_3$ Flußsand gemischte Dammerde und lassen sich im Orangeriehause oder Zimmer bei 1—5 Grad Wärme, reichlicher Luft und mäßiger Befeuchtung leicht durchwintern. Im Sommer stehen sie an einem sonnigen Platze im Freien und erhalten mehr Wasser. Ihre Vermehrung geschieht durch Samen und Stecklinge.

Cisus, einer der vier Söhne und Mörder des Herakliden Temenos, unter dem die königliche Macht in Argos die ersten Einschränkungen erlitt.

Citadelle (vom Ital., weniger gewöhnlich, aber richtiger Cittadella), eine kleine Festung neben oder innerhalb einer größeren. Eine Hauptbestimmung der C. ist, der Besatzung der Festung, zu der sie gehört, als Zufluchtsort zu dienen, von wo sie die Vertheidigung nach Eroberung der Festung noch fortsetzen kann. Ihre ältere Bestimmung war zugleich, in volkreichen Städten die Bürgerschaft bei vorkommenden Unruhen im Zaume zu halten. Die Größe der C. muß zu der Festung in richtigem Verhältniß stehen, so daß sie die Besatzung völlig aufnehmen und beschützen kann; ihre Lage muß an einem solchen Punkte der Festung gewählt werden, wo sie dem Feinde keinen leichten Angriff gewährt und ihn nöthigt, die Festung zuvor zu belagern, weshalb sie stärkere Werke haben muß, als die Festung selbst. Damit sie die Stadt gehörig bestreichen und beherrschen kann, muß sie auf der dominirendsten Stelle des Festungsterrains liegen; auch ist es nöthig, daß sie eine genügend große Esplanade habe und daß alle Hauptstraßen nach der C. in gerader Richtung laufen, damit sie von dieser aus bestrichen werden können.

Citadinen, leichtes Fuhrwerk in Paris, Einspänner, gewöhnlichster Gebrauch.

Citat (v. Lat.), bei schriftlichen oder mündlichen Vorträgen angeführte Stelle aus Schrif-

stellern, welche irgend einen Ausspruch bestätigen, erläutern oder weiter ausführen soll, als es eben im Zwecke des Vortragenden liegt. Citatenjagd treibt Derjenige, welcher mit einem Ueberfluß von Citaten und ohne inneren oder äußeren Grund prunkt, um sich in den Geruch außerordentlicher Belesenheit zu setzen. C.e tüchtiger Forscher werden überall mit Dank aufgenommen.

Citation (citatio), eine Verfügung des Gerichts, wodurch Jemand bestimmt wird, entweder in Person zu einer bestimmten Zeit vor dem ihm zuständigen Gericht zu erscheinen und einen Gerichtsakt vorzunehmen oder ihm beizuwohnen od. sich hierbei durch einen gehörig legitimirten Bevollmächtigten vertreten zu lassen. Ist diese C. von einem Gericht an Jemanden erlassen, der dessen Gerichtszwang nicht unterworfen ist, so muß er zwar der Ladung Folge leisten, kann aber in dem anberaumten Termine die Einrede des nicht zuständigen Gerichts vorschützen, dies aber auch wohl, wenn der Irrthum offenbar u. handgreiflich ist, sogar vor dem Termin in einem bloßen Schreiben vorbringen. Die C. ist entweder eine örtliche (Citatio ordinaria), welche in der Privatwohnung der Interessenten diesen notificirt und dem Adressaten selbst oder, falls er nicht zu Hause ist, seinen Angehörigen oder den in Brod und Lohn bei ihm Stehenden, nicht aber dem Pächter behändigt wird; oder eine außerordentliche (Citatio extraordinaria), worunter man jede andere Art und Weise versteht, wodurch die Interessenten benachrichtigt werden, zur Vornahme irgend eines Gerichtsakts zu einer bestimmten Zeit an Gerichtsstelle zu erscheinen. Dahin gehört: die sogenannte Realcitation, welche darin besteht, daß die Person, deren Erscheinen an Gerichtsstelle nothwendig ist, durch den Gerichtsdiener ergriffen und vor Gericht geführt wird. Sie findet vorzüglich im Kriminalprozeß Statt, seltener im Civilprozeß, in diesem vorzüglich in Wechselsachen beim Wechselschuldner, oder wenn die betreffende Person, die an Gerichtsstelle erscheinen soll, ein vagabundirendes Leben führt, der Flucht verdächtig ist, sich versteckt hält, bisweilen auch wenn sie ungehorsam ist. Zur außerordentlichen C. gehört noch die öffentliche, welche so geschieht, daß Jedermann mit ihr bekannt werden kann, und vorzüglich dann Statt findet, wenn der betreffende Interessent unbekannt ist, oder wenn er zwar bekannt, aber sein Aufenthaltsort unbekannt, z. B. wenn er ein böslicher Verlasser ist, aber auch dann, wenn er und sein Aufenthaltsort zwar bekannt ist, er aber sowohl, als seine Obrigkeit der Insinuation der Ladung auszuweichen suchen. Die öffentliche C. kann mündlich, z. B. durch Ausrufen auf öffentlichen Plätzen, oder auch durch Schrift, namentlich durch Zeitungen, geschehen; geschieht das Letztere, so nennt man sie Ediktalcitation. Was die ordentliche C. anlangt, so kann sie ebenfalls mündlich oder schriftlich geschehen. Erstere geschieht durch den verpflichteten Diener; sie greift vorzüglich Platz in geringfügigen Sachen, in Disciplinarsachen, in Injuriensachen, obgleich eine schriftliche Ladung in dem einen oder dem andern Falle nicht ausgeschlossen ist. Die schriftliche C. hat vorzüglich Statt im ordentlichen Prozeß und bei höher gestellten Personen, denen sie versiegelt übermacht wird. Die C. muß enthalten: die Bezeichnung der Sache, in der sie geschieht, die Zeit, zu welcher der Geladene erscheinen soll, den Ort, wo der Geladene zu erscheinen hat, wobei die Bezeichnung: „an gewöhnlicher Gerichtsstelle zu erscheinen" genügt. Auch muß da natürlich das Gericht genannt seyn. Sind in einer schriftlichen C. Mehre geladen und wird sie Jedem einzeln insinuirt, der darauf sein Präsentat zu bemerken hat, so heißt sie Umlauf, Kurrentladung, Patent. Rücksichtlich des Zwecks sind die C.en entweder monitorisch, wobei die Parteien von einem vorzunehmenden Gerichtsakt in Kenntniß gesetzt werden und es dabei ihrer Willkür anheim gestellt bleibt, demselben beizuwohnen oder nicht, so daß sie im Fall des Nichterscheinens kein Nachtheil weiter trifft, oder arktatorisch, wobei ihnen die Nothwendigkeit, zu erscheinen, um eine gewisse Handlung vorzunehmen, auferlegt wird. Diese arktatorischen C.en sind wieder entweder dilatorisch, wobei die nicht erschienenen Parteien weiter kein Nachtheil des Ungehorsams trifft, als die Kostentragung oder Erstattung (poena contumaciae generalis), allgemeine Nachtheile des Ungehorsams, ohne daß sie einen besondern Rechtsnachtheil in der Sache selbst erleiden; oder peremtorisch, wobei ihnen unter Androhung irgend eines Rechtsnachtheils das Erscheinen vor Gericht und Vernehmen einer Handlung anbefohlen wird, und wobei sie im Falle Ungehorsams nicht nur Kostentragung resp. Erstattung, sondern auch der angedrohte Rechtsnachtheil trifft, z. B. daß, wenn der Beklagte bei Strafe Eingeständnisses der Klage zu erscheinen und auf sie zu antworten vorgeladen, im Fall Nichterscheinens der Klage für geständig und überführt erachtet wird. Der Termin, zu welchem man durch die C. vorgeladen wird, darf nicht zu nahe angesetzt seyn, weil im entgegengesetzten Falle der Geladene durch die Ausflucht des zu engen Termins ihre Gültigkeit anfechten kann. In Sachsen ist dem Geladenen bei allen wichtigen Prozeßhandlungen in größeren bürgerlichen Streitsachen eine Frist von 45 Tagen zu gönnen, z. B. zum Erscheinen im ersten Güte- oder Verhörstermin, zur Einreichung des Beweises nach eingetretener Rechtskraft des Urtheils, zum Erscheinen in einem Schwörungstermine. Nach preußischer allgemeiner Gerichtsordnung soll die C. im ordentlichen Prozeß zum ersten Klagebeantwortungstermin eine Frist von 4—8 Wochen gestatten, den ferneren Terminen jedoch nur eine geringere Frist gestattet seyn. Im Wechselprozeß wird in der Regel die Frist auf 24 Stunden eingeschränkt, höchstens auf drei Tage ausgedehnt und nur dann nach Umständen noch mehr erweitert, wenn Jemand in seiner Eigenschaft als Rittergutsbesitzer oder als Generalpächter königlicher oder prinzlicher Aemter wechselmäßig belangt wird. Im österreichischen Prozeß findet bei schriftlichem Verfahren keine C. Statt, sondern die Klage wird dem Beklagten zur Erstattung seiner Einrede binnen 30, 45, 60 oder 90 Tagen, je nachdem derselbe sich im Orte des Gerichts, oder außerhalb desselben, in den deutschen Erblanden oder sonst wo in dem Gebiet der Monarchie befindet, zugefertigt.

Citato loco (lat.), an der angeführten Stelle; vgl. Citat.

Citatus (lat.), der vor Gericht Geladene.

Cité (franz.), Stadt, im Gegensatz zur Altstadt, Vor- oder Neustadt. La C., Seineinsel in Paris (s. d.).

Citeaux, s. v. a. Cisteaux, Cisterz; vgl. Cistercienser.

Citerior (lat.), in römischen Autoren Beiname solcher Länder, welche, in Beziehung auf Rom, diesseits eines Gebirgs oder Flusses lagen, z. B. Gallia, Hispania &c. citerior.

Cithäron, mächtiges Waldgebirg auf der Nordgrenze von Megaris und Attica gegen Böotien, ein vielbesungener Schauplatz alter Jäger- und Hirtensagen. Auf dem höchsten Gipfel, südwestlich von Platäa, der dem cithäronischen Zeus geheiligt war, wurden die dädalischen Feste mit großer Feierlichkeit begangen. Auf dem südlichen steilen Gebirgsabhange waren die Pässe Dryos Cephalä und von Phyle und verzweigte sich das Gebirg nach Attica und Megaris. Die nördlichen Abhänge sind weniger hoch, weil Böotien selbst Hochland war. Die südwestliche Fortsetzung des C. bildete das öneische Gebirg in Megaris, die östliche den Parnes. Die Höhen waren mit Tannen und Fichten, die Abhänge mit Eichen, wilden Oliven, Johannisbrodbäumen bestanden. Außer zahlreichem Wild aller Art sollen auch Löwen hier gehaust haben. Die Hauptgewässer, welche der C. entsendete, waren gegen Norden der Oëroë und der Asopus, auf der Südseite der Cephissus. Der C. umschloß auch den Geburtsort des Bacchus, Eleutheris, und war dem Gotte geheiligt; auch wurde Hebe (Cithäronia) hier verehrt.

Cithäron, böotischer König, von dem die launige Mythe geht, daß, als einst Juno und Jupiter, wie so oft, in häuslichem Unfrieden lebten, er Letzterem den guten Rath gegeben habe, die Eifersucht seiner Frau dadurch zu erregen, daß er ein vermummtes Holzbild zu sich auf den Wagen setze und thue, als sey es des Asopus Tochter Platäa. Wie man erwartet hatte, kam die von Eifersucht entflammte Göttin herabgerannt und enthüllte des Gemahls Begleiterin, stellte aber auch, als sie den Scherz erkannt, den Hausfrieden sogleich wieder her. Diesem fröhlichen Ereigniß verdankten die dädalischen Feste ihre Entstehung; der Berg Cithäron erhielt von diesem König den Namen.

Cithara (griech.), Zither, s. Lyra u. Leier.

Citharexylon (Geigenholzbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten oder Lippenblumen, große Bäume in Brasilien u. Westindien. C. caudatum *L.*, gemeiner Geigenholzbaum, ist ein 60 Fuß hoher Baum, in den Wäldern von Jamaika, mit graulicher Rinde, die in Fetzen wie Hanf herunterhängt, und in aufrechten Trauben vereinigten weißen, wohlriechenden Blüthen, dessen Holz zum Bau, namentlich auch zur Verfertigung der Geigen (daher der deutsche Name) verwandt wird. Auch wird der Baum seiner Schönheit wegen häufig auf Spaziergängen angepflanzt. Letzteres gilt auch von C. cinereum *L.*, grauer Geigenholzbaum, einem zierlichen, 25 Fuß hohen, in den Wäldern Westindiens einheimischen Baum mit Blüthen in hängenden Trauben.

Citharis, s. v. a. Cidaris.

Cither, s. Zither.

Citium, eine der neun alten Hauptstädte Cyperns, an der Südküste, 200 Stadien westlich von Salamis, im Alterthum groß und blühend durch Handel und Schifffahrt, den der wohlverwahrte Hafen begünstigte, hatte während der persischen Periode seine eigenen Könige und hielt während der griechischen Kämpfe viele Belagerungen aus. Mit Phönicien stand es fortwährend in eifrigem Verkehr. Historisch berühmt ist C. auch als Geburtsort des Philosophen Zeno und als Sterbeort des Helden Cimon. Neuerdings haben die Orientalisten ihr Augenmerk wieder auf C. gerichtet, seitdem Richard Pococke 1783 hier phönicische Inschriften auffand und publicirte.

Cito, citissime (lat.), schnell, aufs Eiligste zu besorgen, meist sehr vergebliche Aufschrift auf von Posten und privilegirten Boten zu besorgende Briefe.

Citoyen (franz.), Bürger. C.s der französischen Republik wurden durch ein Dekret der Nationalversammlung vom 22. August 1792 auch folgende Ausländer: die Nordamerikaner Washington, Hamilton und Maddison, der Pole Kosciusko, die Engländer Priestley, Bentham, Wilberforce und Clarkson, die Deutschen Campe, Klopstock und Schiller und der Schweizer Pestalozzi. Nach der gegenwärtigen französischen Verfassung wird jeder im Reiche geborene Mann mit dem 21. Jahre C., d. h. Staatsbürger, eine Ehre, zu welcher der Fremde erst nach zehnjährigem Aufenthalt in Frankreich gelangen kann. Die Frau des C. heißt Citoyenne.

Citra consequentiam (lat.), ohne Folge.

Citraga, ein religiöses, hieroglyphisches Zeichen, das die Indier mit rothem Sandelholz oder Asche von Kuhmist oder heiliger Erde auf Brust und Stirn malen, um die religiöse oder philosophische Sekte anzudeuten, zu der sie sich bekennen. Am Stoff der Farbe erkennt man den Gott, den man verehrt. Das Malen selbst wird jeden Tag nach den gewöhnlichen Abwaschungen unter Hersagung eigener Gebetsformeln vorgenommen.

Citratae conchae, s. Austern; vgl. Citronensäure.

Citrin, gelbgefärbter Bergkrystall, s. Quarz.

Citronat, s. Citrus.

Citrone, s. Citrus.

Citronenfalter (Citronenvogel, (Coleas rhamni *Fabr.*, Papilio rhamni *L.*), Schmetterlingsart aus der zur Familie der Tagfalter gehörigen Gattung Coleas, Gelbling, leicht kenntlich an den einfarbig gelben, beim Weibchen blassern Flügeln mit spitzer Ecke u. orangefarbenem Mittelfleck, findet sich in ganz Europa und vom Mai bis August häufig in Deutschland. Der Schmetterling überwintert häufig und kommt dann in den ersten Tagen des Frühlings hervor, um Eier zu legen. Die grasgrüne, mit weißen Seitenlinien und schwarzen Dupfen gezeichnete, einen Zoll lange Raupe lebt vom April bis

August auf den Blättern des Faulbaums und der Eiche.

Citronenkerne, s. Citrus.

Citronenkraut, s. v. a. Citronenmelisse, Melissa officinalis *L.*; s. v. a. Drachenkopf, Dracocephalum canariense *L.* und Dracocephalum Moldavica *L.*; s. v. a. Eberreis, Artemisia Abrotanum *L.*

Citronensäure (Acidum citricum), aus Sauerstoff und einem aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Radikal zusammengesetzte, im Pflanzenreiche sehr verbreitete, z. B. im Safte von Prunus Padus, Vaccinium Vitis Idaea und Oxycoccus, Solanum dulcamara, Ribes grossularia und rubrum, Prunus Cerasus, Fragaria vesca, Aconitum Lycoctonum, Asarum europaeum ꝛc., besonders aber im Safte der Citronen (Citrus medica) sich vorfindende Säure, welche zu den dreibasischen Säuren gehört und durch Zersetzung des citronensauren Kalks mittelst Schwefelsäure erhalten wird. Gewöhnlich nimmt man zur Zersetzung dieselbe Menge Schwefelsäurehydrat, als man Kreide zur Darstellung des citronensauren Kalks brauchte. Der citronensaure Kalk wird mit Wasser zu einem Brei angerührt und die Schwefelsäure nach und nach zugegossen, während man durch Erwärmen die Zersetzung beschleunigt. Nach beendigter Zerlegung filtrirt man die Flüssigkeit vom entstandenen Gyps ab, wäscht diesen gut aus und verdampft anfänglich über freiem Feuer bis zu ⅓ Volumen der Flüssigkeit, dann im Wasserbade bis zum Salzhäutchen, entfernt sie dann sogleich vom Feuer und läßt krystallisiren. Die angeschossenen gelben Krystalle werden durch mehrmaliges Umkrystallisiren und Behandeln mit Kohle gereinigt. Die C. bildet farblose, durchsichtige, regelmäßige rhombische Prismen von sehr saurem angenehmen Geschmack, welche in ihrem gleichen Gewicht Wasser löslich sind.

Citronensaft, s. Citrus.

Citronensaurer Kalk, ein Gemenge von basischen u. neutralen Salzen, das zur Darstellung der Citronensäure dient. In Sicilien u. Frankreich verwendet man hierzu meist den Saft von angefaulten Citronen; dieser wird sich selbst überlassen, wo er bald in Gährung geräth und vollkommen klar wird. Durch Filtriren trennt man ihn vom schleimigen Bodensatz, sättigt ihn in der Wärme mit Kreide, zuletzt mit Kalkmilch und wäscht den erhaltenen Niederschlag so lange mit heißem Wasser aus, als dieser sich färbt. Mit Vortheil wandte Tilloy auch den Saft der Johannisbeeren zur Darstellung des citronensauren Kalks an; dieser wird der Gährung überlassen, der Alkohol abdestillirt und die rückständige Flüssigkeit wie Citronensaft behandelt.

Citronenschalen, s. Citrus.

Citronenvogel, Tagfalter, s. Citronenfalter.

Citronenwasser, Wasser mit Citronensaft vermischt, häufig Krankengetränk; dann (Aqua citri) Getränk aus gepreßten Citronen, das in verschiedener Art u. mit allerlei Zusätzen bereitet zu werden pflegt. Eine Art des C.s ist auch das Cedratwasser, das in Frankreich aus gepreßten Cedratfrüchten bereitet wird; setzt man diesem Weingeist zu, so entsteht das barbadische Wasser.

Citrum (lat.), Holz von Citrusarten (s. Citrus), wurde von den luxuriösen Römern aus Mauritanien u. den uralten Wäldern des Atlas bezogen und zu Tempelthüren, Tafeln, Tischen ꝛc. verarbeitet und auch gebraucht, um Geräthe aller Art damit zu belegen. Besonders waren aber die vom Stamme seinem Durchmesser nach geschnittenen Scheiben (orbes) Gegenstand der Prachtliebe der römischen Großen und standen in ungeheuren Preisen. Solche Scheiben (oft 4 Fuß im Durchmesser) wurden von einer elfenbeinernen Säule getragen und daher auch Monopodia genannt.

Citrus (Orange, Citrone, Pomeranze, Agrumen, Citronenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Aurantiaceen oder Orangengewächse, charakterisirt durch den krugförmigen, drei- bis fünfspaltigen Kelch, die fünf- bis achtblätterige Blumenkrone mit 20—60 Staubgefäßen mit zusammengedrückten Staubfäden, die am Grunde mehr oder weniger in viele Bündel verwachsen sind, u. die beerenartige, 7—12fächerige, vielsamige, mit mehr oder minder saftigem Marke angefüllte Frucht, umfaßt schöne immergrüne Bäume u. Sträucher mit Achseldornen u. weißen, sehr wohlriechenden, einzelnen oder in kleinen Trauben stehenden Blüthen, von denen sämmtliche, ursprünglich aus Asien stammende Arten sowohl ihres ökonomischen, als officinellen Nutzens wegen und als häufig verbreitete Zierpflanzen vorzügliche Beachtung verdienen. Sie zerfallen in mehre Unterabtheilungen.

Die Orangen zeichnen sich durch einen mehr od. weniger geflügelten Blattstiel u. vielfächerige, rundliche, eiförmige, stumpfe, goldgelbe od. röthliche, dünnschalige Früchte aus. Hierher gehören: Citrus Aurantium *L.*, *Risso*, Pomeranzen- oder Orangenbaum, mit süßer Frucht, ein 20—40 Fuß hoher, aus Südasien stammender Baum, der seit den ältesten Zeiten in Kleinasien, Nordafrika und Südeuropa, sowie in neuerer Zeit in Westindien und dem tropischen Amerika in den vielfachsten Abänderungen der Früchte (die Urform scheint C. A. vulgaris, gemeine Pomeranze, mit dornigen Zweigen, etwas geflügelten Blattstielen und kugeligen, schwachnarbigen, röthlichgelben, sehr süßen Früchten, die in Südeuropa am längsten kultivirt wird, zu seyn; die bekannteste Varietät ist die Apfelsine [s. d.], C. A. sinensis, von der es auch eine Spielart mit rothem Fleische, C. A. haematosarcum, gibt) kultivirt ward und dessen Früchte mit erhabenen Oelbläschen bedeckt und dünnschalig sind und ein süßes, sehr saftiges Mark enthalten. C. Bigaradia *Poit.* et *Risso*, C. vulgaris *Risso*, C. Aurantium *Bot.*, Bigaradienbaum, Pomeranzen- oder Orangenbaum mit sauren und bittern Früchten, mit minder hohem Stamm, breiten geflügelten Blattstielen, größeren Blüthen von stärkerem Wohlgeruch u. Früchten von gleicher Gestalt mit der süßen Pomeranze, aber mit unebener Schale und mehr oder minder saurem od. bitterem Marke, aus Asien und Südeuropa, ist ein ebenfalls in zahlreichen Varietäten (von denen sich C. sinensis *Risso*, C.

japonica *Thunberg*, Zwergpomeranze, mit kleinem Stamm und kugelförmigen, kleinen, an beiden Enden flachen, röthlichgelben, sauren und bittern Früchten, und C. sinensis myrtifolia *Risso*, myrtenblätterige Pomeranze, ebenfalls mit niedrigem Stamm, kleinen, zugespitzten steifen Blättern und kleinen, kugeligen, röthlichgelben, schwach sauren und bittern Früchten, vorzüglich als Zierpflanzen im Zimmer eignen) kultivirter Baum. C. Bergamia *Poit.* et *Risso*, C. Bergamotta *Hort.*, Bergamottenbaum, Bergamottenorange, mit dornigen oder unbewehrten Zweigen, geflügelten Blattstielen, kleinen, sehr wohlriechenden Blüthen und mittelgroßen, birnförmigen oder niedergedrückten, wulstigen Früchten, mit glatter blaßgelber Schale, vertieften Bläschen und säuerlichem Marke von sehr angenehmem Wohlgeruch, wird in Asien, Südeuropa u. Westindien häufig kultivirt, u. zwar ebenfalls in mehren Varietäten, wovon C. mellarosa, Mellarosabergamotte, die ein sehr wohlriechendes Oel und besonders wohlschmeckende Konfituren liefert, die wichtigste ist.

Man benutzt folgende Theile bald von sämmtlichen, bald von einzelnen der zu den Orangen gehörigen Arten. Die Blätter, Folia Aurantiorum s. Aurantii s. Citri Aurantii s. Naphae, haben einen angenehm balsamischen Geruch u. gewürzhaft-bitterlichen Geschmack, den sie, mit heißem Wasser übergossen, dem grünen Thee mittheilen. Man schreibt ihnen beruhigende Wirkungen zu. Die Droguisten führen sie für die Apotheken, Likör- und Parfümeriefabrikanten. Die Blüthen, Orangen-, Oranien- oder Pomeranzenblüthen, Flores Aurantiorum s. Aurantii s. Naphae, haben den bekannten Wohlgeruch u. einen gewürzhaft-bitterlichen Geschmack. Gegen 100 Pfund frische Blüthen geben 25 Pfund trockene; sie kommen häufig gesalzen in den Handel (2 Theile Blüthen und 1 Theil Salz) und werden zur Bereitung des Pomeranzenblüthenwassers benutzt; außerdem enthalten sie ein von dem der übrigen Theile verschiedenes ätherisches Oel. Das Pomeranzenblüthenwasser, Aqua florum Aurantii, Aqua Naphae, wird vorzüglich in Frankreich bereitet und ist Wasser mit rohem, kohlensaurem Kali über Pomeranzenblüthen abgezogen; man gewinnt von 2 Pfund frischen oder 3 Pfund gesalzenen Blüthen, denen 1 Unze Kali zugesetzt wird, 10 Pfund klares Wasser. Der Verbrauch desselben als Parfümerie, dann auch, um vielen Speisen einen angenehmen Geschmack zu geben, sowie in der Medicin, ist sehr groß. Bei der Anwendung setzt man einen gleichen Theil destillirten Wassers zu. Neuerlich haben die französischen Droguisten ein sogenanntes dreifaches in den Handel gebracht, bei dem man zwei Theile zusetzt. Versendet wird es von Frankreich aus in kupfernen Flaschen (ballons), die den eigenthümlichen Namen Estagnons führen und 20—40 Pfund Wasser fassen. Das ächte Pomeranzenblüthenwasser hat im guten Zustande die dasselbe auszeichnende Eigenheit, daß es durch Schwefelsäure oder koncentrirte Salpetersäure rosenroth gefärbt wird. Das in den Pomeranzenblüthen enthaltene ätherische Oel, Oleum Neroli s. Nerali s. Naphae s. Florum Naphae s. Florum Aurantiorum s. Essentia Neroli, Pomeranzenblüthenöl, Orangenblüthenöl, Neroliöl (von dem Erfinder, dem Italiener Neroli), Nerolessenz, hat man in zwei Sorten. Die vorzüglichere, das Portugalneroli, aus Apfelsinenblüthen, ist gelblich und wird später braun; 100 Pfund frische Blüthen von Nizza geben 5 Unzen dieses Neroli's. Die zweite Sorte, Néroli pétales oder Néroli bigarade, Oleum Neroli bigara, wird vorzüglich aus den Blüthen der großfrüchtigen Bigarade (Citrus Bigaradia macrocarpa) gewonnen, ist anfangs weiß oder strohgelb, später röthlich, ziemlich dünnflüssig u. von sehr lieblichem Geruch und Geschmack (ersterer nach den Blüthen, letzterer schwach bitterlich), röthet Lackmuspapier nicht und wird durch Salpetersäure rothbraun und geruchlos. 100 Pfund frische Blüthen von Nizza geben 5 Unzen 7 Drachmen; 600 Pfund deutsche Blüthen geben frisch kaum eine Unze. Was die deutschen Apotheken aus Frankreich als Neroli erhalten, ist entweder mit Pomeranzenblüthen digerirtes Bergamottöl oder ein entweder aus Pomeranzen- oder aus Apfelsinenblättern destillirtes Oel, welches stark verbraucht wird. Die Pomeranzenblüthenöle waren früher officinell, jetzt werden sie zwar noch in den Apotheken geführt, aber nur zu Parfümerien und zu Likören angewendet. Die sehr bittern unreifen Früchte, Fructus Aurantiorum immaturi s. Aurantium viridium, Poma s. Mala immatura Aurantii, Mala aurantia viridia, Aurantia s. Mala curassaviensia, Poma curassavica, unreife oder grüne Pomeranzen, Pomeranzenäpfelchen, werden, wenn sie von den Bäumen abfallen, gesammelt und getrocknet, wobei sie bisweilen zu einer solchen Festigkeit gelangen, daß sie sich drechseln lassen. Sie sind außen graubraun bis braungrün, innen heller, erbsen- bis kirschgroß, kugelrund, glatt mit einzelnen, ganz kleinen Vertiefungen, wo die vertrockneten Oelbläschen liegen. Sie riechen angenehm gewürzhaft und schmecken bitter gewürzhaft. Man gebraucht sie zu Likören und (wiewohl selten) in der Medicin, gedrechselt zu Rosenkränzchen. Die Schalen der reifen Früchte, Cortex Aurantiorum s. Arantiorum s. Pomorum Aurantiorum s. Fructuum Aurantii, Pomeranzenschalen, Orangenschalen, erhält man, indem man die Früchte frisch schält und die Schale in 4—8 Stücke zerschneidet, die dann eine elliptische, an beiden Enden spitzig zulaufende Gestalt haben. Häufig hängen sie noch zu 4 beisammen (Cortex Aurantiorum in quarto). Außen sind sie dunkel- oder bräunlichgelb, mit vielen kleinen Vertiefungen versehen, die durch das Eintrocknen der Oeldrüsen entstehen. Auf der innern Seite befindet sich ein weißes schwammiges fast geschmackloses Mark, das man entfernt, indem man die Schalen in lauwarmem Wasser weicht und dann dasselbe mit einem Messer ausschneidet. Durch das Ausschälen vermindert sich die Masse von 100 bis auf 48. Die vom Marke befreiten Schalen werden Flavedo Corticum Aurantiorum genannt. Eine sehr geschätzte Sorte sind die Curassaoschalen, Cortices Aurantiorum curassaviensium, die von einer auf der westindischen Insel Curassao kultivirten Abart stammen und häufig in den Handel

gebracht werden. Sie sind dünner, gewöhnlich etwas größer, außen braungelb, graubraun, oder grünlichgrau; enthalten auf der Innenseite wenig Mark und sollen von den unreifen Früchten geschält werden. Der wirksame Gehalt der Pomeranzenschalen ist theils ein ätherisches Oel, theils ein kräftiger Extraktivstoff. Häufig kommen unter denselben Apfelsinenschalen vor, welche etwas heller u. nicht bitter sind. Im Allgemeinen werden die Pomeranzenschalen wie die Blätter angewendet. Süddeutschland bezieht sie besonders aus Sicilien, Norddeutschland aus Spanien. Auch mit Zucker eingemachte Pomeranzenschalen (conditum aurantiorum) kommen in den Handel. Werden getrocknete Pomeranzenschalen mit Wasser destillirt, so erhält man das Pomeranzenschalenöl, Oleum corticum aurantiorum s. Oleum cortic. aurant. destillatum s. aethereum. Es ist frisch ganz weiß, wird später gelblich (nicht braun) und dicklich und ist von 0,840—0,845 specifischem Gewicht. Zehn Unzen Schalen geben eine Drachme Oel. Es dient seines geringen Preises wegen zur Verfälschung des Citronenöls. Das Pomeranzenschalenöl aus frischen Schalen, Pomeranzenessenz, Portugalöl, Oleum aurantiorum corticum, wird gewonnen, indem man durch Auspressen, wie beim Citronenöl, die Oelbläschen auf der Außenseite der weißen Pomeranzen entleert. Es ist schwach gelblich, anfangs nicht hell, von angenehmem Geruche, der zwischen destillirtem Pomeranzenschalenöle und Bergamottöle in der Mitte steht, ziemlich dünnflüssig und von 0,888 specif. Gewicht. Es wird mit der Zeit heller, dicker u. setzt etwas Bodensatz ab, kommt mit destillirtem Pomeranzenschalenöl, Alkohol und gereinigtem Terpentinöl verfälscht vor und wird hauptsächlich zur Versetzung des ächten Bergamottöles angewandt. Das Bergamottöl, Bergamottessenz, Oleum s. Essentia Bergamottae s. Oleum pomorum Bergamottae s. Oleum de Bergamo, wird auf gleiche Weise wie das vorige und das Citronenöl aus den reifen Früchten der Bergamotte gewonnen, ist gelblich, gelblichgrün oder gelblichbräunlich, etwas trüb, ziemlich dünnflüssig, wird aber später ganz hell und dicker. Der Geruch ist eigenthümlich angenehm, wie Bergamottpomeranzen, der Geschmack bitterlich, das specifische Gewicht nach Lewis 0,888, nach Martius 0,8737; es röthet Lackmuspapier nur schwach. Man verfälscht es häufig mit Alkohol und vermischt es mit andern Pomeranzenölen. Es dient in der Medicin, um äußerlichen Mitteln einen Wohlgeruch zu geben, wird von Likör- und Parfümeriefabrikanten stark angewendet und soll an manchen Orten benutzt werden, um ordinären Theeblättern einen bessern Geruch zu geben. In den Handel kommt es in großen blechernen oder kupfernen Flaschen (Ramieren), wird nach Pfunden verkauft und in Quantitäten aus Kalabrien und Sicilien über Nizza, Genua, Venedig, Messina, Livorno, Triest und Neapel bezogen. Auch Grasse in Frankreich versendet Bergamottöl. Die frischen Früchte der Pomeranzen, besonders der süßen und der Apfelsinen, sind in ihrer Heimath nicht nur ein gesundes, kühlendes Nahrungsmittel, sondern auch ein wichtiger Gegenstand des Ausfuhrhandels. Die Verpackung geschieht in Kisten oder in Körben; Genua hat 400, die Gegend am Gardasee 500—550, Portugal und Spanien 1000 in ganzer und 500 Stück in halber Packung. Die Azore Terceira führt in guten Jahren 20—25,000 Kisten aus; Majorka producirt jährlich 30,000,000 Stück. Der Verkehr damit dauert auf dieser Insel vom Anfange des November bis Ende Juni; $^2/_3$ davon werden zu dem Werthe von 300,000 Franken ausgeführt; hierbei sind noch nicht einmal die von Soller und der Umgegend gerechnet, die meist nach Frankreich gehen. Minorka und Iviza führen auch aus, doch letztere mehr Citronen. In Portugal sind die von Setuval die besten; es gehen ganze Schiffsladungen davon ins Ausland. Auf Sicilien versenden Palermo, Messina, Catanea, in Neapel Reggio und Gallipoli, in Nizza Mentone, in Spanien Malaga und Valencia. Triest führte 1837 11,800 Kisten aus. Gewöhnlich werden sie bei der Angabe des Handels mit unter Orangeriefrüchten begriffen. So erzeugten 1837 auf der Insel Kandia die beiden Distrikte Canea und Retimo 17,000,000 Stück Agrumen, d. h. Orangeriefrüchte überhaupt, und führten davon 980,000 Stück aus. Die Einfuhr der Orangeriefrüchte hat man in England für 1829 auf nicht weniger als 212,756,000 Stück berechnet, wovon der dritte Theil in und um London allein verbraucht wird. Besonders wichtig ist auch der Handel mit Apfelsinen (s. d.).

Die Citronen haben einen meist ungeflügelten Blattstiel, länglich-ovale, große, warzige oder gefurchte, sehr dickrindige Früchte mit weichem Fleische und saurem Marke. Als wichtigste Arten sind zu nennen: C. medica *L.*, *Risso*, Citronenbaum, Cedratbaum, ein schöner Baum mit kurzen, steifen Zweigen mit oder ohne Dornen, gezähnten, spitzigen Blättern, auswendig etwas violeten Blüthen und ellipsoidischen, an beiden Enden in eine kegelförmige Warze ausgehenden Früchten, ist ursprünglich im wärmern Asien einheimisch und wird daselbst, sowie in Afrika seit den ältesten Zeiten und seit 1800 Jahren auch in Südeuropa, seit späterer Zeit auch in Westindien und Amerika häufig und in vielen Varietäten kultivirt. In den kälteren Ländern von Europa baute man zu seiner Aufnahme große Gewächshäuser und trieb in der frühern Zeit mit zahlreichen Sammlungen von Citronen- und Orangenbäumen (Orangerien) großen Luxus. Noch jetzt bildet er eine der schönsten Zierden größerer Gewächshäuser. In seiner Heimath erreicht er eine Höhe von 30—60 Fuß und bildet sich zu einer großen, vielästigen Krone aus. C. Limonum *Risso*, C. medica Limonum *L.*, *Ferrari*, Limonenbaum, Limone, ein Baum mit dünnen, bisweilen dornigen Zweigen, eirund-länglichen, schön grünen Blättern, auswendig purpurröthlichen Blüthen und eiförmig-länglichen, selten runden, am Ende zitzenförmigen, glatten oder runzelig-gefurchten, schön gelben Früchten mit vertieften Oelbläschen und saftigem, saurem, aber schmackhaftem Mark, wird in Asien, in den europäischen Ländern um das Mittelmeer in zahlreichen Varietäten häufig kultivirt. Die Früchte, in Deutschland auch gewöhn-

lich Citronen genannt, werden in heißen Ländern zur Erfrischung genossen. C. Lumia *Poit.* et *Risso*, C. medica var. *L.*, Lumie, Lumienbaum, ein Baum mit schön grünen Blättern, auswendig purpurrothen Blüthen, eirund-länglichen Früchten mit erhabenen Oelbläschen und süßem, nur bei einigen Varietäten saurem Mark, wird in Südeuropa, besonders in Italien in mehren Varietäten kultivirt; scheint durch die Kultur aus voriger Art entstanden, wird daher von mehren Botanikern auch nur als Abart derselben aufgeführt. C. Limetta *Risso*, Limettenbaum, süße Limone, ein Baum mit aufsteigenden Zweigen, kleinen, weißen Blüthen, eiförmigen oder rundlichen, blaßgelben, am Ende zitzenförmigen Früchten mit vertieften Oelbläschen und säuerlichem Mark, wird in Asien, in Italien und andern südeuropäischen Ländern ebenfalls in mehren Varietäten kultivirt. C. Peretta *Risso*, C. Limonum Peretta, Perettenbaum, ein zierlicher Baum mit dornigen Zweigen, keilförmigen, gezähnten, stachelspitzigen Blättern und birnförmigen, oft mit dem bleibenden Griffel gekrönten, säuerlichen Früchten, stammt aus Asien und wird in Südeuropa in Varietäten häufig kultivirt.

Folgende Theile werden zum Theil ohne Unterschied von allen genannten Citronenarten, zum Theil nur von einzelnen bestimmten derselben angewendet. Die Blätter, Folia Citri, Citronenblätter, wirken tonisch und krampfstillend, werden aber außer zu aromatischen Bädern kaum noch angewendet. Die Früchte des eigentlichen Citronenbaums (Citrus medica), die seltner nach Deutschland gebracht werden, benutzt man hauptsächlich zur Bereitung des Citronats oder der Succade, Confectio carnis, Citri s. Succada s. Citronata. Es ist die unreife, daher grüne, mehrentheils mit Zucker eingemachte Schale der großen, süßen Citronen. Die Waare muß hornartig durchscheinend, trocken, auf der einen Seite grün, auf der andern vom Zucker weiß seyn und keine schwarzen Flecken haben. Gewöhnlich kommt der Citronat in zerlassenem Zucker zu uns, also feucht, und heißt dann vorzugsweise Succade, wiewohl man häufig auch den trockenen, kandirten, so nennt. Auf den Preiskuranten der Droguisten heißt er auch Caro Citri. Er wird von Italien (Genua, Messina, in Kisten zu 240—250 Stück) u. Spanien (Malaga) versendet. Man benutzt ihn hauptsächlich als Konfitur, in der Medicin jetzt fast nicht mehr. Die in Deutschland fast durchgehends unter dem Namen Citronen vorkommenden Früchte des Limonenbaums (Citrus Limonum), die eigentlichen Limonen, Fructus s. Mala s. Poma Citri, Mala citrea, Baccae Citri medicae, haben eine vielseitigere Anwendung. Man benutzt von ihnen die Citronenschalen, in Hamburg Limonenschalen, Cortices Citri s. Limonum, die auch, wenn man sie von der innern Markschicht befreit hat, Flavedo Citri s. Flavedo Corticum citri genannt werden. Sie sind getrocknet runzelig, mit kleinen Grübchen versehen, die von eingetrockneten Oelbläschen herrühren, bräunlichgelb, auf der innern markigen Seite schmutzig weiß, enthalten ätherisches Oel und bittern Extraktivstoff und wirken mild tonisch und flüchtig erregend, daher man sie bei Verdauungsschwäche, wiewohl nur selten, anwendet. Am häufigsten werden sie von den Likörfabrikanten verbraucht. Die frischen, helleren sind den alten, dunkleren vorzuziehen. Sie kommen getrocknet ballenweise oder in Kisten, die mit Papier ausgelegt sind, gewöhnlich an Fäden gereiht, von den gewöhnlichen Bezugsorten der Citronen in den Handel. Ein häufig benutzter Bestandtheil der Limonen ist der Citronen- oder Limonensaft, Succus Citri s. Limonum s. Limoniorum. Man erhält denselben gewöhnlich so, daß man an 600 geschälte Früchte in einen dehnbaren Binsenkorb thut, gegen 10 solcher Körbe aneinandersetzt und sie zusammen unter die Presse bringt. Zuerst ist der Saft trübe, man läßt ihn daher sich setzen und gießt den klaren dann auf Fässer und in Flaschen. Er ist gelblich, schmeckt und riecht angenehm sauer und hat ein specifisches Gewicht von 1,03 — 1,06. Aufbewahrt wird er an kühlen Orten. Um die Luft von ihm abzuhalten, darf man kein Oel darauf gießen, denn dieses wird leicht ranzig und ertheilt dem Safte einen unangenehmen Geschmack und Geruch. Auf Sicilien wird er von Ende November bis in den März gepreßt. Der, welcher in großen Gebinden in den Handel kommt, wird zum Theil mit Branntwein oder Spiritus und in Ostindien mit Rum versetzt, um ihn zu serviren. Verfälscht wird er mit Essig, Salpetersäure, Salzsäure, Schwefelsäure und Weinsäure. In der Medicin wird er als kühlendes und eröffnendes Mittel gebraucht, außerdem auch häufig bei Speisen und Getränken, ferner in der Färberei und in den Seifensiedereien, auch als vortreffliches Mittel zur Vertilgung von Eisenflecken angewandt. Die Bezugsörter des Citronensaftes sind die der Citronen; am meisten versendet Messina, und zwar nach Salmen, jede etwa zu 168 Pfund. Die Versendung geschieht in ganzen und halben Pipen, Krügen und Flaschen. Der Citronensaft enthält eine eigenthümliche Säure, die Citronensäure, Acidum citricum, welche 1784 von Scheele entdeckt wurde und sich auch in andern sauern Pflanzensäften befindet (s. Citronensäure). Sie findet nicht nur zur Bereitung kühlender Getränke, sondern auch in der Färberei häufige Anwendung. Früher wurde sie von den Chemikern im Kleinen aus dem im Handel vorkommenden oder frisch gepreßten Citronensafte bereitet. Jetzt stellt man dieselbe aber auch in Italien selbst im Großen, in wasserhellen Krystallen von angenehm saurem Geschmacke dar, welche an der Luft unveränderlich sind und deshalb leicht sehr lange aufbewahrt werden können. Durch Anwendung verschiedener mechanischer Mittel, besonders durch das sehr zeitraubende Ausdrücken der frischen Citronenschalen an einer Glastafel, unter welcher ein Trichter angebracht ist, oder auch durch das Rollen der Citronen auf Bretern, die mit kleinen eisernen Stacheln besetzt sind, wodurch die Oelbläschen geöffnet werden, erhält man das Cedro- oder Citronenöl, Oleum de Cedro, Oleum Cedro, Essentia de Cedro. Es ist blaßgelb, trübe und wird selbst durchs Alter schwer hell, hat einen feinen Citro-

nengeruch und einen bitterlichen, den Citronenschalen ähnlichen Geschmack; anfangs ist es ziemlich dünnflüssig und wird erst nach mehren Jahren dickflüssiger. Sein specifisches Gewicht ist 0,8517, nach Martius 0,8609. Es besteht aus 88,47 Kohlenstoff und 11,53 Wasserstoff. Gebraucht wird es in der Medicin, zu Parfümerien, Liqören und Fleckwasser. Das meiste kommt aus Italien und Südfrankreich in blechernen Büchsen oder gläsernen Flaschen. Man erhält das Citronenöl auch durch Destillation der frischen Schalen, Oleum Citri destillatum, Oleum Corticum Citri; es riecht stark citronenartig und ist wasserhell, wird aber mit der Zeit bitter. Eine Abart des Citronenöls ist das sogenannte **Cedratöl** oder **Cedraöl**, Oleum de Cedrat, welches schwach gelblich, hell, durchsichtig, dünnflüssig ist, nach Citronen und Pomeranzen riecht und bitter kampherartig schmeckt. Es röthet Lackmuspapier nur schwach und hat nach Martius ein specifisches Gewicht von 0,869. Von der **Limette** oder süßen Limone, Citrus Limetta, erhält man das **Limettöl**, Oleum Limottae, welches viel Aehnlichkeit mit dem Bergamottöl hat, aber noch feiner riecht, brennend bitter und lang anhaltend kampherartig schmeckt, Lackmuspapier röthet und nach Martius ein specifisches Gewicht von 0,931 besitzt. Sonst waren auch die **Citronensamen** oder **Citronenkerne**, Semen Citri s. Limonum s. Mali citrei, die bitter schmecken und tonisch wirken, zuweilen, besonders gegen Würmer, in Anwendung. In Westindien wird die Wurzelrinde als kräftiges, fiebervertreibendes Mittel benutzt.

Die Haupternte der Citronen und der verwandten Sorten, als Lumien, Limetten, Peretten rc., fällt im südlichen Europa in die Zeit vom September bis December; sie liefert die beste und haltbarste Waare, d. h. die Citronen der **ersten Blüthe**. Die Citronen der **zweiten Blüthe** werden vom Januar bis Mai gesammelt; die der **dritten** oder die **Herbstcitronen** (Limoni verdami) vom Juni bis September. Diejenigen, welche mit versendet werden sollen, werden, um sie haltbarer zu machen, unreif abgenommen. Sie werden hierauf reihenweise in Kisten gelegt, die man mit Sägespänen (auf Malta mit denen von Eschenholz) ausfüllt. Oft wickelt man außerdem jede noch in weiches Papier. Die aus Italien nach Frankreich gehenden Kisten mit 550 Stück in 6 Lagen (Corsi) heißen Casse all' Lyonese, die nach Deutschland bestimmten mit 700 — 750 Stück in 7 Lagen Casse alla Tedesca, die noch nördlicher gehenden mit 400 — 450 Stück Casse alla Fiandria. Oft werden 4 Kisten in einen Ballen zusammengepackt. Die nach dem Norden von Europa zu versendenden werden in Botzen, Triest, Wien u. Prag umgepackt und mit Baumwolle gegen den Frost umgeben. Mehre Kisten spündet man auch in große Fässer. Nicht häufig kommen eingesalzene, sogenannte **Pökelcitronen**, nach dem Norden. Aufbewahrt werden die frischen Citronen an kühlen Orten, wo kein Luftzug ist. Da sie dennoch dem Schimmeln und Faulen sehr leicht unterworfen sind, so legt der vorsichtige Kaufmann nie mehr auf das Lager, als er binnen Kurzem an seine Kunden abzusetzen gedenkt, und verschreibt lieber öfters frische Waare. Skio sendet Citronen nach der europäischen Türkei; Italien, vorzüglich Messina und Genua, nach Frankreich, der Schweiz, Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland; Wälschtyrol nach Deutschland, meist durch Hausirer. In Spanien versendet hauptsächlich Malaga, und zwar Sommerfrucht in Kisten von 1000 — 1500 Stück, haltbar, mit fleckenloser Schale, und Winterfrucht, nicht lange haltbar, mit fleckiger Schale, in Kisten von 500—700 Stück, vorzüglich nach Holland, England u. Deutschland; Portugal (bittere und schlechtere Waare) nach dem Norden mit sicherem Absatze, weil es die frühesten sind; die Azoren und Westindien in Zucker eingemachte nach Frankreich. In Hamburg nennt man alle aus dem Mittelmeer kommenden, besonders die von Genua, **stratsche** Citronen, weil sie die Straße von Gibraltar passirt haben.

Die **Pompelmuse** sind durch stark geflügelte Blattstiele, stumpfe und ausgerandete Blätter und sehr große runde Früchte mit schwammigem, süßem, meist nicht schmackhaftem Fleische charakterisirt. Hierher gehört: C. decumana *L.*, C. Pompelmos *Poit.* et *Risso*, **Pompelmus**, **Pumpelmus**, **Pompelmusbaum**, ein hinsichtlich der Gestalt dem Pomeranzenbaum ähnlicher Baum, mit großen, an einem breitgeflügelten Stiel sitzenden Blättern, sehr großen, weißen Blüthen und großen, oft 10—14 Pfund schweren, kugeligen oder plattbirnförmigen Früchten mit dicker, glatter, mit Oelbläschen besetzter Schale, weißem, schwammigem Fleische und grünlichem, nicht sehr saftigem Mark von mildem, wässerigem, aber nicht sehr angenehmem Geschmacke, ist in Ostindien einheimisch und wird in Westindien und Südeuropa in mehren Varietäten kultivirt. In Ostindien werden die Früchte nur roh, gewöhnlich zum Nachtisch, mit Wein und Zucker genossen. Sie sind auch auf Seereisen ein gutes Erfrischungsmittel und halten sich, wenn sie vorsichtig vom Baume abgenommen und im Schiffe aufgehängt werden, sehr lange. Das Holz des Baumes ist hart, blaßgelb, gut zu allerhand Werkzeugen. Die abgeschälten und abgekochten Früchte, die dann mit Zucker eingemacht werden, liefern eine Art Citronat.

Ueber die **Kultur der Citrusarten** in deutschen Gewächshäusern (Orangerien) ist Folgendes zu bemerken. Die Orangenbäume lieben sämmtlich eine fette, weder zu leichte, noch zu schwere bündige Erde, in welcher alle Theile gut verweset sind. Gute Mischungen sind: 3 Theile fette Rasen- oder Grabelanderde, 1 Theil Lauberde u. 1 Theil Flußsand; oder 2 Theile schwarze, im Jahr vorher gut gedüngte, einige Male mit Mistjauche begossene und wohl umgearbeitete Grabelanderde und 1 Theil Laub- oder andere leckere Dammerde; oder fetter, schwarzgründiger Rasen, 4 — 6 Zoll tief ausgestochen, mit $^1/_3$ reinem Kuhlager und $^1/_3$ Sand vermischt, völlig vererdet und nicht zu fein gesiebt. Als Dünger ist zu empfehlen: im Frühjahre frischer Hühner-, Schaf- oder Kuhdünger (ohne Stroh), wozu auch

etwas Ofenruß gemischt werden kann, oder Malzkeime, nach Verhältniß der Gefäße 1—2 Zoll hoch auf die Oberfläche der zuvor aufgelockerten Erde gelegt. Auch ist ein, vom Mai bis August einige Male wiederholter starker Guß von Hornspängallerte mit Wasser verdünnt, oder von Malzkeimwasser, oder von einem dünnflüssigen Brei von aufgelöstem Schaf- und Kuhdunger mit etwas Ruß schwachen Bäumen sehr zuträglich. Die neue Guanodüngung darf nur vorsichtig angewendet werden, ist aber im rechten Maße von großer Wirkung. Durch zweckmäßige Düngung erlangen die Blätter ein dunkleres Grün, der Wuchs wird üppiger und die Früchte werden größer, dünnschaliger und wohlschmeckender. Sind die Bäume im Frühling ins Freie gebracht, so nimmt man nach dem Rande zu die alte Erde nach der Größe der Gefäße 1—6 Zoll tief hinweg und ersetzt sie durch frische, doch nur bei denen, die nicht verpflanzt worden sind. Im Winter verlangen die Orangeriebäume einen hellen, trockenen und luftigen Standort, der gegen eindringenden Frost sowohl, als gegen zu starke Ofenwärme geschützt ist. Werden sie zu warm gehalten, so übertreiben sie sich, wodurch sie ihre Kräfte vor der Zeit erschöpfen und keine Früchte liefern. So lange sie im Winterquartiere stehen, muß man ihnen, besonders im Herbste und Frühling, bei einigermaßen milder Witterung, wenn auch nur täglich in der Mittagszeit, frische Luft zukommen lassen und sie zugleich, um die Vegetation nicht zu früh zu wecken, nur mäßig begießen. In der ersten Woche des Juni, wenn keine Nachtfröste mehr zu fürchten und die Bäume durch fleißiges Lüften und Oeffnen der Fenster bei Tag und Nacht dazu vorbereitet worden, werden sie an einem beschützten, warmen, doch nicht zu sonnenheißen Orte ins Freie gebracht. Im Freien blühen sie reichlicher und setzen auch weit mehr Früchte an, als im Zimmer, wo es ihnen an Luft mangelt. In der Mitte oder gegen Ende Septembers bringt man sie an einem heitern, trocknen Tage wieder ins Winterquartier und läßt, so lange es die Witterung gestattet und die Nächte nicht Frost fürchten lassen, Tag und Nacht die Fenster offen. Die Wintertemperatur ist 1—5° Wärme; jedoch lieben Citronen, Limetten, Lumien und Limonen (obgleich sie auch mit dieser Temperatur vorlieb nehmen) etwas mehr Wärme, 4—8° R., und vor allen einen trocknen, hellen Standort im Zimmer oder Gewächshause. Das **Verpflanzen** geschieht im April und Mai und nur dann, wenn die Gefäße ganz vollgewurzelt sind. Man beschneidet die Wurzeln etwas, lockert die Außenseite des Ballens auf und pflanzt die Bäume dann in etwas größere Gefäße, welche auf dem Boden zuvor mit einer mehr oder minder hohen Lage von zerschlagenen Topfscherben, klein zerschnittenen Rasenstücken und harten Torfbröckchen versehen sind. Nach dem Umpflanzen wird mäßig gegossen und einige Zeit hindurch die Mittagssonne abgehalten. Kleinere Exemplare werden alle 2, größere alle 3—5 Jahre einmal umgepflanzt. Im Winter ist den Orangenbäumen nichts schädlicher, als zu viele Feuchtigkeit; man muß sie daher zu der Zeit, wo sie nicht im Wachsthum stehen, nur sehr mäßig begießen, aber auch nicht so wenig, daß der Ballen austrocknet. Wenn sich die Blätter ohne zu brechen an der Spitze flach umbiegen lassen, oder die Erde oben etwa ⅛ der Tiefe ausgetrocknet ist, dann muß mäßig Wasser gegeben werden, welches nicht eiskalt ist, sondern die Temperatur des Hauses hat. Uebrigens muß sich das Begießen nach der Jahreszeit, der Witterung und dem Zustande der Pflanzen richten. Auch hüte man sich, das Wasser beim Begießen an den Stamm zu bringen; die Erde muß daher in den Töpfen und Kübeln jederzeit nach dem Rande zu etwas abhängen oder es muß eine kreisförmige Furche gezogen werden zur Aufnahme des Wassers. Im Sommer, besonders während der Blüthezeit und der Ausbildung der Früchte darf das Begießen bei trockenem Wetter nie versäumt werden; es geschieht dann Abends oder am Morgen, wenn die Erde von der Sonne nicht mehr warm ist, so reichlich, daß das Wasser unten durch die Abzugslöcher dringt. An warmen, heitern Sommerabenden und im Frühling bei heiterem Wetter, wenn die Bäume noch in den Häusern stehen und die Fenster auch Nachts offen bleiben, ist das Ueberspritzen mit reinem Wasser dem Wachsthume sehr gedeihlich. Im Winter und bei anhaltend nasser Witterung muß die Erdoberfläche bisweilen aufgelockert werden. Sämmtliche Arten und Varietäten werden durch Okuliren, Kopuliren und Pfropfen auf junge Citronenstämme (weil diese einen stärkern Wuchs haben), im Nothfall auf Apfelsinenstämme, sowie auch durch Stecklinge (unter Glocken und im Warmbeete) vermehrt. Die Stämmchen zieht man aus Kernen, die man im Frühling zeitig in ein warmes Mistbeet steckt, oder in Töpfe, die man in ein Lohbeet oder ins warme Zimmer stellt. Die Sämlinge werden zeitig in einzelne Töpfe ausgepflanzt u. können bei sorgfältiger Behandlung und öfterem Umpflanzen in größere Töpfe schon im dritten Jahr veredelt werden. Das Pfropfen und Kopuliren geschieht gewöhnlich im März und April, das Okuliren im Juli und August. Nach dem Anwachsen der Augen u. Reiser müssen die Stämmchen durch allmählig vermehrtes Lüften abgehärtet und demnächst ins Zimmer oder offene Glashaus gestellt werden, wo man fortfährt, sie öfters von oben zu befeuchten. Die Stecklinge wachsen gut in feuchter Wärme unter Glocken an, wenn man sie mit ihren Abschnitten in den Stecklingsnäpfen entweder nahe an die Wand derselben, oder dicht über die Scherbenunterlage hineinsteckt, sie stets feucht hält und nur kurze Zweige dazu wählt. Die daraus gezogenen Exemplare bleiben klein und buschig und liefern schöne, früh blühende Zwergbäumchen. Orangeriebäumchen, welche man aus Mangel eines kühlern und besser geeigneten Standorts im warmen Wohnzimmer durchwintert, wo die Luft sehr trocken ist, stelle man so weit als möglich vom Ofen entfernt, wische zu Zeiten die Blätter mit einem etwas feuchten Schwamm ab und halte sie besonders rein von Staub u. Blattläusen.

Città (ital., s. v. a. Stadt, v. lat. civitas), in Zusammensetzungen häufig Civita, Anfang vieler italienischen Städtenamen, z. B. Città di

Castello im Kirchenstaate, Citta Vittoriosa auf Malta ꝛc.

Cittadella, Stadt in der Lombardei, Delegation Vicenza, an der Brentella, hat einen botanischen Garten u. 7000 Einw., die Papier-, Tuch- und Wollenzeuchfabrikation betreiben.

Cittadella, Giovanni, Graf, italienischer Geschichtschreiber, 1806 zu Padua geboren, studirte unter der Leitung des Abbate Nodari Philosophie und die schönen Wissenschaften, unter Melan die Rechte. Als Schriftsteller trat er zuerst in einigen poetischen Versuchen auf: „Il caffè Pedrocchi" (Padua 1832) und in der metrischen Uebersetzung eines lateinischen Dichtwerks seines Lehrers Nodari, „Traduzione in verso sciolto dell' opuscolo poetico: Descriptio Prati Vallis et quarundam imaginum ex civibus Patavinis" (das. 1835). Sein eigentliches Feld wurde jedoch die Geschichte. Das Werk, welches C.'s Ruf in Italien und über die Alpen hinaus verbreitete, ist die „Storia della dominazione Carrarese" (2 Bde., Padua 1842), worin er ein auf dem gründlichsten Quellenstudium beruhendes, mit lebhaften Farben in trefflichem Style gezeichnetes Gemälde einer der düstersten Perioden in der Geschichte seiner Vaterstadt entwarf.

Citta della Pieve, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Perugia, am Chiana, hat 2500 Einwohner und ist Bischofssitz.

Cittadelle, s. v. a. Citadelle.

Citta di Castello, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Perugia, an der Tiber, ist Sitz eines Bischofs, hat Seidenspinnerei, Wein- und Oelbau und 6500 Einwohner.

Citta Nuova, 1) Stadt im österreichischen Königreich Illyrien, Distrikt Capo d'Istria, auf einer Erdzunge, in ungesunder Lage, aber mit gutem Hafen an der Mündung des Quieto in den Golf von Venedig, ist Sitz eines Bischofs, hat 4 Kirchen und etwa 1000 Einwohner, größtentheils Fischer. Hier stand einst die blühende römische Kolonie Hämonia oder Aemonia u. später Novetium. — 2) Marktflecken im österreichischen Königreich Dalmatien, auf der Insel Lesina, mit Hafen und 2500 Einwohnern.

Citta Vecchia, Marktflecken im österreichischen Königreich Dalmatien, Kreis Spalato, auf der Nordwestküste der Insel Lesina, hat einen Hafen, Fischerei, Schiffsbau und Schifffahrt und 2300 Einwohner. Das Ufer wird durch das von dem benachbarten Berge herabgeschwemmte Erdreich immer mehr erhöht. Der Ort wurde aus den Trümmern der alten Stadt Pharia erbaut; auch finden sich in der Umgebung Alterthümer.

Citta Vittoriosa, Stadt auf der Insel Malta, an der Ostküste, hat 3000 Einwohner und war lange die Residenz des Großmeisters.

City (engl., franz. cité, ital. civita und città, span. ciudad), Stadt im Allgemeinen, in England Bezeichnung solcher Städte, welche Bischofssitze sind, im Unterschied von den Boroughs (s. d.); insbesondere führt auch der älteste Kern der Stadt London (s. d.), welcher noch viele alte Privilegien besitzt und den Mittelpunkt des gesammten Handels- und Gewerbsverkehrs der Weltstadt bildet, den Namen C., wie in ähnlicher Weise auch der älteste Theil der Stadt Paris (s. d.) la Cité heißt. Auch in Nordamerika unterscheidet man in einigen der ältesten Städte, z. B. Philadelphia, den eigentlichen Kern unter dem Namen C. von den durch späteren Anbau hinzugekommenen Stadttheilen.

Ciudad (vom lat. civitas), in Spanien und den von da aus kolonisirten Ländern eine Stadt ersten Ranges, die, im Unterschied von der Villa (s. d.), ihre eigne Gerichtsbarkeit hat; daher Anfang vieler spanischen Städtenamen.

Ciudad de Felipe, Stadt im südamerikanischen Staat Chili, Provinz Coquimbo, am Aconcagua, hat Kupfergruben und 8000 Einwohner.

Ciudadella, Stadt auf der spanischen Insel Minorka, auf der Westküste, zwischen zwei schmalen Meereinschnitten, hat eine schöne Kathedrale und Pfarrkirche, mehre Klöster, ist Bischofssitz, Aufenthaltsort des Inseladels, mit Mauern umgeben und mit einem durch das Kastell des St. Nicolas vertheidigten Hafen versehen. In der Nähe ist die berühmte Tropfsteinhöhle Cava Perella.

Ciudad Real, gegenwärtig Name der spanischen Provinz la Mancha (s. d.). Die gleichnamige Hauptstadt derselben, eine Meile von der Guadiana, in einer Ebene gelegen, ist gut und regelmäßig gebaut und mit Mauern umgeben, Sitz eines Bischofs, hat 3 Kirchen, mehre Klöster, Hospitäler, ein Kollegium und 10,000 Einwohner, welche Wollenzeuchweberei, Gerbereien, Espartoweberei, Leder- und Handschuhfabrikation betreiben. Berühmt in ganz Spanien sind die Esel- und Maulthiermärkte, welche hier abgehalten werden. Auch ist die Stadt geschichtlich denkwürdig durch einen hier den 27. März 1809 von den Franzosen unter Sebastiani über die Spanier unter Urbino erfochtenen Sieg. Die Stadt hieß sonst auch Pozuela.

Ciudad Rodrigo, feste Stadt in der spanischen Provinz Salamanca, an der Agueda, ist Sitz eines Bischofs und hat 2 Vorstädte, 7 Thore, eine Plaza mayor mit 3 römischen Säulen mit Inschriften, 8 Pfarrkirchen, mehre Klöster und Hospitäler, eine Brücke von 7 Bogen, ein bischöfliches Seminar, Kollegium und 11,000 Einwohnern, welche Leinen- und Wollenzeuchweberei, Gerberei, Seifenfabrikation (xabon de piedra), Handel ꝛc. betreiben. C. wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts von Ferdinand II. angelegt und ist seit dieser Zeit als Waffenplatz auf einer der Hauptstraßen zwischen Spanien und Portugal in der Kriegsgeschichte von Wichtigkeit. Eingenommen wurde es zuerst im spanischen Erbfolgekrieg den 30. Mai 1706 von den Engländern, aber schon am 4. Oktober 1707 von den Franzosen unter Bay wieder erobert. Von großer Bedeutung wurde es im Kampfe Napoleons gegen Spanien. Die glücklichen Gefechte, welche Massena mit seinen 70,000 Mann bei Barba de Pierca und später bei Alcanniza lieferte, hatten die Berennung und engere Einschließung von C. seit dem 26. April 1810 zur Folge. Am 10. Juli mußte sich die Stadt nach tapferer Vertheidigung ergeben. Die Belagerung kostete den Franzosen nicht über 600 Mann, den Spaniern mehr denn 2000, worunter die Hälfte Einwohner; 6000 Mann wurden gefangen, 6 Fahnen und 125 Stück schönes

62*

Geschütz fielen den Siegern in die Hände. Die Stadt selbst war gänzlich zerstört und dies ganze Resultat in der Nähe einer schlagfertigen Armee erlangt, die zwar den Entsatz versprochen, aber nichts gethan hatte, ihn zu bewirken. Die Tapferkeit der Vertheidiger erkannte der König Ferdinand später an, indem er 1815 ein besonderes Ehrenzeichen für sie stiftete. Nachdem die Franzosen 18 Monate lang im Besitze von C. gewesen waren und die Festungswerke wieder in gehörigen Stand gesetzt hatten, schlossen die Engländer unter Wellington den 8. Januar 1812 die Stadt ein. Die Belagerungsarbeiten hatten einen so raschen Fortgang, daß der Platz schon in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1813 im Sturm genommen ward, wobei die Besatzung aufs Tapferste Haus für Haus vertheidigte, sich aber doch endlich 1700 Mann als gefangen ergeben mußten. Von Seiten der Engländer fielen die Generäle Kinnon und Crawfurd; Wellington aber ward von den spanischen Cortes zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Granden erster Klasse erhoben.

Cius, Stadt in Bithynien, am cianischen Meerbusen (Cianus sinus), wurde nach der Sage vom Argonauten Cius, nach Andern von Polyphem gegründet, dann von milesischen Pflanzern besetzt, war geraume Zeit eine bedeutende Handelsstadt, trat später zum ätolischen Bund, wurde aber von Philipp III. zerstört, später vom bithynischen König Prusias wieder aufgebaut und nach seinem Namen benannt.

Ciutim, kleine österreichisch-dalmatische Insel nahe an der Küste, mit versteinerten Knochen.

Civeaux (Civaux), Dorf im französischen Departement Vienne, Bezirk Montmorillon, auf einer weiten Ebene am linken Ufer der Vienne, mit 800 Einwohnern. Hier soll 506 Chlodwig I. die Westgothen unter Alarich überwunden haben; man findet noch viele steinerne Gräber daselbst.

Civiale, Jean, französischer Wundarzt, geboren zu Thiezac im Departement Cantal 1792, bekannt als Erfinder der Lithotritie (s. d.). Seit dem Jahre 1817 machte er viele Versuche an Leichnamen, den Stein der Harnblase durch mechanische Verkleinerung zu zerstören. Der erste Versuch an Lebenden geschah 1824 und glückte in einer Weise, daß sich dem neuen Verfahren sogleich allgemeines Vertrauen zuwandte. Das Institut von Frankreich belohnte ihn 1827 dafür mit 6000 Franken, auch ward ihm der monthyonsche Preis von 10,000 Fr. zu Theil. Seine wichtigsten Schriften sind: „Lettres sur la lithotritie ou l'art de broyer la pierre" (6 Briefe aus den Jahren 1827, 1828, 1831, 1833, 1837 und 1848); „De la lithotritie" (Paris 1827, deutsch von Remer, Berl. 1827); „Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux, contenant l'examen comparatif de la lithotritie et de la cystotomie" (Paris u. London 1836; deutsch von E. A. Gräfe, Berlin 1837); „Traité pratique sur les maladies des organes genito-urinaires" (3 Bde., Par. 1837—40, deutsch von Frankenberg und Landmann, Leipz. 1843); „Traité pratique et historique de la lithotritie" (Paris 1827); „De l'urétrotomie" (das. 1849).

Civica corona, s. Bürgerkrone.

Cividale (C. di Friuli), Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Delegation Friaul, alte Hauptstadt des Herzogthums Friaul u. Sitz der altfriaulischen Herzöge, auch ein Lieblingsaufenthalt des Patriarchen von Aquileja, am Natisone, nordöstlich von Palma nova, hat einen uralten Dom mit Domkapitel, eine sehenswerthe Brücke über den Natisone, ein ausgezeichnetes Museum von Alterthümern aus den Zeiten der Römer und des Mittelalters, Linnen- und Ledermanufaktur und 3400 Einwohner. Das dortige Kapitelarchiv ist reich an Codices; es besitzt unter andern den berühmten Codex der Evangelien aus dem 5. Jahrhundert, nach der lateinischen Uebersetzung des heiligen Hieronymus, mit Uncialcharakteren, das Gebetbuch der heiligen Gertrud, Königin von Ungarn, aus dem 11. Jahrhundert mit Gemälden und das Geberbuch der heiligen Elisabeth von 1205 ꝛc. C. wurde von den Römern angelegt und hieß Forum Julii; die Longobarden nannten es Civitas Austriae und daraus entstand der jetzige Name. Unter der venetianischen Regierung war die Stadt der Sitz eines eigenen Stattbalters und seit 1558 in Bezug auf die Verwaltung ganz von Udine getrennt. C. ist Geburtsort des Paulus Diaconus.

Civil (v. lat. civilis), den Bürgerstand betreffend; dann gesittet, gebildet, human; auch s. v. a. wohlfeil, billig.

Civilbaukunst, s. v. a. bürgerliche Baukunst, s. Baukunst.

Civile, das, die Gesammtheit der Civilisten im Gegensatz zum Militär; auch s. v. a. Civiltracht, bürgerliche Kleidung.

Civilehe, diejenige Ehe, welche vor den vom Staate dazu beauftragten weltlichen Verwaltungs- oder Justizbehörden eingegangen und von diesen für gültig erklärt wird, ohne daß es einer kirchlichen Einsegnung zu ihrer Legitimität bedarf. Vgl. Ehe.

Civile jus (lat.), s. Civilrecht.

Civiletat, der Theil des Budgets (s. d.), welcher die Berechnung der für die Erhaltung sämmtlicher Staatsbehörden, mit Ausnahme des Hofs und des Militärs, nothwendigen Ausgaben enthält; dem C. gegenüber stehen die Civilliste u. der Militäretat (s. d.).

Civilgericht (Judicium civile), die Gesammtheit der zur Ausübung der Rechtspflege in Civilsachen öffentlich bestellten Personen. Erforderlich sind zu einem C. wenigstens zwei Personen, ein Richter (s. d.) und ein Aktuar (s. Actuarius). Vgl. Gericht.

Civilgerichtsbarkeit (lat. Jurisdictio civilis), Inbegriff der Befugnisse zur Ausübung der bürgerlichen Rechtspflege; s. Gerichtsbarkeit.

Civilgouverneur, s. Gouverneur.

Civilis, der Anführer der Bataver im Aufstande gegen die Römer 69—70 n. Chr., wird bald mit dem Vornamen Julius, bald als Claudius C. aufgeführt. Die Bataver hatten als ein verbündetes Volk den Römern Truppen gestellt, welche sich nicht nur in den germanischen Kriegen, sondern auch in den britannischen Feldzügen Ruhm erworben hatten. Besonders war die Reiterei ausgezeichnet, welche in geschlossenen Zügen mitten durch den Rhein schwamm. Um 69 n. Chr. standen unter den Batavern zwei

Männer im höchsten Ansehen, Julius Paulus und unser Claudius C. Der Erstere wurde der Rebellion angeklagt und hingerichtet; denn die Römer fingen an, die wachsende Kriegsmacht der Bataver mit argwöhnischen und eifersüchtigen Blicken zu verfolgen. Auch C. wurde des Hochverraths angeklagt und sollte von Nero sein Urtheil empfangen. Inzwischen endete jedoch der Despot sein Leben und Galba sprach C. frei; aber die Soldaten des Vitellius forderten seinen Tod. Diese Behandlung mußte in einem Manne, wie C., der, aus königlichem Geschlecht entsprossen, für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes glühte, den Funken zur Flamme anregen; doch hielt er vor der Hand seine Pläne geheim und erklärte sich für die Partei des Vespasian, welcher damals mit dem Vitellius um die Krone stritt, und schien ganz in dessen Interesse zu handeln. Dieser hatte ihn durch Antonius auffordern lassen, die Hülfstruppen, welche Vitellius von den Batavern erwartete, nicht abgehen zu lassen und die Legionen am Rhein zurückzuhalten, indem er die Besorgniß vor einem neuen germanischen Aufruhr durchblicken ließ. Dies gab dem C. Veranlassung, ohne bei Vespasian in Verdacht zu gerathen, eine Volksversammlung zu veranstalten. Er lud die Vornehmsten des Volks und Diejenigen, von denen er eine gleiche Gesinnung voraussetzen konnte, zu einem Gastmahle in einen heiligen Hain, und nachdem der Wein und die Heiterkeit sich Aller bemeistert, stellte er ihnen die Bedrückungen der Römer, die jetzige Schwäche des römischen Staates und dagegen nicht nur ihre eigene Stärke, sondern auch die Leichtigkeit, Germanen und Gallier zu Bundesgenossen zu gewinnen, in begeisterten Worten vor. Die Kaninefaten, ein Nachbarvolk und, wie die Bataver, kattischen Stammes, sowie die Friesen jenseits des Rheins wurden, sobald das Volk der Bataver selbst gewonnen war, ebenfalls angeworben, und diese beiden Völker waren es, die zuerst losbrachen, indem sie unter Anführung eines gewissen Brinno zwei römische Legionen in ihren Lagern überfielen, zerstreuten und das Lager plünderten. Obgleich nun C. immer noch die Maske der Loyalität vorbehielt und sogar den römischen Anführern, die nicht zu vertheidigende Kastelle preisgegeben hatten, Vorwürfe machte und sich vermaß, den Aufruhr der Kaninefaten unterdrücken zu wollen, so stellte sich doch bald der wahre Thatbestand heraus, und man erkannte, daß C., der Anstifter des Ganzen, nur darum die römischen Befehlshaber in die verlassenen Kastelle zurückschicken wollte, um die Kohorten einzeln und nacheinander leichter unterdrücken zu können. Als C. sah, daß er durch Verstellung Niemanden mehr täusche, nahm er die Maske ab u. trat offen als Feind den Römern entgegen. Er siegte zu Land, indem gleich zu Anfang die Tungrer zu ihm übergingen, und gewann die römische Flotte von 24 Schiffen durch die Meuterei der auf derselben dienenden batavischen Ruderer, welche ihm dieselbe zuführten. Die wichtigste Wirkung dieses Sieges war, daß die Germanen, durch das Glück des C. angelockt, sich selbst zu Bundesgenossen anboten und auch die Gallier den Vorstellungen des C. ein geneigteres Ohr liehen, weil er ihnen ihre gefangenen Anführer unentgeltlich frei gab, die gallischen Soldaten, welche bei ihm blieben, ehrenvoll einreihte und die andern mit Geschenken entließ. Flaccus Hordeonius, welcher als Unterbefehlshaber des Vitellius in diesen Gegenden kommandirte, sah sich endlich genöthigt, den Legaten Mummius Lupercus mit zwei Legionen gegen die Aufrührer auszusenden; sowohl die Ubier, als die Reiterei der Trevirer u. Bataver schlossen sich, anscheinend ganz bereitwillig und voll loyaler Gesinnung, an. Unterdessen erwartete C. inmitten der eroberten Feldzeichen, welche die Seinigen ermuthigen, die Feinde erschrecken sollten, die Schlacht, nachdem er die Anordnung getroffen, die Frauen und Kinder seiner Soldaten hinter die Schlachtreihe bringen zu lassen, damit auch ihre Anwesenheit die Ihrigen anfeuere. Gleich zu Anfang der Schlacht ging die batavische Reiterei zu ihren Landsleuten über und entblößte den linken römischen Flügel. Dennoch hielten die römischen Legionen Stand, bis die Ubier und Trevirer nach allen Seiten auseinander stoben. Während die Bataver diese verfolgten, gelang es den Legionen, sich in die sogenannten Castra Vetera zu werfen. Sogleich gab C. von diesem Sieg den Kohorten der Bataver und Kaninefaten Nachricht, die schon auf dem Wege nach Rom waren, wohin sie Vitellius beschieden hatte. Dieselben stellten sofort an Hordeonius die Forderung, daß ihnen ein besonderes Geschenk für den Marsch und doppelter Lohn ausgezahlt würde. Hordeonius gab nach; aber den Aufrührern lag weniger an der Bewilligung, als an einem ostensiblen Grund für den Abfall. Sie stellten immer höhere Forderungen, und als sie Hordeonius, wie sie voraus wußten, verweigerte, wandten sie sich nach Niederdeutschland, um sich mit C. zu vereinigen. Hordeonius konnte auf seine schwachen und unzuverlässigen Truppen nicht bauen und ließ sie ziehen. Sie baten bei Herennius Gallus, dem römischen Befehlshaber in Bonn, um friedlichen Durchzug; da ihnen dieser aber abgeschlagen ward, so durchbrachen sie die feindliche Schlachtreihe, trieben die Fliehenden bis an die Mauern von Bonn, umgingen darauf Köln und vereinigten sich mit C., der durch diese Veteranen einen bedeutenden Zuwachs gewann. Dennoch war derselbe noch so schwankend, daß er sein Heer für den Kaiser Vespasian in Pflicht nahm und auch die zwei Legionen in Castra Vetera zu demselben Schritt aufforderte. Als diese aber mit stolzen und höhnenden Worten erwiederten, vereinigte sich C. auf alle Fälle mit den Brukterern und Tenchterern. Die Nachricht von der Schlacht bei Cremona, wodurch Vespasian zum unbestrittenen Besitz der Krone gelangt war, konnte ihn nicht bewegen, die Waffen niederzulegen, vielmehr schickte er einen Theil seiner Truppen gegen Dillius Vocula am Oberrhein. Diese aber wurden von dem Lager bei Gelduba zurückgeworfen, und Vocula selbst schlug sich in die Castra Vetera durch; aber Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, mit dem größten Theile der Truppen wieder abzuziehen. Da brach ein Aufruhr in seinem Heere aus, und obgleich für den Augenblick die Ruhe hergestellt wurde, so entstand doch bald darauf

die viel gefährlichere gallische Empörung unter Classicus, Julius Tutor und Julius Sabinus, von denen die beiden ersten, Unterbefehlshaber im Heere des Vocula, als dies wieder in der Nähe von Vetera stand, von Vocula abfielen, auch die Legionen zum Abfall verleiteten und sie für die gallische Herrschaft in Pflicht nahmen. Die in Castra Vetera Eingeschlossenen übergaben sich darauf dem C. und wurden beim Abzug von den Germanen niedergemacht; auch zwei andere Legionen bei Novesium und Bonna mußten ihre Lager verlassen. Da in der nächsten Folgezeit C. gegen seinen heimathlichen Nebenbuhler Claudius Labeo zu kämpfen hatte, so erlitt Tutor bei Bingium von einem aus Italien herbeieilenden Heere eine Niederlage, worauf Cerialis Trier besetzte und die Gesammtmacht der Rebellen schlug. Ebenso blieb er in der Hauptschlacht bei Castra Vetera gegen C. Sieger. C., Classicus und Tutor gingen darauf über den Rhein zurück, und obwohl noch einzelne Angriffe von ihnen gewagt wurden, so zeigten sie sich doch nach dem Uebergang des Cerialis auf die batavische Insel zum Frieden geneigt. Mitten in den Unterhandlungen, welche auf der Vahalabrücke geführt wurden, bricht Tacitus ab, indem der Schluß des Buchs fehlt. Doch scheint es, daß die alten Verhältnisse hergestellt wurden. Vgl. Tacitus, Hist., IV, 12—37; 54—79, V, 14—26.

Civilis actio, s. Klage.

Civilisation (v. Lat.), dem Wortsinne nach s. v. a. Bürgerlichmachung. C. in Beziehung auf ein Individuum heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauch s. v. a. äußere Politur, konventionelle Bildung, Verstandesaufklärung, Sittenverfeinerung, und ist in sofern nicht unpassend gebraucht, als theils der Staat ohne diese Eigenschaften seiner Glieder nicht bestehen, sondern in Anarchie sich auflösen oder mindestens in Barbarei versinken würde, theils diese Eigenschaften auch nur in der geordneten menschlichen Gesellschaft, im Staate erworben werden können, weil sie nur durch gegenseitiges Aneinanderreiben, durch Druck und Gegendruck erzeugt werden. So ist C. des Individuums ein Theil der Bildung, und zwar deren Grundlage oder Voraussetzung, da offenbar ein Individuum erst aufgehört haben muß, Barbar zu seyn, ehe an eine höhere Geistesbildung gedacht werden kann. Wird das Wort C. von Völkern gebraucht, so kann dasselbe im Wesentlichen keine verschiedene Bedeutung haben; denn wenn, nach Herder, das Menschengeschlecht sich analog dem einzelnen menschlichen Individuum entwickelt, so läßt sich dieser Satz gewiß dahin erweitern, daß auch die normale Ausbildung eines einzelnen Volks der Ausbildung des Individuums analog vor sich geht. Demnach wird auch die C. eines ganzen Volks sich auf dessen Ausbildung zum Staatsleben beziehen müssen. Auch hier muß also zuerst die Barbarei entfernt und ein fester Staatsverband geschlossen werden, und da der Staat als solcher gleich einer Knospe alle Blüthen weiterer Ausbildung in seinem Schooße trägt, so wird es nur der naturgemäßen Weiterentwickelung der schon in dem Staatsleben liegenden Bildungsmomente bedürfen, um die Früchte der C. in vollkommenem Maße reifen zu lassen. Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe sind erst die Folgen eines gesunden Staatslebens und ohne dasselbe geradezu unmöglich. Die beiden Völker des Alterthums, die der C. im höchsten der alten Welt möglichen Maße theilhaftig zu nennen sind, waren Griechen und Römer, von denen die erstern alle Blüthen der C. herrlich entwickelten, während die letzteren in einer einseitigen Ausbildung der staatlichen Verhältnisse befangen blieben. Vgl. Guizot, Allgemeine Geschichte der europäischen C., deutsch von K. Sachs, Stuttgart 1845.

Civilist (v. Lat.), s. v. a. Civilbeamter, insbesondere im Gegensatz zum Militärbeamten; dann Jeder, der ein bürgerliches Geschäft treibt; auf Universitäten Lehrer des Civilrechts.

Civilkammer, s. Kassationshof.

Civilklage, s. Klage.

Civillina, Monte, Berg in der Lombardei, Delegation Vicenza, Bezirk Valdagno, berühmt durch eine reiche, eisenhaltige Mineralquelle, die 1816 von Johann Catullo aus Schio entdeckt wurde, dem zu Ehren das Wasser Aqua Catullijana heißt. Ein kubischer Decimeter gibt außer freiem kohlensaures Gas, salzsaures Natrum 3, harzigen Stoff 4, salzsaure Talkerde 6, schwefelsaure Talkerde 26, schwefelsaures Eisen 47, schwefelsaure Kalkerde 16, kohlensaures Eisen 26, kohlensaure Talkerde 5, kohlensaure Kalkerde 8 Gran und 5 Gran Verlust. Der innere Gebrauch hat sich bei allen Krankheiten, welche aus Schwäche entstehen, bewährt. Es kann weit versendet werden.

Civilliste (Krondotation), die zur Bestreitung des standesgemäßen Unterhalts des Regenten, in einem erblichen Fürstenthume namentlich auch der fürstlichen Familie, bestimmte Staatsausgabe, mit der gewöhnlich noch ein Komplex von Schlössern, Gärten, Mobilien, namentlich auch Kronkleinodien und meist auch eine Befreiung von öffentlichen Abgaben verbunden ist, die der Fürst entweder nach den Grundsätzen der Nutznießung, oder nach besonderen Bestimmungen verwaltet. Die Verwendung der C. muß, in sofern sie nicht mit bestimmten Verbindlichkeiten, z. B. mit der Verpflichtung zu Apanagezahlungen, belastet ist, dem Ermessen des Regenten überlassen bleiben, und es darf darüber keine Rechnungsablage gefordert werden. Dagegen muß aus der C. nebst dem etwaigen Privatvermögen des Fürsten der Unterhalt der fürstlichen Familie nicht nur, sondern auch die ganze Hofhaltung und Hofdienerschaft, nebst allen persönlichen Schulden des Fürsten bestritten werden, soweit diese nicht ausnahmsweise die Staatskasse übernommen hat. Hinsichtlich der Festsetzung der C. ist ein dreifaches Verfahren anwendbar, indem sie entweder für jede Finanzperiode neu, oder lebenslänglich, für die Dauer der Regierung eines Fürsten, oder erblich für alle Zeiten bestimmt werden kann. Die zweite Methode ist die in fast allen deutschen konstitutionellen Staaten eingeführte und gewiß zweckmäßigste; denn während eine für jede Finanzperiode neue Bewilligung den Fürsten zu abhängig von dem guten Willen der Stände

macht und zu verderblichen Kollisionen mit diesen führen kann, erwächst auf der andern Seite die Gefahr, daß die für alle Zeiten festgesetzte C. mit den ewig wechselnden Verhältnissen in Mißverhältniß komme. Bedeutende Veränderungen der Verhältnisse würden selbst bei der als am anwendbarsten anerkannten Methode Modifikationen zulässig machen, doch so, daß keine Erhöhung ohne Bewilligung der Stände und keine Verminderung ohne Bewilligung des Fürsten Statt finden könnte. Nach dem Muster von England ist dieser Grundsatz in mehren deutschen konstitutionellen Staaten, z. B. in Baden, angenommen worden.

Die Fürsten der germanischen Völker verdanken ihre Würde ihrer äußern Befähigung zur Ausübung der öffentlichen Rechte. Die Bestreitung des wenig gegliederten, einfachen Staatshaushaltes war eine Last, womit sich die Fürsten jene Würde erkauften, und daher ward Derjenige, der die Kosten der Obergewalt zu tragen vermochte, d. h. der Mächtigste, Staatsoberhaupt; auf dieselbe Weise wurden die untergeordneten öffentlichen Funktionen verwaltet. Indem aber das Staatsoberhaupt ein Aufsichtsrecht über die Art und Weise, wie jene untergeordneten Träger des Staatshaushaltes ihre Aufgaben lösten, in Anspruch nahm, ward sein Wirkungskreis umfassender, und es entwickelte sich allmählig ein künstlicherer Organismus der Staatsverwaltung. Je umfänglicher die Gewalt des Staatsoberhauptes ward, desto weniger reichte seine Privatmacht hin und um so mehr machte sich ein Zuschuß aus den Mitteln des Landes nöthig, sollte der Glanz der Krone aufrecht erhalten werden. Dies geschah am frühesten in England, Frankreich und Italien. In Deutschland war das alte Verhältniß von längerer Dauer. Die Fürsten bestritten nach wie vor die Bedürfnisse ihres Hofes und der Staatsverwaltung von dem Ertrage ihrer grundherrlichen Besitzungen und Rechte, den sie mit dem Steigen der Bedürfnisse zu vermehren und durch Regalien und allerlei lukrative Unternehmungen zu steigern suchten. Aus den für einzelne vorübergehende Bedürfnisse von den Unterthanen bewilligten Abgaben wurden allmählig regelmäßige Steuern, doch erhielt sich im Ganzen noch die alte Einrichtung, indem das Volk nur zuschoß, was das unabhängige Einkommen des Fürsten nicht aufbrachte. In den größern Staaten, wo die Besitzthümer der Fürsten mit dem wachsenden Staatshaushalt sich nicht in gleichem Verhältnisse vermehrten, überwog der Betrag des Steuereinkommens bald den der Kammer, wogegen in kleineren Staaten zum Theil, z. B. in Dessau, Waldeck, Schaumburg-Lippe, das umgekehrte Verhältniß sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat. Der Nachtheil, der aus diesem Verfahren erwuchs, die Erschwerung der Uebersicht und der zweckmäßigen Anwendung des Staatshaushaltes, das dadurch genährte Mißtrauen gegen die Fürsten, deren Verschwendung die Lasten des Volks verstärkten, und das pekuniäre Interesse der Fürsten selbst machten eine Trennung des Staatshaushaltes von dem des Fürsten wünschenswerth und nothwendig. Deshalb übernahm in den größern Staaten Europa's der Staat das gesammte Einkommen und überwies der Krone eine bestimmte Dotation, die C. In den kleinern Staaten behielt man das alte Verhältniß bei, in den mittleren dagegen, wo das Kammereinkommen gewöhnlich nur die kleinere Hälfte des Gesammteinkommens beträgt, beobachtete man entweder ebenfalls den alten Modus, oder man wählte die Einrichtung der C., oder man fand einen Ausweg, indem die Staatskasse nicht dem Fürsten, sondern der Fürst der Staatskasse eine C. aussetzte, so daß er das alte fürstliche Einkommen zur unabhängigen Verwaltung behielt, seine Bedürfnisse davon bestritt und einen Beitrag zu den Staatslasten beisteuerte. Diese Verfahrungsweise entspricht nicht nur am treuesten der Stellung der fürstlichen Gewalt, sondern auch dem Zweck der C., den Verdacht eines Interesses des Fürsten an der Höhe der Abgaben zu beseitigen; auch hat der Fürst Gelegenheit, sein Einkommen durch gute Verwaltung zu erhöhen, wogegen aber die Stände wachsam seyn müssen, daß das fürstliche Vermögen, worauf jenes Einkommen basirt ist, nicht vermindert oder überschuldet werde. In den meisten Staaten hat man indeß die Einrichtung der C. vorgezogen, nur hat man hier und da, z. B. in Preußen, ihren Betrag ausdrücklich auf ein bestimmtes Familiengut angewiesen, oder, wie in Sachsen, das Recht des Fürstenhauses auf die Nutzungen seines Stammgutes in dem Falle anerkannt, daß die C. nicht mehr in einem bestimmten Betrage geleistet werde.

Die Nachtheile, welche man dem Institut der C. zur Last gelegt hat, sind theils leicht zu widerlegen, theils aber werden sie von den Vortheilen bei weitem überwogen. Als Einwand hat man unter Anderm vorgebracht, daß die C. allzu sehr einer Besoldung, wie sie den Staatsdienern gereicht werde, gleichsehe, was der Würde der Krone, „die eine herrschende, auf Eigenthumsrecht begründete Gewalt und nicht den Diener, sondern das Oberhaupt des Volks bezeichne", entgegenlaufe, eine Voraussetzung, die von dem konstitutionellen Geiste unseres Jahrhunderts nur mit Einschränkung anerkannt ist. Ganz und gar fällt dieser Einwand da hinweg, wo ausdrücklich ausgesprochen wird, daß die C. nur das Aequivalent für die den Staatskassen überwiesenen Nutzungen des fürstlichen Hausvermögens ist. Ebenso wenig stichhaltig ist der Einwurf, daß den Fürsten durch eine solche Fixirung ihres Einkommens die Gelegenheit entgehe, durch neue Quellen und gute Bewirthschaftung dasselbe zu vermehren und dadurch in den Stand gesetzt zu seyn, Wissenschaften und Künste zu unterstützen rc. Aber so gut die Möglichkeit einer Vermehrung der Einnahme durch gute Wirthschaft vorhanden, ebenso wohl ist eine Verminderung derselben durch schlechte Wirthschaft möglich, wogegen die C. jedenfalls Sicherheit gewährt. Außergewöhnliche Ausgaben würden nur den wenigen Fürsten unmöglich seyn, die neben der C. nicht noch ein Privatvermögen besitzen. Ungleich mehr in die Augen springend sind die Vortheile des Instituts; denn selbst wenn man dem Fürsten despotische Rechte zugestehen wollte, könnte Ordnung im Staatshaushalte dem Fürsten nur

von Nutzen seyn. Die C. schützt ihn gegen lästige und endlich ihm und dem Lande verderbliche Anforderungen seiner Familie und seiner Umgebung, gibt ihm den Maßstab, wonach er seine Ausgaben, dem Staatswohl unbeschadet, bemessen kann, und schützt ihn gegen das unangenehme Gefühl, vom Volke in seinen Privatausgaben beaufsichtigt, beargwohnt zu werden.

Civilprozeß, der Inbegriff derjenigen gerichtlichen Verhandlungen, deren Zweck die Entscheidung einer streitigen Civilrechtssache (s. Civilrecht) ist. Die Rechtspflege hat sich mit der Aufklärung u. Entscheidung streitiger Rechtsverhältnisse und mit der Untersuchung und Bestrafung von Vergehen und Verbrechen zu beschäftigen. Dies, der Schutz der Rechte, da, wo Selbsthülfe nicht gestattet ist, ist die Aufgabe der Gerichte. Das Verfahren, durch welches eine Rechtssache der richterlichen Entscheidung zugeführt wird, heißt *Prozeß*. Aus der Verschiedenheit seines Objekts ergeben sich zwei Hauptarten des Prozesses: C. und *Kriminalprozeß* (s. d.), je nachdem nämlich über einen privatrechtlichen Gegenstand, oder über die Bestrafung eines Vergehens oder Verbrechens die richterliche Thätigkeit in Anspruch genommen wird. Zuweilen sind beide Arten des Prozesses vermischt, wenn nämlich in einem Kriminalprozeß von dem Benachtheiligten auch Entschädigungsforderungen erhoben werden: *Adhäsionsprozeß*, oder wenn in einem C. der Kläger zugleich Bestrafung seines Gegners verlangt, im *Injurien-*, *Denunciations-* und *Rügeprozeß*. Der C., auch *bürgerlicher Prozeß*, ist entweder ein *possessorischer*, wenn vermittelst desselben nur der Besitz beansprucht wird, oder ein *petitorischer*, wenn etwas Anderes eingeklagt wird. Von größerer Wichtigkeit ist die Eintheilung in ordinarischen und summarischen Prozeß. Der *ordinarische* (Processus ordinarius s. solennis) hat mehr Förmlichkeiten, größere Fristen und umständlichere Verfahrungsweise, ist in jeder Beziehung strenger, wie z. B. die Einlassung und Antwort der Klage genau entsprechend eingerichtet werden muß. Im *summarischen* Prozeß (Processus extraordinarius s. minus solennis s. summarius) finden dagegen weniger Förmlichkeiten und kürzere Fristen Statt; hier gilt z. B. auch eine Einlassung, welche sich nicht Punkt für Punkt nach der Klage richtet. Der Konkurs-, Exekutiv-, Wechsel-, Arrest-, Mandats-, Provokationsprozeß, der Prozeß in Bagatellsachen (Processus causarum minutarum) ꝛc. sind bestimmte außerordentliche Prozesse; führt der summarische Prozeß nicht, wie die genannten, einen besondern Namen, so ist er ein unbestimmter außerordentlicher Prozeß. Je nachdem für einen Prozeß das Verfahren gesetzlich vorgeschrieben ist, oder dem richterlichen Ermessen und dem Belieben der Parteien überlassen bleibt, heißt er *gesetzlicher*, oder *willkürlicher, bedungener* Prozeß. In manchen Ländern heißt derjenige Prozeß ein *tumultuarischer*, welcher nur vermittelst Schriftenwechsels geführt wird u. zwar Fristen, aber keine Termine hat, wo also die Parteien nicht persönlich und auch nicht durch Anwälte zu mündlichen Verhandlungen vor dem Richter erscheinen müssen. Die gesetzlichen Bestimmungen über das einzuhaltende gerichtliche Verfahren werden *Prozeßordnungen* genannt. Im Prozeß selbst unterscheidet man nach ihrer Bedeutsamkeit für das ganze Verfahren die *Essentialien* oder *Substantialien des Prozesses*, d. h. unbedingt wesentliche und nothwendige Handlungen, ohne welche die richterliche Entscheidung ganz unmöglich ist, oder, wenn sie doch gegeben wird, für nichtig zu erklären ist. Der C. hat drei Oberabtheilungen: *Vortrag der Thatsachen*, *Beweis derselben*, *richterliche Beurtheilung des Bewiesenen*: das *Haupterkenntniß*. Die erste Oberabtheilung hat wieder vier Unterabtheilungen, nämlich: die *Klage* (s. d.), die *Antwort* auf die Klage über die Zulässigkeit und Schlüssigkeit derselben an und für sich, welche die Erklärung über die Wahrheit der Thatsachen, die *Streiteinlassung* (*Streitbefestigung*, litis contestatio), die *Einreden* (exceptiones), d. h. die Widerlegung der von dem Kläger behaupteten Thatsachen durch neue Thatsachen, und die Vorbehaltung etwaiger Gegenforderungen, welche die klägerischen Ansprüche ganz oder theilweise aufheben könnten, enthält, die *Replik*, d. h. die nun folgende Gegenrede des Klägers, und die *Duplik*, d. h. die Widerrede des Beklagten, worauf noch mehre Wechselentgegnungen: Triplik, Quadruplik ꝛc. Statt finden können; jedoch muß dem Beklagten stets auf sein Verlangen das letzte Wort bleiben. In der ersten Oberabtheilung des Prozesses dürfen nur über die Zulässigkeit der Klage überhaupt Rechtsausführungen gegeben werden. Den Schluß macht das richterliche Urtheil, *Interlokut*, oder das bloße richterliche Dekret, daß die Klage zulässig sey od. nicht, daß der Beklagte, wenn er die Wahrheit der vom Kläger behaupteten Thatsachen eingestanden hat, zu verurtheilen sey, oder daß er, wenn er sie ableugnet, zum Beweise der Richtigkeit zuzulassen sey. Hierauf folgt die Vorlegung (*Produktion*) und Prüfung der Beweismittel im *Beweis* von Seiten des Klägers und im *Gegenbeweis* von Seiten des Beklagten (*Reproduktion*). Durch Urkunden, Zeugen, Augenschein (inspectio ocularis), Gutachten von Sachverständigen, Eidesleistung erweisen die Parteien die Richtigkeit der von ihnen behaupteten Thatsachen. Ueber die Zulässigkeit der angeführten Beweismittel entscheidet oft ein besonderes Urtheil des Richters: das Pro- und Reproduktionserkenntniß. Hier finden sich in den einzelnen Gesetzgebungen mannigfache Abweichungen, namentlich in Bezug auf die Fristen, die Eideszuschiebung ꝛc. Die dritte Oberabtheilung enthält das Hauptverfahren. Durch *Rechtsausführungen* wird darzuthun gesucht, daß man seinerseits genügend bewiesen, der Gegner nicht bewiesen habe, jenes in der Salvationsschrift, dieses in der Impugnationsschrift. Die *Deduktion* gibt nun die rechtlichen Folgerungen aus Beidem; den Beschluß macht das *Definitivurtheil* (sententia definitiva, s. *Urtheil*). Bei den summarischen Prozessen, dem Wechsel- und Exekutivprozeß, den Arrestsachen, dem Mandats- und Inhibitivprozeß, Schutz im jüngsten Besitz ꝛc. wird das oben dargestellte *ordentliche* Verfahren durch

ein kürzeres ersetzt. Hier wird meist nur Ein Urtheil gegeben, falls nicht, wie manchmal im Konkursprozeß, ein Incidentpunkt das ordentliche Verfahren nothwendig macht, z. B. wenn auf Beweis des von der Ehefrau zugebrachten Vermögens erkannt wird. In den summarischen Prozessen ersetzt jede klare Beantwortung der Klage die förmliche Streiteinlassung. Was im ordinarischen Prozeß **Beweis** heißt, wird hier **Bescheinigung** genannt. Nebenpunkte im Prozeß sind die Aufforderungen an einen Dritten, einen Theil im Prozesse zu vertreten: die Litisdenunciation, das besondere Auftreten eines Dritten, die Intervention, Streitigkeiten über Kautionen, der Eintritt der Erben in einen von dem Erblasser geführten Prozeß: die Litis reassumtio, die Adcitation rc. Wider die richterlichen Entscheidungen steht der Partei, welche sich durch sie in ihrem Rechte verletzt glaubt, der **Instanzenzug der Rechtsmittel** offen: Appellation (s. d.), Läuterung, Revision, Oberappellation rc. Meist ist dazu eine Frist von 10 Tagen (decendium) bestimmt, d. h. genau 10mal 24 Stunden, de momento in momentum gerechnet. Vergl. **Grolmann**, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nach gemeinen, deutschen Rechten, 5. Aufl., Gießen 1826; **Martin**, Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses, 12. Aufl., Göttingen 1834; **Gönner**, Handbuch des deutschen gemeinen Prozesses, 4 Bde., Erlangen 1804 — 1805; **Linde**, Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprozesses, 6. Aufl., Bonn 1843. Ueber das Geschichtliche s. **Römisches Recht** und **Deutsches Recht**.

Civilprozeßordnung, s. **Prozeßordnung**.

Civilrecht (**bürgerliches Recht**, jus civile), im Allgemeinen das in einem Staat geltende, von demselben anerkannte Recht, nach welchem die darin existirenden physischen und moralischen Personen und deren wechselseitige Befugnisse, sowie die darin vorkommenden Privatrechtsverhältnisse beurtheilt werden. Nach dem römischen Recht wird das bürgerliche Recht, als das positive für die Angehörigen des römischen Staates, im engern Sinn für die römischen Bürger statuirte, vom Staat anerkannte, sowohl Privat- als öffentliches Recht umfassende, dem natürlichen C. und dem Völkerrecht entgegengesetzt. Da aber der Rechtszustand gerade auf den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft beruht und sich aus diesen entwickelt, so läßt sich kaum ein Gegensatz des natürlichen und bürgerlichen Rechtes annehmen, vielmehr geht ersteres in letzterem unter. Wenn wir aber die wechselseitigen Befugnisse der einzelnen im Staat lebenden Personen als wesentlich mit in den Begriff des bürgerlichen Rechts aufnehmen, so bildet zu letzterem mit Grund das Kriminalrecht einen Gegensatz; dieses hat nämlich zum Gegenstand die möglichen resp. wirklichen Rechte eines Staates aus Strafgesetzen (s. **Kriminalrecht**), während der Vorwurf des bürgerlichen Rechts ist, die zweifelhaften Verhältnisse und streitigen Fälle zwischen Privatpersonen zu schlichten und zu entscheiden; dort tritt der Staat als Selbstinteressent, als Rächer der Verletzung der Rechtsordnung auf, hier ermittelt er nach den gegebenen Rechtsnormen die lediglich die Privatpersonen berührenden unter ihnen streitigen Verhältnisse auf deren Antrag und ist in Bezug auf streitige Civilansprüche als Partei selbst den Gerichten unterworfen; dort dreht es sich um „wechselseitige Rechtsansprüche“, hier um „Strafwürdigkeit oder Rechtsverwirkung“. Mit gleichem Recht setzt man dem bürgerlichen das **heutige Völkerrecht** entgegen, unter welchem letzteren man die Grundsätze begreift, die verschiedene Staaten im Verhältniß zu einander anerkennen; in sofern diese Verhältnisse auf Verträgen beruhen, könnte man sie auch unter den Begriff des bürgerlichen Rechts subsumiren, allein wesentlich ist der Unterschied immer darin, daß es für dieselben keinen Richter gibt. Lassen wir die Verhältnisse der Kirche als einer vom Staat anerkannten Gesellschaft im Staat aus dem Auge, so können wir auch das **Kirchenrecht**, welches, wie in dem betreffenden Artikel mehr hervorgehoben werden wird, meist dem öffentlichen Recht angehört, dem bürgerlichen entgegensetzen, und vollends steht damit im Gegensatz das **Staatsrecht**, nehmen wir dies nun im engern Sinn als die der Staatsgewalt an sich, oder im Verhältniß zu den Staatsangehörigen zustehenden Rechten. Man unterscheidet aber zwischen **allgemeinem** u. **besonderem** C., indem jenes sich über alle Angehörige desselben Staates erstreckt, dieses dagegen nur besondere Theile des Staates, einzelne Klassen von Personen oder einzelne Verhältnisse umfaßt, wofür wir zur Erläuterung nur die Provinzialrechte, Zunftrechte, sowie die besonderen Handelsrechte u. dergl. anführen.

Die Existenz eines Staates setzt jedesmal voraus, daß es ein Recht gibt und bestimmte Verhältnisse als Recht anerkannt sind. Der Staat wird durch Familien gebildet, also muß es bestimmte Familienrechte geben; ebenso ist ein Staat nicht denkbar, wo Niemand des Andern Besitz anerkennen wollte. Bei diesen rechtsbildenden Fundamenten müssen bestimmte Grundsätze vorhanden seyn, nach denen in streitigen Fällen entschieden wird; diese liegen entweder in der Natur des Verhältnisses, oder in den im Volk herrschenden Rechtsansichten (s. **Gewohnheitsrecht**). Es gibt indeß auch Verhältnisse, wo die Staatsgewalt der durch das Volk sich entwickelnden Rechtsbildung durch Gesetze ordnend zu Hülfe kommen muß, theils nämlich, um die Rechtsansicht des Volks bestimmter und allgemeiner auszusprechen, wie z. B. bei Rechtsinstituten, wie die Gütergemeinschaft unter Eheleuten, theils um den Rechtsschutz mehr zu befördern und zu sichern, z. B. durch Bestimmungen über die Zeit, innerhalb welcher Rechte unter gewissen Bedingungen erworben oder verloren werden (Verjährung), sowie die Zeitbestimmung, wann ein Verschollener für todt erklärt werden soll rc. Vgl. **Civilprozeß**.

Civilstand, die im bürgerlichen Verkehr sich bewegenden Staatsbürger, im Gegensatze zum Militär; dann (lat. status civilis) Rechtsfähigkeit in Beziehung auf das Privatrecht, und (franz. état civil) Rechtsfähigkeit in Beziehung auf die durch das bürgerliche franz. Recht gebilligten Rechte, die dem eingeborenen od. naturalisirten Inländer, dem Fran-

zosen, zustehen und bei natürlichem oder bürgerlichem Tode oder beim Eintritt in einen fremden Staat verloren gehen. Zur Beglaubigung des C.es eines Jeden wird über die ihn begründenden Thatsachen, als Geburt, Ehe, Ehescheidung, Adoption, Anerkennung natürlicher Kinder und Tod, von dem Civilstandsbeamten (officier de l'état civil), welcher der Maire, beim Militär der Quartiermeister, Kommandant oder Musterinspektor ist (für die königliche Familie war es der Großkanzler), eine Civilstandsakte (acte de l'état civil) aufgenommen und sorgfältig in ein für jede Gemeinde doppelt anzufertigendes Civilstandsregister (Standesbuch) eingetragen und aus ihm dem Betheiligten auf Verlangen beglaubigte Abschriften (extraits) ertheilt. Ist eine Auslassung hierin zu ergänzen oder ein Fehler zu verbessern, so kann auf Antrag des Betheiligten von dem zuständigen Gerichte eine Berichtigung (rectification) erkannt werden. Vor der Revolution wurden die Bücher über Geburt, Trauung und Tod von den Pfarrern gehalten, aber jährlich eine Abschrift bei dem Civilgericht übergeben. Durch Gesetz vom 20. Sept. 1782 ward dies Geschäft an die Staatsbeamten überwiesen, was in den genauen Bestimmungen über den C. im Code civil und Code penal beibehalten ist, während auch noch Kirchenbücher, aber ohne gerichtliche Beweiskraft, gehalten werden. Unerläßliche Formulare für die Civilstandsregister sind nicht festgesetzt, doch hielt man sich allgemein an die vom Ministerium des Innern als Muster aufgestellten. Vgl. Code de l'état civil, Paris XII; Charvilhac, Guide de l'officier de l'état civil, das. 1806; Pfeiffer, Unterweisung der Beamten des C.es, 5. Aufl., Kassel 1808; Orloff, Handbuch für Civilstandsbeamte, Magdeburg 1808. Mit dem Code civil ist der C. auch in deutsche Länder übergegangen, und wie früher in Westphalen, sind in Baden die Pfarrer zu Beamten des C.es bestellt. Vgl. Reinhold, Der Geistliche als Beamter des C.es, Hannover 1810.

Civiltod, s. Bürgerlicher Tod.

Civiluniform, eine von Staatswegen für höhere Civilbeamte angeordnete gleichförmige Tracht; s. Uniform.

Civilverbrechen (delictum civile), Verbrechen und Vergehen, welche auch von Obrigkeiten, die nur die niedere Gerichtsbarkeit haben, untersucht und bestraft werden können. Vergl. Verbrechen.

Civilverdienstorden, s. Verdienstorden; vgl. Ordenswesen.

Civilverjährung, s. Verjährung.

Civis (lat.), Bürger.

Civis academicus (lat.), akademischer Bürger, s. Universität.

Civis honorarius (lat.), Ehrenbürger.

Civismus (v. Lat.), Bürgersinn, Gemeinsinn.

Civita (ital.), Stadt, damit Zusammensetzungen geographischer Namen; vergl. Città und Ciudad.

Civita a Mare, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, an der Küste des adriatischen Meeres, am Tortore, hat 2000 Einw., welche Fischerei, Wein-, Oliven- und Seidenbau treiben.

Civita-Castellana, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, am Triglia und an der Straße von Rom nach Fuligno, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Citadelle, welche jetzt zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen dient, und eine schöne Brücke mit doppelten Arkaden über den Rio Maggiore, 150 Fuß über dem Thalgrunde, 1712 von dem Kardinal Imperiali erbaut, und 3000 Einw. In der Nähe zeigt man die Trümmer des alten Falerii, wie C. das alte Veji seyn soll. Hier Sieg der Franzosen über die Neapolitaner am 4. December 1798.

Civita di Chieti, s. Chieti.

Civita di Penna, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, ist Bischofssitz mit Kathedrale und hat 9000 Einw., welche Leder, Tischlerwaaren, künstliche Blumen verfertigen.

Civita Ducale, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, am Velino, ist Hauptstadt eines Bezirks, Bischofssitz und hat 6000 Einwohner. Die Stadt litt 1703 durch ein Erdbeben.

Civität (v. Lat.), Bürgersinn, s. Civismus.

Civitali, Matteo, ausgezeichneter italienischer Bildhauer und Baumeister, geboren 1435 zu Lucca, soll bis in sein vierzigstes Jahr Barbier gewesen seyn, muß sich indeß schon früh mit der Kunst beschäftigt haben, da man in der Kirche St. Martin acht Gesichter von dem Knaben zeigt. Er † 1501. C. stand in hoher Achtung u. wird von Einigen dem Michel Angelo an die Seite gestellt. Von seinen Werken sind besonders bemerkenswerth: das Mausoleum des Pietro da Noceto, päpstlichen Sekretärs, ein Werk voll Ebenmaß und Eleganz; die Statue des heil. Sebastian in der Kapelle des Schweißtuchs in S. Martino zu Lucca; die Statuen von Adam und Eva, Zacharias und Elisabeth und zweier Engel in der Johanneskapelle der Kathedrale von Genua; endlich vor allen die Basreliefs am Altare des heil. Regulus in der Kathedrale zu Lucca, erst 1484 vollendet. Cicognare gibt Abbildungen von mehreren Werken C.'s.

Civitas (lat.), der Inbegriff der Rechte eines freien Bürgers (civis), im Gegensatz zum freien Ausländer (peregrinus), sowie zur Latinität; dann auch Bezeichnung der sämmtlichen, zu einer Gemeinde vereinigten Bürgerschaft; daher auch Name jeder Stadt mit oder ohne Gebiet, sobald dieselbe einen Staat bildet.

Civita-St.-Angelo, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, nahe am adriatischen Meere, hat Handel mit Getreide, Wein und Oel und 6000 Einw.

Civita Vecchia, Delegation im Kirchenstaate, umfaßt $8^1/_4$ □M. mit 20,700 Einw., ist ungesund, reich an Alaun. Die gleichnamige befestigte Hauptstadt darin, am toskanischen Meere, mit einem gleichfalls befestigten Freihafen, der von zwei halbkreisförmigen Dämmen gebildet wird, während ein dritter diesen beiden gegenüberliegender Damm zwei durch Leuchtthürme erhellte Hafeneingänge gewährt, ist die Hauptstation der päpstlichen Marine. C. ist außerdem Bischofssitz, hat ein Theater, ein Arsenal, eine Schiffswerfte, einen Bagno für Galeerensklaven, ansehnliche Maga-

zine und 8000 (12,000) Einw., welche sich vornehmlich mit Handel beschäftigen, der indeß im Vergleich zu dem der rivalisirenden italienischen und französischen Handelsstädte am Mittelmeer unbedeutend ist. Die regelmäßig zwischen Neapel und Marseille fahrenden Dampfboote legen hier an, um die von Rom kommenden Reisenden aufzunehmen, oder solche, die dahin wollen, abzusezzen. C. nimmt die Stätte des alten Centumcellä ein, zu Ehren Trajans, der es vergrößert und zum Theil neu aufgebaut hatte, auch Portus Trajani genannt. Unter Justinian war C. Zankapfel zwischen Griechen und Gothen, ward von Totilas erobert, von Narses 553 aber wieder genommen. Noch öfters zerstört, erhob es sich stets wieder aus seinen Trümmern. Papst Urban VIII. legte die Festungswerke an, Innocenz XII. erklärte C. für einen Freihafen (1696) u. versorgte es mit Trinkwasser durch den hieher geleiteten Aquädukt von Tragino. In der Umgebung der Stadt entspringen mehre Mineralquellen, deren Wasser geruchlos, von einem sehr salzigen Geschmack und verschiedener Temperatur (die höchste beträgt 24° R.) ist, salzsaure Kalkerde, salzsaures Natron, schwefelsaure Kalk- und Talkerde, schwefelsaures Natron, kohlensauren Kalk, Kieselerde und Eisen enthält, getrunken auflösend u. abführend wirkt und bei Stockungen, Geschwülsten und Verhärtungen, sowie als ableitendes Mittel bei aktiven Kongestionen empfohlen wird.

Civitella, 1) (C. del Tronto), feste Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, mit 2000 Einw., Leder-, Leinwand- u. Strumpffabrikation u. Handel. — 2) Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, mit 2000 Einw., denkwürdig durch den Sieg der Normannen über die Truppen des Papstes (den 18. Juni 1053), in Folge dessen sie im Besitz ihrer in Italien gemachten Eroberungen bestätigt wurden und mit dem Papste Freundschaft schlossen.

Civoli, Maler, s. Cardi.

Civray, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Vienne, an der Charente, hat 2250 Einwohner, welche wollene Zeuche fabriciren u. Handel mit Wein und Kastanien treiben. In der Nähe schöne Marmorbrüche.

Ciza (Cisa, Cise, Cisara), Göttin der alten Slaven, Personifikation, daher mit der fruchtbaren Erde, Ceres, Cybele, Venus oder Iris identificirt, soll von den Rhätiern, Vindeliciern, Sorben, auch in Sachsen und der Lausitz verehrt worden seyn und der Stadt Zeitz den Namen gegeben haben. In der Gegend von Augsburg soll sie einen heiligen Hain gehabt haben; auch wurden ihr dort Feste gefeiert und Opfer gebracht, die in Getreide bestanden.

C. l., Abbreviatur für Citato loco, am angeführten Ort, abbrevirt: a. a. O.

Clackmannan, brittische Grafschaft im südlichen Schottland, von dem Firth of Forth und der Grafschaft Perth eingeschlossen, ist $2^1/_8$ □Meilen groß und hat 16,000 Einwohner. Der südliche Theil des Ländchens ist eben und vortreffliches Getreideland, im Norden zieht das Ochilgebirge von Osten nach Westen und erreicht in seiner höchsten Spitze, dem Bencleugh, 2450 Fuß. Nur das Gebirg entlang ist der Boden steinig und weniger bebaut; gleichwohl stehen $^3/_4$ der ganzen Grafschaft in blühender Kultur, ein in Schottland nicht wiederkehrendes Verhältniß. Vom Gebirge strömen viele zum Theil romantische Waldbäche in die Ebene und erhöhen das Leben der schönen landschaftlichen Bilder. Neben dem Forth sind Flüsse von einiger Bedeutung nur der nördliche und südliche Dovan oder Devon, die beide innerhalb der Grafschaft schiffbar sind und in den Forth münden. Auf hoher Stufe steht der Ackerbau; schon 1781 wurde hier das erste Wettpflügen gehalten. Nicht geringere Sorgfalt verwendet man auf die Viehzucht, für welche das Gebirg treffliche Weideplätze und Futterkräuter bietet. Auch der Bergbau wird mit Vortheil betrieben; schon 1820 wurden jährlich über $1^1/_2$ Millionen Centner Steinkohlen ausgeführt. Außerdem führen die Berge Eisen, Kalk, gute Bausteine, auch Silber, Kupfer, Blei und Kobalt. Hauptausfuhrartikel sind ferner: Wolle, Mousselin, Leinwand, sowie fette Hammel u. Getreide. Hauptorte: C. u. Alloa mit Hafen. Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, auf einem 190 Fuß hohen Hügel zwischen dem Forth u. Devon, in reizender Gegend gelegen, besteht aus einer einzigen Straße, die sich bis zum Gipfel des Hügels hinaufzieht, wo in einem 79 Fuß hohen Thurm Schwert und Helm von Robert Bruce verwahrt werden, u. hat 5000 Einwohner, welche ansehnlichen Handel, besonders mit Steinkohlen, die in der Nähe gegraben werden, treiben. Bei C. liegen die großen Eisenwerke Devon Iron Works, ferner die vom König David gestiftete Abtei Cambusfennet und das romantische Thal von Tillycoultry, Schottlands Tempe genannt.

Cladanthus (Astblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit gestrahlten Blumenköpfchen und konischem Fruchtboden. C. proliferus *Dec.*, Anthemis arabica *L.*, sprossende Astblume, mit aufrechtem, 2—3 Fuß hohem, sehr ästigem Stengel, doppelt-gefiederten, glatten Blättern, mit linienfadenförmigen Blättchen und schönen, zahlreichen, goldgelben, einzeln in den Zweigachseln sitzenden Blüthen, ist ein Sommergewächs in der Berberei, das in deutschen Gärten als Zierpflanze vorkommt. Man säet den Samen im April in ein kühles Mistbeet und versetzt im Mai die Pflanzen an sonniger Stelle ins freie Land.

Cladium (Sumpfgras), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperoideen. C. Mariscus *R. Br.*, C. germanicum *Schrad.*, Schoenus Mariscus *L.*, gemeines Sumpfgras, gemeine Büschelschnöte, mit rothbraunen, in Sträußern an der Spitze und Seite des Stengels stehenden Blüthen, ist merkwürdig, indem es, in Sümpfen, auf nassen Wiesen durch Nordeuropa, Nordamerika und in Neuholland vorkommend, vorzüglich in Gothland eine beträchtliche Höhe erreicht und schwimmende Inseln bildet. Nach Johannis abgemäht, wird es zum Decken der Dächer gebraucht, welche viel dauerhafter sind, als die von gewöhnlichem Stroh. Noch sehr jung dient es auch als Futter für das Vieh.

Cladonia (Becherflechte), s. Flechten.

Claessens, Anton, niederländischer Maler aus Antwerpen, einer der vorzüglichsten Künstler

des 15. Jahrhunderts, arbeitete in der Weise der Alten, gab aber seinen, dem niedern Leben entlehnten Gestalten eine zur höchsten Porträtwahrheit gesteigerte Natürlichkeit. Als seine vorzüglichsten Werke sind zu nennen: das Urtheil des Cambyses in zwei Bildern, in der Akademie zu Brügge; ein Gastmahl auf dem Rathhause zu Brügge, mit der Jahrzahl 1574.

Cläven, Land, s. v. a. Chiavenna.

Clävner, Name verschiedener guter Traubensorten, welche ursprünglich aus Chiavenna stammen sollen und nach der Klassifikation von Rubens (Handbuch der Obstbaumzucht, 1844) in die vierte Ordnung (gedrängte Trauben mit kleinen Nebenästen) gehören. Der blaue C. (blauer oder rother Burgunder) findet sich häufig in Südwestdeutschland und gibt die edelsten deutschen Rothweine, den Asmannshäuser, Ingelheimer und Ahrbleichert. Auch der rothe C. (Ruländer), eine vorzügliche Tafel- und Weinbergstraube, gehört zu den edelsten Traubensorten Deutschlands und liefert einen äußerst feinen, süßen und wohlschmeckenden Wein.

Clain, Fluß im französischen Departement Vienne, entspringt bei Consolens, ist einige Meilen schiffbar und fällt bei Port de Senon in die Vienne.

Clair (franz.), klar, deutlich.

Clair, St., nordamerikanischer Binnensee, zwischen Obercanada und Michigan, empfängt sein Wasser durch die 12 Meilen lange St. Clairstraße aus dem Huronsee und ergießt sich durch die Detroitstraße in den Erie. Die äußere Gestalt des Sees ist fast rund, er hat 18 Meilen im Umfang und 6 Meilen im Durchmesser, ist tief genug für die größten Schiffe und trägt mehre waldige Eilande.

Clairac, Stadt im französischen Departement Lot und Garonne, am Lot, hat 5200 Einwohner, welche Handel mit Wein, Branntwein und Tabak treiben.

Clairaut, Alexis Claude, auch Clairault, ausgezeichneter französischer Mathematiker, geb. am 7. Mai 1713 zu Paris, zeigte frühzeitig eine seltene Fassungskraft und studirte schon in seinem zehnten Jahre l'Hopitals Werk über die Kegelschnitte. Sein 1729 beendigtes Werk: „Recherches sur les courbes à double courbure" (Paris 1731), verhalf dem 18jährigen Verfasser zur Aufnahme in die Akademie. Mit Maupertuis ging er bald darauf nach Basel, wo er den Nestor der damaligen Mathematiker, Johann Bernoulli, kennen lernte, dann mit Maupertuis auch nach Lappland, um die große Meridianvermessung vorzunehmen. Im J. 1743 theilte er der Akademie seine berühmte Theorie von der Gestalt der Erde nach hydrostatischen Grundsätzen mit und ward so der erste französische Mathematiker, der die Entdeckungen Newtons weiter führte und den analytischen Ausdruck für die Bedingungen des Gleichgewichts der Flüssigkeiten gab. Nicht minder erfolgreich beschäftigte er sich mit der so schwierigen Theorie des Mondes und legte die Resultate seiner Forschungen in der „Theorie de la lune déduite de seul principe de l'attraction" (Paris 1752, 2. Aufl. 1765) nieder. Durch äußerst mühsame Berechnungen bestimmte er auch die Wiederkunft des halley'schen Kometen auf den 15. April 1759; durch seine „Théorie des mouvemens des comètes" (Paris 1760) wurde er mit d'Alembert in einen langwierigen und heftigen Streit verwickelt. Er † am 17. Mai 1765. Alle seine Werke tragen das Gepräge der Vollendung; selbst seine „Eléments de géometrie" (Paris 1741 und 1765) und „Eléments d'algèbre" (das. 1746 und 1760), die er für seine Schülerin, die Marquise Châtelet, schrieb, sind noch heute ein Muster von Klarheit und Schönheit des Styls.

Clairet (franz.), jeder blaßrothe französische Wein, dann insbesondere ein Graves- oder Picardanwein von Bordeaux; auch ein leichter guter Wein von St. Jean Pied de Port und ein sehr guter weißer Wein von Chateau-Renard bei Avignon. Vgl. Claret.

Clairette (franz.), Kirschliqueur.

Clairfayt, Franz Sebastian Karl Joseph de Croix, Graf von, kaiserlich österreichischer Feldmarschall, war als Sprößling eines der angesehensten Geschlechter der ehemaligen österreichischen Niederlande den 14. Oktober 1733 in dem Schlosse Bruille unweit Binch im Hennegau geboren, trat in seinem 20. Jahre in den Militärdienst, wohnte als Offizier dem siebenjährigen Kriege bei und zeichnete sich in den Schlachten von Prag, Lissa, Liegnitz und bei dem Ueberfalle von Hochkirchen so vortheilhaft aus, daß er zum Obersten avancirte. Er lebte nun in stiller Eingezogenheit, bis ihn 1178 der bayerische Erbfolgekrieg wieder zur Aktivität rief. Wichtiger für ihn war aber der Türkenkrieg von 1788 und 1789; im letztern Jahre wurde er zum Feldzeugmeister ernannt und kommandirte ein besonderes Corps im Banat, mit dem er am 28. August die Türken bei Mehadia schlug. Nach der Eroberung von Belgrad lieferte er den Türken abermals zwei siegreiche Gefechte bei Salga und Kalafat und sicherte dadurch die kleine Walachei und Kraina. Zu Anfang des 1792 ausgebrochenen französischen Revolutionskrieges schlug er in Verbindung mit Beaulieu die Franzosen bei ihren Einfällen in die Niederlande zurück und nahm an der Spitze eines Armeecorps von 12,000 Mann an der Einnahme von Longwy und Verdun wesentlichen Antheil. Am 1. September 1792 bemächtigte er sich des wichtigen Postens bei Stenai und des Uebergangs bei la Croix-aux-Bois, deckte den Rückzug des Herzogs von Braunschweig nach Koblenz und ging darauf nach den Niederlanden, um die Operationen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen zu leiten, der, von Dumouriez geschlagen, das Kommando niedergelegt hatte. Den von C. geleiteten Rückzug haben Kenner ein Meisterstück der Kriegskunst genannt. Auch an dem Feldzuge von 1793 hatte er rühmlichen Antheil; am 1. März überfiel er die Franzosen bei Aldenhoven, zwang sie, die Belagerung von Mastricht aufzuheben, und entschied in der blutigen Schlacht bei Neerwinden durch seine Besonnenheit, Festigkeit und Einsicht den Sieg. Nicht weniger Talent und Muth beurkundete er in den Treffen von Quivérain, Hanson und Famars; le Quesnoi zwang er zur Uebergabe. Im Beginn des Feldzugs von 1794 stand C. mit einer

Truppenabtheilung in Flandern, schlug mehre Anfälle der Feinde zurück, konnte aber nach der Schlacht bei Fleurus, die Prinz Koburg verlor, den vordringenden Feind nicht mehr aufhalten. Als Koburg seine Entlassung genommen, trat C. an dessen Stelle und führte abermals mit großer Ordnung und Umsicht die Armee über den Rhein zurück. Im J. 1795 erhielt er mit der Feldmarschallswürde den Oberbefehl über die österreichische und Reichsarmee, die sich vom Mittel- bis an den Niederrhein ausdehnte und mit Wurmser am Oberrhein in Verbindung stand. Fast den ganzen Sommer über standen die feindlichen Mächte einander unthätig gegenüber, bis mit einbrechendem Herbst die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan bei Düsseldorf und Pichegru mit dem Rhein- und Moselheere bei Mannheim über den Rhein drangen. C. warf sich auf Jourdan, schlug ihn am 10. Oktober bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück; hierauf eilte er zum Entsatz von Mainz, das von 70,000 Franzosen eingeschlossen war, bestürmte und eroberte die mit außerordentlicher Mühe aufgeführten, für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen und trieb den Feind über Ingelheim gegen Bingen und über Oppenheim bis Alzey zurück. Auf einen Winterfeldzug nicht eingerichtet, schloß er am 21. December einen Waffenstillstand und kehrte im Januar 1796 nach Wien zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde. Seine Zwistigkeiten mit dem Minister Thugut wegen des Waffenstillstandes waren wohl Schuld, daß er das Kommando nicht wieder erhielt, das dem Erzherzog Karl übertragen wurde. Zwar erhielt er eine Anstellung im Hofkriegsrathe, doch waren die erlittene Kränkung und die Unthätigkeit, zu der er sich verdammt sah, so einflußreich auf seine Gesundheit, daß er am 21 Juli 1798 †.

Clairmont, s. v. a. Clermont.

Clair-obscur (franz.), s. Helldunkel und Camaïeu; vgl. Kolorit.

Clairon, eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude, berühmte französische Schauspielerin, ward 1723 in der Nähe von Condé in Flandern von armen Aeltern geboren. Ihre Erziehung wurde so sehr vernachlässigt, daß sie im 11. Jahre kaum lesen konnte. Indessen erwachte die Neigung zur Bühne in ihr, und so trat sie in ihrem 12. Jahre zuerst in der italienischen Komödie auf, spielte ein Jahr lang Soubrettenrollen und ging dann nach Rouen, wo sie vier Jahre blieb. Nachher spielte sie auf den Bühnen zu Lille, Dünkirchen und Gent, bis sie nach Paris berufen und als Sängerin in der Academie royale de musique angestellt wurde. Trotz eines entschiedenen Erfolgs verließ sie schon nach vier Monaten die Oper und ließ sich bei der Comédie française engagiren. Sie war nur für Soubretten- und Hülfsrollen im Trauerspiel engagirt, nichtsdestoweniger bestand sie darauf, ihr Debut mit der Phädra, einer Glanzrolle der Dumesnil, zu beginnen. Sie feierte einen glänzenden Triumph und war bald eine bedeutende Nebenbuhlerin der Dumesnil. Nachdem sie 22 Jahre lang der Liebling des Publikums gewesen, ward sie, weil sie sich in gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern geweigert hatte, aufzutreten, 1765 ins Gefängniß gebracht und betrat seitdem die Bühne nicht wieder. Sie folgte einer Einladung des Markgrafen von Ansbach, an dessen Hofe sie 17 Jahre blieb. Dann begab sie sich wieder nach Paris und † daselbst 1803. Stolz von Natur, mit Schönheit und edler Gestalt ausgestattet, spielte sie Rollen, wie Phädra, Zenobia, Monomime, Dido, von der sie „Königin von Karthago" genannt wurde, und vor allen Medea am besten. Voltaire sagte von ihr: „Sie hat im Tone der Stimme, was die Dumesnil im Herzen". Ihre „Mémoires d'Hippolyte et reflexions sur la déclamation théatrale" (Paris 1799, neue Aufl. 1822) sind für angehende Schauspieler sehr belehrend.

Clairvaux, Dorf im französischen Departement Ober-Marne, an der Aube, ist entstanden durch die berühmte Cistercienserabtei, welche der heilige Bernhard 1115 hier stiftete und welcher er bis zu seinem Ende vorstand. Herzog Hugo von Troyes hatte den Grund und Boden dazu geschenkt, der, eine wüste Waldgegend, Clara Vallis genannt wurde. Obwohl die Mönche das öde Land im Schweiße ihres Angesichts erst urbar machen mußten, so zählte die Stiftung beim Tode des heiligen Bernhard (1153) doch schon 700 Mönche. Eine lange Reihe von spätern Aebten war bemüht, die erprobten Einrichtungen zu erhalten, und selbst als die Revolution der Abtei den Untergang brachte, war des Stifters Geist und Segen von seinem Werke noch nicht gewichen. Das Klostergebäude stand noch, wie es der heilige Bernhard hinterlassen, eng und bescheiden; daran schlossen sich aber neue palastähnliche Gebäude, die alle wieder durch die majestätische Kirche verdunkelt wurden. C. war als Tochter von Cisterz damals noch die Mutter von 81 Klöstern, die Frauenklöster ungerechnet; vor der Reformation hatte sich die Filiation von C. auf 357 Mannsklöster ausgedehnt. Nach einer Stiftung Alfons' I. von 1143 waren die Könige von Portugal verbunden, alljährlich auf Mariä Verkündigung einen Zins von 50 Goldmaravedis nach C. zu entrichten, was der Abtei Veranlassung gegeben haben mag, nach König Sebastians Tode das Königreich selbst als Eigenthum anzusprechen. Gegenwärtig werden die Gebäude der Abtei als Zuchthaus benutzt. Vgl. Bernhard, der heilige, und Cistercienser.

Claix, Marktflecken im französischen Departement Isère, Bezirk Grenoble, am Drac, ist merkwürdig durch eine Brücke mit 140 Fuß breitem und 120 Fuß hohem Bogen, unter welchem ein zwölffaches Echo sich hören läßt, hat 2000 Einwohner und eine Porzellanfabrik.

Clajus (Klajus, eigentlich Cla oder Klai), 1) Johann C. der Aeltere, Mitbegründer der deutschen Grammatik, die er erst zu praktischer Zweckmäßigkeit ausbildete, wurde 1530 (nach Andern 1533) zu Herzberg im sächsischen Kurkreise geboren, studirte zu Grimma und Leipzig, war neun Jahre Lehrer der Musik, Poesie und griechischen Sprache zu Goldberg in Schlesien, dann bis 1569 Rektor zu Frankenstein in Münsterberg, später zu Nordhausen und † als Prediger zu Bendeleben im thüringischen Amte Weißensee, den 11. April 1592. Seine

„Grammatica germanicae linguae" (Lpz. 1578), das Werk eines 20jährigen Fleißes, war lange Zeit in Gebrauch und erschien zuletzt zu Nürnberg und Prag 1720.

2) Johann C. der Jüngere, Theolog und gekrönter Dichter, 1616 zu Meißen geboren, † als Pfarrer zu Kitzingen in Franken 1656, war Mitstifter des sogenannten gekrönten Blumenordens der Pegnitzschäfer (1644) zu Nürnberg, dem damaligen Sitz der Ziererei, litt aber an religiöser und poetischer Ueberspanntheit; namentlich nahm sein Drama eine oft sehr abenteuerliche Gestalt an, und seine lyrischen Gedichte sind nur in den seltenen Fällen, wo er ein Gefühl ohne Künstelei zu Tage förderte, wenigstens sprachlich und metrisch nicht ohne Werth. Er schrieb: „Weihnachtsandachten" (Nürnberg 1644); „Herodes, der Kindermörder", Tragödie (das. 1645); „Engel- und Drachenstreit" (das. 1650); „Pegnitzisches Schäfergedicht" (das. 1644) u. A.

Clam, die amerikanische Venusmuschel, bei den Indianern als Schmuck und als Stellvertreter des Geldes (Wampum) gebraucht, s. Wampum. Clams, kleine siamesische Rechnungsmünze, welche so viel Silber beträgt, als 12 Reiskörner, nach unserm Gelde = 1 Kreuzer.

Clam, gräfliches Geschlecht in Böhmen und Oesterreich, hieß früher Perger von Höchenperg nach der Stammburg Höchenberg in Kärnthen, von wo es im 14. Jahrhundert vertrieben wurde. Christoph Perger kaufte Burg u. Herrschaft Clam in Oesterreich von den Grafen von Hardeck. Christophs Urenkel, Johann Gottfried von C., geboren 1598, wurde sammt seinen Brüdern u. Vettern am 22. November 1655 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und hinterließ als einzigen Sohn Hans Christoph von C., der 1697 †. Sein jüngster Sohn, Johann Leopold von C., wurde durch seine Söhne Ferdinand Joseph, Johann Joachim und Johann Christoph der Ahnherr der heutigen Grafen von Clam-Martinicz u. Clam-Gallas. Ferdinand Joseph von C., geboren 1700, hinterließ 5 Söhne: Johann Gottlieb, Joh. Albert, Joh. Joseph, Joh. Christoph und Joh. Leopold von C., welche den 17. Juni 1759 die erbländische österreichische Grafenwürde erlangten. Johann Gottlieb von C. wurde Stifter der älteren der beiden noch blühenden Linien oder der Linie Clam-Martinicz. Sein Sohn, Karl Joseph, Graf von C., geboren 1760, vermählte sich 1792 mit Marie Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl von Martinicz, und führte seitdem, wie seine Kinder, den Namen Clam-Martinicz, obgleich er nur einige Herrschaften des martiniczschen Stammgutes in Besitz hatte. Sein Sohn war Karl Joseph Nepomuk Gabriel, Graf von Clam-Martinicz, österreichischer Feldmarschalllieutenant, geb. am 23. Mai 1792 in Prag. Er verließ 1809 das begonnene Studium der Rechte und trat in das Freicorps des Grafen Kinsky, zeichnete sich durch Kenntnisse und Muth aus und ward schon in dem Feldzuge von 1812—14 dem Fürsten Schwarzenberg als Flügeladjutant zugetheilt. Mit dem Feldmarschalllieutenant Koller begleitete er den Kaiser Napoleon nach Elba und wurde sodann zu den Verhandlungen des wiener Kongresses gezogen. Im Jahr 1821 stand er als Oberst eines Kürassierregiments in Ungarn und ging 1824 mit einer diplomatischen Sendung nach Petersburg, wo er sich die besondere Gunst des Kaisers Alexander erwarb. Im December 1830 zum Generalmajor und Hofkriegsrath ernannt, wurde er bald darauf abermals zu politischen Sendungen benutzt und wußte dem sich damals in Deutschland regenden Geist im Sinne der österreichischen Politik geschickt entgegenzuarbeiten. Im Jahr 1835 ernannte ihn Kaiser Ferdinand gleich nach seiner Thronbesteigung zu seinem Generaladjutanten. Im Jahr 1836 ward er geheimer Rath und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrathe, 1837 Feldmarschalllieutenant mit Beibehaltung der Dienstleistungen um die Person des Kaisers und im Staatsrathe. In dieser Stellung erwarb er sich zwar große Verdienste um das österreichische Heerwesen, bewies sich aber als entschiedener Gegner aller liberalen Bestrebungen und eifriger Vertreter altaristokratischer Prärogativen. Er † am 29. Januar 1840. Johann Christoph, Johann Leopolds jüngerer Sohn, geboren am 12. Juli 1702 zu Clam, österreichischer geheimer Rath und Oberst eines Infanterieregiments, † 1778 u. hinterließ einen Sohn, Christian Philipp, k. k. Kämmerer und Beisitzer des permanenten Ausschusses der böhmischen Herrenstände. Seine Mutter war die Schwester der kinderlosen Gemahlin des reichen Grafen Gallas, der durch Testament von 1757 seine Gemahlin und nach ihrem Tode oder nach ihrer zweiten Vermählung den erstgeborenen Sohn ihrer Schwester zum Universalerben einsetzte, unter der Bedingung, daß er den Namen und das Wappen der Grafen von Gallas führe. Der Graf von Gallas starb 1757, seine Wittwe 1759 und die sämmtlichen gallasschen Herrschaften fielen nun an den substituirten Erben, der sich nun Graf von Clam-Gallas nannte. Er † den 8. Februar 1805. Sein Sohn, Christian Christoph, geboren 1771, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, Oberstlandkämmerer von Böhmen, Präsident der patriotischen Kunstfreunde in Prag, † 1838. Sein einziger Sohn ist Eduard, Graf von Clam-Gallas, geb. am 14. März 1805 zu Prag, betrat 1823 die militärische Laufbahn, ward 1839 Oberst und 1846 Generalmajor. Als solcher übernahm er 1848 eine Brigade beim 1. Armeecorps in Italien und zeichnete sich in den Kämpfen bei Sta.-Lucia, Goito und Vicenza, namentlich auch bei Custozza aus. Auch an dem Feldzuge im März 1849 gegen Piemont nahm er rühmlichen Antheil und ward darauf im April zum Feldmarschalllieutenant und zum Kommandanten des bei Orsova operirenden Armeecorps ernannt, das er am 23. Juni nach Siebenbürgen führte, wo er bei Sepsi-St.-György und Marienburg eine Stellung nahm. Von Bem aber am 20. Juli angegriffen, schlug er die Ungarn am 23. Juli in dem Treffen bei Sepsi-St.-György und am 1. August bei Kasson-Ujfalu und drang am 3. August bis Csikszereda vor, um das Szeklerland zu entwaffnen. Nachdem dies geschehen, erhielt er bei der neuen Organisation der österreichischen Armee 1850 das Kommando über das 1. Armeecorps in Böhmen. Die Besitzungen der

ältern Linie Clam-Martinicz bestehen in den Herrschaften Smeczna (3 □Meilen mit 12,300 Einwohnern) und Schlan (0,83 □Meilen mit 6300 Einwohnern); die der jüngeren Clam-Gallas in den Herrschaften Friedland (6,4 □Meilen mit 32,200 Einwohnern), Reichenberg (2,9 □Meilen mit 31,000 Einwohnern), Grafenstein (2,7 □Meilen mit 15,800 Einwohnern) und Lämberg (0,9 □Meilen mit 7740 Einwohnern) in Böhmen.

Clamecy, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Nièvre, am Beuvron und der Yonne, die hier durch den Kanal Beuvron-Yonne verbunden sind, ist ummauert, aber schlecht gebaut, hat 3 Vorstädte, 4 Kirchen, ein Hospital und 5700 Einwohner, welche Stahlwaaren-, Tuch-, Fayence- und Lederfabriken, Handel mit Vieh, Weinen und besonders Holz betreiben. In der Nähe sind Steinkohlengruben.

Clan, in der britischen und namentlich in der Geschichte von Hochschottland, den Orkneys- und den Shetlandsinseln Bezeichnung für eine Art freiwilligen Lehnsverbandes zwischen einem Gutsherrn (Laird), als Stammoberhaupt eines Bezirks, und seinen Unterthanen, dann auch Name des Stammoberhaupts selbst: s. Schottland.

Clancularii (lat.), Name einer Partei der Wiedertäufer im 16. Jahrhundert, so genannt, weil sie ihr Glaubensbekenntniß geheim hielten, auch von ihren Zusammenkünften in Gärten Hortularii genannt.

Clancularii opifices (lat.), Bönhasen, Pfuscher.

Clapperton, Hugh, englischer Reisender und Reiseschriftsteller, geboren 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, kam 17 Jahre alt als Lehrling zu dem Eigenthümer eines Handelsschiffs, mit dem er mehre Reisen nach Nordamerika machte. Wegen eines geringen Zollvergehens wurde er gezwungen, Seedienste zu nehmen u. bald zum Seekadeten befördert. Im Jahr 1814 ging er auf dem Linienschiffe Asia unter Admiral Cochrane nach Nordamerika, kam darauf auf die Flotte, die von den kanadischen Inseln gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet war, wurde Lieutenant und erhielt das Kommando eines Schooners auf dem Eriesee. Im Jahre 1817 nach England zurückgekehrt und auf halben Sold gesetzt, begleitete er Oudney, der im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft nach Afrika reiste, durchstreifte mit diesem die Wüste von Bornu, untersuchte den Tschadsee u. drang nach dem Tode seines Begleiters bis Sakkatu vor, wo der Sultan Bello ihn gastfreundlich aufnahm. Im Jahr 1825 kehrte er nach England zurück, wurde zum Kapitän ernannt und erhielt vom Minister Lord Bathurst den Auftrag, eine neue Reise nach der Bucht von Benin zu unternehmen, um von dort nach Sakkatu und Bornu vorzudringen und den Lauf des Niger zu erforschen. In Begleitung seines treuen Dieners Richard Lander kam er nach Sakkatu. Doch war der argwöhnisch gewordene Sultan Bello nicht geneigt, ihm die Weiterreise zu gestatten. Die Täuschung und die Anstrengungen der Reise warfen ihn aufs Krankenlager und er † am 13. April 1827 zu Tschangary unweit Sakkatu. Barrow besorgte die Herausgabe der ersten Reise C.s, der „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824" (Lond. 1826), sowie auch nach den von Lander mitgebrachten Papieren den Bericht über C.s zweite Reise das „Journal of a second expedition into the interior of Africa, from the bight of Benin to Saccatao" (London 1829, deutsch, Weimar 1830). Ergänzungen dazu enthalten Landers „Records of C.'s last expedition to Africa" (2 Bde., London 1830). C. war der erste Europäer, der tiefer in das innere Afrika vordrang und den Lauf des Niger durch eine große Landstrecke verfolgte, und ihm verdanken wir die gründlichsten Nachrichten über jene geheimnißvollen Länder.

Claque (franz.), s. Claqueurs.

Claqueurs (franz.), die bezahlten Klatscher in Paris. Die Gesammtheit aller bei einer Vorstellung anwesenden C. heißt Claque. Diese ist in Paris ein festes und einträgliches Gewerbe, welches seine Gesetze, seine Vortheile, seinen Einfluß hat. Da die meisten Theater in Paris rein merkantilische Unternehmungen sind, so bestehen sie nur durch die Gunst des Publikums, und man sucht sich diese um jeden Preis zu erwerben und zu erhalten. Da nun aber ein Stück und ein Schauspieler nicht gefiel, wenn nicht beiden rauschender Applaus zu Theil wurde, so organisirte man jene Klatscher, die bisher nur aus Vorliebe für einen Dichter oder Schauspieler, vielleicht auch aus Dankbarkeit für erhaltene Freibillets geklatscht hatten, gab ihnen beständiges freies Entrée, bezahlte sie außerdem und deutete ihnen schon in den Proben die Stellen an, wo sie zuerst klatschen und dadurch das Publikum zum Applaus animiren sollten. Auf diese Spekulation fußend, errichtete ein gewisser Sauton 1820 ein förmliches Bureau, das er „Assurance de succès dramatiques" nannte; bei ihm meldeten sich alle jene Subjekte, welche dieses Geschäft zu dem ihrigen machen wollten, und hierher gelangten nun die Aufträge der Theaterdirektionen, die sich auf die Zahl der C., welche zur Erzielung irgend eines Erfolgs für nöthig gehalten wurden, bezogen. Die C. selbst wurden dann vom Dichter, Direktor oder Bühnenkünstler angewiesen, wie oft und wie stark geklatscht werden solle. Wünscht ein Schauspieler mit Applaus empfangen zu werden, so schickt er die dafür bestimmte Summe in das Bureau; für eine eben so bestimmte Summe wird auch ein Nebenbuhler ausgepfiffen. Die C. werden gewöhnlich Chevaliers du lustre genannt, weil sie sich in großer Zahl in die Mitte des Parterre's unter den Kronleuchter setzen, um ihrem Treiben mehr entscheidende Kraft zu geben. Eingetheilt werden sie in: Tapageurs, solche, die bei dem kleinsten Anlaß auf das Heftigste applaudiren; Connaisseurs, solche, die gewöhnlich auf den theuren Plätzen sitzen, beifällig murmeln, ihre Nachbarn auf Schönheiten der Dichtung oder des Spiels aufmerksam machen und interessante Züge aus dem Leben der Schauspieler oder Dichter erzählen: Rieurs, solche, die über den plattesten Spaß so herzlich zu lachen wissen, daß auch ihre Nachbarn davon angesteckt werden; Pleureurs, solche,

die gleiches Geschick im Gerührtseyn und Weinen haben; Chatouilleurs, solche, die vor Anfang des Stücks und in den Zwischenakten durch Schnupftabak, Bonbons, Theaterzettel ꝛc. die Nachbarn freundlich stimmen und sie durch geschickte Unterhaltung in gute Laune versetzen; Chauffeurs, solche, die bei Tage vor den Theaterzetteln stehen bleiben und, sobald sich Mehre versammelt haben, entzückt die Schönheit des Stücks preisen, in Kaffeehäusern günstige Recensionen vorlesen, ungünstige bei Seite schaffen ꝛc.: Bisseurs, die unermüdlichen Dacaporufer. Durch alle diese Mittel leiten entweder die C. das Publikum zum Applaudiren an, oder widersetzen sich, und zwar oft auf die handgreiflichste Weise, mißliebigen Aeußerungen; nicht selten entsteht ein Kampf der C. gegen C., die für eine entgegengesetzte Meinung bezahlt sind. So hat sich dieses Unwesen nach und nach zu einem System ausgebildet und ist zu einem ziemlich einträglichen Geschäft geworden, denn man verkauft das Eigenthumsrecht eines Bureau's für 6—19,000 Franken, und um ein zweifelhaftes Stück zu retten, theilt eine Direktion oft 3—500 Freibillets aus, die größtentheils für die noch außerdem bezahlten C. bestimmt sind. Das französische Publikum kennt dieses Unwesen und übt gegen die C., sobald dieselben ihre Unverschämtheit übertreiben, nicht selten strenge Justiz aus; von Abschaffen der C. ist aber keine Rede. Direktoren, Dichter und Schauspieler halten die C. nur für ein unschädliches Reizmittel des Publikums wie der Schauspieler selbst und sind der Ueberzeugung, daß die C. dem wirklichen Werth eines Stücks und eines Künstlers für die Dauer weder nützen noch schaden können.

Clara (d. i. die Hehre, Ausgezeichnete, Freundliche), weiblicher Vorname.

Clara, Heilige, Stifterin des Ordens der Clarissinnen (s. d.).

Clara-Elf, norwegischer Strom, an der Grenze der schwedischen Provinz Dalekarlien, breit und reißend, entfließt dem Landsee Fämund, tritt nach 12 Meilen langem Lauf unter dem Namen Stor- oder Dalby-Elf in die schwedische Provinz Wermeland und fällt bei Karlstadt in den Wenernsee.

Clara voce (lat. u. ital.), mit deutlicher, heller Stimme.

Clare, 1) Grafschaft in der irländischen Provinz Munster, grenzt im Nordwesten an die Galwaybai, im Nordosten an Galway, im Osten und Südwesten an Limerick, im Nordwesten an Tipperary, im Westen an den Ocean u. umfaßt 50⅘ □ Meilen. Sie ist zwar gebirgig, bietet aber weite Thäler u. kleine Ebenen dar, die treffliche Weiden haben. Das vornehmste Gebirge ist der Slieve Banghta, an den Grenzen von Galway. Das Gestade ist wenig zerrissen; außer der Galwaybai sind nur die kleinen Buchten Carrig Hoult u. Moor im Shannon u. Balliella am Ocean bemerkenswerth. Der Shannon macht die Grenze mit Limerick und Tipperary und mündet zwischen Loop und Kerry Head, nachdem er den Fergus aufgenommen; sein Ausfluß ist bis Limerick für die größten Schiffe fahrbar. Der Binnensee Lough Derg wird durch einen Kanal mit dem Lough Ogram verbunden. Das Klima ist heiterer, als man es sonst in Irland findet, und sehr gesund. Der Haupterwerbszweig des Landes ist die Rindvieh- und Schafzucht; der Ackerbau liefert besonders Hafer und Kartoffeln. Die Waldungen sind größtentheils verschwunden. Die Steinkohlenlager werden noch nicht gehörig benutzt; eben so wenig die Anbrüche von Blei und Eisen. Die Grafschaft hat 280,000 Einwohner in 2 Cities, 1 Borough, 4 Marktflecken und 79 Kirchspielen; Hauptstadt ist Ennis. Das gleichnamige Dorf in dieser Grafschaft, an der Mündung des Fergus in den Shannon, gab derselben den Namen. — 2) Marktflecken in der englischen Grafschaft Suffolk, am Stour, ein schlechtgebauter, schmutziger Ort mit etwa 2000 Einwohnern, welcher sehr alt ist und von welchem der Herzog von Newcastle den Titel eines Marquis von C. führt. — 3) Britisches Eiland im Ocean, an der Südwestküste der irischen Grafschaft Cork, ⅔ Meile lang, ⅓ Meile breit, ist von Fischern bewohnt, hat auf der Nordwestspitze auf einem Felsen ein Kastell und im Osten die Trakieranhöhle, in der ein Stein, der ein rothes Kreuz vorstellt, von dem heiligen Kieran aufgestellt seyn soll und von Pilgern häufig besucht wird.

Clare, John, genannt der Bauer von Northamptonshire, englischer Naturdichter, ward am 13. Juli 1793 in Northamptonshire als der Sohn eines armen Tagelöhners geboren und hatte in seiner Jugend so wenig Bildungsmittel, daß er selbst durch Feierabendarbeiten sich das nöthige Schulgeld verdienen mußte, um nur lesen zu lernen. Nichtsdestoweniger entwickelten sich die glücklichen Anlagen des Knaben rasch u. freudig; Thomsons „Seasons" weckten sein poetisches Talent und begeisterten den dreizehnjährigen Dichter zu dem Liede: „The morning walk", dem er bald als Gegenstück „The evening walk" folgen ließ. John Turnill in Helpstone nahm sich des Knaben an, unterrichtete ihn im Schreiben und Rechnen und fand in den Fortschritten des fleißigen Schülers die schönste Genugthuung. Mit Unterstützung einiger Dorfmusikanten erwarb er sich daneben eine gewisse Fertigkeit auf der Violine, die ihn von nun als Erwerbsmittel diente. Den Spaten und die Hacke in der Hand, besang er Gott und die Natur, zu eigner Freude, ohne Aufmunterung. Im Jahre 1818 kam sein Sonett auf die untergehende Sonne in die Hände des Buchhändlers Drury zu Hamford, von welchem veranlaßt C. eine Sammlung seiner „Poems descriptive of rural life and scenery" (3. Aufl., London 1820), deren Inhalt durch Wahrheit, Innigkeit und Bilderreichthum die allgemeinste Theilnahme erregte, herausgab. Eine andere Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: „The village minstrel and other poems etc." (2 Bde., Lond. 1821). Der Ertrag seiner Gedichte und die Unterstützung, die ihm einige hochgestellte Freunde der Literatur zukommen ließen, setzten ihn in den Stand, sich in Helpstone häuslich niederzulassen; zu seinem Unglück ließ er sich aber verleiten, in Ländereien zu spekuliren, verlor in Folge davon seine ganze Habe und versank darüber in solche Schwermuth, daß er ins Irrenhaus gebracht werden mußte.

Claremont, Lustschloß in der Nähe von Windsor, von einer gräflichen Familie dieses Namens erbaut, wurde 1816 nach der Verheirathung der damaligen Thronerbin von England, der Prinzessin Charlotte von Wales, mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, zum Wohnsitz des jungen Ehepaars bestimmt und, als die Prinzessin im November 1817 starb, dem Wittwer mit einer Apanage von 50,000 Pfd. St. als lebenslängliches Eigenthum zugewiesen. Der Prinz Leopold residirte darauf in C. bis zu seiner Erhebung auf den belgischen Thron im Juli 1831. Später stellte er das Schloß seinem durch die Februarrevolution entthronten Schwiegervater, dem Exkönig Ludwig Philipp, zur Disposition, welcher es bis zu seinem den 26. August 1850 erfolgten Tode bewohnte, wie es auch später noch seiner Familie zum Aufenthalt diente. C. hatte seitdem für die jüngere Linie der Bourbonen dieselbe Bedeutung, wie Frohsdorf für die ältere, und es wurden daselbst mehre Kongresse abgehalten, an denen sich Thiers, Guizot, Duchatel und andere Orleanisten betheiligten.

Clarenbach, Adolf, deutscher Reformator, zu Lüttringhausen, einem Dorfe bei Lennep in der Gegend von Elberfeld, geboren, studirte Theologie zu Köln, nahm reformatorische Grundsätze an, die er, seit 1523 Lehrer an der Schule St. Martin zu Münster, mit großem Eifer zu verbreiten suchte. Da er auch zu Wesel, wohin er 1525 als Konrektor berufen ward, auf gleiche Weise zu wirken fortfuhr, so wurde er von dem Fiskal zu Köln bei dem Fürsten Johann von Kleve angeklagt, von diesem seines Amtes entsetzt und aus der Stadt entfernt. Zwar wußte er sich zu rechtfertigen und wurde von dem Fürsten freigesprochen, doch kehrte er nicht in sein Amt zurück, sondern begab sich 1526 nach Osnabrück, wo er außerordentliche Vorlesungen über die Schriften des Neuen Testaments und über Melanchthons Dialektik hielt. Bald versammelte sich eine große Zahl Zuhörer um ihn; doch eben dies erregte die Besorgniß der dortigen Domherren, die es dahin brachten, daß er aus der Stadt gewiesen und des Bürgerrechts beraubt wurde. In Lüttringhausen, Büderich und Elberfeld predigte er darauf lutherische Grundsätze, ward aber auch hier verfolgt. Als Diakonus und Kapellan nach Meldorf in Ditmarschen berufen, war er eben im Begriff, dahin abzureisen, als er sich bewogen fand, einen Freund und Glaubensgenossen, Klopreis, der wegen seiner religiösen Meinungen nach Köln citirt worden war, dahin zu begleiten, um ihn zu vertheidigen und im Glauben zu stärken. Wie Klopreis wurde er der Ketzerei verdächtig gefangen gesetzt. Ersterer entkam aus dem Gefängniß, C. aber ward ein Opfer seiner Freundschaft. Nach anderthalbjähriger Gefangenschaft, während welcher er seine Glaubensgrundsätze offen bekannte, ward er mit einem andern Glaubensgenossen, Peter Flistedten, zum Tode geführt (den 28. September 1529). Noch auf dem Schaffot, im Angesicht des Scheiterhaufens, hatte er den Muth, seine Gegner zu einer Disputation über die Wahrheit ihres Glaubens herauszufordern.

Clarencieux (Clarencé, franz.), s. v. a. Wappenherold, Wappenkönig, weil der Herzog von Clarence in England ehemals das Geschäft desselben besorgte.

Clarendon, Park und ehemaliger königlicher Palast in der Nähe von Salisbury, wohin Heinrich II. 1164 die große Reichsversammlung der Barone und Prälaten berief, welche die unter dem Namen der Constitutions of Clarendon bekannten Bestimmungen vereinbarte. Die Wahl der Prälaten sollte darnach in des Königs Kapelle und nach seinem Rath geschehen, in allen bürgerlichen Sachen und im Streite mit Laien sollte der Klerus vor des Königs Gericht stehen, keine Appellation nach Rom Statt finden, kein Kleriker ohne des Königs Willen ins Ausland gehen, noch der Bann über seine hohen Beamten ausgesprochen werden. Alexander III. verweigerte dieser Konstitution, die der Hierarchie thatsächlich alle Macht in England raubte, seine Bestätigung, und auch Becket trat nachher dagegen auf.

Clarendon, 1) Edward Hyde, Graf von, Großkanzler von England, geboren zu Dinton in Wiltshire 1608, studirte zu Oxford die Rechte und wurde dann von seinem Oheim, Nicolas Hyde, Präsidenten der Kingsbench, ins praktische Leben eingeführt. Obgleich er sich unter dem sogenannten langen Parlament unter Karl I. durch seine ausgezeichneten Leistungen das Vertrauen aller Mitglieder desselben erworben, so folgte er nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs doch den Fahnen des Königs, ward zum Kanzler der Schatzkammer und zum Mitglied des geheimen Raths ernannt und begleitete 1644 den Prinzen Karl (nachmals Karl II.) nach der Insel Jersey, wo er zwei Jahre blieb und verschiedene Schriften abfaßte, die im Namen des Königs als Erwiederung auf die vom Parlament veröffentlichten Manifeste erschienen. Nach Karls I. Hinrichtung wurde er vom Prinzen Karl nach Frankreich berufen und von da mit einer Sendung nach Madrid betraut, um wo möglich vom dortigen Hofe Unterstützung auszuwirken. Von da ging er nach Paris, um die Königin-Mutter mit dem Herzog von York zu versöhnen, und dann nach dem Haag, wo er von Karl II. zum Großkanzler von England ernannt ward. Nach Cromwells Tode war er es besonders, welcher die Karls II. Erhebung betreffenden Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende führte. Im Jahr 1660 wurde er Kanzler der Universität Oxford, 1661 Peer und Baron Hyde, Viscount von Cornbury und Graf von C. Während er aber durch seine den Presbyterianern und allen Dissenters gegenüber bewiesene Unduldsamkeit die öffentliche Meinung gegen sich aufregte, zog er sich eben dadurch auch das Mißfallen des Königs zu, welcher durch allgemeine Toleranz den Katholiken Erleichterung zu gewähren suchte. Auch war es dem König weniger an einem geschickten Minister, als an einem willigen Werkzeuge seiner Willkürherrschaft gelegen. Die geringen Erfolge des Kriegs mit Holland, der Verkauf Dünkirchens und andere Ereignisse vergrößerten die öffentliche Unzufriedenheit mit C.s Verwaltung,

und dieser ward vollends von dem Hasse des Königs betroffen, als letzterer seinen Plan, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen und die schöne Lady Stuart zu sich auf den Thron zu erheben, von C. vereitelt sah, indem derselbe die Vermählung der Lady mit dem Herzog von Richmond betrieb. C. ward aller seiner Aemter entlassen und sogar eine Anklage auf Hochverrath gegen ihn erhoben. Auf Befehl des Königs mußte er England verlassen, und als er seine Rechtfertigung an das Oberhaus einsandte, beschlossen beide Häuser, diese Schrift durch Henkershand verbrennen zu lassen. C. aber wurde auf immer aus England verbannt. Der Haß des Volks verfolgte ihn selbst noch auf dem Festlande. Zu Evreux von englischen Matrosen überfallen und gemißhandelt, ward er mit Mühe ihren Händen entrissen. Er lebte abwechselnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1674 †. Sein Leichnam ward später nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt. Unter seinen Schriften sind „History of the rebellion and civil wars in England" (3 Bde., Oxford 1702; 6 Bde., 1807, am vollständigsten London 1826), ergänzt durch „The history of the civil war in Ireland" (London 1721), „C.'s state paper" (Oxford 1767—1786) und „The life of Edward, Earl of C." (3 Bde., das. 1761) am bemerkenswerthesten. Seine Tochter, Anna Hyde, ward im November 1654 insgeheim die Gemahlin des Bruders des Königs, Jakob, Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jakob II., der sie zu Breda bei seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, kennen gelernt hatte. Als nach Karls II. Wiedereinsetzung Anna's Schwangerschaft die Verbindung verrieth, erkannte der König, sobald er sich von der Gültigkeit der Ehe überzeugt hatte, Anna Hyde als Herzogin von York an und billigte seines Bruders Schritt, indem er zugleich erklärte, daß dies Verhältniß des Kanzlers Stellung zu ihm nicht berühren werde. Die Frucht jener Ehe waren zwei Töchter, Anna u. Marie, welche beide den englischen Thron bestiegen.

2) **Georg William Frederick Villiers, Graf von C.**, ausgezeichneter englischer Staatsmann, Enkel des Thomas Villiers, eines Sohnes des Grafen von Jersey, der sich 1752 mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte und daher 1756 zum Baron Hyde und 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde, den 12. Januar 1800 geboren. Er studirte in Cambridge, erhielt im August 1833 den damals besonders wichtigen Gesandtenposten in Madrid, wo er seinen großen Einfluß dazu verwandte, die Regierung Spaniens auf konstitutionellen Grundlagen zu ordnen. Durch den Tod seines kinderlosen Oheims (22. December 1838) erbte er, da sein Vater schon 1827 gestorben war, den Titel eines Grafen von C., kehrte nun, um seinen Sitz im Oberhause einzunehmen, nach England zurück und wurde im Mai 1839 zum Großsiegelbewahrer ernannt, mit welchem Amte er seit Oktober 1840 auch das eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster verband. Nach Auflösung des Whigministeriums im September 1841 war C. von nun an ein thätiges Mitglied der Opposition, in der er sich namentlich in der Session von 1845 durch eine Rede über die Oregonfrage hervorthat. Als indeß Sir Robert Peel die Aufhebung der Getreidezölle beantragte, erklärte C., daß er es nicht mit Personen, sondern mit Maßregeln zu thun habe, und sprach in der Debatte über die zweite Lesung der Bill am 25. Mai 1846 mit Wärme zu Gunsten derselben. Bald darauf kamen die Whigs wieder ans Ruder und C. ward Präsident des Handelsamts, welche Stelle er aber nur bis zum Juni 1847 bekleidete, wo er nach dem Tode Lord Bessboroughs zu dem eben so wichtigen als schwierigen Amte eines Lordlieutenants von Irland berufen wurde. Der revolutionäre Geist, der sich im Frühjahr 1848 auch hier in bedenklicher Weise äußerte, veranlaßte C., um ausgedehntere Vollmachten nachzusuchen. Durch Parlamentsbeschluß ward er zur Aufhebung der Habeascorpusakte autorisirt, die er durch Proklamation vom 31. Juli für 15 Grafschaften aussprach. Durch die Gefangennehmung O'Briens und seiner Gefährten, die offen die Fahne des Aufruhrs erhoben, ward die Ruhe in Kurzem überall wieder hergestellt, während C. durch sein taktvolles und unparteiisches Benehmen nicht weniger zur Versöhnung der erhitzten Gemüther beitrug. Die Strenge, mit der er gegen die Orangemänner, namentlich bei Anlaß der am 12. Juli 1849 bei Dollys Brae vorgefallenen Ruhestörungen, einschritt, wurde ihm von der Torypartei sehr übel genommen, und im Oberhause brachte Lord Stanley am 18. Februar 1850 eine förmliche Anklage gegen ihn vor. C. vertheidigte sich in überzeugender Weise, und die Minister erklärten ihre vollkommene Billigung seines Verfahrens, welcher Ausspruch von der öffentlichen Meinung bestätigt wurde.

Clareni Fratres (Clareniner), Kongregation von Minoriten strenger Observanz, ward 1302 von Angelo di Cordona am Bach Clarene bei Ancona gestiftet, den Obern des Ordens der Minoriten entzogen und den Ordinarien unterworfen und über viele Klöster Italiens verbreitet, spaltete sich 1472 in zwei Parteien, wovon die eine die graue Tracht der Minoriten annahm und deren General sich unterwarf, die andere bei der braunen Tracht blieb, und mußte 1566 ihren besondern Namen aufgeben und sich, wie die vielen weiblichen Klöster, die sich als Clarenineriunen dieser Reform angeschlossen, den Observanten einverleiben lassen.

Claret, in England Name des rothen Bordeauxweins oder im weitern Sinne aller französischen Weine mit Ausnahme des Champagners und Burgunders.

Claridenalpen, schweizer Gebirge, trennt das Linththal im Kanton Glarus von dem Schächenthal im Kanton Uri, erhebt sich 9000 Fuß über das Meer, bildet in einer mehrstündigen Länge und Breite ein ungeheures Eismeer, das mehre Gletscher in die benachbarten Alpen sendet. Der Claridenfirn, das Claridengrath und die eigentlichen Clariden sind besondere Theile dieser Alpenscheidewand.

Clarissimus vir (lat.), während der Republik Titel der Konsuln, Feldherren, angesehener Staatsmänner; während der Kaiserzeit Ti-

tel der Statthalter und sonstiger hoher Staatsdiener, deren Frauen daher auch Clarissimae hießen; jetzt s. v. a. Wohlgeboren.

Clarissinnen (Ordo sanctae Clarae), ein weiblicher Orden, der neben den Minoriten und Tertiariern als zweiter Orden des heiligen Franciscus aufgeführt wird. Gestiftet wurde derselbe von der heiligen Clara, geboren 1193 zu Assisi im Kirchenstaat. Diese, aus einer vornehmen Familie entsprossen, neigte sich frühzeitig zur Ascese hin und ward darin durch den nur wenige Jahre ältern Franciscus von Assisi bestärkt. Als sie sich verheirathen sollte, entfloh sie dem väterlichen Hause und fand Zuflucht in dem benachbarten Kloster Portiuncula, wo der heilige Franciscus mit seinen Anhängern lebte. Am 19. März 1212 ließ sie sich gegen den Willen ihrer Aeltern als Nonne einkleiden und stiftete noch in demselben Jahre im Kloster zu St. Damian neben Portiuncula einen Verein gleichgesinnter Frauen, aus denen bald der Orden der C. (auch Damianistinnen genannt) hervorging. Clara selbst stand unter den schwersten Kasteiungen diesem Kloster bis an ihren Tod (11. August 1253, Gedächtnißtag 12. August) vor und wurde 1255 vom Papst Alexander IV. heilig gesprochen. Nach dem ursprünglichen Verschlage des heiligen Franz sollten sie die „armen verschlossenen Frauen" heißen. Der Kardinal Hugolin, nachmals Papst Gregor IX., errichtete ihnen 1219 ein Kloster zu Perusa, unweit Assisi. Von ihm rührt auch die Bestätigung der von Franciscus 1224 ertheilten Ordensregel her, welche Innocenz IV. 1246 erneuerte. Andere Klöster der C. entstanden frühzeitig zu Rheims u. zu Burgos in Spanien. Nach Böhmen wurde der Orden verpflanzt, als des Königs Primislaw Tochter, Agnes, 1234 den Schleier nahm und Klöster der C. stiftete. Die C. standen unter Aufsicht der Minoriten, welche nach Franciscus' Anordnung für die in ihren Klöstern verbleibenden C. das Brod mit zusammenbetteln sollten. Die C. breiteten sich über die ganze römisch-katholische Christenheit aus und erfuhren in ihren Einrichtungen mancherlei Veränderungen, je nachdem die ursprüngliche Regel bald gemildert, bald geschärft wurde. In Folge solcher Reformen entstanden die Urbanistinnen (nach der von Urban IV. gemilderten Regel), die C. der strengsten Observanz und die Kapuzinerinnen. Ihre Tracht ist das graue Gewand der Minoriten mit dem Strick als Gürtel. Die C. besaßen zu Zeiten 2000 Klöster mit 54,000 Nonnen. Ihre Zahl ist seit der Reformation des 16. Jahrhunderts bedeutend vermindert. Die noch jetzt in Frankreich, Italien, Belgien, Bayern rc. bestehenden Klöster der C. sind meistentheils der Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet und von wohlthätigem Einflusse.

Clark, 1) Sir James, einer der ausgezeichnetsten Aerzte Englands, 1788 geb., studirte zu Edinburg, bereiste dann Frankreich, Italien und die Schweiz, um deren Klima und Heilanstalten kennen zu lernen, und ließ sich als Arzt in seiner Vaterstadt Edinburg nieder, wo er sich bald den Ruf eines der besten Aerzte der Stadt, besonders in Bezug auf Behandlung der Brustkrankheiten, erwarb. Später ging er als Arzt am St. Georgshospital nach London und wurde konsultirender Arzt des Königs und der Königin der Belgier, sowie der Herzogin von Kent und der Prinzessin Victoria, welch letztere ihn nach ihrer Thronbesteigung zu ihrem ersten Leibarzt und 1837 zum Baronet ernannte. Sein Benehmen in der Angelegenheit der Lady Flora Hastings (1839) zog ihm vielfachen Tadel zu; doch gelang es ihm, sich bei der Königin vollständig zu rechtfertigen. Den ausgezeichneten Ruf, welchen C. sich im praktischen Leben erworben, bewährte er auch in seinen Schriften: „Medical notes on climate, diseases, hospitals and medical schools in France, Italy and Switzerland" (London 1820, 2. Aufl. 1822; deutsch mit Zusätzen von Fischer, Hamm 1826), „The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases, more particulary of the chest and digestive organs" (London 1829, 2. Aufl. 1830, deutsch, Wien 1830) und „A treatise on pulmonary consumption" (London 1835, deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Vetter, Leipzig 1836).

2) Willis Gaylord, amerikanischer Dichter, ward 1810 in Otisko im Innern des Staates Newyork geboren. Sein Vater, früher Soldat der Revolutionsarmee, lebte hier von seiner ihm vom Gouvernement bewilligten Pension. Er hatte viel gelesen und besaß einen tiefen, philosophischen Geist. Seine Lehren, sowie der Unterricht Georg Coltans, eines Geistlichen, legten einen festen Grund für alles Hohe und Schöne in der Seele des jungen C. Schon im frühen Alter, geweckt durch die ihn umgebende herrliche Natur, begann C. den Trieb zur Poesie zu fühlen. Er malte die Schönheit der Landschaft mit einfacher Treue und in höchst gewandten Versen, und als er älter wurde, drang in seine Gedichte ein Ernst der Gedanken, eine Tiefe, welche sein Bestreben bewiesen, von den Bildern und Eindrücken auch moralischen Gewinn zu ziehen. Als er 20 Jahre alt war, ging er nach Philadelphia, wohin ihm sein Ruf als Dichter schon vorausgegangen, und hier übernahm er mit dem Dr. Brantley, späteren Präsidenten des Kollegs von Südcarolina, die Leitung des „Columbia Stern", einer religiös-literarischen Zeitschrift. Nach längerer Zeit übertrug man ihm die Redaktion der „Philadelphia Gazette", welche er bald darauf auch als Eigenthum bekam und mit deren Herausgabe er bis an sein Ende sich beschäftigte. Der Tod seiner Gattin beugte den Dichter tief, breitete über sein Leben eine düstere Melancholie und raubte ihm so „das Licht seines Lebens", daß auch er zu kränkeln anfing und nach mehrjährigem Leiden am 12. Juni 1841 dem Tode erlag. C.s Werke zeichnen sich alle aus durch die anmuthige, elegante Sprache, die Reinheit u. poetische Schönheit der Gedanken und durch die hohe Begeisterung, die in jedem Gedichte glüht. Während er aber in der Poesie ernst ist, nur dem Großen und Schönen huldigt, verschmäht er es in der Prosa nicht, seine Leser durch geistreichen Witz zu unterhalten u. zu ergötzen, doch bleibt er auch hier auf dem Pfad untadelhafter Moral.

Clarke (Clarksinsel), Südseeeiland, Van-

diemensland, durch die Bankstraße von Vandiemensinsel, durch den Armstrongkanal von Cape Borreo geschieden; hoch und bewaldet.

Clarke, 1) Samuel, engl. Philosoph, am 11. Oktober 1675 zu Norwich geboren, besuchte die Freischule seiner Vaterstadt, setzte seit 1671 seine Studien in Cambridge fort und trieb besonders Mathematik, Physik und Philosophie. Im Jahre 1697 erschien seine Uebersetzung von Rohaults Physik (4. Auflage 1718) mit Anmerkungen, die besonders dazu beitrug, auf Kosten der cartesianischen Lehren den newtonschen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Im Jahre 1698 kam er als Kaplan zu dem Bischof von Norwich, John Moore; 1704 und 1705 wurde er berufen, die von Robert Boyle zur Behauptung und Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Predigten zu halten. Er that dies mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit, indem er auf die Systeme und Einwürfe Spinoza's, Hobbes' und Tolands Rücksicht nahm. Der Bischof von Norwich verschaffte ihm 1706 eine Predigerstelle in London, brachte ihn darauf an den Hof und empfahl ihn der Königin Anna, die ihn zu einem ihrer Kabinetsprediger ernannte und ihm 1709 eine der ansehnlichsten Predigerstellen in London übertrug. Sein Werk „The scripture-doctrine of the trinity" (London 1712, 1719), worin er zu beweisen sucht, daß der feinere Arianismus in der heiligen Schrift begründet sey, verwickelte ihn in unangenehme u. langwierige theologische Streitigkeiten und war Ursache, daß er nicht nur aus der Zahl der königlichen Kabinetsprediger gestrichen, sondern auch von der Versammlung der bischöflichen Geistlichkeit beim Oberhause als Arianer angeklagt wurde. Diese Anklage wurde beseitigt, als er eine Erklärung abgab, die gewissermaßen als Widerruf gelten konnte. Seine berühmteste Schrift ist die „Demonstration of the being and attributes of God" (2 Bde., London 1705—1706), mit der im Inhalt eine andere, „Verity and certitude of natural and revealed religion" (das. 1705), zusammenhängt. Mit Leibnitz gerieth er in einen gelehrten Streit über natürliche Philosophie und Religion; der Briefwechsel der beiden Gelehrten erschien unter dem Titel „Collection of papers, which passed between Leibnitz and Clarke" (London 1717, französisch, Amsterdam 1720, deutsch von H. Köhler, Frankfurt 1720). Seine letzte literarische Arbeit war eine Ausgabe des Homer, die von seinem Sohne, Samuel C., (London 1729—1746) vollendet wurde. Er † den 17. Mai 1729. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu London 1738 in 4 Bänden.

2) Edward Daniel, englischer Reisender und Reiseschriftsteller, am 5. Juni 1769 zu Willington in Essex geboren, wo sein Vater ein sehr geachteter Prediger war, kam in seinem zehnten Jahre in die lateinische Schule zu Tunbridge und wurde 1786 in das Jesuskollegium zu Cambridge aufgenommen. Er zeichnete sich hier wie dort wenig aus; statt der strengen Wissenschaften trieb er Geschichte, Numismatik, schöne Wissenschaften, besonders englische Poesie und Naturwissenschaften. Nachdem er 1789 Baccalaureus Artium geworden war, wurde er Erzieher von Heinrich Tufton, mit dem er 1791 eine Reise durch England und einen Theil Frankreichs machte. Im Jahr 1792 machte er mit Lord Berwick eine Reise nach Italien, die auf seine geistige Entwickelung von unendlichem Einfluß war. Nach England zurückgekehrt, war er kurze Zeit Erzieher von Heinrich Mostyn, hielt sich dann bei seinem Freunde Berwick auf und fing 1796 eine periodische Schrift: „Le Reveur or the waking Visions of an absent Man", an, von der jedoch nur 29 Nummern erschienen. Im Jahr 1797 begleitete er Berkeley Paget auf einer Reise nach Schottland, nahm im folgenden Jahre seine Stelle als Fellow des Jesuskollegiums ein, bereiste jedoch schon im Mai 1799 mit einem vermögenden Freunde, John Marten Cripps, Norwegen, Lappland, Schweden und Rußland. Da ihnen hier die Pässe verweigert wurden, verließen sie Petersburg, um über die südliche Grenze Rußlands zu fliehen. Sie gingen durch das Land der donschen Kosaken, dann durch Kuban, die Tatarei, die Krimm und kamen am 23. November 1800 nach Konstantinopel. Von hier gingen sie nach dem Orient, bereisten Kleinasien, Syrien, Aegypten und Griechenland und kehrten endlich im September 1802 über Paris nach London zurück. Unter den von C. mitgebrachten Schätzen befand sich die Statue der eleusinischen Ceres, welche in der Vorhalle zur öffentlichen Bibliothek zu Cambridge aufgestellt ward. Im December 1805 ließ sich C. ordiniren und erhielt das dem Jesuskollegium gehörige Vikariat zu Harlton. Im Jahr 1807 hielt er in Cambridge Vorlesungen über Mineralogie und fand so außerordentlichen Beifall, daß ihm zu Ehren eine eigene Professur der Oryktognosie errichtet wurde. Seine chemischen Versuche führten ihn auf die Erfindung des Glaslöthrohrs. Im Jahr 1817 ward er Unterbibliothekar in Cambridge und bewies bei der Stiftung der Philosophical society große Thätigkeit. Die bodley'sche Bibliothek zu Oxford kaufte seine griechischen und orientalischen Manuskripte, unter denen der berühmte Codex des Platon, den er auf Patmos entdeckt hatte, für 1000 Pfund. Seine griechischen Münzen überließ er an Payne Knight. Auch verdankt ihm England den Besitz eines berühmten Sarkophags mit einer Inschrift in drei Sprachen. Er schrieb darüber: „The tomb of Alexander, a dissertation on the sarkophagus brought from Alexandria and now in the british museum" (London 1805), wogegen Joseph von Hammer in seinen „Topographischen Ansichten" behauptete, daß er und nicht C. die Ruinen von Sais entdeckt und daß C. ihm die Statue der Isis, die jetzt in Cambridge ist, weggenommen habe. C. † am 9. März 1822. Seine Reisebeschreibung (6 Bde., 1810, 4. Aufl., 8 Bde., 1816) wurde mit ungemeinem Beifall aufgenommen; einen Ergänzungsband bilden die „Travels through Denmark, Sweden, Lapland, Norway, Finland and Russia" (London 1823). Eine vollständige Ausgabe seiner „Travels in various countries of Europa, Asia and Africa" erschien in 11 Bänden, London 1819—1824. Ueber die Mineralogie, um

deren Fortschritte in England er sich große Verdienste erwarb, schrieb er mehre Abhandlungen.

3) **Jacques Guillaume, Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre**, Marschall und Pair von Frankreich, aus einer irländischen Familie abstammend, 1765 zu Landrecis im Hennegau geboren, kam als Waise 1781 in die Militärschule zu Paris, trat aber schon im folgenden Jahre in aktiven Dienst, nahm an den ersten Feldzügen der Revolution Theil und wurde nach der Schlacht bei Landau 1793 zum Brigadegeneral ernannt. Darauf befehligte er die Vorhut der Rheinarmee und wurde bald Stabschef bei derselben, 1795 aber als verdächtig abgesetzt und sogar verhaftet. Nach erlangter Freiheit zog er sich ins Elsaß zurück, wurde aber noch in demselben Jahre von Carnot, der im Wohlfahrtsausschusse dem Militärdepartement vorstand, als Chef des topographischen Bureau's angestellt und bald darauf vom Direktorium als Divisionsgeneral mit geheimen Aufträgen nach Wien gesendet. Später ging er mit Instruktionen nach Italien, zugleich um Bonaparte zu beobachten. Beide aber verständigten sich, so daß C. nur Berichte absendete, die der General gelesen hatte. Als Carnot nach dem 18. Fructidor die Flucht ergriff, rief man auch C. zurück, doch behielt ihn Bonaparte bis nach Unterzeichnung des Friedens von Campo Formio bei sich. Nach wiederholter Mahnung ging er erst nach Paris und lebte hier in Ungnade, ohne Anstellung, bis man ihn zu Abschließung eines Allianzvertrags an den König von Sardinien schickte. Nach dem 18. Brumaire machte ihn Bonaparte wieder zum Chef des topographischen Bureau's, sendete ihn während des Kongresses als Kommandanten nach Luneville und nach Unterzeichnung des Friedens mit Rußland nach Lille, um die Auswechselung der russischen Kriegsgefangenen zu bewerkstelligen. Nachdem er drei Jahre als Gesandter am Hofe des Königs von Etrurien zugebracht, wurde er Staatsrath und Kabinetssekretär des Kaisers für das Kriegs- und Seewesen. Im Feldzuge gegen Oesterreich 1805 wurde er zum Gouverneur von Wien und zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Nach dem preßburger Frieden schloß er mit dem russischen Minister d'Oubril einen Vertrag ab, der jedoch in Petersburg nicht ratificirt wurde; ein anderer Vertrag, den er mit Lord Yarmouth 1807 unterhandelte, scheiterte ebenfalls durch Fox' Tod. Während der Besetzung der preußischen Länder war C. Gouverneur in Erfurt, dann in Berlin. Im Jahr 1807 kehrte er nach Paris zurück und wurde Kriegsminister; die unglückliche Unternehmung der Engländer gegen Vliessingen verschaffte ihm den Titel eines Herzogs von Feltre, nachdem er bereits zum Grafen von Hüneburg erhoben worden war. Mit Napoleons Stern erlosch auch der seinige. Das Reich, dessen Vertheidigungsanstalten er vernachlässigt, fiel in die Hände der Feinde, u. C. stimmte für die Absetzung des Kaisers. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair, doch blieb er bis zur Landung Napoleons bei Cannes ohne Anstellung, wo er an Soults Stelle das Kriegsministerium übernahm. Er floh mit dem König nach Gent, übernahm eine Sendung an den Prinzregenten von Großbritannien und wurde 1815 aufs Neue zur Verwaltung des Kriegsministeriums an die Stelle Gouvion St. Cyrs berufen, mußte es aber 1817 an diesen zurückgeben und wurde zum Marschall des Reichs und zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt. Er † am 28. Oktober 1818.

Clarkia, Pflanzengattung aus der Familie der Onagreen, mit röhrigem, vierspaltigem Kelch, vier genagelten Kronblättern und viertheiliger Narbe, mit rundlichen, blumenartig ausgebreiteten Lappen, Sommergewächse in Kalifornien, in deutschen Gärten häufig als Zierpflanzen. C. **elegans** *Dougl.*, Phaenostoma Douglasii *Spach*, hat einen aufrechten, ästigen, drei Fuß und darüber hohen, gleich den Aesten grünlich-rosenrothen Stengel und eirunde, spitzliche, gezähnelte, bläulichgrüne, glatte Blätter und einzelne, winkelständige, schöne, lilafarbige oder fleischfarbige Blüthen. C. **pulchella** *Pursh* hat schöne purpurrothe Blüthen, variirt aber auch mit hellern, sowie mit weißen und gefransten Blüthen. Man säet den Samen entweder im Herbst oder Anfangs März in ein kühles Mistbeet und versetzt im erstern Falle die Pflanzen noch vor dem Winter in Töpfe, um sie im frostfreien Glashause zu überwintern u. im Frühling zeitig ins Land zu setzen.

Claronissi, Inselgruppe vor dem Busen von Lepanto oder Gallabrada, gehört zur jonischen Insel Cephalonia. Nur die mittlere Insel ist bewohnt, die übrigen sind nur Felsklippen. Produkte sind Baumwolle und Oliven.

Clarus, Johann Christian August, einer der besten deutschen Kliniker, am 5. November 1777 in dem bayerischen Dorfe Buch am Forst bei Koburg, wo sein Vater Prediger war, geboren, machte seine Studien zu Leipzig und unter Peter Frank in Wien und wurde 1801 Doktor der Medicin. Im Jahr 1803 erhielt er eine außerordentliche Professur der Anatomie und Chirurgie zu Leipzig und wurde zugleich Prosektor. Im Jahr 1810 erhielt er die Stelle eines Oberarztes am Jakobshospitale und klinischen Lehrers und bald darauf eine ordentliche Professur. Bei weitem der größte Theil der sächsischen Aerzte ist aus seiner Schule hervorgegangen. Er suchte die herkömmlichen Heilmethoden auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, die er in seinen „Annalen des klinischen Instituts am Jakobshospitale" (Leipzig 1810—12) und in mehren Schriften entwickelte. Er war auch der Erste, der in Leipzig Vorträge über Auskultation und Perkussion hielt und sich dieser Untersuchungsart am Krankenbette bediente. Er † den 13. Juni 1854, nachdem er bereits 1848 seine Professur an der Universität aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt hatte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Der Krampf in pathologischer und therapeutischer Hinsicht" (Bd. 1, Leipzig 1822); „Beiträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände" (das. 1828); „Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck nach Grundsätzen der Staatsarzneikunde aktenmäßig erwiesen" (das. 1824); „Tractatus de omento lacerato et mesenterii chordapso" (das. 1830—33, 2 Thle.); „Ansichten über die

Verbreitung der Cholera" (das. 1831); „Adversaria clinica" (das. 1846). Mit Radius gab er „Beiträge zur praktischen Heilkunde" (Leipzig 1834—37, 4 Bde.) heraus. Im Allgemeinen sind die Schriften von C. weniger bedeutend, als seine akademische Wirksamkeit. Seine Gelehrsamkeit war ausgebreitet, in Kenntniß und Interpretation der alten griechischen Aerzte kam ihm kein deutscher Kliniker gleich.

Clary und Aldringen, fürstliches Haus in Oesterreich und Böhmen, dessen Ahne, Bernhard von C., ein Florentiner, 1363 vom Kaiser Karl IV. das Indigenat in Böhmen erhalten haben soll. Franz von Clary oder Clario de Riva, wahrscheinlich aus Wälschtyrol, wurde den 23. März 1641 vom Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrnstand erhoben, nachdem er sich ansehnliche Güter in Böhmen durch Kauf erworben. Sein Sohn, Hieronymus, diente von der Pike bis zum Generalmajor und erwarb die gräfliche Würde. Er war mit Anna, der Tochter des Reichsgrafen von Aldringen, vermählt und erbte, da sein Schwiegervater keine männlichen Erben hinterließ, nicht nur das aldringensche Wappen, das er 1635 mit dem seinigen vereinigte, sondern auch die Herrschaft Teplitz. Auch erhielt er den 23. Jan. 1666 die böhmische Grafenwürde. Sein Sohn, Johann Marcus Georg, war k. k. Geheimerath und vieljähriger Gesandter am kurhessischen Hofe; † 1700 und hinterließ 4 Söhne. Der älteste derselben, Franz Karl, † den 20. Januar 1751, nachdem er das bisherige Seniorat Teplitz in ein Majorat verwandelt hatte; der zweite, Johann Georg Raphael, wurde mit Dobriczan abgefunden und ist der Ahnherr der gräflichen Linie in Dobriczan, welche im Mannsstamme mit dem Grafen Franz den 29. Juli 1840 erlosch; der jüngste, Philipp, k. k. Geheimerath, † den 20. August 1744 ohne männliche Erben und hinterließ die meisten seiner Besitzungen seiner Tochter Maria Anna, Freiin Deßfin. Joseph Sebastian, Franz Karls ältester Sohn, geboren 1698, k. k. Kämmerer und oberösterreichischer Regierungsrath, lebte in Tyrol und † 1748. Johann Anton, Franz Karls zweiter Sohn, Unterjägermeister in Böhmen und kurbayerischer Kämmerer, geboren 1702, war Vater von zwei Söhnen, von denen indeß nur der jüngere, Philipp, Nachkommenschaft erhielt; † 1743. Franz Wenzel, Franz Karls dritter Sohn, geboren den 8. März 1706, k. k. wirklicher Geheimerath und Obersthof- und Landjägermeister, wurde den 2. Februar 1767 vom Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben, † den 21. Juni 1788. Sein Enkel, Karl Joseph, geboren den 12. December 1777 zu Wien, führte 1809 als Major ein Landwehrbataillon, brachte einige Jahre in Italien zu, folgte 1826 seinem Vater als Standesherr und † den 31. Mai 1831. Seine Besitzungen, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz (1,6 □Meilen mit 12,000 Einwohnern) noch die Schutzstadt Graupen (0,45 □Meilen mit 2300 Einwohnern) und die Herrschaft Binsdorf (1,23 □Meilen mit 6200 Einwohnern) gehören, erbte sein Sohn, Fürst Edmund Moritz, geboren den 3. Februar 1813, k. k. Kämmerer, seit 1841 mit einer Tochter des österreichischen Staatsministers Grafen von Ficquelmont vermählt. Eine Nebenlinie ohne den Beinamen Aldringen besaß das Gut Sparbersbach und wurde 1627 vom Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrnstand und 1687 in den Grafenstand erhoben.

Clasen, 1) Karl, Maler, 1812 zu Düsseldorf geboren, Sohn eines angesehenen Kaufmanns, besuchte anfangs das Gymnasium seiner Vaterstadt, um für die Theologie sich vorzubereiten, ging aber später zur Kunst über und ward 1830 Schüler der düsseldorfer Malerakademie. Nachdem er, durch widrige Verhältnisse gezwungen, einige Zeit der Lithographie obgelegen, bildete er sich nachher unter der vortrefflichen Leitung und sorgsamen Pflege des Direktors Wilhelm Schadow zum Historienmaler aus. Er zeichnet mit seltener Feinheit und seine Malerei ist, wenn auch nicht eine große Meisterschaft verrathend, doch sehr sorgfältig. Unter seinen frühern Bildern hat sich Graf Rudolf der Habsburger, wie er dem mit dem Abendmahl zu einem Kranken gehenden Priester sein Roß überläßt, den meisten Beifall erworben. Nächstdem ist sein zum Tode geführter heiliger Sixtus als Situationsbild von religiösem Motiv hervorzuheben. Sein jüngstes uns bekanntes Bild, die Wiedererweckung des Töchterleins Jairi, ließ einen verstärkten Ausdruck der Figuren wünschen, deren Köpfe übrigens vortrefflich in der Anlage, eigenthümlich und fein gezeichnet sind. Außer den erwähnten Gemälden sind noch von C. mehre kleine Bilder, Zeichnungen und Radirungen bekannt. Die bedeutendste Zeichnung, eine allegorische Darstellung des menschlichen Lebensweges, befindet sich im Besitz der Gräfin von Spee zu Düsseldorf.

2) Lorenz, Maler, Vetter des Vorigen, geboren 1813 zu Düsseldorf, bearbeitet vorzugsweise die romantische Geschichte. Mit lebhafter Phantasie begabt, ist er zugleich völlig Herr über den Ausdruck seiner Gedanken und gewandt in den Formen. Dies zeigt sich namentlich in seinem Oelgemälde, das den Sängerkrieg auf der Wartburg vorstellt. C.s Künstlerruf ist seit dem Siege gestiegen, den er in Folge eröffneten Konkurses für den vierten Fries des elberfelder Rathhaussaales neben andern tüchtigen Künstlern der düsseldorfer Schule davongetragen hat. Gegenstand der Komposition dieses Frieses sind die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes.

Classer, Friedrich August, Landschaftsmaler, 1810 zu Berlin geboren, machte seine ersten Kunststudien in der königlichen Akademie zu Berlin und ging dann zu seiner Weiterbildung nach Rom. Gleichbedeutend im Wiedergeben der Natur und in freier Erfindung, stand er, Stoff und Form beherrschend, bald als ein vollendeter Meister da. Kaum minder schön und eigenthümlich, als seine ausgeführten Oelbilder, sind seine Aquarellen und Federzeichnungen, welche er mit ungewöhnlicher Leichtigkeit Abends schuf. Nach Amerika ging sein kalabrischer Urwald, der erst die Ausstellung zu Berlin geschmückt hatte. Ein Hauptbild ist das Campo Santo von Pisa in Mondscheinbeleuchtung, welches sich in Berlin

in Privatbesitz und in einer Wiederholung zu Stuttgart in der königlichen Sammlung befindet. Obwohl seine Richtung im Allgemeinen eine durchaus poetische war, so war er doch weit entfernt, sich in einen allgemeinen Idealismus zu verlieren, sondern behauptete vielmehr stets den festen Boden des fleißigsten, treuesten Naturstudiums, das er bis ins kleinste Detail mit der größten Ausdauer verfolgte. Die Richtung seines Innern zog ihn besonders zu der Darstellung des Sonnenauf- und Unterganges, sowie des Mondscheines, und mit ausdauernder Liebe konnte er die leisesten Wirkungen des Lichts, ohne die Totalität darüber zu verlieren, in sicherer Folge über sein Bild verbreiten. Hier kommt er Claude am nächsten, von dessen ruhiger Schönheit er sich nur durch größere Mannigfaltigkeit und farbigeren Reiz unterscheidet. Italiens Morgen, Abend und Nacht hat in ihm ihren glücklichsten Darsteller gefunden. Es hat auch dem allzu bescheidenen, in langer Kränklichkeit einsiedlerisch zurückgezogenen Künstler nicht an äußeren Auszeichnungen gefehlt, obwohl er weit entfernt war, dieselben jemals zu suchen. Er war ordentliches Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und verschiedener auswärtigen Kunstanstalten und erhielt vom König von Preußen ein Jahrgehalt, welches er aber, schon geraume Zeit kränkelnd, kaum ein Jahr genossen hat. Er † den 1. September 1845. Kurz vor seinem Tode vollendete er noch „das Theater von Taormina mit dem Aetna" und einen „sicilianischen Klosterhof", beide von wunderbarstem Kolorit, jetzt in Berlin in Privatbesitz.

Classici autores, s. Klassiker.

Classicus, Julius, ein Häuptling der Trevirer, Kampfgenosse des Civilis im Befreiungskriege der Gallier gegen die Römerherrschaft, stand in der Zeit Otho's u. Vitellius' bei seinem Volke nicht nur seiner hohen Geburt und seiner großen Besitzungen, sondern auch seiner Tapferkeit wegen in großem Ansehen, kämpfte auf Seiten des Vitellius gegen die Othonianer, später am Niederrhein unter Flaccus Hordeonius gegen Vespasians Partei und gegen die unter Civilis aufgestandenen Bataver. Der gewaltsame Tod des Hordeonius, die Gleichgültigkeit der gallischen Heerhaufen und sein Haß gegen die Römer brachten in ihm endlich den Entschluß eines offenen Aufstands gegen Rom zur Reife. C.' Vertraute waren Julius Tutor, ein Trevirer, und Julius Sabinus, ein Lingone. In Köln kamen die Häupter der Verschwörung, zu denen auch Ubier und Tungrer gehörten, zusammen und beschlossen zunächst, die Trümmer von des Vitellius Heer, statt zu vernichten, für sich zu gewinnen. Dillius Vocula, der an die Spitze der Legionen am Rhein kam, trat der List der Verschworenen mit gleicher List entgegen, in der Hoffnung, die noch immer Unterwürfigkeit gegen Rom heuchelnden Häupter der Verschwörung in seine Gewalt zu bekommen. Diese aber, nicht minder auf ihrer Hut, lagerten sich abgesondert von den Legionen zwischen diesen und den nahen germanischen Stämmen, und während sie auf einer Seite sich mit letzteren über ihre Entwürfe verständigten, bearbeiteten sie auf der andern Seite die häufig auf Besuch bei ihnen einsprechenden römischen Centurionen und Legionarier mit solchem Glück, daß diese nicht nur den Verrath des ganzen Heeres, sondern als Unterpfand des Verraths auch die Ermordung oder Fesselung ihrer mißliebigen Anführer gelobten. Umsonst suchte Vocula durch eine Rede voll edlen Römersinns diese Schmach von den Seinen abzuwenden; noch während seine Worte die Besseren erschütterten, stieß Aemilius Longinus den verrathenen Feldherrn nieder, die Legaten wurden gefesselt, und in demselben Augenblick hielt C., mit allem Schmuck eines römischen Imperators, seinen Einzug ins Lager und ließ die Legionen dem neuen gallischen Reiche den Eid der Treue schwören. Die Kunde von diesem Ereigniß brachte Schrecken über alle römischen Besatzungen am Rhein; auch Köln wurde genommen und die Besatzung zu gleichem Eid gezwungen. Fortan kämpften C. und Tutor mit und oft unter Civilis, für den sie sich erklärten, gemeinschaftlich. Sabinus, der sich zum Cäsar in Gallien ausrufen ließ, mußte sein Heil in der Verborgenheit suchen. Doch fand sich auch für die Römer noch eine Partei, und als Cerialis den Trevirer Tullius Valentinus geschlagen und gefangen hatte, kehrten sogar die verführten Legionen reuig zu ihrer Pflicht zurück. Ein Sieg des Cerealis über C. und Civilis am Unterrhein trennte beide, Letzterer zog sich nach Batavien zurück, und C. setzte mit 113 der Angesehensten seiner Landsleute über den Strom, um sich den germanischen Stämmen anzuschließen. Bald wurde ein abermaliger gemeinsamer Angriff auf das römische Lager bei Arenacum (Arnheim) mit Civilis verabredet. Aber auch diesmal siegten die Römer, und C. rettete sich nur mit Mühe auf einem Nachen über den Strom. Seitdem verschwindet er aus der Geschichte.

Classis (lat.), Abtheilung, Klasse; Heer; Flotte.

Claude (St. Claude), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Jura, am Zusammenflusse der Bienne und des Ison, ist ummauert und nach dem großen Brande von 1799 gut, wenn auch nicht regelmäßig, gebaut und hat 5300 Einwohner, welche Fabrikation von Buxbaum-, Horn-, Elfenbein-, Metall- und Glaswaaren, Leder, Kattun ꝛc. betreiben. In der Nähe sind schöne Marmorbrüche und eine Ockergrube. Die Stadt verdankt Ursprung und Namen einem Kloster, das der heilige Romanus um 430 auf dieser Stätte, die damals Condat hieß, gründete. Der sechste Abt, der heilige Olympius, munterte durch Verleihung von Klostergründen zur Ansiedelung um das Kloster auf und kann so als der Gründer des Städtchens betrachtet werden. Der zwölfte Abt, der heilige Claudius, zugleich Erzbischof von Besançon, erwarb sich um das Kloster so große Verdienste, daß es vom 12. Jahrhundert an seinen Namen zu führen begann. Im Jahr 1742 wurde die bisherige Abtei St. C., die dem heiligen Stuhl unmittelbar unterworfen gewesen, von Benedikt XIV. in ein Bisthum verwandelt und der Konvent säkularisirt.

Claude de France, Königin von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von

Bretagne, 1499 zu Romorantin geboren, ward anfangs zur Gemahlin Karls von Oesterreich, des nachmaligen Kaisers Karl V., bestimmt, nach dem Tode ihrer Mutter 1514 zu St. Germain en Laye mit Franz von Valois, dem Thronerben von Frankreich, vermählt, dem sie das Herzogthum Bretagne, die Grafschaften Blois, Coucy, Montfort, Etampes, Asti und außerdem Ansprüche auf Mailand zubrachte. Nicht durch körperliche Reize ausgezeichnet, wußte sie gleichwohl durch desto hervorragendere Vorzüge des Geistes und Herzens sich die Achtung ihres flatterhaften Gemahls zu wahren und die Liebe des Volks, das sie nur „die gute Königin" nannte, sich in hohem Grade zu erwerben. Nur soll sie, wie ihre Mutter, dem Trunke etwas ergeben gewesen seyn. Sie gebar 3 Söhne und 4 Töchter und † 1524 auf dem Schloß Blois.

Claude Lorrain, eigentlich Claude Gelée, einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler aller Zeiten, wurde auf dem Schloß de Champagne bei Toul 1600 geboren. C.'s Jugend war eine sehr bewegte und gibt der Lebensgeschichte des Meisters eine romantische Färbung. Sein Vater, ein armer Pastetenbäcker in einem lothringischen Städtchen, war über die Zukunft des Knaben sehr bekümmert, weil er weder eine Pastete einrühren, noch einen Ofen heizen und, als man ihn wegen dieser geistigen und körperlichen Unbehülflichkeit dem geistlichen Stande widmen wollte, auch kaum lesen lernte. Der harten Behandlung, die deshalb dem Knaben bisweilen zu Theil werden mochte, entzog sich dieser endlich durch die Flucht. Einige flamändische Maler, die eben nach Rom wanderten, nahmen ihn als Bedienten mit. In Rom entwickelte C. bei einer Künstlergasterei plötzlich eine solche Fertigkeit in der Pastetenbäckerei, daß der römische Maler Agostino Tassi ihn seinem bisherigen Herrn entführte und ihm die doppelte Funktion eines Kochs und Farbenreibers übertrug. Jetzt erst erwachte C.'s Künstlergenius aus seinem Schlummer, u. Tassi erlebte es noch, daß sein Farbenreiber der erste Maler seiner Zeit wurde; denn diese geistige Entwickelung, wie die Umgestaltung seiner äußeren Stellung im Leben, ging nach den vielen für ihn ganz verlorenen Jahren, während welcher jedes andere Talent am kräftigsten in Blüthe tritt, rasch genug vor sich: im 36. Jahre mußte C. noch Pasteten backen und Farben reiben, und schon 10 Jahre später finden wir ihn auf der Höhe seines Ruhms, als Freund des Kardinals Bentivoglio, als Liebling des Papstes Urban VIII. und als ersten Maler der ganzen Aristokratie Europa's, der nur für die größten Potentaten der Christenheit den Pinsel anrührte und allen übrigen Menschen seine Werkstätte verschloß. Der Weg aber zu solcher Höhe konnte nicht anders, als steil und beschwerlich seyn. Ihm, dem Autodidakten, der alles Technische seiner Kunst Anderen ablauschen mußte, fehlte lange ein treuer Freund und Lehrer, bis ihn endlich der Zufall in dem berühmten Sandrart Beides finden ließ. Beide bezogen später Ein Haus, und als Sandrart in die deutsche Heimath zurückkehrte, gab ihm C. seine schönsten Gemälde zum Andenken mit. C. selbst brachte nur wenige Jahre außerhalb Italien, am längsten in der Nähe von München zu, wo er bei Härlaching eine Villa bewohnte; weder Lothringen, noch Deutschland konnten ihn fesseln, er begab sich 1627 für immer nach Italien zurück. In Rom besaß er eine prachtvolle Villa auf dem Janiculus, dem südlichen Abfall des trümmerreichen Aventinus gegenüber; hier † er am Podagra 1678, nach Andern erst 1682. Die Werke C.'s sind „entzückende Naturbilder", herrliche Schilderungen ihrer Feier bei auf- und untergehender Sonne. Es herrscht darin Ebenmaß, Eleganz und Anmuth der Formen und Umrisse, wie sie kaum höher anzutreffen sind. In der malerischen Ausführung sind sie Muster der Vollkommenheit; die Wärme der Tinten, das Wellenspiel, der Schmelz und Duft der Töne, die Wirkung des Lichtes ist nach C. nie wieder mit solcher Meisterschaft dargestellt worden. C.'s Behandlung der Oelmalerei ist ungemein klar und kräftig und gänzlich entfernt von der in den Gemälden der Italiener seiner Zeit herrschenden Rohheit und Undurchsichtigkeit. Dagegen erreicht er im großen Style der Komposition Poussin nicht, während ihm im Kolorit vielleicht nur Tizian den Vorrang streitig machen möchte. Auch wußte er nicht in dem Grade einen bestimmten historischen Charakter oder eine tiefere ethische Bedeutung in seine Bilder zu legen, wie Poussin. Sein Hauptstreben geht auf das sinnlich Angenehme. Auf seine sehr mittelmäßigen menschlichen Figuren legte er selbst sehr wenig Werth und pflegte daher zu sagen, daß er sie bei dem Verkaufe der Landschaften darein gebe; oft malten sie ihm Lauri und Andere. Die Zahl seiner Zeichnungen ist nicht gering, besonders in England. Auch pflegte er von den Landschaften, die er gemalt, leichte Zeichnungen in Tusche zu machen, für sich zu behalten und diese Sammlung sein „Libro di verità" zu nennen. Dieses „Buch der Wahrheit" sollte dem Meister dienen, um den Liebhabern, die öfter nachgeahmte Gemälde für Originale kauften, zeigen zu können, was von ihm komponirt sey. Ehedem war eine beträchtliche Anzahl von C.'s Werken in Rom, zur Zeit der Revolution aber kamen die meisten auswärts. In Rom hinterließ C. auch Freskobilder. Sandrart erwähnt des herrlich verzierten Saales im Hause des Cav. Muzio. Zwei bedeutende Gemälde von ihm sieht man noch im Palaste Doria, ehemals Pamfili, von denen besonders das eine unter dem Namen der „Mühle" (il molino) bekannt ist und bewundert wird (von Gmelin meisterhaft gestochen). England besitzt Vieles von C., so die Nationalgallerie eine Landschaft mit der Darstellung des Narcissus u. der Echo; eine kleine Landschaft mit Hagar in der Wüste; ein kleines Studium von Bäumen nach der Natur, mit Hirten und einer Ziegenheerde in der Ferne; eine Landschaft mit Sonnenuntergang, den Tod der Procris darstellend; eine größere mit Sinon, wie er als Gefangener zu Priamus gebracht wird. Das Dulwichcollege besitzt unter C.'s Namen eine große Anzahl von Bildern, so den Hafen von Ostia, eine Landschaft mit Ruinen und Bäumen und eine größere mit der Staffage von Jakob und Laban; im Palast von Kensington ist die Aussicht von Tivoli nach der Cam-

pagna von Rom, ein großes Studium nach der Natur, wahr und schön im Ton. Die Bridgewatergallerie hat eine große Landschaft mit einem prächtigen Baum in der Mitte, links Moses am feurigen Busche; ein Seestück mit einer großen Baumgruppe am Ufer, links Ruinen mit drei Säulen, an welchen Schiffe halten; eine große Landschaft mit tanzenden Nymphen und dem Schäfer des Appulejus. Die Sammlung des Herzogs von Devonshire besitzt das genannte Liber veritatis, welches Boydell publicirte, unter dem Titel: „Liber veritatis or a collection of 100 prints, after the original designs of Claude le Lorrain etc." (Lond. 1774–1777); die Wellingtongallerie drei Bildchen, besonders eine Marine von großer Schönheit; die Sammlung Coesvelts eine große Abendlandschaft von ausgezeichneter Schönheit; die Gallerie Th. Hope's eine große schöne Landschaft mit Morgenbeleuchtung. Zu Straton sind drei Landschaften, ein Sonnenaufgang mit Figuren von N. Poussin, ein Sonnenuntergang und das letzte Bild, welches C. gemalt haben soll: eine Landschaft mit Figuren u. einem Hirsch, die aber alle unangenehm steif sind. Zu Longford Castle bei Salisbury sind zwei große Bilder von ausgezeichneter Schönheit: ein Seehafen mit Sonnenaufgang und ein Sonnenuntergang mit antiken Ruinen und einer Wasserleitung. Zu Keddleston Hall im Besitze des Grafen von Scarsdale, ist eine reizende Landschaft, die Mühle mit dem Thurm an der Tiber; zu Holkham, dem Landsitze des Grafen Leicester, eine große Anzahl von claude'schen Originalbildern, meist reiche landschaftliche Kompositionen. In Corsham House bei Bath sind zwei Landschaften, der Morgen und der Abend; erstere ist von Peak für Boydell gestochen, letztere von Byrne. Auch das britische Museum besitzt einen großen Reichthum an Zeichnungen dieses Meisters; ein Band enthält deren allein 222 Stück, worunter nach Passavant sich nur einige zweifelhafte befinden; ein großer Theil ist aus einem seiner kleinen Skizzenbücher genommen; doch sind auch größere Studien vorhanden, besonders schöne Baumgruppen, Luftperspektiven u. einige Kompositionen zu Gemälden. Auch in der Sammlung von Handzeichnungen im neuen Palast in London sind ganz vorzügliche Handzeichnungen C.'s. Im kaiserlichen Museum zu Paris befinden sich: das schöne Gemälde mit der Hochzeit unter Bäumen; die Abbildung des Foro Romano, in seinem neuen Zustande als Campo Vaccino, 1660 gemalt; die Landung der Cleopatra; eine reiche Landschaft mit der Salbung Davids durch Samuel; eine Marine mit reichbeladenen Schiffen und links vorn die Zubereitung zum Opfer; eine Ansicht eines Seehafens bei Sonnenuntergang; eine Marine mit Sonnenuntergang, in der Ferne Schiffe und eine Citadelle; eine Landschaft mit einem Flusse, in welchem der Hirt die Heerde tränkt; ein Landungsplatz mit Schiffen u. an demselben reiche Architektur; eine Marine mit einem Pharus, in der Ferne eine Stadt; zwei Landschaften mit Vieh; zwei unter dem Namen: Siège de la Rochelle und Le Pas de Suz bekannte Bilder, und noch ein Paar andere. Im königl. Museum zu Neapel ist das Meisterwerk, welches unter dem Namen des Sees der Diana bekannt ist und aus der Gallerie Colonna in Rom erworben wurde. Im Besitze des Kurfürsten von Hessen-Kassel waren ehemals die berühmten 4 Bilder, welche die Tageszeiten vorstellen; sie wurden unter Napoleons Herrschaft Eigenthum der Kaiserin Josephine in Malmaison, von hier aus wanderten sie mit der berühmten pissenden Kuh von Potter nach Rußland und sind jetzt in der kaiserlichen Eremitage aufgestellt. In diesen Bildern hat der Künstler den ganzen Umfang seines reichen Kunstvermögens geoffenbart, und sie bezeichnen vielleicht das Höchste, was die Poesie in der Landschaft hervorgebracht hat. Haldenwang lieferte davon Kupferstiche. In der königlichen Pinakothek zu München sind ebenfalls meisterhafte Bilder von C.: eine Landschaft mit der aufgehenden Sonne, wie sich ihre Strahlen auf den Wellen des Sees spiegeln, der einen Triumphbogen und die mit Bäumen bewachsene Stadtmauer bespült, im Vordergrund mit Bootsknechten; ein anderes Bild stellt die untergehende Sonne dar, während eine Heerde durch das spiegelnde Wasser geht; eine dritte Abendlandschaft zeigt die Aussicht auf die See; eine Landschaft zeigt Hagar mit Ismael, und das Gegenstück bildet ein Bild mit Abraham, der unter einem Prachtgebäude die Hagar mit Ismael verweiset, die aufgehende Sonne verbreitet ihre Strahlen über die See und die Gebirgskette. Im königl. Museum zu Berlin ist eine schöne reiche Komposition, eine Landschaft mit Meer im Hintergrunde und einem Waldstück in dem mittleren Striche, im Vordergrunde mit dem Zug des Silen, zahlreichen Frauen und Bachantinnen, welche sich nach einem offenen Tempel des Bacchus hinbewegen; dieser Zug ist nach einer Komposition des Giulio Romano von unbekannter Hand gemalt. In der königl. Gallerie zu Dresden sind drei Landschaften von C., worunter das Seestück mit Acis und Galatea die vorzüglichste ist. Die Gallerie des Fürsten Esterhazy zu Wien bewahrt vier schöne Landschaften von C. Man hat von C. auch radirte Blätter, welche zu den Zierden der Sammlungen gehören, aber in guten Abdrücken sich nicht häufig finden. C. überarbeitete seine Platten sehr oft, so daß man eine Menge verschiedener Abdrücke hat, die, nach ihren Varianten, höher oder geringer bezahlt werden. Die Zahl aller Stiche C.'s mit bestimmten Kennzeichen beläuft sich auf 43; Dumesnil nahm deren 42 an. Vergl. Graf von Lepel, Oeuvres de Claude Gelée dit le Lorrain, Dresden 1806.

Claudiana tonitrua (claudische Donner), das durch Rollen von Steinen hinter der Scene hervorgebrachte donnerähnliche Geräusch, von Appius Claudius zuerst eingeführt.

Claudianum senatusconsultum, Beschluß des Kaisers Claudius, nach welchem eine Freie, die, trotz dreimaliger Warnung, mit einem Sklaven eine Ehe eingehe, dem Herrn des Sklaven zu eigen gehören und ihr gesammtes Vermögen an denselben verlieren solle, ward wegen häufigen Mißbrauchs von Kaiser Justinian wieder aufgehoben.

Claudianus, 1) Claudius, römischer

Dichter am Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr., aus Alexandria in Aegypten, von wo er um 390 nach Rom übersiedelte. Aus einer 5jährigen Abwesenheit desselben von Rom vor dem Konsulat des Stilicho schließt man, daß er sich wohl im Gefolge desselben in Mailand aufgehalten habe. Eine von Pomponius Lätus zu Rom im 15. Jahrhundert entdeckte Inschrift auf einer dem C. zu Ehren errichteten Statue nennt ihn Tribunus und Notarius; die Aechtheit dieser Inschrift wird von Manchen wohl mit Unrecht in Zweifel gezogen. Ebenso hat die Vermuthung, daß C. mit in den Fall des Stilicho verwickelt gewesen sey und sich deshalb in späteren Jahren wahrscheinlich in seine ägyptische Heimath zurückgezogen habe, Manches für sich. Sein Todesjahr ist unbekannt. C. war Heide und blieb es. Als Dichter verräth er allenthalben ein bedeutendes Talent, das einer besseren Zeit würdig gewesen wäre. Er steht unter den Dichtern seines Jahrhunderts in der vordersten Reihe; überall tritt uns Fülle und Kraft der Gedanken, Würde und Hoheit der Gesinnung, blühende Phantasie, kräftige u. im Ganzen noch sehr reine Sprache entgegen, und die Diktion verdient nur da Tadel, wo der Glanz das Maß überschreitet und sie unnatürlich und gezwungen wird. Die vorzüglichsten Werke C.' sind: „Raptus Proserpinae“, ein unvollendetes Epos, in 3 Büchern die griechische Mythe vom Raub der Proserpina behandelnd; „Gigantomachia“, episches Fragment, von Manchen für eine Uebersetzung aus dem Griechischen von anderer Hand gehalten. Von historischem Werthe sind: „De bello Gildonico“, Beschreibung der Zurüstungen des Honorius zum Kriege gegen die mauretanischen Fürsten; „De bello Getico“, vom Sieg Stilicho's über die Gothen. Unter seinen panegyrischen Gedichten zeichnen sich aus: „Panegyricus in consulatum Olybrii et Probini“ um 395; „P. in consul. Flavii Mallii Theodori“ um 399; „P. in III. IV. VI. cons. Honorii“ um 395, 398 und 404; ferner „De laudibus Stilichonis“, 3 Bücher; „De laudibus Serenae“ (Stilicho's Gemahlin). In etwas allzu grellen Farben spielen die beiden Schmähgedichte: „In Rufinum et Eutropium“; desto angenehmer liest sich das Gedicht „In nuptias Honorii et Mariae“; ebenso die Fescennien (einige kleinere Gedichte) u. die „VII Idyllia“; endlich noch eine Anzahl Epigramme und Briefe. Unter den Ausgaben des C. sind außer der Editio princ. von Barnabas Celsanus (Vicenza 1482) die von K. Barth, mit weitschweifigem Kommentar (Hannover 1612 u. 1650), N. Heinsius (Leyd. 1665), Matth. Gesner (Leipz. 1759), P. Burmann (Amsterdam 1760), G. L. König (Göttingen 1808) u. E. Doullay (Paris 1836, unvollendet) zu nennen.

2) C. Clodius Mamercus, um die Mitte des 5. Jahrhunderts Priester zu Vienne, unter dessen gelehrten Schriften sich viele Hymnen und Psalmen befinden, die er den Sängern seiner Kirche selbst gelehrt haben soll. Besonders merkwürdig ist er als Verfasser und Einführer der kleinen Litaneien, welche noch jetzt in einigen katholischen Kirchen 3 Tage vor Himmelfahrt gesungen werden. Auch wird C. für den Verfasser des Passionshymnus „Pange lingua gloriosi“ gehalten. Auch durch seine prosaische Schrift „De statu animae“, 3 Bücher, in welcher mehrfach platonische Ansichten vorkommen, ist C. für die christlich-römische Literatur von Wichtigkeit.

Claudicans versus (lat.), s. v. a. Choliambus.

Claudicantes, Beiname der Kalixtiner.

Claudius (Claudia gens), römisches Geschlecht, welches in zwei mächtige Zweige zerfiel, die, wie sie an Macht zu den ersten Roms gehören, auch in der Ausübung ihres Einflusses auf ihre Parteien in allen Kämpfen derselben in der vordersten Reihe standen: die patricische Familie der C. hat durch die ganze Geschichte ihres Bestehens die stolze und feindselige Haltung gegen die Plebejer bewahrt, während ihr die plebejische Familie der Claudier in derselben kampffertigen Richtung niemals nachstand. Außer dieser politischen Scheidung zerfiel das Geschlecht in mehre durch ihre Beinamen bezeichnete Zweige, und der Stammname selbst verwandelt sich bei Einigen in Clodius (s. d.). Nach der Tradition wanderte dieses Geschlecht schon zu Romulus' Zeiten, von zahlreichen Klienten gefolgt, vom Sabinerland nach Rom und soll dann, auf den Vorschlag des Titus Tatius, in der Person des Atta C. (s. unten) vom Senat unter die Patricier aufgenommen worden seyn. Von welcher Bedeutung dem Staate der Erwerb dieser Familie war, geht aus der Thatsache hervor, daß derselben für ihre Klienten ein Strich Landes, dem Familienhause selbst aber ein Antheil von 25 Jugera jenseits des Anio bewilligt und als besondere Auszeichnung eine Begräbnißstelle am Fuße des Kapitols zugestanden wurde. Bis auf Suetons Zeiten herab zählte dies Geschlecht 28 Konsuln, 5 Diktatoren, 7 Censoren, 7 Triumphe u. 2 Ovationen. Den Vornamen Lucius gaben sie für immer auf, nachdem zwei Claudier dieses Vornamens wegen Raubes u. Mords verurtheilt worden waren. Merkwürdig sind besonders:

1) Appius C. Sabinus (Regillensis), aus Regillum im Sabinerland, wo er sich Atta Clausus nannte, der Ahnherr des Geschlechts. Er hatte das Sabinerland verlassen, weil er, von seinen Volksgenossen als Römerfreund angefeindet, keinen anderen Ausweg zur Vermeidung eines blutigen Parteikriegs erkannte, als der Einladung seines römischen Freundes P. Valerius Publicola zu folgen (504 v. Chr.). Dieser C. begann den Kampf gegen die Plebejer; von seinem Standpunkte aus erblickte er im Volk nichts als eine faule und müßige Rotte, die in dieser Ueppigkeit auf Kosten des Staats nicht bestärkt werden dürfe, sondern mit aller Strenge zum Gehorsam anzutreiben und von jedem Einfluß im Staate zurückzuhalten sey. Daher die Maßregeln, welche ihm in der Geschichte der Adelsaristokratie eine bedeutende Stelle anweisen. Schon 496 v. Chr. widersetzte er sich den milden Bedingungen, welche einzelne menschenfreundliche Stimmen des Senats den verschuldeten Plebejern stellten. Das Aeußerste, was er bewilligte, war ein Indult für die zahlungsfähigen Schuldner. Die dringende Gefahr, in welcher der Staat gerade damals schwebte, wo der vertriebene Tarquinius, vom

Bund der Latiner unterstützt, mit seiner Kriegsmacht Rom immer näher rückte, gab dem C. statt eines versöhnlicheren Gedankens einen neuen Hebel der Herrschaft ein: die Schöpfung eines Diktators. Diesem, T. Lartius, gehorchte das Volk, und Rom siegte in der Schlacht am See Regillus. Im Jahr 495 v. Chr. ward C. mit Publ. Servilius Konsul; da ermuthigte die Empörung der Volsker auch die Plebejer zu neuen Erhebungsversuchen. Nur auf das Versprechen des Senats, den Indult zu verlängern, gaben sie den patriotischen Ermahnungen des von ihnen begünstigten Mitkonsuls Servilius nach. Unter seiner Anführung besiegte und demüthigte das Volk den auswärtigen Feind, während C. daheim 300 volskische Jünglinge, welche Rom beim letzten Frieden als Geiseln empfangen hatte, auf dem Forum gleich Sklaven mit Ruthen peitschen und dann enthaupten ließ und nach dieser Schandthat dem wohlverdienten Triumph des Servilius mit niedriger Eifersucht entgegentrat. Gleichwohl triumphirte der Sieger, gegen den Willen des dem C. ergebenen Senats, mit Genehmigung der Volksversammlung und unter dem Jubel des ganzen Volks. Nach diesem Siege war es wiederum Appius, der die Erfüllung der dem Volk in der Noth gegebenen Verheißungen nicht nur hintertrieb, sondern sogar die aus dem Feldzug Heimkehrenden wieder in ihre Schuldkerker werfen ließ. Die Erbitterung des Volks machte sich bereits in lauter Aeußerung der Verachtung gegen C. laut; er dagegen, der anerkannte Vorfechter des Senats, blieb bei seiner längst eingeübten Taktik. Eine neue ergriff dagegen das Volk: erst machte es die harten Urtheilssprüche des C. durch gemeinsames Ueberschreien derselben unwirksam, verweigerte bestimmter als je den Waffendienst und schwieg endlich ganz, im Stillen desto fester durch geheime Zusammenkünfte wirkend. Dennoch siegte noch einmal der Trotz des C.: die Quelle des plebejischen Uebermuths und Müßiggangs, behauptete er, sey das Recht der Appellation; diese abzuschneiden müsse in der Macht des Diktators stehen. Wirklich wählte der Senat, jedoch nicht den C. selbst, sondern den milderen Manius Valerius. Da nun das Schuldenwesen des Volks abermals nach den früheren Maßregeln des Servilius geordnet wurde, so kehrte dieses für den Augenblick zur Ruhe und Ordnung zurück und ergriff abermals die Waffen gegen den auswärtigen Feind. Als aber nach diesem Feldzug auch die Verwendung des Valerius für die Sache der Schuldner vergeblich war, erfolgte der Auszug des Volks auf den heiligen Berg. Auch jetzt stimmte C. gegen jede Nachgiebigkeit; doch drangen gemäßigtere Stimmen und die Entschiedenheit der Plebejer diesmal durch, und sie kehrten erst zurück, nachdem ihre Wünsche hinsichtlich des Schuldenwesens befriedigt und sie selbst durch das Institut der Volkstribunen in ihren konstitutionellen Rechten dem Patricier gegenüber sicher gestellt waren. Dieses Institut bildete fortan den Hauptgegenstand des Hasses und der Verfolgung bei C. und allen seines Gleichen. Daher sein Beistimmen zu dem Vorschlage Coriolans, der bei einer schweren Hungersnoth dem Volke nur unter der Bedingung die vom Senate aus Sicilien beigeschafften Kornvorräthe zukommen lassen wollte, daß es seinen Tribunen für immer entsage. Das Volk forderte den stolzen Patricier durch die Tribunen zur Rechenschaft vor die Volksversammlung, und trotz der heftigen Rede des C. gegen solche die Autorität des Senats vernichtende Nachgiebigkeit wurde Coriolan verbannt und Valerians volksfreundlicher Vorschlag hinsichtlich der Ordnung des Schuldenwesens angenommen. Bei dem Streit über die Vertheilung der Staatsländereien nach dem von Spurius Cassius gemachten Vorschlag beantragte C. die Ernennung eines Ausschusses von 10 Männern (Decemvirn), welche den Umfang u. die Beschaffenheit der Staatsländereien untersuchen, die unrechtmäßigen Besitzer daraus entfernen, eine neue Verpachtung veranstalten und den Ertrag dem öffentlichen Schatze überweisen sollten. Es war eine Auskunft für den Augenblick; an eine Ausführung ward nicht gedacht, weshalb die Volkstribunen schon 481 v. Chr., als eine Fehde gegen Vejer und Aequer bevorstand, abermals die Aushebung der Mannschaft verhinderten. Einer der letzten, klügsten, aber niederträchtigsten Schläge gegen das Tribunat war des C. Vorschlag, die Zahl der Tribunen bis auf 5 zu erhöhen, weil dann leichter zu hoffen sey, daß sich wenigstens Einer seinen Kollegen entgegenstemme, wodurch die tribunicische Gewalt in sich selbst gelähmt u. vernichtet werde. Auch darin ging er der hochadeligen Selbstüberschätzung der eigenen Person, des Herkommens und Standes allen späteren Aristokraten voran, daß er zuerst seine Ahnenbilder in einem öffentlichen Heiligthum, dem Tempel der Bellona, aufstellte.

2) Appius C. Sabinus, des Vorigen Sohn und Ebenbild in Gesinnung und Wandel, gegen den der Widerstand der Tribunen eben so bald erwachte, als sein Haß gegen sie. Der Vorschlag des Tribunen Publilius Valero, die Wahl der Tribunen nach Abstimmung der Tribus (in den Kurien hatte der Senat die Oberhand) durchzusetzen, setzte damals ganz Rom in Bewegung. Als der festeste Damm gegen diese Bewegung wurde C., in seiner Abwesenheit und angeblich gegen seinen Wunsch, neben T. Quinctius Capitolinus zum Konsul gewählt. Der „Henker des Volks" bekämpfte jedoch die publilische Rogation mit solcher Heftigkeit, daß er seine Gegner sogar zu thätlicher Mißhandlung gegen sich aufreizte und den Senat selbst in die Nothwendigkeit stürzte, dem Willen des Volks entgegen zu kommen. Unmittelbar darauf führte C., noch voll kochenden Grimms über seine Niederlage auf dem Forum, das ihm zugetheilte Heer gegen die Volsker, und hier führten Haß und Rache zwischen Feldherrn und Truppen zu einem eben so schmachvollen als blutigen Auftritt. Nachdem C. die Soldaten mit der ausgesuchtesten Härte behandelt hatte, sahen sich diese dem Feind nicht sobald gegenüberstehen, als eine allgemeine Flucht begann; nach kurzer Vertheidigung des Lagers mußte C. den Befehl zum Rückzug geben, der, jetzt gegen die Absicht des Heers, in ein verwirrtes Flüchten u. in eine vollständige Niederlage ausartete. C. gerieth hierüber in den äußersten Zorn u. ließ, um ein abschreckendes Beispiel zu statuiren, die

Centurionen, welche geflohen waren, geißeln und enthaupten, die Legionen decimiren. Im folgenden Jahre bekämpfte er das von den Tribunen aufs Neue angeregte Ackergesetz, wurde aber, nachdem er den Haß des Volks so vielfach auf sich geladen, von den Tribunen vor das Volksgericht gezogen, um Rechenschaft über seine frühere Amtsführung zu geben. Es war unausbleiblich, daß seine Sache vor solchen Richtern verloren gehen mußte; gleichwohl wies er jede Ermahnung zur Nachgiebigkeit mit Verachtung zurück und änderte in seiner Vertheidigungsrede so wenig die seither von ihm geführte Sprache, daß Tribunen und Volk der Unerschütterlichkeit des Mannes Bewunderung zollen mußten; man vermochte nicht zu einem Urtheil zu kommen und verschob den entscheidenden Ausspruch auf den nächsten Morgen. In der nämlichen Nacht aber ereilte ihn der Tod. Nach Livius II, 61. starb er an einer Krankheit, nach Dionysius IX, 54. durch Selbstmord.

3) Appius C., Sohn oder Enkel des Vorigen, gewöhnlich als sein Neffe aufgeführt, ein ächter Claudier, von glänzenden Eigenschaften des Geistes, aber voll Ehrsucht u. gemeiner Leidenschaften, der Roms Verfassung durch die Einführung wie durch den selbst verschuldeten Umsturz einer neuen Regierungsform aufs Tiefste erschütterte. C. wurde 455 v. Chr. zum Konsul designirt und gab als solcher das überraschend neue Beispiel liberaler, dem Volke günstiger Aeußerungen und Bestrebungen eines Claudiers: er wandte sich der Seite der Tribunen zu, beantragte die Wahl von Decemvirn (s. d.) und wurde selbst zum Decemvir gewählt. Obgleich der jüngste unter allen, war er in der Gunst des Volks der erste und stand dadurch an der Spitze des ganzen Instituts. Auch im folgenden Jahre wußte er sich auf seinem hohen Sitze nicht nur zu behaupten, sondern auch zu befestigen; denn nachdem die Wahl der Decemvirn für das folgende Jahr beschlossen war, ließ C., zum Vorsitzenden ernannt, erst sich selbst zum zweiten Male und dann nur solche Männer erwählen, auf deren Anhänglichkeit er bauen zu dürfen glaubte. Erst jetzt fühlte C. sich stark genug, um die lästige Larve der Volksgunst abwerfen und wieder ganz mit der eisernen Stirn seines Geschlechts dem Volk gegenüber auftreten zu können. Die Decemvirn erschienen fortan als 10 Tyrannen, die öffentlich die von ihnen selbst ausgegangenen Gesetze verhöhnten und unerhörte Rechtsverletzungen und Grausamkeit begingen. Auch die einzige Hoffnung der Unterdrückten, daß solches Willkürregiment mit Jahresablauf zu Ende gehen werde, war vernichtet, als die Decemvirn beim Schluß des Jahres sich, ohne alle neue Wahl, aus eigener Machtvollkommenheit für das folgende Jahr selbst bestätigten und nun ärger hausten, denn zuvor. Diese Verwirrung im Innern Roms suchten Aequer und Sabiner zu ihrem Vortheil zu benutzen; um diesem äußern Feinde fest entgegentreten zu können, bedurfte es endlich wieder einer Senatssitzung, die die Decemvirn bisher sorgfältig vermieden hatten. Aber so stürmisch auch diese Sitzung wurde, so unbeweglich stand C. den heftigen und wohlverdienten Angriffen der angesehensten Senatoren gegenüber, ja selbst die sanftere Beredsamkeit seines Oheims, der ihn beim Andenken an seine Ahnen beschwor, diesen unnatürlichen Bund zur Vernichtung seines Vaterlandes aufzulösen, war ohne Wirkung auf ihn. Nur in Betracht der nahen Gefahr gab der Senat den wilden tumultuarischen Forderungen der zahlreich anwesenden jüngeren Patricier, die unter den Decemvirn goldene Tage feierten, nach, indem er den Decemvirn das Recht der Truppenwerbung und den Oberbefehl zuerkannte. Es wurden zwei Heere ins Feld gestellt, an deren Spitze 8 Decemvirn traten; die beiden anderen, und zwar C. und Sp. Oppius, blieben in Rom, um den gleich schwierigen Kampf mit dem unzufriedenen Volke zu bestehen. Die traurigen Folgen, welche ungeschickte Führer und ein übel gestimmtes Heer für die römische Waffenehre hervorriefen, waren so wenig geeignet, versöhnend zwischen die Parteien zu treten, als die von der Noth gebotene größere Nachgiebigkeit der beiden zurückgebliebenen Decemvirn. Den offenen Bruch führten aber erst zwei Unthaten der Gewaltmänner herbei: die Ermordung des tüchtigen, freisinnigen plebejischen Feldherrn L. Siccius Dentatus durch die gedungenen Dolche der Decemvirn und der Frevel des C. gegen Virginia, die Tochter des L. Virginius (s. d.). Auf die Nachricht von diesen Unthaten brach der Aufruhr los, die Partei der Decemvirn in Rom zerstob vor dem öffentlichen Zorn des Volks, die beiden Heere setzten sich gegen Rom in Bewegung und zogen endlich, als ihren Forderungen zur Wiederherstellung der Volkstribunen und Bestrafung der Decemvirn nicht willfahrt wurde, mit vielem Volk jedes Geschlechts und Alters abermals auf den heiligen Berg, Rom und die Senatoren wehrlos den äußeren Feinden überlassend. Erst jetzt fügte sich der Senat der verhaßten Gewalt des Volks, Valerius und Horatius gingen als Vermittler ins Volkslager und stellten durch Würde und Mäßigung die zerrütteten Verhältnisse zwischen Volk und Senat wieder her. Nur C. beharrte in seinem Trotz und widersprach, wiewohl vergeblich, jeder Abdankung und Unterwerfung. Gegen ihn entlud sich auch der Unwille des Volks zuerst. Virginius trat als Kläger gegen ihn auf; er wurde, nachdem er sogar durch Appellation an das Volk sich vor diesem Palladium der Volksfreiheit, das er so oft mit Füßen getreten, gedemüthigt hatte, zur peinlichen Haft gebracht, sein Urtheil aber für den kommenden Tag ausgesetzt. Die Fürsprache seines Oheims blieb erfolglos, und C., die eigene Schuld fühlend oder die Hoffnungslosigkeit seiner Lage erkennend, gab sich im Gefängniß den Tod; nach Dionysius aber wurde er daselbst auf Befehl der Tribunen hingerichtet.

4) Appius C. Cäcus, wurde anfangs Crassus, später aber Cäcus (der Blinde) genannt, bekleidete 312 v. Chr., noch ehe er Konsul gewesen war, das wichtige Amt des Censors, ernannte als solcher Söhne oder Enkel von Freigelassenen zu Senatoren und nahm die niedrig geborenen Bürger (die ganze Masse der Libertiner) unter die Tribus auf: beides Maßregeln, welche schnurstracks auf die Schwächung des

plebejischen Einflusses, namentlich des plebejischen Adels, hinzielten. Ein besseres Andenken sicherte er sich durch den Straßenbau und die Anlegung der Wasserleitung in die Stadt, Werke, die er allein vollendete und weihete, nachdem sein Amtsgenosse, C. Plaudius Venox, abgetreten, er selbst aber, mit Hintansetzung des ämilischen Gesetzes, im Amt geblieben war. Als Konsul des Jahres 307 v. Chr. blieb C. während des Kriegs der Samniter, den sein Kollege, der plebejische Konsul L. Volumnius, führte, in Rom zurück, um die Geschäfte der Stadt zu besorgen. Im folgenden Jahre bekämpfte er den Gesetzvorschlag der Tribunen Qu. und Cn. Ogulnius auf Theilnahme der Plebejer am Priesterthume; denselben claudischen Kampf führte er 299 v. Chr., wo er als erster Interrex, dem Herkommen zuwider, Komitien hielt, gegen die Wahl von Plebejern. Zum zweiten Mal bewarb er sich 297 v. Chr. ums Konsulat u. suchte dabei den Patricier Fabius Maximus, der in eben diesem Jahr das Konsulat bekleidet hatte, zur nochmaligen Mitbewerbung zu bewegen. Fabius wies jedoch den gesetzwidrigen Antrag zurück, und der Plebejer L. Volumnius, der 10 Jahre früher schon einmal sein Amtsgenosse gewesen war, ward zweiter Konsul. Diesmal zog auch C. zu Felde gegen Samniter und Etrurier, zeigte aber wenig militärische Geschicklichkeit, erlitt öftere Nachtheile und hatte dadurch den Muth des Feindes schon zu einer für das römische Heer gefährlichen Höhe anwachsen lassen, als der stets siegreiche und von den Soldaten geliebte L. Volumnius zu den geschwächten Truppen stieß. Mit allem Zorn beleidigten Stolzes wies C. dessen Hülfe zurück und spottete, als dieser in patriotischem Eifer dem Konsul zu bedenken empfahl, daß vor dem Wohl des Staats und des Heers jede persönliche Rücksicht weichen müsse, noch über den plötzlich so großen Redner, der während seines ersten Konsulats nie den Mund geöffnet habe. Volumnius aber erwiederte: „Besser, Du wärst mein Schüler im tüchtigen Dreinschlagen, als ich der Deine in der Schönrednerei!" Die Soldaten aber, die während der immer heftigeren Unterredung sich um den Kreis der Offiziere herumgedrängt hatten, forderten mit so hellem und gewaltigem Zuruf, daß die Konsuln gemeinschaftlich gegen die Etrurier befehligen sollten, daß der Feind im gegenüberstehenden Lager dadurch in Bewegung gerieth und stracks in Schlachtordnung hervorrückte. Sofort stellte Volumnius auch seine Truppen in Schlachtordnung, und C. mußte sich nun zur Nachgiebigkeit bequemen, wenn er dem Nebenbuhler den Siegesruhm nicht allein überlassen oder seine Truppen zu ihm übergehen sehen wollte. Der Sieg ward schwer, aber vollständig errungen. C. gelobte in dieser Schlacht der Bellona einen Tempel. Für das folgende Jahr bewarb sich C. um das Prätorat und wurde darin von seinem edleren Genossen Volumnius, der das Geschick des C. zu den Geschäften des Friedens neidlos anerkannte, auch abwesend unterstützt. C. blieb bei dem Heere in Etrurien, bis der Konsul Fabius Maximus ihn ablöste und vom Heer entließ. Später besiegte er noch einmal in Gemeinschaft mit Volumnius die Samniter. Im höheren Greisenalter erblindet, hatte sich C. von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Als aber 280 v. Chr. Pyrrhus nach seinem Siege über Valerius Lävinus den Cineas nach Rom sandte, um den Römern Frieden und Freundschaft anzutragen, ließ C. sich in den Senat tragen, regte durch eine Rede voll alter Claudierenergie den durch die eben nicht glänzenden augenblicklichen Verhältnisse Roms niedergedrückten und von Cineas' Beredsamkeit schier gefangenen Geist der Senatoren wieder auf, so daß sie einmüthig Cineas den Bescheid gaben: erst müsse Pyrrhus den Boden Italiens geräumt haben, dann möge er senden u. um Frieden bitten.

5) **Publius C.** (auch **Clodius**) **Pulcher**, war Konsul 249 v. Chr., zur selben Zeit, als der erste punische Krieg in Sicilien mit steigender Erbitterung geführt wurde und, um die bedrängten Römer in der Belagerung von Lilybäum zu unterstützen, bedeutende Hülfstruppen dorthin gesandt werden mußten. Nachdem C., hochfahrend und ungestüm wie alle Claudier, die längst für unausführbar erklärte Verschüttung des Hafeneingangs von Lilybäum gleichwohl noch einmal, aber ebenso vergeblich, versucht, beschloß er, die karthagische Flotte unter Adherbal im Hafen von Drepanum zu überfallen. Zwar warnten ihn die Augurn, berichtend, daß die heiligen Hühner das ihnen vorgeworfene Futter, zum bösen Anzeichen, verschmäheten. C. aber rief: „Wollen sie nicht fressen, so mögen sie denn trinken!" und ließ sie ins Meer werfen. Der Schrecken, den dieser Frevel am Heiligen des Volksglaubens in dem größten Theile des Heeres verbreitete, die Unbehülflichkeit der römischen Flotte und ihres Führers und die Gewandtheit der karthagischen Seeleute wirkten zusammen, um letzteren einen Sieg zu verschaffen, der Rom 93 Schiffe, 8000 Mann Todte und 20,000 Gefangene kostete. Da auch C.' Kollege kein besseres Feldherrntalent entwickelte, so rief der Senat beide zurück und befahl C., einen Diktator zu erwählen. Mit Grimm und bitterem Hohn, sowohl über sein Mißgeschick, als über seine gesunkene Achtung, im Herzen, that er, was unerhört war: er gab Rom einen Diktator aus der Hefe des Pöbels, Namens Claudius Glicia, einen seiner Freigelassenen und Schreiber, den er bisher als Gerichtsdiener gebraucht hatte. Allgemein und verdient war der flammende Unwille, mit welchem Senat und Volk ein so schmähliches Possenspiel aufnahm; es endete mit augenblicklicher Absetzung des unwürdigen Magistrats. C. selbst wurde von zwei Tribunen des Hochverraths angeklagt, in Folge eines Gewitters aber, das während der Komitien ausbrach, von der Klage befreit. In Folge einer späteren Klage verurtheilte ihn das Volk zu einer schweren Geldstrafe. Im Jahr 246 v. Chr. lebte er nicht mehr u. endete vielleicht durch Selbstmord.

Claudius, 1) **Tiberius C. Nero**, römischer Kaiser, s. **Tiberius**.

2) C., nach seinem vollständigen Namen **Tiberius C. Drusus Nero Germanicus**, der vierte römische Kaiser, Sohn des Nero Drusus u. der Antonia, Neffe des Kaisers Tiberius, Enkel des Prätors Tiberius C. Nero u. der Livia, war der jüngere Bruder des Drusus Germanicus und nahm

selbst den Namen Germanicus an, weil sein Vater über die Germanen gesiegt hatte. Er war 9 v. Chr. zu Lugdunum (Lyon) geboren, körperlich wohlgebaut, aber geistig von Natur und Erziehung ein verwahrlostes Subjekt. Seine eigene Mutter, Augustus und Tiberius behandelten ihn als Blödsinnigen und suchten ihn dem Auge der Oeffentlichkeit zu entziehen; Caligula schien ihn nur deshalb mit einigen Staatswürden bekleidet zu haben, um neben so vielen Schurken auch einen Narren an seinem Hofe zu besitzen, der der kaiserlichen Spott- und Lachlust zur Zielscheibe dienen konnte. So ward C. Konsul und Priester und erregte allgemeine Heiterkeit dadurch, daß er den ungeheuren Preis für diese Ehren mit seinem kleinen Vermögen nicht bestreiten konnte und deshalb vom unerbittlichen Fiskus seine Habe öffentlich feilgeboten sehen mußte. Kindisch, kleinlich und ängstlich blieb sein ganzes Wesen in allen seinen Beschäftigungen und besonders in dem wissenschaftlichen Zeitvertreib, zu dem ihn ein nicht geringer innerer Sporn trieb. Nach dem Tode des Caligula, wo er bereits im 50. Jahre stand, kam er auf unerwartete Weise zur Regierung. Er hatte sich bei dem Gerüchte von der Ermordung des Caligula aus Furcht im Palaste verkrochen, wurde hier von einem Prätorianer hervorgezogen und von den Soldaten in ihr Lager getragen. Während der Senat auf dem Kapitol über Wiederherstellung der Freiheit berathschlagte, beriefen ihn die Soldaten im Lager zum Alleinherrscher und schwuren ihm gegen das Versprechen eines Geschenks von 15 großen Sestertien für einen Jeden den Eid der Treue. Dies ist die Gründung jenes verderblichen Beispiels, welches auf solche Art den ersten Thron der Welt zur käuflichen Waare erniedrigte. Als der Senat dies hörte, fühlte er seine Ohnmacht zu jedem Widerstand und erkannte ihm gleichfalls die Vorrechte eines Alleinherrschers zu. C. erließ alsbald eine Amnestie wegen des vom Senate gewagten Versuches, die Freiheit wieder herzustellen, und nur an den Mördern des Caligula ließ er die Todesstrafe vollziehen. Nach dem ganzen Verlaufe seiner Regierung würde C., wenn nicht seine von Weibern und Freigelassenen mißbrauchte Furchtsamkeit ihn grausam gemacht hätte, ein gemäßigter und in einiger Beziehung selbst nicht verdienstloser Herrscher zu nennen seyn. Er war bescheiden und populär und sorgte nicht nur für Brod und Spiele, sondern zeigte auch in der Rechtspflege und Gesetzgebung eine Thätigkeit, die freilich von verschiedenem Charakter und Werthe war. Auch mehre große Bauwerke wurden unter ihm ausgeführt, besonders die claudische Wasserleitung, die Ableitung des fucinischen Sees in die Tiber und der Hafen von Ostia. So wenig er aber ein Mann von kriegerischen Talenten war, so unternahm er dennoch einen Feldzug nach Britannien (43 n. Chr.), wo seine Feldherren glücklich kämpften. Er selbst verweilte nur 16 Tage dort und kehrte sodann nach Rom zurück, um einen prächtigen Triumph zu feiern. Seine Handlungen als Regent waren vielfach durch den Einfluß von Weibern und Freigelassenen bestimmt. Nachdem er in früher Jugend zweimal verlobt gewesen, heirathete er später die Plautia Urgulanilla, die ihm einen Sohn Drusus und eine Tochter Claudia gebar. Die Sitten dieses Weibes, von der er sich selbst bedroht glaubte, bewogen ihn zur Auflösung der Ehe, sowie ein unbedeutendes Mißverständniß zur Scheidung von Aelia Petina, seiner zweiten Gemahlin und Mutter der Antonia. Als C. Kaiser wurde, war er bereits mit der berüchtigten Valeria Messalina (s. d.) vermählt. Die Letztere sowohl, als die mit ihr verbündeten Freigelassenen (unter denen Narciß und Pallas die vornehmsten waren) verleiteten ihn zu jener Grausamkeit, die er gegen eine Menge von Unschuldigen, zumal aber in Folge der Verschwörung des Camillus Scribonianus, verübte. Nachdem Messalina durch Narcissus ihr Ende gefunden, fuhr er wo möglich noch schlimmer, als er mit seiner Nichte Agrippina sich vermählte. Dieselbe brachte ihn dahin, daß er seinen eigenen Sohn Britannicus hintansetzte, ihren Sohn Domitius Nero adoptirte u. mit seiner Tochter Octavia verlobte. In Kurzem bereute er seine Vermählung, sowie die Adoption des Nero; aber die Folge war die, daß er durch Gift der Agrippina 54 n. Chr., im 14. Jahre seiner Regierung, den Tod fand.

3) Cajus C. Nero, römischer Kaiser, s. Nero.

4) C. II., nach seinem vollständigen Namen Marcus Aurelius Flavius C. Gothicus, römischer Kaiser von 268—270 n. Chr., stammte aus Dardanien, einem Landstrich Mösiens, aus der unteren Volksklasse u. dankte alle seine Ehren u. Würden ausschließlich seinem persönlichen Verdienst. Begabt mit ungewöhnlicher Leibesstärke, Muth und Entschlossenheit, lag ihm die kriegerische Laufbahn am nächsten und er diente zuerst unter Decius und sodann unter Valerianus mit Auszeichnung. Trotz seiner Unzufriedenheit mit Gallienus, die er nicht verbarg, unterstützte er denselben im Kampfe gegen Postumius, 262 n. Chr. Im Jahr 267 kämpfte er mit Macrianus gegen die Gothen, und im folgenden Jahr war er mit Gallienus in Oberitalien, als derselbe den Aureolus in Mailand belagerte. Nach dem Berichte von Einigen soll er an dem Tode des Gallienus, welcher während jener Belagerung erfolgte, mitschuldig gewesen seyn. Uebereinstimmend ist hiermit die Angabe des Eutropius, daß er von den Soldaten zum Augustus erhoben worden; wogegen nach Aur. Victor der sterbende Gallienus selbst ihm die Reichsinsignien übersandt haben soll. Nach dem Tode des Aureolus, welcher vergeblich mit ihm zu unterhandeln versucht hatte, besiegte C. zuerst die Alemannen, die über die Alpen eingefallen u. bis an den Gardasee vorgedrungen waren, sodann begab er sich ohne Zweifel nach Rom, wo er eifrig bemüht war, die Ordnung wieder herzustellen und die Gerechtigkeit zu handhaben. Im folgenden Jahr erfolgte der furchtbare Einfall der Gothen, welche zu Lande und zu Wasser in die römischen Provinzen einbrachen und sowohl die Donauländer als die Küsten des ägäischen Meeres verheerten. Die ungeheure Masse der Feinde hatte sich zwar getrennt, und es hatte ein Theil seinen Raubzug nach Kreta und Cypern fortgesetzt, während der andere sich gegen Macedoniens

Hauptstadt Thessalonica wandte; aber gleichwohl war diese Schaar noch so unübersehbar zahlreich, daß C. alle Macht des Staats aufbot, um dem Feind mit einiger Siegeshoffnung entgegentreten zu können. Bei Naissus kam es zur Schlacht, die dem Helden einen der größten Siege in der Weltgeschichte verlieh. Er führte seitdem den Beinamen Gothicus. Nach Aurel. Victor soll C. in Folge eines Spruchs der sibyllinischen Bücher, wie einst die Decier, in dieser Schlacht sein Leben zum Opfer gebracht haben. Er kämpfte jedoch noch das ganze folgende Jahr (269 n. Chr.) gegen die noch fortdauernde drohende Uebermacht der Gothen, während er zugleich seine beiden Hauptfeinde, Tetricus u. Zenobia, nicht aus den Augen lassen durfte. Zu Syrmium aber, wo er den Winter mit einem Beobachtungsheere gegen die Gothen zubrachte, erlag er der Pest, die sich von den Gothen seinen Truppen mitgetheilt hatte. Er war 56 Jahre alt u. 3 Jahre Kaiser gewesen. Er bestimmte Aurelian zu seinem Nachfolger; zwar eignete sich C.' Bruder, C. Quintillus, die Krone zu, verlor aber schon nach 17 Tagen entweder durch die empörten Soldaten, oder durch Selbstmord Leben und Thron.

Claudius, Matthias, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bote, trefflicher deutscher Volksschriftsteller, ward geboren am 15. August 1740 zu Rheinfeld im Holsteinischen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet, privatisirte er längere Zeit zu Wandsbeck, wo er eine politische Zeitung, den „Wandsbecker Boten", von 1770 bis Oktober 1775 herausgab. Im Jahr 1776 wurde er unter dem Titel Oberlandkommissar Mitglied einer im Darmstädtischen neu errichteten Behörde, der sogenannten Landkommission, die sich die Beförderung des allgemeinen Wohlstandes zum Ziel gesetzt hatte. Als solcher gab er 1777 im Auftrage der Regierung eine „Hessen-darmstädtische Landzeitung" heraus; doch legte er noch in demselben Jahre seine Stelle nieder u. ging nach Wandsbeck zurück. Ohne diesen ihm lieb gewordenen Aufenthalt zu verlassen, wurde er 1778 Revisor bei der schleswig-holsteinischen Bank in Altona. Erst in seiner letzten Krankheit ließ er sich nach Hamburg in das Haus seines Schwiegersohns Perthes bringen, wo er am 21. Januar 1815 †. C. trat als Schriftsteller zuerst mit „Tändeleien und Erzählungen" (Jena 1764) auf. Seine prosaischen Aufsätze, Erzählungen, Fabeln, Epigramme, Gedichte ꝛc. wurden zuerst durch Musenalmanache, dann durch seine Zeitschrift „Der Wandsbecker Bote" bekannt. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Werke unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" (Hamb. und Wandsbeck 1775, 2 Thle., neue Aufl. fortgesetzt bis zum 8. Theile, Hamb. 1790—1812, neueste Aufl., das. 1844, 4 Bde.). Außerdem übersetzte er Terassons „Sethos" (Breslau 1777, 2 Thle.) u. Ramsey's „Reisen des Cyrus" (das. 1780). C. war einer der ersten unter den wenigen deutschen Schriftstellern, die mit Bewußtseyn auf das Volk zu wirken suchten und unbewußt zugleich eine literarische Bedeutung erhielten, die für alle Klassen verständlich und genießbar, zugleich naiv einfach und geistreich zu schreiben wußten und deren volksthümlicher Witz nie in das Gemeine und Flache versank. Bieder, derb, kräftig, witzig, scharf-satyrisch, war er doch auch wieder gemüthlich, sinnig, launig und poetisch zart. Für seinen Ruhm, der in seinen letzten Lebensjahren zu sinken anfing, wäre zu wünschen gewesen, daß er nie über das Gebiet der naiven und launigen Dichtung hinausgegangen wäre; er gehörte zu den Köpfen, die nur für einen begrenzten Wirkungskreis geschaffen sind, den sie nicht ungestraft überschreiten können. Von seinen Liedern sind mehre Volkslieder geworden, z. B. das bekannte Rheinweinlied. So liebenswürdig er als Dichter war, so achtungswerth erscheint er uns als Charakter, dessen Grundzüge Herzlichkeit, Einfachheit, anspruchslose Humanität und Frömmigkeit bildeten. Sein Haus stand Jedem offen, der dort Hülfe suchte; wer einmal in den Familienkreis eingeführt war, war kein Fremder mehr. Mit zunehmendem Alter kündigte sich in ihm ein Hang zur Mystik an; seine Vorliebe für das Alte und Hergebrachte wurde immer entschiedener und machte ihn zuletzt zum offenen Kämpfer gegen die früher so tapfer von ihm vertheidigte Aufklärung, Duldung und Preßfreiheit. Trotz dieser Schwächen hat er viel für die Erweckung eines nationaldeutschen Sinnes gethan. Ein Erinnerungswerk an den ehrwürdigen Mann ist die neuerdings angekündigte Schrift des Ph. Nathusius von Althaldensleben: „Des biedern Asmus Botengang durch diese Zeitlichkeit, nebst einer ausführlichen Beschreibung der Gegenden, durch die er gekommen, und ein Päckchen, das er unterwegs liegen gelassen, nachgetragen von einem Freunde des Verewigten".

Clauren, Heinrich, Pseudonym für Karl Heun (s. d.).

Clausen, Henrik Nikolai, einer der gelehrtesten und einflußreichsten dänischen Theologen, den 22. April 1793 zu Marsbo auf der Insel Laaland, wo sein Vater damals Prediger war, geboren, brachte nach vollendeten akademischen Studien die Jahre 1818—20 in Deutschland, Italien und Frankreich zu. Schleiermacher, der ihn einen Winter in Berlin festhielt, gewann auf seine theologische Richtung entscheidenden und bleibenden Einfluß. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1821 an der kopenhagener Universität als Lektor der Theologie angestellt und erhielt schon 1834 das Seniorat der theologischen Fakultät, wie er 1837 und 1851 auch als Rektor der Universität fungirte. C. nimmt in der innern Geschichte der letzten Jahrzehnte seines Vaterlandes einen namhaften Platz ein. Von der Regierung wurde er mehrmals zur Theilnahme an Verhandlungen über Angelegenheiten der Kirche und Schule berufen, öfter aber noch durch das Zutrauen seiner Mitbürger in die vorderste Reihe gestellt, wo es gemeinschaftliche Sachen der dänischen Nationalität oder der bürgerlichen Freiheit zu wahren galt. So hat er an dem Verein für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit, an der skandinavischen Gesellschaft, an dem schleswigschen Vereine ununterbrochen thätigen Antheil genommen. Den konstitutionellen Bestrebungen hat sich C. schon vor 1834 entschie-

den angeschlossen, und unter der reaktionären Regierung Christians VIII. blieb er als Präsident der Provinzialstände in Roeskilde (1842—46) treuer Vertreter derselben. Allgemein galt er hier als Führer der Opposition. Als solcher trat er auch unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. in der mit seinem Freunde Schouw verfaßten Flugschrift „Der Thronwechsel" (Kopenhagen 1848) auf, in welcher er die Regierung des Königs einer sehr tadelnden Kritik unterwarf. Von da an hielt C. politische Versammlungen in seinem Hause, aus denen nachher die sogenannten Casinoversammlungen hervorgingen. In letztern trat C. ziemlich zurück, weshalb er, obgleich Mitglied der konstituirenden Reichsversammlung, auch nicht in dem damaligen Ministerium Aufnahme fand. Erst nach dem Sturze des Casinoministeriums im November 1848 ward C. in den geheimen Staatsrath berufen, wo er, das Portefeuille des Kultusministeriums ablehnend, die Stellung eines Ministers ohne Portefeuille annahm und das Grundgesetz Dänemarks am 5. Juni 1849 mit unterschrieb. Im Juli 1851 schied er aus dem Ministerium und trat in sein akademisches Amt zurück, welches er auch als Minister fortbekleidet hatte. C. hat sich seit vielen Jahren als rüstiger Vorkämpfer für eine Umgestaltung der dänischen Kirchenverfassung bewiesen. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Apologetae ecclesiae christianae antetheodosiani Platonis ejusque philosophiae arbitri" (Kopenh. 1817); „Aur. Augustinus sacrae scripturae interpres" (das. 1829); „Katholicismens og Protestantismens Kirkeforfatning, Laere og Ritus" (das. 1825, deutsch von Fries, Neustadt a. d. O. 1828); „Foredrag over Reformationen" (Kopenh. 1836, deutsch von Jenssen, Lpz. 1837); „Det Nye Testaments Hermeneutik" (Kopenh. 1840, deutsch von Schmidt-Phiseldeck, Lpz. 1841); „Udvikling af de christelige Hovedlaerdomme" (Kopenh. 1843); „Fortolkning af de tre synoptiske Evangelier" (das. 1848—50, 3 Hefte); „Den Augsburgske Konfession historisk og dogmatisk belyst" (das. 1851). Außerdem verfaßte C. noch viele Flugschriften und Aufsätze für Zeitschriften. Auch ist er seit 1831 Herausgeber der „Zeitschrift für ausländische theologische Literatur", die unter der Geistlichkeit nicht nur Dänemarks, sondern ganz Skandinaviens verbreitet ist und Mittheilungen vorzüglich aus der deutschen theologischen Literatur enthält.

Clausewitz, Karl von, einer der ausgezeichnetsten preußischen Generäle und Militärschriftsteller, am 1. Juni 1780 in Burg geboren, genoß eine höchst mangelhafte Erziehung, trat kaum 12 Jahre alt als Fähndrich des Infanterieregiments Prinz Ferdinand in Kriegsdienst und wohnte 1793 und 1794 den Feldzügen am Rhein bei. In den Jahren 1801—1803 besuchte er die berliner Kriegsschule, und bei seinen natürlichen Anlagen und seinem wissenschaftlichen Eifer gelang es ihm, den Mangel wissenschaftlicher Bildung auszufüllen, und zwar in so seltenem Grade, daß er die Aufmerksamkeit Scharnhorsts auf sich zog. In dem Feldzuge 1806 begleitete er den Prinzen August als Adjutant, wurde in Folge der Kapitulation von Prenzlow als Gefangener nach Frankreich abgeführt, diente dann bis 1812 im Generalstabe und arbeitete im Bureau des Generals von Scharnhorst; außerdem gab er dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Friedrich der Niederlande Unterricht in den Kriegswissenschaften. Beim Ausbruch des russischen Krieges nahm er seinen Abschied, trat in russische Dienste und machte als Oberquartiermeister den Feldzug mit. Auch den von 1813 machte er noch als russischer Generalstabsoffizier im blücherschen Hauptquartier mit und schrieb während des Waffenstillstandes die „Uebersicht des Feldzugs von 1813" (Leipz. 1814), die lange Gneisenau beigelegt wurde. Nach Bildung der russisch-deutschen Legion, die zum walmodenschen Corps in Mecklenburg stieß, wurde er zum Chef des Generalstabs dieses Corps ernannt und zeichnete sich bei dem Treffen an der Görde aus. Im Jahr 1815 trat er als Chef des Generalstabs des dritten Corps unter Thielemann in preußische Dienste zurück, stand nach dem Frieden beim Generalkommando am Rhein, bis er 1818 zum Generalmajor und Direktor der allgemeinen Kriegsschule ernannt wurde. Im Frühjahr 1830 ward er zur Artillerie versetzt, später Chef des Generalstabs des Feldmarschalls Gneisenau und † am 16. November 1831 zu Breslau an der Cholera. Seine „Hinterlassenen Werke über Krieg und Kriegsführung" (10 Bde., Berlin 1832—37) enthalten vieles Treffliche, so namentlich das Werk „Vom Kriege", „Der Feldzug von 1796 in Italien", „Der Feldzug von 1815", die biographische Skizze „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst" u. a. Seine Schriften haben den Grund zu einer großen Umgestaltung in dem Exercitium der Truppen und in der Theorie der Taktik gelegt.

Clausnitzer, Tobias, geboren 1618 zu Thum bei Annaberg, † 1684 als Kirchenrath zu Weiden in der Oberpfalz. Er ist Verfasser einiger bekannten Kirchenlieder: Liebster Jesu, wir sind hier 2c.; Wir glauben all an einen Gott 2c.

Claustrales (lat.), s. v. a. Mönche.

Claustrenses (lat.), s. v. a. Nonnen.

Claustrum (lat.), s. v. a. Kloster.

Clausura (lat.), s. Klausur.

Clausura nigromantica, nach Theophrastus Paracelsus eine besondere Art der Nigromantie, zu Folge welcher in den menschlichen Körper etwas Widernatürliches eingebracht oder auch daraus erhalten werden kann, ohne jede äußere Verletzung desselben.

Clauzel, Bertrand, Graf, französischer Marschall, geboren am 12. December 1772 zu Mirepoix im Departement Arriège, trat früh in Kriegsdienste, machte als Adjutant des Generals Perignon 1794 und 1795 die Feldzüge in den Pyrenden mit und kommandirte 1799 in Italien eine Brigade. Im Jahr 1802 folgte er dem General Leclerc nach Domingo, von wo er jedoch bald nach Frankreich zurückkehrte. Hier wurde er 1804 Divisionsgeneral bei der Nordarmee, zeichnete sich 1809 im Feldzuge gegen Oesterreich, besonders aber seit 1810 in Spanien aus, wo er an Marmonts Stelle den Oberbefehl über dessen Armeecorps erhielt. Er leitete den höchst schwierigen Rückzug aus Portugal und wurde schwer

verwundet. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generalinspektor der Infanterie, doch erklärte sich C., als Napoleon 1815 in Frankreich wieder landete, sogleich für ihn, wurde Pair von Frankreich, erhielt das Kommando des Pyrenäenheeres und leistete den Bourbonen den kräftigsten Widerstand. Da er durch Ordonnanz vom 24. Juli 1815 für einen Verräther an König und Vaterland erklärt ward, floh er nach Amerika und ward durch ein Kriegsgericht am 11. September 1816 in contumaciam zum Tode verurtheilt. Dessen ungeachtet bekam er schon 1819 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, wurde 1827 und 1830 zum Deputirten gewählt und unterzeichnete die Adresse der 221. Nach der Julirevolution ward er Gouverneur von Algier u. übernahm im November 1830 den siegreichen Zug über den Atlas in die Provinz Titteri, wofür der König ihn später mit der ihm schon von Napoleon zugedachten Marschallswürde belohnte. C. erfuhr nichtsdestoweniger über seine Verwaltung vielen Tadel und wurde zu Anfang des folgenden Jahres von seinem Posten abgerufen. Abermals zum Deputirten ernannt, unterstützte er Lamarque's Vorschlag über Mobilisirung der Nationalgarden, sprach gegen die Erblichkeit der Pairie, stellte, doch ohne Erfolg, den Antrag, daß der Familie Napoleons der Aufenthalt in Frankreich wieder gestattet werde, und wurde abermals zum Generalgouverneur von Algier ernannt, wo er im August 1835 eintraf. Im Jahr 1837 kehrte er nach Frankreich zurück und unternahm seine Selbstvertheidigung gegen abermalige Anschuldigungen theils in den „Explications du maréchal de C.", theils auf der Tribune. Sein Nachfolger im Generalgouvernement von Algier wurde General Damrémont (s. **Algier**). Als Mitglied der Deputirtenkammer gehörte er seit 1838 zur entschiedenen Opposition. C. † zu Toulouse in der Nacht vom 20. zum 21. April 1842. Während seines Aufenthalts in Amerika gab er eine Rechtfertigung seines politischen Lebens heraus u. schrieb außerdem: „Observations du général C. sur quelques actes de son gouvernement à Algèr" (Paris 1830) u. „Nouvelles observations de M. le Maréchal C. sur la colonisation d'Algèr" (das. 1833).

Clavecin (franz.), Klavier, Flügel.

Claves St. Petri, Schlüssel des heiligen Petrus, d. h. Kirchengewalt, Kirchengerichtsbarkeit, Regiment der Schlüssel.

Clavicularius (Claviger), Jemand, der die Schlüssel zu etwas führt, daher Petrus, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs; auch Kirchenschatzmeister, Kustos der Stiftskirchen.

Clavière, Etienne, französischer Staatsmann, geboren den 27. Januar 1735 zu Genf, widmete sich dem Kaufmannsstande und war einer von Denjenigen, welche die Spekulationen in Staatspapieren zu Genf vorzüglich beförderten. Von 1770—82 bekleidete er eine Stelle im hohen Rathe und stand bei den damals wieder ausgebrochenen Unruhen auf Seiten der Mißvergnügten, die ihn in die Sicherheitskommission wählten. Als Genf von französischen, savoyischen und berner Truppen besetzt wurde, erklärte ihn die Republik des Bürgerrechts für verlustig und verbannte ihn. Er ging nach Frankreich und schloß sich nach Ausbruch der Revolution an Mirabeau an, dem er wesentliche Dienste in den Verhandlungen über die Staatsfinanzen und bei seinen Angriffen auf Necker leistete. Nachher hielt er es mit Brissot, und auch dieser wußte, wie Mirabeau, den eifrigen Gehülfen zu schätzen. Im J. 1791 ernannte ihn das Departement Paris zum Ersatzmann in der gesetzgebenden Versammlung; im März 1792 erhob ihn seine Partei zum Finanzminister, doch mußte er schon im Juni von diesem Posten weichen, als die konstitutionelle Partei wieder mächtig wurde. Nach dem 10. August erhielt er eine Stelle im Vollziehungsrathe, in welcher er sich bis zum 2. Juni 1793 gegen die Verfolgungen Robespierre's und seiner Anhänger behauptete. An diesem Tage wurde er verhaftet und in Anklagestand versetzt. Als er auf der Liste der gegen ihn aufgestellten Zeugen und der Geschworenen seine wüthendsten Feinde erblickte, gab er alle Rettungshoffnung auf und stieß sich ein Messer in die Brust. Seine Gattin vergiftete sich zwei Tage darnach. C. schrieb für die patriotischen Tagesblätter, namentlich für die „Chronique de Paris"; auch hatte er großen Antheil an dem Werk „De la France et des Etats-Unis". Selbstständig gab er heraus: „Foi publique envers les créanciers de l'état" (1789) und „Correspondence de lui et du général de Montesquiou touchant la campagne devant Génève" (1792) u. A.

Claviger (vom lat. clavis), Schlüsselträger, Beiname mehrer griechischen und römischen Gottheiten, so des Proteus, Eros, Janus. Der Schlüssel galt, besonders bei den Orphikern, als Symbol der Herrschaft, daher auch Götter und Göttinnen als Patrone einzelner Städte den Schlüssel führen, z. B. Pallas Athene rc.; C., Keulenträger (von clava, Keule), ist auch Beiname des Hercules von seiner Keule, die er zum Kampf gegen den nemäischen Löwen von einem wilden Oelbaum am saronischen Meerbusen, nach A. aus dem nemäischen Walde nahm; s. **Hercules**.

Clavija, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, baumartige Sträucher in Südamerika mit glockenförmiger, fünfspaltiger Blumenkrone. C. ornata *Don*, Theophrasta longifolia *Jacq.*, mit 4—5 Fuß hohem Stamm, stiellosen, lederartigen, 1 Fuß und darüber langen Blättern und schönen, wohlriechenden, pomeranzenfarbenen, in herabhängenden Endtrauben vereinigten Blüthen, wächst in Südamerika, Westindien und ist in deutschen Gewächshäusern noch selten.

Clavijo y Fayardo, José, aufgeklärter spanischer Gelehrter in Madrid, machte sich vorzüglich durch sein Duell mit Beaumarchais, zu dem er sich wegen eines aufgehobenen Verhältnisses seiner Schwester mit demselben veranlaßt sah, bekannt und ward als Held einer dramatischen Dichtung Göthe's auch außerhalb Spaniens berühmt. Nachdem er von 1762 das Journal „El pensador" herausgegeben, ward er 1773 Redakteur des „Mercurio historico y politico de Madrid" und † 1806 als Vicedirektor des naturhistorischen Kabinets und Vorsteher des Theaters

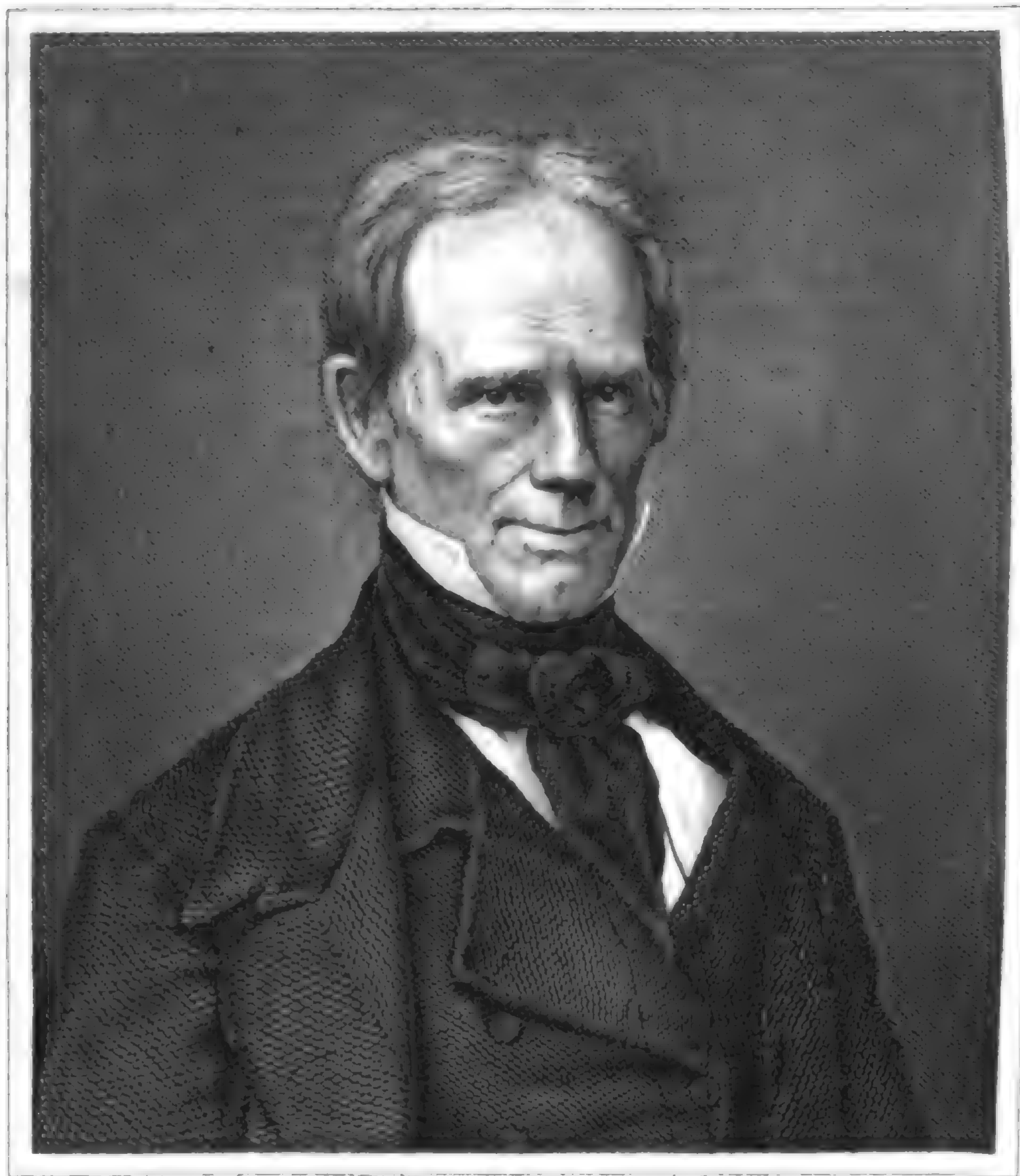
de los sitios. Er übersetzte auch Buffons Naturgeschichte ins Spanische (12 Bde., Madrid 1785—90). C. war ein Mann von sanftem Charakter, einnehmenden Sitten und hellem Geiste, aufrichtig für das Wohl seines Vaterlandes bemüht und genoß wohlverdiente allgemeine Achtung. Erst Beaumarchais gelang es, ihm durch sein Memoire diese und zugleich seine Stelle zu rauben.

Clavis (lat.), Schlüssel, in der Musik Name der verschiedenen Zeichen, durch welche die Lage der Töne angezeigt wird (vgl. Schlüssel); vor Alters auch s. v. a. Note oder der Ton selbst (s. Note). Auch ist C. Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung alter Klassiker, sowie des Alten und Neuen Testaments, z. B. Ernesti's „Clavis Ciceroniana" (Lpz. 1759, 6. Aufl. 1831), Patriks „Clavis Homerica" (London 1658, zuletzt Edinburg 1811) und Wahls „Clavis Novi Testamenti" (3. Aufl., Leipzig 1843).

Clavus (lat.), Nagel; dann Purpurstreif auf der Tunika. C. annalis ist der Nagel, den man zu Rom in den ältesten Zeiten zum Zählen der Jahre in die Wand schlug, eine Sitte, die später in sofern beibehalten wurde, daß ein solcher Nagel jährlich vom Konsul, später vom Diktator am 13. Sept. in die rechte Seite des Jupitertempels, außerdem auch bei Pestfällen, Bürgerkriegen eingeschlagen ward.

Clay, 1) Henry, ausgezeichneter amerikanischer Staatsmann, am 12. April 1777 zu Hanover in Virginien, wo sein Vater Prediger war, geboren, erhielt, früh verwaist, bei einem Advokaten eine nothdürftige Erziehung, widmete sich, 19 Jahre alt, dem Studium der Rechte und begann schon im 20. Jahre seine Rechtspraxis. Bald darauf ließ er sich zu Lexington in Kentucky nieder und erwarb sich einen solchen Einfluß, daß er 1803 als Repräsentant in die Provinziallegislatur gewählt wurde. Im Jahr 1806 sandte ihn schon die gesetzgebende Versammlung auf ein Jahr als Senator der Vereinigten Staaten in den Kongreß, wo er sich den Demokraten anschloß und zuerst seine Theorie der innern Verbesserungen entwickelte. Nach seiner Zurückkunft wieder als Repräsentant in die gesetzgebende Versammlung gewählt, versah er zwei Jahre lang das Amt eines Sprechers, wurde 1809 zum zweiten Male auf zwei Jahre als Senator nach Washington gesandt, 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt, 1813 zum Sprecher ernannt und 1814 als einer der Kommissare zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt, von wo er sich mit seinen Kollegen, Gallatin und Adams, nach London begab. Als Repräsentant im Kongreß kämpfte er mit rühmlichem Eifer für die Unabhängigkeit der südamerikanischen Kolonien und bewog den Kongreß zu der Erklärung, daß er jede Einmischung der europäischen Großmächte in die inneren Angelegenheiten Südamerika's als eine Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten ansehen würde. Unter dem Präsidenten Adams, dem C. zum Sieg verhalf, ward er Staatssekretär, aber seine nationale Popularität war dahin. Als 1828 Jackson auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. Senator des Staats Kentucky und trat mit Webster und Colhoun als Leiter der Opposition auf, um die nationalen Interessen zu vertreten. Er vollendete seine Theorie der innern Verbesserungen und das sogenannte amerikanische oder Absperrungssystem, auch ward er der Vorkämpfer der von Jackson heftig angegriffenen Nationalbank. Alle diese Bestrebungen scheiterten jedoch an Jacksons Popularität und Entschlossenheit. Bei der Präsidentenwahl von 1836 war C. der von den Whigs aufgestellte Kandidat, unterlag jedoch gegen den Demokraten van Buren. Hierdurch entmuthigt, ließ ihn seine Partei 1840 im Stich und wandte ihre Stimmen dem General Harrison zu. Nach dem Tode Harrisons kehrten zwar die Whigs zur Fahne C.'s zurück, aber dessenungeachtet erhielt der demokratische Kandidat Polk bei der Wahl von 1844 die Majorität, und C. zog sich für längere Zeit von dem politischen Schauplatz auf sein Landgut Ashland zurück. Als 1849 eine schwere Kollision zwischen dem Norden und Süden in Bezug auf die Sklavenfrage in Kalifornien und Neumexiko hereinzubrechen drohte, ließ sich C. wieder von Kentucky in den Senat wählen, um hier als Friedensstifter aufzutreten. Nachdem am 3. Dec. der Kongreß zusammengetreten, schlug C. vor, die Bestimmungen des Missourikongresses in sofern zu erneuern, daß die Sklaverei noch immer im Süden der festgesetzten Linie rechtlich fortdauern solle, wobei es aber den neuen Staaten unbenommen bleibe, dieselbe durch einen verfassungsmäßigen Beschluß aufzuheben. Hierdurch wäre die Entscheidung der Frage in Zukunft dem Kongresse entzogen und dem eigenen Ermessen jedes einzelnen Staates anheimgestellt worden. Als aber dieser Kompromiß durch eine augenblickliche Koalition der extremen Parteien scheiterte, verließ C. im Aug. 1850 Washington. Um die drohende Verwickelung wenigstens vorläufig beizulegen, beschloß indessen der Senat, Kalifornien mit seiner die Sklaverei ausschließenden Verfassung in den Unionsverband aufzunehmen, den Provinzen Neumexiko und Utah aber eine Territorialregierung zu verleihen und Texas für seine Ansprüche durch eine Geldsumme zu entschädigen. Da das Repräsentantenhaus diese Entscheidung bestätigte, so war hiermit die Absicht C.'s in Washington erreicht, und die Union hatte namentlich ihm die Abwendung einer gefährlichen Krise zu verdanken. C. † am 29. Juni 1852. Die Kunde von seinem Hintritt versetzte die ganze Union in Trauer. Der Kongreß hob sofort die Sitzung auf; General Cass, sein politischer Gegner, widmete ihm einen ehrenvollen Nachruf, und Senatoren u. Repräsentanten begleiteten seine sterbliche Hülle von Washington nach Kentucky. Ein Sohn C.'s befehligte im Kriege gegen Mexiko mit Auszeichnung eine Artilleriebrigade und fiel in der Schlacht von Buenavista. Ein anderer Sohn war Gesandter der Vereinigten Staaten am Hofe zu Lissabon.

2) Cassius, nordamerikanischer Staats- und Parteimann, Neffe des Vorigen und Sohn des früh verstorbenen Generals C., der mit Auszeichnung im letzten Kriege mit England focht, wurde um 1810 geboren, kam unter die Obhut seines Oheims und erhielt seine erste Erziehung in seinem Geburtslande Kentucky. Schon frühzeitig entwickelte er ein großes staatsmännisches u. rednerisches Talent, während sein ritterliches We-



HENRY CLAY

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

sen ihn bei den chevaleresken Kentuckyern in hohe Gunst setzte. Die politische Richtung seines Oheims verlassend, wurde er von den Abolitionisten in die Gesetzgebung seines Staats und in das Repräsentantenhaus des Kongresses gewählt. Während des mexikanischen Krieges war er der Führer jener Avantgarde, die nach dem heldenmüthigsten Widerstande in die Hände der Mexikaner fiel und in der Festung Perote gefangen gehalten wurde, bis General Scott ihre Befreiung bewirkte. In mehren Schriften staatsökonomischen und philosophischen Inhalts verfocht er die radikalste Durchführung des demokratisch-republikanischen Princips, und er ist als der Gründer der Sklavenemancipationspartei anzusehen. Während des im Nov. 1849 zum ersten Male thatsächlich in Kentucky zwischen der Sklavenhalter- und Emancipationspartei zum Ausbruch gekommenen Kampfs wurde C. mit einem Bowiemesser von einem politischen Gegner schwer verwundet, wobei er diesen noch im Hinsinken erschoß. Erst nach einem Jahre von seiner schweren Wunde genesen, nahm er den Kampf gegen die Sklaverei mit unerschüttertem Muthe wieder auf. Während des Wahlkampfs im Sommer 1851 trat er als Kandidat für das Amt des Gouverneurs von Kentucky auf. Obgleich er durchfiel, konnte er sich doch rühmen, bei dieser Gelegenheit die Freiheit der Presse und der Rede in der Sklavenangelegenheit zum ersten Male errungen zu haben. In der im Sept. 1851 abgehaltenen Nationalkonvention der Freibodenmänner war C. ebenfalls der hervorragendste Redner. C. ist von einnehmendem Wesen und musterhaftem Privatcharakter.

Clayton, John, nordamerikanischer Staatsmann, im Staate Delaware geboren, ward Advokat und erlangte als solcher frühzeitig Ruf. In die Gesetzgebung seines Staates gewählt, zeichnete er sich als tüchtiger Redner und warmer Vertheidiger der Grundsätze der Whigs aus. Als Senator gelangte er bald in den Kongreß, wo er gleichfalls gemäßigte Gesinnung und feine, mitunter sarkastische Dialektik bewies. Nachdem er eine Reihe von Jahren fast ununterbrochen im Senat gesessen, ward er von dem Präsidenten Taylor auf den wichtigen Posten eines Staatssekretärs berufen und mit der Bildung des Kabinets betraut. C. trat sein Amt unter höchst kritischen Verhältnissen an, denn nicht nur sollte gegenüber den europäischen Wirren eine die Majorität des Volks zufriedenstellende Politik befolgt werden, sondern in Amerika selbst brach der Kampf über die wichtigste innere Angelegenheit, über die Sklavenfrage, aufs Heftigste wieder aus. Obgleich C. im Sinne der Whigs handelte, mußte er doch nicht nur von Seiten seiner demokratischen Gegner die heftigsten Ausfälle, sondern selbst von Seiten einer großen Fraktion seiner eigenen Partei Tadel erfahren. Sein konsequentes Festhalten an der Noninterventionspolitik gegenüber dem europäischen Festlande zog ihm den Unwillen der Demokraten zu, während seine Hinneigung zum Süden ihn mit den nördlichen Whigs in Zerwürfniß brachte. Auch sein mit England abgeschlossener Nicaraguavertrag befriedigte nicht, und seine Kontroverse mit dem französischen Gesandten Poussin wurde heftig mißbilligt. Endlich wirkte auf seine Verwaltung die berüchtigte Galphinschwindelei des Kriegssekretärs Crawford so lähmend und entzog ihm so gänzlich das Vertrauen des Volks, daß mit dem Ableben des Generals Taylor auch sein Rücktritt nothwendig wurde. C. dankte ab, nachdem der auf den Präsidentenstuhl berufene seitherige Vicepräsident Fillmore sein Amt angetreten hatte. Nicht ein einziger von C.s Kollegen blieb auf seinem Posten. Sein Privatcharakter ist selbst von seinen politischen Gegnern als tadellos anerkannt worden. Als einer der tüchtigsten Sachwalter in der Union hochgeachtet, kehrte er zu dieser Beschäftigung zurück.

Claytonia (Klaytonie), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, fette Kräuter mit zweiblätterigem Kelch und fünfblätteriger Korolle. Von C. virginiana *L.*, mit zierlichen, in Endtrauben stehenden, weißen, röthlich gestreiften Blüthen, in feuchten Wäldern Neuenglands, Virginiens und Carolina's, ist die haselnußgroße, knollige Wurzel eßbar, während das Gewächs selbst als Zierpflanze in deutschen Gärten im Freien ausdauert u. durch Wurzeltheile und Samen sich vermehren läßt. C. perfoliata *Don*, C. cubensis *Bonpl.*, ist ein Sommergewächs in Nordamerika und auf Cuba mit weißen, in wirtelförmigen Dolden stehenden Blüthen, vermehrt sich bei uns in Gärten wie Unkraut und wird als Salat gegessen. C. gypsophiloides ist eine niedrige, 4—8 Zoll hohe Zierpflanze mit zahlreichen, in einfachen Trauben stehenden, zierlichen, röthlichweißen Blüthen aus Neukalifornien und eignet sich gut zu Einfassungen. Auch C. sibirica *L.*, mit zierlichen, in einseitigen Endtrauben stehenden, rosenrothen Blüthen, aus Sibirien, dauert in deutschen Gärten gut aus.

Clazomenä, Stadt auf der jonischen Halbinsel, am hermäischen Busen, ein Glied der Dodecapolis, ward von Paralus, Führer der Kolophonier, anfänglich auf der Stelle von Chytrium, erbaut. Später lag ein Haupttheil der Stadt auf einer Insel. Die Mehrzahl der Bewohner war nicht Jonier, sondern Kleonäer und Phliasier. C. ist Geburtsort des Anaxagoras u. heißt jetzt Vurla und die Insel S. Giovanni.

Cleanthes, griechischer Philosoph, Lehrer des Chrysippus und mit diesem Hauptbegründer des stoischen Systems, war aus Assus in Kleinasien gebürtig und soll sich in seiner Jugend seinen Unterhalt als Faustkämpfer erworben und selbst noch in Athen Taglöhnerarbeit verrichtet haben, um in arbeitsfreien Stunden seinen philosophischen Studien nachgehen zu können. Nachdem er den Cyniker Crates gehört hatte, wurde er ein eifriger Schüler des Zeno und nahm nach dessen Tod den Lehrstuhl der Stoa zu Athen ein, wo er in hohem Alter seinem Leben durch Aushungern ein Ende gemacht haben soll. C. gebührt das Verdienst, das stoische System in seinem ganzen Umfang mit vielem Glück ausgebaut zu haben. Es wird ihm der in dieser Lehre durchgreifende Grundsatz von dem naturgemäßen Leben zugeschrieben, wonach eine mit der Harmonie des Weltalls und mit der Natur übereinstimmende Lebensweise als des Menschen höchste Bestimmung angesehen wird. Von seinen zahlreichen Schriften haben sich nur noch einzelne

Bruchstücke erhalten. Darunter gehören mehre in das dialektische und rhetorische Gebiet, mehre in das der Naturphilosophie und Theologie, sowie C. auch das Gebiet der Ethik und praktischen Philosophie mit großer Vorliebe behandelt hat; ebenso finden sich Fragmente, die auf grammatische Studien und Erklärung der älteren Dichter hindeuten. Auch in poetischen Darstellungen hat er sich versucht; vorhanden ist noch ein Hymnus von C. auf Zeus, der durch die Reinheit, Würde u. Erhabenheit des Inhalts zu den herrlichsten Resten dieser Art von philosophischer Poesie gehört. Dieser in Hexametern gedichtete Hymnus wurde zuerst aus einer farnesianischen Handschrift von Fulvius Ursinus (Carmina novem illustr. etc., Antwerpen 1568) und von H. Stephanus (Poesis philosophica, Paris 1573), in besserer Gestalt aber von Brunck (Analect.) und Schäfer (in der Poet. gnomic., Leipzig 1817) herausgegeben. Deutsche Uebersetzungen sind von Gedike (1778), Conz (1793), Herder (1796) u. A. Die neuesten Bearbeitungen sind von K. F. Mohnike (griechisch und deutsch, Greifswalde 1814), Schwabe (Specimen theol. comparativae exhibens Cleanthis hymnum etc., Jena 1819), Petersen (Cleanthis Stoici hymnus in Jovem etc., Hamburg 1829).

Clear (Cap C.), englische zu der irischen Grafschaft Cork gehörige Insel, Baltimore gegenüber gelegen, das südlichste Vorgebirge Irlands, ist nur von Fischern bewohnt.

Clearchus, 1) spartanischer Flottenführer im peloponnesischen Krieg. Als die Byzantiner, von den Thraciern bekriegt und von inneren Unruhen geschwächt, die Lacedämonier um einen Führer baten (403 v. Chr.), sandten diese den C., der nicht nur die Thracier beruhigte, sondern die inneren Zerwürfnisse von Byzanz auch benutzte, um sich zum Tyrannen der Stadt aufzuwerfen. Er mordete die Häupter und Reichen der Stadt, eignete sich deren Vermögen zu und befestigte durch die unermeßlichen Reichthümer, welche er auf diese Weise gewann, sowie durch zahlreiche Söldnerschaaren seine Herrschaft. Auf die Nachricht von diesem treulosen Beginnen ihres Feldherrn forderten die Lacedämonier ihn durch eine Gesandtschaft auf, die Tyrannis freiwillig niederzulegen, und schickten, als er sich dessen weigerte, unter dem Spartaner Panthödes ein Heer gegen ihn ab. C. hielt sich in Byzanz selbst noch nicht für sicher und zog sich mit seinen Schätzen und seinen Truppen in das ihm ebenfalls unterworfene Selymbria zurück. Hier kam es zur Schlacht, die C. zwar verlor, nach welcher er sich aber noch so lange in Selymbria selbst hielt, bis er sich endlich zur Flucht genöthigt sah. Glücklich entkam er nach Jonien zu Cyrus, der eben damals eine Empörung gegen seinen Bruder Artaxerxes Mnemon vorbereitete. Der gewandte Spartaner gewann in Kurzem des Cyrus ganzes Vertrauen, erhielt den Auftrag, auf der Chersones einen Söldnerhaufen anzuwerben, und begab sich hierauf als einer der Befehlshaber dieser griechischen Miethtruppen mit Cyrus in die Ebene von Babylon. Nach der unglücklichen Schlacht von Cunaxa (401 v. Chr.) leitete C. den Rückzug bis an den Fluß Zabatos (Lycus), wo er mit vier andern Heerführern u. vielen Soldaten durch die List des Tissaphernes seinen Untergang fand.

2) C., Tyrann von Heraclea am Pontus, Schüler des Plato und Isocrates, legte eine der bedeutendsten Büchersammlungen des Alterthums an, war aber trotz dieser wissenschaftlichen Bestrebungen so grausam u. übermüthig, daß er, obwohl erst nach 12jähriger Gewaltherrschaft, 364 v. Chr. ermordet wurde. Nach seinem Tode bemächtigte sich sein Bruder Satyrus der Tyrannis, u. auf diesen folgten des C. Söhne, erst Timotheus, dann Dionysius.

Clearinghouse (engl., s. v. a. Liquidationskontor), Name einer von den angesehensten londoner Bankiers geschaffenen Anstalt zum Behuf der Abrechnung und Ausgleichung von Ansprüchen auf Wechsel. Bei den sogenannten Clearances werden nämlich die betreffenden fähigen Wechsel ausgetauscht und die Differenzen baar bezahlt, zugleich aber auch die Forderungen des einen Hauses an das andere wieder durch die des letzteren an ein drittes ꝛc. übertragen und ausgeglichen, bis sie so weit, als irgend thunlich, abgewickelt sind und jedes Haus nur noch mit zwei oder drei andern Häusern schließlich abzurechnen und die sich ergebenden Reste baar zu bezahlen oder zu empfangen hat. Diese Clearances werden täglich zweimal, des Morgens und Nachmittags, vorgenommen, wobei jedes betheiligte Haus für seine Operationen einen Kommis, den Clearer oder Clearing clerc, bevollmächtigt. Die Anstalt setzt jährlich in runder Summe 1000 Mill. Pfd. St. und nur etwa $^1/_{15}$ derselben in Banknoten um. Die täglichen Abrechnungen belaufen sich demnach auf fast 3 Mill. Pfd. St. In kleinerem Maßstabe findet eine ähnliche Operation auch anderwärts durch das an gewissen Wochentagen stattfindende Skontriren, z. B. in Augsburg und Bremen, Statt.

Cleef, Jan van, Historienmaler, 1646 zu Venloo geboren, war zum Studiren bestimmt, fühlte sich aber unwiderstehlich zur Kunst hingezogen und ward Kaspar Crayers Lieblingsschüler; † 1716. Der größte Theil von C.s Arbeiten sind Altar- und Deckengemälde; sein Meisterstück befindet sich in der Kirche der grauen Schwestern zu Gent und stellt dieselben dar, wie sie den Pestkranken Hülfe leisten. Er zeichnete besser als sein Meister, dessen schönes Kolorit er jedoch nicht erreichte. Seine Manier ist breit, sein Pinsel fließend und die Komposition mehr im italienischen, als niederländischen Geschmack, obgleich er Italien nie gesehen. Was er ausführte, ist groß und geschmackvoll; seine Anordnung ist reich und ohne Verwirrung, die Draperie außerordentlich schön.

Clef (franz.), Schlüssel.

Clefen (Kläfen), s. v. a. Chiavenna.

Clelia, Römerin, s. Clölia.

Clemangis (Clamenges, lat. Clemangius oder de Clemangiis), Matthieu Nicolas de, französischer Gelehrter, in der Mitte des 14. Jahrhunderts im Dorfe Clamenges in der Champagne geboren, von welchem er seinen Namen entlehnte, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in dem berühmten Kollegium von Navarra zu Paris, wo Johann Gerson in der Theologie sein Lehrer war, 1386 ein Lehramt an der Hochschule zu Paris und ward 1393 zum Rektor derselben ernannt. Von dem Kardinal de Petra Mala als Geheimschrei-

der an den päpstlichen Hof zu Avignon berufen, folgte er diesem Rufe ungern, gleichsam die Unannehmlichkeiten, die ihn erwarteten, voraussehend. Da man ihn für den Verfasser der berüchtigten Bulle hielt, wodurch Benedikt XIII. 1408 König Karl VI. von Frankreich in den Bann that, so zog er sich Haß und Verfolgung zu, obgleich er sich öffentlich vertheidigte. Er verließ deshalb Avignon und begab sich nach Genua, von wo er später nach Frankreich zurückkehrte. Eine Zeit lang lebte er als Kanonikus und Schatzmeister der Kirche zu Langres, floh aber zum zweiten Male und lebte mehre Jahre in dem Karthäuserkloster Vallomtreuse im Toskanischen verborgen. Vom König endlich begnadigt, kam er als Kantor und Archidiakonus nach Bayeux. C. † 1434 im Kollegium zu Navarra. Seine Kenntnisse, sein heller Geist und sein feiner Geschmack erhoben ihn über die meisten Gelehrten seiner Zeit. Niemand hat zu seiner Zeit so freimüthig gegen den römischen Hof, das unordentliche Leben der Geistlichen und die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche geschrieben, als er, besonders in seinem „Liber de corrupto ecclesiae statu" (34 Blätter, ohne Ort und Jahr; herausgegeben von Fuchte, Helmstädt 1620, auch von L. Hutter, Wittenberg 1608 u. ö.). Seine Werke wurden von J. M. Lydius, aber unvollständig und inkorrekt, herausgegeben (Leyden 1613).

Clematis (Waldrebe), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, meist laufende Sträucher mit Gegenblättern, vier- bis achtblättriger, blumenartig gefärbter Blüthenhülle u. zahlreichen Staubgefäßen, in den gemäßigten u. heißen Ländern. Fast alle Arten sind in geringerem Grade als giftig zu betrachten und enthalten eine flüchtige brennende und ätzende Schärfe mit etwas Tannin, werden daher in der Medicin verschiedentlich benutzt; außerdem dienen viele Arten als Zierpflanzen. C. erecta *All.*, C. recta *L.*, aufrechte Waldrebe, Brennkraut, mit aufrechtem, 2—5 Fuß hohem Stengel, fiederschnittigen Blättern und trugdoldig rispenartig stehenden Blüthen, woran die Blüthenhüllblätter länglich, spatelförmig, kahl, am Rande außen weichhaarig u. weiß sind, wächst auf sonnigen Hügeln in Gebüschen, an Waldrändern im mittleren und südlichen Europa und in Sibirien. Die ganze Pflanze ist, besonders frisch, mit einem brennendscharfen, oft blasenziehenden Stoffe versehen; die Blätter wendete man sonst häufiger als jetzt unter dem Namen Herba Clematidis erectae s. rectae s. Herba Flammula Jovis, Brennwaldrebenkraut, Feuerkraut, gegen Syphilis, Knochengeschwülste, feuchten Brustkrebs, Gicht, Hautkrankheiten, Geschwüre ꝛc. an. C. Vitalba *L.*, gemeine Waldrebe, wilde Hagseilrebe, gemeines Brennkraut, ist ein kletternder Strauch mit weit umher rankenden Aesten u. zahlreichen weißen Blüthen u. findet sich fast überall in Deutschland in buschigen Wäldern. Die ganze Pflanze ist brennend-scharf; Blätter und Stengel, Herba et Stipites Clematidis s. Clematis s. Vitalbae s. Vitalbae Clematidis, haben mit denen voriger Art gleiche Anwendung. C. Viticella *L.*, blaue Waldrebe, italienische Waldrebe, mit kletterndem, braunem, 10—12 Fuß langem, gestreiftem Stengel, theils einfachen, theils ungleich zusammengesetzten Blättern und schönen, glockenförmigen, blauen oder purpurrothen Blüthen, wächst in Südeuropa und findet sich häufig in deutschen Gärten. Der Saft ist ätzend-scharf. C. flammula *L.*, brennende, scharfe Waldrebe, mit weißen, wohlriechenden, rispenständigen Blüthen und variirend, ist im südlichen Europa einheimisch, wird häufig in Gärten kultivirt und hat ebenfalls einen sehr scharfen Saft, obwohl die jungen Triebe, durchs Kochen ihrer Schärfe beraubt, in Unteritalien ohne Schaden als Gemüse gegessen werden. C. angustifolia *Jacq.*, C. lasiantha *Fisch.*, schmalblätterige Waldrebe, mit großen, weißen Blüthen, im südöstlichen Europa, Taurien ꝛc., hat frisch viel Schärfe, die sich jedoch beim Trocknen verflüchtigt, daher die getrockneten Blätter in Sibirien ohne Schaden als Thee angewendet werden. C. cirrhosa *L.*, Atragene cirrhosa *Pers.*, rankende Waldrebe, ist ein schöner, immergrüner, 12—16 Fuß hoch kletternder Strauch mit schönen, großen, weißen, hängenden Blüthen, an den Küsten des mittelländischen Meeres, dessen Früchte als Purgirmittel u. dessen Blätter äußerlich bei Hautkrankheiten gebraucht wurden. Von C. dioica *L.*, der C. Vitalba ähnlich, auf Jamaika und in Westindien überhaupt, wird die Wurzel abgekocht und mit Wein oder Seewasser befeuchtet, als purgirende Arznei gegen Wassersucht angewendet. Als schöne Zierpflanzen sind neben vielen andern zu nennen: C. Viorna *L.*, glockenblüthige oder carolinische violete Waldrebe, mit glockenförmigen, schön violeten oder purpurrothen Blüthen, aus Nordamerika, C. florida *Thunb.*, Atragene indica *Desf.*, großblüthige Waldrebe, mit großen, schönen, einfachen oder gefüllten, weißen oder gelblichen Blüthen, und C. verticillaris *Dec.*, Atragene americana *Sims.*, mit vierfach quirlständigen, dreizähligen Blättern und schönen großen, tiefblauen oder violeten Blüthen mit spitzen Kronblättern. Die aus wärmern Ländern stammenden Arten werden in fette Mistbeet- und Lauberde zu gleichen Theilen u. $^1/_6$ Sand gepflanzt, im Zimmer oder Orangeriehause bei 1—5° Wärme durchwintert und im Sommer an sonnenreichen Orten und bei starker Befeuchtung im Freien gehalten. Alle übrigen Arten dauern im Freien aus und gedeihen in jedem lockern, guten, nicht zu nassen Gartenboden. In rauhen Gegenden verlangen sie im Winter einige Bedekkung. Die Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge, Sprößlinge und durch Samen.

Clemencin, Diego, spanischer Staatsmann und Gelehrter, am 27. Sept. 1765 zu Murcia geboren, wurde, nachdem er in dem dortigen Kollegium von San-Fulgencio seine Studien gemacht, 1788 Erzieher der Söhne des Herzogs von Benavente in Madrid. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm die Mitgliedschaft der ersten wissenschaftlichen Vereine der Residenz und die Stelle eines beständigen Sekretärs der Akademie der Geschichte, während die königliche spanische Akademie ihn mit der Redaktion der lateinischen Erklärungen der Wörter in den neuen Ausgaben ihres Wörterbuchs beauftragte. Seit 1807 Hauptredakteur der „Gaceta de Madrid", mußte er seines

Patriotismus wegen 1808 vor den Franzosen aus Madrid entfliehen, doch blieb er fortwährend zu Gunsten Ferdinands VII. thätig. Im J. 1812 ward er Official des Staatssekretariats, 1813 wirklicher Sekretär des Königs und in demselben Jahr Cortesdeputirter. Die 1814 eingetretene Reaktion unterbrach seine politische Laufbahn, und erst 1820 ward er wieder in seinen Posten eingesetzt und bald darauf zum Sektionschef erhoben. Im Jahr 1822 zum Staatssekretär des Kolonialministeriums ernannt, verwaltete er nach der Krisis vom 7. Juli auch das Ministerium des Innern, bis ihm am 5. August seine Entlassung gewährt wurde. Im Jahr 1823 aus der Residenz verbannt, lebte er auf seinem Landgute in der Provinz Guadalaxara ganz seinen literarischen Beschäftigungen, bis er 1827 die Erlaubniß erhielt, nach Madrid zurückzukehren. Im J. 1833 ward er Honorarrath beim obersten Finanztribunal, im December desselben Jahres königlicher Oberbibliothekar, 1834 Censor, Procer des Reichs und wirklicher Sekretär der ersten Kammer und † am 30. Juli d. J. an der Cholera. Er schrieb außer einem „Elogio de la reina Isabel la Catolica“; „Cluijote comentado“ (6 Bde., Madrid 1833—1839), „Lecciones de gramatica y ortografia castellana“ (das. 1812) u. A. m.

Clement, 1) Jacques, der Mörder Heinrichs III., Königs von Frankreich, geb. im Dorfe Sorbon im Sprengel des Erzbisthums Rheims, war 25 Jahre alt und noch nicht lange im Orden der Dominikaner, als der Parteigeist der Ligue ihn auf den Gedanken brachte, den König, der mit einem Heere der aufrührerischen Stadt Paris gegenüberstand, zu ermorden. Sein Prior, Edmund Bourgoing, soll besonders thätig gewesen seyn, ihn zu der verbrecherischen That zu entflammen, ja die Herzogin von Montpensier gerieth in Verdacht, sich ihm zu diesem Zwecke preisgegeben zu haben. Man eröffnete ihm die Aussicht auf einen Kardinalshut, wenn er nach vollbrachter That sein Leben zu retten vermöchte, und verhieß ihm für den entgegengesetzten Fall die Glorie des Märtyrerthums. So fanatisch begeistert, mit einem Messer im Aermel, begab er sich am 31. Juli 1589 von Paris nach Saint Cloud, wo der König sich aufhielt. Am folgenden Morgen als ein Ueberbringer wichtiger Nachrichten vor den Monarchen geführt, durchbohrte er denselben mit seinem Messer, während dieser den ihm dargereichten Brief las. Der König riß das Messer aus der Wunde und stieß damit den Mörder zweimal ins Gesicht, während die herbeigeeilten Diener ihn zu Boden stießen und tödteten, ohne daß er einen Klagelaut hören ließ. Der Leichnam ward in ein Nebenzimmer gebracht, nackt zum Fenster hinabgestürzt, auf die Richtstätte geschleift, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Des Königs Tod, der am Tage nach der Verwundung erfolgte, erregte bei den Aufrührern eine wahnsinnige Freude. Man zündete Freudenfeuer an, pries den Mörder von den Kanzeln, ja Einige schlugen vor, dem Retter des Vaterlandes eine Statue in der Kirche Notre-Dame zu errichten. Selbst Papst Sixtus V. ließ sich von Parteileidenschaft so weit hinreißen, daß er den Mörder C. in einer Rede über Judith und Eleazar erhob u. seine ruchlose That sogar mit der Erlösung der Welt durch Christum zu vergleichen wagte.

2) Franz, namhafter Musiker, geboren zu Wien den 17. Nov. 1784, ward vom 7. Jahr an von dem Koncertmeister Kurzweil im Violinspiel unterrichtet und machte so unglaubliche Fortschritte, daß er bereits das Jahr darauf öffentlich im k. k. Hofburgtheater auf seiner Diminutivgeige zur allgemeinen Bewunderung sich hören ließ. Bald machte er mit seinem Vater den ersten Kunstausflug nach England, wo er mit dem jungen Hummel zusammentraf und mit seinen Produktionen großen Beifall fand. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er im 20. Jahre bei dem Hofopernorchester als Solospieler angestellt, zugleich auch wegen seiner Fertigkeit auf dem Pianoforte, im Akkompagniren und Partiturlesen dem Kapellmeister Süßmayer adjungirt. Im J. 1802 trat er unter vortheilhaften Bedingungen am Theater an der Wien als Orchesterdirektor ein. Im J. 1811 beabsichtigte C. in Gesellschaft eines polnischen Starosten Rußland zu besuchen, wurde aber bei einer Promenade am Hafen in Riga als feindlicher Emissär und Spion verhaftet und zur Untersuchung nach Petersburg abgeführt. Nach monatlichem Festungsarrest kam seine Unschuld an den Tag, er wurde bis an die österreichische Grenze eskortirt und kam wieder glücklich nach Wien zurück. Da aber seine Stelle unterdessen besetzt worden war, nahm er für den Augenblick ein Engagement in Baden, für die nächsten vier Jahre aber in Prag an und machte Exkursionen nach Dresden, Karlsbad u. a. O. Im J. 1818 wurde er neuerdings wieder an das Theater an der Wien berufen, begleitete 1821 die Catalani auf ihren Triumphzügen durch Bayern, Würtemberg und Baden und arrangirte und leitete ihre Koncerte. Von seinen Kompositionen sind zu nennen seine Koncerte, die Operette „Der betrogene Betrüger“ und das Melodrama „Die beiden Säbelhiebe“.

3) Knut Jungbohn, Germanist u. Sprachforscher, am 4. Dec. 1803 auf der nordfriesischen Insel Amram geboren, wuchs in einem Dorfe am Fuße der Dünen u. am Gestade des Meers unter der Leitung seiner Mutter mit seinen zahlreichen Geschwistern auf, bis er, auf Zureden Anderer, Lehrer zu Wyk auf Föhr, dann zu Blankenese, Altona und St. Georg in Hamburg wurde. Um Michaelis 1826 faßte C., obgleich ohne alle Mittel, plötzlich den Entschluß, zu studiren, trat in das altonaer Gymnasium ein und bezog schon 1830 die Universität zu Kiel. Die Theologie, der er sich anfangs gewidmet, vertauschte er 1833 mit geschichtlichen und sprachlichen Studien, denen er schon vorher nebenbei obgelegen, und besuchte im Herbst 1833 die Universität Heidelberg, wo er, seinen Unterhalt durch Privatstunden erwerbend, Schlosser, Thibaut und Creuzer hörte. Ende Mai 1835 ging C. nach Kiel zurück und ward im Herbst zum Doktor der Philosophie promovirt. Um seine auf ganz selbstständigem Wege begonnenen eigenthümlichen Forschungen zu fördern, unternahm er im Herbst 1836 eine zum Theil höchst beschwerliche Reise durch Westeuropa, namentlich Schottland, Irland, England,

Nordfrankreich, die Niederlande, das westliche, mittlere und nordöstliche Deutschland. Von dem reichen Material seiner Forschungen auf diesen Wanderungen ist nur Weniges, wie die „Reisen in Irland" (Kiel 1845), gedruckt worden. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, ward C. unter Zusage eines Wartegeldes als Privatdocent nach Kiel gezogen, wo er 1841 seine zahlreich besuchten Vorlesungen begann und dieselben bis Mai 1848 fortsetzte, wo ihm der Präsident der provisorischen Regierung die fernere Auszahlung des Wartegeldes verweigerte. Sein eifriges und zum Theil mit Erfolg begleitetes Streben, das Nationalbewußtseyn seiner friesischen Landsleute zu erwecken, bekunden mehre seiner Schriften, die, stets originell, meist gründlich gelehrt, oft höchst scharfsinnig und geistreich, bisweilen selbst von einem gesunden Humor durchsprudelt, hier und da auch an das Bizarre und Sonderbare streifen. Außer Beiträgen zu wissenschaftlichen, populären und politischen Zeitschriften sind zu nennen: „Ueber den Ursprung der Theudisken" (Altona 1836); „Erklärende Einleitung zur Geschichte Dänemarks" (Hamb. 1839); „Die nordgermanische Welt" (Kopenh. 1840); „Die Lex Salica" (Mannh. 1843); „Die Lebens- und Leidensgeschichten der Friesen" (Kiel 1845); „Shakespeare's Sturm, historisch beleuchtet" (Leipzig 1846); „Reisen durch Friesland, Holland und Deutschland im Sommer 1845" (Kiel 1847); „Der Franzose und seine Sprache" (Frankfurt 1848), ein originelles Werkchen voll Geist und Humor. Als warmer und aufrichtiger Freund der Sache Schleswig-Holsteins zeigte sich C. besonders in der Schrift „Das wahre Verhältniß der südjütischen Nationalität u. Sprache" (Hamburg 1849).

Clementi, 1) **Prospero de C.**, eigentlich **Prospero Spani**, italienischer Bildhauer und Architekt aus Reggio, Schüler seines Oheims, Bartolomeo Spani, bildete sich in Rom weiter aus, kehrte als ausgezeichneter Künstler in sein Vaterland zurück und † 1584 in hohem Alter. Zu den besten seiner Werke gehören: das Grabmal des heil. Bernardo delli Uberti in der Kathedrale zu Parma; das Denkmal des Rechtsgelehrten Bartol. Prati in derselben Kirche; die bronzene Statue des auferstandenen Erlösers im Dome daselbst; die Statuen des Glaubens und der Liebe im Dome zu Carpi; der Sarkophag des Bischofs Giorgio Andreasi in S. Andrea zu Mantua &c. C. ist großartig einfach wie Michel Angelo; dazu verlieh er allen seinen Werken den Zauber der Anmuth und alle zeugten von dem Eifer, mit welchem er das Studium der Antike trieb. Nach C.'s Zeichnung ist auch die Façade des Domes von Reggio gebaut.

2) **Muzio**, einer der größten Klavierspieler und Komponisten, wurde 1752 zu Rom geboren, woselbst sein Vater ein geschätzter Silberarbeiter war. Mit Buroni, später erstem Komponisten für die St. Peterskirche, verwandt, erhielt er von ihm den ersten Musikunterricht in seinem 6. Jahre; im 7. wurde er von dem Organisten Cordicelli mit dem Generalbasse bekannt gemacht, worin er so erstaunliche Fortschritte machte, daß man ihm in seinem 9. Jahre in seiner Vaterstadt bereits die Stelle eines Organisten gab. Seine nächsten Lehrer waren Santarelli, damals der größte Meister im Gesangunterricht, und der Kontrapunktist Caprini. Während er unter Caprini studirte, schrieb er, kaum 12 Jahre alt, ohne Wissen seines Lehrers eine vierstimmige Messe. Ungefähr um dieselbe Zeit zogen seine Fortschritte im Fortepianospiel, das er neben seinen anderen Studien fleißig übte, die Aufmerksamkeit eines Engländers, Namens Peter Beckford, auf sich, und dieser brachte C.'s Aeltern dahin, ihm die fernere Erziehung ihres Sohnes anzuvertrauen. Beckford nahm ihn mit auf seinen Wohnsitz in Dorsetshire, wo der Umgang mit einer sowohl durch literarische Bildung und Geschmack, als auch durch Rang und Reichthum ausgezeichneten Familie ihm in künstlerischer u. wissenschaftlicher Beziehung sehr förderlich war. In seinem 18. Jahre komponirte er sein berühmtes Opus 2, ein Werk, welches zur Zeit seiner Entstehung die Verzweiflung ausgezeichneter Pianofortespieler, wie J. Chr. Bachs und Schröters, erregte. Nachdem er Beckfords Haus verlassen, begann er seine Laufbahn in London, wo er auch sofort für den Sitz am Flügel im Orchester des königlichen Theaters, d. h. als Direktor des Orchesters, angestellt wurde. Im J. 1780 trat er eine Kunstreise nach dem Festlande an, verweilte in Paris bis zum Sommer 1781 und ging dann über Straßburg und München nach Wien, sich allenthalben des enthusiastischen Beifalls des Publikums erfreuend. In Wien machte er die Bekanntschaft Mozarts, Haydns, Salieri's u. anderer berühmten Musiker. Während er bis dahin seinen ganzen Stolz fast nur in eine glänzende Fertigkeit gesetzt und die feinere und tiefere Ausdrucksweise vernachlässigt hatte, bildete er von jetzt an auch die Seite der Schönheit seines Spiels aus, wozu vielleicht Mozarts Tadel Veranlassung gegeben. Nach seiner Rückkunft nach London hielt er es für nöthig, seine berühmte Toccata mit einer Sonate (Op. 11) herauszugeben, da man in Frankreich ohne sein Wissen eine sehr fehlerhafte und erschlichene Abschrift zum Drucke befördert hatte. Ungefähr um dieselbe Zeit gab er sein Opus 12 heraus, worüber späterhin Dr. Crotsch u. Hr. F. Wesley öffentliche Vorlesungen hielten (nämlich über die 4. Sonate). Im J. 1783 ging C. wieder nach Paris, kehrte aber im folgenden Jahr wieder zurück und blieb von 1784—1802 ununterbrochen in London, wo er im größten Ansehen stand. Die Anzahl der von ihm während dieser Zeit gebildeten vorzüglichen Schüler bewies seine hohe Geschicklichkeit in der Kunst zu unterrichten, wie der unveränderliche Erfolg, der seine öffentlichen Leistungen krönte, sein ausgezeichnetes Talent als Künstler bestätigte, und seine Kompositionen, sowie seine vortreffliche „Indroduction to the art of Playing on the Pianoforte" bleibende Beweise seines schöpferischen Genius sind. Um 1800, nach dem Falle der Häuser Longman und Broderip, bei denen C. bedeutend verlor, ließ er sich durch einige der ersten Kaufleute bewegen, einen Musikalienhandel, verbunden mit Pianofortefabrikation, anzufangen, und widmete sich nun mit Eifer der Vervollkommnung seines

Instrumentes, dessen allgemeinere Verbreitung er besonders begründete. Bald nach der Entstehung seines Geschäftes arrangirte er Haydns Oratorium „Die Schöpfung" für das Pianoforte mit englischem Texte. Den Frieden benutzend, besuchte er 1802 zum dritten Male, diesmal in Begleitung seines Lieblingsschülers Field, das Festland und hielt sich besonders in Wien, Petersburg, Berlin und Dresden auf, ging von da in die Schweiz und nach Italien und kehrte im Sommer 1810 nach England zurück. Um den Schmerz über den Verlust eines Sohnes zu zerstreuen, unternahm er 1820 eine dritte Reise auf den Kontinent und brachte unter Anderem in Leipzig zwei neue Sinfonien zur Aufführung. Während seines Aufenthaltes auf dem Festlande gab er seine Sonate Op. 41 heraus u. komponirte mehre Sinfonien für volles Orchester. Nach seiner Rückkehr gab er einen Anhang zu seiner „Introduction to the art of Playing on the Pianoforte" heraus, arrangirte 12 große Sinfonien von Haydn für Pianoforte, Flöte, Violine und Violoncell, die „Jahreszeiten" von Haydn für Gesang und Pianoforte, Mozarts Ouverture zum „Don Juan" und mehre auserlesene Stücke von Gesangkompositionen desselben großen Meisters. In den Jahren 1820 und 1821 gab er mehre eigene Werke für das Pianoforte heraus, seine Sonate Op. 46, seine Capriccio's Op. 47, eine Phantasie Op. 49, eine Sammlung Sonaten Op. 50 und ein Arrangement von 6 Sinfonien Mozarts für das Pianoforte mit Begleitung. Die letzten seiner Originalkompositionen bewiesen, daß er mit dem Geschmacke der Zeit weiter zu gehen wußte. In der Zwischenzeit gab er der musikalischen Welt auch zwei Elementarbücher von großem Werthe: eine „Praktische Harmonielehre", die zwischen 1811—15 in 4 Theilen herauskam, und seinen „Gradus ad Parnassum", eine systematisch vom Leichten zum Schweren fortschreitende Folge von Studien. C. † am 9. März 1832 auf seinem Landgute Evesham in der Grafschaft Worcester. Seine Kompositionen sind eben so gefällig und voll einschmeichelnder Gedanken, als gründlich geordnet und im reinsten Style gearbeitet.

Clementia (lat.), Gnade, in der Anrede an den römischen Kaiser: C. tua, ungefähr Ew. Durchlaucht; auch allegorische Gottheit bei den Römern, deren Kultus besonders in der Zeit der Kaiser aufkam, wird auf Münzen als jugendliches Weib mit Diadem und Oel- und Lorbeerzweig dargestellt.

Clementina (Klementinen), eine griechisch geschriebene Erzählung, welche man dem römischen Bischof Klemens (s. d.) zuschreibt.

Clementinae constitutiones, s. Corpus juris canonici.

Cleobulus, Tyrann von Lindus, einer der sieben Weisen Griechenlands, nach Diogenes von Laerte Verfasser von an 3000 Versen, Gedichten, Räthseln, Denksprüchen, Epigrammen 2c., † um 560 v. Chr.

Cleombrotus, Name mehrer spartanischen Könige: 1) C., jüngster Sohn des spartanischen Königs Anaxandridas, führte nach dem Tode seines Bruders Leonidas I. über dessen Sohn Plistarchus die Vormundschaft, † aber bald nach seiner Rückkehr vom Isthmus, wo er sich vor der Schlacht von Salamis als Anführer der peloponnesischen Landmacht gelagert hatte. Seine Söhne sind: Pausanias, der Sieger von Platäa, und Nicomedes, Befehlshaber in der Schlacht bei Tanagra.

2) C. I., Eurysthenide, Sohn des Königs Pausanias, der 394 v. Chr. aus Sparta vertrieben wurde, folgte seinem ohne Erben verstorbenen Bruder Agesipolis I. auf den Thron von Sparta und stand an der Spitze des ersten erfolglosen Zugs, den die Spartaner gegen die Thebaner unternahmen, als diese die spartanische Besatzung aus der Cadmea vertrieben hatten, im Anfang des Jahres 378 v. Chr. Nicht glücklicher befehligte er den vierten Zug gegen die Thebaner im Frühling 376. Im folgenden Jahre eilte er den von den Thebanern bedrängten Phocensern zu Hülfe und nöthigte jene zum Rückzug. Im J. 371 aber verlor er im Kampf gegen Epaminondas bei Leuctra Schlacht und Leben zugleich.

3) C. II., Schwiegersohn des spartanischen Königs Leonidas und dessen Nachfolger, als dieser in Folge seiner Opposition gegen die Reformen seines Mitkönigs Agis III. 242 v. Chr. seiner Würde entsetzt worden war. Aber schon zwei Jahre später kehrte Leonidas an der Spitze seiner siegreichen Partei nach Sparta zurück, und zwar mit dem bittersten Haß gegen C., weil dieser, obgleich sein Schwiegersohn, vom eigenen Ehrgeiz verführt, sich seinen Gegnern angeschlossen hatte. C. flüchtete vor der Rache des Schwiegervaters in das Heiligthum Poseidons. Auch hier suchte ihn Leonidas auf; da trat C.' Gattin, Chilonis, die sich in Trauerkleider gehüllt hatte, so lange der Vater verbannt gewesen war, diesem für den Gatten flehend entgegen. Leonidas schenkte ihm nun das Leben, verbannte ihn aber aus Sparta.

Cleome (Pillenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Capparideen, begreift meist Sommergewächse in wärmeren Ländern, auch einige strauchartige in Tropenländern, die bei Decandolle in die Untergattungen Brachystilium, Gynandropsis, Pedicellaria, Polanisia, Siliquaria und Stylaria zerfallen. C. pentaphylla *L.*, Gynandropsis pentaphylla *Dec.*, ist ein Sommergewächs in Ostindien und Mittelafrika, dessen frisches, widrig riechendes Kraut auf der Haut Röthe und starke Entzündung, sowie späterhin Blasen hervorbringt und in Ostindien und Amerika wie der Senf als hautreizendes Mittel, innerlich aber gegen Verschleimung der Lunge und des Magens, sowie gegen Nieren- u. Blasenkrankheiten, auch als schweißtreibendes Mittel angewendet wird. Durch das Kochen verliert sich die Schärfe, und das Kraut gibt dann ein häufig genossenes, gesundes Gemüse. Die Samen enthalten gleich den Senfkörnern viel fettes Oel und Schärfe. C. triphylla *L.*, Gynandropsis triphylla *Dec.*, ist ein Sommergewächs in Guinea und Senegambien, das, wie die vorige Art, auch in Westindien angebaut und verwildert vorkommt und auf gleiche Art benutzt wird. Schöne Zierpflanzen sind: C. pungens

Willd., C. spinosa *Sims.*, mit blaßrosenrothen Blüthen, C. rosea *Vahl*, mit rosenrothen Blüthen, und C. spinosa *L.*, mit langen weißen Blüthen mit purpurrothen Staubfäden, in Endtrauben. Der Same dieser Arten wird ins warme Mistbeet gesäet; die Pflänzchen verpflanzt man mehre Male mit unverletztem Ballen und bringt sie in der wärmsten Jahreszeit oder im sonnigen Zimmer leicht zur Blüthe. Im Freien blühen sie nur in sehr warmen Sommern.

Cleomedes, Athlet aus Assypalda, Olymp. 71 Sieger im Faustkampfe bei den olympischen Spielen, wurde jedoch, weil er den Epidaurier Iccus im Kampfe erschlagen hatte, des Preises für verlustig erklärt. Ueber diese Schmach von Wahnsinn befallen, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, riß die Säulen eines Gymnasiums ein, so daß das Gebäude zusammenstürzte und 60 Knaben erschlug, und flüchtete sich sodann in den Tempel der Minerva, wo er sich in einem Kasten verbarg. Als man den Kasten erbrach, war er leer. Das Orakel, das man um die Erklärung dieses Wunders befragte, antwortete: C. sey als der letzte der Heroen unter die Götter versetzt worden. Seitdem genoß er göttliche Verehrung.

2) C., griech. Mathematiker, der wahrscheinlich im 4. Jahrhundert n. Chr. lebte, schrieb zwei Bücher über die Kreisbewegung der Himmelskörper, eine Darlegung des Welt- und Himmelssystems ganz nach stoischer Lehre, herausgegeben lateinisch Brescia 1488 und 1497, griechisch Paris 1539, mit lateinischer Uebersetzung und Kommentar von Robert Balforeus (Bordeaux 1604), neuerlich von K. Ch. Th. Schmidt (Leipzig 1831).

Cleomenes, 1) Name mehrer spartanischen Könige: a) C. I., ältester Sohn des Eurysthenīden Anaxandridas, ein Mann von ungemeiner Kühnheit und ungebändigter Kraft des Geistes, muthig, unternehmend, klug, nach der Weise seines Zeitalters und Landes gewandt in kurzer nachdrücklicher Rede, doch viel zu sehr von Stolz theils der Familie, theils eigenem erfüllt und nach Geistesrichtung den Tyrannen ähnlicher, als einem Könige Sparta's geziemte. Nachdem er nach seiner Thronbesteigung einen siegreichen Feldzug gegen die Argiver gemacht hatte (520 v. Chr.), erhielt er einige Jahre später Gelegenheit, den Einfluß Sparta's auch außerhalb des Peloponnes geltend zu machen; er leitete nämlich den zweiten Zug, den die Spartaner, durch das von den Alcmäoniden bestochene Orakel zu Delphi aufgefordert, zur Vertreibung der Pisistratiden und Zurückführung der Alcmäoniden unternahmen (510 v. Chr.). Als aber hierauf das Haupt der Alcmäoniden, Clisthenes (s. d.), über die Faktion des Isagoras das Uebergewicht zu erhalten anfing, wandte sich dieser an den Spartanerkönig, der durch einen Herold in Athen auf Verweisung des Clisthenes und seiner Anhänger antrug. Da man sich zu Athen nicht zu widersetzen wagte, ging Clisthenes mit vielen Andern in die Verbannung; dennoch rückte C. in Athen ein und verjagte, nach Isagoras' Angabe, 700 athenische Familien. Als er aber auch den Rath aufheben und alle Gewalt dem Isagoras und 300 Männern seiner Partei übergeben wollte, brach in Attica ein allgemeiner Aufstand aus, der den C. und Isagoras mit ihren Leuten zur Flucht auf die Burg nöthigte; nachdem sie zwei Tage belagert worden waren, erboten sie sich, das attische Gebiet zu verlassen (508 v. Chr.). Um sich aber an den Athenern zu rächen und den Isagoras als Tyrannen zurückzuführen, sammelte C. insgeheim aus dem ganzen Peloponnes ein großes Heer, um zugleich mit den Böotiern u. Chalcidiern, die er gewonnen hatte, Athen anzugreifen. Er drang in Eleusis ein, verwüstete das heilige Feld der eleusinischen Göttinnen, und eben sollte eine entscheidende Schlacht geliefert werden, als die Korinthier, ihr Unrecht fühlend, sich vom Heere trennten, worauf sich auch Demaratus, der Mitkönig des C. u. längst mit ihm uneinig, entfernte und mit ihm die übrigen Bundesgenossen (506 v. Chr.). Ein neuer Zug gegen Athen unterblieb durch den Widerspruch, den auch dies Mal die Korinthier erhoben. Den Milesier Aristagoras, der 504 v. Chr. gegen Persien in Sparta um Hülfe bat, wies C. ab. Aristagoras hatte ihm große Summen Geldes angeboten; daß C. den wiederholten Versuchen nicht endlich unterlag, davor bewahrte ihn die kindliche Warnung seiner damals acht- oder neunjährigen Tochter Gorgo. Als 492 v. Chr. die Aegineten dafür gestraft werden sollten, daß sie Erde und Wasser den Gesandten des Darius gegeben, wurde C. dahin abgeschickt, die Schuldigsten zu ergreifen; allein Umtriebe seines Mitkönigs Demaratus bewirkten, daß er unverrichteter Dinge abziehen mußte; auch zu Hause hatte Demaratus den C. inzwischen verleumdet. Dadurch aufs Heftigste erbittert, rächte sich dieser an Demaratus dadurch, daß er gegen ihn die Klage vorbringen ließ, er sey nicht der ächte Sohn des Königs Ariston. Die Klage wurde durch eine Aeußerung des Ariston begründet; die Spartaner überließen aber die Entscheidung dem delphischen Orakel, und da dieses, von C. bestochen, gegen Demaratus sprach, so wurde er entsetzt und an seine Stelle kam Leotychides, ein Werkzeug des C. Nun sollten auch die Aegineten büßen, aber wieder war gegen C. während seiner Abwesenheit eine Partei in Sparta thätig; man entdeckte die Schliche, deren er sich gegen Demaratus bedient hatte, u. C. hielt es nun für besser, nach Thessalien zu entweichen. Von hier begab er sich nach Arkadien u. bemühte sich, die Einwohner gegen Sparta aufzuwiegeln. Die Spartaner sollen dadurch so erschreckt worden seyn, daß sie den C. zurückberiefen; allein bald nach seiner Rückkehr fiel er in Wahnsinn und mordete in diesem Zustande sich selbst auf gräßliche Weise. Ihm folgte, da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, sein Bruder Leonidas I.

b) C. II., Eurysthenide, Sohn Cleombrotus' I., ward noch minderjährig Nachfolger seines Bruders Agesipolis II. (370 v. Chr.), verrichtete aber trotz seiner langen Regierung (die nach Diodor 60 Jahre und 10 Monate dauerte) nichts Merkwürdiges und hatte seinen Enkel Areus I. zum Nachfolger.

c) C. III., Sohn des Königs Leonidas II., erbte die hohe Gesinnung seiner Mutter Cratesiclea, einer der ausgezeichnetsten spartanischen Frauen, zeigte schon in früher Jugend männliche Festigkeit und Willenskraft und übernahm 236 v.

Chr. im Alter von 19 Jahren das Königthum. Unter der Regierung seines Vaters hatte die königliche Würde ihre Bedeutung ganz verloren, alle Macht im Staate war in den Händen der Ephoren; die Reichen schwelgten, die Armen waren mißvergnügt, aber hoffnungslos seit dem Mißlingen der Reformplane des Agis. C. erkannte, daß er vor Allem die Schranken, womit die königliche Macht umgeben war, durchbrechen und das Zutrauen der Menge sich gewinnen müsse. Dieses war aber am ersten möglich durch ruhmvolle Thaten in auswärtigen Kriegen. Am nächsten lag ein Kampf mit dem achäischen Bunde, dessen Vergrößerung der Unabhängigkeit Sparta's gefährlich schien. Der achäische Stratege Aratus wollte einige mit den Lacedämoniern vereinigte arkadische Städte für den Bund gewinnen, aber C. vereitelte den Versuch (228) und bewies gleich in der ersten Unternehmung gegen auswärtige Feinde so viel Umsicht und Kühnheit, daß man dem Aratus bemerklich machte, wenn er etwas gegen Sparta beabsichtige, so müsse er eilen, damit dem jungen Löwen die Klauen nicht zu lang wüchsen. Kaum war C. auf Befehl der Ephoren nach Sparta zurückgekehrt, als ihn Aratus' Einnahme des arkadischen Städtchens Caphyä zu einem zweiten Zuge veranlaßte. Er durchzog einen bedeutenden Theil des Peloponnes, und als er mit dem weit überlegenen achäischen Heere zusammentraf, zog sich dieses auf schimpfliche Weise zurück. Zum dritten Male rückte C. gegen die Achäer auf Bitten der bedrohten Eleer und schlug bei dem Berge Lycäus die Achäer völlig. Nach diesen Ereignissen rief C. den Bruder des Agis, Archidamus, der sich nach Messene geflüchtet hatte, zurück und wollte ihn als Mitkönig einsetzen, um dadurch ein stärkeres Gegengewicht gegen die Ephoren zu gewinnen; allein die zahlreichen Gegner des Agis, aus Furcht, Archidamus möchte sich rächen, nöthigten, wie es scheint, den C., ihnen denselben Preis zu geben, und ermordeten ihn. Ueberzeugt, daß auf friedlichem Wege nichts zu erreichen sey, setzte C. zunächst den Krieg gegen die Achäer fort. Nachdem er von den Ephoren die Erlaubniß hierzu erkauft hatte, zog er in das Gebiet von Megalopolis. Nachdem er anfangs gegen die Achäer im Nachtheil gewesen, gewann er durch die Unvorsichtigkeit des Lydiades, der die achäische Reiterei befehligte, einen neuen glänzenden Sieg. Jetzt (in der zweiten Hälfte des Jahres 226 v. Chr.) theilte C. dem Megistonus, einem der angesehensten Spartaner, der Cratesiclea zur Förderung der Zwecke ihres Sohnes geheirathet hatte, und einigen andern Vertrauten seine Reformplane mit, und da er ihren Beifall erhielt, entfernte er alle diejenigen Bürger, von denen er glaubte, daß sie am meisten seinen Absichten sich widersetzen würden, dadurch aus Sparta, daß er mit ihnen und einer Söldnerschaar einige Städte, die zum achäischen Bunde gehörten, eroberte und dann so lange hin und her zog, bis sie ermüdet ihn baten, ihnen einige Zeit Ruhe zu schenken. C. ließ sie in Arkadien im Lager zurück und zog mit seinen Söldnern gegen Sparta. In der Nähe der Stadt angelangt, schickte er einige Bewaffnete voraus; diese trafen die Ephoren beim Abendessen beisammen, vier derselben wurden ermordet, der fünfte entwich verwundet. Außer den Ephoren kamen noch ungefähr 10 Personen um, die zu Hülfe geeilt waren. Achtzig Männer bezeichnete C. als Verbannte, rechtfertigte dann vor dem Volke seine That, erklärte, daß es fortan keine Ephoren mehr geben solle, gebot Aufhebung der Schulden und Herstellung eines gleichmäßigen Grundbesitzes; er, Megistonus und seine Freunde gingen mit Opferung ihres Vermögens voran, die Uebrigen mußten folgen. Eine Anzahl der angesehensten Periöken machte C. zu Bürgern, vermehrte dadurch seinen Anhang und erhielt ein Heer von 4000 einheimischen Hopliten; seinen Bruder Eucidas nahm er zum Mitkönig an. Er stellte darauf die altspartanische Jugenderziehung und das öffentliche Zusammenspeisen der Bürger wieder her und wurde durch Einfachheit und Strenge gegen sich selbst ein Muster für sein Volk. Um seine neuen Spartaner aber zu kräftigen und ihre Aufmerksamkeit nach außen zu lenken, erneuerte er den Kampf mit dem achäischen Bunde. Er verheerte zuerst das Gebiet von Megalopolis, bekam Mantinea u. Tegea und schlug die Achäer bei Hekatombäon unweit Dyme. Die Achäer machten Friedensanträge; C. verlangte zum Oberhaupte des Bundes erwählt zu werden, worauf ihn die Achäer nach Lerna zu einer allgemeinen Versammlung einluden. Als sich C. dahin begeben wollte, erkrankte er plötzlich so heftig, daß er sich genöthigt sah, nach Sparta zurückzukehren (225 v. Chr.). Inzwischen erregte Aratus unter den Achäern solches Mißtrauen gegen C., daß ein Abschluß des Friedens nicht zu Stande kam und der gekränkte spartanische König den Krieg wieder erklärte. In kurzer Zeit hatte er viel erobert, sogar Argos, dessen sich kein spartanischer König vor ihm bemächtigen konnte. C. machte noch einmal Friedensanträge, allein Aratus war schon zu weit in seinen Unterhandlungen mit dem macedonischen Könige Antigonus Doson gegangen. Als dieser 224 v. Chr. wirklich erschien, verschanzte sich C. gegen ihn auf dem Isthmus, ward aber durch einen Aufstand in Argos, wo C. die gehoffte Schuldentilgung nicht vorgenommen hatte, abgerufen. Schon war er fast wieder Herr der Stadt, als die plötzliche Ankunft des Antigonus ihn zum Rückzuge nöthigte. Während des Sommers von 223 nahm Antigonus die mit den Lacedämoniern verbündeten arkadischen Städte, wodurch die Lage des C. um so bedenklicher wurde, da auch die vom ägyptischen Könige Ptolemäus Euergetes zugesagte Hülfe in Folge der Unterhandlungskünste des Antigonus ausblieb. C. half sich damals dadurch, daß er jedem Heloten, der 5 attische Minen zahlte, die Freiheit zugestand, wodurch er 500 Talente gewann und in den Stand gesetzt wurde, sein Heer mit 2000 Mann, auf macedonische Art bewaffnet, zu verstärken. Während des Winters 223—22, als Antigonus sorglos einen Theil seiner Truppen nach Macedonien entlassen hatte, die Uebrigen in den Winterquartieren hielt, überfiel C. Megalopolis, damals die bedeutendste Stadt in Arkadien, und verlangte Abfall von den Achäern; da aber seine Anträge mit Stolz zurückgewiesen und für Arglist ausgelegt wurden, ließ er die Stadt plündern u. den grö-

ten Theil derselben zerstören. Auch vor Argos erschien C. zweimal, verheerte das Gebiet und machte kühne Streifzüge nach Phlius, Onogyrtus und Orchomenus. Da Antigonus inzwischen ein Heer von 28,000 Fußgängern und 1200 Reitern zusammengebracht hatte und in Lakonien einzufallen drohte, besetzte C. mit 20,000 Mann den Paß von Sellasia, unterlag aber in der Entscheidungsschlacht nach einem langen und heißen Kampfe. Er selbst entrann mit wenigen Reitern nach Sparta (222 v. Chr.). Hier rieth er den Bürgern, den König Antigonus ohne Widerstand aufzunehmen, und eilte mit wenigen Freunden nach Gythium, um sich nach Alexandrien einzuschiffen und bei Ptolemäus Euergetes Hülfe zu suchen. Ptolemäus schenkte dem einsichtsvollen, freimüthigen spartanischen Könige bald seine Achtung und Zuneigung, versprach ihm die Wiedereinsetzung in sein Reich und setzte ihm inzwischen ein reiches Jahrgehalt aus, das C. auf edle Weise verwendete. Allein Euergetes starb zu schnell, um das gegebene Versprechen erfüllen zu können. Sein Sohn und Nachfolger, Ptolemäus Philopator, der sich in den Palast zurückzog, um seinen Lüsten zu leben, kümmerte sich nicht um den Fremdling. Sein Reichsverweser Sosibius wollte den C. anfangs zur Vernichtung der Glieder des ägyptischen Königshauses benutzen; als aber C. seinen Beistand verweigerte u., der Hoffnung, Schiffe und Truppen zu erhalten, beraubt, nur um die Erlaubniß bat, allein mit seinen Freunden nach Griechenland zurückkehren zu dürfen, hielt Sosibius seine Entlassung für bedenklich, weil er die Schwächen des ägyptischen Reichs kennen gelernt habe und sie seiner Zeit benutzen könnte. Spöttereien, die sich C. über die Lebensweise des jungen Königs erlaubte, und eine verleumderische Anklage brachten ihn in Haft, doch so, daß er mit seinen spartanischen Freunden in Verbindung bleiben konnte. Eines Tages, als Ptolemäus nach Canopus gereist war, entfloh C. aus seinem Gefängnisse. Mit 13 Freunden durcheilte er die Straßen, stieß Die nieder, die sich entgegensetzen wollten, und rief das Volk zur Freiheit. Dieses aber gaffte u. staunte zwar über die Kühnheit der Männer, wagte aber, durch schmählichen Druck abgestumpft, nicht, thätigen Antheil zu nehmen. Da eilten die Spartaner nach der Burg, um die vielen Gefangenen und, in Verbindung mit ihnen, Stadt und Land zu befreien; allein die Wachen vereitelten ihr Unternehmen. Zu seinen Gefährten sich wendend mit den Worten: „Was Wunder, daß Weiber über Männer herrschen, da diese die Freiheit fliehen", ermahnte C. sie, jetzt, wo Alles rettungslos verloren sey, rühmlich zu sterben, worauf sie sich gegenseitig entleibten (220 v. Chr.). Ptolemäus befahl, C.' Leichnam in eine Haut zu nähen und aufzuhängen, seine Kinder, seine Mutter und deren Begleiterinnen hinzurichten. Die Spartaner hatten seit der Flucht des C. stets die Hoffnung gehegt, daß C. zurückkehren werde, und vergaben erst nach seinem Tode die Königswürde.

2) C., Sohn des Apollodorus aus Athen, laut der Inschrift auf dem Plinthus der Meister der mediceischen Venus, dem mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Thespiaden (Musen) zugeschrieben werden, welche Mummius aus Thespiä entführt und Asinius Pollio in seinen Baudenkmalen aufgestellt hatte.

Cleon, der berüchtigte Demagog der Athener, Sohn des Cleänetus oder Cleonymus, von dem er eine von Sklaven betriebene Gerberei erbte, deren Fabrikate nicht immer von bester Qualität gewesen seyn sollen. In dem Unwillen der Athener über Pericles beim Beginn des peloponnesischen Krieges sah C. für sich eine Aufforderung, Volksführer zu werden. Als der spartanische König Archidamus das attische Gebiet verwüstete und Pericles die kampfslustigen Athener zurückhielt, war C. einer von denen, die jenen einen Feigen und Landesverräther nannten, und als der von Pericles 430 unternommene Zug in den Peloponnes nicht den gehofften Erfolg hatte und im Jammer über das Unglück, das die Pest brachte, Pericles als Urheber von allem Elende angesehen wurde, war C. wieder unter seinen heftigsten Gegnern, die ihm durch eine Anklage sogar eine Geldstrafe zuzogen. Als aber das Volk wieder ruhiger wurde und Den, von dem es seit vielen Jahren mit Einsicht gelenkt worden war, von Neuem an die Spitze des Staates rief, mußte C. sich zurückziehen. Nach des Pericles Tod traten außer C. auch Eucrates und Lysicles als Bewerber um die Volksgunst hervor; C. aber siegte. Durchaus ungebildet, aber begabt mit einer natürlichen Beredsamkeit, verstand er, mit seiner gewaltigen Stimme Alles betäubend u. auf der Rednerbühne pöbelhaft sich geberdend, seinen Willen durchzusetzen, indem er mit unerhörter Frechheit die Wahrheit entstellte, Andersgesinnte mit beißendem Spotte verfolgte und lächerlich machte, das Volk durch Gerüchte von Verschwörungen und Meutereien ängstigte, die er bald da, bald dort entdeckt haben wollte, mit seinen Verdiensten um die Demokratie prahlte, ja, bei seinen Vorschlägen nicht selten sich auf göttliche Eingebungen berief. So brachte er es schon 427 zu großem Ansehen und Einfluß. C.s Hauptstütze war die große Zahl der ärmeren Bürger; um diese sich verbindlich zu machen und durch Erleichterung der Sorge für das tägliche Brod ihre Lust zum Richteramte zu steigern, erhöhete er, wahrscheinlich auch um diese Zeit, den Richtersold von einem Obolus auf drei. Je unerträglicher auf solche Weise die Tyrannei der Mehrzahl zu werden drohte, desto größer waren die Gegenanstrengungen der oligarchisch Gesinnten; allein ihr Haupt, der schüchterne Nicias, war dem dreisten C. keineswegs gewachsen. C. wußte, daß er sich nur in kriegerisch aufgeregter Zeit halten könne, und war daher dem Frieden abgeneigt. Als die Spartaner, durch die mißliche Lage ihrer auf der Insel Sphacteria eingeschlossenen 420 angesehenen Bürger bewogen, den Athenern den Frieden antrugen (425 v. Chr.), war es C., welcher, um ihn zu vereiteln, die ohnehin in Glück zum Uebermuth geneigte Menge aufreizte, übermäßige Forderungen zu stellen. Die spartanische Gesandtschaft beachtete dieselben nicht, sondern wünschte, sich mit einigen Bevollmächtigten aus der Versammlung über die Vorschläge zu besprechen; allein C. brach mit Heftigkeit in Vorwürfe gegen die Spartaner aus und erklärte ihr Verlangen

für gefährlich und hinterlistig, so daß sie unverrichteter Dinge zurückkehrten. Indeß leisteten die Spartaner hartnäckigen Widerstand, die Athener auf Pylos litten Noth, und bald bereueten es letztere, die vortheilhaften Anträge der Spartaner nicht angenommen zu haben. Als nun C. bemerkte, daß man ihn als Friedensstörer mit gehässigen Augen ansehe, so erklärte er dreist, die Nachrichten von der mißlichen Lage der athenischen Macht auf Pylos seyen unwahr. Die Ueberbringer derselben schlugen vor, Abgeordnete, und zwar C. selbst, nach Pylos zu schicken, um die Sache zu untersuchen. C. fürchtete, was er als unwahr verworfen habe, selbst bestätigen zu müssen, und nannte eine solche Maßregel eine Zeitverschwendung; man solle lieber Verstärkung abschicken, u., auf Nicias anspielend, fügte er hinzu, einem Feldherrn, der ein Mann von Herz wäre, müßte es ein Leichtes seyn, sich der wenigen Spartaner zu bemächtigen; er selbst, wenn er Stratege wäre, wollte sich dazu anheischig machen. Nicias erbot sich, ihm zu weichen. C. glaubte anfangs, es sey dies nur leeres Gerede von Nicias, und erklärte sich bereit. Als er aber merkte, daß es Jenem Ernst war, suchte er Ausflüchte u. meinte, nicht er, sondern Nicias sey Feldherr. Allein Nicias drang immer heftiger in ihn, und je mehr C. auszuweichen suchte, desto mehr ereiferte sich, nach ihrer Gewohnheit, die Menge, C. zuzurufen, er solle sich einschiffen. Nun blieb ihm nichts mehr übrig, als die Befehlshaberstelle anzunehmen; ja er machte aufs Neue den Großsprecher und erklärte, binnen 20 Tagen werde er die eingeschlossenen Spartaner lebendig oder todt in seine Gewalt bekommen. Aber gegen Erwarten gelang der Plan, den C.s Mitfeldherr Demosthenes entworfen, aufs Beste und das vermessene Versprechen C.s ging in Erfüllung (425); mit 292 Gefangenen, die von den 420 noch übrig waren, zog C. triumphirend in Athen ein und versäumte nicht, die Ehre des Sieges sich anzumaßen. Durch diesen glücklichen Erfolg eitel genug, sich für einen tüchtigen Feldherrn zu halten, zog er bald darauf (422), in der Hoffnung, gegen den spartanischen Feldherrn Brasidas (s. d.) glücklicher als Nicias und Nicostratus (423) zu seyn, mit einer beträchtlichen Anzahl Fußvolk und Reiterei auf 30 Schiffen aus, bezahlte aber in der Nähe von Amphipolis seine Untüchtigkeit und Feigheit mit dem Leben.

Cleonä, Stadt in der peloponnesischen Landschaft Argolis, auf der Straße von Korinth nach Argos an einem Flüßchen gleichen Namens, das unweit Korinth in den korinthischen Meerbusen mündete, ein alter Ort, angeblich von Cleones gegründet; jetzt Trümmer bei Klenia. In der Nähe war der Berg Tretus, wohin der Mythus die Höhle des nemäischen Löwen verlegt.

Cleonymus, Sohn des spartanischen Königs Cleomenes II., machte nach dem Tode seines Vaters (310 v. Chr.) Ansprüche auf die Königswürde, wurde aber, weil er für gewaltthätig und despotisch galt, zu Gunsten des Areus I., des Sohnes seines verstorbenen älteren Bruders Acrotatus, übergangen. Um seiner los zu werden, sandten ihn die Ephoren den Tarentinern, die in Sparta um Hülfe gegen die Lukaner baten, mit 5000 auf Tänarium geworbenen Söldnern zu. Er führte mit seinem in Tarent verstärkten Heere den Krieg glücklich; seine ungeheuern Expressungen aber und sein in höchstem Grade sittenloses Leben machten ihn Freunden und Feinden lästig. Er schmiedete Pläne gegen Sicilien und Griechenland, und um einen Waffenplatz zu haben, eroberte er um 303 v. Chr. Corcyra. Demetrius Poliorcetes und Cassander trugen ihm ein Bündniß an; er verband sich aber mit keinem von Beiden, denn da er hörte, daß die Tarentiner, die mit den Lukanern und Römern Frieden geschlossen, sich mit andern Städten von ihm losgesagt hatten, unternahm er einen Rachezug gegen Unteritalien. Die Römer nöthigten ihn jedoch, sich wieder einzuschiffen; von Winden mitten durch das adriatische Meer getrieben, gelangte er, weil er links keinen passenden Landungsplatz fand und rechts die Anwohner fürchtete, bis in die Gegend der Brentamündung. Hier wollte er Beute machen, erlitt aber eine große Niederlage u. kehrte, fast aller Schiffe und Truppen beraubt, nach Corcyra zurück (302 v. Chr.). Da er sich hier, wie es scheint, nicht mehr halten konnte, begab er sich wieder nach Lakonien. Im Jahre 293 zog er mit einem Heere nach Theben und unterstützte die von Demetrius Poliorcetes, dem damaligen macedonischen Könige, abtrünnigen Böotier, wurde aber von Demetrius verjagt. Zur Zeit des Einfalls der Gallier in Griechenland (279) scheint er bedeutenden Einfluß in Sparta gehabt zu haben. Im Jahre 278 eroberte er Trözene. Im Jahre 272 aber erschien er feindlich mit Pyrrhus vor seiner Vaterstadt. Der alte Schmerz, daß man ihn vom Königsthrone ausgeschlossen hatte, war von Neuem dadurch rege geworden, daß sein junges Weib Chelidonis den ebenfalls jugendlichen Acrotatus, des Königs Areus Sohn, dem alten Gemahle vorzog; voll Unmuths begab er sich nach Epirus und beredete, in der Hoffnung, auf diese Weise den Thron zu erhalten, den König Pyrrhus, einen Zug in den Peloponnes zu unternehmen. Pyrrhus zog aber, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, wieder von Sparta ab und kam kurz darauf in Argos um; des C. wird nicht mehr gedacht.

Cleopas, St., einer von den zwei nach Emmaus wandernden Jüngern (Lucas 24, 18), ist nicht mit Klopas, dem Verwandten Jesu (Joh. 19, 25), zu identificiren. Sicheres ist von seinen Lebensumständen nicht bekannt; das römische Martyrologium zählt ihn als Märtyrer unter dem 25., das griechische Menologium unter dem 13. Oktober auf.

Cleopatra, die älteste Tochter des Ptolemäus Auletes, wurde durch das Testament desselben zur Mitregentin ihres älteren Bruders Ptolemäus bestimmt, mit dem sie nach ägyptischer Sitte sich vermählen sollte. Als Ptolemäus Auletes 52 v. Chr. starb, war C. 17 Jahre alt, während ihr Bruder Ptolemäus erst 9 Jahre zählte. An der Stelle des Letzteren übernahmen Pothinus, Achillas und Theodotus die Reichsverwaltung. Durch diese wurde C., unter der Beschuldigung, daß sie ihren Bruder um die Krone zu bringen suche, aus dem Reiche vertrieben (48 v. Chr.). Sie sammelte indessen zur Behauptung ihrer Rechte ein

Heer in Syrien, und als Pompejus auf seiner Flucht im September 706 nach Aegypten kam, hatte sich eben Ptolemäus bei dem Berge Casius gelagert, um den Einfall der C. abzuwehren. Pompejus wurde durch die Freunde des Ptolemäus verrathen und getödtet, und bald darauf erschien Cäsar in Aegypten, der in Beziehung auf den Streit zwischen C. und Ptolemäus erklärte, sie sollten beide ihre Heere entlassen und bei ihm, auf dem Wege des Rechtes, ihre Sache zur Entscheidung bringen. C. verkehrte zuerst durch Unterhändler mit Cäsar, dann aber erschien sie persönlich vor ihm, indem sie sich durch einen ihrer Diener, vermummt und zur Nachtzeit, in die königliche Burg von Alexandrien bringen ließ. Das Mitleiden, welches sie durch die Art ihres Erscheinens erregte, sowie die Macht ihrer Reize hatten ihr alsbald den Cäsar gewonnen. Er suchte eine Versöhnung mit ihrem Bruder herbeizuführen und erklärte, daß sie nach dem Willen ihres Vaters gemeinschaftlich regieren sollten. Die Freunde des Ptolemäus waren indessen nicht geneigt, sich der Entscheidung des römischen Konsuls zu fügen; sie eröffneten vielmehr einen Krieg wider denselben, welcher erst im folgenden Jahre mit ihrer Niederlage sich endigte. Da Ptolemäus im Kriege umgekommen war, so übertrug Cäsar die Regierung der C. und ihrem jüngern Bruder Ptolemäus, wobei jene, die mit ihrem noch unmündigen Bruder sich vermählen sollte, in der Wirklichkeit die Alleinherrschaft bekam. Als die Buhlin des Cäsar vermochte sie Alles bei demselben. Nach Beendigung des Kriegs hielt sie ihn noch mehre Monate in Aegypten fest und bereitete ihm nicht nur in Alexandrien schwelgerische Feste, sondern fuhr mit ihm auf einem Prachtschiffe den Nil hinauf, um ihm die Wunder des Landes zu zeigen. Nach Verlauf von einigen Jahren, als Cäsar die bürgerlichen Kriege beendigt hatte, wurde sie von demselben nach Rom beschieden und in seiner eigenen Wohnung, in den Gärten jenseits der Tiber, aufgenommen. Er erlaubte ihr, den Sohn, den sie (47) nach seinem Abgange von Aegypten geboren hatte, nach seinem Namen zu nennen und nahm sie selbst unter die Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes auf. In den Kriegen, welche nach Cäsars Tode ausbrachen, war sie auf Seiten der Cäsarianer, unterstützte namentlich den Dolabella und rüstete nach dem Tode Dolabella's für die Triumvirn. Gleichwohl beschied sie Antonius (41) zur Verantwortung nach Cilicien, weil ihr Statthalter von Cypern, Serapion, den Cassius unterstützt hatte. Sie erschien, aber nicht in dem Aufzuge einer Schuldigen, sondern als Göttin Aphrodite, um Dionysus zu besuchen. Der Sieg über Antonius war leicht gewonnen, und die Königin benutzte sogleich ihre Herrschaft über ihn, um ihre eigene Schwester Arsinoë ermorden zu lassen, sowie an andern Feinden ihre Rache zu üben. Ihren Bruder Ptolemäus hatte sie schon früher vergiftet. Den Winter des Jahres 41 brachte Antonius bei ihr in Alexandrien zu. Im J. 37 beschied er sie wiederum zu sich nach Syrien und wurde von jetzt an nicht mehr frei von ihren Banden. Wie C. ihr Verhältniß zu Antonius zu Befriedigung ihrer Herrschsucht benutzte und wie sie ihn am Ende an Octavianus verrieth, geht aus der Geschichte des Antonius hervor. Nach dem Tode des Letzteren die Gefangene des Octavianus, versuchte sie diesen vergeblich, wie einst den Cäsar und Antonius, zu gewinnen. Als sie ihr Schicksal voraussah, dem Triumphe des Siegers zur Verherrlichung zu dienen, so endigte sie ihr Leben durch Gift, das sie durch Anlegung einer Natter (oder durch Ausgießung aus einer Schmucknadel) sich beibrachte.

Cleopatra's Kanal (Fossa Ptolemaei, Fossa regum), Kanal im ägyptischen Delta, führte von Bubastis $37^1/_2$ Millaria weit nach dem Lacus amari und verband das mittelländische mit dem rothen Meere, wurde begonnen unter Sesostris, Psammetich und Necho, von Darius fortgesetzt und von Ptolemäus Philadelphus vollendet.

Cleophon, attischer Demagog, aus Thracien, ein dummdreister Schwätzer, der gleichwohl in der letzten Zeit des peloponnesischen Kriegs sich Einfluß beim Volk zu verschaffen wußte und noch nach der Schlacht bei Aegospotamos als eifriger Gegner des Friedensabschlusses mit Sparta wirkte. Als steter Gegenstand des Spottes der Komiker hat er auch dem Plato als Hauptheld eines Stücks dienen müssen.

Clepsydra, Wasseruhr (s. d.), enghalsig, mit durchlöchertem Boden, vorzüglich im Gebrauch, um die Dauer der gerichtlichen Reden zu bestimmen.

Clerc (vom lat. Clericus), eigentlich Geistlicher; im Mittelalter, wo die Schreibkunst hauptsächlich von den Geistlichen geübt wurde, auch s. v. a. Schreiber, Gerichtsschreiber.

Clerc (lat. Clericus), Johannes, berühmter Theolog, Philosoph und fruchtbarer Schriftsteller, geb. den 19. (29.) März 1657, zeichnete sich schon in früher Jugend durch Talente und Neigung für die alten Sprachen aus, bezog in seinem 16. Jahre die Akademie, studirte erst cartesianische Philosophie und Physik u. widmete sich dann den theologischen Studien, ohne sich aber von dem Zwang und den Machtsprüchen der damals herrschenden Theologie beengen zu lassen. Im J. 1678 hielt er sich als Hofmeister zu Grenoble auf, kam mit seinem Zögling im folgenden Jahre nach Genf, wo er ins Ministerium aufgenommen wurde, kehrte nach Grenoble zurück und ging 1680 nach Saumur, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Im J. 1682 machte er eine Reise über Paris nach London, wo er ein halbes Jahr lang predigte. Von hier aus begab er sich in Gesellschaft des berühmten Gregorio Leti nach Holland, kehrte noch einmal nach Genf zurück, kam aber im Spätjahr 1683 wieder nach Amsterdam, predigte einige Zeit in der Kirche der Remonstranten und ward 1684 von der Synode zu Rotterdam zum Professor der Philosophie und der alten Sprachen an dem arminianischen Gymnasium zu Amsterdam gewählt, wozu nach Limborchs Tode 1712 auch der Lehrstuhl der Kirchengeschichte kam. Von nun an beginnt seine außerordentliche literarische Thätigkeit, die ihn in eine Menge von gelehrten Streitigkeiten verwikkelte. Bis ins 70. Lebensjahr hielt er die übermäßige Anstrengung aus; von da an nahmen

seine Kräfte, besonders sein Gedächtniß beständig ab. Er † den 8. Januar 1736, nachdem ihm 1732 ein Schlagfluß die Sprache geraubt und seine Geisteskräfte geschwächt hatte. Als theologischer Schriftsteller wirkte C. ganz im Geiste der Remonstranten, die durch keine kirchlichen Symbole beschränkt sind. Rücksichtsloses Streben nach Wahrheit, das nicht immer mit ruhiger Ueberlegung verbunden war, verleitete ihn oft zu übereilten Urtheilen, wie man ihm überhaupt Anmaßung, Heftigkeit und Reizbarkeit nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat. In der Philosophie war er seiner Individualität zufolge Eklektiker. Seine „Opera philosophica" erschienen Amsterdam 1698.

Clerfait, österreichischer Feldherr, s. Clairfayt.

Clergé (franz.), Klerus, Geistlichkeit.

Clerica (lat.), Tonsur.

Clericis laicos (lat.), Bulle von Papst Bonifacius VIII. von 1296. Als nämlich König Philipp IV. von Frankreich vom französischen Klerus eine bedeutende Beisteuer zur Bestreitung der schweren Kriegskosten erpreßt hatte, sah sich der Papst veranlaßt, Jeden mit dem Bann zu bedrohen, der den Geistlichen ohne Genehmigung des Papstes Abgaben und Leistungen auflege. S. Gallikanische Kirche, vgl. Frankreich.

Clericus (lat.), der Geistliche. Clericus clericum non decimat, der Geistliche zehntet den Geistlichen nicht; auch sprüchwörtlich s. v. a. Ein Rabe hackt dem andern kein Aug' aus.

Clericus, s. Clerc.

Clerke, Charles, englischer Seefahrer, geboren 1741, wurde in der Seeakademie zu Portsmouth erzogen und bei dem 1756 ausgebrochenen Kriege als Pilot angestellt. Nach einigen Jahren verließ er die kriegerische Laufbahn und nahm fast an allen englischen Entdeckungsreisen nach der Südsee Theil. Er wohnte Byrons und Cooks Reisen bei und übernahm die Leitung der ganzen Expedition, als Cook von den Wilden auf Owaihi erschlagen worden war. Er verließ darauf die Sandwichinseln, segelte gegen Norden u. setzte seine Untersuchungen wegen einer Durchfahrt zwischen dem atlantischen Meere und dem stillen Ocean so lange fort, bis alle desfallsige Mühe für vergeblich erklärt wurde. Er kehrte nach dem kamtschadalischen Hafen St. Peter und Paul zurück und † im Angesicht der Küste von Kamtschatka, am 22. August 1779.

Clerke's Inseln, zwei unbewohnte Inseln im nördlichen stillen Meere, zwischen der Küste von Kamtschatka und der von Nordamerika, zuerst vom russischen Lieutenant Synd entdeckt, dann 1778 von Cook wieder aufgefunden und nach Charles Clerke benannt.

Clermont, 1) C.-en-Beauvaisis, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Oise, malerisch auf einem Berge gelegen, an dessen Fuße die Brêche fließt, mit einem alten Schloß der Prinzen von Condé auf dem höchsten Punkte des Berges, welches jetzt als Gefängniß dient, hat 4000 Einwohner, welche Leinwand, Band, Battist und Linon fabriciren, ist Geburtsort des Dichters Jacques Grevin. C. war früher Sitz der Grafen von C., von denen es durch Heirath an die Grafen von Blois und Chartres kam; König Philipp August zog es für die Krone ein, und seitdem diente die Stadt mit Gebiet als Apanage königlicher Prinzen.

2) C.-Ferrand, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Puy de Dôme, auf einer sanften Anhöhe zwischen den Flüssen Bedat und Allier, am Ostabhange des Puy de Dôme herrlich gelegen, ist alterthümlich gebaut u. wird durch die Orte C. u. Montferrand gebildet, die durch Alleen verbunden sind. Die Stadt hat eine alte im gothischen Styl erbaute Kathedrale mit 22 Kapellen, Getreide- u. Leinwandhalle, ein Theater und Hotel Dieu, ist Sitz der Departementalbehörden, eines Handelsgerichts und eines Bischofs. Von öffentlichen Anstalten befinden sich daselbst eine Universitätsakademie, ein Collége, ein theologisches Seminar, eine medicinische und eine Hebammenschule, Zeichen- und Handwerksschulen, geologische, botanische und Musiklehranstalten, eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste, ein Mineralienkabinet, ein botanischer Garten und eine Bibliothek. Die Einwohner, 34,000 an der Zahl, betreiben Fabriken in Leinwand, Wollenzeuchen, Bändern, seidenen Strümpfen, Liqueur, Leder, buntem Papier und Spielkarten, Salpetersiedereien, Baumwoll- u. Hanfspinnereien, sowie Handel mit Landesprodukten und Spedition zwischen Paris und dem südlichen Frankreich. Auch bereitet man hier Aprikosen- und Apfelpasteten, welche weithin versandt werden. In der Vorstadt St. Allyre entspringt eine inkrustirende Quelle; auch sind hier zwei Mineralquellen, die als Bäder benutzt werden. Von hier sich vorfindenden römischen Alterthümern ist besonders eine Wasserleitung zu nennen. C. ist Geburtsort Pascals, Chamfords und Barniers. C. war eine alte Stadt im Lande der Arverner, die den Namen Gergovia oder Arverna führte; die Römer nannten sie Augusto Nemetum. Sie hatte ein Schloß, Clarus mons, woraus der heutige Name entstand. Im J. 253 bekehrte St. Austramontus die Einwohner der Stadt zum Christenthum und wurde der erste Inhaber des hier errichteten Bisthums. Ihr Senat und ihre Blüthe bestand bis in das 7. Jahrhundert, wo sie durch die Alemannen und Franken gänzlich zerstört wurde. Im J. 976 wurde sie abermals von den Normännern zerstört. Im Mittelalter wurden hier sieben Kirchenversammlungen gehalten, worunter die merkwürdigste die von 1095, das große Koncil von C., ist, dem Papst Urban II. selbst beiwohnte und auf welchem der Gottesfriede und der erste Kreuzzug beschlossen wurde. Während der Kämpfe der Grafen gegen heimische und fremde Feinde (Engländer) flohen viele Bewohner des offenen Landes nach C.; später wurde C. sogar Hauptstadt der Auvergne weshalb sich die Grafen von Auvergne auch Grafen von C. nannten. Als Philipp August 1212 dem Grafen Guido die Grafschaft nahm, kam die Stadt in die Hände des Bischofs. Katharina von Medicis nahm sie als Gräfin von Auvergne wieder an sich. Ludwig XIII. ließ C. und Montferrand verbinden und nannte die Stadt Clermont-Ferrand.

3) C. de Lodève, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Hérault, an der Ergue,

auf einem Hügel, ist Sitz eines Handelsgerichts und hat 6000 Einwohner, welche Tuch, Seidenwaaren, Strümpfe, Hüte, Leder, Seife und Vitriol fabriciren und mit Branntwein, Oel, Wein, Grünspan und Wolle Handel treiben.

4) C.-en-Argonne, Stadt im französischen Departement Maas, Bezirk Verdun, in einer bergigen, waldigen Gegend unweit der Aire, hat 2000 Einwohner, welche Fayence, Glas, Papier und Eisenwaaren verfertigen. C. war vormals die feste Hauptstadt der alten Grafschaft Clermontois, welche 1564 der Bischof von Verdun an den Herzog Karl II. von Lothringen, dieser aber 1641 an den König Ludwig XIII. abtrat. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke abtragen und verlieh die Grafschaft dem Prinzen Condé, dem sie im pyrenäischen Frieden aufs Neue zugesichert wurde.

Clermont, rother französischer Muskateller, bei Clermont-Ferrand gewonnen.

Clermont-Tonnerre, altadeliges französisches Geschlecht, dessen Stammsitz Clermont im Departement Isère, Bezirk Grenoble, liegt und das in der Dauphiné reich begütert war. Schon 1572 ward die Baronie zum Pairie-Herzogthum erhoben. Das Geschlecht trennte sich in verschiedene Seitenlinien, von denen vier bis in die neueste Zeit fortblühten, nämlich: die herzogliche Linie, die Linie der Marquis von C., die noch gegenwärtig in zwei Zweigen besteht, die Linie der Marquis von Clermont-Mont-St.-Jean u. die der Marquis von Clermont-Montaison. Das Geschlecht hat Frankreich eine Reihe im Krieg u. Frieden ausgezeichneter Männer gegeben, von denen wir folgende nennen: Stanislaus, Graf von C., geb. 1747, war vor der Revolution Oberst und trat 1789 als Abgeordneter des Adels in die Versammlung der Reichsstände. Er zeigte hier bald eine entschiedene Vorliebe für den dritten Stand und protestirte mit mehren seiner Kollegen gegen die Berathungen der Majorität des Adels, während er sich selbst an die Spitze der Minorität stellte. In der Nationalversammlung zeigte er sich anfangs als erbitterter Gegner des Hofs, schlug sich aber bald zu den Gemäßigten und überreichte dem Konstitutionsausschuß einen Verfassungsentwurf, der eine getreue Nachbildung der englischen Konstitution war, in welcher er das einzige Rettungsmittel für sein Vaterland erblickte. Er wurde mit diesem Entwurfe nicht nur zurückgewiesen, sondern büßte auch seine Popularität ein. Obgleich er sich der Entlassung der Minister widersetzte, stimmte er doch in der Nacht vom 4. August 1789 für die Aufhebung aller Privilegien, sowie später für die Einführung der Geschwornengerichte. Am 22. Februar 1790 trug er darauf an, dem Könige die ganze ausübende Macht zu übergeben, fand aber eben so wenig Anklang, als mit dem erneuerten Antrage, zwei Kammern zu bilden. Um dem Jakobinerklub die Wage zu halten, gründete er mit Malouet und andern Monarchisten den Klub der Freunde der Monarchie, der aber, von Barnave als eine Gesellschaft von Verschworenen dargestellt, sich auflösen mußte. Auch das „Journal des impartiaux", das er mit Fontanes herausgab, wurde nach zwei Monaten unterdrückt und C. wurde in seinem Hotel von dem mordlustigen Pöbel belagert, bis ein Dekret der Gesetzgeber diesen zerstreute. Nach der Flucht des Königs wurde er in den Tuilerien vom Pöbel angehalten, aber wieder in Freiheit gesetzt, als er der Nationalversammlung schriftlich den Eid der Treue geleistet. Am 10. August 1792 belagerte von Neuem ein Volkshaufe sein Hotel; C. wurde nach der Sektion geführt, jedoch freigesprochen. Kaum war er in seinem Hause angekommen, als ein Koch, den er entlassen, den Pöbel neu zur Wuth entflammte. Mit einer Sense über den Kopf gehauen, entfloh er zu der Gräfin von Brissac, wurde jedoch hier von seinen Verfolgern entdeckt und ermordet. Eine Sammlung seiner politischen Schriften erschien 1791 in 4 Bänden. Außerdem hat man von ihm: „Analyse de la constitution" (Paris 1791). Aimé Marie Gaspard, Marquis de C., Generallieutenant, Pair von Frankreich, Marine- und Kriegsminister, geboren 1780 zu Paris, trat 1799 in die polytechnische Schule, machte die Feldzüge in Italien, Deutschland und Spanien mit und ward 1808 Adjutant des Königs von Neapel, in dessen Gunst und Dienst er fortan blieb. Nach 1814 trat er mit dem Range eines Obersten in die französische Armee zurück, ward Maréchal de Camp u. nach der zweiten Rückkehr des Königs Pair von Frankreich und Kommandeur der Kavaleriegrenadierbrigade der königlichen Garde. Von 1817 an trat er auf die Seite der reaktionären Partei, protestirte und eiferte gegen die Preßfreiheit und Unabhängigkeit der Rechtspflege und erhielt 1820, als Villèle Präsident des Conseils wurde, das Amt eines Marineministers und den Grad des Generallieutenants. Im Jahr 1823 vertauschte er das Ministerium der Marine mit dem des Kriegs und betrieb mit Energie die Reorganisation des Heerwesens, wie er zuvor die Seemacht zu heben gesucht hatte. Da er sich nach der Julirevolution weigerte, der neuen Regierung den Eid der Treue zu leisten, mußte er sich ins Privatleben zurückziehen.

Clerodendrum (Loosbaum, Volkamerie oder Volkmannie), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten oder Lippenblumen, Sträucher und Bäume in heißen Ländern, mit ganzen Gegenblättern und schönen, meist sehr wohlriechenden Blüthen. Beliebte Zierpflanzen sind: C. fragrans *Willd.*, Volkameria fragrans *Vent.*, Volkmannia fragrans *Jacq.*, Agricolaea fragrans *Schrank*, mit 3—6 Fuß hohem Stengel, filzigen Aesten, eirunden, gezähnten, etwas filzigen, 4—6 Zoll langen Blättern und schönen weißen oder röthlichweißen, sehr wohlriechenden, in dichten Doldentrauben stehenden und meist gefüllten Blüthen, welche aber des Nachts fast giftig betäubend riechen, aus Japan; C. squamatum *Vahl*, Volkameria Kaempheri *Willd.*, mit langstieligen, herzförmigen, ganzrandigen Blättern und schönen, gelblich-scharlachrothen, in reichblumigen Rispen stehenden Blüthen mit langen Staubgefäßen, aus China, Japan u. Ostindien; C. hastatum *Wall.*, mit spießförmigen gefleckten Blättern und grünlichweißen, langröhrigen, sehr wohlriechenden Blüthen in winkelständigen Rispen, aus Ostindien; C. inerme *R. Br.*, Volkameria

inermis *L.*, mit länglichen, glatten, glänzenden Blättern und schönen, schneeweißen, langröhrigen Blüthen mit rothen Staubfäden, aus China und Ostindien; C. paniculatum *L.*, Volkameria angulata *Lour.*, mit herzförmigen, fünf- oder dreilappigen, glatten Blättern und schönen, scharlachrothen, langröhrigen, in sehr ästigen, aus Doldentrauben zusammengesetzten Rispen stehenden Blüthen, aus Java und Cochinchina. Alle Arten lieben eine trockene, fette, aus gleichen Theilen Mistbeet- und Lauberde bestehende Mischung mit $^1/_6$ Flußsand. Man unterhält sie im Warmhause bei 10—12, höchstens 15 Grad Wärme, begießt sie zur Zeit des Wachsthums reichlich, außer derselben aber nur sehr mäßig und gibt ihnen im Sommer bei Sonnenschein Schatten und bei mildem Wetter reichlich Luft. Sie lieben viele Nahrung und dürfen daher nicht in zu kleine Töpfe verpflanzt werden. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen im Warmbeete, außerdem durch Sprößlinge und Wurzelschnittlinge.

Clery (Notre Dame de C.), Stadt im franz. Depart. Loiret, am linken Ufer der Loire, mit alter Kirche, in welcher Ludwig XI. sich beisetzen ließ, u. 1000 Einwohnern.

Clethra (Laubhaide), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, Sträucher und Bäume in Amerika mit abwechselnden Blättern und weißen Blüthen, von denen sich folgende als Zierpflanzen in deutschen Gärten und Gewächshäusern vorfinden: C. alnifolia *L.*, mit 4—8 Fuß hohem Stamm und wohlriechenden, in ährenförmigen, langen, einfachen, grauweißfilzigen Trauben stehenden Blüthen, aus Nordamerika; C. arborea *Ait.*, ein schöner immergrüner, baumartiger Strauch von 12—20 Fuß Höhe, mit 3—6 Zoll langen Blättern und wohlriechenden, in großen, rispenförmigen, zusammengesetzten Endtrauben stehenden Blüthen, von Madera. C. alnifolia wird häufig zur Verschönerung der Strauchgruppen in Parkanlagen benutzt und gedeiht in jedem nicht zu nassen, lockern und nahrhaften, etwas sandigen Boden. Die nordamerikanischen Arten verlangen im Freien einen beschützten, halbschattigen Standort und bei strenger Kälte eine Bedeckung; die südamerikanischen gedeihen am besten in dem freien Grunde eines Winterhauses und verlangen im Sommer reichlich Wasser und Schutz gegen heiße Sonnenstrahlen. Die Vermehrung geschieht durch Ableger.

Cletus, St., Römer, angeblich Schüler, Gehülfe und Nachfolger des Apostels Petrus auf dem bischöflichen Stuhle von Rom, litt, nachdem er $12^1/_2$ Jahre seiner Kirche vorgestanden, 93 den Märtyrertod. Tag: der 26. April. C. wird häufig mit Anacletus (s. d.) für identisch genommen.

Cleveland, Stadt im nordamerikanischen Staat Ohio, Grafschaft Cuyahoga, mit Zollhafen, das Emporium des nördlichen Ohio und nächst Cincinnati die bedeutendste Stadt im Staate, am Eriesee, an der Mündung des Cuyahogaflusses und dem nördlichen Ende des großen Ohiokanals, der den Binnensee mit dem Mississippi und dem Golf von Mexiko verbindet. Die Stadt liegt, einen kleinen Theil unmittelbar an dem Cuyahoga ausgenommen, auf dem 80' über dem Wasserspiegel des Sees hohen Ufer, von dem aus man auf die Schiffe und Dampfschiffe im Hafen und auf der See die köstlichste Aussicht genießt. Ihre Lage ist sehr trocken und gesund. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln und zeigen schöne und großartige Gebäude. Der Hafen von C., einer der besten am Eriesee, wird durch die Mündung des Cuyahoga gebildet und ist auf beiden Seiten durch einen Damm, der 425 Yards in die See hinausgeht und einen Leuchtthurm trägt, gesichert. C. treibt sehr bedeutenden Handel. Unter den öffentlichen Gebäuden und Instituten sind zu nennen das Rathhaus, 6 Banken, ein Theater, eine Versicherungsgesellschaft, 5 Akademien, mehre Schulen, 25 Kirchen, das Clevelandlyceum mit Wintervorlesungen und Lesezimmer und ein medicinisches Kollegium. C. gegenüber liegt Ohiocity, verbunden mit jenem durch mehre Brücken und Fähren. Im J. 1799 bestand die Bevölkerung der Stadt aus Einer Familie; 1825 zählte sie 500, 1830: 1000, 1834: 4300, 1840: 6070, 1850: 17,034, jetzt mit Ohiocity 50,000 Einw. Ihren Namen hat die Stadt vom General Moses Cleveland, einem Agenten der Connecticutlandgesellschaft, erhalten, welcher die erste auf der Connecticutwesternreserve vermessende Abtheilung begleitete. Die Vermessung fand 1796 Statt. Die indianischen Ansprüche auf das Territorium waren 2 Jahre vorher getilgt worden; die Ansprüche auf das Land auf der westlichen Seite des Flusses erloschen aber erst am 4. Juli 1805. Im J. 1836 wurde C. zur City erhoben. Kanalboote gehen täglich von hier nach Portsmouth und den Zwischenstationen ab, Dampfboote täglich nach Buffalo und Detroit.

Cleven (Clevenna), s. Chiavenna.

Clew, englische Bai an der Westküste von Irland, Grafschaft Maio, $2^3/_5$ Meilen lang, $1^1/_5$ Meilen breit, mit vielen Eilanden, unter denen die Achill Islands die bedeutendsten.

Clianthus (Prachtblume), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, mit zwei Arten: C. puniceus *Soland.*, Donia punicea *G. Don*, einem Strauch von Neuseeland mit aufrechtem, 3—5 Fuß hohem, glattem Stengel, zweizeilig stehenden, unpaarig gefiederten Blättern und prächtigen, karmoisinrothen, in kurzen, aber zahlreichen, herabhängenden, etwas filzigen Trauben stehenden Blüthen, und C. speciosus *Steudel*, Streblorrhiza speciosa *Endl.*, einem Strauch auf der Norfolkinsel. Diese Pflanzen sollen im südlichen England, welches das Klima von Neuseeland hat, im Freien ausdauern; in Deutschland gedeihen sie bei 4—6° Wärme im hellen Glashause oder Zimmer u. werden bei 1—3° Wärme durchwintert und im Sommer ins Freie gestellt. Sie lieben eine lockere, sandige, mit $^1/_3$ Torferde vermischte Lauberde und verlangen weite Töpfe, wenn sie blühen sollen, und öfteres Umpflanzen in größere Töpfe. Im Sommer begießt man reichlich und gibt Schutz gegen heiße Sonnenstrahlen. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen im lauwarmen Mistbeete.

Cliché (franz.), Abklatsch, Abguß von Schrift- und andern Bildformen.

Clichiren, s. Abklatschen.

Clichirmaschine. Um das Verfahren des

Clichirens zu vervollkommnen, zu beschleunigen und für den Arbeiter gefahrloser zu machen (das beim Niederschlag umherspritzende Metall beschädigte sie nämlich häufig), dachten Pfnorr, Gill und Applegath auf Herstellung einer Maschine zu diesem Zweck. Ersterer ist der eigentliche Erfinder derselben, doch wurde ihm seine Erfindung um 1832 hinterlistiger Weise abgesehen und nachgebildet. Einfacher, aber weniger sicher ist die C. Gills. Diese besteht aus einem dreiseitigen Kasten, dessen vordere Seite eine Thür bildet und der innen mit Blech beschlagen ist. Der obere Boden des Kastens ist durchbohrt und läßt eine oben mit einem Gewicht beschwerte Stange durch sich hinstreichen, welche an einem auf diesem Boden feststehenden Gerüst in Falzen nur in senkrechter Richtung auf- und niederbewegt werden kann. Sobald die Stange zur höchstmöglichen Höhe gehoben ist, greift eine Klinke in eine an ersterer befestigte Raste und hält sie in dieser Stellung fest. Diese Klinke steht mit der Thür dergestalt in Verbindung, daß, sobald die Thür geschlossen, die Klinke ausgehoben, die Stange also frei wird und nun in senkrechter Richtung auf den Boden des Kastens aufstößt. Am untern Ende der Stange befindet sich ein Rahmen mit Schrauben, in welchem die Matrize mit der Bildseite nach unten ganz genau und fest angebracht werden kann. Sobald dies geschehen und die Stange in der Höhe festgehalten wird, setzt man das Kästchen mit der flüssigen Mischung genau auf den Punkt, wo die Matrize auffallen muß, und schließt im Augenblick des Erstarrens die Thür. Dadurch wird die Klinke ausgehoben, die Stange fällt senkrecht herab und die Matrize wird in das Metall eingeschlagen. Pfnorrs C. ist zum Gusse sehr großer Drucklettern (black faced letters) bestimmt und arbeitet stets mit mathematischer Genauigkeit. Auf einer soliden Unterlage steht die Fallstange mit ihrem Gerüst und der nöthigen Hemmungs- und Aushebevorrichtung, hat jedoch an ihrem Fuße keinen Rahmen mit Schrauben zur Befestigung der Matrize, sondern nur einen eisernen Klotz, welcher genau in eine Art von Kessel paßt, welcher auf der Unterlage steht und in den später das flüssige Metall gegossen wird. Neben diesem Kessel und mit demselben durch einen Kanal verbunden liegt der Rahmen, welcher genau die Höhe hat, die man dem Cliché geben will, und dergestalt eingerichtet ist, daß er nach Erforderniß des zu clichirenden Gegenstandes größer und kleiner gemacht werden kann. Auf diesen Rahmen paßt eine Vorrichtung, in welche die Matrize mit der Bildfläche nach unten eingesetzt werden kann, so daß dieselbe gleichsam den Deckel des Rahmens bildet, der alsdann einen ganz geschlossenen Raum darstellt, dessen einzige Oeffnung der Kanal nach dem Kessel hin ist. Die obern Seiten des Rahmens haben jedoch einige flache Einschnitte, welche als Kanäle dienen, um beim Einströmen des Metalls die eingeschlossene Luft entweichen zu lassen. Sobald nun die Matrize genau in der richtigen Lage unverrückbar festgestellt ist, gießt man das flüssige Metall in den Kessel, welches dann durch den Kanal in den Kasten tritt und, da der Kessel etwas höher als der Kasten ist, schon durch seinen eigenen hydrostatischen Druck gegen die Matrize getrieben wird. Im Augenblick des Erstarrens aber löst man die Stange aus, und da ihr Klotz genau die Seitenwände des Kessels berührt, preßt ihr durch die Fallhöhe verstärktes, ohnehin nicht unbedeutendes Gewicht das Metall selbst in die kleinsten Vertiefungen der Matrize und liefert so ein Cliché von höchstmöglicher Schärfe. Gute Matrizen kann man auch auf galvanischem Wege erzeugen, doch müssen die Holzschnitte mit einer zuvor zu diesem Zwecke vor dem nachtheiligen Einflusse der Feuchtigkeit gesicherten metallischen Oberfläche versehen werden, da sich sonst das Kupfer nicht darauf niederschlägt. Vgl. Galvanoplastik.

Cliens, Clientela (lat.), s. Klient, Klientel.

Clifford, eine der ältesten und weitverzweigtesten Familien in England, die ihren Namen von Clifford-Castle in Herefordshire empfangen hat. Als Stifter des Hauses wird Walter Fitz-Ponce zur Zeit Heinrichs II. genannt, der von jener Burg seinen Namen entlehnte. Seine Tochter Rosamunde war die bekannte Geliebte des Königs Heinrich II., der zu ihrer Wohnung und um sie den Augen seiner eifersüchtigen Gemahlin, Eleonore von Guienne, zu verbergen, das Labyrinth in Woodstock (s. d.) erbaut haben soll. Sie gebar hier dem Könige zwei Söhne, Richard Langschwert und Gottfried, Bischof von Lincoln und später Erzbischof von York. Als aber Heinrich II. nach der Normandie gezogen war, drang die Königin in das Schloß Woodstock und soll sich, nachdem die Wachen ermordet waren, mittelst eines Knäuels Zwirn durch die verschlungenen Boskets, die das ganze Schloß labyrinthartig umgaben, gefunden haben. Nach Andern drang sie durch einen unterirdischen Weg aus dem Kloster Godstow in das Schloß und ermordete C. 1173. Rosamunde ist von mehren Dichtern, Pattisson, Addison, Brefaut, Theodor Körner rc., zur Heldin dramatischer Werke gewählt worden. Walters jüngerer Sohn Richard wurde der Ahnherr der C. von Trampton. Johann II., ältester Sohn Thomas' II., war ein eifriger Anhänger des Hauses Lancaster; in der Schlacht bei Wakefield 1460 wurde der junge Graf von Rutland, Sohn des Herzogs von York, sein Gefangener, und um des Vaters Tod zu rächen, ermordete C. den Jüngling mit eigener Hand. Im folgenden Jahre siegte er bei Ferrybridge an der Are; doch kaum war er seines Sieges froh, als ihn Lord Fauconbridge überfiel und sein Heer vernichtete. Er selbst † auf dem Schlachtfelde, den 29. März 1461. Bald darauf zog ein Parlamentsbeschluß alle Güter des Hauses C. ein, so daß C.s Kinder während der ganzen Dauer der Herrschaft des Hauses York in Armuth unter Bauern leben mußten, bis Heinrich VII. sie wieder in ihre Güter einsetzte. George C., Graf von Cumberland, geboren 1558 auf dem Schlosse Brougham in Westmoreland, war einer der zahlreichen Lieblinge der Königin Elisabeth. Er bereitete sich von Jugend auf zum Seedienste

vor, studirte zu Cambridge Mathematik und kam an den Hof, wo er sich durch Glanz und Gewandtheit, besonders bei den Ritterspielen, so auszeichnete, daß die Königin ihn zu ihrem Ritter erhob und ihm einst ihren Handschuh schenkte, den er hinfort auf dem Hute trug. Als die Armada England bedrohte, verstärkte er die königliche Flotte durch mehre auf seine Kosten gebaute Schiffe, deren Zahl er 1586 behufs eines Angriffs auf die Azoren vermehrte. Diese Expedition fiel jedoch nicht glücklich aus; durch einen unbesonnenen Angriff auf Terceira verlor er viele Mannschaft, die überdies noch durch Hunger und ansteckende Krankheiten gelichtet wurde, so daß die Schiffe 1589 kaum nach England zurückkehren konnten. Das Schiff, das die wenigen Leute nach England führen sollte, scheiterte an der Küste von Cornwall. Gleichwohl verstärkte er 1598 abermals seine Flottille bis zu 11 Schiffen und unternahm einen großen Kaperzug gegen die Spanier und Portugiesen in die westindischen Gewässer. Doch auch diese Unternehmung erwarb ihm wenig Ruhm und Schätze, während durch seine Züge und den Aufwand bei Hoffesten sein Vermögen immer mehr erschöpft wurde. In dem Prozesse der Königin Maria Stuart saß er unter den Richtern. Durch seine Intriguen bewirkte er die Verhaftung des Grafen von Essex und hintertrieb hernach die Versuche desselben, die Bürger von London zum Aufstand zu reizen. Er † 1605, nachdem seine beiden Söhne ihm vorausgegangen waren. Thomas C., 1630 geb., ward heimlich katholisch, 1660 Mitglied des Unterhauses, wirkte viel zu Karls II. Zurückberufung, nahm an mehren Seeunternehmungen gegen die Holländer Theil und ward 1668 Schatzmeister des Königs. Er war eines der Mitglieder des berüchtigten Ministeriums Cabal. Als Minister strebte er dahin, mit Frankreichs Hülfe den König souverän zu machen und allen Religionsparteien Duldung zu verschaffen; darum betrieb er eifrig die Allianz mit Frankreich und den holländischen Krieg. Da er als Katholik nicht mehr dienen konnte, nachdem eine Parlamentsakte seine Glaubensgenossen von allen Aemtern ausgeschlossen, legte er sein Amt nieder und † 1673, nachdem er den 22. April 1672 als Baron C. von Chudleigh in den Peersstand erhoben worden. Sein Geschlecht blüht noch heute.

Cliffort (Clifford), George, englischer Gesandter in Holland, machte sich durch die Unterstützung, die er Linné gewährte, um die Naturwissenschaft verdient. Auf seinem Gute Hartecamp bei Harlem hatte er den prächtigsten und reichsten botanischen Garten in Europa, eine Menagerie vierfüßiger Thiere und Vögel, ein naturhistorisches Museum und ein reiches Herbarium. Auf Boerhave's Empfehlung wählte er Linné zum Hausarzt und Aufseher seines Gartens, sandte ihn einige Zeit nach England, um seltene Gewächse einzukaufen, schenkte ihm des ertrunkenen Schweden Artedi literarischen Nachlaß und bestritt die Kosten der Herausgabe von Linné's „Hortus Cliffortianus". Er † 1750.

Cliffortia (Kliffortie), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, immergrüne Sträucher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südafrika, die sich weniger durch Schönheit der Blüthen, als durch zierliche Anordnung und Gestalt der Blätter und schönen Wuchs zu Zierpflanzen eignen, so: Cliffortia ruscifolia *L.*, C. arachnoidea *Lodd.*, mit lanzettförmigen, langgespitzten Blättern, rothen Blüthen und in der Jugend spinnwebenartig mit Fäden bedeckt; C. ilicifolia *L.*, mit niedergebogenen Zweigen, rundlichen Blättern und gelben Blüthenköpfchen mit vielen weißen Staubfäden; C. odorata *L. fil.*, mit eirunden, stumpfen, faltig geaderten, unten zottigen Blättern; C. pulchella *L. fil.*, mit gepaarten, kreisrunden, angedrückten Blättern, u. a. Diese Gewächse verlangen lockere, mit $^1/_4$ Flußsand gemischte Lauberde oder sandige Haideund Torferde und nicht zu große Töpfe, werden bei 4—6 Grad Wärme u. sehr mäßiger Befeuchtung durchwintert, um Johannis ins Freie gestellt und durch Stecklinge oder Samen vermehrt.

Clifton, Dorf in der englischen Grafschaft Gloucester, am Avon, so nahe an Bristol, daß es mit dieser Stadt zusammenzuhängen scheint, in reizender Lage, mit gesunder Luft, das englische Montpellier, mit dem Gesundbrunnen Hotwel, warmen Bädern mit schönen Anlagen und 7000 Einwohnern.

Clinici (lat.), Christen, welche auf dem Krankenbette bei Todesgefahr getauft worden waren. Man besprengte sie nur mit Wasser, während Gesunde ganz untergetaucht wurden.

Clinicum (lat.), s. v. a. Klinik.

Clinopodium (Wirbeldoste, Weichdoste), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakterisirt durch den mit borstigen Hüllen umgebenen Kelch, mit einer Art: Clinopodium vulgare *L.*, gemeine Wirbeldoste, Weichdorste, kleiner Wohlgemuth, Melissa Clinopodium *Benth.*, einer überall an Wegen, in Hecken, auf sonnigen Hügeln wachsenden perennirenden Pflanze mit 1 und $1^1/_2$ Fuß hohem, aufrechtem, ästigem, haarigem Stengel, gegenüberstehenden, weichbehaarten Blättern und am Ende der Stengel in dicken, runden Köpfen und nahestehenden Quirlen stehenden Blüthen mit blaßpurpurrothen oder weißlichen Blumenkronen. Davon war ehedem das Kraut, Herba Clinopodii majoris, Ocimi sylvestris, in Apotheken gebräuchlich. Es ist schwach, aber angenehm aromatisch. Man hat es als Surrogat des chinesischen Thee's vorgeschlagen. Bisweilen wurde es mit Calamintha officinalis verwechselt.

Clinton, Sir Henry, englischer General, diente zuerst im siebenjährigen Kriege in Deutschland, wurde 1758 Hauptmann bei dem Garderegiment, 1775 als Generalmajor mit den Generälen Bourgoyne und Howe nach den britischen Kolonien in Nordamerika, die ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, gesandt und zeichnete sich, namentlich durch die Wegnahme von Newyork, so rühmlich aus, daß ihm 1778, bei der Abberufung des Generals Howe, das Oberkommando übertragen wurde. Von nun an begünstigte ihn das Glück nur noch selten; er mußte sich vor Washington zurückziehen und Philadelphia den amerikanischen Truppen überlassen. Mit großer Geschicklichkeit leitete er den Rückmarsch durch Jersey und nahm bei der Einnahme von Char-

lestown blutige Rache, indem er die grausamsten Metzeleien verüben und Frauen und Greise erschießen ließ. Am 16. Juli 1779 erlitt er bei Storsy Paint einen empfindlichen Verlust. Der Feldzug von 1780 eröffnete zwar günstigere Aussichten, doch wandte ihm das Glück wieder den Rücken. Ein Angriff auf die Franzosen mißlang, eben so die Bestechung des Generals Arnold, der ihm West-Point überliefern sollte. Im J. 1782 mußte er das Oberkommando an Carleton abgeben, erhielt das Gouvernement von Limerick, wurde Parlamentsmitglied und später Gouverneur von Gibraltar, wo er am 24. December 1795 †. Er schrieb: „Memoiren über die Geschichte des amerikanischen Kriegs" (London 1784).

Clintonia (Klintonie), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen (Lobeliaceen). Sommergewächse in Kolumbien u. Chili, von denen sich in deutschen Gärten Clintonia elegans *Lindl.*, mit sehr zierlichen, zahlreichen, einzelnen, winkelständigen, hellblauen oder bläulichweißen, mitten auf der Unterlippe mit zwei weißen Flecken gezeichneten Blüthen, und C. pulchella *Lindl.*, mit größeren blauen, in der Mitte weißen, am Grunde gelben, mit drei violeten Flecken gezeichneten Blüthen, als Zierpflanzen finden. Der Same beider Arten wird im März oder April in Töpfe oder ins lauwarme Mistbeet gesäet, nicht bedeckt und mäßig feucht gehalten; wenn die Pflänzchen gegen 2 Zoll hoch sind, werden sie in kleine Töpfe verpflanzt, im Mistbeet gehalten u. erst bei warmer Sommerwitterung ins Freie gebracht. Von der ersten Art können kräftige Pflanzen auch auf sonnige Rabatten ins freie Land gepflanzt werden.

Clintonit (rhomboedrischer Perlglimmer), Mineral, dessen Krystalle aus kleinen, meist undeutlichen sechsseitigen Tafeln, zuweilen mit Abstumpfung der Endkanten bestehen. Sie sind derb, klein- und schuppig-blätterig, auch kleinkörnig abgesondert, spröde, von 4—4,5 Härte, 3,0—3,1 spec. Gew., von Glas-, auf den Theilungsflächen von Perlmutterglanz, grünlich-, graulich-, röthlichweiß, auch blaß perlgrau, durchscheinend, besonders an den Kanten, in ganz zarten Blättchen halbdurchsichtig. Vor dem Löthrohre wird das Mineral weiß und undurchsichtig, schmilzt aber nur höchst schwer an den dünnsten Kanten. Es kommt im körnigen Kalkstein zu Warwick im Staate Newyork in Nordamerika vor.

Clio, die Muse des Ruhms, d. h. der Geschichte und des Epos, in sofern beide ruhmwürdige Thaten der Vergangenheit zum Gegenstande haben. Gewöhnlich wird sie dargestellt als lorbeergekrönte Göttin, die in der einen Hand eine halbgeöffnete Bücherrolle, in der andern eine Trompete hält (vgl. Musen). Aphrodite, über welche C. einst wegen deren Verliebtheit in Adonis spottete, fachte in ihr ein eben so leidenschaftliches Feuer für Pierus an; diesem gebar sie den schönen Hyacinthus, außerdem dem Apollo oder Maanes noch den Jalenius und Hymenäus.

Clique (franz.), Verein, Gesellschaft; besonders Genossenschaft, welche selbstsüchtige Zwecke verfolgt.

Clisson, Stadt im französischen Departement Niederloire, Bezirk Nantes, an der Sèvre nantaise, hat 2500 Einwohner, welche gute Leinwand verfertigen, und wurde im Vendeerkriege völlig niedergebrannt.

Clisson (franz.), weiße, mittelmäßige Flachsleinwand, geht besonders nach Westindien.

Clissow, Dorf im russisch polnischen Gouvernement Sandomir. Hier am 13. Juli 1702 Sieg des Königs Karl XII. von Schweden über König August von Polen, der, nach Verlust seiner ganzen Artillerie und seines Gepäcks, sich erst nach Krakau, dann nach Sandomir zurückziehen mußte.

Clisthenes, Athener, Sohn des Megacles, das Haupt der Alcmäoniden, stellte sich nach Vertreibung des Tyrannen Hippias 510 v. Chr. an die Spitze der demokratischen Partei, hob die frühere Eintheilung der Geschlechter auf und soll den Ostracismus eingeführt haben. Nebst seinem Anhange von Isagoras, dem Führer der Aristokraten, mit Hülfe der Spartaner aus Athen vertrieben, kehrte er schon 508 dahin zurück. Ueber die von ihm gegebene Verfassung s. Athen. Vgl. Bömel, Ueber des Atheners C. Staatsveränderung, Frankf. 1838.

Clita (Kleita), eine der Charitinnen, s. Grazien.

Clite, Tochter des kleinasiatischen Königs Merops, Gemahlin des Cyzicus. Als dieser in der unglücklichen Sturm- und Kampfnacht der Argonauten an der Küste der Dolionen gefallen war, erhängte sich C.; an der Stelle, wo die Nymphen sie beweinten, entstand eine Quelle, die nach C. den Namen erhielt.

Clitheroe, Stadt in der englischen Grafschaft Lancashire, 40 (engl.) Meilen nördlich von Manchester, am Ribble, steht durch Kanäle mit den meisten Theilen des Königreichs in Verbindung und hat gegen 7000 Einwohner, welche Baumwollenmanufakturen betreiben; in der Nähe Mineralquellen.

Clitomachus, aus Karthago, in vaterländischer Sprache Hasdrubal genannt, kam nach Athen, wo er des Carneades Schüler ward und diesem Begründer der neueren akademischen Schule 109 v. Chr. auf deren Lehrstuhl nachfolgte. Er schloß sich ganz an seinen Lehrer an und suchte dessen Lehre neben den mündlichen Vorträgen auch durch Schriften weiter auszubilden und zu verbreiten, wovon aber nur höchst wenige uns nach ihren Aufschriften oder aus einzelnen Bruchstücken bekannt sind.

Clitor, Stadt im nördlichen Arkadien, war um die Zeit des achäischen Bundes wohl befestigt, zu Strabo's Zeit aber schon zerstört. Im Gebiet der Stadt fand sich ein Felsquell, dessen Wasser dem Trinker den Geschmack des Weins verleidete. Jetzt Kazzanes, nach Andern Calivia di Carnese oder die Ruinen bei Mazi.

Clitoria (Klitorie, Schamblume, Schmaltekraut), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, kletternde Kräuter mit Bohnenblättern u. großen, verschieden gefärbten Blumen. C. Ternatea *L.*, Ternatea vulgaris *H.* et *B.*, molukkische gemeine Schamblume, mit blauen oder weißen, großen, sehr schönen Blüthen, in Ostindien, ist eine Schlingpflanze, welche hoch an Bäumen hinanläuft und sich so

fest um dieselben schlingt, daß sie Kerben in die Rinde macht. Ziegen u. Schafe lieben die Blätter; die Blüthen werden in Ostindien als Gemüse gekocht, vorzüglich aber benutzt, um den Reis blau zu färben. Die Wurzel ist dünn und faserig und wird als Brech- und Abführmittel, besonders bei der Bräune, gegeben; auch Blätter und Samen machen Erbrechen. Von C. virginiana *L.*, Centrosema virginianum *Dec.*, mit hellblauen oder purpurröthlichen schönen Blüthen, in Nordamerika und Westindien, werden die Blätter als Breiumschlag bei Drüsengeschwülsten, der Aufguß der Blüthen gegen Krampf und Lähmung benutzt. C. mexicana *Lk.*, mit dunkelpurpurrothen Blüthen, in Mexiko, C. amoena *Roth*, mit großen blauen oder weißen Blumen, C. coccinea *Schrad.*, mit großen prächtig scharlachrothen Blüthen, C. falcata *Lam.*, mit großen purpurvioleten Blüthen, und C. calcarata *Herit.*, mit großen weißen, am Fähnchen und den Flügeln purpurroth gezeichneten Blüthen, sind schöne Zierpflanzen. Man erzieht sie aus Samen, den man in Töpfe säet, die im warmen Mistbeet stehen. Nach und nach werden die Pflänzchen einzeln in immer größere Töpfe verpflanzt und die ostindischen Arten im warmen Loh- oder Sommerkasten, die amerikanischen im Glashause oder während des Sommers im Freien unterhalten. Die Durchwinterung geschieht bei 6—8° Wärme und seltener Befeuchtung.

Clitumnus, Gott der Quelle und des Flusses C., hatte bei Spoleto einen Tempel mit einem Orakel und dem Bilde des Gottes. Das Rindvieh, das aus der Quelle trank, warf, nach dem Glauben des Volks, weiße Kälber, weshalb das Vieh der Umgegend zu Opfern besonders gesucht war. Jetzt Clitunno.

Clitus, 1) C. der Schwarze, des Dropidas Sohn, Feldherr Alexanders des Großen, dem er in der Schlacht am Granicus das Leben rettete und der ihn später bei einem Gastmahl ermordete, s. Alexander 1).

2) C. der Weiße, einer von den Phalangenführern Alexanders des Großen, die unter Craterus die Veteranen von Opis aus nach Macedonien zurückführten. Im lamischen Kriege befehligte er die macedonische Flotte und siegte über die Athener bei Amorgus und den echinadischen Inseln. Plutarch erzählt, C. habe sich in Folge des Sieges bei Amorgus Poseidon nennen lassen und einen Dreizack als Attribut genommen. Bei der Theilung zu Triparadisus (321 v. Chr.) erhielt er die Satrapie Lydien, mußte sich aber von da 319 vor Antigonus flüchten und trat in Polyspercwons Dienste. Als Flottenführer desselben siegte er über die vereinigte Flotte des Antigonus und Cassander bei Byzanz, seine Unvorsichtigkeit aber bereitete ihm gleich am folgenden Tage eine Niederlage, und auf der Flucht verlor er das Leben (318 v. Chr.).

Clive, Robert, Baron von Plassey, Lord, ausgezeichneter englischer Kriegsheld, der Gründer der britischen Macht in Ostindien, war als Sohn eines Rechtsgelehrten am 29. September 1725 auf dem Gute Styche in Shropshire geboren. Er zeigte in seiner Kindheit zwar einen fähigen Kopf, doch wenig Lust zum Lernen, dagegen um so mehr Lebhaftigkeit und Kühnheit. Sein Vater brachte ihn deshalb als Schreiber in die Dienste der ostindischen Kompagnie, die ihn 1743 mit nach Madras sandte. Hier bemühte er sich zwar, die Lücken in seinen Kenntnissen auszufüllen, vertauschte aber bald, von seinem feurigen Temperament in allerlei Händel verwickelt, die Feder mit dem Degen und führte diesen im Kriege gegen die Franzosen und die Eingeborenen so gut, daß er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zog. Während der Belagerung von Pondichery (1744) wurde er zum Fähndrich und nach der Einnahme des Forts Devicotta 1748 zum Zahlmeister ernannt. Im Jahr 1750 nahm er die Stadt Arcot, entthronte den König Tritchinapoli, setzte den Nabob von Arcot in dessen Staaten ein und schlug überhaupt mehrmals mit geringen Streitkräften den überlegenen Feind. Um sich von einer überstandenen Nervenkrankheit zu erholen, kehrte er 1753 nach England zurück, wo er zum Oberstlieutenant und Befehlshaber des Forts St. Georg, mit der Aussicht auf die Statthalterschaft von Madras, ernannt wurde. Im Jahr 1755 schiffte er sich wieder nach Ostindien ein, schlug bald nach seiner Ankunft, in Verbindung mit dem Admiral Watson, den kühnen Seeräuber Angria und verbrannte seine Flotte und seine Forts. Dieser und andere Siege der Engländer erregten das Mißfallen und die Besorgniß des Nabobs von Bengalen, Surahjah Dowla, der sich 1740 unabhängig vom Großmogul gemacht hatte. Derselbe zog ein großes Heer zusammen, überfiel die englische Faktorei Kossimbagar und belagerte Fort William bei Kalkutta, dessen Besatzung grausam niedergemetzelt wurde; Kalkutta selbst wurde geplündert und zerstört, und sein Fall verbreitete Entsetzen, aber auch Rachelust in den europäischen Niederlassungen. Mit einer kleinen Flotte und 1900 Mann schiffte sich C. nach Bengalen ein und zwang den Nabob zum Frieden. Dieser rüstete sich jedoch insgeheim von Neuem, um mit Hülfe der Franzosen die Engländer zu vertreiben. Sein Heer von 20,000 Reitern und 40,000 Fußgängern wurde aber von der kleinen Streitmacht C.'s am 26. Juni 1757 vollständig geschlagen, seine Hauptstadt Moruhabat erobert und einer seiner Verwandten, Mir Jaffier, als Nabob eingesetzt. Surahjah Dowla ward auf der Flucht ergriffen und von Mir Jaffiers Sohn ermordet. Mir Jaffier mußte für seine Erhebung zur Nabobswürde der ostindischen Kompagnie eine Million bezahlen und den englischen Einwohnern, besonders den Land- u. Seesoldaten, ansehnliche Geschenke machen. Da er diese Summen nicht aufzubringen vermochte, mußte er dafür wichtige Plätze ausliefern und seine Einkünfte in Beschlag nehmen lassen, während die Engländer sich immer mehr Uebergriffe in die innere Verwaltung erlaubten. C. kehrte 1760 nach England zurück, und der König belohnte seine Verdienste mit der Würde eines Peers von Irland und dem Titel eines Barons von Plassey. Die gewünschte Ruhe fand er indessen noch nicht, denn da in Folge der Bedrückungen der englischen Beamten die Unruhen in Bengalen von Neuem ausbrachen, übertrug ihm die britische Kompagnie die Präsidentschaft und das Kom-

mando der Truppen in Bengalen mit außerordentlicher Vollmacht, worauf er 1765 dahin zurückkehrte. Bei seiner Ankunft war der Nabob von Audh, der erbittertste Gegner der Engländer, schon geschlagen, und auch der Mogul hatte sich unter den Schutz der britischen Waffen begeben. C. ließ sich, diesen Umstand benutzend, vom Mogul zum Lehnsträger der Provinzen Bengalen, Bahar und Orira erheben und gewann somit der Kompagnie einen großen Länderstrich mit mehr als 15 Millionen Bewohnern. Nachdem er alle Aufträge erfüllt, die Finanzen in Ordnung gebracht und ein neues Regierungssystem begründet hatte, legte er 1767 seine Würde nieder und kehrte mit ungeheuern Reichthümern nach England zurück. Der König verlieh ihm den Bathorden, allein das Volk beschuldigte ihn, seine Gewalt überschritten und mancherlei Ungerechtigkeiten begangen zu haben. In Folge einer Anklage Bourgoyne's machte ihm das Parlament 1773 den Prozeß, aus dem er jedoch siegreich hervorging. Beim Ausbruch des Kriegs in den amerikanischen Kolonien bot man ihm das Oberkommando an, das er jedoch ablehnte. Die Demüthigung, daß er, der über Kronen und Millionen Sklaven geboten, sich vor den Schranken eines Parlaments rechtfertigen mußte, verdüsterte sein Gemüth so, daß er am 22. November 1774 durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machte. Er war mit der Schwester des berühmten Astronomen Maskelyne verheirathet und hinterließ aus dieser Ehe vier Kinder. Vgl. Caraccioli, Life of Lord C., 4 Bde., Lond. 1775—76; Gleig, Life of Rob. First Lord C., das. 1848.

Clivia (Clivus), lateinischer Name der Stadt Kleve.

Clivia (Klivie), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, mit der einzigen Art: Clivia nobilis *Lindl.*, Imatophyllum Clitonii *Hook.*, einer prächtigen Zierpflanze mit faseriger Wurzel, bis 1½ Fuß hohem Schaft und reichblumiger Dolde mit hängenden, fast scharlachrothen, an der Spitze gelbgrünen, sechstheiligen Blüthen mit hervorragenden Staubgefäßen, am Kap. Sie wird bei 8—15 Grad Wärme durchwintert, im Winter nur nothdürftig begossen, jährlich in größere Töpfe mit nahrhafter, etwas sandiger Dammerde gepflanzt, im Sommer im Glashause oder im Freien gehalten und durch Nebensprossen vermehrt.

Clocia, Kleidung der Großkreuzritter des Johanniter- oder Malteserordens, besteht in einem schwarzen, vorn offenen Rock mit großen Aermeln, auf dessen linker Brustseite an einem großen Bande von der Schulter herab das Ordenskreuz befestigt ist; dies ist das Kirchengewand, zu welchem der Degen gehört. Das Rathsgewand, von ähnlichem Schnitt, ist vorn geschlossen und wird ohne Degen getragen.

Clodia, genannt Quadrantaria, eine der drei Schwestern des Publius Clodius Pulcher, seit 60 v. Chr. Gemahlin des Qu. Metellus Celer, der schon im folgenden Jahre, wahrscheinlich durch Gift, starb. Da Cicero, mit dem sie Liebeshändel anzuknüpfen suchte, sie zurückwies, suchte sie Rache an ihm und den Seinen. Als aber C. ihren Zuhälter M. Cölius wegen eines angeblichen Vergiftungsversuchs verklagt hatte, trat Cicero als Vertheidiger desselben gegen sie auf und beschuldigte sie frecher und unersättlicher Buhlerei und des blutschänderischen Umgangs mit ihrem Bruder.

Clodius, 1) Publius C. Pulcher, Römer aus dem patricischen Geschlechte der Claudier, der in den Unruhen, welche dem Sturz der Republik vorhergingen, eine Rolle spielte. Er diente zuerst unter Lucullus im dritten mithridatischen Kriege und wiegelte, da er die Auszeichnung nicht fand, die er ansprach, das Heer gegen Lucullus auf. Er begab sich sofort zu dem Prokonsul von Cilicien, Qu. Marcius Rex, der, wie Lucullus, sein Schwager war, bekam von demselben die Leitung der Flotte und gerieth in die Gefangenschaft der Seeräuber, die ihn jedoch aus Furcht vor Pompejus entließen. Hierauf eilte er nach Antiochien, um mit den Syriern gegen die Araber zu fechten; aber auch hier fing er Unruhen an und hätte beinahe sein Leben verloren. Nach Rom zurückgekehrt, klagte er 65 v. Chr. den Catilina wegen Erpressungen an, ließ sich jedoch von demselben bestechen. Im Jahre 64 ging er mit dem Proprätor L. Murena in das transalpinische Gallien und suchte sich daselbst durch schändliche Mittel zu bereichern, so daß ihm nach seiner Rückkehr Cicero Verbrechen aus Gewinnsucht vorwarf. Zu Ende des Jahres 62, da er bereits zum Quästor für das folgende Jahr ernannt war, beging er einen Frevel gegen die Bona Dea, indem er sich zu deren Festfeier im Hause des Cäsar in weiblicher Kleidung einschlich, um mit Pompeja, der Gemahlin Cäsars, zu buhlen. Er wurde wegen dieses Frevels in Folge eines Senatsbeschlusses angeklagt, aber von bestochenen Richtern freigesprochen. Nachdem er hierauf Quästor in Sicilien gewesen, bewarb er sich um das Tribunat und ward trotz seiner patricischen Abkunft, nachdem er auf Cäsars Betrieb von einem Plebejer adoptirt worden, unter dem Einflusse der Triumvirn wirklich zum Volkstribunen erwählt. Durch Gesetze über Herstellung der Zünfte, Beschränkung des censorischen Rügerechts und Aufhebung des Einflusses der Auspicien auf die Volksversammlungen schadete er zwar dem Staate, erwarb sich aber dadurch und noch mehr durch ein anderes, welches Vertheilung von Getreide an das Volk anordnete, die Gunst des letztern und griff nun Cicero an, indem er mit Beziehung auf dessen Verfahren gegen die Genossen des Catilina das Gesetz in Antrag brachte, wonach Jeder, der einen römischen Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet habe, geächtet werden solle. Als Cicero (s. d.) sich von seinen vermeintlichen Freunden verlassen und preisgegeben sah, ging er freiwillig ins Exil. Nach Cicero's Vertreibung wurde auch Cato aus Rom entfernt, wenn auch unter ehrenvollem Scheine, indem er nämlich durch eine Rogation des C. den Auftrag erhielt, die Insel Cypern in Besitz zu nehmen. Gleich nach der Vertreibung Cicero's hatte C. dessen Haus auf dem Palatin in Brand gesteckt, seine Villen bei der Stadt zerstört und die Beute den Konsuln überliefert. Das Haus, so weit es noch stand, bot er sofort zum Verkauf aus, und da sich kein Käufer fand, so ließ er es für sich selbst durch einen Dritten erkaufen. Kurz zuvor

hatte er das Haus des Qu. Sextus Postumus auf dem Palatin, nachdem er den Besitzer, der den Verkauf verweigerte, durch Gift aus dem Wege geräumt, in der Absicht an sich gebracht, es mit einem andern Hause, das er vorher besaß, zu einer großartigen Wohnung zu vereinigen. Neben derselben sollte sich eine Halle von entsprechender Pracht und Größe erheben. Daher zerstörte er die Halle des Qu. Catulus, welche daneben stand, erbaute eine andere mit der Inschrift seines Namens und vereinigte mit derselben einen Theil von Cicero's Hause, den er durch einen Oberpriester der Göttin Libertas weihen und worin er ein Bild der Göttin aufstellen ließ. Sowohl in seinem Interesse, als in dem von Anderen, die ihn erkauften, erlaubte sich C. als Tribun jede Willkür u. Gewaltthat. Er beleidigte in seinem Uebermuthe selbst den Triumvir Pompejus, indem er dem jungen Tigranes, den jener als Gefangenen nach Rom gebracht hatte, zur Flucht verhalf. In Kurzem trat er offen als Feind des Pompejus auf. Der Konsul Gabinius, der auf der Seite des Letztern stand, wurde bei einem Auflaufe verwundet und Pompejus selbst durch Nachstellung endlich genöthigt, von Forum und Kurie sich zurückzuziehen und die ganze Zeit, da C. noch im Amte war, sich in seinem Hause einzuschließen. Auch gegen Cäsar erhob sich C. zu Ende seines Tribunats und bestritt die Gültigkeit der von demselben beantragten Gesetze. Inzwischen war die Rückkehr Cicero's, über welche die Konsuln einen Antrag zu machen sich geweigert hatten, durch den Tribunen L. Ninnius im Senate und später durch acht Tribunen vor dem Volke beantragt, aber beide Male durch tribunicischen Einspruch vereitelt worden. Mit dem Beginn des folgenden Jahres 57 schienen sich auch für Cicero günstigere Aussichten zu eröffnen. Aber nachdem C. seiner amtlichen Gewalt beraubt war, so brauchte er desto ungescheuter die Gewalt der Waffen. Als am 25. Januar durch den Tribunen Fabricius eine Rogation über Cicero's Rückkehr vor das Volk gebracht wurde, so vereitelte er dieselbe durch einen bewaffneten Angriff. Bald darauf überfiel er den Tribunen Publius Sextius, als derselbe den Konsul Metellus bei einer Verhandlung unterbrach, u. mißhandelte ihn so, daß derselbe kaum mit dem Leben davonkam. Er belagerte ferner das Haus des Milo, eines andern Tribunen, und bedrohte diesen selbst, wo er öffentlich erschien. Vergeblich belangte ihn Milo gerichtlich; die Untersuchung wurde durch die Freunde des C. verhindert, und dieser setzte seine Gewaltthaten fort. Er verbrannte den Tempel der Nymphen, in welchem die censorischen Urkunden aufbewahrt wurden, störte die apollinarischen Spiele des Prätors L. Cäcilius und belagerte diesen in seinem Hause. Auch als Cicero durch Volksbeschluß vom 4. August zurückberufen war, ruhte er noch nicht. Er benutzte die herrschende Theuerung, deren Schuld er dem Cicero beimaß, um Aufruhr zu erregen, und nachdem Cicero gerathen hatte, dem Pompejus die Oberaufsicht über die Zufuhr mit außerordentlicher Vollmacht zu übertragen, beschuldigte er denselben, daß er den Senat verrathen habe. Das Haus des Cicero wurde durch Senatsbeschluß diesem zurückgegeben und die Halle des C. niedergerissen; aber als Cicero seinen Neubau begann, vertrieb jener die Arbeiter und steckte von dem Bauplatze aus das Haus des Qu. Cicero in Brand. Nicht lange nachher überfiel er Cicero auf der Straße und bestürmte den Tag darauf das Haus des Milo. Um einer Anklage von Seiten des Milo zu entgehen, bewarb er sich um die Aedilität, und als er zu Anfang des folgenden Jahres 56 gewählt worden war, zog er den Milo selbst vor Gericht. Als Pompejus auftrat, um den Milo zu vertheidigen, behandelte er denselben auf das Schimpflichste. Im Anfange des April gab er als Aedil die megalesischen Spiele und entweihte dieselben dadurch, daß er eine zahllose Menge von Sklaven zuließ, durch welche die Freien von ihren Sitzen verdrängt wurden. Bald darauf wurde auf Veranlassung des Senats von den Haruspices ein Gutachten über gewisse Wahrzeichen abgegeben, welche in diesem Jahre vorgefallen waren. Die Erklärung der Haruspices, daß heilige Orte entweihet seyen, wurde von C. auf Cicero und dessen Haus bezogen, worüber sich dieser in der Rede „De haruspicum responsis" vertheidigte. Ein neuer Angriff, den C. auf das Haus des Cicero unternahm, wurde von Milo abgeschlagen. Mit Hülfe des Letzteren versuchte nun Cicero, die Gesetzestafeln des C. vom Kapitol hinwegzunehmen, und obgleich der erste Versuch mißlang, so erreichte er doch später während der Abwesenheit des C. seine Absicht. Inzwischen hatte sich C. mit Pompejus wieder ausgesöhnt und unterstützte denselben, als er sich mit Crassus um das Konsulat bewarb. Seine Hoffnung war, durch Pompejus und Crassus, wenn sie Konsuln geworden, eine einträgliche außerordentliche Gesandtschaft zu erhalten. Indessen wird eine solche nicht ferner erwähnt, und wie es scheint, blieb C. in Rom. Er verhielt sich in den nächsten Jahren ruhig, und wir erfahren nur, daß er 54 als Ankläger des gewesenen Tribunen Procilius, sowie als Vertheidiger des M. Aemilius Scaurus (unter Anderen zugleich mit Cicero) auftrat. Erst 53, als er selbst um die Prätur und Milo, sein Gegner, um das Konsulat sich bewarb, nahm er die Rolle, welche er früher gespielt hatte, wieder auf; seine und Milo's Banden geriethen in offenen Kampf mit einander, so daß die Abhaltung der Wahlkomitien unterbleiben mußte und zu Anfang des Jahres 52 Rom weder Konsuln noch Prätoren hatte. Am 19. Jan. begegnete C. auf der appischen Straße unweit Bovillä dem Milo; zwischen beider Gefolge erhob sich ein Streit, worin C. verwundet ward. Nachdem er in ein nahes Gasthaus gebracht worden, ließ ihn Milo herausreißen und auf der Straße ermorden. Seinen Leichnam trug das Volk in die hostilische Kurie und verbrannte ihn hier auf einem aus dem vorgefundenen Geräthe errichteten Scheiterhaufen, wobei die Kurie und die nahe gelegene Basilica Porcia in Feuer aufgingen. Den auch jetzt noch fortdauernden Kämpfen zwischen C.' und Milo's Anhängern machte Pompejus ein Ende.

2) C. Decimus Albinus, s. Albinus.

Clodius, 1) Christian August, deutscher

Philosoph und Dichter, 1738 zu Annaberg in Sachsen geboren, studirte zu Leipzig Theologie, kehrte jedoch 1758 in Folge einer Krankheit nach seiner Vaterstadt zurück, wo er mit dem daselbst als preußischer Major stehenden Dichter Kleist bekannt und durch diesen auf seine dichterischen Anlagen aufmerksam gemacht wurde. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig beschäftigte er sich unter Gellerts Leitung deshalb besonders mit den schönen Wissenschaften, wurde 1759 Magister und fing bald darauf eigene Vorlesungen an. Seit 1760 außerordentlicher und seit 1764 ordentlicher Professor der Philosophie, erhielt er 1784 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredsamkeit, † aber in demselben Jahre am 30. November. Seinen literarischen Ruf hatte er 1767 durch seine „Versuche aus der Literatur und Moral" begründet. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Neue vermischte Schriften" (4 Bde., Leipzig 1780) und die Monatsschrift „Odeum" (2 Bde., das. 1784). Von den Dichtungen C.' sind die meisten von geringem Werth, obgleich er dem klassischen Style der Alten nachstrebte; verdienstlicher sind seine kritischen und ästhetischen Arbeiten. Göthe persiflirte den bombastischen Gelegenheitsdichter im zweiten Bande von „Wahrheit und Dichtung" und sein Stück „Medon, oder die Rache des Weisen" in einem witzigen Epigramme. Seine Gattin, Julie Friederike Henriette, geborene Stölzel, 1755 zu Altenburg geboren, † zu Dresden am 3. März 1805, schrieb zu dem letzten Theile der Schriften ihres Mannes eine „Nachricht von dessen Lebensumständen" und den Roman „Eduard Montrefeuil", der erst nach ihrem Tode (Leipzig 1806) erschien; auch übersetzte sie die Gedichte der Elisabeth Carter und Charlotte Smith aus dem Englischen (Dresden 1788) und nahm an mehren periodischen Zeitschriften Theil.

2) Christian August Heinrich, deutscher Schriftsteller, Sohn des Vorigen, geboren zu Altenburg am 21. September 1772, war seit 1800 außerordentlicher und seit 1811 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie zu Leipzig und † daselbst den 30. März 1836. Er übersetzte Mehres aus dem Französischen, z. B. Lafontaine's „Fabeln" (2 Bde., Leipzig 1803), gab Seume's „Spaziergang nach Syracus" und Klopstocks „Nachlaß" (2 Bde., das. 1821) heraus und schrieb außerdem: „Gedichte" (Leipzig 1794); „Fedor, der Mensch unter Bürgern" (2 Bde., das. 1805); „Entwurf einer systematischen Poetik" (2 Bde., das. 1804); „Grundriß der allgemeinen Religionslehre" (das. 1808); „Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtseyn" (4 Bde., das. 1818—22). Nach seinem Tode erschien sein allegorisches Gedicht „Eros und Psyche", mit einem Vorwort von W. Crusius (Leipzig 1839).

Clodt = Jürgensburg, Peter, Baron von, vorzüglicher Bildhauer, am 29. Mai 1805 aus einer altadeligen Familie Esthlands geboren, Sohn des Generalmajors und Chefs des sibirischen Armeecorps C., zeigte von früh auf eine große Liebhaberei für Pferde, und das Studium dieses edlen Thieres war eine seiner liebsten Beschäftigungen. Für den Militärstand bestimmt, trat er in die Artillerieschule in Petersburg und brachte es bis zum Offizier, nahm aber bald darauf seinen Abschied, um ganz seiner Neigung zur Kunst folgen zu können, wurde Schüler der petersburger Kunstakademie und gab sich mit Leidenschaft Pferdestudien aller Art hin. Erst schnitzte er Pferde in Holz, dann modellirte er sie. Als sein erstes Hauptwerk müssen die Rosse der Quadriga auf der Triumphpforte der moskowitischen Straße genannt werden. Später schuf er die beiden Rossebändiger der Anitschkowbrücke in Petersburg, zwei kolossale Gruppen, von denen der Kaiser von Rußland eine Wiederholung an den König von Preußen schenkte, der sie vor dem Schlosse in Berlin aufstellen ließ. Seit 1835 ist C. Mitglied der berliner Akademie der Künste, seit 1848 Professor an der petersburger Akademie.

Clölia, eine römische Jungfrau, welche, mit andern Jungfrauen dem König Porsenna als Geißel übergeben, an der Spitze von jenen den Tiberstrom durchschwamm und zu den Ihrigen entkam. Von den Römern dem Porsenna zurückgeschickt, wurde sie nicht nur selbst von diesem freigegeben, sondern erhielt auch die Erlaubniß, einen Theil der Geißeln mit sich zu nehmen, worauf sie die Minderjährigen, als diejenigen, welche am meisten der Mißhandlung ausgesetzt wären, erwählte. Eine Sage fügte hinzu, daß die Jungfrauen, als sie dem Porsenna zurückgebracht wurden, in einen Hinterhalt des Tarquinius gerathen seyen, wobei Valeria, die Tochter des Poplicola, in das Lager des Porsenna entkommen sey und den Uebrigen Hülfe gebracht habe. Porsenna soll hierauf den Römern die Geißeln zurückgegeben, die C. aber mit einem prächtig geschmückten Pferde beschenkt haben. Zu Hause wurde C. durch eine Bildsäule geehrt, welche auf der heiligen Straße errichtet wurde und sie zu Pferde sitzend vorstellte. Nach Einigen wurde die Statue auf öffentliche Kosten errichtet, nach Andern aber von den übrigen Jungfrauen oder deren Vätern. Nach Dionysius war das Standbild zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden, während es nach Seneca und Plutarch in späterer Zeit noch stand. Die Bildsäule wurde indeß von Manchen der C. abgesprochen und der Valeria zuerkannt, sowie die That der C. selbst auf Valeria übertragen wurde, indem diese nach dem Bericht des Annius Fecialis allein über die Tiber geschwommen und auf diese Art entkommen sey, während die Uebrigen bei dem Ueberfalle des Tarquinius den Tod gefunden haben sollen.

Clogher, verfallene City und Bischofssitz in der irländischen Provinz Ulster, mit einer aus den ältesten Zeiten stammenden, der heiligen Jungfrau geweihten Abtei, die am 10. April 1396 ein Raub der Flammen wurde, und einer Kirche, der der heilige Patrick vorgestanden haben soll; ist gegenwärtig zu einem elenden Dorfe herabgesunken.

Clonmel (Clomel), Stadt in der irländischen Grafschaft Tipperary, am linken Ufer des schiffbaren Suir, über den hier drei große steinerne Brücken nach dem jenseitigen kleinern, zur Grafschaft Waterford gehörigen Theil der Stadt

führen, ist in einem reizenden Thale gelegen und schön gebaut, hat mehre schöne öffentliche Gebäude, 2 Klöster und 21,600 meist katholische Einwohner, welche ansehnliche Wollenzeuch- und Tuchfabrikation und wichtigen Handel mit Landesprodukten, besonders Butter und Korn, treiben. C. war früher eine Festung, deren Werke durch Cromwell geschleift wurden. Die Stadt ist Geburtsort des Dichters Lawrence Sterne.

Cloots, Jean Baptiste du Val de Grace, Baron von C., gewöhnlich Anacharsis C., eigentlich Kloz, einer der seltsamsten Schwärmer der französischen Revolution, am 24. Juni 1755 in der Nähe von Kleve geboren, erhielt von seinem elften Jahre an zu Paris seine Erziehung und wurde durch das eifrige Studium der Alten für die Verfassungen Griechenlands so begeistert, daß er unter dem Namen Anacharsis einen Theil der Länder Europa's durchreiste, um die altgriechische Demokratie im Universum zu verbreiten. Die Vereinigung aller Völker und Menschen in eine große Familie war das Endziel seiner Bestrebungen. Der Ausbruch der französischen Revolution schien ihm die Realisirung seines Ideals zu verheißen; er eilte nach Paris zurück, nannte sich den Redner des Menschengeschlechts, petitionirte oft bei der Nationalversammlung und erschien am 19. Juni 1790 an der Spitze eines bunt gekleideten Haufens, der die Abgeordneten der verschiedenen Völker des Erdkreises vorstellte, vor den Schranken der Versammlung, überreichte ihr eine Dankadresse für die Erhebung gegen die Tyrannen der Welt und bat um die Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft. Als Mitglied der konstituirenden Versammlung machte er den Vorschlag, ein preußisches Corps unter dem Namen der vandalischen Legion zu bilden, forderte einen Preis auf den Kopf des Herzogs von Braunschweig, nannte den König von Preußen den Sardanapal des Nordens und beging dergleichen Tollheiten mehr, die fast alle stürmischen Beifall erhielten. Bei der allgemeinen Bewaffnung Frankreichs legte er 12,000 Francs auf dem Altare des Vaterlands nieder. Im Jahre 1792 von dem Oisedepartement in den Konvent gewählt, beantragte er eine radikale Reform in Politik und Religion; denn eben so sehr als das Königthum haßte er das Christenthum. Bei der Verurtheilung Ludwigs XVI. stimmte er im Namen des Menschengeschlechts für den Tod und verdammte dabei auch den König von Preußen. Selbst Robespierre hielt es endlich für nöthig, sich eines so gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen; als ein Adeliger und Reicher wurde er aus dem Klub der Jakobiner ausgeschlossen und am 15. März 1794 mit Hebert und dessen Anhang verhaftet, verurtheilt und am 24. März hingerichtet. Er verlor seine Fassung nicht und war noch bis an die Richtstätte ein begeisterter Prophet des Materialismus. Mit Gleichmuth legte er seinen Kopf unter das Beil, nachdem er gegen seine Verurtheilung im Namen des Menschengeschlechts protestirt hatte. Er hinterließ eine Menge Schriften, von denen wir nur folgende nennen: „Certitude des preuves du Mohamédisme" (London 1780), „L'orateur du genre humain, ou dépêches du Prussien Cloots au Prussien Herzberg" (1791) u. „Base constitutionelle de la république du genre humain" (1793).

Cloquette (franz.), bei den Troubadours s. v. a. Tambourin.

Closen, Karl, Freiherr von, bayerischer Staatsmann, 1787 zu Zweibrücken aus einem altadeligen Geschlecht geboren, besuchte die Studienanstalt zu München, dann 1802—4 die Universitäten zu Wien und Landshut. Seit 1806 Accessist bei der Landesdirektion in München, wurde er 1814 Kreisrath. Im Jahr 1805 hatte er sich als erster Freiwilliger zu den berittenen Jägern gemeldet und eine Offizierstelle erhalten, die er nach geendigtem Kriege wieder niederlegte; 1809 folgte er als Mitglied der Hofkommissionen den Grafen Rechberg und Thürheim nach Tyrol und wohnte 1814 unter Wrede den Schlachten bei Bar sur Aube, Paris und Fère-Champenoise bei. Im Jahr 1817 trat er als Regierungsrath in das Ministerium des Innern und wurde 1819 zum Ministerialrath befördert. Vom ersten Landtag 1819 an wohnte er als Abgeordneter der adeligen Gutsbesitzer mit Gerichtsbarkeit allen Ständeversammlungen bis 1831 bei. Im Jahr 1825 nach dem Tode Maximilian Josephs in Ruhestand versetzt, überließ er sich seiner Lieblingsneigung für landwirthschaftliche Unternehmungen. Er war einer der Stifter des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern und gehörte dessen Generalkomité an. Auf seinem Gute Gera gründete er veredelte Schafzucht, eine Runkelrübenzuckerfabrik und Damastweberei und stiftete eine landwirthschaftliche Erziehungsanstalt für arme Waisen. Auf dem Landtage von 1828 bekämpfte er alle Gesetzentwürfe, die ihm die ständischen Rechte zu gefährden schienen, machte sich aber dadurch der Regierung so unlieb, daß sie ihm 1831 die jedem Staatsdiener zum Eintritt in die Kammer nöthige Bewilligung nicht ertheilte. C. entsagte sogleich seinem Staatsdienste und seinem Gehalte; dennoch berief die Regierung nicht ihn, sondern seinen Ersatzmann, bis die Kammer mit 115 Stimmen gegen 5 für seinen Eintritt entschied. Auf diesem Landtage wurden seine Anträge über den Militäretat und die Festung Ingolstadt angenommen; sein Antrag auf bessere Sicherstellung der persönlichen Freiheit wurde aber von den Reichsräthen verworfen. Um ihn für seinen Gehalt zu entschädigen, eröffnete man eine Subskription, und der Betrag war schnell gezeichnet, doch verschmähte er jede derartige Entschädigung. Kurz vor Einberufung der Stände 1833 machte ihm die Regierung den Prozeß wegen angeblicher Verbreitung eines von einem Dr. Große verfaßten verbrecherischen Gedichts. Er brachte deshalb 4 Monate in der Frohnveste in München zu, und erst 1840 endigte der Prozeß durch gänzliche Freisprechung des Angeklagten. Die durch seine Entfernung aus dem Staatsdienste ihm gewordene völlige Freiheit benutzte C. zu Reisen nach Frankreich und England, während er sich zugleich mit großem Eifer gemeinnützigen Bestrebungen widmete. Die Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe, sowie der Pönitentiarkongreß in Frankfurt 1846 fanden an ihm ein thätiges Mit-

glied. Bei der ersten Wahl nach seiner Freisprechung wieder in die Kammer der Abgeordneten berufen, zeigte er sich in den drei Versammlungen 1846, 1847 und 1848 als monarchisch-konstitutionell und stets bereit, die Regierung zu unterstützen oder zu bekämpfen, je nachdem sie ihm auf rechter oder falscher Bahn schien. Auch bei den Bewegungen im Frühjahr 1848 zu München wirkte er für Beruhigung der bewaffneten Menge. Im Vorparlament zum Mitglied des Fünfzigerausschusses gewählt, wohnte er jedoch nur wenigen Sitzungen desselben bei, da er vom König Maximilian II. zum Bundestagsgesandten, nachmals zum Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt wurde. Nach Abtritt des bayerischen Märzministeriums wurde er im December 1848 zum Staatsrath ernannt. Später ging er mit einer außerordentlichen Mission nach Olmütz an den Kaiserhof. In die kurze Zeit seiner diplomatischen Wirksamkeit fallen die „Bemerkungen über einige Paragraphen des Verfassungsentwurfs mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland" (Frankfurt 1848). Neuerdings bearbeitete er in der Schrift „Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation" (München 1850, „Zusätze" 1851) obigen Gegenstand mit großer Umsicht.

Clos Bougeot, berühmte Weinberglage im französischen Departement Cote-d'or, 3 Stunden südlich von Dijon, erzeugt den trefflichsten Burgunderwein, war früher Eigenthum der Abtei Citeaux, dann des Bankiers Tourton, der das Grundstück für ½ Million Franken verkaufte.

Clot-Bey, der Begründer des ägyptischen Medicinalwesens unter Mehemed Ali, im April 1795 zu Marseille geboren, erhielt seine erste medicinische Bildung am Hospice de la Charité seiner Vaterstadt, vollendete seine Studien zu Montpellier und ließ sich als praktischer Arzt in Marseille nieder. Im Jahr 1825 ging er nach Aegypten, errichtete im Auftrage des Pascha's zu Kairo den Gesundheitsrath des Heeres und zu Abu-Zabel eine medicinische Lehranstalt, deren einzelne Fächer er mit auswärtigen Lehrern besetzte, während er selbst den Vortrag der Chirurgie und die chirurgische Klinik übernahm. Auch errichtete er eine Schule der französischen Sprache, eine Apotheker- und Veterinärschule und 1832 ein Hebammeninstitut. In Anerkennung seiner Verdienste gab ihm der Vicekönig die Würde und Insignien eines Bey, obwohl er Christ blieb. Im Oktober 1832 reiste er mit 12 seiner besten Schüler nach Paris, um sie ihre Studien dort vollenden zu lassen. Im Jahr 1833 besuchte er London, kehrte dann nach Paris zurück und begab sich noch in demselben Jahre nach Alexandrien, um den Sanitätsdienst der ägyptischen Marine zu ordnen und einen Sanitätsrath für Schiffsärzte einzurichten. Im Jahr 1836 wurde er Generalstabsarzt der Armeen und Chef des gesammten Medicinalwesens u. nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach dem Tode Mehemed Ali's erhielt er 1849 seine Entlassung und zog sich mit einer Pension von 16,000 Fr. nach Marseille zurück. Er schrieb: „Compte rendu des travaux de l'école de médecine d'Abou-Zabel et de l'examen général des élèves pour les 1—5 années de sa fondation, 1827—32 etc." (Marseille u. Paris 1832—33), „Rélation des épidémies de Cholera morbus qui ont régné à l'Heggiaz, à Suez et en Egypte" (Marseille 1832) und „De la peste observée en Egypte" (Paris 1840).

Clotho, eine der Parzen (s. d.).

Clôture (franz.), Schluß von Verhandlungen, besonders der französischen Kammern; daher Geschrei, womit die ultraroyalistische Partei in der französischen Kammer unter der Restauration bis etwa 1827 alle Redner, die im Interesse der Charte, des Volks und der Humanität sich erheben wollten, unterbrach, um sie zu übertäuben und zur Abstimmung zu kommen. Die Glieder dieser Partei hießen Clôturies.

Clouds, nordamerikanische Insel an der Küste von Niederkalifornien, eigentlich San-Benedicto genannt, hat 8 englische Meilen im Umfange und wird an ihrer nördlichen Seite von einem steilen Berge gebildet. An der Südwestseite befindet sich ein flacher, für das Anlanden sehr günstiger Strand. Im Innern der Insel liegt ein kleiner Süßwassersee, von vielem Gebüsche umgeben. Sie wimmelt von großen Schildkröten, deren Schale für die Kammfabrikation die beste ist.

Cloud, St., Marktflecken im französischen Departement Seine-Oise, Bezirk Versailles, auf einer Anhöhe am linken Ufer der Seine, hat ein prächtiges königliches Lustschloß mit Park und Wasserkünsten, Landhäuser der Pariser und 3300 Einwohner. St. C., Fanum St. Clotoaldi, hieß früher Nogent und wurde von Chlodowald, der hier nach Ermordung seiner Brüder ein Kloster baute, gegründet. Er schenkte den Ort der Kirche von Paris, und die Bischöfe genossen seit 1381 das Recht, von den Einwohnern am Andreastage eine willkürliche Steuer einzutreiben, bis der König 1429 diesen Mißbrauch abschaffte, indem er bestimmte Summen festsetzte. Im Jahr 1589 wurde Heinrich III. hier ermordet. Im Jahr 1658 kaufte Ludwig XIV. das Schloß von den Herren von Gondi für seinen Bruder Philipp, Herzog von Orleans, der das jetzige Schloß baute. Im Jahr 1674 wurde C. für ihn zur Duché-Pairie erhoben. In St. C. feierte Bonaparte den berüchtigten 18. Brumaire. Nach der zweiten Einnahme von Paris am 3. Juli 1815 ward hier eine Militärkonvention abgeschlossen.

Clouet, 1) François, französischer Maler, wie sein Vater Jean C., gewöhnlich Janet genannt, folgte diesem 1545 als Peintre ordinaire du roy bei Franz I., bekleidete diese Stelle auch unter den Königen Heinrich II., Franz II. und Karl IX. und † vermuthlich 1572. Seine Hauptwerke sind: das lebensgroße Bildniß der Katharina von Medicis mit ihren Kindern, in Howard-Castle, dem Landsitze des Lord Carlisle; das Bildniß Karls IX. in ganzer Figur, im Belvedere zu Wien, wiederholt im Louvre, wo überhaupt mehre seiner kleinen saubern Porträts, meist von Personen des damaligen französischen Hofs, aufbewahrt werden. Von seinen zahlreichen Zeichnungen in schwarzer und rother Kreide befinden sich 88 in Howard-Castle, andere einzelne in ver-

schiedenen anderen Sammlungen. Sein Styl ist im Wesentlichen der niederländische; seine feine und wahre Auffassung erinnert an Holbein, den er aber im Kolorit nicht erreicht.

2) (auch Clouvet, Clovet, Clowet) Peter, niederländischer Kupferstecher, 1606 zu Antwerpen geboren, reiste nach Italien und Frankreich, kehrte aber nach Antwerpen zurück, wo er 1677 †. Die besten seiner Blätter sind: der Lusthof der Venus; der Tod des heiligen Antonius; die Kreuzabnahme, nach Rubens; St. Michael, der den Teufel bekämpft, nach demselben; die heilige Jungfrau reicht dem Kinde die Brust, nach van Dyck; Herodias mit dem Haupte des Täufers, nach Rubens; eine Gesellschaft bei Tische, nach Diepenbeck rc. Mit gleich glücklichem Erfolge stach er Porträte, Historien und Landschaften.

3) Albert, Kupferstecher, Neffe des Vorigen, 1624 zu Antwerpen geboren, bildete sich in Rom unter Bloemaert und hielt sich lange in dieser Stadt auf; † zu Antwerpen 1687. Das beste Werk von ihm ist die Empfängniß der heiligen Jungfrau nach P. von Cortona. Er erreicht zwar seinen Onkel nicht, doch fehlt es seinen Blättern weder an Kraft noch Wirkung.

Clove, Wollgewicht in England, = 7 Pfund; in Essex Gewicht für Butter u. Käse, = 8 Pfund.

Clovio, D. Julio, genannt Macedo, berühmter Miniaturmaler aus Kroatien, geboren zu Grisone 1498, war früher Geistlicher, trat aber in den weltlichen Stand zurück und widmete sich auf Anrathen des Giulio Romano der Miniaturmalerei, in welcher er den Unterricht des Girolamo del Libri genoß. C. † zu Rom 1578. Er malte größtentheils für Fürsten und Herren, in deren Büchersammlungen man herrliche Miniaturen von ihm findet, z. B. in der Laurenziana zu Florenz, in der Ambrosiana zu Mailand und in der Bibliothek Stowe zu London. Dürer stach Mehres nach ihm. Seine Zeichnung ist korrekt und kräftig, sein Kolorit höchst anmuthig; Alles trägt raphaelisches Gepräge.

Clovis, s. v. a. Chlodowig.

Clowet, s. Clouet 2).

Clown (engl.), Bauer, Tölpel; daher der Lustigmacher der englischen Bühne, dem deutschen Hanswurst und dem spanischen Gracioso verwandt. Er durfte früher selbst in Tragödien nicht fehlen und hatte das Recht zu improvisiren. Je derber und zügelloser seine Späße, um so lieber war er dem Volke. Später wurde er in das Nachspiel und endlich, mit Ausnahme der shakespeare'schen Stücke, in die Pantomime und die Seiltänzerbude verwiesen. Seine größte Wirksamkeit behauptet der C. noch in den Weihnachtspantomimen auf den Theatern Drurylane und Coventgarden, wo der unnachahmliche Grimaldi ihm in neuerer Zeit durch seine Darstellung einen besondern Ruf gab.

Club (engl., Klub), eigentlich Keule, Knüttel, dann die Zeche, welche das einzelne Glied einer Gesellschaft zu bezahlen hat, ferner die Gesellschaft selbst u. endlich auch das Gesellschaftslokal. Das wahre Vaterland der C.s ist England, wo alle Klassen und Abstufungen der Gesellschaft dergleichen Vereine unterhalten, welche bald gesellige Zwecke, bald politische Parteibestrebungen, bald beides zugleich verfolgen. Die meisten dieser C.s haben ihre eignen Sitzungslokale, welche oft Zierden der Städte sind; so besonders in London das Gebäude des Reformklubs, das von Barry nach dem Muster des Palastes Farnese in Rom erbaut worden ist, das des Army- und Navyklubs im venetianischen Styl u. a. Wo man in andern Ländern das englische Klubwesen nachahmte, nahm dieses bald einen anderen Charakter an. In Frankreich, wo es schon vor der ersten Revolution politische C.s gab, die aber 1787 polizeilich verboten wurden, nahmen nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung und dem Ausbruche der Revolution diese politischen Vereine bekanntlich einen reißenden Aufschwung u. übten einen gewaltigen Einfluß aus. Aber diese C.s, von denen der der Feuillants u. der der Jakobiner die hervorragendsten waren, hatten als Volksvereine (Sociétés populaires) einen ganz anderen Charakter, als die weit harmloseren englischen C.s. Sie bildeten die Mittelpunkte großer politischer Parteien und waren als solche organisirt und durch weitverzweigte Affiliation verstärkt. Daher konnte der furchtbare Jakobinerklub zuletzt ganz Frankreich umspannen und beherrschen. Politische C.s entstanden auch in Deutschland, Italien, Spanien, überhaupt allenthalben, wo revolutionäre Tendenzen Wurzel faßten. In Deutschland wurden sie durch ein Reichsgesetz von 1793 verboten, welches Verbot der bekannte Bundesbeschluß von 1832 auf alle Vereine u. Versammlungen politischen Charakters ausdehnte. In Frankreich traten nach dem Erlöschen der revolutionären Bewegungen die geheimen politischen Verbindungen an die Stelle der C.s. Erst nach der Februarrevolution von 1848 nahm das Klubwesen in allen von den Nachwirkungen derselben berührten Ländern wieder einen lebhaften Aufschwung, aber nur, um, wie die Revolution selbst, eben so rasch wieder zusammenzusinken. In Deutschland führten in manchen Gegenden auch Vereine mit rein geselligen Zwecken den Namen C.

Cluden (lat. Cludo), Theaterdolch, der sich, auf einen Gegenstand gestoßen, in das Heft zurückzieht, ohne zu verwunden.

Clugny (Cluny, lat. Cluniacum), Stadt im franz. Departement Saone-Loire, an der Grone, einem Nebenflüßchen der Saone in der Landschaft Bresse des alten Burgund, hat ein Gestüt und 4000 Einw., welche sich vornehmlich mit der Fabrikation von Töpfergeschirr, Weinessig, Leder und Papier beschäftigen. Die dortige berühmte Benediktinerabtei wurde von Herzog Wilhelm von Aquitanien gestiftet u. dem Abt Berno (910) übergeben, welcher dadurch in den Stand gesetzt wurde, eine durchgreifende Reform des Benediktinerordens vorzunehmen. Wilhelms Stiftungsurkunde verordnet ausdrücklich, daß die Mönche dieses Klosters nur ihrem Abte Berno unterworfen seyen, nach dessen Tode unbeschränktes Wahlrecht gemäß göttlicher Vorschrift und der Regel S. Benedikts ausüben und die alleinige Oberherrschaft der römischen Kirche anerkennen sollten, welcher letztern sie alle 5 Jahre eine Abgabe von 10 Solidi zu leisten schuldig seyen. Die Abtei zu C. kam in allgemeinern Ruf unter dem zweiten Abt

Odo (927—941), welcher die Ordensregel durch eigenthümliche Zusätze schärfte. Er und seine Nachfolger wurden bald Gegenstände der frommen Bewunderung und unaufhörlich zur Anlegung neuer u. zur Reformation alter Klöster berufen. So entstand in dem Benediktinerorden die Kongregation von C., der Orden der Cluniacenser, d. i. eine Vereinigung vieler Klöster unter dem gemeinsamen Oberhaupte, dem Abte von C., der deshalb den Titel Erzabt führte, sowie die Abtei zu C. selbst Archimonasterium genannt wurde. Herrliche Gebäude wurden in dem reichen C. aufgeführt, darunter die von St. Hugo gebaute und von Papst Innocenz II. geweihte Hauptkirche von 600 Fuß Länge und 120 Fuß Breite. Hildebrand war Mönch zu C., ehe er Leo IX. nach Rom begleitete und dann Papst Gregor VII. wurde. Der von Gregors Anhängern zu seinem Nachfolger 1118 erwählte Gelasius II. mußte vor dem Kaiser Heinrich IV. fliehen, fand ein Asyl zu C. und starb daselbst 1119. Den Cluniacensern war ein unverbrüchliches Stillschweigen zur Pflicht gemacht in der Kirche, im Schlafgemach, im Refektorium u. in der Küche, so daß die Novizen angehalten wurden, eine besonders vorgeschriebene Zeichensprache sorgfältig zu erlernen. Mit den anwachsenden Reichthümern wuchs in den Mönchen von C. die Sucht nach Unabhängigkeit, Ehre und Lebensgenuß. Die Päpste beförderten diese Richtung durch die immer freigebiger gespendeten Exemtionen, durch welche die Aebte den Bischöfen gleichgestellt und dem römischen Stuhle unmittelbar verpflichtet wurden. Der ausschweifende Uebermuth der Mönche zu C., welcher namentlich unter dem Abte Pontius (1109—25) geübt wurde, veranlaßte als strengen Gegensatz die Stiftung der Cistercienser (s. d.). Spätere Reformen des, sehr verbreiteten Ordens von C., wie z. B. die des Abtes Jean de Besni d'Arbouge 1629, dann die von Richelieu versuchte Vereinigung mit den Maurinern 1634, gaben Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, welche erst mit der Aufhebung des ganzen Ordens 1790 endeten. S. Benediktiner.

Cluniacenser, Kongregation von Clugny, s. Clugny.

Cluse, Stadt und Paß im Königreich Sardinien, Herzogthum Savoyen, Provinz Faussigny, an der Arve, sonst Hauptstadt der Provinz, hat 2000 Einwohner. Die Kongregation der Benediktiner von C. ward 966 von Hugo von Scousat gestiftet, nach schmachvoller Unordnung 1066 reformirt u. zählte 1216 145 Klöster. Prinz Eugen war Abt des Hauptklosters.

Clusette, Paß im schweizerischen Kanton Neuenburg, nahe bei Brot, im Thale Travers, durch welchen die Straße nach Pontarlier führt, welche mit bewunderungswürdiger Kühnheit sich neben einem von der Reuß durchrauschten, mehre hundert Fuß hohen Abgrund an einer senkrechten Felsenwand hinzieht. In der Umgegend findet man goldführende Pyriten, schöne strahlende Spathe und Hornsteine.

Clusia (Klusie), Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen, schmarotzerartige Sträucher und Bäume mit viereckigem Stengel, aus dem viel klebriger Milchsaft schwitzt, welcher sich an der Luft in rothes Gummi verdickt, in Westindien und Südamerika, von denen mehre Arten als Zierpflanzen in Gärten vorkommen, einige in ihrer Heimath officinell sind. Von Clusia flava *L.*, mit parallel geaderten dicken Blättern u. gelben 3—4blättrigen Blüthen, auf Jamaika, dient der balsamische Saft in Westindien häufig als Wundmittel, beim Hüftweh u. bei andern Krankheiten und heißt dort Schweinsgummi (Hoggummi), weil die wilden Schweine, wenn sie verwundet worden sind, so lange sich an den Stämmen reiben sollen, bis der Saft herausfließt. C. alba *L.* ist ein 8 Fuß hohes Bäumchen mit weißen, meist 6blätterigen Blüthen, in Südamerika, Westindien. Der Saft desselben ist balsamisch bitter, anfangs grünlich und wird an der Luft später schwärzlich; aus der Rinde spritzt freiwillig ein gelbliches, später röthliches Gummiharz. Saft und Harz werden von den Negern auf den Antillen als Purgirmittel benutzt; die Blätter braucht man zu Bädern oder Waschungen. C. rosea *L.*, ein sehr schöner Baum mit 10—12 Linien langen schönen Blättern u. 6blätterigen, großen, rosenrothen, schönen Blüthen u. gerippten Früchten von der Größe eines Apfels mit scharlachrothem Fleische, auf St. Domingo, Carolina, wird im Vaterlande wie die vorige Art benutzt. Man unterhält diese Gewächse im Warmhause, sie verlangen mehr weite als tiefe Gefäße und eine sandige, mit $^1/_3$ Lehm gemischte Halde- und Lauberde mit einer starken Unterlage zerschlagener Scherben und auf der Oberfläche eine Bedeckung von Moos. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge im Warmbeete unter Glocken und durch Absenker mittelst Anhänger, zu welchem Zwecke man 1—$1^1/_2$ Monate vorher die abzusenkenden Zweige mit einem Drahtringe umbindet.

Clusium, alte Stadt und eine der 12 Republiken Etruriens, ursprünglich Camers genannt, auf einer Anhöhe über dem Fluß Clanis und am Südende des Lacus Clusinus oder der Clusina palus, drei Tagereisen von Rom entfernt, jetzt Chiusi. Für die Bedeutung C.s in alten Zeiten spricht die Unternehmung seines Fürsten Porsenna, die vertriebene Königsfamilie in Rom wieder einzusetzen. In der Folge stand die große und volkreiche Stadt in naher Verbindung mit den Römern, die sie als eine Vormauer gegen die Gallier betrachteten. Noch in späterer Zeit war C., als an zwei Hauptstraßen gelegen, ansehnlich. In der Nähe waren Warmbäder. Hier erlitten die Römer unter L. Aemilius 225 v. Chr. von den Galliern eine schwere Niederlage.

Clusone, Marktflecken in der lombardisch-venetianischen Delegation Bergamo, im Thale Seviana, nicht weit vom Abhange des Berges Criniero, hat ein königliches Distriktskommissariat, eine Prätur 2c., Tuchweberei, Eisenarbeiten, Handel und 3500 Einwohner. In der Nähe sind Kupfer- und Vitriolwerke.

Cluthalith, nadelförmiges u. kugeliges Mineral von faseriger Struktur, 2,16 spec. Gewicht, 3—3,7 Härte, fleischroth, besteht nach Thomson aus 51,266 Kieselerde, 23,560 Thonerde, 7,306 Eisenoxyd, 5,130 Natron, 1,233 Talk, 10,553 Wasser, findet sich an den Kilpatrikhügeln bei Dumbarton in Mandelstein.

Clutia (Klutie, Blumenlorsche, Cluytia *Ait.*), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, diöcische Sträucher u. Bäume in heißen Ländern, vorzüglich in Südafrika. C. pulchella *L.* ist ein zierlicher Strauch von 4 F. Höhe mit rundlicher Krone u. weißen Blüthen, aus Südafrika, findet sich hier u. da in deutschen Gewächshäusern. Von C. collina *Roxb.*, Bridelia collina *Willd.*, einem kleinen Baum in Ostindien, mit ovalen Blättern und einer dreisamigen Kapsel, sind Rinde und Nußschale sehr giftig, das röthliche Holz ist sehr hart und geschätzt.

Cluver (Cluwer, Cluvier, lat. Cluverius), Philipp, berühmter deutscher Geograph und Alterthumsforscher, aus altadeligem Geschlechte 1580 zu Danzig geboren, sollte die Rechte studiren, gab sich aber gegen den Willen seines Vaters seiner Neigung für Geschichte und Erdkunde leidenschaftlich hin und entsagte dem juristischen Studium, um sich ganz der Erd- u. Alterthumskunde zu widmen, was aber seinen Vater so erzürnte, daß er ihm jede Unterstützung entzog. Die Noth zwang nun C., in österreichische Militärdienste zu treten; erst nachdem er zwei Jahre in Böhmen und Ungarn gedient, kehrte er, von der Mutter heimlich unterstützt, nach Leyden zu seinen Studien zurück, machte hierauf eine Reise durch England, Schottland, Frankreich, Deutschland und Italien und ließ sich endlich abermals in Leyden nieder, von den Kuratoren der Hochschule durch ein Jahrgehalt in den Stand gesetzt, seinen literarischen Bestrebungen sorgenfrei zu leben, die aber schon 1643 der Tod unterbrach. Er schrieb: „Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam“ (Leyden 1629); „De tribus Rheni alveis atque ostiis et de quinque populis quondam accolis“ (das. 1611, abgedruckt in Scrivers „Antiquitates inferioris Germaniae“ (das. 1619 u. 1631); „Sicilia, Sardinia et Corsica antiquae“ (das. 1619); „Italia antiqua“ (das. 1623); „De Francis et Francia“ (in A. du Chesne's „Historia Franc. Scriptor.“, Bd. 1) 2c. Das erstgenannte Werk ist der erste gelungene Versuch einer systematischen Behandlung der Geographie nach ihrem ganzen historisch-politischen Umfange.

Clyde, schiffbarer Fluß in Schottland, entspringt in den Bergen von Lanark, fließt bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber und fällt nach einem Laufe von 10 Meilen durch den breiten Clydebusen (Clyde-Frith) beim Schlosse von Dumbarton in die irische See. Er bildet in den Bergen mehre schöne Wasserfälle, so bei Corrahouse einen Katarakt von 84 Fuß u. bei Stonebyers einen von 80 F. Höhe.

Clyde Iron Works, Eisenhütte in der schottischen Grafschaft Lanark, Kirchspiel Westmoreland, am Clyde, nach Canon Works die größte in Schottland, liefert Bomben, Kanonen 2c. und beschäftigt über 500 Arbeiter.

Clydekanal, englischer Kanal in Schottland, der die Flüsse Clyde und Forth verbindet.

Clymene, Tochter des Oceanus und der Tethys, Gemahlin des Japetus, Mutter des Atlas, Prometheus u. A.

Clymenus, 1) Sohn des Cardis, aus Kreta, soll 50 Jahre nach der deucalionischen Fluth in Olympia Spiele eingerichtet und seinem Ahn Hercules Altäre geweiht haben. — 2) Sohn des Cineus, Gemahl der Epicaste, verliebte sich in seine eigene Tochter Harpalice und entriß sie dem Alcestor, dem er sie zum Weibe gegeben, worauf dieselbe ihren Bruder oder ihren mit dem eigenen Vater erzeugten Sohn schlachtete und dem Vater vorsetzte. Sie wurde von den Göttern in einen Vogel verwandelt; C. erhängte sich.

Clysma (lat.), Klystier.

Clyssus (lat.), nach Theophrastus Paracelsus u. A. die Quintessenz oder der Fünftelsaft einer Sache; nach andern ältern Chemikern die Wiedervereinigung der einzeln bearbeiteten Mischungstheile eines Körpers in eine ganze Masse, oder ein zusammengesetztes mineralisches Saures, insgemein diejenige Flüssigkeit, welche durch Verpuffung gewisser Körper mit einem oder dem andern entzündlichen Stoffe in verschlossenen Gefäßen hervorgebracht wird. So hatte man unter And.: C. nitri, Salpeterclyssus, C. sulphuris, Schwefelclyssus, C. antimonii, Spießglanzclyssus. Die alten Chemisten schrieben ohne Zweifel den auf diese Weise erzeugten Feuchtigkeiten besondere Kräfte bei ihren alchemistischen Prozessen zu; die neuere Chemie hat jedoch Wort u. Sache beseitigt.

Clytämnestra, Gemahlin Agamemnons (s. d.): über ihre letzten Schicksale s. Orestes.

C-moll, s. Tonarten.

Cn., Abkürzung des römischen Vornamens Cneius, Cnäus, auch Gnäus und Cneus.

Cnagia, Beiname der Diana von einem Spartaner Cnagus, der, im Kriege der Dioskuren gegen Aphidna gefangen und nach Kreta in den Tempel der Göttin als Sklave verkauft, entfloh u. das Bild der Göttin nach Sparta brachte.

Cnemidostachys, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen (Rutaceen), 1jährige Kräuter oder ausdauernde Halbsträucher meist in Brasilien. C. Chamaelea *Spr.*, Tragia Chamaelea *L.*, eine 1jährige, in Malabar und Koromandel einheimische, krautartige Pflanze, deren männliche Blüthen in achselständigen Aehren vereinigt sind, während die weiblichen einzeln in den Blattachseln stehen, wird in Ostindien gegen verschiedene Kachexien, veraltete Syphilis, ferner als harntreibendes Mittel und mit Wein gegen Durchfälle angewendet.

Cnemis, Gebirgskette auf der Grenze zwischen dem epicnemidischen Locris und Phocis, von der ein Zweig in das Vorgebirg Cnemides ausläuft, dem Cenäum auf Euböa gegenüber.

Cneorum (Zeiland), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, mit sehr kleinem, 3- bis 4zähnigem Kelch und ebenso viel Blumenblättern, Staubfäden und Narben. C. tricoccon *L.*, Chamaelea tricocca *Gärtn.*, gemeiner Zeiland, ist ein niedriger, immergrüner Strauch Südeuropa's und Nordafrika's an der Meeresküste, mit abwechselnden Blättern, einzeln in den Achseln stehenden, 3zähligen, gelben Blüthen und rothen Früchten von der Größe der Pfefferkörner, welche, wie die ganze Pflanze, scharf und bitter schmecken. Die Blätter wurden sonst unter dem Namen Herba Olivellae, sowie auch die Früchte in der Medicin angewendet; beide wirken

purgirend. C. pulverulentum *Vent.*, ein gegen 4 Fuß hoher Strauch auf den kanarischen Inseln, mit grau bestäubten Blättern und Blumen mit 4 Staubgefäßen, soll auf Teneriffa als Ersatzmittel der China gebraucht werden.

Cnicus (Heildistel, Kardobenediktendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, jetzt unter Cirsium (s. d.) gestellt. Hier ist noch zu nennen: C. benedictus *Gärtn.*, Centaurea benedicta *L.*, Calcitrapa lanuginosa *Lam.*, Kardobenediktenkraut, Bitterdistel, heilige Distel, Spinnerdistel, Bernhardinerkraut, ein einjähriges Gewächs, welches an steinigen Orten, in der Nähe der Aecker in Persien, Taurien, Griechenland, sowie auf den Inseln Chios u. Lemnos einheimisch ist, anderwärts im südlichen Europa wahrscheinlich nur verwildert vorkommt, in Deutschland hier u. da in Gärten kultivirt wird. Kraut und Samen werden unter den Namen Herba et Semen Cardui benedicti s. Cardui sancti, Cnici benedicti s. Cnici sylvestris, Acanthi germanici, Kardobenediktenkraut, Bornkraut, Spinnendistelkraut, in den Apotheken geführt. Das Kraut ist frisch hochgrün, etwas klebrig, nicht stechend, trocken mehr graulichgrün, zum Theil ins Gelbliche fallend, mehr oder weniger kurzwollig. Es riecht nur frisch eigenthümlich, nicht angenehm, ist trocken geruchlos, schmeckt aber stark bitter und salzig reizend; es trocknet bis zum 10. Theil ein, 10 Pfund trocknes Kraut geben 4 Pfund Extrakt. Die Samen, auch Stechkörner genannt, sind länglichrund, etwas gekrümmt, 2—2½ Linien lang, ¾ Linie dick, graubraun, der Länge nach gestreift, an der Basis tief eingeschnitten, wie abgebissen, mit einem gezähnten Ringe und einer doppelten Reihe bleibender Borsten gekrönt. Der innere Kern ist ölig und hat einen bitterlich öligen Geschmack. Die Wirkung des Krautes ist bitter tonisch, auflösend für die Unterleibsorgane, weshalb man es in Krankheiten, die auf Atonie und Stockungen im Unterleib beruhen, anwendet. In starken Gaben bewirkt es leicht Ekel und Erbrechen. In der Thierheilkunde wird es häufig gebraucht. Früher wurden auch die Samen gegen Seitenstechen, jetzt nur noch bisweilen als Volksmittel benutzt.

Cnidia, Beiname der Venus nach der Stadt Cnidus in Karien, für welche Praxiteles die berühmte Bildsäule der nackten Venus verfertigt hatte, deren Kopie ohne Zweifel die sogenannte mediceische Venus (s. d.) ist.

Cnidoscolus (Brennfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen (Rutaceen), Sträucher in Südamerika, von denen besonders C. quinquelobus *Pohl*, 5lappige Brennfrucht, hervorzuheben ist, ein gegen 5 Fuß hoher Strauch in Südamerika u. auf den Antillen, der mit langen weißlichen oder bräunlichen, steifen Brennborsten, vorzüglich an den Aestchen, Blattstielen, Blüthen und Früchten dicht besetzt ist. Deshalb können die Zweige zur Urtikation, wie die Brennnesseln, und um Blasen auf der Haut hervorzubringen, benutzt werden. Die Samen und deren Oel sind heftig purgirend, noch heftiger aber wirkt der Milchsaft der Aeste und des Stengels.

Cnidus, Stadt in Karien, zum dorischen Bunde gehörig, lag auf der Landspitze Triopium, theils auf dem festen Lande, theils auf einem Eilande, angeblich von Doriern und Spartern gegründet, und war berühmt durch die Tempel der Venus (s. Cnidia), des Apollo und des Poseidon. Es hatte 2 Häfen, stand lange Zeit in hoher Blüthe und feierte gemeinschaftlich mit der Tripolis von Rhodus, Cos und Halicarnassus die Kampfspiele des Phöbus Triophion auf der nach ihm benannten Landspitze (jetzt Kap Krio). Hier war die Seeschlacht 349 v. Chr. zwischen den Athenern unter Conon und den Spartanern unter Pisander, worin erstere siegten.

Coa, portugiesischer Fluß, entspringt in der spanischen Provinz Estremadura und mündet in der Provinz Beira in den Duero.

Concervatio (lat.), Aufhäufung, Häufung der Beweise, im Gegensatz von Durchführung der einzelnen; nach Quinctilian eine Art der Amplifikation (s. d.).

Coaetaneus (lat.), Zeitgenosse, besonders der mit Anderen zu gleichem Zweck an demselben Ort lebt, z. B. auf der Akademie ꝛc.

Coae vestes (lat.), s. Koisches Gewand.

Coagulatio (lat.), Gerinnung, pharmaceutisch-chemische Operation, eine Art Fällung, welche entweder durch bloßes Erhitzen (wie bei eiweißhaltigen Flüssigkeiten), oder durch Zusatz eines andern (sauren oder zusammenziehenden) Körpers bewirkt wird, z. B. bei der Milch. Die sich hierbei abscheidende Substanz bildet weiche, elastische Flocken.

Coagulum (lat.), Gerinnsel, im Allgemeinen eine gallertartige Masse, die sich aus mancher Flüssigkeit abscheidet.

Coaks, s. Steinkohlen.

Coanza, afrikanischer Strom in Unterguinea, dessen Quelle bis jetzt noch unbekannt ist, durchfließt die Länder Somgho u. Moganguelo, Dongo und Quissuma und mündet südlich von Loando St. Paulo in den atlantischen Ocean. Nebenflüsse sind: Cobya, Lambe, Lucala, Cunhinga und Cutato. Im C. gibt es viele Krokodile u. Flußpferde.

Coavo, bedeutender ostafrikanischer Fluß, entspringt auf dem Gebirge Lupata, durchströmt Zanguebar und mündet unweit der Insel Quiloa in den indischen Ocean.

Cobäa (Kobäe), Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5spaltigen, geflügelt 5eckigen Kelch, die glockenförmige, mit 5lappigem zurückgebogenen Rande versehene Blumenkrone u. durch die bald nach dem Aufblühen spiralförmig gewundenen Staubfäden, mit 2 in Mexiko einheimischen Arten, die bei uns beliebte Schlingzierpflanzen sind. Cobaea scandens *Cav.*, mit rundem, glattem, kletterndem, ästigem Stengel, am Ende gabelrankigen, dreipaarig-gefiederten Blättern u. langstieligen, großen, übergebogenen, anfangs grünen, dann violeten, schönen, winkelständigen Blüthen, bildet in den Wäldern von Mexiko von einem Baume zum andern schöne Guirlanden. Kultivirt verlangt sie eine lockere, fette, mit ⅓ Sand vermischte Damm- oder Laub- und Mistbeeterde, wird jedes Frühjahr in einen größern

Kopf versetzt, im hellen, sonnigen Zimmer oder Glashause bei 4—8° Wärme durchwintert und durch Samen und Stecklinge im warmen Mistbeete vermehrt. Zu Anfang Juni's an eine sonnige Stelle ins Freie gepflanzt, erlangt sie in kurzer Zeit eine beträchtliche Höhe und Ausbreitung und prangt den ganzen Sommer hindurch mit zahlreichen Blumen; zum Emporklettern bedarf sie eines Lattenwerks oder starker Pfähle. C. lutea *Don*, C. macrostemma *Pavon*, mit gelben Blüthen, ist zärtlicher als vorige Art, wird bei 8—12° Wärme durchwintert und im Sommer im Glashause gehalten.

Cobbe, Hauptstadt des mittelafrikanischen Reichs Darfur, liegt in der Mitte des Landes, zu beiden Seiten der großen, sie vom Norden nach Süden durchziehenden Handelsstraße und soll über 2 (engl.) Meilen lang, aber sehr schmal seyn. Die Häuser sind durch die sie umgebenden Gärten und Ländereien weit von einander getrennt, so daß die Stadt gleichsam in einem Haine von Palmen &c. liegt. C. ist der Haupthandelsplatz in Centralafrika, hält wöchentlich zwei stark frequentirte Märkte und soll gegen 8000 Einwohner zählen.

Cobbett, William, berühmter englischer Publicist, geboren 1766 in der Grafschaft Surrey, wo sein Vater ein kleines Grundeigenthum besaß. Sein unruhiger Geist fand weder Befriedigung in dem stillen Leben des Landmanns, noch in der einförmigen Wirksamkeit eines Schreibers; mehr Abwechselung und Beweglichkeit versprach ihm der Kriegsdienst, in den er 1784 als Tambour trat. Im folgenden Jahre schon ging er mit seinem Regimente nach Neuschottland, von wo er als Sergeant 1791 sich verabschiedete. Sein rastloser Eifer im Studiren hatte indeß den Mangel seiner frühern Erziehung ersetzt, so daß er es dreist wagen konnte, als Schriftsteller aufzutreten. Dies geschah in Philadelphia, wo er unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) mehre Flugschriften veröffentlichte, Buchhändler wurde und die Zeitschrift „The porcupine" herausgab. Den Aufenthalt in Amerika verleidete ihm die hohe Geldbuße, zu welcher er wegen einer Schmähschrift verurtheilt ward. Er kehrte 1801 nach England zurück und gab bald darauf und bis an seinen Tod die Wochenschrift „Weekly political register" heraus, die als Muster geistreicher Polemik besonders für die Zeitgeschichte von dauerndem Werth ist. In seinen politischen Grundsätzen gehörte er der Torypartei an, bis eine Beleidigung Pitts ihn zum Radikalen machte. Für diese seine neue Richtung kämpfte er so entschieden, daß er wegen Anreizung zum Aufstande zu zweijähriger Gefängnißstrafe und 1000 Pfd. Sterling Geldbuße verurtheilt wurde, eine Strafe, die jedoch seinem Freimuth keine Schranken anlegte. Abermals in politische Händel verwickelt, ging er 1817 wieder nach Amerika, kehrte aber nach einem Jahre nach England zurück, wo er fortfuhr, seine ganze Kraft der Volksvertretung zu widmen. In diesem Sinne hielt er 1829 in England und 1834 in Irland politische Vorlesungen, die ihn der einen Partei beliebt und der andern gefürchtet machten. In gleichem Grade Gegner der Tories u. Whigs, war er ein eifriger Anhänger der Hochkirche, u. sein entschiedener Radikalismus verhinderte ihn nicht, gegen den Unterricht der Armen zu sprechen, „denen dadurch nur unnütze Ideen in den Kopf gesetzt würden". Seit 1832 für Oldham in das Unterhaus gewählt, beantragte er die Abschaffung des Papiergeldes und vertheidigte das Interesse des Ackerbaues, ohne jedoch im Ganzen Einfluß zu gewinnen. Er † am 18. Juni 1835 auf seinem Landgute in Surrey. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „The works of Peter Porcupine" (12 Bde., London 1801); „Treatise on Cobbetts corn" (das. 1828); „English grammar" (für Deutschland bearbeitet von Pleßner, 2. Aufl., von Kaltschmidt, Leipzig 1839); „Collection of State trials" (3 Bde., London 1809—10); „Parlementary debates" (20 Bde., das. 1803—18) &c. Sein Styl ist ausgezeichnet durch Klarheit, Kraft, Reinheit und eigenthümliche Eleganz des Ausdrucks; bei all seiner Meisterschaft in der Form mangelten ihm aber die ächt wissenschaftliche Bildung und die positiven Kenntnisse, daher vermißt man in seinen Schriften das Gediegene und den Reichthum an neuen Ideen, während er als Beobachter und Schilderer besonderer Zustände nicht genug zu schätzen ist.

Cobden, Richard, der berühmte Vertreter des Freihandels, ward 1804 zu Midhurst in Sussex geboren als Sohn eines der sogenannten kleinen Grundeigenthümer, die ihren Grund und Boden selbst zu bestellen pflegen. Da derselbe seines kleinen Besitzes verlustig ging und eine Familie von neun Kindern in äußerster Dürftigkeit hinterließ, so mußte der junge C. in seiner Kindheit die Schafe hüten. Der einzige Unterricht, den er erhielt, bestand in Lesen, Schreiben und Rechnen; da er jedoch einen aufgeweckten Geist zeigte, so berief ihn ein Onkel, ein Kattunfabrikant in London, zu sich. Da aber dieser schon nach einigen Jahren finanziell ruinirt war, so sah sich C. von Neuem ohne alle Hülfsquellen. Um diese Zeit verfertigte man sämmtliche Kattune erster Qualität in der Nähe von London, während die geringern Sorten, welche die Hauptmasse der Produktion Englands ausmachen, zu weit niedrigern Preisen in Manchester und der Umgegend erzeugt wurden. Dies brachte C. auf die Idee, in Manchester eine Manufaktur der bessern Gattungen Kattune zu errichten. Wahrscheinlich mit Hülfe anderer Personen, die, seiner Sachkenntniß, Redlichkeit und Energie vertrauend, ihm die nöthigen Mittel vorstreckten, richtete er in kurzer Zeit eine Fabrik ins Werk, deren Erzeugnisse in Farbe und Zeichnung den in London producirten Kattunen nichts nachgaben. Da nun der Arbeitslohn in Manchester viel geringer ist, als in London, so war C.s Gewinn bedeutend, und als er 1835 die politische Laufbahn betrat, zählte er bereits zu den geachtetsten Manufakturisten jener Stadt. Durch öftere Ausflüge nach Frankreich, Belgien und der Schweiz hatte er seine Anschauungen erweitert, und eine 1835 von ihm veröffentlichte, gegen den Russenfeind Urquhart und dessen Anhang, die sogenannten „Philotürken", gerichtete Broschüre gab ihm zuerst Gelegenheit, die Theorie zu entwickeln, welche mit einigen Modifikationen seine ganze spä-

tere Handlungsweise geleitet hat. C. hatte nämlich ein System des Friedens im Auge, machte die Prätensionen der Diplomatie lächerlich, verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewicht der Macht und behauptete, daß die Mission Englands darin bestehe, seine Handelsverbindungen und seinen moralischen Einfluß über die ganze Erde auszudehnen, ohne aber mit Jemandem Krieg zu führen. Diese Schrift und eine zweite in demselben Geist abgefaßte erregten in Manchester Aufsehen und verschafften dem Verfasser einen gewissen Einfluß bei der industriellen Aristokratie Lancashire's. Diesen benutzte er zur Gründung des Athenäums, eines der geistigen und sittlichen Ausbildung der in den Fabriken und Kontoren Manchesters beschäftigten jungen Leute gewidmeten Instituts, welches im December 1835 mit einer von C. gehaltenen Rede eröffnet wurde. Obgleich Manchester die erste Fabrikstadt in England war, befand es sich damals noch unter der Jurisdiktion eines feudalen Grundherrn, der die municipale Verwaltung nach Gutdünken anordnete und die Lokalsteuern ausschrieb. C. unternahm es in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden, die Stadt aus dieser herabwürdigenden Vasallenschaft zu befreien, und brachte es dahin, daß der Lord of the manor einem Gemeinderath Platz machte, in welchen er selbst als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er Präsident der Handelskammer, und sein Ansehen wuchs mit jedem Tage. Inzwischen hatte C. auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten die dortigen Zustände in ökonomischer und industrieller Beziehung studirt, besuchte dann Aegypten, die Türkei und Griechenland und 1838 Deutschland. Hier soll der Anblick der Ritterburgen an den Ufern des Rheins und der Donau und die Erinnerung an den Hansabund ihm die erste Idee eines Vereins zum Schutze der Interessen des Mittelstandes gegen die Uebergriffe der Aristokratie gegeben haben, welche zur Gründung der Anti-cornlaw-league führte. Als C. im Oktober 1838 aus Deutschland nach Manchester zurückkehrte, war schon durch Bowring, Thompson u. A. die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Korngesetze hingelenkt worden. Als nun die Handelskammer bald darauf eine Sitzung hielt, um über eine Petition an die Regierung wegen der Modifikation der Korngesetze zu berathschlagen, erhob sich C., um die gänzliche Abschaffung derselben zu fordern, und nach einer lebhaften Debatte erhielt sein Amendement die Stimmenmehrheit. Die am 13. December 1838 von der Handelskammer in Manchester an das Parlament gerichtete Vorstellung fand in den industriellen Kreisen großen Anklang, und nachdem aus vielen Orten ähnliche Anträge eingelaufen waren, erschienen im Frühjahr 1839 200 Delegirte in London mit Petitionen, die von 2,000,000 Unterschriften bedeckt waren. Obwohl sie beim Unterhause wenig Beachtung fanden und der von Villiers gestellte Antrag mit ungeheurer Majorität verworfen ward, so ließen sich die Vertheidiger des Freihandels hierdurch nicht abschrecken; schon am folgenden Tage traten sie wieder zusammen, und damals ward ihr Verein in Folge einer energischen Rede C.s mit dem so berühmt gewordenen Namen der „League“ getauft. Mit der Gründung dieses Vereins beginnt die hervortretende öffentliche Wirksamkeit C.s; von dieser Stunde an ist sein Name mit dem Streben und den Erfolgen dieses einflußreichen Bundes auf das Unzertrennlichste verknüpft. Sein Auftreten im Parlamente, in das er bei der Parlamentswahl von 1841 für Stockport gewählt ward, wodurch die Tories mit ihrem Führer Sir Robert Peel ans Ruder gelangten, war nur der Widerhall dessen, was er in den zahllosen Versammlungen des Vereins zu Manchester, Liverpool, Birmingham, Leeds und an hundert andern Orten dem Volke eindringlich gemacht hatte. Wie sehr aber C. seine Stellung als Vertreter seiner Partei in einer, in ihrer großen Mehrheit entschieden feindseligen Versammlung begriff, wie gründlich er, um zum Ziele zu gelangen, seine zu beobachtende Haltung verstand, geht daraus hervor, daß er beinahe ausschließlich nur in entscheidenden Augenblicken, in der speciellen Frage des freien Handels und namentlich der Aufhebung der Kornzölle das Wort ergriff. So wußte er in der Session von 1843 gleich nach Eröffnung des Parlaments bei dem Antrag auf Untersuchung des Nothstandes im Lande in meisterhafter Rede, die ihren Eindruck eben so wenig im Sale der privilegirten Gesetzgeber verfehlte, als sie unter der ackerbautreibenden Bevölkerung ihm und seinen Grundsätzen Anhang verschaffte, die Verschiedenheit des Interesses der Bodenaristokratie von dem des eigentlichen Landmannes in klares Licht zu setzen. Als er in dieser Rede ein erschütterndes Gemälde der Leiden des Volks im Norden von England entwarf und den Premierminister, als Hauptstütze der Korngesetze, persönlich für alles Unglück verantwortlich machte, gerieth Sir Robert Peel, der sich gerade in Folge der Ermordung seines Sekretärs Drummond in einer sehr gereizten Stimmung befand, über diese Apostrophe außer sich und beschuldigte den Redner, daß er den Meuchelmord gegen ihn herausfordere. Da sich C. in dem sich hierauf erhebenden Tumulte nicht zu rechtfertigen vermochte, so glaubten ihn seine Gegner in der öffentlichen Meinung schon verloren; aber die Meetings, die allenthalben veranstaltet wurden, um die Entrüstung der League über die schmähliche Behandlung ihres Chefs auszudrücken, belehrten sie bald eines Bessern. Die ganze Macht dieses mächtigen Bundes und die hohe Befähigung und Umsicht seines Leiters C. traten aber in ihrem völligen Umfange hervor, als in der zweiten Hälfte von 1845 sich die Anzeichen einer unzulänglichen Ernte in England kundgaben und mit der weitverbreiteten Kartoffelfäule trostlose Aussichten auf Theuerung und Hungersnoth sich eröffneten. Von da an wurde der Andrang der Mittelklassen gegen die in den Korngesetzen aufgerichteten Schanzen des Vorrechts so gewaltig, daß der Sieg dieser Partei nicht länger zweifelhaft scheinen konnte und die Voraussicht des begabtesten Staatsmannes der Gegenseite die Nothwendigkeit erkannte, dem gewaltigen Drucke von außen nachzugeben und das große Palladium der Vorrechte des Adels zu opfern auf dem Altar des Gemeinwesens.

Mit Seherblick rief damals C. in der Versammlung des Gegenkorngesetzvereins im Coventgardentheater in London vom 17. December, nachdem es Peel nicht gelungen war, seine Amtsgenossen zu entscheidenden Schritten zu vermögen: „Noch sechs Monate und unser Bund kann sich nach gewonnenem Sieg seiner Grundsätze wieder ins Volk auflösen, aus dem er hervorgegangen.“ Damals schon, als die Whigpartei, nach der Abdankung Peels von der Königin zur Bildung einer neuen volksthümlichen Verwaltung berufen, rathlos nach Elementen umher gesucht hatte, ein der kritischen Lage und den Forderungen des Volks entsprechendes Ministerium zu bilden, ward von der „Times“, dem einflußreichen Organ der Presse, C. als der Mann bezeichnet, dessen Name in der neuen Regierung nicht vermißt werden dürfe. Das Whigministerium kam aber nicht zu Stande, und Peel, der einzige Mann, welcher mit dem vorhandenen Parlamente die große, nothwendig gewordene Maßregel durchführen konnte, zwang die voraussichtlichen Mitglieder seiner Partei, mit ihm selbst das Nothwendige durchzusetzen, dessen Zustandekommen nicht aufzuhalten war und dessen Verwirklichung sonst in viel rücksichts- und schonungslosere Hände gefallen wäre. C. aber hatte während dieser ganzen Zeit der Ministerkrisis, fern von den Ränken der Bewerber um Portefeuilles, seinen Weg unwandelbar fortgesetzt und war in seinen Angriffen gegen die Tories und namentlich gegen Peel eher heftiger geworden. Auch erklärte sich C., als Peel kurz nach Eröffnung des Parlaments, Anfangs 1846, seinen Plan in Bezug auf die Abschaffung der Kornzölle vorgelegt hatte, gegen die darin für diese Maßregel festgesetzte dreijährige Frist und drang in seinem gegen Ende Januar d. J. erlassenen Umlaufschreiben an die englischen Pächter auf unverweilte vollständige Aufhebung der Getreidezölle, wobei er bemerkte, man müsse den einmal für unumstößlich richtig erkannten Grundsatz nicht furchtsam wie Kinder, sondern, wie es Männern und Briten zieme, kühn und ganz zur Ausführung bringen. Ernstliche Erkrankung hielt ihn lange Zeit aus dem Parlamente fern, und erst in den letzten Sitzungen der sogenannten „Monsterdebatte“ über die peelsche Bill und den von der Torysette gestellten Antrag auf Verwerfung derselben war er im Stande, seinen Sitz wieder einzunehmen. In einer damals gehaltenen Rede zollte er dem Manne, den er Jahre lang so heftig und bitter angegriffen, der aber nun der Gegenstand der Schmähung, der Verdächtigung, der Verwünschungen für seine eigene Partei geworden, Sir Robert Peel, öffentlich den Dank und die Anerkennung, die ihm das Land wegen seiner Meinungsänderung und der Offenheit, womit er sie eingestanden und darnach gehandelt, schulde. Als gegen Mitte dieses Jahres mit der Annahme der peelschen Korngesetzbill in beiden Häusern des Parlaments der Sieg der League in ihrer Sache entschieden war, beantragte C. in einer großen Versammlung des Gegenkorngesetzbundes dessen unverweilte Auflösung, was auch in so weit beschlossen wurde, daß derselbe alle seine Funktionen einstellen, aber formell bis zum Eintritt völlig freier Korneinfuhr im Februar 1849 bestehen bleiben solle. Das neue Whigministerium, welches zu dieser Zeit an die Stelle der Verwaltung Peels trat, bildete sich, ohne daß ein Mitglied der League, namentlich C., darin Platz genommen hätte, obwohl man solches erwartete. Lord John Russell beschränkte sich, wie es hieß, darauf, dem Leiter der League die Aussicht auf einen Sitz im Kabinet zu eröffnen, sobald seine leidenden Gesundheitsumstände und seine Geschäftsverhältnisse ihm dies gestatten würden. Denn die siebenjährigen Anstrengungen der Korngesetzagitation hatten nicht nur die Gesundheit des Mannes angegriffen, sondern auch seinem Vermögen und Hauswesen große Nachtheile zugefügt. Die Erkenntlichkeit seines Volks suchte ihn wenigstens in letzterer Beziehung zu entschädigen durch Eröffnung einer Subskription von 200,000 Pfd. St. Um sich von seinen langjährigen Strapazen zu erholen, unternahm C. eine Reise durch Europa. Er besuchte Frankreich, Spanien und Italien, dann Deutschland, Rußland und Schweden. Ueberall fand er eine ausgezeichnete Aufnahme: sogar in Moskau wurden ihm Ovationen zu Theil. Nachdem er vom Westriding von Yorkshire mit 38,000 Stimmen zum Vertreter im Parlament ernannt worden, gewann er, als der Mandatar eines so volkreichen und wohlhabenden Bezirks, vermehrtes Ansehen und fuhr fort, alle nützlichen Verbesserungen, alle hochherzigen Ideen mit Wärme zu befürworten. Unter seiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte, obwohl dieselbe von Seiten der Schifferheder den heftigsten Widerstand erfuhr. An die Stelle der League war die „Financial reform association“ getreten, welche sich später mit der Wahlreformassociation vereinigte, und die Bestrebungen C.s waren von nun an besonders auf die Einführung zweckmäßiger Ersparungen in der Staatsverwaltung und auf die Ausdehnung des parlamentarischen Stimmrechts gerichtet. Zugleich bewies sich C. als eifriger Beförderer der Friedensgesellschaften, an deren Versammlungen (unter andern in Frankfurt 1850) er sich fleißig betheiligte und deren Lehren er mit aller Macht seiner feurigen Rede unterstützte. Von dieser Tendenz war auch sein dem Parlament vorgelegter Antrag auf Einführung eines internationalen Schiedsgerichts, welcher zwar 1849 mit 176 gegen 97 Stimmen durchfiel, aber, als er 1851 erneuert ward, die Erklärung Lord Palmerstons hervorrief, daß er die Grundsätze desselben vollkommen gut heiße und möglichst anzuwenden suchen werde. Mit der Politik dieses Ministers war C. indessen nicht immer einverstanden. So bei der Debatte über die griechische Frage, im Juni 1850, in welcher er dessen Benehmen einer strengen Kritik unterwarf. Dagegen interessirte er sich lebhaft für die Sache der Ungarn, suchte, obwohl vergebens, die Börsenwelt gegen das bald nach der Katastrophe von Villágos von der russischen Regierung kontrahirte Anlehen einzunehmen und bewillkommnete Kossuth bei seiner Landung in England. Uebrigens gehört er keineswegs zu den entschiedenen Radikalen und hat in der Reformkonferenz zu Manchester (3. December 1851)

sich für ein Programm ausgesprochen, durch welches die auf allgemeines Stimmrecht hinzielenden Plane der vorgerückten Fraktion fürs Erste beseitigt werden. In seiner neuesten Flugschrift „1793 and 1853“ sucht er zu beweisen, daß die ganze Schuld des Revolutionskriegs von 1793 und die meisten seiner schrecklichen Folgen vielmehr England und seinen Verbündeten, als Frankreich und dem Konvent zuzuschreiben seyen. Da er während des russisch-türkischen Kriegs offen für Rußland Partei nahm und auch in Volksversammlungen diese Meinung vertrat, büßte er einen großen Theil seiner Popularität ein. Uebrigens ist C. ohne Zweifel der hervorragendste unter den gegenwärtigen Führern der englischen Reformer.

Cobenzl, 1) **Johann Ludwig Joseph von**, österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren den 21. November 1753 zu Brüssel, begann seine politische Laufbahn unter der Leitung des Gouverneurs von Galizien, Grafen von Pergen, und folgte dem Marquis von Yre in dem Gesandtschaftsposten zu Kopenhagen, den ihm das Wohlwollen des Ministers von Kaunitz übertrug. Von 1775 bis zum Ausbruch des bayerischen Erbfolgekriegs war er Gesandter in Berlin und von 1779 Botschafter am russischen Hofe. Als solcher wußte er sich durch seine geselligen Talente die Zuneigung Katharina's zu erwerben, und es gelang ihm, alle Versuche Preußens, das Bündniß Rußlands und Oesterreichs zu trennen, zu vereiteln. Der Tod der Kaiserin führte seine Abberufung herbei; 1797 unterhandelte er zu Udine mit Bonaparte, unterzeichnete als bevollmächtigter Minister am 17. Oktober den Frieden zu Campo Formio, wohnte dem Kongreß zu Rastadt bei und trat 1798 wieder in seine frühere Stellung in Petersburg zurück. Im Jahre 1801 schloß er mit Joseph Bonaparte den Frieden von Luneville und leitete als Staats- und Konferenzminister und Staatskanzler die auswärtigen Angelegenheiten der österreichischen Monarchie, bis die Ereignisse des Jahres 1805 und andere Rücksichten ihn veranlaßten, seine Stelle niederzulegen. Dennoch blieb er nicht ganz ohne Einfluß und war noch in den letzten Augenblicken seines Lebens bemüht, den Krieg von 1809 abzuwenden. Er † zu Wien den 23. Februar 1809. C. war einer der ausgezeichnetsten, scharfblickendsten Diplomaten, eben so unermüdlich im Bekämpfen der französischen Revolution und ihrer verwandten Ideen als im Verfechten der alten Regierungsweise, deren Grundsätze er mit der Muttermilch eingesogen hatte.

2) **Johann Philipp von C.**, Vetter des Vorigen, der Letzte des Geschlechts, am 28. Mai 1741 zu Laibach geboren, studirte in Wien u. Salzburg und ward zuerst in Brüssel angestellt. Nachdem er 1767 Staatsrath geworden, errichtete er das neue Mauthdepartement, ward dann Kaiser Josephs Begleiter nach Frankreich und wohnte den Friedensunterhandlungen zu Teschen als bevollmächtigter Minister bei. Während der Unruhen in Brabant sollte er Unterhandlungen daselbst eröffnen, doch mußte er sich nach Luxemburg zurückziehen und lebte bis nach dem Frieden von Luneville auf seinen Gütern, worauf er als außerordentlicher Botschafter nach Paris ging. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten 1805 hob seine Funktionen auf; von nun an lebte er in Wien, wo er am 30. August 1810 †.

Cobijah, Stadt und Freihafen in der südamerikanischen Republik Bolivia, am gleichnamigen Flusse, hat über 3000 Einwohner, ist eine Schöpfung der bolivischen Regierung durch Beschluß vom 1. Juli 1829, durch welchen der damalige Flecken C. sammt der Provinz Atacama von dem Departement Potosi abgeschieden, zu einem unabhängigen Littoralgouvernement erhoben und der Hafen von C. zum Freihafen erklärt wurde, und ist schon jetzt als der zweite Hafen des stillen Oceans anzusehen.

Cobra Capello, s. **Brillenschlange**.

Cobrasinseln, ostafrikanische Inselgruppe auf der Küste von Zanguebar (s. d.).

Cocagna (ital.), sonst Lustbarkeit der Neapolitaner, den Kongiarien der Römer ähnlich, auf des Königs Kosten an den vier letzten Sonntagen des Karnevals und sonst bei außerordentlichen Gelegenheiten veranstaltet. Man errichtete auf einem großen Platze ein pyramidenförmiges Gerüst, dessen Flächen von unten bis an die Spitze mit allerlei Eßwaaren, unten sogar mit ganzen Rindern und Schafen geschmückt waren; das Gerüst umschloß ein weiter Kreis von Soldaten, der sich öffnete, sobald das Zeichen zum Plündern der Schätze gegeben wurde. Die Flächen der Pyramide waren durch Fett schlüpfrig gemacht, so daß das Herabrutschen der Hinaufgekletterten, die dicht vor dem Ziele oft noch scheiterten, einen lustigen Anblick verursachte. Aehnliches findet auch zu Rom in der Villa Borghese im Oktober Statt. Daher Pays de Cocagne, s. v. a. Schlaraffenland.

Coccejanischer Streit, s. **Coccejus**.

Cocceji, 1) **Heinrich, Freiherr von C.**, deutscher Rechtsgelehrter, am 25. März 1644 zu Bremen geboren, studirte zu Leyden und in England und wurde 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte und 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a. d. O. Im Jahre 1702 ward er in der oranischen Erbfolgesache nach dem Haag geschickt, nach seiner Zurückkunft zum Geheimerath ernannt und 1713 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er † am 18. August 1719. Sein Hauptwerk, „Juris publici prudentia“ (Frankfurt 1695 und öfter), ein Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts, wurde das allgemeine Kompendium für diese Disciplin. Seine Dissertationen erschienen gesammelt: „Exercitationes curiosae“ (2 Bde., Lemgo 1722); „Dissertationes varii argumenti“ (das. 1727); Consilia et deductiones“ (2 Bde., das. 1725—1728); „Grotius illustratus seu commentarii ad Grotii de jure belli ac pacis libros III“ (3 Bde., Breslau 1744—1748).

2) **Samuel, Freiherr von C.**, deutscher Rechtsgelehrter, jüngster Sohn des Vorigen, 1679 zu Heidelberg geboren, ward nach vollendeten Studien ordentlicher Professor zu Frankfurt a. d. O., 1704 Regierungsrath zu Halberstadt u.

1710 Direktor der dasigen Regierung. Im Jahr 1711 zur Visitation des Reichskammergerichts nach Wetzlar berufen, wurde er zum geheimen Justiz- und Oberappellationsrath in Berlin, 1723 zum Kammergerichtspräsidenten, 1727 zum Staats- u. Kriegsminister, 1730 zum Chef aller geistlichen Sachen und Kurator aller königlichen Universitäten, 1731 zum Oberappellationsgerichtspräsidenten, 1738 zum ersten Chef der Justiz in allen preußischen Staaten und 1746 zum Großkanzler ernannt. Er † am 22. Okt. 1755. Seine umgearbeitete Gerichtsordnung, „Codex Fridericianus" (Berlin 1747—1750), war ein für jene Zeit treffliches Werk, das erst 1780 außer Geltung kam. Er schrieb ferner: „Corpus juris Fridericianum" (Berl. 1749—1752), „Jus civile controversum" (zuletzt 1791—1798) u. gab seines Vaters „Grotius illustratus" mit einer Einleitung heraus. C. war ein gründlicher Gelehrter und machte sich besonders um die Verbesserung der Rechtspflege in Preußen sehr verdient.

Coccejus (eigentlich Koch oder Koken), Jan, berühmter holländischer Theolog, geboren zu Bremen am 30. Juli 1603, studirte in Franecker, wurde 1629 Professor in seiner Vaterstadt, kehrte 1635 als theologischer Lehrer nach Franecker zurück und wurde von hier 1650 als Professor nach Leyden berufen, woselbst er bis zu seinem Tode (5. November 1669) ruhmvoll wirkte und der Gründer einer eigenthümlichen theologischen Schule wurde, deren Meinungen in Holland und Deutschland theils entschiedenen Beifall, theils heftige Entgegnungen (Coccejanischer Streit, s. Bundestheologie) hervorriefen. Sein Hauptwerk ist: „Summa Doctrinae de Foedere et Testamento Dei" (Lüttich 1660, 5. Ausgabe 1683). Seine „Opera theologica" erschienen zu Amsterdam 1673—1675, 8 Bde., und 1701, 10 Bde., und wurden ergänzt durch „Opera anecdota" (das. 1706, 2 Bde.).

Coccejus Nerva, römischer Kaiser, s. Nerva.

Cocchi, Giacchino, berühmter Opernkomponist, 1720 zu Padua geboren, Kapellmeister im Conservatorio degl' Incurabili zu Venedig, lebte dann von 1757—1772 in England. Am berühmtesten ist seine Oper „Zenobia".

Coccia, Carlo, fruchtbarer Opernkomponist, geboren im April 1789 zu Neapel, sang bereits vom 7. Jahre an die Sopranpartien in den Kirchen Neapels, studirte dann die Musik förmlich bei dem Maestro Pietro Capelli und komponirte schon in seinem 13. Jahre eine Serenade, einige Solfeggien, eine Kantate und ein Capriccio fürs Klavier. Seine ferneren Studien machte er im Konservatorium zu Neapel unter Fernaroli's und Paesiello's besonderer Leitung, welcher Letztere ihn zum Organisten bei den Kirchenmusiken und zum Klavierakkompagnisten bei den Musiken am Hofe Joseph Napoleons erwählte. Seine erste Oper, „Il matrimonio per cambiale" betitelt, gefiel wenig, und C. wollte nach Neapel zurückkehren, als er auf Paesiello's Rath Florenz zum Aufenthaltsorte wählte. Hier komponirte er für das Teatro nuovo die komische Oper: „Il Poeta fortunato", die eine günstige Aufnahme fand. Seitdem setzte er viele Opern und Kantaten, u. A.: „Ser Martinaccio", komische Oper, 1809; „Voglia di dote e non di moglie", kom. Oper, 1810; eine Kantate bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom, zu Treviso 1811; „Il Sogno verificato", opera seria, 1812; „Arrichetto", Oper, 1813; mehre Kantaten zum Namenstage des Kaisers Franz; „La Festa della Rosa", komische Oper, 1822, rc. Als Direktor des Kingstheaters in London komponirte er 1827 für dasselbe die Oper: „Marie Stuart". Nachdem er während einer Reise in seine Heimath für die Scala zu Mailand die Op. ser. „L'Orfano della selva", 1829 zu Venedig die Op. ser. „Rosamonda", 1831 in Neapel die Op. ser. „Edoardo Stuart", 1832 zu Mailand die Op. ser. „Enrico di Montfort" und 1833 ebendaselbst die Op. ser. „Catarina di Guisa" gesetzt hatte, besuchte er noch einmal auf kurze Zeit London, kehrte aber dann für immer in seine Vaterstadt zurück. In den ersten Jahren seiner theatralischen Laufbahn hatte er das ernstliche Studium seiner Kunst vernachlässigt und komponirte oft eine Oper in wenigen Tagen. So mußte er z. B. in Genua auf ausdrücklichen Polizeibefehl die „Donna caritea" in einer einzigen Woche schreiben; die „Donna selvaggia" schrieb er in 16 Tagen. Später aber, namentlich während seines Aufenthaltes in London, legte er sich mit allem Ernste auf das Studium der klassischen Musik u. komponirte Gediegeneres.

Coccoli (lat.), Kockelskörner, s. Cocculus.

Coccoloba (Seetraube, Traubenampfer, Traubenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, mittelmäßig hohe Bäume in Westindien und Südamerika, einige auch in China, von denen mehre Arzneikräfte besitzen u. mehre wegen der schönen Blätter u. Blüthentrauben eine Zierde der Gewächshäuser sind. Von C. uvifera *L.*, Polygonum uviferum *L.*, gemeine Seetraube, einem Baum von 15—30 Fuß Höhe, der im mittleren Amerika am Strande u. oft im Wasser wächst u. große, herzförmige, lederartige, glänzende Blätter mit vielen, oft rothen Rippen, weißliche, in sehr langen Trauben vereinigte Blüthen und rothe Früchte von der Größe mittelmäßiger Kirschen hat, soll diejenige Sorte des Gummi Kino stammen, welche westindisches oder amerikanisches Kino (Kino americanum s. occidentale) genannt und aus Jamaika gebracht wurde (s. Kino). Die säuerlich-süßen Früchte werden in Amerika gegessen und eben so wie die bittere und adstringirende Wurzel und Rinde gegen Durchfälle, Blutflüsse und dergleichen angewendet. Die öligen und scharfen Samen sollen purgiren. Das Holz ist hart und schwer, gibt eine schöne rothe Farbe, wird zum Färben und Brennen gebraucht und sonst zu mancherlei Dingen verarbeitet. C. nivea *Jacq.*, weiße Seetraube, ist ein Baum in Westindien, an Bächen, wild und angepflanzt, 20 Fuß hoch, mit 6 Zoll langen Blättern, kleinen, gelblichen Blüthen und saftigen, schneeweißen Früchten, welche die dreieckige, schwarze Nuß nur bis zur Hälfte bedecken, süßsäuerlich schmecken und gegessen, außerdem auch bei hitzigen und Entzündungskrankheiten, Blutflüssen u. Blennorrhöen als Heilmittel gebraucht werden. Die schönste Art ist: C. pubescens *L.*, C. grandifolia *Jacq.*, weißhaarige oder großblättr-

rige Seetraube, ein Baum in Bergwäldern von Südamerika und Martinique, oft 60—80 F. hoch, mit sehr großen, 1½—2 Fuß breiten, fast kreisrunden, vielrippigen, weich-behaarten Blättern, Blüthen in länglichen Trauben und eßbaren Früchten. Auch von C. excorticata *L.*, rindenlose Seetraube, einem Baum in Westindien, ebenfalls mit sehr großen Blättern und gelblichen Blumen in hängenden Endtrauben, sowie von C. punctata *L.*, C. coronata *Jacq.*, punktirte Seetraube, mit 6 Zoll langen Blättern und weißen Blüthen in kurzen Trauben, sind die Beeren eßbar. Die Seetrauben verlangen 12—17° Wärme, große Gefäße oder besser noch ein Erdbeet, im Sommer reichlich Wasser, bei heißem Sonnenschein Schatten und Luft, und eine nahrhafte, lockere Erde aus 3 Theilen Laub- oder leichter Rasenerde, 1 Theil Torf- oder Moorerde, 1 Theil Flußsand und 1 Theil Lehm. Ihre Vermehrung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Samen.

Cocculus (Mondkorn, Kockel), Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, getrennten Geschlechts: die männlichen Blüthen mit 6—9blättrigem Kelch, blätteriger Blumenkrone und eben so vielen freien Staubfäden, die weiblichen Blüthen den männlichen in Hinsicht des Kelchs und der Korolle gleichend, mit an der Spitze zweispaltigem Griffel, mit einfachen Narben und 4—6 Fruchtknoten, aus denen sich eben so viele beerenartige, oft schiefe, nierenförmige, zusammengedrückte, einsamige Steinfrüchte bilden. Die Gattung ist erst durch Decandolle von Menispermum *L.* getrennt worden, enthält gegen 70 Arten, meist Halbsträucher in Afrika, Ostindien u. Australien, von denen viele mit wirksamen Arzneikräften versehen sind. C. palmatus *Dec.*, Menispermum palmatum *Lam.*, Menispermum Calumba *Andr.*, *Berry*, handförmiges Mondkorn, Kolumbopflanze, ist eine ausdauernde Pflanze, die auf der Ostküste von Afrika und in den dichten Wäldern von Mozambique in großer Menge wild wächst und jetzt auch auf Isle de France, den Sechellen und in Ostindien kultivirt wird. Der Stengel ist krautartig, kletternd, mit braunrothen Haaren besetzt, an der männlichen Pflanze einfach, an der weiblichen ästig; die Blätter sind fast handförmig ausgeschnitten, langgestielt, mit starken, rothbraunen Haaren besetzt u. öfters eine Spanne breit, die Blüthentrauben der männlichen Pflanze zusammengesetzt, der weiblichen einfach, die Blumenblätter bei beiden grün, etwas gekrümmt, die Früchte von der Größe einer Haselnuß, länglichrund, dicht, mit langen, schwarzdrüsigen Haaren besetzt. Die starke, dicke, bräunlichgelbe, aus mehren walzenförmigen, etwas gegliederten, gebogenen, fleischigen Knollen von 12—15 Zoll Länge und 3—4 Zoll Dicke bestehende Wurzel ist unter den Namen Radix Columbo seu Kalumbo, Colombo s. Calumbae s. Cocculi palmati, Kolumbo-, Kalumbo-, Ruhrwurzel, officinell. Sie wird im März, also in der trockenen Jahreszeit, ausgegraben, geschnitten, an Fäden gereiht und zum Trocknen im Schatten aufgehängt. Nur die nicht zu alten Knollen sind brauchbar. In den Handel kommt sie meist in Scheiben von 1—2 Zoll und darüber Querdurchmesser und 1—6 Linien Dicke vor. Sie gibt ein hellgelblichgraues, zum Grünlichen neigendes Pulver, riecht schwach widerlich, schmeckt stark und anhaltend bitter und wird durch Jod schwarzblau gefärbt. Vorwaltende Bestandtheile der Wurzel sind besonders Kolumbin und Stärkemehl. Die Güte der Kolumbowurzel erkennt man an dem frischen, schmutzig blaßgelbgrünlichen Ansehen. Sie muß dicht, nicht allzu locker seyn, den eigenthümlichen schwachen, widerlichen Geruch entwickeln und stark bitter schmekken. Verfälscht wird sie zuweilen mit gelb gefärbter Zaunrübenwurzel. Das gleichförmige gelbe Ansehen und die mehr lockere Beschaffenheit lassen diese aber leicht erkennen. Die falsche amerikanische Kolumbowurzel, Radix Colombo spuria Stoltzii s. americana, stammt wahrscheinlich von Frasera Walteri *Mchx.* ab. Die Kolumbo ist ein sehr gutes Mittel in verschiedenen Krankheiten der Verdauungsorgane. Sie erhöht die Sekretionsthätigkeit der Schleimhaut des Darmkanals und wirkt vorzüglich gut bei solchen Absonderungskrankheiten der Unterleibsorgane, die auf Schwäche, Atonie oder zu großer Reizbarkeit beruhen, bei langwierigen Durchfällen und Ruhren, Magenkrämpfen, Krampfcholera, nach Gelbsucht 2c. Man gibt sie in Pulver und Pillen, sowie in Abkochung oder Aufguß. Als Präparat hat man eine Tinctura Columbo und ein Extractum Columbo, das nur durch kalte Extraktion mittelst der realschen Presse bereitet werden sollte. Die Kolumbowurzel, schon 1675 als Arzneimittel erwähnt, wurde erst durch den englischen Arzt Percival allgemeiner bekannt und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast überall in Deutschland in die Pharmakopöen aufgenommen. In Mozambique heißt die Wurzel Kalump, und es kommt also der Name nicht von der Stadt Columbo auf Ceylon, wie öfters irrig behauptet worden. C. suberosus *Dec.*, Anamirta Cocculus *Wight et Arn.*, Menispermum Cocculus *L.*, Fischkörner- oder Kockelskörnerstrauch, korkartiges Mondkorn, ist ein Schlingstrauch auf Ceylon, Java, Amboina und Malabar, mit armdikkem Stamm und korkartiger Rinde, großen lederartigen Blättern, kleinen weißen, in Trauben vereinigten Blüthen und beerenartigen, rothen Steinfrüchten. Die getrockneten Früchte sind unter dem Namen Cocculi indici, levantici, piscatorii, Cocculae orientales s. Cocculae de Levante, Baccae levantinae s. orientales, Kokkels-, Fisch-, Läusekörner, officinell. Sie sind erbsengroß bis von der Größe der Lorbeeren, fast kugelig, dunkel graubraun, auch schwärzlich oder röthlich oder mehr aschgrau, gleichsam bestäubt, runzelig, rauh, geschmacklos, aber mit einem öligen Kern, der ekelhaft bitter schmeckt u. sehr lange anhaltend und narkotisch giftig wirkt. Vorwaltende Bestandtheile sind Cocculin, auch Menispermin oder Pikrotoxin genannt. Nach Voget enthalten 12 Pfund Kockelskörner: 492 Gran Pikrotoxin, 2160 Gran butterartiges Oel, 1110 Harz, 3000 in Wasser und Weingeist lösliches Extraktivstoff. Boulay fand noch eine krystallisirbare Substanz, welche sich neben dem Menispermin in den Kockelskörnern findet. Als Arzneimittel werden sie innerlich nicht gebraucht;

man streut das Pulver zum Tödten des Ungeziefers auf den Kopf. Auch machen sie einen Bestandtheil des Läusepulvers und der Läusesalbe, Pulvis et unguentum pediculorum, aus. Als Präparat hat man in neuern Zeiten das Pikrotoxin, was von einigen Aerzten als Heilmittel versucht worden ist. Es wirkt vorzüglich auf das Rückenmark, erregt Konvulsionen und Lähmungen und berauscht heftig. Als Gegenmittel bei Vergiftungen durch dasselbe dient zuvörderst ein Emetikum, sodann ein Galläpfeldekokt und andere gerbstoffhaltige Substanzen. In Indien bedient man sich der Kockelskörner zum Fisch- und Vogelfang. Wirft man sie nämlich in das Wasser, so werden die Fische so betäubt davon, daß sie auf die Oberfläche kommen und sich leicht fangen lassen; es können aber solche vergiftete Fische leicht nachtheilig werden. Noch strafbarer ist die Anwendung der Kockelskörner zum Bier (Porter), um dasselbe berauschender zu machen, welche besonders in England Statt finden soll. Das Oel der Kerne benutzt man in Indien zu Kerzen, auch dient daselbst die Wurzel als Arzneimittel, sowie die bitteren Stengel unter dem Namen Putra walli zur Bekämpfung des Wechselfiebers. In neuerer Zeit hat auch die Homöopathie die Kockelskörner angewendet. Sie waren bereits den Arabern bekannt u. wurden schon früh in die deutschen Apotheken eingeführt, wo sie zuerst Baccae cotulae Elephantinae hießen, indem man glaubte, daß sie gern von den Elephanten gefressen würden, und auch unter dem Namen Gallae orientales verkauft wurden. Die Güte der Kockelskörner hängt von ihrer Frische u. Reife ab; sie müssen volle ölige Kerne einschließen und dürfen nicht runzelig seyn. C. peltatus *Dec.*, Menispermum peltatum *Lam.*, Clypea Burmanni *Blume*, **schildförmiger Mondsame**, ist in Ostindien und auf Ceylon einheimisch, hat in der Wurzel dieselben Eigenschaften wie die Kolumbowurzel bo und wird auf der Küste von Malabar auch so gebraucht. Außer der Wurzel werden auch noch die Blätter in Ostindien bei leichten Augenentzündungen benutzt. C. crispus *Dec.*, Menispermum crispum *L.*, **krauser Mondsame**, ist ein auf Java und in Bengalen einheimischer Schlingstrauch, der in allen Theilen einen klebrigen Saft enthält und von dem auf Java die bittern Stengel, Stipites Menispermi, gegen Wechselfieber, Gelbsucht und ähnliche Leiden in Gebrauch sind. C. cordifolius *Dec.*, Menispermum cordifolium *Willd.*, ist ein Strauch auf Malabar, mit windenden und an den höchsten Bäumen hinaufkletternden Stengeln, in Bengalen, wo Wurzel, Stengel und Blätter vielfach gegen Wechselfieber, Hautausschläge, Wurmkrankheiten angewendet werden, unter dem Namen **Gulancha** bekannt. C. flavescens *Dec.*, Menispermum flavescens *Lam.*, ist ein Strauch auf den felsigen Meeresufern der Molukken, wo man ein Dekokt der älteren Stengel und der Wurzel gegen verschiedene Unterleibskrankheiten u. gegen Gelbsucht, Würmer rc. ganz wie die Kolumbo anwendet.

Cochabamba, Stadt im südamerikanischen Staat Bolivia, Hauptstadt eines Departements, war ehedem groß und blühend (30,000 Einw.) und erhebt sich jetzt über seinen Ruinen aufs Neue. C. wurde im Unabhängigkeitskriege von den Spaniern mehr als einmal erobert und verlassen. Im J. 1815 bewaffneten sich die Frauen von C., da deren Männer anderwärts gegen die Spanier fochten, griffen das befestigte Quartier der Spanier an und nöthigten sie zur Uebergabe. So großmüthig als tapfer, verpflegten sie die gefangenen Spanier und sandten sie unbeschädigt nach dem Lager des Generals Rondeau. Als aber C. nach der Schlacht von Viluma den Spaniern wieder in die Hände fiel, mußten die heldenmüthigen Frauen auf dem Blutgerüste sterben. Das dankbare Vaterland ehrt ihr Andenken, und wenn bei feierlichen Gelegenheiten die Truppen unter das Gewehr treten, fragt ein Offizier mit lauter Stimme: „Wo sind die Frauen von C.?“ u. die Soldaten antworten: „Sie sind gestorben fürs Vaterland!“

Coche, südamerikanische Insel im karaibischen Meer, zum Staat Venezuela gehörig, liegt südöstlich von der Insel Margaretha, besteht aus einem einzigen Berg (1¼ Meilen in Umfang) u. ist reich an Schildkröten. Ehedem wurde hier starke Perlenfischerei getrieben.

Cochem, früherer Name von **Kochheim** (s. d.).

Cochenillbeeren, s. v. a. **Kermesbeeren**, s. **Kermes**.

Cochenille (**Cactus-** oder **Nopalschildlaus**, **Kuzenelle**, **Scharlachwurm**, Coccus Cacti *L.*), eine Art der Insektengattung **Schildlaus** (s. d.), wovon das Männchen blutroth mit milchweißen Flügeln, ohne Schwingkölbchen und mit sehr langen Schwanzborsten, ¾ Linie lang, das Weibchen eiförmig, weiß bestäubt und mit ganz kurzen Schwanzborsten versehen u. 1 Linie lang ist. Das Vaterland der C. ist ursprünglich Amerika, u. zwar die mexikanischen Gebiete Tlascala und Guarica, sowie Guatemala u. Honduras, wo schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika ihre Zucht eifrig betrieben wurde. Die Pflanze, auf welcher die C. als Schmarotzer lebt, heißt in Mexiko Nopal, Cactus opuntia *L.*, Opuntia Cochinellifera *Mill.* (s. **Opuntia**); seitdem man diese mit Vortheil auch in andern Ländern kultivirt, wie in Spanien in der Provinz Malaga, gelingt auch die Zucht des Insekts anderwärts. Thiery de Menonville verpflanzte die C. heimlich aus Neuspanien nach St. Domingo; Dr. Jose de Preisa brachte sie nach Spanien und ein Holländer 18[illegible] auf Befehl seines Königs listigerweise von Cadix nach Java. Auch in den Cactussammlungen in Deutschlands Gärten findet man jetzt nicht selten Pflanzen mit Nopalschildläusen. Nach den Beobachtungen, die Fr. Bouché an C.n in seinem Treibhause sehr sorgfältig angestellt hat, ergibt sich hinsichtlich ihrer Entwickelungsgeschichte Folgendes. Es entwickeln sich bei 16—20° Réaum. Wärme im Jahre vier Generationen. Zur Entwickelung einer Generation sind sechs Wochen nöthig, nämlich acht Tage dauert der Zustand im Ei, vierzehn Tage der als Larve, acht Tage der als Puppe und vierzehn Tage der als ausgebildetes Thier, welches befruchtet wird und wieder legt. In Mexiko werden die daselbst wild wachsenden Nopalpflanzen in großer Menge in besonderen Plantagen, welche oft zwei Morgen Land einnehmen, gezogen. In der wärmsten Jahres-

zeit leben die Insekten im Freien auf den Pflanzen; vor der Regenzeit aber werden sie von den Indianern abgelesen, da sie Kälte und Feuchtigkeit nicht vertragen können. Man schneidet auch jederzeit einige Zweige mit noch nicht ausgewachsenen Insekten ab und bewahrt diese während der Regenzeit in den Wohnungen auf, wo die Thierchen so heranwachsen, daß sie sich nach Eintritt der günstigen Witterung bald wieder stark vermehren können. Nun werden sie wieder ins Freie ausgesetzt, wo alsbald die Jungen auskommen und sich über die ganzen Pflanzen verbreiten. Obgleich sie anfangs nur von der Größe der Milben sind, so wachsen sie bei warmer Witterung doch so schnell, daß man sie nach kurzer Zeit wieder einsammeln kann. Gewöhnlich werden nur drei Ernten gemacht, aber bei guter Witterung sollen bisweilen sogar fünf Ernten vorkommen. Bei dem Einsammeln fegt man sie mit Pinseln von den Pflanzen, aber vor Eintritt der Regenzeit, wo man auch die Jungen mit erhalten will, kratzt man sie von den Pflanzen ab, wodurch die C. etwas unrein wird. Diese Sorte nennt man Granilla. Man tödtet die Thiere entweder im heißen Wasser und trocknet sie an der Sonne, wobei sie den haarigen weißen Ueberzug verlieren und braunroth werden (Renegrida), oder man steckt sie in ein Tuch und tödtet sie in Ofenhitze, wobei sie weißgrau bleiben (Jaspeada), oder man trocknet sie auf den Platten, auf welchen man Maiskuchen zu backen pflegt; weil sie dabei schwärzlich werden, nennt man sie Negra. Die getrockneten, im Handel vorkommenden C.n, Coccinilla, Cocci Cacti, Cocci Cacti tinctorii, Cochinella, Cochinilla, Grana Coccionellae, französ. Cochenille, sind kleine, halbrundliche Körperchen mit unebener, runzliger Oberfläche von schwarzbrauner oder weißgrauer, inwendig dunkel purpurrother Farbe, von unbedeutendem Geruch und bitterlichem, etwas zusammenziehendem Geschmack. Beim Kauen derselben färbt sich der Speichel karminröthlich. Die C. hält sich über hundert Jahre in demselben Zustande. Wenn man sie in Wasser aufweicht, so bemerkt man mit der Lupe leicht Füße und Fühler. Man unterscheidet im Handel hauptsächlich zwei Sorten: *feine C.*, Cochenille mesteque, Coccionella mestica, Mestica, Grana fina, aus kleinen, platten, zum Theil eckigen, verhältnißmäßig schweren, trockenen, körnerförmigen Körpern bestehend, die weder dumpfig riechen, noch mit fremdartigen Dingen vermengt sind und außen ein rauhes, glänzend silberfarbenes, innen ein dunkelblaurothes Ansehen haben, hauptsächlich aus den Plantagen zu Mesteque in der Provinz Honduras, u. *ordinäre C.*, Cochenille sylvestre, Grana sylvestra oder Capesiana, den vorigen in allen Stücken gleich, nur weit kleiner und gewöhnlich auch mehr mit silberfarbenen, kurzen oder längeren Haaren versehen, aus den auf wildwachsenden Nopalien gesammelten Insekten bestehend, weit weniger geschätzt und daher billiger, da sie das Pigment in geringerer Menge enthält. Wenn die C. an feuchten Orten aufbewahrt wird, so nimmt sie zwar gegen 10 Procent an Gewicht zu, wird aber sehr leicht dumpfig. Erdige Zusätze, durch die man oft das Gewicht zu vermehren sucht, erkennt man am leichtesten durchs Schlämmen. Im deutschen Handel unterscheidet man *schwarze* und *silbergraue*, *gesiebte* und *ungesiebte C.* und *Cochenillenstaub*. In Mexiko wird die C. in sogenannte Suronen verpackt. Eine Surone ist ein aus einer Rindshaut gefertigter Schlauch, bei welchem die behaarte Seite inwendig ist. Eine Surone enthält etwa 130—200 Pfund C. Auf den Preiskuranten findet man vorzüglich die Honduras-, Veracruz- und Zaccatillecochenille genannt; die erstere und letztere sind die theuersten Sorten. Schon 1834 kam eine Versuchssendung C. von den kanarischen Inseln nach London. Die jährliche Einfuhr der C. nach Europa mag im Durchschnitt gegen 750,000 — 800,000 Pfund betragen, nach Bancroft 600,000 Pfund, wovon für England allein 240,000 Pfund gerechnet sind. In der neueren Zeit hat der Verbrauch verhältnißmäßig etwas abgenommen, weil man an ihrer Stelle jetzt häufig die aus dem Stocklack gewonnenen Farbestoffe Lac-Lac und Lac-dye anwendet. Humboldt gibt noch eine jährliche Ausfuhr von 32,000 Arroben an, im Werthe von einer halben Million Pfund Sterling. Auf ein Pfund C. gehen etwa 70,000 getrocknete Thiere; von einem Morgen Landes soll man gegen 200 Pfund erhalten können u. zur Bearbeitung u. Einsammlung soll nur Ein Mann erforderlich seyn. Als Arznei wird die C. nicht angewendet, wohl aber, um manche Arzneien, Zahnpulver, Tinkturen u. dgl. zu färben. Sehr wichtig und ausgebreitet ist ihre Anwendung in der Färberei und zur Bereitung verschiedener Malerfarben, z. B. des Karmins, Karminlacks, Scharlachroths. Die C. besteht aus Fett (das aus fettem Oele, Talg und einer riechenden flüchtigen Säure, der Buttersäure ähnlich, zusammengesetzt ist), Coccusroth (Carminium), einer schleimartigen Materie, die von der Gallerte verschieden ist, und einer durchscheinenden häutigen Materie. Obgleich schon seit der Entdeckung Mexiko's die C. den Europäern bekannt ist, so blieb man doch noch lange Zeit über ihre Natur in Ungewißheit. Gewöhnlich hielt man sie für die Frucht einer Pflanze. Erst Plumier versicherte 1692, daß sie ein Insekt sey, das in Mexiko auf der breiten Fackeldistel lebe und gezogen werde. Man glaubte ihm nicht u. spottete darüber, bis de la Hire 1704 und Geoffroy 1714 an aufgeweichten Körpern die Füße und Leibringe zeigten. Die *polnische* oder *deutsche C.* (Coccus polonicus *L.*), *Johannisblut*, ist scharlachroth. Das Männchen, mit 9-gliederigen Fühlern versehen, das Weibchen halbkugelig, nicht behaart, 1½ Linien lang, lebt an den Wurzeln von Scleranthus, Hieracium pilosella und andern Pflanzen in vielen Gegenden Deutschlands, Polens, Rußlands. Sie ist der ächten C. an Gestalt und Farbe sehr ähnlich und wurde auch vor der Einführung derselben als Coccus polonicus tinctorius zum Scharlachfärben gebraucht, ist aber wegen ihres beträchtlichen Fettgehalts weit schlechter und wird auch durch das mühsame Einsammeln theuer, weshalb sie nicht mehr in Anwendung ist. Sie findet sich um Johannis am häufigsten, daher der Name Johannisblut. Die *armenische C.*, C. vom Ararat, C. Homelli *Brandt*, findet sich in mehren Gegenden Armeniens, besonders im Araxesthale, zwischen

den zahlreichen Schuppen des obern Wurzeltheils von Poa pungens *M. Bieb.*, ist noch wenig bekannt, aber größer als die mexikanische C., wegen des bedeutenden Fettgehalts jedoch wenig brauchbar. Von den griechischen Schriftstellern wurde das Cochenilleinsekt wegen der äußeren Gestalt der Eierhülle für eine Beere gehalten.

Cochin, Festung im gleichnamigen Distrikt der britisch-vorderindischen Provinz Malabar, am Kali-Coglang, auf einer Landspitze am Meere, ist in Form eines Halbcirkels angelegt, gut gebaut mit breiten Straßen, Sitz einer Generalreceptur, eines Bischofs, hat einen Gouvernementspalast, einen tiefen und sicheren Hafen mit großen Werften, ausgebreiteten Handel mit Pfeffer, Gewürzen, Sandelholz, Perlen, Gummi, Segelwerk, Fischroogen ꝛc. und 36,000 Einw., worunter Christen von verschiedenen Sekten, Hindu's, Moslems und Juden. C. ist die erste Besitzung der Europäer in Indien, wurde 1503 von Albuquerque für Portugal genommen, kam 1663 an die Holländer, welche die Kathedrale des Bisthums in ein Waarenmagazin verwandelten, und 1795 an die Engländer, die es jedoch erst 1824 definitiv abgetreten erhielten.

Cochin, Charles Nicolas, französischer Kupferstecher, geboren 1688 zu Paris, arbeitete nach alten u. neuen Meistern, wurde 1731 Mitglied der Akademie und † 1754. Seine Zeichnungen sind mit Geist und Geschmack ausgeführt; daher war er in kleineren Blättern glücklicher, als in großen. Sein Sohn, Charles Nicolas, war sein Schüler, bereiste dann Italien, über dessen Kunstschätze er ein Buch, „Voyage d'Italie etc.“ (3 Bde., Par. 1758), schrieb, war dann Mitglied der Akademie, Inspektor des königlichen Kabinets der Handzeichnungen, Hofkupferstecher und † 1790. Seine vortrefflichste Arbeit sind die nach Vernet von ihm geätzten 16 Prospekte französischer Seehäfen. Die Sammlung seiner Werke beläuft sich auf 2000 Stücke. Besondere Erwähnung verdienen noch: der Tod des Hippolyt, nach de Troye; David spielt vor Saul die Harfe, nach Vanloo; das Jesuskind mit dem Kreuze; Maria lobpreisend ꝛc. Mit Gravelot gab er „Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblèmes“ (4 Bde., Par.) heraus.

Cochinchina (Süd- oder Central-anam), der wichtigste Theil des hinterindischen Reiches Anam (s. d.), liegt nach den genauesten Berechnungen zwischen 8° 40' und 17° nördl. Br. und 106° 40' und 109° 10' östl. L. und wird im Norden von Tonkin, im Westen von Siam, Cambodscha und Siampa, im Süden und Osten vom chinesischen Meere begrenzt. Es ist eine lange schmale Fläche, die sich mehr als 500 engl. Meilen an den Küsten ausdehnt und durch eine hohe Bergkette von den westlichen Nachbarn geschieden wird. In diesen Bergen entspringen zahlreiche Ströme und ergießen ihre Gewässer in den Ocean, wo ihre Mündungen zahlreiche Baien und geräumige Rheden bilden. Die Küste besteht aus schroffen Bergen, die von der üppigsten Vegetation bedeckt sind. Der Boden ist oft steinig und sandig, meist aber sehr fruchtbar. Die sanften Winde, welche fortwährend vom Meere her wehen, mildern die Sommerhitze so, daß das Klima im Ganzen gesund ist. Während der Monate September, Oktober und November tritt die Regenzeit ein; um diese Zeit stürzen reißende Ströme vom Gebirge und bedecken das Land. In den Monaten December, Januar und Februar wehen kalte Nordwinde, von Regenschauern gefolgt. Diese Ueberschwemmungen machen das Land so fruchtbar, daß man oft dreimal, in der Regel aber zweimal, im April und Oktober, erntet. Alle tropischen Erzeugnisse findet man unter diesem gesegneten Himmelsstrich, namentlich Reis, Zucker und Gewürze; es gibt ganze Wälder von Maulbeerbäumen, deren Größe u. Umfang außerordentlich ist. Die Forste sind von malerischer Schönheit und liefern die feinsten, wohlriechenden Hölzer; die Zimmtbäume sollen die von Ceylon übertreffen, Bananen und Kokosnüsse sind von vorzüglicher Güte. Das Innere der Berge enthält große mineralische Reichthümer, besonders Gold und Silber; ersteres wäscht man auch aus den Flüssen. In den Wäldern hausen Tiger, Leoparden, Rhinocerosse und andere reißende Thiere, nebst zahlreichen Rudeln von Wildpret, besonders Wildschweinen; mehre Affenarten zeichnen sich durch ihre Größe und durch ihr Fell aus. Als Hausthiere werden benutzt: Elephanten, Kameele, Büffel, Buckelochsen, Pferde, Schweine, Ziegen, Katzen und Hunde. Das Fleisch des Elephanten ist sehr beliebt. Bunte Papageien, Auerhähne, Rebhühner, Schnepfen, Wasserhühner, Turteltauben und an den Küsten alle Arten Seevögel sind gewöhnlich. Wohlschmeckende Vogelnester werden besonders auf den Kücheninseln gefunden; das Fleisch der Turteltauben ist sehr zart und wird häufig genossen. Fische u. Muschelthiere gibt es in großer Menge. Große Schlangen werden besonders im Dickicht der Wälder angetroffen. Schmetterlinge u. Insekten sind sehr zahlreich und mannigfaltig.

Cochläus, Johann, eigentlich Dobeneck, deutscher Gelehrter und heftiger Gegner Luthers, 1479 zu Wendelstein bei Nürnberg geboren, war um 1511 Rektor der Schule zu St. Lorenz in Nürnberg, dann Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M., erhielt, durch die Reformation von hier vertrieben, eine geistliche Stelle zu Mainz und 1527 am Dom zu Meißen. Auch von hier durch die Reformation vertrieben, ward er Kanonikus am Dom zu Breslau und † daselbst den 10. Januar 1552. Er schrieb u. A.: „Bockspiel Martini Luthers“ (Metz 1531); „Lutherus septiceps ubique sibi contrarius“ (Mainz 1549, Paris 1564); auch „Vita Theoderici, regis Ostrogothorum“ (Ingolst. 1544) ꝛc. Für die Geschichte der Musik sind wichtig: „De Musica activa“ (Köln 1507); „Detrachordum musices“ (Nürnb. 1512, 2. Aufl. 1520); „Rudimenta musicae et geometriae“ (das. 1512).

Cochlearia (Löffelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, dauernde oder einjährige Kräuter und Stauden, meist in Nordeuropa u. Nordasien, von denen mehre Arten Salat- und Gemüsepflanzen sind und Arzneikräfte haben. C. officinalis *L.*, gemeines Löffelkraut, Scharbockshell, Skorbutkraut, ist eine ein- oder zweijährige Pflanze, welche wild am Meeresufer und an Salzquellen in Deutsch-

land und Frankreich, kultivirt aber in den Gemüse- und Apothekergärten vorkommt. Sie liebt einen leichten Boden und einen geschützten, etwas schattigen Standort. Der Same wird im Juli gesäet, doch besamt sie sich auch selbst. Das frische Kraut und die Samen, Herba et Semen Cochleariae s. Cochleariae hortensis s. officinalis s. vulgaris, sind officinell. Beide entwickeln, zumal beim Zerreiben, einen starken, flüchtig-scharfen Geruch und schmecken sehr scharf kressenartig, das Kraut zugleich etwas salzig. Durch Trocknen verliert es alle Schärfe und Wirksamkeit. Der vorwaltende Bestandtheil ist ein scharfes, ätherisches Oel. Nach Braconnot bestehen 100 Theile des aus dem gepreßten Safte erhaltenen Extraktes aus: 48,33 braunem, süßem, nur in heißem Weingeist löslichem Extraktivstoff, 32,00 nicht in heißem Weingeist löslicher, durch Gerbstoff fällbarer Materie, 6,07 pflanzensaurem Kali, 8,67 pflanzensaurem Kalk, 5,00 salzsaurem und schwefelsaurem Kali und Verlust. Außerdem enthält das Kraut flüchtiges Oel, Chlorophyll, Holzfaser und Eiweißstoff. Josse und Tordeux fanden darin auch Salpeter, und Ersterer eine flüchtige, kampherartige Substanz. Man wendet das frische Kraut als ein vorzügliches, antiskorbutisches, reizendes und auflösendes Mittel gegen Skorbut und Unterleibsstockungen, auch als Kräutersaft in Frühlingskuren an. Aus den Blättern wird ein gesunder Salat bereitet, auch genießt man denselben im Norden mit saurer Milch oder Molken, sowie mit Salz eingemacht. C. armoracia *L.*, C. rusticana *Lam.*, Armoracia rusticana *Flor. Wetter*, gemeiner Meerrettig, in Mecklenburg Mareffig, in der Oberpfalz Green, in Oberelsaß Fleischkraut, in Krain Kren, ist eine ausdauernde Pflanze, welche wild angeblich hier und da in Deutschland an Ufern und Zäunen, in England, Frankreich und in der Schweiz auf nassen Orten in Gebirgen vorkommt, über deren eigentliches Vaterland man aber noch nicht in Gewißheit ist, da der Meerrettig an den Orten, wo er wild zu wachsen scheint, wohl nur verwildert ist. Kultivirt wird er hier und da in Gärten und auf Feldern, in Deutschland vorzugsweise bei Rastadt, Bamberg, Würzburg, Jena und an andern Orten. Der zur Kultur des Meerrettigs bestimmte Boden muß aus Lehm und Dammerde gemischt seyn und gut gedüngt werden. In den ersten Tagen des April werden die Würzlinge reihenweise $2^1/_2$ Fuß von einander gesetzt, wozu man sich der Haue bedient, mit welcher $^1/_2$ Fuß tiefe Löcher gegraben werden. In jedes derselben wird ein Würzling, die Spitze nach unten gerichtet, von allen Nebenzweigen gereinigt, gelegt u. hierauf völlig zugedeckt. Wird das Kraut sichtbar, dann werden die Pflanzungen in Zwischenräumen zweimal gehackt, die obersten Würzelchen der Pflanzen abgelöst und jeder Stock zuletzt gehäufelt, welches am besten bei trockenem Wetter geschieht. Im November hebt man von den Meerrettigpflanzen so viel, als man mit Vortheil absetzen zu können glaubt, heraus und läßt den übrigen Theil über Winter im Boden bis zum folgenden Frühjahr stehen. Die herausgegrabenen Wurzeln werden von den Nebenwurzeln gereinigt, die dicke Hauptwurzel als preiswürdige Waare ausgewählt, dagegen die dünnen Wurzeln, sowie die Nebenwurzeln zu künftigen Setzlingen aufbewahrt, endlich derjenige Theil, welcher hierzu nicht verwendet werden kann, wie die Blätter dem Vieh verfüttert. Hauptfeinde der Meerrettigpflanzungen sind der Mehlthau und Raupen. Der Meerrettig ist vorzüglich als Schiffsproviant gesucht. Die frische Wurzel, Radix Armoraciae s. Raphani rusticani, s. Raphani rustici s. Raphani marini s. Raphani sylvestris s. Cochleariae folio cubitali, ist officinell. Sie hat beim Zerreiben einen flüchtig-scharfen, höchst durchdringenden, zu Thränen reizenden, den Kopf einnehmenden Geruch und scharfen, brennenden und beißenden Geschmack. Die vorwaltenden Bestandtheile sind flüchtig-scharfes, ätherisches Oel (Meerrettigöl), Zucker und Stärkemehl; deshalb ist Meerrettig ein reizendes, auflösendes, die Haut röthendes u. sogar blasenziehendes Mittel u. wird innerlich, frisch zerrieben, bei Skorbut, Wassersucht, Gicht und äußerlich mit und ohne Senf als Meerrettigteig bei hitzigen Krankheiten angewendet. Der Gebrauch des gekochten Meerrettigs als Gemüse und auch roh mit Zucker angemacht, als Beilage zum Rindfleisch, ist bekannt. C. anglica *L.*, C. ovalifolia *Stock.*, englisches Löffelkraut, ist ein dem gemeinen Löffelkraut ähnliches Sommergewächs an den Seeküsten von England, Norwegen, Lappland, auch in Holstein, Mecklenburg, welches sonst als Herba cochleariae marinae s. britannicae officinell war. Von C. glastifolia *L.*, weitblätteriges Löffelkraut, einer ein- oder zweijährigen Pflanze, die in der Dauphiné bei Sisteron einheimisch ist und in Portugal, auf Korsika und anderwärts im südlichen Europa kultivirt wird, ist das Kraut eben so scharf wie das gemeine Löffelkraut und ersetzt im südlichen Europa die Stelle desselben. C. danica *L.*, dänisches Löffelkraut, ist ein Sommergewächs in Nordeuropa, in Holstein, Oldenburg am Meeresufer, welches wie C. officinalis *L.* angewendet wird. C. macrocarpa *W.*, *Kit.*, großfrüchtiges Löffelkraut, großfrüchtiger Meerrettig, ist dem gewöhnlichen Meerrettig sehr ähnlich, blüht aber früher, schmeckt weniger scharf, wächst in Sümpfen und auf feuchten Wiesen Ungarns und Siebenbürgens.

Cochlearium (lat.), Behältniß zum Füttern und Mästen der für den Tisch der römischen Gourmands bestimmten Schnecken, von Fulvius Hirpinus eingeführt.

Cochlospermum, Pflanzengattung aus der Familie der Theaceen, Sträucher u. Bäume in Ostindien u. Südamerika, mit aus 5 bleibenden Blättern bestehenden Blüthen und mit Wolle umhüllten Samen in Kapseln. C. Gossypium *Dec.*, Bombax Gossypium *L.*, Bombax grandiflorum *Sonner.*, ist ein schöner, auf den Küsten von Koromandel, Travankore und in Ceylon einheimischer Baum mit fünflappigen, oben fast ganz glatten, auf der untern Seite filzigen, sehr großen, gestielten Blättern und hellgelben, in Rispen stehenden Blüthen, die schon vor den Blättern erscheinen. Aus dem Stamme schwitzt die Gummisorte, die als Gummi Kuteera bekannt wurde

und in den nordwestlichen Provinzen von Indien dem Traganth substituirt wird. C. tinctorium *Rich.* ist ein Halbstrauch in Senegambien, dessen Wurzeln Heilkräfte besitzen und auch eine schöne gelbe Farbe liefern.

Cochonnerie (franz.), Schweinerei, Unfläterei.

Cochrane, 1) Alexander Thomas Blair, Graf von Dundonald, britischer Seeheld, am 14. December 1775 in Schottland geboren, Sohn des als Chemiker namhaften Grafen Archimbald von Dundonald, trat schon in seinem 11. Lebensjahr als Midshipman unter seinem Oheim, dem Admiral Alexander C., der 1814 Washington verwüstete, in den Seedienst. Der romantische Enthusiasmus seines Charakters offenbarte sich frühzeitig in vielen Abenteuern. Seine Jugend verzögerte einige Zeit seine Beförderung, aber die Tapferkeit, womit er einige französische Kaper und Kanonenboote in der Bai von Algeziras angriff, gefiel dem Lord Keith so sehr, daß er ihm alsbald das Kommando der Speedy, einer Sloop von 18 Kanonen, übertrug. Im Februar 1801 nahm er die französische Brigg Caroline, im April mehre spanische Schebecken, aber im Mai desselben Jahres verrichtete er seine erste große Waffenthat durch die Wegnahme der spanischen Fregatte El Jamo, auf der Höhe von Barcelona. Aehnliche Abenteuer folgten. In den zehn Monaten, die er die Speedy befehligte, nahm er 33 Schiffe mit 128 Kanonen weg. Als er aber auf ein großes französisches Geschwader unter Admiral Linois stieß, mußte er vor einer so überlegenen Macht die Flagge streichen. Doch dauerte seine Gefangenschaft nicht lange; er ward ausgewechselt und bald darauf zum Postkapitän auf der Fregatte la Raison befördert. Bei Erneuerung des Kriegs nach dem Frieden von Amiens wurde er zum Befehlshaber der Pallas von 32 Kanonen ernannt. Mit dieser machte er mehre werthvolle Fänge, namentlich den der spanischen Galleone Fortuna, welche 150,000 Kronen an Bord hatte. Im Jahr 1806 unternahm C. einen verwegenen Angriff auf ein französisches Geschwader in der Garonne; seine Boote griffen die 20 englische Meilen stromaufwärts liegenden Korvetten an und entführten eine Korvette mit 14 langen Zwölfpfündern, obgleich sie unter dem Schutze zweier mächtigen Batterien lag. Während der Abwesenheit seiner Boote rückten drei feindliche Schiffe, die zusammen 64 Kanonen führten, auf ihn los; aber obgleich ein so großer Theil seiner Mannschaft fehlte, ging er ihnen halben Wegs entgegen und griff sie so nachdrücklich an, daß sie auf den Strand getrieben wurden, wo sie scheiterten. Von der Pallas wurde C. auf die Imperieuse versetzt, und mit ihr nahm oder zerstörte er vom 13. Dec. 1806 bis zum 7. Jan. 1807 fünfzehn feindliche Proviantschiffe. Auch nachdem C. 1806 für Honiton und später für Westminster ins Parlament gewählt worden war, verließ er die Flotte nicht; durch eine Reihe glänzender Thaten an der Küste von Frankreich und Spanien leistete er der Sache der spanischen Unabhängigkeit wesentliche Dienste. Im J. 1809 vollbrachte er seine letzte Großthat im Dienste seines Vaterlands, die Vernichtung der französischen Schiffe auf den baskischen Rheden. Zehn Linienschiffe und etliche Fregatten lagen auf diesen Rheden, geschützt von furchtbaren Batterien und einer gefährlichen Sandbank, die sich zwischen ihnen und dem englischen Blokadegeschwader unter Admiral Gambier ausdehnte. Lord C. entwarf einen kühnen Plan zur Zerstörung dieses Geschwaders und theilte ihn der Admiralität mit. Sofort beordert, zu Lord Gambier zu stoßen, um unter ihm den entworfenen Plan auszuführen, verbrannte er drei Linienschiffe und eine Fregatte von 56 Kanonen; ein anderes Linienschiff wurde so beschädigt, daß es nach einigen Tagen versank, sieben Schiffe wurden auf den Strand getrieben. Für diese That wurde Lord C. mit dem Bathorden belohnt. Lord Gambier hatte von Anfang an diesem Unternehmen widerstrebt und daher die Bewegung nicht kräftig genug unterstützt, wodurch man die Gelegenheit, die sieben gestrandeten Schiffe zu zerstören, versäumte. Da C. zur radikalen Opposition gehörte und Gambier bei der Verwaltung hoch in Gunsten stand, so mischte sich der Parteigeist in die Frage, und Gambier verlangte ein Kriegsgericht. Nach langer Untersuchung ward er freigesprochen, das kriegsgerichtliche Verdikt aber von der öffentlichen Meinung nicht gutgeheißen. Lord C. wurde vom Ministerium mit offenbarem Mißfallen betrachtet, und er gab diese Unfreundlichkeit mit Wucher zurück. Aber die ministerielle Rachsucht fand bald Gelegenheit, sich an C. auszulassen. Er spielte in den Fonds, war unglücklich und erlitt schwere Verluste. Einige seiner Genossen machten ein Komplot zu dem Zwecke, den Preis der Stocks durch Ausstreuung falscher Nachrichten (von Napoleons Abdankung) in die Höhe zu treiben. Sie wurden entdeckt und vor Gericht gestellt; Lord C. aber ward in die Anklage verwickelt, da seine vertraute Verbindung mit den Spekulanten Grund zum Verdacht zu geben schien. Die Sache ward am 21. Juni 1814 vor Lord Ellenborough entschieden, einem heftigen Gegner C.'s. Da sein Resumé einen scheinbaren Folgerungsbeweis gegen Lord C. zuwegebrachte, so wurde dieser schuldig befunden, zu einer Buße von 1000 Pfd. St., zwölfmonatlichem Gefängniß und Ausstellung am Pranger verurtheilt. Dem Erkenntniß fügten die Minister die Ausstoßung aus dem Hause der Gemeinen, die Entziehung seines Rangs in der Flotte und die Streichung seines Namens von der Liste des Bathordens bei. Das ganze Land war entrüstet über diese rachsüchtige Härte; Lord Castlereagh sah sich, mit großem Widerstreben, genöthigt, dem Hause der Gemeinen zu versichern, daß die Ausstellung am Schandpfahl werde nachgelassen werden; die Wähler von Westminster aber gaben ihre Meinung über dieses Verfahren dadurch zu erkennen, daß sie C. wieder zu ihrem Vertreter wählten. Nach einjähriger Haft trat er wieder im Parlament als Gegner des Ministeriums auf. Aber außer Stand gesetzt, seinem Vaterlande weiter zu dienen, nahm er als Admiral der neuen Republik Chili thätigen Antheil an dem Kampfe für die südamerikanische Unabhängigkeit und zeichnete sich auch hier durch außerordentliche Bravour aus. Die Spanier wagten zuletzt nicht mehr, sich an der Küste zu

zeigen, wo sie dem gefürchteten C. zu begegnen erwarten mußten. Dieser beendigte den ganzen Krieg durch die Einnahme Valdivia's, des letzten spanischen Postens in Chili, am 20. Februar 1821. Aus den Diensten Chili's ging Lord C. in die Brasiliens über, wo der Kaiser Dom Pedro seine Verdienste durch seine Erhebung zum Marquis von Marañao anerkannte. Nach Abschluß des Friedens zwischen Brasilien u. Portugal bot C. den Griechen in ihrem Befreiungskampfe seine Dienste an, welche angenommen wurden. Hier war jedoch seine Laufbahn nur kurz und nicht sehr glorreich, da er die zu großen Erfolgen nöthige Mitwirkung und Unterstützung nicht erlangen konnte. Gegen Ende 1828 kehrte er nach England heim, zog sich in ein strenges Privatleben zurück und widmete sich den Studien praktischer Wissenschaft und mechanischer Erfindung. Bald nach dem Regierungsantritte Wilhelms IV. setzte der gutherzige „Matrosenkönig", der C.'s schätzbare Eigenschaften würdigte, denselben in seinen frühern Posten in der Flotte wieder ein, u. zwar mit dem Rang eines Kontreadmirals. Durch den Tod seines Vaters ward C. Graf von Dundonald; aber nachdem er die Reize des Privatlebens gekostet, schien er abgeneigt, wieder thätigen Antheil am öffentlichen Treiben zu nehmen. Sein stolzer Geist erholte sich niemals von der erlittenen Kränkung, und er suchte seine Wiederherstellung im Bathorden nicht um des Titels willen, sondern nur als den feierlichsten Widerruf der seinem Namen angehefteten Schmach. Königin Victoria untersuchte jenen Prozeß, der noch vor die Zeit ihrer Geburt fiel, genau und befahl sofort die Genugthuung für Lord C. Er stieg 1842 zum Viceadmiral, erhielt 1847 das Großkreuz des Bathordens und ward bald darauf Oberbefehlshaber der in den westindischen u. nordamerikanischen Gewässern stationirten Flotte, von wo er 1851 mit dem Rang als Admiral der blauen Flagge zurückkehrte. Seine Bewerbung um eine der schottischen Repräsentativpeerien, wobei er die Absicht hatte, im Oberhaus eine Reihe Reformen in der Marineverwaltung vorzuschlagen, mißlang, indessen hatten mehre der angesehensten Mitglieder des schottischen Adels für ihn gestimmt. Er schrieb: „Notes on the mineralogy, government and condition of the British West-India islands" (London 1851).

2) Sir Thomas John, Sohn des Admirals Sir Alexander C., widmete sich ebenfalls schon als Kind dem Seedienst, ward bereits 1806 Kapitän und wohnte unter seinem Vater dem amerikanischen Krieg mit Auszeichnung bei. Nachdem er darauf mehre Jahre den Posten eines Gouverneurs von Neufoundland bekleidet, ward er 1837 für Ipswich ins Parlament gewählt, wo er mit Sir Robert Peel und der konservativen Partei stimmte. Im J. 1841 wurde er Kontreadmiral u. 1844 Oberbefehlshaber in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des indischen Archipels und bemächtigte sich auf einem zweiten Zuge 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo, wofür er im Oktober 1847 zum Kommandeur des Bathordens ernannt wurde. C. ist seit Januar 1850 Viceadmiral.

3) Alexander Dundas Baillie, ältester Sohn des Vorigen, seit 1841 Parlamentsmitglied für Bridport, hat sich in seinem Werk „Young Italy" (London 1850) als eifriger Verfechter der kontrerevolutionären Politik gezeigt. Im Parlament griff er bei mehren Gelegenheiten, namentlich im Juni 1850 das von Lord Palmerston befolgte System mit großer Heftigkeit an, forderte das Ministerium im März 1851 auf, wegen der durch die bevorstehende Industrieausstellung bedrohten öffentlichen Sicherheit die Alienakte wieder in Kraft zu setzen, und nahm im Verlauf der Session die österreichische und neapolitanische Regierung gegen die liberale Partei in Schutz. Seine Romane „Lucille Belmont" und „Ernest Vane" sind schwache Nachahmungen Bulwers.

Cockburn, britisch-nordamerikanische Insel in Obercanada, im nordwestlichen Theile des Huronsees, zu den Manitulininseln gehörig.

Cocker, englischer Fluß in der Grafschaft Cumberland, entspringt im Gebirge bei Black Lead Mines, bildet einige Seen, darunter das Buttermere-Water, und fällt bei Cockermouth in den Derwent.

Cockerill, John, berühmter Industrieller, wurde als der jüngste der drei Söhne eines Maschinenbauers zu Haslington in Lancashire am 3. August 1790 geboren. Sein Vater verließ aber England kurze Zeit nach der Geburt Johns, um in Verviers für ein dortiges Haus Spinnmaschinen zu bauen, nahm nur seine beiden älteren Söhne, William und James, mit sich und vertraute John der Obhut von Verwandten an. Diese, über den alten C. entrüstet, indem sie in dessen Bereitwilligkeit, die damals auf dem Kontinent noch nicht bekannten Spinnmaschinen, deren Ausfuhr in England streng verboten war, im Ausland zu bauen, einen Verrath an der britischen Industrie erblickten, trugen ihren Haß auch auf den Knaben über, zwangen ihn zu den niedrigsten Handarbeiten und entzogen ihm selbst den Schulunterricht. John war schon ein neunjähriger Knabe, als es seinem Vater mit Mühe gelang, ihm den Weg zur Schule frei zu machen. Zwölf Jahre alt, begab er sich zu seinem Vater nach Verviers, und schon in diesem zarten Alter erhielt er einen Platz in der Werkstätte neben dem Vater, der ihm auch früh Gelegenheit zum selbstständigen Schaffen gab. John und sein älterer Bruder James erhielten vom Vater die Mittel zur Errichtung eines Etablissements in Lüttich; William, der eine Spinnerei in Frankreich angelegt und, unassekurirt, durch eine Feuersbrunst verloren hatte, wandte sich nach der preußischen Stadt Guben, wo er eine noch jetzt blühende Fabrik gründete. John aber entwickelte sein industrielles Talent in immer steigendem Maße. Der Centralpunkt seiner vielfach verzweigten Thätigkeit war die großartige Anstalt von Seraing, welche die beiden Brüder James u. John 1816 eigenthümlich übernahmen und mit einem Anlagekapital von 16 Millionen einrichteten. Sie umfaßte zur Zeit ihrer Blüthe unter der Leitung des Gründers eine große Maschinenfabrik, beinahe ausschließlich für Dampfmaschinen, eine Dampfkesselfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hochofen, 16 Puddlings- und viele

Flammöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feueressen, eine Modellirwerkstätte, ein Atelier für die Zeichner und Modelleurs, eine große Werkstätte zur Ausbesserung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlengruben, eine Erzgrube u. endlich eine Kratzen- oder Krämpelfabrik. Die Anzahl der in dem ganzen Etablissement unmittelbar beschäftigten Arbeiter belief sich auf mehr als 2500; 22 Dampfmaschinen von 12—250 Pferdekräften waren zum Betriebe der Maschinerie auf dem ganzen Werke in Thätigkeit und repräsentirten zusammengenommen die Kraft von beinahe 1000 Pferden. Der wöchentliche Bedarf von Eisen war 80 Tonnen, und 70,000 Franken zahlte C. wöchentlich Arbeitslohn aus. Bis zum Jahr 1825 blieb James C. Theilnehmer an dem Etablissement in Seraing; in diesem Jahr verkaufte er seinen Antheil dem Könige von Holland, welcher nun Johns Kompagnon wurde u. dessen industrielle Spekulationen mit allem Nachdruck unterstützte. James heirathete um diese Zeit eine Schwester des Fabrikanten Pastor in Aachen und zog, sich aller Geschäfte entledigend, selbst nach Aachen, wo er am 8. Mai 1837 starb. Die Revolution von 1830 entriß auch dem Könige von Holland seinen direkten Einfluß auf die Leitung der Fabrik, da die belgische Regierung Ansprüche auf des Königs Antheil erhob. In Folge der politischen Ereignisse gerieth das Werk in Verfall, aber nur um sich 1833, nachdem C. alleiniger Besitzer von Seraing geworden, wieder mächtiger als je zu heben. Von der Zeit an entwickelte C. riesenmäßige Kräfte u. wurde in gewissem Sinne der Träger der belgischen Industrie, sowie er von ihr getragen wurde. Er beschränkte sich nicht auf Seraing, sondern legte auch an andern Orten in Belgien, in Frankreich, Deutschland, z. B. zu Aachen, Stolberg bei Aachen, wo noch 1830 ein zweites Seraing entstehen sollte, Kottbus rc., in Spanien, Polen, selbst in Surinam, wo er Plantagen besaß, im Ganzen gegen 60 verschiedene Etablissements an, vornehmlich Kohlenwerke und Eisenhütten, Maschinenbauwerkstätten (in Lüttich, Val-Benoit, Verviers, Aachen, Decazeville, Bezeche, Petersburg, Surinam), Spinnereien (in Lüttich, Namur, Spaa, Aachen, St.-Denis), Tuchfabriken (in Kottbus und Polen), eine Glasfabrik, eine Papierfabrik rc. C. war auch einer der Hauptgründer der belgischen Bank. Aber nur bei langdauernder Ruhe von außen und ohne Störung des innern Staatslebens konnte das Vertrauen zu so ausgedehnten Unternehmungen und zu dem modernen belgischen Industrialismus überhaupt sich befestigen und den cockerillschen Unternehmungen dauerhaften Halt verleihen; als dies Vertrauen schwand, als sich trübe Wolken um Belgien lagerten, als sich das Volk rüstete und das Kriegsgeschrei 1838 von der einen bis zur andern Grenze erscholl, da brachen die Träger des belgischen Industrialismus, die belgische Bank und in Folge davon C.s Haus zusammen. Im Anfange des Jahres 1839 gerieth C. in finanzielle Verlegenheiten, ein Liquidationsverfahren ward eingeleitet und am 12. April 1839 eine Bilanz der Activa und Passiva bekannt gemacht. Nach dieser Bilanz waren die Activa zu 25,894,418 Fr. veranschlagt, wogegen die Passiva an Hypothekgläubiger 5,487,104 Fr. und an Gläubiger gegen Unterschrift 12,252,467 Fr., in Summa 17,839,571 Fr. 73 Ct. betrugen, so daß also ein Ueberschuß von 8,054,846 Fr. sich ergab. Da C. selbst sich bei seiner Rechtlichkeit nicht dazu entschließen konnte, durch gewagte Auskunftsmittel einen künstlichen Zustand aufrecht zu erhalten, so bevollmächtigte er seinen Schwager Pastor aus Aachen, welcher mit Worv die Geschäfte in Seraing geleitet hatte, u. Piercot, seine sämmtliche Habe allmählig zur Deckung seiner Schulden zu veräußern, jedoch mit Ausnahme der beiden Etablissements in Seraing und Lüttich, wo die Arbeiten nicht eingestellt, wenn auch verringert werden sollten. Als aber nach dem Schluß der Veräußerungen der berechnete Betrag der Activa nicht erreicht ward, verließ C. das Land seines Ruhms. Unfähig, mit dem Rest seines Vermögens in träger Muße zu verkümmern, zog er nach Rußland, um im Auftrage der dortigen Regierung die Arbeit des Schaffens von Neuem zu beginnen. Aber schon in Warschau † er 1840. Sein Leichnam wurde nach Seraing gebracht. Eine anziehende Schilderung der Persönlichkeit und der Schöpfungen C.s hat Nisard in der „Revue de Paris" 1835 gegeben.

Cockermouth, Stadt in der englischen Grafschaft Cumberland, südwestlich von Carlisle, am Einfluß des Cocker in den Derwent, hat geräumige, aber unregelmäßige Straßen, ein Bergschloß, Fabriken in Strümpfen, Hüten, Schmelztiegeln rc. und 5000 Einwohner.

Cockney (engl.), sehr alter Spitzname der Londoner, der nach Einigen so viel als „Hahn im Korbe" bedeutet, nach Andern von der einem londoner Bürger nacherzählten Anekdote herrühren soll, welcher, als er zum ersten Male aufs Land ging und einen Hahn krähen hörte, voller Verwunderung ausrief, daß der Hahn wiehert (the cock neighs). Wahrscheinlicher ist es, daß der Name seinen Ursprung dem Land of Cockeign, Pays de Cocagne od. Schlaraffenlande, verdankt, mit welchem London wegen des schon im Mittelalter dort herrschenden Luxus verglichen wurde. So viel ist gewiß, daß er bereits im 12. Jahrhundert gebräuchlich war. Der König von Cockney war eine von den Figuren, welche in den am Childermas day (Fest der unschuldigen Kindlein) aufgeführten Spielen vorkamen, die mit den deutschen Narrenfesten Aehnlichkeit hatten.

Cocon, Gehäuse von länglichrunder Form, das die Nachtfalter vor ihrer Verwandlung spinnend aus einem ihnen eigenen Safte bereiten, der aus besonderen Kanälen ihres Körpers ausfließt, an der Luft sogleich verhärtet und fadenförmig wird; besonders das eiförmige Gespinnst um die Puppe des Seidenwurms, von gelber, weißer oder glasgrüner Farbe, dessen äußere Seite aus einem Faden von 800—900 Fuß Länge besteht, welcher abgehaspelt werden kann u. woraus unsere gewöhnliche Seide verfertigt wird. Vgl. Seide.

Cocos, s. v. a. Kokospalme, s. Palmen.

Cocytus, Fluß in Kampanien beim See Avernus, auf den phlegräischen Feldern, den man für einen der Flüsse hielt, die unmittelbar aus dem Tartarus kommen. Auch hieß so ein Fluß der Unterwelt, nach Homer ein Arm des

Styx, der mit dem Pyriphlegethon sich in den Acheron ergießt, während sich bei Virgil der Acheron in den C. ergießt, der dann überhaupt für die Gewässer der Unterwelt genannt wird (s. Hades). In seinem schlammigen Gewässer trieb Charon seinen morschen Kahn, um die Seelen der Verstorbenen in den Tartarus überzusetzen.

Cod., Abkürzung für Codex.

Coda (ital.), Schwanz, in der italienischen Poesie ein oder mehre Terzinen, welche dem regelmäßigen Sonett am Schluß noch angehängt werden. Der erste Vers der C. muß ein siebensylbiger seyn und mit dem letzten des Sonetts reimen; die beiden andern elfsylbigen Verse reimen unter sich, jedoch mit keinem Verse des Sonetts. Auch muß der Sinn des Sonetts mit dem 14. Verse vollständig erschöpft seyn, und die C. nur einen unwesentlichen Anhang bringen, weshalb sie nur bei komischen Stücken in Anwendung kommt. In der Musik ist C. (Anhang, Schlußsatz) derjenige Theil eines aus mehren Reprisen oder zu wiederholenden Theilen bestehenden, durch sich selbst nicht zu einem völligen Schlusse abgerundeten Stückes, der diesem als Schlußsatz hinzugefügt wird. In einem solchen C. werden gewöhnlich die Hauptgedanken der Komposition in Kürze noch einmal vorgeführt, in dem sich die Modulation häufig zuerst u. oft wiederholt nach der Tonart der Unterdominante wendet, dann zur Tonart der Dominante übergeht und endlich sich zur Tonart der Tonika neigt, in welcher der vollkommene Schluß erfolgt.

Code (franz., vom lat. Codex), Gesetzbuch. Les cinq Codes heißen die 5 französischen neuen Gesetzbücher, nämlich das bürgerliche Gesetzbuch (C. civil) vom 24. März 1804, die Civilprozeßordnung (C. de procédure civile) vom 24. April 1806, das Handelsgesetzbuch (C. de commerce) vom 20. und 21. Sept. 1807, die Strafprozeßordnung (C. d'instruction criminelle) vom 27. Nov. 1808 u. das Strafgesetzbuch (C. pénal) vom 22. Febr. 1810. Durch Hinzufügen der Forstgesetzgebung (C. forestier), des Wasserrechts (C. fluvial) und des Landwirthschaftsrechts (C. rural) ist jetzt die Zahl der Gesetzbücher auf 8 gestiegen. S. Frankreich.

Codebitor (lat.), Mitschuldner.

Codex (lat.), eigentlich das unter der Rinde befindliche Holz, der Stamm, Klotz von einem Baume; dann Handschrift, Buch, sowohl im weiteren Sinne, mit Einschluß der Rollen, als im engern Sinn den Rollen (volumina) entgegengesetzt, ein aus hölzernen, elfenbeinernen &c. Tafeln, Papier- oder Pergamentblättern zusammengesetztes Buch; ferner der Inbegriff mehrer solcher Tafeln oder Blätter, welche letzteren entweder aus einzelnen Blättern zusammengefügt oder durch Brechung eines größeren Bogens hervorgebracht werden (daher duerniones, quaterniones &c.). Später verstand man unter C. jedes größere Buch, besonders aber ein solches, was noch aus alter Zeit in der Handschrift, also entweder im Original oder in Abschriften vorhanden ist (s. Manuskripte). Im Rechtswesen versteht man unter C. eine Sammlung von Gesetzen; gewöhnlich fügt man zu diesem Titel noch den Namen des Regenten, der die Gesetze gegeben hatte oder sammeln ließ, oder des Landes, zuweilen auch des Gegenstandes, welchen sie betrafen (s. Römisches Recht u. Kanonisches Recht).

Codex diplomaticus (lat.), Sammlungen alter Urkunden u. Urkundenauszüge, von verschiedenem Werth; berühmt sind die von Gudenus, Erath, Schöpflin, Dreyer, Gerken, Schultes &c.

Codex Justinianeus (lat.), s. Corpus juris.

Codex medicamentarius (lat.), s. v. a. Landespharmakopöe. Bekannt ist der C. m. europaeus, eine in Leipzig erscheinende Sammlung von autorisirten Pharmakopöen der meisten europäischen, nicht deutschen Staaten: von Großbritannien, Frankreich, Schweden, Holland, Rußland, Finnland, Spanien und Portugal, gesammelt von Scherer (Leipzig 1822). Vgl. Pharmakopöen.

Codex rescriptus (lat.), s. Manuskripte.

Codiäum (Codihostrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, baumartige Sträucher in Ostindien. C. chrysostictum *Spr.*, Croton variegatum *L.*, gemeiner Codihostrauch, ist ein in Hinterindien und auf den Molukken einheimischer und dort auch häufig zur Zierde angepflanzter, 4–8 Fuß hoher Strauch, dessen Wurzeln und Rinde daselbst gegen Verdauungsbeschwerden u. Kolik, sowie als schweißtreibendes Mittel angewendet werden. Im Alter wird er baumartig und trägt aufrechte, knotige, kahle Aeste.

Codicillaris clausula (lat.), Kodicillarklausel, s. Kodicill.

Codicillus (lat.), s. Kodicill.

Cod. Ms., Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift; s. Manuskripte.

Codogno, Marktflecken im lombardisch-venetianischen Königreich, Delegation Lodi, hat 8000 Einwohner, welche Handel mit Parmesankäse und Seidenweberei treiben; gehörte sonst den Fürsten von Trivulcio als mailändisches Lehn. Hier 1746 Niederlage der Oesterreicher durch die Spanier; 1796 Sieg der Franzosen über die Oesterreicher.

Codrington, Sir Edward, englischer Viceadmiral, um 1770 aus einem alten Geschlechte geboren, zeichnete sich schon 1794 als Lieutenant unter dem Admiral Howe aus und befehligte in der Schlacht von Trafalgar als Kapitän das Linienschiff Orion. Im Jahr 1809 nahm er an dem Angriff auf Vliessingen Theil, vertheidigte später Cadix und focht mit einem Geschwader an der Küste von Katalonien gegen die Franzosen. Unter dem Admiral Sir Alexander Cochrane diente er als Kontreadmiral in Amerika, ward 1825 Viceadmiral und erhielt den Befehl über die Flotte im mittelländischen Meere, wo er die kräftigsten Maßregeln gegen die griechischen Seeräuber ergriff. Als ältester Admiral führte er den Oberbefehl der vereinigten englischen, französischen und russischen Flotten in der Schlacht bei Navarino (s. d.), wodurch er sich unsterblichen Ruhm, aber auch den versteckten Tadel der englischen Regierung erwarb. Im Jahr 1828 erschien er vor Alexandria und veranlaßte, daß Mehemed Ali Ibrahim Befehl gab, Morea zu räumen. Auf die Nachricht, der König habe ihm

einen Nachfolger gegeben, legte er am 22. Aug. 1828 den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück. Als der Herzog von Clarence, Wilhelm IV., zum Throne gelangt war, fand er die vollste Anerkennung wieder. Im J. 1831 befehligte er die vor Lissabon kreuzende Flotte. Von 1832—40 vertrat er die Stadt Devonport im Parlament, wo er mit den Whigs stimmte. Er † als Admiral der rothen Flagge den 28. April 1851.

Codrus, letzter König von Athen, Sohn des Melanthus, befreite nach der Sage bei einem Einfall der Dorier aus dem Peloponnes durch freiwillige Aufopferung Athen von den Gefahren eines Krieges (1068 v. Chr.). Nach einem Orakelspruch sollten nämlich die Athener siegen, wenn ihr König von den Feinden getödtet werde. C. begab sich, als Bauer verkleidet, ins feindliche Lager, fing dort Streit an und ward erschlagen. Die Dorier aber zogen ab, nachdem sie von dem Orakelspruch Kunde erhalten. Unter dem Vorwande, es sey Niemand würdig, einem Manne wie C. als König zu folgen, benutzten die Eupatriden den Thronstreit seiner Söhne zur Aufhebung des Königthums und Erweiterung ihrer Macht. Von C.' Söhnen ward Medon erster lebenslänglicher, aber verantwortlicher Archon, Neleus und Androclus führten Kolonien nach Kleinasien, ebenso andere natürliche Söhne des C.

Coehörner, kleine tragbare Handmörser mit angegossenem Fuß, um Handgranaten daraus zu schießen. Der holländische General Coehorn soll sie 1673 zuerst eingeführt haben, doch wurden schon 1669 durch den Oberst Holst und 1691 von den Franzosen Versuche damit gemacht.

Coehorn, Menno van, ausgezeichneter holländischer Ingenieur, wurde 1641 auf einem Landhause unweit Leuwarden in Friesland geboren. Nachdem er von seinem Vater, einem Kapitän der Infanterie, den ersten Unterricht in den Kriegswissenschaften empfangen, vollendete er seine Bildung auf der hohen Schule zu Franecker, ward in seinem 16. Jahre Hauptmann in niederländischen Diensten und nahm als solcher an der Vertheidigung von Mastricht und der Belagerung von Grave Theil, wo er sich durch die Anwendung der Handmörser, die nach seinem Namen benannt wurden, verdient machte. Nach dem nymweger Frieden wurde er beauftragt, Coevorden, mit Beibehaltung seiner 8eckigen Form, durch Außenwerke zu verstärken; derselbe Auftrag ward einem andern Ingenieur, Louis Paan, was zu einem Streite Veranlassung gab, in welchem C.s System siegte. An dem Kriege von 1688 nahm er so rühmlichen Antheil, daß der Kurfürst von Brandenburg ihm Dienste anbot, wiewohl vergeblich. Im Jahr 1690 focht er als Brigadier in der Schlacht von Fleurus, vertheidigte Namur mit großem Heldenmuth, mußte sich jedoch der Uebermacht endlich ergeben. Im J. 1694 führte er die Belagerung von Huy, half 1695 Namur wieder erobern und bereiste als Generallieutenant und Oberaufseher der Festungen nach dem Frieden die niederländischen Festungen, um ihre Verstärkung einzuleiten. Der spanische Erbfolgekrieg rief ihn wieder zu voller Thätigkeit; er kommandirte ein Corps von 10,000 Mann, eroberte 1702 das Fort Donates, leitete die Belagerung von Venloo und half das lütticher Schloß, Kaiserswerth und Bonn nehmen. Mit Sparre und Tilly trieb er die Franzosen aus ihren Verschanzungen bei Stekene, eroberte Huy und Limburg, und war im Begriff, mit Marlborough den Plan zum neuen Feldzuge zu verabreden, als er am 17. März 1704 †. Seine Kinder errichteten ihm zu Wikeb in Friesland, wo er begraben liegt, ein prächtiges Denkmal. Sein System (das coehornsche Befestigungssystem, s. Kriegsbaukunst) fand besonders bei den deutschen Ingenieuren Anklang und ward von ihnen bei ihren Anlagen benutzt. Er legte es größtentheils in den Schriften nieder: „Versterkinge des vijfhoeks met alle sine buijtenwerken" (Leuwarden 1682) und „Nieuwe vestingbouw" (das. 1685, neue Aufl. 1702; französisch, Haag 1741; deutsch, Düsseldorf 1709).

Coelebs (lat.), im Cölibat befindliche Person, s. Cölibat.

Coelemans, Jakob, guter niederländischer Kupferstecher, 1670 zu Antwerpen geboren, Schüler des Cornelius Vermeulen, † zu Aix 1733 oder 1735. Sein Hauptwerk ist die aus 118 Blättern bestehende Sammlung, die er für das Kabinet des Boyer d'Aiguilles in Aix stach. Sie war schon 1709 vollendet, ward aber erst 1744 herausgegeben. Schätzbare Blätter sind außerdem: die Rückkehr Jakobs von Laban, Omnia vanitas, nach Castiglione; die Zusammenkunft Jakobs und der Rahel und die Hochzeitsfeier derselben, nach Guido Reni rc.

Cölestianer, s. v. a. Pelagianer, Anhänger des Cölestius (s. d.).

Cölestin, prismatischer Halbbaryt, schwefelsaurer Strontian, Mineral des ein- und einachsigen Krystallsystems, besteht aus entweder säulenartigen, oder tafelartigen Krystallen, ist faserig, dicht, von unebenem muscheligen Bruch, 3,0—3,5 Härte, 3,6—4,0 spec. Gewicht, durchsichtig bis durchscheinend, farblos, wasserhell, meist aber weiß, grau und blau gefärbt, zuweilen auch röthlich, von Glasglanz, in den Perlmutterglanz fallend. Es besteht aus 56,6 Strontian u. 43,5 Schwefelsäure, dekrepitirt vor dem Löthrohre, schmilzt zu einer milchweißen Kugel und mit Flußspath ganz leicht zu einem vollkommen klaren Glase, das beim Abkühlen emailweiß wird. Es ist von Säuren nicht angreifbar. Die blaue Farbe rührt von der Einmengung einer schwarzen, kohligen oder bituminösen Substanz her und bleicht am Sonnenlichte aus. Man unterscheidet mehrere Varietäten. Der vollkommen krystallisirte, strahlig und schalig zusammengesetzte C. kommt mit Schwefel, Kalkspath, Gyps in verschiedenen Kalkformationen, besonders schön und in großer Menge in den Gyps- und Schwefellagern der Südküste Siciliens, auf der Strontianinsel im Eriesee in Nordamerika, zu Bristol in England, bei Süntel und Nördten in Hannover, zu Herrengrund in Ungarn, zu Meudon u. Bougival bei Paris, auch im Svenit ausgezeichnet schön und in zweifacher Färbung zu Scharfenberg bei Meißen vor. Der faserige C., parallelfaserig in dünnen Lagen zusammengesetzt, findet sich in den Mergellagern des Muschelkalks bei Dorn-

burg in der Nähe von Jena, zu Bristol, Frankstown in Pennsylvanien &c. Der dichte C., derb, zerborsten, kugelig, von unebenem Bruch, entweder vollkommen dicht, oder feinkörnig abgesondert, gelblichgrau, grünlichgrau, schimmernd und schwach an den Kanten durchscheinend, kommt vorzüglich am Montmartre bei Paris vor. Der C. wird zur Darstellung von Salzen benutzt, welche man in der Feuerwerkskunst verwendet, um rothgefärbte Flammen hervorzurufen.

Cölestina (Cölestine), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde Kräuter in Mittel- und Nordamerika, wovon C. ageratoides *Cassini*, Ageratum coelestinum *Sims.*, mit himmelblauen Blüthen, aus Mexiko stammend, eine schöne Zierpflanze ist, deren Samen, im April gesäet, schon im ersten Jahre blühende Pflanzen bringt, die den Sommer hindurch im freien Lande fortkommen.

Cölestiner, eine Reform der Benediktiner, gestiftet 1254 von Peter von Sergna, dem nachmaligen Papste Cölestin V., und nach ihm benannt [s. Cölestinus 5)]. Der Orden der C. entstand aus einem Vereine von Anachoreten auf dem Berge Majella. Als Regel stellte der Stifter anhaltendes Gebet, Mette um Mitternacht, Handarbeit bei Wasser und Brod, ein härenes Hemd, einen eisernen Gürtel um den bloßen Leib, eine Schlafstelle auf nacktem Stein auf. In den ersten 20 Jahren entstanden schon 16 Klöster nach dem Muster von Majella. Die päpstliche Bestätigung erfolgte 1264 durch Urban IV., wiederholt 1274 durch Gregor X., welcher ansehnliche Privilegien, Befreiung von der bischöflichen Gewalt u. vom Zehnten beifügte. Das Oberhaupt des Ordens war der Generalabt zu Majella, seit 1293 zu Murhone bei Sulmona. Zu Paris wurde ein Kloster der C. 1318 gestiftet, dessen Mönche das seltsame Privilegium erhielten, Rang und Gehalt der königlichen Sekretäre von Frankreich zu genießen. Später bildeten sich zwei getrennte Provinzen des Ordens aus: die C. von Frankreich und die von Italien, deren Konstitutionen 1664 revidirt wurden. Die Kleidung der spätern C. ist: ein Hemd von Serge, ein weißer Rock mit weißem Gürtel, darüber ein schwarzes Skapulier und Kapuze; im Chor und außerhalb des Klosters wird eine schwarze Kutte und Kappe übergeworfen. Laienbrüder tragen fahlbraune Kutten und auf dem Skapulier vorn an der Brust ein weißes Kreuz, um welches sich ein S schlingt (wahrscheinlich zum Andenken des Stifters Peter von Sergna).

Cölestinus, Name von 5 Päpsten: 1) C. I., Heiliger, verwaltete bis 422 das Amt eines Diakonus, gelangte in diesem Jahre zur Würde eines Bischofs von Rom und gerieth als solcher mit den Bischöfen in Afrika, die das Recht der Appellation nach Rom als eine Beschränkung ihrer kirchlichen Freiheit betrachteten, in einen heftigen Streit, der damit endete, daß C. für gut fand, ihn vorerst nicht weiter zu führen. Das Hirtenamt über die ganze Christenheit beanspruchend, machte er auch in dem großen dogmatischen Streite zwischen Nestorius, Bischof von Konstantinopel, und Cyrillus, Bischof von Alexandrien, das Richteramt des römischen Stuhles geltend, indem er die Lehre des Nestorius verdammte und ihm sogar mit Amtsentsetzung drohte, wenn er die irrige Lehre nicht öffentlich widerrufen werde. Er † am 26. Juli 432, nachdem er auch die äußere Macht der römischen Kirche bedeutend erweitert hatte. Sein Gedächtnißtag ist der 6. April. — 2) C. II., hieß vorher Guido de Castello, ein Toskaner, war Kardinal des heiligen Marcus und 1140 päpstlicher Legat in Frankreich, ward am 26. September 1143 zum Papst erhoben, hob auf König Ludwigs VII. von Frankreich Bitte das gegen denselben von seinem Vorgänger ausgesprochene Interdikt auf; † am 9. März 1144. — 3) C. III., vorher Hyacinth Bobocardi, war aus Rom gebürtig und bestieg, schon im hohen Alter, am 30. März 1191 den päpstlichen Stuhl. Umsonst versuchte er die Kaiserkrönung Heinrichs VI., der damals vor Rom lagerte, hinauszuschieben; er mußte diese am Osterfeste 1191 vollziehen und sich überhaupt dem kräftigen Willen des Kaisers beugen. Auch in andern Fällen, wo es galt, die Würde und Macht des römischen Stuhls zu zeigen, benahm er sich schwankend und unentschieden. Seine wichtigste Handlung war die Bestätigung des deutschen Ritterordens. Er † am 8. Januar 1198, im 92. Jahre seines Alters. — 4) C. IV., vorher Gottfried von Castiglione, war zuerst Stiftsherr und Kanzler der Kirche zu Mailand, seiner Vaterstadt, trat dann in den Cistercienserorden, ward von Gregor IX. zum Kardinal und Bischof von Sabina und am 23. Sept. 1241 zum Papst erhoben, † aber schon am 8. Oktober. — 5) C. V., Heiliger, geb. um 1215 zu Isernia (Sergna) in der Grafschaft Molise in Neapel. Sein Taufname war Peter, daher hieß er anfangs Peter von Sergna. Nachdem er 3 Jahre in einer Felsenhöhle gelebt, trat er als Bußprediger hervor, erhielt zu Rom die Priesterweihe, kehrte aber bald in die Einöde zurück und wählte seinen Aufenthalt auf dem Gebirge von Murhone bei Sulmona in Apulien, in einer Höhle, aus welcher er, nach der Legende, zuvor eine große Schlange vertrieb. Als nach 5 Jahren der Wald um seine Einsiedelei gelichtet und zu Ackerland bearbeitet wurde, zog sich Peter in eine Felsenschlucht auf dem nahen Berge Majella zurück. Der Ruf des heiligen Einsiedlers zog Schaaren von Andächtigen herbei, die die ungangbaren Felsensteige nicht scheuten, um Peters erschütternde Bußpredigten zu hören. Im Jahre 1254 gesellte sich zu ihm eine kleine Gemeinde von Schülern, denen sein Vorbild zum Gesetz diente. So wurde Peter Stifter eines Mönchsordens, der, ursprünglich der heiligen Jungfrau gewidmet, später den Namen Cölestiner (s. d.) annahm. Peter wurde nämlich seines heiligen Lebens wegen 1294 auf den seit zwei Jahren erledigten päpstlichen Stuhl berufen. Sich dagegen sträubend, floh er, wurde aber entdeckt und im pomphaften Aufzuge in Rom eingeführt. Aber die klügeren unter den Kardinälen erkannten bald, daß die Erwählung des der Welt und ihren Händeln gänzlich entfremdeten Einsiedlers ein Fehlgriff war, zu dem man sich durch die Volksstimme hatte vorschnell bewegen lassen, und der Kardinal Benedikt Cajetan benutzte die Sehnsucht Cölestins nach seiner ihm liebgewordenen

Einsiedelei, um ihn zu freiwilliger Abdankung zu bewegen. C. legte nach 5 Monaten seine Regierung nieder, und Benedikt Cajetan (Bonifacius VIII.) wurde sein Nachfolger. Dieser fand für gut, den volksbeliebten Heiligen in seiner Gewalt zu behalten. C. entfloh zwar der Haft, ward aber eingeholt und erhielt die Citadelle Fumone als Residenz angewiesen, wo er mit einer Garde von 36 Mann, mehr zu seiner Bewachung, als zu seinem Schutze, umgeben ward. In dieser unwürdigen Gefangenschaft † C. am 19. Mai 1296 als 80jähriger Greis. Sein Leichnam wurde unter großem Pomp zu Rom in der Peterskirche beigesetzt, und zwar auf Bonifacius' Befehl in einem 10 Klafter tiefen Grabe, damit der Todte der überschwänglichen Verehrung des Volks entrückt würde. Dessen ungeachtet sah das Volk auf dem Grabe seines Lieblings zahlreiche Wunder geschehen, und der wunderthätige Körper mußte auf sein Verlangen 1306 aus der Tiefe wieder ans Licht gebracht werden. Darauf wurde C. 1313 förmlich kanonisirt und heilig gesprochen und sein Leichnam 1327 der Klosterkirche zu Collmadio zur Verehrung der Gläubigen übergeben. C.' Gedächtnißtag ist der 19. Mai.

Coelestis (lat.), himmlisch; daher Coelestis dea, s. v. a. Urania.

Cölestius (Cälestius), ein Mönch aus Britannien gebürtig, trat 409 in Rom, zugleich mit Pelagius (s. d.), als Vertheidiger der Willensfreiheit gegen Augustins Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Natur auf, begab sich mit Pelagius 411 nach Afrika u. bewarb sich in Karthago um das Amt eines Presbyters. Von seinen Gegnern aber als Irrlehrer angeklagt, wurde C. auf einer Synode zu Karthago exkommunicirt, wandte sich hierauf nach Ephesus und fand daselbst Freunde seiner Lehre. Aber zuletzt mit seinem Genossen auf mehren Synoden verdammt und von weltlicher und geistlicher Gewalt verfehmt, lebte er zurückgezogen in Kleinasien. Von C.' Werken („Definitiones" u. „Symbolum ad Zosimum") finden sich Fragmente in den vorhandenen Gegenschriften Augustins. Das Nähere über C.' Lehre s. Pelagius; vergl. Augustinus.

Cölesyrien, s. Syrien.

Cölialgie (griech.), Bauchschmerz; Bruchleiden; Kolik.

Cölibat, im Allgemeinen der ehelose Zustand, im Besondern aber die Verpflichtung zur Ehelosigkeit, die für den römisch-katholischen Klerus besteht. In der vorchristlichen Zeit finden wir keine Gesetze, wonach die Ehe für den priesterlichen Stand verboten gewesen wäre. Dem jüdischen Hohenpriester war vielmehr nach 3. Mos. 21, 13 u. 14 die Ehe mit einer unbescholtenen Jungfrau zur Pflicht gemacht. Auch im Neuen Testament wird nirgends der C. einem besondern Stande empfohlen oder zur Pflicht gemacht. Die Apostel selbst waren zum Theil verheirathet, billigten im Allgemeinen die Ehe, wie auch (1. Tim. 3, 1) dem Vorsteher der Gemeinde der Ehestand förmlich empfohlen wird. Nachdem aber Paulus schon im Hinblick auf die mißlichen Verhältnisse, unter denen sich die christlichen Gemeinden bildeten, und auf die Entsagungen und Opfer, die der Dienst des Herrn erheischte, dem ehelosen Stande den Vorzug gegeben hatte (1. Kor. 7), wurde es nach und nach vorherrschende Ansicht, daß die Verzichtung auf die ehelichen Genüsse Denjenigen besonders wohl anstehe, die im täglichen Verkehr mit den heiligen Mysterien diesen ihr Gemüth ausschließlich zuzuwenden hätten. So begegnen uns schon im 2. Jahrhundert Einzelne, welche für die kirchlichen Vorsteher die Ehe untersagt wissen wollten, und da man Keuschheit für gleichbedeutend mit Ehelosigkeit hielt, so fing man hie und da schon an, unverheiratheten Personen, besonders bei der Besetzung der höheren geistlichen Aemter, den Vorzug zu geben und sich bei ihrer Anstellung versprechen zu lassen, daß sie bei ihrer etwaigen Verheirathung ihr Amt niederlegen wollten, wiewohl man im Allgemeinen noch keinen Anstand nahm, verheiratheten Personen die Ordination zu ertheilen. Nachdem nun die Idee eines den Zusammenhang zwischen Christus u. der Kirche vermittelnden, sichtbaren Priesterthums, einer vorzugsweise gottgeweihten Priesterkaste, durch welche die Wirkungen des heiligen Geistes den Laien zugänglich gemacht würden, die vorherrschende geworden war u. eine hierarchisch-theokratische Gestaltung der kirchlichen Institute begründet hatte: wurde Das, was durch den ascetischen Geist der Kirche und durch das Beispiel berühmter Kirchenlehrer bereits zu einer gewissen Autorität gelangt war, stufenweise zum ausdrücklichen Gesetz erhoben. Das Koncil zu Elvira in Spanien (305), welches von dem in der spanischen und nordafrikanischen Kirche besonders vorherrschenden ascetisch-hierarchischen Geiste geleitet wurde, sprach sich zuerst entschieden dahin aus, daß die Geistlichen vom Bischofe bis herunter zum Subdiakon, welche als Verheirathete ordinirt worden wären, sich des ehelichen Umgangs enthalten od. ihrer Aemter entsetzt werden sollten. Die Koncilien zu Neocäsarea u. zu Ancyra (314) machten mildere Grundsätze geltend, in sofern das erstere die Amtsentsetzung nur auf diejenigen Geistlichen beschränkte, welche sich nach ihrer Ordination noch verehelichen würden, und das letztere sogar noch die Bestimmung hinzufügte, daß den Diakonen, welche gleich bei ihrer Ordination erklärt hätten, das ehelose Leben nicht ertragen zu können, die Heirathserlaubniß nachher zu ertheilen sey, und bloß diejenigen, welche jene Erklärung nicht abgegeben hätten, im Fall ihrer nachherigen Verheirathung vom Amte entfernt werden sollten. Auf dem ökumenischen Koncil zu Nicäa (325) bemühte sich zwar eine ascetische Partei, strengere Maßregeln gegen die Priesterehen hervorzurufen; aber Paphnutius, ein alter Konfessor und selbst strenger Ascet, der nie ein Weib berührt hatte, vertheidigte die Keuschheit und Heiligkeit des ehelichen Lebens mit solchem Erfolg, daß es bei den frühern milderen Verordnungen blieb und demgemäß nur den ordinirten Geistlichen der drei ersten Grade die Eingehung der Ehe untersagt, im Uebrigen aber es der Willkür eines jeden überlassen wurde, ob er heirathen wolle oder nicht. Auch das Koncil zu Gangra in Paphlagonien (355?) trat in Opposition gegen die ascetisch-hierarchische Ansicht vom Priesterstande und sprach sogar das Anathema

über Diejenigen aus, die sich weigerten, bei verehelichten Geistlichen zu kommuniciren. Gleichwohl wurde es in der orientalischen Kirche bald vorwaltende Observanz, daß wenigstens die Bischöfe, wenn sie verheirathet waren, aus dem ehelichen Verhältniß heraustraten. Noch strengere Ansichten drangen aber trotz der nicänischen Beschlüsse gegen das Ende des 4. Jahrhunderts im Abendlande durch. Der römische Bischof Siricius nämlich sprach sich, als spanische Presbyter und Diakonen sich gegen den C. sträubten, entschieden für die Nothwendigkeit desselben aus (385) und fand bei der Mehrzahl der Kleriker Beifall. Zwar vermochte er den in der Theorie festgestellten Grundsatz nicht sogleich auch in der Praxis zum allein geltenden zu erheben, und noch am Ende des 4. Jahrhunderts traten einzelne über die Vorurtheile ihrer Zeit sich erhebende Männer auf, welche das Cölibatsgesetz anfochten. Als aber seit dem Ende des 4. Jahrhunderts die hierarchische Stellung des Priesterthums sich immer schärfer ausbildete, wurden von römischen Bischöfen (Innocenz I. 404 und 405, Leo I. 443 und 445) und auf Koncilien (zu Karthago 390 und 401 u. a.) Verordnungen erlassen, welche die unbedingte Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben Priestern, Diakonen und Subdiakonen vorschrieben und verheirathete Männer zu diesen Graden nur nach abgelegtem Gelübde der Keuschheit zu ordiniren erlaubten. Spätere Koncilien (zu Toledo 531, zu Tours 567 u. a.) wiederholten diese strengen Beschlüsse und wollten die Ertheilung jener Grade an Verheirathete an das Versprechen der Enthaltsamkeit oder der Entlassung der Frau geknüpft wissen. Um den Mönchen, die in der Meinung des Volks ohnedies schon höher standen, nicht noch mehr hintangesetzt zu werden, fanden sich die Weltgeistlichen im Allgemeinen nicht abgeneigt, diesen Bestimmungen Folge zu leisten. Die Uebertretung der Cölibatsgesetze zog nicht Trennung der Ehe, sondern nur Entfernung von den geistlichen Verrichtungen nach sich. Die Ehen der Geistlichen blieben darum noch längere Zeit nach der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nicht bloß gesetzlich gültig, sondern den Frauen und Kindern der Kleriker wurden auch dieselben Immunitäten wie diesen selbst zugestanden. Auch in der **morgenländischen** Kirche huldigte man nach und nach strengeren Grundsätzen; man untersagte auch Denen, die unverheirathet zum Klerus getreten waren, vom Subdiakon aufwärts die Verehelichung (Koncil zu Chalcedon 451), und Justinian fügte die wichtige Schärfung hinzu, daß die Eingehung einer Ehe im Amte mit der Verstoßung aus dem geistlichen Stande bestraft werden und die eingegangene Ehe als eine ungesetzliche ungültig seyn solle. Jedoch wich die morgenländische Kirche von der abendländischen darin ab, daß sie einen schon Verheiratheten, vorausgesetzt, daß er nicht in zweiter Ehe lebe oder mit einer Wittwe verheirathet sey, ohne allen Vorbehalt bis zur Weihe des Presbyters zuließ und erst bei der Ordination zum Bischof die Trennung von der bisherigen Gattin verlangte. Später entstand sogar die Gewohnheit, daß die Geistlichen nicht bloß vor, sondern auch noch in den zwei ersten Jahren nach erhaltener Weihe eine Ehe schließen durften. Der Kaiser Leo schaffte zwar das Letztere ab, machte jedoch in anderer Beziehung die Milderung, daß die Geistlichen, welche nach der Ordination heiratheten, nicht mehr völlig aus dem geistlichen Stande verstoßen, sondern nur ihres Amtes entsetzt, übrigens aber für die kirchlichen Funktionen, mit denen die Ehe vereinbar war, beibehalten werden sollten. Bei diesen Satzungen, welche das trullanische Koncil im Jahre 692 bestätigte, blieb das griechische Kirchenrecht stehen. In der **lateinischen** Kirche dagegen wurden die alten Verordnungen wider die Priesterehen mehrmals und sehr nachdrücklich wiederholt (z. B. auf dem Koncil zu Rom 743) und namentlich auch in Deutschland (in mehren Kapitularien Karls des Großen und auf den Koncilien zu Mainz 888, zu Augsburg 952 u. a.) recipirt. Allein nach der Auflösung des gemeinsamen Lebens und bei dem damit zusammenhängenden Verfall der Kirchenzucht drangen die Cölibatsgesetze so wenig durch, daß es in allen Ländern und selbst unter den Augen des Papstes viele verheirathete, ja in Doppelehen lebende Priester und noch mehr solche Kleriker gab, welche sich durch Konkubinat und Incest befleckten. Die erneuten Verordnungen Leo's IX. († 1053) hatten keinen bessern Erfolg, und den Edikten Alexanders II. († (1073) wagte man sogar mit Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit des den Geistlichen auferlegten Joches entgegenzutreten. Erst der Energie Gregors VII. gelang es, den Klerus unter ein unbedingtes Cölibatsgesetz zu beugen. Indem er von dem Princip ausging, daß die Kirche aus der Gewalt der Laien nicht anders errettet werden könne, als wenn die Kleriker dem ehelichen Leben entrissen würden, dehnte er die von Nikolaus II. 1059 gegen die im Konkubinat lebenden Priester erlassene Verordnung nach beifälligem Beschlusse einer Synode zu Rom 1074 auf alle verehelichten Geistlichen aus mit der Bestimmung, daß jeder beweibte Geistliche, der ein Sakrament verwalte, sowie jeder Laie, der aus der Hand eines solchen ein Sakrament empfange, mit Bann und Exkommunikation bestraft werden solle. Ungeachtet des heftigsten Widerstandes, besonders auf Seiten des niedern Klerus, wurde dies Dekret in Vollzug gesetzt. Die Ehen der Geistlichen wurden übrigens darin noch als gültig anerkannt und den verehelichten Klerikern, die sich von ihren Gattinnen nicht trennen mochten, bloß ihre Funktionen und Pfründen entzogen. In Folge der Konciliienbeschlüsse zu Rheims (1119) u. im Lateran (1123) schärfte Calixtus III. das Cölibatsgesetz noch dadurch, daß er die Trennung aller Priesterehen vorschrieb, und Innocenz II. erklärte sie (1139 auf der zweiten Lateransynode) überhaupt für ungültig. Die spätern Wiederholungen dieser strengen Verordnungen beweisen, daß es fortwährend noch Kleriker wagten, der Stimme der Natur zu folgen und sich zu verehelichen, oder wenigstens im Konkubinat einen Ersatz für die versagten Freuden der Ehe zu suchen. Auf die Kleriker vom Subdiakon abwärts fanden jene Gesetze keine strenge Anwen-

dung, sondern man richtete sich hier mehr nach dem Herkömmlichen. Auch Päpste, z. B. Leo IX. 1045, erklärten sich für die Vereinbarkeit der Ehe mit den niedern Kirchenämtern. Alexander III. und Innocenz III. dehnten zwar die Cölibatsgesetze auch auf diese aus, indem sie verordneten, daß die Ehen der Kleriker niedern Ranges wohl gültig seyn, aber unmittelbar den Verlust des Amtes und der Privilegien des geistlichen Standes nach sich ziehen sollten; Bonifacius VIII. und Klemens V. stellten jedoch das ältere Recht wieder her und erlaubten, die niedern Weihen auch verheiratheten Männern zu ertheilen.

Auf dem Koncil von Trient kam die ganze Angelegenheit noch einmal zur Sprache. Der Herzog Albrecht V. von Bayern und der Herzog von Kleve richteten unter Beistimmung des Kaisers an das Koncil ein Gesuch um Aufhebung des C.s. Es wurde demselben jedoch keine Folge gegeben, sondern das ältere Recht bestätigt. Die jetzt bestehende Disciplin hinsichtlich des C.s ist in der römisch-katholischen Kirche mithin ganz auf die alten Dekrete gegründet und im Wesentlichen folgende: Eine verheirathete Person kann nicht ordinirt werden, denn die Ehe ist unauflöslich und mit einem höheren geistlichen Grade unvereinbar. Eine Ausnahme tritt nur in dem Falle ein, wenn die Frau in die Weihe des Mannes einwilligt und sich nach Ablegung des Keuschheitsgelübdes ins Kloster begibt. Schließt ein höherer Kleriker dennoch eine Ehe, so ist dieselbe gesetzlich nichtig und muß getrennt werden. Den Geistlichen trifft zugleich die Exkommunikation und Suspension; erst nach gethaner Buße kann er von dieser Strafe losgesprochen und zum Amte wieder zugelassen werden. Wenn ein Kleriker niedern Grades (minoris ordinis) heirathet, so ist die von ihm geschlossene Ehe zwar gültig, aber Funktion u. Pfründe (officium et beneficium), sowie die Fähigkeit zu den höhern Weihen sollen ihm entzogen werden. In Ermangelung unverheiratheter Personen können jedoch auch verehelichte, vorausgesetzt, daß sie in keiner zweiten Ehe leben, zu den niedern Weihen zugelassen werden. Indessen ist Letzteres nicht gebräuchlich geworden, indem die Funktionen der untern Grade gewöhnlich von Laien oder zum Theil von höhern Klerikern versehen werden. So gelang es zwar endlich, den C. zu einer Wahrheit zu machen, aber nur auf Kosten der Sittlichkeit, denn, von der Ehe ausgeschlossen, entehrte sich der Klerus durch den Konkubinat, welcher von den Gemeinden oft zu ihrer eigenen Sicherheit gefordert und von den Bischöfen besteuert, daher oft begünstigt wurde. Dies war besonders die Ursache, daß es nicht bei den faktischen Uebertretungen der Cölibatsverordnungen blieb, sondern daß hin und wieder planmäßige Angriffe auf dieselbe gemacht und Gesuche um deren Aufhebung eingegeben wurden. Dies geschah besonders zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts; aber schon Kaiser Joseph II. lehnte durch ein Dekret vom 11. Juni 1787 die Abschaffung des C.s, um welche man bei ihm petitionirt hatte, ab. Wiederholt wurden seit 1828 Anträge auf Abschaffung des C.s an die Kammern in Baden, Hessen, Bayern, Sachsen u. andern Ländern gestellt, aber meist zurückgewiesen, oder blieben wenigstens ohne Wirkung. Auch die Vereine, die sich zu demselben Zwecke bildeten, vermochten nichts gegen das hierarchische Institut, in dessen Abschaffung selbst freisinnigere katholische Prälaten den Anfang einer Revolution und Umkehr der ganzen kirchlichen Verhältnisse sehen zu müssen glaubten. Selbst der Wunsch, daß Priester in den Laienstand zurücktreten dürften, fand kein Gehör. Der Papst Gregor XVI. erklärte sich in einem Umlaufschreiben vom 13. August 1832 aufs Entschiedenste gegen alle derartigen Bestrebungen, u. es ist nicht zu leugnen, daß vom Standpunkte der katholischen Kirche gewichtige Gründe für die Beibehaltung des C.s laut geworden sind.

In Frankreich traten zur Zeit der Revolution vereidigte Priester in den Ehestand; aber das Konkordat vom Jahre 1801 drang auf den C. und französische Gerichtshöfe erklärten noch 1833 auch die Ehe ausgetretener Priester für ungültig. Nach den jetzigen Verhältnissen kann dort der Geistliche nur dann eine Ehe eingehen, wenn er Dispensation erlangt, was für Subdiakonen öfters geschehen ist, oder zu der evangelischen Kirche übertritt. In der griechischen Kirche gelten noch die alten Gesetze. Die Geistlichen der höhern Grade dürfen nach erhaltener Weihe nicht heirathen. Da aber bereits Verheirathete ordinirt werden können, so ist es der That nach dahin gekommen, daß regelmäßig jeder angehende Geistliche kurz vor dem Empfang der Weihe zur Ehe schreitet. Die zweite Ehe und die mit einer Wittwe schließen jedoch jetzt wie früher vom geistlichen Amte aus. Die Bischöfe sollen ganz ohne Frau leben und werden daher regelmäßig aus dem Mönchsstande gewählt. In der protestantischen Kirche besteht für die Geistlichen die Verpflichtung zum C. nicht. Schon ehe Luther in der Schrift: „Ermahnung an kaiserliche Majestät u. den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" 1520 sich ausführlich über die Zulässigkeit der Priesterehe ausgesprochen hatte, setzten sich einige seiner Anhänger unter den Geistlichen über das Cölibatsgesetz hinweg. Bereits 1518 verheirathete sich Jakob Erathus zu Danzig, dann Bartholomäus Bernhard von Feldkirchen 1521, u. Luther selbst machte von der evangelischen Freiheit Gebrauch 1525. Die symbolischen Bücher und die Kirchenordnungen bestätigen allgemein die Priesterehe. Vgl. Lieber, Vom C., Frankfurt a. M. 1831.

Coelicolae (lat.), Himmelsbewohner, daher die Himmelsgötter; in der Kirchengeschichte eine christliche Sekte in Afrika, vielleicht von Proselyten des Thor abstammend, verehrte den Himmel als Gott, verband Sabäismus und Montheismus und blühte besonders unter Kaiser Honorius.

Cölioccle (vom Griech.), Bauchbruch, besonders innerer, s. **Bruch**.

Cöliorrhöa (griech.), s. v. a. Diarrhöe; Milchruhr.

Coelispex (lat.), der Himmelsbeschauer, Beiname des Apollo zu Rom, weil das Gesicht seiner Bildsäule in der 11. Region zu Rom gegen

den cölischen Hügel oder gegen den Himmel (coelum) gerichtet war.

Cölius, 1) Marcus C. Rufus, römischer Redner, Zeitgenosse Cicero's, wird mehrfach in den damaligen Parteiumtrieben genannt und bewies sich besonders als gewandter Ankläger. Von seinen Reden sind nur Fragmente auf uns gekommen. Erhalten sind nur seine 17 Briefe an Cicero, welche, in der Sammlung der Briefe Cicero's „ad Diversos" das achte Buch bildend, in antiquarischer und historischer Hinsicht von wesentlichem Belang und auch hinsichtlich des Styls und Ausdrucks neben Cicero's Briefen zu dem Besten zu zählen sind, was aus diesem Gebiete der römischen Literatur sich erhalten hat.

2) C. Aurelianus, gelehrter römischer Arzt aus Sicca in Numidien, lebte wahrscheinlich noch vor Galenus, u. zeigt sich in seinen beiden noch vorhandenen Schriften: „Celerum s. acutarum Passionum libri III" und „Tardarum s. chronicarum Passionum libri V", als einen eifrigen Anhänger der methodischen Schule, für deren Kenntniß sie eine Hauptquelle bilden. Die beste Ausgabe der Werke C.' ist von J. C. Amman mit den Noten von Th. J. van Almeloveen (Amsterdam 1755).

Coelius mons, Berg in der zweiten Region des alten Roms, die deshalb Coelimontium genannt wurde, hieß vor Tiberius Augusteus mons. Er war der südlichste Hügel der Stadt, südlich vom Palatinus, südöstlich vom Aventinus, südwestlich vom Esquilinus; an seinem Fuße war der Hügel Coeliolus (Coeliculus) und eine Grotte, Antrum Cyclopis. Jetzt il Monte di Santo Giovanni, von der Basilika des Johannes Lateranensis so genannt.

Cölln, 1) Georg Friedrich Willibald Ferdinand von, deutscher Schriftsteller, 1766 zu Oerlinghausen geboren, war erst Kammerreferendar zu Minden, seit 1800 Kriegs- und Steuerrath zu Glogau und 1805—7 Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin. Im Jahr 1808 ward er, weil er in Schriften die Schwächen der preußischen Staatsverwaltung rücksichtslos aufgedeckt hatte, zur Untersuchung gezogen und auf die Festung Glatz gebracht. Als er 1810 Erlaubniß erhalten, die Bäder von Landeck zu gebrauchen, entfloh er nach Oesterreich. Später wurde die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen u. C. im Bureau des Fürsten Hardenberg angestellt. Er † den 13. Januar 1820. C. schrieb, meist anonym: „Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." (3 Bde., Amsterd. u. Köln 1807—9); „Neue Feuerbrände" (6 Bde., Leipzig 1807—8); „Wien und Berlin in Parallele" (5 Bde., das. 1808); „Aktenmäßige Rechtfertigung 2c." (daselbst 1811); „Fackeln", ein Journal (1. Stück, das. 1812); „Neue Fackeln" (6 Bde., Deutschland [Quedlinburg] 1812—15); „Die neue Staatsweisheit oder Adam Smiths Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums" (Berlin 1812, 2. Ausg. 1816); „Freimüthige Blätter für Deutsche" (das. 1815—20); „Historisches Archiv der preußischen Provinzialverfassung" (7 Hfte., das. 1819—20).

2) Daniel Georg Konrad von C., des Vorigen Neffe, deutscher protestantischer Theolog, geboren zu Oerlinghausen den 21. Dec. 1788, studirte zu Marburg, Tübingen und Göttingen, habilitirte sich 1811 in Marburg, wurde 1818 als Professor der Theologie nach Breslau berufen, 1829 Konsistorialrath und † daselbst den 17. Februar 1833. Er arbeitete Münschers „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" in 3. Auflage zu einem ganz neuen Werke um. Seine „Biblische Theologie" gab Dav. Schulz (2 Bde., Leipz. 1836) heraus. Unter seinen kleineren Schriften ist die mit Dav. Schulz herausgegebene Schrift „Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten" (Breslau 1830) hervorzuheben.

Coello, 1) Alonso Sanchez, namhafter spanischer Porträt- und Historienmaler, zu Benifayro bei Valencia zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren, bildete sich zu Rom in Raphaels Schule, ward Hofmaler des Königs Philipp II. von Spanien, der ihn mit großer Auszeichnung behandelte, † zu Madrid 1590. In Spanien sind noch viele Meisterwerke dieses Künstlers, z. B. das Bildniß des Infanten Don Carlos und der Donna Isabella in der königlichen Gallerie zu Madrid, die Vermählung der heiligen Katharina u. a. im Escorial, Sebastian mit Christus und Maria in der Klosterkirche S. Geronimo zu Madrid 2c. Am ausgezeichnetsten ist er im Porträt; seine Köpfe haben einen lebendigen, seelenvollen Ausdruck, seine Zeichnung ist korrekt.

2) Claudio, spanischer Historienmaler, geboren zu Madrid, Schüler von Ricci, erwarb sich große Bewunderung, die erst durch Giordano's Ankunft, der die Periode des gänzlichen Verfalls der spanischen Kunst eröffnete, verdunkelt wurde. C. ergriff den Pinsel seitdem nicht wieder und † 1693 vor Gram. Er hinterließ in Madrid, S. Ildefonso, im Escorial, zu Paular, Saragossa, Salamanca, Corella, Torrejon, Valdemoro u. a. O. viele und schöne Bilder. C. ist der letzte bedeutende spanische Maler. Wegen seiner scharfen Beobachtung der Natur erklärt man ihn für den ersten Naturalisten Spaniens.

Cöln, Ludolf von, berühmter Mathematiker, s. Ludolf.

Coena (lat.), bei den Römern die Hauptmahlzeit (s. Mahlzeit); dann überhaupt Essen, Gasterei.

Coenaculum (lat.), Speisezimmer, insbesondere der obere Theil des römischen Wohnhauses, gewöhnlich das Stockwerk über dem Erdgeschoß, welches die Speisezimmer häufig enthielt; in unbedeutenderen Häusern, welche nicht zunächst an der Straße standen und mehre Stockwerke hatten, eines der obersten oder das oberste Stockwerk. Diese Stockwerke, deren reiche Römer oft mehre auf einander thürmten, bloß um sie im Ganzen an Pächter abzulassen, wurden von diesen wieder einzeln an Afterpächter (coenacularii) vermiethet. Nero verbot die übermäßige Anzahl von Stockwerken, der Feuersgefahr wegen. In Klöstern ist C. (Cönakel) s. v. a. Speisesaal.

Coena cynica (lat.), einfaches, dürftiges

Mahl nach Art der Cyniker gehalten, d. h. aus Hülsenfrüchten ꝛc. bestehend.

Coena domini (C. dominica, lat.), s. v. a. Abendmahl; auch grüner Donnerstag.

Coena pura (lat.), bei den Römern unblutiges Mahl, nur aus Gemüse u. Aehnlichem bestehend; im Kirchenwesen s. v. a. Charfreitag.

Coenator (Coenatorius, lat.), der Mönch, welcher den Klostergeistlichen in warmen Tagen Abends Erfrischungen bringen mußte.

Cönobiten (vom Griech.), in Gemeinschaft Lebende, im 4. Jahrhundert Mönche in Aegypten, welche in einem Kloster zusammenlebten, zum Unterschiede von den Anachoreten. Stifter der C. war Pachomius um 340, das erste Cönobium auf der Insel Tabenna im Nil. Vergl. Mönchswesen und Anachoreten.

Coenobium (lat.), Ort zum gemeinschaftlichen Leben; daher Kloster.

Cönus, Sohn des Polemocrates, Schwiegersohn Parmenions, einer der ausgezeichnetsten Feldherren Alexanders des Großen, unterlag auf dem Rückzuge aus Indien einer Krankheit, nachdem er kurz zuvor den König am Hyphasis auf eben so würdige als eindringliche Weise zur Umkehr zu bewegen gesucht hatte.

Coesnon, Küstenfluß im französischen Departement Ille-Vilaine, entspringt unweit Fougères und mündet unterhalb Pontorson in die Bai St. Michel.

Coeur, Jacques, französischer Staatsmann, war der Sohn eines Pelzhändlers zu Bourges und noch 1415 des Königs Karl VII. Liebling u. Zahlmeister. C.s Handelsverbindungen mit Asien und der Levante insbesondere verschafften ihm die Mittel, dem steten Geldbedarf des Königs zu entsprechen. C. war es, der dem König 4 Heere stellte, die Eroberung der Normandie bewirkte, die Staatsverwaltung ordnete und unter andern Stiftungen der Stadt Montpellier ihre Börse und ihre Wasserleitung gab. Im Jahr 1440 versetzte ihn der König in den Adelsstand, schickte ihn als Gesandten nach Rom und Genua und erhob ihn 1450 zum Finanzminister. Nichtsdestoweniger dehnte er seinen Handel immer weiter aus und zählte die Mächtigsten des Reichs unter seine Schuldner. Diese bewirkten seinen Sturz. Der Münzverfälschung, der Vergiftung der Agnes Sorel und des Hochverraths angeklagt, ward er gefangen gesetzt, seine Güter, deren Werth man zu 20 Millionen schätzte, wurden eingezogen, und ihn selbst verbannte man aus Frankreich. Papst Calixtus III. nahm ihn mit offenen Armen auf und gab ihm das Kommando eines Theils seiner Flotte gegen die Türken. C. † 1456 auf der Insel Chios. Seine Kinder, vom sterbenden Vater Karl VIII. aufs Dringendste empfohlen, erhielten einen Theil ihrer Güter zurück.

Cöus, ein Titane, Sohn des Uranus und der Erde, zeugte mit seiner Schwester Phöbe die Leto und Asteria.

Coevorden (Coewerden), Festung und Stadt in der holländischen Provinz Drenthe, an der kleinen Vechte und der Grenze von Deutschland, von Morästen umgeben, mit 2600 Einwohnern. Im Jahr 1579 ward die Stadt von den Generalstaaten erobert und, als der Schlüssel zu Gröningen und Friesland, befestigt; wieder in die Hände der Spanier gefallen, wurde sie 1592 vom Prinzen Moritz wieder genommen. Am 10. Juli 1672 nahm sie der Bischof von Münster ein, mußte sie aber am 23. December den Generalstaaten wieder überlassen. Ihre jetzige Befestigung verdankt sie Coehorn.

Coffea, s. Kaffeebaum.

Coffinhal, 1) Jean Baptiste, französischer Revolutionär, nannte sich zum Unterschied von seinen Brüdern C.-Duball, war geb. 1754 zu Aurillac, studirte Medicin, ging aber bald zur Jurisprudenz über, bei der er ebenfalls wenig Glück machte, u. lebte eben zu Paris in ziemlich schlechten Umständen, als die Revolution ausbrach. Von wildem und unternehmendem Charakter, trat er der Bewegung bei, spielte bei dem Angriff auf die Tuilerien (10. August 1792) eine Hauptrolle und wurde bald darauf Präsident des Jakobinerklubs. Als solcher, sowie als Vicepräsident des Revolutionstribunals hatte er Theil an allen blutigen Vorgängen jener Zeit und war von seinen Kollegen der unerbittlichste und grausamste: er goß nicht selten auch seinen giftigen Spott über seine unglücklichen Schlachtopfer aus. Er war es, der die Bitte des berühmten Lavoisier, seine Hinrichtung um einige Tage aufzuschieben, bis er eine der ganzen Menschheit nützliche Erfindung vervollständigt habe, mit den Worten zurückwies: „Die Republik braucht fernerhin weder Gelehrte noch Chemiker." Nach Robespierre's Sturz behielt er noch die meiste Geistesgegenwart. Auch er war mit seinen Blutgenossen nach dem Stadthaus geflüchtet; als ihm hier der Kommandant der Nationalgarde, Henriot, mit der Frage entgegentrat, was er mit den Häuptern der Gegenpartei beginnen solle, die eine Zeit lang völlig in seiner Gewalt waren, so soll C. ihn, in Wuth über dieses Zaudern, das den Terroristen den Sieg entrissen hatte, zum Fenster hinausgeworfen haben. Als Mann von Muth brach er sich mit dem Degen in der Faust durch die Menge Bahn und verbarg sich in einem Boote, wo er von Arbeitern aus seiner Heimath drei Tage lang verborgen gehalten wurde. Neugierde und Ungeduld lockten ihn aus seinem Versteck hervor, er schlich zu seiner Mätresse und wurde hier verhaftet. Da er außer dem Gesetz erklärt war, so fand noch an demselben Tage seine Hinrichtung Statt. Der Pöbel jauchzte jetzt bei seinem Gang zum Schaffot, wie früher bei seinen blutigen Aussprüchen, und wie er einst so vielen unglücklichen Opfern, schrie ihm jetzt das Volk höhnend entgegen: „Coffinhal, tu n'as pas la parole! (C. du hast das Wort nicht!)"

2) C., des Vorigen Bruder, Rechtsgelehrter, gemäßigter Anhänger der Revolution, war 1791 Mitglied des Kassationstribunals und 1795–97 Mitglied des hohen Kriminalhofs, welcher Babeuf (s. d.) verurtheilte. Napoleon ernannte ihn zum Baron und Requetenmeister, er selbst änderte seinen durch das Gedächtniß seines Bruders befleckten Familiennamen in den eines Herrn du Noyer um, diente mit gleicher Anhänglichkeit den Bourbonen und † um 1832.

Coffre (franz.), s. v. a. Koffer; im Kriegswesen (sonst Cofans) kleine, quer über einen

Graben geführte, oben bombenfest bedeckte Kaponiere; dann auch die unbedeckte Kaponiere. Der doppelte C. ist mit zwei Brustwehren eingefaßt, deren Oberfläche gegen die Grabensohle ausläuft; bei dem einfachen C. ist nur der Gang mit einer solchen Brustwehr versehen. Selten bepflanzt man die C.s mit Geschütz; sie müssen den Durchgang der eigenen Truppen vollständig decken, dem Feinde aber weder Schutz bieten, noch einen Grabenübergang erleichtern.

Cogels, Joseph Karl, ausgezeichneter Landschaftsmaler, ward 1785 zu Brüssel geboren. Ursprünglich für den Staatsdienst bestimmt, folgte er jedoch seiner Neigung zur Kunst, besuchte 1802 die Akademie zu Düsseldorf, ward nach seiner Rückkehr nach Belgien Mitglied der Akademie von Gent, reiste zweimal nach Paris und ließ sich 1810 in München nieder. C. † 1831 zu Leitheim bei Donauwörth. Seine Auffassung ist treu, die Behandlung äußerst leicht und frei, im Charakter der besten Niederländer.

Coggeshall, Stadt in der englischen Grafschaft Essex, nördlich von Chelmsford, auf einem Hügel am Blackwater, ist sehr unregelmäßig gebaut und hat 3500 Einwohner; die Umgegend ist reich an Alterthümern.

Cogito, ergo sum (lat.), Ich denke, also bin ich; oberster Grundsatz des Descartes, der als unmittelbar gewisseste Wahrheit an der Spitze seines philosophischen Systems steht. Vergl. Descartes.

Cognac, Bezirksstadt im französischen Departement Charente, am linken Ufer der Charente, ist alterthümlich und eng gebaut, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Collége, eine Zeichenschule und ein altes, jetzt als Branntweinmagazin benutztes Schloß, in dem König Franz I. geboren wurde. Die Einwohner, 4600 an der Zahl, betreiben Papier-, Leder-, Fayence-, Branntwein- (Cognac-) fabriken, Wein-, Weingeist- und Leinsamenhandel. C. ist das Condate der Alten, später hieß es Contacum, seit dem 12. Jahrhundert Coignac. Früher hatte es eigene Herren; im 12. Jahrhundert kam es als eigene Grafschaft an die Grafen von Angoumois u. fiel später an die Krone. Hier ward im März 1526 ein Bündniß zwischen Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England abgeschlossen. Im Jahr 1562 wurde die Stadt von den Hugenotten genommen und 1569 vergebens vom Herzog von Anjou wie vom Prinzen Condé belagert.

Cognac (frz.), guter Franzbranntwein (s. d.).

Cognati (lat.), Blutsfreunde, Verwandte, im engern Sinne Verwandte von Seiten der Frau und der Mutter, s. Verwandtschaft.

Cognati ex baptismo (lat.), die durch Taufe, also Gevatterschaft, verwandt gewordenen Personen, s. Cognatio ficta.

Cognati ex transverso (lat.), Seitenverwandte.

Cognatio (lat.), Verwandtschaft von mütterlicher Seite, Blutsfreundschaft, s. Verwandtschaft.

Cognatio ficta (lat.), Verhältniß zwischen mehren Personen, das nicht, wie die Verwandtschaft, durch Erzeugung begründet, sondern durch ein Gesetz für ein der Verwandtschaft ähnliches Verhältniß anerkannt ist, z. B. Gevattern, Cognati ex baptismo.

Cognatio legalis (lat.), Verwandtschaft durch Adoption.

Cogneliano, s. v. a. Conegliano.

Cognitio (lat.), im weiteren Sinn jede richterliche Untersuchung, gleichviel ob sie von einem Magistrat, Richter oder einer Behörde vorgenommen wird; im engeren Sinne die gerichtliche Untersuchung und Entscheidung von Seiten eines Magistrats im Gegensatz zu der eines Richters.

Cognitio causae (lat.), Untersuchung und Erwägung einer Sache, geht der gerichtlichen Entscheidung eines Prozesses und den gerichtlichen Handlungen der Jurisdictio voluntaria mixta vorher.

Cognitionaliter (lat.), verhörter Maßen, wenn ein Verhör über eine Sache Statt gefunden hat.

Cognitor (lat.), der gerichtliche Stellvertreter einer Partei. Ein solcher mußte vor Gericht im Beiseyn des Gegners bestellt werden und so an die Stelle des Kommittirenden treten, daß der ganze Prozeß auf ihn übergegangen zu seyn schien; daher die Formel: C. domini loco habetur. Ueber den allmählig sich bildenden freieren Gebrauch hinsichtlich gerichtlicher Stellvertretung s. Prokurator. In Provinzialgerichten ist C. Zeuge für das Bürgerrecht Jemandes, den man der Anmaßung desselben angeklagt hat. Auch heißt so der öffentliche Ankläger, namentlich in Sachen des Fiskus. Endlich ist C. auch s. v. a. Anwalt, Sachwalter, Defensor.

Cogno, italienisches Weinmaß, zu Florenz = 10 Barili = 11 hamburger Stübchen.

Cognomen (lat.), Beiname, s. Name.

Cognominata (lat.) s. v. a. Synonymen.

Cohahuila, früher eigener Staat in Mexiko, jetzt mit Texas vereinigt, reicht von 274° 59′ — 278° 34′ östl. L. und 25° 58′ — 32° 2′ nördl. Br., grenzt im Norden an die Indianerländer, im Osten an Neu-Santander, im Südosten an Neu-Leon, im Süden u. Westen an Chihuahua u. umfaßt $3408_{,50}$ □Meilen, die aber größtentheils noch Wüste, nur an einzelnen Stellen kultivirt sind. C. liegt vor dem Fuße des mexikanischen Hochplateau's, bildet eine wellenförmige, dicht bewaldete Landschaft und wird von dem Norte, Sabinas, Tigre rc. durchströmt. Das Klima ist gemäßigt und gesund. In den Kulturländern gedeihen Mais, Weizen und Hülsenfrüchte, Feigen, Pfirsiche und Wein. Die Einwohner betreiben beträchtliche Viehzucht; die Wälder sind voll Wild; auf der Ebene weiden Bisons u. wilde Pferde. Silberminen finden sich bei St. Rosas u. Montelovez. Im Jahre 1793 zählte man 13,000, später etwa 70,000 Einwohner, worunter $^1/_7$ Weiße. Die civilisirten Indianer stehen unter der Herrschaft der Mönche. Im Nordwesten wohnen die Apaches Mescaleros u. Apaches Faraones, beide sehr wild und den civilisirten Indianern feindlich; am Norte die Li-Pains in 3 Horden von etwa 800 Kriegern, gebildet, gut beritten, theilen sich in freie Li-Pains und in Wal-Pains, stehen mit den Weißen in Freundschaft. C. ist erst seit 1687 bekannt geworden, und zwar durch spanische Mis-

sionäre, welche die Stadt Montelovez gründeten. Es war sonst ein Distrikt des Königreichs Leon mit einem Untergouverneur und einer Militärmacht von 400 Dragonern, die in 4 Presidios vertheilt waren. Im Jahr 1824 ward es eigener Staat und theilte fortan die Schicksale von Texas.

Coignet, Jules, trefflicher französischer Landschaftsmaler, dessen ausgezeichnete Arbeiten theils in Zeichnungen, theils in Aquarellen und Pastellen bestehen, verließ 1845 Paris, um eine Reise in den Orient zu machen. In demselben Jahre sah man von ihm auf der münchner Ausstellung eine Landschaft mit den Ruinen von Pästum, eine in ihrer Gesammtwirkung wie im Einzelnen bewundernswürdige Leistung. Alles ist hier so bemessen, wie es eben nur die vollendetste Meisterschaft zu geben vermag; doch ist man der Meinung, daß dieses Gemälde auf einer äußersten Grenze steht und als Vorbild gefährlich werden könnte, da eine Nachahmung dieses Tones unfehlbar zur Manier führen würde. Das Bild ist vom König Ludwig für seine Sammlung neuerer Meister erworben worden.

Coimbra, Hauptstadt der portugiesischen Provinz Ober-Beira, an der Nordseite des Mondego, liegt theils auf einem steilen Felsen, theils in der Tiefe am rechten Ufer des hier schiffbaren Mondego, über den eine schöne, steinerne Brücke führt. Die Stadt ist offen, eng und winklig gebaut, schlecht gepflastert, aber mit schönen Wein-, Oel- und Citronengärten umgeben. Hervorragende Gebäude sind: die Kathedrale, 8 Pfarrkirchen, 18 Stifter und 7 Klöster, darunter das Augustinerstift von St. Lorenz mit schöner Rotunde und Park und das Kloster Sta. Clara in reizender Lage am Mondego mit dem Grabmal der Stifterin Isabella, der Gemahlin des Königs Dionys, die 1336 starb; außerdem ein Hospital und Armenhaus. C. ist der Sitz eines Bischofs, eines Oberschulkollegiums und eines königlichen Kollegiums der Künste. Die größte Merkwürdigkeit von C. ist aber die Universität, 1291 zu Lissabon gestiftet und 1307 hierher verlegt; sie ist die einzige in Portugal und zählt gegen 1500 Studirende. Seit 1816 ist sie in 5 Fakultäten getheilt, eine theologische, juristische, medicinische, philosophische u. mathematische, die von ungefähr 30 ordentlichen Professoren u. 20 Substituten vertreten werden. Zur Universität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- u. physikalische Instrumentensammlung, eine Bibliothek von 60,000 Bänden und ein botanischer Garten. Die Stadt zählt 16,000 Einwohner, die besonders Land- und Gartenbau, Leinweberei und etwas Handel treiben. Den Wasserbedarf führt der Stadt eine Wasserleitung von 20 Bogen zu. Sie ist Geburtsort des Dichters Franc. Saa de Miranda. C. gegenüber am Mondego liegt die Quinta de Lagrimas (Thränenhaus), wo Inez de Castro gefangen saß und ermordet wurde. C. ist das Conimbra der Alten, das nur etwas südlicher lag, wo noch jetzt Ruinen von einer Wasserleitung und Brücke zu sehen sind. Später war die Stadt längere Zeit die Residenz der portugiesischen Könige, von welchen sieben, Sancho I. u. II., Alfons II., III. und IV., Peter und Ferdinand, hier geboren und vier, Alfons I. und II., Sancho II. und Heinrich I., gestorben sind. Einige portugiesische Prinzen trugen von ihr den Namen Herzöge von C. Im J. 1755 erlitt die Stadt durch das Erdbeben großen Schaden. Am 17. September 1810 wurde hier eine Abtheilung des französischen Heers unter Masséna durch die Engländer gefangen genommen. Im J. 1834 verlegte Don Miguel seinen Sitz hierher, und am 7. Juli 1846 brach hier ein miguelistischer Aufstand aus, der den 4. Januar 1847 den Einzug des Herzogs von Saldanha nach dessen Siege bei Torres-Vedras zur Folge hatte.

Coix (Thränengras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ostindische Gräser, wovon einige als Getreide brauchbar sind. C. Lacryma *L.*, Lithagrostis Lacryma Jobi *Gaertn.*, gemeines Thränengras, Hiobsthränen, ein ein- oder mehrjähriges Gras mit ästigem, 4 Fuß hohem Halme mit Wurzeln an den untern Knoten und angedrückten Aesten, männlichen Blüthen in schlaffen, ästigen Aehrchen, an deren Grunde die kleinen weiblichen Aehrchen hervorkommen, u. fast kugeligen, knochenharten, weiß- oder bläulichgrauen glänzenden, einer fallenden Thräne ähnlichen Körnern; wird in Ostindien, China und Afrika häufig als Getreide angebaut und gedeiht auch in Italien. Das Korn wird gemahlen und als Brei oder Brod gegessen. Ehemals war es in Europa unter dem Namen Semen Lacrymae Jobi s. Lithagrostis bei Lungengeschwüren und Wassersuchten officinell und ist jetzt noch in China und Cochinchina bei diesen Krankheiten gebräuchlich. Die Samen werden auch zu Rosenkränzen benutzt; auch können zierliche Halsbänder daraus verfertigt werden. Das Gras findet sich als Zierpflanze in Gewächshäusern und Gärten. Man säet den Samen in einen Topf und stellt diesen ins warme Mistbeet; die jungen Pflänzchen versetzt man in Töpfe, in lockere fette Erde, u. hält sie im Loh- oder Sommerkasten warm, oder man bringt sie im Juni an warmer Stelle ins freie Land. C. agrestis *Lour.*, Feldthränengras, ein ausdauerndes, gegen 6 Fuß hohes Gras in Ostindien mit eßbaren Körnern, wird um die Reisfelder gesäet und gibt, wenn die Halme abgeschnitten werden, zwei Ernten. Die erbsengroßen Körner schmecken süß und angenehm und werden häufig, wie Reis gekocht, als Gemüse genossen.

Coke, 1) Sir Edward, berühmter englischer Rechtsgelehrter und Staatsmann, 1549 zu Mileham in der Grafschaft Norfolk geboren, studirte die Rechtswissenschaft und kam durch seine Kenntnisse und eine reiche Heirath mit den angesehensten Familien des Königreichs in Verbindung. Im J. 1592 ward er Sollicitor der Königin Elisabeth, 1593 Sprecher im Hause der Gemeinen und bald darauf Attorneygeneral. Als solcher erwarb er sich durch seinen Scharfsinn und strenge Rechtlichkeit einen ausgebreiteten Ruf, aber auch mächtige Feinde, die auf sein Verderben sannen. Ihre Mühe blieb unter der Königin Elisabeth fruchtlos, und auch Jakob I. gab ihm Beweise seiner Gunst, indem er ihn 1613 zum Oberrichter der königlichen Bank ernannte. Die Freimüthigkeit aber, mit welcher C. als Mitglied des geheimen Raths dem Könige stets entgegen

ward die Veranlassung zu seinem Sturz. Er ward durch eine Sendung nach Irland entfernt und, um ihn vom Parlament auszuschließen, zum Sherif der Grafschaft Buckingham ernannt. Im Parlament von 1628 wirkte er jedoch abermals im Sinne der Volksfreiheit. Er † 1634 auf seinem Gut Stoke-Pageys in der Grafschaft Buckingham. Sein Hauptwerk ist: „Institutes of the Laws of England" (Lond. 1628, 1788 u. ö.).

2) **William**, Graf von Leicester, berühmter englischer Landwirth, geboren 1757, erwarb sich durch seine ausgezeichnete Musterwirthschaft zu Holkham in Norfolk große Verdienste um Einführung des Fruchtwechsels, verbesserter Rindviehzucht u. auf wissenschaftlichen Principien beruhender Bodenkultur. Er lieferte das großartigste Beispiel davon, daß Vervollkommnung der Landwirthschaft reich machen muß, indem er im Verlauf von 36 Jahren den Reinertrag seiner Güter von 7000 auf 90,000 Pfd. St. brachte, und zwar wurden seine Pächter, denen er sich als Berather und Freund erwies, zugleich mit ihm reich. Er brachte auch zuerst den Mais- und Turnipsbau in England in Aufnahme. C. † 1839. Vgl. außer Thaer, Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft, Rigby, Holkham, its agriculture etc., London 1821; Molard, Système d'agriculture, suivi par M. Coke, Paris 1820.

Col (franz.), Gebirgspaß oder Gebirgsspitze, schmaler Einschnitt in einem Gebirgskamme.

Cola (ital.), Verstümmelung des Namens Nicolo.

Colair, Binnensee in der britisch-ostindischen Provinz der nördlichen Circars, unweit Mazulipatam, ist $9\frac{1}{2}$ Meilen lang, 3 Meilen breit, doch nur zur Regenzeit völlig mit Wasser gefüllt, vom Oktober bis Anfang Juli trocken und mit Saaten und Vieh bedeckt, nachdem das wenige Wasser durch Abzugsgräben abgeleitet worden ist.

Colatio (lat.), das Filtriren.

Colatorium (lat.), Filtrirapparat, besonders das Seihetuch; nach älteren physiologischen Ansichten ein Absonderungsorgan, durch welches Flüssigkeiten geseiht oder filtrirt werden, z. B. Harn in den Nieren.

Colatura (lat.), eine filtrirte Flüssigkeit.

Colbert, Jean Baptiste, Marquis von Seignelay und Chateau sur Cher, Baron von Seaux, von Linières, von Ormois rc., französischer Finanzminister, ward den 29. August 1619 zu Rheims geboren. Sohn eines Kaufmanns, wurde er für den väterlichen Stand erzogen, ward nach Ablauf seiner Lehrjahre Kommis in einem pariser Bankierhause, erweiterte seine Kenntnisse durch vielfache Reisen und ward nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt als Schreiber bei dem Staatssekretär Letellier angestellt, der den brauchbaren jungen Mann bald dem Minister Mazarin empfahl. C. gewann sich die Gunst dieses Staatsmannes in hohem Grade, wogegen auch er seinem Gönner mit unerschütterlicher Treue ergeben war und selbst nach dessen Sturz sein zuverlässiger Sachwalter und Unterhändler blieb. Mazarin belohnte diese Treue, nachdem er die Zügel der Regierung wieder ergriffen; er erhob C. 1654 vom Finanzintendanten zum Staatsrath und Sekretär der Königin und gab ihm so Gelegenheit, dem König, der sich damals gerade um Staatsangelegenheiten zu bekümmern anfing, über den traurigen Zustand der Finanzen die Augen zu öffnen, was C. mit vieler Freimüthigkeit that, indem er zugleich Mittel angab, die Sachlage zu verbessern. Mazarin empfahl ihn dem König noch auf dem Sterbebette, und so kam C., nachdem Ludwig XIV. selbst die Zügel der Regierung ergriffen, unter dem Titel eines Generalkontroleurs der Finanzen an die Spitze der Verwaltung. Er fand das Finanzwesen in größter Unordnung; Betrug und Verschwendung hatten unter Richelieu und Mazarin das Staatsvermögen zersplittert und die Käuflichkeit der Beamtenstellen dem Staate eine ungeheure Besoldungslast aufgebürdet. Die Berechnung der Reichsschuld, die als ein unabsehbares Labyrinth erschien, war nächst der Reinigung des Beamtenstandes der erste Gegenstand seiner Thätigkeit, und es gelang ihm auch nach vier Jahren, das Dunkel so weit aufzuhellen, daß genaue Berechnungen angelegt, die streitigen Forderungen festgestellt waren und die Rechtspunkte einer dazu ernannten Justizkommission vorgelegt werden konnten. Die Erörterungen der Einnahme der königlichen Schatzkammer, die zugleich den Staatsschatz bildete, schloß sich unmittelbar daran. Das Steuer- und Abgabensystem befand sich in der vollkommensten Verwirrung; während ein Theil der Nation unter den unerhörtesten Lasten seufzte, genoß ein anderer die ausgedehntesten Exemtionen, und von den 84,222,026 Livres Steuern, die nach C.s Berechnung das Volk zahlte, gelangten nur gegen 32 Millionen in die Staatskasse, das Uebrige verschlangen die Generalpächter und überhaupt die Art der Steuererhebung. Das Deficit der jährlichen Ausgabe berechnete C. auf 28,237,265 Livres. C. mußte in seinen Reformen mit größter Behutsamkeit zu Werke gehen. Er brachte es dahin, daß ein Finanzrath, dessen Haupt und Seele er selbst war, errichtet wurde, durch welchen der König ein genaues Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen des königlichen Schatzes jährlich vorgelegt erhielt, was der sinnlosen Verschwendung schon einen wohlthätigen Damm entgegensetzte. Eine Justizkammer überwachte die treulosen Pächter und Beamten; eine gleichmäßige Besteuerung, eine einfachere Erhebung der Steuern brachte Ordnung in das Chaos. Während C. die Steuern verminderte und die Rückstände bis 1656 erließ, deckte er den dadurch verursachten Ausfall durch Herabsetzung der Renten und Verminderung der Beamten und Pensionäre. Für jede Ausgabe wurde zugleich ein bestimmter Fond angewiesen, die königlichen Domänen wurden für die Krone zurückgenommen. Freilich führten diese Maßregeln oft zu Härte und Ungerechtigkeit, und mancher Mißgriff schlich mit unter, wohin die gesetzliche Herabsetzung und Bestimmung des Zinsfußes gehören durfte. Der von C. befolgte Grundsatz, das Volk durch Erleichterung seiner Lasten glücklicher zu machen, erlag bald der bittern Nothwendigkeit. Ludwigs XIV. Ehrgeiz heischte ungeheure Opfer; das Königthum mußte durch unerhörte Pracht glänzen, und C. war zu sehr Diener des Königs, um dessen Verschwendung einen

unbeugsamen Willen entgegenzusetzen. C. hatte zwar nie die vollkommene Gleichstellung der Staatseinnahmen und Ausgaben erreicht, aber er war diesem Ziele doch nahe, bis der Kriegsminister Louvois, der Ländergier des Königs schmeichelnd, alle finanziellen Berechnungen verdrängte. Nun stieg die Geldnoth des königlichen Schatzes wieder von Jahr zu Jahr, und so wurde C. zu Maßregeln hingerissen, die er eigentlich verabscheute: zum Vorschuß auf künftige Einnahme, zur Errichtung neuer Renten gegen Kapitalzahlungen, zum Verkaufe neu geschaffener Aemter, Verpfändung von Domänen, Erhöhung der Steuern. Die Errichtung einer öffentlichen Leihkasse (caisse des emprunts) half ihm zwar am leichtesten aus der finanziellen Noth, gab aber auch seinen Namen dem Hasse der Nation preis. Die anfangs pünktliche Erfüllung der Versprechungen lockte einen großen Theil des Privatvermögens in die Leihkasse, so daß die eingezahlten Kapitalien schon 1678 14 Millionen überstiegen, wofür die Gläubiger nicht mehr Sicherheit hatten, als für jede andere dem König unmittelbar gemachte Anleihe. Während der König durch neue Eroberungen das Reich erweiterte, während die ursprüngliche Staatseinnahme von 32 Millionen auf 116 Millionen sich gesteigert hatte, schmachtete das Volk im entsetzlichsten Elend, und Alles, was C. für das allgemeine Wohl, für die Blüthe des Staats gethan und gewollt, wurde vernichtet durch die Eroberungssucht und die Eitelkeit des Königs. C.s Verdienste um den Staatshaushalt waren unbezweifelt groß und würden unter bessern Verhältnissen reiche Früchte getragen haben. Durch Unterstützung aus Staatsmitteln und Ermunterung von oben steigerte er in allen Theilen des Königreichs die industrielle Thätigkeit; Fabriken und Manufakturen entstanden und sahen ihre Existenz durch mäßige Schutzzölle gesichert. Der Handel, als Hebel des Gewerbfleißes, wurde befördert, das Straßenwesen verbessert und gleichmäßig organisirt. C. baute den Kanal von Languedoc, entwarf Pläne zu mehren andern, erhob Marseille und Dünkirchen zu Freihäfen, stiftete Ausfuhrprämien und Assekuranzkammern, gab Handelsgesetze und brachte den darniederliegenden Kolonialhandel in neuen Aufschwung. Er errichtete politische Handelsgesellschaften, kaufte schon 1664 für sie viele Niederlassungen auf den westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada 2c., sandte Kolonisten nach Cayenne, brachte durch Besiegung der Filbustier die Besitzthümer dieser kühnen Seeräuber auf St. Domingo an Frankreich und hob den Handelstraktat mit den Holländern auf, wodurch der französischen Nation alle jenen bis dahin zugestandenen Einfuhrbegünstigungen zugewendet wurden. Die Verbesserung des französischen Seewesens mußte mit diesen Schöpfungen Hand in Hand gehen. C. scheute keine Opfer, der französischen Flagge gegen die Seeräuber des mittelländischen Meers Sicherheit zu verschaffen; von England kaufte er Mardick und alle Häfen an der Küste Flanderns, der Hafen zu Rochefort wurde angelegt, zu Brest, Toulon, Dünkirchen u. Havre wurden große Seearsenale errichtet. Um die zum Theil verfaulte Flotte wieder herzustellen, kaufte er zunächst im Auslande mehre Kriegsschiffe, brachte es aber bald dahin, daß in Frankreich selbst die besten Fahrzeuge gebaut wurden. Im J. 1662 hatte er die französische Flotte auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten gebracht, und zwanzig Jahre später hatte sich diese Zahl verdoppelt. Nicht nur die Handels-, sondern auch die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung wurde unter seiner Leitung und mit seinem Rathe verbessert, und die Religionsfreiheit hatte an ihm einen thätigen und kräftigen Beschützer. Nur der Ackerbau, der doch die festeste Grundlage des Nationalreichthums ist, hatte sich seiner Unterstützung nicht zu erfreuen und versank unter den Lasten und Servituten des Adels und der Geistlichkeit. Um so höher stand C. als großherziger Beförderer der Kunst und Wissenschaft. Um die intelligentesten Geister einander näher zu rücken, stiftete er 1663 in seinem Hause die Akademie der Inschriften und 1666 die der Wissenschaften. Im J. 1671 errichtete er die Bauakademie, reformirte die Malerakademie, stiftete zur Ausbildung ihrer Lehrlinge in Rom eine französische Schule, beauftragte Gelehrte und Astronomen mit Erforschung der Natur, errichtete den botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, ließ unter Cassini die große Vermessung Frankreichs beginnen, sammelte Kunstschätze, bereicherte die königliche Bibliothek, ließ prächtige Gebäude aufführen, unterstützte Künstler und Gelehrte und verschaffte mit einem Worte der Regierungsperiode Ludwigs XIV. den Namen von Frankreichs goldenem Zeitalter. Der Tod unterbrach seine Thätigkeit, den 6. September 1683. Das Volk war durch neue Auflagen so erbittert, daß es seinen Leichenzug angriff, um an dem Todten Rache zu nehmen. C.s Finanzsystem (hauptsächlich die Mängel desselben) fand im Auslande vielfache Nachahmung und diente vielen Staatshaushalten als Grundlage. Als Schriftsteller trat C. nicht auf. Seine Dienstpapiere von geschichtlichem Interesse gab Forbonnais in seinen „Recherches et considérations sur les finances de France depuis l'année 1595 jusqu'à l'année 1721" (Basel 1758) heraus. Interessant ist das von C. eigenhändig entworfene „Mémoire pour son fils, sur ce qu'il doit observer pendant le voyage qu'il va faire à Rochefort".

Colchester, Hauptstadt der englischen Grafschaft Essex, auf einer Anhöhe am Colne, mit verfallenen Mauern umgeben, hat ein Kastell, 12 Kirchen, ein Hospital, 2 Armenhäuser, ein Zollhaus, Gefängniß, eine Militärkaserne, ein Theater u. eine medicinische Gesellschaft u. 21,000 Einwohner, welche Seiden-, Wollen- u. Baumwollenmanufakturen, sowie Schiffsbau u. bedeutenden Austernfang an der Insel Foulneß betreiben. C. ist das alte Camulodunum oder Colonia, Stadt der Trinobanter im römischen Britannien, Geburtsort des Kaisers Konstantin. Im Jahr 1648 ward es als Zufluchtsort der Königlichen belagert und durch Aushungern von den Parlamentstruppen genommen. Eine Anzahl Fläminger, durch den Herzog Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben, verpflanzte ihre Industrie hierher. In der Umgegend wurden römische Alterthümer aufgefunden.

Colchi, Handelsplatz auf der Südspitze der indischen Halbinsel, Taprobane gegenüber (jetzt Tuticorin) an dem Sinus Colchicus (Busen von Manaar), wo starke Perlenfischerei durch zum Tode verurtheilte Verbrecher getrieben wurde. Die Umgegend bewohnten die Carei, sie gehörte aber zum Reiche des Pandion.

Colchicum (Zeitlose, Lichtblume), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, ohne Kelch, mit trichterförmiger, 6theiliger, sehr langröhriger Korolle und vielsamiger, 3fächeriger Kapsel, meist in Mittel- und Südeuropa einheimische Zwiebelgewächse, die im September u. Oktober blühen und im Frühling Blätter treiben und von denen mehre Arten durch Arzneikräfte ausgezeichnet, einige auch als Zierpflanzen bekannt sind. C. autumnale *L.*, gemeine oder Herbstzeitlose, überall in Deutschland und Mitteleuropa, auf feuchten Wiesen, die letzte Zierde des Herbstes, wird etwa 1 F. hoch. Die Blüthe welkt und die Samenkapsel kommt erst im nächsten Frühjahr mit etwa fußhohen, zwei Zoll breiten Blättern aus der Erde. Die alten Kräuterkundigen nannten daher die Pflanze Filius ante patrem, weil sie glaubten, die Früchte erschienen eher, als die im Herbste sich zeigende Blüthe. Die rundliche, 1½ Zoll lange Wurzel sitzt sehr tief, ist braun, inwendig weiß, stirbt nach der Blüthe und dem Samentragen ab, erzeugt aber zahlreiche Wurzelbrut, die schon im ersten Jahre blüht. Auf den Wiesen ist diese Pflanze ein schädliches Unkraut, dessen Genuß den Kühen die Milch nimmt. Officinell sind Zwiebeln, Blüthen und Samen. Die Zeitlosenwurzel, Herbst-, Licht-, Spinn- oder Lichtblumenwurzel, Hahnenklöten-, nackte Jungfer-, Wiesensafran-, Herbstrosen-, auch wilde Safranwurzel, Radix s. Bulbus Colchici s. Colchici autumnalis, Radix Croci pratensis, Radix Bulbi agrestis, wird am besten vor der Blüthezeit des Gewächses, also im Juli und August eingesammelt, was deswegen mit Schwierigkeit verbunden ist, da durch die Heuernte gewöhnlich die Spuren des Gewächses auf den Wiesen vertilgt sind. Sie wird von den sie umgebenden Häuten befreit, riecht frisch scharf, rettigartig, etwas widerlich, schmeckt anfangs mehlig-süßlich, dann scharf bitterlich und kratzend. Sie muß, wenn sie wirksam bleiben soll, möglichst schnell getrocknet werden, hat dann keinen Geruch, aber einen scharfbeißenden, mehr widerlichen, als bittern Geschmack. Am besten hält sie sich, wenn sie, zum Trocknen in dünne Scheiben geschnitten und ausgebreitet, einer Wärme von 58° R. ausgesetzt wurde. Nach Pelletier und Caventou enthält sie eine fette Materie, saures gallussaures Veratrin, einen gelben Farbestoff, eine flüchtige Säure, Gummi, Stärkemehl und Inulin. Nach Thomson soll sie auch Kleber enthalten. Nach den neueren Untersuchungen von Brandes ist das in dieser Pflanze enthaltene Alkaloid (Kolchicin) von dem Veratrin wesentlich unterschieden. Die Wirkungen der Zeitlosenwurzel sind reizend und erregend auf die Unterleibsorgane, besonders auch auf die Urinwerkzeuge, in starken Gaben drastisch-purgirend und in zu großer Gabe scharfgiftig. Man wendet sie in verschiedenen Präparaten gegen Unterleibsstockungen, Wassersucht, Rheumatismen und Gicht an. Das gegen Gicht angewendete Geheimmittel, das unter dem Namen Eau médicinale d'Husson bekannt ist, besteht zum Theil aus einem koncentrirten weingeistigen Auszug dieser Wurzel. Die Zeitlosenblüthen, Flores Colchici, sind geruchlos und schmecken stark bitter; man hat sie erst in neuerer Zeit zu derselben Anwendung wie die Wurzeln empfohlen. Der Zeitlosensamen, Semen Colchici autumnalis s. communis s. Bulbi agrestis s. Croci pratensis, wird im Mai und Juni gesammelt, ist rundlich, gelbbräunlich, uneben, mit einer weißlichen Erhabenheit von der Größe eines Hirsekorns versehen, innen weiß, geruchlos, widerlich, sehr bitter und kratzend schmeckend. Auch er ist erst in neuerer Zeit gleich der Wurzel anzuwenden empfohlen worden. Als Zierpflanzen in den Gärten kultivirt man auch Spielarten mit weißgelben, röthlich-bunten, rosenrothen und lilafarbenen Blüthen, sowie mit weißgestreiften Blättern. Man kann sie in Rasenplätze und als Einfassung an den Rand kleiner Strauchgruppen pflanzen, wo sie einen angenehmen Effekt machen. C. variegatum *L.*, bunte Zeitlose, in Portugal, Sicilien und Kreta einheimisch, der vorigen Art ähnlich, mit wellenförmigen, lanzettförmigen Blättern und buntwürfelig-gefleckten Blüthen, die auch im Herbste erscheinen, wird als die Stammpflanze der in den Officinen nicht mehr gebräuchlichen Hermodatteln, Hermodakteln (Hermodactyli radix) angegeben. C. arenarium *Waldst.* et *Kit.*, sandliebende Zeitlose, mit linien-lanzettförmigen, stumpfen, rinnenförmigen, aufrechten Blättern und einer nur eine bläulich-hellrothe Blüthe tragenden Scheide mit fast linienförmigen Einschnitten, in Ungarn, Taurien, ist eine etwas sandigen Boden liebende Zierpflanze. C. byzantinum *Gawl.*, byzantinische Zeitlose, mit vielblumiger Scheide und hellpurpurrothen Blüthen mit etwa 4 Zoll langer Röhre und 1 Zoll langen, länglich-lanzettförmigen, stumpfen, geaderten Einschnitten, in der Levante, muß in Töpfen frostfrei durchwintert werden. C. Bivonae *Guss.*, C. tessulatum *Mill.*, gewürfelte Zeitlose, mit schönen, großen, hellpurpurrothen Blüthen mit 3 Zoll langer Röhre und 2½ Zoll langen, würfelig-gefleckten Einschnitten, auf Kreta und Sicilien, muß in deutschen Gärten frostfrei durchwintert werden.

Colchis, Land an der Ostküste des Pontus Euxinus, das Ziel der Argonautenfahrt (s. Argonautenzug), von den Colchiern bewohnt, einer Nation, die Herodot wegen ihrer dunkleren Hautfarbe, ihres krausen Haares, der bei ihnen eingeführten Beschneidung und ihrer Leinwandproduktion für Abkömmlinge der Aegypter erklärte Land und Volk sind den Griechen erst durch den Handel und die Kolonien der Milesier an den Küsten des Pontus Euxinus bekannt geworden. Nach Scylax erstreckte sich das Land von Dioscurias bis zum Absarus; doch trafen Xenophon und seine Gefährten in der Gegend von Trapezus noch Colchier an. Die späteren Geographen, Strabo, Mela, Plinius, Ptolemäus beschränken C. auf die von Scylax angegebenen Gren-

zen, nur Arrian dehnt diesen Namen wieder bis in die Gegend von Trapezus aus. Vor Mithridates Eupator waren die Colchier unabhängig u. standen unter eigenen Fürsten. Ihre Verbindung mit dem persischen Reiche war äußerst locker. Mithridates unterwarf sie sich und beherrschte sie durch Präfekten, deren einer unter Anderen Moaphernes, der Oheim von Strabo's Mutter, war. Bald nach der Vernichtung des pontischen Reiches herrschte Polemo über C. und nach dessen Tode Pythodoris. Die Römer, mit C. seit dem Ende des mithridatischen Krieges in Berührung, hatten in der Kaiserzeit an der Küste des Landes nur einzelne Niederlassungen u. Kastelle und begnügten sich mit den Tributen der von ihnen abhängigen Fürsten der colchischen Stämme. In den späteren Zeiten des römischen Kaiserreiches sind es vorzüglich die Lazi, nach denen auch ganz C. Lazica genannt wird, und die Tzani, die öfter hervortreten. Das Land war fruchtbar; Wein und Früchte aller Art gediehen trefflich, nur der Honig taugte nichts. Es lieferte Schiffsbauholz, Hanf, Flachs, Wachs und Pech; auch Goldsand gehörte unter seine Produkte. Vorzüglich berühmt war die colchische Leinwand. Die Lebensart der Einwohner war dessen ungeachtet höchst einfach; bloßer Buchweizen nährte sie den größten Theil des Jahres, wie er noch jetzt die meisten Bewohner des Kaukasus nährt. Städte waren Dioscurias, Phasis; Flüsse: Absarus, Acampsis, Phasis, Charieis, Cobus, Astelephus, Corax u. a.

Coldingham, Stadt in der schottischen Grafschaft Berwick, unweit dem Meere, hat 3000 Einwohner u. Klosterruinen. Berühmt war das hiesige Nonnenkloster, das älteste in Schottland. Als die Dänen 870 die Stadt zerstörten, schlitzten sich die Nonnen, um ihre Unschuld zu bewahren, Lippen und Nasen auf und wurden als Gegenstand des Abscheus sammt Kloster und Aebtissin (Ebba) verbrannt. Das Kloster erhob sich erst 1098 wieder aus dem Schutt u. wurde von König Eduard den Mönchen von Durham übergeben.

Coldstream, Stadt in der schottischen Grafschaft Berwick, an der Nordseite des Flusses Tweed, über den eine Brücke führt, die hier Schottland und England verbindet, hat 3000 Einwohner.

Coleah, maurische Stadt in Afrika, 9—10 Stunden westlich von Algier, 1 Meile vom Gestade des Meeres entfernt, amphitheatralisch auf dem Abhange eines blühenden Hügels erbaut, wird von Mauren bewohnt, die sich durch weißen Teint und schöne Gesichtsbildung auszeichnen, einen eignen, mit vielen spanischen Wörtern gemischten Dialekt reden und Wolldecken, Seidenstoffe und wohlriechende Essenzen verfertigen, sich auch mit Garten- und Feldbau beschäftigen. Auf dem halben Wege zwischen Algier u. C. erblickt man auf einer nördlichen Felsspitze dicht am Meere den runden Thurm, den die Araber Torreta-Chica oder auch Sidi-Ferru nennen; hier landeten die Franzosen 1830. Zwei Stunden westlich von C. gegen die Stadt Scherschell hin erhebt sich eine steinerne Pyramide, von den Arabern Kubberromeah, d. i. römisches Grabmal, genannt; sie hat unten 80 Fuß im Umfang und eine Höhe von wenigstens 120 Fuß, ist aus den schönsten Quadersteinen gebaut und spielt eine große Rolle in dem Sagenkreise der Araber. Ziemlich wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß sie das Grabmal der alten Könige von Numidien sey, dessen Mela erwähnt.

Colebrooke, Henry Thomas, gründlicher Kenner der Sanskritsprache und der indischen Literatur, 1765 geboren, kam frühzeitig nach Indien, war zuerst Richter zu Mirsapor und dann britischer Resident am Hofe zu Berar. Im Jahr 1816 kehrte er nach Europa zurück und † in London als Präsident der asiatischen Gesellschaft, den 10. März 1837. Er schrieb verschiedene Abhandlungen in den „Asiatic researches“ über einzelne Gegenstände der indischen Literatur und Geschichte, später gesammelt in den „Miscellaneous essays“ (2 Bde., London 1837); gab heraus: „A digest of Hindoo law on contracts and successions, with a commentary by Jagannatha Tercapanchanana“ (4 Bde., Kalkutta 1797); „Translation of two treatises on the Hindoo law of inheritance“ (das. 1810); „Mitakschara dharma sastra“ (das. 1813); „Daya bhaga“ (das. 1814); das Wörterbuch „Amara koscha“ (Serampore 1808); „Grammar of the sanskrit language“ (Bd. 1. Kalk. 1805); „Algebra of the Hindus with arithmetic and mensuration from the Sanskrit of Bramagupta and Bhascara“ (London 1817). Die philosophischen Systeme der Indier behandelte er in den Abhandlungen „On the philosophy of the Hindus“ in den „Transactions“ der londoner asiatischen Gesellschaft rc.; seine Abhandlung „On the sacred books of the Hindoos“ wurde von Poley (Leipzig 1847) ins Deutsche übersetzt.

Coleoptera (Scheiden- oder Deckflügler), s. Käfer.

Coler (gewöhnlich Colerus), Johann, deutscher landwirthschaftlicher Schriftsteller, ward zu Goldberg in Schlesien gegen das Ende des 16. Jahrhunderts geboren, in Rostock Magister, dann Prediger in der Mark und † zu Parchim am 23. Okt. 1639. Seine Hauptschriften sind: „Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici“ (verbesserte Aufl. 1600 u. ö.) und „Oeconomia ruralis et domestica“ (6 Thle., Wittenb. 1591—1601), beide zusammen als „Haushaltungsbuch“ (das. 1682 u. ö.). Dieses Werk ist das erste umfassende ökonomische Werk, welches in Deutschland erschienen ist, und diente fast ein ganzes Jahrhundert andern Schriftstellern auf diesem Felde zur Richtschnur.

Coleraine, Stadt in der irländischen Grafschaft Londonderry, am Bann, ⅘ Meile vom Meere, ist gut gebaut, hat ein Schloß und 5000 Einwohner, welche Leinweberei und Lachsfang treiben.

Coleridge, Samuel Taylor, einer der Reformatoren der englischen Poesie, geboren den 20. Okt. 1772 zu Ottery-St.-Mary in Devonshire, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Vorbildung in der Christshospitalschule in London und studirte dann von 1791—98 zu Cambridge. Wegen seiner radikalen Gesinnungen bei den Universitätsbehörden, mißliebig geworden, verließ er die Hochschule.

ohne zu promoviren, u. ließ sich aus Desperation zum Soldaten anwerben, ward aber durch Vermittelung seines Kapitäns wieder frei. Schon seine ersten poetischen Versuche von 1794 zeugten von nicht unbedeutendem Talente. Die Freiheitsideen der französischen Revolution weckten in ihm eine glühende Begeisterung, die er in seinem Drama „The fall of Robespierre" offen an den Tag zu legen wagte. In demselben Sinne hielt er zu Bristol Vorlesungen, veröffentlichte „Conciones ad populum or adresses to the people" und gab eine Freiheitszeitung „The watchman" heraus. Da sein Streben aber weniger Anklang fand, als sein Feuergeist erwartete, verband er sich mit Rob. Southey und Rob. Lovell, in der neuen Welt einen Staat zu gründen, der Pantisokratie, d. i. Gleichheit Aller, heißen und das geträumte Ideal verwirklichen sollte. Ihre Verheirathung mit drei schönen Schwestern verhinderte diesen Plan. C. ließ sich in der Nähe von Bridgewater nieder, lebte jedoch in größter Dürftigkeit u. bedurfte die Unterstützung des berühmten Wedgwood, um nach Europa zurückkehren zu können. Er lebte einige Zeit in Deutschland, kehrte dann nach England zurück und schlug sich mit Eifer zur konservativen Partei. Später ging er als Sekretär des Gouverneurs Sir Alex. Ball nach Malta und lebte nach seiner Rückkehr ohne Anstellung den Musen. Innig vertraut mit der deutschen romantischen Literatur, wandte er sich mit seinem Reformationseifer auf die englische Poesie, die er im Verein mit seinen Freunden, den sogenannten Dichtern der School of the lake, aus den Fesseln der Nüchternheit und des Formenwesens zu befreien suchte, indem er die allgemeine Liebe auf ein nationales Element hinleitete. Eine kleine königliche Pension machte seinen Lebensabend sorgenfrei; er † zu Highgate den 25. Juli 1834. Sein Gedicht „Christabel Kablakhan" (London 1816) ist von schauerlicher Schönheit u. nebst den „Rhymes of an old mariner" das gelungenste Produkt seiner Feder. Seiner Uebersetzung des schillerschen „Wallenstein" verdankt die deutsche Schaubühne hauptsächlich die Anerkennung, die sie in England gefunden; sie findet sich in seinen „Poetical works" (3 Bde., London 1828). Er schrieb ferner „The statesman's manual, a lay sermon" (London 1816); „A second lay sermon" (das. 1817); „Aids to reflection" (das. 1825); „On the constitution of the church and state" (das. 1830). Seine nachgelassene Schrift „Theory of life" ward von Watson (London 1849) herausgegeben; auch sein „Table-Talk" (Tischgespräche) und ein Theil seiner Korrespondenz ward gesammelt. Eine Art Selbstbiographie ist die „Biographia literaria" (2 Bde., London 1817); die „Memoirs of T. C." gab Gillmann (2 Bde., das. 1838) heraus. Sein Sohn, Hartley C., erregte schon als Kind durch seine dichterischen Anlagen die größten Erwartungen, die aber später nicht ganz erfüllt wurden. In seinen „Poems" (London 1833) findet sich Einzelnes vor, das sich an die besten Erzeugnisse der englischen Dichtkunst anschließt. Eine Ausgabe seiner „Essays and marginalia" (2 Bde., London 1851), sowie seiner „Poems" (2 Bde., das. 1851) wurde von seinem Bruder veranstaltet. C. † den 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland.

Colerom, Mündungsarm des Cavery (s. d.).

Colette, Heilige, 1380 zu Corbi in der Picardie geboren, stammte aus der Familie Boilet. Nach ihrer Aeltern Tode verwandte sie ihr ganzes Erbtheil zu frommen Zwecken, begab sich zu den Beguinen, dann zu den Franciskanerinnen und endlich zu den Urbanistinnen, nachdem sie 3 Jahre unter den strengsten Bußübungen in einer Einsiedelei gelebt. Sie beschloß, die ursprüngliche Strenge der Regel ihres Ordens wiederherzustellen, und ward in diesem Vorhaben von Benedikt XIII. unterstützt. So entstand eine Spaltung zwischen den Urbanistinnen und den armen Clarissinnen oder Colettinnen, bis 1517 alle Zweige des Ordens unter dem Namen der Observantinerinnen vereinigt wurden. C. † zu Gent 1446 und wurde von Sixtus IV. selig gesprochen; ihre Heiligsprechung geschah erst am 3. März 1807, als ihr aus dem Grabe genommener Leichnam Wunder verrichtete.

Coleus, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, tropische, aromatische Kräuter oder Halbsträucher, sonst größtentheils zu Ocimum *L.* oder Plectranthus *Spr.* gezählt. C. amboinicus *Lour.*, Plectranthus amboinicus *Spr.*, ist ein Halbstrauch auf den Molukken und in Cochinchina, mit 6—10blüthigen, Aehren bildenden Blüthenquirlen, von starkem, gewürzhaftem, etwas citronenartigem Geruche und erhitzendem Geschmacke, wird bei langwierigem Husten, Asthma, Wechselfieber, Epilepsie und Krämpfen angewendet. C. barbatus *Benth.*, Plectranthus barbatus *Andr.*, ist ein Halbstrauch in Aegypten und Arabien, wo er als harntreibendes und die Menstruation beförderndes Mittel in Gebrauch ist. Auch von C. malabaricus *Benth.*, Plectranthus malabaricus *Roxb.*, in Ostindien, werden die Wurzeln gegen Durchfälle, Kolik und andere Unterleibskrankheiten und die Blätter wie andere aromatische Kräuter gebraucht.

Colica passio (lat.), s. Kolik.

Colica pictorum (lat.), Malerkolik, s. Bleisalze.

Colica saturnina (lat.), s. Bleisalze.

Colifichet (franz.), Flitterstaat, Firlefanz.

Colignon, Joseph, italienischer Historienmaler in Oel und Fresko, um 1785 zu Florenz geboren, Direktor der sienesischen Akademie. Berühmt ist seine Ausgabe der kostbarsten Kunstdenkmäler in Siena: „Raccolta de' piu scelti monumenti di belle arti, si di pittura e scultura, come d'architettura" (Florenz 1820 f.).

Coligny, 1) Gaspard von Chatillon, Graf von C., Admiral von Frankreich, den 16. Febr. 1516 zu Chatillon sur Loing als Sprößling eines alten angesehenen Geschlechts und Sohn des Marschalls Gaspard von C. geboren, genoß die sorgfältigste Erziehung und war der Liebling seines Oheims, des Connetable von Montmorency. Nachdem er als 20jähriger Jüngling an den Hof Franz' I. gekommen war, schloß er mit dem jungen François von Guise Freundschaft, und Beide begleiteten 1543 den König in den Krieg. Durch kaltblütige Tapferkeit sich auszeichnend, wurde C. bei der Belagerung von

Montmedy und bei der von Bains verwundet u. begab sich dann mit seinem Bruder d'Andelot zur Armee nach Italien, wo beide so tapfer fochten, daß sie auf dem Schlachtfelde von Cerisoles von dem Grafen von Enghien zu Rittern geschlagen wurden. Gaspard diente darauf unter dem Befehl des Dauphins in der Champagne gegen Karl V. und wohnte nach dessen Ruckzug der Belagerung von Boulogne bei, wo er auch auf dem dortigen Kongresse uber den Rückfall dieses Platzes an Frankreich verhandelte. Nach Franz' I Tode wurde er von Heinrich II., dessen Interesse er durch seine Persönlichkeit erregt hatte, zum Generalobersten der Infanterie ernannt und wußte nun diese bisher verachtete Waffengattung wesentlich zu heben. Im Jahr 1547 vermählte er sich mit Charlotte von Laval, die ihm die Herrschaften Tinteniac und Becherel in der Bretagne zubrachte. Im Jahr 1552 machte er den Feldzug nach Deutschland mit und empfing auf der Rückkehr seine Bestallung als Admiral von Frankreich, mit Beibehaltung seines bisherigen Postens. Der Sieg bei Rendy 1554 vergrößerte seinen Ruhm, machte aber auch den Herzog von Guise, der sich die Ehre des Siegs zuschreiben wollte, zu seinem erbitterten Feinde. Im Jahr 1555 ward C. Gouverneur der Picardie, trat sein Amt als Generaloberst an seinen Bruder d'Andelot ab und ging im Frühling des folgenden Jahres nach Brussel, um den Waffenstillstand von Vaucelles, den er mit dem Grafen von Lalaing abgeschlossen, beschwören zu lassen. Karl V. empfing ihn mit Auszeichnung. Der Waffenstillstand wurde aber durch C.'s Anschlag auf Douay gebrochen, und schon war eine der wichtigsten Grenzfestungen der Picardie, St. Quentin, von dem rachedurstenden Feinde eingeschlossen, als sich C. mit nur 800 Mann in die bedrängte Stadt warf und sie mit heldenmüthigster Hartnäckigkeit vertheidigte, bis er der Uebermacht erlag. Er wurde gefangen und St. Quentin geschleift; doch hatte der König Zeit gewonnen, eine neue Armee zu sammeln. Zwei Jahre lang mußte C. in Sluys, dann in der Citadelle von Gent gefangen sitzen, welche Zeit er dazu benutzte, die damals so wichtige Frage der Glaubensneuerung zu erwägen. Nach dem Frieden von Câteau-Cambresis kehrte er nach Frankreich zurück, vom König hochgeehrt, der ihm noch das Gouvernement von Isle de France verlieh, aber schwankend in seinem Glauben. Der Tod Heinrichs II. machte des Connetable und C.'s eigenem Einfluß ein Ende, indem seine Todfeinde, die Guisen, das Ruder ergriffen. Die natürlichste Folge, die Verbindung C.'s mit dem Prinzen Condé, suchte Guise dadurch zu verhindern, daß er dem Admiral das Gouvernement der Picardie zu Gunsten des Prinzen Condé abnahm; durch eine Hofintrigue aber erhielt es der Marschall von Brissac, und C. schloß sich eng an Condé an. In der Partei der Reformirten glaubte er eine Stütze gegen den gemeinschaftlichen Feind zu finden, und so bekannte er sich offen zur reformirten Kirche, und seinem Beispiele folgte 1560 auch der Prinz von Condé. Noch hatte er bisher zum Frieden gerathen, aber Umstände nöthigten ihn, in der Versammlung der Notablen zu Fontainebleau der Sprecher der Mißvergnügten zu werden. Er verlangte die Abschaffung der neuen Garde, die Absetzung der schlimmen Räthe des Königs, Religionsfreiheit für die Hugenotten und Einberufung der Reichsstände. Noch wurde der Friede, vornehmlich durch den Tod des Königs und einige den Protestanten günstige Edikte, erhalten, aber C. sah jetzt das Heil nur in einem Kriege und wußte diesen geschickt und leicht herbeizuführen. Der Connetable, erzürnt über den Riesen, verband sich mit den Prinzen von Lothringen u. stiftete das katholische Triumvirat, eine offene Kriegserklärung gegen die Protestanten. Der große Brand, der eine Reihe von Jahren Frankreich verheeren sollte, kam jetzt zum Ausbruch. C. führte in der Schlacht bei Dreux den rechten Flügel der Hugenotten, nahm den Connetable gefangen und beugte der Niederlage der Infanterie des ebenfalls gefangenen Condé vor, indem er bei Blainville die ganze Reiterei der Königlichen aufhielt. Bei Neuville sammelte er den Ueberrest des geschlagenen Heeres, lieferte eine neue Schlacht, ward zum Feldherrn ausgerufen, besetzte die wichtigsten Plätze an der Loire und wandte sich plötzlich nach der Normandie, wo er Pont l'Evêque und Caen nahm. Die Ermordung des Herzogs von Guise vor Orleans rettete diese Stadt; der Mörder nannte unter Andern den Admiral als Anstifter des Verbrechens, wogegen sich dieser öffentlich vertheidigte. Kaum war der Friede von Orleans geschlossen, als die lothringischen Prinzen den Admiral als den Mörder Guise's gerichtlich verfolgen zu lassen begannen; die Sache wurde jedoch in die Länge gezogen und endlich durch ein Edikt vom 5. Januar 1564 bis 1567 vertagt. Zwar wurde der Streit noch vor Ablauf dieser Frist durch eine Aussöhnung der Guisen und C.'s beigelegt, aber die Reformirten fanden sich bald zu neuen Rüstungen veranlaßt. Die versuchte Aufhebung des Königs eröffnete den Kampf. C. führte in dem Treffen bei St. Denis den rechten Flügel und brachte dem feindlichen Heere eine entschiedene Niederlage bei. Umsonst widersetzte er sich dem Frieden von Longjumeau, indem er die Absicht der Gegner, die Reformirten dadurch zu vernichten, daß sie sich ihrer Häupter versicherten, klar durchschaute. Im Schutze des Friedens reiste er nach Noyers, um sich mit Condé, der mit seiner Familie in dieser Stadt lebte, zu berathschlagen. Sogleich ließ der Hof Noyers durch Truppen einschließen und gab Befehl, die beiden Hugenottenhäupter aufzuheben. Tavannes, der mit diesem Auftrage beehrt war, sorgte aber, daß Condé Nachricht von diesem Anschlag erhielt. Die Bedrohten setzten sich sogleich zu Pferde, gelangten nach Rochelle und erneuerten die Feindseligkeiten. Nachdem C. darauf Niort erobert hatte, gab ihm Condé's Tod alle Gewalt in die Hände, denn der Prinz von Béarn war fast nur dem Namen nach das Haupt des protestantischen Bundes. C. focht die Scharte von Jarnac gegen den Herzog von Anjou rühmlich aus und war in Kurzem Herr fast der ganzen Landschaft im Süden der Loire. Mit der Belagerung von Poitiers beschäftigt, wurde er durch den Kriegsrath genöthigt, diese aufzuheben, worauf das dadurch wieder [illegible]



GASPARD
DE
COLIGNY

thigte pariser Parlament den Admiral zum Tode verurtheilte und einen Preis von 50,000 Thalern auf seinen Kopf setzte. Das Gefecht bei St. Clair und die Schlacht bei Montcontour fielen nachtheilig für C. aus; schwer verwundet entkam er über Parthenay nach Niort, wo er seine Glaubensgenossen zur Fortsetzung des Kampfes ermunterte. Ein neuer Kriegsplan wurde entworfen, der darauf hinauslief, vor den Thoren der Hauptstadt selbst sich den Frieden zu erzwingen, und C. setzte ihn mit Glück und Muth ins Werk. Nach dem Siege über die um das Vierfache überlegene königliche Armee unter dem Marschall von Cossé bei Arnay-le-Duc in Burgund, am 27. Juni 1570, beeilte sich jedoch der Hof, die angeknüpften Unterhandlungen durch den für die Protestanten ehrenvollen Frieden von St. Germain, am 8. Aug. 1570, zum Abschluß zu bringen. C. wußte, daß es diesmal der Hof, wenn auch nur aus Furcht vor dem unüberwindlichen Admiral, ernstlich mit dem Frieden meinte, und gründete darauf neue Pläne. Von Rochelle aus machte er dem König den Vorschlag, sich mit Hülfe der Geusen der Niederlande zu bemächtigen, u. bot ihm zu diesem Zwecke seine und des Prinzen von Oranien Dienste an. Der König antwortete in den verbindlichsten Ausdrücken und versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen, indem er den Wunsch aussprach, den Admiral so bald als möglich bei Hofe zu sehen. C. entschloß sich, dem Rufe zu folgen, und fand in Blois die gnädigste Aufnahme beim Monarchen, der ihn seinen Vater nannte und ihn mit den glänzendsten Versprechungen überhäufte. Von Chatillon aus betrieb er durch Briefe seinen großen Plan, erschien im November 1571 abermals bei Hofe, überreichte eine neue Denkschrift über den niederländischen Krieg, die aber der Kanzler Morvilliers widerlegte, wodurch das Unternehmen aufs Neue hinausgeschoben wurde, und kehrte mißmuthig nach Chatillon zurück, wo er thätig für die niederländischen Insurgenten warb und mit Erlaubniß des Königs 7000 Hugenotten zum Entsatze von Mons aussendete. Die Vermählung des Königs von Navarra rief den Admiral wieder nach Paris, dessen Bürger ihn tödtlich haßten. Umsonst hatte der König die schärfsten Befehle ergehen lassen, um die Wuth des Pöbels im Zaum zu halten; 4 Tage nach der Vermählung, den 22. August, wurde C. auf offener Straße durch einen Büchsenschuß verwundet. Der König war äußerst bestürzt über dieses Ereigniß, verfügte die Verhaftung des Herzogs von Guise, der den Meuchelmörder gedungen hatte, stattete in Begleitung seiner Mutter, seiner Brüder und vieler anderen Großen dem Admiral einen Besuch ab und versprach ihm die vollkommenste Genugthuung. Wirklich wurde die Untersuchung gegen den Herzog von Guise mit aller Strenge in Angriff genommen. Schon zitterten die Guisen, aber durch die Königin-Mutter wußten sie es dahin zu bringen, daß der schwache König den Befehl zu der grausamen Metzelei der Bartholomäusnacht gab. Dem Admiral blieb der aufgeregte Zustand der Hauptstadt nicht verborgen; er ließ um einige Schützen von der Garde bitten, um sein Haus gegen den Pöbel zu vertheidigen. Spät Abends kamen ihrer 50 unter dem Obersten Cosseins, einem Todfeinde des Admirals. Die Sturmglocke von St. Germain-l'Auxerrois gab das Zeichen zu der furchtbaren Bluthochzeit. Cosseins ließ den Herzögen von Guise und Aumale und dem Chevalier d'Angoulême mit 300 Mann die Thore von C.'s Wohnung in der Straße des Fossés-St.-Germain öffnen, die innern Thüren selbst einschlagen. C. erwachte und erkannte bald das Schreckliche seiner Lage; er verließ das Bett, sandte seine Leute von sich und erwartete knieend den Todesstoß, den ihm Cosseins, mit den Mördern in das Zimmer stürmend, gab. C.'s Leichnam wurde auf Befehl des Herzogs von Guise zum Fenster hinausgestürzt, vom Pöbel mißhandelt und endlich durch ein Parlamentsurtheil auf einer Schleife nach dem Richtplatze geführt und an den Galgen von Montfaucon gehängt. Franz von Montmorency ließ ihn nach 3 Tagen abnehmen und in Chantilly, dann in Montauban verwahren; erst 1599, als C.'s Andenken durch königliche Briefe wieder hergestellt war, wurde er in Chatillon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. C. war unstreitig einer der größten Männer seiner Zeit und insbesondere als Feldherr ausgezeichnet. Die Fehler, die seine ausgezeichneten Eigenschaften hie u. da verdunkeln, müssen auf die Rechnung der unglücklichen Verhältnisse geschrieben werden, unter welchen er wirken mußte.

2) Odet, Kardinal von Chatillon, Bischof und Graf von Beauvais, Bruder des Vorigen, geb. den 10. Juli 1517, widmete sich dem geistlichen Stande, ward 1530 Prior zu St. Stephan in Beaume, 1534 Kanonikus an der heiligen Kapelle zu Paris und, nachdem er zuvor zum Kardinal ernannt worden, Erzbischof von Toulouse und 1535 zugleich Bischof von Beauvais. Von den Ideen der Reformation ergriffen, bekannte er sich mit seinen Brüdern zur reformirten Kirche, weshalb ihm Pius IV. die Kardinalswürde sammt allen Beneficien nahm u. ihn am 31. März 1563 exkommunicirte. C. hatte zwar den Purpur abgelegt, nahm ihn aber jetzt wieder an, sammelte sich eine Partei, verband sich durch einen einfachen Kontrakt mit Isabelle Hauteville, deren Liebe auf seinen Uebertritt wohl einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt, und trat öffentlich als ein Anführer der Hugenotten auf. In der Schlacht bei St. Denis focht er mit Auszeichnung. Beim Wiederausbruch des Kriegs 1568 floh er, als Matrose verkleidet, nach England u. verlangte von der Königin Elisabeth Geldunterstützungen für seine Partei. Am 1. Dec. 1568 verordnete das pariser Parlament seine Verhaftung, und am 19. März 1569 wurde er als Majestätsverbrecher und Rebell aller Ehren, Würden und Aemter für verlustig erklärt, in eine Geldbuße von 200,000 Pfund verurtheilt und hinsichtlich seiner kirchlichen Vergehungen an seinen Richter gewiesen. C. blieb vorläufig in England, zumal er den geheimen Auftrag des französischen Hofs hatte, für den Prinzen von Anjou um die Hand der Königin zu werben. Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, † er den 14. Febr. 1571 an einem vergifteten Apfel, den ihm sein Kammerdiener reichte; sein Leichnam ward in der Domkirche zu Canterbury beigesetzt.

De Thou rühmt ihn als einen Mann von seltener Seelengröße, Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit, Gerechtigkeitsliebe und scharfem Urtheil.

3) Franz C., Herr von Andelot, Bruder des Vorigen, den 18. April 1521 geboren, diente ruhmvoll in den Kriegen Heinrichs II. und ward an seines Bruders Stelle 1555 Generaloberst der französischen Infanterie. Am Tage der Schlacht bei St. Quentin gelang es ihm, sich mit 500 Mann in die von dem Admiral vertheidigte Stadt zu werfen; mit diesem gefangen, entfloh er und nahm im folgenden Winter an der Einnahme von Calais und Guines Theil. Eine Reise in Deutschland machte ihn zum eifrigen Anhänger der Reformation; dies wurde dem König verrathen, der ihn nach seiner Meinung von der Messe fragte und, als C. sie eine Gottlosigkeit nannte, ihm ergrimmt eine Schüssel nach dem Kopfe warf, ihn verhaften ließ und sein Amt als Generaloberst an Montluc vergab. Ein Jahr lang lebte C. als Gefangener in Melun, wurde dann in Freiheit gesetzt und trat nun als das thätigste Werkzeug seiner Glaubensgenossen auf. Nachdem er am 2. April 1568 Orleans überrumpelt, warb er in Hessen ein Heer von 3300 Reitern und 4000 Landsknechten, mit dem er am 6. Nov. Orleans erreichte und bei Dreux, obgleich in heftigem Fieber, Wunder der Tapferkeit that. Orleans vertheidigte er gegen den Herzog von Guise, bis dessen Ermordung der Belagerung ein Ende machte. Nach der Schlacht bei Jarnac beschäftigt, in Saintonge ein neues Heer zu sammeln, ward er durch ein bösartiges Fieber den 27. Mai 1569 hinweggerafft. Sein Zug über die Loire im Angesicht des feindlichen Heeres gehört zu den kühnsten Unternehmungen des ganzen Kriegs.

Colima, ein noch nicht als selbstständiger Staat konstituirtes Territorium an der Westküste des mexikanischen Staatenbundes, im Süden von Xalisco gelegen, besteht aus einer von zahlreichen Hügeln durchzogenen Ebene, welche sehr fruchtbaren Boden hat und vornehmlich Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak und Kakao erzeugt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an dem gleichnamigen Flusse, in einer sehr fruchtbaren Ebene, rings von Kokospalmen umgeben, hat eine Kirche, zwei Klöster, ein Hospital u. gegen 10,000 Einwohner, welche vortrefflichen Kokospalmenwein bereiten und einigen Handel treiben. Zwei Meilen nördlich von C. liegt der Vulkan gleichen Namens, der sich 10,500 Fuß über den Meeresspiegel u. 2400 Fuß frei über die Bodenfläche erhebt und häufig Asche und Rauch ausstößt, ohne jedoch bis jetzt gefährlich geworden zu seyn. Auf ihm entspringt der Fluß gleichen Namens, der bei seiner Mündung in den Australocean einen kleinen Hafen, Puerto de C. oder Manzanillo, bildet.

Colin, Alexander, berühmter niederländischer Bildhauer, geboren zu Mecheln 1526, wurde 1563 von Kaiser Ferdinand I. nach Innsbruck berufen, um an dem großen Mausoleum Maximilians I. arbeiten zu helfen (s. Innsbruck). In dem kurzen Zeitraume von 3 Jahren wurden die noch übrigen 20 Tafeln (4 hatten bereits die Brüder Abel verfertigt) zu Stande gebracht. C. machte sich seit der Zeit zu Innsbruck ansässig und wurde des Kaisers Ferdinand I. und dessen Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, Hofbildhauer. Sein zweites Werk, das schöne Grabmal des Letzteren, bildet einen in die Kirchmauer gebrochenen, mit schwarzem Marmor verkleideten Bogen, unter welchem das marmorne, lebensgroße Bild des Fürsten im Prunkgewande und mit zum Himmel erhobenen Händen ruht. Vier große Marmortafeln zu den Seiten des Bogens enthalten die wichtigsten Thaten des Fürsten in Relief. Auch das Denkmal der schönen Philippine, Ferdinands erster Gemahlin, in der Silberkapelle der Hofkirche zu Innsbruck, unweit des eben beschriebenen ihres Gatten, ist von C. Es ist ein großer weißer Marmorstein mit Reliefs und der liegenden Statue der Verstorbenen. Vorzügliche Kunstwerke C.s sind auch der Grabstein des Bischofs Johann Nas mit dem lebensgroßen Bilde desselben, und des Meisters eigener Grabstein auf dem Gottesacker zu Innsbruck, die Erweckung des Lazarus darstellend. C. † den 17. Aug. 1612.

Colioure (Collioure), feste Stadt im franz. Departement Ostpyrenäen, Bezirk Ceret, an der Küste des mittelländischen Meeres, von Port Vendre durch einen Berg getrennt, hat ein Fort mit Kaserne, ein Felsenschloß, das über dem Meere hängt, 2 Kirchen, eine Schifffahrtsschule u. mit Port Vendre 3500 Einw., welche starke Fischerei auf Thunfische u. Sardellen, Handel damit u. mit Wein u. Wolle treiben. C. hieß im Mittelalter Caucoliberis, gehörte bis 1659 den Spaniern, wurde aber im damaligen pyrenäischen Frieden an Frankreich abgetreten. Im December 1793 bemächtigten sich die Spanier noch einmal der Stadt, verloren sie aber am 26. März 1794 wieder.

Coliseum, s. Kolosseum.

Coll, brit. Insel der schottischen Hebridengruppe, nordwestlich von Mull, ist $2^4/_5$ Meilen lang, $^1/_2$—$1^1/_2$ Meilen breit, hügelig, nur zu $^1/_3$ bebaut, im Uebrigen von Felsen, Wüsten und Morästen bedeckt, Kirchspiel mit gegen 1400 Einwohnern (Hochschotten), welche etwas Ackerbau u. Viehzucht, auch Kalkbrennerei, besonders aber Fischerei u. Schifffahrt treiben. Vergl. Hebriden.

Collalto, sehr altes italienisches Geschlecht in Friaul, dessen muthmaßlicher Ahnherr Graf Rambold I., der Abkömmling eines longobardischen Herzogs aus dem 7. Jahrhundert, nach Andern ein Graf von Hohenzollern gewesen seyn soll, ward 1610 in den deutschen Reichsgrafenstand und 1822 zur Fürstenwürde erhoben. Der Stammsitz des Geschlechts ist das gleichnamige, noch jetzt vorhandene Kastell am Soligo in der Delegation Venedig. Merkwürdig ist besonders Rambold XIII. von C., 1579 zu Mantua geboren, trat, aus Venedig verbannt, in kaiserliche Dienste und focht unter Basta und Eggenberg. Im Jahre 1620 ward er von Ferdinand II. an den ungarischen Reichstag in Neusohl abgeordnet, wo er die Würde eines kaiserlichen Kommissärs mit dem Degen in der Faust vertheidigte; 1621 stritt er, nicht glücklich, gegen Batthyanyi, erhielt dann eine Gesandtschaft an den päpstlichen und spanischen Hof, diente 1623 unter Tilly am Rhein und Main und gegen Bethlen Gabor, half 1624 Breda bezwingen u. wurde im folgenden Jahre Wallen-

stein als Feldmarschall zur Seite gegeben. Zwistigkeiten mit Wallenstein bewogen ihn, das Heer heimlich zu verlassen; deshalb in Prag auf kaiserlichen Befehl verhaftet, ward er jedoch wieder mit Wallenstein versöhnt, 1627 zum Hofkriegsrathspräsidenten u. zum Ritter des goldenen Vließes ernannt. Im J. 1629 befehligte er als Principalkommissarius und Generalissimus das kaiserliche Heer im mantuanischen Erbfolgekriege gegen Karl von Gonzaga, bemächtigte sich Ustiano's u. nahm den 18. Juli Mantua mit Sturm. Wegen eines geschlossenen Waffenstillstandes angeklagt und aus der Lombardei zurückgerufen, um sich zu rechtfertigen, † er auf der Reise nach Regensburg, wo der Kaiser sich befand, zu Chur den 19. Nov. 1630.

Colla parte (ital.), mit der Hauptstimme, Bezeichnung für die begleitenden Stimmen, daß die Hauptstimme die Stelle ad libitum vortragen könne.

Collapsus (lat.), das Zusammenfallen organischer Theile aus Mangel der lebendigen Erregung.

Collas-Manier, eine auf mechanischem Weg hervorgebrachte Art des Kupferstichs, welche sich wegen der dadurch erzielten täuschenden Reproduktion des Erhabenen vornehmlich zu Kopirung von Reliefsdarstellungen eignet. Die dazu dienende Maschine ist so eingerichtet, daß, während ein senkrecht stehender Stift in parallelen Zügen über die sämmtlichen Erhöhungen und Vertiefungen des abzubildenden Gegenstandes hinfährt, ein anderer vermittelst einer entsprechenden Hebelverbindung die sämmtlichen, von dem erstgenannten Stifte beschriebenen Linien auf eine Kupferplatte überträgt. Durch Verrückung zweier Zeiger wird die Entfernung der Linien von einander, sowie die Tiefe des Einschnitts bestimmt. Als Erfinder oder Verbesserer dieser Reliefkopirmaschine gilt der französische Mechaniker und Kupferstecher Achille Collas, der sie in den Jahren 1830 u. 1831 konstruirte. Er schuf mittels derselben das umfangreiche Kupferwerk „Trésor de numismatique et de glyptique etc.“ (220 Lief., Paris 1834). Hier scheinen die Abbildungen der Medaillen u. Reliefs wie erhabene Abdrücke auf dem Papier zu liegen. In London hatte man dergleichen Maschinen schon 1803, doch nicht von der Vervollkommnung, wie die collassche. In Deutschland lieferte Karmarsch eine eigenthümlich konstruirte Reliefkopirmaschine (vergl. dessen Beschreibung einer Reliefmaschine, Hannover 1836). Sehr vollendete Apparate dieser Art liefert neuerlich der Mechaniker Wagner in Berlin.

Collateralis (lat.), zur Seite, eine Seitenstellung habend; Zusammensetzungen damit s. Kollateral....

Collatio (lat.), s. Kollation.

Collator (lat.), Derjenige, welcher etwas zusammenträgt, Einsammler; vergl. Kollatur.

Collé (franz.), eigentlich angeleimt, vom Billardballe, dicht am Rande stehend, daher Colléstoß, ein Stoß vom Rande weg, Colléball, ein Ball, der am Rande steht, Collé schleppen, den Ball des Gegners an den Rand spielen, auch scherzhaft Jemanden gefangen nehmen, arretiren lassen.

Colle, Stadt im Großherzogthum Toskana, an der Elsa, ist Bischofssitz, mit Kathedrale, altem Kastell u. 4000 Einwohnern. In der Nähe warme Bäder.

Collé, Charles, französischer Lustspieldichter, 1709 zu Paris geboren, war Sekretär und Vorleser des Herzogs von Orleans, der ein großer Freund des komischen Theaters war, was C. veranlaßte, sich im Lustspiel, u. zwar mit Glück, zu versuchen; † 1783 durch Selbstmord. Seine Oper „La partie de chasse de Henri IV“ ward auch in Deutschland durch Weiße's Bearbeitung „Die Jagd“ ein Lieblingsstück. Sein „Théâtre société“ erschien Paris 1768 in 2 Bänden; neue Ausgabe, 3 Bde., 1777. Von seinen „Chansons“ erschien 1807 eine vollständige Sammlung in 2 Bänden. Er gab auch ein polemisches „Journal historique“ (Paris 1803—1807) heraus.

Collecta (lat.), s. Kollekte.

Collectandi jus (lat.), das Recht, eine Kollekte auszuschreiben.

Collectarium (lat.), s. Kollekte.

Collecteur (franz.), Einsammler, besonders der Theilnehmer an einer Lotterie, der die Loose vertheilt, die Einsatzgelder annimmt und an die Lotteriedirektion abliefert.

Collectio (lat.), s. Kollektion.

Collectivum (lat.), s. Substantivum.

Collége (franz., engl. college), in Frankreich und Belgien Name derjenigen öffentlichen Unterrichtsanstalten, welche junge Leute zum Besuche einer Akademie oder Universität vorbilden und demnach im Allgemeinen dieselbe Aufgabe wie die deutschen Gymnasien haben. Ihren Ursprung und Namen verdanken diese Anstalten, namentlich in Frankreich, den alten Kollegiaturen (s. d.). Die französischen C.s zerfallen nach dem Unterrichtsgesetze vom 15. März 1850 in Staats- (Lycées), Gemeinde- (Colléges communaux) und Privatanstalten (Etablissements particuliers) und ihre Schüler in Extraneer u. Alumnen, wovon die erstern nur den Unterricht der Anstalt benutzen, die letztern aber darin wohnen und ihre ganze geistige und leibliche Pflege erhalten. Jedes C. ist einer Akademie und mit dieser dem höhern Unterrichtsrathe (früher Conseil de l'université) unterstellt. Der Unterrichtsminister ist Rektor aller kaiserlichen C.s. Die städtischen C.s stehen unter einer eigenen Verwaltungskommission und haben als unmittelbaren Leiter den ersten Lehrer (principal). Bei den vom Staat unterhaltenen C.s oder Lycées bilden der Provisor, der Censor, der über Sitte, Zucht und Ordnung unter den Schülern wacht, und der Oekonom, der das Oekonomische besorgt, das Direktorium der Anstalt. In jeder Klasse unterrichtet ein Professor (Ordinarius) in den Hauptfächern: Latein, Griechisch, Französisch (Grammatik und Rhetorik); andere Professoren (Fachlehrer) lehren einzelne Wissenschaften: Mathematik, Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Geschichte, Geographie, Englisch und Deutsch. Jedem ordentlichen Klassen- oder Fachlehrer steht ein außerordentlicher (Professeur aggrégé) zur Seite. Jeder Professor hat in der Regel wöchentlich 10 Lektionen, jede von 2 Stunden, zu geben. Hinsichtlich der Unterrichtsmethode ist jeder Lehrer ganz unabhängig und nur das jähr-

lich ausgeschriebene Schulprogramm einzuhalten verpflichtet. In den Pensionscolléges sind je 20 Schüler der speciellen Aufsicht eines Studienlehrers übergeben. Die bekanntesten C.s in Frankreich sind die 5 höhern (ehemals königlichen) Anstalten in Paris: Louis le Grand, Napoléon (sonst Henri IV), Charlemagne, Saint-Louis (sonst St.-Barbe), Bonaparte (sonst Bourbon). Die belgischen Unterrichtsanstalten machten während der Vereinigung des Landes mit Frankreich alle Schicksale und Reformen der französischen selbst bis auf den Namen mit durch. Nach der Vereinigung Belgiens mit Holland wurden nach einem Reglement vom 2. August 1815 sieben Athenäen (obere Gymnasien) u. in allen größeren Städten königliche C.s (Gymnasien) gegründet. Nachdem Belgien Selbstständigkeit errungen, waren die C.s durch den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit und der von ihr errichteten Schulen und Seminarien sehr in Verfall gerathen. In Gemäßheit eines 1850 votirten Gesetzes über den Sekundärunterricht an den vom Staate ganz oder theilweise unterhaltenen Anstalten sollen zwischen der Primärschule und der Universität Anstalten von zweierlei Art bestehen, von denen die höheren Athénées royaux, wenn sie ganz von der Staatskasse, C.s, wenn sie ganz oder theilweise von städtischen oder Provinzialkassen unterhalten werden, die niedern hingegen, theils königliche, theils von den Gemeinden unterhaltene, Ecoles moyennes heißen sollen. In diesen wie in jenen Anstalten werden sowohl die klassischen als professionellen Unterrichtszweige kultivirt. Ein königliches Athénée oder Mustergymnasium, dem jedes Kommunalcollége nach Kräften sich anzupassen bemüht seyn soll, zerfällt in zwei Abtheilungen, in eine humanistische, auf die Universität vorbereitende, und eine professionelle zur Bildung von Kaufleuten, Fabrikanten, Ingenieuren, Militärs rc. Erstere zählt 7 Klassen, letztere 4 Unter- und 2 Oberklassen. Die Leitung eines Mustergymnasiums liegt dem Préfet des études ob, der theils an die von der Regierung eingesetzte Lokalkommission, theils direkt an die Regierung gewiesen ist. Die Errichtung von Pensionsanstalten ist allenthalben den Gemeindebehörden oder Privaten überlassen. Neben diesen öffentlichen C.s wirken die Kollegien oder sonstwie benannten Schulen der Ordens- und Weltgeistlichkeit unbehindert fort. Alljährlich findet ein Konkurs sämmtlicher dem Gesetz unterworfenen Athenäen u. C.s Statt, zu dem auch die freien Anstalten zugelassen werden. — In England heißen Colleges die verschiedenen Institute der Universitäten, die zu verschiedenen Zeiten, zum Theil von der Regierung, zum Theil von Privatpersonen, gestiftet worden sind. So hat Oxford 19 Colleges, wovon das älteste, University College, angeblich vom König Alfred 872, das neueste, Worcester, 1714 gegründet wurde. Cambridge zählt 13 Colleges, deren Ursprung in den Zeitraum von 1257—1800 fällt. Hierzu kommen noch die Halls, die nur dem Namen nach von jenen abweichen. Diese Colleges haben die Rechte der Korporationen, sind meist sehr reich u. mit prächtigen Gebäuden ausgestattet, worin Lehrer und Schüler zusammen wohnen. Jedes College hat seinen Dirigenten (Head od. Master) u. eine gewisse Anzahl Fellows (Kollegen), die ansehnliche Gehalte beziehen, aber sich nicht verheirathen dürfen. Das eigentliche Lehrpersonal bilden die Tutors, denen die wissenschaftliche Ausbildung der Studirenden obliegt, deren moralische Führung sie auch zu überwachen haben. Der Unterricht beschränkt sich auf Griechisch, Latein und Mathematik und schließt weder philosophische, noch politische Wissenschaften ein, welche allenfalls von den Tutors privatim gelehrt werden können. Um aber den Mängeln der in den alten Colleges befolgten Unterrichtsmethode abzuhelfen, wurde neben der londoner Universität 1829 das King's College in London gegründet, worin außer den alten Sprachen u. der Mathematik auch die neuern Sprachen, Geschichte, Physik, Jurisprudenz rc. in den Kreis der Lehrfächer aufgenommen sind. Auch die schottischen Universitäten haben Colleges, deren Einrichtungen jedoch mehr an die deutschen Hochschulen erinnern. Wesentlich verschieden von diesen Universitätscolleges sind diejenigen Unterrichtsanstalten, welche, gleich den deutschen Gymnasien, auf die Universität vorbereiten u. gewöhnlich Grammar-schools und nur ausnahmsweise, wie die zu Eton, Colleges heißen. Diese Unterrichtsanstalten sind fast ohne Ausnahme wirkliche Erziehungsanstalten, hängen genau mit der Kirche zusammen u. sind reich dotirt. Die Schüler haben eine besondere Tracht. Die berühmtesten Schulen dieser Art sind die Westminsterschule in London, das College zu Eton, das College zu Winchester, sowie die großen Metropolitanschulen St.-Paul, die Merchant-Taylor's-Schule, das Christshospital, Charterhouse, Reading, die Schulen zu Harrow und Bath. In den drei untern Klassen dieser Schulen wird bloß Latein, in den drei obern Latein und Griechisch öffentlich gelehrt. Alles Andere ist dem Privatfleiße überlassen. Das Royal Military College zu Sandhurst in Berkshire ist eine Kadettenanstalt, in der Offiziere für die britische Armee erzogen werden, u. wurde 1799 gegründet. Die ostindische Kompagnie besitzt ein ähnliches Institut zu Addiscomb, sowie ein zweites zu Haileybury, aus welchem Civilbeamte hervorgehen. Die Colleges in Dulwich, Bromley und Morden sind Armenhäuser in großartigem Maßstabe, die reich fundirt sind und Korporationsrechte haben. Das medicinische Kollegium (College of physicians) in London wurde 1523 unter Heinrich VIII. errichtet u. mit Privilegien ausgestattet. Hierzu kam 1800 das College of surgeons. Um als Arzt oder Wundarzt zu prakticiren, muß man sich einem Examen vor einer dieser Körperschaften unterwerfen, welche auch den Doktorgrad ertheilen. Für Schottland und Irland gibt es ähnliche Institute in Edinburg und Dublin. Das College of Civilians, gemeiniglich Doctors' Commons genannt, wurde durch Doktor Harvey, Dean of the Arches (s. Courts), für künftige Professoren des Civilrechts in London gegründet. Hier residiren auch die Richter des Arches' Court, der Admiralität, des Prerogative Court rc., die nach dem Reglement an einer gemeinschaftlichen Tafel speisen sollten, woher der Name Doctors' Commons. In den Vereinigten Staaten gibt es eine große Menge Col-

leges, von denen einige an die deutschen Universitäten erinnern, die Mehrzahl eher aber mit den höhern Klassen der deutschen Gymnasien übereinkommt. Sie haben zum Theil, namentlich in den östlichen Staaten, eine an die engl. Colleges erinnernde Einrichtung, indem die Studirenden in fast klösterlicher Zucht gehalten werden. Doch hat sich die Disciplin in neuerer Zeit einigermaßen gelockert. Die ältesten Anstalten dieser Art sind das Harvardcollege zu Cambridge im Staate Massachusetts (gestiftet 1645) u. das Yalecollege zu Newhaven in Connecticut; zu den neuesten gehören das Kempercollege in St. Louis und Beechercollege in Cincinnati. Sie sind oft von Privatgesellschaften, meist religiösen Vereinen, gegründet. In solchen sind dann Theologie und die dahin gehörigen Wissenschaften Hauptgegenstände des Unterrichts. Abgesehen hiervon, sind die Hauptlehrfächer in diesen Anstalten alte und neuere Sprachen, Geschichte, Naturgeschichte und Mathematik.

Collegia pietatis (lat.), Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht, dergleichen seit 1670 Philipp Jakob Spener, damals Senior der Geistlichkeit in Frankfurt, in seinem Hause einrichtete, um das fromme Gefühl durch erbauliche Auslegung der Bibel und durch christliches Gespräch zu nähren. Der Name, den Spener diesen frommen Zusammenkünften ertheilte, gab die Veranlassung, seine Anhänger Pietisten zu nennen. Vergl. Pietismus.

Collegium (lat.), Gesammtheit mehrer Personen von gleichem Amt oder Beruf, wie der Konsuln, Prätoren, Tribunen, Quästoren 2c., auch der Priester (C. pontificum), selbst der Innungen oder Zünfte der Handwerke; dann Versammlungsort überhaupt, daher öffentliche Schulanstalt (s. College), besonders auch Universitätsvorlesung (s. Kollegium und Universitäten).

Collegium de propaganda fide (lat.), s. Propaganda.

Collegium sacrum (lat.), heiliger Verein; daher Versammlung der Kardinäle in Rom.

Collegium sanitatis (lat.), Medicinalkollegium.

Colleoni, Girolamo, vortrefflicher italienischer Maler von Bergamo, blühte um die Mitte des 16. Jahrhunderts, lebte, in der Heimath verkannt (vor seiner Abreise von Bergamo malte er ein Pferd auf ein Giebelfeld mit der Unterschrift: Nemo propheta in patria), in Madrid und lieferte viele Werke, die zu den ausgezeichnetsten der venetianischen Schule gehören. Seine „Vermählung der heil. Katharina“, in der Gallerie Carrara, wurde schon oft für ein Werk Tizians gehalten. † ?

Collesano, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Palermo, südwestlich von Cefalu, liegt auf einem Hügel und hat 3000 Einw.

Collet (franz.), Kragen, Krägelchen, Halskragen; Reitjacke, Weste mit Aermeln und ohne Schöße, die genau an den Körper anschließt; vergl. Koller.

Colletia (Kollette, Kreuzelse), Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, sehr ästige, fast laublose Halbsträucher im heißen Amerika, mit dornigen Aesten und weißlichen Blüthen in Büscheln. C. spinosa *Lam.*, C. horrida *Willdenow*, gemeine Kreuzelse, in Brasilien, Peru und Chili, gibt eine Tinktur, die in Brasilien unter dem Namen Estratto alcoholico de Quina gegen Wechselfieber gebräuchlich ist.

Colletica (lat., v. Griech.), Mittel, welche gleichsam durch Verklebung, Leimung, getrennte Theile wieder verbinden.

Collett, Jonas, norwegischer Staatsmann, geboren 1772 auf dem Gute Rönnebeksholm in Seeland, das sein Vater eigenthümlich besaß. Nachdem er das Studium der Rechtswissenschaft in Kopenhagen vollendet, trat er 1795 als Landvogt zu Sandsvär und Nummedal in Norwegen in den Staatsdienst, ward dann auf eine Zeit lang Oberbergamtsassessor in Kongsberg, 1813 Amtmann zu Buskerud und 1814 Regierungsrath. Der Konstitutionskampf von 1814 gab seinem Wirken eine großartigere öffentliche Bedeutung. Als treuer Norweger stand er auf Seiten der Partei, die dem kieler Traktat die Anerkennung versagte u. den Prinzen Christian Frederik als Statthalter u. später als König von Norwegen ausrief. Auch war er ein thätiger Theilnehmer an der Versammlung in Eidsvold und an der Reichsversammlung, die mit Veröffentlichung der Konstitution die Unabhängigkeit Norwegens erklärte. Sogleich nach dem 17. Mai zum norwegischen Staatsrath des Departements des Innern erhoben, wirkte er beim Abschlusse der Konvention zu Moß vom 14. Aug. 1814 mit, wodurch Schweden die Selbstständigkeit Norwegens und seine Konstitution anerkannte. Im Jahre 1822 übernahm er nach dem Austritt des Grafen Wedel-Jarlsberg das Departement des Finanz-, Handels- und Zollwesens, ward aber wegen des damals auf der norwegischen Regierung lastenden schwedischen Einflusses unpopulär und sogar wegen Verletzung des Grundgesetzes 1827 in Anklagestand versetzt, aber vom Reichsgericht freigesprochen. Gegen Ende 1829 erhielt er den Vorsitz im Staatsrathe und wußte sich in der schwierigen Stellung zwischen der schwedischen Krone und dem auf seine Rechte eifersüchtigen Volkswillen die Popularität wieder zu erwerben. Als der König 1836 die Reichsversammlung auflöste, hielt es C. anfangs mit der Regierung, dann aber mit dem Volke, und nachdem Löwenskjold zu einer Geldbuße von 1000 Speciesthalern und den Kosten verurtheilt worden war, entstand zwischen ihm und Löwenskjold eine Spannung, in deren Folge sich C. genöthigt sah, um seinen Abschied zu bitten. Ehrenvoll zog er sich in das Privatleben zurück, um sich mit den Wissenschaften u. dem Landbau zu beschäftigen. Allgemeiner Achtung sich erfreuend, † er 1851.

Colletta, Pietro, neapolitanischer Kriegsminister während der Revolution von 1820, am 23. Januar 1775 zu Neapel geboren, fühlte sich in seiner Jugend besonders zu den mathematischen Wissenschaften hingezogen und trat in seinem 21. Jahre in das Artilleriecorps. Seine politische Thätigkeit während der französischen Invasion zog ihm nach der Rückkehr der Bourbonen Kerkerhaft zu, bis seine Verwandten ihn durch ihre Verwendung befreiten und er als Civilinge-

nieur eine Anstellung fand. Als Joseph Bonaparte König von Neapel wurde, trat C. in die Armee zurück und war bei der Belagerung von Gaeta, der Okkupation von Kalabrien und der Einnahme von Capri so thätig, daß Joachim Murat ihn 1808 zum Intendanten Kalabriens und 1812 zum General und Direktor des Brükken- und Straßenbauwesens ernannte. Im J. 1815 unterhandelte er für Murat zu Casalanza und sah die Partei, die ihn geschützt und gehoben, vom Schauplatz abtreten. Nichtsdestoweniger ließ die bourbonische Verwaltung den thätigen und talentvollen Mann im Dienste. Nach Ausbruch der Revolution von 1820 wurde er als Generalkommandant nach Sicilien gesandt, wo er die Ordnung herstellte. Die österreichische Intervention rief ihn nach Neapel zurück, und nachdem er noch in den letzten Tagen, als die Sache der Konstitution bereits verloren war, zum Kriegsminister ernannt worden war, brachte man ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell St.-Elmo, von wo er nach Brünn in Mähren verbannt wurde. Später durfte er sich in Florenz niederlassen, wo er in Zurückgezogenheit lebte und am 11. Nov. 1831 †. Er schrieb: „Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825" (2 Bde., Capolago 1834, neue Aufl., 4 Bde., 1837, zuletzt 2 Bde., Florenz 1849; deutsch von Leber, Bd. 1, Grimma 1845).

Collette (franz.), eine Sorte Leinwand, die aus Holland und von Hamburg kommt und besonders stark nach Westindien geht.

Collier (franz.), Halsband, Halsschmuck.

Collier, John Payne, englischer Literarhistoriker, den 11. Januar 1789 in London geboren, Sohn eines Kaufmanns, der sich aber nachher der Schriftstellerei zuwandte und unter Anderm das „Monthly register" herausgab. Der junge C. widmete sich dem Advokatenstande, betrat aber, da sein Vater um diese Zeit eine gute Anstellung bei der „Times" erhielt, ebenfalls die journalistische Laufbahn, u. zwar bei der „Morning chronicle". Durch eine Heirath (1816) in den Stand gesetzt, seinen literarischen Neigungen ungestörter zu folgen, arbeitete er viel für Magazine und Zeitschriften, besonders für die „Critical review", welche damals Eigenthum seines Vaters war. Einige in das „Edinburgh magazine" eingerückte Aufsätze über das altenglische Drama machten ihn dem großen schottischen Verlagshause Constable bekannt, für welches er „The poetical decameron" (Edinb. 1820, 2 Bde.) schrieb. Zwei Jahre später erschien „The poet's pilgrimage" (Edinb. 1822), ein Gedicht im spencerschen Versmaß, welches er indessen als eine unreife Jugendarbeit aus dem Buchhandel zurückzog. In seiner Ausgabe von „Dadsley's old plays" (Edinb. 1825—27, 3 Bde.) fügte er sechs in den frühern Ausgaben nicht enthaltene Schauspiele hinzu, wogegen er andere schon bekannte wegließ. In einem Supplementbande (Edinb. 1828) theilte er fünf werthvolle Dramen aus den Zeiten Shakespeare's mit. Seine „History of dramatic poetry" (London 1831, 3 Bde.) erwarb ihm als Literarhistoriker einen ausgebreiteten Ruf. Der Herzog von Devonshire und Lord Francis Gower (jetziger Graf von Ellesmere) öffneten ihm ihre reichhaltigen Bibliotheken, und für Letztern stellte C. einen „Bibliographical and critical catalogue" der ihm gehörigen seltenen englischen Bücher zusammen, welcher 1837 zur Privatcirkulation gedruckt wurde. Unter den Manuskripten Lord Ellesmere's fand C. die meisten Dokumente, die er in seinem „New facts regarding the life of Shakespeare" (London 1835) mitgetheilt hat. Diesem Werkchen folgten: „New particulars" (Lond. 1836) u. „Farther particulars" (das. 1839) über das Leben und die Schriften des großen Dichters. Für die „Camden society" und die „Shakespeare society" gab C. mehre Werke heraus. Ersterer Verein wählte ihn 1846 zu seinem Schatzmeister und von letzterm ist er seit der Stiftung desselben Direktor gewesen. Zu seiner Ausgabe von Shakespeare (London 1842—1844, 8 Bde.) hatte er seit wenigstens 20 Jahren die Materialien gesammelt. Als 1847 eine königliche Kommission zur Untersuchung des Zustandes und der Leitung des British Museum niedergesetzt wurde, ernannte man C. auf den Vorschlag des als Präsident fungirenden Lord Ellesmere zum Schriftführer. Doch vermochte C. mit seinen Vorschlägen über die Anfertigung eines Katalogs nicht durchzudringen. Indessen ward ihm in der Folge von der Regierung eine Pension von 100 Pfund Sterling jährlich als Belohnung der von ihm der Literatur geleisteten Dienste zuerkannt. Im Jahre 1850 wurde C. auch zum Vicepräsidenten der „Society of Antiquaries" gewählt, zu deren „Transactions" er einige kritische Abhandlungen beigetragen hat. Von seinen übrigen zahlreichen literarhistorischen Arbeiten sind noch „A book of Roxburgh ballads" (Lond. 1847), „Extracts of the registers of the Stationers company of works entered for publication between the years 1557 and 1570" (das. 1848) und „Memoirs of the principal actors in the plays of Shakespeare" (das. 1846) zu nennen.

Collin, 1) Heinrich Joseph von, deutscher dramatischer Dichter, am 26. December 1772 zu Wien als Sohn eines namhaften Arztes daselbst geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Stellung im Finanzfache u. stieg von Stufe zu Stufe, bis er 1809 Hofrath bei der geheimen Kredithofkommission wurde. Den Krieg von 1809 machte er als Landwehroffizier mit. Seine angestrengte Thätigkeit hatte jedoch seine Gesundheit untergraben, und er † am 28. Juli 1811 am Nervenfieber. Seine Trauerspiele: „Regulus" (Berlin 1802), „Coriolan", „Polyxena", „Balboa", „Bianca della Porta" und die „Horatier u. Curiatier", zeichnen sich durch Streben nach antiker Größe und Einfachheit aus, leiden aber an Monotonie der Anlage und Einförmigkeit der Charakteristik. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: „Trauerspiele" (3 Bde., Berlin 1828). Unter seinen „Gedichten" (Wien 1812) ist das bekannteste: „Kaiser Max auf der Martinswand". Seinen Beruf für das Epos beurkunden die Bruchstücke von „Rudolf von Habsburg". Gemeinschaftlich mit seinem Bruder dichtete er das Oratorium „Die Befreiung von Wien". Seine Werke erschienen gesammelt Wien 1812—1814, 6 Bde.

2) Matthäus von C., Dichter u. Aesthetiker, Bruder des Vorigen, am 3. März 1779 zu Wien geboren, studirte neben der Rechtswissenschaft Philosophie und Geschichte und erhielt 1804 die juristische Doktorwürde an der Universität seiner Vaterstadt. Nach Auflösung des deutschen Reichs gab er die juristische Laufbahn auf, ward 1808 Professor der Aesthetik und der Geschichte der Philosophie an der Universität Krakau u. später Professor letzterer Wissenschaft zu Wien und zugleich Hofkoncipist im Finanzdepartement. Im Jahre 1813 übernahm er die Redaktion der „Wiener Literaturzeitung", ward 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt, redigirte seit 1818 die „Wiener Jahrbücher der Literatur" u. † den 23. Nov. 1824. Seine Dramen: „Der Tod Friedrichs des Streitbaren", „Marius", „Bela's Krieg mit dem Vater", „Die feindlichen Söhne", „Der Tod Heinrichs des Grausamen", „Butas", „Die Kunringer" und die Oper „Calthon und Colmal" erschienen unter dem Titel: „Dramatische Dichtungen" (4 Bde., Pesth 1815—1817); seine „Nachgelassenen Gedichte" gab mit einem biographischen Vorworte J. von Hammer heraus (2 Bde., Wien 1827).

Collin d'Harleville, Jean François, französischer Dichter, geboren den 30. Mai 1755 zu Maintenon unweit Chartres, studirte anfangs die Rechte, wandte sich aber dann ganz der Literatur zu. Er bereicherte die französische Bühne mit vielen Charakterstücken, die zum Theil großen und dauernden Beifall fanden. Während er sich in seinem „L'inconstant" (1786) noch ganz an die ältern französischen Lustspiele hielt, schlug er in seinen späteren Stücken eine eigenthümliche Richtung ein. Eines seiner besten Stücke ist „Le vieux célibataire". Im Allgemeinen fehlt es in seinen Stücken an ächt komischen Charakteren. Ein allegorisches Gedicht „Melpomène et Thalie" und mehre seiner versificirten Stücke sind leicht und anmuthig im Ausdruck, doch hie und da nicht ohne gezierte Sentimentalität. C. † den 24. Febr. 1806 zu Paris. Eine Ausgabe seiner „Oeuvres" erschien zu Paris 1828, 4 Bde.

Collingwood, Cuthbert, brittischer Admiral, geboren zu Newcastle-upon-Tyne am 26. September 1748 als der Sohn eines Kaufmanns, trat 1761 in den Seedienst und wohnte zuerst der Schlacht bei Bunkershill gegen die aufständischen Nordamerikaner bei. Im Jahre 1776 erhielt er als Secondlieutenant das Kommando der Sloop Hornet, die zur Station von Jamaika gehörte, lernte hier Nelson kennen und ward sein Freund. Im Jahre 1780 war er bei einer Expedition gegen Spanien Befehlshaber des „Hirchinbrooke", mußte aber wegen einer Seuche, die seine Mannschaft lichtete, seine Station verlassen und kommandirte im folgenden Jahre in Ostindien den „Pelikan", mit dem er Schiffbruch litt. Der Krieg mit Frankreich rief ihn wieder zu voller Thätigkeit. Unter dem Kontreadmiral Bowyer nahm er an dem Gefecht vom 1. Juni 1794 Theil, half dann als Kommandeur des „Excellent" Toulon blokiren und zeichnete sich 1797 in dem Gefecht am Kap St. Vincent durch Unerschrokkenheit aus. Im Jahre 1799 wurde er zum Kontreadmiral der weißen Flagge erhoben, blokirte als solcher mit dem Schiffe „Triumph" Brest und stationirte im Kanal. Im Jahre 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, 1804 Admiral derselben und blokirte 1805 mit fünf Schiffen den Hafen von Ferrol. Für seine Auszeichnung in der Schlacht von Trafalgar ward er zum Kontreadmiral der rothen Flagge, zum Peer von England und zum Baron von Caldburne in der Grafschaft Northumberland erhoben. Nächstdem verlieh ihm das Parlament eine Pension von 2000 Pfd. Sterl., die auch auf seine Töchter übertragen wurde. Nach Nelsons Tode befehligte er die britische Seemacht im Mittelmeer bis zu seinem Tode, der am 7. März 1810 auf dem den Franzosen genommenen und vor Minorka stationirten Schiffe „die Stadt Paris" erfolgte. Seine Leiche ward in der Kathedrale von St. Paul in London beigesetzt.

Collins, William, vorzüglicher englischer Landschafts- und Genremaler, geboren 1788, lieferte namentlich ausgezeichnete ländliche und Küstenscenen, sowie auch Waldscenen, über die er einen eigenthümlichen melancholischen Hauch auszugießen wußte. Von einer italienischen Reise brachte er sehr liebliche Bilder neapolitanischer und kalabresischer Gegenden mit den anziehendsten Staffagen mit. Minder gelungen waren seine Versuche in der historischen Malerei, z. B. die Jünger zu Emmaus, der Heiland unter den Schriftgelehrten im Tempel. C. † zu London den 17. Februar 1848. Er war Mitglied der königlichen Akademie.

Collinsia (Kollinsie), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, Sommergewächse in Kolumbien und Kalifornien, von denen C. bicolor *Benth.*, mit 12—14 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, dicklichen, glänzenden Blättern und schönen, eine Traube bildenden Rachenblüthen mit hellviolereter Ober- u. weißer Unterlippe, aus Kalifornien, u. C. grandiflora *Benth.*, mit ähnlichen Blüthen, aus Kolumbien, als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen. Man säet den Samen im August od. Anfang Septembers, wo dann die jungen Pflanzen leicht überwintern, oder im März oder April ins freie Land oder in Töpfe. Die Kollinsien lieben einen lockeren Sandboden u. pflanzen sich häufig durch Samenausfall von selbst fort.

Collinsonia, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, nordamerikanische ausdauernde Kräuter. Von C. canadensis *L.* sind Wurzel und Kraut, Radix et Herba Collinsoniae, in Amerika als Heilmittel geschätzt. Die Abkochung wirkt schweißtreibend und giftwidrig, weshalb sie besonders beim Biß der Klapperschlange angewendet wird. Nach Hooker enthält die bittere, adstringirende Wurzel Extraktivstoff, eisenbläuenden Gerbstoff, etwas Gallussäure und ätherisches Oel und ist besonders gegen Blasenkatarrh empfohlen.

Collisio (lat.), Zusammentreffen entgegengesetzter Dinge, s. Kollision.

Collo (ital.), ein Ballen oder Paket Waaren.

Collomia, Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceen, mit glockenförmigem Kelch

und präsentirtellerförmiger Korolle, mit dünner, über den Kelch hervorstehender Röhre und ausgebreitetem, fünftheiligem Rande, Sommergewächse in Chili, Kalifornien und andern Theilen des westlichen Nordamerika. Als Zierpflanzen kommen vor: C. coccinea *Lehm.*, C. Cavanillesii *Hook.*, mit kleinen, zierlichen, in vielblumigen, stiellosen Endköpfchen vereinigten, scharlachrothen, auswendig gelben Blüthen; C. grandiflora *Dougl.*, mit großen, gelben Blüthen, pflanzt sich fast wie Unkraut in den Gärten fort; C. linearis *Nutt.*, mit kleinen, rosenrothen Blüthen. Die Kultur ist wie bei Collinsia (s. d.).

Colloquium (lat.), Gespräch, Unterredung, Kolloquium.

Colloredo, vielverzweigtes österreichisches Adelsgeschlecht, das für eine Linie des alten Hauses der Freiherren von Wallsee in Schwaben gilt. Als Ahnherr desselben wird Liabordus oder Helliabordus betrachtet, ein edler Alemanne, der vom Patriarchen Poppo von Aquileja um 1031 das Vicekomitat Mels in Friaul erhielt. Doringus I., um 1126, soll Liabords Enkel gewesen seyn. Doringus II. war um 1214 einer der mächtigsten Herren in Friaul, wo er die Schlösser Mels, Venzone, Sattimberg und Montforle besaß. Seine drei Söhne theilten sich in seine Güter. Der älteste, Heinrich, gründete Mels-Colloredo, welche Linie 1626 vom Kaiser Ferdinand I. in den Reichsfreiherren- u. 1707 von Joseph I. in den Grafenstand erhoben wurde. Der zweite, Varionbas, gründete die Linie der Herren von Probolone, die 1758 ausstarb. Der jüngste, Glizogus, endlich stiftete die Linie C. Er verkaufte 1286 die Herrschaft Venzone an den Herzog Meinhard von Kärnthen und erbaute in Friaul das Bergschloß C., wonach er und seine Nachkommen sich nannten. Der älteste seiner vier Söhne, Matthusius, starb bald nach dem Vater, unvermählt, die übrigen gründeten die drei Hauptlinien des Hauses: Asquinus, der ältere, die asquinische Linie, die 1588 zur erbländischen, 1591 als Colloredo-Wallsee zur reichsfreiherrlichen, 1624 zur reichsgräflichen Würde erhoben wurde, 1738 jedoch mit Maria Josepha Antonia, Gemahlin des Fürsten Leopold Wilhelm Montecuculi, ausstarb; Bernhard, Glizogus' dritter Sohn, die bernhardinische Linie; diese zerfiel wieder in den mantuaner Zweig, der 1624 die Reichsgrafenwürde erhielt und wieder in den eigentlichen mantuaner und den böhmischen Ast sich spaltete, und den venetianer Zweig zu Moschelet, der seine Stammvettern, die Herren von Probolone, beerbte. Glizogus' jüngster Sohn, Weikard, gründete die jüngere fürstliche Linie. Einer seiner Nachkommen, Ferdinand, geboren 1635, † 1689, gründete durch seine beiden Söhne, Hieronymus und Rudolf, die noch heute blühende fürstliche u. die rudolfinische Linie. Durch des Ersteren Sohn, Rudolf Joseph, wurde die Linie 1763 in den Reichsfürsten u. 1764 in den erbländischen Fürstenstand erhoben, so zwar, daß stets nur das Haupt der Familie den Titel Fürst führt. Fürst Franz Gundaccar vermählte sich mit Maria Isabella, Gräfin von Mannsfeld, setzte 1789 deren Titel und Wappen den seinen hinzu und nannte sich nun Fürst von Colloredo-Mannsfeld. Die jüngere rudolfinische Linie nannte sich nach dem 1701 erworbenen Marchesat Santa Sofia: Grafen von Colloredo-Santa-Sofia. Bemerkenswerthe Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Hieronymus, geboren 1582, k. k. Kämmerer, befehligte in der Schlacht bei Lützen als Oberst ein Regiment und war als Generalfeldwachtmeister mit der Vertheidigung Schlesiens beauftragt, als er den 13. Mai 1634 bei Liegnitz von Arnheim geschlagen wurde, was ihm eine lange Haft zuzog. Später begleitete er Gallas auf seinem Zuge nach Burgund, belagerte Bruntrut vergeblich, fiel in Lothringen ein und wurde den 17. März 1636 bei Raon geschlagen und gefangen. Er † 1638 an einer Wunde, die er bei dem Entsatze von St. Omer, wo er als k. k. Feldmarschalllieutenant die Reiterei befehligte, empfangen.

2) Rudolf, geboren 1585, Bruder des Vorigen, erhielt, da seine Aeltern ihn dem Johanniterorden gewidmet hatten, vom Kaiser Rudolf als Pathengeschenk die Komthurei Großlinz. Er diente am kaiserlichen Hofe als Edelknabe und Truchseß, nahm an dem Uskokenkriege Theil, ward k. k. Kämmerer, Hofkriegsrath, Generalfeldwachtmeister und Oberst eines Regiments. Als Bevollmächtigter des Erzherzogs Ferdinand schloß er 1617 mit dem venetianischen Gesandten Giustiniani Frieden, zeichnete sich im 30jährigen Kriege, besonders bei Mantua, Fürth und Lützen, rühmlich aus und zog mit Gallas nach Lothringen und Burgund. Im Jahre 1636 erhielt er nebst seinem Bruder Hieronymus die Herrschaft Opoczna in Böhmen für die gegen Wallenstein geleisteten Dienste geschenkt. Ferdinand III. ernannte ihn zum k. k. geheimen Rath und Feldmarschall, 1637 zu des Malteserordens Großprior zu Strakonitz, 1647 zum Botschafter des Ordens am kaiserlichen Hofe und zum kommandirenden General in Böhmen. Durch seine kühne Vertheidigung der Alt- und Neustadt Prag machte er den Ueberfall der Schweden, den 26. Juli 1648, wirkungslos. Er † den 27. Januar 1657.

3) Rudolf Joseph, geboren den 6. Juli 1706, studirte in Wien u. Salzburg, ward nacheinander k. k. Kämmerer, wirklicher Hofrath u. Referendarius bei der böhmischen Hofkanzlei, böhmischer Komitialgesandter zu Regensburg, Geheimerath, Reichsvicekanzler und Ritter des goldenen Vließes. Den 22. April 1745 unterzeichnete er als außerordentlicher bevollmächtigter Minister den Friedenskontrakt zu Füßen und half in demselben Jahre als kurböhmischer Wahlbotschafter den Kaiser Franz I. erwählen, der ihn 1763 in den Reichsfürstenstand erhob. Er † den 1. November 1788.

4) Anton, geboren den 14. November 1707, Bruder des Vorigen, Malteserritter, k. k. Oberst, Generalfeldwachtmeister, Inhaber des diesbachischen Infanterieregiments, Komthur zu Maidelberg, Fürstenfeld, Melling und Troppau, Ordensgroßkreuz, Baillif zu St. Joseph in Dozth, k. k. wirklicher Geheimerath und Feldmarschalllieutenant, Feldzeugmeister, Haupt-

mann der Arrieregarde, Feldmarschall, Direktor der gesammten Militärakademien, Botschafter des Großmeisters von Malta am kaiserlichen Hofe, Großprior von Ungarn, focht in vielen Schlachten in Italien, Ungarn, Böhmen, gegen die Türken, Franzosen und Preußen; † den 17. März 1785, im Ruf eines edlen Menschenfreundes und tapfern Kriegers.

5) Hieronymus (Joseph Franz de Paula), geboren den 31. Mai 1732, war erst Domicellar, dann Domherr zu Salzburg, Passau und Olmütz, Auditor Rotae für Deutschland, Propst zu Kremsier, Bischof zu Gurk, wurde den 14. März 1772 zum Erzbischof von Salzburg gewählt, resignirte am 10. Februar 1803 auf diese Würde und † den 20. Mai 1812.

6) Joseph, Graf von Colloredo-Mels und Wallsee, am 11. September 1735 zu Regensburg geboren, trat frühzeitig in den Militärdienst und erhielt durch den Krieg gegen Preußen 1756 Gelegenheit, seine Tüchtigkeit in der Führung der Waffen zu beweisen. Am ersten Tage der Schlacht von Lowositz traf sein Regiment bei dem schon im Gefecht befindlichen Heere ein, und der Feldherr berichtete über ihn mit großem Lobe. Zum Oberstlieutenant erhoben, nahm er im Feldzuge des nächsten Jahres an den Schlachten bei Prag und bei Görlitz Theil, marschirte nach Breslau, das Friedrich II. nach der Schlacht bei Leuthen berannte, und gerieth mit mehren Kameraden in Kriegsgefangenschaft, aus welcher er indeß bald befreit wurde. Nach dem hubertsburger Frieden kehrte er nach Wien zurück und ward in demselben Jahre noch zum Generalmajor und zum Oberlieutenant in der neu errichteten deutschen Leibgarde ernannt. Von dieser Zeit an stieg er von Stufe zu Stufe, begleitete, zum Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath vorgerückt, den Kaiser Joseph II. nach Frankreich und kehrte, mit Erfahrungen bereichert, nach Oesterreich zurück, wo ihm das Vertrauen des Kaisers die Generaldirektion der Artillerie übergab. Durch ihn wurde das Artilleriewesen des Kaiserstaats einer vollkommenen Reform unterworfen. Diese Verdienste wurden mit seiner Ernennung zum Feldzeugmeister belohnt. Beim Ausbruch des Türkenkriegs folgte er dem Kaiser zum Heere nach, war bei dem Angriffe auf das feste Schabacz gegenwärtig und leitete im nächsten Feldzuge den Sturm auf Belgrad, so weit er von der Artillerie ausgeführt wurde. Als Feldmarschall erhielt er den Oberbefehl über die Beobachtungsarmee an der preußischen Grenze, bis die Friedensverhandlungen des reichenbacher Kongresses sie auflösten. Während der Erzherzog Karl an der Spitze einer Armee an der Etsch stand, erhielt C. mit dem Titel Staats- u. Konferenzminister die Führung der Geschäfte des Hofkriegsraths. Auch die für Deutschland glorreichen Jahre 1813 und 1814 sahen den Greis noch für das Wohl seines Vaterlandes thätig, bis der Tod am 26. November 1818 sein thätiges Leben endigte.

7) Franz Gundaccar, Fürst von Colloredo-Mannsfeld, geb. 1751, Großkammerherr, Gesandter in Madrid 1767—1771, 1772 Principalkommissarius beim Reichskammergericht und 1789—1806 Reichsvicekanzler, hatte als Kriegsminister 1805 bedeutenden Antheil an dem Bündnisse zwischen Oesterreich, England und Rußland; † 1807.

8) Rudolf Joseph, Fürst zu Colloredo-Mannsfeld, ältester Sohn des Vorigen, den 17. April 1772 geboren, wurde 1791 k. k. wirklicher Kämmerer und ging 1792 als außerordentlicher Gesandter an die Höfe von Madrid und Lissabon u. 1795 u. 1799 in gleicher Eigenschaft an den münchener Hof. Nachdem er nach dem Tode seines Vaters 1807 die Verwaltung seiner Güter angetreten, ward er 1828 zum Obersthofmarschall und 1834 zum wirklichen k. k. ersten Obersthofmeister ernannt. Er † den 28. December 1843.

9) Hieronymus, Graf von Colloredo-Mannsfeld, Bruder des Vorigen, geboren den 30. März 1775 zu Wetzlar, trat 1792 als Lieutenant in die österreichische Armee, wohnte dem Zuge des Generals Clairfayt in die Champagne bei, ward 1793 Kapitänlieutenant, machte die Feldzüge von 1793 und 1794 in Flandern mit, ward 1794 Kapitän, aber in Condé gefangen. Als Geißel für die von Dumouriez verhafteten Volkskommissäre in der Abtei St. Germain zu Paris zurückgehalten, gelang es ihm, 1795 zu entfliehen. Im folgenden Jahre machte er unter Wurmser den italienischen Feldzug mit, wurde Major, 1800 Oberst, Kommandeur eines Regiments, focht bei Hohenlinden und ward zum Generalmajor ernannt. Unter dem Erzherzog Karl zeichnete er sich mit seiner Brigade bei Caldiero aus und wohnte auch dem Feldzuge 1809 in Italien bei, so wie er später als Feldmarschalllieutenant bei Raab sich hervorthat u. den Rückzug nach Komorn deckte. Im Jahr 1813 befehligte er zwei Divisionen vom rechten Flügel Giulay's, focht rühmlich bei Dresden und Kulm, ward deshalb Feldzeugmeister und kommandirte nun das erste österreichische Armeecorps. Bei Leipzig stand sein Corps auf dem linken Flügel, 1814 führte er in Frankreich das erste Corps und das Reservecorps bis Troyes, mußte jedoch einer empfangenen Wunde wegen das Heer verlassen. Im Jahre 1815 befehligte er ein Armeecorps am Oberrhein und in Burgund, fungirte dann ad latus des kommandirenden Generals in Böhmen und hierauf in Steiermark, † aber auf einer Reise zu Wien den 23. Juli 1822.

10) Ferdinand, Graf von Colloredo-Mannsfeld, Bruder des Vorigen, den 30. Juli 1777 zu Wien geboren, studirte zu Würzburg u. Göttingen, eröffnete seine diplomatische Laufbahn als Attaché bei der kaiserlichen Principalkommission am Reichstage zu Regensburg und wurde schon 1801 zum kurböhmischen Gesandten auf dem Reichstage ernannt. Im Jahre 1803 zum kaiserlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu Neapel ernannt, legte er diese Stelle noch vor ihrem Antritte nieder, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen. Im Jahre 1809 nahm er an der Errichtung der Landwehren eifrigen Antheil und focht als Major in dem Gefecht bei der schwarzen Lacke und in den Schlachten bei Aspern und Wagram. Am zweiten Tage der letztern Schlacht deckte er den Rückzug

des 4. Armeecorps und ward schwer verwundet. Auch an dem Feldzuge von 1815 nahm er Theil. Im Jahre 1822 übernahm C. provisorisch und 1823 definitiv die Geschäfte eines Verordneten des niederösterreichischen Herrenstandes, wurde 1838 Generalhofbaudirektor und 1847 zum Herrenstandskommissär gewählt. Gleichzeitig war er seit 1825 Administrator der Brandversicherungsanstalt, und seit 1834 Generaldirektor derselben, seit 1826 Präsident der ersten österreichischen Sparkasse und der damit verbundenen Versorgungsanstalt, 1832 Oberkuratorstellvertreter, 1844 Ehrenkurator und 1847 Oberkurator derselben. Nach den Märzereignissen übernahm er das Kommando der akademischen Legion. In der wiener Maírevolution bedroht, floh er aus Wien in die Gebirge und † den 10. Dec. 1848 auf seinem Gute zu Stiebar.

11) **Franz de Paula Gundaccar, Fürst Colloredo-Mannsfeld**, Sohn von C. 9), geboren den 8. November 1802 zu Wien, trat 1824 als Kadet in die Armee, rückte bis zum Generalmajor auf und befehligte 1848 erst zu Triest, dann zu Theresienstadt eine Brigade, worauf er bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag thätig war. Nachdem er im Oktober 1848 an der Einschließung Wiens Theil genommen, machte er mit seiner Brigade den ungarischen Feldzug mit und kämpfte namentlich in der Schlacht bei Kapolna und vor Komorn. Zum Feldmarschalllieutenant ernannt, suchte er sich auf der Insel Schütt zu halten und blieb dann bei dem Cernirungscorps von Komorn. Nach dem ungarischen Feldzuge wurde ihm im Oktober 1850 der Oberbefehl über das 2. Armeecorps übertragen. Er † am 28. Mai 1852. Ihm folgte sein Cousin, **Joseph Franz Hieronymus**, am 25. Febr. 1813 geboren. Er ist Besitzer des Fideikommisses Opoczna mit Dobruszka und Hohenbruck (5,₆ □Meilen mit 32,500 Einwohnern in 106 Dorfschaften) und der Allodialherrschaft Grünberg mit Nepomuck und Pradlo (1,₃₄ □Meilen mit 7200 Einwohnern in 29 Ortschaften) in Böhmen, sowie der Herrschaften Sierendorf und Staatz in Niederösterreich.

Collot, Maria, Schwiegertochter des Bildhauers Falconet, Bildhauerin, begleitete ihren Schwiegervater nach Petersburg, arbeitete den Kopf der Bildsäule Peters des Großen, hielt sich um 1780 im Haag auf und † gegen 1790.

Collot d'Herbois, Jean Marie, französischer Revolutionär, um 1750 zu Paris von bürgerlichen Aeltern geboren, erhielt eine gute Erziehung, ward Schauspieler und Theaterdichter und durchzog bis zu seinem 40. Jahre Frankreich, Holland und Belgien. Seine schöne Gestalt und sonore Stimme machten ihn zum Liebling des Publikums, Vorzüge, die ihm auch in seinem spätern Wirkungskreise sehr zu Statten kamen. Nach Genf berufen, um die Leitung des dortigen Theaters zu übernehmen, sog er republikanische Grundsätze ein, und mit Jubel vernahm er den Ausbruch der französischen Revolution. Er eilte nach Paris und war bald einer der feurigsten Volksredner; seinen Ruf als Patriot erhöhte er noch durch seinen „Almanach du père Gérard", der vom Jakobinerklub einen Preis erhielt. Nach den Ereignissen des 10. August trat er in den Stadtrath der pariser Gemeinde und ward einige Tage nach den Septembergreueln zum Konventsdeputirten erwählt. Bei Eröffnung des Konvents trug er auf die Abschaffung des Königthums und die Einführung der Republik an, seiner in dem Almanach, der die konstitutionelle Monarchie vertheidigte, ausgesprochenen Meinung entgegen. Er war es auch, der die Todesstrafe für die Emigranten und den Prozeß des Königs beantragte. Als dieser eingeleitet wurde, befand er sich in Orleans, schickte aber ein schriftliches Votum, das auf unverzüglichen Tod lautete. Mit Robespierre verfolgte er die Girondisten mit äußerster Wuth u. wurde am 13. Juni Präsident der Jakobinerversammlung, deren Vertreter er auch im September im Wohlfahrtsausschusse wurde. Er erhielt mit Billaud-Varennes die administrative Korrespondenz, ward aber nach der Einnahme von Lyon von Robespierre als Richter in diese Stadt geschickt. Hier verübte er die schändlichsten Greuel, so daß die Lyoneser, als er in den Konvent zurückgekehrt war, die Anklage gegen ihn richteten, er habe den Gebrauch der Guillotine zu umständlich gefunden und die Verhafteten in Masse durch Säbelhiebe und Kartätschenfeuer hinrichten lassen. Er wußte diese Anklage leicht niederzuschlagen, indem er erklärte, man müsse eigentlich zum Heile der Republik alle Verräther auf diese Weise vernichten. An den Zwisten der Jakobiner mit den Cordeliers nahm er lebhaften Antheil, sprach gegen die Dantonisten und die Umtriebe der fremden Kabinette und schlug eine Landung auf der englischen Küste vor. Durch dies Alles steigerte er seine Popularität aufs Höchste, so daß selbst Robespierre ihn mit Mißtrauen zu beobachten anfing, noch mehr, als er sich gegen die eigenmächtigen Schritte der Triumvirn aussprach. C. kannte wohl seinen Feind und arbeitete thätig an dessen Sturze; indeß brachte es ihm keinen Gewinn, denn einen Monat nach der Katastrophe vom 9. Thermidor wurde er von Lecointre als einer der Henker Frankreichs angeklagt, später auf Merlins Antrag aus dem Konvent gestoßen und endlich nach der Insurrektion vom 12. Germinal mit seinem Freunde Billaud-Varennes verhaftet und zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Kaum dort angekommen, suchte er die Schwarzen gegen die Weißen aufzuwiegeln u. ward auf das Fort Synnamary in Verwahrung gebracht, wo er sich im buchstäblichen Sinne zu Tode trank, den 8. Januar 1796. Seine Schriften, meist politische Flugblätter, sind vergessen. Von seinen zahlreichen Dramen fand nur „Le paysan magistrat, comédie en cinq actes et en prose, imitée de l'espagnol de Calderon" (1777, 5 Aufl., Brüssel 1783, Paris 1790) einigen Beifall.

Collum (lat.), Hals.

Collutorium (lat.), Mundwasser.

Colman, 1) **George**, englischer Theaterdichter, den 28. April 1733 zu Florenz geboren, wo sein Vater englischer Resident war, erhielt seine erste Bildung in der Westminsterschule und wurde in Oxford, wohin er 1758 ging, Magister der freien Künste, denn obwohl er das Studium der Rechte begonnen, so gab er doch seiner Re-

gung zur Poesie, namentlich der dramatischen, freien Raum. Eine Erbschaft setzte ihn in den Stand, sich an der Direktion des Coventgardentheaters zu betheiligen; er trat aber 1777 davon zurück und übernahm 1778 die Leitung des Haymarkettheaters, das sich unter ihm zu außerordentlicher Blüthe erhob. Gegen das Ende seines Lebens ward er wahnsinnig und † im Irrenhause 1794. Seinen literarischen Ruf begründete er durch eine Sammlung geistreicher Aufsätze: „The connoisseur" (1758). Man hat von ihm 27 Theaterstücke, die zum Theil schon 1777 in 4 Bänden erschienen. Er gab auch eine Uebersetzung der „Ars poetica" des Horaz mit Kommentar und des Terenz (London 1765) heraus. Seine „Miscellaneous works" erschienen 1787 in 3 Bdn.

2) **George**, der Jüngere, Sohn des Vorigen, den 21. Oktober 1762 geboren, erhielt seine erste Erziehung in der Westminsterschule, ward dann nach Oxford und, als er sich hier einem extravaganten Leben überließ, nach der schottischen Hochschule Aberdeen geschickt. Wiewohl er hier nicht anders lebte, fand er doch Muße zu seinem Gedicht „The man of the people", welches Fox zum Gegenstand hatte, und schrieb sein erstes Theaterstück „The female dramatist", eine Posse mit Gesang, die von seinem Vater auf die Bühne von Haymarket gebracht, aber ausgezischt wurde. Bessern Erfolg hatte ein zweiter Versuch: „Two to one", welcher 1784 erschien und den Beruf C.s für das Theater entschied. Im Jahr 1785 brachte er das Singspiel „Turk or no Turk" zur Aufführung. Als sein Vater durch Krankheit außer Stand gesetzt wurde, das Haymarkettheater ferner zu leiten, übernahm der jüngere C. die Direktion und schrieb für diese Bühne eine Reihe von Stücken, welche fast durchgängig mit Beifall aufgenommen wurden und sich größtentheils auf dem englischen Repertoire erhalten haben, wie z. B. das Singspiel „Incle and Yarico" (1787), das Lustspiel „Ways and means" (1788), das Drama „The Battle of Hexham" (1789), „The surrender of Calais" (1791), „The mountaineers" (1793), „The iron chest" (1796), nach Godwins „Caleb Williams" bearbeitet, „The heir at law" (1797), die Oper „Bluebeard", wozu Kelly die Musik komponirte, das treffliche Lustspiel „The poor Gentleman" (1802), die Possen „Love laughs at Locksmiths" (1803), „Gay deceivers" (1804), „John Bull" (1805), welches von Walter Scott für das beste neuere englische Lustspiel erklärt wurde, „Who wants a guinea" (1805), „The Africans" (1808), „X. Y. Z." (1810), „The law of Java" (1822) ꝛc. Als fröhlicher Gesellschafter war C. auch in den höchsten Kreisen beliebt. König Georg IV. war sein besonderer Gönner u. lud ihn mit Sheridan oft zur königlichen Tafel ein. C.s Leitung des Theaters fiel jedoch in pekuniärer Hinsicht nicht glücklich aus; er gerieth in Schulden und mußte ins Schuldgefängniß wandern, ward jedoch durch die Gunst des Königs befreit und zum Theatercensor (licenser) ernannt, ein Amt, welches ihm 300—400 Pfund Sterling jährlich eintrug, in dem er sich aber durch seine Strenge die Feindschaft der dramatischen Schriftsteller zuzog. Er † den 26. Oktober 1836 zu London. Außer seinen zahlreichen Lustspielen und Possen schrieb C. eine poetische Burleske, die 1797 unter dem Titel „My nightgown and slippers" erschien und später (London 1802) in einer neuen Auflage mit Zusätzen unter dem Namen „Broad grins" herauskam, ferner „Poetical vagaries", „Vagaries vindicated" und „Eccentricities for Edinburgh", worin der Humor nicht immer die Grenzen des Anstandes einhält. Das letzte Werk C.s waren Memoiren seines Lebens, namentlich seiner Jugendzeit, welche er unter dem Titel „Random records" (London 1830) herausgab.

Colmars, Stadt im französischen Departement Niederalpen, Bezirk Castellane, ist schlecht befestigt und hat 1500 Einwohner. In der Nähe liegt das Fort de France oder de Vincent.

Colmore, englischer Fluß in Irland, entspringt in der Grafschaft Tyrone, wendet sich nach Nordwesten, nimmt den Dery auf u. fällt in die Foylebai.

Coln, englischer Fluß in der Grafschaft Essex, ergießt sich bei dem Eilande Mersea in das Meer, ist hinter Colchester eine Strecke schiffbar.

Colobium, griech. Unterkleid mit kurzen od. gar keinen Aermeln; dann (Funicella) bei Priestern, Bischöfen ꝛc. ein kurzes Kleid mit kurzen Aermeln, das bei Festlichkeiten über der Alba getragen wird.

Colocasia (Kolokasie), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, bei Linné unter Arum, charakterisirt durch die aufrechte oder kappenförmige Blumenscheide, die in ein bleibendes Rohr endigt, enthält mehre sehr nützliche Nahrungspflanzen, die in der heißen Zone als Stellvertreter unserer Kartoffeln sehr häufig kultivirt werden. C. antiquorum *Schott*, Arum colocasia *L.*, ägyptische Zehrwurzel, wird in Aegypten, Kleinasien, auch in Portugal und in Amerika häufig kultivirt. Die rübenförmige handlange Wurzel wird gekocht, zerschnitten oder in Asche geröstet als Gemüse genossen. Die Pflanze gewährt wegen der schönen, großen, dunkelgrünen Blätter einen angenehmen Anblick; ein kleiner Acker nährt eine zahlreiche Familie. Die kleinen Knollen, welche an der Hauptwurzel sitzen, werden drei Fuß weit von einander in die Erde gesteckt; nach vier Monaten sind die Knollen reif. Man läßt die angepflanzten nicht Früchte tragen, sondern schneidet diese ab, weil dann die Wurzeln größer werden. C. macrorrhiza *Schott*, Arum macrorrhizon *L.*, großwurzelige Kolokasie, auf den Sandwich- u. Freundschaftsinseln Tarro, treibt nach unten lange Wurzelfasern, nach oben mehre im Kreise stehende, armsdicke Stiele. Dieser liegende, außen schwarzbraune, innen weiße, mehlreiche Stock ist der eßbare Theil, wird gereinigt, in Scheiben geschnitten, gekocht, das erste Wasser abgegossen, dann noch einmal gekocht oder geröstet. Auf den Südseeinseln, in Neuholland, Ostindien und China wird diese Pflanze häufig kultivirt; am besten gedeiht sie auf künstlich überschwemmten Aeckern.

Cologna, Stadt in der lombardisch-venetianischen Delegation Verona, am Kanal Frasana, hat 6500 Einwohner, welche Seidenbau, Wein-, Leder- und Seidenhandel treiben.

Cologne (franz.), s. v. a. Köln.

Coloman, 1) zwei Heilige: a) Gefährte des St. Kilian, mit dem er 689 ermordet wurde.

— b) Schotte, ward 1012 auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zu Stockerau in Oesterreich vom Pöbel als slavischer Kundschafter aufgehängt. Sein Leichnam blieb unverwest, daher ihn Markgraf Heinrich 1015 als Heiligen nach Mölk bringen ließ, wo er als ein Landespatron Oesterreichs verehrt wird. Tag: der 13. Oktober.

2) C., König von Ungarn, aus dem arpadischen Stamme, folgte seinem Vater Ladislaw I., dem Heiligen, den 29. Juli 1095. Nachdem ihm sein Vetter, Herzog Almus von Kroatien, sein Herzogthum abgetreten hatte, schlug und unterwarf er die Magnaten in einer großen Schlacht, wandte sich dann gegen Dalmatien, vertrieb die Normannen, die dieses Land beunruhigten, verband sich mit Venedig, das ihm eine Flotte ausrüstete, griff die Normannen in ihrem eignen Gebiete an, eroberte Brindisi und Monopoli in Apulien und zwang den Normannenkönig Roger zum Gelöbniß, keine Einfälle mehr in Dalmatien zu machen. Gastfrei gestattete er den ersten Heeren der Kreuzfahrer den Durchzug durch sein Reich; als aber weitere Schaaren unter Peter dem Einsiedler und dem Priester Gottschalk sich die ausschweifendsten Frevel erlaubten, ließ sie C. von seinem Kriegsvolk umzingeln und, als sie in Folge eines Vertrags die Waffen niedergelegt, niedermetzeln, so daß kaum 3000 dem Blutbad entkamen. Dem vierten Zuge, vom Rheingrafen Emiko geführt, versagte C. den Durchgang durch sein Reich. Emiko wollte diesen mit Gewalt erzwingen, erstürmte die Brücke über die Leitha bei Altenburg und drang gegen Wieselburg vor, ward aber mit seinen 200,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern gänzlich aufgerieben. Dagegen gewährte C. dem Herzog Gottfried von Bouillon, der mit einem Heere von 90,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern erschien, gegen Bürgschaft durch Geißeln freien Durchzug und sorgte bereitwillig für die Bedürfnisse seiner Truppen. C. hatte sich unterdessen, um seine Eroberungen in Dalmatien vor den Angriffen der Normannen zu sichern, mit der Tochter des Grafen Roger von Apulien, Busilla, vermählt, und das Beilager wurde mit großer Pracht in Stuhlweißenburg begangen. So mißachtet er früher gewesen war, so gefürchtet hatte er seinen Namen gemacht, und so geschah es, daß der Fürst Swetopolk von Kiew ihn um Hülfe gegen die übrigen russischen Fürsten, die ihn mit Krieg überzogen hatten, bitten ließ. C. zog mit einem nicht unbedeutenden Heerhaufen über die Karpathen, belagerte den Fürsten Wolodar in dem festen Schlosse Przemysl, ward aber von den Kumanen überfallen, in einen Hinterhalt gelockt und so gänzlich geschlagen, daß er mit Verlust seines Heeres nur durch den Muth des Palatins Johannes und seiner Ritter das Leben rettete. Diese erlittene Scharte dämpfte das Feuer seiner Kriegslust, doch widmete er sich nun mit um so größerem Eifer der innern Verwaltung seines Reichs. Er durchzog alle Provinzen, forschte nach Mißbräuchen, die er abstellte, prüfte den Zustand seines Volks und bewies sich überall als treuen, umsichtigen Vater. Im Jahr 1100 berief er einen Landtag und ließ die Gesetze verändern, ergänzen, die zu harten Strafen mildern, verordnete zwei große jährliche Gerichtstage für jedes Bisthum, verbesserte in vielfacher Weise die Staatsverwaltung und bemühte sich unter Anderm, die Sklaverei abzuschaffen. Ein neues Kreuzheer zog friedlich durch Ungarn und hob durch das Geld, das es in Umlauf setzte, den Wohlstand des Landes. Inzwischen aber hatten sich die kroatischen Magnaten vereinigt und sich der Unabhängigkeit von Ungarn entzogen. C. zog ihnen mit einem Heere entgegen, ließ sich aber gern in Unterhandlungen ein, versprach ihnen das Fortbestehen ihrer alten Gesetze, Rechte und Freiheiten und ward zu Belgrad feierlich zum König von Kroatien und Dalmatien gekrönt. Als dies geschehen, unterwarf er sich das ganze dalmatische Küstenland, das den ehemaligen Königen Kroatiens unterworfen gewesen war. Im August 1104 vermählte er sich zum zweiten Mal mit Predslawa, der Tochter des Großfürsten Swetopolk von Kiew, ließ sie aber bald darauf vor ein Gericht stellen und sandte sie, nachdem sie schuldig befunden worden, ihrem Vater zurück. Einen Aufstand in Dalmatien legte er auf friedliche Weise bei und wußte zugleich seine Herrschaft durch weise Mäßigung immer weiter auszudehnen, während von anderer Seite, wo er es am wenigsten erwartet, der Verrath sich gegen ihn rüstete. Sein Vetter Almus, dem C. ein beträchtliches Gebiet als unabhängiges Herzogthum eingeräumt hatte, suchte 1100 den Kaiser Heinrich V. durch große Versprechungen zu einem Kriegszug gegen C. und zur Entthronung desselben zu bewegen. Als ihm dies nicht gelang, sammelte er eine Menge Mißvergnügter um sich und ergriff die Waffen gegen seinen Wohlthäter. Nachdem er sich zum Schein unterworfen, sammelte er 1107 in Polen Kriegsschaaren, mit denen er in Ungarn einfiel, bemächtigte sich einiger nördlichen Gespannschaften, besetzte die Bergveste Abaujvar und erklärte den König für abgesetzt. Als C. plötzlich mit einem starken Heere erschien, versprach Almus Gehorsam und erhielt wieder Verzeihung. Dessen ungeachtet sann er auf neuen Verrath und wollte selbst den König durch bestellte Meuchelmörder ermorden lassen. Nochmals begnadigt, floh er zu Kaiser Heinrich V. und bewog ihn zu einem Einfall in Ungarn, wozu er auch den Herzog Swentopolk von Böhmen beredete. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte die feindlichen Heere bald zum Rückzug; der Kaiser bot zur Unterhandlung die Hand, bewog aber vor seinem Abzug den König, dem Herzog zu verzeihen, wogegen dieser eine Wallfahrt nach Jerusalem gelobte. Von dieser Pilgerreise kehrte Almus 1112 zurück, aber nur, um alsbald eine neue Verschwörung anzuzetteln, deren Ausbruch der König durch seine und seiner Genossen Verhaftung zuvorkam. Almus ward nebst seinen Genossen geblendet. Diese That, obgleich durch die Nothwendigkeit geboten, raubte dem König die Ruhe des Gewissens und trübte seine letzten Lebensjahre; dazu kamen noch körperliche Leiden, die am 4. Februar 1114 seinen Tod herbeiführten.

Colomb, Ferdinand August von, preuß. General, 1775 in Ostfriesland, wo sein Vater Kammerpräsident war, geb., trat 1792 zu Berlin in dem, aus dem 7jährigen Kriege berühmten ...

thenschen Husarenregiment als Junker ein und rückte 1793 zum Kornet und 1795 zum Secondlieutenant in demselben vor. Im Jahr 1807, nach dem unglücklichen Kriege, während dessen er unter dem Kommando des damaligen Generallieutenants von Blücher an dem Rückzuge und der Vertheidigung von Lübeck Theil nahm, wurde er zum Premierlieutenant und 1811 im 3. Husarenregiment zum Stabsrittmeister befördert. Im Jahr 1813 wurde er wirklicher Rittmeister und Chef der Jägereskadron des gedachten Regiments, mit welchem er in diesem und dem folgenden Jahre im Rücken der französischen Armee seine glänzenden Streifzüge ausführte und eine Masse Kriegszeug erbeutete, sowie viele Gefangene machte. Einer der glücklichsten dieser Ueberfälle war der bei Zwickau, wo er mit 82 Mann am 29. Mai einen ganzen französischen Artilleriepark wegnahm, dessen Begleitung aus 6 Offizieren, 116 Mann Reiterei, 80 Mann Infanterie und mehren Hunderten bewaffneter Troßsoldaten bestand. C. hatte den Feldzügen von 1792, 1793, 1794, 1806, 1813, 1814 u. 1815 und während derselben allen Hauptschlachten, sowie einigen 30 kleinern Gefechten beigewohnt. Im Jahr 1815 ward er Kommandeur des 8. Husarenregiments und Oberstlieutenant, 1818 Oberst, 1823 in das Kriegsministerium versetzt, 1829 Generalmajor und Kommandeur der 15. Division und Kommandant von Köln, 1839 Generallieutenant, 1841 Kommandant von Berlin, Chef der gesammten Gensdarmerie und endlich am 21. September 1843 kommandirender General des 5. Armeecorps zu Posen. Im J. 1849 legte er dieses Kommando nieder u. erhielt unter Ernennung zum General der Kavalerie seinen Abschied. Seitdem lebte er in Königsberg, wo er den 12. Nov. 1854 †. Von ihm ist: „Aus dem Tagebuch des Rittmeisters von C." (Berl. 1854).

Colombat de l'Isère, berühmter französischer Arzt, zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu Vienne im Departement Isère geboren, studirte zu Paris Medicin und besonders operative Chirurgie, errichtete dann in Paris ein orthopädisches Institut für Stammelnde, worin er eine von ihm entdeckte neue Heilmethode mit großem Glück anwandte. Das Wesentlichste derselben besteht in fortgesetzten Uebungen im Rhythmischsprechen mit genauer Rücksichtnahme auf die zur Aussprache der einzelnen Buchstaben nöthigen Muskelbewegungen. Die Resultate seiner Forschungen legte er in mehren Schriften (deutsch von Schulze, Ilmenau 1831) nieder, wofür ihm 1833 die Akademie der Wissenschaften zu Paris den monthyonschen Preis von 5000 Franken zuerkannte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Traité medico-chirurgical des maladies des organes de la voix" (Paris 1834); „L'orthophonie" (2. Auflage, Paris 1834; deutsch bearbeitet von Flies, Quedlinburg 1840); „Mémoire sur la physiologie et la thérapeutique du bégaiement" (Paris 1836); „Traité des maladies des femmes et de l'hygiène speciel de leur sexe" (2 Bände, Paris 1838; deutsch von Frankenberg, Leipzig 1841); „Supplément" dazu (3 Bände, Paris 1842—43).

Colombina (italienisch, Täubchen), weibliche Maskenfigur der italienischen Stegreifkomödie (commedia dell' arte), gewöhnlich die Zofe der Tochter des Pantaleon (s. d.), seltener diese selbst, die Geliebte des Arlechino (s. d.), gekleidet wie eine Kammerzofe im Putz, willkürlich nach Farbe und Schnitt, aber stets mit schwarzer Halbmaske.

Colombo, die gut befestigte Hauptstadt der Insel Ceylon, liegt auf der südwestlichen Küste, und zwar auf einer Landzunge, die von drei Seiten vom Meer umgeben wird, während die vierte zum großen Theil von einem Süßwassersee begrenzt ist. Die Stadt ist Sitz des britischen Gouverneurs und der Regierungsbehörden und zählt 50—60,000 Einwohner, außer wenigen Europäern, Cingalesen, Malayen, Malabaren und Mauren. Hauptgebäude sind: mehre katholische und reformirte Kirchen, ein Cingalesentempel, eine Moschee, ein Militärhospital, ein gut organisirtes Waisenhaus. Auch besteht neben mehren Schulen hier ein Kollegium. Da die Häuser unter einem dichten Dache von Kokospalmen u. andern tropischen Bäumen versteckt sind, so gleicht die Stadt einem Garten. Die Industrie besteht in Baumwollenweberei, Arak- und Rumbrennerei, Taudreherei; auch wohnen hier geschickte Steinschneider und Gold- und Silberarbeiter. Der Handel erleidet durch den Mangel eines Hafens und klimatische Unbequemlichkeiten viele Störungen, unterhält aber dennoch eine bedeutende Produktenausfuhr. Die Spaziergänge in den Umgebungen von C. sind reizend, besonders jene in den großen Gärten von Zimmtbäumen, welche die Luft mit den lieblichsten Gerüchen erfüllen. Gesund ist gleichwohl der Aufenthalt in C. nicht, sowohl wegen des Mangels an reinem Wasser, das eine halbe Meile weit herbeigeschafft werden muß, als auch wegen dieser von Wohlgerüchen überschwängerten Luft selbst, weshalb, die kältesten Monate ausgenommen, Gouverneur und Regimentskommandanten zu Candy oder zu Nevera-Ilia zubringen. C. bildet eine Hauptstation für die Dampfschifffahrt zwischen Suez, Kalkutta und dem ferneren Osten.

Colombo, Christoforo (span. Christoval Colon, lat. Christophorus Columbus), der Entdecker der neuen Welt. Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, den großen Mann ihren Sohn nennen zu dürfen; C. selbst aber hat in einer öffentlichen Urkunde von unbezweifelter Aechtheit Genua als seine Vaterstadt bezeichnet. Nach einem alten Stammbaume soll er der Sohn eines nach Genua ausgewanderten Edelmannes Domenico C., der 1457 starb, nach genuesischen Annalisten und Zeitgenossen aber plebejischer Abkunft, sein Vater ein Tuchweber und er selbst wie seine Brüder Wollkrämpler gewesen seyn. Sein Geburtsjahr scheint nach seinen eigenen Aeußerungen das Jahr 1456 gewesen zu seyn. Um 1470 ward der Knabe von dem, wie es scheint, begüterten Vater zur Ausbildung in den mathematischen Wissenschaften auf die Universität Pavia gesandt, wo er aber nur kurze Zeit geblieben zu seyn scheint, da er sich schon im Alter von 14 Jahren auf die See begab, um das nautische Gewerbe nun nicht mehr zu verlassen. Er besuchte damals die Levante

und stand eine Zeit lang im Dienste des Königs René von Anjou. Seine Seereisen führten ihn auch nach England, und im Februar 1477 gelangte er mehr als 100 spanische Seemeilen über Island (Tile) hinaus. Darauf treffen wir ihn in Lissabon. Er soll sich damals mit zwei Namensvettern, Oheim und Neffen, die durch glückliche Kapereien gegen die Ungläubigen und gegen die Venetianer ihren Namen gefürchtet und berühmt gemacht hatten, vereinigt haben. Als er nun einst von vier reichbeladenen venetianischen Handelsschiffen hörte, die von Flandern heimkehrten, suchte er sie mit seinem Geschwader auf, traf sie zwischen dem Hafen von Lissabon und dem Vorgebirge St. Vincent, und es entspann sich ein furchtbarer Kampf, der vom Morgen bis zur Nacht dauerte. Das Schiff, welches C. befehligte, kämpfte mit einer großen feindlichen Galeere, gerieth mit dieser zugleich in Brand, und die Besatzungen mußten sich ins Meer stürzen, um der Wuth des entfesselten Elements zu entgehen. C. erfaßte ein neben ihm schwimmendes Ruder, und es gelang ihm, die zwei Seemeilen entfernte portugiesische Küste zu erreichen. Er begab sich nach Lissabon, und da er Freunde daselbst fand, entschloß er sich, zu bleiben. Diese von seinem Sohne Fernando erzählte Begebenheit ist vielfach bezweifelt worden; was ihn aber auch nach Portugal führen mochte, so war kein Land geeigneter, den in ihm schlummernden Keim zum weltüberschattenden Baume zu entfalten. Während seines Aufenthalts in Lissabon pflegte er die Kapelle des Allerheiligenklosters zu besuchen, worin sich mehre Kostgängerinnen von Rang befanden; mit einer derselben, Donna Felipa Muniz de Perestrello, der Tochter eines edlen Italieners, der sich ebenfalls als Seemann ausgezeichnet und die Insel Porto Santo kolonisirt und regiert hatte, knüpfte er Bekanntschaft an und vermählte sich mit ihr, was ihn veranlaßte, Portugal zu seinem zweiten Vaterlande zu machen. Das wichtigste Erbtheil, was Perestrello seiner Tochter hinterlassen, waren die von ihm geführten und entworfenen Tagebücher, Memoranda und Karten, unschätzbare Dokumente für C., welcher aus ihnen mit allen von den Portugiesen befahrenen Straßen, mit ihren Planen und Entwürfen bekannt wurde. Sein Wissenstrieb wurde dadurch unsäglich gespornt, er vertiefte sich in ein eifriges Studium der Weltkunde, während er selbst an mehren Expeditionen nach der Küste von Guinea Theil nahm und daneben Landkarten verfertigte, um die Bedürfnisse seines kleinen Haushaltes zu bestreiten. Auf der Insel Porto Santo, wo er eine Zeit lang wohnte, kam er mit dem zweiten Gatten seiner Schwiegermutter, Pedro Correo, einem ausgezeichneten Seemanne, in Berührung, und beide Männer besprachen sich vielfach über die längs der afrikanischen Küsten gemachten Entdeckungen, über die zur Aufsuchung eines Seewegs nach Indien angestellten Nachforschungen und die Möglichkeit, einen andern Weg, als den um die Südspitze Afrika's, nach den fabelhaften Ländern des Ostens aufzufinden. Diese Möglichkeit war in C. zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Er dachte sich, nach der schon von Aristoteles aufgestellten und von allen neuern Meßkünstlern und Geographen angenommenen Meinung, die Erde als einen aus Wasser und Land bestehenden Globus, den man von Osten nach Westen umsegeln könne; die Cirkumferenz von Osten nach Westen theilte er in 24 Stunden, jede zu 15 Graden, daher im Ganzen in 360 Grade. Aus der Vergleichung mit dem Globus des Ptolemäus und einer ältern Karte von Marinus von Tyrus ergab sich, daß den Alten davon nur 15 Stunden, nämlich die Straße von den kanarischen Inseln bis nach der Stadt Thinä in Asien, bekannt gewesen; die Entdeckung der Azoren durch die Portugiesen hatte noch eine Stunde hinzugefügt, und es blieben demnach noch acht Stunden oder ein Drittel der Peripherie zu durchschiffen, eine Annahme, die allerdings die Wirklichkeit bei weitem nicht erreichte. Durchsegelte man nun diesen Raum von Westen nach Osten, so mußte man nach der äußersten Grenze Asiens gelangen und neue Länder entdecken; denn C. dachte sich den größten Theil jenes Raumes von den östlichen Ländern Asiens ausgefüllt, die sich so weit erstreckten, daß sie die westlichen Küsten von Europa und Afrika fast berührten. Die Meinung von der geringen Breite des zwischen beiden Festländern befindlichen Oceans wurde nicht nur durch die Aussagen des Aristoteles, Seneca und Plinius, welche behaupteten, daß man von Cadix aus in wenig Tagen nach Indien würde segeln können, und durch die Berichte der berühmten Reisenden Marco Polo und Mandeville, welche die von Ptolemäus bezeichneten Regionen in Asien weit überschritten hatten, sondern auch durch äußere Zeichen unterstützt, denen C.'s Scharfsinn die richtige Deutung zu geben wußte. So hatte ein portugiesischer Seefahrer, Martin Vicenti, 450 Seemeilen westlich vom Kap St. Vincent ein von Westen her schwimmendes geschnitztes Holz und Pedro Correo selbst auf Porto Santo ein ähnliches aus Westen hergetriebenes Stück Holz gefunden, was auf in dieser Richtung gelegene, bewohnte Länder hinwies. In Schilfrohren, die aus Westen her an einige Inseln geschwommen waren, erkannte er die wieder, die nach Ptolemäus in Indien wachsen sollten; am meisten Beachtung aber verdiente unstreitig der Umstand, daß der Ocean auf die Insel Flores zwei männliche Leichname geworfen hatte, deren Gesichtsbildung ganz verschieden von der aller bekannten Menschenracen war. Dies waren die Grundlagen, auf welche C. seine große weltumgestaltende Idee stützte, die er hinfort zur Aufgabe seines ganzen Lebens machte. Politische Verhältnisse waren während dieser Zeit den Unternehmungen der Portugiesen hemmend in den Weg getreten, doch bestieg in Johann II. ein Mann den Thron, dessen Ehrgeiz ihn rastlos spornte, das Werk seines Großoheims, des Prinzen Heinrich, fortzusetzen. In ihm glaubte C. den Mann gefunden zu haben, dessen er zur Ausführung seines großen Unternehmens bedurfte. In einer Audienz entwickelte er vor dem Könige seinen Plan und wußte ihn wenigstens so dafür zu interessiren, daß der Vorschlag C.'s einer gelehrten Junta zur Prüfung vorgelegt ward. Diese Kommission, aus den Kosmographen Rodrigo und

Joseph und des Königs Beichtvater Diego Ortiz de Cazadilla bestehend, verwarf das Projekt als ungereimt und chimärisch; ein gleiches Urtheil fällte des Königs Geheimerath. Nichtsdestoweniger schenkte der König, wie sein folgendes Betragen beweist, diesen sogenannten Träumereien C.'s Glauben, so daß er sich sogar zu einem Betruge verleiten ließ. Er forderte C. auf, einen ausführlichen Plan seiner beabsichtigten Reise nebst den Karten und andern nöthigen Dokumenten vorzulegen, damit man nochmals Alles genau in Erwägung ziehen könne. Kaum aber war man im Besitz dieser Dokumente, als man, niederträchtig genug, eine Karavelle ausrüstete, die den von C. bezeichneten Weg aufsuchen sollte. Die Karavelle segelte ab, mußte aber nach einigen Tagen umkehren, da die Mannschaft die Lust verlor, weiter in die unermeßlichen Wogen des Oceans hinauszusteuern. C. war durch diesen Betrug aufs Aeußerste gereizt; er schnitt alle weitern Verhandlungen ab und verließ Portugal, an welches ihn nach dem Tode seiner Gattin kein Band mehr fesselte. Er that es bei Nacht, weil er fürchten mochte, von seinen Gläubigern zurückgehalten zu werden, denn seine Vermögensumstände waren, während er auf Eroberung von Welten dachte, gänzlich zerrüttet.

Von nun an bietet C.'s Leben das rührende Schauspiel eines Mannes, der, getragen von einer großen Idee, kein Opfer und keine Mühe scheut, diese Idee zur Anerkennung zu bringen. Am Bettlerstabe ging er einher, den Monarchen Europa's die unermeßlichen Schätze Indiens zu bieten, u. ob ihm auch Hohn u. Verachtung der thörichten Menge zu Theil ward, so glühte der Stern, der ihn nach Westen wies, doch unverrückt und in ungetrübtem Glanze in seiner Brust. Seinem Vaterlande die goldene Frucht seiner Studien zuzuwenden, war sein erster Gedanke, als er Portugal verließ; aber die Republik hatte nur eine verächtliche, abschlägige Antwort auf seine Anträge. Mit größerer Achtung nahm sie zwar Venedig auf, aber auch diese Republik befand sich nicht in dem Zustande, auf ein so gewagtes Unternehmen einzugehen. Darauf richtete C. seine Blicke auf Kastilien und trat den 20. Januar 1486 förmlich in Dienst und Sold der dortigen Krone, welche sein Anerbieten durch Gelehrte der Universität Salamanca prüfen ließ. Die Stimmen waren getheilt und man ließ die Sache nicht ganz fallen; doch mußte zuvörderst der maurische Krieg beendet werden, damit nicht die indische Unternehmung zu Zerwürfnissen mit Portugal führe, während alle Kräfte des Reichs gegen die Mauren angestrengt wurden. Ermüdet durch die lange Verzögerung des maurischen Kriegs und durch die Widersprüche, die ihm bei Hof begegneten, beschloß C. 1491. Kastilien zu verlassen, um sich an den französischen Hof zu begeben. Auf der Reise nach Huelba kommt er in den Hafenort Palos. Hier klopft er, seinen Sohn Diego an der Hand, vor dem Franciskanerkloster La Rabida und bittet den Pförtner um Brod und einen Trunk Wasser für den erschöpften Knaben. Zufällig erregt die fremde Aussprache C.'s die Neugierde des Bruders Juan Perez de Marchena; er erkundigt sich nach den Begegnissen des Wanderers, u. C. schildert seine Enttäuschungen. Der Mönch, dessen Aufmerksamkeit sich steigert, hält den seltsamen Gast zurück, bis aus der Stadt ein Arzt, Garcia Hernandez, herbeigeholt wird, der, erfahren in Erdkunde und Astronomie, sich besser mit dem Fremdling verständigt. Die drei Männer werden einig, und Bruder Juan, der den Titel eines Beichtvaters der Königin führte, schrieb an diese, Isabella von Kastilien, einen warmen Brief. Nach 14 Tagen traf ein Schreiben von der Königin mit einer Geldsendung für C. ein, damit er anständig bei Hofe im Lager von Santa Fé vor Granada erscheinen könne, wo er Ende 1491 gerade zur Kapitulation der letzten arabischen Stadt eintraf. Neue Schwierigkeiten erregten hier aber die ungewöhnlichen Forderungen, welche C. machte; er verlangte nämlich für sich und seine Nachkommen: Erhebung in den Adelsstand, die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Rang nur den Kronfeldherren (Condestables) nachstanden; Macht und Titel eines Vicekönigs in den entdeckten Ländern mit dem Rechte, für alle Aemter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen; den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen; endlich nach Belieben ein Achtel Antheil an dem Kronbetriebe der etwaigen Handelsmonopole. Da man vor solchen Forderungen zurückschrak, so griff C. wieder zum Wanderstabe und kehrte Santa Fé den Rücken, entschlossen, sich nach Frankreich oder auch nach England zu wenden, von wo Einladungen an ihn ergangen waren. Die Zahl seiner Gönner und Anhänger hatte sich indessen vermehrt; der mächtige Staatskanzler Kardinal Mendoza war ihm gewogen, Fonseca, später als Bischof sein bitterer Feind, Juan Cabrero, ein Aragonese und Kammerherr Ferdinands des Katholischen, und der Großkomthur Cardenas sprachen zu seinen Gunsten. Den wichtigsten Dienst aber leistete ihm Luis de Sant Angel, Schatzkanzler von Aragon. Mit Beredsamkeit stellte er der Königin nochmals vor, was zu dem Unternehmen ermuntere, und machte solchen Eindruck, daß die Königin schon in edler Regung ihre Juwelen verpfänden wollte, weil der Kronschatz völlig leer war; aber der Minister Sant Angel streckte ihr eine Summe aus eigenem Vermögen vor, denn die Kosten für drei Schiffe auf ein Jahr überstiegen nicht 5300 Dukaten. Ein Eilbote holte C. zwei Meilen von Santa Fé bei der Puenta de Pinos ein, die Kapitulation mit der Krone ward am 17. April unterzeichnet, das Patent ganz nach C.'s Wunsch ausgefertigt, und schon am 23. Mai befand sich C. in Palos. Auf diesem Platze ruhte nämlich als Strafe wegen früherer Vergehen die Last, zum Dienste der Krone binnen 10 Tagen zwei Karavellen auszurüsten. Ein drittes kleines Fahrzeug mußte gemiethet werden. In Palos warb auch C. seine Matrosen und Piloten. Namentlich waren es die drei Brüder Martin Alonso, Vicente Yañez und Francisco Martin Pinzon, aus einer der reichsten Familien zu Palos, welche, in der dortigen Schifferzunft im höchsten Ansehen stehend, sich lebhaft bei dem Unternehmen bethei-

ligten. Durch ihre Hülfe wurde es C. leicht, bei San Lucar die Ausrüstung seines Geschwaders zu vollenden. Am 3. August 1492 segelte er von Palos ab. Das größte, mit einem Verdeck versehene der drei Schiffe, das den Namen Santa Maria führte, wurde das Admiralschiff; die beiden andern, Pinta und Nina, waren nicht größer als die gewöhnlichen Flußfahrzeuge, hatten kein Verdeck und wurden von den Brüdern Pinzon befehligt. Es befanden sich im Ganzen 120 Personen auf den Schiffen, die königlichen Beamten, welche die Fahrt begleiten mußten, eingeschlossen. C. nahm seinen Lauf in südwestlicher Richtung nach den kanarischen Inseln, von wo aus er in gerader Richtung nach Westen segeln wollte, um zuerst auf die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu (Japan) zu treffen. Am dritten Tage schon zog die Pinta die Nothflagge auf, und es fand sich, daß ihr Steuerruder zerbrochen und ausgehakt war, wahrscheinlich absichtlich von den zu der Expedition gezwungenen Eigenthümern der Karavelle, um ihr Fahrzeug unbrauchbar zu machen. Der Kommandant des Schiffes, Martin Alonso Pinzon, setzte zwar das Steuerruder wieder in guten Stand, aber schon am folgenden Tage gaben die Taue nach, und die Schiffe waren genöthigt, die Segel einzuziehen, bis die Pinta wieder in gehörigen Stand gesetzt worden war. Sie war aber inzwischen auch leck geworden, und C. sah sich genöthigt, einen Hafen der kanarischen Inseln aufzusuchen, um statt der Pinta ein anderes Fahrzeug zu erwerben. Letzteres gelang nicht, und es bedurfte eines Zeitraums von drei Wochen, um die Pinta wieder segelfähig zu machen. In Gomera, wo sich die Seefahrer mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versorgten, erhielt C. die Nachricht, daß drei portugiesische Schiffe Jagd auf ihn machten; dies bestimmte ihn, sogleich die Anker zu lichten und sich aus dem allgemeinen Fahrwasser zu entfernen. C.'s Ausdauer und Entschlossenheit sollte noch härtere Proben zu bestehen haben. Als die kanarischen Inseln dem Auge entschwunden waren, kehrte Hoffnungslosigkeit in die Brust der Seefahrer ein: umsonst waren alle Trostworte des Admirals, der sie nicht mit seinem Geiste beseelen konnte; viele Matrosen brachen in laute Wehklagen, in stille Verwünschungen aus. Um sie aber über die Entfernung von der Heimath zu täuschen, verfiel er auf eine List. Er stellte nämlich zwei Berechnungen auf, von denen die eine, die er sehr geheim hielt, die zurückgelegten Distanzen genau und richtig, die andere aber, die zu Jedermanns Einsicht offen lag, verkürzt angab. Am 13. September Abends, als die Schiffe etwa 200 Meilen von Ferro entfernt waren, bemerkte C. zuerst die Variation des Kompasses, eine Erscheinung, die man bisher noch nicht kannte u. welche die Mannschaft in die höchste Bestürzung versetzte. C. wußte sie darüber zu beruhigen; aber schon am folgenden Tage verbreitete die Erscheinung eines Meteors abermals großen Schrecken. Durch den Einfluß der Passatwinde wurden sie nun einige Tage leicht und schnell fortgetrieben. Endlich fand man große Strecken der Meeresfläche mit theils frischem, theils gelbem und verwittertem Grase bedeckt, das aus Westen getrieben kam; auf diesem Grase befand sich unter andern eine lebendige Krabbe. Auch einen tropischen Vogel erblickte man, von einer Gattung, welche die Nacht nie auf dem Meere zubringt. Um die Schiffe herum schwammen Thunfische. C. glaubte wahrzunehmen, daß das Seewasser weniger salzig schmecke, je weiter er komme. Dies Alles schien auf nahes Land zu deuten, die Mannschaft faßte neuen Muth, und ein Schiff suchte dem andern im Segeln den Rang abzulaufen. Die Pinta setzte alle Segel auf u. eilte voraus. Am 19. September kamen einige Regenschauer, von Windstößen begleitet; zwei Pelikane flogen an Bord der Schiffe, und als C. mit einer Linie von 200 Faden sondirte, fand er keinen Grund; er glaubte demnach, daß er zwischen zwei Inseln durchpassire, wich aber von seiner Richtung weder rechts noch links ab, um sein Selbstvertrauen unerschütterlich zu zeigen. Tag um Tag verging, und trotz aller günstigen Anzeichen noch immer kein Ziel der Reise. Immer nur, so weit das Auge trug, die unermeßliche Fläche des Oceans, nirgends ein Punkt, auf welchem der Blick hoffnungsvoll haften konnte. Das schwimmende Gras wurde so dicht, daß die Schiffe fast nicht hindurchzusegeln vermochten u. die Mannschaft mit banger Besorgniß an die mährchenhafte Erzählung von einem zugefrorenem Meere dachte. Die eintretende Windstille machte den Gemüthszustand der Mannschaft nur noch trostloser. Am 25. September, an einem Sonntage, wogte plötzlich das Meer sehr stark, ohne daß sich die Luft bewegte. Diese in den großen Meeren gewöhnliche Erscheinung erweckte das höchste Erstaunen und verscheuchte auf einen Augenblick alle Furcht. Nichtsdestoweniger ward die Lage des Admirals immer bedenklicher. Als nämlich alle Hoffnungssterne wie eine Fata Morgana erloschen, regte sich der Geist der Meuterei unter den Mannschaften; man beschloß insgeheim, C. zur Rückkehr zu zwingen, und wenn er sich dessen weigere, ihn über Bord zu werfen. C. blieb sich auch jetzt, obwohl er um diese Anschläge wußte, in seinem Benehmen treu; während er die Einen durch freundliche Worte und Mienen zu gewinnen suchte, reizte er die Habsucht der Andern durch Schilderungen der Reichthümer, die sie finden würden. Am 25. September wurde der Wind günstiger; Pinzon meinte, nach der Karte zu urtheilen, daß sie sich in der Nähe der Insel Zipangu befinden müßten, und rief, während C. in Berechnungen vertieft war, vom Hintertheil der Pinta: „Land, Land! Sennor, ich nehme die Belohnung in Anspruch!" Und in der That erblickte man in Südwesten in der Entfernung von etwa 25 Meilen einen Streifen, den die ganze Mannschaft u. C. selbst für Land hielt. Der Jubel war unaussprechlich, C. warf sich betend auf die Kniee und Pinzon stimmte das „Gott in der Höhe" an. Das anbrechende Morgenroth machte den schimmernden Hoffnungsträumen ein Ende; das vermeinte Land war während der Nacht als Wolke verschwunden. Die Muthlosigkeit kehrte nun mit um so größerer Stärke zurück, und als am 2. Oktober das schwimmende Gras von Westen nach Osten trieb u. sich kein Vogel mehr blicken ließ, glaubte

man, zwischen zwei Inseln durchpassirt zu seyn und suchte den Admiral zu bewegen, seinen Lauf zu verändern. C. weigerte sich dessen mit Standhaftigkeit. Am folgenden Tage sah man wieder große Schaaren von Vögeln und eine Menge Anzeichen von Land, so daß die Matrosen begierig in das Meer hinaussahen, um das von der Regierung Demjenigen, der zuerst Land entdecken würde, ausgesetzte Jahrgeld von 30 Kronen zu verdienen. C. versprach noch eine Belohnung aus seinen eigenen Mitteln, fügte aber zugleich die Drohung hinzu, daß Derjenige, der, wie bisher geschehen, bei der geringsten Veranlassung „Land!" rufe, alle fernern Ansprüche auf diese Belohnung einbüßen solle, wenn binnen drei Tagen kein Land erscheine. Wieder ging die Sonne mehrmals auf und unter, und immer nur die weite, unendliche Wasserwüste. Da ward selbst Alonso Pinzon mißtrauisch gegen das bisher angewandte System, immer nach Westen zu steuern; er schlug einen südlichern Lauf vor, aber eher hätte er Felsen bewegen können, als den Glauben des Admirals. Der 7. Oktober brachte eine neue Täuschung; das jubelnd begrüßte Land versank abermals in den Wogen. C. bemerkte an diesem Tage große Schaaren von Feldvögeln, die nach Südwesten flogen, und da er bereits 750 Seemeilen zurückgelegt, ohne auf die erwartete Insel Zipangu zu treffen, so stieg zum ersten Male der Gedanke in ihm auf, zu weit nördlich gekommen zu seyn, und er entschloß sich, am Abend nach der Richtung zu steuern, wohin die Vögel ihren Flug nahmen. Drei Tage segelten die Schiffe in dieser Richtung, fortwährend von Anzeichen von Land getäuscht. Am Abend des dritten Tages brach aber die Mannschaft in lautes Murren aus und verlangte mit Ungestüm die Rückkehr. C. setzte ihr die feste Beharrlichkeit des Mannes entgegen und siegte abermals durch seine Geistesüberlegenheit. Von einer Unterhandlung um dreitägige Frist wissen die Quellenschriftsteller nichts. Von Stunde zu Stunde wuchs jedoch die Gefahr über dem Haupte des muthigen Admirals; da erschienen im rechten Augenblick Hoffnungsboten, die diesmal nicht täuschen konnten. Außer einer Menge frischen Ufergrases sah man einen grünen Fisch, der sich nur zwischen Klippen aufhält; ein frischer Dornstrauch mit Beeren, ein Schilfrohr, ein kleines Bret und ein künstlich geschnitzter Stab wurden aufgefischt, und aller Trübsinn war vor der lockenden Zukunft verschwunden. Am Abend traf C. alle Vorkehrungen, im Fall man noch in der Nacht, wie er hoffte, Land entdecken sollte. Als es dunkel zu werden begann, stellte sich C. auf den höchsten Punkt des Hintertheils seines Schiffes und blickte mit hoffendem Auge gen Westen. Um 10 Uhr sah er ein Licht in der Ferne schimmern, verschwinden und noch einige Male wieder aufflimmern. Er rief den königlichen Notar herbei und machte ihn auf diesen Umstand aufmerksam. Da gab gegen 2 Uhr Morgens ein Kanonenschuß von der Pinta plötzlich das verabredete Signal von entdecktem Land. Ein Matrose, Rodrigo von Triana, hatte es zuerst gesehen; C. aber nahm für sich die Ehre der Entdeckung in Anspruch, weil er das Licht schon früher wahrgenommen. In der Entfernung von zwei Meilen war deutlich ein langer, grauer Streifen zu erkennen; man zog die Segel ein, legte bei und erwartete den Anbruch des Tages. Als die Sonne des 12. Oktober 1492 über das Meer flammte, stand C. im Angesicht der neuen Welt.

Es war eine schöne, flache, mehre Meilen weit sich ausdehnende Insel, die in frischem Grün, von zahllosen Bäumen bedeckt, vor dem trunkenen Auge der Seefahrer sich ausbreitete. C. stand wie ein Held, der nach langem, heißem Kampfe seine Stirn mit dem kühlen Lorbeer schmückt, und alle die kleinen Seelen, die an ihm gezweifelt, lagen vor ihm auf den Knieen. Aus den Wäldern der Insel sah man die völlig nackten Bewohner hervorkommen, dem Ufer zueilen und die Schiffe mit dem höchsten Erstaunen betrachten. C. ließ Anker werfen, die Boote bemannen und bewaffnen. Er war reich in Scharlach gekleidet und hielt die königliche Fahne in der Hand. Nachdem er das Land betreten, warf er sich mit einem Dankgebet nieder und küßte den Boden; darauf zog er sein Schwert, ließ die königliche Fahne wehen, nahm von der Insel, die er San Salvadore nannte, im Namen der spanischen Monarchen feierlich Besitz und ließ sich danach als Admiral und Vicekönig den Eid des Gehorsams leisten. Die Wilden waren schüchtern in ihre Wälder entflohen, als sie den Schiffen, die sie für dämonische Ungeheuer hielten, lebende Wesen entsteigen sahen; als man sie nicht verfolgte, kamen sie aber wieder hervor, näherten sich ehrfurchtsvoll, dann immer furchtloser den Spaniern, berührten ihre Bärte, befühlten ihre Hände und ihr Antlitz und drückten auf alle Weise ihre Verwunderung aus. Da C. glaubte, nach einer an der äußersten Grenze Indiens gelegenen Insel gekommen zu seyn, so gab er den Eingebornen den allgemeinen Namen Indianer, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Den Goldschmuck, den sie in der Nase trugen, gaben sie bereitwillig für Glasperlen, und C. glaubte auf seine Frage aus ihren Zeichen zu entnehmen, daß dies edle Metall aus dem Süden komme, wo ein unermeßlich reicher König wohne. Dies Land im Süden konnte kein anderes seyn, als die prächtige Insel Zipangu des Marco Polo. Am Morgen des 14. Oktober untersuchte C. mit einem Theil der Mannschaft die Insel, die in der Sprache des Landes Guanahani hieß, kehrte mit sieben Eingeborenen, welche die spanische Sprache erlernen sollten, um später als Dolmetscher zu dienen, auf sein Schiff zurück und ließ noch an demselben Abend die Anker lichten, um Zipangu aufzusuchen. Bald sah er eine große Menge flacher und fruchtbarer Inseln nach allen Richtungen ausgestreut, u. die Indianer gaben ihm zu verstehen, daß sie alle stark bevölkert und mit einander im Kriege wären; er hielt sie nun für den von Marco Polo beschriebenen Archipel, der aus 7450 Inseln bestehen sollte, und steuerte auf die größte der Inseln zu, deren Bewohner viel goldenen Schmuck tragen sollten. Am 16. Oktober Morgens nahm er feierlich Besitz von ihr und nannte sie Santa Maria de la Concepcion. Eine andere Insel nannte er Fernandina, dieselbe, die jetzt Exuma heißt. Von da nahm er seinen Lauf nach Süd-

osten, um eine Insel, Saometo, aufzusuchen, wo ein König und Ueberfluß an Gold und Edelsteinen seyn sollte. Er fand wohl die Insel, aber weder einen König, noch Schätze; doch die Schönheit der Insel, die er Isabella benannte, übertraf Alles, was er bisher gesehen. Am 24. Oktober ging er wieder unter Segel, und nach dreitägiger Fahrt, während welcher man an einer Inselgruppe — Islas de Arena — vorbeisegelte und die Bahamabank u. den Bahamakanal passirte, befand er sich am 28. der Insel Cuba gegenüber, deren Pracht die Spanier in das höchste Erstaunen setzte. C. ankerte in der Mündung eines schönen Flusses, nahm Besitz von der Insel und nannte sie Juanna. Er zweifelte nun nicht mehr, daß er die Insel Zipangu gefunden habe; auf dem westlichen Theile hoffte er die goldene Königsstadt zu finden, und segelte nach dieser Richtung. Er fand eine große, mit Palmen bedeckte Landspitze, die er Palmenvorgebirge nannte und hinter welcher, nach der Andeutung der Indianer, sich ein Fluß befinden sollte, von wo aus man noch 3 Tagereisen nach Cubanacan, einem goldreichen Orte, habe. C. entschloß sich, den bezeichneten Fluß aufzusuchen; aber alle Versuche, denselben zu erreichen, schlugen fehl, denn Vorgebirge thürmten sich hinter Vorgebirge u. widrige Winde nöthigten C., in einem andern Flusse, den er Rio de los Maros nannte, Anker zu werfen. Er selbst stieg ans Land, fand aber das ersehnte Gold nicht: dagegen erfuhr er, daß der König 4 Tagereisen weit im Innern des Landes residire. Er schickte zwei Gesandte, Rodrigo de Jerez und Luis de Torres, ab, um den König in seiner Residenz aufzusuchen, ihn zu benachrichtigen, daß C. mit Briefen und Geschenken der spanischen Herrscher an ihn abgesendet sey, um ein freundliches Verhältniß mit ihm anzuknüpfen. Torres, ein getaufter Jude, verstand Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch, mit welchen Sprachen, wie C. meinte, er wohl ausreichen werde. Die Gesandten begaben sich mit ihren Herrlichkeiten auf den Weg, fanden aber statt eines in goldenen Palästen wohnenden Königs einen nackten Häuptling in ärmlicher Hütte, der kein Wort Hebräisch, Chaldäisch oder Arabisch verstand, die Fremdlinge jedoch mit großer Ehrerbietung empfing. Alles, was man Bemerkenswerthes fand und was für spätere Geschlechter von hoher Wichtigkeit wurde, war die Kartoffel und der Tabak. Während der Abwesenheit der Gesandten hatte C. neue Kunde von einem Lande im Osten erhalten, wo die Bewohner bei Fackellicht an den Ufern der Flüsse Gold sammeln und dieses dann zu Stangen verarbeiten sollten. Er beschloß daher, nicht weiter nach Norden vorzudringen, sondern sich nach Ostsüdosten zu wenden und das von den Indianern mit dem Worte Babeque bezeichnete Land aufzusuchen. Am 12. November ging er unter Segel, segelte 2—3 Tage in der Richtung der Küste fort, ohne Anker zu werfen, und lief endlich in einen tiefen und sichern Hafen ein, den er Puerto del Principe nannte. Mehre Tage lang untersuchte er einen aus kleinen, aber schönen Inseln bestehenden Archipel, der späterhin El jardin del Rey genannt wurde und den er für einen Theil jener unzähligen Eilande hielt, die nach Marco Polo längs der asiatischen Küste liegen sollten. Am 19. ging er wieder unter Segel und steuerte nach Nordnordosten, entdeckte auch in der Entfernung von etwa 60 englischen Meilen Land, das er für die Insel Babeque hielt, ward aber durch widrige Winde genöthigt, nach Cuba umzukehren. Die Pinta hatte unterdeß eine beträchtliche Strecke nach Osten hinaufgekreuzt. C.'s Signale blieben unbeantwortet, und als der Tag anbrach, war die Pinta verschwunden. Pinzon, der sie befehligte, hatte sich durch seine Habsucht verleiten lassen, sich dem ihm unbequemen Kommando des Admirals zu entziehen. Am 24. November erreichte C. wieder das Vorgebirge Cuba. Am 5. Dec. kam er an die östliche Spitze der Insel u. glaubte nun die östliche Grenze Asiens erreicht zu haben. Unschlüssig, wohin er sich nun zuerst wenden sollte, erblickte er auf einmal im Südosten Land, dessen hohe Gebirge eine Insel von großem Umfange bezeichneten. Am Abend des 6. December liefen die Schiffe in einen auf der westlichen Seite der Insel gelegenen Hafen ein und segelten am folgenden Tage die nördliche Küste entlang. Die Thier- und Pflanzenwelt erinnerte lebhaft an das ferne Andalusien, und C. nannte die Insel, in der Erinnerung an die Heimath, Hispaniola. Die Einwohner entflohen überall in scheuer Furcht, doch fand man Spuren von Civilisation und endlich in reizender Lage ein großes, aber von seinen Bewohnern verlassenes Dorf. Am 14. December begann C. seine Nachforschungen nach der Insel Babeque fortzusetzen, ward aber durch widrige Winde abermals aufgehalten, so daß er erst am 16. die Fahrt fortsetzen konnte, während welcher er mit mehren Kaziken in Verbindung trat und von ihnen von einer im Osten liegenden Gegend, Cibao genannt, Kunde erhielt, deren Kazike aus Gold gewirkte Paniere besitzen sollte. Wie wahrscheinlich, daß Cibao Zipangu und der dortige Häuptling der von Marco Polo genannte reiche König war! C. ging daher am 24. December vor Sonnenuntergang unter Segel und steuerte nach Osten. Er hatte sich wider seine Gewohnheit dem Schlaf überlassen, als das Admiralschiff durch die Nachlässigkeit des am Steuerruder stehenden Matrosen auf eine Sandbank gerieth und C. gezwungen wurde, sich an Bord der Nina zu begeben und die Gastfreundschaft eines nahe wohnenden befreundeten Kaziken in Anspruch zu nehmen. Hier endlich fand C. den ersehnten Reichthum an Gold, das nach dem Bericht des Kaziken in den Gebirgen an einem Orte, den er Cibao nannte, in großer Menge vorhanden seyn, aber nur in geringem Werthe stehen sollte. Das einfache, ruhig beschauliche Leben der Eingeborenen behagte den Spaniern so, daß viele um die Erlaubniß baten, auf der Insel bleiben zu dürfen. Dies erzeugte in C. die Idee, eine Kolonie hier zu gründen. Das Wrack des gestrandeten Schiffes wurde auseinander genommen, ans Ufer geschafft, u. mit Hülfe der arglosen Indianer entstand in 10 Tagen das Fort la Navidad, das C. mit 39 der Tüchtigsten und Muthhaftesten von Denjenigen, welche den Wunsch zu bleiben geäußert hatten, bemannte. Befehlshaber ward der Oberrichter der Eskadre, Diego de Arana aus Cordova. Am 2. Januar 1493 nahm

C. Abschied von dem Kaziken und den Landsleuten und ging am 4. unter Segel, um nach Spanien zurückzukehren. Durch widrigen Wind wurde die Karavelle zwei Tage lang in der Bai eines steilen Vorgebirgs — Monte Christi — zurückgehalten, und als sie eben wieder unter Segel gegangen war, traf sie mit der Pinta zusammen, deren Kommandant, Pinzon, sein Entweichen entschuldigte. C. setzte die Fahrt längs der Küsten von Hispaniola fort und warf endlich in einer großen Bai, die er anfänglich für einen Meeresarm hielt, der Hispaniola von einem andern Lande trenne, Anker. Die Indianer, die man hier traf, hatten ein wildes Ansehen, drohende und kriegerische Haltung, waren bemalt und mit Bogen, Pfeilen, Keulen und Schwertern von furchtbarer Größe bewaffnet; doch traten sie in friedlichen Verkehr mit den Spaniern, und C. glaubte von einer Insel zu erfahren, die nur von Weibern bewohnt werde, wiederum einer Beschreibung Marco Polo's entsprechend. Ein kleines Scharmützel abgerechnet, in dem das erste indianische Blut floß, ward der friedliche Verkehr nicht gestört; die Indianer zeigten einen offenen, biedern Charakter, und einige entschlossen sich sogar, C. in seine Heimath zu begleiten. Am 16. gingen die beiden Karavellen unter Segel und steuerten nach Nordosten, in der Richtung, wo die Karaiben- und die Amazoneninsel Montinino liegen sollte. Ein zur Rückreise nach Spanien günstiger Wind bewog indessen C., diese ungesäumt anzutreten. Der günstige Westwind setzte bald in einen heftigen Ostwind um, so daß täglich nur eine geringe Strecke zurückgelegt werden konnte. Im Anfang des Februar hatte man den 38. Grad der Breite erreicht und die Region der Passatwinde durchschnitten, wodurch die Fahrt nun rascher von Statten ging. Am 12. Februar fing der Wind sehr heftig zu wehen an, das Meer ward unruhig, und bald brach der Sturm mit der furchtbarsten Gewalt los und hielt mehre Tage mit solchem Ungestüm an, daß die Pinta verschlagen wurde. C. suchte den Himmel durch Gelübde zu versöhnen, schrieb die Entdeckungen seiner Reise nieder, barg sie, versiegelt, in ein Faß und gab dieses den Wellen Preis. Endlich legte sich allmählig der Sturm, am 15. erscholl der Ruf: „Land!" und am 17. Abends erreichte das Admiralschiff eine Insel der Azoren. C. mußte sehen, wie seine Matrosen, als sie ans Land gestiegen, von einer bewaffneten Schaar, die der Gouverneur der Insel anführte, meuchlings, während sie in einer Kapelle beteten, gefangen wurden und erst nach ziemlich langwieriger Unterhandlung ihre Freiheit zurückempfingen. C. erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß es, und zwar auf Befehl des Königs von Portugal, eigentlich auf ihn abgesehen gewesen. Nach heftigen Stürmen sah sich C. am 4. März in die Nähe des Felsen von Cintra, an der Mündung des Tajo, geschleudert und mußte Rastello gegenüber vor Anker gehen. Er fertigte einen Eilboten an die spanischen Monarchen und zugleich ein Schreiben an den König von Portugal ab, mit der Bitte, vor Lissabon sich vor Anker legen zu dürfen. Ein Hofbeamter brachte ein Glückwünschungsschreiben des Königs Johann und zugleich eine Einladung an seinen Hof nach Valparaiso. C. folgte dieser und wurde von dem Monarchen glänzend empfangen. Die Höflinge, welche den Vorwurf fühlten, der sie durch den glücklichen Erfolg des Unternehmens traf, ermangelten jedoch nicht, die leisen Zweifel des Königs, ob C. wirklich in noch ganz unentdeckten Ländern gewesen sey, zu nähren, und äußerten sogar den Rath, den Admiral ermorden zu lassen, um jeder weitern Ausbreitung der gemachten Entdeckung vorzubeugen, ein Rath, den der Monarch mit Entrüstung zurückwies. Ein anderer Plan, C. abreisen zu lassen und eine zahlreiche Eskadre mit zwei portugiesischen Matrosen, welche die Reise mitgemacht, nach den entdeckten Ländern zu schicken und von ihnen Besitz zu ergreifen, gefiel dem König besser und wurde sogleich ins Werk gesetzt, während C. unter Segel ging und um Mittag des 15. März im Hafen von Palos einlief, den er vor $7\frac{1}{2}$ Monaten verlassen.

So traurig und unheilweissagend der Abschied gewesen, so ausgelassen war der Jubel, als C. im Triumph zurückkehrte. Die Glocken wurden geläutet, die Buden geschlossen, alle Arbeiten eingestellt und eine unermeßliche Prozession bildete sich, um den Admiral nach der Hauptkirche zu begleiten, wo er dem Höchsten seinen Dank abstattete. Wo er sich blicken ließ, ertönte die Luft von Freudengeschrei, und mehr als fürstliche Ehren wurden ihm zu Theil. Seine Reise nach Barcelona war ein wahrer Triumphzug, und ebenso glänzend und feierlich war der Empfang, der ihn dort erwartete. Aber nicht Spanien allein, die ganze civilisirte Welt war von Erstaunen und Freude über ein so außerordentliches Ereigniß erfüllt, wenn man auch die Wichtigkeit der Entdeckung noch nicht in ihrem ganzen Umfange begriff; denn Niemand ahnte, daß die entdeckten Länder einen besondern, von der alten Welt durch den Ocean getrennten Welttheil bildeten. Während aber die Souveräne, um sich die Frucht der Entdeckung zu sichern, die Sanktion des Papstes einholten, wurden die Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition getroffen, und zwar mit einer wunderbaren, ja gewaltsamen Thätigkeit. Da die Bekehrung der Heiden, wie erklärt worden, der große Zweck dieser Entdeckungen war, so wurden zwölf eifrige und tüchtige Geistliche ausgewählt, um die Expedition zu begleiten; einer derselben, Bernardo Boyle, wurde vom Papste zu dessen apostolischem Vikar in der neuen Welt ernannt und an die Spitze jener Mission gestellt. Alle mit C. geschlossenen Verträge wurden in erweitertem Maße von Ferdinand und Isabella bestätigt. Im Verein mit Juan Rodriguez de Fonseca und Juan de Soria, die mit der Ausrüstung der Flotte beauftragt waren, war bald eine Eskadre von 17 Fahrzeugen jeder Größe zusammengebracht. Viele Hidalgo's hohen und niedern Ranges, Offiziere des königlichen Hauses und andalusische Kavaliere bewarben sich um die Gunst, an der Expedition Theil nehmen zu dürfen, ja Viele gingen auf eigene Kosten als Freiwillige mit, um die goldenen Früchte zu ernten, die in dem fernen Indien reiften. Ehe die Flotte segelfertig war, ging es nicht ohne Zwistigkeiten zwischen Fonseca und C. ab, die den Grund zu

der tödtlichen Feindschaft des Erstern gegen den Admiral legten. Am 25. September 1493 segelte die aus 3 großen Lastschiffen und 14 Karavellen bestehende, mit 1500 Mann besetzte Flotte aus der Bai von Cadix ab, und zwar mit einer Begeisterung und Freudigkeit, die wunderbar gegen die düstere Trauer, welche die erste Expedition begleitete, abstach. C. hatte aber jetzt zwei Dämonen an Bord, die das Verderben den unglücklichen Völkern der neuen Welt entgegentrugen: religiösen Fanatismus und Golddurst. Am 1. Oktober gelangte man an die kanarischen Inseln und ankerte am 5. vor Gomera, um Wasser und Holzbedarf einzunehmen. Bevor C. am 7. wieder unter Segel ging, stellte er dem Befehlshaber jedes Schiffes eine versiegelte Reiseroute nach dem Hafen la Navidad zu, die aber erst dann geöffnet werden sollte, wenn die Schiffe durch irgend einen Zufall von einander getrennt werden sollten. Er selbst steuerte nach Südwesten, weil er die karaibischen Inseln, von denen ihm die Indianer so viel Wunderdinge erzählt, zu entdecken hoffte. Am 3. November Morgens zeigte sich den sehnsüchtig ausschauenden Seefahrern am Horizonte eine hohe Insel, welche C. Dominica nannte, und je weiter man segelte, entfalteten sich nach und nach andere Inseln, die mit grünen Wäldern bedeckt waren; es war jene Gruppe, die von der Ostspitze von Portorico bis zur Küste von Paria fast einen Halbkreis bildet. Nachdem C. von einigen dieser Inseln, die unbewohnt schienen, Besitz genommen, gelangte er auf eine größere, der er den Namen Guadeloupe gab. Die Menschenknochen u. Schädel, die er in den Hütten der Eingebornen fand, schienen ihn zu überzeugen, daß er sich in den Ländern der Kannibalen oder Karaiben befinde, die durch ihre unmenschlichen Sitten und kühnen Seeunternehmungen der Schrecken dieser Gewässer waren. C. steuerte längs der Küste von Guadeloupe in nordwestlicher Richtung, wo nach seiner Meinung Hispaniola lag. Am 14. November warf er bei einer, von den Indianern Agay genannten, von ihm aber Santa Cruz getauften, Insel Anker. Hier geriethen die Spanier mit einem von Indianern gefüllten Kanot in ein Gefecht, in welchem die Insulaner nach löwenmüthiger Gegenwehr gefangen genommen wurden. Am 22. gelangte die Eskadre, nach kurzem Aufenthalt auf Portorico, an die östliche Spitze Hispaniola's und am 25. warf C. in dem Hafen von Monte Christi Anker. Kaum ans Land gestiegen, fand man Ueberreste menschlicher Leichname, die augenscheinlich die von Weißen waren, was die düstersten Besorgnisse in ihm erregte. Am 27. Abends ankerte er dem Hafen von la Navidad gegenüber, wo in der Nacht ihn ein Kanot aufsuchte, dessen Bemannung ihm die traurige Nachricht brachte, daß die spanische Besatzung von la Navidad theils von Krankheiten hinweggerafft worden, theils mit einander in Streit gerathen, theils aber nach einem andern Theil der Insel gezogen sey. Der Kazike Guacanagari sey von dem wilden Häuptling der Goldberge von Cibao angefallen, verwundet und sein Dorf verbrannt worden. C. bekämpfte mit Mühe den Verdacht, der sich unter den Spaniern allgemein gegen den Kaziken erhob. Als er am andern Tage landete, fand er statt des Forts nur eine Brandstätte, und die Eingebornen flohen scheu in die Wälder. Endlich gelang es ihm, einige Indianer zutraulich zu machen, von denen er nun das traurige Loos der Seinen erfuhr. Diese hatten alle Rathschläge des Admirals vergessen und, auf ihre Uebermacht trotzend, die abscheulichsten Excesse, welche Habsucht und gemeine Sinnlichkeit nur erfinden konnten, begangen. Einige hatte der Golddurst sogar nach Cibao getrieben, wo ein mächtiger und gefürchteter Kazike, Caonabo, von Geburt ein Karaibe, herrschte. Caonabo hatte sich der Abenteurer bemächtigt und sie tödten lassen, worauf er das Fort überfallen u. es sammt dem Dorfe des seine Gäste vertheidigenden Guacanagari niedergebrannt hatte. Dennoch ließ sich der Verdacht der Spanier, daß Guacanagari der Urheber des Unglücks sey, nicht ganz beschwichtigen, und als einige der an Bord befindlichen indianischen Frauen entflohen und der Häuptling sich plötzlich mit all seiner Habe in die Gebirge zurückzog, brandmarkte man ihn laut mit dem Namen eines Verräthers. Die Scheu, die man nun vor dieser Unglücksinsel hatte, und der Umstand, daß die Ortslage für eine Kolonie nicht günstig war, bewog C., die Anker zu lichten, um den Hafen la Planta aufzusuchen; ungünstiges Wetter zwang ihn jedoch, in einen zehn Meilen östlich von Monte Christi gelegenen Hafen einzulaufen, dessen Lage für seinen Zweck nichts zu wünschen übrig ließ. Bald erhoben sich die Grundmauern einer christlichen Stadt, der C. den Namen Isabella gab und deren Bau nur eine Zeit lang durch ausbrechende Krankheiten, denen C. selbst nicht entging, unterbrochen wurde. Nachdem die Schiffe ausgeladen waren, mußte der größte Theil der Flotte nach Spanien zurückgesandt werden, was in C. neue Sorge hervorrief; denn der Untergang der Garnison von la Navidad hatte seine Hoffnung getäuscht, die heimkehrenden Fahrzeuge mit Schätzen beladen zu können. In dieser Verlegenheit sandte er einen Theil der Mannschaft aus, um das goldreiche Cibao aufzusuchen, und wählte zum Anführer der Unternehmung den durch seine Abenteuer und seine Tollkühnheit berühmten Alonso de Ojeda, der auf seiner Expedition zwar weder die erwarteten prächtigen Städte, noch den reichen Kaziken Caonabo, dagegen in den Flüssen Goldsand und Goldklumpen fand und nach seiner Rückkehr die Goldberge mit den glänzendsten Farben schilderte. C. ließ nun sofort zwölf seiner Schiffe mit dem gefundenen Gold und den vielversprechendsten Aussichten nach Spanien absegeln und dem Monarchen die Bitte überbringen, daß ihm Lebensmittel, Arzneien, Waffen, Kleidungsstücke, Pferde, Handwerksleute und Bergbauer zugeschickt werden möchten. Am 2. Februar 1494 stach die Flotte in See. Die zurückbleibende Mannschaft hatte die Begeisterung, die sie beim Beginn der Fahrt erfüllte, größtentheils verloren, da ihrer Habsucht nicht sogleich Schätze genug geboten wurden, und ein gewisser Bernal Diaz von Pisa machte den Anschlag, sich der Schiffe zu bemächtigen und nach Spanien zurückzukehren. Das Komplot wurde zwar entdeckt und C. traf Anstalten, die Aufstände

rung desselben für die Folge zu verhindern, aber der Keim zu jener Erbitterung war gelegt, die den Admiral nun sein ganzes Leben lang verfolgte.

Am 12. März machte sich C. an der Spitze von etwa 50 wohlausgerüsteten Männern auf, um die Goldberge von Cibao aufzusuchen. Er fand diese Berge wirklich und legte, nachdem er sich durch den Goldsand, den die in jenen Gebirgen entspringenden Quellen mit sich führten, überzeugt hatte, daß Goldminen vorhanden waren, eine Festung an, der er, zum Andenken an die Ungläubigkeit seiner Mannschaft, den Namen St. Thomas gab. Ein zu weiterer Untersuchung ausgesandter Offizier, Juan de Luxan, kam mit den befriedigendsten Nachrichten zurück, u. der schönsten Hoffnungen voll, nahm C. den Rückweg nach Isabella, wo die Krankheiten, welche das ungewohnte tropische Klima verursachte, unter den Kolonisten wütheten und das Brod zu mangeln begann. Dies und der Umstand, daß C. Edelleute und Matrosen ohne Unterschied zur Arbeit requirirte, ein Verfahren, durch welches die Hidalgo's die Ehre ihres Namens und ihrer Nation beschimpft glaubten, versetzte die Mannschaft in den höchsten Mißmuth. Um die Energie der Mannschaft zu wecken u. diese an das Klima u. die Nahrungsmittel des Landes zu gewöhnen und Caonabo u. jedem andern Feinde Schrecken vor den europäischen Waffen einzuflößen, sandte der Admiral Alles, was in Isabella entbehrt werden konnte, nach dem Innern der Insel und schrieb den Anführern auf das Gemessenste ihre Handlungsweise vor. Er selbst ging, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit eine Junta ernannt hatte, die in seinem Namen die Kolonie regieren sollte, am 24. April mit seiner kleinen Eskadre unter Segel, in der Meinung, daß er, an der Küste Cuba's hinfahrend, nach Kathai und den andern von Marco Polo beschriebenen Ländern gelangen könnte. Als er den Eingebornen Cuba's Gold zeigte, wiesen sie nach Süden und gaben ihm zu verstehen, daß sich dort eine große Insel befinde, die Ueberfluß an diesem Metall habe. Er nahm also die Richtung nach Süden, um das gepriesene Goldland, das er für die Insel Babeque hielt, aufzusuchen. Er hatte kaum einige Meilen zurückgelegt, als die Gebirge Jamaika's vor ihm aufstiegen. Die Indianer widersetzten sich anfangs der Landung der Spanier, wurden aber durch einen Angriff völlig in die Flucht geschlagen und boten endlich durch Abgesandte Frieden an. Am 18. Mai erreichte die Eskadre wieder die Insel Cuba und gelangte, indem sie die Küste entlang fuhr, an einen Archipel schöner fruchtbarer Inseln, den C. „die Gärten der Königin" nannte. Alles, was er auf diesen Inseln vernahm, bestärkte ihn in der Meinung, daß er sich an der östlichen Küste Asiens befinde. Bald fand er wieder ein weit verzweigtes Insellabyrinth an der Südküste von Cuba. C. steuerte darauf die Küste gen Westen entlang, in der Hoffnung, die Aurea Chersonesus der Alten zu finden; ja er entwarf schon den kühnen, abenteuerlichen Plan, seine Rückreise durch den Meerbusen des Ganges, über Jerusalem, Joppe und das mittelländische Meer zu nehmen. Ueberzeugt und von allen Seeleuten der Eskadre in dieser Meinung bestärkt, daß Cuba festes Land sey, verzichtete er indeß darauf, die Küste weiter zu untersuchen, wandte sich südöstlich, fand die Insel Evangelista (jetzt Fichteninsel), steuerte von da in südlicher Richtung und wollte die nördliche Küste von Jamaika untersuchen, als er sich in eine tiefe Bai eingeschlossen fand, die sich weit in das Innere der Insel erstreckte. Er kehrte nun auf demselben Wege, den er gekommen, zurück, warf nach großen Mühseligkeiten und Gefahren an der Mündung eines großen Flusses Anker und verkehrte auf freundliche Weise mit den Eingebornen. Der Wind blieb zur Rückkehr nach Hispaniola fortwährend ungünstig, und erst am 18. August verlor C. die Ostspitze von Jamaika aus dem Gesicht und erblickte, nach Osten steuernd, am andern Tage die Halbinsel Kap Tiburon von Hispaniola. Die Beschwerlichkeiten, denen er sich auf dieser Reise unterworfen hatte, wirkten so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß er im Zustande völliger Schlafsucht im Hafen Isabella ausgeschifft wurde. An seinem Krankenbett erkannte er mit freudiger Ueberraschung seinen Bruder Bartolomeo, der von den spanischen Monarchen mit Lebensmitteln für die Kolonie ausgesandt worden war. Er bekleidete ihn, da er eine kräftige Stütze für die Zukunft in ihm erblickte, mit dem Titel und der Autorität eines Adelantado oder Vicegouverneurs, eine Ernennung, durch die sich aber König Ferdinand als einen Eingriff in seine Autorität sehr beleidigt fühlte. Der Kommandant des Hafens Isabella hatte unterdeß die Befehle seines Admirals gänzlich außer Augen gesetzt und durch Ausschweifungen und Habsucht den Haß der Indianer auf sich geladen; er widersetzte sich sogar offen den Befehlen des Conseilpräsidenten, Don Diego Colombo, und bildete aus den aristokratischen Elementen der Kolonie eine Partei gegen C. und seine Familie, der sich auch der Pater Boyle zugesellte. Von einem Trupp Mißvergnügter begleitet, bemächtigte er sich einiger im Hafen vor Anker liegenden Schiffe und ging nach Spanien unter Segel. Diese schnelle Abreise des ersten Generals gab nun der Zügellosigkeit freien Spielraum, und die Indianer nahmen blutige Rache an einzelnen Spaniern, die in ihre Hände fielen. Caonabo wagte selbst, die Festung St. Thomas mit 10,000 Kriegern zu belagern, deren Kommandant Ojeda jedoch ihn zwang, die Blokade aufzuheben. Caonabo ersann nun einen andern Plan, die Handvoll Fremder, die auf der Insel zerstreut war, zu vernichten; er stiftete einen Bund unter den Kaziken, dem nur der treue Guacanagari seinen Beitritt verweigerte. In dieser Lage fand C. die Insel. Er bemühte sich, durch geschickte Maßregeln die Ruhe wieder herzustellen, und dies gelang ihm auch durch Güte und List, besonders als Ojeda den gefürchteten Caonabo in Fesseln eingebracht hatte. Indeß litt die Kolonie immer mehr durch Mangel an Lebensmitteln, u. Antonio de Torres konnte in dieser Zeit der Noth mit seinen vier Schiffen voll Vorräthe aller Art nicht gelegener aus Spanien kommen. Die mitgebrachten Briefe der spanischen Monarchen beglückwünschten den Admiral und luden ihn ein, nach Spanien zurückzukehren, um bei der Festsetzung der Grenzlinie

zwischen Spanien und Portugal ihnen mit seiner Einsicht beizustehen. C. wäre gern nach Spanien geeilt, um den Verleumdungen seiner Feinde zuvorzukommen, aber die Krankheit fesselte ihn noch ans Lager; doch sandte er seinen Bruder Diego dahin und belud die ihm mitgegebenen Schiffe mit allem Golde, das er auffinden konnte, mit seltenen und köstlichen Früchten und Pflanzen und 500 indianischen Gefangenen, die, wie er schrieb, in Sevilla als Sklaven verkauft werden könnten. Die Ruhe auf der Insel war nicht von Bestand. Den Brüdern Caonabo's gelang es, einen Aufstand der Eingebornen in Masse zu bewirken, an dem nur die Unterthanen Guacanagari's antheillos blieben. Es kam zu einem furchtbaren Gemetzel, in dem die Feuergewehre, die Pferde und Hunde der Weißen über die schutzlosen Indianer, denen all diese Dinge Entsetzen einflößten, siegten. Guacanagari hatte C. in das Feld begleitet, war aber fast nur Zuschauer der Schlacht geblieben. In kurzer Zeit war nun die Insel unterjocht und den Eingebornen wurde ein schwerer Tribut von Goldstaub aufgelegt. Verzweiflungsvoll sahen sie das Joch der Knechtschaft auf ihrem Nacken, und es gab kein Mittel, sie davon zu befreien. Guacanagari theilte das Loos seiner Landsleute: die Spanier vergaßen seine Freundschaft, und die bittern Klagen der Seinen schnitten ihm ins Herz; verzweifelnd floh er ins Gebirge und starb im Elend.

C.'s Feinde waren unterdessen in Spanien thätig gewesen, seinen Einfluß und sein Ansehen zu untergraben, indem sie Hispaniola als ein Land schilderten, das eher eine Quelle von Ausgaben als von Vortheilen sey, und von den durch die tyrannische Verwaltung des Admirals und seiner Brüder auf die Kolonie gehäuften Drangsalen sprachen. Die Popularität C.'s erhielt einen tödtlichen Stoß; das Vertrauen der Monarchen wurde so sehr geschwächt, daß sie beschlossen, einen zuverlässigen Mann zu gewissenhafter Untersuchung der dortigen Zustände nach Hispaniola zu senden. Zugleich erschien eine Proklamation, die jedem Unterthanen des Königs unter gewissen Beschränkungen erlaubte, sich auf der Insel Hispaniola niederzulassen und Handelsreisen und Entdeckungen in der neuen Welt zu machen, eine Maßregel, über die C. sich laut beschwerte. Alle gegen den Admiral gesponnenen Ränke wurden indeß für diesmal durch die Ankunft der Schiffe des Antonio de Torres, die Gold und Verheißungen brachten, durchschnitten. Statt die Ernennung des nach Hispaniola zu sendenden Kommissärs C.'s Feinde, Fonseca, zu überlassen, trafen nun die Monarchen selber diese Wahl und ernannten dazu Juan Aguado, einen C. befreundeten Mann. Aguado langte im Oktober auf Isabella an; der Admiral war abwesend und Aguado vergaß schnell die Pflichten der Dankbarkeit, die er C. schuldete, benahm sich mit ungeheurer Anmaßung und nahm offen Partei gegen seinen Freund, um ihn zu stürzen. In dieser Absicht traf er Anstalten, nach Spanien zurückzukehren. C. beschloß, es eben so zu machen und durch seine Gegenwart am spanischen Hofe die ihn bedrohenden Wolken zu zerstreuen. Als die Schiffe segelfertig lagen, entlud sich ein furchtbarer Sturm, der drei vor Anker liegende Schiffe mit Mann und Maus verschlang und Aguado's vier Karavellen zertrümmerte. Während C. auf die Wiederherstellung einiger Schiffe wartete, erhielt er die Nachricht von der Entdeckung reicher Goldminen im Innern der Insel; an manchen Stellen hatte man sogar Spuren von alten Gruben bemerkt, was C. auf die Vermuthung brachte, daß hier das alte Ophir und in jenen Gruben die Minen zu suchen seyen, aus denen der König Salomo sein Gold bezogen. Am 10. März ging C. mit zwei Karavellen, auf deren einer sich Aguado befand, unter Segel und lief nach einer drei Monate langen Fahrt im Hafen von Cadix ein. Caonabo, der sich als Gefangener an Bord befand, war unterwegs gestorben. Nicht mit Enthusiasmus wurde der Entdecker diesmal empfangen: die Volksliebe für ihn war gesunken, und das kümmerliche Aussehen seiner Gefährten schien der stolzen Verheißungen von dem ungeheuern Reichthum der neuen Welt zu spotten. Die Monarchen empfingen ihn indeß zu Burgos mit dem größten Wohlwollen und versprachen ihm die Ausrüstung einer dritten Expedition, die jedoch erst 1498 zu Stande kam. C. hatte die größte Mühe, Schiffe und Menschen aufzubringen, da man die neue Welt nicht mehr als ein Land der Wunder, sondern des Unglücks und des Elends ansah. Um erstere zu erhalten, wurden die Kronoffiziere ermächtigt, alle Schiffe, die sie geeignet finden würden, nebst den Eigenthümern und den Steuerleuten derselben in Beschlag zu nehmen. Den Mangel an Menschen ersetzte man durch die zur Verbannung oder Galeerenstrafe verurtheilten Verbrecher und bevölkerte so die neue Welt mit dem Auswurfe der Menschheit, eine Maßregel, die eine Quelle namenlosen Verderbens für C. u. die Insel wurde. Endlich nach allen möglichen Zurückhaltungen und Widerwärtigkeiten, die vorzüglich von Fonseca ausgegangen waren, lagen sechs Schiffe segelfertig; aber noch im Augenblick der Abfahrt sah C. sich von einer Kreatur Fonseca's so gröblich beleidigt, daß er all seine sonstige Mäßigung vergaß, den Beleidiger niederwarf und mit Füßen trat, eine That, die er alsbald bereute, weil er ahnte, wie sehr sie ihm zum Nachtheil gereichen würde.

Am 30. Mai 1498 lief C. zur dritten Entdeckungsreise mit seiner Eskadre aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda, und zwar nahm er diesmal eine mehr südliche Richtung, weil er in der Nähe des Aequators eine größere Menge edlen Metalls zu finden hoffte. Am 19. Juni erreichte er Gomera, wo er einem französischen Kriegsschiff mit zwei spanischen Prisen begegnete; er bemächtigte sich einer dieser Prisen und befreite einen Theil der spanischen Gefangenen. Auf der Höhe der Insel Ferro zertheilte er seine Eskadre: drei seiner Schiffe sollten geraden Wegs nach Hispaniola segeln und die dort erwartete Hülfe bringen, mit den übrigen setzte der Admiral seinen Weg gegen die Insel de Cap Verd fort, wohin er am 27. Juni gelangte. Die Insel Buenavista am 6. Juli verlassend, steuerte er nach Südwesten, doch hielten ihn die Strömungen, die nach Nord und Nordwest liefen, zwei Tage Angesichts der Feuerinsel zurück. Einige 12

Meilen immerfort südwestwärts steuernd, befand er sich am 13. Juli in der Region „der stillen Breite". Die Mannschaft litt furchtbar unter der drückendsten Hitze, die Lebensmittel waren verdorben und das Wasser fehlte gänzlich. C. verzagte auch diesmal nicht; er steuerte nach Westen, in der Hoffnung, bald Land zu erreichen: aber ein banger Tag verging hoffnungslos nach dem andern, bis man endlich am 31. Juli in der höchsten Noth Land entdeckte, dem C. einem Gelübde gemäß den Namen St. Trinidad gab. Während er am 1. August die Ufer der Insel beschiffte, entdeckte er Land im Süden, das sich auf mehr denn 20 Meilen erstreckte, ohne zu ahnen, daß es die Küste des Festlandes von Amerika war. Die Indianer nannten ihr Land Paria; sie waren bald zutraulich gemacht, und C. erhielt ohne Mühe nicht nur Gold geringeren Gehaltes, das sie Guanin nannten, sondern auch Perlen, die einige von ihnen an den Armen trugen. In der Ueberzeugung, daß die Küste von Paria eine Insel bilde, während sie doch nur eine Seite eines weiten Meerbusens war, verließ er am 10. August seinen Ankerplatz und steuerte in westlicher Richtung am Ufer hin, um an den Ort zu kommen, der nach Aussage der Indianer Perlen in Ueberfluß enthalten sollte. Bald aber war das Wasser seicht, und C. sah sich genöthigt, den Rückweg zu nehmen und eine Durchfahrt nordwärts aufzusuchen. Mit Mühe kam er durch eine gefährliche Enge, welche er Drachenmaul nannte, steuerte westwärts, der äußern Küste von Paria folgend, und entdeckte unter andern die Inseln Margarita und Cubagna, seitdem durch ihre Perlenfischerei so berühmt geworden. C. tauschte hier eine große Zahl Perlen gegen Porzellanscherben, Schellen und andere Nichtigkeiten ein, mußte aber wegen seines Augenübels die fernere Untersuchung aufgeben und nach Hispaniola steuern, das er in fünf Tagen erreichte. Gegen sein Vermuthen befand er sich etwa 30 Meilen westwärts von dem Flusse Ozema, wo er den neuen Seehafen, den sein Bruder erbauen sollte, zu finden hoffte.

Kaum waren wieder entstandene Unruhen unter den Eingebornen beigelegt, als in der Kolonie selbst eine Verschwörung ausbrach, an deren Spitze ein gewisser Roldan stand, ein Mensch, den C. aus der Dunkelheit und dem Elend emporgehoben. Gehorchte man dem Admiral selbst, als einem Fremden, nur mit Widerstreben, so geschah dies noch mehr in Beziehung auf seine Brüder, die man als verdienstlose Eindringlinge betrachtete. Der gefährliche Aufstand, den Roldans Verrätherei angezettelte, veranlaßte einen andern des Kaziken Guarionex, der nur durch die Mäßigung und die klugen Maßregeln des Adelantado zu einem versöhnenden Ende gebracht wurde. Roldan hatte sich mit seinen Haufen in das schöne Xaragua geworfen, wo er die schändlichsten Greuel ausübte und den spanischen Namen zum Gegenstand des allgemeinen Abscheus machte. Roldans Furchtbarkeit steigerte sich noch, als die drei Karavellen, die C. nach Hispaniola vorausgesandt, an der Küste von Xaragua Anker warfen und der größte Theil ihrer Mannschaft, aus Verbrechern bestehend, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache machte. C. vernahm die Berichte von diesen Ereignissen mit der größten Unruhe, denn der von Roldan genährte Geist des Aufstandes drohte die ganze Kolonie zu vernichten. Unterm 12. September ließ er eine Proklamation ausgehen, in der er bekannt machte, daß fünf Schiffe nach Spanien unter Segel gingen u. daß alle Die, welche in das Vaterland zurückzukehren gesonnen seyen, sich darauf einschiffen könnten: dadurch hoffte er die Insel von den Müßiggängern und Uebelgesinnten zu reinigen und Roldans Partei zu schwächen. Dessen ungeachtet häuften sich die Wolken immer drohender über seinem Haupte. Roldans Frechheit errang Vortheile, die nur die gefährliche Lage, in welcher C. sich mit wenig Getreuen befand, möglich machte. Eine Reihe von Verschwörungen verheerte die unglückliche Insel, auf der sich alle bösen Leidenschaften der alten Welt austoben zu wollen schienen, die Minen blieben unbebaut und die Kolonie sank immer tiefer, zum unendlichen Schmerz des Admirals, dessen Feinde auch am spanischen Hofe keine Mühe scheuten, seine Ehre zu untergraben. Alle Schiffe, die aus der neuen Welt zurückkamen, führten Klagen gegen C. und seine Brüder. Man gab ihm sogar Schuld, alle Verbindung mit Spanien aufheben, sich zum Herrscher der entdeckten Länder erklären oder sie gar einer fremden Macht unterwerfen zu wollen. Die Ankunft der Schiffe mit Roldans Mitschuldigen beschleunigte die Krisis. Sie beschuldigten hauptsächlich den Admiral, er wolle alle Indianer unterjochen und zu Sklaven machen, ein Umstand, der Isabella's gefühlvolles Herz mit Entrüstung erfüllte. Selbst sie, die immer eine warme Beschützerin C.'s gewesen, begann an seinem rechtlichen Betragen zu zweifeln. In der Person Francisco's de Bobadilla wurde ein Bevollmächtigter nach Hispaniola gesandt, der die dortigen Angelegenheiten untersuchen und nöthigenfalls den Admiral seiner Würde entsetzen sollte. Im Juli 1500 ging er mit zwei Karavellen und 25 Soldaten unter Segel und kam am Morgen des 23. August auf Hispaniola an. Bobadilla trat auf der Insel mit den gröbsten Anmaßungen auf, erklärte C. für schuldig und entsetzte ihn seiner Würde, ehe er noch eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, ehe er seine Vertheidigung gehört. Um seiner Popularität noch größeres Ansehen zu verschaffen, erließ er eine Proklamation, in der er auf zwanzig Jahre die Freiheit ertheilte, gegen Abgabe des elften Theils, statt wie bisher des dritten, Gold zu suchen. C. hielt diese Aufführung für die eigenmächtige Usurpation irgend eines Abenteurers und begab sich, um dem Schauplatze näher zu seyn, nach Bonao, war aber kaum dort angekommen, als ihm ein Alkalde die Ernennung Bobadilla's zum Generalgouverneur der Insel bekannt machte, indem er ihn die königlichen Patentschreiben, die er in Abschrift bei sich hatte, lesen ließ. C. beugte sich mit Ergebung unter den Willen seiner Monarchen und leistete selbst der Aufforderung Bobadilla's, unverzüglich vor ihm zu erscheinen, gehorsam Folge, während sein Bruder Diego schon in Ketten geworfen und an

den Bord einer Karavelle gebracht worden war. Bobadilla war mit der Absicht gekommen, den großen Mann zu stürzen; deswegen waren ihm dazu auch alle Mittel recht. An Roldan und die übrigen Feinde des Admirals erließ er Briefe, die mit Komplimenten und Versprechungen angefüllt waren, und das Zeugniß der Rebellen schien ihm vollwichtig genug. Die Kolonisten, die C.'s Sonne sinken sahen, brachten, um dem neuen Gouverneur zu schmeicheln, alle möglichen Aussagen gegen ihn vor. Kaum hatte Bobadilla C.'s Ankunft erfahren, als er Befehl gab, ihn in Ketten zu legen und im Fort zu verwahren. C. bot willig seine Hände den Fesseln dar; aber so groß war noch die Ehrfurcht, die man unwillkürlich vor seiner Person fühlte, daß keine der Kreaturen Bobadilla's es wagte, das Schergenamt an ihm zu versehen, bis ein ehemaliger Diener C.'s ihm mit vieler Behaglichkeit die Ketten anlegte. Noch war aber der Adelantado, der mit Verfolgung der Rebellen beschäftigt war, Gegenstand von Bobadilla's Besorgniß; er ließ C. auffordern, an seinen Bruder zu schreiben und ihn zu bewegen, sich friedlich nach St. Domingo zu verfügen, welches Verlangen C. sogleich erfüllte. Der Adelantado unterwarf sich auf den Brief seines Bruders, begab sich nach St. Domingo und wurde hier in Ketten gelegt und auf eine Karavelle gebracht. Den drei Brüdern war alle Gemeinschaft untersagt; Bobadilla wollte sie gar nicht sehen und erlaubte Niemandem, sie zu besuchen. Nicht einmal die Ursache ihrer Gefangenschaft ließ er ihnen zu wissen thun, noch den gegen sie eingeleiteten Prozeß. Außer jenen gemeinen Anklagen, daß er beschwerliche und nutzlose öffentliche Arbeiten angeordnet, die Spanier zu einer Menge von Entziehungen und zu grausamen Strafen verurtheilt und ungerechte Kriege gegen die Eingebornen unternommen habe, beschuldigte man C. auch, sich der Bekehrung der letzteren widersetzt zu haben, um sie unter einem Vorwand als Sklaven nach Spanien senden zu können; ferner sollte er Perlen und andere kostbare Gegenstände, die er auf seiner Reise längs der Küste von Paria gefunden, unterschlagen und die Monarchen über die Natur der gemachten Entdeckungen in Ungewißheit gelassen haben, um sich den Gewinn anzueignen, lauter Beschuldigungen, die theils abgeschmackt, theils unbegründet waren. Bobadilla hatte endlich so viel bestochene Zeugenaussagen zusammengebracht, daß er sie zur Verurtheilung seiner Gefangenen hinreichend hielt. Er beschloß also, den Admiral und seine Brüder auf den eben segelfertigen Schiffen in Ketten mit den Untersuchungsakten nach Spanien zu senden. Gefesselt, unter dem Hohngeschrei seiner Feinde, wurde C. an Bord gebracht. Auf seiner Stirn thronten das Gefühl seiner Unschuld und die Würde eines großen Mannes, der mit edler Verachtung auf die undankbaren, niedern Seelen herabblickt, welche durch Lästerung ihn zu besudeln wähnen. Er drückte seine Ketten wie einen Schmuck an seine Brust und duldete es nicht, daß sie ihm abgenommen würden, wie sein Aufseher, Alonso de Villejo, und der Schiffskapitän, Andreas Martin, von Mitleid bewegt thun wollten. Anfangs Oktober lichteten die Karavellen die Anker. Das Aufsehen, das C.'s Ankunft in Spanien machte war ganz verschieden von dem, das seine Feinde erwartet hatten. Sie sahen zu spät, daß sie zu weit gegangen; denn dieselbe Volksklasse, die noch vor Kurzem das wahnsinnigste Geschrei gegen C. erhoben, eiferte nun mit derselben Heftigkeit gegen die unwürdige Behandlung, die der Stolz Spaniens erfuhr, und es zeigte sich ein so allgemeines Mitgefühl, daß die Regierung sich nicht widersetzen konnte, ohne sich verhaßt zu machen. Durch einen Brief des Gefangenen an die Amme des Prinzen Johann erfuhren die Monarchen, wie schändlich Bobadilla seine Vollmachten mißbraucht hatte, und ohne die Dokumente abzuwarten, die er senden konnte, gaben sie Befehl, die Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen und sie mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Zugleich erließen sie an C. ein in den achtungs- u. ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben, in dem sie ihm ihr Bedauern über Alles, was er erlitten, bezeigten und ihn einluden, sich an den Hof zu verfügen; auch ließen sie ihm 2000 Dukaten auszahlen, damit er seinem Range gemäß erscheinen könne. C. empfand die lebhafteste Freude; am 21. December erschien er in reicher Kleidung und mit zahlreichem Gefolge bei Hofe und wurde mit einer Güte und Auszeichnung ohne Gleichen empfangen. Die Souveräne sahen ihn als vollkommen gerechtfertigt an, bezeigten ihren Unwillen über Bobadilla's Aufführung, leugneten allen Antheil daran öffentlich ab u. versprachen, jenen auf der Stelle abzusetzen. In seine Würden und Aemter wieder eingesetzt zu werden, wie ihm zugesichert wurde, u. im Triumph nach Hispaniola zurückzukehren, blieb indeß C.'s heißester Wunsch; doch gerade in dieser Beziehung sollte er die schmerzlichste Täuschung erfahren.

Die von den Monarchen 1495 gegebene Bewilligung, Entdeckungsreisen zu unternehmen, hatte mehre von Privaten unternommene Expeditionen zur Folge gehabt, welche die Regierung mit Vergnügen als ein Mittel ansah, ihre Besitzungen ohne Kosten zu vermehren; es waren meist Seeleute, die C. auf seinen ersten Reisen begleitet hatten, u. seine Karten u. Tagebücher dienten zu Wegweisern. Unter Andern drang Yañez Pinzon mit großer Kühnheit auf dem von C. gefundenen Wege vor, entdeckte die Küste des Landes, das heute Brasilien genannt wird, u. erhielt Erlaubniß, die von ihm entdeckten Länder zu kolonisiren u. zu gouverniren. Ein anderer Palosaner entdeckte eine noch größere Strecke des amerikanischen Festlandes, während auch andere Nationen auf dem von C. gelegten Grunde fortbauten. Vor Allem waren es die Unternehmungen der Portugiesen, die Spaniens Aufmerksamkeit erregten. Ein Portugiese, Cabral, hatte durch Zufall das amerikanische Festland entdeckt und im Namen Portugals davon Besitz genommen. All diese Entdeckungen weckten den Ehrgeiz, die Habsucht und Eifersucht Ferdinands. Um sich den Besitz des neuen Kontinents zu sichern, hatte er die Absicht, auf den wichtigsten Punkten desselben eigene Gouvernements zu errichten, dem Generalgouvernement von St. Domingo untergeben. Mit Letzterem aber C. wieder zu bekleiden, lag nicht in seiner Absicht, da er fast eifersüchtig war, daß ein bloßer Unterthan, ein Frem-

der, über so weite Strecken gebieten solle. Auch war er nicht gesonnen, Würden und königliche Vorrechte für Dienste zu verleihen, die Andere ihm unentgeltlich anboten. C. hatte sein Werk vollbracht und war nun überflüssig; doch hielt man ihn mit trügerischen Hoffnungen hin, indem man ihn zu überzeugen suchte, daß seine Rückkehr nach Hispaniola seiner eigenen Wohlfahrt wegen noch nicht ersprießlich sey. Um Bobadilla seine mißbrauchte Gewalt zu entreißen, beschloß man, einen durch Talente und Klugheit ausgezeichneten Mann abzusenden, der die Insel zur Ruhe bringen und zwei Jahre verwalten sollte. Dieser Mann war Nicolo de Ovando, Kommandeur von Larez. Mit ausgedehnten Vollmachten versehen, ging er am 13. Februar 1502 mit einer großen Eskadre und großem Gefolge unter Segel, um der unglücklichen Insel, die durch Bobadilla's schlechte Regierung und die unmenschlichen Grausamkeiten der spanischen Verbrecherkolonie zur Mörder- und Räuberhöhle geworden war, die Ruhe wieder zu geben.

C. blieb über neun Monate in Granada, von Versprechungen, Hoffnungen und Schmeicheleien hingehalten. Troß dem nahmen seine Gedanken bald mit neuem Eifer ihre gewohnte Richtung. Nach den Beobachtungen, die er auf seiner Reise nach Paria gemacht, schien es, daß sich die Küste in die Ferne gegen Abend hin ausdehne. Die mittägige Küste von Cuba, die er für einen Theil des asiatischen Kontinents hielt, dehnte sich nach demselben Punkte aus; die Strömungen des karaibischen Meeres mußten zwischen diesen Ländern durchgehen; er war daher überzeugt, daß irgend ein Theil dieser Küste, eine Meerenge, mit dem indischen Meere in Verbindung stehen müsse. Konnte er solch einen Durchgang entdecken und somit die neue Welt mit den morgenländischen Regionen der alten vereinigen, so war seinem Werke die Krone aufgesetzt. Die Monarchen hörten diesen mit Begeisterung vorgetragenen Plan mit großer Aufmerksamkeit an, genehmigten ihn und ermächtigten C., auf der Stelle eine Eskadre auszurüsten. Im Sommer 1501 verfügte er sich daher nach Sevilla, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Ferdinand suchte dadurch C.'s Reklamationen zu verhindern, indem er seine Talente auf die nützlichste Weise der Krone zuwandte. Die Ränke Fonseca's verzögerten abermals die Abreise: schmerzlich sah C. seine Bitte, im Vorbeischiffen auf Hispaniola landen zu dürfen, von den Souveränen abgeschlagen; dagegen bewilligten sie, daß er bei seiner Rückreise sich etwas auf der Insel verweile. Es ward ihm erlaubt, seinen Bruder, den Adelantado, und seinen Sohn Fernando, sowie zwei bis drei Personen, die das Arabische verstanden und ihm als Dolmetscher dienen sollten, wenn er zu den Besitzungen des Großkhans oder anderer orientalischen Fürsten gelange, mitzunehmen. C. nahm vor seiner Abreise alle Maßregeln, seinen Ruhm zu befestigen und die Rechte seiner Familie zu sichern, indem er sie unter den Schutz des Vaterlandes stellte. Er ließ doppelte Abschriften von allen Briefen, Koncessionen und Privilegien, die er von den spanischen Monarchen in Händen hatte, ausfertigen, durch die Alkalden von Sevilla legalisiren und legte sie bei vertrauten Freunden mit der Bitte nieder, seinem Sohne Diego Nachricht darüber zu ertheilen. Am 9. Mai 1502 lief C. zu seiner vierten Entdeckungsreise von Cadix aus; seine Eskadre bestand aus vier Karavellen, und die sämmtliche Equipage überstieg nicht 150 Personen. Er richtete seinen Lauf nach Ercilla auf der marokkanischen Küste, wo er vor Anker legte, um den Portugiesen gegen eine Belagerung der Mauren Hülfe zu leisten. Die Belagerung war bereits aufgehoben, und ungesäumt setzte C. seine Reise fort. Am 15. Juni langte er an Montinino, einer der karaibischen Inseln, an und wollte von hier aus nach Jamaika und weiter nach der Küste von Paria segeln; der Zustand einer seiner Karavellen bewog ihn jedoch, seinen Lauf nach Hispaniola zu nehmen, wo er das schadhafte Fahrzeug gegen eine der unter Ovando nach der Insel gekommenen Karavellen austauschen wollte. Er bat daher um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um sich gegen einen heftigen Orkan, den er befürchtete, zu schützen, indem er die segelfertige Flotte, die Bobadilla an Bord hatte, zugleich warnte, in See zu stechen. Ovando schlug ihm seine Bitte ab und seine Warnung wegen des Sturmes ward gering geachtet, doch nur zu sehr gerechtfertigt, als ein wüthender Orkan die Flotte überraschte und das Schiff, auf dem sich Bobadilla, Roldan u. seine abgesagtesten Feinde befanden, verschlang, so daß nur ein einziges Fahrzeug die Fahrt fortsetzen konnte. C. selbst hatte wenig Verlust erlitten, und sein eigenes Schiff war wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben. C. blieb einige Tage im Hafen Formosa, um seine Schiffe auszubessern; kaum aber hatte er diesen Hafen verlassen, als ein neuer Sturm ihn nöthigte, in den Hafen von Jacquemel einzulaufen, von wo er am 14. Juni seine Fahrt fortsetzte. Am 13. Juli entdeckte er eine kleine, aber hochgelegene Insel, der er wegen ihres Reichthums an Pinien den Namen Isla de Pinos gab. Diese Insel verlassend, steuerte er südwärts dem Festlande zu und entdeckte ein Vorgebirge, das jetzt Kap Honduras heißt. Längs der Küste hinsegelnd, legte er am 25. September zwischen einer kleinen Insel, die er wegen ihrer entzückenden Lage „den Garten“ nannte, und dem Festlande vor Anker; gerade vor ihm in einiger Entfernung lag ein indianisches Dorf, Namens Cariari, dessen Einwohner ihm freundlich entgegenkamen. Am 5. Oktober segelte die Eskadre von Cariari ab, steuerte die sogenannte reiche Küste entlang und warf endlich in einer großen Bai Anker, welche die Eingebornen Caribaro nannten und deren Umgegend reich an Gold seyn sollte. Wirklich trugen die Indianer Goldschmuck, der Alles übertraf, was C. bisher gesehen; indeß begnügte er sich damit, nur Proben von den Reichthümern des Landes zu erhalten, verließ am 12. Oktober die Bai und steuerte die Küste entlang. Ueberall fand er die reichsten Zierrathen von Gold und tauschte eine große Menge davon ein. Von den Indianern glaubte er zu vernehmen, daß es im Innern des Landes eine kultivirte Nation gebe, die sich des Goldes zur Verfertigung der alltäglichsten Dinge bediene; deshalb entschloß er sich, statt die reichen

Küsten von Veragua zu untersuchen, weiter vorzudringen. Nachdem er mehre kleine Inseln entdeckt, gab er den ursprünglichen Plan seiner Unternehmung auf, an ihrem Erfolge verzweifelnd, und beschloß, nach der Küste von Veragua zurückzukehren, um dort die so reiche Ausbeute versprechenden Minen aufzusuchen. Am 5. December ging er von dem Hafen El Retrete unter Segel, nahm wieder die Richtung nach Westen und legte sich in einem Strom des Veragualandes vor Anker. Die Untersuchungen, die der Adelantado anstellte, hatten günstigen Erfolg; der Kazike Quibian hatte ihm von einem Berge aus die Gegend gezeigt, wo die Goldminen liegen sollten, und er selbst hatte Spuren gefunden, die den Reichthum des Landes bezeugten. C. wollte inmitten dieses goldreichen Landes eine Kolonie gründen und wählte dazu die Ufer des Stroms, der ihm als Hafen diente. Bald erhob sich eine Reihe von Wohnungen, und der Adelantado wurde dazu bestimmt, mit dem größten Theile der Mannschaft daselbst zu bleiben, während C. nach Spanien zurückkehren wollte, um Leute und Lebensmittel zu holen. Die Ungunst der Witterung verzögerte jedoch die Abreise, und eine Empörung der Indianer schien für die neue Kolonie nicht viel Heil zu versprechen. Wirklich kam dieselbe durch einen zweiten Aufstand des Kaziken Quibian in große Gefahr, aus der sie nur die Kühnheit des Steuermanns Pietro Ledesma befreite. Der ganze Plan mußte vorläufig aufgegeben werden. Sobald der Wind günstig geworden war, segelte C. in den letzten Tagen des April 1503 von der Küste von Veragua ab und erreichte am 1. Mai die nördliche Spitze des Festlandes, von wo aus er nach Hispaniola zu gehen gedachte. Seinen Lauf rechts nach Norden zu richtend, da er westlich von Hispaniola verschlagen zu seyn glaubte, befand er sich am 30. Mai mitten in den „Gärten der Königin" und legte sich bei einer dieser Inseln vor Anker, um der ermatteten Mannschaft Erholung zu gönnen. Nach Verlauf von sechs Tagen, als ein gefährlicher Sturm vorüber, ging er wieder unter Segel und richtete seinen Lauf östlich gegen Hispaniola; aber an der Insel Jamaika sah er sich genöthigt, seine Schiffe stranden zu lassen, die bald bis an das Verdeck mit Wasser angefüllt waren. Die Bewohner der Insel lieferten freigebig, was die Spanier an Lebensmitteln bedurften, ja es wurde in dieser Beziehung eine förmliche Uebereinkunft mit den Kaziken geschlossen. War aber auch für den Augenblick gesorgt, so dachte C. doch auf Mittel, von der Insel wegzukommen, und das Einzige, was ihm übrig blieb, war am Ende, seine Lage dem Gouverneur von St. Domingo zu melden und ihn um ein Schiff zu bitten. Ein kühner Seemann, Diego Mendez, erklärte sich bereit, in einem Indianerboot die weite und gefährliche Reise nach Hispaniola zu wagen. Ehe Mendez mit seinen Gefährten aber noch die hohe See erreicht, geriethen sie in die Gefangenschaft der Indianer, und dem Erstern allein gelang es, zu entkommen und zum Admiral zurückzukehren. Besser fiel ein zweiter Versuch des hochherzigen Mendez aus; ungefährdet erreichte er auf seinem gebrechlichen Fahrzeug das hohe Meer und nach langer, gefahrvoller Reise Hispaniola. Während C. über das Schicksal der treuen Männer, die ihr Leben daran gesetzt, den Gefährten Rettung zu bringen, in höchster Besorgniß war, benutzten zwei Offiziere der Eskadre, Francisco und Diego de Porras, die Mißstimmung der Matrosen, sie zur Empörung zu reizen, die am 2. Januar 1504, als C. an der Gicht leidend darniederlag, in offene Gewaltthätigkeiten ausbrach. Die Mehrzahl der Mannschaft bemächtigte sich der angekauften Kanots und ruderte die Küste entlang, mit dem Vorsatz, vorerst nach Hispaniola und dann nach Spanien zurückzukehren. Ungünstige Witterung hielt die Meuterer an der Küste zurück; endlich verließen sie die Kanots und verbreiteten sich im Lande, wie eine zügellose Banditenbande hausend. C. mit der kleinen Schaar seiner Getreuen fühlte indessen den Mangel an Lebensmitteln immer schmerzlicher; die Lieferungen der Indianer wurden seltener, und diese benutzten die Noth der Spanier, um ihnen das Sechsfache von dem abzupressen, womit sie sich früher begnügt. In dieser Bedrängniß griff C. zu einer List, die ihm aus der Verlegenheit half, indem er eine eben eintretende Mondfinsterniß den entsetzten Indianern als eine Strafe des Himmels für sie schilderte. Von nun an erhielt der Admiral, dessen Ansehen mächtig gestiegen war, Lebensmittel in Ueberfluß, und die Spanier waren von der einen Furcht, Hungers zu sterben, befreit. Kaum aber war diese Noth vorüber, als eine neue Empörung auf dem Punkte stand, auszubrechen; da erblickte man Abends gegen die Dämmerung ein Fahrzeug, das vor dem Hafen beilegte und seine Schaluppe, in welcher Diego de Escobar, einer von Roldans Mitschuldigen, saß, zu den gestrandeten Schiffen sandte. Escobar brachte ein Schreiben Ovando's, in welchem dieser bedauerte, jetzt kein Schiff im Hafen zu haben, das groß genug sey, C. und seine Mannschaft zurückzuführen, in kurzer Zeit aber ein solches zu senden versprach. Gleichsam wie zum Spott begleitete diesen Brief ein Faß Wein und eine Speckseite als Geschenk für den Admiral. Dieser fühlte sich schmerzlich getäuscht; doch schrieb er einen freundlichen Brief an den Gouverneur und äußerte gegen die Mannschaft, um sie nicht zu entmuthigen, er sey mit den erhaltenen Nachrichten zufrieden und hoffe bald auf erlösende Schiffe, obwohl er nur zu sehr die heimtückische Absicht Ovando's erkannte, ihn auf Jamaika umkommen zu lassen. Ein Versuch C.'s, die Rebellenbande der Porras auf gütlichem Wege zur Pflicht zurückzuführen, scheiterte, und es bedurfte der Waffengewalt, ehe es dem Adelantado gelang, Porras gefangen zu nehmen und die Meuterer in die Flucht zu schlagen, bevor sie eine zweite Verrätherei an dem Admiral hatten ausüben können. Am folgenden Morgen baten die Rebellen in einer von ihnen allen unterzeichneten Bittschrift um Verzeihung, die C. großmüthig gewährte. Endlich nach einem Jahr voll bangen Harrens erschienen zwei Fahrzeuge zur Rettung der Spanier, das eine von dem getreuen Diego Mendez auf Kosten des Admirals gemiethet, das andere von Ovando, den die öffentliche Meinung endlich hierzu gezwungen, ausgerüstet. Am 28. Juni verließ C. das schiffbrüchige Fahrzeug, auf dem er so lange ein-

gekerkert gewesen, und landete am 18. August im Hafen von St. Domingo. Er wurde hier mit der ausgezeichnetsten Achtung empfangen; sein Unglück hatte seine Feinde ausgesöhnt, und selbst Ovando behandelte ihn mit der höchsten Zuvorkommenheit. C. sah bald, wie übel Ovando gewirthschaftet, aber es fehlte ihm die Macht, die Mißbräuche abzustellen. Seine eignen Angelegenheiten fand er in der größten Verwirrung; seine Renten und Zinsen waren nicht erhoben worden, wenigstens konnte er darüber weder vollständige Rechnung, noch gänzliche Liquidation erlangen. Die daraus entstehenden beständigen Mißhelligkeiten zwischen dem Gouverneur u. dem Admiral bestimmten diesen, seine Abreise von der Insel zu beschleunigen. Am 12. September ging er unter Segel, hatte jedoch kaum den Hafen verlassen, als ein plötzlicher Wind den Mast seines Schiffes niederriß; er ging an Bord des vom Adelantado befehligten Fahrzeugs, sandte das beschädigte nach St. Domingo zurück und segelte weiter. Die neue Welt entschwand auf ewig seinen Augen. Fortwährend von Stürmen beunruhigt, ging er endlich am 25. November im Hafen von San Lucar vor Anker, von wo er sich nach Sevilla führen ließ, um dort seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen.

Auch in Spanien fand C. seine Angelegenheiten in Unordnung. Von der Zeit an, als er in Ketten nach Spanien gesandt wurde, waren Renten und Zinsen nie richtig erhoben worden; die Quelle der Reichthümer, in deren Besitz ihn die Welt glaubte, hatte ihm bis jetzt fast unmerkliche Tropfen geliefert. Alles, was er von dem auf Hispaniola für ihn Bestimmten aufbringen konnte, war aufgegangen, um einen Theil seiner Schiffsequipage nach Spanien zurückzuführen, und die Krone blieb ihm noch einen Theil dieser Summe schuldig. Er verlangte, daß der König Ovando den Befehl gebe, ihm die rückständigen Summen ohne Aufschub zu bezahlen; noch eifriger aber trieb er, trotz des eignen Mangels, auf die Bezahlung des seinen Seeleuten ausgesetzten Soldes und schrieb deswegen wiederholt und energisch an die Souveräne. Auch drang er auf die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens, ihn in seine Stellen und Würden wieder einzusetzen, die er als die einzigen Trophäen seiner glänzenden Thaten betrachtete. Die wenig befriedigenden Antworten, die er erhielt, raubten ihm die Energie seines Geistes; sein körperlicher Zustand hinderte ihn, seine Sache bei Hofe selbst zu führen, und der Tod Isabella's entriß ihm endlich die einzige Freundin, auf die er noch vertrauen durfte. Seine standhaften Reklamationen schienen mit kalter Gleichgültigkeit aufgenommen zu werden; seinen Bitten, auch als er sie endlich persönlich vertrat, wurde nichts bewilligt, und man hatte nicht die geringste Achtung vor seinen Meinungen über verschiedene Gegenstände, an denen er Antheil nahm. Es wurden neue Instruktionen an Ovando gesandt, C. aber nicht ein Wort über deren Inhalt mitgetheilt. Ferdinand hatte all seine Dienste vergessen u. dachte an nichts, als an das Unschickliche, das er in seinen Bitten und Reklamationen fand. Als sich C. im Mai 1505 dem Hofe, der sich zu Segovia befand, vorstellte, empfing ihn zwar der König mit vielen Antheilsbezeigungen, aber mit kalter Höflichkeit. Ferdinand sah den gebeugten Mann den Schmerzen der Gicht immer mehr erliegen und suchte nichts, als Zeit zu gewinnen, um der Erfüllung seines Versprechens durch den Tod des Gläubigers überhoben zu seyn. Dazu mußte der Arme noch erfahren, mit welch teuflischer Grausamkeit die Spanier in der von ihm entdeckten Welt die unglücklichen Indianer hinschlachteten. Noch einmal entzündete sich in C.'s Brust die Hoffnung, als König Philipp und die Königin Johanna aus Flandern kamen, um den kastilischen Thron zu besteigen. Er schmeichelte sich, in Isabellens Tochter eine Beschützerin und Freundin zu finden, und sandte ein Schreiben an die Monarchen, worin er die Hoffnung aussprach, durch sie bald in seine Würden und Güter eingesetzt zu werden, und die Zusicherung gab, daß er, obgleich in diesem Augenblick ein Raub der grausamsten Martern, dennoch im Stande seyn werde, ihnen Dienste zu leisten, gegen welche die vergangenen nichts seyn würden. Es war das letzte Aufflammen dieses feurigen, unermüdlichen Geistes; nachdem er durch ein Testament gewissenhaft die Pflicht gegen seine Angehörigen erfüllt, † er am Himmelfahrtstage den 20. Mai 1506, ungefähr 70 Jahre alt, ein Opfer des schnödesten Undanks, er, der der spanischen Krone eine Welt geschenkt, als Bettler. Seine letzten Worte waren: „In manus tuas Domine commendo spiritum meum!" Sein Leichnam ward in dem Kloster des heil. Franciscus beigesetzt, u. die Exsequien wurden mit großer Feierlichkeit in der Parochialkirche Sta. Maria la Antiqua zu Valladolid begangen. Im Jahr 1513 wurden seine Ueberreste nach dem Karthäuserkloster de las Cuevas in Sevilla gebracht, später nach Hispaniola übergeschifft und dort in der Hauptkapelle der Kathedrale von St. Domingo begraben; aber auch hier fanden sie ihre bleibende Ruhestätte nicht, denn sie wurden wieder ausgegraben und nach Cuba und Havana gebracht. Ferdinand erkannte ihm nach seinem Tode die vorenthaltenen Würden zu und befahl, seinem Andenken ein Monument mit der Inschrift zu errichten: „Por Castilla y por Leon Nuevo Mundo halló Colon" (d. i.: Für Kastilien und Leon entdeckte die neue Welt Colon). C. war von hohem, schlankem Wuchse, wohlgeformt und muskulös, mit edler, würdevoller Haltung. Sein Gesicht war länglich und weder voll, noch mager, dabei voll Sommersprossen, und seine Gesichtszüge ins Bräunliche spielend; seine Nase war eine sogenannte Habichtsnase, seine Backenknochen etwas erhaben, seine Augen hellgrau und leicht entzündlich, sein ganzes Aeußeres imponirend. Sein Haar war in seiner Jugend von heller Farbe, doch wurde es durch Sorgen und Unruhen bald grau und im dreißigsten Jahre schneeweiß. In seiner Lebensart war er mäßig und einfach, beredt im Gespräch, einnehmend und leutselig gegen Fremde, im häuslichen Leben voll Anmuth und Liebenswürdigkeit. Von der Natur mit einem sehr reizbaren Temperament ausgestattet, hatte er doch Charakterstärke genug, sich zu beherrschen, und ließ sich fast nie zur Leidenschaft hinreißen. Sein edler und erhabener Ehr-

geiz erhob ihn über die erbärmlichen Kabalen, deren Opfer er wurde. Neid und Haß, die Dämonen, mit denen C. sein ganzes Leben lang zu kämpfen hatte, strebten umsonst, den Ruhmeskranz des gefeierten Mannes zu entblättern. Wie man zuvor den Träumer verlacht hatte, der an den Höfen der Monarchen Europa's um die Gunst bettelte, ihnen eine neue Welt schenken zu dürfen, so suchte man sein Verdienst, als er diesen Traum verwirklicht, dadurch zu schmälern, daß man ihm entweder die Originalität abstritt, oder es zum Unbedeutenden herabzuziehen strebte. Man erfand sogar ein Gerücht von einem Seemanne, der in C.'s Haus gestorben und aus dessen nachgelassenen Papieren C. seinen Plan geschöpft habe; die Nachwelt aber ist ein unparteiischerer Richter, als die Mitwelt. Mögen europäische Nationen mit den Bewohnern der westlichen Hemisphäre im Alterthum in Berührung gekommen seyn oder nicht, gewiß waren alle derartigen Traditionen gänzlich verschollen, und was die Sage von dem in C.'s Hause verstorbenen Seemanne betrifft, so trägt sie allzu sehr das Gepräge der Erfindung an sich, um weitläufiger Widerlegung zu bedürfen. C. starb, ohne die eigentliche Größe seiner Entdeckung kennen gelernt zu haben; bis zu seinem letzten Athemzuge glaubte er, daß durch ihn nur eine neue Handelsstraße zu alten Ländern geöffnet worden sey. Einem glücklichern Nachfolger war es vorbehalten, zu ernten, wo C. mit seiner besten Lebenskraft gesäet, dem Lande den Namen zu geben, dessen Schwelle er zuerst betreten. Das Tagebuch der ersten Reise, von C. selbst geschrieben, das nicht selten mit dichterischem Aufschwung die interessantesten Schilderungen von Land u. Volk gibt, gaben heraus: Navarrete in seinen „Viages de los Espannoles", 1. und 2. Bd., Madrid 1825 bis 1826; französisch mit Anmerkungen Rémusat, Balbi, Cuvier und Andere, unter dem Titel: „Rélations des quatre voyages entrepris par C. suivies de div. lettres et pièces inédites etc.", 3 Bde., Paris 1828. Vgl. Bossi, Vita di C., Mailand 1818, französisch Paris 1824; Spotorno, C. und seine Entdeckungen, deutsch von Ad. Wagner, Leipzig 1825; Wash. Irving, Life and voyages of C., 4 Bde., London 1828, deutsch von Meyer, 2. Auflage, Frankfurt 1832, und von Ungewitter, Frankfurt 1828 bis 1829; Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie etc., Paris 1834—35, deutsch von Ideler, Berlin 1835—39; Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Stuttgart und Augsburg 1858. C.'s Leben gab vielfach Stoff zu poetischen Darstellungen; dramatisch bearbeitet wurde es neuerdings von Prof. Werder in Berlin u. von Fr. Rückert (Frankf. 1845).

Der ältere Bruder des Entdeckers, Bartolomeo, ebenfalls Seemann, verließ noch vor jenem sein Vaterland u. erlangte in Lissabon als geschickter Kosmograph und Seekartenzeichner einen gewissen Ruf. Im Begriff, nach England zu reisen, um Heinrich VII. für des Bruders Unternehmen zu gewinnen, fiel er barbareskischen Seeräubern in die Hände, erhielt erst nach einigen Jahren seine Freiheit wieder und kam fast als Bettler in England an. Seine Bemühungen am englischen Hofe blieben fruchtlos, er setzte seinen Wanderstab nach Spanien zurück und erfuhr auf der Reise dahin zu Paris die Entdeckungen seines Bruders. In Spanien ehrenvoll aufgenommen u. geadelt, folgte er dem Admiral, der seine zweite Reise eben angetreten, nach Westindien, traf mit ihm auf Hispaniola zusammen und ward zu dessen Adelantado ernannt. Nach seines Bruders Abreise gründete er die Stadt St. Domingo, machte sich jedoch durch seine unbeugsame Strenge den Spaniern verhaßt. Die ausgezeichneten Dienste, die er in den verschiedenen Aufständen seinem Bruder leistete, sind oben erwähnt. Wie dieser ward er in Ketten nach Spanien zurückgebracht, befreit und leistete abermals, besonders auf Jamaika, dem Admiral die trefflichsten Dienste. Endlich bekam er vom spanischen Hofe die kleine Insel Mona zwischen Hayti und Portorico geschenkt und die Direktion über die Bergwerke auf Cuba. Auch er war ein vollendeter Seemann, kräftig und durchdringend von Verstand, wie der Admiral, doch weniger Enthusiast und Idealist, als dieser. Er † auf Hispaniola den 12. Aug. 1514, gerade als man ihm die Ansiedlung Veragua zugedacht hatte. Der zweite Bruder, Giacomo (spanisch Diego), ward nach der Entdeckung Amerika's ebenfalls geadelt, Gouverneur und Präsident des Raths von Kastilien. Der älteste Sohn des Entdeckers, Don Diego, folgte seinem Vater in der Würde eines Admirals von Indien und erhielt den Besitz der Landschaft Veragua mit dem Titel eines Herzogs von Veragua und Markgrafen von Jamaika, nebst der Grandezza. Don Fernando, ein unehelicher Sohn Christoforo's von der Beatrix Enriquez aus Cordova, um 1490 geb., begleitete den Vater auf seiner letzten Reise, trat dann in den geistlichen Stand, bereiste Europa, um Bibliotheken zu sammeln, und † 1540 auf seinem Landsitz bei Sevilla. Seine reichhaltige Bibliothek, die Biblioteca Colombina, gegen 12,000 Bände, hinterließ er der Domkirche zu Sevilla. Er schrieb spanisch das Leben seines Vaters (italienisch von Alf. Ulloa, Venedig 1571, n. Aufl. 1614, französisch von Cotolendi, Paris 1681). Don Luis, Marquese Colon, Herzog von Veragua, Sohn Diego's, erhielt statt des Herzogthums Veragua die Stadt la Vega auf Jamaika mit einem weitläufigen Gebiete als Herzogthum und jährlich 10,000 Golddublonen statt des Colombo angewiesenen Zehntels aller Erzeugnisse Indiens. Mit seinem Neffen und Erben, Diego, starb 1578 die männliche Linie aus.

Colon (lat.), Grimmdarm.

Colon, angenommener Name des Christoforo Colombo in Spanien, um sich von den Nebenlinien seines Hauses zu unterscheiden.

Colonel (franz.), Oberst; dann Namen einer Schriftgattung zwischen Petit u. Nonpareille.

Colonel-lieutenant (franz.), Kommandeur eines Regiments unter einem Obersten; Lieutenant-colonel, Oberstlieutenant. Colonel-général, Inspektor einer Waffengattung, meist der Kavalerie.

Colonia (lat.), angebauter Ort, Ansiedelung (s. Kolonie), im Mittelalter ein Bauerngut von so viel Land, als ein Bauer bearbeiten konnte.

Colonia, Stadt der Trinobanter im römischen Britannien, jetzt Colchester, wo noch jetzt römische Alterthümer gefunden werden.

Colonia Agrippina, Stadt in Gallia belgica, am Rhein, früher Oppidum oder Ara Ubiorum genannt, zu deren Gebiet sie gehörte. Da sie der Geburtsort der Agrippina, Tochter des Germanicus und Gemahlin des Kaisers Claudius, war, so sandte dieser auf Betrieb jener 50 n. Chr. eine römische Kolonie dorthin und erhob sie zur Hauptstadt Niedergermaniens; die Bürger, die das Jus Italicum hatten, gelangten bald zu Macht und Reichthum, die Stadt zu hoher Blüthe. Von den neuen Namen, die sie von den Römern erhielt, Colonia Agrippinensis, C. Claudia Augusta Agrippinensis oder C. Agrippina, erhielt sich nur der Name Colonia und verwandelte sich in unser Köln (s. d.).

Colonia del Sacramento, Stadt im südamerik. Staat Uruguay, Buenos-Ayres gegenüber, Hauptstadt des gleichnamigen Departements, ist stark befestigt u. hat 5000 Einwohner.

Coloni dominici (Coloni fiscales, lat.), frohnpflichtige Unterthanen, denen die Bestellung der Kammergüterfelder obliegt.

Coloni ecclesiarum (lat.), Bauern, welche zur Bestellung der Kirchenäcker verpflichtet sind.

Colonna, alte Adelsfamilie im Kirchenstaat, welche ihren Namen von dem gleichnamigen, 4 Meilen von Rom entfernten Flecken führt und das ganze Mittelalter hindurch durch ihre großen Besitzungen, unter denen vornehmlich die Stadt Palestrina zu nennen ist, ihre festungsähnlichen Paläste und die große Schaar ihrer Klienten auf die Angelegenheiten des Kirchenstaats und auf die Papstwahl einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Aus ihr sind außer dem Papst Martin V. (Ottone C.) viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte u. Schriftsteller hervorgegangen. Egidio, berühmter Scholastiker, geboren 1247, war Professor zu Paris (doctor fundatissimus et theologorum princeps), Augustinergeneral und Erzieher Philipps des Schönen, für den er den Traktat „De regimine principum" (Rom 1492) schrieb, und † 1316. Er war ein eifriger Realist und Anhänger des Thomas von Aquino. Giacomo, früher Archidiakon zu Pisa, wurde von Nikolaus III. 1278 zum Kardinal erhoben und von Nikolaus IV. mit dem Erzpriesterthum von St. Maria Maggiore und dem Protektorat des Ordens von Santiago begabt. Von Bonifacius VIII., dem Feinde seines Hauses, seiner Würden entsetzt und mit dem Kirchenbanne belegt, floh er nach Perugia u. verbarg sich in dem Hause eines Freundes. Nachdem er von Klemens V. wieder in seine Würden eingesetzt worden, † er den 14. August 1318. Sein Bruder, Stefano, floh vor Bonifacius VIII. nach Frankreich, kehrte aber mit seinem Bruder Sciarra von da zurück und nahm Theil an der Gefangennahme des Papstes. Als Ludwig der Bayer in Rom einzog, mußte er als Anhänger des Papstes die Stadt verlassen und in Avignon Zuflucht suchen. Bald darauf in die Heimath zurückgekehrt, wurde er nach dem Abzug des Kaisers in die Stadt aufgenommen und zum Senator ernannt, in welcher Würde er sich zu erhalten wußte, bis Cola Rienzi durch einen Volksauflauf ihn zwang, nach Palestrina zu entfliehen. Er öffnete endlich seine Festungen der Republik und erkannte die neue Herrschaft an; als er aber den in seinem Glücke übermüthigen Tribun bei einem Gastmahle gereizt, ließ ihn dieser nebst allen anwesenden adeligen Herren verhaften. Als Hochverräther verurtheilt, ward er auf Antrag des Tribuns selbst begnadigt. Doch ward C. dadurch mit seinem Feinde nicht versöhnt; von seiner Burg Marino aus verwüstete er das römische Gebiet, nahm Palestrina und suchte sich selbst der Hauptstadt zu bemächtigen, kam aber bei diesem Versuche um das Leben. Sein Bruder, Sciarra, war unter Bonifacius VIII. Befehlshaber von Palestrina, entfloh, von diesem Papst belagert, wurde bei Anzo, wo er Zuflucht gefunden, von Seeräubern ergriffen und an die Ruderbank geschmiedet. In Marseille erkannt und losgekauft, kehrte er mit seinem Bruder Stefano und dem Franzosen Nogaret über die Alpen zurück, öffnete sich durch Bestechung die Stadt Agnani, erstieg den Palast des heiligen Vaters und fand den 86jährigen Greis in brünstigem Gebet vor dem Altar seiner Hauskapelle liegen, , ohne daß Einer wagte, ihm ein Haar zu krümmen. Drei Tage vergingen in fruchtlosen Berathungen, bis die Bürger der Stadt sich ermannten und das Kirchenoberhaupt befreiten. Nach Bonifacius' Tode kehrte Sciarra nebst den übrigen Gliedern seines Hauses nach Rom zurück, öffnete den Kaisern Heinrich VII. und Ludwig dem Bayer die Thore der Hauptstadt und hatte die Ehre, dem letzteren in der Peterskirche am 17. Januar 1328 das Diadem zu überreichen, weshalb er über der silbernen Säule seines Wappenschildes eine goldene Krone führen durfte. Ein Versuch, Johann XXII. zu entthronen, mißlang; C. ward aus Rom vertrieben u. † im Exil. Sein jüngster Bruder, Prospero, der Berühmteste seines Geschlechts, nahm als Anhänger Karls VIII. Ostia für die Fremdlinge ein, öffnete ihnen Viterbo und wollte eben Rom selbst ihnen überliefern, als es Alexander VI. ihn zu verhaften gelang. Karls Vortruppen befreiten ihn aus dieser Haft, und er schloß sich mit all den Seinigen dem französischen Heere an. Karl belohnte diese Dienste mit verschwenderischer Freigebigkeit; nichtsdestoweniger aber schloß C., als Karls Glücksstern erbleichte, einen Vertrag mit dem aragonischen Königshause, um sich nicht nur Verzeihung, sondern auch die Bestätigung seiner neuen Erwerbungen zu sichern. Die Vertreibung der Franzosen war die nächste Folge dieses Vertrags. Als diese, durch den Theilungstraktat zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen herbeigerufen, wieder in Unteritalien eindrangen, suchte C. Friedrichs von Aragon wankenden Thron zu stützen, mußte sich aber unterwerfen, nachdem Friedrich selbst seine Sache aufgegeben. Er that es aber nur, um Zeit zu gewinnen und mit dem Großkapitän unterhandeln zu können, unter dessen Fahnen er schon in dem Treffen bei Barletta und bei der Einnahme von Neapel stand. Von hier aus wurde er mit 1200 Mann nach Rom gesandt, um

dem französischen Einflusse als Gegengewicht zu dienen, und dies gelang ihm auch in so vollkommenem Maße, daß Pius III. ruhig gewählt werden konnte. Nebenbei wußte er sich von Cäsar Borgia die Herausgabe aller von Alexander VI. den C.'s entrissenen Vesten zu erzwingen. Darauf zog er sich zur Hauptarmee zurück, entsetzte das von den Franzosen hart bedrängte Roccasecca und entschied die Schlacht am Garigliano. Die folgenden italienischen Kriege gaben ihm Gelegenheit, seinen Waffenruhm zu vergrößern; der Sieg bei Vicenza war sein Werk, und er war es auch, der den Einfall der Schweizer in Piemont veranlaßte. Schon war fast die ganze Provinz genommen, als er sich durch die Stellung des französischen Heeres täuschen ließ, überfallen wurde und sich gefangen geben mußte. Anfangs des folgenden Jahres 1516 löste er sich mit 350 Pfund Gold u. fand bald darauf Gelegenheit, die vollständigste Rache zu nehmen. In dem neuen Kriege mit Frankreich befehligte er nicht nur die päpstlichen Truppen, sondern auch das gesammte Heer der Verbündeten und entriß den Franzosen Italien für immer. Das neue franz. Heer unter Lautrec schlug er an dem Tage bei Bicocca, den 27. April 1522, vollständig aufs Haupt und endigte den Feldzug durch die Einnahme von Cremona und Genua. Gleich rühmlich endete der folgende, obgleich C.'s zerrüttete Gesundheit ihn zwang, den Bewegungen des Heeres in einer Sänfte zu folgen. Kaum aber hatte der französische Feldherr Bonnivet die Winterquartiere bezogen, als C. am 30. December 1523 im 71. Lebensjahre †, wie man sagt, in Folge einer Vergiftung oder eines Liebestranks. Er war ohne Zweifel der größte Feldherr seiner Zeit, namentlich that es ihm Niemand in der Kunst, ein Lager oder Schlachtfeld zu wählen, zuvor. Gegen den Besiegten und Unbewaffneten war er mild, daher er auch „Paganorum defensor et Italicae gentis pater" genannt wurde. Sein Neffe, Pompeo, geb. den 12. Mai 1479, wurde von seinem Oheim, der zugleich sein Vormund war, gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Als sich das Gerücht vom Tode des Papstes Julius II. verbreitete, bemächtigte sich Pompeo durch Ueberfall des Kapitols, ward aber von dem noch lebenden Papste gezüchtigt und seiner Würden entsetzt. Doch kam er wieder zu Gnaden, u. Julius' Nachfolger, Leo X., ernannte ihn sogar zum Kardinal, in welcher Eigenschaft er die seltensten Talente entfaltete. Hadrians VI. Wahl war sein Werk, und dessen Nachfolger, Julius von Medicis, mußte sich die Stimme des mächtigen Kardinals durch schwere Opfer erwerben. Ein Zwist mit dem Papste beraubte C. des Purpurs, doch wurde er nach stattgefundener Versöhnung wieder in das Kardinalkollegium eingeführt, zum Legaten in Ancona und zum Erzbischof von Monreale und endlich von Karl V. 1530 zum Vicekönig von Neapel ernannt. C. † am 28. Juni 1532 in den Armen des Philosophen Aug. Niphus. Er war ein eifriger Beförderer der Gartenkunst und geschmackvoller Dichter; sein Hauptwerk „De laudibus mulierum" schrieb er zu Ehren der Vittoria C. Fabrizio C. betrat die kriegerische Laufbahn und focht erst auf Karls VIII. Seite, ging dann zu Ferdinand dem Katholischen über und vertheidigte 1501 Capua gegen die Franzosen, fiel aber, nachdem eine Empörung der Bürger den Feinden die Thore geöffnet hatte, in deren Gefangenschaft. Gegen ein starkes Lösegeld freigelassen, half er die Niederlage der Franzosen am Garigliano entscheiden, focht dann tapfer in dem durch die Ligue von Cambray herbeigeführten Kriege u. † als Connetable des Königreichs Neapel den 15. März 1520. Seine Tochter, Vittoria, Marquese von Pescara, berühmte Dichterin, ward um 1490 zu Marino geboren und schon in ihrem vierten Jahre mit Fern. Franc. d'Avalos, Marchese de Pescara, einem Knaben von gleichem Alter, verlobt. Ihre Talente entwickelten sich schon in zartem Alter, durch eine sorgfältige Erziehung gepflegt, und ihre Schönheit zog ihr die Bewerbungen verschiedener italien. Fürsten zu, die sie alle ausschlug, um ihrem Verlobten ihre Hand zu reichen. Mit diesem lebte sie dann in glücklicher Ehe. Als aber derselbe 1525 in der Schlacht bei Pavia gefallen war, suchte sie Trost in der Poesie. Nachdem sie sieben Jahre in tiefster Zurückgezogenheit zu Neapel und auf Ischia gelebt, begab sie sich in ein Kloster, erst zu Orvieto, dann zu Viterbo, und ließ sich endlich in Rom nieder, wo sie im Februar 1547 †. Sie stand mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in freundschaftlichem Verkehr, und namentlich feierte sie der große Michel Angelo in seinen Gedichten. Ihre Gedichte, unter denen besonders ihre „Rime spirituali" (Venedig 1548) tiefes Gefühl und geläuterte Frömmigkeit kund geben, erschienen Parma 1538, Bologna 1542 und 1543, vollständiger Venedig 1548, Florenz 1558, Neapel 1692 u. 1693, 2 Bde.; mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin von Giamb. Rota (Bergamo 1760), am vollständigsten von Ercole Visconti (Rom 1840). Marc Antonio diente als Kriegsmann den Spaniern und leitete unter Alba's Oberbefehl ihre Operationen gegen den Kirchenstaat mit so viel Erfolg, daß Pius IV. den Verbannten zurückrief und Pius V. ihm 1570 die gegen die Türken ausgerüstete Expedition anvertraute. So half er den Sieg bei Lepanto erfechten und genoß nach seiner Rückkehr nach Rom die Ehre des Triumphs. Er verwaltete darauf Sicilien einige Jahre als Vicekönig und wollte eben in Spanien den Oberbefehl der Armada übernehmen, als er erkrankte und zu Medinaceli, nur 49 Jahre alt, den 1. August 1585 †. Gegenwärtig blüht die Familie noch in drei Zweigen, wovon der eine, C.-Paliano, in Rom und Neapel, der zweite, C.-di-Sciarra, der sich wieder in zwei Linien, C.-di-Sciarra und C.-Barberini, theilt, in Rom, und der dritte, C.-Stigliano, in Neapel seinen Sitz hat. Der Palast Colonna in Rom, am Fuße des Quirinals, ist berühmt durch seine prachtvolle, 160 Fuß lange und 36 Fuß breite Gallerie, welche zu den herrlichen Gärten führt, und durch seine reichen Kunstschätze.

Colonna, Michel Angelo, italien. Maler, um 1600 zu Ravenna geboren, Schüler Caprera's zu Como u. Gabriel Ferrantini's zu Bologna, Nachahmer Dentone's, erlangte bald als Wandmaler, sowohl im Architektonischen, als im

Figurenfache großen Ruf. Später arbeitete er mit A. Mitelli an verschiedenen Höfen, namentlich in Spanien unter Philipp IV. Vortreffliche Werke von C. finden sich noch zu Bologna in Kirchen, Sälen ꝛc. und im Palast Pitti zu Florenz. C. besaß die glückliche Gabe, sich rasch in den Styl der Meister, neben denen er an Einem Werke thätig seyn mußte, einzuarbeiten, so daß solche Werke stets aus einem Gusse zu seyn schienen. Crespi erklärte ihn für den besten Freskomaler Bologna's. C. † zu Bologna 1687. Sein selbst gemaltes Bildniß stach Gregori.

Colonnaro, spanische, in und für Peru geprägte Silbermünze, entweder rund von Thalergröße, oder dick und vieleckig von Guldengröße, zu 8 Realen. Auf dem Avers befindet sich im 1. und 4. Felde das kastilianische Kastell, im 2. und 3. der leonische Löwe; auf dem Revers sind die gekrönten, von Wellen bespülten Herculessäulen; dazwischen drei Zeilen, obere: 1. 8. E., mittlere: Plus ultra, untere: 1. 8. P. Umschrift: Anno 1678. El Peru. Man hat auch halbe von demselben Gepräge.

Colonsa (Klein-Colonsay, auch Colorsa), Hebrideninsel südlich von Ulva, nur von einer Schäferfamilie bewohnt, aber merkwürdig wegen ihrer, denen von Staffa ähnlichen Basaltgebilde.

Colonsa (Colonsay) und **Oronsay,** zwei britische Inseln, zur schottischen Hebridengruppe gehörig, nördlich von Isla, nur durch einen schmalen Sund von einander getrennt, der bei niedrigem Wasserstand zu Fuß passirt werden kann. Sie haben etwas über $1/3$ □M. Flächeninhalt u. 800 Einw., sämmtlich Hochschotten, welche Schafzucht und Kalkbrennerei treiben.

Colonus (lat.), s. Kolonist.

Colophon, Stadt in Lydien, eine der bedeutenderen des jonischen Bundes, am Halesus, dem kältesten Flusse Joniens, 70 Stadien von Ephesus, 120 Stadien von Lebedus entfernt, soll eine Gründung des Mopsus, Enkels des Tiresias, gewesen seyn. In seiner Blüthezeit glänzte es durch seine Seemacht, sowie durch die Trefflichkeit seiner Pferde und seiner Reiterei. Der Hafen von C., das nicht unmittelbar am Meere lag, hieß Notium. In der Nähe war das berühmte Orakel des Apollo Clarius. C. stritt mit um die Ehre, Vaterstadt des Homer zu seyn; geboren sind außerdem hier Mimnermus, Hermesianax u. Nicander. C. wurde mehrmals erobert, unter And. von Gyges, dem Könige von Lydien, von den Persern während des peloponnesischen Kriegs, von Lysimachus u. von cilicischen Seeräubern. Während der persischen Herrschaft waren die Einwohner aus der Stadt nach dem Hafen Notium übergesiedelt; Lysimachus führte sie gewaltsam nach Ephesus aus. C., das dessen ungeachtet nicht ganz sank, erhielt in dem Frieden mit Antiochus dem Großen von den Römern Immunität. Bekannt ist das von dieser Stadt benannte Kolophonium (Resina Colophonia). Einige unbedeutende Ruinen von C. sind bei dem Flecken Chilli oder Zille befindlich.

Color (lat.), Farbe.

Colorado, auch Red River von Texas oder der C. von Texas genannt, nordamerikanischer Fluß im Staat Texas, einer der wichtigsten Flüsse des Staates, entspringt unter 29° 40' westl. Br. in den Guadaloupebergen, fließt bis zur Einmündung des Pasigono nach Nordosten, schlägt hierauf eine südöstliche Richtung ein und geht über Austin, die Hauptstadt von Texas, Comanche, Bastrop, la Grange, Columbia und Matagorda in den Busen von Matagorda, nachdem er sich in zwei Arme getheilt. Seine Länge beträgt gegen 800 englische Meilen, die größte Breite 250 F. Seine Hauptnebenflüsse sind der San-Saba, Llano, Chimal, Pedronales. Er führt seinen Namen „rother Fluß" mit Unrecht, denn bei heiterem Wetter, wie es gewöhnlich ist, ist sein Wasser durchsichtig grün, nur bei anhaltendem Regen wird es etwas trübe. Was die Wassermasse und die Wichtigkeit für Binnenschifffahrt anbetrifft, so steht er in dieser Beziehung dem Brazos gleich. Er dürfte, nach Wegräumung mancher Schwierigkeiten, bis nach Austin, ungefähr 220 engl. M., befahren werden können. Seine Ufer sind holzreich u. fruchtbar.

Coloramento (ital.), Färbung, Farbengebung; die Art der Anordnung der Farben auf einem Gemälde. Vergl. Kolorit.

Coloritium (lat., Koloritz), breiartige Mischung aus Salpeter, Vitriol, Alaun, Salmiak und Grünspan, womit das goldhaltige Silber auf dem Streichsteine probirt wird.

Colossä, Stadt in Großphrygien, am Lycus, der hier den Mäander aufnimmt und seinen unterirdischen Lauf beginnt und erst nach fünf Stadien wieder zum Vorschein kommt. C. hatte eine demokratische Verfassung und anfangs einen Archonten, später einen Prätor an der Spitze. Zu Schutzherren hatte es nach einander die Perser, Macedonier, Seleuciden; vom König Attalus von Pergamo ging endlich diese Herrschaft auf die Römer über. Nach Herodot und Xenophon war C. eine große und bevölkerte Stadt; Strabo dagegen zählt sie nur zu den kleineren Städten Phrygiens, Ptolemäus und die Itinerarien schweigen ganz von ihr. Schwerlich würde sie in späterer Zeit wieder erwähnt worden seyn, wenn nicht des Apostels Paulus Brief an die Kolosser den Namen der Stadt, den Christen wenigstens, unvergeßlich gemacht hätte. Im Mittelalter hieß sie Chona, und diesen Namen (Khónas) führen noch jetzt die Trümmer, die nach der Verwüstung der Stadt durch die Türken ihre Stätte bedecken.

Colosseum (jetzt Colisseo), Vespasians berühmtes Bauwerk in Rom, s. Rom und Amphitheater.

Colostrum (lat.), die erste noch wässerige Milch der Kindbetterinnen, erfolgt den ersten oder zweiten Tag nach der Entbindung und bewirkt beim Kinde den Abgang des Kindspechs.

Colotes, griech. Philosoph, Schüler Epikurs, aus Lampsacus, durch eine von ihm dem Könige Ptolemäus (wahrscheinlich Philopator) gewidmete philosophische Schrift bekannt, in welcher er gegen andere, besonders ältere Philosophen in sehr scharfer, ja gehässiger Weise auftritt und die zwar ebenfalls verloren gegangen, jedoch durch eine Gegenschrift Plutarchs näher bekannt geworden ist.

Colporteur (franz.), Hausirer, Tabulettrager, besonders Person, welche in Auftrag von Buchhändlern, Antiquaren ꝛc. Bücher ꝛc. zum Verkauf

herumträgt od. Subskribenten rc. sammelt; dann Einsammler der Gelder für öffentliche Kassen. Daher Colportage, Erlös für zum Verkauf ausgetragene Gegenstände.

Colquhoun, Patrick, berühmter englischer Schriftsteller und Staatsmann, 1747 zu Dumbarton in Schottland geboren, ging, früh verwaist, im 16. Jahre nach Virginien, um sich dem Handel zu widmen, kehrte aber schon nach 5 Jahren in sein Vaterland zurück, etablirte sich zu Glasgow und ward Lord provost dieser Stadt, die seiner Wirksamkeit viele zweckmäßige Einrichtungen verdankte. Durch eine Darstellung des britischen Baumwollenhandels, die er dem Minister Pitt überreichte, veranlaßte er die Parlamentsakte, welche die Manufakturisten vom Auktionszolle befreite, und eine Reise nach den Niederlanden benutzte er, um den Vertrieb der englischen Baumwollenwaaren auf dem Kontinente auszudehnen. Im Jahr 1789 siedelte er sich mit seiner Familie nach London über, wo er seit 1792 ein Polizeiamt verwaltete und als Einnehmer im Polizeibureau der Themse namentlich die Schiffe vor den Beraubungen sicherte, denen sie bisher ausgesetzt gewesen waren. Auch die Noth der Armen suchte er nach Kräften zu lindern, indem er in Gemeinschaft mit den Quäkern drei große Suppenhäuser begründete. Im J. 1797 ernannte ihn die Universität zu Glasgow als virum egregium, tamdiu legum interpretem et acerrimum vindicem zum Doktor der Rechte; 1798 zog er nach Westminster, wo er ebenfalls eine Suppenanstalt und eine Armenschule stiftete, und 1804 ward er von Hamburg und dann auch von Bremen und Lübeck zu ihren Agenten in London gewählt. Er † am 25. April 1820. C. schrieb: „On the police of the Metropolis“ (London 1796, deutsch von Volkmann, Leipzig 1802); „A new system of education for the labouring people“ (London 1806); „A treatise on indigence“ (das. 1807); „On the population wealth, power and resources of the British empire“ (das. 1814, deutsch von Fick, Nürnberg 1815).

Colton, Caleb, berühmter englischer Dichter, ein verwahrloster Mensch, als Schriftsteller aber Walter Scott und Coleridge an die Seite zu stellen, in Spiel und Trunk dem Gemeinsten gleich. C. ward um 1780 geboren, im Kollegium zu Eton erzogen, studirte in Cambridge und gelangte früh zu geistlichen Würden. Als Vikar von Tiverton gab er die ersten Beweise vielleicht lange unterdrückter Ausschweifungen: er, der auf der Kanzel seine Gemeinde mit der hinreißendsten Beredsamkeit beherrschte, gebrauchte Stellung und Talent, um seine Bauern zu narren und zu persönlichen Zwecken auszubeuten. Später wurde er Vikar in Kew. Obwohl hier seine Einkünfte nicht unbedeutend waren, so versetzte ihn sein regelloses Leben doch oft in das tiefste Elend, und bald hatte er in Wirths- und Spielhäusern seinen guten Ruf erschüttert und sah sich allmählig von einem Freund nach dem andern verlassen und zurückgestoßen. In der tiefsten Noth schrieb er auf dem Kornspeicher eines armen Kaufmanns zu Peterham seinen „Lacon“, ein philosophisches Werk, das die Bewunderung von ganz England auf sich zog. Dieser Erfolg, der ihm Ruf und Vermögen auf einmal wieder herstellte, war jedoch nicht nachhaltend; bald saß C. wieder in den Kneipen von St. James, spielte, trank und fluchte, bis er endlich von seinen Gläubigern so hart bedrängt wurde, daß er sich genöthigt sah, nach Amerika zu entweichen. Als er auch dort in Noth gerieth, wendete er sich nach Paris, wo er nach einander Gemäldetrödler, Weinhändler, Dichter, Korrespondent des „Morning-Chronicle“, aber stets Spieler war. Er war stolz darauf, für einen unbändigen Spieler zu gelten, gewann oft außerordentliche Summen (eines Tags bei Frascati 96,000 Fr.), verlor aber eben so rasch, und griff dann zu den schmutzigsten Mitteln, um wieder „spielfähig“ zu werden. In einem um den Leib gebundenen Tuch trug er damals stets sein ganzes Vermögen mit sich herum, oft ansehnliche Summen, oft wenige Heller. Zuletzt begab er sich nach Fontainebleau in eine elende Herberge und erschoß sich. Vor seinem „Lacon, or many things in few words“ (London 1820) war von ihm erschienen „A plain and authentic narrative of the stamford Ghost“ und „Hypocrisy“, ein satyrisches Gedicht.

Colum (lat.), Seihgefäß, Durchschlag; daher C. nivarium, durchschlagähnliches Gefäß, vermittelst dessen man Schnee- und Eiswasser gewinnt und klärt, um den Wein damit anzufrischen, bei Reichen oft von Silber, während Ärmere sich eines Seihsacks (Saccus nivarius) bedienten; in der Chemie s. v. a. Filtrirtuch; in der Anatomie s. v. a. Colon, Grimmdarm.

Columba (lat.), taubenförmiges Gefäß, welches in den Kirchen über dem Altare hing und die Büchse enthielt, in der die geweihete Hostie für Krankenkommunionen aufbewahrt wurde.

Columbanus (auch Columba und Columbanus Sanctus), Heiliger, einer der ältesten Apostel des Christenthums bei den Germanen, wurde um 550 in dem irländischen Distrikte Leinster (Lagenorum terra) geboren, machte für seine Zeit sehr umfassende und gründliche Studien, ward dann Mönch des irischen Klosters Banker und ward von dem damals allgemeinen Drange des Bekehrungseifers mitergriffen. An der Spitze mehrer Klosterbrüder begab er sich 590 nach Gallien, wo, bei dem dort herrschenden Verfall der kirchlichen und Sittenzucht, ihrer Thätigkeit ein weites Feld geöffnet war. König Childebert von Burgund öffnete ihnen zuvorkommend sein Land, und C., alle sonstigen königlichen Gunstverheißungen zurückweisend, wählte eine der wüstesten Gegenden in den Vogesen zur Gründung seines ersten Klosters. Es war dies Anagrates (Anegray). In kurzer Zeit folgten dieser die Gründung von 4 anderen Klöstern (zu Luxovium [Luxeil], Fontané, Palatium und im Juragebirg) und endlich die eines Jungfrauenstifts zu Besançon. Die von C. für diese Klöster aufgesetzte Regel schloß sich zunächst der des heil. Benedikt an, scheint sie jedoch an Strenge noch übertroffen zu haben, denn so hoch stieg in wenigen Jahren der Einfluß, den sich die neue Kongregation durch ihren Fleiß, ihre Sittenzucht, ihre wissenschaftliche Bildung rc. erworben hatte, daß sich selbst die Machthaber vor ihr beugten. Als aber nach dem Tode Childeberts unter dessen Söhnen Theoderich

u. Theodebert Mißhelligkeiten ausbrachen, erhielt C. den Befehl, sich nach Irland zurück zu verfügen. Im 20. Jahre nach seiner Niederlassung in Burgund (610) wurde er nach Nantes geschafft, wo er eingeschifft werden sollte. Die Legenden erzählen von dieser Reise viele Wundergeschichten und lassen die Einschiffung durch allerlei mächtige Naturereignisse gehindert werden, woraus sich nur so viel als wahr zu ergeben scheint, daß man ihn in Nantes absichtlich ohne Wache ließ und Zeit zum Entweichen gab; so gelangte er zu Chlothar, Chilperichs Sohn, König von Neustrien, der ihn freundlich aufnahm u. das begehrte Geleite nach Italien gab. Aber schon im Gebiete Theodeberts, Königs von Austrasien, erwarteten ihn neue Triumphe, König und Vasallen begehrten sein Bleiben, und so ließ er sich denn in Brigantia (Bregenz) nieder und verbreitete das Christenthum unter den Deutschen. Als 612 Theodebert und ein Jahr später auch Theoderich gestorben waren, der Sohn des Letztern, Siegbert, aber vor Chlothar, dem König von Neustrien, weichen mußte, der sich nun des ganzen burgundischen Reichs bemächtigte, begab sich C. in die Lombardei und suchte von Mailand aus den unter den Longobarden herrschenden Arianismus zu bekämpfen. Als er hier hörte, daß in den Apenninen hart am Flusse Trivia (Trebia) an einer Bobbio genannten Stätte sich Ruinen einer alten Basilika des heil. Petrus vorfänden, denen man viel Wunderbares nachsagte, begab er sich dorthin und errichtete ein Kloster, Bobbio genannt, wo er am 29. November 615 †. Seine Kongregation vereinigte sich im 9. Jahrhundert mit den Benediktinern. Seine sämmtlichen Schriften gab Flemming (Löwen 1667) heraus; sein Leben beschrieb sein Schüler Jonas, Abt von Luxovium (in Mabillons „Act. Sanct. Ord. Bened., Th. II, S. 3 f.).

Columbaria, 1) Insel an der nordwestlichen Spitze Siciliens, Drepanum gegenüber, hat ihren Namen von ihrem Taubenreichthum; jetzt Colombari. — 2) Insel an der etrurischen Küste, jetzt Palmajola.

Columbarium (lat.), Taubenhaus; dann unterirdische Grabkammer mit reihenweise übereinander angebrachten Nischen zur Aufnahme der Aschenkrüge. Solche Kolumbarien sind von großem Werthe für die Geschichte der Kunst und der römischen Antiquitäten, wie der 1726 in der Nähe von Rom gemachte Fund des C. der Freigelassenen und Sklaven der Livia Augusta darthat. Die zahlreichen Inschriften, Urnen, Sarkophage ꝛc., welche hier zu Tage kamen, veranlaßten Gori zur „Descriptio Monumenti s. Columbarii Libertorum et Servorum Liviae Augustae et Caesarum“ (Flor. 1726), u. 1735 wurde von demselben zu Florenz eine eigene „Accademia Columbaria“ gestiftet. Zwei andere Kolumbarien aus dem Zeitalter des Augustus wurden 1840 von Campana in der Nähe der Porta Latina zu Rom aufgedeckt. Das größere liegt dicht an der appischen Straße bei dem Drususbogen, bildet ein längliches Viereck und enthält 9 Reihen von Nischen über einander. Die Inschriften nennen Personen, welche Aemter im kaiserl. Palaste bekleideten, von Augustus bis Nero.

Columbia, Fluß, s. Oregon.

Columbia, 1) (Colombia), sonst südamerikanischer Staat, seit 1831 in die drei Republiken Venezuela, Neugranada und Ecuador getheilt, umfaßte einen großen Theil des vormaligen spanischen Südamerika, nämlich die Generalkapitanerie Caraccas und das Vicekönigreich Neugranada nebst Quito und den 2 Provinzen Veragua und Panama und grenzte gegen Norden an das karaibische Meer, gegen Osten an das atlantische Meer, das britische und französische Guyana und Brasilien, gegen Süden an Brasilien und Peru und gegen Westen an das stille Meer und an die Vereinigten Staaten des mittleren Amerika (Guatemala). Die Entdekkung dieser Länder begann an der Ostküste durch Columbus, der auf seiner dritten Entdeckungsreise 1498 die Küste des südamerikan. Kontinents zuerst auffand, den Theil derselben von der Mündung des Orinoco bis zur Insel Margarita befuhr und für den König von Spanien in Besitz nahm. Schon im folgenden Jahre erschienen Amerigo Vespucci und Alonso de Ojeda an dieser Küste, drangen mehr westlich vor, fanden den See Maracaibo und gaben der Gegend, wo sie landeten und wo sie Indianerdörfer auf Pfählen erbaut fanden, was sie an Venedig erinnerte, den Namen Venezuela (d. h. Klein-Venedig), welcher Name hernach auf die ganze Provinz überging. Auch nannten die ersten Entdecker dieses nördlichen Küstenlandes Südamerika's, im Gegensatze der bis dahin gemachten Entdeckungen Westindiens, die nur aus Inseln bestanden, dasselbe Terra Firma (Festland), welche Benennung später auf die ganze große Küste von der Mündung des Orinoco bis zum stillen Ocean u. Guatemala ausgedehnt wurde, indem man eine westliche und östliche Terra Firma unterschied. Bald entstanden hier Ansiedelungen der Spanier, worunter Cumana die erste war. Im Jahre 1526 verkaufte Kaiser Karl V. den östlichen Theil dieses Küstenlandes an das augsburger Wechslerhaus der Welser, mit sehr ausgedehnten Rechten. Aber die groben Mißbräuche, welche sich diese erlaubten, bewogen den Kaiser, ihnen das verliehene Land wieder zu nehmen u. es durch einen Gouverneur verwalten zu lassen. Der erste wurde 1546 dahin gesandt, und seitdem stand das Land unter königlichen Generalstatthaltern (Generalkapitänen) und bildete bis zu der Zeit der Befreiung von der spanischen Herrschaft die Generalkapitanerie Caraccas. Später als Venezuela wurde das westliche Küstenland (die westliche Terra Firma oder das nachher Neugranada genannte Land) entdeckt, zu dessen Entdeckung gleichfalls Columbus den Anfang gemacht hatte, indem er auf seiner vierten Reise hierher gelangt war, ohne jedoch eine Kolonie anzulegen. Pedro Arias de Avila erhielt ansehnliche Landstrekken daselbst eingeräumt; unter ihm ward der Grund zur Stadt Panama gelegt und der große Ocean von spanischen Schiffen zuerst befahren. Von Panama aus drangen Pizarro und Almagro gegen Peru und ins Innere Cundinamarca's, eines bevölkerten Indianerreichs, vor. Die gänzliche Eroberung dieser Länder aber vollendeten 1536 die Spanier Quesada und Benalcazar (Letzterer von Quito aus); Quesada gab ihnen den Namen Neugranada. Das Ganze

wurde zu einem Gouvernement unter einem 1547 eingesetzten Generalkapitän gemacht, 1718 aber Neugranada in ein Vicekönigreich verwandelt. Die Provinzen von Quito gehörten zum Vicekönigreich Peru bis 1564, wo sie zu einer eigenen Präsidentschaft erhoben wurden. Im Jahr 1717 ward dieselbe aufgehoben und das Land dem Vicekönigreich Neugranada einverleibt. Bis zum Einfall der Franzosen in Spanien 1808 blieben alle diese Länder in ungestörtem und ruhigem Besitze Spaniens; eine Verschwörung, welche 1796 entstand, wurde unterdrückt u. eben so blieben die Versuche Miranda's, sein Vaterland von dem spanischen Joche zu befreien, fruchtlos, weil er keine Unterstützung fand. In C. nahm aber der südamerikanische Aufstand seinen Anfang. Auf die Wiedereroberung dieses Landes verwendete Spanien seine besten Kräfte, u. mit der Erfolglosigkeit dieser Anstrengungen war die Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes von Europa für immer begründet. Der Ursprung der columbischen und der ganzen südamerikanischen Revolution ist in Spanien zu suchen. Gleich nach der Abdankung König Karls IV. bildeten sich in den von den Franzosen unbesetzt gebliebenen spanischen Provinzen exekutive Junten, worunter die von Sevilla den Titel „oberste Junta von Spanien und Indien" annahm und sofort Gesandte nach Amerika schickte, um sich des Gehorsams der transatlantischen Provinzen zu versichern. Ein Gleiches that die Junta von Asturien und die von Ferdinand, Prinzen von Asturien (nachmaligem König Ferdinand VII.), zu Madrid eingesetzte Regentschaft. Auch Napoleon sandte im Namen König Josephs, seines Bruders, Agenten nach Amerika, um den spanischen Generalkapitänen die Lage der Sachen und die Thronbesteigung des neuen Königs mitzutheilen und dieselben zur Unterwerfung zu vermögen. Wirklich waren auch letztere, welchen man in diesem Fall Amt und Würden garantirte, dazu bereit: aber die Bevölkerung der spanisch-amerikanischen Kolonien wollte von der neuen Ordnung der Dinge nichts wissen, verbrannte öffentlich die Proklamationen des Königs Joseph und vertrieb seine Agenten. Bald darauf erschienen die Gesandten der Junta von Sevilla in Mexiko mit der Nachricht vom allgemeinen Aufruhr in Spanien gegen die französische Regierung. So groß war die Freude über diese unerwartete Wendung der spanischen Angelegenheiten und so wenig dachten die Neuspanier damals an Unabhängigkeit, daß das Volk augenblicklich den Gesetzen der obersten Junta von Spanien und Indien sich gefügt haben würde, wären nicht zur selben Zeit die Agenten der Junta von Asturien eingetroffen, welche vor den ehrgeizigen Plänen der andalusischen Junta warnten und dadurch die erste Veranlassung zum Aufruhr und Bürgerkrieg gaben. Ungewiß, welcher Autorität Gehorsam gebührte, verlangten die Einwohner von Caraccas von dem Generalkapitän Casas die Errichtung einer provinziellen Junta; dieser aber ließ die Unterzeichner der darauf bezüglichen Petition, obwohl deren Absichten ganz loyal waren, ins Gefängniß werfen. Dadurch wurde Mißtrauen erregt, u. es bildete sich im August 1809 eine provinzielle Junta zu Quito unter dem Vorsitz des Marquis Selva Allegre. Der Vicekönig von Neugranada, Don Amar, ganz die Gesinnungen des Generalkapitäns Casas, sowie überhaupt aller übrigen spanischen Gouverneure theilend, traf sogleich Anstalten zu ihrer Unterdrückung. Nicht daß die Statthalter in der Errichtung dieser Junten Verrath gegen Spanien erblickt hätten, denn dem widersprach die von den amerikanischen Junten an den Tag gelegte loyale Gesinnung und die Bereitwilligkeit, mit welcher ihre Glieder große Summen zur Unterstützung des Kriegs in Spanien votirten, sowie der Eifer, womit sie sich den Insinuationen der französischen Agenten widersetzten; wohl aber war es den Statthaltern um den Fortbestand ihrer eigenen Macht zu thun. Ihnen hatte Napoleon die Beibehaltung ihrer Stellen und ihres Gehalts zugesagt, und es war ihnen daher ziemlich gleichgültig, ob in Europa Spanien oder Frankreich Sieger blieb, wenn nur das Volk von Amerika ihnen nicht den Gehorsam verweigerte. Als nun die amerikanischen Junten sich auf den Fall der Unterjochung Spaniens zum Widerstand gegen Frankreich rüsteten, sahen die Statthalter und Generalkapitäne in dieser Anhänglichkeit des Volks an Spanien die Möglichkeit eines Widerstandes, der sie in ihrer Stellung zum Kaiser der Franzosen kompromittiren könnte. Sie drangen auf unbedingten Gehorsam, denn nur dadurch hielten sie sich für befähigt, die Provinzen für Spanien oder für Frankreich, oder überhaupt für irgend eine andere europäische Macht zu erhalten. Als auch in der Hauptstadt von Neugranada sich eine Junta bildete, suchte Don Amar die Bürger durch Einschüchterung von der Betheiligung daran zurückzuschrecken und traf in Verbindung mit dem Vicekönig von Peru Anstalten, die Junta von Quito mit Gewalt aus einander zu treiben. Ein Detachement Soldaten stellte die absolute Gewalt der Audiencia von Quito wieder her. Obwohl den Gliedern der Junta vollkommene Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Personen zugesagt worden war, so wurde doch eine große Zahl derselben ins Gefängniß geworfen und ein Jahr später unter dem Vorwand eines Aufstands der Truppen grausam ermordet, die Stadt selbst aber den Soldaten zur Plünderung Preis gegeben. Hiermit hatte man den „Patrioten" den Fehdehandschuh hingeworfen: das Volk sah in seinen Statthaltern nichts weiter, als seine Tyrannen. Indessen hatte die spanische Regentschaft, um sich der Mitwirkung der amerikanischen Provinzen zu versichern, eine Proklamation an dieselben erlassen, worin sie selbst die Uebel aufzählte, welche Amerika von Spanien zu erdulden hatte. Diese Proklamation und die Nachricht von der Niederlage der Spanier kamen 1810 zugleich nach Amerika und erregten allgemeine Bestürzung. In Caraccas schritt man sogleich zur Absetzung der Kronbeamten und zur Einsetzung einer Junta, die zwar, da man den Krieg in Spanien so gut als beendigt glaubte, die Autorität der Regentschaft von Cadix nicht anerkannte, dennoch aber im Namen König Ferdinands VII. handelte und Beschlüsse faßte. Bald darauf kam es in Mexiko in Folge der tyrannischen Maßregeln des neuen Vicekönigs, Venegas, zu blutigen

Auftritten. Hätte aber jetzt die spanische Regentschaft gelindere Maßregeln ergriffen, so wäre das Resultat wahrscheinlich eine schnelle Beruhigung der nicht sowohl in Aufruhr begriffenen, als indignirten Provinzen gewesen; denn von republikanischen Tendenzen war bei den Columbianern noch nicht die Rede. Wie wenig aber die Spanier den Zustand ihrer Kolonien zu beurtheilen wußten, zeigt der Umstand, daß die Regentschaft auf die Depeschen der Junta von Caraccas am 31. August 1810 mit Drohungen antwortete und die rebellische Provinz in Blokadezustand erklärte. Inzwischen hatte die Junta von Caraccas den Tribut der Indianer abgeschafft, die Negersklaverei aufgehoben und den Handel für frei erklärt. Die Provinzen folgten dem Beispiel der Hauptstadt und errichteten ebenfalls Junten, die zuletzt einen Generalkongreß der Junten von Venezuela zusammenriefen, welcher den 2. März 1811 zusammentrat; doch waren die Meinungen in Bezug auf die zu errichtenden Regierungsformen noch getheilt, und eine Minderzahl dachte noch immer an Wiedervereinigung mit Spanien. Erst durch die Thätigkeit der vom General Miranda gestifteten patriotischen Gesellschaft erfolgte endlich am 5. Juli 1811 die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen von Venezuela von der spanischen Regierung. Dem Beispiele von Venezuela folgten alsbald die Provinzen Cartagena, Socorro, Tunja, Pamplona, Antioquia und mehre andere des Vicekönigreichs von Neugranada, ja selbst Mexiko und etwas später Buenos-Ayres. Sofort sandte der Kongreß von Venezuela Don Luis Lopez Mendez nach London und Don Telesfore Orea nach Washington, um den Beistand Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Spanien anzusprechen. Doch wurde von beiden Mächten bloß strenge Neutralität zugesagt. Was aber der Kongreß von Venezuela am meisten zu fürchten hatte, war die Eifersucht und Uneinigkeit unter den aufständischen Provinzen selbst. Ein Aufruhr in der Hauptstadt Caraccas wurde nur mit Mühe unterdrückt und General Tora gegen die von den Spaniern in Besitz genommene Stadt Valencia gesendet. Die Spanier leisteten verzweifelten Widerstand, und es gelang erst dem General Miranda an der Spitze von 4000 Mann, dieselben zur Unterwerfung zu bringen. An der Spitze des Kongresses stand ein eifersüchtiges Triumvirat, das unter sich nicht einig werden konnte und die eben erworbene Freiheit neuerdings in Gefahr brachte. Dennoch kam hauptsächlich durch die Bemühungen eines Irländers, Namens Burk, der im Einverständniß mit Don J. X. Ustariz und Don J. Roscio den Plan einer Föderativrepublik in einer Reihe geharnischter Artikel im Journal von Caraccas anempfahl, eine der nordamerikanischen sehr ähnliche Verfassung zu Stande, und im März 1812 hielt der neuorganisirte Kongreß bereits seine erste Sitzung. In der Zwischenzeit war die Revolution auch in Neugranada ausgebrochen. Im Juli 1810 hatte sich zu Santa Fé de Bogota eine Junta gebildet, an deren Spitze zuerst Don Amar, der spanische Vicekönig, stand u. die anfangs die Regentschaft von Spanien anerkannte. Bald nachher aber schöpften ihre Glieder Verdacht gegen den Vicekönig und die übrigen Kronbeamten, setzten dieselben ab und sandten sie über Cartagena nach Spanien. Darauf wurde in der Hauptstadt ein Kongreß zusammengerufen, um während der Gefangenschaft des Königs eine provisorische Regierung einzusetzen. Neun Provinzen: Tunja, Pamplona, Casanare, Cartagena, Socorro, Antioquia, Choco, Neyva und Mariquita erklärten sich für die Revolution. In der Provinz Marta behielten die Spanier die Oberhand. In Popayan gelang es dem spanischen Gouverneur, die Junta aufzulösen und eine Anzahl Truppen zu sammeln, mit welchen er sogleich nach der Hauptstadt aufbrach, um die Junta von Santa Fé auseinander zu treiben; $2\frac{1}{2}$ Meilen von Popayan kam es zwischen diesen Truppen und dem von der Junta von Santa Fé abgesandten Heere zu einem Treffen, in welchem die Königlichen geschlagen, der Gouverneur Tacon selbst aber zur Flucht genöthigt wurde. In Pastos durch die von ihm freigelassenen Sklaven verstärkt, wagte Letzterer es noch einmal, die königliche Flagge aufzupflanzen, mußte aber vor dem vereinten Heere der Junten von Quito und Popayan nach San Buenaventura entfliehen und wurde endlich gegen Ende des Jahres 1811 vom General Rodriguez gänzlich aufgerieben. Die Regentschaft von Spanien sandte jetzt zwei geborne Amerikaner, Don A. Villavicencio und Don C. Montufar, nach Neugranada, um wo möglich die aufrührerische Provinz zum Gehorsam zurückzuführen; aber bei ihrer Ankunft waren die Angelegenheiten bereits zu sehr verwickelt, als daß von ihren Bemühungen der erwünschte Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Im September 1810 erließ die Junta von Cartagena ein Manifest, worin sie die Union aller Provinzen in eine Föderativregierung anempfahl und die Bande, welche das Land an Spanien knüpften, durch die Resignation von Bayonne für aufgelöst erklärte. Unglücklicherweise sahen mehre Provinzen darin ein Recht, sich von jeder Regierung unabhängig zu machen, ein Umstand, der noch während des Kampfes um Unabhängigkeit zu innerlichen Unruhen und zum Bürgerkriege führte. Mompox, ein Departement von Cartagena, pflanzte zuerst die Fahne der gänzlichen Unabhängigkeit auf, aber eine cartagenische Streitmacht unter Don N. Ayos zwang es bald zur Unterwerfung. Andere Provinzen waren indeß dem Beispiele von Mompox gefolgt, oder waren wenigstens bereit, ihm zu folgen, so daß man es für klüger hielt, die erste Kongreßsitzung zu verschieben. Erst am 27. November 1811 vereinigten sich die Deputirten von Pamplona, Tunja, Neyva, Cartagena und Antioquia in Santa Fé de Bogota zur Annahme einer Föderativverfassung. Die Provinz Cundinamarca jedoch entwarf für sich eine neue Konstitution, die am 17. April zu Santa Fé de Bogota (der Hauptstadt von Cundinamarca) ratificirt wurde. Diese Separatkonstitution von Cundinamarca war eine konstitutionelle Monarchie mit einem Präsidenten als obersten Vollzieher der Gesetze bis zur Freilassung König Ferdinands VII. Dieser gänzlich un-

haltbare Plan mußte natürlich bald aufgegeben werden, und es schlug der Präsident der Regierung von Cundinamarca, Don J. Lozano, selbst den Provinzen von Neugranada vor, das ganze Reich in vier gleiche Theile zu theilen und diese sodann in eine Föderativrepublik zu vereinigen. Dem widersetzten sich die Junta von Cartagena und der in Ibagna seine Sitzungen haltende Föderativkongreß der oben angegebenen Provinzen. Lozano nahm hierauf seine Entlassung, und an seine Stelle trat Don A. Narino, welcher sich für eine mehr monarchische Verfassung entschied. Ihm stimmten die Provinzen Mariquita, Neyva und Socorro bei; aber statt zu debattiren oder zu versuchen, sich gegenseitig zu überzeugen, griff man zu den Waffen und überließ die Entscheidung der Lebensfrage der Republik den Soldaten. Die Truppen von Cundinamarca erklärten sich für den Kongreß und gegen Narino. Im Frühjahr von 1812 kam es zwischen den Kongreßtruppen und den Soldaten Narino's bei Paloblanco zu einem Treffen, in welchem Letzterer aufs Haupt geschlagen wurde. In Folge dieses Ereignisses unterwarfen sich die Provinzen Neyva und Mariquita dem Kongreß. Ein zweites glückliches Treffen bei Ventaquemada erlaubte den Kongreßtruppen, bis nach Santa Fé de Bogota vorzurücken und die Stadt zu belagern. Jetzt wollte Narino abdanken und schlug den Belagerern vor, Neugranada zu verlassen, wenn man Leben und Eigenthum der Einwohner in Schutz nehmen wolle. Diese bescheidene Bedingung wurde jedoch nicht angenommen und sofort zum Sturm geschritten, der aber von den zur Verzweiflung gereizten Bürgern mit Tapferkeit zurückgeschlagen wurde. Eine einzige Division unter Girardot entkam nach Tunja. Ein Siegesdenkmal in Santa Fé verewigt jetzt noch das Andenken an diesen schmählichen Bürgerkrieg. In der Provinz Quito (Ecuador) war die revolutionäre Junta von der königlichen Armee von Cuença bedroht, die, von dem dortigen Bischof angeführt, sich das „Heer des Todes" nannte. Die Truppen der Junta unter Montufar waren von den Königlichen geschlagen worden, u. bereits am 12. Nov. 1812 war Montes an der Spitze der königlichen Truppen von Lima zum zweiten Mal in Quito eingezogen. Ein Fünftel der Bevölkerung wurde grausam ermordet und das ganze Land rings umher verwüstet. Ein Theil der Truppen brach unter Don R. Samano nach Santa Fé auf. Jetzt erst stellte die nahe Gefahr die Einigkeit in Neugranada her. Narino wurde von beiden Parteien zum Diktator erwählt. Das Heer der vereinigten Provinzen belief sich auf 8000 Mann; an seiner Spitze brach jetzt Narino gegen die Königlichen unter Samano auf und zwang sie nach verzweifeltem Widerstand zum Rückzug. Darauf zog er mit dem Kern seiner Truppen nach Pastos, 50 Meilen von Popayan, durch Schluchten und über Abgründe, die den Königlichen, welche indeß Verstärkungen aus Quito an sich gezogen hatten und von einem neuen spanischen General, Aymeric, befehligt waren, als Festungen dienten und das Vordringen der Sieger ungemein erschwerten. Dessen ungeachtet schlug Narino die Königlichen mehre Male, verlor aber dabei seine besten Truppen und viele der ausgezeichnetsten Offiziere. Ganz in der Nähe von Pastos endlich gelang es den Königlichen im Juni 1814, durch eine Kriegslist den von Narino selbst kommandirten Vortrab der Patrioten zu überfallen und diesen selbst gefangen zu nehmen. Die meisten Gefangenen wurden hingerichtet, der Diktator aber nach Spanien gesandt. So groß war die Bestürzung über diese unvorhergesehene Wendung der Dinge unter den Patrioten, daß General Cabal, welcher im Kommando folgte, nur mit Mühe seinen Rückzug nach Popayan bewerkstelligen konnte, u. die Sache der Republik unwiederbringlich verloren schien. Während das Schicksal den Patrioten in Neugranada wenig günstig zu seyn schien, zertrümmerte ein unerwartetes Ereigniß die Hoffnungen der amerikanischen Partei auch in Venezuela und stellte dort die Gewalt der Spanier wieder her. Am 26. März 1812 (es war gerade der grüne Donnerstag), zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, legte ein Erdbeben den größten Theil der Städte Caraccas, La Guayra, Mayquetia, Merida, San Felipe, Barquissimeto, Valencia u. Vittoria in Trümmer. Nahe an 20,000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Als die Geistlichkeit nicht ermangelte, diesen schrecklichen Vorfall als eine Strafe des Himmels zu erklären, welche die Rebellen träfe, die sich gegen ihren rechtmäßigen König empört hatten, fielen Volk und Soldaten schaarenweise von der konstitutionellen Regierung ab, und diese sah sich genöthigt, die oberste Militärgewalt in die Hände des Generals Miranda zu legen. Dieser besetzte mit dem kleinen Heere, das ihm treu geblieben, den Gebirgspaß von La Cabrera. Aber derselbe Aberglaube, der das Volk von der Republik abfallen ließ, bewog es auch, dieselbe zu verrathen. Die Gebirgsbewohner wiesen den Spaniern einen andern, obwohl beschwerlichern Weg, auf welchem sie die Stellung Miranda's umgingen und ihn zwangen, sich in die Stadt Vitorea, 10 Meilen von Caraccas, zu werfen. Die Königlichen folgten ihm auf dem Fuße und griffen am 30. Juni die Stadt an, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Von Neuem schien der Unabhängigkeit von Südamerika ein Hoffnungsstern zu leuchten, als ein neues, unerwartetes Unglück über die Patrioten hereinbrach. Die spanischen Gefangenen in Porto Cavello hatten sich durch Verrath des wachthabenden Offiziers des Schlosses und der Citadelle bemächtigt, und Simon Bolivar, der Kommandant des Hafens, es für unmöglich haltend, letztere mit Sturm zu nehmen, ohne die Stadt zu zerstören, zog vor, sich mit seinen Offizieren nach La Guera zurückzuziehen. Der Fall von Porto Cavello öffnete den Königlichen die Verbindung mit dem Meere und versah sie mit Waffen und Mundvorräthen. Caraccas konnte sich jetzt nicht länger halten, die Spanier in der Stadt waren bereit zur Erhebung, und am 6. Juli kam eine Kapitulation zu Stande, in der die Patrioten die von den Cortes für Spanien entworfene Konstitution anzunehmen versprachen, der spanische General Monteverde aber Sicherheit der Personen und des Eigenthums ohne Rücksicht auf früher gehegte Meinungen und freie Auswanderung aus Venezuela angelobte. Gleich darauf rückten die Spanier in die Stadt ein. Miranda mit vielen

Offizieren schiffte sich nach La Guera ein, wo sie der Militärkommandant verhaften und nach Spanien abführen ließ. Die Bedingungen der Kapitulation wurden nur zu bald vergessen; die Gefängnisse füllten sich u. jeden Tag fanden Hinrichtungen Statt. Dieses treulose Verfahren der Spanier reizte das Volk neuerdings zum Aufruhr. Don A. Marino stellte sich an die Spitze der Rebellen von Cumana und überrumpelte die Stadt Maturin; Monteverde eilte selbst zum Angriff herbei, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Jetzt begann die glorreiche Laufbahn Simon Bolivars, des Befreiers von Venezuela. Von der Junta von Cartagena mit dem Kommando über eine kleine Anzahl Truppen bekleidet, vertrieb er die Spanier von den Ufern des Magdalenenstroms, ging über die Anden und schlug die Königlichen bei Cucuta und La Grita. Da die Grausamkeiten der Spanier das Volk empörten, so vermehrte sich der Anhang Bolivars zusehends; die Königlichen wurden an vielen Orten (bei Niquitao, Betisoque, Caracho, Barquisimeto, Varinas und Lostaguanas) geschlagen, Monteverde entfloh nach Porto Cavello, und am 4. August 1813 zog Bolivar triumphirend in Caraccas ein. In der Zwischenzeit hatte Monteverde in Porto Cavello Verstärkungen aus Spanien erhalten und griff die Patrioten bei Aguacaiente an, verlor aber dabei den besten Theil seiner Truppen u. mußte sich schleunigst nach Porto Cavello zurückziehen. Hier legte er das Kommando nieder, das nach ihm Saloman und später Istueta übernahm. Von nun an überboten Spanier und Patrioten einander an Grausamkeit, u. es kam dabei zu Greuelthaten und Blutscenen, wie sie seither nur der spanische Revolutionskrieg ausbrütete. Bald fiel auch Porto Cavello in die Hände Bolivars. Zum zweiten Male hatten jetzt die Patrioten gesiegt; aber das Schicksal wollte, daß das unglückliche Venezuela noch einmal in die Hände der Spanier fiel. Eine königliche Armee fiel in die Provinz Caraccas ein und schlug die Patrioten bei Barquisimeto; Bolivar hingegen schlug und zerstreute die Spanier bei Virigima, Barbula und Araure. Hierauf legte er seine diktatorische Gewalt in die Hände eines von ihm selbst (Januar 1814) zusammengerufenen Kongresses nieder, wurde aber von diesem in Betracht der noch immer kritischen Lage der Republik zum zweiten Mal als Diktator anerkannt. Jetzt blieb den Spaniern kein anderes Mittel übrig, als die Sklaven von Venezuela gegen ihre Herren zu empören und den Bürgerkrieg in seiner scheußlichsten Gestalt zu entzünden. Eine Menge von Emissären wurde zu diesem Ende in die Provinzen gesandt, die Sklaven aber wurden reichlich mit Waffen und Kriegsvorräthen versehen und von den königlichen Truppen zu Porto Cavello, Coro u. Maracaibo überdies nach Kräften unterstützt. Bald hatten Pey u. Paloma (ein Neger) ein furchtbares Heer von freigelassenen Sklaven gesammelt, an deren Spitze sie in Guyana einfielen und die empörendsten Grausamkeiten begingen. Boves und Rosette, zwei andere Sklavenanführer, fielen in die Thäler von Tuy und Aragua ein u. bezeichneten ihren Weg mit dem Blute wehrloser Weiber und Kinder; kein Mensch wurde verschont, der sich ihnen nicht anschloß. Das Heer dieser Sklaven war jetzt auf 8000 Mann angewachsen und hatte bereits Vittoria und Ocumare (6 Meilen von Caraccas) genommen und geplündert. Eine andere Abtheilung hatte Varinas unterworfen und vereinigte sich im Febr. 1814 mit Boves. Bolivar schlug Boves bei Vittoria, Rivas schlug Rosette am Tuy, und Yañes, ein anderer Sklavenhauptmann, wurde ebenfalls mit dem größten Theil seiner Truppen zusammengehauen. Indessen war Cagigal an die Stelle Monteverde's getreten und mit bedeutenden Verstärkungen vor Valencia gerückt. Die Spanier wurden abermals geschlagen. Aber bald erlitt Bolivar eine bedeutende Niederlage durch Boves. Ein ähnliches Schicksal hatte auch Marino, und Urdaneta, der die dritte Division der Streitkräfte Bolivars befehligte, sah sich genöthigt, nach der Grenze von Neugranada zu fliehen. Valencia ging durch Kapitulation über, die der spanische General im Angesicht beider Armeen nach gelesener Messe und Kommunion beschworen hatte. Dessen ungeachtet ließ er gleich nach der Besitznahme der Stadt die republikanischen Offiziere und einen großen Theil der Soldaten erschießen. Während dieser Unglücksfälle kam die Nachricht von der Abdankung Napoleons und der Thronbesteigung Ferdinands VII. an. Vielleicht hätte bei der um sich greifenden Entmuthigung der Republikaner die spanische Regierung jetzt noch die Gemüther zu versöhnen vermocht, aber man dachte an nichts Anderes, als an unbedingte Unterwerfung der Kolonien. Eine Proklamation forderte die Rebellen auf, die Waffen niederzulegen, und die Ausrüstung von 2 Fregatten und 50 Transportschiffen im Hafen von Cadix schien derselben auf die gewohnte Weise Nachdruck verleihen zu wollen. 10,000 Spanier, die besten Truppen der Halbinsel, waren bereit, sich nach Amerika einzuschiffen. Aber selbst in dieser Bedrängniß hörten die inneren Zerwürfnisse unter den Republikanern nicht auf. Don Bernardo Alvarez, Präsident der Provinz von Cundinamarca, weigerte sich noch immer, der Konföderation der Provinzen Casanare, Pamplona, Tunja, Nevva, Choco, Mariquitta, Socorro und Antioquia beizutreten, so daß der erste Schritt, welchen Bolivar nach seiner Flucht aus Venezuela unternahm, darin bestand, mit den Truppen des Kongresses die Hauptstadt Santa Fé de Bogota zu belagern und zu stürmen, um die rebellische Provinz Cundinamarca zuerst der Föderativrepublik zu unterwerfen. Hierdurch kam wenigstens ein Schatten von Einheit in die Verwaltung, an deren Spitze Don M. N. Toricos, Garcia Rubira und M. Pey standen. Inzwischen erschien im April 1815 das spanische Geschwader unter den Befehlen des Generals Morillo vor Carupano, von wo aus es nach der Insel Margarita steuerte, welche Morillo nach tapferm Widerstande der Patrioten im Namen des Königs in Besitz nahm. Die Patrioten flüchteten sich größtentheils nach Cartagena, wohin ihnen Morillo, nachdem er in Caraccas und Porto Cavello Besatzungen zurückgelassen, alsbald folgte. Zweimal wurde diese Stadt vergebens von den Spaniern bombardirt,

endlich mußte sie sich den 5. Dec. nach 4monatlicher Belagerung aus Mangel an Nahrungsmitteln ergeben. Als die Spanier in die Stadt einzogen, fanden sie Häuser und Straßen mit faulenden Leichnamen bedeckt. Dieses entsetzliche Bild des Elends und der Verzweiflung stimmte die Sieger dennoch nicht zum Mitleid. Aber was die Spanier auf einer Seite gewannen, verloren sie wieder auf der andern. Kaum hatte Morillo die Insel Margarita verlassen, so pflanzten die Patrioten unter Arismendi von Neuem die Fahne der Republik auf, schlugen die von Morillo zurückgelassene Garnison und eroberten einen Theil der Insel. In Venezuela bildeten sich Guerillasbanden nach dem Muster von Spanien unter der Anführung von Monagas, Piar, Roras, Zataza, Llanas ꝛc., und Bolivar hatte zu Aux Cayes ein Geschwader unter Brion (einem Eingebornen von Curaçao) ausgerüstet, mit dem er den Patrioten zu Hülfe eilte. Auf der Fahrt nach der Insel Margarita nahmen die Republikaner 2 spanische Kriegsschiffe weg. Auf Margarita angelangt, setzte Bolivar 1000 Mann, meist aus der frühern Besatzung von Cartagena bestehend, ans Land und nahm Besitz von der ganzen Insel; die Spanier behielten nichts als die Festung Pampatar. Von Margarita segelte Bolivar nach dem Festlande von Venezuela, wo er mit seiner kleinen Streitmacht die Königlichen bei Carupano schlug und die Stadt Cumana in Besitz nahm, worauf er sich nach Chimani einschiffte. Während er aber den Schotten Mac Gregor mit dem Vortrab vorausgesandt hatte, wurde er selbst von dem spanischen General Morales überfallen und geschlagen; er flüchtete sich nochmals nach Aux Cayes, um dort neue Streitkräfte zu sammeln. Mac Gregor, der den Weg über die Ebene nach Barcelona einschlug, wurde von den Spaniern unter Morales hart verfolgt, erreichte aber im Oktober Barcelona. Im Laufe desselben Monats ergab sich die Festung Pampatar auf Margarita, was den General Arismendi in den Stand setzte, mit dem besten Theil seiner Truppen den Patrioten zu Hülfe zu eilen. Im Dec. folgte ihm Bolivar mit Verstärkungen von Aux Cayes. Von Neuem wendete sich jetzt das Kriegsglück auf die Seite der Patrioten. Morales und Real wurden geschlagen, während die Patrioten unter Piar Guyana eroberten und die Königlichen zwangen, sich in der Stadt Angostura einzuschließen. Mit weniger Glück fochten die Patrioten in Neugranada. Dort hatte Morillo seine Streitkräfte in 3 Theile getheilt und binnen wenigen Monaten fast alle Provinzen erobert. Bei Cachira endlich wurde der beste Theil des republikanischen Heeres aufgerieben, und im Juni 1816 rückten die Spanier in Santa Fé de Bogota ein. Hier besudelte sich der spanische Befehlshaber abermals mit Blut; 600 Patrioten wurden zum Theil gehängt, zum Theil erschossen, ihre Weiber und Kinder aber aus dem Lande verbannt. Nach der Wiedereroberung von Neugranada zogen die Spanier zum dritten Male gegen das aufrührerische Venezuela, welches bis jetzt schon zweimal in ihre Hände gefallen war; die Besatzung von Caraccas wurde verstärkt und Morillo selbst rückte mit 2000 Spaniern vor Barcelona, das er in der Abwesenheit Bolivars am 7. April 1818 mit Sturm nahm. Ein neuer Transport mit 1600 Spaniern war indeß aus Cadix angelangt; aber so lange die Patrioten noch im Besitz der Insel Margarita waren, hatte ihre Flottille einen sichern Zufluchtsort. Dies war jetzt um so nöthiger, als Bolivar in Guyana sich mit General Piar vereinigte und die Hauptstadt Angostura genommen hatte, von wo aus den Patrioten die Kommunikation zur See mit der Insel Margarita offen stand. Ein Angriff der Spanier auf diese Insel ward (Juli 1817) mit Verlust zurückgeschlagen und dadurch die Sache der Patrioten bedeutend gefördert. Sie eroberten bald den innern Theil der Provinzen Cumana, Barcelona und die Provinzen Casanare, Varinas und Pamplona. Am 11. Nov. 1817 eröffnete der oberste **Kongreß von Venezuela** zu Angostura seine Sitzungen und ernannte Bolivar zum **Präsidenten der Republik**. Im darauf folgenden Jahre hielten sich Spanier und Patrioten bereits die Wage. An ein weiteres Vorschreiten der erstern war jetzt nicht mehr zu denken; die Patrioten waren durch einen 9jährigen Krieg wohldisciplinirte, tapfere Soldaten geworden, und mit dem Bewußtseyn ihrer eigenen Kraft wuchs auch die Hoffnung auf endliche Befreiung und Unabhängigkeit. Nachdem von England, wo man jetzt den Unabhängigkeitskampf in Südamerika mit günstigeren Augen zu betrachten begann, im Sommer 1818 und im Frühjahr 1819 sehr bedeutende Kriegsvorräthe u. Freiwillige unter einem nambaften Offizier eingetroffen waren, unternahm Bolivar von Neuem die Eroberung von Neugranada. In der schlimmsten Jahreszeit zog er über die schneebedeckten Anden, überrumpelte am 27. Juni 1819 die feste Stellung der Königlichen am Flusse Guya und schlug die Spanier unter Bareyro im Thale von Sagamoso in der Provinz Tunja am 1. Juli. Am 25. Juli kam es bei Pantano de Vargas neuerdings zur Schlacht und am 7. August wurden die bis jetzt in guter Ordnung sich zurückziehenden Spanier bei Boyaco völlig aufgerieben. Die Generäle Bareyro und Ximenes, eine Menge von Offizieren und 1600 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht. Wenige Tage nachher zog Bolivar in Santa Fé de Bogota ein, das der spanische Vicekönig Samana bereits verlassen hatte. Schaaren von Freiwilligen strömten jetzt seinem Heere zu und in kurzer Zeit war dasselbe bis auf 12 000 angewachsen. Ehe aber Bolivar den Feldzug von Neuem eröffnete, kehrte er nach Angostura zurück, um am 14. Dec. den Kongreß von Venezuela zu eröffnen. Hier schlug er die Vereinigung der Provinzen Quito, Santa Fé und Venezuela vor, und am 17. Dec. nahm der Kongreß einen Gesetzentwurf an, dem zufolge Venezuela und Neugranada unter dem Namen der „**Republik von C.**" vereinigt werden sollten. Die Staatsschulden beider Staaten sollten konsolidirt und die ganze Republik in 2 Departements getheilt werden, deren Chefs vom Präsidenten zu ernennen seyen. Die neu zu erbauende Hauptstadt sollte den Namen Bolivar führen, der Kongreß sich 1821 zu Rosario de Cucuta versammeln, um dort die neue Konstitution zu Ve-

rathung zu ziehen. Die neue Republik sollte am 25. Dec. proklamirt und der Jahrestag dieser politischen Regeneration festlich begangen werden. Am 20. Dec. theilte Bolivar diese Beschlüsse dem General Santander, Vicepräsidenten der Provinz Cundinamarca, mit, welcher die konstitutionellen Behörden auf den 12. Februar 1820 zusammenberief und ihnen die Vereinigung beider Provinzen ans Herz legte. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und am 8. März 1820 erließ Bolivar die erste Proklamation an die Columbier, in welcher er ihnen Einigkeit und Ausdauer als die einzigen Mittel, fremde Mächte in ihr Interesse zu ziehen, nochmals dringend anempfahl. Im April eröffnete er den Feldzug. Eine Verstärkung von 1000 Irländern unter General Deveroux war indeß auf der Insel Margarita eingetroffen u. setzte ihn in den Stand, Rio de la Hacha zu Land und zur See einzuschließen und zu nehmen, während Valdes im Süden bei Panama, hauptsächlich durch Hülfe der britischen Legion, über Lopez (einen abgefallenen Patrioten) einen entscheidenden Sieg davontrug und die Königlichen zwang, nach Quito zu entfliehen. Unterdessen war die Revolution in Spanien ausgebrochen und die Konstitution von 1812 zum zweiten Mal in Madrid proklamirt worden. In Folge dieses Ereignisses und im Auftrag der konstitutionellen Behörden von Spanien erließ General Morillo eine Proklamation, worin er der Republik im Namen der Cortes von Spanien einen Waffenstillstand vorschlug. Zugleich schrieb er am 17. Juni an den Kongreß, nannte ihn „hohe und mächtige Edle" und lud ihn ein, mit den von ihm ernannten Bevollmächtigten behufs einer Vereinigung mit Spanien zu unterhandeln. Er drang in sie, das Geschehene zu vergessen und nur die glorreiche Vereinigung aller Brüder spanischer Zunge in Eine große Familie vor Augen zu haben rc. Am 13. Juli erklärte sich der souveräne Kongreß von C. bereit, auf der Basis völliger Unabhängigkeit und auf keiner andern mit der spanischen Regierung zu unterhandeln. Natürlich mußten sich auf solche Weise die Unterhandlungen zerschlagen. Auch in der Provinz Barcelona siegten die Waffen der Republikaner in mehren Gefechten, in welchen die Spanier theils gefangen, theils aufgerieben wurden. Im Oktober rückte das Centrum ihrer Armee in die Provinzen Merida und Truxillo ein, welche die Spanier ebenfalls räumen mußten. In Guayaquil empörte sich das Volk und schüttelte, ohne alle Beihülfe der columbischen Truppen, das verhaßte spanische Joch ab, um sich der Republik anzuschließen. Ein Gleiches thaten die Distrikte Ambato, Riobamba, Quaranda und Tucunga. Im Oktober nahmen die Republikaner Barcelona ein, und noch vor Ende des Jahres 1820 waren beinahe alle nördlichen Provinzen von Neugranada, mit Ausnahme von Cartagena und der Landenge von Panama vom Feinde befreit. Maracaibo hatte sich ebenfalls durch eigene Kraft befreit und mit der Republik vereinigt. Im Oktober endlich kam ein Waffenstillstand zu Stande, und im darauf folgenden Monat ging Morillo nach Spanien zurück. Ihm folgten im Kommando die Generäle Morales und La Torre, und im April 1821 fingen die Feindseligkeiten von Neuem an. Noch einmal versuchte die Republik, sich mit dem Mutterlande zu versöhnen, Kommissäre wurden nach Madrid gesandt, um mit Spanien zu unterhandeln. Am 3. Mai 1821 zogen die Cortes den Gegenstand in Berathung, und es wurde ein Plan ausgearbeitet, die spanischen Provinzen von Amerika in 3 Theile zu theilen, jedem derselben eine der spanischen ähnliche Verfassung zu geben und die exekutive Gewalt einem vom Könige zu ernennenden Gouverneur anzuvertrauen. Die Kommissäre von Mexiko waren damit einverstanden, die von C. hatten dagegen die strengsten Instruktionen, keinen Vorschlag anzunehmen, der nicht die vollkommenste Unabhängigkeit der Republik von Spanien enthielt. Der König wollte von einer unabhängigen Gesetzgebung in den amerikanischen Provinzen ebenfalls nichts wissen, u. so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Am 6. Mai 1821 hielt der columbianische Kongreß zu Rosario de Cucuta seine erste Sitzung u. am 10. desselben Monats legte Bolivar seine Präsidentschaft nieder, aber nur um sie auf die dringenden Vorstellungen des Kongresses zum zweiten Mal zu übernehmen, u. im Mai wurde der Feldzug von Neuem eröffnet. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es in den Ebenen von Carabobo zur Hauptschlacht. Die spanische, 6000 Mann starke Armee unter Morales und La Torre ward gänzlich aufgerieben, und es flüchteten sich nur einige 100 Mann nach Porto Cavello. Am 29. Juni zog Bolivar in das von ihm zum dritten Mal befreite Caraccas ein. Am 12. Juli versammelte sich der Kongreß noch einmal zu Cucuta und ratificirte die neue Föderativverfassung. Zu gleicher Zeit wurde auch die Sklaverei im ganzen Umfange der Republik aufgehoben. Am 23. Sept., nachdem Admiral Brion die spanische Flottille theils genommen, theils in den Grund gebohrt hatte, kapitulirte Cartagena und kurz darauf auch Cumana. Vom ganzen Territorium der Republik besaßen die Spanier jetzt nichts, als Porto Cavello, die Landenge von Panama und Quito. Am 15. Dec. erklärte Panama sich für unabhängig von Spanien und sandte zugleich Deputirte zum Kongreß von C. Im März 1822 erkannten die Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit von C. an. In der Zwischenzeit wurde das Schicksal Quito's durch die Niederlage der Spanier bei Pinchincha (Juni 1822) entschieden und am 23. Juli 1823 die spanische Flotte unter Laborde von den Columbianern unter Padilla gänzlich vernichtet, worauf Maracaibo den Republikanern in die Hände fiel. Am 1. Dec. endlich kapitulirte Porto Cavello, der letzte Posten, den die Spanier im ganzen Gebiete der Republik inne hatten. Die Republik hatte jetzt keinen andern Feind, als den Geist der Zwietracht und die Gewohnheit des unbedingten Herrschens militärischer Machthaber. Bolivar unternahm jetzt die Befreiung Peru's, die durch die Uebergabe von Callao (23. Jan. 1826) entschieden ward. Im Jahr 1824 war Bolivar neuerdings zum Präsidenten von C. gewählt worden, überließ aber diese Ehre dem General San-

tander. Im Jahr 1826 endlich erklärte General Paez, welcher mit den columbischen Civilbehörden in Venezuela in Streit gerathen war, diesen Theil der Republik für unabhängig von der columbianischen Regierung. Santander war im Begriff, gegen General Paez aufzubrechen, als die Bezirke von Guayaquil und Quito ebenfalls Zeichen des Aufruhrs gaben, indem sie behaupteten, nur die Diktatur Bolivars könne sie vor einem allgemeinen Bürgerkrieg schützen. Bolivar schlug einen Generalkonvent zur Ausarbeitung einer neuen Konstitution vor, fand aber damit wenig Anklang. Hierauf begab er sich nach Venezuela, wo bei seinem Erscheinen die Unruhen aufhörten. In Folge der Wahl des Generals Andres Santa Cruz zum Präsidenten von Bolivia gerieth C. mit Peru in Streit. General La Mar fiel in die südlichen Provinzen von C. ein, nahm Guayaquil und rückte auf Quito vor. Am 28. Febr. 1829 kam es jedoch zwischen ihm und den columbischen Truppen unter General Sucre bei Tarqui, einem Engpasse der Anden, zu einem Treffen, in Folge dessen Peru alle Ansprüche auf die südlichen Provinzen von C. aufgab, u. beide Theile die Unabhängigkeit von Bolivia anerkannten. Durch diese Ereignisse fiel die von Bolivar zuerst angeregte Idee eines allgemeinen amerikanischen Kongresses, der zu Panama Statt finden u. zu dem die Staaten Mexiko, C., Peru, Chili und Buenos-Ayres, sowie die Vereinigten Staaten von Nordamerika Deputirte senden sollten, von selbst zu Boden. Der Kongreß kam am 22. Juni 1826 zwar zu Stande, man schwur sich ewige Freundschaft 2c., aber fast zur selben Zeit waren die im Kongresse repräsentirten Staaten mit einander im Krieg begriffen, der nur mit der Zerstückelung derselben endete. Während der Revolution von Bolivia hatte Bolivar selbst eine große Konvention in der Stadt Ocaña im Mittelpunkt von Neugranada zusammenberufen. Die zusammengekommenen 70 (statt 800) Deputirten erklärten die Unvollständigkeit der bestehenden Verfassung, konnten sich aber nicht zur Annahme der von den Parteigängern Bolivars vorgeschlagenen Konstitution vereinigen und verließen theilweise die Versammlung; der Rest wurde vom Präsidenten selbst entlassen. Dies wurde von Bolivar als unmittelbare Abschaffung der Verfassung von 1821 angesehen, u. er nahm sofort von der Regierung alleinigen Besitz, bis der auf den Jan. 1830 ausgeschriebene konstituirende Generalkongreß in Bogota zu Stande kommen würde. Kaum hatte Bolivar die Zügel der columbianischen Regierung an sich gerissen, so zeigten sich auch schon Spuren der Empörung. In der Nacht des 26. Sept. 1828 brach unter den Truppen von Bogota ein Aufruhr aus; doch wurden die Aufrührer überwältigt, mehre ihrer Anführer hingerichtet, andere verbannt, unter letzteren der Vicepräsident Santander. Der konstituirende Kongreß kam am 26. Jan. 1830 in Bogota zusammen, konnte sich jedoch zu keinem gemeinschaftlichen Plan vereinigen. Im Nov. des vorhergegangenen Jahres hatten nämlich die Provinzen, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft die Generalhauptmannschaft von Caraccas bildeten, verbunden mit einigen Provinzen von Neugranada, von der Republik C. feierlich sich losgesagt. General Paez stand, wie 1826, an der Spitze der Bewegung und hatte an Bolivar und an den Kongreß von Bogota Gesandte abgeschickt, um sie hiervon in Kenntniß zu setzen. Das Resultat der deshalb gepflogenen Verhandlungen war ein Uebereinkommen, daß Neugranada ebenfalls das Recht habe, sich als unabhängiger Staat zu organisiren, und daß sodann die zwei Staaten Neugranada und Venezuela mit einander eine Konföderation bilden sollten. Ungeachtet dieser officiellen Anerkennung der Unabhängigkeit von Venezuela machte der Kongreß zu Bogota noch einen letzten Versuch, durch gegenseitige Zugeständnisse die zwei Staaten zu vereinigen. Der betreffende Beschluß wurde am 29. April veröffentlicht; diese neue Konstitution von C. dauerte aber nur 24 Stunden; schon am folgenden Tage versammelte sich der Kongreß der Provinzen von Venezuela in Valencia, proklamirte eine neue Verfassung, die am 22. Sept. unterschrieben wurde, und erwählte General Paez, einen Eingeborenen, zum Präsidenten. Ihm folgte 1835, da die neue Konstitution die Wiedererwählung des Präsidenten in den seiner Amtsverwaltung unmittelbar folgenden 4 Jahren für gesetzwidrig erklärt hatte, durch seinen Einfluß Jose Vargas, der spanischen Bevölkerung angehörig. Zuletzt trennten sich auch die Provinzen der alten Statthalterschaft von Quito und die angrenzenden Provinzen von Peru von C. Ein Kongreß dieser Provinzen versammelte sich am 14. Aug. 1830 zu Riobamba und veröffentlichte am 11. Sept. die Konstitution der Republik Ecuador, welche bis 1835 fortbestand und deren erster Präsident General Juan Jose Flores war. Die Republik C. war jetzt auf die Grenzen von Neugranada beschränkt. Ihr Präsident, Mosquera, fand beim Antritt seines Amtes die Provinzen im Aufruhr, den Staatsschatz leer und die Armee, die ans Herrschen gewöhnt war, laut sich für die Diktatur Bolivars aussprechend. Unter diesen Umständen dankte er schon am 4. Sept. 1830 wieder ab. Ihm folgte General Rafael Urdaneta, der von Neuem die Soldatenwirthschaft anfing; die Generäle Lopez u. Obando erklärten sich jedoch für die Konstitution. Von Neuem drohte der Bürgerkrieg, als ein Vergleich zu Stande kam, in Folge dessen der Vicepräsident, General Caicedo, an der Spitze der Regierung, Urdaneta aber an der Spitze des Heeres blieb. Ein konstituirender Kongreß versammelte sich zuletzt am 20. Okt. 1831 zu Bogota, und am 21. Nov. erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der Republik Neugranada. Dieselbe übernahm einen Theil der Schuld von C., und am 29. Febr. 1832 wurde die jetzt noch bestehende Verfassung feierlich anerkannt. Am 9. März wurde General Santander zum Präsidenten, General Ignacio Marquez zum Vicepräsidenten erwählt. Die drei Republiken, in welche jetzt C. getheilt war, erkannten wechselsweise ihre gegenseitige Unabhängigkeit an und verpflichteten sich gemeinschaftlich zur Bezahlung der von der Republik C. gemachten Anleihen. Die Vertheilung war jedoch eine schwierige Aufgabe, und überdies entstand ein Streit über die wechselseitigen Gren-

zen. Neugranada machte auf das ganze Territorium Anspruch, welches zur Zeit der spanischen Herrschaft das Vicekönigreich dieses Namens bildete. Die Einwohner einiger dieser Provinzen zogen es jedoch vor, dem Staate Venezuela anzugehören, und die Bürger von Ecuador glaubten ebenfalls eine Ausdehnung ihrer Grenzen gegen Neugranada ansprechen zu müssen. Unter solchen Umständen hielt der Präsident der Republik Ecuador, General Flores, es für seine Pflicht, in Neugranada einzufallen und das streitige Territorium im Namen seiner Republik in Besitz zu nehmen. General Obando aber, der die Truppen von Neugranada befehligte, brachte ihn bald zur Besinnung, und am 8. Dec. wurden die Grenzen beider Staaten durch eine Konvention definitiv entschieden. Weiteres s. Ecuador, Venezuela und Neugranada. Vgl. Restrepo, Historia de la revolucion de C., 10 Bde., Paris 1827; Baralt, Resumen de la historia de Venezuela, das. 1841; Münch, Geschichte von C., 2 Bdchn., Dresden 1828.

2) Bezirk in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der zwischen den Staaten Maryland und Virginien liegt und in Gestalt eines etwas verschobenen Quadrats einen Flächenraum von 4,71 geographischen oder 100 englischen □Meilen oder 64,000 Acres umfaßt. Die Oberfläche desselben ist wellenförmig mit geringen Erhebungen, zwar dürr und sandig, aber nicht unfruchtbar. Der $^1/_8$ Meile breite Potomac durchströmt den Bezirk und nimmt unterhalb Washington die Annacostia auf. Das Klima ist warm, sehr veränderlich und nicht eben gesund. Die Bodenkultur erzeugt Gemüse und Obst, vornehmlich aber Tabak. Die Viehzucht ist nicht bedeutend, aber die Fischerei im Potomac sehr ergiebig. Die Industrie ist erst in ihren Anfängen begriffen, dagegen der Handel, der durch den schiffbaren Potomac sehr befördert wird, ansehnlich. Die Bevölkerung beläuft sich auf 54.000 Seelen und besteht aus einem Gemisch verschiedener Nationen. Der Bezirk zerfällt in die Grafschaften Washington und Alexandria und hat Washington zur Hauptstadt. Er ward 1790, als die Vereinigten Staaten das Bedürfniß fühlten, eine nicht von einem einzelnen Staate abhängige Hauptstadt zu haben, von Maryland und Virginien dem Kongreß abgetreten und steht unter dessen unmittelbarer Regierung.

3) Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Südcarolina, am östlichen Ufer des Congaree, unterhalb der Vereinigung der letzteren bildenden Flüsse Broad und Saluda River, in einer sandigen Ebene, ist 1787 gegründet, regelmäßig und hübsch gebaut, mit trefflichen Wasserwerken versehen, die das Trinkwasser durch die Stadt vertheilen, und mit Charleston durch eine Eisenbahn verbunden. Die Stadt hat ein Staatenhaus, Gerichtshaus, Gefängniß, Markthaus, 3 Banken, 3 Akademien, 6 Kirchen (eine baptistische, episkopalistische, methodistische, presbyterianische, römisch-katholische, unitarische) u. ist Sitz des Südcarolinacollege, 1804 gegründet, mit physikalischem Kabinet, Observatorium und Bibliothek. Die Bevölkerung betrug 1840 3500, 1850 6060.

Columbit (Columbeisen), Mineral von klinorhombischem Krystallsystem, eine klinorhombische Säule von 100° 16' bildend, die durch Abstumpfung der Seitenkanten klinooblong wird, derb und eingesprengt, spaltbar ziemlich vollkommen parallel den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkante, unvollkommen parallel den Abstumpfungsflächen der stumpfen Seitenkante, von unebenem, unvollkommen muscheligem Bruch, 6 Härte, 6,3—6,4 spec. Gew., graulichschwarz oder pechschwarz, von schwarzem Strich, Fett- bis halbmetallischem Glanz, undurchsichtig, vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar. Es besteht aus tantalsaurem Eisenoxydul mit tantalsaurem Manganoxydul und enthält 75,0 Tantalsäure, 17,0 Eisenoxydul, 5,0 Manganoxydul, 1,0 Zinnoxyd, kommt im Granit von Bodenmais in Bayern, bei Haddam, Middletown und Newlondon in Connecticut, bei Chesterfield in Massachusetts vor.

Columbowurzel, ächte, s. v. a. Wurzel von Cocculus palmatus *Dec.*; unächte, amerikanische oder barbarische, s. v. a. Wurzel von Frasera Walteri *Michaux* (s. Frasera).

Columbretes, spanische Inselgruppe im Mittelmeer, zur Provinz Castellon de la Planaber gehörig, Govierno Peniscola, ist von Fischern bewohnt.

Columbus, s. Colombo.

Columbus, 1) Stadt im nordamerikanischen Staat Georgien, Hauptstadt der Grafschaft Muscogee, am östlichen Ufer des Chattahoochee, unmittelbar unterhalb der Fälle desselben, 300 Meilen oberhalb dessen Vereinigung mit dem Flint River und 430 Meilen von der Appalachicolabai, hat hübsche Plätze und breite Straßen, ein Gerichtshaus, Gefängniß, Markthaus, 4 Banken, eine Akademie, 5 Schulen, 5 Kirchen (presbyterianische, episkopalistische, baptistische, methodistische und römisch-katholische), viele Mühlen u. Baumwollenmanufakturen, Baumwollenhandel und 1840 3114, 1850 5942, jetzt über 7000 Einw.

2) Stadt im nordamerikan. Staat Mississippi, Hauptstadt der Grafschaft Lowndes, am östlichen Ufer des Tombigbee, am Beginn der Dampfbootschifffahrt, hat Post, ein Gerichtshaus, Gefängniß, 2 Banken, eine Akademie, ein weibliches Seminar, Theater, Landamt, Markthaus, 5 Kirchen (presbyterianische, cumberland-presbyterianische, baptistische, episkopalistische u. methodistische) und 1840 4000, 1850 9312 Einw.

3) Stadt im nordamerik. Staat Ohio, Hauptstadt der Grafschaft Franklin und des Staats, 110 englische Meilen nordöstlich von Cincinnati, auf dem östlichen Ufer des Scioto, unterhalb seiner Vereinigung mit dem Whetstone oder Olentangy, in angenehmer Gegend, ward erst 1812 angelegt. Das Land steigt allmählig vom Flusse auf, und die breiten schönen Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Staatenhaus, das Staatsgefängniß, das Grafschaftsgerichtshaus, die Taubstummen-, Blinden- und Irrenanstalt, 5 Bankhäuser mit dorischem Portikus und eine Akademie. Die Stadt hat 20 Kirchen, darunter eine deutsch-lutherische, ein lutherisches Seminar, 1830 ins Leben gerufen, mit einem College, Germaniacollege genannt, seit 1842 ver-

bunden. Der **Kanal**, ein Seitenkanal nach dem großen Ohiokanale, fängt am südwestlichen Ende der Stadt an und hat zur Zeit der Schifffahrt eine tägliche Linie von Paketbooten, die in Lockburn mit den nördlichen und südlichen Paketbooten des Hauptkanals zusammentreffen; auch geht die Nationalstraße vorbei. Die über den Scioto führende, C. mit Franklinton verbindende Brücke ist eine der schönsten im Staate. Die Zahl der Einwohner belief sich 1840 auf 6048, 1850 auf 18,138, u. mag jetzt über 25,000 betragen, die sich von Handel u. Gewerben nähren.

Columella, Lucius Junius Moderatus, ein Zeitgenosse des Celsus und des Philosophen Seneca, geboren zu Cadix, scheint sich in Syrien eine Zeit lang aufgehalten zu haben und auch dort gestorben zu seyn. Wir besitzen unter seinem Namen ein in lateinischer Sprache abgefaßtes, größeres Werk über den Landbau: „De re rustica“ in 12 Büchern, wovon das 10. Buch, betitelt „De cultu hortorum“, in Hexametern geschrieben, gewissermaßen als Fortsetzung der Georgica Virgils betrachtet werden kann. Zum besseren Verständniß des in den Handschriften sehr entstellten 5. Buchs von der Baumzucht kann die besondere Schrift „De arboribus“ dienen, welche als Theil eines größeren Werkes angesehen wird und manche schätzbare Nachrichten aus verlorenen Schriftstellern enthält. Uebrigens zeichnet sich C. durch eine angenehme Darstellung und eine reine und selbst fließende Sprache aus; Abdrücke der beiden Schriften des C. finden sich in verschiedenen Sammlungen der „Scriptores rei rusticae“. Eine besondere Ausgabe nach Gesner gab J. H. Neß (Flensburg 1795), eine deutsche Uebersetzung M. C. Curtius (Hamburg 1769). Die Kommentare des Beroaldus erschienen zuerst in der pariser Ausgabe von 1529 und sind später noch mehrmals abgedruckt worden.

Columen (lat.), Hausgiebel, Dach; Tragbalken, Pfeiler; Giebelsäule.

Columna (lat.), Säule.

Columnae Herculis, s. **Herculessäulen**.

Columna itineraria (lat.), Meilensäule, Meilenzeiger.

Columna Maenia, eine Säule mit Balken auf dem Forum romanum, Rest eines Hauses eines gewissen Mänius, der auf dessen Bitten stehen blieb, als wegen der Erbauung der Basilica Porcia eine Reihe Häuser weggerissen wurde; von hier aus übersah Mänius die Vorgänge auf dem Forum, daher Maenianum s. v. a. Balkon. Bei der C. M. hielten die Triumviri capitales Gericht über Sklaven, Diener, böse Schuldner 2c., daher Columnarius, s. v. a. strafwürdiger Mensch, und ad columnam adhaerescere, als schlechter Bezahler gestraft werden.

Columna milliaris (lat.), s. v. a. Columna itineraria.

Columna Rhegia, die äußerste Südwestspitze Italiens bei Rhegium, am sicilischen Sunde; hier hatten die Rheginer dem Neptun eine hohe thurmähnliche Säule erbaut, jetzt Torre di Cavallo.

Columna rostrata (lat.), s. Rostra, vgl. **Duilius**.

Columna Trajana, die Säule auf dem Prachtforum Trajans in Rom. Sie befindet sich noch an ihrer ursprünglichen Stelle, ist in dorischer Ordnung und mit vielem Schmuck bedacht; der Echinus trägt z. B. auch die Ornamente der ionischen Säulenordnung. Die Säule mißt mit dem 17 F. hohen Basament 117 F.; der untere Durchmesser ist 11, der obere 10 Fuß. Zusammengesetzt ist die Säule aus 34 Stücken weißen Marmors, wovon 23 auf den Schaft kommen; dieser ist in seiner ganzen Ausdehnung mit bandartig um die Säule sich herumwindenden Reliefs bedeckt, welche die Feldzüge des Kaisers gegen die Dacier darstellen und 2500 menschliche Figuren enthalten sollen. Das vierseitige Piedestal ist ebenfalls mit prächtigen Trophäen in Bezug auf diese Siege geschmückt und trägt die Dedikationsschrift; dagegen nimmt die Stelle der kolossalen Statue des Kaisers jetzt der Apostel Petrus ein. Das Innere der Säule ist auf einer Schneckentreppe von 184 in die Marmorblöcke eingehauenen Stufen gangbar, durch 43 kleine Fenster sparsam erhellt u. führt bis auf die Platte.

Columna vertebralis (lat.), das Rückgrat.

Columnea (Kolumnee), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, Sträucher in heißen Ländern, von denen mehre beliebte Zierpflanzen sind. C. coccinea *Hort. Berol.* ist ein schöner 3—4 Fuß hoher Halbstrauch mit schön scharlachrothen, fast zwei Zoll langen Blüthen, den man in leichte nahrhafte, vegetabilische, mit ⅓ Sand vermischte Erde pflanzt, im Warmhause antreibt und durch Theilung der Wurzelknollen und Stecken der jungen Triebe vermehrt. C. scandens *L.*, ebenfalls mit schönen, scharlachrothen, 1½ Zoll langen, weichbehaarten Blüthen, aus Guyana, wo das Gewächs an feuchten, schattigen Stellen, oft als Parasit auf Bäumen vorkommt, wird wie vorige Art kultivirt.

Colurus (lat.), s. **Koluren**.

Colutea (Blasenstrauch, Blasensenne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, unbewehrte Sträucher mit unpaarig-gefiederten Blättern und winkelständigen, wenigblumigen Blüthentrauben, einige als Ziersträucher, einige zugleich durch ihre Arzneikräfte bekannt. C. arborescens *L.*, C. hirsuta *Roth*, **Blasenbaum, Linsenbaum**, Phasanenbaum, ist ein schöner 6—12 F. hoher Strauch Südeuropa's, der Schweiz und Süddeutschlands, häufig im mittlern Europa zur Zierde angepflanzt u. daselbst verwildert, mit gelben, meist zu 6 stehenden Blüthen. Die Fiederblättchen, Folia Coluteae s. Coluteae vesicariae Sennae germanicae s. Sennae spuriae, deutsche oder falsche Sennesblätter, Blasensennesblätter, welche einen widrig-bittern Geschmack haben und purgirend wirken, sind als Ersatzmittel der ächten Sennesblätter empfohlen worden. Das Holz läßt sich zu ausgelegter Arbeit, sowie zu feinen Drechseleien brauchen. Die Zweige liefern auf Tuch, das mit Alaun vorbereitet ist, eine feine, reine, blaßgelbe Farbe. C. orientalis *Lam.*, C. cruenta *Willd.*, **braunrother Blasenstrauch**, morgenländische Blasensenne, ist ein niedriger Strauch Süddeutschlands u. Südeuropa's, auf Hügeln u. in Weinbergen, der in Nord-

deutschland seiner schönen safranfarbenen Blüthe wegen häufig als Zierpflanze kultivirt wird, aber etwas zärtlicher ist, als vorige Art, mit der er gleiche Arzneikräfte hat. C. media *W.* ist ein 3—4 F. hoher Strauch mit verkehrt herzförmigen, ausgerandeten, graugrünlichen Blättern u. bräunlich gelbrothen, schönen Blüthen, der sich hier u. da in Anlagen angepflanzt und auch verwildert findet. Die schönste Art ist C. nepalensis *Sims.*, mit schön schwefelgelben Blüthen in hängenden Trauben. Diese Sträucher verlangen eine gegen kalte Winde geschützte Lage und gegen strengen Frost eine Bedeckung und trockene Umkleidung, da sie leicht erfrieren. Der Boden muß locker und nicht zu naß seyn. Die Vermehrung geschieht durch Ableger und Samen.

Coluthus, altgriechischer Dichter, gebürtig aus Lycopolis in Oberägypten, lebte wahrscheinlich zu Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. und soll Verfasser einiger Gedichte in griechischer Sprache über die Mythen der Vorwelt seyn. Ein ihm zugeschriebenes Gedicht: „Raptus Helenae", von nahe an 400 Hexametern, ist eine zwar schwache Nachahmung des Homer, jedoch in einer noch ziemlich korrekten, nicht ungefälligen Form, herausgegeben Venedig um 1504, neuer Abdruck 1569; verbessert von H. Stephanus (1566); in lateinischer Uebersetzung von Eobanus Heß (Erfurt 1534), neuerlich von J. Becker (Berl. 1816) u. G. H. Schäfer (Leipz. 1823); ins Deutsche übersetzt von K. A. Kuttner (bei Theokrit, Mitau 1772) und F. F. H. Passow (Güstrow 1829).

Colythrum, Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, Bäume in Brasilien, von denen C. febrifugum *Schott*, Esenbeckia febrifuga *Mart.*, Evodia febrifuga *St. Hil.*, ein hoher Baum ist, dessen außen weißliche, innen kaffeebraune Rinde in Brasilien unter dem Namen Tres folhac vermellack oder Laranjeiro de hato officinell ist.

Colzim, ägyptisches Gebirg in Oberägypten, Landschaft Said, in der Ebene von Araba. An der Ost- und Westseite desselben, aber durch einen unersteiglichen Felsen von einander getrennt, liegt das Kloster des heil. Antonius, das in seinen hohen Mauern keinen Eingang hat und alle Zufuhr ꝛc. durch hinaufgezogene Körbe erhält, und das Kloster des heiligen Paul, auch Tigerkloster genannt. Der Dschebel Zait ist eine Fortsetzung des Colzimgebirges.

Coma (lat.), Schlafsucht.

Coma Berenices, s. Berenice's Haupthaar.

Coma caesarea (lat.), Weichselzopf.

Comacchio, kleine befestigte Stadt in der römischen Delegation Ferrara, mitten in den Valli di Comacchio oder den Morästen an den stagnirenden Powündungen, ist Sitz eines Bischofs und zählt gegen 4000 Einw., welche Fischerei und Handel treiben. Durch den wiener Kongreß ward Oesterreich das Recht eingeräumt, hier, wie in der Citadelle von Ferrara, eine Besatzung zu halten. Im Jahr 1848 wollte die römische Regierung dies nicht mehr dulden und ließ das Fort San-Agostino in die Luft sprengen. In der Umgegend befinden sich reiche Salzwerke. C. ist das alte Comacula.

Comae floridae Centaurii minoris, s. v. a. Tausendgüldenkraut, Erythraea Centaurium *Pers.*

Comageni, Stadt an der Donau, die östlichste im römischen Noricum, zwischen Tuln und Zeiselmauer in Oesterreich unter der Ens. Hier gingen die Rugier mit ihren Verbündeten aus der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts zum ersten Mal über die Donau; die Avaren legten bei C. eine starke Festung an, welche Karl der Große eroberte.

Comana, 1) C. Pontica, reiche und berühmte Stadt in Pontus Galaticus, später zu Pontus Polemoniacus und von Justinian zu Großarmenien gezogen, am Iris, der Mittelpunkt des Handels nach Armenien, verdankte seine Größe dem im Rufe besonderer Heiligkeit stehenden, der Sage nach von Orestes gegründeten Tempel der Artemis Taurica (auch Anaëtis, Enyo, Bellona genannt), der auf einem steilen vom Iris bespülten Felsen lag und dessen Oberpriester dem Range nach der zweite Mann im Königreiche war und über die Güter und Unterthanen des Tempels (zur Zeit des Strabo besaß er über 6000 Hierodulen) fast unumschränkt verfügen konnte. Pompejus vergrößerte nach der Besiegung des Mithridates das heilige Gebiet. Anderthalb Stunden von Tokat, links von der Straße nach Erzerum, auf dem rechten Ufer des Flusses Tosanlu oder Chyderlik, fand Bellino in Ruinen, die noch den Namen Gomanak führten, einen Altar mit dem Namen der Stadt Hierocaesarea Comana, wodurch nicht nur die Lage, sondern auch der durch mehre Münzen schon bekannte, von Vielen aber verdächtigte Ehrenname dieser Stadt zur Gewißheit wird.

2) C. Chryse, auch Cappadociae, alte u. volkreiche Hauptstadt Kappadociens, lag in der Präfektur Kataonien, in einem tiefen u. engen Thale des Antitaurus, am Sarus, $2^1/_2$ Meilen von den cilicischen Pässen entfernt. Seit Diocletian gehörte C. zu Armenia tertia. Unter Caracalla war es eine römische Kolonie. Auch C. verdankt ursprünglich seinen Ruhm einem berühmten (angeblich wieder einem von Orestes gegründeten) Tempel der Artemis Taurica, dessen Oberpriester der Mehrzahl nach aus königlichem Geblüte stammten. Zu Procops Zeiten waren die Tempel, ohne im Bau verändert zu seyn, in christliche Kirchen verwandelt. Jetzt El Bostan.

Comanches, Volk, s. Camanches.

Comayagua, Hauptstadt der mittelamerikanischen Republik Honduras, am nördlichen Abhange der Montes Lepaterique, der Cordilleren von Tegucigalpa, an dem Rio Umulla oder Ulua gelegen, ist Sitz der republikanischen Regierung und der höchsten Landesbehörden, sowie eines Bischofs und eine alte spanische Stadt von solider, regelmäßiger Bauart. Unter den ältern Gebäuden zeichnen sich die Kathedrale, ein Kollegium, ein reich dotirtes geräumiges Hospital und drei Klöster aus. C. erhält sein Ansehen nur als Mittelpunkt der Regierung, da es hinsichtlich des Handels den Plätzen Truxillo, Omoa u. Tegucigalpa bedeutend nachsteht. Die Einwohnerzahl der Diöcese von C. belief sich 1778 auf 88,143, nach andern Angaben 1791 auf 93,500 u. 1844 auf 236,000 Seelen. Für Unterricht u. Erziehung ist schlecht gesorgt, und bei einem meist

einfach patriarchalischen Leben ist die wunderlichste Unwissenheit in allen Klassen der Bevölkerung an der Tagesordnung.

Combats à la foule (franz.), Turnierübung, wo mehre Ritter auf einmal gegen einander kämpften.

Combe, 1) Abram, englischer Socialist, am 15. Januar 1785 zu Edinburg geboren, war anfangs Zuckerfabrikant in Glasgow, dann in Edinburg, machte 1820 die Bekanntschaft des Socialisten Rob. Owen und wurde von diesem für seine Idee so sehr gewonnen, daß er zu Edinburg eine Cooperatio-society begründete, die fehlschlug und einen großen Theil seines Vermögens aufzehrte; dessen ungeachtet gründete er 1825 mit mehren Gleichgesinnten eine großartige Anstalt dieser Art zu Orbiston. † aber schon am 11. Aug. 1827. Er schrieb: „Metaphorical sketches of the old and new systems", worin er die owensche Gesellschaftslehre darzulegen suchte.

2) George, berühmter englischer Phrenolog, Bruder des Vorigen, am 21. Okt. 1788 zu Edinburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und war als Sachwalter bis 1837 bei den schottischen Gerichtshöfen thätig, widmete sich dann aber ausschließlich den Wissenschaften, namentlich der Anatomie und der Chemie. Schon früher war er durch Dr. Spurzheim mit der gallschen Schädellehre vertraut geworden, und auf seine Veranlassung hatte sich 1820 in Edinburg die erste phrenologische Gesellschaft konstituirt, während er selbst Vorlesungen über Phrenologie und Ethik gehalten hatte. Im J. 1837 machte er eine Reise nach Deutschland und im folgenden Jahre nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er ebenfalls Vorlesungen hielt. Im Jahr 1842 besuchte er abermals Deutschland und hielt an der Universität Heidelberg mit vielem Beifall phrenologische Vorlesungen in deutscher Sprache. Er schrieb: „Essays on phrenology", vervollständigt als „System of phrenology" (1824, 5. Aufl. 1843, deutsch von Hirschfeld, Braunschweig 1833); „Elements of phrenology" (1824, 4. Aufl. 1836); „On popular education" (1832, 2. Aufl. 1837); „The constitution of man, considered in relation to external objects" (1828, 15. Aufl. 1842, deutsch von Hirschfeld, Bremen 1838); „Notes on America" (Edinburg 1841).

3) Andreas, jüngster Bruder der Vorigen, seit 1838 Leibarzt der Königin Victoria, Mitglied des königlichen Kollegiums der Aerzte, war auch Leibarzt des Königs von Belgien; lebt zu Edinburg; schrieb: „Observations on the mental derangement" (Edinb. 1831); „The principles of physiology applied to the preservation of health" (Lond. 1834, 11. Ausg. 1842); „The physiology of digestion" (das. 1837, deutsch von Naubert, Leipz. 1837); „A treatise on the physiological and moral management of infancy" (Edinburg 1840, 3. Aufl. 1842). Vgl. Life and correspondence of C., London 1850.

Combe-Girard, Bad im schweizerischen Kanton Neuenburg, am westlichen Ende des Fleckens Locle, am Eingange eines engen Thales des Juragebirges, 2780 Fuß über dem Meer. Das neuerlich viel benutzte Mineralwasser ist hell, doch nicht ohne weiße Flocken, von zusammenziehendem, eisenhaftem Geschmack, moorartigem Geruch und bildet, längere Zeit der Einwirkung der Luft ausgesetzt, einen gelben Niederschlag. Bei 10° R. der atmosphärischen Luft hat es eine Temperatur von 8° R. und 1,00098 spec. Gew. Es enthält nach Desfosses an flüssigen Bestandtheilen Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure und Schwefelwasserstoff; an festen kohlensaure Kalkerde, kohlensaures Eisen, kohlensaure Talkerde, Thonerde, vegetabilischen Extraktivstoff und organische Substanz mit Spuren von Schwefel.

Combo, afrikanischer Negerstaat in Senegambien, vom Kap St. Marie bis zum Fluß C., erzeugt allerhand Früchte, Getreide, Palmen rc., ist von Felupern bewohnt u. steht unter einem Könige.

Combourg, Flecken im französischen Departement Ille-Vilaine, an einem großen Weiher, hat Leinweberei und 4750 Einw., ist Geburtsort Chateaubriands.

Combourgs (franz.), franz. hanfene Leinen, die besonders nach Amerika versendet werden; die Bazonge-Combourgs ist die feinere Sorte.

Combretum (Langfaden), Pflanzengattung aus der Familie der Onagreen, Bäume und Sträucher in heißen Ländern, mit Gegen- und Wechselblättern, ohne Nebenblätter, alle mit schönen Blüthen, daher viele auch in der Heimath als Zierpflanzen kultivirt werden. C. grandiflorum *Don* ist ein niedriger, windender Strauch auf Sierra Leone, mit schönen scharlach-karmoisinrothen Blüthen in einseitigen winkel- oder gipfelständigen Trauben; C. purpureum *Vahl*, Poivrea coccinea *Dec.*, ein sehr schöner Schlingstrauch auf Madagaskar, mit hochkarminrothen, sehr zahlreich in einseitige, in Endrispen gesammelte Trauben geordneten Blüthen; C. comosum *Don*, ein Schlingstrauch auf Sierra Leone, mit geschopften, dunkelscharlachrothen, in dichten Aehren stehenden Blüthen. Die Combreten verlangen einen Standort im Warmhause, im Sommer reichlich Wasser und Luft, eine lockere, nahrhafte, mit etwas Lehm und Moorerde gemischte Lauberde und nicht zu enge Gefäße. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Ableger.

Comedo (latein.), Fresser, Schlemmer; Mitesser.

Comenius, Johann Amos, eigentlich Komensky, berühmter Schulmann und Pädagog, geboren zu Komna bei Brünn, nach Andern zu Niwnitz in Mähren den 28. März 1592 in einer Gemeinde der mährischen Brüder, widmete sich in Herborn u. dann zu Heidelberg wissenschaftlichen Studien u. machte darauf eine Reise durch Holland und England. Nachdem er erst seit 1614 Rektor in Prerau und seit 1616 in Fulnek gewesen, mußte er bei der Einnahme letzterer Stadt 1620 durch die Spanier, um der wider alle nichtkatholischen Prediger gerichteten Verfolgung zu entgehen, flüchten und fand bei einem Edelmann im böhmischen Gebirg Aufnahme. Hier schrieb er mehre seiner besten Schriften in böhmischer Sprache. Auch von hier vertrieben, begab er sich nach Lissa in Polen, wo er, nachdem er eine Zeit lang an der dortigen Schule thätig gewesen, 1632 zum Bischof der böhmischen und mährischen Brüder erwählt ward. Damals gab er seine in

viele abendländische und selbst in einige morgenländische Sprachen übersetzte „Janua linguarum reserata" (1631) heraus, worin er eine für die damalige Zeit ganz neue Methode des Sprachunterrichts gab, indem er nämlich, das langweilige Memoriren trockener und inhaltsloser Wortformen bei Seite lassend, mit jenem Unterricht und durch denselben der Jugend zugleich allerlei nützliche Sachkenntnisse mitgetheilt wissen wollte. In Lissa gab er auch die „Ratio disciplinae ordinisque ecclesiae in unitate fratrum Bohemorum" (1632, mit Anmerkungen von Buddeus, Halle 1702; deutsch, Schwabach 1739), sowie den „Pansophiae prodromus" (1639) heraus, worin er mit ganz neuen, Aufsehen machenden Vorschlägen in Betreff des Unterrichts in der Philosophie hervortrat. Sein Ruf war so groß, daß er 1641 eine Einladung nach England erhielt, um das dortige Schulwesen zu reformiren. Da aber der Ausbruch der Revolution seine Thätigkeit hinderte, so begab er sich nach Schweden, wo Oxenstierna ihn mit Entwerfung eines Planes zur Organisation des schwedischen Schulwesens beauftragte, den er nach vier Jahren zu Elbing zu Stande brachte. Von da kehrte er 1648 nach Lissa zurück und ging dann auf Siegmund Rakoczy's Einladung nach Ungarn, wo er das bekannteste und berühmteste seiner Werke, den „Orbis sensualium pictus oder die sichtbare Welt" (Nürnb. 1658), das erste oft aufgelegte (Reutlingen 1835, Bresl. 1841) und ebenso oft nachgeahmte Bilderbuch für Kinder, erscheinen ließ. Nach Rakoczy's Tode kehrte er 1654 nach Lissa zurück, wo er seine Habe und mit ihr einen Theil seiner Handschriften verlor, als nach Karl X. Gustavs von Schweden Rückzug das vereinigte kaiserlich-polnische Heer die Stadt verbrannte. C. begab sich darauf nach Schlesien, verweilte einige Zeit in Brandenburg und in Hamburg, ließ sich dann in Amsterdam nieder, wo er noch einige Schriften erscheinen ließ, und † zu Naarden den 15. Okt. 1671. In seinen letzten Lebensjahren soll er sich religiöser Schwärmerei hingegeben und die Ankunft des tausendjährigen Reichs auf 1672 festgesetzt haben. Auch die bekannte Schwärmerin Bourignon galt ihm als eine Gottbegeisterte. Seine böhmischen Schriften werden hinsichtlich der Sprache noch jetzt als mustergültig angesehen. Vgl. Palacky's Abhandlung über C. in der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" (1829).

Comerio, Agostino, italienischer Historienmaler der neuesten Zeit, zu Mailand geboren, ward in der dortigen Akademie und in Rom gebildet und 1828 Professor an der mailänder Akademie. Seine besten Werke sind: ein Freskogemälde in S. Satiro zu Mailand; eine größere Reihe von Gemälden in der Kirche Madonna della Bocciola am Berge Orta, in biblischen Darstellungen bestehend; die Geschichte des Oedipus. Gleiches Lob erntete seine Italia, die tiefbetrübt auf Appiani's Grabmal einen Lorbeerkranz legt; für weniger gelungen wurde sein Raphael erklärt, wie er seinen letzten Willen diktirt, eine Komposition von 24 lebensgroßen Figuren. C. lieferte später noch mehre gute Bilder, sowohl Porträte als Historien, und gehört überhaupt zu den besten italienischen Künstlern seiner Zeit.

Comersee, s. Como.

Comes (lat.), Begleiter, Gesellschafter. Comites hießen bei den Römern Begleiter höherer Magistratspersonen, die diesen in die Provinzen folgten, um ihnen in der Provinzialverwaltung u. bei andern Gelegenheiten Dienst und Hülfe zu leisten. Die Cohors praetoria, wie man ein solches Gefolge nannte, bestand zum Theil aus den nächsten Verwandten der Prokonsuln, zum Theil aus bloßen Bedienten. Aus der republikanischen ging diese Sitte auch auf die Kaiserzeit über. Hier finden wir: die Comites oder Amici principis, einen Kreis von Männern, welche den Kaiser zu Hause stets umgaben und auf der Reise begleiteten und dafür allerlei Geschenke an Geld und Naturalien erhielten. Unter Konstantin dem Großen wurde C. ein Titel für jeden Hof- und Staatsdiener, mochten diese unmittelbar mit dem Kaiser verkehren, oder ihm noch so fern stehen. Da alle Comites aber gleichsam als kaiserliche Socii und Comites angesehen werden sollten, so galt dieser Titel für eine bedeutende Auszeichnung, mit welcher bald auch besondere Prärogative und Insignien verbunden waren. Am häufigsten wurde er an die militärischen Duces in den Provinzen vergeben; doch erhielten ihn auch andere Beamte, auch Rechtsgelehrte, Künstler u. dergl. Aus dem früher nur der Person anhaftenden Titel wurde allmählig ein Amtsname, dem die Benennung der bestimmten amtlichen Thätigkeit, die Bezeichnung der eigentlichen Stelle, als praefectus, magister u. dgl., besonders beigefügt wurde. Seit dieser Zeit nennen sich die Comites nicht mehr nach den Kaisern (also z. B. Comes Trajani), sondern nach ihren Provinzen (Comes Aegypti), oder nach den Aemtern (Comes dispositionum 2c.), so daß nun auch ihre neue Würde, die Comitiva, auf das Amt übertragen wurde. Dieser Gebrauch mag zuerst von den Duces eingeführt worden seyn, welche sich, sobald sie Comites geworden waren, nur so nannten; erst später wurden beide Titel wieder in Anwendung gebracht, indem Duces die mit dem Kaiser ins Feld ziehenden, Comites diejenigen Staats- und Hofdiener hießen, welche in friedlichen Sachen im Kabinet des Kaisers arbeiteten. Bei den Gothen hieß der Oberfeldherr stets Dux; C. dagegen war der Statthalter im Lande.

Comfort (engl.), eigentlich Hülfe, dann besonders Bequemlichkeit, Behaglichkeit, jene auf einen ungetrübten Genuß des Daseyns gerichtete Anordnung des menschlichen Lebens, die weder die träge Wollust od. die unbeschränkte Genußsucht bezweckt, noch allein aus dem Reichthum entspringt, obgleich sie einen gewissen Grad von Besitz erheischt, da der Arme stets in einem Kampfe mit den Anforderungen des materiellen Lebens begriffen ist und sich daher den Gemüthsfrieden, der das eigentliche Wesen des C. ist, weder erwerben noch erhalten kann. Daher Comfortabel, bequem, behaglich.

Comines, Stadt, welche in zwei Theile zerfällt, einen belgischen, zur Provinz Westflandern,

Bezirk Ypern, gehörigen, links an der Lys, mit 3200 Einw., und einen französischen, zum Departement Nord, Bezirk Lille, gehörigen, am rechten Ufer der Lys, mit 4600 Einw. Beide Theile unterhalten lebhafte Matratzen-, Leinenbänder-, Schnur- und Lederfabrikation. Die Gesammtstadt war bis Anfang des 17. Jahrhunderts eine starke Festung. Im J. 1713 fiel der linke Stadttheil durch den Frieden von Utrecht Oesterreich zu und kam nach dem Beschluß des wiener Kongresses an die Niederlande. C. ist Geburtsort von Ph. von Comines und A. G. de Busbeck.

Comines (Cominaus), Philippe de la Clite de, berühmter französischer Staatsmann und Geschichtschreiber, aus einem adeligen Geschlechte auf dem Schlosse Comines in Flandern 1445 geboren, wurde nach der Sitte seines Standes mehr in ritterlichen Uebungen, als in den Wissenschaften erzogen, kam, kaum ins Jünglingsalter getreten, an den Hof Philipps des Gütigen von Burgund und ward der Vertraute Karls des Kühnen. Auf mehren diplomatischen Sendungen leistete er diesem nicht unwesentliche Dienste; u. A. war er Vermittler des Friedens, als Karl den König von Frankreich, Ludwig XI., in Peronne gefangen genommen hatte. Freudig nahm ihn dieser Fürst auf, als C. 1472 seinen bisherigen Herrn verließ und in dessen Dienste übertrat, ernannte ihn zu seinem Kammerherrn und zum Seneschal von Poitou und verlieh ihm bedeutende Besitzungen nebst einer Summe von 30,000 Goldthalern zum Ankauf der Herrschaft Argenton. C. diente seinem neuen Herr mit großem Eifer und mit großer Treue und genoß so sehr das Vertrauen desselben, daß er in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Als Ludwig XI. 1483 starb und Karl VIII. den französischen Thron bestieg, ließen seine Neider ihre lange verhaltene Wuth gegen ihn los und brachten es dahin, daß er 1486 gefangen genommen und nach dem Schlosse Loches in Berry gebracht wurde, wo er 8 Monate in einem eisernen Käfig zubringen mußte. Man beschuldigte ihn verrätherischen Einverständnisses mit dem Herzog von Orleans und andern Feinden des Königs und verurtheilte ihn endlich, nachdem er noch ein Jahr lang in Paris gefangen gesessen, zur Verbannung vom Hofe auf 10 Jahre mit Verlust eines Theils seiner Güter. C. bewies aber seine Unschuld mit so schlagenden Gründen, daß die Richter ihn freisprachen und der König ihn begnadigte. Karl VIII. hatte alle Ursache, diese Begnadigung nicht zu bereuen, denn C. leistete ihm von nun an eben so wichtige Dienste als seinem Vater; unter andern gab er ihm auf dem Feldzuge nach Italien die besten Rathschläge. Nach Karls VIII. Tode trat C. von der Schaubühne ab, denn Ludwig XII., der vormalige Herzog von Orleans, bewies den schnödesten Undank gegen den Mann, der seinetwegen so viel gelitten; kaum ließ er ihm die Würde eines königlichen Kammerherrn. C. † am 16. August 1509 zu Argenton. Er war ein Staatsmann, wie sein Zeitalter kaum einen gleichen besaß, mit hohem Scharfsinn, richtigem politischen Blick, Besonnenheit in schwierigen Lagen, kalter unparteiischer Beobachtungs- und Beurtheilungskraft und umfassenden Kenntnissen ausgestattet. Auf Veranlassung des Erzbischofs von Vienne, Angelo Cattho, schrieb er „Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464—98" (Paris 1523, die beste Ausgabe von Lenglet Dufresnoy, 4 Bde., Lond. 1747; fast in alle Sprachen übersetzt), ein äußerst werthvolles Buch, das ihm einen ehrenvollen Rang unter den Geschichtschreibern, nicht nur seines Vaterlandes, sichert. Walter Scott hat in seinem „Quentin Durward" ein treffendes Bild von ihm gegeben.

Comino (Cumino), britische Insel im Mittelmeere, zwischen Malta und Gozzo, 1/2 □ Meile groß, mit gleichnamigem befestigten Orte. Westlich davon liegt das unbewohnte Eiland Cominotto.

Comissatio (lat., v. Griech.), bacchantischer Aufzug junger, lustiger Leute, geschah meist nach Gastmahlen, durchschwärmten Nächten rc. mit Musik und Lärm und erhielt zur Zeit der Sittenverderbniß in Rom seine höchste Höhe. Die Ausführer der C. hießen Comissatores.

Comitatus (lat.), Begleitung, Gefolge, zur Kaiserzeit Suite, Hof, Hoflager des Kaisers, daher die Comitatenses; auch Würde eines Comes (s. d. u. Komitat).

Comité (franz., engl. Committee), s. Kommittee.

Comité de sûreté et du salut public, s. Wohlfahrtsausschuß, vgl. Frankreich.

Comites (lat.), Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitia (lat.), Versammlungen des Volks zu gemeinsamen Berathungen, Wahlen rc., s. Komitien.

Comitium (lat.), Versammlung, für Volksversammlungen bestimmter Ort in Rom, zwischen dem Forum und der Curia, am Fuße des palatinischen Berges gelegen. Vgl. Rom.

Commacchio, s. Comacchio.

Commagene, nordöstlichste Provinz Syriens, grenzt östlich an den Euphrat, nördlich und westlich an den Amanus, während im Süden (gegen Cyrrhestica) die Grenze, in Ermangelung einer natürlichen, im Verlauf der Zeit mancher Veränderung unterworfen war. C. war ein kleines, aber an Obst und Oel fruchtbares Land, das jedoch in der späteren Zeit häufig durch Einfälle der Parther litt. Die Hauptstadt der Provinz war Samosata, später Hierapolis. Nach dem Sturze der Seleucidenherrschaft in Syrien durch Tigranes schuf hier Antiochus eine neue Dynastie von seleucidischem Stamme, die sich ein Jahrhundert unter seinen Nachkommen forterhielt. Denn obgleich schon Tiberius C. in eine römische Provinz umgewandelt hatte, so setzten doch Caligula und Claudius den Antiochus III. wieder auf den Thron seines Landes; erst unter Vespasianus wurde es dauernd mit dem römischen Reiche vereinigt. Unter Konstantin dem Großen wurde C. mit Cyrrhestica unter dem Namen Euphratensis (gräcisirt Euphratesia) oder Augusta Euphratesia vereinigt. Vgl. Cyrrhestica.

Commagenische Münzen, alte Königs- und Städtemünzen des nördlichen, zwischen dem Amanus und Euphrat gelegenen, Commagene

genannten Theiles von Syrien. Die meisten Königsmünzen sind von Antiochus IV. und seiner Gemahlin Iatape. Auf dem Avers befindet sich ein Kopf mit griechischer Umschrift, auf dem Revers ein Skorpion oder ein Steinbock in einem Lorbeerkranze. Unter den Städtemünzen sind die von Samosata am zahlreichsten.

Comme il faut (franz.), wie es sich gebührt, gehört; stattlich, tüchtig.

Commelina (Kommeline), Pflanzengattung aus der Familie der Commelinaceen, mit dreiblätterigem Kelch und eben solcher Korolle, krautartige Pflanzen, von denen einige als Nahrungs- und Arznei- oder als Zierpflanzen bekannt sind. C. communis *L.*, C. vulgaris *Red.*, mit kriechendem Schaft und bläulichen Blüthen, aus Amerika, ist häufig in Gärten. C. Rumphii *Kostel.*, Sommergewächs auf den Molukken, mit kriechendem, weitschweifigem Stengel, eiförmigen, langzugespitzten Blättern und langgestielten, blauen Blüthen, gibt zubereitet ein wohlschmeckendes Gemüse und wirkt gelind abführend. C. polygama *Roth*, ein Sommergewächs in Ostindien, Cochinchina und Japan, mit kriechendem Stengel und blaßblauen Blüthen, wird im Vaterland als Gemüse gegessen u. als Abführungsmittel gebraucht, auch macht man aus den Blumenblättern in Japan Ultramarin. C. tuberosa *L.* ist eine ausdauernde Pflanze in Mexiko, mit rauhen Blättern, blauen Blüthen und sehr knolliger Wurzel, welche in der Heimath als eine schmackhafte Speise genossen wird. C. coelestis *W.* ist eine 1—2 Fuß hohe Zierpflanze mit überaus schönen ultramarinblauen Blüthen und filzigen Stielen, kann den Sommer hindurch im freien Lande stehen, muß aber, wenn Frost eintritt, herausgenommen und frostfrei durchwintert werden. C. virginica *L.* ist ein ausdauerndes Gewächs in Nordamerika mit ebenfalls schönen, blauen, doch nicht so brillanten Blüthen, wie bei der vorgenannten Art, dauert unter trockener Winterbedeckung im Freien aus.

Commelin (Commelinus), 1) Hieronimus, berühmter Buchdrucker des 16. Jahrhunderts, aus Douay in Flandern, übte seine Kunst zuerst in Frankreich, trat zur reformirten Kirche über und ging nach Genf, von wo ihn der Kurfürst von der Pfalz nach Heidelberg berief; † 1598. Er machte sich berühmt durch seine Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, die ihrer Korrektheit wegen geschätzt sind. — 2) Isaak, ebenfalls Buchdrucker, 1598 zu Amsterdam geboren, † den 3. Januar 1676, lieferte mehre die holländische Geschichte betreffende Werke, darunter eine „Beschrijvinge van Amsterdam" (mit Urkunden von seinem Sohne herausgegeben, 2 Bde., Amsterdam 1693, 2 Aufl. 1726). — 3) Jan, Botaniker, Sohn des Vorigen, 1629 zu Amsterdam geboren, war Senator u. Professor der Botanik in seiner Vaterstadt, deren botanischen Garten er zum ersten und berühmtesten Europa's machte; † 1692. Der Beschreibung der Schätze desselben sind seine meisten, auch sonst in botanischer Hinsicht verdienstlichen Werke gewidmet; sein Hauptwerk: „Horti medici Amstelodamensis rariorum tam orientalis quam occidentalis Indiae plantarum descriptio et icones" (Bd. 1), erschien erst nach seinem Tode 1697. — 4) Kaspar, Neffe des Vorigen, ebenfalls Botaniker, geb. zu Amsterdam 1667, folgte seinem Oheim in dem Lehramte der Botanik, war mit Ruysch Demonstrator am botanischen Garten und † am 25. December 1731. Er schrieb: „Horti medici Amstelodamensis plantarum usualium catalogus" (Amsterdam 1683, 3. Ausg. 1724); „Praeludia botanica" (Leyden 1703, 1715); „Horti medici Amstelodamensis plantae rariores et exoticae" (das. 1706, mit Abbildungen); „Flora malabarica s. horti malabarici catalogus" (das. 1696).

Commemoratio omnium fidelium (lat.), s. v. a. Fest aller Seelen.

Commemoratorium (lat.), ehedem das Inventarium über das Kirchengeräth.

Commencement (franz.), der Anfang.

Commenda (lat.), s. Kommende.

Commendamus (lat.), Formel, welche der Papst bei der Einwilligung zu einer Kandidatenwahl gebraucht.

Commendationes (lat.), Gebete für Verstorbene.

Commentariensis (lat.), unter den römischen Kaisern Jeder, der öffentliche Schriften zu führen oder zu bewahren hatte, also Staatsschreiber, Registrator, Sekretär, auch Protokollführer.

Commentarii u. **Commentationes** (lat.), s. Kommentarien.

Commentator (lat.), Erklärer, Ausleger.

Commentitium (lat.), etwas Erdichtetes; daher Commentitia emtio, im Rechtswesen s. v. a. Scheinkauf.

Commerage (franz.), Stadtklätscherei.

Commerçable (franz.), verkäuflich; zur Geselligkeit geeignet; gefällig, umgänglich.

Commerce (franz.), s. Kommerz.

Commercium (lat.), s. Kommerz; in der Literatur gegenseitige Mittheilung gelehrter Abhandlungen, auch als Büchertitel gebraucht; im philosophischen Sinne s. v. a. Wechselwirkung, Wechselverhältniß.

Commercy, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Meuse, östlich von Bar-le-Duc, links an der Maas, hat ein Civil- und Handelstribunal, Collége, Theater, Stadthaus, eine Kaufhalle und 3330 Einwohner, welche Lichtfabrikation, Baumwollenspinnereien, Handel mit Getreide, Holz, Vieh, Eisenwaaren etc., treiben. C. hieß im Mittelalter Commerciacum und gehörte einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, später den Grafen von Nassau-Saarbrück; nach mehrfachem Wechsel kam es wieder an Lothringen. Im J. 1680 wurde das Lehn dem Bischof von Metz zuerkannt, aber 1707 dem Herzog von Lothringen zurückgegeben, bis es 1744 an Frankreich fiel.

Commerson, Philibert, französischer Botaniker, den 18. Nov. 1727 zu Chatillon les Dombes in Bresse geboren, studirte, von früher Jugend an ein Freund der Natur, in Montpellier die Arzneiwissenschaft, warf sich aber dabei mit Vorliebe auf das Studium der Botanik, dem er auch treu blieb, als er schon als praktischer

Arzt in Montpellier fungirte. Von Linné ersucht, für die Königin von Schweden eine Sammlung der seltensten Fische des mittelländischen Meeres, mit Beschreibungen, zu veranstalten, erfüllte er diesen Auftrag mit ausdauerndem Eifer und benutzte das Honorar dafür zu einer botanischen Reise durch die savoyischen und schweizerischen Alpen und zur Anlegung eines botanischen Gartens zu Chatillon, welche Stadt er 1756 zu seinem Wohnort erkor. Von hier ging er 1764 nach Paris und begleitete Bougainville als Naturforscher auf seiner Reise um die Welt, von welcher er jedoch nicht zurückkehrte, da er 1773 auf Isle de France †. Nach seinen Kräuterbüchern, Zeichnungen und Handschriften haben Jussieu und Lamarck 60 neue Gattungen bekannt gemacht. Seine Handschriften und Kräuterbücher sind im königlichen Museum zu Paris aufbewahrt. Den Namen Hortensia gab C. der nun allgemein verbreiteten Blume nach einer jungen Französin, Hortense Barré, die ihm auf seiner letzten Reise in männlicher Kleidung gefolgt war.

Commilito (lat.), Mitsoldat, der mit einem andern in gleicher Rangordnung des Heeres steht; dann s. v. a. Kamerad und, wie dieses Wort, häufig in schmeichelndem Sinne in der Anrede des Feldherrn an die Soldaten gebraucht; auch Schul- und Universitätsgenosse, und deshalb in Anreden der Professoren an die Studenten, Commilitones, in schmeichelndem, vertraulichem Sinn gebraucht.

Comminges, kleine Landschaft, nach der früheren Eintheilung Frankreichs, grenzte damals in seiner Größe von 18 Lieues Länge und 15 L. Breite an Languedoc, Foix, Conserans, Nebouzan, les Quatre-Vallées, Astarac, Katalonien und Aragonien und ist gegenwärtig den Departements Gers und Obergaronne einverleibt. Den Namen C. erhielt es nach dem alten Räubervolke der Convenä, das sich, nachdem es unter Sertorius tapfer gekämpft, in diesen Pyrenäengebirgsstrich zurückgezogen hatte. Ihre Hauptstadt, Lugdunum, ist das jetzige Bertrand de Comminges.

Comminister (lat.), Mitdiener, in Schweden s. v. a. Diakonus.

Commis (franz.), Handlungsgehülfe, der seine Lehrzeit überstanden hat u. Gehalt bezieht; daher C. voyageur, Reisediener; dann Schreiber, der dem Schiffsvolke den Sold auszahlt oder den Waarenverkauf besorgt; in Frankreich ein Unterbeamter der Bureauchefs, der willkürlich entlassen werden kann.

Commissio (lat.), Auftrag, s. Kommission.

Commissio feudi (lat.), Lehnsverwirkung wegen verletzter Lehnspflicht.

Commissoriale (lat.), s. Kommission.

Commissum (lat.), wirklich begangenes, nicht bloß beabsichtigtes Verbrechen; dann die auf eine pflichtwidrige Handlung erfolgende Strafe, Verlust ꝛc. Daher Commissa haereditas, verwirkte Erbschaft, C. poena, verwirkte Strafe.

Committimus (lat., d. h. wir erlauben), fürstlicher Gnadenbrief, mit der Rechtsverleihung zur Appellation an ein höheres Gericht.

Commodatum (lat.), eine Sache, welche Einem für einen bestimmten Zweck unentgeltlich zum Gebrauch überlassen wird, worauf sie dem Eigenthümer wieder zurück zu erstatten ist. Der Kontrakt darüber, Contractus commodati, Leihvertrag, ist ein Realkontrakt. Der Verleiher der Sache heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius.

Commodore (engl.), in der englischen Marine derjenige Seeoffizier, welcher, mit aller Vollmacht, aber ohne den Rang eines Admirals, ein selbstständiges, einen besonderen Zweck verfolgendes Geschwader ohne höheren Oberbefehl kommandirt. Während der Dauer der Expedition hat der C. den Rang eines Oberbrigadiers in der Armee, und sein Schiff ist durch ein breites, rothes, zuweilen gabelartig gestaltetes Holz, welches an der Außenseite herabhängt, bezeichnet. Nach der Expedition fällt mit dem Oberbefehl auch der Name wieder weg; doch wird dieser Titel im gemeinen Leben auch dem ältesten Kapitän von mehren bloß kreuzenden Schiffen zugetheilt.

Commodoreschiff, Schiff des Commodore (s. d.), bei einer Kauffahrteiflotte s. v. a. Convoy-Ship, d. h. das erste Schiff, welches zur Kriegszeit die erste Linie geleitet und eine Leuchte auf dem Hauptmaste hat, um den übrigen Schiffen zur Leitung zu dienen. Vergl. Kommandeurschiff.

Commodum (lat.), überhaupt Nutzen, Vortheil; in Vertragsverhältnissen jeder Zuwachs von Ertrag, Früchten u. dergl., welcher aus dem Gegenstand des Vertrags gewonnen wird.

Commodus, L. Aelius Aurelius (auf Münzen und Inschriften auch M. Antonius), römischer Kaiser von 186—192 n. Chr., Sohn des M. Aurelius Antonius und der Faustina, geboren den 31. August 161, war seit der Ermordung des Domitianus der erste römische Imperator, der seinem Vater auf dem Throne nachfolgte. Er erwies sich aber frühzeitig seinem Vater so unähnlich und offenbarte eine so gemeine Natur, daß er die Vermuthung zu rechtfertigen schien, als sey er im Ehebruch seiner Mutter mit einem Gladiator erzeugt worden. Indessen erhob ihn sein Vater schon in seinem 6. Jahre zum Cäsar, berief ihn auf die Nachricht von der Empörung des Avidius Cassius 175 zu der Armee nach Germanien, um ihn mit der männlichen Toga zu bekleiden, nahm ihn von Germanien mit sich in den Orient und ließ ihn nach der Rückkehr nicht nur an der Ehre des Imperatortitels und am Triumphe Theil nehmen, sondern verlieh ihm auch die tribunicische Gewalt. Im Jahre 178 begleitete C. seinen Vater nach Germanien, nachdem er sich zuvor, nach dem Wunsche desselben, mit Crispina, der Tochter des Bruttius Präsens, vermählt hatte. Nachdem Marc Aurel 180 im Lager bei Vindobonum gestorben war, hatte der neue Kaiser nichts Eiligeres zu thun, als mit den Barbaren Frieden zu schließen, um zu den Genüssen der Hauptstadt zurückzukehren. Mit einigen Völkerschaften en-

digte er den Krieg auf ehrenvolle Weise, während er von andern den Frieden durch Geschenke erkaufte. Nach Rom zurückgekehrt, ergab er sich der Schwelgerei und übte gegen die Edelsten und Besten Uebermuth und Grausamkeit. Die Folge seines Treibens war eine Verschwörung, welche seine eigene Schwester Lucilla mit mehren jungen Senatoren gegen ihn anstiftete (183). Der Anschlag gegen sein Leben, dessen Ausführung Claudius Pompejanus übernommen, mißlang jedoch, u. Tod oder Verbannung war die Strafe der Verschworenen. Während C. seinem Vergnügen an Wettfahrten, Menschen- und Thiergefechten, sowie seinen Ausschweifungen im Palaste sich überließ, regierte an seiner Stelle sein Günstling, der Prätorianerpräfekt Perennis, und mißbrauchte die Gewalt zur Befriedigung seiner Habsucht und seines Ehrgeizes bis zu seinem durch die Unzufriedenheit der Soldaten herbeigeführten Ende (186). Auf den Präfekten Perennis folgte der Freigelassene Cleander, der wo möglich noch größere Tyrannei übte, als jener. Das öffentliche Unglück wurde noch durch Pest, Hungersnoth und Feuer vergrößert. Mit dem Tode Cleanders (189) trat keineswegs eine Verbesserung ein. Der rasende Hang des C. zu Spielen erforderte ungeheure Summen u. führte nothwendig zu Erpressung und Grausamkeit. Der Kaiser selbst setzte seinen Stolz darein, als Bogenschütze und selbst als Fechter sich öffentlich zu zeigen; nachdem er früher den Namen des Hercules sich beigelegt hatte, vertauschte er ihn später mit dem eines berühmten Fechters. In seinen Sitten war er niedriger als ein Gladiator, und seine Wollust wurde nur von seiner Grausamkeit übertroffen. Der folgende Anlaß führte endlich seinen Untergang herbei. Er beabsichtigte die für das Jahr 193 designirten Konsuln Erycius Clarus und Sossius Falco ermorden zu lassen und sodann am 1. Januar als Konsul und Gladiator zugleich aus dem Hause der Gladiatoren vor dem Publikum aufzutreten. Als seine Buhlerin Marcia nebst dem Präfekten Lätus und dem Kämmerer Eclectus ihm dies widerriethen, beschloß C., sie in der folgenden Nacht nebst andern Vornehmen tödten zu lassen. Das Blatt, worauf er in dieser Absicht ihre Namen verzeichnet hatte, gerieth aber durch Zufall in ihre Hände, und nun verschworen sich jene Drei, brachten ihm zuerst Gift bei und ließen ihn sodann durch einen Gladiator vollends erdrosseln. Der Senat faßte jetzt Muth und erklärte ihn für einen Feind des Staates und ließ seine Bildsäulen niederreißen; sein Leichnam wurde kaum der Wuth des Pöbels entzogen.

Commodus Verus, s. Verus.

Commoner (engl.), der gemeine Mann, Alles, was nicht zur Nobility gehört, vgl. Adel.

Common law (engl.), Herkommen, das durch Verjährung zum Gesetz geworden ist; das englische Landrecht.

Common pleas, Court of, Gerichtshof in England, zur Entscheidung gemeiner Händel unter Privatpersonen bestimmt, besteht aus einem Präsidenten und acht Beisitzern und hält seine Sitzungen im Palaste der Kingsbench.

Commonitorium (lat.), das, was zur Erinnerung dient; Erinnerungsschreiben; auch heimlicher Vergleich.

Common Prayer, Book of, die englische Kirchenagende, welche 1548 von einem aus den vornehmsten Bischöfen und Theologen bestehenden Komité unter Cranmer zusammengestellt ward und durch das Parlament Gesetzeskraft erhielt. Da sie in diesem, ihrem ersten Entwurfe sich noch sehr an die römische Liturgie anschloß, so ward bei dem weitern Fortschreiten der reformatorischen Ideen bald eine Revision derselben für nöthig erachtet, welche 1552 erschien. Nach der Zwischenregierung der katholischen Maria erhielt das Book of Common Prayer durch Parlamentsakte von 1559 von Neuem Anerkennung, u. zwar in einer Gestalt, mit der sich so ziemlich alle Religionsparteien einverstanden erklärten. Erst die puritanischen Zwistigkeiten machten eine Revision der Liturgie nothwendig, und es ward zu diesem Zwecke eine geistliche Konferenz in Hamptoncourt gehalten. Da sich aber die Mitglieder derselben nicht einigen konnten, so nahm der König aus eigner Machtvollkommenheit mehre Veränderungen mit dem Book of Common Prayer vor, welchem Beispiel Karl I. hinsichtlich der Liturgie folgte. Unter Karl II. wurde eine Kommission von 21 Anhängern der Episkopalkirche u. eben so viel Presbyterianern zur Prüfung der Agende niedergesetzt. Da es aber auch hier nicht zur Verständigung kam, so ward das Revisionswerk endlich der Konvokation (s. d.) anvertraut. Die von dieser Versammlung veranstaltete Ausgabe erhielt im Mai 1662 die Bestätigung von Seiten des Parlaments und ist noch heute allenthalben normgebend, wohin die englische Herrschaft reicht. Vom theologischen Standpunkte wird ihr nicht mit Unrecht Mangel an Einheit vorgeworfen, was sich aus der Art ihrer Entstehung hinlänglich erklären läßt. Die bischöfliche Kirche Nordamerika's hat eine eigene Ausgabe des Common Prayer Book, die von der englischen in einzelnen, wenn auch untergeordneten Punkten abweicht.

Commons (engl.), die Gemeinen, Mitglieder des Unterhauses in England.

Commotio (lat.), Erschütterung; s. Kommotion.

Commune affranchie (franz.), während der Schreckenszeit der französischen Revolution Name der Stadt Lyon (s. d.).

Communeros (Söhne des Padilla), geheime politische Gesellschaft in Spanien, welche sich 1820 aus den spanischen Freimaurern entwickelte, aber diese bald überflügelte. Die Tendenz derselben war die Realisation der Volksherrschaft, ihre Losung Freiheit und Gleichheit aller Menschen. Ballesteros u. Romero Alpuente waren ihre ersten Häupter. Schon 1821 ward in Madrid eine leitende Junta u. in jeder Provinz eine Provinzial-Morindad gestiftet. Die freiwilligen Beiträge der Mitglieder flossen in Provinzialkassen und aus diesen in eine Centralkasse. Im Jahr 1822 zählte die Gesellschaft 40,000 Ritter, deren Zahl später auf 70,000 gestiegen seyn soll, und ihre Affiliationen erstreckten sich selbst nach Frankreich. Ihre Konstitution erinnerte an die der Ritterorden; die Versammlungen hießen

„Festungen", die Klassenversammlungen „Forts" und „Schanzen". Die Aufnahme in den Orden wurde durch einen Schlag auf die Schulter bezeichnet, der Aufgenommene mußte auf das Evangelium schwören, „die Selbstherrschaft des Volks zu vertheidigen und Anstellungen nur zum gemeinen Besten anzunehmen, niemals aber um solche sich zu bewerben". Nach der Restauration traf auch diese Gesellschaft das Schicksal aller freisinnigen Institute, doch wurden nach der Aufhebung und Verpönung es Ordens dessen Mitglieder nicht so heftig verfolgt, als dies den Freimaurern widerfuhr.

Communes res (lat.), gemeinschaftliche Dinge, deren Benutzung Jedem freisteht, wie z. B. Luft, Wasser 2c., im Gegensatz zu publicae res, res universitatis 2c.

Communi, Gemeinden in Norditalien, die durch Sprache und Sitte noch ihren deutschen Ursprung verkündigen. Sie wollen Abkömmlinge der bei Verona von Marius geschlagenen Cimbern seyn, was von Neueren jedoch vielfach bestritten worden ist. Die Sprache bestätigt keineswegs jene Sage von cimbrischer Abstammung; denn sie ist kein von Alters her isolirter Sprachstamm, sondern eine dem bayerisch-tyrolischen Oberdeutsch nahestehende Mundart, und die Ansicht, daß die C. sich durch deutsche Einwanderer, welche die Bischöfe von Trient zur Bebauung ihrer Silber- und Kupfergruben herbeigerufen, gebildet haben, möchte nicht unannehmbar seyn. Mehre Ethnographen halten die C. für Nachkommen der Alemannen, die 469 von Chlodwig bei Köln geschlagen und von dem Gothenkönige Theoderich gastfreundlich aufgenommen wurden, noch andere für Gothen, die zu Justinians Zeiten in diese Gebirge gedrängt wurden. Wie dem auch seyn mag: ihr Daseyn bleibt immerhin eine merkwürdige Erscheinung. Sie haben, nach Schmeller, das Hochdeutsch des 12. und 13. Jahrhunderts in einem Grade bewahrt, der im Vergleich mit den Veränderungen, die die übrigen Dialekte, und gerade die von ihnen am wenigsten entfernten, im Laufe von 6 Jahrhunderten erlitten haben, ein jedenfalls bedeutender zu nennen ist. Uebrigens haben mehre dieser C. schon seit Generationen den Gebrauch der deutschen Sprache aufgegeben, und auch da, wo sie noch gesprochen wird, ist ihr baldiges Aussterben vorauszusehen, während noch in den letzten Zeiten der venetianischen Republik Niemand als Notar und Vikariatskanzler der 13 Gemeinden aufgenommen wurde, der den deutschen Dialekt derselben nicht verstand, u. noch vor 60—70 Jahren dieser Dialekt in mehren Kirchen gebraucht wurde. Diese Gemeinden theilen sich in die Tredeci Communi Veronesi, die das Hochthal des Progno u. die Thäler einiger mehr westlichen Bergflüßchen einnehmen und zum Theil unter dem Verwaltungsdistrikt von Badia Calovéna, zum Theil unter dem von Verona stehen und deren ganze Bevölkerung etwa 9000 Einwohner zählen mag, von denen aber nur etwa 1800 deutsch sprechen, und die Setti Communi Vicentini, die ehedem unter der Herrschaft von Venedig eine Art kleiner sehr bevorrechteter Republik bildeten und gegenwärtig einen Distrikt der Provinz und Delegation von Vicenza ausmachen, der von dem Hauptorte Asiago den Namen führt. Die Bevölkerung beträgt an 30,000 Seelen u. bewohnt jene Insel von Bergen, die westwärts durch den wilden Astico, nord- und ostwärts durch die Brenta eingeschlossen ist, im Süden aber sich zwischen Bassano und Caltrano ziemlich steil gegen das venetianische Flachland absenkt. Auch hier ist die deutsche Sprache meist aufgegeben u. kommt am meisten noch in Foza, Asiago, Roana, Canove, sowie in einigen entlegenen Weilern vor.

Communicantes (lat.), s. v. a. Kommunikanten; dann Theil des Kanons in der Messe, nach dem Anfangsworte so genannt.

Communicatio (lat.), Mittheilung.

Communicatio idiomatum (lat.), s. Christologie.

Communicatoriae literae (lat.), Schreiben, durch welches ein neugeweihter Bischof den übrigen Bischöfen seine Ernennung u. seinen Amtsantritt kund thut.

Communio (lat.), Gemeinschaft (s. d.); in der katholischen Kirche ein kurzes Gebet am Ende der Messe (s. Abendmahl).

Communio bonorum (lat.), s. Gütergemeinschaft.

Communio naturarum (lat.), auch Communicatio naturarum, s. Christologie.

Communis (lat.), gemein, gemeinschaftlich.

Communis locus (lat.), öffentlicher Ort; Gemeinplatz.

Como, Delegation im lombardisch-venetianischen Königreich, grenzt im Norden an die Schweiz, im Westen an Sardinien, südlich und östlich an die Delegationen Mailand und Bergamo, ist 57¼ (n. And. 45¼ oder 60¾) □Meilen groß, mit einer Bevölkerung von 370,000 Seelen. Das Land ist im Norden gebirgig durch Alpenausläufer, welche reizende Thäler bilden, z. B. das Cuvia-, Assina-, Sassina und Travagliathal; im Süden zieht sich sanftes Hügelland nach der lombardischen Ebene hinab. Seen sind der Varese u. Comersee (s. unten); Flüsse: Ticino, Adda 2c.. Die Delegation erzeugt Holz, treffliche Alpenweiden, Wein, Oliven, Seide, viele Käse, Eisen, Marmor, Alabaster, gesuchte Schleifsteine. Neben Rindviehzucht u. Ackerbau sind Fabriken u. Manufakturen in Betrieb, namentlich werden hier viele Gläser und chirurgische Instrumente gefertigt, mit denen, sowie mit Kupferstichen u. dergl., die Bewohner einen lebhaften Handel treiben. Die gleichnamige Hauptstadt am Südende des gleichnamigen Sees, in reizender Gegend, zählt in der Innerstadt nahe an 8000, mit den vielen weitläufigen Vorstädten und dazu gehörigen Meiereien aber gegen 16,000 Einwohner. Die Stadt liegt am Fuße hoher Berge, die bis zum Gipfel die herrlichsten Alpenweiden tragen, mit Weingärten, Oliven- u. Kastanienwäldern bepflanzt sind und der Stadt treffliches Wasser zusenden. C. ist noch jetzt mit Mauern und Thürmen umgeben; sein früherer Schutz, das feste Schloß Baradello auf einer steilen Höhe, liegt aber jetzt in Trümmern. Unter den 13 Kirchen zeichnet sich besonders der aus Marmor erbaute Dom, dessen Bau 1396 begonnen und erst im 16. Jahrhundert vollendet

wurde, u. in architektonischer Hinsicht die Kirche San-Fedele, die älteste der Stadt, aus. Unter den zahlreichen Palästen der Stadt sind besonders zwei, Galli und Odescalchi in der Vorstadt Vico, sehenswerth. C. ist Sitz eines Bischofs und Domkapitels, hat einen Gerichtshof u. ein Friedensgericht und ein 1824 errichtetes Lyceum mit guter Bibliothek. Die Einwohner treiben Seiden- u. Tuchmanufakturen, Metall- u. Seifenfabriken u. der lebhafte Handel nach der Schweiz und Deutschland beschäftigt mehre große Handelshäuser. Für den Bildhauer liefern die nahen Marmorbrüche ein treffliches Material. Sechs ital. Meilen von C. liegt die Villa des Plinius (Pliniana), dabei ein Wasserfall u. eine periodisch intermittirende Quelle. C. ist Geburtsort Plinius des Jüngern, sowie des Dichters Cäcilius Statius, der Päpste Klemens XIII. u. Innocenz XI. u. des Physikers Volta, dem man hier neuerdings ein Denkmal errichtet hat. C., das alte Comum, ursprünglich wahrscheinlich eine Gründung der Insubrer, nach And. der Cenomanen und später den Orobiern unterworfen, wurde erst von den Römern einigermaßen vor den Anfällen der rhätischen Nachbarn geschützt. Pompejus Strabo, Cornelius Scipio und endlich Cäsar bemühten sich nach einander, C. zu einer bedeutenden Pflanzstadt und zu einem starken Posten gegen die gefährlichen Alpenvölker zu erheben. Unter Cäsars 6000 Kolonisten befanden sich 500 angesehene griechische Familien, u. die neue Gesellschaft war der alten bald so überlegen, daß die mit dem Jus Latii begabte Stadt den Namen Novocomum oder Neocomum erhielt. Durch seine Lage am Lacus Larius (Comersee) erhob sich C. bald zum Stapelplatz für den Handel aus Rhätien nach der obern Donau, und schon damals blühten hier Eisenfabriken. Kaiser Friedrich I. baute die Stadt, die kurz vorher zerstört worden war, 1158 von Neuem auf und gab ihr 1159 eine starke Befestigung. Kaiser Karl V. eroberte C. 1520.

Der gleichnamige See, Comersee (Lago di Como, lat. Lacus Larius), liegt, wie der Lago Maggiore, in einem südlichen Querthale, erhält sein Wasser von der Hochkette der Alpen her vom Tambohorn (westlich vom Splügen) bis zum Orteles u. von dem Nordabfall der Veltlineralpen. Diese sammeln sich in drei Hauptthälern, dem Jakobs- (Val di Giacomo), Bergell- (Val di Bregaglia) u. Veltlinerthal (Valtellina). Der See wird in der zweiten Hälfte durch ein Gebirgsterrain getheilt, so daß er in zwei Armen sich nach Süden wendet. An dem Endpunkte des südwestlichen Armes liegt C., am Ende des südöstlichen, wo die Adda hervorströmt, die Stadt Lecco. Die Länge des ganzen Sees beträgt 6$^1/_2$ Meilen. Die größte Breite ist bei der Punta di Bellaggio, doch beträgt sie wenig über $^1/_2$ Meile. Die geringste Breite des nördlichen Theils ist bei Dervio 2000 Schritt. Der Arm gegen C. hat sehr schmale Stellen: zwischen dem Dorf Torrigia (westlich) und Careno (östlich) ist er nur 900 Schritt breit. Dieselbe Breite hat er südlicher zwischen Moltrasio und Torno und bei C., wo er einem Strome gleicht, der durch hohe malerische Felsenufer eingefaßt ist. Der östliche Arm ist ungefähr eben so breit. Seine Höhe über der Meeresfläche beträgt 654 Fuß, nach der Beobachtung des österreichischen Generalstabs 672 wiener Fuß. Seine Tiefe ist sehr beträchtlich, am bedeutendsten der Punta di Bellaggio gegenüber, wo sie nach der Messung des österreichischen Generalstabs 1860 wien. Fuß beträgt. Zur Zeit der Schneeschmelze steigt der See nach der Beobachtung des österreichischen Generalstabs 3,96 wien. Fuß über den mittleren Wasserstand, zuweilen aber auch (1810) 7,9 wien. Fuß, nach Ebel 15$^3/_4$ Fuß. Bei heftigen Nordwinden steht der Arm von C. höher, als der übrige See, weil das Wasser hier hineingetrieben wird und keinen Abfluß hat. Außerdem zeigt der See noch plötzliche Schwankungen des Spiegels, wie die Seiches beim Genfersee. Die Stürme sind gefährlicher, als auf dem Lago Maggiore, denn sie brechen mit furchtbaren Stößen aus den Thalöffnungen hervor, oder sie stürzen (Venti Montani) senkrecht von den Felswänden herab. Dennoch hört man selten von Unglücksfällen. Die ganze nördliche Hälfte des Sees ist von Bergen umgeben, wovon sich die niedrigsten über die Waldregion erheben, und die nordöstlichsten in geringer Entfernung vom See ewiges Eis zeigen. Die südlichen beiden Arme sind von weniger hohen Bergen eingefaßt; diese haben meist nur 4000 Fuß absolute Höhe. Der Abfall der Felsenberge tritt größtentheils hart an den See heran, und es befinden sich am Ufer desselben nur die kleine Ebene von Lecco und die sumpfige Niederung an der Einmündung der Adda, welche $^1/_4$ Meile breit seyn mag. Dennoch findet sich am Ufer ein schmaler Rand, in sich noch sehr uneben, auf dem Häuserreihen und langgezogene Dörfer liegen. Häufig liegen auch Dörfer bis 1000 und mehr Fuß erhaben sehr malerisch auf einer Bergterrasse, vorzüglich an dem Seearm von C. Am ganzen Westufer ist nur Ein Flecken, Gravedona; am Ostufer liegen das große Dorf Colico und die Flecken Bellano, Varenna und Mandello, außerdem zahlreiche Dörfer mit zerstreuten Häusern. Die größte Schönheit häuft sich um die Halbinsel von Bellaggio, deren äußerste Spitze sich laubholzgekrönt 500 Fuß über den See erhebt. Hier liegen die Dörfer Bellaggio und S. Giovanni und 5 Villen, nämlich gegen Westen die Villen Trotti, Poldi und Melzi, und ostwärts der Spitze, gegen den Arm von Lecco zugekehrt, die Villen Giulia und Serbelloni. Der Arm bis C. zählt an beiden Seiten deren wohl noch 300. Vorzüglich ausgezeichnet ist am Westufer bei Canobio, der Punta di Bellaggio gegenüber, die Villa Sommariva, jetzt Villa Carlotta. Näher an C. wird am östlichen Ufer die berühmte Villa Pliniana wegen ihrer periodischen Quelle nicht unbesucht gelassen. Im Seearm von C. liegt nur die einzige kleine Insel St. Giovanni, am westlichen Strand bei Lenno, auf welcher einst ein berühmtes festes Schloß stand. Der See wird regelmäßig wie der Lago Maggiore, durch Dampfboote befahren in der Richtung von C. nach Colico.

Comocladia, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, Bäume im heißen Amerika, mit klebrigem Safte, der an der Luft schwarz wird. Von C. brasiliastrum *Poir.*, Picramnia pentandra *Sw.*, Baum auf den Antillen, mit ro-

then Früchten, dient die bittere Rinde als tonisches Arzneimittel. Das Holz färbt wie Brasilienholz, nur etwas brauner; der an der Luft sich schwärzende Saft macht unvertilgbare Flecken.

Comodamente (ital.), von comodo, musikalische Bezeichnung, bequem, s. v. a. mit behaglicher; gemüthlicher Bewegung.

Comodi, Andrea, italienischer Historien- und Landschaftsmaler, zu Florenz 1560 geboren, Cigoli's Gehülfe, kopirte hauptsächlich Werke großer Meister, namentlich Correggio's, und brachte es hierin zu solcher Meisterschaft, daß selbst Kenner seine Kopien für Originale hielten. Seine leider nicht zahlreichen eigenen Kompositionen verrathen großen Fleiß, und ein eigenthümlicher Zauber jungfräulicher Sittsamkeit ruht in seinen Madonnengesichtern. C. war auch der Lehrer Pietro's da Cortona.

Comoedia (Fabula, lat.), s. Komödie.

Comoedia atellana, s. Atellanen.

Comoedia crepidata oder **palliata** (lat.), Komödie, welche in Griechenland, aber in römischer Sprache spielte u. bei welcher die Schauspieler auch die griechische Kleidung, namentlich den griechischen Schuh (crepida) u. den griechischen Mantel (pallium), beibehielten.

Comoedia italica (Fabula italica, C. latina, Rhinthonica, Hilaro-tragoedia, lat.), die Tragikomödie (s. d.), angeblich von dem Tarentiner Rhinthus ins Leben gerufen.

Comoedia palliata (lat.), s. Comoedia crepidata.

Comoedia Planipedia (lat.), Ballet, pantomimische Darstellung, von Planipedes (s. Planipes) ausgeführt.

Comoedia praetexta (lat.), Komödie, in welcher Kostüm u. Rollen von Senatoren (praetextati) vorkommen.

Comoedia tabernaria (lat.), Budenkomödie, deren Stoff aus den untersten Volksklassen entnommen war; solche Stücke werden Ennius und Afranius (s. d.) zugeschrieben.

Comoedia togata (Fabula, togata, lat.), im Gegensatz von Comoedia crepidata od. palliata, diejenige Komödie, bei welcher Form, Inhalt u. Darstellung rein römisch waren; sie zerfiel wieder in C. praetexta, Planipedia, atellana oder tabernaria (s. d.). Im engern Sinn ist C. t. ein zwischen C. praetexta und C. tabernaria die Mitte haltendes Stück.

Comoedia trabeata (lat.), Komödie, in welcher die Schauspieler in einer Trabea auftraten, also Triumphatoren-, Equites- und dergl. hohe Rollen durchzuführen hatten.

Comolli, J. B., berühmter italienischer Bildhauer der Gegenwart, war seit ungefähr 1805 Professor der Bildhauerei an der Akademie zu Mailand, führte auch in England mehre Meisterwerke aus. Er ist besonders im Porträt glücklich. Zu seinen berühmtesten Werken gehören: Chaptals Brustbild in Marmor; eine kolossale Statue Napoleons, welche neben der des Chr. Colombo das Portal des Nationalpalastes zieren sollte; die Friedenssäule von Campo Formio, 1819 zu Udine aufgestellt; in London das prächtige Altarstück und die übrigen Verzierungen der neuen katholischen Kapelle in Moorfield (1820). In der Villa Melzi am Comersee ist von seiner Hand ein großer Saal voll Büsten in carrarischem Marmor, theils lebender Personen, theils Kopien berühmter Antiken; im Garten derselben Villa die vortreffliche Gruppe, Dante von Beatrice in die himmlischen Regionen geführt, sowie die Statuen von Dante und Alfieri &c.

Comoro (Comorengruppe), afrikanische Inselgruppe im nördlichen Ausgang des Kanals von Mozambique, vulkanischen Ursprungs, besteht aus den 4 größeren Inseln: Comoro oder Anzagaya, Moheli oder Mohilia, Hinzuan oder Anjouan (Andschuan), auch Juani genannt, und Majotta. Die Bewohner, ursprünglich Neger und Araber, stehen jetzt unter der Herrschaft eines Madagassen und sind nunmehr auch mit malayischem Blute vermischt. In religiöser Hinsicht hängen die meisten Bewohner dem Islam, viele aber auch noch dem Fetischdienst an; außerdem sind sie als kühne Seeleute bekannt, die mit ihren Barken bis Bombay und Surate fahren. Die Inseln sind fruchtbar und gut bewässert und reich bedacht mit Rindvieh, Affen, Reis, Zuckerrohr &c. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 20,000.

Compagnage (franz.), bei der Bearbeitung von broschirten Stoffen ein besonderer, durch neuen Einschlag dem Broschirstoffe gegenüber gemilderter oder gehobener Grund. Will man z. B. mit Gold in weißen Grund broschiren, so muß noch ein gelber Faden eingeschlagen werden, welcher bei Blumen über, außerdem unter den gewöhnlichen Grund zu liegen kommt, so daß nun über einen nicht zu sehr durchschimmernden Grund das Gold broschirt wird. Bei Silberbroschirstoff auf gelbem Grund hilft man ebenso mit weißen Einschlagefäden nach. Die Kettenfäden werden hierbei durch den Compagnagekamm und Compagnagetritt gezogen.

Compagne (franz.), Gefährtin, Freundin.

Compagnie (franz.), Gesellschaft; s. Kompagnie.

Compagnon (franz.), Gesell, im Handlungswesen Theilnehmer an einem Kompagniegeschäft; überhaupt s. v. a. Kamerad, Genoß.

Compagnonage (franz.), Theilnahme an einem Kompagniegeschäft.

Compan (franz.), Genosse, lustiger Gesell.

Comparaison (franz.), Vergleichung; sans c., ohne Vergleichung. Daher: Comparable, vergleichbar, und Komparabilität.

Comparateur (franz.), Vergleicher, Instrument zur genauesten Vergleichung der Maße. Lenoir fertigte das erste 1792, ein 13 Fuß langes Lineal mit Schieber, das in $^1/_{12}$ getheilt wurde, welche mit Hülfe des Verniers $^1/_{110}$ abgelesen werden konnten; später verbesserte er es durch einen Fühlhebel, wodurch er $^1/_{2000}$ Linie angeben konnte. Ein anderes Instrument dieser Art erfand Troughton in London und nannte es dimetrischer Stangencirkel, weil es 2 parallele Mikroskope enthielt, die durch Hülsen an einem messingenen Stabe verschiebbar waren; im Brennpunkt des Mikroskops war ein durch eine Mikrometerschraube verschiebbarer Querfaden angebracht, der $^1/_{10000}$ des englischen Zolls angab. Einen noch kleineren C. erfand Prony.

Comparatio (lat.), Vergleich, s. Komparation.

Compascendi jus (lat.), Trift-, Hutgerechtigkeit auf eines Andern Grund und Boden, s. Koppelweide.

Compastor (lat.), Mitpfarrer, Beiprediger.

Compe, Jan Ten, geschickter Landschafts- und Architekturmaler, geboren zu Amsterdam 1713, Schüler des Landschaftsmalers Dirk Dalens des Jüngern, lieferte viele Zeichnungen von Städteansichten in der Manier des van de Berheydens und des J. van der Heyden. Seine besten Werke sind: die Ansicht des neuen Marktes zu Amsterdam und eine Ansicht des Dorfes Ryswik bei Haag. C. † 1761.

Compensatio (lat.), s. Abrechnung u. Kompensation.

Compiacevole (ital.), s. v. a. gefällig, angenehm, Bezeichnung des musikalischen Vortrages; auch s. v. a. a piacimento und al piacere.

Compiegne, Stadt im französischen Departement Oise, an der Mündung der Aisne in die Oise, über welche eine massive, 340 F. lange und 40 F. breite Brücke führt, in angenehmer Lage auf und an einer Höhe, hat ein Ober- und Handelstribunal, ein von Ludwig XIV. erbautes, von Napoleon I. glänzend wieder hergestelltes Schloß mit großem Park, eine Bibliothek, 3 Pfarr- und einige Klosterkirchen, ein Collége, eine Artillerieschule und 10,000 Einwohner, welche Baumwollenspinnerei, Strumpfwirkerei, Seilerei, Holzwaarenfabrikation, Handel mit Holz, Hanfleinwand, Flußschiffsbau und Hanfbau betreiben. C. soll von den alten Galliern erbaut seyn u. hieß zu Chlodwigs Zeiten Compendium. Karl der Kahle erweiterte die Stadt u. nannte sie Carolopolis; 833 wurde Ludwig der Fromme hier seines Throns entsetzt. Am 25. Mai 1430 fiel die Jungfrau von Orleans vor den Mauern von C. den Burgundern in die Hände u. wurde den Engländern überliefert. C. ist Geburtsort des Kardinals u. Kirchengeschichtschreibers Pierre d'Ailly, des Mathematikers Jacques de Billy, des Dichters C. F. Mercier u. A. In der Nähe der große Forst von C., 14,000 Hektaren groß und mehre Dörfer, sowie die Reste einer Römerstraße umschließend.

Compilator (lat.), Sammler; daher kompiliren, sammeln.

Complaisance (franz.), Artigkeit, Gefälligkeit; daher complaisant, artig, gefällig, dienstfertig.

Completor (lat.), sonst beim Reichskammergericht Derjenige, der die eingegangenen Sachen einregistrirte und die Protokolle in Ordnung hielt.

Completorium (lat.), der 8. und letzte Theil der priesterlichen Tagzeiten, der den Chordienst und das Breviergebet jeden Tages beschließt; die eigentliche Abendandacht.

Completus (lat.), s. Komplet.

Complexio (lat.), Zusammenfassung, z. B. mit Worten; daher in der Logik s. v. a. Konklusion, Schlußsatz, in der Musik Bezeichnung, daß beim Schluß einer Periode der Anfang derselben wiederholt werden soll, in der Grammatik s. v. a. Kontraktion; über C. in der Mathematik s. Komplexion u. Kombinationslehre.

Complimentaire (franz.), s. v. a. Komplimentenmacher; s. Komplimentirer.

Compluvium (Impluvium, lat.), Dachrinne.

Composé (franz.), zusammengesetzt; in der Musik s. v. a. Composto.

Composita (C. medicamenta, lat.), in Apotheken vorräthige Mittel, die aus mehren zusammengesetzt sind, entweder C. officinalia, die nach dem Dispensatorium vorräthig gehalten werden müssen, od. C. magistralia, die nach ärztlicher Vorschrift für einen bestimmten Zweck zum Gebrauch vorbereitet werden.

Compositä, Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Composita tempora (lat.), abhängige Zeitformen, im Gegensatz von den Hauptzeitformen, das Imperfectum, Plusquamperfectum und Futurum exactum, in sofern sie erst durch Beziehung auf eine Hauptform verständlich werden.

Composita verba (lat.), s. Verbum.

Compositeur (franz.), Komponist.

Compositio (lat.), Zusammensetzung, s. Komposition.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, wenn einzelne Personen an einer und derselben Sache einzelne Antheile haben.

Compost (Comput, franz.), Wissenschaft, die Zeit zu berechnen, besonders beim Seewesen; in der Landwirthschaft guter Zustand eines Ackers, daher Düngungsmittel, neuerlich viel empfohlen (s. Kompost).

Compostella, San Jago di, Stadt in der spanischen Provinz Galicia, zwischen den Flüssen Sar und Sacela, auf einem Hügel vier Meilen vom Meere in fruchtbarer und angenehmer Gegend, ist ummauert, hat regelmäßige Straßen und gutgebaute Häuser, ist Sitz eines Erzbischofs und der Audiencia real der Provinz, einer Universität, 1532 gestiftet, eines erzbischöflichen Seminars, eines Kollegiums und einer chirurgischen Specialschule. Die Stadt wird durch eine Citadelle vertheidigt und hat eine prachtvolle Kathedrale mit dem Grabe des Apostels Jacobus d. J. und ist daher ein berühmter Wallfahrtsort mit reichen Kostbarkeiten, hat 12 Pfarrkirchen, mehre Klöster und Hospitäler. Die Einwohner, etwa 28,000 an der Zahl, betreiben Seiden-, Strumpfwaaren-, Leinwand-, Kattun- und Hutfabriken, Gerbereien und Papiermühlen, auch bedeutenden Handel mit Wein, Früchten, Olivenöl und Fischen. Hier nahmen die Ritter von San-Jago 1170 ihren Ursprung.

Composto (ital.), zusammengesetzt, komponirt.

Compotatio (lat.), Trinkgelag.

Compotière (franz.), Schale, worin Kompote aufgelegt werden.

Comptable (franz.), zu Rechnungsablegungen verpflichtet, daher verantwortlich.

Comptant (franz.), baares Geld.

Compte (franz.), Rechnung oder Conto.

Comptonia, Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen mit Einer Art: C. asplenifolia *Ait.*, Myrica asplenifolia *Blume*, einem 3—4 Fuß hohen Strauch, in Nordamerika, der seiner

Zierlichkeit wegen auch in deutschen Gewächshäusern gezogen wird, auch in Süddeutschland an geschützten Stellen im Freien ausdauert. Der ganze Strauch enthält vorwaltend Tannin, Benzoësäure und eine harzige Substanz; das zusammenziehend-tonisch wirkende Dekokt wird in Nordamerika gegen Durchfälle und Ruhren bei Kindern häufig und die zusammenziehende Wurzel als blutstillendes Mittel gebraucht.

Comptoria (lat.), Mittel, um Flecken und Gebrechen des Angesichts zu verbessern.

Compulsor (lat.), Antreiber, Erinnerer, unter den röm. Kaisern derjenige Beamte, der das Volk zur Verrichtung der öffentlichen Arbeit und zur Bezahlung der Abgaben antrieb; in den Klöstern Derjenige, der den Mönchen die Bet- und Singstunden ansagt.

Comput (franz.), s. Compost.

Computus (lat.), Berechnung, besonders C. ecclesiasticus, C. paschalis, Rechnung, nach welcher der erste Ostertag bestimmt wird; auch s. v. a. Rosenkranz, weil nach ihm die Gebete bestimmt werden.

Comte (franz.), Graf.

Comte, Auguste, einer der originellsten Denker Frankreichs, den 19. Januar 1798 zu Montpellier geboren, trat, früh den mathematischen Studien zugewendet, in die polytechnische Schule, deren ausgezeichnetster Schüler er wurde, und ward 1820 Mitarbeiter am „Organisateur“, indem er sich mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit dem St. Simonismus anschloß. Seine erste Arbeit: „Plan des travaux scentifiques nécessaires pour reorganiser la société“ (1822), erschien 1824 unter dem neuen Titel: „Système de philosophie positive“ und bezeichnete seinen offenen Bruch mit dem St. Simonismus. Während einiger Zeit war er Mitarbeiter des neugegründeten Blattes „Le Producteur“, lebte dann vom Unterrichtgeben, wobei er den späteren General Lamoricière zum Schüler hatte, u. eröffnete hierauf öffentliche Vorlesungen. Nach kurzer Zeit verfiel er in Tobsucht, ward jedoch von Esquirol geheilt und begann 1828 abermals seine Vorlesungen, die das Erscheinen seines „Cours de philosophie positive“ zur Folge hatten. Im Jahr 1832 wurde C. Repetent der polytechnischen Schule und 1837 Examinator für die Kandidaten, welche in diese Schule treten wollten, aus welcher Zeit sein „Traité de géométrie analytique“ datirt, verlor indeß 1848 seine Stelle als Examinator und 1849 die als Repetent und lebte seitdem von der Unterstützung seiner Schüler. Seine Bekanntschaft mit Clotilde de Vaux begeisterte ihn zu dem Gedanken, der Apostel einer neuen Religion zu werden, die er die Religion der Humanität nannte. Rasch erschienen jetzt hinter einander seine „Politique positive“, sein „Catéchisme positiviste“, sein „Appel aux conservateurs“ und seine „Synthèse subjective“. Um seine neue Weltanschauung in den niedern Schichten der Gesellschaft zu verbreiten, hielt er seit 1849 Vorlesungen über die Geschichte der Humanität, die aber 1851 untersagt wurden. Er hielt sich für eine Art Hohenpriester der neuen Weltreligion und segnete als solcher auch Heirathen ein. Mitten unter seinen Entwürfen † er in den Armen seines Lieblingsschülers Longchamp den 5. September 1857. C.'s Philosophie, Religion und Politik sind ihrem Sinn nach ein neues Resultat rücksichtsloser Logik; die mathematische Weltanschauung herrscht allein bei ihm vor. Alles wird ihm zur Mechanik, in allen Erscheinungen sieht er nur Folgen einer Bewegung, deren Ursachen in Eigenschaften liegen, die der Materie inhärent sind.

Comte, le, Name mehrer Künstler, s. Lecomte.

Comtesse (franz.), Gräfin, besonders im Deutschen für unverheirathete Frauenzimmer gräflicher Abkunft gebraucht.

Comtores (lat.), im 11. Jahrhundert geringere Lehnsvasallen von Grafen, Edelleute in Frankreich.

Comum, Stadt in Gallia transpadana, das jetzige Como (s. d.).

Comus, niederer, bei den Alten selten genannter Gott der Gelage, wird als beflügelter Jüngling oder trunken und schlummernd, mit gesenkter Fackel dargestellt; bei den Späteren schlechthin der Gott des Scherzens und Lachens.

Con amore (ital.), mit Liebe und Lust zu einer Sache.

Conan, britischer Fluß im Königreich Schottland, Grafschaft Roß, entsteht aus den vier kleinen Flüssen Orin, Garve, Meig und Lichart und fällt in den Cromarty Frith, ist reich an Lachsen und führt Perlen.

Conanthera (Kegelanthere), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen (Liliaceen), Zwiebelgewächse in Mittel- und Südamerika, von denen als Zierpflanzen C. bifolia, mit einer Rispe schöner blauer Blüthen, auf Hügeln in Chili, u. C. Echeandia *Pers.*, Anthericum reflexum *Cav.*, mit zierlichen gelben Blüthen, in Chili und Mexiko vorkommen. Sie verlangen sandige Laub- und Haideerde, im Winter, wo die Zwiebel trocken gehalten wird, 3—8° Wärme, im Sommer freie Luft. Ihre Vermehrung geschieht durch Samen und Zwiebelbrut.

Conarus, 20. König von Schottland und Zeitgenosse der Antonine, ward von dem Römer Lullius Urbicus besiegt, über die Mauer Hadrians zurückgetrieben und zum Frieden gezwungen; auch mit den Briten führte er Krieg. Endlich wegen seiner Tyrannei des Throns entsetzt, † er 150 im Gefängniß.

Conatus (lat.), das Vorhaben. C. delinquendi, der absichtliche Versuch, ein Verbrechen zu begehen, bildet ein eignes Verbrechen u. trägt alle Merkmale eines absichtlichen Verbrechens; liegt keine Läsion vor und ging der Verbrecher aus Reue von dem verbrecherischen Zweck zurück, so bleibt er straflos. Man hat folgende Grade des Versuchs: C. remotus (Crimen praeparatum, C. attentatum), so lange der Verbrecher nur versucht hat, sich zu der verbrecherischen Handlung in den Stand zu setzen; C. proprior (Crimen inchoatum), wenn die verbrecherische Handlung angefangen war, dem Verbrecher jedoch freistand, sie aufzugeben oder fortzusetzen; C. proximus (Crimen perfectum, sed non consumatum), wenn der Verbrecher Alles gethan hat, um ein Verbrechen zu begehen, dessen Verhinderung ohne sein Zuthun geschehen ist.

Conc. (lat.), Abbreviatur auf Recepten für Concisa.

Concarneau, Stadt im französischen Departement Finisterre, Bez. Quimper, auf einer kleinen Insel in der Bai von la Foret, mit Mauern u. Thürmen umgeben, hat einen Hafen, Fischerei, Sardellenhandel und 1900 Einwohner.

Concavus (lat.), s. Konkav.

Concedo (lat.), ich gebe nach, Formel, mit welcher der Opponent bei Disputationen seine Einwendungen aufgibt.

Concentratio (lat.), s. Koncentration.

Concentus (lat.), in der alten Musik die Begleitung eines Tonstücks mit demselben Ton oder mit der Oktave; später die Zusammenstimmung der Quarte, Quinte und Oktave, jetzt s. v. a. Akkord.

Concepcion, 1) C. de la China, Ortschaft in den Laplatastaaten, Provinz Entre-Rios, am Paraguay, an der Grenze von Uruguay, hat 4000 Einwohner. — 2) C. de la Vega-Real, oder bloß La-Vega, Stadt auf der Insel Hayti, im nordöstlichen Theile derselben, in der fruchtbaren Ebene Vegareal, hat gerade Straßen und schöne steinerne Häuser, liegt eine Meile östlich von der alten Stadt, die von Ch. Colombo gegründet u. 1564 durch ein Erdbeben zerstört wurde, und hat 3—4000 Einwohner. — 3) C. de Mocha, auch bloß C., Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im südamerikanischen Staat Chili, ehemals die zweite Stadt des Landes, im Hintergrunde der gleichnamigen Bai und am Flusse Biobbio, welcher hier die Grenze gegen Araukanien bildet, in einer sehr fruchtbaren Ebene, ist Sitz eines Bischofs und hat 10,000 Einwohner. Die Stadt wurde 1550 von Pedro de Valdivia dicht am Meere gegründet, 1554 und 1603 von den Araukanern erobert und geplündert, 1730 und 1751 durch Erdbeben zerstört und von den Wellen fast weggespült. Nachdem sie 1763 als Neuconcepcion oder La-Mocha weiter vom Meere wieder aufgebaut worden, nahm sie lebhaften Aufschwung, kam jedoch in Folge des Unabhängigkeitskriegs gegen Spanien und durch ein furchtbares Erdbeben 1835 wieder sehr herab. — 4) C. oder Villa-Rica de C., Hauptstadt des gleichnamigen Departements im südamerikanischen Freistaat Paraguay, am Flusse Paraguay, hat 9000 Einw. — 5) C., westindische Insel, zu den Bahamainseln gehörig, 5 Meilen südöstlich von San-Salvador. — 6) Bai an der Insel Neufoundland, an deren südöstlicher Halbinsel Avalon, im Süden vom Kap St. Francis u. im Norden von Point of Graces geschlossen, 4—5 Meilen breit u. 23 Meilen tief, so daß sie die Halbinsel in 2 Hälften theilt.

Conceptio B. Mariae (lat.), Empfängniß Mariä, 8. December.

Conceptio immaculata beatae virginis, s. Unbefleckte Empfängniß.

Conception, l'Ordre de la, 1) Tochterorden der regulirten Chorfrauen U. L. F., von Fourier gestiftet; die Mitglieder desselben trugen ein kleines blaues Skapulier mit dem Bildniß der Maria. — 2) Frauenorden, von Beatrix de Sylva gestiftet, von Innocenz VIII. den Regeln der Cistercienser unterworfen, von Julius II. 1511 unter Aufsicht der Franciskaner gestellt. — 3) (Ordo de sancta militia), Ritterorden, vom Herzog Ferdinand von Mantua gestiftet, von Urban VIII. bestätigt, bestand 1624 unter dem Namen Ordo de conceptione Mariae, ging aber bald ein.

Conceptus (lat.), Begriff (s. d.).

Concertant (franz., auch Concertato oder Concertando, ital.), koncertirend, Bezeichnung eines Tonstücks, wenn die einzelnen Stimmen oder Instrumente, für welche es gesetzt ist, die Melodien mit der vorhandenen Hauptstimme wechselweise vortragen, so daß sie sämmtlich sich zwischen den Solosätzen der Hauptstimme oder des Hauptinstruments mit ähnlichen hören lassen, also mit der Hauptstimme gewissermaßen streiten oder wetteifern.

Concertino (ital.), s. Koncert.

Concessio (lat.), überhaupt Bewilligung; in der Rhetorik Redefigur, Zugestehung, Einräumung möglicher, selbstaufgestellter Einwürfe; s. Koncession.

Concessivus modus (lat.), Name des Conjunctivus, wenn durch ihn ein Zustand als bedingt wirklich ausgedrückt wird, z. B. quaecunque optes, was du nur wünschen magst, oder als ein solcher, dessen Verwirklichung der Redende dahingestellt seyn läßt.

Concetti (ital.), eigentlich Koncepte, dann Gedanken, Motive, besonders rhetorische und poetische Figuren, sinnreiche Wendungen des Gedankens, wie sie sich z. B. für das Epigramm eignen, daher auch feine, witzige Reden, Sticheleien. C. raffinati sind überfeine, verkünstelte Bilder, Witzwendungen, verschrobene Einfälle.

Concha (lat.), zweischaliges Gehäuse einer Abtheilung der Weichthiere oder Mollusken, s. Muschel.

Concha auris (lat.), s. v. a. Ohrmuschel, s. Ohr.

Conchae (lat.), s. v. a. Austerschalen, Testae Ostreae s. Valvae Ostreae edulis. C. citratae, citronsaure Austerschalen.

Conches, Stadt im französischen Departement Eure, auf einer Anhöhe am Iton, treibt bedeutenden Handel mit Eisen und Eisengeschirr und hat 1650 Einw. In der Nähe bei Vieux-Conches eine Mineralquelle und Eisenwerke.

Conciergerie (franz.), Gefängniß überhaupt, besonders das Gefängniß des königl. Hofs in Paris für Kriminalverbrecher, worin viele Schlachtopfer der Revolution, auch die unglückliche Königin Marie Antoinette selbst, schmachteten. Jetzt ist das Ganze in den Kriminalgerichtshof umgewandelt, und statt der dunklen unterirdischen Kerker nehmen luftige Zellen die Gefangenen auf. Das Gemach, das die Königin beherbergte, ist in eine Kapelle umgewandelt worden.

Conciliabulum (lat.), Versammlungsort, der Ort in den römischen Provinzen, wo die Prätoren ihre Gerichtstage hielten und wohin deshalb das Volk aus den umliegenden Ortschaften beschieden wurde; dann Marktplatz, Marktflecken, Handlungsplatz; auch heimliche, unrechtmäßige Versammlung religiösen Zwecks, Afterkirchen-, auch Ketzerversammlung, sowie jede andere heimliche Zusammenkunft zu verbotenen Zwecken.

Concilium (lat.), Versammlung, s. Konzilium.

Concino Concini, Marschall, s. Ancre.

Concio (lat.), Volksversammlung.

Concisa (lat.), auf Recepten: zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln ꝛc., oft in Verbindung mit Contusa, zerstoßen.

Conclamatio (lat.), Geschrei, Ausrufung, Konklamation.

Concludendo (lat.), schließlich.

Conclusio (lat.), eigentlich die Verschließung; in der Rhetorik Schluß einer Rede, auch geschickter Schlußfall der Perioden; im Rechtswesen: C. in causa, die Erklärung, daß sich ein Rechtsfall zur Entscheidung eigne, wird entweder schriftlich (C. scripta) od. mündlich (C. oralis), ausdrücklich (C. expressa), oder stillschweigend, durch Einreichung des letzten Satzes des rechtlichen Verfahrens (C. tacita), mit oder ohne Bedingung (C. conditionata u. C. pura), wegen der Hauptsache selbst (C. generalis), oder wegen eines Nebenpunktes (C. specialis) ertheilt: s. Schluß.

Conclusio libelli (lat.), Schluß des Klagschreibens, enthält die Anwendung der Geschichtserzählung auf die betreffenden Rechtsgrundsätze und das darauf begründete Gesuch.

Concord, 1) Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Newhampshire, auf der Westseite des Merrimac River, über den hier 2 Brücken führen, steht durch den Concord River, künstliche Schleußen und Kanäle um die Fälle des Merrimac und durch den Middleserkanal mit Boston in Verbindung, hat ein Staatenhaus, ein Gerichtshaus, 8 Kirchen und 1820 2400, 1840 4900, 1850 8590 Einw., die bedeutenden Binnenhandel treiben. — 2) Ort im nordamerikanischen Staat Massachusetts, Grafschaft Middleser, am gleichnamigen Flusse, hat Potaschensiederei, Obst- und Zwiebelbau und gegen 1800 Einwohner und ist merkwürdig durch den Provinzialkongreß von 1774, sowie dadurch, daß hier den 19. April 1775 den Engländern der erste aktive Widerstand geleistet ward, woran ein Monument erinnert.

Concordenses, s. v. a. Waldenser, nach der lombardischen Stadt Concordia, einem Sitz derselben.

Concordia, Göttin der Eintracht bei den Römern, welcher schon im Samniterkriege Cn. Flavius neben dem Vulkanstempel und noch früher Fur. Camillus auf dem Kapitol ein Heiligthum gegründet hatte; letzteres wurde von Tiberius und Livia erneuert. Bei bildlichen Darstellungen hatte sie als Symbol bald ein Füllhorn, bald einen Oelzweig.

Concordia (lat.), Eintracht, Name mehrer Schriften, worin kirchliche Lehrsätze der protestantischen Kirche, worüber man sich nach vorgängigen Kontroversen vereinigt hat, aufgestellt werden. Bekannt ist die wittenberger C. von 1536 wegen des Abendmahlstreits mit den Zwinglianern. Vergl. Konkordienbuch und Konkordienformel.

Concrementa Cancrorum (lat.), s. v. a. Krebssteine, Krebsaugen, Lapides Cancrorum.

Concretio (lat.), s. Konkretion und Konkrement.

Concretum (lat.), s. Konkret.

Concubitus (lat.), Beischlaf.

Concursus ad delictum (lat.), die Betheiligung Mehrer bei einer durch das Strafgesetz mit einer Strafe bedrohten Handlung. Diese Betheiligung kann sich eben so gut durch Handeln als durch Unterlassen äußern; geschieht sie mit Absicht auf das Verbrechen, so heißt, wer sich ihrer schuldig macht, ein Gehülfe (socius delicti, complex). Rücksichtlich der Art der Thätigkeit kommen bei der Entstehung eines Verbrechens Gehülfe und Urheber oder mehre Urheber vor; letztere sind entweder physische Urheber, welche die verbrecherische That durch ihre körperlichen Kräfte ausüben, oder intellektuelle Urheber, die durch rechtswidrigen Vorsatz und geistige Thätigkeit mittelst Einwirkung auf einen Andern durch Auftrag, Rath, Verheißung, Drohung, Befehl die durch letzteren ausgeführte strafbare Handlung hervorrufen. Wenn sich Mehre verbinden, sich bei der Ausführung eines bestimmten Verbrechens, das sie beschlossen haben, gegenseitig behülflich zu seyn, so ist dies ein Komplot (conjuratio, societas delinquendi); es ist hier Jeder intellektueller Urheber, indem er den Andern durch die Zusage seines Beistandes zur Ausführung bestimmt, u. es ist dann seine eigne thätige Theilnahme bei Ausführung zum Begriff des C. nicht erforderlich. War der Zweck des Zusammentretens Mehrer die Verübung mehrer Verbrechen verschiedener oder einer bestimmten Art ohne Bezeichnung bestimmter Fälle, so heißt diese Mehrheit von Personen Bande, Rotte. Die Beihülfe zu einem Verbrechen ist entweder eine der Ausführung des Verbrechens vorhergehende (antecedens), oder gleichzeitige (concomitans), od. nachfolgende (subsequens), je nachdem sie auf Vorbereitung und Sicherheit der Ausführung der That und der daraus zu erlangenden Vortheile, od. auf die Ausführung der That selbst, oder auf Sicherung vor Entdeckung oder der Vortheile gerichtet ist. Sie ist in Rücksicht der Handlung selbst eine positive, wenn sie sich wirklich in Thätigkeit, oder eine negative, wenn sie sich in pflichtwidriger Unterlassung äußert, wodurch das Gelingen des Verbrechens erleichtert wird; pflichtwidrig und strafbar ist ein solches Unterlassen jedoch nur vermöge besonderen Rechtsgrundes zum Regeben, d. h. wenn Gesetze allgemein oder amtliche Verbindlichkeit die Anzeige oder Hinderung eines Verbrechens auferlegen. Geschieht die Beihülfe unmittelbar in Bezug auf die That, so ist sie eine unmittelbare (C. a. d. proximus); liegen zwischen ihr und der That noch Mittelursachen, die zur Erleichterung der Ausführung dienen, so ist sie eine mittelbare (C. a. d. remotus). Passen dieselben Merkmale, die den Begriff der vom Verbrecher verübten That bilden, auch auf den Theilnehmer, so ist dieser ein Socius specialis, im entgegengesetzten Falle ein Socius generalis, z. B. beim Verwandtenmord des Urhebers, wenn der Theilnehmer mit dem Gemordeten nicht in verwandtschaftlichem Verhältniß steht. Die Theilnahme am Verbrechen ist entweder vorher verabredet (ex compacto) oder nicht (accidentalis); sie ist einfach (simplex) oder qualificirt (qualificatus), wenn

für den Theilnehmer ein besonderer Schärfungsgrund vorliegt. Verschieden vom Theilnehmer, Gehülfen, ist der **Begünstiger** eines Verbrechens (fautor delicti), indem dieser erst nach Verübung der That seine Betheiligung handelnd oder unterlassend äußert. Der Theilnehmer ist durch besondere Thätigkeit entweder Anstifter eines Verbrechens, indem er den Entschluß dazu bestimmt, oder Rädelsführer, indem er die zur Ausführung nöthigen Handlungen angibt, oder Anführer, indem er die Ausführung selbst leitet; außerdem unterscheidet man Haupt- und Nebengehülfen, je nachdem durch sie die Verübung des Verbrechens ermöglicht oder nur erleichtert wird; ferner gleiche und ungleiche Theilnehmer (socii aequales et inaequales), je nach der Verschiedenheit im Umfang ihrer Theilnahme, und endlich ist die Beihülfe nur versucht oder vollendet. Schon nach der Ansicht des Mittelalters ist der Theilnehmer am Verbrechen strafbar. Es ist jedoch die Ausmessung der Strafe des Gehülfen im Verhältniß zu der des Urhebers in den neueren Strafgesetzbüchern verschieden bestimmt worden. Man hat in dieser Hinsicht Grade der Beihülfe aufgestellt und hiernach ein Verhältniß der gelinderen Strafe des Theilnehmers gegen das des Urhebers herausgebracht, wie in Bayern, oder man hat die Strafe des Gehülfen nach den Bestimmungen über die gelindere Bestrafung des Versuchs eines Verbrechens normirt, wie in Würtemberg, oder man hat sie numerisch festgestellt, wie z. B. in Sachsen bei ungleichen Theilnehmern die Strafe zwei Drittheile der Strafe des Hauptverbrechers, oder bei Todes- und lebenslänglicher Zuchthausstrafe des letzteren, zwanzig Jahre Zuchthaus nicht übersteigen kann. Was die Strafbarkeit des **Anstifters** zu einem Verbrechen im Verhältniß zu der des physischen Urhebers betrifft, so stehen beide in dieser Beziehung der Regel nach auf einer gleichen Stufe, es sey denn, daß in der Anstiftung des ersteren für letzteren nicht die alleinige Veranlassung zu Begehung des Verbrechens gelegen habe. Das gemeine Recht weiß von der gleichen Strafbarkeit der Verbrecher in einem Komplot im Allgemeinen nichts und sieht nur bei einzelnen Verbrechen darin einen Schärfungsgrund. Die neueren Gesetze aber belegen Alle, welche zusammen im Komplot ein Verbrechen verübten, mit gleicher Strafe, und manche belegen jeden Komploteur sogar mit der Strafe des Urhebers; dagegen sichern demselben einzelne Gesetze, wenn er zurücktritt und Anzeige bei Gericht macht, Straflosigkeit zu.

Condamine, Charles Marie de la, französischer Reisender und Mathematiker, den 28. Jan. 1701 zu Paris geboren, wohnte in früher Jugend nach kaum vollendeten Schulstudien als Freiwilliger der Belagerung von Rosas bei, verließ jedoch nach geschlossenem Frieden die militärische Laufbahn und trat 1730 als Adjunkt für das Fach der Chemie in die Akademie der Wissenschaften zu Paris. Bald darauf begleitete er die Eskadre du Guay-Trouins nach der Levante, besuchte Jerusalem, Kleinasien, namentlich die Ebene von Troja, blieb fünf Monate lang in Konstantinopel und kehrte nach dieser Zeit mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute in sein Vaterland zurück. Der Plan der Akademie, die Messung eines Meridiangrades unter dem Aequator vorzunehmen, begeisterte ihn so, daß er mit angestrengtem Eifer Astronomie studirte und es dahin brachte, daß er an der Expedition, welche Bouguer und Godin leiteten, Theil nehmen durfte. Am 16. Mai 1735 lief dieselbe von Rochelle aus und ging nach 37tägiger Fahrt bei Martinique vor Anker; von hier aus gingen die Reisenden nach Portobello, über die Landzunge von Panama und schifften sich nach Guayaquil ein, von wo der Weg nach Quito zu Lande gemacht werden mußte. C. trennte sich von seinen Gefährten, wählte für sich den schwierigsten Weg durch eine fast unzugängliche Wildniß und drang unter den härtesten Mühseligkeiten und Gefahren in der Andenkette vor bis nach Quito, wo er sich mit seinen Gefährten wieder vereinigte. Hier wurden die Messungen unter den größten Schwierigkeiten vollbracht, u. erst nach zehnjähriger Abwesenheit kam C. in sein Vaterland zurück, doch mit zerrütteter Gesundheit. Lange beschäftigte ihn das Projekt, ein allgemeines Maß einzuführen, wozu er die Länge des Pendels unter dem Aequator vorschlug; auch bemühte er sich um die Einimpfung der natürlichen Blattern, die er in Amerika schätzen gelernt hatte. Im J. 1757 machte er seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien, hatte aber auch hier wissenschaftliche Zwecke im Auge; 1763 reiste er nach England, das er aber bald wieder verließ. Nach seiner Rückkehr erfolgte eine fast gänzliche Lähmung seiner Extremitäten, und nun wurde die Poesie, die Geliebte seiner frühen Jugend, die tröstende Freundin seines Alters, wobei er jedoch noch fortwährend Interesse an den ernsten Wissenschaften nahm. Er setzte einen Preis auf die beste Beschreibung u. Heilmethode seines Uebels und unterwarf sich einer noch wenig bekannten, schmerzhaften Operation, deren Folgen er unterlag, den 4. Febr. 1774. C. verstand fast alle europäischen Sprachen u. stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit in Briefwechsel. Er schrieb außer vielen Abhandlungen: „Relation abrégée d'un voyage, fait dans l'intérieur de l'Amerique méridionale" (Paris 1745); „La figure de la terre déterminée" (das. 1749); „Mesure des trois premiers degrés du meridien dans l'hémisphère australe" (das. 1751); „Journal du voyage, fait par ordre du roi à l'équateur" (das. 1751, Suppl. 1752); „Histoire de l'inoculation de la pétite verole" (Amsterd. 1773) u. A.

Condaminea, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher in Peru und andern Theilen von Südamerika, mit Arzneikräften. Von C. corymbosa *Dec.*, einem Strauch auf den Hügeln der Anden in Peru und Columbia, wird die bitterlich und zugleich klebrig schmeckende Rinde in Peru als Ersatzmittel der Chinarinde gebraucht und soll bisweilen unter diese gemischt werden. Von C. tinctoria *Dec.*, einem am Orinoco wachsenden Strauch von 20 Fuß Höhe mit in gedrängten Doldentrauben stehenden Blüthen, wird die Rinde, die unter dem Namen Paraguatan oder Paraquata nach Europa kommt u. das Ansehen einer dicken rothen Chinarinde hat, zum Rothfärben benutzt.

Condatchy, Bai an der Insel Ceylon, an der Westküste, berühmt durch die große Perlenbank, die in der Regel täglich 6000 Boote beschäftigt.

Condé, 1) C.-sur-l'Escaut, Stadt im franz. Departement Nord, Bezirk Douay, zur Zeit der Revolution Nord-Libre genannt, am Zusammenfluß der Hesne u. Schelde, in sehr sumpfiger Gegend, ist Festung zweiten Ranges (durch Vauban) und hat 8000 Einw., welche Brauerei, Oelfabrikation, Salzraffinerie, Handel mit Kohlen, Vieh, Leder und Schiffsbau treiben. Die Franzosen entrissen die Stadt 1676 den Spaniern und behielten sie im Frieden von Nymwegen. Im Jahre 1793 zwangen die Oesterreicher die Stadt durch Hunger zur Uebergabe, gaben sie aber im folgenden Jahre zurück. Hier ist das Stammhaus des Geschlechts der Condé. — 2) C.-sur-Noireau, Stadt im franz. Departement Calvados, Bezirk Vire, am Zusammenfluß des Noireau mit der Drouance, in unfruchtbarer Gegend, hat ein Obertribunal, Conseil der Prudhommes und 5400 Einw., welche Baumwollenspinnerei und Weberei, hydraulische Wollenspinnerei, Färberei, Gerberei, Handel mit Flachs, Zwirn, Pferden, Vieh, Honig treiben.

Condé, altes und berühmtes Geschlecht im Hennegau, dessen Stammsitz die Stadt Condé war. Der Stammvater, Gottfried von C., lebte um 1200; von ihm stammten in direkter Linie die Freiherren von C. ab, deren letzter, Johann, 1391 starb und von seiner Muhme, Johanna von Ligne, deren Mutter eine C. gewesen, beerbt wurde. Nach Johanna's unbeerbtem Tode fiel ihr Antheil nach einander an mehre adelige Familien, so an die Grafen von Oettingen, von Roggendorf, von Lalaing und endlich an das Haus Croy. Gottfried von C. hatte aber nur die eine Hälfte der Herrschaft C. besessen, die andere war Eigenthum seiner Vettern, der Herren von Avesnes; Maria von Avesnes, Gräfin von Blois († 1241), brachte sie mit den übrigen Besitzungen ihres Hauses ihrem Gemahl, Hugo von Chatillon, Grafen von St. Paul, zu. Einer ihrer Enkel, Jakob von Chatillon, erzeugte eine Tochter, Johanna, Frau auf C. ꝛc., die sich 1335 mit Jakob I. von Bourbon verheirathete und so die Stammmutter des ganzen Hauses Bourbon ward. Ihr zweiter Sohn, Ludwig von Bourbon, Graf von Vendôme, erhielt in der Brudertheilung auch C., wovon sein Unrenkel, Ludwig von Bourbon, den fürstlichen Titel annahm.

1) Ludwig I. von Bourbon, Prinz von C., war den 7. Mai 1530 zu Vendôme geboren u. legte seine erste Waffenprobe ab, als der König 1549 Boulogne den Engländern zu entreißen suchte; auch befand er sich unter den Truppen, die, um dem Kurfürsten Moritz von Sachsen beizustehen, Metz, Toul und Verdun wegnahmen, und 1552 bei den Vertheidigern von Metz. Am 13. Aug. 1553 focht er siegreich in der Nähe von Doullens, zeichnete sich 1555 bei der Belagerung von Ulpiano aus und führte im folgenden Jahre in des Herzogs von Aumale Abwesenheit die leichte Reiterei. Nachdem er noch in der Schlacht bei St. Quentin tapfer mitgefochten und 1558 den Belagerungen von Calais und Thionville beigewohnt, ward ihm von Franz II. der ehrende Auftrag, von dem König von Spanien den Eid, womit dieser den Frieden von Chateau-Cambresis bekräftigte, zu empfangen. Auf eine neue Bahn riefen ihn die Anhänger der protestantischen Lehre, indem sie sich ihn zum Führer erwählten. Freiwillig legte Coligny zu C.'s Gunsten das Gouvernement der Picardie nieder, und der Hof spielte seinen Feinden selbst in die Hände, indem er die erledigte Stelle nicht an den Prinzen, sondern an den Marschall von Brissac vergab. Beleidigt trat C. öffentlich zur neuen Kirche über und berief die vornehmsten Führer seiner Partei nach la Ferte-sous-Jouarre. Als die Verschwörung von Amboise entdeckt war, benahm sich C. mit so großer Gewandtheit, daß selbst der Herzog von Guise sich täuschen ließ und für die Unsträflichkeit seiner Handlungen bürgen zu wollen erklärte; bennoch mußte er in Amboise verweilen, und als ihm endlich gestattet wurde, eine seiner Besitzungen zu besuchen, von wo er sogleich nach dem Hoflager zurückzukehren versprach, begab er sich nach Nerac zu seinem Bruder, dem König Anton von Navarra, um diesen, wiewohl umsonst, zu größerer Thätigkeit anzuspornen. Die Rathsversammlung in Fontainebleau ging ohne seine Gegenwart und ohne Resultat vorüber; noch ehe sie aber geschlossen wurde, wurden Briefe C.'s aufgefangen, die Aufschluß über dessen Entwürfe gaben. Die Regierung fühlte sich indeß zu schwach, sich des Prinzen mit Gewalt zu bemächtigen, und begnügte sich, den König von Navarra aufzufordern, seinen Bruder an den Hof zu bringen, um sich auf die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu vertheidigen. Großherzig bat C. den Bruder, seinetwegen nicht die Sache aufs Spiel zu setzen, und lieferte sich selbst in die Gewalt der Feinde. Er wurde verhaftet, vor eine Parlamentskommission gestellt und zum Tode verurtheilt. Der Tag seiner Hinrichtung war schon bestimmt, als der Tod des Königs Franz II. seinen Kerker öffnete und er sogar in den Staatsrath zurückberufen wurde. Da er sich jedoch weigerte, ohne förmliche Anerkennung seiner Unschuld die Freiheit anzunehmen, hielt man ihn einstweilen in Ham, dann in la Fère fest, bis er endlich doch der Einladung an den Hof folgte. Der Staatsrath sprach ihn nun von aller Schuld frei, und das pariser Parlament bestätigte noch 1561 diesen Spruch. Die Versöhnung, welche der Connetable von Montmorency zwischen C. und dem Herzog von Guise zu Stande brachte, war nur eine Komödie, diente aber C. zu seinen Zwecken; die erste Folge war, daß er das Gouvernement der Picardie empfing. Um sich für alle Fälle eine starke Partei zu sichern, nahm er, obgleich die Regierung offenbar die Reformirten begünstigte, unter allerlei Vorwänden, als ob die neue Lehre rings von Feinden bedroht sey, eine kriegerische Haltung an und versetzte somit die Hauptstadt in eine Bestürzung, die keinen Widerstand zu leisten hatte, als der König die Entwaffnung der Bürger befohlen hatte u. schon Anstalten getroffen seyn sollten, Paris, die Hauptstütze der katholischen Partei, dem Prinzen zu überliefern. Da vernichtete die unvermuthete Ankunft des Herzogs von Guise alle kühnen Berechnungen C.'s; seine mühsam zusam-

mengebrachten Schaaren lösten sich auf, und er gehorchte dem Befehl, die Hauptstadt zu verlassen, versäumte aber, sich der Person des Königs zu bemächtigen, und eilte nach Orleans, das von d'Andelot durch Ueberfall genommen worden war. Das Glück begünstigte, trotz des von ihm begangenen Fehlers, seine Unternehmungen: die Reformirten in Beaugency, Blois, Tours, Angers, Mans, Bourges, Poitiers, Angoulême griffen zu den Waffen, die Dauphiné und Lyon, die zweite Hauptstadt des Reichs, war in den Händen des Guisenfeindes Adrets, die Normandie befand sich in vollem Aufstande, die Champagne und Picardie bedurften nur eines Funkens, um in hellen Flammen aufzulodern; dagegen mangelte es dem Hofe an Truppen u. an Geld. C. versäumte abermals den entscheidenden Augenblick. Statt zu handeln, unterhandelte er mit der Königin und fremden Höfen und ließ so der Regierung Zeit, Kräfte zu sammeln; er gab sich sogar zu gütlichem Vergleich her, als die Triumvirn sich vom Hofe entfernten und auf ihren Gütern zu leben versprachen. Zu spät erkannte C. die Schlinge, in die er gegangen, und konnte sich ihr nur durch einen Eidbruch entziehen. Er hatte nämlich seinem Bruder eidlich versprechen müssen, in seinen Gewahrsam zurückzukehren, im Fall der vorgeschlagene Vergleich nicht zu Stande komme; der Vergleich war nicht zu Stande gekommen, C.'s Verbündete aber entführten den unschlüssigen Prinzen in die Mitte der Ihrigen, und die reformirten Geistlichen erklärten seinen Eid für gelöst. Sofort brach er auf, die königliche Armee in ihren Kantonirungsquartieren anzugreifen, aber seine Truppen verirrten sich auf dem nächtlichen Marsche und fanden den Feind zum Empfang in Bereitschaft. Nach einigen kleinen Gefechten mußte sich der Prinz in das Lager bei Lorges zurückziehen. Entmuthigte dieser Rückzug schon die Truppen, so nöthigte ein Beschluß des Parlaments, der die Konföderirten als Rebellen mit der Strafe der beleidigten Majestät, Konfiskation rc. bedrohte, zur Auflösung der Armee; die vornehmsten Offiziere erhielten behufs neuer Werbungen bestimmte Quartiere, Briquemaut und d'Andelot wurden nach England und Deutschland gesendet, um den Abgang der versprochenen Hülfsvölker zu beschleunigen, C. selbst übernahm die Vertheidigung von Orleans und Bourges. Bourges ging jedoch bald durch Kapitulation über, und nur Montgomery's Fortschritte in der Normandie und die Landung der Engländer retteten Orleans vor dem gleichen Schicksal. Rouen wurde von den Königlichen mit Sturm genommen, u. Duras, der 6000 Mann aus Guienne herbeiführte, erlitt bei Ver in Perigord eine Niederlage; dennoch konnte sich C. wieder im Felde zeigen, als d'Andelot mit 9000 Mann, größtentheils deutschen Truppen, in Orleans eindrang. Auch jetzt verließ den Prinzen die Klugheit, denn statt nach Paris zu eilen, hielt er sich mit Eroberung unwichtiger Plätze auf, und als er endlich im Angesicht der Hauptstadt erschien, fand er sie vollständig bewehrt. Er mußte die Belagerung aufheben und nach der Normandie zurückeilen. Die Schlacht bei Dreux am 19. December gab den Prinzen in die Gewalt des Herzogs von Guise, der ihn mit Herzlichkeit empfing u. seine Abendmahlzeit und sein Bett mit ihm theilte. C. war zum Frieden geneigt, und schon hatten die Unterhandlungen begonnen, als er erfuhr, daß Coligny noch mit einer bedeutenden Macht im Felde stehe; alsbald steigerte er seine Forderungen, und der Herzog von Guise eröffnete mitten im Winter einen neuen Feldzug, in dem er durch Meuchelmörderhand fiel. Durch den Tod ihres Führers schien die katholische Partei verloren, aber der Prinz schämte sich, an der Seite von Meuchelmördern zu streiten, und vornehmlich durch Vermittelung seiner Gemahlin ward Waffenstillstand und bald darauf Friede durch den Purifikationsvertrag von Orleans geschlossen. Im nämlichen Jahre noch focht der Prinz mit großem Eifer bei der Belagerung von Havre gegen die Engländer. Das gute Vernehmen konnte jedoch, der Natur der Sache nach, nicht von langer Dauer seyn; so sehr Katharina anfangs auch alle Mittel aufbot, den Prinzen an ihr Interesse zu fesseln, so gerechte Ursache hatte dieser bald, sich über die Wortbrüchigkeit der intriguanten Frau zu beklagen. So mußte denn der Kampf wieder entbrennen. Das Unternehmen, sich der Person des Königs, der das Schloß zu Monceaux bewohnte, zu bemächtigen, scheiterte an der Treue und Tapferkeit der Schweizer; wenige Tage später aber hielt das Heer der Hugenotten die Hauptstadt von allen Seiten eingeschlossen. Die Königin eröffnete Unterhandlungen, die zwar zu keinem Resultate führten, aber Gelegenheit gaben, bedeutende Verstärkungen in die Stadt zu bringen. Am 10. November machte der Connetable einen Versuch zur Aufhebung der Blokade, der ihm in dem Treffen von St. Denis das Leben kostete. Dennoch mußte am 15. December die Blokade aufgehoben werden; C. zog durch die Champagne den aus Deutschland heranziehenden Hülfstruppen entgegen, vereinigte sich mit ihnen und verfuhr von Neuem angriffsweise, indem er im Februar 1568 Chartres belagerte. Das Schicksal beider Parteien stand hier auf des Schwertes Spitze, daher boten beide Theile willig die Hand zum Frieden, der zu Longjumeau abgeschlossen wurde und durch das Edikt vom 23. März 1568 die königliche Bestätigung erhielt. C. zog sich auf seine Burg Noyers bei Tonnerre zurück, und er war vielleicht der Einzige, dem es mit dem Frieden Ernst war. Bald wurden auf beiden Seiten Klagen über unerfüllte Bedingungen laut, und als der Plan des Hofes, sich der drei Anführer der Hugenotten zu bemächtigen, scheiterte, flammte die Fackel des Bürgerkriegs von Neuem auf. Indeß verging das Jahr ohne bedeutende Erfolge für die eine oder die andere Partei. Mehr versprach der Feldzug von 1569. C., durch englische Subsidien unterstützt, eröffnete ihn ungewöhnlich früh, durchzog die Landschaft Saintonge und näherte sich den Grenzen von Perigord, um die Truppen, die sich in der Gegend von Montauban versammelt, an sich zu ziehen und sodann sich mit der Armee, die der Pfalzgraf von Zweibrücken aus Deutschland herbeiführte, zu vereinigen. Indeß trat ihm der Herzog von Anjou bei Cognac unerwartet entgegen, ging bei

Chateau-neuf über die Charente und erzwang das Treffen von Jarnac, 13. März 1569. C. wurde geworfen, in einem Kavalerieangriff vom Pferde gestürzt und mußte sich dem Herrn von Argence gefangen geben. Als dieser sich noch mit dem Prinzen beschäftigte, sprengte der Anführer der Schweizergarde, Montesquiou, heran und schoß den Unglücklichen nieder. Der Leichnam wurde nach Jarnac gebracht und hernach in dem Erbbegräbnisse zu Vendôme beigesetzt. Der Prinz war zweimal vermählt; zuerst mit Eleonore von Roye († zu Condé den 23. Juli 1564), die Mutter von 8 Kindern wurde, dann mit Franciska von Orleans, des Franz von Orleans und der Jakobine von Rohan Tochter, die ihm 3 Söhne schenkte u. den 11. Juni 1601 starb.

2) **Heinrich I., Prinz von C.,** Herzog von Enghien, Graf von Anisy und Vallery, Herr von la Ferté-sous-Jouarre, den 29. December 1552 zu la Ferté geboren, ältester Sohn des Vorigen, focht an der Seite des Admirals Coligny in der Schlacht bei Montcontour und in dem Gefecht bei Arnay-le-duc, und aus der pariser Mordnacht rettete ihn nur seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause. Vor den König geführt, ward er gezwungen, zur katholischen Religion zurückzukehren, und legte zugleich mit dem Könige von Navarra und mit seinen Brüdern Conti und Soissons das Glaubensbekenntniß ab. Im Jahre 1573 nahm er mit dem Herzoge von Anjou an der Belagerung von Rochelle Theil und empfing dafür das Gouvernement der Picardie, das sein Vater besessen. Nach der Verhaftung des Königs von Navarra u. des Herzogs von Alençon floh er nach Deutschland, warb an verschiedenen Höfen um Hülfstruppen und erklärte sich wieder offen für die reformirte Konföderation, die mit Freude ihn als ihr Oberhaupt, ihren Gouverneur u. Protektor anerkannte und ihm zu seinen Werbungen bedeutende Geldsummen übermachte. Indeß vergingen noch anderthalb Jahre, ehe er seine Armee über den Rhein führen konnte; erst im Januar 1576 zog er mit einer bedeutenden Truppenmacht durch Champagne und Burgund nach Bourbonnais und vereinigte sich bei Vichy mit dem Herzog von Alençon, der den Oberbefehl über das bis zu 35,000 Mann angewachsene Heer übernahm. Der erschrockene Hof eröffnete alsbald die Unterhandlungen, die mit dem Purifikationsedikt vom Mai 1576, in welchem den Reformirten nicht nur vollkommenste Gewissensfreiheit, sondern auch unbeschränkte öffentliche Religionsübung zugesichert wurde, schlossen. Doch schon im Februar des folgenden Jahres bildete sich die Ligue, den Protestanten wurden die errungenen Vortheile wieder entzogen, und die Feindseligkeiten begannen mit der Wegnahme von Brouage durch den Prinzen u. der Belagerung von Saintes; letztere mußte aber aufgehoben und Brouage am 28. August 1577 an die Königlichen übergeben werden. C.'s Anschlag auf Niort ward vereitelt; die Eifersucht zwischen ihm und dem Könige von Navarra schwächte sein Ansehen und seine Truppen desertirten haufenweise, so daß er mit einem neuen Vergleiche zufrieden seyn mußte. Weil aber die Konföderirten sich weigerten, die ihnen auf bestimmte Zeit überlieferten Sicherheitsplätze zurückzugeben, entbrannte Ende 1579 der Krieg von Neuem. C. durchzog in Verkleidung ganz Frankreich, nahm die wichtige Festung la Fère in der Picardie und ging nach Deutschland, wo aber seine Werbungen den gewünschten Erfolg nicht hatten; er wurde genöthigt, in England, dann in den Niederlanden Hülfe zu suchen. Endlich kehrte er nach Frankfurt zurück und schloß mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir wegen Sammlung einer Armee einen Vertrag, der aber nicht zur Ausführung kam, weil die Bewohner von Aiguesmortes und Peccais sich weigerten, ihre Städte dem Pfalzgrafen zu seiner Sicherheit zu überliefern. Unterdeß hatte sich der König von Navarra mit dem Hofe versöhnt. Höchst erbittert wollte der Prinz den Kampf allein fortsetzen; nachdem aber seine Hauptstütze, Lesdiguières, unterlegen, sah er sich zur Unthätigkeit verdammt bis 1585, wo die Bewegungen der Ligue nach Alençons Tode u. das Edikt von Nemours einen neuen Krieg entzündeten. Der Prinz schlug den Einfall des Herzogs von Mercoeur in Poitou zurück, belagerte fruchtlos Brouage und wandte sich mit einem Theil seiner Armee nach dem Schlosse Angus, das von dem Hauptmann Rochemorte erstiegen worden war. Das Schloß war jedoch schon wieder geräumt, ein Angriff auf die Stadt mißglückte, C. mußte seine Reiterei auflösen und entkam kaum nach der Insel Guernsey, von wo er dann über England nach Rochelle zurückkehrte. Im J. 1586 erfocht er bei Saintes einen Sieg u. entschied mit seiner schweren Reiterei die Schlacht von Coutras (20. Oktober 1587) zu Gunsten der Konföderirten, die jedoch den erfochtenen Sieg nicht zu benutzen wußten. C. † zu St. Jean d'Angeli am 5. März 1588, wie man behauptet, an Gift, mitten in seinen Bemühungen, sich in Angoumois, Saintonge, Aunis, Poitou und Anjou eine unabhängige Herrschaft zu gründen.

3) **Heinrich II., Prinz von C.,** Herzog von Enghien, Chateauroux, Montmorency, Albret und Bellegarde, Graf von Clermont-en-Beauvaisis und Vallery, Baron von Craon, Rochefort und Bommiers, Herr von Breteuil, Muret &c., Sohn des Vorigen, ward geboren den 1. September 1588 zu St. Jean d'Angeli. Der Prozeß, in welchen seine Mutter wegen Giftmischerei und Ehebruchs verwickelt wurde, bedrohte die bürgerliche Existenz des nachgebornen Prinzen, die Freisprechung derselben aber setzte ihn in seine Rechte wieder ein und befreite ihn aus dem Exil, in welchem er 8 Jahre zu Rochefort gelebt hatte; ja Heinrich IV. befahl sogar dem Parlament, ihn als den ersten Prinzen des königlichen Hauses und den präsumtiven Thronerben zu begrüßen. Am 3. März 1609 vermählte er sich mit Charlotte Margarethe von Montmorency, entdeckte aber bald, daß der König nur darum diese Heirath gestiftet hatte, um die Prinzessin, gegen die er von Liebe entbrannt war, an den Hof und in seine Nähe zu bringen. Als ihm der König die Erlaubniß, auf seine Güter zu gehen, verweigerte, verließ der Prinz heimlich den Hof und ging nach Landrecies, von wo aus er den Erzherzog Albert in Belgien um einen Zufluchtsort bit-

ten ließ. Dies Gesuch wurde nur für die Prinzessin gewährt, der Prinz mußte sich nach Köln wenden, durfte aber schon im folgenden Monat nach Brüssel zurückkehren. Ein Versuch des Erzherzogs, den Flüchtling mit dem Könige zu versöhnen, schlug fehl; der König ließ den Vermittler um Auslieferung der Flüchtlinge ersuchen und dann dem Prinzen selbst, bei Strafe der beleidigten Majestät, aufgeben, nach Frankreich zurückzukehren, u. als auch dies ohne Erfolg blieb, wie ein Versuch, die Prinzessin zu entführen, scheiterte, durch einen Parlamentsbeschluß den Prinzen zu willkürlicher Strafe, nach Seiner Majestät Gutbefinden, verurtheilen. Der Krieg wegen der kleve'schen Erbschaft sollte endlich den König an das Ziel seiner Wünsche bringen, Ravaillacs Dolch aber unterbrach seinen Siegeslauf. Der Prinz kehrte nach Frankreich zurück, hielt am 15. Juli 1610 seinen feierlichen Einzug in Paris, ließ sich aber von der Königin-Mutter die Regentschaft abkaufen. Concini's wachsender Einfluß erregte indeß seine Eifersucht so sehr, daß er am 15. Februar 1614 mit andern Großen den Hof verließ u. endlich im Juli 1615 zu den Waffen griff. Er nahm Chateau-Thierry und Epernay, überschritt die Loire, um sich mit den aufständischen Reformirten zu vereinigen, und erzwang den Vertrag von Loudun vom 20. Januar 1616. Trotz der geschlossenen Versöhnung und der Gunstbezeigungen des Königs intriguirte er mit dem rebellischen Herzoge von Longueville, bis er am 1. September 1616 im Louvre verhaftet u. erst nach der Bastille, dann nach Vincennes gebracht wurde. Am 16. Oktober 1619 durch Luynes in Freiheit gesetzt, war er von nun an ein treuer Diener des königlichen Hauses, entriß 1621 den Reformirten die Städte Sancerre und Sully, focht bei der Einnahme der Insel Riez und führte den Oberbefehl bei der grausamen Expedition gegen Negrepelisse; auch 1627 und 1628 nahm er den Reformirten mehre bedeutende Plätze, wie Soyon, Pamiers, St. Alban, Realmont, Castelnau, Brassac rc. Die Verurtheilung seines Schwagers, des unglücklichen Montmorency, verschaffte dem Prinzen einen bedeutenden Güterzuwachs, raubte ihm aber zugleich die Achtung Frankreichs, weil nicht zu verkennen war, daß ihm das Todesurtheil erwünscht kam. Im Jahre 1635 erhielt er zu dem Gouvernement von Burgund noch das von Lothringen, befehligte im folgenden Jahre die zur Eroberung von Hochburgund bestimmte Armee, mußte aber schon die Belagerung der Grenzstadt Dole aufgeben und vermochte kaum die Hauptstadt Dijon vor Gallas' Truppen zu retten. Im Jahre 1638 focht er an den Grenzen von Biscaya, nahm Yrun, das Fort del Higuer und den Hafen de los Passages, mußte jedoch die Belagerung von Fuenterrabia aufgeben. Den 19. Juli 1639 eroberte er Salses in Roussillon und den 29. Juni 1641 Elne nach 8tägiger Belagerung. Nach Ludwigs XIII. Tode trat er an die Spitze des Staatsraths, † aber zu Paris den 26. December 1646 und wurde zu Vallery begraben. C. war nicht zum Feldherrn geboren, dagegen rühmt ihn Rohan als einen geistreichen, unternehmenden Fürsten, guten Wirthschafter und tiefen Politiker.

4) **Ludwig II. von Bourbon, Prinz von C., der große C.** genannt, Sohn des Vorigen, einer der größten Feldherren seines Jahrhunderts, den 8. September 1621 zu Paris geboren, führte bis zum Tode seines Vaters nur den Namen eines Herzogs von Enghien. Schon seine ersten Waffenthaten zeugten von einem umfassenden Geiste und angebornem Feldherrngenie. Kaum 19 Jahre alt, wohnte er der Belagerung von Arras bei, und in seinem 21. Jahre erhielt er den Oberbefehl über die französische Armee in den Niederlanden. Hier, im Kampfe gegen die Spanier, sammelte er sich eine Fülle von Lorbeeren. Die Spanier belagerten unter Francesco de Melos Rocroi; der Prinz griff sie am 19. Mai 1643 an und erfocht mit seiner weit schwächeren Armee einen glänzenden Sieg, in Folge dessen die Franzosen in Flandern und Hennegau eindringen und am 20. August Thionville nach einer langen Belagerung erobern konnten. In der Mitte des Septembers legte er seine Armee zwischen der Maas und Mosel ins Quartier, um sich an den Hof zu begeben und die ihm widrigen Einflüsse zu beseitigen; aber noch in demselben Herbst mußte er nach dem Elsaß ziehen, um den aus Deutschland vertriebenen Marschall von Guebriant zu verstärken, nach dessen Tode Turenne den Oberbefehl über das französische Heer in Deutschland übernahm. Dieses Heer war jedoch sehr geschwächt, und der Prinz mußte dem durch Mercy bedrängten Turenne zu Hülfe ziehen; er lieferte dem bei Freiburg verschanzten Mercy ein zweitägiges Treffen (den 3. und 5. August), das diesen zum Rückzug bewog und einen weiten Länderstrich in die Hände der Franzosen gab. Das Jahr 1645 erhöhte den Ruhm C.'s noch mehr; am 3. Aug. errang er bei Allersheim unweit Nördlingen einen großen, aber mit schweren Opfern erkauften Sieg; er selbst wurde an Arm und Schenkel verwundet. Bald nachher übergab er den Oberbefehl an Turenne und kehrte wegen Krankheit nach Frankreich zurück. Im Jahre 1646 kommandirte er abermals in den Niederlanden gegen die Spanier, anfangs unter dem Herzog von Orleans, dann aber als Oberfeldherr, und beschloß den Feldzug mit der Eroberung von Dunkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupt seines Hauses und nächst dem Herzog von Orleans zum wichtigsten Manne Frankreichs u. er führte seitdem einen mehr als fürstlichen Hof. Der neue Feldzug von 1647 rief ihn wieder auf den Kriegsschauplatz; der auf seinen Ruhm eifersüchtige Kardinal Mazarin sendete ihn aber nach Katalonien, und vor der jetzt zum zweiten Male vergebens belagerten Festung Lerida verließ ihn zum ersten Male das Glück. Im Jahr 1648 kämpfte er wieder siegreich in den Niederlanden, eroberte Ypern, gewann gegen eine bedeutende Uebermacht die entscheidende Schlacht bei Lens am 20. August, eroberte Lens und am 20. September Furnes, wurde aber durch die innern Unruhen der Fronde nach Frankreich zurückgerufen. Beide Parteien, die des Hofes und des Volkes, betrachteten den einflußreichen, sieggekrönten Feldherrn anfangs als Schiedsrichter, u. wirklich brachte C. am 28. Oktober einen Vergleich zwischen dem Hofe und dem Parlament zu Stande, der das

Volk von einigen Millionen an Abgaben befreite. Neu entbrennende Kämpfe zwangen aber den Prinzen, eine Partei zu wählen, und er wählte die des Hofes, obwohl sein Bruder, der Prinz von Conti, und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, auf der Seite des Volks standen. Als der Hof am 6. Januar 1649 Paris heimlich verlassen, schloß C. die Stadt ein und brachte mit seinen wenigen Truppen den Gegnern bedeutende Verluste bei. Beide Parteien waren aber zum Frieden geneigt, und es kam ein Vergleich zu Stande, der die Wünsche beider Parteien unerfüllt ließ. C. führte den Hof am 18. August nach Paris zurück und empfing den öffentlichen Dank der Königin; vergebens wartete er aber auf reellere Beweise der Dankbarkeit und auf Erfüllung der ihm gegebenen Versprechungen. Er strebte nach der Alleinherrschaft im Staate und nicht nach dem Oberbefehl in den Niederlanden, den man ihm antrug. Mazarin benahm sich mit diplomatischer Ruhe u. Klugheit, wußte aber insgeheim die Fronde gegen den Prinzen aufzubringen. Am 18. Januar 1650 wurde er zugleich mit seinem Bruder und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, im königlichen Schlosse zu Paris verrätherisch verhaftet und nach Vincennes abgeführt; seine Schwester und ihr Günstling, der Herzog von Rochefoucault, hatten sich der Haft zu entziehen gewußt, und letzterer bewaffnete mit dem Herzog von Bouillon die Stadt Bordeaux wider den Hof. Auch Turenne erklärte sich für den Prinzen, sammelte ein kleines Heer, schloß einen Vergleich mit Spanien und drang, durch 16,000 Spanier verstärkt, in die Champagne ein, während die Pariser, als sie die Haft des Prinzen erfuhren, Freudenfeuer anzündeten. Turenne kam siegreich bis auf eine Tagereise weit von Vincennes, von wo die gefangenen Fürsten nach dem Schlosse Marcoussi und dann nach Havre de Grace abgeführt wurden, erlitt aber am 15. December 1650 bei Rethel durch den Marschall du Plessis-Praslin eine harte Niederlage; auch Bordeaux mußte sich an die Krontruppen ergeben. Mazarin triumphirte nicht lange; das Parlament, die Fronde und der Herzog von Orleans drangen auf die Befreiung der Prinzen und auf die Entfernung des Kardinals, der aber schon verkleidet nach St. Germain entwichen war. Die bedrängte Königin mußte die Befreiung der Prinzen verfügen und Mazarin eilte selbst nach Havre de Grace, um ihnen diesen Beschluß zu verkündigen; sein Versuch, sich C.'s Freundschaft zu erwerben, schlug fehl, er verließ Frankreich u. begab sich nach Lüttich und Köln. Den Gefangenen bereitete die veränderliche Volksgunst in Paris den glänzendsten Empfang und C. war nun mächtiger, denn je, indem das Parlament seinen gefährlichsten Gegner, Mazarin, auf ewig aus dem Reiche verbannte. Den geheimen Feind, der den Boden seiner Wirksamkeit untergrub, ahnte er freilich nicht; er unterließ es, der Königin die Regentschaft zu nehmen und sie dem Herzog von Orleans zu übergeben. Mazarin hatte noch seine Kreaturen, und die Königin wünschte sehnlichst seine Zurückkunft. Deshalb suchte sie den Prinzen durch Unterhandlungen, die sie mit ihm anknüpfte, den Häuptern der Fronde verdächtig zu machen, und ihr Plan gelang ihr so gut, daß er, eine neue Verhaftung fürchtend, endlich heimlich aus Paris entwich. Der junge König Ludwig XIV. ließ zwar seine Unschuld erklären, aber der Einfluß der Königin und Mazarins blieb derselbe. So blieb dem Prinzen, wenn er seine hochfliegenden Plane verwirklicht sehen wollte, nichts übrig, als einen Bürgerkrieg zu entzünden, und er brachte seinem Ehrgeize dieses Opfer. Er begab sich nach Bordeaux, wo er im Triumph empfangen wurde, bemächtigte sich der königlichen Einkünfte, warb Truppen und erwartete seine Verbündeten. Mit einem ansehnlichen Heere stand er den königlichen Truppen, die der Graf Harcourt führte, gegenüber, belagerte Cognac, mußte sich aber vor der Uebermacht zurückziehen und sich verschanzen. Unterdessen kehrte Mazarin mit einer von ihm geworbenen Armee aus dem Exil zurück, was dem Prinzen in der Person des Herzogs von Orleans einen treuen Verbündeten zuführte. Der Marschall von Hocquincourt wurde bei Bleneau den 6. April 1652 von dem Prinzen geschlagen und der Hof selbst, der sich mit Mazarin zu Gien befand, nur durch die Tapferkeit Turenne's gerettet. Der Prinz begab sich nach Paris und wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, ein Enthusiasmus, der aber nur zu bald verschwand, als sich C. mit dem Hofe in Unterhandlungen einließ. Turenne benutzte inzwischen des Prinzen Abwesenheit, schlug seine ohnehin geschwächten Truppen bei Etampes und schloß sie in dieser Stadt ein; doch wurden sie von dem Herzog von Lothringen befreit und von dem Prinzen selbst nach St. Cloud geführt. Der Glücksstern C.'s schien erloschen; von großer Uebermacht bedroht, wollte er nach Charenton entfliehen, ward aber von Turenne eingeholt und mußte sich in die Vorstadt St. Antoine werfen, wo einige Verschanzungen sich befanden. Turenne griff ihn mit Ungestüm an und es entbrannte ein blutiger Kampf. C. vertheidigte sich wacker, war aber schon im Begriff, der Uebermacht zu erliegen, als die Prinzessin von Montpensier, Tochter des Herzogs von Orleans, ihm das Thor öffnen und die Kanonen der Bastille auf die Truppen des Hofes richten ließ und sie zum Rückzuge zwang; auch bewaffneten sich nun endlich die Pariser, die dem Kampfe bisher müßig zugesehen, für den Prinzen, der mit Jubel begrüßt wurde. Doch schneller als je verließ ihn diesmal die Volksgunst, u. sein Einfluß beschränkte sich fast nur noch auf das Parlament, das den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs und C. zum Generalissimus der Armee ernannte. Sein Waffenplatz Montrond fiel endlich in die Hände der Königlichen, Agen und andere Städte hatten ihre Thore geöffnet u. auch Bordeaux war nicht lange mehr zu behaupten; dazu kam, daß die nochmalige Entfernung Mazarins den Vorwand zum ferneren Kriege hinweggräumte. C. trug Bedenken, die ihm angebotene Amnestie anzunehmen, und warf sich den Spaniern in die Arme; mit diesem Schritt war der letzte Rest seines Einflusses dahin. Der Friede wurde geschlossen, Mazarin herrschte wieder in Frankreich und C., der wiederholt für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, trug für Spanien die Waffen gegen

sein Vaterland. Noch im Spätjahr 1652 eroberte er die festen Plätze Chateau-Porcien, Rethel, Mouzon, St. Menehould, Bar le Duc, Commercy ꝛc., mußte aber vor Turenne sich über die Grenzen Frankreichs zurückziehen. Der Feldzug des folgenden Jahres wurde von Turenne begonnen; C. und Fuensaldagna drangen in die Picardie ein, wurden jedoch von Turenne aufgehalten und geschwächt. C. rückte in die Champagne und nahm Rocroi, während Turenne Mouzon und St. Menehould wegnahm. Auch der folgende Feldzug fiel für den Prinzen nicht günstig aus: die Spanier erlitten bei Arras eine schwere Niederlage und nur 4 Regimenter wurden durch C. gerettet; Turenne nahm immer mehr feste Plätze in Besitz. Günstiger war für C. das Jahr 1656, doch blieb er auch in diesem Feldzuge ohne erhebliche Vortheile. Der des folgenden Jahres war wiederum nicht glücklich und noch unglücklicher der von 1658. Die blutige Schlacht bei Dünkirchen bettete 6000 Spanier auf die Wahlstatt, und C. selbst, der mit verzweifelter Tapferkeit focht, entging kaum der Gefangenschaft. Spanien neigte sich zum Frieden, und die Unterhandlungen begannen. Die Wiederherstellung C.'s bildete eine Hauptschwierigkeit; Mazarin verweigerte die Wiedereinsetzung des Prinzen in seine vorigen Aemter und Würden, und auch seine eingezogenen Güter gab man nicht gern heraus. Spanien aber bestand so fest darauf und ergriff so entschiedene Maßregeln, daß Mazarin sich endlich dazu bequemte. Der König empfing den Prinzen im Januar 1660 auf der Reise zu Aix; von da begab sich C. nach Paris, trat seine Statthalterschaft wieder an und erhielt am 1. Januar 1662 den Heiligengeistorden. Doch hatte Turenne das Uebergewicht gewonnen und C. mußte unthätig zusehen, als jener 1667 bei Wiederausbruch des Krieges mit Spanien die Armee in den Niederlanden kommandirte. Erst im folgenden Jahre ward ihm der Auftrag, von seinem Gouvernement Bourgogne aus die Franche-Comté zu erobern, was er binnen 14 Tagen ausführte. Der Friede zu Aachen verschloß ihm für dies Mal die Pforte des Ruhms; erst 1672 ward seinen Waffen wieder Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen. Ludwig XIV. griff mit einem starken Heere Holland an, und C. befehligte ein Corps von 30,000 Mann. Mit diesem zog er durch die Ardennen an den Rhein, eroberte am 4. Juni Wesel und bewerkstelligte am 12. Juni den berühmten Rheinübergang, wurde aber verwundet, so daß er an dem folgenden Feldzuge nicht Theil nehmen konnte. Nach seiner Wiederherstellung wurde er im Herbst 1672 mit 18,000 Mann nach Metz geschickt, um jene Gegenden vor dem feindlichen Heere zu schützen (das jedoch durch Turenne am Rheinübergange gehindert wurde). Im Jahre 1673 bemühte er sich vergeblich, in Holland neue Eroberungen zu machen, ging über die Maas zurück u. erhielt den Auftrag, mit 20 000 Mann die Provinz Flandern zu decken. Im Jahr 1674 stand er in den Niederlanden mit 50,000 Mann dem mehr als 70,000 Mann starken Heere der Holländer, Spanier und Oesterreicher gegenüber u. lieferte demselben drei sehr blutige Treffen, die aber den Sieg unentschieden ließen. Auch 1675 befehligte er das Hauptheer in den Niederlanden und stand der feindlichen Hauptmacht beobachtend gegenüber, bis er nach Turenne's Tod den Oberbefehl in Deutschland erhielt. Hier nöthigte er seinen Gegner Montecuculi, die Belagerung von Hagenau aufzugeben, und entsetzte Zabern; doch zwang ihn das Podagra, vom Kriegsschauplatz, der nur wenig Lorbeeren ihm noch bot, abzutreten. Er † den 11. Dec. 1686 zu Fontainebleau. Vergl. Mohon, Life of the great C., Lond. 1840; Lemercier, Histoire du grand C., Tours 1844; Boivreuil, Histoire du grand C., das. 1847; La Coste, Histoire de Louis de Bourbon II du nom, Prince du C., Köln 1695, 3. Ausgabe, Haag 1738; Essai sur la vie du grand Condé par Louis Joseph de Bourbon son quatrième descendant, Paris 1806.

5) Heinrich Julius, Sohn des Vorigen, geboren zu Paris den 29. Juli 1643, führte bis zum Tode seines Vaters den Namen Herzog von Enghien. Er diente in mehren Feldzügen in den Niederlanden unter seinem Vater, dem er bei Senef das Leben rettete. Im Jahre 1675 wurde er Generallieutenant, nahm als solcher am 21. Juni die Stadt Limburg, befehligte 1676 unter dem Herzog von Orleans die Armee, welche den Entsatz von Bouchain hindern sollte, wohnte 1677 den Belagerungen von Valenciennes und Cambray, 1678 von Gent, 1691 von Mons, 1692 von Namur und dem Feldzug von 1693 bei und † nach einem langwierigen Krankenlager zu Paris, den 1. April 1709.

6) Ludwig III., Sohn des Vorigen, den 11. Oktober 1668 geboren, folgte 1688 dem Dauphin zur Belagerung von Philippsburg, 1691 dem König zur Belagerung von Mons, 1692 von Namur, zeichnete sich in den Schlachten von Steenkerke und Neerwinden und 1694 im flandrischen Feldzuge aus und † sehr plötzlich zu Paris, den 4. März 1710.

7) Ludwig Heinrich, ältester Sohn des Vorigen, den 18. August 1692 geboren, Pair von Frankreich, Großhofmeister des königlichen Hauses und Gouverneur von Burgund, wohnte den Feldzügen von 1710 und 1711, den Belagerungen von Douay, Landau und Freiburg bei und ward nach Ludwigs XIV. Tode Mitglied des Regentschaftsraths und Präsident desselben. Im J. 1716 ward er Präsident des Kriegsraths, 1718 Generallieutenant und erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs. Alsbald nach dem Tode des Herzogs von Orleans, den 2. Dec. 1723, erbat er sich die Stelle eines Premierministers und empfing sie noch am nämlichen Tage. Da er aber das ihm geschenkte Vertrauen nicht rechtfertigte und Frankreichs Lage unter seinem Ministerium schwieriger wurde, als sie vorher gewesen war, so wußte ihn Fleury, des Königs Präceptor, leicht aus der Gunst des Monarchen zu verdrängen. C. wurde nach Chantilly verwiesen und Fleury trat an die Spitze der Regierung. Im Jahr 1727 in so weit begnadigt, daß er den Hof wieder besuchen durfte, konspirirte er gegen Fleury, wurde 1730 nochmals exilirt, bald aber zurückgerufen und † zu Chantilly den 27. Jan. 1740.

8) Ludwig Joseph, einziger Sohn des Vorigen, den 9. Aug. 1736 geboren, erhielt, noch nicht 4 Jahre alt, nach dem Tode seines Vaters das Gouvernement von Burgund, dessen einstweilige Verwaltung dem Herzoge von St. Aignan anvertraut wurde. Am 13. Aug. 1754 eröffnete er zum ersten Mal als Gouverneur den Landtag zu Dijon, nahm an dem ersten Feldzuge des 7jährigen Krieges Theil, focht in den Schlachten bei Hastenbeck und besonders bei Minden mit Auszeichnung u. gewann am 30. Aug. 1762 unweit Friedberg einen wichtigen Sieg über den Erbprinzen von Braunschweig. Trotz der Gnadenbezeigungen, die ihm der König zu Theil werden ließ, machte er in der Angelegenheit der Parlamente mit den übrigen Prinzen des königl. Hauses gemeinschaftliche Sache und unterzeichnete 1771 das nachdrückliche Memoriale an den König, sowie die Protestation gegen das Edikt vom December 1770, was ihm wohl Verbannung, aber nicht die Ungnade des Monarchen zuzog. Er wurde bald zurückberufen und erhielt neue Beweise der königlichen Gunst; doch lebte er von dieser Zeit an mit Vorliebe in Chantilly, wo er eine gelehrte Gesellschaft um sich versammelte. Die Revolution trieb ihn aus Frankreich; er ging nach Brüssel und Turin und sah sich bald an der Spitze einer kleinen Armee, bestehend aus den emigrirten Edelleuten. Mit dieser schloß er sich den österreichischen Heeren unter Wurmser an und war im Begriff, Landau durch Einverständniß zu nehmen, als durch Abberufung des befreundeten Kommandanten der Plan scheiterte, während Custine's Vordringen den Prinzen zugleich zum Rückzug nöthigte. Im Feldzug von 1793 war er siegreich, besonders zeichnete er sich in dem Gefecht bei Bersthheim durch ungestümen Muth aus. Nach dem Frieden von Campo Formio trat C. mit seinen Schaaren in russische Dienste, stritt 1799 unter Suwarow und ging, als Paul I. seine Truppen zurückzog, in englischen Sold, um seinem glühenden Haß gegen die Republik Genüge zu thun. Den Feldzug von 1800 machte er unter österreichischen Fahnen mit, ward aber durch den Frieden von Luneville genöthigt, sein Corps aufzulösen, und ging nach England. Am 4. Mai 1814 kehrte er mit den Bourbonen nach Paris zurück und wurde mit Ehren überhäuft. Nach der zweiten Restauration zog er sich von den Geschäften nach Chantilly zurück, wo er bis an sein Ende, das den 13. Mai 1818 erfolgte, in völliger Zurückgezogenheit lebte. Er schrieb: „Essai sur la vie du grand Condé", London 1806.

9) Ludwig Heinrich Joseph, Sohn des Vorigen, war geboren den 13. April 1756. Mit Luise Marie Therese Bathilde von Orleans verlobt, entführte er die Braut dem Kloster, wo sie noch zwei Jahre zubringen sollte, und vermählte sich mit ihr. Im J. 1780 schlug er sich mit dem Grafen von Artois, nachmaligen König Karl X., und ward deshalb nach Chantilly verwiesen. In demselben Jahre trennte er sich von seiner Gemahlin, mit welcher er den unglücklichen Herzog von Enghien gezeugt, ging 1782 mit dem Grafen von Artois zur Belagerung von Gibraltar und ward Marschall. Die Revolution vertrieb auch ihn aus dem Vaterlande; er ging mit seinem Vater nach Turin, dann nach Koblenz u. kämpfte mit Auszeichnung in den Reihen der Emigrirten. Von 1800—1814 lebte er in England, kehrte mit den Bourbonen nach Frankreich zurück, wo er 1815 in den westlichen Departements befehligte. Doch mußte er nach Spanien entweichen u. lebte nach seiner Zurückkunft größtentheils in Chantilly, an der Seite einer schönen und geistreichen Engländerin, Sophie, verwittweten Dawes, gebornen Clarke, die später C.'s Adjutanten, Baron Feuchères heirathete, sich aber wieder von ihm scheiden ließ. Das Verhältniß fand Anstoß, wurde mehrmals unterbrochen, aber wieder hergestellt. Seit der Julirevolution ward der Prinz schwermüthig, verließ seinen Landsitz nicht mehr, nannte sich nur Prinz von C. und ward am Morgen des 29. Aug. 1830 an einem Fensterladen seines Schlafzimmers erhenkt gefunden, nachdem er vorher durch ein eigenhändiges Testament seinen Pathen, den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps, zum Haupterben eingesetzt hatte. Die Aerzte erklärten, daß der Prinz durch Selbstmord geendet habe; die Seitenverwandten der C.'s, das Haus Rohan und Gegner der Feuchères, beschuldigten aber Ludwig Philipp der Erbschleicherei und die Feuchères mit Beistand des Abtes Brien des Mords, was sie in einer Flugschrift zu beweisen suchten. Ihre Klage wurde jedoch von dem Gerichtshofe zu Paris abgewiesen. Vgl. Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament de duc de Bourbon, Paris 1832. Mit dem Prinzen erlosch das Geschlecht C.

10) Ludwig Anton Heinrich, s. Enghien.

Condemnatio (lat.), Verurtheilung, Verdammung; s. Endurtheil.

Condensantia (lat.), verdichtende Mittel (s. d.).

Condensator (lat.), Verdichter.

Condictio (lat.), jede persönliche Klage; dann insbesondere eine solche persönliche Klage, die durch einseitige Kontraktsverhältnisse veranlaßt wird und auf eine Eigenthumsübertragung abzweckt.

Con diligenza (ital.), mit Fleiß, studirt im Vortrag.

Condillac, Etienne Bonnot de, französischer Philosoph, ward 1715 aus einer adeligen Familie in Dauphiné geboren. Die Dürftigkeit seiner Aeltern bewog ihn, in den geistlichen Stand zu treten. Lange blieb er unbeachtet; erst als er sich durch philosophische Schriften einen Namen erworben hatte, ward er zum Instruktor des Infanten von Parma, nachmaligen Herzogs Ferdinand, berufen. C. widmete sich diesem Berufe mit gewissenhaftem Eifer, zog sich aber, sobald die Erziehung des jungen Fürsten beendet war, in die Einsamkeit zu seinen Studien zurück, die ihn so sehr gefesselt hielten, daß er nicht einmal die Sitzungen der französischen Akademie, zu deren Mitglied er 1768 erwählt wurde, besuchte. Er † den 3. August 1780 auf seinem Landgute Flur bei Beaugency und nahm nicht nur den Ruf eines tiefen Denkers, sondern auch den eines edlen Charakters mit ins Grab. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit dem „Essai sur l'origine de connaissances humaines" (Am,

sterdam 1746, 1788; deutsch von Hißmann 1780). In der Folge erschienen: „Traité de systèmes" (Haag 1749); „Traité de sensations" (London und Paris 1754; deutsch von Weißegger, Wien 1792); „Traité des animaux" (Amsterdam 1755); „Le commerce et le gouvernement considerés relativement l'un à l'autre" (Amsterdam u. Paris 1776); „Cours d'étude de l'instruction du prince de Parme" (Zweibrücken 1782); „La logique, ou les premiers développements de l'art de penser" (Paris 1781); aus seinem Nachlasse: „La langue des calculs" (1798). Seine „Oeuvres complètes" erschienen öfter (zuerst, 23 Bde., Par. 1798; dann 32 Bde., 1803; 16 Bde., 1824). C. war neben Charles Bonnet (s. d.) der eifrigste Bearbeiter einer empiristischen Erkenntnißtheorie, durch die er eine Feststellung philosophischer Principien herbeizuführen glaubte. In Locke's Fußstapfen schreitend, wollte er die Metaphysik in ihre Schranken zurückgeführt wissen, innerhalb welcher sie nicht über den menschlichen Verstand hinaus vorschreiten sollte. Von Locke wich er in sofern ab, als er die Begriffe Trieb und Mechanismus verwarf und den Gebrauch der Seelenkräfte aus der Natur der Empfindungen herleitete. Seine Methode ist einfach, seine Darstellung klar, sein Styl korrekt u. rein, Vorzüge, die seinen Schriften vielen Eingang verschafften und ihn an die Spitze einer philosophischen Schule erhoben, die, von den Encyklopädisten (namentlich von Diderot, d'Alembert und Helvetius) mit Eifer ergriffen und mit all ihrer Macht u. Gewandtheit verbreitet, lange die herrschende war u. in Frankreich erst in neuerer Zeit den Einflüssen deutscher Forschungen weicht.

Condimentum (lat.), Gewürz.

Condionus, S. Quintilius Maximus C. u. S. Quint. C., zwei reiche, zärtlich sich liebende Brüder in Rom, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Sie schrieben gemeinschaftlich ein Buch über die Landwirthschaft, von dem nur noch einzelne Fragmente (P. Needham, Proleg. ad Geoponica, S. 17 ff.) übrig sind, waren 151 zusammen Konsuln, verwalteten Griechenland, fochten als Heerführer einer großen Armee glücklich gegen die Deutschen und wurden beide auf Commodus' Befehl hingerichtet.

Condiscipulus (lat.), Mitschüler, Schulgenoß.

Con discrezione (ital.), mit Unterscheidung und Beurtheilung; s. v. a. nachgebend, die Schwäche eines Sängers oder Koncertgebers verbergend spielen; dann mit feinem Geschmack und sorgfältigem Vortrag.

Conditio (lat.), Bedingung.

Con ditionaliter (lat.), bedingt, bedingungsweise.

Conditio sine qua non (lat.), Bedingung, ohne welche nicht (eine Sache geschehen kann).

Con dolcezza (ital.), s. Dolce.

Condom, Stadt im französischen Departement Gers, an der Baize, in einem schönen Thal, hat ein Obertribunal, eine Ackerbaugesellschaft u. 4000 Einwohner, welche Wollspinnerei, Porzellanfabrikation, Gerberei, Handel mit Getreide, Zucker, Wein, Branntwein treiben. C. ist Geburtsort des Geschichtsforschers Scipio Dupleix und des Marschalls Blaise de Montluc.

Condominium (lat.), Miteigenthum, das Eigenthum, welches Mehren an einer Sache so zusteht, daß Jeder einen ideellen Antheil hat.

Condominus (lat.), Miteigenthümer.

Condonatio (lat.), Schenkung, Erlassung; s. Strafänderung.

Condor (auch Pulo Condor), Inselgruppe im chinesischen Meere, Reich Anam, Provinz Cambodscha. Das größte der 4 Eilande ist 2$^2/_3$ Meilen lang, $^1/_3$ Meile breit, hat frisches Wasser, Holz und Fische, auf der Ostseite eine Rhede und ist von Flüchtlingen aus Anam bewohnt. Eine britische Niederlassung (1704) wurde zerstört.

Condorcet, Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von, einer der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, am 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St. Quentin geboren, wurde im Collége von Navarra gebildet und erregte die Aufmerksamkeit d'Alemberts, Clairauts und Fontaine's, die ihn bestimmten, sich ganz der Mathematik zu widmen. Im Jahr 1762 ließ er sich zu Paris nieder, von seinem Gönner, dem Herzog von Rochefoucault, unterstützt, und verschaffte sich durch mehre Arbeiten, namentlich durch seinen „Essai sur le calcul intégral", den er mit dem später erschienenen „Mémoire sur le problème des trois points" erweitert in seinen „Essais d'analyse" herausgab, die Aufnahme in die Akademie (1769), deren beständiger Sekretär er nachmals wurde. Schon hatte er sich einen bedeutenden Ruf erworben, und die Memoiren der Akademien von Petersburg, Berlin, Bologna und Turin zierten sich mit seinen tiefsinnigen Beiträgen. Seine politischen Gesinnungen, die ihn für die Sache der Amerikaner, für die Negersklaven und ihre Emancipation hatten sprechen lassen, entfremdeten ihn dem Herzoge von Rochefoucault. Er begrüßte die Revolution als das Morgenroth einer schönen Zukunft, ergriff mit Eifer die Sache der Volkspartei und gab mit Cerutti zunächst eine Zeitschrift „Feuille villageoise" heraus, worin er die ersten Grundzüge des Staatshaushalts und der Staatenverhältnisse in populär faßlicher Weise vortrug. Die Flucht des Königs veranlaßte ihn zu einer Rede, in welcher er die Königswürde als antisociale Einrichtung darstellte. Im Jahr 1791 zum Kommissär der Schatzkammer ernannt, ward er von der Stadt Paris zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung erwählt und im Febr. 1792 zu deren Präsidenten erhoben. Er sprach gegen die Emigration, faßte nach dem 10. Aug. die Adresse an die Franzosen u. an Europa über die Abschaffung der Königswürde ab, stimmte als Mitglied der Nationalversammlung für das Departement de l'Aisne zwar meist mit den Girondisten, aber doch im Prozeß des Königs für die härteste Strafe, welche nicht die Todesstrafe sey, welche letztere er künftig nur bei Staatsverbrechen gelten lassen wollte. In Folge seiner Theilnahme am Prozesse des Königs wurde er von der Liste der petersburger und berliner Akademie gestrichen. Der Sturz der Girondisten am 31. Mai 1793 verhinderte die Annahme einer von

ihm entworfenen Konstitution. Von Chabot denuncirt, vorgefordert und als Brissots Mitschuldiger in Anklagestand versetzt, floh er, ward außer dem Gesetz erklärt und fand bei einer Freundin, Madame Vernev, 8 Monate lang ein Asyl, welche Zeit er zu schriftstellerischen Arbeiten benutzte; namentlich schrieb er seine treffliche „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain". Als Erwiederung auf die tröstenden Worte, mit der seine Beschützerin ihn zuweilen zu erheitern suchte, schrieb er die „Epître d'un Polonais exilé en Sibérie à sa femme", worin sich die edelste Gesinnung ausspricht. Als er erfuhr, daß die Todesstrafe allen Denen drohe, welche Geächtete bei sich aufnehmen, verließ er seine großmüthige Beschützerin, ging verkleidet aus Paris u. irrte lange unter dem bittersten Mangel umher, bis ihn der Hunger in ein Wirthshaus bei Clamar trieb, wo ihn ein Mitglied des revolutionären Komité's als verdächtig anhielt und nach Bourg la Reine transportiren ließ. Als er am folgenden Tage (den 28. März 1794) zum Verhör geführt werden sollte, fand man ihn in seinem Gefängnisse todt; wahrscheinlich hatte er von dem Gifte Gebrauch gemacht, das er schon lange bei sich trug. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften, mit Ausnahme der mathematischen, besorgten Garat und Cabanis (21 Bde., Paris 1804). Vergl. Diamyòre, Notice sur la vie et les ouvrages de C., Paris 1796. Seine Gattin, Sophie de C., die Schwester des Marschalls Grouchy und der Madame Cabanis, geboren 1765, nahm an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes Theil, besorgte unter And. die Herausgabe der „Esquisse d'un tableau des progrès etc." (Paris 1794), übersetzte A. Smiths „Theory of moral sentiments" (2 Bde., das. 1798) u. † den 6. Sept. 1822.

Condormientes (lat.), religiöse Sekte, deren Glieder ohne Unterschied des Geschlechts und der Verwandtschaft zusammen schliefen, angeblich von einem Juden aus Toledo 1233 gestiftet, der ein eigenes Schloß bauen und eine Art Götzenbild aufrichten ließ. Gregor IX. verfolgte sie; der Generalinquisitor der Minoriten fand durch sie den Tod.

Condottieri (ital.), Anführer von Söldnerschaaren während der Kriege des 14. und 15. Jahrhunderts in Italien. Ein Haufe deutscher Söldner vom Heere Ludwigs des Bayern, der sich wegen rückständigen Soldes empört und in den Gebirgen von Viviana festgesetzt hatte, soll die erste Veranlassung zur Entstehung dieser furchtbaren Banden gegeben haben, die, keinem Lande angehörig, der Sache dienten, wo am meisten Gold zu gewinnen war. Das Schicksal der Länder lag meist in den Händen dieser beutelustigen Soldateska und ihrer Führer, deren Treue nur so lange dauerte, als der Sold richtig bezahlt wurde. Die bekanntesten C. waren Pandolfo Malatesta, Francesco Carmagnola, die Orsini, Braccio und Mutius Attendolo Sforza, der berühmteste aber des Letzteren Sohn, Francesco Sforza. Die Kriege der Franzosen gegen Spanier und Deutsche in Italien machten der Gewalt der C. ein Ende, da sie neben den großen Heeren jener Staaten nicht mehr selbstständig auftreten konnten. Eine ähnliche Erscheinung waren in Frankreich die sogenannten Compagnies grandes im 14. Jahrhundert.

Condrieu, Stadt im französischen Departement Rhone, Bezirk Lyon, an der Rhone, hat 3 Kirchen, ein Hospital u. 4500 Einwohner, welche Salzraffinerie, Seidenzeuchfabrikation, Handel mit Korn und vorzüglichem Wein u. Schifffahrt treiben.

Condrusi, germanischer Volksstamm, zu Cäsars Zeit Schutzverwandte der Trevirer, wohnte zwischen diesen und den Eburonen, beim jetzigen Condroz an der Grenze von Namur. Im gallischen Kriege treten sie nicht besonders wichtig u. kräftig hervor.

Conducteur (franz.), eigentlich Führer, Begleiter, Aufseher; besonders der Schaffner bei Postwagen, Landkutschen, Eisenbahnen; auch Aufseher über Vermessungen ꝛc., Baukondukteur; beim Kriegsfuhrwesen s. v. a. Wagenmeister; in der Physik s. v. a. Conductor.

Conductio (lat.), Miethung, Pachtung.

Conductor (lat.), eigentlich Führer, Leiter; in der Physik Hauptleiter der Elektrisirmaschine (s. d.); in der Chirurgie Maschine, um Personen mit Knochenbrüchen bequem und ohne Nachtheil transportiren zu können, auch ein Instrument, das bei einer chirurgischen Operation andere Werkzeuge leitet, überhaupt Hohlsonde.

Conduite (franz.), Betragen, Aufführung, daher Konduittenlisten (s. d.).

Condurrit, ein der Nickelschwärze verwandtes Mineral, vielleicht ein Gemenge, derb, von flachmuschligem oder erdigem Bruche, mild und weich, von 6,2 spec. Gew., undurchsichtig, bläulichschwarz, löst sich leicht in Salpetersäure auf, besteht aus 60,50 Kupfer, 25,95 arseniger Säure, 8,99 Wasser, 3,06 Schwefel, 1,51 Arsenik und kommt auf einem Gange im Granit bei Condurrow in Cornwall vor.

Conecuh, nordamerikanischer Fluß, entspringt in Alabama und fließt durch Florida in die Pensacolabai, nimmt zwei Meilen unterhalb der Grenze von Florida den Escambia River auf u. ist 100 englische Meilen weit schiffbar.

Conegliano, Stadt im lombardisch-venetianischen Königreich, Delegation Treviso, in reizender Gegend an einem Hügel, der die Trümmer eines Kastells und die Stiftskirche trägt, und am Flüßchen Montegnano, hat 6000 Einw., welche Seidenzeuche und Tuch fabriciren. Von hier aus ertheilte Napoleon dem Marschall Moncey den Titel Herzog von C.

Conejera, 1) kleine spanische Insel unweit Mallorka, nördlich von Cabrera, ist unbewohnt. — 2) C. grande, spanische Insel vor der Bai von St. Antonio, unweit der Insel Iviza, ist wüst u. unbewohnt.

Conemaugh, Fluß im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, entspringt in den Alleghanygebirgen und fließt westnordwestlich in den Alleghany River, 29 englische Meilen nordnordöstlich von Pittsburg, führt in den unteren Theilen seines Laufes den Namen Kiskeminetas und wird von dem Pennsylvaniakanal von Johnstown an bis zu seiner Mündung begleitet.

Confabulatio (lat.), Plauderei, Klatscherei.

Confessio (lat.), Geständniß, Bekenntniß, s. Konfession.

Confessio augustana (lat.), s. Augsburgische Konfession.

Confessio belgica (lat.), Bekenntnißschrift der holländischen reformirten Kirche, 1579 bestätigt: s. Reformirte Kirche.

Confessio brandenburgica (lat.), s. Märkische Konfession.

Confessio genevensis (lat.), s. Genfer Konfession.

Confessio helvetica (lat.), s. Helvetische Konfession.

Confessio marchica (lat.), s. Märkische Konfession.

Confessionarius (lat.), Beichtvater.

Confessionis Sigillum (lat.), Beichtgeheimniß, s. Beichtsiegel.

Confessio scotica (lat.), s. Schottische Konfession.

Confessio sendomiriensis (lat.), s. Sendomirisches Glaubensbekenntniß.

Confessio tetrapolitana (lat.), s. Bucer.

Confessor (lat.), Bekenner, Ehrenbenennung für diejenigen Christen in den Jahrhunderten der heidnischen Christenverfolgungen, welche ihr Glaubensbekenntniß öffentlich vor Gericht ablegten und dafür wohl auch allerlei Trübsal erdulden mußten, jedoch mit der Todesstrafe verschont wurden. Sie standen bei den Gemeinden in so hohem Ansehen, daß sie sogar solche ihrer Mitbrüder, welche in der Untersuchung und Verfolgung vom Glauben gewichen waren, durch an sie gerichtete oder für sie ausgestellte Briefe, confessoriae literae, von einem Theil der Kirchenstrafen befreien konnten. Außerdem hieß C. auch jeder Heilige, der kein Märtyrer war.

Confetti (ital.), s. Karneval.

Confiance (franz.), Vertrauen, Zutrauen.

Confidentia (lat.), Dreistigkeit, Verwegenheit.

Confinium (lat.), die Angrenzung, der Grenzstein.

Confirmatio (lat.), Bestätigung, s. Konfirmation.

Confiteor (lat.), ich bekenne, im römischen Missale vorgeschriebene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses, vom Priester beim Anfang jeder Messe abzubeten; die gegenwärtige Formel soll nach Einigen vom Papst Damasus I. im 4., nach Andern erst im 11. oder 13. Jahrhundert verfaßt seyn, doch war schon zu den Zeiten der Apostel ein solches Bekenntniß üblich. Vergl. Messe.

Confiturier (franz.), s. v. a. Konditor.

Conflans l'Archevêque, Dorf im französischen Departement Seine, Bezirk Sceaux, am Zusammenfluß der Seine und Marne, südöstlich bei Paris, mit großen Wein-, Branntwein- und Essigniederlagen, hat schöne Landhäuser und ist Sommeraufenthalt der Erzbischöfe von Paris.

Confluens (lat.), zusammenfließend.

Confluentes, s. v. a. Confluentia.

Confluentia (Confluentes), s. v. a. Koblenz, wiewohl ohne Nachweisung bei den Alten.

Confluxus (lat.), Zusammenfluß; s. Konfluenz.

Confolens, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Charente, an der Vienne, hat ein Obertribunal, eine Ackerbaugesellschaft, Bibliothek und 2550 Einwohner, welche Gerberei, Handel mit Holz und fettem Vieh nach Paris treiben.

Conformers (Konformisten), diejenigen Protestanten in England, welche sich mit den unter Elisabeth aufgestellten 39 Artikeln der Hochkirche einverstanden erklärten. Die diese Erklärung verweigerten, wurden Nonkonformisten oder Dissenters genannt und mit Amtsentsetzung, Geldstrafen und Gefängniß verfolgt; s. Anglikanische Kirche.

Confortantia (sc. medicamenta, lat.), stärkende Mittel (s. d.).

Confraragium (lat.), der Geldbeitrag, den jedes Mitglied einer Brüderschaft zu bestimmten Festen zu erlegen hatte.

Confrater (lat.), Mitbruder, Amtsbruder, Titel der protestantischen Geistlichen unter einander.

Confraternitas (lat.), Brüderschaft, Erbeinigung; Erbverbrüderung.

Confrérie (franz.), Brüderschaft.

Con fretto (ital.), mit Eile.

Confucius (Kon-fu-tsee oder Kung-fu-dse), wobei das erste Wort Familienname ist, während die beiden andern einen angesehenen Lehrer bezeichnen), ein chinesischer Weiser, 552 oder 551 v. Chr. unter der Regierung des Kaisers Lingwang, des 23. Herrschers aus der Dynastie Tscheu, zu Dschungping, einer Stadt im Königreiche Lu, einem Theile der gegenwärtigen Provinz Schantong, geboren, wurde wegen eines kleinen Gewächses auf der Stirn von seinem Vater Kiéu, d. h. Hügelchen, genannt. Aus königlichem Geschlecht entsprossen, bekleidete er am Hofe die Würde eines Mandarinen, zog sich aber, weil der König seinen Rathschlägen kein Gehör geben wollte, zurück und trat im Königreiche Sum als Sittenlehrer auf. Ein friedlicher, besonnener Weiser, weit entfernt, die bestehende Verfassung ändern zu wollen und irdische Herrschaft verachtend, lehrte er an Höfen und in Städten und gewann überall vielen Anhang. So wurde er als bloßer Sittenlehrer der Stifter einer zwar nicht über die Grenzen gekommenen, aber in China selbst weit verbreiteten u. bis auf unsere Zeit fortdauernden Sekte. Ein ethischer, religiöser Geist athmet in allen seinen Ermahnungen; überall dringt er auf Achtung gegen die vorhandene Staatsverfassung, Religion und Sitte, empfiehlt Ordnung, Gerechtigkeit, Billigkeit, Wohlthätigkeit, Reinheit der Seele, Versöhnlichkeit, mit einem Worte: wahre Humanität. Nicht minder stellte er die Freundschaft als ein Geschenk des Himmels dar, und wenn er die Fürsten zur Gerechtigkeit und Milde aufforderte, so legte er den Unterthanen die Pflicht des Gehorsams an das Herz. Wenn er Ehrfurcht gegen das Alter gebietet, so fordert er von dem Alter Weisheit und Tugend, die Kinder aber ermuntert er, die erwachenden Neigungen zu be-

herrschen und die Leidenschaften zu mäßigen. Die Menschen, welche auf Erden zusammenleben, sollen des Daseyns Vortheile und Beschwerden theilen. Er konnte aber um so weniger etwas Ersprießlicheres leisten, als die unbedingte Ehrfurcht gegen ältere Gesetzgeber ihm keine freie Untersuchung der vorhandenen Legislation, geschweige eine Reform derselben gestattete. Er suchte daher bloß die alten Gesetze neu zu sanktioniren, lediglich darauf bedacht, durch moralische Motive zum Gehorsam gegen jene zu ermuntern. Die Sekte, die seinen Namen trägt, erweist C. göttliche Verehrung. Als C. die Nähe seines Todes fühlte, sprach er: „Da die Könige sich weigern, meine Belehrungen anzunehmen, so will ich die Erde verlassen!" Er versank in einen siebentägigen Schlaf, verschied, 73 Jahre alt, (479 v. Chr.) in den Armen seiner Schüler und erhielt von den nachfolgenden Königen in allen Provinzen Paläste; auch ward zu seinem Andenken ein jährliches hohes Fest gestiftet. Den Inbegriff seiner Lehre soll er selbst in 205 Worte zusammengepreßt haben, welche „Tahio", d. i. der große Unterricht, die große Weisheit, genannt werden. Ueber seine Schriften s. Chinesische Sprache und Literatur. Die Nachkommenschaft des C. von seinem einzigen Sohne Peiku belief sich schon im vorigen Jahrhundert auf 11,000 Personen und zählt jetzt 74 Generationen in ununterbrochener Reihe. Das jedesmalige Haupt der Familie, die stets im Stammlande Schantong verblieb, führt seit dem Begründer der Mingdynastie (1384) den Titel „Erhabener Graf".

Con fuoco (ital.), mit Feuer.

Congalus, Könige von Schottland: 1) C. I., der 44. König von Schottland, folgte 478 seinem Vetter, Konstantin I., auf dem Thron und füllte diesen Platz ehrenvoll aus, führte mit den Sachsen fortwährenden Krieg und unterstützte auch die Briten gegen sie; † um 500. — 2) C. II., der 47. König von Schottland, folgte 558 Eugen III. und zeichnete sich durch seine Frömmigkeit und Freigebigkeit an Kirchen und Geistliche aus; † um 568. — 3) C. III., der 66. König von Schottland, folgte Achaius und † nach kurzer, friedlicher Regierung 814.

Congard, Fluß im nordamerikan. Staat Südcarolina, entspringt in dem westlichen Gebirge in Gestalt zweier Bäche, Broad und Saluda, die sich bei Columbia vereinigen; nach seinem Zusammenfluß mit dem Wateri heißt er Santi und ist durchaus schiffbar.

Congelatio (lat.), das Frieren des Wassers; Erfrieren eines Körpertheiles; Erkältung überhaupt; Erstarrung in der Kälte.

Congenitus (lat.), angeboren.

Congeries (lat.), Haufe; daher in der Rhetorik Häufung vieler Gedanken oder Wörter, z. B. von Synonymen.

Cong-fu-tse, s. v. a. Confucius.

Congiarium (lat.), Geschirr, das einen Congius faßt; Geschenk an Oel u. Wein, das einen Congius beträgt; Trinkgeld u. überhaupt Geschenk der Vornehmen, besonders der Kaiser, an das Volk.

Congius (lat.), römisches Flüssigkeitsmaß, 10 Pfund an Gewicht, also $^1/_4$ einer Urne, $^1/_8$ einer Amphora; 6 Sextarii, 12 Heminä machen einen C. ($^{87}/_{100}$ eines C. = 1 Maß würtembergisch).

Congleton, Flecken in der englischen Grafschaft Chester, am Dane, hat 6800 Einwohner, welche Seidenmühlen, Seidenband- und Baumwollenzeuchweberei, Färberei treiben.

Congo, 1) Reich auf der Congoküste (s. Nieder guinea) zwischen Angola und Loango, auf der Südseite des Zaire oder Congo (s. unten) und auf der Nordseite des Dande, einer der wichtigsten Staaten in Niederguinea, dessen Einfluß sich weit nach Osten erstreckt. Der König wird aus der königlichen Familie von den Großen gewählt, die von den Portugiesen mit europäischen Titeln (Dons, Generalkapitäns, Marquis, Herzöge, Infanten 2c.) belegt worden sind. Sein Hofstaat ist eine schwache Nachahmung des portugiesischen. Das Land ist in viele Distrikte (Provinzen) getheilt, die von erblichen Chenoos (Tschinu's) regiert werden. Sie tragen jedoch ihr Land vom König zu Lehen. Banza, die Haupt- und Residenzstadt des Königs, liegt auf einem hohen, flachen Berge, an dessen Fuße der Lelunda fließt, besteht aus lauter runden Negerhütten und soll 24,000 Einwohner haben, welche beträchtlichen Handel treiben. Als 1484 die Portugiesen hierher kamen, geboten die Herrscher von C. über alle Provinzen vom Loanda im Süden bis Loango im Norden; später aber machten sich die Statthalter von Loango, Angola 2c. unabhängig. Schon 1491 ließ sich der König mit 100,000 seiner Unterthanen taufen. Im Jahr 1573 unterwarfen sich die Portugiesen das Reich, und 1644 schickte Papst Urban VIII. und 1647 Innocenz X. Kapuziner als Missionäre dahin. Neuerlich ist C. wieder ganz unabhängig.

2) C. (Zaire, bei den Eingebornen Motenzi Enzaddi, d. i. Alles verschlingender Strom, auch Zembere, d. i. Mutter der Wasser), Fluß in Westafrika, strömt jenseits 6° südl. Br. ins Meer, eine Halbinsel bildend, von der das Kap Padron und Shark Point ins Meer vortreten. Im obern Lauf des Flusses setzen Felsen durch das Flußbett. Massen von Schiefer starren am Flusse empor; etwa 36 Meilen vom Meere beginnt die Enge, welche dann weiter oben durch zertrümmerte Syenitberge, deren Gipfel bis 1450 Fuß hoch sind, hinauf an die Yellala führt, die Katarakten des C., der hier mit gewaltigem Brausen in Strudeln und Wirbeln pfeilschnell über durchsetzende Klippenreihen herabschießt. Diese Katarakten sind denen des Nils ähnlich. In einem weit gewundenen Lauf sucht der Fluß das Plateau zu überwinden. Die nächste Ufergegend ist stromaufwärts niedriger; Kalkgrund erscheint mit spärlichem Pflanzenwuchs, klare Bäche fließen aus den Schluchten, die Vegetation wird reicher, die Stromfläche ist ruhig und majestätisch. Erst im Norden und Nordosten hebt sich fernes Gebirg, im Süden steigt das Land allmählig an. Der Strom schwillt in der Regenzeit nur bis 11 Fuß höher an; seine Quelle soll ein See oder eine Kette von Seen seyn. Man nannte ihn auch Rio da Padrone, Barbili, Rio da San Jorge. Der Oberlauf des Flusses ist ziemlich unbekannt. Der Strom fällt schnell und hat im Tieflande eine bedeutende

Wassermenge (er ist an der Mündung über 150 Klafter tief). Seine Nebenflüsse aus dem Innern sind unbekannt; kleinere gehen ihm von Nordosten und einige von Süden zu. Die **Congoneger** zeigen überall, in Farbe, Sitten und Charakter, den verschlechternden Einfluß der Portugiesen. Sie essen Maniok, Pisang, Mehl aus Mais oder Buchweizen, wenig Fleisch, darunter Eidechsen, Schlangen, Ratten, viel Fische, trinken Wasser, Palmwein, Maisbier, bemalen sich roth und weiß, tätowiren die Haut, schneiden das Haar in Figuren, tragen nur eine Schürze und Mütze, einen Mantel von europäischen oder einheimischen Zeuchen, schmücken sich mit Halsbändern von Korallen, Elephantenhaaren rc., mit Amuleten, Arm= und Fußringen von Kupfer und Eisen; eine Auszeichnung der Freien ist das Katzenfell um den Unterleib. Die Vornehmern ahmen die Tracht der Portugiesen nach, die den Fürsten eine Amtskleidung vorgeschrieben haben. Rohr= und Strohhütten, mit Palmblättern gedeckt, in einer Umzäunung, die selbst wieder in Männer= und Frauenhof (Harem) getheilt wird, oft mit Veranda's, sind auch hier die Negerhäuser, worin einige Töpfe, Löffel u. Matten sich finden. Die unter den Congonegern wohnenden Europäer und die reichen Eingeborenen haben bequemere Wohnungen und Geräthe. Haufen von Wohnungen mit ihren Feldgütern bilden ein Dorf (Libatta), in größerer Ausdehnung eine Stadt (Banza), die aber keine geraden Straßen hat und bei wenigen Einwohnern viel Raum einnimmt. Der heilige Baum (Ficus religiosa) steht am Versammlungsplatz. Die Congoneger sind wenig begabt, aber gutmüthig, sanft, offenherzig, gastfrei, nicht muthvoll, dabei sehr geizig und eitel. Wo sie mit den Portugiesen umgeben, sind sie sehr versunken und lasterhaft. Sie arbeiten wenig, besonders die Männer; der 4. Tag ist immer ein Ruhetag, den sie in trägem Träumen und mit Rauchen zubringen. Ihr Geschäft besteht in Jagd, Fischfang u. Handel. Die Frauen bestellen mit den Sklaven das Feld. Mädchen und Frauen werden um Geld preisgegeben. Die Religion ist roher Götzendienst; doch ist darin ein gewisser monotheistischer Zug nicht zu verkennen. Die Priester, die zugleich Wahrsager, Aerzte rc. sind, haben als Fetischmacher (Zauberer) den größten Einfluß. Es werden Opfer (früher auch Menschenopfer) dargebracht, mehre Feste gefeiert, Vorzeichen ängstlich beobachtet. Die Portugiesen haben noch bis diesen Tag ihre Missionäre im Lande der Congoneger. Dieselben haben schon viele Neger, auch Fürsten, zur Annahme des christlichen Glaubensbekenntnisses gebracht, ohne sie jedoch gesitteter zu machen, denn die christlichen Neger in der Nähe der Handelsplätze sind gerade die lasterhaftesten.

Congoküste, s. v. a. Niederguinea.

Con grandezza (ital.), mit Würde.

Con gravita (ital.), mit Würde.

Con grazia (ital.), s. v. a. Grazioso, mit Anmuth.

Congregatio de propaganda fide (lat.), s. Propaganda.

Congreve, 1) William, englischer Dichter, aus einem alten Geschlecht in Staffordshire 1670 unweit Leeds geboren, besuchte zuerst die Schule zu Kilkenny und darauf die Universität zu Dublin, kam 1688 nach London und trieb die Rechte in Middle Temple, wandte sich aber daneben mit Eifer der Dichtkunst zu. Schon in seinem 17. Jahre hatte er unter dem Namen Cleophil den Roman: „Incognita or Love and Duty reconciled“ geschrieben; sein erstes Lustspiel: „The old Bachelor“, das 1693 mit großem Beifall auf die Bühne kam, verschaffte ihm die Gunst des Lord Halifax und in Folge derselben mehre einträgliche Stellen. Die kalte Aufnahme, die sein Schauspiel: „The way of the world“ fand, verleidete ihm die Bühne, so daß er nur noch eine Maske: „The judgment of Paris“, und eine Oper: „Semele“, schrieb. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens brachte er in Ruhe u. Wohlhabenheit zu und † zu London den 19. Januar 1729. Er schrieb außer den genannten noch die Lustspiele: „The double dealer“, „Love for Love“, und das Trauerspiel „The mourning bride“; außerdem: „Miscellaneous poems“ (1710). Gesammelt erschienen seine Werke London 1752, 3 Bde.; 2. Aufl. 1788, 2 Bde. Ein wohlgeschürzter Knoten, feine Charakterzeichnung und ein witziger Dialog machen ihn als Lustspieldichter bedeutend; sein Trauerspiel verfehlt gänzlich den tragischen Eindruck. Unter seinen Gedichten sind wenige von großem Werth. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er die damalige Sucht der Dichter, pindarische Oden zu schreiben und Unregelmäßigkeiten für eine Eigenthümlichkeit derselben zu halten, durch sein Beispiel hemmte.

2) Sir William, berühmt als Erfinder der nach ihm benannten Brandraketen, 1772 in der englischen Grafschaft Middlesex geboren, war in den Jahren 1816 und 1817 der Begleiter des russischen Großfürsten Nikolaus, des nachmaligen Kaisers, in das Innere von England, trat 1824 an die Spitze der englischen Gesellschaft für Gasbeleuchtung und begab sich 1828 wegen Krankheit nach Toulouse, wo er am 15. Mai desselben Jahres †. Durch mehre Verbesserungen im Schleußen= und Kanalbau und durch thätige Mitwirkung bei den neuen Einrichtungen des englischen Heerwesens hatte er sich sehr verdient gemacht und war deshalb zum General der Artillerie und zum Aufseher des königlichen Laboratoriums ernannt worden. Die von ihm erfundenen Raketen wurden zuerst 1806 in Anwendung gebracht. Auch stammt von ihm die Erfindung, in mehren Farben zugleich zu drucken. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Elementary treatise on the mounting of naval ordonance“ (London 1812) und „Description of the hydro-pneumatic Cock“ (das. 1815). Seine letzten Arbeiten sollen zwei der Regierung von England eingereichte Plane seyn: der eine zur Vertheidigung von Konstantinopel, der andere zur Vernichtung dieser Stadt.

Congrevedruck, s. Buchdruckerkunst.

Congreve'sche Raketen, s. Kriegsraketen.

Congrua (lat.), die Einem rechtlich zukommenden Unterhaltsstücke.

Congrui jus (lat.), Gespilderecht, besondere Gattung des Näherrechts.

Conguet, französische Insel im Ocean, auf der südöstlichen Spitze der Halbinsel Quiberon, Departement Morbihan, Bezirk Loricat, ist von vielen kleinen Inselchen umringt, hat nur einige Fischerhütten.

Con gusto (ital.), mit Geschmack.

Conigloblum (lat., v. Griech.), Landkartennetz, womit Kegelformen, als geometrische Figuren gedacht, überzogen werden können.

Conil, Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, am Mittelmeere, hat 3000 Einwohner, Hafen, Thunfisch- u. Sardellenfang, Schwefelminen.

Con impeto (ital.), ungestüm.

Coningh, Salomon, berühmter niederländischer Porträt- und Historienmaler, geboren zu Amsterdam 1609, war Schüler David Colyns, Vermando's und Moyaerts, seit 1630 Mitglied der Akademie zu Amsterdam. In C.s Bildern herrscht Natur und Wahrheit des Ausdrucks, ein glänzendes, aber harmonisches Kolorit und in allen Beiwerken ächt niederländischer Fleiß; nur im Kostüm ist er häufig ungetreu, sowie es seinen Figuren mitunter an Eleganz der Zeichnung und an Größe der Charaktere gebricht. Sein Muster war Rembrandt, selbst in den Fehlern. Auch hat er im Geschmack dieses Meisters etliche Blätter geätzt. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Coni Pini (lat.), Fichtenzapfen, s. Tanne.

Conirostres (Kegelschnäbler, Hopser), nach Cuvier und Andern, Familie der Passeres oder sperlingsartigen Vögel, charakterisirt durch den kegelförmigen, dicken, kurzen, harten, entweder ganz geraden oder an der Spitze mit schwachem Haken und kleiner Kerbe versehenen Schnabel, woran die Nasenlöcher meist unter Federn versteckt sind. Sie leben von Beeren und Körnern, und zwar von letzteren um so mehr, je dicker der Schnabel, fressen aber auch Insekten und ätzen namentlich die Jungen damit. Sie zerfallen in Körnerfresser, Granivorae: Schnabel ohne Haken und Kerbe, Nasenlöcher am Grunde unter Federn versteckt (hierher gehören die Meisen, Paridae, u. Finken, Fringillidae), u. in Beerenfresser, Baccivorae, die neben der Schnabelspitze eine kleine Kerbe haben (hierher gehören die Seidenvögel, Ampelidae).

Coniston, Binnensee in der englischen Grafschaft Lancaster, 1¾ Meilen lang, nicht ganz ⅛ Meile breit, hat malerische Umgebungen, von den Coniston Hills, einer Hügelkette, begrenzt.

Conium (Schierling), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, charakterisirt durch die zusammengesetzten, vielstrahligen Dolden mit vierblätterigen Hüllen, halbirten Hüllchen, weißen, herzförmigen Blumenblättern mit kurzem, eingeschlagenem Züngelchen, und ovalen, seitlich zusammengedrückten, in je fünf Rippen gekerbelten Früchten, zweijährige Kräuter mit rundem Stengel, spindelförmiger Wurzel und zusammengesetzten Blättern, übelriechend u. sehr giftig. Die einzige Art, Conium maculatum *L.*, Coriandrum maculatum *Rth.*, gemeiner gefleckter Schierling, Gartenschierling, Erdschierling, Blutschierling, Wütherich, Ziegenkraut, Ziegendill, Tollkörbel, Katzenpetersilie, wilde Petersilie, Wurzeltod, Teufelspeterlein, Vogeltod, hat einen 3—6 Fuß hohen Stengel, dunkelgrüne Blätter, die untern sehr groß auf hohlen Stielen. Die ganze Pflanze stinkt wie Katzenharn, schmeckt widerlich, bitter, scharf, gehört zu den gefährlichsten Giften, ist aber dabei als wirksames Arzneigewächs häufig in Anwendung. Sie wächst an verfallenen Gebäuden, Mauern, Gräben, Dämmen, Wegen, Zäunen, besonders im Schatten, häufig durch ganz Deutschland, öfters auch in Gemüsgärten, blüht vom Juni bis August, die Samen reifen im August und September. Schon die Ausdünstung dieser, übrigens durch den Geruch und durch das glänzende, metallgrüne Ansehen der Blätter leicht kenntlichen Pflanze erregt Schwindel. Der Genuß der Wurzel verursacht Trockenheit des Schlundes, Berauschung, Zuckungen, Lähmungen der Zunge, Trismus, Erbrechen, Anschwellung des Unterleibes ꝛc. und endlich, wenn nicht zeitig Hülfe angewendet wird, einen schrecklichen Tod. Die Leichen schwellen sehr auf, besonders das Gesicht und der Unterleib, der ganze Körper wird schwarzblau, aus dem Munde fließt eine Flüssigkeit und Blut. Bei Leichenöffnungen hat man öfters Lunge und Magen entzündet gefunden. Auch auf die Thiere ist die Wirkung des gefleckten Schierlings tödtlich. Nach Umständen sind Brechmittel, Pflanzensäuren und starker Kaffee die wirksamsten Gegenmittel. Die meisten Vergiftungen kommen durch Verwechselung des Schierlings mit andern genießbaren Doldengewächsen vor; die Blätter werden mit Petersilie u. Gartenkörbel, die Wurzeln mit Petersilien- und Pastinakenwurzeln verwechselt. Es gehört aber nur wenig Aufmerksamkeit dazu, diese Gewächse von dem Schierling zu unterscheiden. In den Officinen führt man das Kraut, d. h. die Blätter, und die Samen (Früchte), Herba et Semen Conii, s. Conii maculati s. Cicutae s. Cicutae maculatae s. Cicutae terrestris s. Cicutae majoris s. Petroselini canini. Der Geruch ist auch beim welken, sogar getrockneten Kraute, wenn es nur gut getrocknet ist, eigenthümlich widerlich (ähnlich dem getrockneter spanischer Fliegen), der Geschmack ekelhaft bitterlich, etwas salzig, zuletzt schärflich. Es enthält nach Brandes einen scharf narkotischen Stoff, das Conlin oder Cikutin genannte Alkaloid, ein scharfes ätherisches Oel, etwas Harz, Eiweiß, einen färbenden Stoff und mehre Salze. Da es also scharf narkotisch ist, so wirkt es erregend auf die vegetativen Organe und beruhigend auf das Nervensystem. Man wendet es daher bei Drüsenstockungen, Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen, bei Skropheln, bösartigen, ja selbst krebsartigen Geschwüren, ferner auch bei krampf- und schmerzhaften Krankheiten, gewöhnlich in Pulverform an. Aeußerlich benutzt man es häufig zu Kataplasmen und den Aufguß zu feuchten Bähungen. Allbekannt ist es, daß die alten Griechen ihre Verbrecher durch einen Schierlingstrank tödteten und daß auch Socrates auf diese Art starb; übrigens scheint dieser Gifttrank auch Opium enthalten zu haben, wie man aus einer Stelle bei Theophrastus schließen kann. Den Staaren soll der Schierling kein Gift seyn, auch die Ziegen fressen ihn gern und ohne Schaden.

Conjola, Karl, deutscher Landschaftsmaler, 1773 zu Mannheim geboren, siedelte mit seinen Aeltern nach München über, wo er seine künstlerischen Studien begann. Früh machte er zum Behuf des Studiums der Natur Kunstreisen, besonders ins bayerische Gebirge, sowie später wiederholt in die schönsten Gegenden Deutschlands und Italiens. Im Jahr 1804 entwarf er den Plan zur Aufnahme bayerischer ständischer Klostergebäude für die Regierung; von einer Reise in Tyrol und einem Theil Oberitaliens (1811) brachte er eine sehr interessante Sammlung Gemälde mit, gegenwärtig im Besitz des königlichen Präsidenten von Mann; desgleichen war das Resultat einer Reise in die salzburger Gebirge bis Gastein 1824 eine große Sammlung sehr interessanter Skizzen. C.'s Gemälde zeigten besonders in der Luftperspektive einen hohen Grad von Vollkommenheit. Als königlicher Hofmaler und Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste † er zu München 1831.

Conjunctio (lat.), Verbindung; Bindewort, s. Konjunktion.

Conjunctis viribus (lat.), mit vereinigten Kräften.

Conjunctiva (lat.), Bindehaut des Auges (s. d.).

Conjunctivus (lat.), s. Modus.

Conjuratio (lat.), eidliche Verbindung Mehrer zu einem gemeinsamen Zweck; Verschwörung. Vgl. Concursus ad delictum.

Con leggerezza (ital.), leicht, mit Leichtigkeit.

Con mano destra (ital.), mit der rechten Hand, bezeichnet bei Klaviernoten, daß eine Partie im Baß mit übergesetzter rechter, u., Con mano sinistra, im Diskant mit übergesetzter linker Hand vorgetragen werden soll.

Con moto (ital.), mit Bewegung, bewegt.

Connaissance (franz.), Kenntniß; Bekanntschaft.

Connaissement (franz.), Seefrachtbrief.

Connaught, britische Provinz im Königreich Irland, grenzt im Norden und Westen an den atlantischen Ocean, im Süden an Munster, im Osten an Leinster, umfaßt die Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon und bedeckt einen Flächenraum von 332 □Meilen. Viele kleinere Flüsse (Shannon, Bealnabrak, Clare ꝛc.) und Seen (Allen, Arrow, Conn, Corrib ꝛc.) bewässern das Land, während die Küste viele Buchten (Sligo, Killala, Broad, Black-Sod, Clew, Killery, Birterbuy, Killkerran, Galway ꝛc.) und Vorgebirge (Achill ꝛc.) hat. Der Boden ist bergig, waldig, mittelmäßig fruchtbar, feucht, birgt Steinkohlen und Torf im Ueberfluß, ist sonst aber arm. In 10 Städten und 276 Kirchspielen wohnen 1,344,000 Einwohner. C. bildete im Mittelalter ein besonderes Königreich, das unter Heinrich III. von England unter viele kleine britische Häuptlinge kam, später von den Iren wieder gewonnen, von Tir-Oen aber wieder den Engländern unterworfen wurde. Die Abtheilung hat politisch keine Bedeutung mehr. Die Hauptstadt ist Galway.

Connecticut, nordamerikanischer Strom in den Vereinigten Staaten, der größte Fluß in Neuengland, entspringt auf den Hochlanden an der nördlichen Grenze von Newhampshire, scheidet im südwestlichen Laufe Newhampshire und Vermont, durchströmt den Westen von Massachusetts und die Mitte von Connecticut und mündet zwischen Saybrook und Lyme nach einem 410 englische Meilen langen Lauf unterhalb Middletown in den Long-Island-Sound. Viele blühende Städte liegen an seinen Ufern, z. B. Haverhill, Hannover, Charlestown und Walpole in Newhampshire, Newbury, Windsor und Brattleboro in Vermont, Greenfield, Hadley, Northampton und Springfield in Massachusetts, Hartford, Middletown und Haddam in Connecticut. Er ist schiffbar für Schiffe von 10' Tiefgang bis Middletown, für Schiffe von 8' bis Hartford, 250 englische Meilen weiter hinauf, bis an die Mündung des Wellsflusses bei Newbury in Vermont, mit Umgehung vieler Schnellen und Fälle durch Kanäle, für Boote von 10—12 Tonnen. Am bekanntesten unter den Fällen des Flusses sind die Fifteenmilefalls; über den Bellowsfall führt eine 365 Fuß lange Brücke. Die Hauptnebenflüsse des C. sind in Newhampshire: der Upper und Lower Ammonoosuc, Sugar und Ashuelot River; in Vermont: der Pasumsic, Wells, White, Quechee, Black, Williams und West River; in Massachusetts: der Millers, Deerfield, Chickapee und Westfield River; in Connecticut: der Farmington River. Zahlreiche Brücken führen über den Strom. Die Ufer desselben sind meist flach, Ueberschwemmungen ausgesetzt, aber äußerst reich und fruchtbar, nur hie und da steil, felsig und unfruchtbar. Ausgezeichnet ist der Fluß durch seine Alsen- (Maihärings-) Fischereien, deren es eine große Menge in demselben gibt.

Der gleichnamige Staat daselbst, der südlichste der Neuenglandstaaten, zwischen 41° und 42° 2' (nach Andern 40° 58' und 42° 2') nördl. Br. und 71° 20' und 73° 15' (nach Andern 71° 53' und 70° 50') westl. L. von Greenwich und 3° 16' und 5° 11' östl. L. von Washington, hat einen Flächeninhalt von 4674 englischen □Meilen oder 2,991,360 Acker (nach Andern 4770 und 4740 englischen □Meilen oder 225 geograph. □Meilen, nach Bromme 4723 englischen □Meilen oder 3,012,720 Acker). Er ist 93 englische Meilen lang und 68 Meilen breit; nach Bromme beträgt die größte Ausdehnung von Norden nach Süden 53 und von Osten nach Westen 88 englische Meilen. Die vorzüglichsten Flüsse sind: der Connecticut, Housatonic, Thames, Farmington und Naugatuck, von denen die drei ersten eine große Strecke ihres Laufes schiffbar sind. Die Küste des Staats ist von Buchten zerschnitten, die meist gute Häfen bilden; die vorzüglichsten sind die Häfen von Newlondon und Newhaven. Der Long-Island-Sound erstreckt sich der ganzen Küste des Staats entlang und erleichtert die Küstenschifffahrt bedeutend. Das Land und der Boden von C. bieten von den reichen Thälern der Flüsse bis zu den bergigen Gegenden des Westens alle mögliche Mannigfaltigkeit dar. Das ganze Gebiet besteht aus sechs Hügel- und Bergreihen und drei

Hauptthälern, durch welche die Flüsse Connecticut, Thames und der Housatonic oder Stratfort fließen. Alle diese Berge bilden die Fortsetzung der grünen Berge, welche Vermont durchziehen. Zwischen dem Connecticut und Thamesfluß und auf dem östlichen Ufer des letzteren ziehen zwei andere Hügelreihen herab, die in einiger Entfernung von der Küste ihr Ende erreichen. Keines der Gebirge hat hohe Spitzen, der Lanthorn-Hill und West-Mountain sind die bedeutendsten. Der Boden ist im Allgemeinen gut, fett und fruchtbar, selbst auf den Bergen; nur einzelne Theile desselben, z. B. an der Küste, sind dürr und mager. Er eignet sich, vorzüglich in den reichen Niederungen des Connecticut, zu Weide und Wieswachs und setzt die Bevölkerung in den Stand, ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Pferde- und Rindviehzucht zuzuwenden. Ueberall herrscht guter Anbau, und Straßen durchziehen das Land. Die Meiereien halten meist 50—300 Acker. Der Landbau bringt Mais, Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, Flachs, etwas Hanf, Rüben, Bohnen, Erbsen, Gemüse und Obst, hauptsächlich Aepfel. Unter den Produkten des Thierreichs sind zu nennen: Rindvieh, Pferde, Maulesel, Schafe, Schweine. Das hiesige Rindfleisch, Schweinefleisch, Butter, Käse ꝛc. halten den Vergleich mit dem aller Staaten der Union aus. Die Waldungen liefern treffliches Bauholz, Fichten, Tannen, Nußbäume, Eichen, Birken, Buchen, Ahornbäume, Cypressen, Eschen, Platanen, rothe Maulbeerbäume, Ulmen, Pappeln, Linden ꝛc. Auch an Mineralien ist das Land reich. Eisen (vorzüglich in Saltsbury und Kent gefunden und wegen seiner Zähigkeit zu Ankern verarbeitet), Blei, Kupfer, Zink, gediegener Wismuth, Chrysoberyll werden in Menge gefunden. Bei Milford kommen sehr feine Marmorproben zu Tage, die in verschiedene Länder, sogar über die See, verfahren werden. Ausgezeichnete Sandsteine findet man in Chatham und Haddam. Auch gibt es mehre Mineralquellen, worunter die zu Stafford die berühmteste in ganz Neuengland ist. Das Klima ist gesund, obwohl großen Abwechselungen von Hitze und Kälte und, vorzüglich an der Seeküste, einer außerordentlich veränderlichen Temperatur unterworfen. Der Winter dauert bis in den März hinein; im Sommer ist, bei kalten Nächten, die Hitze bedeutend. Die Nordwestwinde, welche vorzüglich im Winter wehen, sind scharf und die Luft ist zu dieser Zeit gewöhnlich schneidend kalt. Der Handel des Staats ist bedeutend, vorzüglich der Küstenhandel. Doch ist auch der fremde Handel nicht unbeträchtlich, der sich hauptsächlich auf Westindien erstreckt. Die Ausfuhr besteht in Rindfleisch, Schweinefleisch, Pferden, Mauleseln, Butter, Käse, Mais, Roggen, Leinsamen, Potasche, Fischen, Lichtern und Seife. Fast sämmtliche Produkte der westlichen Theile des Staats werden nach Newyork gebracht, ein großer Theil der Produkte der östlichen Theile desselben findet dagegen in Boston, Providence und Norwich seinen Marktplatz. Der Handel wird durch 33 Banken mit einem Kapital von 8,832,223 Dollars, sowie durch ausgezeichnete Chausseen und einige Eisenbahnen und Kanäle unterstützt. Von letzteren sind vollendet: der Farmingtonkanal, der sich von Newhaven 56 englische Meilen bis zur Nordgrenze des Staats erstreckt und von da bis Northampton in Massachusetts fortsetzt; der Enfieldkanal, der 5¹/₂ Meilen weit die Fälle des Connecticutflusses umzieht und dazu bestimmt ist, den Strom für Dampfboote bis zu dem Whitefluß in Vermont schiffbar zu machen. C. besitzt ansehnliche Manufakturen verschiedener Art, vorzüglich hat dieser Staat in Baumwollen-, Wollen- und Leinwandmanufakturen, in Anlegung von Papier-, Eisen-, Leder-, Gewehr-, Knopf-, Hut-, Glas-, Uhren-, Blech-, Pulver- und Tabakfabriken und dergleichen erhebliche Fortschritte gemacht. Die Einwohner sind zum größten Theil wohlhabende Handwerker und Fabrikanten und in mechanischen Sachen erfinderisch und scharfsinnig. Die berühmten und zu Millionen verbreiteten hölzernen Uhren (Yankee Clocks), in welchen jedes Rad, ja jeder Stift von Holz ist, wurden hier erfunden.

Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats und eines Hauses der Abgeordneten, welche zusammen die Generalversammlung genannt werden. Die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten, 250 an der Zahl, werden von den verschiedenen Städten des Staats gewählt. Der Senat darf aus nicht weniger als 18 und nicht mehr als 24 Mitgliedern bestehen, welche von den Distrikten ernannt werden. Die vollziehende Gewalt hat ein Gouverneur, der aus den 30 Jahre alten Wählern des Staats von dem Volke gewählt wird. Die Abgeordneten, Senatoren, der Gouverneur und dessen Stellvertreter, der Gouverneurlieutenant werden jährlich am 1. Montag im April von dem Volke gewählt. Stimmberechtigt ist jeder weiße männliche Bürger der Vereinigten Staaten, welcher über 21 Jahre alt, in dem Staate ansäßig ist, in der Stadt, in welcher er als Wahlmann auftreten will, wenigstens 6 Monate vorher gelebt hat, ein Freigut mit einem jährlichen Einkommen von 7 Dollars besitzt, seine militärische Pflicht ein Jahr lang vor der Wahlzeit erfüllt hat, oder gesetzlich davon freigesprochen worden ist, mindestens ein Jahr vor der Wahl die Staatssteuer bezahlt hat und als Mann von gutem Ruf und Charakter dasteht. Die richterliche Gewalt üben ein Obergerichtshof, aus 5 Richtern bestehend, und so viel Untergerichtshöfe aus, wie sie die Generalversammlung von Zeit zu Zeit zu bestimmen für gut hält. Die Richter werden von der Generalversammlung ernannt. Der Obergerichtshof hält zweimal im Jahr in jeder County Sitzungen. Jede County hat ihren eigenen Gerichtshof, aus 3 Richtern bestehend, jede Township ihren Friedensrichter, jede City ihr Stadtgericht, aus dem Bürgermeister und 2 älteren Rathsherren bestehend. Der Staat hat keine Schulden. Für den Unterricht ist viel geschehen. Der Staat hat drei Colleges: das Yalecollege in Newhaven, eines der ältesten und blühendsten der Vereinigten Staaten, 1701 gegründet und 1717 von Saybrook nach Newhaven verlegt, das Washingtoncollege in Hartford, unter der Leitung der Episkopalen, 1826 gegründet, u. die Wesleyan-Universität in Middletown, unter der Lei-

tung der Methodisten. Alle drei hatten 1852 zusammen 535 Studenten. Außerdem gab es in demselben Jahre 127 Akademien u. 1619 Volksschulen. An öffentlichen u. Wohlthätigkeitsanstalten besitzen im Staate das Taubstummenasyl in Hartford, das älteste in den Vereinigten Staaten, welches 130 Zöglinge zählt, und das Irrenhaus daselbst, dessen Unterhaltung jährlich 20,000 Dollars kostet. Das Staatsgefängniß befindet sich in Wethersfield und wurde zuerst 1827 benutzt. Auch für die Kirche ist sehr viel geschehen. Die Form der Kirchenverhältnisse ist im Allgemeinen kongregationalistisch oder presbyterianisch, mit Zugrundlegung der Konstitution der kongregationalistischen Kirchen. Doch finden sich auch Episkopalen, Baptisten, Methodisten, Unitarier und Katholiken in nicht geringer Anzahl. Die Zahl der Kirchen war 1850 719. Die Bevölkerung betrug 1790: 238,141; 1820: 275,202; 1830 297,675; 1840: 309,978; nach dem Census von 1850: 370,791. Dieses verhältnißmäßig sehr unbedeutende Steigen der Volkszahl hat seinen Grund darin, daß C. die eigentliche Pflanzstädte des englischen Puritanismus bis in die neueste Zeit geblieben ist. Bigotterie, Intoleranz und altfränkisches Wesen stehen fortwährend der Einwanderung entgegen. Hauptstädte sind: Hartford am Connecticutfluß u. Newhaven. Die 8 Counties od. Grafschaften (Fairfield, Hartford, Litchfield, Middlesex, Newhaven, New-London, Tolland u. Windham) werden eingetheilt in 144 Cities und Townships.

Zur Zeit der ersten Ansiedelungen befand sich C. im Besitze indianischer Stämme, wovon jetzt kaum noch mehr als 200 Individuen im Staate übrig sind. Im J. 1630 machte der Plymouthrath dem Grafen von Warwick mit C. eine Schenkung, der dieselbe im folgenden Jahr den Lords Say und Sell, dem Lord Brooke und 9 Andern übergab. Ehe jedoch die Schenkung übernommen werden konnte, machten sich einige wenige holländische Kaufleute in Hartford ansässig, wo noch die Ueberreste der Niederlassung an dem Ufer des Connecticut sichtlich sind. Im J. 1634 sandten nun, um weitern eigenmächtigen Niederlassungen vorzubeugen, die Lords Say und Sell ꝛc. mehre Personen über das Meer, die in Newhaven ein Fort errichteten und nach langen blutigen Kämpfen mit den Pequotindianern in Bezug auf die Ländereien am Connecticut einen Vertrag abschlossen. Newhaven u. C. bildeten lange Zeit nach dieser Periode zwei verschiedene Herrschaften; sie wuchsen von ihrer ersten Gründung an in reißender Schnelle. Weite Landstriche wurden von den Indianern gekauft, neue Städte entstanden von Stamford bis Stoningen und weiter in das Land hinein. Da kaufte 1661 der Major John Mason, als Agent der Kolonisten, alle Ländereien, welche von den einzelnen Städten nicht käuflich erworben worden waren, und übergab sie in Gegenwart der Generalversammlung öffentlich der Kolonie. Man wandte sich sodann mit der Bitte um einen Freibrief an den König Karl II. Dieselbe wurde 1662 erfüllt und der Freibrief verliehen, welcher die zwei Kolonien zu einem politischen Körper unter dem Namen „Kolonie von C." verschmolz. Newhaven vermerkte dies zwar sehr übel, doch wurden 1665 alle Schwierigkeiten auf das Freundschaftlichste gehoben, und der Freibrief bildete seitdem die Basis der Staatsverfassung. Im J. 1672 unterwarf man die Gesetze der Kolonie einer Durchsicht und beförderte sie zum Drucke. Die Jahre 1675 und 1676 sind durch die Kriege mit König Philipp und seinen Indianern, durch welche die Kolonie in so große Noth und Verwirrung gerieth, bemerkenswerth. Die Einfälle der gereizten Wilden hatten Mord und Verwüstung im Gefolge. Im J. 1684 wurde Massachusetts und Plymouth der Freibrief geraubt, u. C. würde dasselbe Schicksal erlitten haben, hätte sich nicht der wachsame Mr. Wandsworth denselben zu verschaffen gewußt und ihn unter eine Eiche in Hartford vergraben, wo er blieb, bis alle Gefahr vorüber war. Im J. 1750 unterzog man die Gesetze von C. einer neuen Durchsicht und veröffentlichte sie abermals. Seit dem Frieden von 1783 fand zum dritten Male eine Revision derselben Statt, worin sie noch bedeutend vereinfacht wurden. Das 1662 von Karl II. verliehene Privilegium bildete die Basis der Regierung von C. bis 1818, wo die gegenwärtige Verfassung gegeben wurde. C. nahm sehr lebhaften Antheil an dem Revolutionskrieg, und viele Städte, vorzüglich Danbury und Newlondon, mußten hart dafür büßen. Die Konstitution der Vereinigten Staaten wurde von C. am 9. Januar 1788 angenommen.

Connetable (franz., v. lat. Comes Stabuli, Comes Stabulariorum, Constabulus, Conestabulus, Comestabulus), ursprünglich Name des Beamten, dem die Aufsicht der Marställe oblag, welches Amt schon unter den Kaisern bestand und von den Franken nach der Eroberung Galliens beibehalten ward. Fredegar und der Poeta Saxonicus bezeichnete den C. schon als einen Kriegsbefehlshaber, und unter Karl dem Großen vertheidigte der Comes stabuli die Insel Korsika gegen die Saracenen; doch blieb im Ganzen noch sein Amt auf den Marstall beschränkt und erst unter den Kapetingern ward sein Wirkungskreis allmählig erweitert. Matthäus II. von Montmorency, der 13. C. unter den Kapetingern, war der erste C. im neuern Sinne. Französischer Reichswürdenträger war der C. seit Matthäus von Montmorency († 1230); er stand im Rang über den Prinzen von Geblüt und bekleidete zugleich das Amt als Großschwertträger des Königs. Der C. stand über den Marschällen von Frankreich; unter ihm stand die gesammte Kriegsmacht zu Lande. Selbst der König konnte ohne seinen Rath keinen Krieg unternehmen, noch, wenn er sich selbst im Heere befand, ohne sein Vorwissen das Heer marschiren oder Halt machen lassen. Er bestimmte die Bewegungen der Armee, lieferte Schlachten, unternahm Belagerungen und übte die ausgedehnteste Gerichtsbarkeit über alle Militärpersonen; ein Verbrechen gegen seine Person wurde als Majestätsverbrechen behandelt. Richelieu hob nach des tapfern Lesdiguieres Tode die Connetablewürde, als zu wichtig, auf, Napoleon führte sie aber 1804 wieder ein und bekleidete seinen Bruder Ludwig damit. Nach 1814 wurde sie nicht wieder besetzt. Auch die mächtigern Fürsten Frankreichs hatten ihre C.s, die

sich jedoch meist in Erbbeamte verwandelt hatten. Auch in England, Kastilien und den morgenländischen Kolonien der Franzosen, Cypern, Jerusalem, Armenien, befanden sich dergleichen erbliche C.s. In England ist C. s. v. a. Constable; in Spanien s. v. a. Admirante di Castilla. Auch in Portugal ist C. die vornehmste Würde im Heer; in Neapel erbliche Würde des Hauses Colonna.

Connetablerie (franz.), in Frankreich sonst Gericht des Connetable; auch s. v. a. Marschallsgericht.

Connexa (lat.), mit einander verbundene, zusammenhängende Dinge.

Connexio (lat.), Verbindung; Schlußsatz eines Schlusses; s. Konnexion.

Conninxloo (Coningslog), Gilles van, berühmter niederländischer Landschaftsmaler, 1544 zu Antwerpen geboren, studirte die Kunst in seiner Vaterstadt, in Frankreich und Seeland, lebte dann 10 Jahre in Frankenthal, kehrte endlich wieder nach Antwerpen zurück und lebte da noch 1604. In C.'s Landschaften, von denen viele von außerordentlicher Größe sind, herrscht Ideenreichthum, Vielseitigkeit der Behandlung und Geschick in der Ausführung. Nach seinen Gemälden wurde Vieles gestochen.

Connivendo (lat.), aus Nachsicht, mit Zulassung.

Connivens (lat.), zugeneigt, nachsichtig.

Connossement (vom Franz., engl. Bill of lading), Schiffsfrachtbrief.

Connotatum (lat.), Eigenschaft, wegen der Etwas, Connotativum, einen gewissen Namen erhält, z. B. ein Mann, der wegen seiner Weisheit ein Weiser genannt wird.

Connubium (lat.), Verheirathung, Ehe; das Recht, sich mit Jemandem oder unter einander zu verheirathen.

Conocarpus (Knopfbaum, Kegelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Combretaceen, amerikanische und ostindische Bäume mit Blüthen in Köpfchen u. einsamigen, in Zapfen vereinigten Flügelfrüchten, unter denen die bekannteste Art ist: C. erectus *Jacq.*, Mangle zaragoza, baum- und strauchartig, 30 Fuß hoch, am Strande in Westindien u. Brasilien. Alle Theile sind herb und bitter; die Rinde dient zum Gerben und als Surrogat der China, auch gegen Harnruhr und ansteckende Krankheiten.

Conoclinium (Kegelbette), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter und Sträucher in Nordamerika und Brasilien, von denen als Zierpflanze vorkommt: C. coelestinum *Dec.*, Eupatorium coelestinum *L.*, eine krautartige, ausdauernde Pflanze in Carolina und Virginien, mit schönen, himmelblauen, wohlriechenden, in dichten Doldentrauben stehenden Blüthen. Sie liebt einen lockern, fetten, mäßig feuchten Standort, im Sommer Schutz gegen die Sonnenstrahlen, im Winter Bedeckung gegen Frost.

Conoideus (lat., vom Griech.), überhaupt kegelförmig.

Conon, berühmter athenienfischer Flottenführer, kam, nachdem er 409 v. Chr. mit Alcibiades und Thrasybul Stratege gewesen war, 406 an die Spitze der 10 Feldherren, welchen nach dem Sturz des Alcibiades der Oberbefehl anvertraut wurde. Bei Mitylene von Callicratidas geschlagen und in Mitylene eng eingeschlossen wurde er erst durch den Sieg, den seine Mitfeldherren bei den Arginusen erfochten, aus seiner verzweifelten Lage gerettet. Trotz des berüchtigten Prozesses gegen die Sieger behielt C., durch die Gunst des Volks gehalten, seine Strategie und hatte in der gleichfalls unglücklichen Seeschlacht bei Aegospotamos, wo die Sorglosigkeit seiner Mitfeldherren den Staat noch einmal an den Rand des Verderbens führte, die Vorsicht, als Lysander zum Ueberfall heransegelte, in der Eile neun Schiffe zu bemannen, von denen er acht glücklich vor der Uebermacht des Feindes rettete und zu Evagoras nach Cypern brachte. Hier blieb er, bis es Pharnabazus gelang, ihn an die Spitze der von dem Perserkönig gegen die Spartaner ausgerüsteten Flotte zu stellen, mit welcher er nun dem spartanischen Nauarchen Pharax zuerst gegenübertrat. Die Intriguen des Tissaphernes, der ihm jede weitere Unterstützung versagte und dadurch jede energische Unternehmung gegen Sparta unmöglich machte, veranlaßte endlich C., 395 bei Artaxerxes persönlich gegen des Tissaphernes Anmaßungen aufzutreten und dessen Macht zu brechen. Erst jetzt gelang es C., zu Anfang des August 394 der spartanischen Flotte unter ihrem Führer Pisander einen harten Schlag beizubringen; 50 Triremen wurden erobert und gegen 500 Mann gefangen genommen. Sofort wandte sich C. mit Pharnabazus gegen die einzelnen Inseln und Städte an der asiatischen Küste, verjagte die lakonischen Harmosten und sicherte den Staaten freie Verfassung. Mit dem Beginn des Frühlings 393 setzte er seinen Rachezug zwischen den Cykladen fort, segelte über Melos nach den messenischen und lakonischen Küsten, legte in Pherä und andern Orten an, drang verwüstend in das Land und brachte die Insel Cythera, als einen wichtigen Stützpunkt für künftige Angriffe, von Neuem unter die Botmäßigkeit Athens. Während hierauf Pharnabazus sich nach Korinth begeben und dort der den Spartanern feindlichen Partei neuen Muth eingeflößt hatte, war C. mit seiner von Beute strotzenden Flotte nach dem Piräeus zurückgekehrt und hier mit lautem Jubel empfangen worden. Er erhielt den Ehrennamen eines Befreiers des Vaterlandes und stattete seinen Dank für solche Ehre mit einer vollen Hekatombe und großartiger Bewirthung des gesammten Volks ab. Hierauf war es seine Hauptsorge, die langen Mauern Athens wieder aufzurichten, deren Wiederherstellung er früher selbst dem persischen Satrapen als den empfindlichsten Schlag für Sparta überzeugend hingestellt hatte. In der That ward nun in Sparta die Furcht allgemein, daß Athen bei längerer Verbindung mit Persien schnell wieder aufblühen werde: man knüpfte daher mit Tiribazus, der damals die Strategie des Tissaphernes hatte, Unterhandlungen an und machte demselben durch Antalcidas Friedensanträge, und zwar in einer für den Perserkönig möglichst lockenden Form. Auf diese Nachricht säumten auch die Athener nicht, ihr Interesse zu wahren, und sandten C. mit einem Gefolge an Tiribazus. Bei diesem mochten spartanische Verleumdungen oder Bestechungen

mächtig gewirkt haben; er ließ den C. in Sardes gefangen nehmen, angeblich, weil er zum Nachtheile des persischen Königs gehandelt habe. Nach Isocrates und Diodorus wurde er in das Innere von Asien abgeführt und dort hingerichtet; nach Nepos und Lysias entkam er dem Gefängniß, gelangte glücklich zu Evagoras von Cypern und † hier an einer Krankheit. Von seinem bedeutenden Vermögen kam ein Theil an seinen Sohn Timotheus, das Uebrige an andere Verwandte und in die Tempel. C.s und seines Sohnes Grab auf dem Ceramicus in Athen stand noch zu Pausanias' Zeit.

Conquistadores, d. i. Eroberer, in den ehemaligen spanischen Besitzungen Amerika's die Eroberer des Landes und deren Abkömmlinge, die eine fast völlige Unabhängigkeit dem Mutterlande gegenüber bewahrten und als große Grundbesitzer unter ihren Pächtern, Lehnsleuten, den hörigen Indianern oder Sklaven, sowie mit den kleinen Eigenthümern des Bodens in derselben Weise lebten, wie der hohe Adel in Europa. Als später die Aristokratie des Grundbesitzes und die Gemeinden der zahlreichen Städte und Municipalitäten (Cabildos), also der Kern der Kreolen, systematisch bedrückt und den eingebornen Spaniern oder Chapetones nachgesetzt wurden, fühlten sich die stolzen Abkömmlinge der C. verletzt u. nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Kampfe, der die Kolonien vom Mutterlande losriß.

Conrad, 1) Friedrich Wilhelm, berühmter holländischer Wasserbaumeister, 1769 zu Delft geboren, seit 1805 Generalinspektor des niederländischen Waterstaats (Deichwesens), nahm unter Brünings' Leitung, dessen Adjoint er 1796 geworden war, an der Beaufsichtigung der hydraulischen Arbeiten im Rhynlande Theil und erwarb sich des berühmten Meisters Gunst und Freundschaft. Im J. 1797 ward er einer Kommission beigegeben, welche die Trockenlegung der Ländereien zwischen Nieuwkoop und Zevenhoven zu leiten hatte, und zwei Jahre später ging C. als Inspektor der hydraulischen Arbeiten nach Nordholland. Nach Brünings' Tode ward C. dessen Nachfolger und † den 8. Februar 1808. C.s Hauptbauwerk ist der katwyker Kanal mit seinen großen Schleußen, der den Rhein wieder direkt zur Nordsee leitet. Als Schriftsteller trat C. auf mit seiner „Denkschrift auf Brünings“ (1807 mit dem Preis gekrönt, 1827 auf Staatskosten gedruckt).

2) Karl Ernst, Bildhauer und Modelleur, 1818 zu Eisfeld geboren, fand, als eine Feuersbrunst sein älterliches Haus und Vermögen zerstört hatte, an seinem Oheim, A. Voit in Hildburghausen, Begründer einer bekannten Papiermachéfabrik, einen zweiten Vater, besuchte 1833—1835 die königliche polytechnische Schule zu Nürnberg, 1836 die münchener Akademie, wo er Schwanthalers Schüler wurde, und sollte seine Studien in Paris fortsetzen, als sein Wohlthäter in Hildburghausen starb, worauf C. in das Geschäft mit eintreten mußte. Obwohl fortan nur die Mußestunden der Kunst gehörten, so brachte doch das Weckertalent Karl Barths durch Beispiel und Wort C.s beharrliches Streben auf dem Wege der Kunst in eine feste und ehrenwerthe Richtung. Von C.s Werken sind, außer vielen Thiergruppen und Porträts (Medaillons und Büsten), zu nennen: ein Jagdpokal, nach Barths Zeichnung modellirt, für den Erzherzog Johann von Burgschmiet in vergoldetem Erz ausgeführt; die Büsten Karl Hohnbaums, Ronne's rc. u. Friedrich Rückerts, letztere gegenwärtig im Besitz des Königs von Bayern; der junge Hercules, großes Basrelief nach Theokrits 24. Idylle; Iris, großes Basrelief, u. A.

Conradi, 1) Johann Wilhelm Heinrich, Mediciner, den 22. September 1780 zu Marburg, wo sein Vater, Johann Ludwig C., Professor der Rechte war, geboren, studirte seit 1797 auf der Universität seiner Vaterstadt und habilitirte sich 1802 als Privatdocent daselbst. Im August 1803 ward er außerordentlicher, im Januar 1805 ordentlicher Professor der Medicin, erhielt 1809 die Direktion der dortigen ambulatorischen Klinik und später der medicinischen Klinik in dem neu errichteten Hospital, folgte jedoch 1814 einem Rufe an die Universität Heidelberg, wo ihm ebenfalls die Leitung des neu errichteten Hospitals übertragen wurde. Nachdem er 1815 zum Hofrath und 1820 zum geheimen Hofrath ernannt worden, ging er im Herbst 1823 nach Göttingen, wo er als akademischer Lehrer, Direktor einer Abtheilung des neuen Ernst-Augusthospitals als praktischer Arzt u. als Schriftsteller eine große Thätigkeit entfaltete. Am 13. Jan. 1852 wurde er in Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums zum Obermedicinalrath ernannt. Von seinen Schriften nennen wir: die „Beiträge zur Erregungstheorie“ (Marburg 1802), den „Grundriß der medicinischen Encyklopädie und Methodologie“ (das. 1806, 3. Aufl. 1828), den „Grundriß der Pathologie und Therapie“ (das. 1811, 6. Aufl. 1840), die „Einleitung in das Studium der Medicin“ (3. Aufl., das. 1828), das „Handbuch der allgemeinen Therapie“ (Kassel 1833, 6. Aufl. 1841), das „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie“ (4. Aufl., Marburg 1831—33, 2 Bde.), die „Bemerkungen über die Varioloiden und Schönleins Meinung über dieselben“ (Göttingen 1840) rc. Sein Sohn, Johann Wilhelm, 1807 zu Marburg geboren, war seit 1831 Privatdocent und seit 1837 Arzt beim akademischen Hospital zu Göttingen und † 1839.

2) August, Komponist, geboren 1821 zu Berlin, Schüler von Rungenhagen, ward 1849 Kapellmeister am Stadttheater zu Stettin, 1851 am königsstädtischen Theater zu Berlin und nach Schluß desselben in gleicher Eigenschaft am Theater zu Düsseldorf, nimmt unter den jüngern Komponisten eine sehr ehrenwerthe Stellung ein. Er komponirte Opern, z. B. „Die Deserteure“ und „Musa, die letzte Maurenfürstin“, sowie Sinfonien, unter welchen namentlich die in A-moll ein ausgezeichnetes Werk ist, dieselbe, welche ein gewisser Löffler unter seinem Namen in Wien zur Aufführung brachte.

Conring, Hermann, ostfriesischer Gelehrter, geboren zu Norden in Ostfriesland am 9. Nov. 1606, studirte zu Helmstädt und Leyden besonders Theologie und Medicin, ward 1632 zu Helmstädt Professor der Philosophie und 1634

Doktor der Medicin und bald nachher Professor dieser Wissenschaft. Sein Ruhm war schon so weit verbreitet, daß ihn 1649 die Fürstin von Ostfriesland und 1650 die Königin Christine von Schweden beriefen und zu ihrem Leibarzt ernannten. Das Anerbieten, in Schweden zu bleiben, lehnte er ab und aus Dankbarkeit für diese Anhänglichkeit ernannte ihn der Landesherr zum Professor der Politik und 1660 zum Geheimerath. König Ludwig XIV. von Frankreich setzte ihm eine Pension aus u. der König von Dänemark ernannte ihn zum Etatsrath. C. † zu Helmstädt den 12. Dec. 1681. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Göbel (Braunschweig 1730). Das größte Verdienst erwarb er sich um die Geschichte des deutschen Reichs und um das deutsche Staatsrecht, welchem er eine neue Bahn brach. Auch um die Medicin machte er sich sehr verdient, namentlich durch die Verbreitung der harvey'schen Lehre vom Kreislauf des Bluts und durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmacie. In der theoretischen Philosophie war er strenger Aristoteliker. Seine Tochter, Elise Sophie, zum zweiten Mal mit dem holstein-gottorpschen Kanzler Freiherrn von Reichenbach vermählt, machte sich als Dichterin bekannt und † am 11. April 1718.

Consabrum, Stadt in Hispania Tarraconensis, bei den Carpetanern, in der Gegend des Tagus, südlich von Toletum, einst Municipium im Gerichtsbezirk von Neukarthago; jetzt Consuegra.

Consalvi, Ercole, Kardinal, geboren zu Rom am 8. Juni 1757, widmete sich theologischen, politischen, musikalischen und literarischen Studien und sprach seine Grundsätze über die französische Revolution so schroff und offen aus, daß er sich die Gunst der Tanten Ludwigs XVI. und durch diese eine Stelle als Auditor der Rota bei der römischen Kurie erwarb. Als die Franzosen 1798 den Kirchenstaat besetzten, wurde er, als Spion verdächtig, verhaftet und verbannt. Pius VII. erhob ihn zum Kardinal und bald darauf zum Staatssekretär, in welcher Eigenschaft er nach Paris ging, um mit Napoleon das Konkordat abzuschließen. Im J. 1806 trat er vom Staatsruder ab und zog sich bis 1814 in das Privatleben zurück, bewirkte dann aber als päpstlicher Gesandter beim Kongreß zu Wien die Bestimmung der Marken und Legationen, wohnte 1815 allen Verhandlungen mit Frankreich bei und erstreckte zugleich seine Thätigkeit auf die innern Angelegenheiten der päpstlichen Staaten, indem er das berühmte Motu proprio vom 6. Juli 1816 entwarf, das die Verwaltung des Kirchenstaats feststellte; auch führte er eine neue Civilprozeßordnung u. einen neuen Handelscoder ein, sowie er eine neue Eintheilung des ganzen päpstlichen Gebiets bewirkte und die Finanzverwaltung neu organisirte und vereinfachte. Das Militär suchte er auf gutem Fuße zu erhalten, um die in den Provinzen ihr freches Wesen treibenden Räuberbanden zu zügeln. Er beschützte und unterstützte die Wissenschaften, namentlich aber die Künste u. die Künstler. Nach Pius' VII. Tode leitete er 1823 als Oberhaupt der Cardinali Archidiaconi alle Angelegenheiten des päpstlichen Stuhls, begab sich aber nach der Krönung Leo's XII. nach Montopoli in Sabina, um seine wankende Gesundheit wieder herzustellen, und † zu Rom am 24. Januar 1824. Vergl. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Kardinals C., Stuttgart 1824.

Conscience, Hendrik, ausgezeichneter flämischer Novellendichter, den 3. Dec. 1812 zu Antwerpen geboren, verlor früh seine Mutter und wuchs im Hause seines Vaters, der mit Makulatur und Schiffstrümmern einen Handel trieb und dabei ein strenger Sonderling war, fast ganz sich selbst überlassen auf. Im J. 1830 nahm er als Freiwilliger Militärdienste und brachte es bis zum Grade eines Sergeantmajors, schloß sich aber nach seiner Rückkehr ins bürgerliche Leben mit vollem Herzen der flämischen Bewegung an. Halb entmuthigt von fruchtlosen Bemühungen um einen Lebenserwerb, schrieb C. seinen ersten Roman, der zugleich der erste in flämischer Sprache geschriebene war: „In het wonderjair 1566" (Gent 1837, deutsch, Regensburg 1845), ein Buch, das sich durch die lebendige, schwungvolle Behandlung des Gegensatzes zwischen spanischer Knechtungspolitik und germanischem Freiheitssinn einen bis dahin nie gekannten Beifall erwarb, aber auch Veranlassung war, daß der Verfasser das väterliche Haus verlassen mußte. Durch den Maler Wappers bei dem König eingeführt, ward er vom letztern unterstützt und veröffentlichte nun mit gleich günstigem Erfolg die „Phantasia" (Antwerpen 1837), eine Sammlung phantastischer Erzählungen, die bereits einen merklichen Fortschritt in Bewältigung der noch unbeholfenen Sprache bekundet. Sein Ruf erreichte den höchsten Glanz mit dem Roman: „De Leeuw van Vlaenderen" (Antwerpen 1838, 3 Theile), worin die berühmten Kämpfe der Flamländer gegen die Franzosen im 14. Jahrhundert mit glühenden Farben geschildert werden. Eine kleine Anstellung beim Provinzialarchiv, die er unterdessen erhalten, gab er bald wieder auf und lebte über ein Jahr als Gärtnergehülfe, bis er durch Wappers' Verwendung das Amt eines Greffier bei der Akademie der Künste zu Antwerpen erhielt. Seit 1845 führt C. den Ehrentitel eines Aggrégé der Universität zu Gent u. seit 1847 den eines Lehrers der flämischen Sprache bei den königlichen Prinzen. Unter C.'s größeren literarischen Produktionen finden sich außer den genannten nur noch zwei historische Romane, die „Geschiedenis van Graef Hugo van Craenhove en van zynen vriend Abulfaragus" (Antwerpen 1845, deutsch von Wolff, Leipzig 1846, von Overmann, Köln 1846, von Wagner, Augsburg 1846), und „Jacob van Artevelde" (Antwerpen 1849, 3 Bde., deutsch von Wolff, Leipzig 1849, 6 Bde.). Höher noch als im historischen Roman, für den ihm die Gabe der ideellen Charakterisirung und der einheitlichen dramatischen Verflechtung fehlt, steht C. in der eigentlichen Novelle und dem Sittenbild, der Dorfgeschichte und Erzählungen ähnlicher Art, unter denen „Siska van Rosemael", „Wat eene moeder lyden kan", „Hoe men schilder wordt", von Diepenbrock als „Flämisches Stillleben" (3. Aufl., Regensburg 1849) ins Deutsche übersetzt wurden. Eine neue Reihe solcher kleiner Volksschilderungen bilden „De Loteling" (d. i. der

Rekrut, deutsch von Wolff, Leipzig 1850, von Gigot, Brüssel 1850), „Baes Gansendonck" (deutsch von Wolff, Leipzig 1850). „De houten Clara" (deutsch von Gigot, Brüssel 1851), „De blinde Rosa" (deutsch von Gigot, das. 1851) und „De arme Edelman" (deutsch von Gigot, das. 1851). C.'s illustrirte „Geschiedenis van Belgien" (Antwerpen 1845, deutsch von Wolff, Leipzig 1847) hat wohl als Nationalwerk, kaum aber als Forschung Werth. In der Ausführung seiner historischen oder dem Stillleben angehörenden Gemälde, von denen noch die „Avondstunde" (Antwerpen 1839, deutsch, 2 Theile, Münster 1846) und „Lambrecht Hensmans" (Antwerpen 1846, deutsch von Wolff, Bonn 1847) zu erwähnen sind, entfaltet C. übrigens eine wahrhaft niederländische Kunst, indem er, fern von aller Ziererei und Nachlässigkeit, die Grundzüge mit fester Hand hinwirft und auch das kleinste Detail mit Sorgsamkeit ausführt. Was ihn aber vor Allem auszeichnet, ist die Klarheit des Gedankens und die Reinheit der Gesinnung, die sich in allen seinen Schriften offenbaren.

Conseca (Consceа), afrikanische Negerstadt auf der Sierraleonaküste von Guinea, zwischen Freetown und dem Mesuradaflusse, Hauptstadt eines am Kapmountflusse gelegenen Reichs, Residenz des Königs, ist schwach befestigt und hat über 20,000 Einwohner. C. ist ein Handelsplatz der Briten.

Consecratio (lat.), s. Konsekration.

Conseil (franz.), eigentlich s. v. a. Rath, dann s. v. a. Geheimerath oder Ministerkonferenz; Benennung, welche die Stifter gewisser höheren Grade der Freimaurerei ihren Vereinen gaben, dem Worte Kapitel entsprechend (der berühmteste dieser C.s war der Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, Souverains Princes-Maçons, 1758 in Paris gestiftet).

Consenior (lat.), Mitältester.

Censensualis stipulatio (lat.), s. Kontrakt und Stipulatio.

Consensus (lat.), Einwilligung, s. Konsens.

Consensus dresdensis (lat.), s. Kryptocalvinisten.

Consensus Helveticus (Formula Consensus ecclesiae Helveticae), Glaubensbekenntniß mehrer reformirten Schweizerkantone (Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Glarus, Genf u. a. m.), von J. H. Heidegger der Lehre Mos. Amyraulds von der allgemeinen Gnade, sowie der Ansicht eines L. Cappel und Josua de la Place entgegengesetzt und 1675, zu Genf erst 1676 eingeführt, besteht aus 16 Artikeln und wurde 1722 aufgehoben.

Consensus repetitus fidei verae christianae (lat.), Vereinigungsformel in den synkretistischen Streitigkeiten, von den kursächsischen gegen die helmstädtischen Theologen aufgestellt, vom dresdener Oberkonsistorium bestätigt u. von den sächsischen Professoren mit unterzeichnet. S. Synkretismus.

Consensus sendomiriensis (lat.), gemeinsames Glaubensbekenntniß der augsburgischen, böhmischen u. helvetischen Konfessionsverwandten aus den polnischen Provinzen, das sich hauptsächlich auf die Lehre von Gott, der Menschwerdung Christi und dem Abendmahl bezog u. zu gegenseitiger Unterstützung verpflichtete, sowie die Abfassung eines gemeinschaftlichen Religionslehrbuchs in Aussicht stellte. Die Vereinigung geschah am 14. April 1570 zu Sendomir und ward 1573 in Krakau, 1578 in Petrikow, 1582 in Posen 2c. bestätigt. Der erste erfolgreiche Widerspruch dagegen erfolgte mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts; schon 1603 zogen sich die Lutheraner zurück, und Jablonsky und Andere strebten vergeblich, der todten Form neuen Geist einzuhauchen.

Consentes dii (lat), die zwölf großen etrurischen (tuscischen) Götter (dii majorum gentium), sechs männliche und sechs weibliche, die gleichsam den hohen Götterrath bildeten und von Ennius in folgenden Versen zusammengestellt sind:

Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Jovis, Neptunus, Vulcanus, Apollo.

Wie mit Jupiter entstanden, so sollten sie auch mit ihm, nach Ablauf seiner Weltperiode, untergehen. Nach Varro standen ihre goldenen Bildsäulen auf dem Forum zu Rom.

Consentia, alte Hauptstadt der Bruttier, auf einer Anhöhe am Crathisfluß, durch Natur und Kunst fest und ansehnlich, schon vor den punischen Kriegen, besonders aber während Hannibals Zügen oft genannt. Nach Jornandes soll in der Nähe die Grabesstätte des Gothenkönigs Alarich seyn; jetzt Cosenza.

Considerant, Victor, französischer Socialist, 1805 zu Salins geboren, besuchte die polytechnische Schule zu Paris, trat in die Armee und avancirte zum Geniekapitän, verließ aber diese Laufbahn, um sich der Verbreitung der Lehre Fouriers zu widmen, nach dessen Tode er Haupt von dessen socialistischer Schule wurde. Während Fouriers Wirksamkeit schrieb C. zahlreiche Artikel in die „Réforme industrielle", das officielle Organ des Fourierismus, übernahm später die Leitung der „Phalange" und gewann durch die Ansichten dieses Journals den reichen Engländer Young, welcher 1832 für die Stiftung eines Phalanstère auf einem großen Gute zu Condé-sur-Vegre (im Departement Eure Loire) die Mittel hergab. Das Unternehmen scheiterte jedoch und auch die Zeitschrift „Phalange" mußte eingehen, worauf die Anhänger der Schule ein neues Organ, die „Democratie pacifique", stifteten, welche 1845 an der „Phalange, revue de la science sociale" eine Hülfezeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. Seine meisten und wichtigsten Schriften handeln von der radikalen Weltverbesserung nach „harmonischen" Grundsätzen. Dahin gehört besonders seine dem König Ludwig Philipp gewidmete „Destinée sociale" (2 Bde., Paris 1834—38, n. Aufl. 1847—49). Zugleich bewährte er sich als Redner bei seinen fourieristischen Missionen im Innern von Frankreich, in der Schweiz, Belgien und Deutschland. Im Jahre 1848 wurde er vom Departement Loiret, 1849 vom Seinedepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Bergpar-

tei stimmte. Sein Name stand unter den zwei insurrektionellen Aktenstücken vom 13. Juni 1849, weshalb er nach einer von der Nationalversammlung ertheilten Vollmacht des Hochverraths angeklagt wurde. Er entkam indeß nach Belgien, wo er seitdem als politischer Flüchtling lebt.

Consilium (lat.), Rath, im weiteren Sinne der Kreis von rechtsverständigen Freunden, mit welchem sich in Rom die Magistrate zu umgeben pflegten, also s. v. a. Assessores. Dionysius weist Spuren vom C. schon in der Königszeit nach; später waren es besonders die Konsuln und Prätoren, welche bei Kriminal- wie Civilprozessen dergleichen Assessores, Consiliarii ꝛc. zu Rathe zogen, die allmählig in der That großen Einfluß auf die Entscheidungen der Magistrate ausübten, wie schon aus der Formel, der Magistrat habe de consilii sententia entschieden, hervorgeht. Ueber die kaiserlichen Consiliarii s. Consistorium. Davon ganz verschieden ist das C. judicum, d. h. diejenige Abtheilung von Richtern, welche über ein Verbrechen zu entscheiden hat. Im engeren Sinne hieß C. ein stehendes Kollegium, welches dem Oberrichter, in Provinzen dem Statthalter in der Privatjurisdiktion beistand, z. B. in Untersuchungen über Ingenuität, Civität, Freiheit ꝛc., und namentlich die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu besorgen hatte. In Rom bestand dieses C. aus 5 Senatoren und 5 Rittern, in den Provinzen aus 20 Rekuperatoren, Peregrini genannt, d. h. solche, die auch bei Peregrinen (s. d.) entscheiden können. Gewählt wurden die Mitglieder dieses C. vom Präses der Provinz aus dem Conventus (s. d.).

Consilium abeundi (lat.), der Rath, weg zu gehen, die mildere Art der Verweisung von der Universität, die temporäre Entziehung des akademischen Bürgerrechts, wovon jedesmal die bestrafende allen „befreundeten" Universitäten Nachricht zu geben pflegt. Die Dauer des C. a. wird im Straferkenntnisse stets mit ausgesprochen; nach Ablauf derselben kann von Neuem um die Immatrikulation nach herkömmlicher Weise nachgesucht werden. Geschärft wird das C. a. dadurch, daß die Aeltern, Vormünder und Verwandten des Konsiliirten, oder auch die Landesobrigkeit davon in Kenntniß gesetzt werden. In neuerer Zeit haben einzelne Universitäten dadurch, daß sie Konsiliirten durchaus die Aufnahme verweigerten, auch das C. a. zu einer harten und bei der Geringfügigkeit der meisten Vergehen und den oft dem ganzen Leben anhängenden Folgen mehrjähriger Trennung vom regelmäßigen Universitätsstudium wahrhaft unvernünftigen Strafe gemacht.

Consistorium (lat.), eigentlich Ort zur Versammlung, wurde später von dem Orte gebraucht, wo der geheime Rath der römischen Kaiser sich versammelte, seit Diocletian und Konstantin von diesem Rathe selbst, indem derselbe als Consistorium Principis an die Stelle des früheren Staatsraths trat. Seine Mitglieder wurden bald Proceres sacri palatii, Proceres consistorii, Proceres auditorii, bald auch Judices genannt und waren theils stehende und regelmäßige, theils außerordentliche. Die regelmäßigen Beisitzer (comites consistoriani) zerfielen in: illustres, wozu gehörten: der kaiserliche Kanzler, Quaestor sacri palatii; Magister officiorum, Hofmarschall; Comes sacrarum largitionum und Comes rei privatae; spectabiles, welche auch Comites consistoriani im engern Sinne, oder Comites primi ordinis in consistorium oder intra consistorium genannt werden; einige Beamte, welche, ohne eigentliche Consistoriani zu seyn, den Sitzungen des C. beiwohnen mußten. Außerordentliche Mitglieder des C. waren die Vocantes, wirkliche Staatsdiener, zwar ohne regelmäßiges Amt, aber zu außerordentlichen Kommissionen benutzt, daher nicht bloße Titularbeamte. Auch sie theilen sich in Illustres u. Spectabiles, wovon letztere nur auf besondere Aufforderung der jedesmaligen Sitzung beiwohnten. Als außerordentlich eingeladen erscheinen zuweilen auch die Konsuln, die Praefecti urbi, Praepositi cubiculi u. A. im C. Gegenstände der Berathung im C. waren nur die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten, namentlich Legislation, Administration und Justiz; hierher gehörten auch die feierlichen Audienzen des Kaisers, wobei der Magister officiorum die Vorstellung der Personen besorgte. Außer den Genannten gehörten zum Dienstpersonal des C. in Staatsangelegenheiten Notarii und Tribuni, in Justizsachen das Scrinium libellorum und epistolarum; Boten waren die Silentiarii (kaiserliche Thürhüter) und ihre Decuriones. Das Präsidium hatte der Kaiser oder der von ihm Beauftragte. Früher hatte das C. kein bestimmtes Lokal, erst M. Aurel wies ihm einen Saal in seinem Palast an. Ueber das C. in der christlichen Kirche s. Konsistorien.

Consolidantia (Consolidativa, lat.), Mittel, welche, wenn offene Wunden, oder auch Knochenbrüche geheilt, od. verrenkte Glieder eingerichtet sind, angewandt werden, um die Befestigung der Theile zu bewirken.

Consols (engl., konsolidirte Annuitäten, Three per Cent Consols oder Consolitated Annuities), 3procentige englische Staatspapiere, die den Haupttheil der englischen Staatsschuld bilden und die an der londoner Börse am häufigsten vorkommenden Effekten sind, weshalb sie auch den meisten Schwankungen des Kurses ausgesetzt und durch den Stand ihres Kurses für alle übrigen Stocks maßgebend sind. Ihr Name rührt davon her, daß 1751 mehre einzelne von einander getrennte Fonds zu Einem Stock vereinigt (konsolidirt) wurden. Dieser Stock belief sich damals auf 9,137,821 Pfd. Sterl., ist aber durch spätere Anleihen so bedeutend angewachsen, daß er 1844 370 Millionen Pfd. betrug. Die Dividende ist am 5. Jan. und am 5. Juli zahlbar, und der Kurs der 3% C. ist jetzt ca. 96 bis 97 (nämlich für 100 Pfd. Sterl. Nennwerth). Ist von englischen Stocks im Allgemeinen die Rede (d. h. ohne nähere Angabe der Effekten), indem man z. B. sagt: die englischen Fonds stehen 90, so sind damit immer diese 3% C. gemeint. Unter konsolidirten Fonds und konsolidirten Renten überhaupt versteht man nicht bloß solche, welche aus der Vereinigung (Konsolidation) mehrer einzelnen Fonds entstanden sind, sondern auch die gedeckten, d. h. solche, für deren Zinszahlung

bestimmte Staatseinkünfte angewiesen sind, s. Staatspapiere.

Constable, ursprünglich verwandt mit dem französischen Connetable, Name öffentlicher Sicherheitsbeamten in England. Der Lord High Constable, einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem Connetable von Frankreich ganz gleich. Die Würde des Großconstable war lehnbar, zuletzt in der Familie der Stafford, erlosch aber mit Eduard Stafford, als derselbe 1521 wegen Hochverraths verurtheilt wurde. Seitdem ward nur bei Krönungen oder anderen feierlichen Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland besteht die Würde eines Lord High Constable in der Familie Errol, in der sie seit Robert Bruce erblich ist. Die Oberconstables (High Constables), die besonders die Landesbewaffnung beaufsichtigten, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Zu ihnen kamen unter Eduard III. die Gemeindeconstables (Petty Constables), die noch jetzt als ehemahlige Gemeindevorsteher die untersten Vollziehungsbeamten des Staates bilden. Ihr Amtszeichen ist ein langer Stab von Holz, 3—4 Fuß lang, 1½ Zoll dick, oben mit dem königlichen Wappen, und ein kurzer Stab von Messing, 4 Zoll lang, oben mit einer kleinen Krone. Sie haben namentlich in dringenden Fällen Ruhe zu stiften und Verbrecher auf frischer That zu verhaften, sind aber auch die Vollzieher der Befehle der Friedensrichter, ihrer nächsten Vorgesetzten. Sie werden jährlich in der Regel von den Gemeinden, aber auch oft von den gutsherrlichen Beamten, den Kirchenältesten, oder den Friedensrichtern gewählt; befreit vom Dienst sind gewisse Beamte und Stände, wie Sachwalter, Aerzte, Wundärzte, Prediger ꝛc. u. früher auch Diejenigen, welche zur Belohnung für die Ueberführung eines Straßenräubers, Falschmünzers ꝛc. einen Freischein von Kirchspielsämtern erhalten hatten. Doch kann im Fall der Noth jeder Bürger aufgefordert werden, als Special Constable zu dienen. Wohlhabende lassen sich gewöhnlich durch einen Deputy Constable vertreten, für dessen Handlungen sie aber verantwortlich sind. Bei der Einführung der neuen Polizeiverwaltung durch Peel 1829 wurden in London die ehemaligen C.s aufgehoben u. durch 5 Kompagnien Policeconstables ersetzt, die in die 5 Polizeibezirke der Stadt vertheilt sind (s. London).

Constans, der jüngste von Konstantins des Großen drei Söhnen, aus dessen zweiter Ehe mit Fausta, geboren 323, nach Andern 320, verfiel nach dem frühen Tode seines Vaters (337) den verderblichen Schlingen des Hoflebens, während er zugleich dadurch, daß er schon 333 als Cäsar im westlichen Illyrien und Afrika aufgestellt worden war, den Keim der Herrschsucht zu zeitig genährt hatte. C. war eben in Gallien, als sein Bruder Constantius nach des Vaters Tode den Thronwechsel mit der Ermordung aller Seitenverwandten der kaiserlichen Familie einleitete. In der auf eine Anordnung Konstantins des Großen gegründeten Theilung erhielt C. Afrika (das prokonsularische ausgenommen), Sicilien, Illyrien, Italien, nach Einigen auch Macedonien und Griechenland, Constantius Thracien nebst dem ganzen Morgenland u. Konstantin II. Gallien, Spanien, Britannien und das prokonsularische Afrika mit der Hauptstadt Karthago. Letzterer verlangte von C. die Abtretung des übrigen Afrika u. den Mitbesitz von Italien u. machte, als sein Verlangen zurückgewiesen wurde, einen so raschen Angriff auf C.' Gebiet, daß dieser ihm nur einzelne Truppenabtheilungen entgegenstellen konnte. Gleichwohl siegte C. durch List; er lockte Konstantin in einen Hinterhalt, in welchem er erschlagen wurde. In Folge davon erhielt C. mehr als zwei Dritttheile des Reichs, und zwar unbestritten auch von seinem Bruder Constantius, weil dieser in einen Krieg mit den Persern verwickelt war und einsehen mochte, wie wenig er jetzt seinem Bruder gewachsen sey. Im Anfang seiner Regierung befolgte C. alle Pflichten eines guten Regenten und Feldherrn; er vertheidigte sein Recht kräftig in Gallien gegen die Franken, und selbst in Britannien kämpfte er siegreich gegen Pikten und Skoten. Bald aber beschränkte er seine ganze Thätigkeit auf bloße Jagd- und andere Vergnügungen und wurde durch schlechte Räthe zu immer größerer Ausschweifung verleitet, so daß er sich seinen eigenen Soldaten verächtlich machte. Diese Stimmung benutzte ein ehrsüchtiger Krieger, Magnentius, und warf sich, scheinbar im Namen der alten Republik, von dem Staatsschatzmeister Marcellinus unterstützt, bei einem Gelage in Autun zum Augustus auf. Als C., der eben wieder auf der Jagd war, von dem Aufstande vernahm, begab er sich sogleich auf die Flucht, um in Spanien und von da auf seinen Schiffen im Osten Sicherheit zu suchen, wurde aber in der Nähe von Helena, dem alten Illiberis (jetzt Elun), an der spanischen Grenze eingeholt und in einem Tempel ermordet (im Januar 350). Die Kirchenschriftsteller berichten noch, daß er gegen seinen Bruder Constantius die Partei des Athanasius ergriffen habe.

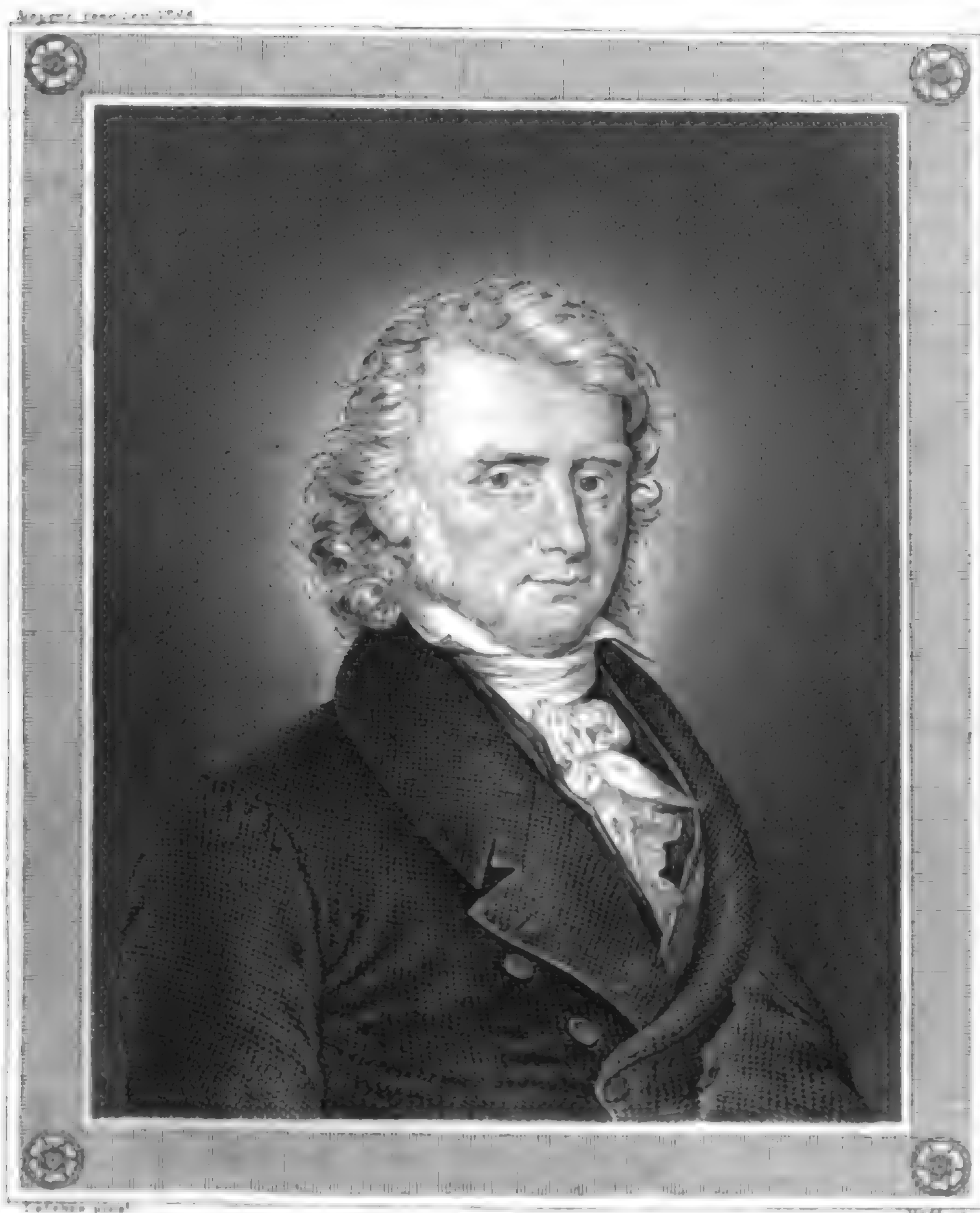
Constant de Rebecque, Henri Benjamin, einer der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller und Redner Frankreichs, war am 25. Oktober 1767 zu Lausanne geboren. Er studirte die Rechte, trat dann in braunschweigische Hofdienste, begab sich zu Anfang der Revolution nach Paris, wo er 1796 vor dem Rathe der Fünfhundert muthvoll die Sache seiner vertriebenen reformirten Landsleute führte und sich bald einen politisch bedeutenden Namen machte. Mit gleicher Strenge kämpfte er gegen die Anarchie wie gegen den Despotismus, stritt mit Eifer für die Gleichheit der Bürger, das Repräsentativsystem, die Freiheit der Presse und die Erhaltung der ordentlichen Justiz und veranlaßte, daß Talleyrand 1797 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Seine Reden und Schriften hatten ihm indeß die Ungunst des ersten Konsuls zugezogen, weshalb er 1802 aus dem Tribunat entfernt wurde und Paris meiden mußte. Mit der Frau von Staël durchreiste er mehre Staaten, ging später nach Göttingen, wo er wissenschaftlichen Beschäftigungen oblag, und erschien 1814 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden wieder in Paris. Hier trat er, besonders im „Journal des débats“, für die Sache der

Bourbonen auf, ließ sich aber dessenungeachtet im April 1815 von Napoleon zum Staatsrath ernennen und arbeitete als solcher an der Konstitution des Maifeldes. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen ging er nach Brüssel, durfte aber 1816 nach Paris zurückkehren und ward 1819 und 1824 zum Mitglied der Deputirtenkammer erwählt, auch als französischer Bürger anerkannt. Nach der Julirevolution stimmte er gegen eine Republik, dagegen für die Erhebung des Herzogs von Orleans zum konstitutionellen König. Bald aber sah er seine Ideale zerrinnen u. sich genöthigt, gegen die neue Dynastie in die Schranken zu treten. C. † am 8. Dec. 1830. Seine kleinen Schriften über Repräsentativregierung erschienen gesammelt unter dem Titel: „Cours de politique constitutionelle" (Paris 1817—20, 4 Bde., 2. Auflage 1833). Mehre seiner kleinen Aufsätze sammelte er in den „Mélanges de littérature et de politique" (1829). Der Sammlung seiner „Discours prononcés à la chambre des députés" (Paris 1833, 3 Bde.) wurde von Pagès der dritte Band hinzugefügt. Seine „Mémoires sur les cent jours" (Paris 1822, 2. Auflage 1829) sind besonders in Beziehung auf seine Theilnahme an den Ereignissen der hundert Tage bemerkenswerth. Zur Ergänzung und Erläuterung des Werks „De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements" (Paris 1824—30, 3 Bde.) hinterließ er die Schrift, „Du polytheisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne", die Mabler herausgab (das. 1833, 2 Bde.). Er bearbeitete auch Schillers „Wallenstein" für die französische Bühne und schrieb einen Roman „Adolphe" (3. Auflage 1824). Als Redner fehlte ihm die hinreißende Gewalt des Worts; sein Organ war undeutlich und seine Rede schnell. Dagegen wußte er in seinen Schriften alle Blößen des Gegners zu fassen und verband mit aller dialektischen Kunst zarte Ironie, Feinheit des Ausdrucks und einen zierlichen Styl. Sein Bruder, Jean Victor, 1773 zu Genf geboren, diente in der französischen, dann in der alliirten Armee, ging in britische Dienste, begleitete den Prinzen von Oranien 1811 nach Spanien und war zuletzt in niederländischen Diensten, wo er sich bei der Belagerung von Bergen op Zoom, bei Quatrebras und Waterloo auszeichnete.

Constantia, Distrikt und Hauptort in Kapland, südlich von der Kapstadt, in einem schönen Thale, ward vom Gouverneur van der Stell angelegt und nach dem Namen seiner Gattin benannt und ist berühmt durch seinen Wein, den Constantiawein, wovon jährlich gegen 200 Oxhoft ausgeführt werden.

Constantin, Abraham, einer der ausgezeichnetsten Email- und Porzellanmaler der Gegenwart, 1785 zu Genf geboren, malte erst Zifferblätter für Uhren und bildete sich dann in Paris und Rom, wo er bis 1826 verweilte. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er den Titel eines Kammermalers und das Kreuz der Ehrenlegion. Im Jahr 1832 begab er sich abermals nach Rom, um im Auftrag Louis Philipps Raphaels Meisterwerke in den vatikanischen Stanzen zu kopiren. Viele Kopien nach guten alten Meistern, welche C. während seines ersten Aufenthalts in Italien fertigte, bilden gegenwärtig in der königlichen Gallerie zu Turin eine kostbare u. seltene Sammlung in einer bis dahin nicht gekannten Größe. Die Originale finden sich größtentheils im Palaste Pitti zu Florenz. C. versuchte sich auch in eigener Komposition. In der turiner Sammlung ist von seiner Erfindung die (1823 durch die französische Armee erfolgte) Einnahme von Trocadero. Noch mehr Anerkennung und Lohn fand aber seine Meisterschaft in der Porträtmalerei. In seinem Buche „Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres" (Tübingen 1846) legte er seine Bemerkungen über Raphaels Art und Technik, über Zeichnungs- und Koloritverhältnisse der großen Maler, über die Porzellanmalerei ꝛc. nieder.

Constantius, 1) C. I. Chlorus, vollständig Flavius C. Chlorus, der Stifter der flavischen Dynastie u. Vater Konstantins des Großen, Sohn eines vornehmen Dardaniers (Daciers), Eutropius, machte sich durch Kriegsthaten einen Namen und ward von den Kaisern Diocletian u. Maximian 292 n. Chr. nebst Galerius zum Cäsar gewählt, bald darauf von Maximian auch adoptirt und mit seiner Stieftochter Theodora vermählt, während Diocletian zu Galerius in dasselbe Verhältniß trat. Das Reich wurde somit in 4 Theile getheilt, und C. erhielt als seinen Antheil Spanien, Gallien und Britannien. C. suchte zunächst die Grenzen Galliens zu sichern, schlug die Einfälle der Deutschen siegreich zurück, brachte den Alemannen, obgleich vorher von ihnen geschlagen und fast gefangen, bei Lingone eine große Niederlage bei u. bahnte sich dadurch, namentlich aber durch die glückliche Bekämpfung der mit Carausius verbundeten Franken den Weg zu dessen Besiegung. Nachdem er Bononia (Boulogne), auch Gesoriacum genannt, hauptsächlich durch Aufführung eines Dammes vor dem Hafen, trotz des hartnäckigsten Widerstandes erobert und die übrige Seeküste mit seinen Truppen besetzt hatte, rüstete er eine Flotte gegen Britannien. Während dieser Rüstungen ward aber Carausius 293 von Allectus ermordet, der nun die Stelle seines Vorgängers einnahm, aber von den Römern in einem blutigen Treffen geschlagen und getödtet wurde. Nachdem die Ruhe allenthalben wieder hergestellt war, sorgte C. nun auch für die Blüthe der ihm anvertrauten Länder in den Künsten und Wissenschaften des Friedens. Gleich abgeneigt dem orientalischen Pomp Diocletians, wie der militärischen Rohheit Maximians fremd, erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Unterthanen, und unter seiner milden Regierung erfreute sich die Sekte der Christen der Duldung und des Schutzes, was zu ihrer Emancipation von dem erheblichsten Nutzen war. Die Abdankung Diocletians u. Maximians und die Erhebung der bisherigen Cäsaren zur höchsten Würde (305) machte eine Theilung des Reichs nöthig. C. behielt die bisher ihm unterworfenen Länder, behauptete aber mit Mühe seine Stellung gegen Galerius, der seinen Groll deutlich genug verrieth, als er bei der Wahl der neuen Cäsaren C.' Sohn, Konstantin, überging. C. † bald nach seiner Erhebung, während einer Expedition, die er in Verbindung mit alemanni-



BENJAMIN CONSTANT

schen Hülfsvölkern unter einem König Erocus (Erich) gegen die Pikten machte, zu Eboracum (York) den 25. Juli 306. Ueber die guten Eigenschaften des C. sind beide Parteien, die heidnische und christliche, in seltenem Einverständniß. Die Heiden rühmen seine Einfachheit und Menschenfreundlichkeit, insbesondere seine Sorgfalt für den Wohlstand der Provinzen, anstatt der gewöhnlichen Bereicherungssucht für den Fiskus; die Christen neben diesen von den Provincialen zumal damals hochgeschätzten Eigenschaften seine tolerante Gesinnung gegen die Christen, die nachmals Muster für seinen Sohn Konstantin wurde.

2) C. II., Konstantins des Großen zweiter Sohn von seiner zweiten Gemahlin Fausta, ward geboren den 13. August 317 in Illyricum. Sehr sorgfältig für den künftigen Herrscherberuf gebildet, verwaltete der 20jährige Jüngling die öffentlichen Angelegenheiten in Asien, als der Tod seines Vaters ihm die Pflicht auferlegte, das Testament desselben zu vollstrecken. C. eilte nach Konstantinopel, fand aber die Lage der Dinge so schwierig, daß ihm die Kraft fehlte, den Knoten friedlich u. mit Ehren zu lösen. Seine beiden Oheime und Geschwisterkinder verlangten seinen Schutz und Bestätigung der ihnen vom verstorbenen Kaiser anvertrauten Würden, wogegen die Soldaten laut erklärten, Keinem, als Konstantins Söhnen, einen Antheil an der Regierung zuzuerkennen. Erdichtete Anklagen bewogen ihn, den Soldaten keinen Widerstand entgegenzusetzen, als sie die beiden Oheime, sechs Vettern u. mehre andere Männer, die mit ihnen verschwägert oder befreundet waren, ermordeten. Nur Gallus und Julian, Neffen Konstantins des Großen, blieben am Leben. In der bald darauf erfolgten Theilung des Reichs erhielt C. Asien u. Aegypten, erbte aber zugleich einen Krieg gegen die Perser, der kurz vor Konstantins Tod wieder ausgebrochen war und der lange Zeit C.' angestrengte Thätigkeit in Anspruch nahm, auch C. verhinderte, sich nach dem Tode seines ältern Bruders Konstantin II. in die Angelegenheiten des Westens zu mischen. Erst als nach der Ermordung seines jüngern Bruders Constans (350) Magnentius in Spanien, Gallien, Britannien und Italien als Kaiser anerkannt und der General Vetranio von seinen Legionen in Illyricum mit dem Purpur geschmückt worden war, sah er sich genöthigt, den Osten seinem Vetter Gallus zu überlassen, um den Mörder seines Bruders zu blutiger Rechenschaft zu ziehen. Vetranio unterwarf sich und ward nach Prusa in Bithynien verwiesen; Magnentius aber zog mit einem mächtigen Heere heran und nöthigte C., ihm Friedensanträge zu machen, die Magnentius mit Hohn beantwortete. So kam es am 28. September 351 bei Mursa (Essek) an der Drau zur Schlacht, nachdem C. den Anführer der feindlichen Reiterei, Silvanus, zu bereden gewußt hatte, mit seinen Truppen zu ihm überzugehen. Während sich C. feig in eine Kirche zurückzog, gewann seine tapfere Reiterei in einer mörderischen Schlacht, in welcher gegen 54,000 Mann gefallen seyn sollen, den Sieg. C. wüthete darauf gegen die Partei des gefallenen Feindes aufs Grausamste, blieb, der Unruhen ungeachtet, die im Orient ausbrachen, längere Zeit in Gallien, feierte 353 zu Arelate seine Tricennalien u. unternahm 354 einen Feldzug gegen die Alemannen, ging bei Basel über den Rhein, mußte jedoch, durch Nachrichten aus dem Orient beunruhigt, Frieden mit ihnen schließen. Gallus, von C. zum Cäsar ernannt, hatte unterdeß im Orient noch grausamer gewüthet, als C. selbst, der, ihn furchtend, ihn auf friedlichem Wege in seine Gewalt zu bringen wußte u. ihn dann hinrichten ließ. Gallus' Bruder Julian entging kaum durch den Schutz der Kaiserin Eusebia dem Tode, ward aber dennoch von C., der sich zu schwach fühlte, um allein sein von allen Seiten angegriffenes u. bedrängtes großes Reich zu regieren und zu vertheidigen, feierlich zum Cäsar ernannt und erhielt die Verwaltung und Vertheidigung des Westens. Ein Feldzug gegen die Sarmaten und Quaden, wobei die sogenannten Limiganten, jenes Sklavenvolk, das sich zum Herrn seiner früheren Herren aufgeworfen hatte, wegen Treulosigkeit gegen C. ganz ausgerottet wurde, verschaffte ihm den Beinamen Sarmaticus. Nachdem hier durch Siege und Verträge die Grenzen gesichert waren, ging C. 359 nach Asien, wo Sapor durch seine auf den ehemaligen Umfang des persischen Reichs unter Darius und Xerxes gestützten Ansprüche die Friedensunterhandlungen, zu denen C. geneigt war, zersplitterte. C. fand den wichtigen Platz Amida von den Persern erobert, rückte endlich, durch scythische Hülfsvölker und den König Arsaces von Armenien vielfach verstärkt, selbst ins Feld, mußte sich aber unverrichteter Sache in die Winterquartiere in Antiochien zurückziehen, während Julian gerade damals durch seine Kriege in Gallien und Alemannien die Welt mit seinem Ruhm erfüllte und den Neid des C. immer mehr erregte. So machte dieser in Antiochien zwar neue Anstalten zum Feldzug gegen die Perser, dachte aber zugleich darauf, seinen glücklichern Vetter der Stützen seiner Macht zu berauben, indem er den besten Theil seines Heeres zur Beschützung von Asien verlangte. Julian war wohl bereit, dem kaiserlichen Befehle Folge zu leisten, die Truppen aber weigerten sich, sich von ihrem siegreichen Anführer zu trennen, und riefen Julian wider seinen Willen zum Kaiser aus. Julian bat C. zuerst auf gütlichem Wege um seine Einwilligung. Dieser aber, nach dem Tode der Kaiserin Eusebia von den Verschnittenen ganz beherrscht, zog, nachdem er mit den Fürsten am Tigris und den Königen von Armenien und Iberien ein Bündniß geschlossen, seine Truppen von der Grenze Persiens zurück und brach, obgleich schon krank, nach dem Westen gegen Julian auf. Zu Mopsocrene, einem Städtchen in der Nähe von Tarsus, ereilte ihn aber am 3. November 361 der Tod, im 45. Jahre seines Alters und im 25. seiner Regierung als Augustus. Vor seinem Tode soll er noch Julian zu seinem Nachfolger ernannt haben. C. war pedantisch streng gegen sich selbst und ebenso gegen Andere, argwöhnisch und bei dem geringsten Verdacht sehr grausam. Seine Mäßigkeit und namentlich seine Keuschheit wird gerühmt, ebenso seine körperliche Gewandtheit. In Bezug auf das Christenthum ahmte er die späteren Maximen seines Vaters nach, indem er sich mit fast

fanatischem Eifer in die kirchlichen Streitigkeiten mischte und sich mit ungebührlicher Hitze der Arianer annahm, so daß Ammian von ihm sagt, er habe durch die immerwährenden Reisen der Bischöfe die Posten ruinirt.

Constituens (lat.), gestaltgebendes Mittel, in der Receptirkunst dasjenige Mittel, durch welches eine Arznei die ihr nöthige Form, Umfänglichkeit und Konsistenz erhält, bei flüssigen Arzneien Vehiculum, bei andern Präparaten Excipiens genannt. Um die Wirkung des Hauptmittels nicht zu beeinträchtigen, schreibt der Arzt, wenn ihm weder ein Adjuvans noch Corrigens zu Gebote steht, ganz indifferente Mittel vor, z. B. bei liquiden Arzneiformen destillirtes Wasser oder einfachen Gerstenabsud, bei Pulverformen gewöhnlichen Zucker oder Milchzucker.

Constitutio (lat.), Ordnung, Verordnung, Beschluß, Recht, Verfassung (s. Konstitution). C. civilis (C. principum) ist eine gesetzliche Verordnung, wodurch eine gemeinrechtliche Bestimmung bestätigt, aufgehoben, verändert oder erläutert wird. Der Form nach sind die Constitutiones Reskripte, Dekrete, Mandate oder Edikte; ferner allgemeine Konstitutionen, oder besondere (letztere, als auf einen speciellen Fall sich beziehend, heißen Privilegien). Ihrem Inhalt nach sind sie C.nes ecclesiasticae, wenn sie sich mit dem Kirchen- und Schulwesen beschäftigen, u. C.nes feudi (s. Lehn); im deutschen Reich unterschied man C.nes imperiales, wenn sie für das ganze Reich gültige Bestimmungen enthielten, wie die Reichsabschiede &c., u. C.nes provinciales, d. h. die in den einzelnen deutschen Staaten im Kreise der Legislation derselben entstandenen Gesetze. Constitutiones feudales heißen die Lehnsverordnungen, welche namentlich in den Kapitularien der fränkischen Könige, in der Verordnung Konrads II. (1037), Heinrichs III., Lothars II., Friedrichs I., Heinrichs IV., Otto's IV., Friedrichs II. und Wilhelms bestehen. Constitutiones personales sind landesherrliche Verordnungen, welche eine bestimmte Person für einen bestimmten Fall der Kraft der Gesetze entziehen, sie von ihren Vorschriften befreien. Sie zerfallen nach gewöhnlicher Annahme in C.nes odiosae, ungünstige, u. C.nes favorabiles, günstige Verordnungen, letztere wieder in dispensationes, abolitiones und adgratiationes. Constitutiones principales, principis oder imperatoris, waren im römischen Staate kaiserliche Verordnungen, die auf eingereichte Vorstellungen und Bitten vom Kaiser erlassenen Reskripte und Befehle (edicta principis). Sie, sowie die Leges (eigentlich sogenannten Gesetze) und die Senatusconsulta (Senatsbeschlüsse) bilden die drei Hauptquellen des römischen Rechts.

Constitutio criminalis Carolina (lat.), s. Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

Constitutio unigenitus (lat.), s. Unigenitus.

Constitutum (lat.), ein wiederholter Vertrag. C. possessorium heißt der Vertrag, vermöge dessen Jemand eine Sache, in deren eigenthümlichem Besitz er bis jetzt war, nun auf den Namen eines Andern zu besitzen anfängt; das Gegentheil davon ist die Traditio brevi manu facta, ein Vertrag, vermöge dessen Derjenige, welcher bisher eine Sache auf fremden Namen besaß, dieselbe nun als Eigenthümer zu besitzen beginnt. Beides sind fingirte Besitzübertragungen und haben das Eigenthümliche, daß dabei der Besitz durch bloßen Willen der Kontrahenten, ohne Hinzutritt einer äußern Thatsache, übergeht; sie setzen in der Regel, wie alle Besitzübertragungen, ein anderes Rechtsgeschäft voraus, welches dadurch vollzogen wird. Das C. possessorium tritt z. B. meist da ein, wo Jemand ein Grundstück verkauft, aber zugleich von dem Käufer für die Zukunft erpachtet; die Traditio brevi manu da, wo der bisherige Pachter das erpachtete Grundstück als Eigenthum erwirbt.

Constrictor (lat.), Schnürmuskel, Muskelbündel, welche ringförmig eine Höhlung oder Oeffnung umgibt, also s. v. a. Schließmuskel. Besonders führen diesen Namen: die Constrictores pharyngis (inferior, medius, superior), die Schlundkopfschnürer, und die C.es vaginae, die Scheidenschnürer.

Consuegra, Stadt in der spanischen Provinz Toledo, am Amarguilla, mit Kastell und 6000 Einwohnern, die Fabriken für grobes Tuch zu Mönchskutten unterhalten. In der Nähe finden sich Steinbrüche.

Consul (lat.), Rathgeber, s. Konsul.

Consularis (Consularis vir), zur Zeit der römischen Republik Derjenige, welcher Konsul gewesen war, unter den Kaisern Titel für höhere Staatsbeamte, welche, ohne Konsuln gewesen zu seyn, die Erlaubniß erhielten, die konsularischen Insignien zu tragen, also ziemlich s. v. a. Consul honorarius (s. Konsul). Diesen Titel erhielten vorzugsweise die höheren Heerbefehlshaber, weil die abgetretenen Konsuln häufig als Feldherren in die Provinzen geschickt wurden, ferner die Provinzialstatthalter, die Oberaufseher der Wasserleitungen in Konstantinopel (Consulares aquarum), den Curatores aquarum) in Rom analog, die sowohl für richtige Vertheilung des Wassers, als für Reinhaltung desselben zu sorgen hatten, &c., während die Comites formarum sich mehr um das Technische und um das Materiale bekümmerten.

Consus, Gottheit des alten Roms, welcher zu Ehren die Consualia bis in die Zeiten des Augustus gefeiert wurden. Unter den Alten haben Einige, ganz abgesehen von der Deutung des Namens, den C. für den Neptunus oder den Neptunus equester gehalten und geschlossen, daß seines Beinamens wegen von Romulus Wettrennen ihm zu Ehren angeordnet worden seyen, wie auch in der späteren Zeit die großen Spiele in der circensischen Rennbahn dem Neptunus geheiligt waren. Andere deuteten die Benennung des Gottes auf den Erderschütterer Neptunus, da sie den Namen C. mit Concussor in Verbindung brachten und hiernach die besondern Gebräuche der Verehrung deuteten. Wieder Andere, zwei verschiedene Vorstellungen vermischend, als sey Neptunus der Gott der Gewässer und verborgenen Dinge, nannten den C. den Gott der verschwiegenen Ueberlegung, da Romulus diesen Kult eingesetzt habe, als im Circus maximus ein

Altar ausgegraben worden sey, und brachten hiernach den Namen mit einem Zeitworte conso, welches dem consilium zum Grunde liegen sollte, zusammen. Den Anfang der Festlichkeiten knüpfte die Sage an den Raub der Sabinerinnen, welcher, als die Consualia zum ersten Male gefeiert wurden, Statt gefunden haben soll. In der folgenden Zeit beging man nach dem römischen Calendarium das Fest am 21. August und 15. December mit Libationen, welche man auf einem im Circus maximus aufgedeckten Altare in den brennenden Weihrauch auszugießen pflegte. Dazu kam ein Wettlauf von angeschirrten und leeren Rossen; sonst ließ man an diesem Tage Pferde und Maulthiere von jeder Arbeit feiern und bekränzte sie mit Blumen. Es scheint daraus hervorzugehen, daß häusliche Verhältnisse der Festlichkeit zum Grunde lagen, u. in dem C. als Conditus durfte sich daher ein Erntegott erkennen lassen, für welchen man die Zugthiere bekränzte, der Mensch selbst aber Spiele zum Zeichen seiner Dankbarkeit für die erhaltenen Früchte feierte. Auch der Gebrauch der Aufdeckung des verborgenen Altars und daß er einen Tempel unter einem Dache hatte (templum sub tecto), läßt sich damit in Verbindung bringen, als eine symbolische Andeutung, wie dem Menschen der Erntesegen aus der Erde gespendet werde. Was sodann das Feld für das Leben des Einzelnen war, das waren die Sabinerinnen für die Fortdauer Roms selbst.

Contades, Louis Georges Erasme, Marquis de, französischer General, geboren 1704 auf dem Schloß Montgeoffroi in Anjou, trat früh in französische Dienste, ward 1724 Lieutenant, 1729 Kapitän, 1734 Oberst und erwarb sich als solcher die ritterlichen Sporen in Italien, wo er Schloß Colorno gegen 14,000 Mann vertheidigte. Nach seines Vaters Tode nahm er das seiner Familie erblich gehörige Gouvernement Beaufort in Besitz, ging 1737 als Brigadier nach Korsika, ward 1740 Maréchal de Camp, focht 1741 unter Maillebois in Westphalen, 1743 unter Noailles am Rhein, 1744 vor Ypern u. Furnes, dann wieder am Rhein und in Flandern, ward 1745 Generallieutenant, lag mit Löwendal 1747 vor Bergen op Zoom und nahm Hulst. Im Jahr 1758 zum Marschall und Oberbefehlshaber der französischen Armee in Westphalen ernannt, ward er 1759 von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Minden geschlagen und deshalb zurückberufen. Im Jahr 1763 erhielt er das Gouvernement von Elsaß, das er bis 1788 verwaltete. Er † 1795 zu Livry bei Paris.

Contagium (lat.), Ansteckungsstoff, s. Ansteckung.

Contant (franz.), s. Comptant.

Contarina, Dorf in der Delegation Venedig des lombardisch-venetianischen Königreichs, am Po, mit 4000 Einwohnern.

Contarini, Name einer der ausgezeichnetsten venetianischen Familien, welche von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang der Republik Venedig durch eine große Zahl berühmter Männer in den Annalen des Staats geglänzt hat. Acht Dogen, viele Feldherren und Staatsmänner, Künstler, Dichter, Gelehrte sind aus ihr hervorgegangen, und mehre von diesen haben universalhistorische Wichtigkeit erlangt. Ihren großen Reichthum verdankte die Familie einem ausgebreiteten Handel nach der Küste von Afrika, besonders nach Tanger, Tunis, Tripolis u. Barca. Selbst mehre der Dogen nahmen an demselben Theil, bis ein Gesetz solche merkantile Beschäftigungen dem Staatshaupte untersagte. Die Familie spaltete sich im Laufe der Zeiten in mehre Zweige, welche dann besondere Beinamen trugen. Sie scheint außerdem sehr ausgebreitet gewesen zu seyn, da fast zu jeder Zeit der Name C. in den Annalen Venedigs erwähnt wird und oft die Zahl Derer nicht unbedeutend ist, welche zu gleicher Zeit die höheren Staatsämter bekleideten. Zuerst wird der Name C. unter den zwölf Tribunen (zwölf Aposteln) genannt, welche den ersten Dogen Venedigs Paoluzzi Anafesto 697 erwählten; doch ist von ihm und seinen nächsten Nachkommen nichts weiter bekannt. Der erste Doge aus dem Geschlechte war Domenico C. Er war vor 1000 geboren und erhielt 1041 die herzogliche Würde, die er 27 Jahre lang mit Weisheit verwaltete. Seine nächste Aufgabe, die Ruhe im Staate herzustellen, löste er vollkommen, wie er im ganzen Verlaufe seiner Regierung in den innern Verhältnissen des Staats eben so viel Kraft als Klugheit entfaltete. Auch mehre öffentliche Gebäude in Venedig rühren von ihm her. Die Markuskirche erhielt durch ihn ihre jetzige Gestalt; außerdem erbaute er das Kloster des heiligen Nikolaus auf dem Lido und nicht weit davon das Kloster des heiligen Angelus. Er † 1067 und sein Leichenzug hatte die Auszeichnung, daß sein bereits ernannter Nachfolger ihn zu Grabe begleitete. Jacopo C., der zweite Doge aus dieser Familie, geboren um 1194, erhielt gegen seinen Wunsch die höchste Würde 1274. Obwohl ein 80jähriger Greis, entwickelte er doch in den äußerst schwierigen Verhältnissen des damaligen Venedigs eine eben so bewunderungswürdige Thätigkeit als Klugheit. So beendigte er einen Aufstand der Städte Triest und Capodistria, führte einen schon früher begonnenen Krieg gegen Ancona mit Glück weiter, bis sich die Stadt, obgleich vom Papste unterstützt, zur Unterwerfung unter die Souveränetät Venedigs auf dem Meere genöthigt sah, und dämpfte mit gleichem Glücke eine gewaltige Empörung, welche di Cortazzi auf Kandia angestiftet hatte, um die Insel den Venetianern zu entreißen. Nachdem er durch die Erwerbung der Stadt Almissa in Dalmatien, Montore in Istrien, Cerva in der Romagna und vieler kleineren Güter und Vortheile sein Verdienst um den Staat erhöht und überall den Frieden hergestellt hatte, legte er nach sechsjähriger Regierung 1280 sein Amt nieder und † noch in demselben Jahre. Fast hundert Jahre später, 1367, erhielt Andrea C. die herzogliche Würde, welcher er sich durch seinen Aufenthalt in Padua vergeblich hatte entziehen wollen und zu deren Annahme er durch die Drohung der Verbannung gezwungen werden mußte. Vor seiner Erhebung hatte C. bereits die wichtigsten Aemter im Staate bekleidet; er war einer der Richter, welche den Marino Faliero verurtheilt hatten. Gleich nach seiner Ernennung zum Dogen gelang ihm die Beendigung des Aufstandes der Triestiner, die

Beruhigung der Kandioten; mit Oesterreich schloß er einen Frieden ab. Schwieriger wurde und blieb nicht ohne Demüthigung eine Fehde mit Franz von Carrara, Herrn von Padua, an die sich ein Krieg mit Genua schloß, gewöhnlich der Krieg von Chiozza oder Chioggia genannt, welcher bei der großen Gefahr, mit welcher er Venedig bedrohte, den Muth und die Staatsklugheit des Dogen in einem ungewöhnlichen Maße verlangte. Mit geringen Unterbrechungen hatte derselbe schon gegen 100 Jahre gedauert und eine für Venedig höchst ungünstige Wendung genommen, als C. selbst den Oberbefehl übernahm und 1380 Chioggia zur Ergebung, Genua zum Frieden zwang. Er † den 5. Juni 1382. C. war der erste Doge, welchem von Staatswegen eine Leichenrede gehalten wurde. Ferner ließ die Republik seine Rückkehr auf öffentliche Kosten malen und übertrug dieses Geschäft dem Paul Veronese, der sich desselben auf ruhmwürdige Weise entledigte. Francesco C., geboren um 1570, trat früh in die wichtigsten Aemter des Staats, bekleidete zwei außerordentliche Gesandtschaften, an den Papst Paul V. und an Jakob I. von England, und kam, nachdem er noch das Amt eines Procuratore di S. Marco verwaltet hatte, 1623 auf den Dogenstuhl. Um Oesterreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, verband er sich mit Frankreich, Savoyen und den protestantischen Schweizerkantonen, doch wurde dieser Zweck erst nach seinem Tode, welcher schon 1624 erfolgte, erreicht. Nicolo C., geboren 1557, war eben so ausgezeichnet als Staatsmann wie als Gelehrter. Als Provveditore jenseits des Mungio wußte er 1621 die Würde der Republik gegen des spanischen Generals Feria Anmaßung wohl zu behaupten, und als Savio trug er 1626 kein Bedenken, sich dem Dogen Cornaro, als dieser die Gesetze des Staats zu umgehen suchte, allein unter allen Senatoren zu widersetzen. Nachdem er schon früher Avogador gewesen war, wurde er 1628 unter die Zehn der Republik erwählt und noch in demselben Jahre zum Correttore ernannt, in welcher Eigenschaft er sich dadurch ein großes Verdienst erwarb, daß er des unglücklichen Foscarini Unschuld, welcher 1622 auf den bloßen Verdacht, mit einem fremden Gesandten in heimlicher Verbindung zu stehen, hingerichtet worden war, erwies. Im Jahre 1630 gelangte er zum Dogat, † aber schon 1632, ohne sich weiter ausgezeichnet zu haben. Von C.'s Schriften ist die sehr ausführliche „Istoria Veneziana", welche die Jahre 1597—1628 umfaßt, noch handschriftlich vorhanden; gedruckt ist: „De rerum perfectione libri sex" (Venedig 1576), ferner „Modo della Elezione del Serenissimo Principe di Venezia" (Rom 1630). Carlo C., 1655 zum Dogen erwählt, besaß diese Würde nur ein Jahr. Seine Regierung ist durch einen ruhmvollen Kriegszug gegen die Türken ausgezeichnet, auf welchem der venetianische Admiral Mocenigo die türkische Flotte unter den Kanonen der Dardanellen schlug. Domenico C. ward 1660 zum Dogen gewählt. In seine Regierung fiel der äußerst kostspielige und verheerende Krieg gegen die Türken um Kandia von 1663—66. Ludovico C. ward, nachdem er den Frieden mit den Türken abgeschlossen, 1676 zum Dogen erwählt. Er war der letzte C., welcher die herzogliche Würde erlangte.

Andere berühmte Männer dieses Namens waren: 1) Francesco C., in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, lehrte zuerst in Padua mit großem Beifall Philosophie um 1460 und ging hierauf als venetianischer Gesandter nach Rom zu Pius II. Als Provveditore führte er 1453 die Truppen, welche Venedig der Stadt Siena gegen Florenz zu Hülfe sandte. Er fiel bei Croja in Dalmatien im Kampfe gegen die Türken 1476. Jenen Feldzug in Toskana beschrieb er unter dem Titel: „Historia Etruriae s. commentarii de rebus in Etruria 1453 ab Alphonso rege Venetis et Senensibus gestis" (von J. M. Bruto 1564 zu Lyon herausgegeben).

2) Ambrosio C., ging 1473 als Gesandter der Republik nach Persien u. beschrieb seine „Viaggio ad Uxumcassam rè di Persia" (Venedig 1487).

3) Marco Antonio C., Anführer eines Theils der venetianischen Flotte, rettete nach der Niederlage derselben durch den Herzog von Ferrara auf dem Po 1509 seine Schiffe und erhielt hierauf selbst den Oberbefehl über die ganze Flotte gegen den Herzog. Er † 1550. C. verfaßte mehre Schriften, welche ihm den Beinamen des Philosophen erwarben, u. A.: „Speculum morale philosophorum" und „Commentario sopra la politica d'Aristotele".

4) Gasparo C., ausgezeichneter Schriftsteller, 1485 zu Venedig geboren, studirte in Padua und erhielt, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, mehre wichtige Staatsämter, ging 1521 als venetianischer Gesandter auf den Reichstag zu Worms, wohin ihm Cornaro vorausgegangen war. Nachdem er 1523 den Frieden mit dem Kaiser zu Stande gebracht, begleitete er diesen auf seinen Reisen durch Belgien, England, Spanien, kehrte aber 1525, als Venedig wieder auf französische Seite getreten war, zurück. Der Senat ernannte ihn nun zum Savio di terra firma und zum Statthalter in Brescia, welche letztere Würde er jedoch unter dem Vorwande seiner geschwächten Gesundheit ablehnte. Im Jahre 1527 wurde er an den Papst Klemens VII. gesandt, um die Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien zu verhindern und den Anschluß an Frankreich herbeizuführen. Als aber gleichwohl der Kaiser immer größere Fortschritte machte und Franz I. einseitig den Frieden zu Cambray abschloß, erhielt C. den Auftrag, mit dem Kaiser auf möglichst günstige Bedingungen Frieden zu schließen, was Ende 1529 zu Bologna geschah. Hierauf wurde er in Venedig zum Savio grande ernannt und bekleidete nach und nach die höchsten Staatsämter bis zum Capo de' Dieci. Im Jahre 1535 ernannte ihn Paul III. zum Kardinal, worauf Karl V. ein Jahrgehalt von 800 Golddukaten hinzufügte, welches auf eine neapolitanische Besitzung des Kaisers angewiesen wurde. Seit dieser Zeit war C. unermüdlich für die Kirche thätig und erwarb sich in dieser Beziehung den ausgebreitetsten Ruf. Wiederholt stellte er Paul III. die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung dar und ward vom Papst zu der Kommission ernannt, welcher dieses Geschäft übertragen wurde. C. drang nun bei den Geist-

lichen und allen Beamten der Kirche auf treue Pflichterfüllung, ein strenges und untadeliges sittliches Leben, auf Beseitigung jedes auffallenden Luxus, jeder Habsucht und Geldsucht, besonders aber auf ein Leben, wie es den Dienern der Kirche geziemte; im Uebrigen ließ er die Stellung des Papstes zum Kirchenregimente und zur Lehre unangefochten. Dagegen sorgte er ängstlich für eine strenge Ueberwachung der freieren Ansichten, welche besonders von den Universitäten aus sich verbreiteten, und verschob die ganze Angelegenheit auf das Koncil, welches bald nach Vicenza berufen werden sollte, von dessen Bedeutungslosigkeit man aber schon im Voraus überzeugt war. Im folgenden Jahre (1538) begleitete er Paul III. nach Nizza, woselbst er den zehnjährigen Waffenstillstand, welchen der Papst zwischen Karl V. und Franz I. vermittelte, abschloß. Wegen seiner diplomatischen Geschicklichkeit erhielt er als päpstlicher Bevollmächtigter beim Reichstage in Regensburg noch den besondern Auftrag, die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche zu versuchen. C. befand sich als päpstlicher Legat in einer äußerst schwierigen Stellung, indem er zwischen Protestanten und dem Kaiser das päpstliche Interesse wahrzunehmen hatte. Vergeblich arbeitete er der Berufung eines allgemeinen Koncils entgegen, und so fand er bei seiner Rückkehr wenig Dank für seine Anstrengungen. Die Kardinäle klagten, daß er den Protestanten nicht mit gehörigem Nachdrucke widerstanden und durch seinen Mangel an Entschiedenheit die Kirche fast in Gefahr gebracht habe; nur der Papst selbst übersah weder die Schwierigkeit der Verhandlungen, noch das Verdienst seines Legaten und ernannte ihn zum Beweise seiner Zufriedenheit zum Legaten in Bologna. Hier † er 1542, wie man vermuthet, durch Gift. Er ward in der Familiengruft des Oratorio di Sta. Maria dell' Orto zu Venedig bestattet, und eine schöne Büste bezeichnet die Stelle, wo seine Gebeine ruhen. Seine Charakterbravheit wurde von allen Parteien anerkannt; die Protestanten rühmten außerdem noch seinen friedliebenden Charakter, und selbst Katholiken behaupteten, daß der Neid nur zu sehr dem segensreichen Erfolge seiner Wirksamkeit entgegengetreten sey. Sein Lebenswandel war ohne Tadel; im Staatsleben zeigte er Klugheit, Sicherheit und Festigkeit. Die griechische Literatur kannte er sehr genau und liebte sie so sehr, daß er erklärte, selbst die Steine in Griechenland verdienten unsere Verehrung. Auch die hebräische Sprache war ihm nicht unbekannt. In lateinischer Sprache schrieb er einen eleganteren Styl, als die meisten Theologen seiner Zeit. Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, Astronomie und Physik waren seine Lieblingsstudien. Die Werke, welche er vor seiner Erhebung zum Kardinal geschrieben hat, sind verschiedenen, meist philosophischen Inhalts; später schrieb er nur über Gegenstände seines Berufs als Geistlicher. Seine bekannteste u. gerühmteste Schrift ist: „De magistratibus et republica veneta" (Paris 1543, italienisch, Venedig 1591). Seine Werke sind durch seinen Neffen, Ludovico C., 1571 zu Paris und 1589 zu Venedig herausgegeben worden. Sein Leben beschrieb Johann Casa in lateinischer Sprache (in dessen gesammelten „Monumentis"), italienisch Ludovico Boccatelli (herausgegeben vom Kardinal Quirini, Brescia 1746).

5) Giovanni C., einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, geboren zu Venedig 1549, † zu Prag 1605. Früher dem Staatsdienste gewidmet und als Notar angestellt, folgte er bald der älteren und mächtigeren Neigung für die Kunst und ward eifriger Nachahmer erst Tintorets, dann Tizians und einer der bessern Maler der venetianischen Schule. Seine Hauptstärke war im Porträt, dem er, bei einer meisterhaften Behandlung, die höchste Aehnlichkeit verlieh. So erzählt man, daß seinem Bildnisse des Marco Dolce die Hunde und Katzen des Hauses als ihrem Herrn schmeichelten. Eines seiner besten Werke ist die Auferstehung in St. Francesco, nach Lanzi eines der schönsten Deckengemälde in Venedig.

6) Giovanni Pietro C., berühmt als Geschichtschreiber der Schlacht bei Lepanto 1571. Sein Werk, das sich durch große Wahrheitsliebe, richtige Würdigung der Thatsachen und genaue Darstellung der Einzelheiten auszeichnet, erschien unter dem Titel: „Istoria delle cose succese dal principio della guerra mezza da Selim Ottomano à Veneziani sino al della grangiornata vittoriosa contra Turchi" (Venedig 1572, lat. von Nic. Stuvanus, Basel 1573).

7) Jacopo Pietro C., besaß die reichste, schönste und auserlesenste Sammlung von Büchern, Handschriften und Handzeichnungen in Venedig, welche er in einem Museum im contarinischen Palaste vereinigt hatte. Er erlangte durch dieselbe eine gewisse Berühmtheit, die Heinrich III., König von Frankreich, als derselbe sich auf einer Reise von Krakau nach Frankreich in Venedig befand und von der Signoria die Einladung erhielt, einen Edeln zum Senator zu wählen, veranlaßte, ihn zu wählen. Dieses Ereigniß ist von Tintoretto in einem Gemälde in der Sala dei Filosofi im Dogenpalaste dargestellt. Auf seine Veranstaltung und zum Theil auf seine Kosten wurde der Dogenpalast mit vielen schönen Bildern ausgeschmückt, auf welchen die Thaten der Venetianer dargestellt waren.

8) Simone C., ausgezeichneter Staatsmann, geboren 1563, bekleidete mehre Gesandtschaften an die Herzöge von Savoyen, Urbino, Florenz, Modena, Mantua, Parma, Philipp II. von Spanien, Ludwig XIII. von Frankreich, den Papst Paul V. und den Sultan Mohammed III. mit solchem Erfolge, daß Ferdinand II. von ihm sagte, er sey vermöge seiner Klugheit im Stande, das Paradies anzuzünden. Als 1630 eine Pest Venedig verheerte, durch welche in der Stadt selbst allein 60,000 Menschen umkamen, verließ er seinen Posten als Proveditore di S. Marco nicht, sondern harrte mit großer Standhaftigkeit aus, sorgte für Ordnung u. Ruhe u. half, so viel in seinen Kräften stand. Er † den 10. Januar 1633. Sein Bild, eines der schönsten Werke von Tinelli, befindet sich im Dogenpalaste. Auch als lateinischer Dichter hat er sich einen Namen erworben. Val. Farsetti, Vita di Simone C., Venedig 1772.

9) Vincenzo C., ausgezeichneter Alterthumsforscher, für den der Magistrat von Padua eine außerordentliche Professur der griechischen

und lateinischen Beredsamkeit gründete; † 1617. Seine Schriften sind meist gegen Lipsius gerichtet, welchen er mit Achtung und in einer gebildeten Sprache ganz im Gegensatze zu der Weise des Lipsius selbst zu bekämpfen suchte. Er schrieb: „Variarum lectionum liber“ (Venedig 1606, Trier 1755); „De frumentaria Romanorum largitione liber“ (das. 1609); „De militari Romanorum stipendio commentarius“ (das. 1609).

10) **Nicolo C.**, ausgezeichneter Naturforscher im Anfange des 17. Jahrhunderts, besaß einen ausgezeichneten botanischen Garten und stand mit den berühmtesten Botanikern seiner Zeit in Verbindung.

11) **Ludovico** (oder **Aloisio** oder **Alvisi**) **C.**, einer der berühmtesten Staatsmänner seiner Zeit, ging 1629 als venetianischer Gesandter nach Paris, bewog Ludwig XIII. zu einem Bündniß mit Venedig, um Oesterreich an der Besetzung des Veltlins zu hindern, bereitete als Friedensvermittler in London den Frieden zwischen Frankreich und England vor und vermochte Karl I. zu dem Versprechen, sich in die italienischen Angelegenheiten nicht einmischen zu wollen. Später that er sich auch in Rom und Konstantinopel hervor, den größten Ruhm aber erwarb er sich als Vermittler zwischen den Mächten, welche den westphälischen Frieden abschlossen, so daß in dem Eingange zur Friedensurkunde die Bemühungen der Republik zur Vollendung des Friedenswerkes so viele Jahre hindurch mit großem Lobe erwähnt wurden. Er † 1553 in seiner Vaterstadt.

12) **Camillo C.**, Schriftsteller und Dichter am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts, schrieb Annalen, einige andere historische Werke (z. B. Istoria della guerra di Leopoldo I e de principi collegadi contro il Turco nel 1683, Venedig 1710. 2 Bde.) und Gedichte in italienischer Sprache; † 1721.

Conte, **Nicolas Jacques**, französischer Maler, 1755 zu St. Cenery bei Seez geboren, trieb neben seiner Kunst mit großem Eifer Mechanik u. machte unter Anderm 1792 den Vorschlag, sich zur Beobachtung des Feindes des Luftballons zu bedienen, ein Vorschlag, der in den Niederlanden, den Oesterreichern unter dem Prinzen von Koburg gegenüber, versucht wurde. Er erhielt nun das Direktorium des aërostatischen Instituts u. den Rang eines Brigadierchefs der Aëronauten bei der Armee. Bonaparte nahm ihn nach Aegypten mit und hatte an ihm eine seiner wirksamsten Stützen.

Contes, romantische Gedichte der Trouveres, Gegenstände aus dem Leben und den unmittelbaren Umgebungen bald in tragischer, bald in komischer Weise behandelnd.

Contessa, 1) **Christian Jakob Salice-C.**, deutscher Dichter und Novellist, den 21. Febr. 1767 zu Hirschberg geboren, war anfangs Kaufmann, machte seit 1788 mehre Reisen in England, Frankreich und Spanien und übernahm 1793 die Handlung seines Vaters. Politischer Verbindungen überwiesen, saß er 1797 ein Jahr in Spandau und Stettin gefangen, erwarb sich aber 1810 bei der Einführung der neuen Städteordnung und 1813 bei Errichtung der Landwehr so namhafte Verdienste, daß er 1814 zum preußischen Kommercienrath ernannt wurde. Später gab er den Handel auf und † auf seinem Gute Liebenthal in Schlesien am 11. Sept. 1825. Er schrieb den Roman „Das Grabmal der Freundschaft und Liebe“ (Breslau 1792), die Novelle „Almanzor“ (2. Aufl., Leipzig 1808), das historische Schauspiel „Alfred“ (Hirschberg 1809), „Drei Erzählungen“ (Frankfurt 1823), den Roman „Der Freiherr und sein Neffe“ (Breslau 1824). Mit seinem Bruder gab er „Dramatische Spiele und Erzählungen“ (2 Bde., Hirschberg 1812—14) heraus. Eine Sammlung seiner „Gedichte“ veranstaltete W. L. Schmidt (Breslau 1826). Seine Dichtungen, die sich durch Eigenthümlichkeit, reine Sprache und Bilderreichthum auszeichnen, sind ein treuer Spiegel seines reinen Gemüths und tiefen Gefühls.

2) **Karl Wilhelm Salice-C.**, Novellist und Lustspieldichter, Bruder des Vorigen, geboren zu Hirschberg am 19. Aug. 1777, war nach seines Vaters Tode, der ihm eine sorgfältige Erziehung gab, vier Jahre Schüler des Pädagogiums zu Halle, wo er mit seinem Freunde E. von Houwald dasselbe Zimmer bewohnte, und bezog 1798 die Universität zu Erlangen. Nach einjährigem Aufenthalt kehrte er wieder nach Halle zurück, reiste 1800 nach Paris, verheirathete sich nach seiner Rückkehr in Halle und ließ sich 1802 in Weimar nieder. Nachher privatisirte er in Berlin, wo er nach dem Tode seiner ersten Gattin sich wieder verheirathete. Als ihm auch diese Gattin der Tod geraubt, verließ er Berlin und lebte zu Neuhaus bei Lübben auf dem Gute seines Freundes Houwald, bis er 1825 nach Berlin zurückkehrte, um bei den dortigen Aerzten Wiederherstellung seiner Gesundheit zu suchen. Er † am 2. Juni 1825. Seine „Zwei Erzählungen“ (Berlin 1825), die „Erzählungen“ (2 Bde., Dresden 1829) und seine „Lustspiele“ (Das Räthsel: Der unterbrochene Schwätzer; Der Findling, oder die moderne Kunstapotheose; Der Talisman) zeichnen sich durch geistreiche Erfindung, feinen Humor und reine Sprache aus. Mit Hoffmann und Fouqué veröffentlichte er „Kindermährchen“ (2 Bde., Berlin 1816—17). Seine sämmtlichen Schriften gab Houwald heraus (9 Bde., Leipzig 1826). Er war auch ein guter Landschaftsmaler, und als solchen schildert ihn Hoffmann in den „Serapionsbrüdern“ unter dem Namen Sylvester trefflich.

Contestani, Volk in Hispania Tarraconensis, an der Südküste im östlichen Theile des jetzigen Murcia und im westlichen von Valencia. In Contestania lag Carthago nova.

Conthey (**Contay**, deutsch **Gundis**), Hauptort eines Zehnts im schweizerischen Kanton Wallis, auf einem schönen Hügel an der Morge, mit Schloß, gehörte ehemals den Freiherren von Thurn. Hier wächst ein köstlicher rother Wein, Vallio genannt.

Conti, Name eines jüngeren Nebenzweigs des bourbonischen Hauses Condé. **Franz von C.**, geboren 1558, war in der protestantischen Religion erzogen, vertauschte sie aber in der Bartholomäusnacht mit der katholischen. Nach Heinrichs III. Ermordung ward er als König von Frankreich mit in Vorschlag gebracht; da er jedoch nur mit Mühe sprechen konnte und man ihn für

unfähig hielt, Nachkommenschaft zu erzeugen, so mußte er seinem jüngern Bruder, dem Kardinal von Bourbon, weichen. Er war der Erste, der Heinrich IV. als König anerkannte, und genoß dafür dessen ganzes Vertrauen, indem er 1595 zum Präsidenten des Staatsraths und zum Gouverneur von Paris ernannt wurde. C. † den 3. August 1614 und hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Nicolas, weshalb die Herrschaft an das Haus Condé zurückfiel. **Louise Marguerite von Lothringen**, Prinzessin von C., Tochter Heinrichs, Herzogs von Guise, und der Katharina von Kleve, vermählte sich 1605 mit Conti, heirathete nach dessen Tode heimlich Bassompierre und gebar ihm einen Sohn. Als Bassompierre in die Bastille gesetzt ward, mußte sie sich auf ihre Güter begeben, wo sie 1632 †. Sie schrieb: „Histoire des amours de Henri IV" (Köln 1664) und „Histoire des amours du grand Alcandre" (Leyden 1663 und öfter, zuletzt Paris 1786). **Armand von Bourbon**, Prinz von C., geboren den 11. Okt. 1629, Sohn Heinrichs II. von Condé, Bruder des großen Condé, war der Stifter des neuen Hauses C. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, widmete er sich mit solchem Eifer den Studien, daß er schon im 16. Jahre den größten Theologen gleichgestellt wurde, gab aber, eifersüchtig auf des Bruders kriegerischen Ruhm, seine reichen Pfründen auf und kämpfte in den Reihen der Fronde gegen den Hof und seinen Bruder. Als ein Anführer der Frondisten ward er 1650 mit dem Herzoge von Longueville zugleich verhaftet und erst 1651 wieder in Freiheit gesetzt. Als der große Condé die Fahne des Aufstandes erhob, machte C. gemeinschaftliche Sache mit ihm, demüthigte sich aber bald vor dem Kardinal Mazarin, fand Verzeihung und heirathete sogar Mazarins Nichte, Anna Maria Martinozzi, die ihm als Aussteuer das Gouvernement von Guienne zubrachte. Im Jahre 1655 befehligte er in Katalonien, erhielt im folgenden Jahre die Stelle eines Großmeisters des königlichen Hauses und nahm 1657 an dem Feldzuge in Italien Theil. Im J. 1660 ward ihm statt des Gouvernements von Guienne das von Languedoc übertragen; bald darauf zog er sich auf seinen prachtvollen Landsitz Grange-aux-prés bei Pezenas zurück, wo er am 21. Februar 1666 unter frommen Andachtsübungen †. Seine Schriften, fast alle religiösen Inhalts, kamen 1711 französisch und englisch heraus. Sein ältester Sohn und Nachfolger, **Louis Armand**, Prinz von C., Graf von Pezenas, geboren den 4. April 1661, vermählt mit Maria Anna von Bourbon, legitimirter Tochter Ludwigs XIV. von der Herzogin de Lavallière, kämpfte in Ungarn gegen die Türken, zeichnete sich in mehren Gefechten, namentlich in der Belagerung von Neuhäusel, aus, kehrte 1682 nach Paris zurück und wollte eben wieder zum Heere nach Ungarn abgehen, als eines aufgefundenen Briefwechsels wegen eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, in deren Folge er auf kurze Zeit aus Paris verbannt wurde. Er † den 5. Nov. 1685 zu Fontainebleau an den Blattern, kinderlos. Es folgte ihm sein jüngerer Bruder, **François Louis**, Prinz von Roche-sur-Yon und C., geboren den 30. April 1664. Unter den Augen des großen Condé erzogen, fühlte er Neigung für die militärische Laufbahn und begleitete seinen Bruder nach Ungarn. Zugleich mit diesem und derselben Ursache wegen aus Paris verbannt, ging er nach Chantilly zu seinem Oheim, dem großen Condé, der des Prinzen große Gaben ausbildete. Bald hatte er sich in den niederländischen Feldzügen, namentlich bei Steenkerk und Neerwinden, großen Ruhm erworben, so daß er nach Sobieski's Tode (27. Juni 1697) als König von Polen ausgerufen wurde. Seine Gegner setzten ihm aber in der Person des Kurfürsten von Sachsen einen Gegenkönig, dem er den Thron räumen mußte. Im Jahr 1703 trat er noch einmal in Italien, in einem kritischen Zeitpunkt, auf den kriegerischen Schauplatz und † den 22. Febr. 1709. Sein Enkel, **Louis François**, Prinz von C., geboren den 13. August 1717, diente zuerst unter dem Marschall Belle-Isle gegen die Bayern, führte 1744 den Oberbefehl über 20,000 Franzosen, die Piemont besetzten, machte 1745 den Feldzug in Deutschland und im folgenden Jahre den in Flandern mit und ward 1749 nach erhaltener päpstlicher Dispensation des Malteserordens Großprior von Frankreich. Er lebte in der Folge mit dem Hofe in Opposition, tödtete, wie man sagt, den Marschall von Sachsen im Duell und † den 2. August 1776, tief verschuldet. Seine natürliche, später legitimirte Tochter, **Stephanie Louise**, Prinzessin von C., in ihrer Jugend anagrammatisch Mort-Cair-Zain genannt, wurde kurz vor ihrer Anerkennung von ihren nächsten Verwandten nach einer kleinen Provinzialstadt entführt und dort an einen gemeinen Menschen verheirathet, von dem sie die grausamste Behandlung erdulden mußte, bis ihre Ehe endlich aufgelöst wurde. Ihre abenteuerlichen Schicksale erzählt sie in ihren „Memoiren" (Paris 1797, 2 Bde., deutsch, Lübeck 1809, 2 Bde., neu bearbeitet von Friedrich Zirklaup unter dem Titel: „Die natürliche Tochter" 2 Bde., Meißen 1835). Göthe fand darin den Stoff zu seiner „Natürlichen Tochter". **Louis François Jose**, Prinz von C., einziger Sohn des Vorigen von Louise Diane de Chartres, geboren den 1. Sept. 1734 kämpfte 1757 in Deutschland, zog sich dann in das Privatleben zurück und war nur in der Unterstützung der Parlamente gegen die Regierung thätig. Er blieb nach dem Ausbruch der Revolution in seinem Vaterlande, ward zwar eingekerkert und vor das Revolutionstribunal gezogen, aber freigesprochen und erst nach dem 18. Fructidor verbannt. C. † den 14. März 1814 in Barcelona, der letzte Sproß des Hauses C., dessen Besitzungen nach der Restauration zum Theil an den Herzog von Orleans, zum Theil an den Herzog von Bourbon oder das Haus Condé fielen. Ludwig Philipp ließ im März 1844 die irdischen Ueberreste des letzten C. nach Frankreich bringen und in Dreux beisetzen.

Conti (lat. de Comitibus), römisches Fürstenhaus, dem Range nach die vierte unter den vier großen Familien Roms, das man von den alten

Aniciern ableitet. Die Familie C. gab der christlichen Kirche mehre Päpste, erweislich: Innocenz III., Gregor IX. und Alexander IV. Merkwürdig sind außerdem: 1) Nicolo, geb. 1394 zu Venedig, durchreiste, 25 Jahre alt, Persien, Indien, China, die Ostküste von Afrika und kehrte 1444 über die Landenge von Suez nach Venedig zurück; darauf ging er zum Papst Eugen IV., der ihm als Buße für seinen gezwungenen Abfall von der christlichen Religion auferlegte, seine Reiseabenteuer seinem Sekretär Poggio zu erzählen, welcher sie lateinisch niederschrieb. Aus einer portugiesischen Uebersetzung wurden sie später ins Italienische übertragen.

2) Lothar, diente 1591 unter den päpstlichen Truppen, die den französischen Liguisten zu Hülfe geschickt wurden, ward von Klemens VIII. zum Staatsrath und zum Herzog von Poli ernannt und endlich sogar als Nuntius an Kaiser Rudolf II. und verschiedene deutsche Reichsfürsten gesandt, um ein Bündniß gegen die Türken zu Stande zu bringen. In dem Kriege um Ferrara führte er ein päpstliches Regiment; später ging er als Gesandter des Herzogs Ranuccio I. von Parma nach Spanien und übernahm nach dem Tode dieses Fürsten 1622 die vormundschaftliche Regierung in Parma. Er † 1635 als päpstlicher Consiliarius a latere.

3) Torquato C., Herzog von Guadagnuola, ältester Sohn des Vorigen, war zum geistlichen Stande bestimmt, verzichtete aber auf sein Erstgeburtsrecht, um in spanische Militärdienste treten zu dürfen, wohnte als Freiwilliger den Feldzügen in Savoyen bei, trat aber nach dem Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs in die kaiserliche Armee in Deutschland, befehligte die italienischen Volontärs und ward bald darauf bei Wallensteins Regiment als Oberstlieutenant angestellt. Als solcher führte er in der Schlacht am weißen Berge das Regiment seines abwesenden Obersten, gerieth bei Neuhäusel in die Gefangenschaft der Ungarn, ward aber bald wieder in Freiheit gesetzt und zum Kommandanten von Olmütz ernannt, welche Festung er so tapfer vertheidigte, daß Bethlen Gabor die Belagerung aufheben mußte. Für seine in der Schlacht bei Wimpfen bewiesene Tapferkeit ward er zum Kriegsrath, Kämmerer und Obersten ernannt, von Papst Urban VIII. aber zurückberufen, um die veltlinischen Unruhen zu dämpfen. Kaum war dies geschehen, als er nach Deutschland zurückkehrte. In Wallensteins Abwesenheit führte er den Oberbefehl in Holstein, leistete der Landung des Königs von Schweden fruchtlosen Widerstand, legte, als alle seine Pläne, den siegreichen Gustav Adolf aufzuhalten, scheiterten, sein Kommando in die Hände des Grafen Schaumburg nieder und kehrte nach Italien zurück, um das Kommando der päpstlichen Truppen zu übernehmen. Er † im Juni 1636 kinderlos.

Conti, 1) Giusto de C., aus dem edlen Geschlechte Valmontone, Rechtsgelehrter, Redner und Dichter, zu Rom geboren, verlebte seine letzten Lebensjahre zu Rimini im Dienste des Sigismondo Malatesta und † den 19. Nov. 1449. Seine Gedichtsammlung führt den wunderlichen Titel: „La bella mano" (Bologna 1472, Venedig 1492, Paris 1595, Florenz 1715, Verona 1753 und öfter).

2) G., italienischer Literator, um 1720 zu Rom geboren, ließ sich in Paris nieder, wo seine gediegenen sprachlichen und literarhistorischen Kenntnisse ihm bald hohe Achtung und eine Professur an der Militärschule verschafften. Nachdem er bereits mehre Reisen nach England gemacht hatte, verließ er 1780 abermals Paris, man weiß nicht, ob um wiederholt nach London, oder in seine Heimath zu reisen. Seit dieser Zeit ist C. verschollen. C.'s schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich groß. Als Hauptwerk ist zu nennen: die große Sammlung der italienischen Klassiker, 1767—1778 in 49 Bänden (von Prault, Durand, Delalain und Molini herausgegeben). Der 49. Band, von C. allein, bildet ein „Vocabolario portatile per l'intelligenza de gli autori italiani ed in specie di Dante" (Paris 1768). Großes Verdienst erwarb sich C. um die italienische Literatur durch treffliche Ausgaben sowohl italienischer Originalwerke, als italienischer Uebersetzungen römischer Klassiker.

3) Francesco, einer der größten Theorbisten, die je gelebt haben, und zugleich ein erfindungsreicher und feuriger, obgleich zuweilen etwas bizarrer Komponist für Kirche und Theater, aus Florenz gebürtig, kam 1703 als Jüngling nach Wien, wo er bald darauf Kammerkomponist und endlich k. k. Vicekapellmeister wurde. Ueber viele Bühnen, besonders in Deutschland, Italien u. England, gingen seine Opern, namentlich die „Clotilda"; das meiste Aufsehen aber machte der „Don Quixote", eine wahrhaft komische Oper. C. blieb längere Zeit in Wien und machte dann einige Reisen nach Prag. Ort und Jahr seines Todes sind unbekannt.

Contich (Conticq), Flecken in der belgischen Provinz Antwerpen, zwischen Antwerpen und Mecheln, hat 4000 Einwohner, die Brauerei, Hut- und Lederfabrikation und Handel mit Holz treiben.

Contini, Giovanni, italienischer Tonkünstler, besonders als Madrigalenkomponist berühmt, war um die Mitte des 16. Jahrhunderts Kapellmeister am Dome zu Brescia. In Venedig erschienen von 1560—1570 mehre vierstimmige Messen, sechsstimmige geistliche Lieder, vierstimmige Hymnen und dergl. von ihm.

Continua febris (lat.), anhaltendes Fieber, ohne fieberfreie Zwischenzeit, dem Wechselfieber entgegengesetzt; Continens febris, ein Fieber ohne allen Nachlaß.

Conto, italienischer Berg in der Lombardei, Provinz Sondrio, stürzte 1618 zusammen und verschüttete den Marktflecken Plürs mit 2500 Menschen; an der Stelle ist jetzt ein See.

Conto (ital.), Rechnung, namentlich die in den Handelsbüchern eingetragene Rechnung, die deshalb auch Contobücher genannt werden. Jemandem ein C. eröffnen heißt ihm in den Handelsbüchern eine laufende Rechnung eröffnen; a conto zahlen ist so viel als auf Abschlag oder im Vorschuß zahlen, a conto meta, auf gemeinschaftliche, halbe Rechnung. Conto corrente ist die laufende gegenseitige Rechnung eines Ge-

schäftsmannes auf den Büchern eines Andern (s. Kontokorrent); Conto finto, eine fingirte, simulirte oder erdichtete Rechnung, die man in Handelsplätzen auswärtigen Geschäftsfreunden ertheilt, damit diese vor der wirklichen Waarenbeziehung ihre Kalkulation machen können.

Conto (de Reïs), in Portugal und Brasilien ein Betrag von einer Million Reïs oder 1000 Milreïs, etwa 1556 Thaler preußisch.

Contorniati (Contourniati, Conturniati oder Crotoniati), altrömische eherne Münzen aus den spätern Zeiten des römischen Reiches, deren erhöhter Rand aus einem anderen Metalle besteht, als das Innere der Münze. Bald ist das Innere von Kupfer und der Rand von Messing (Orichalcum), bald umgekehrt der Rand von rothem Kupfer und das Innere von gelbem Erze. Alle diese Münzen sind Medaillons erster Größe, d. h. von Guldengröße. Da die Inschriften oft auf beiderlei Metall zugleich stehen, so muß der heterogene Rand schon vor der Prägung angelöthet oder angeschweißt gewesen seyn. Die auf den C. vorkommenden Bilder, In- und Umschriften sind sehr verschieden. Wann sie aufgekommen sind und wozu sie gedient haben, ist ungewiß. Es kommen dergleichen von mehren Kaisern, besonders von Nerva und Trajan vor. Man vermuthet, daß sie in den Gymnasien als Prämien oder Brabeonen ausgetheilt wurden. Sie gehören zu den schönsten und seltensten Münzen des Alterthums.

Contouche (franz.), kurzer Hausrock für Mannspersonen; für Frauenzimmer ein weites, vorn offenes, hinten faltiges Ueberkleid, das wenig über die Hüften reicht.

Contour (franz., ital. Contorno), Umriß, Linien, durch die bei Zeichnungen und Gemälden die äußern Umrisse der Figuren 2c. bestimmt werden.

Contractus (lat.), s. Vertrag.

Contradictio (lat.), Widerspruch. In der Logik zerfällt die C. in C. explicita, offenbarer, mit Worten ausgesprochener Widerspruch zweier Sätze, und C. implicita, versteckter Widerspruch zweier Sätze.

Contradictio in adjecto (lat.), wenn in einem Urtheil oder zwei Wörtern etwas sich selbst Widersprechendes enthalten ist.

Contrebia, Hauptstadt der Celtiberier, in der Gegend von Albarracin, südöstlich von Saragossa.

Contrecreuse (franz.), bei Belagerungen ein Graben, dessen Erde auswärts gegen die Festung geworfen die Brustwehr bildet, während der hintere Rand flach abläuft, um das Innere von dahinter befindlichen Batterien und Verschanzungen zu bestreichen.

Contreescarpe (franz.), bei Festungen u. Feldschanzen die äußere Grabenböschung; oft auch Alles, was zu dem äußern Grabenrande gehört, daher s. v. a. Glacis.

Contregarde (Couvreface, franz.), Vorwall, Gegenwall, ein Außenwerk, welches die beiden Facen eines Bollwerks oder Ravelins gegen direktes Feuer sichern soll, besteht aus zwei einen ausspringenden Winkel bildenden Facen, welche parallel zu den Bollwerks- oder Ravelinsfacen gezogen u. von diesen durch einen schmalen Graben getrennt werden. Ist der C. nur für Infanterie eingerichtet, so heißt es Couvreface.

Contremineurs (franz.), im Staatspapier- und Aktienhandel Diejenigen, welche ein Fallen der Kurse gewisser Papiere hervorzubringen suchen.

Contreras, Juan Senen von, spanischer General, 1760 zu Madrid geboren, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und ward schon 1787 vom König Karl III. mit der Untersuchung des Militärstandes der europäischen Hauptmächte beauftragt. C. durchreiste England, Frankreich, Preußen, Oesterreich und Rußland und wohnte 1788 einem Feldzug gegen die Türken und der Eroberung Chotims unter Prinz Koburg bei. Im J. 1791 nach Spanien zurückgekehrt, gab er sein Reisetagebuch und eine Geschichte des türkischen Feldzugs von 1788 heraus. Schon hatte er nach seinem vom Könige genehmigten Plane eine Vermehrung und Verbesserung der spanischen Armee eingeleitet, als der Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich ihn unter die Fahnen rief. Er ward Adjutant des Generals Urutia und bis 1808 zum Brigadier und Obersten befördert. In diesem Jahre erhielt er von der Junta von Sevilla und dem General Castaños den Auftrag, die Provinzen Alemtejo und Algarbien zu revolutioniren. Er warf Junot, der von Lissabon her eingedrungen war, zurück, ordnete die Volkserhebung in der Provinz Siguenza, bestand mehre ausgezeichnete Gefechte, folgte endlich dem Herzog von Infantado in die Sierra Morena, hielt mit 5000 Rekruten, 2000 Reitern und seinem 4000 Mann starken Regiment bei Montrion die französische Hauptmacht auf und focht bei Talavera auf Wellingtons linkem Flügel. Er avancirte nun rasch zum Divisionskommandeur und erhielt endlich als General en chef den Oberbefehl über ein Armeecorps zur Deckung des Landes zwischen dem Tajo und der Guadiana. Nachdem er Badajoz gerettet und in mehren Gefechten gesiegt hatte, wurde er Generalkapitän von Galicien, stellte hier die Ruhe u. Ordnung her und ward von der obersten Junta nach Katalonien gesandt, wo er die Vertheidigung von Tarragona übernahm. Nachdem C. vom 9. Mai bis 28. August die schwachen Befestigungswerke durch den Muth seiner Männer gehalten und manchen mörderischen Sturm zurückgeschlagen, fiel endlich die Stadt mit den letzten Mauern der Oberstadt. C. wurde gefangen und, als man vergeblich ihn zu Napoleon herüber zu ziehen versucht hatte, in strengen Gewahrsam nach dem Schloß von Bouillon abgeführt, aus dem er im Okt. 1812 zugleich mit dem französischen Royalisten Bouvet de Lozier entsprang. C. entkam glücklich nach London, wo er einen Bericht über die Belagerung von Tarragona veröffentlichte, der 1825 in der pariser Sammlung der „Mémoires relatifs aux révolutions de France et d'Espagne“ (Bd. 3) wieder abgedruckt wurde. Mit Ferdinand VII. kehrte C. nach Spanien zurück, lebte fortan nur seinen Lieblingsstudien und † 1826. Der Tod überraschte ihn über einer Abhandlung über Carnots Fortifikationssystem.

Contrexeville, Dorf im französischen Departement Vogesen, westlich von Epinal, an der

Verre, mit 700 Einw. u. kalten Stahlwasserquellen, welche gegen skrophulöse Drüsengeschwülste u. Geschwüre, Stein, Gries, Verschleimung der Nieren, schwache Verdauung, chronische Exanthemen, Hämorrhoiden, Gicht, weißen Fluß 2c. wirksam sind.

Contri, Antonio, berühmter italienischer Landschaftsmaler, zu Ferrara gegen das Ende des 17. Jahrhunderts geboren, bildete sich in Cremona unter Bassi. C. ist der Erste, der die Kunst erfand, Freskogemälde auf Leinwand zu ziehen. Er † 1732; seine Bilder findet man in Cremona, Ferrara und in der Umgebung.

Controleur général des finances, sonst in Frankreich der Titel, des Finanzministers, früher, seit etwa 1680 Titel des zweiten Finanzbeamten; Colbert war der Erste, der ihn als erster Finanzbeamter, der sonst Surintendant des finances hieß, führte.

Contubernium (lat.), im alten Rom die Verbindung eines Sklaven mit einer Sklavin (mit Einwilligung des Herrn), welche der Ehe der Freien entgegengesetzt war. Die beiden Gatten hießen Contubernales und wurden durch das Loos, durch den Willen des Herrn, oder durch eigene Neigung zusammengeführt. Da es keine eigentliche Ehe war, so galt der Bruch des Verhältnisses nicht als Adulterium. C. hieß auch die Heirath eines Freien und einer Sklavin oder eines Sklaven u. einer Freien.

Contucci, 1) Andrea, von seinem Geburtsorte Sansovino genannt, Michel Angelo's älterer Zeitgenosse und Geistesverwandter, war um 1460 geboren. Er hütete in seiner Jugend das Vieh und gab dem Drange seines Genies dadurch nach, daß er seine Schützlinge in den Sand nachzeichnete und aus Erde nachformte. Eine Probe dieser künstlerischen Naturkraft kam einem vornehmen Florentiner, Simon Vespucci, vor Augen, und entzückt über das mächtig sich Bahn brechende Talent, übergab er den Hirtenknaben dem Pollajuolo, der in kurzer Zeit in ihm seinen besten Schüler im Zeichnen, in der Architektur und in der Bildhauerkunst anerkannte. C.'s berühmteste Bildwerke sind zu Florenz und in Rom. Sein bestes Bild ist der Johannes, die Taufschale über Jesus ausgießend, in der Kirche St. Giovanni in Florenz; in architektonischer Hinsicht bewundert man zu Florenz die Kapelle des Sakraments in S. Spirito und die mit 12 korinthischen Säulen geschmückte Sakristei derselben Kirche. Nicht minder berühmt sind die Monumente der Kardinäle Ascanio Sforza und Recanati, die er auf Befehl Julius' II. in S. Maria del Popolo zu Rom errichtete. In der Kirche des heiligen Augustin daselbst ist von seiner Hand die Madonna mit dem Kinde und St. Anna, ein Werk, das, wie auch der Johannes, in Cicognara's „Storia della scultura" abgebildet ist. C. erlangte bald auch im Ausland Anerkennung u. Ruf. Am längsten beschäftigte ihn der König von Portugal, für den er binnen 9 Jahren mehre Paläste in Lissabon errichtete, unter denen jener des Königs mit 4 Thürmen die meiste Bewunderung erntete. Nach seiner Rückkehr arbeitete er für den Papst Leo X. in Loretto, das er auch befestigte. Die letzten Tage seines Lebens brachte C. in seinem Geburtsorte zu, wo er sich ein Haus baute und ein Augustinerhospitium gründete. In ländlicher Abgeschiedenheit † er 1529. Von C. hat man auch eine Abhandlung über die Verzierung der Schaubühnen und eine andere über das Maß der Alten und über die Proportion in der Architektur. C.'s Schüler, Jacopo Tatta, nannte sich ebenfalls Sansovino, daher Beide unter diesem Namen bisweilen verwechselt werden konnten.

2) (P. Archangelo Cintuccio), italienischer Philosoph und Alterthumsforscher, 1688 zu Montepulciano im Toskanischen geboren. Jesuit, ward, nachdem er 30 Jahre lang Lehrer der Rhetorik am Collegium romanum gewesen, Konservator des berühmten von Kircher gestifteten Museums, das er um viele werthvolle Gegenstände, namentlich Gemälde, Kameen u. dergl. vermehrte und zu einer der großartigsten der von Privaten gegründeten Sammlungen erhob. C. † zu Rom 1768. Er stand mit den vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit in Briefwechsel, auch Winckelmann war sein Freund. Sein Hauptwerk sind die „Musaei Kircheriani aerea notis illustrata" (Rom 1763—65).

Conturniati, s. Contorniati.

Contus (lat.), Spieß, Pike, Waffe der röm. Reiterei, ward sowohl als Lanze wie als Wurfspieß angewendet, kam aber wohl erst in späterer Zeit in Gebrauch. Die damit Bewaffneten hießen Contarii.

Conty, Stadt im französischen Departement Somme, an der Seille, in anmuthiger u. fruchtbarer Gegend, mit 1000 Einwohnern, Stammhaus der Fürsten von Bourbon-Conti.

Convallaria (Maiblume), Pflanzengattung aus der Familie der Sarmentaceen, charakterisirt durch eine glockenförmige, 6spaltige Blüthenhülle, der Röhre der Blüthenhülle eingefügte Staubgefäße und eine halbfächerige, meist 6samige Beere, enthält in ihrer jetzigen Abgrenzung, nachdem mehre Arten unter Maianthemum *Rth.* (Smilacina *Desf.*) u. Polygonatum *Desf.* zu eigenen Gattungen erhoben worden, nur noch eine Art: C. majalis *L.*, gemeine Maiblume, Maililie, Maiglocke, Zauke. Der Schaft ist nackt und glatt, die Wurzelblätter sind oval-lanzettförmig, die Blüthen weiß, hängend, in einseitiger Ähre, wohlriechend, die Beere ist roth. Diese Pflanze wächst in schattigen und trocknen Hainen und Laubwäldern durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika. Wurzel, Blüthen und Früchte waren sonst officinell. Die Wurzel galt als specifisches Mittel gegen Epilepsie, ist aber jetzt ganz obsolet. Die Blüthen (Flores Convallariae majalis s. Conv. odoratae, Maililien, Springaufblumen, Nieseblumen) verlieren durch Trocknen ihren angenehmen Geruch u. haben einen bittern und scharfen Geschmack; man schrieb ihnen herzstärkende und nervenbelebende Eigenschaften zu und bereitete ein destillirtes Wasser, Essig und Spiritus damit. Als Hausmittel sind sie noch häufig im Gebrauche, besonders wird der Maiblumenessig gegen Kopfschmerzen gebraucht. Getrocknet machen sie einen Theil des Niesepulvers, Pulvis sternutatorius, aus. Die Früchte, Baccae Liliorum convallium, wurden sonst wie die Wurzeln gegen Epilepsie angewendet. Die Maiblumen werden auch häufig in Gärten, als

Frühlingspflanzen kultivirt und kommen hier in verschiedenen Varietäten, mit größern weißen, mit rothen, mit gefüllten Blüthen, oder mit buntgestreiften Blättern vor. Sie lassen sich auch leicht im Winter treiben und liefern dann im December und Januar ihre Blüthen. Zu diesem Behufe pflanzt man im Oktober, oder auch früher, mehre der kürzesten und dicksten Keime von 3—4jährigen Pflanzen in Töpfe, in lockere, fette Erde, etwa 1 Zoll von einander, so daß zwar die Wurzeln mit Erde bedeckt werden, die Keime aber größtentheils herausstehen. Die Töpfe werden dann mit frischem Moose bedeckt, begossen u. an einen schattigen Ort ins Freie oder später in den Keller gestellt, wo sie gegen Frost geschützt sind. Beim Treiben der Maiblumen kommt es hauptsächlich darauf an, daß es ihnen nicht an Feuchtigkeit und Wärme mangele und kein öfterer und beträchtlicher Temperaturwechsel Statt finde. Am besten treiben sie auf dem warmen Kachelofen im Zimmer oder Gewächshause. Man stellt sie daselbst auf umgekehrte Blumentöpfe oder Untersätze und, wenn sie bis zur Entwickelung der Blüthe herangewachsen sind, an das Fenster. Das Begießen muß mit erwärmtem Wasser geschehen und darf nie versäumt werden. Anfangs November kann man mit dem Treiben anfangen, um im December Blüthen zu haben; später können alle 8—14 Tage einige Töpfe zum Treiben warm gestellt werden. Vor Anfang des Treibens läßt man die Töpfe an einem frostfreien Orte stehen. Man kann sie auch in Moos treiben, wozu man sich, außer gewöhnlicher 6—8zölliger Blumentöpfe, auch oft irdener Pyramiden bedient, die unten etwa 6—7, oben 4'' weit, 7—8'' hoch u. seitwärts mit Löchern zum Durchstecken der Keime versehen sind. Diese müssen wenigstens 3'' lange Wurzeln behalten, welche beim Einpflanzen mit frischem Moos umgeben, aber nicht zu dicht auf einander gelegt werden. Uebrigens ist die Behandlung dieselbe wie bei der Pflanzung in Erde; doch ist hinsichtlich des Begießens und der Wärme fast noch größere Sorgfalt nöthig. Am Fenster muß man sowohl die Töpfe, als die Pyramiden täglich einmal herum drehen, damit die Pflanzen gleichmäßig Licht erhalten.

Convenä, gallisches Volk an den Pyrenäen, auf beiden Seiten der Garumna, ein Sammelvolk, von Pompejus nach seinem hispanischen Feldzuge hierher in eine Gemeinde vereinigt, welche das Jus Latii hatte. In der Nähe bestanden treffliche Warmbäder. Die Hauptstadt der C., Lugdunus oder Lugdunum, ist jetzt S. Bertrand de Comminges; die Quellen sind wohl beim jetzigen Cauterets oder Barrèges zu suchen.

Convenant (Convenat), das Bündniß, welches 1638 die schottischen Presbyterianer zur Aufrechthaltung ihrer Glaubensansicht, insbesondere zur Einführung einer neuen Liturgie stifteten. Der Hauptinhalt betraf die Verpflichtung zum steten Kampf gegen Katholiken und Episkopalen. Karl I., der die Convenanters anfangs als Meuterer verdammte, räumte ihnen, unter allerlei Einschränkungen, später Manches ein, was auf beiden Seiten zu viel Hader Anlaß gab. Die Convenanters zerfielen in Konföderirte u. Nichtkonföderirte. Im Jahr 1643, wo die Presbyterianer zur Herrschaft im Parlament gelangt waren, erhielten die Convenanters allgemeine Anerkennung; aber schon unter Karl II. traten die Episkopalen an die Spitze u. die Convenanters verschwanden wieder vom Schauplatz.

Conventio in manum (lat.), bei den Römern der Akt der Verehelichung, durch welchen die Braut der väterlichen Gewalt entzogen und unter des Mannes Herrschaft gestellt war. Man zählte dies zur Capitis deminutio minima.

Conventus (lat.), im weiteren Sinne jede Zusammenkunft oder Versammlung, in Rom die Versammlung der Bewohner einer Provinz zum Gericht, welche vom Statthalter an einen bestimmten Ort ausgeschrieben, in der Kaiserzeit aber gewöhnlich in der Metropolis gehalten wurde, metonymisch daher von der Zeit dieser Versammlungen, vom Ort derselben, sowie von der ganzen zu einem C. gehörigen Gegend: Gerichtssprengel, Diöces, gebraucht. Vergl. Konvent.

Conversano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, unweit des Lago di Sassano, ist Bischofssitz, hat ein Kastell u. 3500 Einwohner, die Handel mit Wein, Oliven, Mandeln und Baumwolle treiben.

Convocatio (lat.), Zusammenberufung, s. Konvokation.

Convolvulus (Winde), Pflanzengattung aus der Familie der Convolvulaceen, meist windende Kräuter in allen Welttheilen, mit Milchsaft und einfachen oder lappigen Wechselblättern. Die Blüthen sind schön, groß, aber vergänglich, in Achseln, länger als die Staubfäden, meist nur des Vormittags geöffnet und dann gedreht geschlossen; die Wurzel ist oft dick, mehlig, nahrhaft, heilsam, auch schädlich. Die Gattung enthält, selbst nachdem Ipomäa (durch eine kugelige Narbe unterschieden) davon abgetrennt, noch gegen 250 Arten. C. arvensis *L.*, Ackerwinde, Feld-, Kornwinde, wächst auf Feldern und in Weinbergen, oft als lästiges Unkraut, durch ganz Europa. Das bittere und purgirende Kraut (Herba Convolvuli minoris) war sonst officinell. C. Sepium *L.*, Zaunwinde, mit weißen Blüthen, ausdauernd an Hecken u. Gesträuch, Flußufern, feuchten Stellen durch ganz Europa, ist oft ein lästiges Unkraut. Die Blätter (Herba Convolv. majoris, Herba sepium, Seplenkraut, Bettlerheilkraut, Wende- oder Windekraut) wurden sonst gesammelt und als Purgirmittel benutzt. Auch der eingedickte Saft der ganzen Pflanze soll kräftig wirken, daher der Name deutsche Skammonie, deutsche Purgirwinde. C. Soldanella *L.*, Meerkohl, Meerstrandswinde, ein- oder zweijährige Pflanze an den sandigen Ufern des Mittelmeeres, seltener an der Ost- und Nordsee. Das bitter und scharf, auch etwas salzig schmeckende Kraut (Meerwinden-, Meerglocken-, Soldanellen-, Meer- od. Salzkraut) war besonders als eröffnendes und harntreibendes Mittel bei Skorbut u. Wassersucht sonst mehr als jetzt gebräuchlich. C. tricolor *L.*, dreifarbige Winde, mit himmelblauen Blüthen, gelb am Boden, weiß in der Mitte, findet sich in deutschen Gärten häufig verwildert. C. Mechoacanha *Vitm.*, Mechoacannawinde, weiße Jalappenwinde, ist eine

strauchartige, noch ziemlich unbekannte Pflanze in Brasilien, besonders in der Provinz Mechoakan, nach Andern in Mexiko. Die Wurzel soll die Mechoakanna- oder weiße Jalappenwurzel liefern, welche ehedem officinell war. C. Scammonia *L.*, **Scammonium- oder Purgirwurzel**, in Syrien und der ganzen Levante, besonders bei Smyrna und Aleppo, ist die Stammpflanze des purgirenden Milchsaftes, der in den Apotheken unter dem Namen Scammonium (s. d.) bekannt ist. C. scoparius *L.*, **Besenwinde**, ist ein fast mannshoher Strauch, wie Besenginster, mit schmalen Blättern und 2—3blüthigen Stielen, auf den kanarischen Inseln. Von diesem Strauche leitet man in neuerer Zeit besonders das Rosenholz (Lignum Rhodium) ab, welches nach Decandolle aber auch von C. floridus *L.*, einem zierlichen Strauche, ebenfalls auf den Kanarien, gewonnen wird. C. candicans *Roth*, mit großen, weißen, prächtigen, im Grunde lilafarbigen Blüthen, stammt aus Ostindien. Die knollenartige Wurzel wird trocken durchwintert bei 8—12° Wärme und im Sommer an warme, sonnige Plätze ins Freie gepflanzt.

Convoy (franz.), Geleit, Bedeckung, Trauergeleit; bei Belagerungen Zufuhr mit Bedeckung, daher Geleitschiff, ein Kriegsschiff, welches einer Kauffahrteiflotte zum Schutz mitgegeben wird u. dessen kommandirender Offizier am Tage der Abfahrt den Kauffahrteischiffern Verhaltungsbefehle, Seynbriefe, ertheilt, zu deren pünktlicher Befolgung diese verpflichtet sind; auch die gesammte Kauffahrteiflotte mit dem Geleitschiff.

Conyza (**Dürrwurz**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch den weißen Blumenboden, die geschuppte u. rundliche Hülle, die fast zweirippigen und dreispaltigen Strahlblümchen u. die einfache u. haarige Samenkrone, dürre Kräuter und Sträucher, meist in den wärmern Zonen. Die Gattung enthält, selbst nachdem unter Blumea, Baccharus und andere Gattungen viele abgetrennt worden, immer noch über 100 Arten, von denen die officinell wichtigste ist: C. squarrosa *L.*, Inula squarrosa *Bernh.*, **gemeine Dürrwurz**, sparrige Dürrwurz, großes Mücken- oder Flöhkraut, gelbe Münze, krautartig, mit steifen Aesten und oval-lanzettförmigen Blättern, schmutziggelben, straußartigen Blüthen, hier und da auf Hügeln und trocknen Weiden durch ganz Mitteleuropa. Das Kraut, Herba Conyzae vel Herba Baccharidis, war sonst in den Officinen gebräuchlich u. wurde als ein die Menstruation beförderndes Mittel gerühmt, auch als harn- und schweißtreibend besonders bei der Krätze, angewendet. Es riecht eigenthümlich, etwas unangenehm aromatisch, u. schmeckt etwas bitter gewürzhaft.

Conz, **Karl Philipp**, ausgezeichneter deutscher Humanist und Dichter, den 28. Okt. 1762 zu Lorch in Würtemberg geboren, studirte in dem theologischen Stift zu Tübingen und wurde hier 1789 Repetent am theologischen Seminar und 1790 Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart. Nachdem er 1793 Diakonus zu Vaihingen und 1798 zu Ludwigsburg geworden war, kam er 1804 als Professor der klassischen Literatur an die Universität nach Tübingen zurück u. erhielt 1812 auch die Professur der Eloquenz. Er † den 20. Juni 1827. Als selbstständiger Dichter hat C. sich auch auf dramatischem Felde versucht in seinem „Konradin von Schwaben" (Ansb. 1783); besser gelang sein lyrisch-didaktisches Gedicht: „Moses Mendelssohn, der Weise u. der Mensch" (Tübingen 1787), das eine reiche Gedanken- und Gemüthswelt aufschließt und nur durch Unbeholfenheiten in der Form bisweilen Anstoß gibt. Meister aber ist C. als rein lyrischer Dichter. Seine Lieder, namentlich die der leichteren Art, sind anmuthig, zart gefühlt und sinnig gedacht u. werden stets ein achtungswerther Theil der deutschen Literatur bleiben. Sie erschienen zuerst in Zürich 1806, dann Tübingen 1818, 2 Bde., neue Sammlung Ulm 1824. Er schrieb auch „Analekten, oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland" (Leipzig 1793) und „Biblische Gemälde und Gedichte" (Frankfurt 1818). Seine prosaischen Schriften: „Schicksale der Seelenwanderungshypothese" (Königsberg 1791), „Abhandlungen für die Geschichte und das Eigenthümliche der spätern stoischen Philosophie" (Tübingen 1794) u. besonders die „Kleinen prosaischen Schriften" (das. 1821—22) zeugen von umfassenden Kenntnissen. Auch seine „Nachrichten von Weckherlins Leben" (Ludwigsburg 1802) und die Schrift „Nikodemus Frischlin" (Frankf. 1792) verdienen genannt zu werden. In seinen Nachbildungen der Tragödien des Aeschylus und der Komödien des Aristophanes zeigte er sich als geschmackvoller Uebersetzer. Anmuthig ist er in den kleinen anakreontischen Gedichten und sinnreich in den „Morgenländischen Apologien" (Heilbronn 1803).

Conza, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulter., an der Quelle des Ofanto, ist Sitz eines Erzbischofs u. hat 2000 Einw. C., das alte **Compsa**, einst Stadt der Hirpini in Samnium, war einer der Orte, in welchen die Gothen der römischen Kriegskunst am längsten widerstanden; erst 555 n. Chr. konnte Narses es bewältigen. Ein Erdbeben zerstörte 1694 den Ort fast gänzlich, weshalb der Erzbischof seinen Wohnsitz zu St. Andrea aufschlug.

Cooch Bahar, Fürstenthum in der britisch-indischen Provinz Bengalen, umfaßt $16^1/_5$ □-Meilen und ist vom Teestah und Surradingha bewässert. Es ist von Garrowstämmen bewohnt, die brahmanischer Religion sind und unter einem Rajah stehen. Die Einwohner treiben Tabaks- und Indigobau. Hauptort ist Beyhar.

Cook, **James**, berühmter Weltumsegler, wurde am 27. Oktober 1728 zu Marton, einem Dorf in Yorkshire, geboren. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmann, ward er in seinem 13. Jahre einem Kaufmann Sanderson zu Staiths zur Lehre übergeben; in Folge eines Zwistes verließ er aber seinen Lehrherrn und verdingte sich bei einem Kohlenschiffer aus Whitby auf 7 Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit diente er als gemeiner Matrose, bis er Gehülfe des Schiffers (mate) wurde. Später trat er als Freiwilliger in königliche Dienste, zeichnete sich durch Muth und Thätigkeit aus und kam im Mai 1759 als Schiffsmeister auf den „Mercury", der nach Nordamerika zur Belagerung von Quebek be-

stimmt war. C. hatte sich die Achtung seiner Vorgesetzten schon in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er es war, der dem Befehlshaber der Flotte, Sir Charles Saunders, empfohlen ward, den St. Lorenzostrom zwischen der Insel Orleans und dem nördlichen Ufer, und zwar im Angesicht der Franzosen, genau zu sondiren. C. führte diesen gefährlichen Auftrag aus, obgleich er wohl nie im Zeichnen Unterricht genossen hatte, und nahm später auch noch jene Theile des Stromes unterhalb Quebek auf, deren Beschiffung schwierig und gefahrvoll ist. Seine Karte war sehr genau und wurde mit den nothwendigen Sondirungen und Anweisungen für die Beschiffung herausgegeben. Als C. nach der Eroberung Quebeks auf den „Northumberland" überging, studirte er in Halifax, wo das Schiff überwinterte, Geometrie und Astronomie. Im Herbst 1762 entwarf er von dem Hafen von Placentia in Neufoundland einen so gelungenen Plan, daß der Gouverneur der Insel, Kapitän Graves, auf ihn aufmerksam ward und veranlaßte, daß er im Frühlinge des folgenden Jahres nach Neufoundland gesendet wurde, um die Küsten dieser Insel aufzunehmen. Bis 1767 vollendete er die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste und gab 8 Blätter Specialkarten heraus. Aus einer Sonnenfinsterniß, die er am 5. August 1765 beobachtete, leitete er die Länge der Insel her, und die Abhandlung, die er darüber schrieb, verlieh ihm den Ruhm eines guten Mathematikers. Lord Hawke ernannte C. 1768 zum Lieutenant und Befehlshaber des Schiffs, das zur Beobachtung des 1769 erwarteten Durchgangs der Venus vor der Sonnenscheibe nach der Insel Otaheiti gesendet wurde. Nachdem er den Durchgang der Venus mit der größten Genauigkeit beobachtet, besuchte er die Inseln Ulietea, Huaheine, Otaha und Bolabola und nahm von ihnen im Namen des Königs von England Besitz, kam am 13. August an der Insel Oheteroa vorüber und steuerte nach Süden, um dort das längst vermuthete südliche Festland aufzusuchen. Am 6. Oktober sah er einen Theil von Neuseeland vor sich, warf am 8. die Anker und stieg mit Banks und Solander und einigen Soldaten ans Land. Die Eingeborenen widersetzten sich der Landung, wiesen alle Anerbietungen eines freundschaftlichen Einverständnisses zurück und zeigten auch dann keine freundlicheren Gesinnungen, als einige von ihnen in einem Gefecht getödtet oder verwundet wurden. C. nannte den Ort, von den Eingeborenen Taoneroa benannt, Bai der Armuth, verließ ihn am 11. Oktober und beschloß, die Küsten von Neuseeland genauer aufzunehmen, als dies von früheren Reisenden geschehen war. Er steuerte zuerst nach Norden, ging dann nach Westen und erreichte das Kap Maria van Diemen, wo er von den Einwohnern hörte, daß gegen Nordnordwesten ein Land läge, von ihnen Ulimaroa genannt. Am 14. Jan. 1770 erreichte er den südlicher liegenden Sund der Königin Charlotte am Eingange der später nach ihm benannten Cooksstraße, nahm Wasser und Holz ein und ließ sein Schiff ausbessern. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß die Bucht, in welcher er vor Anker lag, sich weit gegen Osten erstreckte; vom Kap Turnagain segelte er darauf an der Ostküste der südlichen Insel entlang, dublirte das südliche Vorgebirge derselben, verfolgte die Westküste u. erreichte wieder den Eingang der Straße, welche die beiden Theile Neuseelands trennt und den Namen Cooksstraße führt. Am 31. März verließ er die Insel, deren Bewohner, allem Anschein nach Menschenfresser, fast immer feindselige Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatten, erreichte am 19. April Neuholland und warf am 28. in Botanybai Anker. Unter den größten Gefahren verfolgte er die Ostküste Neuhollands gegen Norden, wand sich 3 Monate lang durch ein Labyrinth von Korallenklippen, die seinem Schiffe jeden Augenblick den Untergang drohten, und konnte nur durch die Beschädigung seines Fahrzeuges und den sich zeigenden Skorbut bewogen werden, am 14. Juni in den an der Mündung des Endeavourflusses liegenden Hafen zu gehen. Am 10. August lichtete er wieder die Anker, fuhr durch die Endeavourstraße, überzeugte sich, daß Neuholland u. Neuguinea getrennte Länder sind, und erblickte am 3. September die letztere Insel, ward aber durch die Eingeborenen am Landen verhindert. Am 9. Oktober erreichte er die Rhede von Batavia, verlor jedoch in kurzer Zeit den Schiffsarzt Monkhouse und zwei Otaheitier durch den Einfluß des ungesunden Klima's und wurde selbst krank. Auch nachdem er am 27. December den Hafen verlassen, starben täglich Menschen, und als er am 15. März 1771 das Kap erreichte, betrug der ganze Verlust 30 Mann, unter ihnen der Astronom Green und der Maler Parkinson. Am 14. April verließ die so sehr geschwächte Expedition das Kap, fuhr über St. Helena und landete am 11. Juni in Downs. Der König, dem C. vom Lord Sandwich vorgestellt wurde, empfing ihn sehr gnädig und ernannte ihn am 20. August 1771 zum kommandirenden Schiffsmeister. Als darauf die Regierung zur genauern Untersuchung des Südmeeres eine Expedition von zwei Schiffen ausrüstete, ward C. an die Spitze derselben gestellt. Das größte dieser Schiffe, „Resolution", kommandirte C. selbst, das kleinere, „Adventure", Tobias Furneaux. Als Gelehrte gingen mit: die beiden Forster, die Astronomen William Wales u. William Baylay und der Maler William Hodges. Am 17. Juli 1772 verließ die Expedition Plymouth, ging über Madeira, St. Jago und kam am 29. September am Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo sie noch den schwedischen Naturforscher Sparmann aufnahm. Am 2. November lichteten die Schiffe wieder die Anker, gingen fast gerade nach Süden, durchkreuzten in mehrfacher Richtung das südliche Polarmeer, fanden aber nirgends Land, obwohl die schwimmenden Inseln Eises und die darauf befindlichen großen Schaaren von Vögeln auf das Vorhandenseyn eines solchen zu deuten schienen, und mußten am 17. Jan. 1773 nach Norden zurückkehren. Am 17. März beschloß C., nach Neuseeland zu gehen, um seine Mannschaft zu stärken, sein Schiff auszubessern und die „Adventure", von der er sich Mitte Februars getrennt, zu erwarten. Am 26. März erreichte er die „düstere Bai" und warf am 27. im Hafen Pickergills Anker. Hatte er auch bis jetzt kein Land entdeckt,

so hatte er doch mehre für die Nautik wichtige Erfahrungen gemacht, so z. B., daß die Wasservögel keineswegs die Nähe von Land beweisen, daß Seeeis nach dem Schmelzen trinkbares Wasser gebe, daß der verschiedene Stand des Schiffes einen wesentlichen Einfluß auf die Abweichung der Magnetnadel habe ꝛc. Am 11. Mai lichtete C. die Anker und segelte nach dem Sunde der Königin Charlotte, wo er die „Adventure" wiederfand, die unterdessen Vandiemensland besucht hatte. Am 7. Juni verließ die Expedition den Sund, segelte nach Osten, dann nördlich, erreichte die Passatwinde, ging darauf gegen Westnordwesten u. kam zu den niedrigen Inseln des gefährlichen Archipels. Am 17. Aug. erreichte sie Otaheiti, dann Huaheine, wo sie einen Eingebornen aufnahm, und Ulietea, steuerte am 17. September gegen Westen, entdeckte am 23. Hervey's Inseln und segelte nach den Inseln Amsterdam und Middelburg. Auf der zweiten Reise nach Süden, die C. am 7. Oktober antrat, wurde er von der „Adventure" durch einen Sturm getrennt und kam nicht mehr mit ihr zusammen. Am 26. November verließ er Neuseeland und drang so weit nach Süden vor, daß ihn die Massen feststehenden Eises zur Rückkehr nöthigten. Statt nach England zurückzukehren, wie er nun wohl gekonnt hätte, beschloß er aber, den Winter zwischen den Wendekreisen zuzubringen und im folgenden Jahre den südlichen Theil des atlantischen Meeres zu durchkreuzen. Er ging nach Norden und suchte vergeblich das von Juan Fernandez unter 30° südl. Br. entdeckte Land, überstand ein heftiges Gallenfieber, erreichte am 11. März 1774 die Osterinsel, am 7. April die Marquesas, steuerte von hier nach Otaheiti, ergänzte auf Ulietea und Huaheine den Proviant, entdeckte am 16. Juni Palmerstoninsel, am 20. Savageinsel und landete am 26. auf der Insel Rotterdam. Am 1. Juli entdeckte er die Schildkröteninsel, hielt sich längere Zeit auf den neuen Hebriden auf, fand am 4. Sept. Neukaledonien und mehre benachbarte Inseln, dann die Norfolkinsel auf und verweilte vom 18. Okt. bis 10. Nov. auf Neuseeland, um seine Leute sich erholen zu lassen. Da er im Süden kein Land fand, steuerte er nach Osten, erreichte am 17. Dec. die Westküste des Feuerlandes, ging um das Kap Horn und durch die le Mairestraße nach dem Statenlande, fand Südgeorgia, das südliche Thule, Sandwichs Land und die benachbarten Inseln und beschloß nunmehr die Rückkehr, nachdem er 28 Monate in See gewesen. Am 22. März 1775 warf er in der Tafelbai Anker, verließ am 27. April das Kap, segelte über Ascension, St. Helena, Fayal und landete am 30. Juli in Portsmouth. Mit Enthusiasmus ward der Weltumsegler in England empfangen; der König ernannte ihn zum wirklichen Schiffskapitän u. gab ihm eine Stelle beim Hospital zu Greenwich, die königliche Societät machte ihn zu ihrem Mitgliede. Der unternehmende Mann konnte jedoch in dieser behaglichen Ruhe nicht rasten. Durch eine Parlamentsakte war Demjenigen, der eine Durchfahrt aus dem atlantischen Meer in den großen Ocean finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. versprochen worden. Alsbald erbot sich C., Chef der Expedition zu werden, und ward am 10. Februar 1776 als solcher bestallt. Zwei Schiffe, die „Resolution" unter C.s Kommando u. die „Discovery" unter dem des Kapitän Clerke, verließen am 12. Juli den Hafen von Plymouth, gingen über Teneriffa, St. Jago und erreichten im Oktober das Kap. Am 3. Dec. lichtete C. wieder die Anker, fand die „Inseln des Prinzen Eduard", besuchte Kerguelens Land und warf am 26. Jan. 1777 in der Adventurebai auf Vandiemensland Anker. Hierauf besuchte er Neuseeland, entdeckte die Insel Mangia, Wateoo und einige andere, steuerte nach den Freundschaftsinseln, nach Otaheiti, Eimeo und Huaheine, wo er den Eingebornen Omai, der ihn auf seiner vorigen Reise nach England begleitete, absetzte und ihm ein Haus bauen ließ. Am 8. December verließ er die Insel Bolabola, steuerte nach Norden und entdeckte am 25. December die Weihnachtsinsel. Seinen Weg nach Norden fortsetzend, fand er im Januar 1778 einen Archipel von Inseln, den er „Sandwichsinseln" nannte, verschob aber die Untersuchung und erreichte am 7. März die Küste von Neuengland. Von hier aus verfolgte er die Küste von Nordamerika, erreichte am 29. März Nootkasund, besuchte dann Kaye's Insel, Prinzen Wilhelms Sund, am 19. Juni die Schumaginsinseln und am 27. die Insel Unalaschka, deren Bewohner ihn sehr freundschaftlich aufnahmen. Von hier ging er wieder an die Küste des Festlandes, entdeckte „Andersons Insel", durchfuhr die Behringsstraße und kehrte, von dem starren Eismeere des Nordens am weitern Vordringen gehindert, nach Unalaschka zurück, welche Insel er am 26. Oktober verließ, um nach den Sandwichsinseln zu steuern. Am 17. Jan. 1779 warf er in der Karatakuabai auf Owaihi Anker und trat mit den Eingeborenen, deren König selbst mit C. den Namen wechselte, in den freundschaftlichsten Verkehr. Bald aber begingen die Insulaner wiederholte Diebereien und stahlen unter andern ein Boot, das zur „Discovery" gehörte. Um es wieder zu erhalten, wollte C. den König aufs Schiff locken und ihn so lange als Geisel behalten, bis das Boot wiedergebracht würde, ein Verfahren, das er stets erfolgreich gefunden hatte. Mit King, Philips und neun Matrosen verließ C. deshalb das Schiff, ließ seine Begleiter am Ufer warten und begab sich zum Könige, um ihn einzuladen. Der König war willig zu folgen; eine seiner Lieblingsfrauen aber beschwor ihn mit Thränen, das Schiff nicht zu besteigen, und das Volk stimmte in ihre Bitten ein. C. verließ, sein Vorhaben aufgebend, den König und ging langsam dem Ufer zu. Die Boote der Engländer, welche den Auftrag hatten, die Kanoes der Insulaner an der Abfahrt aus der Bucht zu hindern, hatten jedoch unterdeß auf eines derselben gefeuert und einen angesehenen Führer getödtet. Diese Nachricht kam blitzschnell in das Dorf, das C. eben verlassen hatte; das Volk bewaffnete sich mit Speeren und Steinen und verfolgte C., der einen der Vordersten mit einer Kugel niederstreckte. Ein wüthendes Gefecht folgte darauf, in dem 4 Matrosen und C. selbst fielen, am 14. Febr. 1779. Schon tödtlich verwundet, rief er den Booten zu, mit dem Schießen einzuhalten. Sein Leichnam

wurde von den Insulanern zerrissen, das Fleisch verbrannt und ein Theil seiner Gebeine in einem dem Rono geweihten Tempel aufbewahrt und verehrt; andere Ueberreste wurden den Engländern, nachdem das gute Vernehmen wiederhergestellt war, ausgeliefert und am 21. Februar feierlich bestattet. Den Oberbefehl der Expedition übernahm Clerke und nach dessen Tode Gore. C. hinterließ eine Wittwe und 6 Kinder, welchen vom König eine Pension ausgesetzt wurde. Die königliche Societät zu London ließ zu seinem Andenken eine Denkmünze schlagen, die auf der einen Seite C.s Profil mit der Umschrift: Jac. Cook oceani investigator acerrimus und der Unterschrift: Reg. soc. Lond. socio suo, und auf der andern Seite Britannia mit der Erdkugel, der Umschrift: Nil intentatum nostri liquere und der Unterschrift: Auspiciis Georgii III. zeigt. Das Journal seiner ersten Reise gab Hawkesworth (1773) heraus; Suard besorgte eine französische Uebersetzung 1774 u. J. F. Schiller eine deutsche 1775. Die Beschreibung der zweiten Reise veröffentlichte C. selbst unter dem Titel: „A Voyage towards the South Pole and round the world. Performed in His Majesty's Ships the Resolution and Adventure, in the Years 1772, 1773, 1774 and 1775" (1777, 3. Ausg. 1779, franz. von Suard). Eine Ergänzung dazu ist: „A Voyage round the world etc. by George Forster" (1777). Das Tagebuch von C.s dritter Reise, nach seinem Tode von King fortgesetzt, erschien 1784, franz. 1785. Der königlichen Societät überreichte C. mehre Abhandlungen, namentlich: über die Erhaltung der Gesundheit auf langen Seereisen, über Ebbe und Fluth in der Südsee, hauptsächlich im Endeavourflusse. Eine ausführliche Biographie C.s lieferte Wiedmann in „Leben und Schicksale des Kapitän C." (Erlangen 1789—90, 2 Bde.) nach Kippis' „Life of Captain James C." (Basel 1788, franz. von Castera 1788 — 89), eine andere Lichtenberg in seinen „Vermischten Schriften", 4. Bd.

Cooke, William Bernard und George, englische Kupferstecher zu London, gehören zu den vorzüglichsten jetzt lebenden Künstlern Englands. Sie lieferten eine bedeutende Anzahl von Werken, theils in einzelnen Blättern, theils in ganzen Sammlungen bestehend. Die Zeichnungen, nach welchen sie arbeiteten, sind von den besten englischen Meistern gefertigt. Besonders zu erwähnen sind: „A picturesque delineation of the southern coast of England, extending from the mouth of the Thames to the Severn" (Lond. 1817 — 1827, 2 Bde.); „Views of eastern and western coast of England" (das. 1827 ff., 80 Blätter mit 40 Vignetten); „Views on the Thames" (das. 1822, 75 Blätter nach Dewint, W. Havell, S. Owen u. A.); „River scenery from original drawings by J. M. W. Turner and Th. Girtin" (das. 1827, mit 18 Ansichten in 5 Heften); „Views on the river Rhone" (das. 1824, 24 Bl.); „Gems of art" (1825). William Bernard C. stach mit Andern auch an den Kupfern zu Cockburns „Pompeii illustrated with picturesque views" (Lond. 1827, 2 Bde., mit 90 Blättern) u. zu dessen „Views of the Colisseum", zu den „Views of Picturesque and Romantique Scenery in Madeira etc." Von George C. sind die Kupfer zur „Peak Scenery" von E. Rhodes (1820, 2 Thle.). Derselbe ist auch einer der Herausgeber der „Engravings from the Pictures of the National Gallery, publ. by Authority" (Lond. 1831 f.).

Cooks-Archipel (Hervey-Inseln, Mangia-Archipel), Inselgruppe in Australien, liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln und mit ihrer Mitte unter dem 20. Grade südlicher Breite, sowie zwischen 157° 20' und 160° westlicher Länge von Greenwich. Den Namen Mangia-Archipel hat die Gruppe von einer ihrer Inseln erhalten, was auch mit dem Namen Hervey-Inseln der Fall ist, wogegen die Namen C.-A. oder Cooks-Inseln dem Archipel zu Ehren Cooks beigelegt worden sind, der ihn 1777 entdeckte. Die Inseln geriethen indeß fast ganz wieder in Vergessenheit, bis 1821 der Missionär Williams auf einer Reise von Rajatea (Gesellschaftsinseln) nach Neuseeland sie besuchte und auf Aitutaki zwei christliche Rajateaner als Lehrer zurückließ. Seitdem und besonders seit 1823 hat das Christenthum allmählig auf dem ganzen Archipel Eingang gefunden, so daß gegenwärtig sämmtliche Insulaner, gegen 18,000, Christen sind. Der physischen Beschaffenheit nach gehören diese reizenden, höchst fruchtbaren und mit herrlichem Klima begabten Inseln der Korallenformation an. Darum sind sie meist niedrig, doch immer hügelig sich erhebend. Der sie umziehende Korallengurtel hat nur wenige Oeffnungen für größere Seefahrzeuge, und auch sie sind um so weniger leicht zu passiren, da bei der starken Brandung selbst das Einlaufen mit Booten meist höchst schwierig ist. Trinkwasser aus Quellen oder Bächen fehlt diesen Inseln fast gänzlich, und man muß sich in der Regel mit dem, in Lachen, Cisternen und andern Vertiefungen sich ansammelnden Regenwasser begnügen. Diesen Mangel an frischem Wasser ersetzt indeß einigermaßen die Kokosnußmilch, denn die Kokospalme findet sich hier in übergroßer Menge; außerdem Brodfruchtbäume, Pisangs, die Dracaena terminalis, der schöne Apfel Spondias dulcis, Yams, mehre Arten von Arum, antiskorbutische Kräuter ꝛc. Mehre Inseln sind gut bewaldet. Vierfüßige Thiere, außer den in beispielloser Menge vorhandenen Ratten, traf man hier nicht an; nur auf einigen Inseln fand man australische Schweine und Hunde vor, doch in keiner großen Anzahl. Von einheimischem Gefieder sind namentlich wilde (jetzt auch zahme) Hühner, blaue und weiße Reiher, schön gefiederte, braun- und schwarzgefleckte Kuckuke, See- und Strandvögel anzumerken; von den zahllosen Fischen eine porphyrfarbig-gefleckte Scholle und gelbliche Aale mit schwarzen Punkten, und von Amphibien eine kleine Eidechse von widerlichem Ansehen, u. Schildkröten. Insekten u. Schmetterlinge umschwärmen Büsche und Gestade. An den Korallenfelsen finden sich zahlreiche Austernbänke; auch gibt es viele rothe Krabben u. Mollusken. Die Eingeborenen sind Australindier u. weichen in Gestalt, Hautfarbe u. Sprache von den Gesellschaftsinsulanern wenig ab, daher sie sich mit diesen auch sehr leicht verständigen. Auch in ihren frühern Sitten und Gebräu-

chen, sowie in manchen Lastern (z. B. Hang zum Stehlen), herrschte große Uebereinstimmung. Aber in sofern waltete zwischen diesen beiden Völkern eine große Verschiedenheit, als die Herveyinsulaner sehr blutgierig und arge Menschenfresser waren, während man diesen Vorwurf den Gesellschaftsinsulanern bekanntlich nicht machen konnte. Uebrigens zeichnen sich die Eingeborenen des C.-A.s durch eine ungemeine Geschicklichkeit in der Verfertigung von Zeuchen, steinernen Aexten und Ohrgehängen aus. Früher pflegten sie sich auch mit bemalten Zeuchen u. prächtigen Kopfbinden aus rothen Korallen zu schmücken; jetzt geschieht dies weniger, da die meisten sich europäische Kleidung zugelegt haben. Eine Ständeverschiedenheit herrscht, wie auf den meisten übrigen Südseeinseln, auch bei ihnen. Es gibt Edle und gemeines Volk; jene bildeten früher gewissermaßen die Kriegerkaste, und letzteres mußte, als ihnen leibeigen, für sie arbeiten. Die einzelnen Häuptlinge standen ehemals größtentheils unter dem König von Atiu; jetzt ist die Oberherrschaft getheilter.

Der C.-A. begreift 6 Inseln, nebst 3 kleinen Nebeninseln oder Eilanden. **Mangia** (**Manschia**, **Mangea**, auch **Mangeia**), die südlichste Insel, liegt unter 21° 56' 45'' südl. Breite und 158° 5' westl. Länge von Greenwich, hat 5 Meilen im Umfange, hatte 1849 eine Bevölkerung von 3668 Seelen und zählt gegenwärtig über 4000 Einwohner. In ihrem nördlichen Theil ist sie dicht bewaldet und, obgleich an sich eine Koralleninsel, nach der Mitte hin so hoch, daß sie für die Schiffe schon in der Entfernung von 7 Meilen sichtbar ist. Das mit Dracänen und Brodfruchtbäumen besetzte Gestade hat in geringer Entfernung von sich einen Korallengürtel u. das Meer dabei eine unergründliche Tiefe. Der angebaute Theil der Insel besteht aus 6 Thälern mit Pflanzungen von Pisang, Tiwurzen, Pfeilwurz, Kokospalmen, Brodfruchtbäumen 2c. **Tamarua** ist eine, zum Theil ganz nach europäischer Weise eingerichtete Niederlassung und Missionsstation. Andere, eben so wichtige Ortschaften und Stationen sind **Iwirua** u. **Oneroa**; alle drei stehen gegenwärtig durch gute Straßen, die man Kunststraßen nennen könnte, mit einander in Verbindung. Im März 1846 richtete ein Orkan hier und auf Rarotonga große Verwüstungen an, namentlich an manchen Wohngebäuden, Schulhäusern und Kirchen, deren Wiederherstellung sich jedoch die Eingeborenen bald aufs Eifrigste angelegen seyn ließen. **Rarotonga** oder **Orurute** (nicht mit Rurutu zu verwechseln, welches zu den Australinseln gehört), eine 6 Meilen im Umfange haltende und 8000 Einwohner zählende Insel, westlich (und etwas nach Norden hin) und 30 Meilen von Mangia, unter 21° 20' südl. Breite und 160° westl. Länge von Greenwich, ist die größte unter den Hervey-Inseln, wurde erst 1814 durch ein englisches Kauffahrteischiff entdeckt, besteht in ihrer Mitte aus einer Masse sehr hoher, über einander gelagerter Berge und einem rings herum sich ausbreitenden, niedrigen Uferlande und ist von einem Korallenriffe umgeben, hat aber, wenigstens für Boote und andere kleinere Fahrzeuge, manche gute Ankerplätze. Sie ist trefflich angebaut u. gleicht einem großartigen Garten. Man findet hier jetzt Buchdruckerpressen, zahlreiche Werkstätten von Handwerkern, eine große Anzahl Schulen und Kirchen, u. nicht nur die englischen Missionäre u. die Häuptlinge, sondern auch viele der übrigen Eingebornen wohnen in Häusern, die in europäischem Styl gebaut und nach europäischer Art ausmöblirt sind. Die Insel ist in vier Missionsdistrikte eingetheilt, darunter Arorangi und Gnatangaia oder Ngatanjia. Rarotonga ist für Wallfisch- und andere Südseefahrer äußerst wichtig, nicht bloß des Handels, sondern vor Allem auch der hier zu erlangenden Erfrischungen wegen. Europäische Schiffe, die um 1830 hierher kamen, ließen eine ansteckende Krankheit zurück, welche die fürchterlichsten Verheerungen unter den Eingeborenen anrichtete und erst im folgenden Jahre aufhörte. Südöstlich u. 12 Meilen von Rarotonga liegt, unter 21° 36' südl. Breite und 159° 18' westl. Länge von Greenwich, das Eiland **Roxbourgh**. **Atiu** oder **Watiu** (auf englischen Seekarten auch **Wateoo**), eine 4 Meilen im Umfange haltende und 2000 Einwohner zählende Insel, nördlich und 14 Meilen von Mangia, unter 20° 1' südl. Breite und 158° 15' westl. Länge von Greenwich, hat ein im Ganzen flaches und von einem Korallenriff mit fürchterlicher Brandung umgebenes Gestade, wechselt aber nach dem Innern zu mit Hügeln und Thälern lieblich ab, hat reichen Vorrath an gutem Trinkwasser und in ihren Thälern schattige Haine von Kokos-, Brodfrucht und andern stattlichen Bäumen. Dicht neben der Südküste von Atiu liegt, unter 20° 15' südl. Breite u. 157° 57' westl. Länge von Greenwich, das Eiland **Mahowara** oder **Owhararuah**. **Mauke** oder **Mauti** ist eine Insel mittlerer Größe, östlich u. 14 Meilen von Atiu, unter 20° 8' südl. Breite und 157° 20' westl. Länge von Greenwich. Seit dem von dem Oberhäuptlinge Atiu's, Romatane, unter den Eingeborenen Mauke's angerichteten furchtbaren Blutbade ist die Bevölkerung der Insel nur noch gering, denn sie übersteigt nur wenig die Zahl von 600 Einwohnern, die übrigens ein liebliches Bild friedlichen christlichen Lebens darbieten. **Mitiaro**, eine nordöstlich u. kaum 5 Meilen von Atiu gelegene, dieser Insel an Größe gleichkommende, flache Insel, liegt unter 19° 55' südl. Br. und 157° 54' westl. Länge von Greenwich, hat in der Mitte ein hübsches Wäldchen, ist aber sonst eben nicht sehr fruchtbar. Nach dem auch hier durch Romatane angerichteten Blutbade beläuft sich die Zahl der Einwohner auch jetzt noch auf wenig mehr als 200. Nicht weit von Mitiaro liegt, unter 19° 51' südl. Breite u. 158° 23' westl. Länge von Greenwich, das Eiland **Okatulatai** od. **Benuanehe**. **Hervey** od. **Harvey** (bei den Eingeborenen **Teraudschimauh**), eine etwa $2^1/_2$ Meilen im Umfang haltende Insel, ist zwischen Atiu u. Aitutaki, unter 19° 17' 30'' südl. Breite u. 158° 55' westl. Länge von Greenwich gelegen. Ihren europäisch lautenden Namen, der auf die ganze Gruppe der Hervey-Inseln übergegangen ist, erhielt sie von Cook, der sie 1773 entdeckte u. 1777 abermals besuchte. Der Missionär Williams besuchte 1823 diese Insel in der Absicht,

einen rajateanischen Lehrer hier anzustellen, weil er eine zahlreiche Bevölkerung zu finden hoffte; er vernahm aber, daß durch unaufhörliche Verheerungskriege, die sie unter einander geführt hatten, die Einwohnerzahl bis auf 60 Personen zusammengeschmolzen war. Im Jahre 1830 besuchte er die Insel wieder und fand nun, daß jener geringe Ueberrest einer früher starken Bevölkerung in der letzten Zeit den Vertilgungskrieg so hartnäckig fortgesetzt hatte, daß nur noch 5 Männer, 3 Frauen u. ein Paar Kinder übrig geblieben waren. Es hat sich zwar seitdem wieder eine namhaftere Bevölkerung gebildet, die jedoch keinen eigenen christlichen Lehrer hat, sondern auf den nahen Inseln Atiu und Aitutaki im Christenthum unterrichtet worden ist und auch dort jetzt noch dem Gottesdienste beiwohnt.

Nordwestlich, nördlich und nordnordöstlich und zum Theil ziemlich entfernt von dem Mangia- oder C.-A. liegen verschiedene Inseln und Inselgruppen, die man gewöhnlich noch zum C.-A. rechnet. Es sind die folgenden: Palmerston, eine Insel oder zusammenhängende kleine Inselgruppe, nordwestlich u. 65 Meilen von Rarotonga, unter 18° 2' 15" südl. Breite und 163° 5' westl. Länge von Greenwich, nach einem Zeitgenossen Cooks benannt, welcher letztere sie 1774 entdeckte, worauf sie später (1791) auch von Edwards besucht und näher untersucht wurde. Sie besteht aus 5—6 (oder nach Edwards aus 9—10) kleinen Eilanden, welche jedoch vermittelst einer Sandbank an einander hängen und von Korallenriffen umgeben sind, ist in dieser Weise etwa 1½ Meilen lang und beinahe eine Meile breit und erhebt sich nur wenige Fuß über den Meeresspiegel. Indeß hat sich eine hinreichend dicke Schicht von Dammerde auf ihr angehäuft, um Kokospalmen und andern, den niedrigen Inseln eigenthümlichen Bäumen volles Gedeihen zu sichern. In ihrer Mitte befindet sich, wie auf den meisten Inseln dieser Formation, eine Lagune, an deren einer Seite ein ungeheures Korallenlager sich gebildet hat, welches einen höchst interessanten Anblick gewährt. Rearson oder Reirson ist eine von Australindiern bewohnte Insel, nördlich und 135 Meilen vom C.-A., unter 10° 6' südl. Breite und 160° 55' westl. Länge von Greenwich gelegen und ward am 13. Okt. 1813 durch den britischen Ostindienfahrer Good Hope 1813 entdeckt. Humphrey, gleichfalls von Australindiern bewohnt u. von dem ebengenannten Ostindienfahrer 1813 entdeckt, ist eine nicht weit von der vorigen, unter 10° 33' südl. Breite u. 161° westl. Länge von Greenwich gelegene Insel. Peregrino oder Piscado, östlich von der vorigen, unter 10° 36' südl. Br. und 159° 25' westl. Länge von Greenwich auf einem mehre Meilen langen Korallenriffe, ziemlich fruchtbar und bewohnt, gelegen, wurde 1606 von Quiros entdeckt. Penrhyn, eine ostnordostwärts von der vorigen, unter 9° 1' 30" südl. Br. und 157° 34' 30" westl. Länge von Greenwich gelegene, 1788 entdeckte und 1816 von Kotzebue besuchte Gruppe niedriger Koralleninseln, ist reich an Kokosnüssen und Pandanus und stark bevölkert. Carolina ist eine 1795 von Broughton entdeckte kleine Insel, ostwärts von der Penrhyngruppe, unter 9° 57' südl. Br. und 150° 25' westl. L. von Greenwich; Flint, gleichfalls nur eine kleine u. 1801 entdeckte Insel, südwestwärts von der vorigen, unter 11° 20' 30" südl. Breite und 151° 53' 50" westl. Länge von Greenwich. Suwarow, eine Gruppe von mehren kleinen, aber höchst fruchtbaren und bewohnten Inseln, unter 13° 20' südl. Br. und 163° 30' westl. L. von Greenwich gelegen, ward 1814 von Lazareff, Befehlshaber des russischen Schiffes Suwarow, entdeckt. Scilly ist eine von den Eingeborenen Wenua Ura genannte und 1767 von Wallis entdeckte Gruppe niedriger Eilande, die in einem gefährlichen Korallenriff eingeschlossen sind, unter 16° 28' südl. Breite und 145° 30' westl. Länge von Greenwich; Mopeha (auf englischen Seekarten Mopeelia), eine Gruppe niedriger Koralleninseln, unter 16° 46' südl. Breite und 154° 8' westl. Länge von Greenwich gelegen, 1767 von Wallis entdeckt. Diese, etwa 2 Meilen lange und eine Meile breite Gruppe besteht eigentlich aus kleinen und schmalen Landstreifen, die durch Sandbänke zusammenhängen und in der Mitte eine Lagune haben. Wallis nannte sie Lord-Howes-Insel, wogegen ihr Cook (der sie auf seiner zweiten Reise besuchte) den obigen, seitdem allein gebräuchlichen Namen beilegte. Die Roggeweens- oder Baumannsinseln, eine von Australindiern bewohnte und 1772 entdeckte Inselgruppe, liegen unter 11° 54' südl. Breite und 155° 10' westl. Länge von Greenwich, oder nordöstlich und 120 Meilen von dem Mangia- oder C.-A.

Cooksbusen (Keniskayagolf, Floodbai), Busen der Nordwestküste Amerika's, zwischen der Bai Elisabeth u. Douglas. Vgl. Nordwestküste.

Cooksstraße, s. v. a. Behringsstraße.

Coopang, s. v. a. Kupang.

Cooper, 1) eine der britischen Bermudasinseln (s. d.). — 2) Fluß im nordamerikanischen Staat Südcarolina, vereinigt sich mit dem Ashley River u. bildet den Charlestonhafen. Ein Kanal, 51 Meilen lang, verbindet diesen Fluß mit dem Santee River, der eine bedeutende Kommunikation zwischen Charleston u. dem Innern eröffnet.

Cooper, 1) Sir Astley Paston, einer der größten englischen Wundärzte, am 23. August 1768 zu Brooke in der Grafschaft Norfolk geboren, kam in seinem 15. Jahre zu einem Apotheker zu Yarmouth in die Lehre, ging aber schon im folgenden Jahre nach London, um sich am Guyshospital und am St. Thomashospital auszubilden. Nachdem er eine Zeitlang die Universität zu Edinburg besucht, kam er nach London zurück, ward Prosektor und dann Hülfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St. Thomashospital u. später Wundarzt am Guyshospital. Im Jahre 1792 ging er nach Paris, wo er zum Ehrenmitgliede des französischen Nationalinstituts ernannt wurde, ward Leibwundarzt König Georgs IV., 1821 Baronet und 1837 Leibarzt der Königin Victoria. C. † den 12. Febr. 1841 an der Brustwassersucht. Seine Hauptwerke sind: „Observations on inguinal and congenital hernia" (Lond. 1803); „The anatomy and surgical treatment of inguinal and congenital hernia" (das. 1804, deutsch, Breslau 1809); „Of crural

and umbilical hernia" (1807); „Of abdominal hernia" (2. Aufl. 1827, deutsch, Weimar 1833, mit Benjamin Travers „Surgical Essays", 7. Ausg., Lond. 1820, deutsch, Weimar 1721): „A treatise on dislocations and fractures of the joints" (7. Aufl. 1831, deutsch, Weimar 1823); „Observations on fractures of the neck of the thighbone" (1823, deutsch, Weim. 1824); „The lectures on the principles and practice of surgery" (1824—1829, deutsch, Weim. 1825—1828); „Illustrations of diseases of the breast" (1829, deutsch 1836); „Observations on the structure and diseases of the testis" (1830, deutsch, Weim. 1832); „The anatomy of the thymus gland" (1832); „The principles and practice of surgery" (1836, deutsch, Kassel 1836—1838). C. zeichnete sich als praktischer Arzt durch die Kühnheit und Originalität seiner Operationen aus. Er war der Erste, der die Operation der Pulsadergeschwulst der Carotis wagte; noch berühmter ist sein Versuch, bei einer Pulsadergeschwulst des Unterleibes die Aorta abdominalis nicht weit vom Herzen zu unterbinden. Vgl. B. Cooper, Life of Sir Astley C., Lond. 1842, 2 Bde.

2) Samuel, 1781 geboren, Professor der Chirurgie, Wundarzt am Universitätshospital, Mitglied des königlichen Kollegiums der Chirurgen zu London; † den 3. Dec. 1848 zu Shepperton in Middlesex. Er schrieb: „The first lines of the practice of surgery" (6. Ausg., Lond. 1836); „On the diseases of the joints" (das. 1807); „A dictionary of practical surgery" (1809, 7. Ausg. 1837, deutsch von Froriep, Weimar, 2. Aufl. 1831). Er gab auch Mason Goods „Study of medicine" (4. Ausg. 1834, deutsch von Colmann, Leipzig 1837—1840) heraus.

3) James Fenimore, berühmter amerikanischer Romandichter, den 15. Sept. 1789 zu Burlington am Delaware im Staate Neujersey geboren, empfing im Yalecollege zu Newhaven seine erste Bildung und trat aus Lust nach Abenteuern, noch nicht 16 Jahre alt, als Midshipman in die Marine ein. Im J. 1810 schied er jedoch aus dem Seedienst, verheirathete sich mit Miß de Lancî, widmete sich ganz der Schriftstellerei u. ließ sich dauernd zu Cooperstown am Otsegosee nieder. Seiner schwächlichen Gesundheit wegen besuchte er 1826 England und Frankreich, war 1826—1829 Konsul der Vereinigten Staaten in Lyon, reiste nach Deutschland, privatisirte in Dresden, ging dann nach der Schweiz und Italien und kehrte 1831 in sein Vaterland zurück, wo er den 14. Sept. 1851 zu Cooperstown †. Seinem in Europa kaum bekannt gewordenen ersten Roman „Precaution" (Newyork 1821) folgten „The spy" (das. 1821, 2 Bde.), „The pioneers, or the sources of the Susquehannah" 1822) und „The pilot" (1823), welche letztere Schilderung aus dem Seeleben eine lange Reihe von Nachahmern hervorrief. Seine übrigen Romane sind: „Lionel Lincoln" (1824), „The last of the Mohicans" (1826), sein vorzüglichstes Werk, „The prairie" (1827), „The wept of Wish-Ton-Wish" (1828), „Red rover" (1828), „The water-witch" (Dresden 1830), „The bravo" (1831), „The heidenmauer" (1832), „The pathfinder", „The Deerslayer", „The two admirals" (1842), „Wing and Wing", „Mercedes of Castile", „Wyandotte" (1844), „Autobiography of a pocket handkerchief", „Ned Myers", „Ashore and afloat", „Miles Wallingford", „Satanstoe", „The chainbearer", „The redskins", „The crater or volkans peak", „Oak openings", „Jack Tier, or the Florida reef", „The sea lions" (1849) u. „The ways of the hour" (1850). Seine Romane wurden in fast alle lebende Sprachen übersetzt, „The spy" selbst ins Persische. In den deutschen Uebertragungen der „Sämmtlichen Werke" (Frankfurt 1834—1850, Bdchn. 1—258) u. der „Amerikanischen Romane" (Stuttg. 1840—1851, Bd. 1—27) erlebten einzelne Theile mehre Auflagen. Das Gebiet des Drama's betrat C. mit einem gegen die politischen und socialen Verirrungen der Gegenwart gerichteten Lustspiele: „Upside down or Philosophy on petticoats". Seine Reisen durch Europa beschrieb er in den „Gleanings in Europe" (Newyork 1830—1832, 6 Bde.). Von seinen historischen und politischen Schriften erlangte nur seine „History of the American navy" (Newyork 1839) Popularität. Von seinen Bewunderern der „amerikanische Walter Scott" genannt, steht C. doch dem schottischen Dichter an Schöpfungskraft, Geist und Phantasie nach. C. ist ganz der Sohn seiner Nation, die keine Jugend gehabt hat, sondern gleich mit den reichen Erfahrungen des Mannesalters den Schauplatz ihrer Handlungen betrat; seine Romane sind wahr, aber ohne dichterischen, von der Umgebung entlehnten Schmuck. Mit großer Gewandtheit weiß er die Nuancen und Schattirungen der Charaktere hervortreten zu lassen, wodurch wir ein vollkommen deutliches Bild von seinen Personen erhalten. Erfreut er uns einerseits durch die frische Eigenthümlichkeit seiner Stoffe und durch seine glücklichen Schilderungen, so ermüdet uns auf der andern Seite seine Umständlichkeit u. Breite, in der er selbst noch den schottischen Romancer übertrifft. C. versteht es, seinen Stoff lebendig und wahr aufzufassen und ihm eine naturgetreue Färbung zu geben, aber er reißt nicht hin durch die höhere poetische Weihe, die jedem Kunstwerk erst die Seele gibt.

4) Abraham, berühmter englischer Maler, gegenwärtig Mitglied der Akademie der schönen Künste zu London. C. malt Scenen aus der englischen Geschichte, Schlachten und Thiere, lauter Bilder, welche wegen der anatomischen Wahrheit und Kraft der Figuren, sowie in Bezug auf die Geschicklichkeit, mit welcher er das thierische Leben nachbildet, bei den englischen Kunstliebhabern sich eines großen Beifalls erfreuen. Hauptwerke sind: Cromwell, in der Schlacht verwundet und von einem Soldaten gerettet, 1822; Richard Löwenherz und Saladin in der Schlacht von Askalon, von W. Giller gestochen; besonders aber: Tom O'Shanter, gegenwärtig im Besitz des Grafen von Upper Ossory, 1828 von Allen gestochen. C. selbst ätzt in Kupfer; man hat von ihm „Studies from nature", 6 Blätter.

Cooperstown, Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Hauptstadt der Grafschaft Otsego, 69 englische Meilen westlich von Albany, 366 Meilen von Washington, auf einer schönen Ebene, am Ausfluß des Otsegosees, mit Post, Gerichts-

haus, Gefängniß, 5 Kirchen (presbyterianische, episkopalische, baptistische, methodistische u. universalistische), einer Buchhandlung, Bank, Akademie und 2000 Einwohnern.

Cooruwattipflanze, nach Hancock schöne, krautartige, perennirende Pflanze in Britisch-Guyana, zum Geschlecht der Alpinia gehörig, von Einigen für die Alpinia exaltata *Meyer* gehalten. In Demerary mit vielem Erfolg gegen Wassersucht, Dysenterie, Fieber, Kolik, Asthma u. Keuchhusten verordnet, gilt sie bei den Eingebornen für eine Art Universalmittel, wie der Gisang bei den Chinesen und Tataren. Die Wurzel, als der am meisten heilkräftige Theil der Pflanze, wirkt schweißtreibend, harntreibend u. in großen Gaben Erbrechen erregend und wird, zerquetscht, oft bei vergifteten Wunden äußerlich und ein Absud derselben innerlich angewendet. Die Blätter legt man auf leidende Theile, nicht selten wickelt man den ganzen Körper darein, wodurch ein heftiger Schweiß hervorgerufen und der Kranke in den meisten Fällen von seinem Uebel befreit wird.

Coote, Sir Eyre, englischer General, 1726 geboren, machte, kaum 19 Jahre alt, gegen die Rebellen in Schottland seinen ersten Feldzug, wurde dann als Kapitän mit seinem Regiment nach Ostindien eingeschifft, zeichnete sich dort mehrfach aus, war eine Zeit lang Gouverneur von Kalkutta und focht rühmlich in der berühmten Schlacht bei Plassey im Juni 1757. Nachdem er, zum Obersten ernannt, am 22. Juli 1760 die Franzosen geschlagen, leitete er die Belagerung von Pondichery, das sich nach 15 Monaten ergeben mußte, ward 1769 zum Oberbefehlshaber der englischen Kriegsmacht in Ostindien ernannt, kehrte jedoch schon im folgenden Jahre nach Europa zurück. Im Jahre 1773 erhielt er ein Regiment in Schottland u. bald darauf wieder den Oberbefehl in Ostindien, wo er mit nur 10,000 Mann im Juli 1781 das Heer Hyder Ali's von 150,000 Mann bei Porto-Novo schlug und in einem zweiten Treffen diesen Fürsten zwang, Karnatik zu räumen. Er † zu Madras. Sein Sohn zeichnete sich in dem amerikanischen Feldzuge aus, ward dann als Major nach Irland und den Antillen geschickt und 1796 zum General ernannt. Als solcher sollte er 1798 die Schleußen von Hykens bei Ostende zerstören, ward aber durch Championet daran verhindert und mit 3000 Mann gefangen. Wieder in Freiheit gesetzt, nahm er 1799 an der Expedition nach Holland Theil, focht dann in Aegypten und namentlich bei Abukir, ward 1801 Generallieutenant, war bis 1804 Gouverneur von Jamaika, führte 1809 eine Division bei der Expedition von Walcheren und † einige Jahre darauf.

Copa, Name eines Gedichts von beinahe 40 Versen im elegischen Metrum, welches sich unter den kleinern, dem Virgil zugeschriebenen Dichtungen befindet, nach Sprache und Ausdruck höchst wahrscheinlich ein Produkt des augusteischen Zeitalters, wenn auch nicht dem Virgil selbst angehörig.

Copä, böotische Bundesstadt an oder in dem von ihr benannten See Copaïs, wird schon von Homer erwähnt.

Copaifera (Kopaivabaum), Pflanzengattung aus der Familie der Cäsalpinien, charakterisirt durch den viertheiligen Kelch ohne Schuppen, 10 Staubfäden, gestielte, lederige und elliptische Hülse mit einem elliptischen Samen in beerenartiger Hülle, Balsam liefernde Bäume im heißen Amerika, mit ungeraden Fiederblättern und kleinen weißen Blüthen in Trauben. Von sämmtlichen Arten dieser Gattung, besonders aber von denen, die zu großen Bäumen erwachsen, gewinnt man durch Einschnitte in die Rinde des Stammes den Kopaivabalsam (s. d.).

Copaïs Palus, ein weiter Kesselsee in Böotien, durch den Cephissus gebildet, welcher ostwärts seine unterirdischen Abflüsse hat. Der See verwandelt sich in den spätern Sommermonaten in eine grasreiche Ebene; nur einige kleine Bassins an der Nordseite behalten stets einiges Wasser. Das Anschwellen des Wassers beginnt um die Zeit der Wintersonnenwende durch anhaltende Regengüsse und vermehrt sich durch das Schmelzen des Schnees in den phocischen und böotischen Ebenen und Gebirgen. Die Verdampfung des Wassers durch die Sonnenhitze, das Einsaugen des warmen Bodens und die Abzüge durch die natürlichen und künstlichen unterirdischen Kanäle entleeren allmählig das Seebecken und lassen für kurze Zeit im August und September grüne Triften hervortreten. Rohr, Federwild und Aale sind geschätzte Produkte dieses Sees.

Copeland, Inselgruppe in der irischen Provinz Ulster, von Fischern bewohnt, dem Hafen Donaghade gegenüber. Die größten Inseln heißen: Big, Croß, Mew.

Cophes (Cophen), der einzige Hauptnebenfluß des Indus, der sich von Westen her in denselben ergießt, schied India von Ariana; jetzt Kabul.

Copia auscultata (lat.), eine von zwei Personen in der Weise beglaubigte Abschrift, daß die eine das Orginal vor-, die andere die Abschrift nachliest.

Copiapo, Distrikt in der Provinz Coquimbo der südamerikanischen Republik Chile, der nördlichste des Staates, wird vom Copiapo, dem Salado und Castagno durchströmt und ist reich an Kupfer, Schwefel, Lapis Lazuli und Gold, wegen Dürre jedoch nur schwach bevölkert, von nicht viel mehr als 5000 Einwohnern. In neuerer Zeit ist C. durch seine Silberminen berühmt geworden, deren Ausbeutung jedoch dadurch sehr erschwert, daß das Land höchst öde und wasserarm ist. Die Minen wurden 1832 von einem armen Manne zufällig entdeckt u. breiten sich über einen Bereich von 84 □ Meilen aus. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, die ihr zum Hafen dient, hat eine Goldmine und 1800 Einwohner.

Copia vidimata (lat.), eine von Einer Person durch Vergleichung beglaubigte Abschrift.

Copland, James, berühmter englischer Arzt und Schriftsteller, 1792 im Kirchspiel Deerneß auf den orkadischen Inseln geboren, studirte zu Edinburg, besuchte dann London, Paris, Berlin, Wien und andere Städte Deutschlands und unternahm 1817 eine Reise nach Afrika, um die heißen Landstrichen eigenthümlichen Seuchen kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr 1818 ließ er sich in London nieder und ward 1820 Mitglied des Royal college of physicians. In seinen „Outlines of pathology and practical medicine“ (1822) versuchte er eine neue Klassifikation der Krankheiten. Ihnen

folgten die „Elements of physiology" (London 1824) und sein Hauptwerk, das „Dictionary of practical medicine" (London 1830 f., deutsch, Berlin 1834 f.). In Verbindung mit Annesly gab er ohne seinen Namen heraus: „On the diseases of warm climates" (2 Bde., mit Kpfn.).

Copley, John Singleton, berühmter englischer Porträt- und Geschichtsmaler, zu London um 1750 geboren, † 1806. Seine berühmtesten Werke sind: der Prophet Elias und der junge Samuel; die Geburt des Heilandes; der Zinsgroschen; ein junger Spanier, der aus dem Rachen eines Haifisches gerettet wird; ein großes See- und Schlachtbild, den Moment darstellend, wo der holländische Admiral de Winter seinen Degen an Duncan übergibt, reich an Porträts; der Tod des Lord Chatham, mit den Porträts aller damals gegenwärtigen Lords; der Tod des Generals Pearson; die Schlacht von Trafalgar u. A. W. Green, W. Humfred, Dunkarton, Piquenot u. A. haben nach ihm gestochen.

Coppet, Flecken im schweizerischen Kanton Waadt, in einer reizenden Gegend am Genfersee, mit etwa 600 Einwohnern, die sich mit Uhrmacherei, Weinbau, Fischerei und Schifffahrt beschäftigen. Hier siegte 1019 Kaiser Heinrich I. über die Burgunder. Vor der Revolution war C. eine Baronie mit einem 1536 von den Bernern eroberten, nach seiner Einäscherung wieder aufgebauten Schlosse, in dem Bayle als Lehrer bei der Familie des damaligen Besitzers, Grafen von Dohna, lebte. Von 1790 bis zu seinem Tode 1804 war der französische Finanzminister Necker Eigenthümer und Bewohner des Schlosses, das dann seine Tochter, Frau von Staël, zum Vereinigungspunkt bedeutender Männer machte. Ihr Sohn, A. von Staël, wandelte das Gut in eine Musterschule höherer Landwirthschaft um.

Coppo, 1) (Coppa), Getreidemaß, in Ancona: 8 Coppe = 1 Rubbio, etwa $^5/_6$ berliner Scheffel; in Brescia: 4 Coppi = 1 Quarto, ungefähr $3^1/_5$ berl. Quart; in Mailand: 10 Coppi = 1 Pinta oder $^1/_{10}$ Quart; in Turin: 8 Coppi = 1 Emine oder 3 berl. Quart. — 2) Oelmaß in Lucca: 1 C. = 264 Pfund Handelsgewicht von Lucca.

Coppola, Carlo, berühmter neapolitanischer Schlachtenmaler um 1665, malte in der Manier seines Lehrers Falcone, zeichnete sich aber durch größere Fülle aus, die er seinen Pferden gab.

Copraja, Eiland im mittelländischen Meer, zwischen Elba und Korsika, vulkanischen Ursprungs; hat Wein, Honig, Ziegen und liegt unter 43° 0' 18" n. Breite, 7° 27' 57" östl. Länge.

Coptis, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, charakterisirt durch den gefärbten, fünf- bis siebenblätterigen, abfälligen Kelch, die fünf- od. sechsblätterige Blumenkrone, die schmalen oder hohlen Blumenblätter, 20—25 Staubfäden, 6—10 gestielte, längliche Bälge mit wenig Samen, kleine, steife Kräuter mit gespaltenen Wurzelblättern und wenig Blüthen auf Schäften, in Nordamerika, Grönland und Sibirien. C. trifolia *Salisb.*, Helleborus trifolius *L.*, hat kleeartige Blätter und grünlichgelbe Blüthen. Das Kraut färbt gelb; die dünne, gelbliche, sehr bittere Wurzel ist ein gutes Magenmittel.

Copula (lat.), überhaupt Band, Verbindung, in der Grammatik der Theil des Satzes, der das Subjekt mit dem Prädikat verbindet, entweder ausdrücklich bezeichnet, wie: „Cajus ist weise", oder mit dem Prädikat verschmolzen, wie: „Cajus denkt".

Copway, Georg, eigentlich Kah-ge-ga-gah-Buh, Indianer aus dem Stamme der Odschibwäs, der durch seine Theilnahme an dem Friedenskongreß in Frankfurt in Deutschland bekannt ward, wurde 1818 geboren, der Sohn eines Arztes und Häuptlings jenes Stammes, der am nördlichen Ende des Beliemontsees seinen Sitz hatte. Im Jahr 1827 kamen zuerst methodistische Missionäre auf die Inseln Ba-guah-qua-vong und bewogen den Vater, sich taufen zu lassen. Kah-ge-ga-gah-Buh, d. i. Stehfest, wurde erst im Sommer 1830 getauft und erhielt den Namen Georg C. Am 16. Juli 1834 zog er auf die Aufforderung des Superintendenten der Mission am Obersee, John Clerk, in Begleitung mehrer eingeborener Prediger und Lehrer aus, um eine mühevolle Bekehrungsreise von Stamm zu Stamm zu machen. Im Jahre 1835 leitete C. eine kleine Tagschule am Attawasee, war sodann in Lapointe am Obersee dem Geistlichen Hall bei der Uebersetzung des Evangeliums Lucä und der Apostelgeschichte in die Odschibwäsprache behülflich und besuchte später das etwa zwei Meilen von Jacksonville gelegene Seminar Ebenesra. Bei einer 1839 am Creditfluß gehaltenen Nationalversammlung der Odschibwäs lernte er den Kapitän Howell und dessen Familie kennen, hierunter Elisabeth Howell, mit der er sich verlobte und verheirathete und die sammt ihrer Schwester fortan ihn auf seinen gefahrvollen Bekehrungszügen begleitete. Im Jahr 1843 ward C. ein Gehalt von jährlich 400 Dollars ausgesetzt. Von nun an zog er mehre Jahre predigend und lehrend unter den indianischen Völkerschaften, den Sioux und Odschibwäs, umher, und seinen unablässigen Bemühungen verdanken es die letztern, daß sie endlich feste Wohnsitze erhielten. Dabei strebte er fortwährend dahin, durch Belehrung im Ackerbauwesen die Wilden an ein mehr seßhaftes Leben zu gewöhnen. Im Sommer 1850 kam er nach Deutschland und nahm an dem Friedensparlamente in Frankfurt Theil, wobei er dem Präsidenten Jaup die Friedenspfeife überreichte. C. ist auch Dichter; sein Gedicht: „Die Odschibwä-Eroberung, Sage aus dem Westen Amerika's", wurde von B. Adler aus dem Englischen übersetzt (Frankfurt 1851). Dem Gedicht gehen biographische Bemerkungen voran, welche dem Buche: „The life, letters and speeches of Kah-ge-ga-gah-Bouh" (Newyork 1850) entnommen sind. C. selbst erzählt darin die Hauptmomente seines Lebens.

Copyholders (engl.), Landleute in England, die ihre Grundstücke nicht als vollkommenes, unbeschränktes Eigenthum besitzen, ähnlich den deutschen Zinsbauern, den Freeholders, freien Gutsbesitzern, entgegengesetzt.

Coquerel, Athanase, Pfarrer der reformirten Kirche in Paris, Präsident des Konsistoriums, einer der bedeutendsten französischen Kanzelredner, 1795 zu Paris geboren, studirte Theologie zu Montauban und wurde 1818 Pfarrer an der französischen Kirche zu Amsterdam, von wo ihn Cuvier 1830 wieder nach Paris kommen ließ. Im

Jahr 1848 vom Seinedepartement zum Abgeordneten bei der konstituirenden Nationalversammlung ernannt, glänzte er weder in dieser Versammlung, noch in der legislativen, deren Mitglied er ebenfalls war. Er hat Mancherlei über religiöse Gegenstände, Geschichte und Literatur geschrieben, z. B. „Biographie sacrée" (2. Auflage, Paris 1837, deutsch, Stuttgart und Leipzig 1838), „Esquisses poetiques de l'Ancien Testament" (Amsterdam 1829, 2. Auflage, Paris 1831), „Cours de la religion chretienne" (Paris 1833, 2. Aufl., das. 1839), „Histoire sainte et analyse de la bible" (das. 1839, 3. Auflage, das. 1850), „Reponse au livre du docteur Strauss: la vie de Jesus" (das. 1841; auch ins Holländische und Englische übersetzt). Von seinen „Sermons" sind viele gesammelt worden (1. Sammlung, Amsterdam 1819, 3. Auflage, Paris 1842; 2. Sammlung, Amsterdam 1828, neue Auflage, Paris 1842; 3. Sammlung, Paris 1838; 4. Sammlung, Paris 1843).

Coquille (franz.), Muschelgehäuse, Schneckenhaus, besonders die kleine muschelförmige Zündpfanne am Mörser, sowie die Form der Stückkugeln, von Metall oder Gußeisen.

Coquimbo, Provinz im südamerikanischen Freistaat Chile, grenzt nördlich an Copiapo, östlich an die Anden, südlich an Aconcagua, südöstlich an Quilloja, westlich an den großen Ocean und wird durch die Flüsse Coquimbo, Limari, Chuapa rc. bewässert. Nach den Provinzen Santiago und Valparaiso ist C. die wichtigste Provinz Chile's durch ihre Bevölkerung, ihren Handel, ihre Industrie und ihren Mineralreichthum. Die bedeutendsten Städte sind: Coquimbo, la Serena, Huasco, Copiapo, Avalle und Illapel, alle ziemlich bevölkert; aber seit einigen Jahren haben Coquimbo, la Serena, welches von dem erstern Hafen um einige Myriametres entfernt ist, und Copiapo einen noch immer wachsenden Aufschwung genommen, und der Minenreichthum dieser drei Punkte zieht viele Kapitalien dahin. Eine große Menge fremder Fahrzeuge, welche die Küsten der Südsee besuchen, begeben sich nach Coquimbo, Huasco und Copiapo, um Kupfererz zu holen, das man mit Vortheil nach England und den Vereinigten Staaten ausführt; in neuerer Zeit haben auch französische Handelsleute an diesem Verkehr Theil genommen, um ihre Ladungen voll zu machen. Obwohl der Boden der Provinz C. im Allgemeinen dürr und felsig ist, genügen doch einige Regentage im Jahre, um die schönste Ernte zu sichern. Indeß ist es nicht selten, daß die Trockenheit mehre Jahre hindurch andauert, und wegen dieses Hindernisses der Ackerbauarbeiten hat sich der Thätigkeitsgeist auf die Ausbeutung der Minen geworfen mit einem Eifer, der durch die daraus gewonnene Anhäufung von Reichthümern immer neue Nahrung erhält. Reiche Kupfer-, Silber- und selbst einige Goldminen sind auf dem ganzen Gebiet der Provinz zerstreut. Sie liegen namentlich am Abhang der Cordilleras, an den Hügeln in der Nähe des Meeres und an der innern Bergkette, bis jetzt aber waren die Arbeiten hauptsächlich auf die Ausbeutung der Kupferminen gerichtet, die durch den Reichthum ihrer Adern fast sichern Gewinn liefern. Ueberdies kann man den Bau einer Kupfermine mit einem geringen Kapital beginnen, und schon nach einigen Monaten weiß man, was etwa zu hoffen ist, während die Ausbeutung der Gold- und Silberminen große Auslagen verursacht und die Aufwendung bedeutender Summen erfordert. Die Bewohner von C. haben sich deshalb auf die Ausbeutung der Kupferminen geworfen, und in diesem Hafen sammeln sich, wie schon bemerkt, die englischen und amerikanischen Schiffe, welche hier Rückladungen suchen. Die erstern nehmen Erz, das sie nach Swansea führen, die andern Kupfer in Barren. Nach neueren Angaben kommen jeden Monat 20 Fahrzeuge unter diesen beiden Flaggen nach C. Wie C. der Mittelpunkt der Kupferminenausbeutung ist, so Copiapo (s. d.) der Silberminen. Die gleichnamige Hauptstadt daselbst, auf einer Anhöhe in einer reizenden Ebene, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet, 52 Meilen nördlich von Santiago, ist nach der Verheerung durch die Erdbeben von 1820 und 1822 gut wieder aufgebaut, hat eine schöne Hauptkirche und 12,000 Einwohner, welche lebhaften Handel treiben, besonders Kupfer, Getreide, treffliches Oel, Pferde und gesalzenes Fleisch zur Ausfuhr bringen. In der Nähe sind reiche Kupferminen. C. hieß früher Serena oder Ciudade de Serena und wurde 1544 von Pedro de Valdivia gegründet.

Cora, Stadt in Latium im Volskergebirge, nach der Sage eine Gründung des Argivers Corax, mit bedeutenden Ueberbleibseln sogenannter cyklopischer Bauten und Ruinen eines Jupiter-, Hercules- und Dioskurentempels. Die Stadt schloß sich an den Volskerbund an, wurde deswegen von den Römern hart bedrängt und kam bald in Verfall. Jetzt Cori.

Corato, Flecken in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, mit 4000 Einw.

Corannas, südafrikanischer Volksstamm, der das Verbindungsglied zwischen den westlichen Stämmen und den Kaffern zu bilden scheint. Sie sind mittlerer Statur und kräftigen Körperbaues, haben sehr hohe Backenknochen und kurz gekräuseltes Kopfhaar; die Hautfarbe ist ein lichtes Grau. Kinder und Frauen tragen kurze Pelzmäntel, um die Hüften einen Riemen, an welchem eine kurze Schürze hängt, die in feine lange Riemchen ausgefranst, oft zierlich geflochten und mit Glasperlen benäht ist. Die Männer bekleiden sich oft mit Jacke und Hose aus gegerbtem Leder. Außer Viehzucht betreiben sie in den wenigen dazu geeigneten Gegenden Ackerbau und Gärtnerei, doch beschränkt sich ihre Agrikultur meist auf den Bau von Mais, Wassermelonen und Tabak. Auch treiben sie einen nicht unbedeutenden Handel in Vieh rc. Sie haben Häuptlinge mit sehr beschränkter Gewalt; religiöse Vorstellungen fehlen ihnen ganz. Uebrigens ist eine gewisse Civilisation unter ihnen bemerkbar.

Corax, Sicilianer, welcher nach dem Tode des Hiero und wahrscheinlich nach Vertreibung des Thrasybulus aus Syracus (467 v. Chr.) bloß durch die Macht seiner Rede eine Zeit lang die Angelegenheiten von Syracus leitete und an der Spitze dieser Republik stand, dann aber eine

Schule der Beredsamkeit eröffnete und daher, nebst Tisias, seinem Schüler, gewöhnlich als der Erfinder der rhetorischen Kunst in ihrer Beziehung und Anwendung auf das öffentliche Leben bei den Griechen genannt wird; auch soll er der Erste gewesen seyn, welcher die Regeln der Kunst schriftlich aufzeichnete.

Coraxi, Volk in Colchis, an der Küste des Pontus Euxinus, von dem die Coraxici montes benannt sind, die Colchis von Sarmatien scheiden.

Corbeil, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Seine-Oise, am Einfluß der Essonne in die Seine, mit 4 Pfarrkirchen, Hospital und 4000 Einw., die Kattundruckereien, Gerbereien, Baumwollenspinnereien, Papiermühlen, Shawl-, Kaschemir- und Hutfabriken, Handel mit Getreide und Mehl treiben. C. ist Geburtsort des Hellenisten Villoison.

Corbeille (franz.), eigentlich Körbchen, Geschenk an Schmuck, Putz, das nach französischer Sitte der Bräutigam seiner Braut, gewöhnlich in einem Körbchen, zuschickt.

Corbeny, Flecken im französischen Departement Aisne, am gleichnamigen Walde, hat 1000 Einwohner, sonst ein Benediktinerkloster, worin die gesalbten Könige ihre Andacht verrichteten und die Kraft, Kröpfe zu heilen, erhielten. Hier ward Karl der Große nach Karlmanns Tode von den Ständen der Franken und Austrasier als einziger König anerkannt.

Corbie, Stadt im französischen Departement Somme, an der Somme, ehemals berühmte Benediktinerabtei, hat 1800 Einwohner, die Tricot-, Sammet- und Mützenfabrikation, Wollspinnerei und Wollbleichen treiben.

Corbiere, 1) Peter von C., früherer Name des Papstes Nikolaus V. (s. d.).

2) Jacques Josephe Guillaume Pierre, Graf von C., französischer Minister unter der Restauration, um 1767 zu Amanlis bei Rennes, wo sein Vater Landmann war, geboren, studirte die Rechte, ward Advokat in Rennes und kam durch eine vortheilhafte Heirath zu bedeutendem Vermögen. Nach der Restauration zum Präsidenten des Generalconseils im Departement Ille-Vilaine und 1815 zum Abgeordneten erwählt, schloß er sich in der Kammer Villèle an, ward aber später aus Rache gegen das Ministerium, das ihm die Stelle eines Generalprokurators am königlichen Gerichtshofe zu Rennes versagte, eines der heftigsten Mitglieder der Opposition, indem er zugleich sich mit dem Hofe gut zu stellen suchte. Diese Stellung verleitete seinen selbstsüchtigen, schwankenden Charakter zu den gröbsten Inkonsequenzen. Anfangs ein eifriger Vertheidiger der Preßfreiheit, verlangte er, als sich das Ministerium dieser wohlgesinnt zeigte, die Wiedereinführung der Censur, Aufhebung der individuellen Freiheit etc., trug, um sich dem Hofe gefällig zu zeigen, auf Ausschließung des freisinnigen Grégoire aus der Kammer an und ward dafür 1820 zum Mitgliede des Ministeriums Villèle ernannt. Als Minister des öffentlichen Unterrichts entfernte er alle freisinnigen Lehrer von ihren Stellen und eiferte gegen die Anstalten des gegenseitigen Unterrichts. Im Jahre 1821 ward er Minister des Innern und Graf; 1827 trug er namentlich zur Aufhebung der Nationalgarde und zur Auflösung der Deputirtenkammer bei und trat zwei Monate darauf mit Villèle und Peyronnet aus dem Ministerium, wurde aber zugleich mit diesen zum Staatsminister, Mitgliede des geheimen Conseils des Königs und zum Pair ernannt. Die Julirevolution verdrängte ihn von seinem Posten; er ward von der Pairsliste gestrichen und zog sich nach Bordeaux zurück, wo er im Jan. 1853 †.

3) Edouard, französischer Dichter und Romanschriftsteller, 1793 zu Brest geboren, war Offizier in der kaiserlichen Marine, von der er 1815 wegen seiner politischen Meinungen ausgeschlossen ward. Er ließ darauf in seiner Vaterstadt eine liberale Zeitung, „La guêpe", erscheinen, die viel Beifall fand und in der ganzen Bretagne Einfluß übte. Nebenher schrieb er politische Satyren, brasilische Elegien (unter dem Titel „Bresiliennes", mehrmals aufgelegt) und sonstige Gedichte, übersetzte auch den Tibull. Später wohnte er zu Rouen und redigirte dort eine politische Zeitung, „La nucelle", die ihm Gefängniß- und Geldbußen zuzog. Er wurde hierauf wieder Seemann und erwarb sich den Ruf eines der geschicktesten Handelskapitäne. Als Eugen Sue die Seeliteratur aufbrachte, schrieb C. eine Reihe von Seeromanen. C. lebt gegenwärtig in Havre, wo er lange das „Journal du Havre" redigirte.

Corbineau, Jean Baptiste Juvenal, französischer General, geboren den 1. Aug. 1776 zu Marchiennes bei Douay, trat nach Beginn der Revolution in den Kriegsdienst, ward später Kapitän bei den reitenden Jägern der kaiserlichen Garde und nach der Schlacht bei Eylau Oberst und Chef des 20. Dragonerregiments. Im Jahre 1808 ging er als Brigadegeneral nach Spanien, erhielt nach der Schlacht von Burgos das Kreuz der Ehrenlegion, nahm Theil an dem österreichischen Feldzuge von 1809 u. ward bei Wagram schwer verwundet. Auf dem Rückzuge aus Rußland sollte er während der Gefechte von Poloczk den Uebergang von Dutschatz halten, ward aber abgeschnitten und mußte sich durch die ganze russische Armee u. die umherschwärmenden Kosaken schlagen; nach 5 Tagen erreichte er wieder die französische Armee und kam gerade zu rechter Zeit, um Napoleon, der unschlüssig war, an welchem Punkte er die Beresyna überschreiten sollte, die noch freie Passage über Sludzianka bei Wesselewa zu zeigen. Dafür ernannte ihn der Kaiser zu seinem Adjutanten. Als Divisionsgeneral unter dem Herzoge von Belluno focht er in der Schlacht bei Dresden auf dem rechten Flügel unter dem Könige von Neapel, befehligte bei Kulm die Kavalerie Vandamme's, schlug sich durch die Preußen und überbrachte, schwer verwundet, dem Kaiser die Unglücksbotschaft von der verlorenen Schlacht. Im J. 1814 focht er bei Montmirail und vertheidigte Rheims gegen den russischen General St. Priest. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Ritter des Ludwigsordens u. zum Großoffizier der Ehrenlegion, doch trat er bei Napoleons Rückkehr als Adjutant wieder zu diesem über, beobachtete den General Grouchy u. wirkte in der Vendée. Nach dem Frieden erhielt er kein Kommando mehr, blieb aber bis 1825 disponibel,

wo man ihn und 200 andere Generäle mit dem Verbot, Uniform zu tragen, verabschiedete.

Corbinianus, Heiliger, einer der ersten Bischöfe Bayerns und einer der eifrigsten Verbreiter des Christenthums daselbst, wirkte zu Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts (nach gewöhnlicher Annahme geboren um 680, † 730). C.' Vater hieß Waldekisus (Baldechisus); da aber derselbe einen Tag vor der Geburt C.' gestorben war, so nannte sich dieser nach dem Namen seiner Mutter Corbiniana. Die Legende hat nicht ermangelt, wie das der meisten Heiligen auch C.' Jugendleben mit schönen Wundern auszuschmükken. In Rom, wohin er sich 711 begab, erhielt er vom Papst Gregor II. die bischöfliche Weihe u. Würde, mit dem Auftrag, für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken. C. kehrte nach Gallien zurück und übte wieder durch Lehre und Wunderthaten (so brachte er einen gehenkten Uebelthäter wieder ins Leben) mächtigen Einfluß auf Fürsten und Volk; plötzlich aber verließ er Gallien abermals, kam auf dem zweiten Wege nach Rom nach Bayern, wo sowohl der Herzog Theodo, der in Ratisbona, als dessen Sohn Grimoald, der in Freisingen wohnte, ihn baten, bei ihnen zu bleiben und sich des unwissenden Volks anzunehmen. C. aber setzte, fortwährend von Zeichen und Wundern begleitet und von Fürsten und Edlen reich beschenkt, seine Reise nach Rom fort. Da der Papst seiner Bitte um Wiederabnahme der bischöflichen Würde nicht willfahrte, schlug C. seinen Heimweg abermals über Bayern ein. Diesmal ließ er sich in Freisingen nieder, kaufte viele Ländereien, erbaute Kirchen und begann hier sein Bekehrungswerk von oben herab. Herzog Grimoald hatte seines verstorbenen Bruders Wittwe, Biltrud, zur Frau genommen; dagegen eiferte C. so lange, bis beide reuig zu seinen Füßen erschienen. Doch war die Reue in Biltruds Brust nur Schein gewesen, und als C. einst eine Bäuerin, die den kranken Sohn der Biltrud mit Sprüchen zu heilen vorgab, mit Fäusten schlug und die ihr von der Fürstin gewordenen Gaben an die Armen vertheilte, spann diese einen Mordplan gegen ihn an. Von Erimbert, seinem Bruder, gewarnt, entfloh C. nach Tyrol. Kurz vor seinem Tode hatte aber Grimoald sein Ende gefunden, und sein Nachfolger, Hubert, rief den heiligen Mann nach Freisingen zurück, wo er nun bis zu seinem Tode unangetastet wirkte. Sein Leben beschrieb Aribo, Bischof von Freisingen. Vergl. Karl Meichelbeck, Historia Frisingensis, Augsb. 1724.

Corbould, Henry, berühmter englischer Zeichner und Stecher, 1787 zu London geboren, glänzte besonders in den Antiken, † im December 1844 zu Roberts-Bridge. Nach seinen Zeichnungen erschienen in Kupferstich die Sammlungen des Herzogs von Bedford, des Grafen Egremont, des britischen Museums 2c. Sein Sohn, Edward, Maler zu London, bewegt sich im romantischen Genre. Bekannt sind seine „Canterbury Pilgrims at the Tabard-Inn“, welche sehr durchdachte Komposition durch C. E. Wagstaff gestochen ward.

Corbulo, Cnejus Domitius, berühmter römischer Feldherr unter Claudius u. Nero, war schon unter Tiberius Prätor, unter Caligula, dessen letzte Gemahlin Milonia Cäsonia eine Schwester C.'s war, kurze Zeit Konsul und ward von Claudius an des gestorbenen Prokonsuls Sanquinius Maximus Stelle an den Niederrhein gesandt, wo die Küstenvölker, namentlich die Chaucen, unter Anführung des Caninefaters Gannasco, mit ihren leichten Schiffen ein ausgebreitetes Freibeutereisystem entwickelt hatten. Nachdem er durch rasches Handeln gegen die Barken der Seeräuber bei den Chaucen wie bei den benachbarten Friesen die Anerkennung der römischen Uebermacht wieder hergestellt hatte, wollte er in Deutschland eindringen, ward aber von Claudius bedeutet, sich an den Rhein zurückzuziehen, wo er einen 23 Meilen langen Kanal (Fossa Corbulonis) zwischen dem Rhein und der Maas ziehen ließ, dessen Spuren man in dem Fliet zwischen Sluys und Leyden erkennen will. Ein zweites Feld für kriegerischen Ruhm wurde C. 58 v. Chr. in Großarmenien eröffnet, wo er den Schützling der Römer, den König Rhadamistus, gegen die Angriffe des parthischen Königs Vologeses, der in Armenien seinen Bruder Tiridates zur Herrschaft zu bringen suchte, schützen sollte. Der Krieg begann im Frühling 59 und wurde von C. so geschickt geführt, daß Tiridates bald um Frieden bitten mußte. Doch führten die angeknüpften öffentlichen Verhandlungen bei dem gegenseitigen Mißtrauen zu keiner Uebereinkunft, Tiridates zog sich nach Trapezunt hin zurück und C. begann nun die vollständige Unterwerfung u. Besetzung des Landes durch die Eroberung der festen Plätze. Auch später focht er mit Glück gegen Vologeses u. Tiridates, die beide zum Frieden genöthigt wurden (66). Zum Lohn für diese Thaten rief Nero den C. nach Rom zurück und bestellte Henker, die ihn zu Cenchrea, dem Hafen von Korinth, hinrichten sollten. C. kam aber der Ausführung des Tyrannenurtheils zuvor, indem er sich in sein Schwert stürzte, sich selbst eines solchen Endes für würdig anklagend, weil er ein Ungeheuer auf dem Throne geduldet habe. Nach dem ältern Plinius hatte C. eine Beschreibung seiner armenischen Feldzüge hinterlassen.

Corchorus, Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen, meist Stauden u. Kräuter, nur wenige strauchartig, mehre nur einjährig, alle in den Tropenländern von Asien, Afrika u. Amerika; einige als Gemüsepflanzen nützlich. C. clitorius *L.*, gemeine Gemüslinde, eine einjährige, zwei Fuß hohe Staude zwischen den Wendekreisen aller Welttheile, wird in den Gärten als wohlschmeckendes, überall bekanntes Gemüse (in Aegypten Melochia) kultivirt. Der Absud der Blätter ist auch ein gutes Brustgetränk; die schwarzen Samen wirken erweichend. C. capsularis *L.*, hanfartige Gemüslinde, ist ein staudenartiges, 8—10 F. hohes Sommergewächs in Ostindien, dessen Blätter als Gemüse benutzt u. dessen Stengel wie Hanf angewendet werden, deshalb auch amerikanischer Hanf genannt.

Corcyra, eine der jonischen Inseln, jetzt Korfu, das homerische Scheria, das Land der Phäaken, in der ältesten Zeit von Liburniern be-

wohnt, dann um 700 v. Chr. von Korinthern unter dem Herakliden Chersicrates kolonisirt. Die Insel hatte eine für den damaligen Handel höchst günstige Lage, und die Bewohner trieben ihn mit solchem Erfolg, daß die Herrschaft, die sie auf dem jonischen und adriatischen Meere ausübten, die Eifersucht der Mutterstadt Korinth rege machte. Es kam selbst zwischen beiden zum offenen Kampfe, in welchem die Corcyräer den Korinthern ein siegreiches Treffen auf dem adriatischen Meere, die erste Seeschlacht in der griechischen Geschichte, lieferten. Später ward C. die Ursache des peloponnesischen Krieges und nahm thätigen Antheil daran. Aber die darauf folgenden nachtheiligen politischen Verhältnisse und die Kriege der Diadochen vernichteten die Kraft des Staates; er ward ein Spielball der benachbarten Mächte und hatte sich noch glücklich zu preisen, als er sich 220 v. Chr. unter römischen Schutz retten konnte.

Corda, August Joseph, verdienter deutscher Botaniker, den 10. September 1810 zu Reichenberg in Böhmen geboren, war für den Kaufmannsstand bestimmt und kam zu einem Droguisten nach Prag in die Lehre, widmete sich aber dabei mit Vorliebe dem Studium der Naturgeschichte und erregte durch seine „Monographia rhizospermarum et hepaticorum" (Heft 1, Prag 1829) die Aufmerksamkeit Humboldts, der ihn nach Berlin zog. C. verweilte hier, fortwährend mit botanischen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt, bis 1834, wo er durch den Grafen von Sternberg zum Kustos der zoologischen Abtheilung des vaterländischen Museums nach Prag berufen ward. Seitdem veröffentlichte er außer einer großen Anzahl kleinerer Arbeiten für Zeitschriften die mit den trefflichsten Abbildungen ausgestatteten und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutenden Prachtwerke: „Icones fungorum hucusque cognitorum" (5 Bde., Prag 1837—42) und „Prachtflora europäischer Schimmelbildungen" (Leipz. 1839, franz., das. 1840), denen als wichtiger Beitrag zur Paläontologie die „Beiträge zur Flora der Vorwelt" (Prag 1845) folgten. Von seinen übrigen Arbeiten sind namentlich noch die „Anleitung zum Studium der Mykologie" (Prag 1842), die Bearbeitung der Schwämme und Pilze für Sturms „Deutschlands Flora", sowie die „Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme" im 2. Bande von Sternbergs „Flora der Vorwelt" hervorzuheben. Im J. 1847 erhielt er durch den Fürsten Colloredo die Mittel zu einer Reise nach Texas, von wo er mit reichen Sammlungen sich auf dem bremer Schiffe Victoria zur Rückkehr einschiffte, aber mit demselben im Sept. 1849 auf dem atlantischen Ocean seinen Untergang fand.

Corday d'Armans, Marie Anne Charlotte, eine schwärmerische Jungfrau, die sich durch die Ermordung des Konventsdeputirten Marat berühmt machte, war 1768 zu St. Saturnin bei Séez in der Normandie aus einem altadeligen Geschlecht geboren. Die unglückliche Wendung, welche die Revolution genommen, die Tyrannei der Schreckensmänner erfüllte die feurige, hochgebildete Jungfrau mit tiefem Abscheu gegen die Tyrannen und mit hoher Begeisterung für die Männer, die sich der Tyrannei zu widersetzen wagten. Sie glaubte sich zur Befreierin ihres unglücklichen Vaterlandes geboren und war entschlossen, demgemäß zu handeln, ein Entschluß, der durch den Umstand zur That beschleunigt wurde, daß ihr Geliebter, ein Offizier zu Caën, durch die Schreckensmänner ermordet worden war. Am 9. Juli 1793 verließ sie Caën, unter dem Vorgeben, nach England auswandern zu wollen, und war zwei Tage darauf in Paris. Sie hatte anfangs Danton zum Opfer ihres Patriotismus gewählt, als sie aber hörte, daß dieser der Anhänglichkeit an das Königthum verdächtig sey und den Dauphin auf den Thron zu heben gedenke, wählte sie Marat, den sie im Konvente, mitten unter seinen Blutgenossen, ermorden wollte. Da er wegen Kränklichkeit den Versammlungen nicht beiwohnte, fuhr sie nach seiner Wohnung und bat um Gehör. Einmal abgewiesen, ward sie erst auf die zweite Anmeldung den 13. Juli Abends 7 Uhr angenommen, als Marat eben im Bade saß. Das Gespräch fiel sogleich auf politische Dinge, und Marat äußerte geradezu, daß Alle, die an dem Aufstande in Caën Theil genommen, ohne Unterschied sterben müßten. Bei diesen Worten zog Charlotte das Messer aus der Tasche und stieß es dem Tyrannen mit solcher Gewalt ins Herz, daß er niedersank und bald darauf verschied. Die Mörderin machte keinen Versuch, zu entfliehen, ließ sich willig in die Abtei, dann in die Conciergerie und vor das Revolutionstribunal schleppen. Man fand eine Adresse an das französische Volk bei ihr, die einen schwärmerischen Patriotismus athmete. Während ihres Prozesses zeigte sie eine seltene Festigkeit, rechtfertigte ihre Handlung als eine Wohlthat für Frankreich und erregte durch ihre Unerschrockenheit und Liebenswürdigkeit die allgemeinste Bewunderung. Ihr Urtheil hörte sie gelassen an und bereitete sich mit Ruhe auf die letzte Stunde vor. Mit edlem Anstand betrat sie am 17. Juli, Abends gegen 7 Uhr, das Blutgerüst, grüßte freundlich das versammelte Volk, das schweigend und ehrfurchtsvoll sie umstand, und legte selbst noch ihren Kopf unter der Todesmaschine zurecht. In einem Augenblick war das schöne Haupt vom Rumpfe getrennt. Der Henker Legros zeigte es dem Volk und gab ihm einen Backenstreich, eine Rohheit, die einen lauten Ausbruch des Unwillens veranlaßte. Eine Stimme aber rief aus der Menge: „Seht, sie ist größer als Brutus!" Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz, mußte diese Worte mit dem Leben bezahlen.

Cordeliers, d. i. Strickträger, in Frankreich die regulirten Franciskaner; während der französischen Revolution die Mitglieder eines politischen Klubs, der in der Kapelle eines Klosters der Franciskaner zu Paris seine Versammlungen hielt (s. Jakobiner).

Cordia (Brustbeerbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, charakterisirt durch den röhrigen u. 5zähnigen Kelch, die trichterförmig-glockige Blumenkrone, den 5- bis 6spaltigen Saum, doppelten oder zweispaltigen Griffel u. die 1- bis 3samige Steinfrucht, Bäume u. Sträucher in den heißen Ländern von Asien u. Amerika, von denen mehre durch eßbare Früchte und Heilkräfte, einige auch durch ihr Holz nützlich

sind. C. Myxa *L.*, schwarze Kordie, schwarzer Brustbeerbaum, mit rundlichen, ganzrandigen Blättern und doldentraubigen Rispen und kleinen, weissen, wohlriechenden Blüthen, ist ein Baum in Ostindien, Arabien und Aegypten und wird 20—30 Fuß hoch. Die Früchte, Sebestenae, Myxae, Jujubae nigrae, Pruna Sebestenae, Sebesten, Sebestenpflaumen, schwarze Brustbeeren, haben ein weiches und angenehm schmeckendes Fleisch und kamen sonst getrocknet nach Europa, lassen sich aber durch Feigen und Datteln leicht ersetzen. In ihrer Heimath sind sie mehr als Obst, denn als Heilmittel im Gebrauch. Die Wurzel und die Blätter werden in Ostindien als gelinde Purgirmittel gebraucht. Der Baum ist wahrscheinlich die Persea der Alten. C. Sebestena *L.*, westindischer Brustbeerbaum, ist ein in Westindien einheimischer Baum, dessen süße und schleimige Früchte daselbst gegessen und als erweichendes, einhüllendes Arzneimittel gebraucht werden. Das auf Kohlen gestreute Holz verbreitet einen angenehmen Geruch. C. subcordata *Lam.*, C. Rumphii *Blume*, wächst als Baum in Ostindien, gewöhnlich mit mehren Stämmen, mit langen Blättern u. großen schwarzen Früchten; das Holz wird sehr geschätzt, riecht nach Bisam, ist sehr dauerhaft u. liefert gutes Hausgeräth.

Cordicolae (lat.), Verehrer des (fleischlichen) Herzens Jesu und der Maria, eine jesuitische Brüderschaft, zuerst im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich verbreitet, für Männer und Frauen eingerichtet und in unseren Tagen auch in Deutschland, namentlich in Bayern, angepflanzt.

Cordilleras de los Andes (auch Kordilleren, peruanisch Antis [von Anta, Kupfer]), das höchste Gebirge der westlichen Hemisphäre, s. Amerika.

Cordon (franz.), eigentlich Band, Schnur, im Kriegswesen eine Reihe von Militärposten, die unter sich in Verbindung stehen (s. Kordonsystem), besonders eine Truppenkette gegen Pest, Cholera 2c.

Cordouan, Tour de, Leuchtthurm auf einem Felsen, dem Ueberrest der vom Meer allmählig verschlungenen Insel Antros, an der Mündung der Gironde, im französischen Departement Gironde, Bezirk Lesparre. Er ist 175 Fuß hoch, hat eine Basis von 134½ Fuß Durchmesser und eine Laterne von 22 Fuß Höhe, die sonst täglich 225 Pfd. Steinkohlen verbrauchte. Die Sage läßt ihn vom König Medoc erbaut seyn, in der That aber wurde er von Loys de St. Foix auf einem 400 Toisen großen, aus Pfählen hergestellten Roste aufgerichtet. Im Innern sind mehre prachtvoll ausgeschmückte Zimmer.

Cordova, 1) Provinz des spanischen Königreichs Andalusien, wird gewöhnlich Königreich C. genannt, grenzt im Norden an Kastilien, im Westen an Estremadura, im Süden an Sevilla und im Osten an Murcia und nährt auf ungefähr 196 (nach Andern 206) □Meilen (1853) 348,956 Einwohner. Der Hauptstrom des Landes, der Guadalquivir, theilt C. in zwei Hälften, deren nördliche Sierra, die südliche Campina heißt. Erstere ist eine Fortsetzung der Sierra Morena und trägt den Charakter derselben; letztere zeichnet sich durch die Vortrefflichkeit ihres Bodens aus und ist das eigentliche Land der Oliven und des Weins. Der Guadalquivir, der bei Aldea del Rio in C. ein- und bei Pennaflor austritt, hat folgende Nebenflüsse: links den Guadajoz mit der Marbella und den Xenil mit dem Rianzul und der Cabra, und rechts die von der Sierra herabkommenden Flüsse: Jeguas, Arenales, Guadamellan, Guadabarbo, Guadiate und Bembezar; außerdem Suga nebst Guadalmez u. Guadaranilla, zum Stromgebiet der Guadiana gehörig. Die Berge: Puerto Calatravena im Osten, die Sierra de Cordova in der Mitte und das Guadalcanagebirge im Süden, sind meist steil und rauh, erreichen aber nur eine Hügelhöhe von kaum 800 Fuß. Das Klima ist im Ganzen heiß, am drückendsten auf Campina, wenn der Solano weht, gemäßigter und reiner auf der Sierra. Die Regenzeit (Winter, auch auf den Bergen ohne Schnee) dauert höchstens zwei Monate. Grund und Boden gehört hier, wie auf der ganzen unglücklichen Halbinsel, dem Adel und dem Klerus, die der großen Mehrzahl nach vom Schweiß ihrer Pächter prassen. Während dies von Gott so reich gesegnete Land eine Kornkammer für weniger begünstigte Gebiete seyn könnte, baut man an Getreide und Hülsenfrüchten nicht einmal den Bedarf, sondern muß jährlich noch nahe an 500,000 Fanegas Körner einführen; Kastanien u. Johannisbrod müssen als Kornsurrogat dienen. Was die Natur in größter Fülle liefert, die Südfrüchte der Campina, macht den Reichthum des Landes aus und bildet fast den einzigen Ausfuhrartikel. Die Viehzucht hat nur zwei Lieblingsgegenstände, das Pferd und das Schaf; alles Uebrige ist unerheblich. Die Bienen helfen sich selber. Nicht besser steht es mit dem Bergbau, der ungeheure Schätze liefern könnte, wie er sie in helleren Tagen Spaniens, namentlich unter den Arabern, schon geliefert hat. Der Gewerbfleiß beschränkt sich auf Wollspinnerei, Weberei, einige Seiden-, Hut-, Seife- und Lederfabriken; der Corduan trägt jetzt ohne Grund noch diesen Namen. Der gegenwärtige Handel der Provinz, der sich fast nur mit Naturprodukten beschäftigt, erstreckt sich kaum weiter, als bis nach Sevilla und Malaga, des traurigen Zustandes der Straßen wegen.

Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, am rechten Ufer des Guadalquivir, ist amphitheatralisch in Form eines länglichen Vierecks am Abhang eines Gebirgszweigs der Sierra Morena in einer fruchtbaren Gegend erbaut und mit starken Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Der Umfang der Stadt ist sehr bedeutend, aber viele Gebäude sind verfallen und von Gärten vielfach unterbrochen. Die engen, krummen und schmutzigen Straßen gewähren nirgends die Aussicht nach einem hervorragenden Punkte; dafür zeigen die offenen Hausthüren, allerliebste Höfchen mit maurischen Säulen, Rebensäulen, Orangenbäumen, Blumenbeeten, Springbrunnen. Die Plaza mayor, der große regelmäßige Hauptmarktplatz, ist durch die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. C. hat 15 Pfarrkirchen, 40 Klostergebäude, 2 Kollegien, eine Menge Hospitäler. Das be-

rühmteste Bauwerk der Stadt ist die von dem großen Orangenhof (Piazzo-de-los-Naranjos) umgebene, 620 Fuß lange und 440 Fuß breite Kathedrale, La Mezquitta genannt, weil sie aus der prachtvollen Moschee entstanden ist, welche gegen das Ende des 6. Jahrhunderts der Khalif Abd-ur-Rahman I. zu bauen begann. Die Deckenwölbung besteht aus wunderbar verbundenen, theils achteckigen, theils runden Kuppeln, von 850 Jaspis-, Marmor-, Syenit- und Porphyrsäulen getragen, die 19 Säulengänge oder Schiffe bilden. Die glänzenden Farben und Vergoldungen hatten häufig einem weißen oder gelben Anstrich weichen müssen; nur die Kapelle, in welcher der Koran aufbewahrt war, hat sich in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Von den 19 Eingängen, nach welchen die Orangengassen führen, sind 18 vermauert. Das Gebäude hat 16 Thürme und gegen 100 Kapellen. Auch die 800 Fuß lange Brücke mit 16 Bogen ist ein Meisterwerk maurischer Baukunst. Der starke Brückenkopf, la Calahorra genannt, ist in gutem Zustand. C. ist Sitz eines Bischofs und hat mit seinen zahlreichen Vorstädten etwa 57,000 Einwohner. Der ganze Verkehr der Stadt beschränkt sich gegenwärtig auf den Austausch der Erzeugnisse der nothwendigsten bürgerlichen Gewerbe. Dazu kommt als einziger Zweig des auswärtigen Handels die Ausfuhr von eingemachten Oliven, zu deren Behuf eine Anzahl von Böttcherwerkstätten mit der Anfertigung kleiner Fäßchen beschäftigt ist. Die vortrefflichen Orangen und Granatäpfel von C. können bei der Schwierigkeit und Kostbarkeit der Transporte nur in die unmittelbare Nachbarschaft verführt werden. Denn selbst der Guadalquivir, auf welchem ehemals ganze Flotten bis C. hinauffuhren, ist gegenwärtig so vernachlässigt und versandet, daß er nicht einmal den leichtesten Lastkahn mehr zu tragen vermag. Sehr bedeutend ist der Pferdehandel: das königliche Gestüt in dem ehemaligen Inquisitionspalast, dem Alcazar, ist das ansehnlichste in ganz Spanien. C. ist der Geburtsort der beiden Seneca, Lucans und Averrhoes', der Dichter Luis de Gongora de Argote und Juan de Mena, des Bildhauers Alonso Cano und des Malers Pablo de Cespedes Zambrano. C., das Corduba der Römer, lag in Hispania baetica am nördlichen Ufer des Bätis und war neben Gades (Cadix) die wichtigste Handelsstadt nicht nur in Bätis, sondern durch ihre glückliche Lage an dem schiffbaren Strome und der großen Heerstraße für ganz Spanien. Ihre Gründung soll von Phöniciern geschehen und C. von ihnen Karta Tuba, große Stadt, genannt worden seyn. Auch der Römer erste Kolonie in Spanien war C. Um 150 v. Chr. führte der römische Konsul Marcellus eine auserlesene Schaar von Römern in dieselbe ein und es sollen unter diesen so viele Patricier gewesen seyn, daß die Stadt den Namen Colonia Patricia erhielt: auch ward sie Sitz eines Prätors und Obergerichtshofs und hatte das Münzrecht. Von C. hatte auch das Cordubense aes seinen Namen, eine Erzmischung, die von hier in Menge nach Rom geliefert wurde. Wie stark die Bevölkerung von C. schon zu Cäsars Zeit war, ergibt die Nachricht, daß, als derselbe die Stadt nach längerer Belagerung in seine Gewalt bekommen hatte, allein innerhalb der Mauern 22.000 Einwohner niedergemacht wurden. Von König Leovigild 571 erobert, ward die Stadt Sitz eines westgothischen Bischofs und 711 von Tarik, Musa's Feldherrn, in Besitz genommen. Abd-ur-Rahman I., der 756 das Khalifat von C. gründete, erhob sie zu seiner Residenz, worauf sie sich schnell zu außerordentlicher Blüthe entwickelte. Sie soll damals 4¾ Stunden im Umfang, 22,000 Häuser und 1 Million Einwohner und außer der hohen Schule noch gegen 80 öffentliche Schulen, eine Bibliothek von 600,000 Bänden, über 900 öffentliche Bäder u. 600 Moscheen gehabt haben. Nach dem Sturze des Khalifats 1031 kam C. an die Beni-Dschewar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almoraviden, 1148 an die Almohaden und 1236 an Kastilien. Im J. 1589 wurde die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Am 7. Juni 1808 wurde sie von den Franzosen unter Dupont erobert.

2) C., zu den Laplatastaaten gehöriger südamerikanischer Staat, grenzt an San Jago, Santa Fé, die freien Indianerländer, San Luis, Mendoza und San Juan, wird von der Sierra de Cordova durchzogen u. von dem Rio Dulce u. Pucara bewässert und hat gegen 8000 Einw. Die Hauptstadt, C. del Tucuman, am Pucara (auch Primero genannt), ist Sitz eines Erzbischofs u. hat eine Kathedrale, mehre Klöster, eine Universität (eigentlich theologisches Seminar), ein Hospital und ungefähr 15,000 Einw., die Fabriken unterhalten und Handel treiben. Tucuman, das erst 1542 von Peru aus zuerst wieder entdeckt wurde, bildete erst einen Theil Chili's u. seit 1563 Peru's: Cuyo, anfangs ebenfalls von Chili beherrscht, kam dann später zugleich mit Tucuman unter die Herrschaft des Vicekönigs von Buenos-Ayres. Der Gründer der Stadt C. war 1573 Geron la Cabrera.

3) Stadt im mexikanischen Staat Veracruz, am östlichen Anhange des Piks von Orizaba, in einer fruchtbaren Gegend. C. ist, so weit es seine Lage auf einem ziemlich unebenen Terrain gestattet regelmäßig angelegt; es hat die Figur eines länglichen Parallelogramms, dessen Länge von Südost nach Nordwest geht und dessen Breite nicht ganz gleich ist wegen der Barrancas, welche die Stadt von Süd nach West durchschneiden; die 4 Hauptstraßen, welche nach den vier Weltgegenden gerichtet sind, sind sehr gerade, ziemlich breit und gut gepflastert und laufen alle im Centrum der Stadt auf einem schönen, sehr weiten, regelmäßigen, von Säulengängen umschlossenen Platze zusammen, auf welchem die Parochialkirche steht. Es gibt hier einige ausgezeichnet schöne Gebäude, wie überhaupt die ganze Stadt Spuren ehemaliger Größe u. vergangenen Reichthums an sich trägt. Jetzt wächst Gras auf den Straßen, die schönsten Häuser stehen verlassen, verödet da. Leben ist nur in den Straßen, wenn Maulthiertreiber durchziehen; die Stadt, die früher 10—12,000 Einwohner gehabt, zählt jetzt kaum 6000, die sich außer mit Obstzucht besonders mit Mais- und Tabaksbau beschäftigen, nachdem der Anbau von Zuckerrohr und Kaffee auf Null herabgesunken ist.

Cordova, eines der größten Häuser Spaniens, als dessen Ahnherr Dominic Munnoz auf Hermanas und Sietemalo betrachtet wird, der die Stadt Cordova den Händen der Mauren entriß und dafür zum Alguazil Mayor derselben ernannt wurde. Seine Urenkel, Ferdinand Alfons und Martin Alfons, nannten sich zuerst von C., entweder zum Andenken an die glänzende Waffenthat ihres Urgroßvaters, oder um ihren gewöhnlichen Wohnsitz zu bezeichnen. Diego Fernandez de C., Graf von Cabra, war in den langwierigen Unruhen unter Heinrich IV. dessen treuester Diener, erbitterter Gegner seiner Vettern, der Herren von Aguilar, mit denen er in langer, blutiger Fehde lebte. Sein Sohn, Diego, focht in den Fehden seines Vaters und ward mit seinem Bruder Sancho auf Aguilars Befehl in einer Rathsversammlung zu Cordova verhaftet. Gegen das Versprechen, Alcala Real an die Aguilars zurückzugeben, erhielt er seine Freiheit wieder, forderte aber, statt diese Bedingung zu erfüllen, seinen Gegner zum Zweikampf, der in Granada Angesichts des Maurenkönigs Statt finden sollte. Aguilar erschien nicht auf dem Kampfplatz und wurde von dem Mohrenkönig als Verräther erklärt. Später focht Diego mit Auszeichnung gegen Granada, erfocht am 21. April 1483 bei Lucena über Mohammed Abo Abdeli einen entscheidenden Sieg, ward aber 1485 bei Moclin von dem neuen Könige fast mit seiner ganzen Mannschaft aufgerieben. Alfons Fernandez de C. y Aguilar wußte sich während der ganzen Regierung Heinrichs IV. im Besitz der Stadt Cordova zu behaupten und handelte auch noch in den ersten Jahren der Regierung Isabella's wie ein unabhängiger Fürst. Trotz des Waffenstillstandes führte er Krieg mit Granada und befehdete den Grafen von Cabra. Als im Februar 1501 unter den Mauren der Gebirge von Ronda ein Aufstand ausbrach, drang C. in das Gebirge ein und hatte schon die fast unüberwindliche Stellung der Feinde bei Monarda erstürmt, als seine Leute sich plündernd zerstreuten. Die Mohammedaner fielen über die vereinzelten Sieger her und trieben sie bald zu Paaren. C. stritt, mit Wunden bedeckt, bis zum letzten Augenblicke, und sein Leichnam war so verstümmelt, daß ihn die Hausgenossen kaum erkannten. Sein Bruder, Gonsalvo Fernandez de C. y Aguilar, erwarb sich schon in dem Kriege mit Portugal den Ruhm eines tapfern Helden, weshalb ihm der König in dem neuen Kriege mit Granada die wichtige Gebirgsfestung Illora anvertraute. Er zeichnete sich in der Belagerung von Baza und in der von Granada aus, entwickelte aber auch zugleich ein so bedeutendes diplomatisches Talent, daß ihn der König zu den Unterhandlungen mit den Belagerten benutzte. Die Kapitulation von Churriana (25. Nov. 1491), wodurch Granada den christlichen Königen überliefert wurde, war sein Werk. Im Jahre 1495 kommandirte er das kleine Heer, welches Ferdinand dem König von Neapel gegen die Franzosen zu Hülfe schickte, landete bei Reggio, erzwang sogleich die Uebergabe des Kastells, unterwarf sich mehre Städte und entwarf den Plan zu dem glücklich ausgeführten Seezuge gegen Neapel. Nachdem er einige Zeit sich den Franzosen durch nächtliche Ueberfälle, Kriegslist und Hinterhalte furchtbar gemacht, eröffnete er den Festungskrieg, eroberte Fiumara di Muro, Calanna, Bagnara, Cosenza, Renda, Montalto, Bisignano, Grimaldi und Morano, wo er ein unordentliches Heer von Bauern, das sich zur Vertheidigung der Stadt gesammelt, zersprengte. Ueber Laghino, Aliano, Pietra Pertosa, Potenza, Gesualdo bahnte er sich mit Gewalt einen Weg zur Vereinigung mit dem Könige und dem Markgrafen von Mantua, die eben Atella belagerten (24. Juni 1496). Der König, der Markgraf und der päpstliche Legat kamen ihm eine Strecke Wegs entgegen, die Soldaten aber begrüßten ihn jubelnd als Großkapitan (el Gran-Capitan). Atella wurde aufs Aeußerste gebracht, und es erfolgte eine Kapitulation, durch welche die Franzosen Alles, was sie noch inne hatten, mit Ausnahme von Gaeta, Venosa, Tarent, überlieferten: diese Bedingungen wurden nicht vollständig erfüllt, und C. sah sich genöthigt, Kalabrien nochmals zu erobern. Kaum damit fertig, durchzog er abermals das Königreich, nahm das feste Aul Ata und vereinigte sich mit den Belagerern von Gaeta, das sich den Tag nach Gonsalvo's Ankunft im Lager ergab, worauf C. nun auch den Herzog von Sora zur Unterwerfung nöthigte. Mit der Eroberung von Ostia, die er 1497 bewerkstelligte, war Unteritalien den Franzosen gänzlich entrissen. Wahrscheinlich unter Gonsalvo's Mitwirkung kam der berüchtigte Theilungsvertrag von 1500 zu Stande, und C. war sogleich bereit, ihn in Vollzug zu setzen. Unter dem Vorwande, den Venetianern gegen die Türken beizustehen, ging er mit 52 Schiffen von Malaga aus unter Segel, nöthigte die Türken, die Belagerung von Zante aufzuheben u. die Insel Cephalonia zu räumen, wendete sich dann nach Sicilien, um seine Operationen gegen den König von Neapel zu eröffnen, dem er vorher alle von ihm empfangenen Güter zurückgab, und landete am 15. Juli 1501 bei Tropea. Die beiden Kalabrien unterwarfen sich sogleich; er durchzog die Ebenen von Apulien und belagerte schon Tarent, als die Franzosen die dadurch entstandene Pause benutzten, um Capitanata und Basilicata an sich zu reißen. In Folge einer Konferenz zwischen C. und dem französischen Befehlshaber sollte an die beiderseitigen Könige berichtet werden; während aber die Entscheidung erwartet wurde, fiel J. Baptist Marsan, einer der französisch gesinnten Barone, in Kalabrien ein und nahm mehre Plätze, die zwar sein Eigenthum, aber von den Spaniern besetzt waren, und von der andern Seite machte Ludwig von Ars, den der französische Feldherr den Spaniern zu Hülfe gesendet, Miene, die von ihm eroberten Plätze für Frankreich zu behaupten. Es entbrannte dadurch ein neuer Kampf mit den Franzosen, der sich endlich zu Gunsten Gonsalvo's neigte, so daß der französische Feldherr, der Herzog von Nemours, in dem Treffen bei Cerignola den 28. April 1503 endlich völlig aufs Haupt geschlagen und getödtet wurde. Am 6. Mai hielt Gonsalvo seinen feierlichen Einzug in Neapel u.

in kurzer Zeit war das ganze Land in seiner Gewalt bis auf Gaeta, das sich mit seiner französischen Besatzung muthig vertheidigte, bis ein neues französisches Heer unter dem Markgrafen von Mantua von der Tiber her vordrang, das rechte Ufer des Garigliano überfluthete und auf dem linken Ufer Rocca secca belagerte. Gonsalvo warf sich diesem Heer mit bewaffneter Hand entgegen, u. schon am 18. Okt. mußten die Franzosen über den Garigliano zurückweichen. Zwar gelang es ihnen wieder, auf dem linken Ufer Fuß zu fassen, aber C. stellte sich an die Spitze seines Fußvolks und eröffnete ein heftiges Gefecht, in dessen Folge der Herzog von Mantua mit allen seinen Truppen die Armee verließ. Der Winter schien den Feldzug zu beschließen, als Gonsalvo plötzlich von Sessa aus über den Garigliano ging, Sujo und Castelforte nahm und die französische Armee am 29. Dec. auf das Haupt schlug. Gaeta ergab sich am 1. Jan. 1504, und Gonsalvo kehrte im Triumphe nach Neapel zurück. Gesandte der meisten italienischen Staaten warteten seiner, um seinen Schutz in Anspruch zu nehmen. Alle diese Huldigungen erregten die Eifersucht des katholischen Königs, der ohnehin schon durch Prosper Colonna gegen den Großkapitän eingenommen worden war. Ohne weitere Untersuchung der ihm zur Last gelegten Vergehungen wurde seine Gewalt als Vicekönig und sein Einfluß bedeutend beschränkt. Gonsalvo fiel aus Gram über diese Undankbarkeit in eine schwere Krankheit u. bat, nach kaum vollendeter Herstellung, um die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Die Königin Isabella beruhigte ihn jedoch und C. blieb auf seinem Posten, bis die hochherzige Monarchin starb und Ferdinands Argwohn nun von Neuem erwachte. Nochmals gelang es dem Großkapitän, sich vor dem König zu rechtfertigen, und er genoß sogar die Ehre, den Monarchen in Neapel selbst zu empfangen. Aber dies Verhältniß dauerte nicht lange, und Gonsalvo mußte dem König nach Spanien folgen, um sich in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen. Erst nach der Schlacht von Ravenna wandte der König sein Auge von Neuem auf ihn, als auf den einzigen Mann, der Italien rathen könnte; die Bedenklichkeiten der Franzosen machten jedoch den Feldzug, zu dem sich C. schon gerüstet, unnöthig. Als die Gefahr vorüber, war der Held auch wieder vergessen. Mißvergnügt und aufs Höchste gereizt, gab C. den Vorschlägen des Erzherzogs Karl Gehör und wollte sich eben nach Flandern verfügen, um den Erzherzog nöthigenfalls mit gewaffneter Hand in Kastilien einzuführen, als Ferdinand, der den Plan errieth, ihm die Erlaubniß zu der vorgeschützten Reise nach England verweigerte und seine Abfahrt verhinderte. Der Tod schloß dem greisen 78jährigen Helden bald darauf die Augen; er † den 2. Dec. 1515 zu Granada und wurde in dem dasigen Hieronymitanerkloster mit königlichen Ehren bestattet. **Gonsalvo Fernandez de C.**, Fürst von Marantea, diente von frühester Jugend auf, besonders in den Niederlanden, erhielt von Spinola das Kommando in der Pfalz und vollendete die Eroberung dieses Landes. Am 8. Mai 1622 siegte er mit Tilly bei Wimpfen, mußte sich dann nach den Niederlanden wenden, um den Bewegungen des Herzogs von Braunschweig und der Mannsfelder zu folgen, siegte in der Schlacht bei Fleurus, konnte aber nicht verhindern, daß die Geschlagenen sich mit dem Prinzen von Oranien vereinigten und Bergen op Zoom entsetzten. Im J. 1628 ward er Feldmarschall des Generalgouverneurs von Mailand, Herzogs von Feria, trat aber bald darauf als Generalgouverneur an dessen Stelle. Nachdem er den Krieg im Veltlin hatte beilegen helfen, brach ein anderer wegen der mantuanischen Erbschaft aus; schon hatte er die ganze Landschaft Montferrat eingenommen, als er, durch listige Unterhändler bethört, in dem entscheidenden Augenblicke sein Heer abführte. Er wurde deshalb seines Gouvernements entsetzt, aber dessen ungeachtet 1632 nochmals nach den Niederlanden geschickt, u. als er auch diesmal zur Entsetzung von Mastricht zu spät kam, 1633 wieder zurückgerufen. Er † unvermählt den 16. Febr. 1645. **Don Luis Fernandez de C.**, spanischer Generallieutenant, 1799 in Cadix geboren, der Sohn eines nicht unrühmlich bekannten Fregattenkapitäns, ward schon 1811 Kadet bei der Garde, trat später in die madrider Militärakademie, wurde 1819 Offizier und auf seinen Wunsch zu den Truppen kommandirt, die sich nach Amerika einschiffen sollten, als diese am 1. Jan. 1820 die Konstitution von 1812 ausriefen. C. erklärte sich als eifriger Royalist entschieden gegen diese Bewegung und verhütete hauptsächlich, daß Cadix selbst in die Hände der Konstitutionellen fiel. Nachdem die Konstitutionspartei gesiegt, wurde C. einer Untersuchung unterworfen, zwar freigesprochen, aber so vielfach angefeindet, daß er ein immer erbitterterer Gegner der konstitutionellen Sache wurde und im Einverständniß mit dem König den Aufstand der königlichen Garde am 7. Juli 1822 vorbereitete. Der Aufstand wurde unterdrückt und C. entging nur dadurch der Verhaftung, daß er sich im Innern des Palastes verbarg und dann nach Paris entfloh. Von hier aus trat er zur Glaubensarmee unter Quesada in Navarra, bis die französische Intervention Statt fand und er sich dem Corps des Herzogs von Angoulême anschloß und mit diesem in Madrid einzog. Trotz seiner streng royalistischen Grundsätze mißbilligte er die Reaktionsmaßregeln der Regierungsjunta von Oyarzun und bewirkte durch Martignac deren Auflösung. Sein gewandtes Benehmen und seine bewiesene Anhänglichkeit an den König machten ihn zu dessen Günstling und erhoben ihn von Stufe zu Stufe bis 1824 zum Generalmajor; diese Gunst des Königs rettete ihn auch, als er, damals Beamter im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unter Zea-Bermudez, von dem Justizminister Calomarde als Liberaler verdächtigt wurde. Im J. 1825 Gesandtschaftssekretär in Paris, erregte sein Umgang mit den angesehensten spanischen Ausgewanderten Mißfallen in Madrid, weshalb er als Geschäftsträger nach Kopenhagen versetzt wurde. Er verließ diesen Posten ohne Urlaub, wußte den gewagten Schritt beim Könige durch einen Scherz zu entschuldigen und bewirkte dadurch, daß er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den preußischen Hof gesandt wurde.

Im Jahr 1830 empfing er, auf einer Reise nach Italien begriffen, die Nachricht von der Julirevolution und begab sich schleunigst nach Madrid, um die Wirkungen derselben für Spanien in der Nähe beobachten u. bekämpfen zu können; Calomarde's Intriguen nöthigten ihn aber, Spanien wieder zu verlassen. Auf dem Rückwege focht er an der Grenze als Freiwilliger in den Pyrenäen gegen die unter Mina und Valdes eindringenden Konstitutionellen, ging dann nach Italien und kehrte im Winter 1831 auf seinen Gesandtschaftsposten zurück. Im Jahr 1832 zum Gesandten in Lissabon ernannt, unterstützte er die Sache Dom Miguels, kam aber in mancherlei unangenehme Verwicklungen und zog sich den Verdacht und das Mißfallen Don Carlos' in so hohem Grade zu, daß er bei dieser Partei nichts mehr zu gewinnen hoffen durfte. Seinen frühern Grundsätzen ungetreu, schloß er sich daher der Gegenpartei an, verließ nach dem Tode des Königs Madrid, betrat wieder, zu Gunsten der jungen Königin Isabella, die militärische Laufbahn, focht unter Rodil und dann unter Valdes als Führer einer Division mit Auszeichnung und ward nach Valdes' Niederlage in der Borunda zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt. Dieser wichtigen Stelle war er, obgleich anfangs glücklich und siegreich bei Mendigorria, nicht gewachsen; er litt Unfälle über Unfälle, zog sich den Unwillen seiner Truppen zu u. sah sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Die Revolution von La-Granja und die Beschwörung der Konstitution von 1812 bewog ihn, nach Frankreich zu gehen; doch schon in Bayonne beschwor er die Konstitution und bewachte von Paris aus die Vorgänge in Spanien. Die Ministerialkrisis im Dec. 1836 schien seinen ehrgeizigen Plänen günstig zu seyn; er eilte nach Madrid, sah sich aber von Toreno den Rang abgelaufen und suchte nun umsonst, sich den Exaltados anzuschließen. Seine Bewerbungen um die Volksgunst blieben fruchtlos, u. als er endlich von Pamplona zum Abgeordneten in die Cortes ernannt worden, raubte ihm sein schwankendes Benehmen vollends alles Vertrauen. Er ging nach Südspanien, stellte sich im Nov. 1838 mit Narvaez an die Spitze einer Bewegung in Sevilla, die weder von den Moderados noch den Exaltados unterstützt wurde, mußte nachher als Nebenbuhler Espartero's die Flucht ergreifen und † zu Lissabon den 29. April 1840. Sein Bruder, **Don Fernando Fernandez de C.**, Generallieutenant, 1792 geboren, war bei dem Aufstand vom 7. Oktober 1841 zu Madrid mit Diego Leon und Concha stark betheiligt, erhielt im Sept. 1847 den Vorsitz im Kriegsministerium, das er bis zum Nov. verwaltete, und ward hierauf Generaldirektor der Infanterie. Im Jahr 1849 besetzte er mit einem Truppencorps zum Schutz des Papstes Gaeta, ward im März 1850 Generalkapitän von Neukastilien, 1851 Generalkapitän von Cuba und 1853 Generaldirektor der Kavalerie. Da er während des Aufstandes zu Madrid im Juli 1854 auf die Aufständischen schießen ließ, mußte er in der Nacht vom 27. zum 28. Juli Madrid verlassen und nach Frankreich flüchten.

Corduene, Landschaft in Armenien, zwischen dem Tigris, den cordueneischen Bergen und dem See Arsissa gelegen, wurde, als zur Zeit des mithridatischen Kriegs Tigranes und Phrahates darum stritten, von Pompejus dem Ersteren zugesprochen, war, nachdem sie Trajan erobert, bald römisch, bald persisch, bis sie im schimpflichen Frieden des Jovianus förmlich an die Perser abgetreten wurde. Ihre Bewohner (Cordueni) sollen Nachkommen der alten Carduchi, Vorfahren der jetzigen Kurden, gewesen seyn.

Cordula, Taufname, s. v. a. Herzchen.

Cordus, 1) **Euricius**, lateinischer Dichter, Beförderer der großen Kirchenreform, Arzt u. Botaniker, 1486 zu Simtshausen in Oberhessen geboren, Sohn eines begüterten Landmanns, studirte in Erfurt, stand zuerst in Kassel, dann zu Erfurt einer Schule vor, erhielt 1516 die Magisterwürde und kämpfte hier mit den Waffen poetischer Satyre gegen die Mißbräuche der Zeit. Im Jahr 1517 hielt er in Leipzig Vorlesungen über seine Sinn- und Hirtengedichte, eröffnete dann in Erfurt seine poetischen und rhetorischen Lehrstunden, studirte später daselbst die Arzneikunde und hielt daneben noch Vorlesungen über das Evangelium. Im Jahr 1521 begleitete er Luther nach Worms, wartete den Reichstag daselbst ab, zog dann nach Italien, empfing zu Ferrara die akademische Doktorwürde und folgte 1524 einem Ruf als Stadtarzt nach Braunschweig, verließ aber schon im folgenden Jahre diese Stadt, die den geistesfreien Mann auf alle Weise anfeindete, und ging nach Emden in Ostfriesland. Von Landgraf Philipp als erster Professor der Arzneikunde an die neuerrichtete Universität Marburg berufen, fand er hier ein weites Feld der Wirksamkeit, aber auch zugleich ein Heer von Feinden und Neidern, die ihn bewogen, Ostern 1534 als Stadtarzt und Lehrer des Gymnasiums nach Bremen zu gehen, wo er schon im folgenden Jahre, den 24. Dec. 1535 †. Sein „Botanologicum" erschien Köln 1534, Par. 1551; seine poetischen Werke, lateinisch, erst ohne Ort und Jahrzahl, dann Frankfurt 1550 u. ö. Um die Arzneikunde und die Botanik machte er sich durch die Bekämpfung lange gehegter Vorurtheile und schädlichen Aberglaubens verdient; als Dichter übertraf er selbst seinen berühmten Landsmann Eobanus Hessus an Kürze u. Schärfe des Ausdrucks, unerschöpflichem Witz und treffenden Wendungen.

2) **Valerius**, Sohn des Vorigen, geboren zu Simtshausen den 18. Febr. 1515, studirte zu Erfurt, bezog dann die neuerrichtete Universität zu Marburg, ging 1531 nach Wittenberg, hielt sich kurze Zeit in Leipzig auf und faßte hier den großen Plan, die Arzneikunde durch genauere Erforschung der einheimischen Kräuter und Metalle und ihrer geheimen Kräfte und durch bessere Erklärung und Vergleichung der Alten zu restauriren. Zu diesem Zweck machte er große Fußreisen in Norddeutschland, erklärte 1540 den Dioscorides drei Male zu Wittenberg mit großem Beifall und gab bald darauf sein „Dispensatorium" (Nürnberg 1535 u. ö.) heraus. Von Nürnberg aus unternahm er eine größere Reise nach Italien, erwarb sich hier einen glänzenden Ruf, unterlag aber am 25. Sept. 1544 zu Rom den Folgen seiner Anstrengungen. Er schrieb noch: „Annotationes in Dioscoridem" (Frankfurt 1549, Par. 1561) und „Liber quintus stirpium descriptionum, quas in Italia sibi visas describit" (Straßburg 1569).

Corelli, Archangelo, berühmter italienischer Tonkünstler, geboren im Febr. 1653 zu Fusignano bei Imola (Bologna), Schüler Matteo Simonelli's und Giovanni Battista Bassani's, widmete sich vorzugsweise dem Violinspiele und trat 1680 eine Kunstreise nach Deutschland an. Er ließ sich an mehren Höfen mit Beifall hören, wurde noch in demselben Jahre in der Kapelle des Herzogs von Bayern angestellt, wo er etwa 2 Jahre blieb, ging wieder nach Italien zurück, gab zu Rom 1683 sein erstes Werk: „Zwölf Sonaten für Violine, Baß und Klavier", heraus, dirigirte 1686 an der Spitze von 150 Musikern ein Koncert vor der Königin Christine von Schweden und erhielt damals schon den Namen Virtuosissimo di Violino e vero Orfeo di nostri tempi. Der Kardinal Ottoboni machte ihn zum ersten Violinisten und Musikdirektor seiner Hauskapelle, welches Amt er bis zu seinem Tode (8. Jan. 1713) verwaltete. C. brachte die Instrumentalmusik in Rom auf eine solche Höhe, wie sie bis auf ihn hier gar nicht vorhanden gewesen war; er wird sogar der Erste genannt, welcher ein regelmäßiges Orchester dort einrichtete, so daß Alessandro Scarlatti der Leitung des von C. dirigirten Orchesters denselben Werth beilegt, wie den Kompositionen dieses Meisters. Am höchsten werden C.'s Violinsolo's geschätzt, die er von 1690—1700 komponirte. Seit 1690 hatte C. mit dem Komponisten und Klavierspieler Pasquini und mit dem Lautenspieler Gartani die römische Oper auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, wie man sie dort noch nicht gehabt hatte. Das Gesangreiche seines Violinspiels ergötzte so sehr, daß man ihn sogar in den Kirchen hören wollte und daß von seiner Zeit an auch in Rom die Saiteninstrumente zur heiligen Musik zugelassen wurden, was in anderen Städten Italiens schon seit 1680 vorgekommen war. Sein letztes Werk: „Concerti grossi con 2 Violini e Violoncello di concertino obligat. e 2 altri V., Viola e B. di concerto grosso ad arbitrio che si potranno radoppiare", erschien 6 Wochen vor seinem Tode.

Corentin, Fluß in Guyana, entspringt an einer Hügelkette im Binnenlande, wendet sich nach Norden und strömt durch ungeheure Savannen nach dem atlantischen Ocean, den er östlich von Berbice unter 5° 50′ nördl. Br. erreicht. Er ist voll kleiner Eilande, bildet viele malerische Kaskaden und Strömungen und ist in neuerer Zeit an seinen Ufern bepflanzt worden.

Corenzio, Belisar, berühmter neugriechischer Maler, 1588 in Achaja geboren, befleckte seinen Künstlerruhm durch die häßlichen Leidenschaften, die sein Talent zum rastlosen Schaffen anstachelten: Neid, Eifersucht, unersättlichen Ehrgeiz und Habgier. Nachdem er 5 Jahre lang Tintoretto's Schüler (in Venedig) gewesen war, ging er (um 1590) nach Neapel, von wo er H. Carracci u. G. Reni, bis dahin die Zierden Neapels, vertrieb. Auf C.'s und seiner Genossen Anstiften starb der edle Dominichino an Gift, ja, C. erdolchte seinen eigenen Schüler Luigo Rodrigo, weil ein Gemälde desselben für die Kirche del Carmine maggiore die Bewunderung der Kunstkenner erregt hatte. C. gehört zu Tintoretto's besten Nachahmern, hatte eine natürliche Fruchtbarkeit an Ideen und wußte seinen Figuren Leben und Bewegung zu ertheilen; vor Allem aber setzte seine ungemeine Handfertigkeit in Erstaunen: was 4 fleißige Maler mit der höchsten Anstrengung kaum vollendeten, vollbrachte er allein. Er † an einem Sturz vom Gerüste 1643.

Coreopsis (Wanzenblume, Wanzengesicht), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, schlanke u. glatte, ausdauernde Stauden in Nordamerika, von denen mehre in deutschen Gärten als Zierpflanzen bekannt sind. C. grandiflora Sweet, ausdauernd, in Nordamerika, hat einen 2—4 Fuß hohen, aufrechten, ästigen, gefurchten, glatten Stengel, entgegengesetzte, ansitzende, glatte, am Grunde gewimperte Blätter und sehr schöne, 2 Zoll im Durchmesser haltende Blüthen mit gelbem Strahl und gelber Scheibe, kommt im Sommer im Freien gut fort, muß aber in Töpfen frostfrei durchwintert werden. Mehre Arten, die sonst zu C. gezählt wurden, stehen jetzt unter Bidens, Echinacea und Calliopsis.

Corfe-Castle, Flecken in der englischen Grafschaft Dorset, auf der Halbinsel Porbeck, mit einem verfallenen Kastell, das bald als königliche Residenz, bald als Staatsgefängniß gedient hat und auf welchem Eduard der Märtyrer ermordet wurde, u. 1800 Einwohnern, meist Steinhauern u. Töpfern.

Corfinium, Hauptstadt der Peligner unweit des Aternus in Samnium, jetzt Pentinia bei Popoli, alter, ehemals sehr fester Ort, der im Bundesgenossenkrieg der Mittelpunkt der Bundesgenossen und bestimmt war, die Hauptstadt des neu zu gründenden italischen Reiches zu werden, daher eine Zeitlang Italica genannt.

Corgnale, Dorf im österreichischen Königreich Illyrien, Gouvernement Triest, 2 Stunden von Triest, mit 800 Einw. und nahem Steinkohlenlager. Berühmt ist C. durch die merkwürdige, großartig schöne Grotte auf dem Gebirge.

Coria, Stadt in der spanischen Provinz Estremadura, am Alagon, Sitz eines Bischofs, mit 5000 Einwohnern. Hier 876 Schlacht zwischen den Asturiern und Arabern; 1706 ward C. von den Portugiesen erobert.

Coriandrum, Pflanzengattung, s. Koriander.

Coriaria (Gerberstrauch, Gerbermyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, Sträucher mit viereckigen, gegenüberstehenden Zweigen, einfachen, dreirippigen Blättern ohne Nebenblätter, u. Blüthen in Endtrauben. C. myrtifolia *L.*, gemeiner Gerberstrauch, ist ein aufrecht sparriger, 3—6 Fuß hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, der sich bei uns als Zierstrauch in Gärten findet, aber im Orangeriehause durchwintert werden muß. Alle Theile desselben, zumal Blätter u. Früchte, sind narkotisch giftig; die Blätter riechen widerlich u. schmecken adstringirend. In Paris verfälschte man die Sennesblätter damit, wodurch bei dem Gebrauche sich Vergiftungszufälle zeigten. Der Genuß der beerenartigen, schwarzen Früchte erregt bei Menschen u. Hausthieren Schwindel, Konvulsionen und Sinnlosigkeit; 15 Früchte sollen einen Mann getödtet haben. C. sarmentosa *Forst.* ist ein 6—7 Fuß hoher Strauch in Neuseeland, mit glänzend schwar

zenBeeren, die einen dunkelrothen, sehr angenehm schmeckenden Saft enthalten. Die Samen sind giftig, weshalb die Neuseeländer beim Genuß der Beeren oder ihres Saftes, in den sie ihre gebakkene Farrenwurzel tauchen, dieselben vorsichtig entfernen. Die Samen verursachen Konvulsionen und Delirium, in Menge sogar tödtliche Zufälle.

Corigliano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria citer., am gleichnamigen Fluß, unweit des Golfs von Tarent, hat 8000 Einwohner, die Oliven- und Weinbau und Seidenzucht treiben. C. hat eine merkwürdige Wasserleitung.

Corinna, eine durch Schönheit ausgezeichnete griechische Dichterin, welche den Pindar unterrichtet, dann aber mit ihm gewetteifert und ihn sogar fünfmal im poetischen Wettkampfe besiegt haben soll, gebürtig aus Tanagra in Böotien, um 500 v. Chr. Die wahrscheinlich später veranstaltete Sammlung ihrer Poesien, aus Gedichten verschiedener Art, in äolischem Dialekt und meist der lyrischen Poesie angehörig, bestehend, ist nicht mehr vorhanden; daher steht uns über die Vorzüge dieser von ihren Zeitgenossen hochgefeierten Dichterin kein Urtheil zu. Die dürftigen Fragmente ihrer Poesien finden sich am besten in Ch. Wolfs „Poëtarum octo fragmenta et elogia" (Hamb. 1734, S. 42 ff.) und in Schneiders „Poët. Graec. fragm." (Gießen 1802).

Corinnus, nach Suidas ein epischer Dichter aus Ilium, der schon vor Homer eine Iliade geschrieben, den Krieg des Dardanus mit den Paphlagonen besungen und sich der von seinem vorgeblichen Lehrer Palamedes erfundenen dorischen Schrift bedient haben soll.

Coriolano, italienisirter Name einer deutschen Künstlerfamilie, der Lederer aus Nürnberg. Christoph, berühmter Formschneider, um 1540 geboren, ließ sich um 1560 in Venedig nieder, wo er viele schöne Stücke in Holz schnitt, namentlich für die Ornithologie des Ulysses Aldrovandini und für die „Ars gymnastica" des Mercurialis; sein Hauptwerk sind aber die Künstlerbildnisse zu Vasari's „Vite de' pittori, scultori e architetti". Seine und Johann Calcars Werke sind bisweilen verwechselt worden. Sein Sohn, Bartholomäus, einer der besten deutschen Formschneider und der letzte seines Jahrhunderts und Vaterlandes, welcher noch in gutem Geschmacke gearbeitet hat, wurde zu Bologna geboren, Schüler seines Vaters, Guido Reni's und Carracci's, war besonders stark im Helldunkel und gebrauchte oft dabei 3 Stöcke. Urban VII. ernannte C. zum Ritter und gab ihm ein Gnadengehalt. Die Hauptwerke C.'s fallen in die Jahre von 1620—1650. Sein Bruder, Giovanni Battista, um 1596 zu Bologna geboren, war als Maler Schüler Valesius', leistete aber mehr als Kupferstecher und Formschneider; er † 1649. Seine Holzschnitte sind mit solcher Nettigkeit behandelt, daß man sie bisweilen den Grabstichelarbeiten vorgezogen hat.

Coriolanus, Cajus Marcius, berühmter Koryphäe der Adelspartei zu Rom in den Bürgerzwistigkeiten nach der Vertreibung der Könige, stammte aus dem alten u. angesehenen Geschlechte der Marcier, das seinen Ursprung auf den König Ancus Marcius zurückführte, und war um 230 nach Erbauung der Stadt geboren. Er zeigte schon als Jüngling entschlossenen Muth u. erwarb sich in jener entscheidenden Schlacht, welche dem Tyrannen Tarquinius alle Aussicht zur Wiedererlangung des verlornen Thrones verschloß, durch die Rettung eines unter den feindlichen Schwertern hinsinkenden römischen Bürgers die Bürgerkrone. Von Ehrgeiz und Thatendrang beseelt, reihte er noch manche kriegerische Großthat an diese erste; aber vor Allem war es bei der Belagerung der Volskerstadt Corioli, wo er seinen Namen berühmt machte. Schon hatten die Belagerten durch einen hitzigen Ausfall die Römer bis an ihre Verschanzungen zurückgedrängt, als der Held, nur von wenigen Tapfern unterstützt, nicht nur den Feind zurückschlug, sondern auch mit den Flüchtigen in das offene Thor eindringend die Eroberung der Stadt bewirkte. Gleich darauf war es wieder seine Tapferkeit und Entschlossenheit, welche den Römern einen wichtigen Sieg über die Antiaten errang. Den ihm mit Recht zustehenden Antheil an der reichen Beute verschmähend, erbat er sich nur einen Gefangenen, dem er, als altem Gastfreunde, die Freiheit schenkte. Aber den jubelnden Beifall des Volks, der durch solche Thaten dem jungen, wegen der Eroberung Corioli's C. genannten Marcius in reichem Maße zu Theil wurde, verscherzte derselbe nur zu bald durch seine in der rücksichtslosesten Schroffheit hervortretende aristokratische Richtung. Der Auszug des von den übermüthigen Patriciern mißhandelten Volks auf den heiligen Berg hatte Vernachlässigung des Feldbaues und diese eine Hungersnoth herbeigeführt, welche die kaum beschwichtigte Unzufriedenheit der ärmern Klasse von Neuem aufregte und die unseligen Zwistigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern nochmals entzündete. Der Senat hatte zur Linderung der allgemeinen Noth in Sicilien Getreide aufkaufen lassen; aber man war uneinig darüber, um welchen Preis man dem Volke davon mittheilen solle. Unter Denen, welche meinten, jetzt sey der günstige Augenblick gekommen, die Plebejer in die frühere Ohnmacht zurückzustürzen und dem Senate seine durch die tribunicische Gewalt beeinträchtigte Würde und Gewalt zurückzugeben, war C. der entschiedenste und eifrigste Sprecher. Von Natur kühnen und unbeugsamen Geistes und die Sache der Patricier mit ganzer Seele zu vertheidigen entschlossen, beachtete er nicht die ihm drohende Gefahr und wies die von Seiten der Tribunen an ihn ergehende Vorladung kalt und verachtungsvoll zurück. Aedilen sollten ihn dafür, sobald er sich außerhalb der Kurie blicken ließe, ergreifen; aber treue Genossen umgaben ihn schützend. Schon bereitete man sich zu hitzigem Parteikampfe vor, als es den Konsuln gelang, durch verheißene Genugthuung die Menge zu beschwichtigen und weitern Stürmen vorzubeugen. Aber C. sollte, dahin lautete das von den Tribunen gesprochene Urtheil, zur Strafe vom tarpejischen Felsen gestürzt werden. Umsonst suchte der Senat durch niedriger gestellte Getreidepreise das Rachegeschrei, das sich drohend gegen seinen Schützling erhob, zum Schweigen zu bringen. Nur die Schau

vor allgemeinem Bürgerkrieg und Blutvergießen vermochte die Tribunen zu bewegen, ihre Forderung dahin zu ermäßigen, daß C. sich vor einem Volksgerichte stellen solle, um sein Urtheil zu empfangen. Der Senat weigerte sich anfangs, einem solchen Beschlusse seine Sanktion zu ertheilen, weil er darin einen Eingriff in seine Befugnisse sah; aber die Gemäßigteren in demselben drangen durch und C. selbst fügte sich der Dringlichkeit der Umstände, besonders da er vernahm, daß die gegen ihn erhobene Anklage auf bewiesene Herrschbegierde und Tyrannei laute, wovon er sich in seinem Gewissen frei wußte. Um ihres dem Untergang geweihten Opfers sicher zu seyn, theilten die Tribunen ungeachtet der Einrede der Senatoren, die nach Centurien gestimmt haben wollten, die Menge in Tribus, wodurch der Senat fast allen Einflusses auf die Abstimmung beraubt und der Volkspartei das Uebergewicht gesichert wurde. Gleichwohl wäre die Versammlung durch die begütigende Anrede des einen Konsuls M. Minucius u. noch mehr durch die unerschrockene Selbstvertheidigung C.', der in kraftvoller Rede auf seine Verdienste um Senat und Volk hinwies u. seine im Kampfe für das Vaterland davongetragenen Narben entblößte, fast zu Gunsten des Angeklagten gestimmt worden, wenn nicht die Tribunen, ihren Angriffsplan schnell ändernd, die Klage erhoben hätten, daß er die bei einem nicht lange zuvor von ihm unternommenen Einfall ins Land der Antiaten gewonnene beträchtliche Beute nicht dem Gemeinwesen dargebracht, sondern unter seine Genossen und Klienten vertheilt habe. Eine solche Beschuldigung kam der kaltblütigen Geistesgegenwart, die C. bis jetzt zu behaupten gewußt hatte, zu unerwartet, als daß er sich sogleich dagegen hätte verantworten können, zumal er wirklich die Beute, die er bei jenem Zuge gemacht, unter seine Klienten vertheilt hatte. Verwirrt und unfähig, sich sogleich zu rechtfertigen, stand er den Tribunen gegenüber, die den günstigen Moment benutzten, schnell zur Abstimmung zu schreiten, durch die er mit 12 Stimmen von 21 zur immerwährenden Verbannung verurtheilt wurde. Diese Entscheidung, welche die Patricier ihres tüchtigsten und gewaltigsten Hauptes beraubte, erfüllte diese mit Schmerz und Bekümmerniß, die Gegner mit der äußersten Freude. C. allein schritt mit kaltem Blick durch das Getümmel und kehrte, begleitet von wehklagenden Freunden, nach Hause zurück, um von seiner Gattin, seinen Kindern und seiner Mutter Veturia Abschied zu nehmen. Wuth und Rachedurst im Herzen sowohl gegen seine Feinde, die ihn ins Elend getrieben, als gegen seine Freunde, die ihn feig verlassen, beschloß er an seinem Vaterlande furchtbare Rache zu nehmen. Zur Nachtzeit begab er sich nach Antium, trat in das Haus des Tullus Attius und setzte sich am Herde, dem geweihten Sitz der Hausgötter, nieder. Dem nach seinem Namen u. Begehren fragenden Hausherrn erwiederte er: „Ich bin Cajus Marcius; Dein Feind liefert sich, von seinem undankbaren Volke verbannt, freiwillig Dir in die Hände. Ich komme, um meine Rache zu der Deinigen zu fügen, wenn sich unsere Seelen in diesem Gedanken begegnen". Getroffen von des Mannes Würde, bot ihm Tullus die Hand zum Frieden und gelobte ihm Schutz und Hülfe. Krieg gegen Rom war ihr einmüthig gefaßter Entschluß. Zuvor aber mußte man das Volk veranlassen, den mit den Römern geschlossenen Waffenstillstand zu brechen. Der Vorwand zum Krieg war bald gefunden, Tullus und C. wurden durch Zuruf des ganzen Volks zu Feldherren erwählt und brachen an der Spitze eines schnell ausgerüsteten Haufens ins römische Gebiet ein. Eine Stadt nach der andern wurde unter C.' Anführung erobert, und bald sah er sich, da sich das gegen die Römer erbitterte Volk zahlreich um ihn schaarte, an der Spitze einer beträchtlichen Macht, mit welcher er gegen Rom vorrückte und 5 Meilen davon lagerte. Von da aus verwüstete er die Ländereien der Plebejer, die der Patricier schonend, um dadurch den Samen zu neuem Hader in Rom auszustreuen. Hier war Alles von der äußersten Bestürzung ergriffen; das Volk, das von den Mauern der Verheerung seiner Ländereien zusah, bat dringend um Frieden und um Zurücknahme des gegen C. erlassenen Verbannungsurtheils. Der Senat schien anfangs Willens, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; doch fehlte es bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit sowohl an tapferer Mannschaft, als an einem tüchtigen Feldherrn, und da C. mit jedem Tag drohender heranrückte und sich in der Stadt aufrührerisches Geschrei erhob, so entsank auch dem Senate der Muth zum Widerstand, und er bequemte sich, eine Gesandtschaft an C. zu schicken und ihn zu ehrenvoller Rückkehr in die Stadt einzuladen. Aber diese brachte von dem stolzen, unversöhnlichen Sieger den trostlosen Bescheid zurück, er sey jetzt Feldherr der Volsker und werde deren Interesse zu wahren wissen; wollten sie Frieden, so müsse vor der Unterhandlung alles den Volskern früher entrissene Land geräumt und ihnen das Bürgerrecht gleich den Latinern bewilligt werden. Neue Abgesandte und endlich selbst die Priester u. Augurn, die, mit ihren heiligen Amtsinsignien angethan, im feindlichen Lager erschienen, brachten keine mildere Antwort zurück. Endlich, da Männer rath- und thatlos standen, erhob sich eine Matrone, Valeria, zu dem kühnen Gedanken, ob nicht dem Ansehn der Mutter und den Thränen des Weibes vorbehalten seyn sollte, was zu bewirken Senat und Priester sich vergeblich abgemüht hatten. Sie und Andere wußten Veturia, C.' alte Mutter, und Volumnia, seine Gattin, zu bewegen, mit C.' Kindern an der Spitze eines Zugs ehrwürdiger Frauen sich ins feindliche Lager zu begeben und um Gnade für die der Männer entbehrende Stadt zu bitten. Als man die Annäherung dieser seltsamen Gesandtschaft dem C. meldete, gedachte derselbe sich durch Weiberthränen noch weniger rühren zu lassen, als durch die Gesuche der Abgesandten des Senats und der Priester. Aber kaum hatte er Veturia's kummervolles Angesicht und die weinende Gattin mit den Kindern erkannt, als er wie wahnsinnig in ihre Arme stürzte. Vom Kampf der Rache, Ehre und Zärtlichkeit gegen die geliebten Angehörigen innerlich zerrissen, stand der Held eine Weile regungslos; dann aber brach auf die mahnende Anrede seiner Mutter die lang zusammengehaltene Kraft. Seine wankende Mutter stützend, rief er: „Rom

hast Du gerettet, Mutter, aber Deinen Sohn hast Du verloren!" Darauf, die Seinigen nochmals umarmend, ließ er das Zeichen zum Aufbruch geben, indem er vorschützte, die Festigkeit der Mauern Roms mache dessen Eroberung unmöglich. Die Nachrichten über sein Ende lauten verschieden. Nach Einigen soll Tullus, der schon vorher seinen Ruhm bei den Volskern beneidete, einen Aufstand gegen ihn erregt haben, in welchem er erschlagen worden; nach Andern soll er ein hohes Alter erreicht und das dem Greise so schmerzliche Exil oft beklagt haben. Die Frauen errichteten an dem Ort, wo sie ihr Vaterland gerettet hatten, der weiblichen Fortuna einen Tempel.

Corioli, Stadt der Volsker in Latium, der Waffenplatz oder die Hauptstadt derselben, von C. Marcius (daher Coriolanus genannt) zerstört und schon in der spätern Römerzeit spurlos verschwunden.

Coris (Erdkiefer), Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen, mit der einzigen Art C. monspeliensis *L.*, einem Halbstrauch auf Hügeln am mittelländischen Meere und in andern Gegenden Südeuropa's, mit holziger Wurzel, 3 bis 4 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, sitzenden, abstehenden, linienförmigen Blättern und röthlich-violeten Blüthen. Die ganze Pflanze riecht etwas gewürzhaft und schmeckt unangenehm, stark bitter. Die beblätterten Aeste, Herba Coreos, sollen ein vorzügliches Mittel gegen syphilitische Krankheiten seyn.

Cork, die größte Grafschaft in der irischen Provinz Munster, grenzt nordwestlich an Kerry, nördlich an Limerick, nordöstlich an Tipperary, östlich an Waterford, südlich u. südwestlich an den Ocean u. nimmt einen Flächenraum von 117 □Meilen ein. Die Oberfläche wechselt anmuthig mit Bergen, Hügeln und Ebenen und ist von der herrlichsten Vegetation überwuchert; die Küste streckt eine Menge Halbinseln u. Landspitzen aus, die schöne, mit zahllosen Eilanden angefüllte Buchten bilden. Die Nordseite erhebt sich wellenförmig, der Boden ist überall höchst fruchtbar, am fruchtbarsten, wo die Gebirge, von Osten nach Westen sich ausdehnend, der Landschaft Schutz gewähren. Die höchste Spitze ist der Hungryhill, mit einer absoluten Höhe von 1920 Fuß über die Bantrybai emporragend; auf seinem Gipfel liegt ein großer Bergsee, aus dem einer der schönsten Katarakte hervorstürzt. Die bemerkenswerthesten der übrigen Gebirge sind: der Gabriel, 1800 Fuß hoch, die Sheky und Mucherry Mountains in der Mitte der Grafschaft, der Knockbrack und Giants Stair, keines mit Waldung bedeckt, im Südwesten von Klüften zerrissen. Die übrigen Gebirge sind frisch und herrlich bewachsen und bieten reiche Weiden. Der Vorgebirge sind eine Menge; darunter: Poor und Cork Head vor der Corkbai, Hauk Head, Black Head, Mizen Head (die südlichste Spitze Irlands, unter 51° 14′ Br.), Crew Head und Code Head; das Kap Cleav auf dem kleinen Eilande Clare. Die schönsten Buchten sind: die Yonghall-, die Ballicottonbai, Cork Harbour, Oysterhafen, Kinsale Harbour, Courtmak-Sherrybai, Clonekillybai, Roßbai, Castlehafen, Baltimorebai, Dunmanusbai, Bantrybai, Ballydonaganbai. Die Flüsse sind unbedeutend, aber reißend; die bedeutendsten sind: der Lee, der Bandon, der Blackwater. Unter den Binnenseen ist der Lough Lee der bemerkenswertheste. Landesprodukte sind: Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln in großer Menge, Flachs, Rübsamen, Waid, Rüben, Kohl und andere Gemüse, Obst; die Viehzucht producirt Rindvieh, Schafe und Schweine in vorzüglichster Qualität, Butter, Käse. An den Küsten wird Kalk gebrannt und lebhafte Fischerei betrieben. Von Mineralien findet man nur Bausteine, Schiefer, Kalk, Töpferthon und eine schlechte, unbenutzte Steinkohle. Der Gewerbfleiß beschäftigt sich hauptsächlich mit Whiskybrennerei, Porterbrauerei, Eisen- u. Glashütten, Seife- und Lichterfabrikation, Weberei u. Handel mit Vieh u. Viehprodukten, Korn, Mehl, Whisky, Fischen und eigenen Fabrikaten. Die Bevölkerung beträgt in 2 Cities, 2 Boroughs, 23 Marktflecken und 269 Kirchspielen 812,000 Seelen.

Die gleichnamige Hauptstadt, die zweite Stadt Irlands, an der Mündung des Lee in den atlantischen Ocean, Mittelpunkt des reichsten Kornlandes der Insel, ist nett und gut, aber ohne Pracht gebaut. Außer der protestantischen Kathedralkirche St.-Finbars besitzt die Stadt noch 7 anglikanische, 4 katholische und 3 Methodistenkirchen, ein Bethaus für Quäker, eines für Wiedertäufer und eines für Presbyterianer; sie zählt 4 Mönchs- und 3 Nonnenklöster, 2 Spitäler, ein Haus für Fieberkranke, ein Waisen-, Irren- und Findelhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Unter den übrigen zahlreichen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Bank mit dorischer Façade, das Stadthaus und der Kornmarkt. Ein wissenschaftlicher Verein zur Beförderung der Gewerbe und Künste, besonders des Ackerbaues, Cork institution, wurde daselbst 1807 gestiftet und vom Parlament unterstützt. Die Einwohner (117,000, meist katholisch) unterhalten Fabriken in Eisenwaaren, Segeltuch, Leinwand, Papier, Leder und Leim, sowie starke Brauereien. Der Ausfuhrhandel ist sehr bedeutend, namentlich in gesalzenem Rind- und Schweinefleisch, Butter, Talglichtern, Seife, gegerbten und rohen Rindshäuten, Segeltuch, leinenem und wollenem Garn, Leinen- und Glaswaaren; besonders findet starker Verkehr mit Bristol Statt. Von hier aus wird vielfach der Proviant für die englische Marine geliefert. Der Hafen (Cove of Cork), 3 Stunden unterhalb der Stadt, ist wegen seiner Sicherheit und Bequemlichkeit berühmt; jährlich laufen über 3000 Schiffe ein. Die schmale Einfahrt wird durch zwei starke Forts vertheidigt; auch wird dieselbe von dem Geschütz zweier kleiner befestigten Inseln bestrichen. Vor demselben liegt die Stadt Cove mit etwa 8000 Einwohnern, großem Seearsenal und Leuchtthurm. C. ward im 6. Jahrhundert, wahrscheinlich von den Dänen, auf einer kleinen Insel des Lee gegründet und stand durch zwei Brücken mit dem festen Lande in Verbindung; nach und nach aber hat es sich zu beiden Seiten des Stromes ausgebreitet. Im 12. Jahrhundert erkannte es die Oberherrlichkeit der englischen Könige an. In unseren Tagen ist die Stadt wieder viel genannt worden durch O'Connels Repealagitation, der Vertreter von C. im Parlament war u. im Juni 1845 hier ein großes Repealbankett hielt.

Cork, Richard, der große Graf von, s. Boyle.

Corleone, Stadt im Königreich Sicilien, Intendanz Palermo, an der Quelle des Belio, mit 12,000 Einwohnern, die Feldbau treiben.

Cormaggiore, Dorf im sardinischen Fürstenthum Piemont, am Fuße des Montblanc, mit berühmter Heilquelle; in der Nähe viele Eisenhütten.

Cormenin, Louis Marie de la Haye, Vicomte de, französischer Publicist und Mitglied der Abgeordnetenkammer, am 6. Jan. 1788 zu Paris aus einer altadeligen Familie geboren, studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und ließ sich als Advokat einschreiben, trat aber 1810 als Auditeur in den Staatsrath und wurde 1813 einem der Regierungskommissare beigegeben, die Vorkehrungen gegen den Frankreich drohenden Einfall treffen sollten. Im J. 1814 war er als Maître des requêtes Beisitzer des Staatsraths, legte jedoch nach Napoleons Rückkehr von Elba seine Stelle nieder und ging als Freiwilliger nach Lille, wo er bis zur zweiten Restauration blieb. Nun nahm er seinen Sitz im Staatsrath wieder ein, beschäftigte sich mit der Bearbeitung wichtiger praktischer Fragen der Staatsverwaltung und kämpfte fortwährend auf der Seite der gemäßigten liberalen Partei. Im Mai 1828 sandte ihn das Departement Loiret als Abgeordneten in die Deputirtenkammer, wo er seinen Grundsätzen unverbrüchlich treu blieb. Er unterzeichnete die Adresse der 221 und ward nach Auflösung der Abgeordnetenkammer 1830 abermals von dem Wahlkollegium zu Orleans gewählt. In Vorausahnung der kommenden Ereignisse legte er seine Stelle im Staatsrath nieder, um rücksichtslos als Abgeordneter wirken zu können. Dem durch die Julirevolution auf den Thron gehobenen Ludwig Philipp verweigerte er den Eid der Treue, da, wie er darlegte, die Frage eines Dynastiewechsels nur von der Gesammtheit der Nation hätte entschieden werden sollen; doch trat er bald darauf als Deputirter des Departements de l'Ain wieder in die Kammer. Hier wirkte er durch Wort und Schrift für die Sache des Volks und zog sich durch seine Unerschütterlichkeit u. Rücksichtslosigkeit den bittersten Haß der Machthaber und ihrer Freunde zu, die aber dennoch den in den Schranken edler Mäßigung Kämpfenden unangetastet lassen mußten. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde C. zu Paris, zu Marseille, zu Laval und zu Auxerre in die Nationalversammlung gewählt, wo man ihn zu einem der Vicepräsidenten ernannte. Als Vorsitzender der Verfassungskommission trug er viel zur Vollendung der neuen Konstitution in demokratischer Richtung bei, ward bei der Einrichtung des republikanischen Staatsraths in denselben gewählt, mußte jedoch bei dessen gesetzmäßiger Erneuerung einige Monate später wieder austreten, ohne dafür in die Legislative gewählt zu werden. Außer den theils unter seinem Namen, theils unter dem Namen Timon erschienenen Broschüren schrieb er viele politische und juristische Aufsätze in das „Journal des Débats“, als dieses noch Opposition machte, die „Nouvelle Minerve“, den „Populaire“, den „Bon sens“, den „Courrier français“, die „Gazette des Tribunaux“, die „Themis, ou bibliothèque des jurisconsultes“, die „Revue indépendante“, die „Revue de legislation et de jurisprudence“ ꝛc. Auch veröffentlichte C. noch die interessanten Bücher: „Etudes sur les orateurs parlementaires“ (2 Bde., 10. Aufl., Paris 1843—44) u. „Livre des orateurs“ (14. Aufl., das. 1843—44, deutsch, Leipzig 1848). Endlich sind noch zu erwähnen seine zwei sehr verbreiteten Schriften fürs Volk: „Dialogues de maître Pierre“ (6. Aufl., Paris 1845) und „Entretiens de village“ (8. Aufl., das. 1847). Von den politischen Pamphlets, die C. seit 1830 geschrieben, erschien eine Gesammtausgabe unter dem Titel „Pamphlets de Timon“ (das. 1845). Die Thronbesteigung Ludwig Napoleons suchte er in einer besonderen Schrift als einen Akt der Volkssouveränetät zu rechtfertigen.

Cormontaigne, Louis de, französischer General u. Direktor der Fortifikationen in Lothringen und den drei Bisthümern, geboren um 1695, trat früh als Volontär in französische Dienste, leitete 1734 als Oberingenieur die Belagerungen von Philippsburg und Trarbach und † den 20. Okt. 1782. Er verbesserte Vaubans Befestigungsart durch senkrechte Stellung der Flanken auf die Defensionslinie, durch Verkleinerung der Courtinen und dadurch erlangte Vergrößerung der Bollwerke, durch möglichste Verschmälerung des Ravelins u. die Anlage des geräumigen Reduits und durch die Vergrößerung der eingehenden Waffenplätze, des gedeckten Weges und ihrer Verstärkung durch geräumige Reduits u. wurde dadurch der eigentliche Schöpfer des neufranzösischen Systems. Seine „Architecture militaire par un officier de distinction“ (Haag 1741) ward wieder abgedruckt in den „Oeuvres posthumes de C.“ (3 Bde., Par. 1806—9).

Cormons, Flecken im Königreich Illyrien, Gouvernement Triest, am rechten Isonzoufer, mit 4000 Einwohnern, die Seidenzucht, Seidenspinnerei und Weberei treiben.

Cormorne (franz.), s. Krummhorn.

Cornabii, Volk in Großbritannien, mit der Stadt Deva.

Cornamusa (ital.), die Sackpfeife (s. d.).

Cornard, eine französische Spottmünze, eine Art unter Ludwig XVI. 1786 geprägter Louisd'or, worauf das Bild des Königs mit einem kleinen Horne zu sehen ist, welches entweder durch einen Stempelriß entstand, oder von einem besondern Stempel herrührt.

Cornaro, eine der angesehensten venetianischen Familien, die von den Corneliern zu Rom ihren Ursprung herleitet. Merkwürdig sind: Marco C., durch seine Beredsamkeit berühmt, ward 1368 Doge und vollendete die Eroberung Kandia's. Seine Urenkelin, Catarina C., geboren 1454 zu Venedig, vermählte sich 1468 mit Jakob II., König von Cypern, dem sie 1473 als Vormünderin ihres Sohnes, Jakobs III., folgte. Im Jahre 1489 überließ sie das Königreich den Venetianern und † 1510 zu Venedig. Luigi C., geboren zu Venedig 1467, hatte bis zu seinem 40. Jahre einen höchst ausschweifenden Lebenswandel geführt und war dem Grabe nahe, als die Angst vor dem Tode ihn zu dem Entschluß brachte, fortan sich der höchsten Enthaltsamkeit und Mäßigkeit zu befleißigen. In der That gelang es ihm dadurch, sein Leben auf 100 Jahre zu bringen; er †



PIERRE CORNEILLE

1566 oder 1569. Sein makrobiotisches Geheimniß veröffentlichte er in der Schrift: „Discorsi della vita sobria, ne' quali, con l'esempio di se stesso, dimostra con quali mezzi possa l'uomo conservarsi sana fino al ultima vecchiezza“ (zuerst Padua, vollständiger Venedig 1599, neuere Ausgabe von Gamba, das. 1816 in Versen), welche in alle Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Ludovici, Leipzig 1707, dann von Schlüter, Braunschweig 1789, zuletzt unter dem Titel: L. Cornaro's erprobte Mittel, gesund u. lange zu leben, Braunschweig 1796). Giovanni I. C. war von 1625 bis 1629 Doge von Venedig. Piscopia Lucrezia Elena C., zu Venedig 1646 geb., berühmt durch ihre umfassende Gelehrsamkeit, erhielt von der Universität zu Padua den Doktorhut u. † 1684. Ihre Werke gab Bacchini heraus (Parma 1688). Giovanni II. C. war 1709—22 Doge von Venedig. Flaminio C. gelehrter Jesuit, 1693 zu Venedig geboren, bekleidete die wichtigsten Aemter in seiner Vaterstadt, stieg bis zur Würde eines Senators empor u. † 1778. Sein Hauptwerk sind die „Monumenta ecclesiae venetae“ (Venedig 1749).

Cornaros, Vincent, neugriechischer Dichter des 16. Jahrhunderts, auf der Insel Sitra, wahrscheinlich aus einer venetianischen Familie geboren. Sein Gedicht „Herotokritos“ (neu bearbeitet von Denis Photinos, Wien 1818) hat poetischen Werth und erwarb seinem Verfasser den Namen des neugriechischen Homer.

Corneille, 1) Pierre, der Schöpfer des französischen Trauerspiels, geboren am 6. Juni 1606 zu Rouen, wo sein Vater Generaladvokat war. Nachdem er seine Studien bei den Jesuiten, gegen welche er sein ganzes Leben lang die dankbarste Zuneigung empfand, vollendet, widmete er sich ohne Neigung und Beruf der Rechtsgelehrsamkeit, entsagte aber schon nach dem ersten öffentlichen Versuche dieser Laufbahn und nahm die Stelle eines Generaladvokaten der Table de marbre du Palais an, die seiner Abneigung vor ernsten Geschäften freien Spielraum ließ. Sein Glück bei der Geliebten eines Freundes weckte sein dramatisches Talent; sein erstes Stück, „Mélite“ (1629 aufgeführt), welches dies Erlebniß auf nicht ungeschickte Weise behandelte, fand Bewunderung, und es folgten ihm mehre nach, die mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden: „Clitandre“, „la Veuve“, „la Galérie du Palais“, „la Suivante“, „la Place royale“, „l'Illusion“. Bald wandte sich der Dichter jedoch der Tragödie zu; die „Medée“ war dem Seneca nachgebildet und deutete die Bahn an, die C. später mit so großem Ruhme ging. Aber erst mit dem „Cid“ jubelte ihm ganz Frankreich zu. Die Tragödie wurde in alle Sprachen übersetzt und war bald über Europa verbreitet. Seine Nebenbuhler, an deren Spitze der Kardinal Richelieu sich befand, schrieen über Verletzung aller Regeln, Nachahmung und Beraubung des ursprünglichen spanischen Dichters, und der Streit wurde so heftig, daß die Akademie zur Entscheidung aufgefordert werden mußte. Nach 3 Jahren erschienen die „Horaces“, die mit größerer Freiheit und Kraft des Geistes und mit glänzenderem Reichthum der Ausführung geschrieben waren. Der „Cinna“ kam in demselben Jahre auf die Bühne und übertraf Alles, was C. bisher geleistet; noch höher aber stand das folgende Trauerspiel „Polyeucte“, dem die französischen Kunstrichter fast einstimmig den Preis zuerkennen. Auch „la Mort de Pompéje“ rechtfertigte noch die allgemeine Bewunderung des Dichters. Mit dem Lustspiele „le Menteur“ wich er von der tragischen Laufbahn, kehrte jedoch mit der „Rodogune“ dahin zurück, einer Tragödie, die er selbst unter allen seinen dramatischen Arbeiten am höchsten stellt, obgleich sie nichts weiter ist, als ein Gewebe der buntesten Abenteuerlichkeiten und scheußlichsten Bosheiten. In seinen folgenden Stücken sank C.'s Ruhm immer mehr: „Théodore vierge et martyre“ fiel nach der ersten Vorstellung; „Heraclius“ bietet nur einige glückliche Situationen; die heroische Komödie: „Don Sanche de Aragon“, ist frostig und langweilig, „Nicomede“ trocken und nur im Einzelnen gelungen. „Pertharite“ mißfiel und verleidete dem Dichter für einige Zeit seine dramatischen Arbeiten gänzlich; er widmete seine Muße der poetischen Bearbeitung des Thomas a Kempis, die 1656 erschien. Mit dem „Oedipe“ kehrte er zum Drama zurück; „Sertorius“ und „Othon“ zeigten noch einmal den Nachglanz der untergehenden Sonne, „Sophonisbe“, „Agesilas“ und „Attila“ aber ließen den großen Dichter nicht wieder erkennen. „Berenice“ und „Pulchérie et Suréna“ waren todtgeboren und wurden nicht einmal zur Aufführung angenommen. C. † als Senior der Akademie, in die er 1647 aufgenommen worden war, den 1. Okt. 1684. Obgleich ein Mann von überlegenem Geiste, stand C. doch so sehr unter dem Einflusse seines Zeitalters, daß man diesen Einfluß in allen seinen Werken, den „Cid“ etwa ausgenommen, wiedererkennt. Die Darstellung der sanfteren Gefühle gelang dem großen Tragiker selten, dagegen schilderte er mit Vorliebe die menschlichen Leidenschaften in ihrer gewaltsamsten Gestalt. Die Schwäche seiner Stücke liegt meist in der Anlage der Fabel; bewundernswürdig ist er in der Beredsamkeit, namentlich in der Dialektik. „Die schwere Kunst des dramatischen Gesprächs“, sagt Diderot, „hat vielleicht Niemand in einem so hohen Grade besessen, als er. Seine Personen setzen einander wacker zu; sie pariren und stoßen zu gleicher Zeit; es sind wahrhafte Fechter. Die Antwort bleibt nicht an den letzten Worten der Rede hängen, sondern geht auf den Grund der Sache. Man bleibe stehen, wo man will; derjenige, der zuletzt gesprochen hat, wird immer Recht zu haben scheinen.“ Leider scheint C. in seinen spätern Arbeiten diese dialektische Kunst für das Wesen des Drama's gehalten zu haben. Im gewöhnlichen Leben verrieth nichts an ihm den bewunderten Dichter. Er vernachlässigte sein übrigens angenehmes Aeußeres; im Umgang war er langweilig pedantisch, oft roh, übrigens ein guter Ehemann und Vater und ein zärtlicher Freund. Seine Kenntnisse beschränkten sich auf das Theater, für anderes Wissen hatte er keinen Sinn. Mit seinem Bruder lebte er in vollkommener Gütergemeinschaft und niemals ward dieses gegenseitige gute Vernehmen gestört. Außer den Tragödien und Lustspielen gab er 1632 als Anhang zum „Clitandre“ „Mélanges poetiques“ heraus, die später als „Oeuvres diverses“ (Paris 1638) erschienen. Die Zahl der Ausgaben

seiner dramatischen Werke ist sehr groß; die vollständigste besorgte Renouard (12 Bde., Paris 1817). Im Jahre 1834 wurde des Dichters Bildsäule zu Rouen durch Subskription aufgestellt. Vergl. Tacherau, Histoire de la vie et des ouvrages de C., Paris 1829, und Levasseur, Vie de C., das. 1843.

2) **Thomas**, ebenfalls dramatischer Dichter, jüngerer Bruder des Vorigen, am 20. August 1625 zu Rouen geboren, schrieb schon als Schüler des Jesuitenkollegiums ein Schauspiel in lateinischen Versen, das der Rektor von den Schülern aufführen ließ. Dies und der Ruhm, den sein Bruder erntete, mochten ihn bewegen, sich der dramatischen Laufbahn zu widmen. Er versuchte sich zuerst im Lustspiel und trat dann mit der Tragödie „Timocrate“ auf, die 80mal nach einander aufgeführt wurde. Die Zahl seiner dramatischen Stücke beläuft sich auf 42, wovon nur die folgenden zu bemerken sind: „Les engagements du hasard“, nach Calderon, „Timocrate“, „Camma et Pyrrhus“, „Ariane“, „L'inconnu“, „Le comte d'Essex“. In hohem Alter verlor er das Gesicht und † zu Andelys den 8. December 1709, wegen seiner geselligen Tugenden beliebt und allgemein geehrt. Größeres Verdienst, als durch seine Dramen, erwarb er sich als Sprachforscher. Mitglied der Akademie, schloß er sich nicht nur dem Unternehmen eines französischen Wörterbuchs an, das 1694 erschien, sondern schrieb auch das „Dictionnaire pour servir de supplément au Dictionnaire de l'Académie franç.“ (Paris 1694, neue Aufl. 1732) und ein „Dictionnaire universelle géographique et historique“ (das. 1708), das als Grundlage der „Encyclopédie“ betrachtet werden kann. Die vollständigste Ausgabe seiner dramatischen Werke ist die von 1722; gewöhnlich ist eine Auswahl seiner Dramen den Werken seines Bruders beigefügt.

Cornelia, 1) römische Patricierin, berüchtigte Giftmischerin, vergiftete um 331 v. Chr. im Verein mit 20 andern römischen Frauen mehre hundert (nach Einigen 170, nach Andern 370) Patricier u. benutzte zu ihrem Verbrechen eine Zeit, wo gerade eine Seuche in Rom viele Menschenleben vernichtete. Eine Sklavin verrieth endlich das Treiben der mörderischen Weiber; sie wurden bei der Bereitung des Giftes überrascht und gaben durch dasselbe sogleich sich selbst den Tod.

2) C., eine der edelsten Römerinnen, Tochter des Scipio Africanus des Aelteren, Gemahlin des Sempronius Gracchus, Mutter der Gracchen. Von den ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens dieser Frau hat die Geschichte manches erhebende Zeugniß bewahrt. Der König Ptolemäus von Aegypten hatte um ihre Hand angehalten, sie aber zog einen römischen Bürger vor. Wie sie als Mutter dachte, zeigte ihre Antwort, als eine kampanische Dame sie nach ihrem Schmucke fragte: „Diese sind mein Schmuck“, sagte sie, auf ihre Kinder zeigend. Man errichtete ihr noch bei ihren Lebzeiten eine Ehrensäule. Ihre Briefe rühmt Cicero wegen der Schönheit der Sprache.

Cornelis, genannt Cornelius van Haarlem, niederländischer Maler, 1562 zu Haarlem geboren, Schüler Peter Aertsens des Jüngeren, brachte sein bedeutendes Talent früh zur Reife u. stand seiner Zeit in so hohem Rufe, daß er vorzugsweise „Cornelius der Maler“ hieß. Im 17. Jahre wollte er Italien besuchen, wurde aber in Rouen durch die Pest zurückgetrieben und begab sich nach Antwerpen, wo er seine Kunststudien bei Porbus und Gilles Coignet fortsetzte. Von da kehrte er in seine Vaterstadt zurück, zeigte dort in der Darstellung der Schützengesellschaft die Vollkommenheit seiner Kunst, legte eine ausgewählte Sammlung von Modellen u. Gypsabgüssen an, um die besseren Verhältnisse daran zu studiren, u. lieferte eine große Anzahl von Werken im historischen Fach wie in der Bildnißmalerei. Er † 1608.

Cornelisz, Jakob, berühmter niederländischer Maler, 1495 in der Nähe von Amsterdam (nach Einigen in dem Dorfe Oostsanen) geboren, scheint sich als Bauernjunge durch eigene Kraft, Muth und Ausdauer den Weg zu jener Höhe gebahnt zu haben, auf welcher er in der Kunstgeschichte steht. Leider sind die meisten seiner Gemälde, welche die Altäre vieler Kirchen seiner Heimath schmückten, wahrscheinlich durch die Bilderstürmer vernichtet worden. C. † nach Einigen 1567, nach Andern 1530.

Cornelius, Name eines sehr weit verzweigten altrömischen Geschlechts, welches viele im Staats- und Kriegsdienst hervorragende Persönlichkeiten unter seinen theils patricischen, theils plebejischen Gliedern zählt. Die bemerkenswerthesten Cornelier s. unter den Namen Scipio, Sulla, Rufinus, Lentulus, Cethegus, Dolabella, Cinna, Mammula, Merula, Gallus. Von den plebejischen Familien führte die eine keinen, die andere den Zunamen Balbus. Auch Tacitus gehörte einer plebejischen Familie der Cornelier an.

Cornelius, Heiliger und Papst, Nachfolger des Fabianus, geborener Römer und Zeitgenosse des heiligen Cyprianus, wurde unter Decius verbannt, wieder zurückgerufen u., weil er dem Mars nicht opfern wollte, gegeißelt u. enthauptet. Sein Gedächtnißtag ist der 16. Sept. C. hatte lange Kämpfe gegen die Irrlehrer Novatus und Novatianus zu bestehen gehabt.

Cornelius, Peter, Ritter von, berühmter Historienmaler und Gründer einer neuen Schule, ward den 23. Sept. 1787 zu Düsseldorf geboren. Durch den Vater auf das Gebiet der Kunst geführt und mit seltenen natürlichen Anlagen begabt, besuchte er mit Fleiß und Erfolg die Akademie seiner Vaterstadt. Die geistige Selbstständigkeit des Jünglings offenbarte sich aber schon in seinen frühesten Werken; keiner Schule zugethan, nahm er sich die Wahrheit und die Natur zu seinem höchsten Muster, und der Geist und der tiefe bedeutungsvolle Ernst der Alten trat in ihm verklärt und vollkommener hervor. Anfangs zeichnete er nach den Werken Marc Antons; bald aber versuchte er die eigene schöpferische Kraft in den Kompositionen jener Gemälde, die er in der Kathedrale zu Neuß ausführte. Diese Bilder stellen symbolisch die Geschichte des Reiches Gottes dar, nach der Angabe des Professors Wallraf, und sind in der frommen Weise der Alten, in deren Geist der 12jährige Knabe schon tief genug eingedrungen war, ausgeführt. Im Jahre 1808 ging er nach Frankfurt a. M., wo er eine Reihen



PETER
von
CORNELIUS

EIGENTHUMSVERLAG DES BIBL INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

folge von Zeichnungen zu Göthe's Faust entwarf, die Ruscheweyh in Kupfer stach und die ihm zuerst gerechte Anerkennung im größern Publikum erwarben. Man bewunderte in denselben eine das Höchste versprechende Originalität, worüber sich auch Göthe in einem besondern Briefe an den Künstler mit warmem Lobe aussprach. Im Jahre 1811 betrat er Italien, das gelobte Land der Kunst, wo eine ganze Welt neuer Ideen sich ihm aufthat. Im Verein mit dem ihm geistverwandten Overbeck studirte er hier besonders die altitalienischen Meister, die ihrem geistigen Inhalte nach mit der altdeutschen Schule aufs Innigste verschwistert sind. Die Betrachtung der Werke eines Masaccio, Raphael und Buonarotti veredelte ihren Geschmack, führte sie zur Korrektheit des Styls, milderte die Strenge der Umrisse und erzeugte Anmuth und freiere Bewegung. Nun erst entwickelte sich seine großartige Eigenthümlichkeit, und eine rasche Reihenfolge trefflicher Werke stellte ihn gewissermaßen an die Spitze der neuen deutschen Kunst. Seit Mengs war die Freskomalerei ganz in Vergessenheit gerathen, durch C. wurde sie zuerst wieder, und zwar in einer Weise, die ihre geniale Kraft beurkundete, ins Leben gerufen. Mit Overbeck, Ph. Veith und W. Schadow führte er in der Villa des Generalkonsuls Bartholdy, auf Trinità de Monti, Darstellungen aus der Geschichte Josephs aus, die die allgemeinste Bewunderung erregten. Dieser Bewunderung verdankte C. den Auftrag des Marchese Massimi, einen der drei Säle seiner Villa zu Rom mit Bildern aus der göttlichen Komödie des Dante zu schmücken. Aber er konnte seine Zeichnungen nicht mehr in Farben ausführen, denn er ward von dem Kronprinzen Ludwig von Bayern zur Darstellung eines großen mythologischen Cyklus nach München berufen. Die Ausführung der Bilder nach dem Dante bewerkstelligte Ph. Veith nach eigener Idee und später Koch und Führig; C.' großartige Entwürfe kennen wir aber auch in lithographirten Umrissen mit den sinnigen Erläuterungen des Professors Dr. Döllinger. C.' Berufung nach München fiel mit seiner Ernennung zum Direktor der Akademie in Düsseldorf zusammen; von letzterer erhielt er die Erlaubniß, bis zur Vollendung der Glyptothek die Sommermonate in München zuzubringen. Im Jahre 1819 verließ er Rom u. im Frühjahr 1820 begann er die Ausführung seines großen Werkes mit Eros, dem Bezwinger der Elemente. Zugleich gab er der Akademie zu Düsseldorf eine neue Organisation, und bald sammelte sich eine Anzahl junger Künstler um ihn, von denen viele die Wechselreise zwischen Düsseldorf und München stets mitmachten, um immer um den Meister zu seyn und zugleich die Freskomalerei zu erlernen, wozu sich in München, wie fast nirgends, Gelegenheit bot. Bald aber bewirkte C., daß sich auch die preußische Regierung für die Entstehung neuer umfassender Kunstwerke im Rheinkreise interessirte; so entstanden die schönen Freskomalereien im Assisensaal zu Koblenz und in der Aula der Universität Bonn. Auch Privatleute, wie Graf Spaa, Baron von Plessen u. A., machten derartige Bestellungen bei dem schon mit Ruhm bedeckten Künstler. C. vertheilte die Arbeiten unter seine Schüler mit Berücksichtigung der Individualität jedes Einzelnen. Als er 1825 nach dem Tode Peters von Langres als Direktor der Akademie nach München berufen ward, zogen ihm die meisten seiner Schüler nach und beurkundeten in den Arkaden des königlichen Hofgartens, in den Deckengemälden des Odeons, in den Wandgemälden im Palais des Herzogs Maximilian in Bayern ꝛc. die damalige Richtung der neuen Schule, während im neuen Königsbau unter Julius von Schnorr ein von C. getrenntes ganz neues Kunstleben sich entwickelte. Die Arbeiten in der königlichen Glyptothek schritten indeß rasch vorwärts; die sämmtlichen Gemälde der Festsäle und ihrer Vorhalle wurden nach seiner Erfindung und Zeichnung theils von ihm selbst, theils von seinen Gehülfen u. Schülern unter seiner Leitung in Fresko gemalt. Er hatte die Aufgabe, die griechische Götter- und Heldensage in einer cyklischen Folge von Gemälden darzustellen. Daher bestimmte er die Eingangshalle zur Andeutung einiger hesiodischen Mythen und die beiden großen Säle für den homerischen Götter- und Heldenkreis. Die Gemälde des Göttersaals wurden 1820 begonnen und 1826 vollendet. In demselben wird die Gemeinschaft der Götter und Menschen geschildert, der Sieg der Liebe über die rohe Natur, sowie über die Götter, und der Triumph des Geistes, selbst über die Herrscher des Olympus. Der Saal des Trojanerkriegs enthält die wichtigsten Momente desselben und in den Arabesken Andeutungen der übrigen griechischen Heldensagen. Nach Vollendung der Glyptothek 1830 ging C. nach Rom u. entwarf den ersten Karton zu den Freskobildern für die neu zu erbauende Ludwigskirche, der 1831 auf der Akademie zu München ausgestellt wurde. Der Künstler faßte den Inhalt des allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisses in wenigen Hauptmomenten zusammen. Im Gewölbe über dem Kreuz erscheint Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt und in drei Nischen des Chores und des Querschiffes die Menschwerdung Christi, sein Tod und das Weltgericht; im Chorgewölbe ist die Gemeinschaft der Heiligen durch den heiligen Geist dargestellt. Die beiden Volten des Querschiffes zieren die Evangelisten und die Doktoren der Kirche. Das ganze Werk zerfällt demnach in drei Theile: oben Gott der Vater u. der Geist u. an den Wänden das Historische, Christus, wie er in die Welt getreten u. gewirkt. In Rom, wohin er 1833 abermals ging, entwarf er den Karton zum Weltgerichte, dem dritten großen Bilde der Ludwigskirche, einem in der Komposition höchst großartigen und zugleich dem größten Bild, das je existirte, indem selbst das berühmte jüngste Gericht des Michel Angelo in der Sixtina zu Rom einen geringeren Flächeninhalt hat. Bis zum Herbst 1840 waren die gesammten Gemälde der Ludwigskirche vollendet, und inzwischen hatte C. 1839 einen kurzen Ausflug nach Paris gemacht. Einem andern Gebiet der Kunst gehören die gleichzeitig entworfenen Zeichnungen für die Fresken in den Loggien der Pinakothek an, welche die Geschichte der neuern Malerei in Italien u. Deutschland zum Gegenstand haben u. von Professor Zimmermann unter C.' Leitung ausgeführt wurden. Zu Ostern 1841 ward C. von dem König von Preußen nach Berlin berufen. Sein Hauptwerk ward

hier die Ausschmückung des Campo santo (die Entwürfe wurden von J. Thäter gestochen, Leipz. 1848, 11 Blätter), neben welchem Riesenwerke er noch die inhaltreiche Zeichnung zu dem „Glaubensschilde", den der König von Preußen zum Pathengeschenke für den Prinzen von Wales bestimmte, lieferte. Auch leitete er die Ausführung der schinkelschen Entwürfe zur Ausschmückung der Vorhalle des Museums in Berlin und lieferte manche Zeichnung zu wichtigen Denkmünzen ꝛc. Im J. 1844 sandte ihm die philosophische Fakultät der königl. Akademie zu Münster bei der ersten Ausübung ihres Promotionsrechtes das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. C.' Werke tragen durchaus das Gepräge der Eigenthümlichkeit. Er ist ein Geist voll der größten dichterischen Fülle, und als solchem steht seiner Phantasie ein unversieglicher Reichthum der erhabensten Gestalten zu Gebote. Wie ein Proteus durchwandert er in allen Gestalten das weite Gebiet seiner Kunst, der Stoff muß sich seinem Willen beugen und daher erscheinen seine Werke je nach dem Geiste der Darstellung in eigenthümlichem Lichte; daher sind sie auch alle in ihrer Weise in Bezug auf den Styl verschieden. Seine Zeichnung ist großartig, edel und besonders in den Gewändern von unnachahmlicher Schönheit; in den Formen ist er groß, breit, gewaltig, ja zuweilen das von der Natur gegebene Maß überschreitend, im Kolorit jedoch nicht immer glücklich. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören A. Stürmer, Stilke, Kaulbach, Eberle, Hermann ꝛc. Außer Faust, von Ruschewenh, u. den Nibelungen, von Lips, Barth und Amsler, sind nach ihm mehre Blätter (Unterwelt ꝛc.) aus der Pinakothek u. das jüngste Gericht aus der Ludwigskirche gestochen.

Cornelius Nepos, s. Nepos.

Cornet (vom franz. Cornette), früher bei allen Armeen der jüngste Offizier einer Eskadron, der noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Mitte derselben ritt u. die Standarte (Cornette) trug. Da in Frankreich jede Eskadron eine solche Standarte besaß, so verstand man unter dem Ausdruck eine „Cornette Reiter" eine Eskadron. Cornette blanche war bei den französischen Armeen die Standarte der Leibkompagnie vom Regiment des Colonel-général de la cavalerie, weiß mit goldnen Lilien.

Cornet (Cornetto), eine Orgelstimme, welche ursprünglich den Zinken nachahmen sollte, s. Orgel.

Cornet à piston, in den neuen Orchestern eine Art kleinmensurirte Trompete mit 2—3 Ventilen, die zuerst von den Franzosen angewendet wurde, von den deutschen Komponisten gewöhnlich aber durch die einfache oder Ventiltrompete ersetzt wird.

Corneto, Stadt in der Delegation Civita-Vecchia des Kirchenstaats, unweit der Mündung der Marta ins toskanische Meer, mit 2500 Einw., ist Sitz eines Bischofs u. bekannt wegen der vielen Alterthümer, die in der Umgebung der Stadt ausgegraben wurden. In der Nähe lagen die altetruskischen Städte Tarquinii, Corioli, Vulci und Graviscä, deren Nekropolen hauptsächlich durch die Bemühungen des Fürsten von Canino nach und nach aufgefunden wurden. Die bedeutendsten Resultate ergaben die Nachgrabungen in der Nekropolis von Tarquinii dicht bei C. Man fand 593 Hypogäen. Unter den ausgegrabenen Gegenständen verdienen ein 3 Fuß im Durchmesser haltender Schild, reich ciselirt, mit Menschen- und Thierfiguren, eine große Menge von Vasen, prächtige Mosaiken und eine Anzahl kleiner, den ägyptischen auffallend ähnlicher Götterbilder Erwähnung. Auf mehren Denkmälern befinden sich gut erhaltene Malereien. Auch die Ruinen dreier etruskischer Tempel und der Thermen von Tarquinii wurden durch die Bemühungen der Archäologen Fosseti und Manzi aufgefunden.

Cornhert, niederländischer Staatsmann und Gelehrter, 1522 zu Amsterdam geboren, machte schon im jugendlichen Alter eine Reise nach Portugal und Spanien, heirathete nach seiner Rückkehr ein armes Mädchen und wurde deshalb von seinem Vater verstoßen und enterbt, worauf er die Kupferstecherkunst, die er bisher aus Liebhaberei getrieben, zur Erwerbsquelle machte. Von der Stadt Harlem 1564 zum Sekretär ernannt, vertheidigte er auf diesem Posten die Sache der Freiheit, an deren Spitze sich der Prinz von Oranien gestellt hatte, mit warmem Eifer, zog sich aber dadurch den Haß der Gegner zu, die 1568 seine Verhaftung im Haag bewirkten. Aus dem Gefängnisse entlassen, begab er sich, um einer neuen drohenden Haft zu entgehen, ins Klevische, wo ihn der Grabstichel wieder nährte. Als die Staaten von Holland 1572 sich gegen die spanische Herrschaft erhoben, wurde C. als Staatssekretär zurückgerufen, mußte jedoch abermals auswandern, als er die Gewaltthätigkeiten des Grafen von Mack laut mißbilligte, begab sich wieder nach Kleve zu dem Prinzen von Oranien u. wirkte von hier aus durch seine Feder für die niederländische Freiheit. Gegen das Ende seines Lebens wählte er die Stadt Gouda zu seinem Aufenthalte, wo er am 29. Okt. 1590 †. Kurz vor seinem Tode hatte er noch eine Abhandlung über den Ketzermord vollendet, die 1593 zu Hanau im Druck erschien. Seine holländischen Schriften erschienen gesammelt (Amsterd. 1630). C. machte sich nicht nur als muthvoller Vertheidiger der politischen und religiösen Freiheit verdient, sondern erwarb sich auch durch seine poetischen Arbeiten den Ehrennamen eines Restaurators der holländischen Sprache und Poesie. Er ist unter Anderm Verfasser des holländischen Nationalliedes „Wilhelmus van Nasouwen".

Corniale, Dorf im lombardisch-venetianischen Königreich, in einer halb wilden, halb mit Gras bewachsenen Gegend, bemerkenswerth durch die berühmte Grotte, deren Zugang zum Theil vermauert und durch eine Thüre verschlossen ist und die viele Aehnlichkeit mit der von Adelsberg hat. Gleich dieser ist sie eine Stalaktiten- (Tropfstein-) Höhle, die, in früheren Perioden ausgewaschen, jetzt schon seit vielen Jahrtausenden trocken gelegt ist u. in welcher der Verknöcherungsprozeß durch Stalaktiten schon bedeutende Fortschritte gemacht und die bewunderungswürdigsten Tropfsteingebilde erzeugt hat; gleich jener läuft sie horizontal ins Gebirge hinein, und man kann in ihr wohl beinahe eine englische Meile unter dem Boden fortgehen. An Pracht und Großartigkeit wetteifert sie mit ihrer Nebenbuhlerin so sehr, daß man

eigentlich weder der einen, noch der andern die Palme geben kann. Die Grotte von Adelsberg ist länger bekannt; die von C. scheint dafür älter zu seyn, wenigstens scheinen ihre Stalaktiten im Ganzen kolossaler und pittoresker, als in der anderen, wo man vergeblich nach einem Tropfsteingebilde sucht, das 50 Fuß im Umfange hat. Ein anderer Stalaktik war gar über 35 Fuß hoch und dicker, als der dickste Eichbaum. Solche Stalaktiten mögen ein Paar Millionen Jahre alt seyn, u. die Höhle muß daher eben so lange schon trokken liegen. Ein Paar Millionen Jahre mindestens brauchten auch die Gewässer, um die Höhle auszuwaschen.

» **Corniani, Giambattista, Graf**, italienischer Literarhistoriker, 1742 zu Orzi-Nuovi im Brescianischen geboren, studirte seit 1759 zu Mailand die Rechte, beschäftigte sich aber daneben mit Mathematik und der klassischen Literatur der Alten und ward wegen einiger poetischen Versuche Mitglied der Akademie der Trasformati. Nach Brescia zurückgekehrt, ward er Mitglied, dann Präsident der neugegründeten Akademie di Agricoltura, schrieb verschiedene landwirthschaftliche Abhandlungen und wirkte als praktischer Jurist in Prozessen. Er verwaltete nach einander mehre hohe richterliche Posten, war zur Zeit der cisalpinischen Republik Beisitzer und einige Zeit Präsident des Kassationshofs, dann Mitarbeiter an dem Civilgesetzbuch für das Königreich Italien u. Abgeordneter zu dem Provinzialkongresse in Mailand. Im J. 1807 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er in den Appellationshof trat u. im Okt. 1813 †, nachdem er von der Republik Venedig früher schon in den Grafenstand erhoben worden war. Sein Hauptwerk: „I Secoli della Letteratura italiana dopo il suo risorgimento commentario ragionato" (9 Bde., Brescia 1804—1813, 2. Ausg., 10 Bde., das. 1817, neue Ausg. von Stefano Ticozzi, Mail. 1832), ist ein höchst verdienstvolles Werk, das mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde und noch immer sich allgemeiner Gunst erfreut. Er schrieb außerdem zwei Operntexte: „L'inganno felice" und „Il matrimonio segreto", zwei Trauerspiele: „Die Decemvirn" u. „Darius in Babylon" u. A.

Cornicularii (lat.), in der frühern Zeit der Römer eine Art bevorzugter Soldaten, milites honesti oder beneficiarii, vielleicht mit unsern Gefreiten oder Rottenführern zu vergleichen und durch ein Hörnchen am Helm (corniculum) ausgezeichnet. Später waren sie den Tribunen, Proprätoren und Präfekten des Prätorium als eine Art Officianten beigegeben, und zuletzt finden wir sie als Beamte des Oberrichters, als Organe im Finanzfache und Getreidewesen, also gar nicht mehr im Militärdienst, sondern als höhere Beamte im Civilfache.

Cornides, Daniel von, berühmter ungarischer Geschichtsforscher, 1732 zu St. Nikolaus in der liptauer Gespannschaft geboren, studirte zu Erlangen Philosophie und Theologie, ging dann als Erzieher nach Siebenbürgen, wo er zugleich Lehrer der deutschen Sprache am reformirten Kollegium zu Klausenburg war, und begleitete dann als Sekretär den Grafen Joseph Teleky von Szék auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich. Im Jahre 1784 wurde er als Bibliothekskustos und außerordentlicher Professor der Heraldik und Diplomatik nach Pesth berufen, begleitete aber erst die jungen Grafen von Teleky nach Göttingen. Er † am 4. Okt. 1787, als er eben im Begriff war, seine historischen Sammlungen zu sichten und zu verarbeiten. Er hinterließ im Manuskript eine große Anzahl größerer Werke; im Druck erschienen: „Regum Hungariae, qui seculo XI regnavere, genealogiam illustrat etc." (Preßburg 1778); „Bibliotheca Hungarica etc." (Pesth 1794); „Commentatio de religione veterum Hungarorum" (Wien 1791) u. A.

Cornigliano, Stadt im sardinischen Fürstenthum Genua, am Meere, mit 2500 Einwohnern, die Gewerbe und Fischerei treiben.

Cornimont (Hornenberg), Flecken im französischen Departement Vogesen, mit 3000 Einwohnern, bekannt durch seinen vorzüglichen Käse.

Corning, Stadt im nordamerikan. Staat Newyork, auf dem südlichen Ufer des Chemung River, mit Post, 3 Kirchen (presbyterianische, episkopalische u. methodistische), Bankhaus, Wollenfabrik, Erzgießerei, Wagenfabrik, Axtfabrik und verschiedenen anderen Werkstätten, liegt an der Newyork- und Erie-Eisenbahn und ist mittelst eines Kanals und des Senecasees mit dem Eriekanal verbunden. Eine Eisenbahn nach Bloßburg in Pennsylvanien, 40 engl. Meilen lang, verbindet das Städtchen mit der Kohlenregion von Pennsylvanien.

Cornish diamonds (engl.), gut geschliffene, hellglänzende und durchsichtige Krystalle von Cornwallis.

Corno, Monte (C. dei 3 Signori), merkwürdige Bergspitze in Tyrol, der Ursprung des Flusses Noce im Sulzberg, wo ehedem die 3 souveränen Staaten Oesterreich, Venedig (mit Val Camonica) und der Schweiz (oder der Grafschaft Bormio) zusammenstießen.

Cornus (Hornstrauch, Hartriegel), Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, Sträucher u. Bäume in gemäßigten u. kältern Gegenden, mit ganzen Gegenblättern, Blüthen in Dolden mit einer Hülle od. in Rispen, u. hartem, zu kleinen Schnitzereien brauchbarem Holz. Die Beeren sind zwar eßbar, allein ohne besondern Werth. Einige Arten sind als Zierpflanzen bekannt, einige mit Heilkräften versehen. C. mascula L., gelber Hornstrauch, Korneliuskirschbaum, Herlitzenstrauch in Thüringen, ein baumartiger Strauch bis zu 15—20 Fuß Höhe, im mittlern und südlichen Europa, durch Nordasien bis Japan, wird häufig in Deutschland zu Hecken und in Gärten angepflanzt. Er gedeiht fast in jedem Boden und im offenen wie im geschlossenen Standorte, verträgt die Scheere und überhaupt den Schnitt und läßt sich daher in jeder beliebigen Form erziehen. Die Zäune von dieser Pflanze werden sehr dicht u. gewähren den Vortheil, daß sie zugleich Früchte tragen, welches bei andern Straucharten selten der Fall ist. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, der gleich nach der Reife in die Erde reihenweise gelegt werden muß und erst im zweiten Jahre aufgeht; die

Spielarten dagegen werden durch Ableger od. durch Pfropfen vermehrt. Die Früchte roh genossen schmecken angenehm säuerlich und werden von manchen Personen sehr geschätzt. In der Regel benutzt man sie aber mehr zum Einmachen mit Zucker u. Essig nach Art der Preiselbeeren. Auch kann man sie zur Torten- u. Kuchenbäckerei gebrauchen. Die Kerne wurden geröstet u. gemahlen als Kaffeesurrogat empfohlen. Die Früchte (**Fructus Corni s. Corni hortensis s. Fructus Cornei**, auch **Corna**) brauchte man sonst auch bei hitzigen Krankheiten. Das Holz ist außerordentlich hart und schwer, nimmt eine gute Politur an und eignet sich deshalb zu den feinsten Drechsler- u. Schreinerarbeiten, sowie als Werkholz für Zapfen zu Mühlrädern und zur Anfertigung von Messergriffen, mathematischen Instrumenten und andern Werkzeugen. Aus den Zweigen werden in der Gegend von Jena, hauptsächlich in dem Orte Ziegenhain, die sogenannten ziegenhainer Stöcke gemacht. **C. sanguinea** *L.*, rother Hornstrauch, gemeiner Hartriegel, ist ein 10—15 Fuß hoher Strauch auf steinigen Hügeln und in Hecken durch ganz Mitteleuropa. Er nimmt jede Stelle ein, kommt überall fort und vermehrt sich durch Wurzelausschläge u. Samen in wildem Zustande in Masse. Man benutzt ihn als Zaunpflanze zur Einfriedigung der Gärten und zum Ausfüllen von Baumgruppen in englischen Anlagen. Das hornfeste gelbliche Holz gebrauchen die Büchsenmacher zu Ladstöcken, die Drechsler zu Pfeifenröhren und andern Arbeiten, die Uhrmacher zu Räderwerk, die Schuhmacher zu Pflöcken und die Böttcher zu kleinen Reifen. Zu Faschinen beim Wasserbau dauert das Holz sehr lange; auch gibt es als Brennholz viel Hitze. Aus den Samen läßt sich ein grünliches Brennöl pressen. **C. florida** *L.*, schönblühender Hornstrauch, virginische Hundsbeere, ein baumartiger, 10—18 Fuß hoher Strauch in Nordamerika von Carolina bis Canada, mit eirunden, langgespitzten, unten blassen Blättern und schönen weißen Doldenblüthen, die mit einer großen Hülle umgeben sind, ist ein schöner Zierstrauch in Lust- und Blumengärten. In Amerika ist die Wurzelrinde seit längerer Zeit als Fiebermittel gebräuchlich. Carpenter wollte in ihr ein Alkaloid, das Cornin, gefunden haben, das gleiche Wirksamkeit wie das Chinin haben sollte. Nach Geigers Untersuchungen existirt zwar dieses Alkaloid nicht, dagegen aber eine bittere, krystallisirbare Substanz mit mehr sauren als basischen Eigenschaften; ferner enthält sie eisenbläuenden Gerbstoff, eine besondere krystallinische, indifferente, den Harzen sich zunächst anreihende Substanz, kleesauren Kalk u. ein anderes Kalk- und Magnesiasalz mit einer organischen und einer unorganischen Säure, zweierlei Farbstoff, Gummi, etwas Stärkemehl mit Gerbstoff verbunden u. wahrscheinlich auch etwas Zukker. **C. alba** *L.*, weißer Hornstrauch, in Sibirien und Nordamerika, ist ein Strauch von 10—12 Fuß Höhe mit dunkelrothen Zweigen, entgegengesetzten, eirund-länglichen, spitzigen Blättern, weißen Blüthen und weißen Früchten, die von Füchsen und Drosseln gern gefressen werden. **C. canadensis** *L.*, canadischer Hornbaum, in schattigen Wäldern von Carolina bis Canada, mehr kraut- als strauchartig, mit schönen, glänzend rothen Früchten, liebt feuchten Moorboden, dauert aber gut im Freien.

Cornutus (lat.), gehörnt, daher in der Logik Hörnerschluß (s. Dilemma); auf den Universitäten zur Zeit des pennalistischen Gebrauchs der sogenannten Deposition der neu aufgenommene Student, wegen des Huts mit Bockshörnern, den er bei der Aufnahme tragen mußte; bei den Buchdruckern, die ebenfalls diesen Gebrauch annahmen, erhielt er sich am längsten und ist noch immer im Andenken.

Cornutus, L. Annäus, irrig Phurnutus genannt, stoischer Philosoph, zu Leptis in Afrika geboren und aus einer, wie es scheint, römischen Familie stammend, lebte zu Nero's Zeit, † um 68 n. Chr. Er war ein Mann, der durch strenge Rechtlichkeit und Ernst der Grundsätze die Lehre der Stoa auch in seinem Leben bewährte u. selbst einem Nero gegenüber seinen männlichen Muth nicht verleugnete, was ihm die Verweisung auf eine Insel zuzog; als Philosoph scheint er sich ziemlich an die Grundsätze des Chrysippus gehalten zu haben, u. auch als Grammatiker leistete er Bedeutendes. Von seinen lateinisch u. griechisch geschriebenen Werken hat sich nur eines erhalten, welches die Lehre vom Wesen der Gottheit im Sinn und Geist der stoischen Naturphilosophie erörtert und demnach die Götter des Volkskultus allegorisch deutet (herausgeg. von Clauser, Basel 1543, am besten in Th. Gale's „Script. hist. poet.“, Cambridge 1671, Amsterd. 1688). Der Dichter Persius ehrte in C. seinen treuesten Freund, Lehrer und Rathgeber.

Cornwall, die südwestlichste Grafschaft Englands mit dem Titel eines Herzogthums, ist auf 3 Seiten vom atlantischen Ocean umspült, im Osten von der Grafschaft Devon begrenzt, erstreckt sich mit Einschluß der vorliegenden Scillyinseln über einen Flächenraum von 66 □Meilen u. hat 320,000 Einwohner. Eine Reihe von schwarzen, zerrissenen Felsenbergen durchstreicht die Grafschaft in ihrer ganzen Länge, zu beiden Seiten nach dem Meere zu sich abdachend; die Küsten sind zerrissen, mit Klippen und Sandbänken bedeckt, die sie gegen die Wuth des Meeres schützen. Der Boden ist sandig und steinig; die niedern Gegenden sind mit Haide bedeckt, die höher gelegenen haben eine schwache vegetabilische Decke. Das Land wird von vielen kleinen Küstenflüssen bewässert, worunter der Tamar, der Loe, der Fowey, der Seaton, der Hele, der Camel. Binnenseen sind: der Loo Pool, der Dosmary, der Gover. Die tiefen Küstengegenden genießen die Vorzüge eines äußerst milden Klima's; die mittlere Jahreswärme beträgt 10° R., die Winterwärme $6^3/_5$°, die Sommerwärme $12^3/_5$°. Die höheren Bergebenen sind reicher. Daher ist C. weder ein Land des Ackerbaues, noch der Viehzucht, wogegen es wegen seiner Mineralschätze schon in alten Zeiten berühmt war. Sein Reichthum an Zinn verschaffte ganz England einst den Namen der Zinninseln (Kassiteriden). Die reichsten Kupfergruben hat zwischen der Stadt Truro und dem Kap Landsend u. liefern jährlich gegen 150,000 Tonnen Erz mit einem etwa 9procentigen Metallertrag. Außerdem liefert der Bergbau, der ungefähr den vierten Theil der Einwohner beschäftigt, Gold,

Silber, Eisen, Blei, Kobalt, Antimonium, Braunstein, Galmei, Wismuth, Arsenik, Wolfram, Schiefer, Krystalle, Serpentin, Hornblende, Asbest, Seifenerde, Chinastone, Pfeifenerde. Ein anderer Haupterwerb ist die Fischerei, besonders auf dem Pilchard. Der Handel mit Metallen, Vieh und Fischen ist bedeutend. Die Hauptstadt von C. ist Launceston mit 6000 Einwohnern, in dessen Nähe der Berg Hengston-Hill liegt, wo die sogenannten cornwaller Diamanten gefunden werden. Im Mittelalter hatte das Land seine eigenen Grafen aus altcimmerischem Stamm, die unter Egbert 823 unter englische Hoheit kamen. Eduard III. erklärte 1330 seinen Thronerben zum Herzog von C., welcher Titel dem jedesmaligen Kronprinzen geblieben ist.

Cornwall Hills, lange Gebirgskette, welche die Grafschaft Cornwall durchzieht und westlich in die Vorgebirge Landsend u. Lizard, südlich in Start ausläuft; sie besteht meist aus Granit, bei Kap Lizard aus Serpentin, ist von engen Thälern durchschnitten und reich an Mineralien.

Cornwallis, unbewohnte Inselgruppe im Mulgrave-Archipel, von einem Korallenriffe eingefaßt, unter 189° Länge und 15° nördl. Breite. Die nassauische Flotte hatte sie 1625 gesehen und Gaspar rico genannt; 1796 kam Ferdinand Quintana und 1807 Johnstone vorbei, der sie nach seinem Schiffe C. nannte.

Cornwallis, 1) Charles Mann, Lord Brome, Marquis und Graf von C., britischer General, den 31. Dec. 1738 geboren, trat früh in englische Kriegsdienste, war schon in seinem 20. Jahre Hauptmann u. focht darauf rühmlich im 7jährigen Krieg in Deutschland. Nach dem hubertsburger Frieden kehrte er als Oberst in sein Vaterland zurück, nahm Sitz im Unterhause, kam aber bald darauf nach dem Tode seines Vaters als Peer des Reichs und wirklicher Lord in das Oberhaus und sprach hier, seinen Grundsätzen treu, obgleich Kammerherr und Adjutant des Königs, nicht selten gegen die Minister. Nach Ausbruch des nordamerikanischen Krieges schiffte sich C. mit seinem Regiment ein und war kaum im Nov. 1776 in Neujersey ans Land gestiegen, als er auch sogleich diese ganze Provinz in Besitz nahm; doch mußte er sie vor dem andringenden Washington wieder räumen. Obgleich er kurz vor dem für die Amerikaner siegreichen Tage von Saratoga (17. Okt. 1777) sich Philadelphia's bemächtigt hatte, gestaltete sich die Sache für England doch immer ungünstiger, u. er begab sich nach England, um wo möglich den Frieden zu vermitteln. Da seine Vorstellungen kein Gehör fanden, kehrte er nach Amerika zurück, belagerte und eroberte Charlestown (12. Mai 1780), behauptete mit 4000 Mann die Provinz Südcarolina und schlug den General Gades bei Camden (16. Aug.). Siegreich weiter dringend, focht er einige Zeit mit Glück in Virginien, ward aber bei Yorktown von Washington selbst und den Franzosen unter Rochambeau eingeschlossen und mußte sich am 19. Okt. 1781 mit 8000 Mann gefangen geben. Er kehrte nach England zurück und machte von da eine Reise nach Deutschland, während der Friede zwischen England und Nordamerika abgeschlossen wurde. Im Jahre 1786 wurde C. als Generalgouverneur und Kommandant der Truppen nach Ostindien gesandt, mit der Vollmacht, Krieg zu erklären, Bündnisse u. Frieden zu schließen. Hier griff er 1791 den kriegerischen Sultan von Mysore, Tippo Saib, an, siegte bei Bangalore, belagerte im folgenden Jahre Seringapatnam und war im Begriff, die Stadt mit Sturm zu nehmen, als Tippo Saib sich bewogen fand, einen Frieden zu schließen, der ihm die Hälfte seiner Staaten kostete. C. handelte bei dieser Gelegenheit mit seltener Uneigennützigkeit, indem er seinem Antheil an der bedeutenden Kontribution für Seringapatnam großmüthig entsagte. Im J. 1793 kehrte er nach England zurück, wo er mit den ausgezeichnetsten Ehren empfangen wurde, ging im folgenden Jahre nach Deutschland, um die von England durch Subsidien unterstützte preußische Armee in den Rheinländern in Augenschein zu nehmen, und 1798 als Vicekönig nach Irland. Kaum hier angekommen, schlug er die Insurgenten und hatte bald durch kräftige Maßregeln die Hauptgefahr der Revolution abgewendet; mit gleicher Klugheit suchte er durch geschickte Vertheilung seiner Truppen den Versuch einer Landung der Franzosen zu vereiteln. Konnte er auch die Landung des Generals Humbert mit etwa 1000 Mann, die sich mit 7—8000 aufrührerischen Irländern vereinigten und einige Vortheile über die königl. Truppen erfochten, nicht verhindern, so zerstreute er doch schon nach wenig Tagen die Irländer, schlug die Franzosen und zwang sie zur Uebergabe. Durch seine Mäßigung und Redlichkeit gewann er die Gemüther und stellte das gegenseitige Vertrauen einigermaßen wieder her. Im Jahre 1801 unterhandelte er den Frieden mit Frankreich und unterzeichnete 1802 den Vertrag zu Amiens. Nach Abberufung Wellesley's 1805 begab er sich abermals als Generalgouverneur nach Ostindien, fand hier die Angelegenheiten der Kompagnie in der traurigsten Verwirrung u. war eben im Begriff, das Kommando über die Armee zu übernehmen, als ihn zu Gazepur in der Provinz Benares der Tod überraschte, am 5. Okt. 1805. C. verband mit den stillen Tugenden des Patrioten die glänzenden Eigenschaften des Helden; die Strenge seiner Grundsätze und die Rechtlichkeit seiner Gesinnungen, denen er unverbrüchlich treu blieb, machten ihn vom Volke geliebt, von den Ministern gefürchtet und vom Könige geehrt. Zu Madras, Bombay und Kalkutta wurden ihm Denkmale errichtet, und das Parlament ließ ihm ein Monument in der St. Paulskirche setzen, wo sein Leichnam bestattet wurde.

2) William Mann, Graf von C., englischer Admiral, Bruder des Vorigen, ward am 25. Februar 1744 geboren. Frühzeitig für den Seedienst bestimmt, diente er bis 1765 mit Auszeichnung an den englischen Küsten gegen die Franzosen, focht als Kommandant des „Löwen" in Amerika, namentlich bei Jamaika gegen Lamothe Piquet und wurde 1781 nach Ostindien geschickt, wo er unter dem Admiral Hord wesentlich zur Eroberung der französischen Besitzungen beitrug. Im Jahre 1793 zum Admiral der weißen und bald darauf zum Viceadmiral der blauen Flagge ernannt, brachte er am 23. Juni 1793 der französischen Flotte in den indischen Gewässern eine voll-

ständige Niederlage bei und ward in Folge dieses Sieges Befehlshaber der englischen Seemacht in Ostindien. Hierauf kehrte er nach England zurück und wollte in Folge von Intriguen sein Amt niederlegen. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, ward er von diesem freigesprochen, trat 1799 wieder in den Dienst, ward zum Admiral der rothen Flagge erhoben und führte als solcher das Kommando im englischen Kanal bis zum Frieden von Amiens. Nun zog er sich in das Privatleben zurück und † am 5. Juni 1819.

Coro, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im südamerikan. Staat Venezuela, an der Golfete de C., dem östlichen Theile des Meerbusens von Maracaibo, und dem nur ³/₄ Meile breiten und 4 Meilen langen Isthmus Medanos, welcher zur Halbinsel Paraguana führt, in einer dürren und sandigen Gegend, mit heißem, aber doch gesundem Klima, hat einen nicht ganz sichern, jedoch stark besuchten Hafen, gerade Straßen, 4 schöne Kirchen, 12,000 Einwohner, starken Plantagenbau u. lebendigen Handel mit Vieh, Häuten und Cochenille. Das Trinkwasser muß weit herbeigeholt werden. C., die erste feste Niederlassung der Spanier an der Nordküste Südamerika's, ursprünglich auf Pfählen in Lagunen erbaut und daher Venezuela (Klein-Venedig) genannt, welcher Name auf das ganze Land überging, war ehemals sehr reich und Sitz der spanischen Regierung bis 1636, wo diese nach Caraccas verlegt wurde.

Coroados (Coroates), südamerikanischer Indianerstamm in Brasilien, von kleiner oder mittlerer Statur, die Männer 4—5, die Weiber etwas über 4 Fuß hoch, aber von stämmigem, breitem und gedrungenem Körperbaue, mit kleinen Füßen. Die Hautfarbe ist ein mehr oder weniger dunkles Braun, die Haut sehr fein, weich und glänzend. Die langen, straffen, glänzend schwarzen Haare hängen dicht u. unordentlich vom Haupte herab; am Kinn der Männer zeigt sich nur eine dünne Behaarung. Am Kopfe zeichnen sich besonders das Mittelhaupt und die hervorstehenden Backenknochen durch Breite aus. Die Stirne ist niedrig, oben enge und stark zurückgelehnt. Die Augen sind klein und schwarzbraun, die Augenbrauen hoch gebogen. Die Nase ist kurz, nach unten platt; der Mund enthält sehr weiße Zähne. Ihre Hütten sind über dem kahlen Boden auf 4 Eckpfeilern von 12—15 Fuß Höhe erbaut u. etwa 30—40 Fuß lang. Die Waffen der Männer sind Bogen und Pfeile. In der Hütte des Häuptlings hängt ein an der Spitze abgeschnittenes Ochsenhorn, durch dessen Ton er die zerstreuten Nachbarn zu Festen oder Krieg herbeiruft. Viele schöne Papageien verschiedener Arten, Waldhühner, Schildkröten und frei herumlaufende Affen scheinen mit zur Familie gerechnet zu werden. Die Hauptbeschäftigung der Männer ist die Jagd, auf der sie meist von den Frauen begleitet werden. Affen, Tapirs, Schweine, Armadille und Aguti's sind die Lieblingsspeisen des Indianers; er ißt aber auch Rehe, Cuati's, Vögel, Schildkröten u. Fische sehr gern und nimmt im Nothfalle mit Schlangen, Kröten und großen gebratenen Insektenlarven vorlieb. Sein Temperament spricht sich als Phlegma aus. Alle Seelenkräfte scheinen sich in einem Zustande der Abgespanntheit zu befinden, alle Sinne sind nur auf Selbsterhaltung gerichtet; doch sorgen sie nie für den kommenden Tag. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Freundschaft und überhaupt allen zarten u. edeln Regungen, theilnahmlos, verschlossen, versunken in Gleichgültigkeit gegen Alles, gebraucht der Indianer nichts, als seine scharfen Sinne, seine Schlauheit u. sein zuverlässiges Gedächtniß, und zwar nur da, wo es Krieg oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angeht. Weder diebisch, noch betrügerisch, zu nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln von der Familie abgesondert. Nichts weniger, als gesprächig, schläft er auch während eines Theiles des Tages, spielt außer der Jagdzeit mit seinen Hausthieren, oder stiert gedankenlos vor sich hin. Zum Zorn ist er kaum zu reizen, wohl aber zu langwieriger Rachsucht. Ueber den Glauben dieser Indianer, den die Reisenden bei Mangel an Kenntniß ihrer Sprache nicht eigentlich kennen lernen konnten, bemerkten sie, daß sich dieselben mächtigere Wesen in einzelnen Gestirnen und Thieren inwohnend denken; von ersteren ist es besonders der Mond, von dem sie Gutes und Schlimmes abzuleiten pflegen. Die böse Macht begegnet ihnen bald als Eidechse, als Krokodil oder Onze ꝛc., führt sie auch wohl irre oder bringt ihnen auf andere Art Schaden und Gefahr und selbst den Tod. Den nächsten Verkehr mit den Dämonen schreiben sie ihrem Pajé zu, der viele wirksame Kräuter kennt, zugleich ihr Arzt u. Priester zu seyn scheint und sich durch allerlei zauberhafte Gaukeleien bei ihnen in Ansehen zu erhalten weiß. In ungewöhnlichen Fällen wird er um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit dem Dämon ertheilt, wozu er finstere, stürmische Nächte auswählt. In gesellschaftlicher Beziehung sind sich die Coroadosindianer alle gleich u. leben außer allem gesellschaftlichen Verbande; nur im Kriege haben sie ein Oberhaupt, wozu sie den erwählen, der als Jäger die meisten Onzen, als Krieger die meisten Feinde erlegt hat und am meisten Schlauheit besitzt. Selbst das Familienverhältniß ist unter ihnen sehr lose. Die Weiber sind im Allgemeinen die Sklavinnen des Mannes und müssen fast alle, auch die schwersten Arbeiten auf sich nehmen, während der Mann sich bloß mit der Jagd u. der Bereitung seiner Waffen beschäftigt. Ihnen liegt alle Sorge für das Hauswesen ob, sie pflanzen u. ernten, wenn diese Art von Kultur bei ihnen eingeführt ist; sie suchen Bataten und Früchte im Walde für die Haushaltung und besorgen den nöthigen Hausrath an irdenen Geschirren und an Flechtarbeit. Beim Weiterziehen, was öfters vorkommt, da sie den Früchten u. der Jagd nachziehen und oft ihre Wohnsitze verändern, müssen sie sich mit allem Nöthigen wie Lastthiere bepacken. Von Erziehung der Kinder ist nicht die Rede. Die Mutter nimmt sich des Kindes an, bis es sich selber helfen kann; bald geht das Kind seine eigenen Wege u. zeigt sich geschickt genug, Früchte aus dem Walde zu holen. Der Knabe, im Ganzen sich selbst überlassen, folgt bald dem Vater auf die Jagd, lernt Waffen verfertigen und übt sich im Gebrauche derselben. Stirbt ein Indianer, so legt man ihm seine Waffen und lange Zeit auch Speise

auf das Grab und hält dabei lange Zeit Todtenklage. Seine Seele glaubt man nun in einem angenehmen Walde, reich an Wildpret, wo es ihr in Gesellschaft aller Verstorbenen sehr wohl geht.

Corollarium (lat.), in der Logik ein Lehrsatz, der aus dem Vorhergehenden durch unmittelbaren Schluß folgt und deshalb keines weitern Beweises bedarf. Vergl. Corona.

Coromanis, Stadt an der Ostküste Arabiens am persischen Meerbusen, nach Einigen jetzt Gräen.

Corona (lat.), Kranz, Krone, bei den Alten ein häufig vorkommendes Ehrenzeichen. Bei den Griechen war der Kranz ein Amtszeichen oder Zeichen der Unverletzlichkeit bei gewissen amtlichen oder öffentlichen Verrichtungen, wie der Myrtenkranz der Archonten, der der Senatoren und der Redner, so lange sie in der Versammlung sprachen; ferner ein Siegeszeichen für Die, welche bei den öffentlichen Spielen den Preis davontrugen, und endlich ein Ehrenzeichen für verdiente Bürger. Früher wurden solche Ehrenkränze gewöhnlich aus Zweigen des Oelbaums verfertigt, später aber kam der lebendige Laubkranz vor dem goldenen in Vergessenheit und Mißachtung. Die Bekränzung konnte sowohl vom Volke oder vom Senate, als auch von einzelnen Korporationen, wie den Phylen und den Demen, später auch von gewissen Kollegien, oder endlich auch von auswärtigen Staaten zuerkannt werden. Nach einem alten Gesetze mußte dieselbe durch das Volk und den Senat in der Ekklesia und im Buleuterion verkündigt werden; im Theater durfte dies nicht ohne besondern Volksbeschluß geschehen. Doch wich man später von dieser Bestimmung öfters ab. Die Bekränzung von Seiten auswärtiger Staaten galt nicht nur einzelnen Bürgern, sondern auch ganzen Gemeinwesen; auch im erstern Falle sollte der Kranz selbst nicht dem Bekränzten, sondern dem Staate anheim fallen. Ihrem Werthe nach waren die Kränze, die am Reife innen mit Inschriften versehen waren, sehr verschieden, denn es finden sich Werthsangaben zu 3600, 1000 u. 500 Drachmen. Bei den Römern waren die Kränze ehrenvolle Auszeichnungen. Die C. obsidionalis oder graminea war das höchste und nur selten verliehene militärische Ehrenzeichen, welches dem Anführer zu Theil wurde, der eine vom Feinde eingeschlossene Stadt oder einen umzingelten Heerhaufen befreit hatte; man flocht einen solchen Kranz gewöhnlich aus Gras, welches man dem betreffenden Orte entnahm. Die C. muralis, die Mauerkrone, ein Kranz von Mauerzinnen, gewöhnlich von Gold oder vergoldet, war für Den bestimmt, welcher im Sturme zuerst die Mauern einer Stadt erstieg. Die C. navalis, auch classica, rostrata, aus Schiffsschnabelfiguren zusammengesetzt, ebenfalls von Gold, ward Dem zu Theil, welcher zuerst an Bord eines feindlichen Schiffes sprang. Die C. vallaris oder castrensis, einen Ring von Schanzpfählen darstellend, auch von Gold, erhielt Der, welcher zuerst in den feindlichen Lagerwall eindrang. Die C. triumphalis, einen Kranz von Lorbeerzweigen, trug der triumphirende Imperator auf dem Haupte. Die C. ovalis, von Myrtenzweigen, wurde beim kleinen Triumph (s. Ovation) vom Feldherrn getragen. Ueber die C. civica s. Bürgerkrone. C. equestris, Ritterkrone, war ein Oelzweigkranz, welchen die Ritter bei der Transvectio (s. d.) trugen. Auch außerdem wurden tapfere Waffenthaten durch goldne Kränze geehrt, womit gewöhnlich die Erlaubniß verbunden war, dergleichen Ehrenzeichen lebenslänglich u. besonders bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen. Die C. forensis war ein Kranz, den eine vor Gericht siegende Partei an die Thür ihres Sachwalters hing. Die Corollae waren Kränze, welche verdienten Schauspielern ertheilt wurden. Anfangs wand man dieselben aus Blumen und befestigte sie mit Bändern am Haupte, in der Folge aber verfertigte man sie aus vergoldetem Kupferblech, Crassus zuerst aus Gold und Silber. Ein solches noch außer der gebührenden Bezahlung zuerkanntes Geschenk hieß Corollarium. Einen andern Zweck, als mit den genannten Ehrenkränzen, verband man mit folgenden, die mehr der Freude gewidmet waren: C. convivalis, ein Kranz, den man bei Gastmahlen aufsetzte, in der ältern Zeit eine Binde von Wolle, später aus Zweigen und Blumen gewunden, zuletzt aus Gold künstlich verfertigt und wohl auch mit Diamanten geziert; C. natalitia, ein Kranz, den die Aeltern bei der Geburt eines Kindes an der Thür befestigten, bestand bei der Geburt eines Sohnes aus Oelzweigen, bei der einer Tochter aus Wolle.

Corona (lat.), ein aus 9 Sternen bestehendes Sternbild in der nördlichen Hemisphäre zwischen der Schlange, dem Hercules und dem Bootes, s. v. a. nördliche Krone. Auch die südliche Hemisphäre hat eine C., südliche Krone, unter dem Schützen, in der Nähe des Schwanzes vom Skorpion; s. Krone.

Corona (ital.), Benennung des Zeichens der Fermate.

Corona, Ortschaft in der sardinischen Provinz Turin, bekannt durch den Sieg der Oesterreicher unter Alvinczy über die Franzosen, den 14. Jan. 1796.

Coronados los Virgines, Inselgruppe an der Westküste von Altkalifornien, dem Hafenort St. Diego gegenüber.

Corone, Stadt in Messenien auf der Westküste des messenischen Meerbusens, am Fuße des Berges Temathias, eine von den 7 Städten, welche Agamemnon dem zürnenden Achill anbot. Nach der Geschichte legte Epimelides aus Coronea in Böotien nach der Rückkehr der Messenier 371 v. Chr. diese Stadt an und benannte sie nach seiner Vaterstadt. Auch im Mittelalter hatte sie noch einige Bedeutung; jetzt Coron.

Coronea, Stadt in Böotien, Glied des böotischen Bundes, an der Westseite des Gebirges Tilphossion auf einer Anhöhe gelegen, berühmt durch zwei wichtige Schlachten, die eine 447 v. Chr., durch welche sich die Böotier von den Athenern unabhängig machten; die zweite, noch bedeutendere, 394 v. Chr., in welcher Agesilaus die Feinde der Spartaner auf das Haupt schlug. Auch wurden bei dem neben der Stadt befindlichen Tempel der Athene Itonia die Pamböotien gehalten. Das jetzige Camari liegt wahrscheinlich in der Nähe des alten C.

Coronelli, Marco Vinzentio, berühmter italienischer Geschichtschreiber und Geograph, Minoritenprovincial von Ungarn, 1702 General seines Ordens, Kosmograph der Republik Venedig

Lehrer der Geographie und Stifter der Societas geogr. Argonautarum; † 1718. Er verfertigte für Ludwig XIV. große Himmels- und Erdgloben und hinterließ 400 Karten. Von seiner „Bibliotheca universalis sacro-profana" (28 Bde.) erschienen nur 7 Bde. im Buchhandel, die übrigen wurden in Makulatur geworfen u. die Kupfer einzeln an die Sammler verkauft. Das Werk, das bis Coque reicht und eine vortreffliche Encyklopädie bildet, ist daher eine bibliographische Seltenheit.

Coroner (engl.), englischer Kronbeamter, der von den zinspflichtigen Lehnsleuten einer Grafschaft erwählt wird, um die Rechte der Krone zu vertreten. Mit Zuziehung einer Jury untersucht er die Ursache plötzlicher Todesfälle und hat wegen vorsätzlichen Mords das gerichtliche Verfahren gegen den Schuldigen einzuleiten. Bei Selbstmorden hat er zu untersuchen, ob sie Folge einer Geistesverwirrung waren, oder als Verbrechen anzusehen sind, in welch letzterem Fall der Selbstmörder auf den Schindanger geworfen und ihm ein Pfahl durch den Leib gestoßen wird. Hat eine Gemeinde durch nachlässige Polizei den Tod eines Menschen verschuldet, so wird ihr durch den C. eine Geldstrafe aufgelegt. Es gibt in jeder Grafschaft 1—12 C.s, die auf Lebenszeit gewählt werden.

Coronilla (**Kronwicke**), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, kleine Sträucher an Rainen, auf Wiesen u. in Wäldern, meist in Mittel- und Südeuropa, mit gegen 25 Arten, von denen einige Heilkräfte besitzen und mehre als Zierpflanzen kultivirt werden. C. Emerus *L.*, Skorpionskronwicke, falsche Senne, hübscher 3—4 Fuß hoher Strauch des südlichen Europa's, mit grünen, eckig-gestreiften Zweigen, 5—7 verkehrt-eirunden Fiederblättchen und feuerrothen u. goldgelben Blüthen, dient zur Zierde der Parkanlagen. Die Blätter (Folia Colutea scorpioidis) dienten sonst als abführendes Mittel; sie sind geruchlos und schmecken widerlich bitter. C. varia *L.*, bunte Kronwicke, Schaflinsen, 2—3 Fuß hoch, mit blaßrothen, weißen Blüthen, in 16- bis 20blüthigen Dolden, vor dem Aufblühen hängend, ist häufig durch ganz Europa, auf trocknen Hügeln und Rainen, an Wegen u. Waldrändern, ausdauernd. Das Kraut ist geruchlos, unangenehm bitter schmeckend, etwas salzig, Cathartin enthaltend. Es ist von einigen Aerzten sogar für giftig gehalten worden, doch haben Versuche seine Unschädlichkeit bewiesen. Das Extrakt zeigte, binnen 5 Tagen zu 125 Gran verbraucht, sich bei Leukophlegmasie entschieden heilkräftig. C. coronata *L.*, Polygala valentina *Clus.*, gekrönte Kronwicke, in Südeuropa und Süddeutschland, bis Thüringen, eine Lieblingsnahrung des Wildes, wird in Spanien nicht selten statt Melilotus officinalis gebraucht.

Coronilla (Vintenos), Goldpiaster, spanische Goldmünze, von Halbdukatengröße, = $^1/_3$ Escudo d'oro, aus dem 16. Jahrh., von der Krone im Gepräge so genannt, an Werth etwa 1 Thlr. 12 Gr.

Coronini-Cronberg, Johann Baptist Alexander, Graf von, österreichischer General, am 16. Nov. 1794 zu Görz geboren, trat 1813 als Kadet in das österreichische Pioniercorps und avancirte während der Feldzüge 1813—14 bis zum Oberlieutenant. Im Jahr 1814 diente er im italienischen Freicorps unter Oberst Schneidet, trat 1824 in modenesische, dann wieder in österreichische Dienste. Als Hauptmann im 17. Infanterieregiment nahm er an dem Zuge nach Rom Theil und blieb mehre Jahre in Italien, bis er 1836 als Kämmerer dem Erzherzog Franz Karl zugetheilt und mit der Erziehung des ältesten Sohnes desselben, des jetzigen Kaisers Franz Joseph, betraut ward. In dieser Stellung rückte er 1837 zum Major, 1840 zum Oberstlieutenant und 1843 zum Obersten auf, wurde 1848 als Generalmajor und Brigadier nach Südtyrol versetzt, um die Zugänge zu dem Kriegsschauplatze in Oberitalien zu verschließen, und ging 1849 als Feldmarschalllieutenant und Stellvertreter des Kommandirenden nach Slavonien und Kroatien. Im Jahr 1850 ward er Militär- und Civilgouverneur für das Banat und die serbische Woiwodschaft und 1851 Inhaber des 6. Infanterieregiments. Als 1854 die österreichischen Truppen in den Donaufürstenthümern intervenirten, rückte C. mit seinem Truppencorps in die Walachei ein.

Corporale (lat., eigentlich C. velum), das leinene Tuch über dem Altar, auf welches bei der Konsekration Hostien und Kelch gestellt werden.

Corps (franz.), Körper, die Gesammtheit mehrer Individuen, die durch gemeinsame Regeln, Gesetze, Gebräuche rc. verbunden sind, beim Militär eine Anzahl Soldaten, aus verschiedenen Truppengattungen, oder mindestens aus mehren Bataillonen, Eskadronen zusammengesetzt u. unter einem Oberbefehl stehend. C. de bataille heißt der mittelste, stärkste Haufe bei einer Schlachtordnung; C. de garde wird sowohl die Wachmannschaft, als die Wachtstube genannt; C. de place heißt der vom Hauptwall umschlossene innere Theil einer Festung. Das C. volant oder fliegende Corps ist zu besonderen Zwecken, wie Ueberrumpelungen rc., bestimmt.

Corpus (lat.), Körper, etwas zu einem Ganzen Verbundenes, Kommune, Abtheilung, Corps rc., eine Versammlung von Räthen, Geistlichen rc., der Kasten eines Klavier- oder Geigeninstruments, bei Blasinstrumenten das Rohr oder der Raum, in dem der Ton gebildet wird; auch führt eine Schriftgattung den Namen C., weil früher das Corpus juris gewöhnlich damit gedruckt wurde.

Corpus catholicorum (lat.), die Gesammtheit der katholischen deutschen Reichsstände, wenn sie in Religionssachen mit dem Corpus evangelicorum (s. d.) verhandelten. In diesen Versammlungen der katholischen Reichsstände führte Kurmainz als erster Reichsstand, wie auf den Reichstagen, das Direktorium. Sie kamen indeß nur selten vor, weil die katholischen Stände, die ohnedies auf den Reichstagen durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht hatten, schon im Kaiser einen natürlichen Schutzherrn und im Papst ein allgemeines Kirchenoberhaupt hatten, welche, die Gerechtsame der Kirche vertretend, die erforderlichen Vereinigungspunkte bildeten, sobald es sich um ein gemeinsames Zusammenwirken handelte. Ein festeres Zusammenschließen einer solchen Körperschaft, die leicht noch eine weitere Selbstständigkeit hätte in Anspruch nehmen können, lag nicht im Interesse der römischen Hierarchie, und es findet sich daher auch nirgends eine päpstliche

Genehmigung eines deutschen C. e. Nur einige Male sahen sich die katholischen Stände veranlaßt, unter diesem Namen zusammenzutreten, den sie sich in einem Schreiben vom 16. Nov. 1700, worin sie dem Kaiser ihren zur Wahrung ihrer Interessen nach eigenem Gutdünken veranstalteten Zusammentritt kund thun, ausdrücklich beilegen.

Corpus delicti (lat.), der Inbegriff der zur verbrecherischen Handlung erforderlichen Thatsachen; besonders die verletzte Person oder Sache, die Werkzeuge, durch die das Verbrechen begangen wurde, und die sichtbaren Spuren eines Verbrechens. Vgl. Thatbestand.

Corpus evangelicorum (lat.), die geschlossene Körperschaft, in welche die protestantischen deutschen Reichsstände auf den Reichstagen zusammentraten, wenn die Verhandlungen Religions- und kirchliche Angelegenheiten betrafen. Ausdrücklich und regelmäßig traten die protestantischen Stände unter diesem Namen erst seit dem westphälischen Frieden zusammen. Vorher waren dergleichen Vereinigungen weder allgemein, noch von Dauer, so das zwischen Kursachsen und Hessen 1526 zu Torgau abgeschlossene Bündniß, dem dann auch die Herzöge von Mecklenburg u. Lüneburg, der Herzog Albrecht von Preußen, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mannsfeld und die Stadt Magdeburg beitraten, welche insgesammt am 19. April 1529 gegen den die Bekenner der neuen Lehre beeinträchtigenden Reichsabschied zu Speyer protestirten. Als eine festere Verbindung traten die evangelischen Reichsstände den katholischen zuerst in dem 1531 geschlossenen schmalkaldischen Bunde entgegen, und mit solchem Erfolg, daß sie dadurch den ersten Religionsfrieden zu Nürnberg (23. Juli 1532) herbeiführten, der sie von der Gerichtsbarkeit des aus katholischen Mitgliedern bestehenden u. in Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten stets zu Gunsten der erstern entscheidenden Reichskammergerichts in Religionssachen entband und ihnen eine, wenn auch auf eine gewisse Zeit und gewisse Stände beschränkte, öffentliche Anerkennung von Seiten des Reichsoberhaupts erwirkte. Obgleich nun der augsburger Religionsfriede ihnen nicht nur die freie Ausübung ihrer Lehre, sondern auch den ungestörten Besitz der von ihnen eingezogenen geistlichen Güter zusicherte, so sahen sie sich doch noch häufig genug von den Katholiken in ihren wohlerworbenen Rechten verletzt, so daß sie sich von der Nothwendigkeit gemeinsamen Zusammenwirkens zur Behauptung derselben überzeugten und sich daran gewöhnten, in ihrer Gesammtheit sich als eine geschlossene Körperschaft zu betrachten. Als Haupt derselben erkannten sie einstimmig den Kurfürsten von Sachsen an. August I. und Christian I. wurden wegen ihrer freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Kaiser bald der Direktion der protestantischen Körperschaft überdrüssig und traten dieselbe freiwillig an den protestantisch gewordenen Kurfürsten von der Pfalz ab, der sie von 1575 an bis zum Ausbruch des 30jährigen Kriegs ohne Widerspruch führte. Erst als 1633 der schwedische Reichskanzler Orenstierna die Leitung der Geschäfte übernahm, protestirte der sächsische Kurfürst Johann Georg I. dagegen, jedoch ohne Erfolg, besonders nachdem er durch den Abschluß des Separatfriedens mit dem Kaiser zu Prag (30. Mai 1635) der protestantischen Sache untreu geworden war und das Zutrauen seiner bisherigen Bundesgenossen verscherzt hatte. Das Recht, eine besondere Körperschaft zu bilden bei Verhandlungen konfessioneller Angelegenheiten, welches sie den uralten Reichsinstitutionen gemäß von Anfang an in Anspruch nehmen konnten, erhielten die protestantischen Stände erst durch den westphälischen Frieden ausdrücklich zugesichert. Darin (Art. V, §. 8 und 52) wurde nämlich festgesetzt, daß in kirchlichen Angelegenheiten nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, sondern zwischen protestantischen und katholischen Ständen, als zwischen zwei besonders gleichberechtigten Korporationen, auf gütliche Weise verglichen werden solle. Auf das Ersuchen der protestantischen Fürsten übernahm der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen das Direktorium, wonach ihm das Recht zustand, die Mitglieder des C. e. zusammen zu berufen, Vorträge zu machen, die Stimmen zu sammeln, im Namen Aller mit der kurmainzischen Direktorialgesandtschaft und mit dem kaiserlichen Principalkommissarius zu unterhandeln und die Beschlüsse abzufassen. Unter seinem Vorsitz hielt das C. e. am 22. Juli 1653 seine erste Sitzung. Als der Kurfürst Friedrich August I. 1697 durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche unfähig wurde, die protestantischen Kirchenangelegenheiten ferner zu leiten, übergab er die Direktion 1698 dem Herzog Friedrich II. von Gotha, ordnete ihm jedoch das Geheimerathskollegium in Dresden bei, das er deshalb in Bezug auf die Besorgung kirchlicher Dinge vom Gehorsam gegen seine Person entband. Als Herzog Friedrich schon 1700 zurücktrat, übernahm der Herzog Johann Georg von Sachsen-Weißenfels die Oberleitung des C. e. unter den nämlichen Verhältnissen. Nachdem aber auch der Kurprinz Friedrich August II. 1717 zur katholischen Kirche übergetreten war, glaubten die protestantischen Stände die Direktion in andere Hände legen zu müssen. Die meisten Ansprüche hatte Kurbrandenburg, das als erster protestantischer Reichsstand nach Kursachsen in Abwesenheit des letztern stets das Interimsdirektorium geführt hatte. Aber der König von Großbritannien wußte als Kurfürst von Hannover dessen Wahl zu hintertreiben, und da sich die protestantischen Fürsten über eine andere nicht vereinigen konnten, so blieb die Oberleitung des C. e. bis zur Auflösung der Reichsverfassung bei Kursachsen, natürlich unter der Bedingung, daß sich der Kurfürst selbst nicht bei den Verhandlungen desselben betheiligen dürfe, sondern das Geheimerathskollegium allein die Angelegenheiten besorgen und dem Reichstagsgesandten seine Instruktion ertheilen solle. In sofern das C. e. durch den westphälischen Frieden als besondere Körperschaft autorisirt war, standen demselben die Rechte zu, die jedem andern rechtmäßigen reichsständischen Bunde zukamen, nämlich das Recht, Versammlungen zu halten, sich zu berathen, Beschlüsse zu fassen, Vorstellungen an den Kaiser zu richten und dies Alles unter selbst geordneter Leitung. Es hatte diese Körperschaft oft genug und in den

wichtigsten Fällen die Rechte der Protestanten zu wahren; freilich fruchteten die Einreden und Vorstellungen derselben meist weniger, als die Drohungen der mächtigern protestantischen Reichsstände. Als z. B. der katholische Kurfürst von der Pfalz, Johann Wilhelm, sich auf eine von den meisten protestantischen Ständen zurückgewiesene Klausel des ryswicker Friedens (Art. IV), wonach die römisch-katholische Religion in den von Frankreich zurückzugebenden Orten so fortbestehen sollte, wie sie eben damals bestand, stützend, seine protestantischen Unterthanen hart bedrückte und unter andern den heidelberger reformirten Katechismus verbot u. der reformirten Gemeinde in Heidelberg ihre Kirche nahm, stand er erst dann von solchen Gewaltthätigkeiten ab, als Kurbraunschweig und Kurbrandenburg zu Repressalien griffen, indem ersteres die katholische Kirche zu Zelle, letzteres den Dom zu Minden und das Kloster Hadmersleben im Halberstädtischen schließen ließ. Bei dieser Gelegenheit erließ der Kaiser ein Schreiben an die evangelischen Reichsstände (vom 12. April 1720), worin er ihnen die Befugniß, als eine besondere Körperschaft zu handeln, absprach. Da das C. e. seine Rechte energisch und mit schlagenden Gründen vertheidigte, so wurde die Spannung zwischen beiden Konfessionen so arg, daß vielleicht nur die Vermittelung des Königs Georg I. von Großbritannien, welcher den Evangelischen das Versprechen stufenweiser Erledigung ihrer Beschwerden erwirkte, offenen Feindseligkeiten vorbeugte. Da aber dessen ungeachtet die vor das C. e. gebrachten Beschwerden stets zunahmen, so setzte dasselbe durch einen Beschluß vom 11. April 1770 fest, daß zur Vermehrung seiner Wirksamkeit und zur Beschleunigung des Geschäftsganges ein aus 6 Personen bestehender Ausschuß gebildet werden solle, welcher alle alten u. neuen Beschwerden evangelischer Stände und Gemeinden nebst allen Beweisen dafür zu prüfen habe, eine Anordnung, die sich allerdings als nützlich erwies, aber wegen der bald eintretenden Umwälzung der politischen Verhältnisse in Deutschland von keinem langen Bestande war.

Corpus juris (lat.), Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Rechtsbücher, im engern Sinne das Corpus juris civilis, die im 12. Jahrhundert zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Rechtsbücher des Kaisers Justinian, die noch jetzt die Grundlage aller Rechtsbildung im gesitteten Europa bildet. Der genannte Kaiser hatte, zur Ausführung seines Planes, das ganze Recht in einer vollständigen Sammlung zu umfassen, 530 eine aus Tribonian, einem gelehrten Juristen und hohen Staatsbeamten, u. unter dessen Leitung aus den Lehrern an den Rechtsschulen in Konstantinopel und Beryt, sowie aus den angesehensten Advokaten am ersteren Ort, im Ganzen aus 17 Männern bestehende Kommission angeordnet, welche jene Aufgabe zunächst rücksichtlich der Schriften der Juristen lösen sollte. Im Ganzen wurden die Schriften von 39 Juristen in der Sammlung benutzt und gegen 2000 Abschnitte daraus excerpirt; um das Praktische herauszuheben, Widersprüche zu vermeiden und die älteren Schriften dem derzeit bestehenden Rechte anzupassen, hatte die Kommission Vollmacht, wegzulassen, zu ändern und Zusätze zu machen. Diese Veränderungen werden **Emblemata Triboniani** genannt, und obschon deren viele vorgenommen worden sind, so haben sie doch nicht dazu gedient, die Sammlung von allem Veralteten frei zu erhalten; auch finden sich viele Stellen am ungehörigen Ort (leges fugitivae, errativae), oder sie wiederholen sich (geminationes). Aus dieser Arbeit gingen die sogenannten Pandekten hervor, welche 533 publicirt wurden; sie werden auch Digesten genannt und Justinian bezeichnet sie mit dem Namen Codex juris enucleati. Das ganze Werk zerfällt in 50 Bücher, welche bis auf die von 30—32 wieder in einzelne Titel getheilt werden, und diese letzteren bestehen in einzelnen Fragmenten oder Leges, deren jedes als ein vom Kaiser ausgegangenes Gesetz betrachtet werden soll; die Leges sind mit Inskriptionen versehen, um die Schrift des Juristen zu bezeichnen, aus der sie entlehnt sind, und zerfallen meist wieder in ein Principium und Paragraphen. Mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in den Rechtsschulen zerfallen die Digesten in 7 Theile, deren erster, vom Buch I—IV, die allgemeinen Lehren von Recht, Personen u. Sachen enthält; der zweite Theil, von Buch V—XI, handelt von dinglichen Klagen 2c.; der dritte, von Buch XII—XIX, von persönlichen Klagen; der vierte, von Buch XX—XXVII, vom Pfandrecht, von der Lehre von den Beweismitteln, der Ehe u. Vormundschaft 2c.; der fünfte, von Buch XXVIII—XXXVI, und der sechste Theil, von Buch XXXVII—XLIV, vom Erbrecht 2c.; der siebente Theil, von Buch XLV—L, von ganz verschiedenen Materien, im 46. und 47. Buch aber namentlich von Verbrechen und Strafen (libri terribiles). Was den inneren Zusammenhang der einzelnen Bücher und den Plan der Anordnung betrifft, so lag demselben die Ordnung des Edikts (nach dem alten Aktionensystem) und des Codex zu Grunde, die Reihenfolge der einzelnen Fragmente beruhte aber auf der Art und Weise, wie die Kommission sich in die Arbeit getheilt hatte. Dieselbe zerfiel nämlich in 3 Abtheilungen, von denen die eine die Schriften über das Jus civile, die andere die Werke über das Edikt und die dritte die Schriften klassischen und praktischen Inhalts (Rechtsfälle, Rechtsgutachten 2c.) excerpirte; es traten dann die drei Abtheilungen gemeinschaftlich zusammen und ordneten die Excerpte aus den verschiedenen Klassen von Schriften nach der Reichhaltigkeit des Stoffes mit Rücksicht auf die Verbindung der einzelnen Theile. Nach der Grundlage der Schriften, woraus jene Auszüge hauptsächlich entlehnt waren, nennt man jene drei Massen die Sabinus-, Edikts- und Papiniansmasse. Gleichzeitig mit den Digesten entstand ein fernerer Bestandtheil des römischen Rechtsbuchs, nämlich die Institutionen, welche Justinian durch Tribonian und die beiden Rechtslehrer Theophilus und Dorotheus als ein bei den Rechtsschulen zu gebrauchendes Lehrbuch aus ähnlichen älteren Werken fertigen ließ; insbesondere wurde diesem Werk ein ähnlicher früherer Kommentar des Gajus zum Grunde gelegt. Diese Institutionen wurden am 23. Nov. 533 bekannt gemacht und gleichzeitig mit den Digesten am 30. Dec. desselben Jahres mit Gesetzeskraft versehen.

Sie zerfallen in 4 Bücher, diese in Titel und letztere wieder in Principium und Paragraphen. Es findet sich darin eine strengere systematische Ordnung, als in den Pandekten; das erste Buch behandelt die Lehre von den Personen, als Subjekten des Rechts, das zweite und dritte die eigentlichen Vermögensrechte, und das vierte die Lehre von den Klagen und einiges Prozessualische. Mit diesen Institutionen, den Digesten und dem Codex Justinianeus sollte der Cyklus der geltenden Rechtssammlungen geschlossen seyn. Da sich aber in dem obenerwähnten Coder viele Kontroversen fanden, zu deren Beseitigung und Lösung Justinian mehre Entscheidungen erließ (die sogenannten 50 Decisionen), inzwischen auch mehre neue kaiserliche Verordnungen erlassen worden waren, so fand sich Justinian veranlaßt, jenen Coder einer Revision zu unterwerfen, worauf dann die aus Tribonian, dem Rechtslehrer Dorotheus und 3 Advokaten bestehende Kommission eine neue Auflage desselben zu Stande brachte, welche unter dem Namen Codex repetitae praelectionis bekannt ist und am 29. Dec. 534 mit Gesetzeskraft bekleidet wurde. Dieser neue Coder zerfällt in 12 Bücher, im Uebrigen befolgt er im Wesentlichen die Ordnung der Digesten nach den 7 Partes, nur enthält, abweichend hiervon, das erste Buch religiöse Bestimmungen und das 9. bis zum 12. Buch das öffentliche und das Staatsrecht der späteren Kaiserzeit. Nach dem Abschluß der geltenden Entscheidungsquellen in jenen 3 Sammlungen erließ nun Justinian noch viele kaiserliche Verordnungen, die, wenn auch großentheils auf das Kirchenrecht bezüglich, doch nicht ohne Wichtigkeit für das öffentliche u. Privatrecht sind. Justinian hat aber diese Verordnungen, Novellae s. Constitutiones, nicht gesammelt, sondern es existiren hiervon 4 zu verschiedenen Zeiten entstandene Sammlungen, zum Theil in lateinischen Uebersetzungen, da die Novellen ursprünglich großentheils in griechischer Sprache erschienen waren, und es sind diese Novellen, deren Zahl sich in der vollständigsten Sammlung auf 168 beläuft, auch nicht alle in Deutschland recipirt worden. In Italien waren nämlich 134 dieser Novellen in einer lateinischen Uebersetzung gesammelt, die von den Glossatoren unter dem Namen Authenticum oder Liber Authenticorum als gesetzlicher Text anerkannt und in die brauchbaren (ordinariae, in 9 Kollationen eingetheilt) und die unbrauchbaren (extravagantes, extraordinariae) getheilt wurden. Diese 4 Sammlungen bilden das in Deutschland recipirte römische Recht; doch ist dem Corpus juris civilis noch manches Andere angehängt, namentlich die 13 Edikte Justinians, Verordnungen späterer Kaiser, und die Libri feudorum. Letztere sind eine Sammlung oder das Werk eines unbekannten Verfassers aus der Zeit von 1158—1168 u. enthalten das longobardische Lehnrecht; aus dem einen Buch, in welches ursprünglich das Ganze zusammengefaßt war, machte man später 2, und diese zerfallen in Titel und Paragraphen; die Titel heißen Capita ordinaria, die von Jacobus de Ardizone (Ardizzoni) beigefügten Erläuterungen Capita extraordinaria. König Friedrich I. ließ Vorlesungen über die Cap. ord. halten; dies führte zu deren Bearbeitung durch die Glossatoren, endlich wurden sie als 10. Kollation den Novellen angehängt u. erlangten gesetzliche Gültigkeit in Deutschland. Anfangs durch die Rechtsschulen zu Rom und Ravenna, dann durch einige Bearbeitungen erhielt sich das römische Recht im Abendlande, bis sich unter Irnerius im 12. Jahrhundert in Bologna die Rechtsschule der Glossatoren erhob, welche bald zu einem europäischen Ruf gelangte und aus allen Ländern Schüler anzog. Der Unterricht an dieser Schule bestand in einer Exegese des C. j.; diese Erläuterungen der Lehrer nannte man Glossen, und es wurden dieselben von dem Rechtslehrer Accursius aus verschiedenen Schriften zu der Glossa ordinaria gesammelt, wie sie sich in den jetzigen glossirten Ausgaben des C. j. befindet. Es sind jedoch nicht alle Theile des C. j. glossirt, und nach einem allgemeinen Grundsatze haben diese Theile in Deutschland auch keine Gültigkeit.

Aehnlich wie das C. j. civilis wurde im spätern Mittelalter das Corpus juris canonici zusammengestellt. Zwar kommen schon seit dem 6. Jahrhundert Sammlungen der päpstlichen Dekretalen vor, unter denen die im 9. Jahrhundert durch Pfaffentrug in Mainz oder in Rom entstandene, unter dem Namen des Pseudo-Isidorus bekannte bemerkenswerth ist; das C. j. can. aber beginnt erst mit dem Dekret des Gratian, eines Benediktiners, welches alle früheren Sammlungen, worin die päpstliche Gewalt, die Rechte des Klerus, die Kirchenzucht, die heiligen Gnadenhandlungen ꝛc. abgehandelt waren, Aechtes wie Falsches in ein Ganzes vereinte. Dieses Dekret, von 1151, ist ein treuer Spiegel der im Scholasticismus erstarrten, sich in schwerfälligen Spitzfindigkeiten verlierenden Zeit; es enthält 3 Theile, von denen der 1. und 3. in Definitionen und Canones zerfallen, der 2. aus Causis (Rechtsfällen) besteht. Durch dieses Dekret wurde eine neue Thätigkeit in Entwickelung und Behandlung des kanonischen Rechts hervorgerufen, und die Gesetzgebung selbst äußerte sich in neuem selbstthätigen Aufschwung. So entstand die Sammlung der päpstlichen Dekretalen und Koncilienschlüsse in 5 Büchern, welche auf Befehl Gregors IX. 1234 durch Raimund von Pennafort zusammengestellt wurde. Die Sammlung Bonifacius' VIII. von 1298, welche ebenfalls in 5 Büchern besteht und, als sich an die vorige Sammlung anschließend, der Liber sextus genannt wird, enthält die seit Gregors Dekretalen erlassenen und die Beschlüsse der ökumenischen Koncilien zu Lyon von 1245 und 1275. Als 7. Buch kam dazu noch die Sammlung Klemens' V. (Klementinen), welche größtentheils Synodalschlüsse enthält und aus dem Jahre 1313 rührt. Außerdem sind dem kanonischen Rechtsbuch noch unter dem Namen Extravaganten bekannte Privatsammlungen angefügt, welche aber für das geltende Recht, da sie bei uns nicht mit recipirt worden sind, kein Interesse haben. Diese verschiedenen, unter der Leitung des Antonius Augustinus von 35 Gelehrten, theils Kardinälen, theils Doktoren (Correctores romani) revidirten und kommentirten Sammlungen wurden von Gregor XIII. durch Bulle vom 1. Juli 1580 bestätigt. Indem man das kanonische Gesetzbuch mit jenen 4 Theilen als geschlossen betrachtete,

hat man es C. j. canonici clausum genannt. Anfangs gab man die einzelnen Theile des C. j. unglossirt heraus; die erste derartige Ausgabe der Institutionen ist von Haloander 1529, die letzte und beste von Biener 1812, die älteste und berühmteste Handschrift der Pandekten ist die florentiner (Codex Florentinus), an die sich die Ausgaben mehr oder weniger anschließen, z. B. die von Haloander 1529. Von nicht glossirten Ausgaben des ganzen C. j. sind besonders zu erwähnen: die von Rußard 1561, Contius 1571, die Ausgaben des Gothofredus von 1583 und besonders von 1624, die von Simon von Leeuwen von 1663, von Elzevir von 1664 (die von einem Druckfehler pars sesundus genannte Ausgabe), von Gebauer und Spangenberg 1776, die neue von Beck (Leipzig 1825—1837, 2 Bde.), der auch eine kleinere Stereotypausgabe lieferte, die von den Gebrüdern Kriegel, nach deren Tode fortgesetzt von Herrmann und Osenbrüggen (das. 1828—41). Die neueste Ausgabe des C. j. canon. lieferte Richter (Leipz. 1833—39), eine deutsche Uebersetzung Br. Schilling und Sintenis (das. 1835 bis 1839, 2 Bde.). Eine populäre Zusammenstellung des Wichtigsten im C. j. gibt: „Das C. j. für den Bürger und Landmann“ von Gottfried Widmann (Hildburghausen 1845), eine allgemein faßlich gehaltene Schrift, welche das römische Privatrecht in der Art hinstellt, wie es in Deutschland als gemeines Recht gilt, und darauf hinwirken soll, das Volk von seiner Rechtsunmündigkeit zu befreien und es, wenigstens in einfacheren Angelegenheiten von Mein und Dein, aus den Händen der Advokaten zu retten.

Den Namen C. j. hat man auch mehren neuern Privatsammlungen von Gesetzen und Rechtsbüchern beigelegt; so hat man ein C. j. romani antijustiniani (s. Antijustinianisches Recht), ein C. j. confoederationis germanicae, von Meyer (Frankfurt 1822—1828, 2 Bde.), ein C. j. criminalis, von Kittler (Leipzig 1834), ein C. j. ecclesiastici Augustiaci acad. (Wien 1764), ein C. j. eccles. cathol., von Gärtner (Salzburg 1797, 2 Bde.), von Weiß (Gießen 1833), ein C. j. eccl. Saxon. (Dresden 1773—1784, 2 Bde.), ein C. j. feudalis German., von Senkenberg (herausgegeben von Eisenhart, Halle 1772), ein C. j. Fridericianum, preußisches Landrecht (Berlin 1750—1751, 2 Thle.) und Prozeßordnung (das. 1787), ein C. j. Germanici publici et privati, herausgegeben von Königsthal (Frankfurt 1760—1766, 2 Bde., Frankfurt 1783), ein C. j. German. antiqui, herausgegeben von Lanciani (Halle 1733) u. von Walter (Berl. 1824, 3 Bde.), ein C. j. German. tam publici quam privati acad., von Emminghaus (Jena 1824, 2 Bde.), von Michaelis (Tüb. 1825), ein C. j. Hungarici (Budw. 1779, 2 Bde., das. 1822, 2 Bde.), ein C. j. metallici, von Wagner (Leipzig 1791), ein C. j. nautici (Löb. 1790), ein C. j. opificiarii, von Ortloff (Erlangen 1820, 2. Aufl.), ein C. j. Saxonici ꝛc.

Corpus pro balsamo (lat.), in der Pharmacie Grundlage eines zu bereitenden äußeren Balsams.

Corrado (Corradi oder Bigardi), Domenico, berühmter italienischer Maler und Mosaicist, geboren zu Florenz 1451, war der Sohn eines Goldschmieds und wurde, weil derselbe die schönsten Guirlanden für den Kopfputz der florentinischen Mädchen verfertigte, del Ghirlandajo genannt. Er lebte gleichzeitig mit Cosimo Rosselli, war zwar weniger ideal als dieser, aber großartiger, und übertrifft ihn, wie Alle seiner Zeit, an Schärfe der Charakteristik. Mit Cosimo war er auch Theilnehmer an dem großen Konkurse der vorzüglichsten Maler, den Papst Sixtus IV. zu Rom für die Ausschmückung der Sixtina veranstaltete, ein für jene Zeit bedeutendes Ereigniß. In Rom zeichnete er alle Monumente, ohne jemals Vermessungen vorzunehmen, mit solcher Genauigkeit, daß sie vollkommen richtig befunden wurden, als man sie mit den von anderen genommenen Maßen verglich. Durch die Leichtigkeit, das Leben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen aufzufassen, verbunden mit dieser ungewöhnlichen Schärfe des Auges, ward er der Bildnißmaler seiner Zeit im umfassendsten Sinne; denn seine lebendige und reiche Phantasie vereinigte, was er in der Wirklichkeit gesehen, mit den religiösen Gegenständen, die er darzustellen hatte, so glücklich, daß ohne Schaden der religiösen Würde das Leben seiner Mitbürger überall aufs Treueste sich abspiegelte. In der Art der Auffassung hat C. bisweilen ungemeine Aehnlichkeit mit Johann van Eyck, nur daß dieser der Madonna einen heiligeren Typus und den Gewändern und Umgebungen mehr Pracht und Feierlichkeit zu geben pflegte. C.'s Hauptwerk, worin er die ganze Kraft seiner Erfindungsgabe wie seine Lebensauffassung dargelegt hat, ist die Kapelle des Hochaltars in St. Maria Novella. Er vollendete dieses große Werk 1490 und erwarb sich dadurch außerordentlichen Ruhm. Die Figuren sind in Lebensgröße, die Zeichnung grandios und korrekt, die Beleuchtung und Farbe kräftig, die Gruppirung reich, aber weder gezwungen, noch überladen, die Köpfe voll Ausdruck und innern Lebens, die feinsten Regungen des Geistes und Gemüthes schweben auf allen Zügen, und die Perspektive in den Räumen ist äußerst glücklich angewandt. Vielleicht sein bestes Altargemälde, die Anbetung der Könige, befindet sich noch immer, obwohl verputzt und erneuert, in der Kirche des Findelhauses zu Florenz. Seine Erfindungsgabe war unerschöpflich, und die Leichtigkeit und Lust, womit er arbeitete, so groß, daß er einst zu seinem Bruder David sagte: „Jetzt, da ich die Behandlung meiner Kunst verstehe, thut es mir leid, daß ich nicht die Stadtmauern von Florenz zu bemalen habe“. Er † in der Blüthe seines Lebens 1493 oder 1495 an der Pest. Ghirlandajo, in dessen Schule oder nach dessen Grundsätzen sich, wie Lanzi sagt, die besten Künstler der folgenden Epoche gebildet haben, schrieb auch über seine Kunst und hat den Ruhm, der erste Lehrer Michel Angelo's gewesen zu seyn. Auch um die Mosaik erwarb er sich große Verdienste.

Correa, 1) Don Pelago Perez, Großmeister des Ordens vom heiligen Jakob, berühmter portugiesischer Feldherr des 13. Jahrhunderts, zeichnete sich zuerst gegen die Mauren in Algarbien aus, übernahm dann den Oberbefehl eines Kreuzzuges gegen die Mohammedaner und nahm

ihnen mehre feste Plätze, wie Tavira und Paderne. Bald darauf verließ er Portugal und ging nach Kastilien, wo er einen Sieg nach dem andern über die Mauren davontrug. Im Jahre 1246 eroberte er Cordua und zwang den König von Murcia zur Unterwerfung, einige Jahre darauf Jaen, Sevilla und Cadix und besiegte 1255 die empörten Mauren von Xeres, Arcos und Lebrixa.

2) Salvador C. de Saa, portugiesischer Admiral, 1594 zu Cadix geboren, erhielt nach seines Vaters Tode, der Gouverneur von Rio Janeiro in Brasilien war, dessen Stelle, vergrößerte und verschönerte San Sebastian und legte den Grund zu der Stadt Pernague. Von König Johann IV. als Viceadmiral nach der afrikanischen Südküste mit dem Auftrag, zu Quilombo ein Fort zu bauen, gesandt, bemächtigte er sich der holländischen Festung Loando, nahm die Insel St. Thomas und eroberte das Königreich Angola. Im J. 1658 wurde er abermals Gouverneur von Rio Janeiro, machte auf die reichen Goldminen von St. Paul (Minas Geraes) aufmerksam, entwarf eine Karte von Brasilien und † zu Lissabon 1680.

3) Joseph Franz C. de Serra, portugiesischer Gelehrter und Staatsmann, 1750 zu Serpa geboren, studirte mit seinem Bruder Joachim zu Rom, dann zu Neapel unter der Leitung des Abbé Genovesi, kam wieder nach Rom zurück, trat in den geistlichen Stand und beschäftigte sich mit dem Studium der Alterthumswissenschaft und der gelehrten Sprachen, besonders aber auch mit dem der Botanik. Von Genovesi an den Herzog von Lafoens, den Onkel der Königin von Portugal, empfohlen, schloß er mit diesem eine innige Freundschaft, folgte nach dem Tode des Königs Joseph 1777 seiner Einladung nach Portugal und ward beständiger Sekretär der von Lafoens gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Lissabon. C. wirkte mit dem thätigsten Eifer für die junge kräftig aufblühende Anstalt; er sammelte für die Geschichte Portugals kostbare Manuskripte und gab sie unter dem Titel: „Collecao de livros ineditos de historia portuguesa“ (Lissabon 1791—1793) heraus, während er zugleich die Wissenschaft der Botanik begünstigte und beförderte. Die religiösen Verfolgungen 1786 zwangen ihn, nach Frankreich und von da nach Turin zu fliehen, wo er der Freund des portugiesischen Ministers Rodrigo de Souza ward. Als nach König Peters Tode C.'s Feinde ihren Einfluß verloren hatten, kehrte er ins Vaterland zurück u. widmete sich seinen vorigen Beschäftigungen. Als Beschützer des französischen Flüchtlings Broussonet als Revolutionär verdächtig, sah er sich jedoch abermals zur Flucht genöthigt, ging nach England und von da nach Paris, wo er in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten den Wissenschaften lebte. Im J. 1812 ging er nach Newyork, durchstreifte als Botaniker das Land in allen Richtungen, kam dann nach Philadelphia und hielt an Bartons Statt einen Kursus botanischer Vorlesungen. Durch Vermittelung der Grafen Barca ward er 1816 bevollmächtigter Minister Portugals in den Vereinigten Staaten, welche schwierige Stellung er 4 Jahre lang mit Auszeichnung verwaltete, bis er 1821 als Mitglied des Finanzrathes nach Portugal berufen ward. Im J. 1823 kam er als Deputirter in die Kammer der Cortes, nahm aber wenig Theil an ihren Berathungen und † schon den 11. Sept. desselben Jahres zu Caldas da Rainha, wo er die Bäder gebrauchte.

Corrector (lat.), Verbesserer, unter den späteren römischen Kaisern eine Art Statthalter, dem die Aufsicht über die öffentliche Ordnung und die kaiserlichen Gebäude anvertraut und der Rang zwischen den Consulares und den Praesides angewiesen war. Er erhielt den Titel Clarissimus.

Correggio, Stadt im Herzogthum Modena, an der Lenza, ehedem Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums, mit Schloß und 4000 Einwohnern. C. ist Geburtsort des Malers Antonio Allegri da C.

Correggio, Antonio Allegri da, am bekanntesten unter dem seiner Vaterstadt Correggio entnommenen Namen, der größte Farbenzauberer der italienischen Kunst, der Maler der Anmuth und Freude, Gründer und Haupt der parmesanischen Schule, wurde 1494 geboren und wuchs in Familienverhältnissen auf, die ihm Mittel und Muße zur Uebung in Künsten und Wissenschaften boten. Ueber seine ersten Lebensumstände ist nur bekannt, daß er studiren sollte, daß aber der innere Drang ihn von einer Gelehrtenlaufbahn losriß, daß er bei Giambattista Lombardi mit großem Eifer Anatomie trieb und daß seine Verwandten, Quirino und Lorenzo Allegri, der Malerei mit Liebe zugethan, wahrscheinlich seine ersten Lehrer waren, während ihn Andere Mantegna's Schüler nennen. Als er einst ein Gemälde Raphaels erblickte, soll er ausgerufen haben: Anch' io sono pittore! Im Jahre 1511 floh C. vor der Pest aus Correggio nach Mantua. Nach seiner Rückkehr (1513) malte er aus Dankbarkeit das Bildniß seines Arztes, gegenwärtig Eigenthum der dresdner Gallerie. Ebendaselbst befindet sich auch das Madonnenbild, welches er ein Jahr später für den Hauptaltar der Kirche des heiligen Franz malte. Unter seine frühesten Freskoarbeiten gehört der mit mythologischen Figuren ausgeschmückte Saal im Kloster St. Paul und die kleine Kuppel der Kirche des heiligen Johannes in Parma, die er um 1518 begann. Familienangelegenheiten riefen ihn von dieser Arbeit ab und nach Correggio zurück; Erbschaft, Ausstattung seiner Schwester, Verheirathung u. dgl. nahmen ihn einige Zeit in Anspruch. Doch lieferte er während deß viele vortreffliche kleine Bilder, unter andern Apollo und Marsias, jetzt im Palaste Litta in Mailand (von Jul. Sanuti gestochen). In derselben Zeit entstand seine Zingara oder Zingarella (Zigeunerin), angeblich das Bildniß seiner Geliebten, seiner ersten Gattin, als Madonna dargestellt und wegen ihres orientalischen Gewandes und Kopfputzes so genannt, gegenwärtig in Neapel (ai Studj). Die Kuppel und die Malereien hinter dem Altare in der Kirche St. Johannis zu Parma vollendete C. erst 1522. Mit seinem Ruhm nahm in dieser Zeit der Andrang des Publikums zu seiner Werkstätte zu; mit demselben wuchs auch sein schöpferisches Feuer, und dies um so rascher, je größer seine Herrschaft über den gesammten technischen Theil

seiner Kunst geworden war. Immer schwieriger stellte er sich selbst die Aufgaben, und sein Muth artete darin bisweilen bis zum Muthwillen aus. Das, was die Maler Luftperspektive nennen, stand ihm im höchsten Grade zu Gebote, und darum wählte er oft die seltsamsten Verkürzungen, welche, von seinem Pinsel vorgetragen, von seiner Farbentäuschung unterstützt, anmuthig und wahr erschienen und, in geometrische Linien aufgelöst, oft die wunderlichsten Formen zeigen. Obwohl bis 1525 vielfach mit Erbschaftsvergleichen und andern Geschäften überhäuft, ließ er doch nicht nur eine Reihe Gemälde aus seinem Atelier hervorgehen, unter Anderm die berühmte Grablegung (ursprünglich für die Kapelle des Hauses del Bono) in Parma, die schlafende Antiope (im pariser Museum) ꝛc., sondern begann zugleich großartige Unternehmungen, wie die Ausmalung der Kuppel und der Hauptkapelle des Doms zu Parma (1524). In demselben Jahre empfing C. die volle Bezahlung für die Ausmalung der Kuppel in St. Johannis, und zwar zum Theil in Kupfermünze, welcher Umstand in Folge der entstellten Erzählung Vasari's zu allerlei Fabeleien und namentlich zu der tausendmal wiederholten geführt hat, C. habe sich an der Last dieser Münze den Tod getragen. Ein Rechtsstreit nöthigte ihn, von Parma auf längere Zeit nach Correggio zurückzukehren; gleich darauf ging er nach Modena, um im Auftrag einer dortigen Brüderschaft das unter dem Namen des heiligen Sebastian bekannte Bild zu malen (gegenwärtig in Dresden). Im J. 1526 vollendete er seinen heiligen Hieronymus, der unter den damaligen Künstlern so eifrige Bewunderer fand, daß manche sogar zu ungerechten Urtheilen gegen Raphael hingerissen wurden. Während er jetzt mit ganzer Seele an den Freskomalereien im Dome zu Parma arbeitete, nahmen auch seine Erbschaftsstreitigkeiten ein friedliches Ende; C. erhielt einen kleinen Landbesitz bei dem Städtchen Geminiola im Gebiete von Correggio und konnte nun auf eine fruchtbringende und ungestörte Thätigkeit in Parma hoffen, als die plötzlich ausbrechenden Unruhen in Parma mit ihrem Gefolge von Krieg und Elend ihn abermals von seinem großen Werke forttrieben. Er kehrte zu älteren Aufträgen zurück, und die erste Frucht seiner Thätigkeit war „die Geburt des Heilandes", unter dem Namen die Nacht des C. (la notte di C.) bekannt (ebenfalls in Dresden). Dieses Bild bezeichnet, wie den erhabensten Punkt, welchen C. im Reiche der Kunst errang, auch den höchsten Glanz seines Glückes; kurze Zeit nach seiner Vollendung starb seine Gattin und mit ihr die Freude seines Lebens. Um 1530 kehrte C. nach Parma zurück, ohne jedoch sein Werk vollenden zu können; so tiefe Wunden hatte der Krieg dort geschlagen. Er malte nun in Modena den heiligen Georg an den Stufen des Thrones der heiligen Jungfrau, schmückte den Palast der Veronica Gambara mit trefflichen Freskoarbeiten und folgte hierauf einem Rufe des Herzogs Federico Gonzaga nach Mantua, wo er 2 Gemälde, Jo und Leda, malte, Bilder, welche merkwürdige Schicksale erlebten. Der Herzog hatte sie dem Kaiser Karl V. zum Geschenk gemacht, der sie in Prag aufbewahren ließ. Hier fielen sie in die Hände der Schweden, die sie nach Stockholm brachten. Als Christine Glauben und Reich verließ, nahm sie die Bilder mit nach Rom, von wo sie, durch viele Hände gehend, endlich nach Paris und hier in den Besitz des Herzogs von Orleans (des Regenten) kamen. Dieser ließ, angeblich weil er die Köpfe zu verführerisch fand, dieselben aus den Bildern schneiden und befahl, den andern Theil zu verbrennen. Letzteres geschah jedoch nicht, die reizenden Gestalten wurden gerettet und kamen, mit neuen Köpfen versehen, 1752 in den Besitz König Friedrichs von Preußen, zierten lange Zeit die Gallerie in Sanssouci und sind gegenwärtig ein Schmuck des berliner Museums, nachdem die Restauration beider Köpfe durch Schlesinger trefflich gelungen ist. C.'s letztes Meisterwerk, 1533 gemalt, ist die büßende Magdalena, ebenfalls in der dresdner Gallerie. Von Wohlstand umgeben und von den Zeitgenossen geehrt und bewundert, † C. den 5. März 1534. Wohl war C. nicht nach Rom gekommen, aber daß er, ohne die Antiken und die Meisterstücke seiner Kunstvorfahren gesehen zu haben, durch eigene Kraft ein Muster der nach ihm Lebenden ward, macht ihn der Bewunderung um so würdiger. Drei Eigenschaften wird man stets an ihm hervorheben: Grazie, Harmonie und Führung des Pinsels. Es ist eine eigene Anmuth in den Bewegungen seiner Figuren und in dem Ausdruck derselben eine Lieblichkeit, die sich durch einen unbeschreiblichen Reiz des Gemüths bemächtigt. Abhold allem Rauhen und Harten, suchte C. den Sinn durch einen milden, fast weiblichen Reiz zu gewinnen. Dahin strebte er auch durch die Harmonie der Farben, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich ist er im Halbdunkel, d. i. in der ästhetischen Vertheilung des Lichtes, in der Geschicklichkeit, seinen Figuren Rundung zu geben und sie vor- und zurücktreten zu lassen, worin sich überhaupt seine ganze lombardische Schule auszeichnet. In seinem Faltenwurf berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, Alles auf die Wirkung des Helldunkels, und mit großer Geschicklichkeit wußte er aus einer schönen Farbe durch Halbtinte in die andere überzugehen. Stets strebte er nach möglichster Hervorhebung des Hauptgegenstandes hin, da das Auge, wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf milderen Massen wieder ausruht. Daß C. auch vom poetischen Genius beseelt war, zeigen außerdem noch die Anspielungen, die er bisweilen an seinen Gemälden angebracht hat, z. B. der weiße Hase bei der Zingara und der Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Katharina in Neapel, denn durch die Nähe dieser scheuen Thiere, die hier alle Furcht vergessen, wird der Begriff der Unschuld und Reinheit der handelnden Personen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Vgl. Pungicione, Memorie istoriche di Antonio Allegri detto il Correggio, Parma 1817, 3 Bde. Sein Sohn, Pomponio, lieferte manches Gelungene in die Kirchen von Parma.

Corregidor (span., portugies. Corregedor), in Spanien die erste, vom König eingesetzte obrigkeitliche Person einer Stadt, unserm Bürgermeister entsprechend. In Portugal war der Corregedor

mehr Bezirksvorsteher oder Friedensrichter; jetzt hat er seine richterliche Gewalt dort verloren und ist nur noch Administrationsbeamter.

Corregio, altadeliges italienisches Geschlecht, das unter Karl dem Großen aus Deutschland nach Italien gekommen seyn und sich nach dem Städtchen Correggio benannt, oder demselben den Namen gegeben haben soll. In den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen spielten die C.'s, die auf der Partei der Guelfen standen, eine große Rolle. Guberto von C. wurde, nachdem die Sanvitali aus Parma verjagt waren, 1303 Beherrscher dieser Stadt. Nachdem er aus Herrschsucht die Partei der Guelfen verlassen, ward er am 26. März 1308 aus Parma vertrieben, doch bemächtigte er sich am 28. Juni wieder der Stadt und wurde 1311 von Kaiser Heinrich VII. in seiner Würde bestätigt. Am 16. Juli 1316 abermals aus Parma vertrieben, † er den 25. Juli 1321 in seinem Schlosse Castel-Nuovo. Einer seiner Söhne, Azzo von C., warf sich 1328 zum Beherrscher der Stadt auf, mußte aber bald die Herrschaft abtreten und erhielt von Mastino della Scala, dem sie endlich zufiel, die Statthalterschaft übertragen. Da diese Würde seinen Ehrgeiz nicht befriedigte, verkaufte er 1344 die Stadt an den Marquis von Este, indem er zugleich seine Brüder um ihren Antheil an dem Kaufpreis betrog. Von nun an besaß die Familie nur noch die kleine Stadt C. nebst mehren Burgen und Schlössern in der Nähe von Parma. Der letzte Prinz aus dem Hause C., Dom Siro, verlor 1630 alle seine Besitzungen durch die Kaiserlichen, weil er in dem mantuanischen Kriege die Franzosen unterstützt hatte; sie wurden an Spanien verkauft, das sie Franz I. von Este, Herzog von Modena, überließ. Im 18. Jahrhundert erlosch die Familie gänzlich.

Correpetitor (lat.), an den Theatern derjenige Musiker, welcher theils den Sängern und Choristen die Opernstimmen einstudirt und jeden einzelnen zur Probe vorbereitet, theils auch die Ballete mit den Tänzern besonders probirt.

Corretori (ital.), ehemals in Venedig fünf Richter, die nach dem Tode jedes Dogen vor der Wahl das öffentliche Betragen des vorigen Dogen der Untersuchung unterwarfen, ob es den Gesetzen gemäß gewesen sey; für gefundene Fehler mußten die Erben Geldstrafen erlegen. Auch hatten sie zu untersuchen, ob etwas in den Gesetzen zu ändern, zu erläutern od. zuzusetzen sey, ob sich Mißbräuche eingeschlichen 2c.

Correus, Anführer der Bellovaken, bedrohete in Verbindung mit dem Atrebatenfürsten Commius und benachbarten Völkerschaften das Gebiet der mit den Römern befreundeten Suessionen mit einem Einfall, hielt sich gegen Cäsar, der, um dem Angriffe zuvorzukommen, in das Gebiet der Bellovaken einbrach, eine Zeit lang durch vorsichtig gewählte Stellungen, erlag aber endlich in offener Feldschlacht und fiel tapfer kämpfend durch die feindlichen Geschosse.

Corrèze, Departement des mittlern Frankreichs, nach dem gleichnamigen Flusse benannt, nördlich von Creuse, östlich von Cantal und Puy-de-Dôme, südlich von Lot, südwestlich von Dordogne, nordwestlich von Vienne begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 106⅓ □Meilen od. 586,609 Hektaren und bildete ehedem einen Theil der Provinz Limousin. Das Land zerfällt in Gebirgs- u. Niederland; jenes, welches den Bezirk Ussel und den größern Theil des Bezirks Tulle bedeckt, ist die Fortsetzung des Auvergnegebirges und bildet ein Konglomerat von Bergen und Hügeln, die meist nackt, auf den höchsten Spitzen aber 8 Monate lang mit Schnee bedeckt sind. Das Niederland begreift den kleinern Theil des Bezirks Tulle und Brives und hat minder hohe Berge und weite Thäler; der Boden ist überall wenig fruchtbar, dort steinig und steril, hier sandig. Der bedeutendste Fluß ist die Dordogne, die hier die Nebenflüsse Trousonne, Chavanoux, Diège, Luzège und Doustre, sowie Corrèze, Vezère und Vienne aufnimmt. Auf dem Gebirge ist es kalt, auf der Ebene ist das Klima das milde des mittlern Frankreichs. Der Ackerbau wird nachlässig betrieben; man baut nur Roggen, Hafer und Buchweizen, im Niederland Kastanien, Nüsse, Wein, Champignons, Hanf, Flachs. Aus den Nüssen bereitet man ein gutes Oel. Die Viehzucht macht den Hauptnahrungszweig aus: vorzüglich geschätzt sind die Limousinpferde; das beste Rindvieh wird auf der Ebene gezogen. Außerdem hat man viele Schafe, Schweine, Ziegen, Esel und Maulesel. Man baut auf Eisen, Blei, Kupfer, Steinkohlen, Schiefer, Antimonium. Die Industrie leistet wenig; am bedeutendsten ist die königliche Waffenfabrik zu Souillac bei Tulle; außerdem gibt es Eisenwerke, Papiermühlen, Seidenwebereien, Gerbereien. Das Land ist in 3 Bezirke getheilt; Ussel, Tulle, Brives, und hatte 1851 in 13 Städten, 10 Marktflecken und 640 Dörfern 320,864 Einwohner, einen ehrlichen, fleißigen Menschenschlag. Die Stadt C., am gleichnamigen Fluß, hat 1800 Einwohner, die Getreidehandel treiben. Der Fluß C. entspringt in den Bergen von Monédières, durchfließt das Departement von Nordosten nach Südwesten u. fällt unweit Brives in die Vezère.

Corrib, einer der größten Binnenseen Irlands, zwischen der Grafschaft Galway und Mayo, 4 Meilen lang und 2 breit, fließt durch einen breiten Fluß ins Meer ab u. ist wichtig für Schifffahrt u. Fischerei.

Corrientes, der nordöstlichste der La-Plata-Bundesstaaten, grenzt nach außen an Brasilien, Paraguay und Uruguay und wird durch den Rio Grande, Paraguay 2c. bewässert. Die südlichen und östlichen Landschaften sind im Ganzen wellenförmig und eignen sich vortrefflich zur Weide; die übrigen Theile liegen niedrig, der Boden ist leicht und sandig und gewährt gute Ernten. Obgleich die Hälfte des Gebiets mit Wald bedeckt ist, so hat dasselbe doch nicht das Wesen eines wälderreichen Landes. Die Forsten gleichen vielmehr künstlich angelegten Pflanzungen, welche nicht etwa, wie dies bei den Wäldern in Nordamerika der Fall ist, der Bodenkultur hinderlich werden, sondern dem Gedeihen und dem Erwerbfleiß der Einwohner zu Statten kommen. Vorzüglich herrscht der Palmbaum vor, der bei gehöriger Kulturpflege eine Quelle bedeutender Einkünfte werden könnte. Die übrigen Holzarten der Provinz bieten zum Häuser- und Schiffsbau ein vorzügliches Material, sind jedoch in der Regel so hart, daß sie zur Anfertigung von Hausgeräth und Meubles nicht

sehr tauglich sind. In der Nähe der Stadt Goya gibt es einige kleine Seen mit bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten, welche bisher ganz übersehen und den Reisenden unbekannt geblieben sind. Das in ihnen enthaltene Wasser zerstört nämlich an den Ufern alle Vegetation; dabei ist aber seine reinigende Kraft so groß, daß ein ganz mit Fett durchzogenes Stück wollenen Zeuches sogleich vollkommen rein wird, wenn es einige Minuten darin eingetaucht und damit gewaschen wird. Die dort wohnenden Neger erzählen, daß bei Kindern, die sich fortwährend in diesem Strome baden, das Haar hellbraun oder nußfarbig wird, und daß diese Gewässer die Farbe des wilden Wasserschweines, wenn es längere Zeit in der Nähe sich aufhält, auf ähnliche Weise verwandeln. Die *Bevölkerung* beläuft sich ungefähr auf 32,000 Seelen. Die Eingeborenen sind fast verschwunden, so daß ihrer nicht mehr als etwa 500 von reinem Blute in der Provinz noch vorhanden sind; dagegen herrschen indianische Sprache (Guarani), indianische Sitten u. Mischungen mit indianischem Blut fast aller Orten vor. Die große Mehrheit der Einwohner ist ein von Spaniern und Indianern abstammendes Mengvolk. Als Ueberreste der ehemaligen Sklaverei werden auch Neger angetroffen; doch sterben dieselben sichtlich schnell aus. Auch die Zahl der Mulatten ist nicht groß. Der Einwohner von rein spanischem Blute sind nur wenige, dennoch aber sind sie im Besitz alles Reichthums und Einflusses. Die Gesammtzahl der europäischen Bevölkerung beträgt 600 bis 700 Seelen; die meisten davon sind Spanier, dann kommen die Franzosen, zuletzt die Italiener. Der dort angesiedelten britischen Unterthanen, welche der Mehrzahl nach Handelsgeschäfte betreiben, sind nicht mehr als 20. Die Franzosen werfen sich auf alle Arten von Industrie; die Italiener dagegen beschränken sich auf die Flußschifffahrt u. die damit zusammenhängenden Erwerbszweige. Im Allgemeinen zeigen sich die reichen u. einflußreichen Einwohner gegen Fremde unfreundlich; sie betrachten dieselben als Eindringlinge, und wenn von Staatswegen Auflagen zur Unterhaltung der Regierung gemacht werden, hat man es sie nur zu oft empfinden lassen, daß sie Fremdlinge seyen. Die arbeitenden Klassen sind andererseits den Fremdlingen günstig gestimmt, da sie von ihnen besser bezahlt und freundlicher behandelt werden, als von ihren Landsleuten. Die Viehzucht bildet die Hauptbeschäftigung der großen Mehrheit der Einwohner, besonders auf den Estancias (großen Viehwirthschaften). Auf den Ackerbau wird in Folge der spärlichen Bevölkerung wenig oder gar keine Aufmerksamkeit verwendet, und obgleich der Boden zum Anbau von Zuckerrohr, Baumwolle, Reis und andern tropischen Produkten in besonderem Grade geeignet ist, bleiben dennoch diese Quellen der Industrie und des Reichthums fast ganz unbenutzt. Die übrigen Bodenerzeugnisse sind: Gerste, Mais, Tabak, Pfeilwurzeln, süße Kartoffeln, Melonen, Kürbisse und andere den tropischen Gegenden eigenthümliche Pflanzen und Staudenfrüchte. Die Quellen der industriellen Thätigkeit sind ausschließlich in den Händen der Europäer. Die Estancias sind im Besitze der reicheren und höheren Klassen der Inländer, aber der Handelsbetrieb ist ihnen zu verwickelt und erfordert zu viel Anstrengung und Geduld, als daß sie daran Gefallen finden könnten. Ueberhaupt sind die Männer nichts weniger als arbeitsam; was über das tägliche Bedürfniß hinausgeht, ist ihnen gleichgültig. Dagegen sind die Frauen im Winter beschäftigt, zu spinnen und von der gewonnenen Baumwolle Zeuch für ihren Sommeranzug zu weben; im Sommer sieht man sie ebenfalls spinnen und daneben aus dem Ertrage der Wolle Tuch für den Winteranzug weben. Sowohl zu ihrer eigenen Konsumtion als zum Verkaufe bereiten sie beträchtliche Vorräthe von Käse. Außer den tausendfältigen Verrichtungen und Geschäften im innern Haushalte betheiligen sie sich auch am Pflügen, Behacken und Ernten, sowie am Tabaksbau, ja selbst am Hüten der Viehheerden. Die Heirathen werden in einem frühen Lebensalter vollzogen; die Frauen sind, wenn sie in die Ehe treten, gewöhnlich nicht über 14—15 Jahre alt. Die Häuser sind leicht gebaut. Vier in den Fußboden eingesteckte Stangen, zwischen welchen Rohrbündel mittelst Thierfellstreifen befestigt sind, dienen als Bettstelle, darüber ist eine große Ochsen- oder Kuhhaut nebst Schaffellen oder Baumwollendecken ausgebreitet, um als Matratze zu dienen. Die Nahrungsmittel bestehen vorzüglich aus Milch, Käse, Rindfleisch, Maniok (die dortige Kartoffel) nebst Obst und Gemüse. So arm im Ganzen die Bevölkerung ist, so lebt sie doch mitten im Ueberfluß und weiß nicht, was Mangel an irgend einem Lebensbedarf heißt; daher kennt auch ihre Gastfreundschaft keine Grenzen. Da alles Kircheneigenthum vom Staate in Besitz genommen ist, ist die Geistlichkeit hinsichtlich ihrer Einkünfte ausschließlich auf den Ertrag der Uebung ihrer Amtspflichten, mithin der Beichte, Taufe, Einsegnung der Ehen und Todtenmessen, angewiesen. Die Kirchen werden aus dem Ertrage der milden Gaben und Geschenke gebaut und ausgebessert; das Kirchenpatronat ist in der Hand der Regierung. Es gibt in der ganzen Provinz weder einen Bischof, noch ein Mönchs- oder Nonnenkloster. Die Religion beruht ihrem Bestande nach auf der freiwilligen Unterstützung der Einwohner, die der Beobachtung gewisser Gebräuche eine wirksame Kraft beimessen. C. besitzt, gleich wie die übrigen argentinischen Provinzen, seine eigenthümliche, auf sehr einfachen Grundlagen errichtete *Verfassung* u. *Regierung*. Das Land besteht aus 14 Departements, welche je einen Abgeordneten zum Kongreß schicken; nur die Hauptstadt schickt deren zwei. So entsteht eine legislative Versammlung von 15 Mitgliedern, wobei jeder Bürger eine Stimme hat. Das Wahlrecht besteht darin, daß 5 Männer in jedem Departement gewählt werden, die dann den Deputirten ernennen. Wenn der Kongreß zuerst zusammentritt, wählt er seinen Präsidenten und nachgehends den Gouverneur, welcher letztere auf 3 Jahre im Amte bleibt, sofern er nicht in Folge einer Revolution abgesetzt wird. Der Gouverneur ist mit der Macht bekleidet, alle Staatsämter zu besetzen. Die Staatseinnahmen bestehen hauptsächlich aus den Zollgebühren und Zehnten; daneben gibt es noch einen durch Abgaben zusammengebrachten Kassenbetrag, der einigermaßen den in andern Ländern erhobenen Steuern entspricht.

Bis 1851 betrugen diese Einnahmen jährlich ungefähr 160,000 spanische Dollars. Der festgesetzte Jahresgehalt des Gouverneurs ist 2000 Dollars; daneben hat er noch den Genuß verschiedener Privilegien und Vorrechte. Das stehende Heer beläuft sich in Friedenszeiten auf 1000 Mann; während des Kriegs ist jeder männliche Einwohner vom 14.—60. Jahre verpflichtet, in die Miliz einzutreten. Die Mannschaft empfängt keinen Sold; sie wird indessen mit Kleidung versorgt, und außerdem wird ihr, ohne daß daraus dem Staate eine Ausgabe erwüchse, durch die Besitzer von Rindviehheerden, welche zur reichlichen Versorgung der Armee verpflichtet sind, Rindfleisch verabreicht. Endlich erhält jeder Mann monatlich einen spärlichen Betrag von Tabak und Yerba, der als Luxusartikel angesehen wird. Im Kriegsdienste wird eine große Ochsenhaut zu Zelten für die Offiziere verwendet, während die Gemeinen auf ihren Sätteln schlafen. Der Bedarf an Pferden wird in einer den Rindfleischlieferungen entsprechenden Weise beschafft. Das in der Provinz umlaufende Geld bestand ursprünglich aus Gold u. Silber; neuerdings ist indessen zur Bestreitung des Krieges mit der Regierung von Buenos-Ayres ein durch die Besitzthümer einiger der reichsten u. angesehensten Bürger garantirtes Papiergeld zum Belauf von 150,000 Dollars in Cirkulation gesetzt; dieses erste Papiergeld wurde indessen für ganz unangemessen erachtet, und eine zweite Emission mit Bürgschaft der Regierung trat an dessen Stelle. Die Geschichte fällt mit der der La-Plata-Staaten zusammen, s. Plata, la.

Corrodi, Salomo, talentvoller Aquarellist von Zürich, Schüler des Jakob Wetzel, arbeitete in Rom. Seine landschaftlichen Ansichten sind von reiner, sorgsamer, fleißiger Behandlung, wahre Meisterstücke der Aquarellmalerei. Zu seinen besten Arbeiten gehören eine Ansicht des Theaters von Tusculum, das 1839 durch Canina offen gelegt worden, und die Ansicht eines großen Theils vom alten Rom, aus den farnesischen Gärten auf dem Palatin gesehen. Auch seine Ansicht der Villa Ruffinella bei Frascati, von der man auf die benachbarten reizenden Landhäuser und die ganze weite Campagna hinabblickt, während die schönsten Pinien und Cypressengruppen den Vorgrund bilden, gibt den Charakter der Gegend wie der Vegetation treu u. anmuthig wieder.

Corry, Armar Lowry, engl. Admiral, 1790 geboren, trat 1805 in die britische Marine und nahm zunächst an den Operationen gegen das Kap der guten Hoffnung und gegen Buenos-Ayres Theil, kehrte 1807 nach England zurück, wohnte dem Bombardement von Kopenhagen bei und diente dann auf verschiedenen Stationen, besonders im Mittelmeer. Im Jahre 1812 ward er Lieutenant, 1815 Kommandeur, segelte 1820 als Befehlshaber einer Brigg von 20 Kanonen nach Ostindien und wurde 1821 Flaggenkapitän des Admirals Blackwood. Im Jahre 1835 brachte er den Earl of Durham nach Konstantinopel, befehligte dann ein kleines Geschwader an der Küste von Spanien, mit dem er der Partei der Königin die wesentlichsten Dienste leistete, lebte von 1839 an in England auf Halbsold und erhielt erst 1844 wieder ein Kommando. Im März 1852 rückte er zum Rear-Admiral auf, befehligte 1853 das Geschwader, das nach Portugal gesandt wurde, um die dortigen Angelegenheiten zu überwachen, und führte 1854 als Kontreadmiral dem Admiral Napier die zweite Abtheilung der britischen Ostseeflotte nach. Im Herbst mit Napier nach England zurückgekehrt, † er den 1. Mai 1855 in Paris.

Corsi, im Mittelalter Volk auf der Nordseite Sardiniens, bei einem Aufstande auf Korsika von da eingewandert; von ihnen sind noch die Corsii, auf der Nordspitze, übrig.

Corsi, F., römischer Advokat, Verfasser des Hauptwerks über die antiken Steinarten: „Trattato delle pietre antiche" (2. Aufl., Rom 1833), aus welchem die Beschreibung Roms von Platner u. A. (Bd. 1, S. 355 ff.) einen Auszug mittheilt. C.'s Sammlung von Steinen aus der alten Welt gehört gegenwärtig der Universität Oxford.

Corsini, bedeutende florentinische Patricierfamilie, die schon im 13. Jahrhundert vorkommt. Andrea C., geboren 1302, war Bischof von Fiesole, † 1373 und ward von Urban VIII. 1629 heilig gesprochen. Amerigo C. war seit 1420 der erste Erzbischof von Florenz. Lorenzo C. bestieg 1730 als Klemens XII. den päpstlichen Stuhl. Don Neri C. war unter Ferdinand III. und Leopold II. toskanischer Minister des Innern u. trat 1832 nach Fossombroni's Tode an die Spitze der Regierung; † 1845. Sein Bruder, Don Tommaso C., zuletzt Haupt der Familie, 1767 geboren, war 1847 und 1848 Senator von Rom und als solcher sehr beliebt. Nach der Flucht des Papstes legte er seine Stelle nieder und begab sich nach Florenz, später wieder nach Rom, wo er als Privatmann lebte. Sein ältester Sohn, Don Andrea C., Herzog von Casigliano, ward im Juni 1849 toskanischer Minister des Auswärtigen; der zweite, Don Neri C., Marquis von Lajatico, gab im September 1847 als Gouverneur von Livorno dem Großherzog den Rath, sofort freiwillig eine Konstitution zu ertheilen, doch wurde sein Rath damals verworfen. Im Frühjahr 1848 an die Spitze des Kriegsministeriums berufen, legte er dies Amt nach etwa 6 Monaten nieder und zog sich seit der Restauration ganz in das Privatleben zurück.

Corsini, 1) Bartolomeo, italienischer Dichter u. Uebersetzer, in dem Flecken Barbe-Corsinirmo in der Gegend von Florenz geboren, † 1675. Er war der erste Uebersetzer des Anacreon ins Italienische (Paris 1672, Neapel 1700); berühmter ist sein komisches Heldengedicht: „Il torracchione desolato" (London [Paris] 1768).

2) Eduardo, italienischer Mathematiker und Alterthumsforscher, geboren 1702 zu Fanano im Herzogthum Modena, studirte bei den Piaristen seiner Vaterstadt und zu Florenz und erhielt schon 1723 das Lehramt der Weltweisheit an dem Collegio Florentino, bei welchem er statt der bisherigen peripatetischen eine gesundere Philosophie einführte. Im J. 1735 übertrug ihm der Großherzog Johann Gasso die Aufsicht über die Wasserbauten, sowie das Lehramt der Logik auf der Hochschule zu Pisa, das er 1746 mit der Metaphysik und Moral vertauschte. Nach Politi's Tode erhielt er das der alten Literatur, mußte, 1754 zum

Generalsuperior seines Ordens erwählt, 6 Jahre in Rom bleiben, kehrte aber nach Ablauf dieser Zeit nach Pisa zurück, wo er am 27. Nov. 1765 †. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus die „Institutiones philosophicae, metaphysicae et mathematicae“ (Flor. 1731, Bol. 1741, Vened. 1763) und die „Elementi di matematica“ (Flor. 1735, Vened. 1738 und 1765).

Corso (ital., d. i. Lauf), in Italien das Wettrennen der Pferde (ohne Reiter), dann besonders das langsame Durchfahren der Hauptstraßen einer Stadt in geschmückten Equipagen, wie es namentlich im Karneval Statt findet, eine Sitte, welcher viele Straßen in fast allen größeren Städten Italiens den gleichen Namen verdanken. Am bekanntesten ist der C. in Rom (s. d.).

Corsöer, Stadt auf der dänischen Insel Seeland, am großen Belt, mit Ueberfahrt nach Nyborg auf Fünen (4 Meilen), Telegraphen, Hafen mit einer Batterie und 1500 Einwohnern. Das feste alte Schloß Taarnborg lag bei der Stadt.

Cort. (lat.), auf Recepten, s. v. a. Cortex.

Cort, Cornelius, niederländischer Maler u. Kupferstecher, geb. zu Horn 1530, war ein Schüler des Hieronymus Cock, für dessen Verlag er Vieles gearbeitet, wovon aber der größte Theil bloß unter dem Namen des Letztern erschien. Bereits nicht unrühmlich bekannt, ging er nach Italien u. hielt sich ziemlich lange zu Venedig auf, wo ihn Tizian in sein Haus nahm u. ihn einige seiner schönsten Kompositionen stechen ließ. Von da begab er sich nach Rom und gründete dort eine Schule, aus welcher Aug. Carracci, P. Thomassin und andere Künstler hervorgingen. Er stach eine Menge schöner Blätter, welche durch den Geschmack, durch ihre schöne Wirkung, sowie durch die Richtigkeit der Zeichnung ansprechen. Er führte sein Instrument mit Leichtigkeit und wendete zuerst breite u. genährte Taillen an, was ihn in den Stand setzte, Gegenstände von großem Umfange zu stechen. Unter seiner Hand gingen zahlreiche Nachbildungen von den Werken der berühmtesten Italiener und Niederländer hervor. Er † 1578 zu Rom.

Corta, Getreidemaß in Barcelona, 12 C. = 1 Quartera, 30 = 1 Carpa, 48 = 1 Salma; Weinmaß, 16 C. = 1 Carpa = 30 hamburger Stübchen; Oelmaß auf Majorka und Minorka.

Cortaillod, Mairie und Dorf im schweizerischen Kanton Neuenburg, auf einer Anhöhe am neufchateler See, baut den besten rothen Wein des Kantons u. hat mit Klein-Cortaillod, wo eine 1752 angelegte Kattundruckerei, eine der größten und besten in der Schweiz, besteht, 1200 Einwohner.

Cortatura (span.), s. v. a. Barrikade.

Corte, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Korsika, in der Mitte der Insel auf einem Berge am Tavignano, mit Mauern umgeben, hat ein festes Schloß, ein Obertribunal, ein Gymnasium, das 1765 von Paoli zu einer Universität eingerichtet war, und 4000 Einwohner, die Wein- und Ackerbau treiben. C. ist Geburtsort des Volksrepräsentanten Casabianca; in der Nähe ein alter Thurm, den man den Thurm des Seneca nennt.

Cortejo (span.), s. v. a. Cicisbeo.

Cortelini (mittl. Lat.), s. Cortinarii.

Corte maggiore, Stadt im Herzogthum Parma, am Larda, mit einem Denkmal des Marchese Palavicini und 3000 Einw.

Cortemiglia (Curtismitia), Flecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, am Bormida, mit 4500 Einw.

Corte nuovo, Ortschaft im lombardisch-venetianischen Königreich, Distrikt Cremona, am Oglio, bekannt durch den am 27. Nov. 1237 erfochtenen Sieg Kaiser Friedrichs I. über die Lombarden, die an diesem Tage gegen 10,000 Mann und ihren Carroccio verloren, der als Siegesbeute nach Rom geschickt wurde.

Cortereal, Gaspard de, portugiesischer Seefahrer, war der Erste seiner Nation, der Entdeckungsfahrten nach Amerika machte. Im Jahre 1500 verließ er seine Vaterstadt Lissabon mit zwei auf eigene Kosten ausgerüsteten Karavellen und erreichte die nordamerikanische Küste unter dem 50. Grad nördl. Breite, von wo er eine Durchfahrt nach Indien zu finden hoffte. Da er jedoch Alles mit ewigem Eise bedeckt fand, kehrte er mit 60 Eingebornen, die er als Sklaven geraubt, wieder heim, stach aber bald von Neuem in die See und kehrte nicht zurück. Die ohnedies nur halb bekannten Entdeckungen wurden nicht weiter verfolgt. Lange Zeit führte ein Theil der nördlichen Küste an der Hudsonsstraße den Namen Cortereal land, auch erhielt der Name Labrador, den C. der Küste zwischen dem Lorenzo- und Hudsonsmeerbusen beilegte, sein Andenken.

Cortes, die Reichsversammlungen in Portugal und Spanien, aus dem König und den Ständen bestehend, s. Portugal und Spanien.

Cortes, Don Juan Donoso-C., s. Donoso-Cortes.

Cortesi (Corti), Bonaventura, italienischer Naturforscher, lehrte 7 Jahre lang Naturlehre an der öffentlichen Erziehungsanstalt zu Reggio, war die übrige Zeit seines Lebens Vorsteher des Collegio zu Modena u. † den 3. Febr. 1813. Seine Entdeckungen, von denen die Wahrnehmung eines gewissen Umlaufs der Säfte in mehren Chara-Arten eine der wichtigsten ist, sichern ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte der Wissenschaften.

Cortex (lat.), Rinde, Rindenkörper, Bezeichnung einer großen Anzahl (gegen 200) aus Pflanzenrinden bestehender Droguen, von denen die meisten aus andern Welttheilen zu uns gebracht werden, daher auch mehre in Bezug auf ihre Abstammung noch nicht hinlänglich bestimmt sind. Man kann an den Rinden folgende Theile unterscheiden: Außen befindet sich die Oberhaut, die gewöhnlich bei etwas alten Rinden zerrissen und häufig an den Rindenstücken des Handels entweder durch Aneinanderreiben beim Transport verloren gegangen oder mit Absicht durch Abschaben &c. entfernt worden ist. Nicht selten ist sie auch durch fremdartige Ueberzüge, z. B. von Flechten, so bedeckt, daß man sie nicht erkennen kann. Darunter findet sich insgemein eine etwas lockere, mehr oder weniger dichte Schicht, welche man Borke nennt. Sie geht allmählig in den sogenannten Rindenkörper über und ist mit diesem eigentlich Eins und nur im Ansehen verschieden. Die innerste Seite ist der Bast und gewöhnlich

durch eine langfaserige Textur unterschieden. Bisweilen, jedoch nur selten und besonders bei gewissen Rindensorten, finden sich der Bastschicht anhängend Stückchen noch jungen Holzes oder Splint. Nicht immer, besonders nicht leicht bei jungen und dünnen Rinden, lassen sich Oberhaut, Rindenkörper und Bast von einander unterscheiden u. sind bisweilen innig mit einander verwachsen. C. adstringens brasiliensis, auch C. adstringens verus, zusammenziehende brasilianische Rinde, ächte adstringirende Rinde, ächte Gerbstoffrinde, Brasilienrinde, vom Kaufmann Schimmelbusch in Solingen 1819 aus Amerika gebracht, wo sie als vorzügliches Mittel gegen Leukorrhöen, Hämorrhagien ꝛc. angewendet wird, soll von einem Baume, Acacia Jurema *Mart.*, stammen, welcher in einigen Gegenden Brasiliens nicht selten, aber noch wenig bekannt sey. Sie ist geruchlos, hat einen stark zusammenziehenden, wenig bitterlichen Geschmack und ist wegen ihrer Seltenheit und ihres Preises häufig verfälscht und verwechselt worden. So sind C. Barbatimao, C. Jurema, China de Rio Janeiro und andere dafür gegeben worden. C. angosturae verae, s. Angosturarinde. C. caramata, auch C. Ammari, ist eine Rinde des britischen Guyana, die hinsichtlich ihrer Wirkungen mit C. Jurribali übereinstimmen u. mit dieser oft zu gleichen Theilen gegeben werden soll. Unter dem Namen C. l'orno machte Schimmelbusch eine Rinde bekannt, die in den brasilianischen Provinzen Para, Bahia, Porto Seguro ꝛc. besonders gegen Magenschwäche und hartnäckige Fieber mit gutem Erfolge gebraucht werden soll. Sie hat mit der China alba, die von Cinchona ovalifolia abstammen soll, eine große Aehnlichkeit und besteht aus 3—5 Zoll langen, 2—3 Zoll breiten und ½ Zoll dicken Stücken. Der Geruch ist unmerklich, schwach-dumpfig, der Geschmack anfangs etwas scharf und brennend, später stark, aber nicht unangenehm bitter. C. Cornova s. Corva heißt eine ostindische Rinde von unbekannter Abstammung, die in ihrer Heimath gegen Magenschwäche und die hartnäckigsten Fieber gebraucht werden soll. Sie besteht aus flachen, 4—5 Zoll langen, 2—3 Zoll breiten, ½—1 Zoll dicken Stücken, ist leicht zerbrechlich und hat einen ungemein widrigkratzenden, bittern u. lange anhaltenden Geschmack. Nach Trommsdorff enthält sie einen aromatischen, reinen Bitterstoff, der in Wasser löslich, in Alkohol und Aether unlöslich ist u. auf Metallsalze nicht reagirt, ein flüssiges, eigenthümlich kratzend schmeckendes, sauer reagirendes Harz, ein festes schwarzbraunes Harz, ein pflanzensaures (wahrscheinlich äpfelsaures) Salz mit Kalkbase, Stärkemehl, Gummi oder Schleim u. Holzfaser. C. Encaciae (Encacia, Casca de Encacia, Encaciarinde) ist eine aus Brasilien kommende, seit 1827 bekannte Rinde, deren Abstammung man noch nicht kennt. Sie besteht aus 1—2 Linien dicken, gewöhnlich gerollten, seltener flachen Rinden, die außen mit einem dünnen, bräunlichgrauen Oberhäutchen bedeckt sind, und hat einen zusammenziehenden, schwach bitteren, zuletzt im Schlunde gelind kratzenden Geschmack. Der wässerige Auszug wird durch salzsaures Eisen schwarzgrau getrübt, Leimlösung gibt einen reichlich röthlichen Niederschlag. Sie enthält nach Buchners unvollständigen Versuchen Harz und eisenbläuenden Gerbstoff. Der wässerige Aufguß wird durch Galläpfelaufguß und Ammoniak nicht getrübt, enthält also wahrscheinlich kein Alkaloid. In Brasilien dient diese Rinde als Brechmittel und gegen den Biß giftiger Schlangen.

Cortez, Fernando oder Hernando, der Eroberer Mexiko's, zu Medellin, einer kleinen Stadt in Estremadura, von edlen, doch armen Aeltern 1485 geboren, wurde von seinem Vater für das Rechtsstudium bestimmt und begab sich zu diesem Zwecke noch sehr jung nach Salamanca, wo er sich einige Kenntnisse der lateinischen Sprache und des Rechts erwarb. Er fand jedoch an dem Studium bald wenig Geschmack u. Interesse, so daß sich sein Vater bald veranlaßt sah, ihn von Salamanca zurückzurufen. In der Heimath beschäftigte er sich mit kriegerischen Uebungen und wollte eben mit einer Heeresabtheilung nach Italien abgehen, als er von einer Krankheit befallen wurde, deren Langwierigkeit ihn in Spanien zurückhielt. Inzwischen war die Eroberung Neapels zu Stande gebracht, was ihn bewog, den Plan, nach Amerika zu gehen, wohin ihn sein Verwandter Nic. de Ovando, Statthalter von Hayti, eingeladen, wieder aufzunehmen. Aber eben im Begriff abzusegeln, wurde er bei einem Liebesabenteuer durch eine einstürzende Mauer so sehr verletzt, daß sich seine Abreise abermals um volle 2 Jahre verzögerte. Erst 1504 schiffte er sich nach Westindien ein u. wurde von Ovando, wenn gleich in untergeordneter Stellung, zu manchen wichtigen Aufträgen gebraucht, die nicht selten eben so ehrenvoll als gewinnreich für ihn waren. Doch genügte ihm dieses Verhältniß bald nicht mehr, und er ergriff daher 1511 freudig die Gelegenheit, die sich ihm darbot, Don Diego Velasquez nach Cuba zu begleiten, wozu ihm Ovando auf seine Bitte die Erlaubniß ertheilte. Velasquez erkannte bald die bedeutenden Eigenschaften seines Begleiters und erwählte ihn zu seinem Sekretär. Bei C.' störriger Sinnesart konnte es nicht fehlen, daß zwischen ihm u. seinem Vorgesetzten viele unangenehme Auftritte vorkamen. C. ging sogar so weit, daß er einer mißvergnügten Partei sich anschloß und öffentlich gegen Velasquez Beschwerde führte. Die Folge davon war C.' Verurtheilung zum Tode durchs Schwert; doch milderte Velasquez die Strafe in Verbannung und hob zuletzt auch diese auf, da er den talentvollen Mann sich und dem Vaterlande zu erhalten wünschte. Die Aussöhnung mit Velasquez gelang zuletzt so vollständig, daß er von ihm manche Auszeichnung und später nicht unbeträchtliche Landesstrecken mit den darauf wohnenden Indianern als Eigenthum erhielt. Schon zweimal hatte Velasquez den Versuch gemacht, festen Fuß in Mexiko zu fassen, zuerst durch eine Expedition unter Ferdinand de Cordova 1517 u. nach dessen Tode unmittelbar vor C. durch Juan Grijalva, welcher Letztere den 8. April 1518 von St. Jago in Cuba unter Segel ging. Die Berichte des Letztern befestigten Velasquez noch mehr in seinem Plane, eine Expedition nach jener Küste, welche jener Neuspanien genannt hatte, zu senden.

C. ward an die Spitze dieser Expedition gestellt, entfaltete aber alsbald einen so großen Eifer, daß Velasquez Argwohn schöpfte und die Abreise zwar nicht verhinderte, aber im Geheimen mehre Offiziere beauftragte, den Anführer zu überwachen. Von St. Jago, wo C. am 18. Nov. unter Segel ging, ging er nach S. Trinidad, da es ihm daran lag, seinen Vorrath an Lebensmitteln und seine Kriegsbedürfnisse zu ergänzen, besonders aber noch Theilnehmer für die Expedition zu gewinnen. Kaum war er indeß abgesegelt, als Velasquez an Verdugo (Verdago), den Befehlshaber in Trinidad, Boten absandte und ihn bevollmächtigte, C. seiner Gewalt zu berauben und ihn nach St. Jago zurückzusenden. Dieser hatte inzwischen sein Ansehen so fest begründet und jeden Soldaten der Expedition in einer Weise für die Theilnahme gewonnen, daß Verdugo es nicht wagte, die erhaltenen Befehle zu vollziehen, sondern sich damit begnügte, daß C. ihm schriftlich versprach, die ihm anvertraute Gewalt nicht zu mißbrauchen. Da C. von St. Trinidad aus die westliche Spitze der Insel umfuhr, um in Havana noch mehr Krieger einzunehmen, worüber einige Zeit verfloß, benutzte Velasquez diesen Umstand aufs Neue zu C.' Sturz; Don Pedro Barba erhielt den Befehl, C. zu verhaften, ihn selbst unter sicherer Begleitung nach St. Jago zu senden und der Flotte die Abfahrt bis auf weitere Befehle zu verbieten. C. ward jedoch von diesem Befehle früh genug unterrichtet, entfernte alle entschiedenen Anhänger des Velasquez und gewann die Uebrigen leicht für sich. Bald darauf (10. Febr. 1519) segelte C. von Havana mit 11 Schiffen ab, von welchen indeß das größte nicht mehr als 100 Tonnen hielt. Die Mannschaft bestand aus 670 Mann; 508 Soldaten waren für den Dienst zu Lande bestimmt, die übrigen waren Matrosen. 13 waren mit Feuerwaffen, 32 mit Armbrüsten, die übrigen mit Schwert und Lanze versehen. Statt der Rüstung trugen sie starke baumwollene Jacken, welche sie gegen die unvollkommenen Angriffswaffen der Indianer hinlänglich schützten. Außerdem wurden 16 Pferde, 10 Feldkanonen und 4 Falkonete eingeschifft. Das ganze kleine Heer war in 11 Kompagnien nach den Schiffen eingetheilt; die Flaggen der Flotte zeigten ein Kreuz mit der Inschrift: In hoc signo vinces; den heiligen Petrus hatte man zum Schutzpatron erwählt, und 2 Geistliche sollten für die religiösen Bedürfnisse der Flotte eben sowohl als für die Bekehrung der Indianer sorgen. Als Wegweiser diente Antonio Alaminos, ein sehr geschickter Pilot, welcher mit jenen Meeren sehr wohl bekannt war, da er schon Columbus, hierauf Cordova und Grijalva begleitet hatte. Der Fahrt des Letzteren folgend, ward er durch widrige Winde gezwungen, an der Insel Cuzumel zu landen, wo er einen Spanier, Hieronymo de Aguilar, fand, welcher vor 8 Jahren dort als Gefangener der Indianer zurückgeblieben u. seitdem ihrer Sprache vollkommen mächtig geworden war. C. umfuhr die östliche Spitze von Yucatan, segelte dann an der nördlichen Küste weiter und lief in den Fluß Tabasco ein, landete hier unter dem Schutze einiger Kanonen, war genöthigt, die Stadt Tabasco zu erstürmen, u. verlor in einem Kampfe mit den Indianern 2 Tödte, wogegen der Verlust auf Seite der Indianer und ihr Schrecken so groß war, daß sie um Frieden baten, ihre Bereitwilligkeit, sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, erklärten, Tribut zahlten u. 20 Sklavinnen lieferten. C. setzte seine Fahrt in nordwestlicher Richtung weiter fort, landete bei San Juan de Ulua und warf den 21. April 1519 Anker mit dem Entschlusse, das Land nicht eher wieder zu verlassen, bis er die Eroberung desselben vollendet haben würde. Noch vor der Landung in San Juan de Uloa erschienen Abgeordnete der mexikanischen Statthalter, welche jene Gegend regierten, an Bord und erkundigten sich nach der Absicht der Expedition, indem sie ihm auch Hülfe anboten, wenn er deren bedürfen sollte. C. suchte die Mexikaner zu beruhigen, und als sie sich entfernt hatten, landete er am folgenden Tage seine Truppen und bezog ein Lager, zu dessen Einrichtung die Bewohner, als dem ersten Dienste, durch welchen sie selbst ihre Sklaverei vorbereiteten, sehr eifrig halfen. Am folgenden Tage erschienen die mexikanischen Befehlshaber jener Gegenden, Teutile und Pilpatoe, selbst mit einem zahlreichen Gefolge und wurden von C. mit großer Achtung aufgenommen. Von seinem Verlangen, zu ihrem Könige geführt zu werden, suchten die Mexikaner den spanischen Führer durch Geschenke abzubringen, und Montezuma sandte die Drohung, daß er, sofern C. seinen Befehlen, das Reich sofort zu verlassen, den Gehorsam versage und darauf bestehe, die Hauptstadt zu besuchen, die Spanier den Göttern opfern werde. C. ließ sich durch diese Drohung nicht einschüchtern. Um sich zunächst vom Statthalter in Cuba unabhängig zu machen, gründete er eine Kolonie nach dem Vorbilde der spanischen Korporationen, und zwar im Namen des Königs u. unter königlicher Autorität; doch hatte er Sorge getragen, daß nur solche Männer zu den höchsten Beamten gewählt wurden, welche ihm völlig ergeben waren. Die Kolonie selbst erhielt den Namen Villa rica de vera Cruz u. wurde für unabhängig von Cuba erklärt. Bei der Begründung der Kolonie hatte indeß C. noch einen besondern Zweck. Seine eigene Gewalt war ohne Autorität, da Velasquez, welcher ihn an die Spitze der Flotte gestellt, die ihm übertragene Gewalt wieder zurückgenommen hatte. Jetzt benutzte er nun die Einsetzung einer königlichen Behörde in der Kolonie, um von derselben die rechtliche Bevollmächtigung zu seiner Stellung zu erhalten. Kaum waren daher jene Beamten mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet, als C. vor ihnen erschien und erklärte, daß er in ihnen die königliche Autorität vereinigt sehe und sie nicht anders als seine Herren im Namen des Königs betrachte. Darum lege er die erhaltene Gewalt in ihre Hände und erwarte, daß Einer von ihnen erwählt werde, welcher in Zukunft das Heer befehlige. Er übergab darauf das Patent, durch welches ihn Velasquez ernannt hatte, und verließ die Versammlung. Man nahm die Abdankung an; doch erklärte ihm hierauf jene Behörde, daß man bisher mit seiner Anführung zufrieden gewesen u. jetzt von seiner großen Fähigkeit zu diesem Berufe überzeugt sey. Darum er-

nenne man ihn im Namen des Königs aufs Neue zum höchsten Richter in der Kolonie u. zum Anführer des Heeres und übertrage ihm sein früheres Amt mit ausgedehnterer Gewalt. Die Freunde des Velasquez, die das Geschehene missbilligten und das ganze Verfahren für ungesetzlich und rebellisch erklärten, ließ er arretiren u. auf der Flotte in Sicherheit bringen, wußte sie aber bald durch Freundlichkeit zu gewinnen. Nachdem er ein Rechtfertigungsschreiben, begleitet von den von den Merikanern erhaltenen Geschenken, an den König nach Spanien gesendet, brach er auf, gewann den Kaziken von Zempoalla, der sich der merikanischen Herrschaft entziehen wollte, für sich, wandte sich darauf sogleich nach Chiahuitzla oder Guiabislau, wo er eine feste Niederlassung gründen wollte, und verband sich mit dem Kaziken dieser Gegend, der ebenfalls mit der merikanischen Herrschaft unzufrieden war und die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der spanischen Waffen theilte. Beide Kaziken erkannten sich förmlich als Vasallen der spanischen Krone, u. ihrem Beispiele folgten die Totanaquen, ein rohes, wildes Volk, welches in den Gebirgen wohnte und willig jenen sich anschloß, um C. nach Meriko zu begleiten. Eine Verschwörung unter der Mannschaft, die bezweckte, sich einer Brigantine zu bemächtigen und mit Hülfe derselben nach Cuba zu entfliehen, um Velasquez von allem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, aber im Augenblick der Ausführung verrathen wurde, bewog C., um jede Verbindung mit Cuba unmöglich zu machen, die Flotte zu zerstören. Mit allgemeiner Uebereinstimmung wurden die Schiffe zertrümmert; nur das Takelwerk, Eisen und Geräthschaften barg man in der Kolonie. Hierauf brach C. den 16. August 1519 mit 500 Fußsoldaten, 16 Reitern und 6 Feldkanonen, wozu noch 400 Soldaten kamen, die der Kazike von Zempoalla stellte, nach Meriko auf; der Ueberrest blieb in Villa rica. Die Bewohner von Tlascala oder Tlarcallan, in der Meinung, C. wolle sich mit Montezuma gegen sie verbinden, griffen die Spanier mit Heftigkeit an, wurden aber zu Paaren getrieben, erkannten sich als Vasallen Spaniens und verbanden sich mit C. gegen Meriko. Durch 6000 seiner neuen Verbündeten verstärkt, gelangte C. nach Chulula, einer beträchtlichen Stadt, die früher frei gewesen und erst kürzlich von Meriko unterworfen worden war. Sie stand in hoher Achtung und wurde als ein Heiligthum der Götter betrachtet. C. ward anscheinend mit großer Freundlichkeit aufgenommen, glaubte jedoch bald die Spuren der feindseligsten Absichten zu erkennen, ließ die Priester und Magistrate ergreifen und mehr als 6000 Menschen niedermetzeln, worauf er die gefangenen Magistrate entließ. Nachdem C. so den Schrecken vor sich hergesandt, brach er am 29. Oktober nach der noch etwa 12 Meilen entfernten Hauptstadt auf. Er wurde überall mit den größten Ehren empfangen, und allenthalben bemerkte er große Abneigung gegen die merikanische Herrschaft, eine Wahrnehmung, die ihn mit den glänzendsten Hoffnungen erfüllte. Montezuma empfing ihn vor den Thoren der Hauptstadt u. geleitete ihn mit seinem Gefolge in dieselbe, wo man den Spaniern besondere Wohnungen anwies, die C. mit seinen Kanonen besetzte. Inzwischen hatten an der Grenze des Reichs Feindseligkeiten zwischen Qualpopoco, einem merikanischen Befehlshaber, und C.' Offizier, Escalante, Statt gefunden, in denen ein Spanier in die Hände der Merikaner gefallen war, die ihn grausam ermordet und sein abgeschnittenes Haupt in mehren Städten herum gesandt hatten. Montezuma, von C. zur Rede gesetzt, betheuerte seine Unschuld und versprach Bestrafung Qualpopoco's u. seiner Mitschuldigen, ja er willigte sogar ein, sich in das Lager der Spanier zu begeben, und beschwichtigte einen Aufstand der Seinen durch die Erklärung, daß er das aus freien Stücken thue. Der gefangene Fürst wurde von C. mit der größten Ehre aufgenommen und behandelt. Er behielt seine eigenen Diener, die Beamten hatten freien Zutritt zu ihm, und äußerlich zeigte sich keine Veränderung. Aber von nun an war C. der Gebieter; er sandte Spanier in die Provinzen, um diese zu untersuchen, setzte mißliebige Beamte ab und andere ein und brachte endlich den unglücklichen Monarchen so weit, daß er die Oberherrschaft Kaiser Karls V. förmlich anerkannte und sich einem jährlichen Tribute unterwarf. Als man darauf zur Vertheilung der gesammelten Schätze schritt, blieb nach Absonderung der Kleinodien u. Schmucksachen der Werth von etwa 1,400,000 Gulden in Gold übrig. Ein Fünftel davon bestimmte man für die Krone, ein anderes für C., so daß nach Abzug der für Heer und Flotte gemachten Vorschüsse der Soldat nur ungefähr 100 Pesos oder etwa 280 Gulden erhielt. Die Geringfügigkeit dieser Summen verursachte einen allgemeinen Unwillen; doch wußte C. die Unzufriedenen zu beruhigen.

Velasquez, dessen Eifersucht durch die Thaten seines Stellvertreters im höchsten Grade aufgestachelt worden war, hatte unterdessen eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann Fußsoldaten, 80 Reitern, 120 Armbrustschützen und 12 Kanonen unter dem Oberbefehl des Pamphilo Narvaez abgesendet, dessen Auftrag war, C. nebst seinen Offizieren gefangen zu nehmen und nach Cuba zu senden, sonst aber die Eroberung von Neuspanien, zu dessen Adelantado Velasquez vom Könige ernannt worden war, zu vollenden. Als C. die Ankunft dieser Schiffe gemeldet wurde, ließ er 150 Mann unter Pedro de Alvarado in Meriko zurück und marschirte mit den Uebrigen, im Ganzen nur 250 Mann, dem Feinde entgegen, indem er dem Montezuma sorgfältig den Grund seiner Abreise zu verheimlichen suchte. Da Narvaez sich bereits Zempoalla's bemächtigt hatte, so wandte sich C. dorthin, nahm eine unangreifbare Stellung am Flusse Canvas, überfiel Narvaez plötzlich in der Nacht, schlug ihn und nahm ihn mit dem größten Theile der Seinen gefangen; die meisten derselben traten in seine Dienste. Ein Aufstand der Merikaner bewog ihn, in Begleitung von 2000 Tlascalanern nach Meriko zurückzueilen. Ungehindert drang er in die Stadt ein und behandelte den Montezuma nun mit großer Härte, erbitterte aber dadurch die Indianer in solcher Weise, daß sie von Neuem die Waffen ergriffen. C. gerieth dadurch in die verzweifeltste Lage, und nachdem Montezuma

selbst von den Aufrührern getödtet worden war, blieb ihm nichts übrig, als die Stadt zu verlassen. Dies gelang erst nach erbittertem Kampfe und unglaublichen Anstrengungen, und zwar mit Verlust seiner Artillerie, seiner Bagage, vieler Pferde, einer sehr bedeutenden Anzahl Tlascalaner u. eines großen Theils der Schätze; mit den Trümmern seines Heeres ging er nach Tacuba. Auch hier nicht sicher, suchte er auf einem Umwege Tlascala zu erreichen, stieß aber auf dem Wege auf ein mexikanisches Heer u. rettete die Seinigen nur dadurch vom Untergang, daß er, sich mitten in die Feinde stürzend, die Reichsfahne eroberte, was die Niederlage der Mexikaner herbeiführte. Am folgenden Tage erreichten die Spanier Tlascala, von wo aus C. einen Theil seiner Truppen gegen Tapeaca führte, welche Stadt sich im August 1520 der spanischen Herrschaft unterwerfen mußte. Durch neue Truppen, welche Velasquez und der Statthalter von Jamaika gegen ihn sandten, verstärkt, so daß sein Heer nun 550 Fußsoldaten (50 mit Flinten), 40 Reiter mit einem kleinen Artilleriepark betrug, brach er den 28. Dec. von Tlascala gegen Mexiko auf, um diese Stadt wieder zu erobern. In Mexiko hatten inzwischen bedeutende Veränderungen Statt gefunden. Nach Montezuma's Tode war dessen Bruder, Quetlavaca, von Andern Cuitlahuatzin genannt, auf den Thron erhoben worden, ein energischer Mann, der unermüdlich thätig war, das Reich gegen die Spanier zu schützen. Er war jedoch bald darauf den Pocken erlegen, u. an seiner Stelle war sein Neffe, der Schwiegersohn des Montezuma, Guatimozin od. Quauhtimotzin, ein junger Mann von bedeutenden Fähigkeiten, getreten. C. betrat Anfangs 1521 von Neuem das mexikanische Gebiet, nahm die zweite Stadt des Reichs, Tezcuco, die er wegen ihrer günstigen Lage zum Hauptquartier machte, und suchte bis zur Vollendung der im Bau begriffenen Brigantinen die übrigen Städte am See von Mexiko entweder mit Gewalt oder auf friedliche Weise zu gewinnen. Während er auf diese Weise den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung zu sichern suchte, bildete sich eine Verschwörung in seinem eigenen Lager, die seine und seiner ersten Offiziere Ermordung bezweckte, aber noch rechtzeitig entdeckt u. von C. auf kluge Weise unterdrückt wurde. Hierauf betrieb C. den Bau der Brigantinen mit allem Eifer, erhielt von Hayti noch eine Verstärkung von 200 Soldaten, 80 Pferden und 2 schweren Kanonen, und war damit in den Stand gesetzt, seinen Angriff gegen Mexiko wieder zu beginnen. In der Nähe von Tezcuco ließ C. die Brigantinen zusammenfügen, einen kleinen Fluß zu einem Kanal austiefen, dann am 28. April unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart aller seiner Truppen und Bundesgenossen die Schiffe vom Stapel laufen. Indem er so die Herrschaft über den See gewann, ohne welche Mexiko allen seinen Angriffen getrotzt haben würde, theilte er sein Heer in 3 Abtheilungen, von denen Sandoval die erste erhielt, um von Tapeaca her auf der Nordseite, Pedro de Alvarado die zweite, um von Tacuba auf der Westseite, und Christoval de Olid die dritte, um von Cuyucan auf der Südseite die Hauptstadt anzugreifen. Auch die Flotte schied C. in 3 Abtheilungen, welche die Operationen des Landheers unterstützen und die Kommunikationen unterhalten sollten. Da die Einzelangriffe zu keinem Ziele führten, entschloß sich C. zu einem allgemeinen Sturme. Aber auch dieser ward mit großem Verluste der Spanier, von denen 40 lebendig in die Hände der Mexikaner fielen, abgeschlagen, und erst am 27. Juli 1521 trafen die 3 Abtheilungen der Spanier auf dem großen Marktplatze in der Mitte der Stadt zusammen, nachdem drei Viertel der letzteren zerstört worden waren. Aber erst nachdem Guatimozin selbst gefangen worden war, ergab sich der Ueberrest der Stadt den 13. August 1521, nachdem die Belagerung 75 Tage unter beständigen Gefahren und unermeßlichem Blutvergießen auf Seite der Indianer gedauert hatte. Die Plünderung der Stadt aber entsprach den Wünschen der Eroberer durchaus nicht. Guatimozin hatte seine Schätze in den See werfen lassen, die Verbündeten Vieles, während die Spanier im Kampfe begriffen waren, weggeführt, und Alles, was man an edeln Metallen zusammenbringen konnte, überstieg die mäßige Summe von 120,000 Pesos nicht, so daß Viele die ihnen zufallende Summe gar nicht annehmen wollten, Andere den C. und die Offiziere beschuldigten, Summen unterschlagen zu haben, Andere wieder behaupteten, Guatimozin habe seinen Schatz verborgen. Um den entstehenden Unwillen zu besänftigen, unterwarf C. den unglücklichen Fürsten und dessen ersten Minister der Folter, die ihm jedoch das Geständniß, wo er seine Schätze verborgen, nicht erpressen konnte. Auf einen leichten Verdacht, daß er ein Komplot gesponnen habe, um seine alten Unterthanen vom Joche der Spanier zu befreien, ward Guatimozin, sowie die Kaziken von Tezcuco und Tacuba, bald darauf ohne jede rechtliche Form aufgehängt. Das mexikanische Reich ward, nachdem die Hauptstadt gefallen, leicht unterworfen. Kleine Schaaren von Spaniern durchzogen dasselbe und drangen in die entferntesten Gegenden bis zu dem entgegengesetzten Meere. Aber C. selbst fand seinen Ehrgeiz noch nicht gesättigt u. hielt sein Unternehmen für unvollständig, so lange er die Entdeckungen u. Eroberungen nicht bis Indien ausgedehnt habe, zu welchem Zwecke er über die Sudsee hinaus den Weg bis nach Indien verfolgen wollte.

Der Hof von Spanien hatte indeß C.' ganze Unternehmung für eine ungesetzliche Anmaßung erklärt und Christoval de Tapia abgesendet, um ihn abzusetzen, sich seiner Person zu bemächtigen, sein Eigenthum zu konfisciren, seine Handlungen zu untersuchen und über dieselben an den Rath von Indien zu berichten. Der Abgeordnete landete wenige Wochen nach der Eroberung von Mexiko in Vera Cruz u. machte sogleich C. seinen Auftrag bekannt, sah sich aber genöthigt, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, Mexiko wieder zu verlassen. C. seiner Seits sandte nun zwei seiner zuverlässigsten Gefährten, Alonso de Avila und Antonio de Quiones, nach Spanien, um den Kaiser Karl V. günstig für sich zu stimmen, wozu der beigefügte königliche Antheil an der Beute beitragen sollte. A. de Quiones starb jedoch und A. de Avila gerieth in Gefan-

genschaft eines französischen Korsaren, aus welcher erst Franz I. ihn befreite. Indessen bewog der Ruf von den Thaten des Eroberers den Kaiser, die Angelegenheit einer Kommission zu übergeben, welche die Klagen des Velasquez abwies, den C. als Oberfeldherrn und Statthalter von Neuspanien bestätigte, ihm aber befahl, jenem seine Auslagen zurückzuzahlen. C. suchte das eroberte Reich zu ordnen. Die Regierung ließ er für den Augenblick in alter Weise bestehen, bis er weitere Instruktionen von Spanien erhalten würde; doch schritt er sogleich zum Wiederaufbau der Hauptstadt. Bald fanden sich eine Menge Abenteurer und hungrige Beamte, die sich schnell bereichern und dann in die Heimath zurückkehren wollten, in Mexiko ein. Da dieselben sich in ihren Hoffnungen getäuscht fanden und von C. sich in ihren Bedrückungen gehindert sahen, schilderten sie in ihren Briefen den Letztern als einen ehrsüchtigen Tyrannen, welcher das Gesetz verachte u. nach Unabhängigkeit strebe. Diese Anklagen bewogen den Kaiser, zu derselben Zeit (um 1525), als C. eine Expedition zur Dämpfung eines Aufstandes bis zu dem westlichen Ende von Honduras vollendete, den Ponce de Leon zu beauftragen, sein Benehmen genau zu untersuchen, sich, wenn es nöthig sey, seiner Person zu bemächtigen und ihn nach Spanien zu senden. Doch Ponce de Leon starb kurze Zeit nach seiner Ankunft in Vera Cruz, und sein Auftrag blieb daher unausgeführt. Als 1528 eine neue Kommission ernannt wurde, welche über C. richten sollte, kehrte C. freiwillig nach Spanien zurück, ward vom Kaiser mit der größten Auszeichnung empfangen, mit dem Orden von St. Jago geschmückt und mit dem Titel eines Marquis del Valle de Guaraca und bedeutenden Ländereien in Neuspanien belohnt. Im J. 1530 schiffte sich C. wieder nach Mexiko ein, doch mit verminderten Rechten, indem bloß die höchste militärische Gewalt in seiner Hand verblieb; die höchste Leitung der Civilangelegenheiten wurde einer Behörde der Audiencia de nueva España übertragen, und später erfuhr C. noch die Kränkung, daß Antonio de Mendoza als Vicekönig nach Mexiko gesandt wurde. Mißvergnügt darüber, ging C. nun auf Entdeckungen aus u. fand nach unglaublichen Gefahren und Beschwerden 1536 die Halbinsel Kalifornien. Wenig zufrieden mit diesem Erfolge, wollte er noch einmal versuchen, was seine persönliche Erscheinung in Spanien vermöchte, und segelte 1540 dahin ab. Er ward jedoch mit Kälte aufgenommen, seine Beschwerden fanden keine Erledigung, seine Ansprüche wurden nicht gehört, u. mehre Jahre entschwanden, ohne daß er seinem Ziele näher gekommen wäre. Gebrochen an Geist und Körper zog er sich nun in die Einsamkeit eines Landgutes bei Sevilla zurück und † daselbst den 2. Dec. 1547. Seine Gebeine wurden in der Kirche des heil. Franciscus in Mexiko beigesetzt. Viel später ist ihm in einer Kapelle des Hospitals de las Naturales ein schönes Monument, welches der Bildhauer Tolsa verfertigte, gesetzt worden. C. hinterließ einen Sohn, Don Martino. Seine Titel und Besitzungen sind später an den neapolitanischen Herzog von Monteleone übergegangen. Vgl. Prescott, History of the conquest of Mexico, Lond. 1843, 3 Bde., deutsch, Leipz. 1844, 2 Bde.

Corticelli, Maler, s. Pordenone.

Cortland, Ort im nordamerikan. Staat Newyork, Grafschaft Westchester, mit 8000 Einw.

Corton, eine der feinsten Sorten Burgunderweine, von Beaume.

Cortona, Stadt im Großherzogthum Toskana, Compartimento Arezzo, am Abhange eines Berges über dem reichen und fruchtbaren Val di Chiana, zählt 4500 Einwohner, die sich meist mit Landbau beschäftigen, und ist vorzüglich durch ihre Alterthümer bemerkenswerth. Ihre mächtigen cyklopischen Mauern sind mit die besterhaltenen in ganz Italien; von den übrigen antiken Baudenkmälern sind die Ruinen eines Bacchustempels das bedeutendste. Die Stadt besitzt ansehnliche Kunstschätze. In dem Museum der 1726 hier gestifteten Accademia etrusca findet man eine Menge etruskischer Sarkophage, Vasen &c. Zwischen der Stadt und dem See von Perugia (Lacus Trasimenus) dehnen sich die Schluchten aus, in denen Hannibal 217 v. Chr. den Konsul Flaminius schlug, dessen vorgebliches Grabmal man in C. den Fremden zeigt. C. ist das alte Corytum, die bedeutendste der 12 etruskischen Städte u. im grauesten Alterthum erbaut. Später schloß die Stadt ein Bündniß mit den Römern, sank aber so tief herab, daß eine römische Kolonie dahin gesandt wurde, um sie zu bevölkern. Von den Barbaren verwüstet, erhob sich C. im 11. Jahrhundert abermals zu hohem Glanze. Ein Jahrhundert lang von der Familie Cosali beherrscht, wurde sie von dem letzten Abkömmlinge derselben, dem Könige Ladislaus von Neapel, u. von diesem 1411 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie seitdem geblieben ist.

Cortona, Pietro da, eigentlich Berettini, Maler und Baumeister, 1596 zu Cortona geboren, gab in seiner ersten Studienzeit keine sonderlichen Anzeigen von Talent, entfaltete aber dann dasselbe auf eine höchst eminente Weise. Er wußte große Räume geschickt mit einer außerordentlichen Figurenfülle zu bedecken, durch ein wohlgefälliges Kolorit das Auge zu blenden und durch rüstige Handfertigkeit auch den gewaltigsten Ansprüchen zu genügen. Als sein Meisterstück gilt gewöhnlich ein großes allegorisches Deckengemälde im Palast Barberini zu Rom. Aber bei all seiner Thätigkeit fehlten ihm die eigentlich schöpferische Phantasie, die lebensvolle Durchbildung und der Adel des Styls; seine Werke sind mehr oder weniger gedankenarm und trivial im Einzelnen. C. † 1669. Seine zahlreichen Nachfolger, die man mit dem Namen der Cortonisten bezeichnet, sind eifrig bemüht gewesen, diese oberflächliche Weise der Darstellung zu verbreiten.

Cortusa (Kortuse, Bärsanikel, Bärenohr), Pflanzengattung aus der Familie der Anagallideen, deren bekannteste Art: C. Matthioli *L.*, gemeines Bärenohr, auf den Alpen, mit herzförmigen Wurzelblättern und dunkelrothen Blüthen in Dolden, eine Zierpflanze in deutschen Gärten ist. Man schrieb dieser Pflanze sonst besondere Kräfte gegen Gliederschmerzen, Gelenkkrankheiten und Steinbeschwerden zu.

Coruña, La, Hauptstadt der gleichnamigen

Provinz (mit 511,500 Einwohnern) an der Nordwestküste des spanischen Königreichs Galicien, auf einer Halbinsel am Eingange der Bai von Betanzos, in die sich der Burgo od. Mero ergießt. Die obere Stadt liegt an einem Abhange, ist mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle vertheidigt, hat aber enge und schlecht gepflasterte Straßen, die untere Stadt (Pescadaria), auf einer schmalen Landzunge, hat dagegen breite und reinliche Straßen. Merkwürdig sind das Arsenal und ein alter, sehr hoher Thurm. C. hat 6 Pfarrkirchen, 4 Klöster, mehre Hospitäler und 25,000 Einwohner, die beträchtlichen Handel und einige Industrie treiben. C. ist Sitz des Generalkapitäns, der Provinzialintendantur und des hohen Gerichtshofs des Königreichs Galicien, eines Handelsgerichts, einer ökonomischen Gesellschaft und einer Handels- und Schifffahrtsschule. Der halbmondförmige, mit einem schönen Kai versehene Hafen ist sehr geräumig und sicher; die Einfahrt wird von den beiden Kastellen San-Martin u. Sta.-Cruz u. den beiden Forts San-Amaro und San-Antonio vertheidigt, welches letztere zugleich als Staatsgefängniß dient. Auf einem hohen Berge, eine Stunde vor der Stadt, steht ein Leuchtthurm (Torre de Hercules), dessen Flamme 15 Meilen weit sichtbar ist. C. soll das Adrobica der Alten seyn; im Mittelalter hieß die Stadt Caronium, dann La Corogna. Im Jahre 1598 ward sie von den Engländern unter Norris erobert und verbrannt, später befestigt. Die Seeschlachten vom 14. Juni 1747, wo die Engländer unter Anson und Warren eine reiche französische Flottille besiegten, u. am 22. Juli 1805, wo sie unter Calder die spanisch-französische Flotte unter Gravina und Villeneuve schlugen, werden gewöhnlich nach dem Kap Finisterre benannt. In dem Gefecht am 16. Januar 1809 zwischen dem französischen Marschall Soult und den Engländern unter General Moore verlor der Letztere das Leben. Am 21. Febr. 1820 wurde zu C. vom Volke und den Truppen die Konstitution proklamirt, doch eroberte General Bourck am 13. Juli 1823 die Höhen vor der Stadt, worauf diese am 13. August kapitulirte.

Corura, ostindische Insel, die größte der Pelewgruppe, mit dem Hauptort Elew, der Residenz des Königs.

Coruscatio (lat.), das Blitzen; Silberblick.

Corvaro, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, am Fuße der Apenninen, hat 1300 Einw.

Corvecastle, Stadt, s. Purbek.

Corvetto, Ludwig Emanuel, Graf von, italienischer Rechtsgelehrter, den 11. Juli 1756 zu Genua geboren, ward, als Genua's aristokratische Regierung 1797 sich auflöste, zum Mitglied der provisorischen Regierung der neuen ligurischen Republik und dann zum Präsidenten des Direktoriums ernannt. Nach der Schlacht von Marengo trug man ihm sogar die Würde eines Dogen an; er schlug sie jedoch aus und zog sich in das Privatleben zurück. Napoleon beauftragte ihn nebst Begunen und Beugnet mit der Abfassung des Code du commerce. Nach 1814 wollte C. in sein Vaterland zurückkehren, doch ernannte ihn der König zum Staatsrath und nach den hundert Tagen zum Präsidenten des Komité der Finanzen und der Kommission der Kriegsrequisitionen. Im Sept. 1815 folgte er dem Baron Louis als Finanzminister, nahm aber wegen seiner zerrütteten Gesundheit 1818 seine Entlassung und † 1821 zu Genua in dürftigen Umständen.

Corvinus, 1) Beiname des M. Valerius Maximus Messala, s. Messala. — 2) Johann Hunnyades C., s. Hunnyades. — 3) Matthias C., s. Matthias.

Corvin-Wiersbitzki, Otto Julius Bernhard von, deutscher Schriftsteller, Sprößling einer gräflichen Familie aus Ungarn, die ihren Ursprung von dem berühmten Corvinus Hunnyades herleitet, ward am 12. Okt. 1812 in Gumbinnen, wo sein Vater Postdirektor war, geboren. Nach dem Tode seines Vaters 1822 zog er mit seiner Mutter nach Halberstadt, wo ihr zweiter Mann, Dr. B. Thiersch, am Gymnasium angestellt war, kam 1824 in das Kadettenhaus nach Potsdam, rückte nach 3 Jahren in die höhere Kadettenanstalt zu Berlin ein, machte 1830 das Offiziersexamen und kam zum 36. Infanterieregiment nach Mainz, wo er mit Fr. von Sallet in vertrauten Umgang trat. Ende 1832 wurde sein Regiment nach Saarlouis versetzt. Er nahm jedoch 1835 seinen Abschied, ging nach Dortmund zu seinen Aeltern, blieb hier ein Jahr u. ging dann nach Frankfurt a. M., wo er 1839 das Bürgerrecht erwarb. Im J. 1840 siedelte er nach Leipzig über, wo er 1842 eine Schwimmanstalt errichtete u. außerdem literarisch beschäftigt war. Während der Februarrevolution 1848 zu Paris sich aufhaltend, lernte er dort Herwegh kennen, nahm in dessen Schaar an dem heckerschen Aufstande in Baden Theil und focht namentlich als Anführer den 27. April bei Dossenbach. Nach einem weitern kurzen Aufenthalte in Frankreich wagte er es, nach Berlin zurückzukehren, wo er mit Held an der Redaktion der „Lokomotive“ Theil nahm u. „Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion“ (Arnstadt 1849) beschrieb. Seine beabsichtigte Ausweisung verzögerte sich bis zum Mai 1849. Auf der Reise nach Paris traf er in Mannheim mit Trützschler zusammen u. nahm auf dessen Rath die Stelle eines Obersten der Bürgerwehr in Mannheim an. In dieser Eigenschaft stellte er das erste Aufgebot der Stadt und Umgegend auf; auch wird ihm bedeutender Antheil an der Beschießung Ludwigshafens Schuld gegeben. Darauf zog er mit nach Rastadt, wo er als Chef des badischen Generalstabs fungirte. Unter preußischer Bewachung wurde C. mit Major Lang in das badische Oberland geschickt, um sich selbst und die Garnison zu überzeugen, daß für Rastadt kein Erfolg zu hoffen sey. In die Festung zurückgekehrt, rieth er laut zur Uebergabe, die auch sogleich am 23. Juli erfolgte. Vor das Kriegsgericht gestellt, wurde C. zum Tode verurtheilt, aber in Berücksichtigung seiner Verwendung für Uebergabe der Festung zu 10jähriger Zuchthausstrafe begnadigt, die er in Bruchsal abbüßte. C. schrieb: „Die Schwimmkunst“ (Köln 1836, 3. Aufl., Leipzig 1842); „Hassan“, dramat. Mährchen (pseudonym unter dem Namen O. v. d. Weiden, Dortmund 1836); Die „Hunnyaden“, Trauerspiel (das.

1836); „Der Jäger, Zeitschrift für Jäger u. Naturfreunde" (1838—1842); „Der Marstall", hippologische Zeitschrift (1839—1842); „Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II., nebst Beschreibung des Landes im Jahre 1560" (Leipz. 1841); „Der niederländische Freiheitskrieg" (Bd. 1—2. das. 1846, fortgesetzt unter dem Titel: „De Tachtigjahrige Oorlog der Nederlanders tegen de spaansche overhersching etc." (Amsterdam 1847—1849, 6 Bde.); „Sporting-Almanach für 1844"; „Illustrirte Weltgeschichte" (mit Held, 1. Bd., Leipz. 1844); „Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde für 1845"; „Historische Denkmale des christlichen Fanatismus" (Leipzig 1845).

Corvisart, Insel, s. Dewittsland.

Corwin, Thomas, Finanzsekretär der Vereinigten Staaten Nordamerika's und ausgezeichneter Redner, 1789 in Kentucky von armen Aeltern geboren, blieb bis in seine Jünglingsjahre ohne allen Unterricht, bildete sich aber später selbst zu einem hervorragenden Gelehrten heran. Er ließ sich als Advokat zu Ohio nieder u. ward von seinen Mitbürgern in die Gesetzgebung des Staats, später in den Kongreß gewählt. In den Jahren 1841 und 1842 war er Gouverneur von Ohio und trat, von den Whigs gewählt, in den Senat, zu dessen einflußreichsten Mitgliedern er gehörte. C. zeigte sich stets als eifriger Whig und gehört jetzt, bei der Spaltung dieser Partei, zu deren Ultras (den Föderalisten früherer Zeit). Als Redner stellen ihn die Amerikaner über Sheridan, vor dem er ein unvergleichliches Talent der improvisirten Rede voraus hat. Dieser Eigenschaft hat C. vorzugsweise die große Popularität zu verdanken, in welcher er bei seiner Partei steht. Seinen Sitz im Senate nahm er während einer Reihe von Jahren fast ununterbrochen ein. Mit maßloser Heftigkeit bekämpfte der sonst gemäßigte Mann die Administration des Präsidenten Polk, den er nach der Kriegserklärung gegen Meriko geradezu einen Schlächter u. Mörder nannte. Nach dem Rücktritt des taylorschen Ministeriums im Juli 1850 berief dessen Nachfolger Fillmore C. zu dem Posten eines Finanzsekretärs. Neuerdings wurde C. der Theilnahme an einem großartigen, an dem öffentlichen Schatze verübten Betruge geziehen. Die unter dem Namen des „Dr. Gardiner claim" bekannt gewordene Schwindelei kostete den Vereinigten Staaten fast eine halbe Million Dollars, von welcher Summe C. 80,000 für seine frühere Sachwalterschaft und spätere Signatur erhalten haben soll. Man macht ihm sogar den Vorwurf, daß er das Finanzministerium nur angenommen habe, um den Erfolg dieses Diebstahls zu sichern.

Corycus, Stadt in Cilicien zwischen den Mündungen des Lamus und Calycadnus, mit gutem Seehafen, merkwürdig durch die 20 Stadien entfernte corycische Höhle, deren ausführliche Beschreibung Mela (I, 13) und Strabo (XIV, 670 f.) liefern. Jetzt liegt an der Stelle des alten C. ein Kastell.

Corydalis (Hohlwurz, Taubenkropf), Pflanzengattung aus der Familie der Fumariaceen, charakterisirt durch den zweiblätterigen Kelch, die rachenförmige, am Grunde höckerige oder gespornte Korolle, mit 4 fast verbundenen Kronblättern, zweihäutige Staubfäden, jeder mit drei Antheren, die zweiklappige Schote mit vielen glänzenden, schwarzen Samen, theils einjährige, theils ausdauernde Gewächse, fast in allen Theilen der Erde, mit knolligen Wurzeln, einige als Zierpflanzen, andere durch Arzneikräfte bekannt. C. bulbosa *Pers.*, Hohlwurz, Lerchensporn, mit knolliger, hohler Wurzel und kleinen purpurröthlichen Blüthen, ausdauernd, wächst in Gebüschen u. Laubwäldern durch ganz Europa. Die Wurzel (Radix Aristolochiae cavae, Aristolochiae rotundae vulgaris s. Radix Cavae, Hohlwurzel, Hohlosterluzeiwurzel, gemeine runde Hohlwurz, Herzwurz) war sonst gegen Menstruationsbeschwerden, Wechselfieber und Würmer officinell u. wurde äußerlich auch gegen bösartige Geschwüre, Knochenfraß und andere Uebel angewendet. Nach Wackenroder enthält sie ein Alkaloid: Corydalin. C. Halleri *Willd.*, C. solida *Sm.*, dichtwurzeliger Lerchensporn, mit knolliger Wurzel, Blüthenstielchen von der Länge der Kapseln, keilförmigen, fingerig getheilten Deckblättern, wächst in Hainen und Laubwäldern durch ganz Deutschland und Mitteleuropa. Die Wurzel (Radix Aristolochiae fabaceae s. Aristolochiae non cavae, dichte, bohnenartige oder kleine runde Hohlwurzel, Bäumchen, Hohlwurzel, große Erdrauchwurzel) wurde in gleicher Weise wie die Wurzel der vorigen Art benutzt. Noch jetzt wird sie, die sich durch eine schöne, schwefelgelbe Farbe auszeichnet, bisweilen in den Officinen verlangt. C. spectabilis *Pers.*, s. Dielytra.

Corydon, Hauptort der Grafschaft Harrison des nordamerikanischen Staats Indiana, am Indian, seit 1816 Sitz der Generalversammlung, mit Akademie und 3000 Einwohnern, ist erst seit 1809 angelegt. In der Nähe findet sich eine merkwürdige Bittersalzhöhle, deren Boden ganz mit Bittersalz bedeckt ist, so daß Stücke von 1 bis 10 Pfund herausgenommen werden.

Corylus, s. Haselstrauch.

Cos, eine zu den Sporaden gehörige Insel im myrtoischen Meere, an der Küste von Karien gelegen, früher Meropis, nach Diodor (V, 81) durch Aeolier von Lesbos zuerst bevölkert, später im dorischen Bunde. Sie war fruchtbar, berühmt wegen ihres vortrefflichen Weines, wegen der koischen Amphoren, Salben u. Gewänder, welche letztere sich durch ihre Leichtigkeit u. Durchsichtigkeit auszeichneten. Nach Strabo hatte sie 550 Stadien im Umfange. Sie war dem Aeskulap heilig. Die berühmteste Familie der Insel war die der Asklepiaden, welcher auch Hippocrates entsprossen war. Auch der Dichter Philetas und der Maler Apelles waren von C. Jetzt heißt die Insel Stancho. Die gleichnamige Hauptstadt der Insel, schon dem Homer bekannt, war in der Nähe der nordöstlichen Landspitze Scandarium gelegen, mit starken Mauern und einem guten Hafen versehen, nicht eben groß, aber vom Meere her einen prächtigen Anblick gewährend. Nach einem Erdbeben wurde sie durch Antoninus Pius mit großer Freigebigkeit wieder aufgebaut. In der Vorstadt befand sich das Asclepieum, in welchem unter andern reichen Weihgeschenken der

Antigonus und die Aphrodite Anadyomene des Apelles aufbewahrt wurden.

Cos., Abbreviatur für Konsul u. für Cosinus.

Cosa (ital.), bei den alten italienischen Algebraisten s. v. a. Größe oder Wurzel einer Gleichung, daher die Algebra bei ihnen Arte della cosa heißt.

Cosa (Cossa), Stadt in Etrurien, nach dem Fall von Falerii eine der etrurischen Zwölfstädte, sehr alt, von Rom aus kolonisirt, mit gutem Hafen (portus Herculis); jetzt nur noch Ruinen bei Orbitello.

Cosah, Fluß im indischen Staate Nepaul, entsteht aus dem Rusi und Gorku, bewässert die Ostseite von Nepaul, geht bei Dewangunge nach Bengalen über, wo er sich nach einem Laufe von 80 Meilen im Distrikt Puneah in den Ganges stürzt, und ist von Dholat bis Kurkut schiffbar. Nach Rennel ist er der Cossoanus des Arrian.

Cosala, Minenrevier im mexikanischen Bundesstaat Cinaloa, südöstlich von Culiacan, westlich unweit des Fußes der Sierra-Madre, mit beträchtlichem Bergbau auf Gold. Der gleichnamige Ort bildet einen Wegknoten der Straßen aus Sonora über Culiacan in die mexikanischen Bundesstaaten.

Coscinomantie (v. Gr.), Kunst des Siebpropheten, welche darin bestand, aus den Kreisbewegungen eines an einem Faden aufgehängten u. in drehende Bewegung gesetzten Siebes zu wahrsagen, u. deren man sich besonders bediente, um den Thäter von Diebstählen, so wie um den Grad der Zuneigung einer geliebten Person zu erfahren.

Cosel, Gräfin von, geborne von Brockdorf, berühmte Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, war 1680 auf Deppenau im Holsteinischen geboren. Als Ehrendame der mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählten Prinzessin Johanna von Holstein-Plön lernte sie der sächsische Kabinetsminister von Hoymb kennen und vermählte sich mit ihr, ließ sie aber, um sie den Verführungen des Hofes zu entziehen, auf seinen Gütern wohnen. Im trunkenen Muthe schilderte er einst ihre Reize mit so lebhaften Farben, daß sie der König nach Dresden kommen ließ, sich in sie verliebte und ihre Scheidung von dem Gemahl bewirkte, worauf sie den Namen de C. annahm; der Kaiser Joseph erhob sie bald darauf zum Range einer Reichsgräfin. König August baute ihr in Dresden einen eigenen, überaus schönen Palast, der heute noch der coselsche Palast heißt. Ueber 9 Jahre behauptete sie sich in der Gunst des Königs und wußte allmählig einen Einfluß zu gewinnen, der unumschränkt am Hofe herrschte und Alles niedertrat, was ihm zuwider war; so stürzte sie den Kanzler, Grafen Beichling, den bisherigen Liebling des Königs. August verschwendete die größten Summen für sie; die überaus reichen Geschenke abgerechnet, erhielt sie während der 9 Jahre ihrer Herrschaft ein Gnadengehalt von 1 Million Thalern. Ihre unbegrenzte Herrsch- und Eifersucht waren Ursachen ihres eigenen Falls; denn als sie 1716 während des Königs Anwesenheit in Warschau ihn in den Armen der Gräfin von Dönhoff zu überraschen gedachte, ward sie an der schlesischen Grenze durch ein Gardekommando zur Rückkehr nach Dresden genöthigt und von da verwiesen. Sie ging nach Pillnitz, Berlin und Halle, ward aber hier, vielleicht wegen rachsüchtiger Aeußerungen, die dem Könige hinterbracht worden waren, verhaftet und nach der Festung Stolpen gebracht. Lange Jahre schmachtete sie hier, und der König ließ alle ihre Briefe erst unbeantwortet, dann unerbrochen und warf sie endlich, so wie sie eingingen, ins Feuer. Als er 1727 nach Stolpen kam, redete ihn die Gräfin vom Fenster herab französisch an, doch sprengte er, ohne Antwort zu geben, davon. Nach dem Tode des Königs bot man ihr größere Freiheit und eine bessere Wohnung an; doch hatte ihr die Gewohnheit ihr Gefängniß so lieb gemacht, daß sie es nicht mehr verlassen wollte. Friedrich II. ließ ihr, so lange er im 7jährigen Kriege Sachsen in seiner Gewalt hatte, die ausgesetzte Pension zwar regelmäßig auszahlen, es geschah aber in den berüchtigten Ephraimiten, vom Juden Ephraim in Leipzig mit preußischer Genehmigung geprägten Münzen; aus Aerger benagelte die Gräfin damit die Wände ihres Zimmers. Sie † im März 1761. Sie war unbezweifelt eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, hochgebildet und besonders in der französischen Literatur sehr bewandert, was ihr während ihrer Gefangenschaft fast den einzigen Genuß gewährte; in viele ihrer Bücher schrieb sie treffende Bemerkungen, meist bezüglich auf die Vergänglichkeit irdischer Dinge. Daß sie gegen das Ende ihres Lebens zur mosaischen Religion übergetreten sey, ist unwahrscheinlich. Ihr Sohn, Friedrich August, Graf von C., den sie dem Könige geboren, war General der Infanterie und Kommandant der Garde du Corps, † 1770 zu Sabor in Schlesien; eine Tochter, Auguste Konstanze, heirathete den Oberkammerherrn von Friesen, die zweite, Friederike Alexandrine, den polnischen Großschatzmeister, Grafen Moschinski.

Coselgulden, sächsische, vom König August von Polen 1706 u. 1707 geprägte Gulden. Der Avers hat des Königs geharnischtes Brustbild mit der Umschrift: D. G. Frid. August. Rex Poloniarum; auf dem Revers sind die beiden Wappenschilde, das sächsische und polnische, so an einander gelehnt, daß sie eine längliche Oeffnung bilden, in deren Mitte ein Punkt ist. Unten steht die Werthzahl ⅔. Der Ursprung der obscönen Figur des Revers wird dem Umstande zugeschrieben, daß der König mit seiner Geliebten, der Gräfin Cosel, die Wette eingegangen sey, das, was sie verberge, auf Münzen offenbaren und zugleich seine Wappen abbilden zu lassen. Man hat auch halbe u. Drittelgulden von diesem Gepräge. Alle diese Stücke sind selten geworden.

Cosenza, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Calabria citeriore, am Cratt und Busento, ist Sitz eines Bischofs, eines Civiltribunals und Kriminalhofs, hat ein Kastell, eine in edlem Styl erbaute Kathedrale, ein Findelhaus, ein königliches Kollegium für Wissenschaften und Künste und Handel mit Seide, Manna, Wachs u. Flachs. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 11,000. Im Umkreis liegen 366 Casali oder Weiler mit 24,000 Einwohnern; dabei der Wald Sila

C. hieß bei den Alten Consentia und war die Hauptstadt von Bruttium; im 11. Jahrhundert ward das Erzbisthum gestiftet. Die Stadt wurde oft durch Erdbeben, besonders 1638 verwüstet. Im Jahre 410 starb hier der Westgothenkönig Alarich u. 1270 Isabella, Gemahlin Philipps III. von Frankreich. Auch ist C. der Todesort der Brüder Bandiera im Herbst 1844.

Cosimo, s. Medici.

Cosimo, Piero di, italienischer Maler, aus einer adeligen Familie entsprossen, ein Zeitgenosse des Dom. Ghirlandajo und Schüler von Cosimo Roselli, † 1520 im 80. Jahre. Er steht unter den Florentinern des 15. Jahrhunderts sehr eigenthümlich da, indem er mit glücklichem Erfolge seiner Karnation denjenigen weicheren Schmelz zu geben suchte, in dem später Leonardo mit seiner Schule und namentlich Correggio so bedeutend wurden. Er liebte an seinen Gemälden das Seltsame und Abenteuerliche u. war unerschöpflich in Erfindungen dieser Art. Im berliner Museum ist von seiner Hand gemalt die Göttin der Liebe, nackt vor einem Myrtengebüsch ruhend, ein üppiges, verlockendes Weib. Auch in bacchanalischen Darstellungen war er sehr glücklich.

Cosinus (lat.), in der Trigonometrie der Sinus des Komplements eines Bogens od. Winkels zu 90°, so daß demnach der C. von 20° gleich dem Sinus von 70° u. umgekehrt ist. Der Name ist aus Complementi sinus, das man abgekürzt Co. sinus schrieb, entstanden und zuerst von Edmund Gunter in seinem „Canon triangulorum" gebraucht worden.

Cosmar, Alexander, deutscher Schriftsteller, 1806 zu Berlin geboren, begründete die Buchhandlung „C. u. Krause" in Berlin, zog sich aber davon zurück, gab das Journal „Der berliner Modenspiegel" heraus und schrieb hauptsächlich für die Bühne; die beliebten Lustspiele: „Drei Frauen", „Die Ehrendame", „Die Liebe im Eckhaus", „Hummer u. Komp.", „Onkel u. Neffe", sind von ihm. Er † den 22. Januar 1842 zu Berlin. Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Odeum" (Berlin 1831—38, 9 Bde., neue Sammlung, das. 1839—41, 4 Bde.); „Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit" (das. 1831—33, 2 Bde.); „Berliner Theater-Almanach" (das. 1836—42, 7 Jahrgänge); „Dramatischer Salon" (das. 1839—42); „Staub, Bilder und Skizzen aus dem berliner Leben" (das. 1839); „Flittern" (Lpzg. 1840, 2 Bde.); „Ein Heirathsgesuch" (Berlin 1841) 2c.

Cosmas, 1) Märtyrer aus Arabien, trieb mit seinem Bruder Damianus die Heilkunde zu Aegäa im 13. Jahrhundert. Als sie mit ihren übrigen Brüdern Antimus, Leontius und Euprepius sich weigerten, den Götzen zu opfern, ließ sie der Statthalter Lysius 303 martern und enthaupten. Die Gebeine C.' u. Damians wurden 1649 von Bremen nach München übergeführt und in der dortigen Michaelskirche beigesetzt, wo sich seit 1606 die Köpfe der Heiligen befanden. Die Kirche verehrt ihr Andenken am 27. Sept.

2) C. Indopleustes, ägyptischer Mönch, Verfasser eines in griechischer Sprache geschriebenen geographischen Werks in 12 Büchern aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, welches, indem es ein mit der Bibel in Einklang stehendes System zu geben versucht, manches Abenteuerliche enthält, aber auch manche wichtige Nachrichten in Beziehung auf die alte Geographie, besonders über Ceylon, Indien und die Handelsverbindungen der Alten mit diesen Ländern gibt. Einen Abdruck desselben gab Montfaucon in der „Collectio Nova Patr. Gr." (Paris 1707, 2 Bde.) und Gallandi in der „Bibl. Patr." (11. Bd.).

3) C. von Prag, der älteste bekannte böhmische Geschichtschreiber, 1045 geboren, studirte zu Lüttich, ward zu Prag Priester, wurde auf einer Reise nach Striegau 1099 vom Erzbischof Seraphin zum Presbyter ordinirt, 1110 Kanonikus u. später Dekan der St. Veitskirche. Er begleitete mehre der prager Bischöfe auf ihren Reisen an verschiedene Höfe, war einige Zeit Geheimschreiber Heinrichs IV., den er gegen Papst Gregor VII. vertheidigte, und † am 21. Okt. 1125. Er war verheirathet und hinterließ einen Sohn Heinrich. Sein Geschichtswerk „Chronicon Bohemorum" reicht bis zu seinem Todesjahr und ist die reichhaltigste und zuverlässigste Quelle für die böhmische Geschichte; es wurde zuerst von Freher 1602, vollständiger 1607, dann von Mencken in den „Scriptores rerum germ." (Bd. I), am besten von Pelzel und Dobrowsky im 1. Bande der „Scriptores rerum bohem." (Prag 1783) herausgegeben. Fortsetzungen findet man in Dobners „Monumenta historiae Bohem." und in Pelzels und Dobrowsky's Werke.

Cosmetica (lat.), s. Kosmetische Mittel und Kosmetik.

Cosne, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Nièvre, am Nouain u. an der Loire, ist Sitz eines Obertribunals u. anderer Behörden, einer Ackerbaugesellschaft u. hat gegen 7000 Einwohner, die Manufakturen von Messern, Ankern, Schiffsnägeln und Handel mit Eisen, Hanf, Wolle, Vieh 2c. treiben.

Cosroes (Chosroes), s. Khosroes.

Coß (Regel Coß), bei den Deutschen lange Zeit die Algebra nach dem italienischen Cosa (s. d.), weshalb die dieser Rechnung Kundigen auch Cossisten genannt wurden.

Cossäer, räuberisches Bergvolk in dem nördlichen Susiana, Nachbarn der Meder, Perser und Assyrier, gefürchtet als gute Bogenschützen, denen die persischen Könige, um Ruhe vor ihnen zu haben, Tribut zahlten. Erst Alexander bezwang sie im Winter 325—324 v. Chr. Antigonus dagegen büßte bei einem erzwungenen Durchzuge durch ihr Land einen großen Theil seines Heeres ein. Von ihnen heißt ganz Susiana noch Khusistan.

Cossato, Flecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, am Kanal von Santhia, mit 3000 Einwohnern, die Weinbau treiben.

Cossische Zahlen, in der Sprache der alten Algebraiker s. v. a. Potenzen und Wurzeln; die Symbole solcher Größen heißen cossische Zeichen, und cossischer Algorithmus die Rechnung mit diesen Größen, sofern sie numerische Faktoren haben.

Cossonay, Hauptort des gleichnamigen Bezirks im schweizerischen Kanton Waadt, liegt auf einem hohen, sehr steilen Abhange, hat eine sehr alte Kirche und 1000 Einwohner. C. gehörte in

alter Zeit den Freiherren von C., an die noch das von ihnen gestiftete Spital und die wenigen sichtbaren Ueberreste ihres Stammsitzes erinnern. Später kam es unter Savoyen und schickte einen Abgeordneten zu der Ständeversammlung von Waadt. Im J. 1475 wurde es ein Raub der Flammen, 1536 kam es an Bern.

Costa, Paolo, nambafter ital. Schriftsteller, den 13. Juni 1771 zu Ravenna geboren, studirte im Kollegium seiner Vaterstadt und später unter Cesarotti in Padua, betrat nach und nach die Lehrstühle zu Treviso, Bologna und Korfu und † den 21. December 1836. Er war der bedeutendste Kämpfer gegen die Neuerungen der romantischen Schule und suchte das Studium der Alten neu zu beleben; seine erste Schrift, „Osservazioni critiche" (Bologna 1805), verschaffte ihm einen geehrten Namen, den er von Stufe zu Stufe hob. Sein Traktat „Dell' elocuzione" (Forli 1818) erlebte viele Auflagen. Nachdem er „La divina commedia di Dante Alighieri con tavole in rame" (3 Bde., Bologna 1819) herausgegeben, nahm er mit Franc. Orioli und Franc. Cardinali an der Revision des großen Wörterbuchs der Crusca (1819—1820) Theil. Als Dichter trat er auf durch die Uebersetzung der Oden des Anacreon, der homerischen Batrachomyomachie, des „Don Carlos" von Schiller, die Tragödie „La Properzia de' Aossi" (Bologna 1828) und die Komödie „La donna ingegnosa" (das. 1825). Seine Werke erschienen gesammelt (Bologna 1825 und Florenz 1829—1830, 2 Bde.).

Costanzi, Placido, italienischer Maler, Schüler von B. Luti, schmückte die Kirchen und Paläste Roms mit vielen Bildern. Sein bestes Werk ist in der Kirche St. Maria degli Angeli die „Auferweckung der heil. Tabea", die für den Altar der Heiligen in St. Peter auch in Mosaik gesetzt worden ist. C. wurde 1741 Mitglied der Akademie von St. Luca und † 1759, 71 Jahre alt.

Costarica (d. i. reiche Küste), mittelamerikanische Republik, früher ein Glied der Vereinigten Staaten von Centralamerika, auf der Landenge, zwischen der Guatemalabai östlich u. dem großen Ocean westlich, grenzt nördlich an den Staat Nicaragua und südlich an Neugranada, mit einem Flächenraum von 3000 □Meilen und 200,000 Einwohnern. Das Land bildet ein 4—6000 Fuß hohes, terrassenförmig gegen die Centralcordilleren aufsteigendes Plateau, das nach beiden Seiten Aeste aussendet. Am nördlichen Gehänge dieses Gebirgs liegt, unfern der Ruinen der einst berühmten Stadt Estrella, der Berg Tisingal, welcher durch seinen Goldreichthum bekannt ist u. diesem Lande den Namen C., d. h. reiche Küste, verschafft hat. An der Mündung des Rio Belen (Fluß Bethlehem) war die erste Niederlassung der Europäer auf dem festen Lande der neuen Welt, von Columbus 1502 gegründet. Unter dem Parallelkreis von ungefähr 9° 25' erhebt sich die eigentliche Gruppe von C., ein Hochland von zwar geringer horizontaler Ausbreitung, aber von ansehnlicher absoluter Höhe, denn hier bei Cartago und San José und ebenso bei Eredia, in der Serrania de Salamanca, gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß die strömenden Wasser Morgens mit Eis belegt sind. Dieses kleine Hochland von C. scheint aus zwei oder drei Terrassen zu bestehen, unter denen das Plateau von Cartago oder San José die höchste ist. Nach einem Profil, welches zwei französische Reisende mitgetheilt haben, liegen Cartago ungefähr 4620 F., San José 4320 F., Villa vieja 3960 F. über dem Meere. Auf einer tiefern Stufe steht Alazuela, 3390 F. hoch, nur $3^3/_4$ deutsche Meilen vom Hafenort Calderas, am Golf von Nicoya, entfernt. Dieses Tafelland ist von Vulkanen rings umgürtet, unter denen der Volcan Irasu oder von Cartago den südöstlichsten und der Volcan de los Votos den nordwestlichen Eckpfeiler bildet. Jenem legen die französischen Berichterstatter eine Höhe von 10,650 F., diesem von 9240 F. bei. Weder diese beiden Vulkane, noch die übrigen der Gruppe von C. stehen auf dem eigentlichen Kamme der Cordillere, welche das Plateau von San José von der östlichen Terrasse trennt, die von dem Rio Urus od. Macho und den Seen Ermoso und Surtidor bewässert wird, von denen der zweite der Quellsee des Rio Sarapiqui ist, desjenigen Flusses, auf welchem die schiffbare Verbindung zwischen den Distrikten von San José und Cartago und San Juan del Norte, am karaibischen Meere, Statt findet. In jenem Scheidegebirge scheint der Alteo de Ochomogo der höchste Gipfel und noch höher als der Volcan Irasu zu seyn; von ihm stürzt der Urus als ein wildes, wüthendes Bergwasser von Stufe zu Stufe. So verhältnißmäßig sanft und allmählig das Aufsteigen von der Westseite her ist, so plötzlich und jäh ist der Absturz dieses Hochlandes gegen Osten zur Küste des karaibischen Meeres; mauerartig setzt es in die Tiefe, in die völlig ebene Küstenterrasse hinab, welche hier eine Breite von mindestens 5 deutschen Meilen besitzt. Wie platt diese Ebene sey, erhellt daraus, daß fast alle die kleinen Flüsse, von denen sie bewässert ist, trotz ihrer Kürze, vom Meere bis an den Fuß des Gebirges befahren werden können. Nachdem die östliche Bergkette in der Nähe des Lago Ermoso mit der westlichen wieder zusammengetroffen ist, zieht die vereinigte Cordillere in nordwestlicher Richtung fort bis zur Quelle des, früher San Carlos, jetzt C. genannten Flusses, wo sie ihr Ende erreicht, ohne an den See von Nicaragua zu gelangen; denn die Vulkane, die das Südufer desselben umfassen, stehen ganz isolirt, u. es kann nur eine sehr geringe Schwelle seyn, die sie verbindet, wie es auch der Höhenzug ist, der die Wasserscheide zwischen dem See und dem stillen Ocean bildet. Die höchsten dieser Vulkane sind der Cerro Pelas, der Miraballes und der Orosi. Letzterer soll sich 9234 F. über den See erheben, wonach er ungefähr 9360 F. über dem Ocean steht. Nach allen Seiten hin entströmen dem Hochlande Flüsse, alle aber sind unbedeutend und kaum Stunden weit für Boote landeinwärts fahrbar. Der Boden zeigt sich überall überaus fruchtbar, namentlich an den Küsten; allein das Gestade am stillen Ocean ist zum Theil felsig und sandig u. durch die große Hitze nicht gesund, noch ungesunder aber die Küste am Antillenmeer, welche von weiten Savannen, Lagunen und Urwaldungen bedeckt wird. Beide Küsten liegen daher trotz der Fruchtbarkeit verödet und wüste, und die

Bodenkultur hat sich bloß auf und an den Bergen koncentrirt, wo die Luft reiner und die Hitze gemäßigter ist. Die Einwohner sind im Allgemeinen sparsam, friedlich, gastfrei, industriell und unternehmend. Der Handel geht nur durch englische Schiffe. Ausfuhrartikel ist vornehmlich der Kaffee, außerdem Häute, Hölzer, Sassaparille; zur Einfuhr kommen vornehmlich engl. Manufakturwaaren. Schulden hat der Staat nicht, eben so wenig ein stehendes Heer. Zum Milizdienst ist Jeder vom 15.—60. Jahre verpflichtet. Das Unterrichtswesen ist noch unvollkommen, wird aber zu heben gesucht. Die Staatseinnahmen wurden 1853 zu 450,000 Pesos angegeben. Das Wappen hat 3 Vulkane zwischen 2 Meeren mit einem Segelschiff auf jeder Seite, links eine aufgehende Sonne und oben 5 Sterne, mit der Umschrift: Republik Costarica — Centralamerika. Die Flagge besteht aus 5 horizontalen Streifen; der breiteste in der Mitte roth, die 2 nächsten weiß, die äußersten blau. Der Staat ist in ein östliches und westliches Departamiento, und jenes in die 5 Partidos: Cartago, San José, Paraiso, Terrara und Morasan, dieses in die 5 Partidos: Alajuela, Eredia, Escasu, Canjas und Santa-Cruz, getheilt. Die Hauptstadt San José, in einem herrlichen, von hohen Piks umgebenen Thale, an der Westseite der Andenkette, 16 Meilen vom stillen Ocean gelegen, schön und regelmäßig gebaut, ist der Sitz der Regierung und eines Bischofs, hat eine Kathedrale, eine Münze, Tabaks- und andere Fabriken und 20,000 Einwohner. Nächst ihr ist die wichtigste Stadt und ehemalige Hauptstadt Cartago mit 20,000 Einwohnern. Das Plateau beider Städte, ein Flächenraum von 40 □Meilen, ist von 6 Vulkanen umgürtet, welche zu den bedeutendsten Mittelamerika's gehören. Seit 1842 trennte sich C. von der Union und konstituirte sich durch ein Staatsgrundgesetz vom April 1848 als unabhängiger Staat. Es schloß in demselben Jahre einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit den drei deutschen Hansestädten und 1849 mit England einen Handelsvertrag und ein Freundschaftsbündniß. Gegen Ende 1848 hatte der Staat einen Aufstand der Indianer zu bekämpfen und Ende 1850 einen Krieg mit Honduras zu führen. Wegen der reichen Hülfsquellen des Landes und seiner vortheilhaften Lage in der Nähe des zur Verbindung beider Oceane projektirten Kanals hat man in neuester Zeit die Auswanderung dahin zu lenken gesucht. C. ist derjenige Staat Centralamerika's, der sich der meisten Ruhe erfreut. Vergl. Coup d'oeil rapide sur la république C., Paris 1849; Baily, Centro-America describing each of the states, Lond. 1850; von Bülow, C., der Freistaat in Mittelamerika u. seine Wichtigkeit für den Welthandel, den Ackerbau und die Kolonisation, Berlin 1850; Reichardt, Centro-Amerika, nach den gegenwärtigen Zuständen des Landes und Volks, Braunschweig 1851.

Costello, Louise Stuart, englische Schriftstellerin, um 1815 geboren, zeichnete sich besonders als Touristin durch ihre graphische Schilderung französischen Lebens u. französischer Sitten aus. Ihre Schriften: „A summer amongst the bocages and the vines" (2 Bde., London 1840), „Pilgrimage to Auvergne" (das. 1842) und „Bearn and the Pyrenees" (das. 1844) gehören zu dem Besten, was die neuere Reiseliteratur in diesem Genre aufzuweisen hat. Weniger gelungen ist ihre „Tour to and from Venice" (Lond. 1846), obgleich es auch hier nicht an gelungenen Details fehlt. Ihr Talent für pittoreske Naturdarstellung bewährte sie namentlich auch in den „Falls, lakes and mountains of North Wales" (Lond. 1845). Im Felde des historischen Romans trat sie zuerst mit „The queen's prisoners" (2 Bde., Lond. 1841, deutsch von Lindau, 3 Thle., Leipzig 1842) auf, welchem „Gabrielle" (3 Bde., London 1843), „Jacques Coeur" (3 Bde., das. 1847), „Clara Fane" (3 Bde., das. 1848) und andere folgten. Gelungene Nachahmungen orientalischer Dichtungen enthält „The rose garden of Persia" (Lond. 1845). Mehr geschichtlichen Inhalts, obwohl nicht ganz ohne romantische Zuthaten, sind die „Memoirs of eminent English women" (4 Bde., Lond. 1844). Ihr Bruder, Dudley C., schrieb u. A. eine „Tour through the valley of the Meuse" (London 1845).

Costenoble, Karl Ludwig, deutscher Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, 1769 zu Herford in Westphalen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Früh verwaist, ward er der Erziehung seines Oheims, eines Bäckermeisters in Magdeburg, übergeben und mußte dessen Handwerk erlernen. Seine unüberwindliche Neigung zum Theater trieb ihn jedoch zur Flucht; er debütirte zu Wismar unter dem Namen Müller mit Erfolg und bereiste mit der Gesellschaft verschiedene Städte, bis die Unternehmung scheiterte und C. sich in Mangel und Elend versetzt sah. Eine Zeit lang ernährte er sich kümmerlich durch Silhouettiren, eilte aber dann als reuiger Sohn in die Arme seiner Mutter. Nun widmete er sich dem Studium der Musik, trat aber bald wieder zum Theater über, ließ sich in Baireuth, dann in Nürnberg, 1796 in Magdeburg u. 1798 in Altona engagiren, bis er 1800 in Hamburg eine feste Stellung fand. Im Jahre 1818 folgte er einem Rufe nach Wien, wo er als k. k. Hofschauspieler und später als Regisseur angestellt wurde. Er † am 28. Aug. 1837 zu Prag auf der Rückreise von Hamburg nach Wien. C. war ein tüchtiger, gewandter Schauspieler, feiner Komiker und Charakterdarsteller, vorzüglich nach Schröder und Iffland gebildet, und ein achtungswerther Mensch. Beiträge für die Bühne lieferte er in seinem „Almanach dramatischer Spiele" (Hamb. 1810, 1811 u. 1816) und in seinen „Lustspielen" (Wien 1830).

Coster, Laurens Janszoon, angeblich der erste Erfinder der Buchdruckerkunst, der um 1440 zu Haarlem gelebt haben soll. Adr. Junius, der in seinem Geschichtswerk „Batavia" (Leyden 1588) C. zuerst nennt, erzählt, derselbe habe, anfangs nur zum Vergnügen u. zum Unterrichte für seine Enkel, Buchstaben verkehrt aus Buchenrinde geschnitten und zeilenweise auf Papier abgedruckt, dann aber, nach Erfindung einer zähen Dinte, ganze Tafeln mit Figuren u. Schrift geschnitten und namentlich den holländischen „Heilespiegel" mittelst derselben gedruckt. Von den hölzernen Formen sey er zu bleiernen und zinnernen Buch-

stabenformen übergegangen, habe ein förmliches Geschäft begründet und seine Gehülfen zur Geheimhaltung eidlich verpflichtet. Einer derselben, ein gewisser Johannes, habe jedoch nicht nur die Werkstatt in der Christnacht bestohlen, sondern im folgenden Jahre (1441) mit den entwendeten Lettern und Werkzeugen zu Mainz ein eigenes Geschäft gegründet und sich so den Ruhm der Erfindung angemaßt. Ueber das Unhaltbare dieser Erzählung s. Buchdruckerkunst.

Costi (ital.), im Handelsstyl s. v. a. dort, an dem Orte, wo sich Der befindet, an den man schreibt; daher costige Briefe und Waaren, Wechsel und Waaren von dem Orte, nach dem geschrieben wird.

Costobarus, ein Idumäer aus einer der angesehensten Familien, hatte Herodes dem Großen wichtige Dienste geleistet und erhielt von ihm seine Schwester Salome zur Gemahlin und die Verwaltung von Idumäa. Aus Herrschsucht stiftete er Unruhen unter den Idumäern an und suchte auch Cleopatra von Aegypten für sich zu gewinnen; Herodes entdeckte zwar sein Vorhaben, begnadigte ihn jedoch. Da sich aber später Salome von ihm schied und ihn der Verrätherei anklagte, ließ ihn Herodes hinrichten (26 v. Chr.).

Costume (ital. u. franz.), s. Kostüm.

Costus (Kostwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, mit gegen 30 Arten, alle in den Tropenländern von Asien, Afrika u. Amerika, krautartig mit fleischknolliger Wurzel, Zierpflanzen in europäischen Gewächshäusern, einige in der Heimath als Arzneipflanzen geschätzt. Am bekanntesten ist: C. speciosus *Sm.*, C. arabicus *L.*, Amomum hirsutum *Lam.*, prächtige Kostwurz, in Ostindien, 5—6 Fuß hoch, mit sehr schönen, röthlichweißen, großen, oft wie mit einem rostfarbigen Reif bestreuten Blüthen. Gewöhnlich leitet man von dieser Pflanze die bei den Alten gebräuchliche Radix Costi oder den C. arabicus od. C. amarus, Kostwurz, Kostenwurzel, bitterer oder arabischer C. ab. Den griechischen, römischen und arabischen Aerzten waren unter diesem Namen drei verschiedene Wurzeln bekannt, nämlich ein arabischer, C. arabicus, syrischer, C. syriacus, und indischer, C. indicus; allein die Nachrichten darüber sind höchst unzureichend und lassen keine Bestimmung zu. Im Handel findet man jetzt als C. dulcis oder C. corticosus die Rinde von Canella alba *Murr.* und als C. acris die Rinde der Drimys Winteri *Forst.* Zuweilen sind auch noch folgende Namen für verschiedene Wurzeln und Rinden gleichbedeutend mit C. gebraucht worden: Cortex Costi s. Cortex arabici s. Cortex officinalis, Cortex Canellae albae spurius, Cortex Comagenii. Die Costusarten werden im Warmhause möglichst nahe unter Glas gehalten, verlangen im Sommer viel Luft und Wasser, im Winter aber u. nach dem Umpflanzen (im März), ehe sie treiben, nur wenig Befeuchtung. Fette, lockere, mit ⅓ Flußsand vermischte Mistbeeterde ist ihnen am zuträglichsten.

Cosway, Maria, geb. Hadfield, engl. Malerin, wurde zu Livorno von reichen englischen Aeltern geboren, heirathete den Miniaturmaler Richard C., widmete sich von dieser Zeit an ganz der bildenden Kunst u. bildete bald den Mittelpunkt aller Kunstfreunde der großen Welt. Nachdem sie mehre Jahre sehr glücklich in London gelebt hatte, zog sie nach Paris, um im Louvre eine Reihe Kopien zu fertigen, von denen 5 Hefte in Kupferstich erschienen sind. Der Verlust eines Kindes versetzte sie jedoch in solche Schwermuth, daß sie 1804 als Kanonissin ein Kloster in Lyon bezog. Zu den besten Werken der C. zählt man: die Verwandlung der Ladona in einen Fluß; die Geburt der Themse; die Sündfluth; das Porträt der Mistr. Fitzherbert; den Schutzengel, der ein schlafendes Kind beschirmt; Laura am Ufer eines Baches; den Wintertag in 12 Blättern 2c. Gestochen haben nach ihr: Mirian, Cardon, Delatre, Bartolozzi, Jones, Green, Walker und Durand. Sie selbst gravirte sehr zierlich.

Cota, Rodriguez, mit dem Beinamen El Tio, spanischer Dichter des 15. Jahrhunderts, zu Toledo geboren. C. ist Verfasser zweier berühmter Werke: „Las coplas de Mingo Rebulgo" (Antwerpen 1531, Madrid 1632) und „Tragicomedia de Calisto y Melibea (Celestina)", eines dramatischen Romans in 21 Akten, von denen aber nur der erste C. angehört, während die übrigen Fernando de Roxas zum Verfasser haben. Letzteres Werk war ursprünglich in Prosa geschrieben (Sevilla 1539 u. ö.); Juan de Sedeno brachte es in Verse (Salamanca 1540 u. ö.); italienisch erschien es von Alfonso Ordoguez (Venedig 1519, 1535), französisch Paris 1527, 1542, Lyon 1529, von Jacques de Lavardie, Paris 1578, engl. unter dem Titel: „The Spanish rogue"; deutsch unter dem Titel: „Hurenspiegel" (1520), von Bülow (1844), lateinisch von Kaspar Barth unter dem Titel: „Pornoboscodidascalus" (Frankfurt a. d. O. 1624).

Côte, La, das zum schweizerischen Kanton Waadt gehörige, 4½ Stunden lange Gestade des Genfersees, von der Mündung des Prementhouse bis zur Aubonne, mit dem Städtchen Rolle. Das Gelände, amphitheatralisch erhöht, besteht meist aus Rebgebirge, dessen höchster Punkt oberhalb Viney 2730 Fuß hoch liegt; doch finden sich auch herrliche Wiesen u. Getreidefelder. Der feurige Wein von La C. gehört zu den geschätztesten der Schweiz.

Cote d'or, französisches Departement, grenzt nördlich an das Departement Aube und Ober-Marne, östlich an Ober-Saone und Jura, südlich an Saone-Loire, westlich an Nièvre u. Yonne und ist aus den ehemaligen burgundischen Landschaften Auxois, Auxonais, Beaunais, Chjonnais, Lonois, la Montagne und Nullon gebildet. Es zählte 1851 auf 156⅒ □Meilen oder 876,116 Hektaren nur 400,297 Einwohner, also 2550 auf 1 □Meile. Das Land ist eine Hochebene u. wird durch das Gebirge des Cote d'or durchschnitten. In diesem Gebirge entspringt die Saone und Seine; der erstern strömen zu der Armançon, Servin, die Brenne, der Ouree, letzterer: die Tille, Ouche, Migeurne. Das Klima ist gemäßigt, doch nimmt die Kälte seit 50 Jahren merklich zu. Der Boden bringt Hülsenfrüchte, Runkelrüben, Hanf, Flachs, Oelgewächse, Senf, viel Wein hervor; der Ertrag des letztern beläuft

sich jährlich auf mehr als 500,000 Hektoliter. Ueberhaupt ist das Departement eines der fruchtbarsten Frankreichs. 243,000 Hektaren des Flächeninhalts sind mit Wäldern bedeckt, in denen Wölfe, Füchse und anderes Wild hausen. An der Saone gibt es gute Weiden, die zur Viehmast und Schafzucht benutzt werden. Zahlreiche und ergiebige Eisenminen beschäftigen viele Hochöfen u. Hammerwerke 2c. Bekannt ist der dortige rothe Granit (Granit de Bourgogne) und Töpferthon. Man kennt 18 kalte, 3 warme Mineral- und einige Salzquellen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Weberei, Papier-, Weinessig- u. Lederfabrikation, sowie mit Handel mit Wein, Getreide, Holz, Eisen, Rindvieh, Wolle, Tuch, Leinwand, Leder, Senf, Käse 2c. Der Verkehr wird durch die Saone, den Kanal von Cote d'or (oder Bourgogne), 8 große und 17 kleinere Straßen begünstigt. Das Departement ist in die 4 Arrondissements: Beaume, Chatillon sur Seine, Dijon und Semur getheilt.

Cotelettes (franz., d. i. kleine Rippen), Kalbs-, Hammel- oder Schweinbruststücke, die so zerschnitten sind, daß an jedem Stücke die Spitze einer durchhackten Rippe ein Fingerglied lang aus dem Fleische hervorragt; der übrige Theil wird geklopft, mit Salz bestreut, in ein Gemisch von geriebener Semmel, Ingwer, auch wohl gehackter Petersilie, Eigelb und Butter getaucht, nochmals mit Semmel bestreut und auf dem Rost gebraten.

Coterie (franz.), geschlossene Gesellschaft, Kränzchen; daher Partei, die sich in solchen Gesellschaften zum Nachtheil einer andern Partei berathschlagt, und Partei überhaupt.

Cotes, Roger, englischer Mathematiker, 1682 zu Burbock in der Grafschaft Leicester geboren, zeigte schon als 12jähriger Knabe Neigung für die mathematischen Wissenschaften und erhielt bereits 1706 die Professur der Astronomie u. Experimentalphysik. Er † am 5. Juni 1716. Ein Theil seines Nachlasses wurde von Rob. Smith unter dem Titel: „Harmonia mensurarum" (Cambr. 1722) herausgegeben. In seinem kurzen Leben erwarb er sich viele Verdienste um die Mathematik; so fand er zuerst die Differentialausdrücke für die trigonometrischen Funktionen der Sinus, Cosinus, Tangenten 2c., die oft gebrauchten Differentialformeln für die Veränderungen zweier Seiten oder Winkel eines ebenen oder sphärischen Dreiecks, wenn 2 Stücke in demselben als unveränderlich angenommen werden 2c. Ein nach ihm benannter Lehrsatz (Cotes'scher Lehrsatz) macht seinen Namen unsterblich.

Côtes du Nord (Nordküsten), französisches Departement, grenzt nördlich an den Kanal la Manche, östlich an das Departement Ille-Vilaine, südlich an das Departement Morbihan, westlich an das Departement Finisterre und ist aus dem nördlichen Theile der Oberbretagne gebildet. Es umfaßt einen Flächenraum von 122½ □Meilen od. 688,562 Hektaren mit (1851) 632,613 Einwohnern. Die Oberfläche ist im Süden gebirgig durch die Bergkette von Arcée, die das Land von Westen nach Osten durchzieht, im Norden flach, die Küste zerrissen und buchtenreich. Die bedeutendsten Meerbusen sind der von St. Malo und St.-Brieuc, die Rance und der Oust. Unter den kurzen, aber schiffbaren Küstenflüssen sind Guer, Trieux und Gouet am bedeutendsten, im äußersten Osten die Rance mit einem Theile des bei Dinan mündenden 11½ Meilen langen Kanals der Ille und Rance. Im Süden genießt das Departement durch den Blavet und den Oust den Vortheil einer fast 8 Meilen langen Strecke des großen Kanals von Nantes nach Brest. In den Bergrevieren werden Flachs und Hanf gebaut, starke Viehzucht und Bergbau, namentlich auf Eisen, betrieben; in den Küstenebenen und Thälern gedeiht neben den gewöhnlichen Getreidearten der Mais und viel Obst, namentlich Aepfel und Birnen, die meist zu Cider und Poiré verbraucht werden. Die See bietet Muscheln und Fische, vorzüglich Stockfische, in großer Menge dar. Die Industrie ist unbedeutend und erzeugt hauptsächlich Leinwand, baumwollene und wollene Stoffe, Hüte, Leder, Pergament, Papier, Salz, mit welchen Gegenständen ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben wird. Das Departement hat zur Hauptstadt St.-Brieuc, bildet die Diöcese eines Bischofs, gehört zum Obergerichtshof von Rennes und zerfällt in die 5 Arrondissements St.-Brieuc, Dinan, Guingamp, Lannion u. Loudeac, mit 48 Kantonen u. 375 Gemeinden.

Cotiacum (Cotyacon), Stadt in Phrygien am Thymbris, im Mittelalter als Hauptstadt des byzantinischen Phrygiens oft erwähnt, jetzt Kiutahia am Pursek.

Cotillon, ein Gesellschaftstanz, der ursprünglich aus Frankreich stammt, jetzt aber namentlich in Deutschland beliebt geworden ist. Er beginnt mit einer großen Ronde, welcher zunächst eine große Quadrillentour (Chaine en quatre, Croité) zu folgen pflegt; andere beliebige Touren schließen sich an; zu Ende einer jeden wird von sämmtlichen Paaren einmal herumgewalzt. Der C. war ursprünglich ein viel einfacherer Tanz, eine Art des Brante, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts alle Bälle eröffnete und vielfach von Gesängen begleitet wurde. Die Art des Brante, welche den Namen C. (Unterrock, dann Maitresse) führte, erhielt denselben wahrscheinlich von dem dazu gesungenen französischen Volksliedchen: „Ma commère, quand je danse, mon cotillon va-t-il-bien?"

Cotin, Charles, französischer Dichter, Rath und Almosenier des Königs, 1604 zu Paris geboren, besaß gediegene Kenntnisse in der Theologie u. Philosophie, besonders in den alten Sprachen; † 1682. Sein Name verdankt die Unsterblichkeit den Spöttereien Boileau's und Moliere's. Letzterer brachte ihn in den „Femmes savantes" als Trissotin auf die Bühne. Von ihm erschienen: „Poésies chrétiennes" (Paris 1657), „Oeuvres melées" (1659) u. „Oeuvres galantes" (1663—65, 2 Bde.).

Coton (franz.), Baumwolle; baumwollenes, auch aus Baumwolle und Leinen gemischtes meist gestreiftes Zeuch.

Cotoneaster (Quittenmispel), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen, dornlose Sträucher im wärmern Europa und in Indien, mit einfachen, ungezähnten, unten wolligen Blättern und kleinern Blüthen in seitlichen After-

dolden, werden als Ziersträucher benutzt. Die bekannteste Art: C. vulgaris *Lindl.*, Crataegus C. *Borkh.*, Mespilus C.*L.*, **gemeine Quittenmispel**, Zwergquitte, kleine rothe Mispel, Steinmispel, ist ein Strauch von 3—6 Fuß Höhe auf sonnigen Bergabhängen und Hügeln durch Europa und das nördliche Asien, mit röthlichweißen, winkelständigen Blüthen u. dunkelrothen Früchten, welche herb schmecken u. bloß eine Nahrung der Vögel sind. Das zähe Holz wird zu Ladstöcken, Pfeifenröhren und Stielen in kleine eiserne Werkzeuge benutzt; aus den jungen Ruthen macht man sehr dauerhafte Besen. Diese Ziersträucher lieben einen nahrhaften, nicht zu nassen und nicht zu leichten Boden und einen beschützten Standort. Einige Arten mit immergrünen Blättern werden auch in Töpfen kultivirt und dann frostfrei durchwintert; im Freien verlangen sie Schutz gegen kalte Winde und strengen Frost. Sie können durch Stecklinge unter Glocken und im lauwarmen Mistbeete, wie auch durch Samen vermehrt werden. Die stark wachsenden Arten kann man durch Pfropfen auf den gemeinen Weißdorn vermehren.

Cotopaxi, Vulkan in den Anden von Quito, 17,710 F. über der Meeresfläche, wirft immerwährend Feuer, Lava u. Steine aus. Im Jahre 1738 trieb er die Feuersäule 2862 F. hoch über den Krater empor und tobte 1744 so, daß man das Getöse im Innern des Berges in einer Entfernung von 200 Stunden hören konnte. Am 4. April 1768 verursachte er durch einen Aschenauswurf eine so bedeutende Verfinsterung der Luft, daß die Einwohner von Hambato und Tacunga bis 3 Uhr Nachmittags Laternen mit sich führen mußten. Das fürchterliche Erdbeben von 1803 war ebenfalls mit einem Ausbruch des C. verbunden.

Cotrona, feste Stadt im Königreich Neapel, Provinz Calabria ulteriore I, am Fuße des Carvaro und an der Mündung des Esaro in den Meerbusen von Tarent, mit einem kleinen, aber guten Hafen für Handelsschiffe, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Kastell und hohe Mauern aus den Zeiten Karls V., eine Kathedrale, 6000 Einwohner, Oel-, Wein-, Honig- und Terpentinhandel u. in der Nähe bedeutende Steinsalzgruben. C. ist das altgriechische Croton, eine achäisch-dorische Kolonie, 739 oder 710 v. Chr. gegründet. Etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen südöstlich von der heutigen Stadt liegen die Trümmer eines Tempels der Juno Lucina auf dem Capo delle Colonne oder Capo di Nau, dem Promontorium Lacinium oder Naus der Alten.

Cotta, Giovanni, talentvoller Dichter in lateinischer Sprache, 1452 zu Legnano von armen Aeltern geboren, lehrte und lebte zu Lodi, Neapel und Venedig, ward 1509 nebst seinem Gönner, dem General Bart. d'Alviano, bei Ghiara von den Franzosen gefangen, später an den Papst Julius nach Viterbo geschickt, wo er 1510 †. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1760. Verona 1798, die beste von Morelli (Bassano 1802).

Cotta, bekannte deutsche Familie, die ihren Ursprung bis zu dem römischen Geschlecht dieses Namens zurückführt. Von der Mitte des 10. bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts bekleideten Herlimbald, Lanedulph und Herlimbald II. C. nach einander die Stelle eines kaiserlichen Grafen und Missus imperialis zu Mailand, Pavia und Seprio. Sie gehörten zu den mächtigsten Geschlechtern der Lombardei bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts, wo sie gegen Sforza ihre Güter verloren u. auswandern mußten. Bonaventura C. ließ sich in Sachsen nieder u. kaufte die Dörfer Cotta und Cottendorf bei Dresden, weshalb die spätern Glieder der Familie sich auch C. von Cottendorf nannten und theilweise noch nennen. Kaiser Siegmund bestätigte in einer Urkunde von 1420 die römische Abkunft der Familie. Eine Ursula C. unterstützte Luther zu Eisenach durch ihre Almosen. Ein Zweig des Geschlechts existirt noch in Sachsen, ein anderes Glied erheirathete 1640 die brunsche Buchhandlung in Tübingen, die seitdem die J. G. Cotta'sche Buchhandlung genannt wird. Merkwürdig sind: 1) Johann Friedrich, berühmter Theolog, den 1[illegible]. März 1701 zu Tübingen geboren, studirte in seiner Vaterstadt und dann zu Jena, wo er 1724 Repetent am theologischen Seminar wurde. Bald darauf Adjunkt der philosophischen Fakultät, hielt er Vorlesungen, machte dann eine größere Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und England und ward nach seiner Rückkehr 1734 ordentlicher Professor der Philosophie in Tübingen. Schon 1736 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Theologie an die neugestiftete Hochschule zu Göttingen, ward aber 1739 als außerordentlicher Professor der Theologie und ordentlicher Professor der Geschichte, Dichtkunst und Beredsamkeit nach Tübingen zurückberufen. Im J. 1741 ward er ordentlicher Professor der Theologie, Stadtpfarrer und Superintendent, 1755 Ephorus des theologischen Stifts, 1777 Kanzler der Universität und † als solcher den 31. Dec. 1779. Seine Hauptwerke sind die „Ausführliche Kirchenhistorie des neuen Testaments" (Tüb. 1768—73, 3 Thle., holländisch, Utrecht 1776) und die Ausgabe von Johann Gerhards „Loci theologici" (17 Bde., Tüb. 1762—77).

2) Johann Friedrich, Freiherr C. von Cottendorf, einer der verdienstvollsten und kenntnißreichsten Buchhändler Deutschlands, Enkel des Vorigen, war den 27. April 1764 zu Stuttgart geboren. Er widmete sich anfangs der Theologie, entschied sich dann für die Kriegswissenschaften und bezog die Universität Tübingen, um sich in der Mathematik zu vervollkommnen; darauf studirte er noch die Jurisprudenz, lebte eine Zeit lang in Paris, prakticirte in Tübingen als Hofgerichtsadvokat und übernahm endlich nach dem Wunsche seines Vaters die sehr herabgekommene cotta'sche Buchhandlung. Von da an arbeitete er mit rastlosem Eifer, um sich die für sein Fach nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Mit Mühe trieb er 500 Gulden auf, um seine erste glückliche Spekulation zu decken; durch Ordnung, Fleiß u. Ausdauer brachte er es jedoch bald dahin, daß das Geschäft einen immer großartigeren Aufschwung nahm. Schon 1793 entwarf er den Plan zur Herausgabe der „Allgemeinen Zeitung", die erst durch Posselts, dann unter Hubers und Steg-

manns Redaktion seit 1798 in Stuttgart, seit 1803 in Ulm und seit 1816 in Augsburg erschien. Durch sie trat C. mit Schiller in Verbindung, der 1795 mit ihm die „Horen" gründete, ein Unternehmen, welches wiederum zur Bekanntschaft mit Herder und Göthe führte. Im J. 1799 ward C. von den würtembergischen Ständen nach Paris geschickt, um einen Separatfrieden für Würtemberg zu unterhandeln, der aber später nicht ratificirt wurde. Im J. 1801 unternahm er für einen benachbarten Fürsten eine zweite Reise nach Paris, widmete aber daneben seiner Buchhandlung immer die größte Sorgfalt. Von größern periodischen Werken hatte er außer den schon genannten begonnen: 1795 die „Politischen Annalen" und die „Jahrbücher der Baukunde", 1798 den „Almanach für Damen" und andere Taschenbücher, 1799 die große Karte von Schwaben von Amman und Bohnenberger, und 1807 gründete er das „Morgenblatt", dem später das von Schorn begründete „Kunstblatt" u. das „Literaturblatt" beigegeben wurden. Im Jahre 1810 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart, erkaufte die Herrschaft Plettenberg und mehre andere Güter, wurde 1811 würtembergischer Landstand und vertrat als solcher mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler auf dem wiener Kongresse (1815). In demselben Jahre reklamirte er als Abgeordneter auf dem würtembergischen Landtage mit dem Grafen Waldeck die alten Rechte des Stammlandes, unterzeichnete 1819 als Virilstimmführer der Grafen von Bissingen das Staatsgrundgesetz, war seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vicepräsident der 2. Kammer. Für sein merkantilisches Geschäft war er auch in dieser Zeit ausgebreiteter Wirksamkeit unermüdlich thätig; von Zeitschriften entstanden das „Polytechnische Journal" von Dingler, die „Würtembergischen Jahrbücher" von Memminger, die „Hertha", das „Ausland", das „Inland" 2c. Die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands rechneten es sich zur Ehre, ihre Werke in C.'s Verlag erscheinen zu lassen; junge Talente unterstützte er freigebig durch Reisegeld und Vorschüsse. Im Jahr 1824 errichtete er zu Augsburg die ersten Dampfschnellpressen in Bayern, und bald darauf gründete er die literarisch-artistische Anstalt zu München. Im Jahre 1825 führte er die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee ein, die er 1826 auf dem ganzen Rhein mit den betreffenden Regierungen regulirte. Im Jahre 1828 schloß er für Bayern und Würtemberg den Anschluß an den preußischen Zollverband ab und wurde von allen drei Staaten durch Verleihung von Orden belohnt. Schon früher war sein Reichsadel von Bayern und Würtemberg anerkannt und er zum preußischen geheimen Hofrathe, bayerischen Kammerherrn und Geheimenrathe ernannt worden. C. † den 29. December 1832. Seine großartigen Unternehmungen gingen an seinen Sohn, seine Tochter Ida, mit dem würtembergischen Kammerherrn und Rittmeister Freiherrn von Reischach vermählt, und deren Stiefmutter Elisabeth, geborne von Gemmingen-Guttenberg, als cotta'sche Erben über.

3) Georg, Freiherr C. von Cottendorf, Sohn des Vorigen, geboren 1796, studirte auf mehren Universitäten die Rechte, ward 1821 königlich bayerischer Kammerherr, auch Stallmeister des Königs von Würtemberg, Legationssekretär und Legationsrath, war zu drei verschiedenen Malen Deputirter bei der würtembergischen Ständeversammlung für den Neckar- u. Schwarzwaldkreis und trat nach des Vaters Tode gegen seinen Wunsch an die Spitze der cotta'schen Buchhandlung, deren größere und allgemeinere Geschäfte er leitet, während er das Detail seinen thätigen und gewandten Geschäftsführern überläßt. Unter seiner Aegide sind mehre großartige Unternehmungen begonnen worden, wie der Ankauf der göschenschen Buchhandlung, der vogelschen Verlagsbuchhandlung in München, die Bibelanstalt in Stuttgart u. München, die „Bibliothek für Militärs", die „Deutsche Vierteljahrsschrift", das „Wochenblatt für Land- u. Hauswirthschaft", das „Astronomische Wörterbuch", die zeitgemäßen Ausgaben deutscher Klassiker, namentlich von Göthe u. Schiller. Die Verbindungen mit den geachtetsten Schriftstellern sind unterhalten u. neue angeknüpft worden. Die cotta'sche Buchhandlung besaß Ende 1851 folgende Etablissements: in Stuttgart die Verlagshandlung u. eine Druckerei mit Schrift- und Stereotypengießerei; in München die literarisch-artistische Anstalt mit einer Zweigverlagshandlung, Stein- und Farbendruckerei und Bibelanstalt; in Augsburg die Redaktion und Druckerei der „Allgemeinen Zeitung" und Verlagsexpedition; in Leipzig die göschensche Buchhandlung. In der Familie C. wurde in der neuesten Zeit ein Majorat gestiftet, bestehend aus der Herrschaft Plettenberg mit den Rittergütern Dotternhausen, Roßwangen, Oberhausen, Hausen am Thann, den Waldhöfen und dem Hofe Wenzlau mit Wenzelstein im Oberamt Rottweil und dem Rittergute Hipfelbeuren 2c.

4) Heinrich, ausgezeichneter Forstmann, ward den 23. Oktober 1763 zu Klein-Zillbach im Eisenachschen, wo sein Vater damals Unterförster war, geboren. Er bildete sich unter der Leitung seines Vaters zum Jäger und Forstmann, studirte in Jena Cameralia und Mathematik, machte mehre Reisen, ward 1795 Unterförster in Zillbach und rückte von Stufe zu Stufe bis zum Forstmeister und Mitgliede des neuerrichteten Forstkollegiums zu Eisenach empor, doch blieb er in Zillbach, um die Leitung der von ihm gegründeten Forstlehranstalt, für die ihm das großherzogliche Jagdschloß daselbst eingeräumt worden war, fortzuführen. Im Jahre 1811 folgte er als königlicher Forstrath einem Ruf nach Sachsen, wählte Tharand zu seinem Wohnorte und verlegte dahin auch seine Forstlehranstalt, die 1816 zu einer königlichen Forstakademie erhoben u. mit der 1829 eine landwirthschaftliche Lehranstalt verbunden wurde; C. selbst wurde zum Direktor u. ersten Lehrer, sowie zum Direktor der königl. Forstvermessung und Oberforstrath ernannt. In vielfacher Weise machte er sich um die Verbesserung des Forstwesens in Sachsen verdient, wie man ihm auch die Einführung der Baumfelderwirthschaft verdankt. Im J. 1836 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Bei Gelegenheit der Versammlung deutscher

Land- und Forstwirthe in Altenburg 1843 wurde von den daselbst anwesenden Forstwirthen beschlossen, für C., in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Ausbildung der Forstwissenschaft in Deutschland und den meisten übrigen angrenzenden Ländern, ein Cotta-Album zu gründen, das ihm am 4. Okt. 1844 überreicht wurde. Er † am 25. Okt. 1844. Die Staatsregierung ließ ihm 1851 im akademischen Forstgarten ein Monument errichten. Von seinen Schriften nennen wir: „Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen" (Berlin 1804); „Ueber Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen" (Weim. 1806); „Anweisung zum Waldbau" (Dresden 1815, 7. Aufl. 1849); „Entwurf einer Anweisung zur Waldberechnung" (das. 1818, 4. Aufl. 1849); „Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau" (das. 1819—1822, 4 Hefte); „Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung" (das. 1820); „Hülfstafeln für Forstwirthe und Forsttaxatoren" (das. 1821, 2. Aufl. 1841); „Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Werths ausgearbeiteter Hölzer" (2. Aufl., das. 1825, 3. Aufl. 1838); „Grundriß der Forstwissenschaft" (das. 1832, 4. Aufl. 1849); „Tafeln zur Bestimmung des Inhalts der runden Hölzer, der Klafterhölzer u. des Reisigs" (das. 1841, 6. Aufl. 1851).

5) Bernhard, einer der ausgezeichnetsten deutschen Geognosten, Sohn des Vorigen, den 24. Okt. 1808 auf der kleinen Zillbach geboren, studirte 1827—1831 auf der Bergakademie zu Freiberg, ging dann nach Heidelberg, um Jurisprudenz zu studiren, u. kehrte, nachdem er die philosophische Doktorwürde erworben, zu seinem Vater nach Tharand zurück, wo er 1841 als Sekretär der Forstakademie angestellt wurde. Im folgenden Jahre wurde er an Naumanns Stelle zum Professor an der Bergakademie zu Freiberg berufen. Schon seine Erstlingsschrift „Die Dendrolithen" (Dresden 1832) erwarb C. die Achtung der Naturforscher. Von 1832—1842 betheiligte sich C. neben Naumann an der Bearbeitung der „Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen" in 12 Sektionen. Zu 5 Sektionen gaben Beide je einen Band ausführliche Erläuterungen heraus. Um diese Zeit veröffentlichte C. ferner „Geognostische Wanderungen" (Dresden und Leipzig 1836—1838, 2 Bde.), die viel verbreitete „Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie" (das. 1839, 3. Aufl. 1849), sowie mehre kleinere Schriften und verschiedene Aufsätze, welche zum Theil in Leonhards „Jahrbuch für Mineralogie" aufgenommen wurden. Außerdem gab er das „Forst- u. landwirthschaftliche Jahrbuch der Akademie zu Tharand" (das. 1842—1847, 4 Bde.) heraus. Eine Bekanntschaft mit Noël führte ihn auf das Studium der Phrenologie, das ihn zu einer Uebersetzung von Chenevix' „Geschichte und Wesen der Phrenologie" (das. 1838) u. den späteren selbstständigen „Gedanken über Phrenologie" (das. 1845) veranlaßte. Nach Beendigung der geognostischen Karte Sachsens übernahm er die Bearbeitung einer solchen von Thüringen (1843—48, 4 Sektionen), die sich als Fortsetzung an die erstere anschloß. Die Früchte zweier Reisen nach den Alpen und Oberitalien 1843 und 1849 enthalten die „Geologischen Briefe aus den Alpen" (Leipzig 1850). Die von ihm begonnenen „Gangstudien" (Freib. 1847 fg.) bieten fremde und eigene Beobachtungen über die Erzgänge. In der Geologie folgt C., wie namentlich aus der kleinen Schrift „Ueber den innern Bau der Gebirge" (Freib. 1851) hervorgeht, im Allgemeinen der plutonischen Richtung. Er lehrt eine allmählige naturgesetzliche Entwickelung des Erdkörpers aus einem ursprünglich heiß flüssigen Zustande durch sekuläre Abkühlung unter Mitwirkung des Wassers, der Luft und des organischen Lebens. In seinen „Briefen über Humboldts Kosmos" (Leipz. 1848—1851, 3 Thle., Th. 1. 2. Aufl. 1850) dehnt sich diese Entwickelungslehre zugleich über das Reich des organischen Lebens aus. Nach ihr entwickelt sich das Höhere aus dem Niedern. Der Mensch ist die letzte und höchste Entwickelungsstufe, die wir kennen; sein Geist ist das endliche Produkt der Beobachtung, Erfahrung u. des Nachdenkens aller Generationen. C. nennt diese Auffassung der Natur die empirische.

Cottabus, ein Spiel der Griechen, eine Art Bechergymnastik, angeblich sicilischen Ursprungs, besonders nach Gastmählern zur Erholung gespielt. Man richtete eine Stange oder einen Stab auf, oder stellte auch einen hohen Leuchterstock hin; auf der Höhe desselben schwebte ein Wagbalken mit einer Wagschale oder auch zweien, unter denen eine kleine Figur stand. Die Aufgabe bestand nun darin, den Rest des Weines im Becher so in die Höhe zu spritzen, daß er auf die Wagschale fiel und diese sich senkend den Kopf der Figur traf. Eine andere Art des Spiels war weniger schwierig. Es wurde nämlich ein weites mit Wasser gefülltes Gefäß hingestellt, auf welchem eine Anzahl leerer Näpfchen schwammen. Auf diese spritzte man den Weinrest und suchte dadurch die Näpfchen zu füllen und zum Untersinken zu bringen. Mit dem Spiele war übrigens eine Art Liebesmantik verbunden.

Cottagesystem, in Fabrikorten, besonders in England, die Einrichtung, daß die Fabrikherren große Häuser bauen, in welchen sie ihre Arbeiter um hohen Miethzins sich einzumiethen entweder geradezu oder indirekt nöthigen. Vgl. Trucksystem.

Cottan, Juan Sanchez, spanischer Maler, um 1560 zu Orgaz oder Alcaza de Consuegra geboren, legte den Grund zu seiner Bildung als Maler in der Schule Blas del Prado's und trat 1604 in das Karthäuserkloster zu Granada, welches mehre seiner trefflichen Gemälde besitzt. Die Gesichtszüge seiner Madonnen sind ungemein schön, liebenswürdig und voll himmlischer Andacht. C. † um 1627.

Cottanahower, amerikanischer Indianerstamm, im Osten des Felsengebirgs zwischen den Blutindianern und Assiniboins wohnend und zu den Cribs gehörig.

Cotte, Robert de, berühmter französischer Architekt, 1675 zu Paris geboren, ward nach seines Lehrers J. H. Mansard Tode k. Baumeister und 1699 Direktor der Akademie. Zu seinen bekanntesten Werken gehören: Der Säulengang zu Trianon, schöne Bauten zu Versailles, Paris, Lyon, Straßburg &c.

Cottes (franz.), Einschnitte auf den Köpfen der Schanzpfähle, um darnach beim Abstecken der Verschanzungen gleich wie nach einem Visir eine Linie genau zu bezeichnen; auf Festungsgrundrissen die Nummern, welche zur Bezeichnung der nivellirten Höhen über dem Wasserspiegel dienen.

Cottiara, Hauptstadt der Ajer an der Westküste der indischen Halbinsel, wahrscheinlich identisch mit dem Cottonara des Plinius, Solinus u. Arrianus, woher der beste Pfeffer geholt wurde, jetzt Cochin.

Cottiaris, Fluß im Lande der Siner, der sich mit dem Senus vereinigt ins Meer ergießt, der jetzige Sihiang bei Kanton, wichtig, weil bis hierher die Kenntniß der Alten von diesen Gegenden reichte.

Cottin, Sophie, geborne Ristaud, bekannt unter dem Namen Madame C., beliebte französische Romanschriftstellerin, 1773 zu Tonneins im Departement Lot und Garonne geboren, genoß in ihrer Jugend eine treffliche Erziehung, heirathete, noch nicht 17 Jahre alt, einen reichen Bankier, der aber schon 3 Jahre darauf starb, nachdem er in der Revolution sein Vermögen verloren, lebte in stiller Zurückgezogenheit u. † den 25. August 1807. Sie schrieb anfangs nur zu ihrer Zerstreuung, verkaufte aber, um einem Freunde zu helfen, eines ihrer Manuskripte, „Claire de Albe" (Paris 1799, deutsch von Meißner, Leipz. 1800), das ohne ihren Namen gedruckt wurde. Es folgten nun „Malvina" (Paris 1800, deutsch, Leipz. 1802), „Amelie de Mansfield" (Paris 1803, deutsch, Leipz. 1803), „Mathilde" (Paris 1805, deutsch, Leipz. 1805), „Elisabeth ou les exilés de Sibérie" (Par. 1806 und öfter, deutsch, Leipz. 1808 und öfter). Ihre „Oeuvres complètes" (Par. 1806, 8 Bde., neue Ausgabe 1820, 12 Bde.) wurden sehr oft aufgelegt. Welt- und Menschenkenntniß gehen der Verfasserin dieser Romane ab, dagegen besitzt sie ein warmes Gemüth und glühende Phantasie. Der Ertrag ihrer Schriften war wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Cottische Alpen, s. Alpen; vgl. Cottius.

Cottius, Sohn des Königs Donnus, Herrscher über verschiedene ligurische Völkerschaften in den nach ihm benannten cottischen Alpen, wurde von Octavian, als derselbe die Alpenvölker dem römischen Reiche einverleibte, unter dem Namen eines Präfectus an der Spitze jener Völkerschaften belassen, machte sich durch Anlegung von Straßen über die Alpen verdient und errichtete dem Octavian den Triumphbogen bei Susa (8 v. Chr.), welcher sammt seiner Inschrift noch erhalten ist. Die von ihm ausgeübte Gewalt ging ohne Zweifel auch auf seinen Sohn gleichen Namens über, welchem der Kaiser Claudius die Grenzen seines Reichs erweiterte und selbst den königlichen Titel zugestand. Nach seinem Tode unter Nero wurde das Land zur römischen Provinz gemacht.

Cottmann, John Sell, englischer Zeichner und Stecher, rühmlich bekannt durch die Herausgabe der vorzüglichsten und merkwürdigsten britischen Denkmäler in Kupferstich- und Prachtwerken: „Specimens of the architectural antiquities of Norfolk" (Yarmouth 1812 — 1817, Fol.); „Engravings of the most remarcable sepulchral brasses in Norfolk" (das. 1813—1816, 84 Blätter); „Miscellaneous and etchings of architectural antiquities in Yorkshire etc." (1812, 28 Blätter in Fol.); „Antiquities of St. Mary's Chapel near Cambridge" (1819, Fol.); „Architectural Antiquities of Normandie" (Lond. 1800 ff., 4 Bde.). Sowohl die Zeichnungen als die geätzten Blätter sind sämmtlich von C.s Hand ausgeführt, mit seltener Meisterschaft in Hinsicht auf Wahl, Auffassung, Behandlung des Lichtes und Schattens.

Cotton (Coton, Cotonus), Pierre, französischer Jesuit, 1564 zu Neronde in Forez geboren, studirte zu Bourges und Turin die Rechte, trat in den Jesuitenorden und kehrte nach einem längern Aufenthalt in Italien nach Frankreich zurück, wo er an den Hof Heinrichs IV. kam, der ihn zu seinem beständigen Begleiter und Beichtvater machte. Als Heinrich IV. von Ravaillac ermordet worden war, vertheidigte C. seinen Orden gegen die Beschuldigung der Theilnahme an diesem Mord und brachte es durch sein Ansehn bei der verwittweten Königin dahin, daß die Jesuiten bleiben durften. Indeß verließ er 1617 den Hof, begab sich in das Noviziathaus seines Ordens, durchwanderte als Missionär Italien u. Frankreich, predigte wieder in Paris u. † daselbst den 19. März 1626. Sein Ansehn war so groß, daß man von Heinrich IV. zu sagen pflegte: „Notre prince est bon, mais il a du cotton dans ses oreilles". Schrieb u. A.: „Institutio catholica" (Mainz 1618).

Cotunni (Cotugni, Cotugno), Dominico, italienischer Arzt und Anatom, den 29. Jan. 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen geboren, sprach in seinem 12. Jahre lateinisch, übersetzte die griechischen Autoren, studirte zu Ruvo unter Guerna Physik und Anatomie, dann zu Malfetta u. kam in seinem 18. Jahre nach Neapel, wo er bald Assistent des Hospitals der Unheilbaren ward. Im Jahre 1756 in Palermo zum Doktor ernannt, kam er nach Neapel zurück, lehrte den Schülern des Hospitals Chirurgie und vergrößerte seinen Ruf durch sein 1761 erschienenes Werk über die Kanäle des innern Ohrs u. mehre wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft. Namentlich untersuchte er die nach ihm benannten cotunnischen Wasserleiter (Aqueductus Cotunnii), die Kanäle in dem Felsenstück des Schläfebeins, worin durch die cotunnischen Lymphgefäße die die innern Räume des Labyrinths des innern Ohrs erfüllende helle Feuchtigkeit (cotunnisches Wasser, cotunnische Feuchtigkeit) nach außen geleitet wird. Er war es auch, der durch Bekanntmachung einer zufälligen Beobachtung eines seiner Schüler die Bahn zum Galvanismus eröffnete. Im Jahre 1766 ward ihm der Lehrstuhl der Anatomie an der Universität übertragen, doch gab er seine Stellung als Professor und Arzt am Hospital nicht auf. Seit 1812 Rektor der Universität und kurz darauf Dekan der medicinischen Fakultät, † er den 6. Okt. 1822. Im Jahre 1824 ward ihm zu Ehr

ren eine Medaille geschlagen, mit der Aufschrift: Hippocrati neapolitano.

Cotyledon (Nabelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, fleischige Sträucher am Vorgebirge der guten Hoffnung, mit zerstreuten Blättern und purpurrothen oder hochgelben Blüthen in schlaffen Rispen, von denen viele als Zierpflanzen in deutschen Gärten vorkommen. Die bekannteste Art ist: C. orbiculata *L.*, kreisrundes oder gemeines Nabelkraut, mit gegenüberstehenden, flachen, spatelförmigen, mehligen Blättern, 2—3 Fuß hohem, ästigem Stengel, variirt in der Gestalt und Farbe der Blätter. C. coruscans *Haw.* ist eine sehr schöne, niedrige Zierpflanze, mit kreuzweise entgegengesetzten, länglichen, unten keilförmigen, rinnenförmigen, mehligweißen, stiellosen, 2—3 Zoll langen auf der Oberfläche im Sonnenschein glänzenden Blättern und einer rispenförmigen Dolde schöner, hängender, rother, fast 2 Zoll langer Blumen. C. jasminiflora *Salm-Dyk* hat grüne, rauten-spatelförmige, fleischige Blätter und aufrechte Blumen mit grüner Röhre und weißem u. purpurrothem Rande. C. papillaris *L.*, C. decussata, hat entgegengesetzte, stielrund-eiförmige, fleischig-glatte, zugespitzte, aufrechte Blätter und sehr schöne, 8 Linien lange fast rispenständige, glatte Blumen mit fast 5kantiger Röhre und länglichen, spitzen, zurückgeschlagenen Randlappen. Sämmtliche Arten pflanzt man in nahrhafte, sandige Dammerde, mit einer guten Unterlage zerstoßener Topfscherben, durchwintert sie in einem hellen, trockenen Glashause oder Zimmer neben Aloës und ähnlichen Saftpflanzen bei 6 bis 8° Wärme und vermehrt sie durch Stecklinge, sowie auch durch Einstecken der dickfleischigen Blätter. Im Winter begießt man sehr wenig und auch im Sommer stets mäßig; auch befeuchte man die Blätter und fleischigen Stengel nicht, weil sie dadurch leicht in Fäulniß gerathen. Im Juni kann man sie auf eine sonnige Stellage ins Freie bringen.

Cotyora, Kolonie von Sinope in dem Lande der Tibarener an der Küste des Pontus Polemoniacus, wo sich die Zehntausend nach Sinope einschifften, sank durch die Anlage von Pharnacia zu einem unbedeutenden Städtchen herab.

Cotys (Cotytto), eine weibliche Gottheit, deren Dienst ohne Zweifel aus Phrygien nach Griechenland gekommen war und mit lärmenden Festen und sinnlichen Genüssen jeder Art begangen wurde. Die Theilnehmer derselben hießen Baptä.

Cotys, Name mehrer thracischen Könige, s. Thracien.

Coucy, Stadt im französischen Departement Aisne, aus den zwei Gemeinden C.-le-Chatel und C.-la-Ville bestehend, mit 2000 Einwohnern. C. ist merkwürdig durch einen ungeheuer hohen u. starken Thurm, Ueberbleibsel der alten, einst so berühmten Burg der Herren von Coucy; war sonst Marquisat.

Coucy, Renaud, Kastellan von, nordfranzösischer Hofdichter aus dem Ende des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrhunderts, war wahrscheinlich ein Dienstmann Raouls I. von C., der 1191 in der Belagerung von Acre fiel. Er nährte lange eine hoffnungslose Liebe zu der schönen Gemahlin des Eudo von Fayel, deren Herz er endlich erweichte. Sein Glück wurde aber dem Gemahl der Geliebten verrathen, und er sah sich zur Flucht gezwungen, um sein Leben zu retten. Er folgte seinem König nach Palästina u. fiel in der Belagerung von Acre tödtlich verwundet; sterbend befahl er seinem Knappen, sein Herz und die Locke vom Haar der Geliebten, die sie ihm zum Andenken gegeben, der Dame von Fayel zu überbringen. Der treue Knappe erfüllte das Gebot, der Herr von Fayel bemächtigte sich aber des Knappen und seines Geheimnisses, ließ das Herz des Sängers braten, seiner Gemahlin vorsetzen u. sie davon essen; als er dann mit teuflischer Lust ihr verrieth, was sie gegessen, hungerte sie sich todt. Die treue Liebe der Beiden wurde bald sprüchwörtlich; schon ein altfranzösischer Roman d'aventure aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erzählt ausführlich ihre Geschichte; bekannt ist L. Uhlands schönes Gedicht „Sängerliebe“. C.'s Minnelieder wurden zuerst gesammelt herausgegeben und in Prosa übersetzt von G. A. Crapelet (Paris 1829); die beste Ausgabe besorgte Franc. Michel u. d. Titel: „Chansons du châtelain de C.“ (Par. 1830).

Coudray, Klemens Wenceslaus, Oberbaudirektor zu Weimar, den 23. November 1775 geboren, ein vortrefflicher Künstler, nach dessen Zeichnung der Hofkupferstecher Schwerdtgeburth 1825 das Pentazonium Vimariense stach. Seiner Leitung verdankt das kleine Athen manch schönes Denkmal der Baukunst. Er † den 4. Okt. 1845.

Couleur (franz.), Farbe, besonders die Farbe, der Trumpf im Kartenspiel, sowie der Zusatz zu blassen weißen Weinen, abgedampfter, vorher mit Hausenblase geklärter brauner Zucker, oder, um ihn dunkler zu machen, etwas rother Wein.

Coulisse (franz.), s. Kulisse; vgl. Theater.

Coulomb, Charles Augustin de, französischer Ingenieur, den 14. Juni 1736 zu Angoulême geboren, trat noch sehr jung in das Geniecorps, baute in Martinique das Fort Bourbon, mußte aber seiner Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren und beschäftigte sich nun fast ganz mit wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1777 erhielt er von der Akademie einen Preis für seine „Recherches sur la meilleure manière de fabriquer les aiguilles amantées“, 1781 den doppelten für seine „Theorie der einfachen Maschinen“ und in der Folge noch mehre andere, nebst der Aufnahme in die Akademie. Als er der Anlegung schiffbarer Kanäle in der Bretagne widersprach, ward er einige Zeit eingekerkert. Darauf forderte er seine Entlassung, die ihm jedoch verweigert wurde; ein zweites ihm abverlangtes Urtheil war dem ersten gleich, und die Stände der Provinz wußten seine Freimüthigkeit zu ehren. Beim Ausbruch der Revolution war er Oberstlieutenant, legte jedoch bald alle seine Stellen nieder u. zog sich in die Abgeschiedenheit zurück. Das Nationalinstitut machte ihn zu seinem Mitgliede, auch ward er kurz vor seinem Tode zum Generalaufseher des öffentlichen Unterrichts ernannt; er † den 23. Aug. 1806. Verdient machte

er sich durch seine Versuche über die Reibung, die ihn zu großen Entdeckungen über Magnetismus und Elektricität führten; er erfand die coulombschen Drehwagen zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte.

Coulommiers, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Seine-Marne, am rechten Ufer des großen Morin, Sitz eines Obertribunals, mit 4000 Einwohnern, die Handel mit Wolle, Getreide, Käse ꝛc. treiben. C. ist Geburtsort des bekannten Hubert Charpentier und des Malers Valentin.

Coumassie (Coomassie, Akoomassey, Kumassi), Hauptstadt des afrikanischen Reichs Ashantee, auf der Küste von Ober-Guinea, von Sumpf u. Bergen umgeben u. daher in ungesunder Lage, hat breite Straßen, einen großen Marktplatz, hinter diesem den Hain Sammonponé, der, weil in ihn, als den Aufenthalt der Geister, alle geopferten Menschen geworfen werden, der Sammelplatz von Raubthieren und Vögeln ist. C. hat nach Angabe der Eingebornen 100,000, nach Andern gegen 15,000 Einwohner.

Counsel (abgekürzt aus Counsellor, Rath), Benennung der englischen Advokaten, umfaßt in ihrem allgemeinen Sinne die Private attorneys (Privatanwälte), welche Kontrakte und andere gerichtliche Dokumente zu vollziehen haben, und die Attorneys-at-law, welche durch eine Akte Eduards I. von 1285 konstituirt u. deren Befugnisse zuletzt durch das Gesetz von 1843 geregelt wurden, sowie auch die Sollicitors (Sachwalter beim Kanzleigerichtshofe), im engern Sinne aber die Barristers u. die diesem Stande angehörigen höher Graduirten, die Sergeants-at-law. Letztere haben das ausschließliche Privilegium, vor den Gerichtshöfen zu plaidiren, wobei ihnen der Attorney das Material zu den Plaidoyers liefert, welches von dem Barrister geordnet und in oratorische Form gebracht wird. Von jeder Partei werden zwei, bei wichtigern Prozessen vier oder mehr C.s in Pflicht genommen, und um sich der Dienste der nambaftern Advokaten zu versichern oder sie dem Gegner zu entziehen, wird ihnen ein Retainer (Mandat) gegeben u. mit bedeutenden Summen honorirt, ohne daß sie oft Gelegenheit haben, sich in der Sache thätig zu erweisen. Der Titel Queens- (früher Kings-) C. ist eine Auszeichnung, welche den Sergeants-at-law oder auch manchmal andern Juristen verliehen wird und ihnen den Vorrang vor ihren Standesgenossen und das Recht, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen, gibt. Aus den C.s gehen die Generalanwälte und Generalfiskale, die Richter, ja selbst die Lordkanzler hervor. So hatte Brougham bis zu seiner Erhebung zum Kanzler nur das Amt eines Kings C. bekleidet.

Coup (franz.), im Allgemeinen s. v. a. Streich, Schlag, Unternehmen, aber meist im üblen Sinne. C. de main, Handstreich, heißt in der Kriegssprache ein gewagter, rascher Ueberfall eines festen Ortes, ein rascher gelungener Angriff. C. d'état, Staatsstreich, nennt man eine kräftige, eigenmächtige, gewaltsame Maßregel, die ein Fürst oder Staat ergreift, um einen Zweck zu erlangen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht auszureichen scheinen; im Begriff liegt etwas Ungesetzliches. C. de théâtre, Theaterstreich, wird jede zum Zweck der Ueberraschung auf der Bühne hervorgebrachte plötzliche Wendung oder Veränderung in der Situation oder dem Charakter einer handelnden Person, gewöhnlich in tadelndem Sinne, genannt. C. d'oeil ist der schnelle u. richtige Blick, mit dem Jemand alles zum Gegenstand Gehörige übersieht, namentlich mit dem der Offizier den Feind, das Terrain ꝛc. überblickt und ihr Verhältniß beurtheilt; auch der Standpunkt, von welchem aus ein Gegenstand betrachtet wird.

Coupe-des-pierres (franz.), in der Baukunst die Zusammenfügung der Gewölbsteine, damit sie den gehörigen Widerstand gegen den Druck leisten, ohne selbst mit Mörtel verbunden zu seyn. Schon die Alten kannten und übten diese Kunst; von ihnen ging sie wahrscheinlich zu den Deutschen über. Philibert de Lorme, der Baumeister Heinrichs II. von Frankreich, gab 1567 zuerst die Grundsätze derselben schriftlich, worüber 1643 von P. Deran eine ausführliche Abhandlung für die Werkleute erschien, neu herausgegeben von de la Rue (1718). Frezier endlich schrieb ein vollständiges Werk über den Fugenschnitt in 3 Bänden (1736), das 1827 auch deutsch erschien.

Coupiren (abkürzen), die Abkürzung des Hauptsatzes einer musikalischen Komposition, besonders einer Fuge, wenn das Hauptthema derselben in dem Verfolge des Satzes nicht ganz vorgetragen, sondern nur ein Theil davon genommen wird u. einige Takte durchgeführt oder nachgeahmt werden; auch das sogenannte Abstoßen der Töne.

Coupirzäune, im Forstwesen Zäune, welche man auf die Sandschellen legt, wenn der Flugsand so rein ist, daß gar keine Vegetation darauf Nahrung findet. Die C. sind rechtwinkelig gegen den herrschenden Windzug angelegte Flechtzäune, ausgebogen und nicht von gerader Richtung, damit nicht von den Seiten her Wendungen des Windes hinter dem Zaune einzudringen vermögen. Man legt sie in Entfernung von 5—15 Ruthen von einander an, und zwar so, daß man je in Abständen von 2 zu 2 Fuß 5—9 Fuß lange und bis 3 Zoll dicke Pfähle so in den Boden einschlägt, daß sie $3^1/_2$—5 Fuß hoch hervorragen; sie bilden die Stützen des Flechtwerks.

Couplet (franz., provenç. cobla, vom lat. copula), ursprünglich in der Musik und Poesie die Verbindung zweier parallelen rhythmischen Sätze, dann die Absätze, Strophen oder Stanzen eines Liedes, nach der Melodie der ersten Strophe gesungen. Nach der Einführung der komischen Oper erhielten die kleinen eingestreuten Lieder diesen Namen; sie arteten bald in Spottlieder aus und spielten in den Hof- und politischen Intriguen keine unwichtige Rolle.

Coupons (franz.), Zettel, die von einem Ganzen abgeschnitten werden, besonders Interessenscheine (Zinscoupons).

Cour (franz.), Hof, die Versammlungen bei Hof, um seine Aufwartung zu machen, gewöhnlich des Morgens.

Cour, Edmond de la, französischer Diplomat, um 1805 geb., trat 1826 in den Staatsdienst, war 1833—1836 zweiter Gesandtschaftssekretär zu Wien, arbeitete darauf im Ministerium des Auswärtigen u. fungirte 1839—1847 als erster

Gesandtschaftssekretär in Stockholm. Am 10. Aug. 1848 ward er zum Geschäftsträger der französischen Republik u. am 13. Dec. 1849 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am wiener Hofe ernannt, wo er im Januar 1851 die bekannte Protestnote gegen den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund übergab. Im März 1853 ging er als französischer Gesandter nach Konstantinopel, ward aber, als er zögerte, die französische Flotte nach Konstantinopel zu berufen, im Nov. 1853 durch Baraguay d'Hilliers ersetzt und kehrte nach Frankreich zurück. Im April 1854 ging er als französischer Gesandter nach Neapel.

Courbette (franz.), sehr kurzer Galopp, bei dem das Pferd die Vorderfüße mehr unter den Leib zieht und den Hinterfüßen mehr Biegung gibt, dabei aber beide Vorderfüße zugleich hebt und niedersetzt.

Couret, du, französischer Reisender u. Abenteurer, 1812 in Hüningen geboren, begab sich 1834 nach Aegypten, von wo er den Nil aufwärts bis nach Abyssinien vordrang, und kehrte dann längs der Westküste des rothen Meeres nach Aegypten zurück. Nachdem er hier den Islam und den Namen Abd-ul-Hamid-Bei angenommen, begab er sich auf die Pilgerfahrt nach Mekka, wodurch er den Titel Hadschi erlangte, und durchzog den größten Theil von Arabien, bis er erschöpft und krank auf der Insel Bourbon landete. In Persien ward er 1846 als Spion ins Gefängniß geworfen, befreite sich aber durch Bestechung und kehrte 1847 unter vielen Gefahren nach Frankreich zurück, um bald darauf wieder über Algier nach Tombuktu zu reisen. Seine Reisebeschreibung ist im Druck erschienen.

Courier, Paul Louis, französischer Hellenist und politischer Schriftsteller, am 4. Januar 1772 zu Paris geboren, nahm 1792 Kriegsdienste, focht mit Auszeichnung in den italienischen Feldzügen bis 1797 und dann 1805, nahm aber nach der Schlacht bei Wagram 1809 seinen Abschied und ging nach Italien, um seine philologischen Forschungen, die er auch während seiner militärischen Laufbahn nicht aufgegeben, fortzusetzen. Im Jahre 1812 kehrte er nach Frankreich zurück, zog auf ein ererbtes Landgut unweit Tours und machte sich nicht nur durch seine philologischen Werke berühmt, sondern auch durch seine politischen Flugschriften, in welchen er mit glänzendem Witz den Adel und die katholische Geistlichkeit bekämpfte, gefürchtet. Er fiel am 10. April 1825 in der Nähe seines Wohnorts durch Meuchelmord; erst 1829 wurden die Thäter durch eine Magd, die Zuschauerin des Mords gewesen war, verrathen. Gesammelt erschienen seine Schriften unter dem Titel: „Collection complète des pamphlets politiques et opuscules littéraires“ (Brüssel 1826), vollständiger in den „Mémoires, correspondance et opuscules inédites“ (Par. 1828).

Courmayeur, Dorf im sardinischen Fürstenthum Piemont, Provinz Aosta, 3750 Fuß über dem Meere. Die Mineralquellen von C. und St. Didier mit dem dazu gehörigen Badeetablissement liegen an der Südseite des Montblanc, 3750 Fuß über dem Meere, und gehören theils zu der Klasse der Eisenquellen, theils zu der der Säuerlinge, theils zu der der Schwefelquellen.

Couroupita (Kanonenkugelbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den kreiselförmigen Kelch mit 6 abfälligen Lappen, 6 Blumenblätter, die 6strahlige Narbe, die nicht abspringenden Deckel, die ovalen Samen, Bäume mit keilförmigen Blättern u. kleinen Nebenblättern, großen Blumen und einfachen Trauben an Stamm und Aesten. Der gemeine Kanonenkugelbaum, C. guianensis *Aubl.*, ist ein 50—60 Fuß hoher Baum mit 2 Fuß im Durchmesser haltendem Stamm, der in Guyana heimisch und auf die Antillen verpflanzt ist. 50 bis 100 hochrothe Blüthen von der Größe der Päonien sitzen an den 2—3 Fuß langen Trauben; jeden Morgen öffnen sich 2—3 der wohlriechenden Blumen und fallen am Abende ab. In jeder Traube reifen nur 1—2 Früchte, die einer Kanonenkugel ähnlich, röthlich und rauh sind und 4—8 Zoll im Durchmesser halten. Sie sind mit einem grünlichweißen, an der Luft blau werdenden Marke, in welches die zahlreichen Samen gebettet sind, erfüllte Kapseln. Im überreifen Zustande riechen sie äußerst unangenehm. In Cayenne sind sie unter dem Namen „wilde Aprikosen“ bekannt und werden wegen ihres weinigen angenehmen Geschmacks gegessen. Man benutzt sie auch zur Bereitung kühlender Getränke bei hitzigen Krankheiten und eine Abkochung derselben zu Klystieren bei chronischen Entzündungen des Darmkanals und anhaltenden Diarrhöen.

Court, Pfarrdorf im schweizerischen Kanton Bern, an der Birs, mit 800 Einwohnern. 1½ Stunden davon geht die Landstraße nach Münster durch den engen Felsenschlund und Thalpaß les Roches de C., mitten durch den Schooß eines bis auf die Wurzel gespaltenen Berges.

Courtage (franz.), Geschäft u. Verrichtung eines Mäklers (s. d.); daher Courtagegebühren, s. v. a. Mäklergebühren; Courtagekonto, s. Konto.

Courtais, Vicomte de, französischer General, um 1790 geboren, trat früh in das Heer und focht schon bei Leipzig 1813 mit, saß seit 1842 in der Deputirtenkammer auf der äußersten Linken und wurde 1848 nach der Februarrevolution provisorischer Kommandant der pariser Nationalgarde. Er war dann Mitglied der Nationalversammlung, wo er zu dem Berge gehörte und bei den Mai- und Juniattentaten kompromittirt war. Wegen des letztern saß er gefangen, wurde aber im Oktober freigelassen, weil man keine Schuld auf ihn bringen konnte; auch wegen des Maiattentats wurde er bei dem Staatsprozeß in Bourges freigesprochen.

Courten, Wilhelm, niederländischer Kaufmann, 1572 in Flandern geboren, Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der sich nach England geflüchtet hatte, um der Verfolgungswuth Alba's zu entgehen, stand mit seinem Bruder Peter einer großen Tuch- und Seidenhandlung vor u. machte große Geschäfte in Portugal, Spanien, auf der Küste von Guinea und in Westindien. Er hatte 20 Schiffe und mehr als 1000 Matrosen auf dem Meere. Seine Schiffe entdeckten Barbados; mit Erlaubniß der englischen Regie-

rung legte er eine Kolonie daselbst an, die bald auf 18000 Seelen stieg. Im Jahre 1629 ward ihm jedoch die Insel durch Lord Carlisle entrissen, und unglückliche Handelsspekulationen nach China und Ostindien, sowie der Untergang zweier Schiffe stürzten ihn in Schulden und Armuth, in welcher er 1636 †. William C., ein Nachkomme des Vorigen, Natur- und Alterthumsforscher, lebte gewöhnlich in Montpellier, † 1702 zu London. Sein naturhistorisches und antiquarisches Kabinet bildet einen Theil des britischen Museums.

Courtenay, Stadt im französischen Departement Loiret, am Bied, hat ein altes Schloß u. 3000 Einwohner und ist Stammort der Prinzen von C.

Courtenay, altes französisches Geschlecht, das seinen Namen von der Burg C. führte, die Hatto, Sohn des Kastellans von Chateau-Renard, um 1010 gründete. Josselin I., Enkel Hatto's, zog mit dem Grafen von Blois in den heiligen Krieg und erhielt 1115 von König Balduin I. die Herrschaft Tiberias in Galiläa und 1119 von Balduin II. die Grafschaft Edessa, die Vormauer aller christlichen Eroberungen. In vielen Gefechten Sieger, belagerte er 1131 ein Kastell in der Nähe von Aleppo; ein einstürzender Thurm begrub ihn fast, und halbtodt ward er unter den Trümmern hervorgezogen. Auf die Nachricht, der Sultan von Iconium belagere die Burg Crotsson, forderte Josselin seinen ältesten Sohn auf, den Entsatz zu versuchen, und als dieser dies für eine Unmöglichkeit erklärte, rief der sterbende Held selbst seine Mannen zusammen, ließ sich in einer Sänfte tragen und rückte kühn dem Sultan entgegen; dieser aber floh bei seiner Annäherung, und der Held verschied in der Mitte der Seinigen, noch vom Siegeskranze geschmückt. Der eben genannte Sohn desselben, Josselin III., verlor seine ganze Grafschaft und 1145 die Hauptstadt Edessa selbst, ward gefangen, als er in Jerusalem eine Zuflucht suchen wollte, und † 1147 in Aleppo als Gefangener. Peter von C. war lateinischer Kaiser von Konstantinopel, s. Peter. Robert von C. bestieg 1299 den erzbischöflichen Stuhl zu Rheims und war der Erste, der dem Stiftswappen das Geschlechtswappen beifügte und sich Erzbischof und Herzog von Rheims nannte; er setzte innerhalb 6 Jahren 3 Königen von Frankreich die Krone auf und † den 3. März 1323. Johann II. von C. diente Heinrich IV. in allen seinen Kriegen und † den 3. Februar 1639. Er hatte sich bemüht, die königliche Abkunft seines Hauses (s. Peter) geltend zu machen, u. zu diesem Zwecke 1607 eine Schrift erscheinen lassen, die jedoch eben so erfolglos blieb, als eine Bittschrift an den König, in welcher er angetragen, für einen Prinzen von königlichem Geblüt anerkannt zu werden. Sein Sohn, Louis, Prinz von C., versuchte von Neuem seine Rechte als Capetinger geltend zu machen, erlangte aber nichts, als die Erlaubniß, die Lilien wieder in sein Wappen aufzunehmen, die er jedoch mit einem linken Schrägbalken, gleich den Bastarden, durchschneiden sollte, und das Versprechen einer königlichen Versorgung. Louis nahm dies nicht an, ermahnte aber auf dem Todtenbette seinen ältesten Sohn, die königliche Gnade dankbar anzuerkennen, indem er ihm das Unglück schilderte, das ihm die Verfolgung seiner Ansprüche gebracht. Als der junge Mann trotzdem unbeugsam blieb, drückte ihn der Vater an sein Herz und zeigte ihm die Pistole, die im Bette verborgen gewesen, mit den Worten: „Sie hätte dein Leben geendigt, wärst du schwach genug gewesen, meinen Rathschlägen mehr, als meinem Beispiele zu folgen“. Eben dieser Sohn, Louis Charles, Prinz von C., Graf von Cesy, geboren den 25. Mai 1640, diente 1664 in der Belagerung von Gigeri auf der Küste der Barbarei, sowie in den Kriegen, die durch den nymweger u. ryswicker Frieden geendigt wurden, übergab dem Parlament eine neue Protestation, seine Ansprüche geltend zu machen, und † den 28. April 1723. Mit seinem jüngern Sohne, Charles Roger, erlosch am 7. Mai 1730 die männliche Nachkommenschaft Peters von Frankreich.

Courtine (franz.), Vorhang, besonders bei einem Theater; dann der zwei Bastionen verbindende und den Platz schließende Mittelwall einer Festung, dient zur Beherrschung des innern Raums im Ravelin und seinem Reduit, auch mittelst der Secondflanke zur Bestreichung der Bastionfacen (s. Festungsbau).

Courtois, 1) Jacques, auch Cortese, Maler, s. Bourguignon.

2) Edme Bonaventure, französischer Revolutionsmann, 1756 zu Arcis sur Aube geboren, war Deputirter in der gesetzgebenden Versammlung und 1792 beim Nationalkonvent, stimmte für Ludwigs XVI. Tod, wirkte aber am 9. Thermidor mit all seiner Macht zu Robespierre's Sturz hin. Mitglied des Komité's der allgemeinen Sicherheit, ward er auch Mitglied der Kommission, welche die bei Robespierre und seinen Komplicen in Beschlag genommenen Papiere untersuchen sollte, und beauftragt, den Bericht über diese Angelegenheit zu redigiren und dem Konvent vorzulegen. Seit 1795 war er Mitglied des Rathes der Alten und ward am 20. April 1797 zum Präsidenten desselben erwählt, trat aber bald darauf aus, ward jedoch 1799 abermals in denselben berufen und war einer der Führer der Partei, welche Bonaparte's Triumph am 18. Brumaire vorbereitete. Bald darauf trat er ins Tribunat, ward jedoch wegen angeblicher Erpressung ausgestoßen u. mußte sich mehre Jahre lang auf seinem Landgut in Lothringen verborgen halten. Trotz der 1814 verkündigten Amnestie ließ der Minister Decages seine Papiere in Beschlag nehmen und dem König überliefern. Diese für die Geschichte der Revolution gewiß unschätzbaren Schriften gingen größtentheils verloren; als nach der Revolution von 1830 C.' Sohn von Decages gerichtlich die Herausgabe der Papiere forderte, lehnte dieser alle Verantwortlichkeit von sich ab u. leugnete den Empfang. Es befanden sich unter jenen Papieren eine zweite Ausgabe des Berichts über Robespierre's Papiere, eine Geschichte der Revolution des 9. Thermidor, historische Noten, Materialien zu Memoiren mit Aktenstücken von höchster Wichtigkeit für die königl. Familie, ein Heft betitelt: „Louis XVIII pendant la révolution“, eine Menge Briefe von

Mirabeau, Danton, Cambagérès, Brune, Marat, Dumouriez und andern berühmten Männern. Die 1828 erschienenen „Papiers inédits trouvés chez Robespierre, Saint-Just et Payan etc., supprimés ou omis par C." enthalten nur einen kleinen Theil jener in Beschlag genommenen Papiere. C. † den 6 Dec. 1816 zu Brüssel.

Courtoisie (franz.), feines, höfisches Benehmen, Hofsitte; im Mittelalter ritterliches Benehmen gegen Frauen, jetzt überhaupt die Beobachtung des Schicklichen; auch die Titulatur im Kontext von Briefen und Bittschriften, im Gegensatz zu der oben (im Vokativ) stehenden Anrede.

Courtray (Kortryk), Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, ist gut gebaut, mit breiten, doch unregelmäßigen Straßen, ummauert, hat zahlreiche Kirchen, ein prachtvolles gothisches Rathhaus, eine Citadelle, Friedensgerichte, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine Börse, Hospitäler, ein Kollegium, mehre lateinische Schulen und zählt 24,000 Einwohner, welche Leinwand-, Spitzen-, Spitzenzwirn-, Tafel- und Baumwollenzeuchmanufakturen, schöne Bleichen unterhalten und Handel mit Flachs, Leinwand u. Damast treiben. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Gent, Lille und Tournay. C. hieß sonst Cortoriacum und lag in Gallia belgica. Im Mittelalter hatte es lange erbliche Kastellane aus dem Hause Nevel, nach deren Aussterben das Kastellanenamt von einem Hooft Poincter verwaltet wurde. Nach und nach wurde C. Festung, und Philipp der Kühne baute die Citadelle. Geschichtlich berühmt ist es besonders durch mehre Schlachten, die hier geschlagen wurden, unter denen die merkwürdigste die berühmte Sporenschlacht ist, die Philipp der Schöne gegen die Flamänder verlor. 6000 gemeine und 1200 edle Franzosen, unter denen viel berühmte Namen, wurden die Opfer dieses Tages, des blutigen 11. Juli 1302. Karl VI. rächte am 12. December 1382 diese Niederlage durch die Plünderung und Zerstörung von C. nach der siegreichen Schlacht von Rossebeck. Auch in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrhundert war C. öfters der Zankapfel der kriegführenden Mächte und hatte mancherlei Drangsal zu erdulden, nicht weniger in dem Revolutionskriege, wo es im Mai 1794 nach heftigen Gefechten in die Hände der Franzosen fiel. Im Februar 1814 war es bald von den Franzosen, bald von den Alliirten besetzt; als diese den Versuch machten, unter dem russischen General Thielemann erstere unter Maison zu vertreiben, kam es am 31. März zu einem heftigen Gefecht, nach welchem die Franzosen mit einem Verlust von 1000 Mann weichen mußten.

Courts (engl.), in England die Gerichtshöfe, s. Großbritannien und Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Cousin, 1) Jean, französischer Bildhauer u. Glasmaler des 16. Jahrhunderts, steht unter den ältesten französischen Malern, die unter der Regierung von Franz I., Heinrich II., Franz II. und Ludwig IX. zur Berühmtheit gelangten, in der vordersten Reihe. Neben der Oelmalerei pflegte er mit großer Liebe die damals in hohen Ehren stehende Glasmalerei; doch sind leider von seinen Werken dieser Art in den Stürmen der Zeit viele zu Grunde gegangen; das Beste besitzen noch die Kirchen St. Gervais und St. Lorenz zu Paris, die Kirchen St. Romain und der Cordeliers zu Sens, sowie das Musée des monuments français zu Paris. Wie prachtvoll sich seine Farben noch überall auf seinen Glasgemälden zeigen, so einfach und prunklos behandelte er das Kolorit in seinen übrigen Bildern, in denen der Adel des Ausdrucks und die Tiefe der Gedanken durch keinen äußern Reiz gestört sind. Nur in der Zeichnung verlor sich sein Streben nach strengster Korrektheit bisweilen in Pedanterie; in der Perspektive konnte er allen nachfolgenden Malern zum Muster dienen. Auch als Bildhauer trat C. auf mit seinem Monument des Admirals Eberbet, gegenwärtig im französischen Museum. Endlich zeigte C. auch den gelehrten Kenner seiner Kunst in zwei Werken: „Livre de perspective" (Paris 1560) und „Livre de portraiture" (das. 1593). Einige der Holzschnitte des letzten Werkes sollen ebenfalls von C. herrühren. Außerdem wurde von St. Lauine, L. Gaulthier u. A. viel nach ihm gestochen.

2) Victor, berühmter philosophischer Schriftsteller, den 28. November 1792 zu Paris geboren, war der Sohn einer armen Handwerkerfamilie und trat 1800 als der erste Schüler in die von Napoleon gegründete Normalschule. Der eben so klare als anmuthige Vortrag des Sensualisten La Romiguière bestimmte ihn zum Studium der Philosophie, das im folgenden Jahre durch Royer-Collard eine neue, bestimmte Richtung erhielt. Schon 1812 ward er Repetent für die griechische Literatur an der Normalschule und, nachdem er 1814 eine ihm angebotene Stelle in der Verwaltung ausgeschlagen, 1815 Professor der Philosophie am Lycée Bonaparte und Royer-Collards Stellvertreter an der philosophischen Fakultät. Zwar hatte er sich nach Napoleons Rückkehr von Elba unter die royalistischen Volontärs aufnehmen lassen, doch sah er nur zu bald, daß unter der bourbonischen Regierung kein Heil für den Fortschritt zu erwarten stand, und ergriff nun in seinen Vorträgen mit Begeisterung die Fahne der Freiheit, die er so wirksam schwang, daß er 1820 auf königlichen Befehl seine Vorlesungen einstellen mußte. C. beschäftigte sich nun mit philologischen und philosophischen Studien, während er gleichzeitig die Erziehung der Söhne des Herzogs von Montebello leitete, mit denen er 1824 eine Reise nach Deutschland machte. Auch hier erregte seine Freimüthigkeit Anstoß; auf Antrag der preußischen Regierung zu Dresden verhaftet, ward er nach Berlin geführt und sollte seinen Antheil an dem deutschen Demagogenwesen bekennen, als eine nachdrückliche Aufforderung der französischen Regierung ihn aus seiner Haft vorläufig befreite. Man überzeugte sich daraus von seiner völligen Unschuld und sprach ihn gänzlich frei, nachdem ihm der gezwungene Aufenthalt in Berlin Gelegenheit geboten hatte, sich mit Hülfe von Michelet und Gans mit der deutschen, besonders der hegelschen Philosophie bekannt zu machen. Nach Frankreich zurückgekehrt, eröffnete er 1828 seine Vorlesungen wieder, ward 1830

Mitglied der Akademie, nach der Julirevolution Generalinspektor der Universität, 1831 mit einer Reise nach Deutschland beauftragt, um das Unterrichtswesen, namentlich in Preußen, kennen zu lernen, Staatsrath, 1832 Direktor der Normalschule und Pair. Am 1. März 1840 Minister des öffentlichen Unterrichts im Ministerium Thiers, schied er am 29. Oktober d. J. wieder aus und lebte seitdem fast ausschließlich den Wissenschaften. Wie sein Lehrer Royer-Collard, ging C. ursprünglich von der schottischen Philosophie aus, gleich ihm war er von der Nothwendigkeit überzeugt, die bisherige analytische Methode durch eine synthetische zu ersetzen, die, auf die Natur u. den Begriff des menschlichen Geistes gegründet, die übersinnlichen Ideen nicht als Voraussetzung, sondern als Resultat der Jugend verkündigen sollte. Mit der neugewonnenen Idee der sittlichen Freiheit wollte er alle Zweige der Wissenschaft durchdringen und andererseits den abgebrochenen Zusammenhang mit der Vorzeit durch Wiederaufnahme der philosophischen Tradition herstellen, in der Geschichte der Philosophie einen bleibenden Fortschritt nachweisen und ohne Bevorzugung eines einzelnen Systems von jedem früheren Philosophen diejenigen Sätze, die etwas Bleibendes enthielten, in das Inventarium des geistigen Besitzes aufnehmen. So ward er der Gründer des Eklekticismus, der die französische Literatur mit einer überraschenden Fülle tiefer Gedanken bereichert, den historischen Blick erweitert, für die Wissenschaft aber wenig bleibende Resultate geliefert hat. Mit besonderer Vorliebe warf sich die neue Schule auf das Gebiet der Aesthetik. C. suchte den Begriff des Schönen zuerst im menschlichen Geiste nachzuweisen, dann die Darstellung desselben in der Natur, endlich den vollendeten Ausdruck desselben in der Kunst. In folgerichtiger Durchführung dieses seines Princips verwirft er die gemeine Nachahmung der Natur und predigt den Idealismus. Die Poesie ist ihm die erste Kunst, die jeder andern Kunst zu Grunde liegen muß. Die Kunst hat die Aufgabe, Ideen auszudrücken, die Sinnlichkeit ist nur ihr nothwendiges Medium. Durch den unabhängigen und interesselosen Kultus der Schönheit erhebt die Kunst die Seele und arbeitet so, ohne daran zu denken, dem höchsten Zweck des Lebens, der sittlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechts, in die Hände. Hatte sich C. seit seinem Aufenthalte in Deutschland so tief in die neueste deutsche Spekulation eingelassen, daß man ihn als einen Schüler Schellings und Hegels bezeichnen durfte, so sprach er sich seit 1833 nicht selten mit Bitterkeit, ja mit Geringschätzung über diese seine Meister aus, und seine Schüler gingen zum Theil noch weiter. In seiner praktischen Wirksamkeit hat sich C. um das franz. Erziehungswesen außerordentlich verdient gemacht, obgleich er zu wenig für die Primärschulen that. Auf den Wechselverkehr der Nationen hatte er beständig sein Augenmerk gerichtet; er stellte Mickiewicz an und suchte auch Grimm zu gewinnen. Außer seinen Uebersetzungen des Plato (12 Bde., Paris 1822—38), des Cartesius (6 Bde., das. 1824) und der tennemannschen Geschichte der Philosophie (2 Bde., das. 1831) nennen wir von seinen Schriften die „Fragments philosophiques" (das. 1826, neue Ausgabe 1833), die „Nouveaux fragments" (das. 1829), „De la métaphysique d'Aristotele" (das. 1837), die „Fragments de philosophie Cartésienne" (das. 1845). Die Resultate seiner Reise nach Deutschland theilt er mit in „Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne" (2 Bde., Par. 1832). Außerdem besorgte er eine Ausgabe des Proclus (5 Bde., Paris 1820 f.) und der „Ouvrages inédites" von Abälard (das. 1836, 3. Aufl., 2 Bde., das. 1840, deutsch von Krüger, Altona 1832—33, 2 Bde.), die seiner Reise nach den Niederlanden in der Schrift „De l'instruction publique en Hollands" (Paris 1837). Seine öffentlichen Vorlesungen, von Stenographen nachgeschrieben, erschienen als „Cours de philosophie" (Paris 1836) u. „Cours de l'histoire de la philosophie moderne" (neueste Ausg., 8 Bde., das. 1846—48). Letzteres Werk bildet zugleich die 1. und 2. Abtheilung einer Gesammtausgabe von C.s Schriften. Die 3. Abtheilung ist betitelt: „Fragments philosophiques" (4 Bde., Par. 1847—48), die 4.: „Littérature" (3 Bde., das. 1849), die 5.: „Instruction publique" (3 Bde., das. 1850).

Cousinéry, Esprit Marie, ausgezeichneter Numismatiker der neueren Zeit, ward den 8. Juni 1747 zu Marseille geboren. Er betrat früh die diplomatische Laufbahn, war Konsul in Thessalonich und machte von hier aus eine Reise nach Konstantinopel, wo Choiseul-Gouffin Gesandter war, mit dem er in freundschaftliche Verhältnisse trat. Deshalb des Konsulats enthoben und auf die Liste der Emigrirten gesetzt, lebte er meist in Smyrna und kehrte erst 1803 nach Frankreich zurück, wo er von Talleyrand ehrenvoll empfangen, von der Liste der Emigrirten gelöscht und mit einem Jahrgehalt von 6000 Francs beschenkt wurde. Während seines Aufenthalts im Orient hatte er eine bedeutende Sammlung antiker Münzen zusammengebracht, die er jetzt feilbot; die Direktoren des kaiserlichen Kabinets boten ihm dafür 66,000 Francs, der Handel kam jedoch nicht zu Stande und die Sammlung wanderte für 136,000 Francs nach München, in Folge dessen der Minister Champigny C. seine Pension entzog. Im Jahre 1814 erhielt er sein Konsulat wieder, wurde jedoch abermals angeklagt und verlor es 1819, von wo an er wieder seinen Studien lebte. Seit 1825 erhielt er wieder eine Pension von 5000 Francs, nachdem er eine zweite Münzsammlung an den König von Bayern für 75,000 Francs, eine dritte an den Kaiser von Oesterreich für das wiener Kabinet für 33,000 Francs und eine vierte dem pariser Kabinet für 60,000 Francs verkauft hatte. Er schrieb: „Essais sur les monnaies d'argent de la ligue Achéenne" (Paris 1825) und „Voyage dans la Macedoine" (2 Bde., das. 1831).

Cousser (Kusser), Johann Sigismund, ausgezeichneter Virtuos und Instrumentalkomponist, 1657 zu Preßburg geboren, studirte 6 Jahre bei Lully in Paris, wurde dann Kapellmeister in Stuttgart und kurz darauf in Wolfenbüttel. Seine Glanzperiode fällt in die Jahre 1693—1697, wo er sich in Hamburg aufhielt und daselbst der Oper durch die Einführung der italienischen Gesangsweise mit der Komposition der

Opern „Erindo“ (1693), „Porus“ (1694), „Priamus und Thisbe“ (1694), „Scipio Africanus“ (1695) und „Jason“ (1697), und durch die erfolgreichste Reform des Orchesters eine ganz neue, glänzendere Gestalt gab. Die letzte Zeit seines Lebens verlebte er erst in London, wo er sich mit Unterricht und Benefizkoncerten beschäftigte, und dann seit 1710 zu Dublin, zunächst als Kapellmeister an der dasigen Kathedralkirche, endlich aber als Hofkapellmeister des Königs von Irland, in welchem Amte er 1727 †. Von seinen übrigen Kompositionen sind noch mehre Oden und Serenaden, auch ein Werk: „Apollon enjoué, contenant six ouvertures de théâtre, accompagnées de plusieurs airs“ (Nürnberg 1700) bekannt.

Coussieh (Quoussieh), Ort in Mittelägypten, am westlichen Ufer des Nils, bedeutender Markt für den Beduinenstamm Wasy, treibt Handel mit Tabak, Datteln, Leinwand, Halsbändern, Kameelen, Rindvieh. In der Nähe sind eine Menge Ruinen, im Berge Abufeda viele Grotten.

Coustou, 1) Guillaume, berühmter französischer Bildhauer, geboren 1678 zu Lyon, wo sein Vater als Bildschnitzer lebte. Bei ihm lernte C. die Anfangsgründe der Kunst, kam im 18. Jahre zu seinem Oheim Coysevox nach Paris u. von da als königlicher Pensionär nach Rom, verscherzte aber hier durch leichtsinnige Streiche die königliche Pension und war eben im Begriff, sein Heil in Konstantinopel zu suchen, als le Gros ihm die Ausführung des Basreliefs des St. Ludwig von Gonzaga für die Kirche des heil. Ignaz übertrug und dadurch den Künstler seinem Vaterlande erhielt. Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt C. die angesehensten Aufträge für den Hof und seine Großen, so daß noch jetzt viele öffentliche Plätze und Gebäude mit C.'s Werken geschmückt sind. C. zeigt eine an die Antike erinnernde Reinheit des Styls und durchaus korrekte Zeichnung, nur in der Eleganz und Hoheit der Gedanken setzen ihn Manche seinem Sohne Guillaume nach. C. wurde 1735 Rektor u. später Direktor der Akademie und † 1746.

2) Nicolas, des Vorigen Bruder, 1683 zu Lyon geboren, ebenfalls erst Schüler seines Vaters und seines Oheims Coysevox, gewann im 23. Jahre den großen Preis der Akademie, worauf er in Rom Michel Angelo's und Algardi's Werke studirte. Mit tüchtigen Werken nach Paris zurückkommend, fand er alsbald Anerkennung und wurde schon 1693 Mitglied der Akademie. Er † 1733. Von C.'s Werken, deren die Schreckensjahre der Revolution viele vernichtet haben, sind oder waren die berühmtesten: die kolossale Gruppe der Vereinigung der Seine und Marne, jetzt in den Tuilerien; eine Tritonengruppe in Versailles; eine Kreuzabnahme in Notre-Dame; die Bronzestatue der Saone in Lyon. Unvollendet blieb sein Basrelief en médaillon, bekannt als Passage du Rhin, jetzt im pariser Museum.

3) Guillaume, Sohn u. Schüler von C. 1), 1716 zu Paris geb., erwarb sich schon im 19. Jahre den großen Preis und die Pension zu einem 5jährigen Aufenthalt in Rom, trat nach seiner Heimkehr wieder in das Atelier seines Vaters u. fertigte die Statuen des Mars u. der Venus für Friedrich II. von Preußen. Im J. 1742 wurde C. Mitglied der Akademie, 1746 Professor, später Rektor und endlich Schatzmeister derselben und Ritter des St. Michaelsordens; † 1772. C. soll zu den Werken seiner Erfindung meist geschickterer Leute, die, von Umständen genöthigt, ihm ihr Talent verkaufen mußten, zur Ausführung bedurft haben.

Coutances, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement la Manche, an der Mündung der Bulsard in die Soulle, auf einer Anhöhe, 2 Meilen von der Westküste der zur Nieder-Normandie gehörigen Halbinsel Coutantin oder Cotentin, ist der Sitz eines Bischofs, dessen Diöcese das Departement Manche bildet, eines Ober- und Handelstribunals, hat eine Kathedrale, ein Frauenkloster, ein bischöfliches Seminar, ein Collége und ein Hospital. Die 8000 Einwohner unterhalten Sammt-, Band- u. Spitzenfabrikation, Baumwollenspinnereien und treiben Handel mit Getreide, Vieh, Butter, Geflügel, Pferden, Wachs, Flachs. C. ist Geburtsort des politischen Schriftstellers Desessart, des Historikers Rich. Dinoth, des Jesuiten Frey de Renville, des Abbé St.-Pierre rc. C. ist das römische Constantia im Lande der Urelli und war im Mittelalter Hauptort des Gau's und der späteren Vicegrafschaft Coutantin.

Couthon, Georges, einer der blutigsten Schreckensmänner der französischen Revolution, 1756 zu Orsay in Auvergne geboren, hatte die Rechte studirt und war Advokat zu Clermont, als die Revolution ausbrach. Sogleich erklärte er sich mit Begeisterung für sie, und sein ganzes Wesen hatte sich wie mit einem Zauberschlage umgewandelt. Im Jahre 1790 bei der Reorganisation der Gerichte zum Präsidenten des Gerichtshofes zu Clermont ernannt, ward er im folgenden Jahre vom Departement Puy-de-Dôme zum Mitglied der Nationalversammlung erwählt, in welcher er sich als einen der heftigsten Gegner des alten Regime's zeigte, die Abschaffung des Königthums u. den Prozeß Ludwigs XVI. beantragte und für dessen Tod ohne Aufschub und Appellation stimmte. Er sprach den Grundsatz aus: „Mort aux tirans, paix aux chaumières“, und seine Grausamkeit war so bekannt, daß, als er einst im Konvent über Durst klagte, einer seiner Gegner rief: „Gebt C. ein Glas Blut!“ Dennoch stimmte er nach des Königs Tode mit den Girondisten, schlug sich aber plötzlich zu der Bergpartei und ward der heftigste Gegner der Gironde und dadurch der Freund Robespierre's, der ihn zu seinem Wortführer machte. Am 10. Juli in den Wohlfahrtsausschuß gebracht, nahm er an der Expedition gegen Lyon Theil und vollzog das Dekret, welches die Verwüstung der unglücklichen Stadt anordnete, auf die grausamste Weise. Nachdem die Stadt erobert worden, ließ er sich einen Sessel auf den Platz Bellecour tragen, schlug mit einem Hammer an die schönsten Gebäude u. gab so das Zeichen der Zerstörung; eine Menge Bürger ließ er vor seinen Augen hinrichten, doch soll er Thränen dabei vergossen haben. Nach seiner Rückkehr in den Konvent steigerte sich seine fanatische Wuth; alle Könige der Erde erklärte er für Verräther, Pitt für den Feind des menschlichen Geschlechts und die englische Nation für

Majestätsverbrecher an der Menschheit; Danton und Hébert half er zum Tode verurtheilen, aber das Verfahren des Revolutionstribunals war ihm noch nicht summarisch genug. Der Fall Robespierre's befreite die Menschheit auch von dieser Hyäne. Angeklagt, mit Robespierre und Saint-Just nach dem Triumvirat gestrebt zu haben, ward er am 9. Thermidor verhaftet und nach dem Gefängnisse Lacourbe gebracht. Von den Jakobinern befreit, begab er sich mit den übrigen Verhafteten auf das Rathhaus und suchte sich mit einem Dolche den Tod zu geben, als die Soldaten des Konvents das Rathhaus stürmten: doch traf er nicht sicher, fiel in die Hände der Verfolger und wurde mit Robespierre, St. Just, Henriot, Dumas, Payan, Fleuriot-Lescot und mehren Andern am 28. Juli 1794 unter lautem Jubel des Volkes, das kurz zuvor ihn angebetet, guillotinirt. Sein Körper war so seltsam verwachsen, daß der Henker Mühe hatte, ihm den Todesschlag beizubringen. Lahm an den Füßen, konnte er nur sitzend sprechen, war aber trotz dem ein ausdrucksvoller, begeisternder Redner.

Coutinho, Dom Francesco, Graf von Bobondo, portugiesischer Vicekönig in Indien, Beschützer des Dichters Camoens und von diesem in mehren seiner Gedichte gefeiert. Nachfolger Don Konstantins von Braganza 1561, setzte er alle Festungen in Vertheidigungszustand, rückte mit einer Flotte von 140 Schiffen dem sich rüstenden Zamotin entgegen und zwang ihn zum Frieden; † 1564.

Coutras, Stadt im französischen Departement Gironde, an der Dronne u. Isle, mit 3500 Einwohnern. C. besaß früher ein berühmtes Schloß, in welchem Katharina von Medicis, ihre Tochter Margarethe, deren Gemahl Heinrich IV. u. die schöne Herzogin von Longueville Hof hielten. C. gegenüber, bei dem Dorfe Audebaud, siegte König Heinrich von Navarra über Heinrich III. von Frankreich, den 20. Oktober 1587.

Coutumes (franz.), Herkommen und Gewohnheiten, besonders Gewohnheitsrechte im ältern Frankreich, die sich aus den Gebräuchen gebildet und entwickelt hatten, im engern Sinne schriftliche, mit Zuziehung der Stände vom Könige als Gesetz bestätigte Sammlungen der Gewohnheitsrechte einer Provinz, C. générales, oder einer Stadt, C. locales. Die wichtigste ist die Coutume de Paris oder Coutume de la prevauté et vicomtée de Paris von 1513.

Couvet, Pfarrdorf im schweizerischen Kanton Neuenburg, in der reizendsten Gegend des Val de Travers, Hauptsitz der Fabrikation und des Handels mit Spitzen, Geburtsort des berühmten französischen Mechanikers Ferdinand Berthoud.

Couvin, Stadt in der belgischen Provinz Namur, am Eau-Noir, mit 3000 Einwohnern, die Tuchmanufaktur betreiben und Stahl- und Eisenwaaren fertigen. C. war das alte Covinium.

Covarruvias, berühmtes spanisches Geschlecht, das seinen Namen von einer Landschaft in der Diöces Burgos ableitet. Merkwürdig ist besonders: Diego de C. y Leyva, den 25. Juli 1512 zu Toledo geboren, wo sein Vater Architekt war. Er studirte zu Salamanca die Rechte, erhielt daselbst den Lehrstuhl des kanonischen Rechts, wurde Rath in dem Obergerichte von Granada und schlug 1549 einen Ruf Karls V. zum Erzbischof von St. Domingo aus, wogegen ihm Philipp II. 1560 die Bischofswürde von Ciudad Rodrigo übertrug. Einige Zeit darauf entwarf er auf höchsten Befehl Statuten für die Universität zu Salamanca, verfaßte auf der Kirchenversammlung zu Trient das Reformationsdekret, wurde 1565 Bischof von Segovia, 1572 Präsident des Raths von Kastilien, Präsident des Staatsraths und † am 27. September 1577 zu Madrid. Er war ein eifriger Patriot, ein redlicher Geschäftsmann und ein tüchtiger Rechtsgelehrter. Seine Schriften erschienen oft gesammelt (Lyon 1568, 1606, 1661, von Meursius, 2 Bde., Antwerpen 1638, von Ybanez de Earla, 5 Bde., 1762). Sein Bruder, Don Antonio C., ebenfalls berühmter Lehrer des bürgerlichen Rechts zu Salamanca, der seinen Bruder auf die Kirchenversammlung nach Trient begleitete, Mitglied des königlichen Raths von Kastilien ward und als Kanonikus im December 1602 †, galt in Spanien als der gelehrteste Hellenist seiner Zeit.

Cove, Stadt in der irischen Grafschaft Cork, am Cork Harbour, Sitz eines Bischofs, hat einen Hafen, Schiffswerfte, prächtige Kaien, Seebad und 8000 Einwohner, die Handel treiben.

Covenant, englische Religionssekte, s. Convenant.

Coventgardentheater, eines der beiden großen Theater in London, so genannt von Coventgarden, einem Marktplatz in Westminster, an welchem es liegt.

Coventry, Hauptstadt der englischen Grafschaft Warwick, am Radford und Sherbourne, an der großen Eisenbahn von London nach dem Norden, ist eng und winkelig gebaut, zum großen Theil im Verfall, Sitz eines Bischofs, hat 3 Kirchen, 5 Bethäuser der Independenten, Methodisten, Presbyterianer, Baptisten und Quäker und 34,000 Einwohner, welche vorzüglich Tuch, Seidenzeuche, Plüsch, Kamelot und Bänder, Zwirn und Uhren verfertigen. Der Handel nach Braunston und Oxford ward durch den Coventrykanal vermittelt. C. war schon zu den Zeiten der Römer eine Stadt u. hatte im Mittelalter Mauern und Festungswerke, die aber im 17. Jahrhundert geschleift wurden. In den Jahren 1404 und 1459 wurden Parlamentssitzungen hier gehalten, wovon die letztere unter dem Namen Parlamentum diabolicum in der britischen Geschichte bekannt ist. Wegen vieler alterthümlichen Sitten stand die Stadt im 16. u. 17. Jahrhundert im Rufe von Abdera und Schilda. Zu diesen Sitten gehört noch jetzt die Procession der Peeping Town, die darin besteht, daß ein Mädchen nackt durch die Stadt reiten und in eben dem Zustande bei dem Mayor der Stadt speisen soll. Es geschieht dies zum Andenken der Befreiung der Stadt von einem Zoll, den ein Graf der Stadt auf Fürbitte einer Gräfin im 11. Jahrhundert unter dieser Bedingung erließ. Nach Anordnung des Raths sollten während des Ritts alle Thüren und Fenster verschlossen seyn. Ein Mann nur lauschte, erblindete aber zur Strafe. O'Keefe wählte die Sage zum Stoff eines Lustspiels.

Covilham (Covilan), Pedro de, portugiesischer Seefahrer, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, diente unter Alfons V. in dem kastilischen Kriege, begleitete den König auf seinen Feldzügen in Afrika, schloß im Namen desselben mehre wichtige Verträge mit den maurischen Königen und ließ sich in große Handelsspekulationen ein. Johann II. sandte C. mit Alfonso de Paiva auf Kundschaft nach den östlichen und südlichen Küstengegenden. C. drang nach dem Tode seines Gefährten bis in die Hauptstadt Abyssiniens vor und lebte am Hofe des Königs von Abyssinien 30 Jahre in Gunst und Ansehn und zu den wichtigsten Geschäften gebraucht. Durch seine Berichte, die er nach Portugal sandte, bestärkte er den König Emanuel den Großen in seinem Vorsatze, durch Entdeckung und Eroberung neuer Länder seine Macht auszubreiten.

Covington, Stadt im nordamerikanischen Staat Kentucky, Grafschaft Kenton, 85 Meilen südöstlich von Frankfort, 493 M. von Washington, am Ohio, an der Mündung des Licking Creek, Cincinnati gegenüber, mit dem es durch eine Dampffähre verbunden und wovon es der Ordnung der Straßen nach als eine Fortsetzung zu betrachten ist. Newport befindet sich auf dem entgegengesetzten Ufer des Licking. C. hat eine Post, ein Stadthaus, 7 Kirchen (eine presbyterianische, baptistische, methodistische, universalistische, römisch-katholische, christianistische u. campbellitische), 4 Akademien, eine Zweigbank der Northern-Kentuckybank, Tabaksfabriken, die größte Walzeisenmühle im Westen, Baumwollenspinnerei u. 5000 Einwohner. Hier befindet sich auch das Western-Baptist-Theological-Institut.

Covo-Bastel, Höhle bei der französischen Stadt Villefranche, mit Tropfsteinfiguren u. einem schönen Wasserfall, zu dem 124 Stufen hinabführen.

Cowdee (oder Kauri), neuseeländisches Dammaraharz, eine eigenthümliche Substanz, die seit einiger Zeit in bedeutenden Quantitäten von Neuseeland in den Handel kommt und manche nützliche Anwendung zu gestatten verspricht. Es gehört zur Klasse der Harze und fließt aus dem Stamme eines sehr schönen Baumes, der Dammara australis oder Pinus kauri. Das Harz kommt in Klumpen von der Größe einer Muskatnuß bis zu Blöcken von 2—3 Centnern im Handel vor. Die Farbe ist zum Theil milchweiß, verläuft sich aber auch ins Bernsteingelbe, oder selbst Dunkelbraune. Einzelne Stücke sind ganz durchsichtig und farblos. Die Härte steht zwischen der von Kopal und Kolophonium in der Mitte; die weißen milchigen Stücke besitzen einen schwachen Geruch, die Aehnlichkeit mit dem des Elenn hat. Es ist sehr leicht entzündlich, verbrennt vollständig mit einer klaren, hellen Flamme, ohne dabei abzutropfen. Vorsichtig geschmolzen und erkalten gelassen, bildet es eine harte, zähe Masse, ungefähr wie Schellack. In Alkohol ist es sehr leicht löslich und liefert einen sehr guten Firniß, da es härter und im Allgemeinen heller von Farbe, als Mastix, dabei aber eben so leicht löslich ist. Indem ist es wohl 10mal wohlfeiler, als das letztere. Die weingeistige Lösung, mit ¼ einer Lösung des Harzes in Terpentinöl vermischt, gibt einen vortrefflichen, schnell trocknenden, fast farblosen, klaren u. harten Firniß. Auch zur Siegellackfabrikation kann es mit Vortheil angewendet werden, zu welchem Ende man es mit Schellack und Terpentin zusammenschmelzt und mit Zinnober oder andern Farbstoffen färbt.

Cowes, Stadt auf der Nordküste der englischen Insel Wight, am Medinaflusse, ist befestigt, hat ein Marinehospital, einen guten Hafen, Seebäder und 4000 Einwohner, welche Handel mit Vieh, Wolle und Getreide treiben.

Cowley, 1) Abraham, englischer lyrischer Dichter, 1618 zu London geboren, verlor schon vor seiner Geburt den Vater, der Gewürzkrämer war, erhielt aber von seiner Mutter eine sorgfältige Erziehung und durfte auf königliche Kosten die Westminsterschule besuchen, wo er, angeregt durch Spencers Gedicht „Die Feenkönigin", in seinem 13. Jahre eine Sammlung von Gedichten: „Poetical Blossoms", herausgab. Auch zu Cambridge, wo er das Trinitycollege besuchte, schrieb er verschiedene poetische Werke, wurde aber 1643 durch die Puritaner vertrieben und begab sich nach Oxford, wo er die Satyre „The puritan and the papist" schrieb u. veröffentlichte. Lord Falkland empfahl ihn der Königin, so daß er sie nach Paris begleiten durfte und als Mitglied ihrer geheimen Kanzlei 12 Jahre in ihren Diensten blieb, nach Ablauf welcher Zeit er nach England geschickt wurde, um im Geheimen den Zustand des Vaterlandes u. die Stimmung des Volkes zu beobachten. Als verdächtig verhaftet, ward er nur durch die Bürgschaft eines Freundes theilweise befreit, bis der Tod Cromwells seine Bande vollends löste. Er ging nun nach Frankreich zurück und blieb daselbst bis nach der Rückkehr des Königs. In England zog er sich von allen politischen Angelegenheiten zurück, betrieb mit Eifer die Naturwissenschaften und ward Doktor der Medicin, ohne eine eigentliche Praxis anzunehmen. Da er keine Anstellung erhielt, zog er sich aufs Land zurück und † zu Chertsey in Surrey den 28. Juli 1667. Er ward in der Westminsterabtei neben Chaucer und Spencer beigesetzt, und König Karl II. gab ihm das schmeichelhafte Zeugniß, er habe in ganz England keinen bessern Mann zurückgelassen. Auf dem Denkmal, das ihm der Herzog von Buckingham errichten ließ, wird er Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro genannt. Johnson nannte ihn den letzten metaphysischen Dichter. Sein episches Gedicht „Davideis" blieb unvollendet. Seine Dichtungen sind an einzelnen Schönheiten reich, aber oft fehlt es C. in der Wahl der Bilder an Geschmack und Eleganz, und seine Gelehrsamkeit ist meist ein überflüssiger Ballast; dagegen kann ihm das Verdienst nicht abgesprochen werden, durch Kühnheit und Fülle der Gedanken und Kraft des Ausdrucks der lyrischen Poesie seines Vaterlandes weitere Grenzen angewiesen zu haben. Große Vorzüge haben seine prosaischen Aufsätze, namentlich über Botanik. Seine lateinischen Gedichte wurden 1668 mit einer Lebensbeschreibung des Dichters und bald darauf die englischen von Sprat herausgegeben; bis 1710 erschienen mehre Auflagen, eine der vollständigsten London

1780, von Ackin mit Anmerkungen 1802 und öfter. Eine Auswahl besorgte Dr. Hurd unter dem Titel: „Select Works of Mr. C. With a Preface and Notes by the Editor" (Lond. 1772, 2 Bde.).

2) **Henry, Lord C.**, englischer Staatsmann, Bruder des Marquis von Wellesley und des Herzogs von Wellington, ward am 20. Januar 1773 geboren und widmete sich, nachdem er schon im Knabenalter seinen trefflichen Vater verloren, der diplomatischen Laufbahn. Nachdem er als Clerk fast 2 Jahre auf dem auswärtigen Amt gearbeitet, begleitete er den Lord Malmesbury auf dessen Gesandtschaft nach Lille als Attaché, wo er bis zum Herbst 1797 blieb. Als sein ältester Bruder zum Generalstatthalter von Indien ernannt worden war, folgte ihm Henry Wellesley als Geheimschreiber, ward zu einem der Kommissarien in Mysore ernannt und begab sich im Juli 1801 als Abgeordneter des Generalgouverneurs zum Nabob-Wessir von Audh, ermächtigt, einen Vertrag mit diesem Fürsten abzuschließen, in der That aber, um ihn zur Erfüllung des früher mit Oberst Scott abgeschlossenen Vertrages über eine Gebietsabtretung zu vermögen. Ehe zwei Monate verflossen, war der Zweck der Sendung erreicht; der Nabob trat der Kompagnie ein Landgebiet von 1 Million Pfd. Sterl. jährlicher Einkünfte ab. Der junge Staatsmann erhielt nun sofort die Verwaltung des abgetretenen Gebiets, ward darauf 1800 mit einer vertraulichen Sendung nach England über indische Angelegenheiten betraut, trat 1803 sein Amt als Vicestatthalter der abgetretenen Provinz Audh an und kehrte, nach definitiver Anordnung ihres Zustandes, nach Kalkutta zurück. Da er nach Bekleidung eines so wichtigen Amtes, indischer Etikette zufolge, nicht wohl in die Stelle eines Geheimschreibers beim Generalgouverneur zurücktreten konnte, kehrte er, dem Rathe seines Bruders gemäß, Mitte 1803 nach England zurück, verheirathete sich hier mit der 22jährigen Lady Charlotte, zweiten Tochter des Grafen von Cardigan, und lebte nun einige Jahre von Staatsgeschäften entfernt, jedoch in politische Studien vertieft. Im Jahre 1807 ward er für den verrotteten Flecken Eye in Suffolk Parlamentsmitglied und zugleich einer von den Sekretären des Schatzamtes unter dem damaligen Ministerium des Herzogs von Portland. Am 10. Oktober 1809 wurde Henry Wellesley zum Gesandten am madrider Hofe ernannt, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen die Interessen seines Königs und seines Vaterlandes äußerst geschickt vertrat, während in der Heimath sein häusliches Glück der Zerstörung verfiel. Eine Neigung, die sich 1807 zwischen seiner Gattin und Lord Paget entsponnen, endete im März 1809 mit ihrer Entführung durch den Liebhaber, und am 12. Mai 1809 wurde der von Wellesley gegen Lord Paget erhobene Prozeß, der eine Entschädigungsforderung von 20,000 Pfd. Sterl. enthielt, vor dem londoner Sheriffsgerichtshofe entschieden. Der Beklagte hatte auf jede Einrede verzichtet, und die Jury erkannte auf die volle Klagesumme. Ein Bruder der Lady schickte dem Lord Paget eine Ausforderung; dieser hielt das Feuer seines Gegners aus und schoß dann seine Pistole in die Luft ab, indem er erklärte, daß er gegen ein Glied einer von ihm so tief verletzten Familie keine Hand aufheben könne. Wellesley kehrte auf seinen Posten in Madrid zurück und trug, so weit er dies in seinem Civilamte vermochte, zu dem glorreichen und denkwürdigen Ausgange des langen Kampfes bei. Im Jahre 1810 ward seine erste Ehe durch Parlamentsakte getrennt, und nach sechsjährigem Cölibat schloß er in seinem 43. Lebensjahre eine zweite Verbindung mit der ältesten Tochter des Marquis von Salisbury, die ihm 1817 eine Tochter schenkte. Schon im Jahre 1808 war er zum Mitglied des geheimen Rathes, 1812 zum Ritter des Bathordens ernannt worden. Im März 1822 ging seine Mission in Spanien zu Ende, worauf er vom 5. Mai 1823 bis 27. August 1831 britischer Botschafter am österreichischen Hofe war. Im Jahre 1828 verlieh ihm die Regierung die Peerschaft. Bei den Whigs stand Lord C. nicht in Gunst, und erst als Sir Robert Peel ans Staatsruder trat, ging er als Nachfolger Lord Granville's auf den Botschafterposten in Paris. Als die liberale Partei abermals mit der Regierungsgewalt betraut worden, machte Lord C. dem Marquis von Normanby Platz; aber seine Lebenskraft hatte schon früher rasch zu sinken begonnen. Lord C. war seit so langer Zeit gewohnt, auf dem Kontinent zu leben, daß er nach kurzem Aufenthalt in England nach Paris zurückkehrte, obgleich es eigentlich gegen das Herkommen verstößt, daß ein vormaliger Gesandter an dem Orte wohnen bleibt, von welchem er abgerufen worden. Er † daselbst am 27. April 1847.

Cow Pasture und **Calf Pasture**, zwei Bergreihen in Virginien, die zu dem System der Alleghanies gehören und mit diesen und den blauen Bergen durch niedrige Vorberge zusammenhängen; die höchsten Spitzen erheben sich nicht viel über 2000 Fuß; sie sind bewaldet und reich an Weiden.

Cowper, 1) **William, Graf**, Großkanzler von England, verdienstvoller Staatsmann, aus einer angesehenen Familie in Sussex, studirte die Rechte, zeichnete sich durch seine Kenntnisse in den Reichsgesetzen und im Civilrechte aus, praktizirte als Advokat und erwarb sich, 1695 ins Parlament gewählt, als Redner Aufmerksamkeit und Beifall. Im Jahre 1705 ward er Großsiegelbewahrer von England, betrieb als solcher die Vereinigung der beiden Reiche England u. Schottland und erwarb sich dadurch die Gunst und das Vertrauen der Königin, die keinen wichtigen Beschluß ohne seinen Rath faßte. Als aber Bolingbroke und Harley die Königin zu beherrschen begannen, trat er zur Opposition, konnte jedoch nicht verhindern, daß der utrechter Friede zu Stande kam. Nach dem Tode der Königin Anna war er bis zur Thronbesteigung ihres Nachfolgers einer der Lords, die die Regierung führten, und ward vom neuen Könige wegen seiner Verdienste wieder zum Großkanzler und bald darauf zum Grafen erhoben. Ein Streit mit dem Grafen Sunderland bewog ihn, seine Stelle niederzulegen, doch nahm er noch fortwährend

lebhaften Antheil an den Verhandlungen des Oberhauses. Er † den 10. Oktober 1723.

2) William, englischer Dichter, den 26. November 1731 zu Berkhamstead in Hartfordshire geboren, litt von früher Jugend auf an einer krankhaften Menschenscheu, die ihn zu allen öffentlichen Aemtern unfähig machte. Seine Glaubensansichten, die sich zum Methodismus neigten, versenkten ihn in tiefe Schwermuth und endlich in völlige Geisteszerrüttung, von der er erst in einer Irrenanstalt genas. Seit 1767 lebte er in dem Flecken Olney in vertrautem Umgange mit dem Pfarrer Newton, beschäftigte sich hier lediglich mit der Dichtkunst und übersetzte einige geistliche Lieder der Schwärmerin Guyon, die Newton in seine „Hymns of Olney" aufnahm. Bald darauf verfiel er abermals in eine trübe Melancholie, aus welcher er erst 1778 sich aufrichtete. Eine Sammlung seiner Gedichte, die er 1782 herausgab, fand wenig Anklang. Wohlthätig auf seinen Geisteszustand wirkte der Umgang mit der geistreichen Lady Hauston, deren Einflusse die komische Ballade „John Gilpin" und die ausgezeichnete Dichtung „The task" (1785) ihre Entstehung verdankten. Zu seiner Zerstreuung übersetzte er den Homer in reimlosen Jamben (London 1816, 4 Bde.); doch erneuerte sich sein Trübsinn, und von Krankheit erschöpft u. von methodistischen Predigern geängstigt, † er den 25. April 1800. Eine kostbare Ausgabe seiner Gedichte erschien London 1815, 4 Bände, eine andere London und Leipzig 1819. Seine letzten Gedichte findet man in Hailey's „William C.s life and posthumous works" (London 1809, 4 Bde.). Die „Private correspondance of W. C." gab John Johnson heraus (London 1824, 2 Bde.). Vergl. Taylor, Life of W. C., London 1833.

3) William, berühmter Anatom und Chirurg zu London, wo er 1810 †. Nach ihm sind die zwei kleinen rundlichen Drüsen der männlichen Harnröhre hinter der Harnröhrenzwiebel genannt: Cowpersche Drüsen, Cowperianae glandulae.

4) E., Professor, einer der genialsten jüngeren Mechaniker Englands, durch seine Erfindungen zur Vervollkommnung der Druckerpresse und die Klarheit seiner volksthümlichen Vorträge berühmt, † Ende Oktober 1852 zu London.

Cox, Richard, englischer Theolog, 1499 zu Whaddon in der Grafschaft Buckingham geboren, studirte zu Cambridge, dann zu Oxford, wo er sich aber durch seine Vorliebe für Luthers Lehren Verstoßung aus dem College und harte Gefängnißstrafe zuzog. Wieder in Freiheit gesetzt, ward er Lehrer an der Schule zu Eton, erhielt große Pfründen, ward Instruktor des Prinzen Eduard und nach dessen Thronbesteigung sein geheimer Rath, Almosenier, Kanonikus von Windsor und Dechant von Westminster. Von nun an trat er als einer der heftigsten Gegner des Katholicismus auf, ward dafür unter der Königin Maria verbannt und ging nach Deutschland, wo er die Vertreibung des Reformators John Knox, des Lehrers einer kleinen, nach einfacherem Ritus lebenden evangelischen englischen Gemeinde zu Frankfurt a. M., aus dieser Stadt bewirkte. Nach Knox' Vertreibung führte er die alten liturgischen Gebräuche wieder ein, errichtete eine Art englischer Hochschule und besetzte die Lehrstühle der hebräischen und griechischen Sprache und der Theologie. Nach der Thronbesteigung Elisabeths kehrte er nach England zurück, ward zum Bischof von Ely ernannt und † 1581. An der ersten Liturgie der englischen Kirche und der englischen Bibelübersetzung hatte er großen Antheil.

Coxa (lat.), die Hüfte.

Coxarthrocace (v. Gr.), s. Arthrocace.

Coxcie (Coxcis, Coxcin, Coxis), Michel oder Michiel, berühmter niederländischer Historienmaler, war geb. zu Mecheln 1497. Er zeigte schon in früher Jugend entschiedene Anlagen für seine Kunst, in welcher er unter Bernhards von Orlay Leitung bald Ausgezeichnetes leistete, ging hierauf nach Rom, wo er viel nach Raphael und andern großen italienischen Meistern zeichnete und bald durch Uebertragung bedeutender Arbeiten ehrenvoll ausgezeichnet ward. So malte er unter andern in der alten Peterskirche zu Rom eine Auferstehung Christi al Fresco; auch die Kirche Sta. Maria della pace und andere prangten mit seinen Werken. Er kehrte endlich wieder in seine Heimath zurück, vermählt mit einer Italienerin, die ihm jedoch nach mehren glücklichen Jahren starb, worauf er sich unter seinen Landsmänninnen eine zweite Gattin wählte. Die besten Bilder aus dieser Zeit seines Lebens sind: ein großes Altarbild, ein gekreuzigter Christus, im Schlosse Halsenberg, wenige Meilen von Brüssel, zu welchem alle Kunstverständige und Künstler hinzogen, um es zu bewundern; eine Darstellung des Todes der heiligen Jungfrau, auf dem Altare der Kirche St. Gallus in Brüssel; zwei Seitengemälde zu Bernhards von Orlay Abbildung des Evangelisten Lucas und der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Malergilde zu Mecheln. Alle diese Prachtwerke wurden während der niederländischen Unruhen dem Kunstraube zum Opfer. Seine für Philipp II. von Spanien gefertigte Kopie von Johann van Eycks berühmtem Altarblatt zu Gent, die Anbetung und den Triumph des Lammes darstellend, zierte lange Zeit die Kapelle des alten Palastes zu Madrid, ist aber von da nach Brüssel gewandert und hier in einzelnen Theilen in die Museen und Gallerien von Berlin, München, Haag ꝛc. übergegangen; sämmtliche Theile sind sehr fleißig gemalt und besonders gut die größern Figuren. Die Maria des münchener Bildes ist im Ausdruck sogar lieblicher, als das Original. C. wußte mit leichtem, feinem Pinsel seinen Gestalten etwas höchst Gefälliges und Heiteres zu verleihen, und obgleich man das kräftige, naturgetreue Kolorit seiner großen Vorgänger wohl zuweilen vermissen könnte, so ist es doch unmöglich, dem Zauber seiner leicht aufgetragenen schönen hellen Farben zu widerstehen. Eigene Erfindung bei der Darstellung bewegter Momente in seinen größern Kompositionen war indessen nicht die glänzendste Seite dieses sonst so trefflichen Meisters. Oft bei der Zusammenstellung seiner Gruppen in Verlegenheit half er sich mit seinen aus Italien gebrachten

Studien, mit Erinnerungen aus den Werken seiner dortigen berühmten Kunstgenossen. Charakteristisch ist, daß C. trotz seines großen Reichthums, dennoch nicht lässig im Erwerbe war und ihn selbst im Kleinen nicht verschmähte. So hatte er eine ihm eigene Art, eine weiße Wand mit Kohle äußerst gewandt und rasch von oben bis unten mit allerlei artigen Verzierungen zu bedekken, und er ließ sich dazu durch kleine, ihm angebotene Geschenke leicht bewegen. Als gesunder und rüstiger Greis arbeitete er im 95. Jahre an einem Gemälde im Stadthause zu Antwerpen, hatte aber das Unglück, um diese Zeit eine Treppe herunter zu fallen, und † an den Folgen dieses Falls 1592. Nach C. stach Augustin von Venedig 32 Blätter aus der Fabel der Psyche, die auch zum Muster einer Reihe von Glasmalereien dienten und zu des Künstlers besten Erzeugnissen gehörten. Mehre Kompositionen dieses Meisters sind durch Kupferstich bekannt, von M. Lorch, C. Cort, J. Ditmar, B. Dolendo, Sadeler 2c. Sein Sohn, **Raphael**, war ebenfalls ein guter Maler, aber berühmter als Lehrer von Kaspar de Crayer.

Coxe, William, englischer Reisebeschreiber u. Historiker, ward den 7. März 1747 zu London geb. Er trat in den geistlichen Stand, begleitete den jungen Grafen von Pembroke 1775—79 auf seiner Reise durch den größten Theil Europa's, trat 1784 als Führer des nachmaligen Parlamentsredners Whitbread eine zweite Reise durch das südliche und nördliche Europa an, bereiste 1786 abermals die Schweiz und Frankreich, 1794 Holland, den größten Theil Deutschlands und Ungarn, ward 1805 Archidiakonus in Wiltshire und † den 8. Juli 1828 zu Bemerton, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet war. Von seinen Werken nennen wir die „Sketches on the natural, civil and political state of Switzerland" (London 1779—80, franz., das. 1779, Paris 1780, deutsch, Zürich 1781); „Travels in Switzerland and the country of the Grisons" (London 1779, 1790, 1794, 1796, Basel 1802, franz., Paris 1790, deutsch, Zürich 1781—92); „Account of the russian discoveries between Asia and America" (London 1780, Suppl. 1787, neue Aufl., das. 1803—4, franz., Paris 1781, deutsch, Frankfurt 1784); „Account of the prisons and hospitals in Russia, Sweden and Denmark" (London 1781); „Travels into Poland, Russia, Sweden and Denmark" (London 1784—90, 4. Aufl. 1803, deutsch, Zürich 1785—95); „History of the house of Austria" (London 1807, deutsch, Leipzig 1810—1817); „Memoirs of John Duke of Marlborough" (das. 1817—19, deutsch, Wien 1820).

Coxes Roß (Coxstraße), vom Ingenieur Cox angelegte Straße in der Nähe des Mount York in Neuholland, führt von dem Distrikt Cumberland nach der Stadt Bathurst, geht gewunden einen Abgrund von 676 Fuß hinab in das fruchtbare Val of Cloyd und ist ganz gefahrlos zu begehen.

Coxie, Johann Anton, niederländischer Historien- und Porträtmaler, scheint sich in Holland aufgehalten zu haben, bis er 1705 einen Ruf an den Hof des Königs von Preußen erhielt. Er malte dessen Thaten im Schlosse zu Berlin und 1708 die schöne Kapelle zu Charlottenburg, wo auch ein Altarblatt von seiner Hand zu sehen ist. Auch in mehren königlichen Palästen findet man Werke in Oel und Fresko von diesem Künstler, die mit seinem Namen bezeichnet sind.

Coxis, Michael, s. Coxcie.

Coypel, 1) **Noël**, Historienmaler, nach Einigen geboren in der Normandie 1628, nach Andern zu Paris 1629, Schüler erst Poncets zu Orleans, dann Quilleriers und Ch. Errards zu Paris, erwarb sich durch einige Bilder, welche sein strenges Studium und seine glücklichen Anlagen offenbarten, bald bedeutenden Ruf und erhielt 1663 eine Stelle unter den Mitgliedern der Akademie. Im folgenden Jahre bekam er den Auftrag, das alte Louvre, die Tuilerien, das Parlament von Bretagne mit seinen Werken zu schmükken. Im J. 1672 erwählte ihn der König zum Direktor der Akademie in Rom, wohin er sich mit seinem ältesten Sohn Antoine u. einem Verwandten, Ch. Herault, begab. Hier malte C. für den Rath zu Versailles 4 Bilder: Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, welche die Bewunderung des Publikums erregten, sowie diejenigen, welche er nach seiner Rückkehr in Paris, nach 1676, für die Paläste des Königs vollendete. Im 78. Jahre begann er die Freskomalereien in der großen Kapelle des Hotels der Invaliden, arbeitete jedoch mit solcher Anstrengung, daß er in eine lange Krankheit verfiel und 1707 †. Seine besten Werke sind: die Marter des heiligen Jakob, in Notre-Dame; der Brudermord, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heiligen Jungfrau, im Hotel der Invaliden. Der Palast der Tuilerien ist ebenfalls mit Bildern von ihm angefüllt. C. besaß eine reiche, blühende Phantasie; seine Figuren zeichnen sich durch Ausdruck aus, die Zeichnung ist korrekt, das Kolorit lieblich u. nicht grell, wie das von seinem Sohne. C. hat auch mehre Blätter radirt.

2) **Antoine**, des Vorigen ältester Sohn, 1661 geboren, war Schüler seines Vaters, den er als 11jähriger Knabe nach Rom begleitete. Geistreich und mit der zartesten Empfänglichkeit für das Schöne begabt, suchte er sich nach den Werken der großen Italiener zu bilden und die venetianischen Koloristen in einem Alter von 14 Jahren nachzuahmen; aber durch die schnelle Rückkehr in sein Vaterland wurde die edle Kultur seines Geistes unterbrochen und es blieben ihm nur Reminiscenzen der angeschauten Meisterwerke übrig. Der laute Beifall, welchen seine Malereien dennoch in ganz Frankreich erhielten, bezeichnet den Geschmack des damaligen Zeitalters. Mit zahllosen Arbeiten überhäuft, vernachlässigte er die Gründlichkeit und fiel in alle Ausschweifungen der Manier. Ein unerschöpflicher Reichthum der Phantasie und ein liebliches Kolorit, dem es aber an Harmonie fehlte, waren die unfehlbaren Zaubermittel, die Bewunderung seines Publikums zu fesseln. C. war es, der den Grund zur französischen Schule legte, welche sich von der Regierung Ludwigs XIV. an gänzlich von dem italienischen Geschmack entfernte, dem sie so lange Jahre hindurch gefolgt war. Daher erklärt sich auch, warum ihn die Akademie, wiewohl er erst 20 Jahre alt war, zu ihrem Mitglied ernannte,

Auf C. übte das Drama einen nachtheiligen Einfluß, der sich in seinen theatralischen Stellungen und im Uebertriebenen des Ausdrucks äußert. Sein lebendes Modell war der Schauspieler Bacon, welcher es in seiner Gewalt hatte, jeden Charakter und jede Situation zu bezeichnen; auch Racine, Despréaux und Lafontaine waren seine Freunde. Sein Farbenzauber und sein erzwungener Ausdruck nahmen nach u. nach das Publikum so gefangen, daß man Alles aufbot, um ihn nicht nach England gehen zu lassen, wohin er eingeladen war. Viele der angesehensten Personen, an deren Spitze der Herzog von Chartres stand, beredeten ihn, in Frankreich zu bleiben, wo sein Glück immer mehr emporblühte und er endlich nicht nur geadelt, sondern auch zum Direktor der Akademie und, an Mignards Stelle, zum ersten Maler des Königs erwählt wurde. Als solcher † er 1728. Von C. hat man auch: „Discours prononcées dans les conférences de l'Académie de la peinture" (Paris 1721) und eine poetische Epistel an seinen Sohn. Außerdem hatte er großen Antheil an der „Histoire du roi Louis le grand par les medailles etc." (Paris 1691) und an dem Werke: „Medailles sur les principaux événements du règne de Louis le grand avec des explications hist. etc." (das. 1702). Nach C. wurde sehr Vieles gestochen, und zwar von den besten Künstlern seiner Zeit, wie: G. Duchange, Edelink, P. Drevet, den Audrans, C. Duflos, J. B. Poilly, L. Simoneau, Chateau, J. Sarrabat, A. Trouvain, N. Tardieu, L. Desplaces, N. Langlois, Surrugues. A. C. hat selbst eine Anzahl Blätter radirt, die gesucht und geschätzt werden.

3) Charles Antoine, ebenfalls Maler, 1694 zu Paris geboren, Sohn, Schüler und Nachahmer des Vorigen, den er jedoch nicht erreichte, wurde 1746 erster Maler des Königs und Chef der Akademie und † 1752. Er malte viele Bilder, worunter Christus vor Pilatus, bei den Philippinern, und das Opfer der Iphigenia die vorzüglichsten sind; außerdem eine große Menge Kartons zu Tapeten und burleske Bilder, worunter auch Karrikaturen zum Don Quixote, die unter dem Titel: „Estampes de l'hist. de D. Quichote de la Manche" 1753 erschienen.

4) Noël Nicolas, Antoine's jüngerer Bruder, gewöhnlich C. der Onkel genannt, 1692 geboren, studirte unter der Leitung seines Vaters Noël, hielt sich, ganz dem Grundsatze seines Bruders und Neffen zuwider, an die Natur, folgte aber in der Farbengebung dem herrschenden Geschmack. Er † 1735 (1745) als Mitglied der Akademie. Seine besten Werke sind: die Malerei an dem Gewölbe der Kapelle der heil. Maria in der Kirche von St. Sauveur u. des Franz de Paula in der Sakristei der Minimer zu Paris. C. äzte auch mehre gute Blätter.

Coysevox, Antoine, berühmter Bildhauer, von spanischer Abkunft, 1640 zu Lyon geboren, lieferte bereits im 17. Jahre eine Statue der heiligen Jungfrau für die Kirche St. Nizier zu Lyon, die allgemeine Bewunderung erregte. Nachdem er längere Zeit in Paris unter verschiedenen Meistern gearbeitet hatte, schmückte er den Palast des Kardinals Fürstenberg zu Zabern im Elsaß mit kostbaren Werken aus. Nach 4 Jahren ging er nach Paris zurück, ward Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst und später deren beständiger Kanzler; † den 10. Oktober 1720. Seine berühmtesten Werke sind: das Mausoleum für Colbert in St. Eustache, das Grabmal Lebruns in St. Roche, das Monument Mazarins, viele Statuen im Tuileriengarten ꝛc. Vieles ist während der Stürme der Revolution zu Grunde gegangen. Wegen der ausgezeichneten Schönheit seiner Porträts u. des Feuers, das er in die Züge zu legen wußte, wurde er der Vandyk der Bildhauerei genannt.

Coyuca, nordamerikanischer See, an der Südwestküste von Mexiko, empfängt seine Wassermasse hauptsächlich vom Flusse von C. u. erstreckt sich parallel mit der Küste vom Pie de la Cuesta aus bis gegen San Geronimo zu, wo in geringer Entfernung weiter die Lagunen von San Bartolo, Tecpan und Nuxco eine Reihenfolge bilden. Zwischen dem See von C. u. dem Meere läuft der Weg von der Abdachung des Gebirgsrückens von Acapulco und San Geronimo, 18 Leguas in fast gerader Richtung küstenentlang, zuweilen am Strand des Meeres selbst über den losen Sand dicht an der Brandung hin, häufig aber über Ebenen von beträchtlicherer Breite, die, vom ausgeworfenen Sand des Meeres anfänglich gebildet, im Verlauf der Zeiten eine Decke von Pflanzenerde angenommen haben und, mit freundlichem Grün bedeckt, Tausenden von Stücken Hornvieh, Pferden und hin und wieder einer Heerde Ziegen zum Weidegrund dienen. Alljährlich ein- oder zweimal bewerkstelligt die Wassermasse des Sees, nach und nach ihr natürliches Becken überschreitend, ihren Ausbruch nach dem Meere, an der niedrigsten Stelle des Strandes den Damm von Flugsand beseitigend, und dann ist Aufenthalt für den Reisenden unvermeidlich, weil in den ersten Tagen die Heftigkeit der Strömung die Passirung dieses Meeresarmes ganz verhindert und solche in den darauf folgenden Wochen nur auf Kähnen bewerkstelligt werden kann. Die Stelle des Durchbruchs nach dem Meere ist der Ortschaft von C. und der Mündung des Flusses gleichen Namens gegenüber, dessen Wasserandrang natürlich den Ausfluß erleichtert. Zuweilen, bei einem mächtigen Sturm, plötzlichem Anschwellen des Sees durch einen Wolkenbruch oder einem ähnlichen Naturereigniß bahnt sich die bedeutende Wassermasse gewaltsam ihren Weg nach dem Meere; gewöhnlich aber kommt die Hand des Menschen, der sich alle Umstände dienstbar zu machen pflegt, dieser Katastrophe zuvor, um den Wasserstand des Sees den Erfordernissen der Pflanzungen anzupassen. Häufig auch bewirkt die Gewinnsucht der Fährleute, um die Epoche ihres Verdienstes durch Uebersetzen so lange wie möglich zu genießen, eine Eröffnung der Barre mehre Tage vor eigentlicher Nothwendigkeit.

Crabbe, George, einer der besten neuern englischen Dichter, war den 21. December 17.. zu Aldborough in Suffolk geboren, wo sein Vater Zollbeamter war. Seine Neigung für Poesie bildete sich früh aus ihm selbst heraus, doch ward er Wundarzt und gab erst dann diese Laufbahn

auf, als 1778 sein Gedicht an die Hoffnung einen Preis erhalten hatte. Er ging nach London, fand in Burke einen Gönner und Lehrer, der ihn bewog, sich der Theologie zu widmen, in welcher er einen akademischen Grad erhielt, ohne eine Universität besucht zu haben. Bald erhielt er einträgliche Pfründen und 1813 eine Pfarrstelle zu Trowbridge in Wiltshire, wo ihm nun auch wieder für die Poesie Muße blieb, der er seit zwanzig Jahren fast völlig entfremdet war. Er † den 9. Februar 1832 zu Trowbridge. Seine Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: „The life and works of G. C.“ (London 1833). Alle Verhältnisse des Lebens, selbst die unbedeutendsten, weiß er mit großer Meisterschaft zu schildern und ihnen einen unbeschreiblichen Reiz zu verleihen; seine Naturschilderungen sind anschaulich, umständlich, charakteristisch, ohne überflüssigen Schmuck, sein Styl überaus klar und einfach.

Crabeholz (bois de crabe ou grable, Nelkenholz), s. Cassia caryophyllata.

Crabeth, Dirk (Theodor) und Wouter (Walther), berühmte Glasmaler zu Gouda, waren zwei Brüder und lebten zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Wouter durchreiste Frankreich und Italien und hinterließ in vielen Orten seiner Tour gemalte Fenster; auch Dirk scheint in Italien gewesen zu seyn, denn die von Vasari angeführten Maler, Walther und Giorgio Flamingo, die zu Florenz mehre Fenster malten, sind wahrscheinlich unsere beiden Künstler, von denen in der Hauptkirche zu Gouda noch mehre schöne Malereien sind. Wouter arbeitete dort 1557 und von 1561—1564, und sein Bruder von 1557—1559 und 1571 und 1572. Wouter war zu kleinen u. großen Gemälden gleich geschickt und, wie Einige behaupten, in der Zeichnung und im Kolorit besser, als sein Bruder, der jedoch mehr Kraft in seinen Arbeiten hatte. Ein vereintes Arbeiten hätte ihre Kunst sicher noch mehr gefördert, allein ein Jeder hatte seine eigenen Geheimnisse vor dem Andern, was so weit ging, daß sie sich, obgleich die besten Freunde, nur schriftlich mit einander unterredeten, um bei einer traulichen Stunde nicht etwa ein Geheimniß zu verrathen. Dirk † 1601. Rembrandt hat sein Bildniß geätzt.

Cracsbeke, Joseph van, niederländischer Maler, 1608 zu Brüssel geboren, Freund und Gefährte des A. Brauwer, dem er auch in den Sitten glich. Er trieb anfangs die Bäckerei, verlegte sich aber unter Leitung seines Freundes auf die Malerei und ahmte denselben mit vieler Geschicklichkeit nach. Auch seine Bilder stellen nur niedere Scenen, Tabagien, Wachtstuben, Zänkereien zwischen Betrunkenen ꝛc. dar. C. † 1641 zu Antwerpen.

Crag (v. Engl.), auch im Deutschen angenommene Bezeichnung für einen weißen eisenschüssigen Sand oder Grus, theilweise zu festen Sandsteinen aggregirt und horizontal geschichtet. Er enthält versteinerte Muscheln von größtentheils noch lebenden Arten, z. B. Murex, Mactra, Tellina, Venus, Voluta, Pectunculus, die mit Korallen, Fischzähnen, Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Elenn, Hirsch ꝛc. wechseln. Alle diese organischen Reste sind gruppenweise vertheilt und wechseln mit Geschieben, deren unterste aus Feuersteinen bestehen und auf eine Zerstörung von Kreidebänken hindeuten. An der Ostküste Englands bei Norfolk, Suffolk, Essex, an der Nordwestküste Frankreichs und in den Niederlanden ruht dieses junge Gebilde auf der Kreide und auf Londonthon. Die Muschelerde oder der Muschelgrus, welcher aus Fragmenten von Meeres- und Süßwassermuscheln und aus Grus zusammengesetzt ist und im südlichen Frankreich, in Touraine im Loiregebiete ziemlich verbreitet auftritt, wird von einigen Geognosten für identisch mit dem C., von Anderen aber für älter gehalten.

Cragus, Gebirg in Lycien, das vom Taurus aus gegen Westen streicht und in dem südwestlichen Vorgebirge Lyciens, auch C. genannt, ausläuft. Es soll nach Cragus, dem Sohn des Tremiletes, benannt seyn und zu der Mythe von der Chimära Veranlassung gegeben haben, indem es an seinem Fuße Schlangen, in der Mitte Ziegen und in seinen obern Wäldern Löwen nährte. Die Kette desselben erhebt sich mehr als 3000 Fuß über die Ebene und hat mehre hervorragende Spitzen, denen sie den jetzigen Namen Efta Kavi (die sieben Kavs) verdankt. Hierher setzten Einige die Chimära. Parallel läuft der Anticragus, der im Innern des Glaucus Sinus ans Meer tritt.

Crail, Flecken in der schottischen Grafschaft Fife, am Frith of Forth, mit altem Fort (Danesdyke), Hafen, merkwürdiger Höhle und 1700 Einwohnern. In der Nähe sind die Ruinen einer Abtei.

Crambe (Meerkohl), Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, dicke, kohlartige Kräuter und Sträucher am Mittelmeer u. andern Seeküsten. Die wichtigste Art, C. maritima *L.*, gemeiner Seekohl, Meerkohl, ausdauernd, mit rundlichen, hechtblauen Blättern, wächst wild am Seestrand bei Holstein und Mecklenburg, bei Nizza und an der englischen Küste und wird sehr häufig in England und Frankreich und auch neuerdings in deutschen Gärten kultivirt. Man genießt die jungen Triebe gekocht und auf verschiedene Art zugerichtet, nachdem man sie gebleicht hat, und die Pflanze hat um so größern Werth, da sie im Februar und März benutzt werden kann, wo es an andern Gemüsen fehlt. Im März oder August bereitet man ein Mistbeet zu, zieht zwei Fuß von einander entfernte Linien und macht auf jeder von ihnen eben so weit von einander entfernte kleine Löcher; in diese wirft man eine Hand voll Düngererde, bringt in dieselbe drei oder vier Samen und läßt, wenn die Pflanzen aufgegangen, nur die kräftigsten davon stehen. Man begießt, jätet und entfernt die Erdflöhe. Ist man bereits im Besitz der Pflanzen, so kommt man schneller zu seinem Zweck, wenn man sie durch Wurzelschößlinge oder auch nur durch Stücke von der Wurzel im Frühlinge fortpflanzt. In jedem Fall läßt man die Pflanzen in den zwei ersten Jahren erstarken und fängt erst im dritten Jahre an, sie abzuschneiden; zu dem Ende bedeckt man die jungen Triebe, so wie sie sich zeigen, d. i. im Februar u. März, mit einem Topf oder einer Strohkappe. Sie bestehen aus dicht mit einander ver-

einigten Blättchen (von der Gestalt eines sehr verlängerten Tannenzapfens, bleichen schnell und werden nahe an dem Wurzelhalse abgeschnitten, wenn sie 6 bis 8 Zoll lang geworden sind. Die Pflanze dauert sehr lange; damit aber dies der Fall sey, muß man sie nicht erschöpfen und einige Stengel sich entwickeln lassen. Wenn der Wurzelstock verdirbt, so findet man ihn schon wieder durch Wurzelschößlinge ersetzt. Will man den Meerkohl treiben, so setzt man vom September an Töpfe und Strohkappen auf die Pflanzen u. füllt die Zwischenräume mit einer dicken Lage von langer Streu aus; wird es sehr kalt, so bedeckt man das Ganze mit Stroh od. trockenen Blättern. C. tatarica *L.*, tatarischer Meerkohl, wächst ausdauernd auf Aeckern und Weinbergen von Mähren und Ungarn an bis in die Tatarei. Die fleischige und süße Wurzel wird geschält, in Scheiben geschnitten und als Salat oder Gemüse gegessen, ebenso die jungen Sprossen. Sie ist vielleicht die Wurzel Baldracan, wovon sich die Tataren, besonders auf ihren Reisen in die Wüsten, fast einzig ernähren; auch soll sie die Chara Caesaris seyn, welche die Soldaten des Julius Cäsar in Kleinasien mit Milch statt Brod genossen.

Cramer, 1) Gabriel, ausgezeichneter Mathematiker, war den 31. Juli 1704 zu Genf geboren. Als 20jähriger Jüngling schon trat er mit seinem Freunde und Altersgenossen L. Calandrini als Bewerber um den philosophischen Lehrstuhl an der Akademie zu Genf auf; zwar erhielt ein älterer Mitbewerber den Vorzug, aber die gründlichen Kenntnisse der Jünglinge veranlaßten die Errichtung eines neuen Lehrstuhls der Mathematik, der beiden gemeinschaftlich übertragen wurde. Nachdem Calandrini 1734 den erledigten Lehrstuhl der Philosophie eingenommen, blieb C. allein Professor der Mathematik, doch mit dem Titel eines Professors der Philosophie bis 1750, wo Calandrini in den Rath gewählt und C. mit dessen Professur bekleidet wurde. C. † auf einer Reise in das südliche Frankreich zu Bagnoles in Languedoc, den 4. Januar 1752. Seine „Introduction à l'analyse de lignes courbes algébriques" (Genf 1750) machte Epoche u. steht noch jetzt in Ansehen. Auch besorgte er die Ausgabe von Wolfs „Elementa Matheseos" (Genf 1732—42, 5 Bde.) und der Werke und Briefe der Brüder Johann und Jakob Bernoulli (das. 1742 und 1744).

2) Johann Andreas, ausgezeichneter Metallurg, den 14. December 1710 zu Quedlinburg geboren, studirte anfangs Medicin, ging aber dann zur Jurisprudenz über, ohne darum das bisher betriebene Studium der Chemie und Metallurgie aufzugeben, ward Advokat in Blankenburg, ging dann nach Helmstädt, sich ausschließlich mit der Chemie beschäftigend, und ward zu Leyden außerordentlicher Professor der Chemie und der Naturwissenschaften. Er verließ jedoch Leyden wieder, hielt in London Vorlesungen, ward bei Gelegenheit einer Reise nach Deutschland braunschweigischer Kammerrath zu Blankenburg und † am 6. December 1777 zu Berggießhübel. Seine „Elementa artis docimasticae" (Leyden 1739, 2. Ausgabe 1744) erschienen englisch London 1744, französisch Paris 1758, deutsch Blankenburg 1744—1777.

3) Johann Andreas, berühmter Theolog und Kirchenliederdichter, den 29. Januar 1723 zu Jöchstadt im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater ein armer Landprediger war, geboren, besuchte die Fürstenschule in Grimma und die Universität Leipzig, wo er sich durch Korrekturen, Uebersetzen und Unterrichtgeben seinen Lebensunterhalt erwerben mußte. Nachdem er 2 Jahre Prediger zu Krellwitz bei Magdeburg gewesen, kam er 1750 als Oberhofprediger nach Quedlinburg und ward 1754 auf Klopstocks Empfehlung als deutscher Hofprediger nach Kopenhagen berufen, wo er 1765 zugleich eine Professur der Theologie an der Universität erhielt. Die Kränkungen, die er nach Struensee's Sturz zu erleiden hatte, bewogen ihn, 1771 Kopenhagen zu verlassen. Er nahm die Stelle eines Superintendenten in Lübeck an, fand aber mit seinen theologischen Ansichten und seiner religiösen Ueberzeugung einen so unempfänglichen Boden, daß er eben einem Rufe nach Leipzig folgen wollte, als er als Prokanzler und erster Professor der Theologie nach Kiel berufen ward. C. sorgte hier für die Anstellung tüchtiger Lehrer, für Verstärkung des Universitätsfonds und des Gehalts der Professoren, stiftete ein homiletisches Institut, errichtete eine Professorenwittwenkasse, bereicherte die Universitätsbibliothek, gründete nach Ueberwindung vieler Hindernisse das erste Schullehrerseminar für Holstein-Schleswig, richtete die Amtsprüfungen der theologischen Kandidaten zweckmäßiger ein und gab den Herzogthümern einen verbesserten Katechismus und ein neues Gesangbuch. Als wirklicher Kanzler und Kurator der Universität † C. am 12. Juni 1788. Seine geistlichen Gedichte und Oden, die sich durch Reinheit des Verses, Kraft des Ausdrucks und Adel der Gesinnung auszeichnen, erschienen als „Sämmtliche Gedichte" (Dess. und Leipzig 1782, 3 Bde.) und „Hinterlassene Gedichte", herausgegeben von seinem Sohne Karl Friedrich C. (Hamburg 1791). Von seinen übrigen Arbeiten nennen wir noch die treffliche Biographie Gellerts (Leipzig 1774), seine Uebersetzung von Bossuets „Weltgeschichte" (das. 1757—63, 7 Bde.) und die poetische Bearbeitung der Psalmen (das. 1762—64, 4 Thle.).

4) Karl Friedrich, Schriftsteller, Sohn des Vorigen, den 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, ward nach vollendeten Studien in Göttingen Privatdocent an der Universität Kiel, 1775 außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der Philosophie daselbst. Als warmer Anhänger der französischen Revolution 1794 entlassen, begab er sich nach Paris und legte eine Buchdruckerei und Buchhandlung an, die ihm jedoch bedeutende Verluste verursachte und ihn zwang, sich ferner durch schriftstellerische Arbeiten zu nähren. Er † zu Paris den 8. December 1807. Er schrieb: „Klopstock, Er und über ihn" (Hamburg 1779—1792, 5 Bde.); „Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa" (das. 1777, 2 Bde.); „Tagebuch aus Paris" (Paris 1800, 2 Bde.); „Deutsch-französisches und französisch-deutsches Wörterbuch" (Braunschweig und Paris 18[illegible], 2 Bde.); übersetzte Rousseau's „Neue Heloise"

(Berlin 1785 f., 4 Bde.), dessen „Emil" (Braunschweig 1789—91, 4 Bde.), dessen Politik (Berlin 1787, 2 Bde.), Raynouards Trauerspiel „Die Tempelherren" (Leipzig 1805) u. A. aus dem Französischen u. aus dem Deutschen ins Französische: Klopstocks Hermannsschlacht, Schillers Jungfrau von Orleans etc. Auch für die Musik hat C. manches Brauchbare geleistet; er redigirte von 1789—98 das „Musikalische Magazin", die „Polyhymnia" (Sammlung von Opern etc. berühmter Meister) und schrieb: „Kurze Uebersicht der Geschichte der französischen Musik" (Berlin 1786).

5) Karl Gottlob, einer der fruchtbarsten und seiner Zeit gelesensten Romanschriftsteller, den 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut geboren, wo sein Vater Prediger war, widmete sich anfangs der Jägerei, studirte später Theologie zu Leipzig und Wittenberg, lebte ohne Anstellung in Weißenfels, dann zu Naumburg und seit 1795 als herzoglich sächsischer Forstrath in Meiningen; † als Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen, den 7. Juni 1817. Sein erster Roman war „Karl Saalfeld oder Geschichte eines relegirten Studenten" (Leipzig 1782), dem über 40 der grausigsten Ritterromane in 90 Bänden folgten, darunter sein bester und bekanntester Roman: „Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus" (Leipzig 1789—91 u. ö., 4 Bde.). Eine reiche Erfindungsgabe ist C. nicht abzusprechen, doch verläuft sie sich allzu sehr nicht nur ins Unwahrscheinliche, Uebertriebene, sondern auch ins Niedrige und Gemeine; sein Witz ist plump und pöbelhaft, seine Charaktere sind bis zum Lächerlichen oder Grauenhaften verzerrt.

6) Johann Baptist, Komponist für das Pianoforte und Meister auf diesem Instrument, 1771 zu Mannheim geboren, war der Sohn des Violinvirtuosen Wilhelm C., der seit 1771 in London erster königlicher Kammermusikus und Solospieler, Orchesterdirektor u. Koncertmeister war und 1799 †. Er erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, kam nachher zu Clementi in die Lehre, welcher den Knaben zwei Jahre lang unterrichtete, wendete aber von seinem 13. Jahre an, da die wiederholten Reisen jenes großen Virtuosen den Unterricht unterbrachen, seine ganze Thätigkeit dem Studium der Meisterwerke eines Händel, Bach, Scarlatti, Haydn und Mozart zu und erreichte einen eminenten Grad von Virtuosität auf seinem Instrumente, indem er zugleich die Komposition unter Karl Friedrich Abel, später unter dem gelehrten Musiker Dr. Crotch studirte. Er machte im Ganzen nur drei Reisen auf dem Kontinent, zuletzt 1834, wo er nur in Paris sich öffentlich hören ließ. Er verweilte bis 1844 meist zu London, woselbst er eine Musikalienhandlung unter der Firma C. u. Beale etablirte, u. lebte in der neuesten Zeit meist in Zurückgezogenheit zu Paris. Er schrieb Koncerte, Sonaten, Rondo's, Phantasien, Variationen und Studien für das Fortepiano. Die letztern sind von kunstgeschichtlicher Bedeutung und werden noch immer von den Lehrern dieses Instruments mit Vorliebe gebraucht.

7) John Anthony, einer der verdientesten Philologen Englands, 1793 zu Mitlödi in der Schweiz aus einer deutschen Familie geboren, studirte in England und wurde hier 1822 Pfarrer zu Binsey in der Grafschaft Oxford. Im Jahre 1831 erhielt er die Stelle eines Principal der New-Jon-Hull in Oxford und noch in demselben Jahre wurde er zum Public Orator der dortigen Universität erwählt. Seit 1842 königlicher Professor der neueren Geschichte an der Universität zu Oxford, † er den 24. August 1848 zu Brighton. Die meisten der von ihm verfaßten und herausgegebenen Werke haben auch in Deutschland die verdiente Anerkennung und Verbreitung gefunden. Unter denselben sind, außer der gemeinschaftlich mit H. L. Wickham bearbeiteten „Dissertation on the passage of Hannibal over the Alps" (Oxford 1820, 2. Auflage 1828) hervorzuheben: „Description of ancient Italy" (London 1826, 2 Bde.); „Description of ancient Greece" (das. 1828, 3 Bde.); „Description of Asia Minor" (das. 1832, 2 Bde.); „Anecdota Graeca codicum manuscriptorum bibliothecae Oxoniensis" (Oxford 1834—37, 4 Bde.); „Anecdota Graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis" (das. 1839—41, 4 Bde.); „Catinae Graecorum patrum in Novum Testamentum" (das. 1839—41, 7 Bde.); „Travels of Nicander Nucius of Corcyra in England in the reign of Henry VIII" (London 1841).

Cramond, Dorf in der schottischen Grafschaft Eastlothian, an der Mündung des Frith of Forth, mit 2000 Einwohnern und großen Eisenwerken und Drahtzieherei.

Cranach, Lukas, berühmter deutscher Maler, 1472 geboren, soll eigentlich Lukas Sunder oder Sünder geheißen haben, ward aber gewöhnlich Meister Lukas und der Sitte jener Zeit gemäß nach seiner Geburtsstadt (jetzt Kronach in Oberfranken) C. od. Kronach genannt. Ueber seine Jugendgeschichte ist nur wenig bekannt geworden. Nach Einigen soll er von seinem Vater, einem Kartenmaler oder Illuminirer, den ersten Unterricht in der Kunst und in seiner Vaterstadt wissenschaftliche Bildung genossen haben; nach Andern kam er noch sehr jung an den Hof Friedrichs des Weisen, dem er durch ein Paar Hirschgeweihe und einen Hirsch auf dem Schlosse (Veste) Koburg, dessen Aehnlichkeit Jäger und Hunde täuschte, bekannt geworden seyn soll. Historisch ist, daß C. sich bereits im 20. Jahr das Wohlwollen und Vertrauen des Kurfürsten in hohem Grad erworben hatte und im 23. Jahre zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er auch den beiden Nachfolgern Friedrichs des Weisen, Johann dem Beständigen und Johann Friedrich dem Großmüthigen, diente. Im Jahre 1493 war C. unter dem Gefolge von Grafen und Rittern, welches Friedrich den Weisen auf seiner Reise nach Palästina begleitete, wobei C. insbesondere den Auftrag hatte, die merkwürdigsten Gegenden und sonstige Seltenheiten zu zeichnen. Die Schloßkirche zu Wittenberg soll ein Gemälde von ihm besessen haben, welches alle bedeutenden Städte, Schlösser und Gegenden, welche die Reise berührt hatte, darstellt; doch ging dies Bild, so-

wie die vortrefflichen Gemälde in der Kollegialkirche zu Wittenberg, bei welchen er mit Albrecht Dürer und andern berühmten Meistern jener Zeit in Wettstreit treten mußte, leider zu Grunde. Um C. für eine längere Zeit zu beschäftigen, gab der Kurfürst ihm den Auftrag, die sämmtlichen Bildnisse seiner Vorfahren zu malen. Im Jahr 1508 erhob der Kurfürst C. durch Ertheilung eines Wappenbriefs in den Ritterstand. Nachdem der Künstler auch die Heiligthümer der Stiftskirche zu Wittenberg gezeichnet und zum Holzschnitte vorbereitet hatte, in welchem sie 1509 in einem Bande erschienen, bereiste er in Auftrag des Kurfürsten die Niederlande, machte sich wahrscheinlich mit den Leistungen des Lukas van Leyden bekannt und malte zu Mecheln das Bildniß des damals 8jährigen Prinzen Karl, nachmaligen Kaisers Karl V. Auf der Heimreise machte er auch Dürers persönliche Bekanntschaft. Er ließ sich darauf in Wittenberg nieder, erwarb sich neben ziemlichem Vermögen (denn er besaß mehre Häuser und andere Besitzungen, die Apotheke zu Wittenberg, einen Buchladen und Papierhandel) auch das Vertrauen der Stadt, die ihn 1519 zum Senator und Kämmerer und 1537 zum Bürgermeister erwählte, welches Amt er bis 1544 mit Ehren verwaltete. Durch den Tod seines ältesten Sohnes, Johann, der, zu weiterer Kunstausbildung nach Italien gesandt, in Bologna starb, und den seiner Gattin und seines liebsten Freundes, Dr. Scheuerl, tief verwundet, legte er sein Bürgermeisteramt nieder und folgte 1550 seinem unglücklichen Herrn in die Gefangenschaft nach Innsbruck. Mit Friedrich kehrte er 1552 nach Sachsen zurück, ließ sich zu Weimar, wo seine älteste Tochter an den sächsischen Kanzler Dr. Christian Brück (Pontanus) verheirathet war, nieder und † daselbst am 16. Oktober 1558. Des Kurfürsten Söhne setzten ihm ein Denkmal und seine Zeitgenossen ließen eine Münze prägen mit C.s Bildniß und Wappen.

C. gehört zu den ersten Malern seiner Zeit, obgleich er in manchen Theilen der Kunst seinen beiden Zeitgenossen, A. Dürer und Lukas van Leyden, vorzüglich dem erstern, nachstehen mußte. Gleichwohl wurden C.s Arbeiten zu seiner Zeit eben so gesucht wie in der unsern. Man rief ihn nach Wien, München und Prag, um die Paläste der Fürsten mit seinem Pinsel zu verzieren, und so entstand zwischen Dürer und C. ein stiller Wetteifer. C.s vorzüglichste Stärke als Maler bestand in Bildnissen; sprechende Aehnlichkeit und außerordentlicher Fleiß sind hervorstechende Eigenschaften in denselben. In seinen Madonnen gibt sich die Unerschöpflichkeit der christlichen Kunst recht auffallend kund. Er hatte für jedes seiner vielen Madonnenbilder immer neue Gedanken, fand immer neuen Ausdruck und führte sie mit gleicher Liebe aus. Besonders trefflich ist sein Farbenauftrag, und daher sind seine Gemälde noch jetzt so frisch, als wären sie erst gemalt. Ueberhaupt macht sich C. in seinen Werken durch Naivetät in der Auffassung, ein häufig nicht unglückliches Streben nach Grazie, ungemeine Kraft und Klarheit der Färbung und eine sehr sorgfältige Ausführung geltend. An Erfindungsvermögen war C. nicht arm; es gebrach ihm aber an poetischem Schwunge der Gedanken, wie auch an fein ausgebildetem Geschmacke in seinen Darstellungen. Die Umrisse in seinen Bildern sind mehr streng und pünktlich, als überhaupt richtig; denn der Künstler scheint seine Aufmerksamkeit mehr auf jedes Einzelne, als auf Darstellung des Ganzen in harmonischer Zusammenwirkung der Theile gerichtet zu haben. Darum findet sich auch höchst selten ein von ihm gemaltes Gesicht, welches ganz unverschoben wäre; weil aber jeder Theil, einzeln betrachtet, mit musterhafter Treue nachgebildet ist, so wird auch der Blick des Beschauers vom Ganzen aufs Einzelne übergeleitet, und die besagten Versehen stören nicht im Genuß des Werkes. Als treuer Nachahmer der Natur läßt C. uns in seinen Werken nicht allein Mannigfaltigkeit und Wahrheit erblicken, sondern er verstand auch den Charakter rein und kräftig auszudrücken, wo dieser auf dem Wege der Nachahmung zu gewinnen war. Einen Beweis dazu liefert das Bildniß Luthers und das des Künstlers, aus denen lebendige Wahrheit spricht. Beispiele von gelungener Andeutung heftiger Leidenschaften kommen uns in C.s Bildern nirgends vor, aber oft scheinen ruhige Gemüthszustände unübertrefflich, voll innern Lebens dargestellt, so daß man beinahe das Kunstwerk vergißt und sich mitempfindenden Wesen gegenüber glaubt. Seine Gewänder haben weiche Falten mit sanften Biegungen und Brüchen, nähern sich also mehr den Gewändern von Holbein, als denen von A. Dürer. Wie bei Leonardo da Vinci, Raphael, Correggio und A., so kehren auch bei C. gewisse Lieblingsphysiognomien wieder, welche nur, seinen geringern Anlagen gemäß, das Schöne zu ahnen, zu empfinden und darzustellen, auf niederer Stufe, als die jener Meister, stehen. Unter ihnen zeichnet sich vorzüglich ein schönes, mit himmlischer Anmuth, Milde und Unschuld begabtes Weib oder Mädchen aus, das, reich gekleidet, bald in Gesellschaft seiner Verwandten und Dienerinnen, bald betend am Fuß des Kreuzes erscheint. Im Vergleich des Häßlichen ist aber die Anzahl schöner Individualitäten in seinen Bildern sehr gering, u. die Rohheit männlicher Züge kontrastirt zuweilen gar scharf mit denen der Frauen, welche oft gemüthlich, unschuldig, fromm und voll Einfalt, aber auch mit ihren verschobenen Gesichtern, überkleinem Munde, dicken Stirnen und langen seelenlosen Augen sich so ähnlich sehen, als gehörten sie alle zu einer und derselben Familie.

C.s beste Oelgemälde sind zwischen den Jahren 1520—30 verfertigt; alle frühern oder spätern, besonders jene mit der Jahreszahl 1506, 10, 40 stehen den übrigen nach. Sein eigenthümlichstes Wesen spricht sich in den Darstellungen aus der Sagenwelt aus; sein Ritter am Scheidewege, sein Simson unter den Händen der Delila, seine kleinen Wandbilder mit Apollo und Diana, sein Brunnen der Jugend vereinigen schalkhaften Humor und Anmuth der Form. Von seinen Bildern aus der heiligen Geschichte sind diejenigen die anziehendsten, in welchen die genrehaft gedachten Figuren überwiegen, wie in seiner heil. Ursula mit den Jungfrauen. Von seinen größern Werken sind zu nennen: die Vermählung der heiligen

Katharina im Dom zu Erfurt, aus seiner frühesten Zeit, derselbe Gegenstand in Wörlitz, das Altarbild in der Stadtkirche zu Weimar, sein letztes Werk. Außer Deutschland findet man wenige Bilder von ihm; den größten Theil aber besitzen die sächsischen Herzogthümer und das Königreich Sachsen. Aber nicht allein als Oelmaler machte er sich berühmt, sondern er war ein eben so trefflicher Miniaturmaler u. Illuminirer; die Codices, welche jetzt auf der Universität zu Jena aufbewahrt werden, sind in dieser Art vortrefflich. Die illuminirte Bibel zu Königsberg, welche als C.s Arbeit angegeben wird, ist nicht von ihm, sondern von dem Illuministen Prediger zu Meißen gefertigt. C. bezeichnete seine Werke nie mit seinem vollständig ausgeschriebenen Namen, sondern bloß mit Monogrammen oder einer geflügelten Schlange mit einem Ringe, aus seinem Wappen. Die Anzahl der Gemälde, welche unter C.s Namen gehen, ist beträchtlich; mehre aber dürften seinem Sohne angehören, und ein Theil nichts weniger, als von den beiden C. herrühren. Sicher hat er nicht alle Bildnisse Luthers gemalt, die man ihm zuschreibt, u. auch die vielen andern Repetitionen sind bedenklich. In Berlin ist eine Anzahl bedeutender Werke C.s: im königlichen Schlosse eine Folge aus dem Leiden Christi, das Urtheil des Paris, der Brunnen der Jugend, Venus und Cupido &c.; in der königlichen Gallerie das sogenannte Stammbuch C.s, mit mehren Miniaturgemälden auf Pergament, welches 1814 Mechel im Kupferstich herausgab; in der alten Klosterkirche der Abschied Christi von den Marien und eine Kreuzabnahme, ersteres von 1521. Die königliche Gallerie zu Dresden hat: Adam und Eva zweimal, Judith, die heilige Katharina, Barbara, Lucretia, des Künstlers Bildniß und das des Joachim Rehle; die katholische Hofkirche das Opfer des Elias und die Erwürgung der Baaliten; in der Hauptkirche zu Glogau ist Maria mit dem Jesuskinde, eines der herrlichsten Bilder des Meisters. Die Universitätsbibliothek zu Jena besitzt die oben genannten Codices mit Miniaturen und Randverzierungen, Meßbücher und Evangelienbücher, die Handbibel von Johann Friedrich, durch J. Lufft gedruckt, mit herrlich illuminirten Holzschnitten. In Innsbruck sind viele der besten Bilder von C.: in der Pfarrkirche zu St. Jakob das berühmte Wallfahrtsbild „Maria Hilf", in der Kapuzinerkirche das schöne kleine Madonnenbild mit dem säugenden Christuskinde. Die Paulinerkirche in Leipzig hat von ihm einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt; die Rathsbibliothek mehre Bildnisse. In der Schloßkirche zu Mannsfeld ist das Altarblatt mit der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung von ihm. Im Kloster Melk befindet sich ein herrliches Bild der Madonna mit dem auf einem Polster stehenden Kinde, im Dom zu Merseburg die Kreuzigung Christi. Die königliche Gallerie zu München hat: Moses und Aaron mit den Gesetztafeln, die Ehebrecherin, Lucretia, einen alten Mann mit einem jungen Mädchen; die königliche Bibliothek daselbst ein auf Pergament gedrucktes Gebetbuch mit Randzeichnungen von C. und Dürer, die lithographirt erschienen. In der königlichen Gallerie zu Nürnberg finden sich unter Anderm der heilige Hubertus, ein schönes und wohlerhaltenes Bild, Venus und Amor in Lebensgröße, eines der schönsten Gemälde von C., die Bildnisse Friedrichs des Weisen, Johanns des Beständigen, Johann Friedrichs des Großmüthigen, Luthers und Melanchthons; im königlichen Bildersaal der St. Moritzkapelle: die Ehebrecherin, das Brustbild einer jungen Frau, aus einem großen Bilde geschnitten, welches Judith mit dem Kopfe des Holofernes vorstellte, ein alter Mann in zärtlicher Umarmung mit einem Mädchen, die Grablegung und der vom Kreuze abgenommene Erlöser in den Armen seiner Freunde, das Porträt eines Königs von Dänemark; in der Eremitage zu Petersburg: Venus und Cupido und die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau; in der gräflich schönbornschen Gallerie zu Pommersfelden: das Opfer der drei Könige, Christus mit den Kleinen, Lucretia mit dem Dolche, die Ehebrecherin, die Anbetung der Könige; in der Kirche daselbst: Georg von Anhalt, Luther in Lebensgröße, das Bildniß des Künstlers; in der königl. Gallerie zu Schleißheim: Abraham im Begriffe, den Isaak zu opfern, Pharao im rothen Meere, Loth mit seinen Töchtern, die Geburt Christi, die Ehebrecherin, Christus heilt das kranke Weib, das Leiden Christi in drei Abtheilungen, Christus am Kreuze zwischen den Mördern, unten die heiligen Frauen, Christus, von Engeln umgeben, zeigt seine Wundmale, Maria mit zwei Engeln, die heilige Katharina und die Enthauptung derselben, der Selbstmord der Lucretia, ein alter Mann liebkoset ein junges Mädchen, der Mund der Wahrheit, Luther, derselbe und seine Frau, Melanchthon und mehre andere Bildnisse; das treffliche Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar stellt Christus am Kreuze, links die Auferstehung und rechts Johannes den Täufer dar. In der k. k. Gallerie zu Wien zeichnen sich aus: Adam und Eva, die Anbetung der Weisen, der Judaskuß, Christus erscheint den heiligen Frauen, Maria mit dem Kinde, die heilige Katharina und Rosalia, der heilige Hieronymus mit dem Löwen, Lucretia, ein alter Mann, der einem jungen Mädchen einen Ring an den Finger steckt, ein junger Mann und eine alte Frau, Friedrich der Weise, Luther, Melanchthon und andere Bildnisse. Die ambraser Sammlung bewahrt auch einige ausgezeichnete Arbeiten C.s: 48 Bildnisse sächsischer Fürsten, ungefähr 5 Zoll hoch und 4 Zoll breit, mit Oelfarben auf mit Leinwand überzogene Holztäfelchen gemalt. Diese höchst zierlichen und zarten Bildchen sind wahrscheinlich von dem jüngern C. gemalt, die ältern nach den Bildnissen des Vaters, die späteren nach dem Leben. Koburg besitzt in dem Turnierbuch des Kurfürsten Johann Friedrich einen Band mit 146 Blättern ausgemalter Federzeichnungen von C.s Hand. C. hat auch in Kupfer gestochen und diese Kunst wahrscheinlich von selbst erlernt; doch stehen seine Blätter, die alle von höchster Seltenheit sind, denen von Dürer, Beham, Aldegrever und Pencz weit nach. Sie sind ganz eigenthümlich in der Behandlung und haben eine damals ganz beispiellose Freiheit, beinahe Kühnheit des Vortrags. Seine Buße des heiligen Chrysostomus und die Bildnisse der

Herzöge von Sachsen geben fast ganz den Eindruck von Radirungen. Holzschnitte mit C.s Zeichen gibt es viele. Ob er aber selbst Formschneider war, läßt sich schwer bestimmen: wahrscheinlich verfertigte er für den größten Theil nur die Zeichnungen. Ueber C.s Leben und Kunstthätigkeiten vergl. Joseph Heller, L. C.s Leben und Werke, Bamberg 1821; Reimer, Historisch-kritische Abhandlung über das Leben u. die Kunstwerke des berühmten 2c. L. C., Hamburg 1761; Schuchardt, L. C.s des Aeltern Leben u. Werke, Lpz. 1851, 2 Bde., Kupferheft dazu, Weimar 1851.

Sein zweiter Sohn, Lukas, genannt der Jüngere, geboren zu Wittenberg 1515, war ein trefflicher Kolorist, besonders im Porträt ausgezeichnet. Er wurde 1549 Rathsherr, 1555 Kämmerer und 1565 Bürgermeister von Wittenberg und † 1586 zu Weimar. Ihm gehören wahrscheinlich die dem älteren C. zugeschriebenen 48 Bildnisse sächsischer Kurfürsten an; ferner sind von C. Bilder in den Kirchen und Gallerien zu Ampfurth in Niedersachsen, in Wiesenburg, Wittenberg, Dessau, Meißen, Annaberg, Eisleben, Wien, Nürnberg, Weimar, Augsburg 2c. Für den Markgrafen Albrecht von Brandenburg malte er die Bildnisse Luthers und Melanchthons, Johann Friedrichs und seiner Gemahlin Sibylla 2c.

Cranä, Küsteninsel Lakoniens vor Gythium, nach welcher Paris die entführte Helena von Lacedämon zuerst brachte; jetzt Marathonisi. Andere wollen bei Homer unter C. die jetzige Insel Makronisi, früher Helena genannt, bei Attica, und noch Andere Cythera (Cerigo) verstanden wissen.

Cranium (lat.), Hirnschädel.

Cranium (Carnium), Stadt der Karner, jetzt Krainburg.

Cranmer, Thomas, Erzbischof von Canterbury, der Reformator der anglikanischen Kirche, einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit und eines der Glaubensopfer der blutigen Maria, wurde den 2. Juli 1489 zu Aslakton in der Grafschaft Nottingham geboren. C. stammte von einer normannischen Adelsfamilie ab, die unter Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen war, verlor früh seinen wenig begüterten Vater, erhielt von einem strengen Geistlichen dürftigen Unterricht u. hatte nur in den körperlichen Uebungen der ehemaligen adeligen Jugend Fertigkeit erlangt, als er, 14 Jahre alt, in Cambridge das Studium der Theologie begann. Im Jesuskollegium der Anstalt entwickelten sich bald die nicht geringen Fähigkeiten des Jünglings; zwar schien eine übereilte Heirath seinen Studien für immer ein Ziel gesetzt od. eine andere Richtung gegeben zu haben, aber seine Frau starb schon nach einjähriger Ehe. C. warf sich nun mit verdoppeltem Eifer auf seine theologischen Studien und machte namentlich die Schriften und Schriftquellen der deutschen Reformatoren zu Gegenständen seiner Forschung. Schon 1523 erhielt er den theologischen Doktorgrad, ward Lektor und Examinator im Jesuskollegium, mußte aber vor einer pestartigen Seuche, die zu Cambridge ausgebrochen war, fliehen und suchte in Waltham in Essex bei einem reichen Edelmann, dessen Gattin seine Verwandte war, Schutz. Hier traf er eines Abends zufällig mit dem Almosenier des Königs, Fox, und dem damaligen Staatssekretär Gardiner in einer Gesellschaft zusammen, in welcher eben der Hauptgesprächsgegenstand jener Tage, Heinrichs VIII. Scheidungs- und Wiederverheirathungsprojekt, abgehandelt wurde. C., um seine Meinung befragt, schlug als bestes Mittel, entweder den König zu beruhigen oder den Papst zur Nachgiebigkeit zu zwingen, vor, über den vorliegenden Fall das Gutachten aller europäischen Hochschulen einzuholen; billigten diese Heinrichs Ehe (nämlich mit seines Bruders Wittwe), so würden die Gewissenszweifel des Königs darüber aufhören, verwürfen sie aber dieselbe, so würde es der Papst schwerlich länger wagen, dem Gesuche eines so großen Monarchen, das durch den Beifall aller christlichen Gelehrten gerechtfertigt werde, zu widerstehen. Als dem König dieser Rath gebracht wurde, rief er erfreut aus: „Bei der Mutter Gottes, der Mann hat die Sau beim rechten Ohr!", ernannte C. sogleich zu seinem Hofprediger und befahl ihm, seine Ansicht in einer Schrift weiter auszuführen. Als diese Anfangs 1530 fertig war, mußte C. die Rundreise an alle Universitäten antreten, um diese für seine Meinung zu gewinnen. Gründe, Schmeicheleien und Geschenke thaten das Ihrige, daß C. sogar die italienischen Universitäten von der Wahrheit seiner Schrift überzeugte; in Rom übergab C. sein Buch dem Papst selbst und erbot sich zu einer öffentlichen Vertheidigung desselben. Der Papst lehnte dies ab, ernannte aber C. zum Generalpönitentiarius für England, Irland und Wales und bedeutete ihn, Neuerungen in Religions- und Kirchensachen durchaus zu verhindern. C. erkannte jedoch auf seiner Heimreise durch Deutschland, wo er die persönliche Bekanntschaft mehrerer Reformatoren machte, daß gerade solche Neuerungen das dringendste Bedürfniß der Zeit seien, und lenkte in England die Schritte des launenhaften Königs darauf; leider gelangte er mit ihm nur bis an den Weg zum Bessern. Der König beugte die in England seinem Scheidungsplan noch widerstrebende Geistlichkeit und die noch unentschlüssigen Universitäten Oxford und Cambridge durch Gewaltmaßregeln unter das Joch, bestrafte Diejenigen, welche dem päpstlichen Legaten gehorcht hatten, setzte die Annaten herab u. erhob endlich, nachdem er sich bereits heimlich mit Anna Boleyn vermählt, C. zum Erzbischof von Canterbury. C., der sich in Nürnberg ebenfalls verheirathet hatte (mit einer Nichte des berühmten Theologen Andreas Osiander), zögerte jedoch, diese Würde anzunehmen, bis die päpstliche Bestätigungsbulle, die letzte, die (für 900 Dukaten) nach England kam, angelangt war. Desto heftiger brach des heiligen Vaters Zorn los, als nun Heinrich VIII. seine zweite Vermählung öffentlich bekannt machte und C. die erste Ehe des Königs für null u. nichtig erklärte. Der hierauf von Rom aus geschleuderte Bannstrahl riß die Kette entzwei, mittelst welcher England bisher an Rom hing, u. der König erklärte sich nun, auf C.s Rath, für das alleinige weltliche und geistliche Oberhaupt des Reichs. Ueber die Entwickelung des kirchlichen Lebens in England seit jener Zeit s. Anglikanische Kirche. Alles Gute, welches bei der dama-

tischen Verfahrungsart des Königs dennoch geschah, dankte die Nation C.s 14jährigem Ministerium. Besonders hatte C. sein Augenmerk auf die, durch den König so sehr gehemmte, Ausbildung des Kirchenwesens gerichtet. Durch tüchtige Studien befähigt, ging er behutsam, aber sicher, Schritt vor Schritt vorwärts, so lange ihm Heinrichs VIII. sechs Glaubensartikel noch im Wege standen; mit Heinrichs Tode begannen Riesenschritte. Vor Allem gebührt ihm der Ruhm, die Hochschulen gefördert, in ihren Rechten vertheidigt, an Einkünften bereichert und gründlichern theologischen Studien den Weg geöffnet zu haben; nach seinem Rath wurden ein M. Bucer, P. Facius, Pet. Martyr, Joh. von Lasco, Bernh. Ochinus, Imman. Tremellius u. A. ins Land gerufen und zu Professuren und wichtigen Aemtern befördert, und dabei unterhielt C. mit den deutschen Reformatoren einen fortwährenden Briefwechsel. C.s großherzige Plane würden vielleicht England vor dem dermaligen Zustand seiner Hochkirche gerettet haben, hätte nicht die blutige Maria die Saat vernichtet. Auf C. selbst mußte der ärgste Haß dieses Weibes fallen. Die Gelegenheit zu einem Rechtsschein für ihre Gewaltthätigkeit führte C. selbst herbei. Es ging plötzlich das Gerücht, C. habe der Königin versprochen, wieder Messe zu lesen. Als C. sogleich dieses Gerücht wie das ganze Institut der Messe in einer heftigen Schrift bekämpfte, ward er als Hochverräther verhaftet, und da man ihm auf diesem Wege nicht beikommen konnte, ward ihm der Prozeß wegen Ketzerei gemacht. Der Gotteslästerung, des Meineids, der Unzucht und des Ehebruchs angeklagt, vertheidigte er sich zwar mit aller Schärfe seines Geistes, aber Richtern, die seine Gegner waren, gegenüber vergebens. Nachdem 3jährige Haft und Tortur seine Kraft gebrochen, wußte man ihn unter der Vorspiegelung vollständiger Verzeihung zum Widerrufe zu bewegen; er erklärte jedoch, als er seinen Widerruf vor allem Volk wiederholen sollte, mit fester Stimme, daß er aus menschlicher Schwachheit sich durch seinen falschen Widerruf einer Sünde schuldig gemacht habe, die ihn mehr als irgend etwas in seinem ganzen Leben reue u. die er durch den Tod zu büßen bereit sey. C. wurde darauf zum Scheiterhaufen geschleppt und an den Pfahl geknebelt. Als die Flamme emporschlug, streckte er seine rechte Hand in dieselbe und ließ sie, ohne Zeichen des Schmerzes, zuerst verbrennen, indem er wiederholt rief: „Diese Hand hat gesündigt! Ach, diese unwürdige Hand!" Er † mit den Worten: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" am 21. März 1556. Die handschriftlichen Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit werden in den englischen Bibliotheken sehr werth aufgehoben; für unsere Zeit haben sie ihre Bedeutung verloren. Seine Vertheidigung der Transsubstantiation (London 1825) gab Todd, den unter C.s Namen bekannten Katechismus Burton (Oxford 1829) heraus. Vgl. Gilpin, Life of Th. C., London 1785, u. Todd, The life of C., das. 1831, 2 Bde.

Crann-taraidh (Kreuz der Schande, feuriges Kreuz), Feuerzeichen der Schottländer, um die Männer eines Klans zusammenzurufen. Eine Stange mit einem Querholze wurde oben und unten angebrannt und mit Blut gefärbt. Der, welcher damit auslief, gab es dem ersten Begegner und so fort. Wer nicht folgte, verfiel mit den Seinigen ewiger Schande.

Cransac, Flecken im französischen Departement Aveyron, mit 600 Einwohnern, hat Steinkohlen, Alaun, berühmte Vitriolquellen, aber ohne Badeeinrichtung. In der Nähe ist der 400 Fuß hohe, aus 10 Kratern brennende u. rauchende Berg Fontaynes.

Cranston, Ort im nordamerikanischen Staat Rhode-Island, mit 5000 Einwohnern, die Baumwollenweberei und Bergbau auf Eisenerze treiben.

Craon, Stadt im französischen Departement Mayenne, an der Oude, beschäftigt sich mit Tuch- und Kattungarnbereitung, Getreidehandel und hat mit St. Clement, der jenseits der Oude liegenden Vorstadt, 4000 Einwohner. Die Umgegend hieß sonst Craonnois. C. ist Stammort der Fürsten von C.

Craonne, Stadt im französischen Departement Aisne, nahe am Walde von Corbeny, mit 1000 Einwohnern, die Holzhandel treiben. C. ist bekannt durch das Gefecht zwischen den Russen und Napoleon am 7. März 1814.

Crapelet, Charles, berühmter französischer Buchdrucker, den 13. November 1762 zu Bourmont geboren, kam 1774 nach Paris, erlernte bei Ballard die Buchdruckerkunst und errichtete 1789 eine eigene Officin, aus welcher Drucke hervorgingen, die sich durch gefällige Form der Typen, Korrektheit und Ebenmaß des Druckes, Eleganz und Einfachheit auszeichnen. Er † am 19. Oktober 1809. Seine Ausgaben von Lafontaine's Fabeln (1796), dem Telemach (1796), Geßners u. Boileau's Werken (1797 und 1798), Larchers Herodot (1802) ꝛc. lassen nichts zu wünschen übrig. Ein seltenes Kunstwerk ist Audeberts „Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis" (Paris 1802, 2 Bde.), wovon er 12 Exemplare des Textes mit Gold und ein dreizehntes auf Pergament mit Gold druckte. Sein Sohn, George August, 1789 geboren, gab dem Geschäft noch größere Ausdehnung und Vollkommenheit und † den 11. December 1842 zu Nizza. Seine Ausgaben des Lafontaine (1814), Montesquieu (1816), Rousseau (1819), Voltaire (1819) und der „Poëtes français" (1824) sind wahre Meisterwerke. Er selbst schrieb: „Souvenirs de Londres en 1814 et 1816" (Paris 1817), „Rob. Estienne" (daselbst 1840) und gab heraus: „Collections des anciens monuments de l'histoire et de la langue française" (1826 ff.).

Crassula (Dickblatt), Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, Kräuter und Sträucher, meist am Vorgebirge der guten Hoffnung, mit Gegenblättern und weißen oder rosenrothen, schönen Blumen in Afterdolden. Die Gattung hat gegen 80 Arten, von denen viele als Zierpflanzen in den Gewächshäusern gezogen werden; unter diesen sind die bekanntesten: C. arborescens *W.*, baumartiges Dickblatt, strauchartig, mit entgegengesetzten, rundlichen, stachelspitzigen, fleischigen, flachen, graugrünen, oben punktirten, glatten Blättern u. ziemlich großen, erst weißen, dann rosenrothen Blumen in dreitheiliger Afterdolde; C. argentea *L.*, silberfarbiges Dickblatt, mit eirunden, ganzrandigen,

fleischigen, glatten, silberfarbigen Blättern und weißen Blumen in vielfach zusammengesetzter Doldentraube, mit schwarzen Antheren; C. capitata *Lodd.*, kopfförmiges Dickblatt, mit lanzettförmigen, langspitzigen, entgegengesetzten, an der Basis verbundenen, $1\frac{1}{2}$—2 Z. langen Blättern besetzt, mit sehr schönen schneeweißen Blumen in kopfförmigen Endbüscheln, duftet Abends von Wohlgeruch, fast wie Jonquillen; C. coccinea *L.*, scharlachrothes Dickblatt, prächtiger, 2—4 Fuß hoher Zierstrauch, mit flachen, glatten, eirunden, auch eirund-länglichen, spitzlichen, knorpelrandig-gewimperten, mit der Basis verbundenen, entgegengesetzten, am Stengel vier Reihen bildenden Blättern und prächtigen, wohlriechenden, bald heller, bald dunkler scharlachrothen, großen, in große, flache Endbüschel gesammelten Blumen; C. odoratissima *Andr.*, sehr wohlriechendes Dickblatt, mit linien-lanzettförmigen, allmählig zugespitzten, stengelumfassenden, mit der Basis verbundenen, kreuzweise stehenden, am Rande knorpelig-gewimperten, 1 Zoll 8 Linien langen, reichlich 2 Linien breiten Blättern und grünlichgelben, sehr wohlriechenden Blumen in flachen Endbüscheln. Sämmtliche Arten verlangen nahrhafte, mit $\frac{1}{3}$ Flußsand gemischte Laub- u. Mistbeeterde u. eine gute Unterlage Scherben, einen Standort im Zimmer oder Glashaus bei 4—6° R. Wärme, mäßige Befeuchtung, besonders im Winter. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Samen.

Crassulaceen (Sempervivae *Juss.*), dikotyledonische Gewächsfamilie, fleischige Kräuter, Halbsträucher oder Sträucher enthaltend. Die Blätter sind zerstreut oder seltener gegenüberstehend, ganz oder gefiedert-eingeschnitten, die Blüthen gewöhnlich in endständigen Afterdolden vereinigt, oft auch einseitig längs den Aesten, selten einzeln stehend u. haben 5, zuweilen weniger oder mehr (3—20), Kelchblätter, die am Grunde mehr oder weniger verwachsen und bleibend sind; die Blumenblätter sitzen in gleicher Anzahl im Grunde des Kelchs auf u. sind frei oder verwachsen; die Staubgefäße sind ebenfalls frei, in gleicher oder doppelter Anzahl, als die Blumenblätter u. mit diesen im Grunde des Kelchs entspringend, im ersten Falle mit den Blumenblättern abwechselnd, im zweiten abwechselnd u. entgegengesetzt; der Fruchtknoten sind es so viel als Blumenblätter, sie stehen diesen gegenüber, bilden einen Kreis, sind einfächerig, in einen kurzen Griffel verlängert, frei oder zuweilen unter sich verwachsen. Die Frucht besteht aus mehren balgkapselartig sich öffnenden Karpellen und ist am Grunde eines jeden mit einer drüsigen Schuppe versehen; die Samen sind meist zahlreich, an den Rändern der Naht sitzend, sehr klein. Mehr als die Hälfte der 400 Arten dieser Familie, zu welchen die Gattungen: Rhodiola, Crassula, Kalanchoë, Bryophyllum, Umbilicus, Cotyledon, Sedum, Sempervivum rc. gehören, findet sich am Vorgebirge der guten Hoffnung, die übrigen in Europa und im nördlichen Asien und Afrika. Europa besitzt etwa den fünften Theil aller bekannten Arten, Amerika und Australien kaum zwanzig. Die meisten enthalten einen indifferenten, sehr wenige nur einen scharfen Stoff.

Crassus, Beiname mehrer berühmten Geschlechter des alten Roms, unter denen dasjenige, welches ein Zweig des alten plebejischen Geschlechts der Licinier war, das bekannteste ist. Merkwürdig sind: Publius Licinius C., geboren um 254 v. Chr., erlangte durch seine ausgezeichneten Talente und durch seine imponirende Persönlichkeit bald so großes Ansehen, daß ihm noch vor der Aedilität das Oberpriesteramt, obwohl sich zwei Konsularen um diese Würde bewarben, übertragen wurde. Als Oberpriester ließ er eine Vestalin, welche das heilige Feuer hatte erlöschen lassen, mit Ruthen geißeln und einen Priester des Jupiter (Flamen dialis) selbst gegen dessen Willen weihen. Seine Aedilität (211 v. Chr.) war außerordentlich glänzend, indem die Spiele, welche er aus eignen Mitteln gab, Alles, was man bis dahin gesehen hatte, an Pracht übertrafen. Deshalb wurde er wohl auch im folgenden Jahre zum Reiterobersten und sodann zum Censor gewählt, ohne daß er Prätur oder Konsulat verwaltet hatte. Die Censur legte er nach dem Tode seines Kollegen freiwillig nieder, wurde dann Prätor peregrinus und 205 v. Chr. mit dem ältern Scipio Konsul. Ihm wurde der Krieg in Italien gegen den Hannibal zu Theil, während sein Kollege nach Sicilien ging, um eine Landung in Afrika vorzubereiten. Er † 162 v. Chr. Schon bei ihm findet sich der Beiname Dives, welcher später dieser Familie geblieben ist. Publius Licinius C. ward wahrscheinlich 186 v. Chr. Quästor und 6 Jahre darauf Tribun, gelangte dann 176 zur Prätur, ward aber durch den Senat genöthigt, seiner Provinz, dem diesseitigen Spanien, zu entsagen. Im Jahre 171 Konsul, erhielt er Macedonien als Provinz, um den Krieg gegen König Perseus zu führen. Obgleich geschlagen und gezwungen, sich hinter den Peneus zurückzuziehen, zeigte C. doch, als Perseus ihn um Frieden bitten ließ, eine der römischen Gesinnung würdige Festigkeit: er verlangte des Königs unbedingte Unterwerfung, die Perseus natürlich ablehnte. Der Fortgang des Krieges brachte neue Verluste auf Seite der Römer; C. gerieth in eine sehr mißliche Lage und mußte zuletzt mit einigen Vortheilen in Thessalien zufrieden seyn. Nicht glücklicher waren die Römer im folgenden Jahre. Unter diesen Umständen verfiel die Kriegszucht auf eine so bedenkliche Weise, daß der römische Senat eine besondere Gesandtschaft abordnete, deren Berichten zu Folge C. abberufen wurde. Publius C. Mucianus Dives, Sohn des P. Mucius Scävola, wurde von Publius C., dem Sohne des Pontifex maximus, adoptirt, erhielt wahrscheinlich 148 v. Chr. die Quästur und 140 die kurulische Aedilität, wobei die ersten Männer im Staate seine Bewerbung unterstützten. Seine Bedeutung verdankte er vorzugsweise seiner Rechtskunde, die er sich schon im Hause seines Vaters erworben u. später mit großer Vorliebe weiter ausgebildet hatte. Mit gleichem Eifer widmete er sich der Redekunst. Er war mit der Familie der Gracchen befreundet und nahm selbst als Triumvir an den Ackervertheilungen Theil, welche das Gesetz des Tib. Sempronius Gracchus anordnete. Im Jahre 131 v. Chr. ward er Konsul, übernahm im Kriege mit Aristonicus, welcher sich in Pergamus erhob

ben hatte, den Oberbefehl, war aber sehr unglücklich u. fand dabei durch eigne Schuld den Tod. **Lucius Licinius C.**, ausgezeichneter Staatsmann u. Redner, geb. um 140 v. Chr., Sohn des P. Crassus Mucianus, erlangte in Athen vollkommene Kenntniß der griechischen Sprache und erwarb sich tüchtige Kenntnisse in der römischen Rechtskunde, so daß er schon in seinem 19. Jahre die Verurtheilung des C. Carbo, dem er den Tod des jüngern Scipio Africanus beimaß, durchsetzte. Hierauf betrieb er mit Eifer und Glück die Kolonisation von Narbonne, selbst gegen den Willen des Senats, und ward selbst mit der Ausführung beauftragt. 27 Jahre alt, vertheidigte er die Vestalin Licinia, seine Verwandte, vor dem strengen L. Cassius und war später besonders thätig, die Lex Servilia, durch welche die Richterstellen wieder an den Senat gebracht werden sollten, zu unterstützen. Inzwischen hatte er um 110 v. Chr. die Quästur erhalten und war hierauf entweder in Kleinasien oder Macedonien gewesen. Sein Tribunat verwaltete er in solcher Ruhe, daß Cicero sagt, wenn er nicht bei Granius gegessen und Lucilius dieses zweimal erwähnt hätte, man von seinem Tribunate gar nichts wissen würde. Seine Aedilität war durch die glänzendsten Spiele ausgezeichnet. Die Prätur verwaltete er 99 v. Chr., ohne daß etwas Bemerkenswerthes über dieselbe bekannt geworden ist; das Konsulat erhielt er 95 v. Chr. mit dem Q. Mucius Scävola, der in allen Aemtern, außer im Tribunat und in der Censur, sein Kollege war. Als damals die Zahl der Bundesgenossen in Rom sich sehr mehrte und viele das Bürgerrecht sich erschlichen, so glaubte er diesem Unwesen durch die Lex Licinia et Mucia de regundis in sua civitate sociis entgegentreten zu müssen, erbitterte aber dadurch die Bundesgenossen und gab Veranlassung zu dem wenige Jahre später ausbrechenden marsischen Krieg. Noch während seines Konsulats verwaltete er das diesseitige Gallien als Provinz; sein Begehren eines Triumphs scheiterte aber an dem Widerspruche seines Kollegen Scävola. Die Censur erhielt er mit Cn. Domitius Ahenobarbus 93 v. Chr., lebte jedoch mit seinem Kollegen in beständigem Hader, der sogar zu öffentlichen Ausbrüchen führte. Am bedeutendsten war und blieb C. als Redner, als welcher er einen solchen Ruhm erlangte, daß er von andern seines Namens durch den Beisatz „der Redner" unterschieden wurde. Von seinen Reden, welche er in Privatprozessen hielt, werden fünf bei den alten Schriftstellern erwähnt. Sehr zahlreich waren diejenigen, zu welchen seine Amtsverwaltung Gelegenheit darbot. Lange erhielt sich sein Ruhm, bis er unter den Kaisern allmählig schwand, so daß selbst namhafte Grammatiker seiner nicht mehr gedenken. Er † 91 v. Chr. in Folge eines Streites mit dem Konsul Q. Marcius Philippus, als dieser sich gegen den Senat erklärte. Sein Erbe war der Sohn des P. Nasica, welchen er im Testamente adoptirte. **P. Licinius C.** widmete sich früh dem Staatsleben u. durchlief alle Ehrenstufen desselben, ohne Gelegenheit zu haben, sich hervorzuthun, bis er 97 v. Chr. das Konsulat erlangte. Nach Verwaltung seines Amtes in Rom ging er in seine Provinz, das jenseitige Spanien, wo er 2 Jahre blieb. Er focht siegreich gegen die Lusitanier und feierte bei seiner Rückkehr einen glänzenden Triumph. Im Jahre 90 v. Chr. ward er Censor, doch konnte wegen der innern Unruhen, wie es scheint, keine Schätzung zu Stande gebracht werden. Im Bundesgenossenkriege war er Legat des L. Julius Cäsar, seines Kollegen in der Censur, gewesen, u. gehörte seiner politischen Richtung nach zu den Optimaten. Deshalb ward er nach des Marius Rückkehr geächtet, verfolgt und tödtete sich selbst, um seinen Mördern nicht in die Hände zu fallen, 86 v. Chr. **Marcus Licinius C.**, um 113 v. Chr., beschäftigte sich früh mit Geschichte und Philosophie, besonders mit Aristoteles, dessen Schriften er mit Hülfe des Philosophen Alexander aus Milet studirte, flüchtete in den von Cinna erregten Unruhen nach Spanien, wo er 8 Monate in einer Höhle verborgen lebte, sammelte nach Cinna's Tode Schiffe u. begab sich mit denselben zu Q. Metellus Pius nach Afrika u., mit dem Letztern zerfallen, zu Sulla, der ihn mit Auszeichnung empfing. Er leistete dem Sulla nach dessen Landung in Italien sehr wichtige Dienste, namentlich in der Schlacht, die gegen die Samniter vor den Thoren Roms geliefert wurde. Nach diesem Siege trat aber auch seine Habsucht in grellster Weise hervor. Er kaufte viele Güter der Geächteten um sehr geringen Preis, andere ließ er sich schenken, und in Bruttium soll er aus Gewinnsucht, ohne Befehl des Sulla, sogar einen reichen Grundbesitzer proskribirt haben. Um sein Vermögen, das bereits über 300 Talente oder 550,000 Gulden betrug, zu vermehren, unternahm er nach Feuersbrünsten Bauten für Andere, kaufte die besten Ländereien, erwarb Bergwerke und beutete sie auf das Vortheilhafteste aus, hielt eine ungeheure Menge Sklaven u. führte über Alles selbst die genaueste Aufsicht. Daneben trug er kein Bedenken, 2000 Pfd. Goldes, welche nach dem gallischen Kriege auf dem Kapitol niedergelegt worden waren, für sich zu nehmen. Durch solche Spekulationen und Diebereien brachte er es dahin, daß, trotz seines großen Aufwandes kurz vor dem parthischen Kriege, sein Census 7100 Talente oder mehr als 17,000,000 Gulden betrug. Dabei war er gastfrei, lieh seinen Freunden bereitwillig, wie er sich denn für Cäsar, als diesen seine Gläubiger in die Provinz abzugehen hinderten, mit 830 Talenten verbürgte. Im J. 81 v. Chr. ward er Quästor, ohne sich jedoch auszuzeichnen. Als Prätor besiegte er den Spartacus, den Anführer der empörten Sklaven, in Lukanien, erhielt aber nur die Ovation, während Pompejus der Triumph zu Theil wurde. Das Konsulat verwaltete er mit Pompejus 70 v. Chr., doch ohne Eintracht und ohne wichtige Folgen, außer daß die tribunicische Gewalt in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt wurde, wie sie vor Sulla gewesen war. Zum Censor ward er 65 mit Q. Lutatius Catulus gewählt, lebte aber auch mit diesem Kollegen in beständiger Uneinigkeit, so daß beide ihr Amt freiwillig niederlegten, ohne den Census des römischen Volks zu Stande gebracht zu haben. In der Verschwörung des Catilina ward er als Theilnehmer genannt, vielleicht nur, um ihn zu verhindern, sich der Verschwornen im

Senat anzunehmen. Aus Haß gegen Pompejus schloß er sich Cäsar an, der ihn 60 mit Ersterem aussöhnte, wodurch das erste Triumvirat zu Stande kam. Trotz dem Widerstande Cato's erlangte er 55 mit Pompejus das Konsulat, und das trebonische Gesetz gab ihnen Provinzen auf 5 Jahre. Noch vor Ablauf seines Amtsjahres ging er in das ihm zugefallene Syrien, von wo aus er die Parther bekriegen wollte. Er verlor jedoch den günstigen Augenblick, indem er, statt nach Parthien geradezu vorzudringen, hier und da einzelne kleine Orte eroberte, und erbitterte seine Soldaten dadurch, daß er den größten Theil der Beute gewöhnlich für sich behielt. Bei Zeugma, dem gewöhnlichen Uebergangspunkte über den Euphrat, überschritt C. diesen Fluß nicht ohne Mühe und großen Verlust. Gleichwohl baten hier die Parther um Frieden; er aber wies sie mit der Erklärung zurück, daß er nur in Seleucia ihnen Antwort geben werde. Seinen ursprünglichen Operationsplan, am Euphrat vorzudringen, durch diesen Fluß seine rechte Flanke zu decken und auf demselben die nöthigen Lebensmittel und andere Kriegsbedürfnisse nachzuführen, gab er auf Zureden eines Eingebornen auf, verließ den Fluß und drang tiefer in das Land ein, gerieth jedoch bald in eine große Wüste und ward hier von dem feindlichen Heere unter dem parthischen Statthalter Surenas angegriffen und bei dem Flusse Billcha geschlagen. Dennoch gelang es C., sich nach Carrä, einer Stadt in Mesopotamien zwischen dem Euphrat u. Tigris, zu retten, von wo er den Euphrat gewinnen zu können hoffte. Von verrätherischen Wegweisern irre geleitet und von Neuem angegriffen, folgte er leichtgläubig der Einladung des Surenas zu einem Gespräch, während dessen er getödtet wurde (54 v. Chr.). Ein großer Theil seines Heeres hatte das nämliche Loos. Andere fielen in parthische Gefangenschaft, aus welcher sie erst spät befreit wurden. Marcus Licinius C., Enkel des Vorigen, erhielt 30 v. Chr. mit Augustus das Konsulat, obwohl er die Prätur noch nicht bekleidet hatte und früher ein eifriger Anhänger der pompejanischen Partei gewesen war. Er bekleidete jene Würde nur 6 Monate, wurde aber später nach Macedonien gesandt (25 v. Chr.), um den Einfällen der Dacier und Bastarner, welche das Land weit und breit verwüstet hatten, Einhalt zu thun. Er schlug die Feinde, drang nach Mösien vor und tödtete den König der Bastarner Delbo oder Deddo mit eigener Hand. Darauf überwand er die Bastarner, mehre thracische Völkerschaften und auch die Gothen, deren König Dapyx sich mit vielen seines Volks tödtete, als er sah, daß er der Gefangenschaft nicht mehr entrinnen konnte. Seine Verdienste wurden vom Augustus so ehrend anerkannt, daß er ihn 14 v. Chr. zum zweiten Male zum Konsulate erhob. M. Licinius C. Mucianus, der berühmteste Mann dieser Familie während der Kaiserzeit, ward unter Nero mit vier Legionen nach Syrien gesandt, um diese wichtige Provinz gegen die Anfälle der Parther zu schützen, schloß sich nach Nero's Tode an Otho an u. forderte, als Vitellius sich gegen diesen erhob, den Vespasian zur Annahme der höchsten Gewalt auf. Er bestach die Legionen an der Donau, trat, nachdem deren Anführer Antonius Primus Rom gewonnen hatte, hier mit kaiserlichem Gepränge auf, stürzte den Antonius Primus u. verwaltete uneingeschränkt den Staat, ehe Vespasian in Rom ankam. Kurze Zeit nach dem Ausbruch des batavischen Kriegs ging er nach Gallien mit dem Domitian, um die Kriegsoperationen in der Nähe zu leiten, scheint indeß nicht weiter als bis Lyon gekommen zu seyn, wo er den Domitian zur Rückkehr veranlaßte. Ohne C.' Mitwirkung brachte Curialis den Krieg zu Ende und der Friede wurde noch 70 n. Chr. abgeschlossen. Hiermit hörte C.s politische Thätigkeit auf, außer daß er das Konsulat, welches er schon zweimal erlangt hatte, noch einmal erhielt (74 n. Chr.). Was ihn bewog, vom Staatsdienste zurückzutreten, ist unbekannt.

Cratägus, s. **Weißdorn**.

Cratäva, Pflanzengattung aus der Familie der Capparideen, dornlose Sträucher und Bäume der heißen Zone, von denen einige als Zierpflanzen, andere durch Arzneikräfte bekannt sind. C. fragrans *Sims.*, Strauch auf Sierra Leone, verlangt fette, mit etwas Moorerde und Flußsand vermischte Dammerde, einen Standort im Warmhause und mäßige Befeuchtung im Winter. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge. C. Gynandra *L.*, ist ein Baum in Westindien, dessen bittere u. zusammenziehende Rinde gegen Wechselfieber und Unterleibsbeschwerden angewendet wird. Die rothbraunen, von Fleisch wie eine Birne angefüllten, eßbaren Früchte schmecken süß, haben aber einen Knoblauchgeruch, werden zum Nachtisch genossen; die Wurzel dient als Blasenpflaster, die Blätter bei Entzündungen. C. Nurvala *Hamilt.*, Baum an der Meeresküste von Malabar, hat eßbare, weinsäuerliche Früchte, die nebst den gleichfalls säuerlichen Blättern als harntreibendes Mittel gebraucht werden. Rinde und Samen dienen zu Zeitigung von Abscessen. C. religiosa *Forst.* ist ein Baum in Ostindien u. auf den Gesellschaftsinseln, 30—40 F. hoch. Die Blüthen riechen angenehm weinartig, die Beeren, von der Größe der Hühnereier, sind saftig, haben einen weinartigen Geschmack u. Geruch u. werden zum Nachtisch genossen; auch dienen sie, wie die säuerlichen Blätter, als harntreibendes Mittel. C. Valanga *Koen.*, Feronia elephantum *Corr.*, Elephantenapfel, ist ein Baum Ostindiens, dessen wohlschmeckende Beeren gegessen werden. Die Blätter sind ein reizend-tonisches Mittel bei Verdauungsschwäche. Durch Einschnitte erhält man aus dem Stamme einen hellen gummösen Saft, der erhärtet wie Gummi arabicum benutzt wird.

Craterus, Feldherr Alexanders des Großen, während des Zugs nach Indien Anführer einer Reiterabtheilung, daneben aber häufig an der Spitze größerer Heeresmassen, ward von Alexander wegen seiner Selbstständigkeit und Tüchtigkeit, sowie wegen seiner edeln männlichen Gesinnung geschätzt und nächst Hephästion am meisten geliebt. Er erhielt 324 den Auftrag, die Veteranen nach Macedonien zurückzuführen und dort an Antipaters Stelle, der zu Alexander zurückkehren sollte, das Reichsverweseramt zu bekleiden. Da aber Alexander starb, ehe C. Europa erreichte, so wurde bei der Vertheilung der Sa-

trapien Macedonien mit Epirus und Griechenland dem Antipater und C. gemeinschaftlich übertragen. Nachdem C. seine erste Gemahlin Amastris entlassen, vermählte er sich mit Antipaters Tochter Phila u. begleitete darauf seinen Schwiegervater in den Krieg gegen die Aetolier und im Frühjahre 321 gegen Perdiccas nach Asien, verlor aber in Kappadocien in einer Schlacht gegen Eumenes sein Leben.

Crates, 1) aus Theben, Schüler des Diogenes und einer der eifrigsten Anhänger der cynischen Schule. Da er selbst in die Häuser mit seinen Mahnungen einzudringen pflegte, so erhielt er den Beinamen des Thürenöffners. Als ein Mann von Geist wußte er die schöne und geistreiche Hipparchia fest an sich zu ketten. Von seinen Schriften erwähnt Diogenes Laertius Briefe philosophischen Inhalts und in platonisirendem Style geschrieben, auch Tragödien voll erhabener Gedanken und Gedichte.

2) C. aus Mallus in Cilicien, einer der angesehensten Grammatiker und Polyhistoren Griechenlands. Zu Tarsus gebildet, wandte er sich nach Pergamum an den Hof des Attalus, gründete dort eine eigene Schule und brachte dieselbe durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit in solchen Flor, daß sie mit der von Aristarchus begründeten alexandrinischen, der sie, von entgegengesetzten grammatischen Grundsätzen ausgehend, in feindlicher Schroffheit gegenübertrat, wetteifern konnte. Um 167 v. Chr. ging C. im Gefolge einer Gesandtschaft nach Rom, wo er Vorträge hielt, die mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden u. den ersten Anstoß zum Betrieb grammatischer Studien in Rom gaben. Wahrscheinlich † er in Pergamum um 145 — 142 v. Chr. Von seinen zahlreichen Schriften sind nur noch die Titel und dürftige Fragmente vorhanden.

Cratinus, neben Aristophanes und Eupolis eines der Häupter der ältern attischen Komödie, aus der attischen Phyle Oeneis stammend, Zeitgenosse des Pericles, soll 9mal den Sieg davongetragen haben, unter anderen über Aristophanes' Wolken. Von seinen Stücken, deren Zahl auf 21 angegeben wird, hat sich kein einziges vollständig erhalten; wir besitzen nur die Titel und dürftige Fragmente, und zwar von einer noch größeren Anzahl, indem manche davon als mit Unrecht dem C. zugeschrieben ausgeschieden werden müssen. Er machte sich besonders dadurch um die Komödie verdient, daß er dem zur Zeit seines Auftretens noch in roheren Formen sich bewegenden komischen Festspiele eine geregeltere, kunstmäßigere Gestalt gab. Während seine Vorgänger sich im niedern komischen Genre ergingen u. nur die Lachlust des Publikums zu befriedigen suchten, schlug er in seinen Stücken daneben eine ernstere Richtung ein, indem er das öffentliche Leben zur Darstellung brachte und schlechte Erscheinungen auf diesem Gebiete schonungslos geißelte. Originalität der Erfindung u. eine körnige, kräftige, bilderreiche Sprache erwarben ihm den Beifall seiner Zeitgenossen in hohem Grade. Sein derber Witz, der sich freilich nicht immer in den gehörigen Schranken hielt, ist noch in einigen Fragmenten erkennbar. Selbst Pericles war vor seinen Angriffen nicht sicher. Vergl. C. G. Lucas, Cratinus et Eupolis, Bonn 1826; M. Runkel, Cratini fragm., Lpzg. 1827.

Crato, altgriechischer Maler, aus Sicyon, wird von Athenagoras als der Erste bezeichnet, welcher die Malerei übte, und wäre demnach der Erfinder der Kunst, die Umrisse einer Person auf der Mauer oder auf einem andern Stoffe auszumalen oder ihn farbig aufzutragen.

Cratz von Scharfenstein, reiches und berühmtes deutsches Geschlecht, das 1721 erlosch. Besonders merkwürdig ist: Johann Philipp, Oberst in kurmainzischen Kriegsdiensten, führte seit 1619 ein Regiment Reiter und zeichnete sich an dessen Spitze besonders in der Schlacht am weißen Berge aus, indem er die wankenden Bayern zum Stehen brachte und durch einen kühnen Angriff den Hauptanstoß zur Entscheidung der Schlacht gab. Weil Tilly ihn nicht mehr lassen wollte, mußte er bayerische Kriegsdienste nehmen, wohnte den Feldzügen in der obern und untern Pfalz, wie auch in Westphalen bei, nahm 1625 an der Belagerung von Breda Theil und errichtete 1626 ein zweites Regiment. Später nahm er französische Bestallung und errichtete ein Regiment, mußte jedoch den französischen Dienst quittiren, da er durch Heirath mit Eleonora Colonna von Fels und den Austausch der Herrschaft Riesenberg in Böhmen gegen die lothringische Pfandschaft Saaralb und Saargemünd österreichischer Unterthan geworden war, folgte wieder den bayerischen Fahnen, nahm 1631 Neubrandenburg, befehligte ein eigenes Corps und übernahm nach Tilly's Tode dessen Kommando. Er entriß den Schweden Landsberg, Friedberg und Weißenburg im Nordgau, mußte jedoch dem Hasse Wallensteins weichen u. erhielt als schwache Vergütung die Kommandantenstelle in Ingolstadt, welche Festung durch C.' tapfere Vertheidigung gerettet wurde. Als er im folgenden Jahre abermals von dem Kommando der neugebildeten Armee ausgeschlossen wurde, wollte der tief Gekränkte seine Festung dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar überliefern; sein Vorhaben ward aber entdeckt und er entkam kaum zu dem schwedischen Feldherrn, der ihn als Generalfeldmarschall anstellte und ihn, als die Hauptarmee gegen die Donau zog, in Franken zurückließ, um die Belagerung von Forchheim fortzusetzen. Er ward jedoch abgerufen, zeichnete sich am Vorabende der Schlacht von Nördlingen aus, wurde indeß in der Schlacht selbst von einem ungarischen Oberst gefangen und nach Wien abgeführt. Er entfloh zwar in einer Mönchskutte, ward jedoch an der schlesischen Grenze eingeholt, nach Wien zurückgebracht, durch Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und trotz der Verwendung des Königs von Polen am 26. März 1635 enthauptet.

Crau, la, bei den Römern Campi lapidei, d. i. steinige Gefilde, Landstrich im französischen Departement Rhonemündungen bei Arles, umfaßt zwischen dem Haff Berré u. der Rhone 12 □M., ist bis zur Tiefe einer Klafter ganz mit glatten, handgroßen Kieseln bedeckt, zwischen denen Lavendel, Thymian und andere gewürzhafte Kräuter üppig hervorwachsen, während der Rand von Reben u. Oliven überwuchert ist. Auf der ganzen Fläche stehen nur zwei Dörfer.

Cravant, Stadt im französischen Departement Yonne, an der Yonne, mit 1200 Einw., die Weinbau treiben, bekannt durch die Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 1423.

Craveggia, Dorf im sardinischen Fürstenthum Piemont, an der Toccia, bekannt durch seine warme Mineralquelle, die im Thale Vegezzo entspringt und, nach Ragazzoni, in 3,024 Kilogrammen Wasser gegen 1,334 Grammen Alaun und etwas schwefelsauren Kalk enthält; man benutzt sie äußerlich gegen skrophulöse Augenentzündungen und veraltete Geschwüre, innerlich gegen passive Blutungen. C. ist Geburtsort des Papstes Innocenz IX.

Craven, Elisabeth Berkeley, Lady, nachherige Markgräfin von Ansbach, die jüngste Tochter des Grafen Berkeley, 1750 geboren, vermählte sich 1767 mit dem Grafen Wilhelm von C. und gebar ihm 7 Kinder, ward aber 1781 wegen übler Behandlung von ihm geschieden, lebte darauf an den Höfen von Versailles, Madrid, Lissabon, Wien, Berlin, Konstantinopel, Warschau, Petersburg, Rom, Florenz und Neapel und dann in Ansbach, wo der Markgraf Ch. Fr. Karl Alexander in ein platonisches Verhältniß mit ihr trat und nach Lord C.s Tode 1791 sich mit ihr vermählte, indem er, sein Land gegen ein Jahrgeld dem König von Preußen überlassend, mit ihr nach England ging. Zwar erhielt sie von Franz II. den Titel einer Prinzessin von Berkeley, dennoch aber ward sie in England nicht als Fürstin bei Hofe empfangen. Nach dem Tode des Markgrafen lebte sie bald in England, bald in Neapel und † den 13. Januar 1828. Sie schrieb unter Anderm: „Journey through the Crim to Constantinople“ (London 1789, neue Auflage 1814, deutsch, Leipzig 1789), interessante „Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly lady C., written by herself etc.“ (London 1825, 2 Bde., deutsch, Stuttgart 1825), auch Gedichte, Theaterstücke und Romane.

Crawford, 1) Robert, britischer General, 1769 geboren, trat, kaum 15 Jahre alt, als Subalternoffizier in den britischen Kriegsdienst, ward nach 5 Jahren Hauptmann und brachte als solcher 3 Jahre auf dem Kontinente zu. Ins Vaterland zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung in Ostindien, kehrte 1793 nach England zurück und begleitete im folgenden Jahre seinen ältern Bruder, den nachmaligen Generallieutenant Charles C., zum österreichischen Heere, vertrat eine Zeitlang dessen Stelle und empfahl sich der Regierung durch seine klaren, einsichtsvollen Berichte. In Folge dessen ward er 1798 als Oberstlieutenant und Generalquartiermeister zur Landesbewaffnung nach England beordert, zeichnete sich dort durch Eifer und kluges Verfahren aus und kam 1799 zur österreichischen Armee nach der Schweiz, von wo er zur holländischen Expeditionsarmee des Herzogs von York berufen wurde. Im Jahre 1807 befehligte er als Brigadegeneral bei der Expedition unter General Whitelock gegen Buenos-Ayres die Vorhut, ward Generalmajor, ging 1808 mit Sir David Baird nach Coruña, führte bei Talavera den 29. Juli 1809 dem Lord Wellington die ersehnte Verstärkung zu, zeichnete sich bei Almeida und Coimbra aus, machte durch Wegnahme des vorgeschobenen Postens San Francisco die Belagerung von Ciudad Rodrigo möglich, ward aber beim Sturm auf diese Festung tödtlich verwundet und † 5 Tage darauf, den 14. Jan. 1812.

2) William Henry, einer der ausgezeichnetsten amerikanischen Staatsmänner, den 24. Febr. 1772 in Nelson-County in Virginien geboren, war anfangs Schulmeister, studirte aber nebenbei die Rechte und begann 1799 die juristische Praxis zu Oglethorp. Im Jahr 1804 ward er in die gesetzgebende Versammlung und 1807 zum ersten Mal als Senator in den Kongreß gewählt, wo er einer der eifrigsten Verfechter des Kriegs mit England war. Im Jahr 1813 kam er als Gesandter an den Hof von St. Cloud, ward aber 1815 vom Präsidenten Madison zum Kriegsminister und einige Monate darauf zum Finanzminister ernannt, welches wichtige Amt er mit so großer Auszeichnung bekleidete, daß ihm der Präsident Monroe 1817 zum zweiten Mal diesen Posten verlieh. John Quincy Adams, der 1825 Präsident ward, bot ihm denselben ebenfalls an, C. legte aber sein Amt nieder und zog sich auf sein Landgut zurück, da er durch Einwirkung John C. Calhouns hinter seinen Mitbewerbern um den Präsidentenstuhl, Jackson, Adams und Clay, zurückgeblieben war. Im Jahr 1827 ernannte ihn der Gouverneur von Georgien zum Richter, zu welchem Amt ihn 1828 und 1831 das Volk wieder erwählte. C. † den 15. Sept. 1834, im Genuß allgemeiner Achtung.

3) William, Kriegsminister unter der Präsidentschaft Taylors, Neffe des Vorigen, im Staate Georgien geboren, studirte die Rechte, ward Advokat, kam durch das Ansehen seines Oheims in die Legislatur seines Staats, wurde 1845 Gouverneur desselben und 1849 von Taylor zum Kriegssekretär ernannt. Als solcher befleckte er seinen Namen durch eine großartige Betrügerei. Schon unter Präsident Polk hatte C. für die Erben eines gewissen Galphin eine Forderung von etwa 10,000 Dollars an das Schatzamt der Vereinigten Staaten erhoben und Finanzsekretär Walker hatte in die Zahlung dieser Forderung gewilligt, aber die verlangten 100jährigen Zinsen gestrichen. Als C. Kriegsminister geworden war, machte er diese Zinsen zum Betrage von 234,000 Dollars abermals geltend u. erhielt in der That 194,000 Dollars ausgezahlt. Bald darauf ergab sich jedoch, daß gar keine Erben Galphins existirten und C. die Hälfte der genannten Summe an sich gezogen, den Rest unter seine Helfer vertheilt hatte. In Folge dieser Entdekkung mußte das Ministerium Clayton nach Taylors Tode abdanken.

4) Thomas, berühmter amerikanischer Bildhauer, 1814 von irischen Aeltern in Newyork geboren, versuchte sich zuerst in der Holzschneidekunst und begab sich 1834 nach Rom, wo er in Thorwaldsens Atelier arbeitete. Das erste Werk, das er hier vollendete und durch welches er sich einen Namen erwarb, stellte den Orpheus dar, der die Eurydice im Hades aufsucht. Hierauf folgten: die Kinder im Walde, Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers, Flora, die Tänzer und der Jäger. Seine späteren Werke sind:

eine Bronzestatue Beethovens für das Athenäum in Boston, eine auf dem Marktplatze von Richmond in Virginien aufgestellte Reiterstatue Washingtons mit Medaillons der namhaftesten Anführer aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und das kolossale Fronton auf dem Kapitol in Washington, welches die Hauptepochen der Geschichte Amerika's in allegorischen Bildern versinnlicht. In London Genesung von einer schweren Krankheit suchend, die ihn mit Blindheit bedrohte, † er daselbst den 8. Okt. 1857. Seine irdische Hülle ward nach Amerika gebracht.

Crawfordsville, Stadt im nordamerikanischen Staat Indiana, Village, 45 englische Meilen nordwestlich von Indianapolis, 616 Meilen von Washington, auf dem südlichen Ufer des Sugar Creek gelegen, hat eine Post, ein Gerichtshaus, 7 Kirchen, ein Landamt u. 4000 Einw. Die Chaussee von Indianapolis nach Lafayette führt durch das Städtchen u. die von New-Albany am Ohio endigt daselbst. C. ist Sitz des Wabash College, 1833 gegründet, mit einem Präsidenten u. 4 Professoren, 100 Zöglingen und einer Bibliothek von 2000 Bänden.

Crayer, Kaspar de, berühmter niederländischer Historienmaler, geboren zu Antwerpen 1582, bildete sich in der Schule des Raphael Coxcie und hatte den Meister schon übertroffen, als er ihn verließ. Er ist der ältere Zeitgenosse des van Dyk u. diesem im Kolorit besonders ähnlich, weshalb es auch manchmal schwer wird, beide Meister zu unterscheiden. C. arbeitete in früherer Zeit zu Brüssel, wo er mehre große Gemälde ausführte, ließ sich aber später in Gent nieder, wo er allein 21 große Altarblätter malte u. 1669 †. C. nähert sich Rubens am meisten in den Eigenschaften, die durch den Geist der Zeit besonders begünstigt wurden: in Kraftäußerungen, in den kühnen Zeichnungen, in kolossalen Kompositionen. In der Zeichnung ist er jedoch oft regelmäßiger, als jener Meister, und auch in der Komposition ist er nicht selten natürlicher. Er ist sorgsam in der Ausführung, selbst in den größten Gegenständen; seinem Ausdrucke liegt die Natur zum Grunde, doch meist die flamändische. Im Kolorit erreicht er Rubens nicht oft; er fällt häufig ins Graue, und wenn er dem erwähnten Meister in der Kraft nahe kommt, so fehlt ihm Lebensfülle und Frische und besonders jener geistvolle, scharfe Ausdruck von Rubens' besten Werken. Als die berühmtesten seiner zahlreichen Gemälde sind zu nennen: im Museum zu Antwerpen die Anbetung der Hirten und die Kreuzabnahme, in der Paulskirche daselbst eine Kreuzabnahme; in der düsseldorfer Gallerie ein 19 Fuß hohes, 14 Fuß breites Altarstück, die Mutter Gottes auf dem Throne, von vielen Heiligen umgeben; in München die Skizze zu dem auf dem augsburger Rathhause befindlichen Altargemälde und vieles Andere.

Crayford, Dorf in der englischen Grafschaft Kent, mit Erzgießereien, bekannt durch den Sieg Hengists über Vortiger 457.

Crayon (franz.). Stift zum Zeichnen; daher **Crayonzeichnung**, besonders die mit Bleistift auf Papier oder mit Silberstift auf Pergament ausgeführte Zeichnung; eignet sich besonders zur zartern und feinern Durchbildung.

Crebillon, 1) **Prosper Jolyot de**, der Aeltere, französischer Trauerspieldichter, den 15. Febr. 1674 zu Dijon geboren, war für die juristische Laufbahn bestimmt und erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, die zwar ein seltenes Talent, aber auch einen seltenen Starrsinn in dem Knaben erkannten. In Paris arbeitete er eine Zeit lang bei dem Prokurator Prieur, um sich in der Rechtswissenschaft praktische Kenntnisse zu erwerben; das trockene Geschäft sagte aber seinem lebhaften Geiste so wenig zu, daß Prieur endlich erkennen mußte, daß sein Zögling nicht den geringsten Beruf zum Anwalt habe, und ihn endlich selbst ermunterte, seiner Neigung für Poesie und namentlich für das Drama keine Schranken mehr zu setzen. Sein erstes Stück, „La mort des enfants de Brutus", das er der Sitte gemäß den Schauspielern vorlas, ward von diesen verworfen, weshalb der Dichter es in Unmuth verbrannte und verschwor, je wieder Verse zu machen. Bald aber entstand sein „Idoménée" u. erschien 1705 auf der Bühne. Das Stück fand Anerkennung, die sich zum rauschenden Beifall steigerte, als 1707 sein „Atrée et Thyeste" gegeben wurde. Gleichen Beifall erntete „Electre" (1709) und „Rhadamiste" (1711), der in 8 Tagen zweimal gedruckt und 30-mal hinter einander gegeben wurde, obgleich der sterbende Boileau, dem Leverrier die ersten Scenen dieses Trauerspiels vorgelesen hatte, gesagt haben soll: „Das ist ein Schriftsteller, gegen den die Boyer und Pradon wahre Sonnen sind! Mir wird es leichter, vom Leben zu scheiden, da unser Jahrhundert nur an albernem Zeuge reicher wird." Auf den Rath seiner Freunde suchte er nun sein Glück am Hofe, da es sich aber nach drei umsonst vergeudeten Jahren nicht wollte finden lassen, zog er sich menschenscheu auf das Land zurück, fast nur mit Hunden und Katzen verkehrend. Seine drei nächsten Stücke „Xerxès" (1714); „Sémiramis (1717) und „Pyrrhus" (1726) wurden, besonders die zwei ersten, kalt aufgenommen und fielen der Vergessenheit anheim. Obgleich in großer Dürftigkeit lebend, wies der Dichter dennoch beharrlich alle Unterstützungen zurück, die ihm von mehren Seiten angeboten wurden. Erst 1749, als er durch die Pompadour, die Voltaire dadurch zu kränken gedachte, eine kleine Pension u. eine Anstellung bei der Bibliothek in Paris erhalten hatte, erschien sein langerwarteter und vielbesprochener „Catilina", dem 5 Jahre darauf, gleichsam als Sühne, sein „Triumvirat" folgte, das nur C.'s Name u. Alter hielt. Seinen „Cromwell" mußte er in Folge höherer Weisung unvollendet lassen. Seit 1731 Mitglied der Akademie, † er den 17. Juni 1764. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in der Kirche St.-Gervais errichten, das nach seiner Vollendung nach dem Museum der französischen Denkmäler versetzt wurde. Eine prächtige Ausgabe seiner Werke ließ Ludwig XV. veranstalten (2 Bde., Paris 1750); spätere geringere erschienen 1757, 1759, 1772, 1785 und 1796, eine schöne von Didot dem Aelteren, 3 Bde., das. 1812, die beste, 2 Bde., das. 1818. C. ging in den ausgetretenen Gleisen Corneille's, dessen Fehler er wohl übertraf, aber dessen Vorzüge er nicht erreichte. Am meisten warfen ihm die fran-

zösischen Kunstrichter die Nachlässigkeit seines Styls und seiner Verse vor, und es ist eine Abgeschmacktheit, von der man längst zurückgekommen ist, ihn den französischen Aeschylus neben Sophocles-Corneille u. Euripides-Racine zu nennen.

2) Claude Prosper Jolyot de C., fruchtbarer Romanschriftsteller, Sohn des Vorigen, den 14. Februar 1707 zu Paris geboren, war ein heiterer liebenswürdiger Gesellschafter, dessen Sitten in geradem Widerspruche mit denen gestanden haben sollen, die er in seinen Romanen schilderte. Er † den 12. April 1777. Die bekanntesten seiner Werke sind die „Lettres de la marquise *** au comte de ***" (2 Bde., Paris 1732), „Tanzai et Néadarne" (1734, 2 Bde.), wegen dessen er eine Zeit lang in der Bastille sitzen mußte, „Les égarements du coeur et de l'esprit" (3 Bde., Haag 1736), „Le sopha, conte moral" (2 Bde., Paris 1745), das schlüpfrigste von C.s Werken, „Les amours de Zeokinisul, roi des kofirans" (Amsterdam 1746, 1770 und 1779), „Les heureux orphelins" (2 Bde., Paris 1754), „La nuit et le moment" (Lond. 1755), „Le hasard du coin du feu" (Paris 1763), „Ah, quel conte!" (2 Bde., das. 1764), „Lettres athéniennes" (das. 1771). Zweifelhaft ist, ob er Verfasser der „Lettres de la marquise de Pompadour" ist. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1779, 7 Bde. C.s Charakterzeichnung ist vortrefflich; die Erfindung der Situationen wäre es eben so, wären sie nicht darauf angelegt, die Sinnlichkeit lüstern zu machen und ihr auf alle Weise zu schmeicheln. Für die Kenntniß der Sittengeschichte sind seine Romane von großer Wichtigkeit, besonders diejenigen, welche in der Wirklichkeit spielen, denn man erhielt durch dieselben erst einen vollkommenen Begriff von der Fadheit des gesellschaftlichen Umganges, dem Wohlgefallen an leeren, nichtigen Dingen, der studirten Genußsucht und der eleganten, spielerischen Freigeisterei, welche seit der Regentschaft durchgängig unter den höhern Ständen herrschten. C. trägt die schwere Verantwortung, das noch sittlich tüchtige Volk mit dem verderblichen Gift der sogenannten guten Gesellschaft inficirt zu haben.

Crecy (Cressy), Marktflecken im französischen Departement Somme, in der ehemaligen Grafschaft Ponthieu in der Picardie, etwa 4 Stunden nördlich von Abbeville, am rechten Ufer der Somme und an der Maye, mit 1600 Einwohnern, ist geschichtlich berühmt durch die Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen am 26. August 1346, die für die politische wie insbesondere für die Kriegsgeschichte von Wichtigkeit ist. Eduard III. war mit 32,000 Mann in Frankreich gelandet und drang rasch bis Paris vor, wagte jedoch nicht, die zitternde Hauptstadt Paris anzugreifen, zumal König Philipp IV. bei St. Denis seine Macht auf eine bedrohliche Weise zu sammeln anfing, und faßte den Entschluß, sich gegen die Niederlande, wo er auf Unterstützung rechnen konnte, zurückzuziehen. Mit nur 12,000 Mann ging er über Beauvais gegen die Somme, während der König von Frankreich ihm mit einem Heere folgte, welches allmählig auf 100,000 Mann anwuchs und zu dem noch Truppen des Königs Johann von Böhmen, Karls IV. von Deutschland und des Königs von Majorka stießen. Außerdem hatte Philipp 6000 genuesische Armbrustschützen unter Antonio Doria u. Carlo Grimaldi in Dienst genommen und 3000 Reiter wurden noch aus Savoyen erwartet. Nachdem Eduard bei Blanche Tache den Uebergang über den Strom erzwungen, erwartete er bei C. in einer günstigen Stellung den Feind. Die erste Linie befehligte sein Sohn, der Prinz Eduard, welcher damals erst 15 Jahre alt war, und unter ihm die Grafen Warwick und Hereford, ferner Johann Chandos und mehre der erfahrensten Kriegsmänner; die zweite wurde von den Grafen Northampton und Arundel kommandirt und in der letzten Linie standen unter dem Befehle des Königs selbst ungefähr 700 Gebarnischte und 2000 Bogenschützen. Die Franzosen, deren Heer sich damals auf 120,000 Mann belaufen mochte, griffen mit Ungestüm, aber in geringer Ordnung die Engländer an; die durch Regen erschlafften Bogensehnen der Genuesen versagten jedoch den Dienst, und als Eduard auf die Fliehenden einzuhauen befahl, warfen sie sich unter die französische Kavalerie, rissen die Reiter von den Pferden und erdolchten sie, während sie unter den gewaltigen Schlachtschwertern der Ritter erlagen und den englischen Bogenschützen in dem dichten Haufen kein Pfeil verloren ging. Jetzt entstand eine schreckliche Verwirrung, und um diese zu benutzen, ging der Prinz von Wales selbst zum Angriff über. Doch sammelten sich die französischen Reiter unter dem Grafen von Alençon und dem Grafen von Flandern und griffen die vordringenden Engländer an. Hierdurch wurden diese auf allen Seiten aufgehalten; ja, die Franzosen drangen an den Bogenschützen vorüber und griffen den Prinzen mit seinen Schwerbewaffneten unmittelbar an, so daß, obgleich die Blüthe der englischen Ritterschaft um ihn versammelt war, doch die zweite Linie unter Northampton und Arundel heranrücken mußte. Der Graf Warwick ließ sogar den König selbst um Hülfe bitten; doch dieser verweigerte dieselbe, so lange sein Sohn, „welcher sich seine Sporen verdienen solle", lebe. Die Antwort machte einen unbeschreiblichen Eindruck und befeuerte zur gewaltigsten Anstrengung. Die Franzosen vermochten dem Gewaltstoße des Feindes nicht mehr zu widerstehen, die Ordnungen lösten sich, und nur einzeln wurde der Kampf noch fortgesetzt. Die Grafen von Alençon, von Flandern, von Blois, von Nevers, der Herzog von Lothringen, zwei Erzbischöfe von Nîmes und Sens, der Graf von Savoyen, der König von Böhmen und eine Menge Anderer vom hohen und niedern Adel fielen; Philipp selbst konnte nur mit Gewalt aus dem Kampfe gezogen werden. Man vermißte im Ganzen 11 aus fürstlichen Häusern, 80 Bannerherren, 1200 französische Ritter, 1400 vom Adel, 4000 Gebarnischte und an 30,000 Gemeine; doch sind hierunter die unglücklichen Schaaren von Rouen und Beauvais inbegriffen, welche den folgenden Tag ankamen und im Nebel ins englische Heer geriethen. Die Engländer sollen nur einen Knappen (Esquire), drei Ritter u. sehr wenige von niederem Range verloren haben. Die Folgen der Schlacht

waren sehr bedeutend. Eduard konnte es nunmehr wagen, Calais zu belagern, ohne daß die Franzosen im Stande waren, ihm große Hindernisse in den Weg zu legen. Ferner wurde der König von Frankreich genöthigt, seinen Sohn aus Guienne zurückzurufen, und die englischen Besitzungen waren daher auch auf dieser Seite gesichert.

Credentia (lat.), Glaube, daher Credentiales literae, Kredenzbrief, und C. relevata, im Lehnrecht das dem Vasallen vom Lehnsherrn anvertraute Geheimniß, dessen Verrath durch Entziehung des Lehns gestraft wurde; in Italien Zusammenkunft von obrigkeitlichen Personen und Innungsmeistern, um als Sachverständige (Credentiarii, Credenzeri) Gutachten in Prozessen abzugeben. Vergl. auch Kredit und Kreditiv.

Credi, Lorenzo di, berühmter italienischer Maler, 1453 zu Florenz geboren, erlernte anfangs die Goldschmiedekunst bei M. Cione, trat aber bald in die Malerschule des A. Verocchio über, wo er den L. da Vinci zum Mitschüler hatte. Unter den alten Florentinern gehört C. zu denen, welche mit großer Beharrlichkeit überall das Leben der Seele in uranfänglicher Unschuld und Schönheit in der ganzen Fülle zur Anschauung zu fördern suchten. Sein stiller und milder Charakter bewegte sich in einem beschränkten Kreise, aber mit unsäglicher Liebe für die Vollendung. In Italien befinden sich noch mehre Bilder von C., besonders runde heilige Familien. Seine Gemälde des heiligen Nicolo und Giuliano in Sta. Maria Magdalena nennt Vasari ein Muster reinlicher Malerei. In der Akademie S. Marco zu Florenz befindet sich eine wunderschöne Anbetung des Kindes. Der geistige Ausdruck, die Form und Bewegung sind von edler Natur, himmlisch zart, gediegen, ernst und ruhig, Alles mit Besonnenheit der Anordnung u. Bestimmtheit der Umrisse vorgetragen. Auch das Museum zu Berlin besitzt mehre schöne Madonnen von ihm. C. † um 1531. W. Hollar hat nach ihm geätzt.

Credit und **Debet** (lat.), s. Buchhaltung.

Crédit mobilier (franz.), s. Banken.

Crediton, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, nordwestlich bei Exeter, am Creedy, mit 6000 Einwohnern, die Wollenzeuche fertigen.

Credner, Karl August, deutscher Theolog, den 10. Januar 1797 in Waltershausen bei Gotha geboren, wo sein Vater Geistlicher war, besuchte seit 1812 das gothaische Gymnasium und bezog die Universität Jena, die er noch in demselben Jahre mit der zu Breslau vertauschte. Nach vollendeten Studien wollte er als Missionär nach Ostindien gehen; als aber der Plan scheiterte, hauptsächlich an den dogmatischen Formen, deren Unterschrift man von ihm verlangte, ging er nach Göttingen, wo er, wie später in Hannover, Hauslehrer ward. Im Jahre 1828 habilitirte er sich in Jena, ward 1830 außerordentlicher Professor der Theologie, folgte jedoch 1832 dem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen, wo er den 16. Juli 1857 †. Seiner exegetischen Schrift „Der Prophet Joel" (Halle 1831) folgten die „Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften" (das. 1832—38, 2 Bde.); die „Einleitung in das neue Testament" (das. 1836, 1. Bd.); „Das neue Testament nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt" (Gießen 1841—43, 2 Bde.); „Zur Geschichte des Kanons" und die „Geschichte des neuen Testaments" (Frankfurt 1852). Seine, auf Veranlassung der leipziger Ereignisse von 1845 entstandene Schrift „Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift" (Frankfurt 1845), in der sich der hessen-darmstädtische Minister von Linde angegriffen fühlte, führte zu einem heftigen Schriftwechsel und zu einer Anklage C.s. Diesen Streit berühren auch des letzteren „Erörterungen kirchlicher Zeitfragen" (Frankf. 1846). Durch die kirchlichen Zustände der neuesten Zeit ward auch seine treffliche Ausgabe von „Philipps des Großmüthigen hessischer Kirchenreformationsordnung" (Gießen 1852) veranlaßt. C.s wissenschaftlicher Standpunkt war der rein gelehrte und rationalistische Griesbachs, Knapps und Augusti's, doch war er zu wenig Philosoph, um den Rationalismus mit allen seinen Konsequenzen aufzunehmen.

Credo (lat., ich glaube), das nach dem Anfangsworte benannte, auf dem Koncil zu Nicäa festgesetzte Glaubensbekenntniß, das erste der drei von allen christlichen Parteien angenommenen Symbole; auch der dritte Theil einer Messe, dessen Text mit diesem Worte anfängt und welcher das apostolische Glaubensbekenntniß enthält.

Creeks (Muscogulgen), großer Indianerstamm in der nordamerikanischen Union, bewohnte ursprünglich das Land im Osten des Mississippi und zerfällt in viele Aeste, von denen indeß viele ausgestorben oder mit den übrigen amalgamirt sind. Unter diesen Aesten spielten die Meskogees die Hauptrolle; sie wurden hauptsächlich dadurch groß und mächtig, daß sie die minder zahlreichen Nachbarstämme zum Bündnisse mit ihnen bewogen, um das Vordringen der Weißen zu hindern. Die Zahl der C. belief sich 1813 auf 24,000, worunter 6000 Krieger; durch die Kriege verminderte sich bis 1829 diese Zahl jedoch auf 20,000. Seit ihrer Uebersiedelung aus den Staaten Georgien, Alabama und Tennessee nach Arkansas (1836—38) haben sie sich trotz ihrer vielen Kriege auf nahe an 30,000 vermehrt. Sie wohnen jetzt im Westen des Mississippi, in festen Dörfern, treiben Feldbau u. Viehzucht und sind zum Theil Sklavenbesitzer und Baumwollen- und Reispflanzer. Nächst den Cherokees sind sie der gebildetste der Indianerstämme, besitzen Schulen und einige Zeitungen in ihrer Sprache. Nach 1729 gewannen die C. Ansehen und Einfluß, besonders durch ihren Häuptling Alexander Macgillivray u. Weatherford, der einen Bund zwischen den südlichen Indianern stiftete, am 3. August 1813 das Fort Minas stürmte, die ganze Besatzung von 250 Mann nebst Weibern und Kindern erschlug, von General Jackson aber so vollständig aufs Haupt geschlagen ward, daß sich die meisten Stämme unterwarfen. Die Folge des Friedens war, wie gewöhnlich, eine weitere Abtretung des Landes.

Im Jahre 1825 wurden treuloser Weise die C. um einen großen Theil ihres Landes betrogen, u. zwar durch einen ihrer Häuptlinge, den General Will. M'Intosh, selbst, der es mit einigen zum Theil abgesetzten Häuptlingen und andern Indianern, die er für Häuptlinge ausgab, gegen den Willen der Nation an die Vereinigten Staaten verkaufte. M'Intosh büßte zwar den Verrath mit dem Leben, die Vereinigten Staaten erzwangen aber durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten den Vollzug des so ungesetzlich abgeschlossenen Vertrags. Den Namen C. erhielt der Stamm von Engländern, weil sein Land von sehr vielen kleinen Bächen (engl. creeks) durchschnitten war.

Creitz, Ulrich, ausgezeichneter nördlinger Bildhauer, verfertigte ein wahres Meisterstück der deutschen Baukunst, das Sakramenthäuschen in der St. Georgenkirche seiner Vaterstadt.

Creizenach, 1) Michael, einer der bedeutendsten und verdienstvollsten jüdischen Gelehrten und Schriftsteller der Neuzeit, geboren zu Mainz am 16. Mai 1789, genoß den ersten Unterricht in einer talmudistischen Lehranstalt, bildete sich, nachdem er erst im 16. Jahre wider den Willen seines Vaters deutsch lesen gelernt hatte, durch Lektüre philosophischer Schriftsteller, besonders Rousseau's und der Encyklopädisten, und ward hierauf in das damals in Mainz bestehende französische Lyceum aufgenommen, dessen sämmtliche Klassen er in dritthalb Jahren durchmachte. Daß bei einem solchen Bildungsgange seine Ansichten über das Judenthum eine wesentliche Veränderung erleiden mußten, versteht sich von selbst. Mehre Jahre lang hatte er bereits seine Aeltern durch den Ertrag von Unterrichtsstunden genährt; einen Ruf nach Luxemburg, wo er eine ehrenvolle Stelle als Professor der Mathematik erhalten sollte, schlug er aus, um sich ganz der Bildung der deutschen u. zunächst der rhein-hessischen Juden zu widmen. Verbesserung des Gottesdienstes und sittliche Veredlung der Generation waren sein vorzügliches Augenmerk. Unter unsäglichen Mühen und Kämpfen gegen ein wüstes Herkommen gründete er seine Volksschule, besoldete Unterlehrer und hielt am Sabbath religiöse Vorträge in deutscher Sprache. Den Glaubensgenossen imponirte er sowohl durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, als durch die reine Uneigennützigkeit seiner Unternehmungen; selbst der streng orthodoxe Rabbiner konnte ihm seine Achtung nicht versagen. Um den neuen Ansichten, die sich damals im Judenthume Bahn brachen, einen literarischen Anhaltspunkt zu geben, stiftete er eine jüdische Zeitschrift, welche, von jüdischen und christlichen Gelehrten durch Beiträge unterstützt, unter dem Titel: „Geist der pharisäischen Lehre" (Mainz 1824) erschien. Der Grundgedanke, an den sich auch C.s späteres Wirken in jüdischen Angelegenheiten anlehnte, ist der, daß das Judenthum einer beständigen Fortentwickelung fähig sey, ein Princip, das er, als gelehrter Rabbinist, auf die ältern talmudischen Schriften zu stützen suchte. C.s angestrengte Thätigkeit wurde in Mainz fast sprüchwörtlich; neben seinem mühevollen Berufe fand er Zeit zur Fortsetzung seiner mathematischen Studien. Außer einem „Versuch über die Paralleltheorie" (Mainz 1822) schrieb er noch ein „Lehrbuch der darstellenden Geometrie, synthetischer Theil" (das. 1822), in welchem er sich das Verdienst erwarb, die Géométrie descriptive zuerst auf deutschen Boden zu verpflanzen. Im Jahre 1825 erhielt er einen Ruf als Lehrer und Prediger an die israelitische Realschule zu Frankfurt a. M., womit er in bequemere und günstigere Verhältnisse eintrat. Im Wirken für das Judenthum stand er hier nicht allein, sondern an der Seite erprobter, tüchtiger Männer. Die Realschule, geleitet durch den helldenkenden und geistvollen Dr. Heß, erhielt zu C.s Hinzutreten einen neuen Schwung und erhob sich bald zu einer normalen, in ihrer Art einzigen Anstalt. Besonders aber machte er sich um den mit dieser Schule verbundenen „Tempel der Andacht" verdient. Den gewonnenen Einfluß verwendete er zur Anregung nützlicher Pläne, und vor Allem ließ er sich es angelegen seyn, die Beschäftigung seiner Glaubensgenossen mit Handwerk u. Ackerbau zu befördern. In dieser Hinsicht hat der von ihm zu Mainz gestiftete israelitische Handwerksverein Schönes geleistet. Auch um die frankfurter Gewerbschule erwarb er sich Verdienst durch Abfassung eines „Lehrbuchs der technischen Geometrie" (Frankf. 1828), dem bald ein Kompendium der Algebra nachfolgte. Sein Hauptwerk, in Bezug auf die Kunde des rabbinischen Judenthums von großer Bedeutung, erschien unter dem Titel: „Schulchan Aruch, oder encyklopädische Darstellung des mosaischen Gesetzes" (Frankfurt 1833 ff., 4 Bde.). Der entschiedenste Schritt jedoch, den er der bis zum Unsinn verderbten Tradition gegenüber that, war die Veröffentlichung von 32 Thesen über den Talmud (Frankfurt 1831), in welchen er dieses Buch als ein Werk ohne innere Nothwendigkeit, ohne Einfluß auf den wahren Mosaismus und ohne sanktionirte Geltung darstellte. Aus demselben Geiste gingen die zahlreichen und gediegenen Aufsätze hervor, die er in Zeitschriften, namentlich in Geigers „Wissenschaftlicher Zeitschrift für jüdische Theologie" und in Josts „Israelitischen Annalen" abdrucken ließ. Die Herausgabe des Buches „Jesod Mora, sive Fundamentum pietatis" von Aben Esra (Frankfurt 1841), dessen hebräischen Text er mit einer lateinischen und einer deutschen Uebersetzung begleitete, gehörte zu seinen letzten Arbeiten. Auch gab er im Vereine mit Jost eine Zeitschrift in hebräischer Sprache unter dem Titel „Zion" (Frankfurt 1841—42) heraus, zunächst für die ungarischen und polnischen Juden berechnet. Er † den 5. August 1842.

2) Theodor, Dichter und publicistischer Schriftsteller, des Vorigen Sohn, Lehrer am israelitischen Philanthropin zu Frankfurt a. M., einer der Hauptgründer des frankfurter jüdischen Reformationsvereins. Er schrieb „Dichtungen" (Frankfurt 1839) und „Gedichte" (das. 1848, 2. Aufl. 1851), redigirt auch das „Frankfurter Museum".

Crelinger, 1) Auguste, verwittwete Stich, geborene Düring, eine der berühmtesten jetzt lebenden Schauspielerinnen, 1795 zu Berlin geboren, debütirte, durch Iffland der Bühne zugeführt, 1812 in Ifflands „Hagestolzen" als Margarethe und errang einen durchaus günstigen Er-

folg. Aber erst nach ihrer Verheirathung mit dem gewandten Schauspieler Stich und unter der Bühnenverwaltung des Grafen Brühl machte sie ihren Namen zu einem glänzenden und gefeierten. Die Katastrophe mit dem jungen Grafen Blücher, der ihren Mann durch einige gefährliche Dolchstiche verwundete, gab ihrem Talente für das tragische Fach einen noch höheren Schwung, doch dauerte es lange, ehe sich die Künstlerin die Neigung des Publikums wieder wie zuvor errang. Nach dem einige Jahre darauf erfolgten Tode ihres Mannes verband sie sich mit dem ältesten Sohne des Bankiers C. in Berlin. Nach kurzer Ehe mit dem Schauspieler Hoppé verwittwete sie 1849 abermals. Die Lieblingsrollen der Künstlerin sind Rollen hochtragischer Natur, wie Sappho, Phädra, Gräfin Orsina, Gräfin Terzky, Maria Stuart, Adelheid in Götz von Berlichingen, Lady Macbeth und vor Allem Iphigenia, doch ist sie auch im Schau- und Lustspiel durch Gewandtheit und Leichtigkeit eine ausgezeichnete Salondame geblieben. Eine schöne Gestalt, ein klangvolles Organ, ausdrucksvolle Mimik und ächt künstlerisches Studium sind die vornehmsten Eigenschaften dieser Künstlerin. Ihre beiden Töchter, Bertha und Klara Stich, haben ebenfalls mit Glück die theatralische Laufbahn betreten.

2) **Ludwig**, juristischer Schriftsteller, war früher Oberlandesgerichtsrath in Königsberg, ward aber wegen seiner freisinnigen Bestrebungen auf dem Disciplinarwege vom Amte entfernt, dann wegen der Vertheidigungsrede für Walesrode in ein pommersches Landstädtchen versetzt, aber von dem königsberger Handelsstande zum juristischen Berather gewählt, welches Amt er 1847 niederlegte, um nach Berlin überzusiedeln. Hier entfaltete er sein glänzendes Talent als Vertheidiger in dem großen Polenprozesse und lebte mit Eifer seinem Berufe als Rechtsanwalt bei dem königlichen Obertribunal. Er † den 5. Februar 1853. Seine Schriften zeugen von gediegenen Kenntnissen.

Crell, Nikolaus, kursächsischer Kanzler, um 1552 zu Leipzig geboren, studirte zu Grimma und Leipzig die Rechte und hatte noch nicht lange juristische Vorlesungen gehalten, als er vom Kurfürsten August als Unterhofmeister des Kurprinzen nach Dresden berufen ward. Im Jahre 1580 zum Hofrath ernannt, ward er nach dem Regierungsantritte des jungen Kurfürsten Christian I. Kanzler der Landesregierung und bald oberster Leiter aller Regierungsangelegenheiten. Hatte sich C. schon durch seine Stellung an sich als Bürgerlicher den Haß des Adels und der Landstände zugezogen, so war dieser Haß wo möglich noch gesteigert worden durch die Begünstigung, die C. dem Kryptocalvinismus angedeihen ließ, der seit Augusts Tod von Neuem u. mächtig sein Haupt erhoben. Die Konsistorien u. vornehmsten geistlichen Aemter wurden mit Männern besetzt, die der milderen Lehre Melanchthons zugethan waren; die ewigen Zänkereien auf der Kanzel über Religionsmeinungen wurden verboten und alle erscheinenden Schriften über Religionssachen einer Censur unterworfen, die C. selbst theilweise übernahm. Ein neuer deutscher Katechismus ward herausgegeben, eine neue Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung mit Anmerkungen (Dresden 1589) veranstaltet, der Gebrauch des sogenannten Exorcismus bei der Taufe untersagt und mehre Geistliche, die sich der neuen Ordnung der Dinge widersetzten, ihrer Aemter beraubt, gefangen genommen oder des Landes verwiesen. Klagen gegen C.s Eingriffe vor den Kurfürsten zu bringen, war unmöglich, denn der Kanzler beherrschte ihn nicht nur ganz, sondern wußte auch allen seinen Gegnern den Zutritt zu dem schwachen Monarchen zu versperren. Ein allgemeiner Jubel entstand aber unter diesen seinen lange siegreich bekämpften Gegnern, als Christian I. im September 1591 starb und Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner und leidenschaftlicher Gegner Calvins, die vormundschaftliche Regierung übernahm. C. wurde noch vor Beerdigung des Kurfürsten auf Antrag der verwittweten Kurfürstin und eines Ausschusses der sächsischen Ritterschaft verhaftet und nach dem Königstein gebracht. Viele verdächtige Prediger wurden eingezogen, die entflohenen eingefordert, zum Widerruf gezwungen und mußten schwören, weder Sachsen, noch die erbverbrüderten Länder, Brandenburg und Hessen, wieder betreten zu wollen, eine allgemeine Kirchenvisitation ward veranstaltet und ein neues symbolisches Buch allen geistlichen u. weltlichen Beamten zur Unterschrift und zum Beschwören vorgelegt, alle unter der vorigen Regierung zum Nachtheil des lutherischen Glaubens erlassenen Verfügungen wurden annullirt, die Verfolgten entschädigt, die Ausgewanderten zurückgerufen. Gegen C. verfuhr man mit offenbarer Rachsucht; jede schriftliche Verantwortung ward ihm verweigert, und schon saß er ins vierte Jahr auf dem Königstein, ehe man über die Formalien des gegen ihn verhängten peinlichen Prozesses einig geworden. Im August 1595 kam man endlich mit einer Anklageschrift von 7 Artikeln zu Stande, die aber auf 4 zusammenschwanden, als Friedrich Wilhelm resolvirte, die Stände seyen schuldig, ihre Anklage zu beweisen. Man gab ihm darin Schuld, daß er, außer den erregten Religionshändeln, dem Kurfürsten böse Rathschläge gegeben, ihn mit seinen Landständen zu entzweien gesucht, vom Kaiser unehrerbietig gesprochen, allerlei treulose Anschläge gegen denselben angesponnen und im Namen seines Herrn geheime Unterhandlungen gefährlicher Art mit König Heinrich IV. von Frankreich gepflogen habe. Keiner dieser Artikel konnte bewiesen werden, aber sie reichten hin, den Verhaßten zu vernichten. Trotz der Aufmerksamkeit seiner Wächter war es dem Gefangenen gelungen, seinen Freunden eine Instruktion zukommen zu lassen, nach welcher seine Gattin beim Reichskammergericht in Speyer eine Beschwerde wegen verzögerten Rechtsganges einreichte und es wirklich dahin brachte, daß diese Behörde wiederholte Mandate erließ, daß C. entweder auf freien Fuß zu stellen, oder sein Prozeß zu verfolgen sey. Da man daraus eine günstige Stimmung des Reichskammergerichts für den Angeklagten erkennen wollte, so suchte man den Revisionsprozeß vor den kaiserlichen Reichshofrath zu spielen und erlangte das noch günstigere Resultat, daß die Akten an die böhmische Appellationskammer zu

Prag, wohin die Sache gar nicht gehörte, zum Spruche gesandt wurden. Der Kaiser aber war aus politischen Rücksichten ein heftiger Gegner der Calvinisten, die man für Verbündete Frankreichs hielt, und so konnte kein anderes Urtheil kommen, als ein Todesurtheil. C.s Appellationsschrift wurde gar nicht angenommen, und so fiel dem Urtheile gemäß am 9. Oktober 1601 zu Dresden sein Haupt durchs Schwert. Sein Körper ward unter Vortritt des Richters und einiger Rathsmänner von zwei Todtengräbern auf den Kirchhof Unserer Lieben Frauen getragen u. in einem Schwibbogen beigesetzt, am folgenden Tage aber in Begleitung der Geistlichkeit und Schule beerdigt. Rühmliche Erwähnung verdient, daß der Magistrat in Leipzig sich entschuldigte, dem Prozesse nicht beitreten zu können.

Crelle, August Leopold, tüchtiger Mathematiker und Baumeister, den 17. März 1780 zu Eichwerder bei Wriezen geboren, bildete sich, ohne eine Lehranstalt zu besuchen, fast einzig und allein durch Selbststudium, bekleidete bei dem preußischen Staatsbauwesen mehre untergeordnete Stellungen und ward später geheimer Oberbaurath und Mitglied der Oberbaudirektion. Die meisten von 1816—20 im preußischen Staate ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner Leitung, die berlin-potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurf gebaut. Die Universität Heidelberg sandte ihm 1815 das Doktordiplom, und 1828 ward er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt. Seit 1824 vom preußischen Unterrichtsministerium ausschließlich mit mathematischen Arbeiten beschäftigt, trat er 1849 seiner geschwächten Gesundheit wegen aus dem Staatsdienste. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir den „Versuch über die Rechnung mit veränderlichen Größen" (Göttingen 1811), die „Sammlung mathematischer Aufsätze u. Bemerkungen" (2 Bde., Berlin 1820—22), den „Versuch einer allgemeinen Theorie der analytischen Fakultäten" (das. 1823), das „Lehrbuch der Arithmetik u. Algebra" (das. 1825), das „Handbuch des Feldmessens und Nivellirens" (das. 1826), das „Lehrbuch der Elemente der Geometrie" (2 Bde., das. 1826—27), die „Rechentafeln" (das. 1822) rc. Viele kleinere und größere Abhandlungen finden sich in dem von ihm herausgegebenen „Journal für reine u. angewandte Mathematik" (Berlin 1826 ff.) und in dem von ihm geleiteten „Journal der Baukunst" (das. 1830 ff.).

Crema, alte befestigte Stadt in der Delegation Lodi des lombardisch-venetianischen Königreichs, am rechten Ufer des Serio, in einer schönen Ebene, Sitz eines Bischofs, hat ein Schloß, eine schöne Kathedrale, ein Gymnasium, 2 Theater, eine Gemäldegallerie, ein Hospital, Findelhaus und 9000 Einwohner, die sich mit Wein-, Obst- und Flachsbau, Leinen- und Seidenweberei, Fischfang und Handel mit Flachs, Leinwand rc. beschäftigen. Der in der Umgegend gezogene Flachs gilt für den besten in Europa. C. soll nach Einigen von Italern erbaut, die durch den Longobardenkönig Alboin auf die damalige Sumpfinsel Fulcheria getrieben wurden, und nach ihrem gewählten Oberhaupte Cremete genannt worden seyn; nach Andern ward es 951 an die Stelle einer wegen Ketzerei abgebrannten Stadt gebaut. In den Bürgerkriegen waren die Einwohner von C. sehr hartnäckige Gegner der Ghibellinen, so daß Kaiser Friedrich I. 1160 die Stadt zerstörte; sie ward jedoch schon 1185 wieder aufgebaut. Im Jahre 1191 kam C. an die Burggrafen von Cremona und Piacenza, 1428 an die Venetianer; 1579 ward der bischöfliche Stuhl errichtet.

Crémaillère (franz.), jede eingezähnte Stange bei Maschinen, die in ein Getriebe oder in ein Kammrad eingreift; bei Schanzen sägeförmige Ausschnitte der Brustwehr, um ein Kreuzfeuer des kleinen Gewehrs zu erlangen.

Cremieux, Isaac Adolphe, Mitglied der provisorischen Regierung Frankreichs, 1796 zu Nismes geboren, trat schon im 11. Jahre ins Lycée impérial (Collége Louis le Grand, jetzt Lycée Bonaparte) zu Paris, wo er nebst 5 andern Mitgliedern seiner Familie die einzigen Israeliten unter den Zöglingen dieser Anstalt waren, studirte dann die Rechte zu Aix und ward 1817 daselbst Advokat. Bei dem Appellhofe zu Nismes erwarb er sich durch glückliche Prozeßführung schnellen und glänzenden Ruf, so daß er 1830 nach Paris berufen und an Odilon-Barrots Stelle zum Advokaten beim Kassationshofe ernannt wurde. Er vertheidigte hier den Exminister Guernon de Ranville vor dem Pairshofe; einen populären Namen aber machte er sich später durch Führung von Preßprozessen, wie er denn auch für die St. Simonisten, für Armand Marrast gegen den Marschall Soult und Kasimir Perrier, für Raspail gegen Zangiacomi, für Vignert, Lebon rc. plaidirte. Von Chinon im Departement Indre-Loire 1842 in die Kammer gewählt, stimmte er mit der Linken. Während der Februarrevolution bemühte er sich anfangs für die Regentschaft der Herzogin von Orleans, ward dann Mitglied der provisorischen Regierung und Justizminister, legte jedoch in Folge der Sitzung der Nationalversammlung vom 6. Juni, wo Portalis und Landrin die Bevollmächtigung zur Einleitnng einer gerichtlichen Klage gegen Louis Blanc nachsuchten, sein Portefeuille nieder. Als Berichterstatter zahlreicher Kommissionen nahm er thätigen Antheil an den Arbeiten der Constituante, in der er ebenfalls durch Wahl im Departement Indre-Loire saß. Obwohl Anhänger der Präsidentenwahl vom 10. Dec., opponirte er doch beständig gegen die neuen Minister und stimmte regelmäßig mit den Montagnards. Nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 ward C. mit vielen seiner Kollegen verhaftet, aber bald wieder freigelassen, ohne in eine der beiden ersten Proskriptionslisten mit einbegriffen zu seyn.

Cremona, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im lombardisch-venetianischen Königreich, am Po, über den eine Schiffbrücke führt, hat breite und regelmäßige Straßen, aber nicht eben gut gebaute Häuser, ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs, zweier Friedensgerichte, hat eine Kathedrale mit einem 372 F. hohen Glockenthurm, von dem aus man den ganzen Lauf des Po übersieht, 45 Kirchen u. Kapellen, ein Lyceum, Gymnasium, beträchtliche Seiden- und Tuchma-

nufakturen, Fabriken für musikalische Instrumente, besonders Cremoneser-Geigen, Saiten und Wollenzeuche und 30,000 Einwohner. C., um 450 v. Chr. von den Cenomanen erbaut, gehörte zu Gallia transpadana und ward 219 v. Chr. römische Pflanzstadt, ursprünglich gegen Hannibal angelegt, dann als Vorposten gegen die gallischen Völker dienend und daher mit starken Thürmen und Mauern versehen. Durch ihre dem Handel höchst günstige Lage gedieh die Stadt zu großem Reichthume, von welchem prächtige Paläste und ein großes Amphitheater Zeugniß gaben. Auch genoß sie die Vorrechte eines Municipiums. Im Jahr 70 n. Chr. legten sie Vespasians Soldaten wegen ihrer Anhänglichkeit an Vitellius in Asche u. zerstörten sie von Grund aus, so daß nur der Mephites außerhalb der Stadt stehen blieb. Vespasianus beförderte zwar den Aufbau wieder, doch ward sie 630 von den Gothen abermals verwüstet und erst 1184 von Kaiser Friedrich I. wieder hergestellt, der den Thurm der Kathedrale bauen ließ. C. hatte darauf Burggrafen, später stand es bald unter französischer, bald unter venetianischer und am längsten unter mailändischer Botmäßigkeit. Im J. 1648 ward es von den Modenesern lange vergebens belagert. Im spanischen Erbfolgekriege ward hier am 2. Februar 1702 der französische Marschall Villeroi durch die Kaiserlichen unter Prinz Eugen durch nächtlichen Ueberfall, bei dem die Franzosen gegen 2000 Todte u. Verwundete, die Kaiserlichen hingegen in Allem nur 800 Mann verloren, gefangen genommen, doch konnten sich die Kaiserlichen bei der tapfern Gegenwehr der Franzosen nicht in der Stadt behaupten. Im Jahre 1733 wurde C. von den Franzosen genommen, mußte aber den 25. August 1736 den Kaiserlichen wieder geräumt werden. Am 17. Mai 1796 abermals von den Franzosen genommen, sah es 1799 die Niederlage derselben durch die Oesterreicher. C. ist der Geburtsort des Dichters Vida.

Cremor tartari (Weinsteinrahm), eigentlich das von selbst gebildete Pulver des Weinsteins. Wenn der rohe Weinstein mit schicklichen Zusätzen versotten wird, sondern sich zuerst die Unreinigkeiten davon ab, worauf der gereinigte Weinstein in feingertheilter Form in dem Kessel in die Höhe steigt, abgeschöpft u. getrocknet wird. Ein anderer Theil krystallisirt (Weinsteinkrystalle, Crystalli tartari) und wird erst durch Zerstoßen zu Pulver gemacht. Der Weinsteinrahm dient besonders in der Heilkunde als kühlendes, säuerlich-salziges, auch gelind abführendes Mittel, namentlich gegen Kongestionen, gallige Zufälle 2c.

Cremutius Cordus, römischer Historiker im 1. Jahrhundert n. Chr., ist bekannt durch die rücksichtslose Freimüthigkeit, mit welcher er die Geschichte des Augustus schrieb. Er stammte von einer angesehenen Familie, verlor seinen Vater wahrscheinlich auf eine gewaltsame Weise durch die Triumvirn, glaubte aber dennoch im Leben u. Schrift ohne Menschenfurcht die Freimüthigkeit, wie sie dem Römer ziemt, wenngleich jene Zeit sie nicht mehr kannte, bewahren zu müssen. Von seiner Geschichte des Augustus ist zwar nichts mehr übrig, doch darf man auf des C. große Befähigung zu seinem Berufe als Historiker aus dem Umstande schließen, daß seine Zeitgenossen nicht bloß seine schriftstellerische Tüchtigkeit rühmend anerkannten, sondern auch meinten, daß er sich durch jenes Werk die Unsterblichkeit gesichert habe. Mit tiefgefühlter Theilnahme „beweinte“ er in demselben die Bürgerkriege, enthüllte rücksichtslos die Abscheulichkeiten der Proskription, nannte Brutus und Cassius die letzten Römer, sprach unverhohlen seinen Tadel über den Knechtsinn des Senats und des Volks aus und zeigte an dem Beispiele des Augustus selbst, wohin Tyrannei führe. Augustus, welcher selbst zugegen war, als er seine Schriften vorlas, that nichts gegen ihn, da er nur mit historischer Treue die Begebenheiten erzählt zu haben schien, ihn selbst aber nicht geradezu getadelt hatte. Anders war es unter Tiberius. C. hatte sich nicht gescheut, durch einige freie Aeußerungen den Sejanus zu beleidigen. Da sein Leben tadellos war, so klagte man ihn aus seinen Schriften an, Brutus und Cassius die letzten Römer genannt zu haben. Da er sein Loos voraussah, † er freiwillig den Hungertod (24 n. Chr.). Seine Schriften wurden zusammengesucht und in Rom durch die Aedilen, in den Provinzen durch die Behörden verbrannt. Doch wurden sie von seiner Tochter Marcia u. A. vor dem Untergange gerettet und hierauf um so eifriger gelesen. Caligula hob das Verbot auf und, nachdem er die Exemplare gesammelt hatte, gestattete er sie zu lesen, da sie als historische Denkmäler bestimmt seyen, Belehrung über die Vergangenheit zu verbreiten. Doch scheinen sie später absichtlich vernichtet worden zu seyn, obgleich kein Zweifel obwaltet, daß Sueton sie noch gekannt hat.

Creneaux (franz.), Schießlöcher od. Schußspalten in Mauern und hölzernen Wänden, zur Vertheidigung mit kleinem Gewehr. Daher crenellirte Gallerien, Mauern, Werke.

Creon, 1) Sohn des Menöceus, König von Theben. Nachdem Lajus durch seines Sohnes Oedipus Hand gefallen, trat er diesem als dem glücklichen Besieger der Sphinx die Herrschaft ab und übernahm sie als Vormund des jungen Laodamas erst wieder, als der unglückliche Krieg der Sieben gegen Theben dem Eteocles das Leben gekostet hatte. Vergl. Antigone, Oedipus, Hämon.

2) König von Korinth, dessen Tochter Glauce (auch Creusa) Jason heirathete, welchen Treubruch die von diesem verlassene Medea zu rächen wußte, indem sie der Glauce ein Kleid schenkte, welches sich beim Anziehen entzündete und der glücklicheren Nebenbuhlerin das Leben nahm. Nach Hygin bestand das Geschenk in einer Krone, und C. verbrannte mit der Tochter.

Crepon (franz.), ganz wollenes Zeuch, das gekreppt, aber ungeköpert ist und bei dem die Kettenfäden draller zusammengedreht sind als die Einschlagfäden. Sobald der C. vom Stuhl kommt, wird er in siedend heißes Wasser gelegt, wodurch er seine krause Form annimmt. Es gibt schwarzen und weißen C., welch letzterer bunt gefärbt wird. Er wird in der Schweiz, Oesterreich,

Preußen, Sachsen, Würtemberg, Böhmen, sowie in den Niederlanden und Frankreich verfertigt. Der schwarze C. wird besonders zu Trauer- und Klostertrachten benutzt; der weiße C., auch roth, violet, blau &c. gefärbt, dient zu Frauen-, katholischen Priester- und dergleichen Gewändern.

Crepus, altgriechischer Tonkünstler, Citharoede, von Plutarch und andern alten Schriftstellern als Verbesserer der siebensaitigen Lyra, als der Erfinder der Instrumentalbegleitung zum Gesange und selbst als ein für seine Zeit großer Virtuos auf der Lyra gerühmt. Bis auf ihn spielte man als Begleitung auf den Instrumenten Note für Note mit, so wie sie der Sänger sang; C. führte zuerst ein selbstständiges, von der Singstimme abweichendes Akkompagnement ein.

Crequi, altes berühmtes französisches Geschlecht, muthmaßlich von Arnold dem Bärtigen oder dem Alten, der 897 im Kampfe für Karl den Einfältigen fiel, gegründet. Karl I., Herr von C. und Canaples, diente 1594 zuerst bei der Belagerung von Laon und darauf in der Dauphiné und in Savoyen, wo er 1598, als er zum Entsatze von Aiguebelle herbeieilte, von den Savoyarden geschlagen und gefangen wurde. Durch den Frieden von Vervins erhielt er seine Freiheit wieder, nahm im neuen Kriege mit Savoyen (1600) die wichtige Stadt Montmélian, deren Gouverneur er wurde, begleitete 1601 den Marschall von Biron auf seiner Gesandtschaftsreise nach England und erkaufte 1604 von Crillon um 30 000 Thaler die Stelle eines Mestre de Camp in dem Garderegiment. Unter der folgenden Regierung focht er 1620 mit Auszeichnung in dem Gefechte bei der Brücke von Cé, sowie in den Kriegen mit den Hugenotten, wofür er am 27. December 1621 zum Marschall erhoben wurde. Im Jahre 1625 diente er in Piemont gegen die Spanier, rettete durch seine tapfere Vertheidigung Asti und Verua und schlug den Herzog von Feria auf seinem Rückzuge von Verua. Im J. 1630 befehligte er unter Richelieu's oberster Leitung die Armee, die Pignerol wegnehmen mußte, und unterwarf mit einem fliegenden Corps ganz Maurienne. Seit 1632 erster Kammerherr des Königs, kam er 1633 als außerordentlicher Gesandter an den römischen Hof, um dem Papste Urban VIII. die Obedienz zu leisten. Im folgenden Jahre befand er sich in gleicher Eigenschaft zu Venedig. Im J. 1635 kommandirte er die Armee, die dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe geschickt wurde, kam aber bald in Uneinigkeit mit dem Herzoge und mußte die 50tägige Belagerung von Valenza mit großem Verluste aufheben, wogegen er den 23. Juni 1636 bei Tournavente über ein Corps Spanier und den 8. Sept. 1637 bei Montalban gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Savoyen über die gesammte mailändische Kriegsmacht siegte. Eine Kanonenkugel tödtete ihn, als er den 17. März 1638 die Werke des von den Spaniern belagerten Brema, das er entsetzen wollte, in Augenschein nahm. Sein Enkel, Franz, Marquis von C., Marschall von Frankreich, 1623 geboren, diente zuerst 1640 in der Belagerung von Arras, ward 1655 Generallieutenant u. 1661 General der Galeeren von Frankreich. Nachdem er einige Zeit im Exil gelebt, ward er 1667 zurückgerufen und zum Oberbefehlshaber eines Corps ernannt, das die Belagerung von Lille decken sollte. Am 30. August schlug u. zerstreute er die spanische Arrieregarde, die unter dem Prinzen von Ligne und dem Grafen von Marsin den Entsatz versuchen wollte, ward im folgenden Jahre Marschall von Frankreich und fiel 1670 an der Spitze von 18,000 Mann in Lothringen ein, wo er sogleich Mirecourt u. Pont-à-Mousson wegnahm, Epinal u. Chatés zur Ergebung zwang und Longri eroberte, ohne Widerstand zu finden. Als er sich 1672 weigerte, unter Turenne als Generallieutenant zu dienen, ward er exilirt, bald aber zurückgerufen und in Holland und den Niederlanden beschäftigt. Im Jahre 1675 nahm er Dinant, erlitt aber den 11. August d. J. bei Conz an der Mündung der Saar eine vollständige Niederlage, die den Prinzen von Condé zu der Aeußerung veranlaßte: „So ist er denn einer der größten Generäle der Welt geworden, denn ihm fehlte nur eine Niederlage", in Frankreich aber dennoch ihn scharfem Tadel aussetzte. Er bot alle Kraft auf, die Scharte wieder auszuwetzen, entkam nach Trier und vertheidigte diese Stadt 4 Wochen lang mit verzweifelter Tapferkeit. Die Mannschaft kapitulirte und übergab die Stadt am 3. Sept., C. warf sich mit etwa 400 Mann in die Domkirche, dann in den Hauptthurm, wurde aber am 6. dennoch überwältigt, gefangen nach Koblenz abgeführt und vom Kurfürsten ehrenvoll empfangen. Gegen ein großes Lösegeld freigegeben, belagerte er 1676 die Festungen Condé und Bouchain, nahm Bouillon, erhielt 1677 das Gouvernement von Lothringen, den Oberbefehl im Luxemburgischen und im Bisthum Metz, vereitelte alle Versuche des Herzogs von Lothringen, sich in diesem Lande festzusetzen, schlug ihn in dem Gefechte bei Kochersberg, führte seine Truppen über den Rhein und zwang den 16. November Freiburg zur Uebergabe. Im Feldzuge des nächsten Jahres ging C. abermals über den Rhein, schlug den Grafen von Ligneville und machte ihn zum Gefangenen, schloß Rheinfelden ein, siegte am 6. Juli über die zum Entsatz heranrückenden Kaiserlichen, nahm Seckingen, Offenburg, das Fort Kehl, verbrannte am 10. August ein Stück der straßburger Rheinbrücke und zwang endlich das hanau'sche Bergschloß Lichtenberg zur Uebergabe. Nach dem nymweger Frieden, dem der Kurfürst von Brandenburg nicht beitrat, mußte C. sich im Kleve'schen ausbreiten, überschritt im Mai 1679 den Rhein und im Juni die Weser, bis der Friede von St. Germain die Waffenruhe herbeiführte. In den Jahren 1682 und 1683 erschien C. abermals an der Spitze französischer Heere im Luxemburgischen, belagerte die Hauptstadt Luxemburg, die sich ihm am 4. Juni 1684 übergab. Er † zu Paris den 4. Febr. 1687.

Crescendo (ital.), abgekürzt cresc., zunehmend, wachsend, cresc. il f. oder crescendo al forte, zunehmend, wachsend bis zum Forte, bedeutet in der Musik ein allmähliges Zunehmen der Klangstärke, ohne auffallenden Kontrast der einzelnen Grade. Es wird bei kürzeren Stellen auch durch das Zeichen < angedeutet. Der erste Komponist, welcher das italienische Wort C. zum stehenden musikalischen Ausdruck erhoben hat, ist

Jomelli. Auch in der Orgel hat man ein C. herzustellen versucht, doch mit geringem Erfolg.

Crescens, ein apostolischer Gehülfe des Paulus (oder angeblich einer der 70 Jünger Jesu), der das Christenthum in Galatien gepredigt haben soll.

Crescentia (Kürbisbaum, Kalebassenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, charakterisirt durch den 2theiligen, abfälligen Kelch, die bauchige, trichterförmige Blüthe mit 2spaltigem Saum, kürbisartige Beere mit fester Rinde und die vielen Samen in Mus. Bäumchen im heißen Amerika, mit abwechselnden Blättern und einzelnen Blüthen an Stamm und Aesten. Die wichtigste Art: C. Cujete *L.*, gemeiner Kürbisbaum, ist ein 20—30 Fuß hoher Baum Westindiens und Südamerika's, mit großen ovalen oder rundlichen, zuweilen 1 Fuß im Durchmesser haltenden Früchten mit einer grünen, holzigen Rinde und einem schwammigsaftigen, säuerlich-süßen Marke, in dem die Samen nisten. Dieses Mark wird bei vielen Krankheiten, besonders aber bei Brustbeschwerden und Phthisis, Wassersucht und dergleichen, sowie äußerlich bei Quetschungen und Verbrennungen in Amerika angewendet. Aus der holzigen Fruchtschale verfertigt man Töpfe, Schalen, Löffel und dergl. Geschirre.

Crescentiis, Petrus de, s. Crescenzi 1).

Crescentini, Girolamo, berühmter Sänger und Gesanglehrer, geboren 1766 zu Urbania bei Urbino, von sehr achtbaren Aeltern, erhielt den ersten Unterricht in der Musik in seiner Vaterstadt. In seinem 12. Jahre kam er nach Bologna, um bei dem Maestro Gibelli besonders den Gesang zu erlernen, erhielt, nachdem er 5 Jahre den Unterricht dieses tüchtigen Lehrers genossen hatte, auf dessen Empfehlung ein Engagement auf einem Theater in Rom, wo er in Damenrollen auftrat, wurde das Frühjahr darauf als erster Sopran an dem Theater zu Livorno angestellt, wo er in der von Cherubini eigens für ihn komponirten Oper „Artaserse" so glänzenden Beifall erntete, daß er für den Sommer eine Einladung nach Padua erhielt, wo er in der neuen Oper „Didone" von Sarti mit ungemeinem Beifall auftrat. Der anwesende Impressario von Venedig engagirte ihn nun gleich für den Karneval 1785 nach Venedig, wo er, sowie im Sommer darauf in Turin, mit immer steigendem Ruhme sang. Im Herbste desselben Jahres begab sich C. nach London, wo er 16 Monate ein Gegenstand der Bewunderung war. Nach seiner Rückkehr nach Italien betrat er im Karneval 1787 die mailänder Bühne in der Oper „Ariarte" von Tarchi, sang im folgenden Jahre in Turin u. hierauf 2 volle Jahre auf S. Carlo zu Neapel in den Opern von Paesiello, Guglielmi und Andern. Im Karneval 1791 und 1793 sang er zu Rom auf dem Theater Argentina in Andreozzi's „Marte di Cesare" und Nasolini's „Semiramide", inzwischen auch auf andern italienischen Theatern, darunter einmal auf dem zu Padua, zweimal auf dem zu Genua, 1794 zu Venedig und dann in Mailand, 1796 zu Venedig in der von Cimarosa eigens für ihn komponirten Oper „Orazj e Curiazj"; das Frühjahr darauf ging er nach Wien und im folgenden Karneval 1797 wieder nach Italien, wo Zingarelli die Oper „Melagro" für ihn schrieb. Zu Ende des Karnevals begab er sich nach Lissabon, wo er auf 4 Jahre engagirt wurde, sang, nach Italien zurückgekehrt, 1803 zum vierten Male auf dem mailänder Theater in Mayrs „Alonso e Cora" und Federici's „Ifigenia", welche beide für ihn komponirt worden waren. Von da ging er abermals nach Wien und gab hier 30 Vorstellungen mit außerordentlichem Beifall, wurde, während er auf der Bühne sang, gekrönt u. von dem Kaiser zum Singmeister der kaiserlichen Familie mit einem lebenslänglichen Gehalte ernannt. Auf den Wunsch Napoleons zog er 1805 nach Paris, wo er mit einem Jahrgehalte von 30,000 Franken bei dessen Hofe angestellt und fortwährend von dem Kaiser mit Geschenken und Auszeichnungen überschüttet wurde. Erst 1813 kehrte er nach Italien zurück, um in Bologna seine Tage in Ruhe zu verleben; allein 1825 ging er nach Neapel, wo er von Franz I. zum Gesangdirektor am Musikkollegium mit einem monatlichen Gehalte von 120 Dukaten ernannt wurde. In seiner Jugend hatte C. gründliche Studien im Kontrapunkte gemacht, und so konnte er auch als Komponist auftreten. Sein bestes, vielgebrauchtes und noch immer sehr nützliches Werk „Raccolta di esercizj per il canto" oder „Recueil d'exercices pour la vocalisation musicale" (Paris 1811 u. ö.) erweist ihn als einen einsichtsvollen Lehrer der Gesangkunst.

Crescentino, Flecken im sardinischen Fürstenthum Piemont, am Po, mit 4000 Einwohnern und römischen Alterthümern, Geburtsort des Philologen Umbrinus Clericus.

Crescentius, Numantius, römischer Patricier, wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, ward um 980 Konsul der Republik Rom. Im Jahre 985 hielt er den Nachfolger des Papstes Bonifacius II., Johann XV., so lange von Rom entfernt, bis er die Souveränetät des Volks anerkannt haben würde, u. verschaffte, als dies geschehen, der Republik eine lange Zeit der Ruhe. Den nach Johanns Tode vom Kaiser Otto III. eingesetzten Papst Gregor erkannte er nicht an, sondern stellte in Johann XVI. einen Gegenpapst auf, ward aber, ehe er noch die vom Kaiser in Konstantinopel erbetene Unterstützung erlangen konnte, von Otto III. in der Engelsburg belagert, zu einer ehrenvollen Kapitulation gezwungen, dessen ungeachtet aber schmählich ermordet (998). Seine Gattin Stephania rächte 3 Jahre darauf seinen Tod, indem sie den Kaiser durch ein Liebesgeschenk vergiftete.

Crescenzi, 1) Peter (Petrus de Crescentiis), Begründer der Agronomie in Europa, 1230 zu Bologna geboren, war Advokat und Beisitzer der Potestà in seiner Vaterstadt, ward aber durch die Unruhen genöthigt, sie zu verlassen, durchreiste Italien und konnte erst nach 30 Jahren nach Bologna zurückkehren, welche Stadt den 70jährigen Greis zum Senator wählte. Er † 1307. Seine vielfachen Erfahrungen über den Landbau legte er in seiner, auf Veranlassung des Königs von Sicilien, Karls II., verfaßten Schrift: „Opus ruralium commodorum libri XII", nieder, die

eines der ersten gedruckten Werke ist. Das lateinische Original erschien Augsburg 1471, eine italienische Uebersetzung Florenz 1478, von Sansovino, Florenz 1605, Bologna 1784, eine deutsche Uebersetzung Straßburg 1494, neue Aufl. 1602; die schönste der ältesten Ausgaben ist die von Lorrain 1474, die letzte ist von Geßner in den „Scriptores rei rusticae" (2 Bde., Leipz. 1735). C. folgte in der Anlage seines Werks vorzüglich dem Columella; seine Grundsätze sind einfach, auf Erfahrungen gestützt und erheben sich weit über ihre Zeit.

2) **Giovanni Battista**, Marquis della Torre, Gelehrter, Maler und eifriger Beschützer der Künste, dessen Haus zu Rom einer Akademie glich, war um 1597 zu Rom geboren, erhielt von Paul V. die Oberaufsicht über die paulinische Kapelle u. andere in Rom auszuführende Kunstwerke. Im J. 1617 reiste er mit dem Kardinal Zapata nach Spanien, wo Philipp III. ihm die Ausführung des Pantheon im Escorial übertrug; er vollendete das Werk unter Philipp IV., der ihn dafür zum Marquis erhob. C. † in Madrid 1660.

Crescimbeni, Giovan Maria de, italienischer Literator und Dichter, den 9. Okt. 1663 zu Macerata in der Mark Ancona geb. Schon als 13jähriger Knabe schrieb er im Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt eine lateinische Tragödie „Darius" und übersetzte 2 Bücher der Pharsalia in ottavo rime, wurde im 15. Jahre Mitglied einer Akademie u. im 16. Doktor der Rechte, worauf ihn sein Vater zu einem Oheim nach Rom schickte, unter dessen Leitung er sich für die Praxis ausbilden sollte. Aber auch hier lebte er seiner Neigung für die Dichtkunst fort, bildete mit gleichstrebenden Freunden eine Verbindung zur Zurückführung des verderbten Geschmacks zur Einfachheit und Natur, woraus die Akademie der Arkadier entstand, deren Präsident er unter dem Schäfernamen Alfesibeo Cario wurde, und erhielt vom Papst Klemens XI. ein Kanonikat, um in sorgenfreier Muße sich ganz den Wissenschaften und der Poesie zu widmen. Er erlebte noch, daß seiner Akademie durch König Johann V. von Portugal auf dem Janiculus ein Grundeigenthum angewiesen wurde, worauf bald ein prachtvolles Gebäude für die Versammlungen sich erhob, trat in die Gesellschaft Jesu und † den 8. März 1728. Seine „Rime" wurden mehrmals aufgelegt (Rom 1695, 1704, 1723), sind aber verschollen. Eine Sammlung seiner zahlreichen Gelegenheitsschriften und Elogien veranstaltete er u. d. Titel: „Le vite degli Arcadi illustri, scritte da diversi autori" (5 Bde., Rom 1708). Seiner „Istoria della volgar poesia" (Rom 1698) folgte sein „Trattato della bellezza della volgar poesia" (das. 1700) u. „Commentarj intorno alla storia della volgar poesia" (5 Bde., das. 1702), welche 3 Werke nach seinem Tode als „Istoria della volgar poesia" (6 Bde., das. 1730—1731) erschienen.

Cresphontes, ein Herakliде, Sohn des Aristomachus, eroberte mit seinen Brüdern Temenus und Aristodemus den Peloponnes und erhielt Messenien, wurde jedoch in einer Verschwörung der Aristokratie nebst 2 Söhnen ermordet und von seinem einzigen ihn überlebenden Sohne Aegyptus gerächt.

Crespi, 1) **Giovanni Battista**, gewöhnlich nach seinem Geburtsort il Cerano genannt, wo er 1557 geboren, studirte in Rom und Venedig neben der Malerei auch Baukunst und Plastik und war in der schönen Literatur und in ritterlichen Künsten wohl geübt, weshalb er sowohl am mailändischen Hofe, wie bei den großen Unternehmungen des Kardinals Federigo und bei der Leitung der Akademie eine bedeutende Rolle spielte. C.'s Malerei ist immer frei, geistreich, jedoch bisweilen durch verkünstelte Großheit oder Anmuth manierirt. Ein ganz besonderes Talent besaß C. in Darstellung von Vögeln u. vierfüßigen Thieren, die er häufig in Kabinetsstücken anbrachte. Er † 1633.

2) **Daniele**, einer der geschicktesten mailändischen Maler, 1592 zu Burto-Assizio im Mailändischen geboren, Sohn und Schüler des Vorigen, † 1630 an der Pest. Er hat Aehnlichkeit mit den Carracci in Vertheilung der Farben, im Auffassen der Gesichter aber ist er verschieden, doch ging er stets mit kluger Auswahl in Stellung und Geberde zu Werke. Wunderbar ist besonders der Ausdruck einer schönen Seele an seinen Heiligen. In Vertheilung der Figuren herrscht immer die schönste Ordnung; die Gewandung ist mannigfaltig und an Vornehmen sehr reich. Er kolorirte äußerst kräftig, sowohl in Oel, als auf Kalk, und wetteiferte beständig mit sich selbst, daher jede neue Arbeit neue Vorzüge bietet. In der reich verzierten Passionskirche zu Mailand, wo seine große Kreuzabnahme ist, hat er viele Bildnisse ausgezeichneter Lateraner hinterlassen, die im besten tizianischen Geschmack ausgeführt sind. Seine letzten Gemälde, aus dem Leben des heiligen Bruno in der Karthause zu Mailand, sind seine am meisten bewunderten Arbeiten. A. Weggers, H. Ferroni, J. Longhi und Felsing haben nach ihm gestochen.

3) **Giuseppe Maria**, berühmter Maler u. Kupferstecher, von seinen Mitschülern seines netten Anzuges wegen il Spagnuolo genannt, wurde 1665 zu Bologna geb., war der Schüler Canuti's u. Cignani's. Unermüdet kopirte er die Bilder der Carracci in Bologna, übte sich nach den würdigsten Venetianern in ihrem Geburtsorte, betrachtete die Gemälde des Correggio in Modena und Parma und hielt sich lange in Urbino und Pesaro bei Baroccio's Arbeiten auf. Mit diesen Mustern vereinte er das Studium nach der Natur, nur bediente er sich zu sehr der Camera obscura, durch welche er Diejenigen, welche auf der Straße stehen blieben, abzeichnete; auch die verschiedenen Spiele und malerischen Widerscheine des Lichtes bemerkte er durch diese Maschine. Seine Bilder sind voll solcher Seltsamkeiten; vor Allem seltsam aber sind die Gedanken, die er in seine Gemälde verflicht. So räumte er in heroischen und heiligen Bildern nicht selten Zerrbildern eine Stelle ein; in Schatten und Gewandung verfiel er oft, um neu zu seyn, in das Manierirte. In seinem gediegenen Style ist bei den Serviten zu Bologna das Gemälde der Stifter, einige Stücke im Palaste Pitti zu Florenz, wo der große Fürst Fernando ihn lange beschäftigte. C. verfertigte auch Vieles für den Prinzen Eugen von Savoyen, den Kardinal

Lambertini, den Kurfürsten von der Pfalz u. A. Er † in seiner Vaterstadt Bologna 1747. Von C.'s Stichen tragen einige den Namen des L. Mattioli, seines Freundes, dessen Loos er dadurch zu erleichtern suchte.

Crespy (Crepy), Stadt im französischen Departement Oise, mit 2700 Einwohnern, Hut-, Leder- und Tuchfabriken, Salzhandel. C. war ehedem die Hauptstadt des Herzogthums Valois; geschichtlich bekannt ist es aber besonders durch den Frieden geworden, welchen hier Kaiser Karl V. mit Franz I. von Frankreich am 18. Sept. 1544 abschloß.

Cressy sur Serre, Marktflecken im französischen Departement Aisne, berühmt durch 2 Synoden (849 und 853) gegen den Mönch Gottschalk und seine Lehre.

Crest, le, Stadt im französischen Departement Drôme, mit Fabriken für Tuch, wollene Decken, Baumwollenspinnerei, Runkelrübenzucker, Trüffelhandel u. 6000 Einwohnern. Dabei der Berg Orel mit Mineralquelle.

Crête (franz.), Kamm, Krone, die höchste Kante einer Brustwehr, von der obern Abdachung und der innern Böschung gebildet.

Creticus (lat.), kretisch, daher in der Metrik kretischer Fuß (s. Amphimacer), woraus der kretische Vers (s. d.) entstand; in der Musik ein Tonfuß von einer langen, kurzen und wieder darauf folgenden langen Note.

Cretin (franz.), Name, der (ursprünglich nur in Graubündten und Unterwallis) solchen Menschen beigelegt wird, welche von Kindheit an bei verkümmerter körperlicher Entwickelung an einer eigenen Art von Blödsinn leiden. Einige leiten das Wort von Creta, wegen des kreidigen Aussehens dieser unglücklichen Geschöpfe, Andere, wahrscheinlich richtiger, von dem romanischen Cretina, elendes Geschöpf, ab. In den verschiedenen Gegenden ihres Vorkommens haben sie verschiedene Bezeichnung, die jedoch alle auf Dummheit, Plumpheit und Schwäche deuten; so heißen sie in Steiermark Trotteln und Göcken, im Salzburgischen Fexe, außerdem Limmel, Dosteln, Lappen, Lallen, Trallen, Simpel, Hampel, Tamler, Trissel rc., in Piemont Marons rc. Der Cretinismus, d. h., nach Rösch' Definition, die mangelhafte, unter der Norm stehen gebliebene oder frühzeitig auf eine niedrigere Stufe der Entwickelung bleibend zurückgesunkene und sofort nach Idee und Stoff weiter ausgeartete menschliche Organisation, kann in einem Orte, in einem größeren oder kleineren Landstrich, als eine Stufenleiter von mehr als hundert Graden angetroffen werden. Er ergreift bald den Körper ganz topisch, wie beim Kropf, der als einer seiner ersten Vorboten zu betrachten ist, wobei die Seelenentwickelung ohne ersichtliche Störung vor sich geht, bald umzieht er die Psyche, u. das Materielle allein kommt zur Entfaltung, bald durchdringt und vergiftet er Leib und Seele zugleich. Ist er rein psychisch, so gestaltet er sich als Idiotismus (s. d.). In einzelnen seltenen Fällen beginnt die Anlage zum Cretinismus schon mit dem Akte der fruchtbaren Zeugung; bei andern tritt die vom Gattungsbegriff abweichende Entwickelung erst nach der Geburt ein. In den meisten Fällen jedoch wird nicht der Cretinismus selbst, sondern nur die Anlage zu ihm angeboren, und die Kinder mit dieser zeigen nichts Abweichendes in ihrer ersten Entwickelung; der Verlauf ihres Lebens geht anscheinend parallel mit dem gesunden Kinder. Macht aber zu seiner Zeit, am häufigsten zwischen dem 1. und 6. Jahre, das cretinische Element seine Herrschaft geltend, so erleidet der ganze Prozeß des Lebens einen Stillstand, das leibliche Leben verkümmert, die Kräfte schwinden, das Gehen wird beschwerlich, zuletzt unmöglich; die Arme sind wie gelähmt, allgemeine Schwäche verbreitet sich durch den Körper. Es zeigt sich Aufgedunsenheit und Schlaffheit, und das Empfindungsvermögen vermindert sich; der Kopf verliert das Gleichgewicht u. neigt sich von einer Seite zu andern, das Auge wird matt und todt; oft ändert sich auch die Gesichtsfarbe. Der Unterkiefer senkt sich schlaff herunter, so daß der Speichel ausfließt; der Hergang der Verdauung wird gestört, der Appetit unregelmäßig, am häufigsten übermäßig. Die Haut ist schlaff, kalt, unempfindlich; die Muskeln verlieren ihre Spannkraft und natürliche Reizbarkeit. Hat das Kind schon gesprochen, so verlernt es nach und nach die Sprache wieder, verliert seinen jugendlichen Frohsinn, hat keine Freude mehr am Spielen, schläft viel, und seine einzige Reaktion gegen die Außenwelt bleibt das Weinen. Die Wirksamkeit des Seelenlebens erlischt; zunächst vermindert sich die Beobachtungsgabe, die Sinne werden unempfänglich für die äußeren Eindrücke, die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß treten zurück, und bald stellen auch die übrigen Richtungen des Seelischen ihre Funktionen ein. Zwar selten, aber doch bisweilen, erscheint der Cretinismus auch in den vorgerückteren Jahren, bis zur Zeit der Pubertät hin. Ein solcher spät sich entwickelnder Cretinismus scheint indeß häufiger als analoge Krankheitsform, in Folge einer andern Krankheit, namentlich der Epilepsie, sich auszubilden. Der Cretinismus hat überhaupt das Eigenthümliche, daß man am selben Ort gleichzeitig alle Abstufungen, von der vollkommnen Gesundheit bis zum höchsten Grad des Verderbnisses, bei verschiedenen Personen vorfindet, doch so, daß allmählig mehr und mehr der Unglücklichen entstehen. Die cretinische Entwickelung kann durch angemessene ärztliche Pflege, eine weise Erziehung und unter günstigen Verhältnissen verhütet u. aufgehalten werden. Unter entgegengesetzten Verhältnissen aber schreitet sie gleichmäßig fort. Vollendete Cretinen sind nicht mehr bildungsfähig. Sie sind keiner Aufmerksamkeit fähig: selbst wenn sie sehen, fassen sie nicht auf; selbst wenn sie hören, vernehmen sie nicht. Während ihres Lebens sind die Cretinen vielen Gebrechen und Krankheiten unterworfen. Ihre Krankheiten zeichnen sich durch große Einförmigkeit aus, indem sie theils weitere Folgen des cretinischen Zustandes selbst sind, theils Nebenfolgen der seine Entwickelung bedingenden äußern Verhältnisse, als: Lähmungen, Brüche, Vorfälle, Kontrakturen, Konvulsionen, Hautausschläge, Wassersuchten, Skropheln, Rhachitis. Ihre Lebensdauer ist im Allgemeinen kurz; doch

gibt es nicht selten auch solche, die ein hohes Alter erreichen. Wichtig und folgenreich ist auch das Verhältniß des in Gebirgsländern endemischen Cretinismus zu dem Völker verwüstenden Uebel der Skrophelsucht oder Drüsenkrankheit.

Die Entwickelung zum Cretinismus muß von dem ausgebildeten u. gewordenen Uebel unterschieden werden. Unter den höchst mannigfaltigen cretinischen Gebrechen sind vorzüglich bemerkenswerth und häufig die rhachitische und atrophische Form des Uebels und die angeborene entwickelungsschwache Konstitution. Der *rhachitische* Cretinismus befällt Kinder, welche sich die ersten Jahre ihres Lebens gut entwickelt und ein blühendes Aussehen haben, gewöhnlich um die Zeit des ersten Zahnens. Das erste Anzeichen des werdenden Uebels ist Schwäche. Wenn die Kinder schon stehen und gehen konnten, so verlernen sie es wieder, die Beine werden oft ganz wie gelähmt. Während die Physiognomie noch alle natürlichen Züge hat und die Wangen ein blühendes Roth bedeckt, verliert der Kopf allmählig das Gleichgewicht und hängt herunter wie beim Neugebornen. Die Kinder werden traurig, wollen nicht mehr spielen und hören wieder auf zu sprechen. Untersucht man den Körper solcher Armen genauer, so finden sich die Knochen an verschiedenen Stellen aufgetrieben und erweicht. In den Fällen, wo die Beine lähmungsartig ergriffen sind, leiden gewöhnlich die Wirbelknochen in der Kreuz- und Lendengegend; nebstdem sind die Epiphysen des Handgelenkes am häufigsten befallen. Der Kopf nimmt eine eckige Gestalt an, die Stirn ist hoch und die Stirnhöcker ragen häufig übermäßig hervor. Die große Fontanelle, welche sich beim gesunden Kinde im 2. Jahre schließt, bleibt hier bis zum 4. und 6. Jahre geöffnet. Der Bauch ist aufgetrieben, der Appetit unregelmäßig, der Leib hartnäckig verstopft. Die Haut fühlt sich welk und schlaff an, ist häufig mit rothen Punkten bedeckt und schwitzt des Nachts ganz übermäßig. Mit der Lebhaftigkeit nehmen auch die geistigen Kräfte ab; die Glieder verkrümmen sich ganz klauenartig, und die Unglücklichen fallen, wenn nicht frühzeitig genug die passendste Hülfe eintritt, dem Cretinismus mit aller seiner physischen und psychischen Verkrüppelung anheim. Die *atrophische Form* befällt die Kinder in der Regel schon in den ersten Monaten des Lebens. Mitunter geht ein Husten und dergl. voran. Die Kleinen magern nun ganz bis zum Skelet ab, besonders die Beine, die wie Spindeln sich ausnehmen. Das Rückenmark scheint hier am meisten zu leiden, die Seelenkräfte erhalten sich noch häufig bis auf einen gewissen Grad. Die körperliche Verkrüppelung setzt alsdann auch der geistigen Ausbildung große Hindernisse entgegen und die Elenden schleppen ein langes sieches Leben dahin.

Eine der häufigsten *Entwickelungen* zum Cretinismus ist in der angebornen entwickelungsschwachen Konstitution begründet. Die Kinder sind von Geburt an klein und schwach und haben meist eine blasse Hautfarbe. Die Kopfnähte bleiben länger verschiebbar und klaffend, ihre hinteren und seitlichen Fontanellen sind einige Monate lang offen; die große Fontanelle ist von Geburt an größer, die Knochen des Kopfes wie der übrigen Theile sind dünner und schwächer. Die Kinder haben wenig und kurzes, feines Kopfhaar; sie fangen später an zu lachen, mit Augen und Ohren aufzumerken, mit Andern zu scherzen, ihre Hände zum Greifen und Halten zu gebrauchen, allein zu sitzen, selbstständig zu spielen. Sie bekommen ihre Zähne später, begreifen schwerer und haben, wenn sich die Sprache entwickelt, große Mühe, die Hauchlaute und Gutturalbuchstaben hervorzubringen. Sie sind zu Konvulsionen und Gehirnkrankheiten besonders geneigt und die eigentlichsten Kandidaten für den Cretinismus. Legt man als Hauptmoment den Seelenzustand und die Ausbildungsstufe der Sprache zu Grunde, wie zuerst Professor Demme in Bern es gethan hat, so lassen sich alle Cretinen unter 4 Klassen bringen. Die 1. Klasse begreift die in jeder Hinsicht vollkommen heilbaren C.s, bei denen das Uebel bereits in der frühesten Kindheit acquirirt ist. Die Integrität des Seelenlebens kann dermaßen hergestellt werden, daß sich das Uebel spurlos verwischt und die Genesenen für bürgerliche und wissenschaftliche Funktionen vollkommen tüchtig werden. Die der 2. Klasse haben die Fähigkeit, durch deutliche Worte und verständliche Geberden sich einander mitzutheilen; sie lernen kürzere und längere Sätze aussprechen, vollziehen die Bildung von Begriffen, haben Kapacität für die verschiedensten Sinneseindrücke, können in den gewöhnlichsten Schulfächern mit Erfolg unterrichtet werden und haben die Fähigkeit zu jeder Berufsthätigkeit, erheben sich überhaupt zur bürgerlichen Brauchbarkeit. Die Kranken der 3. Klasse zeigen noch Spuren von größerer oder geringerer Seelenthätigkeit. Die Sprache ist stammelnd und undeutlich oder fehlt ganz, kann aber entwickelt und perfektionirt werden; die Geberdensprache ist zwar unvollkommener zur Erscheinung gekommen, aber gleichwohl ist doch geistige Anregung und Unterweisung zu einer einfachen, leichten, mechanischen Fertigkeit möglich. Das Gedächtniß läßt sich durch Uebung merklich vervollkommnen. Die Glieder der 4. Klasse dagegen können in der Regel nur körperlich gebessert werden, sind ohne Mittheilungsvermögen (geben höchstens bisweilen unartikulirte Töne von sich), sind keiner geistigen Erziehung fähig und können meist nur unter den mangelhaften Einfluß einer mechanischen Dressur, eines reinen Abrichtens gestellt werden. Diese Klasse umfaßt die Idioten. Die neueren Untersuchungen haben den Cretinismus vom Idiotismus unterscheiden gelehrt und gezeigt, daß ersterer hauptsächlich in der körperlichen Sphäre wurzelt und in vielen Fällen heilbar, letzterer dagegen in dem Psychischen seinen Grund hat und seine Besiegung problematisch ist.

Hinsichtlich der *Ursachen* des Cretinismus ist der Naturforschung noch ein weites Feld geöffnet, schon aus dem Grunde, weil das Uebel durch eine Vereinigung vieler Umstände erzeugt wird, die in verschiedenen Ländern sich verschieden gestalten. Wir sehen täglich von geistig un-

wickelten Aeltern und neben gesunden Kindern cretinische entstehen, ohne in der Lebensweise, Erziehung und Lokalität die geringste Ursache auffinden zu können. Der Grund liegt hier unstreitig in abnormen Verhältnissen der Zeugung und Schwangerschaft, auf deren Enthüllung zunächst das Augenmerk gerichtet seyn muß. Alles reducirt sich nach den bisherigen Beobachtungen auf einen Zustand momentaner Schwäche, Furcht, Kränklichkeit, Trunkenheit, Schreck, Gram, während der Zeugung und Schwangerschaft. Wichtig sind die tellurischen, atmosphärischen und solarischen Schädlichkeiten, z. B. Sumpfboden mit eingeschlossener, feuchter, warmer Luft, mit mehr oder weniger heftigem Temperaturwechsel, sowohl in Thälern und Vertiefungen, als bis zu einer gewissen Höhe über dem Meer. Nach den neuesten Untersuchungen sind besonders Erdausdünstungen die Veranlassung, daß ein Ort oft viele Cretinen besitzt, während ein benachbarter gar keine hat, ferner: stockende Luft, durch Abhaltung reinigender Luftströmungen, verbunden mit Mangel an belebender atmosphärischer Elektricität; Schwächung nach Ueberreizung durch Uebermaß von Lichtreiz und Hitze, verstärkt durch einseitiges Vorherrschen des Südwindes, oder auch direkte Schwächung durch Beraubung des zu allem Gedeihen erforderlichen Grades von Licht und Wärme, durch kühle, schattige Lage und permanentes Vorherrschen kalter Nord- und Ostwinde; schlechtes, unreines, mit fremden Bestandtheilen, namentlich mit Gyps geschwängertes, oder wohlthätiger Bestandtheile, namentlich der Kohlensäure beraubtes Trinkwasser. Die Einwirkung der verschiedenartigen Luftbeschaffenheit ist als Hauptursache bei der Erzeugung der cretinischen Gebrechen nicht zu verkennen. Steigt man vom Rhonegletscher durch das walliser Thal hinunter, so trifft man in den hochgelegenen Dörfern Unterwasser, Obergestelen bis Münster einen kräftigen, gesunden, von Cretinismus und Skrophelsucht durchaus verschonten Menschenschlag. Die ersten Fälle von Cretinismus findet man zu Ernen; stärker zeigt sich das Uebel zu Mörell, und je tiefer man hinuntersteigt ins Thal, um so gräßlicher tritt es in allen seinen Gestaltungen auf. Naters hat eine sehr degenerirte Population; in Bremis hat Felix Plater schon im 16. Jahrhundert die Häufigkeit des jammervollen Zustandes beschrieben, und in Fülly, im Grunde des Thales, hat die Krankheit so zugenommen, daß sich auch C.s unter einander verheirathen, um noch unglücklichere Wesen zur Welt zu fördern. Höchst wichtig sind die Untersuchungen des Staatsraths Dr. Med. Schneider zu Bern, nach welchen auch die geognostische Beschaffenheit des Bodens auf die Genesis des Cretinismus und Idiotismus wie der Taubstummheit und Blindheit Einfluß hat. Nach den statistischen Zusammenstellungen dieses ausgezeichneten Naturforschers ist das Verhältniß der cretinischen Gebrechen zur gesunden Bevölkerung im Kanton Bern auf der Juraformation 1 : 164, auf der Molasseformation 1 : 271, auf der Alpenformation 1 : 361. Die Taubstummen verhalten sich auf der Juraformation wie 1 : 1524, auf der Molasseformation 1 : 166, auf der Alpenformation 1 : 247; die Blinden auf der Juraformation wie 1 : 1239, auf der Molasseformation 1 : 681, auf der Alpenformation 1 : 1759. In sofern die Taubstummen den Cretinen am nächsten stehen, ist es auffallend, daß auf die Molasseformation auch die größte Zahl der Taubstummen zu stehen kommt, woraus mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluß gefolgert werden könnte, daß die Molasseformation die Ausbildung solcher Geistes- und Sinneskrankheiten begünstige. Aus allen bisherigen Beobachtungen geht jedoch hervor, daß diese geognostischen Verhältnisse in verschiedenen Ländern verschieden sind. Nach Dr. von Vest zu Klagenfurt kommt z. B. in Oesterreich der Cretinismus nicht in Kalkländern vor, dagegen in Thälern, wo man Trapp, Porphyr oder Thonschiefer antrifft. Hacquet leitet die Ursache in seiner „Physikalisch-politischen Reise aus den dinarischen in die norischen Alpen" von dem Trinken der mit Thon und Kieselerde überfüllten Wasser her und behauptet ebenfalls, daß diese Gebrechen an das Felsschiefergebirg gebunden seyen.

Der Cretinismus scheint über die ganze Erde verbreitet zu seyn. Sporadisch, d. h. vereinzelt und zerstreut, kommt er überall, endemisch, d. h. allgemeiner unter den Bewohnern verbreitet, nur in gewissen Orten und Gegenden vor, und sein Vorkommen ist an eine gewisse Höhe über die Meeresfläche gebunden; im südlichen Deutschland und in der Schweiz ist die Grenze des Cretinismus 2000—3000 Fuß über dem Meere. Am häufigsten kommt er vor in feuchten, sumpfigen und gebirgigen Gegenden, besonders in tiefen Gebirgsthälern, in der Nähe von Gewässern. Die C.s findet man hauptsächlich in der Schweiz, namentlich in Wallis, Graubündten, Aargau, Freiburg, Chur ꝛc.; ferner in Savoyen, Piemont, Salzburg, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in den Karpathen und Pyrenäen; in Frankreich in der Bretagne, den Thälern der Pyrenäen, an der Rhone u. am Jura; in den Apenninen, im Erzgebirge, am Harz, in Würtemberg, Bayern, Thüringen, Hessen, England. Auch außer Europa: in der Tatarei, im Ural, in Butan, Tübet u. Bengalen, auf der Insel Sumatra, in den Cordilleren; selbst in Afrika, in einigen Gegenden des Bambarra, längs dem Flusse Niger und wahrscheinlich auf der Insel Madagaskar. In Australien hat noch kein Reisender C.s entdeckt. Im Ganzen kommt der Cretinismus weit häufiger im Süden, als im Norden vor, und sein hauptsächlichstes Vorkommen bezieht sich vorzüglich auf die Gebirgswelt des mittlern Europa's, u. zwar namentlich auf dessen südliche u. westliche Gegenden.

Ohne allen Grund hat man Jahrhunderte lang die C.s für Geschöpfe gehalten, welche unrettbar als Thiere in verkümmerter Menschengestalt in ihrem elenden Zustande verharren müßten und denen es ganz und gar an Verstand und Anlage zu jeder Art von Arbeit gebreche. Die Erfahrung hat aber endlich gelehrt, daß ihnen nicht der Verstand fehlt, sondern daß bei ihnen nur die Werkzeuge zur Aeußerung des Verstandes mehr oder minder gehemmt sind und das Geistige vom starren Bann der Leiblichkeit niedergehalten

wird. Eben deshalb, weil der Zustand des C. ein ganz eigener ist, erfordert er auch eine eigenthümliche Behandlung, und es leuchtet von selbst ein, daß Erziehung und Bildung bei ihm nicht in allen Stücken demselben Gange wie bei Vollsinnigen, noch wie Taubstummen folgen u. nicht jede Schule für ihn von reellem Erfolge seyn kann. Der *Unterricht* und der ganze *Bildungsgang* soll auch keine gelehrte Bildung bezwecken, sondern darauf gerichtet seyn, sie zu verständigen, für das bürgerliche Leben brauchbaren Menschen heranzuziehen, wozu indeß sowohl eine mechanische, als auch, und ganz besonders eine rationelle, das geistige Leben und die Selbstthätigkeit der Schüler erweckende Behandlung erforderlich ist. Freilich sind die Erwartungen vieler Leute sehr überspannt; der Zustand der C.s wird von Wenigen recht erkannt, und der Unverstand stellt an einen Cretinenlehrer oft Forderungen, die man an keinen Lehrer der Vollsinnigen richten würde. Wie bei den Vollsinnigen das Maß der Intelligenz ungleich ist, so wird dieses auch bei den Cretinen angetroffen, daher auch bei ihnen die Stufen der erreichbaren Bildung sehr verschieden sind. Wenn daher auch manche unter den C.s nicht das Maß von körperlichen und geistigen Erfordernissen erlangen, durch welches die individuelle Selbstständigkeit bedingt wird, so ist dieses dem allgemeinen Verlauf des Lebens analog; den vielen Vollsinnigen ergeht es ja auf ähnliche, nur minder auffallende Weise. Es bleibt immerhin ein schöner Gewinn, wenn dem tiefer stehenden C. wenigstens zu einiger Geistesbildung geholfen und dadurch seine Lage erleichtert werden kann. Jedenfalls aber haben wir uns sehr zu hüten, über seine Bildsamkeit vorschnell abzusprechen; denn kein Irrthum der Justiz kann in seinen Folgen trauriger seyn, als eine solche Irrung, durch die ein Cretinenkind verurtheilt wird, ohne Gott zu leben und ohne Hoffnung zu sterben.

Auch der C. hat, wie jeder Mensch, einen innern Sinn und äußere Sinne. Die Sinnlichkeit oder das Vermögen, von Gegenständen Eindrücke zu empfangen, ist im C. zwar vorhanden, aber wie in einen tiefen Schlaf versenkt. Dieses Vermögen zu wecken, beleben, üben und stärken, ist von außerordentlicher Wichtigkeit; denn auch hier sind die Sinnorgane die Gehülfen, die Berichtholer und Berichterstatter, die Thore, durch welche die Welt in die Seele einzieht. Sind diese Thore geschlossen, so hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung an; erwachen dagegen die Organempfindungen, so eröffnen sie den Weg zur Erkenntniß und liefern Materialien zum innern geistigen Aufbau. Der *Gesichtssinn* ist bei den C.s in der Regel am besten vorhanden. Das Gesicht ist besonders in die Ferne oft von ausgezeichneter Güte und Schärfe. Dagegen scheinen viele C.s einzelne, ihnen sehr nahe liegende kleine Gegenstände wie zu übersehen, sie beobachten sie nicht. Ueberhaupt erscheint ihnen die objektive Welt als ein völlig unbestimmtes, wie ein in eine Einheit zusammengefaßtes Ruhendes, nicht als etwas nach verschiedenen Richtungen Seyendes und Wirkendes. In ihrem Naturstande ist ihr Sehen kein bestimmtes Hinsehen auf Etwas, kein Fixiren und Auffassen des Einzelnen, sondern nur ein leidendes Verhalten gegen den Lichtreiz im Allgemeinen. Sie sehen blos in den Glanz des Lichtes, gleichsam wie ein Lichtmeer. Allmählig aber erweitert sich das Sehefeld des Cretinenauges, daß es statt des ersten, zusammengeschlossenen Lichtpunktes nun Lichtflecken sieht. Es ist von großer Wichtigkeit, daß der C. den Theil vom Ganzen, das Besondere vom Allgemeinen unterscheiden und auffassen lerne. Dies geschieht, wenn er angeleitet wird, die ihn zunächst umgebenden Dinge, welche nicht zusammen gehören, auch gehörig zu trennen, das Gleiche zu verbinden, Bewegliches u. Unbewegliches, Wesentliches und Zufälliges, einfach und mehr Vorhandenes, Thätiges und Leidendes zu unterscheiden. Den nächsten Stoff zu dieser Uebung gibt das Zimmer mit dem, was es enthält. Hierauf führe man das Kind auf einen freien Platz und lasse es Einzelnes bemerken, als: Erhöhungen u. Vertiefungen, Gesträuche, Bäume, Wege, Steine, Gräben, Wasser u. dgl., u. mache es zugleich aufmerksam auf die verschiedenen Entfernungen dieser Gegenstände. Ebenso werden der menschliche Körper, das Haus, der Baum, die Blume, die Hausthiere rc. nach ihren Theilen vorgeführt und angeschaut. Auf diese Weise erhebt sich der Gesichtssinn zu einer Freithätigkeit, die das Auge immer mehr in ihre Gewalt bekommt und nach und nach Einzelnes gegen Einzelnes abgrenzen und Umrisse erkennen lernt. Am ehesten vermag der C. die Farben zu unterscheiden, blinde Cretinen sind äußerst selten. Der Sinn des *Gehörs* ist der eigentliche Seelensinn, der uns mit der moralischen Welt und dem großen, mannigfaltigen Gebiete der Töne in Verbindung setzt. Diesen Sinn besitzt auch der C.; denn Taubheit wird selten unter ihnen getroffen, und das Stummseyn, welches häufig vorkommt, hat nicht in der Taubheit, sondern in der Abnormität und allzu großen Schwäche der Sprachwerkzeuge, der Lethargie der Sinne und dem daher rührenden Mangel an Begriffen und Vorstellungen seinen Grund. Auch dieser Sinn, dessen Thätigkeit vorerst nur ein dunkles Auffassen des Schallreizes ist, kann perfektionirt werden; das Ohr, wie das Auge, bedarf nur einer frühzeitigen bestimmten Anregung. Ein natürliches Mittel zu dieser Aufregung liegt aber in der Menschenstimme selbst; daher ist nichts natürlicher, als daß man mit dem Kinde spreche, damit es verständliche, artikulirte Töne vernehme und zugleich nachahmen lerne. Dann muß es angeleitet werden, die verschiedenen Arten der Töne, ob sie nahe oder ferne, von Menschen, Thieren oder andern Gegenständen herkommen, zu unterscheiden. Der Klang musikalischer Instrumente, das Tönen der Glocken, das Rollen des Donners, das Rauschen des Flusses rc. gehören in den Kreis dieser Uebungen. Musik und Gesang ergötzen und erheben auch den C.; sogar die innern Saiten des tiefer stehenden Idioten werden von der geheimnißvollen Macht ihrer Schwingungen wohlthuend und fördernd berührt. Der *Tastsinn* liefert dem C. zwar Empfindungen, aber sein Wirkungskreis ist sehr eingeschränkt; er wirkt nicht fern hinaus und ist unter den Sinnen

der am wenigsten entwickelte, weshalb er auch ganz besonders in Anspruch genommen u. geübt werden muß im Erkennen und Unterscheiden von Grobem und Feinem, Rauhheit, Glätte, Schärfe, Härte, Weiche, Trockenheit, Feuchtigkeit, Wärme, Kälte, Gewicht, Stoß, Druck rc. Der Tastsinn ist beim C. vielen Täuschungen unterworfen, kann aber bei ausharrendem Fleiß in seinen Funktionen erhöht werden. Der Geruch- und Geschmacksinn, beide nahe verwandt u. meist mit einander wirksam, gehören zu den weniger ausgebildeten Sinnen der C.s; doch vermögen die meisten wohlriechende und übelriechende Gegenstände von einander zu unterscheiden. Auf den Geschmacksinn wird durch unschädliche chemische Agentien, welche die hauptsächlichsten Geschmacksarten darstellen, eingewirkt; dann wendet man zu weiterer Unterscheidung verschiedene eßbare Stoffe an. Ebenso wird die Thätigkeit des Geruchsinnes auf die verschiedenen Arten und Abstufungen der Gerüche hingelenkt, wobei immer die stärksten voranzustellen sind. Die Sprache, dieses göttliche Vorrecht des Menschen, fehlt vielen C.s, u. auch da, wo bei diesen ihre Spuren getroffen werden, sind sie schwach u. unvollkommen. Wie sie überhaupt als der Widerschein der gesammten geistigen Kultur eines Menschen betrachtet werden muß, so ist der Grad ihrer Entwickelung beim C. als richtiger Maßstab für seine Bildung anzulegen; sie ist die Grundlinie im Gange seines Geistes, das Kriterium in der Geschichte seiner Entwickelung. Hier soll alles Innere zugleich ein Aeußeres werden, damit es eben dadurch, daß es ein Aeußeres wird, zu einem deutlichen Bild des Innern sich erhebe. Manche C.s lernen bald sprechen, und das Qualitative ihrer Sprache ist von dem anderer Kinder entweder gar nicht oder nur wenig verschieden; bei andern währt es länger und ihre Ausdrucksweise ist unvollkommener, aber immerhin noch verständlicher u. freier, als bei vielen der unterrichteten Taubstummen. Wie bemerkt, so hat auch der C. einen innern Sinn, ein Vermögen, seine geistigen Zustände unmittelbar inne zu werden. Daß aber die meisten Sinneneindrücke bei dem C. subjektiv als nicht vorhanden anzusehen sind, rührt daher, weil seine Seele ihre Aufmerksamkeit nicht auf sie richtet und sie im Bewußtseyn nicht auffaßt. Dieses zu bewerkstelligen, ist der große Endzweck bei der Cretinenbildung, und daß das Streben nach seiner Realisirung kein bloß eitler, philanthropischer Traum, sondern eine lösbare Aufgabe sey, das hat die Erfahrung laut und deutlich bewiesen. Die Auffassung eines Eindrucks ist die sinnliche Wahrnehmung eines Gegenstandes; das Bild aber, das durch die Wahrnehmung in der Seele erzeugt wird, heißt Anschauung oder Vorstellung. Der C. kann zum Vollzug der ersten Operation angeleitet werden, und ist dieses geschehen, so sieht er den Gegenstand nicht nur im äußern Bilde, sondern das Objekt wird durch das Bild auf den Grund der Seele gebracht und zur innern Anschauung, zur Vorstellung erhoben. Bei einer jeden Wahrnehmung und Vorstellung wird das wahrnehmende Subjekt zugleich sich selbst und seine Thätigkeit unmittelbar inne, wird sich seiner als eines von dem Objekt verschiedenen Wesens bewußt u. findet unmittelbar sein Inneres auf irgend eine Art bestimmt. Wie beim Vollsinnigen, so beim C., nur bei jedem in seiner Art. Allerdings sind die Produkte der Denkkraft des vollsinnigen, zumal gebildeten Menschen von jenen des auf den eng gezogenen Kreis seiner eigenen Wahrnehmungen, Erkenntnisse, Abstraktionen und Erfahrungen beschränkten C. sowohl in Ansehung der Quantität als der Qualität sehr verschieden; allerdings führen bei vollsinnigen Menschen die Worte in vielen Fällen zur deutlicheren Erkenntniß der Dinge, und die Gedanken werden dadurch leichter und freier in beliebiger Ordnung dargestellt, geordnet und festgehalten, während die der sich selbst überlassenen Seele des C. zugeführten Bilder sich zerstreuen und viele, von minder lebhaftem Eindruck, undeutlich oder ganz verwischt werden, wodurch das Denken allerdings an Umfang und Gehalt verliert, aber nicht als abwesend bezeichnet werden kann und darf. Wer dem C. die Möglichkeit der Funktionen des innern Sinnes abspricht, erlaubt sich einen Trugschluß, der einerseits Mangel an vielseitigen, tiefer gehenden Erfahrungen, Unkunde des psychischen Zustandes, andererseits Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen diese Unglücklichen zu seinen Prämissen hat. Nur dann, wenn der C. dem Einfluß der Erziehung und des Unterrichts ganz entzogen ist und in seinem isolirten Seyn vegetirt, kommen die höheren Seelenvermögen nicht zur Aeußerung, ähnlich wie beim Vollsinnigen, der ohne wahre Geistes- und Herzenskultur verwildert und mit dem erzogenen Menschen nichts mehr gemein hat, als den Namen.

Die erste Cretinenanstalt Europa's ward auf dem Abendberg (s. d.) im berner Oberland gegründet. Das von Dr. Guggenbühl hier gegebene Beispiel hat anregend nach den verschiedensten Richtungen auf dem europäischen Kontinent gewirkt, Untersuchungen über die Zahl der in den einzelnen Ländern befindlichen C.s veranlaßt u. bereits vielfach die Gründung ähnlicher Anstalten zur Folge gehabt. Der erste Abläufer desselben wurde 1846 in England errichtet, wo die Sache seitdem wahre Riesenfortschritte gemacht hat, indem sich bereits ein Netz von solchen Anstalten über das Land zu verbreiten beginnt; man schätzt nämlich in Großbritannien die Zahl der den verschiedenen Graden der geistigen Entwickelungshemmung Angehörenden auf nicht weniger als 30,000. In Würtemberg sind nach den auf Anordnung der Regierung vorgenommenen Untersuchungen 5000 Familien mehr oder weniger inficirt, darunter 2000 Blödsinnige, 1500 Stumpfsinnige, 300 zwergartig im Wachsthum Verkümmerte, 1000 cretinisch Stumme und 144 C.s des höchsten Grads, bloß vegetirende Geschöpfe, von Menschen gezeugt, aber mit kaum menschlicher Gestalt. In Folge dieser Erfahrung entstand im Frühjahr 1847 die erste deutsche Cretinenheilanstalt auf einer Höhe der schwäbischen Alp. In Sardinien, das 4,125,000 Einwohner zählt, von denen die Hälfte den gebirgigen Theil bewohnt, wo der Cretinismus zu Hause ist, beläuft sich die Zahl der C.s auf beiläufig 10,000; von den von den Geistlichen ein-

geschriebenen 7084 C.s gehören 5500 Savoyen u. Aosta, 1418 der Maurienne und 2180 dem Thal von Aosta an. Ueber Bayern, wo ebenfalls jüngst eine solche Anstalt gegründet wurde, haben wir keine numerischen Details, dagegen lassen einige Mittheilungen über Oesterreich auf die ungeheure Ausbreitung des Uebels in diesem Staate schließen. Nach Dr. Schausberger ist z. B. längs den Ufern der Donau in Oberösterreich die Verkrüppelung ganz allgemein, so daß ganze Familien nur aus C.s und Halbcretinen bestehen und Dörfer von 4—5000 Seelen nicht einen waffenfähigen Mann aufzuweisen haben; in Steiermark ergab eine unter der Protektion des Erzherzogs Johann vorgenommene Untersuchung 6000 C.s der höhern Grade. In Dänemark hat die Untersuchung von Dr. Huberts 2000 Geistesschwache nachgewiesen, darunter eine beträchtliche Anzahl mit dem Charakter des Cretinismus; sie befinden sich hauptsächlich auf der Nordseite der Thäler, wie dies auch im Kanton Aargau der Fall ist, wo die Vegetation einen verschiedenen Charakter zeigt, das Holz der Bäume poröser, lockerer ist, als auf der Südseite. Von den norwegischen Thälern hat Dr. Holst bekannt gemacht, daß in denselben 2000 Blödsinnige sich vorfinden. Sie sollen jedoch weniger an körperlichen Deformitäten leiden, als die C.s der Alpen, was sehr auffallend ist, da L. von Buch in seinen Reisen in Norwegen eine solche Uebereinstimmung mit manchen schweizerischen Thälern fand, daß er sich einmal ganz nach den Schöllinen versetzt glaubte. Auch in Frankreich hat die Thätigkeit zu Gunsten des Cretinismus in doppelter Richtung begonnen. Die französische Regierung hatte nämlich im Frühjahr 1852 eine allgemeine statistische Untersuchung im ganzen Lande angeordnet und Professor Seux von Marseille befürwortete in seiner Schrift: „Visite aux enfants cretins à l'Abendberg, Ct. Bern" (Marseille 1852) die Errichtung von Heilanstalten. Auf der andern Seite zog die Akademie der Medicin zu Paris die Sache in den Kreis ihrer wissenschaftlichen Erörterung und bemühte sich besonders über die Entstehungsursachen einiges Licht zu verbreiten. Vgl. A. E. Iphofen, Der Cretinismus, philosophisch und medicinisch untersucht, Dresden 1817; Troxler, Der Cretinismus und seine Formen, als endemische Menschenentartung in der Schweiz, Zürich 1836; Groß, Ueber die Ursachen des endemischen Kropfes und des Cretinismus, Tübingen 1837; Alex. von Humboldt, Der Kropf und Cretinismus unter den Tropen, in den Ebenen und auf den Hochebenen der Anden, in Frorieps „Notizen" (1824, Bd. VIII, S. 176); K. Rösch, Ueber Cretinismus und angeborenen Blödsinn, Stuttgart 1841.

Cretio (lat.), im römischen Recht die ausdrückliche Erklärung des Erben, daß er die ihm zufallende Erbschaft antreten wolle (adire hereditatem), im Gegensatz zu der stillschweigenden Erklärung, die darin bestand, daß sich der Erbe als solcher betrug (pro herede gestio). Vgl. Erbschaft.

Cret-Vaillant, schweizerischer Berg bei Locle im schweizerischen Kanton Neuenburg, hat seinen Namen von dem rühmlichen Sieg, den die heldenmüthigen Loclerinnen 1476 über eine beutelüsterne Schaar burgundischer Soldaten hier erfochten.

Creusa, Tochter des Priamus und der Hecuba, Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Ascanius zeugte. Bei der Flucht aus Troja verlor sie sich im Gedränge von ihrem Gatten, und als dieser sie suchte, erschien sie ihm als Schatten und verkündigte ihm sein zukünftiges Schicksal.

Creuse, Fluß im Innern Frankreichs, entspringt in dem nach ihm benannten Departement bei dem Dorfe Villeferre, nordwärts von dem 4200 Fuß hohen Mont Odouze, fließt nordwestlich über Felletin, Aubusson, Ahun u. Fresselines, wo er die kleine C. aufnimmt, geht dann durch das Departement Indre, trennt die Departements Indre und Indre-Loire und mündet nach einem 34 Meilen langen Laufe unterhalb La Haye in die Vienne. Das danach benannte Departement, aus der ehemaligen Ober-Marche und kleinen Theilen von Limousin, Poitou, Bourbonnais, Berri und Auvergne gebildet, grenzt nördlich an die Departements Indre und Cher, östlich an Allier und Puy-de-Dôme, südlich an Corrèze, westlich an Ober-Vienne und umfaßt $101^{7}/_{10}$ □Meilen oder 556,830 Hektaren mit nur (1851) 287,075 Einwohnern. Gegen Westen und Süden ist das Land von Berggruppen durchschnitten, die aber nirgends bis 1000 Fuß aufsteigen. Die meisten derselben sind Granitgebilde; einige kegel- und kuppelförmige Gipfel (Puys) stehen isolirt und sind vulkanische Bildungen. Außer der großen und kleinen C. sind die bedeutendsten der zahlreichen kleinen Flüsse die Cher, Tarde, Gartempe und der Thorion. Das Klima ist kühl, feucht und unbeständig: der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz, kühl und feucht. Der Boden der südlichen Berggelände ist leicht und wenig fruchtbar, von weiten Haidestrecken und Hutungen unterbrochen, besser in den nordöstlichen Niederungen. Man baut besonders Roggen, Hafer und Buchweizen, auch Kartoffeln und Steckrüben, Aepfel, Kirschen, Nüsse und eßbare Kastanien. Die Waldungen sind sehr gelichtet. Die zahlreichen Wiesen und Weideflächen begünstigen die Viehzucht. Das Mineralreich liefert hauptsächlich Antimonium und Steinkohlen. Die Industrie ist unbedeutend; man hat Manufakturen von glatten und velourtirten Teppichen und groben Woll- und Leinenzeuchen. Der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr von Schlachtvieh, Holz und Teppichen. Die Einwohner, kräftig und thätig und ein grobes Patois redend, wandern jährlich zu Tausenden als Arbeiter nach allen Theilen Frankreichs aus. Das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Guéret, Aubusson, Bourganeuf u. Boussac, in 25 Kantone und 276 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Guéret.

Creutz, Gustav Philipp, Graf von, schwedischer Dichter, 1729 aus einer der ersten Familien Schwedens in Finnland geboren, gehörte zu dem engern Kreise der Umgebung der nachherigen Königin Luise Ulrike, in welchem vaterländische Sprache und Dichtkunst gepflegt und geübt wurden, und zu dem Dichterbunde, der um

Frau van Nordenflycht sich sammelte. Im Jahr 1763 ging er als schwedischer Gesandter nach Madrid, einige Jahre darauf in gleicher Eigenschaft nach Paris, wo er am 3. April 1783 mit Franklin einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten abschloß. Bald darauf ernannte ihn der König zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Kanzler der Universität Upsala. Er † jedoch schon 1785. Durch sein Hirtenepos in 5 Gesängen „Atis og Camilla" (Stockholm 1761), das als Muster zarten Ausdrucks bewundert wird, und andere Gedichte, die nebst jenem mit denen seines Freundes Gyllenborg unter dem Titel „Vitterhets arbeten af C. og Gyllenborg" (Stockholm 1795, 2. Auflage 1812) vereinigt erschienen, trug er dazu bei, die schwedische Poesie aus den Fesseln der französischen Formen zu befreien. Seine Bibliothek wurde vom König angekauft und befindet sich im Schlosse zu Haga.

Creuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr von, deutscher didaktischer Dichter, geboren zu Homburg vor der Höhe am 24. November 1724, ward im noch nicht vollendeten 22. Lebensjahre, ohne jemals eine Universität besucht zu haben, zum Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung von Homburg angestellt. Nach Mosers Abgang ging die Führung der Rechtsstreitigkeiten des Fürstenhauses an C. über, der nach des Landgrafen Friedrich Karl Ludwig Tode von dessen Wittwe, die als Vormünderin des minderjährigen Prinzen die Regierung übernahm, zum Staatsrath ernannt wurde. Der Eifer, den er seit 1749 in der Führung der Streitsache zwischen Homburg und Hessen-Darmstadt zu Gunsten Homburgs an den Tag gelegt hatte, zog ihm, auf Antrag Darmstadts, einjährige Festungsstrafe zu, die er 1755 verbüßte. Nach seiner Befreiung ging er als geheimer Rath in Geschäften seines Hauses nach Wien, wo der Kaiser ihn zum Reichshofrath ernannte. Er † den 6. Sept. 1770 an der Wassersucht. Sein philosophisches Gedicht „Die Gräber" (Frankfurt 1760) erwarb ihm einen ehrenvollen Dichternamen. Seine zahlreichen Oden und Lieder, in denen der Einfluß Hallers nicht zu verkennen ist, erschienen zuerst anonym (Frankfurt 1750), dann unter seinem Namen (das. 1752, 3. Auflage 1753), dann in: „Oden u. andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze" (das. 1769, 2 Bde.). Sein Trauerspiel „Der sterbende Seneca" (Frankfurt 1754) ist in gottschedischem Geschmack geschrieben. In seinen poetischen Schriften herrscht eine überaus düstere u. schwermüthige Stimmung vor. In dem „Versuch über die Seele" (Frankf. 1753—57, 2 Thle.) spricht er der menschlichen Seele die Einfachheit ab, erkennt ihr aber dessen ungeachtet die Untheilbarkeit zu.

Creuzer, Georg Friedrich, geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, den 10. März 1771 zu Marburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt und zu Jena, lebte dann einige Zeit in und bei Gießen, von 1798 bis 1802 als Hauslehrer zu Leipzig, von wo er als Professor der Beredsamkeit nach Marburg ging. Im Jahr 1804 erhielt er die Professur der Philologie und alten Geschichte zu Heidelberg, gründete 1807 daselbst ein philologisches Seminar, nahm zwar 1809 einen Ruf nach Leyden an, trat aber, da ihm das dortige Klima nicht zusagte, in seinen frühern Wirkungskreis zurück. Im J. 1845 legte er sein Lehramt nieder u. † den 16. Febr. 1858. Seinen Schriften „Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung" (Leipzig 1803) u. „Dionysius" (Heidelberg 1808, 2 Bde.) folgte sein erstes Hauptwerk „Symbolik u. Mythologie der alten Völker" (Leipzig u. Darmstadt 1810—12, 4 Bde., 2 Aufl. mit Fortsetzung von Mone, Leipzig 1820—23, 6 Bde., 3. Auflage, Leipzig und Darmstadt 1836—1843, 4 Bde., französisch von Guigniant, Paris 1824 ff.). Den in diesem Werke ausgesprochenen Ansichten trat zuerst G. Hermann in den Briefen über „Homer u. Hesiod" (Heidelberg 1818) dann in einem Brief an C. „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie" (Leipzig 1819), heftiger J. H. Voß in der „Antisymbolik" (Stuttgart 1824—26), zuletzt auch Lobeck im „Aglaophamus" entgegen. Sein zweites Hauptwerk ist die Ausgabe von Plotins „Opera omnia" (Oxf. 1835, 3 Bde.). Mit G. H. Moser gab er mehre Schriften Cicero's heraus. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Meletemata e disciplina antiquitatis" (Leipzig 1817—19, 3 Bde.), die „Commentationes Herodoteae" (das. 1818), „Abriß der römischen Antiquitäten" (herausgegeben von Bähr, Darmstadt 1824, 2. Auflage 1829), „Zur Geschichte altrömischer Kultur am Oberrhein und Neckar" (das. 1833), „Zur Gemmenkunde ꝛc." (das. 1834), „Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde" (daselbst 1836, französisch in den „Mém. de l'inst. roy.", Bd. 14, Abth. 2, Paris 1840), „Das Mithreum von Neuenheim" (Heidelberg 1838) „Zur Gallerie der alten Dramatiker" (das. 1839). Diese Schriften erschienen auch gesammelt in C.s „Deutschen Schriften" (Leipzig und Darmstadt 1837 bis 1847, 9 Bde.), an welche sich eine Selbstbiographie unter dem Titel „Aus dem Leben eines alten Professors" (Darmstadt 1848) und „Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors" (Frankf. 1858) schließen. Aus dem Werke „Zur Geschichte der klassischen Philologie seit Wiederherstellung der Literatur" (Frankfurt 1854) erschien in letzter Zeit eine Auswahl seiner kleineren Arbeiten in lateinischer Sprache, unter dem Titel: „Opuscula selecta" (Lpz. 1854). Er war auch Herausgeber der „Studien" (Frankfurt u. Heidelberg 1805—11) und 1808 der Begründer der Heidelberger Jahrbücher.

Creuzot, Flecken im französischen Departement Saône-Loire, mit 2000 Einwohnern u. großen Industrieetablissements. Es befinden sich hier bedeutende Steinkohlengruben, eine Eisenmine, Hüttenwerke, eine Eisengießerei, eine große Kanonen- und Kugelgießerei, Ankerschmieden, eine Dampfmaschinenfabrik, eine Krystallmanufaktur ꝛc. Der Kanal von C., der mittelst der fahrbaren Rinne von Torcy in den Kanal von Charollais führt, erleichtert die Weiterbeförderung der Natur- und Kunstprodukte C.s.

Crevecoeur, Fort in der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Dieß und Maas, ist geschichtlich merkwürdig. Es ward 1587 von den Holländern an der Stelle erbaut, wo sonst das „Schloß der Engel" stand, 1599 von den

Spaniern genommen, 1600 vom Prinzen Moritz von Oranien wieder erobert, ging 1672 an die Franzosen unter Turenne verloren und wurde von denselben verbrannt. Am 2. Oktober 1794 eroberten es die Franzosen nach kurzer Beschießung.

Crevenna, Pietro Antonio, gewöhnlich Bolongaro C. genannt, italienischer Bibliograph, um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Mailand geboren, ließ sich als Kaufmann zu Amsterdam nieder, sammelte eine kostbare Bibliothek, die er 1790 zum Theil wieder versteigerte, und † auf einer Reise nach Italien am 8. Okt. 1792 zu Rom. Die Verzeichnisse seiner Büchersammlung haben bibliographische Autorität erlangt. Sein „Catalogue raisonné de la collection des livres de M. C." (Amsterdam 1776, 6 Bde.) enthält genaue Beschreibungen von Inkunabeln, Kollationen seltener Bücher und zum ersten Mal gedruckte Briefe mehrer Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts. Der „Catalogue des livres de la bibliothèque de M. C."(Amst. 1789, 6 Bde.) erhält durch die beigefügten Briefe u. durch neue, gehaltreiche Noten noch besondern Werth.

Crichton, James, der Bewundernswürdige genannt, englischer Gelehrter, 1560 in Schottland geboren, aus einer mit dem königlichen Hause engverbundenen Familie, ward mit Jakob zugleich von Buchanan erzogen und sprach und schrieb in seinem 20. Jahre 20 Sprachen vollkommen, spielte mehre musikalische Instrumente und zeichnete sich neben seinen gelehrten Kenntnissen in allen ritterlichen Künsten aus. In Paris ließ er am Universitätsgebäude anschlagen, daß, wer über irgend eine Wissenschaft, in Versen oder Prosa, hebräisch, syrisch, arabisch, griechisch, lateinisch, französisch, spanisch, italienisch, englisch, holländisch, flamändisch oder slavonisch mit ihm disputiren wolle, sich nach 6 Wochen um 9 Uhr früh im Kollegium von Navarra einfinden möge. C. ward viel verspottet, erntete aber nach der Disputation, die von früh 9 bis Abends 8 Uhr dauerte, allgemeine Bewunderung. Aehnliche Siege erntete er in Rom, Venedig, wo er mit Aldus Manutius enge Freundschaft schloß, u. zu Padua, wo die Disputation drei Tage dauerte. Zu Mantua erlegte er den gefürchtetsten Raufer seiner Zeit im Zweikampf, wofür ihn der Herzog zum Erzieher seines Sohnes Vicenzo von Gonzaga ernannte, von dem er jedoch im Juli 1583 auf die schändlichste Weise überfallen u. ermordet wurde.

Cricketspiel, in England ein gesellschaftliches Ballspiel, das von zwei gleichzähligen Parteien, jede zu 11 Mann, also im Ganzen von 22 Personen, gespielt wird. Der Ball besteht aus so fest als möglich zusammengedrehter Baumwolle, muß vollkommen rund und 10½ Loth schwer seyn und ist gewöhnlich mit rothem Maroquinleder, das nur eine Naht hat, fest umzogen. Das Ballholz (Bat) ist ein der Größe des Spielenden angemessen langer Stock mit einer leichten Biegung unten, um darin den Ball desto sicherer zu fassen und weiter zu schleudern. Die sogenannten Wickets bestehen aus drei so dicht, daß der Ball nicht vollkommen hindurch kann, neben einander in die Erde gesteckten, etwas über 2 Fuß langen Stöcken, welche, 22 Schritt von einander entfernt, eingeschlagen sind. Auf diesen drei Stäben, die oben gewissermaßen eine Rinne haben, liegen wieder zwei kurze Stöckchen, sogenannte Bails, lose auf, und zwar so, daß sie sich beide auf dem mittelsten Winkelstab begegnen, und vor jedem Wicket steht, auf einem 3 Fuß 5 Zoll großen Raum, dem sogenannten Popping crease, ein Spieler, der „Batter", welcher beim Schlagen diesen Raum nicht überschreiten darf. Der Zweck des Spieles ist nun der, daß die eine Partei mit ihrem Ball das Wicket zu berühren sucht, damit eines der Bails oder auch beide heruntergeworfen werden; gelingt ihnen dies nicht und schlägt der vor dem Wicket stehende Spieler der Gegenpartei den Ball hinweg, so sucht dieser nun so viele Male, als ihm dies möglich ist, ehe der Ball von der ringsumher stehenden feindlichen Partei wieder zurückgeworfen oder ins Spiel gebracht wird, zu dem 22 Schritt davon stehenden andern Wicket und wieder zurückzulaufen, und nach der Anzahl dieser Läufe oder Runs wird das Spiel berechnet. Die größte Geschicklichkeit besteht daher auf Seite des Schlägers darin, den nach dem Wicket zu gestoßenen Ball schnell und weit bei Seite zu schlagen, um in der Zwischenzeit die größtmögliche Anzahl von Läufen zu erhalten, für den Werfer hingegen in der Kunst, den Ball so geschickt und schnell zu schleudern, daß er wo möglich, wie die Bogenkugel beim Kegelspiel, den Schläger umläuft und die Bails niederwirft. Außer diesem Doppelspiel, welches das gewöhnlichere ist, gibt es auch noch das einfache Wicketspiel, bei welchem nur Ein Wicket aufgepflanzt wird; bei diesem gibt aber erst der Lauf zum Werferplatz und wieder zurück. Tritt der Schläger aus dem ihm angewiesenen Raum vor dem Wicket, dem sogenannten Popping crease, mit beiden Füßen heraus, so hat der Wickethalter das Recht, ihn durch Umwerfen des Bails auszustoßen. Noch gibt es eine sehr große Anzahl von Regeln und Gesetzen zu diesem Spiel, und es bestehen darüber in England die genauesten Vorschriften.

Crihs (Creeks), Indianerstamm im westlichen Binnenlande Nordamerika's, wohnt vom Muse bis zum Churchill und bis in die Ebenen des Saskatschawan, ist aber durch Krankheit, die Folge des Branntweins, und innere Fehden sehr herabgekommen. Ihre äußere Gestalt kommt mit der der übrigen Indianer überein. Franklin schildert sie als gefühlvoll, gastfrei, friedlich, doch auch eitel, unbeständig, unbedachtsam und träge. Sie haben einen obersten Gott, Halbgötter und Zauberer und glauben an ein zukünftiges Leben. Ihre Anführer und Häuptlinge werden bloß für den Krieg oder für ihre Handelszüge zu den Pelzfaktoreien gewählt. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Lenni Lenapé.

Crillon, berühmte französische Familie, ein Zweig des alten piemontesischen Geschlechts Balbes, das sich im 15. Jahrhundert nach Frankreich verpflanzte. Merkwürdig sind: 1) Louis de Balbes oder Balbis de Berton de C., einer der berühmtesten Helden des 16. Jahrhunderts, von den Soldaten „der Mann ohne Furcht", von Karl IX., Heinrich II. und der Königin Margaretha „der Tapfere", von seinem königlichen Freunde Heinrich IV. aber „der Tapferste

der Tapfern" genannt, war 1541 zu Murs in der Provence geboren. Als jüngster Sprößling seiner Familie schon in der Wiege für den Malteserorden bestimmt, führte er den Namen der unbedeutenden, von seinem Großvater erworbenen Besitzung C. im frühern Venaissin, zeichnete sich schon in seiner Jugend auf der Schule zu Avignon durch Lernbegierde und Fleiß aus und bildete sich, unter dem Herzog von Guise, Franz von Lothringen, in allen ritterlichen Tugenden geübt, für den Kriegsdienst so schnell aus, daß er in seinem 16. Jahre schon als ein unterrichteter Krieger galt. Im Jahr 1557 erhielt er eine Anstellung als Offizier in der Umgebung des Herzogs von Guise u. war bei der Belagerung der Stadt Calais der Erste auf der Bresche eines wichtigen Forts, wo er den englischen Kommandanten in den Graben schleuderte u. an der Spitze der ihm nachfolgenden Franzosen die Besatzung kriegsgefangen machte. Gleichen Muth bewies er bald darauf bei der Einnahme von Guines und ward dadurch der gefeierte Held des Heeres. Der Herzog von Guise und Heinrich II. überhäuften ihn mit Auszeichnungen; unter Anderem erhielt er in der Legion des Baron d'Adrets die Stelle eines Hauptmanns über 300 Mann. Doch zog C. es vor, als Volontär zu dienen. Er zerstörte die Verschwörung von Amboise 1560, indem er die Verschwornen theils niederhieb, theils gefangen nahm oder zerstreute, focht als Anhänger des Hofs gegen die Hugenotten u. zeichnete sich bei der Belagerung von Rouen, sowie in den Schlachten von Dreux, St. Denis, Jarnac und Montcontour aus. Unter den Augen Karls IX. und Katharina's erstieg er die Bresche von St. Jean d'Angely, focht nach dem Frieden von St. Germain (1570) als Malteserritter gegen die Türken, eröffnete die berühmte Seeschlacht von Lepanto, machte sich zum Schrecken der Ungläubigen und rettete das schon geenterte Admiralschiff der Malteser. Obschon verwundet, übernahm er doch den ehrenvollen Auftrag, die Nachricht von dem errungenen Sieg an Pius V. u. Karl IX. zu überbringen, die ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuften. Ueber die Greuel der pariser Bluthochzeit äußerte er laut seine Mißbilligung, dagegen zeichnete er sich 1573 wieder in der Belagerung von la Rochelle aus. Den zum Könige von Polen erhobenen Herzog von Anjou begleitete er nach Warschau, kehrte aber nach Karls IX. Tode mit ihm ins Vaterland zurück u. ward auf der Reise durch Venedig zum Nobile der Republik, in Lyon aber von Heinrich III. zum Gouverneur der Stadt und Provinz Boulogne ernannt. Nach dem Ausbruch des Kriegs der Ligue war er abermals der sieggläuzende Held, erhielt die Stelle eines Generalfeldsergeanten u. zwang 1580 die Stadt la Fère zur Ergebung. Im J. 1581 ernannte ihn der König zum Chef eines Garderegiments, zum Beisitzer im königlichen Rathe und zum Generaloberstlieutenant der französischen Infanterie, eine eigens für ihn geschaffene Würde. Im Jahr 1586 befehligte er unter Epernon die Armee in der Provence und bewirkte in kurzer Zeit die völlige Unterwerfung dieser Provinz. Als nach der Schlacht von Coutras Heinrich III. mit der Ligue zerfiel, trug derselbe ihm die von den Ständen zu Blois beschlossene Ermordung des Herzogs von Guise auf; der Held wies den Antrag mit Abscheu zurück, focht aber hinfort gegen die Ligue und war die einzige Stütze des schwachen, zaudernden Heinrich III. In Tours rettete er den König mit einem kleinen Häuflein gegen die Uebermacht der herandringenden Feinde und erhielt dabei drei Wunden. In der Schlacht von Ivri entschied C.s glänzende Tapferkeit wiederum den Sieg. Von der Belagerung der Hauptstadt begleitete er dann den König Heinrich IV., dessen Freund und Rathgeber er schon lange war, nach Rouen, begab sich aber bald darauf nach dem von Andreas von Villars belagerten, nur von 10 Edelleuten und 85 Soldaten vertheidigten Quillebeuf, wo er auf Villars' Aufforderung zur Uebergabe die stolze Antwort gab: „Villars ist vor und C. in der Stadt." In der That ward der darauf unternommene Sturm zurückgeschlagen und die Belagerung mußte aufgehoben werden. Als Heinrich IV. im Bunde mit Holland und England Spanien den Krieg erklärte, trat C. wieder auf den Kriegsschauplatz. Vor dem Hafen zu Marseille kreuzte eben eine spanische Flotte, als C. sich daselbst befand. Der junge Herzog von Guise, um sich einen Scherz mit dem Helden zu machen, drang um Mitternacht mit andern seiner Genossen in dessen Zimmer und brachte die Nachricht, die Stadt sey von den Spaniern eingenommen und es bleibe nichts übrig, als an die persönliche Rettung zu denken. „Es ist besser, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als den Verlust des Platzes zu erleben", rief C. aus u. stürzte sich bewaffnet die Treppen hinunter. Als man ihm darauf den Scherz entdeckte, faßte er den Herzog an der Brust u. sagte: „Junger Mensch, versuche es nie, im Spiele das Herz eines braven Mannes auf die Probe stellen zu wollen; bei Gott, hättest du mich schwach gefunden, ich stieße dir jetzt diesen Dolch ins Herz". Im Jahr 1600 befehligte er ein Heer in Savoyen und bemächtigte sich des Forts l'Ecluse, Chambéry's, Montmélians und andrer Plätze. Nach dem Frieden ging er wieder an den Hof, zog sich aber bald darauf nach Avignon zurück und † daselbst am 2. Dec. 1615. Er hatte 22 Wunden. Vgl. Lussan, Vie de C., Paris 1757 und 1781; La vie du brave C., das. 1826. Der Name C. ging auf seinen dritten Bruder, Thomas de Balbes Berton, über, und zu Gunsten von dessen Nachkommen in 4. Generation, François Felix, ward die Herrschaft C. in ein Herzogthum verwandelt.

2) Louis de Berton de Balbes de Quiers, Herzog von Crillon-Mahon, 1718 geboren, trat 1731 in Kriegsdienste, machte unter dem Marschall Villars den Feldzug von 1733 in Italien mit, kämpfte 1742 unter dem Herzog von Harcourt in Deutschland, zeichnete sich bei Fontenoy aus, ward Brigadier und Maréchal de Camp, diente im 7jährigen Kriege und ward Generallieutenant. Zerwürfnisse mit dem französischen Ministerium bewogen ihn indeß, 1762 in spanische Dienste überzutreten; er ward Grand der 1. Klasse und General der Armee im Kriege mit Portugal. Im Jahr 1782 eroberte er die Insel Minorka, von deren Hauptstadt er

den Namen Herzog von Mahon erhielt. Nach der Belagerung von Gibraltar, wo er die Belagerungsarmee befehligte, ward er Gouverneur von Murcia und Valencia und † zu Madrid 1796. Seine „Mémoires“ (Paris 1791) enthalten viel Treffliches über die Kriegskunst. Sein zweiter Sohn, **François Felix Dorothée de Balbes Berton, Herzog von C.**, Pair von Frankreich und Generallieutenant, ließ sich zugleich zum **Herzog von Boufleurs** ernennen und † den 27. Jan. 1820.

3) **Louis Antoine François de Paule de C., Herzog von Mahon**, 3. Sohn des Vorigen, 1775 geboren, war schon in seinem 18. Jahre Oberst in spanischen Diensten, fiel 1794 mit seinem ganzen Regimente in französische Gefangenschaft, ward aber wieder entlassen und durfte nach Spanien zurückkehren. Nach dem Frieden von 1795 zwischen Karl IV. und Frankreich trat er mit Erlaubniß des Königs von Spanien als Freiwilliger in die französische Armee unter Moreau, doch endete seine Thätigkeit wieder durch den Frieden von Campo Formio. Im Jahr 1801 erhielt er das Kommando einer spanischen Division, ward 1803 Gouverneur von Tortosa, 1807 Generalkapitän von Guipuzcoa, Alava und Biscaya, trat auf Ferdinands Befehl in die Dienste der neuen Ordnung, ward Generallieutenant der spanischen Armee und nach einander Generalkapitän von Navarra, Toledo und Cuença. Nach der Restauration 1814 ward er in die Acht erklärt und mußte mit seiner Familie nach Frankreich fliehen, wo er 1825 mit Zustimmung Spaniens den Titel eines Generallieutenants außer Dienst erhielt und 1832 †.

4) **Marie Gerard Louis Felix Rodrigue des Balbes Berton, Herzog von C. und von Boufleurs**, Sohn des obengenannten Herzogs von Boufleurs, 1782 geboren, trat 1814 in die Leibgarde Ludwigs XVIII. und half 1823 als Befehlshaber der Legion der untern Alpen Spanien dem Absolutismus unterwerfen, wofür er mit dem Titel eines Maréchal de Camp und dem Ludwigskreuze belohnt ward. Als Mitglied der ersten Kammer zeichnete er sich durch Mäßigung und Achtung der Verfassung aus; 1831 erklärte er sich für die Erblichkeit der Pairswürde.

5) **Louis Marie Felix Prosper de Berton des Balbes, Marquis de C.**, Bruder des Vorigen, 1784 zu Paris geboren, trat 1809 in die kaiserliche Armee, machte alle Feldzüge bis 1814 mit, trat nach der Restauration als Lieutenant mit dem Grade eines Obersten in die königliche Garde, ward 1825 Maréchal de Camp u. folgte 1830 seinem Schwiegervater, dem Marquis d'Herbouville, in der Pairswürde.

Crimen (lat.), Verbrechen, wird in der Rechtssprache gebraucht, um mit den verschiedenen Zusätzen die einzelnen verschiedenen Verbrechen auszudrücken; so C. ambitus, die Amtserschleichung; C. attentatum, s. **Attentat** und Conatus; C. barattariae, s. **Bestechung**; C. de residuis, die Veruntreuung des anvertrauten öffentlichen Guts; C. falsi, Verbrechen der Fälschung; C. fractae pacis, Landfriedensbruch; C. laesae majestatis, Majestätsverbrechen (s. d.); C. peculatus, Entwendung des öffentlichen Eigenthums von Solchen, denen dasselbe nicht anvertraut war; C. perduellionis, Hochverrath (s. d.); C. sacrilegii, Kirchenraub (s. d.); C. vis, die absichtliche, unbefugte Beschränkung des Willens Anderer, oder die eigenmächtige, gesetzwidrige Behandlung einer fremden Sache, die nicht schon in ein anderes C. publicum ausartet.

Crinagoras, Epigrammendichter aus Mitylene, Zeitgenosse des Augustus, lebte in Rom, wo er sich der Gunst des Kaisers erfreute. Die unter seinem Namen erhaltenen Epigramme, 50 an der Zahl (bei Jacobs, Griech. Anthol. II. 127), verrathen zum Theil ein bedeutendes poetisches Talent.

Crinum (**Hakenlilie**), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, Zwiebelgewächse in Ostindien, China, Südafrika u. Südamerika, mit prächtigen, wohlriechenden Blumen, einige mit Arzneikräften, mit gegen 60 Arten, von denen mehre als Zierpflanzen in Gärten kultivirt werden. C. amabile *Don*, **liebliche Hakenlilie**, in Ostindien, an der Küste von Koromandel, blüht zu verschiedenen Jahreszeiten und mehrmals im Jahre, ist die schönste Art dieser an Schönheit so reichen Gattung u. auch ohne Blüthen eine Zierde unsrer Warmhäuser. Die Zwiebel ist säulenförmig, fast cylindrisch, oben verdünnt, etwa 1—1¾' hoch, unten 4—6" im Durchmesser, mit mehr oder minder purpurrother Oberhaut. Die Blätter sind 3—4' lang und darüber, 4" breit, nach allen Seiten ausgebreitet, linien-lanzettförmig, spitz, glatt, ganzrandig, ausdauernd, mit starker Mittelrippe versehen. Der Schaft ist 3 Fuß und darüber hoch, grün, mit einer reichen Dolde gekrönt. Die Blumen sind höchst prachtvoll, gestielt, wohlriechend, die Röhre dunkelpurpurroth; die Einschnitte 6 Z. u. darüber lang, an 10—12 Linien breit, weiß, auswendig purpurroth, in der Mitte mit purpurröthlichen Längsstreifen, mit der Röhre gleichlang, zurückgerollt. Die Staubfäden u. Griffel sind purpurroth. C. asiaticum *L.*, **asiatische Hakenlilie**, in Malabar, China, Ceylon, Amerika, blüht im Mai bis Juli, oft auch zu andern Jahreszeiten. Die Zwiebel ist cylindrisch, 8—10 Zoll hoch, bis 3 Zoll im Durchmesser, auswendig aschgrau. Die Blätter sind nach allen Seiten ausgebreitet, lanzettförmig, spitz, 2 Fuß 8 Zoll lang, 2—3 Zoll breit, glattrandig, gekielt, länger als der Schaft. Die Dolde ist vielblumig; die Blumen sind gestielt, schön, weiß, wohlriechend, die Einschnitte linienförmig, zurückgerollt, mit der Röhre gleich lang. Die Zwiebel wird in der Heimath innerlich u. äußerlich bei Wunden von vergifteten Pfeilen, oder bei giftigen Bißwunden, nach dem Genusse giftiger Fische u. Krebse angewendet u. bewirkt heftiges Erbrechen u. starken Schweiß. C. Broussoneti *Herb.*, **Broussonets Hakenlilie**, in der Sierra Leone, Guinea, blüht im Sommer. Die Zwiebel ist rundlich, nach oben konisch zulaufend. Die Blätter sind linien-lanzettförmig, wellenförmig, am Rande fein knorpelig gesägt, sehr langgespitzt, die Blumen gestielt, prächtig, sehr wohlriechend weiß, die Einschnitte sehr ausgebreitet, länglich lanzettförmig, mit purpurrothen Mittelstreifen, kürzer als die Röhre. C. zeylanicum *H.*

scheint eine Varietät dieser Art zu seyn. Die Zwiebel hat in China und Cochinchina als kräftiges harntreibendes Mittel bei Wassersucht und Stockungen im Unterleibe, wie die Meerzwiebel (Scilla maritima *L.*) bei uns, häufige Anwendung. In großen Gaben soll sie giftig wirken. C. capense *Herb.*, kapische Hakenlilie, Amaryllis longifolia *L.*, blüht auf dem Kap im Juni u. Juli. Aus der ziemlich großen Zwiebel kommen 3—4 Fuß lange, graugrüne, theils breite, theils sehr schmale, spitze, schlaffe, riemenförmige, scharfrandige Blätter, die länger sind, als der Schaft. Die Dolde ist 10—20blumig; die Blumen sind kurzstielig, mit kurzer, gekrümmter Röhre und lanzettförmigen, stumpfen Einschnitten, weiß oder blaßroth. Diese Art hat ausdauernde Blätter und verlangt daher gleich ähnlichen Arten zu allen Zeiten Feuchtigkeit, im Herbst und Winter nur wenige, im Frühlinge u. Sommer sehr viele. Man pflanzt sie mit reichlich hervorstehendem Halse in einen großen Topf, den man im Sommer bis über den Rand in einen, im Glashause oder an einem warmen Orte im Freien hingestellten Kübel am Wasser versenken kann, sowie auch an das Ufer eines Teiches, welches man mit Wasserpflanzen verzieren will. Sie wächst sehr üppig und blüht reichlich. Eine der prächtigsten Arten ist: C. scabrum *Sims.*, scharfblätterige Hakenlilie, C. undulaefolium, in Brasilien, auf der Insel St. Michael (einer der azorischen Inseln), blüht im Juni und Juli, auch zu andern Jahreszeiten. Die Zwiebel ist rundlich, gelbbraun, 2 Zoll und darüber im Durchmesser; die Blätter sind nach allen Seiten ausgebreitet, 3 Fuß und darüber lang, 1 bis 2 Zoll breit, schlaff, brüchig, linienförmig, nach der Spitze zu allmählig geschmälert, rinnenförmig, mehr oder minder wellenförmig, hellgrün, knorpelig, scharfrandig, glänzend, die Blumen fast ansitzend, prächtig, den Blumen von Amaryllis vittata ähnlich, sehr wohlriechend, die Röhre ist gebogen, reichlich $1^1/_2$mal so lang, als die Einschnitte, grünlichweiß, 3kantig, die Einschnitte sind weiß, mit breitem, purpurrothem Längsstreifen, 3 Zoll lang, $1—1^1/_2$ Zoll breit, an der Spitze etwas zurückgebogen, die Staubfäden röthlichweiß, mit gelbgrauen Antheren. Sie vermehrt sich langsam durch Nebenbrut. Die Hakenlilien sind ziemlich leicht zu kultiviren und zur Blüthe zu bringen, sobald man ihnen nur die rechte Pflege zukommen läßt, d. h. sie in die rechte Erde pflanzt, sie in der Vegetationszeit (Frühling u. Herbst) hinreichend warm und feucht hält und während der Ruhezeit theils wenig (Arten, welche ausdauernde Blätter haben), theils gar nicht (Arten, welche im Herbst ihre Blätter einziehen) begießt. Die neuholländischen und südafrikanischen Arten kann man im Lauwarmhause bei 5—8° Wärme unterhalten und, wenn man will, im März nach dem Umpflanzen in einem warmen Mistbeetkasten antreiben. Die übrigen Arten gehören in ein Warmhaus von 12—15° Wärme. In der Wachsthumszeit stellt man sie hell und möglichst nahe unter Glas; alle Arten mit runder oder eiförmiger Zwiebel am besten in ein warmes Lohbeet, oder in ein feuchtwarmes Sandbeet, worin man sie durchwurzeln läßt. Man stellt sie warm gleich nach dem Umpflanzen im Frühling; im Spätherbst und Winter aber kann man sie auf ein Bret des Warmhauses, oder auch in ein warmes Zimmer stellen. Beim Anbeginn des Abwelkens der Blätter wird das Begießen nach und nach vermindert, und wenn sie eingezogen haben, wird gar nicht mehr begossen; desgleichen muß auch vor dem Austreiben im Frühling anfangs nur sehr wenig begossen werden, wobei man sich hüten muß, die Zwiebel selbst zu benetzen, weil dadurch leicht Fäulniß entsteht. Alle Arten mit cylindrischen oder säulenförmigen Zwiebeln und ausdauernden Blättern bleiben stets in Vegetation; sie werden jederzeit nach Bedürfniß verpflanzt und reichlich, jedoch im Winter mäßiger begossen. Alle Arten lieben nach Verhältniß ihrer Größe ziemlich weite Töpfe u. eine Unterlage zerstoßener Topfscherben. Die Zwiebeln werden nur bis an den Hals eingepflanzt. Die Vermehrung geschieht durch Nebenbrut und Samen; durch künstliche Kreuzung kann man leicht Bastarde erziehen. Die Erde besteht aus 3 Theilen Lauberde, 1 Theil lockerem, sehr mildem Lehm, 1 Theil Moorerde u. $1^1/_2$ Theilen feinem Kiessand. Beim Umpflanzen werden die Wurzeln nicht beschnitten, sondern nur die schadhaften weggenommen und die dicht verflochtenen auseinander gelöst.

Criques (franz.), Gräben, mit denen man vor Festungen in nassem Boden das Land durchschneidet, um die wasserfreien Stellen für den Feind ungangbar zu machen; kleine natürliche Häfen, in denen kleine Schiffe anlegen können; durch das Zollamt verbotene Landungsplätze an der englischen Küste; in Flintenläufe eingesetzte Spunde, um die beim Ausschmieden entstandenen Risse zu verbergen.

Crispin, eine komische Maskenrolle des französischen Theaters, ein Bedienter, der entweder durch Pfiffigkeit seinem Herrn in dessen Liebeshändeln förderlich, oder durch Ungeschicktheit und Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Er geht schwarz gekleidet, wie der Scapin, hat aber schwarze, bis zum Knie hinaufgeschnallte Gamaschen, einen breiten, gelben Ledergurt dicht unter der Brust, an dem ein kleiner Stoßdegen hängt, eine enge, schwarze Kappe auf dem Kopfe und einen sehr kurzen spanischen Mantel. Die Rolle des C. ward von Raimond Poisson, der zuerst 1660 das Theater des Hotel de Bourgogne betrat, erfunden, u. das diesem Darsteller eigenthümliche Stottern gehörte später zu den Eigenthümlichkeiten der Rolle, deren Blüthezeit von 1677—1730 dauerte. Der Versuch, den C. auch auf der deutschen Bühne einzubürgern, mißlang.

Crispinus, Heiliger u. Märtyrer, aus einer vornehmen römischen Familie, flüchtete sich mit seinem Bruder Crispianus um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor den Verfolgungen des Kaisers Diocletian aus Rom nach Soissons, wo sie beide das Schuhmacherhandwerk trieben. Bald gewannen sie sich unter der ärmern Volksklasse, der sie unentgeltlich Schuhe verfertigten, einen großen Anhang für die christliche Religion, wurden aber, als 287 Rictius Varus als Landpfleger nach Frankreich kam, verhaftet, gemartert u. an Händen und Füßen gebunden in einen mit

geschmolzenem Blei angefüllten Kessel geworfen. Ein Tropfen des heißen Bleies spritzte, nach der Legende, dem Landpfleger ins Auge, so daß er sich vor Schmerz und Wuth in das den Märtyrern bestimmte Feuer stürzte. Martminian ließ sie endlich enthaupten. In Soissons ward ihnen später eine Kirche erbaut. Sie sind die Patrone des Schuhmacherhandwerks. Bekannt ist die Sage, daß sie das Leder stahlen, um den Armen Schuhe zu verfertigen, weshalb man Wohlthaten, die auf Anderer Kosten erzeigt werden, Crispinaden nennt. Tag: 25. Oktober.

Crispus, Konstantins des Großen ältester Sohn von Minervina (Mamertina), erhielt eine fürstliche Erziehung und hatte besonders den beredten Lactantius zum Lehrer. Im 17. Jahre wurde er zur Würde eines Cäsars erhoben und mit der Verwaltung Galliens beauftragt, wo ihm die Einfälle der Deutschen Gelegenheit boten, seine kriegerische Tüchtigkeit zu bewähren. Der Ausbruch des zweiten Krieges zwischen seinem Vater und dessen Mitkaiser Licinius eröffnete seiner Thätigkeit ein noch weit größeres Feld, u. er besonders war es, der durch seine Kühnheit u. Geschicklichkeit eine für Konstantin günstige Entscheidung des Kampfes herbeiführen half, indem er die Durchfahrt durch den von der überlegenen Flotte des Licinius hartnäckig vertheidigten Hellespont erzwang und dadurch die Eroberung des festen Byzanz möglich machte. Der Ruhm und die Popularität, die dem Sohne deshalb zu Theil wurden, scheinen jedoch bald die Eifersucht und den Argwohn des Vaters erregt zu haben. Sein jüngerer Bruder Constantius ging mit dem Titel eines Cäsars nach Gallien, während C., statt zu dem höhern Range eines Augustus erhoben zu werden, fast wie ein Gefangener unter der unmittelbaren Aufsicht des Vaters am Hofe festgehalten wurde, wo er sich machtlos jeder Verleumdung bloßgestellt sah. Mitten unter den Festlichkeiten, mit welchen Konstantin 326 das 20. Jahr seiner Regierung zu Rom verherrlichen ließ, wurde C. verhaftet und nach kurzem heimlichen Verhör unter starker Bedeckung nach Pola in Istrien gebracht, wo er durch das Schwert oder durch Gift einen gewaltsamen Tod fand. Spätere Schriftsteller erzählen, der Vater habe bald seinen grundlosen Argwohn erkannt und durch unverhehlte Trauer seine Reue geäußert; ältere Gewährsmänner schreiben das Unglück des C. der Tücke seiner Stiefmutter Fausta zu, die, von C. zurückgewiesen, den Stiefsohn eines blutschänderischen Versuchs auf ihre Keuschheit angeklagt habe, aber bald des verbrecherischen Einverständnisses mit einem Sklaven überführt und deshalb in einem heißen Dampfbade erstickt worden sey.

Crissa, uralte Stadt in Phocis, südwestlich von Delphi, ganz in der Nähe der pythischen Rennbahn. Ihr Uebermuth, eine Folge ihres durch erhobenen Waarenzoll erworbenen Reichthums, veranlaßte ihre Zerstörung, worauf das Gebiet der Stadt dem delphischen Gotte geweiht wurde. Jetzt Krisso.

Crithmum (Meerfenchel), Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, deren einzige Art: C. maritimum *L.*, Meerfenchel, Meerdill, Seebacille, als halbstrauchartiges Gewächs an den Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres und des atlantischen Oceans, z. B. der Nordsee, wächst. Die Wurzel ist spindelförmig, lang, gedreht, ästig, vielköpfig, der Stengel aufrecht oder aufsteigend, $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, stielrund, kahl, wie die ganze Pflanze, fein gerillt, wenig ästig, graugrün, am Grunde fast holzig; die Blätter sind doppelt fiederschnittig, die untern gestielt, die übrigen auf kurzen, randhäutigen Scheiden sitzend, die Abschnitte lineal-lanzettlich, spitzig und mit einer Stachelspitze versehen, ganzrandig, fleischig, glänzend graugrün, die Dolden halbkugelig, 12—24strahlig gedrungen, die Blüthen grünlichgelb, Früchte strohgelb; die Fruchtschale ist ziemlich dick, aus einem lockern, blasigen Zellgewebe gebildet. Kraut u. Früchte haben einen gewürzhaften Geruch, bitterlichen, schwachsalzigen Geschmack und wirken reizend, eröffnend, harn- und wurmtreibend. Der Meerfenchel gehört zu den vielen Strandpflanzen, die zur Gewinnung der Soda verbrannt werden.

Critias, 1) Sprößling eines der ältesten und angesehensten Geschlechter in Athen, Enkel des älteren C., des Freundes oder Verwandten Solons, hatte zuerst den berühmten Sophisten Gorgias von Leontium und dann den Socrates zum Lehrer. Sein erstes öffentliches Auftreten geschah 411 v. Chr. zu Gunsten der demokratischen Partei, indem er den an Phrynichus begangenen Mord als verdient darzustellen sich bemühte; auch hatte er an des Alcibiades Zurückberufung, die um dieselbe Zeit erfolgte, Antheil. Aus unbekannten Ursachen exilirt (um 406), kehrte er nach der Schlacht bei Aegospotamos (405) nach Athen zurück, wo er Mitglied der von Lysander im Interesse der Spartaner eingesetzten Regierung und unter den 30 Tyrannen der einflußreichste ward. Er fiel im Kampfe gegen Thrasybul, der mit den geächteten Patrioten gegen die Stadt zog (403). C. hat sich außer seiner politischen Thätigkeit auch als Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosoph einen Namen erworben. Als Dichter versuchte er sich in der elegischen Poesie; jedoch sind nur dürftige Fragmente auf uns gekommen, von denen manche überdies unsicher sind. Auch von seinen philosophischen, rhetorischen und sonstigen schriftstellerischen Leistungen ist uns wenig oder nichts verblieben. Als Philosoph tritt C. in Plato's Dialogen, zunächst im Timäus und im unvollendeten Critias, auf, und wir können hieraus auf die Achtung schließen, in welcher der geistreiche Mann bei Plato stand. Früher Anhänger der sokratischen Schule, scheint er später einer materialistischen Richtung gefolgt zu seyn, da er unter den Atheisten aufgeführt wird und die Seele des Menschen in das Blut gesetzt haben soll. Außer Schriften philosophischen Inhalts hinterließ er auch politische und Lebensbeschreibungen berühmter Männer.

2) C., altgriechischer Bildhauer von unbestimmter Abkunft, nach Lucian ein Meister des alten Styls, dessen Bildsäulen gespannt, nervig hart u. nach festen Linien ausgestreckt waren. Seine Blüthezeit fällt zwischen Olymp. 66—76, wo er die ehernen Bildsäulen des Harmodius u. Aristogiton zum Ersatz der alten verfertigte, welche

Xerxes nach Asien entführt hatte. Ptolichus von Corcyra war der unmittelbare Schüler des C.

Critolaus, 1) der peripatetischen Schule angehöriger griechischer Philosoph, besonders dadurch bekannt, daß er mit Carneades und Diogenes Mitglied der Gesandtschaft war, welche die Athener 156 v. Chr. nach Rom schickten; seine sonstigen Lebensverhältnisse, sowie sein eigenthümliches philosophisches System, das in einzelnen Punkten von dem des Aristoteles abgewichen zu seyn scheint, sind uns unbekannt.

2) Stratege des achäischen Bundes, erlangte eine traurige Bedeutung, indem er die Achäer 147 v. Chr. gegen die Römer aufwiegelte u. dadurch den mit Korinths Zerstörung endenden Entscheidungskampf herbeiführte; er selbst verschwand nach der schmählichen Niederlage der Achäer bei Scarpha.

Crittenden, John J., amerikanischer Staatsmann, um 1787 in Kentucky geboren, wurde 1817 Mitglied des Senats der nordamerikanischen Freistaaten, prakticirte 1819—35 als Advokat u. war dann bis 1841 wieder Senator, wo er unter dem Präsidenten Harrison Justizminister wurde. Er gab bald seine Entlassung und trat von 1842 bis 1848 wieder in den Senat, worauf er Gouverneur von Kentucky wurde. Im Juli 1850 ward er wieder Justizminister im Kabinet Taylors.

Crivelli, Carlo, berühmter italienischer Maler, einer der besten Meister seiner Zeit, arbeitete in mehren Städten Italiens und vielleicht auch im Auslande. Seine Vaterstadt Venedig hat wenige Bilder von ihm, die meisten sind in Ascoli, wo er sich später niederließ; auch in der Brera zu Mailand, im berliner Museum und im städelschen Institut zu Frankfurt sind mehre Werke C.'s. Sie sind meist auf Holz, in Tempera, mit feinen Strichen gemalt und viele derselben, besonders die kleinen, mit lieblichen Landschaften geschmückt. Die Figuren haben Anmuth, Ausdruck und Bewegung. Eine besondere Eigenheit C.'s war es, daß er Gegenstände, wie Schwertgriffe, Schlüssel, Verzierungen u. dergl., die er besonders hervorheben wollte, in Gyps reliefartig auftrug und vergoldete. C. muß ein hohes Alter erreicht haben, da er noch um 1486 arbeitete, während mehre seiner Bilder die Jahreszahl 1412 tragen.

Crizot (franz.), Art Tomback, dem Golde scheinbar ähnlich; man fertigte daraus sonst die Crizotuhren, die durch Wohlfeilheit sehr beliebt waren.

Crochet (franz.), kleiner Haken; kleine Verlängerung der Laufgräben, da, wo sie an einander stoßen, etwa eine Ruthe lang und etwas auswärts gebogen, damit sich die einander begegnenden Truppen ausweichen können, dienen zugleich als Abtritte für die Laufgrabenwacht.

Crockett, David, nordamerikan. Staatsmann, um 1780 im westlichen Tennessee geboren, war das 9. Kind ganz armer Aeltern. Seine Jugend verlebte er auf Umzügen mit Viehhändlern, Fuhrleuten 2c., und erst in seinem 17. Jahre kehrte er in die Heimath zurück, wo ihn der Vater zu einem Quäker in die Lehre that, der den Knaben lesen und schreiben lehrte. Bald darauf heirathete er und ließ sich im südwestlichsten Theile des Staates nieder, diente kurze Zeit unter General Jackson in Florida, ward Milizoberst und Mitglied der Legislatur von Tennessee und 1827, trotz seiner Armuth, von Jacksons Partei in den Kongreß gewählt. Im Jahr 1829 abermals in den Kongreß berufen, verließ er Jacksons Partei, weil dieser die Angelegenheiten des Westens nicht genug zu berücksichtigen schien, kam daher 1831 nur mit Mühe abermals in den Kongreß, kämpfte in Texas gegen die Obergewalt Mexiko's und fiel Anfangs 1836 bei Eroberung des festen Alamo in S. Antonio de Bexar.

Crocus (Safran), zur natürlichen Familie der Irideen gehörige Pflanzengattung, welche sich durch eine blumenartige, regelmäßige, trichterförmige Blüthenhülle, mit langer, zwiebelständiger Röhre, drei Staubgefäße und drei hochgelbe, verbreiterte, eingeschnittene oder gezähnte Narben kennzeichnet. C. sativus *L.*, C. autumnalis *Smith*, C. officinalis *Pers.*, ächter, wahrer Safran, Herbstsafran, blüht im September u. Oktober, wächst wild im Orient, wird aber auf Feldern häufig in Oesterreich, Böhmen, Südtyrol, Wallis, Italien, Frankreich, England und Spanien kultivirt und liefert den unter dem Namen Safran (s. d.) bekannten Handelsartikel. Die Pflanze gedeiht in leichtem, humusreichem Boden in warmen Gegenden, besonders auf südlichen sanften Abdachungen, die gegen Ost- und Nordwinde geschützt sind, so weit als der Weinstock noch süße Früchte bringt. Sie verlangt eine vorzügliche Bodenbereitung und gut-, jedoch nicht frischgedüngten Boden, weshalb man möglichst alten verwesten Dünger oder Kompost auf das Feld bringt und dasselbe mit dem Spaten umgräbt und fein zubereitet. Kommen die Zwiebeln mit frischem Dünger in Berührung, so faulen sie gern. Nach gehöriger Zubereitung des Feldes wird dasselbe in 3 Fuß breite Beete und 1 Fuß breite Wege abgetheilt und die Zwiebeln folgender Art im August eingelegt: Man theilt mittelst der Gartenschnur jedes Beet in Reihen, die 3—4 Zoll von einander kommen. An jedem Beete wird ein Mann mit einer Haue angestellt, der in der bestimmten Reihe den Boden 6 Zoll tief aushebt, so daß eine 6 Zoll tiefe Rinne entsteht, und denselben auf den Rand des Beetes thut. Hinter jedem Hauer geht ein Leger, welcher die Zwiebeln in einem Handkorbe hat, dieselben in einer Entfernung von 3 Zoll von einander legt und sie in die Seitenwand der Rinne und nach unten etwas andrückt. Man muß die Zwiebeln genau so legen, daß die spitzen Enden nach oben kommen. Wenn eine Reihe gelegt ist, so fängt der Hauer die zweite Reihe an, bedeckt mit dem ausgehauenen Erdreich die gelegten Zwiebeln in der ersten Rinne, und so fort. Um die Plantage vor dem Ueberschwemmen bei Platzregen, welches den Pflanzen nachtheilig ist, zu sichern, muß dieselbe mit tüchtigen Wasserfurchen versehen werden, welche das Wasser baldigst ableiten. Der Safran kann nicht in den gewöhnlichen Feldumlauf kommen; da nicht alle Ländereien für ihn passen u. da er den Boden mehre Jahre einnimmt, so muß er in Plantagen gebaut werden. Da er übrigens

mindestens unter 8 Jahren nicht auf sich selbst folgen darf, so ist es nothwendig, entweder den zu Safran bestimmten Platz in mehre Plantagen zu theilen (gewöhnlich 3 oder 4), oder mehre zum Safranbau geeignete Plätze auszusuchen. Der Safran kann nach allen Getreidefrüchten u. solchen Gewächsen gebaut werden, die den Reichthum des Bodens nicht allzu sehr konsumiren und denselben locker erhalten. Vorzüglich geräth er aber nach Klee und behackten Früchten. Nach ihm kann jede Frucht, selbst Weizen, gebaut werden, indem er, da er nicht zum Samentragen kommt, wenn er nicht zu lange auf einem Flecke steht, den Reichthum des Bodens in keinem zu großen Grade erschöpft. Im September oder Oktober erscheint der Blüthenstengel sammt der Blüthe, u. in derselben Zeit kommen auch die Blätter hervor. Sind die Blüthen in ihrer Vollkommenheit, so beginnt die Ernte. Man geht alle Morgen, mit einem Handkörbchen versehen, die Plantage durch und pflückt die reifen Blüthen ab, die zu Hause einstweilen in einer kühlen Kammer auf alte Tücher oder Stroh- oder Binsenmatten nicht zu dick aufgeschüttet werden. Die Ernte dauert, je nachdem die Witterung ist, zwei oder drei Wochen, zuweilen aber nur 4—5 Tage. Im ersten Jahre ist die Ernte nicht bedeutend, weil die neugelegten Kiele, welche die unteren Haarwurzeln noch nicht haben, allen zu Blättern und Blumen erforderlichen Aufwand aus sich selbst hergeben müssen, ohne Nahrung aus dem Erdboden ziehen zu können, und deshalb manche Kiele gar nicht zum Blüthentreiben kommen. Die nächste Beschäftigung, die man mit dem geernteten Safran vornehmen muß, ist das Lösen der 3 Narben von dem Griffel aus der Blumenkrone, wobei zu beobachten ist, daß die Narben an einander stehen und von dem gelben Griffel nichts oder nur sehr wenig an den Narben bleibe. Wenn der Safran gelöst ist, so muß er alsbald gedörrt werden, was entweder langsam im Schatten, oder besser mit Hülfe des Feuers geschieht. Man hebt den trockenen Safran in Rinds- oder Schweinsblasen, welche man an der äußeren Seite vorher mit Oel bestrichen hat, bis zum Verkaufe auf, damit er zähe und feucht bleibe; soll er lange aufbewahrt werden, so bringt man das Paket in bleierne Büchsen. Alle 3 Jahre wird der Safranacker gewechselt, indem man alle Zwiebeln im Juni ausgräbt, im Schatten trocknet und so lange vorsichtig aufbewahrt, bis sie neu eingelegt werden. Man hat daher 3 Safranfelder alljährlich, wovon das eine neu angelegt und das zweite und dritte in vollem Ertrage sind. Ueber die Sorten, den Gebrauch 2c. des Safrans s. d. Als Zierpflanzen werden besonders kultivirt: C. vernus, Frühlingssafran, mit violetblauen oder weißen Blüthen, und der gelbe Safran, C. luteus, mit schönen großen, dottergelben, glockenförmigen Blumen. Von C. vernus u. von der Abart C. versicolor gibt es über 20 Spielarten, in gelber, weißer, goldgelber, blaßblauer, dunkelblauer und purpurvioletter Farbe, mehr oder minder mit dunkeln Streifen geziert, mit größern oder kleinern Blumen, mit doppelten Blumen, und mit schmälern oder breitern Blättern, die sämmtlich reihenweise als Einfassung der Blumenbeete oder truppweise am Rande der Strauchgruppen und in Rasenflächen gepflanzt werden, und zwar in lockern, nahrhaften Boden, 3—5 Zoll tief, nachdem der Boden feucht oder trocken ist. Auch benutzt man sie häufig zum Treiben im Winter. Die im Herbst blühenden Arten müssen zeitiger gepflanzt werden, damit die Zwiebeln bis zur Blüthezeit sich hinlänglich bewurzeln können. Die im Orient und in Südeuropa einheimischen Arten verlangen im Winter eine Laubdecke gegen eindringenden Frost, oder werden auch in Töpfe gepflanzt und frostfrei durchwintert.

Crösus, König von Lydien aus der Dynastie der Mermnaden, Sohn des Alyattes, dem er nach der gewöhnlichen Zeitrechnung 560 v. Chr. (nach And. 567 oder 571) auf dem Thron folgte. Der Anfang seiner Regierung war so glücklich und glänzend, als das Ende derselben traurig. Er zwang die kleinasiatischen Griechen zur Zinspflichtigkeit und dehnte östlich seine Herrschaft bis an den Fluß Halys aus. Die unermeßlichen Schätze, die er in seiner Hauptstadt Sardes aufhäufte, sind sprüchwörtlich geworden. In dieser Zeit des Glücks soll nach Herodots Erzählung Solon des C. Hof besucht, aber den ihm gezeigten Schätzen einen so geringen Werth beigemessen haben, daß er, statt ihren Besitzer, wie dieser es hoffte, für den Glücklichsten der Sterblichen zu erklären, das Loos eines sonst unbekannten Atheners Tellus und des Brüderpaares Cleobis und Biton dem des reichen Königs weit vorgezogen. Die Worte des Weisen, daß kein Mensch vor seinem Tode glücklich zu preisen, sollten sich nur zu bald an C. selbst als wahr erweisen. Der Tod seines geliebten Sohnes Atys, der auf der Jagd, von des Adrastus Lanze ohne dessen Willen getroffen, fiel, war nur der Vorbote größeren Unheils. Mit Recht durch den Sturz seines Schwagers, des medischen Königs Astyages, auch für seine Herrschaft besorgt, beschloß er, der ihm von Seiten des jungen Cyrus drohenden Gefahr durch kühnen Angriff zuvorzukommen. Das Orakel zu Delphi, über den Ausgang seines Unternehmens befragt, antwortete, es werde, wenn er über den Fluß Halys gehe, ein großes Reich zu Grunde gehen. Den Doppelsinn dieser Antwort übersehend und sie zu seinen Gunsten deutend, überschritt er mit einer ansehnlichen Macht den Halys und griff den Cyrus in der Nähe von Sinope an. Allein die Schlacht blieb unentschieden u. C. zog sich nach Sardes zurück, um während des bevorstehenden Winters neue große Rüstungen zu machen und sein Heer durch Babylonier, Aegypter und Spartaner zu verstärken. Unkluger Weise entließ er für jetzt die versammelten Hülfstruppen, weil er wegen der ungünstigen Jahreszeit von Seiten des Cyrus keinen Angriff erwartete. Dieser aber rückte mit überraschender Eile vor und warf den C., der sich mit seiner lydischen Reiterei ihm entgegenstellte, nach Sardes zurück. Nach 14tägiger Belagerung fiel die Stadt (546, nach And. 557) und C. selbst wurde gefangen. Nach Herodot verdammte Cyrus den gefangenen König zuerst zum Feuertode. Dieser stand schon auf dem brennenden Scheiterhaufen, als er sich der warnenden Worte des griechischen Weisen er-

innerte und dreimal dessen Namen rief. Auf des Cyrus Erkundigung, was er damit meine, erzählte er ihm jene Geschichte und machte damit einen solchen Eindruck auf den glücklichen Sieger, daß dieser ihn begnadigte. Da aber die Flamme nicht sogleich zu dämpfen war, so flehte C. mit lauter Stimme den Apollo um Rettung an, worauf das Feuer durch einen heftigen Platzregen gelöscht wurde. Ctesias dagegen erzählt, C. habe nach Eroberung der Stadt im Tempel des Apollo Rettung gesucht u. sey dort durch Hülfe des Gottes dreimal aus den Händen der Perser befreit worden, und nachdem ihm der Gott in der königlichen Burg zum 4. Male Beistand geleistet, habe ihn Cyrus als einen Schützling der Götter begnadigt. Fortan erscheint er bei Herodot als Freund und Rathgeber des Cyrus. Selbst der wilde Cambyses sollte ihn als solchen anerkennen, enthielt sich jedoch einst, als ihn C. wegen seiner Tollheiten tadelte, kaum der Gewaltthat gegen denselben.

Croff, G., jetzt lebender lombardischer Bildhauer, stellte im Auftrag Kaiser Ferdinands eine Parze dar, als ein ganz nacktes, mit übereinander geschlagenen Beinen sitzendes Mädchen, welches mit beiden Händen ein Stückchen Faden dreht, jetzt in der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien.

Croisette, Flecken im französischen Departement Nord, berühmt durch seine salinischen Mineralquellen von 20° R. (Grand Bouillon u. Arras), Eisenquelle und Mineralschlammbäder.

Croisic, Stadt im französischen Departement Nieder-Loire, auf einer Landzunge im atlantischen Meere, ist ummauert, hat einen Hafen und Börse, fabricirt Leder, Serges, Salz und treibt Sardellen- und Makrelenfischerei und Getreidehandel. C. ist Geburtsort des Astronomen Bouger und des Dichters Desforges-Maillard.

Croix, St., 1) dänische Insel in Westindien, 5 □Meilen groß, äußerst fruchtbar, producirt vorzüglich Zucker u. hat 32,000 Einw., worunter beinahe 28,000 Neger. Städte sind: Christiansstadt u. Friedrichsstadt, jede mit einem Kastell. — 2) Hauptort des gleichnamigen Kreises im schweizerischen Kanton Waadt, am Fuße des Chasseron, der Mittelpunkt einer großen Anzahl auf den Höhen und in den Schluchten des Jura zerstreuter Weiler, liegt 6½ Stunden nördlich von Lausanne.

Croker, 1) John Wilson, englischer Parlamentsredner, Dichter und Journalist, 1781 zu Dublin geboren, studirte daselbst und in London die Rechte, prakticirte dann in seiner Vaterstadt u. ward 1807 von der irischen Grafschaft Downe ins Parlament gewählt. Zur Belohnung für seine Vertheidigung des Herzogs von York gegen Beschuldigungen in Bezug auf seine Verbindung mit Frau Clarke ward er zum Sekretär für Irland und bald darauf zum ersten Sekretär der Admiralität ernannt, in welcher Eigenschaft er einen bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung des Seewesens gewann. Als Grey 1830 an die Spitze kam, legte er seine Stelle nieder und bekämpfte als Tory die Reformbill, wurde aber 1835 nicht wieder ins Parlament gewählt. Er † den 10. Aug. 1857 in der Nähe von Hampton. In seinen „Familiar epistles“ geißelte er die irländische Schaubühne mit horazischem Spotte; in „An intercepted letter from China“ (1805) schilderte er meisterhaft die Sitten von Dublin. Sein Gedicht „Talavera“ (1809) ist eine der besten Schlachtenschilderungen. Für das „Quarterly review“ schrieb er zahllose, zum Theil sehr bemerkenswerthe Aufsätze.

2) Thomas Crofton, geschmackvoller Bearbeiter der alten Sagen und poetischen Traditionen Irlands, ließ 1824 seine „Researches in the south of Ireland“ erscheinen, die sich durch eine glückliche Mischung von Humor, innigem Gefühl und archäologischer Gelehrsamkeit auszeichnen. Darauf folgten die „Fairy legends and traditions of the south of Ireland“ (London 1827), „Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney“ (2 Bde., das. 1828); „Daniel O'Rourke“, eine Art irischer Münchhauseniade (das. 1828), „Barney Mahoney“ (das. 1832), „My village“ (das. 1832) und „Popular songs of Ireland“ (das. 1839), von denen nur „Barney Mahoney“ u. „My village“ im eigentlichen Sinne Originale sind. Die übrigen sind Kompilationen, wie Scotts „Minstrely of the Scottish border“, aber mit eben so viel Sachkenntniß als Begeisterung für die nationalen Sitten und Ueberlieferungen seines Vaterlandes zusammengestellt. „Barney“ ist der Typus eines Irländers aus der dienenden Klasse, dessen Abenteuer höchst charakteristisch u. unterhaltend, obwohl ohne tieferes Interesse sind. Das Gedicht „A Kerry pastoral“ (London 1844), eine altirische Nachahmung der ersten Ekloge Virgils, wurde von C. auf Kosten der Percy society herausgegeben.

Crola, Heinrich, trefflicher Landschaftsmaler, 1804 zu Dresden geboren, Schüler des geschickten Landschafters Klengel in Dresden, nach dessen Tode er sich vorzüglich nach den Werken der niederländischen Künstler bildete, während erst nach seiner Uebersiedelung nach München sein Styl die Eigenthümlichkeit erhielt, die ihn jetzt so geschätzt macht. Die Anzahl seiner Gemälde ist nicht gering, und darunter sind viele von hohem Werthe. Aus C.'s Bildern spricht einfache Wahrheit der Natur, frei von aller Koketterie. Obwohl er oft die einfachsten Motive wählt, gestaltet sich dennoch unter seinen Händen ein Bild, das sich auch in seiner Einfachheit mächtig ausspricht. Dabei ist seine Behandlung frei und geistreich, die Perspektive ohne Fehler und die Farbe harmonisch verschmolzen.

Cromarty, Hauptstadt der gleichnamigen nordschottischen Grafschaft, auf der Halbinsel Black-Isle, am gleichnamigen Busen, mit Hafen und 3000 Einw., die Hanfweberei, Brauerei, Schiffsbau u. Handel treiben. Dabei der Fels Farquhars-Bed und die versteinernde Quelle Dripping Well.

Cromer, Martin, polnischer Geschichtschreiber, 1512 in dem Städtchen Biecz in Galizien aus niederem Stande geboren, studirte auf der Universität Krakau, machte eine Reise durch Deutschland und Italien und erhielt ein Kanonikat bei dem Domkapitel zu Krakau und mehre andere Pfründen. Sigismund I. gab ihn seinem Sohn,

Sigismund August, als Sekretär nach Wilna mit, und auch nach der Thronbesteigung dieses Prinzen blieb C. an seiner Seite u. ward beauftragt, das Reichsarchiv zu Krakau zu untersuchen und in Ordnung zu bringen. Nachdem C. diesen Auftrag zur Zufriedenheit des Königs vollzogen, erhob dieser ihn in den Adelsstand und schickte ihn als Gesandten an den Hof Karls V., nach dessen Abdankung an den päpstlichen Hof. Später war C. 7 Jahre lang Botschafter bei Kaiser Ferdinand I., erschien in gleicher Eigenschaft 1572 bei den Friedensverhandlungen zwischen Schweden, Dänemark und Lübeck zu Stettin, begleitete dann seinen Gönner und Freund, den Kardinal Hosius, auf das tridentiner Koncil, ward, als Hosius von Pius nach Rom berufen wurde, Administrator des Bisthums, 1574 Koadjutor und nach Hosius' Tode Bischof von Ermeland. Als solcher ward er auch von Stephan Bathori zu diplomatischen Verhandlungen benutzt und † den 23. März 1589. Er war einer der gelehrtesten Theologen seines Vaterlandes, zugleich aber ein heftiger Gegner der Reformation, die er durch That und Schrift bekämpfte. Seinen Ruf begründete er durch sein Geschichtswerk: „De origine et rebus gestis Polonorum" (Basel 1555 und öfter, auch deutsch), das für die beste polnische Geschichte erklärt und vom warschauer Reichstage mit ausdrücklichem Danke belohnt ward; es reicht von den Anfängen der polnischen Geschichte bis zum Tode Sigismunds I., ist im eleganten Latein geschrieben, aber nicht selten unzuverlässig u. unkritisch.

Cromwell, 1) **Thomas**, englischer Staatsmann, war der Sohn eines armen Grobschmieds. Er wählte die militärische Laufbahn, aber trotz des Ehrgeizes, der ihn beseelte, vermochte er weder in einheimischen noch in ausländischen Heeren sein Glück zu machen, was ihn bewog, in die Dienste des Kardinals Wolsey überzutreten, der die nicht gewöhnlichen Talente seines neuen Dieners zu benutzen und zu belohnen verstand. Als 1529 Wolsey die Gunst des Königs verlor, war C. schon ein angesehenes Mitglied im Unterhause des Parlaments, und er allein war es, der die Sache seines in Ungnade gefallenen Gönners, von dem sich plötzlich alle Freunde abwandten, im Unterhause mit Geist und Muth vertheidigte. Heinrich VIII. trug die dem Kardinal entzogene Gunst nach und nach auf C. über und machte ihn zum Staatssekretär. Im Jahre 1535 unter dem Titel eines Generalvikars als Stellvertreter des Königs mit der absoluten Gewalt über die Kirche bekleidet, eröffnete C. seine Wirksamkeit in dieser neugeschaffenen Stellung mit Aufhebung der Klöster, zu welcher Maßregel das im Febr. 1536 zusammenberufene Parlament seine Einwilligung gab. Er führte den Vorsitz bei dem zur Feststellung der Angelegenheiten und der Glaubenslehre der englischen Kirche zugleich mit dem Parlamente berufenen Nationalkoncil, entschied über die wichtigsten Kirchenverhältnisse durch Ordonnanzen, die er im Namen des Königs ohne Mitwirkung des Parlaments oder der Geistlichkeit erließ, schaffte auf diese Art viele Feiertage ab, hob Wallfahrten, Bilder, Reliquien auf u. griff selbst den Pfarrern an ihre Einkünfte, indem er einen Theil derselben für die Armen jedes Kirchspiels zurückzulegen befahl. Der Haß der Verletzten vermochte ihm die Gunst des Königs nicht zu rauben, vielmehr erhob ihn dieser 1538 in den Peerstand. Als das im April 1539 vom König zur Ausrottung aller Meinungsverschiedenheiten in Religionssachen berufene Parlament zur Begründung der Einigkeit und des Glaubens das Gesetz der sechs Artikel, oder, wie die Protestanten es wegen seiner blutigen Strenge nannten, das Blutgesetz (blood bill) gab, suchte C. auf alle Weise die Vollziehung desselben zu mildern, mußte sich aber doch als ein gehorsames Werkzeug des königlichen Willens benehmen, wodurch er es vollends mit allen Parteien verdarb, da ihn nun auch die Protestanten als Verfolger haßten. Als Heinrich nach dem Tode seiner dritten Gemahlin Johanna sich nach einer neuen Vermählung umsah, schlug C. ihm die Prinzessin Anna von Kleve vor, und ein schmeichelhaftes Bildniß derselben bewog den König, in den Vorschlag einzugehen. Das Bild hatte aber gelogen, Heinrich empfand eine unüberwindliche Abneigung gegen die neue Gemahlin und erklärte seinem Günstling am Morgen nach der Brautnacht, daß er entschlossen sey, sich mit Anna gar nicht abzugeben, da ihm ihre Person zuwider sey. Nichtsdestoweniger entzog er C. seine Gunst nicht, erhob ihn sogar im April 1540 zum Grafen von Essex und zum Ritter des Hosenbandordens. Des Königs Neigung zu der schönen Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, gab aber diesem den Einfluß in die Hände, den C. bisher geübt, und der Herzog benutzte ihn sogleich, den verhaßten Emporkömmling zu stürzen. C. wurde verhaftet, des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt und vom Oberhause ohne Prozeß, ohne Verhör und Beweis zum Tode verurtheilt. Er ward am 28. Juli 1540 hingerichtet.

2) **Oliver**, Protektor der vereinigten Republiken England, Schottland und Irland, am 24. April 1599 zu Huntingdon in der Grafschaft gleichen Namens geboren. Sein Vater, Robert C., stammte aus einer altadeligen Familie des Landes, die ihren Namen Williams mit dem ihres Verwandten, Thomas C., vertauscht hatte, mußte sich aber als jüngerer Sohn mit der Landwirthschaft beschäftigen und hinterließ bei seinem frühen Tode eine junge Wittwe mit zahlreicher Familie und wenig Vermögen. Durch den Verkauf eines Stückes Land brachte die Wittwe eine der bedeutendsten Bierbrauereien der Stadt an sich, deren Abwurf sie in den Stand setzte, ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Oliver, der dritte Sohn und in seiner frühen Jugend von äußerst sanftem, gefälligem u. liebreichem Charakter, ward in seinem 6. Jahre einem Priester Lang zum Unterricht und zur Erziehung übergeben, der ihn aber größtentheils theologisch erzog und den Hauptwerth auf die äußern Formen der Religiosität legte. Nothdürftig vorbereitet, bezog C. die Universität Cambridge, wo er weniger durch hervorragendes Talent, als durch seine seltene Rednergabe und das feurige Ausblitzen unbändiger Leidenschaften die Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach seines Vaters Tode 1617 rief ihn die Mutter von Cambridge zurück, und er begann nun eine völlige Umwandlung seines bisher

rigen lockeren Lebens. Er heirathete eine Kaufmannstochter, Elisabeth Bourgier, ward ein guter Hausvater und hielt sich zur Sekte der Puritaner, deren Grundsätze er mit fanatischer Strenge übte. Die Freigebigkeit, mit welcher er die verfolgten puritanischen Geistlichen unterstützte, machte ihn unter dieser damals schon zur politischen Volkspartei erwachsenen Sekte bedeutsam, so daß er bald im Rufe des entschiedensten und tüchtigsten Puritaners stand und so in den Mittelpunkt des nun beginnenden Kampfes gestellt wurde. Im J. 1625 wählte ihn seine Grafschaft ins Unterhaus, doch erregte er in dieser Stellung keine Aufmerksamkeit, und er ward nur zu solchen Ausschüssen gebraucht, deren Geschäfte mehr den Eifer eines religiösen Fanatikers, als die Einsicht und Gedankenklarheit eines Staatsmannes erforderten. Wurde er bei seinem öffentlichen Auftreten von größeren Rednern überstrahlt, so kannte man doch die in ihm schlummernde große Thatkraft, und der berühmte Hambden stellte ihm das Prognostikon, daß er im Falle eines Bürgerkriegs bald zu Ansehen und Auszeichnung gelangen würde. Als der König 1629 das widerspenstige Parlament auflöste und durch unerhörte Bedrückungen, Wiedereinführung längst erloschener Lasten und Abgaben die unzufriedenen Parteien niederzuhalten suchte, verzweifelten die besonders im Glaubenspunkte hart bedrängten Puritaner an der Rettung der Freiheit des Staats und Gewissens und wanderten deshalb in die amerikanischen Kolonien aus. Auch C. stand mit mehren Parteihäuptern in Begriff, ein Schiff zu besteigen, das ihn über das Weltmeer tragen sollte, als ein Befehl des Königs sie zurückhielt und die fernere Auswanderung verbot.

Da Karl I. indeß auf Anstiften des Erzbischofs Laud von Canterbury die schon 1588 von Volk, Klerus, Adel und König unter dem Namen des Covenant beschworene presbyterianische Kirchenverfassung der Schotten unterdrückte u. an deren Stelle die englische Liturgie einführte, brach ein förmlicher Krieg aus, in Folge dessen sich der König genöthigt sah, im April 1640 wieder ein Parlament zu berufen, um sich die Summen für die Unterdrückung der Schotten bewilligen zu lassen. C. wurde von Cambridge ins Unterhaus gesandt und, nachdem das Parlament im Mai aufgelöst worden war, nach der Wiedereröffnung desselben im November gleich allen übrigen Gliedern wieder gewählt. Dieses Parlament trat in entschiedene Opposition gegen die Politik des Königs, der Bruch zwischen Volk und Thron ward vollständig, die Anklage, Verurtheilung und Hinrichtung des Grafen Strafford beurkundete das Uebergewicht des Parlaments, wie die Einkerkerung des Erzbischofs Laud u. die Ausschließung der Bischöfe von der legislativen Gewalt im Oberhause den Puritanismus erhob. C. beförderte alle Anträge, welche die Sache zum Extrem führen mußten, u. war namentlich für die Durchsetzung der sogenannten Remonstranzbill, die den Bruch vervollständigen mußte, leidenschaftlich thätig. Als der König endlich zu Nottingham den Adel zusammenrief und der Volkspartei ein Heer gegenüberstellte, übernahm C. die Bildung eines Reitercorps, das er gegen den König führen wollte, und ward vom Parlament zum Obersten ernannt. Um dem kriegerischen und ritterlichen Geiste des Adels einen ähnlichen Geist gegenüberzustellen, nahm er bloß Söhne von Freeholders und wohlhabenden Pächtern unter seine Schaar auf, übte dieselben und zugleich sich selbst unermüdlich im Waffendienste ein u. wußte sie durch seinen eigenen puritanischen Fanatismus für Religion und Freiheit zu entflammen. In seinem Lager wechselte Gebet und Gesang mit eifrigen Waffenübungen ab; heitere Scherze und Spiele waren verbannt, statt der Karten und Würfel herrschten die Bibel und das Gebetbuch. C. predigte selbst im Lager, ermuthigte durch sein Gebet die Soldaten vor der Schlacht u. leuchtete ihnen in der Schlacht durch Muth und Tapferkeit vor. Die ganze Schaar war aufs Innigste verbrüdert und war für das übrige Heer ein Muster der Gottesfurcht, Disciplin und Tapferkeit, wie C. selbst immer mehr an Bedeutung stieg. In den beiden ersten Feldzügen von 1642 und 1643 vermochte C.s Reiterei allein dem Uebergewicht der Royalisten die Spitze zu bieten; ja in dem Treffen bei Horncastle (11. Oktober 1643) wurden die königlichen Truppen sogar durch C. mit dem Feldgeschrei „Wahrheit und Frieden!" auseinandergesprengt und mußten nach einem Verlust von 1000 Todten das Schlachtfeld räumen. Bei Eröffnung des neuen Feldzugs erhielt C. Befehl, unter dem Grafen von Manchester sich mit der herbeiziehenden schottischen Hülfsmacht zu vereinigen und dem Könige die nördlichen Provinzen zu entreißen. C. und Manchester fanden die Schotten und eine Abtheilung der Parlamentstruppen unter Fairfax vor York liegen, das sie blokirten. Durch ihre Ankunft konnte die Blokade in eine Belagerung verwandelt werden, und die Stadt kam in große Bedrängniß, bis des Königs Neffe, Prinz Ruprecht von der Pfalz, mit 20,000 Mann zum Entsatz herbeieilte. Die Belagerer nahmen nun auf dem weiten Moore am Marston eine herausfordernde Stellung, und der Prinz lieferte ihnen die blutige Schlacht bei Marstonmoor am 2. Juni 1644. C. schlug zuerst mit seinen auserlesenen Truppen den rechten, vom Prinzen selbst befehligten Flügel des 20,000 Mann starken Heeres in die Flucht, kehrte dann zurück und brachte auch dem siegreichen linken Flügel eine vollständige Niederlage bei. York ergab sich darauf, die nördlichen Provinzen unterwarfen sich den Siegern, und der Marquis von Newcastle, der York in Besitz gehabt, flüchtete, an der königlichen Sache verzweifelnd, nach Frankreich. C.s Verdienst trat um so glänzender hervor, als auch der Graf von Essex im Süden hatte die Waffen strecken müssen. Das Parlament beschloß ein Dankfest und dankte C. im Namen des Volkes durch einen offenen Brief. Manchester und C. eilten mit ihren siegreichen Truppen nach dem Süden und stellten dort durch das glückliche Treffen bei Newbury am 27. Okt. die Ueberlegenheit der Volkssache wieder her; während aber C. mit den eifrigsten Puritanern auf die gänzliche Vernichtung der königlichen Streitkräfte drang, begann das Parlament und auch der Graf von Manchester zu schwanken und hoffte durch eine Aussöhnung mit dem Könige

Ordnung und Frieden wiederherzustellen. Diese Lauheit und Halbheit hatte zur Folge, daß sich aus dem Schooße des Puritanismus eine Partei erhob, die eine völlige Umwandlung der Kirchen- und Staatsverfassung beabsichtigte und, weil sie die völlige Losgebundenheit individueller Richtungen als das Ziel ihres Bestrebens betrachtete, den Namen Independenten erhielt. C. wurde mit Sir Henry Vane, Nathanael Fiennes und Oliver St. John das Haupt dieser Verbrüderung, die das Heer mit ihrem Geiste zu beseelen und auf ihre Seite zu bringen gewußt hatte. Bei all seiner Verschwiegenheit und Verstellungskunst hatte C. doch seine Lieblingspläne dem Grafen von Manchester vertraut; als er diesen daher nach dem Feldzug von 1644 im Parlamente der Vernachlässigung der Volkssache anklagte, enthüllte Manchester die geheimen Absichten C.s und seines Anhangs. C. ward dadurch zu einem schnellen, entscheidenden Schritt bestimmt. Auf Antrag der Independenten ward der drohenden Lage des Staats wegen am 8. Dec. 1644 ein allgemeiner Buß- und Bettag gehalten, den die Independenten dazu benutzten, gegen die Verworfenheit u. Gottlosigkeit des Parlaments, die an allem Unglück Schuld seyen, von allen Kanzeln herab eifern zu lassen. Auf diese öffentlichen Anklagen gestützt, erhoben sich am andern Tage im Parlamente Vane und C. und beschuldigten dasselbe des weltlichen Egoismus, der Aemtersucht, der Volksbedrückung. Darauf stellte ein gewisser Zouch Tate den Antrag, daß kein Parlamentsmitglied während der Dauer des gegenwärtigen Krieges ein militärisches oder bürgerliches Amt verwalten dürfe. Trotz Whitlocke's Widerspruch ward ein Ausschuß ernannt, der die Selbstentsagungsakte (Self-denying ordonance) prüfen sollte; auf Antrag dieses Ausschusses ward sie am 19. Dec. vom Unterhause mit großer Stimmenmehrheit genehmigt und am 21. ins Oberhaus gesandt, das sie aber erst am 3. April 1645 bestätigte. Die Grafen Essex und Manchester mußten ihre Aemter niederlegen, Thomas Fairfax erhielt den Oberbefehl über das Heer, und C., der die Akte zu umgehen wußte, ward sein Unterfeldherr und seine rechte Hand. Das betrogene Parlament hatte das Heft des Schwertes aus der Hand gegeben und diente den Plänen C.s, der der Geist dieses größtentheils aus Independenten bestehenden Heeres ward. Mit diesem Heere eröffneten Fairfax und C. im April 1645 den neuen Feldzug gegen den König. Am 13. Juni kam es bei Naseby in Lancastershire zur Schlacht, in welcher C. mit seinem Flügel zuerst siegte, während der Flügel, den sein Schwiegersohn Ireton befehligte, unterlag und das Mitteltreffen unter Fairfax wankte. C. stellte die Ordnung wieder her und errang einen vollständigen Sieg. Der König verlor sein ganzes Geschütz und Feldgeräth und 5000 Gefangene und warf sich im Frühjahr des folgenden Jahres den Schotten in die Arme, die ihn Anfangs 1647 für 400,000 Pfund Sterling dem Parlamente auslieferten.

Die Versöhnung schien durch die Gefangenschaft des Königs näher als je gebracht; dem presbyterianischen Parlament, das nun spät genug erkannte, daß es sich hatte überlisten lassen, ward die theokratische Demokratie der Independenten, die sein Ansehen untergrub, mehr und mehr unbequem, doch konnte von einer Unterdrückung der Independenten nicht die Rede seyn, so lange das Heer noch ihren mächtigen Stützpunkt bildete. Um die Gegner von dieser Seite zu schwächen, beschloß das Parlament, einen Theil des Heeres nach Irland zu schicken, die Anzahl der übrigen aber unter dem Vorwande, die öffentlichen Lasten zu erleichtern, bedeutend zu vermindern. Das Heer verweigerte jedoch den Gehorsam, und auf C.s Betrieb traten die Offiziere zu einem Kriegsrath (council of officers), einer Art Oberhaus, zusammen und jedes Regiment wählte zwei Gemeine oder Unteroffiziere unter dem Titel der Anreger (agitators) zu einem Unterhaus. Das Parlament faßte darauf den Beschluß, C. am 3. Juni, wenn er im Sitzungssaale erscheinen würde, anzuklagen und zu verhaften; C. aber verließ in der Frühe desselben Tages London und eilte ins Lager, wo der König unterdeß eingetroffen war. Dadurch war der Sieg für C. und die Independenten entschieden. Das plötzliche Vorrücken des Heeres bis St. Albans zwang das Parlament, durch Nachgiebigkeit den Unwillen desselben zu beschwichtigen. Aber dies hieß nur einem anspruchsvollen Gegner seine Schwäche bekennen. Das Heer verlangte Bestrafung seiner Feinde und bezeichnete als solche elf Parlamentsmitglieder, die es verhaftet wissen wollte. Die Angeklagten, die Häupter der presbyterianischen Partei, entfernten sich freiwillig aus dem Parlamente, und das Heer schien sich damit zu begnügen. Die Presbyterianer bewaffneten aber das gemeine Volk von London, das das Haus drohend umlagerte, bis das Parlament seinen Beschluß, wodurch der Oberbefehl über die Stadtmiliz ihren bisherigen Führern, größtentheils Presbyterianern, entzogen ward, zurücknahm. Darauf setzte sich das Heer abermals gegen London in Bewegung und begegnete den Sprechern des Parlaments, Lenthal und Manchester mit 8 Peers und 60 Mitgliedern des Unterhauses, die über den ihnen angethanen Zwang klagten und vom Heere Schutz und Vertheidigung verlangten. Das Parlament hatte unterdeß zur Vertheidigung gegen das aufrührerische Heer alles streitbare Volk unter die Waffen gerufen; doch je näher die siegreiche Armee kam, desto mehr entsank den Bürgern der Muth, und Fairfax und C. konnten am 6. Aug. ihren triumphirenden Einzug in der Hauptstadt halten, ohne Widerstand zu finden. Das gedemüthigte Parlament mußte die 11 angeklagten Mitglieder verstoßen, einige Stadtbeamte verhaften lassen und ein Dankfest für die Wiederherstellung seiner Freiheit veranstalten. C. bezeigte sich gegen das Parlament gemäßigt und behandelte den König mit größerer Achtung, als er jemals seit seiner Verhaftung genossen; er erlaubte ihm, zwei seiner Kinder zu sich kommen zu lassen, und wohnte selbst mit Theilnahme dem rührenden Auftritte des Wiedersehens bei. Karl I. schien den unter diesen Umständen klügsten Weg einschlagen, die angesehensten Häupter auf seine Seite bringen zu wollen; er versprach C. den Hosenbandorden, den Titel eines Grafen von Essex und den Oberbefehl des Heeres, dem Schwiegersohne C.s, Ireton,

aber die Statthalterschaft von Irland. Ein aufgefangener Brief Karls I. an seine Gemahlin, worin es hieß, man werde dem Schurken statt des seidenen Hosenbandes einen hänfenen Strick darreichen, änderte jedoch das rücksichtsvolle Benehmen C.s; die Wachen wurden stärker und vorsichtiger, und anonyme Briefe warnten endlich den König vor Gefahr und forderten ihn zur Flucht auf. Wirklich gelang es diesem im November 1647 zu entkommen, aber er fand kein Schiff und mußte sich dem Befehlshaber der Insel Whigt, Hammond, einer Kreatur C.s, ergeben. C. seinerseits brachte im Januar 1648 im Parlamente, obwohl unter großem Widerstande, eine Bill (vote of non-adresses) zu Stande, nach welcher alle Unterhandlungen mit dem Könige gesetzlich untersagt wurden. Die Presbyterianer, die wohl der Uebermacht hatten nachgeben müssen, doch mit einem Gesetze äußerst unzufrieden waren, das alle Hoffnung zur Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung geradezu abschnitt und den Independenten die Herrschaft vollends in die Hand gab, betrachteten es als ein glückliches Ereigniß, daß ein Einfall der Schotten in England und der Aufstand der Royalisten in mehren Grafschaften C. und das Heer ins Feld riefen. Kaum athmete das Parlament von dieser Seite frei, als die Bill widerrufen und die Unterhandlungen mit dem Könige wieder angeknüpft wurden, die sich indeß in die Länge zogen, da Karl seine Freunde der Rache des Parlaments nicht opfern und in die Abschaffung der anglikanischen Kirche nicht willigen wollte.

C. unterdrückte indessen während des Monats Mai den Aufstand der Royalisten in Südwales, zersprengte mit nur 8000 Mann die dreimal stärkere schottische Armee in den Gefechten bei Preston, Wigan und Warington vom 17. bis 19. August, endete mit seinem Einzuge in Edinburg, wo er als Befreier begrüßt wurde, den Krieg und wandte sich nun wieder gegen das ungehorsame Parlament. Der Kriegsrath verlangte die Abbrechung der mit dem König eingeleiteten Unterhandlungen, seine und seiner beiden ältesten Söhne, des Prinzen von Wales und des Herzogs von York, Anklage und die Zusammenberufung einer neuen Volksvertretung, die ohne Leidenschaft und Parteirücksichten die Beruhigung und Organisation der Staatsverhältnisse vornehmen könne. Zugleich rückte das Heer zuerst bis Windsor vor und endlich in London selbst ein, während ein Corps unter dem Obersten Ewers den König von der Insel Wight als Gefangenen nach dem Schlosse Hurstcastle brachte. Als das Parlament die Gefangennehmung des Königs mißbilligte und die Abbrechung der Unterhandlungen verweigerte, ließ C. am 6. Dec. durch den Oberst Pride, einen ehemaligen Karrenschieber, mit zwei Regimentern die Thüren des Sitzungshauses besetzen und nur denjenigen Mitgliedern den Eingang gestatten, die als entschiedene Independenten bekannt waren; alle Presbyterianer wurden zurückgewiesen und 40 der eifrigsten verhaftet. Man nannte dies die Reinigung des Parlaments (Colonel Pride's purge). So war die ganze Staatsgewalt denn in den Händen C.s u. seiner Partei. Schon am 7. Dec. ward C. für seine dem Staate geleisteten Dienste feierlich belobt und die Forderungen der Armee wurden befriedigt. Die Bill (vote of non-adresses) kam wieder in Kraft und jedes einzelne Parlamentsmitglied mußte die neugefaßten Beschlüsse unterschreiben. Das Heer forderte nun die Anklage des Königs und den Beginn des Prozesses, indem zugleich eine Menge ausschweifender Verfassungsentwürfe emportauchte. Schon einige Monate früher hatte C. die Häupter der Independenten versammelt und, auf das 1. Buch Samuelis gestützt, sich gegen das Königthum erklärt, worauf der größte Theil sich für die Republik entschieden und den König als des Hochverraths schuldig, der Absetzung und Bestrafung würdig gefunden hatte. C. selbst hatte damals geschwiegen und erst am folgenden Tage geäußert, der Vorschlag sey gut, aber unzeitig; jetzt aber, als ihm, wie er sagte, der Herr ein Zeichen gegeben, daß er den König verworfen, leitete er in beiden Häusern den Prozeß ein. Es ward ein Gerichtshof niedergesetzt, der gegen den König das Todesurtheil aussprach und es am 30. Jan. 1649 vollstrecken ließ.

Nach dem Tode des Königs ward unter C.s Einfluß die republikanische Verfassung eingeführt; das Parlament erhielt die unumschränkte gesetzgebende Gewalt; das Oberhaus ward aufgehoben und dagegen ein Vollziehungsrath von 38 Mitgliedern eingesetzt. Diese Regierung befand sich jedoch, einem mächtigen Heere und zahlreichen religiösen Sekten, die jede Einheit der Maßregeln hinderten, gegenüber, in einer schwierigen Lage, bei der C. allein seine Sicherheit und Ruhe behielt. Dem königlichen Statthalter, Marquis Ormond, war es gelungen, Irland gegen die Republik zu empören, so daß nur noch Dublin in den Händen der Republikaner war. C. wußte sich den Oberbefehl über das Heer zu verschaffen, das den Aufstand dämpfen sollte, zog mit gewohnter Energie im Westen Englands ein Corps von 12,000 Mann zusammen und schickte andere 4000 Mann zur Entsetzung Dublins. Dies gelang so gut, daß, als C. am 15. Aug. in Dublin ankam, er nur die festen Plätze noch zu erobern hatte. Er berannte zunächst das für unüberwindlich gehaltene, mit 3000 Mann tapferer auserwählter Truppen besetzte Tredah oder Drogheda, nahm es und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen. Dies Beispiel wirkte so abschreckend, daß alle festen Plätze ihre Thore öffneten und die ganze Insel sich dem Sieger unterwarf, nachdem Ormond mit 40,000 Irländern sie verlassen. C.s Siegeslauf war aber mit der Unterwerfung Irlands noch nicht vollendet. Die der republikanischen Verfassung abgeneigten Schotten hatten den Sohn des hingerichteten Königs, den Prinzen von Wales, zurückgerufen und ihn, jedoch mit großen Beschränkungen, als Karl II. auf den Thron gesetzt. Das Parlament erklärte deshalb an Schottland den Krieg und stellte, nachdem Fairfax den Oberbefehl niedergelegt hatte, C. an die Spitze aller Streitkräfte der Republik. C. übergab demnach die Verwaltung Irlands seinem Schwiegersohn Ireton und rückte im Sommer 1650 mit 16,000 Mann in Schottland ein. Die Schotten hatten sich unter Lesley zwischen Leith und Edinburg verschanzt und vermieden eine entscheidende

Schlacht, indem sie sich auf den kleinen Scharmützelkrieg beschränkten, der aber C.s Heere so nachtheilig ward, daß er sich Anfangs September nach Dunbar zurückzog und entschlossen war, zur See nach England zurückzukehren. Da bestürmten die fanatischen schottischen Geistlichen Lesley so lange, bis er sich am 3. September zu einer Schlacht entschloß. Als C. durch sein Fernrohr das schottische Lager in Bewegung sah, machte er sich zum Angriff fertig und verkündigte, daß der Herr die Feinde in seine Hände gegeben habe. Nach einer Stunde bedeckten 4000 todte Schotten das Schlachtfeld und 9000 Gefangene, 200 Fahnen und ihr ganzes Geschütz befand sich in den Händen der siegreichen Engländer. Eine Krankheit und der vorrückende Winter hinderten C., seinen Sieg weiter zu verfolgen, doch vertheidigte er mit der Feder die Theologie der Independenten gegen die schottischen Presbyterianer und begann mit dem Frühling 1651 den Kampf der Waffen aufs Neue. Die Schotten standen unter ihrem jungen König selbst in einem festen Lager bei Stirling. C. fiel ihnen in den Rücken, schnitt sie vom Innern des Landes und ihren Magazinen in der Grafschaft Fife ab und zwang den König zu dem verzweifelten Entschluß, in England selbst einzufallen, wo er auf den Beistand des mißvergnügten Adels und der Royalisten hoffte. Seine Proklamationen hatten aber keinen Erfolg, und bei Worcester sah er sich von C., der den General Monk mit 7000 Mann in Schottland zurückgelassen hatte, eingeholt und angegriffen. Es war abermals der 3. September, der die schottische Kriegsmacht gänzlich vernichtete und Karl II. zur schleunigen Flucht nach Frankreich zwang. Das Volk schrieb diesen großen Sieg einem Bunde mit dem Teufel zu, während C. selbst ihn das Werk der krönenden Gnade (crowning mercy) nannte. Der Sieger wurde mit fast königlichen Ehren in London empfangen u. vom Parlamente mit Ländereien zu einem jährlichen Ertrag von 4000 Pfund Sterling belohnt.

C. war indessen zu mächtig geworden, um nicht den Argwohn des Parlaments zu erregen; seine Siege blendeten das Volk, die Offizierstellen waren mit seinen Kreaturen besetzt, der gemeine Soldat verehrte ihn wie einen Gott. Streckte er seine Hand nach der königlichen Gewalt aus, so sanken die schwachen Stützen der Republik. Daß er nach der Krone trachtete, glaubte man, besonders als Ireton, ein hochbegabter Mann und strenger Republikaner, den C. gefürchtet, gestorben war. Das Parlament begann daher das Spiel von Neuem, dem es schon einmal unterlegen war. Der Krieg mit den vereinigten Niederlanden gab dazu den schicklichen Vorwand. C. durchschaute auch dies Mal den Plan, und als mehre Regimenter Befehl erhielten, in den Dienst der Flotte zu treten, bewog er das Heer leicht, sich dieser Maßregel nicht nur zu widersetzen, sondern auch eine Vorstellung einzureichen, welche die früher zugestandene Auflösung dieses Parlaments im Interesse der Nation verlangte. Das Parlament nahm diesen Schritt übel auf, und während C. sich schon mit dem Kriegsrathe berieth, wie nach Auflösung des Parlaments eine vorläufige Regierungsverfassung herzustellen sey, erörterte das Parlament den Vorschlag, sich durch neue Wahlen vollzählig zu machen und zu befestigen. Als C. dies vernahm, eilte er am 20. April 1652 mit 300 Soldaten nach dem Sitzungshause, besetzte die Thüren u. die Treppe, trat mit bedecktem Haupte in die Versammlung, hörte eine Zeitlang auf seinem gewöhnlichen Platze ruhig den Debatten zu und winkte endlich den General Harrison herbei, dem er zuflüsterte, er halte das Parlament für reif zur Auflösung; auf Harrisons Warnung blieb er wieder ruhig sitzen, bis die Bill zur Abstimmung gebracht werden sollte; nun aber sprang er mit den Worten auf: „Jetzt ist es Zeit; ich muß es thun!" u. schleuderte eine Fluth von Schmähungen und Vorwürfen dem Parlamente entgegen. Auf seinen Wink trieben die eindringenden Soldaten die widerstandslosen Parlamentsmitglieder hinaus; C. nahm den Schlüssel des Saales zu sich u. kehrte ruhig in seine Wohnung zurück. Am Nachmittage befahl er auch dem Staatsrathe, seine Sitzungen einzustellen, da mit dem Parlamente seine Autorität erloschen sey. Somit war die ganze Civil- und Militärgewalt in C.s Händen, und die Flotte, das Heer und viele Korporationen richteten Dankadressen an ihn. Er ernannte jedoch einen neuen Staatsrath u. berief auf Bitten der Stadt London ein neues Parlament, das aus England 128, aus Schottland 5, aus Irland 6 Mitglieder zählte; es sollte 5 Monate zusammen bleiben u. dann seine Nachfolger ernennen. Die Ertheilung unbedingter Gewissensfreiheit, die Abschaffung der priesterlichen Einsegnung der Ehen und die Aufhebung der Kanzleigerichte gehören zu den bessern Beschlüssen dieses Parlaments; der Priesterstand, als ein Ueberbleibsel des Papismus, der Zehnte, als eine jüdische Anstalt, sollte abgeschafft werden, und doch wollte man die mosaische Gesetzgebung statt der normännischen Tyrannei einführen. Schulen und Universitäten betrachteten die frommen Spießbürger als heidnische Anstalten und bedrohten sie mit dem Untergange, u. mit dem niederländischen Gesandten wollten sie nicht unterhandeln, weil die Holländer weltlich gesinnte und bloß auf Industrie und Handel gerichtete Leute wären. Als dies Parlament, das nach einem Gerber, Gottlob Barebone, der sich besonders durch salbungsreiche Reden auszeichnete, Barebone's Parlament oder auch das kleine gottselige Parlament genannt wurde, sich vollständig lächerlich gemacht hatte und seine eigene Ohnmacht zu fühlen begann, gab es am 12. Dec. 1653 die ihm übertragene Gewalt in die Hände C.s zurück. C. nahm sie nach einigem scheinbaren Zögern an; da er aber hörte, daß 27 Mitglieder dem Beschluß der Mehrheit nicht beigetreten waren und ihre Sitzung fortbielten, schickte er Soldaten ab, um sie auseinander zu jagen. Als der eintretende Offizier die Versammelten fragte, was sie hier machten, antworteten sie, daß sie Gott den Herrn im Gebete suchten. „Der ist hier schon lange nicht mehr gegenwärtig gewesen!" rief der Offizier und trieb die Widerspenstigen aus einander. C. befand sich nun am Ziel seiner Wünsche, seiner langgehegten Plane. Zwei Tage nach Auflösung des Parlaments ernannte ihn der Kriegsrath mit dem Prädikat

Hoheit zum Lord Protektor von England, Schottland und Irland, und er beschwor am 16. Dec. die von seinem Freunde Lambert entworfene Verfassung, durch welche er die oberste Magistratsperson im Staate ward, in deren Namen alle Urkunden ausgefertigt, alle Gerichte gehalten und alle obrigkeitliche Stellen besetzt wurden; er erhielt das Begnadigungsrecht, außer bei Mord und Hochverrath, und durfte alle Geldstrafen und Konfiskationen einziehen. Ihm zur Seite stand ein Parlament mit unumschränkter gesetzgebender Gewalt und ein Staatsrath; jenes bestand aus 400 Mitgliedern, von denen jeder Katholik und alle die, welche die Waffen gegen die Volkspartei geführt hatten, ausgeschlossen waren; auch bedingte das Wahlrecht eine jährliche Einnahme von 20 Pfd. Sterl. Das Parlament sollte alle 3 Jahre zusammengerufen werden und erst nach 5monatlicher Sitzung aufgelöst werden dürfen. Der Staatsrath bestand aus höchstens 21 Mitgliedern und durfte mit dem Protektor während der Abwesenheit des Parlaments rechtskräftige Gesetze geben. Die Militärmacht wurde auf 20,000 Mann zu Fuß u. 10,000 Reiter festgesetzt und durfte nicht ohne des Protektors Einwilligung verringert werden. So besaß C. eine fast königliche Gewalt, auf deren Sicherung er nun mit allem Fleiß bedacht seyn mußte.

C. wußte wohl, daß sein von der Militärgewalt erbauter Thron auf schwankenden Füßen stehe, wenn er den in höchster Spannung begriffenen Kräften Zeit gab, ihre eigene Schöpfung zu verschlingen, es galt, diese Kräfte auf ein anderes Ziel zu lenken, sie durch neue Thaten an sich zu fesseln, es galt einen fortwährenden Kampf. Den englischen Namen hellglänzend, wie den der alten Römer, zu machen, war seit lange C.s Lieblingsgedanke; aber er ging auch in der auswärtigen Politik seine eigene Bahn. Ein eifriger Protestant, erklärte er sich für den Feind des Papstes, den er den Antichrist nannte, und trat offen als Beschützer aller protestantischen Länder und Völker auf; jedes den Protestanten angethane oder drohende Unrecht betrachtete er als ihm widerfahren und rächte oder verhinderte es durch seine Macht. So schloß er ein enges Bündniß mit Schweden, so drohte er, als der Herzog von Savoyen 1655 eine wüthende Verfolgung gegen die Waldenser begann, Frankreich mit Krieg, wenn es nicht den Herzog von Savoyen zur Duldung seiner protestantischen Unterthanen zwänge, und Frankreich und der Herzog mußten sich fügen; ja Ersteres selbst mußte sein feindseliges Verfahren gegen die Hugenotten einstellen und erlangte vom Protektor nicht einmal gleiche Toleranz für die Katholiken in England. Seine Idee, der römischen Propaganda eine ähnliche großartige Missionsanstalt für die Ausbreitung und Befestigung des Protestantismus entgegenzustellen, kam nicht zur Ausführung. Den vorgefundenen Krieg mit Holland beendigte er auf für England ehrenvolle und vortheilhafte Weise durch das Defensivbündniß vom 15. April 1654; dagegen erklärte er Spanien, das durch die Greuel der Inquisition und seine blinde Ergebenheit an den römischen Stuhl jedes protestantische Gemüth mit Abscheu erfüllte, den Krieg u. England griff jubelnd zu den Waffen. C. rüstete 1655 zwei Flotten aus, von denen die eine unter Blake im Mittelmeere erschien u. alle Küsten, besonders aber den heiligen Vater zu Rom, in panischen Schrecken versetzte; die andere segelte nach Westindien, begnügte sich aber in Folge der Unfähigkeit ihres Befehlshabers damit, Jamaika zu besetzen. Spanien rächte sich durch Beschlagnahme aller englischen Schiffe und Waaren, was Blake 1656 durch die Wegnahme des größten Theils der spanischen Silberflotte an der portugiesischen Küste vergalt; eine noch reichere Flotte, die im Hafen von Veracruz Schutz gesucht hatte, zerstörte er zu Anfang des folgenden Jahres und beschloß damit sein thatenreiches Leben. Mit gleicher Energie handelte er bei der innern Verwaltung der Republik, wo sich seiner Thätigkeit jedoch ungleich größere Schwierigkeiten entgegenstellten. Obgleich er in der Verwaltung der Gerechtigkeit, in Besetzung der Aemter mit entschiedener Rechtschaffenheit zu Werke ging und überall eine musterhafte Ordnung einzuführen bestrebt war, so gelang es ihm doch nicht, die Parteien zu vereinigen und sie mit seiner Gewalt zu versöhnen; die strengen Republikaner haßten ihn als Gewalthaber überhaupt, den Presbyterianern war die vollste Gewissensfreiheit ein Greuel und die Royalisten dachten stets an Wiedereinsetzung der Stuarts; ja selbst im Heere regten sich Stimmen der Mißbilligung, und C. sah sich genöthigt, vielen hohen Offizieren, die mit milderen Religionsansichten nicht einverstanden waren, den Abschied zu geben, was ihm eben so viele Feinde machte. In der so gereinigten Armee hielt er die strengste Mannszucht, erhöhte jedoch den Sold der Truppen und hielt streng auf regelmäßige Auszahlung. Um seine Gewalt gesetzlich zu begründen, berief er am 3. Sept. 1654, den er seiner Siege bei Dunbar u. Worcester wegen für einen glücklichen Tag hielt, ein freigewähltes Parlament, ein Schritt, den er für einen nothwendigen, aber auch gefährlichen hielt. Das Parlament begann seine Sitzungen mit der Frage, ob die Gewalt des Protektors eine gesetzliche sey, und unterwarf selbst dessen Persönlichkeit einer rücksichtslosen Untersuchung. C. ließ am 13. Sept. das Parlament in den Bildersaal kommen und machte ihm über sein Benehmen Vorwürfe, indem er darauf hinwies, daß eine Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit seiner Gewalt eben so unklug als lächerlich sey, da das Parlament durch und im Namen dieser bezweifelten Gewalt beisammen und dadurch schon das Protektorat anerkannt sey. Zugleich zwang er die Parlamentsmitglieder durch Besetzung der Thüren zur Unterzeichnung einer darauf bezüglichen Akte. Dennoch blieben sie in Oppositionsstellung gegen ihn, so daß sich C. endlich genöthigt sah, die Versammlung noch vor dem Ablauf der gesetzlichen 5monatlichen Frist am 22. Jan. 1655 mit einer zornigen Rede aufzulösen. Diese Stimmung des Parlamentes, welche auf die des ganzen Volkes schließen ließ, gab den Royalisten Muth, mit Hülfe und zu Gunsten des Prinzen von Wales eine Verschwörung anzustiften, die aber durch C.s zahlreiche Spione entdeckt und ihm hinterbracht wurde. C. ließ daher vor dem verab-

redeten Ausbruche des Aufstandes viele Theilnehmer desselben verhaften; die wenigen, die wirklich zu den Waffen griffen, aber die erwartete Unterstützung nicht fanden, wurden leicht zerstreut. Er benutzte diese Veranlassung, um mit größerer Strenge aufzutreten und von der königlichen Partei eine willkürliche Steuer zu erheben, um angeblich die durch den unruhigen Geist der Royalisten erzwungenen Ausgaben zu decken, zu welchem Ende er 11 Generalmajore in die 11 Militärdistrikte der Republik sandte, die von allen Royalisten den zehnten Pfennig erheben sollten. Schottland u. Irland behandelte er überdem als eroberte Provinzen, indem er die Civilverwaltung des erstern einem größtentheils aus Engländern bestehenden Staatsrathe anvertraute; selbst in den Landesgerichten waren unter 7 Richtern immer 4 Engländer; eine über das ganze Land vertheilte Militärmacht von 10,000 Mann sollte die Ordnung aufrecht, namentlich aber die unruhigen schottischen Geistlichen im Zaum halten. In Irland, das nach Iretons Tode von Fletwood, der des Ersteren Wittwe geheirathet hatte, dann von C.s zweitem Sohne, Henry, verwaltet wurde, verfuhr er noch gewaltthätiger, indem er sogar die Güter der schuldigen Royalisten und Katholiken einziehen u. als Entschädigung unter die Truppen vertheilen ließ; den schon gegebenen Befehl, die eingebornen Irländer auf die Provinz Connaught zu beschränken, hatte er als unausführbar erkannt und zurückgenommen.

Nachdem C. die Ruhe wieder hergestellt und seine Macht fest begründet zu haben glaubte, versuchte er ein zweites, seinen Wünschen willigeres Parlament zusammenzurufen. Die Wahlen fielen auch meist günstig genug für ihn aus, u. nachdem er noch durch aufgestellte Wachen allen Denen, die ihm gefährlich schienen, den Eintritt in das Sitzungshaus verwehrt hatte, durfte er unbesorgt den Beschlüssen des im September 1656 eröffneten Parlaments entgegensehen. Dies erklärte denn auch sogleich die Ansprüche der Stuarts für nichtig und jede Unternehmung gegen die Regierung und das Leben des Protektors für Hochverrath; man berieth sogar die Regierungsform und trug, auf das Resultat dieser Berathung gestützt, am 4. April 1657 dem Protektor die Krone an. C. kam in aufrichtigen Zwiespalt mit sich selbst: die Gründe, die das Parlament als Motive seines Beschlusses aufführte, waren triftig genug, um ihn zur Annahme der Würde bewegen zu können, auch reizte ihn der Glanz des goldenen Reifs; auf der andern Seite aber warf er seine ganze, oft so schroff ausgesprochene Ueberzeugung über den Haufen, nahm er die Königswürde an, die er selbst seinen Soldaten so abscheulich geschildert. Zugleich erklärten seine Verwandten, sein Schwiegersohn Fletwood, sein Schwager Desborough und selbst seine älteste Tochter, daß sie ihm als König nicht länger die Ehre und Achtung des Familienhauptes bezeigen würden. Dies entschied, u. nach langem Kampfe schlug er am 12. Mai in einer langen, dunklen u. verworrenen Rede die ihm angetragene Krone aus. Das Parlament entwarf darauf eine neue Verfassungsurkunde, die es am 25. Mai dem Protektor als demüthige Bitte und Vorstellung (humble petition and advice) überreichte. Seine Gewalt wurde in derselben geregelt, in einigen Punkten erweitert, in andern beschränkt. Er erhielt das Recht, sich einen Nachfolger zu ernennen und ein festes Budget für die Staatsausgaben; dagegen ward ihm das Recht der unbedingten Gesetzgebung und der willkürlichen Ausschließung der Parlamentsmitglieder genommen. Das Oberhaus ward wieder hergestellt, sollte aber nur über die an das Parlament gewiesenen Rechtssachen entscheiden. Die Religionsfreiheit, mit Ausnahme des Katholicismus und der bischöflichen Kirche, die man beide für gotteslästerlich erklärte, wurde bestätigt. Nun erst hielt C. seine Gewalt für gesetzlich begründet. Er beschwor am 26. Juni diese neue Verfassung, ließ sich noch einmal feierlich in seine Würde einsetzen u. empfing als Insignien derselben die Bibel in einem prächtigen Einbande und Schwert und Stab. Seinen ältesten Sohn Richard ließ er an den Hof kommen, um ihn in die Staatsgeschäfte einzuweihen, verheirathete seine beiden noch unverehelichten Töchter, die eine an einen Enkel des Grafen von Warwick, die andere an den Viscount Fauconberg und suchte auf diese u. andere Weise den Adel für sich zu gewinnen, was ihm indeß nicht gelang: ja dieser verweigerte sogar, in dem neugeschaffenen Oberhause zu sitzen. Seinen Freund Lambert fand sich C. bewegen, mit ansehnlichem Gehalt in den Ruhestand zu versetzen, und auch noch andere, ihm verdächtige, höhere Offiziere verloren ihre Bestallung.

Da C. seine Gewalt sicher genug begründet glaubte, versäumte er es, nach Eröffnung des vertagten Parlaments, den 20. Januar 1658, Wachen an die Thüre zu stellen; daher kam es, daß die im vorigen Jahre ausgeschlossenen Mitglieder diesmal alle Zutritt fanden, u. da C.s Partei noch dazu durch Versetzung vieler seiner Anhänger in das Oberhaus geschwächt worden war, so befand sich die Majorität in den Händen seiner Gegner, die sich nicht nur weigerten, die neuen Lords anzuerkennen, sondern auch die Gesetzlichkeit der Verfassung in Zweifel zogen. Zornig löste daher der Protektor am 4. Februar das Parlament mit einer langen und heftigen Rede auf, indem er es undankbar gegen sein für den Staat gebrachtes Opfer schalt. Die Versammlung ging unzufrieden aus einander, und C. hatte bald die böse Frucht seiner Heftigkeit zu erfahren. Seine Spione entdeckten eine neue Verschwörung der Royalisten, die er mit Strenge bestrafte. Indeß wuchs die Unzufriedenheit von Tage zu Tage, die Republikaner nannten ihn den Unterdrücker der so schwer errungenen Freiheit; sein ehemaliger Waffengefährte Sindercome predigte gegen ihn die Rechtmäßigkeit des Mordes, im Heere regte sich der aufrührerische Geist, und sogar seine Verwandten erkalteten, da sie erkannten, daß die eigene Erhebung die Triebfeder seiner Handlungen gewesen; die Nation begann, Karl Stuart als ihren Erretter und Befreier zu betrachten. Als C. auf diese Weise den Wechsel alles Menschlichen erfuhr, verlor er seine ganze vorige Kühnheit und Unerschrockenheit: er war in beständiger Todesangst vor den Dolchen sei-

ner Feinde und ging stets bewaffnet, von starken Wachen umgeben; selten schlief er drei Nächte hintereinander in demselben Zimmer, und es blieb Geheimniß, welches er die folgende Nacht zu seinem Schlafgemach wählen werde. Diese fortwährende Todesfurcht, verbunden mit dem Schmerz über den Abfall aller seiner Freunde und dem Gram über den Tod seiner geliebten Tochter Elisabeth Clappole, warfen ihn aufs Krankenlager; er fiel in ein heftiges Fieber, in dem die Aerzte bald den Vorboten seines nahen Todes erkannten. Nur C. glaubte an sein Leben u. hielt sich, während sein Zustand immer bedenklicher wurde, für einen Genesenden, zumal ihm seine Prediger versicherten, daß Gott ihren und aller Gottseligen Gebeten gnädig gewesen sey. Erst als die Aerzte sein nahes Ende versicherten, schickte der Staatsrath eine Deputation an ihn ab, um die Ernennung seines Nachfolgers von ihm zu verlangen. Schon besinnungslos, antwortete er auf die Frage, ob er seinen Sohn Richard zum Nachfolger ernenne, mit: Ja, und † bald darauf am 3 Sept. 1658, an demselben Tage, den er immer für einen glücklichen gehalten hatte.

C. war ein Mann von ausgezeichnetem militärischen Talente und einem wahrhaften glühenden Eifer für die Religion, zwei Eigenschaften, die ihn nothwendig an die Spitze der so eigenthümlichen Volksbewegung stellen mußten. Die Schwächen und Leidenschaften der Menschen wußte er freilich zu seinen Zwecken zu benutzen; aber wenn er auch unzweifelhaft eine seltene Verstellungskunst besaß, so war er doch weit entfernt, Religiosität zu heucheln, wie alle seine Briefe, Reden, Handlungen, selbst seine letzten Augenblicke beweisen. Er war ein Herrscher von einem Scharfblick, von einer Willenskraft, von einer Thätigkeit, wie nur je einer auf einem Throne gesessen, der in einer königlichen Wiege zum ersten Male die Augen aufgeschlagen; ja, seine Stellung war dadurch, daß er in einer Hütte geboren, noch tausendmal schwieriger, als die eines königlichen Prinzen, und bewundern müssen wir die Energie, mit welcher er sich so lange auf dem Gipfel seiner Höhe, allen ihm feindlichen Parteien zum Trotz, gehalten hat. Er hinterließ die Verwaltung Englands geordnet, das Ansehen des Staats nach außen befestigt; die Gerechtigkeitspflege war unparteiisch. C. ging allen seinen Beamten als Muster der Mäßigkeit und der Einfachheit voran. Selbst die Wissenschaften beförderte er, sorgte freigebig für die Universität Oxford, deren Kanzler er war, und beabsichtigte, für die nördlichen Provinzen eine neue Hochschule zu Durham zu gründen. Vgl. die Sammlungen der Briefe u. Staatsschriften C.s, die Th. Carde 1736 und Nikols 1743 herausgegeben haben; Peck, C.s Leben, Leipz. 1740; Villemain, Histoire de C., Paris 1819, 2 Bde.; Memoirs of the Protector Oliver C., and of his sons, Richard and Henry, von einem Nachkommen C.s herausgegeben, London 1820. Reich an Fabeln ist die 1794 zu Leipzig erschienene Biographie Oliver C.s nach Gregorio Leti und den besten gleichzeitigen Schriftstellern. Dramatisch bearbeitet wurde C.s Leben unter Andern von Raupach in einer Trilogie; „Die Royalisten", „Cromwell Protektor" und „Cromwells Ende"; ferner von Victor Hugo u. A.

3) Richard, der älteste Sohn und Nachfolger des Vorigen, 1626 geboren. Während der ruhmvollen Laufbahn seines Vaters still auf dem Lande erzogen und dann sich mit der Bewirthschaftung eines ihm von seiner Frau zugebrachten kleinen Gutes beschäftigend, war er so frei von allem Ehrgeiz, daß er aufrichtig wünschte, seine Familie möge lieber in dunkler Niedrigkeit geblieben seyn, als sich durch Verbrechen auf die Höhe des Staats emporgeschwungen haben. Als der Prozeß des Königs Karl I. eingeleitet wurde, fiel er seinem Vater zu Füßen und beschwor ihn, das Leben des unglücklichen Monarchen zu schonen. Zwar nahm er die ihm nach dem letzten, wohl bewußtlosen, Willen des Protektors vom Staatsrathe gebotene Würde als Protektor an, aber schon während des ersten Parlamentes, das sich am 7. Jan. 1659 versammelte, ward ihm das Schwierige u. Mißliche seiner Stellung, die weder durch Talente noch Ruhm unterstützt wurde, fühlbar, u. da sich das vom Kriegsrath eigenmächtig berufene, von Oliver C. gesprengte lange Parlament, vom Volke spottweise der Rumpf (Rump-Parliament) genannt, unter dem Schutze der Militärmacht als die höchste Staatsgewalt ohne Anerkennung irgend eines Oberhauptes konstituirte, legte Richard am 25. Mai 1659 seine Würde, die ohnehin zum bloßen Schatten herabgesunken war, freiwillig nieder und zog sich auf sein Landgut zurück, bis mit Karl II. die Stuarts wieder den Thron bestiegen. Er ging nun nach Frankreich, kehrte jedoch um 1680 in sein Vaterland zurück u. lebte unter dem angenommenen Namen Clark friedlich und glücklich zu Cheshunt in der Grafschaft Hertford, nur von wenig Freunden gekannt. Ein Prozeß zwang ihn, nach London zu gehen und vor dem Gerichte sein Inkognito zu enthüllen; man behandelte ihn mit viel Rücksicht und wirkte ihm die Erlaubniß aus, frei und öffentlich in London erscheinen zu dürfen. Er † 1712. Ziemlich treffend ist er und sein Vater in Folgendem charakterisirt. Als er auf seiner Reise durch Frankreich unter fremdem Namen dem Prinzen von Conti vorgestellt ward, sprach der Letztere seine Bewunderung über Oliver C.s Muth und Festigkeit aus, fügte dann aber hinzu: „Aber der armselige, miserable Mensch, Richard — was ist aus dem geworden? Wie konnte er so ein Dummkopf seyn, seines Vaters Verbrechen und Glück nicht besser zu benutzen?" Sein jüngerer Bruder, Henry, war seit 1654 Statthalter von Irland, legte aber nach der Entsagung seines Bruders seine Würde ebenfalls nieder und † in dunkler Zurückgezogenheit in England.

Cronaca, Simone, einer der berühmtesten Architekten Toskana's, 1454 geboren, erwarb sich hauptsächlich durch die äußere Vollendung der Vorderseite des Palastes Strozzi zu Florenz besondere Ehre. Vasari rühmt namentlich die außerordentliche Vollendung in der Zurichtung und Verbindung der Steinblöcke, aus welchen C. die ungeheure Krone des Strozzipalastes gebildet, sowie die Sorgfalt, die er auf die ganze Konstruktion desselben verwendete. Von C. ist auch die Sakristei der Heiligengeistkirche

zu Florenz, ein kleines Tempeloktogon von sehr schönem Verhältniß und äußerst sorgfältiger Ausführung. Ebenso verdankt man C. die Architektur der schönen Kirche San Francesco al Monte außerhalb der Arnostadt auf dem Hügel San Miniato. Das an die Kirche stoßende Kloster war ebenfalls C.'s Werk, ist aber als solches durch die spätern Veränderungen u. Vergrößerungen ganz verschwunden. C. baute auch den großen Berathungssaal der florentiner Signoria, der für den größten in ganz Italien gilt, aber im Inneren von Vasari geändert und modificirt wurde. In seinen letzten Jahren hielt sich C. entschieden zur reformatorischen Partei Savonarola's, welchen edlen Freund er nicht lange überlebte; er † 1508 und wurde in der Kirche Sant' Ambrogio zu Florenz begraben.

Cronartium, s. Röhrenbrand.

Cronegk, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Dichter, am 2. Sept. 1731 zu Ansbach geboren, wo sein Vater als Generalfeldmarschallieutenant des fränkischen Kreises lebte. Als das einzige Kind seiner Aeltern erhielt er die sorgfältigste Erziehung, studirte die klassischen Schriften der Römer, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen mit so glücklichem Eifer, daß er nicht nur lange Stellen aus ihnen, sondern ganze Dramen auswendig wußte, widmete sich 1749 zu Halle u. seit 1750 zu Leipzig dem Studium der Rechte u. trat mit den namhaftesten Schriftstellern der neuern Richtung, besonders mit Gellert, in Beziehungen, wogegen er Gottsched und seine Anhänger in Satyren angriff, die lange nach seinem Tode erst gedruckt wurden. Die Darstellungen der kochschen Schauspielergesellschaft nährten seine Vorliebe für die dramatische Poesie, in welcher er sich schon in Ansbach durch ein Lustspiel „Der Mißvergnügte" versucht hatte. Nun schrieb er das 5aktige Lustspiel „Der Mißtrauische" und entwarf den Plan zu seinem „Codrus". Auf einer Reise nach Braunschweig (1751) lernte er Ebert und Zachariä kennen, kehrte 1752 in die Heimath zurück u. ward noch am Ende dieses Jahres zum markgräflichen Kammerjunker, sowie zum Hof-, Regierungs- u. Justizrathe mit der Erlaubniß ernannt, vor Antritt dieser Aemter noch eine größere Reise zu machen. Er besuchte Italien, besonders Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Genua und Turin, begab sich dann nach Paris, kehrte 1753 zurück u. trat dann seine Aemter an. Im Jahre 1754 begann er mit Rabe, Uz, Hirsch eine moralische Wochenschrift „Der Freund", die bis 1756 erschien. Auf Weiße's Ermunterung sandte er seinen nun vollendeten „Codrus" zu der vom Buchhändler Nicolai veranstalteten Preisbewerbung für das beste deutsche Trauerspiel ein. Die Ehre des Preises ward ihm zuerkannt, doch ehe dieser Triumph ihm bekannt ward, † er den 31. Dec. 1758 an den Blattern. C. vermochte nicht, als Tragiker sich über die Gebrechen seiner Zeit ganz zu erheben, indem ihm die französische Tragödie und theilweise Seneca als höchstes Muster galt. Im „Codrus" ist mehr Rhetorik als Handlung, die Charakteristik zu allgemein, idealisirt und gleichförmig, die Sprache jedoch schwunghafter, als die aller seiner Vorgänger. Schwächer ist er in seinen Lustspielen. Zu seinen besten Arbeiten gehören die Lehrgedichte, Epigramme und geistlichen Lieder. Sein poetischer Nachlaß erschien, von Uz herausgegeben, Ansbach 1760 und 1761, 2 Bde., neue Aufl. 1765—1766 und 1771—1773.



